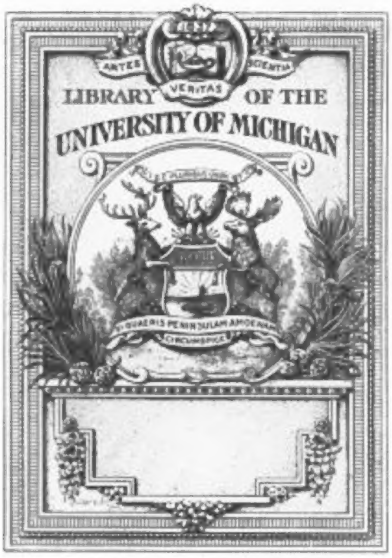
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

304



Digitized by Google

AP
30
.A93

ogle

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Dreißigster Jahrgang

1857.

Stuttgart und Augsburg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857

Digitized by Google

Digitized by Google

Alphabetiſches

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1857.

A.

Abeſſynien, ſ. Habeſch.
Acon, die ſturmwürdige Stadt – im 14ten Jahrhundert: 646; von der Zerſtörung – 's: 669.
Aegypten, Chevreuls Reſtauration – iſcher Bronzeſtatuen: 240; ein Gang durch das – iſche Muſeum des Louvre in Paris: 273; die – iſchen Städtenamen in der Bibel: 480; die Prunkſucht im alten –: 552; die – iſche Bilderſchrift: 1019; – 's Stelle in der Weltgeſchichte: 1132.
Affen, Waterton's Verſuch einer Naturgeſchichte der –: 1190, 1204.
Afghaniſtan, ſ. Fernier.
Afrika, ſ. Oſtafrika, ſ. Südafrika, ſ. Goldküſte, ſ. Baumwolle; Roſcher über das ptolemäiſche –: 2000.
Akwapim, ſ. Goldküſte.
Albatroß, ſ. Pinguin.
Aleuten, ſ. Vulcane.
Algonkin, Erneuerung oder ein Beſuch beim großen Geiſte, Legende der – 's: 25.
Aluminium, das –: 24.
Amboina, ſ. Niederl. Indien.
Ameiſen, Sitten und Verfaſſungen der: 649.
Amerika, ſ. Nord –, ſ. Mittel –, ſ. Süd –; frühere Verbindung des Feſtlandes von – mit Europa: 405; Erforſchungsexpedition nach dem nordweſtlichen –: 479; Einführung einer neuen Pferderace in –: 766.
Amulette, ſ. archäologiſche Notizen.
Amur, neue Karte des – ſtromes: 168, ſ. Schrenk.
Andersſon's Reiſen in Südweſt-Afrika: 1224.
Anthropologie, Studien über –: 97.
Antiparos, ein Beſuch der Inſel –: 403.
Araber, – iſche Goldkörner: 476.
Arabien, ſ. Oſtafrika.
Arbeit, die – einſtellung in Preſton: 889.
Arbeitslohn, ſ. Maſchinen.
Archäologiſche Notizen, die Amulette der Alten: 93; Farben und Purpur der Alten: 233; Alterthum der Blutwürſte: 432; die Porphyr- und Granitgruben der Römer: 538; Einführung aſiatiſcher und afrikaniſcher Thiere im römiſchen Alterthum: 654; über die Stellung der Juden im Alterthum:: 755; die Surrogate der Preſſe im römiſchen Alterthum: 841; der Geldverkehr im Alterthum: 869; Landwirthſchaft der alten Römer: 949; die Gladiatorenſpiele im Römerreich und außerhalb Italien: 961; Straßen, Poſt- und Wirthshäuſer der Römer: 988; Einbalſamirung bei den Alten: 1199.
Arctiſche Notizen. 1) Die Wallroſſe; 2) Schlauheit – r Raben: 3) Wölfe: 117; die – Expedition der Lady Franklin: 702.
Aſſyrien, angebliches Alter – ſcher Cultur: 312.
Athen, ſ. griechiſche Notizen.
Audh, ſ. Indien.
Auſtern, über – gift: 165.
Auſtralien, Trepang und Perlenfiſcherei in Niederländ. –: 142; Sitten und Gebräuche der – r: 185; Gregory's nord – iſche Expedition: 648; die ſüd – iſche Erforſchungsexpedition: 815; die Forſchungen in –: 1032; Adreſſe von Kang-tſchen, einem Chineſen in Auſtralien, an die engliſchen Behörden: 1167; Gregory's neueſte Entdeckungen: 1176.

B.

Bali, ſ. Niederl. Indien.
Banda, ſ. Niederl. Indien.
Baniane, der größte – nbaum: 960.
Barrakuta, die Bucht von –: 617.
Baumwolle, der – nhandel im Jahr 1856: 68; ſ. Indien, Sklaverei und – neultur in Afrika: 1033; ſ. Californien.
Bengalen, ſ. Indien.
Birma, ſ. Irawaddi.
Blindmaus, die ungariſche –: 600.
Blutwürſte, ſ. Archäologie.
Bombay, ſ. Indien.
Bonin, ſ. Japan.
Borneo, ſ. Dajacen.
Bourbourg, ſ. Tabasko.
Brahmanen, ſ. Indien.
Braſilien, neue – aniſche Expedition: 24; eine – aniſche Färberröthe: 911.
Britiſh Aſſociation, Notizen vom 27. Meeting der – –: 934, 957.
Brooke, Radſcha Sir James – und Sarawak: 802.
Buddha, über den – iſtiſchen Reliquiendienſt: 385, 418.
Bulgarien, Blutegel in –, die Wirkung des Tanſimat in –: 143.
Bundeheſch, das erſte Capitel des –: 292; das 31ſte Capitel des – über die Auferſtehung: 433.
Burton, – 's Reiſe nach dem Binnenmeere Ukerewe: 48; die oſtafrikaniſche Expedition: 72; weitere Nachrichten über die letztere: 888; letzte Nachrichten: 1176.
Byſſus: 120.

C.

Californien, ſ. Gold. Gigantiſche Vegetation in –: 158; Indianerunruhen in –: 432; Beſorgniſſe vor den Chineſen: 648; – iſches Queckſilber: – iſche Baumwolle: 1198.
Camargue, die wilden Pferde und Stiergefechte in der –: 1099.
Canal, Project eines – 's aus der caribiſchen See nach dem ſtillen Meere: 495.
Canton, ein Seeräuber-Abenteuer im – Fluſſe: 435.
Caſtrèn, ſ. Sibirien.
Cataſonien, Sitten und Glauben in –: 166.
Chicago, ſ. Nordamerika.
Chimborazo, Beſteigung des –: 269.
China, die Begründung der evangeliſchen Miſſion in –: 113, 138, 259, 475, 596; Bankſyſtem in –: 504; der ruſſiſche Handel in –: 211; Geſchichte der mittelalterlichen Miſſionen in Indien und –: 89; der – eſiſche Krieg: 519; die drei Religionsſtifter, eine – eſiſche Parabel: 537; die geheimen Geſellſchaften der – eſen: 809; Eiſenbeinkugeln, Milchverkauf: 815; Auswanderung der – eſen zur See: 836, 861: Ausführung der – eſen als Kulis: 886; ſ. Molukken; Armenweſen im – eſiſchen Reiche: 896; die Engländer in – und die Cantone – eſen: 1023; das Theater der – eſen: 1023; Unterhaltungen und Spiele

der - esen: 1043; der Arzt in - und das kaiserliche Collegium der Aerzte in Peking: 1073; s. Vereinigte Staaten, s. Australien, s. Molukken, die Erfindungen der - esen: 1178.
Chinabaum, der -: 389.
Chippewas, s. Nordamerika.
Chusistan, s. Persien.
Cretinismus, der endemische -: 305.
Cuba, s. Zucker, s. Sklaven.
Cypern, die Insel - im 14ten Jahrhundert: 622.

D.

Dajaken, ein Raubzug - ischer Piraten auf Borneo: 937.
Damascus, Marktscenen in -: 817.
Dampfschiff, die amerikanischen - fahrtslinien: 168; Schnelligkeit der Fahrten über das atlantische Meer: 576.
Darius, Grabschrift des ersten - in Nakschi Rustam: 168.
Dattel, die - palme: 1003.
Delhi, s. Indien.
Dieb, die europäischen - sprachen: 518.
Domenech, s. Nordamerika.
Donaufürstenthümer, die Vereinigung der -: 489.
Dravida, Caldwells vergleichende Grammatik der - ischen Sprachen: 141; über die Verwandtschaften der - Sprachen mit den turco-tatarischen: 1087.
Durchfahrt, s. Mac-Clure.

E.

Eisfabrication, s. New York.
Eisenbahnen, Länge und Kosten der befahrnen -: 168; die Wunder der -: 1009.
Elektrisch, Prof. Loomis über - e Phänomene in den Vereinigten Staaten: 899; leuchtende - Fische: 935.
England, das Christfest in -: 33, 61; im Norden von Großbritannien: 81; das große Siegel von -: 102.
Euphrat, die - bahn: 351.
Everest, der Berg -: 935.

F.

Falkland, die Natur auf den - inseln: 17, 43, 68, 94.
Faraday, - über die Unverbrennbarkeit der Kraft: 361; - 's Versuche mit dünnen Goldplättchen: 1223.
Farben, s. Archäologie; über - blindheit: 336, 1056.
Färberröthe, s. Brasilien.
Federn, Verfertigung von Kautschuk -: 432.
Felsengebirge, ein Ritt durch die große Wüste und die -: 257, 285, 306, 356, 380.
Ferrier, General - s Reisen durch Afghanistan und Beludschistan: 1) Herat und der indische Kaukasus: 317; 2) im Fürstenthum Kandahar: 342; 3) Sedschistan: 370.
Feuer, Mittel gegen - gefahr auf Schiffen: 216; - versicherungen: 456.
Fidschi, europäisches Proletariat auf den - Inseln: 936.
Finnen, Anton Puuhaara, ein - isches Märchen: 641; Bruchstücke - ischer Kosmogonie aus dem Kalewala: 974.
Fische, schottische - zucht: 41; - regen: 164; s. niederl. Indien, s. elektrisch.
Fixsterne, über einige Räthsel des - himmels: 745.
Fizeau, s. Licht.
Fluth, die höchste - im Tsiantschang: 860.
Forelle, zur Naturgeschichte der -: 504.
Frankreich, der letzte Census - s und Bemerkungen über die Dauer des menschlichen Lebens: 326; der Selbstmord in -: 848; Paläste der Könige von - der ersten und zweiten Dynastie: 907; Inventarstücke französischer Theater: 1176; s. Rückblicke, die Physiognomie - s am Ende des 30jährigen Krieges: 1220.

G.

Gadames, Vermemain über die Oase - (R'dâmes): 730.
Gälen, die - in Schottland und Irland: 935.
Galvanismus, Greve's - elektrische Experimente: 263.
Ganges, der - Canal: 526.
Ganchos, s. Pampas.
Gelb, das - e Fieber in Montevideo: 688.
Geruch, Mittheilung künstlicher - e an - lose Pflanzen: 744.
Gladiatoren, s. Archäologie.
Gold, s. Silber; die - gewinnung in Californien: 115; s. Faraday.
Goldküste, Land- und Sittenschilderungen von der -: 133, 156; Volkssagen im Akwapimlande: 159; Cruickshank über den Fetischismus an der -: 953, 989.
Great Eastern, das größte Schiff der Welt: 810, 936.
Gregory, s. Australien.
Gretna Green, das Priesterthum von -: 168.
Griechenland, Wettkämpfe in -: 288; das Schulwesen im Königreich -: 595; englische Zeitschriften über -: 912; Reisen in -: 984; Unterrichtswesen in -: 1176.
Griechische Notizen, die Universitätsbibliothek in Athen: 188; die Tänze der Griechen: 431; Constantin Oekonomos, die neu - Sprache im Ausland: 575; neu - Litteratur in Nordamerika, École française in Athen: 694; die polytechnische Schule in Athen und die schönen Künste in Griechenland: 814; Litteratur: 1055.
Grönland, s. Kane; Thierleben im nördlichen -: 1) die Seebunde: 2) das Wallroß: 224; 3) das Rennthier; 4) die Bären: 243.
Guanahani, die Insel -: 466.
Gwalior, s. Indien.

H.

Habesch, Dr. Reitz und Th. v. Heuglin in -: 1184; Leopardenjagd in -: 1217.
Hakodadi, Bericht eines Amerikaners über die Stadt -: 406.
Hamerton, s. Sansibar.
Hekla, der letzte Ausbruch des -: 30.
Herat, s. Ferrier; die Festungswerke von -: 399.
Hilaire, Leben und Lehren Geoffroy St. - 's: 1081, 1110.
Honduras, Reisebriefe aus -: 378, 449; die - Eisenbahn: 624.
Horn, eine Fahrt ums Cap -: 824.
Humboldt, A. v. - über Möllhausens Reise: 902.

J.

Japan, Handwerke, Künste und Wissenschaften der - esen: 19; das - esische Schachspiel: 66; Tod des Hofenpriesters der - esen: 87; Baden und Bäder der - esen: 137; die Bucht von Jonquières: 619; die Bonininseln, ein Vorposten gegen -: 921; eine - ische Grammatik: 983; die einheimische Religion in -: 1094; Gränze zwischen den russischen Besitzungen und -: 1104.
Java, s. Niederl. Indien, Sitten und Gebräuche der - nen: 629; (Spiele und Vergnügungen, Zeitrechnung): 659; (Legende von Watu Gunung): 684; (die ursprünglichen Gottheiten der - nen): 821; die - nischen Frauen: 715.
Jesuiten, eine Hypothese bezüglich der - oder Teufelsanbeter: 360.
Illyrier, mit welchem Recht nennen sich die Südslaven -: 881.
Indianer, s. Nordamerika.
Indien, s. Niederländisch -.
Indien, das brittische -, Reformen und Brahmanenthum: 27; eine Ueberlandreise nach -; Rückkehr nach Europa: 143, 166, 191; die Heerstraßen nach -: 180; litterarische Bewegung auf dem Gebiet des Hindustani 1854: 262; die - isch-chinesische Handelsbilanz: 293; die - ischen Parsen und Dschamsedschi Dschitschibhoy: 366; Sociale Zustände im alten -: 376; G. v. Liebigs Reisebriefe aus Indien: 401, 427; (in der Dschungel): 451, 473; (Monsun): 500; (Tschittor): 545; (Nach Russirabad): 572; (Hamerghur): 593; (Russirabad): 621, 645, 667, 691; (Abschmir): 737; (Pokah): 786; Gwalior und die Scindiabdonastie: 560; die Radschputen: 587; die Baumwollencultur in -: 635; der Nizamstaat: 679; der Aufstand der bengalischen Armee: 706; ein englischer Ball in der Präsidentschaft Bombay: 743; Delhi: 761; Mädchenmord in -: 768; die englisch - ische Armee: 769; das - ische Kastenwesen und die Eingriffe der Engländer: 793; der König von Audh und seine Beraubung durch die Britten: 843; die ost - ische Compagnie und die oberste Regierung in England: 874; die Engländer im nordwestlichen -: 894; Petition von Hindus gegen die Anmaßung der Brahmanen: 898; die Sikhs: 905; die Mohammedaner in -: 913; - ischer Fürstenluxus eines Nabob von Audh: 913; die - ische Presse: 930; der Lotus oder die hl. Bohnenpflanze - s: 936; Alt- und Neu - vom Missionär D. Allen: 965; englischer Handel mit -: 983; Nepal und die Gurkhas: 977, 1006; Einführung englischer Gerichtshöfe in -: 1025; - ische Märchen: 1040; Polizei- und Gerichtswesen in -: 1053, 1077; die Sati oder Wittwenverbrennung: 1057; Aufhebung des Kindermordes im westlichen -: 1071; s. Lufullah, der Civildienst der ost - ischen Compagnie: 1097, 1126.
Jonquières, s. Japan.
Joruba, das Reich -: 543, 559.
Irawaddi, Schilderungen von der -: 1) ein birmanisches Sanctuarium: 638; 2) ein Hinterhalt von Dacoits: 639; 3) Puppenspiele und Theater: 652; 4) die Damen von Prome: 652; 5) die Erstürmung von Rangun 1852: 708.
Issikul, erste Erforschung des - Sees: 337.
Italien, Einwanderungen nach -: 840; - isches Familien- und Gassenleben: 1045.
Juden, s. Archäologie, s. Surinam.
Jungfer, über - Geburten bei Insecten -: 532.
Jupiter, über die letzte Bedeckung des -: 457.
Jura, Reste von Säugethieren im - system: 840.

K.

Kaffern, s. Sulu, eine Hochzeitsfeier bei den -: 912.
Kalewala, s. Finnen.
Kanaken, s. Sandwich.
Kandahar, s. Ferrier, die neue brittische Residentschaft in -: 360.
Kane, Dr. - s Entdeckungen im Smithsund; 1) der Humboldtgletscher: 169; 2) das offene Polarmeer: 202; Nekrolog: 291.
Karakorum, Höhenmessungen der - kette: 1175.
Karte, eine alte - mit der Jahreszahl 1489: 154; s. Amur, neuere - n werke: 377.
Kaukasus, indischer - s. Ferrier.
Keilschrift, Rawlinsons - sammlung: 66; die Entzifferung der -: 393; über die östliche Gränze des Vorkommens der - en: 576.
Kirgis, die - Kaisaken und ihre Stellung zu Rußland: 1201.
Kleinasien, Skizzen aus - - von Mordtmann. Nr. 4: 109, 126, 176, 200, 227, 253, 280; Schlußfolge: 759, 784, 805, 829, 851, 871, 891.
Kohlen, Besuch in einer - grube: 968.
Kometen, Ansichten Arago's über die -: 529.
Konstantinopel, die Umgebung - s: 1080.
Korea, russische Schilderung der Bewohner von -: 163.
Krähen, aus den Denkwürdigkeiten eines Häuptlings der -: 9; letzte Schicksale: 58.

Digitized by Google

Krapf, s. Jerusalem.
Krapf, s. Ostafrika, Sansibar.
Kuen-Luen, Wanderungen der Gebrüder Schlagintweit über den -: 186.

L.

Lachs, zur Naturgeschichte der - e: 323.
Ladislaus Magyar, Nachrichten über -: 696; letzte Reise - s in Südafrika: 825; - s Schilderung der Negerresidenz Nambambi: 1001.
La Guayra, nach -: 588.
Laotse, Aphorismen aus dem -: 359.
Larissa, Datum der Sonnenfinsterniß bei der Belagerung - s: 213.
Leben, Dauer des menschlichen - s, s. Frankreich.
Leder, - strümpfe, s. Nordamerika.
Liambye, s. Südafrika.
Licht, Fizeau's Experimente über die Geschwindigkeit des - es: 313, 338.
Livingstone, s. Südafrika, s. Sklaven.
London, Sonst und Jetzt: 121; ein Winterbild von -: 241.
Lotus, s. Indien.
Louisiana, Mittheilungen aus -: 592.
Luftvulkan, aus - s Denkwürdigkeiten: 1095, 1118, 1142, 1156.

M.

M'Clure, -'s Entdeckung der nordöstlichen Durchfahrt: 49; 2) die Rettung des Investigator: 78; zur Charakteristik - s: 960.
Märchen, s. Kumäneu, s. Algonkin, s. nordamerikanische Indianer, s. Indien, s. Wales, s. Finnen.
Magyaren, s. Ungarn.
Malacca, Schilderungen von der Halbinsel -, Bienenzucht: 583; Angriff malayischer Piraten auf eine chinesische Dschunke: 584; indianische Vogelnester: 606; Gespensterfurcht malayischer Matrosen: 608.
Malayen, s. Malacca, s. Niederl. Indien über die - ische Race: 601.
Masai, s. Ostafrika.
Maschinen und Arbeitslohn: 855.
Matebele, Moffat's Besuch beim König von -: 681.
Meer, die warmen - esströmungen: 502.
Megara: 208, 236.
Melghrir, der -: 144.
Melville, Tod des Capitäns - de Carubée: 263.
Menschen, s. Racen, über das Auftreten des - geschlechtes in geologischen Zeitaltern: 576.
Meteorologische Briefe: 130, 469; - Lichterscheinungen: 930.
Methana, die Halbinsel - und ihre Thermen :765.
Metzce, - anische Hieroglyphen: 96.
Mikroskop, Meed und -: 7.
Minnesota: 548.
Missouri: 1198.
Missionen, s. China.
Mittelamerika, s. Vulcane.
Moffat, s. Matebele.
Mohammerah, s. Persien.
Molukken, s. Niederl. Indien.
Mond, der Schwerpunkt des - es: 263.
Montevideo, s. gelbes Fieber.
Mormonen, ein Journal der -: 72; Polygamie bei den -: 676; die Religion der -: 775; Zustände im - lande: 864.
Morne Garon, s. Vincent.
Moskau, die Wälder in -: 87.
Mosquitia, Ausflug nach dem Plateau von -: 727.
Murray, Befestigung des -: 1175.
Muscatpflanzungen, s. Niederl. Indien.

N.

Nambambi, s. Ladislaus.
Natur, Fortschritte der - wissenschaftlichen 1856; 1) Betrachtungen über die niedrigen Thiere: 217; 2) Die Experimental Physiologie; 3) Nebenwissenschaften: 245; weitere Fortschritte der - wissenschaften: 865.
Neger, das - französisch auf Haiti: 23; s. Sklaven.
Nepal, s. Indien.
Neptun, Geschichte der Entdeckung des Planeten -: 359
Neu-Guinea, ein Ausflug in das Innere - s: 523.
Neu-Seeland, Edward Shortland über die Waffen und Kriege der - er: 721; frühere Civilisationszustände, Ackerbau u. Künste: 752; Tauschhandel, Kalender: 777; gesellschaftliche Zustände: 797.
New-York, Einwanderung nach -: 144; Fabrication in -: 187; Statistik des Staates New-York: 455; zur Sittengeschichte - s: 557; der Broadway in - und die Handelskrisis: 1171.
Niagara, die Eisenbahnkettenbrücke über den -: 840.
Niederländisch Indien, Notizen über - von Friedmann: 21, 46, 70; das wilde Mese- u Huhn auf den Molukken: 43; Notizen über die Insel Bali und die Kriege 1848 und 1849: 105; Opiumrauchen und Spielhäuser: 95; Reise von Amboina nach Batjan auf malayischen Fahrzeugen: 161, 188; Fischfang in der Banda-See: 261; Spielwuth u. Diebstähle der Malayen u. Javanen: 221; die Banda Muscatpflanzungen: 277; die schwarzen Holländer: 281; die Christen auf den Molukken: 301; die Peiong in -: 519; Baumcultur auf den molukkischen Inseln: 541; Beförderung der Landescultur in -, Ausrottung des Tigers, Tigergefechte, Beförderung der Geistescultur, Schulwesen, Mortalitätsverhältnisse: 549, 573, 599; Vogelfang und Jagden auf den Molukken: 647; die Militär-Cantinen in -: 663; die Orang Menado auf Celebes: 742; Verbrennung der Frauen auf Bali: 880; die Chinesen auf den molukkischen Inseln: 929; die Banda-Insel und ihre Bewohner: 1066.
Nigara, s. Turkmanen.
Niger, die neue - expedition: 552.
Nil, Nachrichten von der Expedition nach den - quellen: 264; Nachrichten über die Expedition des Grafen d'Escayrac: 864; derselbe über seine mißglückte - fahrt: 1049.
Nizam, s. Indien.
Nordamerika, Charakter der Indianerstämme -: 's: 109; Fastengebräuche der - nischen Indianer: 120; Sagenkreis der - nischen Indianer: 73; das Schamnweib, eine Legende der Ottawa, der Sonnensänger: 124; ein civilisirter Häuptling der Lederstrümpfe: 312; die Rapp'sche Colonie in -: 331; Fortschritt des Ackerbaues in -: 377; Briefe aus dem Süden der Vereinigten Staaten: 392, 421, 443; eine Heirathsgeschichte in den Ver. Staaten: 407; idyllische Freuden in der neuen Welt: 431; eine Indianerscene im Staat Jowa: 686; Notizen aus den Ver. Staaten: 717, 1134; geschichtliche Ueberlieferung der Chippewas: 791; das Schulwesen in -: 811; landwirthschaftliche Statistik der Ver. Staaten: 816; häusliche Gewohnheiten der Indianer in ihren Winterlagern: 858; von Chicago nach Louisville: 882; Louisville: 908; künstliche Fabrication von Eis in -: 911; die Indianer - s: 917, 944; Chicago und der - nische Getreidehandel mit Europa: 971, 992; die häuslichen Verhältnisse der indianischen Stämme: 996; das deutsche Element in den Ver. Staaten - s: 1052; Missionär Domenech über die öffentlichen Spiele der Rothhäute: 1092; die Stellung der Ver. Staaten zum chinesischen Reiche: 1116; über die Tänze der Rothhäute: 1145; das Territorium Utah: 1152; s. Rückblicke, aus dem - nischen Volksleben, Greenwood Cemetery: 1153; der rothe Fluß - s: 1182; der directe Handel zwischen Chicago und Liverpool: 1198; Luxus in den Vereinigten Staaten: 1198; die - nische Dampforgel; 1224.

O.

Ocean, amerikanische Expedition nach dem nördlichen großen -: 660.
Ohio: 1198.
Omnibus, der Ursprung der -: 956.
Opium, s. Niederl. Indien.
Orang, s. Niederl. Indien.
Orgel, s. Nordamerika.
Orient, Begräbnißceremoniell in der - alischen Kirche: 92, 118.
Orinoco, Erforschung des - Flusses: 96.
Ostafrika, s. Afrika, s. Burton. Krapf über die Masai und Wakuafistämme in -: 437, 461: die Insel Sansibar in -: 748, 779; über die Midscherthinstämme der Somali in -: 833; Tod des Obersten Hamerton in Sansibar: 960; Krapf's Seereise an der südarabischen und an der - nischen Küste von Guardafui bis Sansibar: 985, 1000, 1037, 1059, 1088.

P.

Palästina, s. Cypern, s. Acou.
Pampas, die -: 951; Burmeister über die Gauchos der -: 1148.
Papagaien, Verbreitung der - in Amerika: 96.
Paris, die Straßen des alten -: 932, 958.
Parry, Lebensbeschreibung des Contre-Admirals Edward -: 214.
Parsen, s. Indien.
Patagonier und Feuerländer: 1031.
Patmos, s. Samos.
Peiong, s. Niederl. Indien.
Persien, der Krieg Großbritanniens mit -: 145; der Hof und die Gesellschaft in -: 197; zur Geographie von Süd -: 216; der - ische Meerbusen: 282, 310; die Küstenprovinzen - s: 498, 525; Mohammerah und der Schat el Arab: 547; der Aufgang von Scheras zum - ischen Plateau: 569; die Südwestprovinzen - s, Chuzistan und Luristan: 713, 766.
Pflanzen, zur Geschichte des - reiches: 1.
Phönikien, über die Entstehung des - ischen Alphabetes: 355.
Phönix, über den - der Alten: 24.
Pisa, Häuserbau in -: 567.
Photographie, Darstellung natürlicher Farben auf - ischen Bildern: 48; zur Geschichte der -: 577; - ische Reduction von Karten: 1104.
Pinguin, eine Colonie von Albatrossen und - en: 1008.
Plata, nach dem la - Gebiete: 685.
Polen, ein Ausflug in das Königreich -; 1) vom Reisen in -: 297; Eigenthümlichkeiten des Landes und der Bevölkerung: 348; Ackerbau, Handel und Gewerbe: 374; Landespolizei und Gerichtspflege: 472.
Pontius, das Grab des - Pilatus: 1008.
Porphyr, s. Archäologie.
Prairie, die - hunde: 526.
Purpur, s. Archäologie.
Pyramiden, über die - der alten und neuen Welt: 1123, 1149, 1172.

Q.

Quecksilber, s. Californien.
Quedah, Erlebnisse eines brittischen Seemannes auf einer Expedition gegen -: 505, 534.

R.

Racen, über die Einheit der Menschen -: 494.
Radschputen, s. Indien.
Rapp, s. Nordamerika.
Ratten, die -: 302.
Rawlinson, s. Keilschrift.
Reis, die - papierpflanze: 216.
Römer, s. Archäologie.
Roscher, s. Afrika.

Digitized by Google

sah sich genöthigt einen besondern Schöpfungsact für jede derselben anzunehmen. Für diese Theorie erklären sich viele Erscheinungen die noch gegenwärtig beobachtet werden können, und die Vertheidiger dieser Anschauung geben ihren Gegnern an Scharfsinn durchaus nichts nach. Zu den letztern aber zählt jedenfalls der große Genfer Gelehrte, der jüngere De Candolle. Er ficht für zwei Sätze, welche von vornherein die Frage entscheiden müssen. Erstens behauptet er daß ohne künstliches Dazwischentreten in der Natur keine neuen Arten mehr entstehen, keine entstanden sind, so weit das Wissen der Menschen rückwärts in der Zeit reicht. Zweitens daß jede Pflanzenart ihr eigenes Klima nie verändert hat, und daß, wenn die Landwirthe von Acclimatisation fremder Pflanzenformen reden, sie nur einem süßen Trug nachgehen; daß in der Natur niemals die Arten ihr Klima, das heißt die Summe aller physikalischen Erfordernisse ihres Wachsthums verändert haben, und daß, wenn wirklich einzelne Gewächse außerhalb ihres Klima's „heimisch" geworden sind, sie dieß nur dem menschlichen Einschreiten zu verdanken haben, welches die physikalischen Mängel der neuen „Heimath" durch künstliche Ersatzmittel beseitigte.

An der Schwelle solcher Untersuchungen liegt aber ein Drudenfuß. Das schlimmste ist daß die Gelehrten nicht wissen was sie unter Art verstehen sollen. Dem Laien scheint die Feststellung des Begriffs außerordentlich leicht, während De Candolle offen bekennt, daß, je länger er nachgedacht, die Lösung des Problems ihm schwieriger geworden sey. Wir alle wissen oder glauben zu wissen was ein Dorf und was eine Stadt sey; es setze sich aber jemand hin und suche die richtige Definition, es könnte ihm dann begegnen daß er, wie De Candolle nachweist, auf eine Feststellung des Begriffs fiele wie im Wörterbuch der französischen Akademie, nach welcher London ganz unzweifelhaft für ein Dorf erklärt werden muß. Der große Botaniker mustert alle ältern und neuern Begriffsbestimmungen der Art, und gelangt schließlich zum Ergebniß daß die Zoologen immer den größten Nachdruck auf die Gegenwart einer denkbaren gemeinsamen Abstammung aller Individuen der Art, die Botaniker mehr auf die Uebereinstimmung der Individuen in den Merkmalen der Gleichartigkeit gelegt haben, und dieß letztere ist logischer, insofern ja die Möglichkeit einer gemeinsamen Descendenz zu den Merkmalen der Gleichartigkeit gehört. Seine Begriffsbestimmung lautet daher daß wir unter Art verstehen müssen: „die Gesammtheit aller Individuen die sich so weit gleichen daß man ihnen eine gemeinsame, oder die Möglichkeit einer gemeinsamen Abkunft von Einem Paar oder Einem Individuum zutrauen dürfe" (une collection de tous les individus qui se ressemblent assez, pour qu'on puisse croire qu'ils sont sortis, ou qu'ils aursient pu sortir d'un seul couple ou d'un seul individu.) Innerhalb der Arten kommen aber verschiedene Abweichungen von physiologischem Werthe vor, die sogenannten Variationen. So werden immergrüne Arten, die aus ihrer warmen Heimath in ein rauhes Klima gebracht werden, jährig. Unser Kirschbaum, der auf Ceylon in großen Elevationen gebaut wird, verliert dort nie seine Blätter. Würde man einen solchen Baum jetzt noch nach Europa zurückverpflanzen, so würde er wahrscheinlich wieder die Jahreszeiten einhalten. Allein wenn man mit diesem Versuch zögert, wenn man Kirschbäume europäischer Abkunft erst nach fünfzig Jahren oder länger zurückversetzen wollte, so würden sie vielleicht gar nicht mehr unser Klima vertragen. Befestigt sich nämlich die Variation, so entstehen daraus die Varietäten. Die Weinreben auf Madeira und am Cap sind bekanntlich Auswanderer aus Europa, und erst seit etwa 400 Jahren nach jener neuen Heimath gelangt. Die Rebe vom Cap oder von Madeira, die nach Europa zurückverpflanzt wird, behält sämmtliche Merkmale ihrer Varietät bei. Nun ist aber die Befestigung der Varietät bei allen Pflanzen leichter, die nicht durch Samen erzogen werden; würde man Madeirareben aus Samen ziehen wollen, so wäre die Behauptung der Varietät außerordentlich unwahrscheinlich; umgekehrt, weil der Weinstock seit den Römerzeiten immer aus Ablegern, nie aus Samen gezogen worden ist, haben sich seine unzähligen Varietäten ausbilden können. Wo aber die Varietät auch durch Samen sich fortpflanzen läßt, spricht man gewöhnlich von Racen. Weinkerne von weißen Trauben geben weiße, Weinkerne von blauen Trauben blaue Trauben. Der weiße oder der schwarze Mohn liefert weiße oder schwarze Früchte. Die holländischen Spargel bewahren ihre Merkmale ebenfalls nach der Zucht aus Samen. Weiße Hyacinthen liefern beinahe immer wieder weiße Hyacinthen. Bei andern Arten aber ist die Race nicht erblich. Man hat hundert gelbe Kirschen (Cerasus padus) gesäet, von denen auch nicht ein Kern gelbe Früchte geliefert hat; man hat 100 gelbe Sanct Lucienkirschen (Cerasus Mahaleb) gesäet, und sie haben rothe, braune oder schwarze Kirschen getragen, und von 100 gelben Kornelkirschen (Cornus mas) hat nur der zwölfte Theil gelbe Früchte gebracht. Nun ist nichts leichter als Racen im Thier- wie im Pflanzenreich zu erzeugen. Man braucht nur die Individuen, bei denen sich Racenqualitäten zeigen zu isoliren, und aus ihren Abkömmlingen immer wieder die Individuen welche die gesuchten Eigenschaften im höchsten Grade besitzen auszuwählen, bis sich nach Ablauf etlicher Generationen die Race befestigt hat. Bei den Pflanzen gehört zur Bildung von Racen eine Organisation, welche der Fortpflanzung durch Samen nicht hinderlich ist, eine Absonderung von allen andern Formen derselben Art, die Fortdauer der Einflüsse welche die Bildung der besondern Form hervorrief, endlich der Ablauf einer gewissen Zeit bis zum Erblichwerden der Racenqualität. Diese Bedingungen finden sich äußerst selten in der Natur, während ein geschickter Gärtner sie leicht herstellen kann. Der Mensch vermag auch Racen zu entdecken, die veränderte physikalische Verhältnisse zu vertragen vermögen. So hat man frühreifenden Mais entdeckt und die vorzeitige Race zu erhalten vermocht, so daß jetzt Mais gebaut wird wo er vor 50 Jahren nie zur Reife kam, und darauf zum Theil beruht die „süße Chimäre" der sogenannten Acclimatisationen. Eben so ist es mit den Hybriden oder Bastarden. Im Garten sind sie leicht zu erzielen, selten aber tragen die Abkömmlinge verschiedene Arten fruchtbaren Samen, und dieser wiederum trachtet in der zweiten oder dritten Generation immer entschiedener zur Rückkehr nach einer der beiden Arten. Nun handelt aber die botanische Geographie von den spontanen Gewächsen allein, und in der freien Natur sind Hybriden die größten Seltenheiten; auch können die Samen, wenn sie je fruchtbar seyn sollten, die Bastardform mitten unter den Individuen reiner Art nie in folgenden Generationen aufbewahren. Daß also die Mannichfaltigkeit der Arten durch Erzeugung von Bastaden entstanden sey, ist im höchsten Grad unwahrscheinlich. Ferner verläßt nie die Art

Digitized by Google

die Gränzen ihres Verbreitungsgebietes. Seit Jahrhunderten nun ſtreben ſich alljährlich verſchiedene Arten an ihre Polar- oder ihre Aequatorialgränze zu überſchreiten, nach einem wärmern oder rauhern Klima vorzudringen, und immer wirft ſie die Natur in den alten Kreis zurück.

Nun iſt es allerdings nicht zu leugnen daß die Gattungen und Arten an Mannichfaltigkeit mit den fortſchreitenden geologiſchen Zeitaltern zunehmen. Es wäre alſo doch möglich, daß das was wir jetzt Arten nennen, urſprünglich nur Raſſen geweſen ſind. Zur Bildung erblicher Raſſen war aber Iſolirung erforderlich. Was der Hand des Gärtners leicht iſt, würde der Natur, die jeden Zwang vermeidet, unendlich ſchwer werden; allein man kann ſich recht wohl denken daß große geologiſche Vorgänge das Aufſteigen von Gebirgen oder das Verſinken von Feſtländern die variirenden Individuen einer Art räumlich getrennt, alſo iſolirt hätten. An den verſchiedenen Punkten hätte dann die Mehrzahl einer Varietät über die andern geſiegt. Geſetzt nun es waren die Varietäten α β γ δ ε ζ η ϑ vorhanden geweſen, aber nach der geologiſchen Umwälzung die Individuen getrennt worden, an dem einen Punkt die Varietät α, am andern die Varietät ϑ übrig geblieben, die Uebergänge aber verſchwunden, ſo müſſen wir jetzt, wo wir nur die Extreme der Varietät vor uns haben, ſie für verſchiedne Arten halten. Sie können ſich nicht fruchtbar begatten, weil ſie getrennte Gebiete, Inſeln und Feſtländer bewohnen, oder weil die eine Varietät früher blüht als die andere. So konnten wirklich neue Arten entſtehen, indem die geologiſchen Kräfte die Rolle des Gärtners übernahmen. Allein wenn auch ein ſolcher Fall denkbar iſt, ſo ſieht doch jedermann ein, daß die Zahl ſolcher abgeleiteten Formen unendlich klein ſeyn müßte gegen die wahren uranfänglichen Arten. Die Verzweigung der Arten könnte doch nur ſehr ähnliche Formen hervorgebracht haben, es bleiben aber immer genug Arten übrig wo keine Aehnlichkeit auf eine gemeinſame Abkunft mit dritten Arten deutet. Endlich aber finden ſich gerade die meiſten dieſer angeblichen Pflanzenarten noch heutigen Tages in größter Nähe oder durcheinander in demſelben Lande, man müßte alſo denken daß ein geologiſches Ereigniß ſie zuerſt iſolirt, ein anderes ſie wieder vereinigt hätte.

Andere Gelehrte haben ſich damit geholfen, daß in früheren geologiſchen Zeitaltern die Arten größere Anlage zum variiren beſeſſen hätten. De Candolle belehrt uns an einem ſchlagenden Beiſpiele wie wenig eine ſolche Ausflucht Wahrſcheinlichkeit beſitzt. Zwiſchen den Gipfeln des Aetna und dem glühendem Ufersaum Siciliens liegen klimatiſche Unterſchiede wie zwiſchen zwei verſchiedenen geologiſchen Zeitaltern. Wenn nun Samenkörner von dem Gipfel des Aetna herabgetragen werden, was doch fortwährend ſtattfindet, ſo ertragen ſie daſſelbe wie einen Uebergang geologiſcher Epochen, und zwar einen plötzlichen, wenn ſie unmittelbar vom Gipfel nach dem Ufersaum gelangen, oder einen langſamen, wenn ſie von Geſchlecht zu Geſchlecht den Berg herabrücken, dennoch aber zeigen in beiden Fällen die Arten niemals eine neue Anlage zu variiren. Noch andere Gelehrte haben geſagt daß das Pflanzenreich in ſeiner Jugendzeit eine größere Fähigkeit zu variiren beſeſſen habe, und daß die älteren Pflanzenformen daher ſchärfer beſtimmte Arten beſitzen ſollten als die vergleichsweiſe modernen. Dieß iſt aber nicht der Fall, die Flechten und noch mehr die Algen gehören zu den älteſten Pflanzenformen und ſind heute noch variabler als die modernen Formen, und übrigens zeigt ſich daß die Kryptogamen, die allgemein als die ältern angeſehen werden, im Durchſchnitt genau ſo viel Arten in den Geſchlechtern zählen als die Phanerogamen, während es doch umgekehrt ſeyn müßte, wenn jene Hypotheſe ſtatthaft wäre.

Die Mehrzahl der gegenwärtigen Arten war vorhanden als bereits die Oberfläche der Erde ihre jetzige geographiſche Geſtalt empfing. Selbſt aus der heiligen Schrift darf man folgern daß durch die Noachiſche Fluth die vorhandenen Formen nicht vernichtet wurden, wenigſtens heißt es dort daß die Taube ein Oelblatt nach der Arche brachte und daß der Weinſtock erhalten geblieben war. Für ein großes Alter der jetzigen Arten ſprechen ferner die unterſeeiſchen Wälder, die man in Amerika angetroffen hat. In New Yerſey fand man in Moräſten, welche das Meer noch zur Zeit der Ebbe bedeckt, Stämme mit 1080 Jahresringen, und unter einem ſolchen einen zweiten von 500 Jahren, der bereits verſunken geweſen ſeyn muß ehe der andere keimen konnte, alſo hatten die Wälder 1500 Jahre geſtanden ehe das Land unter das Niveau des Meeres ſank. In Georgien haben ſich, ſeit der Urwald gelichtet worden iſt, in Folge der Austrocknung tiefe Spalten in dem Erdreich gebildet. Anfangs fand man eine ſolche nur drei Fuß tief. Raſch aber gewann ſie 55 Fuß Tiefe, 300 Yards Länge und eine Breite zwiſchen 20 und 180 Fuß. Daraus ſchloß der große Geolog Sir Charles Lyell daß Wälder den Boden Carolina's vom Augenblick an bedeckt haben müſſen wo er ſich über das Waſſer erhob.

Die erſte Erſchaffung organiſcher Weſen iſt für das Auge des Naturforſchers verhüllt. Entweder er nimmt an, daß die erſten organiſchen Weſen aus dem unorganiſchen Stoffe nach einem unbekannten und für uns unbegreiflichen Geſetze hervorgingen, oder er ſchreibt dieſe Schöpfung dem Zwiſchentreten einer höheren außerhalb der Materie liegenden Urſache zu. Beides iſt unerfaßlich für uns, und in ſolchen Fällen iſt immer diejenige Vermuthung vorzuziehen welche unſerer Einbildungskraft die geringere Anſtrengung zumuthet. Lange Zeit gefiel man ſich darin die Schöpfung der organiſchen Welt einer allmähligen Entwickelung aus einer Monade, einem einzigen organiſchen Keim, einer einzigen belebten Zelle zuzuſchreiben. De Candolle hat als Botaniker dieſe Anſicht widerlegt, die uns überhaupt nicht viel weiter bringt. Offenbar macht es der Phantaſie weit weniger Anſtrengung, eine fortgeſetzte Erſchaffung jeder einzelnen Art ſich vorzuſtellen, als die wiſſenſchaftlich unmögliche Entwickelung aus Einem Lebenskeime zu verfolgen. Nicht darin liegt das Wunderbare daß 100,000 Arten erſchaffen, ſondern daß überhaupt ein Uebergang von der unorganiſchen Materie zu Organismen gefunden wurde. Die erſte Monade mußte immer geſchaffen werden, nimmt man aber Einen Schöpfungsact an, ſo muß man auch an einen Schöpfer denken, und es iſt dann völlig werthlos zu ſtreiten, ob die Schöpfung aus einem einzigen oder vielen hiſtoriſch getrennten Arten beſtand. Wer aber an einen Uebergang der lebloſen Materie zu Organismen ohne Zwiſchentreten eines Schöpfers glaubt, der ſtellt ſich als möglich vor, was völlig unbegreiflich iſt. Er glaubt an dieſes Unbegreifliche wie andere an einen Schöpfer glauben, ſo daß alſo der Atheiſt

genau ſeiner Einbildungskraft dieſelbe Anſtrengung zumuthen muß als der Offenbarungsgläubige.

Die wiſſenſchaftliche Unterſuchung kann alſo nie das Entſtehen der Arten ergründen, ſondern ſie wird uns nur einige andere Fragen beantworten können. Linné nahm an daß ſämmtliche Thiere und Pflanzen von einem Brennpunkt der Schöpfung gleichzeitig ausgiengen. Dieſe Hypotheſe iſt gänzlich aufgegeben worden, und im Widerſpruch damit ſteht daß kein, auch kein größeres Gebiet nur den zehnten Theil der vorhandenen Arten aufzuweiſen hat. Buffon nahm dafür zwei Ausgangspunkte oder Centren der Schöpfung an den Polen an, wo zuerſt die hohe Temperatur für das Erſcheinen des Pflanzenlebens erniedrigt worden ſeyn ſollte, ſo daß alſo das Auftreten der organiſchen Welt am Aequator am ſpäteſten gefallen wäre. Allein in früheren geologiſchen Zeitaltern fand nicht der heutige Temperaturunterſchied zwiſchen den Polargegenden und dem Aequator ſtatt, denn die Atmoſphäre empfieng durch die innere Erdwärme ihre Temperatur und wenig oder nichts davon durch die Sonnenſtrahlen. Andere Gelehrte haben geglaubt, das organiſche Leben müßte auf den höchſten Berggipfeln begonnen haben, die am frühеſten eine gemäßigte Temperatur genoſſen hätten. Allein nach den neueſten Fortſchritten der Geologie muß man annehmen daß die Gebirge ſich viel ſpäter erhoben haben als die Ebenen. De Candolle nimmt daher verſchiedene Schauplätze der Schöpfung an und er illuſtrirt den Vorgang durch das Erſcheinen neuer und Unterſinken älterer Feſtlande unter das Meer, ſo daß alſo die Pflanzen Zeit hatten ſich nach verſchiedenen Theilen der Erdoberfläche zu verbreiten. Nur durch eine Mehrheit von Brennpunkten der Schöpfung läßt es ſich erklären daß z. B. an beiden Polen ſich identiſche Arten finden, während doch zwiſchen ihnen die gemäßigte und warme Zone ſich ausbreitet und die Transportmittel der Samen nicht ausreichen um dieſen räumlichen Abſtand zu bewältigen. Ebenſo finden ſich alpine Arten zugleich auf Gebirgen die durch große Länder- oder Waſſermaſſen getrennt ſind. Unter den räumlich geſonderten Arten zeichnen ſich vorzüglich Waſſerpflanzen aus, deren Samen unter der Oberfläche des Waſſers reifen und die mitunter eine große ſpecifiſche Schwere beſitzen. Solche Pflanzen haben jedenfalls die geringſte Fähigkeit ſelbſt für ihre Verbreitung zu ſorgen, und dennoch findet man identiſche Arten ſolcher Gewächſe an den verſchiedenſten Punkten der Erde. Man kann ſich ihre Verbreitung nur dadurch erklären, daß früher ein anderer Länderzuſammenhang exiſtirte, daß neue Continente ſich erhoben haben und ältere wieder untergiengen, ſo daß der Zuſammenhang der gleichartigen Gewächſe unterbrochen wurde.

Die Trennung des Gleichartigen kann auch andern Vorgängen zugeſchrieben werden. Jede Pflanze wird danach trachten ſich zu verbreiten. In dieſem Vorrücken wird ſie nicht aufgehalten werden, bis ſie die phyſikaliſchen Gränzen ihres Wachsthums findet. Viele Pflanzen haben die Eigenſchaft an große klimatiſche Gegenſätze ſich zu gewöhnen, indeſſen gibt es doch für jede ein Maximum und Minimum, welches ſie zu ertragen im Stande iſt. Erreicht ſie ein Gebirge, ſo wird ſie ſtehen bleiben müſſen, wenn ſie die niedrigen Temperaturen der Gebirgsſcheide nicht zu überwinden vermag. Man findet aber dennoch bisweilen dieſelben Arten diesſeits und jenſeits der Anden, ohne daß man ſich den Transport der Samen zu erklären vermöchte. In ſolchen Fällen muß man entweder an doppelte Herde der Schöpfung denken, oder annehmen daß die Pflanzenart älter ſey als das Gebirg, welches ſpäter aufſtieg und die gleichartigen Individuen von einander ſchied. Es gibt aber auch noch Vorgänge welche eine Trennung des Gleichartigen leichter zu erklären vermögen. Eine Pflanze wird ſich nur verbreiten wo ſie die Oberfläche noch unbewachſen findet. Fallen dagegen Samen auf einen dichtbewachſenen Boden, ſo werden ſie nur kümmerlich aufkommen und leicht wieder vertrieben werden. Es gibt auch zahlreiche Pflanzen die geſellig auftreten. Wo ſie einen geeigneten Boden antreffen, da verbreiten ſie ſich mit Ausſchluß alles Fremdartigen. Stoßen nun zwei ſolche Arten aufeinander, ſo beginnt der Kampf. Die Pflanzen führen beſtändig Krieg gegen einander um die Herrſchaft ihrer Domänen, der Stärkere wirft den Schwächern zurück, der Kräftige überwuchert und tödtet den Zartern. Jede Veränderung des Klima's, jede örtliche Hebung der irdiſchen Oberfläche, überhaupt der kleinſte Wechſel in den phyſikaliſchen Verhältniſſen des Pflanzengebietes wird die eine Art auf Koſten der andern begünſtigen. So kämpft jede Pflanze beſtändig um ihr Leben, und zwar weit mehr als die Thiere, denn dieſe bekriegen ſich nur gelegentlich, die Pflanzen aber ſetzen ihren Kampf ununterbrochen fort. Die Eroberer im Pflanzenreich haben dasſelbe Unheil angeſtiftet wie in der menſchlichen Geſchichte die Geſchwader der Völkerwanderung. Manche Arten wurden auf ihren Heerzügen völlig vernichtet und verſchwanden unter dem Boden. Einzelne ſolcher Arten fanden eine Zuflucht als frühere Continente verſanken und Reſte von ihnen als Inſeln noch über dem Meer ſich erhielten. So z. B. beſitzt die Inſel St. Helena ihre eigene Flora, allein gerade die Arten welche dort ausſchließlich auftreten, ſind gegenwärtig im Abſterben begriffen, weil eingewanderte Pflanzen kräftiger gedeihen und ihnen die letzte Zuflucht ſtreitig machen. Es ſind dort namentlich Acacia longifolia und andere auſtraliſche und capländiſche Arten welche gegen den eingebornen Pflanzenwuchs Krieg führen. Bekannt iſt daß die Diſtel erſt mit den Europäern nach der neuen Welt gekommen iſt, aber ungeheuer raſch über die Pampas Südamerika's ſich verbreitet hat, wo ſie jetzt der Schafzucht außerordentlich hinderlich geworden iſt. Ein ganz modernes Beiſpiel iſt das Erſcheinen der Waſſerpeſt (Anacharis alsinastrum) in England, die dort im Jahre 1841 zuerſt geſehen wurde und ſeitdem unglaublichen Schaden in allen Canälen und ruhigen Waſſern angerichtet hat. (S. Ausl. 1856 S. 456).

De Candolle nimmt nicht bloß eine Mehrzahl von Brennpunkten der Schöpfung an, ſondern auch eine chronologiſche Trennung der Schöpfungen. Die Erdoberfläche konnte nicht gleichzeitig der Aufenthalt verſchiedener Arten ſeyn. Der aus dem Meer gehobene Boden vermochte anfangs nur eine Salzflora zu ernähren. An den Felſen konnten ſich nur Flechten und Mooſe anhängen, und endlich zeigt die foſſile Flora z. B. die aus der Zeit der Kohlenbildungen große Aehnlichkeit, um nicht zu ſagen vollſtändige Gleichheit zwiſchen den Pflanzenformen der entfernteſten Gegenden, während in ſpätern Epochen die verſchiedenen Regionen ihre abgeſonderten und wenig gemeinſame Arten beſitzen. Nach der Bildung einer Oberfläche für den Pflanzenwuchs erſchienen zuerſt die Kryptogamen, die Meerpflanzen und ſolche Arten welche die Feuchtigkeit liebten, ſehr ſpät dagegen die zweiſamenlappigen Gewächſe. Wenn auch große Paläontologen in Bezug auf das Thierreich nicht

Digitized by Google

die Ansicht gelten lassen wollen, der Botaniker muß es aussprechen daß die verwickeltern Organismen immer den einfachen in der Zeit nachfolgten. Merkwürdig ist auch noch daß die Samen der einfacheren und ältern Formen wenige, der verwickelten Formen die besten Transportmittel besitzen. Wenn nun die ersteren in Gebieten angetroffen werden wohin ihre Transportmittel nicht reichten, so müssen sie sehr frühe dagewesen seyn, wo noch ein anderer Länderzusammenhang bestand. Uebrigens ist die Hypothese einer gleichzeitigen Schöpfung schon deßwegen unhaltbar, weil viele Arten nur im Schatten anderer gedeihen (Cacaobaum), so daß also die schattengebende Pflanze jedenfalls früher als der Schützling vorhanden gewesen seyn muß. Das gleiche gilt von den Schmarotzerpflanzen. Ebenso war es nothwendig daß es Pflanzen und Früchte gab, ehe es Pflanzen- und Früchtefresser geben konnte.

Die letzte Frage die man sich noch beantworten kann, betrifft die Controverse, ob die Arten von einem Individuum oder einem Paar, oder von mehreren abstammen. De Candolle entscheidet sich dafür daß man bei gewissen Arten sich die Abstammung von einem, bei vielen von mehreren Individuen denken kann. Das wunderbare liegt nicht darin daß 10,000 Individuen auf einmal, sondern daß überhaupt das Individuum einer Art geschaffen wurde. Denkt man an eine gleichzeitige Pluralität der Individuen, dann ist man aller Sorge überhoben, wie eine einzelne Pflanze den vielen Gefahren, die sie bedrohten, entgehen konnte.

Von allgemeinem Interesse in De Candolle's Werk sind die Untersuchungen über die Heimath der Culturpflanzen. Die ursprüngliche Heimath einer Pflanze wird sich nur dann entdecken lassen wenn man die Art wild antrifft. Allein es gehört eben das Auge des Botanikers dazu, um zu unterscheiden ob die Pflanze, die er nachher trifft, nicht eine verwilderte oder der Cultur entsprungene, oder eine naturalisirte sey. Wo man eine Pflanze nicht wild trifft, oder wo sie schon vor unvordenklichen Zeiten naturalisirt worden ist, muß man philologische Hülfsmittel gebrauchen, um zu sehen welches Volk zuerst der Pflanze ihren Namen gegeben hat.

Die Kartoffel (**Solanum tuberosum**) stammt nicht aus Carolina, sondern wird wild in Chile und auf der Insel Chiloe angetroffen, und ist erst durch Europäer in Nordamerika naturalisirt worden. Die Maniocwurzel (**Jatropha Manihot, Janipha M.**), wovon die giftige und die unschädliche zwei getrennte Arten bilden, ist nicht aus Afrika nach Amerika gekommen, sondern hat ihre Heimath in dem tropischen Theil der neuen Welt. Die Yamswurzeln oder Dioscoreen gehören dem hinterindischen Archipel an, und sie haben sich in derselben Richtung wie die malayische Cultur verbreitet. Die Dioscorea, welche auf Tahiti und den Freundschaftsinseln gebaut wird, trägt einen Namen (Ubi) malayischen Ursprungs. Die süße Batate (**Convolvulus Batatas**) ist wahrscheinlich heimisch in Amerika gewesen. Von den 15 Arten Bataten befinden sich 11 allein auf diesem Festlande, vier andere auch noch in andern Welttheilen. Sie ist daher wahrscheinlich in Indien und China naturalisirt worden. Die Artischoke (**Helianthus tuberosus**) wird erst seit dem 17ten Jahrhundert in Europa gebaut. Sie kam aus einem gemäßigten Himmelsstriche Amerika's, vielleicht aus Mexico, vielleicht aus Peru, denn beides ist möglich. Der Name Radieschen läßt uns beinahe vermuthen daß der **Raphanus sativus** in Klostergärten bei uns naturalisirt worden. Wild wächst das Radieschen auf der Insel San Pietro bei Sardinien und in Griechenland. Unsere gemeine Zwiebel (**Allium Cepa**) wurde von altersher in Europa gebaut, und die Alten kannten verschiedene Varietäten unter dem Namen cyprische, cretensische, samothracische Zwiebel. Westasien, Palästina, vielleicht auch Indien ist die Heimath dieser Art. Sie ist aus Europa nach Amerika gelangt, denn das mexicanische Xonacatl gehörte nicht zur Gattung Lauch. In unserer Küchensprache hört man zuweilen eine Zwiebelart „Echarlotte" nennen. Es ist dieß eine komische Verstümmelung des lateinischen Namens **Ascalonia**, nach der Stadt dieses Namens. Im französischen échalote hat sich der Name des **Allium ascalonicum** viel reiner erhalten.

Für unsern Hanf (**Cannabis sativa**), der im nördlichen Indien wild getroffen wird, findet sich ein Sanskritname. Im allgemeinen aber scheint sein Vaterland das gemäßigte Asien bis zum caspischen See gewesen zu seyn. Da die altägyptischen Mumien in Leinen gehüllt waren, so hat die Cultur des **Linum usitatissimum** am Nil ein sehr hohes Alter, obgleich die in Aegypten erzeugte Art oder Abart wahrscheinlich verschieden ist von der welche wild in Lenkoran am kaspischen See, in Rußland und Sibirien getroffen wird. Das Zuckerrohr wird nirgends mehr wild angetroffen. Der Name selbst, der in seiner arabischen Umwandlung zu uns gekommen ist, stammt aus dem Sanskrit und Indien, oder das tropische Asien ist das Vaterland des **Saccharum officinarum**. Die Varietät, welche auf Tahiti wächst und die seit dem letzten Jahrhundert als einträglicher allgemein in Amerika gebaut worden ist, war auf den Gesellschaftsinseln nicht heimisch, sondern ist erst dort naturalisirt worden.

Der Klee (**Trifolium pratense**) wurde erst im 16. Jahrhundert und zwar zuerst in Deutschland der Cultur unterworfen. Der Spinat (**Spinacia oleracea**), den weder Griechen noch Römer kannten und dessen Name nicht auf ein spanisches Vaterland deutet, sondern zunächst aus dem Arabischen Asanadsch entstanden ist, während die Perser ihn Isfanadsch nennen und er im Hindustani Isfann heißt, ist wahrscheinlich nicht vor dem 16 Jahrhundert nach Europa gekommen. Der Tabak (**Nicotiana Tabacum**) ist bis jetzt noch von keinem Botaniker wild in Amerika angetroffen worden. Den Namen Tabak haben wir aus der Sprache der Antillenbewohner entlehnt, die aber nicht das Kraut, sondern das Instrument zum Rauchen so nannten. Man streitet noch ob **Nicotiana chinensis** und **persica** eingeborne Arten Asiens sind. De Candolle verneint es. Uebrigens ist in den asiatischen Sprachen der Name des Krautes überall von unserm Tabak herzuleiten, und endlich gesteht der große Smolenge Stanislas Julien in chinesischen Schriften vor der Berührung mit Europäern nie den Tabak erwähnt gefunden zu haben. Der Thee (**Thea chinensis**) wird wild in Assam gefunden, doch besitzt die Sanskrit Sprache keinen Ausdruck für die Pflanze und auf die Theecultur finden sich Anspielungen in den ältesten Sagen der Chinesen. Der Anbau **Indigofera Anil**, stammt aus Indien, doch gibt es auch Arten die in Amerika heimisch sind und die bereits vor der Entdeckung dort gebaut wurden, wenn sich A. v. Humboldts Wahrnehmung bestätigt, daß bereits die mexicanischen Maler bei den Hieroglyphen das Indigoblau gebrauchten. Der Maulbeerbaum, und zwar sowohl **Morus alba** wie **nigra**, wächst ungepflegt in Klein-

aſien, Armenien, Thracien, Theſſalien, Griechenland und Italien, obgleich er dort vielleicht erſt naturaliſirt worden iſt. Erſt ſeit dem 16. Jahrhundert wurden in Italien die Seidenwürmer mit Morus alba gefüttert, während man vorher die Blätter der nigra gab. M. alba iſt eine Gartenpflanze in Indien, wächst aber ungepflegt im Norden China's. Der Name Safran (Crocus sativus) haben wir den Arabern entlehnt. Der griechiſche Ausdruck κρόκος ſtammt vielleicht aus dem Hebräiſchen. Weſtaſien ſcheint das Vaterland geweſen zu ſeyn. Indien empfängt ſeinen Saffran aus Kaſchmir, und daher der Name Kaschmirajamma. Dem gemeinen Citronenbaum (Citrus medica) wird von Theophraſt Medien als Vaterland angewieſen. Erſt im 3ten und 4ten Jahrhundert nach mehreren mißlungenen Verſuchen wurde er in Italien naturaliſirt. Zu Moſes Zeiten kannten ihn die Hebräer jedenfalls noch nicht, wohl aber bereits unter der Römerherrſchaft. Sein Vaterland ſcheint Nordindien zu ſeyn, da die Sanskritſprache ihn unter dem Namen Bidschapura kennt. In China iſt er wahrſcheinlich nur naturaliſirt worden. Die ſaure Citrone (Citrus Limonum) hat das gleiche Vaterland. Aus dem Sanskritnamen Nimbuka iſt im Hinduſtani Nimu, Limu, Libu entſtanden, woher der europäiſche Ausdruck Limone rührt. Die Araber brachten dieſes Culturgewächs nach dem Abendlande, und Kreuzfahrer aus Paläſtina nach Italien. Die bittere Pomeranze (Citrus vulgaris) hieß im Sanskrit Nagrunga, woraus im Hinduſtani Narundſchi entſtand, welches durch arabiſche Vermittlung (Narundſch) zum Italieniſchen Naranzi ſich umwandelte. Die Araber bauten die Frucht ſeit dem 9ten Jahrhundert n. Chr. in ihrem Vaterland, und Kreuzfahrer brachten die Pflanze nach Europa, doch waren ihnen die Araber (1002 n. Chr.) auf Sicilien ſchon zuvorgekommen. Die ſüße Orange (Citr. Aurantium dulcis, nach De Candolle nur eine Race von C. vulg.), wächst jetzt wild in den Neilgherries, allein ihre Cultur in Indien iſt vergleichsweiſe modern. Die urſprüngliche Heimath iſt das ſüdliche China, Cochinchina, Birma. Die Frucht wurde am Beginn des 16ten Jahrhunderts bereits in Italien gebaut, iſt alſo nicht durch portugieſiſche Indienfahrer zuerſt nach Europa gebracht worden. Der Wein wächst in allen Ländern ſüdlich vom Kaukaſus wild. Auch gibt es einen Sanskritnamen dafür, was auf ein hohes Alter der Cultur in Nordindien deutet. Von den Kirſchenarten iſt Prunus avium im ſüdlichen Europa heimiſch, namentlich in Griechenland, und wenn Plinius davon ſpricht, daß Lucullus erſt aus dem Pontus die Kirſche nach Italien gebracht habe, ſo iſt die ſaure Kirſche (Prunus Cerasus) darunter zu verſtehen. Unſer deutſcher Name Kirſche hat einen lateiniſchen oder beſſer griechiſchen Urſprung (κέρασος) was auf eine Naturaliſation in Kloſtergärten ſchließen läßt. Der Name Weichſel dagegen iſt auf uns durch ſlaviſche Völker gekommen. Die Pflaume (Prunus domestica griech. προυνη, lettiſch Pluhme) wächst wild ſüdlich vom Kaukaſus. War ſie im ſüdlichen Europa nicht heimiſch, ſo iſt ſie doch ſeit hohem Alter dort naturaliſirt worden. Die Aprikoſe (Prunus armeniaca) hat ihre Heimath ſüdlich vom Kaukaſus. Schon die Alten gaben ihr einen armeniſchen Urſprung (μῆλα ἀρμενιακα malum armeniacum.) Zu Theophraſts Zeiten war dieſer Baum in Griechenland noch nicht bekannt, dagegen kennt ihn bereits Dioskorides (1 Jahrh. nach Chr.) unter dem Namen πραικόκκια, woraus Aprikoſe entſtanden iſt. Der Name Pfirſich (Amygdalus Persica), den die Alten Malum persicum nannten, deutet auf einen perſiſchen Urſprung, wenigſtens empfiengen ihn von dort Griechen und Römer. In Nordindien wird er gebaut, da aber ein Sanskritname fehlt und der Pfirſich in den älteſten chineſiſchen Legenden eine große Rolle ſpielt, ſo iſt ſein Vaterland wahrſcheinlich China. Die Hellenen erhielten erſt Kenntniß von ihm ſeit Alexanders Heerzügen. Nach Japan wurde er von den Chineſen gebracht. Der Mandelbaum welchen Cato Nux graeca nennt, iſt wahrſcheinlich aus Griechenland nach Italien gekommen. Theophraſt behauptet daß die alten Gartenkünſtler die ſüße in die bittere Race, und umgekehrt zu verwandeln verſtanden, was aber vermuthlich ein Irrthum iſt. Die Hebräer bauten beide Formen des Mandelbaumes. Vielleicht iſt ſein Vaterland Perſien, Weſtaſien, Algerien, und die Pflanze in Griechenland und Italien erſt naturaliſirt worden. Der Birnbaum (Pyrus communis) wächst ungepflegt im gemäßigten Europa. Wir haben unrecht, wenn wir über den Ausdruck Bire in der Pfälzer Mundart lachen, denn das Wort ſtammt aus dem Celtiſchen Peren, woher auch das lateiniſche Pyrus entſtanden iſt. Dasſelbe Vaterland hat auch der Apfelbaum (Pyrus Malus.) Die Bretonen und Wäliſchen ſagen Aval, die Gallier Afalan, woraus Apfel und Apple entſtanden iſt. Die Melone (Cucumis Melo, Πέπων, Μηλοπέπων, Melo) wurde ſchon in hohem Alter gebaut, iſt aber noch nie in den mediterraneiſchen Ländern wild gefunden worden. Vielleicht ſtammt ſie aus Transkaukaſien.

In Bezug auf unſere Halmfrüchte gibt es getheilte Meinungen. Es kann bei der eigenthümlichen Organiſation der Blüthe nie Hybriden der Halmfrüchte geben, und De Candolle neigt ſich zu der Anſicht daß unſere Körnerfrüchte die geringſte Neigung zu variiren beſitzen. Er beruft ſich dabei auf den Weizenſamen, den man in altägyptiſchen Särgen gefunden und geſäet haben will. Allein wir dürfen nicht verſchweigen daß viele Botaniker dieß für eine Myſtifikation halten. Andere Gelehrte meinen, der Weizen ſey als ein Product der Cultur aus den Aegilopsarten (Walch) entſtanden. Dieſe Anſicht iſt in Bezug auf Aeg. ovata erſt neuerdings wieder von einem brittiſchen Botaniker [1] vertheidigt worden. Man hat aber dieſe Aegilopsart in botaniſchen Gärten jahrelang gebaut, ohne daß er in Weizen ſich verwandelt hätte; auch iſt es ſehr unwahrſcheinlich daß dieſe Gramince barbariſche Völker zum Ackerbau verführen konnte. Die Cultur des Weizens (Triticum vulgare) iſt in unſerm Welttheil ſo alt wie der Ackerbau; in China wurde dieſe Frucht im Jahre 2822 v. Chr. vom Kaiſer Chi-nong, einer hiſtoriſchen Perſon, eingeführt. Nach der ägyptiſchen Mythologie fand Oſiris Waizen und Gerſte wild wachſend im Lande. Moſes nennt Paläſtina das Weizenland. Uebrigens läßt ſich das Vaterland des Weizens nicht mehr entdecken. Dasſelbe gilt von der Gerſte (Hordeum), dagegen ſtammt der römiſche Name des Roggens (Secale cereale) aus dem Celtiſchen Secal oder Segal. Die eigenthümlichen Ausdrücke Rog, Roggen in den germaniſchen, Zyto in den ſlaviſchen Sprachen, beweiſen wenigſtens ſo viel daß die Pflanze von dieſen Völkern von Altersher gebaut worden ſey. Weder Aegyptier noch Griechen kannten die Frucht, und Plinius erwähnt daß ſie am Fuß der Alpen von den Taurinern gebaut

[1] Edinburgh Review October 1856. De Candolle's Geographical Botany p. 516.

Digitized by Google

wurde. Ihre Heimath ist wahrscheinlich das gemäßigte Europa, obwohl man sie doch nicht mehr wild antrifft. Den Hafer (Avena sativa), aus welchem von den alten Germanen und jetzt noch von den Schotten Brod gebacken wurde und wird, bauten weder Hebräer noch Aegypter, weder Griechen noch Römer, und er ist in Griechenland bis auf den heutigen Tag noch eine Curiosität geblieben, nach Indien aber erst durch die Engländer gebracht worden. Das Wort Hafer ist älter als der römische Ausdruck avena, dagegen kommt das englische oats aus dem Böhmischen oder Russischen. Das wahre Vaterland ist jetzt nicht mehr zu entdecken. Der Reis (Oryza sativa) ist indischen Ursprungs und erst seit 2822 v. Chr. in China eingeführt worden. Auch für den amerikanischen Ursprung des Mais (Zea Mais), den man wild noch nie angetroffen hat, streitet der Verfasser mit triftigen Gründen. Er hält es nicht für bewiesen daß Mais in China schon frühzeitig im 16. Jahrhundert gebaut worden sey.

Mord und Mikroskop.

(Aus Chambers's Journal.)

Unter der unermeßlichen Anzahl von Aenderungen und Verbesserungen, welche in den letzten Jahren in der Behandlung der Criminal-Justizpflege in England stattgefunden haben, sind vielleicht keine bemerkenswerther als diejenigen welche auf die Vernehmung wissenschaftlich gebildeter Zeugen über die Schuld oder Unschuld einer angeklagten Person Bezug haben. Eines der werthvollsten Hülfsmittel aber ist das Mikroskop. Natürlich ist der Beweis den dieses Instrument bietet, in allen Fällen in welchen man seine Hülfe zu demselben nimmt, ein sehr umständlicher; allein dieser umfangliche Beweis ist von der höchsten Wichtigkeit für die Sache selbst. Das Mikroskop kann uns sagen daß ein gewisser brauner Rost auf einem Taschen- oder Rasirmesser Blut ist — ja noch mehr, daß es Menschenblut ist; es kann uns bekannt machen mit der Eigenschaft eines dem unbewaffneten Auge völlig unsichtbaren Stäubchens Farbstoff, das daher, ohne dessen Beihülfe, der Entdeckung gänzlich entgangen wäre, und so vermag dieses Instrument in vielen Fällen eine Lücke in dem Beweisverfahren auszufüllen, das sonst gänzlich unzureichend gewesen wäre einen Gefangenen zu verurtheilen oder von der Schuld an dem Verbrechen freizusprechen.

Wir wollen als erstes sprechendes Beispiel den Fall eines Negers mit Namen Munroe nehmen, der im Frühjahr 1855 vor die Assisen in Cumberland gestellt wurde. Die von irgend jemand verübte Mordthat, so wie die Art und Weise ihrer Vollziehung, lag vollkommen klar vor. Man hatte dem Ermordeten an einem einsamen Ort aufgelauert, seinen Hals von einem Ohr zum andern durchschnitten, und seinen Leichnam in eine Hecke geworfen. Der Mörder, wer er auch war, hatte zweifelsohne die entsetzliche That um etwa dreißig Schillinge halber begangen, welche der Getödtete, Zahlmeister eines Kohlenbergwerks, damals bei sich trug.

Eine umständliche Anklageacte der verwickeltsten Art wurde gegen den Gefangenen vorgebracht. Man hatte ihn auf dem Feld nahe dem Ort der That gesehen; er hatte bald darnach einen Halbsovereign wechseln lassen, und, wie man behauptete, sich dadurch unkenntlich zu machen versucht daß er einen Hufschmied bat ihm seinen Backenbart abzuscheeren. Diese und viele andere Thatsachen wurden gegen ihn ausgesagt, und nahmen in der Berichterstattung zwei Tage in Anspruch. Allein all dieß reichte, im Einzelnen wie im Ganzen, noch nicht aus um ihn vollständig zu überführen. Jetzt aber kam der Beweis des Mikroskops. Ein gelehrter Mikroskopist, dem man früher ein Paar Manchester-Hosen und ein Rasirmesser vorgelegt hatte, die beide zur Zeit des Mords, durch wessen Hand er immer verübt worden, im Besitz des Gefangenen gewesen waren, wurde von dem Gerichtshof vernommen. An diesen Hosen, sagte der Zeuge, habe er nach einer höchst sorgfältigen Untersuchung mehrere kleine Flecken entdeckt, deren größter nicht ganz den Umfang eines Schwanschrots hatte: das Mikroskop enthüllte ihm daß diese Flecken von Menschenblut herrührten, und aus ihrer eigenthümlichen Gestalt und ihrem Aussehen schloß er mit Zuverlässigkeit daß sie aus kleinen, von der durchschnittenen Arterie eines lebendigen Körpers aufwärts spritzenden Blutströmen gebildet worden seyen. Als er jeden dieser Flecken rund herum untersuchte, entdeckte er Seifenspuren, und unwiderlegliche Zeichen daß man versucht hatte die Flecken auszuwaschen; ja einen oder zwei derselben hatte man sorgfältig mit Dinte überstrichen. An der Schneide des Rasirmessers befand sich einiger Rost; an dem Elfenbeinhandgriff eine Blutschmiere, die sich ebenfalls als Menschenblut erwies. Natürlicherweise stellte man an den Gelehrten eine Menge Kreuzfragen, um die Glaubwürdigkeit seiner Behauptung, daß diese Flecken von Menschenblut herrührten, außer allen Zweifel zu stellen. Diese Behauptung gründete sich auf die genaueste Messung jener winzigen Körpertheile, die man Corpuskeln oder Kügelchen nennt, und welche den färbenden Stoff des Bluts bilden. In Bezug auf dieß war daher die Aussage des Zeugen unerschütterlich — die im menschlichen Blut gefundenen Körperchen haben stets etwa $^1/_{3200}$ eines Zolls im Durchmesser, und weichen in ihrer Größe mehr oder weniger von denen irgend eines bekannten Vierfüßers ab: die des Schafs betragen nur $^1/_{7000}$ eines Zolls, die des Hundes $^1/_{4542}$ u. s. f.

Bei den Frühjahrsassisen von Chelmsford wurde im Jahr 1852 C. H. wegen absichtlichen Mords in Anklagestand versetzt. Das Opfer war in diesem Fall eine alte Frau, die allein lebte und in ihrem Schlafzimmer eine ansehnliche Summe Geldes hatte. Eine Nachbarin, welche ihr eines Morgens um 11 Uhr einen Besuch abstatten wollte, fand das Haus verschlossen, und keine Spur von jemand außerhalb desselben. Sie fühlte sich beunruhigt, stieg durch ein Fenster in die Wohnung, begab sich in das Schlafzimmer, **und fand dort das arme Geschöpf in ihrem Bette, vollkommen todt, den Hinterkopf eingeschlagen — ohne Zweifel mittelst eines in ihrer Nähe liegenden großen Hammers — und den Kopf fast ganz vom Rumpfe getrennt. Sie machte augenblicklich Lärm, man stellte Nachforschungen an, und die Polizei war bald in thätiger Verfolgung des Mörders begriffen. Bald fiel nämlich der Ver-**

dacht auf H. Man hatte um das Haus herum Fußstapfen bemerkt, welche ganz zu den Stiefeln desselben paßten; der Hammer, den man nahe dem Bett der ermordeten Frau gefunden hatte, wurde von einem Nachbar als Eigenthum H.'s erklärt, und ein Mädchen hatte ihn am fraglichen Morgen von jenem Hause herkommen sehen. Allein mehr noch als all dieß: in einem ungefähr eine (engl.) Meile von der Wohnung, in welcher der Mord begangen worden, entfernten Bache fand man ein baumwollenes Sacktuch, und fest darein gewickelt ein mit Blut bedecktes Rasiermesser, welches, wie dargethan wurde, dem Gefangenen angehörte. Dieses Rasiermesser wurde nun nebst dem Sacktuch sofort einem geschickten Mikroskopisten in London übersendet, welcher beide Gegenstände nach sorgfältiger Untersuchung mit der Erklärung zurücksandte, es unterliege keinem Zweifel daß das daran haftende Blut Menschenblut sey. Die Acten schienen daher vollständig gegen den Gefangenen zu sprechen, und er wurde vor die nächsten Assisen gestellt. Eine Frage indeß blieb noch ungelöst. Wenn man annahm daß Rasiermesser und Sacktuch dem Gefangenen angehörten, und daß das an denselben haftende Blut menschliches sey, so fragte es sich doch noch wie man beweisen sollte daß beide Gegenstände gerade mit diesem Mord in Verbindung stünden, da man sie mehr als eine (engl.) Meile von dem Hause, in welchem er begangen worden, gefunden hatte. Das Mikroskop gab auf einmal eine conclusive Antwort auf diese Schwierigkeit. Auf der Scheide des Rasiermessers fanden sich, als man es genau und sorgfältig untersuchte, außer dem Blut einige Fibern, welche als eine Mischung von Flachs und Baumwolle erklärt wurden, da die Fibern dieser beiden Producte mittelst eines Mikroskops sich vollkommen von einander unterscheiden lassen — eine Thatsache welche allen bei der Reinheit der Linonzeuge Betheiligten wohl bekannt ist. Als man den Leichnam der Gemordeten näher untersuchte, entdeckte man daß das Werkzeug mit welchem die Wunde gemacht worden war, eines der Bänder an der Nachthaube der armen Frau durchschnitten hatte, und daß der Stoff dieses Bandes aus einer Mischung von Baumwolle und Flachs bestand! Ein überzeugenderer Beweis von der Schuld des Gefangenen hätte sich kaum wünschen lassen. Indessen blieb noch ein Glied in der langen Kette der Beweisgründe festzustellen — die Identität des Handtuchs und des Rasiermessers. Diesen Mangel vermochten nur zwei Personen zu ergänzen: der Vater und die Schwester des Gefangenen. Vor den Instructionsrichtern hatte der alte Mann beide Gegenstände als Eigenthum seines Sohnes, wenn auch mit Widerstreben, anerkannt; als er aber seinen Sohn im Gerichtssaal vor sich sah, und dieser einen flehenden Blick auf ihn, als den Schiedsrichter über Leben oder Tod, warf, sank dem alten Mann der Muth, und er erklärte er könne die Identität weder des einen noch des andern beweisen. Dasselbe sagte die Schwester, und so sahen sich die Geschwornen wider Willen genöthigt ein freisprechendes Verdict zu fällen. Dieß nützte dem Angeklagten aber, wie ich nebenbei bemerken will, nicht viel. Von Dorf zu Dorf umherirrend, bat H. vergebens um Beschäftigung oder Almosen, und zwei Monate nach seiner Freisprechung fand man ihn todt unter einer Hecke liegen, „verhungert," wie die Todtenschau erklärte.

In diesen beiden Fällen nun gab das Mikroskop die wichtigste Hülfe zur Feststellung der Schuld der Gefangenen; es verdient aber bemerkt zu werden daß der eigenthümliche Werth der Beihülfe welche das Instrument bot, nicht sowohl in der Entdeckung von Blut in dem einen, sowie von Blut und gewissen Fibern im andern Fall bestand, als darin daß es schlußgerecht die eigenthümliche Art von Blut und die Beschaffenheit der Fibern zeigte. Wenn, was Munroe betrifft, das Mikroskop nur gesagt hätte daß sich Blut auf dem Messer desselben befinde, würde diese Aussage bloß geringen Werth gehabt haben, da der Gefangene auf einem Landdorfe lebte, wo zwanzig verschiedene Geschäfte diese Flüssigkeit auf sein Messer und seine Kleider hätten bringen können. Allein als die Thatsache enthüllt war daß das Blut menschliches war, so bot es natürlicherweise einen sehr starken Beweis für die Schuld des Angeklagten. Ebenso verhält es sich mit den Pflanzenfibern am Rasiermesser; als einfache Fibern hätten sie von dem Sacktuch, in welches das Rasiermesser eingewickelt war, herrühren können. Da sie jedoch theils baumwollen, theils flachsern waren, so gewann der Fall ein ganz anderes Ansehen.

Der Werth dieser eigenthümlichen Unterscheidungskraft des Mikroskops wurde in auffallender Weise ins Licht gestellt durch einen vor einigen Jahren in Norwich vorgekommenen Fall. Auf einer kleinen Pflanzung ward eines Morgens ein etwa neun Jahr altes Mädchen, gänzlich todt, auf dem Boden liegend gefunden, und als die Ursache dieses Todesfalls zugleich eine große und tiefe Halsschnittwunde, durch die Halsschlagadern, die Luft- und die Speiseröhre hindurch, erkannt. Der Verdacht fiel auf die Mutter des ermordeten Mädchens, welche, wie mehrere Personen gesehen, am Morgen des Tages an welchem das Verbrechen muthmaßlich begangen worden war, das Mädchen auf die Pflanzung geführt hatte. In Gewahrsam gebracht, benahm sich das Weib mit äußerster Kaltblütigkeit: sie gestand zu daß sie das Kind mit auf die Pflanzung genommen auf welcher der Leichnam gefunden worden war, behauptete aber, das Mädchen sey, nachdem sie dort angekommen, herumgelaufen um Feldblumen zu sammeln; sie habe es aus dem Gesicht verloren, und sey nach langem Suchen endlich nach Hause zurückgekehrt. Man stellte Hausdurchsuchung bei ihr an, und fand sie im Besitz eines großen und scharfen Messers, das zugleich der genauesten und sorgfältigsten Prüfung unterzogen wurde. Man fand jedoch nichts daran als einige Stücke Haar, welche an der Handhabe hiengen, und so klein waren daß man sie kaum sehen konnte. Die Prüfung wurde in Gegenwart der Gefangenen vorgenommen, und als der Beamte bemerkte: „Hier ist ein wenig Pelz oder Haar an dem Handgriff Eures Messers," erwiederte das Weib sofort: „Ja, so ist's, und wahrscheinlich sind auch noch einige Blutflecken daran, denn als ich nach Haus kam, fand ich ein in einer Schlinge gefangenes Kaninchen vor, und schnitt ihm mit diesem Messer den Hals ab." Das Messer wurde nach London gesandt, und mit den Haartheilchen einer mikroskopischen Untersuchung unterzogen. Anfangs ließen sich keine Blutspuren auf dem Messer entdecken, das gewaschen worden zu seyn schien; als man aber den Horngriff von seiner Eisenbekleidung trennte, fand man daß zwischen beide einige Flüssigkeit eingedrungen war, welche sich als Blut erwies, das durchaus nicht das Blut eines Kaninchens war, sondern die höchste Aehnlichkeit mit dem des menschlichen Leibes an sich trug. Man schritt nun zur Prüfung des Haars, welche die Muthmaßung von der Schuld der Gefangenen in hohem Grade verstärkte. Ohne

Digitized by Google

daß der Mikroskopist die Thatsachen des Falls auch nur im geringsten kannte, erklärte er augenblicklich das Haar als das eines Eichhörnchens. Er konnte sich hierin nicht täuschen, denn die Haare bei einem Thier sind, nicht nur was ihre Größe, Farbe u. s. w., sondern auch was ihren wirklichen Bau betrifft, so gänzlich verschieden von denen eines andern, daß es, wenn sie sich unter dem Mikroskop befinden, durchaus unmöglich ist sich zu täuschen. Nun aber trug das Kind, zur Zeit des Mords, um den Hals einen Kragen oder eine „Victorine," über welche das Messer, habe es gehalten wer da wolle, hatte hinweggleiten müssen — und diese Victorine war aus einem Eichhörnchens-Pelz gefertigt! Diesen starken umständlichen Beweis von der Schuld der Gefangenen erachteten die Geschworenen für genügend zu einer Verurtheilung, und noch vor der Hinrichtung legte das ruchlose Weib ein volles Geständniß ihres Verbrechens ab.

Auch solchen Beweisen wie diese, welche nur ein Beispiel sind aus den hundert andern, die nöthigenfalls angeführt werden könnten von dem Werth wissenschaftlicher Beweisführung bei gerichtlichen Untersuchungen, können wir kaum glauben daß jemand den Muth habe den Nutzen oder die Wichtigkeit einer solchen Beweisführung in Abrede zu ziehen; allein wir wissen wohl daß dennoch bei vielen die Frage sich erheben wird: „Wie machten's unsere Vorväter um die Verbrecher ohne die Anwendung des Mikroskops, ohne chemische Analysen, oder sonst etwas der Art, der Gerechtigkeit zu überantworten?" Nun, Thatsache ist daß in den Zeiten unserer Vorväter Verbrechen meist auf sehr stümperhafte Weise verübt, und sehr geringe Schuldbeweise für genügend erachtet wurden zur Sicherstellung einer Verurtheilung. Vor den neueren Fortschritten in der Mikroskopie gab es z. B. kein directes Mittel sich Gewißheit zu verschaffen ob ein Flecken durch Blut oder irgend eine andere Flüssigkeit verursacht worden sey. Die Chemie gab zwar im Laufe der letzten zwanzig Jahre den Gerichten einige Entdeckungsmittel an die Hand, allein sie waren, trotz allem, immer noch sehr ungenügend — sie führten bloß zur Entdeckung des Vorhandenseyns eines eigenthümlichen, den Namen Hämatosin führenden Körpers, d. h. des färbenden Stoffes im Blute, ließen es aber unentschieden ob es das Blut eines Menschen oder eines untergeordneten lebenden Wesens war.

Sodann kamen die Enthüllungen des Mikroskops, das unausgesetzt zartere und feinere Gegenstände in seinen Bereich zog. Zuerst zeigte man, wie wir oben gesagt, daß das Blut jeder Art lebenden Wesens aus einer zahllosen Menge winziger, meist rothgefärbter, in einer farblosen Flüssigkeit schwimmender Kügelchen bestehe. Hernach entdeckte man daß diese Kügelchen bei den Säugethieren gleichförmig von kreisförmiger, nicht sphärischer Form, sondern Scheiben seyen deren Dicke etwa einem Viertheil des Durchmessers gleichkomme; daß sie dagegen bei Vögeln, Fischen, Kriechern eine eirunde Gestalt besäßen, und endlich machte man die merkwürdige Entdeckung daß jede Art Thier in ihrem Blut Kügelchen habe die an Größe von denen jeder andern Art abweichen.

Nichts that in der That der gerichtlichen Medicin mehr noth als ein zuverlässiges und sicheres Mittel zur Entdeckung von Blutflecken; denn mehrere andere Substanzen ließen Spuren zurück welche denen des Blutes so genau glichen, daß selbst die ausgezeichnetsten Fachmänner dadurch getäuscht wurden. Orangen- und Citronensaft, auf einem Messer oder einem andern Stück Eisen gelassen, wird im Laufe weniger Tage einen Flecken zurücklassen der einem durch Blut verursachten so ähnlich sieht, daß der sorgfältigste Beobachter getäuscht werden kann. Vor noch nicht vielen Jahren war in Paris ein Mann nahe daran eines Mords halber verurtheilt zu werden, weil man ein Messer in seinem Besitz fand, das Flecken hatte von welchen mehrere Zeugen behaupteten daß sie von Blut herrühreten, die man aber später als einfache Citronensaftflecken erkannte.

Ebenso verhält es sich mit den vom rothen Eisenoxyd gebildeten Malerflecken. Vor etwa fünfzehn Jahren fand man in Islington eine Person ermordet. Der Verdacht fiel auf einen Privatmann; er wurde verhaftet, und in seinem Besitz fand man einen Sack mit vielen Flecken tragenden, die man für getrocknetes coagulirtes Blut erklärte. Prof. Graham unterzog diese Flecken einer sorgfältigen chemischen Prüfung, und bewies daß sie rothe, „Eisen-Hyperoxyd" enthaltende Malerfarbe seyen; auch zeigte es sich daß der Sack zuletzt von einem jungen Mann, Lehrling bei einem Papierbuntfärber, als Schürze getragen worden war. Der Angeklagte wurde sofort auf freien Fuß gesetzt.

In diesen beiden Fällen nun würde das Mikroskop augenblicklich erklärt haben daß die Flecken nicht von Blut herrührten. Unsere Vorfahren aber, denen weder die Chemie noch das Mikroskop bei ihren gerichtlichen Untersuchungen zu Gebote stand, hätten jene Flecken höchst wahrscheinlich für starke und unwiderlegliche Beweise von der Schuld des Angeklagten betrachtet, und wer vermag zu sagen wie viele Menschen ungerecht gelitten haben zu einer Zeit wo übelbegründete Verdächtigungen und Behauptungen nicht durch eine Appellation an die Beweise welche die wissenschaftlichen Fortschritte uns an die Hand geben, widerlegt werden konnten!

Man darf indeß nicht vergessen daß das Mikroskop und ähnliche wissenschaftliche Werkzeuge uns keineswegs das Zeugniß gelehrter Männer bei Criminalfällen entbehrlich machen; sie geben ihm vielmehr nur einen noch höhern Werth. Denn obgleich es sehr wahr ist daß die durch ein so einfaches Werkzeug wie eine neun oder zehn Zoll lange Röhre mit einigen Gläsern an jedem Ende gemachten Enthüllungen in vielen Fällen genügen um einen Mann an den Galgen zu befördern, so kann doch die Aussage die ein solches Werkzeug macht, nur von denen verstanden werden welche durch lange Beobachtung und Erfahrung die „Sprache" gelernt haben in welcher es spricht.

Aus den Denkwürdigkeiten eines Häuptlings der Krähenindianer.

Unter den Krähen.

Wir haben die frühern Schicksale des Pelzhändlers Beckwourth bis zu seinem ersten Zusammentreffen mit den Krähen mitgetheilt.

Eine ganz eigenthümliche Verknüpfung von Umſtänden ſollte ihm das Bürgerrecht in dieſem Stamme geben, der lange Zeit als der tapferſte und ſtärkſte öſtlich von den Felſengebirgen galt, und zwar nur deßwegen weil die „Krähen“ nicht die Einfuhr von Branntwein litten. Unter der Jägergeſellſchaft, zu welcher Beckwourth gehörte, befand ſich ein gewiſſer Greenwood, welcher eine Krähenindianerin zur Frau und von ihr die Stammesſprache erlernt hatte. Als man eines Tages im Lager den friedlichen Beſuch von „Krähen“ und „Schlangen“ erhielt, welche beide Stämme immer in Frieden mit den Weißen gelebt hatten, erkundigten ſich die Krähen neugierig, wie die Jäger in Beſitz der Kopfhäute von Schwarzfüßen, ihrer geſchwornen Feinde, gekommen ſeyen. Greenwood pries die heroiſchen Thaten Beckwourths, und band dabei den leichtgläubigen Rothhäuten ein Märchen zum Zeitvertreib auf. Er theilte ihnen mit daß das „Meſſer mit weißem Griff,“ wie Beckwourth unter den „Schlangen“ hieß, ein Krähe von Geburt ſey. Die Indianer fragten, wie ſo etwas möglich ſey. „Ihr erinnert Euch noch, erwiderte Greenwood, daß vor vielen Wintern die Cheyennen die Krähen ſchlugen, viele Krieger ihnen tödteten und eine Anzahl Frauen und Kinder wegführten. Wohl! Damals war er ein Knabe und die Weißen kauften ihn von den Cheyennen. Seitdem iſt er ein großer Krieger geworden, der mit den Weißen gefochten hat und von Euren Feinden gefürchtet wird.“ Die Krähen theilten dem Stamm dieſe Neuigkeit mit, und alle Mütter die damals ihre Knaben verloren hatten, ſchworen darauf daß Beckwourth ihr Sohn ſeyn mü ſie

Kurze Zeit nachher hatte ſich der Jäger in Begleitung eines einzigen Cameraden vom Lager entfernt, als ſie auf ihrer Streiferei mitten unter eine Heerde herrenloſer Pferde geriethen. Ehe ſie noch recht wußten wie ſie zu dieſen Thieren kamen, ſahen ſie ſich von Rothhäuten umringt, die ihnen Waffen und Biberfallen abnahmen. Widerſtand war nicht möglich und das Aeußerſte nicht zu befürchten, da man die Indianer als Krähen erkannte, welche bisher noch keinem Europäer Leids zugefügt hatten. Beckwourth wurde nach der Hütte des Häuptlings geführt, wo unter der Menge ſich einige befanden welche Greenwood geſprochen hatten. „Das iſt der verlorne Krähe! riefen ſie, unſer Bruder, der ſo viele Feinde erſchlagen hat!“ Das ganze Dorf gerieth in Aufruhr, und alle alten Weiber kamen herbei, um den Findling als Frucht ihres Schooßes zu reclamiren. Beckwourth mußte ſich jetzt einer genauen Unterſuchung unterwerfen. Eine der Mütter nach der andern forſchte nach Malen oder Narben am Körper, aber keine fand was ſie ſuchte. Eine Art „Unterſuchungsausſchuß“ war bei der Operation gegenwärtig, um die Titel der Reclamanten zu prüfen. Endlich erſchien eine Matrone, die den Patienten ſcharf prüfte. „Wenn es mein Sohn iſt, ſo hat er ein Mal über einem der Augen.“ Die Augenlieder wurden jetzt herabgezogen, und wirklich fand ſich etwas Aehnliches wie ein Mal am linken Augenlied. Alle übrigen Reclamanten ließen jetzt ihre Anſprüche fallen, und der verlorne Sohn wurde im Triumph zur Hütte des „dicken Naſes“ ſeines „Vaters“ gebracht, wo ihn ſeine neuen Vettern faſt zu Tode herzten und bewillkommneten. Seine vier neuen Schweſtern verſahen ihn ſogleich mit Kleidern und Schuhwerk von zierlichſter Arbeit, und der alte Vater ſorgte ſogleich für eine Frau, indem er dem Sohn die drei heirathsfähigen Töchter des Häuptlings „Schwarz-Hütte“: Namens Stillwaſſer, Schwarzfiſch, und drei Wege vorſchlug. Beckwourth wählte die älteſte, weil ihr Name häuslichen Frieden zu verheißen ſchien. Unter den Krähen iſt es Sitte daß der Schwiegervater nach der Heirath nie wieder ein Wort mit dem Schwiegerſohn ſpricht. Auch eine Mitgift wird nicht verabreicht. Die neuen Verwandten ſorgten für das „Trouſſeau“ des neuen Paares, welches in Bezug auf den Ehemann hauptſächlich aus Pferden und Waffen beſtand. Beckwourth wurde zum erſtenmal getauft, und erhielt vorläufig den Namen „Morgenſtern.“ Er war entſchloſſen die Vortheile ſeiner neuen Lage auszubeuten, da er unter dem Schutz der Krähen viel gefahrloſer jagen und Pelze erbeuten konnte. Allein bald wurde er in alle Streitigkeiten des Stammes verwickelt, der damals (1826) nur mit den Flachköpfen und den Schlangen in Frieden lebte, hauptſächlich aber die Schwarzfüße und die einſt ſo gefürchteten Cheyennen bekämpfte, auch die Comanchen und Apachen bisweilen heimſuchte. Früher hatten die Krähen 16,000 Krieger gezählt, aber kurz vor Beckwourths Ankunft war der Stamm durch die Blattern auf die Hälfte herabgeſetzt worden. Im allgemeinen blieben die Krähen ſtets Meiſter ihrer Feinde, aus den einfachen Gründen, weil ſie Frieden mit den Weißen hielten und keinen Branntwein duldeten. Dieſe beiden Umſtände erhielten bei ihnen den europäiſchen Handel blühend, und während ihre Feinde ihr Pelzwerk gegen Feuerwaſſer vertauſchten, oder die Europäer durch Grauſamkeit verſcheuchten, waren die Krähen immer mit Schießgewehr und Munition reichlich verſehen, und kamen nicht in die Lage aus Mangel an letzterem ihre Büchſen im Lager laſſen zu müſſen. Die Fehden der Stämme haben immer nur Einen Urſprung. Der Stolz der Indianer ſind nämlich ihre Pferde. Sie halten deren ſtets viel mehr als ſie brauchen können. Schlecht bewacht, ſind die Pferde beſtändig den Diebereien umherſchleichender Feinde ausgeſetzt. Wird der Verluſt bemerkt, ſo beginnt die Verfolgung, und es kommt dann in der Regel zum Gefecht. Die verlierende Partei muß dann durch einen Vergeltungsſtreich ſich Rache verſchaffen, ſo daß das Blutvergießen nie aufhört. Außerdem gibt es eine Menge kriegeriſcher Inſtitutionen unter den Rothhäuten, welche auf die Indianer dieſelbe Anziehungskraft ausüben wie die Orden auf europäiſche Soldaten. Einige dieſer Einrichtungen lernt uns der Verfaſſer kennen, das Skalpiren ſelbſt iſt ein großes Reizmittel für die Krieger, da nach der Anzahl der erbeuteten Kopfhäute das Anſehen im Stamme ſich ſteigert. Bei den Krähen beobachtet man die Sitte daß der Krieger, der ſich auf einem Streifzug ausgezeichnet hat, bei der Heimkehr ſeine Frauen mit gewiſſen Zeichen bemalen darf. Dieſe Schminke wird allgemein beneidet, da ſie äußerlich den Rang der Frau zu erkennen gibt. Die Eitelkeit der Frauen drängt alſo abermals zu Blutvergießen und Raubzügen. Umgekehrt je tapfrer ein Krieger iſt, deſto mehr Frauen wird er erhalten, eben weil die Weiber Ausſicht haben recht oft gemalt zu werden. Wir haben früher ſchon mitgetheilt daß Beckwourth ein Liebchen in St. Louis zurückgelaſſen, und daß er unter den Schwarzfüßen ſeinen beiden Frauen deſertirte. Unter den Krähen war er ſchon reichlich verſorgt mit häuslichem Glück, allein ihm gelüſtete noch außerdem nach einer rothen Schönheit, die Ba-ahee-am-pe, „Fichtennadel“ hieß. Ein Holzſchnitt zeigt uns dieſes verlockende Kind zu Roß mit dem Speer in der Hand. Fichtennadel hatte ihren Zwillingsbruder, einen geachteten Krieger,

Digitized by Google

im Gericht verloren, und einen Schwur vor dem großen Geiste abgelegt, nicht eher die Keuschheit zu brechen als bis sie seinen Tod gerächt haben würde, aber nicht eher sollte die Rache vollkommen seyn als bis ihr hundert Eus zugefallen seyen. Am Beginn jedes Jahres bauen nämlich die Priester oder Medicinleute ein neues Heiligthum oder eine Medicinhütte. Bei dieser Gelegenheit zählt dann jeder Krieger seine Thaten auf und erhält dafür eine Anerkennung (Eu), z. B. eine für ein erbeutetes Gewehr und ein paar für eine Kopfhaut. Nach dieser Heroine trug Beckwourth ein Gelüst. Erinnern wir unsere Leser daß die rothen Frauen eine eigenthümliche Art haben zu trauern, indem sie sich nämlich einen Finger abhacken. Auch hatte Fichtennadel bereits etliche Kopfhäute abgezogen, und galt selbst unter Männern als der beste Reiter und Schnellläufer. Alle diese Eigenschaften die uns abstoßen würden, erregten nur den Appetit der Wilden. Fichtennadel wies Beckwourths Werbung ab, weil er zu viel Frauen schon habe. Später aber versprach sie ihn zu heirathen wenn das Fichtenlaub gelb werden würde, und ein anderes Mal, wenn er einen rothhaarigen Indianer in den Felsengebirgen treffen würde; endlich wurde sie doch so erweicht daß sie versprach, wenn einen, nur ihn zu heirathen, und zwar sobald sie ihr Gelübde gelöst hätte. Als galanter Krieger wußte es daher Beckwourth immer bei den Streifzügen so einzurichten daß der Amazone das Abziehen der Kopfhäute zufiel.

Beckwourth machte allmählich „Carriere." Die Krähen waren in zwei große Dörfer getheilt, die unter zwei Häuptlingen standen, und die sich in äußersten Gefahren beistanden. Ueber die höchsten Angelegenheiten der Nation aber beschloß ein Rath von Sechs und in diesen Rath war Beckwourth gewählt worden. Diese sechs Senatoren hatten Rang nach dem Dienstalter, so daß beim Absterben eines Vordermanns ein Avancement eintrat. Der älteste Senator (counselor) besaß gleichen Rang mit den beiden Häuptlingen, die jeder Rathsitzung beiwohnen. Sind die Stimmen getheilt, so beruft der Rath einen der Aeltesten aus dem Stamme, trägt ihm die Angelegenheit vor, und dieser entscheidet dann den Zwiespalt. Der Rath hat über Krieg und Frieden zu beschließen, und jede Streifpartei muß bei ihm die Erlaubniß zum Auszug holen. Versäumt sie diese Vorschrift, so wird jeder Krieger mit Ruthen gepeitscht und bei Widersetzlichkeit getödtet. Beckwourth bekleidete bereits einen sehr hohen Rang im Senat, als er ein pikantes Abenteuer bestand.

Das eine Dorf hatte auf sechs Monate „Dickregen," einen wackern Krieger, zum Dorfhäuptling erwählt, das heißt so viel als zum Quartiermeister, denn er mußte die Plätze zum Aufschlagen des Lagers wählen, den Patrouillendienst organisiren, die Polizei ausüben, und stand unmittelbar nur unter dem Oberhäuptling. Dieser Mann besaß die schönste Frau unter den Krähen, die allgemein bewundert und der von allen galanten Krähen nachgestellt wurde, aber ohne Glück, denn die Frau war klug und sehr hochmüthig. Beckwourth hatte ihr bei allen Gelegenheiten den Hof gemacht, ohne daß sie ihm die geringste Ermunterung gegeben hatte. Seit ihr Gemahl zu seiner neuen Würde emporgestiegen war, wußte sie nicht mehr wo sie mit ihrer Vornehmheit hinaus sollte, Beckwourth aber war jetzt fester als je entschlossen einen Staatsstreich auszuführen, und sie zu stehlen. Als Helfershelfer wählte er ihren Bruder, dem er offen mittheilte, er beabsichtige eine Entführung, und ihn nur bat er möge in der nächsten Nacht seine Verwandten einladen und sie in seiner Hütte so lange als möglich unterhalten. Der Bruder war stolz darauf dem „großen Manne" einen Dienst zu erweisen, und ein anderer Busenfreund stand Schildwache in der Nähe der Hütte, wo die Gäste sich versammelten. Als nun „Dickregen" dort eintrat, begab sich Beckwourth, mit höchster Eleganz bemalt und bekleidet, in die Hütte der Schönen. Sie war bereits eingeschlafen als sie der Abenteurer weckte. Sie fragte: „Wer ist da?" — Ich bins, und komme weil ich Euch liebe. — „Wißt ihr nicht daß ich des Häuptlings Weib bin?" — Wohl, weiß ichs, aber er liebt euch nicht, wie ich es thue. Er zieht nicht in den Krieg, sondern bleibt faul im Dorfe. Ich bin einer der Tapfern und ziehe immer in den Krieg; so lange ihr aber Dickregens Weib bleibt, wird er nie eure Wangen mit neuen Rus bemalen. — „Mein Mann wird euch erschlagen." — Gut! dann werden die Krähen noch lange erzählen daß der große Krieger blutiger Arm [1] für eine schöne Frau gestorben sey. — „Euer Vater, entgegnete sie, wird alle seine Pferde und sein Eigenthum verlieren und arm werden in hohem Alter." — Wenn er seine Rosse einbüßt, stehle ich ihm frische. Er wird stolz auf seine Verluste seyn, wenn sein Sohn eine Frau gewinnt, schön wie ihr seyd. Ihr sollt mich mit in den Kampf begleiten und meinen Schild tragen. An eurer Seite würde ich gar viele Feinde erlegen und manche Kopfhaut heimbringen, und wir könnten oft zusammen tanzen." Die Dame widerstand nicht länger. Die Aussicht auf die Decorationen, auf das Bemalen ihrer Wangen war zu verführerisch, und sie gab endlich dem Galan einen Ring zum Zeichen daß sie auf seinen Befehl ihm willfahrig seyn werde. Nachdem nun Beckwourth zweimal von glücklichen Streifzügen heimgekehrt war, gab er der Geliebten Bachua-hish-a (Rothfirsche) den Befehl ihn außerhalb des Dorfes zu erwarten, wenn er zum drittenmal ausziehen würde. Auch fand sie sich an dem bezeichneten Platze ein und machte in Begleitung der Krieger den Streifzug mit, der glücklich ausfiel, insofern hundert und etliche Pferde erbeutet wurden. Der Ehebruch war jetzt consumirt und Dickregen wurde bald seinen Verlust inne. Als daher die Sieger einzogen, gieng er in Begleitung eines halben Duzend Schwestern ihnen entgegen und Beckwourth wurde gepackt und mit Geißeln geschlagen. „Ich legte mich dazu nieder, erzählt er, und ertrug es mit indianischer Standhaftigkeit, obgleich ich fast meinte sie wollten mich umbringen. Hätte ich Widerstand geleistet, so würden sie mich von Rechtswegen haben tödten dürfen, wie es nur zustand sie zu erschlagen, sobald sie mir einen einzigen Tropfen Blut entzogen hatten. Sie arbeiteten so unbarmherzig daß ich aus Aerger wünschte Blut kommen zu sehen. Nach vollzogener Geißelung wurde mein Vater und ich unserer sämmtlichen Rosse und Habe beraubt mit Ausnahme der Waffen. Mein Vater verlor 500 Pferde, ich achtzig Stück."

Am Abend führten die Sieger den Roßtanz auf, und Beckwourth fand Gelegenheit der Rothfirsche wissen zu lassen, sie möchte ihn morgen wieder an dem bezeichneten Platze erwarten. Dieß geschah, und die Frau des Dickregens machte einen zweiten Streifzug mit, der den Kriegern etliche Kopfhäute eintrug. Bei ihrer Rückkehr wurde Beckwourth abermals gegeißelt. Als er aber nach

[1] Ein Ehrenname, den mittlerweile Beckwourth erworben.

ſeiner Hütte gieng, trat ihm ein Weib entgegen und zeigte ihm ein neugebornes Kind welches bereits den Namen Schwarz-Panther empfangen hatte. Dieſer Knabe, der einzige ſeiner Sprößlinge, von dem uns Beckwourth etwas erzählt, ſoll gegenwärtig (1855) bereits zum oberſten Rath der Krähen aufgerückt ſeyn. Da Beckwourth ſchon aller Habe entblößt worden war, ſo konnte er für ſeinen zweiten Ehebruch nicht um Geldeswerth gebüßt werden. Dieſe glückliche „Conjunctur" benutzte er um den Streich zum drittenmale auszuführen. Er begab ſich wieder auf den Kriegspfad in Begleitung der Rothkirſche und hatte das Glück von den Schwarzfüßen 200 Pferde „leihen" zu können. Auch dießmal entgiengen ihm nicht die geſetzlichen Peitſchenhiebe, als er aber zum viertenmale mit der Frau des Dickregens entwich, wurde der legitime Ehemann vom Stamm genöthigt die Frau gegen ein Geſchenk an Waffen und ſonſtigen Koſtbarkeiten abzutreten. Dieſe Art von Eheſcheidungen, ſagt Beckwourth, kommt äußerſt häufig bei den Stämmen der Felſengebirge vor. „Meine neue Frau, fügt er hinzu, war ein Modell von Ebenmaß. Wenige Exemplare kaukaſiſcher Abkunft durften ſich anmuthigerer Geſichtszüge rühmen, und nur die tiefe Olivenfarbe ihrer Haut bezeugte ihren indianiſchen Urſprung. Dickregen ſah mich nach dem geſchloſſenen Handel immer ſcheel an und verſuchte mehrmals ſeine Frau zur Rückkehr zu bewegen. Viele Krieger hatten ſchon ihren pflichtvergeſſenen Frauen die Naſen abgeſchnitten um ihre Reize zu zerſtören, und ich warnte Rothkirſche, daß Dickregen ihr einen ähnlichen Streich ſpielen möchte."

Man ſollte nun meinen daß bei ſolchen lockern Sitten es um die Reinheit der Ehe und die Feſtigkeit der Familienbande ſchlecht beſtellt ſeyn müſſe. Die Rothhäute haben aber als Gegenmittel eine merkwürdige Inſtitution erfunden, welche die Frauen, wenn auch nicht vor Fehltritten zu bewahren, doch zur Tugend außerordentlich zu ermuntern vermag. Es iſt dieß das ſogenannte Kriegspfad-Geheimniß. Die Frauen wiſſen wohl daß ein ſolches Myſterium exiſtirt, aber ſie haben keine Ahnung worin es eigentlich beſtehe, denn nie wird eine Frau zugelaſſen, und die Männer ſind verſchwiegen wie die Freimaurer. Fichtennadel, die Heroine, beklagte ſich oft bitter daß ſie alle Gefahren des Gefechtes mit den Männern theile und doch nie zum Kriegspfad-Geheimniß gezogen werde, worüber ſie natürlich ausgelacht wurde. Beckwourth erzählt uns den Vorgang ſehr genau. Es geſchah dieß als er zum erſtenmale ſich mit auf den Kriegspfad begab. „Wir verſammelten uns und zogen aus. Am Vormittag wurde ein ſchöner feiſter Büffel getödtet und Raſt gehalten um das Frühmahl zu genießen. Die Eingeweide wurden herausgenommen, ein Theil davon gereinigt und geröſtet. Ein langes Stück davon wurde jetzt den Tiſchgenoſſen, zehn an der Zahl, gebracht, die im Kreiſe ſtanden, und von denen jeder das Stück mit Daumen und Finger angriff. In dieſer Stellung, der alle im Kreiſe einen beſondern religiöſen Werth beilegen, beginnt man einem nach dem andern gewiſſe Fragen über ſeine geſchlechtliche Aufführung im Dorfe vorzulegen. Jeder iſt heilig verpflichtet eine volle und klare Antwort auf die Fragen zu geben, weſſen Ruf er auch durch ſein Geſtändniß gefährden möge. Jeder unerlaubte Vorgang, der ſeit dem letzten Kriegszuge begangen worden iſt, wird hier eingeſtanden zugleich mit dem Namen der treuloſen Sünderin und ſogar mit dem Datum des Vollzugs. Alles dieß wird nach der Rückkehr der Partei den Medicinleuten gemeldet und von ihnen auf eine Weiſe angemerkt, daß es bis zum Tod der geſtändigen Sünder unvergeßlich bleibt. Jeder neue Krieger wird bei der erſten Weihe unter den ſchrecklichſten Eiden verpflichtet, das Kriegspfad-Geheimniß keiner Frau zu verrathen bei Strafe des augenblicklichen Todes. Er ſchwört bei ſeiner Büchſe, ſeiner Pfeife, ſeinem Meſſer, bei Erde und Sonne, welches unter den Indianern die höchſten Eide ſind und ſtets genau beobachtet werden."

Die Medicinleute kommen alſo in den Beſitz der Beichtgeheimniſſe und ſind aufs genaueſte von der ſchlüpfrigen Chronik des Stammes unterrichtet. Dieß geſchieht aber im Zuſammenhang mit einer andern großen religiöſen Feier des Stammes, die uns Beckwourth bei einer ſpätern Gelegenheit ſchildert. „Als die beiden Dörfer, erzählt er, ihre Handelsgeſchäfte beendigt hatten, begaben wir uns nach Dick-Horn zurück um eine neue Medicinhütte zu bauen, worin die Medicinleute, [1] Propheten und Traumſeher ihre Offenbarungen zu erwarten und ihre Berathungen abzuhalten pflegen. Dieſe Häuſer werden in jedem Jahr errichtet und zwar am Neumond im Mai. Der ganze Stamm verſammelt ſich dazu und die Feierlichkeit dauert ſieben Tage. Bevor die Pfähle aufgerichtet werden, ziehen ſich die Medicinleute von der Menge zurück und wählen einen Krieger, den ſie würdig halten, das Amt eines Medicinhäuptlings zu führen. Der Erwählte muß ihnen dienſtbar ſeyn und darf unter keinem Vorwande ablehnen. Er wird dann an das eine Ende eines der Pfähle gebunden, eine Bootmannspfeife zwiſchen ſeine Lippen geſteckt und ihm in jede Hand ein Adlerflügel gegeben. So ausgerüſtet wird er auf eine Höhe von 40 Fuß gehoben, bis der Pfahl ſenkrecht in der Erde ſteht und befeſtigt worden iſt. Das Aufrichten des erſten Pfahls gilt ſo viel als wie die Legung des Grundſteins. Die andern Pfähle werden dann raſch aufgerichtet, bis der gehörige Raum eingeſchloſſen iſt. Sie erhalten hierauf eine Wand von friſchen Büffelhäuten, die bis auf ſechs Fuß zur Erde herabreichen, während man die Einfriedigung nach oben offen läßt. Durchſchnittlich ſind 120 Häute erforderlich, und man erhält dann einen Raum, der 7—800 Perſonen faſſen kann. Dießmal wurde ich erwählt, und als man mich auf die beſchriebene Art an dem Pfoſten aufhob, erklärten die Vorſtände daß ich meine Erhöhung allein durch Kraft meiner Flügel bewirkt habe, womit ſie verſtanden wiſſen wollten daß meine Medicin ſehr kräftig ſey.

„Sobald das Haus vollendet iſt, laſſen die Medicinleute und die andern Feſtordner die ausgezeichnetſten Krieger in das Gebäude treten, um ihre Thaten noch einmal zu berichten und ihre Kuß aufzuzählen. Jeder Tapfre gibt über ſeine Leiſtungen etwa ſo Rechenſchaft: „Ich tödtete einen oder mehrere Cheyennen an dieſem Tage, an dieſem Orte und erwarb dieſe und dieſe Beute. Ihr wißt es, Krähen!" Der Medicin-Häuptling öffnet dann ſeine Vormerkungen, erklärt des Kriegers Ausſagen richtig und beſtätigt ſie durch ſeine

[1] Der indianiſche Begriff, den die amerikaniſchen Schriftſteller durch Medicine auszudrücken ſuchen, iſt ein ſehr vielfältiger. Urſprünglich heißt wohl nur ſo der oder die Talismane welche der Krieger im Medicinbeutel mit ſich trägt. Dann kommen aber Ausdrücke vor wie his medicine was strong, his medicine told him etc. So iſt denn dieſer Begriff das Aequivalent für Glück, Genius, Schickſal. Das Unglück im Kriege wird der „Schwäche der Medicin," das Glück ihrer Stärke zugeſchrieben. Lehnt ein Anführer ab in den Krieg zu ziehen, ſo ſagt er, ſeine Medicin ſey ſchlecht geworden.

Digitized by Google

Leben, wobei sehr selten Zwiespalt zwischen den Angaben und den Vermerkungen eintritt. Scheingefechte werden dann aufgeführt zur Illustration der Art, wie die Trophäen erbeutet wurden. Ist dieser Act vorüber, so wird das Haus von den Medicinleuten, Weissagern und Traumsehern für die Ceremonie der Weihung einer sittsamen Frau vorbereitet. Die Männer welche das Conclave bilden, enthalten sich sieben Tage vor der Ceremonie jeder Nahrung und jedes Trankes, wenn nicht die Erschöpfung bis zu Ohnmachten sich steigert, in welchem Falle dem Leidenden eine leichte Speise gereicht wird. Dann werden die Krieger mit dem Gesicht einwärts in eine Gasse ein paar Schritte von einander aufgestellt, und der weibliche Candidat für den „heiligen Orden" erscheint an dem Thor des Heiligthums. Sie redet die Männer an bevor sie in die Gasse tritt, und geht dann durch die Reihe der düstern Krieger durch. Nun beginnt das gefährliche Gottesgericht. Hat sie sich jemals vergangen, so wird der Berufung auf ihre Unschuld von einem Dutzend Stimmen widersprochen und tausend Kugeln durchbohren ihren Leib, der augenblicklich zu kleinen Stücken zusammen gehackt wird.

„Dieß ist der Sinn des furchtbaren Kriegspfad-Geheimnisses. Man wird sich erinnern daß meine kleine Frau schon als Kind gelobt hatte in das Medicinhaus einzugehen. Bei dieser Gelegenheit wurde ihre Bewerbung zugelassen. Sie kam zu mir in feierlichem Anzug; sie trug ihre beste Habe, und ich bemalte sie nach dem Brauche. Die Krieger stehen jetzt in Reihe und Glied, und die Gewehre ist in Bereitschaft. Der Herold verkündigt daß Nem-ne-tschee (die Eins welche drei schlägt) das Weib des Oberhäuptlings Medicin-Kalb sich zur Wahl angeboten habe. Spannung herrscht in der Versammlung als ihr Name genannt und im Echo von den Kriegern wiederholt wird. Sie trat an das Thor des Gebäudes und begegnete ruhig den tausend auf sie gerichteten Blicken während einer athemlosen Stille.

Nun begann sie ihre Anrede: „Darf man sagen daß es unter den Krähen keine keuschen Frauen gebe? Wäre es wahr daß unsere Medicinleute keine Medicin bereiten, unsere Propheten nicht prophezeien, unsere Träumer nicht mehr träumen könnten, weil so wenige von euch tugendsam sind? O ihr Frauen! Welche Schande, so treulos zu seyn! Der große Geist zürnt euch, und hat Schmach gebracht auf unsere Krieger wegen eures üblen Wandels u. s. w." Sie wendet sich dann an die Krieger, und verkündet ihren Entschluß, Sand, Holz und Hornspäne in das Haus zu tragen. Schließlich fordert sie jeden auf gegen ihre Unschuld zu zeugen. „Auch ich bin bereit in das Land der Geister zu ziehen, denn dort wohnt einer der da weiß daß ich nicht schuldig bin der Thaten, welche die Frauen unseres Landes entwürdigen!"

„Sie gieng, fährt Beckwourth fort, sichern Schrittes durch die Gasse der Krieger nach dem Sandhaufen. Ein wenig davon nahm sie in ihren Napf und kehrte damit zu dem Heiligthum zurück, später vollzog sie noch zwei Gänge für das Holz und die Hornspäne. Als sie das drittemal wiederkehrte, erhielt sie den Zuruf der versammelten Menge. Die Priester kamen ihr entgegen, strichen mit der Hand ihr über Haupt, Schultern und Hände, erhoben sie bis zum Himmel und verkündigten daß eine tugendsame Frau in dem Krähenstamm sey. Sie erhielt dann von dem Medicinoberhäuptling mein Medicinschild, um es aufzubewahren und für mich zu tragen, welches ihr fortan niemand, außer mir, abnehmen durfte."

Wird der Candidat bei dem gefährlichen Gang getödtet, so darf nichts weiter in dem Medicinhaus vorgenommen werden. Man reißt es sogleich ein, und der Stamm wählt einen andern Platz, wo ein neues Heiligthum unter den nämlichen Ceremonien erbaut wird. Da Beckwourth schon eben als Häuptling genannt wurde, so müssen wir nachträglich bemerken wie er zu dieser Würde gelangte. Erster „Kanzler" oder Rath der Krähen wurde er nach der feierlichen Abdankung seines Vorgängers wegen Altersschwäche, und erhielt zugleich Aussicht Häuptling beim Ableben des A-ra pu-asch zu werden, eines Kriegers, den der Verfasser etwas wie die Rolle eines rothen Don Quixotte spielen läßt, insofern er immer auf eine höchst theatralische Weise den Tod im Gefecht suchte und seine Leute in die tollsten Gefahren führte. Seinen Wunsch erreichte er auch bald darauf, und tödtlich verwundet empfahl er mit einer Art von Römersinn den „blutigen Arm" (Beckwourth) als seinen würdigen Nachfolger, obgleich ihn dieser erst kurz zuvor gekränkt hatte, indem er mitten auf einem Kriegszug umgekehrt war, um nicht in die kopflosen Anschläge des Häuptlings verwickelt zu werden. Uebrigens wurde Beckwourth nicht unmittelbar Häuptling, sondern die Nation erwählte ihn dazu, so daß also bei dieser Würde kein regelmäßiges Aufrücken stattzufinden scheint. Die Gelegenheit wurde benützt ihm einen neuen Namen, „Medicin-Kalb," zu bescheren, dessen Sinn wir nicht zu errathen vermögen. Wir müssen hier bemerken daß der Name Krähenindianer nur den Europäern gebräuchlich, und entweder wie so viele andere Stammesbezeichnungen (Flachköpfe, Schwarzfüße, Dickbäuche, Schlangen) von den Pelzhändlern erfunden worden ist oder auf einem Mißverständniß indianischer Ausdrücke beruht, denn die Krähen selbst nennen sich Ay-sah-ro-ki, das „Volk des Lerchenfalken." Beckwourth stand fortwährend in Geschäften mit den Comptoiren der Pelzhandelsgesellschaft, von der er einen Jahresgehalt von 3000 Dollars bezog, mit der einzigen Aufgabe, so viel wie möglich die Krähen vom Kriegspfad ab- und zur Jagd anzuhalten, denn so lange die Fehden dauern, haben die Biber und Büffel Frieden und die Handelsgesellschaften machen schlechte Geschäfte. Beim Beginn seiner Laufbahn als Häuptling hatten die Krähen viel Jammer zu überstehen. Fast immer waren sie unglücklich auf ihren Streifzügen, und die Trauer um verlorne Krieger hörte nicht auf. Erst später neigte sich das Glück wieder auf ihre Seite; aber Beckwourth war das Einerlei dieses Blutvergießens und Roßstehlens endlich satt, und verkündigte der Nation, er müsse in Geschäften zu seinen Erziehern in das Land der Weißen sich begeben, er werde aber zurückkehren „ehe die Kirschen wieder roth würden." Aber schon im folgenden März kam ein Eilbote von Fort Laß, wo die Pelzhandelgesellschaft ihre befestigten Magazine besaß, und bat ihn gegen eine hohe Summe schleunigst zurückzukehren.

In St. Louis nämlich, wo Beckwourth seine Geschwister heimgesucht hatte, war ihm von Widersachern im Büffetzimmer des Theaters ein Hinterhalt gelegt worden, und es hatte eine jener Scenen mit Messern gegeben, wie sie in der großen Demokratie von jeher sehr geläufig waren. In Folge dessen hatte sich durch weiße Hausirer das falsche Gerücht bis zu den Krähen verbreitet, die Weißen hätten das Medicinkalb ermordet. Die Krähen be-

Digitized by

ſchloſſen exemplariſche Rache zu nehmen und umſtellten das Fort Caß, indem ſie ſchworen daß keiner der Bewohner lebendig heimkehren werde. Die Leute des Comptoirs geriethen dadurch in keine geringe Gefahr; wenn auch ein Sturm auf das Blockhaus den Krähen viel Blut gekoſtet haben würde, ſo war man doch nicht auf eine längere Belagerung vorbereitet. Zuletzt gelang es aber doch mit den Krähen eine Abkunft zu treffen. Man verſicherte ihnen das Gerücht ſey falſch, ihr Häuptling könne jeden Augenblick zurückkehren, noch ſey es Winter und weit entfernt daß die Kirſchen roth würden. Sie möchten nur verſtatten daß ein Bote ſich nach St. Louis begebe, um den Häuptling heimzuholen. Dieß wurde endlich zugeſtanden, und Beckwourth ſaumte keinen Augenblick die Leute im Fort Caß von ihren Belagerern zu befreien, die bereits monatelang dicht vor der Befeſtigung lagen, feſt entſchloſſen ſämmtliche Europäer, gegen die ſie bisher ſo freundlich geſinnt waren, umzubringen. Beckwourth machte den Krähen bittre Vorwürfe daß ſie falſchen Gerüchten getraut, daß ſie das Rothwerden der Kirſchen nicht abgewartet und den Europäern nach dem Leben getrachtet hätten, die ihnen doch nur wohlthätig geweſen waren. Um den Zorn des Häuptlings zu beſänftigen, trat Fichtennadel vor. Sie gedachte feierlich ihres ehemaligen Gelübdes der Jungfräulichkeit, erinnerte die Nation daß ſie ihre Aufgabe längſt gelöſt und mehr als hundert Feinde erſchlagen habe, nahm dann von den Cameraden des Kriegspfades Abſchied, und erklärte rund heraus ſie wolle Medicin-Kalbs Frau — Nummer Sechs wenn wir richtig zählen — werden, um den Zorn des Häuptlings zu beſänftigen. Dieß geſchah denn auch noch am nämlichen Tage, und Beckwourth verſichert uns, „für ein indianiſches Mädchen beſaß ſie ſo viel gewinnende Anmuth und weibliche Reize, daß ſie unſerm Ideal vom Weibe weit näher kam als ihre Herkunft von Wilden es glaublich ſcheinen läßt.“ Mit dieſem Ideal lebte Beckwourth ein paar Monate, und er gibt uns die Beruhigung, daß es ſeine letzte Ehe unter den Krähen geweſen ſey, was auch viel Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, inſofern er wenige Monate nachher dieſen Stamm verließ, unter dem Vorwand er habe weil er ſo eilig zurückkehren mußte, ſeine Geſchäfte in St. Louis nicht beendigen können. Später erfuhren die Krähen dann und wann von ihm, daß er ſich als Handelsagent bei feindlichen Stämmen, Schwarzfüßen und Cherennen gezeigt habe. Sie tröſteten ſich dann mit den Worten: „Medicin-Kalb iſt ein großer Häuptling, er ſchleicht in Feindesland umher um alle Pfade und Schupfwinkel auszukundſchaften und die Krähen nach ſeiner Rückkehr deſto ſicherer zur Ueberraſchung ihrer Feinde führen zu können“

Ein Blick in die Journale auf den Sandwich-Inſeln.

Vor vierzig Jahren kamen, als Pioniere der Civiliſation mit ihren Licht- und Schattenſeiten, die erſten Miſſionäre nach den Sandwich-Inſeln. Es gelang ihnen das Herz des Königs zu gewinnen, ſo daß dieſer ſich taufen ließ und das Chriſtenthum als Staatsreligion proclamirte. Seitdem gieng es raſch vorwärts. Es wurde Kirche auf Kirche gebaut, eine Miſſionsſchule entſtand nach der andern, daneben entwickelte ſich aber auch immer mehr ein blühender Handel. Im Jahr 1822 wurden ſchon Bücher chriſtlichen Inhalts in der Landesſprache gedruckt, die hawaiiſchen Inſeln von den Großmächten als ſelbſtſtändiges Königreich anerkannt, und durch England, Frankreich, Nordamerika, Rußland und Spanien mit reſidirenden Conſuln beglückt. Die Staatsverfaſſung iſt der engliſchen nachgebildet. Die Macht des Königs iſt auf jede Weiſe beſchränkt, und er ſpielt keine viel wichtigere Rolle als Ihre brittiſche Majeſtät. Die Miniſter regieren das Land in ſeinem Namen. Die Geſetze werden durch ein vom Volk gewähltes Repräſentantenhaus und eine Adelskammer erlaſſen.

Die römiſch-katholiſche und die proteſtantiſche Geiſtlichkeit haben einander hier wie anderswo wiederholt in den Haaren gelegen und oft beträchtliche Confuſion im Staat angerichtet. Auch trug die Rivalität der amerikaniſchen, engliſchen und franzöſiſchen Conſuln und Anſiedler eben keine Heſperidenfrüchte für die glücklichen Inſeln, deren Bewohner, bevor man ſie getauft und civiliſirt, immer in Ruhe und Frieden gelebt hatten. Dieß aber konnte der faſt beiſpielloſen Proſperität des Miniatur-Königreichs keinen Eintrag thun, und daſſelbe wird im ganzen bis auf den heutigen Tag gar nicht übel regiert.

Hr. Jarvis, welcher ein Werk über dieſe Inſeln geſchrieben, erklärt daß dieſelben fähig ſind die dichteſte Bevölkerung zu ernähren. Der Boden liefert alles was zum Leben erforderlich iſt, nur keine Metalle. Sie liegen ungefähr in der Mitte zwiſchen den beiden großen Continenten, faſt gleichweit von Centralamerika, Mexico und der amerikaniſchen Nordweſtküſte auf der einen, von den ruſſiſch-aſiatiſchen Beſitzungen, China, Japan und den Philippinen auf der andern Seite entfernt. Wenn eine civiliſirte, unternehmende Bevölkerung die Reſſourcen des Archipels entwickelt hat, wird er dieſen Ländern verhältnißmäßig eben ſo wichtig ſeyn wie die weſtindiſchen Inſeln es Nord- und Südamerika ſind.

Aber Hr. Jarvis dürfte in dieſen Worten die Wichtigkeit, welche die hawaiiſche Gruppe mit der Zeit erlangen wird, viel zu gering angeſchlagen haben, denn ſchon die nächſte Generation wird ſie als einen der bedeutendſten Handelspunkte der Welt erkennen. Zur Zeit in welcher Jarvis ſein Werk verfaßte, war Auſtralien mit Rückſicht auf dieſe Inſeln noch verhältnißmäßig unbedeutend; jetzt hat es ſich anders geſtaltet!

Den beſten Spiegel eines Landes bieten immer die Zeitungen desſelben. Auch auf den Sandwichinſeln hat die Tagespreſſe ſchon ſeit vielen Jahren ihr Geburtsfeſt gefeiert. In Honolulu erſcheinen drei Wochenblätter. Der „Polyneſian“ iſt das halboffizielle Organ der Regierung. Eine wichtigere Zeitung ſcheint trotz alledem die „New Era and Argus“ zu ſeyn.

Durchfliegen wir die Nummer derſelben, welche vom 8 Junius 1854 datirt iſt. Die New Era iſt ein vierſeitiges Blatt von recht

Digitized by Google

anſtändigem Format, koſtet einen Schilling amerikaniſch (18¾ kr.) per Exemplar und 6 Dollars Pränumerando jährlich — ein Preis der ſich nur durch unmäßig hohe Koſten oder eine ſehr geringe Vertheilung erklären läßt; vielleicht walten beide Gründe ob. Auf den erſten Blick erinnert New Era an ein gewöhnliches amerikaniſches Localblatt, iſt übrigens gut gedruckt und ziemlich manierlich ausgeſtattet. Werfen wir einen Blick über die Spalten, ſo ſchwinden wir durch einen Zauberſchlag alle Illuſionen, welche ſich allenfalls noch an die Sandwich-Inſeln als eine Art Otahaiti knüpfen möchten. Man glaubt eine New-Yorker Zeitung in der Hand zu haben, ſo ſehr ſchmeckt alles nach dem proſaiſchen Geſchäftsleben der Yankees. Jede Anzeige, jede Notiz bezieht ſich auf Dollars und Cents. Die Nummer enthält nicht weniger als 175 Anzeigen, welche von den zwanzig Spalten der Zeitung dreizehn einnehmen. Alle Handels- und Geſchäftszweige empfehlen ſich hier der Beachtung des Publicums. Ein Dutzend Hotels und noch einige darüber ſtrecken ihre ſehnenden Arme nach Gäſten aus, verſprechen allen möglichen Comfort und Luxus, ſchweigen aber wohlweislich vom Preiſe derſelben. Tuchhändler, Grocer, Kaufleute jeder Gattung, Fleiſcher, Bäcker, Conditoren, Brauer, Schneider, Hut- und Uhrmacher, Kleiderhändler, Sattler, Schmiede, Juweliere, Parfümeurs, Auctionäre, Makler, Commiſſions- und Schiffsagenten, Mauter, Advocaten, Aerzte, Chirurgen, Apotheker ꝛc. ſtehen in bunter Reihe neben und durcheinander, alle preiſen ihre Leiſtungen im rauſen Engliſch und im orthodoxeſten Annoncenſtyl an. Selbſt die meiſten Straßen haben engliſche Namen, und nur hier und dort werden wir durch eine Nuuanu-, Knahumanu-, Nanu-, Makea-, Alakea-Straße daran erinnert wo wir uns befinden.

Einen ſehr bedeutungsvollen Fingerzeig bietet der Umſtand, daß ſich nicht unter einer einzigen Anzeige ein hawaiiſcher Name befindet. Vier Fünftheile ſind von Engländern oder Amerikanern, die übrigen von Deutſchen und Franzoſen unterzeichnet. Gegenſtände aller Art, zuweilen ſogar ganze Schiffsladungen, werden zum Verkauf ausgeboten. Nutz- und Luxusgegenſtände aus allen Theilen der Welt, alles was den Gaumen des Epikuräers kitzelt, womit der Stutzer ſich gern behängt, iſt in Honolulu eben ſo gut zu haben wie in New-York.

Was aber die Litteratur betrifft, ſo ſcheint es um dieſelbe kümmerlich beſtellt zu ſeyn. Kein einziger Buchhändler gibt ein Lebenszeichen von ſich. Nur die „Honolulu Circulating Library-Aſſociation“ macht bekannt, daß ſie Donationen, ſey es an Büchern oder an Geld, mit Dank entgegennehmen werde. Nur eine Annonce iſt zugleich auf engliſch und hawaiiſch abgefaßt, nämlich die Ankündigung auf Befehl des Königs, daß Se. Majeſtät allergnädigſt geruht haben, William Webſter Esq. zum Aſſiſtenz-Agenten für den Verkauf und die Verpachtung der königlichen Ländereien und die Encaiſſirung der fälligen Gelder zu ernennen.

Auch verſchiedene Freimaurer und andere Logen kündigen zum Theil in ziemlich myſtiſchen Ausdrücken und unter geheimnißvollen Zeichen ihre Verſammlungen an. Viele Anzeigen ſind hauptſächlich auf die Schiffscapitäne berechnet, welche im Hafen ankommen oder denſelben zu verlaſſen im Begriff ſind. In der That verſieht Honolulu jährlich viele hundert Schiffe nicht nur mit allem was zu ihrer Ausrüſtung erforderlich iſt, ſondern es bildet zugleich gewiſſermaßen ein Generalvepot, von welchem ganze Cargos der verſchiedenſten Güter von den Fahrzeugen der Länder welche das ſtille Meer beſpült, abgeholt werden.

Von den ſieben übrigen Spalten der Zeitung werden beinahe vier von Berichten über die Parlamentsverhandlungen in Beſchlag genommen. Die Nachrichten vom Auslande ſind auf eine Spalte beſchränkt.

Die Verhandlungen der Legislatur ſind eigenthümlich und intereſſant genug. Gleichwie in England, ruht die eigentliche Laſt der Staatsgeſchäfte auf dem Unter-, oder, wie man es hier nennt, Repräſentantenhaus. Die Geſchäftsordnung ſcheint der in England und Amerika üblichen nachgebildet. Es waren viele Petitionen von localem Charakter eingereicht worden. Eine derſelben zeigt daß das Hundegeſchlecht ſich in Honolulu wie anderswo zur Landplage gemacht hat, indem die Legislatur angegangen wird die Hundeſteuer auf 6 Dollars per Kopf zu erhöhen. Man lieſt hier Discuſſionen u. ſ. w. über Landlord and Tenant Bill (Haus und Landpacht-Geſetz), über die Bill zu Amendirung der Schmuggelgeſetze, über die Miliz-Bill, kurz, ein Engländer oder Amerikaner muß ſich, wenn er die New Era durchblättert, ganz heimiſch fühlen.

Fanden wir unter den Anzeigen die Eingebornen nicht vertreten, ſo ſcheinen ſie dagegen im Parlament eine nicht unbedeutende Rolle zu ſpielen. Hr. Kaumana, ſagt der Reporter (Berichterſtatter), hielt eine glänzende Rede über die Honolulu-Hafen-Bill; die Hrn. Kalama und Maika redeten derſelben warm das Wort, Hr. Kamaipelekane dagegen opponirte ſehr heftig.

Ungefähr die Hälfte der Repräſentanten ſcheinen Engländer, oder wohl vielmehr Amerikaner, die übrigen Eingeborne zu ſeyn. Komiſch klingt folgende Notiz: Hr. Mehakualua las zum erſtenmal ſeine Bill, wonach alle illegitimen Perſonen zu Soldaten gemacht werden ſollen. Auf den Tiſch gelegt. — Hr. Uma verlas zum erſtenmal eine Bill, welche dem König verbieten ſoll Ländereien an Fremde zu verkaufen. Es gibt demnach auch auf den Sandwich-Inſeln Know-Nothings.

Eine merkwürdige Defraudation kam bei der Debatte über einen Vorſchlag, den Zoll auf Spiritus, welcher zu mediciniſchen und Fabricationszwecken eingeführt werde, herabzuſetzen, zur Sprache. Hr. Bowlin behauptete, indem er der Bill das Wort redete, es ſey gegenwärtig in Honolulu ein trefflicher Brandy unter dem anſpruchsloſen Namen „Heard's Sarſaparilla“ vorhanden, welcher als Sarſaparilla eingeführt, als Brandy gebucht, dann mit Erlaubniß eines Miniſters zu mediciniſchem Gebrauch vom Cuſtomhaus (Zollhaus) bezogen, mit einer gelinden Tinctur von Gewürznelken geſchwängert und als Heards Sarſaparilla verkauft werde.“ Mit einem Worte: man verſteuerte den Brandy um den Zoll zu umgehen unter einem falſchen Namen.

Die Verhandlungen des Oberhauſes werden unter der Rubrik „House of Nobles“ mitgetheilt. Beide Häuſer ſcheinen höchſt reſpectable Verſammlungen zu ſeyn, in denen keine Prügeleien vorfallen, und welche ſich ihrer Geſchäfte mit Takt, Fleiß und Talent entledigen. Einige Reden, ſowohl von eingebornen wie von adoptirten Repräſentanten, würden ſelbſt im engliſchen Parlament Aufſehen erregt haben.

Im editoriellen Theil der New-Era lenkt der Redacteur die

Aufmerkſamkeit der Legislatur auf die Erweiterung und Vertiefung des Hafen von Honolulu, und da keine Maſchine aus England oder Amerika dazu ſobald zu erwarten iſt, ſo bietet er 200 Dollars demjenigen an, welcher binnen Monatsfriſt von heute an der Regierung den billigſten und ausführbarſten Plan, den Sand und Schlamm aus dem Hafen zu entfernen, zur Approbation vorlegen werde.

Hierauf folgen verſchiedene andere Notizen von localem Intereſſe. Eine enthält die Bemerkung daß dem Editor ein Sack mit Mehl, welches auf der Dampf-Mahlmühle von Honolulu gemahlen worden, als Geſchenk zugeſandt worden ſey. Aus einer andern Notiz geht hervor daß die Leſer der New-Era ſich lebhaft für das körperliche Wohlbehagen des würdigen Editors intereſſiren. Sie lautet: „diejenige Perſon, ob Lady oder Gentleman, welche geſtern während unſerer Abweſenheit unſer Sanctum mit einem bequemen Redactions-Stuhl bereicherte, nehme dafür unſere dankbare Anerkennung entgegen."

Noch bemerkenswerther als das was die Zeitung enthält, iſt das was nicht in ihr zu finden iſt. Sie enthält keine einzige Notiz über Verbrechen, Proceſſe oder Unglücksfälle. Auch werden keine Geburten, keine Todesfälle, keine Heirathen angezeigt; auch weder Poeſie noch die ſchöne Literatur iſt vertreten.

Es möchte etwas gewagt ſeyn, hieraus zu ſchließen daß man in Honolulu nicht geboren wird, nicht heirathet, nicht den Hals bricht, nicht ſtirbt, und keine Proceſſe führt. Vielleicht iſt dergleichen dort zu alltäglich, um erwähnt zu werden.

Die Nachrichten vom Auslande beſchränken ſich auf eine kurze Ankündigung des großen europäiſchen Krieges. Die guten Leute ſcheinen ſich dort nur für das zu intereſſiren was einen unmittelbaren Einfluß auf ihren Geldbeutel hat. Trotz alldem aber iſt die New-Era eine überaus intereſſante journaliſtiſche Curioſität, und man gewinnt aus ihr einen richtigeren Einblick in die Zuſtände der hawaiiſchen Inſeln und in ihre Zukunft, als hundert Reiſebücher ihr geben könnten.

Ein Officier auf dem „Preſident," Flaggenſchiff des engliſchen Geſchwaders, welches kurz darauf beim Archipel ankam, ſchreibt von dort: „Honolulu iſt eine wohlgebaute Stadt von etwa 15,000 Einwohnern, in welcher alles das Gepräge des Aufſchwungs und der fortſchreitenden Civiliſation trägt. Der König Kamehameha (ſeitdem bekanntlich geſtorben) hält ganz auf dieſelbe Weiſe Hof wie Ihre brittiſche Majeſtät. Er hat ſeine Pallaſtwache, ſeine Departementsminiſter — meiſtens Eingewanderte — und alle Attribute des Königthums. Ihre Majeſtät die Königin iſt mit einer Tochter geſegnet, welche nach der unſrigen den Namen Prinzeſſin Victoria führt, und außerdem gibt es noch verſchiedene Prinzen von königlichem Geblüte. Die eingebornen Häuptlinge ſind eingefleiſchte Ariſtokraten und rühmen ſich ihrer Ahnen mit der Aufgeblaſenheit des vollblütigſten Lord. Uebrigens ſind die hieſigen Adeligen hübſche, wohlgewachſene Leute, und man ſieht ſogleich daß ſie mit dem übrigen Volke nicht deſſelben Stammes ſind.

„Nirgends traf ich im ſtillen Ocean einen günſtigeren Platz zur Verproviantirung von Schiffen. Natürlich ſteigerte die Ankunft unſeres Geſchwaders (drei engliſche und vier franzöſiſche Schiffe) die Preiſe mehr als um das Doppelte. Aber alles iſt hier zu haben, Waſſer im Ueberfluß, Kohlen, ſchöneres Rindvieh als in England, Schafe und Schweine, Geflügel, Vegetabilien — alles iſt vollauf vorhanden, und was nicht gerade die Inſeln ſelbſt hervorbringen, kann in kurzer Friſt von San Francisco bezogen werden. Es iſt jammerſchade daß unſere Regierung ſich hier nicht feſtgeſetzt hat. Ein brillanteres Depot für Kriegs- und Handelsſchiffe iſt nicht denkbar."

„Wenn die Häfen dieſer Gruppe — ſagt ein anderer — dem neutralen Handel geſchloſſen wären, ſo müßte man mehrere tauſend Meilen ſegeln, bevor man einen Platz träfe welcher die zur Ausbeſſerung und Verproviantirung eines Schiffes nöthigen Eigenſchaften beſäße. Schon dieſe Thatſache zeigt ihre ungeheure Bedeutung vom nautiſchen Geſichtspunkt aus. Sollte eine der großen Nationen ſich ihrer bemächtigen, ſo beſäße ſie damit den Schlüſſel zum nördlichen Theile des ſtillen Meeres, denn kein Handel kann ringsum blühen oder auch nur exiſtiren, wenn eine feindliche Macht, die eine ſtarke, thätige Marine beſitzt, ihre Kreuzer ausſendet um denſelben aufzulauern.

Wohl uns, daß jetzt nicht Rußland Eigenthümer der Sandwich-Inſeln iſt!"

Im vorigen Jahr legten im Hafen von Honolulu an: amerikaniſche Schiffe 637, engliſche 32, franzöſiſche 24.

Im Jahr 1853 wurden Güter eingeführt: amerikaniſche für eine Million, engliſche für 20,000, franzöſiſche für 30,000 Dollars. Ob die Inſeln ferner noch einen eigenen Staat bilden, oder ſich einer andern, mächtigern Nation anſchließen wollen, ſo viel iſt gewiß daß ihrer eine große, glänzende Zukunft harrt.

Ihr Handel und die Zahl der Einwanderer, welche, namentlich aus den Vereinigten Staaten, dorthin ſtrömen, muß in ungeheuern Proportionen zunehmen, und ihrem commerciellen wie politiſchen Wachsthum iſt gar kein Ende abzuſehen. Die hawaiiſchen Inſeln bilden gegenwärtig unbeſtreitbar den intereſſanteſten kleinen Staat der Erde.

Digitized by Google

Die Natur auf den Falklands-Inſeln.

(Von Wilibald Lechler.) [1]

Die Falklands-Inſeln wurden am 14 Auguſt 1592 von John Davis, welcher Cavendiſh auf ſeiner zweiten Reiſe begleitete, aber mit ſeinem Schiff, getrennt von ihm, an der Südſpitze von Südamerika umherſegelte, um den Eingang in die Magelhaensſtraße zu ſuchen, entdeckt. Er war durch ſchlechtes Wetter weit von der Küſte weggetrieben worden, und befand ſich unvermuthet zwiſchen dieſen Inſeln, die vorher noch niemand geſehen hatte. Sie liegen faſt in der gleichen Breite, wie der Eingang in die Magelhaensſtraße zwiſchen dem 51. und 53. Grad ſüdl. Br., dehnen ſich von Oſt nach Weſt vom 57—62. Grad weſtl. L. v. Greenw. aus, und bilden einen Archipel von etwa 200 Inſeln, wovon aber nur zwei eine bedeutendere Größe haben, Oſt- und Weſt-Falkland, durch einen Canal, den Falklands-Sund, getrennt. Sie bedecken einen Raum von ungefähr 120 geographiſchen Meilen Breite und 60 Meilen Länge, und ſind etwas mehr als halb ſo groß wie Irland.

Nachdem ſich Frankreich, Spanien und England um den Beſitz dieſer traurigen Inſeln geſtritten hatten, blieben ſie längere Zeit unbewohnt, bis die Regierung von Buenos-Ayres, deren Territorium ſie zunächſt gelegen ſind, ſie an eine Privatperſon verkaufte, aber noch nebenbei, wie das alte Spanien früher gethan hatte, als eine Verbrechercolonie gebrauchte. Wenige Jahre nachher beliebte es England eine Station zum Schutz von Schifffahrt und Handel daſelbſt zu errichten; es ſprach ſein Recht an dieſe Inſeln aus und nahm ſie in Beſitz. Der Engländer, in deſſen Händen die Flagge gelaſſen, wurde einige Zeit ſpäter ermordet; dann wurde ein engliſcher Officier geſchickt, aber ohne genügende Macht, und dieſer war längere Zeit umgeben von einer Bevölkerung, von der weit über die Hälfte geflüchtete Rebellen, Mörder und ſonſtige Uebelthäter, hauptſächlich aus den Laplata-Staaten waren. Ich ſelbſt traf noch zwei Landsleute dort, die ebenfalls aus den argentiniſchen Staaten hinüberbefördert worden waren, und mir ganz offen ihre wenig beneidenswerthe Lebensgeſchichte erzählten, ob ſie gleich ihre Mutterſprache faſt nicht mehr ſprechen konnten; der eine war mit einer Irländerin, der zweite mit einer Argentinerin verheirathet. Dem erwähnten Officier gelang es aber doch ſich zu halten, eine feſte bleibende Niederlaſſung auf Oſt-Falkland, mit nachheriger Unterſtützung der Regierung zu gründen.

Im Auguſt des Jahres 1850 hatte ich Gelegenheit dieſe Niederlaſſung, ſowie auch einen großen Theil von Oſt-Falkland kennen zu lernen; es hatte nämlich das Schiff, auf dem ich mich befand, um eine Reiſe nach der Weſtküſte Südamerika's zu machen, im Treibeis des Südmeers das Steuerruder verloren und ein ſehr bedeutendes Leck am Vordertheil bekommen. Sturm und ſchlechtes Wetter hatten uns viel zu weit nach Oſten getrieben, ſo daß wir am 1 Auguſt unter 56° 30′ ſüdl. Br. und 46° 30′ weſtl. L., alſo etwa 10 Längegrade öſtlich von Falkland, in ſolche Eismaſſen gerathen waren, daß wir oft kein Fahrwaſſer mehr ſehen konnten. Die dadurch verurſachten Beſchädigungen des Schiffs waren der Art daß ſie an Bord nicht ausgebeſſert werden konnten; wir hatten ein neues Steuerruder nöthig und 6 ſtarke 16′ lange Bohlen, die mittelſt Dampf zuerſt ſo erwärmt und erweicht werden mußten daß ſie am Vordertheil des Schiffes über das Leck her gebogen und übergenagelt werden konnten. Zu dieſen beiden Operationen mußte das Schiff bei hoher Fluth auf den Strand gelegt, und bei Ebbe die Arbeit vollbracht werden können. Dieſe Umſtände nöthigten uns, ſobald es uns gelungen war, aus den Eisbergen herauszukommen, die Falklands-Inſeln als den nächſt gelegenen Hafen aufzuſuchen; am 13 Auguſt gelangten wir in eisfreies Fahrwaſſer unter 55° 23′ ſüdl. Br. und 49° 3′ weſtl. L., und ſegelten nun, ſo gut es mit einem ſchlechten Nothſteuerruder gehen konnte, Weſtnordweſt.

Am 23 Auguſt, als ſich der naſſe Nebel, den wir den ganzen Morgen gehabt hatten, allmählich verlor und die Sonne durchbrach, ſah man in einer Entfernung von 4—5 Seemeilen zwei Punkte, die einige für Wolken, andere für Berge hielten. Da ſie immer wieder unverändert zum Vorſchein kamen, und wir ſie endlich von umhergelagerten Wolken unterſcheiden konnten, überzeugten wir uns daß es Berge der längſt mit Sehnſucht erwarteten Falklands-Inſeln waren. Gegen Abend ſahen wir die ganze Oſtküſte der Inſel in prachtvoller Abendbeleuchtung, und konnten die Schneemaſſen auf einzelnen Bergen deutlich unterſcheiden; allein die Küſte iſt hier ſo auffallend zerriſſen, und durch eine Menge Buchten und Canäle getrennt, daß es uns ſchwer wurde die richtige Einfahrt nach dem Hafen zu finden, in dem der Sitz des Gouvernements iſt, und wo wir alles nöthige zu finden hoffen konnten, nämlich Holz, Werkſtätten und Arbeiter.

Am Morgen des 24 Auguſt lagen wir ſüdöſtlich von der Küſte; die letzte Nacht, ſowie der Morgen waren ſehr ſchön und hell, aber den größten Theil des Vormittags hatten wir Windſtille, und um Mittag kam uns der Wind vom Lande her gerade entgegen; wir kreuzten den ganzen Tag vollends, ohne in die Einfahrt des Hafens gelangen zu können, und gegen Abend zwang uns der Nebel wieder von der Küſte abzuhalten, wodurch wir das Land wieder aus den Augen verloren.

Am 25 Auguſt gelang es uns in eine Bucht hineinzufahren, die uns die Einfahrt nach Port-William zu ſeyn ſchien; ſie war etwa eine Meile breit; wie weit ſie ſich landeinwärts erſtreckte, konnten wir nicht ſehen, weil die Atmoſphäre, dick und neblicht, keine freie Ausſicht geſtattete. Die Bergrücken auf beiden Seiten der Bucht waren aus zerriſſenen, zackigen Felſen gebildet, etwa 5—600 Fuß hoch und mit einer dunkelgrünen Vegetation ſpärlich bewachſen. Etwa 4—5 Meilen innerhalb der Bucht entdeckten wir am öſtlichen Ufer eine an einen Pfahl befeſtigte Tafel; der Anker raſſelte hinab, und ein Steuermann wurde ans Land geſetzt, um zu ſehen was hier geſchrieben ſtehe; er war bald wieder zurück, und brachte die Nachricht daß auf der Tafel in engliſcher Sprache ſtehe, dieſe Bucht führe zum Hafen Port-Louis, früherem Sitz des Gouvernements; dieſes ſey ſeit 1844 von hier verlegt worden und befinde ſich in dem Hafen von Port-William, 4 engl. Meilen ſüdlich von dieſer Bucht. Wir hatten guten Ankergrund getroffen und 10 Faden Tiefe; der Anker war alſo bald wieder oben,

[1] Der Verfaſſer iſt den Leſern dieſer Blätter durch ſeinen Aufenthalt unter den Araucanern bekannt. Ausl. 1856, S. 331 ff. Leider hören wir daß dieſer kühne und vielgewanderte Naturforſcher kurz nach ſeiner Rückkehr in Südamerika am 5 Auguſt 1856 am gelben Fieber geſtorben iſt. Die vorliegende Arbeit ward bereits auf den frühern Reiſen von Hrn. Lechler verfaßt. Die Red.

wir segelten aus dieser Bucht zurück und bemerkten erst jetzt große Heerden Hornvieh, die an den grasigen Hügeln weideten, was uns nebst der Tafel ein freundlicher Beweis war daß hier Menschen wohnen, und daß wir auch in kurzer Zeit frisches Fleisch zu essen bekommen werden, nach dem wir uns bei einer Schifffahrt von mehr als 100 Tagen sehr sehnten.

Die Bucht mit der Niederlassung war dicht neben der, in die wir vergeblich gefahren waren, wir versuchten daher noch am gleichen Abend hineinzukreuzen, es wollte aber mit dem herrschenden Winde nicht gelingen, und wir mußten den Plan wieder aufgeben, weil uns die Nacht auf den Hals kam. Während der Nacht wurden wir nach Norden getrieben, und befanden uns an dem feuchten, neblichten, naßkalten, höchst unfreundlichen Morgen des 26 August an einem ganz anderen Theil der Insel, den wir bisher noch nicht gesehen hatten, und wo wir uns lange nicht mehr zurecht finden konnten. Der Wind kam uns auch heute wieder gerade vom Lande entgegen; wir kreuzten bis gegen 4 Uhr Nachmittags, wo wir mit einem leichten Ostwind bis an die richtige Einfahrt in den Hafen von Port-William kamen, aber wegen der Nacht und des mit ihr sich einstellenden Nebels wieder die Einfahrt nicht wagen konnten. Die Nacht über wurden wir südöstlich von der Insel getrieben, und lagen am Morgen den 27 August an der gleichen Stelle, wie am 23sten, an dem wir Falkland zum erstenmal erblickt hatten!

Gegen 2 Uhr führte uns ein leichter Wind der Einfahrt von Port-William näher, hörte aber gegen 4 Uhr ganz auf, und noch einmal drohte uns das gleiche Schicksal, wie schon sei: drei Tagen. Dießmal aber wurden zwei Schaluppen, mit je vier Matrosen bemannt, vorgeschickt, um das Schiff vollends in den Hafen, an dessen Eingang wir uns ganz nahe befanden, hinein zu bugsiren, was auch gelang. Am Fockmast wurde nun die Nothflagge aufgehißt, und zwei Stunden nachher war das Lootsenboot von Stanley neben unserem Schiff! Der Lootse blieb an Bord, schickte sein Boot nach Stanley zurück, um dem Gouverneur seine Meldung zu machen, führte uns am folgenden Morgen vollends in den Hafen, wo wir um 11 Uhr, auf etwa eine Meile Entfernung vor der Niederlassung, ankamen. Näher zu kommen, erlaubte der immer heftiger werdende Wind nicht.

Port-William ist ein prachtvoller, gegen jeden Wind geschützter Hafen, der von einer von Ost nach West sich hinziehenden, 8 engl. Meilen langen und 3 Meilen breiten Bucht gebildet wird, und an zwei kleinen Inseln, die dicht an seinem Eingang liegen, erkannt wird; diese beiden Inseln sind vollständig mit 4—5 Fuß hohem Tussack-grass bewachsen, was von Ferne gesehen wie ein niederes Unterholz aussieht; dieses schöne und als Viehfutter vorzügliche Futtergras wächst wohl überall auf Falkland, besonders an den Küsten, wird aber durch das frei umherstreifende Vieh abgefressen, wogegen es auf diesen kleinen Inseln wo kein Vieh sich aufhält, üppiger als anderwärts wächst.

Auf der Südseite der Bucht, etwa 3 Meilen von der Einfahrt, ist eine sehr schmale, höchstens 500 Fuß weite Oeffnung; dieß ist der Eingang zu dem Hafen der Niederlassung, und erst wenn man ihn passirt hat, erblickt man die Häuser und Flaggenstöcke von Stanley. . . .

Die zweite Bucht bildet ein natürliches Becken, das mit dem Meer nur durch die kleine Einfahrt in Verbindung steht, und hatte durch alle mögliche Kunst nicht sicherer angelegt werden können; denn hier hat alle Dehnung die das Wasser in fast jedem Hafen noch hat, aufgehört. Durch die hier wohnenden heftigen Winde wird es freilich manchmal tüchtig aufgeregt; allein die mächtige Einwirkung des Oceans ist vollständig gebrochen.

Wir sahen also wieder einmal Häuser, rauchende Kamine, und Menschen, was uns nach den überstandenen Gefahren ungemein beruhigte. Neben uns lag im Hafen noch eine englische Brigg, die nach Californien bestimmt, und hier eingelaufen war um frisches Fleisch und Wasser einzunehmen.

Wenn man sich zum erstenmal einem fremden Welttheile nähert, so ist man ungemein begierig auf die ersten Gegenstände des Naturreichs, die sich darbieten werden; dieß waren zwar schon einige Tage früher die Ochsen gewesen, die wir mit lüsternen Blicken vom Schiffe aus verfolgt hatten; jetzt lagen wir aber sehr nahe am Lande, und ich hätte nun auch alsbald die Pflanzen vom Schiff aus erkennen mögen, und gab mir alle erdenkliche Mühe um dieß zu erreichen; es waren wohl kleine Büschel einer Pflanze, die sich 1—2 Fuß hoch über die übrige Vegetation erhoben, zu unterscheiden; allein es gelang mir nicht einmal zu erkennen in welche Familie sie gehören.

Stanley heißt die Niederlassung in Port-William, und besteht aus etwa 50 Häusern, die an zwei mit dem Strand parallel laufenden Straßen erbaut sind. Das Gouvernementshaus und das Lebensmittelmagazin sind aus Stein, die übrigen von Holz und in England gezimmert. Bei jedem Haus ist ein mit einem 8—10 Fuß hohen Wall aus Torf umgebener Garten; ohne diesen Schutz wäre es unmöglich irgendetwas eßbares zu cultiviren. Es sind übrigens nur wenige Gewächse, die sich hier pflanzen lassen. Kartoffeln gedeihen sehr schwierig, bleiben klein, etwa wie die Castanien und werden nur als große Seltenheit auf den Tischen einiger Beamten gesehen; einige Rüben, Kohl, Salat und Zwiebeln, ist so ziemlich alles was angepflanzt wird; alle übrigen Lebensbedürfnisse muß die englische Regierung hinschicken, ausgenommen Ochsenfleisch.

England hat diese Niederlassung nur zum Schutz von Handels und Schifffahrt hier errichtet. Die ganze Einwohnerzahl beschränkt sich auf etwa 150 Personen, meistens Angestellte der Regierung, Gouverneur, Proviantmeister, Zimmerleute, Schmiede, Maurer, einige Kaufleute, Wirthe und einige Privatpersonen, welche Viehzucht in großartigem Maßstab treiben; ferner 30 Mann Soldaten mit zwei Kanonen. Wenn die Soldaten nachdem sie fünf Jahre hier gedient haben, auf den Inseln bleiben wollen, so erhalten sie von der Regierung ein kleines niedliches Haus und Gärtchen als Eigenthum, wollen sie aber das nicht, so werden sie wieder nach England zurückgebracht. Die meisten Soldaten die ich daselbst traf, waren verheirathet, hatten die Feldzüge in China mitgemacht, und sich entschlossen nach ihrer Capitulation auf Falkland zu bleiben.

Das Land ist wellenförmig und bietet einen öden, traurigen Anblick dar; überall Torfboden von groben Grasarten bedeckt, die eine einförmige braune Farbe haben; dazwischen stehen Büsche von einer kleinen holzigen Aster-Art, Chiliotrichum amelloideum (Cass.) und Empetrum rubrum (L.). Beide Pflanzen sind höchstens 2 Fuß hoch, aber auf ganz Ost-Falkland sind sie die Riesen der Baumvegetation!

Hier und dort bricht ein Pic oder eine Hügelkette von grauem Quarzfelsen durch die glatte Oberfläche; die höchsten Kämme, zur Zeit als ich daselbst war, August und September, noch mit Schnee bedeckt, mögen 1000—1500 Fuß sich über das Niveau des atlantischen Oceans erheben. Am auffallendsten ist der eben erwähnte gänzliche Mangel an Bäumen, ja nicht einmal ein wahrer Strauch unterbricht das Einerlei dieser traurigen Oeden; der Reisende findet nicht den geringsten Schutz gegen die hier Sommers und Winters wehenden furchtbaren Winde, die nach der Erklärung des

Digitized by Google

Capitäns King, der mit Fitzroy im Jahr 1834 die Küsten von Patagonien, dem Feuerlande, der Magalhaensstraße und Chile auf Befehl der englischen Regierung aufnahm, schwerlich auf einem anderen Punkte der Welt in dieser Heftigkeit gefunden werden. Sie sind so heftig daß die Bewohner von Falkland ihre Schaluppen und kleineren Boote, die sie am Strande liegen haben, stets mit großen Steinen beschweren müssen, damit sie nicht davon fliegen.

Ohne Zweifel ist es der hier jahraus und jahrein wüthende Wind, der jede Baumvegetation verhindert, und jeden Versuch Waldbäume dort anzupflanzen, vereiteln würde, indem er die höheren Gewächse auf die Erde niederdrückt und sie zwingt auf ihr herzukriechen wie man es bei der Zwergvegetation der dortigen Gebirge Empetr. rubrum, Baccharis magellanica, Chiliotrichum u. s. f. ganz deutlich sehen kann. Alle die nicht im Schutz eines Felsens oder einer Schlucht wachsen, sind auf die Erde niedergedrückt, und doch wachsen auf dem Feuerlande und in der Magalhaensstraße, also in gleicher geographischer Breite mit den Falkland-Inseln, unermeßliche Wälder, die hauptsächlich aus zwei Buchenarten, einer immergrünen, der Fagus betuloides (Mirb.) und einer, die den Winter über ihr Laub verliert, der Fagus antarctica, bestehen und zwar erreichen diese beiden Bäume einen Durchmesser von 3—4 Fuß, ja ich habe bei Sandy-Point, in der Magelhaensstraße eine Fagus antarctica gemessen, deren Stamm an seiner Basis 7 Fuß im Durchmesser hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Handwerke, Künste und Wissenschaften bei den Japanesen.

(Aus Francis L. Hawks' Narrative of the Expedition of an American Squadron to the China Seas and Japan.)

In den praktischen und mechanischen Künsten zeigen die Japanesen große Geschicklichkeit. Ihre Wißbegierde sich mit den Resultaten der materiellen Fortschritte anderer Völker bekannt zu machen, und ihre Gewandtheit dieselben ihren eigenen Gebräuchen anzupassen, würde sie, bei einer minder ausschließlichen Regierungspolitik, welche sie jetzt von dem Verkehr mit fremden Nationen fern hält, bald auf gleiche Höhe mit den begünstigtsten Ländern stellen. Jeder Amerikaner bewunderte die Geschicklichkeit der Zimmerleute bei der Herstellung des Holzwerks in den Häusern, die zierliche Zurichtung und glatte Vollendung der Fugen, die Regelmäßigkeit der Fußböden und die nette und leichte Arbeit an den Fenstereinfassungen und beweglichen Thürfüllungen und Schirmen. Die allgemeinen Abrisse der Häuser und öffentlichen Gebäude standen hinter der Ausführung der baulichen Einzelnheiten sehr zurück. Wie in der Zimmermannskunst, so ist es auch in der Maurerei: nirgends Freiheit oder Kühnheit der Auffassung, überall aber die vollendetste Ausführung. Ihre Steine waren gut gebauen, ihre Mauern stark und regelmäßig gebaut, meist im massiven cyklopischen Styl.

Die Faßbinder zeigten sich, wie man sehen konnte, als sehr erfahrene Leute in Hakodadi, wo beständig eine große Anzahl Fässer zur Verpackung der getrockneten und gesalzenen Fische in Arbeit sind. Die Fässer sind viertelfaßartig, oben bauchig, und werden rasch und geschickt mit geflochtenen Bambu-Reifen umzogen. Es gibt viele Metallarbeiter, welche Schmucksachen und andere nützliche Gegenstände verfertigen. Die Japaneien verstehen sich sehr gut auf das Carbonisiren des Eisens, und die Härte eines großen Theils ihres Stahls ist gut, wie sich an der Politur und Schärfe ihrer Säbelklingen erkennen ließ. Die in Hakodadi im gewöhnlichen Gebrauche befindlichen Messerschmiedwaaren dagegen sind untergeordneterer Art, und der Barbier eines der Schiffe erklärte ein Rasiermesser, das er in der Stadt gekauft hatte, für abscheulich schlecht: es schnitt weder, noch war er im Stande es schneidend zu machen. Die Hufschmiede sind zahlreich und stark beschäftigt in der Stadt, allein sie verfertigen nur kleinere Gegenstände, da sie die Metalle nicht in großen Massen in Anwendung bringen, sondern hauptsächlich als Theile verschiedener Werkzeuge und Waaren, von welchen Holz den Hauptheil bildet.

Ihre Blasebälge sind eigenthümlich, sie bestehen aus einem hölzernen Kasten mit Luftkammern, und enthalten Klappen und einen Stempel, welcher am einen Ende wie eine Handpumpe in Bewegung gesetzt wird, während die zusammengepreßte Luft aus zwei Oeffnungen an den Seiten ausströmt. Holzkohlen sind als Feuerungsmaterial allgemein im Gebrauch: große Massen werden in den Wäldern der Gebirge im Innern des Landes bereitet und von Packpferd-Heerden, die beständig durch die Straßen trotten, nach der Stadt gebracht.

Da der Handel von Hakodadi sehr ausgedehnt ist, so zeigten die Schiffs- oder vielmehr Dschunkplätze große Rührigkeit, und man sieht dort stets eine Menge Schiffe im Bau begriffen. Tannenholz ist das Material aus welchem die Schiffe aller Größen gebaut werden, und Kupfer wird in ausgedehntem Maße zu diesem und zu andern Zwecken verwendet.

Von den höhern und verwickelteren Zweigen gewerblicher Betriebsamkeit war nichts zu sehen, obgleich die Kaufläden mit Zeugen versehen waren, die bei verschiedenen Manufacturgegenständen eine nicht gewöhnliche Geschicklichkeit und Vollkommenheit verriethen. Indeß schienen die Leute mit Wollengeweben nicht bekannt zu seyn, und legten bei der Untersuchung der Kleider der Amerikaner große Neugier an den Tag. Die untern Classen tragen viel Baumwollenzeuge, welche gewöhnlich grob gewoben sind, da sie auf Privatwebstühlen zu Hause verfertigt werden. Jedes japanesische Weib versteht sich mehr oder weniger auf die Handhabung des Rades, der Spindel und des Webestuhles, und man sieht sie oft mit der Zurüstung der Fäden und dem Weben der rohen Zeuge beschäftigt, aus denen die Gewänder der ärmern Classen gewöhnlich verfertigt werden. Ihre Baumwollenzeuge sind zuweilen mit Farben bedruckt welche hübsche Calico-Muster bilden, allein die Farben schießen schnell an und werden das Waschen nicht ertragen. Die Preise der Calico-Stücke, wie die der Seidenzeuge und Kreppzeuge, beträgt gleichförmig achtzehn Zoll. Dieß paßt nicht für einen amerikanischen oder europäischen Markt. Ihre Seidenzeuge sind reich und schwer, und gleichen der Textur nach einigermaßen unserm Brocat, sind aber starker und weniger biegsam. Da sieht man daraus sehr vollendete Figurenmuster, zwischen welche Goldfaden gewoben und die ungemein schön sind. Diese werden meistens zu Staatsgewändern der hohen Beamten und Würdenträger des Landes gebraucht. Für diese Seidenzeuge verlangt man gewöhnlich einen sehr hohen Preis, obgleich einmal

Digitized by Google

einer der Officiere, aus dieſer oder jener Urſache, in Hakodadi ein Stück um dreizehn Cents die Elle kaufte. Unter den buntfarbigen Kreppzeugen gibt es einige ſehr dünne, welche einen weſentlichen Theil der japaneſiſchen Zimmereinrichtung bilden; man ſieht ſie oft als Decken an Divans oder Sitzen, und als Vorhänge an Gemächern. Andere Stücke ſind weit vorzüglicher als die chineſiſchen Kreppe. Die lackirten Waaren haben alle Leichtigkeit und Sauberkeit der ſogenannten Cabinetsſtücke, ſowie die vollendete Politur die ſich einer derartigen Arbeit nur immer geben läßt, und das Porcellan ſteht dem vorzüglichſten chineſiſchen vollkommen gleich. Die Formen und Verzierungen der verſchiedenen Artikel, obgleich häufig groteſk, zeigten viel Anmuth und Geſchicklichkeit, und geben Zeugniß für große Fortſchritte in der Anwendung der Zeichnungskünſte auf Manufacturgegenſtände.

Bei der Prüfung des Kunſtcharakters welchen die Japaneſen in den von den Officieren nach Hauſe gebrachten illuſtrirten Büchern und Gemälden, von denen mehrere Exemplare vor uns liegen, zeigten, ließ ſich, wie in ſo vielen andern Beziehungen, derſelbe überraſchende Fortſchritt dieſes Volkes wahrnehmen. Dieſe Gegenſtände erinnern uns, in wahrhaft erſtaunlichem Grade, an die monochromatiſchen Zeichnungen auf den etruskiſchen Vaſen. Wir finden darin eher Einfachheit des Ausdrucks als, wie man erwarten ſollte, Ueberladung und Groteskheit; ſodann eine Nüchternheit der Färbung, die ſo weit entfernt iſt von den bunkſcheckigen Tendenzen des orientaliſchen Geſchmacks, daß wir faſt zu der Ueberzeugung gelangen, wir ſtünden hier am Anfang jenes ungeſchminkten Naturausdrucks welcher in den früheſten Werken griechiſcher Kunſt, wenn auch noch unausgebildet hervortretend, dem Alterthumsfreund und Künſtler ſo hohes Intereſſe erregt. Charakter und Form dieſer japaneſiſchen Illuſtrationen ſind augenſcheinlich, obgleich der chineſiſchen Kunſt weit überlegen, immer noch mehr typiſch als naturaliſtiſch; indeß zeichnen ſie ſich durch eine Naturbeobachtung aus welche ſie von allem entfernt hält was Conventionalismus oder Manier heißt.

Eines dieſer Muſterſtücke iſt ein Buch in zwei Bänden, das von dem Prinzen Hayaſchi, dem Hauptmitglied der für die Vertragsunterhandlungen ernannten Commiſſion, geſchrieben und von ihm dem Commodore Perry zum Geſchenk gemacht worden iſt. Der darin beſprochene Gegenſtand ſind „die Punkte eines Pferdes," und das Werk iſt mit einer großen Anzahl Abbildungen illuſtrirt. Dieſe Illuſtrationen ſind Holzſchnitte von kühnen Umriſſen, und augenſcheinlich mit einer Tinte gedruckt um jeden Punkt in den verſchiedenen Gruppen der Thiere, durch einfaches Grau, Roth und Schwarz, unterſcheiden zu können. Was den Styl betrifft, ſo kann man ihn zu dem mittelaltrigen zählen, und die Pferde können für ſolche gelten wie man ſie zur Zeit Albrecht Dürers ſkizzirte, obgleich ſie größere Naturtreue zeigen. Sie ſind, was ſich auch an den Elgin Marmoren wahrnehmen läßt, von kleiner Statur und haben ſchön geformte Glieder, wie man ſie in ſüdlichen Ländern findet. In der Zeichnung zeigt ſich eine große Freiheit der Hand. Die Thiere ſind in verſchiedenen Stellungen dargeſtellt, kurbettirend, ſpringend und ſich auf dem Boden wälzend — Stellungen welche eine Geſchicklichkeit im Verkürzen erheiſchen und zeigen, die man zu nicht geringer Ueberraſchung in aſiatiſcher Kunſt findet.

Ein anderes Beiſpiel japaneſiſcher Kunſt, das wir vor uns liegen haben, iſt eine Art Fries, wenn wir es ſo nennen dürfen; es iſt aus Holz geſchnitten und in Farben auf Papier gedruckt. Es ſtellt eine Reihe oder Linie gewaltiger Ringer dar. Der Hauptpunkt des Intereſſes an dieſer Illuſtration, in künſtleriſchem Sinn betrachtet, iſt, daß — abgeſehen davon daß wir ein gelungenes Muſter ihres Farbendrucks, der bei uns ſelbſt zu den neuen Erſcheinungen gehört, vor uns haben — ſich darin eine Breite und Kraft der Umriſſe zeigt gegen welche ein großer Theil unſerer eigenen Zeichnung ſchwach und vor allem unentſchieden erſcheint. So viele Mängel auch die japaneſiſche Kunſt haben mag, in der Auffaſſung ihrer wahren Grundſätze zeigen der Styl, die Anmuth und ſelbſt eine gewiſſe manierirte Geſchicklichkeit, welche ſich in ihren Zeichnungen wahrnehmen läßt, daß ſie eine unerwartete Fertigkeit und Genauigkeit des Pinſels beſitzen, was in dieſem Ringer-Gemälde in ganz vorzüglicher Weiſe an den Tag tritt. Man ſieht keine Steifheit oder Eckigkeit darin. Da iſt auch ein Gemälde von einem Amphitheater, in welchem die Ringer auftreten: es berichtigt einen Irrthum früherer Schriftſteller, als ob die Japaneſen nichts von Perſpective verſtänden.

Als Beleg für die Raſchheit und Geſchicklichkeit womit die japaneſiſchen Künſtler arbeiten, haben wir das Zeugniß eines Caplans des „Miſſiſippi," des Hrn. Jones, welcher einen Künſtler in Hakodadi verwendete um für ihn eine Anzahl Zimmerſchirme zu malen. Hr. Jones ſetzte ſich neben den Maler und beobachtete ihn bei ſeiner Arbeit. Er machte keine vorläufige Skizze, ſondern zeichnete auf einmal die verſchiedenen Theile der Landſchaft, und ſtellte darein ſeine Häuſer, Schiffe, Pferde, Bäume, Vögel, mit wundervoller Fertigkeit — das Ganze war ein Phantaſieſtück. Als er an das Malen des Blätterwerks einiger Pinien kam, nahm er zwei Pinſel gleichzeitig in die Hand, um ſo ſeine Arbeit zu beſchleunigen. Das Reſultat war, wenn auch kein hohes Kunſtwerk, ſo doch ein beſſeres Muſter von Zierſchirm als es ſich wohl in den prätentiöſeſten Manufacturanſtalten unſers eignen Landes finden läßt. Hier können wir auch beifügen daß Hr. Jones Gelegenheit hatte ein merkwürdiges Stück japaneſiſcher perſpectiviſcher Linearzeichnung zu ſehen. Bei dem erſten Beſuch des Geſchwaders in Japan nahmen die Maſchinen der Dampfſchiffe die Aufmerkſamkeit der Eingebornen ganz beſonders in Anſpruch. Ihre Wißbegierde ſchien unerſättlich, und die japaniſchen Künſtler beſchäftigten ſich, ſo oft ſie konnten, mit Anfertigung von Zeichnungen einzelner Theile der Maſchinerie, und ſuchten ihren Bau ſowie die Principien ihrer Wirkſamkeit ſich verſtändlich zu machen. Bei dem zweiten Beſuch des Geſchwaders ſah Hr. Jones in den Händen eines Japaneſen eine vollkommene Zeichnung der ganzen Maſchine im richtigen Maßſtab, mit ihren verſchiedenen Theilen an Ort und Stelle, die, wie er ſagt, ſo genau und gut war, wie ſie nur irgend anderswo gemacht werden konnte. Der japaneſiſche Künſtler hatte ſie gemacht, ſchätzte ſie ſehr hoch, und wollte ſich um keinen Preis von ihr trennen. Hr. Jones hätte ſie gerne gekauft, und machte ein entſprechendes Angebot, mit dem Bemerken er wolle ſie als ein Muſter japaneſiſcher Geſchicklichkeit mit nach Hauſe nehmen.

Das dritte Beiſpiel japaneſiſcher Kunſt bietet ein anſpruchsloſes illuſtrirtes Kinderbuch, das in Hakodadi für einige chineſiſche Kupfer-Caſh gekauft wurde. Dieſes beſcheidene kleine Buch macht uns die Japaneſen an tauſend verſchiedenen Punkten intereſſant, und belehrt uns zugleich, ſchon wenn wir die erſte Seite umwenden, über eine wichtige Thatſache in Betreff ihrer künſtleriſchen Vorangeſchrittenheit. Wir finden hier den Beweis daß, ungleich den Chineſen, die Künſtler Japans, wie wir bereits angedeutet, Kenntniß in der Perſpective beſitzen. Es iſt hier ein Balcon in Winkelperſpective abgebildet; ſein Sparrwerk iſt in genauen Einklang gebracht mit dem Princip daß Perſpectivlinien ſich in einem verſchwindenden Punkt ſchroff am Horizont endigen. Auf einer andern Seite iſt eine Abbildung welche einen tatariſchen Hercules

Digitized by Google

oder einen japaneſiſchen St. Patrick, das Land von Schlangen und Unartigkeit reinigend, darzuſtellen ſcheint: der tapfere Zerſtörer ſchwingt ſein Schwert auf die mannhafteſte Weiſe. Das Ganze iſt mit einer Freiheit und einem humoriſtiſchen Sinne für das Groteske und Scherzhafte gezeichnet, den man in ähnlichen zur Beluſtigung der Kinder bei uns veranſtalteten Büchern ſelten findet. In einer der Illuſtrationen iſt ein ſchmucker alter Krämersmann abgebildet, der durch eine auf ſeiner Naſe ſteckende Brille ſchaut, die genau ſo gemacht iſt wie die jetzt ſo gebräuchlichen vorpelängigen Gläſer, ohne Drath oder Arme um ſie an den Kopf zu befeſtigen. Eine Anzahl Theekiſten ſind neben ihm aufeinander gethürmt, und die Perſpective dieſer iſt vollkommen richtig. Eine Glaskugel mit Goldfiſchen, welche die Habgier einer Katze erregt haben, die aufmerkſam die Bewegungen jener Thierchen im Waſſer beobachtet, iſt eine weitere Abbildung. Ein Paar Sänftenträger, welche ihre Sänfte niedergeſtellt haben um der Ruhe zu pflegen, ſind mit dem Anzünden ihrer Pfeifen beſchäftigt, und ein Profeſſor, wie es ſcheint der Phrenologie, ſteht inmitten der Paraphernalien ſeiner Kunſt, welche es auch ſey, und nimmt mit einem Stockzirkel das Maaß von einem kahlköpfigen Schüler. Alle dieſe Scenen kommen in den Illuſtrationen dieſes kleinen Buchs vor.

Ein großer Spielraum für die Sculptur liegt in der Vielverehrung der japaneſiſchen Religion, und ſo gibt es denn eine Menge ſteinerner, metallener und hölzerner Standbilder in den Tempeln, den Schreinen und an den Wegen. Die mechaniſche Ausführung zeigt im allgemeinen eine große Geſchicklichkeit der Hand, keines der Bilder aber läßt ſich ein Kunſtwerk im eigentlichen Sinn des Wortes nennen. Die Holzſchnitzerei iſt oft ausgezeichnet gearbeitet, und wenn die Bilder natürliche Gegenſtände darſtellen, beſonders die niedrigeren Thiere und die bekannteren Theile der Vegetation, ſind ſie häufig ungemein wahrheitgetreu. Die ausgebauenen Froſche, Schildkröten und Fiſche, welche auf dem Balkenwerk und den Karnießen der Häuſer und Tempel am häufigſten vorkommen, wurden ihrer Naturtreue wegen ſtets bewundert.

Mit Ausnahme eines Tempels oder Thorwegs da und dort, der im Vergleich mit den umliegenden niedern Häuſern ein ziemlich imponirendes Aeußere hatte, ſah man keine Gebäude, welche den Amerikanern einen hohen Begriff von japaneſiſcher Architektur beigebracht hätten. Die beſten Muſterſtücke dieſes Kunſtzweigs findet man in einigen Steindämmen und Brücken, welche oft über einzelne Fuß römiſche Bögen gebaut werden, und an Zeichnung und Maurerarbeit den wiſſenſchaftlichſten und künſtlerichſten Bauten anderwärts gleichen.

Druckereien ſah man weder in Simoda noch Hakodadi. Bücher aber fand man überall in den Läden: meiſt waren es wohlfeile Werke über Elementargegenſtände, oder volksthümliche Märchenbücher, oder Novellen, und es herrſchte augenſcheinlich ſtarker Begehr darnach, da die Leute durchgängig leſen können und ſehr wißbegierig ſind. Erziehungsanſtalten ſind über das ganze Reich verbreitet, und die japaneſiſchen Weiber nehmen — ungleich hierin den chineſiſchen — an den geiſtigen Fortſchritten der Männer Theil, und ſind nicht nur geſchickt in den ihrem Geſchlecht eigenthümlichen Beſchäftigungen, ſondern häufig auch wohl bewandert in ihrer einheimiſchen Literatur. Die höhern Claſſen der Japaneſen, mit welchen die Amerikaner in Berührung kamen, waren nicht nur vollkommen bekannt mit ihrem Vaterland, ſondern beſaßen auch ziemlich ſchöne Kenntniſſe in der Geographie, den materiellen Fortſchritten und der zeitgenöſiſchen Geſchichte der übrigen Welt. Die Japaneſen ſtellten häufig Fragen, welche eine Gelehrſamkeit bewieſen, die, wenn man ihre iſolirte Lage in Betracht zieht, ganz merkwürdig war, die ihre Erklärung aber darin findet, wenn man vernimmt daß ſie durch die in Nagaſaki befindlichen Holländer alljährlich periodiſche Schriften über Litteratur, Wiſſenſchaft, Künſte und Politik aus Europa erhielten, dieſe dann überſetzten, druckten und durch das ganze Reich vertheilten. So haben ſie ſich in den Stand geſetzt einigermaßen ſachkundig über unſere Eiſenbahnen, Telegraphen, Daguerreotypen, Pairhans-Kanonen und Dampfſchiffe zu ſprechen, deren keines ſie vor Commodore Perry's Beſuch je zuvor geſehen hatten. So konnten ſie ſich auch verſtändig über den europäiſchen Krieg, über die amerikaniſche Revolution, Waſhington und Bonaparte äußern. Als ein auffallendes Beiſpiel von dem Umfang ihrer Kenntniſſe über das was außerhalb ihres Reichs vorgieng, erzählt Lieutenant Bent daß, als er im Jahr 1849, nach dem Schluß des Kriegs mit Mexico im Preble war, die Dolmetſcher in ihrer erſten Unterredung mit Capitän Glynn ſagten: „Ihr habt einen Krieg mit Mexico gehabt?“ — „Ja.“ — „Ihr ſchlugt ſie?“ — „Ja!“ Ihr habt ihnen einen Theil ihres Gebiets genommen?“ — „Ja!“ — Und ihr habt große Goldmaſſen darin entdeckt? Und als die Matroſen, deren Auslieferung Capitän Glynn verlangte, freigegeben wurden, ſagten dieſe unſern Officieren daß die Wachen ihres Gefängniſſes in Matſmai (mehrere hundert (engl.) Meilen von Nagaſaki) ſie von jeder Schlacht welche wir den Mexicanern geliefert, und von jedem Sieg den wir davon getragen, in Kenntniß geſetzt hätten. Die Japaneſen erfuhren dieſe Thatſachen von den Holländern.

Notizen über Niederländiſch-Indien.

(Von Dr. Friedmann.)

III. Die Bodencultur. — Der Reis. — Die Cocospalme. — Der Kaffee. — Das Zuckerrohr. — Der Theeſtrauch. — Der Zimmet. — Die Cochenille. — Der Tabak. — Die Vanille. — Das Budget der oſtindiſchen Colonie. — Die jährliche Abrechnung mit dem Mutterlande.

Unter allen Ländern des Archipels iſt Java das am meiſten bebaute, während auch die Bewohner dieſes ſchönen Eilandes auf einer weit höhern Culturſtufe als die der übrigen Inſeln ſtehen. Nach dem Berichte von 1853 iſt die Zahl der ackerbautreibenden Deſſas und Gampongs (Flecken und Dörfer) auf Java ohne die Diſtricte Batavia, Buitenzorg, Surakarta und Djokjakarta, welche theils als Regierungs-Domänen, theils als Beſitzthümer inländiſcher Fürſten der allgemeinen adminiſtrativen Aufſicht nicht untergeordnet ſind 32,725. Ohne Ackerbau, alſo von Jagd, Fiſcherei und Viehzucht leben 2041 Dörfer. Die Zahl der landbautreibenden Familien auf Java beträgt mit Ausnahme der Bevölkerung der genannten Diſtricte 1,231,273 und ihre Seelenzahl ungefähr 5,884,000.

Der Grund und Boden auf Java wird im allgemeinen als Eigenthum der Regierung betrachtet, doch macht letztere von dieſem Recht einen ſehr beſchränkten Gebrauch. Jener cultivirte Grund nämlich, welcher von den Inländern zur Anpflanzung von Reis,

Mais, Cocospalmen und andern für die Consumtion im Lande oder den außereuropäischen Handel bestimmten Gewächsen benützt wird, kann als vollkommen freier Grund betrachtet werden, von welchem die Regierung nicht einmal irgendeine Abgabe fordert. In einem andern Verhältnisse zur Regierung stehen jene Ländereien, welche zwar für die Cultur von Colonialproducten bestimmt sind, von der Regierung aber Privatpersonen gegen Entrichtung eines geringen Pachtes entweder in Geld oder in Naturalien abgetreten werden. Man kann diese Ländereien im gewöhnlichen Sinne besteuert betrachten, wie solches in Europa mit fast allen Ländereien der Privaten der Fall ist. Die Ausdehnung dieser Grundes ist auf Java ziemlich bedeutend und beträgt 1,660,000 Quadratbauw (1 Bauw = 500 Quadratruthen rheinl.). Der Ertrag dieser Ländereien an Colonialwaaren ist dem Handel ebenfalls gänzlich frei gegeben, und ausländische Schiffe werden gewöhnlich mit dem Ertrag dieser Ländereien befrachtet. Endlich gibt es ausgedehnte Strecken die unter unmittelbarer Aufsicht von Regierungsbeamten bebaut werden und deren Ertrag gegen Bezahlung eines festgesetzten Preises in die Regierungsmagazine geliefert wird. Die Hauptnahrung des Javanen besteht in Reis, mit oder ohne Zuspeise weich, im Dampfe gekocht, doch so daß die einzelnen Körnernoch getrennt sind. Im Jahr 1853 wurden auf Java nicht weniger als 28,916,839 Pikols (1 Pikol = 125 Amsterd. Pfunde) Reis producirt. Diese ungeheure Quantität wird im Lande selbst bei weitem nicht verzehrt, und da der Handel mit diesem Product gänzlich frei gegeben ist, so sind es europäische und amerikanische Schiffe verschiedener Nationen welche auf Java Ladungen Reis einnehmen um sie in anderen Welttheilen abzusetzen. Schon aus den verschiedenen Benennungen des Reises in seinen differenten Zuständen kann man erkennen daß die Reiscultur auf dem indischen Archipel seit undenklichen Zeiten eingebürgert ist. Die Reispflanze selbst (oryza sativa) heißt in der malayischen Sprache Padi, der enthülste Reis oder die Körner Bras und der gekochte Reis Nasi. Ebenso ist die Benennung des zur Reiscultur verwendeten Bodens verschieden. Jene Felder nämlich welche jährlich ein- oder zweimal überschwemmt werden können, wie dieß an den nördlichen Alluvialebenen und in den Centralebenen Java's der Fall ist, werden Tawah genannt. Hingegen heißt man Tipar jene Gebirgsgegenden, denen das zum Reisbau nöthige Wasser noch künstlich zugeführt werden kann. Endlich werden jene Stellen, wo ehemals Waldgrund war und die gegenwärtig zum Reisbau verwendet werden, von den Javanen Umah oder Gagah genannt. Der Reis verträgt zwar keine sehr niedrige Temperatur, doch bedarf er zu seiner Reife keineswegs der anhaltenden Wärme der Küstenstriche; deßhalb wird diese wichtige Culturpflanze auf Java bis zu 2500—3000 Fuß Höhe an Bergesabhängen und Hochebenen cultivirt. Die tägliche mittlere Wärme auf solchen Höhen beträgt 14—16° R. Der Fleiß den der Javane bei der Cultur des Reises verwendet, ist erstaunenswerth. Er führt seine Wasserleitungen von den Quellen zu den Flanken der Berge, wo die Reisfelder terrassenförmig angelegt sind, und von den höhern Stufen zu den niedern das Wasser in kleinen Wasserfällen herabströmt. Sobald der Reis die nöthige Höhe erreicht hat, läßt man das Wasser, in welchem bisher die Pflanzen zu einem halben bis ganzen Fuß Tiefe standen und worin eine Unzahl von Reihern (Ciconia leu cocephala und andere Arten) herumspazierten, ablaufen. Der Anblick der Reisfelder ist nun ein ganz anderer. Unabsehbare, zuerst grüne, dann gelbe Flächen ziehen sich bis zu den Höhen der Berge hin. Die Reiher sind verschwunden, dafür sieht man zahllose Schaaren von Reisdieben (Fringilla oryzivora), spatzengroße, niedliche Vögel mit schwarz und weiß gefleckten Köpfen, welche sich an den jungen Körnern gütlich thun. Zur Abwehr der die Saaten decimirenden Vögel ziehen die Javanen Netze von Stricken, an welchen klappernde Gegenstände befestigt sind, durch die Felder. Der im einsamen Hüttchen befindliche Wächter zieht von Zeit zu Zeit im Centrum der Stricke, und sogleich bewegen sich wie die Fäden eines Spinngewebes alle durch die Felder laufenden Stricke mit ihren rauschenden Verrichtungen, worauf dann die Schaar der kleinen Diebe in die Höhe fliegt um bald wieder nach eingetretener Ruhe von neuem an die Aehren sich zu hängen. Wir zweifeln daß durch die complicirten Apparate welche die Javanen, wie es scheint schon seit undenklichen Zeiten, gegen die Reisdiebe anwenden, diese im ganzen weniger sich an ihrer Lieblingsspeise sättigen als wenn das von Zeit zu Zeit erfolgende Schreckmittel gar nicht in Anwendung käme. Sobald der Reis die gehörige Reife erhalten, wird er mit langen Messern geschnitten und mittelst Stöcken gedroschen. Die Enthülsung von den den Körnern anhängenden Spelzen geschieht in der Regel dadurch daß man mit einem hölzernen Kolben eine innerhalb eines ausgehöhlten Pflockes befindliche Quantität Reis stampft, wobei die Spelzen hinwegfliegen. In neuester Zeit hat man zu diesem Zweck eigene Mühlen erbaut. Der enthülste Reis wird in viereckigen, aus Pandanus-Arten geflochtenen Säcken aufbewahrt und verschickt.

Es ist bemerkenswerth wie sehr sich die Europäer in Indien an den Genuß des Reises gewöhnten und denselben in der Regel der europäischen Küche bei weitem vorziehen. Sowie die vornehmen Javanen vermengen auch die Europäer in Indien den Reis mit allerlei Zuspeisen, die man erst am Tische zusetzt. Außer einer kleinen Quantität der Schoten des spanischen Pfeffers (capsicum annuum) ist der Kerri, eine Sauce aus der gelben Wurzel einer Cucumis in Cocosmilch gekocht, ein Hauptzusatz zum Reis, der ihm einen angenehmen aromatischen Geschmack verleiht. Ebenso werden Gemüse, wozu Amaranthus oleraceus oder eine Phaseolus-Art dient, nebst Eiern und etwas gebratenes Hühnerfleisch dem Reise beigefügt, und das Ganze als ein mixtum compositum genossen.

Eine weitere, allenthalben an den Küsten und im Innern der Länder des Archipels wild wachsende Pflanze, welche in neuerer Zeit auch angepflanzt wird und fast ebenso viel Nutzen als der Reis gewährt, ist die schöne schlanke Cocospalme (Cocos nucifera). Es gehört diese Palme zu den vorzüglichsten sogenannten physiognomischen Pflanzen der Tropenzone, denn die allenthalben sich vorfindende Cocospalme ist es welche viel dazu beiträgt der Landschaft ihren eigenthümlichen Tropencharakter zu ertheilen. Die flachen, kleinen, zu Hunderten die indischen Meere bedeckenden Korallen-inseln, die aus der Tiefe des Meeres hervorragenden kegelförmigen Bergspitzen, sowie der felsige Küstensaum der größeren Länder sind großentheils mit Cocosbäumen bedeckt, welche dem Menschen sowohl Speise als Trank, Wohnung, Hausgeräthe und selbst Kleidung liefern. Denn erquickend ist die süße Cocosmilch, von welcher die ostindische Nuß, die weit ergiebiger und wohlschmeckender als die westindische ist, ungefähr ein halb Maß liefert, sowie die weiße, den innern Kern auskleidende Schale ein gesundes Nahrungsmittel gewährt. Die Palmenwedel, sowie der innere Blattstiel dienen den Javanen als Dach für seine Hütten, durch welches selbst der starke Tropenregen nicht zu dringen im Stande ist; der faserige Stoff der äußeren Schale dient zur Verfertigung von Tauen, Segeln und Gewändern, sowie die sich erhärtende innere Schale und das Holz zu vielfachen Zwecken benützt werden. Als Handelsartikel wird aber unter den Bestandtheilen der Cocos-

Digitized by Google

palme nur das Oel benützt. Das Cocosnußöl iſt als feines, in der Küche ſtatt der Butter zu gebrauchendes Oel nur in ganz friſchem Zuſtande verwendbar, da es nach einigen Tagen ſchon etwas ranzig wird. Man kocht zu letzterem Zweck in jedem Hauſe eine gewiſſe Quantität der weißen innern Schale der Cocosnuß in Waſſer, wodurch das helle reine Oel auf der Oberfläche zu ſchwimmen kommt. Aber auch zur Bereitung der ungeheuren Quantitäten Brennöl welche auf Java aus den Cocosnüſſen gewonnen werden, ſind zur Zeit noch keine Mühlen vorhanden, ſo daß durch die wenig vortheilhafte Art der Gewinnung des Oels auf Java ein guter Theil des Productes verloren geht. Nach den offiziellen Angaben waren im Anfang des Jahres 1853 auf Java mit Ausnahme der vier obengenannten Diſtricte 11,142,696 Cocospalmen, und am Ende des Jahres deren 12,352,669, alſo ungefähr eine Million mehr als am Anfang deſſelben Jahres, da nur diejenigen Palmen gezählt wurden bei welchen ſich die erſte Fruchtentwicklung gezeigt hatte. Von dieſen Cocospalmen wurden nicht weniger als 24,700 Pikols (1 P. = 125 Pfd.) Oel verfertigt. Das Cocosöl gefriert ſchon bei einer Temperatur von + 10° R., ſo daß daſſelbe auf den Höhen der Gebirge oder in kühlern Breiten faſt immer im gefrorenen Zuſtande erſcheint. Der Preis eines Pikols Cocosöl iſt auf Java 20—30 fl., und der Handel mit dieſem Product iſt gänzlich frei gegeben.

Eine vorzüglich für den europäiſchen Markt beſtimmte Culturpflanze iſt der Kaffee (Caffea arabica). Die Heimath dieſer wichtigen Culturpflanze iſt bekanntlich die ſubtropiſche, alſo die gemäßigte Zone, weßhalb auf Java wie in allen Tropen der Kaffee eigentlich als ein exotiſches Gewächs angeſehen werden muß. Die erſten Kaffeepflanzen wurden auf Java im Jahr 1710 angepflanzt. Seit jener Zeit hat ſich die Cultur dieſes Strauches ſo vermehrt daß nach amtlichen Berichten im Jahr 1853 auf Java allein 223½ Millionen fruchttragende Kaffeebäume ſich befanden. Als Abſtammung der gemäßigten Zone liebt der Kaffeebaum weniger die heißen Küſtenſtriche und niedrigen Thäler, als vielmehr die hohen Bergabhänge und Hochebenen von 1000—3500 Fuß über der Meeresfläche. Aber auch in jenen Höhen die auch für den Menſchen den angenehmſten und geſündeſten Aufenthalt gewähren, werden zur Beſchattung der jungen Kaffeebäumchen verſchiedene Waldbäume verwendet. An Stellen wo früher ein dichter Wald war, den man ausgerottet und zu Kaffeegärten verwendet hat, läßt man zum Zweck der Beſchattung hie und da einzelne Bäume ſtehen. Es wird an ſolchen Stellen der ſogenannte Waldkaffee gewonnen. Weit häufiger aber werden die die jungen Kaffeebäume überragenden und ſchnell wachſenden Waldbäume gepflanzt. Es dienen zu dieſem Zweck der Maulbeerbaum (Morus indica), auch Visenia indica, am häufigſten aber der Dadapbaum (Erythrina indica), weßhalb auch die durch künſtliche Beſchattung mittelſt der Anpflanzung von Waldbäumen neben den Kaffeeſträuchern gewonnene Frucht Dadapkaffee genannt wird. Endlich gibt es auf Java noch eine dritte Art, und zwar eine vorzügliche, nämlich den Zaunkaffee, welcher neben den Hecken und Geſträuchern der die Dörfer umgebenden Gebüſche wächſet. Der Anblick der Kaffeepflanzungen ertheilt den glücklichen Gefilden der gemäßigten Zone einen ungemein reizenden Anblick. Im Anfang des Jahres erſcheinen die Bäumchen von 8—10 Fuß Höhe im dunklen Grün, überragt von den hellen Dadapbäumen und ihren rothen Blüthen. Bald darauf erſcheinen die ſchneeweißen Blüthen des Kaffeeſtrauches, wodurch die Flächen viel Aehnlichkeit mit einem Schneefeld erhalten. Zwiſchen den Sträuchern ſchreitet der wilde Hahn (Gallus Bankiva), ſowie viele Inſecten, Vögel und vierfüßige Thiere dieſen wohlgeordneten künſtlichen Wald beleben. An die Stelle der weißen Blüthen tritt bald die kirſchrothe Frucht, deren etwa eine Linie dickes Fleiſch, welches die beiden Bohnen umhüllt, ſehr wohlſchmeckend und aromatiſch iſt. Zu dieſer Zeit ſchleicht ein marderähnliches Raubthier, der Muſang (**Paradoxurus Musanga**) durch die Kaffeepflanzungen, und richtet viel Schaden an der Frucht an. Das Thier verdaut aber nur die fleiſchige Frucht des Kaffee, während die Kerne unverſehrt mit den Excrementen abgehen. Die Javanen welche dieſen in nicht geringer Menge geſammelten Kaffee noch benützen, verſichern daß er von ganz vorzüglicher Qualität ſey.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Negerfranzöſiſch auf Haiti. Proben davon finden ſich im letzten Heft der Revue Contemporaine. Wir wählen daraus zunächſt das Sprüchwort: Si pas tó gagné soupi nen moune, moune ta touſi, d. h.: Si tu n'avais pas le soupir dans le monde, le monde t'étoufferait. Zu bemerken iſt jedoch daß elegiſche oder ſentimentale Hauche der Negerpoeſie in der Regel fremd ſind. Das nachfolgende iſt ein Negerlied aus der Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft und bezieht ſich auf das Verbot des Dodo-Geſanges, einer Art Negermarſeillaiſe, welche durch einen Richter, Namens Achilles aus Furcht vor Aufſtänden der Sklaven unterſagt wurde.

Juge Achil fai yo publié
Pous nous pas chanté la dodo.
Aque juge Achil, oh!
Ona ho publié
N'a chanté la dodo.

Bon temps la qui fait cachimbo
Cé li mém qui fait la dodo,
A qué juge Achil, oh! etc.

Nous pauvr diabl qui chanté la dodo,
Nous pas fait cont, nous pas complo.

Aqué juge Achil, oh! etc.

Le juge Achille fait publier
Que nous ne devons pas chanter la dodo.
Avec le juge Achille, oh!
Vous avez beau publier
Nous allons chanter la dodo.

Le bon temps qui inventa la pipe
Est celui même qui a fait la dodo.
Avec le juge Achille, oh! etc.

Nous pauves diables qui chantons la dodo,
Nous n'avons pas fait de conte, nous n'avons pas fait de complot.
Avec le juge Achille, oh! etc.
(Les Noirs et les Jaunes en Haïti.)

Digitized by Google

Neue braſilianiſche Expedition. In der letzten Verſammlung der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften wurde ein Schreiben Hrn. Capanema's, vom Ingenieurcorps, d.d. Rio Janeiro, 14 Oct., verleſen. Hr. Capanema meldet darin daß die braſilianiſche Regierung die nothwendigen Voranſtalten zu einer wiſſenſchaftlichen Expedition ins Innere des Kaiſerreichs getroffen habe. Die Expedition wird ſich in fünf Sectionen theilen: Zoologie, Botanik, Mineralogie und Geologie, phyſiſche Aſtronomie, und endlich Ethnographie. Hr. Capanema, der als Commiſſär für Braſilien bei der großen Ausſtellung im Jahr 1851 fungirte, wird die Expedition begleiten, welche zunächſt die Provinzen Ceara, Piauhy und Goyaz in den Kreis ihrer Forſchungen zu ziehen gedenkt, da dieſe Landſtriche bis jetzt noch wenig bekannt ſind. Hr. Capanema fügt bei, der Kaiſer von Braſilien zeige großes Intereſſe an der beabſichtigten Expedition, und ſie werde in acht oder zehn Monaten abgehen.

•

Aluminium kommt bereits in Gebrauch, wenigſtens beginnt es bereits die franzöſiſche Induſtrie zu verarbeiten. Die Adler der Regimenter wurden bisher aus Kupfer gemacht und galvaniſch vergoldet. Jetzt werden ſie aus Aluminium verfertigt und ſind daher $2^3/_4$ Pfund leichter. Aluminium hat einen weit volleren Klang als Bronze, und wird jetzt ſchon zu vielen muſikaliſchen Inſtrumenten benützt. Löffel, Gabeln, Becher ꝛc. hat man ebenfalls ſchon verfertigt. Da das neue Metall nur den vierten Theil der Schwere des Silbers beſitzt, feines Silber 225 Frcs., Aluminum aber 300 Frcs. das Kilogramm koſtet, ſo wird jeder Gegenſtand aus Silber der 50 Frcs. koſtete, in Aluminum ſich für 16 Frcs. herſtellen laſſen. (Londoner Athenäum.)

•

Gold- und Silberausfuhr nach dem Morgenlande. Aus England wurden durch die Dampfboote der Peninſular und Oriental-Company verſchifft:

	Gold.		Silber.	
1851	162,280	Pfd. St.	1,716,100	Pfd. St.
1852	921,739	„	2,630,238	„
1853	880,202	„	4,710,665	„
1854	1,174,299	„	3,132,003	„
1855	948,272	„	6,409,888	„
1856	404,749	„	12,118,985	„
Zuſammen	4,431,541		30,717,880	„

Dazu müſſen wir aber noch zählen, was aus den mediterraneiſchen Häfen (Marſeille, Malta, Gibraltar) nach und über Alexandrien gieng, nämlich:

	Gold		Silber.	
1853	93,528	Pfd. St.	848,362	Pfd. St.
1854	48,456	„	1,451,014	„
1855	243,239	„	1,524,240	„
1856	74,039	„	1,989,916	„
Zuſammen	459,262	„	5,813,532	„

Das Gold ſcheint meiſtens nur nach Alexandrien zu gehen. Malta und Gibraltar ſchickten 1856 zuſammen noch nicht 150,000 Pfd. St., ſo daß alſo auf Marſeille die Hauptſache trifft. Man ſieht daß Europa in 6 Jahren $36^1/_2$ Mill. Pfd. St. Silber oder 9 Milliarden Frcs. nach Südaſien geliefert hat. Im letzten Jahr über 14 Mill. Pfd. St., d. h. mehr als eine jährliche Ausbeute Auſtraliens an Gold im Werth bis jetzt betragen hat. Das Jahr 1856 beginnt in dieſem Nachweis mit dem 4 Januar und ſchließt mit dem 20 December. (Economiſt. p. 1437).

•

Ueber den Phönix der Alten. Hr. Brugſch hat ſchon in ſeiner franzöſiſchen Schrift über die altägyptiſche Zeiteintheilung die Vermuthung ausgeſprochen, daß der Bennu-Vogel der Aegyptier identiſch ſey mit dem Phönix der Griechen und Römer. Genaueres aber enthalten ſeine altägyptiſchen Studien. Die Berichte der Alten, ſagt er, ſchildern ihn als einen durch Farbenpracht ausgezeichneten Vogel, mit einem Federnſchmuck am Kopf. Selbſt in den flüchtig geſchriebenen Linear-Hieroglyphen fehlt dem Bennu-Vogel das lange Federnpaar am Hinterkopf nicht. Seine Schönheit wird z. B. an folgender Stelle im Todtenbuche hervorgehoben: C. 77, 3, wo von dem ſchönen (neſer) Goldſperber gemeldet wird, daß ſein Kopf wie der des Bennu-Vogels ſey (mithin ſehr prächtig) und daß die Sonne aufgehe um ſeinen Geſang zu hören. Aehnliche Stellen im Todtenbuch beweiſen das nämliche. Ferner war, nach der Erzählung der Alten, die Stadt Heliopolis dem Phönix geweiht. In der That beſtätigen die altägyptiſchen Inſchriften dieſe Behauptung. Nach dem Todtenbuch C. 17, Col. 9—10 heißt es: **nuk bennu pui sa nti em An** „ich bin der Vogel-Bennu, welcher in An (On, Heliopolis) weilt," ein paar Gruppen ſpäter wird erklärend hinzugefügt: **sr bennu Asiri pu enti em An** „der Bennu-Vogel, das iſt der Oſiris von Heliopolis." In den Bennu-Vogel hatte ſich Oſiris verwandelt, daher in dem hieratiſchen Kalender des Sallier Papyrus im britiſchen Muſeum (p. 11, l. 2), ein Tag angegeben wird, der 12. Choiak, an welchem ſich der Gott Oſiris in den Bennu-Vogel verwandelt hatte. Der Phönix der Alten entſteht bekanntlich aus ſeiner eigenen Aſche. Die hieroglyphiſchen Inſchriften auf manchen Sarkophagen und ſonſtigen Stücken, die dem Leichencultus angehören, nennen ihn, gewiß nicht ohne Bezug auf dieſen Mythos, **bennu cheper f'es.f** „der Bennu-Vogel, welcher ſich ſelbſt erzeugt," ein Titel, welcher nicht ſelten dem Sonnengott beigefügt wird. Der Phönix endlich kehrte nach beſtimmten Zeitperioden wieder, über deren Dauer verſchiedene Angaben bei den Alten vorhanden ſind. Die Denkmäler geben auch hier ganz unerwartet Auskunft, da eine aſtrologiſche Stelle aus der Zeit der 30ſten Dynaſtie (im Beſitz des Fürſten Metternich) den Vogel Bennu ſo angeredet werden läßt: **entek bennu sa mas ap.ter.u** „du biſt der große Benue-Vogel, welcher entſtehen läßt die Zeitabſchnitte." Dieſe wenigen Angaben werden im ganzen und großen die Ueberzeugung verſchaffen, daß der Bennu-Vogel der altägyptiſchen Denkmäler unzweifelhaft derſelbe iſt als der Phönix der Alten. Wir gehen weiter, und wollen nachweiſen daß der Phönix der Alten überhaupt Namen und Form nach aus dem Aegyptiſchen hervorgegangen iſt. Der Name φοινιξ bedeutet im Griechiſchen bekanntlich die Palme und den Vogel des Namens. Im Altägyptiſchen heißt die erſtere Benar oder Ben, ebenſo lautet ein Vogel, welcher nach Peyron's Lexikon (irrthümlich) χελιδών bedeuten ſoll. Kein anderer Name iſt im Koptiſchen mit mehr Wahrſcheinlichkeit für eine ſpätere Form des hieroglyphiſchen Bennu zu halten als dieſer. Der Bennu-Vogel ſtellt, nach den Unterſuchungen meines werthen Freundes und Landsmannes Dr. Bilharz in Cairo, die von den Naturforſchern ſogenannt Ardea garzetta, alſo einen Reiher, dar, welcher regelmäßig um die Zeit der Nilüberſchwemmung in Aegypten einzieht. (Deutſche morgenl. Zeitſchrift.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. P. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 2. 9 Januar 1857

Croneniera,

oder Beſuch eines Indianers bei dem großen Geiſte.

Eine algonquiniſche Legende.[1]

(Aus Schoolcraft's Myth of Hiawatha and other oral Legends of the North American Indians.)

Ein Delaware-Indianer, mit Namen Croneniera, der den Wunſch hegte den „Herrn des Lebens" kennen zu lernen, beſchloß, ohne jemand von ſeiner Abſicht etwas zu ſagen, eine Reiſe ins Paradies zu unternehmen, das ihm als der Wohnſitz Gottes bekannt war. Um aber dieſen Plan glücklich auszuführen, war es nothwendig für ihn den Weg in die himmliſchen Regionen kennen zu lernen. Da ihm niemand bekannt war, der, als ſelbſt dort geweſen, ihm behülflich zu ſeyn vermochte den Weg zu finden, ſo fieng er an durch allerlei Gaukelkünſte ſich in den Schlaf einzulullen, in der Hoffnung ein gutes Wahrzeichen aus einem Traume zu ſchöpfen. In ſeinem Traume nun gewann der Indianer die Vorſtellung er dürfe ſeine Reiſe nur antreten, und fort und fort gehen um zu der Himmelswohnung zu gelangen. Am nächſten Morgen in aller Frühe legte er daher ſeine Jagdkleidung an, nahm ein Gewehr, Pulverhorn und Schießbedarf, ſowie einen Keſſel um ſeine Lebensmittel zu kochen. Der erſte Theil ſeiner Reiſe gieng ziemlich gut von ſtatten: er zog lange Zeit fort ohne entmuthigt zu werden, und hatte ſtets die feſte Ueberzeugung er werde bald ſein Ziel erreichen. Acht Tage waren bereits verfloſſen, ohne daß er jemanden, der ſeinem Wunſch Widerſtand geleiſtet, getroffen hätte. Am Abend des achten Tags machte er bei Sonnenuntergang wie gewöhnlich an dem Ufer eines Baches, an dem Eingang in eine kleine Prairie, an einem für ſein Nachtlager, wie ihm dünkte, günſtig gelegenen Platze, Halt. Als er ſeine Lagerſtätte herrichtete, bemerkte er am andern Ende der Prairie drei ſehr weite und gutbegangene Pfade. Dieß fiel ihm zwar einigermaßen auf, allein er ſetzte ſeine Arbeiten an dem Wigwam, der ihm Schutz gegen das Wetter bieten ſollte, dennoch fort. Er zündete auch ein Feuer an. Während des Kochens ſah er daß, je dunkler es wurde, jene drei Pfade um ſo deutlicher ſich hervorhoben. Dieß überraſchte, ja erſchreckte ihn ſogar. Er wurde einige Augenblicke bedenklich, und fragte ſich, was beſſer für ihn ſey: in ſeinem Lagerplatze zu verbleiben, oder in einiger Entfernung einen andern zu ſuchen? In dieſer Ungewißheit erinnerte er ſich ſeiner Gaukelkünſte, oder vielmehr ſeines Traums. Er dachte, ſein einziges Ziel bei Unternehmung dieſer Reiſe ſey geweſen den „Herrn des Lebens" zu ſehen. Dieß brachte ihn wieder zur Beſinnung. Es dünkte ihm wahrſcheinlich daß einer der drei Wege zu dem Platz führe den er zu beſuchen wünſche. Er beſchloß daher in ſeinem Lager zu bleiben bis zum andern Tage, und dann auf gut Glück einen der Pfade einzuſchlagen. Seine Neugier ließ ihm indeß kaum Zeit ſein Mahl einzunehmen; er brach von ſeinem Lagerplatz und von ſeinem Feuer auf, und ſchlug den breiteſten der Pfade ein. Er folgte ihm bis um die Mitte des Tags, ohne auf etwas zu ſtoßen das ſein Weitergehen gehindert hätte; als er aber ein wenig ausruhte um Athem zu ſchöpfen, ſah er ein großes Feuer aus dem Boden hervorbrechen. Es erregte ſeine Neugier; er gieng darauf zu, um zu unterſuchen was es wohl ſeyn möge. Als jedoch das Feuer zu wachſen ſchien, je näher er ihm kam, ſo wurde er von ſolcher Furcht befallen daß er umkehrte, und den breiteſten der beiden andern Pfade einſchlug. Nachdem er dieſem eben ſo lange nachgegangen war wie dem erſten, nahm er ein ähnliches Schauſpiel wahr. Seine Furcht, die ſich durch den Wechſel ſeiner Straße gelegt hatte, erwachte wieder, und er ſah ſich genöthigt den dritten Pfad einzuſchlagen, auf welchem er einen ganzen Tag dahinzog ohne etwas zu ſehen. Plötzlich fiel ihm ein Berg von wunderbarer Weiße ins Auge, was ihn in großes Staunen verſetzte. Deſſen ungeachtet faßte er Muth, und gieng weiter um ihn näher zu unterſuchen. Nachdem er am Fuße desſelben angekommen, verloren ſich die Wegſpuren völlig. Dieß ſtimmte ihn ſehr traurig, denn er wußte nun nicht wie er ſeine Wanderung weiter fortſetzen ſollte. In dieſer Ungewißheit warf er ſeine Blicke ringsumher, und ſiehe, da zeigte ſich plötzlich ein auf dem Berge ſitzendes weibliches Weſen; ihre Schönheit war blendend, und die Weiße ihres Gewandes übertraf weit die des Schnees. Das Weib redete ihn in ſeiner eigenen Sprache an: „Du ſcheinſt erſtaunt daß du keinen Pfad mehr ſieheſt der dich deinen Wünſchen entgegenführt. Ich weiß daß du dich

[1] Pontiac erzählte dieſes Märchen den verſammelten Indianern im Jahr 1763, um dieſelben ſeinem Plan geneigt zu machen ſich der Uebertragung des Landes an die engliſchen Behörden beim Fall der franzöſiſchen Macht in den Canadas zu widerſetzen.

ſchon lange geſehnt haſt den „Herrn des Lebens“ zu ſehen und zu ſprechen, und daß du dieſe Reiſe eigens unternommen um ihn mit deinen Augen zu ſchauen. Der Weg welcher zu ſeiner Wohnung führt, iſt auf dieſem Berge. Um ihn zu beſteigen, mußt du dich vollſtändig entkleiden, und all dein Rüſtzeug und deine Kleidung am Fuße desſelben zurücklaſſen. Niemand wird ſie beſchädigen. Dann wirſt du gehen, und dich in dem Fluſſe baden den ich dir zeigen will. Haſt du dieß gethan, ſo beſteige wohlgemuth den Berg.“

Der Indianer gehorchte pünktlich den Worten des Weibes; allein Eine Schwierigkeit blieb noch übrig. Wie konnte er auf den Gipfel des Berges gelangen, der ſteil, pfadlos und ſo glatt war wie Glas? Er fragte das Weib wie er es anfangen müſſe um dieß zu vollbringen? Sie erwiederte: wenn er wirklich den „Herrn des Lebens“ zu ſehen wünſche, ſo müſſe er beim Erſteigen nur ſeine linke Hand und ſeinen linken Fuß gebrauchen. Dieß ſchien dem Indianer faſt unmöglich. Ermuthigt indeß von dem weiblichen Weſen, fieng er an bergauf zu klettern, und nach vieler Mühſal gelang es ihm. Als er ſich auf dem Gipfel befand, ſah er zu ſeinem Erſtaunen niemanden, und auch das Weib war verſchwunden. Er fand ſich allein, und ohne Führer. Drei unbekannte Dörfer lagen vor ihm; ſie waren nach einem ganz andern Plane gebaut als ſeine eigenen, viel ſchöner und regelmäßiger. Nachdem er einige Augenblicke nachgedacht, richtete er ſeine Schritte dem ſchönſten zu. Halbwegs vom Gipfel des Berges herab erinnerte er ſich daß er nackend war, und ſcheute ſich weiter zu gehen; eine Stimme aber rief ihm zu, ſeines Weges fortzuwandeln und keinen Befürchtungen in ſeinem Herzen Raum zu geben; da er ſich gebadet, könne er vertrauensvoll weiter ſchreiten. Er gieng nun unbedenklich auf die Stelle zu, welche ihm das Thor des Dorfes zu ſeyn ſchien, und blieb dann ſtehen bis jemand kam um es zu öffnen. Während er das Aeußere des Dorfes betrachtete, that ſich das Thor auf, und der Indianer ſah einen ſchönen ganz weiß gekleideten Mann auf ſich zukommen, der ihn bei der Hand nahm, und ihm ſagte, er wolle ſeine Wünſche befriedigen und ihn vor den „Herrn des Lebens“ führen.

Der Indianer folgte ſeinem Führer, und ſie gelangten an einen Platz von unvergleichlicher Schönheit. Der Indianer verſank in Bewunderung. Er ſah da den „Herrn des Lebens,“ der ihn bei der Hand nahm und ihm zum Sitz einen mit Gold eingefaßten Hut gab. Der Indianer, fürchtend er möchte den Hut verderben, trug Bedenken ſich niederzuſetzen; allein da ihm aufs neue geheißen wurde es zu thun, ſo gehorchte er ohne weitere Widerrede.

Nachdem er ſich geſetzt, ſagte Gott zu ihm: „Ich bin der Herr des Lebens, den du zu ſehen und mit dem du zu ſprechen wünſchteſt. Höre auf das was ich dir für dich und für alle Indianer ſage. Ich bin der Schöpfer des Himmels und der Erde, der Bäume, der Seen, der Flüſſe, der Menſchen, und alles deſſen was du ſieheſt oder geſehen haſt auf der Erde oder in den Himmeln; und weil ich euch liebe, ſo müßt ihr meinen Willen thun; ihr müßt auch das meiden was ich haſſe; ich haſſe, wenn ihr trinket wie ihr thut, bis ihr euren Verſtand verlieret; ich wünſche daß ihr nicht Krieg führt wider einander; ihr nehmt zwei Weiber, oder laufet den Weibern anderer Leute nach; ihr thut unrecht; ich haſſe ein ſolches Betragen; ihr ſollt nur Ein Weib haben, und ſie behalten bis zum Tode. Wenn ihr in den Krieg zieht, macht ihr Gaukelkünſte, ihr ſinget den Medicingeſang, und glaubet ihr ſprächet mit mir; ihr täuſcht euch: ihr ſprecht mit dem Manito; er iſt ein böſer Geiſt, der euch verleitet übles zu thun, und weil ihr mich nicht kennt, hört ihr auf ihn. Das Land in welchem ihr wohnet, habe ich für euch gemacht, nicht für andere: warum duldet ihr alſo daß die Weißen auf euren Ländereien wohnen? Könnt ihr nichts thun ohne ſie? Ich weiß daß diejenigen welche ihr die Kinder eures großen Vaters nennt, für eure Bedürfniſſe ſorgen. Wenn ihr aber nicht ſo böſe wäret wie ihr ſeyd, würdet ihr ſie nicht brauchen. Ihr könntet leben wie ihr gelebt, ehe ihr ſie gekannt habt. Hat denn, bevor diejenigen welche ihr eure Brüder nennet zu euch gekommen, euer Bogen und Pfeil euch nicht zu Schutz und Schirm gedient? Ihr brauchtet weder Gewehr, noch Pulver, noch irgend einen andern Gegenſtand. Das Fleiſch der Thiere war eure Nahrung, ihre Felle eure Kleidung. Als ich aber euch zum Böſen geneigt ſah, entfernte ich die Thiere in die Tiefen der Wälder, auf daß ihr für die Bedürfniſſe eurer Kleidung abhängen möchtet von euren Brüdern. Werdet wieder gut und thut meinen Willen, dann will ich euch Thiere ſchicken für euren Lebensunterhalt. Ich verbiete euch indeß nicht eures Vaters Kinder unter euch zu dulden; ich liebe ſie, ſie kennen mich, ſie beten zu mir; ich ſorge für ihre Bedürfniſſe, und gebe ihnen das was ſie euch bringen. Nicht ſo aber verhält es ſich mit denen welche kommen um eure Beſitzthümer zu ſtören. Treibt ſie hinweg, führet Krieg wider ſie. Ich liebe ſie nicht. Sie kennen mich nicht. Sie ſind meine Feinde, ſie ſind eurer Brüder Feinde. Schickt ſie zurück in die Länder welche ich für ſie gemacht habe. Dort ſollen ſie bleiben.

„Hier iſt ein geſchriebenes Gebet, das ich dir gebe; lern' es auswendig, und lehr' es beten alle Indianer und alle Kinder.“ (Als der Indianer bemerkte er könne nicht leſen, ſagte der „Herr des Lebens“ zu ihm, er ſolle es bei ſeiner Rückkehr auf die Erde dem Häuptling ſeines Dorfes geben, der es leſen, und auch ihn ſowie alle Indianer darin unterweiſen werde.) „Es muß, ſagte der „Herr des Lebens,“ Morgens und Abends gebetet werden. Thu alles was ich dir geſagt habe, und verkündige allen Indianern daß es vom „Herrn des Lebens“ kommt. Sie ſollen an Einem Tag nur Einen Trank zu ſich nehmen, oder höchſtens zwei. Sie ſollen nur Ein Weib nehmen, und aufhören den Weibern und Töchtern anderer Leute nachzulaufen. Sie ſollen keinen Krieg gegen einander führen. Sie ſollen den Medicingeſang nicht ſingen, denn beim Singen des Medicingeſangs ſprechen ſie zu dem böſen Geiſte. Treibt aus euren Ländern, ſprach der „Herr des Lebens“ weiter, jene Hunde aus in rothen Kleidern, ſie ſind nur ein Schaden für euch. Wenn ihr etwas bedürfet, ſo wendet euch an mich, wie eure Brüder thun, und ich will beiden geben. Verkaufet euren Brüdern nicht das was ich als Nahrung auf die Erde geſetzt habe. Kurz, werdet gut, und es wird euch nichts fehlen. Wenn ihr einander begegnet, ſo verbeugt euch und gebt einander die . . . . Hand des Herzens. Vor allem empfehle ich dir, Morgens und Abends das Gebet herzuſagen das ich dir gegeben habe.“

Der Indianer verſprach den Willen des „Herrn des Lebens“ zu thun, und ihn auch ſtreng den Indianern zu empfehlen, und fügte bei: der „Herr des Lebens“ werde mit ihnen zufrieden ſeyn.

Nun kam ſein Führer wieder, und führte ihn an den Fuß des

Digitized by Google

Berges, daß ihr seine Kleider nehmen und in sein Dorf zurückkehren, was der Indianer augenblicklich that.

Seine Rückkehr setzte die Bewohner des Dorfes, welche nicht wußten was aus ihm geworden war, in großes Erstaunen. Sie fragten ihn wo er herkomme; allein da ihm anbefohlen worden war niemanden zu sprechen, ehe denn er den Häuptling des Dorfes gesehen, gab er ihnen ein Zeichen mit der Hand, andeutend daß er nur eben komme. Nachdem er in das Dorf eingetreten, begab er sich sogleich in den Wigwam des Häuptlings, und händigte ihm das Gebet und die Gesetze ein welche der „Herr des Lebens" seiner Obhut anvertraut hatte.

Die englische Reformation im Brahmanenthum.

(Von Professor Neumann.)

Montesquieu hat es sich in der Erklärung auffälliger Sitten und Gebräuche sehr leicht gemacht. An die Stelle der Thatsachen, woraus sie hervorgehen, welche ihm nicht bekannt waren oder zu seiner Zeit nicht bekannt seyn konnten, setzte er witzige Einfälle (esprit), welche sich theilweise forterben bis auf den heutigen Tag. Einige Beispiele welche mit den indischen Zuständen zusammenhängen, mögen zur Bezeichnung dieser Weise hinreichen. Die Weiber zweier und vierter Kaste dürfen in Malabar nacheinander, nicht zu gleicher Zeit, mit vielen Männern Verbindungen eingehen. Die Frau empfängt vom neuen Gatten einen neuen Anzug und erklärt vor vier Zeugen, sie trenne sich von ihrem Manne. Dieser Anzug kann zu jeder Zeit wieder abgelegt werden, und die leichte Heirathszeremonie, sobald sich frische Liebhaber einfinden, wiederholt vorgenommen werden. Die Väter kennen ihre Kinder nicht, weßhalb sie sich auch ihrer Liebe und Vorsorge nicht erfreuen. Die Kinder der Schwestern und nächsten weiblichen Verwandten folgen im Erbe. Die Ursache welche Montesquieu für diese Vielmännerei nennen, ist weder in der Natur der Dinge noch in der Natur der Menschen begründet. Die Sitte sollte nämlich bei der Kriegercaste stattfinden, damit sie den Todesmuth bewahren und nicht an Frau und Kinder denken mögen. Aber auch die vierte Kaste ist der Vielmännerei ergeben, und die Malabaren hängen mit gleicher Liebe an den Kindern der Schwestern wie an den eigenen. Ebensowenig ist die östliche Vielweiberei, wie Montesquieu ebenfalls behauptet, in der größeren Anzahl des weiblichen Geschlechtes begründet. Im Gegentheile sollen sich, nach dem Ausspruche der sorgfältigsten und kundigsten Männer, wie Francis Buchanan in seinen Forschungen auf Reisen in Maisor, allenthalben im Morgenlande, wo man genaue Volkszählungen vornehmen konnte, eine größere Anzahl Männer und Jünglinge, als Frauen und Mädchen vorfinden.

Wir sind geneigt auch dieses Verhältniß, wo immer es in höherem Grade stattfindet, nicht aus der Natur der Dinge, welche sich gleich bleibt allenthalben auf Erden, sondern aus den Sitten, aus den Vergehen und Verbrechen der Menschen herzuleiten. Die Natur wirkt nach ewigen und unabänderlichen Gesetzen, nur wo der Mensch mit seinen Leidenschaften, mit seinem Unverstand eingreift, da kommt, freilich nur scheinbar, das Gesetz abhanden und das Maßlose tritt an seine Stelle. Dieß ist sicherlich auch mit der größern Männerzahl, wo sie die Weiber bedeutend überragt, der Fall. Der Grund liegt in der Ermordung der Mädchen, welche, wie wir jetzt wissen, nicht bloß in China, sondern in den meisten Ländern des Orients und namentlich in Indien stattfindet. Ein Buch des Herrn Wilson, des verdienstvollen Vorsitzenden der asiatischen Gesellschaft zu Bombay, [1] gibt uns hierüber sichere quellengemäße Aufschlüsse. Wie schwindet doch vor dieser furchtbaren Wirklichkeit die vielfach gerühmte hohe Bildung im Lande der ehrwürdigen Männer, wie sich die Hindu zu nennen pflegen. Wie wichtig ist doch alle jene Weisheit der Brahmanen, das tausenderlei Ceremonienwesen und der ewig sich wiederholende Klingklang, wenn er den Erdgebornen nicht zum bessern Menschen, zum tüchtigern Bürger heranbildet, wenn alle jene Bräuche nicht auf Zähmung der wilden Lust hinsteuern, sondern, wie nicht selten geschieht, im Gegentheile sie heiligen, wenn Räuber und Mordbanden unter den Schutz irgend eines Gottes sich stellen und dann ihrem furchtbaren Geschäfte in behaglicher Gewissensruhe leben. In der That, es ist ein großes Stück Arbeit für die Engländer, die frommen Hindu zu Menschen zu erziehen. Die heiligen Mörderbanden haben sie bereits vernichtet; die Wittwenverbrennung haben sie beseitigt; die Menschenopfer werden seit langer Zeit als Mord behandelt. Während der letzten Jahre ward, wie wir von verschiednen andern Seiten wissen und Herr Wilson mit vielen Belegen zeigt, alles aufgeboten um auch jene häufigen Gräuel der Kindertödtung abzuschaffen.

Wilson gibt eine ausführliche Geschichte der Kindermordung in Hindostan und Dekhan, sowie der Maßregeln welche die Engländer mit größerem oder geringerem Erfolge dagegen ergriffen haben. Die gütige Gottheit, sagt der Verfasser mit Recht, wurde und wird zum Theil noch für einen im Bösen sich gefallenden Teufel gehalten, welchen man mit Blut und vorzüglich mit dem Blute unschuldiger Kinder versöhnen könne, versöhnen müsse. Der Kindermord ist zwar in den Puranas ausdrücklich verboten. „Der Mensch, welcher Kinder umbringt, Brahmanen und Kühe, hat jedes Gesetz übertreten und ist zur dunkeln Hölle verdammt, so lange die 14 Indras existiren." Dieß Verbot der Puranas wurde aber mißachtet. Die Engländer fanden die Kindermordung, vorzüglich der weiblichen, unter den Radschkumars oder Radschputen bei Benares, zu Kathiawad und Katschh, in Gudscharat und unter allen Radschputenstämmen in Radschastan. Zuerst wurde die Ermordung weiblicher Kinder im Jahre 1789, als eine herkömmliche Sitte, unter den Radschkumars entdeckt. Die Wittwenverbrennung war längst bekannt und von den Mörderbanden wurden sichere Spuren seit dem Beginne unseres Jahrhunderts aufgefunden. Viele edle Briten versuchten es diesen mannichfachen Gräueln entgegen zu

[1] History of the suppression of infanticide in Western India, under the government of Bombay. By John Wilson. Bombay 1855.

treten. Vergebens. Die oſtindiſche Hanſa, fürchtend durch gewaltſame Reformen Aufſtände zu erregen, hat die Kühnheit ihrer Beamten zur Ruhe verwieſen. Die entſchiedene Reformperiode im anglo-indiſchen Reiche beginnt erſt mit der Ankunft des Oberſtatthalters Lord Bentinck zu Kalkutta (4 Julius 1828). Sie dauert fort bis auf den heutigen Tag und wird fortdauern ſo lange die Angelſachſen über Indien herrſchen.

Die Sendboten des Evangeliums in Hindoſtan waren es welche zuerſt und wiederholt ihre Stimme erhoben gegen die Scheußlichkeiten im Brahmanenthum. Die Menſchenfreunde und Frommen der Heimath ergreifen Partei gegen die Regierung und die oſtindiſche Hanſa; die Kaufherren ſind zu Vorkehrungen und Maßregeln gezwungen, um der vielfachen und wiederholten Anklage zu begegnen. Oberſtatthalter Marquis Wellesley verlangt (1805) das Gutachten der indiſchen Gerichtshöfe. Die Herren waren unbedingt entgegen. „Ein Verbot der Wittwenopferung könnte dem anglo-indiſchen Reiche die größte Gefahr bereiten, man müſſe ſich auf Abſchaffung der Mißbräuche, welche nicht ſelten bei jenem Selbſtmord vorfallen," beſchränken. Es ſind auch in der That einige zum Theil im indiſchen Geſetz ſelbſt begründete vorſorgliche Maßregeln getroffen worden. Die Obrigkeit mußte vom Vorhaben unterrichtet werden, ſie mußte ſich von der Freiwilligkeit der Handlung überzeugen, das Weib durfte keine berauſchenden Getränke erhalten und keine Drohungen erdulden. Frauen unter 16 Jahren und Schwangere erhalten niemals, ſo will es ſelbſt das blutige Geſetz der Brahmanen, die Erlaubniß. Dieß führte jedoch zu keinem befriedigenden Ergebniß; die Anzahl der Opfer ſchien ſeit dem Verſuch ſie zu mindern, im Steigen begriffen. Unter dieſen Umſtänden erhob ſich unerwartet und plötzlich, mitten aus der brahmaniſchen Gemeinde ſelbſt, eine einflußreiche Stimme gegen dieſe und andere Gräuelthaten. Rammohun Roy lehrte (1820), mittelſt einiger in bengaliſcher und engliſcher Sprache geſchriebenen Flugſchriften: „Die Wittwenverbrennung iſt von Menu nicht vorgeſchrieben. Stellen des Veda ſind ihr geradezu entgegen, ſelbſt viele ſpätere Geſetzbücher erheben das reine tugendhafte Leben der Wittwe über ihre Opferung." Die Beweiſe des kenntnißreichen Brahmanen beruhen auf feſtem Grunde, ſie konnten nicht umgeſtoßen werden. Sie ſind es welche vorzüglich das entſchiedene Auftreten des Oberſtatthalters hervorriefen und begründeten; Rammohun Roy hat ſich um ſein Vaterland und die Menſchheit große Verdienſte erworben.

Lord Bentinck ſetzte einen Ausſchuß nieder, welchem oblag, alle auf die Wittwenverbrennung bezüglichen Vorſchriften und Ordnungen, ſowie die Gefahren eines Verbots, zu unterſuchen. Eingeborne und Europäer, die Auskunft geben konnten, wurden nach der ſchönen Sitte Altenglands aufgefordert, vor dem Ausſchuſſe zu erſcheinen, zur Mittheilung ihrer Kenntniſſe und Erfahrungen. Bentinck verfolgt ſelbſt den Verlauf der Unterſuchung mit der innigſten Theilnahme, denn der Lord war keineswegs, wie ſeine zahlreichen indiſchen und europäiſchen Feinde behaupten, ein ſelbſtſüchtiger, ehrgeiziger Staatsmann. Unter einer rauhen, abſtoßenden Außenſeite, aus bittern Erfahrungen, aus der Bekanntſchaft mit den Nachtſeiten der menſchlichen Natur hervorgegangen, war ein für alles Gute und Erle ſchlagendes Herz verborgen. Das Ergebniß der vielen Zeugſchaften und Berichte — ſie füllen einen großen Foliband im oſtindiſchen Hauſe — war keineswegs erfreulicher, ermunternder Art. Viele Beamte der indiſchen Verwaltung, alle angeſehenen, einſichtsvollen Eingebornen widerſprachen einem allgemeinen unbedingten Verbote. Ihnen hatte ſich auch Horace Haiman Wilſon angeſchloſſen — eine Thatſache welche der große Kenner des indiſchen Volkes und ſeiner Literatur in ſeiner Fortſetzung von Mills Geſchichte nicht berichten mochte. Selbſt Rammohun Roy erſchrack, als er von dem gänzlichen durchgreifenden Verbote hörte. „Man möge im Beginne das Geſetz bloß unter der weichlichen Bevölkerung Bengalens verkünden laſſen, gefährlich ſey es den kräftigen Menſchenſchlag der nordweſtlichen Marken in religiöſe Aufregung zu verſetzen." Ein theilweiſe gegebenes Verbot, erwiedert der Oberſtatthalter, würde von Schwäche und Unſicherheit zeugen, die Regierung möchte dadurch bloßgeſtellt und in der Unterthanen Augen herabgeſetzt werden.

Die aus lichtvoller Erwägung aller Umſtände hervorgegangene, von einer ſeltenen moraliſchen Kraft getragene Ueberzeugung hat den Lord, gleich wie ſo viele andere großartige Menſchen, in dieſer und andern wichtigen Angelegenheiten, aus dem Wirrſal entgegengeſetzter Anſichten und Meinungen ſchnell auf den rechten, dem Ziele entgegenführenden Weg geleitet. Das Verbot der Wittwenverbrennung wird für die ganze Präſidentſchaft Bengalen erlaſſen, und bald hernach auch in Madras und Bombay verkündet. Der oberſte peinliche Gerichtshof zu Kalkutta erhält den Auftrag, alle bei ſolchen Vorfällen Betheiligten als Mörder zu verfolgen und nach Umſtänden zu beſtrafen.

Nirgendwo eine Spur der ſchrecklichen Folgen, welche ſchüchterne, und ſelbſt in Vorurtheilen befangene Gemüther von dieſer kühnen, Großbritannien und die Menſchheit ehrenden Maßnahme erwarteten und befürchteten. Eine Anzahl altgläubiger Hindu beſtürmte die Regierung mit Bittſchriften, angebend der Rigweda verordne bereits die Wittwenverbrennung. Es iſt unbegründet. Die Stelle ward von den indiſchen Leuten abſichtlich falſch gedeutet. Andere, an deren Spitze die Reformateren Rammohun Roy und Dwarkanath Tagor, dankten der oberſten Behörde für dieſen „ewigen Segen," und baten fortzufahren in dieſem reformatoriſchen Wege. Die Altgläubigen erſchöpften jedes geſetzliche Mittel um die Aufhebung des Verbots zu bewirken. Vom Oberſtatthalter im Rathe zurückgewieſen, wendeten ſie ſich nach England. Der Fall wird von dem geheimen Rathe (Junius 1832) verhandelt. Die Anwälte beider Parteien, der Hindu und der oſtindiſchen Hanſa, wurden in gewöhnlicher Weiſe vernommen, und die Kläger, wie nicht anders zu erwarten ſtand, abgewieſen. In wenigen Jahren ſieht ſich die Regierung zu Kalkutta theils durch Verträge, theils durch Eroberungen in Stand geſetzt, ihr Gebot über alle Länder vom Himalaja zum Meere, von China's Gränzen zu den Engpäſſen Afghaniſtans auszudehnen. Hiefür zeugt das Dankſchreiben Lord Hardinge's (Dec. 1847) an dreiundzwanzig Fürſten und Fürſtinnen, ſo wie an Golab Singh, den Lebensherrn Dſchamu's gerichtet. „Sie ſeyen die letzten in Hindoſtan welche auf Wunſch der engliſchen Behörden jene ſcheußlichen Bräuche ihrer Väter-, Wittwen-, Kindermord und Sklaverei abgeſchafft hätten."

Lord Bentinck war ein Chriſt, ein Mann. Des Evangeliums Verbreitung galt ihm bloß für das vorzüglichſte Mittel der Civiliſation, der geiſtigen und gemüthlichen Erneuerung der Menſchheit. Nun trat aber das indiſche Erbrecht dieſer Erhebung hindernd ent-

Digitized by Google

gegen. Nach Menu, welcher noch immer der Grund iſt des ganzen bürgerlichen Weſens im Brahmanenlande ſo wie nach andern indiſchen Geſetzbüchern, muß der Erbe irgend einer Kaſte angehören: jener Hindu der ſich zu einer andern Religion bekennt, heiße ſie Islam oder Chriſtenthum, verliert ſeine Kaſte, verliert ſeinen Antheil am väterlichen Gute. „Wer in herkömmlicher Weiſe, durch Umſtürzen des Waſſerkruges, von den Verwandten ausgeſtoßen wird, der iſt ſeines Erbes, des Leichenkuchens und der heiligen Inkorporirung verluſtig.“ Auch dem Muſelmann entgeht, ſowohl bei den Sunniten wie Schiiten, durch Uebertritt zu einer andern Religion ſein Erbtheil. „Und unſer geſchriebenes Geſetz, unſere Ueberlieferung,“ ſagen die Muſelmanen Bombay's in einer Eingabe ans Parlament (19 Nov. 1855) „iſt ein Theil der Religion des Propheten; es darf nicht geſchmälert werden durch Satzungen der Ungläubigen. Verfahrt ihr Engländer nicht in ähnlicher Weiſe? Würden wohl einem Pair eures Reichs, welcher Muſelman wird, ſein väterliches Erbe und ſeine Rechte verbleiben?“

Die chriſtlichen Vereine und Sendboten in Indien und England erhoben ſich ſeit längerer Zeit gegen dieſe intolerante, unmenſchliche Satzung. Petitionen und Flugſchriften erſchienen in Menge, und es mußte, wie im Lande der Angelſachſen gewöhnlich, dem Drang von außen nachgegeben werden. Der Directorenhof veranlaßte (1832) den Oberſtatthalter, dem Unweſen auf geſetzlichem Wege entgegenzutreten. Auch der Muſelmann hätte das indiſche Geſetz nicht anerkannt; der zum Islam bekehrte Hindu behielt ſein väterliches Erbe; Warren Haſtings (1772) und Lord Cornwallis (1793) haben gegen die beſtehende Sitte verordnet es ſolle nach den Normen des indiſchen Erbgeſetzes verfahren werden. Dieſe können aber Regierung und Parlament keineswegs für alle Zukunft binden. Die Beſeitigung des Geſetzes geſchieht jedoch nur zu Vorſichten, und zwar verſteckt mitten unter andern Verordnungen, in dunkler ſchwankender Faſſung, damit ſie keine neue Beſorgniß erregen möge. Die Regierung hat ſeit der Zeit dieſe wichtige Angelegenheit niemals aus den Augen verloren. Dreizehn Jahre ſpäter (1845) ergieng eine lex loci, richtiger Geſetz über Gewohnheitsrecht genannt, wonach Einfluß der Religion aufs Erbrecht in allen Ländern des anglo-indiſchen Reiches aufhören ſollte. Der Widerſpruch der Hindubevölkerung war faſt allgemein. Gegen das Geſetz ſind Bittſchriften eingelaufen, dafür nicht eine einzige. Die lex loci, hieß es, ſey nicht bloß eine Mißachtung heiliger Vorſchriften der Hindu und Muſelmanen, ſondern auch ein Bruch der frühern engliſchen Norm, der feierlichen Verheißung Großbritanniens: man werde jede Religion bei ihrem herkömmlichen Geſetz belaſſen. Die anglo-indiſche Regierung, ward mit gutem Grunde entgegnet, ſchütze und beſchütze alle Glaubensgenoſſen. Vor dieſer unerſchütterlichen Grundlage müſſen alle die frühern Geſetze und Ordnungen zurückweichen. Die Regierung iſt auch immerdar dem Beſtehenden entgegengetreten, wenn es der Menſchlichkeit und Gerechtigkeit zuwider befunden ward. Und ſie wird unbeirrt auf dieſer breiten Straße fortfahren. Es gibt kein Recht gegen das Recht.

In den Sagar- und Narbadda-Ländern, wo es Sitte war Neugeborne weiblichen Thieren vorzuwerfen, hat Lord Wellesley dieſen Schmach abgethan, und man ſucht mit allen Mitteln der Ermordung weiblicher Kinder, ſo häufig unter den Sikh und Radſchputen, entgegenzutreten. Wider die Wittwenverbrennung iſt ebenfalls, im Gegenſatz zum Wunſche der Altgläubigen, ein Verbot ergangen. Würde man ſolchen Widerſpruch beachten, ſo wäre jede Reformation unmöglich. Mit Recht ward hinzugefügt, Bittſchriften dieſes Inhalts geben das ſicherſte Zeugniß von der geringen Bildungsſtufe der Eingebornen, ſo daß es auch vom höhern menſchlichen Standpunkt nicht wünſchenswerth erſcheine, ihnen jetzt ſchon großen Einfluß auf die Landesregierung zu geſtatten. Dieſes ohne Zweifel folgenreiche Geſetz — das 21ſte der Geſetzſammlung fürs Jahr 1850 — verdient ſeinem wörtlichen Inhalt nach mitgetheilt zu werden. Die Entwicklung der hier niedergelegten Idee, ihr Einfluß aufs wirkliche Leben muß den Umſturz des ganzen indiſchen Weſens zur Folge haben. Die Kaſte iſt hiemit, vor dem Staatsgeſetze, nicht mehr vorhanden. Für die unterdrückten Millionen hat eine neue glücklichere Zeit begonnen.

Ein Geſetz zur Ausdehnung des Princips der Abtheilung 9, Ordnung VII 1832 des bengaliſchen Geſetzbuches über alle der Regierung der oſtindiſchen Compagnie unterworfenen Länder.

Sintemal durch Abtheilung 9, Ordnung VII 1832 des bengaliſchen Geſetzbuches beſtimmt wurde, daß „wenn immer in irgend einem bürgerlichen Proceß die Parteien dieſes Proceſſes verſchiedenen Glaubens ſind, wenn eine Partei dem Hindu, die andere dem mohammedaniſchen Glauben angehören würde, oder wenn eine oder mehrere Parteien des Proceſſes weder dem mohammedaniſchen noch dem Hindglauben angehören würde, ſo ſoll den Geſetzen dieſer Religionen keine Wirkung geſtattet werden, um die Partei oder Parteien irgend eines Eigenthums zu berauben, worauf ſie, in Wirkung jener Geſetze beſeitigt, ein Recht hätten;“ und da es wünſchbar ſeyn wird das Princip dieſer Satzung über alle der Regierung der oſtindiſchen Compagnie unterworfenen Länder auszudehnen, ſo wird hiemit geſetzlich beſtimmt wie folgt.

Welche Geſetze oder Bräuche immer jetzt in Kraft beſtehen innerhalb der Länder unter Regierung der oſtindiſchen Compagnie; in ſo weit ſie irgend eine Perſon mit Verluſt an Rechten oder Eigenthum belaſten, oder in irgend einer Weiſe ihr Erbrecht ſchmälern oder beeinträchtigen aus dem Grunde, weil er oder ſie ihre Religion aufgeben oder von irgend einer religiöſen Genoſſenſchaft ausgeſchloſſen, oder einer Kaſte verluſtig worden; ſie ſollen aufhören in den Gerichtshöfen der oſtindiſchen Compagnie als Geſetz zu gelten, und in den Gerichtshöfen, angeordnet unter dem königlichen Freibrief innerhalb der beſagten Länder.

Man ſieht nicht ein, daß das Erbe, auch alle andern Rechte und Pflichten bleiben dem vorbehalten der ſeine Religion wechſelt, aus dieſem und jenem Grunde die Kaſte verliert. Hiernach wird auch verfahren. Eine Frau, welche nachdem Gebrauche gemäß ihren zum Chriſtenthum übergetretenen Mann verließ, iſt ihm meiſten unter brahmaniſchen Verordnungen und der Altgläubigen Gutdünken durch Richterſpruch zugeſprochen worden: „Frauen konnten unter keine beſſere Aufſicht geſtellt werden.“ Der Bekehrte hat eine Regierungsbehörde — die gewöhnliche Belohnung der Neubekehrten, wie der Altgläubigen in ihrer Beſchwerdeſchrift ans Parlament behaupten. Eine Abänderung des Geſetzes liegt bereits am Tage. Die Hoffnung bleibt von den Radſchputen, zu Gegenzug zur ſtrengen Glaubensnorm, wieder in ſeine frühere Kaſte einzutreten. Alle Folgen des Abfalls ſollten getilgt ſeyn.

Digitized by Google

„Die Vorſehung" ſprach Charles Grant der Sohn, einer der edelſten Männer Großbritanniens unſrer Tage — und es gibt dort eine einflußreiche Claſſe dieſes Sinnes — „die Vorſehung hat uns in ganz andrer Abſicht über das Volk der Brahmanen die Herrſchaft verliehen, als unſere gemeinen Landsleute wollen und wähnen. Nicht des Gewinnſtes wegen an Indigo und Opium, nicht damit die jüngern Söhne der höhern und mittlern Claſſen eine Verſorgung erhalten, nicht deßhalb iſt uns das indiſche Reich geworden. Wir ſollen das Volk zur Menſchlichkeit erziehen. Hindu und Muſelmann ſollen an unſrer Hand nach und nach die ſchwierige Kunſt der Selbſtregierung erlernen. Die Pflicht Großbritanniens erheiſcht, ſelbſt die gewöhnliche Klugheit fordert es daß wir den Einheimiſchen jetzt ſchon viele untere und mittlere Stellen einräumen. Nur dadurch werden wir die höhern Claſſen der Geſellſchaft, namentlich die guterzogenen, ämtergierigen Muſelmanen, wenigſtens theilweiſe mit unſerm Regimente ausſöhnen."

Der letzte Ausbruch des Hekla 1845.

Eine Beſchreibung der nächſten Umgebungen des Hekla, welche der vorvorige Jahrgang des Auslandes brachte, ſollte zur Grundlage für eine auf authentiſchen Nachrichten beruhende Darſtellung des letzten Ausbruches dienen, welche, aus denſelben Quellen geſchöpft, nun hier etwas verſpätet nachfolgt.

Die Fumarolenthätigkeit des Vulcans im Zuſtande ſeiner Ruhe ſeit 1766 war allmählich ſo vollkommen erloſchen, wie man es an den Vulcanen nur ſelten gewahrt, aber die Ueberlieferung der Schrecken welche er einſt verbreitet hatte, war nicht untergegangen. Daher wurden ſchon 1839 unbedeutende Dampfentwicklungen und ein etwas erhöhtes Schneeſchmelzen an ſeinem Gipfel als ſchreckende Vorboten eines neuen Ausbruches gedeutet, der jedoch nicht eintrat.

Erſt im Jahre 1845 ſollte dieſer erfolgen, und heißt es, daß auch damals die Einwohner des Landes, durch mancherlei Vorzeichen aufmerkſam gemacht, eine Ahnung des Kommenden gehabt haben. Der Winter ſoll ungewöhnlich warm, der Sommer, nach einem frühzeitigen Lenze, auffallend dürre geweſen ſeyn — das Milchvieh in hohem Maße ſeine Ergiebigkeit verloren haben.

Zwar nimmt der Anwohner des Hekla, durch uralte Ueberlieferung belehrt, ſolche Zeichen für die Vorboten eines Ausbruches, allein ſein wichtigſter und untrüglichſter Vorbote, das Erdbeben, welches das ſüdweſtliche Vorland nach Rejkianaes hinüber zu erſchüttern pflegt, war nicht eingetreten, und ſo mag denn mancher, der nachher von den Anzeichen fabelte, dieſelben, wie es gewöhnlich geht, vorher gar nicht bemerkt haben.

Wenigſtens geht aus den ſorgfältig angeſtellten, und genau notirten Witterungsbeobachtungen des Phyſicus Thorſteinſen, zu Rejkiavik hervor, daß ein weſentlicher Unterſchied der Temperatur und des Barometerſtandes gegen andere Jahrgänge nicht obgewaltet hat. Dürre fand allerdings während des Sommers ſtatt, und dauerte bis zu dem 22 Auguſt, wo eben ſo anhaltende naſſe Witterung eintrat. Aber vorzugsweiſe ausgezeichnet war das Wetter während dieſer ganzen Zeit durch Mangel an Wind. Eine träge Ruhe und eine unheimliche Stille lag über der ganzen Natur, beängſtigend an und für ſich, und noch mehr durch den eingewurzelten Glauben, daß dadurch ein vulcaniſcher Ausbruch angezeigt werde. Dieſelbe träge Ruhe blieb in dem Luftkreiſe ſelbſt, als ſchon die regneriſche Zeit begonnen hatte, und ebenſo beſchaffen war auch das Wetter am Dienſtag den 2 September, als der Hekla nach 79jähriger Ruhe ſeinen achtzehnten hiſtoriſch bekannten Ausbruch eröffnete.

Dunkle tiefhängende Wolken verdeckten die ganze Berglandſchaft vor den Augen der Bewohner des benachbarten Baulandes, als um 9 Uhr Morgens eine leiſe Erdbewegung wahrgenommen, und zugleich die ſtille Luft von wiederholtem dumpfem Knall erſchüttert wurde. — Vielen, welche auf freiem Felde arbeiteten, entgieng das Getöſe gänzlich, andere glaubten einen fernen Donner zu hören, noch andere fürchteten einen heftigen Sturm aus Oſten, der ſich hierlandes gerne durch Donnerſchläge zwiſchen den öſtlichen Berggipfeln ankündigt.

Bald aber ſollte die Ahnung derer welche ſogleich an den Hekla gedacht hatten, zur Gewißheit werden, denn der Knall wiederholte ſich öfter, und zuletzt ſo regelmäßig, wie der Donner der Meeresbrandung zur Winterzeit an der ſüdlichen Küſte. Den ganzen Vormittag blickten die Bewohner der weſtlichen und ſüdlichen Landſchaft unverwandt nach der Himmelsgegend, wo ſie den Hekla wußten, der für ſie mit ſeinem ganzen Gebirgsſtock in die dichteſte Wolkenfinſterniß gehüllt war, während andere Gegenden des Landes ſchon von den unverkennbaren Wirkungen des Ausbruches mit Schrecken und Zerſtörung heimgeſucht wurden.

In dem Küſtenſtriche welcher oſtſüdöſtlich vor dem Hekla liegt, ſah man etwa um 10 Uhr das Gewölk über den nordweſtlichen Bergen finſterer ſich erheben, und unter tiefem Donner von jener Seite her ſich über den ganzen Himmel ausbreiten. Schon gegen 11 Uhr begann dieſe Wolke einen dichten Regen grauer Schlackenſtücke von der Größe der Hagelſtücke fallen zu laſſen, und ſchnell verbreitete ſich eine zunehmende Finſterniß über die Gegenden, wo die Wolke ihren Inhalt ausſchüttete. Der Mittag glich an Dunkelheit der finſterſten Winternacht, und kaum vermochten die erſchreckten Leute von den Feldern aus ihre Wohnungen zu finden. Nach einer Stunde begann es wieder zu dämmern, aber erſt um 3 Uhr war es wieder Tag geworden. Nichtsdeſtoweniger fielen die kleinen leichten Schlacken noch eine Stunde lang, und dann begann ein eigentlicher Regen vulcaniſchen Sandes von ſchwarzer und ſtahlgrauer Farbe mit ſchwachem Metallglanz, welcher den ganzen Tag anhielt, und nur ſchließlich ſtets feinere und feinere Aſche ſtreute. Nachts und am Vormittag des dritten Septembers fiel ununterbrochen dieſelbige Aſche, wenn gleich langſamer, ſo daß gegen Mittag an manchen Stellen die Erde anderthalb Zoll hoch bedeckt war.

Bewerkenswerth bleibt es daß alle dieſe Erſcheinungen des beginnenden Ausbruches von ſo geringem Donner begleitet waren, daß er an manchen Stellen in der Nähe des Berges völlig überhört, an anderen nur dann bemerkt werden konnte, wenn man gegen

Digitized by Google

den leise wehenden Wind geschützt war. Und doch wurde in entlegenen Gegenden derselbe Donner, wahrscheinlich durch andere, feste, unterirdische Medien fortgepflanzt, viel lebhafter vernommen, so daß die Pferde in den Ställen scheu wurden, und an einer Küste die Bewohner an das Meer liefen, um zu sehen wo der Wallfisch gestrandet sey, dessen Platschen und Schlagen man zu hören glaubte. Selbst auf der 50 Meilen entlegenen kleinen Insel Grimsö vernahm man den Donner, und hielt ihn für die Schüsse der in dem umgebenden Fahrwasser kreuzenden französischen Kutter.

Ebenso unbedeutend wie der Donner im ganzen blieb, war das in der Nähe des Hekla beobachtete Erdbeben, das nur als ein einziger leichter Ruck an wenigen Orten gefühlt wurde, sonst aber auf der ganzen Insel unbeachtet vorüber gieng.

Auf den südwestlichen Wohnplätzen erschien das Getöse nach den ersten erschütternden Donnerschlägen gering, bis nach Mittag, dann aber erneuerte es sich mit Heftigkeit und glich einer ununterbrochenen Folge von Kanonenschüssen. So konnte man schon um drei Uhr, als auch die Luft sich ein wenig aufklärte, nicht länger in Zweifel bleiben was geschah: denn nun sah man eine dunkle Aschensäule sich über dem Gipfel des Berges erheben, welche, dann und wann von leuchtenden Blitzen durchzuckt, nach oben hin mit den schwereren Wolken des Himmels zusammenschmelzend, sich den unermeßlichen östlich gelegenen Einoden zuneigte.

Bei Eintritt der Dämmerung um $7\frac{1}{2}$ Uhr erfolgte ein Schlag, welcher stärker war als alle früheren, und die gesammte Menschen- und Thierwelt in Schrecken setzte. Die Hunde, welche durch ihre verschiedenen Dienste für den Haushalt des Isländers so wichtig, auf jedem Gehöfte in großer Anzahl vorhanden sind, verließen entsetzt ihre Herren und ihre schützende Behausung, und stoben heulend in die südlichen Districte, aus denen sie erst nach Verlauf einer Woche zurückkehrten.

Gleich auf diesen Schlag kam der Wiederschein des glühenden Innern der Bergspitze in den ausströmenden Dämpfen zu Gesicht, und bald gewährte dieß den Eindruck, als wenn eine stets wachsende Flamme aus dem Gipfel hervorbräche; große, leuchtende Felsblocke tanzmeiten auf und nieder in dem leuchtenden Baal, wie der Isländer diese scheinbare Feuersäule nennt, und als die Abendfinsterniß einbrach, sah man bereits den Feuerstreifen der ausströmenden Lava an der Westseite des Hekla gegen das Unterland zucken. Bei der ersten plötzlichen Sprengung des Berges müssen bedeutende Massen schlackiger Lava nach allen Seiten geschleudert seyn, denn obgleich die Aschensäule von Anfang an gegen Westen hin völlig scharf begränzt war, und beständig stark nach Osten hinüberneigte, so führten doch alle Bäche auf der westlichen Seite des Heklagebirges eine Menge von Grus und Schlamm mit sich zu Thal.

In der westlichen Rangau sank zuerst der Wasserstand beträchtlich, weil wahrscheinlich ihre Zuflüsse im Gebirg durch Schlacken, Sand und Asche verdünnt wurden; Nachmittags aber wuchs sie wiederum so daß sie allenthalben ihre Ufer überstieg, und mit einer Fahrt, wie in der stärksten Schneeschmelze, eine solche Menge Schlacken und Schlamm hinunterführte, daß die sonst klare Au nun wie ein ausgebrochener Morast anzusehen war. Zugleich ward ihr Wasser so heiß daß man kaum die Hand hineinhalten konnte, und an mehreren Stellen wurden die Forellen zu Hunderten todt ans Ufer geworfen, wo man sie halb gargekocht vorfand. Durch das aufgestaute Wasser des Hauptstromes stiegen auch die Nebenbäche so an daß in einem derselben, in welchem sonst der Reiter kaum das Fesselgelenk des Pferdes netzt, der heimreitende Bauer von Naefrholt auf seinem Pferde durchschwimmen mußte.

Auf der Insel selbst herrschte zwar, wie schon gesagt, eine verhältnißmäßig große Windstille, allein aus der Richtung der Aschensäule gieng doch zur Genüge hervor daß in höhern Regionen ein starker Nordwestwind blies. Dieß wird auch durch andere Erfahrungen handgreiflich dargethan, denn am 2 und 3 September wurden mehrere Islandsfahrer, die schon auf der Heimreise begriffen waren, in der Nähe der Färöer, Shetland- und Orkney-Inseln von Aschenregen beschüttet. Auf die Inseln selbst fiel bei den Färöer schon in der Nacht nach dem Eintritt des Paroxysmus, bei den Orkney am folgenden Tage, die Asche nieder, und aus den verschiedenen Beobachtungen geht eine, auf verschiedenen Strichen abweichende, Geschwindigkeit von 8 bis 18 Meilen in der Stunde hervor. In der Nähe des Hekla sind, wie in andern Gegenden des Landes, die Schafe im September noch überall auf der Gebirgsweide, von der sie erst nach der Mitte des Monats heimgeholt werden. Man hätte denken sollen daß von ihnen Tausende erschlagen oder durch glühende Schlacken verbrannt wären; allein dieses Schicksal ereilte nur wenige. Gleich mit dem Beginn des Ausbruchs stürzten sie in dichten Heerden fliehend den menschlichen Wohnungen zu, schwarz von der in ihrem Vließe hangenden Asche, zum Theil mit versengter Wolle, und einzelne mit Brandwunden versehen. Die Nachzügler und die Lämmer, welche später theilweise von Reitern zusammengehelt werden mußten, waren außerdem durch das Waten in den scharfen Schlacken an den Füßen blutig gefunden, und letztere sah man lange Zeit nachher immer nur knieend grasen. Den Männern aber welche die verlorenen Schafe in der Einode an den Zuflüssen des Markaestromes aufsuchten, zeigte sich das überraschende Phänomen daß alle heißen Quellen der Gegend, namentlich eine am östlichen Ende des Torfa Fell seit langer Zeit zur Kaffeebereitung benutzte Quelle, ihre hohe Temperatur verloren hatten.

Vom 4 bis 9 Sept. sah man den Hekla gar nicht vor Nebel und Regen, und nur ein dohles ununterbrochenes Drohnen, bei dem die Erde in weiten Umkreisen erzitterte, verkündete die fortgesetzte, wenn auch minder heftige Thätigkeit des Vulcans, dessen Aschenregen durch die nun wehenden südlichen und südöstlichen Winde über die herrlichen Weideflächen geführt wurde, welche großentheils schon zerstört waren, als die Einwohner hinauseilten um ihre Schafe zu retten.

Während der Ausbruch bis zum 12 Sept. an Kraft merklich abnahm, schritt der Lavastrom über das Flachland am Fuße des Hekla in ungefähr westlicher Richtung ganz gleichmäßig vorwärts. Der Gang des Stromes, verschieden auf Terrain von wechselnder Neigung, war durchschnittlich 30 Fuß in der Stunde, und nach Verlauf einer Woche hatte er im ganzen noch keine halbe Meile zurückgelegt. Schon begann er zu erharten, da der Nachschub von oben geringer wurde, überall aber leuchtete doch noch seine innere Rothgluth durch die Spalten zwischen den schwarzen Schlackenschollen, und eine eingetauchte Eisenstange glühete nach wenigen Minuten. Die strahlende Wärme belästigte die Zuschauer im Gesicht und trocknete schnell ihre von dem Regen durchnäßten Kleider.

Mit dick aufwirbelnden Dämpfen ſchritt ſo die Lavamaſſe unwiderſtehlich langſam vorwärts unter Knacken und Knarren ihrer Schollen, welche unaufhörlich an den Seiten und Vorderrändern des Stromes abſtürzten.

Am 12 Sept. erhielt der Lavaſtrom neuen Nachſchub, während das Getöſe im Innern des Berges ſich ſteigerte; die Aſchenſäule erhob ſich wieder, und ſtand am 13ten eben ſo hoch und ſchwarz als zu Anfang. Ein öſtlicher Wind bog hier in der Höhe um, und zum erſtenmal fiel nun die Aſche in den bewohnten ſüdweſtlichen Landſtrich nieder, zwar nicht dicht, aber doch ſo daß jeder Fußtritt eine dicke Staubwolke aufwirbelte. Nach Verlauf eines Tages war der Kohl im Garten erſtorben, das Gras legte ſich und vergieng, das Vieh lief ruheles auf den Weiden hin und her, wie im Winter wenn Schnee gefallen iſt, Kühe und Pferde eilten von Hunger gepeinigt den Höfen zu, wo ſie mit Begierde das Gras von den Hauswällen und Dächern fraßen, das auf ſeinem ſteilen Rande nicht ſo dick beſchüttet war; Kühe und Schafe verloren die Milch, und ſelbſt das Trinkwaſſer nahm einen unangenehmen Geſchmack an.

Am 14 Sept. dauerte die Gewalt des Ausbruchs gleichmäßig fort, nur das Getöſe wurde heftiger und verurſachte vielen einen ſchneidenden Kopfſchmerz. Es erfolgte in regelmäßigen Pauſen übereinſtimmend mit den kugeligen Dampf- und Aſchenwolken, die der Schlund ausſtieß, wie das Athmen oder Stöhnen eines unterirdiſchen Rieſen, und wurde nur durch den unregelmäßigen Donner einer ſchwarzen, von Norden her geſammelten Wetterwolke unterbrochen, der im Wiederhall von den Bergwänden ſich verdreifachte, ſo daß Menſchen und Thiere, zitternd vor Angſt, ſchlaflos alle Schrecken der Nacht empfinden mußten. In den nächſten Tagen ſchwankte die Aſchenſäule vor wechſelnden Winden hin und her, bald dieſe bald jene Landſchaft beſchüttend, indem ſie ſogar die ewig ſchneebedeckten Tinſjeld und Oefjeldsjökeln, die noch kein Menſchenauge anders als weiß geſehen hatte, auf eine Zeitlang ſchwarz überzog, und dabei einen ſtrengen Geruch in die Luft entſandte, den die verſtändigen Anwohner weder mit brennendem Schwefel noch mit dem „Jökelſtank“ (d. h. Schwefelwaſſerſtoff) vergleichen wollen. Nachdem darauf noch einige Tage der Vulcan heftig gepoltert, ohne Schaden zu thun, ſchien ſich ſeine Wuth zu legen, und nur der Lavaſtrom verfolgte gemeſſen ſeinen Gang, zum Theil raſcher als vorher, da er durch einen entgegenſtehenden Hügel in ein engeres Thal gelenkt worden war.

Dieſer Zuſtand der Dinge dauerte bis zum 8 October, wo die Donnerſchläge des Vulcans wieder gewaltiger wurden und am Abend die Lava aufs neue in einem breiten glühenden Strom ſich die Böſchung des Berges hinabwälzte. Unbedeutende Aſchenfälle und verhältnißmäßige Ruhe bezeichnen die nachfolgenden Wochen, und erſt am 4 Nov. Abends ſchien der Berg abermals vom Gipfel bis zum Fuß in Flammen zu ſtehen, während die glühende Lava in drei Strömen herunterſchoß, und in den nächſten Tagen war unter beſtändigem Aſchenfall der Gluthſchein gegen die Dampf- und Aſchenſäule ſo hell, daß man ihn ſelbſt vor Sonnenuntergang gewahren konnte.

Bis über die Mitte des März hinaus blieb der Hekla in gleicher Thätigkeit, einzelne Tage, auch wohl wochenlang, den Augen durch Nebel und atmoſphäriſche Ungewitter verhüllt und nur durch ſein Dröhnen vernehmbar; einzelne Tage gleichſam beruhigt nur mit einer dünnen, weißen durchſichtigen Dampfwolke über ſeinem Krater in der klaren Luft ſpielend, dann aber aufs neue Lava nachdrängend, aufs neue mit Donnerſchlägen oder ununterbrochenem Sauſen ſeine Aſchenſäule emporſchiebend, die durch den wechſelnden Wind bald hierhin bald dahin gebogen, eine Landſchaft nach der andern heimſuchte, oder wie ein undurchſichtiger Teppich große Flächen des Himmels überzog, oder von raſendem Oſt-Nord-Oſt-Sturm hinabgepeitſcht, und wieder vom Erdboden aufgewirbelt wie ein Schneegeſtöber in der Luft taumelte.

Am 25 März des Abends leuchtete der Feuerſchein mit nie geſehenem Glanze wieder aus dem Schlund hervor, erſt klar und zuſammengeſchloſſen, dann ſich nach allen Seiten zertheilend, in dunkelrothe Strahlen, welche ſo ſchnell wechſelten daß das Auge ihren Bewegungen kaum folgen konnte, und das ganze Phänomen dem Nordlichte in einer ſtürmiſchen Winternacht ähnlich wurde. In ſpäter Nacht nahm allmählich dieſer Feuerſchein ab, aber gleichzeitig wuchs der Donner und eine zunehmende Lavagluth drängte ſich hervor. Das aber war des Vulcans letzte Kraftanſtrengung, denn am 26 März bei Sonnenuntergang erſchien zum erſtenmal ſeit länger als einem halben Jahre der Gipfel des Berges frei von Rauch, Aſche und Feuersgluth, und nur unbedeutende Rauch- und Aſchenzeichen verriethen in den nächſten Wochen daß eine Bewegung ſtattgefunden habe; nach dem 6 April hörten auch dieſe auf; am 10 April ſah man nahe unter dem Krater auf dem Lavaſtrom ſchon einzelne Schneeflecken liegen, und alles was nachher von Bewegungen des Hekla berichtet wird, ſcheint nur die Frucht der einmal aufgeregten Einbildungskraft zu ſeyn, welche jedes Getöſe und jede Staubwolke die der öſtliche Wind aus den aſchenbedeckten Umgebungen des Berges brachte, als einen Wiederbeginn des furchtbaren Schauſpiels betrachtete.

Es iſt in der bisherigen Darſtellung immer nur von einer einzigen Aſchenſäule die Rede geweſen, doch iſt es ausgemacht daß der Hekla dieſesmal nicht aus einem, ſondern aus drei Kratern gewüthet hat, von denen einer die Nordoſtſpitze, einer den höchſten, mittlern Gipfel einnahm, und einer weiter abwärts nach Südweſten lag. Zuweilen ſah man dieſe drei Krater ganz deutlich geſchieden, indem der mittlere nur die ſchwarze Aſchenſäule ausgab, während die Seitenkrater einen weißen, dicken Dampf ausſtießen, der Nachts, durch den Wiederſchein aus dem Innern beleuchtet, mit ſeinen Wirbelbewegungen einem flammenden rieſenhaften Scheiterhaufen glich. Nur zuweilen unterſtützte der nordöſtliche Krater den mittlern im Aſchenauswurf, doch auch dann war ſeine Säule von geringer Höhe und Schwärze und periodiſch unterbrochen. Aber nur ſelten geſtatteten Windſtille und Klarheit des Wetters eine ſo beſtimmte Unterſcheidung der drei Krater. Meiſt fiel der Auswurf aller drei in eine einzige finſtere Aſchenſäule zuſammen, die nach der Windſeite hinüber einen ſcharf begränzten Bogen, nach der Gegenſeite eine an ihren Rändern verſchwimmende finſtere Wolke bildete, und zu keiner Zeit den ſymmetriſchen Umriß der von Plinius geſchilderten veſuviſchen Pinie erkennen ließ.

Nur der Dampf der Seitenkrater unterbrach die Finſterniß der Säule und brachte häufig bewegliche Kränze darin zum Vorſchein, deren Geſtalt und Ausſehn ſich änderte, und die mit bräunlichen, röthlichen dunkel- und lichtblauen Farbentinten wechſelten.

Digitized by Google

den mit der Aſche ausgeworfenen glühenden Steinen fielen in den Krater zurück oder auf ſeine Ränder, über deren Böſchung ſie dann niederrollten, während die kleinern garbenförmig in divergirenden Bögen weiter fortgeſchleudert wurden.

Die Höhe der geſammten Aſchenſäule wird beträchtlich angegeben, und machte den Eindruck als habe ſie das doppelte Maß der Bergshöhe ſelbſt. Die von dem Adjuncten Gunlögſen gemachten genauen Beobachtungen ſetzen ihre Höhe zu verſchiedenen Zeiten zwiſchen 6774 und 13,926 Fuß, ſo daß es nicht mehr Wunder nehmen kann, wenn ſelbſt zu Reykiavik die finſtern und leuchtenden Erſcheinungen des Ausbruchs wahrgenommen wurden.

Gewitter und überhaupt elektriſche Erſcheinungen haben den Ausbruch nur ſpärlich begleitet. Man hat in der Nähe des Berges einen heftigen Regenfall beobachtet, eigentlichen Blitz und Donner aber nur am 14 Sept. vernommen. Ob durch die Reibung des Aſchenfalles Luftelektricität ſich irgendwie entwickelt, und ob damit ein leuchtendes Phänomen über dem metallenen Wetterbahn des Bauernhofes Keldur zuſammenhängt, muß dahingeſtellt bleiben.

Ein gleiches gilt von den Beziehungen zum Nordlicht. Einige behaupten daß während des Winters die Nordlichter ſich ſo um die Hekla-Spitze gruppirt haben, daß ſie ſcheinbar von da ihren Ausgang nahmen; andere aber läugnen es und behaupten daß dieſelben in gewöhnlicher Weiſe ſich nach dem Winde gerichtet, und dort gezeigt wo dieſelben hergekommen. In Reykiavik ſollen die Nordlichter ſich eben ſo wie ſonſt von allen Himmelsgegenden gezeigt haben, und zwar am häufigſten in einem Bogen von Nordoſt quer über den Zenith nach Südweſt, einer vorwaltenden Richtung, auf welche ſchon Henderſon aufmerkſam gemacht hat. Die Erdbeben welche den Ausbruch begleiteten, waren im ganzen ſehr ſchwach und konnten wenigſtens nur in den Häuſern deutlich wahrgenommen werden, ſo daß nur nächtliche Erdſtöße überall bemerkt wurden die am Tage vergefallen waren, vielerwärts ſpurlos vorübergingen. Der Lavaſtrom nahm im Verlauf des Ereigniſſes nur gegen den Bauernhof Naefrholt ein drehendes Weſen an, da er ſchon in den erſten Tagen ſeine Richtung dahin nahm. Zuerſt flohen die Bewohner, unbekannt mit dem Maaße der Gefahr, in die Landſchaft hinunter, bald jedoch kehrten ſie zurück, da der Strom einen beſtimmten Thalſtrich abwärts verfolgte. Nochmals aber richtete ſich der Strom wieder gerade aus gegen Naefrholt. Daher flohen die Bewohner am 23 Sept. mit ihrem Vieh, Heu und nothdürftigem Hausrath. Als der Strom in die Nähe des Hofes kam, ſtürzte er ſich unerwartet gänzlich in eine Schlucht, die als Waſſerriß den unfruchtbaren Boden furchte, und ſo blieb der Hof ſelber verſchont.

Der Schaden welchen die ausgeworfene Aſche und Schlacken anrichteten, wurde ebenfalls durch glückliche Umſtände möglichſt eingeſchränkt. Wie bei dem letztvorhergegangenen Ausbruch des Hekla 1766 betrafen die erſten Auswürfe eine völlig unbewohnte Gegend, die öſtlichen Bergweiden. Wären dieſe außerordentlichen Maſſen von Schlacken über die weſtliche oder ſüdliche Landſchaft ausgeſchüttet worden, dieſelben wären vielleicht gänzlich vernichtet und viele Menſchen zum Opfer gefallen. Die im Laufe des Winters über dieſe Landſchaften ausgeſchüttete Aſche war niemals beträchtlicher, als daß ſie nicht durch Regen und Schnee allmählich weggeſpült oder in den Raſen niedergeſchlämmt worden wäre.

Diejenigen Landſtriche, welche, durch den Verluſt ihrer Bergweiden genöthigt, einen Theil ihres Viehſtandes für alle Zukunft aufgeben mußten, ſchlachteten bereits im Herbſt ſo viel als nöthig, um wenigſtens am Winterfutter für die Ueberlebenden keinen Mangel zu leiden, und mehrere große Bauernhöfe mußten ſo über die Hälfte ihres ganzen Viehſtapels opfern.

In vielen Fällen trug auch Krankheit oder drohende Krankheit zur Beſchleunigung des Abſchlachtens bei. Es iſt ſchon erwähnt worden daß die Schafe, in den Schlacken watend, wund an den Füßen wurden und zum Theil erſt langſam ſich erholten. Auch die Wolle löſte ſich in ihrem Vließe, beſonders in der Bauchgegend auf ungewohnte Weiſe, und brachte dadurch den Eigenthümern großen Verluſt.

In Folge des nicht ganz unterbrochenen Weideganges verloren Kühe und Schafe ſowohl Milch als Fleiſch, und nach dem Schlachten fand man ihre Eingeweide mehr oder minder mit Aſche gefüllt, ihre Zähne mit einem eigenthümlichen bronzefarbenen Häutchen, gleichſam metalliſch überzogen. Bei den Schafen zeigte ſich auch ganz allgemein eine Knochenkrankheit, welche in mürben Auswüchſen der Knochen beſtand, und oft bis in das Mark hinein hatte ſich an ſolchen Stellen die mürbe Beſchaffenheit eingeſtellt. Etwas ähnliches fand an den Backenzähnen derſelben ſtatt, welche im Unterkiefer am innern Rande, im Oberkiefer am äußern Rande dicker und länger wurden und ſich mit ſpitzen Auswüchſen beſetzten, ſo daß das Wiederkäuen unmöglich wurde, wenn man nicht dieſe neuen Spitzen mit der Zange abbrach.

Gleichſam als ein Erſatz für die armen, in ihrem wichtigſten Nahrungszweig ſo bitter heimgeſuchten Anwohner, blieb aber die ſonſt jährlich ſich wiederholende Schafſeuche in dieſem Jahre gänzlich aus.

Das Vogelwild, deſſen Fang den Nachbarn der Stadt Reykiavik, wo viel dergleichen genoſſen, auch viel nach Kopenhagen verſandt wird, eine wichtige Nahrungsquelle iſt, zog ſich mit dem Beginn des Ausbruchs gänzlich von dem Südlande zurück, und mied es ſogar auch noch im nächſten Frühling ſichtlich.

Trotz all dieſem, für ein armes Volk ſo großen Verluſte lehrt doch die frühere Geſchichte der Inſel, daß dieſer letzte Ausbruch des Hekla an Stärke, Dauer und Verderblichkeit weit hinter manchen ältern Ausbrüchen zurückbleibt.

Das Chriſtfeſt in England.

I.

Miſtelſträuche und Stechpalmen! Die Miſtel in der Kirche und im Feſtzimmer, wo unter ihrem Strauß, in der Nähe des Kamins, der Freundſchaftskuß gewechſelt wird. Die Stechpalme überall: im Tempel, in der Schenke, im Palaſt, in der Hütte, im Herrenſaal, in der Küchenhalle, auf dem Markt, auf den Miethwagen, in der Fleiſchersbude, zur Zierde der fetten Hämmel, der ſaftigen Lenden und Rippenviertel des Ochſen in Leadenhall, zum Schmuck der feiſten Wildbuhner, Gänſe und Faſanen, und auf der Schmaustafel zur Verſchönerung der Plumpuddings! Wir wiſſen nicht ob die reichlich hängenden Strafgeſetze der frühern Zeit eine

Annahme für den Diebſtahl der Stechpalme um Weihnachtszeit geſtatteten. Billig hätte ſie es thun ſollen, wäre es auch nur um ihre Vorſchriften mit der Volksmoral, die dieſe Ausſtattung um keinen Preis miſſen will, nicht allzu ſehr in Widerſpruch zu ſetzen. Dieſe Flora des Immergrüns, verbunden mit der „Realität“ der rieſenmäßigen Fleiſch- und Geflügelbraten, der umfang- und gewürzreichen Plumpudding's, des ſtarken Weins und Branntweins, und des ſüßen Ale, ſind wohl die nationalſten Abzeichen des engliſchen Chriſtfeſtes.

Der traditionelle Gebrauch eines beſondern Weihnachtsklotzes im Kamin iſt nicht ausſchließlich brittiſch. Er beſteht anderswo. Er hat in der franzöſiſchen bûche de Noël einen Doppelgänger, wahrſcheinlich ſeinen Vorgänger. Wenigſtens tragen die ältern Poeſien zu ſeiner Verherrlichung ſehr ſtark das normänniſch-franzöſiſche Gepräge. Sonſtige Begleitungen der Chriſtmas ſind vor dem Feſt die nächtlichen Muſikſtändchen von Leuten die ihr Gewerbe daraus machen, und ſpäter ihre Belohnung in den Häuſern der Wohlhabenden ſammeln; an dem Tag des Feſtes ſelbſt Austauſch von Geſchenken, luxuriöſe Gaſtmähler, Familienvereinigungen und Kartenſpiel; am folgenden Tag, dem boxing day, in allen Theatern die Eröffnung der Pantomimen, wo Harlekin und Columbine, der fratzenhafte Clown, der täppiſche Pantalon und der finſtere Sprite ihre tollſten Schwänke und mitunter den unausſprechlichſten, aber ſehr beliebten Blödſinn zur Schau bringen. Daß durch dieſe ganze Jubelzeit, wie ein rother Faden, ſehr ſtarkes Trinken (hard drinking) durchläuft, braucht kaum bemerkt zu werden.

Früher, ſo hört man die Londoner ſagen, war die Erſcheinung von Chriſtmas viel belebter und luſtiger, als nämlich noch die altväterlichen Eil- und Briefpoſten, von Pferden gezogen, beſtanden. Um Weihnachtszeit konnte man deren oft ſechs hinter einander durch Oxford Street oder Piccadilly einherraſſeln ſehen, reich beladen mit Wildpret und Früchten jeder Art, und geſchmückt mit dem fetten Grün und den rothen Beeren der Stechpalme. Jetzt ſchleichen ſich dieſe Spenden der Grafſchaften an ihre Freunde in der Hauptſtadt ſo zu ſagen verſtohlen, in bedeckten Wagen und hinter hohen Mauern in das Innere von London hinein, und werden auf hundert verſchiedenen Wegen über ſeine Fläche vertheilt. Nur Bruchſtücke ſind noch hier und da auf den Vertheilungswagen der Eiſenbahnen ſichtbar. Dieſe Epoche des Dampfes hat alles zur nüchternen Proſa des Geſchäfts verwandelt.

Chriſtmas iſt der Sieg der Liebe, der allgemeinen Brüderlichkeit, der Verſöhnung und Vergebung aller Unbilden. Kein Groll, kein Hader kann unter dem Zauber des Miſtletoe beſtehen. Damit die Heilung nachhaltiger ſey, wahrſcheinlich, wird ſie jedes Jahr von neuem wiederholt.

Auch die Wohlthätigkeit gehört in ihr Bereich, und das iſt vielleicht die ſchönſte Seite der Feier, wenn auch nicht ohne entſtellende Flecken. Die Königin läßt alljährlich, durch ihr Almoſenamt, ihre Gaben an mehrere hundert Arme beiderlei Geſchlechts, über 60 Jahre alt, in London vertheilen. Die Spende beſteht aus zwei Halbkronenſtücken, zu dieſem Zwecke in der königlichen Münze neu geprägt. Bei der jüngſten Vertheilung fanden ſich zehn Perſonen ein die über 90, und zwei die über hundert Jahre alt ſind. Zu Windſor werden die Armen zu einem Mahl von Roaſtbeef und Plumpudding geladen. Die verſchiedenen Polizeirichter empfangen die mildthätigen Sendungen der Körperſchaften und Gilden, wie die der Goldſchmiede, der Wechsler und Kaufleute in der City, und übernehmen die Austheilung an die Hülfsbedürftigen ihres Amtskreiſes. In den Armenhäuſern, in den Hoſpitien, in den Armenſchulen, ſelbſt in den Gefängniſſen, iſt Galatag. Die Bewohner werden mit Extrakoſt, die unabänderlich aus dem oft erwähnten Rinderbraten und Plumpudding, nebſt einer Pinte Porter beſteht, bewirthet. Die Engländer erwähnen gern daß an dieſem Tage kein Magen hungrig ausgehe. Möge es wahr ſeyn! Das wäre ein Privilegium deſſen ſich unglücklicherweiſe kein anderer Tag des Jahres rühmen kann. Wir leſen in einem Wochenblatt, als Beſtätigung dieſer Angabe, daß irgend ein Nothleidender, irgend ein Hungernder am Chriſttag in das erſte beſte Armenhaus eintreten und ſich ſein Eſſen auftragen laſſen kann. Das iſt dichteriſche Verſchönerung der Wahrheit, die aller thatſächlichen Begründung ermangelt. Leider weicht die niedrige Unehrlichkeit, der ſchamloſe Betrug vor der Heiligkeit des Feſtes und ſeinem reinen Charakter nicht zurück. Ein Tag nach der dießjährigen Chriſtmas ſtand der Verwalter einer der Londoner Wohlthätigkeitsanſtalten vor dem Polizeigericht, unter der ſchweren Anklage die ihm von Privatleuten zur Vertheilung unter die Armen eingeſandten Geſchenke an Getränken und Eßwaaren zu ſeinem perſönlichen Gebrauch verwandt und mit ſeiner eigenen Familie verzehrt zu haben.

Es iſt bei den Engländern ſtehende Gewohnheit nicht nur ihr Chriſtfeſt als etwas ausnehmend ſchönes und beneidenswerthes zu ſchildern, ſondern auch die ähnliche Feier jedes andern Landes daneben in den Schatten zu ſtellen (?) Mit ihnen darüber zu ſtreiten, wäre vergebliche Mühe. Es iſt das glückliche Loos ihrer inſularen Abgränzung, durch eine Vergleichung mit den Dingen anderwärts ſelten in der Bewunderung ihrer heimathlichen Errungenſchaft geſtört zu werden. Wir beſcheiden uns einfach zu ſagen daß unſers Erachtens das deutſche Chriſtkindchen der engliſchen Chriſtmas an Innigkeit, an Sinnigkeit und wahrer Poeſie unendlich vorzuziehen iſt.[1]

II.

Ueber die jährliche Epoche des Chriſtfeſtes beſteht heute kein Streit mehr. Es iſt in England, wie in der übrigen europäiſchen Chriſtenheit, wo es überhaupt gefeiert wird, anerkanntermaßen der 25 December.

Das war nicht immer ſo. Seit dem Ende des erſten Jahrhunderts, wo die Chriſten zum erſtenmal wagten die Geburt des Heilands in feierlicher Weiſe zu ehren, wo ſie ihren Cultus unter dem tollen Gepränge und den Ausſchweifungen der Saturnalien verbargen, und ihren Dominus und Rex anriefen, was eben ſo gut auf den Cäſar gedeutet werden konnte, ſind über das Feſt mancherlei Wechſelfälle hingegangen, iſt über ſein Datum mancher harte Strauß gefochten worden. Es iſt zweifelhaft ob bereits in der Hälfte des zweiten Jahrhunderts, wie einige Schriftſteller annehmen, oder erſt im vierten, wie andere behaupten, der 25 December als der ächte Jahrestag der Geburt Chriſti von der oberſten Kirchenbehörde genehmigt wurde. So viel indeſſen iſt gewiß daß dieſe Entſchei-

[1] Im Londoner Athenäum ſchilderte in Nro. 1 1856 ein Engländer das Chriſtfeſt, wie er es in Dresden geſehen, und ſtellte es unendlich höher als die brittiſchen Weinachtsfreuden. D. Red.

Digitized by Google

dung die Controverse nicht hob, vielmehr erst recht entflammte. Von den verschiedensten Seiten in der Christenheit erhob sich ein immer Widerspruch gegen die Richtigkeit der Feststellung. Scharfsinnige griechische Kirchenväter und fromme Patriarchen Afrika's sprachen sich für den 6 Januar, als den wahren Tag aus. Andere entgegneten daß die geringste Einsicht hinreiche um zu begreifen, daß dem 6 April der Vorzug gebühre. Clemens von Alexandrien war stets entschieden auf der Seite dieser letztern. Aber längst vor ihm hatten Männer, nicht minder begabt als er, sich abwechselnd zu Gunsten des 15, des 20 und 25 Mai erklärt. Noch andere suchten zu beweisen daß das große Ereigniß nur am Ende des Septembers oder am Anfang des Octobers stattgefunden haben könne. Dieß war die Ansicht des Origenes, und auch Scaliger vertheidigte dieselbe später mit all dem Eifer den er in der Durchführung seiner Lehren an den Tag legte.

Vergeblich rief einer der frühesten Päpste, daß es von wenig Belang sey an welchem Tag die große Feier begangen würde, wenn sie aufrecht erhalten bliebe und die Lehren des göttlichen Meisters nicht in Vergessenheit geriethen. Diese weise Mahnung überzeugte, wie es scheint, die wenigsten. Noch im Jahr 1722 hallte das Jesuitencollegium von dem Streite wieder, der sich in seinem Schooß über diese Frage entsponnen hatte. Der Kampf wurde mit großer Heftigkeit geführt, und die Mehrheit der frommen Glieder neigte sich zur Annahme des 20 Mai, als des heilig zu haltenden Tages.

Auch über den Namen des Festes herrschte erst wenig Uebereinstimmung. Es wurde bald Epiphania, die Offenbarung, bald Theophania, die göttliche Offenbarung, sodann **Dies Luminarium**, der Tag der Lichter genannt, und um besser auszudrücken daß es das Fest der Feste sey, belegten es ältere Führer der Kirche mit der Bezeichnung: Muttersitz aller Feste, **metropolis reliquorum festorum omnium.**

Mit dem Fortschreiten der Jahre legte sich nicht bloß ein mit verpoetigtes Sagengespinnst um die Feier, sondern auch Ausschweifende und abergläubische Verunstaltungen nisteten sich ein. Es bestand lange der Wahn daß in der Christnacht alles Wasser in den Häusern in Wein sich verwandelte. Daß die Wirklichkeit der Erwartung nicht entsprach, war unmächtig um den Aberglauben zu zerstören. Der Fehlschlag wurde durch mannichfaltige Ursachen mit sinnhafter Umgehung der Wahrheit gedeutet. Selbst Chrysostomus konnte sich des Trugglaubens seiner Zeit nicht entschlagen. Er lehrte in vollem Ernst daß das am Vorabend des Weihnachtsfestes gezogene Wasser in unverderblicher Reinheit sich erhalte, ohne indessen die Dauer dieser Tugend näher zu bestimmen. In derselben Nacht sollten die Thiere die Gabe besitzen in menschlichen Zungen zu sprechen. Wahrscheinlicher war es daß früher schon die Menschen sich, unter dem Vorwand der Feier, wie Thiere gebärdeten. In der That, unter der Herrschaft Nero's bereits, klagten die Frommen, daß in manchen christlichen Familien, Alt und Jung sich solchen Tollheiten hingäben, daß das Bedenken sich aufdrängte, ob es nicht besser wäre das Fest lieber ganz zu unterdrücken als seine Entartung zu gestatten.

Natürlich suchte der Geist des Gewinns und Schachers den Aberglauben zu seinem Vortheil auszubeuten. Man verkaufte Blumen, die angeblich aus dem einzigen Grunde erblühten, weil sie am Christabend mit geweihtem Wasser begossen worden. Ein besonderer Trödel wurde mit Sporen und Zugketten getrieben, die, in der heiligen Nacht unter Anwendung gewisser Förmlichkeiten gefertigt, die Eigenschaft besaßen auch das müdeste Roß in schnellen Lauf zu versetzen, und den schwersten Karren aus dem tiefsten Schlamm zu ziehen.

Wir haben uns hier nicht mit der Legende des deutschen Mönchs Ruprecht und der fünfzehn tanzenden Bursche und Jungfrauen zu beschäftigen, und wie aus der Jahresfeier dieses Wunders sich allmählich der Gebrauch von Vermummungen und Maskeraden entwickelt haben mag. Er gehört nicht ins „Ausland."

Nachdem das Christfest in England während Jahrhunderten in ungehemmter Feier bestanden, brachte das Jahr 1647 die Veranlassung zu einem halb komischen, halb tragischen Tumult. Cromwells Puritaner hatten die Christmas, als papistisch, aus dem Kalender gestrichen und ihre Heilighaltung untersagt. Das Volk wollte von dem Verbot nichts hören, und zeigte sich unendlich williger seinen König als sein Weihnachtsfest zu verlieren. Es remonstrirte mit Lärm und Geräusch. Das Parlament, hartnäckig auf die Vollziehung seines Beschlusses bestehend, ließ den fernern Befehl ergehen daß am 25 December alle Kramläden offen, alle Kirchen verschlossen bleiben sollten. Wir können an jedem andern beliebigen Tag eine Predigt haben, riefen die Londoner Lehrburschen, die schwerlich jedesmal die Gelegenheit benutzten, warum nicht am Christtag? — Es ist fortan gegen das Gesetz den Tag zu heiligen, antwortete man ihnen. — Nein, erwiederten sie, Ihr selbst heiligt ihn, indem Ihr ihn durch Eure Entweihung auszeichnet. Sie erklärten daß es ihr fester Wille sey in die Kirche zu gehen. Zahlreiche Prediger erboten sich, mit Gebet und Vortrag ihren Dienst zu erfüllen, und die Last- und Wasserträger von Cornhill in der City schworen daß sie ihre Brunnen mit Stechpalmen schmücken wollten, wäre es auch nur um zu beweisen daß in dieser rechtgläubigen und schwer tragenden Zunft noch einiger Respect für das Christenthum und für das „Naß" lebte, denn zwischen der Aufpflanzung der Stechpalme und der Läpfung des Krugs bestand von jeher ein inniger, unzertrennlicher Zusammenhang.

Demgemäß wurden am entscheidenden Tag einige Kramläden zugeschlossen und einige Kirchen geöffnet. Aber die Constabel ergriffen die Kirchenvorsteher und die Rädelsführer der Versammlung und schleppten sie vor das hohe Parlament, das natürlich seine Sitzung hielt. Prediger wie **Dr. Griffiths, Dr. Jones** und **Hr. Ball** wurden vor denselben Richterstuhl gebracht. Die Antichristmasrichter verhängten Geldbußen gegen die geringern Inculpaten und sandten die geistlichen Herren zur Aburtheilung vor das ausnehmend spruchfähige Collegium des Ausschusses der Londoner Miliz!

Die Wasserträger in der City folgten ihrem Sinn. Sie krönten ihre Brunnen mit Epheu, Rosmarin und den Rothbeeren der Stechpalme, und als der Mayor, sein Galaroß und der Citymarschall, alle in höchst eigner Person, in Pontificalibus, heranrückten, um den Spuk niederzubrennen, fand es sich daß er zu hoch war für den Arm der Obrigkeit, selbst mit einer Fackel in der Hand. Bei diesem Anblick erhoben die Cityjungen ein unbändiges Freudengeschrei, das Roß des Mayors wurde scheu und die Obrigkeit mußte sich zum Rückzug bequemen. Seht, schallte es von allen Seiten, das Thier ist vernünftiger und frömmer als der Reiter — ein Thema,

Digitized by Goog

das der Mercurius mit ſehr unliebſamen Anſpielungen weiter ausführte.

Die Provinzen wollten der Hauptſtadt an muthiger Wahrung ihrer Chriſtmasgerechtiame nicht nachſtehen. In Oxford ſetzte es blutige Köpfe die Menge. In Ipswich verloren mehrere Perſonen das Leben, aber die Feier gieng von ſtatten. Canterbury zeichnete ſich vor allen andern durch ſeinen rebelliſchen Widerſtand gegen die Befehle der Municipalität aus, und wollte unter keiner Bedingung traurig ſeyn. Es kam zum förmlichen Kampf, wobei der Mayor weidlich durchgeprügelt wurde und nur mit zerſchlagenen Fenſtern und Knochen wegkam. Der Aufruhr war ſo ernſt, der Sieg des Volkes ſo vollſtändig, und der Jubel darüber ſo groß, daß Tauſende der „nie beſiegten Männer von Kent" in Canterbury ſich verſammelten und den feierlichen Beſchluß faßten, wenn man ihnen ihre Weihnachtsfeier nicht laſſen wolle, ſo würden ſie alles daran ſetzen um den König auf ſeinen Thron zurückzubringen.

Die Preſſe war damals noch keine Macht wie heute. Gleichwohl trat ſie offen auf die Seite der Widerſpänſtigen. Sie verſpottete die beſtehende Regierung und warf ihr vor, daß ſie allen Gewiſſensfreiheit gönnte, nur den Leuten von Gewiſſen nicht. Der **mercurius pragmaticus**, in Ermanglung von Weihnachtsgeſängen (Carols), die unterſagt waren, ſchleuderte der Behörde folgendes Pasquill ins Geſicht:

Live, drink and laugh, our worthies may,
And kindly take their fills;
The Subjects must their reckonings pay,
The king must pass their bills.

No princes now but they; the crown
Is vanisht with our quiet;
Nor will they let us love our own
De-vo-ti-ons and diet.

The plums these prophets' sons defy,
And spin-broths are too hot;
Treason's in a December pie,
And death within the pot.

Christmas farewell; thy Day (I fear)
And merry days are done;
So they may keep feasts all the year,
Our Saviour shall have none.

Mit der Reſtauration Karls II wurde die Chriſtfeier in ihre Rechte wieder eingeſetzt und behielt ſie unangefochten, in der Sache wie im Datum, bis zum Jahre 1752, wo eine wunderſame Umwälzung über die Welt kam. Die vom Parlament angenommene Gregorianiſche Zeitrechnung machte plötzlich aus dem dritten September den vierzehnten, und ſtrich aus dem Lebensbeſitzthum eilf Tage weg, die das Volk ſich nicht wollte nehmen laſſen, weil es nicht das geringſte Bewußtſeyn hatte dieſelben je genoſſen zu haben. Noch weniger war es geneigt ſeine Weihnachten durch Willkür der Menſchen und ein Stück Papier des Parlaments auf eine unerhörte Manier verrückt zu ſehen. Als daher der 25 December des neuen Kalenders herankam, verhielt es ſich mäuschenſtill, behauptete daß es den Tag nicht kenne und daß ſein Chriſttag erſt am 5 Januar des neuen Jahres, das heißt am ächten 25 December eintreffe. An keinem andern Tage wollte es in die Kirche gehen, noch Chriſtmaskuchen oder Fleiſchpaſtetchen eſſen oder Punich trinken. Die Geiſtlichkeit hatte einen harten Stand mit dieſen Recuſanten ganz neuer Art, und Stöße von Papier wurden verſchrieben, und eine Fluth von Reden und Predigten ergoſſen um ſie zu bekehren. Ein Auszug aus einer dieſer Predigten, von Mr. Francis Blackburne, gehalten am Freitag den 5 Januar 1753, der im Kalender als „der alte Chriſtmastag" verzeichnet ſtand, möge eine Probe von der naiven Rhetorik liefern, mit welcher dieſer brave Mann ſeine Pfarrkinder eines beſſern zu belehren trachtete. Als er in die Kirche trat, fand er ſie ungewöhnlich dicht von einer Verſammlung beſetzt, die hoffte daß der Tag als das wahre Feſt des Erlöſers gefeiert würde. Die hiefür vorgeſchriebene beſondere Liturgie wurde aber nicht befolgt. „Ich will, ſagte der Prediger, Euern Wünſchen inſofern entſprechen, daß ich Euch einen Vortrag über den heutigen Tag halte, um ſo mehr als ich wohl merke daß Ihr in Eurer Erwartung eines andern getäuſcht ſeyd." Der Sinn ſeiner Predigt war ſodann, daß die Veränderung der Zeitrechnung wünſchenswerth und zweckmäßig, und da ſie durch Parlamentsacte zu Stande gekommen und vom König genehmigt ſey, ſo bleibe nichts anderes übrig als ſich in Geduld zu ergeben. „Denn," ſagte der Würdige in ſeiner Einfalt, „wollte ich Euch zu Gefallen der Vorſchrift des Parlaments den Gehorſam verſagen, ſo würde ich aller Wahrſcheinlichkeit nach meine Pfründe einbüßen, die, wie Euch allen bekannt, mein einziger Lebensunterhalt in dieſer Welt iſt. Und das würde mir ganz recht geſchehen. Denn wer bin ich daß ich Sr. Majeſtät und dem Parlament die Stirne bieten dürfte? Solche Angelegenheiten bleiben der Anordnung der höhern Gewalten anheimgeſtellt, und in einem Falle wie dieſer möge der Himmel mich bewahren, mich klüger als der König, der ganze Adel und die Hauptperſonen der Gentry von Großbritannien zu dünken!"

Die Bauern von Buckinghamſhire waren gleichfalls in großer Perplexität. Sie geriethen auf eine ganz eigenthümliche Methode, um mit der Chriſtmasfrage, die der Mr. Blackburne ſo gemüthlich „dem König, dem Adel und den Hauptperſonen der Gentry" überlaſſen, ins Reine zu kommen. Sie erſahen ſich einen Schlehdorn in der Nähe eines ihrer Dörfer aus, und erklärten ihn ohne weiteres für einen Ableger des um Weihnachten blühenden Dornſtrauchs in Glaſtonbury. Im Fall unſer Schlehenbuſch von Buckinghamſhire in der Nacht vom 24ſten auf den 25 December in Blüthen ſteht, ſo räſonnirten die Bauern, wollen wir am folgenden Tag in die Kirche gehen, und die Parlamentschriſtmas als die wahre Chriſtmas anerkennen; wo nicht, nicht, keine Blüthen, keine Weihnachtsfeier, und aller Jubel ſoll bis auf den Vorabend des alten Chriſtmastages verſchoben bleiben. Sie widmeten ihrem Dorn die liebevollſte Pflege und tranken einſtweilen auf ſein Gedeihen. Als aber der Morgen des beſtimmten Tages anbrach und nicht die entfernteſte Ausſicht auf Blüthen eröffnete, giengen ſie heim ſo gut ſie konnten, im übrigen vollkommen befriedigt mit der angeſtellten Probe. Einige darunter wurden unterwegs von ihren Reverends angehalten. Dieſe nahmen ſie beim Arm und gaben ſich alle Mühe um ſie zu bereden in die Kirche zu gehen. Die Verhandlung wurde über Feld, Weg und Steg fortgeführt bis an die Kirchenthüre. Aber kein einziger Bauer wollte in den Tempel ſelbſt treten und einen Sitz einnehmen, bis der Pfarrer ihnen verſprochen an dem einzigen für ſie geltenden Chriſttage eine Predigt zu halten und eine Pfeife mit ihnen zu rauchen.

Digitized by Google

Die Mäkler in Moskau.

(Aus Jagoskine's Moskau und die Moskowiter.)

Das Gewerbe der Mäkler oder Commissionäre in Moskau ist durch keine gesetzlichen oder zunftmäßigen Bestimmungen gebunden, es ist so zu sagen eine freie Kunst, die von Individuen der verschiedensten Gattung ausgeübt wird. Unter ihnen herrscht kein Innungs- oder Corpsgeist. Jeder denkt nur an sich, manövrirt nur für sich, verläumdet seine Collegen so viel er kann, und spielt ihnen jeden Streich der ihm gelingen will. Da sehen wir einen, der ist nach der neuesten Pariser Mode gekleidet, trägt buttergelbe Handschuhe und fährt in eleganter Droschke durch die Stadt. Ein zweiter erinnert an die jüdischen Schmuser durch sein armseliges, schmutziges Aussehen, durch das unermüdlich rührige Wesen, die nämliche fieberhafte Thätigkeit, dieselbe unwiderstehliche Beredsamkeit, denselben Grad von Ehrlichkeit, den man an jenen verachteten Allerweltsvermittlern kennt. Die moskowitischen Mäkler nehmen es mit jedem jüdischen oder christlichen auf. Niemand weiß gewandter und wortreicher als sie eine Waare anzupreisen. Jedes Landgut das sie zum Kauf anbieten, ist ein Paradies auf Erden durch seine reizende Lage, ein Californien durch seine erstaunliche Fruchtbarkeit; Wälder, Wasserbäche machen es zum Mittelpunkt großartiger industrieller Unternehmungen. Brennholz freilich verwandelt sich in ihrem Munde in Bauholz, ein Bach in einen Fluß, ein wüster Sumpf in einen See. Sie haben schon manchen „dran gekriegt," mich auch, diese Diplomaten letzten Rangs.

Vor einigen Jahren hatte ich die Grille, mir ein kleines Landgut in der Umgegend von Moskau kaufen zu wollen. Ich griff nach den Zeitungen, las die Annoncen, setzte selbst eine Anzeige in öffentliche Blätter, und Tags darauf standen zwei Mäkler in meinem Vorzimmer. Der erste dieser HH. Commissionäre den ich in meinem Cabinet empfieng, war ein Mann von gesetztem Alter, ziemlich proper gekleidet, mit starkem, grauem Bart, mit ernster, fast vertrieslicher Miene.

Excellenz, sagte er, Sie wünschen ein Landgut zu kaufen.

O ja, etwas schönes, nicht allzu klein. Aber es muß nahe bei Moskau seyn.

Ganz gut! Welchen Preis? wenn ich fragen darf.

Vierzig bis fünfzigtausend Rubel Scheine (ein Papierrubel ist nach unserm Geld etwa 33 kr., ein Silberrubel etwas über 2 fl.).

Ganz gut! Vor allem, Excellenz, muß ich Ihnen sagen daß ich als Commissionär nie weniger als zwei vom Hundert nehme.

Vom Verkäufer?

Auch vom Käufer.

Vier Procent! Nicht so übel! Indessen, wenn Sie was vortheilhaftes wissen —

Vortheilhaft? Verstehen Sie darunter einen schönen Reinertrag?

Ich sehe nicht gerade auf eine hohe Rente, ich begnüge mich mit drei Procent.

Ganz gut! Und die Lage?

In angenehmer Lage, versteht sich! Das ist das erste was ich verlange, ein hübsches Landhaus, ein Gehölz, ein Fluß —

Auch ein Fluß? Excellenz, das findet sich so leicht nicht. Die Güter um Moskau herum, die eine hübsche Aussicht haben, stehen hoch im Preis. Man fordert bis zu 2000 Rubeln per Seele.[1]

Sie haben also nicht was ich brauche.

Erlauben Sie, doch, doch! Ich habe Ihnen ein kleines Gut anzubieten, nicht gerade in der nächsten Umgebung von Moskau, aber immer noch nahe genug. Man fordert dafür 55,000 Papierrubel; wir bekommen es vielleicht für 50. Auserlesene Liegenschaft, prächtiges Wohngebäude! Ueberaus fruchtbares Land! Bei auch nur ein wenig sorgfältigem Anbau läßt sich eine enorme Rente daraus ziehen! Wasser, kein so roher Grund, schwarzer, fetter Boden, ein wahres Goldland. Die Gegend ist hübsch, unmittelbar am Haus ein Fluß, man kann eine Mühle daran bauen, Wassermangel ist nie zu fürchten.

Und an welcher Straße liegt das Gut?

An der Straße nach Mozaika.

Das heißt also an der Straße nach Smolensk. Schon gut! Das ist nicht allzu weit von meiner Wohnung entfernt.

Das Gut ist ganz nahe bei der Stadt.

Wie, bei Moskau?

Nein, Excellenz, bei Wazma.

Gehorsamster Diener! Ich will ein Gut das höchstens 30 Werste von Moskau entfernt liegt.

Nun, wie weit ist's denn? Kaum 200 Werst, die Straße glatt wie ein Stubenboden. Eine Jeleka rollt eben so leicht dahin wie eine Kalesche mit englischen Federn. Und was für ein Gut, Excellenz! Der Eigenthümer ist in Geldverlegenheit, sonst würde er es nimmermehr verkaufen.

Schon gut! Schon gut! Packen Sie nur wieder ein; da ist nichts zu machen.

Nun, dann erlauben Sie mir Ihnen ein anderes Gut vorzuschlagen, ganz nahe dabei!

Auch im Gouvernement Smolensk?

Nein, im Gouvernement Rläsan.

Aber ich hab' Ihnen ja gesagt, es muß in der Nähe von Moskau seyn.

Adieu, mein Lieber, adieu! Es wartet schon ein anderer Mäkler draußen!

Hab' ihn gesehn, Excellenz, hab' ihn gesehn! Ich bin nicht so unbescheiden Ihnen einen Rath geben zu wollen. Aber es wäre schlecht von mir wenn ich Sie nicht warnte. Ums Himmels willen, Excellenz, sehen Sie sich vor. Ich kenne das Individuum. Gregor Kulakof heißt er. Er ist schon zweimal aus Moskau ausgewiesen worden. Den ganzen letzten Winter saß er hinter Schloß und Riegel, lassen Sie sich mit dem nicht ein, es ist ein Gauner. Ihr ergebenster Diener, Excellenz

Kaum war der erste Mäkler hinaus, ließ ich den zweiten eintreten. Sein Aeußeres wollte mir nicht recht gefallen. Er trug einen langen Rock, etwas abgeschabt; er war klein, mager, hatte einen langen Judenbart, graue Augen von verdächtigem Ausdruck.

Excellenz, begann er, Sie haben also mit Kriwoplasof nicht ins reine kommen können?

---

[1] In Rußland gehört bekanntlich zu jedem Landgut eine bestimmte Zahl Leibeigene. Der Preis des Landes berechnet sich nach der Anzahl der „Seelen," ein Bauer wird durchschnittlich zu 50 Rubel Rente angeschlagen.

Nein, erwiederte ich, er hat das nicht was ich brauche.

Ohne Zweifel hat er Ihnen ein Gut im Gouvernement Smolensk oder Riäſan angeboten. Seit drei Monaten iſt das ſein alles, weiter hat er nichts.

Kennen Sie die Grundſtücke? Sind ſie gut?

Mein Gott, nicht geſchenkt nähm' ich ſie. Und dann verlangt der Menſch zwei Procent, da genirt er ſich gar nicht. Ich begnüge mich mit der Hälfte. Freilich, unſereins — wir ſind kleine Leute, er iſt ein großer Herr.

Iſt er von der Regierung angeſtellt?

Er war im Civildienſt, wurde aber entlaſſen. Ach Herrje, damals war er gar nicht ſtolz!

Aha, dachte ich, die Herrn recommandiren einander aufs beſte.

Sie wollen ein Gut in der Nähe von Moskau kaufen, Excellenz?

Ja, und ſo nahe wie möglich.

Das wird ſich finden. Ach, hätten Sie ſich nur vor vierzehn Tagen an mich gewendet, da hatt' ich ein halb Duzend Landgüter in nächſter Umgebung, jetzt hab' ich nur eins noch, aber das — man ſieht's von hier aus, ſo nah iſt es. Wenig Seelen, fünfzig im ganzen, zweihundert Morgen, zehn Morgen Wald, nicht ſehr hochſtämmig, aber ſchöner Anwuchs. Das Herrenhaus zierlich wie eine Bonboniere, und gar nicht alt, erſt ſeit der Franzoſenzeit erbaut. Eine wunderſchöne Treppe, große Terraſſe — zum Entzücken ſchön! Zwei Morgen Garten, Orangerie, Hühnerhof, Geſindewohnungen doch alles ein wenig vernachläſſigt, das iſt nicht zu läugnen; die Herrſchaft wohnt nicht auf dem Gut, und eine Verwaltung iſt nicht da. Auf den erſten Anblick könnte man allerdings glauben das Gut ſey nicht im beſten Stand. Allein das iſt erſt ſeit geſtern ſo. Man braucht nur den Anſtrich etwas auszubeſſern, hie und da einen Dachziegel, eine Fenſterſcheibe einzuſetzen, ſo hat man ein wahres Schlößchen.

Iſt ein Fluß da?

O ja, eine halbe Werſt von dem Wohnhaus, ein wundernetter Fluß! Es iſt eine wahre Luſt das Waſſer zwiſchen ſeinen grünen Ufern hinſchleichen zu ſehen.

Kann man darin baden?

Gewiß! Die Kinder der Bauern liegen den ganzen Tag darin. Es gibt Stellen, wo einem das Waſſer bis an die Hüften geht.

Den Kindern, ja! Aber Erwachſenen bis ans Knie?

Seyn Sie ganz unbeſorgt, Sie werden darin baden ganz nach Herzensluſt. Vor dem Haus iſt ein anſehnlicher Weiher — ein See könnte man ſagen.

Und da gibt's wohl auch Fröſche drinn?

Das will ich meinen! Die muſiciren köſtlich . . .

Es war mir nicht möglich länger ernſthaft zu bleiben.

Sie lachen? — Möglich, daß man heutzutage darauf nicht mehr ſieht, aber vor Zeiten hatten alle Herrſchaften in der Umgegend gern Fröſche in ihren Weihern, die recht lebhaft muſicirten. Sie hielten große Stücke darauf, Excellenz.

Ganz richtig, ich erinnere mich, das war einſt Mode. Ich trage dieſer Muſik ganz und gar nichts nach, in meinem Teich hab' ich lieber Fiſche.

Die gibt's auch, Excellenz, in großer Menge. Der Garten hat zwei Baſſins, voller Hechte, und was für Hechte! Die meiſten eine Elle lang.

Eine Elle? Wirklich?

Excellenz, ganz genau kann ichs nicht ſagen, gemeſſen hab' ich ſie nicht. Aber das iſt ſicher, prächtige Hechte ſind's.

An welcher Straße liegt das Gut?

An der Straße nach Zwenigorod.

Zwenigorod? Ich kenne die Gegend. Wie viel Werſte entfernt?

Sechsundzwanzig.

Sechsund zwanzig Werſte? Man geht linke, kommt an einer Mühle vorbei . . .

Ganz richtig!

Dann kommt Wald, zwei Werſte lang.

Nicht ganz Excellenz, nur anderthalb.

Nun, dann iſt es das Gut des Andreas Stepanowiſch Waznikof.

Daſſelbe, Excellenz.

In dieſem Fall — Ihr Diener!

Wie ſo?

Das iſt das ſchlechteſte Gut weit und breit! Schlechtes Land, elende Baracke, das Wohnhaus iſt das Anzünden nicht werth.

Verzeihen, Excellenz. Das Haus ſteht ein wenig ſchief, das iſt wahr, das macht das Dach iſt zu ſchwer. Man darf es nur wegſchaffen . . .

Ja, und ein anderes darauf ſetzen, und die Geſindewohnungen neu aufbauen, und Scheunen und Ställe repariren! Danke ſchön!

Wie Sie wollen, Excellenz. Allein ſo wahr ich lebe, das Gut iſt vortrefflich und iſt um ein Spottgeld zu haben.

Entſchuldigen, Excellenz! Da fällt mir eben ein anderes Gut ein — ein wahres Prachtſtück! Wegen Abreiſe zu verkaufen! Morgen bring' ich Ihnen den Plan. Ganz in der Nähe, bei Klasma, zwei Schritt davon. Schönes Land, wundervolle Hügelpartien, Birkengehölz, Lindenalleen.

Gut, recht gut, mein Lieber! — Auf Wiederſehen!

Noch keine halbe Stunde war verſtrichen, da meldet ſich ein dritter Mäkler, ich laſſe ihn eintreten, der ſah gar nicht aus wie die beiden andern. Der Mann war ein Fünfziger oder Sechziger, trug einen grauen Rock, ganz anſtändig. Grauen Kopf, röthliche Geſichtsfarbe, hellblaue Augen, ehrlich und bieder! Ganz das patriarchaliſche Ausſehen eines jener alten, wahren Diener, die zwar nicht ſehr ſchlau, nicht ſehr flink ſind, aber ihr Leben ließen um ihrem Herrn eine Kopeke zu retten.

Habe ich nicht die Ehre Se. Excellenz Herrn Bogdan Elitſch Beiskoi zu ſprechen?

Der bin ich, mein Freund.

Gott ſey gelobt! ich bin lang gelaufen bis ich Sie gefunden habe. Sie wünſchen ein Gut zu kaufen 20 Werſt von der Stadt?

Warum nicht — vorausgeſetzt daß das Gut mir gefällt und ungefähr den Preis hat den ich zahlen will.

Wir werden uns verſtändigen Excellenz! Leſen Sie dieß.

Der Mäkler gab mir ein überſchriebenes Blatt Papier in die Hand, und ich las wie folgt: „Dorf Bilino, 20 Werſt von Moskau entfernt, an der Straße nach Serpukof, am Fluß Athanaſia. Zahl der Bauern, zur Zeit der letzten Volkszählung, 61 Seelen; dermalen 85, mit dem Zuwachs ſeit jenem Zeitpunkt. Viele dieſer Bauern treiben ein Handwerk und geben eine Rente bis zu 100 Rubel. Morgenzahl 400, wovon 20 auf das Herrenhaus, den Park und

Digitized by Google

die Wohnungen der Leibeigenen kommen. Das Schloß iſt von Ziegelſteinen erbaut, die Möbel ſind Mahagony, Bäder, Stallungen und Remiſen, alles im beſten Stand. Gekupfertes Dach. Prachtvolle Ausſicht. Zwei Gärten, ein Zier- und ein Nutzgarten. Zwei Gewächshäuſer, eins für Pfirſiche und Ananas, das andere für Trauben. Großartige Geſindewohnungen ꝛc."

Ah, das iſt ein Landgut, das man wohl nicht für 100,000 Rubel bekommt?

Excellenz, haben Sie die Gnade und leſen Sie gefälligſt bis zum Ende.

„Am Ufer des Fluſſes Athanaſia: 15 Morgen Wieſen, unter den Fenſtern des Schloſſes eine Mühle mit den erforderlichen Nebengebäuden, Kornböden gefüllt mit den Früchten der letzten Ernte. 24 Morgen ſchöner Wald, faſt lauter Birken. Aeußerſter Preis! 90,000 Papierrubel.

Sehen Sie, rief ich, das kann nicht ſeyn, Holz allein iſt für 200,000 Rubel da.

Wenigſtens ſo viel, Excellenz.

Hör' einmal, guter Freund, eins oder das andere. Entweder du täuſcheſt mich, oder es waltet da ein Irrthum ob.

Keineswegs, Excellenz. Ich täuſche Sie nicht, und nicht der Schatten eines Irrthums waltet hier ob. Wollen Sie nur einen Augenblick die Geduld haben mich anzuhören. Der frühere Eigenthümer dieſes Gutes, Anton Fedorowitſch Wertlighin, iſt vergangenen Winter geſtorben, ſein ganzes Vermögen fiel an ſeinen Neffen Iwan Tichonowitſch Batlekof. Der Erbe hat das Gut nie mit einem Fuß betreten, er dient in einem Huſarenregiment gegenwärtig in Polen. Es ſcheint, er iſt ein leidenſchaftlicher Spieler und hat ſchon zwei Erbſchaften durchgebracht. Die Pique-Dame ſcheint ihm nicht hold zu ſeyn, denn er hat ſeinen Bauern in Bilino geſchrieben, er wolle ſie um 90,000 Rubel Papier abtreten, wenn ſie einen Käufer finden. Nun erlauben Sie mir zu bemerken, Excellenz: ich ſelbſt bin in Bilino geboren, ein Freigelaſſener des letzten Herrn. Deßhalb wandten ſich die armen Muſchiks (Bauern) an mich, und baten mich, Ihnen einen guten Herrn zu ſuchen. Jetzt iſt uns geholfen. Unſer Vater heißt Bogdan Elitſch Bekskoi, unter ſeiner Herrſchaft wird keine Seele daran denken ſich loszukaufen. Setzen Sie ihnen ein gnädiger Herr, kaufen Sie ſie!

Kaufen ſoll ich ſie, mein Freund! das iſt bald geſagt, aber woher ſoll ich 90,000 Rubel nehmen?

Was das Geld anbelangt, das iſt bereits gefunden.

Es iſt ein Kaufmann von hier, erſter Claſſe. Vorige Woche begleitete er mich nach Bilino, und wir haben miteinander folgende Uebereinkunft getroffen. Er kauft das ſämmtliche vorhandene Holz um 150,000 Rubel. Das iſt nicht theuer, allerdings, und da er das Holz ſogleich auf dem Stamm wieder verkauft, ohne alle Koſten für Macherlohn, ſo macht er ein glänzendes Geſchäft. Allein was kann man machen? Der Mann iſt ſicher und zahlt baar.

Ich geſtehe, zuerſt freut' ich mich, aber dann kam mir ein Scrupel.

Höre, Freund, ſagte ich, warum ſchreiben denn die Bauern nicht an ihren Herrn, daß ein Käufer gefunden ſey der 150,000 Rubel für das Holz allein biete, während er das ganze Anweſen um 90,000 Rubel verkaufen will?

O Excellenz, davor bewahr' uns der Himmel! Die Bauern wären verlorene Leute! Der Herr würde das Holz verkaufen, das Geld verſchleudern, und dann gute Nacht!

Wahrhaftig, ſagt' ich zu mir, das alles klingt ganz logiſch.

Der Verſchwender — fuhr der Mäkler fort — was kümmern Sie ſich um den? Ihm nützt das Geld doch nichts.

Da haſt du Recht, mein Freund!

Alſo, Sie kaufen das Gut?

Ich kauf' es.

Bogdan Elitſch! mein verehrter Vater! rief der Mäkler, indem er ſich mir zu Füßen warf; da die Sache nun abgemacht iſt, ſo erlauben Sie mir noch eine Bitte an Sie zu richten.

Welche?

Ich habe einen Bruder in Bilino, haben Sie die große Gnade und ſchenken Sie ihm die Freiheit. Für all meine Mühewaltung iſt das der einzige Lohn, den ich verlange.

Von Herzen gern! Er ſey frei! Haſt du nicht noch andere Verwandte?

O ja, Excellenz, aber ich wage nicht davon zu reden. Ich habe einen Neffen . . .

Auch deinem Neffen ſchenk' ich die Freiheit!

Der Mäkler ſchwamm in Thränen.

O mein Vater, rief er, wie ſoll ich Ihnen danken für dieſe große Gnade?

Immer vorausgeſetzt daß du mich nicht anführſt.

Guter Gott im Himmel, haben Sie immer noch Zweifel? — Ach, was fällt mir ein? Schade daß Iwan Fedorowitſch nicht in der Stadt iſt.

Wo iſt er denn?

Zu Hauſe, auf ſeiner Campagne. Ich habe wenig Geld bei mir; ſonſt würd' ich gleich hinfahren, um ihn zu holen.

Hier, da haſt du 20 Rubel, und bring' mir den Mann gleich her.

Das iſt das beſte, Excellenz, Sie können ſich dann direct mit ihm verſtändigen.

Du biſt morgen wieder zurück.

Ganz gewiß. Und wenn es ihm zufälligerweiſe nicht möglich wäre, mich zu begleiten, ſo werd' ich ein Schreiben von ihm mitbringen. Aber er kommt gewiß in Perſon mit. Für ihn iſt's ſchon der Mühe werth, er gewinnt vielleicht 100 Procent. Empfehle mich zu Gnaden, Excellenz! Ich laufe auf die Poſt, nehme Pferde, und fort!

Der Mäkler gieng, aber einige Minuten darauf ſtand er ſchon wieder im Zimmer.

Was haſt du, mein Lieber? fragte ich ihn.

Halten zu Gnaden, Excellenz! Ich habe etwas vergeſſen.

Iwan Fedorowitſch Bilkin iſt darauf erpicht, ein Verkaufsholz zu bekommen, das an ſeinen Garten ſtößt. Laſſen Sie ſich nicht bereden, verkaufen Sie es nicht! Der Großvater des letzten Eigenthümers ſchon hat die Bäume gepflanzt, ſie geben herrlichen Schatten, und es wäre ein wahrer Mord ſie niederzuhauen.

Aber wenn der Kaufmann darauf beharrt?

Um ſo ſchlimmer! Sagen Sie ihm aber, Sie kaufen das Gut hauptſächlich wegen dieſes Gehölzes, das Ihnen ganz beſonders wohlgefalle. Es iſt kaum ein halber Morgen. Seyn Sie ruhig, deßwegen geht der Handel nicht zurück.

Gut, dabei bleibts. — Ei, mein Lieber, wie heißt du denn?

Digitized by Google

Prokowitsch Sawelief. Ihr ergebenster Diener, Excellenz.

Man kann sich denken daß mir dieser Tag in den angenehmsten Träumereien hingieng. Bald warf ich das Netz im Fluß Athanasia, und fieng die schönsten Fische, bald gieng ich unter meinen jahrhundert alten Birken spazieren, ich gieng in meinen geräumigen Gewächshäusern herum, besichtigte meine Pfirsiche und Trauben. Ich war der glücklichste Mensch der Welt.

Es ist nicht möglich, sagte ich zu mir, daß mich der Alte betrügt. Angenommen, er hätte sich all die Mühe gemacht, nur um mir einige Rubel abzujagen, — warum wäre er dann, nachdem er seinen Zweck erreicht, noch einmal zurückgekommen, um von dem Birkenwäldchen zu reden; das wäre denn doch mehr als schlau und gänzlich überflüssig.

Gegen neun Uhr kommt einer meiner alten Freunde zu mir, Andreas Danilowitsch Eruslapof.

Guten Morgen, Bogdan Elitsch, begann er. Nach Deinem Befinden frag' ich nicht. Du siehst ja ganz fröhlich aus.

Nun, Du siehst eben auch nicht aus, wie ein Unglücklicher.

Es ist so, Freund, ich bin froh, seelenvergnügt, der Himmel ist mir überaus gnädig.

Wirklich?

Höre mich an. Ich habe die Aussicht ein prächtiges Landgut zu kaufen, oder vielmehr, man schenkt es mir, einzig und allein weil man mich für einen ehrlichen Mann hält.

Wie so?

Ein Gut, wie man wenige sieht, eine wahrhaft fürstliche Domäne, 20 Werst von Moskau.

Zwanzig Werst?

Ja, Bogdan Elitsch, an der Straße nach Serpukof.

Der Teufel, dacht' ich, das sieht nicht gut aus.

Der Eigenthümer, fuhr Eruslapof fort, ist noch nie ins Dorf gekommen, es ist durch Erbschaft an ihn gelangt. Der Herr braucht Geld, er schreibt seinen Muschiks: schafft einen Käufer an, und nun lassen mich die guten Leute bitten, einzukaufen.

Ich bin ertappt, brummte ich vor mich hin.

Denke Dir, Bogdan Elitsch, der seltsamste Handel von der Welt. Man fordert nur für das Gut 90,000 Papierrubel, und das Holz allein ist 200,000 werth. Es ist ein Schloß da, ganz von Ziegelsteinen erbaut, eine Mühle.

Und das Dorf heißt Bilino?

Ja, woher weißt Du das?

Ich kenne die ganze Geschichte. Wenden sich die Bauern direct an dich?

Das nicht, sie haben mir einen Abgesandten geschickt.

Einen Mann mit weißen Haaren, er trägt einen grauen Paletot, hat ein ehrliches, einnehmendes Gesicht.

Wie, Du kennst ihn?

Alle Wetter — Prokowitsch Sawelief.

Nein, Sawelitsch Prokowick.

Es ist all eins, und gewiß hast Du ihm auch etwas Vorschuß gegeben?

Eine Kleinigkeit, 10 Silberrubel.

Wann war er bei Dir?

Heute, um 2 Uhr.

Ja, um 12 Uhr war er bei mir. Nun, mein Lieber, wenn Du mirs nicht übel nehmen willst — das Gut hab ich bereits angekauft.

Nicht möglich! rief Andreas Danilowitsch, indem er vom Sessel aufsprang.

Ja, mein Lieber, angekauft, und wohlfeiler als Du, Du hast ihm 10 Silberrubel gegeben, ich nur 5.

Was soll das alles bedeuten?

Sag einmal, hat er dich nicht auch gebeten, seinen Bruder frei zu geben?

Ganz richtig.

Und Du hast es ihm versprochen?

Natürlich.

Dann hat er Thränen vergossen?

Geschluchzt, es war herzbrechend.

Ein verdammter Komödiant! Nur finde ich, daß er zu wenig abwechselt. Hat er Dich nicht auch um Geld gebeten, um Pferde zu nehmen und den Holzkäufer zu holen.

Genau so. Er bat mich um 5 Rubel und ich gab ihm 10.

Also ist er, nachdem er mich verlassen, geraden Weges zu Dir gegangen.

Alles, selbst der Fluß Athanasia, rief Eruslapof noch einmal, alles trifft zu. Ich hatte bereits beschlossen dort ein Badhaus zu bauen. Ein infamer Betrüger!

Warum sich erhitzen, Bruderherz? Sieh, ich bin ruhig, und mich hat er geprellt wie dich.

Eruslapof lachte endlich doch.

Meiner Treu, sprach er, ich hab' in meinem Leben schon viele Spitzbuben gesehen, aber noch keinen von dieser Sorte! Du magst thun was du willst, aber ich lasse die Sache nicht ruhen.

Und was gedenkst du zu thun?

Ich werde den würdigen Mann aufsuchen.

Wirklich? Nun, dann geh nur nach Bilino, dort wirst du ihn ohne Zweifel finden.

Nein, nein! Diese Herren verlassen Moskau nicht. Ich werde mich auf der Polizei erkundigen ob man mir sagen kann wo ein gewisser Prokowitsch Sawelief oder Sawelitsch Prokowick wohnt; ich werde den Vogel aus dem Nest nehmen.

Und dann?

Und dann? Dann geb' ich ihm noch ein Fünfrubelstück dafür, daß er uns wie Buben behandelt hat die eben aus der Schule kommen. Das verjüngt uns.

Gut! Gut! Gib ihm auch einen Fünfrubel von mir, aber aus einem andern Grund.

Der wäre?

Weil ich ihm einen der glücklichsten Tage meines Lebens verdanke.

Meiner Seel', du hast Recht. Auch ein Glück, oder auch nur einen Schatten von Glück für einen ganzen Tag um ein Paar Rubel einkaufen — das ist ein guter Kauf.

Digitized by Google

Die ſchottiſche Fiſchzucht.

(Aus Chambers's Journal.)

Die unermeßliche Fruchtbarkeit aller Arten Fiſche iſt wohl bekannt. Sie breiten eine ſolche Menge Laich aus daß Myriaden Junge entſtehen können. Ein Salm (Lachs) z. B., der zehn Pfund wiegt, wird, wie man berechnet hat, 10,000 Jungen das Leben geben. Iſt aber der Laich nach dem gewöhnlichen Gange der Natur in den von den Fiſchen beſuchten Flüſſen niedergelegt, dann iſt er ſo mannichfachen Gefahren ausgeſetzt daß ſtets nicht mehr als ein Viertheil der abgeſetzten Maſſe zum Leben kommt. Hr. Robert Buiſt aus Perth führte in der Verſammlung der Tay-Salmfiſcherei-Eigenthümer an daß es im Almond-River eine Menge Laichbette gebe, und eines davon habe man, wegen des langanhaltenden ſchönen Wetters, ganz ausgetrocknet und den Laich zerſtört gefunden. Allein ſelbſt wenn das Junge ausgeſchlüpft iſt, ſind die kleinen Fiſche noch unzähligen Gefahren preisgegeben. Wenn die Laichbette der von Hrn. Buiſt erwähnten Gefahr der Austrocknung entgehen, ſo ſind ſie dem Aufpflügen ausgeſetzt, und der Same wird von den Winterſtürmen weggeweht; ſind ſie aber vor dieſen beiden Fährlichkeiten geſchützt, ſo bricht das Waſſerhuhn in dieſelben ein und pickt den Laich auf. Die Eier ſind auch ſehr häufig eine Beute anderer Fiſche. Aus dem Schlund einer großen Forelle hat man während der Laichzeit mehr als 600 Salmen-Eier herausgenommen, und alle Arten unbarmherziger Feinde fallen über die Brut in ihren verſchiedenen Ei- oder Fiſchgeſtalten her, und verſchlingen ſie. Wilde Enten und anderes Geflügel zerſtören große Mengen Laich; die Made vieler Fliegen welche im Waſſer ausgeheckt werden, iſt gleichfalls ein gefährlicher Feind der ſchutzloſen Eier. Ueber dieſen Feind des Salmen macht Hr. Buiſt aus Perth folgende Bemerkungen in einem Schreiben an die Regierungs-Inſpectionscommiſſäre der iriſchen Fiſchereien: „Ich fand in dem Bericht über eine zu Ballina abgehaltene Verſammlung angeführt daß ein kleines ſchwarzes Inſect in den dortigen Verſuchsteichen eine Menge Eier zerſtört habe. Ich beobachtete dieſes Inſect während unſere Eier im Jahr 1854 in der Brut begriffen waren; ich hatte einige Exemplare deſſelben beigebracht, und ſah in einer Kryſtallflaſche die ganze Operation des Wurms an den Eiern. Er befeſtigte ſich an das Ei mit ſeinen Fühlhörnern und machte eine kleine Oeffnung in daſſelbe. Er iſt die Larve der Frühlingsfliege, welche im Monat Mai Flügel bekommt, und ſeinerſeits wieder von Tauſenden von Floſſern verſchlungen wird. Dieß iſt das Wiedervergeltungsrecht; allein man merke die Reaction. Dieſes kleine Tagesinſect legt, während es im Waſſer ſpielte und Myriaden winziger Fiſchlein verſchlang, Eier, welche in der nächſten Saiſon von der Frühlingsſonne ausgebrütet werden, in ihrem Larvenzuſtande dann Beute zu machen ſuchen an den Eiern des Salmen, und dem Embryo das Herzblut ausſaugen. So iſt das Leben — „der Starke lebt von dem Schwachen." Es iſt daher dringend nothwendig zur Fortbringung der Jungen ſie in dieſen Zuchteichen vor den verheerendſten ihrer natürlichen Feinde zu ſchützen, und vor allem den ins Leben tretenden Fiſchen eine unverletzliche Freiſtätte zu gewähren, bis die Zeit herannaht wo man ſie ohne weiteren Nachtheil ihrem Weiterziehen überlaſſen kann.

Der größte in der Salmenzucht bis jetzt in Großbritannien vorgenommene Verſuch wurde an den Ufern des Tay-Fluſſes gemacht, an einer den Namen Colinhaugh führenden Stelle, die jedoch als Stormontfield beſſer bekannt iſt und dem Grafen v. Mansfield gehört. Die Verſuche in Stormontfield wurden angeregt in einer Verſammlung der Eigenthümer des Fluſſes, die im Jahr 1852 gehalten ward und in welcher Dr. Eisdale eine Mittheilung über künſtliche Fortpflanzung verlas. Hr. Thomas Aſhworth aus Poynton erläuterte die in ſeiner iriſchen Fiſchereien-Station gemachten Experimente. Er ſagte: „er habe ſchon längſt die Anſicht gehegt daß es ebenſo leicht ſey den Salmen in unſern Flüſſen künſtlich fortzupflanzen, als die Seidenraupe mit Maulbeerblättern zu erziehen, obgleich erſterer unter dem Waſſer, letztere in freier Luft lebe. Es ſey eine ausgemachte Thatſache daß Salmen und andere Fiſche in Teichen mit geringen Koſten zu Millionen künſtlich fortgepflanzt und ſolchergeſtalt für ihr erſtes Lebensjahr gegen ihre natürlichen Feinde geſchützt werden könnten. Nach Verfluß dieſes Jahrs würden ſie dann im Stande ſeyn ſich viel beſſer ſelbſt zu ſchützen, als dieß in ihren früheren Lebensſtufen der Fall ſeyn könne. Sein Bruder und er hätten im gegenwärtigen Augenblick in Teichen ungefähr 20,000 junge Salmen auf dieſe Weiſe erzeugt, welche täglich mit paſſender Speiſe gefüttert würden. Hr. Aſhworth bemerkte auch daß noch gar manche Entdeckungen in der künſtlichen Fortpflanzung und Ernährung der Salmen zu machen ſeyen. Man wiſſe vergleichsweiſe nur wenig von der Lebensart dieſer Fiſche; um dieſem Uebelſtand abzuhelfen, habe er den Fiſcherei-Commiſſären in Irland vorgeſchlagen einen Theil der auf die von ihm angegebene Weiſe fortgepflanzten Fiſche aus den Teichen zu nehmen, ſie alljährlich auf drei Monate ins Meer zu verſetzen, für die übrigen neun Monate dann wieder in die Teiche zu bringen, und dieſes Verfahren mehrere Jahre hindurch zu wiederholen. Die Commiſſäre hätten etwa ein Duzend dieſer jungen Salmen aus den Teichen genommen und ſie viele Wochen lang in der Dubliner Ausſtellung gehabt, wo ſie in einem Modell eines Wehrs (wear), mit einer Salmenleiter darin, aufbewahrt wurden; das Modell ward durch eine Röhre beſtändig mit friſchem Waſſer verſehen. Dieſe kleinen Geſchöpfe zeigten ihre Behendigkeit durch Erſteigung der Leiter, und giengen ſo zur Beluſtigung der Umſtehenden über das Wehr hinüber; wie er erfahren, hätten ſie ſich in dieſem kleinen Strom reinen Waſſers vollkommen wohl befunden, ſich munter darin umgetrieben, und ſeyen täglich mit zerhacktem Fleiſch gefüttert worden. Nur bei einer ſolchen Verfahrungsweiſe laſſe ſich eine genauere Geſchichte des Alters und der Gewohnheiten der Salmenarten ſchreiben. Die Koſten für dieſen Plan künſtlicher Fortpflanzung betrügen nach ſeiner Schätzung höchſtens ein Pfund für Tauſend Stück, was im Durchſchnitt einen Farthing für jeden Salmen ausmache." Schließlich ſagte Hr. Aſhworth: „Die Hauptrückſicht, die bei ihm den Ausſchlag gegeben, ſey die geweſen daß durch die künſtliche Fortpflanzung des Salmen die Maſſe der menſchlichen Nahrung einen bedeutenden Zuwachs erlange." Sodann legte er der Verſammlung in kräftigen Worten die Wichtigkeit ans Herz Hrn. Ramsbottom (einen bekannten Fiſchzüchter) aufzufordern zu laſſen die Operationen im Tay zu beginnen, und eine Anzahl Leute in das zur Vermehrung der Salmen in dieſem Fluß einzuſchlagende Verfahren einzuweihen. Der von Hrn. Aſhworth in Vorſchlag gebrachte Plan wurde einſtimmig angenommen, und

zugleich ein Ausschuß bestellt um die in der Versammlung gefaßten Beschlüsse in Ausführung zu bringen.

Die Zuchtteiche in Stormontfield befinden sich in einer schönen Lage an einer abhängigen Stelle des Tay-Flusses, und sind im Rücken durch eine Baumpflanzung geschützt. Wir haben den etwa fünf Meilen von Perth und ungefähr anderthalb Meilen von einer Eisenbahnstation liegenden Platz besucht. Der Boden ist aufs vortheilhafteste hergerichtet und das Ganze der Teiche, Wasserzuflüsse ꝛc. von Hrn. Peter Brown entworfen und ausgeführt worden, und soll dem Zweck auf bewundernswerthe Weise entsprechen. Neben dem Flusse befindet sich ein reißendfließender Mühlbach, welchem das benöthigte Wasser entnommen wird. Die erforderliche Menge läuft aus diesem Bach zuerst in ein Reservoir, von wo aus es durch Röhren in einen kleinen mit einer Reihe Kisten versehenen Wassercanal geleitet wird. Die Kisten sind an einem sanften Bodenabhang auf dem lieblichen Ufer des silbergleich dahin strömenden Tay befestigt, und durch die sanfte Abdachung fällt das Wasser schön vom einen Behälter (oder Kiste) auf den andern in einem stufenweisen, aber beständigen Strom, sammelt sich am Boden in einer Art Damm, und läuft von da in einen kleinen See oder ein Depot, in welchem die Fische gehalten werden. Eine aus feinem Drathwerk verfertigte Schleuße läßt das überflüssige Wasser in den Tay abströmen, und bewirkt daß stets ein gleichmäßiger Vorrath vorhanden ist. Sie dient auch als Auslaßstelle für die Fische, wenn man es für zweckdienlich erachtet sie hinauszulassen um ihr Glück in einem nahe liegenden tiefern Wasser zu versuchen, worauf sie im Teiche gewissermaßen vorbereitet werden. Die Kisten, Teiche und Schleußen sind mit besonderm Scharfsinn ausgeführt worden, und wir vermögen uns nichts zweckentsprechenderes zu denken. Unser einziges Bedauern ist daß man das Ganze nicht in viel größerm Maßstab angelegt hat. Hätte man die Anzahl der Kisten verdoppelt, so würde man Gelegenheit gehabt haben eine Million Salmen zu gewinnen.

Das Geschäft der Vorbereitung des Laichs für die Kisten begann hier am 23 Nov. 1853, und im Lauf eines Monats waren 300,000 Eier in 300 Kisten niedergelegt, welche mit Kies aufgefüllt und zur Aufnahme der Eier vollständig hergerichtet waren. Hr. Ramsbottom, der das ganze Verfahren leitete, hält den Tay für einen der schönsten Zuchtflüsse in der Welt, und sagt: „es wäre anmaßend die Zahl der Fische beschränken zu wollen die sich darin aufziehen ließen, wenn der Fluß zu diesem Zweck hergerichtet würde." Wir geben unsern Lesern hier in Hrn. Ramsbottoms eigenen Worten eine Schilderung des Verfahrens beim Ausgießen des Laichs und der Art und Weise der Befruchtung desselben. „Sobald ein Paar passender Fische gefangen waren, wurden die Eier des Weibchens alsbald in eine zum vierten Theil mit Wasser angefüllte Kufe gebracht, was durch einen sanften Druck der Hände vom Thorax (dem Brusttheil) abwärts bewirkt wird. Die Milch des Männchens ward in ähnlicher Weise ausgespritzt, und der Inhalt der Kufe dann mit der Hand umgerührt. Nach Verfluß einer Minute wurde das Wasser abgegossen, und nur so viel in der Kufe gelassen daß die Eier unter Wasser blieben; hierauf ließ man frisches Wasser ein. Auch dieses wurde wieder abgegossen und durch frisches ersetzt, ehe man den befruchteten Laich in die zu seiner Aufnahme vorbereiteten Kisten brachte. Die Eier wurden in die Kisten versetzt auf eine dem natürlichen Verlauf der Sache so viel als möglich nahe kommende Art, mit dem wichtigen Vortheil jedoch daß die Eier im Flußbett der Beschädigung und Vernichtung auf gar mannichfaltige Weise unterworfen sind; der Alluvialstoff, der zur Zeit der Fluth abgelagert wird, bedeckt oft die Eier zu tief als daß die Brut sich, selbst wenn sie ausgebrütet ist, herauswinden könnte; der Ungestüm der Strömung schwemmt beim Eintreten der Fluth häufig ganze Laichbette sammt ihrem Inhalt weg. Legt man die Eier dagegen in Kisten nieder, so sind sie vor Nachtheil geschützt, ihre Lebendigwerdung in sehr großen Mengen ist so zur Gewißheit gemacht, und die jungen Fische wachsen in Sicherheit heran."

Am 31 März beobachtete man daß das erste Ei ausgebrütet war; im Laufe der Monate April und Mai waren die meisten Eier ins Leben getreten, und man sah die Brut in den Zuchtkästen herumschwimmen; im Junius wurden sie in den Teich versetzt und waren dann etwas mehr als einen Zoll lang. Sir William Jardine sagt in einem in der neulichen Versammlung der British Association verlesenen Aufsatz, von dem wir Einsicht zu nehmen Gelegenheit hatten: das Ergebniß des erstjährigen Versuchs sey ein befriedigendes; die Thunlichkeit eine große Anzahl junger Fische auszubrüten, aufzuziehen und sie zwei Jahre lang gesund zu erhalten, sey bewiesen, und die Kosten hiefür seyen — wenn man die Anlegungskosten in Abzug bringe — höchst unbedeutend. Sir William berichtet auch daß die zweite Reihe der Versuche im letzten Winter eben so befriedigend begann. Man fieng mit dieser Arbeit am 22 Nov. an, und war am 19 Dec. damit zu Ende, um welche Zeit 183 Kisten, jede mit 2000 Eiern, bestockt worden waren.

Wie wir aus dem Bericht ersehen, scheint es als ob großer Mangel an männlichen Fischen herrsche. „Als wir, sagen die HH. Ashworth und Buist aus Perth, am Fluß ankamen, hatte man zwei weibliche Fische gefangen, und am nächsten Tage bekam man abermals zwei Weibchen. Am dritten Tage fieng man einen schönen männlichen Fisch, welcher zweiundzwanzig bis achtundzwanzig Pfund wog. Wir hatten nun volle Gelegenheit zu sehen wie der Laichungsproceß vor sich gieng. Die Weibchen schwammen, nachdem man ihnen die Eier entnommen, lebhaft hinweg, und jedes wurde durch Stechung eines Loches in den Schwanz bezeichnet." Dieselbe Ungleichheit zwischen der Menge der Männchen und Weibchen zeigte sich auch in Irland. Man fand das Verhältniß der Männchen zu den Weibchen in Lough Corrib wie 1 zu 14; allein wir erwähnen dieß bloß nebenbei, und wollen uns für dießmal nicht mit dem Streit über die Salmen befassen, und die jungen Fische nicht weiter verfolgen als bis zu ihrer Geburt.

Diejenigen unserer Leser denen es um genauere Kenntnisse über die Fischcultur zu thun ist, mögen sich Rathes erholen in einem Aufsatz der Revue des deux Mondes für 1854 (Vol. VI); auch sind eine große Menge Flugschriften im französischen Buchhandel erschienen; wir führen davon an: „Pisciculture. Du Repeuplement des Eaux de la France, par Mr. C. Millet — eine Schrift die in einem der Pariser Gelehrtenvereine verlesen wurde, und die manche merkwürdige Gedanken und viel belehrendes über den Gegenstand enthält. Wer Stormontfield zu besuchen wünscht, kann bei seiner Ankunft in Perth die erforderlichen Weisungen über den Besuch der Teiche von Hrn. Robert Buist erhalten, der für die künstliche Fischzucht stets großes Interesse an den Tag legte. Befindet man sich einmal an den Zuchtteichen selbst, so wird der treue Wächter der Fische, Peter Marshall, dem Wißbegierigen jede weitere Auskunft gern ertheilen.

Digitized by Google

Das wilde Mele-u-huhn auf den Molukken.

Durch allzu viele Jagden sind die so nützlichen Mele-u-hühner auf den zahlreicher von Weißen und Mischlingen bewohnten kleinern molukkischen Inseln nunmehr fast gänzlich verschwunden, und nur noch in Menge auf den menschenleeren, größern Eilanden anzutreffen, wo sie dem Schrotfeuer der Flinten weniger ausgesetzt sind, da die daselbst wohnenden dunkelfarbigen Eingebornen — selbst wenn sie Feuergewehre besitzen — Schießpulver und Blei viel zu sehr schätzen um es leichtsinnig zu vergeuden. Denn solchen Leuten ist ein todtgeschossener oder tödtlich verwundeter Vogel gewöhnlich keinen Schuß Pulver werth.

Das wilde Mele-u-huhn, von den Eingebornen Giam Mele-u [1] genannt, hat schwarzes Gefieder, ist so groß wie ein großer Haushahn, hat aber dünnere Beine und einen kürzern Hals als letzterer; es hat weder Schwanz noch Kamm, kann aber sehr schnell laufen, und flattert oder fliegt nur wenn es verfolgt wird, und sich auf Bäume oder von diesen herab begeben will. Hahn und Henne dieser Hühnerart sind in ihrer Gestalt nur wenig verschieden. Gewöhnlich sind diese Giam Mele-u auch sehr mager und deren Fleisch alsdann nicht schmackhaft. Allein sehr nützlich wird dieß wilde Huhn dem Menschen in den Gegenden wo man es nicht verscheucht, dadurch daß es das ganze Jahr hindurch fast täglich und zwar sehr große, nahrhafte Eier legt, dabei durch sein Geschrei die Orte verräth wo es seine Eier gelegt hat. Die Mele-u-hühner legen ihre Eier nämlich nicht in Nester, sondern jedesmal einzeln auf einen gewöhnlich mit dürrem Gras, Rohr oder vertrocknetem Schilf bedeckten Ort, am häufigsten in der Nähe des Strandes, aber selten auf feuchter Erde oder im kühlen Schatten dichtbelaubter Bäume; denn sie brüten ihre Eier nicht selbst aus und überlassen dieß der Wärme der Sonnenstrahlen. Auch bekümmern sie sich nicht um die Pflege der Jungen; möglicherweise können einzelne Ausnahmen hierin stattfinden, wie dieß mit den Enten in hiesigen Ländern auch der Fall ist, welche das ganze Jahr hindurch (jedoch während sie mausern nicht) Eier legen und nur sehr selten brüten, [2] so daß man genöthigt ist Enteneier von Hühnern ausbrüten zu lassen. Wahrscheinlich wird das Mele-u-huhn zur Zeit wenn es mausert keine Eier legen: allein hier mausern die meisten Vögel von einer Art nicht alle zu derselben Zeit, sondern das ganze Jahr hindurch; einige Vögel in diesem Monat, andere im folgenden Monat u. s. f.

Die Eier der Mele-u-hühner sind fünf bis sieben Zoll lang und haben in der Mitte reichlich zwei Zoll im Durchmesser. Von den Eiern anderer Vögel unterscheiden sich die Mele-u-eier besonders dadurch daß sie nur sehr wenig Eiweiß enthalten, welches höchstens den achten Theil ihres Inhalts beträgt. Die Schale dieser Eier ist weit härter wie die der Haushühner, und hat die Farbe des Sohlleders. Der Inhalt eines Mele-u-eies — welcher dem von 6—8 Eiern ostindischer Haushühner gleichkommt — dürfte zureichend für eine Mahlzeit eines Europäers seyn, da ein Eingeborner nur bei starkem Appetit ein solches Ei, wenn es gesotten ist, in einer Mahlzeit aufzuessen vermag. Solcher nahrhaften Eier wegen wäre es natürlich sehr wünschenswerth die wilden Mele-u-hühner zu zähmen; allein bisher haben noch alle derartigen Versuche kein günstiges Resultat geliefert. Die Jungen aus Mele-u-eiern welche man Haushühnern oder in Reis [3] gesteckt, ausbrüten ließ, ergriffen augenblicklich die Flucht, wenn sie die Schale des Eies gebrochen hatten und ins Freie entfliehen konnten, oder sie starben sehr bald wenn man sie einkerkerte. Letzteres geschah auch mit eingefangenen alten Mele-u-hühnern; wahrscheinlich war vieles Körnerfutter ihnen nicht tauglich, da sie in den Wildnissen meist Gezieser und Pflanzenknospen genießen. Auf den Inseln Oby, Buro, Ceram und Xula sind die Mele-u-hühner am zahlreichsten.

(Merkwürdig ist daß diejenigen Mele-u-eier welche man in Reis steckte, schon in 10—12 Tagen ausgebrütet wurden, während Hühner 15—16 Tage darauf brüten mußten; freilich ließ sich nicht entdecken ob diese Eier nicht schon von der Sonnenwärme ausgebrütet waren. Indeß hat man dieses zu wiederholtenmalen versucht, dabei auch noch befunden daß die Hühnern untergelegten Mele-u-eier häufiger verdarben, wie die welche man in Reis steckte.) Man sollte wohl vermeinen daß die Mele-u-hühner — in den Ländern wo sie der Mensch nicht ausrottet — sich massenhaft vermehren müßten, allein die vielen hier heimischen großen [4] Schlangen tragen ungemein viel zur Verminderung der hiesigen Vögel bei, und suchen diese und deren Eier — gewöhnlich des Nachts — nicht nur auf ihren Schlafplätzen und Nestern im Gebüsch, sondern auch auf hohen Bäumen auf. Die hiesigen großen Ratten fressen ebenfalls allerhand junges Geflügel und Eier, wenn sie ihrer nur habhaft werden können.

---

[1] Da die wilden Mele-u-hühner sich von andern Hühnerarten auch dadurch unterschieden daß sie keinen Schwanz haben, was beim Haushuhn doch zuweilen vorkommt, so nennt man die ungeschwänzten Haushühner hier auch Giam Mele-u, weil sie den ersteren ähnlich sind.

[2] Ich habe in einem Zeitraum von 22 Jahren auf den molukkischen und Sunda-Inseln nur drei Enten gesehen welche ihre Jungen selbst ausgebrütet hatten und sich um deren Pflege bekümmerten; dagegen brüten die hiesigen Haushühner zwei- oder dreimal jährlich, und legen nur zehn bis zwanzig kleine Eier, worauf sie wieder brüten.

[3] Der Reis, welcher aus andern Ländern in Baststücken hier eingeführt und aufbewahrt wird, ist warm, und kühlt selbst in den Magazinen nicht leicht ab.

[4] Große Schlangen nenne ich hier diejenigen, welche eine Länge von 7—12 Fuß und 4—6 Zoll im Durchmesser haben, denn größere Schlangen begeben sich nicht auf hohe Bäume, diese suchen ihre Kost auf dem Fußboden.

Die Natur auf den Falklands-Inseln.

(Fortsetzung.)

Die geologische Formation der Falklands-Inseln ist meist einfach. Das niedere Land besteht aus Thonschiefer und Sandstein, und die Hügel aus weißem körnigem Quarzfelsen. In dem Thonschiefer finden sich zahllose Abdrücke organischer Ueberreste, hauptsächlich Muscheln, welche mit der Terebratula verwandt sind. Alle Ebenen und Thäler die ich daselbst gesehen habe, bestehen aus Torflagern, die durch ihren Graswuchs vortreffliche Viehweiden darbieten; sie sind öfters durch einzelne, zu Inseln von einem Farrnkraut, der zierlichen Lomaria alpina, welche vom Vieh nicht gefressen wird, bedeckte Flecken unterbrochen. Hie und da trifft man einen Torfsumpf, der einem kleinen Bach als Ursprung dient. Süßes Wasser ist überall in großem Ueberfluß vorhanden, es ist

zwar oft etwas gelblich gefärbt, weil es über große Torfstrecken läuft, der Geschmack wird aber dadurch nicht verschlechtert. Der größte Fluß auf Oft-Falkland ist der San Carlos; er hat 30 Meilen Länge, ist 8 Meilen weit für Boote schiffbar, etwa 250 Fuß breit, mit hohen Ufern, und im ganzen tief, obschon er stellenweise zu Pferde überseßt werden kann; der nächste an Größe ist der Maston. Was jedem Reisenden, der Falkland besucht hat, am meisten aufgefallen ist und auffallen muß, sind die Felsenstraßen. Von Zeit zu Zeit trifft man ein Thal quer überseßt von großen eckigen Quadern von Quarz, oft geben diese Reihen von Felsblöcken an den Hügeln hinauf bis an den Kamm derselben, und hören entweder da auf, indem die einzelnen Stücke eine kolossale Form annehmen, oder aber überschreiten sie den Kamm, und gehen auf der andern Seite hinab; vielleicht hatten sie ihren Ursprung auf der Spize des Berges und verbreiteten sich von da nach beiden Seiten hin. Charles Darwin hat sie in der Beschreibung seiner Reisen sehr treffend Steinströme genannt. Die Felsblöcke die einen solchen Steinstrom bilden, haben nicht immer die gleiche Größe, sie sind meistens länglich-viereckig, und wechseln in ihrer Größe von 3' Breite und 5' Länge bis zum zehnfachen dieser Größe; ihre Ränder sind scharfkantig und sehen gar nicht aus wie wenn sie durch irgendeine bewegende Kraft dahin gebracht worden wären. Der ganze Strom erscheint als ein Streifen von verschiedener Breite, von 50 bis zu 150' nicht aus unregelmäßigen Haufen gebildet, sondern aus größeren und kleineren Blöcken, die ordentlich neben einander gereiht, fast alle die gleiche Höhe erreichten und deren Basis in den Torfboden eingesenkt ist; die Blöcke liegen oft hart neben einander, oft bilden sie Zwischenräume, so daß man einen Sprung machen muß, um von einem Felsen zum andern zu gelangen. Alle sind vollständig nach allen Richtungen hin mit höchst interessanten Flechten überzogen; wie sie entstanden sind, wird schwer zu erklären seyn, vielleicht sind es Gänge, die früher gleiches Niveau mit dem sie umgebenden Terrain hatten, und durch Senkung des sie umgebenden Torfes hervorgehoben wurden.

Der englische Geolog Darwin spricht sich darüber folgendermaßen aus: „Die geringe Neigung dieser Steinströme ist der merkwürdigste Umstand bei denselben. An der Seite der Hügel bemerkte ich daß sie in einem Winkel von 10 Graden sich gegen den Horizont neigten; aber in einigen von den flachen, breitgründigen Thälern ist die Neigung so daß man dieß nur eben gewahr wird. Auf einer so ungleichen Oberfläche konnte man den Neigungswinkel nicht messen, um aber einen Vergleich zu geben, will ich bemerken daß die Neigung allein die Schnelligkeit einer englischen Postkutsche nicht gehemmt haben würde. An einigen Stellen lief ein zusammenhängender Strom dieser Trümmer ein Thal hinauf und erstreckte sich bis zu dem Kamm des Hügels. Auf diesem Kamm schienen ungeheure Massen, größer als ein kleines Haus, in ihrem Laufe plözlich aufgehalten worden zu seyn; dort lagen auch die gekrümmten Schichten der Gewölbe über einander aufgehäuft, wie die Ruinen einer ungeheuren alten Kathedrale. Man wird versucht von einem Gleichniß zum andern zu gehen, wenn man diesen wilden Anblick beschreiben will. Wir können uns vorstellen als wenn Ströme weißer Lava von vielen Theilen der Berge in das niedere Land geflossen, und bei ihrem Festwerden durch eine gewaltsame Convulsion in Myriaden von Bruchstücken zerborsten wären."

„Der Ausdruck „Felsenströme," der sich jedem aufdrängt, gibt dieselbe Vorstellung. Der Gegensatz der niedrigen, abgerundeten Formen der benachbarten Hügel macht diese Scenen um so auffallender. Auf dem höchsten Gipfel einer Hügelreihe fand ich, ungefähr 700 Fuß über dem Spiegel des Meeres, ein großes, gewölbtes Bruchstück, das auf seiner convexen oder oberen Fläche lag. Ist es möglich daß es in die Luft geworfen und auf diese Weise herumgedreht wurde? Oder was wahrscheinlicher, ist daß früher ein Theil derselben Hügelkette vorhanden war, höher als die Spize, auf der dieses Denkmal einer großen Natur-Convulsion jezt liegt? Da die Bruchstücke in den Thälern weder gerundet, noch die Spalten mit Sand ausgefüllt sind, so müssen wir den Schluß ziehen daß die gewaltsame Periode stattfand, nachdem das Land über die Wasser des Meeres erhoben war. In einem Querdurchschnitt in diesen Thälern ist der Boden beinahe horizontal, oder erhebt sich nur sehr wenig nach jeder Seite. Die Trümmer könnten deßhalb von dem oberen Theile des Thals herunter gekommen seyn; aber in der Wirklichkeit scheint es am wahrscheinlichsten daß sie entweder von den nächsten Abhängen heruntergeschleudert, oder daß Felsenmassen in der Lage, in der sie früher waren, zerbrochen und dann durch schwingende Bewegung einer überwiegenden Kraft die Trümmer in eine zusammenhängende Masse gebracht wurden!"

Ueber die Flora der Falklands-Inseln haben schon mehrere berühmte Naturforscher geschrieben; der erste, Hr. Gaudichaud, Naturforscher des Schiffes Urania, das auf den Falklands-Inseln strandete, übergab der Akademie des Sciences im Jahr 1825 eine „Flora des Iles Malvines," in der er 128 Species von Pflanzen aufzählte. Schon im vorigen Jahre erschien eine ähnliche Arbeit in den **Mémoires de la Société Linnéenne** von **Dumont d'Urville.**

„Wie verschieden," sagt Hr. d'Urville, „ist die Vegetation, wenn man von der Küste Brasiliens plözlich auf das Flachland der Malvinen versezt wird. Statt der unermeßlichen Wälder, zahllosen Sträuche, und undurchdringlichen Dickichte, die unser Vorschreiten dort aufhielten, finden sich hier nackte Hügel, endlose Ebenen; kein Baum, selbst nicht einmal ein wahrer Strauch unterbricht das Einerlei dieser Oeden. Aber ungeachtet dieser außerordentlichen Nacktheit gibt es kein Land wo der Boden eine so dichte, wenn auch niedere Pflanzendecke hat; denn fast alle einheimischen krautartigen Pflanzen und niedrigen Sträucher haben kriechende Wurzeln und Ausläufer, die in den Boden gehen, ihn fest machen und in einander verweben; eine wunderbare Einrichtung der Natur, die ohne Zweifel dazu dient die Vegetation vor dem zerstörenden Einflusse jener heftigen Winde, die in diesen Breitengraden so gewöhnlich sind, zu schüzen."

Ein dritter Naturforscher ist **Dr. Joseph Hooker**, der den Capitän Roos auf seiner Südpol-Expedition begleitete, und in seiner **Flora antarctica** sehr werthvolle Beiträge zur Kenntniß der Vegetation dieser Inseln lieferte.

Die Seepflanzen, Algen oder Tange, Kelp der Engländer, welche die submarine Vegetation des Oceans bilden, treten in der Nähe der Küsten und in den Buchten von Falkland in solcher Menge und so enormer Größe auf, wie man sie nicht leicht in anderen Meeren zu sehen Gelegenheit hat; es haben daher verschiedene Gegenden dieser Inseln von ihnen ihren Namen: z. B. Kelp-Sound, Kelp-Point, Kelp-Islands. Sie bilden einen dichten Submarine-Gürtel um ganz Falkland, der an manchen Stellen sich eine Meile breit in die See erstreckt, und diese Massen sind so bedeutend daß kleinere Fahrzeuge, wenn sie in diese schwimmenden Wälder hineingerathen, augenblicklich in ihrem Laufe gehemmt werden, selbst wenn sie mit gutem Wind segeln. Kommt ein Ruderboot hinein, so verwickelt sich alle Augenblicke ein Ruder in den Fäden der Algen, das Boot bleibt stehen bis das Ruder

Digitized by Google

wieder herausgezogen und in die Rudernägel eingelegt worden iſt; die Ruderer ermüden auf dieſe Weiſe furchtbar und können das Boot nur langſam vorwärts bringen. Denn die Fäden und Blätter dieſer Pflanzen legen ſich ſo dicht an den Kiel und die im Waſſer ſich befindenden Seitenwandungen des Boots an, daß man das durch ihren Widerſtand bei der Bewegung des Boots verurſachte Geräuſch recht deutlich vernehmen kann. Auch wenn die Ruder einige Minuten ſich nicht verwickeln, hindern ſie die Pflanzen doch gehörig in das Waſſer einzuſinken und erſchweren ſomit auf alle mögliche Weiſe das Rudern. Selbſt in dem kleinen Zwiſchenraum zwiſchen dem Steuerruder und dem Hintertheil des Boots, der höchſtens 1½ Zoll beträgt, zwängen ſich die Fäden hinein und ſind hier auf zweifacherweiſe hindernd; das Steuer läßt ſich nicht mehr gehörig bewegen und das Boot hat einen Schlepp von oft 20—30 Fuß Länge nachzuziehen, der den Lauf noch mehr als alles vorher Angeführte hemmt. Die Pflanze die hauptſächlich hier gemeint iſt, heißt **Macrocystis pyrifera**, oder **Fucus gigantens** L. Sie entſpringt auf dem Meeresgrunde mit einem ¾ Zoll dicken, runden, glatten, ſchleimigen Stamm, der im friſchen Zuſtande eine ſehr bedeutende Zähigkeit beſitzt; er geht von da unter einem ſehr ſpitzigen Winkel bis an die Oberfläche des Waſſers, wo er ſich oft noch 50—60 Fuß lang ausbreitet; er iſt ſeiner ganzen Länge nach mit 2—3 Fuß langen und 2—3 Zoll breiten Blättern beſetzt, die an ihrer Baſis einen kurzen Blattſtiel haben, der zu einer 1—1½ Zoll langen, mit Luft gefüllten Blaſe anſchwillt, wodurch ſich die Blätter leicht auf der Waſſerfläche ſchwimmend halten können. Die Macrocyſtis wächſt noch in einer Tiefe von 250—300 Fuß, und die ganze Pflanze erreicht eine Länge von 4—500 Fuß und übertrifft ſomit alle Landpflanzen an Ausdehnung der Längen-Achſe; denn bei den Landpflanzen kommt die größte Ausdehnung der Längenachſe in der Form der Nadelhölzer vor, die größte Coniſere aber, die **Sequoia gigantea Endl.** aus Neu-Caliſornien wird nicht über 280—300 Fuß hoch. Es harmonirt alſo in dieſem Punkt das Pflanzenreich vollkommen mit dem Thierreich; denn, ſo weit wir vergleichen können, hat jede Thiergruppe ihren größten Repräſentanten im Waſſer. Das größte Säugethier und überhaupt das größte jetzt auf Erden lebende Thier, der Wallfiſch iſt, völlig ausgewachſen, mindeſtens fünfmal ſo lang als der größte Elephant. Von den Vögeln hat der faſt nur über dem Meer ſchwebende Albatros die größte Flügelſpannung, 15 Fuß. Aus der Gruppe der Eidechſen lebt die furchtbarſte Art, das **Krokodil**, im Waſſer. Die Rieſenſchildkröte die bis zu 1000 Pfund ſchwer wird, lebt im Meer; die größte aller bekannten Schlangen' die braſilianiſche Anaconda, lebt wenigſtens vorzugsweiſe im Waſſer.

Die Makrocyſtis wächſt nicht einzeln, ſondern geſellig, ſo daß man ſich den Meeresgrund mit dichten Wäldern dieſer Pflanze, die ſich viele Meilen in die Länge und Breite ausdehnen, bedeckt vorſtellen muß, wodurch dann die oben angeführten Schwierigkeiten bei der Schiffahrt beſſer begreiflich werden. Sogar größere Fiſche und Seethiere haben Schwierigkeit ſich durch die Algen-Labyrinthe durchzuarbeiten; dadurch bieten dieſelben den kleineren Fiſchen ſichere Zufluchtsſtätten vor den Verfolgungen der Raubfiſche.

In der Magalhaensſtraße beobachtete ich mehrere Stunden lang einen kleinen Seelöwen, der ſich in die Makrocyſtis verirrt hatte; er kam alle 3—4 Minuten an die Oberfläche mit großem Geräuſch, ſchöpfte friſche Luft und fieng dann wieder an ſich durchzuarbeiten; als es ihm endlich gelungen war in freies Waſſer zu kommen, gieng er ganz ermattet ans Land um von ſeiner Anſtrengung auszuruhen, und kroch in ein Boot, das am Strande auf der Seite lag, ſo daß ich ihn dann ganz leicht mit einem Ruder erlegen konnte.

Die Makrocyſtis iſt aber jedenfalls für die Schiffahrt auch von bedeutendem Nutzen. Alle Untiefen und Klippen die ſich in der Nähe der Küſten und in den Canälen befinden, werden durch ſie angezeigt; ſie dient daher den größeren Schiffen als Wegweiſer oder Warnungszeichen, und ſie ſind ſtets genöthigt das Senkblei werfen zu laſſen, ſo lange ſie in der Nähe dieſer Pflanze ſich befinden.

Ferner ſind dieſe Pflanzen ausgezeichnete Wellenbrecher. Bei bewegter See wird die Brandung an denjenigen Stellen der Küſte die durch einen Tangwald geſchützt ſind augenblicklich gebrochen, während andere Stellen, die dieſen Schutz nicht haben, die volle Gewalt der Wellen erdulden müſſen. Sodann iſt an der Lage und Richtung der umherziehenden Fäden und Blätter ganz genau zu erkennen ob Ebbe oder Fluth iſt, indem ſie ſich ſtets in der Richtung ausdehnen wohin ſich das Waſſer bewegt, alſo bei der Ebbe dem Ocean, bei der Fluth dem Lande zu. Sonſt iſt dieß ſchwer zu erkennen, beſonders wenn man ſich auf dem Meer ſelbſt befindet, wo man oft nicht weiß ob das Waſſer zu- oder abnimmt; ſtellt man ſich eine Stunde an den Strand hin, dann iſt's freilich bald entſchieden; allein bei Waſſerfahrten hat man nicht immer Zeit und Gelegenheit zu ſolchen Beobachtungen.

Schaaren von Möven laſſen ſich auf dem Tang nieder, um die Krabben und Schalthiere, die in unzähliger Menge darauf leben, zu verzehren!

Außer dieſer zuerſt in die Augen fallenden Alge ſind die felſigen Ufer der Inſeln noch mit einer Menge anderer Arten, die ſich bald durch zierlichen Bau, bald durch lebhafte Farben auszeichnen, überſäet; andere werden gegeſſen, wie die Leſſonia, die zuerſt getrocknet und dann mit Fleiſchbrühe gekocht, oder das **Nitophyllum Smithii**, das zuerſt mit Fett gedämpft, dann mit aſſortenen und zerquetſchten Kartoffeln vermiſcht und zu einem dicken Muß eingeſotten wird, und ſo ein ganz wohlſchmeckendes und nahrhaftes Gericht abgibt.

Die Brandung wirft, beſonders während eines Sturmes und nach demſelben, ſo ungeheure Maſſen dieſer Seegewächſe an den Strand, daß ſie an manchen Stellen 20—30 Fuß hoch aufgeſchichtet liegen, und nach einiger Zeit verfaulen, wodurch ſie einen peſtilenzialiſchen Geruch erzeugen: denn mit ihnen werden eine Menge Fiſche und niederere Seethiere ausgeworfen, was alles nach und nach in Verweſung übergeht.

Dieſe Anhäufungen trocknen an ihrer Oberfläche durch die hier herrſchenden Winde zwar bald ab, und man glaubt, darüber weggehen zu können, wenn man dem Strande entlang an eine Schlucht kommt die theilweiſe oder ganz mit ſolchen organiſchen Maſſen ausgefüllt iſt, ſieht ſich aber oft gewaltig getäuſcht, denn die obere erhärtete Schichte bricht zuſammen, und man läuft Gefahr, in die in Verweſung begriffene Maſſe zu verſinken, wo nicht leicht wieder herauszukommen wäre.

Sind die Pflanzen nur einzeln ans Ufer geworfen, ſo trocknen ſie ſchnell, ſchrumpfen zuſammen, verlieren ihren ſehr bedeutenden Waſſergehalt, und werden nun, ein Spiel der Winde, nach allen Himmelsgegenden verweht.

(Fortſetzung folgt.)

Notizen über Niederländisch-Indien.

III. Die Bodencultur. — Der Reis. — Die Cocospalme. — Der Kaffee — Das Zuckerrohr. — Der Theestrauch. — Der Zimmet ꝛc.

(Fortsetzung.)

Wenn die Kaffeebäume einmal 15—20 Fuß hoch sind, so fangen sie auf Java an zu altern und tragen keine Früchte mehr. Die alten Kafferbäume erreichen einen Stamm von ½—1 Fuß Durchmesser, sie vegetiren noch viele Jahre, aber es kommt nur zur Blattbildung, nicht zur Entwicklung der Blüthen. Man hat als Ursache des Absterbens der geschlechtlichen Function den Mangel an Kali und Natron angegeben, der durch den bereits ausgesaugten Boden entstehen soll. Da nämlich die Kaffeebohne nach der chemischen Analyse aus 42 Proc. Kali und 11 Proc. Natron besteht, dem Boden daher nach und nach seinen Gehalt an diesen Substanzen entzieht, so ist dieser am Ende nicht mehr im Stand die zur Frucht nöthigen Laugensalze zu liefern. Nun bemerkt man in Arabien, dem Vaterland des Kaffees, ein solches frühzeitiges Altern des Baumes keineswegs, man findet dort im Gegentheil viele alte, 60—70 Fuß hohe fruchttragende Kaffeebäume, ohne daß der Boden sich weigert, oder vielmehr die Pflanze nicht die Kraft besitzt, die zu ihrer Existenz nöthigen Stoffe sich anzueignen. Außerdem ist es ebenfalls factisch feststehend daß wiederholte Versuche die man auf Java mit Düngung des Bodens durch Asche, deren Hauptbestandtheile bekanntlich Kali und Natron sind, anstellte, die alten Kaffeebäume keineswegs zum Fruchttragen bringen konnte. Es sind vielmehr klimatische Verhältnisse, besonders die hohe Temperatur, der Mangel an gehörigem Wechsel in den Jahreszeiten und insbesondere auch die größere relative Feuchtigkeit, welche den Kaffeebaum auf Java in seiner Lebenskraft schwächen und ihn überhaupt kein hohes Alter erreichen lassen. Die Acclimatisation des Kaffeebaums auf Java ist daher, bei all dem daß der Mensch seinen Zweck bei der Ueberpflanzung vollkommen erreicht, dennoch nur eine unvollständige und bedarf der beständigen Nachhülfe von Seite des menschlichen Fleißes.

Der Ertrag des Kaffeebaums ist verschieden je nach den atmosphärischen und Bodenverhältnissen. In den Districten Pasuruan und Bezuki lieferten durchschnittlich 126—144 Bäume einen Pikol Kaffee, wogegen zu Buitenzorg erst 2814 Bäume eine solche Quantität lieferten. In Banjumas lieferten 1115, zu Rembang 908, zu Cheribon 865 Bäume einen Pikol Bohnen. Die Ernte von 1853 ist weniger günstig als jene von 1852 ausgefallen, und zwar wegen der im erstern Jahre geringern Anzahl fruchttragender Bäume, die sich seit dem vorausgegangenen Jahre um etwa 4 Millionen verminderten. Was die Fruchtbarkeit der einzelnen Bäume anbelangt, so hat sich dieselbe ebenfalls vermindert, indem im Jahr 1852 durchschnittlich 262 Bäume einen Pikol Kaffee lieferten, während im darauf folgenden Jahre hiezu 328 Bäume nöthig waren. In Folge dieser ungünstigen Verhältnisse gewann man im Jahr 1853 um 190,401 Pikol Kaffee weniger als im vorausgegangenen. „Besondere Ursachen hievon anzugeben," heißt es im Bericht des General-Gouverneurs, „ist mühsam. Indessen lehrt die Erfahrung daß anhaltende Trockenheit in dem guten Mussон (Ostmussон), besonders in den höhern Gebirgsgegenden das sicherste Vorzeichen einer ausgezeichnet guten Ernte ist, daß hingegen öfters fallende Regen die Entwicklung der Kaffeeblüthen hindern und den Baum mehr zum Holzansetzen treiben." Dieser Bericht stimmt mit der eben aufgestellten Ansicht überein daß der Kaffee überhaupt ein trockenes Klima, wie es in Arabien gefunden wird, zu seiner Entwicklung bedarf.

Im Jahr 1853 wurden auf Java in den vor den Regierung verwalteten Ländereien 686,499 Pikols Kaffee gewonnen. Den Besitzern wurde von der Regierung durchschnittlich 9⅓ fl. für jeden in die Magazine eingelieferten Pikol vergütet, während der Erlös in Holland 28½ fl. betrug. Der Erlös in Holland für die aus Indien kommenden Producte wird durch die niederländische Regierung der Colonie, wie sich später aus den Jahresrechnungen ergeben wird, zu gute geschrieben.

Sowie die gemäßigte Region, und auf Java die Höhen von 1—4000 Fuß über die Meeresfläche als der Strich der sich vorzüglich für die Kaffeecultur eignet, betrachtet werden können, so gedeiht das Zuckerrohr (Saccharum officinarum) als eigentliche Tropenpflanze vorzüglich in den heißen Niederungen und erhebt sich nicht über 1000 Fuß über die Meeresfläche. Zum Anbau des Zuckerrohrs, einer im feuchten Boden am besten gedeihenden Pflanze, eignen sich vorzüglich die Alluvialgründe, welche jährlich durch den Austritt der Flüsse oder auf künstliche Weise bewässert werden; dieser Grund heißt auf Java **tannah tarabang**. Andere Zuckerpflanzungen werden auf schwarzem Lehmgrund **tannah besaar** angelegt. Man hat auf Java verschiedene Varietäten des Zuckerrohrs, die sich durch Reichthum an Zuckerstoff unterscheiden, und wohl nur durch die auf verschiedenem Boden fortgesetzte Cultur geschaffen wurden. Von diesen Arten sind das Japara-Ried, das Awu und Klaga die vorzüglichsten. Die einzelnen Stücke werden in einem Abstand von 1½ Fuß in Reihen welche drei Fuß von einander abstehen, eingesetzt, wo sie bis zu einer Höhe von 8—10 Fuß in Kürze heranwachsen. Sobald das Ried die gehörige Höhe erlangt hat, wird es einige Zolle über dem Wurzelstock abgeschnitten, und auf Karren die von kräftigen Karrenochsen (bos sundaicus) gezogen werden, nach den Zuckermühlen verführt. Diese werden entweder durch fließendes Wasser getrieben oder es ist die erst in neuester Zeit eingeführte Dampfkraft, welche das Ried mittelst Walzen seines Saftes beraubt, der dann durch Kochen eingedickt und vom Syrup befreit wird. Das Raffiniren des Zuckers geschieht in den holländischen Raffinerien. Wer in Ost- oder Westindien raffinirten (Hut-) Zucker genießen will, muß sich denselben von Europa kommen lassen. Zur Heizung der Mühlen dient in waldarmen Gegenden, außer den bei den Dampfmühlen gebrauchten Steinkohlen das an der Sonne getrocknete ausgepreßte Ried selbst. Die Besitzer von Zuckermühlen auf Java sind gewöhnlich Europäer oder deren Abkömmlinge, welche von der Regierung zur Betreibung ihres Geschäftes Vorschüsse von 50,000 bis 150,000 fl. erhalten. Sie übernehmen das Ried von den Javanen zu einem von der Regierung festgesetzten Preis, und liefern den Zucker in die Regierungsmagazine zu einem ebenfalls festgesetzten Preis. Dem Zuckerfabricanten bleibt hiebei ein nicht unbeträchtlicher Gewinn.

Folgende statistische Zusammenstellungen über die Zuckercultur auf Java in den Jahren 1850—1853 werden mehr Aufschlüsse über die Quantität des gewonnenen Productes in den von der Regierung verwalteten Ländereien und den Erlös aus denselben geben:

Digitized by Google

Jahrgang.	Zahl der Zuckerfabriken.	Flächenraum auf welchem der Zucker angebaut wurde, 1 Bauw = 500 Quadrat-Ruthen.	Quantität des gewonnenen Zuckers. 1 Pikol = 125 Pfd.	Der Regierung wurden davon überliefert.
1851	97	41,588	1,374,715	999,667
1852	97	42,276	1,373,993	936,014
1853	100	42,834	1,411,295	941,751

	Kosten für die gesammte Quantität: Gulden.	Ausgaben der Regierung für den Pikol.	Zur Verfügung der Fabricanten und zum freien Verkauf wurden gestellt:	In Niederland war der Erlös für den Pikol:
1851	9,849,148	fl. 9.10	367,781 Pikol.	Brutto 16,40. Netto 9,71
1852	9,138,014	„ 9.91	437,679 „	„ 15,57. „ 9,65
1853	9,250,032	„ 9.99	469,544 „	„ 17,42. „ 11,47.

Die weiten Ebenen Java's bedeckt in vielen Gegenden, besonders in den Districten Bakelen, Bakalongan, Banjumas und Cheribon die Indigopflanze (Indigofera Cœrulea und tinctoria). Je heißer und feuchter der Boden, desto besser gedeiht diese Pflanze. In jenen Jahren wo es auch während des Ostmussons häufig regnet, hat man die reichlichsten Indigoernten zu erwarten. In neuester Zeit hat die Cultur dieser Pflanze auf Java etwas abgenommen. Sowohl die Mühe und der anhaltende Fleiß welchen der Anbau des Indigo erfordert, als auch der Umstand daß diese Pflanze dem Boden sehr viel Nährstoffe entzieht, mag die Ursache davon seyn. Man hat seit einigen Jahren mit mehr oder weniger Erfolg die Düngung des Bodens, was bisher auf Java nicht geschah, vorgenommen. Im Jahr 1853 waren auf Java 365 Indigofabriken die den beliebten Färbestoff von der auf 18,683 Bauw cultivirten Pflanze verfertigten. Es wurde eine Quantität von 5387 Pikols gewonnen, welche einen Kostenaufwand von 1,370,650 Gulden erforderten. Der Regierung kostet ein Pikol Indigo demnach 220 fl., während die Netto-Einnahme für dieselbe Quantität in Holland 428 fl. beträgt.

Von den heißen Alluvialebenen und den Küstenländern steigen wir wieder hinan zu den Höhen von 3000—4500 Fußen, wo uns die kühlen Berglüfte zuwehen und die Repräsentanten der nordischen Flora uns wie Bekannte in der Ferne an die geliebte Heimath erinnern. Dort sehen wir neben dem schon näher bezeichneten Kaffeebaum in etwas höherer Region mehrere europäische Culturgewächse welche dem Europäer auf Java doppelt werth sind, wie die Erdäpfeln (Solanum tuberosum), welche sehr schmackhafte Knollen anfetzen, sowie ausgestreckte Weizenfelder welche eine gute Frucht liefern, sowie endlich auch den Theestrauch (Thea Bohea und T. viridis). Es ist noch nicht lange her daß diese berühmte Culturpflanze auf Java gepflegt wird. Es war ein gewisser Jakobsen aus Amsterdam, welcher, so viel wir wissen, noch jetzt Inspector der Theecultur auf Java ist, der durch anhaltendes Bemühen die Theecultur in China erlernte und mit Hülfe einiger chinesischer Pflanzer die ersten Theegärten an den Abhängen des Merbabu in einer Höhe von 4000 Fuß über der Meeresfläche anlegte; derselbe schrieb auch ein Werk über die Theecultur, worin er bis ins kleinste Detail die bei der Wahl der Pflanzer und des Bodens in Anbetracht kommenden Umstände, sowie die Fabrication des Thees selbst ausführlich beschrieb. Noch sind es auf Java meistens Chinesen welche die Aufsicht über die Cultur der Pflanzen und die Bereitung des Thees haben. Es wird der Theestrauch in Reihen von 4 Fuß Abstand gepflanzt, die noch jungen und zarten Blätter abgepflückt und entweder in der Sonne oder in einem über dem Rauch sich drehenden Leinwandcylinder getrocknet. Der auf erstere Weise gewonnene Thee ist der grüne, zartere, aber weniger den Verderben widerstehende, der auf letztere Weise gewonnene Thee aber ist der schwarze, welcher am meisten in den Handel kommt. Sowie der Kaffee im Tropenlande nie so heimisch als in seiner Heimath wird, in noch viel höherem Grad ist dieß mit dem Thee der Fall, der in weit nördlichern und kälteren Ländern China's seine Heimath hat. Auch der Thee verlangt eine Abwechslung in den Jahreszeiten, einen Sommer und einen Winter, während die stets gleichmäßige Temperatur ihn zum beständigen Vegetiren zwingt, was seiner Organisation nicht angemessen zu seyn scheint; deßhalb muß auf Java beständig für neue junge Sträucher, die man aus den Samen gewinnt, gesorgt werden, indem die alten sowohl wegen der Härte der Blätter als ihres weniger üppigen Wuchses für die Theebereitung sich nicht mehr eignen. Die Regierung legte anfangs auf eigene Rechnung Theepflanzungen an, wie eine solche noch zur Stunde in Wonosobo im District Lodok besteht. In neuester Zeit aber übergab die Regierung die Cultur des Thees Privatpersonen, welche sie dadurch unterstützt daß sie von ihnen den Thee zu einem bestimmten guten Preis abnimmt. Bei diesem System bleibt die Regierung zwar bis jetzt noch sehr im Nachtheil, indem der Erlös auf den europäischen Märkten noch nicht die Kosten deckt welche die Regierung bestreiten muß, oder wie es in dem Bericht von 1852 heißt, das Resultat der Theecultur ist vortheilhaft für die Contractanten, aber nachtheilig für die Staatscassen. Doch hofft man durch Ausbreitung und Verbesserung der Theecultur auch von diesem Product

Digitized by Google

einst Gewinn zu erzielen. Es ist die Theecultur auf Java in steetem Zunehmen, und wurden im Jahr 1853 allein anderthalb Millionen neue Sträucher angepflanzt. Es lieferte dieses Jahr um 267.173 Pfund Thee mehr als das vorausgegangene. Manche Besitzer von Theeplantagen liefern ihre Producte nicht an die Regierungsmagazine, sondern schicken sie auf eigene Rechnung nach Europa, wobei sich ihnen, wie es scheint, noch Gewinn herausstellt. Die Ursache daß Privatpersonen mit dem Javathee bessere Geschäfte als die Handelsgesellschaft macht, die im Namen der Regierung abschließt, mag wohl in dem Umstand zu suchen sein daß erstere das Javaproduct für chinesischen Thee, mit welchem es dem äußeren Ansehen und vielleicht auch dem innern Werthe nach sehr ähnlich ist, verkauft, was bei der Handelsgesellschaft nicht der Fall ist. Im Jahr 1853 wurden auf Java 2698 Baum mit Theesträuchern bepflanzt. Es lieferten diese Ländereien 1,317.668 Pfd. Thee. Die Regierung entrichtete hiefür 995.191 fl., so daß jeder Pikol mit 90 fl. bezahlt wurde. Der Netto-Erlös auf den europäischen Märkten war für den Pikol 71 fl.

Der aromatische Duft der kleinen Zimmetwäldchen (Cinnamomum Ceylonense, C. aromaticum etc., malayisch Kaju manis) die auf Java und Celebes in den Höhen von 1000—1200 Fuß gefunden worden, ist so erquickend und ruft im Fremdlinge die Reize des üppigen Tropenlandes so lebhaft in die Erinnerung, daß auch die Cultur des Zimmets, eines sowohl in der Heilkunde wichtigen Körpers, als eines uns nothwendig gewordenen Gewürzes, einer kurzen Erwähnung bedarf. Im botanischen Garten zu Buitenzorg zählte ich neun Arten von Cinnamomum, wovon C. aromaticum, wie schon der Name andeutet, der wohlriechendste und dem Geschmack nach der angenehmste ist. Das Zimmetbäumchen liebt den sandigen Grund und wird auf Ceylon, seinem ursprünglichen Vaterlande, vorzüglich in der Nähe des Strandes auf Dünengrund gepflanzt. Auf Java gedeiht er auch auf vulcanischem Grund und zwar bis zu einer Höhe von 1500 Fuß über der Meeresfläche. Auch dieser Strauch liebt die heftige Sonnenhitze wenig, weßhalb man auch neben ihm wie beim Kaffeestrauch den Dadapbaum auf Java pflanzt. Vortrefflich war die Zimmeternte im Jahr 1853. Auf Java bestehen 46 Etablissemente die sich mit der Zimmetbereitung und der Verfertigung des ätherischen Oels beschäftigen. Es wird daselbst jährlich 184.000 Pfund Zimmet versendet. Die Regierung verausgabt hiefur 106.784 fl. In Holland gilt der Pikol Zimmet 71½ fl.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ueber die Darstellung photographischer Bilder mit natürlichen Farben. Von Testud de Beauregard ist (im **Phot. Soc. Journal** 1855, Nr. 32 und 33) ein photographisches Verfahren angegeben worden, welches, von der Methode der Heliochromie E. Becquerels und Niepces ganz abweichend, fixirbare Bilder mit natürlichen Farben unmittelbar durch die camera obscura liefern soll. Es besteht dieses Verfahren darin daß man das Papier zuerst in eine Lösung von übermangansaurem Kali, welcher etwas Lackmustinctur zugesetzt ist, taucht, und nachdem es vorher getrocknet war, in eine zweite Lösung aus Ferridcyankalium, mit etwas Schwefelsäure angesäuert. Das so präparirte Papier wird ins Silberbad gebracht, nach der Lichtwirkung aber mit reinem Wasser gewaschen und in eine Lösung von unterschwefligsaurem Natron getaucht. Nachdem es nochmals mit Wasser gewaschen, bringt nach Beauregard ein Bad von neutralem gallussaurem Ammoniak die Farben lebhaft zum Vorschein. (Polyt. Journal.)

*

Burtons Reise nach dem großen Binnenmeer Ukerewe. Wie wir erfahren, ist der Lieutenant Burton, der sich bereits durch eine Reise nach Mekka mitten durch die arabische Wüste, so wie durch seine zweite Reise nach Härar im Lande der Somale — einer Stadt die noch von keinem Europäer besucht worden — bekannt gemacht hat, so eben abermals an die Ostküste Afrika's aufgebrochen, und hat von der brittischen Regierung so wie von der königl. geographischen Gesellschaft zu London Instructionen erhalten. Dieser unerschrockene Reisende ist gesonnen sich an den berühmten See Ukerewe in Unianesi zu begeben, und wo möglich die Berge zu übersteigen welche diesen See von dem Landstriche des Obern-Nil trennen. Wir werden unsere Leser über den Verlauf dieser Forschungsreise, welche merkwürdige Entdeckungen verspricht, auf dem Laufenden erhalten. (Nouv. Annales des Voyages.)

*

Die Ureinwohner von Yesso. Immer noch sind einige Ueberbleibsel der eingebornen Race der Ainos auf der Insel Yesso vorhanden, selten aber sieht man sie in der Umgegend von Hakodadi. Während der von Commodore Perry nach der Volcano-Bay entsandten Expedition gab es indeß Gelegenheit dieses sonderbare Volk, das noch jetzt den südlichen Theil der Insel Sachalin bewohnt, etwas näher ins Auge zu fassen. Der Schilderung zufolge welche man von diesen Leuten macht, sind sie nicht ganz so groß als die Europäer; ihre Größe beträgt im Durchschnitt etwas über fünf Fuß, allein ihr Körperbau zeigt Ebenmaß, und in ihren Gesichtszügen liegt Verstand. Ihre Hautfarbe ist ganz dunkel, und ihr Haar schwarz und grob; es ist hinten beschnitten, hängt aber in dicken gestochtenen Locken über die Stirn herab, und vermengt sich in einem wirren Büschel mit ihrem langen Barte, der nie geschnitten oder geschoren wird. Ihre Beine entbehren aller künstlichen Bedeckung, sind aber über und über mit dichtem Haar bewachsen, das ihnen, neben der Haarfülle auf ihren Köpfen und Gesichtern, den Namen zugezogen unter welchen man sie fast allgemein kennt — „haarige Kurilen." Ihre Kleidung war ein grobes und zerlumptes blaues Untergewand, das bis unter die Kniee reichte, und über welches ein brauner, aus Gras oder Zellen verfertigter, grober Sack mit weiten Aermeln nachlässig geworfen war. Ihr fliegendes Haar und ihre rohe Tracht gaben ihnen ein wildes und überdieß schmutziges und ärmliches Aussehen. Ihre Hauptbeschäftigung besteht im Fischfang, den sie unter den Augen und zum Nutzen ihrer japanesischen Arbeitervögte führen, und deren Willen sie unbedingt unterworfen sind. (Aus dem Bericht über Commodore Perry's Expedition nach Japan und in die chinesischen Meere.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. P. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 3. 16 Januar 1857

M' Clure's Entdeckung der nordöstlichen Durchfahrt.

Wir haben lange warten müssen, ehe ein zusammenhängender Bericht über M' Clure's Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt erschien. Es wurden indessen die Depeschen des Entdeckers schon frühzeitig bekannt, auch hatte einer der Begleiter des „Investigator," ein Deutscher, Hr. Miertsching, Briefe über die Reise in einer deutschen Zeitschrift veröffentlichen lassen, die dann gesammelt gedruckt wurden. Hr. Miertsching, aus Sachsen gebürtig, von der Herrnhuter Gemeinde, hatte die Expedition als Dolmetscher begleitet, da er im Auftrag seiner Gemeinde schon früher als Missionär zu den Eskimos sich begeben hatte. Es ist auch hinlänglich bekannt durch welche seltsame Verwicklung dem „Investigator" das Loos zufiel, das große arktische Problem zu lösen. Im Jahr 1850 wurde das große Geschwader zur Aufsuchung Sir John Franklins abgesendet. Es bestand aus drei Abtheilungen. Die größte derselben folgte dem Laufe der Franklin'schen Schiffe, das heißt lief vom atlantischen Meere aus in den Polararchipel. Die zweite Abtheilung reiste zu Land nach der Mündung des Mackenzie-Flusses (Lieut. Pullen). Die dritte, zwei Schiffe, Entreprise und Investigator, unter Capit. Collinson, sollte vom stillen Meer aus durch die Behringsstraße eine nordöstliche Durchfahrt nach dem atlantischen Meere versuchen. Collinsons Entdeckungen und Mißgeschicke haben wir erst kürzlich (Ausland 1855. S. 853) erwähnt, und wir erinnern hier nur daran daß die Entreprise als der rüstigere Segler dem Investigator schon um einige Tage voraus war, ehe die Magalhaensstraße erreicht wurde. Im pacifischen Ocean trennten sich die beiden Schiffe zum zweitenmal und sollten bei den Sandwichinseln wieder zusammenstoßen.

Die weitern Schicksale des Investigator sind jetzt durch einen Polarfahrer, Commander Sherard Osborne, nach den Journalen M' Clure's veröffentlicht worden. [1] Am 1 Julius 1850 erreichte der Investigator Honolulu, wo sich ergab daß die Entreprise bereits dort angelegt, mit Vorräthen sich versehen hatte und abgesegelt war. Jede Stunde war jetzt Goldes werth. Am 4 Julius hatte man bereits die Einkäufe besorgt und der Investigator war zur Polarreise fertig. Die „Saison" der arktischen Schifffahrt sollte nur noch etwa 60 Tage dauern. Nach der nautischen Regel hätte der Investigator von Honolulu nach Petropaulowski halten und mit Hülfe der Westwinde längs Kamtschatka hinauffahren sollen. Allein dieser Cours erfordert durchschnittlich 60 Tage ehe die Behringsstraße erreicht wird. Es gibt noch einen kürzeren Weg, das heißt den geraden in einer lothrechten Linie durch den Archipel der Aleuten, allein ihn zu erzwingen, ist ein nautisches Bravourstück. Das Fahrzeug läuft Gefahr nach der Westküste Amerika's verschlagen zu werden oder zwischen den Aleuten zu scheitern, denn erstens ist diese Inselreihe noch gar nicht genau bekannt, und zweitens beständig mit zähen Nebeln umlagert. Der „Investigator" hatte keine Wahl mehr. Er mußte den directen Weg wählen oder die Saison verlieren. Am 16ten Tag nach der Abfahrt von Honolulu zeigte sich ein blauer Pik, das westliche Ende der Insel Tschunam. Der Nebel schloß sich aber augenblicklich wieder, und man athmete erst auf, nachdem man sicher wußte daß die Inselkette südlich lag. Die Gefahr die überstanden worden war, kann man sich leicht ausmalen, wenn man vernimmt daß Seevögel, unter andern die kleine Alke (Alca alle) bisweilen im Fluge gegen das Tauwerk trafen und an Bord fielen, daß sie mit Händen gefangen werden konnten, so dicht war der Nebel.

Am 29 Julius hatte man bereits die Behringsstraße hinter sich und den Polarkreis passirt, worauf die von der Admiralität gelieferte arktische Bekleidung von der Mannschaft angelegt wurde. Im Kotzebue's Sund traf man den „Plover," welcher die Franklinsucher mit Vorräthen erwartete. Da die Entreprise noch nicht gesehen worden war, so bot sich jetzt zum erstenmale für den Investigator die Aussicht allein die Polarfahrt antreten zu müssen, und in diesem Sinne fertigte M' Clure eine Depesche an die Admiralität aus, die er dem Plover hinterließ. Als man Cap Lieburne doublirt hatte, gewahrte man den „Herald," Capt. Kellett, ein Fahrzeug, welches jenseits der Behringsstraße gekreuzt hatte um Erkundigung über Franklin und seine Gefährten einzuziehen. Dem „Herald" wurden die Vorräthe des Investigator ergänzt, man drückte sich die Hand und schied. Aber kaum hatte der Investigator seinen Cours fortgesetzt, als Capit. Kellett signalisirte: „Wollen Sie nicht 48 Stunden (auf die Entreprise) warten?" Die Antwort lautete „Dringende Pflicht. Vermag die Verantwortung nicht zu über-

[1] The Discovery of the North West Passage by H. M. S. „Investigator" Capt. R. M' Clure. London Longman, 1856.

Digitized by Google

nehmen." Endlich am 6 Auguſt lag die Barrowſpitze hinter dem Fahrzeuge. Jetzt war das wichtigſte gewonnen! Die Barrowſpitze iſt der nordweſtlichſte Punkt des amerikaniſchen Feſtlandes. Noch hatte man vier Wochen freie Fahrt vor ſich und brauchte nicht mehr zu fürchten zur Umkehr durch die Behringsſtraße gezwungen zu werden und die Saiſon zu verlieren. Als nächſtes Ziel wurde jetzt die Melville-Inſel betrachtet, die drei Grad nördlicher und etwa 38 Grad öſtlicher lag, und die von Parry 1820 vom atlantiſchen Meere aus erreicht worden war, weßhalb ſie als Rendezvous für die Geſchwader der Franklinſucher gewählt worden war. Das Schiff ſegelte beſtändig in geringem Abſtand von der Nordküſte des amerikaniſchen Feſtlandes. Die Küſte wird als eine ununterbrochene Ebene beſchrieben. Der Boden beſteht aus einem dunklen blauen Thon ohne einen Stein oder Hügel um die Einförmigkeit zu unterbrechen. Vom Ufer aus verliert ſich der Blick über eine endloſe grüne Fläche, bedeckt mit Moos, Gras und Blumen, und ununterbrochen durch klare Teiche von Süßwaſſer. Zahlreiche Rennthierheerden wurden vom Inveſtigator beobachtet, und die Landſchaft war allen Seeleuten neu und überraſchend in ſolcher Nähe eine See ewig ſtarren Eiſes. Am 11 Auguſt zeigte das Thermometer + 34° F. (+ 1° R.) im Schatten, was man als höchſte Sommerwärme in dieſen Regionen betrachten konnte. Gelegentliche Beſuche von diebiſchen Eskimos hatten fortwährend ſtattgefunden. Die Eingebornen bewunderten die Größe der Schiffe, die ungeheuren „Taſchentücher" wie ſie die Segel nannten, und fragten, wo denn ſo ungeheure Bäume wachſen möchten? denn ſie bildeten ſich ein daß Schiff und Boote nur ausgehöhlte Stämme ſeyen. Am 15 Auguſt erlebte man eines der ſeltenſten Schauſpiele, ein Gewitter unter 70° n. Br. Das Thermometer ſtieg auf + 45° F. (+ 6° R.), ein Weſtwind brachte ſchwarze Wolken, Blitz und Donner. Zwei Tage darauf bemerkte man zum erſtenmale am Morgen eine dünne Eiskruſte auf der See, den früheſten Vorboten des arktiſchen Winters. Am 21 Auguſt erreichte man die Mündung des Mackenzie-Fluſſes, deſſen Waſſer die Temperatur der See von + 28 auf + 39° F. (— 2 R. bis + 3° R.) erwärmten. Am 22 Auguſt paſſirte der Inveſtigator die Richards-Inſel, und merkwürdig genug, am 23 Aug. ſteuerte Lieut. Pullen dieſelbe Küſte entlang auf dem Rückweg nach dem Mackenzie, ſo daß die beiden Franklinexpeditionen dicht aneinander vorübergekommen ſind, ohne ſich zu gewahren! Ein Beweis, wie trügeriſch alles Nachforſchen nach den Verlornen in den arktiſchen Breiten ſeyn muß, und wie wenig die negativen Reſultate beweiſen. Vielleicht wäre die nordweſtliche Durchfahrt nie gefunden worden, wenn man mit Lieut. Pullen zuſammen getroffen wäre, denn er hätte nur hoffnungsloſe Ausſichten zu melden vermocht.

Man hatte jetzt die Küſte des ruſſiſchen Amerika's verlaſſen und befand ſich an dem britiſchen Geſtade. Die Eskimo-Unterthanen ihrer huldvollen Majeſtät zeigten aber dort ſehr wenig Zuneigung für ihre weißen Mitbürger, ſchwenkten vielmehr ihre Waffen. Man fand bei einer Landung ihrer zwei, einen Häuptling und ſeinen Sohn, denn der Stamm hatte ſeine Habe und Götter vor den „Kablunas" (Weißen) geflüchtet, und nur die beiden Heroen waren zur Vertheidigung des Lagers zurückgeblieben. Als man ſie beſänftigt hatte, erfuhr man von ihnen daß ſie im Krieg mit den Eskimoſtämmen auf der ruſſiſchen Seite des Mackenzie lebten. Man erkundigte ſich auch warum ſie nicht Handel mit den Europäern oberhalb des „Dicken-Fluſſes" (Mackenzie) trieben, und ſie gaben die verſtändige Antwort: die Weißen hätten den Indianern ein Waſſer gegeben welches viele von ihnen getödtet und andere toll gemacht hätte, ſie aber fühlten kein Bedürfniß nach dieſem irdiſchen Gute. Wie alle Eskimos wußten ſie zu erzählen daß Europäer in der Nähe verunglückt ſeyen. Als man ſie fragte, wann ſich das zugetragen haben möchte, gab einer der Eingebornen die claſſiſche Antwort: vielleicht im vorigen Jahre, vielleicht auch, als er noch ein Kind geweſen ſey. So räthſelhaft einfältig lauten in der Regel die Ausſagen der Eskimos.

Der Polarkreis hat aber auch ſeine Lichtpunkte. Das ſollte man fühlen als man am 31 Auguſt Cap Bathurſt an der Nordküſte des Feſtlandes erreichte. Man hatte ſich jetzt dem weſtlichſten Meridian der Melville-Inſel bis auf wenige Meilen genähert, und das Ziel lag nur noch etwa 70 deutſche Meilen nordwärts. Am Cap ſelbſt fand man freundliche Eskimoſtämme, und zwar gehörten Männer wie Frauen einem ſchönen und wohlgenährten Menſchenſchlag an; unter den letzteren fanden ſich ſogar etliche Schönheiten. Der Stamm war mit Wallfiſchfang beſchäftigt, der ſehr einfach betrieben wird. Man jagt das Thier in den Umiaks oder weiblichen Booten, das heißt in Fahrzeugen die mit Frauen bemannt ſind. In jedem Umiak befindet ſich ein auserwählter Harpunier welcher ſeinen Speer in den Leib des Thieres wirft. Die Waffe iſt mit einem Riemen an einem aufgeblaſenen Seehundsfell befeſtigt, damit ſie wieder aufgefiſcht werden kann. Iſt der Wallfiſch getroffen, ſo wird er von Kyaks umſchwärmt, d. h. von Canoes, die nur einen einzigen Mann faſſen, welcher das Thier mit andern Harpunen beläſtigt, bis es ſich endlich verblutet und zur Beute wird. Der erſte Harpunier erhält nach einem glücklichen Tage die Decoration des „blauen Bandes," welche in einer Tätowirung beſteht, die in blauer Farbe quer durchs Geſicht über die Naſe läuft. Mit dieſem Orden iſt das Vorrecht verbunden eine zweite Frau heimführen zu dürfen, denn Monogamie iſt ſonſt die Regel. Ein ſolcher Glückstag endigt mit einem Gelage und das Gelag mit Orgien, denn die geſchlechtliche Moral iſt nicht, wie Lord Byron annimmt, ein Product der zunehmenden Breiten, ſondern im Gegentheil ſehr gering jenſeits des Polarkreiſes. Da die „Inveſtigators" wie die Seeleute ſagen, lange keine Frauen geſehen hatten, ſo fehlte es nicht an Matroſengalanterien gegen die ſchönere Hälfte am Cap Bathurſt. Es wurde ſogar ein Ball arangirt, und die Eskimodamen luden die Lions vom Vorder- und Hintercaſtell ein mit ihnen die Nacht über ans Land zu gehen, verſicherten auch ſpäter ſie hätten am 31 Auguſt ſehr nach ihnen geſchmachtet. Oft genug dachten die Matroſen noch zurück an dieſes arktiſche Otaheite, als ſie eingefroren lagen bei Banks-Land. Man konnte ſich aufs neue von der Geſchicklichkeit der Eskimos im Entwerfen von Landkarten überzeugen, inſofern ſie mit großer Treue alle Küſtenlinien abzeichneten. Ob aber gegen Norden See oder Land liege, wußten ſie nicht, ſie gaben auf alle Fragen nur mit einer Art Schauder die Antwort: das ſey das Land der weißen Bären!

Vom 1 bis 5 September bewegte man ſich zwiſchen Cap Bathurſt und Cap Parry. Am 4. gewahrte man große Feuer am Ufer. Man vermuthete daß Eskimos ſie angezündet hätten um Aufmerkſamkeit zu erregen, allein der kundige Herrnhuter widerſprach entſchieden, da eine ſolche Verſchwendung von Brennmaterial

Digitized by Google

den Gefahren nicht zugetraut werden dürfe. Ein Boot wurde am andern Tage ausgesetzt. Die Küste, im allgemeinen flach, erhob sich an einzelnen Stellen bis zu 3—500 Fuß, und war durch Abgründe zerrissen, wo blauer Thon zum Vorschein kam. Das Feuer rührte von Vulcanen her, die etwa 50 Fuß über dem Wasser lagen. In ihrer Nähe traf man Wasserpfützen die stark mit Vitriol angeraucht waren. Leider befand sich kein naturwissenschaftlich gebildeter Mann an Bord, sonst würden wir mehr über diese außerordentliche Erscheinung erfahren haben.

Am 6 September wurde Cap Parry erreicht, und als sich am Sonntag das Wetter aufhellte, kam gegen Nordosten ein Gebirgsland zum Vorschein. Es war die erste Entdeckung auf dieser Reise, und jetzt hatte man Aussicht das Ziel zu erreichen. Dem „Landwasser," das heißt dem offenen Fahrwasser in der Nähe der Küsten, hatte man es bis jetzt allein zu danken daß man so weit östlich vordringen konnte. Erstreckte sich nun das neuentdeckte Land weit gegen Norden, so durfte man hoffen die Melville Insel zu erreichen. Am 7 Sept. um halb 10 Uhr landete Capt. M'Clure und vollstreckte am Ufer des neuen Landes die feierliche Besitznahme für die englische Krone, und nannte es Baring-Land, weil er damals noch nicht ahnte daß er an der Südküste der bereits entdeckten Banks-Insel sich befand. Das festungsartige, 1000 Fuß hohe Vorgebirg empfing den Namen Nelsons-Spitze. Die Vegetation hatte einen vergleichsweise südlichen Anstrich, frische Spuren von Rennthieren und Hasen und vorüberstreichende Schaaren wilder Gänse gewährten einen tröstlichen Anblick.

Man behielt jetzt die malerisch gestaltete Küste zur Linken, und steuerte gegen Nordosten. Noch immer fand man Vegetation auf den aus Kalkstein gebildeten Abhängen, aber als man am 8ten immer noch die Küste zur Linken behielt, vermuthete man schon daß man Theile der Banks-Insel vor sich haben müsse. Am 9 Sept. kam auch Land an der Steuerbordseite zum Vorschein. Manchem klopfte das Herz bei diesem Anblick, denn man fürchtete in eine trügerische Bucht gerathen zu seyn und wieder umkehren zu müssen, während doch die Barrow-Straße jetzt dicht vor ihnen gegen Norden liegen sollte. Jede Stunde, jeder günstige Wind konnte jetzt die Entscheidung bringen. Das Land zur Rechten wurde jetzt für eine zweite Insel erklärt und Prince Alberts-Land getauft. Die Küste zeigte binnenwärts hohe mit Schnee bedeckte Hügel, während die untere Fläche noch bloß lag. Bisweilen kamen Kegel vulcanischer Bildung zum Vorschein. Am 10 Sept. Morgens befand man sich noch 60 (engl.) Meilen von der Barrow-Straße. Man mag sich denken welche Aufregung auf dem Schiffe herrschte! „Ich kann, schrieb M'Clure in sein geheimes Tagebuch, meiner Angst keinen Ausdruck geben. Ist es denn möglich daß dieses Wasser mit der Barrow-Straße in Verbindung stehe und die langgesuchte nordwestliche Durchfahrt sey? Ist es möglich daß so ein niedriges Geschöpf wie ich, auserwählt seyn soll das auszuführen, was die größte Weisheit und so viele Talente Jahrhunderte lang vergeblich versuchten! Aber Preis Ihm, der uns unversehrt hieher brachte! Die Weisheit dieser Welt ist Narrheit vor ihm."

Aber gerade am 11 Sept. sollte sich das Wetter ändern. Ein heftiger Nordwest trieb Eismassen die Prince-of-Wales-Straße hinab, wie man die denkwürdige Durchfahrt zwischen Banks-Insel und Prinz Alberts-Land genannt hatte, und das Thermometer sank auf 21° F. (—5 R.). Was hätte man um eine Woche Sommerwetter jetzt gegeben! Merkwürdig genug wurde am 11 Sept. die andere damals 400 Meilen entfernte Expedition unter Capt. Austin vom Winter festgehalten, und am 11 Sept. war auch früher Sir James Roß im Leopold-Hafen eingefroren, so regelmäßige Erscheinungen bietet die arktische Meteorologie! Man kam am 12 Sept. nicht vorwärts, hoffte aber immer noch daß ein paar Stunden helles Wetter die Aufgabe lösen helfen sollten. Es fiel Schnee, und der strenge arktische Winter bedeckte das Land zu beiden Seiten. Am 15 Sept. trat Südwind ein. Das Eis setzte sich gegen die Barrow-Straße in Bewegung, und alle Hände auf dem Deck waren eifrig an der Arbeit. Selbst am 16 Sept. näherte man sich noch der Ausfahrt, am 17ten aber erreichte man den äußersten Punkt 73° 10′ n. Br., 117° 10′ w. L. Gr., der nur 8 deutsche Meilen entfernt lag von jener Kette von Gewässern, die sich unter den Namen Melville-Sund, Barrow-Straße, Lancaster-Sund von West nach Ost erstrecken und mit der Baffins-Bay in Verbindung stehen. Am Rande des Gelingens konnte das Schiff nicht vorwärts, auch das Eis verlor seine Bewegung, da irgend eine unbekannte Ursache den Ausgang der Straße geschlossen hielt. Wie man richtig vermuthete, hatten sich die Eisbänke des Melville-Sundes dicht davor gelegt und die Durchfahrt verstopft.

Man beschloß jetzt in den Eisbänken zu überwintern, obgleich alle arktischen Autoritäten bisher behauptet hatten, ein solcher Versuch käme einer sichern Vernichtung gleich. Mitten auf einer Eisbank zu überwintern bleibt immer ein großes Wagstück. Es dauert nämlich lange ehe das Eis zum Stehen kommt. Anfangs wird es von Ebbe und Fluth getragen. Fällt Schnee, so bricht das Eis an etlichen Stellen unter der Last, und das Seewasser dringt durch die Spalten in die Höhe. Am 27 September glaubte man endlich den Gefahren entgangen zu seyn, aber schon am folgenden Tage setzte sich die Eismasse wieder in Bewegung, und zwar nach der Barrow Straße zu. Das Schiff wurde mit fortgetragen, und die Bewegung nach Norden dauerte bis zum 30 Sept., wo in der Nähe der Princeß Royal-Inseln (72° 50′ n. Br., 117° 55′ w. L. Gr.) das Eis wieder zum Stehen kam. Die folgenden Tage wurden in beständiger Besorgniß zugebracht, das Schiff seufzte fortwährend unter dem Druck des Eises. „Das Kreischen, Krachen und Greinen des Schiffes, schreibt M'Clure, ist über alle Beschreibung, und der Officier von der Wache muß bei seinen Berichten den Mund dicht an mein Ohr halten, so betäubend ist der Lärm." Erst am 10 Oct. wurde das Eis in der Nähe des Schiffes ruhig, obgleich die Bank noch nicht am Ufer festlag, sondern sich mit Ebbe und Fluth zwischen Nord und Süd hin und her bewegte.

Am 21 Oct. brach Cap. M'Clure mit sechs Mann auf, um die Barrow-Straße zu suchen. Allein der Schlitten brach am ersten Tag, und man mußte nach einem zweiten senden. Arktische Schlittenpartien sind für Seeleute welche nicht gewöhnt sind große Landreisen zu machen, höchst beschwerlich. Man nimmt keine vollen Rationen mit, denn man darf sich nicht allzu sehr belasten. Auch muß man verzichten sich an einem Feuer zu wärmen, da man nur so viel Holz mitnimmt um etwas Schnee zum Trinken auftauen zu können. Warme Speisen können ebenfalls nicht gereicht werden. Das System der Proviantschlitten, oder eine Art von Relais, wie es bei den großen Geschwadern der Franklinsucher angewendet wurde,

Digitized by Google

kannten die Inveſtigators noch nicht. In ſolchen Fällen wird nämlich eine Schlittenpartie vorausgeſchickt, die halbwegs Lebensmittel und Holz deponirt, und von dieſem Magazin zehrt dann die eigentliche Schlittenpartie. Außerdem ſendet man auch einen oder zwei Schlitten mit, welche die bereits erſchöpften Vorräthe des Hauptſchlittens ergänzen und dann umkehren. Die Kälte war ſo ſtark daß die Schweißtropfen der hart angeſtrengten Leute im Geſicht froren. Des Nachts hatte man zum Schutz nur ein Leinwandzelt und große Pelzſäcke, die als Bett dienten. Es dauerte aber meiſt ſehr lange ehe ſie nur aufgethaut waren, denn Kleider und Wolldecken gefroren oft genug ſteif an dem Körper. Die größten Leiden verurſacht aber der Durſt. Wenig hilft es daß die Reiſenden den Mund voll Schnee nehmen. Der Schnee iſt in der Regel durch das von unten heraufdringende Seewaſſer ſalzig geworden, und der Durſt wird durch ſeinen Genuß nur peinigender. Am 25 Oct. gewahrten ſie daß ſie ſich der Mündung der Prince-of-Wales-Straße näherten, denn man kam jetzt an „oceaniſchem" Eiſe vorüber, das ſich zu blauen Bergen und Thälern aufgeſchichtet hatte. Man konnte in der Nacht bei einem Meridiandurchgang der Capella eine Breite von 73° 25′ N. finden, die einzige aſtronomiſche Beobachtung welche das trübe Wetter verſtatten wollte.

Der Morgen des 26 October 1850 brach an, und vor Sonnenaufgang beſtieg M'Clure einen nahen, 600 Fuß hohen Hügel. Als die Sonne ſich erhob, fiel der Schleier allmählich vom Panorama. Zuerſt bemerkte man daß die Küſte des Prinz-Albert-Landes gegen Oſten abbog. Die Küſte von Banks-Land, auf der man jetzt ſtand, endigte etwa 12 (engl. M.) gegen Norden, und erſtreckte ſich von dieſer Ecke gegen Nordweſten. Jenſeits der Mündung der Prince of-Wales-Straße lagen die ſtarrgefrorenen Gewäſſer der Barrow-Straße, oder wie man dieſen ihren Theil neuerdings nennt, des Melville-Sundes. Die Höhe auf der man ſtand, gewährte einen ſo entfernten Horizont, daß man mit Sicherheit ſich ſagen konnte daß kein feſtes Land zwiſchen der Küſte und der Melville-Inſel lag. Die nordweſtliche Durchfahrt war alſo entdeckt, obgleich der Ausdruck ſehr ungenau iſt, denn wenn man von einer Durchfahrt ſpricht, ſollte man ſie die nordöſtliche nennen, und zweitens iſt die „Durchfahrt" ſelbſt nicht fahrbar, oder wenigſtens noch nicht befahren worden. Deßhalb iſt es gut ſich zu erinnern, daß wenn man den geläufig gewordenen Ausdruck einer nordweſtlichen Durchfahrt gebraucht, damit nichts gemeint iſt als eine Waſſerverbindung zwiſchen dem atlantiſchen und pacifiſchen Meere unter arktiſchen Breiten.

Auf der Rückkehr nach dem Inveſtigator gerieth der Entdecker in Lebensgefahr, und zwar durch ſeine eigene Unbeſonnenheit. Am 30 Oct. 2 Uhr Nachmittags ſah man bereits die Princeß Royal-Inſeln, wo das Schiff lag, und Cap. M'Clure verließ den Schlitten um voraus zu eilen und für ſeine Leute ein warmes Abendbrod zu beſtellen. Er war noch 6 (engl. Meilen vom Schiff entfernt als Nacht und Nebel ihn überfielen und zugleich ein Schneeſturm losbrach. „Ich kletterte, erzählt er ſelbſt, einen Haufen von Eisſchollen hinauf, in der Hoffnung meine Leute zu ſehen wenn ſie vorüberkommen ſollten, oder die Aufmerkſamkeit des Schiffs durch den Knall meiner Vogelflinte zu erregen. Leider hatte ich keine Munition bei mir als die zwei Schüſſe in beiden Gewehrläufen. Nachdem ich eine Stunde geduldig gewartet hatte, ſah ich den Schein eines blauen Lichtes, welches unzweifelhaft in der Richtung herkam wo ſich der Schlitten bewegte. Da ich auf beide Schüſſe keine Antwort erhielt, ſo war meine einzige Hoffnung vom Schiff aus gehört werden zu ſeyn, aber nichts war zu ſehen, und nur ein anderer blauer Glanz in größerer Entfernung kam von dem Schlitten herüber, ſo daß ich kein Obdach für die Nacht ſah als die Eisbank auf der ich ſtand. Ich ſpürte in meiner Taſche ein Zündhölzchen, und hoffte bei ſeinem Lichte meinen Taſchencompaß zu Rathe ziehen zu können. Aber es loſch zu raſch aus. Ich bewegte mich hin und her bis 11 Uhr Nachts, als ich jede Hoffnung aufgab. Ich ſtieg von meiner Anhöhe herab, und fand am Fuße ein Bett von weichem trockenem Schnee, worauf ich mich warf und etwa drei Stunden ſchlief, bis ich die Augen wieder öffnend den Strahl einer Rakete geſehen zu haben glaubte. Ich ſprang auf und gewahrte daß der Nebel ſich verzogen hatte, Sterne und Nordlicht aber in vollem Glanze die arktiſche Nacht erhellten. Ich wanderte nun, obgleich ich weder Schiff noch Inſeln ſah, vorwärts, bis ich beim Anbrechen des Tageslichtes gewahrte daß ich vier Meilen über das Fahrzeug hinaus gekommen war."

Merkwürdig genug ergab ſich nach der Rückkunft, daß der Schlitten 793 Pfund, oder 100 Pfund mehr wog als bei der Abfahrt, obgleich die acht Reiſenden in neun Tagen außer Chocolade und Branntwein 18 Pfd. Pemmican, 31 Pfund Zwieback und 2 Pfund Hafermehl verzehrt hatten. Der Schlitten war aber ſo ſchwer geworden, weil mittlerweile alle Geräthe und Kleider gefroren waren und ſich alles mit Eiskruſten bedeckt hatte.

Das große Problem war gelöſt, eine Durchfahrt gab es wirklich, wenige Meilen nördlich lag die Barrow-Straße, und vergnügt verbrachten die Inveſtigators den Winter 1850 in der ſichern Hoffnung die nächſte Saiſon zur Heimfahrt benutzen zu können, unbekümmert um die Eismaſſen welche die Prince-of-Wales-Straße blokirten und ohne Ahnung welche Erlebniſſe ihnen bevorſtanden.

Die Reihenvulcane von Mittel-Amerika.

(Von G. F. R. — F. H. H.)

In der Nacht vom 16 zum 17 April 1854 hat ein Erdbeben die unter 13° 44′ nördl. Br. und 89° 8′ weſtl. v. Gr. belegene volkreiche Stadt San Salvador, Hauptſtadt des mittelameriſaniſchen Freiſtaats Salvador, vollſtändig zerſtört. [1] Die Urſachen

[1] Wir laſſen hier die officielle Bekanntmachung der Regierung von Salvador über das Erdbeben folgen

Die Nacht des 16 April 1854 wird ſtets bei allen Salvadorenern in traurigem und bitterem Andenken bleiben; in dieſer unheilvollen Nacht wurde unſere liebe und ſchöne Hauptſtadt dem Boden gleichgemacht. Die Bewe-

Digitized by Google

dieser schrecklichen Katastrophe beschäftigen die Aufmerksamkeit der naturwissenschaftlichen Welt; ihre erschöpfende Erforschung findet in der auffallenden Unvollständigkeit und Ungenauigkeit der über die Andeskette Central-Amerika's vorhandenen Nachrichten ein großes Hinderniß; denn die Länder von Central-Amerika, so wichtig für die geologische Wissenschaft, weil hier das Schöpfungswerk noch in erkennbarer Thätigkeit begriffen ist, sind der gelehrten Welt noch so gut wie unbekannt. [2]

Es ist zu bedauern daß Alexander von Humboldt die Landenge nie betreten, sondern seine anregende Thätigkeit für die Naturwissenschaften nur den südamerikanischen und mexicanischen Vulcanen gewidmet hat. So kommt es daß man z. B. in der vortrefflichen Geschichte der Schöpfung von Herman Burmeister (Leipzig 1854 S. 118) noch der falschen Bemerkung begegnet, daß die Vulcane Guatemala's (wie man den Isthmus nach der spanischen Benennung des Landes genannt hat) aus 27 thätigen Kratern bestehe, wovon keiner von besonderem Interesse sey. Sogar Leopold v. Buch ist in seiner classischen Beschreibung der canarischen Inseln, bei Schilderung der Reihenvulcane Guatemala's ungenau und unvollständig, und eben so leiden alle Landkarten, die Vulcankarte in dem trefflichen Atlas von Berghaus nicht ausgenommen, an den erheblichsten Mängeln bei Darstellung dieser Vulcanreihe. Dieß gilt sogar von einer der neuesten und besten Karten von Central-Amerika, der des englischen Capitäns John Baily „Map of Central-America by John Baily Esqr. R. M. of Guatemala. — Saunders and Stanford. 6, Charing Cross, London 1853."

Es ist deßhalb als ein willkommener Beitrag zur wissenschaftlichen Erörterung des am Eingang gedachten Naturereignisses anzusehen, wenn wir den Tagebüchern eines deutschen Landsmanns, der in den Jahren 1852 und 1853 ganz Mittel-Amerika mit Ausnahme des Landes Costa Rica bereist und in diplomatischen Functionen neun Monate in Guatemala und vier Monate in dem jetzt zerstörten Salvador gewohnt hat, einige Mittheilungen entnehmend indem wir sie noch durch neuere Nachrichten ergänzen. Wenn auch der gedachte Reisende sich einen Laien in der Naturwissenschaft nennt, so haben seine Mittheilungen doch den Werth authentischer, auf unmittelbarer Wahrnehmung beruhender Thatsachen; sie beurkunden außerdem ein tiefes Interesse für die Ermittelung des eigentlichen Herdes und der Streichungslinie der vulcanischen Thätigkeit in diesen wenig gekannten Ländern.

Die Gebirgserhebung von Central-Amerika ist im ganzen geringer als die Erhebung von Südamerika mit seinen Andeszügen so wie von Mexico, und gleicht einer Mulde zwischen beiden Continenten.

Das größte Land Central-Amerika's ist Guatemala, dessen Gebiet von beiden Oceanen bespült wird und sich bis zum 17ten Grad 50′ nach Norden und Westen erstreckt.

Von Belize kommend, betrat der Referent das Land Guatemala im Januar 1852 auf der durch ihren raschen Verfall und die nutzlose Verschwendung belgischer und deutscher Capitalien so bekannt gewordenen Colonie Santo Thomas. Schon hier fand er die ziemlich allgemein verbreitete Ansicht widerlegt daß die Nordküste des Landes ohne Spuren vulcanischer Thätigkeit sey. Es erhebt sich dort ein Berg, San Gil, von etwa 1500′ Höhe, dessen Gipfel einen tiefen, mit Wasser gefüllten Krater hat, und dessen überall zerstreute Auswurfsmassen für dessen vulcanische Vergangenheit unwidersprechliches Zeugniß leisten. Diese Colonie hat nicht bloß keine Zukunft, sondern auch keine Vergangenheit, und die

---

anzen der Erde machten sich fühlbar seit dem Charfreitag Morgen; ihnen weiter ging ein hohles Geräusch, gleich entferntem Donner. Die Bewohner beunruhigte sich wenig über dieses Phänomen (als hier gar nicht selten, und der Zusammenfluß der Menschen an diesem heiligen Tage in den Tempeln war nicht weniger groß wie gewöhnlich. Am Sonnabend de Gloria schien sich alles beruhigt zu haben, das Vertrauen wuchs und die Einwohner von San Salvador bereiteten sich auf die Festlichkeiten der Ostern vor. Die Nacht von Sonnabend zu Sonntag war ruhig, eben so der ganze Sonntag; die Luft war sehr brennend und schwül, jedoch die Atmosphäre klar und heiter. Die Nacht kam heran ohne daß in den ersten drei Stunden sich etwas besonderes ereignet hätte; aber um 9½ Uhr Nachts verspürte ein sehr starker Erdstoß, dem durchaus kein unterirdisches Geräusch vorausgegangen, die Bevölkerung in den größten Schrecken. Viele Familien zogen aus ihren Häusern und flüchteten auf die öffentlichen Plätze, andere begnügten sich damit in ihren innern Höfen zu übernachten. Es war um 11 Uhr weniger 5 Minuten, als, ohne daß irgend ein Geräusch vorangegangen wäre, die Erde sich mit solcher Wuth bewegte daß die Stadt in 10 Secunden dem Erdboden gleich gemacht wurde. Das Getöse der fallenden Tempel, Thürme und Häuser war entsetzenerregend, eine Staubwolke erhöhte die aufgeschreckten Bewohner, ohne daß man einen Tropfen Wasser finden konnte um den Durst zu löschen, und um der Menge der Verletzten zu Hülfe kommen zu können die halb erstickt waren, oder ergriffen von heftigen Nerven-Anfällen von allen Seiten um Hülfe schrieen — weil die Wasserleitungen und öffentlichen Brunnen entweder im Augenblick zerstört waren oder versiegten. Der Glockenthurm der Kathedrale riß in seinem Falle einen großen Theil der Kirche nieder, die Thürme von San Francisco begruben das bischöfliche Oratorium und einen Theil des Palastes in ihren Trümmern. Die Kirche von San Domingo wurde durch den Sturz ihrer Thürme zum größten Theil zertrümmert und zerstörte das Collegium de la Asuncion. Die Universität, ein elegantes, neues und mit großen Kosten errichtetes Gebäude, zerfiel in Trümmer. Die Kirche de la Merced stürzte zur Hälfte ein, und von den Privathäusern sind diejenigen leicht zu zählen welche stehen blieben, obwohl sie gänzlich unbewohnbar sind, weder wohl zu bemerken, daß diejenigen welche wenigstens theilweise stehen blieben, von alter Bauart waren, während die neuern dem Boden gleichgemacht wurden. Auch entschlüpften der Katastrophe durchaus nicht die übrigen öffentlichen Gebäude, wie das Consistorial-Gebäude, die Schatzkammer, Kaserne ꝛc. Alles dieses ereignete sich in den ersten 10 Secunden, denn wenn auch die Erdstöße welche dem Einsturz folgten, schrecklich waren, und ihnen ein verlängertes Getöse vorausging, welches wir deutlich unter unsern Füßen hörten, so verursachten sie nicht so viel Unheil an den wenigen Mauern und zerfallenen Häusern, welche der Hauptstoß noch stehen gelassen.

Schrecklich und imponirend war das Bild, welches in jener fürchterlichen Nacht die zahlreiche Bevölkerung darbot; auf den Plätzen zusammengeschichtet, kniend mit lauter Stimme vom Himmel Erbarmen erflehend oder die Verzweiflung ausdrückend, welche der Verlust ihrer Kinder und Angehörigen, die sie unter den Trümmern begraben glaubte, verursachte. Ein blutgrauer Himmel düster und drohend, — eine wellenförmige Bewegung unter unsern Füßen, so stark und ungleich daß sie uns das Schlimmste fürchten machte; ein Schwefelgeruch, so intensiv daß er die nahe Oeffnung eines Kraters anzukündigen schien — ohne die Möglichkeit fliehen zu können, denn die Straßen durch die eingestürzten Mauern, Dachziegel, Holzwerk, Eisengitter versperrt, gestatteten keinen Schritt, gestatteten keine Sicherheit, weil das wenige was noch nicht gefallen, zu fallen drohte — solches war das Schauspiel der unglücklichen Nacht des 16 April.

Nöthig war es in diesem Zusammenstoß, in diesem Vorspiel des letzten Gerichts, auch andern Nothwendigkeiten abzuhelfen. Hundert Kinder, eingeschlossen im Collegium, die stehende Garnison, die Wachen, die Kranken des Hospitals, die Gefangenen, verlangten raschen Beistand. Die Regierung vernachlässigte nichts in diesen Momenten der Angst, und war im Stande so weit Hülfe zu leisten daß, als man glaubte der vierte Theil der Bevölkerung sey unter den Trümmern begraben, sich herausstellte daß die Zahl der Opfer nicht 100 übersteige und die der Verletzten nicht über fünfzig gelange. Eingeschlossen sind in der letztern Zahl der Bischof, der Gouverneur Sr. Duenas, ein jüngerer Sohn des Präsidenten San Martin, und die Gattin des Secretario der Kammer, Don Jose Maria Peralta. — Da zum Glück dem Erdbeben kein Regen folgte, so hat man Zeit gehabt die öffentlichen Archive auszugraben, eben so den größten Theil der Möbel und Effecten der Privatleute, wie die Werth- und Schmucksachen der Kirchen.

[1] Der Hr. Verfasser, der in Südamerika lebt, konnte mit der neueren Literatur über Central-Amerika noch nicht bekannt seyn. D. R.

Kunde von der letzten Eruption dieſes Vulcans hat nicht herübergereicht bis zu dem in allen Hautfarben ſchillernden Geſchlecht der jetzigen Bewohner dieſer improviſirten Niederlaſſung.

Unſer Reiſender fuhr von Santo Thomas durch den unvergleichlichen Hafen nach dem Rio Dulce, der ſich in die Bay von Honduras ergießt, unfern des letzten Dorfes der Cariben, die mit den von Columbus erwähnten Ureinwohnern des Landes nicht zu verwechſeln ſind. Der alte Stamm der Cariben ſcheint untergegangen oder hat ſich in die unbekannten Gebirge von Honduras zurückgezogen; der Name Cariben aber iſt übergegangen auf den Negerſtamm der in der Bay von Honduras ſich angeſiedelt hat, dort in den großen Mahagoniſchlägen die arbeitende Claſſe bildet, und wahrſcheinlich aus Sklaven entſtanden iſt die den weſtindiſchen Colonien entlaufen ſind. [1]

Unſer Reiſender erreichte auf dem Rio Dulce die beiden Landſeen Golfete und Golfe dulce, und gieng in der Hafenſtadt Isabal ans Land. Von dort überſtieg er mit einer Karawane von Saumthieren das ſogenannte Micogebirge, einen Gebirgszug von mäßiger Erhebung, der längs dem Thal des Rio Motagua laufend in dem vorerwähnten Berge San Gil bei San Thomas ſeine letzte öſtliche Erhebung findet, weſtlich aber ſich im Innern des Landes mit dem Hauptzug der Cordilleren vereinigt. Zwei Leguas von dem Indianerdorf Chimalapa liegt ein koniſcher Berg, el Volcan de Tobon, der über alle umliegenden Gebirge ſich zu einer (abſoluten) Höhe von dem Anſchein nach 4 bis 6000 Fuß erhebt. Dieſer Berg wird im ganzen Lande der Vulcan de Tobon genannt, und Sagen von ſeiner Eruption leben noch im Volk, laſſen ſich aber nicht feſtſtellen bei der mangelhaften Zeitrechnung dieſer Indianer. Die Form des Berges und die weit zerſtreuten vulcaniſchen Eruptionsmaſſen über welche man hinreitet, laſſen keinen Zweifel aufkommen daß der Tobon wirklich ein erloſchener Vulcan ſey, eine Thatſache die von allen landeskundigen Bewohnern der Hauptſtadt, und insbeſondere von einem belgiſchen Ingenieur, der das Motaguathal vermeſſen und geognoſtiſch unterſucht hat, beſtätigt wurde. Die den ſüdlichen Rand des Motaguathals bildende Sierra de Chiquimula, welcher dieſer Tobon angehört, endigt an ihren äußerſten Gränzen nach Norden zu in dem am Meeresſtrande ſich erhebenden vulcaniſchen Zuckerhut von Omoa (6570 Fuß), welcher ſich in allen Karten findet. Bei dem Orte los Puentes, auch Boca de la Montaña, nach einer zwei Berge trennenden wildromantiſchen Schlucht genannt, durch welche ein Nebenfluß des Rio Motagua cascadenförmig herabſtürzt, erſteigt man auf dem Wege nach Guatemala den Kamm der Hauptcordillere, und gelangt, den weſtlichen Abhang herabſteigend, auf das Hochplateau von Guatemala. Die Hauptſtadt Nueva Guatemala liegt bereits auf einer Höhe von 4372' über der Meeresfläche. Weiter gegen Nordweſten ſteigt das Tafelland beträchtlich höher, und im Norden der Quellen des Rio Motagua, in dem Departement los Altos (die Hochlande) beträgt ſeine allgemeine Erhebung, einige enge Thäler ausgenommen, welche in das Plateau tief eingeſchnitten ſind, mindeſtens an 6000 Fuß. Hier liegt der maleriſche Alpenſee von Atitlan, oder wie der altindiſche Name lautet, die Lagune von Panajachel und die Stadt Quezaltenango, deren Straßen in den Monaten Januar, Februar und März faſt täglich in den Morgenſtunden mit Reif bedeckt ſind.

Gegen den Staat von Chiapas, weiter nach Nordweſten zu, erniedrigt das Plateau ſich wieder, die ganze ſüdweſtliche Gränze desſelben aber iſt ſcharf bezeichnet durch einen ununterbrochenen terraſſenförmigen Abfall gegen das niedrige ſchmale Küſtenland, welches den ſtillen Ocean von dem Golf von Tehuantepec bis zur Conchagua-Bay begleitet. Dieſer Rand iſt beſetzt von einer ununterbrochenen Reihe vulcaniſcher Erhebungen, die ſich ſüdöſtlich durch die Länder Salvador, Nicaragua und Coſta Rica zum Theil in der Küſtenebene ſelbſt überall in mäßiger Entfernung vom ſtillen Meer fortſetzen.

Wir erwähnen zunächſt den Vulcan von Soconusco. Er iſt der nördlichſte auf dem Gebiet von Guatemala, und erhebt ſich als zuckerhutförmiger Kegel 2 bis 3 Leguas vom Meeresſtrande entfernt unmittelbar aus der Küſtenebene. Er ſoll zuweilen rauchen.

Der Vulcan von Tacaná, nicht weit von dem auf der Baily'ſchen Karte richtig angegebenen gleichnamigen Orte.

Der Vulcan von Tajamulco oder Sapotitlan, wahrſcheinlich der höchſte aller Vulcane von Guatemala. Er iſt fortdauernd thätig und wird von der Stadt Gueguetenango aus gerade im Weſten geſehen.

Der Vulcan von Amilpas oder Sta Maria, ein ſehr hoher, dem Anſchein nach zur Zeit unthätiger Vulcan, ſüdweſtlich von der Stadt Quezaltenango in nicht allzu großer Entfernung belegen.

Der Vulcan von Quezaltenango liegt 1 Legua ſüdlich von der Stadt gleichen Namens und iſt ſeit dem Jahre 1821 fortdauernd thätig.

Der Vulcan von Atitlan ſchließt ſich dem vorſtehenden wenige Meilen ſüdlicher an. Er liegt am ſüdlichen Rande der maleriſchen Lagune von Panajachel, welche ſeinen Fuß umſpült, und beſteht aus drei markirten Kuppen Atitlan, Colima und Acatenango, welche alle drei in voller Thätigkeit ſind. Er hatte 1835 einen Aſchenausbruch von Bedeutung, verbunden mit einem heftigen Erdbeben, welches einen beträchtlichen Theil der Stadt Sololá zerſtörte. Die Baily'ſche Karte ſtellt die Gruppe ſehr genau dar.

Es folgen die Vulcane der Antigua oder von Sacate Pequez (Name des Departements), der Vulcan Fuego (Feuer) und der Vulcan Agua.

Der Vulcan Fuego iſt von äußerſt regelmäßiger koniſcher Form, endet aber in zwei getrennten gleich hohen Hörnern, von denen das ſüdliche den Schlot bildet, aus welchem das unterirdiſche Feuer conſtant hervorbricht. Zwei Drittheile der Höhe ſind mit Waldung bedeckt. Das letzte Drittheil zeigt eine kahle Oberfläche von braunrother Farbe; die Glühhitze des Erdbodens würde, abgeſehen von unüberſteiglichen Terrainhinderniſſen, hier jedes weitere Vordringen verhindern, wollte man auch ſolches auf die Gefahr eines plötzlichen Lavaausbruchs hin unternehmen. Faſt conſtant ſchwebt über dieſer Spitze eine weißliche Rauchwolke; der Wind führt die Dämpfe in der Richtung auf die nördliche Spitze zu, wo ſie von derſelben angezogen hängen bleiben, und auch dieſer

[1] Dieß ſcheint eine Verwechſelung der Zambas mit den ſeit kurzem in Honduras angeſiedelten ächten Caribenſtämme zu ſeyn, die Squier beſucht hat. D. Red.

Digitized by Google

tes Anſehen eines rauchenden Vulcans verleihen. Im Jahre 1852 war unſer Reiſender vom Dorfe Palin aus Zeuge eines Feuerausbruchs nach der Seite der Südſee zu, welcher der Krater angehört iſt.

Fuß an Fuß folgt ihm der Agua, nach Barometermeſſungen 12,579 (engl.) Fuß über dem Meeresſpiegel, alſo noch nicht in die Region des ewigen Schnees reichend. Doch werden in den Monaten Januar, Februar und März die Dünſte zu Reif condenſirt, der hin und wieder den Gipfel weiß erſcheinen läßt. Die Indianer aus dem an der öſtlichen Seite des Berges belegenen Orte Santa Maria ſammeln dieſen Schnee, und verkaufen ihn, in trockenes Gras gehüllt, in Guatemala.

Nach der Volksmeinung iſt der Agua mit heißem Waſſer gefüllt, was er nach einer nicht erweislich zu machenden Tradition in großen Maſſen früher ausgeworfen hat, während er doch ringsum mit vulcaniſchen Auswurfsmaſſen, die viel Obſidian enthalten, bedeckt und umgeben iſt.

Der Berg iſt bis zum Gipfel mit der üppigſten Vegetation bekleidet, wo ſich ein Krater von etwas mehr als 100 Yards Tiefe befindet, deſſen Boden einen Durchmeſſer von beinahe 100 Yards hat und mit den Seitenwänden einen Winkel von faſt 45° bildet. Der obere Umfang beträgt zwiſchen 7 bis 800 Yards und iſt von der äußern Abdachung durch einen unregelmäßig geformten Steinrand getrennt, der nirgends breiter als 20 Yards iſt.

Als im Jahre 1541 der ſpaniſche Eroberer dieſer Länder, Pedro de Alvarado geſtorben war, ernannte der König von Spanien deſſen Wittwe, Beatrix, zum General-Capitän des Landes; der Sage nach befand ſie ſich einige Tage ſpäter im Monat September mit 22 jungen ſpaniſchen Damen in der Kirche der Ciudad vieja, der älteſten Stadt von Guatemala, als ein Waſſerausbruch des Vulcans Stadt und Kirche zerſtörte und den weiblichen General-Gouverneur mit ſeiner ſchönen Begleitung begrub. Noch jetzt iſt von Ciudad Vieja aus ſowohl der Einſturz der Seitenwand des Kraters als auch die vom Gipfel bis zum Fuß des Berges reichende ungeheure Barranke ſichtbar, welche die herabſtürzenden Fluthen verurſachten. Der Kreisumfang des Berges wird auf 20 (engl.) Meilen geſchätzt. Aber auch die zweite eine halbe Meile weiter weſtlich von Ciudad vieja erbaute Stadt, jetzt Antigua Guatemala genannt, wurde während 220 Jahren zehnmal von Erdbeben heimgeſucht, und im Junius 1773 durch eine fünftägige Erderſchütterung, welche von einer gewaltigen Eruption des Fuego, und angeblich auch von einem heißen Waſſerausfluß des Agua begleitet war, gänzlich zerſtört. Dieſe großartige Trümmerſtadt hat jetzt wieder 10,000 Einwohner, die ſich mitten unter den Ruinen ſchöner Kirchen und Paläſte angebaut haben: ſie erſtreckt ſich meilenlang in einem reizenden Thale an dem Ufer eines kleinen Fluſſes, der den romantiſchen Namen des Rio Penſativo führt. Nicht alle der zahlreichen Kirchen die dieſe Stadt zierten, ſind gänzlich zerſtört; einzelne in dem in dieſen Ländern herrſchenden Baſilikenſtyl erbaute Kirchen ſind nur in ihren Mauern und im Dach geborſten, ſind aber vollſtändig erhalten. In dieſen Spalten hat die üppige Vegetation der Tropenwelt in den mannichfaltigſten Formen Platz ergriffen, und es iſt eine Scene von ergreifender Wirkung, wenn in dieſen dicht belaubten, blüthe- und fruchtreichen Tempeln Gottesdienſt gehalten wird.

Die Kathedrale und der ſchöne Palaſt des General-Capitäns ſind nur zum Theil zerſtört, und ihre großartigen Ueberreſte mit den wohlerhaltenen ſpaniſchen Wappenſchildern am Fuße zweier gewaltigen Vulcane bilden ein maleriſches Denkmal der zerſtörenden Naturgewalt. Die Glocken der Kathedrale ſind tief in den Sand der Plaza geſchleudert, wo ſie die Einwohner zum Ruheſitz benutzen, ſtatt ſie auszugraben und dem kirchlichen Gebrauche zurückzugeben.

(Schluß folgt.)

Die Einöden der Wildenten.

(Aus Chambers's Journal.)

Ein Lockteich iſt ein abgeſonderter, auf allen Seiten durch Dickichte und Rietgras geſchützter Weiher oder See. Er muß fern von jeder menſchlichen Wohnung liegen, und der Eigenthümer ſo viel Einfluß oder ſo viel umliegendes Land beſitzen, daß auch nicht der fernſte Schall eines Gewehrs je in dem ſtillen Umkreiſe gehört werden kann. Das Pfeifen des Ackermanns, das Klingeln der Schafglocke, das Dengeln der Mähderſenſe darf in dieſer Wildenten-Einöde nie gehört werden. Sie muß weit abliegen von einer Straße oder einem ſchiffbaren Fluſſe. Der ſchrille Pfiff einer Eiſenbahnlocomotive, das hohle Raſſeln eines Wagens, das lebhafte Klatſchen eines Ruders, das dumpfe Knarren eines Barkenſegels vernimmt man an ſtillen Tagen in beträchtlicher Entfernung, nie aber dürfen ſie hier gehört werden. Kurz, der Lockteich muß vollkommen geräuſchlos ſeyn, nichts anderes darf ſich vernehmen laſſen als der Lärm den ſeine befiederten Bewohner ſelbſt zu machen belieben. Der von einigen Hammerſchlägen bei Ausbeſſerung eines eine halbe Meile entlegenen Thors herrührende Schall brachte alle in einem ſolchen Teich befindlichen Vögel in Bewegung, und that dem ruhigen Charakter des Orts ziemlich lange Zeit hindurch Eintrag.

Lockteiche, wie viele andere Dinge, weichen in ihrer Größe und ihren Einrichtungen ſehr von einander ab; ich will daher den einen, welchen ich ſelber geſehen, ausführlicher ſchildern. Der See iſt etwas weniger als drei Morgen groß, ſternförmig angelegt, indem er ſechs Ecken oder Landeinſchnitte hat. Von jeder Ecke läuft ein gekrümmter, mit gebogenen Reifen, über welche ein Netzwerk ausgebreitet iſt, bedeckter Damm in das Land; die Dämme führen den Namen „Röhren," und in ihnen werden die Vögel, wenn man ſie aus dem Centralteich gelockt, gefangen. Die „Röhren" ſind an ihrer Verbindungsſtelle mit dem See etwa achtzehn Fuß weit, und der erſte Netzwerkreif iſt zehn Fuß hoch; beide aber werden, in ihrer halbkreisförmigen Länge von fünfundſiebenzig Ellen, allmählich enger und niedriger, bis ſie an ihrem Endpunkt, dem verhängnißvollen Tunnel oder Sacknetz ankommen, das auf dem Grunde liegt. Der Zweck der

Digitized by Google

ſechs Röhren, die ſich an den entgegengeſetzten Punkten der Windroſe öffnen, iſt: ſie den verſchiedenen Winden zugänglich zu machen; denn die vortheilhafteſte Zeit zur Lockung der Vögel iſt die wenn der Wind von der Seite in die Röhre weht; dann wird der vom Lockmann ausgehende Geruch leewärts weggeführt, und das Geflügel ſchwimmt ſtets lieber gegen den Wind. Von einem Luftballon aus geſehen, würde der Lockteich nicht uncharakteriſtiſch einer mächtigen Spinne gleichen, deren Leib der Hauptteich, und deren ausgeſtreckte Füße die Röhren wären.

In einiger Ausdehnung auf jeder Seite der Mündung einer Röhre, und dem See zugewandt, befindet ſich eine Rietgrasſchirm-Linie, und an der äußern Beugung der halbkreisförmig geſtalteten Röhre iſt ebenfalls eine Reihe von zehn oder zwölf Schirmen, deren jeder eine Länge von etwa zwölf Fuß hat, und die an ihren Enden übereinander hängen. Dieſe letzterwähnten Schirme werden „Schießungen" genannt; wie alles übrige im Lockteich ſind ſie aus gewöhnlichem Sumpfgras gemacht, und hinter ihnen verbirgt ſich der Mann, wenn er die Vögel beobachtet und „bearbeitet," wie er es nennt. Zwiſchen all dieſen Schirmen und dem Waſſer iſt ein ſchmaler Uferrand gelaſſen. Das Netz wird in einiger Entfernung oberhalb der Röhre an die Schirme befeſtigt, noch weiter weg aber mit einem Pflock auf dem Grunde feſtgemacht. Je offener der Platz zu ſeyn ſcheint, deſto weniger Urſache zu Argwohn haben die Vögel; die Schirme ſind ſelten mehr als ſechsthalb Fuß hoch, und ein großer Mann darf daher ſeine Geſtalt in einem Lockteich nicht hervorragend zeigen.

Dieß ſind die allgemeinen Züge eines Lockteichs; allein er wäre für jeglichen praktiſchen Zweck nutzlos, wenn der Eigenthümer nicht zwei ſehr unähnliche Thiere zur Hülfe nähme — einen Hund und eine Ente. Der Hund gehört keiner beſondern Race an, er iſt ein elender kleiner Miſchling, das dümmſte Thier das ſich unter den Hunden finden läßt, und zu jeder andern Verwendung ganz unnütz. Er muß vollkommen ſtumm ſeyn, darf nicht einmal knurren, und keine Vorliebe zum Jagen irgendwelcher Art Wild haben, mit einziger Ausnahme des kleinen Thierchens das in ſeinem ſchmutzigen Fell Unterhalt und Schutz ſucht. Er kennt keinen Namen noch ſonſt eine vertrauliche Benennung, ſondern gehorcht der ſchweigenden Bewegung der Hand ſeines Herrn. Seine ganze Arbeit beſteht darin ſich in das Waſſer zu ſtürzen, und ſo ſchnell als möglich zwiſchen zwei Schirmen wieder herauszuſpringen, und da er, ungleich andern beim Angriff auf wilde Thiere gebrauchten Hunden, an dieſer Springübung kein Jagdintereſſe hat — da er, in Ermangelung eines gewöhnlichen Hundeverſtandes, keinen Sinn für Pflicht oder Dankbarkeit zur Anſpornung ſeiner Thätigkeit beſitzt, ſo erhält er, ſo oft er ins Waſſer ſpringt, knechtiſch ſeinen Lohn in Form eines Stückchens Brod. Seine Erziehung koſtet nur geringe Mühe. Ebenſowenig, wie der Hund, iſt die Lockente ſich des Zwecks bewußt zu dem ſie gebraucht wird. Die Lockenten werden aus denjenigen jungen Hausenten ausgewählt die zufälligerweiſe das auszeichnende Gefieder ihrer wilden Vorfahren beſitzen. Die Erziehung beginnt in ihrem erſten Jahr. Sie werden in ein Nebengebäude oder einen abgeſonderten Platz eingeſchloſſen, und nur von derjenigen Perſon gefüttert welche ſie gebrauchen ſoll, und welche dabei in einem eigenthümlichen und faſt unhörbaren Tone pfeift. Bald lernen ſie den eigenthümlichen Tritt und Pfiff ihres Fütterers kennen und aus ſeiner Hand freſſen. Dann nimmt man ſie an den Teich mit, und füttert ſie jede Nacht in einer der „Röhren;" der Ruf durch welchen man ſie zur Fütterung herbeilockt, iſt das bereits erwähnte leiſe ſchwache Pfeifen.

Nachdem ich nun die Freunde und Helfer des Lockmanns erwähnt, muß ich auch ſeiner Feinde und Widerſacher gedenken, welche deſſen Mühen ebenſo unbewußt vereiteln, wie erſtere ihn in ſeinen Arbeiten unterſtützen. Die größern Vögel des Falkengeſchlechts erheben an den fetten jungen Enten zwar ihren Zoll, ſind aber der erfolgreichen Lockarbeit weniger feind als der fiſchfreſſende Reiher. Dieſer Vogel hat ſeine Luſt an den Fiſchen in dem ſeichten Waſſer am Eingang in die „Röhre." Mit funkelndem Auge und rückwärts gezogenem Kopf, zum verderblichen Streiche bereit, wartet der Reiher, bewegungslos als wäre er in Stein gehauen, geduldig bis irgend ein daherſchwimmender Fiſch in den Bereich ſeines elaſtiſchen Halſes geräth; dann reckt er mit Blitzesſchnelligkeit ſeinen Schnabel aus, ergreift und verſchlingt den Fiſch, und nimmt augenblicklich ſeine ruhige Haltung wieder an, bis ein zweites Opfer in ſeine tödtliche Nähe gelangt. Die bloße Anweſenheit eines an der Mündung einer Röhre auf Fiſche lauernden Reihers wäre von geringer Erheblichkeit, wenn die Sinne dieſes Vogels nicht ſchärfer wären als ſelbſt die des Wildgeflügels. Die geringſte Bewegung des Lockmanns hinter dem Schirm, die Witterung des brennenden Torfs, den er zuweilen anzündet um die Vögel gegen ſeine eigene Ausdünſtung unempfänglich zu machen, genügt um den Reiher aufzuſcheuchen, der dann mit dem eigenthümlichen Furchtgeſchrei davon fliegt das er ſtets ausſtößt wenn er plötzlich beunruhigt wird. Es gibt vielleicht keine allgemeine Vogelſprache, allein jedes Genus kennt den Angſtruf eines andern genau. Das Wildgeflügel geräth daher beim Schrei des Reihers in Unruhe; es weiß daß irgendwo Gefahr droht, obgleich ihm unbekannt bleibt warum und woher. Beſorgt und argwöhniſch werdend, nehmen dieſe Thiere dann eine Stellung ein in der Mitte des Sees, und es kann mehr als ein Tag vergehen, ehe ihre Befürchtungen beſchwichtigt ſind, und ſie ſich wieder in die Nähe der Röhren wagen. Zuweilen wird ſich der Reiher unverſchämterweiſe ſelbſt auf den oberſten Reif der Netzdecke der Röhre hocken und dort ſcheinbar Stunden lang ſchlafen. Allein, mag er nun ſchlafen oder wachen, immer iſt er thatbereit; und ſo lange der Reiher auf ſeinem hohen Sitze bleibt, muß der Lockmann ſich ſo ſtreng verborgen halten wie Falſtaff in ſeinem Waſchkorb, damit er den unwillkommenen Gaſt auch nicht durch die geringſte Bewegung aufſtöre.

Noch eine andere Art Enten, die ſogenannte Mittelente oder der Rothhals, iſt durch ihre Lebensweiſe und ihre Gewohnheiten dem Lockmann ſehr läſtig. Sie laſſen ſich nicht nur ſehr ſelten fangen, ſondern thun auch alles mögliche um dieſes Schickſal andern zu erſparen. Sie drängen ſich z. B. am Eingang einer Röhre zuſammen, beluſtigen ſich damit Körner die dort hinabgeſunken ſind aus der Tiefe wieder heraufzuholen, und treiben gefliſſentlich ganze Züge einfacher Kriech-, Pfeif- und Wildenten hinweg, die den Canal hinaufſchwimmen und ſich ſo zu ihrem eigenen Verderben dem Lockmann überliefern würden. Die behendeſten Manöver des Lockhunds haben keinen Reiz für ſie, und der Lockente mögen ſie ſich nicht beigeſellen. Das vorſichtige Benehmen dieſer Thiere aber rührt nicht vom bloßem Argwohn her, ſondern ſie wiſſen daß ihnen

Digitized by Google

an obern Theil der Röhre wirklich Gefahr droht. Unter allen Enten besitzen sie allein die Kühnheit und den Scharfsinn, zu rechter Zeit, nachdem sie einen gewissen Punkt erreicht, ungefährdet ihren Rückzug anzutreten. Sie kennen vielleicht nicht alle die furchtbaren Geheimnisse der blutdürstigen Schlachtbänke am ferneren Ende der Röhre, allein sie wissen genug davon: sie haben einen Mann in der Röhre gesehen, und sie allein von allen den wilden Besuchern des Lockteichs haben diesen Mann gesehen und sind mit dem Leben davon gekommen — ob sie dieß ihren Stammesgenossen erzählen oder nicht, wer weiß das?

Ein anderer bitterer Gegner des Lockmanns ist der Hecht. Obgleich dieser räuberische Fisch wirklich junge Enten verschlingt, so sind doch derlei Räubereien von geringer Erheblichkeit im Vergleich mit dem Unheil das er oftmals durch Einschüchterung der alten veranlaßt. Nachdem er wie eine Boa Constrictor seine Beute verschlungen, legt er sich geruhig in das seichte Wasser an der Mündung der Röhre, um dort aller Wahrscheinlichkeit nach seine Verdauungssiesta zu halten und auf neuen Raub zu sinnen. Der Tag mag günstig seyn zur Jagd: ein Zug Wildenten, von der Lockente geführt, schwimmt in die Röhre ein, gleich einer Schiffsflotte welche in den Hafen einläuft; da dreht sich auf einmal, mit einem leichten Schlag seines Schwanzes, der faule Hecht plump herum, zu sehen wer die Eindringlinge seyen. Es ist genug: in einem Nu sind die erschreckten Vögel im Flug, ihre Hälse sind für diesen Tag gerettet, und der Lockmann verliert einen Fang der wahrscheinlich 20 Pfd. St. werth gewesen — und dieß alles durch den Schlag eines Fischschwanzes.

Die Wildenten verlassen, ihrem Naturtrieb gemäß, allabendlich bei Einbruch der Dämmerung den Teich um in den umliegenden Sümpfen ihrer Nahrung nachzugehen; sie kehren Morgens bei Tagesanbruch zurück, schlafen bis etwa um Mittag, und wenn sie erwachen, gehen sie ihren Belustigungen und Tagesgeschäften nach. Ihre erste Aufmerksamkeit wird dem Putz geschenkt. Nachdem sie mit Sorgfalt ihr Gefieder in Ordnung gebracht, brechen sie gruppenweise auf, und plaudern, wie es scheint, emsig miteinander. Wenn es dem Frühjahr zugeht, wird unter den jüngeren Vögeln viel Liebeskäuderei getrieben, und es setzt manche der Eifersucht entspringende Einzelkämpfe unter den jungen Nebenbuhlern ab; denn obgleich die Polygamie unter den zahmen Enten eine anerkannte Haushaltungsordnung ist, so wollen die wilden Arten doch nichts davon wissen. Die Ufer des Teichs werden auf einige Entfernung an jeder Seite des Eingangs der Röhre geebnet und von starken Gräsern frei gehalten, und hier setzt sich eine Anzahl der Vögel gelassen nieder, während die übrigen ihren verschiedenen Belustigungen im Wasser ebenso frei und ungezwungen nachgehen, als wenn sie in den öden Wildnissen Beothiens wären, wo so viele von ihnen ausgebrütet werden. Es fällt ihnen wohl nicht ein daß das wachsame Auge des schweigenden Lockmanns alle ihre Bewegungen durch schlau angebrachte Oeffnungen im Grasschirm ängstlich beobachtet. Etwa um 2 Uhr, wenn Wind, Wetter und andere Umstände günstig sind, läßt der Lockmann das eigenthümliche schwache Gequäke hören, welches der Lockente als Ruf zum Mittagmahl dient. Alles hängt nun in diesem kritischen Augenblick von dem Benehmen der Lockente, dieses aber hinwieder von dem Zustand ihrer Eßlust ab. Wenn sie Abends zuvor nur ein spärliches Mahl genossen, so wird sie eiligst dem Wasser entlang der Röhre zuflattern, und durch das Aufspritzen die wilden Vögel in Unruhe versetzen und verscheuchen. Hat sie dagegen eine zu reichliche Abendmahlzeit gehabt, so wird sie unbekümmert und gleichgültig seyn, und die Aufmerksamkeit ihrer Nachbarinnen anzulocken unterlassen. Ist aber der rechte Mittelweg eingeschlagen worden, so wird sie, mit der selbstzufriedenen Miene mit der man dem Mittagstisch entgegengeht, auf die Pfeife zuschwimmen, und dadurch eine mehr oder minder große Anzahl ihrer Stammgenossinnen verlocken ihr Gesellschaft zu leisten. So wie sich der Zug dem Ufer nähert, schließen sich die dort sitzenden Vögel, sehend daß etwas vorgeht, den andern im Wasser an, und der ganze Troß gelangt bald an die Mündung der Röhre, wo dann die Lockente, ihre Pflicht erfüllend, sich hinter die Masse zurückzieht. Nun aber tritt der bemerkenswertheste Theil des ganzen Verfahrens, die Anziehungskraft des Hundes, ins Spiel. Der Lockmann, der hinter dem ersten Schirm nächst dem See aufgestellt ist, wirft ein Stückchen Brod auf den Boden; ist der Hund gut gezogen, so greift er das Brod nicht plötzlich auf, sondern macht einen Umweg, springt durch eine eigens offen gelassene Stelle, wo die „Schießungen" überhängen, angesichts der Vögel, an die Vorderseite des Schirms, und rasch wieder an einer andern Stelle hinaus, greift das Brod auf und kehrt zu seinem Herrn zurück. Die Vögel werden durch dieses plötzliche Erscheinen des Hundes nicht nur nicht erschreckt, sondern die Neugier, oder irgend ein anderer Beweggrund, lockt sie herbei, und sie schwimmen die Röhre hinauf nach dem Platze zu wo der Hund verschwunden ist. Mann und Hund begeben sich dann geräuschlos an den nächsten Schirm; eine ähnliche Operation wird wiederholt, und die Vögel, aufs neue angelockt, folgen. Große Geduld und viel Geschicklichkeit, die Frucht langer Erfahrung, sind erforderlich um dieses Verfahren erfolgreich durchzuführen. Durch das Bewegen kleiner, künstlich in die Schirme befestigter Stöcke ist der Lockmann stets im Stande seine Opfer für einen Moment ins Auge zu fassen, und er muß sorgfältig jeden Umstand der für oder gegen ihn ist studiren — den Wind, das Wetter, die Jahreszeit, das Temperament der Vögel, ob sie begierig oder gleichgültig, schüchtern oder kühn, sorglos oder argwohnisch sind, und demgemäß handeln. Wenn alles gut geht, folgen die Enten dem Hunde von Schirm zu Schirm, bis die halbkreisförmige Beugung der Röhre den Blick vom See abschließt. Nun zeigt sich der Mann selbst, schwenkt seinen Hut hinter den Vögeln, und letztere, von panischem Schrecken ergriffen, und sich fürchtend an ihm vorbei in den See herabzuschwimmen, stürzen in wirrer Menge dem verhängnißvollen Sacke zu, wo ihnen in wenigen Minuten die Hälse abgeschnitten werden, und sie dann in die Küche der Epikureer wandern. Ein Mann ist vollkommen ausreichend zu dieser „Bearbeitung" der Vögel. In besondern Fällen, wenn ein Beistand erforderlich, hat man erhöhte Sorgfalt und Vorsicht anzuwenden. Wenn sich aber eine dritte Person hinter den Schirmen befindet, so werden die Wildenten, trotz des brennenden Torfs den man zuweilen anzündet, den menschlichen Geruch wahrnehmen, und, argwohnisch werdend, in aller Eile sich aus der Pfeife entfernen.

Die Lockente bleibt, wie bereits bemerkt, an der Mündung der Pfeife; wenn aber die Tragödie am andern Ende ausgespielt ist, kommt sie herein und erhält ihr Mittagsmahl. Der Mann

lebt es an einer Lockente nicht wenn sie zu kühn ist, d. h. wenn sie die Schaar ihrer Schwestern die Röhre hinauf führt. Fragt man ihn warum, so erwiedert er: „weil es ihr eines schönen Tages einfallen könnte Kehrtum zu machen, und ihnen wieder den Weg hinaus zu zeigen.“ Dieß ist indeß, wie ich vermuthe, nicht der wahre Grund. Der Lockmann, welcher den größten Theil seines Lebens in dem stillen und ungesunden Marschland zubringt, in den eine Wind- oder Wetterveränderung andeutenden Zeichen des Himmels, so wie in den Bewegungen und Gewohnheiten der Thierschöpfung erfahren ist, seine wenig mehr als bloß thierische Schlauheit beständig an dem nahezu — wo nicht ganz — gleichen Instinct des Wildgeflügels übt: dieser Mann ist, wie sich wohl wird annehmen lassen, einer der unmittheilsamsten Menschen, voll der sonderbarsten Vorurtheile und des eigenthümlichsten Aberglaubens. Der wahre Grund warum er an der Lockente nicht billigt wenn sie die Röhre hinaufschwimmt, liegt darin daß sie von dem Halsabschneidungsgeschäft nichts zu wissen braucht; er wünscht daß sie ihn nicht als den Mörder ihrer Genossinnen, sondern als ihren treuen Freund und Ernährer kenne, und das ist alles was sie zu wissen hat.

Die Anziehungskraft welche der Hund ausübt ist gewiß eine merkwürdige Thatsache. Wenn die Vögel Neulinge in dem Teiche sind, so schaaren sie sich dicht aneinander, und freuen sich, wie es scheint, über den Anblick des elenden kleinen Vierfüßers: sie kehren verlegen und unbefriedigt um wenn er hinter dem Schirm verschwindet, und stürzen munter wieder vorwärts wenn er sich aufs neue zeigt. Die alten Praktiker im Teich lassen sich indeß von dem Hund nicht so bereitwillig herbeilocken. Zuweilen wird es nothwendig oftmals an einem Schirm „durchzusetzen,“ wie man's nennt, ehe die Vögel in den Geist der Sache eingehen. Sind sie für seine Bewegungen sehr gleichgültig, so lockt sie häufig ein rothes Sacktuch, das man dem Hund um den Hals gebunden, herbei. Wie aber und warum lockt der Hund sie herbei? Wenn man diese Frage an einen Lockmann stellt, so wird er die sehr unbefriedigende Antwort darauf geben: „weil sie ihn für einen Fuchs halten.“ Meiner Meinung nach ist es zuvörderst Neugier, was die Enten herbeizieht, sodann aber folgen sie den Bewegungen des Hundes aus einem natürlichen, aber einfältigen Geist der Großthuerei. Etwas ähnliches läßt sich beobachten wenn eine Anzahl zahmer Enten in einem Teich herumschwimmt, und ein Hund darin seinen Durst stillt: die Vögel werden sich in Masse ansammeln und bis auf kurze Entfernung an den Hund hinanschwimmen, gleich als wollten sie ihn bedrohen oder einschüchtern. Geht der Hund dann dem Rand entlang fort, so werden sie ihm quakend folgen, als wenn sie über ihren eigenen Muth und den unrühmlichen Rückzug des Eindringlings spotteten.

Die Jahreszeit für die Entenjagd auf dem Teich ist die während der fünf Monate vom 1 Oct. bis 1 März. Eine große Anzahl von Wildenten, die im Teich brüten, bleibt das ganze Jahr über da, und ihre Jungen sind in guter Beschaffenheit und könnten im September gefangen werden; allein es fände sich kein Absatz für sie, da der Markt in diesem Monat vorzugsweise den Rebhühnern angehört. Gegen Anfang Octobers kommen, besonders wenn nordöstliche Winde vorherrschen, die ersten Flüge fremder Vögel, Krieck- und Pfeifenten, Rothhälse, Wildenten, Löffelgänse und Pfeilschwänze, aus ihren einsamen Brutorten in den fast gränzenlosen Morästen Nord-Europa's an; allein erst wenn strenges Wetter eintritt, folgt diesen neuen Ankömmlingen der zweite große Wanderzug. Während harter Fröste kann man gegen die Vögel nicht auf die gewöhnliche Weise verfahren; doch werden auch dann noch sehr viele gefangen, indem man das Eis in den Röhren zur Nachtzeit einbricht, und als Fallstrick Malz, Gerste und andere Körnerfrüchte ausstreut, um das Geflügel an den Punkt zu locken wo man es haben will. Bei Nacht müssen auch alle Ausbesserungen an den Netzen und Schirmen vorgenommen werden, da um diese Zeit die Thiere auf ihren gewöhnlichen Fütterungszügen begriffen sind.

Blomefield führt in seiner Geschichte von Norfolk an, die Lockteiche seyen von einem gewissen Sir William Woodhouse, unter der Regierung Jakobs I, erfunden worden; allein es befindet sich im brittischen Museum ein altes Gemälde, das wahrscheinlich noch aus der Zeit des ersten Pharao stammt, und das augenscheinlich einen Wildentenfang nach einem Locksystem darstellt. Das schwarze Profil des ägyptischen Vogelstellers ist abgebildet gerade in dem Moment in welchem er sich den erschreckten Vögeln zeigt; zu seinen Füßen befindet sich die zahme Lockente, während eine Katze die Rolle des Hundes spielt.

Aus den Denkwürdigkeiten eines Häuptlings der Krähen-Indianer.

Letzte Schicksale.

Wir haben in unsern frühern Mittheilungen aus Beckwourths Leben alle seine Kriegsfahrten mit den Krähen übergangen, obgleich sie den Hauptbestandtheil des Buches bilden, aber sie gleichen auch eine der andern, und nur selten würzt ein origineller Einfall die Berichte über erbeutete Kopfhäute oder gestohlene Pferde. Als Beckwourth Häuptling geworden war, kamen die Krähen selten aus der Volkstrauer heraus. Sie bemalten sich immer das Gesicht mit den vorgeschriebenen Farben, und das Klaggeheul dauerte dann so lange bis eine Streifpartie mit einer Beute vom Kriegspfade zurückkehrte. Beckwourth schrieb die wiederholten Schlappen welche die Krähen empfiengen, dem Verdruß des großen Geistes über das Betragen der Nation zu, und verordnete deßhalb eine allgemeine Buße. Unter den Opfern die sich bei solchen Gelegenheiten die Rothhäute auflegen, verdient bemerkt zu werden daß sie ihren trefflichsten Kriegsrossen die Mähnen scheeren, die Schweife abschneiden, und dem verstümmelten Thiere eine rohe Abzeichnung der Sonne auf die Brust malen. Solche Rosse werden dann nie mehr verwendet sondern der Freiheit überlassen; man sieht es aber um so lieber wenn sie noch bei der zahmen Heerde bleiben, weil dieß gedeutet wird als ob der große Geist der Nation folge.

Beckwourth sagt ein baldiges Erlöschen der rothen Race deutlich voraus. „Sieben Tage, bemerkt er S. 346, verletterten wir in der Umgebung des Forts. Die beiden Dörfer trennten sich dann um die Büffelheerden nach dem Yellow Stone zurückzutreiben, wo sie den Winter gedeihlich zubringen sollten. Dazu bedurften wir

Digitized by Google

eine große Anzahl Leute, insofern jene Thiere dort zu Tausenden noch vorhanden waren wo man sie jetzt spärlich antrifft, und ich vermag nach des Gesagten nicht zu entschlagen daß innerhalb eines halben Jahrhunderts die Büffelart auf diesem Festland völlig erloschen seyn wird. Dann lebt wohl, Rothhäute! denn sie werden ebenfalls verschwinden, wenn sie sich nicht dem Ackerbau zuwenden, was jenseits der Gränzen des Wahrscheinlichen liegt. Die Nachfrage nach Häuten hat zur Niederlage von Tausenden der edlen Thiere der Prairie geführt, so daß jetzt selbst die Indianer anfangen über die sichtliche Verminderung beunruhigt zu werden, und jede Nation, als Mittel der Schonung, die Politik ergriffen hat das Jagdrecht auf ihren eigenen Grund sich vorzubehalten. Sie behaupten der Buffalo gehöre ihnen als ausschließliches Eigenthum; er sey ihnen vom großen Geist zu ihrem Unterhalt gesendet worden; wenn er aber ausgeht, wozu sollen sie ihre Zuflucht nehmen?" Wohl mögen wir trauern daß mit der Zeit der Reichthum an Formen in der Schöpfung immer ärmer wird. Es entstehen keine neuen Arten mehr weder im Pflanzen- noch im Thierreich, aber beständig gehen ältere zu Grunde. Innerhalb des Menschengeschlechtes haben wir auch das Verschwinden der Racen zu beklagen. Die stärkere Abart verdrängt die schwächere. Die Ureinwohner des andern Festlandes schmelzen langsam dahin, während die weiße und leider auch die schwarze Race die leergewordenen Räume füllen. Nur sollte uns eine falsche Empfindlichkeit nicht zu dem Irrthum verleiten daß die Civilisation dadurch etwas verliere. Beckwourth, der sonst das Leben der Wildniß so schmackhaft fand, legt darüber ein offenes Bekenntniß ab. In einer Nacht wurden einst Schwarzfüße beim „Rosseentlehnen" von den Krähen ertappt. Einer der Diebe wurde durch den Fuß geschossen und blieb verwundet liegen, bis man ihn am andern Morgen fand. Er wehrte sich tapfer bis er seinen letzten Pfeil verschossen hatte. Dann brachte man ihn ins Dorf und beschloß ihn zu verbrennen. Ein großer Scheiterhaufen wurde errichtet, Hunderte umringten ihn, und als die Flammen auflederten, warf man den armen Schelm hinein. „Dem Todeskampf eines Unglücklichen beizuwohnen, der in die Flammen gestoßen wird, sein durchdringendes Geschrei zu hören, bis die Gluth den ganzen Körper ergreift und er zuletzt in die Scheiter sinkt, um bald in Kohle sich zu verwandeln, so daß man ihn nicht mehr von den durch das Element zerstörten andern Stoffen unterscheiden kann, das ist ein Anblick nur für das Auge der Wilden. Ich erkannte während meines Aufenthaltes unter den Rothhäuten dieß für Wahrheit: daß ein weißer Mann sehr leicht zum Indianer werden kann, daß aber aus einem Indianer nie ein weißer Mann wird."

Um ein einziges Beispiel von der Bravour des Verfassers als Häuptling zu geben, lassen wir hier die Erzählung eines Zuges gegen die Cheyennen folgen: „Es war etwa Anfangs October. Ich hatte versprochen nach vierzehntägiger Biberjagd eine Streifpartie gegen die Cheyennen zu führen. Ich wählte 400 Krieger und brach auf, Beute suchend, gleichgültig ob es Pferde oder Kopfhaute seyn würden. Nach einer gemächlichen Reise von zwanzig Tagen meldeten unsere Kundschafter, die unterwegs fleißig die Gegend durchforscht hatten, daß ein großes Dorf ein paar Meilen vor uns liege. Da ich recht wohl wußte mit wem wir es zu thun hatten, gebrauchte ich die äußerste Vorsicht, denn wir hatten auf keine Verstärkung zu zählen, wenn wir auf Schwierigkeiten stießen. Wir bestiegen einen Berg von dem aus man das Dorf übersehen konnte. Wir gewahrten ihre lustigen Feuer und hätten uns gern selbst gewärmt, aber obgleich es Holz in Ueberfluß gab, so war es doch rathsamer sich einen solchen Luxus zu versagen. Der Umfang des Dorfes belehrte uns daß wir einen starken Feind vor uns hatten, und daß er auch tapfer sey, wußten wir aus frühern Erfahrungen. Nachdem wir beim Sternenglanz unsere Untersuchung beendet hatten, beschloß ich in das Dorf hinabzugehen um es näher auszukundschaften. Ich nahm drei Tapfere mit, wir kehrten das Rauhe unserer Büffelkleider auswärts, stiegen hinab und giengen in das Dorf. Wir fanden daß sie kurz zuvor ein Medicinhaus erbaut hatten und die Nation diese Nacht ihre große Berathung hielt. Wir traten zum Medicinhaus wo eine Anzahl Cheyennen rauchend und plaudernd saßen, wir vermochten aber kein Wort zu verstehen. Ich streckte meine Hand nach einer Pfeife aus und erhielt eine. Als wir sämmtliche vier ein paar Züge gethan, gab ich die Pfeife dem gefälligen Darleiher zurück, und wir schlenderten dann gemächlich durch das Dorf, so daß wir erst sehr spät unser Lager erreichten.

„Gegen Mitternacht wurden die Pferde heimgesucht, und eine zahlreiche Menge davon ausgewählt, die, wie wir beim Anbrechen des Lichtes gewahrten, aus 800 Köpfen bestand. Mit diesen flüchteten wir auf der nächsten Straße heimwärts. Wir jagten in gestrecktem Galopp, wo es nur angieng, bis zum nächsten Vormittag. Dann schwenkten wir hinter einen Bergvorsprung und erwarteten ruhig unsere Verfolger. Unsere Thiere waren wohl ausgeruht als der Feind erschien, und wir hatten uns gerade auf den Rücken einiger gestohlenen Rosse geschwungen. Sobald sie den Vorsprung hinter sich hatten, griffen wir sie, die etwa 250 Mann zählten, an, und obgleich sie durch unsere Stärke überrascht waren, so bildeten sie doch ihre Glieder, um den Stoß zu empfangen. Wir fielen bald über sie her und erschlugen etliche, während von den unsrigen nur einige verwundet wurden. Wir zogen uns zurück um den Angriff zu wiederholen, aber bevor wir sie zum andernmal erreichten, hatten sie sich getheilt, und die eine Bande versuchte unsere Rosse zu umringen, sah aber ihre Absicht vereitelt. Hierauf kehrten sie heimwärts, weil sie es für nöthig hielten sich zu verstärken, ehe sie Aussicht haben konnten ihre Thiere wieder uns abzujagen oder uns mit Erfolg einen Strauß zu liefern.

„Später, als ich in dem Cheyennenland als Handelsagent umherzog, erfuhr ich daß ihre Hauptstärke, etwa 2000 Krieger, uns verfolgt hatte, vier Meilen aber vor unserm damaligen Haltplatz umgekehrt war. Die kleinere Abtheilung zog sich so rasch als möglich zurück, um sie noch zu erreichen und ins Gefecht zu bringen. Als sie ihren Spuren zwei bis drei Stunden gefolgt waren, stießen sie plötzlich auf ihren Lagerplatz, wo sie einige Büffel abhäuteten. Durch Couriere und Signale wurde bald das ganze Heer zur Verfolgung aufgeboten, wir aber waren mittlerweile „über alle Berge," da wir ohne Unterbrechung unsern Rückzug fortgesetzt hatten."

Bei den Pferdetriebstählen, bemerkt Beckwourth, hat der Flüchtige sehr viel vor dem Verfolger voraus, denn dieser kann immer nur ein einziges Pferd reiten, während die Roßdiebe eine Heerde mit sich führen und beinahe jede halbe Stunde frische Thiere einwechseln können. Ist die Beute in großer Gefahr, so sprengen einige Krieger voran, die Heerde folgt dann nach, während andere von dem Nachtrab durch Geschrei sie vorwärts treiben.

Digitized by Google

Als Beckwourth die Krähen verlassen hatte, ließ er sich für den Krieg gegen die Seminolen in Florida anwerben, der damals gerade von General Taylor, dem spätern Präsidenten, geführt wurde. Der ehemalige Krähenhäuptling leistete nach seiner Versicherung den Unionstruppen keine geringen Dienste. Die verschiedenen Forts standen unter einander in keiner Verbindung, und die einzelnen Boten welche hin und her giengen, fielen in der Regel den Seminolen in die Hände. Beckwourth übernahm es jetzt die Depeschen über feindliches Gebiet zu befördern, und hatte dabei das Glück den Nachstellungen der Indianer zu entgehen. Uebrigens gibt er eine klägliche Beschreibung von der Unfähigkeit der amerikanischen Truppen gegen die Seminolen, die sich gut in dem Dickicht der Urwälder zu vertheidigen verstanden. Die Schlacht bei Okeechobee am Christtag 1837, die Taylor den Seminolen lieferte, und die nach Verlust von 100 Todten und Verwundeten mit einem Rückzug der Amerikaner endete, welche unbedachtsam die Seminolen im Wald angegriffen hatten, war nach Beckwourth kein „Sieg," sondern eine ägerliche Schlappe. Der „Krähenhäuptling" fühlte sich sehr bald von der Kriegsführung ermüdet und erklärt uns, Florida sey das Pulver nicht werth welches man verschwenden müsse um die Seminolen aus dem Lande zu sprengen.

Der Abenteurer begab sich wieder nach dem „fernen Westen," wo er sich als Agent einer Pelzhandelsgesellschaft anwerben ließ, und mit wenig Moral und großem Gelderwerb den Branntweinschank unter den Rothhäuten betrieb. Er setzte dabei mehr als einmal sein Leben aufs Spiel, allein seine kühnste That war ein Besuch bei einer Bande exilirter Indianer. Es sprach nämlich bei den Pelzhändlern der Bote eines Häuptlings der Cheyennen, Mohe-nes-to (das rufende Glenthier) ein, und erkundigte sich nach dem „Krähen," wie Beckwourth bei Roth- und Weißhäuten hieß. Das Dorf des Häuptlings bestand nicht aus reinen Cheyennen, sondern aus lauter Ausgestoßenen benachbarter Stämme, welche wegen Verbrechen ihre Dörfer hatten verlassen müssen. Es zählte diese Stadt der vogelfreien Rothhäute 300 Hütten und mochte etwa 12—1500 Krieger ins Feld stellen können. Die Ausgestoßenen waren verrufen wegen Grausamkeit und Treulosigkeit, und von den manchen weißen Hausirern, die sie besucht hatten, galt der Satz: nulla vestigia retrorsum. Der Bote verlangte, Beckwourth möchte in dem Dorfe einen Handel eröffnen, und die Aussicht auf Gewinn schien im höchsten Grade verlockend, denn da seit langer Zeit kein Pelzhändler sich in das Dorf gewagt, so mußten große Vorräthe zugleich mit großem Appetit nach europäischen Gütern vorhanden seyn. Alles Abrathen half daher nichts, und Beckwourth im Vertrauen auf sein richtiges Verständniß des indianischen Charakters, brach mit zwei Begleitern auf. Der Bote führte den Abenteurer vor die Hütte des Häuptlings, wo er und seine Cameraden absaßen. Der Häuptling wechselte die gewöhnlichen Grüße, und verlangte dann daß die Güter vom Rücken der Pferde abgeladen werden sollten. Beckwourth saß sogleich wieder auf, und seine Begleiter thaten ein Gleiches. Der Häuptling fragte, was mit dieser Bewegung gemeint sey, und Beckwourth erklärte ihm trocken: „Wenn ich einen Freund bitte mich zu besuchen, so verlange ich nicht von ihm daß er selbst seine Rosse abladen und hüten solle, sondern ich lasse es ihm besorgen." Der Häuptling fand die Bemerkung richtig und erwies die begehrte Höflichkeit. Nach einer kurzen Unterredung ersuchte er den Hausirer den Branntweinschank zu eröffnen. „Nein, mein Freund, entgegnete der Abenteurer, ich werde den Whisky nicht eher aufmachen als bis ihr eure Frauen habt kommen und zuvor ihre Einkäufe machen lassen. Wenn sie alle ihre Wünsche befriedigt haben, öffne ich den Branntwein und eure Männer mögen sich dann betrinken. Werden sie aber vorher betrunken, so schüchtern sie ihre Frauen ein, nehmen ihnen alle Büffelkleider weg, und die Weiber gehen dann leer aus." Der Häuptling mußte diese Worte verständig finden und Beckwourth setzte seinen Willen durch. Nachdem die trockenen Waaren Absatz gefunden hatten, kam der Branntwein an die Reihe. Beckwourth stellte als Regel auf daß jeder seinen Schnaps nach dem Einkauf in seine Hütte nehmen und nicht stehend trinken sollte. Diese Politik war abermals sehr schlau, aber die Wirkungen des höllischen Stoffes blieben doch nicht aus, und nach einer Weile kam Mohe-nes-to mit blutiger Streitaxt in die Hütte, und erklärte er habe einen seiner Leute erschlagen müssen. Das Dorf gerieth in Aufruhr. Die Freunde des Erschlagenen und die Anhänger des Häuptlings griffen zu den Waffen, doch zog sich das Gefecht zum Dorfe hinaus und endigte ohne weitern Menschenverlust mit einigen starken Verwundungen. Nachdem der Frieden hergestellt war, verlangten die Indianer mehr Branntwein, und Beckwourth schickte nach der Handelsniederlage, um „frischen Stoff" zu holen. Als der sämmtliche Branntwein, zusammen 60 Gallon, ausgeschenkt worden war, hatte die Compagnie 1100 Büffelröcke und 18 Rosse dafür erworben, die in St. Louis 6000 Dollars werth waren. Die Geschäfte wurden noch öfters fortgesetzt. Jedesmals erhielt Beckwourth vom Häuptling ein besonderes Geschenk, so daß er nach und nach auf diese Art 185 Büffelhäute ohne ein Aequivalent erhalten hatte. Diese Freigebigkeit erregte in dem Comptoir die größte Besorgniß, denn immer hatte man Händel bekommen, nachdem die Rothhäute liberal gewesen waren. Der Moment des Rückschlags bleibt auch nie aus. Er tritt immer ein wenn die Wilden alle ihre so mühselig bereiteten Producte gegen Branntwein vertauscht haben und sich der völligen Armuth gegenüber sehen. Vor kurzer Zeit noch reich, sitzen sie da mit leeren Händen und wissen nicht wo alle ihre Schätze hingekommen sind. Deßwegen hatte Beckwourth schlau verlangt daß die Weiber zuerst ihre Einkäufe besorgen sollten. Vor allen Dingen schmerzt es die Indianer daß sie weder Waffen noch Munition erworben haben. Weißer Mann, sagt dann der reuige Indianer, ich habe alle meine Büffelkleider dir gegeben; meine Krieger brauchten viele Monate um die Thiere zu jagen; meine Frauen haben ein ganzes Jahr sich gequält um sie zu verfertigen, und was habe ich dagegen erhalten? Ich habe nichts. Da hast mir Feuerwasser gegeben, welches mich und meine Leute toll macht; es ist dahin, und wir haben keine Waffen um andere Büffel zu jagen und unsere Feinde zu bekämpfen. Diesem Erwachen der Reue folgt dann eine Katastrophe auf der Ferse. Beckwourth wußte dieß genau, aber er beseitigte die Gefahr. Mohe-nes-to kam zur Niederlage mit seiner Frau, um den Pelzhändlern einen Besuch zu machen. Beckwourth bewirthete sie glänzend, das heißt er ließ sie trinken bis sie nicht mehr wußten wo sie waren. Am andern Morgen klagte der Gast über Kopfweh, und um dieses zu vertreiben, erhielt er wieder ein Glas starkgewürzten Punsches. Dann brachte Beckwourth das Ehepaar in das Maga-

Digitized by Google

...en, und wählte für Mann, Frau und Söhne allerlei bunte Geschenke in Kleidern und Schmuck aus, bis sie zwei Haufen bildeten. Mo-he-nes-to riß die Augen weit auf, als er vernahm diese Geschenke gehörten ihm und seiner Familie. „Ja, rief Beckwourth, sie sind für euch, eure Frau, eure Kinder. Mein Herz ist dick, ich weiß was der rothe Mann und was seine Familie bedarf." Nachdem der Häuptling Gegenvorstellungen erhoben daß das Herz des weißen Mannes „allzudick" sey, und daß er sich arm machen werde, trat Beckwourth in ein anderes Magazin, holte ein schönes, neues Gewehr, eine Streitaxt mit Silbergriff und hundert Stück Patronen, die er zu den Geschenken legte, wodurch der Häuptling außer sich gerieth. Außerdem ließ der Pelzhändler ein paar tüchtige Pferde vorführen und fügte sie zu den Geschenken hinzu. Beim Abschiednehmen rief deßhalb Mo-he-nes-to: „Ich gehe jetzt auf den Kriegspfad und dann auf die Büffeljagd, von der ich in ein paar Monaten wieder zu kommen gedenke. Dann will ich euch besuchen und mit Büffelhäuten euch bedecken daß ihr ersticken sollt!" Auf diese Art zogen beide Parteien befriedigt auseinander.

Beckwourth hatte sich jetzt so viel Geld erworben daß er einen eigenen Handel eröffnen konnte. Er begab sich nach Neu Mexico und heirathete dort die Señorita Louise Sandeville. Seine Geschäfte gingen aber nicht brillant, und im Januar 1844 sah er sich nach dem Pueblo de los Angeles in Californien verschlagen. Bald darauf nahm er an der „Revolution" in Californien Theil, und organisirte ein Schützencorps für die Aufständischen. Endlich im Jahre 1851 entdeckte Beckwourth in der Sierra Nevada einen Paß, der nach ihm seinen Namen erhalten hat und einen bequemen Uebergang für die Karawanen nach Californien gewährte. Dort in der Nähe siedelte er sich an und dictirte seine Denkwürdigkeiten, die er mit einem Seufzer schließt nach seiner Adoptivnation, nach den „Krähen," wo man noch immer seine Rückkehr erwarte, wo ihm Sohn der Häuptlingswürde nahe sey, und wo er das Weib zurückgelassen welche in das Medicinhaus eingedrungen war sammt der Heroine „Fichtennadel," die hundert Kopfhäute erbeutet hatte!

Das Buch, wenn es auch vieles Abenteuerliche und manches Sagenhafte oder Uebertriebene enthalten mag, besitzt doch historisches Interesse. Die Classe der indianisirten Europäer muß natürlich mit den Indianern selbst aussterben, und künftige Geschlechter werden mit Neugierde, aber auch mit Zweifel solche Biographien lesen. Wir wissen nur zu gut, daß es seit Beginn der europäischen Niederlassungen nicht an jenem Menschenschlag gefehlt hat. Die Neigung des civilisirten Menschen, um nicht zu sagen, die Leidenschaft wieder zu verwildern und das Behagen an rohen und der Cultur feindlichen Zuständen bleibt jedenfalls ein merkwürdiges psychologisches Phänomen, und beweist uns daß Sitte und feinere Bedürfnisse nicht angestammt, sondern nur ein Product der Erziehung sind, da sie durch eine kurze Gewohnheit schon wieder abhanden kommen können. Wie Beckwourth behauptet daß nie aus einem Wilden ein Europäer im Sinne der Gesittung werden könne, so beispiellos sind bis jetzt die Rückfälle des verwilderten Europaers zur gesitteten Gesellschaft geblieben. Die sogenannten Pioniere der westlichen Cultur sind, streng genommen, nur Flüchtlinge welche vor der nachrückenden Gesellschaft in die Freiheit der Einöden entweichen.

Das Christfest in England.

III.

Die Romantik weiß viel zu erzählen von der Pracht und Herrlichkeit, von der Freigebigkeit und Mildthätigkeit, mit welcher in der „guten und alten Zeit" die Christmas in England gefeiert wurde. Bevor die Edelherren und Squires in der geschmückten Halle ihrer Väter ihre vornehmen Gäste zu einer reichen Tafel versammelten, wo der mit Stechpalmen gezierte Eberkopf mit großem Gepränge von der gesammten Dienerschaft aufgetragen wurde, während der Liebeshumpen kreiste und die Burgräume von lustigen Weihnachtsgesängen ertönten, pflegte die Edeldame und Herrin ihre Armen an dem Schloßthor zu vereinigen, und, sey es mit eigener Hand oder durch ihren Castellan, Gaben der Güte und liebevolle Worte, freundlichen Trost und herzliche Weihnachts- und Neujahrswünsche an die Leidenden und Hülfsbedürftigen zu vertheilen. Des Königs Majestät, lesen wir, umgeben von seinem glänzenden Hof, den Baronen des Reiches und den Damen im schönen Kranz, thronte um Christmas in der großen Halle von Westminster, und während einer Reihe von Tagen wurde offene Tafel gehalten, nicht allein für die Hohen und Reichen, sondern auch für Tausende und abermals Tausende aus dem Volk, die gelabt und gesättigt, und entzückt zugleich von dem Anblick ihres Gebieters, die Hände dankbar zum Himmel erhoben und für sein Wohlergehen beteten. Wie ganz anders war es da, und wie prosaisch, wie bürgerlich, nimmt sich daneben die heutige Christmasfeier in Windsor oder sonst einem Palaste der Königin Victoria aus! Ihre Tafel, wir dürfen es vermuthen, ist gut besetzt und die Gäste fehlen nicht. Aber das Ganze geht beinahe im stillen vorüber, und das Volk hat sein erhebendes Schauspiel verloren. Selbst das kolossale Ochsenviertel, the Baron of Beef, wird zwar noch gebraten und im Angesicht der königlichen Tafel zerlegt. Aber das ist die ganze Auszeichnung die ihm zu Theil wird. Die hohen Gäste verspeisen nichts davon. Wahrscheinlich bleibt das den königlichen Beefeaters überlassen, die an diesem Tage ihren Namen gebührend rechtfertigen.

Die Romantik ist nicht die Geschichte.

Kein Zweifel, es hat gutgeartete Barone und mildthätige Grundherren gegeben, die einen so festlichen Tag wie Christmas nicht allein für sich, sondern auch für die armern Classen ihrer Herrschaft zum Freudentag zu erheben liebten, und es gibt deren noch. Aber um das Gemälde in seiner Wahrheit zu würdigen, reicht es nicht hin uns seine Glorie zu zeigen, wir müßten seine Schattenseiten kennen, und genug hat uns die Chronik der verflossenen Jahrhunderte überliefert, um zu beweisen daß der Schatten das Licht verdunkelt. Die Illustrated London News gibt in ihre Weihnachtsnummer eine lithographische Darstellung der gepriesenen Spendenvertheilung am Burgthor, und begleitet das Gemälde mit der Kritik eines Aristarchen der Localität. Das Bild ist, im ganzen genommen, recht artig, sagt Mister Bumble, aber es wäre besser ganz weggeblieben. Man muß die anständigen und vornehmen Glieder der Gesellschaft (the better classes) mit dem Pöbel in keine Art von Berührung bringen. Mit welchem Recht kommen diese Bettler (und wer weiß noch ob sie nur aufrichtig sind!) so dicht an das Heiligthum und die häuslichen Gränzen ihrer Gebieter heran, mit welchem Recht spre-

Digitized by Google

chen sie zu dem Castellan und stehen vor ihm, als ob sie seines Gleichen wären? Hätten sie wenigstens Schaufel und Besen mitgebracht, um den tiefen Schnee wegzuschaffen, so wären sie noch gut zu etwas und in ihrer Rolle! Der Anblick dieser niedrigen und jammernden Classen hat stets etwas widriges und beleidigendes für das Auge der wohlgebildeten und wohlhabenden und sollte nicht geduldet werden! . . . Wer über diese Philosophie, die nicht von heute und nicht bloße Dichtung ist, ein sehr ergetzliches Capitel lesen will, den verweisen wir auf die Lection von anständiger Haltung und Manier, die Mistreß General, in dem neuesten Roman von Dickens, ihrem Zögling, Little Dorrit, ertheilt. Abgesehen von dem geringen Gewicht, den der Freudentaumel eines einzigen Tages gegen die düstere Last des Hintersassen und Frohnbauern während der übrigen Zeit des Jahres zu bieten vermochte, ist einiger Grund vorhanden zu glauben daß selbst die ephemere Gastlichkeit der Christmas nicht immer in so lebenswürdiger Weise geübt wurde. Die Königin Elisabeth fand sich veranlaßt ihrem Adel, unter Androhung ihrer königlichen Ungnade, zu gebieten die Weihnachtszeit, statt im Wirbel der hauptstädtischen Vergnügungen, auf seinen Schlossern und Gütern zuzubringen, und die Pflichten dieser der Freigebigkeit und Gastfreundschaft gewidmeten Jahreszeit besser zu erfüllen.

Kein Zweifel ferner, Westminsterhall hat unter andern merkwürdigen Schauspielen, als da sind Krönungen, Staatsversammlungen, die Hochverrathsprocesse und Todesurtheile gegen Wallace, Thomas More, den Protector Somerset, Essex, Guy Fawkes, Strafford, Karl I, die Anklagen gegen die sieben Bischöfe und Warrenhastings, und die ausgegrabenen Köpfe Ireton's, Bradshaw's und Cromwells, des letztern während zwanzig Jahren auf seinen Zinnen ausgesteckt, auch die mannichfaltigste Entfaltung von königlicher Christmasfeier erlebt. König Johann, Heinrich III, die drei ersten Eduards, Richard II, Eduard IV, Richard III und Heinrich VII, füllten die Halle mit Pracht und Aufwand, und speisten hohe und niedere Gäste in außerordentlicher Zahl, Richard II drei Tage lang, jeden Tag 10,000 aus dem Volk. Und wunderseltsame Speisen wurden verzehrt, die wir heute verschmähen würden: Eichhörnchen, Kraniche, Rohrdommeln, Reiher und als feinstes Leckergericht für des Königs höchsteigene Person mit ausgesuchtem Ceremoniell von hochedeln Truchsessen, unter den Schwänken des Narren, aufgetragen: ein gebratener Pfau in seinen vollen Federschmuck eingenäht. Richard II saß um Weihnachten 1399, mit einer goldenen Krone auf dem Haupt, in einem goldenen Gewande, 3000 Mark werth, und von 2000 Köchen bedient. Seine gastronomischen Großthaten sind der Nachwelt in einem eigenen Buch, The form of Cury, or, a Roll of English Cookery, compiled about the year 1390, by the master Cooks of Richard II, überliefert. Er hatte gut 2000 Köche halten und Zehntausende von Tischgenossen an einem Tag des Jahres letzen. Das Loos seiner Unterthanen an den sonstigen Tagen kümmerte ihn wenig. Wenn der königliche Schatz nicht mehr ausreichte, griff er in den Säckel seiner Barone und Vasallen. Er nahm seinem Vetter, Heinrich von Lancaster, sein Vermögen, und verwies ihn des Landes. Dieser nahm ihm dafür Thron und Leben. Dasselbe Jahr, 1399, das ihn zum letztenmal im Vollgenuß seiner unsinnigen Verschwendung und trügerischen Größe erblickte, erblickte ihn als schimpflich überwundenen, entsetzten Monarchen und seine eigene Erniedrigung unterzeichnend, um bald darauf in dem finstern Gefängniß von Pomfred sein Leben unter den Dolchen seines königlichen Nachfolgers zu verhauchen. Wo möglich noch ungezügelter in Pomp und Verschwendung als sein gleichnamiger Vorgänger auf dem Thron war Richard III in seiner zweimaligen Weihnachtsfeier in Westminsterhall, 1483 und 1484. Auch er saß mit der goldenen Krone geschmückt bei dem Festmahl von unerhörter Pracht, das er seinem Adel gab, nachdem er zuerst das Volk bewirthet hatte. Und wie bei Richard, II so gieng bei Richard III die Schau der Machtfülle dem tödtlichen Fall unmittelbar vorher. Im Jahr 1485 verlor Richard III auf dem Schlachtfeld von Bosworth sein Leben, und seine Krone gieng an seinen verschmähten Nebenbuhler, Heinrich von Richmond, nachmaligen Heinrich VII und Gründer der Tudordynastie über.

Die Thatsache der unvergleichlichen Fülle der Christmasfeier unter Richard II und Richard III in Westminsterhall, unbestritten, was beweist sie? War sie ein Spiegelbild des Zustandes von England, seines Glückes, seiner Zufriedenheit, der Behaglichkeit der Bevölkerung, der fortschreitenden Cultur und Gesittung, der allgemeinen Ruhe? Wat Tyler und der Krieg der beiden Rosen mögen antworten!

Nein, wie viel auch noch die Entfaltung des Wohlthätigkeitssinnes in unsern Tagen zu wünschen läßt, wie unzureichend die Unterstützungen seyn mögen welche die Gesellschaft ihren minder begünstigten Gliedern angedeihen läßt, und wie dringend nöthig ihr eigenes Interesse eine verdoppelte Anstrengung erheischt, die Befangenheit allein kann läugnen daß die Wirksamkeit des Wohlthuns nachhaltiger, unablässiger, weiter und tiefer reichend, und daß überhaupt heute die Feier des Weihnachtsfestes, auch in dieser besondern Richtung, anständiger und der Bedeutung ihres Ursprungs würdiger ist als in der „guten alten Zeit!“

IV.

Unsere Leser werden von selbst ermessen, wie viel oder wie wenig von den nachstehenden besondern Gebräuchen, in der Feier des englischen Christfestes, germanischen Ursprungs ist, oder an deutsche Sitten anstreift.

In frühern Zeiten dauerte die Weihnachtsfeier zwölf Tage. Sie begann eine Woche vor dem Christtag und wurde fortgesetzt bis das alte Jahr den letzten Athemzug gethan, und das neue seinen Platz eingenommen hatte. Daß selbst Neujahr nicht die äußerste Gränze war, beweist das oben erwähnte große Fest, welches Richard III in Westminsterhall gab, und das erst an Epiphanii, 6 Januar, mit einem alles überstrahlenden Bankett für seinen Adel endete. „Wie wenig ließ Richard damals sich träumen, sagt sein Geschichtschreiber Halstead, daß dieß das letztemal seyn sollte, wo er einem Feste vorsaß, das letztemal wo er in Frieden, mit der Krone auf dem Haupt, vor seinen Peers erschien!“ Noch weniger wohl kam ihm der Gedanke daß sein steinerner Sarg eines Tages zum Tränktrog vor einer Schenke in Leicester dienen würde!

Sehen wir nun, wie die Bevölkerung, die Menge, ihre Christmas feierte.

Mehrere Tage vor dem 25 December pflegten die armen Leute mit einer Schüssel umher zu gehen und Weihnachtslieder (carols) vor den Häusern zu singen. Die Bestimmung der Schüssel war klar, und es war nicht abstracte Liebe zur Musik, die sie singen

Digitized by Google

machte! Damit ihr Unternehmen sicherer gelinge, hatten sie den Glauben verbreitet, daß es Unglück für das ganze folgende Jahr bringe, wenn jemand die Schüsselsänger unbeschenkt lasse.

Der Thomastag (21 December) war besonders für die alten Weiber bestimmt, die ihre Runde machten, was man to go a gooding nannte. Als Erwiederung für die milden Gaben, die man ihnen bewilligte, vertheilten sie Zweige von Immergrün an die Wohlthäter, um ihre Gemächer zu schmücken. Ein englischer Schriftsteller nannte den heiligen Thomas den „Kammerherrn der Christmas, dessen Aufgabe es sey, die Leute in die Festräume einzuführen, und dessen Nähe schon das liebliche Geräusch der Feierschüsseln verkünde, und dessen Athem selbst von dem Wohlgeruch der bevorstehenden Leckerbissen dufte."

Nach den Matronen und ihrem gooding trip folgten die Jungen und Mädchen in derselben „schenknehmenden" Absicht. Sie verfuhren etwas rascher als die trippelnden Alten. Sie klopften, pochten und rasselten an allen Thüren und gaben einen oder zwei Gesänge zum Besten, worauf sie ihre Belohnung in Erbsen, Nüssen, Pflaumen und Pfennigen (pence) erwarteten. Wir sagen erwarteten, denn auch sie waren mit einem mystischen Verhängniß bewaffnet, das die Widerspänstigen, die Nichtgeber mit Kobolden (sprites), ehemaligen Hexen, grausigen Teufeln, schwarz und entsetzlich, und sonstigen angenehmen Begegnungen der Art heimsuchte.

Vermummungen und Maskeraden waren eine besonders beliebte Kurzweil um Weihnachten. Vor Alters wechselten Männer und Weiber ihre Anzüge, und giengen also verkleidet zu ihren Nachbarn, setzten sich mit ihnen an den Christmastisch und trieben allerlei Schwänke. Die „Damen" ahmten so genau wie möglich die Manieren der „Herren" nach, bekümmerten sich sehr wenig um ihre eigenen Ehehälften, desto mehr aber um die der andern, bestanden darauf bei Tisch zu bleiben, wenn die Weiber sich zurückzogen, und kamen manchmal erst um 4 Uhr des Morgens nach Haus zurück. Christmas, mit einem Wort war die Jahreszeit des Mummenschanzes. Stow, der Geschichtschreiber Londons, gedenkt einer berühmten Maskerade zur Ergötzung des Prinzen Richard, Sohn des schwarzen Prinzen und nachmals König Richard II. Hundert und dreißig Bürger als Barone und Ritter verkleidet, unter der Anführung einer Figur mit reichem Aufzug und glänzenden Gewändern, einem Kaiser gleich, und begleitet von einer andern Figur die den Papst vorstellte, nebst 24 Cardinälen, ritten von Newgate (wo damals die Stadtmauer der City war) durch Cheape (heute Cheapside) über die Brücke, durch Southwark nach Kennington „bei Lambeth" (beside Lambbith), wo der junge Prinz mit seiner Mutter wohnte. Sie zogen einher unter dem Schall von Trompeten, Posaunen, Hörnern, Schalmeien „und anderer Musikanten" und dem Schein einer Unzahl von Wachsfackeln. Nachdem die Masken in die Schloßhalle von Kennington getreten waren, spielten sie Würfel mit dem Prinzen, „und wußten es so einzurichten daß der Prinz bei jedem Wurf gewann." Die Einsätze waren der Mühe werth. Sie bestanden aus „einer Kugel von Gold, einem Becher von Gold, und einem Krug von Gold. Eben so verloren sie goldene Ringe an alle Personen in des Prinzen Gefolge."

Was würde Königin Victoria sagen, wenn ein solcher Aufzug in Windsor oder im Buckinghampalace sich meldete, um die Christmas des Prinzen von Wales zu erheitern, und ihn Goldkugeln, Becher und Krüge beim Würfelspiel gewinnen zu lassen! Noch ein anderer interessanter Contrast zwischen Jetzt und Einst tritt in dieser Beschreibung hervor. Man sieht, wie der Zug von weither kommt und aus London hinaus in die Landschaft reist. Heute liegt zwar Kennington noch immer bei Lambeth, aber Lambeth wie Kennington sind unzertrennte Bestandtheile von London, und zwischen Newgate und der Stelle wo Richards Schloß stand, ist kein Fußbreit leerer Raum.

Die Hauptperson in diesen Christmasvermummungen scheint Meister Tollstreich (the Lord of misrule) gewesen zu seyn. Seine Oberherrlichkeit dauerte zwölf Tage, und auf ihn blickte man, um die Spiele und Belustigungen der Weihnachtssaison zu regeln. Die beste Vorstellung von Meister Tollstreich, von seinen Würdeträgern und Handlangern, können wir aus einem sehr seltenen Buch unter dem Titel: Anatomie der Mißbräuche (anatomie of abuses) von Philipp Stubs, entnehmen. Es ist im Jahr 1585 erschienen. Stubs war kein Liebhaber von „Mumming," eine Art von Sauertopf, gilt aber als ein alter Schriftsteller von großem Talent. Er sagt: Zum ersten trafen die wilden Köpfe der Gemeinde allzumal zusammen und erkiesen sich einen großen Führer der Tollheit (a grand captaine of mischief) als welchen sie mit dem Titel «my Lorde of misserule» adeln, den sie mit großer Feierlichkeit krönen und als ihren König ausrufen. Dieser also erkorne und gesalbte König, erliest sonder Weile zwanzig, vierzig, sechzig oder hundert durchtriebene Schelme (lustie gutles) von seiner Art, um seiner oberherrlichen Majestät aufzuwarten und über seine geheiligte Person zu wachen. Einen jeden unter diesen seinen „Leuten" bekleidet er sodann mit seiner „Livree", einer Jacke von Grün, Gelb oder sonst einer hellen, grellen Farbe. Und als ob das noch nicht bunt genug wäre, so zu sprechen, behängen sie sich mit Schärpen, Bändern und Schnüren, und einem Wust von goldenen Ringen, kostbarem Gestein und andern Juwelen. Weiter binden sie um jegliches ihrer zwei Beine zwanzig bis vierzig Schellen, stecken sich reiche Taschentücher in die Hand, oder kreuzen sie über Schulter und Brust, und sothane Tücher erborgen sie zum öftesten von ihren niedlichen Püppchen und und verliebten Liesen (of their prettie mopsies and looving Besses), die sie dafür im Dunkeln schmatzen. Nachdem alles so weit in Ordnung, bekommen sie ihre Steckenpferde, ihre Drachen und anderweitiges Gethier, nebst ihren Pfeifern und donnernden Trommelschlägern, um einen wahrhaftigen Höllentanz aufzuspielen. Jetzt zieht diese Heidenbande nach der Kirche und dem Kirchhof, während ihre Pfeifer pfeifen, ihre Trommler trommeln, ihre Beine zappeln, ihre Schellen klingeln, und sie ihre Tücher um den Kopf schwingen gleich Verrückten, und mit ihren Steckenpferden und andern Monstren durch die Menge fegen. Und in dieser Weise gehen sie in die Kirche hinein (unerachtet daß der Pfarrer am Gebet oder an der Predigt ist), stets tanzend und ihre Tücher schwingend, in der Kirche selbst, gleich leibhaftigen Teufeln, mit einem so betäubenden Lärm daß man sein eigenes Wort nicht hören kann. Dann haben wir das laffenhafte Volk, das schaut, das lugt, das guckt und starrt, das lacht und Neckerei treibt, und auf Bänke und Betstühle klettert, um das prächtige Schauspiel, also verherrlicht, besser zu beschauen. Und wenn dieß also in der Kirche fertig ist, rennen und laufen sie in die Kreuz und in die Quere, und endlich in den Kirchhof." Und im Kirchhof, wie es scheint, hatten sie

Digitized by Google

ihre Hütten oder Zelte errichtet, und das wahre Fest begann. Stubs ist sehr aufgebracht und bedroht auf eine furchtbare Art all dieses „phantastische Narrenvolk" (all those fantastical fooles), das dem „Lord of Misrule" und seinem Gelichter die einen „Brod, gutes Ale, frischen Käse, alten Käse, die andern Kuchen, Gebackenes, Honigfladen, Zuckertorten, noch andere Rahm oder Fleisch, der dieß, jener das bringen" . . . Kein Zweifel also: Meister Tollstreich und sein Hof, führten ein sehr lustiges, angenehmes Leben, trotz aller Galle des unduldsamen Stubs.

Natürlich war Mylord of Misrule stets von seinem Jester, „Narren" oder Hanswurst, oder Pickelhäring, wie man ihn nennen will, begleitet. Die besondern persönlichen Vorzüge des „Jester" bestanden etwa in folgendem: er mußte von wohlgefälligem Aeußern und stattlich in Anzug und Erscheinung, sonst aber ein wahrer Affe in Bewegung seyn, und so zu sagen nichts menschliches in seinem Benehmen haben. Sein Dichten und Trachten mußte darauf ausgehen stark gewürzte Witze zu reißen, Purzelbaum zu schlagen, seinen Körper zusammenzuringeln, Possen zu singen und Reime auf alles und jegliches zu machen. Ein Tropfen Wein mußte ihn in einer Secunde „benebeln," er mußte Gesichter schneiden, die Augen rollen und die Zunge herausstrecken. Alles, versteht sich, auf höchst komische Weise. Wenn er lachte, mußte es aus vollem Halse seyn, und sein Beruf war stets zu lachen und andere lachen zu machen; nicht zu gehen, sondern zu tanzen, über Tisch und Stühle zu springen, seinen Gesellen auf die Ferfen zu treten und sich in jeder denkbaren Beziehung „durchaus übel aufzuführen." Sobald eine junge Dirne das Gesicht verwandte, mußte er sie küssen, mit den Lippen schnalzen und rufen „Zucker!" Bückte sich ein alter Herr, so mußte er „rittlings" über seinen Rücken wegspringen, und wo immer junge Buben in seinen Weg kamen, mußte er ihnen die Köpfe zusammenstoßen, und den Schläfern oder Unachtsamen Schnurrbärte mit Kork anmalen. Er mußte sprungleicht sein wie ein Gummiball; jedermann insultiren und nie selbst insultirt werden, vielmehr stets heiter und stets impertinent sich zeigen. Kam er ohne Fußtritte oder einen eingeschlagenen Kopf davon, so war er ein „lustiger Narr" (a merrie jeaster); befiel ihn Unheil dagegen, so wurde er als ein trauriger Tropf (a sad wag) angesehen.

Die Juristengesellschaften, die sogenannten Inns of Court, befolgten die Sitte alljährlich einen Lord of Misrule zu erwählen, der über die Weihnachtsfestlichkeiten in ihren Speisehallen zu wachen hatte. Der Middle Temple insbesondere war berühmt für die seinigen. Es kostete einen derselben nicht weniger als 2000 Pfd. St. Dagegen aber übte er sein Amt mit fürstlicher Verschwendung, empfieng und bewirthete Gäste des höchsten Ranges und wurde, nach vollendetem Spaß, vom König zum Ritter, Knight, geschlagen.

Bei der Mehrzahl der Bevölkerung indessen begann das Christmas eigentlich erst am Vorabend von Weihnachten, wo der Christmasklotz (yule log) feierlich in das Kamin gelegt, und mit einem aufbewahrten Ueberrest des vorigen Jahres angezündet wurde. Sobald das Abendbrod aufgetragen wurde, entbrannten zugleich die Christmaskerzen (yule candles), gewöhnlich ein Geschenk der Lichterzieher an ihre Kunden, und wehe dem der die Kerzen „putzte" oder an das Feuer rührte, ehe das Mahl vorüber war. Ebenso wenig durfte jemand vom Tisch aufstehen ehe das Dankgebet gesagt war. Ein Verstoß gegen diese Regeln, sowie eine ungerade Anzahl von Gästen wurden als schlimme Vorbedeutung betrachtet.

Der Tag vor Christmas galt als besonders feindlich gegen die Frauen. Was sie verbrechen, um diese Ungunst sich zuzuziehen, wird nicht gesagt. Man glaubte aber daß, wenn eine Frau, am Morgen dieses Tages, sich zuerst auf der Thürschwelle zeige, den Bewohnern ein großes Unglück bevorstehe, wie z. B. Bersten der Wasserröhre, Beschmutzung der Zimmerdecken, Gestank in den Ableitungscanälen, ein Einfall von Ratten, Brand im Küchenschlot u. s. w. Hingegen war der Fußtritt eines Mannes geheiligt, und brachte Segen über das Haus.

Daß das Brennen des Weihnachtsklotzes und das Anzünden von Christmaskerzen, die Vermummungen und der Schmuck des Immergrüns der heidnischen Feier der Saturnalien entlehnt seyn möchten, scheint die Feiernden der frühern Jahrhunderte wenig angefochten zu haben. Sie trösteten sich damit daß sie die Gebräuche einem reinen Dienste zugewandt und den Teufel verbannt.

„Upon the hearth pile up the fire
And that it may burn clear and bright,
Cast in it every base desire,
All envy, hatred, vengeance, spite;
Believe me, the event will show,
By acting in this way you'll gain,
For you will feel a genial glow,
Dance through each gladly swelling vein
And onwards to your very heart's core go.

Mit solchen Gefühlen, sagten sie, was liegt uns daran ob unsere Feier jener der römischen Heiden gleicht oder nicht. Sie aßen auch, und tranken wie wir. Ist das ein Grund daß wir verhungern und verdursten sollen? Gegen ein solches Unglück wurde praktisch gesorgt, und die Minstrels und Festsänger ließen es an gereimten Lobsprüchen auf das Christmasale nicht gebrechen:

A bone, God wot!
Sticks in my throat.
Without I have a draught
Of Cornic ale,
Nappy and stale,
My life lies in great waste.

*

Now give us trink
And let cat wink,
I tell you all at once,
It sticks so sore,
I may sing no more,
Till I have drunken once.

Für den Durst ist jede Poesie gut genug, und wie diese dem Ale, so hat das Ale seinen Sängern nie gefehlt.

Vielleicht war das Geschenkegeben in seiner äußern Erscheinung dramatischer, aufregender in ältern Zeiten, wo um Weihnachten der Kärrner der Oertlichkeit von Haus zu Haus fuhr, im langsamen Schritt, um den Nachbarn den Anblick seiner bunten Ladung zu gönnen, und über den Fragen der überraschten Empfänger, sowie der Nothwendigkeit das ihm anvertraute Geheimniß zu bewahren, und eine Unzahl von Gläsern Ale im Hausgang zu verschlucken, nicht selten Gedächtniß und Besinnung verlor. Aber die Neuzeit hat ihre Entschädigung. Früherhin war diese Freigebigkeit, diese Auffrischung und Befestigung der Liebe durch das Medium von

Digitized by Google

Chriſtgeſchenken, nothwendig auf die nächſte Nachbarſchaft beſchränkt. Heute erreichen die Wildpretviertel, die Faſanen und Rehſchlegel von Berwick, an der ſchottiſchen Gränze nach Brighton, oder die delicateſten Südfrüchte, aus Frankreich herübergeholt, von Folkeſtone nach Edinburg, ihre Beſtimmung in einer Friſt, kaum länger als die welche es einſt bedurften, um von London nach Windſor und zurück zu gehen.

Unter den beſondern Gebräuchen der ältern Zeit müſſen wir noch der Weihnachtsfeier der Dienerſchaft auf dem Edelſitz von Aston, bei Birmingham, gedenken. Sobald, am Vorabend vom Chriſtmas, die Herrſchaft von der Abendtafel ſich zurückgezogen, wurde ein anderer Tiſch in der Geſindehalle beſtellt. In der Mitte deſſelben lag ein Laib Schwarzbrod, in welchem zwanzig Silbermünzen von drei Pfennigen (three pence) ſtacken, daneben ein Krug Ale, Pfeifen und Tabak. Die älteſten Diener des Hauſes nahmen ihren Sitz an der Spitze des Tiſches, in ihrer Eigenſchaft als Geheimrichter, und die Feier begann. Unter der Leitung des Verwalters trat die übrige Dienerſchaft, ſowohl weiblich als männlich, einer nach dem andern in die Halle, mit einem langen weißen Laken über dem Haupt und den Schultern, und nichts zeigend als die rechte Hand, die ſie auf den Laib ausſtreckten. Es galt nun für den Areopag die Perſon zu errathen. Nur ein Name durfte genannt werden. Trafen die Alten richtig, ſo wurde das verſchleierte Bild ſtillſchweigend weggeführt. Irrten ſie ſich, ſo zog der Verwalter die Hülle herunter, und der unerrathene Glückliche wurde mit einem Dreipfenning beſchenkt, machte eine tiefe Verbeugung vor den Richtern und zog ſich ſtumm zurück. Der Spaß beſtand natürlich in dem Bemühen die Identität zu verbergen, und Haltung, Gebärde und Erſcheinung anderer Perſonen nachzuahmen. Martha wußte genau wie ſie den Arm auszuſtrecken und zu trippeln hatte, um für ihre Collegin, die alte Suſe, zu gelten, und Thomas, der Kammerdiener Sr. Lordſchaft, hatte lange ſtudiert, wie William, der Verſchließer, das linke Bein nachſchleppte. Wenn der letzte Groſchen vertheilt war, nahm die Geſellſchaft below stairs ihren Sitz um die Tafel; es gieng auf den Aletrug und den Tabak los, und das Trinken, Tanzen und Singen wurde in ſaturnaliſcher Ungebundenheit eines Tages bis zum Morgen fortgeſetzt.

Wer im Odenwald die alte Waffenkammer oder die Rüſtungen im Tower zu London beſucht, wer den Helm und das Schwert des ſchwarzen Prinzen in dem Münſter von Canterbury, eines M'Daire, O'Moore oder O'Neill in Irland betrachtet, bleibt mit Verwunderung vor der körperlichen Entwicklung und der Stärke unſerer ſtreitbaren Voreltern ſtehen. Mit nicht minder großem Erſtaunen ſollen die Bewohner der Südſee, in ihrer unciviliſirten Verdammungsfähigkeit, auf die überlegene Capacität ihrer europäiſchen Beſucher blicken. Etwas ähnliches empfinden wir, wenn wir uns der Beſchreibung einer Chriſtmasſchmauſerei in Weſtminſterhall erinnern, oder die Begeiſterung der gaſtronomiſchen Muſe vor den Leckerbiſſen des Weihnachtsſpeiſezettels leſen:

Then comes in the second course with great pride
The cranes, the herons, the bitterns by their side,
The partridges, the plovers, the woodcocks, and the snipe
Larks in hot show, for the ladies to pick;
Good drink also, luscious and fine,
Blood of allemaine, romney, and wine.
with hey!
Good brewed ale, and wine, I dare well say.
The boar's head, with mustard armed so gay;
Furmity for potage, and venison fine;
And the umbles of the doe, and all that ever comes in;
Capons well baked, with knuckles of the roe,
Raisins and currants, and other spices too,
with hey;

Es möchte intereſſant ſeyn an Chriſtmas die königliche Küche in Windſor zu beſuchen. An den zwei Enden einer prächtigen Halle brennt eine wahre Höllenefſe von den fetteſten Kohlen. An einem der Spieße, von einem mechaniſchen perpetuum mobile gedreht, windet ſich das Prachtſtück des Ochſen, the Baron of beef, von 127 bis 137 Pfund, und um ihn herum, die, dem Umfang nach wenigſtens, minorum gentium dii, die mannichfaltige Beute des Hühnerhofes und der fürſtlichen Wildgehege. Der Baron of beef erfordert volle 24 Stunden ununterbrochenen Bratens bei ſtets gleichem Feuer, damit er bis in das innerſte Herz durchdrungen werde, ohne die lockende Bräune der Oberfläche zu beſchädigen oder zu überröſten. Was man eigentlich unter umbles of the doe, dem „erhöhten Theil zwiſchen den Schenkeln einer Damkuh," und unter Furmity, als Suppe, verſtand, iſt uns nicht klar. Sonſt werden wohl Hirſch und Reh, Feldhühner, Schnepfen des Waldes und des Bruchs und „wohlgebackene" Capaunen auch heute nicht mangeln. Zweifelhafter ſteht es mit dem Eberkopf. In England wenigſtens iſt er nicht mehr zu finden, und die Rohrdommel, Kraniche und Reiher, ſo wie der Pfauhahn mit ſeinem vergoldeten Buſch, ſind von der königlichen Tafel verſchwunden. Dagegen dürfen wir hoffen daß die Lerchen „in heißer Schau" nicht von den Damen allein, zu gänzlicher Ausſchließung der armen Herren, vindicirt werden.

Der Menſch lebt nicht allein von ſüßem Ale, gewürzten Weinen und feinem Wildpret. Das Herz will auch etwas haben, und die Liebe verlangt das Feſtmahl zu verſchönern. Unſere Leſer, ohnehin wohl gut geſtimmt nach einer ſo reichen Tafel, mögen daher folgenden Wunſch beherzigen, der in beſonderer Anwendung, nur für die Stechpalme, den Miſtelſtrauch und die Chriſtmas gilt, der aber, auf das ganze Jahr ausgedehnt, das Leben zu einem ununterbrochenen Freudenfeſt machen würde. Ihn auswendig lernen iſt gut, ihn nicht vergeſſen, beſſer:

Ye who have scorned each other,
Or injured friend or brother,
In this fast fading world;
Ye who by word or deed
Have made a kind heart bleed,
Come gather hither;
Let sinned against and sinning,
Forget their strife's beginning
And join in friendship now;
Be links no longer broken,
Be sweet forgiveness spoken
Under the holly bough!

Rawlinſons Keilinſchriftenſammlung.

In der Sitzung der „Aſiatiſchen Geſellſchaft“ am 30 Dec. legte (ſagt das Athenäum vom 3 Jan.) Sir Henry Rawlinſon der Verſammlung vierundzwanzig Blätter Keilinſchriften vor, welche ſeiner Angabe zufolge einen Theil des großen Werkes bilden mit deſſen Herausgabe für die Curatoren des brittiſchen Muſeums er ſich beſchäftigt hatte. Die Inſchriften waren alle ſehr ſchön in Steindruck ausgeführt, und die ganze Reihenfolge zeigte kaum einen zweifel- oder mangelhaften Buchſtaben. Das erſte Document enthielt auf acht Blättern Papier, in Doppelſpalten geordnet, 800 Schriftzeilen. Die Inſchrift, welche ſeiner Angabe nach eine hohe Bedeutung beſitzt, indem ſie die erſte geſchichtliche Urkunde der aſſyriſchen Serie iſt, ward aus den vier achteckigen Thonprismen (zwei beinahe unverletzt, zwei in Bruchſtücken) ergänzt und hergeſtellt, welche man in den vier Ecken eines verfallenen Tempels in der Stadt Aſchur, oder Kileh Schergat, gefunden hatte, und die jetzt im brittiſchen Muſeum ſind. Unter dem vielen Intereſſanten das die auf den erſten Tiglath Vileſer ſich beziehende, aus dem zwölften Jahrhundert vor Chriſtus herrührende Urkunde enthalte, finde ſich, ſagte er, die merkwürdige Notiz über das Alter eines in der Stadt wiederhergeſtellten Tempels, den die chaldäiſche Zeitrechnung in das achtzehnte Jahrhundert vor Chriſtus verſetzt; ſodann die Aufzählung der vier unmittelbaren Vorfahren des Königs; ferner eine ausführliche Schilderung ſeiner erſten Kriegszüge in Syrien und Kleinaſien, und endlich — das wichtigſte von allem — ein Bericht über ſeine Eroberung Aegyptens und die Unterwerfung der Chasmonier oder Casluchim, welche vor der ſemitiſchen Coloniſirung des Landes in Phönicien wohnten. Die zweite Inſchrift, welche ſich über zehn Folioblätter Papier erſtreckte, umfaßt, wie angeführt wird, die Jahrbücher des großen Sardanapalus, und ward im Herculestempel, auf dem großen Hügel von Nimrud, welches bekanntlich das Calah der Bibel iſt, aufgefunden. Dieſe Urkunde beſitzt einen hohen Werth, indem ſie ein vollſtändiges geographiſches Gemälde Weſtaſiens im neunten Jahrhundert vor Chriſtus darſtellt, und auch die blutdürſtigen Sitten der aſſyriſchen Könige, ſowie den verheerenden Charakter ihrer Kriegszüge ſchildert. Da ſowohl Hr. Layard als ſpätere Ausgraber mehrere ſelbſtändige Copien dieſer Inſchrift unter den Ruinen Nimruds gefunden hatten, ſo war es Sir Henry Rawlinſon gelungen ein ziemlich umfangreiches Verzeichniß verſchiedener Leſearten zuſammenzuſtellen, welche auf den lithographirten Blättern zwiſchen den einzelnen Zeilen über den Urtext geſtellt ſind, und ſo eine höchſt werthvolle Beihülfe zur Beſtimmung des Sinnes einer großen Anzahl hamitiſcher Ausdrücke (hauptſächlich Verbalwurzeln) bilden, die zwar in Aſſyrien geläufig geweſen, ohne die Beifügung der ſemitiſchen Aequivalente aber weder geleſen noch verſtanden werden könnten. Die dritte Inſchrift war ein Abdruck des berühmten Cylinders, oder vielmehr des ſechseckigen Prisma's Sennacheribs; ſie wurde in Ninive gefunden, und liegt jetzt im brittiſchen Muſeum. Dieſe Inſchrift nahm ſechs Folioblätter ein, und war ebenfalls in Doppelſpalten geordnet, die 600 Zeilen faßten. Die Urſchrift war ungemein klein und verworren; der lithographiſche Text aber iſt vergrößert und entwirrt worden, ſo daß er für jeden mit den aſſyriſchen Buchſtaben Bekannten leſbar iſt. Nach der Beſichtigung der lithographirten Blätter haben indeß, wie Sir Henry Rawlinſon erklärt, die Curatoren des Muſeums Anſtand genommen der Veröffentlichung von Ueberſetzungen, als Begleitſtücken zu den auf öffentliche Koſten vorbereiteten aſſyriſchen Texten, ihre Genehmigung zu ertheilen, da ſie, als eine kritiſche Körperſchaft, incompetent ſeyen die Genauigkeit ſolcher Leſearten zu verbürgen; indeß hätten ſie eingewilligt die Hälfte des Drucks (250 Abdrücke) ihm zur Privatverfügung zu ſtellen, und er habe daher, auf eigene Gefahr und Verantwortlichkeit, beſchloſſen in obigem Umfang Ueberſchreibungen der Documente in römiſchen Schriftzeichen herauszugeben, und ſie mit lateiniſchen Ueberſetzungen zu begleiten; dabei werde er die lithographirten Keiltexte mit ſolchen Erläuterungsblättern durchſchießen daß die Leichtigkeit der Verweiſung geſichert bleibe und genügende Mittel zur Vergleichung und Verification geboten würden.

Das japaneſiſche Scho-ho-ye oder Schach-Spiel.

(Aus Hawks' Bericht über Commodore Perry's Expedition.)

Dieſes Spiel wird mit vierzig Stücken oder Figuren (zwanzig auf jeder Seite) von zwei Perſonen und auf einem Schachbrett von 81 Feldern (neun auf jeder Seite) geſpielt. Das Brett iſt von gleichartiger Farbe, obſchon die einzelnen Felder, wie bei uns, der Bequemlichkeit halber gefärbt ſeyn können. Die Figuren ſind ebenfalls von gleicher Farbe, da ſie nach Belieben von jedem der Spieler wie ſeine eigenen gebraucht werden, wenn ſie dem Gegner weggenommen worden ſind. Sie haben eine verſchiedene Größe, ſind lang und keilförmig, und vorn zugeſpitzt, und jedes einzelne Stück iſt mit ſeinem Namen verſehen, ſowohl dem urſprünglichen als demjenigen den es erhält wenn es umgekehrt oder umgewendet wird. Jeder Spieler kennt ſeine Figuren oder Stücke an ihrem zugeſpitzten und dünnen Ende, das ſtets vorwärts oder von ihm abgewendet iſt. Sie würden ſich indeß leichter unterſcheiden laſſen, wenn die Hintertheile aller mit irgendeiner entſchiedenen oder auffallenden Farbe bemalt wären, da jeder Spieler nur dieſen Theil ſeiner eigenen Figuren ſieht, und wenn man ferner die Vorderſeiten aller Figuren durch irgendeinen andern Farbenanſtrich auszeichnete, da nur dieſer Theil der gegneriſchen Figuren von jedem der beiden Spieler geſehen wird. Sie werden flach auf das Brett gelegt (die Spitze vorwärts), und ſo ſind ihre Namen deutlich ſichtbar. Sie ſchlagen, wie im Schachſpiel, dadurch daß ſie an die Stelle der weggenommenen Figuren geſetzt werden. Der König, Oho-ſchio, iſt die Hauptfigur; er kann nicht im Schach bleiben, und wenn er ſchachmatt iſt, iſt das Spiel verloren.

Die Namen der Figuren heißen, und werden auf dem Brett aufgeſtellt, wie folgt:

Oho-ſchio (König), Mittelfeld, erſte Reihe.

Digitized by Google

Kin-schio (Gold, oder Oberkanzler), auf der ersten Reihe, und einer auf jeder Seite des Oho-schio.

Gin-schio (Silber, oder Unterkanzler, auf der ersten Reihe, und einer auf jedem Feld nächst dem Kin-schio.

Kiema (das fliegende Roß), auf der ersten Reihe, und eines auf jedem Feld nächst dem Gin-schio.

Kio-schia (der brennende Wagen), einer auf jedem Eckfeld in der ersten Reihe.

Hischia (der fliegende Wagen), auf dem zweiten Feld der zweiten Reihe, rechte Seite des Bretts.

Kakuko (das Horn), auf dem zweiten Feld der zweiten Reihe, linke Seite des Bretts.

Ho-hei (Kriegsmannen), auf allen neun Feldern der dritten Reihe.

Die Bewegungen und Befugniſſe der Figuren ſind folgende, nur iſt zu bemerken daß beim Schlagen keine Abweichung von der geraden Richtung ſtattfindet wie bei unſern Bauern.

Der Oho-schio bewegt ſich und ſchlägt auf Einem Feld in jeder Richtung.

Der Kin-schio, wie der Oho-schio, mit der Ausnahme daß er ſich nicht diagonal rückwärts bewegen kann.

Keiner dieſer beiden kann umgekehrt werden oder andere Befugniſſe erwerben; alle andern Figuren dagegen kann man (nach der Wahl des Spielers) umkehren, wenn ſie ſich zu oder von irgendeinem Feld, auf irgendeiner der drei erſten Reihen des Gegners, bewegen; ſie erlangen dadurch andere Befugniſſe ſowohl als andere Namen.

Der Gin-schio bewegt ſich und ſchlägt wie der Oho-schio, nur mit der Ausnahme daß er ſich nicht direct auf beide Seiten, oder direct rückwärts bewegen kann. Kehrt oder wendet man ihn um, ſo wird er ein Gin-Nari-Kin, und erlangt alle Befugniſſe (und nur dieſe) des Kin-schio.

Der Kiema hat die Bewegung unſers Springers, nur daß er ſtreng auf zwei Felder vorwärts und ein Feld ſeitwärts beſchränkt iſt, und als ein Kiema in keinem Fall mehr als vier Bewegungen machen kann. Wenn er umgekehrt wird, wird er ein Kiema-Nari-Kin, mit allen Befugniſſen (und nur dieſen) des Kin-schio.

Der Kio-schia bewegt ſich nur direct vorwärts, jedoch eine beliebige Anzahl von Schritten. Er kann auf jeder der drei erſten Reihen des Gegners umgewendet werden, und wird dann ein Kio-schia-Nari-Kin, mit allen Befugniſſen (und nur dieſen) des Kin-schio.

Der Hischia hat die ſämmtlichen Befugniſſe unſers Thurms, und wenn er umgewendet wird, nimmt er den Namen Riobio (der Drache) an, und erlangt, neben ſeinen früheren Bewegungen, alle jene des Oho-schio.

Der Kakuko hat ſämmtliche Befugniſſe unſers Läufers, und wenn er umgekehrt wird, nimmt er den Namen Riome (die Drachin) an, und erlangt, neben ſeinen früheren Bewegungen, alle jene des Oho-schio.

Der Ho bewegt ſich auf einmal nur Einen Schritt vorwärts, und kann auf jeder der drei erſten Reihen des Gegners umgekehrt werden; in dieſem Fall wird er dann zum Ho-Nari-Kin, und erlangt alle Befugniſſe des Kin-schio.

Außer den vorerwähnten Zügen und Befugniſſen kann jede Figur welche geſchlagen worden, nach dem Belieben des Wegnehmers in folgender Weiſe wieder auf das Brett geſtellt werden: wenn er nämlich am Zug iſt, kann er, anſtatt mit einer ſeiner eigenen Figuren zu ziehen, eine der geſchlagenen auf ein beliebiges unbeſetztes Feld ſtellen, nur muß er dabei diejenige Seite oben behalten zu welcher ſie urſprünglich berechtigt war; allein ſie kann umgedreht werden bei irgendeinem ſpäteren Zuge, ſey es nach oder von einem Felde auf den vorerwähnten drei erſten Reihen des Gegners; wobei ferner zu beachten iſt daß er einen Ho oder Kriegsmann, auf einer Reihe in welcher bereits einer ſteht, nicht erſetzen, d. h. einen Ho oder Kriegsmann nicht verdoppeln kann. Ferner iſt zu bemerken daß keine Figur, mit Ausnahme des Kiema, über den Kopf einer andern hinwegſpringen darf.

Zur Verdeutlichung des Spiels geben wir hier den Abriß deſſelben.

1	5.	4.	3.	2.	1.	2.	3.	4.	5.	9
2		7.						6.		8
3	8.	8.	8.	8.	8.	8.	8.	8.	8.	7
4										6
5										5
6										4
7	8.	8.	8.	8.	8.	8.	8.	8.	8.	3
8		7.						6.		2
9	5.	4.	3.	2.	1.	2.	3.	4.	5.	1

1) Oho-schio (König), Mittelfeld, erſte Reihe. 2) Kin-schio (Gold oder Oberkanzler) auf der erſten Reihe, und zu beiden Seiten des Oho-schio. 3) Gin-schio (Silber oder Unterkanzler), auf der erſten Reihe und auf jedem Feld nächſt dem Kio-schio. 4) Kiema (fliegendes Roß) auf der erſten Reihe und auf jedem Feld nächſt dem Gin-schio. 5) Kioschia (brennender Wagen), einer auf jedem Eckfeld der erſten Reihe. 6) Hischia (fliegender Wagen), auf dem zweiten Feld der zweiten Reihe, auf der rechten Seite des Bretts. 7) Kakuko (das Horn) auf dem zweiten Feld der zweiten Reihe, linker Seite des Bretts. 8) Ho-hei (Kriegsmannen), auf allen neun Feldern der dritten Reihe.

Digitized by Google

Der Baumwollenhandel im Jahr 1856.

Baumwolle iſt zum erſten Artikel des Welthandels geworden. Im verfloſſenen Jahre ſtieg der Verbrauch des Rohſtoffes auf 4,392,184 Ballen, nämlich 2,257,845 Ballen in Großbritannien, 1,360,000 Ballen auf dem europäiſchen Feſtlande, und 770,239 Ballen in den Vereinigten Staaten. Der Verbrauch Indiens und China's iſt noch nie ermittelt worden. Alles was wir darüber wiſſen, beſchränkt ſich auf die Angabe daß jährlich 200,000 Ballen oſtindiſche Baumwolle nach China verſchifft werden. Der Baumwolle gebührt als Frachtgut der höchſte Rang, denn die 3½ Mill. Ballen die nach Europa gehen, wiegen 700,000 Tonnen, und zwar beſchäftigen ſie die Schiffe auf langen Fahrten, während Kohlen und Eiſen nur auf kürzere Strecken im allgemeinen verſchifft zu werden pflegen. Die Baumwolle iſt aber erſt in unſerm Jahrhundert zu ihrem jetzigen mercantilen Rang gelangt. Vor dreißig Jahren verbrauchten die Vereinigten Staaten jährlich nur 100,000 Ballen, ihre Nachfrage hat ſich alſo in dieſer Zeit verſiebenfacht. Vor zwanzig Jahren hielt ſich der Verbrauch des europäiſchen Feſtlandes noch auf 200,000 Ballen, er hat ſich alſo ebenfalls verſiebenfacht und zwar in noch kürzerer Zeit als in den Vereinigten Staaten. Die Erzeugung von Baumwolle hat mit dem Verbrauch gleichen Schritt gehalten. Sie hebt ſich in den Vereinigten Staaten von 1825—1835 von 720,000 Ballen auf 1,360,000 Ballen, hatte ſich alſo beinahe verdoppelt. In den nächſten 10 Jahren nahm ſie um 50 Procent zu. Die Erzeugung ſtieg nämlich 1845 auf 2,100,000 Ballen oder auf das dreifache des Jahres 1825. Endlich erreichte ſie im Jahr 1856 das Volumen von 3,527,000 Ballen oder das Siebenfache wie vor dreißig Jahren. Nur der fünfte Theil (770,239 Ballen) blieb im Urſprungslande zurück, 1,921,386 Ballen giengen nach Großbritannien, 480,637 Ballen nach Frankreich, 304,005 nach dem nördlichen Europa und 248,578 Ballen nach andern Staaten. Am ſtärkſten vermehrte ſich der Verbrauch in England. Die Einfuhren von Baumwolle in das Vereinigte Königreich beliefen ſich im Jahr 1841 auf 488 Mill. Pfd., und im Jahr 1856 auf 1014½ Mill. Pfd. In dieſer Zeit hat ſich manches im Baumwollenhandel geändert. Im Jahr 1841 empfieng England 358¼ Mill. Pfd. Unionsbaumwolle. Es waren alſo Fünfſiebentel oder 72 Procent ſeines Geſammtverbrauches nordamerikaniſchen Urſprungs. Im Jahr 1856 dagegen bezog es 803½ Mill. Pfd. aus den Vereinigten Staaten, es waren alſo ⅘ oder mehr als 79 Proc. ſeines Geſammtverbrauchs nordamerikaniſchen Urſprungs. Während man darauf ſinnt, ſo viel als möglich unabhängig von den amerikaniſchen Einfuhren zu werden, iſt man nur ſtärker an den transatlantiſchen Markt gefeſſelt worden. Die Einfuhr oſtindiſcher Baumwolle hat ſich in jener Zeit nur von 97⅓ Mill. auf 147½ Mill. Pfd. geſteigert, oder mit andern Worten Oſtindien, welches im Jahr 1841 volle 20 Proc. des brittiſchen Bedarfs deckte, vermag jetzt nur 14½ Proc. davon zu befriedigen. Die Einfuhr ägyptiſcher Baumwolle hat ſich freilich in derſelben Zeit von 9 auf 34 Mill. Pfd. geſteigert, ſo daß im Jahr 1841 nur 2, jetzt ſchon 3½ Proc. des brittiſchen Bedarfes aus Aegypten gedeckt werden können. Dagegen trat die braſilianiſche Baumwolle in der Einfuhr mit 16⅔ Mill. oder 3 Proc. der Geſammteinfuhr im Jahr 1841 auf, iſt aber nur auf 21 Mill. geſtiegen und beziehungsweiſe auf 2 Proc. im Jahr 1856 geſunken. Aus ſeinen weſtindiſchen Beſitzungen empfieng England 1841 die geringe Menge von 1½ Mill. Pfd., und ſelbſt dieſes niedrige Volumen hat ſich bis auf den dritten Theil im verfloſſenen Jahr vermindert. Die übrigen Länder haben durchſchnittlich nur 5 Mill. Pfd. geliefert, bald mehr bald weniger. Die Ausfuhren Englands an Baumwollenmanufacturen erreichten im Jahr 1856 den Werth von 35 Mill. Pfd. St. Da nun England für ſeine Baumwolle etwa 22—25 Mill. Pfd. St. bezahlt hat, ſo deckte es nicht nur die Koſten ſeines eigenen Bedarfs an Baumwolle, ſondern erhielt vom Ausland auch noch eine Prämie von mindeſtens 10 Mill. Fabricationskoſten. Baumwollenwaaren bilden genau 30 Proc. vom Werth der geſammten brittiſchen Ausfuhr. Es iſt wohl nicht nöthig beſonders zu bemerken, welchen Einfluß dieſer Handelsartikel auf die brittiſch-amerikaniſche Politik und leider auch auf die Negerſklaverei beſitzt. Die angegebenen ſtatiſtiſchen Werthe haben in dieſem Sinn ihre hiſtoriſche Bedeutung.

Die Natur auf den Falklands-Inſeln.

(Fortſetzung.)

An den Sanddünen, die überall das Ufer bilden wo dieſes nicht felſig iſt, wachſen dicht an der Fluthmarke und von da an nur 100—150 Fuß landeinwärts drei Pflanzenarten, und bilden ſomit den äußerſten Gürtel der Vegetation, vom Land aus gegen die See betrachtet. Weil ſie zu ihrem Gedeihen die feſten Beſtandtheile des Meerwaſſers nöthig haben, beginnen ſie an dem Punkt wo das Meerwaſſer bei höchſter Fluth ſtehen bleibt, und den es nicht überſchreitet, die Fluthmarke; es ſind dieß der ſchöne Senecio candicans (Dc.) Homoianthus echinulatus, und Apium graveolens, die Stammpflanze unſeres Selleri. Dieſe letzte Pflanze iſt, beiläufig geſagt, aus der Abtheilung der Phanerogamen diejenige die ich in allen Ländern, die ich bis jetzt beſucht, noch beobachtet habe, und ſomit die am weiteſten verbreitete Pflanze dieſer Claſſe die ich ſelbſt geſehen habe, an den Abflußgräben des Sauerwaſſers bei Cannſtatt, den Seeküſten von Belgien, Frankreich und England, den Azoren, Falkland, der Magalhaensſtraße, der Inſel Chiloe, den Küſten von Valdivia und Peru, ja ſogar auf dem Plateau der peruaniſchen Cordilleren in der Nähe des Titicaca-Sees, bei einer Höhe von 12,000 Fuß über dem Niveau des ſtillen Oceans, wächſt ſie noch ganz üppig, ſowie am Ufer einiger Salz-Seen bei Aſangaro!

Den zweiten Gürtel vom Meere gegen das Land bilden Statice cæspitosa, Triticum junceum, Dactylis cæspitosa Forster und Lolium perenne.

Kommt man an die erſte niedrige Hügelreihe, ſo treten hier zuerſt einige zwergartige Büſche auf, eine mit Aſter verwandte Art, Chiliostrichum amelloides, eine unſern Haidekräutern ähnliche Pflanze, Pernettia empetrifolia und Empetrum rubrum, L., ſehr ähnlich unſerem Empetrum nigrum vom Schwarzwald. Dieſe letzte Pflanze iſt für die Bewohner von Falkland dadurch von Wichtigkeit daß ſie, außer ihr, keine andere Pflanze auf der Inſel haben mit der ſie Feuer anfachen können. Das Empetrum ſteht in der ſyſtematiſchen Eintheilung ganz nahe bei den Nadelhölzern, und beſitzt, wie dieſe ganze Familie, viel Harz, wodurch ſein Holz, auch ohne vorher getrocknet worden zu ſeyn, leicht Feuer fängt

Digitized by Google

und brennt; hiezu wird die Pflanze in Masse gesammelt und verwendet; denn wohl haben die dortigen Einwohner Torf im Ueberfluß auf der Insel, und immer werden von der Regierung von England Steinkohlen dahin geschafft, aber es ist eine bekannte Sache daß man diese beiden Stoffe nicht ohne weiteres anzünden kann.

Zwischen diesen verzwergten Gebüschen wachsen einige krautartige Pflanzen, **Cerastium vulgatum**, und ein schönes gelbblühendes Veilchen, **Viola maculata**. Ich habe mir nicht vorgenommen, eine Aufzählung aller Pflanzen die auf diesen Inseln wachsen zu machen; nur diejenigen die in ökonomischer Beziehung von Wichtigkeit sind, oder die hauptsächlich auf eine eigene Weise zu der Physiognomie des Bodens beitragen, erlaube ich mir anzuführen.

Nur drei Pflanzen liefern eßbare wohlschmeckende Früchte, und werden zur Zeit ihrer Reife von den Einwohnern, welche, da hier Obst mehr auf ihren Inseln gedeiht, ohne dieselben alle saftigen Früchte vollkommen entbehren müßten, in Menge gesammelt. Zuerst die **Myrtus nummularia**, die kleinste aller Myrtenarten, die ganz ähnlich unserer Moosbeere (**Vaccinium Oxycoccos**), auf der Erde zwischen Moos und Gräsern, besonders um Felsen herumkriecht und eine sehr wohlschmeckende, saftige, blutrothe Beere trägt, von den Einwohnern **Falkland-berries** genannt; auch die Blätter dieser Pflanze werden gesammelt, getrocknet und als Surrogat für den chinesischen Thee verbraucht, unter dem Namen Falklandsthee. Die bereits erwähnte **Pernettia empetrifolia** trägt erbsengroße, rosenrothe Beeren, die zwar nicht so saftig, wie die der Myrte, aber ebenfalls sehr wohlschmeckend sind und Mountain-berries genannt werden. Die dritte und wichtigste Pflanze aber ist eine ächte Himbeere, **Rubus geoides**, die, verglichen mit den Büschen der deutschen Himbeeren, ebenfalls nur ein Zwerg ist, denn sie kriecht nur auf dem Boden fort, und erhebt sich höchstens zwei Zoll über denselben; allein die Frucht ist so groß, wie irgendeine unserer Himbeerarten, und hat ein gelblichweißes Fleisch, das viel besser als alle unsere Himbeerarten schmeckt.

Mehr landeinwärts nimmt die Vegetation an Verschiedenheit der Arten sichtbar ab; die Mannichfaltigkeit die sich an der Küste zeigt, hört auf, und die Glumaceen, besonders die Gräser, bilden den Charakter der Pflanzenwelt. Es erscheinen große, ausgedehnte Wiesenflachen, welche von den torfigen Thälern sich gegen die höheren Berge hinziehen. Hier finden sich hauptsächlich Pflanzen aus den Gattungen **Avena, Aira, Festuca, Arundo, Calamagrostis** und **Luzula**, nebst zwei interessanten Juncusarten aus der Abtheilung der einblüthigen, nämlich die großblühenden **Juncus grandiflorus** und **magellanicus**. Außerdem ist des schon früher erwähnte diesen Inseln eigenthümlichen Grases, das **Fussak-grass** der Engländer, **Dactylis caespitosa Forster**, von Steudel Poa controversa genannt, besonders zu gedenken, welches lange Zeit das Hauptnahrungsmittel der ungeheuren Viehheerden war. Dieses Gras ist perennirend, seine Wurzeln und Rudimente der abgestorbenen Stengel und Blätter bilden große, 2—3 Fuß über die Erde sich erhebende Ballen, die oft 3 Fuß im Durchmesser erreichen. Hieraus entspringen die Halme in dichten Büscheln, und erreichen eine Höhe von 4—6 Fuß, so daß sie von ferne gesehen wie ein Unterholz oder Buschwerk aussehen. Die jungen Halme schmecken, wenn man sie an dem untern mehr als Federkiel dicken Ende kaut, angenehm süß, dem Zuckerrohr ähnlich, und das Rindvieh frißt sie so gerne und zieht sie so sehr allen anderen Futterkräutern vor, daß es nicht bloß Blätter, Blüthen und Halme, sondern sogar die Wurzeln davon abfrißt, und hiedurch diese so nützliche Pflanze auf eine sehr bedenkliche Weise ausrottet.

Man kann meilenweit die durch das **Fussak-grass** gebildeten Ballen an den Küsten verfolgen, alle so abgefressen daß sie nicht mehr auszuschlagen vermögen; ferner haben die dortigen Einwohner die Beobachtung gemacht daß seit einigen Jahren das Vieh bei weitem nicht mehr so fett wird als es früher der Fall war, wo noch ungeheure Flächen von dieser Pflanze bedeckt waren. Sie wächst sowohl in steinigem als in schlechtem Torf- und Sumpfboden. Englische Landwirthe haben bald nach Dr. Joseph Hookers Rückkehr aus den antarktischen Gegenden ihre Aufmerksamkeit auf dieselbe gelenkt, und es ist auch geglückt lebende Pflanzen nach England zu bringen; ich konnte aber noch nicht erfahren wie die Versuche ausgefallen sind. Ich selbst habe die Pflanze nach Valdivia gebracht; sie hatte aber auf der Ueberfahrt von Falkland nach Chile, wo ich sie offen auf dem Deck des Schiffes hatte, durch einige Sturzwellen gelitten, kränkelte von Anfang an und gieng nach einigen Monaten wieder ein. In England könnte es zur Noth möglich seyn dieses Gras im Freien fortzupflanzen, weil der Winter Englands viel milder ist als der unseres Vaterlandes; hier würde es wohl nicht im Freien zu erhalten seyn, denn in Falkland fällt der Réaumur'sche Thermometer nicht unter 5—6 Grad unter den Gefrierpunkt und auch nur sehr selten so tief.

Das Verhältniß der Gräser zu den übrigen Pflanzen ist weitaus überwiegend; es mögen wohl 80 Procent des Areals mit Gräsern bedeckt seyn. Hie und da werden die Grasflächen durch einen Torfsumpf oder kleinen See unterbrochen, an deren Ufer mancherlei andere Pflanzen wachsen; eine zierliche Primula, die zwar **Primula magellanica** genannt wurde, aber mit unserer **Primula farinosa** so sehr übereinstimmt daß ich sie lieber bei dieser Art lassen möchte; dann eine zweite Pflanze, die an die heimathlichen Bäche und Sümpfe erinnert, **Caltha sagittata**, die hier stets einen Gürtel um die Torfsümpfe bildet und unserer **Caltha palustris** sehr ähnlich ist, von der sie sich aber durch die pfeilförmige Basis ihrer Blätter wesentlich unterscheidet. Am Rande dieser Sümpfe kommen ferner zwei sehr merkwürdige Pflanzen vor, die **Gaimardia australis** (Gaud) und die **Astelia pumila** (Spr.)

Beide sind niedrige Pflanzen, mit kurzen steifen Blättern, die ganze Pflanze glänzend, wie wenn sie mit einem Firniß überzogen wäre; sie wachsen so gedrängt aneinander daß man ruhig, ohne Gefahr einzusinken, auf sie treten kann; sie bilden nicht nur am Ufer der Sümpfe Polster, die sich einige Zoll über die Erdoberfläche erheben, sondern auch in den Sümpfen selbst kleine Inseln, auf denen man mit vollkommener Sicherheit stehen kann.

Kommt man auf einem Ausflug durch diese Thäler an einen Steinstrom, so verändert sich auch die Vegetation; im Schutze der Steinmassen wächst die schöne **Lomaria magellanica**, deren Wurzelstock eine nicht unbedeutende Dicke und Länge erreicht. Dazwischen, neben einigen andern schon früher angeführten Pflanzen, **Myrtus nummularia folia, Baccharis magellanica, Callixine marginata, Calceolaria Fothergillii, Sisyrinchium ensifolium.**

Auf den Steinströmen haben auch die Flechten ihr Hoflager aufgeschlagen; ich habe nirgends diese Familie so schön ausgebildet und so reich vertreten gesehen und unter den Flechten allein sehr neue, noch nirgends beschriebene Arten gefunden. Es ist dieß um so auffallender als gerade diese Familie unter allen die größte geographische Verbreitung besitzt. Denn die Flechten gedeihen da, wo noch keine andere Pflanze fortkommen kann; auf

dem nackten Geſtein, ſobald es die Luft berührt, bilden ſich vor aller andern Vegetation zuerſt die Flechten, durch deren Vermodern der Boden für das Gedeihen höher entwickelter Pflanzen geſchaffen wird. Sie lieben ein rauhes, von Wind und Regen gepeitſchtes Land, und ſind deßwegen gegen die Pole hin am ſtärkſten vertreten, finden aber in höheren Gebirgen der wärmeren Zonen ebenfalls ein ihnen zuſagendes Terrain, und dadurch, ſowie durch den Umſtand daß ihre faſt unſichtbaren Samenkörner leicht durch den Wind verbreitet werden können, iſt es erklärlich daß ſo viele gleiche Arten in den entfernteſten Gegenden zu finden ſind. Z. B. Luidea geographica, Lecanora tartarea, Parmelia parietina, Romalina, Cladonia, und viele andere.

Die dem Botaniker am meiſten auffallende Pflanze iſt der Balſambog der Einwohner von Falkland, Bolax glebaria, eine in die Familie der Doldengewächſe gehörende Pflanze, die aber ſo himmelweit von dem Ausſehen der europäiſchen Dolden verſchieden iſt daß ich ſie für eine Saxifraga, der ſie durch ihren Habitus und den Bau ihrer Blätter am meiſten ähnlich iſt, gehalten habe, als ich ſie zum erſtenmal ohne Blüthen und Früchte ſah.

Die Pflanze bildet halbkugliche Büſchel, die zuerſt nur wie kleine Maulwurfshügel erſcheinen, aber durch beſtändiges Wachsthum neuer feſt aneinander angedrängter Sproſſen nach allen Richtungen ſo anſchwellen daß ſie eine Höhe und Breite von 3—4, ja ſogar 5 Fuß erreichen. Die ganze zuſammengewachſene Maſſe iſt ſo feſt daß der Huf eines Pferdes keinen Eindruck auf der Oberfläche zurückläßt. Je höher man an den Bergen hinaufſteigt, deſto üppiger erſcheint dieſe Pflanze; ſie ſpritzt überall wo ſie verwundet wird, einen dicken Milchſaft aus, der bald zu einem Harze erhärtet, woher der engliſche Name Balſambog kommen mag.

(Schluß folgt.)

Notizen über Niederländiſch-Indien.

III. Die Bodencultur. — Der Reis. — Die Cocospalme. — Der Kaffee. — Das Zuckerrohr. — Der Theeſtrauch. — Der Zimmet ꝛc.

(Schluß.)

Nur zwei Cochenille-Würmchen (Coccus cacti) waren es im Jahr 1836, welche von Weſtindien lebend nach Java gebracht wurden, obgleich der damalige General-Gouverneur eigens ein Schiff nach der weſtlichen Hemiſphäre geſendet hatte, um Cochenille-Würmer nach Java zu bringen. Die beiden Würmchen aber genügten zur Bevölkerung eines Cactusſtrauches (Opuntia Cactus), von welchem eine Menge Mutterinſecten auf andere Sträucher verſetzt wurden, ſo daß die auf dieſen Sträuchern lebenden vielen Millionen Würmchen welche alljährlich getödtet und als Cochenille nach Europa gebracht werden, von jenen beiden aus Weſtindien übergebrachten Individuen abſtammen. Die Würmchen werden auf Java in kleinen Düten mittelſt Nadeln, wozu die Stacheln von Opuntia monacantha dienen, auf die fleiſchigen Blätter des Cochenille-Cactus feſtgeſteckt. Da häufig durch heftigen Regen die Würmchen von den Pflanzen abgeſchwemmt werden, ſo hat man die Cactusſträucher zum Schutz gegen den Regen mit einem aus Palmenwedeln beſtehenden Dache verſehen. In neueſter Zeit iſt man jedoch von dieſer Gewohnheit abgegangen, indem die unbedeckten Cactus beſſer gedeihen und der Gewinn an Würmchen im ganzen durch unbedeckte Sträucher ſich günſtiger herausſtellt. Je trockener das Jahr iſt, deſto ergiebiger ſind die Cochenillengärten. Aus dieſem Grund findet die Cochenille-Bereitung einen äußerſt günſtigen Boden in dem regenwarmen Curaçao in Weſtindien, wo auch die Cactus ſehr üppig wachſen. Im Jahr 1853 gewann man auf Java 90,209 Pfund Cochenille auf 351 Bauw dieſer Cultur gewidmeten Landes. Die Cultur der Cochenille auf Java iſt für die Regierung nicht ohne Gewinn, indem ihr der Pikol auf 200 fl. kommt, während auf dem europäiſchen Markte hiefür nach Abzug aller Koſten 290 fl. entrichtet werden.

Eine auf Java und dem Archipel ziemlich verbreitete Culturpflanze, welche auch in Europa an vielen Orten angebaut wird, iſt der Tabak. Es gedeiht dieſe Pflanze ſowohl am Strande, beſonders auf den Dünen der Küſten und ſandigem Grunde, als in Höhen von 4—8000 Fuß. Dennoch iſt es bis jetzt nicht gelungen vorzügliche von den Rauchern beſonders beliebte Qualitäten dieſes Gewächſes zu erzielen, und es ſcheint nicht daß Java in dieſer Hinſicht weder die Philippinen, wo der berühmte Manillatabak wächſt, noch Jamaica, das die ebenfalls ſo ſehr geſuchten „Havannahs“ liefert, jemals erreichen wird. Die Cultur des Tabaks geſchieht auf Java theils unter Aufſicht und auf Rechnung der Regierung, theils wird ſie von Privatperſonen betrieben. Da der Javane, ſowie alle Bewohner des indiſchen Archipels, an den Gebrauch des Siriblattes als Kaumittel gewöhnt iſt, ſo nimmt er nur ſelten von den Europäern die jedenfalls nutzloſe Gewohnheit des Tabakrauchens an. Dennoch iſt die Conſumtion von Tabak in Form von Cigarren auf Java auch bei den Inländern nicht unbeträchtlich, während der Europäer, wenigſtens der einigermaßen begüterte, ſich der Manillacigarren bedient, deren narkotiſche Dämpfe ihn in einen behaglichen halbſchlafenden Zuſtand verſetzen, und nicht wenig dazu beitragen ihn in ſeiner durch das Tropenklima erworbenen Indolenz zu erhalten. Der durch Vermittlung der Regierung auf Java gebaute Tabak, welcher meiſtens für den europäiſchen Markt beſtimmt iſt, betrug im Jahr 1853, 25,229 Pikols.

Noch wollen wir einer bekannten und emſigen Culturpflanze, welche beſonders auf Sumatra in großen Quantitäten gepflanzt wird, nämlich des Pfeffers (Piper nigrum), Erwähnung machen. Die ausgedehnteſten Pfefferpflanzungen befinden ſich im nordöſtlichen Theile Sumatra's von Paros bis zum Sinkel und dem freien Reiche Atichin, weßhalb auch dieſer Theil Sumatra's die Pfefferküſte genannt wird. Nach dem Vertrag von 1824, welchen Niederland mit England abſchloß, ſoll der Handel mit Pfeffer in dieſen Gegenden allen Nationen frei ſtehen, weßhalb denn auch nicht bloß niederländiſche, ſondern die Schiffe mehrerer ſeefahrenden Nationen dahin ſegeln um Ladungen Pfeffer einzunehmen. Für Rechnung der Regierung wurden im Jahr 1853 130,000 Pfund Pfeffer durch etwa 1½ Millonen Pflanzen gewonnen. Die Koſten welche die Regierung auf den Pikol Pfeffer verwenden muß, betragen 6½ fl., die Einnahme in Holland für dieſelbe Quantität beträgt 18½ Gulden.

Unter den verſuchsweiſe auf Java cultivirten Pflanzen iſt die bei den Europäern ihres Wohlgeruches wegen ſo beliebte Vanille (Vanilla planifolia). Dieſes zu den Orchideen gehörende Rankgewächs wurde ſchon vor 1825 von Weſtindien, ſeinem heimathlichen Boden, nach Java gebracht, wo es zwar vegetirte, aber keine Früchte trug, indem das in Weſtindien die Befruchtung vermittelnde Inſect fehlte. Erſt nachdem durch den Hortulanus Teysmann das künſtliche Befruchtungsſyſtem des Prof. Morrien eingeführt wurde, erzielte man auch auf Java von der Vanille Früchte, ſo daß es zu erwarten ſteht daß auch die Vanille in Zukunft einen nicht unbedeutenden Handelsartikel liefern wird.

Digitized by Google

Das Budget für Ostindien. Obgleich die Länder des indischen Archipels als Provinzen von Niederland betrachtet werden, so bleibt das Budget für das Mutterland doch getrennt von jenem der Colonien, sowie die Schulden des erstern nicht von den Colonien getragen werden. Dafür gibt es eigene coloniale Schulden, welche besonders im Anfang dieses Jahrhunderts zur Zeit der englischen Herrschaft gemacht wurden. Das Budget von Ostindien wird in zwei Abtheilungen geführt, wovon die eine die Aufschrift führt: Einnahmen und Ausgaben von Niederländisch-Indien in Indien, und die andere Einnahmen und Ausgaben von Niederländisch-Indien in Niederland. Da nämlich, wie wir oben gesehen, ein großer Theil der Producte von Indien und besonders von Java nach Niederland durch die Handelsgesellschaft geführt wird,, der Gewinn für die colonialen Producte aber der Colonie zu gute kommt, so entstehen zweierlei Jahresrechnungen, wovon die erste, die Einnahmen und Ausgaben, in der Colonie selbst gewöhnlich mit einem bedeutenden Passivrest schließt, der aus den Einnahmen im Mutterlande für die colonialen Waaren gedeckt wird.

Das Colonialbudget von 1853 verrechnet eine Summe von 55,398,532 fl

Unter den Einnahmen betragen die Verpachtungen 8,689,856 fl.

Manche Abgaben in Indien werden nämlich nicht durch Regierungsbeamte eingefordert, sondern es sind dieselben Privatpersonen, gewöhnlich Chinesen überlassen, welche die vom Gesetz vorgeschriebenen Abgaben in Empfang nehmen, der Regierung aber eine bestimmte Summe entrichten. Von obengenannter, aus den Verpachtungen fließender Summe kömmt der bei weitem größte Theil, nämlich 6,872.000 fl., auf die Verpachtung der Opiumsteuer. [1] Von den nicht verpachteten Abgaben verschiedener Art, wovon die Zölle auf verschiedene Waaren die Hauptsumme ausmachen, stieß der Colonie die Summe von $8^1/_2$ Mill. zu. Die Steuern der Privatländereien, welche zum Anbau von Colonialwaaren benutzt werden, betragen $10^1/_2$ Mill. Unter der Rubrik „Handel" ist eine Summe von 7,237.000 fl. als Einnahme aufgebracht, welche der Colonie von dem directen Verkaufe von Landesproducten zufließt. Darunter bildet der Verkauf von Kochsalz, das man aus dem Seewasser durch Austrocknen gewinnt, die Hauptsumme, nämlich 5,160,900 fl., während der directe Verkauf des Kaffees nur 1,211,692 fl. ausmacht. Das Total der Einnahmen betrug im Jahr 1853 . . . . . 42,515,021 fl.

Die Ausgaben in demselben Jahre aber

betrugen . . 53,934,405 „

Deficit . . 11,419,384 fl.,

welches Deficit von etwa $11^1/_2$ Millionen durch den Verkauf der Producte in Niederland reichlich gedeckt wird. Unter den Ausgaben figurirt zuerst eine Summe von 515,800 fl. für die centrale Regierung. Der General-Gouverneur bezieht nämlich einen Gehalt von 170,000, der ihm beigegebene Rath von Indien erhält zusammen 152,200, sowie für das Secretariat 162,000 und die Reisekosten der hohen Herren 60,000 gerechnet werden. Das Justizdepartement verschlingt die Summe von 6,180,000, für Künste und Wissenschaften werden 220,000 verwendet, für das Schulwesen der christlichen und mohammedanischen Schulen 2,300.000. Unter der Rubrik „Landbau" kommt unter den Ausgaben eine Summe von nicht weniger als 23 Mill. vor, welche sämmtlich den Landbauern für den Ertrag ihrer Felder verabfolgt wurden, und die oben bei den einzelnen Culturpflanzen in ihrem Detail großentheils angeführt worden sind. Für Kaffee wurde über 9 Millionen, für Zucker ungefähr ebenso viel, für Thee etwa eine Million ausgegeben. Diese Summen werden der Colonie reichlich durch den Verkauf der Producte in Holland ersetzt. Für das Kriegsdepartement, welches die Unterhaltung der Armee, der Landwehr und der Festungen zu besorgen hat, wurden nahezu 10 Mill. verausgabt. Eine verhältnißmäßig sehr bedeutende Summe wird für die Hofhaltung der javanischen Fürsten, sowie für entthronte Häuptlinge, nämlich beinahe 2 Mill., verwendet. Außerdem kommt noch ein Posten von 115,000 fl. für inländische Staatsgefangene vor. Während daher der General-Gouverneur, wie eben erwähnt, für sein Haus nur eine mäßige Summe in Anspruch nimmt, wird für den Hof der beiden „Kaiser" von Solo und Djokjokarta ein ungleich größerer Aufwand bewilligt. Bemerkenswerth sind noch folgende Posten: für Wohlthätigkeitsanstalten und Pensionen für Unbemittelte wird die Summe von 959,608 fl. in Rechnung gebracht; für den Civil- und Militär-Wittwen- und Waisenfonds die Summe von 390,000 und 164,000 fl., abgesehen von einem Posten von 337,000 fl., welcher als Beitrag zu dem in Niederland zu demselben Zweck bestehenden Fonds von der Colonie entrichtet wird.

Seine Ergänzung und Erklärung findet das Jahresbudget der ostindischen Colonien in den Abrechnungen derselben mit dem Mutterlande. Aus diesen wichtigen Actenstücken ergibt sich der Ertrag der ostindischen Besitzungen an mehreren Producten aus dem Pflanzen- und Mineralreiche, insoweit die Regierung selbst die Gewinnung und Veräußerung derselben überwacht. Die Abrechnung der ostindischen Colonie mit dem Mutterlande vom Jahr 1853 behandelt eine Summe von 46,608,607 fl., welche fast gänzlich, nämlich 45,867,131 fl., den nach Niederland geführten Producte der Colonie zu gute kommen. Es wurde nämlich im genannten Jahre in Holland verkauft:

Kaffee . . .	946,167⅔	Pikol zu	28.95 fl.	27,397,654 fl.
Zucker . . .	825.728$^2/_5$	„	11.47 „	9,472,531 „
Indigo . . .	453$^1/_2$	„	473.16 „	2,145,550 „
Muscatnüsse .	189$^9/_{10}$	„	203.70 „	366,009 „
Kubebe (Pfeffer)	103$^1/_5$	„	194.39 „	200,588 „
Gewürznelken .	182$^1/_{10}$	„	37.59 „	68,580 „
Zimmet . .	1152$^3/_4$	„	71.43 „	103,760 „
Zimmetöl .	1$^1/_{10}$	„	21.48 „	2595 „
Muskatenöl .	28$^9/_{10}$	„	75.17 „	2179 „
Cochenille . .	383$^2/_3$	„	289 „	110,540 „
Thee . . .	662$^9/_{10}$	„	71.05 „	471,036 „
Sago . . .	30	„	2.11 „	85 „
Sagomehl . .	18 ^{10}	„	4.25 „	205 „
Pfeffer . . .	657$^1/_{10}$	„	18.92 „	124,445 „
Gambir . .	1	„	2.08 „	208 „
Zimt in Holl. verk.	62.502$^1/_2$	„	78.07 „	4,886.906 „
„ in China verk.	88.467^{10}	„	55.88 „	494.350 „
				45,867,131 fl.

[1] Wie in ihrem Vaterlande sind die Chinesen auch auf dem ostindischen Archipel der verderblichen Sitte des Opiumrauchens ergeben. Sie werden zum Opiumrauchen Pfeifen gebraucht die unsern Tabakspfeifen ähnlich sind, aber weit kleinere Behälter zum Aufnehmen des zu verrauchenden Substanz haben. Manche ziehen so lange den narkotischen Rauch in die Lunge, bis durch den Biss des Gehirn narkotisirt ist und der Raucher bewußtlos wird. Der darauf folgende schlafähnliche Zustand dauert 5—8 Stunden, worauf noch Mattigkeit zurückbleibt. Notorisch sterben Opiumraucher verhältnißmäßig in viel größerer Menge als die sich durch Völlerei und ungesunde Luft, welche sonst den Tod zur Seltenheit sehr schnell in erfüllen pflegt. Im gewöhnlichen Falle leiten die ersten Opium-Räucher an Verdauungsstörungen zu rasch durch Lungenlähmung den Tod herbeiführt. Von den Chinesen ist das Opiumrauchen auch auf die Malayen und Javanen übergegangen. Trotzdem sind es doch nur die reicheren Javanen, welche sich diesem Laster ergeben. Die ostindische Regierung besitzt das Monopol des Opiums und besteuert dasselbe sehr hoch, und verbietet den Anbau der Mohnpflanze gänzlich. Trotzdem ist der Consumtion dieses Giftes, wie die eingegangenen Zahlen beweisen, trotz bedeutend

Daß durch obige Angaben nur ein Theil, und zwar keineswegs der größere, der in den Handel kommenden Erzeugniſſe des indiſchen Archipels aufgezählt iſt, wird ſich ergeben wenn wir ſpäter die Zahl der ankommenden und abgehenden Schiffe und deren Fracht zuſammenſtellen, wie aus den officiellen Berichten zu entnehmen iſt.

Von den der Colonie durch das Mutterland eingehändigten 46¾ Mill. werden 15¾ Mill. zur Deckung der Mehrausgaben des vorausgegangenen Jahres verwendet. Ferner wurden 10,200,000 für Zinſen der colonialen Schulden verausgabt, ſowie 3 Mill. dem Mutterlande für gelieferte Kriegs- und Schiffsmaterialien zu gute kamen. Außer mehreren kleinern Poſten kommt als Ausgabe auch die Summe von etwa ½ Mill. zur Deckung des Deficits der Colonien Surinam, Curaçao und der Küſte von Guinea, welche ebenfalls den oſtindiſchen Beſitzungen zur Laſt fallen. Endlich wird die Summe von 9½ Mill. aufgeführt zur Herſtellung eines gehörigen Münzweſens in Niederländiſch-Indien. Bis vor wenigen Jahren war es nämlich mit dem Münzweſen im indiſchen Archipel und namentlich auf Java ſchlecht beſtellt. Das Silber iſt zur Seltenheit geworden, und es curſiren theils Banknoten der Javabank, die aber dem Producenten das Aequivalent Silbergeld keineswegs verabfolgte, theils Kupfergeld, mit welchem man ſelbſt große Summen zur großen Unbequemlichkeit des Handels ausbezahlte. Als Urſachen dieſes Uebelſtandes müſſen verſchiedene Umſtände angeſprochen werden. Fürs erſte hat in frühern Jahren die Handelsgeſellſchaft die nach Niederland geführten Producte großentheils mit geprägtem oder ungeprägtem Kupfer bezahlt. Außerdem waren es die repatriirenden europäiſchen Beamten, Kaufleute und Militärperſonen ſowohl, als auch ganz beſonders die Chineſen, welche das baare Silber aus den Colonien ausführten. Die im ganzen Archipel verbreiteten Chineſen betreiben ſchon ſeit undenklichen Zeiten die Gewohnheit ſich im Auslande Schätze zu ſammeln, um ſie dann in ihrem Vaterlande mit Muße zu genießen. Die Regierung hat es in neueſter Zeit verſucht durch möglichſte Verhinderung der Silberausfuhr einerſeits und durch Prägung von Silbermünzen, die jedoch den Nominalwerth nicht beſitzen, um die Verlockung zu ihrer Ausfuhr zu verhindern, das Münzweſen in Indien auf einen geregelten und dem Handel bequemen Fuß zu ſetzen.

Auch im Jahr 1851 wurden 3½ Mill. zu demſelben Zweck verwendet. Das Budget von 1853 ſchließt bei all dieſen Ausgaben noch mit einem Activreſt von 4¾ Millionen

Miscellen.

Ueber die Sprache der Tuarek. Die Identität der Tuarek- und der Berberſprache iſt jetzt eine ausgemachte Thatſache, die nicht den geringſten Zweifel mehr übrig läßt. „Capitän Hanoteau (ſagt Oberſtlieutenant de Neveu in einem im Bulletin de la Société de Géographie abgedruckten Schreiben an Hrn. Jomard), einer meiner Adjuncten im politiſchen Bureau zu Algier, hat ſo eben eine ſehr beachtenswerthe Arbeit über die Berber- oder Kabylen-Sprache vollendet (das Wort Berber iſt indeß das allgemeinere). Dieſe Arbeit, die ſich gegenwärtig im Kriegsminiſterium befindet, iſt eine Grammatik welche die Arbeiten von Venture de Paradis, Hodgſon und Newman weit hinter ſich läßt. Die Kenntniß welche Hr. Hanoteau durch langes Studium der Berberſprache erlangt hatte, gab ihm alle Mittel an die Hand dieſe Sprache mit der der Tuarek zu vergleichen, und verſchaffte ihm die vollſte Ueberzeugung daß dieſe beiden Mundarten einem und demſelben Stamm angehörten. Sie beſitzen eine bedeutende Anzahl gleicher Wörter; die Conjugationen ſind ganz dieſelben; die Perſonen-Vornamen (prénoms personnels) bieten nicht die geringſte Schwierigkeit. Schon dieß genügt um ſich eine begründete Ueberzeugung zu bilden.“

•

Die oſtafrikaniſche Expedition. Nach der neueſten indiſchen Poſt hatte Lieutenant Burton auf dem „Elphinſtone“ Bombay am 1 December vorigen Jahres verlaſſen. In ſeiner Begleitung befindet ſich Lieutenant Speke, der bereits an dem verunglückten Unternehmen im Somalilande theilnahm. Beide Entdecker begaben ſich vorerſt nach Aden, wo ſie ſich mit einem dritten Begleiter, Dr. Steinhauſer, vereinigen werden. Die Reiſenden gehen dann nach Zanzibar. Vorläufig iſt den Officieren ein Urlaub von zwei Jahren zur Ausführung ihrer Abſichten verſtattet worden.

•

Ein Journal der Mormonen. Dieſes in engliſcher und franzöſiſcher Sprache erſcheinende Wochenblatt gibt als Organ der Heiligen am Salzſee das Glaubensbekenntniß der Partei, und läßt ſich in den editoriellen Spalten auf eine nähere Beſprechung derjenigen ſocialen Zuſtände ein aus welchen die civiliſirte Menſchheit ein Vorurtheil gegen die Mormonen eingeſogen. Vielweiberei findet einen originellen, wenn auch nicht kräftigen, Vertheidiger in dem Redacteur des „Mormonen“. Wir ſind, ſagt ein amerikaniſches Blatt, bisher ſo mit Blindheit geſchlagen geweſen anzunehmen daß die Polygamie in dem Beiſpiel der bibliſchen Patriarchen keine Entſchuldigung finde, oder den rein materiellen Zweck der raſchen Bevölkerung des Utah-Gebietes habe; doch der Mormone lehrt uns daß ſie nur ein Präventiv gegen die Unzucht ſey, und als ſolches in den guten Folgen, die ſie herbeiführe, gerechtfertigt ſtehe. Auffallend iſt es, entgegnet ein anderes amerikaniſches Blatt, daß bei dieſem Raiſonnement dem Redacteur des „Mormonen“ ſich nicht die Frage aufdrängt ob nicht vielleicht das eheliche Zuſammenleben eines Mannes mit einem Dutzend Weiber als Unzucht bezeichnet werden könne. Durch ſein Stillſchweigen über dieſen Punkt gelangen wir zu der Ueberzeugung daß er eine Unterſchiedslinie zwiſchen geſetzlicher und ungeſetzlicher Unzucht zieht, und dieſe immer für geſetzlich erklärt wenn das Weib die Befriedigung der fleiſchlichen Gelüſte dem Manne nicht für Geld oder Geldeswerth zugeſteht. Den Schluß des Artikels über Vielweiberei bildet eine Abhandlung über die Frage: ob ungeſetzliche Unzucht wirklich exiſtirt, und nachdem der Verfaſſer die Beiſpiele gewiſſer Stadtviertel von Hamburg, Berlin und London hervorgehoben, ſtellt er endlich die letzte und höchſt naive Frage: „Wo kommen denn eigentlich die Mulatten her?“

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. P. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 4. 23 Januar 1857.

Ein Sagenkreis der nordamerikaniſchen Indianer.

Der nächſte große literariſche Erfolg der in den Vereinigten Staaten nach Mrs. Beecher Stowe's Negerroman erworben wurde, fiel dem Gedichte Longfellows „Hiawatha“ zu. Die Verbreitung des Buches ſoll jetzt über 100,000 Exemplare erreicht haben. Schiffe wurden nach dem rothhäutigen Propheten getauft, und ein Theil des weiblichen Populationszuwachſes jenſeits der Waſſer empfieng den Namen Minnehaha (lachend Waſſer). Wir beſitzen jetzt auch eine treffliche deutſche Ueberſetzung von einem unſrer größten Meiſter, nämlich von Ferdinand Freiligrath. [1] Longfellow hat ſich jedenfalls das Verdienſt erworben die poetiſchen Schönheiten des

[1] Der Sang von Hiawatha von Henry Wadsworth Longfellow. Stuttgart und Augsburg 1857. Damit ſich der Leſer über den Werth dieſer Ueberſetzung ein eigenes Urtheil zu bilden vermag, laſſen wir beide Texte hier vergleichen. Es iſt ein Abſchnitt aus dem dritten Geſang und handelt von den Jugendmärchen, welche die Großmutter Nokomis dem kleinen Hiawatha erzählt. Wie wir ſchon bei Beſprechung des Gedichtes (Ausland 1856. S. 145) anführten, iſt gerade dieſes Bruchſtück das zarteſte und gelungenſte im ganzen Epos.

Many things Nokomis taught him
Of the stars that shine in heaven:
Showed him Ishkoodah, the comet,
Ishkoodah, with fiery tresses;
Showed the Death-Dance of the spirits,
Warriors with their plumes and war-clubs,
Flaring far away to northward
In the frosty nights of Winter;
Showed the broad, white road in heaven,
Pathway of the ghosts, the shadows,
Running straight across the heavens,
Crowded with the ghosts, the shadows.
At the door on summer evenings
Sat the little Hiawatha;
Heard the whispering of the pine-trees,
Heard the lapping of the water,
Sounds of music, words of wonder;
„Minne-wawa!“ said the pine-trees,
„Mudway-aushka!“ said the water,
Saw the fire-fly, Wah-wah-taysee,
Flitting through the dusk of evening,
With the twinkle of its candle
Lighting up the brakes and bushes,
And he sang the song of children,
Sang the song Nokomis taught him:
„Wah-wah-taysee, little fire-fly,
Little, flitting, white-fire insect,
Little, dancing, white-fire creature,
Light me with your little candle,
Ere upon my bed I lay me,
Ere in sleep I close my eyelids!“

Saw the moon rise from the water,
Rippling, rounding from the water,

Mancherlei lehrt' ihn Nokomis,
Von den Sternen, hoch am Himmel;
Wies ihm Ishkoodah, den Bartſtern,
Ishkoodah, mit glühnden Locken;
Wies den Todtentanz der Geiſter —
Krieger ſie mit Keul' und Federn,
Nordwärts flackernd weit von dannen
In des Winters froſt'gen Nächten;
Wies den weißen Weg am Himmel,
Ihn den breiten Pfad der Schatten,
Mitten durch den Himmel laufend,
Voll von Geiſtern, voll von Schatten.
An der Thür am Sommerabend
Saß der kleine Hiawatha:
Hörte leis die Tanne flüſtern,
Hörte leis das Waſſer brauſen,
Wunderbare Töne und Worte;
„Minne-wawa!“ ſprach die Tanne.
„Mudway-aushka!“ ſprach das Waſſer.
Sah er auch die Feuerfliege,
Wah-wah-taysee, ſah ſie ſchwirren
Durch des Abends graue Dämmrung,
Mit dem Blinken ihres Lichtchens
Buſch und Dorngeſtrüpp erhellend.
Und er ſang das Kinderliedchen,
Sang, was ihn Nokomis lehrte:
„Wah-wah-taysee, kleine Fliege,
Feuerfliege, Weißlichtfliege,
Tänzerchen mein kleines, weißes,
Leuchte mir mit deinem Lichtchen,
Eh' ich auf mein Bett mich lege,
Eh' im Schlaf mein Aug' ich ſchließe!“
Sah er auch den Mond ſich heben
Aus dem Waſſer, rund und zitternd,

indianiſchen Sagenkreiſes populär gemacht zu haben, denn ſein Gedicht hält ſich ziemlich treu an die Sage, nur daß er einen Zuſammenhang zwiſchen den einzelnen Stücken und eine fortlaufende Erzählung ſchuf. Für manchen Gebildeten möchte die Beobachtung neu ſeyn daß die ſogenannten Wilden einen Sagenkreis beſitzen ſollten, der bisweilen einen innern Werth erreicht, wie die großartigſten Mythen der Culturvölker. Allein wenn wir näher umſchauen, ſo gewahren wir bei ſämmtlichen amerikaniſchen Völkern einen Sagenſchatz. Die Bewohner der Antillen, die wir uns gewöhnlich ſo nackt und ärmlich vorſtellen, beſaßen gewiß ihre großen Sagen, wenn auch leider nur ſchlecht verſtandene Fragmente auf uns gekommen ſind. Die Nahuatl-Völker hatten neben ihrem ſtark bevölkerten Olymp die große Culturſage des Gottes Quetzalcoatl, die Chibcha's am Magdalenenſtrom ihren Mythus von dem „Götterboten" und manche zarte Elfengeſchichte (ſ. Ausl. 1855 S. 877). Vergleichsweiſe ärmlich ſcheint das Volk der Peruaner geweſen zu ſeyn, wenigſtens fehlt es uns bis jetzt noch an Aufzeichnungen der dortigen Sagen. Allein die älteſte Geſchichte ihrer Incas gehört ſchon in das Reich des Mythus, und da die Peruaner, oder genauer die Völker der Quichua-Sprache, bis jetzt unter den amerikaniſchen Nationen die einzigen ſind welche im Drama ſich verſucht haben, [1] ſo müſſen wir bei ſo hoher poetiſcher Anregung vermuthen daß eben nur ein kleiner oder der kleinſte Theil der incaperuaniſchen Volksſagen auf uns gekommen ſey. Solche Schätze würden auch ſicherlich bei den freien und tapfern Araucanern zu heben ſeyn, deren Gebiet aber bei dem verſchloſſenen und mißtrauiſchen Weſen dieſer heroiſchen Stämme ſo ſelten für Europäer zugänglich wird. Gehen wir weiter weſtlich, ſo finden wir überall eigene Mythen und Sagen. Den Südſee-Inſulanern war zwar der Tabudienſt gemeinſam, allein welche außerordentliche Verſchiedenheit findet ſich wieder zwiſchen den religiöſen Sagen der Kanaken (Sandwich-Inſulaner), der ſinnlich heitern Tahitier und der ernſten rauhen Neuſeeländer! So webt überall die Phantaſie ihr buntes Kleid, uns aber öffnet ſich die Pforte zu der geheimnißvollen Werkſtätte des geiſtigen Ichs einer Nation, wenn wir ihre Sagen aufmerkſam betrachten und vergleichen. Das Intereſſe, welches Longfellows Hiawatha erregte, wurde daher glücklich von Schoolcraft benutzt, um die Sagen der nordamerikaniſchen Stämme herauszugeben. [2] Ein Märchen oder eine Volksſage wieder zu erzählen, dazu gehört ein außerordentlicher dichteriſcher Genius, das tiefſte Verſtändniß der Sprache, Kindlichkeit des Gemüthes, Liebe zum und Achtung vor dem köſtlichen Kleinod, welches ſeine Faſſung erhalten ſoll. Wir Deutſchen wiſſen das am beſten, da wir die Grimm'ſche Sammlung beſitzen. Ob ſich bei der Fremdartigkeit der amerikaniſchen Sprachen überhaupt die Mythen recht treffend überſetzen laſſen, darf man bezweifeln. Hr Schoolcraft hat wenigſtens nicht die richtige Tonart gefunden. Er redet nicht die Sprache wie ſie aus der Welt des Wunders fremdartig und doch wieder bekannt in unſer Ohr dringt und uns leiſe überſchauert wie eine Mendelsſohn'ſche Elfenmuſik. Selbſt in der trockenen Ueberſetzung aber iſt der Sagenkreis der rothen Jägervölker noch im höchſten Grade anziehend, und wir wagen zu behaupten, daß z. B. das Märchen von den „zwölf Schweſtern" ſo zart und lieblich ſey wie nur immer die Glanzſtücke unſeres deutſchen Sagenſchatzes.

Eine nähere Bekanntſchaft mit der Hiawatha-Sage wird uns zeigen, mit welcher dichteriſchen Freiheit Longfellow den vorhandenen Stoff geſtaltet hat. Der Mythus gehört den Irokeſen an. In ihrer Sprache heißt der unſichtbare Stoff, den wir Seele nennen Ochichaug. [3] Dieſe Seele hat aber eine Art Doppelgänger, einen Geiſt in der geſpenſterhaften Bedeutung dieſes Ausdrucks. Dieſes zweite Weſen nennen ſie Jeebi. Die Perſonification des Todes heißt bei ihnen Panguk, ein grauenhaftes, blut-, muskel- und athemloſes Weſen, deſſen Erſcheinen dem Unglücklichen ſein nahes Ende ankündigt. Panguk iſt ein Jäger mit Bogen, Pfeilen und Schlachtkeule bewaffnet. Nach einigen Ueberlieferungen beſitzt er eine durchſichtige Haut, und ſtatt der Augen Feuerkugeln. Nie ſpricht er ein Wort, und ungleich andern Jeebis vermag er nie in lebendige Weſen zu ſchlüpfen. Er beſitzt nicht die Kraft wie die Monedoes oder böſen Geiſter ſich zu verwandeln, niemals verbirgt er ſich hinter Truggeſtalten, und verſucht zu ſcheinen was er nicht iſt. Manabozho (Hiawatha) allein beſaß die Gabe ihn unverſehrt beſchwören zu können. Deßhalb ruft er ihn auch in dem Gedichte

---

Saw the flecks and shadows on it,
Whispered, „What is that, Nokomis?"
And the good Nokomis answered:
„Once a warrior, very angry,
Seized his grandmother, and threw her
Up into the sky at midnight;
Right against the moon he threw her;
'T is her body that you see there."
Saw the rainbow in the heaven,
In the eastern sky, the rainbow,
Whispered, „What is that, Nokomis?"
And the good Nokomis answered:
„'T is the heaven of flowers you see there;
All the wild-flowers of the forest,
All the lilies of the prairie,
When on earth they fade and perish,
Blossom in that heaven above us."

Sah die Flecken drauf und Schatten,
Hauchte: „Was iſt das, Nokomis?"
Und Nokomis ſprach, die Gute:
„Nahm ein Krieger einſt, ſehr zornig,
Nahm er ſeine Aeltermutter,
Warf ſie auf bei Nacht zum Himmel,
Warf ſie grade in das Mondrund,
'S iſt ihr Leib, was du erblickſt dort!"
Sah er auch den Regenbogen,
Oſtenwärts, den Regenbogen,
Hauchte: „Was iſt das, Nokomis?"
Und Nokomis ſprach, die Gute:
„Dieſes iſt der Blumenhimmel;
Alle Blumen ringe im Forſte,
Alle Lilien auf der Steppe,
Wenn ſie welkten auf der Erde,
Blühn in jenem Himmel ob uns!"

[1] Bekanntlich wurde ein ſolches Drama in der Quichua-Sprache im Original von Herrn Moriz Rugendas nach Europa gebracht und von Herrn Tſchudi herausgegeben.

[2] The Myth of Hiawatha and other Oral Legends of the North American Indians by Henry R. Schoolcraft Philadelphia 1856.

[3] Die Namen ſind ſämmtlich engliſch auszuſprechen. Auch Freiligrath hat ſich an die engliſche Orthographie gehalten und Recht daran gethan.

Digitized by Google

zu Hülfe gegen den ſchädlichen Pau-Puk-Keewiß, einen Jeebi, der ihm beſtändig durch Einſchlüpfen in Thiergeſtalten entgangen war. Langſam erreicht den Schlimmen, der ſich mitten in den Felſen eingeſchloſſen hat, mit allen Effecten des wahren Todes, Manabozho oder Hiawatha, der große Haſe [1] oder Manito (denn dieß iſt der geheime Sinn des Namens) hatte erſt den Fürſten der Schlangen vertilgt, er hatte die Fluth überlebt welche die große Schlange erregte, er hatte die geheimnißvolle Perle oder „Seemuſchelfeder“ überwunden, und Mishemokwa, den großen Bären, erlegt. Allein mehr als dieſe Thaten koſtete es ihm Mühe, den ewig entſchlüpfenden, unerfaßbaren Pau-Puk-Keewiß zu vertilgen. Daß er es konnte, daß er den Tod ſelbſt bis in das Reich der Jeebis zu ſenden vermochte, beweiſt deutlich daß im Sinne der Indianer Hiawatha oder Manabozho eine Gottheit geweſen ſeyn muß. Nach den Erzählungen der Irokeſen wurde nämlich Tarenyawagon vom „Herrn des Lebens“ oder vom „Beherrſcher des Himmels“ auf die Erde geſendet, um ſie für das Menſchengeſchlecht bewohnbar zu machen und die Völker die wichtigſten Geheimniſſe der Cultur zu lehren. Dieſer Götterbote erſchien den Menſchen in Hiawatha's Geſtalt, als Jägersmann, Krieger, Hülfeſuchender und Bettler Er ließ ſich nieder und nahm ein Weib. In ſeinem magiſchen Canoe auf- und abfahrend, erlegte er die vorweltlichen Ungethüme und reinigte die Welt von den Plagen und böſen Geiſtern, die ſich den neuen Zuſtänden widerſetzten. Er wurde als ein großer Weiſer verehrt, und ſeinen Rathſchlägen dankten die Irokeſen, daß ſie ſich einfallender Feinde erwehren konnten. Er gab den zerſtreuten Stämmen den Zauber der Unwiderſtehlichkeit durch eine politiſche Inſtitution, durch den Reichstag der Nation, der bei Onandaga errichtet und wo das große Berathungsfeuer angezündet wurde. Die verſammelten Stämme wählten ſich dort ein Oberhaupt unter dem Titel Atotarho, und nach der ſagenhaften Geſchichte der Rothhäute ſollen vor der columbiſchen Entdeckung Amerika's dreizehn ſolcher Magiſtrate gezählt worden ſeyn. Als Hiawatha das Ende ſeiner Laufbahn nahen fühlte, erſchien er in ſeinem Zauberkahn in Begleitung ſeiner Lieblingstochter auf dem Reichstag. Er landete an den Geſtaden des Onondaga-Sees, und ſchritt nach dem Verſammlungsort zu. Da wurde ein weißer Punkt am Himmel ſichtbar, ein Sendling vom Himmel an Hiawatha. Größer wurde er und immer größer, ein weißer Vogel, der Vogel des Himmels, und mit ſolcher Blitzesgewalt ſchlug er nieder, daß er Hiawatha's Tochter in die Tiefe der Erde riß und ſie vollſtändig vernichtete. Der Vogel ſelbſt zerſtörte ſich im Zerſtören. Nichts blieb übrig als umhergeſtreute weiße Federn, ſo rein wie ſilbernes Gewölk, welche die Krieger eifrig auflaſen und noch bis auf den heutigen Tag als Erkennungszeichen der Tapferkeit tragen. Da dem Propheten das Liebſte auf Erden genommen war, fühlte er die Bande zerriſſen, die ihn an den menſchlichen Wandel knüpften. Der große Geiſt, ſprach er zu ſich ſelbſt, will mich vielleicht lehren daß meine Sendung zur Neige gehe und ich zu ihm zurückkehren müſſe. Er beſtieg ſeinen Zauberkahn und begann ſeine Himmelfahrt. Süße Muſik ertönte bei ſeinem Aufſteigen und war noch hörbar als er längſt dem menſchlichen Geſichtskreis ſich entzogen hatte.

[1] Ueber die mythologiſche Bedeutung des großen Haſen ſ. Müllers amerikaniſche Urreligionen S. 105. 122. 126.

Dieß iſt die große Sage welche Longfellow ſo geſchickt benutzt hat. Leider um den ſentimentalen Geſchmack des Zeitalters zu befriedigen, wurde die Liebesgeſchichte mit der Minnehaha oder dem lachenden Waſſer eingeflochten. Es fehlt den rothen Indianern durchaus nicht die romantiſche Ader, und ſie kennen auch den Dienſt für zarte Frauen, allein doch nicht in der Art, wie Longfellow uns die Verhältniſſe wieder gegeben hat, wo dem rothen Götterboten moderne Yankeeſentimentalität infiltrirt wird. Wir wollen daher eine ächte Liebesgeſchichte der Odjibwas nacherzählen, die Schoolcraft unter dem Titel gibt:

Chileeli, der rothe Geliebte.

Vor vielen Jahren lebte an den Ufern des großen Sees ein Krieger der hieß Wawanoſh. Wawanoſh war das Haupt eines alten Geſchlechtes ſeines Stammes, bei dem die Häuptlingswürde ohne Unterbrechung fortgeerbt hatte. Wawanoſh beſaß alle heldenhaften Eigenſchaften um die Anſprüche ſeiner edlen Geburt durchſetzen zu können, er wurde Häuptling und ſeine Stimme entſchied in der Verſammlung. Was Wunder, wenn Wawanoſh von Hochmuth ſchwoll und dieſen Hochmuth ſollte ſein einziges Kind empfinden, ein Mädchen von gefeierten Reizen und juſt ſo alt daß ſie achtzehnmal die Knoſpen an den Zweigen hatte aufſpringen ſehen. Um dieſen Beſitz bewarb ſich ein junger Krieger von ärmlicher Herkunft, der nichts beſaß um ſein Begehren zu rechtfertigen, als Liebe und männlichen Sinn. Ein ſolche Verbindung konnte den Vater nicht befriedigen und er ließ den Bewerber hart an. „Haſt du nicht gehört daß meine Ahnen von Sonnenaufgang hergezogen ſind mit den Wahrzeichen der Häuptlingswürde? Weſſen, junger Mann, vermagſt du dich zu rühmen? Wo haſt du in der Männerſchlacht gegen den Feind geſtanden? Wo iſt die Siegesbeute die du heimgebracht? Geh und ſchlag dir aus dem Sinn daß mein ritterliches Blut ſich mit dem Stockfiſchblut von Fiſcherleuten miſchen ſollte!“ Eingeſchüchtert zog der Liebhaber ab, aber er ſann darauf eine That zu vollbringen, die ihn würdig ſcheinen ließe für die Tochter Wawanoſh's, und ſollte er darüber umkommen. Er ſammelte ſeine Altersgenoſſen um ſich, ſie legten die Kriegsmalerei an, ſchmückten ſich mit Federn und zogen nach dem Platze wo der Kriegstanz gehalten wird. Ehe aber der gekränkte Liebende auf den Kriegspfad ſich begab, hatte er eine heimliche Zuſammenkunft mit Wawanoſh's Tochter. Er ſchwur ihr nur als großer Krieger zurückzukehren, geſtand ihr aber daß ſeine Träume Unheil verkündeten. Beim Abſchied erneute das Paar das Gelöbniß unvergänglicher Treue und trennte ſich zum Nimmerwiederſehen. Die ſchöne Magd erfuhr die Todesbotſchaft durch einen heimkehrenden Krieger. Nach unerhörten Thaten der Tapferkeit war der Treue gefallen, die Bruſt von einem feindlichen Pfeile geſpalten. Von dieſem Augenblick ſchwand die Tochter Wawanoſh's dahin. Thränen waren ihre Luſt, Klagen ihre Begierden und Troſtworte nur Qual Sie ſtahl ſich an ſtille Orte hinweg unter den Schatten eines Baumes und ſang ihre Klagelieder, ſtunden- und ſtundenlang! Dieß geſchah um die Zeit wo ſich ein kleiner Vogel von ſtrahlendem Gefieder auf dem Baum niedergelaſſen hatte, unter dem ſie trauerte. Der ſeltſame Gaſt wurde Chileeli genannt wegen ſeiner ſüßen kunſtloſen melodiſchen Töne, welche Theilnahme an dem Wehelaute ihres Geſanges verriethen. Der Vogel war ein Fremdling, den niemand zuvor geſehen. Jeden Tag kam

Digitized by Google

er und ſchlug bis zur ſinkenden Nacht. Wenn er ſich vom Wipfel hinweg ſchwang, da ſtrahlte ſein Gefieder wie Regenbogenglanz. Die Trauernde glaubte zu errathen es ſey der Geiſt ihres Geliebten, und oft und öfter wiederholte ſie ihre Beſuche an dem ſtillen Ort. Als nun der Tod ſie ſtreckte, da brachte er nicht Pein und Trübſal, ſondern erſchien wie der Herold der Glückſeligkeit. Nach ihrem Verſcheiden ward auch der fremde Vogel nicht mehr geſehen, und man hielt ſeitdem feſt an dem Glauben, daß der geheimnißvolle gefiederte Gaſt mit ihrer Seele davon geflogen ſey.

•

Das hübſcheſte Märchen in der Sammlung gehört den Schawnee's und wird von Schoolcraft überſetzt unter dem Titel:

Die Sternenfamilie oder die himmliſchen Schweſtern.

Waupee, der weiße Häher, wohnte abſeits und war der berühmteſte Jäger ſeines Stammes. In die tiefſte Finſterniß des Dickichts drang er ein, und es gab keine Spur von Geflügel oder Thier, die er nicht verfolgen konnte. Eines Tages gelangte er an eine Stelle ſeines Waldes die er noch nicht geſehen hatte. Der Himmel ſchaute herein durch die Wipfel der Bäume, das Dickicht wurde licht und er gerieth auf eine offene blumige Wieſe. Als er auf dem pfadloſen Grunde weiter gieng, ſtieß er auf einen Kreis im Raſen, wo die Halme wie durch Fußtritte abgetreten waren. Was ihn dabei überraſchte, war aber nur daß ſich durchaus kein Weg zu dieſem Ringe finden wollte. Nirgends waren Stapfen zu gewahren, nirgends ein zertretenes Blatt, nirgends ein geknickter Halm. Da dachte er bei ſich, er wolle ſich auf die Lauer legen um das Geheimniß des Kreiſes zu erlauſchen. Nicht lange darauf hörte er auch eine leiſe Melodie in der Luft. Er ſchaute in der Richtung aufwärts und ſah einen winzigen Gegenſtand niederſchweben. Anfangs war es nur ein Pünktchen, dann wurde es größer und größer, die Muſik aber zugleich deutlicher und ſüßer. Zuletzt gewahrte er einen Korb, in dem ſaßen zwölf Schweſtern voll Liebreiz und entzückender Geſtalt. Sowie der Korb den Boden berührte, ſprangen ſie heraus und begannen in dem Ring zu tanzen. Sie ſchlugen dabei auf glänzende Kugeln, wie wir etwa eine Trommel rühren. Waupee genoß aus ſeinem Verſteck das anmuthige Schauſpiel, er bewunderte eine der Schweſtern nach der andern, allein am beſten gefiel ihm doch die Jüngſte. Endlich, überwältigt von Begierde, brach er hervor und ſuchte ſie zu ergreifen. Aber die Schweſtern ſprangen wie Vögel vom Aſte in den Korb und wurden wieder zum Himmel gezogen. Jetzt hatte Waupee das Nachſehen und die Reue über ſeine Zudringlichkeit. „Fort ſind ſie, ſprach er zu ſich, und nimmer werde ich ſie wiederſehen.“ Die Erinnerung ließ ihm keine Ruhe zu Haus. Am nächſten Tage kam er ſchon wieder auf die Prairie, um aber die Schweſtern zu täuſchen, nahm er die Geſtalt einer Beutelratte an. Er brauchte nicht lange zu warten bis der geflochtene Wagen herabſchwebte. Alles geſchah wie am Tage zuvor, nur daß die Schweſtern ihm noch liebreizender vorkamen. Sachte kroch er nach dem Ring, aber kaum gewahrten ihn die Schweſtern, ſo hüpften ſie auch in den Korb. Dießmal hob er ſich nur wenig empor, ſo daß er hören konnte wie die älteſte Schweſter ſprach: „Vielleicht iſt das Thier nur gekommen um uns zu zeigen, wie die Sterblichen den Tanz aufführen.“ — O nein! — rief die Jüngſte, laßt uns ſchnell auffahren. Da begann die Muſik wieder und der Korb verſchwand dem Schmachtenden aus den Augen.

Sorgenvoll kehrte Waupee in ſeiner ächten Geſtalt heim und die Nacht wollte dem Ungeduldigen nimmer endigen. Er ſann über einen neuen Plan für den folgenden Tag, und als er auf der Prairie einen Baumſtumpf und in dem Stumpf ein Mäuſeneſt fand, ſo wählte er dieſe Thiergeſtalt, weil er meinte ein ſo kleines Geſchöpf werde keinen Verdacht erregen. Vorher aber brachte er den Stumpf in die Nähe des Ringes. Der Korb ſchwebte nieder und der Tanz hob an. Da hielt die Jüngſte ſtill und ſprach: „Seht den Stumpf! der lag zuvor nicht dort! und erſchreckt ſprang ſie an den Wagen. Die andern aber lachten, umringten den Stumpf und ſchlugen aus Scherz darauf. Heraus liefen die Mäuſe und Waupee darunter. Alle Thiere erſchlugen die Schweſtern bis auf eine, welche von der jüngſten verfolgt wurde. Schon war ihr Stock geſchwungen, da ſprang Waupee in wirklicher Geſtalt auf und umfaßte ſeine Beute. Hurtig waren die andern Schweſtern im Korb, und auf gen Himmel gieng die Reiſe.

Waupee ſtrengte ſich an um die Zuneigung der Liebſten zu gewinnen. Er wiſchte die Thränen aus ihren Augen, unterhielt ſie mit Jagdabenteuern, beſchrieb ihr mit Gluth alle irdiſche Luſt und brachte ſie ſanft bis zu ſeiner Hütte. Als ſie hineintrat, wollte ſein Herz vor Freude ſpringen, denn er war das glücklichſte Geſchöpf auf Erden. Winter und Sommer zogen ihm haſtig vorüber, und die Summe ſeines Glückes ſteigerte ſich noch durch die Zugabe eines prächtigen Knaben. Die Mutter war die Tochter eines Sternes, und da konnten die irdiſchen Auftritte ſie nicht befriedigen. Sie ſeufzte nach ihrer Heimath im Firmament, verbarg aber ſorgfältig dieſe Sehnſucht ihrem Gemahl. Heimlich flocht ſie einen Korb, ſammelte allerhand Leckerbiſſen und ſeltenen Kram auf Erden, womit ſie ihrem Vater Freude zu machen glaubte, und als Waupee einſt auf der Jagd abweſend war, trug ſie Korb und Kind in den Zauberring, ſtieg ein und ſtimmte ihren Geſang an, worauf ſich der Wagen hob. Der Wind aber trug den Geſang weiter, und der Mann erkannte ſogleich die bekannte Stimme. Er erreichte aber nur die Prairie um die Auffahrt ſeines Weibes und Kindes zu ſehen. Wohl erhob er ſeine Stimme, aber ohne erhört zu werden, und bald verlor ſich der Korb als Pünktchen in den Lüften. Da ſank ihm das Haupt, und er fühlte tiefes Elend. Wohl beklagte er ſeinen Verluſt einen langen Winter und einen langen Sommer ohne Troſt. Er betrauerte bitter den Verluſt ſeines Weibes, bitterer noch ſeinen Sohn. Mittlerweile hatte jene ihre Heimath auf den Sternen erreicht und unter ſeligen Zerſtreuungen beinahe vergeſſen daß ſie einen Gatten auf Erden verlaſſen hatte. Nur der Sohn erinnerte ſie daran, und je mehr er aufwuchs, deſto ungeduldiger begehrte er in ſein Geburtsland. Da ſprach der Großvater zur Mutter eines Tages: „Geh mein Kind, führ' den Knaben hinab zu ſeinem Vater und frage ihn ob er nicht herauf kommen und bei uns leben wolle. Doch ſag' ihm auch, daß er von allem Gethier und Geflügel ſeiner Jagden ein Stück mit in den Himmel bringe.“ Waupee vernahm die Botſchaft des Sternes, und ohne Raſt Tag und Nacht ſpürte er den ſchönſten Thieren und Vögeln nach, von jedem behielt er aber nur einen Flügel, eine Klaue oder einen Schwanz um die Art wieder zu erkennen. Als alles beiſammen war, begab man ſich zum Zauberring, und es ſtiegen alle drei hin-

Digitized by Google

auf. Große Freude herrschte bei ihrem Eintreffen auf den himmlischen Prairien. Der Sternenhäuptling ließ ein großes Fest anrichten, und als sich seine Völker geschaart hatten, verkündigte er ihnen, es dürfe sich jeder von den irdischen Habseligkeiten sich wählen, was ihm am besten behage. Da entstand großes Gewirr. Der eine griff nach einem Fuß, der andere nach einer Klaue, der dritte nach einem Schweif, und wieder andere nach einem Fittig. Wer einen Schweif oder eine Klaue erhaschte, wurde in ein Thier verwandelt und lief davon, die andern aber erhielten Vogelgestalt und schwebten hinweg. Waupee wählte die Feder eines weißen Hähers, sein Weib und Sohn thaten das Gleiche, und jedes wurde verwandelt. Voller Lust im neuen Gewand spreizte das Haupt der Familie seine Fittige aus, gefolgt von Weib und Sohn, und schoß auf Erden herab, wo diese Art noch heutigen Tages angetroffen wird.

*

Die Anspielung daß die edlen Raubvögel in den Sternen ihre Gesellen haben, ist fein genug; überhaupt kehrt in den Märchen oft die Wendung wieder daß die Schöpfung vom Himmel aus bevölkert worden sey. Ganz ähnlich ist die Sage der Odjibwas von Djeeg Anung, dem „Sommerzeuger." Diesen Namen geben auch die Odjibwas einem Sternbilde in der nördlichen Halbkugel, welches mit dem Pflug identisch seyn soll, und das sie die Fischer-Sterne nennen, denn Djeeg war ein Fischer, der aus Zärtlichkeit seinem Söhnchen versprochen hatte Sommer zu machen und die Luft mit fröhlichem Federvolk zu füllen. Ein Eichhörnchen war es welches dem Kinde die Bitte zugeflüstert hatte. Dem Fischer gelang es wohl die warmen Lüfte aus dem Himmel zu befreien, er öffnete die Mocaks (Käfige), worin die Vögel gefangen saßen, allein er selbst kam bei dem Unternehmen um. Es liegt nahe die Allegorie zu gewahren, die meteorologische Erscheinungen mit dem Aufgang einer Sternengruppe verknüpft. Gar zart ist aber die Ausführung des Details, und besonders geistreich die Wendung daß der Anschlag von dem Eichhörnchen ausgieng, gleichsam als hätte es sich nach dem Frühling und nach Gesellschaft in den Wipfeln gesehnt. Aehnliche Anspielungen auf die belebte Natur enthält eine Chippewa-Fabel,

Jena, der Wanderer oder das Zauberbündel.

Es war einmal ein armer Mann, der hieß Jena.[1] Er pflegte umherzuziehen von Ort zu Ort, ohne Verwandte, vereinsamt und beinahe hülflos. Eines Tages, als er auf die Jagd ausging, hieng er sein Bündel an einem Ast auf, um die Bürde nicht mitzuschleppen. Als er Abends mit Beute zurückkehrte, sah er eine kleine, aber saubere Hütte erbaut, wo er sein Bündel gelassen hatte, und beim Hineinschauen gewahrte er eine Frau in der Hütte sitzen, neben der seine Decke lag. Er hatte ein Stück Wild heimgebracht, aber an der Schwelle gelassen. Zu seiner Ueberraschung brach das Weib, als sie die Beute hereinbringen wollte, beide Füße. Da dachte er bei sich: Jetzt hielt ich mich für glücklich, sehe aber meinen Irrthum ein. „Mweengweeshee Nachtfalke) setzte er laut hinzu, ich lasse dir meine Beute, daß du dich ätzen kannst."

Er nahm sein Bündel, zog ab und hieng es an einen andern Baum, woraus er sich abermals auf die Jagd begab. Wiederum war ihm das Glück hold, und mit einem Reh beladen kehrte er zurück, als er an der Stelle seines Bündels eine andere Hütte fand, worin eine Frau neben seiner Habseligkeit saß. Sie stand auf um das Wild hereinzuholen, er aber streckte sich ermüdet neben das Feuer. Da die Frau nicht wieder hereinkam, nahm es ihn zuletzt Wunder. Er stand auf und gewahrte durch die Thüre das Weib am Fett der Beute schmausend. Dachte ich doch jetzt, rief er aus, ich sey glücklich, aber ich erkenne meinen Irrthum. „Armer Wabizhas (Marder), wandte er sich an die Frau, friß nur von dem Wildpret das ich gebracht habe." Mit dem Bündel gieng er weiter. Zum drittenmal that er was er gethan, und zum drittenmal geschah was sich früher zugetragen hatte. Dießmal stand die Frau aber hurtig auf, brachte den Braten herein, zerlegte ihn und hieng die Stücke auf, nachdem sie davon einen Theil für das Abendmahl des müden Jägers zubereitet hatte. Da dachte der Mann bei sich: „Jetzt bin ich gewiß glücklich." Jeden Tag setzte er sein Waidwerk fort, und jeden Abend besorgte das Weib die Haushaltung. Nur Ein Ding beunruhigte ihn. Niemals hatte er die Frau noch etwas essen sehen. Er fragte sie darum, sie aber erwiederte: „Das ist keine Nahrung für mich!" Am vierten Tage schnitt er sich einen Stab aus einem Zweige der Uzadi (Populus tremuloides). Die Frau gieng wie gewöhnlich hinaus um das Wild herzurichten. Er hörte sie aber lachen und zu sich selbst sagen: „Das laß' ich mir gefallen!" Der Mann lauschte hinaus, um sich von der Ursache dieses Vergnügens zu unterrichten, als er sie erstaunt die Pappelrinde benagen sah. Da rief er aus, „hohe, das ist Amik! (Biber)." Am andern Abend wählte er sorgfältig einen Stamm Rothweide aus und brachte ihn heim. Dann konnte er sie sprechen hören: „Das will ich mir gefallen lassen! Abwechslung ist ein gutes Ding, denn Weißfische (damit meinte sie Pappelrinde) wird man überdrüssig, aber Karpfen (das bezog sie auf Rothweide) ist eine leckere Veränderung." Trefflich gefiel Jena sein Weib ganz gut, wegen ihrer Sauberkeit und ihres sorgfältigen Haushalts. Geschickt wie sie war, verfertigte sie hübsche Taschen aus Baumrinde, und nähte aus den Fellen der erlegten Thiere die zierlichsten Kleider. Als der Frühling kam, sah sich das Paar mit zwei Kindern gesegnet, das eine glich der Mutter, das andere glich dem Vater. Dieses andere war ein Knabe, und als er aufwuchs, verfertigte ihm der Vater eines Tages einen Bogen und Pfeile. „Da! mein Kind, sprach er, nimm diesen Bogen und diese Pfeile und suche die jungen Biber zu treffen, wenn sie in den Gewässern zu schwimmen anfangen." Der Frau machte diese Rede tiefen Verdruß; in der nächsten Nacht verließ sie heimlich mit ihren Kindern die Hütte, und begab sich an den kleinen Strom in der Nähe. Durch einen Damm staute sie das rasche Wasser und errichtete einen Bau, wo sie nach Biberart mit ihren Kindern lebte. Als der Mann beim Erwachen sich verlassen sah, forschte er fleißig nach den Verschwundenen, und fand bald ihr Versteck aus. Dort warf er sich über den Bau und rief: „Hier will ich bleiben bis ich sterbe." Die Frau erlaubte den Kindern sich dem Vater zu nähern, aber nicht ihn zu berühren. So wie sie ihm zu nahe kamen, sah sie sie geschwind wieder zurück. Auf diese Art quälte sie ihn bis er verhungert war.

*

[1] Dreifoldig, von Jenawdizzi, ein Wanderer.

Digitized by Google

Das Märchen geht eigentlich noch fort, denn vor dem Verhungern erscheint ein Bärenweibchen mit Früchten, und Jena wandert in das Reich der Bären; allein die Erzählung vom Bündel und von den Bibern schließt schon oben, und das folgende ist offenbar ein Zusatz ohne Zusammenhang mit der ursprünglichen Fabel. Diese Proben werden genügen den ethnologischen Werth des Sagenkreises wahrnehmen zu lassen, auch werden wir nicht unterlassen vollständiger als es dießmal geschah, andere Märchen aus den übrigen vierzig noch mitzutheilen.

Die Entdeckung der nordöstlichen Durchfahrt.

Die Rettung der „Investigators."

Am 11 November 1850 nahm die Sonne Abschied, und der wahre, der lichtlose Winter brach an. Die kälteste Zeit des arktischen Winters fällt jedoch in den Februar, wo man um Mittag bereits wieder Dämmerung hat. Dießmal wurde die niedrigste Temperatur vom 9 — 16 Januar notirt, wo das Thermometer 40 — 50° unter den Fahrenheitschen Nullpunkt (— 40 bis — 42° R.) sank. Die Mannschaft kehrte sich aber wenig daran ob die Quecksilbersäule fror. Im Schiffe war es warm, man belustigte sich mit dramatischen Spielen und feierte das Christ- und das Neujahrsfest wie in der Heimath. Einer der Leute hatte in der Nacht eine Rennthierheerde über das Eis setzen sehen, und die Nachricht machte unter dem Schiffsvolk das größte Aufsehen. Später überzeugte man sich daß es ein Irrthum sey zu glauben, die Thierwelt verlasse zur Winterszeit den Polarkreis. Außer den wandernden Arten bleiben vielmehr sämmtliche andere da, selbst unter höheren Breiten, wo stellenweis das Wild so zahlreich wird, daß sich ein Theil der Schiffsmannschaft recht gut davon nähren könnte. Der Investigator war auch nicht ganz verlassen. Ein arktischer Rabe hatte sich angesiedelt und blieb den Winter über beim Schiff. Als er es verließ war allgemeine Trauer, so sehr hatte man sich an das Thier gewöhnt. Dafür kam ein anderer lang vermißter Freund wieder, die Sonne. Um sie wieder zu sehen, hatte am 3 Februar 1851 ein Theil der Mannschaft einen nahen Berg bestiegen, denn vom Schiff aus blieb sie noch unsichtbar. Am 18 April verließen drei Schlitten den Investigator nach verschiedenen Richtungen. Im Mai begann man zu jagen, aber leider fehlten geübte Schützen, und es wurden nur 156 Schneehühner und 7 Hasen erlegt. Gegen Ende des Monats stellte sich bereits der Frühling ein. Die nach Süden gelegene Küste von Banksland wurde vom Schnee entblößt, die nach Norden offene Küste von Prince Albertsland blieb dagegen länger bedeckt. Am 20 Mai kehrte die eine Schlittenpartie unter Lieut. Creßwell zurück. Sie war 170 Meilen gegen Nord und Norwest vorgedrungen, und brachte die Ueberzeugung mit daß man gegen Westen eine Insel vor sich habe, und zwar Banksland. Am folgenden Tage trug sich ein sonderbares Abenteuer zu. Capt. M' Clure schoß einen Bären der sich um das Schiff schlich. Als das Thier zerlegt wurde, fanden sich in seinem Magen Rosinen, Tabaksblätter, Würfel von fettem Schweinefleisch, wie man sie zur Bereitung von Schildkrötensuppe braucht, endlich Streifen von Heftpflaster, welche bereits durch die Hände eines Wundarztes gegangen seyn mußten. Wie kamen die Monumente der westlichen Civilisation in den Magen des Bären? Hatte er Nachrichten von Sir John Franklin im Leibe? Kam er von den brittischen Geschwadern her, die vom Osten durch die Barrowstraße vorgedrungen waren? oder lag etwa die Enterprise in der Nähe? Das letzte vermuthete M' Clure, und sendete sogleich eine Schlittenpartie nach dem Südosten von Banksland. Später aber klärte sich das Geheimniß auf, denn man fand eine Blechbüchse mit Conserven welche die Artikel im Bärenmagen enthielt und daneben die Fußtapfen Meister Brauns. Am 29 Mai kehrte eine andere Schlittenpartie unter Lieut. Haswell heim, der in südöstlicher Richtung gegangen war, und am 14 Mai unter 70° 45' n. Br., 114 w. L. Gr. eine tiefe Bucht des Wollaston Land erreicht hatte. Merkwürdig genug stieß er an der südlichen Mündung der Prince of Wales Straße auf Eskimos, die in ziemlicher Nähe des Investigator überwintert hatten. Sie erblickten zum erstenmal Europäer, ein Beweis daß sie von Franklin und seinen Gefährten nichts gesehen oder vernommen haben konnten. M' Clure und der Dolmetscher Miertsching suchten sie später auf und fanden sie sehr schüchtern. Einem hübschen Mädchen schenkte M' Clure ein Stück rothes Tuch. Sie hatte in ihrem Leben noch kein Geschenk erhalten, erkundigte sich daher bei dem Herrnhuter was als Tauschobject verlangt werde, und als dieser ihr den Handel endlich begreiflich machte, wollte sie wissen: „auf welcher Art von Thier das rothe Tuch (als Fell) wachse?" Am 7 Junius kehrte die letzte Schlittenpartie von Nordosten heim. Keine hatte Spuren vom „Erebus" und „Terror" gefunden.

Jetzt kam der Sommer. Vom 10 — 14 Jul. gerieth die Eisbank in Bewegung, und jetzt erneuten sich die Gefahren, welche darin bestanden daß das Schiff nach dem Freiwerden zwischen Eisbänke und Klippen gerieth und zerquetscht werden möchte. Nach M' Clure's Beobachtungen ergibt sich daß das Fluthwasser in der Prince of Wales Straße von Süd nach Nord sich bewegte. Bei Springfluthen stieg das Niveau um 3½ Fuß, während die niedrigen Fluthen (neaps) beinahe unbemerkt blieben. Mitten in tiefen Nebeln hatten sie neue Aengsten zu bestehen: die Magnetnadeln versagten ihre Dienste. Eines Tages zeigte der Standardcompaß N, der Steuerbordcompaß S W bei W ½ W, und der Portcompaß S bei W. Endlich wurde das Schiff am 15 August bis 73° 43' 43" N. Br., 115° 32' 30" W. L. Gr. nach Norden getrieben, und man lag jetzt nur 25 (engl.) Meilen von der Barrow-Straße. Aber weiter gelangte das Schiff nicht. Man entschloß sich daher am 16 August wieder umzukehren, in der Absicht um Banksland herum in den Melville-Sund (Barrow-Straße) einzudringen. Am 18 August hatte man Cap Kellett, die Südwestspitze der Insel, bereits doublirt und fuhr nun längs der Westküste gegen Norden. Um sich einen richtigen Begriff von solchen arktischen Reisen zu machen, muß man sich die Meere selbst völlig mit Eis bedeckt vorstellen. Die Eisdecke ist nur stellenweis gebrochen, und die abge-

Digitized by Google

ſiſten Flächen zeigen bisweilen einige Bewegung. Nur in der Nähe der Küſten iſt ein ſchmaler Canal offenen Waſſers, deſſen Breite abhängt von der Temperatur des Sommers. Dieſer Canal hatte an der Weſtküſte von Bankland anfangs 6 Meilen Breite, und verengerte ſich allmählich bis auf 3—5 (engl.) Meilen. Am Morgen des 19 Aug. 1851 befand man ſich 73° 55′ n. Br., 123° 52′ w. L. Gr. Als man ſich nun der Nordſpitze der Inſel und dem Melville-Sund (Barrow-Straße) näherte, verengerte ſich das Fahrwaſſer auf 400, zuletzt auf 200 Yard, und zugleich fiel die Küſte ſo ſteil ins Meer, daß man mit dem Senkblei keinen Grund fand. So lag das Schiff zwiſchen der Kiefer eines Drachen. Bewegte ſich die Eisbank gegen das Ufer, ſo wurde Schiff und Mannſchaft unfehlbar zerquetſcht. Vom 20 Auguſt bis zum 29 Auguſt lag das Schiff ſtill. Es konnte weder rückwärts noch vorwärts. Mehr als einmal war der Inveſtigator nahe daran zwiſchen den Eisbänken begraben zu werden, bis man endlich wieder Luft erhielt und an die Nordſpitze von Bankland gelangte. Ein Ausflug ins Innere belehrte die Seefahrer daß die Inſel nicht ſo unbelebt ſey als man ſich vorgeſtellt hatte. Animaliſches Leben verrieth ſich durch allerlei Spuren, zum großen Erſtaunen aber fand man im Innern am 27 Auguſt was M'Clure „verſteinerte Wälder" nennt. Man maß einen Stamm, der 1 Fuß 7 Zoll im Durchmeſſer beſaß. Die meiſten Bäume waren verſteinert (petrified), bei andern war das Holz vermodert und nicht mehr im Zuſtand um verbrannt zu werden. Später fand man aber Stämme die noch brauchbar waren, und andere arktiſche Seefahrer haben ganz ähnliche Rückſtände einer ehemaligen Bewaldung noch unter 76° 15′ n. Br. und 121° 40′ w. L. Gr. angetroffen. Genauere wiſſenſchaftliche Angaben fehlen aber auch hier. Wann wuchſen dieſe Wälder? Welchem geologiſchen Zeitalter gehören ſie an? Alle dieſe Fragen bleiben unbeantwortet wegen Abweſenheit der Gelehrten auf den arktiſchen Expeditionen. Auch zwei Süßwaſſerteiche wurden gefunden, der eine, feſtgefroren, lag 10 Fuß höher, während in dem anderen, offenen ſich Lachſe in Maſſen bis zu 1 Fuß Länge fanden; auch wurden Denkmäler eines frühern Aufenthaltes von Eskimos in der Nähe entdeckt.

Am 10 September brachte ein Südwind Bewegung in die Eismaſſen. Das Schiff ſtack aber ſo feſt gefroren zwiſchen den Bänken, daß dieſe zuvor mit Pulver geſprengt werden mußten, ehe man wieder frei wurde. Bis zum 19 September ſetzte man die Fahrt fort, beſtändig am Rande einer Kataſtrophe. An dieſem Tage gewahrte man zwei Wallfiſche, von denen man ſeit langer Zeit nichts mehr geſehen hatte, und überzeugte ſich abermals daß dieſe Thiere ſchon längſt eine nordweſtliche Durchfahrt kennen müſſen. Am 22 September wurde Cap Auſtin doublirt, und jetzt befand man ſich endlich in der Barrow-Straße, wenigſtens an ihrem öſtlichſten Ende, der Melville-Inſel gegenüber. Das Fahrwaſſer wurde ſo eng, daß an einer Stelle beim Vorüberſegeln an einem Vorgebirge die untern Segelſtangen aufgerichtet werden mußten, damit das Schiff durch die Schlucht zwiſchen dem aufgethürmten Eisrande und der ſteilen Küſte hindurchzuſchlupfen vermochte. Endlich am 23 Sept. 1851 erreichte man einen Hafen, in dem man das bedrohte Schiff bergen konnte, und welcher den Namen Gnadenbucht empfieng. Es ſollte der letzte Tag ſeyn wo der „Inveſtigator" auf der See ſich wiegte.

Man rüſtete ſich jetzt einen zweiten Winter im Eiſe zuzubringen. Die Gefahren waren jetzt inſofern geringer als man nicht auf offener See, ſondern in einer Bucht lag. Dafür befand man ſich aber etliche Breitengrade höher als in der Prince-of-Wales-Straße, und, was ſchlimmer war, auf der Nordſeite von Banks-Land. Auch fiel im November ſchon das Thermometer auf —40° F. (—32° R.) Bisher war man vom ſchlimmſten Feind der Polarfahrer, vom Scorbut, verſchont geblieben. Allein kaum lag man in der Gnadenbucht, ſo wurde bereits eine Verkürzung der täglichen Rationen um 33 Proc. verkündigt, und es traten bald beunruhigende Zeichen auf daß der Geſundheitszuſtand wankend geworden ſey. Am 11 April 1852 verließ Cap. M'Clure das Fahrzeug mit einer Schlittenpartie nach der gegenüberliegenden Melville-Inſel, und erreichte dort den Winter Harbour am 28 April. Er hatte ſicher gehofft ein Schiff vom großen Geſchwader der Franklinſucher anzutreffen, allein ſtatt deſſen fand er nur die Nachrichten, welche dort eine Schlittenpartie des Lieut. M'Clintock am 6 Junius 1851 hinterlaſſen hatte. Auf dem Sandſteinblock im Winter Harbour, den Parry benutzt hatte um 1819 eine Inſchrift zu hinterlaſſen, legte M'Clure ſeine Depeſchen nieder, welche Nachrichten über die Entdeckung der nordweſtlichen Durchfahrt und über die Lage des Inveſtigator enthielten. Am 11 Mai kehrte der Capitän zu ſeinem Fahrzeuge zurück. Die Nachrichten die er brachte ſchwächten den Muth der Mannſchaft nicht wenig, und unter dem Druck der fehlgeſchlagenen Hoffnung nahm der Scorbut raſch zu. Hier hatte man Gelegenheit ſich wieder zu überzeugen wie ſtark das phyſiſche Wohlbefinden von der moraliſchen Stimmung abhängig ſey. Glücklicherweiſe hatte ein großer Lehrmeiſter, der Hunger, die Mannſchaft zu geſchickten Jägern ausgebildet, und die Schiffsküche durfte vorläufig über 1000 Pfund Wildpret verfügen. Die Landſchaft in der Nähe der Gnadenbucht war mit Thieren ſtark belebt, und vom October 1851 bis zum folgenden Julius konnte der Mannſchaft dreimal wöchentlich Wildpret vorgeſetzt werden. Als nun aber die gute Jahreszeit kam, wo das Eis aufgehen ſollte, und der „Eismeiſter" des Schiffes den Bericht brachte daß im Julius noch die Eisbänke des Hafens um 2 Fuß an Dicke zugenommen hätten, da hatte man Urſache ernſte Beſorgniſſe zu hegen. Am 16 Auguſt 1852 endlich löſte ſich das Eis der Bucht vom Ufer, konnte aber nicht hinaustreiben, weil äußere Bänke es zurückhielten. Gegen Oſten wurde gleichzeitig eine breite Waſſerſtraße offen, die ſich auf 10 Meilen erſtreckte. Ein Südwind konnte jetzt das Eis hinwegblaſen, aber er kam nicht, und am 20 Auguſt begann die Bucht bereits wieder zuzufrieren.

Jetzt mußte man darauf verzichten noch große Unternehmungen auszuführen, es galt jetzt nur noch das Schiff, oder wenigſtens die Mannſchaft zu retten. Das Schickſal Franklins und ſeiner Gefährten drohte ſich jetzt an dem Inveſtigator zu wiederholen. Capt. M'Clure theilte der Mannſchaft ſeine Pläne mit. Er wollte mit der Hälfte der Mannſchaft, und zwar mit dem geſunden Theil, beim Schiff bleiben, und verſuchen ob ſich nicht in der Saiſon von 1853 die Durch- oder die Rückfahrt vollenden laſſe. Die andere kranke Hälfte der Mannſchaft ſollte dagegen im Frühjahr das Schiff in zwei Abtheilungen verlaſſen. Die eine Partei ſollte den Weg nach Süden einſchlagen und die Hudſonsbaygebiete, die andere gegen Oſten aufbrechen und an den Küſten der Barrow-

Digitized by Google

Straße oder des Lancaster-Sundes Schiffe der Franklinsucher oder von Wallfischfängern zu erreichen suchen. Beide Abtheilungen versah M'Clure mit Depeschen, worin er seine Hoffnungen und Absichten klar entwickelte. Ein merkwürdiger Paragraph verdient eine besondere Erwähnung. Sollte es, heißt es darin, den Investigators nicht glücken 1853 das Schiff zu retten, so möge die Admiralität keine Rettungsversuche veranstalten und das kostbare Leben muthiger Seefahrer nicht aufs Spiel setzen, denn ehe Hülfe die Mannschaft erreichen konnte, müßte sie nothwendig umgekommen seyn. Die Officiere welche die Landexpeditionen anführten, hielten den Muth ihrer Leute frisch, obwohl sie sich sagten daß sie einem gewissen Tod entgegenwanderten, denn eine Schlittenreise mit kranken Leuten war ein aussichtsloses Unternehmen. Als man sich dem April näherte, wurden wieder volle Rationen verabreicht um die Expeditionen zur Reise zu stärken. Die zurückbleibende Schiffsmannschaft überließ sich jetzt dem süßen Geschäft Briefe in die Heimath zu schreiben, um sie den Abziehenden mitzugeben. Am 5 April 1853 hatte man den ersten Todesfall zu beklagen, und zwar durch die Gedankenlosigkeit eines Matrosen, der aus schlechtem Spaß den Inhalt mehrerer Arzneiflaschen in der Schiffsapotheke ausgetrunken hatte. Der Todesfall drückte die Stimmung wieder tief herab. Es war nun am folgenden Tage (6 April), wo M'Clure das Nachstehende in sein Journal schrieb.

„Ich gieng mit dem ersten Lieutenant neben dem Schiff spazieren, in Erwägung wie man dem gestern gestorbenen Mann ein Grab in dem hartgefrornen Boden graben könnte, als wir eine Gestalt bemerkten die von den Eisschollen an der Mündung der Bucht rasch auf uns los kam. Aus ihrem Schritt und ihren Gebärden vermutheten wir anfangs daß es einer der Unsrigen sey, der von einem Bär verfolgt werde, aber je näher er kam, deste zweifelhafter wurde es wer es seyn möchte. Gewiß glich er niemanden unsrer Leute, doch sagten wir uns daß vielleicht jemand ein neues Reisekleid probire, um sich für den Aufbruch der Schlittenpartien vorzubereiten. Da wir sonst keinen Menschen in der Nähe sahen, so bewegten wir uns vorwärts. Als wir uns auf 200 Yards genähert hatten, hob die seltsame Gestalt die Arme auf, und machte Zeichen damit wie die Eskimos pflegen, wobei sie uns zugleich mit höchster Anstrengung der Stimme Worte zurief, welche bei dem Wind und der namenlosen Aufregung uns wie ein wildes Angstgeschrei klangen und zum Stillstand brachten. Der Fremdling kam ruhig heran, und als wir jetzt wahrnahmen daß sein Gesicht schwarz sey wie Ebenholz, fragten wir uns in diesem Augenblick wirklich ob wir einen Bewohner dieser oder welcher Welt vor uns hätten. Ein Stückchen Schwanz oder etwas wie ein gespaltener Huf würde uns in vollständige Flucht gejagt haben. So aber behaupteten wir standhaft unsern Posten, und wenn der Himmel eingestürzt wäre, wir hätten nicht mehr betroffen gewesen seyn können, als wir die Worte vernahmen: „Ich bin Lieutenant Pim, früher auf dem „Herald," jetzt auf der Resolute. Captän Kellett befehligt sie bei Dealy Island!"[1] Auf ihn zustürzen und ihn bei der Hand ergreifen, war eine unwillkürliche Bewegung." Die Nachricht von Succurs mitten im arktischen Kreise flog mit elektrischer Geschwindigkeit weiter. Das Schiff gerieth in Aufruhr, die Kranken sprangen vom Lager, und alles eilte ins Freie um sich mit eigenen Augen von dem Außerordentlichen zu überzeugen, und nicht lange darnach kam auch ein Hundeschlitten mit zwei Matrosen der Resolute nach. Unter den mancherlei Schutzmitteln gegen die Polartemperatur hatte man auch das Bemalen der Haut mit schwarzer Farbe angewendet, ein Umstand den die Investigators noch nicht kannten. Wäre Lieut. Pim ein paar Tage später angekommen, die dreißig Heimkehrenden waren wahrscheinlich unterwegens, das heißt auf dem Wege zum arktischen Grabe gewesen.

Captän M'Clure begab sich jetzt nach Dealy Island in die Winterquartiere der Resolute und des Intrepid. Der Capitän verlangte nur daß man seine Kranken übernehmen sollte, und daß er mit dem gesunden Theil noch einen Versuch in der guten Jahreszeit machen dürfe den Investigator zu retten. Allein Cap. Kellett war im Alterrang sein Vorgesetzter, er ordnete eine ärztliche Untersuchung an Bord des Investigator an, und der Ausspruch des Arztes lautete daß nur noch vier Matrosen für den angesonnenen Dienst tauglich seyen. Am 3 Junius 1853, nachdem man alle Vorräthe am Lande wohlgeborgen und das Fahrzeug stark befestigt hatte, wurden die Flaggen aufgezogen, und die Mannschaft, von der mittlerweile noch zwei gefallen waren, verließ ihr berühmtes Schiff und die Gräber ihrer Gefährten, um am 17 Junius das Hauptquartier der östlichen Franklinsucher zu erreichen. Uebrigens ergab sich bald daß die arktische Saison des Jahres 1853 abermals sehr ungünstig sich zeigte, und in diesem Jahre der Investigator nicht hätte gerettet werden können. Auch im Melville-Sund blieb das Wetter so ungünstig, daß das Geschwader unter Kellett nicht die Baffins-Bay erreichte, sondern an der Insel der Vorsehung überwintern mußte. Allein die Investigators fanden reichliche Vorräthe und die sorgfältigste Pflege, so daß sie sich so weit erholten, um am 14 April 1854 auf Schlitten nach der Beechey-Insel, wo die Spuren von Sir John Franklins Aufenthalt entdeckt worden waren, vorzudringen, und wo sie dann vom „Nordstern" aufgenommen wurden. Im folgenden Sommer (1854) endlich erschienen andere Franklinsucher bei der Beechey-Insel, und auf verschiedenen Schiffen kehrten die Investigators heim, erreichten am 6 Sept. Disco bei Grönland, und am 28 Sept. Großbritannien, wo das Parlament ihnen die Nationalbelohnung von 10,000 Pfd. St. gewährte.

Die „Durchfahrt" war gefunden, aber nachdem sie gefunden worden war, durfte man sich sagen daß sie des Suchens nicht werth gewesen sey. Der Gewinn für die Wissenschaft ist ein sehr kleiner, und rasch verdunkelt worden durch die außerordentlichen Leistungen des Franklinsuchers Dr. Kane. Eine Wasserverbindung im Norden Amerika's ist wirklich vorhanden. Es ist auch denkbar daß unter besonders günstigen Umständen ein Schiff den Weg von Ost nach West, oder noch eher von West nach Ost finde. Ob überhaupt aus dem geographischen Gewinn Menschen Nutzen zu ziehen vermögen, läßt sich nicht trocken verneinen; allein wenn nicht unsere Verkehrswerkzeuge sich wunderbar verbessern, kann man an einen solchen Erfolg nicht glauben. Doch sollte man nicht vergessen daß die Wallfischfänger auf den Spuren der Franklinsucher viel tiefer als jemals früher in die arktischen Einöden eingedrungen sind. Immer hebt es aber unser Herz hoch daß es den Menschen gelungen ist den Schleier von jenen Regionen zu heben, wo die Na-

[1] Diese Insel liegt 75° nördl. Br., 109° westl. L. Gr. an der Südküste der Melville-Insel, nur wenige Meilen von Winter Harbour.

Digitized by Google

ter ihn bisher mit solcher Strenge festhielt, und daß eine dürfen wir jetzt sicher vermuthen, daß es keine arktische Gränze für die Organismen gibt. Das Thier- und Pflanzenleben war noch überall vorhanden, so weit der Mensch bis jetzt seinen Fuß gegen Norden gesetzt hat.

Das Christfest in England.

V.

Christmas und Neujahr in dem Norden von Großbritannien.

In einem Lande wo der Zwiespalt und die Eifersucht der religiösen Parteien sich so rege erhalten, wo jahrelange Proceßführung möglich ist, wie die gegen die Prediger von St. Barnabas und St. Paul in Pimlico, über Kerzen, die wohl da seyn, aber nicht brennen dürfen, und über die sogenannten „römischen" Spitzenstreifen an Deckkissen eines Kirchentisches, ist es nicht zu verwundern daß die Feier eines historischen Kirchenfestes, wie Weihnachten, nicht von allen in demselben Licht betrachtet wird. Der Schatten Knoxens, des donnernden Eiferers, würde als Störefried inmitten seiner ungetrennen Heerde verschrieen, wollte sie die Gebräuche ihrer wenig beliebten Nebenbuhler, der episkopalen Anglicaner, und gar ihrer Todfeinde, der „Papisten," befolgen. Dieser angeblich „papistische" Ursprung des Christmasfestes erklärt zur Genüge warum die schottischen Presbyterianer es nicht feiern. Nicht Weihnachten, sondern Neujahr, ist für die Schotten im allgemeinen der festliche Tag am Schluß des Jahres.

Auch in den benachbarten englischen Grafschaften Northumberland und Durham und einigen andern wird Christmas nur theilweise und von einzelnen begangen, aus demselben Grunde, und weil überhaupt die dortige Bevölkerung in ihrer Abstammung nicht dieselbe war wie in dem übrigen England.

Sonst besteht im nördlichen England auch die Sitte der nächtlichen Musikständchen während der letzten drei Wochen vor Weihnachten. Sie erhält in den Landgemeinden und Dörfern einen patriarchalischen Charakter, an dem das rauhere Klima seinen Antheil hat. Das „Serenadenorchester" besteht gewöhnlich aus der absoluten Einheit des Dorfschnurranten, der um Mitternacht, mit seiner Fiedel und einer Laterne ausgerüstet, sich auf den Weg macht nach den Wohnungen seiner Gönner, eines verehrungswürdigen Publicums im allgemeinen, und der Honoratioren jeglichen Ranges insbesondere.

Er setzt sich geduldig vor die Häuser und spielt mit mehr oder minder Kunstvollkommenheit (in der Regel das letztere) die Weisen und Gesänge, die ihm von den Bewohnern vorher empfohlen werden. Wir wollen diese fahrenden Künstler nicht verleumden. Hie und da geigen sie ein ächtes Landeslied, eine der altüberlieferten Romanzen des Gränzlandes mit wahrem Geschmack und Geschick. Der Eindruck ist dann ein um so tieferer in der Einsamkeit, an wenig bevölkerten Stellen, in einer finstern kalten Winternacht, ohne andere Beleuchtung als die der Decembergestirne, und das Vergnügen der Horchenden findet einen Stachel in dem Contrast ihrer wohnlichen Stuben mit dem Frost der draußen die Finger des Fiedlers erstarren macht. Wenn sich das menschliche Mitgefühl aus dem Innern des Hauses in der Gestalt eines Mantels oder Obertuches, oder eines Glases alten Branntweins kund gibt, so verdoppelt der Minstrel seinen Schwung, wir wollen sagen seinen Strich, und am Ende seines Repertoriums ruft er so laut er kann: Guten Morgen, Mister N. N., guten Morgen Mistreß so und so; guten Morgen der ganzen Familie, in Gottes Namen! Wenn er dann zu gelegener Stunde wiederkommt, um Merry Christmas zu wünschen, so erinnert man sich seiner Nocturnen und des kalten Windes, und erwärmt sein Talent mit einem angemessenen Trinkgeld.

In Northumberland werden, kurz vor Weihnachten, ungeheure Laibe von gewürztem Brod gebacken und kleine Kuchen gefertigt, die letztern in der Gestalt eines Kindes mit gefalteten Armen. Man nennt sie „yule does," unverkennbar im Ursprung eine Nachbildung des Jesuskindes, und mit unsern festländischen Lebkuchenmännchen verwandt. Man vertheilt sie an Kinder und an vertraute Freunde.

Eine andere Festsitte, in den Bergwerksdistricten, früher allgemeiner beobachtet als heute, ist der Schwerttanz. Beim Herannahen des Christmas vereinigen sich die Bergleute in Gruppen von etwa fünfzehn Personen, alle mit weißen Oberhemden über ihren Wämsern und mit bunten Bändern und Schnüren geschmückt. Ihre Hüte sind mit derselben Zierath bedeckt, und jeder einzelne trägt ein Schwert oder einen Degen in der Hand. Zwei Bursche in dem Zug haben einen besondern Anzug und heißen „Tommy und Bessy." Der Tommy ist oft in die Haut eines Thieres gehüllt, dessen Schwanz hinten herunter hängt; zuweilen trägt er auch eine Mütze von Thierfell, und ist überhaupt so hergerichtet daß er ein sehr borstiges Aussehen hat. Nicht minder grotesk ist die Toilette des Bessy. Die Gesellschaft ist begleitet von einem Fiedler und einem Feuerwerker, der eine Flinte mit sich führt. So oft das verehrte Publicum seine Freigebigkeit in einem Maß äußert das der Gesellschaft eines so ausgezeichneten Dankes würdig dünkt, schießt der Feuerwerker seine Flinte los. Die Rolle des Tommy ist die Schwerttänzer vor dem Beginn der Aufführung mit einer Art Prologgesang in Knittelversen, unter Begleitung des Fiedlers, bei dem Publicum einzuführen. Hier eine Probe (in sehr freier Uebersetzung):

Tommy:

Der erste, den ich ruf', ist eines Squire's Sohn,
Sein Liebchen möcht er frein, jedoch er ist zu jung.

The first that I call on, he is a Squire's son,
He cannot wed his love, because he is too young.

Erster Schwerttänzer (des Squire's Sohn):

Wiewohl ich bin zu jung, so hab' ich Geld zum wandern,
Ich will es all' verthun, nicht dienen einer andern.

Although I am too young, I've money for to rove,
And I will spend it all, before I loose my love.

Nachdem er dieſen preiswürdigen Vorſatz geäußert, „tritt des Squire's Sohn" vor die Fronte der Geſellſchaft.

Tommy:

Der nächſte den ich ruf', der iſt ein Schneiderlein,
Wie dünkt euch ſeine Kunſt, er ſchnitt dieß Röcklein mein?

The next that I call on, he is a tailor fine;
What think you of his work, he made this coat of mine?

Dieſe Empfehlung, mit einem Blick auf das Rauchfell des Sprechers, bringt ſtets den beabſichtigten Eindruck auf das Zwerchfell der Zuhörer hervor. Der Schneider antwortet dann in angemeſſener Weiſe, und nachdem alle übrigen Tänzer aus Reihe und Glied hervorgerufen, bilden ſie einen Kreis und nehmen das Schwert in die Hand. Erſt bewahren ſie den Kreis und marſchiren eine Zeit lang in der Runde, nicht unähnlich dem Marſch der nordamerikaniſchen Wilden, ehe ſie ihren Kriegstanz beginnen. Bald halten ſie ihr Schwert hoch in die Luft, mit einer Hand, bald ergreifen ſie die Spitze mit der andern und biegen es in Bogenform, oder ſie binden die Klingen wie zum Gefecht. Allmählich und unter mancherlei Abwechslungen ſcheint der Tanz ſich mehr und mehr zu erhitzen. Zuletzt werden die Schwerter wie in einem künſtlichen Geflecht zuſammengefügt, und bilden eine Figur die mit einem griechiſchen Kreuz zu vergleichen iſt. Einer der Tänzer, des Squire's Sohn, trägt ſie in die Mitte des Kreiſes, die übrigen hüpfen und ſpringen eine Weile unbewaffnet herum, und jeder zieht ſchließlich ſein Schwert aus dem Bündel, und die Vorſtellung iſt zu Ende. Mittlerweile treiben Tommy und Beſſy alle erdenklichen Späße. Wer am erſten Mai, in den Straßen von London, am Feſte der Schornſteinfeger Mylord und Mylady geſehen, wie ſie um „dark in the green" herum ihre Rolle ſpielen, kann ſich ungefähr einbilden, durch welche verführeriſchen Mittel Tommy und Beſſy das Herz und den Beutel der Zuſchauer zu rühren wiſſen.

Die Schwerttänzer beſchränken ſich nicht auf den Raum ihrer täglichen Beſchäftigung. Sie beſuchen die Wohnungen der Gentry in ihrer Nähe, gehen in die Pachthöfe und nicht ſelten bis in die größern Städte der Nachbarſchaft. Wie viel mögen unter ihnen ſeyn die auch nur eine Ahnung davon haben daß ſie einen Gebrauch fortſetzen, eine Sitte feiern, die ſo alt ſind als die Eroberung Britanniens durch die Römer, das heißt ſechszehn bis ſiebzehn hundert Jahre, und die ſeit jener fernen Zeit von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich fortgepflanzt haben!

Es iſt kaum zwanzig bis dreißig Jahre her daß es in jenen Gegenden am Neujahrstag, wenn das Feuer in einem Hauſe ausgieng, oder der altväterliche Feuerſtahl und Stein verlegt war, oder der Schwammzunder nicht brennen wollte, eine ſehr ſchwere Aufgabe war ein Licht oder ſonſt einen brennenden Funken von einem Nachbar zu erhalten. Es galt und gilt bei vielen heute noch als unheilbringend am Neujahrstag Feuer wegzuleihen. Da haben Sie eine unverkennbare Erinnerung an den alten Druidengebrauch das Feuer am Schluß des Jahres erlöſchen zu laſſen, und bei den Prieſtern, gegen Erlegung von Gebühren und unter beſondern Ceremonien, um ſeine Erneuerung zu bitten. Irland und die Inſel Angleſea kennen dieſen Anklang der alten Celtenzeit wohl.

In der Umgegend von New-Caſtle an der Tyne wird das neue Jahr, wie an vielen andern Orten, mit den Kirchenglocken angeläutet. Muſikbanden durchziehen die Straßen, und in vielen Häuſern ſteht das große Gewürzbrod, mit einem entſprechenden Käſe, zahlreichen Trinkgläſern und Flaſchen von ſtarkem Rum, Whiskey und andern Spirits, vor einem ächt nordiſchen Kaminfeuer gaſtlich aufgetragen. Der ältere Theil der Familie zieht ſich zur Ruhe zurück, die Jüngern aber ſtecken ſich die Taſchen ihrer warmen Oberröcke voll von Gewürzbrod und flüſſiger Herzſtärkung und ziehen aus. Ihr Ziel iſt die Wohnung ihrer Geliebten oder ihrer Freunde, wo ſie „der erſte Fuß" ſeyn und Glück bringen wollen. Wir haben bereits früher erwähnt daß der niedlichere Fuß einer Frauensperſon als ein „böſer Fuß" betrachtet wird. Nicht minder ominös iſt der erſte Blick eines ſchielenden Mannes. Auch ſoll man, nach zwölf in der Nacht, nicht mit leeren Händen kommen. Alle Thüren ſind verſchloſſen, und man nimmt an daß die jungen Damen zu Bett gegangen ſind, trotz aller vorher getroffenen Vorbereitungen. Wenn es aber an der Thüre klopft und die ſich anmeldende Stimme einem anſtändigen, „erkiesbaren" jungen Mann gehört, ſo fliegen die vorgeſchobenen Riegel ſchnell zurück, der glückbringende „Erſtfuß" wird eingelaſſen, auf die Regelloſigkeit der Nachttoilette der jungen Wirthin wird nicht geachtet, und der Gaſt iſt willkommen. Gruß und Kuß und die beſten Wünſche für das Neujahr gehen in gehöriger Ordnung vor ſich. Unterdeſſen kommen die übrigen Familienglieder herbei, ſie müſſen alle dem Gaſt Beſcheid thun, und er ſeinerſeits wird nicht entlaſſen, bis er die Ehre doppelt und dreifach erwiedert, ſo daß mancher junge und begünſtigte „Erſtfuß" am Morgen des erſten Januars ſehr im Trüben bleibt ob das Jahr erſt beginnt oder bereits ſehr alt iſt.

In den Kohlendiſtricten ziehen die „Guiſers" (Masken) von einem Pachthof zum andern, und empfangen was ihnen die Mildthätigkeit der Bewohner geben will. Sie ſind mit urweltlicher Einfalt vermummt: Thierköpfe von Pappe auf dem Rumpf, zuweilen auf hoher Stange über einem verhüllenden Laken angebracht. Als Laterne tragen ſie ausgehöhlte Futterwurzeln von koloſſalem Umfang, mit einem Lichte darin, und mit Naſen, Augen und einem Mund verſchönert u. ſ. w. Unſere Leſer erkennen hier zum Schluß eine der germaniſchen Familienähnlichkeiten, auf die wir früher hingedeutet haben.

Die glücklichſten Weſen um Weihnachten und Neujahr ſind, in England wie in der übrigen Welt, die Kinder. Wer davon einen ſprechenden Beweis haben will, muß die Pantomimenvorſtellungen in London beſuchen. Ein Blick auf die roſigen, lachenden Geſichter muß jede Kritik entwaffnen.

So lang es noch Kinder in dem Gebiete der Königin Victoria gibt, wird die ſüße Feier der Chriſtmas fortbeſtehen. Wir ſind glücklich beifügen zu können daß die vorliegenden ſtatiſtiſchen Tabellen des vereinigten Königreichs weit entfernt ſind, die gewährvolle Bedingung als abnehmend darzuſtellen. Im Gegentheil.

Digitized by Google

Die Reihenvulcane von Mittel-Amerika.

(Schluß)

Sieben ſpaniſche von Guatemala iſt die jetzige Hauptſtadt des Landes, Nueva Guatemala, erbaut; auch ſie iſt von tiefen, vulcaniſchen Barranken rings umgeben, und wurde im April 1830 durch mehr als fünfzig Erdſtöße heimgeſucht: der Referent hat im Jahre 1852 zwei Erderſchütterungen dort ſelbſt erlebt. Die erſte am 19 März Nachmittags 5 Uhr, begleitet von einem unterirdiſchen Donner, war ſo ſchwach, daß ſie bei der gleichzeitigen Anweſenheit eines Gewitters im Freien unbemerkt bleiben konnte, und ſich als Tembler nur innerhalb der Gebäude markirte. Die zweite fand am 10 Julius Nachts 3 Uhr 40 M. ſtatt, dauerte etwa eine Minute und folgte der Richtung der Cordillere. Dieſe Erſchütterung war ſo ſtark daß die Pferde in den Ställen ſich losriſſen und viele Bewohner erſchreckt aus den Häuſern flohen. Ein Franzoſe, Monſ. Jehl, der katholiſche Prieſter des Indianerpueblos Palin, welches zwiſchen den Vulcanen Pacaya und dem Agua und Fuego liegt, wollte deutlich ein alternirendes Hin- und Herſchwanken der Stöße in der angegebenen Richtung wahrgenommen haben. Ganz neuerdings, in den Tagen vom 18 bis 22 Jul. d. J., machte ſich unerwartet eine ganze Reihe von Erdſtößen (am 20 Jul. 11 an einem Tage) fühlbar, welche, wenn auch von nicht ſehr erheblicher Stärke, doch bei weitem heftiger waren als die gewöhnlich bei Anfang und Ende der Regenzeit ſtattfindenden leichten Erſchütterungen, und welche deßwegen, ſo wie wegen ihrer anhaltenden Wiederholung im Hinblick auf die erſt vor wenigen Monaten erfolgte Kataſtrophe San Salvadors die Bevölkerung mit paniſchem Schrecken erfüllten.

Von dieſen Erdſtößen waren in der benachbarten Antigua nur die ſtärkeren fühlbar. Doch ſtieß der Feuervulcan, insbeſondere am Abend des 20ſten kurz vor einem in der Richtung von unten nach oben erfolgten Erdſtoß ſtärkere Rauchmaſſen als gewöhnlich aus. Auch wurde am folgenden Tage bekannt daß an der weſtlichen Seite ein Theil ſeines Kraterrandes eingeſtürzt ſey, wovon man ſich ſelbſt von der Antigua aus durch die etwas veränderte Form der Spitze überzeugen konnte. Weder in Palin noch in Amatitlan wurde dieſes Erdbeben ſonderlich geſpürt, und es ſcheint ſeine Hauptſtärke in der Richtung auf Valencia und Chiquimula geäußert zu haben. In San Joſe und Guaſtatoya, und ſelbſt in San Auguſtin de Caſaguaſtlan, hatten ſich die Stöße, nach allem was man an Ort und Stelle hörte, mit großer Intenſität bemerklich gemacht.

Bisher ſchrieb die allgemeine Volksmeinung die Urſache dieſer in der neuen Hauptſtadt von Zeit zu Zeit fühlbaren Erdſtöße nicht dem benachbarten Feuerberge zu, ſondern dem in der Vulcanreihe nach Süden folgenden, bereits erwähnten Vulcan Pacaya, und auch dießmal fehlte es nicht an Gerüchten über angebliche, dieſem Vulcan entweichende Rauchwolken. Derſelbe erſcheint von der Stadt Guatemala aus in ſüdlicher Richtung als eine unregelmäßig geformte Bergmaſſe, weil zwiſchen ihm und dem Beobachter eine Gebirgsmauer ſich befindet, an welche er ſich anlehnt. Von der Straße nach San Salvador aus, und insbeſondere von der ſogenannten Cueſta de Guadalupe, unterſcheidet man dagegen deutlich die drei die Namen Fuego, Cenizco und Tormentos führenden Bergkegel, welche zuſammen das Pacayagebirge ausmachen, und durch Rauch und zuweilen auch durch Feuer ihre unheimliche Thätigkeit zu erkennen geben. Der Pacaya iſt der letzte Vulcan auf dem Gebiet der Republik Guatemala, und die nächſten zu Tage liegenden Auswege des unterirdiſchen Feuers gehören bereits dem Nachbarſtaate Salvador an, deſſen Gebiet ſich die plutoniſchen Gewalten zum Schauplatz ihrer dort mit verdoppelter Intenſität auftretenden verheerenden Thätigkeit auserwählt zu haben ſcheinen.

Die ungewöhnliche Verlängerung der Regenzeit, heißt es weiter im Tagebuche des Reiſenden, hatte unſere Abreiſe von Guatemala nach der Hauptſtadt des kleinen, aber induſtriellen Nachbarſtaates Salvador bereits längere Zeit verzögert, als gegen Ende October 1852 plötzlich ein ſechs Tage lang faſt ohne Unterbrechung anhaltender Regenguß ſich über ganz Central-Amerika verbreitete, von ſolcher Dichtigkeit und Dauer, wie man ihn ſeit drei Jahrhunderten nicht erlebt hatte. Dieſer „Temporal," mit welchem Ausdruck die Landesſprache ein derartiges Unwetter bezeichnet, war überall im Lande von den zerſtörendſten Wirkungen begleitet, und machte ſelbſt für den ſichern Tritt des Saumthiers die Gebirgspfade auf längere Zeit unſicher. So war unſere Landreiſe, die wir endlich im Monat November antraten, voller Beſchwerden und Gefahren. Sie führte uns über Seitenzweige der Cordilleren, welche in tief geklüfteten Bergzügen von dem Hauptgebirge nach der Küſte zu laufen, über ausgedehnte Llanos, deren landſchaftlicher Charakter mit Ausſchluß aller übrigen Bäume durch den charakteriſtiſchen „Moro" beſtimmt wird, und durch tiefe Thäler, in denen reißende Bergſtröme dem Geſtade der Südſee zueilen. Bei dem Dorfe Eſclavos, wo die ſpaniſchen Eroberer den letzten und tapferſten Widerſtand der eingebornen Kachikel-Indianer zu überwinden hatten, und die überlebenden zu Sklaven machten, verewigt eine ſchöne, maſſive Brücke die Erinnerung an die ſpaniſche Herrſchaft. Von dort führt der Weg ſechzehnmal durch einen Nebenarm dieſes reißenden Bergſtromes, deſſen Name die ungezügelte Gewalt nicht verräth, womit er ſich in einem felſigen Boden ſein Bett gräbt.

Minder reißend, aber mit Schwefel geſchwängert, iſt der Ululoa, deſſen ſteiles Ufer in einer tiefen Grotte eine warme Schwefelquelle (von etwa 26° R.) enthält, deren cryſtallklares Waſſer dem ermüdeten Reiſenden ein labendes Bad gewährte. Der Rio de la Paz, ein breiter, reißender Gebirgsſtrom, welchen ich mit meiner Karawane durchritt, bildet heutigen Tages die Gränze zwiſchen Guatemala und dem Nachbarſtaat Salvador, wie er in früheren Zeiten das Reich der Kachikel von dem Reiche Cuzcatlan trennte. Steil bergauf erſtiegen wir das gegenüberliegende Ufer, eine Thalwand von 1000 Fuß Höhe, und gelangten in die Ebene von Aguachapa. Im Südweſt ſahen wir die „Cumbres de Apaneca" und das vulcaniſche Gebirge von Santa Ana, nahmen aber unſere Richtung nach dem fern im Süd emporſtrebenden Pik des Vulcans Chingo, um über die kleine Landſtadt Atiquiſaya und das große Indianerdorf Chalchuapa noch am Abend Santa Ana, den Hauptort des Departements Zonzonate, zu erreichen. Ueberall tritt dem Reiſenden größere Sorgſamkeit der Staatsverwaltung und eine dichtere, rührigere Bevölkerung entgegen; überall ſieht man die Anwendung des Pfluges verbreitet, der freilich in der primitivſten Form (an

Digitized by Google

die oſtpreußiſche Zoche erinnernd) conſtruirt iſt. Wir ritten zwiſchen Hecken, nach der Landesſitte aus einer Bromeliene, „Piñuela“ genannt, gebildet, welche blühende Felder der Jiquilique (Indigoſtrauch) einſchloſſen, aber auch meilenweit unter großer Unruhe der Pferde durch dicht den Erdboden bedeckende Schwärme der Wanderheuſchrecke (chapulin), welche in Perioden von 50 bis 60 Jahren wiederkehrend in den Küſtengegenden dieſes Staates, wie im benachbarten Guatemala, die Maisfelder verwüſtet und die Einwohner ihres wichtigſten Nahrungsmittels beraubt hatten. In Coatepeque, das man nur durch tiefe Schluchten und ein ganz zerklüftetes Terrain erreicht, theilt ſich der Weg. Der eine führt ſüdlich nach der Hauptſtadt, der andere öſtlich nach Zonzonate über den Fuß des mächtigen Vulcans Santa Ana, der weit hervorragt über den brennenden Izalco und den nördlicher belegenen erloſchenen Kegel los Naranjos.

Dieſe Gruppe iſt für uns die intereſſanteſte, weil ſie wahrſcheinlich den Herd der Erderſchütterungen bildet, welche die Stadt San Salvador zerſtört hat, obſchon der mächtige und hohe Vulcan von Santa Ana ſich auf keiner Karte findet, und wiewohl der Vulcan los Naranjos und der brennende Izalco, die an ſeinem weſtlichen Abhange hervorgebrochen ſind, augenſcheinlich nichts weiter ſind als jüngere Erhebungskrater oder Auswurfskegel des Santa Ana. Er folgt in ſeiner Configuration der Streichung der nach der Südſee abfallenden Cordillere, und liegt etwa 10 Leguas vom ſtillen Meere entfernt. Die Zeit ſeiner letzten Eruption läßt ſich nicht beſtimmen, aber gewiß iſt, und durch lebendige Zeugen, welche der engliſche Capitän Baily im Jahre 1834 vernommen hat, feſtgeſtellt, daß um das Jahr 1759, alſo gleichzeitig mit dem Jorullo zu Mexico, an ſeinem ſüdlichen Fuße aus der Küſtenebene der merkwürdigſte Vulcan des amerikaniſchen Continents, der Izalco, hervorgebrochen iſt, in deſſen drei bis vier Fumarolen man von der Höhe des Santa Ana hineinblickt. Die Höhe des Izalco beträgt etwa 1600 Fuß, iſt aber im Zunehmen begriffen. Sein letzter heftiger Ausbruch fand im Jahre 1789 ſtatt. Die Lava dieſer Eruption erſtreckt ſich eine Meile weit ſüdlich in die Ebene. Seit jener Zeit wirft er nur Aſche und calcinirte Steine aus; aber ſeine Eruptionen folgen in regelmäßigen Zwiſchenräumen von 5 bis 6 Minuten auf einander, und ſind von lauten Exploſionen begleitet, die man zuweilen 40 bis 50 Meilen weit gehört hat. Das Getöſe gleicht einer Mörſerbatterie vom größten Kaliber. Aus dem Gipfel des Izalco erhebt ſich beſtändig eine ſchwarze Rauchſäule, und aus ihr ſteigt eine weiße Dampfſäule zu viel bedeutenderer Höhe empor, die ſich an ihrer Spitze in Form eines koloſſalen Federſchweifes ausbreitet, der zur Nachtzeit als Feuerregen in dem prachtvollſten Lichte glänzt, und an die Garbenform erinnert die man bei Feuerwerken darzuſtellen pflegt. Gleichzeitig ſchleudert der brennende Berg Steine und Schlacken 12 bis 1500′ hoch in leuchtender Gluth, deren Niederfallen man aus der Ferne bemerken kann. So dient der Berg mit ſeinem großartigen Feuerwerk den Schiffern auf dem ſtillen Meer, welche bei Acajutla vor Anker gehen, zum Leuchtthurm. Im Glanze dieſer Beleuchtung liegt am Fuße dieſes Berges ein ſtilles Dörfchen, Izalco genannt, deſſen Einwohner ſich frei von jeder Vermiſchung mit der kaukaſiſchen Race erhalten haben, und die zu dem in dieſer Gegend ſeßhaften Stamm der Cuzcatlan- (reiches Land) Indianer gehören; ſie ſammeln hier Schwefel und Ammoniakſalz, welches der Berg in reichen Lagern abſetzt, und verkaufen es.

Sieben deutſche Meilen ſüdöſtlich von dieſem Vulcan liegt die jetzt zerſtörte Hauptſtadt San Salvador, etwa 1500 Fuß über dem Meeresſpiegel, deren Vulcan, als er noch thätig war, der Stadt zum Sicherheitsventil gedient zu haben ſcheint. Jetzt enthält er einen tiefen Krater, deſſen Wände bis zu der darin befindlichen, eine ſpaniſche Meile breiten Lagune mit Gras und Buſchwerk bewachſen ſind. Ich habe auf das Hinabſteigen verzichten müſſen, weil zwei meiner Bekannten, die den gefährlichen Verſuch gewagt hatten den Rand dieſes Kraterſees zu betreten, nur nach unendlicher Beſchwerde und mit der äußerſten Lebensgefahr den Kraterrand wieder zu erklimmen vermochten. Die Höhe des Berges wird auf 8000 Fuß über dem Meeresſpiegel geſchätzt; er hat eine viel unregelmäßigere Figur als die Vulcane der Guatemala-Gruppe, ſteigt nicht unmittelbar aus der Küſtenebene hervor, ſondern liegt mit der Stadt San Salvador auf derſelben Terraſſe, und wird von der parallel mit der Meeresküſte laufenden Gebirgskette durch eine mehrere Meilen lange Schlucht geſchieden, deren abſchüſſige Seitenwände beinahe ſenkrecht ſtehen. Er iſt überall bewachſen, und die Kartoffeln und Gartengewächſe die man an ſeinem Kraterrande zieht, werden ſehr geſchätzt. Aus Spalten, die an mehrern Stellen ſich befinden, entbinden ſich glühend heiße Schwefeldämpfe. In der nächſten Umgebung der Stadt San Salvador befinden ſich heiße Schwefelquellen, die zu Bädern benutzt werden, im Herbſt 1852 aber während des ſtarken Temporals ihre Lage und Temperatur zum Theil bleibend verändert haben. Dieſer dichte Regen hatte auf der ganzen Landenge viele Erdſenkungen zur Folge, die in San Salvador mit vulcaniſchen Erſcheinungen zuſammentrafen. Denn in der Stadt ſelbſt entſtand plötzlich eine tiefe Schlucht, welche in einer belebten Straße eine ganze Häuſerreihe niederriß. Die Ausfüllung dieſer Schlucht, die ſich immer mehr erweiterte, ſchien unerläßlich, aber es fehlte an Arbeitern und Baumaterial. Da ſchilderte der ehrwürdige Biſchof des Landes in einem Nachmittagsgottesdienſt in der Kathedrale den Einwohnern die Gefahr dieſer Barranke, verglich die Stadt mit dem zerſtörten Jeruſalem, an deſſen Wiederaufbau Weib und Kind ſich betheiligen müſſe, und zog dann an der Spitze der ganzen kirchlichen Verſammlung auf ein nahes Feld; die Glocken riefen die ganze Bevölkerung dorthin, und jeder in ſeinem Sonntagsputz, Mann, Weib und Kind, füllte Taſchen, Tücher und Hände mit Steinen. So zog am Nachmittag des 20 Febr. die ganze Bevölkerung der Hauptſtadt, geführt von dem Biſchof und dem Präſidenten des Staates, unter dem Klange der Militärmuſik vom Felde nach der Stadt, den Anfang machend mit der Ausfüllung der gefährlichen Schlucht. Seit jener Zeit gehörte es zur Tagesordnung daß an jedem Sonntag Nachmittag ſich dieſe Proceſſion wiederholte, und daß niemand an der Barranke vorübergieng, ohne einen Stein hineinzuwerfen.

„Während meines viermonatlichen Aufenthalts in der jetzt zerſtörten Hauptſtadt, die etwa acht deutſche Meilen von der Küſte des ſtillen Meeres in einem Thale der Cordilleren liegt, die ſich von hier in einer ſteil terraſſirten Böſchung nach der Küſte abflachen, habe ich dort fünf Erderſchütterungen erlebt, die letzte in der Nacht vom 9 zum 10 Februar 1853 zwiſchen 2 und 3 Uhr Morgens, welche nahe an 20 bis 30 Secunden dauerte und ſich gleichzeitig

Digitized by Google

in Guatemala, Antigua und Amatitlan ſtark und verlängert (fuerte y prolongado) wie die officielle Zeitung von San Salvador vom 18 Februar ſich ausdrückt, fühlbar machte. Damals hatte die Erſchütterungswelle die Richtung von Weſt nach Oſt; die Undulation war ſtoßförmig, der letzte Stoß wellenförmig. Außerdem habe ich in San Salvador wöchentlich und oft mehrere Tage hintereinander jenes unterirdiſche donnerähnliche Geräuſch gehört, welches das Drängen eingepreßter, einen Ausweg ſuchender Dämpfe verräth und den ohnmächtigen Menſchen an die Allgewalt der im verborgenen wirkenden Naturkräfte ſo furchtbar erinnert. Die Einwohner waren durch die häufige Wiederkehr ſolcher Phänomene ſorglos geworden, belächelten die Prophezeiung des Schickſals von Pompeji und Herculanum und hielten die Erdſtöße für eine unſchädliche Landesgewohnheit. Die gräßliche Kataſtrophe vom 17 April d. J., die ihre ganze Stadt zerſtörte, traf ſie deßhalb unvorbereitet. Dieſes Erbeben ſtand mit einer erhöhten Thätigkeit der Guatemala-Gruppe in Verbindung, erſtreckte ſich aber nicht nach Südoſten.

Südöſtlich von der Stadt hat ſich der Fuß des Salvador-Bergs zu einem anſehnlichen Hügel erhoben; überall begegnete ich der Sage daß dieſe Erhöhung im Wachſen begriffen ſey, ohne daß ich das Factum mit Beſtimmtheit feſtſtellen konnte. Von dieſem Hügel an durchzieht das Land Salvador bis zum Archipelagus von Conchagua, parallel mit der Küſte, etwa 10 Meilen davon entfernt, eine fortlaufende Kette vulcaniſcher Gebirgserhebungen, unterbrochen durch große und tiefe Lagunen von unvergleichlicher landſchaftlicher Schönheit.

In dieſer zuſammenhängenden Kette erhebt ſich zunächſt, wenige Stunden nördlich von der Stadt, der kleine, aber völlig regelmäßige Kegel von Chalchuapa und auf ihn folgt der Vulcan von Perulapan oder Cojutepeque, nach der auf ſeinem Gipfel belegenen großen an 20,000 Einwohner ſtarken indianiſchen Ortſchaft, Cojutepeque genannt, der von der Regierung wegen ihrer Treue in der jüngſten Revolution den Namen der muy leal ciudad de Cojutepeque beigelegt worden iſt, und wo gegenwärtig nach Zerſtörung der Stadt San Salvador die Regierung ihren Sitz aufgeſchlagen hat.

Nordöſtlich wird der Fuß dieſes niedrigen Vulcans von dem ſchönen See von Ilopango beſpült, auf dem auch nicht das kleinſte Boot geht, obſchon ſeine Benutzung zur Schifffahrt den frequenten Handelsweg von San Salvador nach San Miguel um viele Stunden verkürzen könnte.

Südlich von Cojutepeque und etwa 15 Meil. von San Salvador erhebt ſich nur etwa ſechs ſpaniſche Meilen vom Meeresſtrande in kegelförmiger Form 8000′ hoch der San Vicente, einer der ſchönſten Berge dieſer Vulcanreihe. Er beſteht aus zwei auf derſelben Baſis ſich erhebenden in einander geſchobenen Kegeln, wovon der eine Tecoluca, der andere Zacatecoluca genannt wird. Die Bezeichnungen wechſeln aber an Ort und Stelle in den am Fuße belegenen Ortſchaften, welche dem Berg immer ihren eigenen Namen beizulegen pflegen, weßhalb die Namen Itzepeque, Zacatecoluca, Tonteplque, Tecoluca nur verſchiedene Namen für einen und denſelben Vulcan von San Vicente, unſern der alten Stadt gleiches Namens ſind.

Die innere Thätigkeit des Berges gibt ſich jetzt nur noch durch die an ſeinem nördlichen Abhang befindlichen Auſolen zu erkennen, die ſich dem Wanderer vier Meilen weit durch thurmhohe, weiße Rauchſäulen ankündigen. Man nennt dieſe Schwefel- und Schlammquellen hier Infernillos (kleine Hölle) und findet ſie nicht bloß hier, ſondern auch an dem Fuße anderer erloſchener Vulcane dieſer Reihe, die meiſten und größten aber hier in der 200 Varas breiten, und 400 Varas langen Schlucht des San Vincente neben dem Indianerdorfe La vera Paz. Dieſe Schlucht bildet das Bett eines vom Vulcan herabkommenden Bergſtromes, der in der trockenen Jahreszeit zu einem Bächlein zuſammenſchrumpft, in deſſen Bette warmes, geſchmackloſes Waſſer läuft. Auf beiden Seiten dieſer mit faſt ſenkrechten Seitenwänden eingeſchloſſenen Schlucht finden ſich Dampfquellen, die mit großem, kochendem Geräuſch, zum Theil unter koloſſalen Steinen hervortreten; die größte Quelle ſteht wie ein niedriges Kamin aus, und bildet eine Grotte, deren Oeffnung 2 Schuh Durchmeſſer hat; die Höhe iſt etwas größer. Daraus drängt ſich in Zwiſchenräumen von drei Secunden mit dem Geräuſch einer Dampfmaſchine kochender Dampf heraus, der ſich in einem kleinen Baſſin condenſirt. Mein Réaumur'ſcher Thermometer reichte nicht aus, um die Temperatur zu beſtimmen. Die Ränder dieſes Baſſins beſtehen aus Sprudelſteinen, wie bei der Karlsbaderquelle. Die ganze Schlucht an beiden Seiten iſt garnirt mit kochenden Schlammquellen, die viel Geräuſch machen, aber keinen Dampf geben. Die Wände der Schlucht ſind mit kryſtalliſirtem Schwefel und Alaun, zum Theil ganz gediegen bedeckt. Am ſüdlichen Ende der Schlucht iſt eine tiefe ſchwefelich riechende Quelle heißen Waſſers, welche die Einwohner des nahen Dorfes als Trinkwaſſer benutzen; man ſchöpft daſſelbe in poröſen Thongefäßen, welche die Indianer hier bereiten, deren Form an die Etruriſchen Vaſen erinnert. Das Waſſer kühlt ſich in 24 Stunden ab, und iſt dann völlig geſchmacklos.

Der Vulcan von Tecapa in der Nähe des gleichnamigen Dorfes von 2 bis 3000 Einwohnern, war der erſte auf welchen wir jenſeits des Rio Lempa ſtießen. Der Krater dieſes Vulcans, den man auf keiner Karte findet, bildet eine Lagune. Die fortdauernde Activität des unterirdiſchen Feuers gibt ſich durch verſchiedene Auſolen in der Umgegend und durch Schwefeldämpfe zu erkennen, welche aus einer tiefen Schlucht hervordringen. Von dem Dorfe Tecapa aus erblickt man die Vulcane von Ulúlatan und Jiquilisco, zwei kleine am linken Lempaufer unmittelbar aus der Küſtenebene ſich erhebende kegelförmige Berge.

Es folgt in der Reihe der in der Nähe der gleichnamigen, commerciell wichtigſten Stadt Central-Amerika's belegene Vulcan von San Miguel. Er erhebt ſich faſt in der Mitte des Weges zwiſchen dem Lempa und der Landſpitze Chiquirin auf flachem niedrigen Grunde und bietet, obwohl von ſehr unregelmäßiger Geſtalt und nur etwa 5000′ Höhe, doch einen impoſanten Anblick dar, weil er ganz frei und abgeſondert auf einer viele Meilen weit ausgedehnten Ebene ſteht und von keiner benachbarten Höhe beherrſcht wird. Er iſt unſtreitig zu den noch thätigen zu rechnen, obſchon nur eine ſchwache Rauchſäule von Schwefeldampf, welche dem auf dem Gipfel des Berges belegenen Krater entweicht, Zeugniß von ſeiner fortdauernden Thätigkeit ablegt. Der Krater dieſes Vulcans bildet eine vollkommen muldenförmige, ovale, etwa 1½ engl. Meilen im Umfang meſſende Ebene, welche rings umher durch eine Felſenmauer eingeſchloſſen iſt. In jener Ebene finden ſich zahlreiche Spalten und rundliche Löcher von 1 Fuß bis zu 20 Ellen Durchmeſſer, aus

denen Schwefeldämpfe hervorquellen; faſt genau in der Mitte aber befindet ſich der Hauptſchlund, eine Oeffnung von unregelmäßiger Form, an einigen Stellen 12 Ellen, an andern 60—70 Ellen Weite haltend. Nur mit großer Vorſicht kann man ſich dieſem Schlunde über dem heißen und unſicheren Boden, auf welchem man jeden Augenblick dem Verſinken ausgeſetzt iſt, nähern. Man blickt in einen unermeßlichen Abgrund, in welchem aller Orten ſchwefliche Flammen hervorbrechen. Alle 50 bis 60 Secunden ertönt aus dieſem Schlund ein dumpfes prolongirtes Gebrüll, welches den Berg in ſeinen Grundveſten erzittern macht. Zugleich dringen Maſſen von Rauch und Schwefeldampf aus der Tiefe, welche, indem ſie das Sehen ebenſo unmöglich machen wie das Athemholen, den verwegenen Beſchauer zum ſchleunigen Rückzug zwingen.

In der Kirche von San Miguel zeigt man ein Bild, das eine ſchreckliche Eruption dieſes Vulcans darſtellt, welche in dieſelbe Zeit fällt zu welcher der Jorullo in Mexico und der Izalco in Salvador aus ebener Erde hervorſtiegen.

Im Jahre 1818 fand eine andere Eruption des San Miguel ſtatt, während welcher die Lava 4 Tage lang nach der Seeſeite hin ablief. Die letzte Eruption fand am 20 Julius 1844 ſtatt; der ganze Gipfel ſtand in hellen Flammen, ſo daß man 4 Meilen davon in der Nacht Geſchriebenes leſen konnte. Die Lava floß nördlich nach der Stadt nur in kleinen unſchädlichen Maſſen, aber ſüdlich nach der See in ſtarken Strömen ab. Dort breitet ſich ein 50′ hohes Lavafeld, drei ſpaniſche Meilen weit in der Breite einer halben ſpaniſchen Meile aus. Die Lavaſubſtanz iſt außerordentlich hart, ſchwer, voll kleiner Höhlen und gibt, mit einem anderen harten Körper zuſammengeſchlagen, einen metalliſchen Klang. Sie iſt nicht ganz werthlos, da ſie Material zu einem feſten und dauerhaften Untergrunde für Häuſer liefert, zu welchem Zweck ſie auch in San Miguel und den umliegenden Ortſchaften verwendet worden iſt.

In der Mitte jener unabſehbaren ſchwarzen Maſſen bemerkt man, einer Oaſe gleich, ein blühendes Eiland mit herrlichen Königspalmen.

Die letzt erwähnte Eruption war von ſtarken Donnerſchlägen, aber nicht von einem Erdbeben begleitet. Es giengen ihr gar keine Anzeichen voraus. Der General Barrios erzählte mir, daß er am 20 Julius 1844 in die Kirche getreten ſey, um ſich mit der Tochter des Diviſions-Generals Benemerito Guzman zu vermählen. Im Begriff vor den Altar zu treten, habe ein furchtbarer Donnerſchlag und das Zetergeſchrei der durch die plötzliche Eruption erſchreckten Einwohner Prieſter und Gäſte verſcheucht, und erſt nach vier Wochen habe er den Muth gehabt die Trauung vollziehen zu laſſen.

Der Vulcan von La Union, der ſchöne Conchaguaberg, an der Bay gleiches Namens auf der äußerſten Südſpitze Salvadors belegen, ſchließt die Reihe der vulcaniſchen Bergkegel auf dem Gebiete dieſes Staats. Er iſt erloſchen und kann zu Pferde bis zu ſeinem äußerſten Gipfel beſtiegen werden, von welchem aus man eine überraſchende Ausſicht über das ferne Nicaragua und die zu Füßen ſich ausbreitende Conchagua-Bay mit ihrem Inſelarchipel genießt. Unter den letzteren gewährt die Inſel Tigre ein beſonderes Intereſſe, durch den bis an den Rand mit klarem Quellwaſſer gefüllten Krater eines erloſchenen Vulcans, welcher an ihrem weſtlichen Rande ſich erhebt und von dem öſtlich davon belegenen zuckerhutförmigen Pic der Inſel beträchtlich überragt wird.

Die Conchagua-Bay wird begränzt auf der Nordſeite von den Gebirgen von Honduras und ſüdlich von dem Lande Nicaragua, welches ſich durch eine breite Landzunge tief ins Meer erſtreckt, die wie ein Thorpfeiler in den ſüdlichen Eingang der Bay hineinragt und an ihrer nördlichen Spitze den Vulcan Coſiguina trägt; von der Südſee geſehen, erſcheint er als ein niedriger eingeſtürzter Vulcan. Im Jahre 1835 war ſein berühmter letzter Ausbruch, deſſen ungeheurer Aſchenauswurf einen Verfinſterungskreis hatte, deſſen Radius 35 Leguas betrug.

Er bewarf die bisher faſt ganz unfruchtbaren Inſeln des Conchagua-Archipels mit einer Aſchendecke, aus der ſeit jener Zeit die üppigſte Vegetation hervorgegangen iſt.

Oeſtlich vom Coſiguina beginnt die Vulcanreihe der Marabios, welche unmittelbar aus der Küſtenebene (der Ebene von Leon) ſich erheben und von Nordweſt nach Südoſt ſtreichen.

Der erſte Vulcan dieſer Reihe iſt der 5000 Fuß hohe Viejo; wenige Meilen davon ſchließt ſich ihm zwiſchen den Ortſchaften Chinandega und Chichigalpa der Vulcan von Santa Clara an, aus deſſen Gipfel nicht ſelten Flammen hervorbrechen. Dann folgt der Telica in der Ebene der Hauptſtadt Leon belegen, etwas über 4000 Fuß hoch. Der Krater desſelben enthält eine Menge Quellen von heißem Waſſer und kochendem Schlamm, Bimſtein und freier Schwefel finden ſich in Menge; dann der Vulcan von Las Pilas; dann der höchſte noch thätige dieſer Kette, der rauchende, zuweilen Lava ſpeiende Momotombo am Ufer des Managuaſees, aus deſſen Waſſerſpiegel ſich der benachbarte maleriſche Inſelvulcan Momotombito erhebt.

Zwiſchen dem großen Dorfe Managua, wo die Regierung reſidirt, und der großen Stadt Granada unfern des kleinen Maſſaya-Sees wird die Gegend vom Vulcan Maſſaya beherrſcht, ein Kegel von etwa 2600 Fuß Höhe, aus dem ein ungeheurer Kraterrand hervorragt. Aus dieſem letztern iſt eine ungeheure Lavamaſſe hervorgebrochen, welche mehrere Leguas weit nach Nordoſten zu alle Felder unter einer 20 bis 50 Fuß hohen Lavadecke begraben hat, über welche die Straße führt. Nur hie und da hat an dem Rande der Straße ſich wieder eine Ackerkrume gebildet, aus welcher einzelne Bäume von mäßiger Höhe und Buſchwerk emporblühen. So weit das Auge ſchweift, iſt das Land mit einer Trauerdecke belegt, deren äußerſter Rand Palmen und blühende Felder bemerkar machen. Die Eruption welcher dieſes Lavafeld ſeine Entſtehung verdankt, iſt die letzte welche man überhaupt von dieſem Berge kennt, der zur Zeit der Conquiſta faſt unausgeſetzt in lichten Flammen ſtand; ſie fand ſtatt im Jahre 1670. Erſt gegen Ende vorigen Jahres — nach faſt 200jähriger Ruhe — iſt zum großen Schrecken der Umgegend das unterirdiſche Feuer von neuem losgebrochen. Erſt bei Granada und an dem ſüdweſtlichen Ufer des Nicaragua-Sees ſieht man die gewaltigen Formen des ausgebrannten und eingeſtürzten 4000 Fuß hohen Mombacho, aber viel weiter ſichtbarer ſind die ſich aus dem Nicaragua-See erhebenden kegelförmigen Inſel-Vulcane Omotepe und Madera (6000′). Der erſtere ſteht in entſchiedener unterirdiſcher Verbindung mit dem Oroſi in Coſta

Digitized by Google

Rica, und stößt zuweilen unter dumpfem Getöse Rauchwolken aus. Dieß sind die südöstlichsten Vulcane dieser Reihe, die sich in Costa Rica fortsetzt, und nicht ihnen, sondern den Vulcanen Costa Rica's, die unser Reisender nicht selbst gesehen hat, namentlich dem Orosi und Turialba schreibt man die häufigen Erderschütterungen zu, welche das Land Nicaragua in der Richtung von Südost nach Nordwest heimsuchen. Aber Spuren vulcanischer Thätigkeit auf einem nahgelegenen Herde zeigen sich hier in Fülle. Der Rio Panaloya ist der Verbindungsfluß zwischen dem Nicaragua und Managua-See. Nach der Breite und stellenweisen Tiefe seines Bettes war der Strom früher ein bedeutender, und wurde in der That bis zu dem Orte Tipitapa von den landesüblichen großen Piraguas befahren, weßhalb er auch den Namen des Rio Tipitapa führt, unter welchem er in Europa fast ausschließlich bekannt wird. Jetzt führt er die größte Zeit des Jahres kein Wasser aus dem Managua-See mehr ab, weil bei dem Erdbeben vom Jahre 1845 (welches, wie man hier allgemein behauptet, das Niveau des Managua-Sees wesentlich verändert hat) das ganze Bett des Panaloya sich gehoben hat, und Tuffsteinriffe, dem Ufer an Höhe gleich, aus dem Flußbette getreten sind. An seinem rechten Ufer, unmittelbar neben der einzigen gemauerten Brücke des Landes, entspringt eine Quelle von 52° R., die meist Alkalien und etwas Schwefelwasserstoff enthält, ihr Geschmack ist dem Karlsbader Sprudel ähnlich. Außer dem großen Nicaragua- und Managua-See gibt es in dieser Vulcanreihe noch drei Krater-Seen von ungeheurer Tiefe, die alle als Symptomtarometer für Erdbeben dienen; die Lagune de Apoyo bei Granada, ein kleiner See südlich von Managua, und der Massaya-See am Fuße des Vulcans gleichen Namens, aus dem die Einwohner dieser glühend heißen Gegend auf Treppen von mehrern hundert Stufen ihr Wasser holen, dessen Farbe nach dem Erdbeben von 1845 grünlich geworden ist, und dessen Geschmack starke Alkalien verräth. Ein redendes Zeugniß der vulcanischen Thätigkeit dieser Gegend liegt auch in den Wasserfällen des großen schiffbaren Flusses San Juan, des Ausflusses des Nicaragua-See's nach dem atlantischen Meer zu. Diese Fälle, welche jetzt die nordamerikanische Transit-Compagnie nöthigen, ihre Dampfboote auf der Tour von San Juan bis Rivas viermal zu wechseln, sind vulcanische Erhebungen des Flußbettes, die erst im 17ten Jahrhundert stattgefunden haben; früher war der Strom für größere Fahrzeuge praktikabel, und im Stadtarchiv zu Granada finden sich noch Processen, aus denen hervorgeht daß eine spanische Brigg, als sie ihre Waaren im Hafen von Granada gelöscht hatte, abgetragen werden mußte, weil sie durch jene vulcanischen Erhebungen den Rückweg auf dem Strome versperrt fand.

Der Tod des Hohenpriesters der Japanesen.

(Aus dem Moniteur de la Flotte.)

Der Dairi oder Hoheprieſter von Japan wohnt in der Stadt Kyô [1] oder Myako, welche, wie Jedo, auf der Insel Nipon liegt. Er beſitzt dort einen prächtigen Palaſt; ſeinen Hof bilden 22,000 Prieſter, welche mit dem Dienſt in den 4000 Tempeln dieſer unermeßlichen Stadt betraut ſind. Seine Tracht beſteht aus einer langen Tunica, über welcher er ein großes rothes Gewand trägt; ein weißer und durchſichtiger, mit goldenen Franſen gezierter Schleier bedeckt ſeinen Kopf, und fällt ihm bis auf die Mitte des Leibes herab. Nie ſieht das Volk ſeine Geſtalt.

Am 1 Julius 1856 wurde der Dairi krank; alsbald ward der Oberprieſter mit dem Prieſter-Collegium, beſtehend aus 200 mit der religiöſen Verwaltung des Reichs beauftragten Prieſtern erſten Rangs, in den Palaſt berufen. Am folgenden Tage hatte ſich der Zuſtand des Kranken ſehr verſchlimmert; am 3 Julius Morgens erkannte man daß ſein Tod gewiß ſey, und bald erfolgen werde. Die Prieſter begaben ſich dann in die Tempel, und verkündeten dem Volke, der Dairi habe ſich mit den ſieben großen Göttern des Himmels in Verbindung geſetzt, und ſtehe im Begriff ſeine Seele im Schooße Ten-ſyo-dai-ſin's, [2] des erſten dieſer Götter, zu erneuern. Dieſe japaneſiſche Gottheit hat, nach dem Glauben der Landesbewohner, die Welt und Japan geſchaffen; ſie hat ihre Herrſchaft 25,000 Jahre lang geübt, und von ihr ſtammen alle Fürſtengeſchlechter ab welche über Japan regiert haben. Das ganze Reich betet ſie an, und fleht zu ihr als ihrer Schutzherrin.

Als die erſten Gebete beendigt waren, erklärten die Prieſter daß von dieſem Augenblick an das Volk Zutritt in den Palaſt habe, und daß es den Anblick des verehrten Hohenprieſters genießen könne. Nach dieſer Erklärung ſtrömte die Menge in den Palaſt. Der Dairi ruhte auf einem Paradebett; er war in eine weiße Tunica gekleidet, und ein an der Haut anliegender Gasſchleier ließ ſeine Geſichtszüge durchſchimmern, welche mit einer ſehr leichten Maske bedeckt ſchienen. Die Prieſter beteten mit lauter Stimme, und ſchwangen ihre Rauchfäſſer, aus denen ſich liebliche Gerüche um ihn herum verbreiteten. Am 5 Julius, um 9 Uhr Morgens, ſtarb er. Als er den letzten Athemzug ausgehaucht, verkündete der Oberprieſter, zum Zeichen des entſchwundenen Lebens ſeine Arme erhebend, daß ſeine (des Hohenprieſters) Seele in den Wohnſitz der geiſtigen

[1] Man thut beſſer, wenn man dieſe Stadt mit dem einheimiſchen Namen Myako bezeichnet; Hrn. Leon de Rosny zufolge bedeutet Kyo einfach Hauptſtadt, und iſt die japaneſiſche Ausſprache des chineſiſchen Worts King, welches man in den Namen der Städte Peking (Hauptſtadt des Nordens), Nan-king (Hauptſtadt des Südens) u. ſ. w. trifft.

[2] Ten-ſyo-dai-ſin, in der den Japaneſen eigenen Mundart Ama-tera-su-oho-Kami genannt, iſt der erſte der fünf irdiſchen Geiſter, er war der Nachfolger der ſieben Generationen der himmliſchen Geiſter. Nach Ten-ſyo-dai-ſin war der fünfte irdiſche Geiſt Hyaya-ſuſi-awa-ſin-no-mikoto. Sein zweiter Sohn war der erſte Kaiſer und ſelbſtherrſche Hoheprieſter von Japan im ſiebenten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung; er iſt in der Geſchichte bekannt unter dem Titel Sin-mu-Ten-wô, „der Erlauchte des Himmels, Kriegergemüth.“ Seine Nachfolger beſitzen noch heute die Kaiſerwürde; allein die an dieſen Rang geknüpft geweſene Macht iſt ſchon lange in die Hände des Oberbefehlshabers der japaneſiſchen Heere, des Sei-i-gun, übergegangen, welcher, wie die Majordome der Merowinger, ſich zum eigentlichen Gebieter zu machen wußte, an dem andern aber den pompvaften und fiktiven Kaiſertitel reſpectirte.

(Anm. v. L. de Rosny.)

Götter abgegangen, bald aber wieder zurückkehren werde. Auf diese Kunde hin trat das größte Stillschweigen unter den Anwesenden ein. Nach Verfluß von zehn Minuten warf der Oberpriester, umgeben von einer Anzahl Mitglieder des Priestercollegiums, auf den Leichnam des Dairi einen großen weißen Schleier, den er alsbald wieder zurückzog, und an der Stelle selbst welche der kaum erkaltete Leichnam eingenommen hatte, zeigte sich ein dem erstern ganz ähnliches Wesen, voll Leben und Gesundheit, das sich auf seinem Sitz erhob, dann herabstieg, sich an einen neben dem Bett angebrachten Altar begab, und das Volk segnete. Freude und Jubel herrschte nun unter der Menge.

Durch ein sehr geschickt ausgeführtes Stratagem hatten die Priester an die Stelle des Leichnams des Dairi die Person seines Sohns, der zugleich sein Erbe ist, zu versetzen gewußt. Der Kunstgriff den sie dabei anwenden, ist unter solchen Umständen um so leichter ausführbar, als das Paradebett auf einer mit Schleiern bedeckten Estrade steht, wodurch die Benützung einer cylindrischen Fallthür möglich wird, ohne daß das Volk, dessen Leichtgläubigkeit alles Maß überschreitet, es wahrzunehmen im Stande ist. Der Leichnam des Dairi wurde während der Nacht aus dem Palast entfernt und von den Mitgliedern des Priestercollegiums in den Ycié-Tempel getragen, wo er auf einen Scheiterhaufen gelegt und verbrannt wurde. Wenn dieser Act vollendet ist, werden die Thüren des Tempels geschlossen, und niemand kann mehr hineingehen. Wer dawider handeln wollte, würde der Tempelschändung für schuldig erklärt und lebendig verbrannt.

Der Ycié-Tempel, der schönste der Stadt, enthält mehrere Reihen Erzstandbilder des Gottes Ten-sye-dai-sin. Diese Standbilder sind ungefähr einen Meter hoch, hohl und hinter dem Kopf mit einer ziemlich großen Oeffnung versehen. Die Asche eines jeden Dairi wird, gleichsam wie in einer Todtenurne, in einem dieser Standbilder aufbewahrt. Das Volk darf den Theil des Tempels, in welchem diese Figuren aufgestellt sind, nicht betreten. Am Tage nach der Verrichtung der Todtenfeier findet eine Ceremonie ganz anderer Art statt — die Inthronisirung des neuen Hohenpriesters, der nach der Meinung der Japanesen seine Seele im Wohnsitz der sieben großen geistigen Götter erneuert hat.

Am 7 Julius verließ der neue Dairi, umgeben von sämmtlichen Priestern, seinen Palast, und durchzog die verschiedenen Stadtviertel Myako's; das Volk warf sich zu Boden, und richtete, wie an die Gottheit selbst, Gebete an ihn. An diesem Tage wurden alle Arbeiten eingestellt, alle Gefangenen in Freiheit gesetzt und die peinlichen Processe für nichtig erklärt.

Am folgenden Tage setzt sich der Zug in derselben Ordnung abermals in Bewegung, und begibt sich nach Nara, das in geringer Entfernung von Myako liegt, und welches als eine der heiligen Städte des Reichs betrachtet wird. Sie enthält eine große Anzahl Tempel, deren vornehmster kolossale Dimensionen hat. Er ist von einem, auf jeder Seite durch hundert Säulen, deren jede einen Meter im Durchmesser hat, gestützten viereckigen Portikus umgeben. Das Standbild des Gottes welchem dieser Tempel geweiht ist, steht in der Mitte; es hat an den Schultern eine Breite von 45 Metern. Am 10 Jul. hielt der Dairi, von Nara zurückkehrend, seinen feierlichen Einzug in seine Hauptstadt. Sobald er zurück war, verordnete das Priestercollegium, zur Feier des eben vor sich gegangenen wichtigen Ereignisses, in allen Tempeln des Reichs öffentliche Gebete.

Dieß sind die merkwürdigen Einzelheiten welche uns aus Simoda ein Augenzeuge, ein geborner Holländer, übersandt hat, der seiner Geschäfte halber in japanesischer Tracht die Staaten des Dairi zu besuchen Gelegenheit gehabt. Er fügt bei daß derjenige welcher während dieser bizarren Ceremonien das geringste Zeichen der Ungläubigkeit oder auch nur der Gleichgültigkeit zu erkennen gäbe, augenblicklich niedergemetzelt werden würde.

Digitized by Google

Geſchichte der mittelalterlichen Miſſionen in Indien und China.

Erdkunde, Handels- und Religionsverbreitung haben ſeltſam genug eine gemeinſame Geſchichte. Der Entdecker iſt der Vorbote des Miſſionärs, der Miſſionär oft ſelbſt wieder Entdecker. Wo ſich Handelsverbindungen anknüpfen, da ſiedelt ſich der Miſſionär an, wo Miſſionen begründet werden, da entwickeln ſich Handelsverbindungen. Wir wiſſen daß das Chriſtenthum ſehr früh nach der indiſchen Halbinſel an die Malabar- und Coromandelküſte gelangte. Die Ueberlieferung läßt den Apoſtel ſelbſt bis nach Meliapur gelangen, eine Stadt welche die Araber Betumah, d. h. das Haus des Thomas nannten, denn dort ſollte der Apoſtel begraben worden ſeyn. Beſtreiten läßt ſich dieſe Thatſache ebenſo wenig als hiſtoriſch erhärten, was wir aber genau wiſſen, beſteht darin daß in dem 4ten Jahrhundert bereits das Chriſtenthum nach Malabar, an die Coromandelküſte, auf Socotora und nach Ceylon gelangt war. Wir wiſſen ferner daß es bis nach China ausgebreitet wurde, und zahlreiche Gemeinden bis zu den Chriſtenverfolgungen im 8ten Jahrhundert dort beſtanden. In dieſem Fall war es der Handel, welcher die Ausbreitung der Lehre beförderte, denn ehe der Apoſtel Thomas nach Indien reiſen konnte, beſtand bereits die regelmäßige Mouſſon- (Hippalus-) Schifffahrt zwiſchen den Küſtenplätzen des rothen Meeres und der indiſchen Pfefferküſte. Die chriſtlichen Gemeinden befanden ſich auf den großen Etappen dieſer Schifffahrtslinie, aber auch nur dort. Mit Handelsſchiffen gieng das Chriſtenthum von Indien nach China. Dort erliſcht es im 8ten Jahrhundert, und gleichzeitig hörte auch für einen langen Zeitraum der unvermittelte Handelsverkehr zwiſchen China, Indien und den arabiſchen Handelsplätzen im perſiſchen Meerbuſen auf. Hier war die Religionsausbreitung ein Product des Handels.

Umgekehrt waren es Miſſionszwecke welche zur erſten Entdeckung China's führten. Die Franciscaner-Miſſionäre Innocenz IV waren es die im Jahr 1246 bis zum gelben Kaiſerzelt der Mongolen vordrangen. Die Sendungen an den Hof der Dſchingiskhaniden dauerten dann fort. Mochten nun die erſten oder die ſpätern Miſſionäre, welche Ludwig der heilige ſchickte neben ihren religiöſen Aufträgen, auch geheime politiſche haben, mochten ſie ſogar als militäriſche Spione dienen, gewiß bleibt immer daß Ordensbrüder zuerſt auf dem Landwege China erreichten, daß ſie die erſte Beſchreibung der oſtaſiatiſchen Civiliſation ins Abendland brachten, und daß das Mittelalter ihnen die Löſung einer großen geographiſchen Streitfrage dankte, daß nämlich der caſpiſche See ein Binnenmeer ſey und nicht, wie man lange geglaubt hatte, in das Eismeer ſich öffne. Auf den Spuren dieſer Miſſionäre giengen dann die erſten Handelsagenten, die Voli aus Venedig nach China, und am Anfang des neuen (14ten) Jahrhunderts gab es bereits eine geregelte Karawanenverbindung vom Don bis nach Peking. Die geographiſchen Wiſſenſchaften ſind den Miſſionsanſtalten tief verſchuldet. Was wüßten wir vom Innern des himmliſchen Reiches, wenn es Miſſionäre beinahe in allen Richtungen nicht durchzogen hätten? Der große Entdecker des Innern von Südafrika, Livingſton iſt der Schwiegerſohn eines Miſſionärs und ſelbſt Miſſionär, und ſeine Reiſen waren ihm nur das Mittel zum Zweck einer größern Ausbreitung der chriſtlichen Lehre.

Die Geſchichte der Entdecker iſt aber wieder eine Geſchichte der Miſſionen. Der Ausbreitung des Chriſtenthums in der neuen Welt mußte zuerſt die columbiſche Entdeckung vorausgehen, denn die früher normänniſche Entdeckung, welche ohne größere Erfolge blieb, fand zu einer Zeit ſtatt wo das nordiſche Volk noch mit einem Fuß im Heidenthum ſtand. Deßhalb erſahen fromme Spanier gleichſam ein Wortſpiel der Vorſehung darin daß Columbus Chriſtophorus der Chriſtträger hieß, und ein zierliches Bildchen auf der älteſten Karte Amerika's von Juan de la Coſa ſtellt auch den heiligen Chriſtoph mit dem Chriſtkinde auf den Schultern dar, wie er durch Schilf an das Geſtade der neuen Welt ſteigt.

Nach dieſen Bemerkungen ergibt ſich es ſich von ſelbſt, welchen Nutzen die Geſchichte der Geographie und des Handels aus einer Geſchichte der Miſſionen gewinnen müßten; denn ſobald wir die Ausdehnung der Miſſionen in den verſchiedenen Zeitaltern kennen würden, vermöchten wir daraus auch auf die Gränzen des geographiſchen Wiſſens und ſeine Fortſchritte zu ſchließen. Ein Stück Miſſionsgeſchichte iſt nun eben von einem bayeriſchen Gelehrten, Dr. Friedrich Kunſtmann, bearbeitet worden.[1] Die Aufgabe iſt eine außerordentlich mühſame, inſofern die Berichte allerorten aufgeſucht und namentlich aus den voluminöſen geiſtlichen Annalen und den Urkundenſammlungen verſchiedener Mönchsorden zerſtreute Angaben geſammelt, verglichen und kritiſch erläutert ſeyn wollten. Die größte Schwierigkeit bereitet aber die Erklärung der Namen aus der mittelalterlichen Geographie. Hier iſt jahrelanges Studium erforderlich, ehe nur einiges Licht in das Chaos von Namen fällt, und ein Laie kann hundertmal einen ſolchen Bericht leſen ohne zu wiſſen ob die Rede von Aethiopien, oder China, von Indien oder den turaniſchen Steppen ſey. Selbſt die alten Karten ſind oft genug nur trügeriſche Irrlichter. Es kann ſich zutragen daß der Laie im indiſchen Ocean eine ganze Geſellſchaft Inſeln antrifft die Taprobane, Serendib, Seila, Ceylon heißen. Wenn er nicht weiß daß alle dieſe Inſeln nur Eine Inſel, das heutige Ceylon vertreten, wenn er den Urſprung dieſer verſchiedenen Namen nicht kennt, ſo iſt er wohl gar geneigt die vielen Reflexe des einzigen Namens für ebenſo viel geographiſche Individuen zu halten.

Die Geſchichte der Miſſionen in Indien beginnt mit dem Auftreten Johannes von Montecorvino, der 1291 Täbris verließ. Er begab ſich nach Meliapur (S. Thomé) zu den neſtorianiſchen Chriſten. Ihn begleitete ein Minorit Nicolaus v. Piſtoja, der in Meliapur in den Armen Montecorvins ſtarb. Wir vernehmen auch daß es eine Chriſtengemeinde in einer Stadt gab, welche eine Bulle Johanns XXII Molephatam nennt, und die dem heutigen Maſulipatam entſpricht. Daß bis zum Jahr 1310 Miſſionen der Dominicaner und Minoriten an der Coromandelküſte beſtanden, wiſſen wir aus dem Brief des Dominicaners Menentillus, der von dorther ſchrieb und für die Geſchichte der Geographie wichtige Mittheilungen nach dem Abendland ſendete (ſ Ausl. 1856, S. 72.). Am 13 und 14 April 1321 litten vier Miſſionäre der minderen Brüder in Tana den Martyrertod; es iſt dabei nicht an La Tana, die berühmte Handelsſtation der Genueſer und Venetianer am Don (Azof), zu denken, ſondern an das Tana auf der Inſel Salſette. Zwei Jahre nachher finden wir den Dominicaner Jordanus das Bekehrungswerk unerſchrocken fortſetzen. Dießmal iſt der Schauplatz der Miſſion das Gudſcherat,

[1] Die Miſſionen in Indien und China im 14ten Jahrhundert. Hiſtoriſch politiſche Blätter 1856. Heft 1, 2, 3, 5, 7, 8.

da die Stadt Gaga, woher der Mönch seine Briefe datirt, wahrscheinlich das heutige Goga im Golf von Cambaia ist. Mit der Rückkehr des Jordanus hörte die Mission im Gudscherat auf. Jordanus aber machte dem Papst Vorschläge, von Indien oder besser vom persischen Golf aus Missionäre, wahrscheinlich über Massowa oder Zeyla zu den Christen in Habesch oder in der Sprache des Zeitalters zum „Erzpriester Johann" zu senden, wie man die angeblich von Salamo und der Königin von Saba entsprungene abessinische Dynastie nannte, „da der Seeweg von Indien nach Habesch offen stehe," während die Mamlukkensultane keinen Christen mehr den Nil hinauf nach Nubien reisen ließen. Wirklich begab sich auch in den ersten Regierungsjahren Johanns XXII eine Dominicanermission nach Abessinien, und Dancala, das heutige Dongola in Nubien wurde zum Bisthum erhoben.

Auf Jordanus Vorschlag wurde in Indien ein anderes Bisthum in einer Stadt errichtet, die bald Columbo bald Palumbum heißt, jedenfalls in der Nähe des Cap Comorin lag, aber durchaus nicht das Colombo auf Ceylon seyn kann. Hr. Kunstmann sucht das Columbo der Missionäre an der Coromandelküste, und hält es identisch mit dem Kael des Marco Polo, welches indessen selbst erst noch sicher bestimmt werden soll. Für diese Annahme spricht die catalanische Karte von 1375, welche eine Ciutat de Columbo östlich vom Cap Comorin aufführt. Erinnern wir zuerst daran daß der Name der Stadt Colombo auf Ceylon, welcher durch die Portugiesen zuerst nach Europa gebracht wurde, aus Kola Ambo entstanden ist, und daß alle Europäer die einheimischen Ortsnamen zu verdrehen liebten, bis sie einen europäischen Klang erhielten. Marco Polo kennt ein Reich Koulam an der Coromandelküste, welches nach seiner Beschreibung nicht verwechselt werden darf mit dem malabarischen Staat, den die Portugiesen Goulao nannten, unser heutiges Quilon oder Kollam. Man müßte denn annehmen daß sich das Reich Koulam auf beide Ufer, auf die Malabar- und Coromandelseite erstreckt habe. Die Ureinwohner im untern Cavery-gebiet heißen Kola's (Lassens Karte des alten Indien), und möglich ist es daß daraus das Kulam des Marco Polo und das Columbo der Missionäre entstanden sey. Dagegen erwähnen die Missionäre wiederholt daß in ihrem Reich Columboe der Pfeffer wachse. Pfeffer ist aber nie auf der Coromandelseite gebaut worden, und von jeher wurde der Pfeffer von der Malabarküste oder aus dem malayischen Archipel geholt. Ferner sprechen die Missionäre von einer Geldmünze, die sie Fanos nennen. Dieß sind die Fanoes der portugiesischen Schriftsteller, die in dem malabarischen „Kaiserreich" zur Zeit von Gama's Entdeckung cursirten. Diese Angaben lassen sich also nur vereinigen, wenn man annimmt das Reich habe sich über die ganze Südspitze erstreckt.

Jordanus, der später — 1328 — zum ersten Bischof von Columbo geweiht wurde, war auch der erste Missionär der dorthin gelangte. Vom Jahre 1321 bis 1323 hält er sich im Gudscherat auf. Er beschreibt die uralte Beerdigungsweise der Parsis und die verachtete Kaste der Dheras unter dem durch Abschreiber verstümmelten Namen Dumbri. Dann schildert er uns unter dem Namen Kleinindien die regenlose Küste von Beludschistan bis zum Indus. Vortrefflich bemerkte er daß nur während des Südwest-Moussons dort sich Feuchtigkeit niederschlage, daß man weder Pferde, Maulthiere noch Kamele in diesem Land gebrauche, sondern Ochsen. In Kleinindien fügt er bei, finde sich die Südgränze „der Palme," d. h. der Dattelpalme (Phœnix dactylifera, der Palme par excellence.[1] Ueber die weitern Lebensverhältnisse des ersten Bischofs ist nichts weiter bekannt geworden, und das Bestehen des Bisthums kann von keiner Dauer gewesen seyn, denn Johannes Marignola, der sich 1345 in Columbo 14 Monate aufhielt, spricht weder von einem Bischof noch von einem Missionär.

Man kennt bereits die Duldsamkeit der Mongolenkaiser in Bezug auf Religion. Die Dschingischaniden wurden, wie Remusat bemerkt, in China Buddhisten, in Persien traten sie zum Islam über, in Syrien bekannte sich der eine oder der andere ihrer Feldherren zum Christenthum, und ihre Allianzen mit abendländischen Fürsten gegen die Mamluken waren zahlreich genug. Nie hat die christliche Kirche höhere Freiheit in China genossen als unter der Mongolendynastie. Kubilai, der Kaiser dem Marco Polo diente, hatte sich vom Papst Missionäre erbeten, und der erste Missionär, der nach Chanbalik (Cambalu, Gamalecco ꝛc.), d. h. nach Peking kam, war der berühmte Johannes von Montecorvino. Er gieng nach Tauris im Jahr 1291 und begab sich dann nach Meliapur (ad ecclesiam sancti Thomae), wo er über ein Jahr blieb. In Peking fand er günstige Aufnahme. Er durfte dort Kirchen erbauen lassen, und die Mission nahm einen so guten Fortgang daß Peking zum Erzbisthum erhoben und Johannes 1308 daselbst zum Erzbischof geweiht wurde. Zaiton (Thsiouan-tscheu-fu), der berühmte aus Marco Polo bekannte Hafenplatz wurde ein Bischofssitz. Johannes von Montecorvino starb 1330 in Peking, und erhielt einen Ordensbruder, den Minoriten Nicolaus 1333 zum Nachfolger, denn China blieb in dem betreffenden Zeitalter immer die Missionsprovinz des Minoritenordens. Nicolaus kam aber nie nach Peking, und das Erzbisthum blieb sehr lange ohne einen Hirten.

Im Jahr 1338 erhielt Johannes Marignola von Benedict XII eine Mission an den Hof in Peking. Er befand sich mit seinen Begleitern zu Ostern 1339 in Neapel, am 1 Mai in Konstantinopel, und begab sich dann nach Kaffa auf der Krim. Er schlug also die centralasiatische Karawanenroute im Norden des caspischen Sees ein. Der erste Winter wurde in dem berühmten jetzt verschwundenen Sarai an der Wolga in der Nähe des heutigen Astrachan zugebracht. Er kam dann nach Armalecco oder Almaligh, einer wichtigen Etappe der großen Handelsverbindungen zwischen dem Don und Peking. Dort hatte 1339 eine Christenverfolgung stattgefunden und sieben mindere Brüder dabei den Tod erlitten. Marignola, der im folgenden Jahre dorthin gelangte, fand aber die Kirche bereits wieder hergestellt und die Gemeinde ungestört in der Verrichtung ihres Gottesdienstes. Almaligh verließ er erst 1341, und im folgenden Jahre finden wir den Reisenden im Ordenshaus zu Peking neben dem kaiserlichen Palast, wo er vier Jahre mit seiner Dienerschaft so glänzend auf Kosten des Chans sich bewirthet sieht daß er den Aufwand auf 4000 Mark berechnet. Die Minoriten besaßen damals verschiedene Kirchen in der Stadt, die sogar mit Glocken versehen waren und auf kaiserliche Kosten ehrenvoll erhalten wurden. Den Rückweg mußte er 1346 über Indien nehmen, weil der Continentalweg durch Krieg unsicher war. Er beschreibt uns den Hoangho mit seinen schwimmenden Ortschaften, die kunstvollen Handwerke der Chinesen, die berühmte Stadt Campiay (Quinsay, Hang-tscheu-fu) und Zaiton (Thsiouan-tscheu-fu), wo die Minoriten drei stattliche Kirchen besaßen. Er verließ diese Stadt am 2 December 1347, und erreichte am 16 April 1348 die Stadt Columbo, wo aller Pfeffer der Welt wachse. Von dort schiffte er sich nach Meliapur ein, er reiste also wieder zurück, und nach viertägigem Aufenthalt erreichte er eine Insel Saba, wo eine Königin dieses Namens herrschte. Kunstmann hält diese Insel für das Zabiaj El Mohl des Ibn Batuta, wo die Königin Khodija regierte, deren

[1] La Culture du Dattier s'arrête à l'Indus. De Candolle Geogr. Botanique p. 346

Digitized by Google

Gemahl Dschemal-eddin die Rolle des ersten Ministers spielte. Es würde also eine Insel der Malediven seyn, wo die Frauen schon seit Alters her den Thron behauptet hatten. Dort hielt der Missionär sich 11 Monate auf, am Hofe mit Auszeichnung behandelt, als er aber auf die Rückreise sich begeben wollte, wurde er von einem Sturm am 23 April 1350 nach Ceylon verschlagen. Dort beraubte ihn einer der ungastlichen Fürsten seiner Habe im Werth von 60.000 Mark, worunter sich auch die kostbaren Geschenke des Großchans an den Papst befunden. Die Rückreise gieng über Ormuz, den Tigris aufwärts über Mosul, Haleb, Damascus nach Jerusalem, und 1353 erschien er wieder vor dem Papst Innocenz VI in Avignon, und überreichte die Schreiben des Chans, worin der Papst gebeten wurde aus dem Orden der minderen Brüder einen Erzbischof für Peking zu wählen. Es fand eine solche Ernennung statt, ebenso hören wir von neuen Besetzungen des Bisthums Zaiton, allein wir wissen nicht ob diese Prälaten, und welche von ihnen, wirklich nach China gelangten. Der Sturz der Mongolenherrschaft (1368) und die Begründung der neuen und nationalen Mingdynastie war den Missionen jedenfalls ungünstig. Die Minoriten mußten ihr Ordenshaus in Peking verlassen, und der letzte Erzbischof von Cambalu war der von Urban V ernannte Wilhelm von Prato. Graf Baldelli Boni hat die Liste der Erzbischöfe von Peking bis ins 15te Jahrhundert hinaufführen wollen, allein Kunstmann weist nach daß er die Diœcesis Cambaliensis, d. h. das Bisthum Cembalo (Balaklawa) auf der Krim mit dem Erzbisthum in Peking verwechselt habe. Am längsten, nämlich bis gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts, scheint sich die Mission in Zaiton erhalten zu haben.

Sehr genaue Untersuchungen wurden der Reise des Odericus von Pordenone gewidmet, des Franciscanermönchs, welcher eine Mission nach dem Morgenland im Auftrag seines Ordens ausführte. Die Beschreibung seiner Reise stimmt sonderbar genug überein mit der des Ritters Mandeville, dessen Reisen auch in Deutschland ein viel gelesenes Buch und weit populärer waren als Marco Polo. Entweder hat Mandeville den Odericus begleitet, wie einer der Texte ausdrücklich bemerkt, oder der „Ritter" hat den Odericus abgeschrieben, und ist nie nach Indien gekommen. Das letzte ist wahrscheinlich, weil sich bei ihm alle die räthselhaften nur durch Abschreiber verdorbenen Ortsnamen des Odericus wieder finden. Die doppelten Texte des Odericus rühren vom Bruder Wilhelm von Sologna und vom Bruder Heinrich von Glatz her. Kunstmann ist der Ansicht daß Odericus dem Bruder Wilhelm lateinisch dictirt habe. Als Zeit der Abreise bestimmt der Verfasser das Jahr 1316. Ueber Trapezunt, Tauris, Kaschan gieng der Missionär nach Yezd und von da nach Ormuz. Zwischen beiden Städten will er durch die Stadt Comum (Kamandu des Marco Polo, Kumin), durch das Land Job (?), durch Chaldäa (?) und am babylonischen Thurm vorübergekommen seyn: Räthsel, die sich nicht lösen lassen. Von Lana (Saliette) gelangt er an die Malabarküste, wo er zwei Städte nennt, Zinglin oder Cyncalim, und das bereits dem Edrisi und dem Ibn Batuta bekannte Sendarina. Von dort begibt er sich nach dem Reich Columbo. Da er später Ceylon und die Nicobaren erwähnt, so schlug er den alten Weg der chinesischen Dschunken ein, die von der Coromandelküste aus den bengalischen Golf unter der Breite der Nicobaren kreuzten. Hierauf gelangt er nach der Insel Lameri, welche auch die Araber so benennen, und die wir sogleich als Sumatra erkennen müssen, weil sie als ein Land bezeichnet wird wo Kampfer wächst, der sich außerdem nur noch auf Borneo vorfindet. Marco Polo kennt ein Reich Lambri auf Sumatra, und dieses Reich erhielt sich noch zu Zeiten der Portugiesen (Barros Da Asia Dec. III livro V. cap. 1.) Nach ihrer Beschreibung muß es im Norden der Insel und zwar auf der bengalischen Seite gelegen seyn. Die chinesischen Dschunken giengen also nicht durch die Straße von Malaca, sondern der Südküste von Sumatra entlang. Nach Odericus Beschreibung glichen die anthropophagen und nackten Einwohner Lambri's den heutigen Battastämmen auf Sumatra. Südlich von Lambri liegt ein zweites Reich, welches er Sumoltra nennt. Wir kennen bis jetzt nicht den Ursprung des Namens Sumatra, [1] aber aus der Aeußerung des Odericus scheint sich zu ergeben daß nur ein Theil der südlichen Küsten der Insel ehemals diesen Namen führte. Da Odericus auch den Namen Java (Zaba) nennt, so ist es sehr wahrscheinlich daß die Schifffahrt durch die Sundastraße gieng, und daß das Land Penten, welches er später anführt, nichts anderes sey als die berühmte Zinninsel Bintang. Kunstmann glaubt unter dem Bothonigo des Odericus Borneo zu erkennen, allein der Name Borneo ist eine Corruption aus Brunai oder Burnai, welche dem 16ten Jahrhundert angehört. Aus Brunai mußte also zuerst Borneo entstehen, ehe dieses wieder in Bothonigo verderbt werden konnte. Uns scheint vielmehr daß Odericus von Borneo an der Stelle spreche, wo er ein zweites Java als Heimath des Kampfers nennt. Der Missionär landete endlich in der Provinz Manzi, also in Süd-China, und die erste von ihm erreichte Stadt nennt er Ceuscala oder Ceuscalon, die nächste aber Zayton, also das heutige Tshiouan-tscheu-fu. Welcher chinesische Städtename war aber einer Corruption in Ceuscalon fähig? Das Wort scheint alles eher zu haben als eine chinesische Physiognomie. Nehmen wir aber an es sey nur falsch gelesen worden, und Odericus habe Ceuscabu statt Ceuscalon gesprochen, was ja sehr leicht ist, so haben wir einen chinesischen Namen, denn die Endsylbe bu war das Aequivalent von fu. [2] Sprechen wir jetzt den Ortsnamen italienisch aus, so klingt er Tscheuschafu, oder durch Versetzung Tschao-tscheu-fu. [3] Andere Texte schreiben Conscala und deßhalb schließt Hr. Kunstmann auf Canton, wir zweifeln indessen daß diese Stadt gemeint werden konnte. Weit sicherer läßt sich dem Reisenden von Zayton aus folgen, denn er erreicht zunächst den Seehafen Fuzo (Fu-tscheu-fu), und dann Campsay, das berühmte Quinsay, das heutige Hangtscheufu, die Himmelsstadt, wo er bei einem zum Christenthum bekehrten Chinesen Quartier findet. Hierauf begibt er sich nach Chilemfo, worunter der Verfasser nicht Que-lin-fu, sondern der Beschreibung nach Kian-ning-fu oder Nanking versteht. Dort überschreitet er den Yang-tse-kiang und gelangt am nördlichen Ufer nach Jamzai, wo er ein Minoritenkloster und drei nestorianische Kirchen antrifft. Nach Kunstmanns Untersuchungen dürfen wir nicht zweifeln daß Yang-tscheu-fu im Kiang-su unter Jamzai gemeint sey. Von dort gelangt der Reisende zu Schiff, d. h. über den Karamuren (Hoangho) und auf dem Kaisercanal nach Peking, wo er drei Jahre blieb, und vom Großchan rücksichtsvoll behandelt wurde. Der Rückweg aus China wurde nicht wieder zu Schiff vollendet, sondern der Missionär begab sich durch Centralasien nach dem Lande Kaian, wo der Rhabarber wachse. Wenn er darunter Rheum palmatum versteht, so ist das Land Kassan

[1] Newbold Descriptive Dictionary of the Indian Islands. London 1856, s. v. Sumatra.

[2] Z. B. Champu bei Marco Polo, statt Chanfu.

[3] Dieser Hypothese steht nur im Wege daß die Namen der chinesischen Städte so oft gewechselt haben als die Namen der Straßen und Plätze in Paris, nämlich nach jeder Revolution, und daß die beiden Endsylben tscheufu welche die Hauptstädte der Provinzen in China führen, erst unter einer spätern Dynastie in Gebrauch kamen.

Digitized by Google

oder Kasan die Mongolei. Auch nach Tübet will der Missionär gekommen seyn. Ueber seinen Rückweg können wir nichts vermuthen, da die Texte nichts darüber enthalten und der Reisende zwei Straßen einschlagen konnte, nämlich über Kaschghar oder nach dem heutigen Ili. Odericus ist jedenfalls vor 1331 nach Europa zurückgekehrt, denn sein Tod erfolgte bereits am 14 Jan. dieses Jahres. Wie lange seine Reise gedauert habe, läßt sich nicht sicher ermitteln, aber sehr wahrscheinlich brachte der Missionär 14½ Jahre im Orient zu.

Aus diesen kurzen Andeutungen ergibt sich welche reiche Aufschlüsse die ältern Missionsberichte für die Geschichte der mittelalterlichen Geographie gewähren, die man bisher immer aus Marco Polo allein sich zu erklären suchte. Daß die Missionäre wichtige Erkundigungen einzogen und manchen Bericht über die Beschaffenheit und Gestalt der besuchten Länder heimsendeten, wissen wir aus den Fragmenten die sich erhalten haben. Wahrscheinlich brachten sie auch Karten aus dem Morgenlande mit, und nach diesen wurden die abendländischen Karten des 14ten und 15ten Jahrhunderts verfertigt, die so merkwürdige Fortschritte gegen die älteren Weltkarten zeigen.

Kurzgefaßte Beschreibung des Ceremoniels und seiner Bedeutung bei einem Begräbniß in der orientalischen Kirche.

Die schwermuthsvolle Begräbnißfeier in der orientalischen Kirche mit ihren Trauergesängen des Johann von Damascus, [1] die Art und Weise wie dieselben von den Sängerchören vorgetragen werden und alles andere ist geeignet das Herz der Beiwohnenden in Wehmuth zu ersticken.

Aber mitten unter diesem Weinen und Klagen und Stöhnen werden den Gläubigen auch zwei herzerhebende Zeugnisse für ein künftiges Leben aus dem Evangelium verkündet, welche nach den Worten der Schrift also lauten:

„Wir wollen euch aber, liebe Brüder, nicht verhalten von denen, die da schlafen, auf daß ihr nicht traurig seyd wie die andern, die keine Hoffnung haben, denn so wir glauben daß Jesus gestorben und auferstanden ist, also wird Gott auch die, da entschlafen sind durch Jesu, mit ihm führen, denn das sagen wir euch als ein Wort des Herrn daß wir, die wir leben und überbleiben in der Zukunft des Herrn, werden dann nicht vorkommen, die da schlafen. Denn der Herr selbst wird mit einem Feldgeschrei und einer Stimme des Erzengels, und mit der Posaune Gottes herniederkommen vom Himmel, die Todten in Christo werden auferstehen zuerst; darnach wir, die wir leben und überbleiben, werden zugleich mit denselben hingerückt werden in den Wolken dem Herrn entgegen in der Luft, und werden also bei dem Herrn seyn allezeit. So tröstet euch nun mit diesen Worten unter einander. 1. Thessal. 4, 13—18.

„Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Wer mein Wort hört und glaubet dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen. Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Es kommt die Stunde und ist schon jetzt, daß die Todten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören, und die sie hören werden, die werden leben." Joh. 5, 24, 25.

In der Stunde des Todes wird die Hülfe der allerreinsten Jungfrau in folgendem trostreichen Canon angerufen:

„Wie Regentropfen schwinden meine bösen und kurzen Tage hin in Ohnmacht mit dem Laufe der Jahre und gehen jetzt schon zu Ende. Königin rette mich!"

„Jetzt ist meine Seele in großer Furcht, und schmerzlich ist mir das unausweichliche Zagen meiner bald scheidenden Seele. Allerreinste tröste sie!"

„Das ist die Zeit der Hülfe, das die Zeit deines Schutzes, das, o Königin, die Zeit, auf welche hin ich Tag und Nacht dich angeflehet habe in heißen Gebeten."

„Kommt auch ihr, meine heiligen Engel, für mich zu stehen vor dem Richterstuhl Christi, und indem ihr im Geist unsre Kniee beuget, ruft mit Weinen zu ihm: Schöpfer des All erbarme dich und verwirf nicht das Werk deiner Hände."

„Mein Mund schweigt und meine Lippe redet nicht mehr; aber es spricht doch das Herz, denn ein Feuer der Zerknirschung verzehret es, und mit unaussprechlichem Flehen ruft es dich an, o Jungfrau!"

Die Sitten und alten Gewohnheiten vor, während und nach einem Begräbniß in Rußland sind ungefähr folgende. Ist der Tod erfolgt, so werden dem Verblichenen sogleich die Augen und der Mund zugedrückt; darauf wird er gewaschen und in der Regel mit seinen besten Kleidern angethan. So viele Verstorbene wir auch hierzulande im Sarge liegen sahen, nie erblickten wir einen in sogenanntem Leichenkleide, alle hatten ihren Rock, Frack oder ihre Uniform an, die sie im Leben getragen. Die Hände werden ihm kreuzweise auf die Brust gelegt. Der Sarg bleibt offen bis zum Grabe. Alsobald erscheint der Pope — bei vornehmen Verstorbenen erscheinen mehrere Geistliche, um an der Leiche zu beten, sie mit duftendem Weihrauch zu beräuchern und überhaupt die Pannychis an ihr zu halten, d. h. ein von der Kirche gebotener Gottesdienst, bestehend in Gebeten, Gesängen und Ablesen des Psalter. Nach dem Gesetz soll die Pannychis nicht bloß ununterbrochen Tag und Nacht an der Leiche bis sie beendigt ist, sondern vierzig Tage lang gehalten werden, um der abgeschiedenen Seele den furchtbaren Uebergang aus dem Zeitlichen in die Ewigkeit zu erleichtern; denn nach den Traditionen der Kirche ist die Seele, nachdem sie sich vom Körper getrennt, eine Zeitlang großen Bedrängungen und Versuchungen unterworfen, indem sie in einem finstern Kerker von bösen Dämonen gefangen gehalten wird. Es ist aber dieser Ort der Qual ein dem Fegfeuer der Katholiken ganz entgegengesetzter, da die Seele dort nicht körperlich — bestraft wird. Die Pannychis und der alle drei Jahre für die Todten stattfindende Gottesdienst gründet sich auf folgende Lehre:

„Nicht durch der Verstorbenen Buße und Bekenntniß, sondern durch die guten Werke der Lebenden, durch das Gebet der Kirche

---

[1] Ein gelehrter Mönch; starb im Anfang der letzten Hälfte des 8ten Jahrhunderts. Er ist berühmt als Dogmatiker und größter Hymnolog der griechischen Kirche. Auch bekannt als Vertheidiger der Heiligenbilder in der Zeit der Bilderstürmer und großer Verehrer der allerreinsten Jungfrau. Er ist Verfasser vieler heiligen Gesänge und des Trauer-Canons, der bei Begräbnissen gesungen wird; er schrieb ihn zum Troste eines um seinen verstorbenen Freund klagenden Mönches in seinem Kloster.

Digitized by Google

und am meiſten durch das Opfer ohne Blut, welches die Kirche täglich für die Lebenden und Verſtorbenen bringt, werden ſie aus der Hölle in den Himmel erlöst."

Sehr wichtig unter jenen vierzig Tagen iſt der dritte, an welchem die Beſtattung vor ſich geht, der neunte und zwanzigſte Tag. Die Gebete an dieſen Tagen ſind auch dem Stufengang des Proceſſes, der an den ſterblichen Ueberreſten nach den Naturgeſetzen ſtattfindet, entſprechend. An dieſen Tagen geben auch die Verwandten des Verſtorbenen reichlich Almoſen, und nicht wenige laſſen einen Geiſtlichen während der vierzig Tage, d. h. nach dem Begräbniß, am Grabe beten. Die Zahl vierzig wurde ſchon im Anfang des Chriſtenthums von der Kirche geheiligt, weil der Herr nach ſeiner Auferſtehung noch vierzig Tage in jenem verklärten Leibe zubrachte.

Kraft der weltlichen Geſetze darf eine Leiche erſt nach drei Tagen, in welcher Zeit ſich gewöhnlich ſchon die Spuren der Verweſung zeigen, beerdigt werden. Alle Beſtattungen müſſen des Morgens geſchehen gleich nach der Liturgie, der alle Grabgefährten beiwohnen. Iſt der Verſtorbene arm, wird er in der Regel vom Sterbehaus auf den Kirchhof gebracht, iſt er reicher oder wird dafür bezahlt, ſo bringt man ihn vorher zur Kirche, wo der Trauerdienſt über ihn gehalten wird. Reiche und vornehme Leute laſſen den Katafalk, auf welchen der Sarg zu ſtehen kommt, nicht ſelten mit außerordentlicher Pracht ausſtatten. Den Anfang des Leichenzuges macht ein Geiſtlicher, der das Bild des Schutzheiligen des Seligen, in beiden Händen vor ſich haltend, trägt. Ihm folgen zwei Mannsperſonen, die den Deckel des Sarges tragen — und hie und da, in der Provinz, iſt die alte Sitte noch üblich daß einige weinende und Klagelieder ſingende Frauenzimmer folgen, die entweder Verwandte des Seligen ſind und dann vor Schmerz weinen, oder die zu dieſem Dienſt gemiethet ſind und für Geld ihre Thränen vergießen. Je reicher und vornehmer die Leiche iſt, deſto größer iſt auch die Pracht der Kirchengewänder, welche die vor dem Sarge gehenden Geiſtlichen tragen. Neben der Leiche, die mit einer eigends dazu verfertigten Decke verhüllt iſt, welche die Verwandten und Freunde des Seligen von beiden Seiten halten oder gleichſam tragen — gehen die untern Diener der Kirche, Diaconen und Sänger, welche das Rauchfaß ſchwingen und ſingen. In Nowgorod und in einigen andern Städten ſahen wir nicht ſelten daß die Leiche mit der Decke bloß bis an den Hals verhüllt war, und ſo durch die Straßen getragen wurde. Reiche Leute verwenden ſehr oft große Summen auf ſolch ein Leichentuch, das nach der Beſtattung der Kirche geſchenkt wird. Hintendrein folgen die Verwandten und Freunde, und alle die mit zu Grabe gehen, bei gutem Wetter zu Fuße, wo dann ihre Equipagen leer nachrollen, bei ſehr ſchlechtem Wetter aber ſitzen auch viele ein. Jeder Leiche, die vor einer Wache vorbeigetragen oder gefahren wird, muß einer gewiſſen militäriſchen Ehre zu Theil werden: die Schildwache ruft oder, richtiger geſagt, läutet „heraus!" Die Soldaten treten ins Gewehr mit geſenkten Bajonneten. Der Weg vom Sterbehaus bis in die Kirche, nicht ſelten bis zur Grabſtätte iſt mit Fichtenzweigen beſtreut.

(Schluß folgt.)

Ueber die Bedeutung der Amulete bei den Alten.

(Von F. Lanterer.)

Die gefürchtete Invidia wird nach dem Glauben des Alterthums um ſo ſicherer abgewehrt, je widriger und ekelhafter der Anblick des Gegenſtandes iſt welchen man ſich vorhält, und die zahlloſen Genien mit todtenähnlichen Bildern hatten, wenn auch urſprünglich Segens-Symbole, ſpäter doch nur dieſen Sinn und Zweck. In ſymboliſcher und abergläubiſcher Bedeutung kommen das Auge, die Füße, die Hand in verſchiedener Anwendung vor, ohne beſondere Bedeutung bildete man alle Glieder des menſchlichen Körpers als Weihgeſchenke im Aeskulaps-Tempel für glückliche Heilung. Lebensfülle, Geſundheit und Blüthe deutet in ſpätern Zeiten das Füllhorn an das als für ſich beſtehendes Symbol auch verdoppelt wird. Auf Pompejaniſchen Häuſern finden ſich ſolche Symbole mit der Aufſchrift: „hic habitat felicitas." Auch todtenähnliche Bilder erreichten dieſen Zweck, und eine Art Heuſchrecke, die öfter als larvalis imago vorkommt, ſoll von Peiſiſtratos als Fascinum-Spott, vor der Akropolis aufgeſtellt worden ſein, und Apulejus wurde beſchuldigt eine larvalis imago als Amulet oder als Zaubermittel bei ſich zu tragen. Pedes votivi von Schlangen umwunden, bedeuteten ein glückliches Zeichen, ebenſo Concordia-Hände, Dexterae und Füllhörner mit Schlangen umwunden.

Der Malus Oculus, d. i. das neidiſche Auge, findet ſich ebenfalls auf Münzen und Kameen dargeſtellt, wo ihm alle mögliche Schmach widerfährt, und als Seltenheit ſieht man ihn von vielerlei Thieren angegriffen. Viele Menſchen im Orient glauben ernſthaft an dieſes böſe, neidiſche Auge, Malus Oculus, *βασκανασμός* — Verderung, und manche Menſchen werden von dem gemeinen Volke für ſolche gehalten als hätten ſie die Kunſt durch das Anſehen den Baum zu vertrocknen, durch Lobſprüche den Menſchen und beſonders den Kindern Schaden zufügen zu können, und ein plötzliches Erkranken eines Kindes wird oft dieſem böſen Auge zugeſchrieben. Aus dieſem Grunde ſieht man es nicht gerne wenn ein Menſch, der in der Familie nicht genau bekannt iſt, an einem Kinde, deſſen Schönheit, deſſen gutes Ausſehen und geiſtige Fähigkeiten lobt, denn er könnte dasſelbe aus Neid loben und jedes ſpäter eintretende unglückliche Ereigniß wird dann dieſem Lobredner zugeſchrieben. Der Aberglaube geht ſo weit daß man demjenigen der ohne alle böſe Abſicht und um den Eltern Freude zu machen, das Kind lobte, vor dem Weggehen zwingt das Kind anzuſpucken, weil man auch dieſes als ein Mittel gegen die Fascinatio anſieht.

Die nun als Schutzmittel im Rufe ſtehende Antidota ſind vor allem der Knoblauch und auch andere Lauchartten, und unter dieſen das Allium Moly, der ſeinen Beinamen Moly von *μωλύω*, d. i. die Kraft abſtumpfen, erhalten hat, und aus den Schriften der Alten erhellt daß Mercur das Allium Moly zum Gegenmittel gegen die Zaubereien der Circe anwendete, daher man dieſes Allium auch Magicum nannte. Dioscorides nannte dieſe Heilpflanze „Moly — *Μῶλυ δὲ τοῦ τὰς νόσους ἀμύνειν*, ab ammolliendis morbis." Man bindet dieſe kleinen Zwiebeln den Kindern, die man vor der Wirkung des Mal Occhio ſchützen will, theils unter die Haube, theils in Form von Amulet, das man Filacion von *φυλάττω*, d. i. Bewahrungs-, Schutzmittel nennt, an das Kleid. Aus dem Lande gibt der Taufpathe ſeinem Täufling eine Haube, und in derſelben ſind kleine Knoblauche eingenäht. Zu demſelben Zweck hängt man ihnen auch in Form von Hals-

ſchnüren kleine Seeconchylien um den Hals, oder näht ſelbe in das Kleid.

Um nun Thiere, beſonders Pferde vor den Folgen des Verhexens zu ſchützen, werden ſie im ganzen Orient mit einer Art Amulette geſchmückt. Als ein ſolches Filacton, Schutzmittel, gilt auch die Wurzel der Mandragora vernalis, die man in Seide oder Leinen eingenäht auf dem Leibe trägt. Dieſe Wurzel ſpielte im Alterthum eine bedeutende Rolle, und Dioscorides ſagt: „Mandragoras quod ad mandras pecorum aliasque speluncas provenit," und Apollodorus erwähnt dieſer Wurzel als Zaubermittel, deſſen ſich die berühmte Zauberin Circe bediente, daher man ſelbe auch *Κιρκαία ῥίζα* nannte, und aus derſelben menſchliche Figuren als Amulette gegen Hexerei und Uebel aller Art ſchnitt; damit jedoch dieſe Wurzel dieſe Eigenſchaften beſitze, herrſcht die Meinung daß ſelbe nicht durch Menſchenhand aus der Erde gezogen werden dürfe, und deßwegen wird die Pflanze mittelſt Stricken einem Hunde an den Schweif gebunden, der dieſelbe nun allmählich nolens volens aus der Erde herauszureißen gezwungen iſt. Auch die Meerzwiebel, Scilla maritima, werden ſolche prophylaktiſche Eigenſchaften zugeſchrieben, und ganz beſonders ſtand dieſelbe bei den alten Aegyptern in ſo großem Anſehen daß ihr ein eigener Tempel unter dem Namen *Κρόμμυον* gebaut war, in deſſen Mitte eine aus Marmor gehauene Zwiebel ſtand. Im Orient wird auch dieſe Zwiebel, die man Skylokiomidi, d. i. Hundszwiebel nennt, als Präſervativ angeſehen und in Stücken geſchnitten als Amulett getragen.

Die Natur auf den Falklands-Inſeln.

(Schluß.)

Die Thierwelt iſt nicht viel reichlicher vertreten als die Pflanzenwelt, wie es in der Regel überall zutrifft; je mannichfaltiger die Pflanzenarten eines Landes, um ſo reicher iſt auch die Thierwelt in Beziehung auf die Verſchiedenheit der Genera und Species. Die Pampas von Patagonien, ſowie das Hochplateau der peruaniſchen Cordilleren, ſind die einzigen mir bekannten Länder die ich mit den Falklands-Inſeln vergleichen kann; beide haben keinen einzigen Baum, nur niederes Buſchwerk, und die Gräſer überwiegen alle andere Pflanzen; ſie beſitzen zwar eine ungleich ſtärkere thieriſche Bevölkerung, aber nur reicher an Individuen, durchaus nicht an Arten.

In den Ebenen von Patagonien weiden ungeheure Heerden von Huanacos und Straußen; die nomadiſirenden patagoniſchen Indianer, die weder Ackerbau noch Viehzucht treiben, leben jahraus und jahrein vom Fleiſch dieſer Thiere, von welchen ein einziger Indianerſtamm in einem Tag oft 2—300 erlegt. Auf dem Plateau der peruaniſchen Cordilleren leben in wildem Zuſtand das Huanaco und Vicuña, während die zur gleichen Gattung gehörenden Lama und Alpaca nur in gezähmtem Zuſtande angetroffen wurden.

Keines dieſer Thiere kommt auf Falkland vor. Das einzige einheimiſche, aber dieſen Inſeln eigenthümliche Säugthier iſt ein großer, wolfartiger Fuchs, Canis antarcticus, der Oſt- und Weſt-Falkland gemeinſam iſt; die dortigen Einwohner nennen ihn Wolf. Auf den kleineren Inſeln und auf den Felſen an der Küſte ſind zu manchen Zeiten Seelöwen und Seehunde in Menge, beſonders auf den kleinen mit Tussac-grass bewachſenen Inſeln, welche die Einfahrt nach Port-William bezeichnen, wo ſie den auf dieſen Inſeln Tussac-grass für ihre Pferde holenden Einwohnern manchmal gefährlich werden, wenn dieſe die im Graſe ſich ſonnenden, und darin verſteckten Thiere nicht zeitig genug bemerken, und ſie entweder tödten, oder ihnen ausweichen können.

In vielen Gegenden der Inſeln finden ſich von Europa verpflanzte Kaninchen; ſie unterminiren beſonders die von dem Tussac-grass gebildeten Hügel und ziehen dieſes Terrain jedem anderen vor; es ſcheint daß durch die dicht verwobenen, einen groben Filz bildenden Graswurzeln der Regen nicht durchdringen kann, ſo daß die Thiere einen trockeneren und wärmeren Aufenthalt haben als unter Steinen; doch leben auch Kaninchen unter den Quarzfelſen, allein in weit geringerer Zahl als unter dem Tussac-grass.

Es gibt verſchiedene Arten Raubvögel und Eulen auf den Falklands-Inſeln, doch der Condor, den ich in der Magalhaensſtraße noch ſehr häufig beobachtet habe, beſucht ſie, ſcheint es, nicht. Schnepfen, Rebhühner und kleinere Landvögel ſind ebenfalls zu treffen, beſonders häufig aber Waſſervögel, Möven, Taucher, Enten, Schwäne und hauptſächlich Gänſe. Wenn wir zu drei oder vier auf die Jagd giengen, erlegten wir eine ſolche Menge eßbarer Vögel daß wir ſie kaum nach Hauſe ſchleppen konnten, und die ganze Schiffsgeſellſchaft nebſt den Matroſen auf mehrere Tage mit Fleiſch verſehen war.

Zur Brutzeit kommen eine Menge Pinguine an das Land und verjagen die Kaninchen aus ihren Gruben, um paſſende Neſter für ihre Eier zu haben, die ſie dann gegen Menſchen und Thiere mit merkwürdiger Tapferkeit vertheidigen. Einen Jagdhund, den wir in eine von einem Pinguin beſetzte Grube ſchickten, wurde von dieſem der Kopf ſo zerbiſſen, daß das Thier um keinen Preis mehr hineinzubringen war; ich ſteckte daher um den Pinguin herauszubringen die Hand in eine lederne Jagdtaſche, und benützte dieſe als Handſchuh.

Einige Zeit ſpäter hatte ich einen ähnlichen Kampf mit einem Pinguin. Ich traf zwei ſehr große Exemplare am Strand und ſchoß einen von ihnen; der zweite blieb bei den gefallenen ſtehen, und als ich zu ihm kam, gieng er auf mich los, und ſuchte ſich durch Beißen zu vertheidigen, bis ich ihn mit dem Flintenlauf auf den Kopf ſchlug, worauf er zuſammenſank.

Am Lande hat ſein Schreien einen lauten ſeltſamen Ton, ganz verſchieden von dem, den er auf dem Meere von ſich gibt; dort iſt ſeine Stimme tief und feierlich; zur Nachtzeit klingt ſie ganz melancholiſch.

Bei dem Tauchen braucht er ſeine kleinen federloſen Schwingen als Floſſen, mit welchen ſie weit mehr Aehnlichkeit haben als mit den Flügeln eines Vogels; iſt er aber auf dem Lande, ſo benützt er ſie wie Vorderfüße, und wenn er ſich zwiſchen den Grasflächen fortbewegt, ſo könnte man ihn leicht für ein vierfüßiges Thier halten.

Iſt er zur See und fiſcht, ſo kommt er zum Athmen mit einer ſolchen Schnelligkeit zur Oberfläche, und taucht ebenſo augenblicklich wieder unter, daß ich oft nicht unterſcheiden konnte ob es ein Fiſch, Seehund, oder Pinguin geweſen.

Von Gänſen beſitzen die Inſeln drei verſchiedene Arten; die des Binnenlandes findet ſich im Innern der ganzen Inſel paarweiſe, oder in Heerden von 10—20 Stücken; ſie wählen ſich zu

Digitized by Google

ihren Aufenthaltsort eine an einen See oder Bach gränzende Grasfläche und ernähren sich, scheint es, nur von Gras.

Die zweite Art nährt sich von Schalthieren, Krabben u. s. w., und lebt ausschließlich am Meeresufer, ich habe sie nie im Inneren des Landes getroffen; der Gänserich ist beinahe schneeweiß, nur die Schwungfedern sind dunkel, das Weibchen aber ist dunkelgrau. Sind sie nicht im Wasser um zu fischen, so stehen sie auf den Klippen und fangen aus vollem Halse an zu schreien, sobald man sich ihnen nähert. Die dritte Art ist die größte von allen, sie wiegt oft 20—25 Pfund und lebt auch vorzugsweise auf dem Meer; doch trifft man sie auch in den Flüssen nahe an ihrer Mündung in die See und in den nahe am Meeresufer gelegenen Süßwasserseen, ins Innere des Landes geht sie nicht.

Ihre Flügel sind so klein und schwach daß sie damit nicht fliegen kann; überrascht man sie so daß sie durch ihr gewöhnliches Schwimmen sich nicht mehr der Verfolgung entziehen kann, so benützt sie ihre Flügel ebenfalls zum schwimmen, indem sie mit großer Schnelligkeit die Oberfläche des Wassers damit schlägt, was einige Aehnlichkeit mit der Bewegung und dem Geräusch eines Räderdampfschiffes hat. Die Engländer nennen sie deßhalb Steamer-duck (Dampfschiff-Ente). Auf diese Weise schwimmt sie sehr schnell, und ist im Moment außer Schußweite!

Dieß ist auf Falkland der zweite Vogel, der seine Flügel zu anderen Zwecken benützt als zum fliegen; rechnen wir dazu noch den patagonischen Strauß, so finden sich in dem südlichsten Theile Amerika's drei Vögel dieser Art. Der Pinguin benützt seine Flügel als Flossen und als Füße, der Strauß als Segel, und der Steamer-Duck als Ruder. Die zuletzt erwähnte Gans ist stets nur paarweise zu treffen; sie nährt sich ganz von Muscheln, die sie an den See-Alpen oder an den von der Fluth bespülten Felsen aufsucht; ihr Schnabel und der Schädel überhaupt sind viel stärker und härter als bei den zwei ersten Arten.

Im Jahr 1764 haben die Franzosen Pferde, Schweine und Rindvieh auf den Inseln eingeführt; seit der Zeit haben sich alle diese Thiere ungemein vermehrt, so daß im Jahr 1843 etwa 30,000 Stück Rindvieh und 3000 Pferde angenommen wurden, im Jahr 1850 70,000 Stück Rindvieh und 5000 Pferde. Letztere sind häßlicher als alle Pferde die ich in andern Ländern gesehen habe, viel langhaariger als man sie sonst wo trifft, auch nicht stark genug um sie zum Fangen des wilden Hornviehs benützen zu können, wozu immer wieder neue Pferde aus den argentinischen Staaten eingeführt werden. Auch englische Schafe haben sich gut erhalten, und zeichnen sich durch ihr langwolliges und schweres Vließ aus. Die Schweine halten sich fast nur im Innern der Inseln auf und sind vollständig verwildert, so daß die Ansiedler fast keinen Nutzen von ihnen ziehen können.

Bei der Viehzucht, die hier in großartigem Maßstab betrieben wird, fühlen die Besitzer der Heerden ganz besonders den Holzmangel. Sie können keine Fenzen machen, was zur Zähmung der Thiere höchst nothwendig ist; bei den vielen Halb-Inseln und Landzungen, die durch die Buchten und Meeresarme gebildet werden, könnten sie, wenn Hochwald da wäre, sehr leicht mit einer Fenze von 4—8 engl. Meilen Länge große Landstrecken abschließen, die dann für das schon gezähmte oder zu zähmende Vieh von großem Nutzen wären. In Ermanglung dessen müssen Gräben und Wälle gezogen werden, die schon sehr breit und tief sein müssen, wenn die wilden Thiere nicht darüber setzen sollen. Die Engländer, denen diese großen Viehheerden gehören, müssen zur Beaufsichtigung derselben eine Anzahl Gauchos aus den Laplata-Staaten halten, weil sie so wenig als die Deutschen in Chile dieses eigenthümliche Geschäft betreiben lernen. Die Gauchos sind Leute die von Jugend auf sich mit nichts anderm als dem Einfangen und Schlachten der Thiere abgegeben haben, und eigentlich unter denselben aufgewachsen sind.

Läuft ein Schiff in Port-William ein, das Fleisch von 20 Ochsen mitnehmen will, so reiten vier Gauchos dahin wo die Heerde weidet und treiben einen Theil derselben 100—200 Stücke in die Nähe des Hafens. Hier übernehmen zwei von ihnen die Bewachung der Heerde, sorgen dafür daß sie sich nicht verläuft, während die beiden anderen die nöthige Anzahl Thiere fangen. Sie reiten hiebei zugleich in die Heerde hinein, lesen sich ein Thier aus; der erste wirft den Lasso dem Thier um die Hörner, der zweite um die Hinterbeine, und im nächsten Augenblick liegt das Thier, dadurch daß sie in divergirender Richtung auseinander reiten, machtlos auf dem Boden. Derjenige welcher den Lasso um die Hörner geworfen hat, steigt ab, und läßt sein Pferd, an dessen Sattelgurt der Lasso befestigt ist und das dazu dressirt ist daß es den Lasso immer straff hält, stehen, geht zu dem Thier hin und stößt ihm sein Messer in den oberen Theil des Rückenmarks, worauf es augenblicklich bewußtlos wird; nun macht er die beiden Lassos los, und die gleiche Operation wird so lange wiederholt, bis die nöthige Anzahl Thiere erlegt ist; die überflüssigen Thiere werden nun wieder zu ihrer Heerde getrieben, und noch am gleichen Tag werden von den beiden Gauchos die 20 Ochsen abgezogen, das Fleisch zerlegt und dem Schiff übergeben.

Miscellen.

Opiumrauchen und Spielhäuser im brittischen Hinterindien. Im Jahr 1807 trug die Spielpacht in Pinang, einer Stadt von 14,000 Einwohnern und einem Handelsumsatz von 1 Mill. Pfd. St., 30,700 Dollars, und wenn der Spielpächter nur 10,000 Doll. gewann, so glich das Spiel dem Effect nach einer Steuer von 3 Doll. auf den Kopf. Es gereicht der ostindischen Compagnie zur Ehre daß sie früh darauf drang dieses fiscalisch so einträgliche Laster auszurotten. Das Spiel wurde öffentlich nicht mehr gestattet, allein da die einheimische Polizei durch das Verbot nicht unbestechlicher wurde, so nahm das Uebel im geheimen wieder überhand. Seitdem wurde das Verbot mehrmals aufgehoben und wieder erneuert. Der große Sir Stamford Raffles versuchte sich auch in der Ausrottung des Lasters, aber mit keinem großen Erfolg. Es trug im Jahr 1827 die Spielpacht

in Singapur 71,283 Rupien auf 12,907 Köpfe oder je 5½ R.
„ Malacca 9598 „ „ 33,162 „ „ „ 0¼ „

Erst im Jahr 1843 wurde in Singapur und 1849 in Pinang die Polizei gründlich reformirt, und seitdem hat man das Laster in engere Gränzen gebannt. Das Opiumrauchen hat dagegen weit zahlreichere Opfer gefunden. In Singapur rauchen nicht weniger als 14,000 Personen Opium. Opium war seit unvordenklichen Zeiten ein Artikel des hinterindischen Handels. Seit 1773 aber machte die ostindische Compagnie den ersten Versuch

Digitized by Google

das Gift nach China einzuführen. Die Rückwirkung auf die Gesundheit der Bevölkerung wurde aber so rasch sichtbar daß bereits 1796 das Opiumrauchen im himmlischen Reiche als Verbrechen bestraft wurde. Gegenwärtig hat der Opiumschmuggel aus Indien bereits einen Umfang von 70,000 Kisten im Werth von 7 Mill. (nicht 5 Mill., wie unsere Quelle sagt) erreicht, und bildet eines der größten Items im indischen Budget. In den brittischen Besitzungen „an den Straßen" wird seit 1851 von den Behörden das Recht zum Opiumverkauf nach dem höchsten Angebot versteigert, und Chinesen übernehmen gewöhnlich die Pacht. Die Läden, deren Zahl gesetzlich beschränkt ist, dürfen eine Firma mit den Worten „Licensed opium shop" führen. Die Droque wird hier auf eigenthümliche Art genossen. Der Saft wird vorher durch Wasser und Feuer von allen fremden Bestandtheilen gereinigt und zu einem Teig, ähnlich dickem Syrup, geformt, in welcher Gestalt er „Tschandu" heißt. Ein Bamburohr, etwa im Durchmesser eines Zolles und einen Fuß lang, wird mit einem bedeckten Kopfe versehen, welcher auf ein Metallblatt geschraubt ist, das fest an dem einen Ende des Rohres sitzt. Auf dem Deckel des Kopfes befindet sich eine Oeffnung nicht größer als das Zündloch einer Kinderkanone. Das andere Ende des Rohres wird ebenfalls durch ein Metallblättchen geschlossen, welches eine kleine Oeffnung zum Einschlürfen besitzt. Der Raucher nimmt jetzt mit einem scharfen eisernen Griffel ein Stückchen Tschandu, läßt es in der Flamme einer Lampe anglühen und bringt es an die Oeffnung des Pfeifendeckels, von wo er dann den Rauch einzieht. Man zählt in den brittischen Besitzungen in Hinterindien 40,000 Opiumraucher, nämlich 15,000 in Singapur, 12,000 in Pinang mit der Provinz Wellesley, 12,000 in Malacca mit den Bergleuten der Zinngruben von Cassang. Diese Zahlen vermindern sich nie, da es unmöglich ist daß sich der Opiumraucher ohne eine besondere ärztliche Behandlung das Laster wieder abgewöhne, und eine solche Cur für die arme Classe zu kostspielig ist. Im Durchschnitt werden in den drei Niederlassungen monatlich 75 und jährlich 900 Kisten Opium verbraucht. Der Raucher muß den Genuß so theuer bezahlen als ob jede Kiste 1100 Doll. kostete. Die 40,000 Raucher verbrauchen also beinahe für 8 Mill. Doll. oder 25 Doll. per Kopf von dem schädlichen Gift. Die ostindische Regierung bezahlt die Kiste den oberbengalischen Erzeugern mit 300 Rupien (360 fl.), und verkauft sie in den Auctionen mit 900—1100 Rupien. Man sieht aber daß sich dieser Preis noch auf 1100 Doll. durch den Gewinn und die Pachtkosten des Opiumschankes in den brittischen Besitzungen steigert. (Journal of the Indian Archip. 1856. New Series I.)

•

Mexicanische Hieroglyphen. In der Sitzung der Royal Society of Literature am 7 Jan. verlas (nach dem Athenäum) Hr. Squier eine Abhandlung „über den Gebrauch des hieroglyphischen oder graphischen Systems von Mexico nach der spanischen Eroberung." Er hob darin einige der leitenden Eigenthümlichkeiten dieser sonderbaren Art Nachrichten zu verbreiten, sowie geschichtliche Ereignisse der Nachwelt zu übermachen, hervor, und führte an, die jüngeren Manuscripte seyen zumeist auf präparirten Fellen oder einheimischem Papier ausgeführt, manchmal aber finde man sie auch auf Tuch oder Papier von europäischer Fabrication. Sie sind das Werk der frühesten spanischen Missionäre, oder der von ihnen verwendeten Eingebornen, und ihr Zweck gieng dahin: die Indianer mittelst eines bereits vorhandenen Schriftsystems in den Lehren und den Legenden der christlichen Religion zu unterrichten. Hr. Squier fügte bei dieses alte Volk habe zwei Systeme hieroglyphischer Darstellung besessen: das von Palenque in Central-Amerika, welches nahezu rein, und das von Mexico im Anahuac-Thale, das weniger vollkommen, so wie gemischt und verworren war. Den spanischen Priestern gelang es die minder vollkommenen Formen ihren Zwecken anzupassen, und die Ergebnisse der Arbeiten Testera's von Bayonne, Sahagun's, Motolinia's und Peters von Gent beweisen zur Genüge in welcher Ausdehnung sie sich das örtliche System angeeignet und zu Nutze gemacht haben. Ihren Anstrengungen verdankt man in der That die große Menge der sogenannten „Mexicanischen Manuscripte," die sich jetzt in Europa befinden und welche von Lord Kingsborough herausgegeben worden sind.

•

Erforschung des Orinoco-Flusses. In der geographischen Gesellschaft zu London machte (wie das Athenäum vom 17 Jan. sagt) Admiral Sir Charles Eliot, der frühere Statthalter von Trinidad, den Vorschlag zu einer Forschungsreise an den Orinoco. Er hoffe, fügte er bei, die Gesellschaft werde der Regierung die Nützlichkeit einer abermaligen Forschungsreise an diesen großen Fluß, als Fortsetzung der Vermessungen Humboldts und Bonplands, dringend ans Herz legen. Eine solche Expedition lasse sich, wenn die Regierungen von Neu-Granada und Venezuela sie gestatteten, leicht ausführen, und als Abgangsstation könne die Insel Trinidad dienen, die eine diesem Zweck völlig entsprechende Lage habe. Mittelst des Cassequiare und des Rio Negro stünden die Gewässer des Orinoco bekanntlich in Verbindung mit denen des majestätischen Amazonen-Stroms, und der Weg nach Bogota, mittelst des Meta-Flusses, werde bald an die Stelle desjenigen auf dem Magdalenen-Strome treten, da die Entfernung vom Embarcadero, am San Juan-Fluß, einem Zweig des Meta, bis nach Bogota nur zehn Leguas betrage. Durch die Eröffnung der Schifffahrt auf dem Orinoco und seinen Nebenflüssen würden die reichen Producte des herrlichen Cundinamarca und der fruchtbaren Tafelländer Südamerika's ihren Weg nach Europa finden.

•

Geographische Verbreitung der Papagaien in Amerika. Die Familie der Aras scheint sich nur wenig vom Aequator zu entfernen. Sie bewohnen vorzüglich die Zone zwischen diesem und dem 17° südl. Br. Längs der großen centralen Flüsse gehen sie etwas weiter nach Süden; man findet sie am Paraguay bis 17° 30′ südl. Br., und zwar entfernt sich der seltene, dunkelblaue Psittacus Hyacinthus am weitesten vom Aequator. Albuquerque scheint ihre Südgränze zu seyn, da sie bei Coimbra nicht mehr vorkommen. Auch in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika geht die einzige dort einheimische Papagaien-Art, welche an den Küsten den 30° nördl. Br. kaum überschreitet, längs des Mississippi bisweilen bis zum 40°, also bis in die Breite von Madrid. Nach Süden dringen sie noch weiter vor; eine Art breitet sich bis zu der Magalhaens-Straße aus, gegen den 54° südl. Br., entsprechend dem nördlichen Irland auf der anderen Hemisphäre. Die Höhe bis zu welcher die Papagaien steigen, ist oft sehr beträchtlich; man findet sie in den Anden bis zu 3500 Metern über der Meeresfläche, in fast baumlosen Regionen. (Petermanns geogr. Mitth.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 5. 30 Januar 1857.

Studien über Anthropologie.

In allerjüngster Zeit haben die anthropologischen Streitfragen wieder große Anziehungskraft auf die gelehrte Welt geübt. Zunächst gehörten diese Probleme in das Gebiet der Physiologie, in neuerer Zeit aber hat die vergleichende Philologie mit an der Erörterung Theil genommen. Der Zwiespalt der Meinungen begann aber schon an der Schwelle aller Forschungen bei der Frage über die Einheit des Menschengeschlechtes. Die einen hielten und halten an der Abstammung von einem Elternpaare fest, die andern stritten dafür daß die Menschen wenigstens einer Art angehören, noch andere läugneten die Gleichartigkeit, und erklärten das was man bisher als Race bezeichnet hatte, für gesonderte Menschenarten. Es waren nicht immer wissenschaftliche Motive, nicht der Trieb zur Ergründung der Wahrheit, welcher die gelehrten Streiter beseelte. Den einen lag daran den Bibelbuchstaben eine Art naturwissenschaftlicher Weihe zu geben und theologische Zwecke zu erreichen. Die andern im Gegentheil suchten schadenfroh dem Bibelwort einen gelehrten Proceß zu machen und fromme Gemüther zu beunruhigen. Noch anderen lag daran eine philologische Hypothese durchzusechten, und dazu war es nöthig eine drohende Vorfrage bei Seite zu schaffen. Endlich mischten sich auch transatlantische Leidenschaften in das Spiel, und die Einheit des Menschengeschlechtes wurde zum Vortheil der Plantagenwirthschaft und im Interesse der Negersklaverei geläugnet. Da so viele unreine Beweggründe die Untersuchungen trüben, wird man immer mit einigem Argwohn jede Forschung dieser Art in unsern Tagen betrachten; man wird sich immer vorher fragen, ehe man ein Buch öffnet: ist es nicht ein Proslavereipamphlet? ist der Verfasser nicht gesonnen auf unsere religiösen Anschauungen irgend einen Druck auszuüben? oder gehört er vielleicht zu der wackern, aber hitzigen Philologenzunft die eine Verwandtschaft sämmtlicher Völker nachweisen will? Mit Beruhigung wird man sich daher den Forschungen eines Philosophen zuwenden, der, von allen diesen Einflüssen unberührt, einen ganz neuen Weg wandelt. Prof. Karl Vollgraff in Marburg hat in den letzten sechs Jahren ein umfangreiches Werk veröffentlicht, worin er zuerst versucht der Staats- und Rechtsphilosophie eine ethnologische Grundlage zu geben. [1] Da konnte es nun nicht ausbleiben daß sich der Verfasser seine eigene und zwar eine höchst eigenthümliche Völkerkunde schuf, die auf der Kritik des Menschengeschlechtes vom Standpunkte der politischen Philosophie beruhte. Wie jede originelle Forschung verfehlt dieses Werk eine anregende, ja wir hätten besser gesagt, eine aufregende Wirkung nicht. Auch sind die Verheißungen groß, denn der Verfasser verspricht uns die höchsten Räthsel zu lösen, er will uns das Menschengeschlecht selbst im Spiegel zeigen, nach Art der Naturforscher alle seine Varietäten classificiren und den Völkern nach ihrem geistigen Werth den gebührenden Rang anweisen. Als Rechtsphilosoph beobachtet der Verfasser den Menschen in seiner Eigenschaft einer „gesellschaftlichen Bestie," mit Aristoteles zu reden, und diese staatenbildenden Geschöpfe werden daher nach ihrer höheren oder geringeren Begabung mit politischen Instincten systematisch geordnet.

Allen Dingen welche der Mensch oder die Menschen hervorbringen, liegt ein „unfreier natursittlicher Selbsterhaltungstrieb" zu Grunde. Dieser Trieb besitzt aber gewisse Stufen von Energie welche der Verfasser die vier Urtemperamente nennt, und nach diesen Abstufungen spricht er von vier Menschenracen. Die fortdauernde physische und geistige Ungleichheit der Menschen war und ist die Ursache aller Civilisation und Cultur. Die Menschen leben nur in bürgerlichen Gesellschaften weil sie sich bedürfen, und sie bedürfen sich nur wegen ihrer Ungleichheit. Die Ehe, sagt der Verfasser schön, ist das Ei des Staates, und nirgends sind wohl die geistigen und körperlichen Unterschiede größer als zwischen den menschlichen Wesen die eine Ehe schließen können. Man könnte noch den Satz des Verfassers vervollständigen, indem man ausspricht, je ungleicher das ist was sich verbindet, desto stärker sey das Band, wie es keine Form der Gesellschaft gibt die an Energie sich mit der Ehe vergleichen ließe. Je energischer aber der Selbsterhaltungstrieb sich auf den höheren Stufen des Menschengeschlechtes kundgibt, um so dringender müssen sich die Individuen einander bedürfen, um so intensiver müssen die gesellschaftlichen Bande werden.

Wir haben oben gesagt daß der Verfasser das Menschengeschlecht in vier Racen eintheile. Der Ausdruck Race hat aber

[1] Das Werk zerfällt in drei selbständige Theile, 1) Anthropognosie, Marburg 1851. 2) Ethnognosie und Ethnologie, 1853 und 1854. 3) Politognosie und Politologie, 1855. Diesen drei Bänden ist dann noch eine kurze Analyse oder ein Ueberblick gefolgt unter dem nicht glücklich gewählten Titel „wie muß man forschen und dann schreiben?" Marburg 1856.

nicht den hergebrachten Sinn, wie ihn die Physiologen für erblich gewordene Abartungen gebrauchen. Weit klarer würden uns die Absichten des Verfassers werden, wenn er nicht von Racen, sondern von anthropologischen Kasten spräche. Hr. Vollgraff bekennt sich entschieden (Ethnol. I. p. 27) zu der Ansicht, daß das Menschengeschlecht Einer Art sey, obgleich er doch wieder das entscheidende Merkmal der Gleichartigkeit, nämlich die fruchtbare Fortpflanzung der Bastarde in Bezug auf die Mulatten läugnet. Er hält es sogar möglich daß die Schöpfung seiner vier „Racen" in chronologisch getrennte Zeiträume falle, und gebraucht aus der Geologie das Gleichniß von primären, secundären ꝛc. Schöpfungsabschnitten innerhalb des Menschengeschlechtes. Er sucht diese Ansicht auch durch die heilige Schrift zu bekräftigen. In der Genesis (I. 26, 27) heißt es im hebräischen Texte: „Lasset uns nun Menschen machen." Im hebräischen Text folgt dann weiter, „Und Gott schuf den Menschen," aber nicht wie die Vulgata und Luther übersetzen, „und er schuf sie, ein Männlein und ein Fräulein," sondern männlich und weiblich zugleich, also geschlechtslos, was wieder so viel heißen kann, als unbewußt ihres Geschlechtsunterschiedes gleich den Kindern. Im Capitel 2 V. 7 aber schuf Gott „den Menschen aus einem Erdenkloß," es war aber vorläufig nur das männliche Geschlecht, denn der Herr „baute ein Weib aus der Rippe des Menschen." Hier also sey klar von einer doppelten Menschenschöpfung die Rede. Eben so will er nicht gelten lassen daß aus den drei Söhnen Noahs, also Eines Elternpaares, drei verschiedene Menschenracen entstehen konnten, sondern er versteht das Bibelwort so als ob nach der Fluth nur wenige Menschenpaare der bereits vorhandenen Racen sich auf die höchsten Berge geflüchtet, gerettet, und später die Welt wieder bevölkert hätten. Um den Verfasser völlig zu verstehen, müssen wir hinzusetzen daß er die körperliche Verschiedenheit seiner vier Menschenstufen für eine Wirkung der verschiedenen geistigen Begabung hält, und den Materialismus als eine „geistlose Absurdität" erklärt. Denn sagt er: „der Papu oder eigentliche Neger ist ein häßliches, deformes, affenähnliches Wesen, weil er die geringste Lebens-Energie, die niedrigste geistige Begabung repräsentirt, und der sogenannte Kaukasier ist der schönste Mensch, weil er die höchste Thatkraft und geistige Begabung besitzt." Wir fürchten sehr daß die Materialisten das Compliment dem Verfasser erwiedern und den Satz umdrehen werden: „Der Papu besitzt die geringste Begabung wegen seiner Affenähnlichkeit, und der Kaukasier die höchste geistige Begabung wegen seiner physischen Vollkommenheit." Uns scheint der eine Satz wie der andere eine Behauptung zu seyn die sich niemals streng erweisen läßt. Daß unser geistiger Inhalt von unserm physischen Werth abhängt, das wird niemand läugnen welcher an sich beobachtet hat wie alle geistige Regsamkeit von körperlichen Zuständen abhängt und sogar Theile unsers geistigen Ichs sich durch Zeugung vererben. Umgekehrt aber darf man eben so wenig läugnen daß der Geist gestaltend auf unsern Körper zurückwirke. Ein wahrer Beweis dieser Behauptung ließe sich ermitteln, wenn sich nachweisen ließe daß mit der höhern geistigen Entwicklung auch der physische Werth des Menschen steige. Und diesen Beweis können vielleicht die Neger der Vereinigten Staaten liefern, deren geistige Fähigkeiten sich durch Fortpflanzung innerhalb der Sklaverei so beträchtlich gesteigert haben, daß ein Sklave amerikanischer Descendenz einen weit höheren Marktpreis besitzt als die frisch importirten Exemplare. Der Verfasser gibt indessen nur eine beschränkte Perfectibilität zu, die absolute hält er für eine „speculative Absurdität." Um das zu verstehen, müssen wir erklären was der Verfasser unter den Temperamenten oder unter den verschiedenen Graden der Energie des socialen Triebes meint. Er theilt das Menschengeschlecht in die vier Kasten der Wilden, der Nomaden, der seßhaften Industrievölker und der hochcultivirten Humanitätsvölker. Die vier Urtemperamente oder Menschenstufen sind ihm aber wieder nur die im Kindes-, im Knaben-, im Jünglings- und im Mannesalter verharrenden Theile des Menschengeschlechtes. Er verwirft die Ansicht als ob die jetzigen Zustände das Product einer Entwicklung des Menschengeschlechtes seyen, das von einer niedrigen Stufe sich zu einer höhern aufgeschwungen habe. Von dem Augenblick an wo die Völker auftraten, waren und blieben sie Wilde, Nomaden oder Industrievölker. Sie waren „fertig," sie waren zu ihrer Kaste geboren, und nur innerhalb ihres Bannkreises hatten sie wieder ihr Kindes-, Jünglings- und Mannesalter durchzuleben. Der Verfasser beruft sich darauf daß wenigstens niemand beweisen könne daß Inder, Zendvölker, Aegypter, Griechen, Germanen jemals eigentliche Wilde gewesen seyen. Es sey auch unerhört daß aus einem Wilden ein Nomade, oder gar ein Ackerbauer geworden sey, das heißt freiwillig und aus eigenem Antriebe. Für diese paradoxe Ansicht läßt sich allerdings sehr viel sagen, und das gelungenste Beispiel daß Nomaden nie seßhaft werden, sind die Osmanen, welche, trotz ihres europäischen Firnisses und trotz des Eindringens einer fremden Cultur in ihre Gesellschaft, immer noch in den Steigbügeln ihrer turanischen Civilisationsstufe geblieben sind. Es spricht dafür auch die seltsame, um nicht zu sagen grauenhafte, Erscheinung von dem Verschwinden so vieler Völkerstämme bei einer Berührung mit einer andern Civilisation, wie in Amerika und auf den Südsee-Inseln. Das vollkommnere Geschöpf kann dem schwächern nicht die Hand reichen, sondern über den Leib des einen hinweg breitet sich das andere aus. Auch haben wir kein Beispiel daß ein ächter Wilder jemals zu einer höhern Form der Gesellschaft übergegangen sey. Die Zahl der wilden Völker ist freilich sehr gering. Der Verfasser zählt dazu nur die Papuas, überhaupt alle autochthonischen Völker Südasiens, zum Beispiel die Orang Kubus auf Sumatra, die Bewohner der Andamanen, die Samang auf Malacca, und die Aborigines in Hindostan. Wenn man dann einwendet daß von diesen Aborigines die tamulischen Bevölkerungen abstammen, diese zum Ackerbau übergiengen und einen Dichter wie Tiruvalluver [1] erzeugen konnten, so würde der Verfasser wahrscheinlich diese Verdienste der Vermischung mit Hindus zuschreiben. Eine höhere Classe unter den Wilden räumt er den Neuholländern ein, und über diese setzt er wieder die Hottentotten. Den vierten und höchsten Rang gönnt er den eigentlichen Negern zwischen 15° n. Br. u. 20° s. Br. Man vermuthe aber ja nicht daß er den physischen Merkmalen bei seiner Kasteneintheilung einen höhern Einfluß gönnt. Die Wolle auf dem Kopf und der schwarze Farbstoff in der Cutis sind ihm keine leitenden Wahrzeichen zur Classification des Menschengeschlechts. Unter den Negerstämmen

[1] Der große Dichter gehörte bekanntlich einer niederern Kaste an; ein Umstand der für den Ethnographen sehr bedeutsam ist.

Digitized by Google

findet er einzelne die in die tritthöchste Kaste gehören, und wir werden sehen daß alle Merkmale einer sogenannten kaukasischen Race nicht zu dem obersten Rang der Humanitätsvölker befähigen.

Zur zweiten Stufe, also zu der Kaste der Wanderer, gehören die Völkerordnungen der Mongolen, Türken, Tunguſen und der nomadischen Berber-Araber, wobei der Verfaſſer, beiläufig bemerkt, die finnisch-tschudische Gruppe, also auch die Ungarn, zur tunguſischen Ordnung schlägt. Er läugnet daß sich bei Wandervölkern Schönheitsgefühl und ächter Kunſtſinn zeige. Ueberall wollen ſie nur ſehen, wo andere geerntet haben. Daß ſie eine vorhandene materielle Civiliſation benutzen, ausbeuten und genießen, daß ſie nachahmen was andere erfunden, ſtellt ſie nicht höher in ihrem geiſtigen Rang. Zu den Völkern dieſer geringen Begabung rechnet Vollgraff entſchieden auch die Araber. Gegen dieſe Verurtheilung muß ſich nothwendig unſer hiſtoriſches Wiſſen auflehnen, denn bisher galten uns die Araber als ein Culturvolk erſten Rangs, als die Hüter der geiſtigen Schätze des Alterthums, als die Verbreiter alter und neuer Wiſſenſchaften, als die Gründer der Univerſitäten in Spanien, als die erſten Geographen des Mittelalters, als das größte Handelsvolk jenſeits der Landenge von Suez, als die Entdecker der Oſtküſte Afrika's bis Sofala hinab, als Begründer von Colonien und Factoreien an allen Hafenplätzen der indiſchen und chineſiſchen Meere. Wir preiſen ſie als die Entdecker des alkoholiſchen Gährungsproceſſes und der wichtigſten Löſungsmittel in der Chemie. Wir glaubten zu wiſſen daß ein Araber es war welcher die ſogenannte dritte Störung der Mondbahn entdeckte, nachdem Hipparch die erſte, Ptolemäus vielleicht die zweite gefunden, eine Thatſache die lange Zeit dem Abendlande ſo unbekannt blieb, daß noch bis vor wenigen Jahren Tycho de Brahe als der erſte Entdecker der dritten Störung ſtatt Abulwefa's gegolten hatte. [1] Es iſt wahr, ſie haben nicht die Ziffern erfunden die wir die arabiſchen nennen, ſie haben nur die indiſche Erfindung vom Stellenwerth der Zahlen auf uns gebracht. Aber ganz gewiß iſt es daß ſie durch Erfindung origineller Methoden die höhere Mathematik außerordentlich gefördert haben. Sind ſie auch nicht die Entdecker der Eigenſchaften der Magnetnadel, iſt es ſogar zweifelhaft ob dieſes Inſtrument aus China durch ihre Vermittlung auf uns gekommen ſey, dürfen ſie auch nicht mehr als die Erfinder des Pulvers gelten, haben ſie in ihren hydrauliſchen Bauten auch vielleicht die Muſter anderer aſiatiſchen Culturvölker nur nachgeahmt, ſo erwerben ſie ſich doch das höchſte culturgeſchichtliche Verdienſt durch die Ausbreitung wichtiger Culturpflanzen. Sie bringen das Zuckerrohr, die Dattelpalme, den Indigo, beinahe alle wichtigen Arten des Citrus, Citronen und Orangen nach den Ländern ihrer Herrſchaft am Mittelmeer. Sie galten uns immer bisher als die Erfinder eines eigenen Bauſtyls, und ihre Dichtungen, namentlich die ältern, welche vor Mohammeds Auftreten fallen, und der Koran ſelbſt, wurden als die erhabenſte Dichtung geprieſen, welche der Orient bisher hervorgebracht hatte.

Da kommt der Philoſoph und ſtößt ſie mit einem Tritt hinab auf die Knabenſtufe der Menſchheit, unter die fruges consumere nati, unter die Stämme welche nur vom Fleiße der hoher gearteten Claſſen der Menſchheit zehren. Hr. Vollgraff hat recht gut gefühlt daß er bei den Arabern mit ſeinem Syſtem Schiffbruch leiden müſſe, er hat aber auf eine geſchickte Weiſe ein Fahrwaſſer zwiſchen den Klippen gefunden. Einen Theil der arabiſchen Verdienſte, ihre Geſchicklichkeit in verſchiedenen Gewerben ſchreibt er andern morgenländiſchen Induſtrievölkern zu, von denen die Araber Sklaven beſitzen konnten. [1] Edriſi, Abulfeda, Ibn Chaldun ſtreicht der Verfaſſer aus der Zahl der nomadiſchen Araber. Mag es nun recht wohl gelingen bei vielen Dichtern und Gelehrten, die arabiſch ſchreiben, die arabiſche Abkunft zu beſtreiten, ſo wäre es doch mehr als Zufall, wenn die vielen hundert Gelehrten, Geographen, Entdecker, Dichter, Naturforſcher, Juriſten und Theologen der Araber nur untergeſchobene Kinder wären. Der Verfaſſer trennt aber die nomadiſchen Araber auf das ſchärfſte von den ſeßhaften Arabern im Yemen, den Himjariten, von denen die einen von Ismael, die andern von Joctan abſtammen ſollen. Die Beduinen, vermuthet er, ſeyen ſchon durch Cultur und Phyſiognomie gänzlich von den ſeßhaften Südarabern verſchieden, wahrſcheinlich nicht Autochthonen, ſondern vom Kaukaſus über Meſopotamien, oder aus Afrika eingewandert. Den beſten Aufſchluß über dieſes Räthſel vermag gegenwärtig Lieut. Burton, der „Pilgrim" zu geben, deſſen Werke aber viel ſpäter als die Ethnologie erſchienen iſt. Er nimmt eine dreifache Bevölkerung Arabiens an, nämlich die Aborigines, die ihrer körperlichen Merkmale wegen mit den wilden Einwohnern Indiens Verwandtſchaft beſitzen ſollen, und wie die Bheels nach den Einöden im Südoſten der Halbinſel (Mascat, Hadramaut) verdrängt worden ſind; zweitens die Einwanderer, oder die Nachkommen Joctans, eine ſyriſche oder meſopotamiſche Race, die ſich der fruchtbarſten Landſtriche Arabiens bemächtigte, und die Nation bildete welche in der Geſchichte und jetzt noch die Arabiſche heißt; endlich drittens einen unreinen ägyptiſch-arabiſchen Stamm, perſonificirt durch Ismael, welcher die ſinaitiſche Halbinſel, und die Landſchaft die im Oſten daran gränzte, bevölkerte und jetzt noch feſthält. [2] Hätte Hr. Vollgraff dieſe Anſicht gekannt, er würde ſie gewiß für ſein Syſtem benutzt haben, und dann wäre es auch unnöthig geweſen dem arabiſchen Agriculturvolk ſeine außerordentlichen Verdienſte um Literatur, Geographie und Naturwiſſenſchaften zu beſtreiten. Noch aber ſind wir nicht über alle Schwierigkeiten hinweg. Wir wiſſen aus J. v. Hammers Litteraturgeſchichte, daß gerade die Beduinen, gerade Ismaels Söhne, das reinſte Arabiſch ſprachen, und daß die Dichter und Gelehrten hinauszogen in die Wüſte, um von den Nomaden und Räubern ihre Controverſen über Grammatik oder Ausſprache entſcheiden zu laſſen. Wir wiſſen ferner daß die Perlen der arabiſchen Poeſie in der Zeit vor Mohammed den Beduinen zugeſchrieben werden, denſelben Beduinen die damals den gröbſten Götzendienſt trieben, Menſchen opferten,

[1] L. Am. Sédillot Matériaux pour servir a l'histoire comparée des Sciences Mathemat. chez les Grecs et les Orientaux, Paris 1845 p. 42.

[1] Dieſe Verſuche fallen nicht immer glücklich aus. So wird behauptet der Stahl zu den Damascenerklingen ſey aus dem nördlichen Indien bereits damascirt nach Damaskus gelangt. Dieß müßte aber erſt bewieſen werden. Gewiß iſt nur daß, nachdem Timurlenk die Schwertfegerzunft aus Damaskus nach Samarkand verſetzte, keine Damascenerklinge mehr verfertigt worden iſt, und daß eine Klinge 1½ Jahrhundert alt ſeyn muß, wenn ſie als ächtes Damascenerproduct gelten ſoll. Wie hätte das Geheimniß verloren gehen können, wenn es nicht an dem Schickſal der arabiſchen Zunft in Damaskus hieng?

[2] Richard J. Burton Pilgrimage to El Medinah and Meccah. London 1856 tom III. p. 28 sq.

in Polyandrie lebten und unmäßigen Genuß geistiger Getränke sich zu Schulden kommen ließen. Diese Araber saßen zu Pferd, lauerten den Karawanen auf, verachteten städtische Cultur, durchwanderten die Wüste mit Nomadenlust, und neben den Wachtfeuern bildeten sie dennoch jene Sprache aus in welcher der Koran verfaßt werden konnte.

Eben so scheint uns der Verfasser den geistigen Werth der Malayen zu verkennen, die er zu den maritimen Nomaden, zu den Beduinen der See rechnet. Sonderbar mag es klingen, allein der Seeraub war von jeher die erste Stufe der materiellen Civilisation. Thucydides (l. 5) hat trefflich dargestellt wie aus dem Seeraub allmählich der Seehandel entstehe, und nicht wenig hat die materielle Civilisation den Piratenvölkern zu danken, insofern der Seeraub zu höhern gesellschaftlichen Entwicklungen nöthigte. Die Normannen in Europa und die Cariben in Westindien können als Zeugen für diese Behauptung auftreten, und umgekehrt schufen die Malayen nach Gründung ihrer großen Reiche auf Sumatra und Malacca im 14ten Jahrhundert Schifffahrt und Handelsgesetze, welche schon alle Grundsätze unsers modernen Seerechts enthalten. Auch haben die Malayen ackerbautreibende Colonien nach beinahe allen Inseln des Archipels östlich von der Sundastraße ausgesendet, was doch nicht vereinbar ist mit dem Charakter eines Jagd- und Räubervolkes.

Unter die Ackerbauvölker, das heißt zur dritten Kaste des Menschengeschlechts, zählen in Afrika die Kaffernstämme (also wahrscheinlich auch die jetzt von Livingston erst entdeckten Völkerschaften am Tschobe); die Bevölkerungen im Sudan östlich und westlich vom Tsad-See und darunter ebenholzschwarze Neger, wie die Dscholoffer und Mandingos oder, wie man jetzt den Namen schreiben will, Malinkas. In der zweiten Ordnung der Ackerbauvölker treffen wir die amerikanischen Völker an, und dazu rechnet der Verfasser die Bewohner der Südsee-Inseln, denn er glaubt nicht daß die oceanischen Archipele von Osten her bevölkert werden konnten, weil sie unter jenen Breiten liegen wo die beständigen Passatwinde jedes Vordringen gegen Osten verboten. Dieß ist das Hauptargument des Hrn. Vollgraff. Es widerlegt sich aber einfach durch die Thatsache daß das Zuckerrohr unter einem malayischen Namen nach den Gesellschafts-Inseln gebracht wurde, daß also doch ein östliches Vordringen im Passat möglich war. Uebrigens ist es gar kein nautisches Kunststück in dem Archipel von Insel zu Insel sich ostwärts zu bewegen; auch haben die Inseln vor und nach Ankunft der Europäer mit einander einen beständigen Verkehr besessen.[1] Unter eine dritte Ordnung, unter dem Namen Peruanische, bringt der Verfasser die Quichua-Völker, oder die Civilisation welche vom Titicaca-See ausgieng, die Bewohner des Hochlandes von Quito und die Völker im Becken des Magadalenstromes, die Chibchas. Wir müssen dagegen einwenden, daß sich hier drei besondere Culturkreise finden, die sprachlich getrennt sind und ihre eigene Religion und Mythologie besaßen. Die Reiche von Quito und Cuzco wurden ja aber erst zu einer Zeit vereinigt, als bereits die Spanier auf Espaüola saßen,[1] und es ist mehr als wahrscheinlich daß die Quichua-Völker nie in einem Verkehr mit dem Reiche Bogota gestanden sehen. Eben so wäre es besser gewesen die nächste Ordnung nicht die aztekische oder neu-mexicanische zu nennen. Der Wanderstamm welcher die Stadt Mexico gründete, gehörte zu den Chichimeken-Völkern. Sie eigneten sich nur an was sie von einer ältern Cultur in Neuspanien bereits vorfanden, und diese Cultur scheint ihre Wiege in Yucatan und vielleicht auch auf den großen Antillen gehabt zu haben. Zu jenem Culturvolk zählten jedenfalls die Erbauer der großen Ruinenstädte auf Yucatan, mit denen Stephens uns ausführlich bekannt gemacht hat.

Als der zweite Band der „Ethnologie" erschien, hatte Stephens bereits sein großes Werk über Yucatan veröffentlicht, welches der Verfasser indessen nur aus einer Anzeige einer kritischen Zeitschrift zu kennen scheint. Die „antiken Mexicaner oder Tolteken" wurden seitdem auf die zweite Ordnung der vierten Stufe unter die Culturvölker und über die Hellenen erhoben. Da ihnen der Verfasser die räthselhaften Bauten in Yucatan zuschreibt, so meint er unter den Tolteken was wir die Völker der Mayasprache nennen. Es ist ein großer Irrthum, wenn er ferner glaubt daß Vitzilopuztli (richtiger Huitzilopochtli) ein Gott der antiken Mexicaner gewesen sey, da er doch nur der Schutzpatron desjenigen Chichimekenclans war welcher Tenochtitlan (Mexico) gründete, und gegen dessen blutigen Dienst sich so lange die Acolhuas in Tezcuco wehrten. Die Aehnlichkeiten die der Verf. zwischen den alten Culturvölkern Mittelamerika's und den Aegyptern findet, bestätigen sich auch nicht. Die pyramidenförmigen Bauten in Anahuac und Yucatan waren keine Begräbnisse, sondern Opferstätten, und Stephens (Yucatan, S. 407) sagt ausdrücklich: „Zwischen den pyramidalen Bauwerken Aegyptens und dieses (des amerikanischen) Festlandes besteht keine Aehnlichkeit, außer daß beide Pyramiden genannt werden."[2] Was die amerikanischen Mumien betrifft, so haben sie wenig gemein mit den ägyptischen. Die Aegyptier verstanden die Kunst den Verwesungsproceß durch Droguen und chemische Präparate zu verhindern; die amerikanischen Völker, und nicht bloß die Culturvölker Yucatans, Anahuacs und im alten Incareiche, sondern auch auf den Antillen und an allen Gestaden des caribischen Golfes, dörrten die Leichen am Feuer. Sie haben diesen Gebrauch gemeinsam mit den Negritos auf den Philippinen, welche jedenfalls auf einer sehr niedern Stufe der Gesittung stehen.[3] Ferner ist es ganz unzulässig die aztekischen Hieroglyphen mit den ägyptischen in Parallele zu setzen. Wir besitzen ja getreue Nachbildungen aztekischer Hieroglyphen in Lord Kingsborough's Alterthümern und den Monumens des Hrn. A. v. Humboldt. Die aztekischen Hieroglyphen waren eine Bilderschrift (picture-writing), die sich nur so weit vervollkommnet hatte daß einzelne Hieroglyphen eine herkömmliche sym-

[1] Unter den Argumenten mit denen Hr. Vollgraff seine Hypothese glaubhaft machen will, befindet sich auch die daß die Kartoffel auf den Südsee-Inseln heimisch seyn soll. Wir vermuthen hier daß der Verfasser das Solanum tuberosum mit der Batate verwechselt habe. Die Kartoffel ist nur in Südamerika heimisch (De Candolle Géogr. Botanique II. p. 988.) Vergebens haben wir auch bei Pickering, Races of Man, c. p. 21 bis 23 fol. 307 nachgesehen, wo sich ein Verzeichnis sämmtlicher nach Amerika und umgekehrt nach der pacifischen Welt eingeführten Pflanzen findet. Nirgends ist von dem Sol. tub. die Rede.

[1] Prescott, Conq. of Peru I. p. 219.

[2] Prescott, Conq. of Mexico III. p. 408 entwickelt die Unterschiede zwischen der ägyptischen und mittelamerikanischen Architektur sehr ausführlich.

[3] De la Gironière, Aventures aux Iles Philippines. Paris 1855, p. 164.

Digitized by Google

zeichen Bedeutung beſaßen, wie z. B. die Kalenderhieroglyphen. Die ägyptiſchen Hieroglyphen aber beſaßen einen Lautwerth. Ueberhaupt muß es Staunen erregen daß man den amerikaniſchen Culturvölkern einen ſo hohen geiſtigen Rang einräumt, da wir ja über ihre frühere Geſchichte nur ſo dürftige Nachricht beſitzen. Die Hauptquelle für die yukatekiſchen Alterthümer ſind Stephens Werke und hauptſächlich darin die Abbildungen der großen Ruinen. Gar manches davon beruht aber nur auf der Phantaſie des Zeichners. [1] In neuerer Zeit endlich hat ſich unter allen amerikaniſchen Antiquaren die Ueberzeugung befeſtigt, daß die Erbauer der großen Monumente in Mittelamerika das Geſchlecht waren, welches die Spanier entrathen und beſiegten, daß alſo dieſe Ruinen mit wenigen Ausnahmen [2] nur ein Alter von 4—500 Jahren beanſpruchen können. Ueber die alten Culturvölker Anahuacs (Mexico's) beſitzen wir aber nur außer der Conquiſtadorenlitteratur als Quellen die Geſchichte der Chichimeken von Tezozomoc, welcher die ganze Urgeſchichte der Azteken in einem Capitel behandelt und die Tolteken ein einzigesmal erwähnt; ferner eine handſchriftliche Chronik der Tlaxkalteken, die Prescott benutzt hat, und endlich die Annalen der Acolhuas oder des Reiches von Tezcuco von Don Fernando d'Alva Ixtlilxochitl. Dieſer läßt die Tolteken nach Anahuac einwandern, und zwar nach dem Erſcheinen des Quetzalcoatl, alſo zu einer Zeit wo bereits die Pyramide von Cholula ſtand und Cultur in Anahuac herrſchte. Die Tolteken waren nach ihm hochgewachſene Leute, von heller Hautfarbe und bärtig wie die Spanier, weßhalb denn auch beim Erſcheinen des Cortes das gemeine Volk der Azteken glaubte, das Reich des Topiltzin breche an. Topiltzin war nämlich der letzte Toltekenkaiſer, der ſich beim Zerfall des Reiches in eine Höhle geflüchtet hatte, und von dem die Sage gieng er werde einſt wiederkehren und das alte Toltekenreich von neuem ſtiften. [3]

Es wird überraſchen daß der Verfaſſer die europäiſchen Völker an Range unter die Chineſen ſtellt; er unterſcheidet aber (Ethnol. I. S. 365) die alten Chineſen von den heutigen Bewohnern des himmliſchen Reiches, deren große Mehrzahl unſtreitig „mongoliſchen Urſprungs“ ſey. Er nimmt an daß ein altes Culturvolk aus Centralaſien nach China gewandert ſey und dort die hohen Werke der Civiliſation angeſtiftet habe. Zu dieſer Ausflucht zwingt ihn unter ſein Syſtem, denn er kann den heutigen Chineſen „mongoliſchen Urſprungs“ nicht die Fähigkeit zutrauen, daß ſie ohne andere Hülfe jene Stufe der materiellen Civiliſation erreichten die man ihnen nicht abſprechen kann. Wenn wir nun ſehen daß die Chineſen immer noch Fortſchritte machen, wenn z. B. die Porcellanbäckerei und die Porcellanmalerei vergleichsweiſe moderne Erfindungen ſind, eben ſo wie der Gebrauch der Magnetnadel, ſo müſſen dieß im Sinne des Verfaſſers die Producte jenes fremden fortwirkenden Elementes ſeyn, welches in die chineſiſche Welt eingedrungen iſt.

Die vierte und höchſte Kaſte des Menſchengeſchlechts gehört den Culturvölkern. Haben wir den Verfaſſer recht verſtanden, ſo beruht ſeine Unterſcheidung der dritten und vierten Stufe auf dem Unterſchied zwiſchen Civiliſation und Cultur, oder wie man vielleicht deutlicher ſagen würde, zwiſchen materieller und geiſtiger Civiliſation. Wie die Wandervölker von der dritten Stufe ſich dadurch unterſcheiden, daß ſie fremde Erfindungen benützten, aber nie eigener ſich rühmen konnten, ſo fanden die Ackerbauvölker in der materiellen Civiliſation ihr Genügen, während ſie ihre geiſtige Geſittung nur von den alten Culturvölkern entlehnten. Bei dieſen iſt die materielle Civiliſation nur Mittel zu einem höhern Zweck. All ihr Trachten iſt irgend einem geiſtigen Bedürfniß geheiligt und ihr Geſellſchaftsverband hat einen ſittlichen Zweck. Auf dieſer Stufe treffen wir die Griechen, die äthiopiſchen [1] Völker, die Zendgruppe und die Bramanen. Bei den Hellenen finden wir nun das Streben eine ſittliche künſtleriſche Idee im Staate ſelbſt darzuſtellen, der Staatsdienſt war nach Vollgraffs Anſicht der Zweck, welchem das Leben jedes Griechen geheiligt war. Kein ſolches beſonderes Augenmerk legten die Aegypter auf die Regierungsform. Dieſes Volk widmete ſich vorzugsweiſe der „philoſophiſchen Naturforſchung,“ ſie gelten dem Verfaſſer als die Väter der Chemie, Phyſik, Geometrie und Aſtronomie. Sie waren aber auch ein Kunſt- und Religionsvolk, da, wie Vollgraff treffend bemerkt, das ägyptiſche Volk den innern Drang fühlte in monumentalen Bauten ſich zu verewigen, ſo daß nicht etwa die Liebhaberei der Pharaonen, ſondern der künſtleriſche Inſtinct des Volkes ſelbſt die größten Bauwerke ſchuf, die je von Menſchen errichtet worden ſind. Unter Zend-Völkern verſteht der Verfaſſer die alten Culturvölker Irans, und es iſt ihr Einfluß auf die religiöſen Vorſtellungen der aſiatiſchen Völker welche ſie zu dem hohen Rang berechtigt den ihnen der Verfaſſer anweiſt. Den Gipfel der Menſchheit haben aber nach ihm die Sanskritvölker erreicht, bei denen ſich „alle Humanitätsgefühle und Eigenſchaften (Sittlichkeit, Philoſophie, Kunſt, Religion und Sprache) in ihrer menſchlich höchſten Vollkommen-

[1] Der Herausgeber hatte Gelegenheit ſeinem Freunde Karl Scherzer ein Werk von Stephens vorzulegen, und ihn zu fragen ob er, der einige der yukatekiſchen Ruinen beſuchte, die Abbildungen wahr finde. Er bemerkte es im allgemeinen, ſetzte aber hinzu daß die Schnörkel und die kunſtlichen Verzierungen nur ein Zuſatz des Zeichners ſeyen. Ueberzeugt fand er ebenfalls nur wenige Jahre verſtrichen waren ſeit Stephens die Ruinen betreten hatte, daß der Zerfall und die Ueberwucherung wieder beträchtlich fortgeſchritten waren. Auch in Bezug auf Squiers Werk über Nicaragua verſicherte der Reiſende daß die dort abgebildeten Götzen idealiſirt ſeyen, und daß man ſich die Originale weit roher vorſtellen müſſe.

[2] Z. B. Palenque, die Pyramide von Cholula und die Pyramide von Teotihuacan.

[3] Ixtlilxochitl, Histoire des Chichimèques ou des anciens rois de Tezcuco I. p. 17.

[1] Dieſes Wort iſt im homeriſchen Sinn zu verſtehen, oder was die Alten unter „glücklichen Aethiopierern“ meinten. Dahin zählen nun 1) die Gymneter, 2) die Tolteken, 3) die Bewohner der Tafel Meroe, 4) das Volk der Pharaonen. Die „Aethiopier“ zwiſchen cyclopiſchem und tolteciſchem Bauſtyl wird Gruhnel. II. S. 818) durch die Hypothese erklärt daß die große Insel im Weſten oder Atlantis des Plato) nach Diodor von Sicilien nur dann von Gymnetern beſucht werden wäre. Wir glauben es gibt unter den Geographen vom Fach wohl keine Autorität mehr, die an einer vorchriſtlichen Entdeckung Amerika's feſthält, beſonders ſeitdem längſt die angeblich phöniciſche Inſchrift am Taunton River, bekannt unter dem Namen Dighton Writing Rock entlarvt iſt, während Vollgraff (a. a. O. Seite 508) ſie noch mit dem Mäntelchen ſchützt. Wir haben Abbildungen dieſer Inſchrift, die über hundert Jahr alt ſind und die von Antiquaren herrührten, welche ſie als phöniciſch erklärten und keine Ahnung hatten daß dieſe Zeichenſchrift den Namen einer germaniſchen Seefahrers und Angaben über die Zahl ſeiner Mannſchaft enthielt, die genau mit der Thorfinnsſage übereinſtimmen. Die Abbildungen finden ſich in dem großen Werke Rafn's Antiquitates Americanae (Fol. Hafn. 1837 sqq.) zugleich mit dem altnordiſchen Text der Thorfinnsſaga und der andern Schriftſtücke der normanniſchen Entdecker Amerika's. Die Beſchreibung des Orts, ja ſelbſt des Breitengrads, der in den alten Quellen angegeben iſt, ſtimmt ſo genau mit dem Hundert der Meilen, daß über die Seefahrer, welche das Denkmal hinterlaſſen haben, kein Zweifel herrſchen kann.

heit vereint und ſich ergänzend in Einem Volksſtamm beiſammen fanden."

Nun rühmen ſich zwar die europäiſchen Völker aus philologiſchen Rückſichten der Conſanguinität mit den ariſchen Hindus und den Zendvölkern, allein gleichwohl zieht der Philoſoph eine unausfüllbare Kluft zwiſchen uns und ihnen. Sie gehören dem höchſten Adel der Menſchheit, wir nur der zweiten Kaſte an; wir ſind kein Culturvolk, wir ſind nicht, wie wir uns ſo gern einbilden, die Repräſentanten der höchſten Vollkommenheiten des Menſchengeſchlechtes. Es liegt viel wahres in dieſer Anſicht. Unſere Religion, unſere jetzige nämlich, iſt fremdes Eigenthum. Wir haben die wichtigſte geiſtige Erfindung, die Zerlegung des Wortes in ſeine phonetiſchen Elemente und ihre graphiſche Darſtellung, alſo die Schrift nicht erfunden. Wir ſind nur die Erben der wiſſenſchaftlichen Hinterlaſſenſchaft des Alterthums. Wir haben uns von Indern, Aegyptern, Chineſen, Griechen die koſtbarſten Entdeckungen angeeignet, wir ſind ſogar den Arabern, die dem Philoſophen doch ſo niedrig ſtehen, tief verſchuldet. Unſern geſellſchaftlichen Formen fehlt der ſittliche Zweck. Der Staat ſelbſt erſcheint uns nur wie ein Uebel, er muß ertragen werden, damit das Individuum in Ruhe beſitze und genieße, er iſt uns nicht Zweck, wie den Hellenen. Auch in Bezug auf Kunſt ſind wir nur Nachahmer und Schüler fremder Muſter und Meiſter, und mit Ausnahme des ſogenannten gothiſchen Bauſtyles dürfen wir uns keiner originellen Kunſtleiſtung rühmen.

Alles das iſt wahr, aber kann man wohl läugnen daß wir nicht auch ein „philoſophiſch-naturforſchendes Volk" wie die Aegypter ſind? Nehmen wir allen geiſtigen Reichthum zuſammen, den wir ererbt haben, und vergleichen wir ihn mit der Summe, die wir jetzt beſitzen, ſo war jenes nur ein Hirſekorn, welches unter unſerer Pflege aufgegangen iſt und tauſendfältig getragen hat. Wie? die Erfinder der raumdurchdringenden Inſtrumente und des Mikroſkops ſollten unter den Tolteken und Aegyptern ſtehen! Wie? die Völker, die einen Copernikus, Galilei, Newton hervorbrachten, die nicht bloß die Präceſſion der Nachtgleichen beobachteten, ſondern die „himmliſche Mechanik" erklärten, welche die Exiſtenz eines fernen Planeten aus der Störung der Bahn ſeines Nachbars berechneten, ſollten aufſchauen müſſen zur Culturglorie der Tolteken oder der armſeligen Mayas? Die Entdecker des Sauerſtoffes, die Entdecker der Zerlegung des Waſſers durch den galvaniſchen Strom, die Schöpfer der Atomentheorie ſollten bei den empiriſchen Darſtellern des Bieres [1] oder anderer Gährungsproducte nur zu Tiſche gegangen ſeyn! Der Verfaſſer der Ethnologie tadelt daß aller unſerer wiſſenſchaftlichen Thätigkeit nur das niedere Motiv der Nützlichkeit zu Grunde liege. Man darf dann fragen welche Nützlichkeit es haben kann etliche vierzig Aſteroiden zu entdecken und ihre Bahnen zu berechnen? Welche Nützlichkeit es haben kann die Parallaxe eines Fixſternes zu finden oder einen Nebelfleck aufzulöſen? Welche praktiſchen Zwecke verfolgt wurden, als man die Integralrechnung entdeckte? Welcher Nutzen jetzt erreicht werden ſoll daß man aller Orten magnetiſche und meteorologiſche Stationen begründet? Welcher Nutzen entſpringen kann aus allen Unterſuchungen über Licht oder Wärme? Welcher Nutzen unſerer Zoologie und Botanik zu Grunde liegt? Welcher Gewinn die Menſchen verlockte um Pflanzenphyſiologie zu ſtudiren? Welche ponderablen Zwecke der vergleichende Phyſiolog, der Entzifferer der Hieroglyphen und der verſchiedenen Keilinſchriften erreichen kann? Welchen Nutzen der Verfaſſer ſelbſt verfolge mit ſeiner Claſſificirung des Menſchengeſchlechtes?

Kein Volk und kein Zeitalter kann ſich mit der jetzigen Gegenwart und den Nationen der abendländiſchen Geſittung in dem Sinne meſſen daß es einen höheren Trieb gefühlt hätte, die äußerliche Schöpfung, die Geſchichte, die menſchlichen Zuſtände und ihre Entwicklung zu begreifen. Iſt es auch wahr daß das Kleinod unſerer Cultur, das Chriſtenthum, ein erborgtes Licht iſt, ſo bedurfte es doch achtzehn Jahrhunderte, ehe die Lehre im Schoße der europäiſchen Völker ſo rein verſtanden wurde, wie heute, ehe durch die jetzigen Europäer geſellſchaftliche Zuſtände ſich entwickelten, die einigermaßen dem Problem chriſtlicher Humanität genügen. Aber freilich wenn wir Europäer der vierten Menſchenſtufe angehören, dann war ein Heraufdringen von der dritten in die vierte Kaſte möglich, dann waren nicht alle Völker fertige Culturvölker, ſondern ſie wurden es erſt, und es iſt ein gewiſſer Grad von Perfectibilität denkbar. Dieſen läugnet aber der Verfaſſer; denn iſt die Geſittung ein hiſtoriſches Product, vermögen ſich Völker oder Völkergruppen von einer Stufe zur andern emporzuſchwingen, dann iſt auch keine wiſſenſchaftliche Claſſification, nach Stufen, Ordnungen und Claſſen ihrer Perfectibilität möglich, und es ſtürzt das Syſtem, welches nur „fertige," nicht werdende oder gewordene Menſchengeſchlechter kennen will.

[1] Die Erfindung des Bierbrauens ſchreibt der Verfaſſer den Aegyptern zu. Dazu gehörte jedenfalls nicht viel, denn beinahe ſämmtliche wilde Völker Amerika's verſtanden aus den Gährungsproducten des Maiſes und der Caſſave (Jatropha Manihot) berauſchende Getränke zu bereiten (Oviedo Historia de las Indias lib. VII. cap. 2.) Selbſt die Botocudos verſtanden ein berauſchendes Getränk aus der Mucawurzel darzuſtellen. (Damian de Goes Chronica del Rei Dom Emanuel Lisboa 1619 p. 41.)

Das große Siegel von England.

(Aus Chambers's Journal.)

Sollte jemand, alle die ſtrengen Verfügungen bezüglich des Einbruchs mißachtend, eines ruhigen Abends in das Wohnhaus des Lordkanzlers des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland einbrechen und, aus der Abweſenheit des edlen Lords Nutzen ziehend, die Papierhaufen durchſtöbern welche zweifelsohne ſeinen Schreibtiſch zieren, ſo würde dieſer ungeladene Gaſt wahrſcheinlich auf ein hübſches lederbedecktes, etwa acht Geviertzoll haltendes, mit dem königlichen Wappen reich verbrämtes Käſtchen ſtoßen, das mit einem Bramah-Schloß verſchloſſen iſt, und ihm andeuten würde daß ſein Inhalt einen mehr als gewöhnlichen Werth beſitze. Gienge er in ſeinem ungeſetzlichen Verfahren, deſſen wir ihn in unſerer Vorausſetzung für fähig gehalten, noch weiter, und bräche er die Schachtel ſelbſt auf, ſo fände er zwei Silberplättchen, die genau

Digitized by Google

aufeinander paßten, und die zwei glänzenden zinnernen Sauce-Pfannendeckeln ohne Handhaben sehr ähnlich sähen. Trennte er diese Plättchen von einander, so fiele ihm, auf der innern Oberfläche des einen, eine tief eingeschnittene Devise der jetzt regierenden Königin, mit den Cardinaltugenden rings herum, in die Augen; auf dem andern fände er eine Abbildung derselben hochgestellten Dame auf reich geschirrtem Rosse, in Begleitung eines Pagen.

Diese beiden Silberstücke rechnet der Lordkanzler sicherlich unter seine werthvollsten Schätze, denn der bloße Besitz derselben, ohne daß es irgendeiner Bestätigung durch Commission, Bestallungs- oder sonstiges Document bedürfe, macht ihn nicht nur zum zweiten Mann im Reiche, zum obersten Richter des Kanzleigerichtshofs, zum Sprecher (Präsidenten) des Hauses der Lords, und zum Besitzer eines Jahresgehalts von 14,000 Pfund Sterling, nebst einem unermeßlichen Patronat in Kirche und Staat, sondern die Obhut über dieselben ist das größte Zeichen des Vertrauens das ein brittischer Monarch einem seiner Unterthanen geben kann, indem damit nichts geringeres gesagt wird als daß ihm nahezu jegliche Macht der königlichen Prärogative zur Verfügung gestellt ist.

Die beiden Silberplättchen sind in der That die Matrize, mittelst deren das gewaltige, seiner Größe und seinem Aussehen nach so ziemlich einer gut mit Butter bestrichenen Semmel gleichende Staatssiegel gebildet wird, das unter dem Namen des „großen Siegels von England" bekannt ist, und welches allen Acten des Monarchen, die den Unterthanen bekannt gemacht werden sollen, angehängt ward. Jedes mit diesem Siegel, sey es durch eine gesetzliche oder ungesetzliche Behörde ausgestattete Document, das vom Monarchen ausgehen kann, wird als gültig betrachtet, und ist unwiderruflich, auch wenn die Einwilligung der drei Stände des Reichs nicht erfolgt ist, so zwar daß sein Inhaber, wenn er seiner Pflicht untreu werden will, den schmutzigsten Verbrecher begnadigen und, nach seinem Belieben, männiglich den höchsten Adelstitel verleihen oder allen Städten im Reich Freibriefe bewilligen kann. Ja er kann von beinahe allen denjenigen Prärogativen Gebrauch machen welche Gesetz und Gewohnheit dem Monarchen, um sie zum Besten der Unterthanen auszuüben, übertragen haben. Daher sagt man von dem welcher im Besitz des wichtigen Instruments ist, nicht ganz unpassend er sey „der Bewahrer des Gewissens der Königin."

Es erscheint, wenn man die große Wichtigkeit ins Auge faßt welche diesem Emblem des Königthums stets beigelegt worden, ziemlich auffallend daß der Monarch es überhaupt aus den Händen gelassen; indeß finden wir es von den frühesten Zeiten an stets im Besitz eines gewissen „Lord Siegelbewahrers." Vor der Zeit Eduards des Bekenners ist es in der That zweifelhaft ob der Monarch irgend ein berührbares Gewissen überhaupt hatte, denn die dieser Regierung vorangehenden Freibriefe haben gewöhnlich durch ein aus Goldtinte gemachtes Kreuz die königliche Genehmigung erhalten: allein sobald das große Siegel in Mode kam, ward ein durch seine gelehrten Kenntnisse und seine Talente hervorragender Mann zur Obhut für dasselbe erkoren, indem der Monarch es ihm um den Hals hieng, und ihm auftrug es „zur Ehre Gottes und seines Königs" zu gebrauchen.

Die ersten großen Siegel waren ziemlich roh; das früheste das wir besitzen, besteht aus einem Stück Blei, und hängt an einer silbernen Schnur an dem Freibrief Eduards des Bekenners. Statt des Bleis nahm man später Wachs, und Wilhelm der Eroberer, sowie viele seiner Nachfolger, wandte grünes Wachs an, um damit die beständige Dauer der Urkunde anzudeuten — ein Gebrauch der sich in den Freibriefen, den Pairschaftspatenten und andern eine unbegränzte Dauer besitzenden Urkunden bis auf diesen Tag erhalten hat.

Wenn wir dem Zeugniß Stowe's über diesen Gegenstand Glauben schenken dürfen, so hatte Wilhelm I eine eigenthümliche und einfache Art seine urkundlichen Bewilligungen zu siegeln, und diese war keine andere als daß er auf das Wachs seine eigenen königlichen Zähne abdrückte. Ueberhaupt scheinen unsere Vorfahren das große Siegel mit einer Art abergläubischer Verehrung betrachtet zu haben, denn sie anerkannten den Monarchen nicht nur als den Born der Gerechtigkeit, der Gnade und Ehre, sondern sie glaubten auch daß diese Gerechtigkeit, Gnade und Ehre durch ihn allein ausgeübt werden müsse. Ein merkwürdiges Beispiel dieses Glaubens wurde gegeben als Heinrich VI, damals ein nur neun Monate altes Kind, von seiner Amme in den Rathssaal getragen werden mußte, um bei der ersten Rathsversammlung den Vorsitz zu führen. Das massive Reichssiegel wurde auf seinen Schooß gelegt, die kleinen Hände des Kindes übereinander geschlossen, und so empfieng, wie man annahm, das Siegel eine königliche Kraft, und der Kanzleigerichtsarchivar, der es in seiner Verwahrung hatte, war, der Annahme zufolge, durch seinen Besitz mit allen Befugnissen des Monarchen bekleidet.

Wir können über diese rohen Anschauungen des 15ten Jahrhunderts lächeln, dürfen aber nicht vergessen daß nahezu vierhundert Jahre später, als Georg III durch Krankheit verhindert war der seinen Sohn zum Regenten bestellenden Bill die königliche Zustimmung zu ertheilen, die damaligen großen Rechtsgelehrten, der berühmte Camden an ihrer Spitze, fast ganz von demselben Aberglauben erfüllt gewesen zu seyn scheinen: denn sie erklärten daß, obgleich der König in seiner natürlichen Eigenschaft unfähig sey als Souverän zu handeln, er doch in seiner politischen Eigenschaft so gesund sey wie je — der politische König sey das große Siegel, und mittelst dieses politischen Königs ward die Bill durchgebracht. Dieser Ausspruch Lord Camdens hat die Billigung und Bestätigung der Rechtsgelehrten und Politiker von seiner eigenen Zeit an bis auf die Gegenwart erhalten, und daher ist es, wie sonderbar die Behauptung auch scheinen mag, dennoch wahr daß es im gegenwärtigen Augenblick in Wirklichkeit zwei Souveräne im Lande gibt — den natürlichen, die unserer Unterthanentreue und unserer Liebe so wurdige erlauchte Dame, und den politischen, die beiden silbernen Sauce-Pfannendeckel, deren Geschichte wir ein wenig näher ins Auge fassen wollen.

In der That bietet die eigenthümliche Art und Weise in welcher das große Siegel gegenwärtig gebraucht wird, um den von dem Souverän an Privatpersonen gerichteten Schreiben Gültigkeit zu verschaffen, einen weiteren Beweis für den Glauben daß ihm (dem Siegel) eine gewisse besondere und unerklärbare Kraft innewohne. Zwei Arten von Urkunden haben „unter dem großen Siegel hindurchzugehen:" die eine Classe, als da sind Erfindungsmonopolien, Commissionen &c., gerichtet an alle Unterthanen der Königin und „Patentbriefe" genannt, erhält das Siegel an einer geflochtenen Seidenschnur am Fuße des Actenstücks; manchmal ist

es, wie oben erwähnt, aus grünem, meiſt aber aus gelbem Wachs gemacht, das in gewiſſen Fällen, wo die Urkunde vorausſichtlich einer ſtarken Abnutzung entgegen ſieht, in ein büffelfarbiges Leder eingeſchloſſen iſt, auf das die Vorder- und Kehrſeite des Siegels mit einem Stempel aufgedrückt wird. Wofern aber das Schreiben an eine Privatperſon gerichtet iſt, wird das Siegel, wie in andern Schreiben die keine allgemeine Gültigkeit haben ſollen, in ſehr eigenthümlicher Weiſe angewendet: die Pergament-Urkunde wird feſt aufgerollt, und bildet einen kleinen, etwa zwei Zoll langen Bündel, aus dem ein langer Streifen hervorſieht, der den Namen und Titel der Perſon enthält an welche die Urkunde gerichtet iſt. Ein Stück Faden wird feſt um den Pack herumgebunden; ein wenig Wachs, ungefähr ſo dick wie ein Sixpence, wird mit dem Daumen und Zeigefinger auf die Enden der Schnur aufgedrückt, und das Siegeln bloß dadurch bewerkſtelligt daß man den Writ mit einer der Hälften des Siegels berührt, worauf er alsbald mit der Würde eines vom Souverän ausgehenden Schreibens bekleidet wird.

Vielleicht hatte niemand einen höhern Begriff von der Bedeutung des Reichsſiegels als der unglückliche Karl I, der ſich innigſt freute, als ein Bote zu ihm nach York kam, und ihm dieſes wichtige Inſtrument brachte, von dem er mit voller Ueberzeugung glaubte es ſey in die Gewalt des Parlaments gefallen. So groß darüber ſeine Freude war, ſo beſtürzt wurde das Parlament, als es entdeckte daß ihm das Emblem der Souveränetät durch die Finger geſchlüpft ſey. Der König konnte nun nach Belieben Proclamationen oder andere Staatsurkunden, wie er ſie für geeignet hielt, ausfertigen laſſen, und zwar in vollkommen geſetzlicher Weiſe, während das Parlament die Stelle eines mit Tod abgegangenen Mitglieds ſeiner eigenen Körperſchaft nicht auszufüllen, noch irgend einen einzelnen Staatsact welchem das große Siegel nothwendig war vorzunehmen vermochte. Nach vielfachem Berathen, Abwarten und Beten beſchloß es endlich zu ſeinem eigenen Gebrauch ein neues Siegel anfertigen zu laſſen. Der Entſchluß war ein bemerkenswerther; allein damals gab es nur wenige Wyons, und diejenigen welche vorhanden waren, hatten eine ſehr gerechte Furcht vor einem gewiſſen alten Statut Eduards III, welches erklärte daß wer da des Königs großes Siegel nachahme, fälſche oder nachbilde, als Hochverräther den Tod erleiden ſolle, und dieſes Statut würde, wie das Parlament nicht im geringſten zweifelte, mit aller Strenge in Kraft erhalten worden ſeyn, wenn dem König das Glück wieder gelächelt, und man gefunden hätte daß das Parlament ſich einer hochverrätheriſchen Handlung ſchuldig gemacht habe. Geld indeſſen ſiegt, wie die Liebe, über alle Hinderniſſe, und nach einiger Zeit fand ſich ein kühner Mann mit Namen Maſter Symonds, der bereit war — für 40 Pf. St. in Abſchlagszahlung und 60 Pf. St. nach vollendeter Arbeit — ein neues Siegel anzufertigen, das Facſimile des im Beſitz Karls I befindlichen. Dieſes Facſimile wurde gemacht, und vom Parlament ſo lange gebraucht bis ſich die Republik dergeſtalt befeſtigt hatte daß ſie ihr eigenes Siegel haben konnte, von dem ſie alle königlichen Embleme ſorgfältig entfernt hielt. Das urſprüngliche Siegel des Reichs, das bei der Capitulation von Oxford im Jahr 1645 in die Hände des Parlaments kam, wurde von einem Hufſchmied, an der Schranke des Hauſes der Gemeinen, in Stücke zerbrochen.

Seit der Reſtauration iſt das große Siegel ein- oder zweimal in argen Nöthen geweſen. Als Jakob II auf dem Throne ſaß, war der abſcheuliche Jeffreys der Verwahrer desſelben, und Jakob gerieth, als er auf dem Punkte ſtand abzudanken, in ſolche Beſorgniß, dieſes wichtige Inſtrument möchte in die Hände ſeiner politiſchen Feinde gelangen, daß er Jeffreys zu ſich kommen und ihm eine Wohnung im königlichen Palaſte zu Whitehall anweiſen ließ, um ſo das Siegel ſtets unter ſeinen eigenen Augen und ſeinem eigenen Schutze behalten zu können. Am Tage vor ſeiner Abreiſe aus dem Reich nahm er es dem Kanzler ab, und während er auf ſeiner Flucht nach Frankreich über die Themſe fuhr, warf er das Zeichen des Königthums in den Fluß, in dem tröſtenden Gedanken die königlichen Functionen könnten ohne dasſelbe nicht ausgeübt werden. Wenn dieß wirklich der Fall geweſen wäre, ſo blieb ſeine That doch ohne Folgen; denn bald darauf wurde das übelbehandelte Siegel von einem Fiſcher in einem Netze wieder herausgezogen, und dem geheimen Rath überbracht.

Im Jahr 1784, während der Kanzlerſchaft Lord Thurlows, gieng das große Siegel wirklich verloren. Einige Diebe waren in das Haus Sr. Lordſchaft eingebrochen, und hatten einige werthvolle Dinge, darunter das Reichsſiegel, mitgenommen, und wie ich glaube, iſt es nie mehr zum Vorſchein gekommen. Am nächſten Morgen wurde ein Geheimrath zuſammen berufen, der Verluſt bekannt gemacht, und in ſolcher Eile ein Beſchluß gefaßt, daß nach ſechsunddreißig Stunden bereits ein neues Siegel hergeſtellt war. Wie ein zuverläſſiger Gewährsmann behauptet, hat der edle Lord, während der acht Jahre welche er die Kanzlerſchaft noch inne hatte, ſich nie mehr zu Bette gelegt ohne daß ſich das große Siegel unter ſeinem Kopfkiſſen befand.

Lächerlicher war ein zeitweiliger Verluſt des Siegels während der Kanzlerſchaft Lord Eldons. Dieſer Miniſter hatte das tiefſte Gefühl von der Wichtigkeit des ihm anvertrauten Pfandes — ein Gefühl das durch die Art und die ſonderbare Weiſe in welcher ſein Souverän das Siegel in ſeine Hände gelegt, gewiß nicht geſchwächt wurde. Lord Eldon erzählt uns nämlich in ſeinem Tagebuch daß, als er zum Zweck der Uebernahme des Siegels ſich in den Palaſt begab, der König (Georg III) mit theilweiſe zugeknöpftem Oberrock auf dem Sofa geſeſſen ſey und das Siegel auf der linken Seite, zwiſchen Oberrock und Weſte, bei ſich getragen habe. Beim Eintritt des Kanzlers habe er es hervorgezogen und es ihm mit den Worten überreicht: „Hier, ich gebe es Ihnen von meinem Herzen hinweg.“

Da all dieß Sr. Lordſchaft beſtändig im Gedächtniß blieb, ſo gieng er nicht ein einzigesmal zu Bette ohne das Siegel in ſeinem Schlafgemach zu haben. In einer Nacht des Jahres 1812 wurde er durch den Ruf, es brenne in ſeinem Hauſe, aufgeweckt. Seine erſten Gedanken galten dabei der Sicherheit des Siegels; er nahm es raſch von dem Platz weg auf welchem es lag, eilte die Treppen hinunter, und begrub es in dem Blumengarten hinter dem Hauſe. Bei der Rückkehr in ſeine Wohnung, ſagt er in ſeinem Tagebuch, „ſey er ſo bezaubert geweſen von dem hübſchen Anblick der Mädchen welche, aus dem Bette ſpringend und beſorgt um die Sicherheit der Lady Eldon, im bloßen Hemde der Feuerſpritze Waſſer zutrugen,“ daß er ſich am Morgen nicht im geringſten mehr erinnern konnte in welchem Blumenbeet er das Siegel vergra-

Digitized by Google

der hatte. „Man konnte, fügt er in seinem Tagebuche bei, nichts Lächerlicheres sehen als wie nun die ganze Familie in den Garten hinunter gieng, und mit kleinen Holzstücken umherscharrte bis endlich das Siegel gefunden wurde.“ Dieß war, glauben wir, das letztemal daß das große Siegel Gefahr lief verloren zu werden.

Noch bis auf den heutigen Tag hat sich das Reichssiegel seine ganze ursprüngliche Wichtigkeit bewahrt. Wie unsere weisen Gesetze erklärt haben daß der König nie stirbt, so haben sie höchst bedachtsam dafür gesorgt daß das Reich nie ohne großes Siegel bleibe, indem die stehende Regel ist: daß, wenn ein neues nothwendig, das alte erst nach Vollendung des neuen zerstört werde.

Die Geburt des neuen Siegels ist ein Gegenstand großer Förmlichkeit und Ceremonie. Der Monarch ruft den geheimen Rath zusammen, und an den Hofgraveur wird ein Befehl ausgefertigt, mit der Weisung dem geheimen Rath Zeichnungen des geforderten Instruments vorzulegen. Sind diese ausgewählt, so wird ihm die Matrize übergeben, und nach ihrer Vollendung dann abermals eine Geheimrathssitzung abgehalten, in welcher das neue Siegel, wenn es gutgeheißen ist, von dem Monarchen dem künftigen Bewahrer eingehändigt wird, der durch diese Verleihung alle die oben erwähnten Würden übernimmt. Die in frühern Zeiten gebrauchten Siegel, obgleich groß dem Namen nach, waren in ihren wirklichen Dimensionen vergleichsweise klein, da sie meist nicht über zwei oder drei Zoll im Durchmesser hatten, und das Siegeln einer Staatsurkunde mit denselben war wenig mühsamer als das Siegeln eines gewöhnlichen Briefs. Das große Siegel scheint indeß, in gerades Verhältniß mit der wachsenden Macht des Monarchen den es vertritt, an Größe zugenommen zu haben, und gegenwärtig ist es so groß daß der edle Bewahrer desselben wahrscheinlich seine Finger sehr verbrennen würde, wenn er eigenhändig das Siegeln eines Documents damit versuchen wollte, und in der That werden stets die Dienste zweier geschickten Beamten des Kanzleigerichtshofs, des „Sieglers“ und des „Wachswärmers,“ in Anspruch genommen, wenn das Siegel angelegt werden soll.

Notizen über die Insel Bali und die Kriege daselbst 1846, 1848 und 1849.

Obschon die Insel Bali nur durch eine schmale Seestraße von der Ostküste Java's getrennt wird, ist es den Holländern doch noch nicht gelungen sich die 300,000 Bewohner der höchstens 100 Quadratmeilen großen Insel Bali dermaßen wie die Javanen zu unterwerfen; denn noch immer ist das Gouvernementsmonopol bei den Balinesen unbekannt, und nichtsdestoweniger lassen sich diese auch noch nicht von den Holländern zwingen den europäischen Herren für so billigen Lohn zu dienen, wie dieß auf Java der Fall ist, wo der Kulie nur 12 Deut (ein guten Groschen) Taglohn erhält, und in Plantagen oder anderswo zu arbeiten gezwungen, bei seiner Weigerung aber als Vagabund angesehen und nach fernen Gegenden verbannt wird. [1]

Schon seit langer Zeit waren die Radjas von Bali Bundesgenossen, nicht aber Vasallen des Gouvernements von Batavia gewesen, weßhalb auch Kaufleute und Schiffe anderer europäischen Nationen ungehindert Bali besuchen und, ohne Ein- oder Ausgangszoll und Hafengelder zu zahlen, dort Handel treiben konnten. Hierüber entstanden natürlich Collisionen zwischen den balischen Radjas und dem holländischen Gouvernement, welches sich nicht wenig ärgerte, als 1842 eine Mission im Dienste des erwähnten Gouvernements auf einer niederländischen Kriegsbrigg sich nach Bali begab, dort mehrere fremde Schiffe antraf, und keiner der fünf verschiedenen Radjas von Bali sich zu neuen Verträgen mit den Holländern verstehen wollte.

Gleich andern ostindischen Insulanern treiben auch viele Balinesen das Seeräuberhandwerk, und man glaubte bemerkt zu haben daß der Radja von Belleling — dessen Ländchen der Ostküste Java gegenüber liegt — die Corsaren begünstigte. Dieses schien daher auch ein erwünschter Vorwand zu seyn die Balinesen zu bekriegen und die dortigen Zustände zu verändern. Demnach wurde 1846 ein niederländisch-indisches Truppencorps, etwa 1500 Mann stark, unter Befehl des Oberstlieutenants Bakker, nebst einigen Kriegsfahrzeugen von Batavia und Surabaya nach Bali geschickt, und kam vor Belleling, an der Nordküste Bali's gelegen, an, bevor die dortigen Bewohner einen feindlichen Anfall vermutheten. Dem erschrockenen Radja von Bali-Belleling wurden nun seitens des holländischen Befehlshabers die Befehle des batavischen Gouvernements schriftlich übergeben, und ihm zur unbedingten Annahme derselben drei Tage Bedenkzeit gelassen. Seitens des Radja wurde eine zehntägige Frist erbeten, um hierüber erst mit den andern balischen Radjas und dem Gusti (d. i. dem buddhistischen Oberpriester der Balinesen) berathen zu können, was aber Bakker verweigerte. Unterdessen suchten die Balinesen einige Schanzen am Strande aufzuwerfen, was ihnen aber von den Holländern verboten ward und deßhalb unterblieb.

Nachdem drei Tage verstrichen waren und der Radja noch keine Antwort ertheilt hatte, begann das Bombardement von den niederländischen Kriegsfahrzeugen aus gegen die Fortificationen von Belleling, welches auch von den Balinesen — wenn schon nicht so heftig — erwiedert wurde, wodurch aber doch ein paar niederländische Fahrzeuge, namentlich die Kriegsbrigg „Windhond,“ übel zugedeckt wurden. Mittlerweile waren die Landtruppen, unter Bakkers Befehl, in einiger Entfernung von den Fortificationen gelandet, bemächtigten sich des Kampong Singoradja und drangen nun von entgegengesetzter Seite gegen Belleling vor, wo indeß durch das anhaltende Feuer des niederländischen Geschwaders die balinesischen Batterien zum Schweigen gebracht worden waren. Muthig hatten

[1] Im niederländischen Indien arbeiten die eingebornen Züchtlinge weniger in Gefängnissen als vielmehr im Freien und unter wenig Aufsicht. Man entfernt sie weit von ihrer Heimath und gestattet ihnen Frauen in ihren Kammern bei sich zu haben. Daher findet Desertion weit seltener statt, als wenn man die Verbrecher in ihrer Heimath läßt.

wohl die Balineſen ein Detaſchement Seeſoldaten, welches ſich von der Seeſeite her den Fortificationen näherte, zurückgetrieben, allein nun ebenfalls auch von der Landſeite durch die feindlichen Truppen angefallen, wurden ſie ſehr ſchnell in die Flucht getrieben, und überließen Schlachtfeld und Geſchütze den Siegern. So war in wenigen Stunden der mächtigſte baliſche Fürſt beſiegt und aus ſeiner Reſidenz vertrieben worden; die herbeieilenden Hülfsbanden anderer baliſcher Fürſten wurden längs der Küſte vorrückend durch das Feuer der Kriegsfahrzeuge zerſtreut. Durch ſolche Unfälle geängſtigt, fanden die baliſchen Radjas für gut mit den Dienern des holländiſchen Gouvernements ſich zu verſtändigen und ſich vorerſt den Befehlen desſelben zu fügen. Der Friede wurde geſchloſſen wobei die baliſchen Radjas ſich noch ganz beſonders verpflichteten, die den Holländern verurſachten Kriegskoſten zu erſtatten, übrigens wurde hierbei beſtimmt daß man auch anſtatt baaren Geldes Landesproducte, z. B. Reis, zu feſtzuſetzenden Preiſen annehmen müſſe.

In der Nähe von Belleling wurde nun am Strande eine Bending (Blockhaus) von den Holländern angelegt, welche von etwa 100 Mann beſetzt blieb, die übrigen Truppen ſowie das Geſchwader kehrten nach Java zurück, und Bakker war noch vor ſeiner Rückkehr nach Java zum Oberſten befördert worden.

Ausländiſchen Fahrzeugen war es natürlich nun nicht mehr geſtattet die Balineſen zu beſuchen, was nachtheilig für deren Handel ward. Da aber die Furcht vor Kriegsſchiffen und Soldaten einigermaßen verſchwunden war, hörten die Radjas auch gar ſehr bald auf zu contribuiren und kehrten ſich wenig an die eingegangenen Verträge. Ein Ermahnungsſchreiben des holländiſchen Generalgouverneurs an den Radja von Belleling wurde von letzterem ſehr unhöflich beantwortet, dabei war ſein Antwortsſchreiben mit vom Betelkauen geröthetem Speichel beſchmutzt worden, womit er ſeine Geringſchätzung gegen den holländiſchen Staatsdiener auszudrücken ſuchte. Nunmehr wurde auch die Bending bei Belleling blokirt, und es war gefährlich für die Garniſon ſich nach baliſchen Kampongs zu begeben. Daß ein ſolches Betragen beſtraft werden würde, lag am Tage, und von Seiten der Balineſen wurden auch ſchon Vorkehrungen getroffen die holländiſchen Kriegsbanden beſſer wie das erſtemal zu empfangen.

Da nun 1846 die niederländiſche Marine das meiſte zur Beſiegung der Balineſen beigetragen, hatte man nunmehr 1848 acht Stunden öſtlich von Belleling und eine und eine halbe Stunde vom Meere in der Nähe des Kampong Djagaraga eine Feſtung angelegt, vor welcher man — da man hier kein Bombardement von Kriegsfahrzeugen aus zu fürchten hatte — die Macht der Holländer zu brechen vermeinte.

Die zur Züchtigung der Balineſen beſtimmte Expedition, welche auch ſehr bald ankam, beſtand eben wie früher aus einem Geſchwader und 1500 Mann Militär, die der Generalmajor Van der Weyk, der Commandant der indiſchen Armee, ſelbſt befehligte. Eine geogr. Meile weit von Djagaraga entfernt giengen die Schiffe vor Anker, und nachdem die Truppen in Colonnen eingetheilt und ausgeſchifft worden waren, rückten dieſelben durch einige Kampongs und Defiléen gegen die Feſtung Djagaraga vor. Ueberall zogen ſich die Balineſen dorthin zurück und leiſteten bei ihrem Rückzuge nur wenig Widerſtand, lockten jedoch die holländiſchen Kriegerbanden von dem nächſten Weg ab, und veranlaßten dieſelben ſo viel als möglich ihre Munition zu verbrauchen. Sehr ermüdet und von Durſt ſchmachtend, gelangten dieſe endlich in die Nähe der mit breiten und tiefen Gräben umgebenen, von ſehr breiten und 30 Fuß hohen Lehmwänden aufgeführten balineſiſchen Feſtung. Aus den Schießſcharten dieſer Batterien erfolgte nunmehr ein wohlunterhaltenes Feuer aus 6—7 Fuß langen Flinten, welches Tod und Verderben in die Reihen der fremden Söldner brachte, während die feindlichen Kanonenkugeln an den Lehmwänden der Feſtung wenig Schaden anrichteten, und die Balineſen hinter denſelben ſicher ſtanden. Durch Ausfälle ſuchte man auch die feindliche Infanterie in Thätigkeit zu erhalten, und nachdem wegen Mangels an Munition die holländiſchen Geſchütze ſchwiegen, drangen die Balineſen in ſolcher Menge und ſo ſchnell aus ihrer Feſtung hervor, daß das ganze holländiſche Corps, um nicht abgeſchnitten zu werden, ſich zum ſchnellen Rückzug und zur Flucht entſchloß. Der General Van der Weyk, der ſich in der Nähe der Reſerve befand, die noch gar nicht zum Schuß gekommen war, ergriff mit dieſer gemeinſchaftlich das Haſenpanier, und überließ einige von den Balineſen bereits eingeſchloſſene Pelotons ihrem Schickſale. Da die meiſten Infanteriſten eben auch keine Patronen mehr hatten, waren die mit 9—10 Fuß langen Lanzen bewaffneten Balineſen gegen die holländiſchen ermüdeten Söldner im Vortheile, und ſchließlich wurden noch über dreihundert Mann des Expeditionscorps allein auf der Retirade umgebracht — denn Pardon wurde nicht gegeben. Einige Geſchütze haben die Balineſen bei dem allzuſchnellen Rückzuge der Holländer erbeutet. Die flüchtenden Colonnen erreichten in größter Verwirrung die Kampongs am Strande und ſammelten ſich hier, da die vordringenden Balineſen ſich nicht in Maſſe in die Nähe des Strandes wagten, weil ſie die Feuerſchlünde der Marine ſehr fürchteten, und hier die Truppen auch wieder mit Munition verſehen wurden. Hier verweilte Van der Weyk mit dem Ueberreſte der Expedition, bis er nach einigen Tagen den Befehl zur Rückkehr nach Java erhielt, welcher auch unverzüglich erfolgte. Hierauf wurde die Inſel Bali in Blokadeſtand erklärt und einige niederländiſche Dampfer und Briggs blokirten dieſelbe.

Die verlorene Schlacht bei Djagaraga hätte indeß für die Holländer ſehr verderblich werden können, wenn andere malayiſche Fürſten, dem Beiſpiele der baliſchen Radjas folgend, den Holländern den Gehorſam aufgekündigt hätten, wie wohl zu erwarten war, da des Generals Feigheit und Unkunde in der hieſigen Taktik den niederländiſch-indiſchen Sultanen und Radjas bekannt geworden war, und dieſe eingebornen Fürſten, die ohnehin der holländiſchen Herrſchaft abhold ſind, zur Felonie verleiten konnte. Dieß zu verhindern und den Balineſen ſeine Macht fühlen zu laſſen, wurde nun ſeitens des Gouvernements von Batavia eine kräftigere Expedition vorbereitet, jedoch erſt die Ankunft von Kriegsſchiffen und Truppen aus dem Mutterland abgewartet, bevor man ſich wieder mit den Balineſen im Felde zu meſſen wagte.

Erſt in der zweiten Hälfte des März 1849 wurden von Java etwa 5000 Mann Militär und von Madura 2000 Mann ſogenannter Hülfstruppen, theils aus Pradjuriets (auf europäiſche Art bewaffnete Landwehr der eingebornen Häuptlinge), theils aus mit Lanzen bewaffneten Kulies beſtehend, auf Kriegsfahrzeugen nach Bali geſendet. Zum Commandanten dieſes Corps war der Generalmajor Machiels — der den Holländern ſeit 12 Jahren ſchon

Digitized by Google

balische Länder auf Sumatra erobert hatte — ernannt worden. Bis zum ersten April sollte sich das gesammte Corps bei dem Blockhause von Belleling vereinigen, weßhalb auch Dampfer die in der Ferne lavirenden Schiffe nach den bestimmten Ankerplätzen schleppen mußten. Schon einige Tage früher, wie vorher bestimmt worden, hatte man 2000 Mann dort ausgeschifft, und das 7te Infanteriebataillon hatte sich bereits in der Nacht des 31 März der beiden Kampongs Belleling und Singaradja bemächtigt; die Bewohner hatten sich nicht vertheidigt und waren geflüchtet.

In 4 — 5 Tagen waren nun alle Truppen der Expedition ausgeschifft worden und sammelten sich in diesen beiden Orten, was den Balinesen Furcht einflößte; sie suchten daher durch Unterhandlungen mit dem holländischen General den Frieden ohne Blutvergießen zu vermitteln. Zu dem Ende besuchten am 8 April der Radja von Belleling und der Gusti (welche beide auf Sesseln getragen wurden) in Begleitung von 12—15000 bewaffneten [1] Balinesen den General Machiels zu Singaradja, diese beiden wurden nun in dessen Quartier demselben vis à vis mit ihren Sesseln niedergesetzt.

Nachdem man sich freundschaftlich die Hand gegeben, begann die Unterredung, wobei der Radja von Belleling, den Wünschen des holländischen Gouvernements zu entsprechen, sich bereit, aber außer Stand erklärte, die geforderte Summe von sechs Millionen Gulden Schadenersatz an die Holländer zu bezahlen. Er forderte den General auf sich überall selbst von der Armuth seiner Länder und Unterthanen zu überzeugen. [2] Die Festung Djagaraga solle auf Verlangen den Holländern übergeben werden.

Ein jeder der Bali besucht hat, wird sich wohl sehr bald überzeugt haben daß es unter damaligen Umständen sehr schwierig seyn mußte Millionen Gulden zusammen zu bringen, denn alle Producte waren dort sprottwohlfeil, so z. B. kostete die Pikol Reis nur 2—3 Gulden, die Pikul Tabak nur 20 st., die Kanne Cocosöl nur 20 Deu (2 Silbergroschen); einen fetten Ochsen konnte man für 4—5 spanische Piaster kaufen, was um so mehr befremden mußte, da die hiesigen Rinder noch einmal so schwer wie die auf Java und Madura sind, denn ein javanisches Rind wiegt geschlachtet nur 2—300 Pfund, während ein balisches alsdann gewöhnlich 5—600 Pfund schwer ist. Dabei ist das Land im Innern und theilweise auch an der See noch wenig angebaut; vom Mineralreichthum ist wenig bekannt, und Chinesen, die doch überall in Niederländisch-Indien als thätige Handelsleute und Handwerker sich angesiedelt haben, fehlten hier gänzlich. Ebenso wurde auch aus dem Safte des Zuckerrohrs noch kein Zucker gesotten, denn dieses Rohr ward in kleinen Bündeln auf den Bazars verkauft und so von den hiesigen Leckermäulern ausgekaut. Besonders auffallend ist es hier nur Lehmgebäude anzutreffen, da doch alle benachbarten Völker ihre Wohnungen aus Bambus, Brettern, Palmzweigen oder Ziegelsteinen bauen. Nur an den Thoren der buddhistischen Pagoden und an den fürstlichen Wohnungen findet man hier Ziegelmauern, die auch wohl mit Porzellan verziert sind, übrigens haben sämmtliche Gebäude nur Reisstrohdächer und keine Fenster.

In Erwartung daß nun alle Differenzen mit den Balinesen friedlich ausgeglichen werden würden, verließen die holländischen Truppen Singaradja und Belleling, und marschirten nach dem Kampong Sangsit, der nur 1½ Stunden von Djagaraga entfernt und an der See gelegen ist. Hier langte auch an demselben Tage (11 April) das Kriegsgeschwader an, denn es sollte den 15 April die Festung Djagaraga an die Holländer übergeben werden, und nachdem die holländische Flagge dort aufgezogen — was man von der Rhede von Sangsit wahrnehmen könne — sollte ein Salut von 100 Kanonenschüssen von den Kriegsfahrzeugen aus erfolgen. Am 15 April mit Tagesanbruch marschirten die Truppen — mit Ausnahme eines Infanterie-Bataillons das Sangsit besetzt hielt — von hier aus auf Djagaraga los, allein man war nicht wenig verwundert daß die Brücken dieser Festung aufgezogen waren, und man bei der Annäherung mit Flintenschüssen begrüßt wurde, die in einer Minute 30 Europäern das Leben raubten. Hierauf begann das Beschießen der Festung mit holländischen Geschützen, da aber deren Kugeln an den allzudicken Lehmwänden nur wenig Schaden anrichteten, so wurde nur je ein oder zwei Minuten ein Schuß gethan, der alsdann auch mit den kleinern Geschützen der Balinesen aus der Festung erwiedert wurde. Die Infanterie mußte sich 12—1500 Schritte weit von den Festungsgräben zurückziehen und in Zwischenräumen ein Tirailleurfeuer auf Bäume und Gesträuche machen. Nachmittags mußte sich auch noch die Hälfte der Besatzung von Sangsit nach dem Schlachtfelde begeben und an dem Feuern mit theilnehmen. Auf diese Art dauerte das Gefecht bis es dunkel wurde fort, worauf sich die Truppen noch weiter zurückzogen und das Schießen aufhörte. Merkwürdig ist daß in so weiter Entfernung von der Festung dennoch viele holländische Soldaten von balischen Flintenkugeln aus der Festung getroffen wurden. Am folgenden Tage fieng die Schlacht schon sehr früh an, eine Truppenabtheilung hatte während der Nacht die Festung umgangen und näherte sich von entgegengesetzter Richtung derselben beim Anbruch des Tages. Der größte Theil der balinesischen Besatzung war schon des Nachts aus der Festung geflüchtet, und ein panischer Schrecken ergriff die Zurückgebliebenen als sie die Feinde anrücken sahen; es erfolgte daher ein allgemeines Ausreißen, als die holländischen Truppen sich an einer Seite der Festung bemächtigten; viele Balinesen schossen hier noch mit Pfeil und Bogen. Ein Haufen Flüchtlinge konnte einem anrückenden Bataillon nicht ausweichen, wurde von diesem mit Peletonsfeuer begrüßt, und ließ einige hundert Todte auf dem Platze. Nachdem die Holländer sich der ganzen Festung bemächtigt hatten, fanden sie in derselben die Kanonen und in dem Kampong Djagaraga 250 Percussionsgewehre wieder, welche die Van der Weyk'sche Expedition im vorigen Jahre im Stich gelassen, die Balinesen aber im Kriege nicht gebraucht hatten. Nachdem die holländische Flagge auf der Festung wehete, erfolgte das Salut von dem Geschwader aus. Die vordere (Nord-) Seite der Festung war etwa 1200 Schritte lang; hier, sowie an deren Flanken, waren die dicke

[1] Die Balinesen waren meist mit 9—10 Fuß langen Lanzen bewaffnet, etwa der zehnte Theil war mit 6 — 7 Fuß langen Flinten versehen, deren Kugeln ein Achtel-Pfund wogen; übrigens hatten diese keine Bajonette, und nur ein wenigen befand sich eine Schlagfeder mit Habn, die meisten müssen mit Lunten abgefeuert werden. Die Gewehre waren unter die Lanciers vertheilt, welche in den Straßen des Kampong à la haie oder in angeregelten Haufen standen. Die niederländisch-indischen Truppen waren in der Nähe des Stabsquartiers in geschlossenen Colonnen aufmarschirt, auf einer Anhöhe waren die Batterien aufgefahren, und ein Detachement Cavallerie, 30 Mann stark, hielt daneben, die Proviantcarrés und Kaffes standen in der Nähe auf den Straßen.

[2] Referent befand sich in unmittelbarer Nähe und hat das Gespräch des Radja mit dem General selbst mit angehört.

umgebenden Gräben 30—35 Fuß breit und eben auch so tief. Die Batterien waren unten 25—30 Fuß breit, waren auch eben so hoch, wurden aber nach oben zu immer schmäler, hin und wieder unten und oben waren ausgebohrte Cocosbaumstämme eingemauert, und dienten so als Schießscharten für Flinten und kleine Kanonen. Auf der Südseite der Festung waren die Lehmwände nur 6—8 Fuß breit und nicht mit Schießscharten versehen. Theilweise stand die Veste hier auf einer steilen Anhöhe, welche mit Dornengesträuch bepflanzt war, und zum Theil befanden sich dahinter sumpfige Reisfelder; wo dieß der Fall, waren die Gräben weder so breit noch so tief wie vor der Fronte und vor den Flanken der Veste. Von der Nordseite hatte die Festung nur ein, von der Südseite aber fünf Thore. Außerhalb der Gräben waren zwei Fuß tiefe runde Gruben, die einen Fuß im Durchmesser hatten, in Menge angelegt worden. Theilweise waren diese Gruben mit langem Gras bedeckt, und in denselben befanden sich stehende Lanzenspitzen, was dem Vordringen der holländischen Kriegerbanden sehr hinderlich war, weil die javanischen Soldaten stets barfuß gehen und beim Ausgleiten in solche Gruben ihre Füße verwundeten. In der Veste selbst befanden sich weder Häuser noch Magazine, nur an der Nordseite waren hinter den Batterien sehr steile Dächer von Cocosbaumstämmen angebaut, unter welchen die Erde trocken war. Uebrigens bestand fast der ganze innere Raum der Veste aus morastigen Gräben, in welche beim Beschießen die meisten holländischen Granaten gefallen, aber nicht gesprungen sind. Diese Festung wurde geschleift, und zum Sprengen der Festungswerke wurde das englische Schießpulver benutzt das man von den Balinesen im Kampong Djagaraga erbeutet hatte. Während des vierwöchentlichen Aufenthalts der holländischen Kriegsbanden hier selbst und in Sangsit unterwarfen sich den Holländern einige balische Häuptlinge. Da der Radja von Belleling nebst dem Gusti und den ihm treu gebliebenen Schaaren sich nach dem östlichsten Theile der Insel begeben und seine Banden dort mit denen der andern balischen Radjas vereinigt hatte, verließen die Truppen Sangsit; ein halbes Bataillon mußte die Garnison des Blockhauses bei Belleling verstärken, alle die übrigen wurden eingeschifft und segelten mit dem Geschwader nach der Straße Lombok. Hier angekommen, wurden die Truppen ausgeschifft und besetzten den Kampong Padankoof. Der Radja von Bali, Karangassam, sollte nunmehr bestraft werden, da aber die holländischen Kriegsbanden durch den Abgang vieler Kranken und Todten um den dritten Theil der frühern Stärke vermindert worden waren, so ersuchte der holländische General den Radja von Lombok um die zugesagten 3 bis 4000 Mann Hülfstruppen, welche auch, da sich dieser Fürst dazu bereit erklärte, nach einigen Tagen mit niederländischen Schiffen von der Insel Lombok abgeholt wurden. Die Lomboker waren auf dieselbe Art wie die Balinesen bewaffnet, sie hassen aber die buddhistischen Balinesen sehr, und Karangassam, dessen Bewohner eben auch wie die Lomboker mohammedanisch sind, war dem Radja von Lombok untergeordnet. In neuerer Zeit hatte sich der Radja von Karangassam der Lombokischen Vormundschaft entzogen und sich mit Belleling alliirt. Nachdem die Lomboker zu Padankoof angekommen, rückten sie unverzüglich auf Karangassam los; 500 Mann niederländische Truppen sollten die Lomboker unterstützen und begaben sich auf Schiffen dorthin. Als die letztern vor Karangassam ankamen, hatten die Lomboker dieses Ländchen schon erobert, denn sie hatten wenig Widerstand bei ihren Glaubensgenossen dort gefunden, und der Radja hatte beim Einrücken der Lomboker in seine Residenz sich selbst entleibt. Einige Zeit blieb das Land mit den Lombokischen Hülfstruppen noch besetzt, und die frühern Verhältnisse zwischen dem Radja von Lombok und Karangassam wurden wieder hergestellt.

Nachdem das holländische Landheer mit 7—800 Matrosen und Seesoldaten verstärkt worden, rückte dasselbe weiter im Gebiete von Bali-Kolonkong vor; überall gab es nur kleine Gefechte, und die Balinesen zogen sich in die Gebirge zurück. Allein ganz unvermuthet wurde das ganze holländische Corps in den Morgenstunden des 23 Mai von allen Seiten angefallen; die herrschende Dunkelheit verursachte daß sich der größte Theil der Truppen nicht gehörig versammeln, kein Carré formiren oder schießen konnte. Einige angezündete Leuchtkugeln sollten diesem Uebelstand abhelfen, wodurch aber auch die vorrückenden Balinesen mit der Stellung ihrer Feinde besser bekannt wurden, und so geschah es daß der General Michiels durch eine balinesische Kugel tödtlich verwundet wurde und an demselben Tage starb. Endlich zündeten die Balinesen noch selbst einen Kampong an, wodurch die ganze Gegend erleuchtet ward, und sie nunmehr durch das heftige Feuer der Holländer zum Rückzug gezwungen wurden. Noch an demselben Tag übernahm Oberstlieutenant van Swieten den Oberbefehl über die niederländisch-indischen Truppen auf Bali; unter seinem Commando wurden die Balinesen noch in verschiedenen Gefechten, namentlich bei Kosombo und Kolonkong, geschlagen und dabei der Gusti in einer Pagode gefangen genommen, worauf neue Friedensunterhandlungen erfolgten. Unterdessen hatten die Balinesen eine neue Festung in der südöstlichsten Gegend der Insel auf einer Anhöhe, aber in der Nähe der See angelegt, und nachdem die Unterhandlungen zu keinem Resultate geführt, zogen sie sich dorthin zurück. Wiewohl nun die holländischen Truppen diese nicht schnell zu erobern vermochten, wurde diese Veste doch in wenigen Stunden durch das Feuer mit dem groben Geschütz der Marine zerstört und die Balinesen daraus vertrieben, worauf endlich der Friede geschlossen ward. In Folge dessen verließ das Expeditionscorps im Monat Julius und die Besatzung der Bending Belleling im December 1849 die Insel Bali. Die balischen Fürsten haben das Protectoral des niederländisch-indischen Gouvernements anerkannt. Dieses ist überzeugt daß hier nicht viel zu holen ist, und sich die Balinesen nicht so leicht wie die gutmüthigen Javanen zwingen lassen. So lange nun die Balinesen keine Verträge mit anderen civilisirten Nationen abschließen, läßt man sie in Ruhe.

Digitized by Google

Charakter der Indianerſtämme im Weſten der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Aus Beckwourths Leben und Abenteuer.)

Als amerikaniſcher Bürger, als Freund des Menſchenſchlags dem ich angehöre, und als aufrichtiger Verehrer meines Landes, ſo wie als ein mit dem Charakter der Indianer genau bekannter Mann, fühle ich daß ich den Bericht über mein ereignißvolles Leben nicht wohl paſſender ſchließen kann, als wenn ich ein paar Worte über die Rothhäute ſage. Man ſollte, wenn man über die Handlungen dieſer Leute urtheilt, eingedenk ſeyn daß ſie das von ihnen bewohnte Land als ein Geſchenk des „großen Geiſtes" betrachten, und das Eindringen der Einwanderer in ihrem Herzen eben ſo bitter empfinden, wie ein geſittigtes Volk, wenn es ſieht daß eine andere Nation, ohne ſeine Erlaubniß, mitten durch ſein Land hindurchzieht. Auch darf man nicht außer Acht laſſen daß die Indianer glauben, der Büffel ſey ein ihnen anererbtes Gut, nicht weil er zum Wild gehöre, ſondern vom Standpunkt des Eigenthumrechts aus; die Vorſehung, ſagen ſie, habe ihnen denſelben gegeben zu ihrem Lebensunterhalt, zu ihrem Troſt. Wenn daher ein Einwanderer einen Büffel ſchießt, ſo betrachtet dieß der Indianer als eine von dem Fremdling begangene Zerſtörung von eben ſo vielem Privateigenthum.

Macht ſich der Leſer in ſeinem Geiſte dieſe Anſchauungen recht klar, dann wird er leicht einſehen, warum der Indianer, wenn er eine den Weißen gehörige Kuh erlegt, oder ein Pferd ſtiehlt, dieß als eine bloße Wiedervergeltung für erduldete Unbill, als eine thatſächliche Schadloshaltung für erlittenen Verluſt betrachtet. Wegen dieſer That des rothen Mannes ſind die Truppen der Vereinigten Staaten oft unklugerweiſe über ſein ganzes Geſchlecht hergefallen; gewöhnlich leiden die Unſchuldigen, und diejenigen welche den Sturm angefacht, vermögen nicht einzuſehen welches Verbrechens ſie ſich ſchuldig gemacht haben könnten.

Wenn die Regierung entſchloſſen iſt die weſtlichen Stämme mit Krieg zu überziehen, ſo möge ſie es mit Verſtand und Umſicht, und ſo wirkſam thun daß die Gerechtigkeit durch Milde ſich mäßigt. Den Verſuch machen zu wollen die Indianer durch Truppen der Vereinigten Staaten zu züchtigen, iſt einfach eine Lächerlichkeit; die Koſten dieſer Feldzüge ſind eben ſo groß als unwirkſam. Die Indianer leben ſo zu ſagen auf ihren Roſſen, und ſie können die Pferde der Regierung raſcher ſtehlen und hinwegtreiben, als dieſe im Stande iſt ſie zuſammenzubringen. Da die Indianer keine ſtändigen Dörfer haben, ſo können ſie ſich, ſelbſt mit der Laſt ihrer Behauſungen, ihrer Weiber und Kinder, indem ſie ſich von gelegentlich erlegten Büffeln nähren, ſchneller bewegen als irgend eine noch ſo gut ausgeſtattete Truppenmacht, welche das Land wider ſie zu entſenden vermöchte. Ein Heer muß bei einer ſolchen Jagd erliegen, ehe noch der Sommer vorüber iſt, während die Indianer es mit ihren Scharfſchützen ermüden, und wenn ſich, was kein ungewöhnlicher Fall, mehrere mächtige Stämme vereinigten, ſo würden viele tauſend Mann keinen Eindruck machen. Auch ſollten unſere zur Bekämpfung der Rothhäute in die Felſengebirge abgeſchickten Officiere ſich erinnern daß die Indianer mittelſt Gewändern und Spiegeln eine Art Telegraphie beſitzen, und ſo, da ſtets in paſſenden Abſtänden von einander ihre Spione aufgeſtellt ſind, auf große Entfernungen hin und in ſehr wenigen Minuten Kunde von den Bewegungen ihrer Feinde geben und die Dorfſchaften in Kenntniß ſetzen können ob es gerathen ſey ſich zurückzuziehen oder nicht. Einige Stämme telegraphiren nächtlicherweile durch Feuer, bei Tage durch Rauch. Ein Officier hört vielleicht von einer Kriegerſchaar die an einem gewiſſen Platz ihr Lager aufgeſchlagen hat; er macht ſofort einen forcirten Marſch, und wenn ſeine Truppen an ihrem Beſtimmungsort ankommen, ſind jene Krieger möglicherweiſe viele Meilen weit in ſeinem Rücken, und haben ihr Lager auf ſeiner Fährte aufgeſchlagen.

Ein Dorf von dreihundert Wohnſtellen der Krähen oder Cheyennen könnte, innerhalb dreißig Minuten nach Empfang eines Befehls zum Aufbruch, alle ſeine Wohnſtellen abgeſchlagen und die Pfähle an die Pferde angebunden haben; Männer, Weiber und Kinder könnten in vollem Marſch begriffen ſeyn, und die beſten zu ihrer Verfolgung abgeſandten Dragoner vermöchten ſie nicht einzuholen.

Ich habe von indianiſchen Verträgen und Annuitäten genug geſehen um die Ueberzeugung zu gewinnen daß deren Wirkungen ſchlimmer als fruchtlos ſind. Die Anſchauung welche ſich bei den Indianern über die Annuitäten gebildet hat, geht dahin: dieſelben ſeyen ihnen von dem großen weißen Häuptling geſendet worden weil er ſich vor ihnen fürchte, und ihre Freundſchaft zu erkaufen wünſche. Es gibt einige — wiewohl nur ſehr wenige — Stämme, welche einen Vertrag heilig halten würden; die Mehrheit aber glaubt ſich dadurch nicht gebunden, weil dieſe Leute die Natur eines Vertrags nicht verſtehen. Sind ſie im Nachtheil und werden ſie gezwungen einen Vertrag einzugehen, ſo ſtimmen ſie allen Vorſchlägen bei die man ihnen macht; hat ſich aber das beaufſichtigende Truppencorps zurückgezogen, und können ſie ihre Raubzüge ſcheinbar ungeſtraft wiederholen, ſo wird keine ſittliche Verpflichtung ſie davon abhalten, und der mit ſo großen Koſten für das Land abgeſchloſſene Vertrag erweiſt ſich als eine bloße Täuſchung.

Der mit einem Kriegszug gegen die Indianer beauftragte Officier ſollte genau wiſſen welche Bande eines Stammes er zu züchtigen habe. Die Sioux z. B., die vor einigen Jahren noch dreißigtauſend Krieger aufſtellen konnten, ſind jetzt in viele Banden getheilt, die manchmal Hunderte von Meilen auseinander wohnen. Eine Bande dieſes Stammes kann einen Raubzug auf einer Emigranten-Straße verüben, und die andern Banden haben nichts davon gehört; ſie halten ſich nicht verantwortlich für Miſſethaten einer andern in geſellſchaftlichen Beziehungen von ihnen gänzlich abgeſonderten Abtheilung; wollte man ſie daher in einem ſolchen Fall mit einer Züchtigung heimſuchen, ſo würde dieß eine offenbare Ungerechtigkeit ſeyn. In einem Fall äußerſter Gefahr aber treten alle dieſe Banden in ein Bündniß zuſammen.

Andere Stämme haben dieſelbe Abtheilung in geſonderte Banden, weßhalb die Meinung ziemlich verbreitet iſt, jede dieſer Banden ſey ein Stamm. Die Sioux ſind über ein Gebiet von mehr als tauſend Meilen in der Richtung von Norden nach Süden verbreitet, und ihr Land iſt, ſowohl was die Naturſcenerie als die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens betrifft, einer der ſchönſten Flecke in der Welt. Die Krähen haben nur Eine eigentliche

Digitized by Google

Bande, obgleich sie, sowohl der bequemeren Weiden für ihre unermeßlichen Pferdeheerden halber, als wegen der Büffeljagd, gewöhnlich in zwei Dörfer abgetheilt sind. Diese zwei Dörfer aber sind selten mehr als dreihundert Meilen von einander entfernt, gewöhnlich weniger; ihre Bewohner kommen mindestens Einmal im Jahr zusammen, und haben im Laufe ihrer Wanderzüge häufig zufällige Berührungen. Sie sprechen die Grovan-Sprache, da sie Abkömmlinge dieser Nation sind.

Die Pawnis sind wahrscheinlich in sittlicher Beziehung die entartetsten unter allen westlichen Stämmen; die übrigen hegen eine solche Verachtung gegen sie, daß kein einziger mit ihnen Verträge abschließen will. Sie sind ein zahlreiches Volk, erbitterte Feinde der Weißen, und tödten diese überall wo sie ihnen begegnen. Ein mit diesem Volke bei Nacht abgeschlossener Vertrag würde am nächsten Morgen schon wieder verletzt werden. Diejenigen welche an den Kriegen mit den westlichen Indianern theilgenommen, werden sich erinnern daß sie, mit Ausnahme von Weibern und Kindern, keine Gefangenen machen. Auch hat man allgemein geglaubt daß die Sioux nie Weiße tödten; dieß ist aber ein Irrthum. Ich habe Scalpe von Weißen in ihren Händen gesehen, und annoch hängen viele frische im Rauch ihrer Wohnungen.

Die westlichen Indianer schlagen ihre Schlachten nicht auf Anhöhen oder weiten Waldlichtungen, sondern haben zur Ermüdung eines Heeres ihre gränzenlosen Prairien, und zum Rückzug die Naturvesten der Felsengebirge. Sollte eine Mehrheit dieser mächtigen Stämme ein Bündniß unter sich abschließen zur Vertheidigung gegen einen gemeinschaftlichen Feind, so wäre dieß der allerschlimmste Indianerkrieg — der kostspieligste an Blut und Geld den die Nationalregierung je geführt hätte. Die verbündeten Stämme könnten zweimalhundertfünfzigtausend Krieger wider jegliche feindliche Macht aufstellen, und ich weiß daß ich bei Angabe dieser Zahl der Wahrheit nicht im mindesten Abbruch thue.

Wenn die Politik der Regierung dahin gerichtet ist den indianischen Menschenschlag gänzlich auszurotten, so sollte sie zur Erreichung dieses Ziels das zweckdienstliche Mittel ergreifen. Dieses Mittel aber ist der Branntwein (!). Gestattet sie die Einführung des Whiskey unter die Rothhäute, so führt dieß zur Demoralisation derselben, und in Folge davon zur Vernichtung Tausender von Indianern alljährlich durch mächtigere Stämme. Bis jetzt aber ist dieses höllische Agens noch nicht wirksam; die Indianer nehmen zwar an Anzahl ab, allein vergleichsweise nur sehr langsam. Die unmittelbarste und schnellste Art das Land von ihnen zu säubern, läge in dem einfachen Mittel der Aushungerung, indem man sie ihres ererbten Lebensunterhalts, des Büffels, beraubte. Will man dieß durchführen, so sende man ein Heer Jäger unter sie, um jenes Thier auf alle mögliche Weise auszurotten und zu vernichten. Man kann es schießen, vergiften, Fallgruben für dasselbe graben und zu einer zahllosen Menge anderer Mittel seine Zuflucht nehmen, um ein Thier vom Erdboden wegzufegen das durch die Masse seines Fleisches, wie es scheint, nur dazu dient die Indianer zu erhalten und so die weitere Entwickelung der Civilisation zu hindern.

Um die Indianer vi et armis zu bekämpfen, könnte die Regierung keine wirksamere Maßregel ergreifen, als fünfhundert Gebirgsbewohner auf ein Jahr lang in ihren Dienst zu nehmen, und keiner der indianischen Stämme über welchen diese herfielen, vermöchte den Kampf zu überleben. Solche Leute, zu diesem Zweck verwendet, hätten an ihrem Gepäck keine Last welche sie an der Verfolgung oder dem Rückzug über unbegränzte Ebenen hinderte. Die Lebensweise eines Gebirgsbewohners macht ihn ganz geeignet für den Kampf gegen die Indianer, und wenn er auch Entbehrungen erdulden muß, findet er doch immer Mittel genug zur Hand für seinen Lebensunterhalt. Er ist aus Gewohnheit so sehr Indianer, daß er in ihrer eigenen Weise sie bekämpfen kann: wenn sie seine Pferde stehlen, so kann er ihnen hinwiederum die ihrigen entführen; wenn sie in freier Luft einer hastigen Ruhe pflegen, so verlangt er für sich selber auch nichts weiter, und seine Gesundheit und seine Lebensgeister stärken sich bei einer solchen Lebensweise. Nur durch Leute welche die Eigenschaften des weißen Jägers in Verbindung mit indianischen Gewohnheiten besitzen, können die Indianer wirksam und ohne großen Kostenaufwand besiegt werden.

Skizzen aus Kleinasien.

(Von C. L. H.)

IV.

Aus meinen früheren Skizzen haben die Leser des „Ausland" sich ein Bild türkischer Zustände im Innern des Reiches vor dem letzten Krieg und zu Anfang des Krieges machen können; die gegenwärtigen Blätter schildern das Innere nach dem Kriege. Der Unterschied ist nicht groß; es will mich sogar bedünken als wären es dieselben Leute, dieselben Verhältnisse wie vor dem Kriege — gleichviel, ohne lange Vorrede gehe ich zu meinem Gegenstand über, indem ich anzeige daß ich am

Sonntag, den 5 Oct. 1856 in Ineboli gegen Sonnenuntergang landete. Ineboli ist ein Ort am schwarzen Meer, ungefähr der Krim gegenüber, und ist eine Dampfschiffstation auf der Linie nach Sinope, Samsun und Trapezunt, wodurch hier etwas mehr Leben entstanden ist als an den übrigen Ortschaften am schwarzen Meer. Ein Hafen ist jedoch nicht vorhanden, sondern nur eine offene Rhede, und die Brandung war dießmal ungewöhnlich heftig; das Landen ist ungemein schwierig, und schließlich muß man sich von einigen handfesten Kerlen ans Land tragen lassen. Sonst liegt der Ort sehr angenehm zwischen lauter Gärten, und besitzt einen Vorzug dessen sich nur wenige Städte in der Türkei rühmen können; er hat ein schönes Straßenpflaster, aus großen breiten Hausteinen gebildet, wie in Triest, nur nicht mit der mathematischen Regelmäßigkeit. Auch Schiffbau wird hier betrieben, und in der Umgegend wächst sehr viel Flachs und Hanf, der in Ineboli selbst zum Theil in Stricke verwandelt wird. Der Ort am

Digitized by Google

Meer wird bloß von Türken bewohnt, die Raja wohnen etwa 10 Minuten landeinwärts auf der linken Seite des Devrikan-Flusses, der sich bei Ineboli ins Meer ergießt.

Montag, 6 Oct. Für die Reise nach Kastamboli hatte ich vier Pferde bestellt; in Ineboli ist keine Poststation, und somit ist man hier gänzlich der Willkür der Privatbesitzer von Pferden überlassen. Nach langen Verhandlungen kam endlich so viel zu Stande daß der Pferdebesitzer für heute früh 6 Uhr drei Pferde nebst einem des Weges kundigen Süridschi um einen Preis lieferte der ungefähr das Doppelte der Regierungstaxe betrug. Was war zu machen? Ich mußte froh seyn daß um diesen Preis überhaupt noch Pferde zu haben waren. Um 6 Uhr aber, als ich mich nach Pferden erkundigte, war noch niemand gekommen, auch um 7 Uhr noch nicht, und ich hatte daher hinreichende Muße zu botanisiren, Mineralien zu sammeln, die Alterthümer und die Industrie des Ortes in Augenschein zu nehmen; endlich um halb 8 Uhr wurde dem Kawassen die Zeit lang; er ließ seinen Glaubensgenossen vorfordern, der ihm mit der größten Seelenruhe erklärte daß er gar nicht willens sey seine eingegangene Verbindlichkeit zu erfüllen. In solchen Dingen aber verstand weder ich noch mein Kawaß Spaß, und in weniger als fünf Minuten war alles da, d. h. statt der drei Pferde nur zwei, und für das dritte ein Maulesel und ein Esel. Die Thiere wurden gesattelt und beladen, und um 8 Uhr konnten wir aufbrechen.

Die erste Stunde Wegs blieben wir im Flußbett, dann aber ging es auf die Anhöhe, wo die Wege zum Theil sehr schlecht und steinig waren; dazu kam daß das Gepäck sehr schlecht gepackt war, so daß alle Augenblicke Aufenthalt entstand, und endlich brach die ganze Geschichte zusammen, so daß wir auf diese Weise wenigstens eine Stunde verloren. Das größte Hinderniß des Fortkommens war aber unser Süridschi, der sich bald als der unwissendste Bursche auswies; nach seinem eigenen Geständniß hatte er den Weg von Ineboli nach Kastamboli, oder vielmehr in umgekehrter Richtung, nur einmal in seinem Leben gemacht, und zwar nicht den Weg den wir einschlugen, sondern lauter Nebenwege. Wir mußten also in jedem Dorfe uns sorgfältig nach dem rechten Weg erkundigen. Ueberdieß waren sowohl der Esel als der Maulesel in einer sehr trübseligen Stimmung, so daß nichts vermochte sie vorwärts zu treiben. Der Süridschi kam auf den Einfall sie zu beschimpfen, indem er ihnen erzählte, er habe mit ihren Weibern Ehebruch getrieben; diese Versicherung wiederholte er wenigstens jede Minute einmal, aber nichts machte Eindruck auf diese unempfindlichen Thiere. Um 8¾ Uhr passirten wir das Dorf Topal Oglu (Sohn des Lahmen), welches wir rechts auf der Anhöhe liegen ließen; um 9½ Uhr erreichten wir das Dorf Orza, an dessen Eingang ich Felder mit einer Getreideart erblickte, die ich seit etwa 12 Jahren nicht mehr gesehen hatte; zu meinem größten Erstaunen erkannte ich hier Buchweizen; es sind noch einige andere Dörfer in der Umgegend welche Buchweizen bauen, sonst stand auf den Feldern Mais und Flachs. Die weite Strecke bis Bakyr Küressi, unserm heutigen Tagesziel, war eben so stark cultivirt, indem wir fast jede Stunde ein Dorf passirten. Je höher wir aber hinauf kamen, desto dichter ward der Nebel, so daß wir zuletzt ganz durchnäßt wurden. In Bakyr Küressi, welches sechs Stunden von Ineboli entfernt ist, kamen wir erst um 4 Uhr Nachmittags an, so daß wir auf dieser kurzen Strecke zwei Stunden verloren hatten.

Wir fanden Unterkommen in dem Polizeigebäude, und kaum war dieser Gegenstand erledigt, als ich mich aufmachte um die Kupferwerke des Ortes in Augenschein zu nehmen, ehe der immer dichter werdende Nebel mich gänzlich verhindern würde. Das Kupfererz findet sich hier im Boden selbst, und wird an Ort und Stelle in den Oefen gereinigt; die Arbeit und die ganze Einrichtung ist noch sehr einfach, indem auf dem Boden ein Kohlenfeuer angezündet wird, in welches das Erz hineingeworfen wird. Bei dem Orte sind die Schlacken zu förmlichen Bergen aufgethürmt, so daß diese Minen gewiß schon in uralter Zeit bearbeitet wurden, ich habe aber nirgends etwas darüber auffinden können. Gern hätte ich nun noch mehr von den Arbeiten gesehen, ich erfuhr aber zu meinem Leidwesen daß dieselben seit einem Jahre eingestellt sind, weil man nur mit Verlust arbeitete. Als der Kjatib Tschelebi seinen Weltspiegel (Dschihan numa) schrieb, konnte derselbe noch berichten daß ein Drittheil des Ertrags für die Kosten aufgieng, ein Drittheil dem Sultan abgegeben wurde, und ein Drittheil als Reinertrag in den Händen des Unternehmers blieb. Da wäre also das türkische Reich seit einem Jahr abermals um eine Hülfsquelle ärmer geworden. Nichts ist in dieser Hinsicht belehrender als die Lectüre des oben genannten Werkes Dschihannuma, welches um die Mitte des 17ten Jahrhunderts geschrieben ist, und über eine Menge Industrien im Lande berichtet von denen jetzt nichts mehr vorhanden ist. Man sagte mir daß jetzt, wo die Minen nicht mehr bearbeitet sind, dieselben für eine geringfügige Summe an den Armenier Düzoglu verpachtet sind, der schon wissen wird was er thut.

Da die Häuser des Ortes, gegen Tausend an der Zahl, aus dem kupferhaltigen Gestein oder aus Schlackenblöcken erbaut sind, so erhält der Ort dadurch ein ganz eigenthümliches, rostiges oder oxydirtes Ansehen. Von den vier Moscheen ist eine ganz verfallen und eine in Reparatur. Um 5 Uhr war es in Folge des Nebels schon stockfinster, und ich mußte nach meinem Quartier eilen.

Dienstag, 7 Oct. Wir brachen um 6 Uhr auf und erreichten um 7½ Uhr das Dorf Ambarlü, ein kleines aber sehr freundliches und angenehmes Dorf in einem Thale. Der weitere Weg nach Kastamboli muß nicht der gewöhnliche seyn, denn von den auf den Karten verzeichneten Ortschaften passirten wir keine einzige, sondern wir hörten ganz andere Namen; später erfuhr ich daß unser Weg von dem gewöhnlichen Wege westlich abwich. Das Gebirg welches wir gestern und heute passirten, zeigte eine üppige Vegetation, namentlich trafen wir ganze Wälder von Oleander an, so daß ich glaube die Heimath dieser Pflanze hier annehmen zu dürfen; sonst bestand die Vegetation aus Eichen, Buchen, Nadelholz und einzelnen Birken, in den niedrigeren Gegenden aus Oleander, Weiden, Azalea. Um 9 Uhr kamen wir auf eine Ebene, welche, so weit das Auge reichte, mit Dörfern besetzt war und ein fruchtbares und gut cultivirtes Ansehen hatte. Von diesen Dörfern passirten wir nur Odemisch („bezahlt"), eins der größten derselben; die Ebene war von ausgedehnten Lavafeldern begränzt, und den ausgebrannten Vulcan hatten wir zu unserer Linken. Um 10 Uhr kamen wir in das Dorf Ujejü, welches in einem alten Krater am untern Rande desselben liegt. Der weitere Weg führte über Lavafelder, und um 11 Uhr kamen wir in das Dorf Seidler,

Digitized by Google

wo wir eine Stunde Halt machten. Hier war ungefähr die Hälfte unſers Weges, und da wir nicht Luſt hatten heute abermals eine Maſſe Zeit zu verlieren, um die Liebesabenteuer des Burſchen mit der Frau des Mauleſels oder der Mutter des Eſels anzuhören, ſo ritten wir voraus. Um 2 Uhr kamen wir in Uzun Dere, d. h. das lange Thal, deſſen Eingang ziemlich eng und faſt wie eine Kellertreppe iſt; wir brauchten etwa fünf Viertelſtunden, um durch das lange Thal zu kommen, ſo daß es alſo eigentlich nicht lang iſt; es iſt vielmehr langweilig, denn ſtatt der üppigen Vegetation, die wir bisher fanden, iſt hier der Pflanzenwuchs ſehr ſpärlich; dabei ſind die Berge zu beiden Seiten niedrig und einförmig, und ich war froh dieſe langweilige Partie beendigt zu haben. Um halb vier Uhr paſſirten wir das Dorf Tſchamlüköi (Fichtendorf), an deſſen Eingang ich eine prachtvolle Heerde Angora-Ziegen traf, die erſten die ich in meinem Leben in natürlichem Zuſtande ſah; binnen weniger als einer Stunde kamen wir an das Dorf Schekerköi (Zuckerdorf), wo über einen Nebenfluß des Göl Tſchai eine neue Brücke führt, dieſelbe hat ſogar ein Schutzdach, vermuthlich gegen den Regen. Die Vegetation hört hier faſt ganz auf, und nur bei den Dörfern ſelbſt erblickt man einige Pappeln, dagegen ſcheint die Viehzucht hier ſtärker zu ſeyn, namentlich Büffel, Rindvieh und Eſel. Leider hörte ich daß unter dem Rindvieh die Klauenſeuche ſehr große Verwüſtungen anrichtete.

Um 5¾ Uhr gegen Sonnenuntergang erreichten wir Kaſtamboli, 12 Stunden von Bahr Küreſſi. Wir ſuchten den renommirteſten Han auf, bei welchem wir beim Eintritt völliger Dunkelheit anlangten. Das Gebäude mit ſeinen Räumlichkeiten präſentirte ſich aber ſelbſt bei der ſchwachen Beleuchtung eines Talglichtes ſo gräulich ſchmutzig, daß mich und meinen Begleiter ein kaltes Grauen überlief bei dem Gedanken auch nur wenige Stunden in dieſem türkiſchen Schweinſtalle zubringen zu müſſen. Ich ſetzte mich alſo in ein nahegelegenes Kaffeehaus, während der Kawaß zu dem Statthalter ritt und dieſen um Nachweiſung eines Nachtquartiers bat, was auch ſofort gewährt wurde. Nach einer halben Stunde kam der Dolmetſcher des Statthalters um mich abzuholen und nach dem vom Paſcha angewieſenen Privathauſe zu führen. Dort angekommen wurde ich freundlich, jedoch in türkiſcher Sprache begrüßt und zum Eintreten eingeladen. Ich glaubte zu irgend einem armeniſchen Sawaſ geführt zu ſeyn, und die Erinnerung an das was ich auf früheren Reiſen von dieſem ungaſtlichen Volk erlitten habe, ließ mich in der Stille den verſchmähten ſchmutzigen Han bedauern, wo ich wenigſtens für mein Geld mein eigener Herr war. Mitten unter dieſen ſchwermüthigen Gedanken trat dann auch der weibliche Theil der Familie herein, der mich theils in türkiſcher, theils zu meinem freudigſten Erſtaunen in griechiſcher Sprache begrüßte; es war mir ein Stein, ein ſchwerer Stein vom Herzen gefallen, und ſo lange ich in Kaſtamboli war, habe ich in dieſem Hauſe höchſt angenehme Stunden zugebracht.

Mittwoch, den 8 October. Ich blieb den Tag über in Kaſtamboli, und außer einem pflichtſchuldigen Beſuch bei dem Statthalter benutzte ich meine Zeit, um mich über die Alterthümer und die heutigen Verhältniſſe der Stadt zu unterrichten.

So viel mir bekannt, wird die Stadt Kaſtamboli oder Kaſtamuni mit ihrem heutigen Namen zum erſtenmal im J. 1057 erwähnt, als der dort wohnende Iſaak Komnenus zum griechiſchen Kaiſer ausgerufen wurde, und in der That findet man dort durchaus keine Alterthümer aus der griechiſchen oder römiſchen Periode. Dennoch muß hier ſchon früher eine Stadt, und zwar eine Art Reſidenz geweſen ſeyn, deren Namen aber, ja ſelbſt deren Exiſtenz uns durch keinen alten Schriftſteller erwähnt wird. Man findet aber am ſüdweſtlichen Ende der Stadt, am Fuße des Berges auf welchem das mittelalterliche Caſtell ſteht, mehrere uralte Felſengräber, ähnlich denen der pontiſchen Könige in Amaſia, welche uns Strabo beſchreibt. Meines Wiſſens hat kein Reiſender dieſe Felſengräber beſchrieben, welche jedoch ſehr merkwürdig ſind. Zunächſt in gleicher Höhe mit dem Straßenpflaſter, einigen armſeligen Holzhäuſern gegenüber, ſind zwei Höhlen mit länglich-viereckigem Eingang und einem zwar rohen, aber doch regelmäßig ausgearbeiteten, dreiſeitigen Frontiſpiz; etwas weiter rechts, in gleicher Höhe mit dieſen Frontiſpizen iſt noch eine kleine Höhle mit halbkreisförmigem Eingange. Ueber dieſer letzteren aber iſt eine ziemlich gut erhaltene Fronte mit zwei Höhlen, und darüber ein großes dreiſeitiges Frontiſpiz; jede dieſer Höhlen beſitzt im Innern noch eine zweite Kammer. Von der Höhle rechts führt eine Art Tunnel nach einem Vorſprung des Felſens, wo ebenfalls mehrere mit einander durch Gänge in Verbindung ſtehende Höhlengräber ſind; vor denſelben iſt eine in den Felſen ausgehauene Galerie, mit zwei viereckigen, aus dem Felſen ausgehauenen Pfeilern. Ueber dieſer Galerie iſt wieder ein Frontiſpiz, auf welchem links und rechts ein geflügelter Löwe und zwiſchen beiden eine Stange, worauf eine Krone ſteckt, ausgehauen. Dieß ſind offenbar Königsgräber, denn Privatleute beſitzen nicht die Mittel ſolche Gräber für ſich in den Felſen aushauen zu laſſen, wahrſcheinlich auch nicht das Recht dazu, am allerwenigſten aber das Recht ſolche Symbole darſtellen zu laſſen. Nun fragt man wohl mit Recht, welche Könige haben dieſe Gräber aushauen laſſen. Zunächſt beweiſt der Styl der ganzen Arbeit daß ſie jedenfalls vor unſerer Zeitrechnung ausgeführt iſt, und es kommt nur darauf an die Dynaſtie ausfindig zu machen welche ſolche Arbeiten konnte ausführen laſſen. Ehe Paphlagonien römiſche Provinz ward, herrſchte hier ein gewiſſer Pylämenes, der erſte und der letzte ſeiner Dynaſtie, deſſen Regierung aber durch die Kriege zwiſchen Mithridates, Nikomedes, Attalus und den Römern ſo unruhig war daß er ſchwerlich Zeit zu ſolchen Dingen hatte, und auf keinen Fall mehr als ein einzelnes Grab hätte aushauen laſſen können. Die macedoniſchen Soldatenkönige und die perſiſchen Satrapen waren gewiß nicht die Urheber dieſer Bauten, und ſo kommen wir auf die vorperſiſche Zeit zurück, von welcher wir aber ſo gut wie nichts wiſſen. Nur Homer berichtet uns daß ein König Pylämenes von Paphlagonien mit ſeinem Sohne Harpylion dem König Priamos zu Hülfe kam, und es iſt anzunehmen daß bis auf die Zeiten des Kyros oder wenigſtens bis Kröſus Paphlagonien unter einheimiſchen Fürſten, vielleicht den Nachfolgern des Homeriſchen Pylämenes ſtand, und der ganze Charakter dieſer Höhlengräber überzeugt mich daß ſie aus dieſer uralten Zeit herſtammen. Sie gehören alſo ohne Zweifel zu den älteſten Denkmälern Kleinaſiens, und beweiſen überdieß meinen obigen Satz: daß hier in alter Zeit eine fürſtliche Reſidenz war.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Begründung der evangeliſchen Miſſion im Mittelreich und ihr Einfluß auf die chineſiſche Literatur.

(Von Profeſſor Neumann.)

I.

Die Sendboten welche den Lehren des Evangeliums unter den nichtchriſtlichen Völkern Anhänger verſchaffen wollen, bedürfen, je nachdem ſie an civiliſirte oder nichtciviliſirte Menſchen ſich wenden, ganz verſchiedener Eigenſchaften und Fähigkeiten. Eine kräftige, ſchöne Geſtalt, ſcharfe, feine Sinne, allerlei mechaniſche Kunſtfertigkeiten und einige Kenntniß der Chirurgie und Medicin werden den rohen Sohn der Natur, den Bewohner der Goldküſte, der Südmeerinſeln, Neuſeelands und Tahiti's leicht zur Bewunderung hinreißen: er wird finden daß der Fremde gar vieles beſſer verſteht und geſchickter zu handhaben weiß; er wird ſeine Gewandtheit und geiſtige Ueberlegenheit anſtaunen, und dann den Worten dieſes ſeltenen Mannes leicht Gehör ſchenken. Nicht ſo das von Jugend auf in einer beſtimmten, altgewurzelten Cultur erzogene Volk. Dieſes iſt im Gegentheil geneigt, einen jeden Fremden der nach andern Sitten und Gebräuchen lebt, der verſchiedenen Geſetzen und Glaubenslehren huldigt, für einen Barbaren und von der Gottheit Verworfenen zu achten. Wird der Fremde überdieß noch in der Sprache und Schrift, in den eigenthümlichen Wiſſenſchaften und Künſten des alten Culturſtaates unwiſſend befunden, dann kennt der Unwille und die Verachtung der Gebildeten der Nation keine Gränzen. Dieſe unwiſſenden Barbaren, ſo ſagen ſie empört, und ſo ſprach nicht ſelten der ſanftmüthige Kaiſer Kanghi von den im ganzen doch ſo kundigen Jeſuiten, dieſe unkundigen Barbaren wollen uns zu ihrem Geſetz und zu ihren albernen Grillen bekehren, ohne im Stande zu ſeyn den tiefen Sinn unſerer heiligen Schriften zu erfaſſen, mißkennend die einzigen beſeligenden Lehren des kindlichen Gehorſams. Wie könnten ſie ſonſt wohl Vater, Mutter und ihre nächſten Verwandten verlaſſen und nach dem Reich der Mitte ziehen können!

Die Miſſionäre müſſen nach den geiſtigen, moraliſchen und ſinnlichen Bedürfniſſen und Zuſtänden der Völker, zu denen ſie ziehen, ſich richten und bilden. Es iſt zu wünſchen daß ſolche, welche alte Culturvölker zum Chriſtenthum bringen wollen, bevor ſie zu dieſem Bekehrungswerk ſchreiten, alle Gänge und Windungen dieſer Cultur, den Glauben und den Aberglauben, die politiſchen und bürgerlichen Verhältniſſe des Volkes welches ſie bekehren wollen, genau kennen möchten; ſie ſollten in moraliſcher und wiſſenſchaftlicher Bildung die einſichtsvollſten Individuen der Bewohner des Landes überragen; mit einem Wort, ſie ſollten im Stande ſeyn, von der Höhe der einheimiſchen Cultur ihre Mängel nachzuweiſen, um deſto eindringlicher auf die äußerlichen Vortheile, wie auf die innerliche Vortrefflichkeit der neuen Religion, des neuen Culturſyſtems hinzudeuten. Es werden ſich dann leicht Mittel und Wege ergeben an die einheimiſche altbergebrachte Denkweiſe alsbald die fremde und neue anzuknüpfen.

Kein Orden wußte dieſen Unterſchied beſſer zu würdigen als die einſichtigen Jeſuiten. Die Sendboten welche hinzogen zu den nordamerikaniſchen Indianern und zu den am Paraguay herumwandernden Horden, waren ganz anderer Art, und erhielten eine ganz andere Vorbildung als die Glaubensapoſtel Indiens und China's. Frommer Sinn, Thätigkeit, Klugheit und Geduld ſind Eigenſchaften, dem Miſſionär unumgänglich nothwendig in allen Gegenden der Erde; ſie reichen aber hier nicht aus. Alle Miſſionäre welche in Indien und China folgenreich wirkten, waren, zu welchem Orden, zu welchem Glaubensbekenntniß ſie immer gehören mochten, geiſtig hervorragende gelehrte Männer. So Ricci und Schall, ſo Visdelou und Gaubil, ſo Morriſon und Gützlaff.

Man erlernt wohl ebenſo leicht die Umgangsſprache der Blume der Mitte als die eines andern öſtlichen Volkes; aber alle Schriftwerke zu verſtehen und Einſicht in mehrere Zweige der unermeßlichen chineſiſchen Literatur zu erlangen, dieß überſteigt die Kräfte des tiefſten, umfaſſendſten Geiſtes. Die ganz eigenthümlichen, theils aus bloßen Bildern, theils aus Bild und Laut zuſammengeſetzten Schriftzeichen, die elliptiſche Weiſe der Darſtellung, welche den Leſer zum ſcharfen Nachſinnen auffordert, um in dem eigenen Innern die mangelnde Bezeichnung der Verhältniſſe der Zeit und des Raumes zu ergänzen, die große Menge der einfachen und zuſammengeſetzten Schriftzeichen, dann endlich die nach dem Stoff verſchiedene, bald in üppiger Fülle dahin fließende, bald in gedrungener Kürze ſich durchwindende Schreibart, umgeben ſelbſt den tüchtigſten einheimiſchen Forſcher mit beinahe unbeſiegbaren Hinderniſſen. Welche Schwierigkeiten thürmen ſich erſt einem Fremden entgegen, und einem Fremden welchem, wie Morriſon, dieß müſſen wir zur Steuer der Wahrheit bekennen, bei allen ſonſtigen ausgezeichneten Gaben doch Scharfſinn und Tiefe des Geiſtes mangelten! Nun erinnere man ſich überdieß wie gering und unbedeutend mit dem Anfang unſers Jahrhunderts in Europa die Hülfsmittel waren zur Erlernung der chineſiſchen Schriftſprache! Man erinnere ſich daß die Regierung der Mitte jeden Fremden welcher ihre Sprache erlernen will, als einen Feind und Spion betrachtet, der darauf ſinnt die Geheimniſſe des Landes zu erkunden, um es ſpäter zu verrathen; man wiſſe daß jeder Chineſe der einen Fremden unterrichtete, als ein Verräther ſeines Kaiſers und Vaterlandes angeſehen und gezüchtigt wurde; man bedenke daß der hochfahrende Beamte und der reiche Kaufmann nach ſeiner Denkweiſe ſich ſelbſt verachten müßte, wenn er einen Ausländer des Zutritts zu ſeinem Haus und eines freundlichen Umganges würdigen wollte; man erinnere ſich endlich daß jedem Fremden, der nicht des Handels wegen gegen Oſten ſegelte, der Zutritt im Land ſtrengſtens unterſagt war; dann erſt wird man alle die Schwierigkeiten, welche der erſte proteſtantiſche Miſſionär in China zu bekämpfen hatte, zu ermeſſen und das was er deſſen ungeachtet leiſtete, zu bewundern verſtehen.

Robert Morriſon war der Sohn ſchottiſcher Landleute; er wurde geboren in einem Dorf bei Morpeth, in der Grafſchaft Northumberland, am 5 Januar 1782. Die Ehe ſeines Vaters James Morriſon mit Hanna Nicholſon war eine geſegnete; ſeine Frau ſchenkte ihm ſchnell nach einander acht Kinder, wovon Robert das jüngſte. James war ein frommer Mann, was ihm die ſchottiſche Kerk, zu der er ſich bekannte, durch eine öffentliche Urkunde bezeugte, und doch mißglückte ihm vieles was er zur Ernährung ſeiner zahlreichen Familie unternommen hatte. Northumberland brachte ihm keinen Segen; er hielt es deßhalb für das geeignetſte

wieder nach der Heimath zurückzukehren, wo er sich (1783) zu Newcastle an der Tyne (Newcastle upon Tyne) niederließ und, freilich kümmerlich genug, durch das Verfertigen von Schusterleisten und Stiefelziehern sich zu ernähren suchte. Der häufig brodlose Vater mußte darauf denken seine Kinder so frühe als möglich zu einem Gewerbe anzuhalten, damit sie ihm bei seinem schweren Hausstand einige Erleichterung gewähren möchten. Anderer Ansicht war sein Schwager, der ehrsame Schulmeister von Newcastle, James Nicholson. Die Jungen, meinte er, sollen was tüchtiges lernen, dann werde es ihnen in der Welt nicht fehlen. Er lehrte deßhalb seine Neffen, und namentlich Robert, alles was er selbst wußte; das wollte aber freilich nicht viel sagen. Der junge Robert lernte gern, obgleich es ihm viele Mühe machte. Denn Robert Morrison war keineswegs mit ausgezeichneten Geistesgaben ausgestattet; er begriff schwer und mußte immerdar suchen, alles was ihm an Tiefe und Scharfsinn mangelte, durch unermüdlichen Fleiß zu ersetzen.

Robert lebte bis gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts im Hause seiner Eltern, und verkehrte mit seinen Alters- und Standesgenossen, ohne sich in irgendeiner Beziehung vor ihnen auszuzeichnen. Ja er war, wie er in einem zerknirschenden Schreiben an den Ausschuß der Hortonakademie bekennt, nicht selten „locker und lose," und ergab sich, noch sehr jung an Jahren, von schlechter Gesellschaft verführt, dem Sinnenrausche! Mitten in diesem gottlosen Treiben überfiel ihn einstens der Gedanke des Todes und der ewigen Verdammniß; er schrie laut empor zum Himmel und ward nach vielen inbrünstigen Gebeten erhört.

Die Hortonakademie zu London, jetzt Highbury College genannt, gehört zu den Anstalten, wo junge Dissenters, die sich dem Predigeramt widmen wollen, eine ihrem künftigen Berufe angemessene wissenschaftliche Bildung erhalten. Von einigen schottischen Geistlichen empfohlen, bekam Morrison auf sein Schreiben alsbald die Aufnahme zugesichert. Mit dem Anfang des Jahres 1803 reiste er nach London und ergab sich hier mit dem größten Eifer den geistlichen wie den profanen Wissenschaften. Vergebens wollten ihn Eltern und Geschwister, denen es elend genug ergieng, bewegen heimzukehren, um dem kränklichen Vater in dem mühsam und kümmerlich nährenden Geschäfte beizustehen: Robert hatte sich seinen Lebensplan gemacht, und er blieb ihm treu bis zum Ende.

Nach vielen Ländern Afrika's, Amerika's, Oceaniens und Asiens waren längst schon Apostel gesandt, welche die Lehre Christi in dem Sinn der protestantischen Kirche und in der Weise der mancherlei Secten, die sich in ihr gebildet, zu verbreiten suchten. Das große Land gegen Osten, das chinesische Reich sammt den ihm tributpflichtigen Staaten Corea, der Mongolei und Tungusei, Tibet und Cochinchina, mit einer Bevölkerung von 4—500 Millionen, war bis jetzt noch leer ausgegangen. Die Londoner Missionsgesellschaft faßte deßhalb in den ersten Jahren unsers Jahrhunderts den Entschluß wo möglich auch in dem Reich der Mitte das Evangelium verkünden zu lassen. Morrison, dessen Herz mit der größten Innigkeit an dem Erlöser hieng, der überzeugt war daß das Wohl der Menschen hienieden, wie ihre Seligkeit jenseits, bloß durch den lebendigen Glauben an Jesum Christum bewirkt werden könne, solch ein wahrhaft frommer Mann mußte sich nothwendig zu den Missionsgesellschaften und dem Missionswesen hingezogen fühlen. „Vergangenen Montag," schreibt er in einem Brief vom 12 November 1803 an seinen Vater, „hatte ich das Vergnügen drei Hottentotten zu sehen, welche, so sagten sie selbst, ehemals wie Thiere lebten, und jetzt durch Hrn. Kichener zum Christenthum bekehrt worden sind. Sie kehren in ihre Heimath zurück. Sie beantworten die an sie gestellten Fragen in ihrer eigenen Sprache auf eine so treffliche Weise, wie wohl manche Christen unter uns nicht im Stand seyn würden. Es war dieß ein Schauspiel das man vielleicht niemals zuvor in England gesehen hatte."

Mit dem Anfang des Jahres 1804 meldete sich Morrison bei der Londoner Missionsgesellschaft, und ward auch alsbald, nachdem er eine Prüfung bestanden hatte, als Missionär aufgenommen. Er hatte anfänglich im Sinn mit dem unglücklichen Mungo Park nach dem Innern Afrika's zu reisen und wo möglich bis Timbuctu vorzudringen; doch überließ er es den Directoren der Missionsgesellschaft, wohin sie ihn beordern wollten. Im September desselben Jahres ward er mit zwei andern dissentirenden Geistlichen, die aber später den Muth verloren und sich zurückzogen, bestimmt eine Mission in China zu begründen. Es wurde dem Sendboten namentlich die Aufgabe gestellt die chinesische Sprache an Ort und Stelle gründlich zu erlernen, um dann die heiligen Schriften in dieselbe übersetzen zu können.

Der Hülfsmittel zur Erlernung der ganz eigenthümlichen Schriftweise und des so schwierigen chinesischen Idioms waren aber damals nur sehr wenige. Die katholischen Missionäre, und namentlich die Jesuiten, hatten sich zwar seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts, wo sie zuerst Zugang fanden in diesem Land, sehr eifrig mit der Sprache, der Geschichte und Verfassung der Blume der Mitte beschäftigt; aber ihre Grammatiken, Vocabularien und Wörterbücher waren bloß handschriftlich vorhanden. Fourmont hatte die Grammatik des spanischen Dominicaners P. Varo herausgegeben, ohne jedoch des eigentlichen Verfassers nur im entferntesten zu gedenken, [1] und der treffliche Bayer ließ ein chinesisches Museum drucken, dessen Titel schon ein arges Versehen enthielt, und seine mangelhafte Kenntniß der Sprache, über welche er schrieb, beurkundete. Diese Werke konnten demnach nicht im entferntesten genügen, um zu einem Verständniß der Schriftsprache durchzudringen. Gedruckte Wörterbücher gab es damals noch gar nicht. Der junge Missionär war aber glücklich genug in London einen gebildeten Chinesen zu finden, Jongsame genannt, Charaktere und Worte, die im Cantoner Dialekt Jongsamtak ausgesprochen werden (unter welchem Namen dieser Chinese heutigen Tages noch in England bekannt ist), und dieser ertheilte ihm in den Anfangsgründen seiner Muttersprache Unterricht. Er bediente sich hiezu der gewöhnlichen Methode, die man in China bei dem Unterricht der Kinder anwendet.

Eine ganze Seite Charaktere wurde mit durchsichtigem Papier belegt, und der Schüler mußte dann vermittelst eines senkrecht gehaltenen Pinsels, der auf dem Mittelfinger aufliegt, und mit dem vierten und ersten gehalten wird, jeden Strich der Schriftzeichen genau nachbilden. Sobald Morrison auf diese Weise nur einigermaßen gelernt hatte die Charaktere nachzumalen, copirte

---

[1] Diese Grammatik, von der nur drei Exemplare bekannt sind — eines davon ist in meinem Besitz — ist in spanischer Sprache geschrieben und führt folgenden Titel: Arte de la lengua mandarina, compuesto por el M. R. P. Francisco Varo, de la sagrada orden de N. P. S. Domingo, acrecentado y reducido a mejor forma por No. Ho. Fr. Pedro de la Piñuela, commissario prov. de la Mission serafica de China; Añadió se un Confesionario muy util y provechoso para alivio de los nuevos ministros. Impreso en Canton, año de 1703. Der Dominicaner Varo wird von den Jesuiten, deren Gegner er war, in dem Streit über die chinesischen Ceremonien „der Unwissenheit" beschuldigt; er verstände weder den richtigen Gebrauch der chinesischen Wörter, noch die Grundsätze der Vorstellung. Geschichte der Streitigkeiten über die chinesischen Gebräuche Augsburg 1791, II. 3.

Digitized by Google

er zwei chineſiſche Handſchriften, die ſich in der Bibliothek des britiſchen Muſeums befanden. Die eine enthielt eine chineſiſche Ueberſetzung der Evangelienharmonie, der Apoſtelgeſchichte und der Briefe Pauli, welche Morriſon, wie er gar häufig bekannte, bei ſeiner ſpätern Ueberſetzung dieſer Bücher zu Grunde legte; die andere ein chineſiſch-lateiniſches Wörterbuch. Morriſon erfuhr ſpäter zu ſeinem Verdruß daß die Kenntniß des Chineſiſchen, die er in London erlangt hatte, nicht viel ſagen wollte; aber die beiden Handſchriften waren ihm, ſowie die andern gedruckten und handſchriftlichen Werke der katholiſchen Miſſionäre, welche er in Canton erhielt, von großem Nutzen. Von ſeinem Lehrer Jongſante, der ſtolzen, hochfahrenden Sinnes war, hatte der angehende Miſſionär vieles zu ertragen. So fragte einſtens der Sienſeng (Lehrer) ſeinen Schüler, um ſeiner zu ſpotten: ob Jeſus ein Mann oder eine Frau geweſen ſey? Das Beten, fügte er als ächter Sohn des Jao und Schun hinzu, führe zu nichts; der Menſch müſſe ſich ſelbſt helfen. Was aber das Bekehren ſeiner Landsleute betreffe, das möge Morriſon ſich nur aus dem Sinn ſchlagen; es würde ihm doch nichts nutzen. Die Chineſen haben die weiſen Lehren des Kongtſe; dieſe mögen ſie befolgen, ſie bedürfen keiner andern, am wenigſten der eitlen Märlein der Bewohner des großen weſtlichen Oceans.

Drei Jahre dauerten die mühſamen Vorbereitungen zu dem Apoſtelamt, und mit dem Anfang des Jahres 1807 verließ er England, um über New-York nach Canton zu gehen. Die oſtindiſche Compagnie war damals nicht zu vermögen den Sendboten in ihren Schiffen die Reiſe nach Indien und China zu geſtatten; ſie fürchtete nicht ohne Grund daß ihre Handels- und politiſchen Verhältniſſe durch das unruhige, in gewiſſem Sinn revolutionäre Treiben der Glaubensboten gefährdet oder doch wenigſtens geſtört werden könnten. Andern engliſchen Schiffen aber war damals, wo das Privilegium der Compagnie noch in ſeiner ganzen Ausdehnung in Indien ſowohl als in China beſtand, der Zutritt in Canton noch nicht geſtattet; die Miſſionäre mußten alſo gewöhnlich über Amerika gehen, um von dort in transatlantiſchen Fahrzeugen nach Aſien zu gelangen.

„Vergangenen Freitag“ (5 September 1807), ſchreibt Morriſon von Canton aus an den Caſſirer der Miſſionsgeſellſchaft, „landete ich zu Macao, und fand daſelbſt Hrn. Chalmers und Sir G. Staunton. Hr. Chalmers wünſchte mir alles Glück zu meinen Beſtrebungen, machte mich aber zugleich auf die Schwierigkeiten und Mühſeligkeiten aufmerkſam, denen ich hier im Lande der Mitte begegnen werde; es ſey ja den Chineſen ſtrengſtens verboten einem Fremden in der Sprache des Mittelreiches Unterricht zu ertheilen. Ich könne alſo nicht einmal die Vorbedingung der Miſſion, Chineſiſch zu erlernen, erfüllen. Sir George, dem ich ein Empfehlungsſchreiben von Sir Joſeph Banks überbrachte, ſprach in demſelben Sinn, und fügte noch die Worte hinzu: die Compagnie unterſage einem jeden Engländer den hieſigen Aufenthalt, wenn er nicht des Handels wegen hieher komme und mit ihr in Verbindung ſtehe. Mein Aufenthalt in Macao unterliege aber noch beſondern Schwierigkeiten wegen der Eiferſucht der römiſch-katholiſchen Geiſtlichkeit. Mit den Engländern, die hier in fürſtlicher Pracht leben, zuſammen zu wohnen, iſt mir ſchon der äußern Verhältniſſe wegen durchaus unmöglich. Ich wohne vorderhand bei den amerikaniſchen Supercargos, mit denen ich hieher gekommen bin. Ich ſchicke mich in die Umſtände und ſchränke mich ſo viel als möglich ein, doch fürchte ich kaum mit 200 Pfund jährlich auskommen zu können. Hoffentlich werden die Beamten der oſtindiſchen Compagnie mir nicht unerwartete Hinderniſſe in den Weg legen; doch iſt von der Eiferſucht der Amerikaner und Engländer, die gar nicht gut mit einander ſtehen, alles zu befürchten.“

(Fortſetzung folgt.)

Die Goldgewinnung in Californien

findet auf viererlei Weiſe ſtatt. Die am meiſten lohnende Art iſt das Riverdigging (das Flußgraben), wodurch das Gold vom Grund des Stromes aufgenommen wird; es iſt das Riverdigging nichts anderes als das Trockenlegen eines Fluſſes dadurch daß man ſeine Waſſer durch Dämme oder Canäle nach einer andern Richtung als ſeiner urſprünglichen, oder in ein neugegrabenes Flußbett leitet. Es iſt in Californien gar nicht ungewöhnlich bei ſolchen Riverdiggings Canäle von 3000 Fuß Länge anzulegen, und wenn man ſie ſieht, ſtellt man ſich kaum vor wie viele Arbeitskräfte und Capitale hier niedergelegt ſind, und oft wird in denſelben nicht die geringſte Ausbeute erlangt, nicht ein einziges Goldkörnchen zum Gnatz für Monate angeſtrengter Arbeit! Auch ereignet ſich öfter der unglückliche Fall daß die ſteigende Fluth in wenigen Stunden alle die neugegrabenen Dämme vernichtet und die Canäle überſchwemmt. Iſt aber das Werk gelungen und das Waſſer auf einer gewiſſen Strecke aus dem alten Flußbette abgeleitet, ſo beginnt die Goldgräberei; es werden nun mehrere tiefe Löcher je 4 Fuß weit gegraben, der Dirt (der Sand und die kleinen Steine) herausgeſchafft, und in das Tomlong (eine 2 Fuß breite bretterne, ſchräg gelegte Waſſerrinne) geworfen. Das niedrigſte Ende des Tomlong iſt etwas breiter als 2 Fuß, und dieſes liegt auf dem Grund einer Eiſenblechplatte, die einem Sieb mit dichten 3—4 Linien breiten Löchern gleicht; dieſer niedrigſte Theil mit der durchlöcherten Platte ruht auf einem größeren Troge, der durch zwei Querhölzer getheilt iſt, und etwas weiter hinausſteht als das darüber ruhende Bretterende. In das oberſte Ende dieſes Tomlong hat man aus dem oberhalb liegenden Waſſerbecken einen Schlauch von Leinwand mit einer 5 Zoll weiten Oeffnung hingeleitet. Der Dirt wird nun von den Grabarbeitern in das oberſte Ende des Tomlong geworfen, das durch den Schlauch ſtrömende Waſſer ſpült den Dirt ab, und führt ihn nieder auf die Löcherplatte, der Sand und alle ſeinen Theilchen fallen durch die Löcher in den unten befindlichen Trog, während dort poſtirte Männer ununterbrochen damit beſchäftigt ſind die Steine beiſeite zu tragen. Das beſtändig niederſtrömende Waſſer führt aus dem darunter liegenden Troge allen feineren Sand weg, wodurch dann allmählich vor dem Tomlong eine Sandbank gebildet wird, und der Sicherheit wegen erleidet der Dirt noch einmal das Reinigungsverfahren des Tomlong. Dieſes Waſchen wird ſo lange fortgeſetzt bis man alle Sand- und Steinlager durchbrochen hat. Aber auch noch Stücke vom Felſengrund, auf den man etwa ſtößt, werden durchgebrochen, obwohl ſich unter Felſen niemals Gold, wohl aber ſehr oft unmittelbar auf den Schichten obenaufliegend findet.

Oft iſt der Grund ſo hart daß man ihn nicht mit dem Spaten zu durchdringen vermag, man wendet dann den Hammer an, und wo ſich große Steine finden, müſſen immer mehrere Männer ihre Anſtrengungen vereinigen. Das Aufnehmen des

Dirt iſt keine leichte Arbeit, zumal bei einer alles verſengenden Sonnenhitze, bei welcher man bis an die Kniee im Waſſer ſteht. Iſt der Dirt ſehr mit Lehm gemiſcht, ſo wird ein ſtärkerer Waſſerſtrom erfordert, um den Lehm von den Steinen zu reinigen, und man verlängert dann den Tomlong, indem man mehrere ähnliche Rinnen oder Schleußen ineinander fügt.

Wenn der Abend eintritt, ſo ergreift jeder Goldgräber ſein „Pan“ (ein 2 Fuß weites und $^3/_4$ Fuß tiefes Blechbecken), füllt es mit dem Dirt, der durch die Löcherplatte gegangen und nun im Troge iſt, ſetzt ſich dann am Flußufer nieder und wäſcht ihn in einer ununterbrochen kreisförmigen Bewegung unter der Waſſerfläche, bis aller Schmutz weggeſpült iſt und auf dem Boden des Pan ſich nur eine Lage von ſchwarzem Eiſenſand befindet. Nun wäſcht man dieſen Eiſenſand vorſichtig ab, legt dann das Ganze in ein kleines Blechgefäß um zu trocknen, worauf der Sand entweder abgeblaſen oder durch einen Magnet, oder durch Queckſilber abgezogen wird, und ſo hat man alsdann endlich des Tages goldene Ernte mit großer Mühe erworben.

Das zweite Verfahren iſt das Drydigging (Trockengraben), nach dieſem gräbt man das Gold in Sandbänken, an Hügeln am Rande tiefer Höhlen, auf Ebenen oder Bergen. Der Gräber begibt ſich mit ſeinem Spaten, der rundlich wie eine Schaufel iſt, mit ſeinem Hammer und Pan hinaus zu „proſpecten“ (um auf Unterſuchung zu gehen). Glaubt er eine paſſende Stelle entdeckt zu haben, wobei übrigens weder Erfahrung noch theoretiſche Anleitung nützen, ſo gräbt er ſich an einer ſolchen Stelle in die Erde ein, haut und arbeitet ſich durch 50, ja 100 Fuß tiefe Sand- und Kieslager, bis er auf das Geſtein kommt, wo er ſeinen Pan mit dem Dirt füllt, der oben aufliegt, und welcher dann auf die obenbeſchriebene Weiſe gewaſchen wird, um nachzuſehen und zu erforſchen ob die Arbeit an dieſem Platz ſich lohne. Findet er den Dirt zu unergiebig, ſo wandert er weiter. Dieſes Wanderleben der Gräber in Californien iſt ein ſehr unglückliches; oft verzweifelt ein ſolcher ſchon bevor er ſich bis auf den Felſengrund hineingearbeitet hat, verläßt die Stelle und geht weiter; ein anderer folgt auf ihn, benützt ſeines Vorgängers Arbeit, gräbt etwas tiefer und findet viel Gold. Verbreitet ſich das Gerücht daß der oder jener große Geſchäfte macht, ſo ſieht man eine Unzahl Gräber raſch nach den angränzenden Stellen aufbrechen, aber binnen einigen Tagen, ja öfter binnen einigen Stunden iſt die erwartete Glücksgrube wieder als unergiebig verlaſſen. Mit dieſen beſtändigen Wanderungen, dieſem raſtloſen Jagen nach ergiebigeren Fundorten geht die koſtbare Zeit verloren; die hohen Transportpreiſe verzehren den früheren Verdienſt, durch die Anſtrengungen und die unregelmäßige Lebensweiſe erzeugen ſich Krankheiten, denen viele Goldgräber erliegen, während ebenſo viele, die ſich bei jenem Umherſchweifen verirrten, elend umkommen.

Gelingt es indeſſen einem Gräber eine Stelle zu finden wo er Ausſicht hat einige Zeit bleiben zu können, ſo mißt er ſich einen 12 Fuß breiten Platz ab und ſchlägt Pfähle in die Erde, woran er die geſchriebene oder gedruckte Anzeige „Claim“ befeſtigt, d. h. daß er Beſitz von dieſer Stelle genommen habe. Bearbeitet er jedoch ſeinen Claim nicht jeden dritten Tag, ſo hat der erſte beſte das Recht ihm den Beſitz ſtreitig zu machen.

Hieher bringt er nun ſeine wenige fahrende Habe, errichtet ſich aus runden Bauhölzern eine Hütte oder Zelt, oder häuft auch bloß Zweige unter einer laubreichen Eiche zuſammen, ſchlägt einige Pfähle zur Bettſtelle in die Erde, macht im Boden eine Vertiefung zur Feuerſtelle, und iſt nun „zu Hauſe.“ Die Bearbeitung der Dry-Diggings geſchieht im ganzen genommen ebenſo wie die zuvor beſchriebenen Flußgrabungen, aber der hier gewöhnliche Waſſermangel macht auf ſolchen Plätzen beſondere Maßregeln nothwendig. Iſt der Erdboden von der Beſchaffenheit daß ein Tomlong nöthig iſt um den Lehm abzuwaſchen, ſo muß man auf den Sandebenen und Hügeln Waſſer dazu von Geſellſchaften kaufen, aus ihren Waſſerleitungen, die ſie durch alle goldhaltenden Bezirke auf Speculation angelegt haben. Um Colonna finden ſich mehrere ſolcher Waſſerleitungen, die eine Länge von 20—25 engl. Meilen (eine Meile 24 Minuten) haben, und über hohe Berge und tiefe Thäler, geſtützt von ungeheuren Maſtbäumen, hinlaufen. Erwägt man daß jede Planke 3—4 Doll. koſtet, der Taglohn für einen Mann bis 10 Dollars ſteigt, ſo kann jeder leicht ermeſſen welche großen Capitalien zur Anlegung ſolcher Waſſerleitungen nothwendig ſind. Dieſe Speculation haben die Yankee-Capitaliſten unternommen, und ziehen von den armen deutſchen, iriſchen, chineſiſchen und andern Goldgräbern reichen Gewinn! Doch nicht bei allen Dry-Diggings iſt man genöthigt den Tomlong anzuwenden und große Summen für das Waſſer auszugeben; wo das Erdreich von Lehm frei iſt, und das Graben in der Nähe eines Fluſſes oder Baches ſtattfindet, bedient man ſich nur der „Cradle,“ d. h. einer Wiege von 3 Fuß Länge, beſtehend aus zwei Abtheilungen übereinander in rechtwinkeliger Form, getrennt durch einen Zwiſchenboden von Leinwand, von welcher die oberſte Abtheilung einen Boden von Eiſenblech, durchbohrt mit zahlloſen kleinen Löchern, hat, wie der unterſte Theil des Tomlong; die unterſte Abtheilung dieſer Cradle iſt wiederum in zwei Theile abgetheilt.

Dieſe Cradle ruht auf zwei transverſalen Wiegenfüßen, die ſich in zwei ausgehöhlten Querhölzern bewegen, ſo daß ſie mit Leichtigkeit in eine wiegende Schwingung verſetzt werden können. Da faſt niemals ein Digging von einem einzigen Gräber bearbeitet wird, ſondern in der Regel von zwei Mann, die ſich vereinigen, ſo trägt der eine Dirt in Schöpfkellen aus dem Loch zum Fluß, während der andere bei der Cradle ſitzt; der Dirt wird in den oberſten Abſatz geſchüttet, der Wäſcher greift mit der linken Hand in einen Griff, der an der Kante der Cradle angebracht iſt, und wiegt ihn hin und her, während er in der rechten eine Schöpfkelle hält, womit er aus dem Fluß Waſſer ſchöpfend in die Wiege gießt, ſo daß der Dirt unaufhörlich überſpült wird. Der Sand fällt durch dieſe Manipulation in die unterſte Abtheilung, das Gold aber bleibt auf dem Leinwand-Zwiſchenboden, während die Steine auf der Löcherplatte liegen bleiben, von wo ſie, nachdem man die oberſte loſe Abtheilung aufgehoben hat, herausgeworfen werden. Der niederfallende Dirt wird dann in dem Pan auf die obbeſchriebene Art gewaſchen, und endlich das Gold von dem es begleitenden ſchwarzen Eiſenſand gereinigt.

Das dritte Verfahren „Cioting-Diggings“ unterſcheidet ſich von den vorbeſchriebenen Goldgewinnungsarten nur dadurch daß man ſich hiebei wagrecht in die Sandhügel eingräbt, und den goldhaltigen Dirt losbricht. Ihren Namen haben dieſe Ausgrabungen von einer Thiergattung „Cioten“ erhalten, die auf dieſe Weiſe Gänge und Höhlen in die Erde graben, um ſich vor den Nachſtellungen darin zu verbergen.

Das vierte Verfahren endlich beſteht darin daß man mit Hammer und Eiſenſtangen bloß die Quarzſtücke an den Felſen losbricht, ſie durch ein ſtarkes Feuer brennt, wodurch ſie in kleine Theile zerſplittern, die dann aufs feinſte zermalmt werden; man zieht das Gold mittelſt Queckſilber heraus, und preßt letzteres durch Lederbeutel aus.

Dieſe Bearbeitung der Quarzminen wird für die lohnendſte Goldgewinnung gehalten, denn da dieſe Minen ziemlich reichhaltig

Digitized by Google

fand, d. h. 2—6 Cent (3 bis 9 kr.) Gold von jedem Pfd. Stein abwerfen, so machen sie einen längeren Aufenthalt an einer und derselben Stelle möglich, wodurch der Goldgräber nicht nur verschiedene Vortheile, sondern auch namentlich ein seiner Gesundheit zuträglicheres, d. h. ein mehr geordnetes Leben genießt.

Arktische Notizen.

(Aus M'Clure's Discovery of the North West Passage.)

1. Die Wallrosse.

Am 2 August 1850 sahen wir das erste Eis quer vor uns sich ausbreiten — es war ungefähr unter dem 72° nördlicher Breite. Als wir in die Nähe dieser Eismassen kamen, sahen wir unermeßliche Wallroßheerden auf denselben sich sonnen: ungeheure Bullen mit glänzenden Fangzähnen, welche für einen Gordon Cumming eine wahre Augenweide gewesen wären, und Weibchen die mit ihren zahlreich sie umgebenden Jungen schäkerten — ein Anblick, neu und anziehend selbst für den alten grönländischen Eismeister. Zuerst ward nun eine Kanone mit Kartätschen geladen um einige derselben zu schießen; allein Capitän M'Clure gab, der freundlichen Gefühle halber welche die gegenseitige Zärtlichkeit der Mütter und Jungen erweckte, Gegenbefehl. Einige dieser Geschöpfe mochten wohl 3500 Pfund wiegen, und als das Eis von ihrem Druck befreit war, hob es sich ungefähr zwei Fuß.

Diese wildaussehenden Thiere werden in großer Menge in der Behringsstraße gefunden, und sind seit der frühesten Zeit dort gewesen. Alle unsere frühern Reisenden sprechen von ihnen, und die Skizze in Cooks Reisen über den Kampf zwischen seinen Leuten und den Wallrossen ist wohl den meisten Freunden derartiger Lectüre genau bekannt. Indessen muß billigerweise bemerkt werden daß diese Darstellung einem Thiere, dessen Charakter von Natur aus ein sanfter ist, obgleich es ihm bei einem Angriff im Wasser nicht an Muth fehlt, einigermaßen Unrecht thut. Befindet es sich in Gesellschaft mit dem Weibchen oder seinen Jungen, so übertrifft die Selbstaufopferung die es an den Tag legt, die der meisten andern Thiere. Sowohl Männchen als Weibchen haben Fangzähne; allein sie sind so gestellt daß sie dem Thier, wenn es unter Wasser ist, fast nur dadurch Nutzen gewähren daß sie ihm das Erklettern der steilen und rauhen Eishügel erleichtern. Die Weibchen sieht man zuweilen mit zwei Jungen auf einmal, meist aber nur mit Einem. Sie säugen ihre Jungen, und aus den verschiedenen Größen und Zeiten in welchen man sie dieß thun sah, wollten Reisende den Schluß ziehen daß die Jungen hinsichtlich ihrer Nahrung zwölf bis achtzehn Monate lang auf ihre Mutter angewiesen seyen. Sie nähren sich von unterseeischen Pflanzen der arktischen Gegenden; und so viel sich nach ihren Zähnen urtheilen läßt, scheinen sie keine Fische oder Robben zu verzehren, obgleich manche das Gegentheil behauptet haben. Ihre dicken Felle, ihr reichliches Fett, das gesunde Fleisch und ihre Elfenbeinfangzähne geben in den Augen der Eskimos dem Wallroß einen hohen Werth. Ueberall wo man diese Thiere findet, besonders in der Behringsstraße, treiben die Eskimos einen beträchtlichen Tauschhandel mit sibirischen Krämern, welche ihnen für das Elfenbein russische Messer und Kessel geben.

2. Schlauheit arktischer Raben.

Im Winter von 1851/52 stellten sich zwei Raben als Familienfreunde in Mercy Bay ein, und lebten hauptsächlich von den kleinen Abfällen welche die Leute nach den Mahlzeiten wegwarfen. Diese Abfälle aber betrachtete der Schiffshund als sein besonderes Eigenthum, und legte in Behauptung seiner Rechte gegen die Raben ziemlich viel Energie an den Tag; dessenungeachtet thaten diese es ihm an Schlauheit in einer Weise zuvor die männiglich sehr ergötzte. Da sie bemerkten, daß er sich das Ansehen gab als wäre er durchaus nicht abgeneigt ihre eigenen schwarzen Persönlichkeiten zu verspeisen, so warfen sie sich ihm gewöhnlich absichtlich in den Weg, wenn das Eßgeschirr auf dem Kehrichthaufen außerhalb des Schiffs ausgesäubert wurde. Sogleich rannte der Hund auf sie zu, worauf sie einige Ellen weit davon flogen; abermals lief der Hund ihnen nach, und wiederum schienen sie eine Strecke weit ihm entfliehen zu wollen. Dieses Spiel dauerte so lange bis sie ihn auf eine ziemliche Entfernung von der Küste weggelockt hatten. Dann flogen die Raben in gerader Richtung auf das Schiff zu, und hatten gewöhnlich schon gute Arbeit gemacht, wenn der beschämt dreinschauende Hund den ihm gespielten Betrug entdeckte und wieder zurück eilte.

3. Arktische Wölfe.

Mancher Plan wurde versucht um diese schlauen Geschöpfe zu schießen, alle aber schlugen in dieser Jahreszeit fehl, während einige Zusammentreffen mit ihnen unangenehm nahe stattfanden, so daß die Gefahr ziemlich groß war. Eines der sonderbarsten vielleicht war das Hrn. Kennedy's (des Hochbootsmanns), der, als er Anfangs April aufs Schießen ausgegangen, einem schönen Bock auf einen Schuß zwei seiner vier Beine zerschmetterte. Da der Abend heranrückte und er wußte daß das Thier nicht weiter gehen könnte, so kehrte er nach dem Schiff zurück, machte sich aber am nächsten Morgen frühzeitig auf den Weg um sich seine Beute zu sichern. An Ort und Stelle angekommen, sah er zu seinem Verdruß daß sich fünf große Wölfe und mehrere Füchse im Besitz des Wilds befanden; entschlossen aber seinen Antheil an der Beute zu haben, gieng der Hochbootsmann voran, schrie und rief den Bestien alle möglichen Schimpfwörter zu, wollte jedoch — aus Furcht die übrigen möchten ihm denselben Liebesdienst erweisen den sie zuvor dem Wolf erwiesen hatten, besonders aber weil sie Lust zum Kampf bezeigten, und kein Zeichen zum Rückzug machten bis er nur noch wenige Schritte von ihnen entfernt war — sein einläufiges Gewehr auf keine derselben abfeuern. Selbst in dieser Nähe indeß zogen nur vier davon ab, und hockten sich, höchst kläglich heulend, auf Pistolenschußweite nieder. „Piped" (d. h. der Hochbootsmann, so benamst weil er auf dem Schiff die Pfeife führt), hob ein Bein des Wolfs, der zergliedert worden war, auf und packte dann das eine Ende des halbaufgefressenen Cadavers, während eine große Wölfin am andern Ende ihm entgegenzerrte! Die Lage war, das mindeste zu sagen, eine unangenehme; und wenn die Musik der vier Wölfe andere der saubern Brüderschaft zur Rettung herbeigezogen hätte, so würden die Folgen eines Kampfes zwischen hungrigen Wölfen und einem nicht minder hungrigen Matrosen möglicherweise sehr ernster Natur gewesen seyn. Zum Glück hatte das Geheul der Thiere die Aufmerksamkeit Hrn. Mierschings, des Dolmetschers, der ebenfalls auf einem naheliegenden Hügel mit Jagd beschäftigt war, auf sich gezogen, und er kam zur Rettung herbei. Er schilderte den Auftritt als den sonderbarsten den er je gesehen. Hr. Kennedy und

Digitized by Google

der Wolf waren in ihrem Kampf um das Stück Fleisch einander so nahe, daß er sich einbildete das Thier habe wirklich einen Angriff auf den Hochbootsmann gemacht. Da nun die Wölfe sich mehreren Zweifüßlern gegenüber sahen, so hielten sie es für das gerathenste ihre Stellung aufzugeben und, wie gewöhnlich, ihre Haut in Sicherheit zu bringen. Sie ließen übrigens dem armen Hochbootsmann nur zwanzig Pfund Fleisch, statt der 120 welche, wie er geglaubt seine Beute wiegen werde.

Kurzgefaßte Beschreibung des Ceremoniells und seiner Bedeutung bei einem Begräbniß in der orientalischen Kirche.

(Schluß.)

Während der Liturgie in der Kirche werden von den Prosphoren [1] einzelne Theile zur Beruhigung der abgeschiedenen Seele genommen und auf den Discos zum Lamm gelegt, damit sie im Himmel stets vor dem Lamm Gottes stehen mögen. Darauf beginnt der Grabgesang, eröffnet durch den Psalter, diesen wunderbaren Erguß von Jubel und Thränen, von siegesfreudiger und zerknirschter Stimmung. Dieses vielbesaitete Instrument des Gebetes ist von dem königlichen Propheten auf die verschiedensten Töne des menschlichen Herzens also gestimmt worden, daß die schwache Hand eines jeden Sterblichen getrost darauf spielen und jedes Herz dem Herrn von sich erzählen kann. Kurze Gebete für die Ruhe der Verstorbenen unterbrechen das leise Lesen der Psalmen, deren Anfangs- und Endverse nur zuweilen lauter im Gesang ertönen gleich Klagelauten, die sich zu Zeiten aus dem zerschlagenen Herzen erheben wie schwere Seufzer, welche auf einen Augenblick die gepreßte Brust erleichtern.

„Siehe auf mich und erbarme dich meiner um derer willen die deinen Namen lieben. Hallelujah!"

Bei der öftern Wiederholung des Psalmverses:

„Gelobt seyst du, o Herr, lehre mich deine Rechte," werden auch andere Verse gesungen, die das geheimnißvolle Loos des Menschen darstellen.

„Die ihr das Lamm Gottes verkündet habt und besiegelt — geschlachtet worden seyd wie Lämmer, und in das nie alternde Leben als Heilige versetzt worden seyd, flehet inbrünstig, ihr Märtyrer, daß uns Erlassung unserer Schulden gewähret werde." [1]

Der Erlöser spricht nun durch den Mund des Priesters: „Ihr alle, die ihr unter Betrübniß angetreten habt den engen Weg, und in diesem Leben aufgenommen habt das Joch des Kreuzes, die ihr mir nachgefolgt seyd im Glauben, kommet nun und erfreuet euch an den Ehren die ich euch bereitet habe, und an euren himmlischen Kränzen." Und die Gläubigen antworten also: „Ein Bild bin ich deiner unaussprechlichen Herrlichkeit, wenn gleich ich auch die Wunden meiner Fehltritte an mir trage, habe Mitleid mit deinem Gebilde, o Herr, und reinige mich nach deiner Barmherzigkeit, und mache mich theilhaftig des ersehnten Vaterlandes, mache mich wieder zum Bürger des Paradieses."

Es beginnt nun der Begräbniß-Canon, der ebenfalls durch Gebete für die Ruhe des Hingeschiedenen unterbrochen wird.

„Ja und Amen! Alles ist Eitelkeit! Das Leben ist ein Schatten, ein Traum, und umsonst beunruhigt sich jedes Erdenkind; denn, wie die Schrift sagt, gewännen wir auch die ganze Welt, wir müßten doch im Grabe weinen, wo König und Arme beisammen sind. Darum Christus, unser Gott, bringe deinen hingeschiedenen Diener zur Ruhe, o Freund der Menschen."

„Das Meer habe ich aufgeregt gesehen vom Sturm der Trübsal, und mich gerettet an einen stillen Ort der Zuflucht, und rufe nun

---

[1] Ein Wort von vieler Bedeutung. Hier bezeichnet es Theile des hl. Brodes, die in Form eines kleinen Dreiecks geschnitten sind, ein Mittel zur Vergebung der Sünden der Verstorbenen und zur Vereinigung derselben mit der göttlichen Gnade. Zur Spendung der hl. Communion ist in der orientalischen Kirche bekanntlich ein gesäuertes und gesalzenes Brod nothwendig. Gesäuert und gesalzen muß es deßhalb seyn, weil diese Kirche behauptet, Christus habe zwar das Osterlamm am Tage der ungesäuerten Brode genossen, aber mit gewöhnlichem Brod. Sie gründet ihre Meinung auf mehrere Stellen in der Apostelgeschichte, wo des Brodes erwähnt wird, aber nicht hinzugefügt ist daß es ungesäuert war. Auf dem Brod, das zur Spendung der hl. Communion bereitet ist, befindet sich ein eingedrücktes Zeichen von folgender Form.

I H C	X C
N I	K A

Die Buchstaben bedeuten: Jesus Christus hat überwunden. Dieses Zeichen oder Siegel ist das Lamm, es wird vermittelst eines hl. Messers, das die Form eines Speeres hat und auch so genannt wird, aus dem Brod geschnitten, indem der Priester dabei spricht: „Er wurde wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt u. s. w." Dieses Lamm wird vom Priester sodann unter vielen Ceremonien und Worten in vier Theile gebrochen, so daß es in folgende Stücke zerlegt ist: das erste Viertel I H C (Jesus) wird ungetheilt in den Kelch gelegt, in welchem der gesegnete, und mit Wasser vermischte Wein sich befindet; das zweite mit X C (Christus) wird unter die Priester und Diaconen vertheilt, die immer mit communiciren, und zwar so daß sie sich den Leib des Herrn selbst spenden und auch dreimal aus dem Kelch trinken; der ordentliche Priester gibt nämlich dem Diacon ein Stück gesegnetes Brod in die Hand und spricht: „Der hl. Diacon Iwan (wenn er so heißt) hat Theil an dem theuren heiligen, unbefleckten Leibe unseres Herrn, unseres Gottes und unseres Heilandes Jesu Christi, zur Vergebung seiner Sünden und zum ewigen Leben. Aehnlich spricht der Priester, wenn er communicirt und ihm und sich selbst den Kelch reicht. Die zwei Stücke mit N I und K A (er hat gesiegt) werden in so viele Theile zerlegt als Communicanten vorhanden sind, und in den Kelch gelegt. Diese nähern sich mit kreuzweise auf die Brust gelegten Händen dem Priester, welcher ihnen dann mittelst eines hl. Löffels den Leib und das Blut des Herrn zugleich spendet, indem er mit dem Löffel jedesmal nicht bloß Brod, sondern auch etwas Wein ausschöpft. In der russischen Kirche sind immer fünf solcher Brode vorhanden, die aber immer nur Eins bedeuten. Bei der hl. Handlung schneidet der Priester aus dem zweiten derselben ein dreieckiges Stück heraus mit den Worten: „Zur Ehre und zum Gedächtniß der Jungfrau Maria u. s. w." Aus dem dritten Brod schneidet er neun solcher Stückchen, indem er beim ersten dabei spricht: Zum Gedächtniß der Propheten Moses und Aron, Elia u. s. w., beim zweiten: „Zum Gedächtniß der hl. Apostel Petri und Pauli" u. s. w., beim dritten geschieht es zum Gedächtniß der hl. Väter, der hohen Priester, Basilius, Gregorius, Chrysostomus, Athanasius, Cyrillus u. s. w. u. s. w., beim vierten zum Gedächtniß vieler heiligen Märtyrer und Märtyrinnen aus der griechischen und russischen Kirchengeschichte. Beim vierten Brod, das er so in Theile zerlegt, gedenkt er aller rechtgläubigen Bischöfe, des hl. gesetzgebenden Synods, des Kaisers und des ganzen kaiserlichen Hauses u. s. w.; beim fünften Brode spricht er: „Zum Gedächtniß und für die Vergebung der Sünden aller ehrwürdigen und rechtgläubigen Patriarchen, aller frommen Könige, Fürsten u. s. w." Alle diese Stückchen Brod, da sie nicht aus dem Lamm geschnitten sind, werden nicht zur Communion verwendet, sondern es sind dieß die oben genannten Prosphoren, welche zu dem Lamm auf den Discos, d. h. auf den hierzu bestimmten Teller, gelegt werden.

[1] In der orientalischen Kirche stellt mitunter der Bischof oder ein unterer Priester den Herrn vor, und so spricht und handelt er auch als solcher bei dem Gottesdienst. Die Diaconen aber stellen die Engel vor, die ihn bedienen und als solche reden. Dieß ist besonders deutlich wahrzunehmen bei der Fußwaschung am grünen Donnerstag, wenn ein Bischof den elf Priestern und einem Archimandriten die Füße wäscht. Dieser letztere stellt den hl. Petrus vor, und wenn an ihn die Reihe kommt — er ist bei dieser Handlung der letzte — sagt er: „Herr, solltest du mir meine Füße waschen?" Der Bischof antwortet: „Was ich thue, das weißt du jetzt nicht u. s. w." Darauf entgegnet der andere wieder wie Petrus. Joh. 13, 6. 7. u. s. w. Daher die große Ceremonie bei allem Gottesdienst in dieser Kirche.

Digitized by Google

zu dir, auf daß du mich hinausführeſt aus dieſer Verweslichkeit, Allerbarmer!"

Bei dieſer fechſten Ode die uns den Sturm des Lebens darſtellt, ruft die Geiſtlichkeit, die mit angezündeten Kerzen rings um den Sarg ſteht — zur Andeutung des Lichtes Chriſti, welches der Entſchlafene jetzt vor ſich ſieht — im Namen der ganzen Gemeinde ruft ſie ihm zu: „Bringe, o Chriſtus, deines Dieners Seele mit den Heiligen zur Ruhe dahin, wo keine Mühe noch Trauer, noch Klage mehr iſt, ſondern Leben ohne Ende!"

Nach Beendigung dieſes Canons ruft ein Chor dem andern traurige Wechſelgeſänge zu mit Beziehungen auf die bittern Erfahrungen des Lebens.

„Welche Lebensfreude iſt nicht mit Bitterkeit vermiſcht? Welche Erdenherrlichkeiten ſind von langer Dauer? Alle ſind unbeſtändiger als ein Schatten, trüglicher als ein Traum. Nur ein Augenblick, und der Tod macht allem ein Ende! Aber du, o Chriſtus, bringe in dem Licht deines Angeſichtes den von dir Erwählten zur Ruhe."

„Ich weine und klage, wenn ich an den Tod denke, und unſere nach Gottes Bilde erſchaffene Schönheit im Grab ſehe verunſtaltet, ohne Ehre und Anſehen. O, des Wunders! Wie ſind wir da verwandelt! Uebergeben ſind wir der Verweſung! Vereinigt mit dem Tod, doch gewiß dieſes durch den Befehl Gottes, wie geſchrieben ſteht, daß er Ruhe gewährt den Todten."

Mitten unter dieſem Weinen und Klagen über das Loos der Sterblichen werden jene troſtreichen und geiſterhebenden Stellen aus dem Evangelium den Gläubigen verkündet.

Darauf tritt der Beichtvater zu ſeinem verblichenen Beichtkinde hin und legt ihm nach Vorleſung des Abſolutionsbriefs,[1] in welchem, nach der von dem Herrn ſeinen Jüngern gegebenen Vollmacht, dem Verſtorbenen alle ſeine Sünden erlaſſen werden — die Papierrolle in ſeine erſtarrten Hände als das letzte Pfand chriſtlicher Liebe. Sodann gibt er ihm den Abſchiedskuß. Sind mehrere Geiſtliche gegenwärtig, ſo thun ſie deßgleichen, einer nach dem andern. Dann richtet ſich der Pope zu den Verwandten und Freunden, dieſem Beiſpiel zu folgen, und dem Lieben, ehe er der Erde übergeben wird, dieſes Lebewohl zu ſagen. Und ſo tritt einer nach dem andern hin die Leiche zu küſſen. Iſt einer unter ihnen der dieß nicht über ſich vermag, ſo gebärdet er ſich doch ſo als küſſe er, ähnlich wie bei einem Mann von hohem Rang, der einem Geiſtlichen die Hand küſſen ſoll — er erfaßt dieſelbe, führt ſie nahe an ſeine Lippe, und thut nur als küſſe er ſie. Indeß gibt es nicht viele Ruſſen die davor Ekel hätten. Ein rührendes Schauſpiel iſt es oft, wenn die leibeigenen Diener, die ihrem Herrn oder ihrer Herrin im Leben von ganzem Herzen zugethan waren, mit Weinen und Stöhnen zum Sarg hintreten, um ihrem geweſenen Gebieter die Hände zu küſſen — denn das Geſicht zu küſſen, iſt ihnen verboten. Bei vornehmen Leichen dauert dieß Abſchiednehmen manchmal ſehr lange, zumal wenn das Trauergerüſte ſehr hoch iſt, und der eine aus Vorſicht, der andere aus Mattigkeit, der dritte aus Ungelenkigkeit nur langſam die Stufen des Katafalks auf- und abſteigt. Während dieſer Handlung ſingen die Chöre ununterbrochen Klage- und Abſchiedsgeſänge, welche, durch die Art und Weiſe wie ſie vorgetragen werden, das Herz des Zuhörers zerreißen können.

„Kommt, ihr Brüder, und gebt den letzten Kuß dem Todten, und danket Gott, denn er verläßt zwar alle die ihn liebten, und wird zu Grab getragen, aber er hat nichts mehr zu thun mit den Sorgen, der Eitelkeit und dem vielgeprüften Fleiſche. Wo ſind jetzt alle Freunde und Verwandten? Schon ſcheiden wir von ihm! Doch erflehen wir ihm Ruhe von dem Herrn."

„Welch ein Abſchied, Brüder, welch eine Klage, welch ein Weinen in dieſem Augenblick! Kommt und küßt ihn, der vor kurzem noch mit euch lebte! Ins Grab wird er geſenkt, bedeckt mit einem Stein; wohnen ſoll er in der Finſterniß, begraben mit den Todten ſoll er ſeyn. Verwandte und Freunde! Alle trennen wir uns jetzt, aber erflehen wir ihm Ruhe von dem Herrn!"

„Schon löſet ſich die ganze Freudenverſammlung der Eitelkeiten dieſes Lebens auf: denn verlaſſen hat der Geiſt die Hülle, ſchwarz aufgeriſſen iſt der Thon, zerbrochen das Gefäß. Ohne Laut und Gefühl, todt und regungslos liegt er da. Indem wir ihn dem Grab übergeben, erflehen wir ihm ewige Ruhe von dem Herrn."

„Wenn die Seele aus dem Körper mit Gewalt ſoll geraubt werden von den furchtbaren Engeln, dann vergißt ſie ihre Verwandten und Freunde und denkt nur an ihr Erſcheinen vor dem ewigen Richter, an die Eitelkeit und das vielgeprüfte Fleiſch des irdiſchen Lebens, dann flehen wir auch mit thränenentſtelltem Geſicht alle den Richter an daß der Herr ihr vergebe was all ſie begangen."

„— Die ihr mich, den Lautloſen und Entſeelten, da liegen ſehet, klaget alle über mich, Brüder und Freunde, Verwandte und Bekannte. Geſtern ſprach ich noch mit euch, und plötzlich kam über mich die furchtbare Todesſtunde. Kommet denn alle die ihr mich im Herzen traget, und küſſet mich mit dem letzten Kuſſe. Nicht mehr werde ich mit euch wandeln noch ſprechen in Zukunft; zu meinem Richter gehe ich, bei dem kein Anſehen der Perſon gilt. Dort ſtehen Sklave und Herr beiſammen, Kaiſer und Gemeiner, Reich und Arm in gleicher Achtung; denn jeder wird nach ſeinen eigenen Werken verherrlicht oder beſchämt. Aber ich bitte und flehe euch mit Thränen an daß ihr unaufhörlich für mich betet zu Chriſto, unſerm Gott, damit ich nicht verſtoßen werde meiner Sünden wegen an den Ort der Qual, ſondern geſetzet werde dahin wo das Licht des Lebens leuchtet."

In dem Grad wie die Verwandten und Freunde des Verſtorbenen reicher und freigebiger ſind, iſt in der Regel auch die Zahl der Armen, die ſich auf der Beerdigungsſtätte einfinden; denn noch ehe die Leiche eingeſenkt wird, vertheilt man Geld,

---

[1] Dieſer Abſolutionsbrief, der dem Verſtorbenen in die Hände gelegt wird, lautet alſo:

„Siehe, o Herr, dieſer dein Knecht Iwan (wenn er ſo hieß) hat die von dir vorgeſchriebenen Gränzen erreicht. Worin er nur immer als Menſch während ſeines Lebens von ſeiner Jugend an bis zur Trennung der Seele aus des Leibes geſündigt hat, willig oder unwillig, durch unheilige und unreine Gedanken, durch die Kräfte ſeines Verſtandes oder Körpers, oder durch Unwiſſenheit in einen Fluch gerathen iſt, oder durch Vergeßlichkeit unterlaſſen hat ſeinem geiſtlichen Vater eine Sünde zu bekennen oder durch ein anderes Band gebunden iſt — vergib ihm, o Herr, du Freund der Menſchen, und ſprich ihn los von allen ſeinen Sünden nach deiner großen Gnade. Ich, deine Knechte im Prieſterthum und dein frommes Volk, ſeine Anverwandten und Freunde rufen dich an um die Vergebung ſeiner Sünden, und ich, dein unnützer Knecht Paul (wenn er ſo heißt), durch die Macht, die mir von dir gegeben, loszukaufen und zu vergeben, vergebe und ſpreche ihn los kirchlich und geiſtlich von allen ſeinen Sünden."

Unten ſteht die Jahreszahl und der Sterbetag.

Dieſer Brief wird Hoffnung und Bekenntniß genannt.

Nicht ſelten erhalten die Verſtorbenen auch Papiere, auf denen Gebete ſtehen, in den Mund, und noch öfter, zumal vornehme Leichen, einen Pergamentſtreifen, auf dem das Trisagion: „Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unſterblicher, erbarme dich unſer!" geſchrieben ſteht um die Stirn herum, gleich einem Reifen. Von dieſer Sitte weiß die alte Kirche nichts, ſie ſoll erſt im 11ten Jahrhundert in der ruſſiſchen Kirche üblich geworden ſeyn. Die griechiſche Kirche nimmt indeß nicht an daß die abgeſchiedene Seele ſchon durch den Abſolutionsbrief vollkommen erlöst ſey, ſonſt hätte ſie nicht angeordnet, die Pannychis 40 Tage lang und einen Gottesdienſt für die Todten alle drei Jahre zu halten.

Brod und andere Gaben unter die Armen. Am Grab wird der Verſtorbene nochmals eingeſegnet, der Sarg zugemacht und mittelſt Stücken ſchmaler Leinwand — nicht mittelſt Stricken — hinabgeſenkt, ſo daß das Geſicht der Leiche nach Oſten gerichtet bleibt. Der Prieſter ſtreut die erſte Schaufel Erde kreuzweiſe darauf, indem er ſpricht: „Von Erde biſt du, und zu Erde ſollſt du wieder werden.“ Bei vornehmen Leichen ſtreut er auch noch eine Handvoll Aſche aus dem Rauchfaß darauf, was andeutet daß das Leben wie das Rauchfaß erloſchen iſt. Bei Beerdigungen die ganz einfach geſchehen, und wo kein Rauchfaß iſt, muß dieſe Ceremonie natürlicherweiſe wegbleiben. Der Prieſter ertheilt auch vielen Anweſenden am Grab die letzte Oelung, ein Sacrament das in der griechiſchen Kirche anders geſpendet wird als in der römiſch-katholiſchen. Zum Schluß ruft der Pope dem Seligen im Namen aller, die bald nachfolgen ſollen, zu: „Ewiges Andenken!“ Die Verwandten und Freunde des Verſtorbenen begeben ſich darauf, meiſt zu Wagen, in deſſen Wohnung, um das Trauermahl zu halten, das nicht ſelten ein rechter Schmaus genannt werden kann. Wer ein ſolches Eſſen nicht in ſeinem Haus geben will, läßt es anderswo halten. In St. Petersburg, wo wir einigemal ſolchem Schmaus beiwohnten, gibt man nicht ſelten dem Todtengräber eine gewiſſe Summe, damit er das Trauermahl bereite. Er iſt wie ein großer Gaſtwirth eingerichtet, und ſo wird dann gleich auf dem Kirchhof geſchmauſet — anders kann es oft nicht genannt werden. Das Trauer- oder Gedächtnißmahl wird im Laufe dreier Jahre noch dreimal, am Sterbetag, gehalten, unmittelbar nach der Todtenfeier, der die Verwandten und Freunde des Seligen am Grabe beiwohnen.

Miscellen.

Die Faſtengebräuche der nordamerikaniſchen Indianer. Das Faſten iſt einer der eingewurzeltſten und allgemeinſten religiöſen Gebräuche der Indianer. Es wird unter allen amerikaniſchen Stämmen geübt, und von ihnen in jeder Lage ihres Lebens als weſentliches Moment für den Erfolg ihrer Unternehmungen und Beſtrebungen betrachtet. Kein Jüngling gilt als geeignet und vorbereitet zum Beginn der Laufbahn ſeines Lebens wenn er ſich nicht zuvor dem großen Faſten unterzogen hat. Sieben Tage ſcheinen von jeher das Maximum der Faſtendauer geweſen zu ſeyn, und aus der Länge unausgeſetzter Enthaltſamkeit, zu welcher anerkanntermaßen einer es gebracht, ſchließt man auf den Erfolg ſeiner Unternehmungen. Dieſe Faſten werden von der Jugend als eines ihrer wichtigſten Lebensereigniſſe angeſehen. Man erwartet ſie mit Intereſſe, bereitet ſich unter großen Feierlichkeiten auf dieſelben vor, und erträgt ſie mit einer Selbſtaufopferung die an Heroismus gränzt. Von dieſer Zeit an hält man den Charakter für feſtgeſtellt, und das erſte Faſten, wenn man ſich ſolchergeſtalt vorbereitet und es erfolgreich durchgeführt hat, ſcheint für die folgenden Jahre jene relative Wichtigkeit zu beſitzen welche in geſitteten Gemeinden einem religiöſen Glaubensbekenntniß beigelegt wird. In dieſer Periode geſchieht es denn auch daß die Jünglinge und die Jungfrauen „Geſichte ſehen und Träume träumen,“ und daß ihnen von dem während dieſer Zeit erkorenen Schutzgeiſt Glück oder Unglück geweisſagt wird. Die Hallucinationen des Gemüths werden für göttliche Eingebung genommen. Die Wirkung davon iſt eine tiefgefühlte und prägt ſich dem Gemüth ſtark ein — ja ſie geht ſo tief daß das ganze ſpätere Leben ſie nicht mehr zu verwiſchen vermag. Der Vater im Kreiſe ſeiner Behauſung, der Jäger im Verfolg der Jagd, ſowie der Krieger auf dem Schlachtfeld, ſind eingedenk des Schutzgeiſtes, der, wie ſie glauben, ihr ſtändiger Begleiter iſt, und ſie bauen auf ſeine Macht und ſeinen gnädigen Einfluß unter allen Umſtänden. Dieſer Schutzgeiſt iſt das ihr ganzes Ich in Anſpruch nehmende Thema ihrer ſtillen Betrachtungen, und nimmt bei ihnen in jeder Hinſicht die Stelle der Hoffnung des Chriſten ein, mit dem Unterſchied nur daß, wie tief ſie auch darob in Gedanken verſunken geweſen, nie der Name ausgeſprochen wird, und alle an ſeine Wahl ſich knüpfenden Umſtände, ſowie die Hingebung die man ihm zollt, das tiefſte Geheimniß bleiben ſelbſt vor ihren nächſten Freunden. — Das Faſten in ſpäteren Lebensjahren ſcheint eine Erneuerung der Kräfte und Tugenden zum Zweck zu haben welche ſie dieſem Brauche zuſchreiben; es wird meiſt nur von denen beobachtet die den alten Geſellſchaftszuſtand ungeſchwächt zu erhalten bemüht ſind, oder von Männern welche ſtrenge Gewohnheiten annehmen um Einfluß im Stamme zu erwerben, oder als Vorbereitung auf Krieg oder ſonſt eine außerordentliche That. Daß irgendein Tag als allgemeiner Faſttag feſtgeſetzt ſey, iſt nicht bekannt. So fern irgendeine Regel befolgt wird, ſcheint ein allgemeines Faſten im Frühling beobachtet zu werden und den ordentlichen und gewöhnlichen Faſten in dieſer Jahreszeit vorausgegangen zu ſeyn. — Aus dieſen Thatſachen wird ſich ſchließen laſſen daß die Indianer glauben das Faſten ſey etwas ſehr verdienſtliches. Sie halten es für höchſt angenehm den Manitos oder Geiſtern, deren Einfluß und Schutz ſie zu gewinnen oder zu erhalten wünſchen. Daraus läßt ſich alſo klärlich folgern daß ein ſehr großer Theil der Zeit welche die Indianer dem geheimen Gottesdienſte widmen, dieſen Schutz- oder Vermittlersgeiſtern, nicht aber dem „großen Geiſt“ oder Schöpfer geweiht iſt. (Aus Schoolcraft's Myth of Hiawatha.)

*

Byſſus, die ſeidenartige Faſer, womit einige Mollusken, namentlich die Steck- oder Seidenmuſchel (Pinna nobilis), ihre Muſcheln an den Klippen im Meer befeſtigen, wird in Sicilien und Calabrien zu Verfertigung dauerhafter Gewebe, Handſchuhe und Strümpfe verwendet, und dient in neueſter Zeit in Frankreich zur Miſchung mit Schafwolle, Seide, Alpaka u. ſ. w. für die Fabrication von Modeſtoffen. Es iſt dasſelbe Material welches Aegypten und Indien unter den Namen Xylon und Gossypium den alten Römern und Griechen zur Verarbeitung für die ſogenannten Sindones oder Sidones lieferte. Lange Zeit hat man den Byſſus für feinen Flachs, und die daraus gewebten Zeuge für Leinwand gehalten. Erſt die neuere Zeit verſchaffte den richtigen Aufſchluß. Bei einem Stück leichten blauen Tuches auf der Pariſer Ausſtellung war der Byſſus mit Schafwolle gemiſcht verſponnen, und die auf der Oberfläche des Gewebes zahlreich herausſtehenden Spitzen dieſer goldbraunen ſeidenartigen Faſer verliehen dem Tuch bei ſeitwärts auffallendem Licht einen eigenthümlichen Glanz, gleich als ob Goldſtaub darüber geſtreut wäre. Es war der Verſuch der Verwendung dieſes Stoffes für Tuch intereſſant, wenn auch nicht ganz neu. Das beſchränkte Vorkommen des Byſſus ſteht übrigens einer größern Ausdehnung des Verbrauchs entgegen. (Polyt. Journal.)

G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. P. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 6. 6 Februar 1857.

London, ſonſt und jetzt.

Zwiſchen dem Strand nördlich, und der Themſe ſüdlich, Wellingtonſtreet und Lancaſter Palace, da wo ſie auf Waterloobridge ſtoßen, öſtlich, und einer kleinen engen Straße, vielmehr einem Durchgang vom Strand nach der Themſe, von dem ſogleich weiter die Rede ſeyn wird, weſtlich, liegt ein Raum, ein Quartier, eingeſchloſſen, das in der Chronik von London oft genannt wird, und über welches die wechſelvollſten Schickſale hingegangen ſind: the Savoy. Aeußerlich ſieht das ganze Agglomerat von Häuſern den benachbarten Stadttheilen nicht unähnlich, mit ſeinen Waarenläden, Bierhäuſern, Speiſeanſtalten und Geſchäftsagenturen jeder Art. Auch die Journaliſtik hat ihre Niederlage da: Sun, Globe, Preß, im Strand und um die Ecke herum, in Wellingtonſtreet, der Examiner. Im Innern aber zeigt es das vollſtändigſte Pandämonium des Londoner Lebens und Treibens, in Vergangenheit und Gegenwart, ein wahres curriculum vitae, von der Wiege bis zum Grab, wo Fabriken und Kohlenlager, Kneipen und Glasmanufacturen, Druckereien und thurmhohe Waarenbehälter, Höfe und Winkelgäßchen, ein deutſch-lutheriſches Bethaus und eine anglicaniſche Kirche mit ihren zwei Gottesäckern in buntem Neben- und Durcheinander zu finden ſind.

Die weſtliche Gränze des Savoy bezeichnet ein enger Thürweg, durch den kaum zwei Perſonen gleichzeitig eintreten können, und der über drei Stiegenabſätze in eine ſchmale Gaſſe und durch dieſe nach einer bedeutenden Geſchirrfabrik, am ſüdlichen Ende, und an die Themſe führt. Dieſer Gang heißt Savoy Steps. Links von demſelben, im innern Geviert, liegt die Pfarrkirche St. Mary-le-Savoy, aus der Judenzeit, einſt St. Johannes des Täufers, bis der Protector Somerſet im 16ten Jahrhundert die alte Kirche St. Mary-le-Strand niederreißen ließ und der Gemeinde die Kirche in Savoy anwies. Sie enthält einige Grabdenkmäler hiſtoriſch mehr oder minder bekannter Namen, unter andern Camerons, des letzten Opfers der Stuartiſchen Rebellion von 1745. Ihre Decke iſt mit Emblemen der Plantagenets und der Tudors geſchmückt; ſie hat öfters ihren eigenen Gottesacker, ſonſt aber nichts was einer beſondern Beſchreibung würdig wäre.

Weiter hin in öſtlicher Richtung auf dem Trottoir des Strandes gelangt der Wanderer an einen hohen Laternenpfahl, der in rother Farbe auf dem Glas die Inſchrift führt: Savoy Tavern. An der dort ſüdlich einbiegenden Straße ſteht auf der Ecke Savoy Street, daneben: the Savoy glass company nº. 4 and 5. Dieß iſt die älteſte Fabrik dieſer Art in London, und eine Stiftung der franzöſiſchen Hugenotten. Es lohnt der Mühe Savoy Street hinab bis an den Rand des Fluſſes zu gehen, und eine Seite des Londoner Panorama's anzuſehen. Jenſeits des Waſſers iſt der Borough mit ſeinem hohen Thurm und dem koloſſalen britiſchen Löwen auf der Zinne einer bekannten Brauerei. Rechts erſcheint die ſchöne Hängbrücke hinter Hungerford Market, wo die auffallende Krümmung der Themſe von Weſten nach Süden beginnt, und über dieſelbe hinweg Weſtminſter-Abtei und das Parlamentshaus, das letztere mit ſeinen unzähligen Thürmen und Thürmchen, Zinken und Zacken, ein mühſames Forſchen nach Schönheit, in ſeinen endloſen Details, und mehr ſeltſam als großartig. Links Waterloobridge, und unter ſeinen ſtattlichen Bögen, in einzelnen Bruchſtücken ſichtbar, Blackfriarsbridge, Southwark, hinter welcher zuletzt Londonbridge den Abſchluß macht. Unmittelbar auf beiden Seiten des Schauenden entfaltet ſich ein niederländiſches Gemälde auf dem Ufer ohne Kai und mit Booten, Karren, Fäſſern und Geräth aller Art beladen. Ueber dieſen weltberühmten Fluß voll Reichthum und voll Schlamm, mit Ebbe und Fluth, gleich der See, und ohne Fiſche, iſt ein beträchtliches Stück Geſchichte hingeglitten. Stromauf kamen die Leichen von Eliſabeth und Nelſon zu feierlicher Beſtattung. Wie manche Geſtalt voll Kraft und Leben, darunter Algernon Sidney, ſind ſtromab von Weſtminſterhalle oder der Sternkammer nach dem Verrätherthor (traitor's gate) an dem Fleetgefängniß oder dem Tower zu ewiger Haft oder dem Richtplatz gebracht worden. Wie ſeine Wellen, ſo wechſelten die Auftritte und ihre Bedeutung. Zwiſchen Somerſethouſe und dem Savoy lockte einſt the folly on the Thames, ein ſchwimmender Sommermuſikſaal, die leicht geſinnten und vergnügungsluſtigen Londoner, bis er, die Gränzen erlaubter Spielerei überſchreitend, in einen Ort der Ausſchweifung verfiel und weggeſchafft wurde. Zur Vollſtändigkeit des Bildes fehlt der Wald von Maſten, der unterhalb Londonbridge erſt anfängt. Dagegen haben wir hier eine Erſcheinung, die nur an dieſem einzigen Orte der Welt zu erblicken iſt, und die den Fremden ſtets mit neuem Staunen erfüllt: das nimmerraſtende Auf- und Abwogen der Waſſeromnibuſſe von London, oder mit andern

Worten, der Pfennigboote die zwiſchen der City und den weſtlichen Stadttheilen Tauſende und Tauſende von Perſonen befördern, wie die Landomnibuſſe in den Straßen. Was ſprechen wir von Pfennigbooten! Während wir uns an dem rührigen Schauſpiel ergötzten, kam ein neuer Concurrent angefahren, ein Boot zu einem halben Pfennig, wie mit groſer Schrift auf ſeinem Radkaſten geſchrieben ſtand. Glückauf! Bis jetzt können wir nur ſagen daß er ſehr raſſelnd einherſchritt und mehr Geräuſch als Weg zu machen ſchien.

Im 13ten Jahrhundert, unter Heinrich III (1216 — 1272) beſaß Simon von Montfort, der berüchtigte Graf von Leiceſter, auf der Stätte des Savoy ſeine fürſtliche Wohnung. Sie reichte nördlich bis an die Linie wo heute die Strandſtraße läuft, ſüdlich bis an die Themſe hinab, und bedeckte öſtlich einen Theil von Wellingtonſtreet, in der Richtung wo ſie heute von dem ſchönen neuen Flügel von Somerſethouſe begränzt iſt. Als aber Leiceſter, im Streit der Barone gegen Heinrich III, bei Eveſham (1265) mit ſeinem Sohne gefallen war, zog ſein königlicher Schwager alle Güter des Rebellen ein und übertrug den erwähnten Palaſt an den Earl Peter-le-Savoy. Daher der durch Jahrhunderte hindurch bis heute bewahrte Namen.

Peter-le-Savoy entäußerte ſich ſeines Beſitzthums zu Gunſten der Verbrüderung von Mountjoy, von welcher die Königin Eleonore von der Provence es wieder erſtand, um damit ihren zweiten Sohn, Edmund den Buckeliger (Crouchback), Grafen von Lancaſter, auszuſtatten. Deſſen Nachfolger Heinrich, erſter Herzog von Lancaſter, erbaute das Schloß von neuem in reicherem Styl und mit verdoppelter Pracht. Hier war es wo unter Eduard III. König Johann von Frankreich, gewöhnlich der Gute, von andern der zweite genannt, nach der Schlacht von Poitiers (1356) während vier Jahren in Gefangenſchaft lebte, mit Abrechnung der Zeit, da Eduard, als er von neuem nach Frankreich in den Krieg zog, ihn in den Tower bringen ließ. Im Jahr 1360 wurde Johann zwar ſeiner Haft entlaſſen, kehrte aber im Jahr 1364 dahin zurück, und ſtarb kurze Zeit darauf in dem Savoy. Die Gefangenſchaft ſcheint keine babyloniſche geweſen zu ſeyn, mindeſtens brachte der königliche Gefangene ſeine Zeit nicht mit Weinen über den Waſſern der Themſe zu. Die engliſchen Ueberlieferungen wiſſen viel zu erzählen von der Gaſtlichkeit mit welcher Eduard III und „ſeine Königin" den unfreiwilligen Bewohner des Savoy behandelten, und von ihren Bemühungen ihm ſo viel Kurzweil als möglich zu verſchaffen. Feſte und Aufzüge wechſelten um die Reihe, und wenn Johann nicht am Hofe des engliſchen Königspaares ſich ergötzte, ſo kamen ſie zu ihm an den Strand und verwandelten ſeinen Kerker in ein Luſtſchloß, „and thyd r came to se hym the king and the quene often tymes and made hym great feest and cheere," wie es in den engliſchen Chroniken heißt. Ueber die Gründe der Rückkehr des „guten" Johann in ſeine engliſche Gefangenſchaft ſind die Geſchichtſchreiber nicht einig. Es beſtehen in dieſem Betracht, wie über die gerechte Begründung ſeines Beinamens, bedeutende Zweifel. In den Hiſtorien ad usum delphini heißt es zuverſichtlich, er ſey nach dem Savoy zurückgewandert aus purem ritterlichen Sinn, um ſein königliches Wort und die Ehre ſeines Namens zu retten, da er ſein Löſegeld noch nicht ganz ausgezahlt, und ſein Sohn, der Herzog von Anjou, ſein Mitgefangener, ohne Uebereinkunft und Bewilligung, ſeine Haft gebrochen und heimlich ſich nach Frankreich eingeſchifft hatte. Und zwar ſey dieß um ſo aufopferungsvoller geweſen, als Frankreich damals, unter den Gewaltthaten und Verheerungen der Jacques, der Grandes Campagnies und der Tard-venus ſeufzte, von Peſt und Hungersnoth heimgeſucht war, und mehr als zu irgend einer andern Zeit der ſtarken Hand ſeines Herrſchers bedurfte. Die franzöſiſchen Chronikſchreiber ſind nicht ſo lobend und huldigend, und ihre Anſicht verdient neben den fürſtlichen Monographien unſerer jüngſten Sage noch immer Erwähnung. Guillaume de Nangis ſagt: „Einige behaupten, er ſey nur ſeines Vergnügens halber nach London zurückgekommen," und Froiſſart erzählt daß der König den Winter vor ſeinem Tode an dem Hof Eduards in Saus und Braus und in Liebe „liément et amoureusement" zugebracht. Gewiß iſt daß der allgemeine Charakter Johannes und ſein ſonſtiges Leben dieſer Deutung mindeſtens nicht im Wege ſtehen. Ob es übrigens gerade die Gräfin von Salisbury oder eine andere war, die den Magnet ſeiner Sehnſucht in England bildete, iſt von geringerer Bedeutung.

Johann von Gent (John of Gaunt, derſelbe den Shakeſpeare auf dem Todesbette ſo kurzweilig mit ſeinem Beinamen ſpielen läßt), dritter Sohn Eduards III und Bruder des ſchwarzen Prinzen, deſſen Ruhm und Kriegsfahrten in Frankreich er theilte, erſt Graf von Richmond, dann Herzog von Lancaſter, kam durch Heirath mit der Lancaſter'ſchen Erbin Blanche in den Beſitz des Palaſtes im Savoy. Hier empfieng und bewirthete er Chaucer, den Dichter. Hier ſchrieb „der Vater der engliſchen Poeſie" mehrere ſeiner Gedichte, und ſeine „Träume" (dreams) ſind nichts anderes als eine allegoriſche Schilderung ſeiner Liebe und ſeiner Heirath mit Philippa, einer Dame im Gefolge der Herzogin. Aber John of Gaunt war nicht bloß der Gönner Chaucers, er war zugleich ein eifriger Anhänger Wikleffs, dem er ſchützend bei mehreren feierlichen Gelegenheiten zur Seite ſtand, als dieſer gegen die Suprematie des Papſtes, die Unfehlbarkeit der römiſchen Kirche, die Kloſtergelübde und das Dogma der Transſubſtantiation predigte. Es gewährt einen treffenden Blick in den Wechſel der Zeiten und der Ideen in dieſem Lande, wenn man von Wikleff, durch Huß, Luther, Heinrich VIII und Eliſabeth zu der heutigen anglicaniſchen Kirche hinandringt, und daneben ſich erinnert daß der Herzog von Lancaſter, um ſeiner Freundſchaft für Wikleff willen, von der Bevölkerung von London gehaßt, verhöhnt, verfolgt wurde und feindliche Beſuche und Angriffe derſelben in ſeiner eigenen Wohnung, im Savoy, zu erdulden hatte (1377). Aber viel ſchlimmer ergieng es ihm im Jahr 1381, als Wat Tyler mit dem Kent'ſchen Rebellen anrückte. Nachdem ſie die City geplündert und im Tower den Erzbiſchof von Canterbury, den Lordſchatzkanzler und eine Anzahl Edelleute enthauptet hatten, drangen ſie in den Palaſt des Herzogs von Lancaſter, und übten dort dieſelbe ſummariſche Juſtiz wie in der Wohnung des Erzbiſchofs und in der prächtigen Abtei von Clerkenwell. Sie warfen Feuer in das Savoy, zerſtörten und verwüſteten das Geräth und die koſtbaren Geſchirre, und was ſie nicht vernichten oder wegſchleppen konnten, ſchleuderten ſie in die Themſe. Die große Halle des herzoglichen Schloſſes und mehrere Häuſer wurden in Trümmer gelegt. Wenn daher Shakeſpeare den zweiten Auftritt ſeines Richard II, wo die verwittwete Herzogin von Gloceſter ihren Schwager John wegen des an ihrem Gatten verübten Mor-

Digitized by Google

bes zur Rache gegen Richard anſtachelt, im Savoy ſpielen läßt, ſo iſt das einer jener kecken Anachronismen mit denen der geniale Dichter es ſo leicht nimmt, und die ihm verziehen ſind. Erſt im Jahr 1397 wurde der Herzog von Gloceſter, auf Richards II Befehl, in Calais zu Tode gedrückt oder erſtickt (smothered). Damals war der Savoy-Palaſt bereits ſeit 16 Jahren eine Ruine.

Merkwürdigerweiſe blieb das Savoy ungeachtet des königlichen Patronates, der ſich von jeher über daſſelbe erſtreckte, über ein Jahrhundert in dieſem verwahrloſten Zuſtande, bis 1505 nämlich, wo Heinrich VII auf der Stätte deſſelben ein Hoſpital St. Johannis des Täufers „zur Aufnahme und nächtlichen Beherbergung von hundert armen Leuten“ (to receive and lodge nightly one hundred poor folks) zu bauen anfieng — ein Unternehmen das Heinrich VIII zur Vollendung brachte. Die Schickſalswechſel des Ortes folgen nun raſcher aufeinander. Unter Eduard VI fällt das Hoſpitium an die Krone zurück. Eduard verfügt über das Geräth, die Betten und die Einkünfte deſſelben zu Gunſten ſeines geweſenen Palaſtes Bridewell, den er in eine ähnliche Wohlthätigkeitsanſtalt, verbunden mit einem Beſſerungsgefängniß, verwandelt hatte (als Sühne wohl der unerhörten Parlamentsacte Eduards VI, cap. 3), die verfügte daß alle Bettler und ſonſtigen müßigen Leute die „Sklaven“ (slaves) derjenigen ſeyn ſollten die ſie aufgriffen, es ſey denn daß ſie Krüppel (impotent) wären; Arbeitsgehülfen (clerks) wurden die Sklaven oder Leibeigenen derer die ſie zu ſich nahmen, und die Herren ſolcher Sklaven ſollten das Recht haben ihnen eiſerne Halsbänder anzulegen. Die Acte wurde durch eine andere (3 und 4 Eduard VI, cap. 16) wieder aufgehoben. Die Königinnen Marie und Eliſabeth wandten dem Savoy ihre königliche Gunſt wieder zu, und ſtatteten es von neuem zu wohlthätigen Zwecken aus. Aber ſtatt dieſen Zwecken zu entſprechen, erleidet es die anſtößigſte Umgeſtaltung. Die Einkünfte werden verſchleudert, die Gebäude verfallen, und allmählich finden wir, ſtatt des Schirmortes für würdige Arme und Leidende, einen Schlupfwinkel des Abſchaums der Geſellſchaft, eine Pflanzſchule für Spitzbuben und Wildfänge (a nursery of rogues and masterless men).

Im Savoy hielten die Independenten im Jahr 1658 eine Verſammlung, und vereinigten ſich über ihr Glaubensbekenntniß. Dort hatte, drei Jahre ſpäter, die „Savoy Conference“ ſtatt, wo das allgemeine Gebetbuch feſtgeſetzt, die Liturgie revidirt und die Einleitung zu derſelben geſchrieben, und zum erſtenmal in Savoy Chapel öffentlich verleſen wurde. Im Savoy ließ Karl II die franzöſiſche Kirche dieſes Namens, „the French Church in the Savoy,“ erbauen. Noch im 18ten Jahrhundert ſtanden dort die anglicaniſche Kirche St. Mary, die franzöſiſche Hugenottencapelle, andere Kirchen für die Holländer, Oberdeutſchen, Lutheraner und proteſtantiſchen Diſſenter beiſammen, und mitten drinn ein Gefängniß. Während des holländiſchen Krieges brachte Karl II die Verwundeten und Kranken in dem Savoy-Hoſpital unter, aber ein großer Theil des Gebäudes wurde durch einen Brand verzehrt.

Unſere Leſer haben von den Mayfair- und Fleet-Heirathen in London ſprechen hören, eine Art Gretna-Green-Ceremonie früherer Jahrhunderte, nur mit dem Unterſchied daß dort der Officiant in der Regel wenigſtens ein wirklicher Geiſtlicher war, und daß die ſo eingegangenen Ehen, wenn auch nicht nach dem ſtrengen Buchſtaben des Geſetzes, ſo doch in der allgemeinen Praxis als gültig und bindend betrachtet wurden. In Mayfair, in der Capelle des Reverend Alexander Keith, konnte die Feier innerhalb einer Minute begehrt und vollzogen werden. In einem einzigen Jahre kamen 6000 ſolcher Verheirathungen vor, bei denen der Wunſch der Parteien und die Erlegung der Gebühr (eine Guinee und fünf Shilling für das Ehezeugniß) die einzige von dem Reverend erheiſchte Bedingung war. Unter den Verheiratheten von Mayfair ſtehen einige der größten Namen der Ariſtokratie. Viel bunter wurde der Handel in dem Gefängniß an der Fleet (Fleet prison) getrieben. Anfänglich war es der Pfarrer der in der Gefängnißcapelle die nachſichtsvolle Feier leitete. Allmählich aber richtete man andere Räume dazu her, namentlich ſtatteten die Schenkwirthe um das Gefängniß ihre Stuben als Capellen aus, beſorgten das kleine Geſchäft für Liebhaber und Kunden, und hielten ihre eigenen Heirathsregiſter. Vergeblich waren alle Predigten, Verbote, Einſchreitungen und Verdammungen des Biſchofs von London. Erſt durch die Parlamentsacte vom 25 Mai 1745 wurde der Gebrauch aufgehoben; am Tag zuvor, 24 Mai, wurden aber noch 217 ſolcher Heirathen in ein einziges der zahlreichen Regiſter eingetragen. Im J. 1821 kaufte die Regierung die von 1686 bis 1754 an der Fleet geführten Eheregiſter auf, um ſie in das Archiv des Biſchofs von London, in Doctors Commons, niederzulegen. Sie wogen zuſammen eine Tonne. Nun, daſſelbe laxe Ritual in Eheſachen wie in Mayfair und an der Fleet, galt auch im Savoy. Der dortige „Incumbent“ der Kirche von St. Mary fand dabei ſein ſehr einträgliches Geſchäft, und wurde um ſo mehr beſucht, als die Zugänge zu ihm ſo ſehr erleichtert und für das Geheimniß ſo bequem waren. Im Public Adverтiſer vom 2 Januar 1754 kann man die Anzeige leſen daß hier „von Obrigkeits wegen“ Heirathen eingeſegnet werden, „in größter Stille, Anſtändigkeit und Regelmäßigkeit,“ der Pfarrer hielt „Regiſter von der Zeit der Reformation her,“ und empfahl dem Publicum zu beſonderer Berückſichtigung daß „fünf verſchiedene Privatwege zu Land und zwei zu Waſſer“ zu ihm führten.

Dieſer privilegirte und loſe Gerichtsſtand in Heirathsangelegenheiten im Savoy erſcheint als ein natürlicher Ausfluß, als ein correlates Analogon der oben erwähnten Freiſtätte und Pflanzſchule für rogues and masterless men. Welcher Art dieſes unheimliche Aſyl eigentlich war, können wir am beſten entnehmen, indem wir einen Blick auf das mittelalterliche Paris werfen, das in dieſer wie in ſo vielen andern Beziehungen eine Parallele zu London bietet, und zwar in ſeinen Wunderhöfen, Cours des miracles, die über ein disciplinirtes, hierarchiſch eingerichtetes und zu allen Raubs- und Diebskniffen, zu allen Verſtellungen und Betrügereien geſchultes Heer von nahe an 40,000 Perſonen verfügten, und erſt von der eiſernen Hand des Polizeilieutenants La Reynie, unter Ludwig dem Vierzehnten, aus dem Feld geſchlagen wurden. „Die Truands in der Cour des miracles, berichtet Sauval, der Hiſtoriker von Paris, ernährten ſich von Raub, ſchlemmten in Müßiggang und Völlerei und jeder Art von Laſtern und Verbrechen. Eines ihrer Grundgeſetze war: nichts für den kommenden Morgen aufzubewahren. Niemand achtete Geſetz und Recht, niemand bekümmerte ſich um Taufe, Heirath oder Sacramente. Nur ſchienen ſie einen Gott den Vater, Dieu le Père, anzubeten, den ſie in einer Kirche geraubt, und dem ſie alltäglich einige Gebete dar-

Digitized by Goog

brachten. Die wenigſt häßlichen unter den Mädchen und Frauen proſtituirten ſich für zwei Heller, die andern für einen Double (zwei Deniers), die meiſten umſonſt. Manche gaben Geld den Männern die mit einer ihrer Camerabinnen Kinder erzeugt hatten, um deren auch und dadurch ein Mittel zu bekommen das Mitleiden zu erregen und Almoſen zu erhaſchen." Bekanntlich hatten die Truands ihr eigenes Gewohnheitsrecht, ihre beſondere Sprache, ein Rothwälſch, Argot, das ſich bis zum heutigen Tag unter den Dieben fortgepflanzt hat. Ihr Oberhaupt führte den Namen Coësre. Die ſonſtigen „Beamten im Königreich des Rothwälſch" waren die Cagoux, die archi-supp ts de l'argot, die orphelins, marcandiers, rifodés, malingreux, capons, sabuleux u. ſ. w. Einen unverſöhnlichen Groll hegten ſie gegen alle Gerichtsboten (huissiers), Commiſſäre und ſonſtigen Leute der Polizei, die ihre Höhlen nicht betreten konnten ohne Beſchimpfung und Schläge und ſelbſt Lebensgefahr zu erleiden.

Mutatis mutandis galt dieſelbe muſterſtaatliche Einrichtung auch für die Freiſaſſen im Savoy. Sie hatten ihre eigenen Statuten, ein Sonderrecht im ſonderbarſten Sinn des Wortes, ihre Häupter, ihre Regierung, ihre vollziehende Gewalt, ihre Polizei. Wehe der fremden Macht „draußen" die in ihren innern Haushalt ſich miſchen wollte. Sie duldeten keine Intervention. Wie einſt von Connaught in Irland, ſo konnte man von dem Savoy ſagen daß des Königs Befehl darin keine Gewalt hatte, the king's writ did not run. Wehe über alles dem Gläubiger, der ſich einbildete er könne irgend eine Forderung gegen die Glieder dieſer unabhängigen Zunft geltend machen. Er mochte Schuldner in ihrem Bereich haben, aber der Schuldige war offenbar er allein, und als ſolcher wurde er behandelt. Der Poſtman No. 180 erzählt ein erbauliches Exempel von dieſem formloſen Executivproceß. Ein Schuldner hatte ſich im Jahr 1696 in die Schirmſtätte der Capelle von St. Mary geflüchtet, um dem Zugriff eines Gläubigers zu entgehen. Alsbald bewilligten ihm die Truands des Savoy ihren freiſtättiſchen Schutz und nahmen Partei für ihn, wie ihre Brüder der Cour des miracles für Quaſimodo in Notre-Dame. Sie faßten den Frevler, der verwegen genug war ſich in ihre Nähe zu wagen, nach ihrer hergebrachten Gewohnheit, ſagt der Poſtman, beſchmierten ihn mit Theer, wälzten ihn in Federn, und ſchleppten ihn auf einem Schiebkarren in den Strand, wo ſie ihn an den dortigen Maibaum feſtbanden bis die Conſtabeln ihn befreiten. Wie lang er an dieſem Pranger ausgeſtellt blieb, wird nicht berichtet. Wenn man aber bedenkt daß unter dem Oranier ein ſolches Verfahren, zwei Schritte von der City, überhaupt möglich, und wie weit die damalige Polizei von der Organiſation der heutigen „Peeler" entfernt war, ja wie hart es ſelbſt dieſen heute noch wird ſich in ihren Begegnungen mit den letzten Epimeniden des Savoy, den ticket of leave men, zu behaupten, ſo kann man leicht ermeſſen daß eine geraume Weile verſtreichen mußte, ehe die hülfreiche Gewalt durch den Auflauf der Savoy'ſchen Behme hindurchdringen und ihr Schlachtopfer erlöſen konnte.

Von all dem einſtigen Glanz, von allem Elend des Savoy iſt heute kaum mehr eine äußere Spur übrig. Das Hoſpital wurde im Jahr 1702 unwiderruflich aufgelöst. Stryppe beſchreibt Savoyhouſe im Jahr 1720 als in ſehr baufälligem Zuſtande, in deſſen Bereich übrigens noch einige gute Häuſer ſtanden. Eine ſelten gewordene Radirung von Hollar zeigt die Façade des Savoy nach dem Fluß hin, wie ſie im Jahr 1650 war; ein anderes Bild gibt Canaletto in ſeinen Anſichten der Themſe. Vertue nahm dasſelbe in ſeine Vetusta monumenta auf: ein maſſives Gebäude von Back-, Hau- und Flintſteinen, eine Feſtung gleich andern, durchaus mit Zinnen und Schießſcharten verſehen. Die ſüdliche Mauer ſtieß auf die Themſe und hatte eine Reihe von Stiegen nach dem Waſſer; die Vorderſeite, nach dem Strand, war mit großen ſpitzbögigen Fenſtern und einer Bruſtwehr verſehen, mit rautenweiſe eingelegten Flintſteinen. Das Mittelchor (middle Savoy gate) war da wo jetzt Savoy Street ſich öffnet, und das kleine Thor (little Savoy gate) an der Stelle von Savoy Steps.

Seine letzte Verwendung fand Savoyhouſe als Caſerne und als Gefängniß für Ausreißer bis zum Jahre 1816, wo die Waterloobrücke erbaut und der anſtoßende Raum nordwärts von allem Gemäuer geſäubert wurde. Wellingtonſtreet und Lancaſterplace bedecken heute die Stelle der alten Herzogsgaſſe (Duchy Lane) und einen guten Theil des ehemaligen Hoſpitals, und von den Tauſenden die über dieſe ſchöne Straße hinweg nach dem Borough ziehen, hat kaum einer die leiſeſte Ahnung von den bunten Erinnerungen die unter ſeinen Tritten vergraben liegen.

Indianiſche Märchen.

(Aus Schoolcrafts Myth of Hiawatha.)

1. Pita Kway, das Schaumweib.

Eine Ottowa-Legende.

Es lebte einmal ein Weib mit Namen Monedo Kway (d. h. Geiſtin oder Prophetin) auf den Sandbergen welche man den „ſchlafenden Bären" nannte, und die am Michigan-See liegen. Sie hatte eine Tochter, die eben ſo ſchön als beſcheiden und klug war. Jedermann ſprach von der Schönheit dieſer Tochter. Sie war ſo hübſch daß ihre Mutter fürchtete ſie möchte entführt werden, und um dieß zu verhindern, ſchloß ſie ſie in eine Truhe am See, welche ſie mit einem langen Seil an einen Pfoſten an der Küſte band. Allmorgendlich zog die Mutter die Truhe ans Land, und kämmte ihrer Tochter langes, glänzendes Haar, gab ihr Nahrung, und verſetzte ſie dann wieder hinaus auf den See.

Eines Tages nun kam zufälligerweiſe ein junger Mann an den Platz, gerade als die Mutter ihr die Morgen-Aufmerkſamkeit erwies. Ihre Schönheit machte einen gewaltigen Eindruck auf ihn, und augenblicklich begab er ſich nach Hauſe, und erzählte ſeinem Ohm, der ein großer Häuptling und ein mächtiger Zauberer war,

Digitized by Google

was ihm begegnet ſey, und welche Gefühle ihm die Jungfrau eingeflößt habe. „Mein Neffe, erwiederte der alte Mann, geh zu der Wohnung der Mutter, ſetze dich beſcheiden bei ihr nieder, und ſprich kein Wort. Du brauchſt keine Frage an ſie zu ſtellen. Aber was du denkſt, wird ſie verſtehen, und was ſie denkt in Antwort darauf, wirſt du ebenfalls verſtehen.“ Der junge Mann that wie ihm geheißen ward. Er ſetzte ſich nieder, ſtützte gedankenvoll ſein Haupt auf die Hand, und ſprach kein Wort. Dann dachte er: ich wünſche ſie möchte mir ihre Tochter geben. Bald wußte er was die Mutter in Gedanken darauf erwiederte. „Dir meine Tochter geben?“ dachte ſie; „dir! Nein wahrlich, meine Tochter wird dich nie heirathen.“ Der junge Mann gieng hinweg und berichtete den Erfolg ſeinem Ohm. „Unverſtändiges Weib, ſagte er, für was hält ſie denn ihre Tochter? Glaubt ſie, ſie werde den Mudſchikewis[1] heirathen? Stolzes Herz! wir wollen ihre Zauberkunſt erproben, und ſehen ob ſie unſerer Macht zu trotzen vermag.“ Er ſprach nun über den Stolz und den Hochmuth der Mutter mit den Geiſtern welche an jenem Theile des Sees lebten. Sie verſammelten ſich, und kamen überein ſie ihre Macht fühlen zu laſſen und ſie zu demüthigen. Zu dem Ende beſchloſſen ſie einen großen Sturm auf dem See zu erregen. So geſchah es. Das Waſſer gerieth in Aufruhr und tobete gewaltig, und der Sturm wurde ſo heftig daß das Seil brach, und die Truhe durch die Seeengen in den Huronſee hinabgeſchwemmt wurde, und an den ſandigen Küſten an ſeinem Ausgang anſtieß. Der Platz an welchem ſie ſtrandete, lag nahe bei der Wohnung eines hochbetagten alten Geiſtes mit Namen Iſchkwon Daimeka, oder des Bewahrers des Thors der See. Er öffnete die Truhe und ließ die ſchöne Tochter heraus, nahm ſie in ſeine Wohnung und heirathete ſie.

Als die Mutter ſah daß ihre Tochter von dem Sturme hinweggeriſſen worden, erhob ſie lautes Geſchrei und klagte herzjämmerlich. Dieß that ſie lange lange Zeit, und wollte ſich nicht tröſten. Endlich, nach zwei oder drei Jahren, erfaßte Mitleid die Herzen der Geiſter, und ſie beſchloſſen einen zweiten Sturm zu erregen und ihr die Tochter zurückzubringen. Sie thaten es. Der Sturm erhob ſich und ward ſtärker denn der erſte, und als er anfieng den Grund an der Wohnung Iſchkwon Daimeka's wegzuſpülen und die Wogen in dieſelbe einbrachen, ſprang die Tochter in die Truhe, und die Wellen führten ſie zurück gerade an den Platz vor der Wohnung ihrer Mutter an der Küſte. Monedo Kwon war hocherfreut: als ſie aber die Truhe öffnete, ſah ſie daß die Schönheit ihrer Tochter faſt ganz entſchwunden war. Doch liebte ſie ſie immer noch, weil ſie ihre Tochter war, und dachte jetzt an den jungen Mann der ihr den Heirathsantrag gemacht hatte. Sie ſandte eine förmliche Botſchaft an ihn, aber dieſer hatte jetzt ſeinen Sinn geändert, denn er wußte daß ſie das Weib eines andern geweſen: „Ich deine Tochter heirathen? ſagte er; deine Tochter! Nein wahrlich, ich werde ſie nie heirathen.“

Der Sturm der ſie zurückgebracht hatte, war ſo ſtark und gewaltig daß er einen großen Theil der Küſte des Sees hinwegriß, und Iſchkwon Daimeka's Wohnung fortſchwemmte, deren Bruchſtücke, in den Engen ſich feſtſetzend, jene ſchönen Eilande bildeten welche im St. Clair- und Detroit-Fluſſe umherliegen. Der alte Mann ſelbſt fand ſeinen Tod in den Wellen, und ſein Gebein ward unter ihnen begraben. Man hörte wie er, als er auf einem Theil ſeiner Wohnung hinweggetrieben wurde, ſeine Klagelieder ſang, gleich als wär' er berufen geweſen Zeugniß zu geben von ſeinem Heldenmuth und ſeinen Kriegsgeſang zu ſingen am Pfahle.

Auf Waſſern eil' ich dahin wie Winde;
Nicht Stürme vermögen zu ſchrecken mein Herz.

2. Der Sonnenfänger.

Aus dem Odſchibwa.

Zu der Zeit als die Thiere auf der Erde regierten, hatten ſie alle Menſchen getödtet, nur ein Mädchen und ihren kleinen Bruder nicht, und dieſe beiden lebten in Furcht und Abgeſchiedenheit. Der Knabe war ein vollkommener Pigmäe, und wurde nie größer als ein kleines Kind; das Mädchen aber wuchs mit den Jahren heran, ſo daß die Laſt für Nahrung und Wohnung zu ſorgen ganz auf ihren Schultern ruhte. Sie gieng alle Tag aus um Brennholz zu ſammeln, und nahm ihren kleinen Bruder mit, auf daß ihm kein Unfall begegne; denn er war zu klein um allein zu bleiben. Ein großer Vogel hätte mit ihm davon fliegen können. Sie machte ihm Bogen und Pfeile, und ſagte zu ihm eines Tags: „Ich will dich dahinten laſſen wo ich Holz gehauen — du mußt dich verſtecken, und wirſt bald die Gitſchi-gitſchi-gân-eia-ſi-ug, oder Schneevögel, kommen und die Würmer aus dem Holz aufpicken ſehen wo ich gehauen (denn es war im Winter). Schieß einen davon und bring ihn nach Hauſe.“ Er gehorchte ihr, und bot allem auf um einen zu tödten, kam aber unverrichteter Dinge heim. Sie ſagte ihm er ſolle nicht verzweifeln, ſondern am nächſten Tag einen neuen Verſuch machen. Sie ließ ihn daher abermals an dem Platz wo ſie Holz geſammelt und kehrte nach Hauſe zurück. Gegen Einbruch der Nacht hörte ſie ſeine kleinen Fußtritte auf dem Schnee, und er trat freudig herein, und warf einen der Vögel die er getödtet hatte auf den Boden. „Meine Schweſter, ſagte er, ich wünſche daß du ihm die Haut abzieheſt und ſie ausbreiteſt, und wenn ich mehr getödtet habe, will ich ein Kleid daraus machen.“ „Aber was ſollen wir mit dem Leibe thun?“ ſagte ſie; denn damals hatten die Menſchen noch keine thieriſche Nahrung gegeſſen, ſondern lebten allein von Pflanzen. „Schneid ihn entzwei,“ antwortete er, „und würze unſere Suppe mit der einen Hälfte davon auf einmal.“ Sie that es. Der Knabe, der, wie geſagt, ſehr kleinen Körperbaues war, ſetzte ſeine Anſtrengungen fort, und es gelang ihm zehn Vögel zu tödten, aus deren Häuten ihm die Schweſter ein kleines Kleid machte.

„Schweſter, ſagte er eines Tags, ſind wir ganz allein in der Welt? Lebt niemand anderes mehr?“ Sie ſagte ihm, diejenigen vor denen ſie ſich fürchteten und von welchen ihre Verwandten erſchlagen worden, lebten an einem gewiſſen Orte, er ſolle aber ja niemals dahin gehen. Dieſe Bemerkung entſtammte indeß nur ſeine Neugier und ſtachelte ſeinen Ehrgeiz, und bald darauf nahm er Bogen und Pfeile und machte ſich auf den Weg nach jenem Orte. Nachdem er lange Zeit gewandert und nichts getroffen hatte, ward er müde, und legte ſich nieder auf einen Hügel, wo die Sonne den Schnee geſchmolzen hatte. Er ſchlief ſchnell ein, und während ſeines Schlafs fielen die Sonnenſtrahlen ſo heiß auf ihn herab, daß ſie

[1] Ein Ausdruck der auf den Erben oder Nachfolger in der erſten Stelle der Gewalt deutet.

Digitized by Google

ſein Vogelhautkleid verſengten und zuſammenzogen, und als er erwachte und ſich ſtreckte, fühlte er ſich, ſo zu ſagen, hineingebunden. Er ſchaute hinunter, und ſah den Schaden welchen ſein Kleid erlitten; darob gerieth er in gewaltigen Zorn, machte der Sonne bittere Vorwürfe, und drohte ihr mit Rache. „Glaub' nicht daß du zu hoch biſt, ſagte er, ich will mich rächen."

Als er nach Hauſe kam, erzählte er der Schweſter ſein Unglück, und klagte bitterlich über die Beſchädigung ſeines Kleides. Er wollte nicht mehr eſſen, legte ſich nieder wie einer der faſtet, und rührte oder bewegte ſich zehn Tage lang nicht, obgleich ſie alle möglichen Verſuche machte ihn zum Aufſtehen zu veranlaſſen. Nach Verlauf von zehn Tagen drehte er ſich um, und lag dann abermals zehn Tage auf der andern Seite. Als er ſich erhob, ſagte er zu ſeiner Schweſter, ſie ſolle ihm eine Schlinge machen, denn er wolle die Sonne fangen. Sie erwiederte, ſie habe nichts; endlich aber erinnerte ſie ſich an ein Stückchen getrockneter Rothwildsſehne, das der Vater ihr hinterlaſſen hatte, und aus dem ſie nun einen für eine Schlinge paſſenden Strang machte. Als ſie ihm dieſelbe aber zeigte, ſagte er, das Ding thue es nicht, ſie ſolle etwas andres machen. Sie entgegnete, ſie habe nichts — durchaus nichts. Endlich fielen ihre Gedanken auf ihr Haar, ſie riß einiges aus ihrem Haupte, machte ihm eine Schlinge, übergab ſie ihm, ſagte damit ſey nichts anzufangen, und gieng aus der Wohnung hinaus. Als ſie draußen und ganz allein war, ſprach ſie zu ſich ſelbſt: „neow obewy indapin." Von meinem Leibe will ich einiges nehmen. Sie that es, flocht es in ein dünnes Seil, und überreichte es ihrem Bruder. Als er dieſes ſonderbare Geflecht ſah, ward er augenblicklich hoch erfreut darüber. „Dieß wird's thun," ſagte er, und legte es flugs an ſeinen Mund und begann es durch ſeine Lippen zu ziehen. Als er es nun recht feſt gezogen hatte, verwandelte es ſich in ein rothes Metallſeil, das er ſo lange um Leib und Schultern wand bis es ihm groß genug dünkte. Dann machte er ſich reiſefertig, und brach bald nach Mitternacht auf, um die Sonne zu fangen ehe denn ſie aufgieng. Er befeſtigte ſeine Schlinge an eine Stelle, gerade wo die Sonne das Land berühren mußte wenn ſie ſich über den Erdball erhob, und that es mit ſolcher Sicherheit daß er die Sonne fieng, und daß ſie in der Schlinge feſtgehalten wurde und nicht aufgehen konnte.

Darob geriethen die Thiere welche die Erde beherrſchten plötzlich in große Aufregung. Sie hatten kein Licht. Sie beriefen daher eine Rathsverſammlung um den Fall zu erörtern, und jemanden Auftrag zu geben ſich auf den Weg zu machen und das Seil abzuſchneiden. Dieß war aber ein ſehr gewagtes Unternehmen, da die Sonnenſtrahlen jedweden verbrennen würden der ihnen zu nahe käme. Endlich übernahm das Murmelthier dieſe Aufgabe — man muß aber wiſſen daß das Murmelthier damals das größte Thier in der Welt war: wenn es ſtand, glich es einem Berge. Als es an den Platz kam wo die Sonne in der Schlinge ſtack, fieng ſein Rücken in Folge der übermäßigen Hitze an zu rauchen und zu brennen, und der Gipfel ihres Leibes wurde in einen ungeheuren Aſchenhaufen verwandelt. Indeſſen gelang es dem Thiere das Seil mit den Zähnen abzubeißen und die Sonne zu befreien, es ward aber dadurch ein ſehr kleines Thier, und iſt es geblieben bis jetzt. Die Menſchen nennen es das Kug-e-bin-gwa-kwa — das blinde Weib.

Skizzen aus Kleinaſien.

(Fortſetzung.)

Was nächſt dieſen Felſengräbern aber das älteſte in Kaſtamboli iſt, gehört einer verhältnißmäßig ſehr modernen Periode an, nämlich ein Kloſter der heulenden Derwiſche, Jylanlü Tekie (Schlangenkloſter) genannt, erbaut laut der über dem Eingang angebrachten Inſchrift im Jahre der Hidſchret 671 (1272 n. Chr. G.), zu den Zeiten der Seldſchuken. Als ich mich in dem Kloſter umſah, lud der in einer Veranda ſitzende Scheich desſelben, ein freundlicher Greis, mich ein mit ihm eine Pfeife zu rauchen und eine Taſſe Kaffee zu trinken — eine Einladung die ich gern annahm, da von Leuten dieſer Art immer ſehr viel zu lernen iſt. Auch dießmal wurde ich nicht getäuſcht. Im Laufe des Geſprächs beſtätigte der Scheich mir daß dieſes Kloſter das älteſte Gebäude in Kaſtamboli ſey, und fügte folgende Notiz bei: „Kaſtamboli heißt eigentlich Kaſtamoni; Kaſta iſt ein fränkiſches Wort und bedeutet, wie Sie wiſſen werden, ein Caſtell, Moni aber iſt der Name einer Fürſtin welche hier regierte und niemals vermählt war; Kaſtamoni bedeutet alſo das Caſtell der Moni; dieſes Kloſter aber in welchem wir uns befinden, war das Münzgebäude der Fürſtin Moni."

Der Leſer mag von dieſer Notiz ſo viel glauben wie er will, ich glaube nichts davon; aber merkwürdig iſt dieſe Tradition im Munde der Türken, wenn man bedenkt daß ſie ſich augenſcheinlich an die lateiniſchen Wörter **Castrum Monetae** und **Casta Monialo** anknüpft; erwägt man ferner daß vielleicht ſeit fünfzehnhundert Jahren hier kein lateiniſches Wort mehr geſprochen wurde, und daß ſelbſt kein Griechiſch mehr ſeit wenigſtens vierhundert Jahren hier verſtanden wird, ſo muß man über die hartnäckige Zähigkeit erſtaunen mit welcher der Orient alte Traditionen unverändert und unverfälſcht fortpflanzt.

Auf dieſes Kloſter folgt eine Moſchee vom Jahr 672 (1273 n. Chr. G.). Auch das Caſtell auf der Weſtſeite der Stadt gehört den Seldſchuken an, es enthält durchaus nichts merkwürdiges; noch vor 20 Jahren hatte es eine kleine Beſatzung, die aber jetzt bis auf einen einzigen Bekdſchi (Wächter) zuſammengeſchmolzen iſt; es liegen dort noch acht bis zehn unbrauchbare vernagelte eiſerne Kanonen. Am Fuße des Caſtells neben dem Eingang iſt noch ein einſames Felſengrab in Tonnenform, zu welchem ein kleiner viereckiger Tunnel führt; man nennt es Kyrk Kyzlar (vierzig Mädchen), und es iſt vermuthlich das Grab des letzten Pylämenes.

Nach dem Sturze des Seldſchukenreichs (um 1300) bildete ſich hier in Paphlagonien ein kleines Fürſtenthum, deſſen Herrſcher unter dem Namen Iſfendiar Oglu (Iſfendiars Söhne) bekannt ſind, und welches den Sturz des byzantiniſchen Reiches um einige Jahre überlebte. Aus dieſer Zeit ſtammen ebenfalls einige Gebäude, nämlich die Moſchee des Hadſchi Nasr vom Jahr 754 (1353) und das Imaret (Armenküche) des Ismail Bej vom Jahr 855 (1451). Die Inſchrift über letzterem gibt den vollſtändigen Namen: „Sultan Ismail Hamze, Sohn des Iſfendiar Chan." Dieſer Ismail Hamze war ein Schwager des Sultans Mehemed II. und bei der Eroberung von Konſtantinopel gegenwärtig; wenige Tage vor dem Fall der Stadt ſchickte der Sultan ihn zum Kaiſer Konſtantin, um eine letzte Aufforderung zur Uebergabe an ihn er-

Digitized by Google

gehen zu laſſen und ſich zugleich Kunde über die Verhältniſſe in der Stadt zu verſchaffen. Die Miſſion war aber in jeder Beziehung erfolglos, wahrſcheinlich aus dem Grunde weil Ismail Bej ſelbſt ein Intereſſe hatte daß ſein Schwager nicht allzu mächtig würde.

Die heutige Stadt Kaſtamuni oder Kaſtamboli hält 5—6000 Häuſer, worunter 200 griechiſche und 15 armeniſche. Die Griechen, welche hier wie überall im Innern Kleinaſiens nur türkiſch verſtehen, haben eine kleine, Johannes dem Täufer gewidmete Kirche, welche im Jahr 1841 erbaut iſt. Ich bemerke hier daß meine Wirthe nicht aus Kaſtamboli ſind, ſondern Landsleute des Hippokrates von der Inſel Ko, und erſt ſeit wenigen Jahren in Koſtantieh anſäſſig, wodurch es ſich erklärt daß ſie griechiſch verſtanden. Die Stadt beſchäftigt ſich hauptſächlich mit dem Tiftik-Handel; Tiftik nennt man die langen Haare der Angoraziege, wovon hier jährlich im Durchſchnitt 100,000 Okken ausgeführt werden. Die ehemals berühmten Kupferſchmiede der Stadt ſind jetzt auf dem Trockenen, weil die Kupferwerke von Bakyr Küreſſi ſtille ſtehen und ihnen kein Rohmaterial mehr liefern; ſie ſind alſo gezwungen ihr Kupfer aus Konſtantinopel zu beziehen, und arbeiten daher theurer als in der Hauptſtadt. Endlich iſt hier noch ein kleines Getreidegeſchäft, welches aber nur dann lohnend iſt wenn die Getreidepreiſe in Europa hoch ſind. Ich habe in einer frühern Reiſebeſchreibung erwähnt daß in dem vulcaniſchen Diſtrict von Zamanda bei Kaiſſarie der Weizen in Roggen ausartet; dieſelbe Erſcheinung zeigt ſich auch auf dem vulcaniſchen Boden in der Umgegend von Kaſtamboli, und wurde mir auf der ganzen Strecke von hier bis Boli wiederholt beſtätigt. Ich vermag den Grund dieſer Erſcheinung nicht zu erklären, aber die Thatſache wurde mir an zu vielen Stellen und zu häufig berichtet als daß ſich daran zweifeln ließe.[1]

Die kleine Rajagemeinde in Kaſtamboli war um dieſe Zeit in ziemlicher Aufregung wegen der von ihr verlangten Militärſteuer für 2¼ Recruten im Betrag von 11,250 Piaſter, welche Steuer bekanntlich ſeit dem Frieden an die Stelle des Charadſch getreten iſt. Das Geſchrei über dieſe Steuer iſt jedenfalls übertrieben, denn eine Abgabe von circa 50—60 Piaſter per Familie iſt keine große Sache; es mag vielleicht etwas mehr betragen als der frühere Charadſch, hat aber nicht das Gehäſſige und Entwürdigende des Charadſch. Ueberdieß braucht die Pforte Geld; die Regierung (wenn es nicht, wie ich faſt glaube, die willkürliche Ausſchreitung einzelner Provinzial-Statthalter iſt) hat nur Unrecht dieſem Steuergeſetz eine rückwirkende Kraft zu geben.

Am Abend hatte ich noch eine widerwärtige Verhandlung mit einem Pferdeeigner, der für die Strecke nach Toſſia einen ganz unſinnigen Preis verlangte, wahrſcheinlich weil er wußte daß in Kaſtamboli kein Poſthaus war und keine andern Pferde zu haben waren, und daß ich nothwendig nach Toſſia reiſen müßte. Ueber die beiden erſten Punkte wollte ich nicht ſtreiten; in Betreff des dritten Punktes aber erklärte ich ihm kategoriſch daß ich in Toſſia ſo wenig wie an irgend einem andern Ort in Kleinaſien nothwendige Geſchäfte hätte, und daß es mir gleichgültig wäre in welcher Richtung ich mich von Kaſtamboli entfernte; noch viel größer aber wäre ſein Irrthum wenn er glaubte daß ich gezwungen wäre ſeine Pferde oder überhaupt Pferde zu miethen, denn, dem gütigen Schöpfer ſey es gedankt, noch wäre ich geſund und kräftig genug um eben ſo wie in meinen Studentenjahren eine Strecke von zwölf Stunden Weges zu Fuß zurückzulegen, und für meine geringfügige Bagage könnte ich mit Leichtigkeit einen jungen Eſel oder kräftigen Hund finden; er möge alſo ſeiner Wege gehen und mich nicht länger mit ſeinen Pferden behelligen. Er gieng, kam aber nach einer Stunde wieder und bot ſeine Pferde um 20 Procent billiger an, und nach einer andern Stunde kam er zum drittenmal und bot ſie mir zu einem vernünftigen und annehmbaren Preiſe an.

Donnerſtag, 9 Oct. Um ſich für die zwei Stunden zu rächen die der Pferdevermiether geſtern Abend in vergeblichen Verſuchen verloren hatte mir ſeine unſinnigen Preiſe aufzuzwingen, kamen die Pferde erſt um 7½ Uhr, ſtatt, wie beſtellt, um 5½ Uhr, und ſo war alſo vorauszuſehen daß wir das 12 Stunden entfernte Toſſia erſt nach Sonnenuntergang erreichen würden. Anfangs hatten wir einige Regenſchauer, gegen Mittag aber klärte ſich das Wetter auf, und Nachmittags war der Himmel ganz wolkenfrei. Um 8½ Uhr paſſirten wir einen Fluß bei einer einzelnen Moſchee, Eſe-ud Dſchamii genannt; das dazu gehörige Dorf blieb rechts ſeitwärts liegen, andere nicht mehr exiſtirende Dörfer paſſirten wir, indem wir die Begräbnißplätze ihrer Bewohner ſahen. Um 10½ Uhr wurde ein kurzer Halt in dem Atabej-Han gemacht, worauf wir das Thal des Karadere-Fluſſes betraten, den wir aufwärts bis zu ſeiner Mündung verfolgten, und zwar immer auf der rechten Seite deſſelben. Um 1 Uhr paſſirten wir einen Zufluß des Karadere-Fluſſes, der von der rechten Seite, und um 1½ Uhr einen andern Zufluß, der von der linken Seite kam. Das Thal iſt nicht ſehr breit, meiſtens nur eine Viertelſtunde, mitunter noch enger, aber durch eine Menge Angoraziegen-Heerden belebt, und der Fluß ſetzt eine ziemliche Anzahl Mühlen in Bewegung. Auch begegneten wir einer ſehr zahlreichen Karawane von Mauleſeln mit Baumwolle aus Kaiſſarie. Hin und wieder erblickte ich einzelne Gräber, in einer Form wie ich ſie ſonſt nirgends geſehen habe, nämlich je zwei Stücke Holz oder Baumäſte der Länge, und zwei Stücke Holz der Breite nach aufeinander gelegt, bildeten einen viereckigen abgeſchloſſenen Raum, in welchem der Todte lag; eine ſonderbare Weiſe das Andenken zu verlängern, zumal da es hier an Steinen nicht fehlt. Die Berge rechts und links welche das Thal des Karadere-Fluſſes einſchließen, erheben ſich ſehr ſteil zu einer gewaltigen Höhe, und ſind, wie man mir ſagte, für Pferde und Mauleſel durchaus unpaſſirbar; ſie ſind aber mit einer üppigen Vegetation von Bäumen bedeckt, und der Ritt durch dieſes Thal bis 2½ Uhr Nachmittags war daher ein beſtändiges Schwelgen im Genuß einer großartig ſchönen Natur. Um 2 Uhr machten wir in dem Tahhalü-Han Halt, um etwas zu eſſen. Wir waren nun am Fuße des Olgaſſys-Gebirges, welches auf der Kiepert'ſchen Karte etwas zu weit nördlich gelegt iſt; der heutige Name deſſelben, welcher irrigerweiſe Alkaß angegeben wird, lautet noch beinahe ebenſo wie der alte, nämlich Ilgaß, oder wenn ich die Ausſprache noch genauer darſtellen ſoll, Ylgaß (mit polniſchem l). In einer Stunde war der Gipfel erreicht, wo eine Wächterſtatuen (Bel oder Derbend genannt) uns eine kleine Erholung gewährte; die Kälte war hier oben ſehr empfindlich. Berge hinabſteigend folgten

[1] Dieſe Sage iſt ſo merkwürdig, daß wir ſie den Leſern dieſer Blätter nicht vorenthalten wollen. Jeder Botaniker wird aber ohne weiteres die Behauptung nur für eine Sage halten. Die Red.

Digitized by Google

wir wieder dem Lauf eines Flusses. Auf der Südseite des Olgassys ist Nadelholz der vorherrschende Theil der Vegetation. Um 5¾ Uhr, also gegen Sonnenuntergang, erreichten wir ein kleines Dorf, welches die Weingärten der Einwohner von Tossia enthält; in Tossia selbst kamen wir erst um 6½ Uhr an, und es blieb uns wegen der vorgerückten Stunde nichts übrig als im Han ein Obdach zu suchen.

Freitag, 10 Oct. Tossia (so lautet der Name der Stadt, nicht Tusija, wie auf Kiepert's Karte steht) scheint ein sehr heruntergekommener Ort zu seyn, der gegenwärtig nur 7 bis 800 Häuser enthält, von lauter Türken bewohnt. Die Hauptnahrung des Orts besteht aus dem Handel mit den Haaren der Angora-Ziegen (Tiftik) und Reis; letzterer wächst südlich von der Stadt in dem Thale des Dewerek-Flusses. Außerdem besitzen die Einwohner eine große Menge Weingärten, und die Trauben werden von hier in großen Quantitäten nach Kastamboli geschickt, wo keine wachsen. Ein beneidenswerther Vorzug von Tossia ist das herrliche Trinkwasser, welches in der Stadt aus drei verschiedenen Quellen, kalt wie Eis und rein und klar wie Krystall, in reichlicher Menge hervorsprudelt. Heiße Quellen dagegen gibt es hier nicht, und der mehrmals von mir angeführte türkische Geograph Kiatib Tschelebi Hadschi Kalfa ist daher im Irrthum. Die Verarmung des Orts bei so reichen Hülfsquellen ist mir ein Räthsel, und scheint mir vornehmlich der Indolenz der Einwohner zuzuschreiben zu seyn; in der That habe ich noch nirgends in Kleinasien so viel Indolenz angetroffen als in dieser Gegend, und der Bewohner von B., welcher in Deutschland für höchst blasirt gilt, könnte bei den Paphlagoniern noch in die Schule gehen um ächte Blasirtheit zu lernen. Die Ulu Dschami von Tossia soll, wie man mir sagte, früher eine christliche Kirche oder ein Kloster (Monastir) gewesen seyn, sieht mir aber gar nicht darnach aus, sondern trägt in ihrer Architektur augenscheinlich den Charakter der Seldschukenperiode. Die neue Moschee (jeni dschami) ist aus dem Jahr 1584, sonst sind noch drei bis vier kleinere Moscheen da; aus christlicher oder wohl gar aus älterer Zeit habe ich nichts entdecken können, obgleich der Ort schon im Mittelalter unter dem Namen Docea existirte.

Um 7¾ Uhr brachen wir auf nach Kodsch Hissar, 10 Poststunden entfernt. Bis 8½ Uhr führte der Weg durch lauter Weingärten, worauf wir das Thal des Dewerek-Flusses betraten; links hatten wir das Vogelgebirg (Kusch Dagy), rechts den Olgassys; letzterer zeigte, so weit wir ihn verfolgten, d. h. noch mehrere Tage lang, starke vulcanische Spuren. So passirten wir um 9 Uhr eine Reihe von Sandbergen oder kleinen Hügeln von drolligem Ansehen; es schien nämlich als wäre die ganze Ebene, so weit das Auge reichte, ein in der Siedehitze aufwallendes Sandmeer, welches plötzlich erstarrte und in diesem Zustande geblieben ist. Im Thale des Dewerek-Flusses sind die Reisfelder, und man war eben im Begriff mit der Ernte zu beginnen. Unterwegs begegneten uns mehrere Zigeunerfamilien, welche den Bauern bei der Reisernte als Taglöhner dienen. Der Aufzug dieser Leute ist hier zu Lande, ebenso wie in allen andern Gegenden wo es Zigeuner gibt, schmutzig, vergnügt und armselig; auffallend aber war mir hier das fuchsrothe Haar der Zigeuner, und zwar nicht bei einzelnen Individuen, sondern bei allen ohne Ausnahme, und bei den Kindern fast brennend roth. Die Dörfer, welche unstreitig vorhanden seyn müssen, habe ich nicht gesehen, und um 12¼ Uhr sah ich rechts im Olgassys das Dorf Tscha-ul Agassi; am Wege selbst gibt es nur Wächterstationen (Bek oder Derbend genannt). Gegen 1 Uhr hörten die Reisfelder auf, dagegen sahen wir noch einige Heerden von Angora-Ziegen, liebliche und lustige Thiere, jedenfalls lebendiger als ihre Hüter. Ein stupiderer Menschenschlag als diese Paphlagonier ist mir noch nicht vorgekommen, und wenn ich hin und wieder bei achtbaren Leuten meine Verwunderung darüber aussprach, so sagten diese selbst: sie leben in die Welt hinein haiwan gibi (wie Vieh). Schreiendes Unrecht wird ihnen mit dieser Qualification nicht angethan; in der ganzen Türkei habe ich noch immer gefunden daß man meinen Gruß erwiedert, hier zu Lande geschah das nicht, und so war auch ich genöthigt die Leute nicht mehr zu grüßen. Heute sahen wir an unserm Weg einen Kerl, der mit auseinandergespreizten Beinen und ausgestreckten Armen in den blauen Himmel hineinstarrte, und sich durch unsere an ihm rechts und links vorbeireitende kleine Karawane in seiner Verzückung nicht stören ließ.

Bekanntlich sind die Frauen der Türken verschleiert, weil der Koran es vorschreibt, und die Armenier, welche sich für Christen ausgeben, in der That aber so gute Muselmänner sind wie die Türken, zwingen ihre Frauen ebenfalls sich zu verschleiern. Der übrige Anzug in Verbindung mit diesem Schleier genügt vollkommen um die Gestalt zu verbergen. In den Provincialstädten thun man jedoch noch ein mehreres, indem die Frauen, so oft ihnen auf der Straße eine Mannsperson begegnet, genöthigt sind sich umzukehren, mit dem Gesicht nach den Häusern gewandt. Es bedarf keiner besondern Versicherung daß bei diesem ganzen Fratzenwesen viel Heuchelei ist; je jünger und schöner die Person, deste leichter weiß sie Mittel auf eine unbemerkte Weise ihr Gesicht zu zeigen, während die Alten und die Häßlichen die Rigeristen spielen, jedoch nicht aus tugendhafter Scham und ehrbarer Züchtigkeit; man frage nur die Aerzte in diesen abgelegenen Orten über die vorherrschenden Krankheiten, und man kommt zur Ueberzeugung daß Unsittlichkeit und Prostitution, trotz Koran und Irschmak, hier eben so gut im Schwunge sind wie in lockern Residenzen und Seestädten. Als wir gegen 4 Uhr unsern Einzug in Kodsch Hissar hielten, begegneten uns kurz vor dem Orte zwei Frauen, wie wandelnde Mumien verhüllt; sie mochten fürchten daß trotz dieser Vermummung noch etwas von ihren mangelnden Reizen könnte entdeckt werden, und drehten uns nicht nur den Rücken zu, sondern nahmen noch außerdem eine Attitüde an, welche die Antwort, die Martial einst von seiner Frau erhielt (Epigr. XI. 43. V. 2.) pantomimisch darstellte.

Wir stiegen in einem Kaffeehause neben dem Posthause ab; bei meinem Eintritt grüßte ich die Anwesenden, von denen jedoch kein einziger mich eines Blickes, geschweige denn eines Gegengrußes würdigte. Ich nahm also einen leeren Platz ein, wo ich mich einrichtete ohne mich weiter um die ehrwürdige Versammlung zu bekümmern. Mein Kawaß aber, der sich schon den ganzen Tag über diese Ungezogenheiten geärgert hatte, verlor nun die Geduld, stürzte zornentbrannt aus dem Kaffeehause, und kehrte nach einer halben Stunde mit einigen Leuten zurück, die mich freundlich zu einem der Primaten des Ortes einluden und mein Gepäck auf den Rücken nahmen. Ich folgte ihnen, und bald war ich in einem freundlichen und reinlichen Zimmer einquartiert, wo der Wirth, ein alter 72jähri-

Digitized by Google

ger Türke, und seine beiden Söhne sich alle Mühe gaben durch herzliche Bewirthung und freundliche Gespräche meine üble Laune zu verscheuchen. Das war freilich unnöthig, denn das Reisen in Kleinasien gewährt so vielfachen Genuß, daß solche Annehmlichkeiten nicht im Stande sind meinen guten Humor zu stören. Bald kamen noch einige Nachbarn, und in geselliger Unterhaltung und belehrenden Gesprächen verfloß der Abend auf eine sehr angenehme Weise. Für den Reisenden welcher der Landessprachen kundig ist, sind diese Abendgespräche der instructivste Theil der Reise, denn am Tage sieht er doch nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil des Landes, denjenigen welcher der Landstraße zunächst liegt; was hinter dem Zaune steckt, sieht er nicht mehr, und von dem was im Innern der Häuser und in den Amtsstuben, in den Scheunen und Viehställen, in den Geldbörsen und Familienkreisen vorgeht, erfährt er gar nichts; durch seinen Dolmetscher kann er sich höchstens über solche Dinge Auskunft verschaffen worüber er schon Ideen aus Europa mitbringt, wobei er gänzlich in den Händen des Dolmetschers ist; es gehen aber im Morgenlande Dinge vor von denen der Europäer meistens gar keine Ahnung hat, und diese bleiben ihm ganz verborgen, wenn er nicht im Stande ist an den Abendgesprächen der Einwohner Theil zu nehmen.

Kotsch Hissar ist eigentlich nur ein großes Dorf, aber wegen seiner Poststation und seines Districtsgerichtes gilt es als Kassaba, d. h. Stadt. Früher waren hier 250 Häuser, aber eine Feuersbrunst legte vor fünf Jahren den Ort in Asche, und seitdem sind erst gegen 200 Häuser wieder aufgebaut. Wegen seiner hohen Lage gedeiht hier nur Weizen und Gerste; ersterer artet des vulcanischen Bodens wegen in Roggen aus; zum Reisbau fehlt hier das erforderliche Wasser. Dagegen besitzen die Bauern eine Menge Angora-Ziegen, welche den Haupterwerb bilden.

Sonnabend, 11 Oct. Wir brachen heute um 7 Uhr nach dem 9 Poststunden entfernten Karadscha Wiran auf, indem wir fortwährend auf dem linken Ufer des Deweresk-Flusses dessen Thalbett aufwärts verfolgten. Der Olgassys ist auch auf dieser Strecke vulcanisch, wogegen das Vogelgebirg auf dem rechten Ufer des Flusses nirgends vulcanische Spuren zeigt, wenigstens nicht so weit ich sehen konnte. Wir passirten zuerst mehrere Dörfer, sämmtlich vom Weg abwärts liegend, nämlich um 7½ Uhr Kaylar auf dem rechten Ufer, um 8 Uhr Dereköi auf dem rechten Ufer, und Arpaud (dreifelbig) auf dem linken Ufer oben auf dem Olgassys, um 8½ Uhr das Dorf Oemerlü, auf dem linken Ufer in einem Thaleinschnitt, um 9¼ Uhr Börewiran auf dem rechten Ufer. Um 10 Uhr aber kamen wir an das ziemlich große Dorf Köredschikëi, das zur linken Seite der Landstraße liegt: über den Deweresk führt hier eine Brücke, von welcher der Mittelpfeiler mir ziemlich alt zu seyn schien. Nun verließen wir das Thal des Deweresk, indem es sich zu sehr verengerte, und ritten auf den Hügeln oberhalb der Ausläufer des Olgassys. Diese Hügel sind nichts anderes als die Ränder von Kratern, von denen wir hier eine ganze Reihe passirten; der erste Krater war ziemlich groß, und wir brauchten eine Stunde scharfen Rittes um ihn zu passiren; der folgende war etwas kleiner, und der dritte wieder etwas kleiner, und so ging es immer fort, jeder folgende Krater kleiner als der vorhergehende. Um 11¼ Uhr machten wir eine halbe Stunde Halt in einer Wächterstation; um 12¼ Uhr passirten wir das Dorf Simijach, welches auf dem rechten Ufer liegt. Die Landschaft von Tossia bis hieher nennt Strabo Καταονία, und sagt es liege in derselben die Festung Κυρίλλα am Fuße des Olgassys. Ich vermuthe daß Simijach diesen Ort repräsentirt, und bedaure daß die große Entfernung von der Landstraße, und die Unmöglichkeit den Fluß, der hier ziemlich breit ist, zu Pferde zu passiren, mir nicht erlaubte den Ort näher zu besehen. Man wird mir freilich entgegensetzen daß aus Kiniata nicht gut Simijach entstehen kann, aber dasselbe findet bei der Bildung des Namens Tossia aus Xoxeta statt, und kommt noch sonst hin und wieder bei mittelalterlichen Namen vor.

Um 1½ Uhr erreichten wir das Dorf Karadscha Wiran, welches in einem Krater liegt. Es gilt wegen seines Districtsgerichts und seiner Poststation wieder als Kassaba, hält aber nur 150 bis 160 Häuser, und hat zwei Moscheen. Außer dem Gersten- und Weizenbau nähren sich die Einwohner von der Viehzucht, die sich jedoch nur auf Angoraziegen und Rindvieh beschränkt.

Ich äußerte meine Absicht hier die Pferde zu wechseln und noch einen Ritt von einigen Stunden zu machen, fand aber ganz entschiedenen Widerstand gegen die Ausführung dieser Absicht. Der Müdir des Ortes, welcher mir in seinem Haus ein geräumiges Zimmer anbot, sagte mir ich würde vor Tscherkesch, 6 Stunden entfernt, gar kein Obdach antreffen, wenn ich nicht etwa in einem von der Landstraße weit entlegenen armseligen Dorfe einkehren wollte; aber die ganze Umgegend sey durch Räuberbanden unsicher gemacht, und da ich jetzt in seinem Verwaltungsdistrict sey, so sey er der Regierung für meine Sicherheit verantwortlich. Auch der Kawaß und der Sürüdschi weigerten sich entschieden für heute weiter zu reisen, und so mußte ich wohl bleiben. Ich konnte jedoch nicht umhin meinen alten Unglauben in Betreff der Räuberbanden zu predigen, aber der Müdir entgegnete ruhig, ich möchte nur verweilen und eine Pfeife anzünden, er würde mir sogleich etwas zu essen bringen lassen, worauf er mich verließ, um die im anstoßenden Zimmer abgebrochene Gerichtsverhandlung wieder aufzunehmen. Bald wurden die Stimmen lauter, und nach einer halben Stunde ward ein Kerl gebunden hinausgeschleppt und von zwei Landgendarmen (Zabtié) zu Pferde in die Mitte genommen und abgeführt. Auf meine Frage wer er sey, sagte man mir, er sey ein Dieb den man eingefangen habe, und der nun zum Statthalter nach Tschangri zur Bestrafung abgeführt werde; man habe vor wenigen Tagen ein ganzes Quantum Tuch aus einem Waarenlager gestohlen. Bald darauf erschienen noch ein halbes Dutzend Zabtié, lauter charakteristische und malerische Gestalten, in den buntesten und abenteuerlichsten Uniformen, um vom Müdir Ordres zu empfangen, worauf sie mit verhängtem Zügel davon sprengten. Nachher erfuhr ich daß der Müdir sie ausgeschickt hatte um die Landstraße bis Tscherkesch zu recognosciren, und vor ihrer Rückkehr durfte ich Karadsch Wiran nicht verlassen.

Die Gegend erinnerte mich in mehrfacher Beziehung an Bozuk, welches ich vor sechs Jahren durchreist hatte; es war derselbe Mangel an Baumwuchs, dieselbe Unsicherheit der Straßen, dieselbe Abgelegenheit der Dörfer, ja sogar dasselbe elende Brod, so dünn wie Papier und zugleich die Stelle der Serviette, des Tischtuchs und der Gabel vertretend, und ich würde mich gar nicht wundern wenn ich den Tezek wieder angetroffen hätte, aber der Müdir ließ

mein Zimmer durch einen eisernen Ofen mit Holz heizen. Der wesentlichste Unterschied war die gänzliche Abwesenheit des Kamels, von welchem ich während der ganzen Reise nicht ein einziges Exemplar gesehen habe, während ich sie in Bozuk zu Tausenden weiden sah und in jedem andern Theil von Kleinasien täglich mehrern Karawanen begegnete.

Sonntag, 12 Oct. Um 7½ Uhr kehrten die Zabtie zurück und statteten ihren Bericht ab, und um 7¾ Uhr standen vier Pferde gesattelt vor der Thür, eins für mich, eins für den Kawassen, eins für den Stallbschi und eins für den Zabtie, der mich als Escorte bis Tscherkesch zu begleiten hatte und für meine sichere Ankunft daselbst einstehen mußte. Es hatte die Nacht gefroren, denn die ganze Gegend liegt einige tausend Fuß über dem Niveau des Meeres; es war auch noch ziemlich kalt, weil die Sonne zwar schon aufgegangen, aber noch hinter den Bergen war. Sobald indeß ihre belebenden Strahlen auf uns fielen, war das Gefühl der Kälte verschwunden. Wir ritten noch immer aufwärts, und da meine Türken sich unterwegs allerlei Räubergeschichten erzählten, unter abwechselnden Tschibuks, so ritt ich voraus, ohne mich an die etwaigen Räuber zu kehren, von denen ich auch wirklich kein einziges Exemplar sah. Meine Isolirung hatte aber den Nachtheil daß ich nicht die Namen der Ortschaften erfahren konnte, und so wartete ich bis meine Türken mich wieder eingeholt hatten. Bald entdeckte ich daß ich sehr Unrecht hatte mich von ihnen zu isoliren, denn ich fand daß ihre Unterhaltung für mich eine reiche Quelle von Belehrung über den Zustand des Landes war. Namentlich war der Zabtie über alle Verhältnisse der Umgegend sehr genau unterrichtet, und mein anfänglicher Verdruß darüber daß man mir eine überflüssige Escorte aufgedrungen hatte, verschwand.

Wir passirten wieder eine Anzahl Dörfer, welche seitwärts vom Wege liegen; um 8½ Uhr Tschaundur (dreisylbig) links vom Wege; um 9 Uhr Tschamar, rechts; bald darauf Bozguschi links, und etwas weiter Tschardak links. Um 9½ Uhr Halt in einer Wächterstation, wo ich denn auch ganze Haufen von Tezek aufgethürmt sah, da weit und breit kein Baum zu sehen war. Hier hören die vulcanischen Spuren einige Zeit auf, doch kommen sie später wieder zum Vorschein. Von nun an geht der Weg abwärts; um 10 Uhr stiegen wir wieder zu Pferde, und erreichten nach 10 Minuten das ziemlich große Dorf Karadschalar, welches zu beiden Seiten des Weges liegt. Kurz vor 11 Uhr passirten wir eine Stelle, wo ich zum erstenmal seit meiner Abreise von Ineboli antike Baureste sah; es muß hier im Alterthum ein Gebäude gestanden haben, wovon noch verschiedene, theils aufrecht stehende, theils liegende Säulen übrig geblieben sind. Links vom Wege liegt das Dorf Satschak. Bald darauf erreichten wir eine Quelle, wo sich der Weg, der von Tossia bis hierher die Richtung westsüdwest hatte, genau nach Westen wandte. Wir sahen hier links das Dorf Derenköi und rechts Aliözi, und eine Viertelstunde weiter, links Hadschilar und rechts Kadözi. Darauf wurde der Weg öder und einförmiger, bis wir endlich in der Ferne Tscherkesch erblickten, wo wir um 1 Uhr eintrafen.

(Fortsetzung folgt.)

Meteorologische Briefe.

XI.

Es ist allgemein bekannt daß die atmosphärische Luft, in der wir athmen und leben, und von welcher als der ersten Lebensbedingung unser Wohl und Weh abhängt, in ihrem absolut trockenen Zustand nur aus einem Gemenge von Gasen besteht, deren Mischungsverhältniß zu allen Tags- und Jahreszeiten, über dem Lande wie auf der Oberfläche des Meeres, auf den Höhen der Berge wie in tiefen Schluchten, sich so ziemlich gleich bleibt. Wenigstens ist die bisher beobachtete Schwankung in dem relativen Gehalt des Sauerstoffs, Stickstoffs und Kohlenstoffs und die sich nur durch ganz genaue Analysen, wie sie Levy in Paris und andere anstellten, finden lassen, nicht größer als etwa ein Fünftel Procent. Aber auch diese Schwankung in der Menge der die Atmosphäre zusammensetzenden Gase ist vielleicht Folge der Quantität eines weitern Bestandtheils, der zwar nie in einem seiner Aggregatzustände gänzlich fehlt, aber doch mit jeder Tages- und Jahreszeit, mit jeder veränderten Windrichtung, mit der Schwankung des Luftdrucks, und besonders dem veränderten Zustande der Erdoberfläche in seiner Menge und seinem Aggregatzustand wechselt, nämlich des Wassers.

Seht diesen tiefblauen Himmel, der nach allen Seiten hin uns den Anblick der reinsten Luft, in der es sich am leichtesten athmet, gewährt! Kein Wölkchen unterbricht die in sanfter östlicher Strömung begriffenen trockenen Luftmassen. Bald aber ändert sich einigermaßen die Scene. Der früher hohe Luftdruck beginnt zu sinken, die Windfahne dreht sich südlich, und an der kurz zuvor noch gleichmäßig blauen Himmelsdecke zeigen sich weiße, entweder langgestreifte oder fleckenartig verbreitete Schafwölkchen. Die Sonne sinkt. Während sie gestern unbewölkt untergieng und nur das gelbe und röthliche Licht den westlichen Himmel zur Dämmerungszeit bezeichnete, brechen sich heute die Strahlen in zahlreichen Wolken, die je nach ihrer Dichtheit und Stellung zur untergehenden Sonne verschiedene Farben entsenden und ein prachtvolles Schauspiel gewähren. Am folgenden Tage hat das Himmelszelt wieder ein anderes Ansehen. Ausgedehnte weiße, zusammengeballte Wolken besetzen in Zwischenräumen allenthalben die blaue Decke, so daß dieselbe wie ein mit weißen Blumen gestickter Teppich sich ausnimmt. Die zerstreuten Haufenwolken treten immer näher zusammen, so daß sie endlich den ganzen Himmel besetzen, und nirgends mehr das reine Blau sichtbar ist. Endlich verschwinden auch die Abgränzungen der Wolken, und ein gleichmäßiger grauer Schleier, aus dem anhaltender Regen fällt, breitet sich über unserm Haupt aus. Alle diese Zustände der Luft, verbunden mit den verschiedenartigen Niederschlägen von Nebel, Reif, Regen, Hagel und Schnee, sind nur von dem einen dem Wechsel unterworfenen Bestandtheil, dem Wasser, abhängig. Alle Witterungszustände in ihren verschiedenen Nüancen, je nach Klima und Jahreszeit, unterscheiden sich eigentlich durch nichts anderes als durch den Wassergehalt der Luft, so wie dadurch daß das Wasser entweder als durchsichtiger Dunst der Atmosphäre beigemengt ist, oder sich ein Theil desselben zu Nebelbläschen oder größern Tropfen condensirt, oder endlich das Wasser den festen Zustand von Eiskrystallen angenommen hat. So großartig auch

Digitized by Google

die Vorgänge im Luftocean ſind, und wie mächtig ihre Wirkung auf die organiſche Welt ſich äußert, ſo beruhen ſie doch auf einfachen phyſikaliſchen Geſetzen, und wir ſehen täglich vor unſern Augen, ohne daß wir es beachten, dieſelben Erſcheinungen, welche im großen uns ſo räthſelhaft vorkommen, und die unſere Sinne und Phantaſie lebhaft erregen.

Wenn wir in ein wohlverſchloſſenes Zimmer ein offenes, mit Waſſer gefülltes Gefäß bringen, ſo werden wir finden daß es bereits nach einigen Stunden etwas von ſeinem Gewicht verloren hat. Es iſt daher ein Theil der Flüſſigkeit in die das Zimmer erfüllende Luft übergegangen, ohne daß die letztere ihre Durchſichtigkeit verloren oder die Wände und übrigen feſten Oberflächen naß geworden wären. Es folgt daher aus dieſem Phänomen daß die Luft eine gewiſſe Quantität Waſſer als durchſichtigen Dunſt in ſich laſſen kann, der ſich unſerer unmittelbaren ſinnlichen Wahrnehmung gänzlich entzieht. Denſelben Schluß müſſen wir ziehen wenn wir ſolche Körper der atmoſphäriſchen Luft ausſetzen welche das Waſſer begierig in ſich aufnehmen, und ſich mit demſelben chemiſch verbinden, wie gebrannten Chlorkalk, concentrirte Schwefelſäure. Wir finden nämlich daß dieſe in einem offenen Gefäß geſtandenen Körper nach einiger Zeit an Schwere zugenommen, indem ſie ſich mit dem in der Luft als Dunſt befindlichen Waſſer verbunden haben.[1] Wiſſen wir durch dieſe und ähnliche Experimente daß zu jeder Jahreszeit und in allen Zonen der Erde wenigſtens die untern Luftſchichten eine Quantität Waſſer in ſich aufgelöst haben, ja daß die ſcheinbar ſehr trockenen Luftſchichten, die über die heißen Savannen Südamerika's ausgebreitet ſind, wo es nur ſelten zum Regen kommt und die Thiere vor Durſt lechzen, noch Feuchtigkeit genug beſitzen um die ſaftreichen Waſſermelonen, den Melonenkaktus und ähnliche den Thieren als Getränke und als Speiſe dienende Früchte zur Reife zu bringen, ſo frägt es ſich weiter in welcher Quantität die Luft die Dünſte im aufgelöſten Zuſtand in ſich aufnehmen könne, ferner welche Einflüſſe auf die größere oder geringere Capacität der Luft hinſichtlich auf Dünſte Bezug haben, und welche Veränderung der Aggregation jene Waſſertheile erfahren die in einer beſtimmten Atmoſphäre nicht mehr im aufgelöſten Zuſtande verharren können.

Bleiben wir bei dem eben angeführten einfachen Experiment und wollen wir annehmen daß im Anfange des Verſuches die Temperatur der im offenen Gefäße befindlichen Flüſſigkeit nicht viel von der im Zimmer herrſchenden differire. Erhöhen wir jetzt die Wärme der Flüſſigkeit durch eine untergeſetzte Spirituslampe, ſo wird ſich die Quantität der aufſteigenden Dünſte vermehren, ſo daß die Flüſſigkeit in einer beſtimmten Zeit weit mehr an Gewicht verliert als dieß bei ihrer frühern Temperatur der Fall war. Zugleich werden wir jetzt die in die Höhe ſteigenden Dünſte mit Augen ſehen können, denn ſie treten nicht mehr im aufgelöſten Zuſtande nach den ſie unmittelbar berührenden Luftſchichten über, ſondern conſendiren ſich zu Dampf oder Nebel. Bei näherer Unterſuchung finden wir daß dieſer die Durchſichtigkeit der Luft hemmende Niederſchlag aus kleinen, höchſt wahrſcheinlich hohlen Tröpfchen von etwa $^1/_{1000}$ Pariſer Zoll Durchmeſſer beſteht, die ſich bald in der Luft in durchſichtigen Dunſt verwandeln, während Tauſende von neuen Bläschen aus der Flüſſigkeit aufſteigen. Obgleich nun die Urſache der Dampfbildung offenbar in der erhöhten Temperatur des Waſſers zu ſuchen iſt, ſo liegt der nächſte Grund derſelben doch nicht darin daß die Zimmerluft zu kalt ſey, um die warmen Dünſte in ſich aufzulöſen. Es ſteigen vielmehr aus dem warmen Waſſer eine zu große Menge Dünſte auf, als daß die das Gefäß unmittelbar berührenden Lufttheile ſie auflöſen könnten, weßhalb ſie ſich zu Dampfbläschen condenſiren, die ſich erſt in dem weitern Luftraume wieder auflöſen. Wie das durch Feuer erwärmte Waſſer ſich zur Zimmertemperatur von etwa 14—18° R. verhält, ſo beſteht eine ähnliche Temperaturdifferenz zwiſchen dem kalten Waſſer von etwa 6—8° R. und der ſehr kalten Luft von — 10—15° R. Deßhalb ſehen wir des Winters an ſehr kalten Tagen den Rauch aus den fließenden Gewäſſern ſteigen, ſo wie ſchon bei mäßig kalter Luft die in der exſpirirten Luft der Menſchen und Thiere enthaltenen Waſſertheile ſich zu Dampfbläschen condenſiren.

Aus den bisherigen Betrachtungen ergibt ſich ſchon daß es bei der Auflöſungscapacität der Luft in Bezug auf Waſſerdünſte durchaus auf die Temperatur der Atmoſphäre ankommt und mit derſelben das Vermögen, Waſſerdünſte zu abſorbiren, ſich vergrößert. Dieſes Verhältniß iſt aber für die ganze Meteorologie ſo wichtig und auch für die ſanitätiſchen Zuſtände, die ſich ja großentheils nach der Luftbeſchaffenheit richten, von ſo großer Bedeutung, daß wir uns darüber noch nähere und genauere Aufſchlüſſe verſchaffen müſſen. Wenn wir aus einer oben zugeſchmolzenen Glasröhre die Luft mit einer Luftpumpe ausziehen, die Röhre dann auf Queckſilber ſetzen und einen Tropfen Waſſer in den leeren Raum ſteigen laſſen, ſo wird dieſer ſogleich im leeren Raum in Dunſt ſich verwandeln. Daſſelbe wurde zwar auch in der mit trockener Luft erfüllten Röhre geſchehen, ja nach einem merkwürdigen, von Berthollet und Dalton entwickelten Geſetze kann ein gewiſſer Raum dieſelbe Quantität Dämpfe und Gaſe bei einer beſtimmten Temperatur faſſen, mag er vorher mit einer Luftart ſchon erfüllt ſeyn oder nicht; aber die Verbreitung der Dünſte geſchieht im leeren Raume ungleich ſchneller, und kann mit weit größerer Genauigkeit beobachtet werden. Laſſen wir nun in die erwähnte luftleere Rohre einen zweiten und dritten Tropfen ſteigen, ſo werden auch ſie ſich in der Röhre zu Dunſt verwandeln. Nach fortgeſetztem Verfahren dieſer Art wird ſich aber zeigen daß ſich endlich kein Waſſer mehr im Raume auflöst, ſondern daſſelbe im flüſſigen Zuſtande auf dem Queckſilber ſchwimmen bleibt. Sobald wir aber die Glasrohre um einen Grad Reaumur erhöhen, ſo löst ſich ſchon eine größere Quantität Waſſer auf, die aber ſogleich wieder als kleine Tröpfchen an den Wänden der Glasrohre ſich niederſchlagen, wenn die Temperatur der letztern niedergeſunken iſt. Enthält nun der Raum der Röhre gerade ſo viel Dünſte als er zu faſſen im Stande iſt, ſo nennen wir ihn geſättigt. Durch die angeführte Methode haben nun die Phy-

[1] Die Wirkung des Chlorkalks als luftreinigendes Mittel beruht nach unſerer Anſicht hauptſächlich auf dem Vermögen deſſelben ſich mit Waſſer chemiſch zu verbinden, und dieſe Verbindung unter allen möglichen Verhältniſſen einzugehen. Durch dieſe Verwandtſchaft geſchieht es nämlich daß die den Chlorkalk umgebende Luft ihrer Waſſertheile und der in denſelben ſich befindenden organiſchen Stoffe beraubt wird. Mag nun die Urſache der Infection der Luft in mikroſkopiſchen Pilzen, in Infuſorien oder edloſem organiſchen Stoff, oder endlich in fremdartigen, durch die Exhalaiſon der Luftſchichten beigemengten Gaſen beſtehen, immer wird durch Entziehung des Waſſers der ſchädliche Stoff getödtet, unwirkſam gemacht oder abſorbirt, da die abſolut trockene Luft weder lebendige noch in Zerſetzung begriffene organiſche Stoffe in ſich aufnimmt, ſo wie die fremdartigen Gaſe in der Regel ebenfalls nur den Waſſerdünſten ſich beigeſellen.

ſiker gefunden daß ein Kubikfuß Luft von — 20° R., wenn er auch vollkommen mit Dünſten geſättigt iſt, nur $^{6}/_{10}$ Gran Waſſer in ſich zu faſſen im Stande iſt. Dasſelbe Volum Luft von 0° R. kann 3.6 Gran, von + 10° R. 7.9 Gran, von + 20° R. 15.9 Gran, von + 30° R. 29.6 Gran Waſſer im aufgelöſten Zuſtande enthalten. Die Luft in der wir leben iſt nur ſelten vollkommen mit Dünſten geſättigt, ſondern es ſchwankt die Feuchtigkeit der Luft beſtändig, je nachdem entweder locale Urſachen, wie Waſſeroberflächen, Sümpfe, Wälder, Wieſen einerſeits, Kalk- und Sandflächen andererſeits die Luftfeuchtigkeit vermehren oder vermindern, oder allgemeine Urſachen, wozu vorzüglich die Luftſtrömungen und die Nähe oder Entfernung des Oceans gehören, auf die Feuchtigkeitszuſtände der Luft wirken. Da wir aber nun zur Genüge wiſſen daß die Temperatur der Luft es vorzüglich iſt welche die Aufnahmsfähigkeit für Waſſerdünſte beſtimmt, ſo iſt es auch einleuchtend daß eine heiße Luft von etwa 20° R., wenn ſie auch nur zur Hälfte mit Dünſten erfüllt iſt, für unſer Gefühl daher ſehr trocken erſcheint, dennoch weit mehr Dünſte in ſich enthält als eine Luft von + 5° R., wenn ſie auch vollkommen mit Dünſten geſättigt iſt. Deßhalb iſt es, wenn es ſich um die meteorologiſche und ſanitätiſche Bedeutung des Feuchtigkeitszuſtandes der Luft handelt, nicht genügend im allgemeinen eine feuchte oder trockene Luft, wie ſie ſich unſerm Gefühle darſtellt, zu unterſcheiden, ſondern wir müſſen die relative Feuchtigkeit oder diejenige Dunſtmenge welche eine Luft im Verhältniſſe zu ihrer vollkommenen Sättigung enthält, von der abſoluten Feuchtigkeit trennen, welche überhaupt das Gewicht der Waſſermenge bedeutet die eine Luft in einem beſtimmten Raume enthält. Nur die erſtere iſt in ihren Extremen unſern Sinnen wahrnehmbar, während die letztere nur durch wiſſenſchaftliche Forſchung und durch künſtliche Inſtrumente ermittelt werden kann.

Nicht nur die Quantität der in einer Luft von beſtimmter Temperatur befindlichen Dünſte, auch der Druck den dieſelben ſo wie die atmoſphäriſche Luft ſelbſt auf die Erde ausüben, läßt ſich durch das oben angeführte Experiment ermitteln. Wir wiſſen daß der obere Theil eines Barometers von der Gränze des Queckſilbers an bis zum geſchloſſenen Ende der Röhre luftleer iſt, und daher jene Eigenſchaften beſitzt die wir bei der zur Ermittlung der Menge der Waſſerdünſte in einem beſtimmten Raume vorausſetzten. Laſſen wir nun einzelne Waſſertropfen in dieſen leeren Theil der Röhre, den man den Torricelliſchen nennt, ſteigen, ſo wird das verdünſtende Waſſer zugleich einen Druck auf die Queckſilberſäule ausüben, ſo daß ſie einen niedrigern Rand als zuvor einnehmen wird. Die Differenz zwiſchen dem normalen Stand und dem durch die Waſſerdünſte deprimirten gibt jenen Druck den die letztern auf die Erdoberfläche ausüben. Auf dieſe Weiſe hat man gefunden daß eine vollkommen mit Dünſten geſättigte Luft, deren Temperatur jedoch nur — 20° R. beträgt, einen Druck auf der Erde ausübt, der einer Queckſilberſäule von $^{3}/_{10}$ Linie Höhe entſpricht. Die geſättigte Luft von 0° R. drückt mit einer Schwere von 2 Linien, bei + 10° R. übt die mit Dünſten geſättigte Luft einen Druck von $4^{3}/_{4}$ Linien, bei 20° R. einen Druck von $10^{2}/_{5}$, ſowie bei 30° R. $20^{8}/_{10}$ Linien Druck ausgeübt wird. Aus dieſen Facten läßt ſich ſchon erkennen daß im Sommer und in den Tropenländern, wo die Auflöſungs-Capacität der Luft bei weitem größer als im Winter und in kalten Ländern iſt, auch der Dunſtdruck viel bedeutender ſeyn muß. Es liegt uns aber daran nicht nur im allgemeinen dieſe Verhältniſſe zu kennen, ſondern zu jeder Zeit mit Genauigkeit beſtimmen zu können, wie groß die abſolute und relative Feuchtigkeit der uns umgebenden Luft ſey.

Schon in älterer Zeit gebrauchte man organiſche Körper die ſich in der trockenen Luft zuſammenziehen, in der feuchten ausdehnen, um hiedurch den Feuchtigkeitsgrad der Atmoſphäre zu beſtimmen. Es laſſen ſich aber durch ſolche Inſtrumente, von welchen das Haarhygrometer von Sauſſüre das vollkommenſte dieſer Art iſt, nur die relativen Feuchtigkeitsgrade beſtimmen, während die noch weit wichtigere abſolute Feuchtigkeit unbekannt bleibt. Mehrere Phyſiker, wie Daniell, Hutton, Gay-Luſſac haben ſich um die Hygrometrie in neuerer Zeit verdient gemacht, und dennoch kann der Zuſtand dieſes wichtigen Zweiges der Meteorologie, wie er ſich gegenwärtig befindet, noch nicht vollkommen genügen. Das vollkommenſte und für den öftern Gebrauch paſſendſte Inſtrument zur Meſſung der Feuchtigkeitszuſtände der Atmoſphäre iſt das jetzt allgemein gebrauchte Pſychrometer oder der Kaltmeſſer von Hutton, dem Auguſt einige Modificationen gegeben hat. Es beſteht dieſes Inſtrument aus zwei Thermometern, wovon die Kugel des einen zur Zeit der Beobachtung befeuchtet und mit einem Mouſſelin-Läppchen umgeben wird. Durch die Verdunſtung des deſtillirten Waſſers wird Wärme gebunden, ſo daß die befeuchtete Kugel erkaltet und in den meiſten Fällen eine niedrige Temperatur anzeigt als das trockene Thermometer. Je trockener aber die Luft iſt, deſto ſchneller wird die Verdünſtung erfolgen, deſto größer wird die pſychrometriſche Differenz oder der Unterſchied des trocknen mit dem befeuchteten Thermometer ſeyn. Da wir aber wiſſen wie viel Dünſte bei der herrſchenden Temperatur in der Luft wären wenn dieſelbe vollkommen geſättigt wäre, ſo läßt ſich durch Abzug einer Größe von der vollkommenen Dunſtſättigung, die ſich nach der pſychrometriſchen Differenz und dem Luftdruck richtet, mit Leichtigkeit die vorhandene abſolute und relative Feuchtigkeit berechnen. In dem Augenblicke wo ich dieſe Zeilen niederſchreibe (28 October Nachmittags $2^{1}/_{2}$ Uhr) ſteht das im Schatten angebrachte Lufthermometer auf + 5.8° R., das befeuchtete Thermometer aber auf + 3.1° R., die pſychrometriſche Differenz daher 2.7°. Wäre bei einer Temperatur von 3.1° R. die Luft vollkommen mit Dünſten geſättigt, ſo würde ſie den gemachten Verſuchen zufolge mit einer Schwere von 2.64‴ P. auf die Erdoberfläche drücken. Aber die vorhandene pſychrometriſche Differenz zeigt uns daß die Luft jetzt nicht mit Dünſten geſättigt iſt, da außerdem durch die Befeuchtung des einen Thermometers keine erhöhte Verdunſtung ſtattfinden könnte. Ich ziehe daher, um den in dieſem Augenblicke herrſchenden Dunſtdruck zu finden, nach einer berechneten Formel und mit Berückſichtigung des Münchner Barometerſtandes von 318‴ P., die Größe 0.82‴ von der vollkommenen Dunſtſättigung ab, ſo daß der Dunſtdruck ſich jetzt auf 1.82‴ P. herausſtellt. Da wir wiſſen daß bei jeder Temperatur nur eine beſtimmte Quantität Dünſte in der Luft aufgelöst ſeyn kann, ſo können wir uns die Frage aufwerfen: bis zu welcher Temperatur kann bei der jetzigen Dunſtmenge die Luft ſinken um vollkommen geſättigt zu ſeyn, ſo daß bei der noch mehr fallenden Temperatur ein Niederſchlag erfolgt? Die gemachten Verſuche lehren uns daß eine Luft von — 1° R. Temperatur eine Dunſtſättigung beſitzt welche gerade dem Drucke von 1.82‴ entſpricht. Wir ſagen

Digitized by Google

daher daß die Temperatur von — 1° R. den Thaupunkt für die in diesem Augenblicke herrschenden Temperatur- und Dunstverhältnisse bildet. Im Falle daher, was sehr wahrscheinlich ist, während der Nacht die Wärme unter — 1° R. fällt, so wird die jetzt vorhandene Dunstmenge sich nicht mehr im aufgelösten Zustande in der Luft halten können, es wird ein Niederschlag als Nebel oder Reif erfolgen. — Durch die gefundenen Größen wissen wir aber noch nicht den Grad der relativen Feuchtigkeit, oder das in Zahlen ausgedrückte Verhältniß der in der Luft vorhandenen Feuchtigkeit zur vollkommenen Sättigung. Auch diese Größe läßt sich aus den durch das Psychrometer angezeigten Verhältnissen mit Hülfe der bekannten Beobachtungen leicht finden. Die vorhandene Lufttemperatur entspricht nämlich in ihrer vollen Sättigung einem Dunstdruck von 3.34‴ P., der gefundene Dunstdruck aber beträgt 1.82‴. Das Verhältniß der vollen Sättigung zur wirklich vorhandenen Feuchtigkeit ist daher wie 1 : 0.514 oder die Luft ist etwa zur Hälfte mit Dünsten gesättigt — ein Verhältniß das die Luft in dieser Jahreszeit zu einer sehr trockenen stempelt. Auf dieselbe Weise finden wir auch die Quantität der Dünste, welche dem Gewichte nach in diesem Moment in einem bestimmten Raume vorhanden ist. Bei vollkommener Dunstsättigung würde nämlich eine Luft von + 5.8° R. 8.94 Gran Wasser in einem Kubikfuß enthalten. Da aber die relative Feuchtigkeit nur 0.514 beträgt, so enthält gegenwärtig ein solcher Raum 4.48 oder etwa 4½ Gran Wasser im aufgelösten Zustande.

Obgleich alle diese Daten mit Leichtigkeit durch das August'sche Psychrometer mit Hülfe von Tabellen gefunden werden, und wir dadurch über die hygrometrischen Verhältnisse der Luft hinlänglichen Aufschluß erhalten, so lassen die gewonnenen Resultate dennoch manches zu wünschen übrig. Insbesondere hat der Grad der herrschenden Luftströmung sehr merklichen Einfluß auf die Erkältung des betrachteten Thermometers, mithin auf die sich ergebenden Ziffern, d. h. daß die Feuchtigkeit der Luft durch eine schnellere Strömung in der That sich vermindert. Nachdem ich zu wiederholtenmalen auch von der hiedurch entstehenden Unsicherheit der durch das August'sche Psychrometer gewonnenen Resultate überzeugt hatte, machte ich den von den Meteorologen günstig aufgenommenen Vorschlag, die Observationen in der Art vorzunehmen daß das Psychrometer jedesmal vor der anzustellenden Beobachtung zur Abwendung jeder Luftströmung in einen gläsernen Kasten von bestimmter Dimension gesetzt würde, wodurch wir jedenfalls gleichmäßige Resultate erhalten.

Wenn die aus feuchtem Boden, aus Wiesen, Wäldern, Sümpfen und besonders aus tiefen Gewässern aufsteigenden Dünste eine höhere Temperatur als die sie berührenden Luftschichten haben, so daß diese nicht im Stande sind sie aufzulösen, so condensiren auch sie sich zu ausgebreiteten Nebeln, wie wir dieses bei uns, besonders im Herbst, wo die Erde in einer gewissen Tiefe und manche Gewässer erst das Maximum der Jahrestemperatur erlangen, während die Luft schon sehr erkaltet ist, bemerken. Es erscheint zu dieser Zeit, besonders des Morgens, ein Wald, ein Sumpf, eine Wiese oder ein Fluß von einer Anhöhe aus gesehen in eine Wolke gehüllt, die sich erst bei zunehmender Tagestemperatur zu durchsichtigem Dunst auflöst. Am großartigsten zeigen sich diese Nebel an den Westküsten des Oceans, wo zur Herbst- und Winterszeit die Meeresoberfläche aus schon früher erörterten Gründen eine höhere Temperatur als die sie bedeckenden Luftschichten besitzt, weßhalb sich die aufsteigenden Dünste zu dichten Nebelbläschen condensiren, welche die Luft so undurchsichtig machen daß zu Hamburg, London und andern Seeplätzen des Winters oft mitten am Tag eine künstliche Beleuchtung nöthig ist.

Uebertrifft aber die Temperatur der Erdoberfläche jene der untern Luftschichten nicht, oder ist sie niedriger als die letztere, so lösen sich die aufsteigenden Dünste in der Luft auf, und erst wenn bis zu einer gewissen Höhe, wo schon eine sehr niedrige Wärme herrscht, noch nicht alle Dünste aufgelöst sind, so condensiren sie sich zu Nebelbläschen, es entstehen jene verschiedenartigen Gebilde, die wir **Wolken** nennen. Die Höhe der Wolken richtet sich nach dem Feuchtigkeitszustand der Atmosphäre, sowie besonders nach der Temperatur. Während in den Tropenländern die Wolken in der Regel nicht unterhalb der Höhe von 9—10,000 Fuß über der Erdoberfläche sich zeigen, sinken sie bei uns bis auf 5000 Fuß, bilden sich in Irland schon in einer Höhe von 3000 Fuß, und erreichen endlich die Erdoberfläche an den Polen, wo man von einer Anhöhe aus in der wärmern Jahreszeit in der Regel die Erde mit einem Nebel bedeckt sieht, während in den Höhen die Luft ihre volle Durchsichtigkeit besitzt. Man könnte daher, analog der in den verschiedenen Zonen der Erde unterschiedenen Schneegränze, auch eine Linie für die Wolkenhöhe ziehen, die sich unter mancherlei Modificationen in der Aequatorialzone am meisten von der Erdoberfläche entfernt und allmählich derselben sich nähert, bis sie an den Polen sie berührt.

Land- und Sittenschilderungen von der Goldküste.

(Von Capitän N. Benchgarie d. ä. — Aus der Revue de l'Orient.)

Alle diese Küste durchströmenden Flüsse führen Goldstaub mit sich. Vielleicht gibt es kein Land auf dem Erdboden das reicher ist als dieses, und wenn es möglich wäre die Erde aufzugraben und die goldhaltigsten Landstriche zugänglich zu machen, so könnte man unberechenbare Schätze gewinnen. Unglücklicherweise aber bildet hier das Klima eine unübersteigliche Schranke. Wäre dieß nicht der Fall, so brauchte man nur den Sand der Flüsse zu waschen, den Boden einige Fuß tief aufzugraben um dieses reiche Mineral zu finden. Die Neger kennen die oberen Adern der Minen. Sie graben große, sieben bis acht Fuß tiefe Gruben, und entdecken Goldstaub in Fülle. Mit diesen Arbeiten beschäftigen sie sich während der schönen Jahreszeit; sie verlassen dieselben beim Eintritt der Regen; dann füllen sich die Gruben mit Wasser; die einstürzende Erde deckt sie ganz oder fast ganz zu, und die Neger gehen auf andere Punkte zur Fortsetzung ihrer Nachsuchungen.

Digitized by Google

Nach den Erkundigungen die wir an der Goldküſte theils bei Kaufleuten oder handeltreibenden Negern, theils bei den Häuptlingen und Caboceros eingezogen, ſo wie nach der Meinung der HH. Clapperton, John Beecham und anderer Reiſenden, welche ſich mit einer annäherungsweiſen Schätzung befaßt haben, kann als ausgemacht angenommen werden daß die Aſchantis und Fantis alljährlich aus ihren Minen mehr als hunderttauſend Unzen Gold gewinnen müſſen, ungerechnet dasjenige welches zu den für ihre Gräber, beim Tod ihrer Häuptlinge oder Verwandten, beſtimmten Goldſchmiedarbeiten und Juwelen gebraucht wird. Um von dem Reichthum dieſes Bodens einen Begriff zu geben, wollen wir erzählen was wir an der Goldküſte geſehen haben, und man wird daraus erkennen welche unermeßlichen Reſultate ſich erzielen ließen, wenn ein für Europäer oft mörderiſches Klima nicht hemmend entgegenträte.

Im Jahr 1848 waren wir in El Mina, bei Hrn. Bartels, einem reichen, im Lande ſelbſt gebornen, holländiſchen Kaufmann. Er ſprach mit uns von Verſuchen welche die Regierung der Niederlande angeſtellt, indem ſie zur Ausbeutung der ungemein reichen, von ſeinem „Comptoir“ nicht ſehr entfernten Landſtriche Bergleute aus Europa ſandte, und machte uns mit dem traurigen Ende dieſer armen Leute bekannt: ſie waren nach ſehr kurzem Aufenthalt, an Ort und Stelle ihrer Arbeiten ſelbſt, alle erlegen.

Um uns von der Menge des Goldſtaubs, welchen das Erdreich in der Umgegend von El Mina birgt, zu überzeugen, machte er uns den Vorſchlag, wir ſollten einmal einen Spaziergang außerhalb der Stadt machen und einen Diener mit uns nehmen, um am erſten beſten Ort an den wir kämen die Erde herbeizutragen. Wir willigten ein und machten uns auf den Weg. Als wir auf offenem Felde waren, forderte er uns auf an mehrern verſchiedenen Punkten Erde aufzuſammeln, damit wir ſähen wie groß die Menge Goldes ſey die wir darin fänden. Wir nahmen eine gewiſſe Quantität davon nach Hauſe, wogen zehn Pfund ab, und ließen ſie in eine große, für den Gebrauch der Goldwäſcher beſtimmte hölzerne Schüſſel thun. Die Behandlung gieng vor unſern Augen von Statten, und nachdem die Waſchung vollendet war, hatten wir ein Viertel-Akai, d. h. ungefähr neun Grän Gold gewonnen.

Eine Negerin welche ſich zwei Stunden lang mit dem Waſchen des Sandes, das der kleine Fluß El Mina mitführt, beſchäftigt, kann leicht einen Werth von 10 bis 15 Fr. Goldſtaub ſammeln. Es ſcheint daß jenſeits der Kong-Gebirge die Neger die Ausbeutungsweiſe der Minen eben ſo wenig kennen wie die Aſchantis; ſie begnügen ſich damit die obern Adern aufzuſuchen und das darin befindliche Gold herauszuwaſchen. Wir haben Quarzblöcke geſehen auf welchen Goldſtücke von einem, zwei und ſelbſt drei Kilogramm waren, und einige mit nach Frankreich gebracht, die durch die Reinheit des Minerals die Bewunderung der Goldſcheider erregten.

Die Amſterdamer Geſellſchaft, welche im Jahr 1847 Bergleute abſandte um zum zweitenmal die goldhaltigen Oertlichkeiten von Dabrugun auszubeuten, war in ihren Erfolgen ſehr unglücklich. Die Leute kamen zweiundzwanzig Mann ſtark an, und ließen ſich um die von den Negern verlaſſenen Gruben herum nieder: ſie bauten daſelbſt Baracken, und arbeiteten, ſobald die Regen aufgehört hatten, an der Austrocknung der Gruben; bald fanden ſie Goldadern, und hatten ſchon ziemlich viel Gold gewonnen, als Fieber und Ruhr ſie zehnteten. Nach Verfluß von zehn Monaten war nur noch der Unterdirector und ein Bergmann am Leben! Man mußte zum zweitenmal auf dieſe Ausbeutung verzichten. Der goldreichſte Theil ſcheint zwiſchen den Flüſſen Saint-André und Volta, dieſ- und jenſeits der Berge, zwiſchen Galam und dem Borko-Lande, zu liegen.

Die Neger betrachten die Minen als heilige Orte; wenn daher die Ausbeutungszeit eintritt, ordnet der König durch den Oberprieſter Opfer an, nach deren Darbringung man ſich an die Arbeiten begeben darf; auf dieſe Weiſe werden die Minen unverletzlich, und ſo lange das Verbot dauert, hüten ſich die abergläubiſchen und unterwürfigen Neger auf alle Weiſe ſie anzutaſten.

Wenn die Reiſenden, welche, wie Chateaubriand, Amerika durchwandert und die Schönheiten ſowie die majeſtätiſche Größe der Natur dieſes Welttheils geſchildert haben, das afrikaniſche Feſtland hätten beſuchen können, es hätten ſich auf dieſer geheimnißvollen Erde ihrer glühenden Einbildungskraft und ihrer poetiſchen Begeiſterung ganz andere Elemente der Bewunderung erſchloſſen. Sie würden der Wiſſenſchaft nützliche Entdeckungen gemacht, die Geographie, Ethnographie und Naturgeſchichte mit zahlreichen, noch unbekannten, des Studiums würdigen Gegenſtänden, welche dieſes für Europa ganz neue Land in Fülle beſitzt, bereichert haben.

In dieſem unermeßlichen Theile des Erdballs iſt alles groß und koloſſal. Unter dieſem brennenden Himmel, inmitten dieſer feuchten Atmoſphäre, gewinnen die Pflanzen, die Thiere erſtaunliche Maßverhältniſſe, und die Fiſche welche man in den Flüſſen und an der Küſte findet, ſtehen den Vögeln von denen dieſe weiten Landſtriche bewohnt ſind in nichts nach. Man ſieht Pflanzen deren Blätter mehrere Meter lang ſind, und Bäume die eine ungeheure Dicke und faſt unglaubliche Höhe beſitzen. Dergleichen ſind der Baobab und die hochſtämmige Mineſa; letztere erhebt ſich mehr als 130 Fuß über den Boden, gerad und gleichförmig; ſie trägt an ihrem Ende einen mächtigen Schaft, der ſich in einen Sonnenſchirm von zwanzig Meter im Umfang entfaltet; ihr Holz läßt ſich in trockenem Zuſtande leicht verarbeiten, und obſchon es faſt ſo leicht iſt wie Kork, beſitzt es doch Feſtigkeit genug um den Brandungen der Küſte Widerſtand leiſten zu können, wenn die Neger große und anmuthige Pirogen daraus verfertigt haben.

Der königliche Tiger, der Löwe, der Elephant, das Rhinoceros, die Boa-Schlange, die Krokodile ſind insgeſammt größer, kraftvoller als anderswo. Dasſelbe gilt von den Fiſchen, den Vögeln, und insgemein ſind auch die Neger weit kräftiger als alle andern Menſchenſchläge. Wenn man auf nur einige Stunden vom Meer entfernt das flache Land durchwandert, ſo findet man es ſchön in ſeiner wilden Natur, und je weiter man kommt, deſto ſchöner wird es durch ſeine ſo mannichfaltigen und nützlichen Erzeugniſſe.

Wie vorausſichtig und weiſe iſt die Natur! Sie ſchenkt dieſem brennenden Land reichliche Thaue während der neun Monate in welchen nicht ein Tropfen Waſſer fällt um die Erde zu erfriſchen und jenen umfangreichen Wäldern den zur Entwicklung der zahlloſen Pflanzen, die in ihnen keimen, nöthigen Saft zu verſchaffen. Welch troſtloſes Gemälde würden dieſe Gegenden darbieten, wenn ihnen dieſe wohlthätige Feuchtigkeit fehlte, und wie ſtünde es mit dem ewigen Frühling deſſen ſie ſich jetzt erfreuen!

Digitized by Google

Die Kaffeestaude, das Zuckerrohr, der Gewürznelken- und Caneelbaum, ſowie eine Menge in den andern zwiſchentropiſchen Ländern bekannter Arten, deßgleichen der Gummibaum, das Sandel- und Farbholz ꝛc. wachſen in Afrika. Reis, Mais, Gemüſe aller Arten und ſchmackhafteſte Obſt kommen ohne Anbau daſelbſt fort. Der Neger genießt alle dieſe Reichthümer, ernährt ſich davon, ohne daß er ſich um ihre Pflege bekümmert. Man darf ſich daher nicht wundern daß er faul iſt und ſein Land ſo ſehr liebt; in welcher Lage er erſt auch ſeyn mag, ſtets fühlt er Heimweh, und hat er ſein Vaterland in einem ſolchen Alter verlaſſen daß ihm die Erinnerung daran geblieben, ſo ſpricht er unabläſſig mit Bedauern davon. Auch lebt er in der vollſtändigſten Trägheit und Sorgloſigkeit, und ſo verfließt ihm ſein Leben in ungetrübtem Glück. Obſchon er Sklave iſt und von einem launenhaften und unumſchränkten Herrn verkauft oder getrieben werden kann, genießt er doch einer ſcheinbaren Freiheit, und bewahrt ſie oft ſein ganzes Leben lang. Da er nichts beſitzt, nichts zu bedauern hat, ſo ſieht er den Tod ohne Furcht und Leid herannahen. Er hat in dieſer Welt keine andere Sorge als die um ſich ſelbſt; die Natur ſorgt für alle ſeine Bedürfniſſe: er findet dieſe Güter bei ſeiner Geburt, genießt ſie ohne Ueberdruß, ohne Leidenſchaften, und verläßt ſie ohne Kümmerniß. Ganz Weiber und Kinder bedürfen ſeiner nicht mehr, und die Anhänglichkeit, die ſtets im Verhältniß zu den Mühen und Sorgen ſteht die man gegeben oder empfangen, iſt bei ſolchen dem Naturzuſtande ſo nahen Menſchen eine faſt unbekannte Eigenſchaft.

Von allen Gewächſen iſt der Cocosbaum den Negern am Nützlichſten, beſonders jetzt wo ſie angefangen haben ſchönen Gewinn aus ihren Früchten zu ziehen. Von dieſem Baum, welcher, unter der generiſchen Benennung Palmbaum, ſo mannichfaltige Arten hat, ſind zwei Sippen vorhanden die in der Nähe des Aequators beſonders gedeihen: die eine führt den Namen Cocosbaum, deſſen Früchte ſehr groß ſind; die andere wird einfach Palmbaum genannt, und hat ähnliche Früchte wie der Cocosbaum, allein ſie beſitzen nur die Größe einer Nuß, und ſind im Zuſtand der Reife mit einem gelben Fleiſche bedeckt, aus dem man ein Pflanzenöl gewinnt, das im Handel unter dem Namen Palmöl bekannt iſt.

Erſt ſeit etwa dreißig Jahren haben die Neger des Küſtenlandes angefangen ſich der Bereitung des Oels zu widmen; früher bedienten ſie ſich dieſes Stoffs nur zu ihrem eigenen Gebrauch; jetzt aber beſchäftigt dieſer Induſtriezweig einen Theil der Bevölkerung von Gambien an bis zu den portugieſiſchen Beſitzungen im Süden. Der Handel verwendet das Palmöl bei einer Menge von Fabrikgeſchäften, und ſein Verbrauch iſt in den letzten Jahren zu einem beträchtlichen Werth geſtiegen. Auch hat der Handel den man an der afrikaniſchen Küſte damit treibt, bewundernswerthe Reſultate geliefert. Der Saft eben dieſes Palmbaums gibt ein vortreffliches erfriſchendes Mittel, wenn man ihn bald nach ſeiner Gewinnung vom Baume genießt. Er bildet das gewöhnliche Getränk der Neger. Wenn er aus der Pflanze herauskommt, gleicht er, ſowohl an Farbe wie an Geſchmack, vollkommen dem Gerſtentrank: einige Stunden nachher nimmt er einen ſehr angenehmen ſauern Geſchmack an, und dann trinkt man ihn mit dem größten Vergnügen. Nach Verfluß eines Tags wird er roſenfarben und ganz bitter: allein die Neger wenden große Sorgfalt darauf daß er nicht in dieſes Gährungsſtadium gelangt. Der Baum muß ſein fünftes Jahr zurückgelegt haben, wenn die Flüſſigkeit ihre volle Güte erreichen ſoll; man läßt ihm dann (wie unſere Gärtner ſagen) zur Ader, worauf ſo viel Saft herausſickert daß man in Zeit von vierundzwanzig Stunden ungefähr zwei Liter davon gewinnen kann. Dieſe Flüſſigkeit wird in irdene Gefäße aufgefangen, die man unter den am Baum gemachten Einſchnitt hängt. Die Neger laſſen dieſes Getränk durch ihre Weiber, deren Hauptgeſchäft es bildet, mit großem Fleiße ſammeln, und die Männer verkaufen es dann an der Küſte. Sie kommen gewöhnlich um die Mittagsſtunde an, und werden mit Ungeduld erwartet, da jedermann ſich ſehnt mit dieſem koſtlichen Trank ſeinen Durſt zu ſtillen. Der Cocosſaft iſt überdieß äußerſt erfriſchend und eines der kräftigſten diuretiſchen Mittel; ſeine temperirende Thätigkeit auf Magen und Eingeweide iſt ſehr wirkſam; er beruhigt ihre Ueberreizung in einem ſo warmen Lande, wo die Entzündungskrankheiten ſo häufig ſind. Auch rathen wir denjenigen welche unter dieſen Breitegraden reiſen, das Trinken deſſelben nach ihren Mahlzeiten, und wenn die Verdauung vorüber iſt, nicht zu unterlaſſen; es wird ihnen ſehr heilſam ſeyn; wir ſind der feſten Ueberzeugung daß alle welche ſich dieſer Gewohnheit hingeben, ſich wohl dabei befinden werden.

Das Cocoswaſſer iſt, nüchtern getrunken, ebenfalls ſehr gut und erfriſcht in hohem Grade, allein man darf nicht zu viel trinken, weil es ſonſt abführend wirkt. Uebrigens ſind dieſe Flüſſigkeiten ſehr geſund; faſt ſcheint es als habe ſie die liebevolle Natur für den Menſchen in dieſe heißen Klimate verpflanzt, um ihm den Durſt zu löſchen und die ſchrecklichen Wirkungen der Hitze auf die Verdauungs- und Athmungsorgane zu ſchwächen.

Die Neger des Küſtenlandes ſcheiden das Jahr in zwei Theile: der eine beſteht aus 160 glücklichen, der andere aus 188 unglücklichen Tagen, oder der Zeit des böſen Geiſtes. (Und die übrigen 17 Tage?) Während der unglücklichen Tage thun ſie nichts; ſind ſie auf der Reiſe, ſo machen ſie Halt, weil ſie die Ueberzeugung hegen der böſe Geiſt würde ſie verfolgen und in Gefahren ſtürzen, aus denen ſie ſich nicht zu retten vermöchten. Diejenigen indeſſen welche um befeſtigte Plätze oder in den dem Meere nahe liegenden Dörfern wohnen, und ſchon lange im Dienſt der Europäer ſtehen, ſpotten darüber, und feiern nur an Einem Tag in der Woche, am Mittwoch. Sie haben auch ihre Unglücks- und ihre Glücksmonate. Während der erſtern leiden ſie von den Regen, der Kälte und dem ſchlechten Wetter; während der letztern iſt es beſtändig ſchönes Wetter.

Die Reihe ſchöner Monate beginnt im September; um dieſe Zeit treten die Neger des Binnenlandes ihre Reiſen an, und die des Littorals überlaſſen ſich der Freude, wahrſcheinlich weil die Sonne dann abermals über ihre Köpfe dahinzieht, und ihnen den Eintritt der ſchönen Tage, das Ende der Regen, gemäßigtere Wärme, erfriſchende Winde und jene lauen, mit Wohlgerüchen geſchwängerten Nächte verkündet, welche der Landwind weniger drückend macht als in den Monaten der ſchlechten Jahreszeit. Da die Verbindungen leichter werden, ſo gewinnt der Tauſchhandel wieder erhöhte Lebhaftigkeit, überall werden Handelsgeſchäfte gemacht, und die Neger verſchaffen ſich in Eile die zur Feier ihrer Feſte und zu ihren Vergnügungen nothwendigen europäiſchen Waaren. Auch Branntwein, Pulver und Gewehr finden um dieſe Jahreszeit leichten Abſatz. Mehr als einen Monat lang verbringen ſie nun all-

ihre Tage einzig und allein mit Tänzen, Geſang, Muſik und Spazierengehen; ſie durchziehen das Dorf, und machen Halt an den Häuſern der Häuptlinge und Handeltreibenden, wo ſie ſtets erwünſchte Gegenſtände in Bereitſchaft finden. Vor der Behauſung des Königs kommen täglich die groteskeſten Auftritte vor; er führt, umgeben von den Perſonen ſeines Hauſes und allen ſeinen Weibern, faſt ſtets bei dieſen Feſten den Vorſitz, und wo die Strenge des Geſetzes ihren Einfluß nicht auf das ſchöne Geſchlecht ausübt, miſcht dieſes ſich in die Tänze der Häuptlinge und des Volks. Alle dieſe Negerinnen ſind mit Gold, Korallen und Glaswaaren überdeckt; die ganze afrikaniſche Goldſchmiedskunſt prangt an ihrem Leibe. Sie ſtellen ſich gruppenweiſe, je nach ihrem Rang und Einfluß, um den Monarchen oder den Häuptling, und ſingen ihm, unter Händeſchlagen, die ſchmeichelhafteſten Dithyramben vor.

Hat man einen Blick auf dieſe Gruppen von Weibern geworfen, die alle mehr oder minder das Joch ihres unumſchränkten Herrn zu tragen haben, ſo wendet man ſich gern von ihnen ab, und denjenigen Gruppen zu welche von jungen erwachſenen oder noch in den Kinderjahren ſtehenden Negermädchen gebildet werden. In den erſteren ſieht man die ſchmeichelnde Negerin, welche ihren Leib unter alle Launen eines hartherzigen, wilden Deſpoten beugt, und in dieſem Augenblick, ihm zu gefallen, ſich allen möglichen Krümmungen und Gebärden überläßt, denn ſie erwartet von ihm entweder irgend eine Belohnung oder eine Gunſt. Manchmal ſieht man dieſes arme Geſchöpf, ſeine Schmeicheleien an den übermüthigen Herrn verſchwendend, hinweggeſtoßen oder geopfert; dann wird man von Mitleid und Theilnahme für daſſelbe ergriffen. Bei den andern Gruppen, dem jüngeren Theil des weiblichen Geſchlechts, hingegen ſieht man die zarte Jungfrau, wie ſie, unbekümmert um ihre Zukunft, ſpielt, tanzt, ohne allen Hintergedanken lacht, ſich nur mit ihrem Vergnügen und ihrem Putz, der ihr vor allem andern theuer und werth iſt, beſchäftigt. Auch überläßt ſie ſich demſelben mit aller Anmuth ihres Alters und aller Geſchmeidigkeit ihres meiſt halbnackten, bloß mit einer die Beine bis an die Knie bedeckenden Seidenſchürze bekleideten ſchönen Körpers: dieſe jungen Mädchen geben ſich mit bewunderungswerthem Reiz ihren ſo belebten und wollüſtigen Tänzen, ihren ſo abgemeſſenen und oft ſo melancholiſchen Geſängen hin, deren Refrains ſie mit vollem Händeſchlagen begleiten. Kurz, alle dieſe ſo mannichfaltigen Korallen-, Gold-, Federn-, Zeug- und Seidenſtoff-Farben machen aus dieſen Gruppen junger Negerinnen eben ſo viele mehr noch durch die Natur als durch die Kunſt mit Schönheit geſchmückte liebliche Mädchenſträuße.

All dieß lärmende, jauchzende, ſorgloſe Volk, das, obſchon in Sklaverei lebend, doch ſo viel Freiheit zu genießen ſcheint als ihm nothwendig iſt um glücklich zu ſeyn, jubelt, tanzt und iſt wonnetrunken von Palmwein und Schnaps. Die Tänze endigen faſt immer mit einigen mehr oder minder bedeutenden Streitigkeiten, hervorgerufen durch die zahlreichen Trankopfer welche die Männer an ſolchen Feſttagen zu Ehren ihrer Häuptlinge darbringen.

Die Neger haben insgemein einen beſondern Sinn für die Muſik; ihr Ohr faßt ſehr richtig auf; auch wird es ihnen leicht in dieſer Kunſt Fortſchritte zu machen. Man trifft viele welche ohne alle Hülfe eines Lehrers ein Inſtrument ſpielen lernen, allein es ſteht dahin ob ſie Tonſetzer werden können, da ſie weder große Geiſtesſchärfe, noch eine höhere Ideenentwicklung beſitzen. Faul und wenig ausdauernd von Natur, könnten ſie in den Geiſtesarbeiten keine ſehr weite Bahn zurücklegen; es mag einige Ausnahmen geben, aber ſie ſind ſelten. Die Aſchantis, die Fantis und die Völker des Küſtenlands ſind theils Mohammedaner, theils Fetiſchdiener; einige von ihnen, welche in den „Comptoiren“ wohnen, ſind zur Hälfte Methodiſten, zur Hälfte Götzenanbeter; insgeſammt aber beſitzen ſie großes Vertrauen auf ihre Fetiſche: es ließe ſich nur ſchwer einer finden, der, wenn er krank iſt, nicht ſeinen Fetiſch am Halſe hängen hat.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Das Baden und die Bäder der Japaneſen.

(Von einem V. Staaten-Marine-Officier.)

Gleich den meiſten Orientalen ſind die Japaneſen eine Entenrace. Mit Wolluſt genießen ſie Dampf-, warme- oder Seebäder, und verwenden auf dieſes Vergnügen viele Zeit. Sogar in der kleinen Stadt Simoda ſind vier Bade-Anſtalten, wo Perſonen für eine kleine Münze im Werth von $^1/_8$ Cent (oder $^5/_8$ eines preußiſchen Pfennigs) in eine ungeheure Wanne voll warmen Waſſers ſteigen, oder, wenn es zu heiß iſt, ſich auf Balken, welche darüber gezogen ſind, niederlaſſen, um ſich dem Einfluß des aufſteigenden Dampfes auszuſetzen, worauf ſie ſich in die äußern Gemächer begeben, und ihr Baden damit beſchließen daß ſie ſelber ein Dutzend und noch mehr Eimer kalten Waſſers über ihre Körpe ausgießen oder ausgießen laſſen.

Sie ſind, mit Ausnahme der Malayen, der Bewohner der Inſeln des ſtillen Meeres und der Nachfolger Mohammeds, das reinlichſte Volk das ich jemals ſah. Sie ſind ſogar über alle Nothwendigkeit inhaus reinlich und baden für ihre Geſundheit zu oft.

Sie haben ferner in allen Gegenden des Landes Geſundbrunnen und heiße Quellen, wo alle welche die Mittel dazu haben zuſammenkommen, um ſich der wirklichen oder eingebildeten Tugenden derſelben zu erfreuen. So befindet ſich auch eine heiße Quelle ungefähr zwei Meilen von dem Thal welches hinter Simoda ſich hinzieht, und iſt wohl einer beiläufigen Bemerkung werth.

Sie befindet ſich am Fuß eines Hügels auf der ſüdlichen Seite des Thales, und kommt aus der Spalte eines Felſens mit einer Gewalt die von der Mächtigkeit ihres Urſprungs Zeugniß gibt. Dieſer kochende Strom iſt jedoch, wie uns geſagt worden, nicht immer von gleicher Mächtigkeit. Zuweilen iſt der Erguß nicht bedeutend, ein andermal aber drängt ſich der Waſſerſtrahl krampfhaft und wie Soda ſchäumend hervor. Der Japaneſe machte uns durch Zeichen deutlich, es ſey im letztern Falle das Waſſer viel heißer, und hauche einen ſo häßlichen Geruch aus daß Perſonen die daran nicht gewöhnt ſeyen ſich die Naſe verſtopften. Ich bemühte mich über die Natur des Geruchs mehr kennen zu lernen, konnte aber nur ſo viel erfahren daß er eine erſtickende Empfindung bewirke und beim Trinken bemerkt werde. Als ich eben mit dem Gedanken umgieng mich einige Stunden in der Nähe aufzuhalten, um vielleicht Gelegenheit zu haben perſönlich darüber urtheilen zu können, ſtrich einer von unſerer Geſellſchaft ein Zündhölzchen am Boden der Schachtel um ſeine Cigarre anzuzünden, und augenblicklich erkannte der Eigenthümer der Quelle dieſen Geruch als denjenigen den das Waſſer beſitze. Es war Schwefel.

Ich beugte mich nieder um einen Schluck von dem Waſſer an jener Stelle zu bekommen, wo es ſich noch nicht mit dem vermengt hatte in welchem die Japaneſen den Tag hindurch geplätſchert hatten, aber die eigenthümliche Conſtruction des Badeplatzes hinderte mich daran. Dieſer war zum Theil in den Felſen eingehauen und zum Theil mit Brettern umwallt, deren Fugen dicht kalfatert waren. Er war etwa drei oder vier Fuß tief und mit einem Bambusrohr verſehen, welches durch die Wand in eben dieſer Höhe lief und zur Ablaſſung des überflüſſigen Waſſers diente. Die Quelle ſelbſt war am Boden, und folglich 3—4 Fuß tief unter dem Waſſer, weßhalb es nicht leicht war einen mit nichts fremdem vermiſchten Trunk zu erhalten.

Das Quellwaſſer war, während es ſo ſchön regelmäßig aufſprudelte, ſogar auch jetzt warm genug, aber man ſagte uns durch Zeichen daß, wenn ſie ſodaartig ſtrömte, die Badenden ſich ſorgfältig in Acht nähmen, um genügenden Raum zwiſchen ſich und der waſſerreichen Felſenſpalte zu laſſen, damit ſie ſich nicht verbrühten. Ebenſo gab man uns zu verſtehen daß, wenn man das Waſſer des Nachts abgelaſſen, und die Quelle dadurch von dem Druck des 3—4 Fuß hoch darüber liegenden Waſſers befreit würde, dieſelbe einen Strahl von mehreren Fuß Höhe emporſchleudere, doch hatten wir nicht die Gelegenheit dieß ſelbſt zu ſehen.

Ueber dieſer ungeheuren Badewanne, oder, beſſer geſagt, dieſem Teiche, war ein Haus aus Bambus aufgeführt, an deſſen Seiten ſich Bänke von demſelben Material hinzogen. Voll Neugier für alles das was Bezug auf dieſes ſo iſolirt lebende Volk hat, ſetzten wir uns auf jene Bänke und ſchauten den Badenden zu, die dadurch nichts weniger als ſcheu wurden. Jedes Alter und Geſchlecht entledigt ſich aller Kleidung und miſcht ſich ſorglos mit den andern im Bade.

Sie thaten nicht bloß dieß, ſondern leiſteten ſich auch unter einander Leibdienſte ohne die geringſte Rückſicht auf Alter oder Geſchlecht, und dieſelbe Abweſenheit von allem was Schicklichkeit iſt, bemerkten wir nicht bloß hier, ſondern überall wo uns Officieren Gelegenheit wurde darüber zu urtheilen.

Dieſelbe Erſcheinung nahm man in allen Bädern von Simoda und Hakodadi, und ſelbſt bei den alltäglichen Beſchäftigungen des Volks, mit dem wir in Berührung kamen, wahr. Einmal fragte ich Ta-cho-nos-kee, unſern Cicerone, ob die höhern Claſſen ebenſo ſchamlos wären, und er antwortete mir in ſeiner gewöhnlichen ausweichenden Manier, daß in Jeddo und andern großen Städten es nicht ſo wäre, wie hier in Simoda. Golowin, der ruſſiſche Capitän, der lange Zeit ihr Gefangener war, bemerkt jedoch daß ſie des Anſtandes „jammervoll“ bedürftig wären, und macht keine Ausnahme zu Gunſten der höhern Claſſen. Es war empörend eine ſo fatale Abweſenheit deſſen zu ſehen was das ſchönſte Merkmal für den Grad der Civiliſation und der Moral einer Nation iſt.

Dieß war die einzige heiße Quelle in der Nähe von Simoda, von welcher wir hörten, doch gab der Cicerone zu verſtehen daß dergleichen Erſcheinungen in andern Theilen des Landes ſehr häufig ſeyen.

Seebäder ſcheinen beſonders bei den niedern Claſſen, die in der Nähe der See wohnen, im Gebrauch zu ſeyn, und wahrſcheinlich iſt es dieſe beſtändige Einwirkung der Luft, welche die Haut dieſer Leute bronzirt. Dieß mag wohl auch erklären weßhalb die längs der Küſte wohnenden dunkler ſind als die aus dem Innern des Landes, ſo daß man geneigt iſt zwiſchen beiden eine Differenz des Blutes anzunehmen.

Häufig ſah ich mehrere Hunderte von Männern, Weibern und Kindern, die ganze Bevölkerung von Dörfern in der See in gemiſchten Haufen herumrollen, jauchzend und ſchreiend, wie ebenſo viele Wilde.

Die Bewohner der Städte im Innern hingegen kommen kaum jemals zur Küſte, ſondern beſuchen die Badehäuſer zwei-, wohl auch dreimal des Tages. Einige von uns beſuchten einmal eines

der respectabelsten von diesen, um die Einrichtungen kennen zu lernen, und da uns gesagt worden war daß sie während der Tageshitze selten benutzt seyen, so wählten wir diese Zeit für unsern Besuch. Bei unserer Ankunft in der Anstalt fanden wir daß es eben von einer der häßlichsten und abgelebtesten Frauen verlassen wurde, während eine andere, welche, was das Aeußere betraf, nicht viel besser aussah, die Bambusthüre offen hielt und uns aufforderte einzutreten. Wahrscheinlich dachte sie daß wir gekommen seyen um die Art des Badens zu sehen, denn sie gab uns durch Zeichen zu verstehen es seyen eben keine Badenden vorhanden, es würden aber in kurzer Zeit einige eintreffen; wir sollten nur Platz nehmen und es uns bequem machen.

Wir gaben ihr mit einiger Schwierigkeit zu verstehen daß es unsere Absicht sey die Arrangements des heißen Wasserapparates u. s. w. kennen zu lernen, worauf sie nach dem hintern Ende des Zimmers auf ein schwarz aussehendes Loch zeigte, das unsern großen altmodischen Feuerplätzen, nur mit herausgeschlagener Hinterwand, glich, und forderte uns auf durchzupassiren, um dann für uns selbst zu sehen. Wir folgten der Aufforderung, und nach dem Gewinn von nassen Füßen und dem Einathmen einer beträchtlichen Quantität dampfiger unangenehmer Luft erreichten wir unsern Zweck.

Diese innere Abtheilung, zu welcher der kaminähnliche Eingang führte, war ein Raum von 8 zu 10 Fuß Größe. In der Mitte war ein ungeheurer mit Steinen und Kalk ummauerter Behälter. Ob er von Kupfer oder Eisen war, konnte ich, durch das unvollkommene Licht behindert, nicht genau unterscheiden, aber bei der Berührung mit meinem Messer klang es mehr gleich dem erstern. Er war überall mit heißem Wasser angefüllt, welchem Wolken von Dampf entstiegen und sich zwischen einem Duzend Stangen emporwanden, die in solcher Höhe des Raumes angebracht waren daß man darunter aufrecht gehen konnte. Dieser große Wasserbehälter wurde nur dreimal des Tages frisch gefüllt, da das Wasser zufolge der großen Quantität mehrere Stunden warm bleibt. In dem Maß als es allmählich kühler wird und mit jedem folgenden Bad an Reinheit verliert, nimmt auch der Preis für die Benutzung desselben ab, bis auf die geringste Münze.

In der Ecke des Gemachs war noch ein kleinerer Behälter, in welchen fortwährend kaltes Wasser vermittelst eines Bambusrohres strömte, das ihn stetig im überfließenden Zustande erhielt, wenn nicht gerade ungewöhnlich viele Badende da waren. Aus ihm schöpften sie Eimer voll Wasser, die sie in den nächsten Raum trugen um es über ihre Köpfe zu gießen, nachdem das heiße Baden zu Ende war. Sie pflegen ihre Eimer voll Wasser dem nächsten Freunde zu reichen und sich niederzubücken, während der angedeutete nächste Freund sich so hoch macht als möglich, und den Inhalt auf seinen Kopf gießt, worauf dann das Wasser von dem concaven Steinboden nach einem zwei oder drei Zoll großen Loche zu- und abfließt, das sich in der Mitte des Fußbodens befindet.

Als wir unsere Untersuchung des innern Gemachs geendigt hatten und uns wieder unter den kaminähnlichen Durchgang in den äußern Raum bückten, trafen wir mehrere Personen von jedem Alter und Geschlecht, welche seit unserer Ankunft eingetreten und eben im Auskleiden begriffen waren, um ein Bad zu nehmen.

Unser Erscheinen erregte weder Erstaunen noch Unordnung, im Gegentheil, als wir der Wirthin des Badehauses für das was wir gesehen hatten, ein Zehncentstück (etwa vier Silbergroschen) anboten und diese es nicht annehmen wollte, sammelten sie sich in ihrem primitiven Costüme um uns, um zu sehen worüber wir disputirten. Und hier erkannten wir wiederum die despotische Art mit der die Masse regiert wird; die alte Frau machte uns Zeichen daß, nähme sie das geringste Geldstück von uns, ihr Kopf in Gefahr käme. Und es ist mehr als wahrscheinlich daß die Hälfte der Anwesenden Spione waren, welche sie der Regierung angezeigt hätten, würde sie ein Geldstück angenommen haben. Japan gehört zu den am meisten despotisch regierten Ländern, wo selbst das Kind seine Eltern ausspionirt und verräth. Das Wort Vertrauen ist unter ihnen etwas unbekanntes; alles ist Vorsicht und Mißtrauen.

Die Begründung der evangelischen Mission im Mittelreich und ihr Einfluß auf die chinesische Literatur.

(Fortsetzung.)

Bis sich ein unterrichteter Lehrer vorfand, nahm Morrison, wie der Schreiber dieses während seines Aufenthaltes in China in den Jahren 1829 und 1830, bei seinem chinesischen Bedienten Unterricht. Diese Classe von Leuten kommt aber durchgängig von den in der Umgegend der Hauptstadt des Kreises Kuangtong gelegenen Dörfern, und spricht solch einen gemeinen bäuerischen Dialekt, daß selbst die gebildeten Städter ihn kaum verstehen. Der edle Staunton, der sich des armen unkundigen Missionärs eifrig annahm, empfahl ihm endlich auch einen chinesischen Katholiken, Abel Jun aus Peking, welcher damals in Canton die Geschäfte der wenigen Missionäre, die man noch in Peking duldete, besorgte. Abel Jun verstand sich dazu für theueres Geld Unterricht zu ertheilen. Es sollen zu dieser Zeit 3000 chinesische Katholiken in dem Kreis Kuangtong gelebt haben, denen drei Geistliche vorgesetzt waren, welche von einem Ort zum andern reisten um Beichte zu hören und die andern Ceremonien ihrer Kirche zu verrichten. Man erkennt dort zu Lande die Christen gewöhnlich daran daß sie sich weigern ihren Antheil zu den Ausgaben beizutragen, welche die zur Verherrlichung einzelner Gottheiten des chinesisch-buddhaistischen Pantheons vorgenommenen Feierlichkeiten und Aufzüge veranlassen. Diese Ausgaben werden nämlich durch eine von Haus zu Haus gehende Subscription gedeckt, und belaufen sich während eines ganzen Jahres auf bedeutende Summen. Abel verstand vortrefflich lateinisch, und gab Morrison in dem Hochchinesischen oder in der allgemeinen Sprache der gebildeten Classen Unterricht; ein anderer Katholik, der Sohn eines gewissen Li, welcher in seiner Jugend 12 Jahre in einem Jesuitenkloster in Portugal zugebracht hatte, lehrte ihn die Aussprache der Charaktere nach der Weise der bessern Classen Cantons. Die römischen Katholiken sind durchgehends mittheilender, und schließen sich dem Fremden, mag er dieses oder jenes Glaubens seyn, inniger an als die ihrem angestammten Cultus treugebliebenen Chinesen. Die Dialekte der südlichen Provinzen und das Hochchinesische sind aber durchgängig so verschieden von einander, daß der Bewohner Pekings und der

Digitized by Google

nordöſtlichen Kreiſe ebenſo wenig den Mann aus Fokien, Kuangtung und Junnan verſteht, wie der Oberdeutſche die Sprache des Niederländers, des Dänen und Schweden.

Es ward nun das chineſiſch-lateiniſche Wörterbuch welches Morrison in London abgeſchrieben hatte, alsbald vorgenommen und ins Engliſche überſetzt; es war dieß, wie man aus dem tonischen Theile des von Morrison ſpäter herausgegebenen chineſiſch-engliſchen Wörterbuchs erſieht, eine Abſchrift des trefflichen Lexikons des P. Baſil da Glemona, welches der jüngere Deguignes einige Jahre ſpäter zum Druck beförderte. P. Baſil, der Verfaſſer dieſes handſchriftlichen Werkes, legte bei ſeiner Arbeit das chineſiſche Wörterbuch Tſegoni zu Grunde. Morrison fügte der Handſchrift alle Charaktere hinzu welche das Lexikon des Kaiſers Kanghi, Tſiun, Normen der Charaktere überſchrieben, mehr enthält (es ſind dieß im ganzen 42,000), und traf ſo jetzt ſchon die Vorbereitungen zu ſeinen ſpätern umfaſſenden lexikaliſchen Arbeiten.

Das Erlernen der Sprache und Schrift des Mittelreiches ſollte natürlich bloß als Mittel dienen, um die heilige Schrift ſo ſchnell als möglich in das Idiom des Mengtſe und Tſchuhi überſetzen zu können. Die katholiſchen Miſſionäre glaubten und glauben noch heutigen Tages — und auch wir huldigen dieſer Anſicht — daß eine vollſtändige Ueberſetzung aller Bücher des alten und neuen Teſtaments nicht allein nicht räthlich, ſondern ſogar für die Verbreitung des Chriſtenthums nachtheilig wirken könnte; einzelne Bücher der hl. Schrift haben auch ſie ins Chineſiſche übertragen. Abel, der Geſchäftsträger der Miſſionäre zu Peking, erzählte zwar ſeinem Schüler, dem proteſtantiſchen Miſſionär: **Biblia tota est in lingua Tartaria,**[1] **inde partes selectæ Veteris Testamenti traductæ sunt in lingua Sinica. Christiani Pekingi illas habent, sed non Cantonicolæ.** Doch glauben wir, Abel Jun hat den wißbegierigen Sendboten belogen. Die Bibel ward, wie man ſpäter ſehen wird, von den katholiſchen Miſſionären niemals vollſtändig weder in die Sprache der Mandſchu noch der Chineſen überſetzt.

Anfangs glaubte Morrison, es würde ſeinen Zwecken ſehr förderlich ſeyn wenn er ſich nach der Weiſe der Chineſen kleidete und mit ihnen äße; doch ſah er bald ſeinen Irrthum ein. Er durfte ſich, wenn er die Aufmerkſamkeit der chineſiſchen Regierung nicht erregen, wenn er die verdachtſüchtigen Bewohner des Mittelreiches nicht zu allerlei böſen Streichen herausfordern wollte, von der gewöhnlichen Lebensweiſe der Europäer in Canton nicht entfernen. China war, wie geſagt, damals bloß des Handels wegen den Fremden geöffnet; wer andere Zwecke verfolgte, mochten es wiſſenſchaftliche oder religiöſe ſeyn, dem wurde kein Zutritt geſtattet in das Reich der Mitte. Morrison aß alſo mit ſeinem Lehrer auf chineſiſche Weiſe, um während des Eſſens einige chineſiſche Worte aufzufangen; er legte Meſſer und Gabel weg, bediente ſich beim Mahl der chineſiſchen elfenbeinernen Stäbchen, und ſuchte auch in andern Dingen die ächten Söhne des Jao und Schun nachzuahmen. Er ließ ſich Nägel und Haare wachſen, ſo daß er ſchon nach Verlauf eines Jahres einen ziemlichen Zopf beiſammen hatte, und gieng, mit einem chineſiſchen Kittel und hohen dicken Schuhen von Pappendeckel bekleidet, längs der Factoreien und in den Vorſtädten Cantons auf und ab. Der Sendbote pflegte ſpäter gern in einer heiteren Geſellſchaft ſein abenteuerliches Beginnen aus den früheren Jahren zu erzählen, und ſchloß dann gewöhnlich mit den Worten: Es war gut gemeint, wenn auch ſchlecht gethan.

[1] D. h. wohl im Tunguſiſchen, der Sprache der Mandſchu.

II.

Morrison war lange zweifelhaft welcher chineſiſchen Worte er ſich bedienen ſollte um den Begriff Gott oder Gottheit zu bezeichnen. Es iſt bekannt daß die gelehrteſten und frömmſten katholiſchen Miſſionäre in dieſer Beziehung verſchiedenen Meinungen huldigten; es war dieß einer der zahlreichen Streitpunkte zwiſchen den Dominicanern, Franciscanern und Jeſuiten. Die beiden erſteren behaupteten, die Chineſen bezeichneten mit dem Wort Tien, Himmel, bloß den materiellen Himmel; die andern erwiederten, wenn auch der gemeine Mann — wie dieß in allen Ländern, bei den Chriſten und Juden nicht weniger als bei den übrigen Völkern der Erde, nicht ſelten zu geſchehen pflege — das Firmament mit der Gottheit verwechſele, ſo habe doch das Wort Tien eine höhere, geiſtige Bedeutung, wie aus verſchiedenen Stellen der Urſchriften oder King und den mündlichen Verſicherungen der Gelehrten des Mittelreiches, der höchſten Staatsbeamten und des Kaiſers ſelbſt hervorgehe.

Morrison ſelbſt war nach reiflicher Unterſuchung dieſer wichtigen Frage entgegengeſetzter Anſicht. Wenn auch, ſchreibt er in ſeinem Wörterbuch,[1] das Wort Himmel an mehreren Stellen der claſſiſchen Schriften bei dem chriſtlichen Leſer die Idee eines perſönlichen Gottes erregen könnte, ſo muß man doch geſtehen daß die ſpätern Ausleger anderer Anſicht ſind, und daß die Sitte der jetzigen Chineſen, **Tienti, Himmel und Erde**, neben einander zu ſetzen, dem Begriff der ſelbſtändigen, die Natur beherrſchenden Gottheit zuwider iſt.[2] Seine Anſicht geht auch aus einigen Briefen hervor, die ſeine Witwe mittheilt: „Heute," ſchreibt er noch am 7 Mai 1808, „begannen eine Menge theatraliſcher Vorſtellungen vor den Factoreien der mit China handeltreibenden fremden Nationen; ſie dauern 3—4 Wochen und ſind religiöſer Natur. Rationaliſten, kommt hieher und ſeht die Frucht eurer Vernunft! „Aber," entgegnet ihr, „dieſe Abenteuerlichkeiten findet man nur bei dem gemeinen Volke, die Philoſophen verachten ſie." Wohlan, dieſes gemeine Volk bildet neun Zehntheile der Bevölkerung der heidniſchen Welt, und die Philoſophen welche die Religion des gemeinen Mannes verachten, haben gar keine, d. h., ſie ſind Atheiſten."

In einem andern Auszuge der Tagebücher Morriſons, in welchem wir mehrere Irrthümer ſtillſchweigend verbeſſern, lernen wir die gewöhnliche Art und Weiſe der chineſiſchen Gottesverehrung kennen. „Dieſer Tage," heißt es daſelbſt, „gieng ich in den Tempel des großen nördlichen Bodhiſatwa — eine Art buddhiſtiſcher Heiligen oder Gottheiten, welche die Chineſen nach ihrer Gewohnheit abkürzen und bloß Puſa nennen — wo ſich eine Menge Andächtiger eingefunden hatte. Der Tempel war voll des Rauches, welcher von den Opfern und andern geweihten Gegenſtänden emporſtieg. Die Gläubigen brachten in niedlichen Körbchen Geflügel, Schweinefleiſch und allerlei Vegetabilien herbei, welche, nachdem die der Gottheit dargebrachten Begrüßungen zu Ende waren, wiederum von dannen getragen wurden. Man opferte überdieß Kerzen, wohlriechende Stengel und Goldpapier, welches dem Feuer über-

[1] Engliſch-chineſiſches Wörterbuch unter heaven.

[2] Leibnitz, der kein Wort chineſiſch verſtand, hatte doch den Muth in den Streitigkeiten zwiſchen den Dominicanern und Jeſuiten ſich in Briefen und in einer eigenen Schrift (Epistolae ad diversos ed. Kortholt Vol. II.) für die letztern zu erklären, und ſuchte durch allerlei Sophiſtereien ſeine Meinung geltend zu machen. Die Gründe dieſes Benehmens und das Gehaltloſe ſeiner Behauptungen entwickelt der wackere Lacroze in einem Schreiben an Kortholt. Epist. II. 495.

geben wurde, während man in eine Oeffnung des Altars Wein ausgoß. Wenn der Andächtige das brennende Gold- oder Silberpapier auf den metallenen Altar schleudert, so schlägt ein Ministrant auf eine Trommel und läutet mit der Glocke, um den Gott gleichsam aufmerksam zu machen daß ihm jetzt ein Opfer dargebracht werde." So legte es sich wenigstens der Missionär aus. Mehrere Andächtige fielen auf die Kniee nieder und murmelten leise Gebete, andere warfen mehrmals ein Krummholz in die Höhe, um, wie ich dieß selbst in den Tempeln der Vorstädte Cantons mehrmals gesehen habe, aus der Art und Weise des Niederfallens die Zukunft zu erforschen. Ich fand aber nirgendwo, in so vielen Tempeln ich auch gewesen bin, eine andächtige Gemeinde. Während der eine betet, spricht, lacht und schäkert der andere; ein dritter ergibt sich selbst in der Tempelhalle dieser oder jener Beschäftigung.

Nichts gleicht der Verehrung welche die Chinesen für die sogenannten vier Bücher hegen, die theils von Kongtse, theils von seinen Schülern und Freunden herrühren. Während die chinesischen Lehrer sie mit Morrison lasen, schienen sie ganz entzückt zu seyn; namentlich war dieß der Fall bei dem großen Unterricht oder der großen Weisheit. Diese große Weisheit des Kongtse enthält zweihundertundfünf Charaktere, die sein Schüler Tsengtse vermittelst tausendfünfhundert und sechsundvierzig anderer Zeichen und Worte auslegte. Die Bewunderung und Hingebung welche die Chinesen für dieses Werk hegen, ist gränzenlos; kein Charakter, kein Wörtlein, sagen sie, sey hierin überflüssig. Selbst die von ihnen sonst sogenannten leeren Wörter, welche die grammatischen Kategorien bezeichnen, hätten hier, neben der Angabe der Verhältnisse, noch eine besondere Bedeutung; der Inhalt zeuge von solcher Tiefe daß es die größte Geistesanstrengung, den ausgezeichnetsten Scharfsinn erheische, um ihn zu erfassen. Diese so außerordentlich bewunderte und gepriesene große Weisheit lautet nun in einer so viel als möglich wörtlich getreuen deutschen Uebersetzung folgendermaßen:

„Die Norm der großen Weisheit besteht in der Verherrlichung der leuchtenden Tugend; sie besteht in der Erneuerung des Volkes; sie besteht in der Beharrlichkeit des vollkommenen Guten.

„Von Beharrlichkeit durchdrungen folgt Sicherheit; durch Sicherheit wird Ruhe möglich; Ruhe erzeugt Festigkeit, Festigkeit Besonnenheit, und durch Besonnenheit erreicht man sein Ziel.

Dinge haben ein Beginnen und ein Aufhören; Handlungen haben ein Ende und einen Anfang; der dieß Erkennende, das erste und das letzte, nähert sich der Lehre.

„Wünschten die Alten die leuchtende Tugend zu verherrlichen im ganzen Lande; begannen sie mit der guten Regierung ihrer Lehensherrschaft; wünschten sie ihre Lehensherrschaft gut zu regieren, begannen sie mit der Ordnung ihres Hauses; wünschten sie ihr Haus zu ordnen, begannen sie mit der eigenen Bildung; wünschten sie sich selbst zu bilden, begannen sie mit der Vervollkommnung ihres Herzens; wünschten sie ihr Herz zu vervollkommnen, begannen sie mit der Reinigung ihres Willens; wünschten sie ihren Willen zu reinigen, begannen sie mit der vollkommenen Ausbildung ihrer Erkenntnißkraft; die vollkommenne Ausbildung der Erkenntnißkraft aber besteht in der Erforschung der Dinge.

„Auf die Erforschung der Dinge folgt die vollkommene Ausbildung der Erkenntnißkraft; auf die vollkommene Ausbildung der Erkenntnißkraft die Reinigung des Willens; auf die Reinigung des Willens die Vervollkommnung des Herzens; auf die Vervollkommnung des Herzens die eigene Bildung; auf die eigene Bildung die Ordnung des Hauses; auf die Ordnung des Hauses die gute Regierung der Lehensherrschaft; auf die gute Regierung der Lehensherrschaft die Ruhe im ganzen Lande.

„Von dem Himmelssohne bis zum gemeinen Volk ist dieß das einzige für alle; die Wurzel, aus welcher die eigene Bildung entsteht.

„Daß die Wurzel in Unordnung, die Zweige aber in Ordnung seyen, findet nicht statt.

„Das Wichtige gering und das Geringe wichtig zu achten, das geht nicht an."

Durch unermüdlichen Fleiß brachte es Morrison dahin daß schon gegen Ende des ersten Jahres seines Aufenthaltes in China, der ihm oder richtiger der Bibelgesellschaft 500 Pfd. kostete, sein Lehrbuch der chinesischen Sprache, d. h. der gewöhnlichen Umgangssprache, vollendet und zum Druck bereit war. Diese Grammatik erschien aber erst sieben Jahre später zu Serampur unter der Aufsicht des gelehrten Marshman. Morrison wollte durch dieses Werk den jungen brittischen Kaufleuten und Missionären, welche sich dem Studium der chinesischen Sprache widmen wollen, ein praktisches Buch in die Hände geben; er setzte deßhalb nichts voraus, keine Kenntniß der allgemeinen Grammatik, keine philosophischen Begriffe über das Wesen der Redetheile und andere dergleichen Vorkenntnisse, mit welchen jemand der sich dem Chinesischen widmen will ausgerüstet seyn sollte.

Die chinesische Regierung sorgt dafür daß eine Anzahl ihrer Unterthanen die Sprachen der Fremden erlernt, mit welchen sie an den verschiedenen Gränzstationen des Reiches den Verkehr gestattet. Zu diesem Endzweck ward in Peking ein eigenes Dolmetschercollegium errichtet; denn es sollen die Fremden selbst die Sprache des Mittelreichs nicht erlernen, damit sie mit den ehrvergessenen Unterthanen des Landes keine verrätherischen Verbindungen anknüpfen möchten. Daß hieraus für alle mit China in Verbindung tretenden fremden Nationen große Nachtheile erwachsen, ist einleuchtend. Die Mitglieder der Factorei der ostindischen Compagnie in Canton hatten dieß längst eingesehen; doch wollte sich keiner dieser reichen, bequemen Herren, den edlen Sir George Staunton ausgenommen, dazu entschließen sich der vielen Mühe und den mannichfachen Aufopferungen welche das Studium der chinesischen Sprache erheischt, zu unterziehen. Deßhalb wurde Morrison im Jahr 1809 die Stelle eines chinesischen Secretärs und Uebersetzers mit dem bedeutenden Gehalte von 500 Pfd., der später auf 1000 erhöht wurde, von den Herren der Factorei angeboten. Der Missionär besann sich nicht lange ein Amt anzunehmen, welches so ganz mit seinen Neigungen und Beschäftigungen zusammenhieng, und das ihm überdieß einen bleibenden, von der Unterstützung der Missionsgesellschaften unabhängigen Aufenthalt in China in Aussicht stellte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Caldwells vergleichende Grammatik der dravidiſchen Sprachen.

(Aus dem Athenäum.)

Die Anſichten welche Colebrooke und die Orientaliſten ſeiner Zeit in Bezug auf die Ableitung aller Sprachen Indiens aus dem Sanskrit hegten, haben ſich ſchon ſeit langem als irrig erwieſen, und bedürfen keiner Widerlegung mehr. Gewiß iſt daß, wenn man die Vindhjan-Berge, welche die Nordgränze des Dekan bilden, überſtiegen hat, ein Stratum unſanskritiſcher Mundarten zum Vorſchein kommt, und mehr und mehr ſich entwickelt, bis im tamuliſchen Lande das Sanskrit ſo zu ſagen ganz verſchwindet. In der That ſind, mit Ausnahme des halb-ariſchen Marāthi, alle Sprachen des Dekan unſanskritiſch, und gehören der ſcythiſchen Sprachenfamilie an; laſſen ſich auch alle, mit Ausnahme abermals von einer oder zwei barbariſchen Mundarten, als dravidiſche bezeichnen. Dieſer Name, den die Arier dem Tamuliſchen, Canareſiſchen, Gudjarāthi, Marāthi und Telugu beilegen, kann nun als die allgemeine Benennung der Sprachengruppe angenommen werden, deren Vertreter das Tamuliſche iſt. Unſer Verfaſſer zählt neun dravidiſche Sprachen auf: Tamuliſch, Telugu, Canareſiſch, Malayālam, Tulu, Tuda, Kōta, Gōnd und Ku. Von dieſen werden die drei erſten von beziehungsweiſe zehn, vierzehn und fünf Millionen Menſchen geſprochen. Er ſchätzt den dravidiſchen Menſchenſchlag in ſeiner Geſammtheit auf 32,150,000 Seelen, was wahrſcheinlich um zwei bis drei Millionen weniger iſt als ſie in Wirklichkeit betragen. Die Oertlichkeit des Tamuliſchen, Telugu, Canareſiſchen und Malayālam iſt genau bekannt, und ihre Verwandtſchaft eine zu ausgemachte Sache als daß es eines weiteren Beweiſes bedürfte. Auffallend iſt indeß daß Prof. Max Müller ſich ſo ſehr nur führen ließ, an das Vorhandenſeyn des Malabariſchen als einer vom Tamuliſchen und Malayālam abgeſonderten Sprache zu glauben. Wir brauchen kaum zu ſagen daß eine ſolche Mundart eine reine Sache der Einbildung iſt. Hr. Caldwell liefert einen ſehr merkwürdigen Beweis von der Ableitung des Malayālam aus dem Tamuliſchen. Oſten heißt im Malayālam Kirakka, was buchſtäblich „abwärts“ bedeutet, und Weſten wird Merku, „aufwärts“ genannt. Dieſe beiden Benennungen müſſen ihren Urſprung im Tamulenlande haben, das nach den Ghāts im Weſten zu anſteigt, nach dem Meer im Oſten aber ſich ſenkt. In Malabar hingegen iſt dieſe Configuration des Landes eine gerade umgekehrte, und nur der tamuliſche Urſprung des Volks und ſeiner Sprache kann einer vollſtändig entgegengeſetzten Nomenklatur für dieſe Punkte des Compaſſes ihr Entſtehen gegeben haben. Das Tuda und Kōta ſind Sprachen unbedeutender, auf den Nilgherry-Bergen anſäßiger Stämme; das Gōnd wird im Nagpurlande, im öſtlichen Theile des Nizamgebiets, ſo wie in der Sagar- und Narbadda-Provinz geſprochen; Ku iſt die Mundart von Gumſur und den benachbarten Theilen Oriſſa's. Der numeriſchen Schätzung nach werden dieſe vier Sprachen, ſagt man, von einer halben Million Menſchen geſprochen, allein wir halten es für wahrſcheinlich daß das Gōnd allein eine dreimal ſo große Anzahl umfaßt. Hrn. Caldwell dünkt es nothwendig die Thatſache feſtzuſtellen daß die vorbezeichneten vier Sprachen wirklich dem dravidiſchen Stamm angehören, und er verbreitet ſich in ſeiner Einleitung ziemlich umſtändlich über dieſen Gegenſtand; auch ſucht er im Anhang in Kürze zu beweiſen daß die Tudas Dräwidier ſind. Den günſtigſten Wahrſpruch aber den wir, ſowohl was die Abſtammung als die Mundart betrifft, ihm bewilligen können, iſt — „nicht erwieſen.“ Die Tudas haben ihre Fürwörter, einige Zahlenbezeichnungen, ſowie einzelne wenige Ausdrücke von primärer Wichtigkeit dem Tamuliſchen entlehnt; allein ſechzig Procent ihres Wörtervorraths dürfen als urſprüngliche betrachtet werden, und man muß ſich mehr darüber wundern wie ein Volksſtamm der nur wenige Hundert Menſchen zählt, einen ſo großen Wortſchatz unverſehrt erhalten konnte, als darüber daß er einen Theil ſeiner Sprache dem Volk entlehnte von welchem er umgeben iſt. Was das phyſiſche Ausſehen der Tudas betrifft, ſo ſind wir abermals mit dem Verfaſſer nicht im Einklang. Selbſt das auffallende Poſtulat zugegeben, daß Gebirgsluft braune Augen, Adlernaſen und lockiges Haar ebenſo gut zu erzeugen vermögen als hohen Wuchs und breite Schultern, ſo läßt ſich ganz naturgemäß fragen: warum den übrigen Nilgherrystämmen nicht die gleiche Wohlthat zu Theil geworden? Die Kurumbas wenigſtens haben länger auf den Bergen gewohnt als die Tudas: warum ſind ſie im Vergleich mit denſelben ſo armſelige Geſchöpfe?

Außer dieſen neun Sprachen ſcheinen noch zwei uncultivirte Mundarten Mittel-Indiens — das Uräon und das Rādſchmahal — urſprünglich Zweige der dravidiſchen Sprachenfamilie geweſen zu ſeyn. Noch intereſſanter iſt es zu erfahren daß das Brahui ein ausgeſprochenes dräwidiſches Element enthält. Prof. Bopp hat mit Recht bemerkt daß die drei niedrigſten Zahlwörter nie in irgendein Land von Fremden eingeführt werden konnten. Zwiſchen dieſen Zahlwörtern im Brahui und im Dravidiſchen beſteht eine vollſtändige Uebereinſtimmung ſowohl in ihrer Wurzel wie in ihrer Bildungsweiſe. Eine bemerkenswerthe Identität herrſcht auch im ſubſtantiviſchen Zeitwort, in den Fürwörtern, in manchen grammatikaliſchen Formen und in zahlreichen Wörtern überhaupt. Hieraus darf man daher wohl den Schluß ziehen daß das dräwidiſche Volk, wie die Arier, vom Nordweſten her nach Indien kam.

Nachdem Hr. Caldwell die Oertlichkeit und Verwandtſchaft der dräwidiſchen Sprachen feſtgeſtellt, ſucht er das Alter der dräwidiſchen Geſittung und die Urſprünglichkeit der tamuliſchen Literatur zu zeigen. Was die dräwidiſche Dichtkunſt anlangt, ſo iſt es eine auffallende Erſcheinung daß der Reim ſeine Stelle am Anfang, nicht am Ende einer Zeile, und zwar in dem Conſonanten hat welcher zwiſchen den erſten zwei Vocalen ſteht. „Oftmals reimt der ganze erſte Fuß einer Zeile mit demſelben Fuß in der zweiten; zuweilen reimen auch die zweiten Füße in jeder Zeile, und manchmal wird der Reim wiederum weiter im Verſe ſelbſt, je nach den bei jeder Art des Versmaßes aufgeſtellten Geſetzen, aufgenommen.“

Der ſiebente und letzte Abſchnitt iſt den Zungen-Verwandtſchaften gewidmet, und eingetheilt in: 1) Indo-europäiſche, die ſanskritiſchen und außerſanskritiſchen umfaſſend; 2) ſemitiſche, und 3) ſcythiſche.

Die Ergebniſſe der Vergleichung Hrn. Caldwells ſind in Kürze folgende: 1) Es iſt über allen Zweifel erhoben daß in Südindien eine compacte, hier die dräwidiſche genannte, Sprachenfamilie beſteht, die einen ganz andern Charakter und Bau beſitzt als die ſanskritiſchen oder indo-europäiſchen Zungen. Dieſe Verſchiedenheit wird unter anderm durch folgende Beweiſe erhärtet: phoniſche Diſcrepanz, z. B. der Gebrauch von Cerebralen als weſentlichen Beſtandtheilen einer größern Anzahl primitiver dräwidiſcher Wurzeln, ſo daß ſie nothwendig ſind zur Unterſcheidung der einen Wurzel von einer andern, während im Sanskrit ihr Gebrauch meiſt bloß euphoniſch iſt. Ferner der gänzliche Mangel an Aſpiraten, Ziſchlauten und der Anuswara aus dem tamuliſchen Alphabet, ſo wie das Vorhandenſeyn gewiſſer im Sanskrit unbekannter Laute

Digitized by Google

2) Die Inflexion dräwidischer Nennwörter durch angehängte Postpositionen und trennbare Partikeln wie in den scythischen Zungen, und nicht durch Casus-Endungen; dann die Identität der Declination und der dräwidischen Einheit und Mehrheit, mit der einzigen Ausnahme daß die Inflexionalzeichen in der Einheit an die Wurzel, in der Mehrheit an das Mehrheitszeichen angefügt werden. 3) Die Uebereinstimmung des dräwidischen Dativs mit dem türkischen und scythischen, während er von diesem Casus in den indo-europäischen Sprachen abweicht. 4) Das Vorhandenseyn zweier Mehrheiten des dräwidischen Fürworts der ersten Person, von denen die eine die angeredete Person ein-, die andere sie ausschließt. 5) Das Nichtvorhandenseyn eines beziehenden Fürworts im Dräwidischen, indem dessen Stelle durch das beziehende Mittelwort (Participium) ersetzt wird. 6) Die Stellung des regierenden Worts, das im Indo-Europäischen die erste, im Dräwidischen die letzte Stelle einnimmt. 7) Das Vorhandenseyn eines verneinenden sowohl als eines bejahenden Worts im dräwidischen Verbalsystem.

Dieselben Beweise welche die Verschiedenheit der dräwidischen und indo-europäischen Sprachen darthun, genügen um die Verwandtschaft der dräwidischen und scythischen Sprachenfamilie über allen billigen Zweifel zu erheben.

Ein drittes Ergebniß zu welchem Hr. Caldwell gelangt, ist: daß das Sanskrit eine Anzahl Wörter und Cerebralbuchstaben seines Alphabets dem Dräwidischen entlehnt hat. Dieß heißt in der That denen welche alles Dräwidische aus dem Sanskrit ableiteten den Tisch unter den Händen wegziehen, nichtsdestoweniger halten wir die Sache für eine vollständig ausgemachte.

Tripang- und Perlenfischerei im niederländischen Australien.

(Von Julius Kögel.)

Perlen, Tripang, Paradiesvögel und Schildkrot sind die einzigen Ausfuhrartikel der Aru-Inseln, welche von Ausländern hier einzutauschen gesucht und ausgeführt werden; um diese zu erhandeln, begeben sich alljährlich fremde Handelsleute nach Tobu, einer unter 7° südl. Br. und 135° östl. L. v. G. gelegenen Insel. Die Quantität des hier einzutauschenden Schildkrot ist unbedeutend; wichtiger schon ist der Handel mit todten Paradiesvögeln, welche aber großentheils auf Neuguinea gefangen und hier nur gedörrt werden; so kommen sie in den Handel, und man führt sie nach Singapur und Macassar aus. Tripang hingegen ist hier in großer Menge vorhanden; die Aru-Inseln sind flach und die meisten derselben mit Sandbänken umgeben; die zur Zeit der Ebbe gewöhnlich nur ein bis zwei Fuß tief unter Wasser stehen, so daß man mehrere tausend Schritt weit vom Lande gehend sich entfernen kann. Hier auf diesen Bänken ist die Tripang von der Fluth in Menge angeschwemmt worden, und man hat nun weiter nichts zu thun als sie aufzunehmen und zu bergen, bevor die Meeresfluth zurückkehrt; dieß ist nun auch meistens das Geschäft der Eingebornen. Die chinesischen Handelsleute, die vorzugsweise Tripang eintauschen, kochen und räuchern diese nachher — um sie vor Fäulniß zu bewahren — zu Tobu in den zu diesem Behuf errichteten Hütten, und man behauptet daß, eben weil Chinesen sich hier mit dem Bearbeiten der Tripangs beschäftigen, dieselben besser wie andere sind. Die hiesigen Tripangs gehören nämlich zu den besten Sorten, sie haben die Länge von je 5—6 Zoll und etwa einen Zoll im Durchmesser; den Chinesen sind diese Tripangs Leckerbissen, uns Europäer ekeln sie an, weil sie untern großen Schnecken ähnlich sind. In Folge der Kriegszustände in China hat die Tripangausfuhr aus dem niederländischen Indien abgenommen, und sie sind jetzt billiger wie früher; der mittlere Preis für Tripang ist bei den auf den Aru-Inseln anwesenden Handelsleuten 40 fl. per Pikol (125 Pfd.): von den Eingebornen kann man sie nur gegen Kattun, Waffen, Reis, Araf, Messer u. s. w. eintauschen. Weit mühsamer, lebensgefährlicher, auch weniger lohnend als das Tripangfischen ist die Perlenfischerei in den hiesigen Wassern, weßhalb die Fremden auch nur um Perlen einzutauschen, und nicht um diese selbst zu fischen, nach den Aru-Inseln kommen. Die großen Perlenmuscheln (Pia muntjäre genannt) finden sich nämlich bei einer Tiefe von 10—15 Faden, und alsdann nur einzeln auf dem Meeresgrunde liegend, welche man dann und wann bei hellem Wasser auf dem Grunde liegen sehen kann. Allein man hat hier keine Taucherglocken, und die arunesischen Taucher begeben sich auf den Meeresgrund, ohne eine Leine um ihren Leib befestigt zu haben. Die Muscheln sind 10—15 Pfd. schwer und hängen zuweilen an Gewächsen oder Steinen fest, weßhalb nur sehr geübte Taucher, die 5—6 Minuten unter Wasser zu bleiben vermögen, solche Muscheln bergen können. Häufig kehren die Taucher, nur um Luft zu schöpfen, ohne Muscheln mitzubringen, auf ihre Kähne zurück. Gelingt es endlich solche Perlenmuscheln zu Tage zu befördern, so findet man gewöhnlich bei Eröffnung derselben daß nur kleine Perlen darin sind, welche die darauf verwendete Mühe wie die zu befürchtende Gefahr der Taucher wenig lohnen. Denn bei dem Untertauchen hat man die Ankunft von Haifischen sehr zu fürchten.

Es ist ganz natürlich daß auch viele Arunesen, bei der ihnen eigenen Kunst im Tauchen, von der sie fast täglich neue Proben ablegen, dann und wann mit werthvollen Perlen bereichert heimkehren, welche sie alsdann an die fremden Handelsleute vertauschen, und die letzteren bekommen solche Perlen öfters sehr billig, wenn sie zufällig gerade solche Waaren haben die der Arunese begehrt; übrigens thun die gebrannten Wasser, welche die Händler vor und bei den Tauschverträgen den Tauchern zukommen lassen, ihre guten Dienste.

Wie gewinnreich nun aber die Perlen- und Tripangfischerei für die Bewohner der Aru-Inseln auch seyn mag, so findet man bei ihnen doch nirgends Reichthum; denn sie bewohnen nur Palmzweighütten, besitzen nur wenige ärmliche Möbel und sind — Männer und Frauen — nur mit Kattunröcken, die von den Hüften bis an die Kniee reichen, bekleidet. Geschmeide tragen nur wenige, ihr wolliges Haar ist gewöhnlich einen Fuß lang und steht zu Berge; außerdem verbreitet die Ausdünstung ihrer braunen Haut einen widerlichen Geruch, weßhalb die Nähe der Arunesen den Europäern sehr lästig ist.

Digitized by Google

Eine Ueberlandreise nach Indien.

11. Rückkehr nach Europa.

Ich hatte mich schon früher entschlossen nach Europa zurückzukehren. Am letzten Junius legte ich meine Stelle nieder, und nachdem ich einen Tag vorher meinen Dholie-Pak bestellt, trat ich Nachts um 12 Uhr meine Reise nach Umballa an, um über Calcutta und um das Cap der guten Hoffnung die Heimfahrt zu vollenden. Schon mehrere Tage hatten die periodischen Regen mit einem plötzlichen Einbruch gedroht, und gerade am Abend meiner Abreise stellten sie sich denn auch ein „mit einer Rache," wie der Engländer sagt. Ich wußte daß vor 14 Tagen schwerlich auf einen trockenen Tag zu rechnen war, und eilte deßhalb. Um den Dholie vor dem Eindringen des Regenwassers zu schützen, hatte ich, wie es allgemein gebräuchlich ist, ein zweites, spitzes Dach von Sirkie, einer Art getrockneter Binsen, oben über die Decke legen lassen. Fast fünf volle Tage gebrauchte ich dießmal, obgleich die Flüsse noch nicht so stark angeschwollen waren als auf meiner ersten Reise. Der lose Sand der unvollendeten Wege, von der Regenfluth getränkt, bildete einen Schlamm, in den meine armen Träger oft bis an die Kniee versanken, und dann nur mit Mühe ihre Füße losmachen konnten. Wo der Boden lehmig war, glitt der eine oder andere von ihnen aus, und recht unsanft machte mein Dholie dann nähere Bekanntschaft mit dem Erdreich, und ich mit dem auf der Oberfläche stehenden Wasser. Ich hatte eben den Sugger passirt und gab mich der frohen Hoffnung hin Umballa noch vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen und mich unter dem gastlichen Dach meines Onkels für die erlittenen Beschwerlichkeiten zu entschädigen, als plötzlich — ein lautes Krachen, ein heftiger Stoß und der unmittelbare, plötzliche Contact meines ganzen Körpers mit sehr kaltem Wasser mich meinem Gedankenraume entriß! Die Tragstange war dicht vor meinem Kopf gebrochen und man hatte mich in eine große Pfütze fallen lassen. Ich sprang heraus, so schnell ich konnte, und versicherte meine bösliche Culies, die mir mit einem tiefen Salam die Meldung machten: „Sahib, die Stange ist gebrochen und der Dholie gefallen" — daß ich schon vollkommen davon überzeugt sey. Da half nichts als zu versuchen die alte Stadt Umballa, die noch eine Meile entfernt war, zu Fuß zu erreichen. Ich sage „versuchen," denn es war keine Kleinigkeit, in leichter, weißer Kleidung, mit dünnen Schuhen als einzige Fußbekleidung, auf einer der schlechtesten Strecken des Weges bei einem förmlichen Wolkenbruch vorwärts zu kommen, nachdem man mehr als viermal 24 Stunden in einer beschränkten liegenden Stellung zugebracht. Auch schon beim ersten Schritt blieb ein Schuh im Morast stecken, und ich hielt es fürs beste allem nur irgend entbehrlichen Luxus zu entsagen. Es wurde bald so dunkel daß ich nichts mehr unterscheiden konnte, und mich gänzlich der sorgsamen Leitung eines meiner Gefährten überlassen mußte, bis wir endlich nach zweistündigem Kampf mit Weg und Wetter die ersehnte Stadt vor uns hatten. Während zwei weiterer Stunden gelang es einem meiner Leute, die ich alle zu dem Zweck fortgeschickt hatte, eine dünne Stange und einige Stricke zu erhandeln, und nachdem hiermit dem Uebel, so gut es gehen wollte, abgeholfen, kroch ich wieder in mein Gefängniß hinein, naß, wie aus dem Wasser gezogen, und dankte Gott, als ich mich endlich gegen Mitternacht unter dem schützenden Dach meiner Verwandten wußte! Das Geschenk einer Rupie schien auch meine jüngsten Leidensbrüder zu glücklichen Menschen zu machen!

Ich verlebte jene Zeit in Umballa sehr einförmig, häufig in der Gesellschaft eines wenige Monate früher aus Australien zurückgekehrten „Goldgräbers." Er hatte drei Jahre dort zugebracht, ein mäßiges Vermögen zusammengegraben, war darauf krank geworden und seines Eigenthums wieder beraubt. Er war der Sohn angesehener Leute, aus einer Stadt B. in England, hatte früher in Oxford Theologie studirt und hoffte nun, da es ihm in Indien nicht gefiel, nach seiner Heimkehr ordinirt zu werden.

An einem dieser Tage führte mich mein Weg beim Bazar vorbei. Unter den Bäumen am Wege saß eine Gruppe von Hindus in einem weiten Halbkreis auf dem Boden. Es mochten ihrer 25 bis 30 seyn. Vor ihnen unter einem Baum stand ein Weib, in Lumpen gehüllt, mit einem zweijährigen Kinde auf dem Arm und einem Mädchen von vier oder fünf Jahren an der Hand. Es wurde „Durbar" (Rath) gehalten. Neugierig blieb ich mit meinem Begleiter, einem jungen Ostindier, stehen, um der Verhandlung zuzuhören, die auch sogleich ihren Anfang nahm. Ein Alter, der den Vorsitz führte, rief die Verklagte heran in den Kreis, und forderte den neben ihm sitzenden Kläger, ihren Mann, auf seine Sache vorzutragen. Dieser schien ein wohlhabender Hindu zu seyn. Er erzählte daß „dieses sein Weib sich seit einiger Zeit durchaus nicht um seinen Hausstand kümmere und keine Arbeit verrichten, weder Essen kochen, noch die Kühe melken wolle." Jene vertheidigte sich und behauptete: „Sie habe dieß alles gethan, so lange ihr Mann für sie und ihre Kinder gesorgt habe; allein seitdem dieser ein zweites Mädchen geheirathet, habe er sie selbst gänzlich vernachlässigt: ja, er gäbe weder ihr, noch ihren Kindern genügend zu essen, sondern wolle sie ganz zur Sklavin seines zweiten Weibes machen, von der er gar keine Arbeit verlange." Nach manchen Berathungen und Späßen der übrigen ließ der Alte sein Urtheil hören: „Der Mann solle eine Scheidewand von Bambus in seiner Hütte aufführen, eine Abtheilung für sich und sein junges Weib zur Wohnung nehmen, die andere der Verklagten überlassen, und da er zwei Kühe besäße, so solle jede der Frauen eine derselben füttern und melken, und außerdem ihre eigene Wohnung besorgen; er solle ferner auch für den Unterhalt dieser vernachlässigten Frau und ihrer Kinder sorgen, oder ihr den Nutzen einer der beiden Kühe zu diesem Zweck überlassen."

Dieses Urtheil fand allgemeinen Beifall unter der Versammlung, obwohl die beiden streitenden Parteien nicht befriedigt schienen, und die Sitzung wurde aufgehoben, um mit einem gemeinschaftlichen Gastmahl zu enden. Selbstgefällig kam jener Alte schmunzelnd auf mich zu, machte seinen Salam und fragte: „Hab' ich gut geredet, Sahib?"

(Fortsetzung folgt.)

Notizen über Bulgarien.

Blutegel in Bulgarien. Während in den übrigen Ländern Europa's die Blutegel, in Folge des überhand genommenen Gebrauchs welchen die Medicin davon macht, seltener geworden sind, finden sie sich in Bulgarien im Ueberfluß. Man fängt sie dort in den zahlreichen Seen und anderen morastigen Orten. Ihre Ausfuhr ist nur denen gestattet welche von dem türkischen Ministerium in Konstantinopel unmittelbar das Monopol dazu gekauft

Digitized by Google

haben, wogegen die Regierung es niemanden verbietet Blutegel zu fangen und anzuwenden; nur der Verkauf ohne Einwilligung der Pächter ist nicht gestattet. Diese Pächter der Grundstücke kaufen nämlich das Recht der Ausfuhr dieses für die Menschheit so wichtigen Artikels von der türkischen Regierung für alle Provinzen des Reichs, und treten dieses Recht dann wieder an andere ab. In Konstantinopel befindet sich die Hauptniederlage des vornehmsten Pächters, eines griechischen Unterthans, Dimitrios Sakellaridis, der dafür jährlich einen Pachtzins von 15,000 Franken an die Pforte zahlt, und die Anzahl der jährlich aus Bulgarien nach Konstantinopel geschafften Blutegel beläuft sich auf 70—80 Centner.

*

Die Wirkungen des Tanfimats in Bulgarien. Seit der Bekanntmachung des Tanfimats, dieser Art von Charte constitutionnelle für die Raja in der Türkei, haben sich die politischen Zustände auch in Bulgarien etwas geändert und verbessert. Wie wir von dort vernehmen, wagt es nunmehr der Bulgare über die Bedrückungen seiner Herrscher sich zu beschweren und gehörigen Orts Klage zu führen. Er nimmt als Mitglied des Municipalraths an den Berathungen über die öffentlichen Angelegenheiten des Landes Antheil, und beschäftigt sich mit dem Handel. Einige reiche Bulgaren haben sogar in Konstantinopel im Jahr 1851 ein Collegium und eine Buchdruckerei gegründet, in welcher eine wissenschaftlich-politische Zeitung erscheint, die in allen Theilen des Landes den Sinn und den Geschmack für Bildung und Civilisation zu verbreiten sucht. Ueberall werden in Bulgarien Schulen für den Elementarunterricht errichtet, und in den griechischen Städten daselbst, namentlich in den Handelsstädten am schwarzen Meer, macht das Studium der griechischen Sprache bedeutende Fortschritte, was als eine Folge davon angesehen werden muß daß dort unter dem Einfluß der Bischöfe, welche alle aus griechischen Landestheilen zu seyn pflegen, Schulen für das Altgriechische bestehen, in welchen die Lancaster'sche Unterrichtsweise eingeführt ist. Daneben treten freilich auch andere Erscheinungen zu Tage, welche das erfreuliche zum Theil wieder in Schatten stellen. Im Jahr 1851 wurde vom Sultan eine Verordnung erlassen, vermittelst deren es den Muselmännern untersagt ward die Andersgläubigen mit dem Schimpfnamen Giaur zu belegen. Ebenso wurde in dem nämlichen Jahre mittelst einer andern Verordnung des Sultans bestimmt daß die Kopfsteuer von den Bischöfen für die christlichen Unterthanen, sowie von den Vorstehern der jüdischen Gemeinden für diese festgesetzt werden solle, damit Christen und Juden nicht mehr den Bedrückungen der unteren Beamten der Regierung ausgesetzt seyen, durch deren Mißbräuche bei der Erhebung der Steuer die Raja oftmals, wie z. B. im Jahr 1841 in den Hauptstädten Bulgariens, Nissa, Sophia und Widdin, geschehen war, bis zu revolutionären Ausbrüchen der Unzufriedenheit getrieben worden waren. Allein alle diese liberalen Verordnungen, die nur bestimmt waren den Europäern Sand in die Augen zu streuen, hatten keine Geltung, selbst nicht in Konstantinopel, und wurden in der nächsten Zeit vergessen und unbeachtet gelassen; und auch der Hat-Humayum vom $^{6}/_{18}$ Februar 1856 enthält in der Hauptsache nur — papierne Verheißungen und Zusagen, die am allerwenigsten da wo es um die finanziellen Bedürfnisse der Pforte sich handelt, irgendetwas zum Vortheil der Raja ändern und bessern werden. Die Noth ist größer und mächtiger als der gute Wille!

Miscellen.

Einwanderung im Hafen von New-York. Die Gesammteinwanderung während des Jahres 1856 übersteigt die des Jahres 1855 um etwa 5000 Personen, ist jedoch um mehr als 5 Proc. schwächer gewesen als im Jahr 1854. Wie nachstehende Tabellen ergeben, kamen auch im vorigen Jahre von Deutschland bedeutend mehr Einwanderer hier an als von irgendeinem andern Lande.

Für die letzten drei Jahre vertheilt sich die Einwanderung wie folgt:

	1854	1855	1856
	319,223	136,223	141,672
Davon aus Deutschland .	176,986	52,892	55,846
„ „ Irland . .	82,302	43,043	43,996

Einwanderung im Hafen von New-York seit 1800:

Von 1800 bis 1810	. . .	70,081	Personen.
„ 1810 „ 1820	. . .	114,000	„
„ 1820 „ 1830	. . .	135,086	„
„ 1830 „ 1840	. . .	570,000	„
„ 1840 „ 1850	. . .	1,688,333	„
„ 1851	. . .	289,601	„
„ 1852	. . .	300,292	„
„ 1853	. . .	284,915	„
„ 1854	. . .	319,223	„
„ 1855	. . .	136,233	„
„ 1856	. . .	141,915	„

*

Der Melghrir. Wir erhalten aus Maestricht von Hrn. Capitän de Stampa folgende Bemerkung, die sich auf die in Nr. 31 des Ausl. 1856 gegebenen Abhandlungen über das todte Meer bezieht: „Der Melghrir ist, wie das todte Meer, ein Salzsee; so lange das todte Meer mit dem Meerbusen von Acaba und der Melghrir mit der kleinen Syrte in directer Verbindung standen, theilten sie natürlich auch die resp. Niveaux des rothen und mittelländischen Meeres; als aber die Verbindung durch angeschwemmte Sandstreifen, vielleicht auch Terraineerhebungen unterbrochen wurde, genügten die Wasseranfuhr des Wed-Dschedi und Jordan nicht, um diese ausgebreiteten, täglich in der trocknen Jahreszeit bis 2 Zoll Wasser verdampfenden Spiegel auf ihrem Niveau zu erhalten; dieses sank bis Verdampfung und Zufuhr sich ausglichen, wie dieß noch jährlich, vorzüglich beim todten Meer, der Fall ist, wo die beträchtliche Menge süßen Wassers die ihm in gewissen Jahreszeiten zufließt, und die sein Niveau bis um 2 Meter erhebt, ihm nur durch Verdunstung wieder entzogen werden kann, da ein unterirdischer Abfluß nach dem mittelländischen oder rothen Meere sich nothwendig in einen Zufluß aus einem dieser, und zwar mit einem Druck von 1200 Fuß Wasser gegen 1200 Fuß Luft, verändern müßte. Weil nun allein das süße Wasser verdampft, so befinden sich in dem verhältnißmäßig kleinen Becken beinahe alle nicht verdünstenden Theile des Meerwassers, die in einem ungleich größern Becken enthalten waren, wie dieß schon aus dem außerordentlichen Salzgehalt der beiden Seen, vorzüglich aber des todten, zu ersehen ist."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. P. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 7. 13 Februar 1857.

Der Krieg zwischen Großbritannien und Persien.

Ehe wir versuchen zu einer Verständigung über die ausgebrochenen asiatischen Streitigkeiten zu gelangen, bedarf es einer Warnung vor den geläufigen Irrthümern, die, immer wiederholt und immer widerlegt, dennoch nie ihren Einfluß verlieren, weil eben das große Publicum zu wenig Zeit oder zu wenig Geduld besitzt, um sich in den verwickelten asiatischen Händeln zurecht zu finden. Für Eins dürfte man billig erwarten, daß diejenigen Publicisten welche den Beruf fühlen zur Belehrung der Welt beizutragen, die erste, wäre es auch nicht die beste Karte zu Rathe zögen, sie würden dann wenigstens aufhören das Vordringen der Russen am Syr Darja, ihre Befestigungen am Aral-See, die Gründung des Forts Perowski (Akmesdschit) mit einer Bedrohung der brittischen Herrschaft in Indien in Verbindung zu setzen. Der Weg den die Eroberung den Syr Darja aufwärts nimmt, führt nicht nach Indien, sondern an die Gränze des himmlischen Reiches, in das chinesische Turkestan. Selbst wenn die Russen dieselben Fortschritte, wie am Syr, auch am Amu Darja (Oxus) gemacht hätten, würde sie die Herrschaft auch über dieses Thal nicht in die Nachbarschaft der Britten bringen. Der Himalaya und der Hindukusch sind die großen Wälle, die jede Invasion von Norden her verbieten. Alles was in Turan geschieht geht hinter diesen Wällen vor, und die Engländer welche die Schlüssel zu den nordwestlichen Pässen verwahrt halten, mögen ohne Beunruhigung der Ausbreitung der russischen Herrschaft über die Salzsteppen des großen asiatischen „Kraterlandes" zuschauen, wie Alex. v. Humboldt die centralasiatische Depression genannt hat.

Weit mehr fühlten sich die Engländer vom Westen her bedroht, von einer Eroberung, die jene großen Gebirgswälle auf dem Wege nach Indien zur Linken behalten würde. Obrist Chesney, dem die Erdkunde ihre Wissenschaft über das Euphrat-Thal verdankt, hielt eine russische Invasion diesen Fluß abwärts nach Bassora und eine Bedrohung Indiens vom persischen Golf aus für so leicht ausführbar und gefährlich, daß er seine Arbeiten geheim halten wollte, um nicht dem Feinde als Kundschafter gedient zu haben. Diese Furcht ist aber heutigen Tages so vollständig gewichen, daß mit englischem Geld die Euphratbahn erbaut werden soll, daß derselbe Chesney diese Unternehmung betreibt, also im Sinne der früheren Befürchtungen dem Feinde auch noch das stärkste aller Verkehrsinstrumente unentgeltlich zur Eroberung Indiens herstellen würde. Weßhalb aber der Euphrat nie neue Eroberer Indiens nach dem persischen Golf tragen wird, liegt klar auf der Hand. So lange die Britten die stärkste Flotte der Welt besitzen, wird sie nie ein Feind zu Wasser angreifen, und kommt einst ein Feind der sie zu Wasser anzugreifen vermag, dann wird er nicht den persischen Golf zum Angriff auf Indien, und Indien selbst zum Gegenstand des Angriffs wählen, sondern er wird den Schlag dorthin führen wo er sogleich tödtet, er wird das Mutterland ins Herz treffen, weil die fernen Besitzungen dann von selbst verloren gehen.

Der Punkt von dem aus Indien für russische Truppen am nächsten erreichbar ist, liegt am kaspischen Meer. Es ist die vielgenannte Insel Aschurade oder Aschur Ada, die man nicht selten mit Astrabad verwechselu hört. Auf neuern Karten wird man ganz in der südöstlichen Ecke des kaspischen Sees eine kleine Landzunge an der Küste von Mazenderán bemerken. In der Verlängerung dieser Landzunge und von ihr nur durch einen seichten Canal getrennt, liegen die Inseln Groß- und Klein-Aschurade, acht Seemeilen von dem Ufer des Landes entfernt. Die größere davon hat eine rautenförmige Gestalt und mißt in der großen Achse kaum eine, in der kleinen Achse kaum eine halbe Seemeile. Die Inseln und die Halbinsel sind gänzlich öde, nur mit Gestrüpp bedeckt und in den Sommermonaten äußerst ungesund. Dort liegt das russische Fort, welches im Ganzen nur zwanzig Hütten im Jahre 1853 zählte.[1] Seit 1851 ist dieses Fort mit Bastionen und Geschütz wohl versehen worden. Am russischen Ostertage dieses Jahres geschah es nämlich, daß turkmänische Piraten in Kähnen an der Insel landeten, während der russische Commandant einen Ausflug auf das Festland unternommen hatte und die Besatzung in tiefer Betrunkenheit lag. Der Handstreich gelang nur so weit daß ein Theil der Russen niedergemetzelt wurde, der Rest blieb des Platzes Meister und die Turkmänen mußten abziehen.[2]

[1] Vergl. die Schilderung eines deutschen diplomatischen Agenten im Ausland 1855 S. 523 ff.

[2] Welchen Eindruck dieses Ereigniß in Teheran machte, kann man aus dem Tagebuch der Lady Sheil (Teheran 1 Mai 1851) wahrnehmen. Die Perser bieten die Russen für die Anstifter des Ueberfalls (!), während der obengenannte Berichterstatter des „Auslandes" bei den russischen Officieren auf Aschurade die Perser anklagen hörte.

Die Insel Aschurade ist, wie sich nun jedermann aus dieser Beschreibung überzeugen wird, kein Punkt von dem aus sich das persische Gebiet bedrohen ließe. Die Russen vermögen überall an der Küste zu landen, und es ist ganz gleichgültig ob sie die Insel Aschurade besitzen oder nicht. Für eine starke Garnison ist kaum Raum genug, auch würde es viel Aufwand kosten zahlreiche Truppen dort zu ernähren, abgesehen von den Verlusten welche das Klima den Russen zufügen müßte. Alles was also über diese Besitzergreifung gefabelt wird, beschränkt sich auf das Folgende. Persien hat sich durch den Vertrag von Turkmantschai (22 Febr. 1828) von neuem verpflichtet kein Kriegsfahrzeug auf dem caspischen See zu halten, wogegen die Russen versprachen die persische Küste gegen turkmänische Seeräuber zu beschützen. Rußland ist daher vollständig Meister des caspischen Sees, und es zwingt alle Fahrzeuge sogenannte Billette oder Pässe bei den russischen Stationsplätzen zu lösen. Jedes Boot wird angehalten und von den russischen Dampfern wie ein Pirat behandelt, wenn es nicht ein Billet vorzeigen kann. Dieser Umstand ist wichtig insofern die Bevölkerung der östlichen Küsten des caspischen Sees dadurch in Abhängigkeit von der russischen Herrschaft gerathen ist. Aschurade und die Insel Tscheleken am Eingang des sogenannten Balkan-Golfes sind die Hauptstationen für russische Dampfer, und ihr Besitz hat den politischen Werth einer völligen Unterwerfung der turkmänischen Küstenbewohner unter die russische Herrschaft, er hat aber nichts zu schaffen mit den geträumten indischen Bedrohungen. Rußland ist, wie gesagt, die einzige caspische Seemacht, mag es das winzige Aschurade besitzen oder nicht. Es kann zu jeder Zeit und an jedem Punkt der Küste landen, um Astrabad oder irgend eine dem Ufer nahe Stadt besetzen, ehe man nur in Teheran Kunde von einer Rüstung vernimmt.

Nun ist freilich gewiß daß für die Russen der nächste Weg nach Indien über Astrabad führt. Er steht ihnen aber gegenwärtig nicht offener als am 23 Febr. 1828, d. h. seit dem Tage nach dem Abschluß des Friedens von Turkman Tschai. Von Aschurade oder Astrabad nach dem Industhale liegt Mitte Wegs Herat, und von Herat aus laufen zwei Straßen, eine gegen Osten nach Kabul und eine gegen Südosten nach Kandahar. Ueber Kandahar aber führt die nächste und für Truppen erträglichste Straße nach dem Indus. Von Kandahar, aber auch allein von Kandahar her, kann dem brittischen Reiche eine gefährliche Invasion drohen. Von dieser Seite hat es nur den einzigen Schutz den die Schwäche der Nachbarn zu gewähren vermag. Wäre Kandahar in sichern Händen, die Britten vermöchten mit größerer Ruhe abzuwarten was westlich davon vorgienge. Von Herat aus aber ist Kandahar bedroht, und von Kandahar gienge ein Stoß in die Weichen des brittischen Indiens.

Herat ist und war halb und halb eine Lehensherrschaft von Persien. Im Orient erkennt man bekanntlich die Souveränität an zwei Dingen, erstens daß der Monarch in seinen Gebieten Geld schlagen darf, und zweitens daß sein Name im Kirchengebet genannt wird. Wo diese beiden Merkmale der höchsten Gewalt vorhanden sind, da ist nach dem morgenländischen Staatsrecht der Souverän deutlich erkennbar. Von diesen beiden Dingen war wenigstens der Schein des einen zu Gunsten des Schah vorhanden. Der Dynast von Herat, der schlaue Jar Mohammed, sendete alljährlich eine Summe Geldes nach Teheran, welches im Namen des Schah geschlagen wurde, man verhinderte jedoch daß jemals dieses Geld in Herat circulirte. Diesen Schatten von Suzeränität gönnte man dem Schahinschah, und selbst der Vertrag vom 25 Januar 1853 zwischen England und Persien ließ diesen alten Gebrauch fortbestehen, während Nasreddin feierlich darin auf alle Ansprüche verzichtete daß sein Name in der Chutba, dem Kirchengebet, genannt würde. Daher schreiben sich die Ansprüche Persiens auf Herat, und wenn es auch auf das wichtigste Recht im Vertrag vom 1853 verzichtete, so halten die persischen Diplomaten an der Behauptung fest, dieser Vertrag sey nicht bindend, weil er nicht von brittischer Seite ratificirt worden sey. England bestreitet die Thatsache nun freilich nicht, sondern entgegnet, die Ratification sey ganz unnöthig gewesen, weil der Vertrag nur einseitig Persien gebunden hätte. Dieß ist zwar nicht genau, doch hatte der persische Hof bisher die Gültigkeit des Vertrags anerkannt und sich erst neuerdings auf die Ausflucht besonnen. Es ist übrigens ganz gleichgültig für welche Seite das formelle Recht spreche. Das eine nur wissen wir genau, daß Persien Herat und mittelbar England gegenüber der angreifende Theil gewesen sey. Eben so wenig Bedeutung haben die Händel und Streitigkeiten der brittischen Gesandtschaft mit dem Ausbruch des Kriegs zu thun. Solche Zänkereien sind nur wichtig als Symptome über die Natur der Beziehungen zweier Staaten. Wo große Motive zum Bruche drängen, da wird es nie an Reibungen fehlen, wo große Motive zur Verbündung rathen, da werden kleine Widerwärtigkeiten nicht nur rasch beigelegt werden, sondern man nähert sich im Versöhnen nur noch mehr.

Um nun die historische Entwicklung der Streitigkeiten zwischen Persien und Herat zu verstehen, wird man uns nicht übel nehmen, wenn wir zur Ergänzung etwaiger Lücken im Gedächtniß unserer Leser einen kurzen historischen Rückblick folgen lassen.

Am Beginn des 16ten Jahrhunderts wurde in Iran von Ismael die große Dynastie der Sofi's oder Sefi gegründet. Am Schlusse des Jahrhunderts finden wir Schah Abbas, den größten Monarchen der Sefi, auf dem Throne, der sich Kandahars bemächtigte. Die Dynastie erlosch in Schwäche, und es gelangte ein Emporkömmling aus Chorassan auf den Thron, bekannt unter dem Namen Nadir Schah. Dieser unterwarf die Afghanen (1731) nicht nur vollständig, sondern setzte gegen Osten, siegreich gegen die Mogulkaiser, den Indus zur Gränze des persischen Reiches. Nadir Schah wurde am 7 Junius 1747 mit 17 Prinzen seines Hauses von den Hauptleuten seiner Garde ermordet. Und nun trat ein Zustand in Iran ein, wie er im Morgenland seit Alexander dem Großen immer sich wiederholt hat, wenn der Begründer eines großen Reiches seine Augen schloß; die einzelnen Theile des Reiches wurden unabhängig, und es folgten Racen- und Bürgerkriege, die endlich damit endigten daß Mohammed, der Häuptling der Kadscharen, eines türkischen Stammes der Provinz Mazenderan, in Teheran seinen Hof errichtete (1785) und nach und nach alle Provinzen des alten Perserreiches seiner Herrschaft unterwarf.

Noch früher hatte sich aber im Osten aus den Trümmern der Herrschaft Nadir Schahs ein neues Reich gebildet. Ahmed Chan, der Häuptling des Afghanenclans Abdalli, oder wie er sich später nannte Duran, gründete die Dynastie gleichen Namens und das

Digitized by Google

große Afghanenreich, zu dem nicht bloß Kabul, Kandahar und Herat sondern auch noch Kaschmir und ein Theil des Pendschab gehörten. Als aber sein Sohn und sein Nachfolger Timur 1793 starb, wurde die Erbfolge unter sieben Brüdern streitig. Zuletzt behauptete sich indessen Mahmud allein, nachdem seine Brüder kurze Zeit den Thron besessen und verloren hatten. Mahmud erhob Fethi Chan, das Oberhaupt der mächtigen Familie der Barakzi, zum Wessirat. Durch die Intriguen des Kronprinzen Kamran ließ sich Mahmud verleiten diesem Wessir die Augen ausstechen (1818) und ihn später hinrichten zu lassen. Diese Grausamkeit kam den Duranniherrschern Mahmud und Kamran, Vater und Sohn, theuer zu stehen. Die Brüder des Hingerichteten zerstückten das große Afghanenreich. Der schlauste und fähigste von allen, Dost Mohammed, bemächtigte sich Kabuls, während Sir-dil-Chan und nach seinem Tode ein anderer Bruder Kohan-dil-Chan in Kandahar regierten. So blieb der einst so großen Duranidynastie nur das Fürstenthum Herat, und dieß war zu klein für zwei Regenten, weßhalb Kamran seinen Vater Mahmud 1819 vertrieb und seitdem allein herrschte.

Die Kadscharendynastie in Teheran hatte indessen nie aufgehört die afghanischen Fürstenthümer als Zubehör der iranischen Krone zu betrachten. Im Jahre 1833 endlich gelang es dem Kronprinzen Abbas, dem Großvater des jetzt regierenden Schahinschah, und seinem Sohne Mohammed Mirza, den Duranifürsten Kamran von Herat mit Waffengewalt zur Anerkennung der persischen Lehenshoheit und zur Entrichtung eines Tributs zu zwingen. Kaum waren aber die Perser von Herat abgezogen, so wurde der Vertrag von dem treulosen Afghanen vergessen und der Tribut verweigert. Die Stunde wo die Duranidynastie erlöschen sollte, hatte aber bereits geschlagen. Seit 1830 hatte Kamran zu seinem Wessir Jar Mohammed erhoben, einen Mann der ihm an Schlauheit und Pfiffigkeit weit überlegen war. Jar Mohammed betrieb seine Treulosigkeit mit solcher Genialität, daß ihn die Engländer fortwährend unterstützt haben, obgleich sie schriftliche Beweise besaßen daß er sie an die Perser und die Russen verrathen hatte und bei jedem Nachbarhofe ein anderes und ein falsches Spiel durchführte. Jar Mohammed, noch unter dem Titel eines Großwessirs, war der wahre Regent in Herat, Kamran nur ein Kartenkönig. Im Jahr 1837 rüstete Persien eben der zum Thron gelangte Mohammed Schah gegen Herat, und am 23 November begann die denkwürdige zehnmonatliche Belagerung Herats. Es ist bekannt, welche Rolle damals Rußland und England spielten. Am Hofe des Schahinschah bekämpften sich zwei meisterhafte Diplomaten, Mc. Neill und Graf Simonitsch. Der russische Botschafter erfocht den Sieg, und der brittische Gesandte, der dem Schah bis nach Herat nachgereist war, mußte endlich abziehen, da alle Drohungen und Vorstellungen Mohammed nicht bewogen von der Belagerung abzustehen. Für das Verständniß der asiatischen Politik müssen wir hier an den seltsamen Umstand erinnern, daß während der Belagerung ein englischer Officier Lieutenant Eldred Pottinger die Vertheidigung in Herat leitete, während die russischen Officiere die dem Grafen Simenitsch beigegeben waren, durch ihren wissenschaftlichen Rath die Angreifer unterstützten. So hatten Afghanen und Kadscharen ihre europäischen Secundanten, und der Kampf um Herat war zugleich ein maskirter Krieg zwischen Rußland und Großbritannien.

Nach der Abreise Mc. Neills griffen ohne weitere Kriegserklärungen die Engländer zur Gewalt. Eine Expedition der brittischen Flotte den persischen Golf aufwärts und eine Landung auf der Insel Karrak oder Charedsch (19 Junius 1838) sollte den Schah inschah belehren. Kaum erfuhr dieser von dem Erscheinen der Engländer an der Südküste seines Reiches, so wurde die Belagerung Herats aufgehoben, obgleich die Stadt am Vorabend der Capitulation stand. Mohammed Schah beeilte sich Frieden mit England zu schließen, einen Frieden der mit einer tiefen Demüthigung des Hofes von Teheran endigte. Die Britten waren mit dem Abzug von Herat nicht zufrieden, sondern die Perser mußten auch Ghorian herausgeben, welches, wie sie vergeblich bewiesen, nie zu Afghanistan gehört habe, und schließlich auch noch den Frieden (28 Oct. 1841) mit einem Handelsvertrag erkaufen. Mc. Neill, der brittische Botschafter, lachte zuletzt, und lachte am besten. Die Abtretung Ghorians war für die Engländer ganz besonders wichtig. Es ist nämlich der westlichste Platz der fruchtbaren Oase Herat. Ein Eroberer der von den caspischen Gestaden gegen Herat zieht, findet, nachdem er eine Wüste überschritten, in Ghorian den ersten Punkt wo er seine Vorräthe ergänzen und seine Truppen erfrischen kann. Die Engländer verlangten die Abtretung dieses Platzes unter dem Vorwande, so lange die Perser noch einen Fuß in der Oase hätten, würden sie nie aufhören zu intriguiren und Unruhen in dem Fürstenthum Herat zu erregen. Sie hatten noch einen geheimen Grund, der sich nicht auf die Perser bezog, und den wir später angeben werden.

Wer löst uns aber das Räthsel daß die Demonstration etlicher Kriegsschiffe und die Landung an einer öden Insel den Teheraner Hof in solchen Schrecken zu versetzen vermochte? Unsere Publicisten beweisen uns ja täglich welchen Schwierigkeiten die Engländer begegnen würden, wenn sie durch die beschwerlichen Päße die Stufen des iranischen Tafellandes ersteigen und nach Farsistan eindringen wollten. Und sie haben Recht, wenn die Engländer wirklich auf diesen schlauen Einfall geriethen. Der Herzog von Wellington dagegen schrieb die Rettung Herats 1838 der dürftigen Expedition im persischen Golfe zu, die, wie Schah Mohammed sich selbst ausdrückte, nur aus „einer Handvoll lahmer Hindus" bestand. „Seit dieser Zeit, heißt es in einem Aufsatz der Edinburgh Review, der unter den Augen Lord Palmerstons entstanden ist — so oft wir nahe daran waren mit Persien zu brechen, ist es, welche Staatsmänner auch immer im Rathe Ihrer Maj. saßen, ein Glaubensartikel geblieben daß den Schah nichts so rasch zur Besinnung zu bringen vermöge als eine Demonstration im persischen Golf und eine Bedrohung der südlichen Theile des Reiches." Um den Zauber dieses politischen Mittels noch zu erhöhen und ein tieferes Verständniß der großen Verwicklungen vorzubereiten, müssen wir hinzusetzen daß, sowie die Engländer im persischen Golfe erschienen, Rußland eilig den Schah zum Frieden trieb, während es ihn doch früher gegen Herat gehetzt hatte, ja daß es später bitterlich bereuen mußte überhaupt den Krieg von 1837 angestiftet zu haben, der mit einem so vollständigen Triumph Englands endigte. Behält man dieß fest im Gedächtniß, so muß man über die Unwissenheit des Publicums sich erzürnen, welches Rußland für den Anstifter des jetzigen Heerzuges gegen Herat hält. Die gutunterrichtete englische Presse, also nicht diejenige welche die Stimmung des Publicums bearbeitet und die Aufgabe hat die Kriegslust anzuregen, bekennt

offen daß Kaiser Alexander alles aufbieten wird Persien oder den jetzigen Schah Nasr-eddin zur Nachgiebigkeit zu bewegen, und ihn dem Verderben zu entreißen dem er mit offenen Armen entgegeneilt. Ehe sich aber das Räthsel lösen läßt, müssen wir erwähnen was seit 1841 sich in Persien und Afghanistan zugetragen hat.

Nachdem die Perser von Herat 1838 abgezogen waren, blieben Jar Mohammed nur die nackten Mauern, und kaum 7000 Einwohner von den 70,000 die es ehemals besessen hatte. Allein Jar Mohammed war ein guter Regent im asiatischen Style, das heißt er war streng und gerecht gegen seine Unterthanen, und mehr als Sicherheit des Eigenthums bedurfte es nicht daß 1845, wo Ferrier Herat besuchte, die Stadt bereits 20,000 Einwohner zählte.[1] Seine Politik war, wie gesagt, ein Meisterstück von Verrätherei. Er dankte den Engländern den Besitz Herats, seine Unabhängigkeit vom Schah, kurz seine Krone und den Kopf um die Krone zu tragen. Er empfieng fortwährend Subsidien, die später in einen Jahrgehalt von 30,000 Pfd. St. ausarteten. Allein gleichwohl hielt er es im Geheimen mit dem Schahinschah. Er ließ Geld schlagen mit des Schahs Namen und schickte es als Tribut nach Teheran, er erkannte also formell die persische Oberhoheit an, ja er gieng so weit den russischen Gesandten in Teheran einzuladen einen Agenten nach Herat zu senden. Das alles wußten die Engländer, Schah Mohammed zeigte ihnen die verrätherischen Briefe welche Jar aus Herat ihm geschrieben, dennoch zahlten sie unverdrossen die Subsidien weiter, und als später einmal der brittische Agent in Herat, Major Todd, die Zahlung der Pension an Jar Mohammed einstellte, wurde dieser Schritt mißbilligt, und die brittische Regierung drückte dem Fürsten ihr Bedauern aus. So viel gab England um einen Herrscher in Herat, der sich unabhängig von Persien zu halten wußte. Noch lebte immer der Schah Kamran, der rechtmäßige Gebieter Herats aus der Duranifamilie. Jar Mohammed ließ ihn aber 18 Monate lang einsperren, und als er merkte daß die brittischen Agenten diesem Schatten eines Königs noch einige Ehrfurcht bewiesen, fand man ihn an einem Morgen des Jahres 1842 erdrosselt in seinem Kerker. So lange der hartgesottene Sünder in Herat noch auf dem Throne saß, hatte das brittische Reich nichts von Persien zu besorgen. Kabul war in den Händen des schlauen Dost Mohammed, und Kandahar in denen des Kohan-dil-Chan, seines Bruders.

Im Jahre 1848 starb Mohammed, und es folgte ihm als Schah von Iran sein achtzehnjähriger Sohn Nasr-eddin am 5 Sept. Sein Vater Mohammed, der Sohn des Abbas Mirza, war nur dadurch auf den Thron gelangt daß (1833) der russische Gesandte den Schah Fath Ali zwang seine 75 Söhne zu übergehen, und seinen Enkel Mohammed zum Thronfolger ausrufen zu lassen. England erklärte sich kurze Zeit nachher mit dieser Ordnung der Erbfolge zufrieden. Wir sehen also daß Mohammed den Thron dem Zusammenwirken der beiden großen Nachbarn, Rußlands und der Gebieter Indiens, zu danken hatte. Wäre dieß nicht geschehen, hätten nicht beide oder nur die eine Macht sich zu Gunsten Mohammeds erklärt, der Bürgerkrieg wäre augenblicklich zwischen den 76 Kronprätendenten ausgebrochen. Das ist die Lösung des großen Räthsels im persischen Golf. Als Nasr-eddin den Thron bestieg, gieng England mit Rußland Hand in Hand. Beide Mächte erklärten sich für den neuen Schah, und verhinderten dadurch abermals den Ausbruch eines Erbfolgestreites. In beiden Fällen, man beachte das recht wohl, haben England und Rußland für Persiens Wohl gesorgt; sie haben wenigstens dem Erben der Krone seine Thronbesteigung zu erleichtern gesucht. Ihr Beistand schüchterte die zahlreichen Kronprätendenten zwar ein, doch brachen unter Nasr-eddin in Schiras, Ispahan, ja in der Residenz selbst, Aufstände aus. In Mazenderan, in Kerman wurden die Waffen erhoben und ebenso in Chorasan, dessen Besitz den Königen von Iran von jeher die meiste Sorge gemacht hat. Eine neue schiitische Secte unter dem Namen Bab, „Pforte" (nämlich der Frömmigkeit), die seit 1839 sich ausgebreitet hatte und der Dynastie feindlich war, mußte durch blutige Verfolgung ausgerottet werden.[1] Nun ist die jetzige Dynastie ohnedieß nicht persischen Ursprungs, sondern einem türkischen Stamm entsprossen, also antinational. Die Herrschaft der Kadscharendynasten ist daher zerbrechlich wie Glas, und wenn sie nicht längst in Stücke gegangen ist, so hat sie es nur der Behutsamkeit der beiden asiatischen Großmächte, Rußland und England, zu danken. Beide fühlen das Bedürfniß einen Staat zu erhalten der ihre Territorien trennt. Nichts wäre der einen wie der andern Macht leichter als Iran in gränzenlose Anarchie zu stürzen. Rußland vermöchte mit einem sehr geringen Aufwand an Kriegsmitteln Mazenderan und Ghilan, die beiden kaspischen Küstenprovinzen, sich anzueignen; allein es weiß recht gut daß der nächste Krieg Persien in völlige Anarchie stürzen und den Untergang des iranischen Reiches herbeiführen müßte. Dieselben Rücksichten muß aber auch die brittische Regierung beobachten. Sie kann den Schah wohl durch eine Expedition in dem persischen Golfe schrecken wie 1838, wo sie in Bagdad zugleich einen Thronprätendenten fütterte; sie kann das Signal zum Aufstand in Persien geben, und wehe dem Schahinschah, wenn sie es gibt! Allein der entfesselte Aufstand würde dann unabsehbare Ereignisse gebären, und hätte man die Macht besessen das Reich der Kadscharen in Stücken zu schlagen, es würden alle Fähigkeit und alle Mittel fehlen, einen neuen Staat aus den wankenden Ruinen aufzubauen. Darin liegt die Schwierigkeit der jetzigen Verwicklungen. An Macht fehlt es England nicht den Schah zu züchtigen. Eine Proclamation, eine Waffenlandung, eine Handvoll Guineen, und sein Thron wankt; allein das Verhängniß will daß diese Züchtigung zugleich die brittischen Interessen gefährdet, daß England einen Thron nicht stürzen darf, an dessen Erhaltung ihm so viel liegen muß.

So lange Jar Mohammed in Herat regierte, blieb alles ruhig, und es ergab sich bald daß die englische Regierung ihr Geld nicht weggeworfen hatte, als sie diesen Ausbund asiatischer Falschheit besoldete. Nach seinem Tode (4 Junius 1851) bestieg sein Sohn Seid Mohammed Chan den Thron von Herat. Er sah sich sogleich von den beiden Barakzi-Dynasten in Kabul und Kandahar, von Dost Mohammed und Kohandil-Chan, bedroht. Um

[1] Die Revue Contemporaine behauptet (31 Januar 1857), in der Abhandlung Hérat et la Question anglo-persane, die Stadt zähle jetzt 80—90,000 Einwohner.

[1] Persien seit dem Niedergang der Sefi. Raumers histor. Taschenbuch 1854. S. 102.

ſich ihrer zu erwehren, erkannte er die Oberhoheit Perſiens über Herat an, und der Schah Nasr-eddin ſchickte dem Vaſallen ſeine Hülfstruppen. Der Beſitz Herats, das Ziel der politiſchen Sehnſucht ſeiner Vorgänger, ſchien dem jungen König von Iran jetzt leicht erreichbar. Da erhob ſich aber der britiſche Botſchafter, Oberſt Sheil, und abermals war es die Drohung einer Expedition nach dem perſiſchen Golf welche den Hof von Teheran ſo zahm machte, daß er am 23 Januar 1853 den berüchtigten neuen Vertrag mit Großbritannien unterzeichnete. Perſien verzichtete darin auf alle Rechte über Herat, die es ſeit Jar Mohammeds Tode erworben hatte. Es verpflichtete ſich zugleich niemals Truppen nach Herat zu ſchicken, außer im Fall einer fremden Invaſion, und ſie auch in dieſem Fall ſogleich wieder zurückzuziehen, ſobald die fremden Truppen das Fürſtenthum geräumt haben würden. Dieſe Beſtimmung iſt es welche der Schah verletzt, und weßhalb England ihm den Krieg erklärt hat.

Seid Mohammed, der unfähige Sohn des Jar, hatte ſich kaum mit Hülfe des Schah die Barakſi-Afghanen vom Leibe gewehrt, als er in das Gebiet ſeines neuen Lehnsherrn, in Ghoraſan, einfiel. Allein der Lohn wurde dem Verräther raſch ausgezahlt. Jar Mohammed hatte nicht alle Nachkommen der erlauchten Sudoſi-Familie [1] erwürgen können. Noch lebte ein Neffe des Schah Kamran, Namens Mohammed Juſſuf Schah Sadeh, dem der Schah von Perſien zur Furcht der Dynaſten Herats die Einkünfte einer Stadt geſchenkt hatte. Juſſuf, der ein ſehr begabter Menſch geweſen ſeyn ſoll, ſchlich ſich nach Herat, und knüpfte ein Verſtändniß mit dem jetzt ſo berüchtigten Iſa-Chan, dem Feldherrn Seids, an. Die Empörung glückte, Juſſuf bemächtigte ſich Seids und ließ ihn ermorden. So erlosch das Haus des Jar Mohammed ſchon im zweiten Gliede. Verrath brachte es auf den Thron, und ein Verräther warf den Thron wieder um. Der ermordete Seid war aber der Schwiegerſohn Doſt Mohammeds von Kabul geweſen, während Juſſuf wiederum ein Neffe Schah Kamrans war, der Doſt Mohammeds Bruder, Kelbi-Chan, hatte hinrichten laſſen. Die Blutrache alſo machte Juſſuf und Doſt zu erbitterten Feinden, ganz abgeſehen davon daß der alte Dynaſt von Kabul nie aufgehört hatte lüſtern auf das nachbarliche Herat zu ſchauen. Alle dieſe Ereigniſſe fallen in das Jahr 1855, und zwar in die Zeit wo die Ruſſen vor Kars ſtanden. Gleichzeitig mit war Kohandel-Chan, der Bruder des Doſt und Dynaſt von Kandahar, geſtorben. Der Herrſcher von Kabul nahm dieſe Gelegenheit wahr und beſetzte das Fürſtenthum Kandahar als ein Eigenthum ſeines, des Barakſi-Hauſes, ja er machte auch Miene als werde er Herat angreifen. Da geſchah es im December 1855, daß der britiſche Geſandte in Teheran, Hr. Murray, ſeine Flagge einzog und jeden diplomatiſchen Verkehr abbrach.

In Herat wurde mittlerweile nach allen Seiten intriguirt. Mohammed Juſſuf, der Turani, ſah ſich von Doſt Mohammed, dem Alliirten der Britten, bedroht und rief die Perſer zu Hülfe. Sein Naib oder Feldherr, Iſa-Chan, ſpielte genau die Rolle wie ehemals Jar Mohammed. Er ſtand auf der einen Seite in geheimem Briefwechſel mit Doſt Mohammed, auf der andern conſpirirte er mit den Perſern gegen ſeinen eigenen Gebieter Juſſuf. Im Herzen aber haßte er die Perſer, denn er war, wie alle Afghanen, ein bigotter Sunnite, und zeigte nicht übel Luſt die perſiſchen Schiiten, die zahlreich in Herat wohnen, zu verfolgen.. Die Heratianer waren im allgemeinen der perſiſchen Herrſchaft abgeneigt und zum Widerſtand entſchloſſen. Als nun ein ſchwaches perſiſches Hülfscorps in Herat einrückte, wurde es erſt von Juſſuf gut empfangen, ſpäter aber, wie die Teheraner Holzeitung behauptet, auf britiſches Anſtiften, zur Stadt hinausgeworfen. Juſſuf nahm die Maske ab oder eine neue vors Geſicht, indem er ſich offen für die Engländer erklärte, die er ſammt den Barakſi-Afghanen zu Hülfe rief. Jetzt aber rückte die Hauptmacht der Perſer unter Prinz Murad heran. Die Heratianer wurden bei Ghorian geſchlagen, dieſer Platz ſelbſt fiel den Perſern in die Hände. Im Frühling vorigen Jahrs erſchien Prinz Murad vor Herat elbſt, und die Perſer begannen mit 25,000 Mann die Belage ung, die indeſſen höchſt läſſig betrieben wurde. Herat hätte wie 1838 eine zehnmonatliche Belagerung auszuhalten vermocht, allein kaum waren die Perſer erſchienen, ſo reifte die Verſchwörung Iſa Chans. Er nahm ſeinen Gebieter Juſſuf gefangen, und ſchickte ihn in das perſiſche Lager. Die Perſer waren jetzt bereit mit dem Verräther zu unterhandeln, ſie wollten ihn als Dynaſten von Herat anerkennen, wenn er dem Schah den Vaſalleneid leiſten und eine perſiſche Garniſon in die Stadt aufnehmen wollte. Iſa Chan indeſſen verfolgte andere Plane. Es war ihm nichts daran gelegen der Lebensmann des Schahinſchah zu werden, auch erbitterte er die Perſer dadurch daß er die Verfolgung der Schiiten fortſetzte. Indeſſen bleibt es unklar bis jetzt, mit wem und gegen wen er eigentlich arbeitete. Die Perſer klagen ihn an mit Doſt Mohammed von Kabul und den Engländern conſpirirt zu haben, die Engländer mögen aber nichts von dieſer Bundesgenoſſenſchaft wiſſen und behaupten nur der antiperſiſche Geiſt der Heratianer habe den Verräther abgehalten die Stadt zu übergeben. Die Stadt fiel nach einem matten Sturm am 25 October 1856, und nicht im November, wie man behauptet hatte. Die erſte Nachricht vom Fall war die richtige, und die ſpätere, welche dem Fall widerſprach, die falſche.

Was nun weiter geſchehen war, läßt ſich bei den wechſelvollen aſiatiſchen Schickſalen nicht vorausſagen. Die Engländer ſtehen vorläufig auf Karrak. Sie haben den Fenerbrand in den Händen, und wenn der Schah nicht nachgibt, werden ſie ſein Reich in Flammen ſtecken. Allem vorher liegt es im Intereſſe der Engländer auf die Nachgiebigkeit des Schahinſchah zu warten. Sonderbar genug wird der ruſſiſche Geſandte in Teheran alles aufbieten müſſen um den Schah zur Vernunft zu bringen, gerade ſo wie 1829 die europäiſche Diplomatie die Pforte zum Frieden von Adrianopel drängte.

Die künftigen Friedensbedingungen welche die Engländer ſtellen werden, vermögen wir nicht zu errathen, allein wir kennen wenigſtens ihre Wünſche, wie ſie ſich im letzten Heft der Weſtminſter Review entwickelt finden. [1] Niemals wird England dulden daß Herat ein perſiſches Lehen werde. Die Ruſſen nämlich haben

[1] Das Verſtändniß der Dynaſtennamen iſt unerläßlich um ſich in der aſiatiſchen Politik zurecht zu finden. Man nennt die Nachkommen Ahmed Schahs, des Stifters der großen Afghanenherrſchaft, in der Regel die Durranidynaſtie, weil ſie dieſem Afghanenclan angehörten, dem Geſchlecht nach ſind ſie aber Sudoſi.

[1] Herat and the Persian War. Westm. Review, Jan. 1857 p. 179.

durch ihre Verträge mit Perſien das Recht erworben in allen dem Schahinſchah gehörigen Städten, wo perſiſche Garniſonen liegen, Conſuln beſtellen zu dürfen. Ein ſolches Conſulat iſt dann ein Winkel wo die Spinne ihre Netze ziehen kann, und ruſſiſches Gold würde die Herzen der Afghanen ſo gut erfreuen wie das engliſche. Dieß war auch der geheime Grund, weßhalb 1841 Perſien Ghorian abtreten mußte, damit die Oaſe Herat gänzlich von fremdem Einfluß geſäubert würde und der brittiſche herrſchend bliebe. Was die Engländer ferner entſchieden nicht wollen, iſt die Wiederherſtellung eines großen Afghaneureichs, ſey es nun daß ſie dieſer Schöpfung keine Lebensdauer zutrauen, ſey es daß ſie neue Beunruhigungen im Weſten des Indus daraus entſpringen ſehen. So ſehr ſie auch das Wachſen von Doſt Mohammeds Macht erfreut, ſo unbequem iſt er ihnen gerade in Kandahar. Sie wünſchen das Haus der Barakſi zu mehren, aber am liebſten durch eine Vereinigung von Herat und Kabul unter Doſt Mohammed und ſeinen Nachkommen. Würde der Thnaſt von Kabul mit Herat für Kandahar ſich entſchädigen laſſen, ſo gelüſtet es den Engländern nach dieſer Stadt, die, ſtark befeſtigt, jedes Vordringen eines Eroberers aus dem Weſten von Indien abwehren würde. Da Herat von Kandahar aus bedroht werden kann, ſo würde man auch beſtändig die künftigen Herrſcher dieſer Stadt im Zaume halten können. Das ſind die Wünſche der Engländer, wobei man aber nicht vergeſſen darf daß die Ruſſen auch ein Wort mitzuſprechen haben, wenn ſchon dieſe Macht jetzt gerade nichts ernſter wollen mag als die Erhaltung des Friedens.

Land- und Sittenſchilderungen von der Goldküſte.

(Schluß)

Die Prieſter des Fetiſchthums bilden zwei ſehr unterſchiedene Claſſen: die erſte, deren Dienſt ein ununterbrochener iſt, leitet die Opfer; die andere wird nur zu den Myſterien berufen, während der Faſten und Gebetstage: ſie leben allein und ohne Familie, wenigſtens dem Anſchein nach. Alle dieſe Perſonen ſind die Schmarotzer der Häuptlinge und die Blutſauger des Volks; ſie beuten deren Leichtgläubigkeit aus, und beſitzen einen großen Einfluß auf die Weiber, welche, wie überall, ſchwächer, leichtgläubiger ſind als die Männer. Sie haben ſich gewiſſe Rechte angemaßt, welche die Häuptlinge ihnen nicht ſtreitig machen wollen, und in deren Genuß ſie dieſelben laſſen. Obſchon die Könige großes Vertrauen auf die Fetiſcheros erſter Claſſe ſetzen, machen ſie ſich doch oft über deren Zauberei und Verwünſchungen luſtig, und wiſſen ihnen ſehr wohl den Kopf abzuſchlagen wenn dieſe Poſſenreißer eine zu große Macht an ſich bringen wollen. Ein Volkshäuptling, ein großer Fantis-Krieger, dabei ein Freund des Königs von Appolonia und faſt eben ſo blutdürſtig wie dieſer, ſagte einmal zu uns: „Seht da dieſen alten Mann; er iſt der erſte Fetiſchero meiner Völkerſchaft, und der größte Böſewicht den ich in meinem Lande habe; vor einigen Tagen ließ ich ihn vorfordern um ihm den Kopf abzuſchlagen; er ſetzt ſeit einiger Zeit meine Geduld auf eine zu große Probe und treibt mich zum Aeußerſten; er beſitzt Einfluß auf meine Unterthanen und einige meiner Weiber; kurz, dieſer Tropf hat mir, trotz aller ſeiner Opfer, bis auf den heutigen Tag nicht ſagen können ob Aſſa, eines meiner Weiber, mich hintergehe; ich ſelbſt habe ihr Verbrechen entdeckt! . . . Mit einem und demſelben Streich ſoll ihr Kopf fallen, der der ungetreuen Aſſa und der des begünſtigten Sklaven, der mich ſchmählicherweiſe getäuſcht hat. Ich werde ihm die Eingeweide herausreißen, und die Gliedmaßen abſchneiden laſſen — die Strafe großer Verbrecher! Allein ich bedaure ihn mehr als Aſſa, welche doch eins meiner ſchönſten Weiber iſt.“ Wirklich ließ er ihm, obſchon dieſer Sklave ihn auf unwürdige Weiſe beſchimpft hatte und er in Feſſeln lag, keine ſchlechte Behandlung zu Theil werden. Er bedauerte daß er ſich eines ſo großen Verbrechens ſchuldig gemacht, und ſchwankte ob er Rache üben ſolle oder nicht. Allein ſeine Leidenſchaft überwältigte ihn, er vermochte nicht zu widerſtehen und ließ alle drei enthaupten. Als wir ihn bei unſerer nächſten Reiſe wieder ſahen, ſagte er uns unter Händedrücken: „Aſſa iſt nicht mehr hier, . . . Quamina iſt ihr gefolgt. . . . und der Böſewicht von Fetiſchero iſt die Urſache ihres Todes und des ſeinigen! . .“ Er ſchien indeß einiges Bedauern zu fühlen.

Viele dieſer Prieſter, beſonders im Innern, ſind theils Mohammedaner, theils Götzendiener; bald ſieht man ſie opfern und die Eingeweide der Opfer befragen, bald die Verſe des Koran erklären. Da ſie gewandte Erzähler und unterrichtetere Leute als die Häuptlinge und das freie Volk ſind, ſo ſtehen ſie überall in Anſehen; ſie ſtellen ihren Willen oft als Geſetz auf, und nichts geſchieht ohne daß man ſie zu Rathe gezogen. Die Macht benützend welche ſie auf alle ausüben, regieren ſie zuweilen mehr als die Häuptlinge und die Könige. Sie ſind insgemein gute Once-Spieler, und widmen dieſem Spiel einen Theil ihrer Zeit. Sie verſtehen ſich darauf eine Calebaſſe Palmwein zu leeren und mit Zierlichkeit und Geräuſch die wenige Flüſſigkeit, welche dem Wohlanſtand gemäß darin bleiben ſoll, auf den Boden zu ſchütten — ein Begrüßungszeichen das beſonders von den Großen ſehr geſchätzt wird, und die größere oder geringere Zierlichkeit oder Geſchicklichkeit welche man dabei entfaltet, gilt als Maßſtab des guten Tons eines Mannes.

Die Gewohnheit will daß, wenn ein fremder Reiſender oder ein Abſendling eines benachbarten Königs eintrifft, man ihn, ehe er mit dem Häuptling ſprechen kann, in den Tempel führt, und nach der Ceremonie, welche der Fetiſchero, je nach der Eigenſchaft des Abgeſandten oder des Abſenders mit mehr oder weniger Gepränge verrichtet, erhält: der Fremde die Ermächtigung ſeinen Auftrag zu vollziehen und ſich dem Monarchen oder dem Häuptling der Völkerſchaft vorzuſtellen. Der Fetiſchero kennt daher zuerſt den Zweck des Beſuchs des Abgeſandten oder des Reiſenden; er weiß ſeinen Einfluß geltend zu machen und den König nur von dem in Kenntniß zu ſetzen was er ihn wiſſen laſſen will; ja er geht ſo weit dem Fremden Verhaltungsregeln vorzuſchreiben und für die Beob-

Digitized by Google

achtung derſelben zu ſorgen. Eine ſichere Gewähr hiefür liegt indeß ſchon in der Furcht vor den Verwünſchungen des Großprieſters. Die Gewohnheit Fremde zuerſt in den Tempel zu führen, hat ſcheinbar den Zweck den böſen Geiſt zu entfernen, und die Unterredung eben ſo nützlich und günſtig für den Geſandten, als angenehm für den Häuptling zu machen; im Grunde aber iſt das Ganze nur ein Trugſpiel des Fetiſchero.

Da der Großprieſter Opferer iſt, ſo beſitzt er allein das Recht den Opfern das Meſſer in die Bruſt zu ſtoßen. Er bereitet ſich während einer gewiſſen Anzahl Tage auf dieſen feierlichen Act dadurch vor daß er ſich in die Einſamkeit zurückzieht, wohin ihn ſtets der oder die zu Opfernde begleitet. Glücklicherweiſe aber finden derartige Menſchenopfer nur bei Gelegenheit der größten Unglücksfälle ſtatt, wenn z. B. der böſe Geiſt in ſeinem Zorn eine verheerende Seuche ſendet, oder ehe man ins Feld zieht zum Krieg gegen einen benachbarten König, oder wenn der Monarch ernſtlich erkrankt. Doch überlaſſen ſich auch einige Völkerſchaften der Küſtenlandes dieſer barbariſchen Gewohnheit um die Leichenbegängniſſe ihrer Könige zu ehren. Im Innern des Landes herrſcht ſie überall. In Dahomey z. B. gibt es eine Menge Menſchenopferer. Bei allen Gelegenheiten wird der Großprieſter derartiger Opfer wegen zu Rathe gezogen: er allein entſcheidet unumſchränkt darüber ob ſie nöthig ſind oder nicht, jedoch bloß im Fall einer ernſten Erkrankung des Königs. Man ſieht daß dieſer Pontifex bei den Negern eine ziemlich große Rolle ſpielt: zu ſeinem an ſich ſchon ſo wichtigen Amte eines Großprieſters fügt er noch das eines Orakels und Opferers, ſey es daß er ſeinem König das Gute oder Böſe verkündigen, ſey es daß er den Zorn des böſen Geiſtes beſchwichtigen muß.

In allen Städten oder allen Dörfern gibt es einen für die Opfer und das Gebet beſtimmten Ort: man wählt ihn insgemein in dem benachbarten Walde, inmitten der ſtillen Natur, an der entlegenſten und düſterſten Stelle. Ein gewundener ſchmaler Pfad führt dahin; die Zugänge zu ſolchen Druidentempeln ſind durch die Gebeine der geopferten Menſchen und Thiere bezeichnet!

Eine natürliche oder ausgegrabene Grotte iſt der Ort an welchem der Großprieſter mit dem Gott den er anruft zu Rathe geht. Große Bäume, dichte Lianengehölze, Schlingpflanzen bezeichnen den Eingang, und verſchließen ihn dem Volke, das ſich beiſeits hält. Das Schweigen, die Majeſtät des Orts, die ſo ſchöne und großartige Natur, die Spuren welche ein Verbrechen dem andern hinterläßt, die häßlichen Ueberreſte der geſchlachteten Opfer, der Klang des Tamtam, das Rollen der Todestrommel, die düſtern Geſänge des ungeordnet umherſtehenden Volks, all dieſe ſchwarzen und widrigen Geſtalten und das ſchrille und ſchreckeneinflößende Geſchrei wilder Thiere, das in kräftigem Wiederhall aus dem Walde prickönt — flößen dem Europäer, welcher Zeuge dieſer Bluts- und Barbareiſcenen iſt, einen unbeſchreibbaren Abſcheu ein.

An dieſen die Gefühle der Ehrfurcht und des Entſetzens zugleich erweckenden Ort zieht ſich der Großprieſter mit ſeinem zum Schlachten beſtimmten Opfer zurück. Hier bereitet er ſich eine Woche, manchmal einen ganzen Monat lang vor, dem Gotte angenehm zu ſeyn dem er ſein Opfer darbringen will. Während dieſer Zeit der Zurückgezogenheit erhalten Sklaven den Auftrag ihm jeden Tag Lebensmittel aller Art zu bringen; der friſcheſte Palmwein, die ſchönſten Früchte werden ihm von dem König geſendet, und am Eingang in die geheimnißvolle Grotte niedergelegt.

Jeden Tag nach Sonnenaufgang tritt der Großprieſter aus der Höhle heraus, und ſetzt ſich an einem zu ſeinen Abwaſchungen beſtimmten Platze nieder: dort findet er alles zu ſeiner Toilette Nöthige vor. Nach einem mit lauter Stimme geſprochenen Gebet an den Gott des Tages (die Sonne), dem er ſein Angeſicht zuwendet, ruft er Beiſtände zu ſich um ſeinen Körper vorzubereiten für den Dienſt der Gottheit welcher er dient!

Auf ſeinen Ruf eilen drei junge Weiber, ohne Zweifel Prieſterinnen, reich geſchmückt, aus den Gebüſchen hervor, und erbieten ſich in der unterwürfigſten Haltung zum Dienſte des verehrten Auguren; die eine wäſcht ihm den Leib, die andere bemalt und tätuirt ihn, die dritte ordnet ſeine Haare; er läßt alles mit ſich machen, und ſpricht, ſo lange er unter den Händen dieſer Weiber iſt, kein Wort. Iſt ſeine Toilette beendigt, ſo ziehen ſich die Prieſterinnen zurück und verſchwinden; der Großprieſter erhebt ſeine Augen zur Sonne, murmelt einige Worte, und begibt ſich wieder in die Höhle; von allem was an dieſem Ort der Finſterniß und des Geheimniſſes vorgeht, erfährt man nichts; niemand vermag dahin zu dringen. Nach Mittag ſetzt ſich einer der Prieſter zweiter Claſſe unter einen bezeichneten Baum ganz in der Nähe der geheimnißvollen Grotte, und harrt dort ruhig auf das Erſcheinen des Großprieſters, der nicht lange auf ſich warten läßt, ernſten Schrittes auf ſeinen Amtsbruder zugeht und ihn grüßt, während dieſer ſich bis zur Erde verbeugt, und in dieſer Stellung bleibt bis der Großprieſter ihm einen leichten Fußtritt auf den Kopf verſetzt, worauf er ſich ein wenig emporrichtet, den Fuß welcher ihn getreten ergreift und küßt, und dann ganz aufſteht.

Iſt dieſe Ceremonie zu Ende, ſo ſetzen ſie ſich an einem ſchattigen Ort auf einen Baumſtrunk; der Großprieſter hört aufmerkſam die Nachrichten ſeines Akoluthen, eines Spions, der ihm Bericht erſtattet über alles was im Dorfe vorgeht. Nach Beendigung dieſer vertraulichen Unterredungen wiederholt ſich die frühere Ceremonie, worauf beide Fetiſcheros ſich in ihre Wohnungen zurückziehen. Während der ganzen Dauer der Vorbereitungszeit werden dieſe Vorgänge alle Tage um die gleiche Stunde wiederholt.

Wir haben einem dieſer Menſchenopfer beigewohnt. Es wurde dargebracht um die Geneſung des Königs zu erlangen, der, weil er in die dritte Periode der Lungenſchwindſucht getreten, ernſtlich krank war. Der Großprieſter wollte Rache üben, denn da er es war der ſich für die Nothwendigkeit des Opfers ausgeſprochen, ſo lag auch die Wahl des zu Schlachtenden in ſeiner Hand; er bezeichnete daher dem König diejenige unter ſeinen Frauen die ihm für dieſen ſo wichtigen Act die geeignetſte dünkte, und war zum voraus ſicher daß ſeine Wahl werde gebilligt werden. Man ſehe nun wie der Schurke dabei verfuhr. Als er wahrnahm daß die Geſundheit des Monarchen merklich ſchwächer wurde und kein langes Leben mehr zu hoffen ſey, machte er ſich an einige der Frauen des Königs, an einige Häuptlinge und an die Höflinge, um dem armen ſchwarzen Monarchen zu verſtehen zu geben, er möge den Großprieſter zur Opferung einer ſeiner Frauen auffordern, indem zu hoffen ſey der böſe Geiſt werde dadurch beſchwichtigt werden; für dieſes Opfer, das möglichſt feierlich werden müſſe, ſolle er dann

eine ſeiner ſchönſten Frauen auswählen. Der Monarch, ſchwach und kraftlos, bewilligte alles, und der Großprieſter ward zu ihm berufen.

„Meinſt du daß ich geneſen kann wenn ich eine meiner Frauen opfere? Glaubſt du, ich werde von dem Geiſt des Böſen nicht mehr gequält werden?“ Der Großprieſter erklärte, er ſey davon überzeugt, er wiſſe es aus der Beſichtigung der Eingeweide, und kenne in Folge deſſen das wirkſamſte Mittel zur Heilung der Lungenſchwindſucht, an welcher der König leide. „Wohlan, erwiederte dieſer, ſo wähle unter meinen Frauen diejenige welche dir paßt.“ — „Großmächtiger König, entgegnete der Fetiſchero, diejenige welche mir am würdigſten und dem Geiſte des Böſen am angenehmſten erſcheint, iſt Aſcha! . . . .“ Der König ſchien einen Augenblick beſtürzt, dann aber antwortete er traurig: „Nimm ſie!“

Aſcha, die Tochter eines der vornehmſten Häuptlinge, eine der ſchönſten Frauen des Harems, war dem Monarchen aufs innigſte zugethan; ſie verabſcheute den Großprieſter; dieſer liebte ſie; . . . er wollte ſie beſitzen, es gelang ihm durch ein gräßliches Verbrechen! . . .

Das Leben für ſeinen König opfern zu dürfen, wird als eine hohe Gunſt betrachtet, und es iſt der größte Beweis der Auszeichnung die ein afrikaniſcher Häuptling einem Haus erweiſen kann, wenn er eines ſeiner Mitglieder als Opfer bezeichnet, ſey es um den Zorn des böſen Geiſtes zu beſchwichtigen, ſey es um die Zukunft ſeines Vaterlandes zu erfahren! Dieſe Gunſt und Ehre aber iſt weit größer wenn es ſich darum handelt ſeinen Fürſten zu retten! Auch vernahm das arme Mädchen mit Freude dieſe Botſchaft.

Die unglückliche Aſcha wurde daher an das Bett des Königs gerufen, und mehrere Frauen folgten ihr. Der ruchloſe Großprieſter führte bei dieſer Trauer- und Schmerzensſcene den Vorſitz! . . . Sie gieng voran, verbeugte ſich, und hörte in der demüthigſten Stellung, ohne im geringſten betrübt zu ſcheinen, den ſchrecklichen Ausſpruch an, den der Monarch ihr mit bewegter Stimme kund that. „Aſcha, theures Weib, ſagte er zu ihr, du die ich, in deiner zarten Jugend noch, zu einer der Gefährtinnen meines Lebens gewählt habe, du die ich über alles liebe, und die ich nicht mehr ſehen ſoll, höre! . . . Ich werde bald aus dieſem Leben, von dem ein Theil dir angehörte, ſcheiden; . . . du allein kannſt es retten durch das Opfer des reinigen . . . Willſt du für mich ſterben? . . .“ Mit ſanftem und bedeutungsvollem Lächeln beruhigte das arme Mädchen den König, der ſich ſchmerzgebeugt umdrehte. Und dennoch beſaß er die Kraft dem Großprieſter, deſſen Herz vor Freude ſchwoll, zu ſagen: „Nimm ſie, weil du ſie haben mußt“ — eine Einwilligung, welche dieſem ſchwachen und abergläubiſchen Häuptling trotz all des Widerſtrebens entriſſen wurde das er fühlte dieſe theure Sklavin, die er wirklich liebte, auf immer verlieren zu ſollen. Die Opferung einer andern wäre ihm minder ſchmerzlich geweſen; allein die Hoffnung ſein Leben durch den Tod derjenigen zu retten welche er zu lieben glaubte, beſtimmte dieſen herzloſen Menſchen ſie opfern zu laſſen.

Bei den letzten Worten des Königs nahmen alle Frauen welche die arme Aſcha umgaben ſie in ihre Arme, überhäuften ſie mit zarten Liebkoſungen, und führten ſie weg, um ſie vorzubereiten dem Schurken von Fetiſchero zu folgen, der ſie beſitzen und ermorden ſollte. Am folgenden Tage wurde ſie ihm überliefert. Das Volk begleitete die unglückliche Aſcha bis an die Baumgänge vor dem Tempel des Fetiſchismus, die ſchmeichelhafteſten Loblieder auf die arme Dulderin ſingend, welche durch das Opfer ihres Lebens, ſowie durch die Ehre zu dieſer erhabenen Handlung auserſehen worden zu ſeyn, ihre Familie erhob und ſich ſelbſt, nach den Begriffen dieſer Wilden, unſterblichen Ruhm erwarb.

Wir langten einige Tage vor Ablauf der Zurückgezogenheit des Großprieſters an, und konnten daher, trotz unſers Widerwillens gegen dieſe Blutſcenen, Augenzeugen des Todes dieſes unglücklichen jungen Mädchens ſeyn! Eine ſchöne Sonne begünſtigte die häßliche Blutfeier.

Gleich nach Sonnenaufgang wurde im ganzen Dorfe das Feſt des Tages mit Flintenſchüſſen angekündigt. Das Volk in ſeinen Feierkleidern, die Spielleute, die Sänger, die Krieger, die Weiber der freien Männer, der Häuptlinge und des Königs, die Fetiſcheros zweiter Claſſe und der Todestrommler waren auf einem Platze verſammelt; alles zog in guter Ordnung vorüber, und ſchlug den ſchmalen und gewundenen Weg des Waldes ein. Eine rauſchende Muſik, gellende Geſänge, ſchrilles Geſchrei, Sprünge, Tänze, Verzerrungen aller Art belebten den blutgierigen Volkshaufen. Er beeilte ſich ſo ſchnell als möglich auf den Schauplatz der barbariſchen Handlung zu gelangen und den Anblick eines Schauſpiels zu genießen das ihn freudetrunken machte. Bereits war der Opferſtein aufgerichtet an einer Stelle welche vor dem Eingang in die Grotte lag. Blätter und Blumen bedeckten den Boden und umgaben den Altar. Das Volk ſtellte ſich rings herum ziemlich geordnet und ſchweigend auf. Die Weiber und Mädchen nahmen die Mitte ein, und befanden ſich dem Opferer wie dem Opfer am nächſten. Die Krieger und die Häuptlinge ſtanden rechts, die Spielleute, die Sänger links, und die Fetiſcheros trugen die Opferwerkzeuge. Dieſe näherten ſich dem Altar, und legten die Blutmeſſer, ſowie die Calebaſſen welche das Blut und die Eingeweide der armen Aſcha aufnehmen ſollten, auf denſelben nieder. . . . Dann wandten ſie ſich nach dem in die geheimnißvolle Grotte führenden Fußpfad, und verſchwanden. . . . Während dieſer ganzen Zeit beobachtete das Volk das größte Stillſchweigen, worauf die Geſänge, die Tänze und das Trommeln wieder begannen. Dann ſchritten die Sänger, begleitet von den Spielleuten, auf den Altar zu, und ſtimmten die Geſänge und die Trauerweiſen an welche der Opferung vorangehen. Sie dauerten etwa eine halbe Stunde. Hierauf ließ ſich aus dem Grund der Höhle eine Grabesſtimme vernehmen, welche dem Volk die Einſtellung der Geſänge anbefahl; „denn, ſagte die Stimme, das reinſte Weſen, die ſchönſte Jungfrau tritt in dieſem Augenblick aus dem geheiligten Tempel heraus und vollzieht das Opfer ihres Lebens zur Rettung ihres Fürſten! . . . Stille! . . . Ihr werdet euch von neuem der Freude überlaſſen wenn das Blut fließt, und wenn die Dünſte welche ſich daraus erheben die Seele Aſcha's in die Regionen tragen die ſie bewohnen ſoll . . . Stille! . . .“

Sodann erſchien am Ausgang des geheimnißvollen Orts die ungerechte Rotte der Fetiſcheros zweiter Claſſe, und öffnete dem Großprieſter den Weg. Hinter ihm kam die arme Aſcha, ganz nackt, nur mit einem Blumen- und Blättergürtel bekleidet; ihr Leib war weiß tätowirt. Bei ihrem Anblick brach einen Augenblick lang ein wildes Freudengeſchrei und einiges Rufen der Billigung aus, welche auf ein Zeichen des Großprieſters aufhörten.

Digitized by Google

Sie gieng langſam auf den Altar zu; der Großprieſter forderte ſie auf ſich zu ſetzen, machte einige kabbaliſtiſche Zeichen über ſie, wandte ſich dann gegen das Volk und redete es, als Eingang zu dem Verbrechen das zu begehen er im Begriff ſtand, folgendermaßen an: „Aſcha iſt an ihrer letzten Stunde angekommen; der große Geiſt iſt in ihr, er hat durch ihren Mund zu mir geſprochen. Unſer König wird nicht ſterben!“ Mit einem Zeichen ertheilte er nun dem „Trommler des Todes“ den Befehl ſein düſteres Rollen vernehmen zu laſſen. Bei dieſem Trauerton ſtieß das ganze Volk ein furchtbares Geſchrei aus, ſchlug in die Hände und überließ ſich diabliſchen Tänzen und Verzerrungen! . . . Die Geſänge, das Geſchrei und der Lärm der Inſtrumente wiederhallten weithin in die Stille des Waldes. Als hierauf der Großprieſter aus den Händen eines Fetiſchero das Blutmeſſer nahm, das er in die Bruſt ſeines Opfers ſtoßen ſollte, ſahen wir dieſen Böſewicht, mit all der Ruhe welche die Gewohnheit des Verbrechens einflößt, der armen Aſcha befehlen ſich auf den Altar zu legen. Sie gehorchte mit ſtoiſcher Ruhe und Gleichgültigkeit: ſie war in jenes äußerſte Stadium getreten in welchem die geiſtigen Fähigkeiten gleichſam gelähmt ſind . . . Sie erhielt den Todesſtoß.

Wir wandten die Augen ab von dieſem traurigen und ſchmerzlichen Schauſpiel; der Schrei aber welcher der Unglücklichen entfuhr, that uns kund daß der Henker ſein Werk vollbracht! . . . . Das Blut wurde ſorgfältig in einem hölzernen Gefäß aufgefangen, und als der Leib keine Bewegung mehr zeigte, unternahm der Großprieſter mit derſelben barbariſchen Kaltblütigkeit die Beſichtigung der Eingeweide. Dann wandte er ſich abermals gegen das Volk, und rief mit teufliſcher Zuverſichtlichkeit: „der König wird leben! . . .“ Bei dieſem Rufe verdoppelte ſich der Lärm, und die Tänze, die Trankopfer, die Orgien kannten keine Schranken mehr.

Endlich entriſſen Frauen der edelſten Familien aus den Händen des Opferers die entſeelten Ueberreſte der armen Aſcha. Man legte ihren Leichnam auf eine mit Blumen bedeckte Tragbahre, welche die Frauen unter Abſingung melancholiſcher Weiſen hinwegtrugen. Der Großprieſter und ſeine Helfershelfer folgten, die Häuptlinge und das Volk ſchloſſen ſich an. Der Zug ſetzte ſich in Bewegung, und wandte ſich nach dem Hauſe des Monarchen. Der Großprieſter, nur von den Häuptlingen begleitet, erſtattete dem König Bericht über das Orakel, und gab ihm die Verſicherung daß ſein Leben nicht in Gefahr ſchwebe; bald werde er ſich wieder vollkommener Geſundheit erfreuen. Hierauf gab er ihm einige Verhaltungsregeln um zu vollſtändiger Geneſung zu gelangen. Allein der unglückliche Fürſt war dem Tode ſchon zu nahe — er ſtarb nach wenigen Tagen. Noch aber war kein Monat ſeit dem Tode des Monarchen verfloſſen, als der Pontifex auf Befehl des Thronnachfolgers erdroſſelt wurde.

Findet die Opferung vor einem Kampfe ſtatt, ſo nimmt man dazu einen Gefangenen, und zwar den tapferſten. Er wird auf grauſam kannibaliſche Weiſe in ganz kleine Stücke zerſchnitten und an alle Waffenträger vertheilt, um, wie uns ein Krieger des Landes Buna ſagte, den Kriegsmuth der Kämpfenden anzuſpornen. Ja er fügte aus vollſter Ueberzeugung bei: „Ein je gefürchteterer Krieger das Opfer war, um ſo größer iſt die Begeiſterung, um ſo feſtiger der Muth der Krieger, denn das ganze kriegeriſche Ungeſtüm des Todten geht in den Leib derjenigen über welche ihn gegeſſen haben.“

Bei den Völkerſchaften des Innern, unter denen die Opfer noch zu gewiſſen Jahreszeiten oder nach gewiſſen Zeitläuften ſtattfinden, gehen dieſen Barbareien gewöhnlich öffentliche Freudenfeſte der ausgelaſſenſten Art voraus. In Dahomey, Cumaſſi, Buntuku, Dwabium und andern Städten von Süd-Sudan opfert man eine beträchtliche Anzahl Gefangener; oft kommen mehr als dreitauſend unter das Beil des Henkers. Fluchwürdige Gebräuche!

Sind die Gefangenen hohen Range, ſo haben ſie alle Arten von Martern und Barbareien zu erdulden. Man ſchneidet ihnen die Ohren, die Hände und andere Theile des Körpers ab, und läßt ihnen bloß den Kopf und die Beine, um ſie gewaltſam zum Gehen antreiben zu können, oder ſie in dieſem Zuſtand an den Opferungsplatz zu ſchleppen.

An der ganzen Küſte, mit Ausnahme des Meerbuſens von Benin, ſind die Menſchenopfer verſchwunden; im Innern dagegen, nur einige Stunden entfernt, beſteht dieſer fluchwürdige Gebrauch, mehr oder minder, noch immer. Alle dieſe Völker betrachten den Tod als etwas ſo natürliches, daß ſie beim Anblick ſelbſt unter Martern ſterbender Mitmenſchen kein ſchmerzliches Gefühl empfinden, was zur Genüge ihr geringes Widerſtreben gegen Menſchenopfer erklärt. Diejenigen welche dieſe barbariſche Sitte aufgegeben haben, bringen ihren Göttern Thieropfer dar.

Die Neger grüßen ſich auf die unter den orientaliſchen Völkern althergebrachte Weiſe, oder nach der Sitte der Mauren, mit denen ſie in Verbindung ſtehen. Wenn zwei Neger gleichen Standes ſich begegnen, ſo entblößen ſie ihre linke Schulter, werfen ihre Schürze auf den Arm und nennen ſich bei Namen; ſie faſſen ſich an der Hand, und laſſen die Enden ihrer Finger ſo kräftig über einander gleiten daß ihre Nebung am Zeigfinger und Daumen einen ziemlich ſtarken Ton erzeugt. Grüßt ein Untergebener ſeinen Vorgeſetzten, ſo bleibt er ſtehen, entblößt die Schulter und läßt ihn vorübergehen, worauf er ſich wieder bedeckt. Iſt der Grüßende ein Sklave, ſo entblößt er ſich ganz, verneigt ſich bis zur Erde, küßt dem Herrn die Füße, und bleibt in dieſer demüthigen Stellung bis derſelbe ihn aufſtehen heißt.

Der üblichſte Eidſchwur bei dieſen Völkern wird mit einer Schleuderwaffe geleiſtet. Sie ſprechen dabei gewiſſe Worte aus und ſtoßen zu gleicher Zeit die Spitze eines Meſſers oder eines ähnlichen ſcharfen Werkzeugs in den Boden oder einen Baum. Bei einigen Volkerſchaften welche die im fünfzehnten Jahrhundert verbannten unglücklichen Juden geſehen, leiſtet man den Eidſchwur dadurch daß man auf den Schenkel ſchlägt.

Unter allen ihren Gewohnheiten aber erinnert die Gaſtlichkeit am meiſten an das Alterthum. Sie wird bei allen Volkern des Küſtenlandes in ihrer ganzen Ausdehnung geübt; nichts wird vergeſſen, von dem Waſchen der Füße an bis zu den Gunſtbezeugungen der Schweſter oder Tochter des Hauſes; alles wird an den weißen Reiſenden verſchwendet der dieſe Völker beſucht um Tauſchhandel mit ihnen zu treiben, hauptſächlich aber dann wenn er ſchon mehrmals bei ihnen geweſen, wenn er den Häuptlingen bekannt iſt, und ſich ihre Zuneigung zu gewinnen gewußt hat; die größte Ehre die man einem Häuptling, einem Caboceere, einem freien Handelsmann erweiſen kann, iſt jedoch die wenn man bei ihm

wohnt. Sie überhäufen einen dergeſtalt mit Zuvorkommenheiten und Sorgen daß man darüber erſtaunt. Sie wollen niemals Zahlung annehmen, wiſſen aber wohl daß ſie nichts dabei verlieren.

Eine alte Weltkarte mit der Jahreszahl 1489.

(Vom Herausgeber.)

Auf dem brittiſchen Muſeum findet ſich eine Handſchrift mit dem Titel **Insularium Illustratum Henrici Martelli Germani.** und in dieſer Handſchrift eine Weltkarte, die an zwei Orten die Jahreszahl 1489 trägt. Dieſe Karte wurde von J. G. Kohl entdeckt, copirt und iſt durch ein ſauberes Facſimile in der Berliner Zeitſchrift für Erdkunde (November 1856) zugleich mit einem Commentar des Hrn. Kohl der gelehrten Welt erreichbar geworden. Die werthvollſte Partie der Karte iſt der afrikaniſche Continent, denn das öſtliche und ſüdöſtliche Aſien hat noch die falſchen Küſtenlinien die man in den mittelalterlichen Ausgaben des Ptolemäus findet, und wie man ſie ſeit dem Beginn des 14ten Jahrhunderts antrifft, während jene überraſchenden Fortſchritte fehlen die wir bereits auf der Karte des Fra Mauro aus den Jahren 1457—59 gewahren. Die Weltkarte des brittiſchen Muſeum iſt jedenfalls nach der Reiſe des Bartolomeu Dias gezeichnet worden. Von Vasco da Gama's Entdeckungen wußte der Verfaſſer indeſſen noch nichts, denn der äußerſte Punkt den Dias erreichte, iſt auch der Punkt wo die Küſtennamen auf der Karte aufhören. Deßwegen dürfen wir aber noch nicht ſchließen daß die Karte vor 1499 verfertigt worden ſey, denn es verſtrichen damals oft große Zeiträume ehe die Kunde der Entdeckungen und Copien der Seekarten, welche die Entdecker entwarfen, ſich verbreiteten. Indeſſen läßt die zweimal vorhandene Jahreszahl 1489 vermuthen daß gerade um dieſe Zeit die Karte verfertigt wurde. Wie Hr. J. G. Kohl richtig bemerkt, war der Kartenzeichner ein Italiener, denn er überſetzt portugieſiſche Namen ins Italieniſche, z. B. Golfo de' pastori ſtatt bahia dos vaqueiros (Hirtenbucht), oder er hat eine italieniſche Orthographie, z. B. S. Giorgio für S. Jorge u. ſ. w. Die hiſtoriſche Wichtigkeit dieſer Urkunde wird man erſt fühlen wenn wir uns einige Bemerkungen über die Quellen der Entdeckungsgeſchichte erlauben dürfen.

Unter König Johann II von Portugal wurden nur drei größere Expeditionen nach Afrika ausgeführt. Die erſte davon endigte mit dem Bau des Forts S. Jorge de la Mina an der längſt entdeckten Goldküſte; die zweite Expedition waren die Reiſen des Diogo Cão, wo die Mündung des Congo und eine Küſtenſtrecke ſüdlich von dieſem Fluß entdeckt wurde, endlich drittens die Fahrt des Bartolomeu Dias um das jetzt ſo geheißene Cap der Guten Hoffnung. Von dieſen Entdeckungsreiſen iſt kein Roteiro oder Journal erhalten oder bisher aufgefunden worden. Von den Zeitgenoſſen welche die Geſchichte Dom João's II ſchrieben, erwähnt Garcia de Reſende, [1] der als Page unter dem König diente, gar nicht die Entdeckung des Bartolomeu Dias. Ruy de Pina, [2] der amtliche Geſchichtſchreiber und der höchſte Beamte des Archivs im Torre do Tombo ſpricht nur von der Entdeckung des Reiches Congo durch Diogo Cam (cap. 57. 399), und auch darüber ohne Belehrung für die Geſchichte der Geographie. Ebenſo wenig kann des geiſtreichen und viel gereiſten Damião de Goes Chronik des Kronprinzen Dom João [3] einigen Aufſchluß gewähren, denn ſie ſchließt mit der Thronbeſteigung König Johanns. Weit ſpäter als dieſer ſchrieb in Madrid der Chriſtusritter Don Auguſtin Manuel y Vasconcelos, [4] der indeſſen nur eine ſpaniſch verfaßte Compilation der alten portugieſiſchen Chroniken lieferte, die dann ein noch ſpäterer Hiſtoriker, Tellez Sylvio, wieder benutzt hat, um daraus eine lateiniſche Arbeit zu verfertigen. [5] Dieſe beiden freilich durften das große Geſchichtswerk der Portugieſen über das Zeitalter der Entdeckungen, nämlich Barros' **Da Asia**, bereits benutzen, auch finden wir bei ihnen nichts mehr als was Barros ſagt. Barros blieb alſo ſo lange die einzige Quelle für die Entdeckungen des Cão und des Dias, bis man für die erſteren in Deutſchland eine prächtige Urkunde, nämlich die Weltkugel fand welche der Patricier Martin Behaim im Jahre 1492 zeichnete und ſeiner Vaterſtadt Nürnberg hinterließ. Ueber Behaim und ſeinen Globus beſaßen wir ſeit Anfang des Jahrhunderts die gelehrten Forſchungen des Hrn. v. Murr, die aber vor einigen Jahren durch das Werk des Hofraths Ghillany über Behaim verdunkelt wurden, denen prachtvolle Facſimiles des Globus und einiger andern Weltkarten beigegeben waren.

Behaim ſpielte am Hofe König Johanns II eine Rolle. Er gab ſich dort aus für den Schüler des Aſtronomen Johann Müller aus Königsberg in Franken, bekannter und berühmt unter ſeinem Heimathsnamen Regiomontanus, oder, wie die Italiener ſagen, Monteregio. Als Schwager des Ritters Jobſt v. Hürter oder Joz d'Ultra, wie die Portugieſen ſchreiben, dem die Inſel Faval der Azoren als Lehn gehörte, war Behaim mit vielen edlen und angeſehenen portugieſiſchen Familien verwandt, und er nahm, wie er ſelbſt erzählt, an einer, und zwar an der ſogenannten zweiten, Entdeckungsreiſe des Diogo Cão mit Theil, wahrſcheinlich nur als Kosmograph, obgleich er ſich in Nürnberg rühmte eine Caravele befehligt zu haben. [6] Die Portugieſen verſprachen ſich viel von

---

[1] Chronica del Rey Dom João II, Lisboa, Anno 1622.

[2] Chronica del Rei Dom João II, escrita por Ruy de Pina Chronista mór e Guarda mór da Torre do Tombo, abgedruckt im zweiten Bande der Collecção de livros ineditos de Historia Portugueza. Lisboa 1792.

[3] Chronica do Ser^mo Principe D. João por Damião de Goes. Coimbra 1790.

[4] Vida y Acciones del Rey Don Juan el Segundo por Don Augustin Manuel y Vasconcelos, Cavallero de la Orden de Christo. Madrid 1639.

[5] De rebus Gestis Joannis II autore Emanuele Tellesio Sylvio. Ulyssiponae 1689.

[6] Als ſich Behaim im Jahre 1492 in Nürnberg aufhielt, erſchien dort die von Schedel verfaßte Weltchronik mit Holzſchnitten in Großfolio, von der am 23 Dec. 1493 eine deutſche Ueberſetzung von Georg Alt unter

Digitized by Google

Behaims aſtronomiſchen Kenntniſſen, denn wir finden daß er ſpäter in der nautiſchen Commiſſion ſaß, welche die Entdeckungen als wiſſenſchaftliche Behörde zu leiten und ſie mit neuen Inſtrumenten und aſtronomiſchen Tafeln zu verſehen hatte. Behaim hat aber über ſeine aſtronomiſchen Kenntniſſe ein klägliches Denkmal in ſeiner Weltkugel hinterlaſſen, denn ſeine Breitenangaben enthalten Fehler zwiſchen 10—20°, während doch andere Zeitgenoſſen, namentlich ſpaniſche und portugieſiſche Piloten, und der viel geſchmähte Amerigo Vespucci uns Karten und aſtronomiſche Ortsbeſtimmungen hinterlaſſen haben, wo ſolche unerträgliche Irrthümer bei den Breiten nie vorkommen. Wir bemerken dieß gelegentlich, weil von jeher über Martin Behaims Verdienſte und Einfluß auf die Entdeckungen viel fabelhaftes in Umlauf geſetzt worden iſt. Er ſtarb auch, was ſein Biograph nicht erwähnt hat, im Geruche großer aſtrologiſcher Wiſſenſchaft, und ſein Name lebte auf den Azoren noch lange fort, als hätte er über die Welt und ihre Zukunft mehr gewußt als einem frommen Chriſten zu wiſſen ziemlich iſt. [1]

Im Jahre 1484 wurde Diogo Cão auf Entdeckungen ausgeſchickt, da man die Weſtküſte von Afrika nur bis Cap Catherina (2° ſ. Br.) kannte. Er entdeckte weiter ſüdlich die Mündung eines großen Fluſſes, den Congo, den die Eingebornen Zaire nannten. Cam gab ihm den Namen Rio do Padrão. Ein Padrão oder Padram war nämlich eine ſteinerne Säule, welche mit einem Kreuz, dem portugieſiſchen Wappen und dem Bildniß oder dem Namen eines Heiligen verſehen war. Die Säulen wurden von den Entdeckern an hervorragenden Küſtenpunkten geſetzt und dienten als Urkunde der Beſitzergreifung für die portugieſiſche Krone. Drei ſolcher Padrões führte Diogo Cam an Bord, aber nur ein einziges ſetzte er bei der Mündung des Congo. Er ſchickte einige ſeiner Gefährten ins Innere mit einer Botſchaft an den „König von Congo.“ Da er ihre Rückkunft nicht abwarten wollte, nahm er einige vornehme Neger als Geiſeln mit und verſprach in 19 Monden wiederzukehren. Nach ſeiner Ankunft in Portugal wurde er ſogleich wieder mit zwei Caravelen fortgeſchickt, um ſeine Entdeckungen zu vervollſtändigen. So erzählt Barros. Allein ſehr wahrſcheinlich iſt es, daß Diogo Cão nur eine einzige Reiſe unternahm, die in die Jahre 1484—1486 fällt. Martin Behaim ſagt nämlich auf ſeiner Weltkugel, die Expedition ſey 1484 ausgelaufen und nach 19 Monaten wieder nach Portugal zurückgekehrt. Barros aber behauptet daß Diogo Cam von ſeiner erſten Reiſe 1486 nach Liſſabon zurückkam. [2]

Für dieſe chronologiſchen Widerſprüche gibt es nur zwei denkbare Löſungen. Entweder Cam hat zwei Reiſen unternommen, dann muß man ſich denken er ſey am Beginn des Jahres 1484 ausgelaufen, ſehr früh wieder zurückgekehrt, und habe noch in demſelben Jahre ſeine zweite Entdeckungsreiſe angetreten, Barros aber die Rückkehr von der erſten mit der Rückkehr von der zweiten Reiſe verwechſelt. Oder — was viel wahrſcheinlicher iſt — Diogo Cam unternahm nur eine große Reiſe, die er im November 1484 [1] antrat. Nach Entdeckung des Congo gieng er nicht nach Portugal zurück, ſondern ſetzte ſeine Entdeckungen längs der Weſtküſte fort. Er richtete dann die zweite Wappenſäule unter 13° ſüdl. Br. bei einem Cap auf, welches er San Agoſtinho nannte, und welches nördlicher liegt als der Monte negro, der ſich auf den alten Karten des Behaim, des Juan de la Coſa und des Ribero findet. [2] Die dritte Wappenſäule wurde bei einem Cap unter 22° ſ. Br. errichtet, welches den Namen Cabo do Padrão, das Cap der Wappenſäule erhielt. Dieſes Cap kennen die Weltkarten des brittiſchen Muſeums [3] die Karte des La Coſa und des Ribero. Es kann daher, wenn man dieſe Karten vergleicht, kein Zweifel übrig bleiben daß das Cabo do Padrão des Diogo Cam unſer heutiges Cap Sierra oder Cap Croß ſey. Von dort kehrte die Expedition des Cam nach dem Congo zurück, tauſchte die zurückgelaſſenen Portugieſen gegen die Geiſeln ein, [4] und erreichte Liſſabon im April oder Mai 1486. [5]

Einige Monat ſpäter, nämlich im Auguſt 1486, ſchickte König Johann zwei Schiffe von 50 Tonnen unter Bartolomeu Dias und João [6] Infante aus, um die Entdeckungen des Cam fortzuſetzen. Die erſte Säule, ſagt Barros, errichteten ſie bei der Serra Parda, welche unter dem 24 Breitengrade liegen ſoll. Die Küſte von Afrika iſt dort ſandig, kahl und ohne jede bedeutende Erhebung. Man befindet ſich alſo in Verlegenheit, wenn man auf modernen Karten einen Namen ſuchen will welcher der Serra Parda entſprechen möchte. Nach der Karte des brittiſchen Muſeums wäre dieſes „braune Gebirge“ der äußerſte Punkt geweſen den Diogo Cão erreichte. Beim Monte Nigro findet ſich nämlich folgende Legende: Ad hunc usque montem qui vocatur niger, pervenit classis (Joannis) secundi regis Portugalliae cujus classis praefectus erat Diegus Canus qui in memoriam erexit columnam marmoream cum crucis insignio *et ultra processit usque ad serram pardam*, quae distat ab monte negro mille milliaria et hic moritur (?). Nach dieſen Angaben hätte Diogo Cam die Serra Parda wirklich erreicht, allein man darf die Ausdrücke

---

dem Titel „Buch der Chroniken von Anbeginn der Welt bis auf unſere Zeit“ herausgegeben wurde. Dort heißt es Bl. 285: Darnach im Jar des hern M. CCCCLIII (sic) hat konig Johannes ettlich galeen hinder die seulen Hercules geschickt und demselben schiffen zween patron gesetzt, nemlich Jacobum Canum einen Portugalier und Martin behеym einen teutschen von nürnberg u. ſ. w.

[1] Antonio Cordeyro Historia Insulana Lisboa 1717. livro IX. cap. 8. p. 494 sq.

[2] Barros da Asia. Dec I. livro III. cap. 3.

[1] Reſende Dom João II. cap. 154 läßt den Diogo Cam ſogar erſt 1485 abreiſen.

[2] Auf Behaims Globus findet ſich, überall wo die Wappenſäulen geſetzt wurden, die Fahne des Chriſtusordens. Die Legende hie wurden geſetzt die ſäulen des Konigs von Portugal anno domini 1485. d. 18. jän. muß man beziehen auf den Namen an der Küſte Castel poderoso de san augustino.

[3] Behaim bezeichnet dagegen ein Cap Leto als den äußerſten Punkt der erreicht wurde. Das heutige Cap Lobo kennt bereits die Weltkarte La Coſa's (1500). Behaim wird daher entweder den Namen verwechſelt haben, oder das Cap do Padrão führte eine doppelte Benennung.

[4] Dieß iſt ein Grund mehr nur an eine und nicht an zwei Entdeckungsreiſen Diogo Cams zu denken. Wie konnte ein portugieſiſcher Capitän verſprechen mit einer zweiten Expedition in einer beſtimmten Zeit wieder zu kehren, da alle dieſe Unternehmungen auf Koſten der Krone giengen? Die ſogenannte zweite Reiſe des Cam iſt nur ſeine Reiſe vom Congo bis Cap Croß, und ſein Verſprechen lautete nur dahin die Portugieſen gegen die Geiſeln auf der Rückkehr nach Liſſabon auszutauſchen.

[5] Die chronologiſchen Widerſprüche finden ſich ſo am beſten gelöst, ſgl. Sebaſtião Francisco de Mendo Trigoso, Memoria sobre Martim de Bohemia in den Memorias de Litteratura Portugueza tom VIII. Lisboa 1812 p. 373.

[6] Damião de Goes, der viel genauer iſt als Barros, nennt ihn Lopo Infante. Chron. del Rey Emanuel I, cap. 35.

der Legende nicht so genau nehmen, und sie nur so verstehen, daß er bis in die Nähe der Serra gekommen sey. Auch folgen auf der Karte von Nord nach Süd das Cabo Patrão und die Serra Parda dicht aufeinander. Neu, aber wahrscheinlich falsch, ist die Angabe von Diogo Cams Tode. Die Chroniken erwähnen ihn zwar seit 1486 nie mehr, sie melden aber auch nicht seinen Tod, wie man es billigerweise erwarten durfte. Die Küstennamen, die wir nun südlich von der Serra Parda finden, müssen sämmtlich von Dias herrühren. Der letzte Punkt den Dias vor der Doublirung des Caps berührte, war nach Barros die Angra das Voltas, eine Bucht, die er so benannte weil er dort lange gegen widrige Winde kreuzen mußte. Die Karte des brittischen Museums hat den Namen umgedreht und spricht von einer Volta da Angres (sic), sie kennt aber nördlich davon ein Cavo de Volta, das heutige Cap Voltas an der Mündung des Oranjeflusses. Die Angra das Voltas setzt Barros unter 29° s. Br., allein ich glaube, er verwechselt das Cap mit der Bay gleichen Namens. Auf der Karte des brittischen Museums, des Juan de la Cosa und des Diogo Ribero ist die Voltasbucht deutlich als die heutige St. Helenabay zu erkennen. Diesen letzten Namen erhielt sie indessen erst von Vasco da Gama, welcher sich für den ersten Entdecker halten konnte, während die älteren Karten diesen Namen nicht kennen, sondern an der Benennung Angra das Voltas festhalten. Nachdem nun Dias die St. Helenabucht verlassen hatte, trieb er ohne Segel vor einen Sturm her, der ihn gegen Süden schleuderte. Als das Meer sanft geworden war, steuerte er gegen Osten, weil er immer noch meinte die Küste Afrika's zur linken Hand behalten zu haben. Als aber nach einigen Tagen kein Land zum Vorschein kam, da gieng den Seefahrern das Herz auf und sie merkten daß sie bereits über die Südspitze Afrika's hinaus gelangt seyen und die Ostküste des Festlandes ihnen zur Linken liegen müsse. Sie wandten sich jetzt gegen Norden und erreichten eine Bucht, die sie wegen des Hornviehs und der Hirten, die sie am Lande erblickten, das Vaqueiros, oder, wie die Karte des brittischen Museums übersetzt, Golfo de' Pastori nannten. Sie folgten nun der Küste in einer „neuen und erfreulichen" Richtung, d. h. sie lief jetzt nicht mehr von Nord nach Süd, sondern von West nach Ost. Sie näherten sich zuerst einer kleinen Insel, nach Barros unter 33° 45′ s. Br., wo sie eine Wappensäule aufrichteten. Die Leute des Geschwaders verlangten jetzt die Rückkehr. Dieß war nach seinen Instructionen genöthigt einen Kriegsrath zu berufen, und dieser entschied ebenfalls für die Umkehr, wenn nicht innerhalb 2 bis 3 Tagen die Küste, der man folgen wollte, eine andere Richtung, das heißt entschiedener nach Nordost annehmen wurde. Man erreichte aber nur die Mündung eines Flusses unter 32° 40′ s. Br. nach Barros, den man zu Ehren des zweiten Capitäns Rio do Infante nannte. Er ist auf allen alten Karten angegeben, und Juan de la Cosa hat auch noch daneben die Legende: **fasta aquy descubrió el esclente Rey Don Juan. Rey de Portugal.** Die alten Namen lassen sich leicht auf neueren Karten finden. Die Bahia dos Vaqueiros ist die Algoa-Bay und der Rio do Infante nicht der Great Fish River, wie Kohl vermuthet, sondern der Buschmänner-Fluß. Nicht etwa weil Barros' sonst nicht immer zuverlässige Breitenangaben übereinstimmen, sondern nach der Belehrung welche die älteren Karten gewähren, und nach dem Schiffsjournal welches ein Seemann auf Vasco da Gama's Flotte hinterlassen hat. Die Karte des brittischen Museums hat nun folgende Küstennamen von West nach Ost: Golfo de' Pastori (Algoabay), Padram de S. George. Ilha do Fonte. Endlich die Legende. **Huc usque ad Ilha de fonte pervenit ultima navigatio portugalensium Anno 1489.** Hr. Kohl vermuthet die Ilha do Fonte sey eine Corruption für den Rio do Infante, allein diese Interpretation ist durchaus nicht zuläßig. Die Karte gibt als äußersten Punkt die Insel an wo die letzte Wappensäule gesetzt wurde, die den Namen des S. Jorge führte. Im Schiffsbuch des Vasco da Gama wird die Insel das Ilheo da Cruz genannt. So heißt sie auch bei Barros, mit dem Zusatze jedoch: viele nennten sie auch Penedo das Fontes, die „Klippe der Quellen" oder wie man auf der Karte des brittischen Museums liest: Ilha do Fonte. Nun sagt der Begleiter Vasco da Gama's: fünf Legoas 17½ = 1° geogr.) vom Ilheo da Cruz gegen Osten lagen die Ilheos Chaos, [1] die noch heute so genannt werden, und fünfzehn Legoas vom Ilheo da Cruz sey die Mündung des Rio do Infante. Er setzt hinzu daß die Angra de Sam Bras 60 Legoas östlicher liege als das Cap der guten Hoffnung und das Ilheo da Cruz abermals 60 Legoas östlicher als die Angra de Sam Bras, also zusammen 120 Legoas östlicher als das Cap der guten Hoffnung. [2] Nach diesen Angaben kann es nicht mehr zweifelhaft seyn daß die Kuhhirtenbucht unsere Algoabay, die Kreuzinsel ein Felsen in der nordwestlichen Vertiefung dieser Bucht, der Rio do Infante der Buschmännerfluß seyn muß. Nun gibt die Karte des brittischen Museums in der oben angeführten Legende das Jahr 1489 an, wo Dias um das Cap gelangte. Wir wissen aber aus Barros daß Dias im December 1487 nach einer Abwesenheit von 16 Monaten und 17 Tagen zurückkehrte. Er war also Ende Julius oder Anfangs August 1486 ausgefahren. Die Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffung fällt daher vielleicht noch in das Jahr 1486. [3] Der Kartenzeichner irrt sich demnach in dem Jahr, wenn die Zahl wirklich richtig gelesen worden ist. Kohl sucht den Widerspruch dadurch zu lösen, daß er entweder bei der oben angegebenen Legende hinter Portugalensium ein Punctum setzt, so daß der Sinn der Inschrift wäre: „bis zur Quelleninsel gelangte die letzte Schifffahrt der Portugiesen. Anno 1489 (wurde diese Karte gefertigt)," oder, da ihm diese Erklärung matt erscheint, es müsse nach Dias und vor Gama eine zweite Expedition im Jahre 1489 stattgefunden haben. Alle Chroniken wissen nichts von einer solchen Unternehmung, es wäre auch sonderbar wenn diese Expedition 1489 gerade dort umgekehrt wäre, wo Dias seine letzte Wappensäule aufrichtete, und endlich — das wichtigste von allem — das Schiffsbuch des Seemanns auf Gama's Geschwader, das so genaue Aufschlüsse über Dias' Entdeckungen gibt, kennt eine zweite Doublirung des Caps der guten Hoffnung nicht.

---

[1] Identisch mit den D. Llanos der Karte des Diego Ribero 1529.

[2] Roteiro da viagem que fez Dom Vasco da Gama. Porto 1838 p. 15.

[3] Alle nähern Zeitangaben fehlen. Nach der Geschwindigkeit der damaligen Seefahrten konnte Dias schon Ende September den Congo erreicht und vor Jahresschluß das Cap doublirt haben. Auf der Rückreise hielt man an verschiedenen Punkten an, sie kostet auch im allgemeinen mehr Zeit als die Hinfahrt. Neun Monate verstrichen ehe man Leute eines Proviantschiffes wieder sah, das man in der Nähe der Prinzeninsel zurückgelassen hatte.

Digitized by Google

Wir können dieſen Gegenſtand nicht verlaſſen ohne noch einmal zu unſerm Martin Behaim zurückzukehren. Auf ſeiner Erdkugel lieſt man nämlich neben dem Monte Negro die Worte Caput Bonä Spei, mit der Legende daß am 18 Januar 1485 dort eine Wappenſäule aufgerichtet wurde. Noch mehr! Sein Caput Bonä Spei hat die Breite des heutigen Cap der guten Hoffnung, ſein Afrika die Geſtalt wie auf der Karte des brittiſchen Muſeums, und ſein letztes Padrão, angedeutet durch die Fahne des Chriſtusordens, liegt öſtlich vom Cap der guten Hoffnung, gerade da wo man das Ilheo da Cruz oder den Rio do Infante vermuthen könnte; mit andern Worten: Behaim liefert ein Gemälde welches die trügeriſche Vorſtellung erweckt, als habe nicht Dias ſondern Diogo Cam in den Jahren 1484 — 1486 das Cap doublirt. Man hat geſagt, Behaim habe keine Nachricht von Dias' Entdeckungen im Jahre 1492 beſeſſen, wo er in Nürnberg ſeinen „Erdapfel" zeichnete. Dieſe Hypotheſe widerlegt ſich von ſelbſt, denn er kennt den Namen Caput Bonä Spei, und dieſen erhielt das Südcap von Afrika von König Johann erſt nach der Rückkehr des Dias, welcher es Cap der Stürme (Tormentoſo) genannt hatte. Wie kommt nun unſer Behaim zu ſeinem Caput Bonä Spei? Iſt er ein Betrüger? Will er ſich den Ruhm erſchleichen das Cap doublirt zu haben?

Wir halten ihn für keinen Betrüger, aber für einen ſehr ſchlechten Kosmographen. Man beobachte ſeine Weltkarte. Die Sanct Thomasinſel, die noch der nordlichen Hemiſphäre angehört, liegt bei ihm 10° ſ. Br. Die Mündung des Congo (Rio do Padrão) durchſchneidet bei ihm der Wendekreis des Steinbocks, ſie liegt alſo mindeſtens 17° zu ſüdlich. Sein Monte Negro (ſein Pſeudo Cap der guten Hoffnung) hat mindeſtens eine ſüdliche Breite von 34°, während er nach den beinahe gleichzeitigen ſpaniſchen und portugieſiſchen Seekarten höchſtens 15° beſitzt. Halten wir Behaim für einen ehrlichen Mann, ſo hatte er dieſe Breiten wirklich mit dem Quadranten gefunden, und als nun Dias zurückkehrte, ſeine Karten und ſeine Breiten vorlegte, glaubte Behaim er müſſe ſchon das Cap doublirt haben, und ſein Montenegro ſey nichts anderes als das Caput Bonä Spei. Wie konnte aber „ein ſo großer Mann" ein „Schüler Regiomontans," wie konnte „ein Behaim" ſich um nahezu einen Bogenwinkel von 20° irren, wird man fragen? Daß er ein „großer Kosmograph" geweſen ſey, dafür haben wir eben nur ſeinen „Erdapfel" als Urkunde, und daß ſich in Bezug auf S. Thome und die Congomündung bei Breitenangaben Fehler von 10° und 15° finden, darf niemand läugnen der ſeine Karten geprüft hat. Vergleichen wir den Globus mit den Portulanen ſpaniſcher Entdecker und Piloten, z. B. mit der des Steuermann Juan de la Coſa vom Jahr 1500, ſo müſſen wir den Globus des Behaim als die Leiſtung eines noch weniger als mittelmäßigen Kosmographen erklären.

Selbſt die Mittelmäßigkeit zugeſtanden, wird man ſagen, ein Irrthum in den Breiten, der ſich bis zu 20° ſteigert in einer Zeit wo die Fehlergränzen doch nur Bruchtheile eines oder höchſtens zwei Grad zu betragen pflegten, iſt doch kaum glaublich! Und warum nicht? Man bedenke, die Fahrt des Diogo Cam war die erſte, die ſich beträchtlich vom Aequator gegen Süden entfernte. Wonach beſtimmten nun die Seefahrer die Polhöhe? Entweder nach der Sonnenhöhe am Mittag zur Aequinoctialzeit, oder ſie reducirten zu andern Jahreszeiten die gefundene Höhe nach Tafeln. Das iſt möglich. Allein die Tafeln die man hatte, waren und konnten nur für nördliche nicht für ſüdliche Breiten berechnet ſeyn, weßhalb auch Barros berichtet, König Johann habe nach Diogo Cams Rückkehr „neue Tafeln der Declination der Sonne," das heißt Tafeln die für die ſüdliche Halbkugel paßten, ausarbeiten laſſen. Die Piloten pflegten nämlich, wie wir dieß aus unzähligen Stellen der Schiffsbücher beweiſen zu können glauben, ihre Höhe nach dem Abſtand des Polarſternes zu berechnen, und ſie reducirten entweder die gefundene Höhe oder ſie ſtellten ihre Beobachtung zu einer Zeit an, wo ſie wußten daß der Polarſtern genau ſo hoch über dem Horizont ſtand als wie der mathematiſche Pol. Sie hatten für dieſes Verfahren ſogar ihre eigenen techniſchen Ausdrücke. Mit dieſer Methode reichte man aus, ſolange man ſich noch auf der nördlichen Halbkugel befand. Dann verſchwand der Polarſtern und die Piloten waren nun auf ihren eigenen Witz angewieſen. Sie mußten auf ein neues Verfahren ſinnen, und daß der erſte Verſuch mißglückte, ſcheinen die Breitenfehler bei Behaim klar zu beweiſen, weßhalb eben König Johann es für nöthig hielt, einen Ausſchuß niederzuſetzen der neue Tafeln und neue Beobachtungsinſtrumente ausarbeiten und vorſchlagen ſollte.

Hr. Kohl ſtellt keine Vermuthung auf über den Verfaſſer der Karte, und die Karte ſelbſt läßt nur ſchließen daß ſie von einem Portulan oder vielleicht von einer Erdkugel copirt wurde, die ein Italiener entworfen hatte, der ſehr früh und ziemlich gut über die portugieſiſchen Entdeckungen unterrichtet war. Ueber den Verfaſſer des Insularium iſt nichts bekannt, vielleicht war Martellus Germanus ein Deutſcher, der ſich in England aufhielt. Wir wiſſen indeſſen daß gerade um jene Zeit, nämlich in den 80ger Jahren des 15ten Jahrhunderts, bis zum Jahre 1493 ein Italiener in London ſein Brod mit Kartenzeichnen ſich erwarb und eine Erdkugel für König Heinrich VII im Jahr 1488 verfertigte. Dieſer Italiener hatte ſich, ehe er nach England kam, in Portugal aufgehalten, und ſoll ſogar an den Entdeckungen mit theilgenommen haben. Dieſer Mann, ein Genueſer, war der berühmte Bartolomeo Colombo, ein Bruder des Entdeckers der neuen Welt, den ſpaniſchen Hiſtorikern bekannt unter dem Titel des Adelantado. Von ihm wird behauptet er ſey ein Begleiter des Bartolomeu Dias geweſen. So berichtet nicht nur Don Fernando Colon in der Lebensbeſchreibung ſeines Vaters, ſondern auch der Biſchof von Chiapa Las Caſas (Historia de las Indias ms. lib. I. cap. 29). Don Fernando und Las Caſas berufen ſich beide auf eine Randbemerkung in einem Exemplar der Imago Mundi des Petrus Alliacus. Dieſes Buch wurde wahrſcheinlich 1480 gedruckt, und war der beſtändige Begleiter Criſtobal Colons auf ſeinen Entdeckungen. Dasſelbe Exemplar findet ſich noch heutigen Tages in der Colombiniſchen Bibliothek in Sevilla, und jene Randbemerkung auf fol. 13 zum Capitel De quantitate terrae habitabilis lautet vollſtändig: „Nota quae hoc anno de 88 in mense Decembro apulit in Ulixbona Bartholomäus Didacus (sic) capitanus tres caravelarum quem miserat Ser. Rex Portugaliae in Guinea ad tentandum terram .... usque unum promontorium per ipsum nominatum „Cabo de Boa Esperança" quem (sic) in Agesinba estimamus .... quem viagium pictavit et scripsit de leucha in leucha in una carta navigationis ut oculi visim ostenderet ipso Seren. Regi, *in quibus omnibus interfui.*" Nun be-

hauptet der handschriftliche Las Casas (l. c. cap. 101) die Handschrift des Bartolomäus Columbus wohl gekannt zu haben, und es ist kein Zweifel darüber daß er die Note geschrieben hat. Die Worte in quibus omnibus interfui sind aber sehr doppelsinnig. Sie können heißen, ich war bei der Reise gegenwärtig, sie können aber auch heißen, ich war gegenwärtig als Dias seine Karte dem König vorlegte. Das letztere ist das wahrscheinliche. Der Schreiber der Randbemerkung täuscht sich nämlich im Jahr. Dias kehrte nicht im December 1488, sondern schon im December 1487 zurück, und auffallend ist es daß er ihn Didacus statt Dias nennt. Las Casas findet sich auch in einiger Verlegenheit (l. c. cap. 29) zu erklären, wie Bartolomeo Colombo, der im December 1488 mit Dias zurückgekehrt seyn wollte, im Februar 1488 bereits für Heinrich VII eine Erdkugel in London entwerfen konnte, deren Datum und Inschrift uns sein Neffe, Don Fernando Colon, erhalten hat.[1] Man muß daher die Randbemerkung in der Imago Mundi des Petrus Alliacus so verstehen, daß Bartolomeo Colombo nur gegenwärtig war als Dias zurückkehrte und seine Karten vorwies, daß seine Bemerkung aus spätern Zeiten herrührt, wo er sich nicht mehr genau des Datums und der Namen erinnerte. Gewiß ist nur: Bartolomäus sah die Karte des Dias, und verfertigte bald darauf eine Erdkugel in London. Er war ein Italiener, und hatte wie sein Bruder Christoph auf portugiesischen Schiffen die Westküste Afrika's bereist, auch ernährte er sich durch Kartenzeichnen in London bis zum Jahr 1493. Nun sind wir weit entfernt zu behaupten daß die Karte des brittischen Museums nothwendig eine Copie von einer Arbeit des Bartolomäus seyn müsse; aber wäre dieß auch nicht der Fall, so ist doch durch diese Umstände bewiesen auf welche Art man damals in London über die portugiesischen Entdeckungen unterrichtet seyn konnte.

[1] Vida del Almirante D. Christoval Colón cap. 10.

Gigantische Vegetation in Californien.

(Aus Chambers's Journal.)

Versetzen wir uns einen Augenblick in Gedanken nach Californien, in die Grafschaft Calaveras, und folgen wir dem Laufe eines Zuflusses des Stanislas, der sich mit manchem Wirbel längs einem der in die Sierra Nevada mündenden Thäler dahin schlängelt, so werden wir, etwa fünfzehn (engl.) Meilen von Murphy's, mitten unter den Bergen an ein einsam gelegenes kreisförmiges Becken gelangen. Der Durchmesser dieses Beckens dürfte eine Meile, die Höhe über dem Meeresspiegel 4000 bis 5000 Fuß betragen. Hier befinden wir uns angesichts der Riesen — wirklicher Riesen des Pflanzenreichs, wie wir nie erwartet hätten sie in unsern nachsündflutlichen Tagen noch zu sehen. Nicht ohne Rührung und ein tiefes Gefühl der Bewunderung heften wir unsere Blicke darauf. Der Wind weht kalt, und die Höhen rings herum sind mit Schnee bedeckt; allein wir achten des Windes nicht; der Schnee hebt die Bäume nur um so besser aus der weißen Decke hervor; der Anblick belohnt uns für all unsere Mühsal, und läßt uns die beschwerliche Rückreise, die unser harrt, vergessen. Es ist kein alltägliches Ereigniß unter dem Schatten von Bäumen zu stehen, die zu einer Zeit zu wachsen begannen als Hannibal seinen siegreichen Marsch nach Rom antrat, und die beim Auftauchen des Christenthums so zu sagen noch in den Kinderjahren waren.

Der kleinste dieser Riesen hat fünfzehn Fuß im Durchmesser. Sie nehmen in obenerwähntem Becken einen Flächenraum von etwa fünfzig Morgen ein, und ragen dort über alle andern ihrer Art empor. Die hohen Bäume unter den letztern scheinen im Vergleich mit ihnen wahre Zwerge zu seyn. Lange Fransen und Gewinde gelben Mooses und Leberkrauts hängen um ihre stolzen Strünke herum, und eine aus ihren Wurzeln hervorwachsende Schmarotzerpflanze — eine Art Hypopitys — treibt anmuthige, mit Bracteen und rosenfarbigen Blumen geschmückte Stengel bis zu einer Höhe von zehn Fuß. Der Platz hat auf diese Weise den doppelten Reiz der Schönheit und der Pracht.

Es versteht sich natürlich von selbst daß die hier besprochenen Bäume dem Tannengeschlecht angehören. Die Wipfel vieler sind durch das Gewicht des Schnees, der sich während des Winters auf den Endästen anhäuft, abgebrochen und verstümmelt, und einzelne sind durch die Lagerfeuer der Indianer am Fuße beschädigt worden. Einige sind durch das wiederholte Anbrennen so tief ausgehöhlt, daß eine ganze Familie mit all ihrem Hausgeräthe in den geschwärzten Höhlen behaglich Wohnung nehmen könnte. Die Rinde ist insgemein durch tiefe Längsfurchen bezeichnet, welche den Stämmen das Aussehen von Pfeilern oder geriefelten Säulen geben. An einem ist die Rinde bis zu einer Höhe von hundert Fuß abgestreift worden, und eine spiralförmige Reihe eingetriebener Pflöcke bildet ein sehr sicheres Mittel um an dem rings entblößten Theil baumaufwärts zu steigen; doch blüht der Baum oben noch so kräftig als je. Der Eigenthümer des naheliegenden Wirthshauses führt seine Gäste auf die Stätte dieser Wunder der Pflanzenwelt, und nennt ihre Namen — er ist bei den meisten der einzige Taufpathe gewesen. Zunächst lenkt er die Aufmerksamkeit auf den „Dickbaum," der 95 Fuß im Umfang und 300 Fuß Höhe hat, oder vielmehr hatte; denn er liegt jetzt, gleich einem von Republikanerhänden niedergeworfenen Monarchen, am Boden. Fünf Mann waren fünfundzwanzig Tage lang mit der Fällung desselben beschäftigt. Sie zogen rings herum sieben Fuß vom Boden eine Linie, und bohrten längs derselben mit einem gewaltigen Bohrer eng nebeneinander bis in den Mittelpunkt des Stammes hinein Löcher, so daß der Baum sein Gleichgewicht verlor, und mit einem Schlage fiel der gleich dem Donner in den Bergen wiederhallte. Drei weitere Wochen wurden dazu gebraucht ihm die Rinde auf einer Länge von nur 52 Fuß abzustreifen, und jetzt ist die eine Seite dieses Königs des Waldes abgehobelt um sie als „Kugelbahn" zu gebrauchen, an deren Ende ein kleines hölzernes Haus steht, wo die Spieler ihren Durst stillen können. Wie tief können wir herabsinken! Sagt man uns daß Wagen und Rosse mit leichter Mühe auf dem umgestürzten Stamme dahin fahren könnten, so erregt dieß kein Erstaunen, wenn wir wissen daß sein

Durchmeſſer am dickſten Ende noch 23 Fuß und 7 Zoll beträgt, ungerechnet die Rinde, welche ungefähr drei Fuß mehr betragen würde. Der Stumpf iſt ebenfalls zu einem beſondern Zweck verwendet worden: man hat ſeine Oberfläche geglättet und polirt, und er trägt einen Pavillon in den ſich die Beſucher ſetzen und von dort aus den Schauplatz rings herum mit Muße betrachten können.

Wenn wir unſere Neugier beim „Dickbaum“ befriedigt haben, werden wir zu der „Bergmannshütte“ geführt, welche eine Höhe von 300 Fuß und einen Umfang von 80 Fuß hat; ſodann zu dem „alten Junggeſellen,“ der eben ſo hoch iſt, aber 20 Fuß weniger an Umfang beſitzt; der „Eremit,“ der dieſen Namen führt weil er von den übrigen ein wenig abſeits ſteht, iſt ein hübſcher Burſche; die eine Seite ſeines Stammes iſt verſengt, und er enthält nach der Berechnung eines kundigen „Gerümpelhändlers“ 725,000 Fuß Zimmerholz. Dann haben wir „Mann und Weib,“ nur 250 Fuß hoch, und am Gipfel aneinander lehnend; ferner die „drei Schweſtern,“ die anſcheinend aus einer und derſelben Wurzel herauswachſen — eine merkwürdig ſchöne Gruppe. Sie ſind alle 300 Fuß hoch, und haben 92 Fuß im Umfang; die mittlere beſitzt einen Aſt in einer Höhe von nicht ganz 200 Fuß. Sodann lenkt ſich unſere Aufmerkſamkeit auf „Mutter und Sohn“ — die Dame 325 Fuß, der Jüngling 300 Fuß hoch. Im Umfang ſind ſie beide gleich — 92 Fuß. Weiterhin die ſiameſiſchen Zwillinge und ihr Vater; die „alte Maid,“ einzeln ſtehend, wie der „Junggeſelle,“ aber kahlköpfig: die „Braut von Californien,“ die „Schöne des Waldes,“ „Miſter Shelby,“ und „Onkel Toms Hütte.“ Letztere hat am Fuße des Stamms eine Höhlung, die ſo groß iſt daß fünfundzwanzig Perſonen bequem darin Platz finden können, und in die man durch eine zehn Fuß hohe und zwei Fuß weite Oeffnung eintritt. Der „Pferdstritt“ iſt ein alter hohler umgeſtürzter Stamm, in welchem die Beſucher auf einem Pferd herumreiten können. Außer dieſen gibt es noch andere Bäume und andere Namen, allein die angezählten dürften vielleicht genügen, um einen Begriff davon zu geben wie ſehr man in den entlegeneren Theilen der Vereinigten Staaten geneigt iſt alles zu „vulgariſiren.“ An der „Familiengruppe“ indeß dürfen wir nicht mit Stillſchweigen vorübergehen: ſie umfaßt ſechsundzwanzig Bäume, unter denen man Vater, Mutter und vierundzwanzig Kinder ſieht. Der Vater verlor ſeine aufrechte Stellung ſchon vor Jahren, und ſank um, und doch hat er an ſeiner Wurzel 110 Fuß im Umfang; er war, wie man vermuthet, in ſeiner Blüthezeit 450 Fuß hoch. Der noch vorhandene Ueberreſt iſt durch und durch hohl, und theilweiſe in den Boden begraben, während unter ihm ein ewiger Frühling, den er in ſeinem Fall bedeckte, hervorſproßt. Die Mutter iſt 327 Fuß hoch, und hat 91 Fuß im Umfang; die Kinder ſind nicht ganz ſo groß. Die Amerikaner, abſonderliche Freunde kraftvoller Benennungen, haben dieſen fünfzig Morgen Baumlandes den Namen „Mammuthshain“ gegeben.

Was die beſondere botaniſche Bezeichnung betrifft, ſo iſt dieſe coloſſale Species unter verſchiedenen Namen bekannt: **Taxodium sempervirens, Sequoia gigantea, Wellingtonia gigantea, Washingtonia** u. ſ. f. Die beiden letztern ſind neuere Bezeichnungen: die zweite, von Endlicher in ſeiner **Synopsis Coniferarum** aufgeführt, ſollte als endgültige betrachtet werden. Das Holz hat eine röthliche Farbe, und ſcheint elaſtiſcher zu ſeyn als irgend ein anderes bis jetzt bekanntes. Es beſitzt indeß die Eigenthümlichkeit daß es in der Sonne keine Riſſe erhält, und iſt der Fäulniß nur wenig ausgeſetzt; die Aeſte ſind kurz, und das Blätterwerk gleicht dem des Wachholderbaumes. Man betrachtet es als merkwürdig daß ein ſo großer Baum ſo kleine Dornen und Tannenzapfen trägt, nicht größer als ein Hühner-Ei.

Man hat ſchon oft die Frage geſtellt, warum dieſe Bäume auf dieſen beſondern Platz beſchränkt ſeyen. Sie ſind es aber nicht, denn man findet ſie auch in andern Theilen der Sierra Nevada, beſonders in dem in das Carſon-Thal mündenden Engpaß, wenn auch nicht in ſolcher Menge und ſo großen Maßverhältniſſen wie hier. Der Unterſchied muß der Zerſtörungsſucht der Indianer zugeſchrieben werden.

Volksſagen im Akwapim-Lande.

Die Akwapim-Neger an der Goldküſte gehören zu den Aſchanti und ihr Gebiet liegt nördlich von Akra (zwiſchen St. James und Chriſtiansburg an der Küſte). Unter ihnen hat ein Miſſionär eine Reihe Volksſagen geſammelt, die jetzt durch Dr. Barth in Calw (nicht etwa den Entdecker) in Peterm. Mittheilungen veröffentlicht worden ſind. Wir wählen daraus einige der kürzeſten und hübſcheſten Stücke aus, um zu zeigen daß es auch den Negern nicht an Witz und Scharfſinn fehlt. Einige Erzählungen laſſen beinahe einen europäiſchen Urſprung oder eine Importirung durch Europäer vermuthen, z. B. die Geſchichte von Manſa, die mit dem Märchen von Blaubart außerordentlich viel ähnliches hat. In den Sagen iſt auch hin oder wieder ſchon von den Weißen die Rede, ſo daß ſie alſo in ihrer jetzigen Form kein hohes Alter beſitzen können. Eine große Rolle ſpielt Ananſa, ein Wort männlichen Geſchlechtes, welches die Spinne bedeutet. Von einigen Negerſtämmen wird die Spinne aber als Gott verehrt. Eine andere Sage, die auf kindiſche Weiſe von der Einführung des Chriſtenthums handelt, ſcheint urſprünglich von den Miſſionären erfunden zu ſeyn. Sie iſt übrigens unbedeutend. Am originellſten ſind die folgenden drei Erzählungen:

In früheren Zeiten ſoll Nyankupon (d. h. wörtlich: das hohe Dorf oder die hohe Stadt des Nyame, oder der Himmel, oder auch Gott) dem Erdboden viel näher geweſen ſeyn als jetzt. Wenn jemand Fiſche wollte, ſo ſtupfte er mit einem Stecken an dieſen Nyankupon hinauf, und ſiehe, es kamen Fiſche heraus, die fielen gleich den Regentropfen, nur größer, auf die Erde. Nach einem ſolchen Fiſchregen hatte denn der Betreffende nichts zu thun als aufzuleſen. Aber was geſchieht? Ein Weib ſtieß „Fufu“ [1] in einem Mörſer. Sie hatte aber nicht Raum genug für ihren Stößel, konnte mit demſelben nicht genug in die Höhe. Sie ſagte daher

[1] Eine Lieblingsſpeiſe der Neger.

zu Nyankupon: „Erhebe Dich ein wenig, ich habe nicht Raum genug für meinen Fufu-Stößel!“ — Nyankupon gehorchte und fragte: „Bis hierher?“ — „Nein,“ sagte ſie, „noch etwas weiter!“ — So that ſie dreimal; endlich hieß ſie ihn Halt machen. — So geſchah es daß Nyankupon dem Erdboden ſo fern kam, daß wenn ihn jemand ruft, er es kaum mehr hört, und was die Fiſche betrifft, ſo ſind ſie jetzt ſehr rar. Wäre jenes Weib nicht geweſen, ſo würde man heute noch die Fiſche umſonſt bekommen.

•

Die Akwapim-Neger erzählen: Gott hatte eine ſehr ſchöne Tochter. Wenn nun jemand ſie heirathen wollte, ſagte er immer nein. Die Spinne und die Katze überlegten, ſie ſeyen des Vaters Kammerdiener, und wollten ihn deßhalb fragen, ob er nicht einem von ihnen ſeine Tochter zur Frau geben wolle. Er erwiederte ihnen: „Ihr ſehet daß ich euch beide liebe, und ihr habt mich um eine Sache gefragt, die ich nur einem von euch geben kann; deßhalb werde ich etwas an den Eingang des Dorfes ſetzen und euch um die Wette rennen laſſen: wer zuerſt dort anlangt ſoll meine Tochter erhalten. Er that ſo und ließ ſie wettrennen, und die Katze langte zuerſt dort an. Darauf hin gab Nyankupon ſeine ſchöne Tochter der Katze; und als dieß geſchah, wurde das Auge der Spinne roth vor Neid, und ſie ward der Katze (ſpinnen-) feind. Aber Gott hatte auch einen Widder, und zwar einen ſehr großen. Mit dieſem, ſagte er, werde er etwas ſonderliches vornehmen, und zwar an einem Samſtag. Als die Spinne das hörte, gieng ſie am Freitag Abend in Gottes Schafhof, um jenen Widder zu fangen, ſchlachtete und aß ihn, ſtreute die Gebeine umher, und die Suppe goß ſie ins Kleid der Katze. Am Morgen ſagte Gott, man ſolle den Widder holen. Man gieng und fand ihn nicht, und berichtete es wieder. Nun ließ Gott ausſchellen, es habe jemand ein Thier genommen. Es wurde genauer nachgeſucht und in der Wohnung der Katze ein Gerippe gefunden. Gott ſagte: „Geh', ruf' ſie!“ — Man that ſo und fragte ſie: „Woher kommen dieſe vielen Gebeine in deinem Gehöfte?“ — Sie ſagte: „Ich weiß nicht.“ — Sodann fragte man ſie weiter: „Woher dieſe Suppe in deinem Kleid?“ — Sie hatte kein Wort zur Erwiederung. Deßhalb erklärte man ihr, ſie ſey es, die den Widder geſtohlen habe. Gott aber nahm ihr ſeine Tochter wieder. Von dort an ſchreit die Katze: „M'aniawu! m'aniawu!“ d. h. mein Auge iſt geſtorben, mein Auge iſt geſtorben, d. h. ich ſchäme mich.

•

Eine Hungersnoth kam und man hatte nichts zu eſſen. Ananſe (die Spinne) aber gieng in den Buſch und man fand einen großen Topf. Er ſagte: „Ich habe einen Topf im Beſitz.“ — Der Topf aber ſagte: „Man nennt mich nicht Topf.“ — „Wie denn?“ — Er ſagte: „Hõ hore“ (d. h. geh' auf! vom Teig gebraucht). — Ananſe fuhr fort: „Geh' ein wenig auf, damit ich ſehe!“ — Und als die Speiſe im Topf ſo aufgieng, daß ſie den Topf füllte, aß Ananſe, bis er nicht mehr konnte. Da ſagte er zu dem Topf: „Laß ab, die Speiſe heraufzutreiben!“ und er ließ ab. Ananſe aber aber nahm den Topf mit nach Hauſe und verbarg ihn im Schlafzimmer. Wenn daher Ananſes Weib Speiſe kochte und ihm auftrug, ſprach er, er wolle nicht eſſen, er habe kein Bedürfniß, ſie ſolle die Speiſe den Kindern geben. So giengs alle Tage. Ananſe's Kinder ſagten: „Wenn unſer Vater einmal ausgeht, wollen wir in ſeinem Schlafzimmer nachſehen, was dort iſt.“ — Eines Morgens gieng er auf die Plantage, die Kinder aber traten in ſein Schlafzimmer und ſahen, daß ein Topf daſelbſt war. Da riefen ſie: „O, ein Topf!“ — Der Topf ſprach: „Ich heiße nicht ſo.“ — „Wie denn?“ — „Man nennt mich Hõ hore!“ — Sie erwiederten: „Schwill ein wenig an, daß wir ſehen!“ — Und er ſchwoll an, und ſie aßen und zerbrachen den Topf. Als nun ihr Vater von der Plantage wiederkam, brachte ihm ſein Weib etwas zu eſſen. Er ſagte wie gewöhnlich: „Gib's den Kindern!“ Er wußte jedoch noch nicht, daß ſeine Kinder den Topf zerbrochen hatten. Als er nun ins Schlafzimmer gieng, um ſich dort ſatt zu eſſen, und nach dem Topfe ſah, fand er ihn nicht, konnte auch Niemand darnach fragen, denn er hatte Niemanden etwas davon geſagt. Mit gerunzelter Stirn ſetzte er ſich nieder und ſprach zu ſeinem Weibe: „Gib mir etwas zu eſſen, denn wenn ich euch immer allein eſſen laſſe, werden die Kinder zornig werden über mich.“ — Noch ehe er aber ganz ausgeredet hatte, erwiederte ſein Weib: „es iſt nichts mehr da.“

Hierauf nahm Ananſe ſein Buſchmeſſer und gieng in den Buſch. Als er nun ſo auf und ab lief, ſah er dort eine Peitſche hängen, die hin- und herſchwankte. „Ich habe eine Peitſche gefunden!“ rief er. — Die Peitſche ſagte: „Man nennt mich nicht ſo.“ — „Wie denn?“ — Man nennt mich Abridiabrada (d. h. Geißelſchwung). — Ananſe erwiederte: „Schwing' dich ein wenig, damit ich ſehe!“ Mit dieſen Worten näherte er ſich der Peitſche, denn er dachte, er werde wieder etwas zu eſſen bekommen wie jenesmal; allein die Peitſche ſchlug ihn, ſchlug ihn, ſchlug ihn, und er rannte fort, ſagte aber während ſeiner Flucht zur Peitſche: „Langſam!“ — Auf dieß hin ließ die Peitſche ab, ihn zu ſchlagen. Ananſe ſagte zu ihr: „Wir wollen miteinander nach Hauſe gehen, daß du mich beſchützeſt.“ — Die Peitſche willigte ein. Der Ananſe brachte ſie heim und hängte ſie in ſeinem Schlafzimmer auf. Als er heimkam, brachte ihm ſein Weib etwas zu eſſen; allein er ſagte, er wolle nicht eſſen, und gieng abſichtlich in ſein Schlafzimmer wie früher, damit ſeine Kinder hineingehen möchten und die Peitſche ihnen etwas auswiſche. Abſichtlich ließ er auch die Thüre zum Schlafzimmer unverſchloſſen und gieng wieder auf die Plantage. Nun ſprachen ſeine Kinder: „Seht, der Vater hat die Thüre nicht geſchloſſen; laßt uns hineingehen! Vielleicht hat er jenes Ding wiedergebracht, denn geſtern hat er nicht gegeſſen.“ Nun giengen ſie alle in die Schlafkammer und ſchloſſen die Thüre. Niemand ſah ſie; und ſiehe, eine Peitſche hieng da. Da riefen ſie: „O, unſeres Vaters Peitſche!“ — Die Peitſche ſprach: „Nein, ich heiße nicht ſo.“ — Sie fragten: „Wie denn?“ — „Abridiabrada.“ — „Schwing' dich ein wenig, daß wir ſehen!“ — Nun ſchwang ſich die Peitſche und ſchlug ſie ſo, daß ihre Lippen zu großen Knipfeln anſchwollen. Darauf ſagten ſie: „Langſam!“ und die Peitſche hörte auf, ſie zu ſchlagen. Sie aber nahmen ein Buſchmeſſer und hieben die Peitſche in Stücke und ſtreuten ſie in die ganze Welt aus. So iſt's gekommen daß viele Peitſchen in der Welt ſind; früher gab es nur Eine.

Digitized by Google

Reiſe von Amboina nach Batjan auf malayiſchen Fahrzeugen.

(Von Julius Kögel.)

In Folge des ſtrengen und willkürlichen Verfahrens des holländiſchen Amtmanns (Aſſiſtent-Reſident) Timmerman zu Hilla (Amt auf Amboina) gegen die chriſtlichen Bewohner der molukkiſchen Inſel Boeno hatten 300 derſelben ſich veranlaßt gefunden ihre Heimath zu verlaſſen, und dieſe waren in den erſten Monaten des Jahrs 1847 nebſt ihrer beweglichen Habe auf zwei Orembais und 48 Semanprauen nach der Inſel Batjan, 50—60 geogr. Meilen nordöſtlich von Boeno gelegen, ausgewandert. Hier angekommen, hatten ſie den Sultan um Schutz und Wohnplätze gebeten, welche letzterer der gutmüthige Sultan nicht nur bewilligte und ſogleich anweiſen ließ, ſondern dieſe Emigranten auch noch mit 3000 im Wald ſtehenden (Sago-, Cocos- und Sagowier-) Palmen beſchenkte, auch überdieß die Einwanderer ſo viel als möglich zu beſchützen verſprach. Die Vermehrung ſeiner Unterthanen mit 50 Familien war natürlich dem Sultan von Batjan ſehr willkommen, indem er hoffte daß durch Begünſtigung der Einwanderer viele andere deren Beiſpiel folgen, und dadurch ſeine menſchenleeren Länder beſiedelt werden würden. Obſchon es der niederländiſch-indiſchen Provinzialregierung der Molukken nun ganz gleichgültig ſeyn konnte, wenn ſie 300 Menſchen weniger auf Boeno, und dafür 300 Menſchen mehr auf Batjan beherrſchte, ſo wurde doch ſehr bald Anſtalt gemacht die boeno'ſchen Auswanderer nach ihrer Heimath zurückzuängſtigen. Nachdem der Provinzialgouverneur (Or-Generalmajor Cleerens) zu Amboina von der Ueberſiedlung der Boeneers nach Batjan außer Zweifel geſetzt worden, war man keineswegs Willens die Emigranten ſogleich durch Zwangsmaßregeln, ſondern vorerſt durch Vorſtellungen zur Rückkehr nach Boeno zu vermögen, und nur erſt wenn dieſe nicht fruchteten, Gewalt anzuwenden. Um die Rückkehr der boeno'ſchen Auswanderer nun möglichſt zu beſchleunigen, überſandte der Gouverneur Cleerens dem Sultan von Batjan — welchen man, und wohl nicht mit Unrecht, im Einverſtändniß mit den Emigranten wähnte — ein Schreiben, in welchem die Aufnahme der Boeneers auf Batjan als unzuläſſig vorgeſtellt, und Se. Hoheit deßhalb erſucht wurde die boeno'ſchen Auswanderer nach ihrer Heimath zurückzuweiſen.

Dieſes Schreiben des Gouverneurs dem beregten Sultan zu überbringen, wurde dem Radja Juſuf (Ortshäuptling von Negrilima) aufgetragen. Nachdem Juſuf, welchen ich ſchon ſeit einigen Jahren kannte, im September 1847 dieſen Auftrag erhalten hatte, lud er mich ein ihn auf der Reiſe nach Batjan zu begleiten. Schon längſt hatte ich gewünſcht das Reiſen über See auf kleinen Fahrzeugen der Malayen, und die Nautik dieſer ſeefahrenden Nation näher kennen zu lernen; auch die Inſel Batjan — auf welcher ſich Goldminen befinden — hatte für mich Intereſſe, und beſtimmte mich der Einladung des Radja von Negrilima zu willfahren.

Der Radja erwartete mich mit ſeinen Fahrzeugen zu Hilla, einem an der Weſtküſte Amboina's, der Inſel Ceram gegenüber gelegenen Ort, und hatte mir bis Ruma-Diega ſeinen Tantu (Sänfte) und zwölf Träger entgegengeſchickt. Sechs Träger ſollten mich, die ſechs andern mein Gepäck tragen. Am 25 Sept. 1847 des Morgens um 7 Uhr begab ich mich von Amboina, nach dem dieſer Stadt gegenüber gelegenen Campong Ruma-Diega auf eine mit Seman [1] verſehene Prau (Kahn). Solche Prauen ſind 10—20 Fuß lang, nur anderthalb bis drei Fuß breit, gehen 1½—2½ Fuß tief im Waſſer, und ſind, um ſie vor dem Umſchlagen zu bewahren, mit einem Seman verſehen. Die Bay von Amboina iſt zwiſchen der Stadt Amboina und Ruma-Diega 3 Viertelſtunden breit, und da die vier javaniſchen Matroſen meiner Prau ſehr fleißig ruderten, ſo dauerte die Ueberfahrt nur 20 Minuten. Der Campong Ruma-Diega (zu deutſch drei Häuſer) beſteht aus 12—15 Hütten von Kabakaba; die größte derſelben welche den (ſämmtlich) getauften Bewohnern zur Kirche und Schule diente, ſah einer leeren Scheune ähnlich. In einiger Entfernung von dem Campong ſtehen drei aus Mauerziegeln erbaute Gartenhäuſer, welche holländiſchen Beamten zugehören.

Mein Tantu [2] beſtand aus einem Lehnſtuhl, über und an welchem ein Dach, aus Atap (Seitenſtücke nebſt daran befindlichen Blättern der Palmzweige) gefertigt, angebracht war; zur rechten und linken Seite des Stuhls war je ein 4—6 Ellen langer Bambus an deſſen Beine angebunden. Weil nun dieſe Bambuspfähle mit ihren Enden auf die Schultern von vier Trägern zu ruhen kommen, ſo würde man in ſolchen Tantus wackeln, und wenn die Träger von verſchiedener Größe ſind oder auf unebenen Wege gehen, auch noch ſchief ſitzen; dieſem Ungemach ſo viel als möglich abzuhelfen, geht auf jeder Seite ein Träger, deſſen Amt es iſt die herabhängende Seite des Tantu ſo viel als nöthig in die Höhe zu heben. Gleich hinter Ruma-Diega wird die Landſtraße ſo ſchmal wie ein Fußweg über Getreidefelder, da der Weg etwa 1000 Schritt weit über Goſchogoſcho- (rohrartiges Schilf) wieſen führt, ehe man in den Wald kommt, welcher ſich mir gleich dadurch bemerklich machte daß ein Baum — 80 bis 100 Fuß lang und 5 bis 6 Fuß im Durchmeſſer — welcher vor etwa 12 Jahren um und quer über die Landſtraße gefallen war, dieſe dermaßen verſperrte daß ich ausſteigen und, während der Tantu über den Baumſtamm hinweggehoben wurde, unter demſelben etwas ſehr gebückt hinweggehen mußte, um die Reiſe fortſetzen zu können. Im Wald iſt die Landſtraße breiter, aber auch ſchmutziger, da der rothe lehmige Boden des häufigen Regens wegen niemals trocken wird, und deßhalb auch ſehr ſchlüpfrig iſt. Hin und wieder ſteht auch Bimsſtein aus der Erde hervor, und zwiſchen dieſen ſpitzigen Steinen liegen große Kieſel und andere glatte Steine auf dem Wege, der über 5—600 Fuß hohe Anhöhen führt. Durch hervorſtehende Baumäſte und daranhängende Schlingpflanzen wurde ich auf meinem Sitz ſehr beläſtigt; auch erſuchten mich meine Träger eine Strecke weit zu gehen, wozu ich mich aber nicht verſtand, weil ich wußte daß meine barfußgehenden Malayen mit ihren auseinander-

[1] Ein Seman ſind zwei 5—6 Ellen lange Stangen, welche 2—3 Ellen von einander quer über die Mitte des obern Theils der Prau liegend und an dieſes Fahrzeug befeſtigt ſind; beide Enden der Stangen ſind auf jeder Seite durch 2, 3 oder 4 an einander geflochtene Kabakaba (Palmzweige ohne Blätter) verbunden, wodurch die Prau auf den Wellen der See — wenn dieſe nicht allzu hoch ſind — in Balance gehalten, und wenn von letzteren auch mit Waſſer gefüllt, doch nicht leicht umgeworfen werden; ebenſo verhindert ein Seman das ſchnelle Sinken der daran befeſtigten Prau.

[2] Auf den molukkiſchen Inſeln gibt es nur in den Hauptſtädten einige Pferde; aus Mangel an dieſen und namentlich auch wegen der ſchlechten Wege iſt man genöthigt die Reiſen über Land entweder zu Fuß oder im Tantu zu machen.

ſtehenden Fußzehen und auf ihren hornharten Fußſohlen beſſer als die mit Schuhen oder Stiefeln bekleideten Europäer auf ſchlüpfrigem Wege berganf und bergab gehen können. Endlich nöthigte mich ein über die Straße liegender Baumſtamm (von 3—4 Fuß Durchmeſſer) aus-, und 150 Schritt weit einen ſteilen Abhang hinab, in die Nähe eines Waſſerfalls auf die Brücke von Maasbaik herab zu ſteigen, unter welcher ein klares Gewäſſer rauſchend dahinfloß, in dem ſich meine Träger ſogleich mit einem Bad erquickten.

Bis hieher, 1½ Stunde weit von Ruma-Diega, erſtreckt ſich der Rayon dieſes nur von Chriſten bewohnten Bezirks, es iſt daher Pflicht der Bewohner deſſelben die hieſigen Wege in guten Zuſtand zu bringen. Allein die farbigen Chriſten arbeiten nicht leicht an den Landſtraßen, denn das thun die weißen Glaubensbrüder hier ja auch nicht! Viel beſſer wird der Weg zwiſchen Maasbaik und Hitulama, welchen die mohammedaniſchen Bewohner dieſes Bezirks 2½ Stunden lang, ziemlich gerade und 20 Schritt breit angelegt und in gutem Zuſtand erhalten haben. Auf beiden Seiten der Straße befinden ſich Gräben, und wo es bergauf oder bergab geht, ſind in Entfernung 4—5 Ellen Palmenſtämme quer über den Weg gelegt, wodurch das Herabſchwemmen des Erdreichs möglichſt verhindert, das Ablaufen des Waſſers nach den Gräben aber befördert wird. Nachdem wir 10 Minuten auf der Brücke von Maasbaik verweilt, und ich von einem hier ſitzenden Reſtaurateur einen großen, mit Sagowier (Palmwein) gefüllten Bambus gekauft und damit meine Träger beſchenkt hatte, wurde die Reiſe im Trabe nach Hitulama fortgeſetzt. Der aromatiſche Duft der Baumblüthen und der Schatten welchen die Bäume über die Straße verbreiteten, machten die Reiſe bis Hitulama recht angenehm. In dieſen Campong führt die Straße an den Ruinen eines von Portugieſen angelegten, und 1755 durch ein heftiges Erdbeben zerſtörten Forts vorbei. Eben wie in den andern Campongs auf Amboina ſind auch in Hitulama die Wohnhäuſer aus Kabakaba-Wänden zuſammengefügt und mit Atapdächern verſehen; nur die Moſchee hat Mauern, aber keine Fenſter. Von hier aus geht der breite und reinliche Weg zwei Stunden weit bis Hilla theils längs des Strandes, theils zwiſchen Goſchogoſchowieſen und durch Haine welche weit reichlicher, wie der Wald zwiſchen Ruma-Diego und Hitulama, mit Gewürznelkenbäumen bepflanzt ſind. Nachmittag um 2½ Uhr gelangte ich im Campong Hilla an, deſſen Bevölkerung größtentheils, die des daranſtoßenden Campong Kalitetu aber ſämmtlich Oran-Islam (Mohammedaner) ſind. Hier befindet ſich das Fort „Amſterdam," welches eine Beſatzung von 24 Mann hat, das viereckige Blockhaus in demſelben iſt zwei Stock hoch, deſſen Parterre und erſte Etage zu Gewürznelkenmagazinen dienen, während das Innere des obern Stockwerks zur Caſerne, der äußere Theil deſſelben aber zur Batterie für Dreipfünder benutzt wird. Von hier aus kann man das auf Ceram gelegene Fort „Overburg" ſehen. Neben dem Fort Amſterdam ſteht das Amthaus, welches ebenſo wie die davorſtehende kleine, mit einem Thürmchen verſehene Kirche von Ziegelſteinen gebaut iſt. Ein Aſſiſtent-Reſident und ein Klerk (Schreiber) ſind die einzigen hier anweſenden Civilbeamten, erſterer genießt einen monatlichen Gehalt von 450, und letzterer von 120 fl. Ein Lieutenant iſt hier Militär- und Platzcommandant, weßhalb er auch die Schüttery (Bürgerwache der Chriſten) befehligt. Ich hatte vorerſt mein Abſteigquartier in der Wohnung des Hrn. Diaz (ein Halbblutportugieſe und hieſiger Klerk) genommen, und ließ den Radja Juſuf von meiner Ankunft zu Hilla unterrichten; dieſer war eben damit beſchäftigt zwei Dreipfünder nebſt Munition in Empfang zu nehmen, welche ihm auf Befehl des Oberſtlieutenant Friſſart (Commandant ſämmtlicher Truppen auf den Molukken) zur Armatur ſeines Fahrzeugs vom Lieutenant Van Houten, dem hieſigen Platzcommandanten, übergeben werden mußten. Nach Beendigung dieſes Geſchäfts ſuchte mich der Radja ſogleich auf und begrüßte mich mit dem nur zwiſchen Freunden üblichen Gruße „Salem eleikom" (Friede ſey mit euch); auch war er ſehr erfreut daß ich als Europäer und Chriſt mich entſchloſſen hatte, mit 71 mohammedaniſchen Malayen nach Batjan zu reiſen. Denn nunmehr erfuhr ich erſt daß das Ueberbringen des obenerwähnten Briefs ein für den Radja ſehr ehrenvoller Auftrag ſey, und meine Begleitung das Anſehen Juſufs noch erhöhe. Dadurch fand ſich Juſufs Schwiegervater Ali, der Ortshäuptling von Uring, veranlaßt die Reiſegeſellſchaft mit ſeiner Gegenwart zu vermehren. Nachdem mein Gepäck, die obenerwähnte Munition und Geſchütze auf Juſufs Orembai geladen und dieſe bereits bis auf die Rhede von Hilla gebracht worden, begaben wir uns beide nach dieſem Fahrzeug und verließen die Rhede unter dem freudigen „Huferufen" der zahlreich verſammelten Bewohner von Hilla und Kalitetu. Da 50 Menſchen auf der Orembai ſehr fleißig ruderten, ſo waren wir ſehr ſchnell an der Landzunge von Seet vorüber und giengen Abends halb 6 Uhr bei Negrilima (zu deutſch fünf Orte), vier Stunden von Hilla entfernt und auf der Inſel Amboina gelegen, vor Anker. Jetzt benachrichtigte mich Ali daß wir einige Tage hier verweilen würden, da an der Orembai noch einiges verändert werden müſſe, um ſie für eine ſo weite Reiſe einzurichten, wobei er mir auch beiläufig bemerkte daß von unſerer ganzen Reiſegeſellſchaft noch niemand die Inſel Batjan geſehen habe und den Curs nach dieſem Lande kenne. Indeß fand ich in Juſufs Behauſung einige Tage eine gute Aufnahme; der Radja ſtellte mir ſeine Frauen und Anverwandten beiderlei Geſchlechts vor, und die Bevölkerung Negrilimas (ſämmtlich Oran-Islam) war ſehr höflich und zuvorkommend. Ueberhaupt bemerkt man daß die hieſigen mohammedaniſchen Mädchen und Frauen keineswegs ſo ſchüchtern vor den Europäern ſind, wie die der Oran-Serani (Chriſten), welche oft weglaufen, wenn ſie einen Weißen ſehen, oder doch nicht antworten wenn man ſie um etwas fragt.

Die Prieſter und andere angeſehene Bewohner Negrilima's erſuchten mich ſie zu beſuchen; auch durfte ich mich in die Moſcheen begeben ohne meine Fußbekleidung auszuziehen, während ſämmtliche Oran-Islam dieſe doch nur barfuß betreten durften. Die Moſcheen in hieſigen Ländern ſehen ſich alle ſehr ähnlich, nur daß einige Wände aus Mauerziegeln, die andern aber Kabakaba-Wände haben; ſie ſind im Quadrat aufgebaut, haben je nur eine Thüre, aber keine Fenſter. Das Licht empfangen dieſe Bethäuſer aus der Oeffnung welche ſich am oberſten Theile des Daches befindet, über welchem ein kleines Thürmchen angebracht iſt. Die einzigen in ſolchen Gebäuden anweſenden Utenſilien ſind einige Matten und ein Katheder; vor den Thüren befindet ſich eine Waſſeruhr [1] und eine große Trommel.

Am 26 September wurde angefangen Ruderbänke aus Bam-

[1] Eine ſolche Waſſeruhr beſteht aus einem irdenen Topf, welcher reichlich zur Hälfte mit Waſſer gefüllt iſt, auf dem Waſſer ſchwimmt die harte Schale einer ausgeleerten Cocosnuß, in welcher eine größere und eine kleinere Oeffnung ſich gegenüber befinden; die größere muß über, die kleinere unter dem Waſſer bleiben, und ſo dringt fortwährend mehr Waſſer in die Schale, welche gerade nach Verlauf einer Stunde voll geworden iſt und unterſinkt, dabei an die innere Seite des Topfes anſtößt und einen hohlen Ton angibt. Hierdurch wird der Prieſter herbeigerufen und weiß daß eine Stunde vergangen iſt, entleert die Schale und ſetzt ſie wieder auf die Oberfläche des Waſſers.

Digitized by Google

bau zu machen und dieſe alsdann an die Außenſeiten der Orembai zu befeſtigen. Auf beiden ſpitz zulaufenden Enden des Fahrzeugs (welche abwechſelnd zum Bug oder zur Placirung des Steuerruders dienen) wurden die Kanonen angebracht. Die Orembai war oben 26 Schritt lang, 5 Schritt breit und in der Mitte vom Kiel bis zum oberſten Theil der Seitenwände 7 Fuß tief. Ein ziemlich flaches Dach von Bambus war 1½ Fuß hoch über und auf der Orembai befindlich, dieſes wurde auf beiden Seiten um 2 Fuß vergrößert, damit es auch die Ruderbänke überdecke. Die Mitte dieſes Fahrzeugs, in welcher der Maſtbaum ſtand, war zur Cajüte für mich und den Radja eingerichtet, und mochte etwa 10 Fuß lang und ebenſo breit ſeyn. Das Zwiſchendeck, welches 4 Fuß über dem Kiel ſich befand, war von Kabakaba, der übrige Theil des Fahrzeugs (mit Ausnahme des Daches) von Canarienholzbrettern und Balken zuſammengefügt und mit hölzernen Nägeln feſt genietet. Alle Fugen waren mit Cocosnußrinde verſtopft, auch mit Harz und Kalk beſtrichen. Ein Stein, welcher an mehrere aneinander gebundene Stücke Rohr befeſtigt war, vertrat die Stelle des Ankers. Einige große Muſcheln lagen auf dem Kiel und dienten dazu das bei der Fahrt fortwährend eindringende Seewaſſer aufzuſchöpfen und über Bord zu gießen, welche Arbeit alle drei bis vier Stunden vorgenommen werden mußte, in Folge deſſen das bewegliche Zwiſchendeck in der Cajüte ſehr oft geöffnet wurde. Es iſt leicht begreiflich daß europäiſche Seefahrer beſuchen auf ihren Orembais den ganzen Archipel zwiſchen Celebes und Neu-Guinea; freilich ſind hier nur höchſt ſelten ſolche hohe Wellen und ſo heftige Stürme wie dort.

In vier Tagen waren die Bauten an der Orembai beendet und dieſe mit dem benöthigten Proviant beladen. Da jeder unſerer Seeleute ſich ſeine Vorräthe ſelbſt beſorgen mußte, ſo war das Fahrzeug ſehr reichlich mit Sagobaker (hartes Sagobrod) und getrocknetem Fiſch beladen, ſo daß im innern Raume die 60 Mann ſtarke Equipage ſehr ungemächliche Schlafplätze fand. Auf dem Verdeck (Dach) lagen die Segel und die Rohrtaue. Juſuf und mein Gepäck, acht Jagdflinten und einiges kupfernes Kochgeſchirr betagten uns in der Cajüte. An beiden Enden des Fahrzeugs waren neben den Kanonen 20 mit Trinkwaſſer gefüllte Bambu befeſtigt, an dieſe waren die für meine und Juſufs Tafel beſtimmten Hühner feſtgebunden. So ausgerüſtet lag die Orembai bereits am 1 October auf der Rhede von Negrilima vor Anker als der Orankaiſa [1] Ali mit einer kleinen Orembai, welche nur mit 13 Menſchen bemannt wurde, von Uring ankam, um damit die Reiſe mitzumachen. Dieſes ebenfalls mit einem Dach verſehene Fahrzeug war nur 12 Schritt lang und 4 Schritt breit: auch befinden ſich zwei Semanpraun, die je aus einem Stamm Kaiſukuta (zu deutſch: Pferdeholz, welches ſo leicht wie Kork iſt und weiß ausſieht) gemacht waren, bei der Uring'ſchen Orembai. Am 2 October begab ſich Juſuf auf dem Landweg nochmals nach Hitla, um dort den obenerwähnten Brief des Gouverneurs abzuholen, er kam Abends damit zurück; der Brief war in ein gelbleinenes Tuch eingenäht.

[1] Orankaiſa (zu deutſch: reicher Mann) iſt der Titel der Ortshäuptlinge welche noch nicht zum Radja befördert ſind. Ali vermeinte daß, wenn er glücklich von der Reiſe zurückkäme, der Gouverneur ihn wohl zum Radja ernennen werde.

(Schluß folgt.)

Eine ruſſiſche Schilderung der Bewohner von Korea.

Ein ruſſiſcher Officier, welcher auf der Fregatte „Pallas“ in den Jahren 1852—54 diente, ſchildert in einer ruſſiſchen Zeitſchrift, wovon ſich eine Ueberſetzung in Ermans Archiv findet, die Bewohner der Halbinſel Korea, von der wir ſo wenig wiſſen, wie die Ruſſen Gelegenheit hatten auf einer Fahrt längs der Küſte ſie kennen zu lernen. Unter 39° 19′ nördl. Br. fand die Fregatte einen vortrefflichen Hafen, der Port Lafarew genannt wurde. Später ſegelte man von dort den Fluß Joken etwa drei deutſche Meilen aufwärts, und hatte beſtändig Gelegenheit mit den Eingebornen zu verkehren. Nach dieſen Beobachtungen ſind die Koreaner im allgemeinen von mehr als mittlerer Größe, breitſchulterig und von dunkler Farbe; ſie haben alle, ohne Ausnahme, ſchwarzes Haar, grobe Züge, hervorragende, mongoliſche Backenknochen und kleine, oft ſchräg geſchlitzte Augen. Die ganze Küſte iſt dicht bevölkert, und ihre ſüdliche Hälfte hat auf jede Werſt ein Dorf. Wie der Chineſe in blauem Nankin, erſcheint der Koreaner im Süden und im Norden ſtets in weißer Leinwand. Ein kurzer, knapper Rock mit weiten Aermeln, ſackartige, weite, gefütterte Hoſen, über kurze Strümpfe dicht an dem Knöchel zuſammengebunden, und Strohſchuhe bilden das ganze Coſtüm des gemeinen Koreaners. Hemden werden von dem gewöhnlichen Volk nicht getragen. Die Beamten gehen in himmelblauen Röcken, und je vornehmer einer iſt, deſto länger ſind die Aermel. Der koreaniſche Hut iſt, wie es ſcheint, aus ſchwarzen Haaren geflochten, mit geraden Rändern, zwei Fuß im Durchmeſſer; er geht nicht auf den Kopf, ſondern wird von einer Binde feſtgehalten, und da er oben ganz offen iſt, ſo ſchützt er weder vor Sonne, noch vor Regen, und in letzterem Fall wirft man eine Art von Schirm aus ſtarkem, mit Oel getränktem Papier darüber. Die Männer ſcheeren ſich das Haar nicht, ſondern kämmen es nach oben, und faſſen es an den Scheitel in einem kurzen, aufrechtſtehenden Büſchel zuſammen, der in den Knauf des Huts hineingeht. Die Frauen haben einen weißeren Teint als die Männer, und ſo weit man in der Entfernung bemerken konnte, in der ſie ſich zeigten, haben einige einen angenehmen Ausdruck in den Augen, mit rothen Backen (eine große Seltenheit unter den Aſiatinnen) und im allgemeinen eine entfernte Aehnlichkeit mit den Tatarinnen. Ihre Haare tragen ſie gleichfalls geſcheitelt, und ohne ſie in Zöpfe zu flechten, friſiren ſie dieſelben von dem Genick bis zu den Ohren, ſo daß es von weitem ausſieht als ob ſich ein halber Kranz um das Haupt wände. Der barbariſche Gebrauch, die Frauen ſchwere Laſten auf dem Kopfe tragen zu laſſen iſt wahrſcheinlich die Urſache daß dieſe Haartracht bei ihnen eingeführt wurde. Die Koreanerinnen kleiden ſich ziemlich nachläſſig, eine kurze weiße Jacke reicht ihnen kaum bis zum Gürtel, und wird oben nur durch einen einzigen Haken feſtgehalten; ſie tragen Hoſen wie die Männer, und über ihnen, wie die Kleinruſſinnen oder die Tagalinnen auf den philippiniſchen Inſeln, ein großes Laken in der Form eines Unterrocks. Hemden ſind bei ihnen ebenfalls nicht gebräuchlich, und ihre kurzen Jäckchen laſſen daher einen Theil ihres dunklen Körpers unbedeckt. Ihre Säuglinge tragen ſie, wie die Tagalinnen, die Tſchuktſchinnen und die Frauen der Ainos in Sagalin, auf dem Rücken, indem ſie dieſelben mit einer leinenen Binde feſthalten, die ihnen über die Schultern geht. Die unverheiratheten Koreaner laſſen ſich nach chineſiſcher Manier einen langen Zopf wachſen, der ihnen auf den Rücken herabhängt. Die Bärte ſtehen bei ihnen in hohem Anſehen, wahrſcheinlich weil ſie in der Regel nur einen ſehr ſchwachen haben. Im Vergleich mit

den Chineſen und Japanern muß man die Koreaner ungebildet und im Vergleich mit den Europäern halbwild nennen. Im Punkte der Moral ſind ſie zwar ihren Nachbarn, namentlich den Japanern, überlegen, doch hängen ſie mit Leidenſchaft an ihrem Kornbranntwein. Der Diebſtahl iſt bei ihnen, wie bei allen Wilden und Halbwilden, eine ſehr allgemeine Schwäche, und ehe man ſie näher kennen lernte, verſchwand mehr als ein Schnupftuch aus der Taſche, bei Ausflügen ein Löffel von dem Samowar ꝛc. Während der ganzen Fahrt längs der Küſte wurden auf den Bergen Feuer angezündet, um die Behörden von der Annäherung des „ſchwarzen Schiffes“ in Kenntniß zu ſetzen, und als man die Koreaner fragte, warum ſie umſonſt ſo viel Holz verſchwendeten, antworteten ſie: „die Kinder haben im Wald geſpielt und Funken fallen laſſen.“ Auf die Bitte den Ruſſen Schlachtvieh zu verkaufen, gaben ſie den Beſcheid daß ſowohl die Ochſen als die Kühe ihnen zum Anbau ihrer Felder unentbehrlich ſeyen, und daß es ſündhaft wäre ein ſo nützliches Thier zu ſchlachten. Als man Hühner verlangte, erhielt man zur Antwort daß ſie dieſe Art Geflügel brauchten um ihnen die Zeit anzuzeigen! In jeder anderen Beziehung aber wurde den Ruſſen die freundſchaftlichſte Aufnahme zu Theil.

Fiſchregen.

Dr. Buiſt gibt in der Bombay Times folgende Notizen über dieſe eigenthümliche Erſcheinung: Als in der Nacht vom 19 auf den 20 Jun. 1698 der Gipfel des nördlich vom Chimborazo gelegenen Vulcans einſtürzte, fand man das umliegende Land, in einer Ausdehnung von dreiundvierzig (engl.) Quadratmeilen, ganz mit Fiſchen überſäet; ein ähnliches Ereigniß hatte ſich ſieben Jahre zuvor, nach dem Ausbruch des Vulcans von Imbabara, zugetragen. Im Jahr 1666 fand man ein Graefeld in der Pfarrei Stanſtead, bei Maidſtone in Kent, ebenfalls mit Fiſchen überdeckt, von welchen etwa ein Buſhel geſammelt wurde. Es gibt keine Flüſſe oder Fiſchteiche in der Nachbarſchaft, und der Platz iſt vom Meer entfernt. Die Fiſche hatten ungefähr die Größe des kleinen Fingers eines Mannes, ſahen wie Sprotten oder Weißlinge aus, und man vermuthete ſie ſeyen aus einer damals über das Land hinziehenden ſchwarzen Wolke gefallen; auch hatte es heftig geregnet. Im Jahr 1825 ſoll bei Loch Leven in der Grafſchaft Kinroß ein Häringsregen ſtattgefunden haben; der Wind blies damals aus dem Forth, und führte wahrſcheinlich die Fiſche aus dem Meer über Fife an die Stelle auf der man ſie fand. Im Jahr 1828 ereignete ſich ein ähnlicher Fiſchfall in Roßſhire, drei (engl.) Meilen vom Firth of Tain. Am 9 März 1830 fand man eine Menge kleiner Häringe auf der Inſel Ulva in Argyleſhire nach einem heftigen Regen über die Felder zerſtreut. Am 30 Jun. 1841 fiel ein Fiſch von zehn Zoll Länge mit andern kleineren in Boſton, und während eines Gewitters am 8 Jul. deſſelben Jahrs fielen Fiſche und Eis zuſammen in Derby. Ein ähnliches Ereigniß trug ſich in der Umgegend von Paris zu, wo, nach einem heftigen Uebernachtſturm, bei Tagesanbruch die Straßen mit Fiſchen bedeckt waren. Es zeigte ſich daß ein naheliegender Fiſchteich durch den Sturm ganz ausgetrocknet worden war. Ums Jahr 1830 fielen Fiſche bei Dunkeld in Perthſhire, und daſſelbe ereignete ſich in einiger Entfernung von Logierait am Tay, wo eine Menge etwa zwei Zoll langer Fiſche auf einer erhöhten, von einem See oder Fluß abgelegenen Stelle aufgeleſen wurde. Die Fiſchfälle von denen man aus Indien berichtet, ſind häufiger und merkwürdiger als diejenigen deren in England ſelbſt Erwähnung gethan wird. Major Herriot ſpricht in ſeinen Struggles through Life von einem Fiſchregen der ſich während eines Sturms in der Präſidentſchaft Madras zugetragen, und von welchem die eben auf dem Marſch begriffenen Truppen Augenzeugen geweſen. Im Julius 1824 fielen zu Mirut Fiſche auf die mit Exerciren beſchäftigte Mannſchaft des 14. brittiſchen Regiments, und wurden in Menge aufgefangen. Im Julius 1826 ſah man während eines Sturms lebendige Fiſche in Moradabad auf das Gras herabfallen. Sie gehörten der in den indiſchen Gewäſſern ſo vorherrſchenden gemeinen Cyprinus-Art an. Am 19 Febr. 1830 ereignete ſich um die Mittagsſtunde ein heftiger Fiſchregen in der Mokulbatty-Factorei, im Dakka-Zillah; neun verſchiedene Parteien wurden über dieſen Gegenſtand gerichtlich vernommen. Die Fiſche waren alle todt, die meiſten von ihnen groß, einige friſch, andere verfault und verſtümmelt. Man ſah ſie anfänglich am Himmel wie einen Vogelſchwarm der raſch auf den Boden herabfliegt. Es rieſelte zwar damals, doch herrſchte kein Sturm. Am 16 und 17 Mai 1833 ereignete ſich ein Fiſchfall im Zillah Futtipur, etwa drei (engl.) Meilen nördlich von der Dſchumna, nach einem heftigen Wind- und Regenſturm. Die Fiſche wogen je drei bis viertehalb Pfund, und gehörten zu denſelben Arten wie diejenigen welche man in den Teichen der Nachbarſchaft gefunden. Sie waren ſämmtlich todt und ausgetrocknet. Im Mai 1835 ereignete ſich während eines Sturms ein Fiſchfall in Allahabad; die Fiſche gehörten zu der Chowla-Art, und man fand ſie, nach Aufhören des Sturms, todt und ausgetrocknet über den ganzen Bezirk zerſtreut. Am 20 Sept. 1839 fielen nach einem lebhaften Regenſchauer eine Menge lebendige, etwa drei Zoll lange, insgeſammt zur gleichen Art gehörige Fiſche auf den Sunderbunds, ungefähr zwanzig (engl.) Meilen ſüdlich von Calcutta. Bei dieſer Gelegenheit machte man die Bemerkung daß die Fiſche nicht da und dort, unregelmäßig über den Boden zerſtreut, ſondern in einer ununterbrochenen, mehr nicht als eine Spanne breiten, geraden Linie herabfielen. Die ungeheure Menge von Fiſchen mit denen die Tiefgründe um Bombay herum, etwa acht bis zehn Tage nach dem erſten Ausbruch des Monſun, bedeckt ſind, ſcheinen von den naheliegenden Teichen und Bächen herzurühren und nicht vom Himmel herabzukommen. Sie werden, ſo viel ich weiß, auf den höhern Theilen der Inſel nicht gefunden. Ich habe, obgleich ich das in Tonnen von den Dächern der Häuſer ſich ſammelnde Waſſer ſorgfältig bewachte, ſie nie geſehen, auch nicht gehört daß man ſie auf den Verdecken oder Schutzdächern der im Hafen liegenden Schiffe gefunden, wo ſie ſich doch gezeigt haben müßten wenn ſie vom Himmel herabgekommen wären. Eine der merkwürdigſten Erſcheinungen dieſer Art trug ſich während eines fürchterlichen Wolkenbruchs in Kattywar, am 25 Jul. 1850 zu, wo man den Boden um Ratſchkote mit Fiſchen im buchſtäblichen Sinn des Wortes bedeckt fand; einige fand man ſogar auf dem Gipfel von Heuſchobern, wohin ſie wahrſcheinlich vom Sturm getrieben worden waren. Im Laufe von vierundzwanzig aufeinander folgenden Stunden fielen ſiebenundzwanzig Zoll Regen: fünfunddreißig Zoll fielen in ſechsundzwanzig

Digitized by Google

Stunden; sieben Zoll in anderthalb Stunden ist der heftigste Regenfall, dessen die Berichte Erwähnung thun. In Punah wurden am 3 Aug. 1852, nach einem schweren Regenfall, in den Cantonirungen, eine volle halbe (engl.) Meile vom nächsten Fluß, eine Menge Fische auf dem Boden gefangen. Wenn sich Fischregen durch die Annahme erklären lassen daß die Thiere, bei Böen oder heftigen Winden, aus Flüssen oder Wasserplätzen, die nicht weit von den Orten abliegen wo sie fallen, in die Luft getragen werden, so wäre nichts wunderbares dabei wenn man sie während der im Juniud zuweilen eintretenden Windstöße aus der Luft herabkommen sähe.

Ueber Austerngift.

Ein amerikanischer Arzt in Sydney, Ohio, publicirte im Frühjahr 1855 in dortigen Journalen folgendes: „Trotzdem daß immer so manche beklagenswerthe Fälle von Vergiftung durch Austern vorkommen, verharrt die Wissenschaft in einem unerklärlichen Schweigen. Ich will versuchen durch ein präliminirtes Wort den Weg zu tieferem Eingehen in die Sache anzubahnen, vielleicht wird die Säumige dadurch an ihre Pflicht gemahnt.

„Die Austernvergiftung, so weit ich dieselbe bei einzelnen Fällen zu beobachten Gelegenheit gehabt, charakterisirt sich als Jod-Brom, Intoxication. Diese Stoffverbindung findet sich bekanntlich, wie in Meerwasser und Seegewächsen (Kelp, Varek), so auch in Seethieren, z. B. die Salzsoolen und andere, so daß wir, bis nicht das Gegentheil nachgewiesen, zu der Annahme berechtigt sind daß die Austern, als homogene Bildungen desselben Elements, Jod-Bromstoff enthalten, und in einzelnen Fällen so viel davon daß Vergiftung und Tod durch ihren Genuß herbeigeführt werden kann. Der Austerngenuß als solcher ist also, auch wenn nicht sofort Erscheinungen von höherer Bedeutung auftreten, von wesentlich destructiven Folgen (!) Und in der That finden wir daß, wenn auch im Beginn der Austernleidenschaft die Verdauung ungetrübt vor sich zu gehen, ja der Appetit sogar — in Folge der leichten Aetzung des Magens — erhöht zu werden scheint, doch diese Wirkungsphänomene bald Erscheinungen bedrohlicher Art Platz machen. Im sogenannten vegetativen wie chemischen Gebiet der Oekonomie und nicht minder im Nervenleben macht sich bei dem habituellen Austernesser nachgerade eine Reihe ernster Störungen geltend; die anfänglich übermäßige Verdauungskraft sinkt immer mehr, mit ihr schwindet der Appetit, Speichelfluß, vermehrte Schweiß- und Harnsecretion, Kolikschmerzen und wässerige Durchfälle kommen zur Erscheinung, daneben laborirt der Gourmand nicht selten an Herzpalpitationen, Schlaflosigkeit, Kopfschmerz, Störungen des Gesichts und Gehörs, und mitunter selbst an Zittern, Schwindel und Betäubung (!) Der Kranke magert zusehends ab und stirbt, wenn ärztliche Hülfe nicht zeitig kommt, an chronischer Jod-Bromvergiftung.

„Hieraus ergibt sich als nothwendige Consequenz daß, wenn in Ausnahmsfällen die Austern große Dosen Jod-Brom enthalten, die vorgenannten Erscheinungen einer raschen Steigerung fähig seyn, und unter den Symptomen der acuten Gastro-Enteritis mit raschem Sinken der Kräfte, Athemnoth und Betäubung den Tod unter heftigen Convulsionen herbeiführen können. Die vor etlichen Monaten in New-York vorgekommenen Todesfälle nach Austerngenuß gehören dieser Kategorie an. So viel über das ätiologische Moment der Austernvergiftung; was nun die Therapie zunächst der chronischen Austernvergiftung anbelangt, so ist natürlich vor allem das Momentum causale proximum zu beseitigen, der Austerngenuß also gänzlich auszusetzen, und dann je nach den Umständen zu verfahren.

„Vorerst eine zweckmäßige, blande Diät, nebenbei Mucilaginosa, Opiate und warme Bäder, und erst später, wenn die Intensität der Jod-Bromerscheinungen etwas nachgelassen, tonisirende Methode, kräftige Kost, Leibesübung, kalte Bäder u. s. w. Bei der acuten Austernvergiftung werden, wie bei der Intoxication durch scharfe Gifte überhaupt, verfahren: milde Getränke, z. B. Milch zum Verdünnen und drastische Emetika zur Entleerung des eingenommenen Giftstoffes."

„Der französische Chemiker Orfila hat für diese und ähnliche Fälle eine Verbindung von Amylum mit etwas Chlorwasser und Salpetersäure, der französische Arzt Dessaigne Ammoniak und Magnesia-Präparate als wirksame Antidote empfohlen. Die süddeutsche und Wiener Schule halten diese „Lieblings- und Modemittel" der französischen für „durchaus harmlos;" ein tieferes Eingehen in die Sache, eine gewissenhafte und scharfe Analyse durch die Wissenschaft möge nachweisen, inwiefern sie das sind oder nicht."

(Als Laien überlassen wir es den Sachverständigen zu entscheiden, ob hinter der transatlantischen Weisheit mehr steckt als eine bloße — Annonce eines patientenlüsternen Arztes.)

Dr. Livingston über den Sklavenhandel.

In der Sitzung der London Missionary Society am 16 Jan. machte Dr. Livingston, nach dem Anti-Slavery Reporter, folgende Bemerkungen über dieses vielbesprochene Thema: „Die englische Regierung, sagte er, hat seit einer Reihe von Jahren große Geldsummen zur Unterdrückung des Sklavenhandels verausgabt. Die Sklavenhändler benützten nun diesen Umstand um das falsche Gerücht zu verbreiten, die Anstrengungen unserer Kreuzer erschwerten nur die Gräuel des Sklavenhandels, indem sie die Leiden der Neger im Mitteldeck vergrößerten. Dieß ist alles eitel Trug. Mein Bruder hörte einen Professor in den Vereinigten Staaten behaupten, es wäre für die englische Regierung weit besser wenn sie zum Transport der Neger mit allen Bequemlichkeiten versehene Schiffe ausrüstete, als daß sie die Sklavenbesitzer dazu zu triebe die Neger in den gegenwärtigen Sklavenschiffen zu transportiren. Diese Behauptung ist indeß eine grundlose. Ich habe in Angola gesehen daß, Dank der Anwesenheit der Kreuzer, der Sklavenhandel wirksam unterdrückt ist, indem die Ausfuhr von Sklaven für die Capitalisten weit gefährlicher gemacht ist als das Spielen um Gold. Ich habe Sklaven gesehen die man 100 (engl.) Meilen von der

Digitized by Google

Küſte um 12 Sh. jeden verkauft hatte, und für welche man mit leichter Mühe 20 Pfd. Sterling hätte erlangen können, wenn auswärts Nachfrage beſtanden hätte, und man in der Lage geweſen wäre ſie gefahrlos nach Cuba zu ſchicken. Statt außerhalb Landes geſendet zu werden, wurden dieſe Sklaven ins Innere getrieben und dort um Elfenbein vertauſcht. Ich reiste mit einem einheimiſchen Portugieſen, der ſich mit acht in Feſſeln geſchmiedeten Weibern nach Matiamvo begab. Früher war in Angola durch den Sklavenhandel viel Geld in Umlauf gebracht worden; jetzt aber befinden ſich daſelbſt nur drei Männer welche von dem Reichthum, den ſie im Sklavenhandel zuſammengerafft, noch einigermaßen etwas beſitzen. Die ſo erworbenen Reichthümer ſcheinen keinen Segen zu bringen. „Sie bleiben nicht in der Familie.“ Die Jeſuiten legten, mit ihrer gewöhnlichen Vorausſicht, in Angola Kafferpflanzungen an, die ſich durch die Vögel im ganzen Lande verbreiteten. Die Kaufleute lenkten ihre Aufmerkſamkeit nun auf den Kaffee, und es ſchien als ob Gott ſelbſt den Weg zur Vertilgung des Sklavenhandels bereitet habe, indem er für einen Erſatz ſorgte und den Eingebornen das Mittel eines redlichen Induſtriezweigs an die Hand gab. Ferner ſagte man, die Kriege ſeyen grauſamer geworden als ſie zu der Zeit geweſen in welcher man die Gefangenen als Sklaven verkaufte. Auch dieſe Behauptung iſt eine Erfindung der Sklavenhändler. Wer begann dieſe Kriege? Es gab im Binnenlande nur Kriege um Vieh. Wo aber die Sklavenhändler einen Markt für ihre Gefangenen fanden, da kämpften die Eingebornen mit trotzigem Muth zur Vertheidigung ihrer ſelbſt und ihrer Kinder. Dieſe Kriege ſind von den Sklavenhändlern angefacht worden, und ſie haben die Verantwortlichkeit für dieſelben zu übernehmen. Das beſte Mittel zur gänzlichen Unterdrückung des Sklavenhandels beſteht in der Entwickelung der Hülfsquellen des Innern.“

Sitten und Glaube in Catalonien.

In Catalonien iſt es Sitte, an großen Feſttagen, beſonders an den Namenstagen der Heiligen größere dramatiſche Tänze aufzuführen, in welchen das Leben des gefeierten Heiligen oder Siege der Chriſten über Mauren oder Türken, namentlich auch die glücklich abgeſchlagenen Türkenbelagerungen von Wien, bisweilen aber auch die Thaten berüchtigter Räuber dargeſtellt werden, und wobei es an Liedern nicht fehlt, die das Volk zu den Tänzen ſelbſt ſingt. Dieſe Lieder bilden eine beſondere Claſſe der ſpaniſchen Vulgar-Poeſie und werden Tanzlieder (Danzas) genannt. Zu dieſer Claſſe von Tanzliedern gehören auch die welche bei ländlichen und geſelligen Zuſammenkünften der Landleute, Kinder u. ſ. w. geſungen, und dramatiſch mit Tanz begleitet werden. Einer dieſer ländlichen Tänze iſt ein Rundtanz (danza en rueda), das Segment eines Cirkels beſchreibend, wobei von Zeit zu Zeit innegehalten wird um die verſchiedenen Arbeiten des Landmanns nachzuahmen. Der Glaube an Hexen und Zauberer iſt in Catalonien noch nicht ganz ausgerottet. Noch vor einigen Jahren ſah ein Spanier in Barcelona ein unlängſt zum Dank für die Rettung eines Kindes angefertigtes Gemälde, auf welchem dargeſtellt war, wie die Hexen daſſelbe in der Sylveſternacht durch das Fenſter zu entführen verſuchen, und ein altes Weib erzählte ihm wie ihr behextes Kind in der Nacht von einer unheimlichen Stimme laut gerufen worden ſey, und als man durch gewiſſe Beſchwörungsformeln die Hexe, welche das Kind gequält, gezwungen habe von demſelben abzulaſſen, habe die Hexe plötzlich am Fuß der Treppe, die unmittelbar zu dem Herd geführt, ſich gezeigt, wo dann die Entzauberung vorgenommen worden ſey. Man unterſcheidet dort die Zauberer von den gewöhnlichen Quackſalbern dadurch daß erſtere die Krankheiten im voraus verkündigen; dagegen ſind nach einem auch im übrigen Spanien verbreiteten Aberglauben ſogenannte Segenſprecher ſolche Perſonen welche in der Chriſtnacht geboren worden ſind, ein Mal am Gaumen und die Kraft haben von der Hundswuth zu heilen. Wenn in Catalonien die Berge in Nebel gehüllt ſind, glaubt man dort durch den Nebel deutlich geſpenſtige Weſen (fantasmas) zu ſehen, wie ſie mit ausgeſpreizten Füßen auf zwei Fichtenbäumen ſtehen. Kobolde (follets) ſcheuern des Nachts die Häuſer und züchtigen faule Mägde, und ungeachtet ſie von Geſtalt ſehr klein ſind, erſcheinen ſie doch manchmal in ſolcher Menge daß ſie auch dem beherzteſten Furcht einjagen. Hingegen findet ſich weder in dem Aberglauben, noch in den Kindermärchen des catalaniſchen Volks irgendeine Spur von eigentlichen Feen, obgleich ihre Stammgenoſſen und Nachbarn, die Provenzalen, nicht arm an Feenſagen ſind.

Eine Ueberlandreiſe nach Indien.

11. Rückkehr nach Europa.

(Fortſetzung.)

Durch die Treuloſigkeit eines vermeinten Freundes herbeigeführte Umſtände nöthigten mich, meinen beabſichtigten 14tägigen Aufenthalt in Umballa auf zwei Monate auszudehnen und darauf noch einmal Lahore zu beſuchen. Ich entſchloß mich ſomit nicht über Calcutta, ſondern über Bombay die „Ueberlandreiſe“ anzutreten.

Zum fünftenmal alſo maß ich den Weg zwiſchen Umballa und Lahore. Finanzielle Rückſichten riethen mir, dießmal nicht wieder per Dholie, ſondern auf einem Bhylie zu reiſen. Die Wege waren, wie man ſich denken konnte, während der zwei Regenmonate nicht beſſer geworden. Ende Auguſt trat ich meine Reiſe an. Des Nachts 12, oft 16 Stunden langſam fahrend, wie bei einem Leichenbegängniß, häufig haltend um den armen Ochſen Zeit zu geben ſich etwas zu erholen — und des Tags in einem der großen, am Weg liegenden Karawanſerais ruhend — ſo gebrauchte ich ſechs Tage bis Jullun-Thur, meine Bagage mit mir führend. Dieß war kaum die Hälfte des Weges. Ich konnte dieß langſame Fahren nicht länger aushalten, denn des Nachts

Digitized by Google

konnte ich weder, noch durfte ich ſchlafen, theils der vielen Stöße wegen, theils aber auch aus Beſorgniß ich könnte ohne meine hinter mir an der Außenſeite des Karrens feſtgebundene Bagage einnehmen, denn ſchon mancher ſchlafende Reiſende war auf dieſe Weiſe um ſeinen Koffer gekommen, indem man denſelben abgeſchnitten und geſtohlen hatte. In der letzten Nacht rannte plötzlich, meiner Verſtellungen ungeachtet, mein einziger Gefährte, der Drabie, davon, indem er mir zurief: er wolle bis zum nächſten Dorfe vorauslaufen, um Dawai (Arznei) für einen ſeiner Ochſen zu holen, der ſterbenskrank ſey! Es war nichts zu machen als ſich mit Geduld in alles zu fügen, obgleich ich geſtehe daß mir der Gedanke durchaus nicht gefallen wollte, mich um Mitternacht allein auf der Landſtraße mit einem beladenen Karren und drei Ochſen zu wiſſen, die ich gar nicht zu lenken verſtand — und das zwiſchen Philor und Phugwarah, einer der verrufenſten Gegenden! Kannte ich auch nichts von Furcht oder Aberglauben — unwillkürlich mußte ich doch in jenem Augenblick daran denken, daß dieß und noch manches andere meiner Heimreiſe Hinderniſſe in den Weg legte, die nur mit der größten Geduld und Beharrlichkeit überwunden werden konnten! Jedenfalls waren meine Gedanken nicht möglicher Art' Nach ungefähr 1½ Stunden kehrte mein Mann zurück mit ſeiner Lota (Trinkgeſchirr von Meſſing) voll Oel, womit er ſeinen Lieblingsochſen ſalbte, und nach 1 Stunde benachrichtigte er mich von dem Beſſerbefinden des edlen Thieres, und in feierlichem Schritt ſetzten wir unſere Reiſe bis Jullun-Dhur fort. Dieß war zu ermüdend. Ich entließ daher meinen Fuhrmann und miethete 2 Ekkas, einen für mich, einen andern für mein Gepäck. Das Verſprechen eines guten Trinkgeldes that ſeine Wirkung, und trotz ſchlechter Wege und größter Dunkelheit kam ich, obwohl zerſchlagen und zerſtoßen an allen Gliedern, an einem der erſten Tage vom September in Anarkullie an.

Ich beſuchte meinen alten Chef, der ſich noch immer recht leidend befand, und einige Freunde, die theilweiſe ſehr überraſcht waren mich noch einmal wiederzuſehen. Ich fand daß die Mehrzahl der jungen Leute ein wildes Leben führte. Streitigkeiten, Schlägereien und nächtliche Raufereien mit der eingebornen Bevölkerung, ſowie mit den in Mian Mier ſtationirten Soldaten, nahmen kein Ende; ernſtere Conflicte waren eine nicht gar ſeltene Folge. Ich brachte dieſe Zeit bei einem Freund zu, und wir zogen vor, die gelinden, kühlen Nächte, wie faſt alle Männer zu thun pflegten, draußen an der Hinterſeite des Hauſes auf unſern Betten ruhend zuzubringen. So befand ich mich eines Abends, nach der Hitze des Tages in der erquickenden Kühle eine Cheroot (Manilla) rauchend, in halbliegender Stellung auf meinem Bett und erwartete das Aufgehen des Mondes, als ein gewiſſer C., ein mir wohlbekannter Engländer, der früher unter dem indiſchen Militär gedient, darauf eine Stelle in einem Bureau bekleidet, dieſe durch eigene Schuld verloren und nun als Auctionär, Krämer oder in einer ähnlichen Eigenſchaft ein ziemlich zweideutiges Leben führte, zu mir kam, und nach meinem Freund fragte. Als er erfuhr daß ich ihn bald zurückerwartete, da er nur zu ſeinem in der Nähe wohnenden Bruder gegangen war, ſo entſchloß er ſich zu warten und ſetzte ſich auf das Fußende meines Bettes. Er hatte kaum Platz genommen, als in unſerer unmittelbaren Nähe, von einer kleinen Baumgruppe her, ein Schuß fiel und eine Kugel dicht über meinem Kopf in die Wand fuhr. Mein Gaſt ſprang ſogleich auf, entſchuldigte ſich und ſagte: „Das galt nicht Ihnen, ſondern mir; die Eingebornen haben mir ſchon mehrere Abende aufgelauert!" Damit rannte er nach Hauſe, und da ich alle Urſache hatte ſeinen Worten zu glauben, dankte ich ihm im ſtillen daß er ſo viel Zartgefühl und Tact beſaß mich von ſeiner, unter dieſen Umſtänden gefährlichen Nähe zu befreien!

Nachdem ich meine Geſchäfte in 14 Tagen beendet hatte, beſtimmte ich den Tag meiner Abreiſe auf den 16 September. Es war ein Sonntag, und nicht leicht werde ich dieſen, meinen „letzten Tag in Lahore" vergeſſen! Mit einigen Freunden wollte ich am frühen Morgen einen Ausflug nach dem etwa vier oder fünf Meilen entfernten Shadera machen. Wir hatten den Ravie zu paſſiren, die Brücke war gebrochen, und wir ſahen uns genöthigt mehrere Arme des Fluſſes zu durchreiten. Mein Pferd, zufällig das vorderſte, verlor plötzlich den Grund und tauchte mit mir unter, und nur mit genauer Noth vermochte es durch die ziemlich ſtarke Strömung hindurchſchwimmend das Ufer wieder zu gewinnen. Da ich am Abend eine beſchwerliche, mehrtägige Reiſe antreten wollte, ſo durfte ich keinen weitern Verſuch machen, wenn ich nicht Gefahr laufen wollte ein böſes Fieber davonzutragen, ſondern im ſchnellſten Galopp kehrten wir nach Hauſe zurück. Obgleich ich keine Viertelſtunde zu dieſem Rückweg gebraucht hatte, ſo waren meine oberen Kleider doch vollkommen trocken als ich vom Pferde ſprang. So groß iſt die Macht der indiſchen Sonne, ſelbſt an einem Septembermorgen!

Denſelben Abend verließ ich Lahore zum letztenmal, und begab mich per Ochſenpoſt (Bullock-train) nach Multan. Ein großer zweirädriger, mit Eiſenblech gedeckter, an den Seiten offener Karren, welcher von vier Ochſen gezogen ward, die alle 6, 8 oder 10 Meilen gewechſelt wurden, war mein einziger Schutz gegen Sonnenſtrahlen und Regen während fünf Tagen und Nächten. Schon in der erſten Nacht ſah ich große und kleinere Steinhaufen aufgethürmt mitten im Wege. Ich fragte den mich escortirenden Chapraſſie (Poſtdiener) was das bedeute? denn bei jedem dieſer Haufen hörte ich ihn etwas murmeln, das mir wie ein Gebet vorkam (er war ein Mohammedaner). Er erklärte mir daß an ſolchen Stellen einſt jemand eines gewaltſamen Todes geſtorben ſey, gemordet oder von einem wilden Thier zerriſſen. Jeder Vorübergehende werfe einen Stein auf die Stelle, wo die Ueberreſte eines ſolchen Unglücklichen gefunden ſeyen, um der Nachwelt dadurch ein warnendes Wahrzeichen zu bereiten.

Die Gegend war einſam, öde und wild, vom Wege häufig keine Spur, denn alles ſtand unter Waſſer, ſelten ein Dorf zu ſehen. Meine Reiſe ſtets in der Nähe des Ravie-Ufers fortſetzend, gelangte ich am Abend des 21 Septembers an das Ziel, das alte Multan, welches ſich noch bis 1848 gegen die engliſchen Waffen gehalten hatte.

Hier, im Hauſe und in der angenehmen Geſellſchaft des Hrn. Kavanagh, Aſſiſtant Commiſſioner von Multan, vergaß ich ſchnell die überſtandenen Unannehmlichkeiten der Reiſe. Die ſehr zahlreiche mohammedaniſche Bevölkerung feierte eines ihrer Feſte. Viele große, über 20 Fuß hohe Paläſte und Thürme, „Tâj" genannt (ſpr. Taadſch), aus Glas, Holz und buntem Papier verfertigt, wurden von mehreren Männern in allen Straßen umhergetragen, und hinterdrein wogte die Menge mit dem unaufhörlichen Geſchrei: „Huſſain! Haſſan! Huſſain! Haſſan!" — ſingend, tanzend, tobend! — „Früher, erzählte mir Hr. K., „als dieſe Feſte nächtlich bei großen Illuminationen gefeiert wurden, vergieng keine Nacht, ohne daß man nicht am folgenden Morgen einige Leichname gewaltſam gemordeter Hindus gefunden hätte. Doch auf Befehl der Regierung haben wir jetzt ſtreng darauf zu ſehen daß alle Straßen zu einer beſtimmten Stunde des Abends leer ſind, was aber den Mohammedanern durchaus nicht zu behagen ſcheint!"

Auch zeigte mein Freund mir den großen gewölbten Saal, in welchem 1848 die beiden von den Engländern als Unterhändler abgeschickten Officiere gewaltsamer- und verrätherischerweise von den Multanesern gemordet wurden. Noch waren die Blutflecken auf dem Boden!

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Das Priesterthum von Gretna Green ist unwiderruflich aufgelöst. Alles ist vollbracht. Hr. J. Murray, von der Zollschranke in Gretna, übte sein Amt zum letztenmal am Ende des Monats December, und beschenkte bei dieser Gelegenheit das glückliche Ehepaar mit einer achttägigen Uhr, einem Käse und einer Flasche Whiskey. Er hat sein Vermögen gemacht, und war bei guter Laune. Er hat die Absicht sich fortan dem Ackerbau zu widmen. Hr. Douglas, ein starker, stämmiger Mann, und früher ein Bauer, nimmt den Spaten wieder und will graben wie vorher, und Hr. Simon Laing, weiland ein Weber, gedenkt von seinem jetzt zu Grabe getragenen Handwerk zu seinem schnurrenden Schiffchen zurückzukehren. Sic transit gloria mundi!

•

Ein literarisches Curiosum. In einer englischen Uebersetzung von Heine's Reisebildern, schreibt der Verfasser, Leland, für: du schönes Fischermädchen, Thou gentle ferry maiden!

Seit jener Stunde verzehrt sich mein Leib,
Die Seele stirbt vor Sehnen,
Mich hat das unglückselige Weib
Vergiftet mit ihren Thränen,

übersetzt er mit:

And since that hour I waste away,
'Mid passions, hopes and fears,
Oh weeping girl, oh weary heart,
Thou'rt poisoned with her tears.

Wir hoffen, der brave Mann hat keine Angst vor Gespenstern und erzürnten Schatten!

•

Eine neue Karte des Amur-Stromes hat Hr. Petermann (Mittheilungen 1856, Heft 12) nach 24 astronomischen Bestimmungen, die Hr. Veschtschuroff im Jahr 1855 gewann, versuchsweise entworfen. Der Lauf des Flusses auf chinesischem Gebiet ist daher nicht genau so wie er bisher nach d'Anville's Karte gewöhnlich dargestellt zu werden pflegte, die nur die Hauptrichtung und nicht die Modificationen correct darstellt. Ganz besonders auffallend ist es daß sich der Fluß kurz vor seiner Mündung, namentlich vom 50° 20′ nördl. Br. an, dem tatarischen Meerbusen auf 3—4 deutsche Meilen nähert, und bei der Castries-Bay einen außerordentlich schmalen Isthmus bildet. Die Vortheile dieser Annäherung haben die Russen sogleich zu benutzen verstanden, da sie in der Castries-Bay das Fort Alexander und jenseits der Landenge am Amur die Marien-Colonie begründet haben, die auf diese Art nur wenige Meilen von der See bei Alexandrowsk ihr Debouché findet. Hr. Petermann gedenkt schließlich noch eines merkwürdigen Umstandes. Im Jahr 1852 erschien nämlich in St. Petersburg ein geographischer Atlas des russischen Kaiserthums von Waschtschinin. Auf diesem ist bereits fast die gesammte Mandschurei bis zum 44° nördl. Br. (!) an der Küste, sowie die Insel Sachalin als russisches Gebiet bezeichnet. Die Fläche allein welche China früher auf dem linken Amur-Ufer besaß, enthält 11,000 deutsche Quadratmeilen, ist also doppelt so groß als Großbritannien.

•

Die Grabschrift des ersten Darius in Nakschi Rustam, die bisher nur unvollständig aufgelöst worden war, ist jetzt durch eine medoscythische und assyrische Uebersetzung durch J. Oppert ergänzt worden. Wichtig ist darin der vollständige Titel des Achämeniden, der sich auch von Gottes Gnaden (Oromazes qui Darium regem fecit) schreibt. Er lautet nämlich dahin daß außer Persien ihm gehorchten: Medien, Elymais, Parthia, Ariana, Bactrien, Sogdiana, Chorasmien, die Sarangier, Arachotis, die Sattagydes, Gandaria, India, die nomadischen Scythen, die pfeilkundigen Scythen, Babylon, Assyrien, Arabien, Aegypten, Armenien, Cappadocien, Phrygien, die Jonier, die Scythen über dem Meer, die Festlandgriechen (Yaunâ takabarâ), Scodrus, Put, Cus, die Maxyes, Carthago. Die nomadischen Scythen (Çaka Humargâ) sind die Σκύθαι Ἀμύργιοι des Herodot, und die Maçyâ die Maxyes des Herodot in Libyen. Ist dieß letztere richtig, dann wird es auch zur Gewißheit daß das Karka des altpersischen Textes Carthago seyn muß. (Zeitschr. der deutschen morgenl. Gesellschaft.)

•

Die europäisch-amerikanischen Dampfschifffahrtslinien werden in diesem Jahr nach dem Hamburger Handelsblatt von 21 Räder- und 25 Schraubenschiffen bedient, im ganzen 46 Schiffe mit 104,218 Tonnen. Davon versehen die Verbindung New-Yorks mit Liverpool 8, mit Havre 15, mit Glasgow 3, mit Cork 2, mit Antwerpen 5, mit Bremen 2, mit Hamburg 2 Schiffe. Außerdem gehen von Liverpool nach Boston 4, nach Philadelphia 3, nach Portland 2 Schiffe. Ferner wird vom nächsten August eine neue Gesellschaft monatlich 1 Schiff von Liverpool nach Halifax expediren. Endlich will Hamburg seine Linie um 2 Dampfer verstärken und der norddeutsche Lloyd in Bremen eine eigene Dampfschiffverbindung mit Amerika begründen. Wenn nun jedes der Schiffe 12 Fahrten hin und zurück über das atlantische Meer jährlich ausführt, so würden dann beinahe zweimal täglich in Amerika und in Europa Dampfer überfahren.

•

Länge und Kosten der in Betrieb befindlichen Eisenbahnen.

	Zeit.	Länge in engl. M.	Kosten in Doll.	Kosten der engl. Meil. in Doll.
Ver. Staaten .	1856	24,195	846,825,000	35,000
England . .	1855	8297	1,487,916,420	179,000
Frankreich . .	1856	4038	616,118,995	152,000
Deutschland .	1855	3213	228,000,000	71,000
Preußen . .	1855	1290	145,000,000	63,000
Belgien . .	1855	1005	98,500,000	90,000

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. P. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 8. 20 Februar 1857.

Dr. Kane's Entdeckungen im Smith-Sunde.

1. Der Humboldtgletſcher.

Alle modernen Unternehmungen der Polarfahrer und Franklinfucher ſind durch die der Zeit nach letzte Reiſe des Dr. Eliſha Kent Kane verdunkelt worden. Nicht nur daß dieſer kühne Seefahrer eine der höchſten Breiten erreichte und durch ſeine Entdeckungen die Gränzen des unbekannten Landes beträchtlich weiter gegen Norden ſchob, ſondern die Leiden und Gefahren welche er und ſeine Gefährten zu beſtehen hatten, überbieten alles bisher Erhörte, und vermöchten auch einen zerſtreuten und frivolen Leſer in fortwährender Spannung zu erhalten. Setzen wir hinzu daß Dr. Kane ſich meiſterhaft auf das Erzählen verſteht und ſeine Schilderungen der arktiſchen Naturwunder den höchſten Muſtern dieſer Art in moderner Proſa keck an die Seite geſtellt werden können. Aller Mängel ungeachtet iſt daher das kürzlich erſchienene Werk Kane's [1] unbedingt das bedeutendſte in der ſo umfangreich gewordenen arktiſchen Literatur. Die transatlantiſchen Verleger haben es in wohlberechneter Liberalität mit einem Reichthum von Illuſtrationen, Stahlſtichen und Holzſchnitten ausgeſtattet. Darunter iſt nun viel mittelmäßiges, falſches und unbedeutendes, aber im allgemeinen kann man nur für dieſe Beiträge dankbar ſeyn, deren Zahl ſich, wenn wir nicht irren, auf zweihundert beläuft. Lehrreich ſind beſonders die zahlreichen Darſtellungen der arktiſchen Eisbildungen. Das Eis hat ſeine eigene Naturgeſchichte, und die arktiſchen Seefahrer haben für jede der verſchiedenen Erſcheinungen ihre techniſchen Ausdrücke, die man kennen muß um die Beſchreibung zu verſtehen. Unter Buchteis (Bay-ice) meint man junges Eis, welches ſich am früheſten in Buchten oder geſchützten Punkten bildet. Treibeis (drift-ice) nennt man das Eis wenn es in Bewegung ſich befindet. Eisfelder, eine große bewegliche Fläche von Eis; trennt ſich von dem Felde ein beträchtliches Stück, ſo heißt es eine Bank oder Floe, ein Ausdruck den man vergebens in dem Wörterbuche ſuchen wird. Gletſcher werden durch atmoſphäriſche Niederſchläge gebildet. Hügelkämme (hummoks) nennt man die Schollenfurchen die ſich beim Zuſammenſtoßen von Eisfeldern bilden. Unter Eisgürtel (Ice-belt) oder unter der Eisſtufe (Ice-foot) verſteht man den Eisrand der unter ſehr hohen Breiten regelmäßig ſich an dem Ufer hinzieht und wie eine Stufe den Spiegel des Meeres überragt. Die ſenkrechte Wand dieſes Walles welche der See zugekehrt iſt, nennt man das Antlitz (Ice-face). Bekannter iſt der Ausdruck Eisſchimmer (Ice-blink) für die eigenthümliche Phyſiognomie der Atmoſphäre über gefrornen Flächen, wie man umgekehrt von einem Waſſerhimmel redet, wenn atmoſphäriſche Merkmale in der Ferne eine offene See verkündigen. Ein Eisberg iſt eine ſchwimmende Maſſe, die ſich von einem der See nahen Gletſcher losgelöst hat. Ein Eisfloß (Ice-raft) heißt ein ſchwimmendes Stück vom Eisgürtel, von Eisfeldern oder Eisbänken, ſo oft es fremde Gegenſtände trägt. Landeis nennt man Felder oder Bänke die ſich an der Küſte oder zwiſchen zwei Vorgebirgen befeſtigen. Packeis (Pack) dagegen die größten beweglichen Flächen von Eis, die aus zuſammengetriebenen Feldern beſtehen.

Ein reicher Kaufmann in New-York, Henry Grinnell, hatte bekanntlich auf eigene Koſten die Brig Advance unter Lieutenant de Haven ausgerüſtet, um in den Jahren 1850—1851 an der Aufſuchung Sir John Franklins und ſeiner Gefährten Theil zu nehmen. Auf dieſer arktiſchen Reiſe zeichnete ſich Dr. Kane ſo vortheilhaft aus, daß ihm die Anführung einer zweiten Unternehmung abermals in der Advance des Herrn Grinnell anvertraut wurde, weßhalb auch in der Geſchichte der arktiſchen Seefahrten die Reiſe des Dr. Kane gewöhnlich die zweite Grinnell-Expedition genannt wird. Dieſe Unternehmung hatte zwar auch angeblich den Zweck nach den verlornen „Erebus“ und „Terror“ zu ſuchen, allein die Löſung einer anderen und allgemeineren Aufgabe lag den arctiſchen Abenteurern wohl näher an dem Herzen. Capt. Inglefield, der zu den brittiſchen Franklinſuchern gehörte, hatte im J. 1852 mit dem kleinen Dampfer Iſabella die nördlichen Theile der Baffinsbay unterſucht, war in den Smithſund eingelaufen, hatte weiter nördlich die See offen geſehen und eine gegen Norden gerichtete Strömung wahrgenommen. Dieſe Nachrichten waren der Hypotheſe ſehr günſtig, als bedecke die unmittelbare Nähe des Nordpoles nicht feſtes Land, ſondern das Meer und zwar ein zeiten- und ſtellenweis offenes Meer. Da man auch weſtlich vom Smith Sund unter ſehr

[1] Arctic Explorations in the years 1853 — 1855, by Elisha Kent Kane, 2. vols. Philadelphia 1856.

hohen Breiten eine unerwartet milde Temperatur und eine vegetabilische wie animalische Belebung angetroffen hatte, so wurde man der Ansicht gewogen, als erfreuten sich die höchsten arktischen Breiten einer besseren Erwärmung, die man dem Seeklima und dem Vorhandenseyn eines offenen Polarmeeres zuschrieb. Dorthin nun wollte die Advance durch die Straße des Smith' Sundes vordringen, und die amerikanischen Journale verkündigten nicht ohne Geräusch daß ihr Landsmann Kane und seine verwegenen Begleiter eine Fahrt nach dem Nordpol beabsichtigten. Es war allerdings möglich daß Franklin sich nach dem höchsten Norden verirrt haben konnte, denn noch hatte Dr. Rae nicht die Reste der Verunglückten in Boothia Felix aufgefunden, allein jedenfalls hätte nur ein ganz seltener Zufall ihn nach der grönländischen Westküste zu lecken vermocht.

Am 30 Mai 1853 verließ die Advance den Hafen von New-York und erreichte am 5 Julius den grönländischen Hafen Fiskernaes. Dort wurde noch Hans Christian, ein Eskimobursche von 19 Jahren, und in Upernavik Carl Johann Petersen, der als Eskimo-Dolmetscher bereits den Capt. Penny auf seiner arktischen Fahrt begleitet hatte, angeworben, und mit diesem Zuwachs zählte die kleine Bande arktischer Helden im ganzen zwanzig Köpfe. Erst am 27 Julius erreichte man die Melville-Bay an der Westküste von Grönland unter 71° Grad nördl. Breite. Die „Saison" der arktischen Seefahrten im Jahre 1853 wird in den Annalen der Schifffahrt immer schwarz verzeichnet bleiben. Sie war jedenfalls eine der ungünstigsten. Erst am 4 August klärte sich das Fahrwasser der Baffinsbay, und am 5 August kam man in Sicht der Scharlachklippen. Den Namen verdient dieser Punkt wegen der tiefen Rosenfarbe des Schnees, die bekanntlich von einer Alge herrührt, die den Schnee bedeckt. Dr. Kane hatte schon früher diese Erscheinung wahrgenommen, aber nur ein schmutziges Braun gesehen. Dießmal erschien der Schnee in allen Schluchten rosenfarben, und der poetische Name der Klippen würde gerechtfertigt seyn, wenn nicht ein Theil des Rosenschnees bereits verschwunden gewesen wäre. Scharlach sey nämlich die vorherrschende Farbe. Dazwischen zerstreut lagen Flecken grünen Mooses von wunderbarem Farbenreiz. Am 6 August kamen die arktischen Herculespfeiler Cap Isabella und Cap Alexander, die beiden Vorgebirge welche das Thor zum Smithsunde bilden, in Sicht. Der feierliche Anblick, als man unter dem Schatten dieser Felswände durchfuhr, verfehlte seinen Eindruck selbst auf die verhärteten Seeleute nicht. Einer der Officiere bemerkte dem Manne auf der Wache daß die Seemöven und Eidergänse das Schauspiel belebten wie die schimmernden Segel des Mittelmeeres, worauf der Seemann mit gravitätischem Ernst erwiederte. „Ja, Sir, im Verhältniß zur Größe." Auf einer Insel in der Nähe des Cap Hatherton Littleton Island, hinterließ Kane in der Nähe von Eskimogräbern ein Magazin von Lebensmitteln, errichtete eine Flagge, und verwahrte dort Nachrichten über seine bisherige Fahrt und künftigen Plane, ohne zu ahnen welche Entscheidung später an diese Vorsichtsmaßregel sich knüpfen werde. Am 8 August immer der Küste folgend, erreichte man den Refuge Harbour, und am andern Tag wurde eine Jagd auf Wallrosse unternommen. An der Küste fand man das Eis dicker als man es je gesehen. Es glich nicht mehr den Eishügelkämmen, sondern eher den Eisbergen, und eines dieser Stücke erhob sich senkrecht über 60 Fuß. Mit außerordentlichen Beschwerden hatte man endlich das Cap Cornelius Grinnell hinter sich. Da die Küste von Grönland hier stark nach Osten zurückweicht, so konnte man nur unbedeutend an Breite gewinnen. Am 16 August beobachtete man schon daß in einer Nacht „junges" Eis von $^3/_4$ Zoll im Durchmesser sich bildete. Dr. Kane landete mit einem Boot an einem Eisberg und bestieg seinen Gipfel um Rundschau zu halten. Nirgends ein Fahrwasser. Längs der Küste von Grönland zählte er Vorgebirge nach Vorgebirge, fünf an der Zahl, bis das letzte im Schleier des geheimnißvollen Nordens sich verbarg. Alles übrige umher war nichts als Eis. Nach ihren Beobachtungen befanden sich die Seefahrer unter 78° 18′ n. Br. und erreichten eine Insel, die sie mit Recht Godsend Ledge nannten, weil sie ihnen einigen Schutz gewährte, als am 20 August ein vollkommener Orkan losbrach. „Wir hatten ihn kommen sehen, schreibt Kane, und waren darauf gerüstet mit drei guten Halsen vor uns und alles in bester Bereitschaft an Bord. Aber es brach herein schwerer und schwerer, und das Eis trieb wilder als ich es jemals gesehen zu haben meinte. Ich war während einer Pause in die Wärme gegangen um trocken zu werden, und hatte mich ein wenig ausgestreckt, als ich das scharfe Schwirren eines reißenden Taus vernahm. Unsere sechszöllige Halse war verloren, und wir schwangen nur noch an den beiden andern, während der Sturm nach Süden zu wie ein Löwe brüllte. Eine halbe Minute später und twang! twang! ließ sich ein zweiter Knall vernehmen. Ich merkte an dem grellen Ton daß es die Wallleine gewesen seyn mußte. Noch hielt unsere wackere zehnzöllige Manilla. Ich war gerade im Begriff meine Robbenfellstiefeln anzuziehen als Mc. Gary die Leiter herabstieg: „Capitän Kane, sie hält's nicht länger aus; der Teufel bläst aus vollen Backen, und ich fürchte sie wird reißen." Das Manilla-Tau bewährte seine Vortrefflichkeit als ich auf das Deck gelangte. Die Mannschaft umringte mich und pries laut seine Leistungen. Deutlich vermochten wir den tiefen Windharfenton des Taues durch das Rasseln des laufenden und durch das Krächzen des stehenden Tauwerks zu erkennen. Es war ein Schwanengesang! Die Stränge gaben nach mit dem Lärm eines Kanonenschusses, und mitten in der Staubwolke die nach dem Zerreißen folgte, wurden wir ohne Erbarmen von dem wilden Eise fortgerissen." Es kostete jetzt furchtbare Arbeit bis man auf dem schmalen Fahrwasser zwischen dem Ufer und dem Packeis, kaum 400 Yards breit eine Strecke von vier Meilen zurücklegte. Man warf einen Eisanker aus um die Brigg aufzuwinden, aber der Eisstrom war so gewaltig, daß man kaum Zeit hatte um eine Boie am Anker zu befestigen und diesen fahren zu lassen. „Fort gieng's wieder im Sturm, und hülflos trieben wir den Eisflächen entlang, die selten weniger als 30 Fuß in der Dicke maßen. Eine Bank, die wir mit der Leine messen konnten, erreichte mehr als 40 Fuß. Nur ein einzigesmal früher hatte ich solches Eis, aber niemals in so heftiger Bewegung gesehen. Eines dieser Eisfelder richtete sich über unser Schanddeck auf und zertrümmerte unser Bollwerk, indem es einen Eisklumpen von einer halben Tonne aufs Deck schleuderte. Unsere wackere kleine Brigg focht sich aber mitten durch dieses wilde Getümmel hindurch, als hätte sie ein gefeites Leben besessen." Aber bald trat ein neuer Feind in Sicht. „Gerade vor unserm Weg und genau jenseits der Linie von Eisfeldern, an der wir vorbeiglitten oder gegen welche wir taumelten, lag eine Gruppe von Eisbergen.

Digitized by Google

Wir hatten es nicht in unserer Macht auszuweichen, und die einzige Frage war ob wir nicht gegen sie in Stücken zertrümmert werden sollten, oder ob sie uns ein Versteck gegen den Sturm gewähren möchten. Als wir uns näherten, bemerkten wir daß sie sich in einiger Entfernung vom Rande der Eisbank hielten, und daß zwischen ihnen ein freies Fahrwasser sich zeigte. Unsere Hoffnung hob sich als der Sturm uns nach dieser Straße trieb, und wir wollten eben in einen Freudenruf ausbrechen, als aus einer unbegreiflichen Ursache, wahrscheinlich durch das Rückprallen des Windes von den hohen Eiswänden, das Schiff sich zu drehen begann. Beinahe gleichzeitig wurden wir gewahr daß die Berge nicht feststanden, daß sie vielmehr selbständig nach den Eisflächen zu sich bewegten, und daß wir zwischen beiden zerquetscht werden müßten.

„Da kam gerade ein breites sogenanntes Schanzstück oder ein leicht im Wasser gehender Eisberg von Süden her getrieben. Ich gedachte an eine frühere Art der Rettung in der Melville-Bay, und als der Eisberg eilig sich an uns vorüberbewegte, gelang es Mr. Bern einen Eisanker an seinem Abhang zu werfen und ihn an einem Walltau zu befestigen. Es war ein Augenblick der Angst. Unser edles Roß an der Leine, heller als der bleiche Gaul der uns zu verfolgen schien, zog uns wacker vorwärts, der Schaum spritzte rückwärts hoch über seine Flanken, während es mit seinem Haupte die kleineren Eistrümmer wie im Zorn bei Seite pflügte. Die Berge drängten zusammen als wir vorrückten, unser Canal verengte sich auf vielleicht 40 Fuß, und wir braßten die Segelstangen, damit sie an den überhängenden Eiswänden nicht stecken blieben. [1]

„Wir kamen durch, aber es war ein haarbreites Entschlüpfen, so knapp daß unser Quarterboot zerquetscht worden wäre wenn wir es nicht von den Sparren hereingezogen hätten, bis wir uns endlich an der Leeseite eines Berges auf einem vergleichsweis offenen Fahrwasser befanden. Niemals wohl haben hartbedrängte Männer dankbarer ihre gnadenreiche Rettung von einem elenden Tod anerkannt!"

Aber die Gefahr war noch nicht überstanden. Man lag jetzt jenseits einem hohen Cap, zwischen dem Ufer und einem Eisberg, der das Schiff vor dem Sturm beschirmte. Das Ruder brach. „Nun begann das Quetschen. [2] Den ersten Stoß empfiengen wir in der Windwierung, die Brigg ertrug ihn bestens, und bob sich bei jedem neuen Ruck ganz wacker. Der nächste drohte uns von einer mürben Eisbank, die bereits schartig geworden und durchlöchert war wie eine Honigscheibe. Aber sie bildete eine ungeheure Tafel aus einem Stück und hatte 20 Fuß Dicke. Natürlich hätte weder Holz noch Eisen Widerstand geleistet. Zufälligerweise senkte sich der Eisberg, an dem wir lagen, in schräger Fläche unter das Wasser, und an dieser Ebene wurde die Brigg hinaufgeschoben als ob eine ungeheure Dampfschraube sie in ein Trockenbecken gehoben hätte. Während eines Augenblickes fürchtete ich sie möchte aufs Gesicht fallen und sich überschlagen, aber eine jener geheimnißvollen Verminderungen des Massendruckes, die ich anderwärts den Pulsschlag des Eises genannt habe, ließ uns gemächlich wieder in den Eiskehricht hinabgleiten, und wir wurden aus der Richtung des Druckes nach dem Ufer getrieben." Dort befestigte man das Schiff, und als die Ebbe eintrat, blieb die Brigg auf dem Grunde sitzen.

Man hatte jetzt das schlimmste überstanden, und sah sich nun nach einem sichern Hafen um. Der Muth der Mannschaft war aber bereits so stark gebrochen daß eine Stimme schon laut wurde, die von Umkehr sprach. Wohl brachte man das Schiff noch eine Strecke vorwärts, indem die Mannschaft längs den Eisstufen (belt) am Ufer die Brigg im Tau zog, aber am 28 August erreichte man den äußersten Punkt in der Rensselaerbucht, wo das Schiff bald einfror. Kane unternahm jetzt eine Landreise längs der Küste. Da die Berge meist schroff abfielen, hielt man sich am Ufer wo der sogenannte Eiswall oder Eisfuß eine bequeme Bahn bot. Leider fanden sich stellenweise tiefe Spalten auf dieser natürlichen Chaussee, über welche hinweg der Schlitten an Seilen gehoben werden mußte. Eine merkwürdige Erscheinung war ein Gebirgsstrom, der munter zwischen starrrem Eis sich ergoß und an der Mündung ¾ engl. Meilen breit war. Kane nannte ihn zu Ehren der Schwester des Herrn Grinnell den Mary Minturn River, und er ist wahrscheinlich der größte Strom an der Westküste von Grönland. Er entspringt an einem großen Gletscher im Innern des Landes auf 40 Meilen Entfernung. In der Nähe dieses Wassers und durch die höhere Erwärmung in Folge der von den Felsen zurückgeworfenen Sonnenstrahlen traf man eine arktische Blumenwelt, die an sich ärmlich, doch reich an Mannichfaltigkeit und Farbenpracht war. Inmitten von Festucas und andern Grasbüscheln blinkte die purpurne Lychnis, der weiße Stern des Hühnerbisses, und eine einsame Hesperis, das arktische Aequivalent unserer Levkojen. Endlich bestieg Kane ein 1200 Fuß hohes Vorgebirge, dessen Fuß sich bereits über den 80sten Breitegrad erstreckte. Unter ihm lag alles in Eis erstarrt. Weiter gegen Norden sah er einen dunklen Eiswall, den Humboldtgletscher, und vor diesem auf dem erstarrten Meer ein Chaos von Eisbergen, so daß selbst eine Schlittenfahrt durch diese krausen Eismassen unmöglich schien. Drüber hinaus kam wieder Land zum Vorschein, auch wurde die Eisfläche wieder ruhiger. Nach dieser Umschau ließ Kane seinen Frauenhofer sinken — es war vorbei mit der Hoffnung vorwärts zu kommen, und man mußte bleiben wo man war.

Ehe noch der rechte Winter erschien, verweilten die Wallrosse noch zahlreich in der Bucht. Diese Thiere stoßen sich Löcher durch das Eis zum Athemholen, die wegen ihrer radienförmigen Spalten einer eingestoßenen Fensterscheibe gleichen. Aber auch die Wallrosse verließen die Bucht mit dem Winter, der noch nie unter so hohen Breiten (zwischen 78 und 79°, von Europäern überstanden worden ist, mit Ausnahme auf Spitzbergen, wo indeß das Seeklima die Kälte mindert. Im Februar sank das Thermometer auf —65° Fahrh. oder —41° R. Bei dieser Temperatur wurde Chlor-

[1] Um das zu verstehen, müssen wir bemerken daß die Eisberge sehr oft eine ungewöhnliche Form annehmen. Sie zeigen oben bisweilen schroffe Zacken, mitunter aber auch vollständige Flächen. Das Eis beginnt in den Ländern gerade zu schmelzen, so daß ein solcher Eisberg bisweilen die Gestalt eines großen Schirmes oder eines Tisches zu haben scheint, der auf einem Fuß ruht. Vermag der Fuß die obere Eisdecke nicht mehr zu tragen so bricht die Tafel in Stücke. So geschah es als die Advance einmal an oder beinahe unter einem solchen Eisberg vor Anker lag, und man hatte kaum Zeit sich vor dem einstürzenden Eis zu retten. Bisweilen schmelzen auch förmliche Thore in einen solchen Eisberg hinein, der dann auf zwei oder mehrere Füße zu stehen kommt. Im kleinen kann man in der Nähe unserer Gletscher ganz ähnliche Formen wahrnehmen.

[2] The nippings. Ein nip ist ein neuer arktischer Ausdruck und bezeichnet den Stoß gegen ein Schiff welches zwischen zwei Eismassen gerathen ist.

äther feſt, Naphta gefror bei —54° F., Saſſafrasöl bei —49° F. Beim Athmen ſpürte man große Trockenheit in den Luftröhren und unwillkürlich gewöhnte man ſich daran immer mit geſchloſſenen Lippen zu athmen. Einen merkwürdigen Einfluß hatte weniger die Kälte als der Mangel an Luft auf die Hunde. Wo ſie eine Laterne ſahen, begannen ſie zu heulen als ob ſie den Mond erblickt hätten. Bald zeigten ſich Symptome von Erkrankung des Gehirns, die in vollſtändigen Irrſinn ausarteten. Die Thiere bellten ohne Veranlaſſung gegen nichts, ſie jagten furchtſam im Schiffe umher als ob ſie verfolgt würden, und erkannten ihre Herrn nicht mehr. Von den 9 Neufundländern und 95 Eskimohunden, die man mitgebracht hatte, überlebten nur 6 den furchtbaren Winter, und von dieſen Thieren hieng doch das Gelingen aller größern Schlittenunternehmungen völlig ab. Noch ſtrenger als der Februar ſtellte ſich der März ein, denn bis zum 4ten war die mittlere Temperatur bis auf —42° (33° R.) geſunken, die höchſte (mittlere) Kälte die man bisher beobachtet hatte, ſo daß unter höhern Breiten nicht der Februar, wie nach den bisherigen arktiſchen Erfahrungen, ſondern der März der kälteſte Monat zu ſeyn ſcheint. Dennoch wagte es Dr. Kane am 19 März eine Schlittenpartie auszuſenden, die längs dem Ufer Grönlands gegen Norden für künftige Unternehmungen Lebensmittel niederlegen ſollte. Die folgenden neun Tage herrſchte eine grimmige Kälte. Das Thermometer ſtieg nur an einem einzigen Tage auf —7½° F., während es bald nachher wieder auf —35 und ſogar —42° F. ſank. Am 31 März um Mitternacht, als die Seeleute bei Lampenlicht noch arbeiteten, hörten ſie Geräuſch auf der Schiffstreppe, und herein traten Sonntag, Ohlſen und Peterſen, die zur Schlittenpartie gehört hatten. Weniger ihr unerwartetes Erſcheinen als ihr Anblick verſtörte die Geſellſchaft. Mit geſpenſterhaftem Blick, abgemagert und wiederum aufgeſchwollen, vermochten ſie kaum zu ſprechen. Sie hatten ihre Gefährten Brooks, Baker, Wilſon und Pierre krank auf dem Eiſe zurückgelaſſen und mit Gefahr ihres Lebens die Unglücksbotſchaft nach dem Schiff gebracht, nur ein einziger Geſunder, Iriſh Tom, war bei den Patienten zurückgeblieben. Auf weitere Fragen gaben ſie keinen Beſcheid, ſie vermochten nicht einmal anzugeben aus welcher Richtung ſie angekommen ſeyen. Kane war entſchloſſen augenblicklich aufzubrechen, und zwar mit neun Mann. Zwei der Angekommenen waren zu krank um ſie wieder mit zurückzunehmen. Nur Ohlſen wurde eingenäht in Pelze auf den Schlitten geſetzt. So brach die Rettungsmannſchaft auf als das Thermometer —46° (—35° R.) ſtand.

Eisberge von ſeltſamen wohlbekannten Formen dienten anfangs als Wegweiſer, als man aber 16 Stunden lang vorwärts gegangen war, verlor man den Weg. Ohlſen, der 50 Stunden vorher kein Auge geſchloſſen hatte, war ſeit der Abreiſe in tiefen Schlaf geſunken. Als er jetzt erwachte, zeigten ſich bei ihm deutliche Spuren von geſtörtem Verſtand, und er war unfähig den Weg zu bezeichnen den man einſchlagen ſollte. Man mußte jetzt auf gut Glück weiter ſuchen. Indeſſen durfte die Küſte immer als Wegweiſer dienen. Jetzt erreichte man eine ebene Eisbank und ſchlug das Zelt auf, wo man auch den Schlitten zurück ließ. Aber man durfte nicht ausruhen, das Thermometer war auf —49° F. geſunken, und nur eine kräftige Bewegung konnte vor Erſtarrung retten. Nicht einmal Eis konnte man zu Waſſer ſchmelzen, und es war nicht gerathen den Durſt mit Schnee zu ſtillen, der bei dieſer Temperatur die Lippen blutig reißt und wie ein Aetzmittel brennt. Männer wie Mc Gary und Bonfall, die beſten arktiſchen Fußgänger, bekamen Krampfanfälle und Beklemmung des Athems, Kane ſelbſt ſank zweimal ohnmächtig in den Schnee. Achtzehn Stunden ohne Waſſer und Nahrung war man jetzt umhergeirrt, als man plötzlich auf Schlittenſpuren ſtieß. Anfangs mißtraute man dieſem Anzeichen, bald aber erblickte man auch Fußſtapfen, und zuletzt eine amerikaniſche Flagge auf einem Eisſchollenkamm, die unmittelbar zu einem Zelt hinführte. Dort fand Kane die unglücklichen Gefährten, die ihn mit den rührenden Worten empfiengen: ſie hätten ihn erwartet, ſie hätten gewußt daß er kommen werde. Man war jetzt zu fünfzehn beiſammen, das Zelt aber nur groß genug für acht Perſonen. Abwechſelnd kroch man hinein und vergönnte ſich je zwei Stunden Schlaf. Die Kranken wurden dann in Pelze und Leder emballirt und nach vierſtündiger Raſt bei —55½° F. (—39° R.) trat man den Rückweg an.

Die erſten ſechs Stunden gieng es munter vorwärts, aber jetzt ſtellten ſich, als man noch 9 (engl.) Meilen von dem halbwegs zurückgelaſſenen Zelte entfernt war, bedenkliche Merkmale von Kraftloſigkeit ein. Die rüſtigſten verlangten von Kane: „Nur ein wenig Schlaf. Sie fühlten ſich ganz warm, ſie brauchten nur eine kurze Ruhe.“ Einer warf ſich entſchloſſen in den Schnee und verweigerte aufzuſtehen. Man ſchlug jetzt das Zelt auf, aber die Hände und Arme waren ſo matt, daß man kein Feuer anzuſchlagen, alſo auch nicht den Durſt befriedigen konnte, denn der Branntwein war dicht am Leibe der Männer gefroren. Nach einer vierſtündigen Raſt brach Kane mit William Godfrey auf, um das zweite Zelt zu erreichen, und dort ein wenig Waſſer und Pemmican aufzuthauen, bevor die andern nachkämen. Der Weg führte bequem über eine glatte Bank. Um ſich vor dem Einſchlafen zu retten, riefen ſich beſtändig beide zu, aber es müſſen ſeltſame Töne geweſen ſeyn, denn bereits hatte ſich ihrer der Froſtwahnſinn bemächtigt, eine vorübergehende Erſcheinung, welche die größte Aehnlichkeit mit Betrunkenheit hat. Wie lange ſie unterwegs waren, wiſſen ſie nicht anzugeben; nur verworren erinnert ſich Kane daß ſie einen Bären antrafen der gemächlich vor ihnen herrollte. Godfrey konnte auch aus großer Entfernung wahrnehmen daß Bären in das Zelt eingebrochen waren. Froſttrunken wie Kane war, glaubte er es auch zu erblicken, aber ohne die Schritte zu beſchleunigen, bewegte man ſich mit ſtumpfer Gleichgültigkeit vorwärts. Es war Zeit daß man ankam, denn ein Bär hatte das Zelt umgeworfen und den Inhalt durchwühlt. Kane erinnert ſich nur daß es große Anſtrengungen koſtete das Zelt wieder aufzurichten; dann krochen beide, ohne ein Wort zu reden, in ihre Schlafſäcke aus Rennthierfellen, und fielen augenblicklich in tiefen Schlaf. Beim Erwachen fand Kane daß ſein Bart feſt an das Fell gefroren war, und Godefroy mußte ihn mit ſeinem Meſſer losſchneiden. Doch war man bald im Stande Waſſer zu ſchmelzen und eine Suppe zu kochen, ehe der Reſt der Schlittenpartie ankam, der fünf Stunden gebraucht hatte um die 9 (engl.) Meilen lange Strecke zurückzulegen. Alle erquickten ſich an den Erfriſchungen. Glücklicherweiſe blieb die Luft ganz ſtill, und die Sonne ſchien klar, ſo daß das Thermometer im Schatten bis auf — 4° F. (— 16° R.) ſtieg. Außerdem würde man erfroren ſeyn. Die letzte Strecke Weges

Digitized by Google

wurde ihnen sehr sauer. Häufiger als zuvor mußte man rasten, und oft genug sanken die Männer halb schlummernd in den Schnee. Es war nicht mehr zu verhindern, und seltsam genug! es erfrischte. Kane selbst versuchte es zu schlafen, befahl aber seinen Begleitern ihn nach 3 Minuten wieder zu wecken. Dieß gab ihm solche Stärkung, daß der Reihe nach allen Gefährten ein Genuß von drei Minuten verstattet wurde. Endlich um 1 Uhr Nachmittag, am dritten Tage, erreichte man die Brigg. Im ganzen war man 72 Stunden ausgeblieben, hatte 98 (engl.) Meilen, den größern Theil mit einem Schlitten, zurückgelegt, sich nur acht Stunden Rast gegönnt, und alles bei einer mittleren Temperatur von —41° F. (—32° R.). Ohlsen litt eine Zeitlang an Schneeblindheit und Schielen, zwei andern mußten erfrorene Theile ihres Fußes amputirt werden, und noch zwei andere starben, wie sich im Verlauf zeigte. Dr. Hayes, der Schiffschirurg, welcher auf der Advance zurückgeblieben war, meldet in seinem Bericht (Apend. Nr. 5. Tome II. p. 354) er sey den Heimkehrenden entgegengegangen. Niemand habe ihn erkannt, sondern alle hätten ihn mit gläsernen Blicken angestarrt. An ihren Bärten hiengen Klumpen Eis, und drei Tage arktischer Beschwerden hatte die kräftigsten Männer bis zur Greisenschwäche ermattet. Instinctartig stiegen sie in das Schiff und suchten ihr Lager auf. Anfangs waren nur geistige Störungen wahrzunehmen, aber bald stellte sich bei allen mehr oder minder heftig ein vollständiges Deliriren ein, so daß „zwei Tage lang das Schiff einem Irrenhause glich." Ein bleierner Schlaf hielt alle starr, nur bisweilen fuhr einer mit einem Angstschrei empor, um nach Hülfe zu rufen oder die Gefährten zum Vorwärtsgehen anzufeuern, denn sie wähnten sich noch immer auf dem Eise und am Rande des Todes. Am heftigsten zeigte sich das Uebel bei Ohlsen, der zweimal unterwegs gewesen war. Er erwachte nur um mit Gefräßigkeit die vorgesetzte Nahrung zu verschlingen und wieder einzuschlafen. Fortwährend bildete er sich ein die Rettungsmannschaft anzuführen, und als sey er der einzige der wüßte wo das Krankenzelt stand. Endlich entfernte sich, ohne Spuren zu hinterlassen, der temporäre Irrsinn, nur daß den sämmtlichen Abenteurern das Gedächtniß an die Erlebnisse immer verdunkelt blieb.

Am 7 April starb Jefferson Baker, und als man noch an seinem Todtenbett stand, rief die Wache auf dem Deck: „Leute am Ufer!" Kane sprang hinauf und sah in der felsigen Vertiefung der Bucht hinter den Klippen eine Anzahl menschlicher Wesen herabsteigen in Gruppen, die auf einem Theater ein hübsches Tableau gegeben hätten. Man verstand nichts als das Geschrei Hea! ha! ha! und Ka kaá, ka kaá!

Es waren Eskimos, ganz in Felle gekleidet mit Kapuzen, Jacken, Hosen und Stiefeln aus blauem und weißem Fuchspelz. Bald kamen auch ihre Schlitten und 56 vortreffliche Hunde zum Vorschein. Die Schlitten verfertigen sie aus Knochen, deren Fragmente äußerst kunstvoll mit Riemen zusammengenäht werden. Der Kalz war nicht von Eisen, sondern von geglättetem Elfenbein aus den Zähnen des Wallrosses. Ihre Speere, mit denen sie Bären angreifen, sind eine gefährliche Waffe. Der Schaft bestand aus Stücken des Hornes vom Narwall oder aus den Schenkelknochen des Bären, die zusammengeschnürt und sehr geschickt mit einer eisernen blattförmigen Klinge versehen waren. Das Eisen erwarben sie, wie sich später ergab, durch Tauschhandel mit südlichen Stämmen. Sie zeigten an Bord große Wißbegierde und untersuchten aufmerksam alle Räume. Auch ließen sie sich friedlich bewirthen, und verkauften gegen Nadeln und Perlen vier Hunde und den Rest ihrer Vorräthe an Wallrossfleisch. Man hatte aber bald darauf über ihre Diebsgewandtheit zu klagen, und war im ganzen froh die Gäste wieder los zu werden. Am nächsten Tag erhielt man einen neuen Besuch von fünf Eskimos, die zwar beschenkt aber nicht an Bord gelassen wurden, indem man ihnen bedeutete daß niemand ferner das Schiff betreten dürfe, bevor nicht alle früher gestohlenen Gegenstände zurückerstattet worden seyen. Ein paar Tage später erschien ein gewandter und hübscher Jüngling ganz allein, der sich gleich mit den Worten vorstellte: „Ich bin Myuk." Kane ließ ihn als Geißel einsperren, weil neue Diebstähle verübt worden waren. Er verweigerte anfangs Nahrung zu nehmen und saß in tiefer Betrübtheit, dann aber begann er zu schwätzen und zu singen bis tief in die Nacht. Am andern Morgen war der Vogel davon, und er hatte, wie man vermuthen mußte, mit Hülfe von Cameraden am Ufer seine Flucht ausgeführt.

Am 26 April 1854 brach Kane mit einer Schlittenpartie gegen Norden auf. Sechs Kranke und vier Gesunde ließ er auf der Brigg, er selbst mit sieben Gefährten nicht völlig in gesundem Zustande begaben sich auf das Eis. „Achtzehn Seelen im Ganzen, und Gott sey gedankt! noch nicht achtzehn Leichen!" Der Befehlshaber hatte den Zurückbleibenden Vorsicht vor den Eskimos empfohlen. Man mußte mit dem Stamme auf gutem Fuß bleiben. Nur im äußersten Nothfall sollte von dem Feuergewehr Gebrauch gemacht werden, aber streng verbot er die Schreckschüsse. „Der Zauber des Feuergewehrs beruht im Auge des Wilden auf seiner Sicherheit. Ihr könnt Blutvergießen verhindern, wenn ihr ihnen einen Hund niederschießt oder auch nur verwundet. Niemals aber sollt ihr eine Kugel verschwenden. Das ist weder klug noch menschlich."

Die Westküste von Grönland tritt, wie schon oben gesagt wurde, am Refuge Harbour bis zur Rensellaer-Bucht, wo die Brigg lag, nach Osten zurück. Auf dieser Strecke fehlten die vielen Caps, die tiefen Buchten und die zum Meer vorrückenden Gletscher. Von der Rensellaer-Bucht aber wendet sich die Küste gegen Nordost, und der alte Anblick tiefer Uebereinschnitte und eisiger Fjorde kommt wieder zum Vorschein. Die Klippen gewinnen mannichfaltige und malerische Formen, und es bedurfte wenig Nachhülfe der Einbildungskraft, um dort ein Schloß mit Zinnen oder die Reste von Säulenschäften eines Tempels zu erkennen. Unter diesen architektonischen Spielen der Natur zeichneten sich drei cylindrische Klippen aus, die sich so ähnlich waren daß man sie die drei Brüderthürme nannte. Noch weiter gegen Norden, etwa 79° nördl. Br., wurde man mitten in einer Schlucht von lothrechten Wänden einen Felsenpfeiler gewahr, der vollständig die Form eines Minarets besaß. Auf einem Piedestal von 280 Fuß erhob sich ein schlanker Schaft von Grünstein 480 Fuß hoch, so regelmäßig zugeschnitzt, als ob er für den Vendômeplatz in Paris bestimmt gewesen wäre. Zu Ehren eines modernen Schriftstellers, der für Schilderungen der Wildnisse so begabt ist, nannte man die Merkwürdigkeit Tennysons Monument. Die mittlere Höhe des nordwestlichen grönländischen Plateau's mag durchschnittlich auf 900 Fuß sich belaufen, der höchste Gipfel am Rande des Meeres erhebt sich bis zu 1300 Fuß, wäh-

igitized by Googl

rend der Hintergrund die mittlere Erhebung noch um 600 Fuß überragt. Alle dieſe landſchaftlichen Wunder übertraf aber der große Gletſcher, dem Kane den Namen Alex. von Humboldts gegeben hat.

„Noch habe ich, ſchreibt Kane, ein feſtes Bild von dieſem Gletſcher im Gedächtniß. Es war ein Tag von herrlicher Reinheit, wo ich ihn zum erſtenmal erblickte, und ich beſitze auch eine Anzahl Skizzen, die aufgenommen wurden als wir vor ſeinem majeſtätiſchen Antlitz vorbeizogen. Sie befriedigen mich aber nicht, denn ſie geben zu viel weiße Oberfläche und falſch entweichende Abſtände, ſo daß die wenigen einfachen, aber kühnen Linien der Natur gänzlich abhanden gekommen ſind. Ich will nicht verſuchen durch aufregende Schilderungen daran zu beſſern. Nur das Weltmeer und der Niagarafall reißt uns ſonſt zu Lobgeſängen fort. In meinem Tagebuche iſt nur die Rede von einer „langen ſchimmernden Klippenlinie, die in der Perſpective bis zu einem ſcharf zugeſpitzten Keil herabſinkt," oder an einer andern Stelle von „dem Profil ſtrahlenden Eiſes, das in einer langen Curve aus der niedern Ebene ſtreicht, und deſſen ſcharf geſchliffene Flächen uns gegenüber hell aufleuchteten im Sonnenſtrahl." Dieſe Klippenlinie erhob ſich aber, ein einziger kryſtalluer Wall 300 Fuß über dem Waſſerſpiegel, und fiel abwärts in unergründliche Tiefen. Ihre ſanftgekrümmte Stirn, ſechzig Meilen [1] in der Länge vom Cap Agaſſiz bis zu Cap Forbes verlor ſich in unbekannte Räume, nur eine Eiſenbahntagreiſe vom Pole entfernt. Das Innere mit dem ſie in Verbindung ſtand und aus dem ſie ſich ergoſſen, war ein unbetretenes Meer de Glace, ein gefrorner Ocean von gränzenloſer Ausdehnung für das Auge.

„Wir überſchauten ihn ganz — den mächtigen Kryſtall, welcher die beiden Feſtlande von Amerika und Grönland überbrückt. Ich nenne ſie Feſtlande, denn mag auch Grönland vom Meer umgeben ſeyn, ſo bleibt es doch wegen ſeiner Flächenmaſſen ſtreng genommen ein eigener Continent. Seine geringſte Achſe vom Cap Lebewohl bis zu dieſem Gletſcher in der Nähe des 80ſten Parallels gemeſſen, gibt ihm eine Länge von mehr als 1200 Meilen, alſo unbeträchtlich weniger als Auſtralien von ſeinem nördlichen bis zu ſeinem ſüdlichen Cap mißt.

„Man ſtelle ſich nun den Schoß eines ſolchen Feſtlandes vor, beinahe in allen Räumen bedeckt mit einer tiefen geſchloſſenen See von Eis, die einen jährlichen Zuwachs von dem ſchmelzenden Schnee hoher Berge und allen Niederſchlägen der Atmoſphäre auf ihre Oberfläche erhält. Man ſtelle ſich dieſe Maſſe vor die wie ein Eisſtrom fortrückt, und in jedem Fjord und jeder Thalſpalte einen Abfluß ſucht um ihre Eiskatarakte nach dem atlantiſchen und grönlandiſchen Meere zu ſtürzen, bis ſie zuletzt den Nordrand des Feſtlandes erreicht, das ſie aufgezogen hat, und nun ſich in einem mächtigen gefrornen Strom nach unbekannten arktiſchen Räumen hineinſtreckt. So, aber nur ſo allein vermögen wir eine richtige Vorſtellung von einer Erſcheinung wie dieſer große Gletſcher iſt, zu gewinnen. Ich hatte von ſolchen Schauſpielen geträumt, wenn es mir jemals gelingen ſollte die Nordküſte von Grönland zu erreichen. Und nun, da es vor mir lag, war es kaum faßlich. Daheim in meinem ſchweigſamen Studierzimmer waren mir die herrlichen Analogien klar geworden, die Forbes und Studer zwiſchen dem Gletſcher und dem Waſſerſtrom nachgewieſen. Fürs erſte aber konnte ich die völlige Erſetzung des Waſſers durch das Eis nicht erfaſſen.

„Nur allmählich gewann ich die Ueberzeugung daß ich das Gegenſtück der großen Stromſyſteme des arktiſchen Aſiens und Amerika's vor mir habe. Aber hier fanden ſich keine Zuflüſſe aus dem Süden. Jedes Atom von Feuchtigkeit hatte ſeinen Urſprung im Polarkreis und war zu Eis erſtarrt. Da gab es keine Alluvionen, keine Wälder, keine animaliſchen Spuren die flüſſige Ströme herabgeſchwemmt hätten. Hier gab es nur eine plaſtiſche, bewegliche, halbfeſte Maſſe, die alles Leben verwiſchte, Klippen und Inſeln begrub und ihren Weg wie eine unwiderſtehliche Pflugſchar über die Fläche der umgürtenden See ſuchte."

Der feierliche Ton paßt gewiß vortrefflich zu dem großartigen Ernſt des arktiſchen Naturwunders, und wird auf jedes empfängliche Gemüth ſeinen Eindruck nicht verfehlen. Allein wir müßten uns klüger ſtellen als wir ſind, wenn dieſe Beſchreibung ausreichte um uns einen genauen Begriff von dem Dinge zu geben welches Dr. Kane den Humboldtgletſcher nennt. Wir würden dieſen Mangel unſerer eigenen geiſtigen Schwerfälligkeit zuſchreiben, hätten ſich nicht ſchon andere Stimmen über die Unklarheit dieſer ſchwungvollen Schilderung beklagt. Nehmen wir Kane's Karten und mit der rathſamen Vorſicht auch die Stahlſtiche nach ſeinen Skizzen zu Hülfe, ſo ergibt ſich folgendes.

Die Felſenwände der Weſtküſte Grönlands ſchienen beim Cap Agaſſiz (79° 14′ n. Br.) zu endigen. Dieſes Cap hielt man für die nördliche Extremität Grönlands ſelbſt. Von dort erſtreckte ſich eine 300 Fuß hohe Eismaſſe mit ſteilen Wänden von Süd gegen Nord in einer, von Oſten geſehen, concaven Linie bis Cap Forbes (80° 7′ n. Br.), alſo 23 deutſche Meilen weit. Cap Forbes war das ſüdliche Ende eines Landes oder einer Inſel die von Grönland getrennt ſchien und die man das Waſhington-Land nannte. Dieſes Land oder dieſe Inſel liegt aber immer noch auf der Weſtſeite des Smithſundes, und es iſt ſehr ſeltſam daß dieſes Land, welches entweder eine mit Grönland verbundene Halbinſel oder eine ihm benachbarte Inſel ſeyn muß, von Kane zu Amerika gerechnet wird, während Grönland ſelbſt einen eigenen Continent bilden ſoll. Ganz ungebührlich iſt vollends das erhabene aber unwahre Bild von der „Kryſtallbrücke die zwei Feſtlande verknüpft," denn die Entdeckung der nordweſtlichen Durchfahrt hat bewieſen daß das Feſtland von Amerika nicht in continentaler Verbindung mit dem arktiſchen Archipel ſteht, der vielmehr eine ächte Inſelwelt bildet. Bei einem ſpäteren Beſuche des Humboldtgletſchers wollten die Gefährten Kane's den Gletſcher ſelbſt beſteigen. Sie waren mit Alpenſtöcken und Steigeiſen verſehen, aber Seeleute ſind ſchlechte Kletterer und der Verſuch mißlang. Wir wiſſen alſo nicht was hinter dem Gletſcher gegen Oſten lag, ob feſtes Land oder die See, wie Kane zu glauben ſcheint. Endlich iſt der Ausdruck bedenklich daß der Gletſcher bis in unergründliche Tiefe auf den Meeresboden reichen ſoll. Eis iſt bekanntlich ſpecifiſch leichter als Waſſer. Bei einer unergründlichen Tiefe und bei einer Ausdehnung von 13 deutſchen Meilen würde die Gletſchermaſſe ein ſo ungeheures Volumen von Seewaſſer verdrängt haben, daß die Differenz im ſpecifiſchen Gewicht dem allmählichen Vorrücken der Gletſchermaſſe wahrſcheinlich mecha-

[1] Es iſt überall engliſches Maß gemeint.

Digitized by Google

niſche Hinderniſſe in den Weg gelegt haben würde. Dazu kommt daß das Meer ſchon bei geringer Tiefe eine vergleichsweiſe hohe Temperatur beſitzt, ſo daß wir abermals in Verlegenheit ſind wie das Eis ſich dort gebildet haben ſoll. Man darf daher wohl vermuthen daß wenn der Gletſcher wirklich auf dem Meeresboden ruht, die See zwiſchen Grönland und Waſhingtonland ſehr ſeicht ſeyn muß.

Dieſe Unternehmung mußte aber wie die andern als mißglückt betrachtet werden. Am 4 Mai war es wo Kane den Humboldtgletſcher erreichte. Etliche von der Mannſchaft erkrankten unterwegs am Scorbut. Dazu kam daß Kane ſelbſt Patient wurde. Er wurde von Ohnmachten und Krämpfen befallen und mußte auf dem Schlitten heimgefahren werden. Im vergangenen Herbſt hatte eine Streifpartie längs der Weſtküſte gegen Norden Lebensmittel auf drei Etappen niedergelegt. Die Bären hatten ſie aber vollſtändig geplündert. Den Officieren konnte eine Nachläſſigkeit nicht Schuld gegeben werden, denn ſo unberechenbar waren die Kräfte der Bären daß ſie Steine, die drei Mann auf die Lebensmittel gewälzt, mit Leichtigkeit bei Seite geſchoben, und die eiſernen Kiſten worin der Pemmican eingeſchloſſen war, buchſtäblich mit ihren Tatzen in Stücke zertrümmert hatten. Am 14 Mai endlich kehrten die Abenteurer an Bord zurück.

Dr. Livingſton über die geſellſchaftlichen und politiſchen Verhältniſſe der afrikaniſchen Völkerſtämme.

(Aus der Times.)

Die Regierung der meiſten afrikaniſchen Volksſtämme iſt patriarchaliſch. Jeder Mann wird Haupt oder Häuptling ſeiner eigenen Familie und ihrer Angehörigen. Die Kinder bauen ihre Hütten um einen den Namen Kotla führenden Platz, der dem „Thor“ in den frühern Zeiten entſpricht. Ueber dieſen väterlichen Häuptlingen ſtehen einflußreiche Männer, die entweder durch Blutsverwandtſchaft oder Heirath an den Häuptling der Stadt oder des Stammes geknüpft ſind. Sie haben eine Anzahl Kotlas unter ſich, und führen öfters den Titel Barenana, d. h. kleine Herren, oder, mit einem andern Wort, „kleine große Alte.“ Der Häuptling (Morena oder Koſi — Herr oder König), mit ſeinem Viehpferch und ſeiner Kotla im Mittelpunkt der Stadt, iſt das Oberhaupt über alle. Wenn ein Mann ſeinen Sohn nicht zum Gehorſam bringen kann, ruft er ſeinen „kleinen Herrn“ zum Beiſtand herbei, und wenn ein Mann der einen Kotla eine Klage gegen einen aus einer andern Kotla hat, ſo wird die Sache von dieſen „kleinen Herren“ vor den Häuptling gebracht. Iſt der Fall von geringer Erheblichkeit, dann entſcheidet der Häuptling auf Zeugenausſagen hin, die mündlich abgegeben werden, und wobei der Zeuge ſteht. Betrifft aber die Sache einen wichtigern Gegenſtand oder eine öffentliche Frage, ſo beruft der Häuptling alle ſeine Herren, in deren Gegenwart die Sache verhandelt wird. Sie äußern ihre Anſichten frei, der Häuptling faßt ſie zuſammen, und ſtimmt, je nach dem Fall, derſelben Anſicht bei, oder nicht. Iſt er ein Mann von Charakterentſchiedenheit, ſo geht er ſeinen eigenen Weg; wo nicht, ſo wiſſen ſie ihn gewöhnlich zu ihrer Anſicht herüberzuführen. Der Häuptling trifft ſelten eine mit der öffentlichen Meinung in unmittelbarem Widerſpruch ſtehende Maßregel. Einer oder zwei entſchiedene Widerſacher werden ihn ſchwankend und zaghaft machen, oder vielleicht veranlaſſen zum Würfel oder zur Wahrſagerei Zuflucht zu nehmen.

Die Aelteſten oder Herren nehmen eine Anzahl Sinnſprüche oder Sprüchwörter, die ſie durch Ueberlieferung überkommen zu haben ſcheinen, zur Richtſchnur. Dieſe Bemerkungen beziehen ſich hauptſächlich auf die Stämme ſüdlich vom 18° ſüdlicher Breite. Im Lande des wahren Negers, das nördlich von dieſem Punkte liegt, ſind die politiſchen Verhältniſſe, obgleich im ganzen genommen dieſelben, doch durch weiblichen Einfluß einigermaßen andere geworden; die allgemeine Beziehung des einen Stammes zu einem andern iſt aber dieſelbe bei allen welche ich zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Die einzelnen Stämme ſind zwar vollkommen unabhängig von einander, dennoch aber beſteht unter ihnen eine Art herkömmlichen Bandes zu Schutz und Trutz eines feindlichen Einfalls oder einer gemeinſchaftlichen Gefahr.

Unter den Betſchuanas gibt es keinen oberſten Häuptling, obgleich ſie ſich auf einen gemeinſchaftlichen Urſprung berufen. Sie ſind verweichlichter als die Kaffern, und diejenigen von ihnen welche von Moſchkatze unterjocht wurden, beunruhigten die Boeren nicht, die ſich klugerweiſe von den Kaffern, vor denen ſie durchaus eine ſehr heilſame Furcht hegen, fern hielten. Wenn die Boeren tapfer ſeyn wollen, geben ſie den Betſchuanas den Namen „Kaffern,“ und können dann, ohne große Gefahr, „glänzende Dienſte vor dem Feinde verrichten;“ wiſſen ſie doch daß unſere Regierung am Cap den Betſchuanas — obgleich ſie uns nie im geringſten behelligten — den Beſitz von Schießpulver unterſagt, den Boeren aber jeden beliebigen Vorrath geſtattet. Unter den Negern jenſeits des 18° herrſcht das Syſtem oberſter Häuptlinge in etwas größerer Stärke vor als im Kafferland. Matiamvo iſt der oberſte Häuptling eines ſehr weit verbreiteten Stammes, mit Namen Balonda, oder Balunda; allein die verſchiedenen unter ſeiner anerkannten Botmäßigkeit ſtehenden Häuptlinge ſind deſſenungeachtet vollkommen unabhängig, benützen aber nur ſeinen Namen als eine Art Paßpartout für die andern, und ſenden ihm alle paar Jahre ein Geſchenk. Cazembe nennt ſich ebenfalls einen Vaſallen Matiamvo's, und beſitzt einen erbrechtlichen Anſpruch auf die Oberfeldherrnſtelle bei ihm, ungefähr ſo wie einer unſerer ſchottiſchen Peers auf die Führerſchaft ſeines Clans. Monomotapa (Herr Motapa, von den Portugieſen oft „der Kaiſer“ genannt, iſt ebenfalls einer der Oberhäuptlinge; allein obgleich er früher von den Portugieſen mit Hülfsgeldern unterſtützt und mit einer Wache europäiſcher Truppen beehrt wurde, iſt er doch gewiß nicht ſo mächtig wie Sandilla im Kafferlande.

Dieſe verſchiedenen Hauptlinge nun ſind, wenn ſchon faſt unabhängig von einander, keineswegs unabhängig von ihrem Volke. Iſt

z. B. jemand mit ſeinem Häuptling unzufrieden, ſo iſt es ihm ein leichtes ſich unter die Botmäßigkeit eines andern zu begeben, und da die Bedeutung eines Häuptlings wächst mit der Anzahl ſeiner Anhänger, ſo werden die Flüchtlinge ſtets mit offenen Armen aufgenommen. Der Häuptling der Balobale, welche weſtlich von den Balonda wohnen (12—13° ſüdl. Br., 23° öſtl. Länge), verkaufte vor ein paar Jahren einige ſeiner Leute an Mambari. Die Folge war daß ganze Dorfſchaften zu den Balonda übergiengen, und wir ſahen ſie als einen wichtigen Theil der unter Shinte ſtehenden Bevölkerungen.

An der Fruchtbarkeit des Bodens zweifle ich kaum: Baumwolle wird bereits angebaut, obgleich ſie von geringerer Qualität iſt. Sie iſt kurz im Haar. In Cazengo, einem Bezirk von Angola, ſind 1200 Stück Baumwollzeuge, jedes ſechs Fuß lang und drei Fuß breit, der Jahrestribut der freien Bevölkerung an die Regierung. Bienenwachs gibt es in großer Menge im Innern, allein die Leute eſſen den Honig und werfen das Wachs weg. Kaffee, Weizen, Zucker und Indigo wurden früher von Tete ausgeführt. In manchen Theilen iſt das Land ganz mit wilden Reben überdeckt, die Trauben aber ſind ſchlecht. An Spiegeleiſenerz und ſchwarz oxydirtem Eiſen herrſcht Ueberfluß, allein ich habe anderwärts davon geſprochen. Der Weizen wächst in den vom Zambeze überflutheten Landſtrichen, und dieſer Fluß überſchwemmt alljährlich, gerade wie der Nil, große Gebietstheile. In der That entſpringt er in einem, maſſenhafte Waſſeranſammlungen nebſt Inſeln enthaltenden großen Thale. Und da die Anſicht Sir R. Murchiſons in Betreff der Formation Afrika's durch meine Beobachtungen, ohne daß ich im geringſten daran gedacht hätte daß ſie ſchon drei Jahre klar ausgeſprochen worden, auf eine merkwürdige Weiſe beſtätigt wurde, ſo halte ich es für höchſt wahrſcheinlich daß der Zambeze und der Nil in Einem großen Thal entſpringen. Das Thal des Nils zwiſchen Cairo und Alexandria iſt das genaue Contrefey vom Thale des Barotſe, zwiſchen 16° und 14½° ſüdl. Breite und 23° öſtl. Länge.

Mein Hauptzweck bei Erwähnung dieſer Angelegenheiten in Ihrem Blatte geht dahin, die weite Verbreitung desſelben zu benützen um eine Art Verwahrung auszuſprechen gegen irgendwelche übereilte Speculationen, zu denen ſie Anlaß geben könnten. Die Häfen Barra Cairina und Melumbe, an den wirklichen Mündungen des Zambeze, ſollten durch ſachverſtändige Männer unterſucht werden, wofern ſich das Gutachten weiland Capitän Parkers, der an der Mündung der Donau getödtet wurde, und dem der Seitenarm Luabo oder Luamo große Freude gemacht haben ſoll, in der Admiralität nicht mehr finden ließe. Der Quiſſimane-Fluß, den ich herabkam, iſt überhaupt nicht der Zambeze. Als ich dieſen Fluß verließ, hatte er eine reißende Strömung und etwa drei Viertelmeilen weit tiefes Waſſer. Er hat fünf Monate des Jahres hindurch einen hohen Waſſerſtand, d. h. ein kleiner Dampfer würde binnen 300 (engl.) Meilen von der Küſte kaum irgendwo anfahren, und während der übrigen drei Monate beſteht ein tiefer Canal, der ziemlich viele Krümmungen hat und von Jahr zu Jahr das Bett wechſelt. Eine ſolche Bettwechſelung gibt es auch bei der großen Rietinſel im Fluſſe unterhalb Lupata's. Die geſündeſte Jahreszeit — Mai, Junius und Julius — entſpricht der Zeit der mittlern Waſſerhöhe. Das Land bietet kein Intereſſe bis man den Engpaß von Lupata hinter ſich hat. Die zahlreichen Inſeln, auf denen man vor dem letzten Krieg vierundzwanzig Stück Geflügel für vier Ellen ſtarken ungebleichten Calicot kaufen konnte, und wo die Körnerfrüchte gleich wohlfeil waren, ſind jetzt entvölkert. Die portugieſiſche Regierung hat die Häfen der Oſtküſte für frei erklärt, und gewiſſe Privilegien werden jedem bewilligt der eine Mine entdeckt und bearbeitet. Das Land, beſonders das nördlich vom Zambeze gelegene, iſt ungemein fruchtbar, und wird großentheils angebaut. Trotz alldem aber ſind große Auslagen für einen Verſuch zur Entwicklung der Hülfsquellen des Landes nicht zu empfehlen. Wollte man z. B. einen Verſuch zur Hebung des Steinkohlenhandels machen, ſo würde dieß keine ſonderliche Schwierigkeit haben in einem kleinen bewaffneten Dampfer, der 300 Meilen weit den Zambeze aufwärts bis in die Gegend von Tete führe, wo Steinkohlenſchichten an der Oberfläche zu Tage treten. Eine Schichte könnte man erreichen, wenn man in flachbodigen Booten einen ſechzig bis achtzig Ellen breiten Fluß, Namens Revubue (Revubwe) hinaufſegelte, welcher ungefähr zwei Meilen unterhalb des Forts auf dem rechten Ufer in den Zambeze fällt. Mittelſt dieſer flachbodigen Fahrzeuge könnte man dem Steinkohlenlager bis auf zwei oder drei Meilen nahe kommen, und ſogar, ohne einen kleinen Waſſerfall in im Revubwe, in den Nebenfluß dieſes Stroms, in welchem die Schicht vorhanden iſt, einfahren. Sie liegt in dem perpendiculären Ufer und hat, von der Waſſerfläche aus gemeſſen, achtundvierzig Zoll im Durchmeſſer, einige Zoll Schieferthon, dann abermals zehn Zoll — im ganzen alſo achtundfünfzig Zoll Steinkohle. Das Einſinken der Schichte iſt aufwärts geneigt, ſo daß zur Trocknung keine Maſchine erforderlich wäre. Ganz in der Nähe iſt die Steinkohle durch vulcaniſche Thätigkeit in Coaks verwandelt worden. Ein anderer Nebenfluß des Revubwe, der dieſem nahezu gegenüber einmündet, enthält ebenfalls eine Steinkohlenſchicht, und weiter oben, oder nordwärts, finden ſich noch andere.

Skizzen aus Kleinaſien.

(Fortſetzung.)

In Tſcherkeſch wurde ich wieder in das Haus des Müdir geführt, wo mein erſtes Geſchäft war, dem Zabtie ein Schreiben an den Müdir von Karadſcha Wiran zu übergeben, worin ich ihm meine glückliche Ankunft in Tſcherkeſch anzeigte. Nach Beendigung dieſes Geſchäftes machte ich in Begleitung des Bruders des Müdir eine Tour nach dem Ort, um die Alterthümer zu beſichtigen; der Ort hieß nach einem hier geborenen Liebling des Kaiſers Hadrian Antinoopolis. Ungefähr 10 Minuten oſtwärts von der Stadt ſieht man die Reſte eines alten Amphitheaters; in der Stadt und auf

Digitized by Google

den Begräbnißplätzen finden sich verschiedene alte Säulen, Friese und Steine mit Inschriften. Jetzt hat der Ort gegen 350 Häuser und 7 Moscheen, und scheint ziemlich wohlhabend zu seyn; außer dem reinlichen Ansehen im allgemeinen, welches immer einen gewissen Wohlstand verräth, waren noch verschiedene Bauten im Bau begriffen, und zwar nicht für abgebrannte, sondern ganz neue an Stellen wo nie welche waren, was also auf Zunahme des Gebäudebestandes schließen läßt. Obgleich eine Stadt, ist doch fast jeder Einwohner Besitzer von Land, worauf Gerste und Weizen gebaut wird, der Weizen artet auch hier in Roggen aus, und die Gerste war dieses Jahr der Dürre wegen schlecht gerathen; ferner halten sich die Einwohner Angoraziegen und Pferde, letztere in sehr großer Anzahl.

In Tscherkeich gieng es heute sehr lustig her, denn einer der Beamten hatte sich eine Squaw zugelegt und feierte heute das Beilager. Auch der Müdir war zur Hochzeit eingeladen, und so mußte ich den Abend allein zubringen. Ich hatte also Zeit einzelne Partien meines Tagebuches zu ergänzen, und namentlich die Karte des bisher zurückgelegten Weges zu zeichnen und durch Abschriften im zweiten Tagebuch den etwaigen Folgen eines Verlustes vorzubeugen. Es ist nämlich eine ziemlich nothwendige Vorsicht, zwei Tagebücher zu führen, und zwar jedes an einem andern Orte aufzubewahren, eins im Gepäck, und eins in der Tasche.

Der Müdir von Tscherkeich erklärte mir ebenfalls daß er in Betracht der Unsicherheit des Weges mich nicht ohne Escorte wegreisen lassen wollte, und da ich nun wußte daß von diesen Leuten sehr viel zu lernen sey, so hatte ich auch nichts dagegen, obgleich ich in Betreff der Räuber ein entschiedener Ungläubiger blieb.

Montag, 13 Oct. Der Müdir hatte nach Baindür, unserm heutigen Reiseziel, eine Geldsumme zu schicken welche einem zweiten Zaptie anvertraut wurde, und so bestand heute unsere Karavane aus fünf Personen, unser Aufbruch aber verzögerte sich bis 8 Uhr, was jedoch nichts schadete, da Baindür nur 7 Poststunden entfernt war. Es hatte in der Nacht Eis gefroren, da wir aber den ganzen Tag den schönsten Sonnenschein hatten und der Weg abwärts gieng, so empfanden wir keine Kälte.

Um 8^1_4 Uhr passirten wir die beiden Dörfer Gönek und Kuzüller rechts vom Wege und Tschömlekdschiler links, um 8^1_2 Uhr Batir rechts und Kadikői links; zwischen beiden Dörfern am Wege sind alte Ruinen. Um 9 Uhr erreichten wir das rechte Ufer des Ola Siu und betraten zugleich einen Krater, sowie von jetzt an die Gegend wieder starke vulcanische Spuren zeigt. Um 9^1_2 Uhr machten wir einige Augenblicke Halt bei der Wächterstation Kurd Tschiman Derbendi, und bestiegen dann einen sehr hohen Berg, auf dem Viertel der Anhöhe passirten wir das Dorf Tschem Tschallü Tali, welches rechts vom Wege liegt. Um 10^1_2 Uhr hatten wir den Gipfel des Berges erreicht, wo wir in einer Wächterstation eine halbe Stunde Halt machten um zu frühstücken. Um 11^3_4 Uhr waren wir wieder in der Ebene, und setzten bei dem Dorfe Hammamlü auf einer Brücke auf das linke Ufer des Ola Siu über. Hammamlü liegt am linken Ufer und war ehemals der Sitz des Dere Bej Hadschi Ahmed Oglu. Diese Derebejs Thalfürsten hatten eine Abneigung gegen das Wohnen in den Städten, wo der Verrath sie unbemerkt umschleichen konnte, während dieß in einem Dorfe unmöglich war. Es ist der Regierung gelungen fast sämmtliche Thalfürsten in den verschiedenen Theilen des Reichs zu stürzen und so die Verwaltung zu centralisiren; da aber die Satrapenwirthschaft an deren Stelle in den Provinzen trat, so hat die Regierung bis jetzt von ihrem Siege über die Thalfürsten keinen Nutzen gezogen, und sie wird es auch nicht eher als bis das System der Provinzialverwaltung gründlich geändert ist. Die Wohnsitze der Thalfürsten sind von Grund aus zerstört, und so sahen wir auch hier in Hammamlü die Ruinen des alten Herrenhauses, welches eine vollständige Burg gewesen zu seyn schien. Meine türkischen Begleiter wußten mir über das Treiben des Hadschi Ahmed Oglu sehr viele interessante Züge zu erzählen. Um 12^1_4 Uhr erreichten wir Baindür, ein armseliges Dorf mit einer Poststation. Hier muß im Alterthum ein ziemlich bedeutender Ort gewesen seyn, denn ich sah hier sehr viele Reste umher liegen, doch kann ich keine Vermuthung wagen welcher Ort hier ehemals gewesen seyn mag.

Ich entließ meine Escorte mit einem Schreiben an den Müdir von Tscherkesch, konnte mich aber nicht entschließen für heute schon Halt zu machen. Wir wechselten also die Pferde und die Escorte und brachen um 1^1_4 Uhr wieder auf, um von dem Wege nach Safranboli (12 Poststunden) noch eine Strecke zurückzulegen. Wir passirten um 1^3_4 Uhr das Dorf Imanar, und um 3 Uhr das Dorf Jaiy Kawak, worauf wir einen hohen Berg bestiegen; auf dessen nordwestlichem Abhange passirten wir um 3^3_4 Uhr das Dorf Samail, dessen Lage höchst eigenthümlich ist, es liegt nämlich am äußersten Oberende eines Thals zu beiden Seiten, und die Häuser sind theils zwischen Felsblöcke eingeklemmt, theils an Felsen gleich Vogelnestern angelehnt; man scheint den wildesten und ödesten Theil des Bergabhanges zur Anlage des Dorfes ausgesucht zu haben, gleichsam als fürchtete man, auch nur das kleinste Fleckchen urbaren Landes mit Häusern zu besetzen. Denn wenige Schritte abwärts ins Thal hinein zeigt sich die üppigste Vegetation, und der Eingang des Thales, das wir jetzt betraten, ist ein wahrer Garten, wo die Menschenhand jeden Fleck urbaren Landes benutzt und die Natur den Fleiß der Menschen reichlich belohnt, namentlich schienen mir Melonenpflanzungen und Wallnußbäume vortrefflich zu gedeihen. Das Thal ist nicht sehr breit, und erstreckt sich mehrere Stunden lang ohne breiter zu werden; der Wiran Schehr Sfui (Fluß von Wiran Schehr) durchfließt es der Länge nach in der Richtung von Süden nach Norden. — Um 1^3_4 Uhr erreichten wir das Dorf Hankoi, welches schon von weitem durch eine malerische Ruine sichtbar ist. Es liegt am rechten Ufer des Flusses, in dessen Nähe ehemals ein großer Han nebst einer Moschee stand, den aber vor etwa 30 Jahren eine Feuersbrunst in Asche legte und nur die Außenwände desselben nebst dem Minaret und den Außenwänden der Moschee verschonte. Es scheint daß die veränderten Verkehrsverhältnisse den Wiederaufbau dieser Gebäude unnöthig machten, und daher steht noch jetzt die Ruine so. Das Dorf enthält nur sechs bewohnte Häuser. Eine Viertelstunde weiter, am linken Ufer, liegt die Besitzung der Fürstin Belgrejoie, welche von einem Ungarn verwaltet wird, und deren Wirthschaftsgebäude durch ihr reinliches und freundliches und europäisches Aussehen einen angenehmen Contrast mit dem bilden was man sonst im Lande zu sehen gewohnt ist. Meine Begleiter erwarteten nicht anders als daß ich dort ein Obdach für diese Nacht suchen würde, aber die Gründe aus denen ich auch vier Jahre früher in Kutahia nicht um Kossuth und seine

Begleiter bekümmerte, bestehen auch für mich in Betreff der Fürstin Belgiojoso und ihres magyarischen Kiaja's; ich stehe oder stand weder mit ungarischen oder lombardischen Insurgenten in Verbindung, noch habe ich Sold oder Titel von der österreichischen Regierung, und habe überdieß gar keinen Grund eine politische Demonstration zu machen; da nun ferner erst nach mehreren Stunden ein Dorf auf unserm Wege ist, so entschloß ich mich in Hankói ein Obdach zu suchen. Das war für meine drei türkischen Begleiter etwas unerwartetes, und wie ich wohl bemerkte, etwas unangenehmes, denn statt einer reichen Küche im Hause einer Fürstin, auf welche sie gerechnet hatten, eröffnete ich ihnen die Aussicht auf eine magre Hungerkost in einem armseligen Dorfe. Ich wußte indessen aus Erfahrung daß man selbst im elendesten Dorfe satt wird, und so blieb es dabei. Zur Aufnahme der Gäste war ein ganzes Haus bestimmt, welches wir auch sofort in Besitz nahmen; es bestand nur aus einem einzigen Zimmer, ohne Fenster, da es jedoch nur für den Abend und die Nacht dienen sollte, so brauchten wir kein Fenster, für uns vier Reisende war hinlänglicher Raum da, und zur Aufrechthaltung unserer respectiven Rangunterschiede war kein Anlaß vorhanden; es war also nur noch die Proviantfrage welche einige Bedenken erregte, aber auch diese verschwanden bald, als der Imam dieser kleinen Gemeine mit seinem Sohne und einem Diener eine Anzahl Schüsseln herbeischleppte, welche uns vollkommen beruhigen mußten. Der Koch hatte wahrscheinlich in keinem Hotel am Rhein seine Lehrjahre durchgemacht, aber wir brachten von unserm starken Tagemarsche eine ausgezeichnete Würze mit, so daß keiner von uns sich beklagte. Nach Erledigung dieser Hauptgeschäfte interessirte mich noch eine dahin einschlägige Angelegenheit; es war mir bekannt daß die Fürstin Belgiojoso auf ihrer Besitzung eine Art kleiner wohlriechender und wohlschmeckender Melonen cultivirte, deren Samen sie nach Europa gebracht hatte; ich glaubte mit Recht schließen zu dürfen daß diese Melonen auch in Hankói cultivirt würden, darin hatte ich mich auch nicht geirrt, und erfuhr von dem Imam daß es außer diesen beiden Localitäten, Hankói und der Besitzung der Fürstin, nur noch einen dritten sehr weit entfernten Ort, Namens Bej Bazari gebe, wo diese Sorte wachse. Ich nahm also von hier eine ziemliche Quantität der Samenkerne mit. Sonst besitzt das Dorf noch einige Heerden Angoraziegen.

Dienstag, 14 Oct. Um 7 Uhr wurde aufgebrochen, und so lange die Sonne noch nicht über den ziemlich hohen Bergen zu unserer Rechten sichtbar war, blieb die Kälte ziemlich empfindlich. Um 7½ Uhr sahen wir in den Bergen auf dem linken Ufer zwei Dörfer, nämlich Bag Coleri unterhalb und Kaji hoch oben auf dem Gipfel. Bald darauf sah ich am Wege eine antike Säule mit einer Inschrift. Um 8¾ Uhr wurde in einer Wächterstation eine Viertelstunde Halt gemacht, worauf wir eine höchst interessante Stelle passirten. Die Berge links und rechts welche das Thal des Wiran Schehr Sfui bilden, nähern sich hier in steilen senkrechten Felsen auf wenige Schritte, zwischen welchen der Fluß sich hindurcharbeitet, und wo auch wir keinen andern Weg hatten als in dem Flußbett; man denke sich zwei senkrechte Felsen, jeden gegen 150—200 Fuß hoch, dazwischen oben nur ein schmaler Streifen blauen Himmels sichtbar, während unter unsern Füßen der in seinem Laufe eingeengte Fluß über Felsen daher rauscht und braust, und dieses Rauschen und Brausen durch das Echo der Felsenwände noch vielfach verstärkt wird: eine Scene welche für jeden Menschen, der gegen Naturschönheiten nicht abgestumpft ist, einen mächtigen Reiz haben muß. Diese Stelle hat auch einen besondern Namen, den ich mir mehreremale laut und deutlich vorsprechen ließ, ich bin aber dennoch überzeugt daß ich ihn nicht richtig aufgefaßt habe, ich verstand Kilide Hysse-n.

Wir passirten nun den Fluß noch mehreremal, je nachdem der mehr oder minder schmale Thalweg uns nöthigte auf dieser oder jener Seite die Straße zu verfolgen; der Fluß erhält noch verschiedene Zuflüsse und wird daher immer breiter. Von jetzt an sahen wir auch wieder Reisfelder, und zwar waren gerade die Zigeuner mit dem Einheimsen der Ernte beschäftigt. In Europa ist diese Nationalität durch ihre vagabundirenden und diebischen Neigungen anrüchig und höchst polizeiwidrig; im Orient vagabundiren sie auch, und sie sind Bettler, Musikanten, Schmiede, Keffelflicker, Siebmacher, Wahrsager, Tänzerinnen u. s. w., aber keine Diebe, und jedenfalls fleißiger als die seßhafte Bevölkerung; noch angenehmer wurde ich heute überrascht, als im Vorbeireiten von den arbeitenden Zigeunerfrauen und Mädchen ein lauter, lustiger und wohlklingender Gesang herüberschallte: in der That eine große Ueberraschung in einem Lande, wo die ausschließlich aus Türken bestehende ländliche Bevölkerung keinen größern Genuß kennt als tagelang in der Sonne zu liegen und mit der Tabakspfeife im Munde den blauen Himmel anzuglotzen, während in ihren Augen jede Aeußerung der Heiterkeit und Fröhlichkeit unanständig ist. Das haben sie indessen mit sich selbst abzumachen; man begreift aber daß der Wohlstand des Landes bedeutend gehemmt wird, wenn zu den ländlichen Arbeiten Zigeunerfrauen gemiethet werden, während die Türkenfrauen eingesperrt sind, und der Türke nichts besseres zu thun weiß als seine eingesperrten Squaws zu bewachen.

Um 10 Uhr passirten wir den Wiran Schehr Sui auf einer Brücke zum letztenmal, und blieben noch eine Zeitlang auf dem rechten Ufer, wo der Weg zum Theil sehr gefährlich war. Um 11½ Uhr verließen wir den Fluß und das Thal gänzlich, und bestiegen den Berg Dere Bagdan, wo der Weg durch ein ziemlich breites und zum Theil recht gut erhaltenes Pflaster bezeichnet wird. Mein Freund, Hr. v. Tschikatscheff, welcher bekanntlich seit einer Reihe von Jahren Kleinasien zum Gegenstand umfassender Eriorschung, namentlich in naturwissenschaftlicher Beziehung gemacht hat, und dessen Leistungen wahrhaft großartig sind, ist der Ansicht daß dieses Pflaster schon aus alter Zeit stammt; [1] ich glaube jedoch daß es ein Irrthum ist, es ist gewiß nicht älter als die byzantinische Periode, stammt jedoch auch nicht aus türkischer Zeit. Der Nordabhang des Berges ist weniger steil und weniger öde; im Gegentheil, sobald man den Gipfel und das Pflaster verlassen hat, wird der Weg sehr angenehm, und man hat dabei die höchst reizende Aussicht auf Zafranboli und die ganze Umgegend auf viele Meilen im Umkreise. Am Fuße des Berges passirten wir den Aradich-Fluß auf einer ziemlich schönen Brücke, worauf wir die Weingärten des Weichbildes von Zafranboli betraten. Alle Dörfer rings um diese Stadt auf mehrere Stunden weit beschäftigen sich fast ausschließlich mit dem Weinbau, oder vielmehr es sind keine Dörfer, sondern die Besitzungen der Stadtbewohner welche hier ein-

[1] Journal Asiatique, Nr. 14. Août-Septembre 1854.

by Google

sche Landhäuser haben, in denen sie den Sommer und die Zeit der Weinlese zubringen. An für sich ist das wohl eben nichts merkwürdiges, aber erwähnen muß ich hier daß ich noch in keinem Theile des türkischen Reiches so köstliche Trauben gegessen habe als hier. Um 1¼ Uhr trafen wir in Zafranboli ein.

Ich stieg in einem Han ab und begann sofort meine Wanderung durch die Stadt in Begleitung eines Führers, der mir zugleich als Zabtie, d. h. als Polizeibeamter, oder wenn man will als Schutz dienen sollte. Die Nothwendigkeit des letztern war mir nun zwar nicht einleuchtend, aber man sagte mir daß Zafranboli, welches außerhalb jeder großen Verkehrsstraße liegt und äußerst selten von Europäern besucht wird, eine ziemlich fanatische Bevölkerung habe. Diese Auskunft war vollkommen richtig, denn kaum hatte ich einige Schritte gethan, als mir schon ein Gjaur nachgerufen wurde; da ich aber nicht beachtet hatte woher der Ruf kam, so that ich als hätte ich es nicht gehört. In der nächsten Straße aber saß ein Graukopf vor einer Boutike, mit deren Insassen er sich unterhielt und ihn bei meinem Anblick fragte: Wer ist dieser Gjaur? Ich drehte mich sofort um, damit ich ihm seine Frage beantworten konnte; statt aber meine mündliche und handgreifliche Belehrung stillschweigend anzunehmen, war er feige genug für sein so eben ausgesprochenes Wort nicht einmal einstehen zu wollen und es in Abrede zu stellen, worauf er für seine Lüge noch einmal eine Belehrung erhielt. Die Umstehenden glotzten den ganzen Auftritt mit offenen Mäulern an ohne sich zu rühren. Etwa zweihundert Schritt weiter wiederholte sich der Auftritt, wo ein junger Bursche von 18 bis 20 Jahren mir einen Gjaur zurief und es dieser Heldenthat den lauten Beifall seiner Cameraden einerntete. Ich trat heran und holte mir meinen Burschen heraus, und wieder dieselbe erbärmliche Feigheit, für das so eben ausgesprochene Wort nicht einstehen zu wollen. Ein alter Sünder, der meine Execution ansah, wollte ihn entschuldigen, indem er meinte es wäre noch ein Kind (tschodjuk); ich bedeutete ihm aber daß Kinder der Erziehung bedürften, und wenn ihre Eltern nicht dafür sorgten, so müßten andere Leute die Pflicht der Erziehung übernehmen. Mein polizeilicher Führer hatte sich bei diesen drei Auftritten ganz passiv verhalten; er begriff aber nunmehr daß ich in diesem Punkte nicht den geringsten Spaß verstünde, und fühlte daß er eigentlich als Zabtie eine sonderbare Rolle spielte wenn das Ding so fortgienge. Er gieng nunmehr voraus, und ich weiß nicht welche Winke er den Leuten gab, genug ich hatte von jetzt an Ruhe und konnte ungestört meinen Spaziergang fortsetzen. Der Reisende in der Türkei thut wohl wenn er diese Ungezogenheit auf der Stelle zur Verantwortung zieht, er wird sich dadurch für immer Ruhe verschaffen und zugleich spätern Reisenden einen großen Dienst erweisen; er ist dazu berechtigt, denn der Sultan hat selbst zu wiederholtenmalen seine ernstliche Willensmeinung kundgegeben, daß in seinen Staaten niemand seiner Religion wegen belästigt werde, und seine Minister haben im Einklang mit diesen wohlwollenden Gesinnungen wiederholte Befehle in alle Provinzen geschickt.

Zafranboli hat ein ziemlich modernes Ansehen und gilt für das mittelalterliche Theodoropolis; aus dem Alterthum ist nichts vorhanden, ein Paar griechische Inschriften sind aus christlicher Zeit. Die Moscheen sind alle ziemlich neu, und eine nach dem Konstantinopler Muster, d. h. nach dem Muster der Aja Sofia gebaut. Die Stadt hält 2000 Häuser, lauter Mohammedaner, die außer dem Weinbau einen großen Theil ihres Erwerbs aus der Lederindustrie ziehen; es gibt hier Gerbereien, Saffianfabriken, und eine Menge Schuhmacher, auch wird in der Umgegend Safran gebaut, wovon die Stadt ihren Namen hat. Das Terrain ist in geologischer Hinsicht sehr interessant, indem es augenscheinliche Spuren gewaltsamer Katastrophen zeigt; die ganz Umgegend hat etwas zerrissenes und zerklüftetes an sich, gewaltige Felsenrisse, senkrecht aufsteigende Hügel mit platter Oberfläche. Einer dieser Hügel diente früher als Citadelle und trägt jetzt einen Thurm mit einer Uhr.

Eine Felsenschlucht trennt Zafranboli von dem Ghetto, d. h. von der Vorstadt Grankői, welche von ungefähr 250 griechischen Familien bewohnt wird. Als ich hier ankam, ließ ich mich von meinem Begleiter zur griechischen Kirche führen, die aber verschlossen war. Man sagte mir der Schlüssel sey in dem anstoßenden Kloster, das zugleich als Schule dient. Ich trat hinein und fand eine Versammlung von türkischen Beamten, griechischen Mönchen, Priestern und Primaten nebst den nöthigen Schreibern und unerläßlichen Tschibuks. Die Leute waren mit der Anfertigung des Civilregisters beschäftigt, um die in Folge des neuen Hatti Humajun angeordnete Militärsteuer auszuschreiben. Ich wollte nicht stören, wurde aber von allen Anwesenden zum Bleiben genöthigt, und der Mönch, der, wie ich später erfuhr, zugleich Oberlehrer der Schule war, machte mir in optima forma den Antrag sein Gast zu seyn, was ich gern annahm. Ich schickte meinen Begleiter zurück, um meine Sachen aus dem Han holen zu lassen, und so war ich in Grankői einquartiert.

Einer der Priester zeigte mir nun die Kirche, welche dem h. Stephan gewidmet ist; sie ist im Jahr 1805 erbaut und enthält eine Reliquie, den rechten Fuß des h. Stephan, welcher mir gleichfalls gezeigt wurde; die Authenticität der Reliquie zu untersuchen ist nicht mein Beruf, und noch viel weniger fühle ich mich berufen durch solche Untersuchungen die Leute in demjenigen zu stören was sie als das kostbarste Erbtheil ihrer Väter unter tausend und aber tausend Anfechtungen und Verfolgungen unerschüttert und treu bewahrt haben, ihren christlichen Glauben, der mir selbst viel zu heilig ist als daß ich leichtfertig daran rütteln könnte.

Nachdem ich meinen Spaziergang beendigt hatte, richtete ich mich in dem mir angewiesenen Zimmer ein, als ich in dem Sitzungssaale laute Stimmen hörte; die Tagesarbeit war fertig, und ehe man sich trennte, wollten die türkischen Beamten die gute Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, sich in Branntwein (Raki) zu berauschen, der mit lauter Stimme verlangt wurde. Der gute Mönch wehrte sich dagegen, denn er fürchtete mit Recht daß es ihm zur Last gelegt würde wenn die berauschten Türken auf dem Heimwege Unfug machten. Aber es half nichts, sie blieben ruhig sitzen, und so wurde denn richtig eine halbe Flasche Raki bei irgend einem Bakkal aufgetrieben. Ich mußte mit theilnehmen, erklärte aber positiv daß meine körperliche Constitution keinen Branntwein vertragen könnte. Der Vorrath war bald vergriffen und es wurde mehr verlangt, aber der ausgeschickte Bursche kehrte mit der Nachricht zurück daß im ganzen Orte nichts mehr aufzutreiben sey, und so machten sich die Türken ziemlich verdrießlich auf den Rückweg.

Nun waren wir allein, und Griechisch trat an die Stelle der

Digitized by Google

türkiſchen Sprache; übrigens war mein Wirth der einzige Kenner der griechiſchen Sprache im ganzen Orte. Ehe aber die Unterhaltung von ſeiner Seite ihren ungezwungenen Fortgang hatte, wollte er ſich, der lieben Vorſicht wegen, Gewißheit verſchaffen wie ich im Punkte der Religion dachte, und fragte mich daher ohne Umſchweife, und ich antwortete ihm ebenfalls ohne Umſchweife daß ich ein Chriſt ſey. Dieſe Antwort ſchien ihm entweder nicht richtig oder nicht genügend zu ſeyn, er wollte mehr wiſſen; aber was ſollte ich ihm mehr ſagen? Ich verſtand ihn nicht, oder vielmehr ich that als verſtände ich ihn nicht; weil es aber mit der Unterhaltung nicht recht fort wollte ſolange dieſer Punkt nicht erledigt war, ſo erklärte ich ihm daß ich längſt ſchon unter Vermeidung jeder ſeparirenden Benennung mich einfach für einen Chriſten erklärte, indem ich mich, nach dem Stifter meiner Religion benennend, mich zum Glauben an denſelben bekannte. Damit beruhigte er ſich und fuhr nun in ſeinem theologiſchen Discurs fort; ich machte aber bald die Entdeckung daß die Theologie eben nicht ſeine Hauptſtärke war, und daß er ſelbſt in den unterſcheidenden Lehren ſeiner Kirche nicht fertig eingeſchult war. Deſto beſſer aber war er über die Verhältniſſe des Orts unterrichtet, worüber er mir ſehr ſchätzbare Auskünfte gab. Mit einer gewiſſen Naivheit fragte er mich, wie trotz der wiederholten Befehle des Sultans, trotz des neueſten Hattiſcherif und trotz der deutlichen Inſtructionen der Miniſter nicht nur die türkiſche Bevölkerung im allgemeinen, ſondern ſelbſt die Beamten ſich des Ausdrucks Gjaur, und ſogar in ſeiner noch mehr verletzenden Form, Kjafir, bedienten. Die Frage konnte ich ihm ſelbſtverſtändlich nicht beantworten, ſagte ihm aber daß er und ſeine Mitbürger gewiß das Recht hätten bei einem eclatanten Fall dieſer Art ſich in geziemender Weiſe darüber zu beſchweren. Dann wollte er wiſſen warum im officiellen Kanzleiſtyl der Pforte der Sohn des Mohammedaners ibn, und der Sohn des Nichtmohammedaners weled heiße, warum der verſtorbene Türke fewt, und der verſtorbene Chriſt mürde ſey; den Grund konnte ich ihm auch nicht angeben, ich meinte aber daß es nicht der Mühe werth ſey ſich über ſolche Schrullen zu formaliſiren, da weled und mürde weder etymologiſch noch lexikaliſch eine beſchimpfende Nebenbedeutung hätten.

(Fortſetzung folgt.)

Die Heerſtraßen nach Indien.

Indien mit ſeinen 150 oder 180 Millionen Einwohnern wird durch eine Armee von 200,000 Mann im Zaum gehalten, und in dieſer Armee dienen noch nicht 50,000 Europäer, theils königliche Truppen, theils Söldner im Dienſt der Compagnie. Dieſe Handvoll Europäer iſt nicht nur ausreichend, ſondern ſie könnte noch beträchtlich vermindert werden, wenn die indiſche Regierung nicht von einer Einverleibung, von einer Eroberung, von einem aſiatiſchen Kriege zum andern ſchritte. Der ariſche Hindu mit wenigen örtlichen Ausnahmen iſt ſo feig und waffenſcheu, daß er ſogar des fremden Schutzes bedarf gegen die halbthieriſchen oder wenigſtens ſehr niedrigen Geſchöpfe der Ureinwohner Hindoſtans, wenn dieſe, wie die Santals vor zwei Jahren, ihre Dſchungeln verlaſſen und in die cultivirten Ebenen einbrechen. Die Bevölkerung iſt ferner getheilt durch religiöſe Bekenntniſſe, eine Kluft, die im Morgenlande ſich niemals überbrücken läßt. Es begegnen ſich im brittiſchen Reiche Brahmanen und Buddhiſten, Sunniten und Schiiten, Parſen, Juden und Chriſten aller Farben. Dicht durcheinander wohnen Völker verſchiedener Abkunft, ariſche Hindus, Drawidas, Perſer, Afghanen, Araber, Mongolen. Auch gibt es keine Sprachenheit, oder höchſtens eine allgemeine gelehrte Sprache, welche aber nur die höchſte Kaſte in der brahmaniſchen Geſellſchaft verſteht. Zwei große und fremde Sprachenfamilien theilen ſich in den Norden und Süden der Halbinſel, und jede zerfällt wieder in geſonderte Sprachengebiete. Mehr als alles trennen aber in dieſer bunten Welt die einzelnen Elemente die geſellſchaftlichen Kaſtenunterſchiede. Die intelligente und die wohlhabende Kaſte, welche die Spitze der geſellſchaftlichen Pyramide bildet, iſt gezwungen für die Reinheit der leiblichen Atmoſphäre auf 15, ja auf 60 Schritte zu ſorgen, da ſchon in ſolcher Entfernung ein niedrig gebornes Menſchengeſchöpf den Brahmanen zu beſudeln vermag. Da in vielen eingebornen Regimentern Brahmanen dienen, ſind daher die Officiere gezwungen nach der Kaſte des Recruten zu fragen, weil ſonſt, wenn etwa ein Recrut ſeine unreine Abkunft verheimlichte, ſeine Cameraden ihn ohne weiteres erſchlagen würden. In Indien heißt es nicht divide et impera, ſondern das Herrſcherwort allein iſt nöthig für die längſt zergliederte Geſellſchaft.

Und dennoch würden 20 bis 30,000 feindliche europäiſche Truppen, die bis zum Indus gelangten, wenn ſie ſich nur ein paar Monate hielten, völlig ausreichen um die große Herrſchaft zu ſprengen. Der Hindu wie der Muſelmann wird nie eine chriſtliche Herrſchaft ertragen. Alle Wohlthaten der brittiſchen Verwaltung, vor allem die Juſtizpflege, die geregelte Steuererhebung, die Förderung des leiblichen Befindens erkauft der Orientale mit der tiefen Schmach einem Barbaren, einem Ungläubigen, einem Herren aus einer niedrigen Kaſte zu gehorchen, einem Unreinen der unreines ißt, einem Gotteslaſterer der Thiere, der ſelbſt die geheiligten Kühe ſchlachtet, was im Sinne des Inders genau ſo ruchlos iſt als wenn wir von Menſchenfreſſerei ſprechen. Die brittiſche Herrſchaft iſt gewiß voller Mängel, denn was vermögen ein paar hundert Beamte und Schreiber an jahrtauſend alten Zuſtänden in etlichen Menſchenaltern zu ändern? Allein trotzdem genießt Indien gegenwärtig einen Vorgeſchmack politiſcher Seligkeit gegen die Hölle des aſiatiſchen Deſpotismus, dem es durch die brittiſche Eroberung entgangen iſt. Und dennoch mag da kommen wer da will, der grauſamſte Eroberer, man wird ihm zujauchzen wenn er die Engländer vertreibt, wenn er eine neue Aenderung bewirkt, wenn das Reich der Barbaren nur wieder zertrümmert iſt und Luft entſteht zur Bildung neuer Zuſtände. Ein europäiſcher Eroberer dürfte nur den Fuß ins Industhal ſetzen, und wenige Provinzen würden die Ereigniſſe als müßige Zuſchauer abwarten, ſondern die meiſten die Waffen ergreifen, namentlich die ſtreitbaren Völker des Nord-

Digitized by Google

weſtens, zu deren abermaliger Unterwerfung vielleicht ein anderes Jahrhundert wieder nöthig werden könnte. Dem Eroberer würde ein heutzutage Völkerſchwarm turaniſcher und iraniſcher Reiter folgen, denn die Ausſicht auf Plünderung in dem goldenen Indien, dem Land der Phantaſie und des Truges, würde Wolken dieſer Raubvögel unwiderſtehlich zum Angriff mit fortziehen.

Das alles geſtehen ſich die Britten mit mehr oder weniger Uebertreibung ein, und es fragt ſich nur, wenn es keine geflügelten Roſſe, keine Locomotion nach dem Geſchmack orientaliſcher Märchen gibt, wenn der Eroberer die Pfade der Sterblichen wandeln muß, welche Straße ihn am ſicherſten und bequemſten nach der Halbinſel führen möchte. Darüber befinden ſich die verſchiedenartigſten Anſichten im Curs. Auf dem Feſtland, je nachdem der Neid gegen britiſche Macht groß oder gering iſt, ſtellt man ſich die Aufgabe leicht oder ſchwieriger vor, aber ſelbſt in England kann man vollſtändige Widerſprüche zu leſen bekommen. Ein Theil der Preſſe betrachtet die Verwicklungen in Afghaniſtan als ein von Rußland ausgebrütetes Ei, und erklärt friſchweg den Heerzug des Schah gegen Herat als eine ruſſiſche Invaſion Indiens, die Perſer ſelbſt als die Vorhut des Eroberers, die ſich gegen den Bholan-Paß bewege. Dieſe publiciſtiſche Staubwolke wird theils durch die Ignoranz der guten Leute, zum Theil aber auch abſichtlich erregt, um die Kunſtſucht und Händelſucht Lord Palmerſtons zu motiviren und das engliſche Publicum auf neue Eroberungen vorzubereiten oder lüſtern zu machen. Da iſt nun nichts wirkſamer als die Perſer für ruſſiſche Verpeſten zu erklären. Ein großer Theil des britiſchen Volkes ſieht mit einer Art von verzweifelter Reſignation der Ausdehnung der aſiatiſchen Herrſchaft zu, weil die bunte Seifenblaſe mit dem wachſenden Durchmeſſer nothwendig einmal ſpringen muß. Ein anderer Theil und — zur Ehre der britiſchen Nation ſey es geſagt — ein anſehnlicher Theil fragt beſtändig, mit welchem Rechte denn die Beſitzungen der Krone von Jahr zu Jahr vergrößert werden. Um die Zaghaftigkeit der Furchtſamen, die moraliſchen Bedenken der Gewiſſenhaften zum Schweigen zu bringen, ſtellt man die nordweſtliche Gränze Indiens als bedroht und Perſien als den Sack dar, der die Schläge empfängt die dem Eſel gelten ſollen. Ein Krieg gegen Rußland iſt noch immer populär in England, alſo muß die Möglichkeit einer ruſſiſchen Invaſion, alles Unrecht eines perſiſchen Krieges, alle Gewalt der bevorſtehenden Eroberungen rechtfertigen. Man hat alſo Urſache mit Argwohn alles zu betrachten was in England über die Leichtigkeit eines Marſches nach dem Indus geſagt wird.

Auf dem Weg um das Cap iſt Indien erobert worden, zur See würden alſo am nächſten und bequemſten den Britten ihre Eroberungen entriſſen werden können. So lange aber England die ſtärkſte Marine beſitzt, wird es keinen Feind an den indiſchen Küſten zu erwarten brauchen, mag er ums Cap, mag er durch den Canal des Hrn. v. Leſſeps und ſeiner Bewunderer, mag er den Euphrat hinabſchwimmen. Vom Nordoſten, vom Norden, von Nordweſten hat England keinen Eroberer zu befürchten. Dort ſchützt der Himalaya und der Hindukuſch. Es gibt freilich immer noch Gläubige, die es für möglich halten eine Armee mit Cavallerie von Balch nach Kabul zu führen. Sie wiſſen auch viel zu erzählen von der doppelten Linie arteſiſcher Brunnen die Rußland vom öſtlichen Ufer des caſpiſchen Sees nach dem Aralſee habe graben laſſen. Mag nun das wahr ſeyn, ſo verſündigt man ſich doch an dem bisher immer bewährten geſunden Verſtand der Ruſſen, wenn man glaubt ſie würden den arteſiſchen Brunnen zu lieb auf dem Marſch nach dem Indus einen Umweg nach dem Aralſee machen, denn vom Aralſee wäre der nächſte und bequemſte, wenn auch nicht der geradeſte Weg nach Indien für eine ruſſiſche Armee die Rückkehr nach dem öſtlichen Ufer des caſpiſchen Sees, und auf dieſem Rückweg würden ihnen allerdings die arteſiſchen Brunnen in doppelter Linie von unberechenbarem Nutzen ſeyn.

Stellen wir uns aus Galanterie die Ruſſen ein wenig klüger vor als ihre anderen Courmacher es zu thun pflegen, ſo werden ſie bei Aſtrabad landen, mit dem Willen des perſiſchen Schah, wenn er ſeinen Verſtand verloren hat, oder gegen ſeinen Willen, wenn er ihn nämlich, den Verſtand oder den Willen, noch beſitzt. Der Widerſtand der Perſer würde kein großes Hinderniß ſeyn. Ein paar ruſſiſche Regimenter und Geld für einen Thronprätendenten reichen aus um den Schah in Schach zu ſetzen. In drei Tagen ſind die Ruſſen Meiſter von Aſtrabad und werden dieſen Punkt mit einer ſtarken Garniſon verſehen, um mit dem caſpiſchen Meere in Verbindung zu bleiben. Ihr nächſtes Ziel iſt dann Herat, wohin ſie in drei Colonnen der beſſeren Verpflegung wegen getheilt aufbrechen. Daß es zwei treffliche und eine brauchbare Straße von Aſtrabad dorthin gibt, hat man erſt im vorigen Jahre durch das Werk eines franzöſiſchen Officiers Hrn. Ferriers [1] erfahren, der, früher am Hofe des Schahs in Dienſten, Teheran in den vierziger Jahren verließ und auf drei Wegen vergeblich verſuchte Indien zu erreichen, bis er nach langen Irrfahrten in Afghaniſtan, Beludſchiſtan und Choraſſan den Verſuch aufgab zu Land nach Indien zu gelangen. Der verdienſtvolle Reiſende befindet ſich noch heutigen Tages im Dienſte der engliſchen Compagnie, und ſein Reiſewerk, welches, franzöſiſch geſchrieben, keinen Verleger fand, iſt in der engliſchen Ueberſetzung im vorigen Jahre erſchienen, und gegenwärtig eine der Hauptquellen unſeres geographiſchen Wiſſens über den Oſtrand des Tafellandes von Iran geworden. Zwei der großen Straßen vom caſpiſchen See nach Herat vereinigen ſich in der heiligen Stadt Meſchhed. Die eine führt im Thale des Atrek hinauf, wo Waſſer und Futter für die Pferde allenthalben zu finden iſt. Die andere über Schahrud und Nüſchapur iſt die große Karawanenſtraße durch eine bevölkerte Gegend, wo es weder an Waſſer noch an Lebensmitteln mangelt. Der gerade Weg von Aſtrabad über Schahrud, Terſchiz nach Herat iſt zwar auch für die Artillerie brauchbar, allein beſchwerlicher als die Umwege über Meſchhed, ſo daß nur einer kleineren Abtheilung dieſer Marſch zugemuthet werden darf. In Meſchhed aber werden die Ruſſen eine Zeitlang raſten wollen, auch müſſen ſie dort Magazine anlegen und eine ſtarke Garniſon zurücklaſſen. Von Meſchhed nach Herat rechnet man 50 deutſche Meilen. Der Weg iſt für eine Armee nicht unüberwindlich. Schah Mohammed zog ihn 1837 um Herat zu belagern mit 40,000 Mann und ſämmtlicher Artillerie. Der Weg führt anfangs etliche dreißig Meilen durch eine dünnbevölkerte, von Turkmänen verheerte und ausgeraubte Gegend. Waſſer iſt in-

[1] Caravan Journeys and Wanderings in Persia, Afghanistan and Beloochistan by J. P. Ferrier, translated by Capt. William Jesse. London 1856.

Digitized by Google

deſſen vorhanden. Es gibt verſchiedene Straßen, ſo daß die Ruſſen in Colonnen ſich theilen können. Bei Ghorian betreten ſie die blühende Oaſe Herats, wo ſie ziemlichen Ueberfluß finden. Mohammed konnte dort wenigſtens ſeine 40,000 Mann ernähren, wenn auch gegen Ende der zehnmonatlichen Belagerung Herats die Lebensmittel im perſiſchen Lager ſehr knapp wurden. Sollten die Ruſſen in Herat nicht mit geöffneten Thoren empfangen werden, ſo müßte doch die Stadt nach kurzer Belagerung fallen, denn alle Sachverſtändigen ſtimmen überein daß Herat trotz der Verbeſſerungen, die engliſche Ingenieure in neuerer Zeit angebracht haben, nur ein Bollwerk gegen aſiatiſche Kriegskunſt gewährt, aber einer europäiſchen Armee wenig Anſtrengung koſten würde.

Herat wäre der dritte Punkt wo die Ruſſen eine ſtarke Abtheilung ihrer Heeresmacht zurücklaſſen müßten. Alle Straßen die vom Industhale weſtlich und nordweſtlich nach dem Nordrande Irans führen, kreuzen ſich in Herat, dem Königsſitze der Nachfolger Timurs. Von Herat aus läuft die „Kaiſerſtraße" nach Kabul und in das Fünfſtromland gerade gegen Weſten, von Herat mehr in ſüdöſtlicher Diagonale die große Straße nach Kandahar und den Päſſen in das Tiefland des Indus. Der ruſſiſche Eroberer wird indeſſen wahrſcheinlich einen Einfall in das Fünfſtromland von Herat aus aufgeben. Der Weg von Herat nach Kabul, den Sultan Baber zog, iſt einer der beſchwerlichſten, und eine Armee welche die Straße über Bamian einſchlagen muß, läuft die größte Gefahr, ſelbſt wenn ſie völlig unbeläſtigt zöge, in den öden Gebirgsſchluchten des Hindukuſch umzukommen. Die Britten würden aber nicht müßig zuſchauen, ſie würden ſogleich Kabul beſetzen und von dort aus die Gebirgspäſſe ſichern. Dieß iſt auch der Grund, weßhalb ein etwaiges Vordringen der Ruſſen am Oxus nie für Indien Gefahren bringen kann. Aber ſelbſt wenn ihnen das von der Natur ſo wohlverſchanzte Kabul in die Hände fiele, die Eroberer hätten noch nicht alle Schwierigkeiten überwunden, ſondern ſie müßten erſt die Keyberpäſſe gewinnen. Die Beſchwerden dieſer Straße ſind ſo auserleſen und die Vertheidigung ſo leicht, daß kein Menſch und vor allen die Ruſſen nicht an einen ſo abenteuerlichen Zug denken würden, wo wenige hundert Mann die größte Armee aufhalten könnten.

Weit bequemer iſt die Straße nach Kandahar, die auf 80 bis 100 deutſche Meilen geſchätzt wird. A. Conolly (October 1833) erreichte die Stadt in zwölf Tagemärſchen, allein er war beritten und es wurde täglich eine Strecke von 6—7 deutſchen Meilen, ja ſogar einmal ein Eilmarſch von 50 engl. Meilen zurückgelegt. Die Artillerie, wird man zugeben, bewegt ſich langſamer und die Ruſſen im allgemeinen ſehr langſam. Drei Straßen die ſich bei Giriſchk am Hilmend vereinigen und von denen zwei über Furrah führen, ſind der Reiterei und der Artillerie zugänglich. Sir John Mc. Neill, der brittiſche Botſchafter am perſiſchen Hof, ſchrieb zur Zeit der Expedition gegen Herat (1837) an Lord Palmerſton: „Ich kann Ew. Lordſchaft verſichern daß kein Hinderniß weder in der phyſikaliſchen Beſchaffenheit des Landes, noch in dem Mangel an Vorräthen vorhanden iſt, um einer großen Armee den Marſch von den Gränzen Georgiens durch Perſien zu wehren. Wenigſtens gibt es ſchlechterdings kein Hinderniß für den Marſch nach Herat, und nach allen eingezogenen Erkundigungen bietet das Land zwiſchen dieſer Stadt und Kandahar keine Schwierigkeiten, ſondern würde dem Marſch großer Truppenmaſſen jede Erleichterung gewähren." Dieſe Beſorgniß des brittiſchen Botſchafters iſt indeſſen ein wenig übertrieben. „Auf der ganzen Strecke, ſagt Ritter (Aſien VIII, S. 161) zwiſchen Herat und Kandahar iſt nur ſehr wenig Anbau und man bemerkt ihn nur in der Nähe der Flüſſe. Die Afghanenſtämme, zwiſchen welche wilde Beludſchen nur hie und da eingedrungen ſind, leben unter Filzzelten in größter Unthätigkeit, ärmlich, grob gekleidet, ſchmutzig, genügſam, mit einfachen Speiſen. Hart gepreßte Salzgurken mit gekochter Butter und ungeſäuertem Brod iſt ihre tägliche Nahrung, deren ſie nie überdrüſſig werden. Nur im Frühling genießen ſie Fleiſch, und nur bei Feſten eſſen ſie tüchtig und ſprechen wenig."

Aus den Itinerarien, die wir über die Route von Kandahar nach Herat beſitzen, ergibt ſich nur ſo viel, daß erſtens eine Straße vorhanden iſt auf der ſich Artillerie bewegen kann, daß keine unzugänglichen Gebirge, keine ſchwierig zu bezwingenden Defileen zu überwinden ſind, und vor allen Dingen daß man überall Waſſer findet, und zwar Waſſer für viele Tauſende ſammt ihren Pferden und Laſtthieren. Lebensmittel wird man aber mit ſich nehmen müſſen. Die Bildung einer großen Karawane aber und die Errichtung von Magazinen auf der Mitte des Weges dürfte längere Zeit koſten.

Dieß alles bezieht ſich auf die geraden Wege in ſüdöſtlicher Richtung. Ferrier macht indeſſen aufmerkſam daß es eine Waſſerverbindung zwiſchen Herat und Kandahar gibt, die beide Städte, wenn auch in einem ſpitzen Winkel, vereinigt. Im Süden von Herat und im Südweſten von Kandahar liegt nämlich der See (Gareh) Hamun, in welchen der Harut, der von Herat her, und der Hilmend, der an Kandahar vorbei fließt, ſich ergießen. Der Hilmend iſt eine große Strecke aufwärts ſchiffbar. Der Umweg in den Thälern dieſer Ströme und über den See iſt zwar nicht unbeträchtlich, allein er führt durch wohlangebaute fruchtbare Gegenden.

So hätten wir denn die Ruſſen ohne ſonderliche Gefahren glücklich bis Kandahar gebracht. Sie ſind jetzt aber beinahe 200 deutſche Meilen von ihrem Ausgangspunkte am caſpiſchen See entfernt, und wenn ſie 80—100,000 Mann ſtark vor Aſtrabad erſchienen, ſo werden ſie überall ſo viel Truppen detaſchirt haben, daß wenn ſie auch Kandahar noch beſetzen wollen, ihnen kaum noch 40,000 Mann für den Marſch nach dem Industhale übrig bleiben werden.

Drei große Straßen führen nach dieſem Thale von Kandahar aus. Die eine nordöſtliche über Ghazna würde wieder in Kabul endigen, wo die Britten die Ruſſen gemächlich erwarten könnten. Die zweite kürzeſte gerade gegen Oſten mündet bei Dera Ghazi-Chan am Indus. Die dritte führt nach den berühmten Bholan-Päſſen. Dieſe dritte Straße iſt diejenige, wo die Britten ſich am meiſten gefährdet halten. Der Weg von Kandahar nach Quetta (Ketta auf den Karten zu Ritters Aſien) in dem Gebirgsthale Piſchin iſt zwar beſchwerlich, allein er bietet keine Hinderniſſe um das Vordringen zu verhindern, auch rühmt man den kühlern Höhen geſunde Luft nach. Von Quetta erreichen die Karawanen am dritten Tage die furchtbare Bholan-Paſſage. Von dem Oſtrande des iraniſchen Hochlandes führen nämlich mehrere Felſengaſſen in das tiefe Industhal hinab. Der Bholan-Paß iſt eine ſolche Schlucht mit ſenkrechten Wänden, die anfangs nur einem Dutzend Reiter

Digitized by Google

Raum gewährt. Vier Stunden lang zieht ſich der Weg beſtändig zwiſchen Klippen hin, und an dieſer Stelle iſt es wo ein einziges Regiment jedes noch ſo ſtarke Heer aufzuhalten vermöchte. Uebrigens iſt dieſe Route im Sommer gar nicht brauchbar, denn ſowie der Wanderer bei Dadur in das Tiefland herabſteigt, trifft er dort eine Peſtluft an, der er raſch zum Opfer fällt. Es zieht daher um dieſe Zeit keine Karawane dieſen Weg der völlig bis zum Winter verödet. Nur hin und wieder wagen ſich einheimiſche Couriere in dieſer Zeit durch den Bholan, die aber nicht ſelten ein Fraß der Hyänen werden ſollen. (Ritter VIII, S. 173.)

Den Karawanen bleibt in dieſer Zeit nichts übrig als von Quetta nach Kelat in Beludſchiſtan abzubiegen, um durch den ſeltſam gewundenen Mûla-Paß, der in dem Gundava-Lande mündet, das Sind zu erreichen. Dieß iſt ein ungeheurer Umweg, denn er führt in Hufeiſenform nach Schikarpur. Ritter ſagt, der Weg ſolle für Karawanen nicht übel ſeyn. Auf der großen Karte von Afghaniſtan welche die indiſche Compagnie herausgegeben hat, iſt dieſer Paß deutlich verzeichnet und er beginnt an der Quelle des Mula-Fluſſes bei Anjeera oder Angeera, wie andere britiſche Quellen den Ort nennen, der 5250 Fuß über dem Meere liegt. Der Paß erhebt ſich Kotree im Gundawa, 600 Fuß über dem Meer, und hat eine Länge von 100 engl. Meilen. Dieſen Paß iſt bereits ein britiſches Armeecorps nach der Erſtürmung Kelats unter General Wiliſhire 1839 gezogen. Dadurch kennt man genau die verſchiedenen Haltepläze und die Beſchaffenheit des Defilee's. Nach dieſen Quellen gibt das ausgezeichnete Werk von Thornton (Gazetteer of the Countries adjacent to India II, p. 57) folgende Belehrung: „Nach Bapow 12 (engl.) Meilen entfernt fiel die Straße ſteil ab, da die Höhendifferenz zu Angeera 1250 Fuß beträgt. Der Fluß ſchien an einigen Stellen ganz unter ſeinem Kiesbett zu verſchwinden, ſeine Tiefe betrug niemals mehr als etliche Zoll. Zu beiden Seiten wurden ſchroffe und hohe Berge ſichtbar. Der nächſte Marſch nach Peſee Bhent 4600 Fuß hoch, betrug 12 Meilen. Das Bett des Fluſſes war an vielen Stellen trocken und bildete im allgemeinen die Straße. An einer Stelle rückten 500 Fuß hohe Abhänge ſo dicht aneinander daß der Durchgang nur 30 — 40 Fuß breit blieb. Ein Feind könnte dort jedes Vordringen von Truppen durch Herabrollen etlicher Steinblöcke verhindern, da ſich das Terrain nirgends umgehen läßt." Der Paß wird von dieſem Punkte an offener, obgleich er immer noch der Vertheidigung große Mittel gewährt. Die Kanonen welche die Engländer mit ſich führten, waren leichte Feldſtücke. Dieſe Straße, heißt es weiter, die aus einer Reihenfolge von offenen Plätzen beſteht, die durch enge Paſſagen wieder geſchieden werden, iſt außerordentlich leicht zu vertheidigen, da ſich allenthalben gute Lagerplätze, ſowie Holz, Waſſer und Futter finden.

Wir haben oben von der zweiten Straße geſprochen die von Kandahar gegen Oſten geradenwegs nach dem Indus führt. Man hat dort nicht nöthig bis Quetta zu gehen, ſondern die Straße beginnt ſchon im Tiefthale von Pîſchin und mündet bei Dera Ghazi Chan am Indus. Kein Europäer iſt bis jezt dieſe Straße gezogen. Nach unſern Karten iſt die Straße beſonders öde, denn nur ein einziger großer Ort Tull findet ſich Mitte Weges. Beſitzen wir alſo über die Schwierigkeiten dieſer Route für eine Armee keine klaren Vorſtellungen, ſo wiſſen wir doch ſo viel genau daß die Straße zulezt den Oſtrand des iraniſchen Tafellandes erreicht und in die Tiefebene des Indus hinabſteigen muß. Alle dieſe Päſſe welche von der Höhe nach der Tiefe hinabführen, ſind enge Gebirgsſpalten, Felſengaſſen, wie Ritter ſie nennt. Durch ſolche Nadelöhre muß nun eine Armee, zu einem Faden ausgedehnt, ſchlüpfen, und der Feind braucht nur das Oehr zu verſtopfen daß der ſchwache Faden nicht hindurch kann. Der Paß, der nach Dera Ghazi Chan führt, heißt nach dem Dorfe Sakhee Surwar, wo er in das tiefe Induslland mündet. Wir wiſſen im allgemeinen nur daß er höchſt beſchwerlich iſt, außerordentlich ſteil herabfällt und die Straße zu beiden Seiten durch Höhen beherrſcht wird. Eine einzige Quelle iſt in der Nähe.

Ganz in neueſter Zeit ſoll ein neuer Paß den Britten bekannt geworden ſeyn. Er führt über Kohat nach Kabul, und die Expedition des Brigadier Chamberlain, die eben von Kohat zurückgekehrt iſt, fand dieſe Straße bis 30 engl. Meilen vor Kabul, von wo man umkehrte ganz brauchbar.

Dieſe Darſtellung, hoffen wir, wird genügen um das Abenteuerliche einer Bedrohung Indiens durch ruſſiſche Truppen ſattſam zu erweiſen. Selbſt wenn die Britten ungeſtört ihre Annäherung geſchehen ließen, würden ſie doch eben nur den Rand des iraniſchen Tafellandes erreichen, und ſie müßten dort durch eine jener Felſengaſſen hindurch. Gelänge ihnen der Durchbruch nicht, ſo würden von der Armee, möchte ſie ſtark oder ſchwach ſeyn, wenige mehr ihr Vaterland wiederſehen. Der Zug geht durch Länder die von den verſchiedenſten, herrſchenden und unterworfenen, jedenfalls beutelluſtigen und treuloſen Völkerſchaften bewohnt werden. An jedem wichtigen Punkte auf mehr als 200 deutſchen Meilen müßten Beſatzungen zur Sicherung der Verbindungen zurückgelaſſen werden. Hätte man den einen Völkerſtamm als Bundesgenoſſen erworben, ſo würde der andere dadurch ins feindliche Lager getrieben. Die erſte Niederlage würde aber augenblicklich zum Abfall der Hülfsvölker führen, und die Aſiaten würden ſich keinen Augenblick beſinnen heute über ihren geſtrigen Bundesgenoſſen herzufallen, und ihn auszuplündern, wenn ſie den ſiegreichen nicht mehr zu fürchten brauchten. Man kann daher nur die Achſel zucken, wenn man Behauptungen niederſchlucken muß als vermochten die Ruſſen vom caſpiſchen Meere aus in 15 Tagen vor Herat und in 40 Tagen am Indus zu ſtehen. Es iſt möglich daß jemand in der angegebenen Zeit Herat und Indien von Aſtrabad erreicht, dieß vermögen aber nur Couriere oder Reiſende, die bloß den Fuß in den Bügel zu ſetzen brauchen. Eine Armee aber mit Artillerie, der die Lebensmittel nachgeſchoben werden, die ſich theilen muß, die zu Fuß marſchirt, die von der Quantität des vorhandenen Trinkwaſſers unterwegs abhängt, die jeden kennen Umweg der beſchwerlichen geraden Straße verzieht, die keinen Schritt vorwärts machen darf, ohne ihren Rückzug zu ſichern, die erreicht nicht in 15 und 40 Tagen, nicht in 15 und 40 Wochen Herat oder Indien.

Nicht ohne Befremden hat man ſich jezt in England erinnert daß man in Indien nicht eine große Feſtung, nicht eine! beſitzt, welche einen Eroberer aufhalten, wo ſich eine geſchlagene Armee wieder ſammeln konnte. Würde ein Eroberer im Pendſchab eine Schlacht gewinnen, der Weg bis Calcutta oder bis Kurratſchie ſtände ihm völlig offen. Wir müſſen immer ſiegen, ſagte kürzlich Weſtminſter Review, wir müſſen jedesmal dreimal ſechs werfen, denn wenn die Würfel anders fallen, iſt ganz Indien verloren.

Warum alſo, wenn der Marſch nach dem Industhale ſo leicht iſt, wenn es nur des Erſcheinens europäiſcher Feinde bedarf um das brittiſche Reich in hellen Aufruhr zu verſetzen, warum, fragen wir, hat Rußland dieſe entſcheidende Diverſion im orientaliſchen Kriege nicht ausgeführt? Warum hat es ſich froh und dankbar mit Perſiens Neutralität begnügt? Warum haben die ruſſiſchen Truppen, die 1852 angeblich zur Züchtigung turkmäniſcher Räuberſtämme vom kaſpiſchen See aus den Atrek hinauf in der Richtung gegen Meſchhed marſchirten, augenblicklich wieder Kehrtum gemacht, als Großbritannien gegen dieſes Vordringen proteſtirte? Warum haben ſie den Schah Mohammed 1837 und 1838 nicht offen durch Hülfsvölker unterſtützt? Herat wäre dann gefallen, und zwar zu einer Zeit wo die Britten weder das Sind noch das Pendſchab beſaßen.

An allen Bedrohungen Indiens iſt nur ſo viel wahr, daß wenn die Ruſſen oder der Schah von Perſien, ihre Creatur, Herat beſäße, von dort aus allerlei Verſchwörungen und Unruhen in Indien angezettelt werden könnten, welche die Engländer beſchäftigen, ermüden und vielleicht aufreiben könnten. Gewiß kennt die Geſchichte unzählige Beiſpiele daß Eroberer ſiegreich von Iran nach Indien eingedrungen ſind. Allein es waren doch nur aſiatiſche Kriegsvölker gegen aſiatiſche Vertheidiger und aſiatiſche Verrätherei im Rücken der Vertheidiger, welche das Wunder bewirkten. Haben nun jetzt auch die Britten keine Feſtungen um den ſiegreichen Feind aufzuhalten, ſo beſitzen ſie gegenwärtig theilweis und in nächſter Zukunft bald vollſtändig ein Vertheidigungsmittel ihrer nordweſtlichen Gränze, welches mehr werth iſt als eine Feſtung, nämlich ihre Eiſenbahnen, die ihnen erlauben raſch eine große Truppenmacht am Punkte der Gefahr zu verſammeln. Auch werden ſie nicht verſäumen aus dem gegenwärtigen Krieg mit Perſien Nutzen zu ziehen. Den letzten benutzen ſie zur Wegnahme von Aden und Kurratſchie. Dießmal iſt ihr Augenmerk auf Kandahar gerichtet, und gelingt es ihnen ſich dieſes Schlüſſels von Iran [1] wie von Indien zu bemächtigen und es ſtark zu befeſtigen, ſo iſt der letzte Riegel für weſtliche Eroberer vorgeſchoben.

Ein neuer Proceß gegen Sklavenhändler in Baltimore.

Wir entnehmen dem „Philadelphia Ledger" folgende Angaben über einen neuen Sklavenhändler-Proceß; die darein verwickelten Hauptperſonen heißen Baptiſta und Stabell; ſie ſind beſchuldigt den Schooner C. F. A. Cole zum Sklavenhandel ausgerüſtet und verwendet zu haben. Ein Zeuge, welcher auf der Fahrt von Baltimore nach der afrikaniſchen Sklavenküſte und zurück, mit einer Ladung von 350 Sklaven, nach Segua la Grande auf Cuba Cajütenjunge geweſen, gibt einen anziehenden Reiſebericht. Seine Ausſage, wie der Dolmetſcher ſie zu Papier gab, lautet folgendermaßen: „Ich gieng im verfloſſenen December im Schooner Cole von Baltimore ab; Capitän Baker gieng mit. Das Schiff ſegelte von hier an die Küſte Afrika's, begab ſich aber zuerſt nach Cabindo, und brauchte zwei Monate bis nach Camodo, wo ein Reiſender mit Namen Drummond das Schiff verließ. Es blieb hier einen Tag, kreuzte dann auf offener See einen Monat, und fuhr endlich in den Congofluß ein, und zwar zwiſchen 11 und 12 Uhr Vormittags. Man warf im Fluß Anker, und wartete auf Leute von der Brigg Dolphin. Ein Officier kam an Bord des Schooners, verlangte die Schiffspapiere, und ſtellte Nachforſchungen an über das was ſich an Bord befinde. Der Mate Antonio Silva zog die amerikaniſche Flagge auf, und erklärte, der Officier beſitze kein Recht ein amerikaniſches Schiff zu durchſuchen. Man gab dem Officier ſo viel Branntwein als er ertragen konnte: er ward betrunken und gieng ans Land. So behandelt man die Officiere gewöhnlich wenn ſie an Bord kommen. Man begab ſich dieſe Nacht noch die Küſte aufwärts nach Devil's Point, wo man ankerte. Capitän Labradada und zwei Mann giengen ans Land. Der Capitän aber kam wieder an Bord mit dem Cajüten-Paſſagier, worauf man in Cabindo landete. Die Fracht wurde ausgeladen, und die Neger kamen allgemach, je zehn bis zwölf, alle am Halſe gefeſſelt, in Booten an Bord. Etwa 335 Neger wurden, von acht oder neun Booten zugeführt, eingenommen. Um 8 oder 9 Uhr Morgens befanden ſich ſämmtliche Neger an Bord. Das Schiff lag eine oder zwei Meilen von der Küſte. Man landete vom Schiffe nichts als Whiskey und Gerümpel. Etwa um 1 Uhr dieſes Tags gieng man von Devil's Point unter Segel, und das Schiff fuhr nach Segua la Grande auf Cuba: es brauchte fünfunddreißig Tage zu dieſer Fahrt. Ungefähr fünfunddreißig Neger ſtarben unterwegs. Die Reiſenden welche in Cabindo ausgeſtiegen waren, giengen mit nach Cuba. Die Neger wurden in dem Schiffsraum auf einem über den Waſſertonnen eingerichteten Deck untergebracht, und mit Bohnen, Brod und Reis genährt. Das Landen der Neger in Cuba begann Morgens nach 7 Uhr, und endete Nachts. Nach dem Landen derſelben wurden ſechs Mann abbezahlt. Nur acht Mann waren an Bord als man von Cuba abfuhr — Baker, Silva, ich und fünf Mann. Capitän Labradada, Silva, Antonio, Pollens, ein Paſſagier mit Namen Lippold Drummond, Frank Labradada (ein Vetter des Capitäns) und der Koch ſtiegen bei Cuba aus. Vier Mann wurden in der Cheſapeake-Bay abbezahlt, ehe das Schiff verſenkt ward; ſie befanden ſich auf Fahrzeugen aus Baltimore. Capitän Baker, Antonio, ich und zwei andere waren auf dem Schiff als es, etwa um 8 Uhr Abends, verſenkt wurde. Man bohrte in der Bay die Löcher in das Schiff; es ſchwamm der Küſte zu; ſodann wurden die Pflöcke herausgenommen, und das Fahrzeug ward ſeinem Schickſal überlaſſen. Man nahm vor dem Sinken nichts aus demſelben. Ich ſchiffte mich nach Madeira ein, da ich in meine Heimath nach Cadiz, in Spanien, zurückkehren wollte. Ehe man das Schiff, nachdem es geſunken, verließ, kamen noch drei Lootſen an Bord. Der Mate, Antonio Silva, verließ Piney Point einen Tag nach der Ankunft daſelbſt; die übrigen ſegelten drei Tage ſpäter in einem Dampfer nach Waſhington ab. Ich kam nach Baltimore, und gieng am gleichen Abend wieder ab. Das an Bord befindliche Chronometer nahm Labradada bei Segua la Grande, auf Cuba, mit ans Land."

---

[1] Nadir Schah nannte Choraſſan das Schwert Irans und Herat den Griff des Schwertes. So heißt es auch allgemein, Herat ſey der Schlüſſel zu Afghaniſtan, Kandahar aber der Schlüſſel zu Indien.

Digitized by Google

Ueber die Sitten und Gebräuche der Australier.

Hr. James Browne hielt im canadiſchen Inſtitut (Toronto) am 16 Febr. v. J. einen Vortrag, der ſpäter im Nautical Magazine und überſetzt in Petermanns Mittheilungen abgedruckt wurde. Der Reiſende unterſcheidet vier Stämme an der Südküſte des auſtraliſchen Feſtlandes, wovon der zahlreichſte der Murray-Stamm, von King George Sund bis zum Murray-Fluß, der Weal-Stamm nördlich von Albany, der Cockatu-Stamm öſtlich, und der Kincanup-Stamm in der unmittelbaren Nähe von Albany angetroffen wird. Obgleich in Stämme und Familien getheilt, haben doch die Eingebornen Auſtraliens nichts was einer beſtimmten Regierungsform gliche, weder einen Häuptling noch ſonſt einen Vorgeſetzten, ſie zu leiten und ihnen Rath zu ertheilen. Bisweilen hört man ſie allerdings von einem großen und ausgezeichneten Individuum ſprechen, das, nach ihrer Beſchreibung zu urtheilen, eine hohe und einflußreiche Stellung in dem Stamm einnimmt, und dadurch mögen wohl viele zu dem Glauben verleitet worden ſeyn daß eine Art Häuptlingsherrſchaft von ihnen anerkannt werde. Immer jedoch fand man bei genauerer Prüfung daß dieſer große Mann ſeinen Einfluß auf ſeine Genoſſen nur dadurch erlangt hatte, daß er ein geſchickter und erfahrener Speerwerfer oder blutdürſtiger und herrſchſüchtiger als ſeine Nachbarn war, oder daß er alle, die das Unglück hatten ſeinen Zorn auf ſich zu ziehen, Männer, Frauen und Kinder unbarmherzig getödtet hatte. Da ſie aus bitterer Erfahrung wußten, wie unklug es ſey einem ſo gefährlichen Charakter entgegenzutreten, ſo folgten ihm die übrigen ſeines Stammes aus Furcht, nicht weil er ein beſtimmtes Recht zum Befehl oder zur Herrſchaft beſaß.

Jeder Stamm iſt wegen der Verfertigung einer Waffe oder eines andern Gegenſtandes berühmt. Um dieſe verſchiedenen Gegenſtände auszutauſchen, ſowie auch um eine Luſtbarkeit oder eine große Känguru-Jagd zu veranſtalten, verſammeln ſich die einzelnen Stämme zu gewiſſen Jahreszeiten nach vorheriger Beſtimmung an einem bezeichneten Punkte. Die dabei vorkommenden Scenen ſind mannichfaltig und aufregend; ſie beginnen gewöhnlich in Eintracht und guter Cameradſchaft, und enden in Streitigkeiten und ärgerlicher Trennung.

Der Ort des Rendezvous iſt gewöhnlich in einer Gegend in der es viele Kängurus gibt, und in der Nachbarſchaft eines kleinen Sees. Wenn alle verſammelt ſind, ſo beginnen die Operationen damit daß die Stämme einen großen Kreis um den See bilden. Die Jäger ſtehen anfangs in bedeutenden Entfernungen von einander und breiten ſich über einen großen Landſtrich aus. Zu einer vorausbeſtimmten Zeit ziehen ſie ſich allmählich nach dem See hin, ſchreiend und ihre Speere und Wameras gegen einander ſchlagend. Die Kängurus werden dadurch von allen Seiten nach der Mitte getrieben, wo ſie dann vollſtändig von den Wilden umzingelt ſind. Jetzt machen ſie einen allgemeinen ungeſtümen Fluchtverſuch, und die Scene der Verwirrung und des Lärms, die hierauf erfolgt, iſt nicht zu beſchreiben. Von allen Seiten werden Speere, Killies und andere Waffen geworfen, eine große Menge Wild ſtürzt bei den vergeblichen Anſtrengungen die Gränze zu durchbrechen. Einige fliehen in der Verzweiflung nach dem Waſſer, aber in dem fremden Element erliegen ſie bald ihren Verfolgern. Die Eingebornen kehren mit Beute beladen nach dem Bivouak zurück und thun nichts als eſſen, trinken, tanzen und ſchlafen, bis der Hunger ſie zu einer neuen Jagd treibt.

Da der Auſtralier nur von dem Ertrag der Jagd lebt, wandert er auch beſtändig. Die Hütten werden hauptſächlich aus langem Gras, Binſen, Rinde und Baumzweigen gebaut. Jede iſt groß genug um zwei oder drei Perſonen zu faſſen, die ſich wie Igel im Innern derſelben zuſammenrollen. Ihre Geſtalt gleicht der eines Bogens, der höchſte Theil befindet ſich etwa drei Fuß über dem Boden, die Vorderſeite iſt vollkommen offen und nach dem Hintergrund dachen ſie ſich allmählich ab. Um eine beſſere Vorſtellung eines ſolchen Gebäudes zu gewinnen, denke man ſich eine Schale oder Taſſe mit dem Boden nach oben gewendet und dann in der Mitte von einander geſchnitten, ſo ſtellt jede Hälfte ein kleines Modell eines auſtraliſchen Hauſes dar. Zu allen Jahreszeiten, Sommer und Winter, iſt dieß ihr einziger Schutz; nur mit einem kleinen Feuer am Eingang ſchlafen hier Männer, Weiber und Kinder in Känguru-Felle eingehüllt, in Sturm und Regen, und bieten jedem Wetter Trotz. Beide Geſchlechter tragen einen Mantel aus Känguru-Fellen, deſſen rauhe Seite, wenn es regnet, herausgewendet wird. In den wärmeren Monaten wird auch dieſe Kleidung abgelegt, und die völlig nackten Wilden hüllen ſich nur während der Nacht in ihre Pelze.

Das Durchbohren des Naſenknorpels um Holzſtücke oder Knochen durchzuſtecken, hat ſeine ganz beſondere Veranlaſſung. Ein Stamm wünſcht mit den benachbarten Stämmen über einen beſondern Gegenſtand zu verhandeln oder eine Botſchaft des Friedens und des Einverſtändniſſes zu ſeinen Nachbarn zu ſchicken. Der Auserwählte iſt ein Knabe zwiſchen 12 und 15 Jahren, aber bevor er ſeine Botſchaft antritt, iſt es nothwendig daß er ſich der Operation der Durchbohrung der Naſe unterwirft. Ein kleiner, geſchärfter und faſt rothglühend gemachter Kängurukknochen wird durch den Knorpel, gerade unter den Naſenlöchern getrieben und dort gelaſſen bis die Wunde heilt. In der Zwiſchenzeit vollbringt der Knabe ſeine Miſſion, und ſolange die Wunde nicht geheilt iſt, wird ſeine Perſon als geheiligt betrachtet, man behandelt ihn mit der größten Freundſchaft und mit Achtung überall wo er hinkömmt. Beim Weggehen begleiten ihn ein oder zwei Verwandte oder Freunde bis zu dem nächſten Stamme, deſſen Pflege er übergeben wird; nachdem er kurze Zeit bei dieſem geblieben, bringt man ihn auf dieſelbe Weiſe zu dem nächſten Stamme, und ſo fort bis alle Stämme ſeinen Beſuch empfangen haben, worauf er in gleicher Weiſe von Stamm zu Stamm in ſeine Heimath zurückgebracht wird. Während dieſer Zeit heilt die Wunde, aber der Knochen oder ſonſtige Gegenſtand wird als Schmuck oder Zeichen der geleiſteten Dienſte beſtändig getragen.

Statt der Pomade beſchmieren ſie ihr Haar, wie ſo viele Wilde der Südſee, mit rothem Ocker und ſchmücken es mit Federbüſchen oder Hundeſchwänzen. Bei dem Auſtralier iſt der Bart durch das ganze Leben ein Gegenſtand des Stolzes und der Sorgfalt; die zärtliche Weiſe in welcher er ihn immer liebkoſt und ſtreichelt, zeigt, welches Vergnügen er an ſeinen buſchigen Reizen empfindet. Auch iſt der Bart nicht nur ein äußerer Schmuck, ſondern es ſind gewiſſe Rechte mit ihm verknüpft, von denen nicht das unwichtigſte darin beſteht daß kein Mann ſich verheirathen, noch ein Emu tödten darf, bevor er im Beſitz eines Bartes iſt.

Die Weiber ſind ein Ausbund von Widerlichkeit. Jeder Knochen iſt an den ſcheinbar muskelloſen Gliedern ſichtbar, und dieſe traurigen Skelette bieten das Bild unbeſchreiblichen Elends.

Digitized by Google

Polygamie ist stark im Gebrauch, und die Mädchen werden schon als Kinder verlobt, und oft an Männer die älter sind als ihre Väter. Die Liebe zu den Kindern heitert demnach diese trübselige Existenz, und obgleich der Mann der schwächlichen Hälfte alle häuslichen Lasten aufbürdet, sieht man doch oft daß die Frauen für ihre Männer Partei nehmen und gegen einander zur Ehre ihrer Gatten in Raufereien gerathen, die bisweilen mit blutigen Köpfen enden.

Ihre Waffen bestehen zunächst aus einem neun Fuß langen Speer, dessen Spitze im Feuer gehärtet und außerdem statt der Widerhaken mit einem hölzernen Bart versehen ist, oder man gibt dem Speer eine Spitze aus scharfkantigem Quarz, die mit Gummi befestigt wird. Der Speer wird mittelst des Wamera oder Wurfstockes geschleudert, eines flachen Holzstückes, das kaum dicker als der Einband eines Buches, zwei Fuß lang und in der Mitte etwa vier Zoll breit ist; nach beiden Seiten nimmt es allmählich an Breite ab und läuft an jedem Ende in eine Spitze aus. An dem Ende welches in die Hand genommen wird, befindet sich ein Stück harter harziger Substanz, die man vom Grasbaum gewinnt und die verhindert daß der Wamera beim Schleudern des Speeres aus der Hand fährt. An der entgegengesetzten Spitze ist ein kleines, etwa einen Zoll langes Holzstückchen, das eine Art Haken bildet und in eine flache Vertiefung an den dünnen Theil des Speeres paßt. Soll der Speer geworfen werden, so wird er der Länge nach auf den Wamera gelegt und zwischen Zeigefinger und Daumen gehalten, die beim Halten des Wamera zu diesem Zweck freigelassen werden. Er wird daher von dem Wamera ähnlich wie ein Stein aus der Schlinge fortgeschleudert, und erlangt dadurch eine viel größere Kraft als wenn er aus freier Hand geworfen würde. Im Gebrauch dieser Waffen zeigen die Eingebornen eine überraschende Geschicklichkeit, selten fehlen sie ihr Ziel auf eine Entfernung von 50 oder 60 Schritten. Der Wamera ist aus einem sehr harten Holz, einer Art grobfaserigen und schweren Mahagoni, geschnitzt, das gewöhnlich durch den Gebrauch in kurzer Zeit eine gute Politur erhält.

Der Wamera verläßt nie die Hand des Wilden; wenn seine Speere verschleudert sind, gebraucht er ihn im Faustkampf als Schwert oder Streitaxt, und seine scharfen, harten Kanten schlagen den Köpfen der Kämpfer kaum weniger tiefe Wunden als ein schwerer Dragonersäbel.

Aber von allen Waffen der Australier ist der Kilie oder Bumerang die merkwürdigste. Seine Form ist fast die eines Halbmondes. Ein von Natur in der erforderlichen Form gekrümmter Baumzweig wird sauber abgeschabt, an der einen Seite flach, an der andern leicht convex; seine Länge beträgt ungefähr 15 Zoll von Spitze zu Spitze, und seine Breite fast zwei Zoll. Sein Flug durch die Luft ist excentrisch und sehr verschieden je nach der Geschicklichkeit mit der er geworfen wird. Manche haben die Waffe mehr in der Gewalt als andere, und ein erfahrener Werfer kann ihr fast jede beliebige Richtung geben. Er wirft sie mit aller Macht gegen den Boden, 10 oder 12 Fuß von sich ab, von da prallt sie ab, beschreibt einen Bogen in der Luft und fällt in großer Entfernung zur Rechten oder Linken nieder. Wieder schleudert er sie in ähnlicher Weise zu Boden, sie steigt mit der Schnelligkeit eines Pfeiles in die Höhe, bis man sie kaum mehr erkennt, und nachdem sie einige Augenblicke in der Luft geschwebt hat, fällt sie mit fürchterlicher Schnelligkeit in einiger Entfernung hinter dem Werfer zur Erde. Auf diese Weise wird der Kilie zum Erlegen von Vögeln benutzt. Z. B. eine Anzahl Kakadus zieht heran, der Wilde wartet geduldig, bis die Vögel fast über seinem Haupt sich befinden, dann wirft er den Kilie in der beschriebenen Weise, der bis zu einer gewissen Höhe steigt und beim Herabfallen die Vögel im Fluge trifft, von denen er einige tödtet.

Der Bumerang ist die gefährlichste Waffe des Australiers. Sein Flug durch die Luft ist so schnell daß man ihm kaum mit dem Auge folgen kann, und seine immer wechselnden Bewegungen machen es unmöglich ihm aus dem Wege zu gehen; er ist die einzige Waffe welcher die Eingebornen selbst schwer ausweichen können; gerade die welche sich ganz sicher wähnen und seine Bewegungen durchschaut zu haben glauben, werden nicht selten getroffen, und häufig sieht man einen Wilden, von dessen Hand die Waffe ausgegangen ist, genöthigt sich auf den Boden zu werfen um dem Streiche zu entgehen.

Der Tomahak oder Hammer ist ein rohes und formloses Stück Stein, in der Mitte an einem dünnen hölzernen Griff mittelst Gummi vom Grasbaum befestigt. Man braucht ihn hauptsächlich um die glatten Baumstämme so tief einzukerben daß der große Zeh in die Höhlung eingesetzt werden kann; die Eingebornen können so den Baum nach einem Beutelthier oder andern kleinen Thier ersteigen.

Die einzige andere Waffe ist ein kurzer, schwerer Stock, an einem Ende etwas dicker als am andern, und etwa 18 Zoll lang; er wird auf kurze Entfernungen geworfen, bildet aber auch eine keineswegs verächtliche Waffe, wenn er in der Hand als Keule benutzt wird.

Die Schnelligkeit des Gesichtes, und die Geschicklichkeit welche der australische Wilde besitzt den verschiedenen Waffen auszuweichen, sind wahrhaft erstaunlich. Dieß ist besonders in Bezug auf den Speer der Fall, und zwar in dem Grad daß selten einer von ihm getroffen wird, wenn er auf den Angriff gefaßt war. Fünf oder sechs Speere können in rascher Folge auf einen Mann abgeschleudert werden, und ohne daß er sich von der Stelle bewegt, vermeidet er alle durch eine leichte Biegung des Körpers. Von Kindheit an ist die Uebung im Werfen des Speeres und Bumerangs die Hauptbeschäftigung des Australiers, und stundenlang kann man Kinder sich damit amüsiren sehen daß sie ihre kleinen Waffen gegen einander schleudern.

Die Wanderungen der Gebrüder Schlagintweit über den Kuenlün.

Aus Leh, der Hauptstadt von Ladak am Indus in Groß-Tübet, ist ein Bericht von Hermann und Robert Schlagintweit, d.d. 24 Sept. 1856 an Se. Maj. den König von Preußen eingelaufen, der im neuesten Hefte der Zeitschrift für Erdkunde abgedruckt ist. Die Reisenden verließen Leh am 24 Jul., giengen über den Laotsche-Paß (16,516 Par. F.) nach dem Shayok und Nubra-Thale. Sie begaben sich dann über den Saffar-Paß (16,420 Pariser Fuß), bestiegen den 18,765 P. F. hohen Saffarberg, in dessen Umgebungen sich die bedeutendsten Gletscher des Kuenlün befinden, und gelangten auf die Plateaux südlich vom Karakorum-Paß (mittlere Höhe 16,044 P. F.). Von Saffar aus verkleideten sie

Digitized by Google

ſich als Yarkandi oder Leute aus Yarkand. Es war dieß nothwendig, weil der Maharadscha Gulab Sing, wie man befürchtete, und wie ſich ſpäter ergab, ſie verfolgen ließ, um ſie höflich, aber entſchieden, am weiteren Vordringen zu verhindern. Sie überſchritten hierauf den Karakorum-Paß (17,170 P. F.), und gaben, um keinen Verdacht zu erregen, den begegnenden Karawanen den Beſcheid ſie wollten nach Yarkand ziehen. Kaum hatten ſie aber den Karakorum hinter ſich, ſo bogen ſie gegen Oſten ab, und wendeten ſich auf Kiſtikorum, der hohen (16,326 P. F.) Waſſerſcheide zwiſchen dem Yarkand und Karakaſh-Fluß zu, wobei man an einem Tage vier Päſſe kreuzen mußte von 15,960 P. F. abſoluter, aber geringer relativer Höhe, da die Plateaux nördlich vom Karakorum noch höher ſind als die ſüdlichen. So wurde alſo der Kuenlün in ſeiner ganzen Breite von ihnen unterſucht. „Nichts, heißt es im Bericht, kann mit der Vegetationsloſigkeit der nördlichen Kuenlün-Plateaux und des Karakaſh-Thales verglichen werden. Wenn den Plateaux und dem langen Karakaſh-Thale Waſſer mangelte, ſo wäre alles eine ungeheure Wüſte. Auf einem Marſch von 18 engl. Meilen trafen wir nur vier Species von Pflanzen; oft war tagelang kaum etwas Gras für die Pferde zu finden, ja einige Tage fehlte es gänzlich. Der Kiukiool, etwa 14,800 engl. (13,886 P.) Fuß hoch, deſſen Ufer mit ſchönem Gras bewachſen waren, erſchien uns als eine Oaſe in dieſer vegetationsloſen, öden Gegend."

Bis auf zwei Tagereiſen näherten ſie ſich Elzſchi der Hauptſtadt von Chotan, traten aber von Sumgal am Karakaſh am 29 Aug. die Rückreiſe wieder an, die ſie den Fluß entlang bis Suget, einem Halteplatz, und von da über den Karakorum zurücklegten, um am 12 September Leh wieder zu erreichen. Adolph Schlagintweit war am 4 Sept. in Skardo oder Iskardo, der Hauptſtadt von Klein-Tübet, angekommen. Er hatte Baltak und die weſtlichen Partien des Kuenlün beſucht, und war ſogar bis zum Mintak-Paß vorgedrungen, wo er aber wegen Unſicherheit der Wege umkehren mußte.

Der Bericht Hermann und Roberts bemerkt: „Die Richtung des Hauptkammes des Kuenlun, welcher die Waſſerſcheide zwiſchen Tubet und Turkeſtan bildet, iſt von den Quellen des Yarkand-Fluſſes bis Rudog von Nordweſt nach Südoſt; eine verhältnißmäßig niedrige Kette, über welche Päſſe nach Buſchia und Elzſchi und nach Yurungkaſh führen, geht von Weſten nach Oſten. Der Fall der Flüſſe Yarkand Deria, Karakaſh Deria u. ſ. w. iſt in den oberen Theilen ſehr gering. Weit größeren Fall haben die Flüſſe die von dem nördlicheren, von Weſten nach Oſten ſtreichenden Kamme herabkommen. Wir hatten Gelegenheit, außer unſeren eigenen Routen gut übereinſtimmende Itinerare der Handelsſtraßen nach Bochara, nach Yarkand, Kaihgar und Kokand und nach Aksu von verſchiedenen Karawanen, denen wir begegneten, zu erhalten. ...

„Die Schneegränze iſt am höchſten in den Umgebungen des Karakorum, über 18,600 engl. (17,452 P.) Fuß; ſie ſinkt wenig gegen Leh, aber ſehr bedeutend auf den nördlichen Abfällen des Gebirges gegen Chotan. Bei Pitaſh, oberhalb Buſchia, fanden wir ſie nicht höher als 16 000 engl. (15,012 P.) Fuß. ...

„Die Zahl der Pflanzenſpecies ſowohl als die der Individuen in den höheren Theilen des Kuenlün iſt ungemein gering. Flechten fehlen ganz auf den trockenen Schuttmaſſen, welche die Plateaux und die benachbarten Bergabhänge bedecken, nur auf den feuchteren Moränen treten ſie bisweilen auf. Deſto überraſchender iſt die Vegetation, beſonders die Grasmenge, auf den nördlichen Abfällen gegen Yarkand, Chotan, Yurungkaſh, Keria ꝛc. Aber auch hier iſt die Zahl der Species geringer als der erſte Anblick erwarten ließe. Die Zunahme der Vegetation fällt wohl mit der oben erwähnten Vermehrung der Regenmenge in dieſen Theilen zuſammen. Auf den großen Hochebenen nördlich vom Karakorum und im Karakaſh-Thale fehlen die Vögel faſt gänzlich; auch Raubvögel ſind nur ſehr ſelten. Vierfüßige Thiere ſind viel häufiger: es finden ſich hier Yaks, deren Exiſtenz in wildem Zuſtand häufig bezweifelt wurde, Kiangs, 5—6 Species wilder Schafe und Steinböcke, Haſen und Mäuſe, noch in Höhen von 16,000—17,000 engl. Fuß. Sowohl die Zahl als die Verſchiedenartigkeit der Species iſt ungemein groß, verglichen mit der ſehr ſpärlichen Vegetation."

Die New-Yorker Eisfabrication.

Es iſt zwar längſt bekannt daß jede Flüſſigkeit die raſch verdunſtet, Kälte erzeugt, und daß man vermittelſt flüſſiger ſchwefeliger Säure, ſelbſt in einem geheizten Ofen, Waſſer zum Frieren bringen kann, welches Experiment in europäiſchen chemiſchen Laboratorien ſchon häufig gemacht worden iſt. Aber einem ſmarten Yankee war es vorbehalten, dieſe Erfahrungen benützend, in New-York eine Fabrik zur künſtlichen Erzeugung von Eis anzulegen. In dieſer Fabrik wird bereits bei jeder Operation eine Tonne Eis künſtlich producirt, und die Koſten einer Tonne ſollen nicht höher als auf drei Dollars zu ſtehen kommen. Der Apparat beſteht aus einer viereckigen Ciſterne mit doppelten, einen Fuß weit von einander entfernten Wänden, deren Zwiſchenraum um die äußere Wärme abzuhalten mit Holzkohlenpulver, einem ſehr ſchlechten Wärmeleiter ausgefüllt iſt. Im Innern dieſer Ciſterne befinden ſich 72 gußeiſerne Gefäße (freezer) in ſechs Reihen aufgeſtellt, jedes dieſer Gefäße, die 12 Zoll tief, 12 Zoll lang und 6 Zoll breit ſind, faßt ſo viel Waſſer als nöthig iſt um 30 Pfund Eis zu produciren. Ein jedes derſelben iſt an den Seiten und unten von Röhren umſchloſſen, die ſämmtlich mit einer Luftpumpe in Verbindung ſtehen, und luftleer gemacht werden können. Die Luftpumpe wird durch eine Dampfmaſchine in Bewegung geſetzt. Wenn man vermittelſt dieſes Apparats Eis machen will, ſo füllt man zuvörderſt die Gefäße mit Waſſer, verſchließt dann die Ciſterne, macht mittelſt der Luftpumpe die Röhren luftleer und läßt dann durch dieſelben Röhren einen Strom Schwefeläther ſo lange paſſiren, bis das Waſſer in den Gefäßen vollſtändig gefroren iſt. Im luftleeren Raum verdunſtet der Aether außerordentlich ſchnell und erzeugt dadurch in weniger als einer Stunde eine künſtliche Kälte von 24 Grad unter Null. Kaum war dieſe Fabrik eines praktiſchen Amerikaners im Gange, ſo erzeugte ſie in dem Gehirne eines E. Meriam in Brooklyn (dem vieljährigen ſogenannten Wetter Clerk des Herald, in welches Journal er ſeine Wetterbeobachtungen liefert) — die originelle Idee, daß man jene Vorrichtung zur Erzeugung künſtlicher Kälte noch zu einem anderen Zwecke als zur Eisbereitung benutzen könne. Meriam erinnerte ſich daß bekanntlich der Krankheitsſtoff des gelben Fiebers durch den Froſt zerſtört werde, wie das alljährliche Aufhören der Epidemie, ſobald der erſte Froſt eingetreten ſey, beweiſe. Meriam ſchlägt daher vor, die Ladungen der Schiffe die zu Sommerszeiten aus

Digitized by Google

den ſüdlichen Häfen im Norden ankommen, ſtatt ſie einer langwierigen und oft unwirkſamen Quarantäne zu unterwerfen, ganz einfach durchfrieren zu laſſen, d. h. ſie in beſondern dazu eingerichteten und beſtimmten Gebäuden einer ſtarken künſtlichen Kälte auszuſetzen, wodurch, wie er hofft, der Krankheitsſtoff zerſtört werden ſolle.

Die Univerſitätsbibliothek in Athen.

Dieſe, nach der im Jahr 1837 erfolgten Errichtung der Univerſität begründete, noch zur Zeit mit der ſtädtiſchen Bibliothek in Athen verbundene Anſtalt beſteht faſt größtentheils aus Geſchenken, die ihr von auswärtigen Regierungen, Univerſitäten und gelehrten Geſellſchaften, ſowie von einzelnen, Griechen und Nicht-Griechen, nach und nach zugekommen ſind und noch fortwährend zukommen. Sie zählt bereits zwiſchen 60—70,000 Nummern. Alljährlich pflegt der jedesmal abgehende Rector der Univerſität, in der Rede welche derſelbe bei der Uebergabe des Rectorats an ſeinen Nachfolger hält, der in dem letzten Studienjahre eingegangenen dießfallſigen Gaben und Geſchenke beſonders zu gedenken, und die gedruckten Reden geben dann im einzelnen weiteren Nachweis. Im Jahr 1854 auf 1855 hatte ſich die Bibliothek um 1518 Nummern vermehrt. Darunter waren an Geſchenken über 1300, und dabei hatte ſich unter anderem Frankreich mit 48, England mit 12, Nordamerika mit 67, Rußland mit 38, Deutſchland (jedoch mit Ausſchluß Oeſterreichs, von wo — nicht Ein Buch eingegangen war!) mit 391, Dänemark mit 7, Belgien mit 1, Italien mit 646 u. ſ. w. betheiligt. Dagegen war in dem Studienjahre 1855 auf 1856 der Zuwachs für die Univerſitätsbibliothek in Athen bis auf 2934 Bücher ꝛc. angeſtiegen.

Reiſe von Amboina nach Batjan auf malayiſchen Fahrzeugen.

(Schluß.)

Am Morgen des 3 October wurde ſchon früh unſere beabſichtigte Abreiſe den Bewohnern der Umgegend durch das fortwährende Schlagen der auf den Fahrzeugen befindlichen Trommeln bekannt gemacht; Alt und Jung eilte herbei um uns fortrudern zu ſehen. Schnell wurde noch Juſuf Gulintang [1] nach der Orembai gebracht, und nachdem der Radja dem älteſten Orandua (Volksälteſter) das Commando während ſeiner Abweſenheit übertragen hatte, wurde von der verſammelten Menge der Prophet Mohammed angerufen uns auf der Reiſe zu beſchirmen, worauf beide Orembais die Rhede verließen. Man ruderte der Küſte Ceram zu und hörte vorerſt weiter nichts als die Schläge der Ruder, aber alsbald wurde der Tact dazu durch einzelne Schläge auf die Trommel angedeutet. Kurz nachher hörte das Trommelſchlagen auf, und die Ruderer fiengen an zu ſingen. Solchen Geſang, der Stunden lang dauert, mit anzuhören, iſt für einen Neuling gewiß eine große Plage. Um Mittag kamen wir bei drei kleinen flachen Inſeln vorbei, die unbewohnt ſind, in deren Nähe aber oft ſchon Flicher von Seeräubern entführt wurden. Hier hiengen Murſika (Fledermäuſe von der Größe großer Ratten) in Menge an den Aeſten der Bäume, und viele Kraka, eine Art (ſeitwärts und ſchnellaufender) Krebſe, kamen aus ihren Höhlen am Strande, liefen auf Geſträuche und Bäume hinauf und wieder in ihre Höhlen zurück. Um 2 Uhr waren wir der Küſte Cerams bis auf 300 Schritt nahe; zur Linken ſah man die Inſel Amblau und das dahinterliegende Buro mit ſeinen 8 bis 10,000 Fuß hohen Bergen. Wo Buchten und Baien ſich ins Land erſtrecken, fuhren wir bei ſtillem Waſſer quer über dieſe hinweg, allein bei trübem oder Regenwetter ruderten wir, der Richtung des Strandes folgend und etwa 100 Schritt von demſelben entfernt, vorbei. Die Hälfte unſerer Mannſchaft mußte abwechſelnd rudern, ſowie auch abwechſelnd Geſang oder Trommelſchlag ertönte. Abends um 8 Uhr näherten wir uns einer Landzunge, und nur wenige Schritt davon entfernt wurde geankert. Die meiſten unſerer Seeleute und auch mein Boiſan (Dienſtbote) begaben ſich ſogleich an den Strand, um dort Feuer anzumachen und Speiſen zu bereiten; erſtere röſteten getrockneten Fiſch, und letzterer bereitete mein, Ali's und Juſufs Eſſen, das, wie gewöhnlich auf dieſer Reiſe, aus Reis, [1] einem über Kohlfeuer gebratenen Huhn und Sambal (Zwiebeln mit ſpaniſchem Pfeffer vermiſcht) beſtand. Ich muß bemerken daß man ſowohl wegen Mangels an Raum als auch des Wackelns wegen während der Fahrt auf der Orembai nicht gut kochen konnte, und wir uns deßhalb ſehr oft mit kalter Küche begnügen mußten; indeß ſorgte der alte Ali dafür daß auf der Uring'ſchen Orembai täglich Kaffee für uns gekocht wurde. Schon in der Morgendämmerung des 4 October wurde der Stein (Anker) gelichtet, wir verließen die Weſtküſte von Ceram, fuhren an der hügeligen Inſel Manipa vorüber, und näherten uns alsdann der Küſte Cerams wieder, wo wir an verſchiedenen ſenkrecht aus der See ſich erhebenden Felſen vorbeikamen, deren Bau überall die Spur des Feuers wahrnehmen ließ; zwiſchen Bimsſtein ſitzen große verglaſt erſcheinende Steine mit Kalk umgeben wie eingemauert in denſelben. In großer Menge krochen Krakas aus den Höhlen hervor und verkrochen ſich ſchnell, wenn ſich ihnen die Ruder näherten. Die Gipfel und Abhänge der Berge ſind reichlich mit gigantiſchen Bäumen beſtanden, deren weit ausgebreitete Aeſte mit ihrem Laub und daranhängenden Schlingpflanzen unſer Fahrzeug vor den heißen Sonnenſtrahlen beſchirmten. Schon am frühen Morgen hatten wir die Inſel Boeno mit ihrem 2000 Fuß hohen Berge erblickt, kamen dieſer immer näher und näher, endlich ankerten wir des Nachmittags um 4 Uhr in einer Bucht der Südküſte dieſer Inſel hinter Bäumen und Ge-

[1] Gulintang iſt eine Harmonika aus metallenen Becken beſtehend.

[1] Der Reis wird zur täglichen Speiſe für Javanen, hier heimiſch gewordene Weißen und Chineſen anders wie in Europa zubereitet, nämlich: ſobald derſelbe gahr gekocht iſt, wird das Waſſer aus dem Topf ausgegoſſen, aber der Topf wieder über Kohlfeuer geſetzt und zugedeckt, wodurch der darin befindliche Reis trocken wird und gahr bleibt. So kommt er auf die Tafel, wird von jedem Gaſt nach Belieben, mit Gemüſe, Sauce, oder Sambal vermiſcht, von Weißen mit Löffeln, von Eingebornen mit Fingern zum Munde befördert.

Digitized by Google

Felsuchen versteckt, welche (zur Fluthzeit) 6—7 Fuß tief unter Wasser stehen. Der Radja und einige unserer Leute begaben sich sogleich ans Land und giengen nach dem Campong Boeno, der etwa anderthalb Stunden weit von unserm Ankerplatz entfernt seyn mochte, erst spät nach Mitternacht kehrten sie zurück. Unterdessen hatte mich mehrmals ein Geräusch — dem Rauschen eines Wasserfalls ähnlich und 2—3 Minuten dauernd — aus dem Schlaf gestört und zur Aufmerksamkeit veranlaßt, weßhalb ich mich aufs Verdeck begab. Kurz darauf sah ich beim Sternenlichte, als das Geräusch sich wiederholte, ganz in der Nähe des Fahrzeugs Ikan Serui [1] in ungeheurer Menge aufspringen und vorbeiziehen, als auf einmal ein unheimliches Getöse von der Insel Ceram (von welcher wir etwa ¾ geographische Meile weit entfernt waren) herüberschallte, was von den Seeleuten für das Fallen eines großen Baumes gehalten wurde.

Am folgenden Morgen begab sich Jusuf nochmal nach Boeno und vermeinte hier doch irgendjemand zu finden der geneigt sey als Schiffslootse oder Wegweiser die Reise nach Batjan mitzumachen, allein dazu fand sich niemand, und der Radja kehrte gegen Mittag in Begleitung einiger boeno'schen Nautiker zurück. Diese berichteten daß nordöstlich von Boeno die Insel Oby (welche bei hellem Wetter vom Gipfel des hiesigen Bergs zu sehen ist) und dahinter die Insel Batjan liege; auch sagten sie uns daß der Radja von Ambwang sich abermals — um dort Gold einzutauschen — nach Batjan begeben wolle und nur auf eine zahlreiche Reisegesellschaft warte, weil Seeräuber öfters die Insel Oby besuchten. Der Radja entschloß sich daher vorerst nach Lisbetang, 25 geogr. Meilen von Boeno entfernt und auf der Nordküste Cerams gelegen, zu reisen und gemeinschaftlich mit dem dortigen Radja die Reise nach Batjan fortzusetzen. Nachdem unsere entleerten Bambu wieder mit Trinkwasser gefüllt worden, verließen wir gegen Abend unsern Ankerplatz und fuhren längs der Südküste Boeno's, wo wir sehr bald eine nur 20 Klaftern breite Meerenge [2] „Lowang Boeno" genannt, passirten, und sowohl während der Nacht vom 5—6 Oct., als auch an diesem Tag und der darauffolgenden Nacht unsere Reise ununterbrochen längs der Küste Cerams fortsetzten. Bei den Campongs Kelang und Nonjolait fuhren wir ohne Aufenthalt vorbei. Jedoch sahen wir einige sehr junge Seeleute — Kinder von 4—5 Jahren — auf 6—8 aneinander gebundenen Bambuspfählen mehrere 100 Schritt vom Lande entfernt die See befahren und daselbst fischen. Hin und wieder befanden sich am Strand einzelne Alfurern zugehörende Hütten, an deren Thüren getrocknete Menschenschädel hiengen. Bisher hatten wir auf unserer Reise Windstille, zuweilen Regen und sanften Wind gehabt, wobei die See, so zu sagen, spiegelglatt blieb; allein am 7 Oct. wurde es windig und die See sehr unruhig, deßhalb giengen wir in einer Bucht vor Anker wo wir bis zum 10 Oct. verweilten. Mehrmals vernahmen wir daß große Bäume im Wald umfielen, was ein dem Erdbeben ähnliches Getöse verursachte. Als ich nach der Ursache des, meiner Ansicht nach unnöthigen Verweilens hierselbst fragte, wurde mir zur Antwort: „daß, obschon sich der Wind gelegt habe, man mit solchen Fahrzeugen gegen den Strom stark bewegter Wellen zu fahren nicht wage, da die Wellen der See die Orembai unfehlbar zerschlagen würden; dahingegen wenn solche Fahrzeuge der Strömung der See folgten, denselben selbst bei starkem Wind und bewegter See wenig Schaden zugefügt würde." Am Mittag des 10 Oct. verließen wir die Bucht und erreichten am Abend des 11 Oct. die Rhede von Lisbetang, wo sogleich Wasser eingenommen werden mußte, da alle Bambu entleert waren. Eine Schaar Alfurer stand am Strand, diese ergriffen augenblicklich die Flucht als ich mich, mit einer Flinte versehen, ans Land begab. Am Morgen des 12 Oct. kehrten sie zurück, und wir tauschten Hühner und Mele-u-eier gegen Messingknöpfe von ihnen ein. Der malayische Radja von Lisbetang war bei unserer Ankunft hierselbst schon seit einigen Tagen nach Wahay gereist, und seine Leute wußten nicht zu sagen ob er bald zurückkehren und alsdann mit nach Batjan reisen würde; wir waren daher genöthigt unsere Reise wie bisher jedoch nach Nordnordwest fortzusetzen. Zu dem Ende verließen wir am Abend des 12 Oct. die Rhede von Lisbetang, am folgenden Tage konnten wir die 4—5000 Fuß hohen Berge Nord-Cerams noch sehen, diese entschwanden aber immer mehr unsern Augen. Der 13 Oct. war ein sehr heißer Tag, gegen Mittag zogen sich vor dem Bug unserer Fahrzeuge einige Gewitter zusammen, die einige Stunden später mit furchtbaren Blitzen und Donnerschlägen sich entfalteten, dabei war die See indeß wenig bewegt, und unsere Seeleute fürchteten die Blitze weit weniger wie die Seeräuber, welche sich ihrer Meinung nach in unserer Nähe befinden sollten. Während es blitzte und donnerte, wurde selbst auf der Gulintang Musik gemacht und dazu fleißig gerudert. Die Reise wurde auch auf diese Weise des Abends und die ganze Nacht hindurch fortgesetzt. Beim Anbruch des folgenden Tags (14 Oct.) waren die ceram'schen Berge nicht mehr, und vor unserm Bug auch noch kein Land zu sehen. Man sah also nur Himmel und Wasser; dieses ist ein furchterregender Anblick auf solch einem Fahrzeuge, das nur einen fünftägigen Bedarf an Trinkwasser mit sich führt, und auf dem sich weder Compaß noch Seekarten befinden. Dieser Anblick verursachte auch daß unsere Seeleute so fleißig ruderten, daß ihnen der Schweiß in großen Tropfen von ihrem nackten Oberleibe herablief, und sie sich, um sich abzukühlen, mit Seewasser begossen. Beim Untergang der Sonne hatten wir indeß das Vergnügen nördlich vor uns Land zu sehen. Weil die Mannschaft sehr ermüdet war, sondirte man, wobei die See nur einige 20 Faden tief befunden und deßhalb — also wenigstens 10 geogr. Meilen vom nächsten Lande entfernt — geankert wurde. Schon vor der Morgendämmerung des 15 Oct. verließen wir unsern Ankerplatz, und beim Aufgang der Sonne sahen wir die 3—4000 Fuß hohen Berge der Insel Oby schon sehr deutlich, und näherten uns diesen mehr und mehr. Allein alles Fleißes unserer Ruderer ungeachtet erreichten wir doch erst gegen Abend die Südküste dieses Landes. Zahlreiche Schaaren Hirsche und Mele-u-kukner stoben durch den Schall unserer Ruderschläge geängstigt bei unserer Annäherung vom Strand in den Wald zurück. Beherzter zeigten sich die Schweine; denn als wir an der Mundung eines Flusses geankert lagen, liefen viele wilde Schweine unterm Ankerplatz sehr nahe und langsam vorbei. Ein Babi Rusa [1] blieb sogar stehen, grunzte uns an und floh erst als es von einer Flintenkugel getroffen worden, ins Gebüsch. Die Bäume waren reichlich von schwarzen Affen und schöngefiederten Luri's (Papagaien) bewohnt, aber nirgends be-

[1] Ikan Serui sind 3—4 Fuß lange Fische, die aber nur noch einmal so breit und dick wie ein Häring sind, auch haben sie dieselbe Farbe, aber einen 4—5 Zoll langen spitzigen Kopf.

[2] Lowang Boeno, zu deutsch „das boeno'sche Loch," trennt die Inseln Boeno und Ceram.

[1] Babi Rusa, zu deutsch Hirschschweine, ist eine hier einheimische Art gehörnter, hoher, wilder Schweine: denn mit ihren zwei — dem Geweihe der Spiesser zweijährigen Hirschen) ähnlichen — Hörnern, die über ihren Hauern nebeneinander auf der Nase stehen, stossen sie schwächere Thiere, namentlich andere Schweine und fressen diese auf, weil sie lieber Aleisch als Pflanzenkost geniessen. Die Babi Rusa sind von den gehörnten Schweinen auf den Sunda-Inseln, worvon ich früher (1844 oder 45) in diesen Blättern berichtete, wohl zu unterscheiden.

merkten wir auf dieſem Lande die Spuren einer Niederlaſſung, Anpflanzung oder Wohnung von Menſchen, und vergebens ſpäheten wir die Nächte hindurch aus, um irgendwo ein Feuer zu entdecken, welches die Nähe von Menſchen vermuthen ließe. Wir ſetzten daher unſere Reiſe bei der Tagesbelle des 16 und 17 Oct., die Küſte zu unſerer rechten Seite und dem Strande ſo nahe als thunlich bleibend, fort, und obſchon wir Gelegenheit hatten die Fruchtbarkeit des Bodens und die Menge hier vorhandenen Wildes zu bewundern, ſo fanden wir doch nirgends Menſchen — welche uns von dem Curs nach Batjan hätten unterrichten können. Wir mußten befürchten wieder auf den Platz zurückzukommen wo wir zuerſt der Inſel nahe gekommen waren, ohne das dahinterliegende Land geſehen zu haben. Endlich kamen wir am Abend des 17 Oct. in eine Bay, in welche, außer der Seeſtraße durch welche wir in dieſelbe eingefahren, noch vier andere Straßen einmündeten. Wir hatten uns nach der Mitte der Bay begeben und berietben, welchen Ausweg wir wohl nehmen ſollten, als ſich beim Untergang der Sonne [1] entdecken ließ daß dieſe hinter einem weſtlich von der Bay gelegenen Berge unterging. Sogleich wurde Curs nach dieſem Berge genommen, die Nacht hindurch fleißig gerudert; am Morgen des 18 Oct. hatten wir deſſen Fuß erreicht und giengen daſelbſt vor Anker.

Der Berg iſt etwa 3000 Fuß hoch und von dem dahinterliegenden flachen Lande konnten wir noch nichts ſehen. Während wir nunmehr berietben ob wir zur rechten oder linken Seite des Bergs unſere Reiſe fortiegen ſollten, zeigten ſich in der Ferne Fiſcherprauen. Sogleich wurde der Stein gelichtet und die Fahrt dorthin unternommen, aber kaum hatten uns die Fiſcher wahrgenommen, ſo ergriffen ſie eilig die Flucht und floben dem Lande zu, weil ſie uns für Seeräuber hielten.

Wir ſchickten ihnen eine mit ſechs Ruderern bemannte Prau nach, unſere Leute holten die Flüchtlinge ein, auch kehrten ſie mit der erfreulichen Nachricht zurück daß dieß die Inſel Batjan ſey und wir an demſelben Tage die Reſidenz des Sultans erreichen könnten. Erſt nach dem Untergang der Sonne kamen wir auf der Rhede vor Batjan an; am folgenden Morgen wurde der beregte Brief dem Sultan von dem Radja von Negrilima in Begleitung ſeiner Leute übergeben, und von Sr. Hoheit eigenhändig vor ſeiner Wohnung in Empfang genommen. Der Sultan war mit dem Kabaia (d. i. ein einem Schlafrock ähnliches Gewand) und weiten Hoſen von geſtreiftem Kattun bekleidet, auf dem Kopf trug er einen gelben, glänzenden trichterförmigen Hut, an den Füßen Schuhe. Der Palaſt Sr. Hoheit iſt ein mit maſſiven Mauern und einem Atapdach verſehenes Gebäude, das eine Thüre und ſechs Fenſter auf der Frontſeite hat; jedoch mangeln den Fenſtern die Glasſcheiben. Einige hundert Schritte davon ſteht das maſſive von Portugieſen erbaute Fort „Barneveld" in welchem die Ehrenwache des Sultans — aus 15 javaniſchen Soldaten und einem holländiſchen Sergeanten beſtehend — garniſonirt. Letzterer iſt nicht nur Platzcommandant, ſondern auch Bürgermeiſter und Richter bei den Rechtshändeln der Civilperſonen. Der Campong Batjan (zu holländiſch „Batchian") iſt von 800 Oran Islam bewohnt, in deſſen Nähe ſich die boeno'ſchen Auswanderer angeſiedelt und Maisfelder angelegt hatten; 1000 Schritt davon entfernt liegt der nur von Chriſten bewohnte Ort Labuha. Hin und wieder wohnen auf Batjan und den benachbarten Inſeln (Oby u. a.) einzelne alfuriſche Familien. Die geſammten Unterthanen des Sultans von Batjan belaufen ſich auf 3000 Seelen. Se. Hoheit bekommt von den Holländern eine jährliche Apanage von 1200 fl., während der Reſident von Ternate, der dem Sultan die Apanage auszahlt, ein Salaire von 1000 fl. monatlich erhält. Kaum hatte der Sultan vernommen daß ſich ein Europäer bei den angekommenen Fremden befinde, ſo ließ er mich erſuchen nach ſeinem Palais zu kommen; dort empfieng er mich recht freundſchaftlich und ſprach ſehr aufrichtig. So z. B. erzählte er daß die Ausbeute der batjan'ſchen Goldminen in dem letztverfloſſenen Quartal nur eine Schwere von 9 Deuten (beiläufig zwei Loth) betragen habe. Ferner lud er mich ein bei der Conferenz mit den Auswanderern gegenwärtig zu ſeyn. Hiernächſt ließ er mir das Schreiben des Gouverneurs von ſeinem Secretär vorleſen. Mir war es auffällig daß in dieſem malayiſchen Briefe das holländiſche Wort „Hoogheid" (Hoheit) welches ſich nicht vermalayiſchen läßt, nicht weniger als vierzehnmal vorkam; da doch die Holländer ſelbſt mit den weit anſehnlichern javaniſchen Häuptlingen ſehr wenig Complimente zu machen pflegen. Auf Befehl des Sultans verſammelten ſich die boeno'ſchen Auswanderer vor der Wohnung dieſes Fürſten am Morgen des 21 Oct. Hier wurde ihnen bekannt gemacht daß ſie auf Batjan nicht bleiben dürften, ſondern nach ihrer Heimath zurückkehren müßten, worauf ein leiſes Gemurmel hörbar ward. Dieſes wurde immer helltönender, und endlich erklärten einige im Namen ſämmtlicher Auswanderer: „Wir wollen nicht nach Boeno zurück, lieber begeben wir uns unter eine andere Flagge," womit ſie meinten nach den philippiniſchen Inſeln auswandern zu wollen. Einige Rädelsführer ſchrien ſogar „Holz, Kabakaba und Atap müſſen wir den Holländern zu Spottpreiſen liefern, und ſind wir damit nicht gleich bei der Hand, läßt uns der Amtmann in Hilla ſchlagen oder ins Gefängniß ſetzen; Gewürznelken dürfen wir nicht bauen noch damit handeln, und von 90 Campongs (deren Bewohner früher vor Ankunft der Holländer auf den Molukken) auf Ceram und den benachbarten Inſeln vom Gewürzhandel lebten, ſieht man jetzt keine Spur mehr" u. ſ. w. Der Sultan benachrichtigte den Gouverneur ſchriftlich daß die Auswanderer lieber ins Ausland ſich begeben als nach Boeno retourniren wollten, allein er wagte nicht ohne Genehmigung des Reſidenten von Ternate (in deſſen Statthalterſchaft Batjan liegt) mit dem Gouverneur zu correſpondiren. Demnach mußten wir, bis dieſe Conceſſion von Ternate eingetroffen war, auf Batjan verweilen. Während dieſer Zeit beſuchte ich die hieſigen Goldminen. Nach einer beſchwerlichen Reiſe, erſt auf einer Prau über Lagunen, und nachher zu Fuß ein paar Stunden durch Urwald, gelangte ich an ein reichlich mit Sagopalmen beſtandenes Terrain, wo einige Leute Palmenſtämme zerſplitterten, dieſe Späne naß machten, das Mark heraus ſtampften und ſich überhaupt mit Bearbeitung des Sago beſchäftigten. Hin und wieder ſah man Gruben die in das Bett einiger Bäche eingegraben waren, ſo daß das von einem Felſen herablaufende Waſſer vorerſt dieſen Gruben zugeführt wurde. Da es zuweilen Goldſtaub mit ſich führt, ſo bleibt dieſer in den Gruben zurück; deßhalb begeben ſich auch alle Morgen einige Sagoſtampfer in dieſe Gruben, ſchöpfen einige Schüſſeln voll Sand und Schlamm empor, ſuchen die Goldkörner heraus und beſchäftigen ſich wieder mit der Sagobearbeitung. Man kann ſich leicht denken daß der gute Sultan um neun Zehntheile der Goldausbeute betrogen wird, aber begreiflich iſt es auch daß die hieſigen Goldminen nicht ergiebig ſind, denn anders würden die Holländer dieſe wohl für ihre Rechnung bewirthſchaften laſſen. Endlich kam der Conſens des Reſidenten an, hierauf übergab der

[1] In den hieſigen Gegenden kann man in der Morgen- oder Abenddämmerung, namentlich beim Auf- oder Untergehen der Sonne, viel weiter wie bei der Tageshitze ſehen.

Digitized by Google

Gulten dem Radja Yusuf einen in ein gelbseidenes Tuch eingenähten Brief an den Gouverneur Cleerens, worauf wir am 11 Nov. Batjan verließen. Zuweilen hatten wir günstigen Wind und spannten die Segel auf; am 13ten erreichten wir Oby, am 16ten Boeno, am 19 Negrilima und den 20 Nov. die Stadt Amboina.

Im Mai 1848 begab sich der Gouverneur Cleerens nebst dem Oberstlieutenant Frissart auf einer niederländischen Kriegsbrigg von Amboina nach Batjan. Dort angekommen, wurden die Rädelsführer der Auswanderer durch Mariniers verhaftet und nach der Brigg gebracht, worauf die übrigen Emigranten mit Weib und Kind auf ihren Prauen und Orembais nach Boeno zurückkehrten. Hier ernähren sie sich noch jetzt mit der Palmencultur und dem Fischfang, während auf der Insel Batjan — wo man neuerlich auch Zinn und Steinkohlenlager entdeckt hat — der Mangel an Menschenhänden immer fühlbarer wird.

Eine Ueberlandreise nach Indien.

11. Rückkehr nach Europa.

(Schluß.)

Am 26 September Morgens 5 Uhr verließ ich Multan am Bord des Dampfboots „Chenab." Solange wir noch auf dem Flusse gleichen Namens waren, geriethen wir fast jede 5 Minuten auf den Sand. Nach einigen Tagen kamen wir in den Setledsch, und später in den Indus. Die Ufer aller dieser Flüsse sind flach, wild und unangebaut, doch nicht holzarm. Unsere tägliche Fahrzeit dauerte nur vom Aufgang bis Untergang der Sonne; dann wurde in der Nähe des Ufers Anker geworfen und Holz für den folgenden Tag eingenommen, welches von einzelnen Unternehmern contractmäßig geliefert wird. Obgleich das Dampfboot nur ein sehr kleines war — nur drei Fuß tief im Wasser — so war doch eine Besatzung von 50—60 Mann an Bord, meistens Mohammedaner, die oft alle gleichzeitig zu thun hatten, um das Boot flott zu machen oder zu erhalten. Der Capitän (master) war den ganzen Tag selbst auf dem Verdeck und ein, zwei oder drei der Leute warfen vorn, hinten oder an den Seiten beständig das Blei, und riefen unaufhörlich das Ergebniß ihrer Sondirung. Hiernach bestimmte wieder der Capitän den Lauf, die Richtung und Geschwindigkeit des Fahrzeugs. So hörte man denn vom Morgen bis Abend die Rufe der Sondirer und die Befehle des Capitäns an den dienstthuenden Ingenieur:

Sondirer:	„duss foot" (10 Fuß) —	Cap.: „full speed!"
„	chär (4) foot „	„stop her!"
„	ake vam (1 Faden) „	„half speed!"
„	pünch foot (5 Fuß) „	„easy!" u. s. w.

Wir passirten das schöne Sukkur, Kotrie und Hyderabad: die zwei letzteren Städte werden nur durch den breiten Indus von einander getrennt. Sukkur ist einer der schönsten Plätze die man nur sehen kann. Nachdem wir fünf Tage immer zwischen öden Ufern dahingefahren, nahm das Land plötzlich einen freundlicheren Charakter an. Die Ufer wurden höher, auf beiden Seiten mit schöner Waldung bewachsen, der Fluß erweiterte sich und machte einer in seiner Mitte hoch sich erhebenden Insel Raum, aus deren Baumwipfeln die blaue und vergoldete Kuppel einer alten mohammedanischen Moschee hervorblickte. Auf dem rechten Ufer lag die kleine Station und Stadt Sukkur. In Kotrie, noch einige hundert Meilen südlicher, ist das Hauptquartier der kleinen Indusflottille. Es liegt ebenfalls sehr hübsch und die Häuser sind meistens von schönen Baumgruppen und Gärten umgeben. Von der Volkssprache in all diesen Orten konnte ich wenig verstehen; es ist der Scindie-Dialekt. Doch verstehen die Eingebornen auch meistens das Hindustanische. Hier lernte ich eine merkwürdige Art zu fischen kennen. Ein großes irdenes gewölbtes Gefäß wird leer auf das Wasser gesetzt und auf dasselbe legt sich mit dem Leibe der Fischer, mit den Beinen steuernd und in den Händen eine lange Stange haltend, an der ein ausgespanntes Netz befestigt ist. Geräuschlos und mit großer Schnelligkeit gleiten sie auf diese Weise eine bedeutende Strecke stromabwärts, steigen ans Ufer und tragen ihren ganzen Apparat wieder aufwärts, worauf das Verfahren wieder begonnen wird.

Die Diener des Capitäns, der Schiffsingenieure und anderer Officiere, mehrere Köche, der Zimmermann und der Schlachter waren arme Portugiesen aus Goa — Christen, ihre Sitten und Gewohnheiten aber ganz die der Eingebornen. Ich sah täglich mehrere von ihnen mit einem halben Duzend der letzteren im Kreise um eine große Schüssel Curry und Reis hocken, und auf die einfachste Weise ihr Mahl zu sich nehmen, d. h. die gekrümmten Finger versehen den Dienst der Löffel und Gabeln, und die Zähne fungirten als Messer. In der Reinlichkeit wurden sie meistens von ihren eingebornen Cameraden übertroffen, und zwar bedeutend — an Dunkelheit der Hautfarbe gaben sie ihnen nichts nach!

Oft sah man an beiden Seiten, besonders aber am linken Flußufer, größere und kleinere Canäle, die sich zum Theil gegen 50 und 100 Meilen weit in das Land hineinerstrecken und sehr alt seyn sollen. So darf es uns wohl wundern, weßhalb es jetzt so wenig angebaut ist, da alles auf eine früher besser bestellte Cultur schließen läßt!

Einige hundert Meilen von der Mündung entfernt, wo der Fluß eine Krummung macht, stießen wir auf ein anderes Dampfboot, dessen Begegnung wir schon seit zwei Tagen erwartet hatten. Es lag schon vier Tage an derselben Stelle auf dem Sand, und der Capitän hatte bisher vergeblich darauf gehofft daß die Strömung, wie dieß in der Regel innerhalb 24 Stunden der Fall ist, einen hinlänglich tiefen Canal spülen werde, um sich flott arbeiten zu können. Mit dem Beistande unserer Maschine und Besatzung gelang es ihm endlich sich über den Sand hinwegzuarbeiten und seine Reise fortzusetzen. Wir hingegen blieben auf derselben Stelle 48 Stunden liegen, bis es uns nach wiederholten Versuchen gelang flott zu werden. Solche Verzögerungen waren die Ursache daß wir erst nach einer Fahrt von 15 Tagen, am 10 October, in Kurrachie, einer jährlich an Größe und Wichtigkeit zunehmenden Handelsstadt, unweit der Mündung des Indus, ankamen. Das Gestade ist überall hoch und felsig, und man genießt eine weite Aussicht auf das Meer. Dieser, sowie die früher genannten Orte am Indus gehören zur Präsidentschaft Bombay.

Ich war abgestiegen in „Treacher's Bungalow for Travellers," und wurde billig und gut bedient. Am 12ten kam das verspätete Dampfboot von Bombay an, welches mich am folgenden Tage dorthin zurücknehmen sollte. Ich gieng am Abend dieses Tages in das Concert eines Landsmannes, des Hrn. Hertz aus Stade, und wurde durch sein gediegenes Spiel des Violoncello's angenehm unterhalten. Von ihm, sowie von Hrn. Mc. Clumpha, einem Schotten, Redacteur einer beliebten indischen Zeitung „the Scindian," erfuhr ich daß bereits viele Acten gezeichnet sind zur

Gründung einer directen Dampfschifffahrtslinie zwischen Aden und Kurratschie. Man ist überhaupt der Meinung daß dieser so günstig gelegene Handelsplatz, zwischen dem bereits eine directe Segelschifffahrt mit London und Southampton besteht, nach einer kleinen Reihe von Jahren sich zu einer der ersten Seehandelsstädte Indiens emporschwingen wird.

Am Abend des 13 Octobers ward ich von meinen beiden neuen Freunden an Bord des Dampfboots gebracht und gieng um 7 Uhr in See. Ich hatte mich schon während der letzten Tage unwohl gefühlt und mein Zustand verschlimmerte sich. Ein ächt „indisches" Fieber tobte in mir. In einer Minute klopften und pochten meine Schläfe und Adern, als ob das Blut sie sprengen wollte, dabei war mir als werde mir die Kehle zugeschnürt; nur mit Mühe konnte ich athmen; im nächsten Augenblick durchdrang meinen ganzen Körper eine Kälte, ein Frösteln daß ich, wahrhaft gepeinigt, nicht wußte womit mich zu erwärmen! In solchem Zustande erreichte ich spät am Abend des 16ten Bombay, und begab mich nach dem „Hôtel des Hrn. Barnes," vor dessen Freundlichkeit und Artigkeit ich mich berechtigt fühle jeden Reisenden zu warnen, besonders wenn er sich in einem leidenden Zustande befinden sollte, wie es mit mir der Fall war. Unter anderem erwähne ich nur daß Hr. B. so artig war, „um mir einen Weg abzunehmen," sich zu erbieten mir einen Wechsel, den ich (auf den Bombay Schatz) hatte, abzukaufen gegen „übliches Agio." Es ergab sich aber daß Hr. B.'s „übliches Agio" nur 50mal so groß war als das, welches später die „Bombay Bank" von mir forderte!

Sobald ich am folgenden Abend (d. 17ten) glücklich am Bord des großen Dampfboots war, waren meine Kräfte auch fast gänzlich dahin, und doch wollte das bösartige Fieber nicht weichen. Die frische Seeluft indessen, die ich nach einigen Tagen auf dem Verdeck genoß, wirkte wohlthätig auf mich, und ich fieng bereits langsam an mich zu erholen, als ich vor Aden einen Rückfall erhielt. Vor Hitze konnte ich unten in der Cajüte nicht aushalten; denn um dem Eindringen des Staubes zu wehren, was sonst beim Einnehmen von Kohlen unvermeidlich gewesen wäre, hatte man Thüren, Fenster und Luken dicht verschlossen, und alle Passagiere suchten das Verdeck auf, auf welches der Thau wie ein leichter Regen fiel und Decken und Kleider völlig durchnäßte. Ich erinnere mich noch oft des nächtlichen Gestöhns und Geächzes meines armen Cajütenachbars, der nur durch eine dünne Bretterwand von mir getrennt war. Es war Dr. Brown, ein englischer Arzt von Aden, leidend, in gänzlich zerstörter Gesundheit, der nun in die Heimath zurückkehren wollte, in der Hoffnung, dort in einem günstigeren Klima zu genesen. Zu spät! Er sollte seine Absicht nicht erreichen, denn schon in einer der folgenden Nächte im rothen Meer verschied er und ward am Abend feierlich in einem roh gezimmerten Sarge in die See versenkt. In der nächsten Nacht gab auch eine der kranken Damen den Geist auf. Sie war in Begleitung ihres Mannes, eines englischen Ingenieurs und mehrerer Kinder. [1]

Unterdessen erholte ich mich, zuerst langsam, dann schneller, so daß ich mich während unserer Landtour durch Aegypten bereits ziemlich wohl befand. Wir passirten die Wüste in der früher beschriebenen Weise, und legten die letzten 80 oder 100 Meilen zwischen Cairo und Alexandrien in den sehr eleganten Wagen der neuen Eisenbahn zurück. Noch am Tage meiner Ankunft schiffte ich mich auf dem österreichischen Lloyd-Dampfer „Bombay" nach Triest ein. Wir hatten die ersten Tage sehr rauhes, stürmisches Wetter; doch, nachdem wir einen Tag vor der hübschen gebirgigen Insel Corfu vor Anker gelegen, klärte sich das Wetter auf. Die frische Seeluft hatte mich vollkommen und schnell wiederhergestellt, und wohl und gesund begrüßte ich am 12 November in Triest den vaterländischen Boden!

[1] Dieß ist abermals ein Beispiel wie gefährlich die Fahrt durch das rothe Meer ist. In der Regel sterben die Kranken an Bord der Dampfer, und deßhalb ist das rothe Meer bei den indischen und arabischen Matrosen so verrufen. Ein Wink in Bezug auf den Suezcanal.

Miscellen.

Zur Sage vom Tanhäuser. In neuerer Zeit fabelt das gemeine Volk von einem tuscischen Berge, nicht weit von Rom, in welchem, wie sie sagen, Frau Venus mit einigen Männern und Frauen ein köstlich Leben führt. Es wurde ein Lied darüber gemacht, worin das Volk im allgemeinen von einem edeln Schwaben singt, den sie Danhuser nennen, von Danhusen, einem Dorfe bei Dünkelspühel. Dieser sey in dem Berge bei Frau Venus gewesen, und habe nachher von Buße getrieben dem Papst gebeichtet; da er keine Lossprechung erlangen konnte, sey er in den Berg zurückgekehrt, nie wieder gesehen worden, und lebe dort in Freuden, bis an den Tag des Gerichts. (Notizen aus dem Evagatorium des Felix Faber. 3. Bd. S. 221.)

•

Ein Nachtrag zur Weihnachtsfeier in England. St. John's College in Cambridge ist berühmt durch seine Monsterpastete der Christmas, alljährlich. Dießmal wog sie nicht weniger als 60 Pfund, und war mit Grouse (einer Art Feldhuhn), Fasanen, Welschhühnern, Gänsen und allerlei anderm Wildpret und Geflügel, von der Erde und aus den Lüften, gefüllt. Am vorletzten Samstag, am Fest des heiligen Johannes, wurde in dem alten College eine Feier begangen, bei welcher Lord Harwicke, und das Parlamentsglied, Hr. Wigram, unter andern, zugegen waren. Während der Abendunterhaltung wurde das Pastetenmonstrum und der Eberkopf, mit dem herkömmlichen Schmucke, zum Nachtbrod aufgetragen.

•

Ausgrabungen in den Ruinen von Karthago. Vor etlicher Zeit erhielt ein Engländer, Hr. Davis, vom Bey von Tunis die Erlaubniß, die Ruinen von Karthago zu untersuchen. Seit zwei Monaten haben die Ausgrabungen begonnen. Ein Araber entdeckte dabei ein Stück Mosaik von höchst kunstvoller Arbeit. Dieß bewog Hrn. Davis seine Ausgrabungen in der Richtung des Fundes fortzusetzen, und dieser Gedanke belohnte sich durch die Entdeckung eines alten Tempels, der vermuthlich der Tempel der Dido ist. Man gelangte später auf einen etliche Quadratyards breiten Mosaikboden, worauf zwei Köpfe jeder drei Fuß breit dargestellt waren, in denen man Bilder der Juno und der Dido erkennen wollte. Andere Figuren und Ornamente kamen ebenfalls zum Vorschein, die den höchsten bisher entdeckten Kunstproducten nichts nachgeben sollen. Da die Arbeiten auf öffentliche Kosten für das brittische Museum ausgeführt werden, so erwartet man von der brittischen Regierung daß sie ein Fahrzeug zur Aufnahme der Kostbarkeiten absenden werde. (Athenäum.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. P. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 9. 27 Februar 1857.

Wärmeerscheinungen in Flüssigkeiten.

(Aus dem Westminster Review.)

Wir leben und bewegen uns, und haben unser Seyn auf dem Grunde eines atmosphärischen Oceans, auf dessen untere Schichten alle über ihnen befindlichen drücken. Ungleich den Wassern der gewöhnlichen See gibt die Atmosphäre diesem von oben her auf sie wirkenden Drucke beträchtlich nach. Sie zieht sich zusammen wie eine gepreßte Feder, und übt, wie sie, eine mit dem Gewicht, das sie zu tragen hat, im Verhältniß stehende elastische Kraft aus. Ein Luftpfeiler, der mit einer Basis von einem Geviertzoll auf der Oberfläche des Meeres ruht und bis zum obersten Ende der Atmosphäre reicht, wägt in runder Zahl fünfzehn Pfund, was also der Druck ist welchen die Atmosphäre auf jeden Geviertzoll der Oberfläche des Meers ausübt. Er schwankt innerhalb enger Gränzen, je nachdem der Druck der einer warmen, leichten Luft des Südens, oder der einer kalten, dichten Luft des Nordens ist: im erstern Fall fällt der Barometer, im letztern steigt er. Wir haben einen intelligenten jungen Mann folgende Frage stellen hören: „Gesetzt, ein Zimmer in welchem sich Leute befinden werde geschlossen, und jede Ritze und Spalte verstopft, so daß alle Verbindung zwischen der innern und der äußern Luft abgeschnitten ist. Obgleich nun hier die Decke und die Mauern inzwischen liegen, um die im Zimmer befindlichen Leute vor dem Druck der Atmosphäre zu schützen, so trägt doch jeder von ihnen denselben Druck wie eine außerhalb des Zimmers befindliche Person, und eine barometrische Säule wird innerhalb des Raums eben so hoch stehen wie außerhalb desselben. Was ist der Grund hievon?“ Der Grund ist, daß die Luft innerhalb des Zimmers die volle elastische Kraft besitzt welche der Druck der Atmosphäre ihr geben kann; die Feder war zusammengepreßt ehe das Zimmer geschlossen wurde, und ihre Kraft die barometrische Säule zum Steigen zu bringen, ist daher dieselbe wie die der freien Atmosphäre.

Ein mit seiner Oberfläche der Luft ausgesetztes Wassergefäß entwickelt Dampf unter jeder Temperatur, und das Wasser wird endlich verschwinden; aber die elastische Kraft dieses Dampfes wird von der Temperatur abhängen in welcher er erzeugt ist, und um so größer seyn, je höher die Temperatur. Ist die Hitze stark genug um das Wasser zum Sieden zu bringen, so entstehen Blasen, und schwimmen zuweilen ziemlich lang auf der Oberfläche. Laßt uns den Fall einer solchen Blase betrachten, deren Flächenraum ein Geviertzoll ist. Das gebrechliche Ding trägt den Druck von fünfzehn Pfunden. Warum berstet denn das Häutchen nicht? Einfach darum weil die elastische Kraft des Dampfes innerhalb der Blase genau gleich ist der elastischen Kraft der Luft außerhalb derselben, so daß das Blasenhäutchen in Wirklichkeit sich zwischen zwei Gaskissen befindet, welche in entgegengesetzten Richtungen einen gleichmäßigen Druck auf dasselbe ausüben, und daher einander neutralisiren. Erst wenn das Wasser heiß genug ist um Dampf von dieser Spannung zu erzeugen, kann es sieden; die Neigung zum Aufwallen wird unterdrückt durch den atmosphärischen Druck. Unter dem vollen atmosphärischen Druck von fünfzehn Pfunden per Geviertzoll siedet das Wasser bei einer Temperatur von 212° Fahrenheit (80° Réaumur), und daher soll der bei dieser Temperatur erzeugte Dampf eine elastische Kraft haben gleich Einer Atmosphäre. Wenn aber ein Theil des atmosphärischen Drucks entfernt ist, so wird das Wasser sieden ehe es 212° Fahrenheit erreicht. Man nehme einmal an, es schwimme eine Blase an der Wasseroberfläche auf der Spitze eines Berges. Wir haben gesehen daß die Existenz des dünnen Häutchens durch welches die Blase gebildet wird, von dem Druck gegen dasselbe von innen aus abhängt, da dieser der gleiche ist wie der Druck auf dasselbe von außen her. Allein der Druck außerhalb der Blase auf dem Gipfel eines Berges ist geringer als an der Oberfläche des Meers, und daher muß die elastische Kraft des Dampfes an dem ersten Ort auch geringer seyn als an dem letztern. Dieß ist wirklich der Fall, und zur Erzeugung dieses schwach elastischen Dampfes wird weniger Hitze erfordert; oder, mit andern Worten, der Siedepunkt des Wassers ist auf dem Berge niedriger als auf der Meeresfläche. Bei 18,000 Fuß, auf dem Donkia-Berge, im Himalaya, fand Dr. Hooker daß das Wasser bei 180° F. (nahezu 66° R.) siede; so daß Thee, Suppe, Chocolade, welche, wenn man sie mit Wasser macht, beinahe ein Temperatur von 212° F. erheischen, in dieser Bergregion von sehr untergeordneter Beschaffenheit seyn würden. Es ist indeß nicht nothwendig auf einen Berg zu steigen, um uns zu überzeugen daß der Siedepunkt sinkt wie der atmosphärische Druck sich vermindert. Wenn man Wasser bei 180° unter die Glocke einer Luftpumpe

Digitized by Google

bringt, und die Luft abhält bis der Druck so niedrig ist wie auf dem Donkia, so wird das Wasser sieden. Es ist nicht einmal nothwendig die flüchtigern Flüssigkeiten zu erhitzen um diese Wirkung hervorzubringen. Ein Becher Alkohol, unter die Glocke einer Luftpumpe gebracht, wird, in der gewöhnlichen Temperatur unsers Klima's, heftig sieden, wenn die Glocke genügend entleert ist. Die Bedingungen umkehrend, können wir Wasser, durch Vermehrung des Drucks auf seiner Oberfläche, in Stand setzen eine weit höhere Temperatur als 212° zu erreichen, ohne daß es siedet. Sonach erhöht, wie natürlich zu erwarten ist, eine äußere Kraft, welche der Tendenz der Hitze die Theilchen einer Flüssigkeit auseinander zu reißen Widerstand leistet, den Siedepunkt der Flüssigkeit.

Der Siedepunkt hängt auch von der Beschaffenheit des Gefäßes ab in welchem die Flüssigkeit sich befindet. Alles was der Trennung der Theilchen Widerstand leistet, bringt dieselbe Wirkung hervor wie eine Vermehrung des äußern Drucks. Das Wasser hängt sich an gewisse Oberflächen weit stärker an als an andere; es hält z. B. am Glas zäher als am Metall, so daß, um Wasser in einem Glasgefäß zum Sieden zu bringen, mehr Hitze erfordert wird, als nothwendig ist wenn es sich in einem Metallgefäß befindet.

Beim Sieden gewisser Lösungen in Glasgefäßen müssen die Chemiker sehr sorgsam verfahren, denn die Adhäsion zwischen Glas und Flüssigkeit endigt durch gewaltsames Aufspritzen; anstatt einer muntern Aufwallung, wie sie sich im Metallgefäße zeigt, siedet die Lösung stoßweise, und zwar manchmal in so kräftiger Weise daß die Lösung ganz aus dem Glasgefäß herausspritzt. Den merkwürdigsten Einfluß auf den Siedepunkt des Wassers übt aber die Luft aus welche es in der Auflösung enthält. Wenn Wasser der Luft ausgesetzt wird, so wird ein gewisser Betrag der letztern durch die Flüssigkeit aufgesogen, die Größe der Aufsaugung aber steht im Verhältniß zu dem von der Luft auf die Oberfläche der Flüssigkeit ausgeübten Druck. Es ist äußerst schwierig diese Luft auszutreiben, es kann jedoch durch ununterbrochenes Sieden geschehen. Man stelle sich vor, eine Glasröhre, welche durch die Luftpumpe entleert worden, sey zur Hälfte mit Wasser, das man durch Sieden von seiner Luft befreit, gefüllt und an beiden Enden hermetisch verschlossen. Dieses Wasser hängt so fest an den Seiten der Röhre, daß, wenn man den obern Theil der letztern nach unten kehrt, die Flüssigkeit nicht abwärts fallen, sondern an dem obern Theil der Röhre hängen bleiben wird. Dieses Experiment zeigt daß die Anziehungskraft zwischen der Flüssigkeit und dem Glas sich durch die Austreibung der Luft in außerordentlichem Grade vermehrt, denn mit gewöhnlichem Wasser ließe sich keine solche Wirkung erzielen; allein es lehrt uns auch daß die Cohäsion unter den Theilchen der Flüssigkeit sehr groß ist, weil es nichts gibt was den centralen Theil der Flüssigkeitssäule hindern könnte sich von dem mit der Röhre in Berührung stehenden Theil abzulösen, mit Ausnahme der Cohäsion zwischen den flüssigen Theilchen selbst. Hier nun haben wir eine Kraft welche der Trennung der Theilchen Widerstand zu leisten strebt. Aber wird sie auf den Siedepunkt der Flüssigkeit einwirken? Höchst merkwürdig. Das von seiner Luft befreite Wasser läßt sich bis zu einer Temperatur von 275° Fahr. (108° R.) erhitzen, ohne daß es siedet; wenn es aber siedet, geschieht es nicht mit der schönen Aufwallung gewöhnlichen Wassers. Die Theilchen platzen plötzlich auseinander wie eine zersprungene Feder, und die Aufwallung verwandelt sich in eine Explosion.

Es ist möglich daß diese Eigenthümlichkeit des Wassers bei den Dampfkesseln manchmal unheilvolle Wirkungen erzeugt. Denn wenn das Wasser in einem Kessel durch langes Sieden seiner Luft beraubt wird, so kann es den geschilderten Zustand annehmen, und zu einem Grad erhitzt werden welcher weit über den hinausgeht, der, wie durch das Eichmaß angezeigt ist, dem Druck auf seine Oberfläche entspricht. Explosionen ereignen sich sehr oft gerade in dem Augenblick in welchem der Ingenieur den Dampf ausläßt — ein Act der geeignet seyn würde die Cohäsion einer Masse in dem erwähnten Zustande befindlichen Wassers zu brechen, und zu veranlassen daß es augenblicklich seinen ganzen übermäßigen Hitzegrad zur Erzeugung eines Dampfs von enormer Spannkraft verwendete. Kein Mensch der praktisch mit experimentalen Forschungen und den zahllosen Wechselfällen bekannt ist, die auftauchen um die wahrscheinlichsten Muthmaßungen zu modificiren oder scheitern zu lassen, wird geneigt seyn sich dogmatisch über den fraglichen Punkt auszusprechen. Eins aber ist gewiß, daß wir nämlich wissen sollten ob diese Ursache, oder ob die andern Ursachen mit welchen die Muthmaßung allein es zu thun hat, die Frage der Dampfkessel-Explosionen praktisch berühren können. Wir wissen nichts, sollten aber vieles wissen, denn der ganze Gegenstand gehört offenbar in den Bereich der experimentalen Forschung. Anstatt auf unbestimmte Vermuthungen beschränkt zu seyn, sollten wir, als die Grundlage auf welche sich eine vernünftige Ansicht stützen ließe, sichere Experimentalergebnisse besitzen. Solche Ergebnisse aber mangeln, nicht wegen der unübersteiglichen Schwierigkeiten welche der Gegenstand bietet, sondern einfach darum weil es niemanden gibt der hinlänglich Geld, Muße, Geschicklichkeit und Neigung besitzt die Forschung zu unternehmen.

Wir wenden uns nun zu einem andern das Sieden des Wassers betreffenden interessanten Punkte. Für einen mit den Thatsachen des Falls Unbekannten kann nichts handgreiflicher wahr erscheinen als die Behauptung: daß, je heißer ein Gefäß ist in welches Wasser gegossen wird, desto bälder die Flüssigkeit sieden werde. Diese Behauptung läuft aber schnurstracks der Thatsache zuwider. Man erhitze ein Silberbecken bis zum Rothglühen, und lasse dann eine kleine Quantität Wasser hineingießen. Anstatt in Dampf zu verpuffen, wie man erwarten sollte, wird sich das Wasser in ein Kügelchen sammeln, und auf der heißen Oberfläche herumrollen wie ein Tropfen Quecksilber auf einem Tische, oder wie ein Regentropfen auf einem Kohlblatt. Die Flüssigkeit ist in einem Zustande unaufhörlicher Bewegung: manchmal verlängert sie sich in ein Eirund in Einer Richtung; dann zieht sie sich zusammen und wird in einer gegen die frühere perpendiculären Richtung verlängert, und diese Veränderungen treten so schnell ein daß öfters eine sternartige Figur das Resultat davon ist. Zuweilen bilden sich auf solche Art Rosetten von unvergleichlicher Schönheit. Während nun der Tropfen in diesem sphäroidischen Zustand ist, wie man es nennt, ziehe man die Lampe welche ihn erhitzt zurück; das Becken kühlt sich allmählich ab, und nach kurzer Zeit verliert der Tropfen seine sphäroidische Gestalt, breitet sich über die Oberfläche des Beckens aus, und wird augenblicklich in ein heftiges Aufwallen versetzt. Auf dem ganzen Continent kennt man dieß als das Experiment Leidenfrosts,

Digitized by Google

der das Phänomen in einem gegen das Ende des letzten Jahrhunderts herausgegebenen Werke beschrieben hat.

Das Waſſer iſt nicht die einzige Flüſſigkeit welche die Fähigkeit beſitzt dieſe Wirkung zu zeigen: man erzielt ſie leichter mit Alkohol, und noch leichter mit Aether. In der That nimmt die Flüſſigkeit, je flüchtiger ſie iſt, um ſo leichter den ſphäroidiſchen Zuſtand an. Anſtatt eines Metallbeckens läßt ſich auch von Waſſer, das dem Siedepunkt nahe iſt, Gebrauch machen um einen Aethertropfen zu tragen. Statt ſich mit dem heißen Waſſer zu vermiſchen, ſammelt ſich der Aether oben in ein Kügelchen, und rollt auf der Oberfläche der andern Flüſſigkeit umher.

Was nun die Urſache dieſes eigenthümlichen Phänomens anbelangt, ſo herrſcht unter den Männern der Wiſſenſchaft immer noch Meinungsverſchiedenheit darüber; allein wir glauben daß diejenigen welche es gehörig ſtudirt haben, zu einer ziemlich übereinſtimmenden Anſicht gekommen ſeyn werden. Hr. Boutigny ſchlug eine Theorie vor welche keine wiſſenſchaftliche Baſis hat, und bekehrte daher auch niemanden dazu. Hr. Buff iſt der Meinung die Thätigkeit ſey genau dieſelbe wie ſie ein Tropfen Queckſilber zeige, und die Erhitzung des Metalls ſtelle zwiſchen ihm und einem Tropfen Waſſer daſſelbe Verhältniß her wie das welches gewöhnlich zwiſchen dem Queckſilber und einer Glas- oder Porcellan-Oberfläche beſteht. Schon das Anſehen des Tropfens auf der erhitzten Oberfläche führt auf den Gedanken daß die Flüſſigkeit und das Metall nicht mit einander in Berührung ſtehen; ein ſolches Unterbrechen der Berührung iſt indeß in Abrede gezogen worden, und um dieſen Punkt zur Entſcheidung zu bringen, iſt Poggendorff auf folgendes ſcharfſinnige Experiment verfallen.

Man nehme ein Becken, und thue einen Tropfen Waſſer hinein; bringe mit dieſem Tropfen einen Platinadrath in Berührung, der mit dem negativen Pol einer kleinen galvaniſchen Batterie in Verbindung ſteht; ein zweiter Platinadrath communicire mit dem poſitiven Pol der Batterie, und werde mit der Außenſeite des Metallbeckens in Berührung gebracht. Die Platinadräthe ſtehen nun mit einem Galvanometer in Verbindung; dieſer Galvanometer iſt eine Magnetnadel welche ſich innerhalb eines Knäuels bedeckten Kupferdraths frei bewegt: der Durchgang eines elektriſchen Stroms thut ſich, wie bekannt, durch die Abweichung der Magnetnadel kund. Man mache nun den Waſſertropfen zu einem guten Elektricitätsleiter, dadurch daß man ihn leicht anſäuert; wäre er in Berührung mit dem Becken, ſo würde der Strom ohne Hinderniß vom poſitiven Pol bis zum Becken, von dort durch den Waſſertropfen bis zum Platinadrath, und von hier durch den Galvanometer bis zum andern Pol der Batterie hindurchziehen. In ſeinem Durchgang würde die Magnetnadel des Galvanometers abweichen, und ſo den Beweis von der Herſtellung des Stroms geben. Man findet indeß daß, wenn das Becken erhitzt iſt, und der Waſſertropfen den ſphäroidiſchen Zuſtand angenommen hat, kein Strom durchgeht, was gewiß ein ſicheres Anzeichen von dem Vorhandenſeyn eines Zwiſchenraums zwiſchen dem Becken und dem Waſſertropfen iſt. Man entferne nun die Lampe welche das Becken erhitzt: nach kurzer Zeit kühlt der Tropfen, kommt mit dem Becken in Berührung, die Magnetnadel des Galvanometers fliegt plötzlich auf die Seite, und beweiſt ſo den Durchgang des elektriſchen Stroms.

Dieſes Experiment hat man jedoch, ſo ſchön es auch iſt, nicht für überzeugend genug gehalten: man hat immer noch gezweifelt ob wirklich ein Zwiſchenraum zwiſchen der Flüſſigkeit und der erhitzten Oberfläche beſtehe, und da man den Augenſchein als den einzigen Beweis betrachtete der geeignet ſey weitere Bedenken zu beſeitigen, ſo hat man einen dieſen Beweis liefernden Verſuch angeſtellt. Ein ſilbernes Becken wird ganz umgekehrt, und ſeine convexe Oberfläche mit ſchwachen Einſchnitten verſehen, ſo daß ſie im Stande iſt einem Waſſertropfen einen Stützpunkt zu geben. Ueber eine Lampe geſtellt, wird das Becken rothglühend gemacht, und ein Tropfen undurchſichtiger Dinte, in welche man ein wenig Alkohol gethan, auf das Becken gebracht. Hinter letzterm wird ein feiner Platinadrath ausgeſtreckt, und in einen Zuſtand des Glühens gebracht dadurch daß man einen Strom Elektricität durch denſelben ſendet.

Steht nun das Auge des Beobachters in gleicher Linie mit dem unteren Pol des Tropfens, ſo wird man den glühenden Platinadrath durch den Zwiſchenraum zwiſchen der Dinte und dem Becken genau ſehen. Tropfen von einem vollen halben Zoll im Durchmeſſer ſind auf dieſe Weiſe unterſucht worden, und man hat gefunden daß ſie an keinem Punkte die Oberfläche des rothglühenden Metalls berührten.

Dieſes Experiment läßt auch nicht den geringſten Zweifel mehr übrig daß zwiſchen dem ſphäroidiſchen Tropfen und der erhitzten Oberfläche ein Zwiſchenraum beſteht; woher aber rührt dieſer Zwiſchenraum? Schon in den erſten Zeiten nach Einführung der Eiſenbahnen hat der originelle George Stephenſon den Vorſchlag gemacht, man ſolle die gewöhnlichen Stahlfedern bei den Locomotiven durch Federn von elaſtiſchem Dampf erſetzen. Man ſchlug vor den Dampf in Cylinder zu leiten, in denen ſich Piſtons dampfdicht bewegen ſollten; dieſe Piſtons ſollten, auf den unter ihnen befindlichen Dampf geſtützt, das Gewicht der Locomotive tragen. Nun, was der große Maſchinenbaumeiſter für die Locomotive in Vorſchlag gebracht, bewirkt der ſphäroidiſche Tropfen für ſich ſelbſt — er wird auf einem Kiſſen ſeines eigenen Dampfes getragen. Die Oberfläche muß heiß genug ſeyn, um Dampf von ſolcher Spannkraft zu erzeugen daß ſie den Tropfen in die Höhe heben kann. Der Körper welcher den Tropfen trägt, muß der Art ſeyn daß er raſch einen gehörigen Hitzegrad entwickelt; denn der Tropfen verdunſtet und wird allmählich kleiner, und um die durch den Dampf aufgeſogene Hitze zu erſetzen, muß die Subſtanz, auf welcher der Tropfen ruht, Hitze frei laſſen — mit andern Worten, ſie muß ein guter Wärmeleiter ſeyn. Hierin liegt der Grund warum man ein ſilbernes Becken für das Experiment empfohlen hat, denn Silber ſteht an der Spitze der Wärmeleiter. Ferner muß, da ein Dampfkiſſen erforderlich iſt, die Flüſſigkeit der Art ſeyn daß ſie dieſes liefert. Daher kommt es daß die flüchtigſten Flüſſigkeiten — diejenigen welche am leichteſten ſich in Dampf verwandeln — das Phänomen am ſchnellſten zeigen. Von dem Entweichen des Dampfes in regelmäßigen Schwingungen unter dem Tropfen hervor rühren die ſchönen Figuren welche er zuweilen zeigt. Wenn man ein ſehr flaches Becken gebraucht, über das ſich der ſphäroidiſche Tropfen weit ausbreitet, wird es dem Dampf ſchwer vom Mittelpunkt nach den Rändern des Tropfens zu entweichen, und dieſer Widerſtand kann zunehmen bis der Dampf es leichter findet in Blaſen durch die Mitte des Tropfens zu brechen als ſeitwärts zu entweichen.

Digitized by Google

Alle dieſe Thatſachen ſtehen in vollkommenem Einklang mit der Erklärung daß die Entwicklung und unabläſſige Erneuerung elaſtiſchen Dampfes an der untern Oberfläche des Tropfens es iſt wodurch die Flüſſigkeit außer Berührung mit dem Metall gehalten und vor der Wärmemittheilung durch Berührung geſchützt wird. Dieſes Umſtands halber erreicht in der That die im ſphäreidiſchen Zuſtand befindliche Flüſſigkeit nie ihre Siedetemperatur. Wenn man ein Thermometer in ein in einem rothglühenden Gefäß befindliches Waſſerſphäroid taucht, ſo wird man finden daß ſich ſeine Temperatur um einige Grade unter 212° hält. Wird die Lampe zurückgezogen und kühlt das Becken ab, ſo wird die Spannkraft des Dampfes unterhalb des Tropfens allmählich ſchwächer. Der elaſtiſche Widerſtand verliert ſich, der Tropfen ſinkt, und kommt endlich mit dem Metall in Berührung. Die Hitze wird dann plötzlich der Flüſſigkeit mitgetheilt, welche augenblicklich in heftiges Wallen geräth.

Ein gewöhnliches, in jeder Schmiede anzuſtellendes Experiment iſt das, die Zunge an einer weißglühenden Eiſenſtange zu reiben. Die zarteſte Dame, welche etwa dieſe Abhandlung lieſt, kann den Verſuch mit vollkommener Ungeſtraftheit machen, vorausgeſetzt daß die Stange hinlänglich erhitzt iſt. In dieſem Fall ſchützt die Dampfſchicht welche ſich zwiſchen dem glühenden Metall und der feuchten Zunge entwickelt, die letztere vor Verletzung. Und dieß bringt uns auf jene merkwürdigen Experimente, deren Ausführung durch Hrn. Boutigny vor einigen Jahren ſo großes Intereſſe erregte. In der Verſammlung der Britiſh Aſſociation in Ipswich im Jahr 1851 hatten viele der Beſucher Gelegenheit zu ſehen wie Hr. Boutigny ſeine Hand durch einen Strom geſchmolzenen Eiſens hindurchzog. Ehe er es that, tauchte der Experimentator die Hand in einen Waſſereimer. Hernach nahm er mit ſeinen Fingern das flüſſige Metall aus einem Schmelztiegel, und ſtreute ſeine Tropfen wie Waſſertropfen herum. Ein ähnlicher Verſuch läßt ſich mit geſchmolzenem Blei machen, wofern man nur zuvor das Oxyd von der Oberfläche abſchäumen und das Blei reinigen läßt. Die mit Waſſer oder flüſſigem Ammoniak befeuchteten Finger können dann ungeſtraft in das Blei getaucht werden. Auch hier wird um ſo weniger Gefahr ſeyn, je heißer das Metall iſt.

Man hat behauptet das in einer rothglühenden Metallcapſel befindliche Waſſer erreiche ſeinen Siedepunkt nicht: das Vorhandenſeyn einer in hohem Grad kalten Flüſſigkeit in einem ſolchen Gefäß iſt ebenfalls möglich. Bekanntlich kann kohlenſaures Gas durch großen Druck flüſſig gemacht werden. Es braucht nicht bemerkt zu werden daß dieſes Gas eines der Erzeugniſſe des Athmungsproceſſes iſt; daß ſein Entweichen das Brauſen des Champagners und des Sodawaſſers verurſacht, und daß, wenn man Schwefelſäure oder irgend eine andere Säure auf Marmor oder Kalk, welcher kohlenſaurer Kalk iſt, wirken läßt, dieſes Gas in Maſſe frei gemacht wird. Die flüſſige Kohlenſäure wird in ſtarken eiſernen Flaſchen aufbewahrt, welche durch vollkommen paſſende Zapfen verſchloſſen werden. Oeffnet man eine dieſer Flaſchen, ſo puſft die von dem Druck, der ſie im flüſſigen Zuſtand erhielt, befreite Subſtanz in Gas auf — jedoch nicht in ihrer ganzen Maſſe. Bekanntlich ſaugt ein Körper beim Uebergang vom flüſſigen in den gaſigen Zuſtand eine ungeheure Menge Wärme auf. Der Betrag der in dem uns vorliegenden Fall aufgeſogenen Hitze iſt ſo groß, und die durch dieſe Auffaugung herbeigeführte Kälte iſt ſo mächtig, daß ein großer Theil der Kohlenſäure wirklich gefroren iſt, und wie reiner weißer Schnee geſammelt werden kann.

Ein Körper ſaugt nicht nur beim Uebergang vom flüſſigen in den gasförmigen Zuſtand eine große Summe Wärme auf, auch beim Uebergang vom feſten in den flüſſigen Zuſtand findet eine ähnliche Auffaugung, eine entſprechende Kälte-Erzeugung ſtatt. Wenn die auf oben beſchriebene Weiſe erlangte feſte Kohlenſäure mit Aether gemiſcht wird, ſo ſchmilzt ſie, und die dadurch hervorgebrachte Kälte iſt die ſchärfſte die man kennt. Fahrenheit war der Meinung die niedrigſte mögliche Temperatur betrage 32° unter dem Gefrierpunkt des Waſſers, und wählte daher dieſen Punkt als das Zero ſeiner Skala; allein mittelſt einer Miſchung von Kohlenſäure und Aether erzielte Thilorier eine Temperatur von 152° unter dem Gefrierpunkt des Waſſers, und Mitchell eine von 178° (— 93° R.) unter demſelben Punkt.

Wenn eine gewiſſe Menge jener Miſchung in einen rothglühenden Metalltiegel gebracht wird, ſo ſchützt die elaſtiſche Kraft des Aether-Dampfs die Subſtanz vor der Berührung mit dem Gefäß; die durch letzteres mitgetheilte Hitze wird vom Dampf aufgeſogen, und die Miſchung bleibt ſcharf kalt. Taucht man einen Waſſer enthaltenden Löffel in die Miſchung, ſo wird das Waſſer augenblicklich in Eis verwandelt. Wird eine gewiſſe Menge Queckſilber in einen kupfernen Kochlöffel gebracht, und in die Miſchung getaucht, ſo gefriert das Queckſilber ebenfalls, und das ſo feſtgewordene Queckſilber läßt ſich vorwärts und rückwärts biegen und mit einem Meſſer wie Käs ſchneiden. Die Kohlenſäure ſelbſt liefert uns das Beiſpiel eines Körpers im ſphäroidiſchen Zuſtand. So ſchnell als ſie die nothwendige Hitze den ſie umringenden Körpern entziehen kann, wird ſie in Gas verwandelt. Bringt man ſie auf eine glatte Oberfläche, ſo gleitet ſie darauf ohne ſcheinbare Reibung herum; dieſes Herumgleiten aber rührt von dem Umſtand her daß ſie jetzt von ihrem eigenen Dampf ſchlüpfrig gemacht wird. Man kann ſie in der Hand halten, ſelbſt in den Mund nehmen (wobei man indeß darauf zu ſehen hat daß man, während ſie im Mund iſt, nicht athmet), und wird kein ſchmerzhaftes Kältegefühl empfinden. Wären Hand und Zunge aber nicht durch den Dampf geſchützt, ſo würde die Kohlenſäure faſt eben ſo große Verheerungen anrichten wie rothglühendes Metall. Wenn man ſie mit der Haut in ſtarke Berührung bringt, brennt ſie heftig. Das Gefrieren des Waſſers, und ſelbſt des Queckſilbers, in rothglühenden Gefäßen läßt ſich auch durch flüſſige Schwefelſäure bewirken; allein die dadurch erzeugte Kälte iſt durchaus nicht ſo heftig wie die in oben beſchriebener Weiſe erzielte.

Ehe wir das Thema über den ſphäroidiſchen Zuſtand des Waſſers verlaſſen, iſt vielleicht ein Wort über die Rolle nöthig welche daſſelbe im praktiſchen Leben ſpielen kann. Das folgende Experiment iſt leicht gemacht. Man nehme eine kleine Flaſche aus dünnem Kupferblech, mit einer an ihrem Halſe angebrachten horizontalen Handhabe; man erhitze den Boden der Flaſche über einer Spirituslampe, und gieße, während ſie in dieſem Zuſtand iſt, ein wenig Waſſer (am beſten iſt heißes Waſſer) in dieſelbe. Die Flüſſigkeit wird die ſphäroidiſche Form annehmen. Man verkorke nun die Flaſche, und ziehe die Lampe zurück: eine kurze Zeit hindurch bleibt alles ruhig; endlich berührt das in der Flaſche befindliche Waſſer das heiße Metall, plötzlich wird Dampf erzeugt, und

Digitized by Google

der Kork wird heftig aufwärts geſtoßen. Gewöhnlich läßt man durch den Kork eine feine Glasröhre hindurchgehen, um dem bißchen Dampf, das ſich erzeugt während die Flüſſigkeit im ſphäroidiſchen Zuſtand iſt, eine Oeffnung zum Entweichen zu laſſen. Nun aber behauptet man — und in der That ſind ausgezeichnete Männer der Wiſſenſchaft dieſer Anſicht — daß die Kraft durch welche das Herausſtoßen des Korks herbeigeführt wird, oftmals in großem Maßſtabe bei der Exploſion der Dampfkeſſel ins Spiel komme. Allein hier, wie in dem oben erwähnten Fall, ſind wir ganz der Muthmaßung anheimgegeben. Wir könnten uns dem geduldig unterwerfen, wenn es unvermeidlich wäre; dieß iſt aber nicht der Fall. Es beſteht alle Wahrſcheinlichkeit daß dieſes wichtige Problem durch eine Reihe paſſender Verſuche vollkommen gelöst werden kann; derartige Verſuche aber ſind nie gemacht worden. Alljährlich erhält die Regierung einen amtlichen Bericht über die Dampfkeſſel-Exploſionen und die damit verbundenen Verluſte an Menſchenleben; allein bis jetzt hat man noch auf keine praktiſche Weiſe die Bedingungen feſtzuſtellen geſucht unter welchen derartige Exploſionen ſich ereignen, und doch wäre dieß der erſte Schritt zu einer verſtändigen Anwendung der Hülfsmittel der Wiſſenſchaft, um ſolche Kataſtrophen unmöglich zu machen.

Ein anderer in dieſe Abhandlung gehörender Gegenſtand ſind die ſiedenden Quellen Islands. „Der große Geiſer“ iſt die größeſte dieſer Quellen. Sie beſteht aus einer ſiebenzig Fuß tiefen und zehn Fuß im Durchmeſſer haltenden Röhre, die ſich auf ihrem Gipfel in ein zweiundfünfzig Fuß quer von Norden nach Süden, und ſechzig Fuß von Oſten nach Weſten meſſendes Becken erweitert. Sowohl die Röhre als das Becken ſind mit einer glatten Kieſelerde-Bekleidung verſehen, die ſo hart iſt daß ſie ohne zu brechen die Hammerſchläge aushält. Sehen wir zu wie ſich die Röhre bildete, und wie ſich dieſe Bekleidung anlegte. Das Waſſer des Geiſers zeigte nach vorgenommener Analyſe in je 1000 Theilen folgende Subſtanzen, in den angegebenen Verhältniſſen:

Kieſelſäure	0.5097
Kohlenſaures Natron . . .	0.1930
Kohlenſaures Ammoniak . .	0.0083
Schwefelſaures Natron . .	0,1070
Schwefelſaures Kali . . .	0.0475
Schwefelſaure Magneſia . .	0.0042
Salzſaures Natron	0.2521
Natronſulphid	0.0088
Kohlenſäure	0.0557

Hier nun finden wir Kieſelſäure, gerade die Subſtanz mit welcher die Röhre belegt iſt, in beträchtlicher Menge im Waſſer aufgelöst, und hieraus könnten wir ſchließen daß die Bekleidung der Röhre ein vom Waſſer abgeſetztes Sediment war. Das Waſſer aber ſetzt kein Sediment ab. Man kann es in Flaſchen füllen und Jahre lang aufbewahren, ohne daß es den geringſten Niederſchlag zeigt. Die Bekleidung der Röhre indeß iſt ohne alle Widerrede das Erzeugniß des Waſſers; wie aber hat es ſich abgelagert? Wenn wir eine gewiſſe Menge Geiſerwaſſer nehmen, und es in einem Porzellan-Becken verdunſten laſſen, ſo zieht ſich die Flüſſigkeit, durch Capillar-Attraction, ein wenig an den Seiten des Beckens hinauf: hier verdünſtet ſie ſchnell, und hinterläßt auf dem Becken einen Kieſelerde-Ring. Im Mittelpunkt des Beckens behält das Waſſer ſeine Durchſichtigkeit, und erſt wenn die Verdunſtung eine ziemlich lange Zeit angedauert hat, zeigt ſich eine äußerſt ſchwache Trübung. Stellen wir uns nun eine einfache mit Kieſelſäure geſchwängerte Thermalquelle vor, deren Waſſer einen ſanften Abhang hinabfließt. Das ſo ausgeſetzte Waſſer verdunſtet ſchnell, lagert ſeine Kieſelerde ab, und erhöht allmählich die Seite über welche es abfließt. Die Quellöffnung ändert ſich ebenfalls: ſie wird höher, und ſo muß der Strom, dadurch daß er ſich auf ſeinem Wege ſelbſt Hinderniſſe ſchafft, rings herum wandern, und überall legt er ſeine Laſt ab. Dieſer Proceß dauert fort bis im Laufe der Jahrhunderte ſich ein Schacht, d. h. der wundervolle Apparat bildet, deſſen Maßverhältniſſe wir oben angegeben haben. Eine kurze Beſichtigung der Nachbarſchaft iſt in der That genügend um zu zeigen daß die Quelle im Stande iſt ſich ihre eigene Röhre zu bauen. Die Mündung des großen Geiſer befindet ſich auf dem Gipfel eines hohen Hügels, den die Niederſchläge der Quelle gebildet haben. Wenn aber die Quelle dieſen Hügel ſchuf, muß ſie auch die Röhre aus der ſie hervorbringt gebildet haben, und ſo können wir uns ſelbſt davon überzeugen daß die Quelle der Baumeiſter des Schachtes iſt in welchem ſie hauſt.

Der Hof und die Geſellſchaft in Perſien.

(Aus dem Reiſewerk der Lady Sheil.)

Im Verlaufe dieſes Monats (Januar 1851) machte ich einen zweiten und letzten Beſuch bei der Mutter des Schah. Aus mehr als einem Beweggrund darf eine Europäerin nicht wohl den Wunſch nach innigeren Beziehungen mit den Perſerinnen hegen. Die Geſellſchaft dieſer Damen iſt unerträglich, und wäre es auch nur wegen der Beſchaffenheit ihrer vertraulichen Unterhaltungen im Innern des Harems. Die Fürſtin empfieng mich dießmal ohne alles Ceremoniell. Nachdem wir den Thee und den Kaffee in ihrem Gemach eingenommen, führte ſie mich, in Begleitung aller ihrer Frauen, über eine Reihe Höfe bis zu einem ſchönen Garten, wo wir den Schah fanden, der allein ſpazieren gieng. Er unterhielt ſich einige Minuten lang ſehr artig mit uns, und geſtattete uns dann den Beſuch des neuen Theils des Palaſtes, auf den er ſehr ſtolz iſt. Einige der Gemächer, nach perſiſcher Weiſe geziert, enthielten zwei Reihen leichter Pfeiler, welche, wie der Plafond, mit kleinen Spiegeln bedeckt waren. Mehrere andere Zimmer dagegen glichen unſern europäiſchen Salons; ihre mit gemaltem Papier überdeckten Mauern waren mit ziemlich ſchlechten colorirten Kupferſtichen verziert. Ein Cabinet diente als Bibliothek: man ſah dort in Glasſchränken Handſchriften, deren Decke in ſchönem Brocat prunkte. Hier verabſchiedeten wir uns von dem König, und begaben uns in die Juwelenkammer. Da ich keine Kennerin der Edelſteine bin, ſo kann ich

über den Werth derer die man mir zeigte keine Ansicht aussprechen. Ich will mich begnügen zu sagen daß mir die Diamanten und die Perlen wunderbar groß zu seyn schienen, daß sie aber zu schlecht gefaßt gewesen um ihren vollen Glanz zu entfalten. Man führte mich sodann in das Porcellan-Cabinet, wo ich ein gewisses Gefühl des Neides nicht zu unterdrücken vermochte; denn es enthielt herrliche Vasen, deren Werth gänzlich unerkannt geblieben schien. Als wir in das Anderun zurückkamen, bemerkte mir die Mutter des Schah, die Mauern des Hofes seyen erst kürzlich mit Frescomalereien geschmückt worden. Man hatte verschiedene Gegenstände dargestellt; sie blieb indeß nur vor einem einzigen stehen, der ohne Zweifel Jugenderinnerungen in ihr Gedächtniß zurückrief. Es war ein Nomadenlager in einer grasreichen Ebene, mit weidenden Ziegen und Schafen, während Frauen sich mit Kochen, Wassertragen und Viehmelken beschäftigten. „Seht da, rief die Chanum, ein glückliches Daseyn; welch reizendes Gemälde!" Alle ihr folgenden Frauen brachen darob in Lobeserhebungen aus. „Ja, sagten sie, sein Leben unter einem Zelt, in freier Luft, bei reinstem Wasser und Lammfleisch zubringen, ist das glücklichste was der Mensch in dieser Welt sich wünschen kann!" Die Fürstin zeigte mir sodann ein Gemälde ihres verstorbenen Gemahls, Mohammed Schahs, vor welchem sie Thränen vergoß und es zum Zeichen ihres Schmerzes an die Brust drückte. Sie hatte ihn, glaub' ich, in hohem Grade geliebt, bis er sie vollständig verlassen. Sie hatte sich die Fortdauer seiner Liebe dadurch zu sichern gesucht, daß sie ein Mittel anwandte welches Europäerinnen sonderbar scheinen mag, das aber im Morgenlande ziemlich gewöhnlich ist. Sie schrieb eines Tags einen pathetischen Brief an eines der Mitglieder der englischen Gesandtschaft, mit der Bitte ihr eine Summe Geldes zu leihen, dessen sie, wie sie sagte, bedürfe um sich zu ihrem Gemahl, dem damaligen Kronprinzen, zu begeben, den ein Kriegszug entfernt halte. Der Engländer glaubte dem Märchen das man ihm weis machte, und lieh ihr das geforderte Geld; es wurde sofort zum Ankauf einer jungen Tscherkessin verwendet, welche die Fürstin ihrem Gemahl zusandte, sich aber nicht selbst zu ihm begab.

Einige Tage später machte ich der Halbschwester des Schah, einem jungen fünfzehnjährigen Mädchen, das bei ihrer in einem Winkel des Harems verwiesenen Mutter lebte, einen Besuch. Ihr Bruder vernachlässigte sie gänzlich, und natürlich folgte männiglich seinem Beispiel. Sie war wirklich reizend; die Regelmäßigkeit ihrer Gesichtszüge, sowie die Zierlichkeit ihres Wuchses lassen sich in gleichem Grade nur bei den Meisterwerken der italienischen Kunst finden. Sie ist eine der schönsten Damen die ich in Persien, wo man nur sehr wenige schöne findet, getroffen. Sie trug nach Landessitte gewaltige Pantalons aus so dichtem Brocat, daß sie hätten aufrecht stehen bleiben können. Ihre Haare waren in Locken aufgewickelt, und sie war im buchstäblichen Sinne des Worts mit Diamanten bedeckt. Ihr Benehmen zeigte Ruhe und Schwermuth. Sie fragte mit scheinbar großer Neugier nach allen Einzelheiten unserer Lebensweise in Europa. Am meisten schien sie die Mühe zu überraschen die wir allabendlich vor Schlafengehen aufs Auskleiden verwenden. Sie fragte mich ob es wahr sey daß wir die Nacht in ein langes weißes Gewand gekleidet zubrächten. Sämmtliche Perserinnen sind höchlich über diesen Gebrauch erstaunt, den sie sich nur sehr schwer zu erklären wissen. Sie entkleiden sich nie. Wenn die Schlafeszeit herankommt, begnügen sie sich damit sich in eine leichte wattirte Matratze hineinzustecken, welche den Tag über in einem Winkel des Gemachs liegen bleibt. Sie wechseln die Kleider nur wenn sie ins Bad gehen. Einige Tage später schickte mir die junge Prinzessin ein Stück Seidenzeug, mit der Bitte ihr durch meine Frauen ein Kleid daraus machen zu lassen, weil sie sich nach Feringie-Mode zu kleiden wünsche, um zu sehen wie ihr diese Tracht stehe. Dieses arme Kind flößte mir großes Mitleid ein. Ich weiß nicht was aus ihr geworden ist; allein ich darf annehmen daß man sie an irgend einen Mann sehr untergeordneten Rangs verheirathet hat.

(Teheran, Februar 1851.) Zu den Teheraner Merkwürdigkeiten rechne ich auch die Frauen der Turkmanen welche in der Stadt zurückbehalten worden als Geiseln des Stammes Goklan, der, nachdem er sich an dem südöstlichen Winkel des caspischen Meeres, nicht weit von Asterabad, niedergelassen hatte, die Botmäßigkeit Persiens anerkannte, und keinen Antheil haben wollte an der Unabhängigkeit der andern Stämme dieses Volkes, welche den zwischen dem caspischen Meer und dem Oxus liegenden Landstrich inne haben. Obschon gezwungen unter dem Titel Geiseln beständig vierzig oder fünfzig Familien zu stellen, ermangeln die Goklans doch nicht die innern Zwistigkeiten Persiens sich zu nutze zu machen und Raubeinfälle auf persisches Gebiet auszuführen. Hätten wir nicht gewußt daß die Turkmanen einer der abscheulichsten Menschenstämme seyen denen man auf dem Erdball begegnen könne, wir würden kein Bedenken getragen haben zu beklagen daß man sie ihrem freien Leben in dem vom Gurgan bespülten herrlichen Lande entriß, um sie als Gefangene in der erstickenden Atmosphäre Teherans, dessen Thore sie nie überschreiten dürfen, leben zu lassen. Ihre Häßlichkeit, besonders die der Weiber, ist ungemein groß. Sie haben ein breites und plattes Gesicht, hervorspringende Backenknochen, eine dicke, platte, kurze, fleischige Nase, kleine tiefliegende Augen und eine gelbe Hautfarbe. Da sie zu der ursprünglichen Türkenrace gehören, so muß man einigermaßen über den Contrast erstaunen der zwischen ihren häßlichen Zügen und der Schönheit der Physiognomien der Konstantinopeler Osmanlis besteht, deren Voreltern ohne allen Zweifel diesen Wilden glichen. Die Veränderung erklärt sich indeß einigermaßen durch die beständigen Heirathen mit Tscherkessinnen, Georgierinnen, Kurdinnen, Araberinnen, Albaneserinnen, Griechinnen und Armenierinnen, welche allmählich die unterscheidenden Züge der mongolischen Race verwischt haben. Die Frauen der Turkmanen gehen stets schleierlos aus. Ihre eben so sonderbare als wenig anständige Kleidung besteht aus engen rothen Pantalons und einer Art rothtuchenen Wammses oder Oberrocks, der bis auf die Kniee herabreicht. Kopf und Hals sind in ein gelbes Sacktuch eingehüllt. Der moralische Charakter der Turkmanen ist eben so wenig lobenswerth wie ihr physischer. Sie sind nicht nur grausam und beutegierig, wie dieß natürlicherweise bei ihrer Lebensart nicht anders seyn kann, sondern auch voller Perfidie und stets zur Verletzung der Gesetze der Gastlichkeit gegen den Fremden bereit, den sie unter ihr Zelt aufgenommen haben. Man kann sie nicht einmal tapfer nennen, denn bei allen Kriegszügen meiden sie den Kampf so lange als möglich. Da sie ihre feindlichen Einfälle weithin ausdehnen, so sind sie der Schrecken aller persischen Gränzbevölkerungen, besonders aber der zahlreichen Wallfahrer, welche sich unabläßig nach Meschhed begeben um an dem Grabe des

Digitized by Google

Imams Riza zu beten. Sie verkaufen die Gefangenen welche kein Lösegeld zu zahlen vermögen nach Chiwa. So ist erst kürzlich die Schwester eines angesehenen Einwohners aus Afghanistan, der von England einen Gnadengehalt bezieht, als sie mit ihrer Familie von Meschhed nach Teheran zurückkehrte, gewaltsam fortgeschleppt worden. Sie wäre sicherlich auf den Markt von Chiwa abgeliefert worden, wenn man sich nicht beeilt hätte eine Summe von fünfhundert Tomans, d. h. ungefähr zweihundertundfünfzig Pfund Sterling, als Lösegeld für sie zu zahlen. Ich sah beim Heraustreten aus dem Gesandtschaftspalast vor der Thüre oftmals arme Leute stehen mit langen Ketten um ihren Hals. Sie wollten damit sagen, ihre Söhne oder ihre Töchter seyen von den Turkomanen weggeschleppt worden, und sie bäten um ein Almosen um das zum Loskauf der Gefangenen nöthige Geld zusammenbringen zu können.

(Ispahan, 15 Jun. 1851.) Unser Aufenthalt in Ispahan lieferte uns den Beweis von der Abnahme der religiösen Vorurtheile der Mostimen, selbst in Städten wo es, wie hier, keine europäischen Inwohner gibt. Ich bedurfte einer Amme, und man hatte mir den Rath gegeben keine unter den Armenierinnen zu suchen, die gemeiniglich nicht sehr gesund sind. Ich mußte daher eine Wahl unter den Perserinnen treffen. Vor wenigen Jahren noch wäre es keine Kleinigkeit gewesen eine Mohammedanerin zu bewegen sich einem solchen Dienste zu unterziehen; heutzutage aber zeigten sich, kaum nachdem mein Wunsch bekannt geworden, Bittstellerinnen in Menge. Diese Frauen kamen in Begleitung ihres Mannes an unsere Thüre; dann traten sie allein ein, und schienen sich durchaus nicht daran zu stoßen daß Engländer ihr Gesicht sahen. Unter ihnen waren mehrere wohlhabende: sie wollten sich nur einen Schutz sichern. Alle gaben ihre Einwilligung ihr Haus und ihre Familie zu verlassen um uns nach Teheran zu folgen, wo sie dann ganz abgesondert wohnen sollten. Sie verließen sich mit unbedingtem Zutrauen auf die Treue mit welcher, wie man wisse, die Engländer eingegangene Verpflichtungen erfüllten. Die junge Frau welche ich behielt, war sehr arm; sie hegte den innigsten Wunsch angenommen zu werden. Als sie eines Tags eine Nebenbuhlerin erscheinen sah, gerieth sie so in Aerger darob daß sie unter einem Strom persischer Flüche schwur, sie werde, wenn sie sich der Ehre beraubt sähe den kleinen Wesir Muchtar (so nannte sie das Kind) zu stillen, diese Uebelberathene, welche an ihre Stelle treten wolle, schwer züchtigen. Wir nahmen sie nach Teheran mit.

Ich lernte die persischen Ammen, und auch ihre Kinder, sehr genau kennen, denn sie wollen zum mindesten stets ihr ältestes bei sich haben. „Chanum, sagten sie zu mir, ich kann nicht leben ohne Chatun (oder sonst einen Namen); er ist das Licht meiner Augen." Diese so lebhafte Zärtlichkeit hinderte sie aber nicht, ihre Kinder, wenn sie sich halsstarrig zeigten, bis aufs Blut zu zwicken. Sind sie gezwungen, so reißen sie ihnen die Haare aus und zerkratzen ihnen die Brust. Dieses Beispiel war für meine kleine Franzisca nicht verloren, die, so jung sie war, auch Miene machte sich die Haare auszureißen und den Kopf an die Wand zu stoßen, um ihrem Unwillen Luft zu machen, wenn man sich weigerte ihren Grillen Gehör zu schenken. Diese Frauen legten eine musterhafte Genauigkeit in Erfüllung ihrer Andachtsverrichtungen an den Tag. Dreimal täglich verrichteten sie ihre Waschungen und Gebete vor einem aus Kerbelah gebrachten Stein, den sie in der Richtung nach Mekka hin aufstellten. Zur Unterhaltung tanzte zuweilen eine von ihnen nach dem Ton eines Tamburins, das die andere spielte. Sie konnten kaum nähen, und den größten Theil ihrer Zeit brachten sie mit Schlafen zu, was überdieß für sie ein Mittel ist zu einem ansehnlichen Grad von Dickleibigkeit zu gelangen. Sie giengen wöchentlich einmal ins Bad, und kehrten nie daraus zurück ohne die Farbe ihrer Hände, Füße und Haare erneuert zu haben. Ich muthmaße daß sie eine gewisse Verachtung gegen mich fühlten, als sie mich Näharbeiten vornehmen sahen. Die eine von ihnen begleitete mich bis nach Konstantinopel, und ich glaube sie wäre mir, wenn ich es gewünscht hätte, bis nach England gefolgt.

Schon seit langer Zeit hatte man von Seiten Englands bei der Regierung des Schah darauf gedrungen daß sie der Einfuhr schwarzer Sklaven aus Afrika, die von persischen oder arabischen Schiffen in den Häfen des persischen Meerbusens ans Land gesetzt werden, ein Ende mache. Die Macht der Teheraner Regierung über ihre Unterthanen des Küstenlandes ist eine sehr beschränkte, um nicht zu sagen, eine bloß nominelle. Die einzige Maßregel welche im Stande wäre diesem abscheulichen Handel Einhalt zu thun, bestünde darin daß man den englischen Kriegsschiffen das Recht der Durchsuchung persischer Fahrzeuge und der Wegnahme der Sklaven bewilligte. Dieses Zugeständniß war bis jetzt hartnäckig verweigert worden; acht Tage nach der Rückberufung des Prinzen-Statthalters aus Mazenderan aber hat man es für eine gewisse Anzahl Jahre bewilligt. Die Neger von Zanzibar sind daher der russischen Regierung zu lebhaftem Danke verpflichtet.

Dreierlei Arten schwarzer Sklaven werden zur See in Persien eingeführt: die Bambassis, welche aus Zanzibar kommen, die Abessinier und die Nubier. Die erstern, welche alle Züge der reinen Negerrace an sich tragen, sind perfid, grausam und faul; die andern dagegen haben vom Neger nur die Hautfarbe, und sind berühmt wegen ihrer Sanftmuth, ihrer Treue, ihres Muths und ihrer Anstelligkeit. Hier, wie anderwärts, mißbrauchen die Herren ihre unumschränkte Gewalt; allein ich muß doch beifügen daß die Sklaven nur selten Opfer der Grausamkeit oder selbst der Härte werden. Man behandelt sie wie die übrigen Diener der Familie, und manchmal noch besser, besonders die Abessinier und Nubier. Man verwendet sie nie zu den Feldarbeiten; man überläßt ihnen den Dienst im Innern der Häuser. Uebrigens glaube ich daß die im Harem dem launenhaften Müßiggang der Frauen ausgesetzten Negerinnen weniger glücklich sind als die Sklaven männlichen Geschlechts; allein es gibt hier keine öffentlichen Blätter in denen man Gewaltmißbrauch zur Sprache bringen könnte. Kurz, die Sklaven werden in Persien so mild behandelt wie ihre Lage es gestattet. Sie sind nicht, wie in Amerika, die Opfer allgemeiner Verachtung, und kein besonderes Gesetz sorgt für die Aufrechthaltung ihrer Entwürdigung. Sie erhalten oftmals ihre Freiheit, und nehmen dann in der Gesellschaft ihre Stelle ein, ohne daß jemand daran denkt ihnen ihre Farbe oder ihren ehemaligen Stand zum Vorwurf zu machen. Weiße Sklaven werden oft zu den höchsten Aemtern erhoben; diese aber sind meist im Kriege gemachte Gefangene. Es dürfte schwer seyn die Anzahl der zur See in Persien eingeführten Sklaven mit einiger Genauigkeit zu schätzen; man nimmt an daß sie sich alljährlich auf zwei- bis dreitausend belaufe, von welchen

Digitized by Google

die meiſten nach ihrer Entfernung aus dem brennenden Klima des Küſtenlandes ſterben.

Die Perſer welche ſich der Wallfahrt nach Kerbelah unterziehen, ſo wie diejenigen welche bis Medina und Mekka gehen, bringen ebenfalls eine gewiſſe Anzahl ſchwarzer Sklaven zurück, die gewöhnlich in Bagdad angekauft werden. Auch über Damaskus kommen einige Neger beider Geſchlechter nach Perſien.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Kleinaſien.

(Fortſetzung.)

Mittwoch, 15 Oct. Ich hatte den heutigen Tag zum Rafttag beſtimmt, und da die Arbeit des Civilregiſters wieder vorgenommen wurde, ſo ritt ich in Begleitung eines Dieners in der Umgegend umher, um die Weingärten zu beſuchen und die ſehr merkwürdigen Höhlen bei dem Dorfe Bulak in Augenſchein zu nehmen. Bulak ſelbſt liegt ſehr reizend und beſteht aus lauter Weingärten. Hinter dem Dorfe führt ein enger Thalweg, von einem klaren Bache durchſchnitten, zu der Höhle, aus welcher das Waſſer kommt das die ganze Stadt verſorgt. Dieſe ganze Partie, d. h. der Weg vom Dorfe an bis zur Höhle iſt mit einer wahren Auswahl Prachtexemplare von Wallnußbäumen beſetzt, deren botaniſcher Name (Juglans regia) für mich nicht länger ein Räthſel war. Die Höhle geht ſehr tief in den Felſen hinein, aber das Waſſerbecken am Eingange verhinderte, wenigſtens in dieſer Jahreszeit, das weitere Vordringen, ich glaube Spuren wahrgenommen zu haben daß ſie Stalaktitenbildungen enthält, doch kann ich mich darin irren. In einer Höhe von etwa hundert Fuß darüber iſt eine zweite Höhle, zu welcher man auf einem ſehr ſteilen und ſchmalen Wege in einem Felſenſpalt hinaufklettern muß und zwar auf allen Vieren; für Leute, die am Schwindel leiden, iſt es eine lebensgefährliche Partie. Der Eingang iſt mit uraltem Mauerwerk verſehen, wovon man nicht recht begreift wie man das Material hat dahin ſchaffen können. Inwendig ſind allerlei Bildungen, theils von der Natur, theils von Menſchenhänden herrührend, und einzelne Theile ſcheinen zu beweiſen daß hier in Zeiten von Chriſtenverfolgungen Gottesdienſt gehalten wurde. Auch iſt es mir nicht unwahrſcheinlich daß in vorchriſtlicher Zeit dieſe Höhle als Grabmal oder als Cultusſtätte diente: aber wo iſt die Urkunde die darüber Auskunft ertheilte? Iſt es doch nicht gar zu lange her daß die heutige Stadt den Europäern bekannt wurde, ja ſelbſt in dieſem Augenblicke iſt mir noch keine Karte bekannt welche die richtige Lage von Zafranboli und der ganzen Umgegend angäbe.

Da die Weinleſe gerade im Gange war, ſo konnte ich im Traubengenuſſe im eigentlichen Sinne des Wortes ſchwelgen und zwar bis zur Ueberſättigung, denn faſt jeder Bauer, der mir mit ſeinem traubenbeladenen Eſel vorbeikam, langte in den Korb hinein und überreichte mir eine der ſchönſten Trauben, wofür die Leute jede Vergütung ausſchlugen. Ich ſah noch eine andere Quelle, deren Eingang auf eine ſehr geſchmackvolle Weiſe mit behauenen Steinen ausgelegt war, und überhaupt hatte ich heute mehrfach Gelegenheit den außerordentlichen Waſſerreichthum der Gegend zu bewundern, und ich muß hinzufügen daß die Landleute dieſe Wohlthat auf eine ſehr verſtändige Weiſe ausbeuten. Andererſeits feſſelten mich die grotesken Felſenpartien, die faſt alle das Anſehen hatten als wären ſie mit einem Caſtell beſetzt.

Bei meiner Rückkehr ins Kloſter wurde die Sitzung geſchloſſen und wieder Raki verlangt, aber der Mönch fand für gut dießmal gar keinen auftreiben zu können, und ſo kehrten ſeine Gäſte verdrießlich zurück. Wir waren wieder allein, und bei Tiſche genoß er, weil es Mittwoch war, ſeine Faſtenſpeiſen, hatte aber ſeinen Gaſt nicht in Mitleidenſchaft gezogen; obgleich ich nun mich den Tag über an Trauben vollſtändig geſättigt hatte, konnte ich doch nicht umhin, ohne ihn zu verletzen, etwas zu genießen. Am Abend ſetzte er mich durch ſeine claſſiſche Gelehrſamkeit in Erſtaunen: er las Demoſthenes, Plutarch, Plato u. ſ. w. gerade ſo wie ich und meine Landsleute die Allgemeine Zeitung leſen. Es iſt gewiß ein eigenthümliches Gefühl, wenn man Tage lang hintereinander ſich mit fanatiſchen Türken, blaſirten Bauern, ausgehungerten Flöhen, lahmen Pferden, ungezogenen Gürüdſchis, halsbrechenden Landſtraßen, erbaulichen Räubergeſchichten und ähnlichen Dingen herumgeplagt hat, plötzlich wie durch einen Zauberſtreich in die antike claſſiſche Welt verſetzt wird, und geiſtreiche Bemerkungen über Homer, Sokrates u. ſ. w. anzuhören bekommt.

Donnerſtag, 16 Oct. Wir verließen heute früh um 8 Uhr Zafranboli um Wiran Schehr zu erreichen. Dieſer Ort iſt auf den Karten viel zu weit nördlich gelegt, denn wir mußten zunächſt den am 14. zurückgelegten Weg noch einmal zurücklegen; um 1 Uhr waren wir wieder in Hanköi, wir mußten ferner noch faſt bis Samail zurückkehren, im Angeſichte des letzteren Dorfes aber, ungefähr eine Viertelſtunde vor demſelben, mündet in das Thal welches wir bisher verfolgt hatten, ein anderes das die Richtung von Südweſten nach Nordoſten hat, und aus welchem der Wiran Schehr Siui kommt. In dieſes Thal bogen wir ein, ſo daß jetzt unſere Richtung ſüdweſtlich war. Anfangs hatte es ein ſehr odes und verbranntes Anſehen, die Berge nur mit ſpärlichem Gras bewachſen, und in dem Thal faſt jede Spur von Feuchtigkeit verſchwunden, allmählich aber kam ein ſchmaler Waſſerſtreifen zum Vorſchein, und wir paſſirten endlich das höchſt reizende Thal von Demer Köi, dem ehemaligen Sitz des Derebej Haſſan Tſchauſch Oglu. Ich bedauere noch jetzt daß ich nicht einen kleinen Abſtecher in dasſelbe gemacht habe. Unterwegs begegneten uns viele Bauern, denn heute war in Wiran Schehr der Markttag für die ganze Umgegend. Auch unſer alter Wirth, der Imam von Hankoi mit ſeinem Sohne begegnete uns und erkannte uns ſogleich wieder. Um 3½ Uhr erreichten wir Wiran Schehr, wo der Markttrödel noch in vollem Gange war. Wiran Schehr iſt nichts als ein Han und ein paar Buden, der Han ſelbſt iſt abgebrannt, weil er zum Anweſen des Haſſan Tſchauſch Oglu gehörte; auf dem Brunnen ſteht noch die Jahreszahl ſeiner Erbauung 1245 (1829 n. Chr. G.). Ein

Digitized by Google

nothdürftiger Anbau ist zur Beherbergung der Reisenden hergerichtet, und da heute alles schon besetzt war, so mußten wir jedenfalls noch weiter reiten, was mir gar nicht unlieb war.

Nun aber erheben sich bedeutende Schwierigkeiten. Der Zabtie, den wir von Baindür mitgenommen hatten, ein sehr intelligenter und freundlicher Mann, dessen Umgang zu meinen angenehmsten Erinnerungen auf dieser Reise gehörte, erklärte, von hier an sey die Gegend so unsicher daß er ohne einen zweiten Zabtie nicht weiter reiten würde. Hier bleiben war unmöglich, ich war und blieb ungläubig, er stellte mir die Thatsache entgegen daß eben in demselben Han, in welchem wir uns jetzt befänden, zwei oder drei Nächte vorher ein reisender Kaufmann total ausgeplündert worden sey, ich entgegnete daß es dazu gerade keiner Straßenräuber bedürfte, zugegeben daß das Factum selbst seine Richtigkeit hätte; der Rottenmeister des Zabtie, der hier ungefähr den Militär-Commandanten vorstellte, trat auf meine Seite und versicherte daß die Post und die Regierungsbeamten unangefochten ihren Dienst verrichteten, und daß auch ich nichts zu befürchten hätte. Aber mein Begleiter beharrte auf seinem Begehren, und da ich ihn ungern erzürnen oder wohl gar verlieren mochte, so willigte ich endlich ein. Der zweite Zabtie war bald gefunden, und nachdem ich mein Pferd, welches schon bedeutende Anzeichen von Erlahmung gab, gegen ein munteres frisches Pferd vertauscht hatte, brachen wir um $4\frac{1}{2}$ Uhr auf. Um 5 Uhr erreichten wir den Platz wo früher Wiran Schehr gestanden hatte, und jetzt seinen Namen („verwüstete Stadt") im eigentlichsten Sinne des Wortes rechtfertigte, indem nichts als ein Haufen Ruinen von antiken Gebäuden, türkischen Dorfhütten, Moscheen und Grabstätten übrig war. Aus dem Alterthum waren ziemlich viele Reste vorhanden, und ich copirte ein paar griechische Inschriften. Die Stelle heißt jetzt Eski Wiran Schehr.

Um 6 Uhr Abends erreichten wir das Dorf Jajalar („die Fußgänger"), welches nur 12 Häuser enthält. Wir suchten hier ein Unterkommen, und unsere kleine Karawane, die jetzt aus fünf Mann bestand, wurde mit herzlicher Freude empfangen, weil auch hier die Räubergeschichten die Bewohner in Schrecken setzten; gerade die vorhergehende Nacht war einem Bauer seine Frau gestohlen worden. Mir kam die Sache etwas spaßhaft vor, denn auch dazu bedarf es eben keiner Straßenräuber; ich fragte ob die Frauen nicht geschrien hätte, es schien aber niemand einen Hülferuf gehört zu haben. Nachdem wir gegessen und getrunken hatten, setzten wir uns um das Kaminfeuer um die traulliche Abendunterhaltung zu beginnen, als plötzlich gegen 9 Uhr ein Flintenschuß gehört wurde. Alsbald stürzte alles hinaus, jeder griff zu den Waffen, und in wenigen Minuten war die ganze Dorfschaft, bewehrt und bewaffnet, und durch meine drei bis an die Zähne bewaffneten Begleiter verstärkt, an der Straße von welcher der Schuß gehört wurde. Ich nahm auch mein Pistol zur Hand, um doch auch einmal von meiner Waffe Gebrauch machen zu können, und schloß mich der Armee als Volontair an. Mäuschenstill war alles; plötzlich leuchtete in einer Entfernung von einer Viertelstunde ein Licht auf und verlosch wieder eben so plötzlich. Der Mondschein erlaubte die ganze Straße zu übersehen, aber es wurde nichts gehört. Erst nach einer Viertelstunde vernahmen wir das Bellen der Hunde in einem benachbarten Dorfe, woraus der Anführer unseres Corps schloß daß dort etwas vorgehen müßte; ich äußerte die Meinung daß es wahrscheinlich junge Bauernbursche wären die vom Markte etwas lustig zurückkehrten. Diese Ansicht blieb jedoch in entschiedener Minorität, und die Leute baten mich ich möchte ruhig zu Bett gehen, sie würden schon für die Sicherheit ihres Gastes zu sorgen wissen, so daß mir kein Haar gekrümmt werden sollte. Ich machte noch einen Versuch um an dem nächtlichen Räuberabenteuer theilzunehmen; aber nun erklärte mein Zabtie von Baindür: ein solches Benehmen meinerseits setze ein Mißtrauen voraus das durch nichts gerechtfertigt wäre, wollte ich also nicht mich zur Ruhe begeben, so würde ich sie alle schwer beleidigen. Gegen solche Argumente war nichts einzuwenden, und ich gieng also in mein Zimmer, wo der Sohn des Wirths mir eine Tasse Kaffee kochte. Ich setzte mich nieder um mein Tagebuch zu schreiben, und erkundigte mich von Zeit zu Zeit nach den Vorgängen draußen, aber es geschah nichts; am Ende mochten die Leute doch wohl glauben daß ich nicht so ganz Unrecht hätte; jedenfalls war es draußen sehr kalt, und so kehrte die ganze Garnison zurück in mein Zimmer, mit dem festen Vorsatz die ganze Nacht nicht zu schlafen; es wurde nun noch einmal Kaffee gekocht und ich mußte mich schlafen legen. Die Pfeifen wurden angezündet, und zwei der Anwesenden gaben ihren Lebenslauf zum Besten; man kann sich denken wie ich, scheinbar schlafend, diese tiefen Blicke in das Innerste des türkischen Provinziallebens ausbeutete; ich verlor kein Wort von ihrer Unterhaltung, die zu meinem größten Bedauern immer schläfriger ward.

Freitag, 17 Oct. Als ich erwachte, war unser Wirth schon beschäftigt an einem hellodernden Kaminfeuer den Kaffee zu kochen, während er seinen Söhnen Aufträge gab das Frühstück zu besorgen. Er fragte mich wie ich auf den Schrecken geschlafen hätte, ich versicherte ihm daß ich das Ganze bloß für einen schlechten Spaß der Bauernburiche hielt; der Alte aber schüttelte den Kopf und meinte die heutige Jugend treibe ihre schlechten Späße etwas weit. Das kommt daher, fügte er hinzu, dajak jok, ölüm jok (keine Bastonade mehr, keine Todesstrafe mehr); für die Heilkünstler des kranken Mannes liegt in diesen vier Worten Stoff zu zehn Portefollen, weßhalb ich sie als Documente im Original wiedergebe.

Um $6\frac{1}{4}$ Uhr brachen wir auf; zuerst besichtigte ich ein paar Ruinen in der Nähe des Dorfes, die mir jedoch nichts weiter als Ueberreste von Derebej Schlössern zu seyn schienen, da der Baustyl offenbar mohammedanisch war, es fanden sich aber einige antike Fragmente in den Materialien. Um $6\frac{1}{2}$ Uhr passirten wir das Dorf Tschalte, um $6\frac{3}{4}$ Uhr das Dorf Tschokusch, und 5 Minuten später das Dorf Schereidin; dann mußten wir über einen hohen, mit Nadelholz bewachsenen Berg reiten, worauf wir in ein Thal kamen, dessen linke Seite von dem Berge Ozan gebildet wurde; auf dem Berge liegt ein Dorf welches ebenfalls Ozan heißt, das wir um $7\frac{1}{2}$ Uhr passirten. Unser Zabtie aus Baindür war heute sehr wachsam; jeder der uns begegnete mußte ihm Rede stehen woher er komme und was sein Geschäft sey. Um $7\frac{3}{4}$ Uhr erreichten wir eine Wachterstatten am Fuße des Ozan-Berges, dessen Besatzung (Vater und Sohn ebenfalls engagirt wurden uns bis zur nächsten Station auf der andern Seite des Berges zu begleiten. Der Alte erzählte nur, seine Kinder hatten vor lauter Angst zwei Nächte hintereinander nicht geschlafen. Nun bestand meine Escorte aus fünf Mann, nämlich meinem Kawassen, zwei Zabtie zu Pferd

und zwei zu Fuß. Da der Weg auf den Gipfel des Ozan ziemlich steil und zum Theil herzlich schlecht war, so waren unsere beiden Fußgänger kein Hinderniß; mit der Flinte auf dem Rücken schritten sie rüstig voran. Der Bursche war einer der schönsten türkischen Bauernjungen die ich je gesehen habe, dabei hatte er eine freie, offene und intelligente Physiognomie, so daß er gewiß jedem Regiment zur Zierde gereichen würde. Auf der andern Seite des Berges erreichten wir wieder die Poststraße von Baindür; der Weg war von jetzt an eben, der südliche Abhang des Berges Ozan auf welchem wir nun ritten, ist augenscheinlich ein Krater. Um $8\frac{1}{2}$ Uhr kamen wir bei der zweiten Station an, wo unsere beiden Zabtie zu Fuß den Rückweg antraten, und einer der beiden Wächter sich auf sein Roß schwang um uns bis zur nächsten Station zu escortiren. Als ich diesen zu Pferd erblickte, glaubte ich den General des tunesischen Contingents, Reschid Pascha, zu sehen, so täuschend ähnlich war er ihm; es war übrigens ein sehr schöner Alter, dessen Physiognomie etwas ungemein anziehendes hatte, und der trotz seiner schneeweißen Haare noch ganz kräftig im Sattel saß. Er war sehr gesprächig und kannte die Umgegend ganz genau. Um $9\frac{1}{2}$ Uhr passirten wir den See Karagöl, welcher so ziemlich den Thalweg ausfüllt und zur Seite nur einen schmalen Streifen trockenen Landes läßt. Mit ihm parallel liegt südlich von dem Berge links ein zweiter See von nur etwas geringerer Ausdehnung, den ich jedoch erst später sah als wir um $10\frac{1}{4}$ Uhr die dritte Station oben auf einem Berge erreichten. Hier verließ uns unser reitender Wächter, und wurde wieder von zwei andern zu Fuß abgelöst; nach einer halben Stunde kamen wir an eine Stelle wo wieder ganz andere Wächter standen; alle vier machten Front, präsentirten das Gewehr, und die beiden erstern kehrten zurück, während die beiden letztern in ihre Stelle traten. Es war ein hinfälliger Alter und ein junger Bursche von etwa 18 Jahren, die also augenscheinlich uns höchst unnütz seyn würden wenn es etwa zum Klappen käme, jedenfalls aber unserm Weiterkommen sich sehr hinderlich zeigten. Ich gähnte, Schana (so hieß der Zabtie von Baindür) gab Zeichen seiner Ungeduld, der Kawaß schnitt Gesichter und fragte den Alten ob er Sperlinge schießen könnte. Ohne seine Antwort abzuwarten, gab Schana uns allen einen Wink und seinem Pferde einen kräftigen Peitschenschlag, und indem wir unsere Escorte im eigentlichen Sinne des Wortes mit offenem Maule stehen ließen, sprengten wir davon über die Ebene, über Kornfelder, durch Büffel- und Angoraziegen-Heerden, und waren um $12\frac{3}{4}$ Uhr in Gerede.

Gerede hält alljährlich eine große Messe, und heute war gerade der Tag dieser Messe. Daher erklärte sich der Aufwand von polizeilichen Vorsichtsmaßregeln an der Poststraße, denn südlich von derselben liegt die sogenannte Jaban Owa die „wilde Ebene", deren Bewohner als ausgemachte Straßenräuber in der Umgegend verschrien sind, und denen alle Unthaten der letzten Tage zur Last gelegt wurden. In Gerede selbst aber fanden wir alles wie ausgestorben und jedes Haus verschlossen, denn die Messe wird an einem Orte gehalten der eine Stunde entfernt ist. Es war nicht leicht ein Unterkommen zu finden, da jedes disponible Zimmer in Gerede schon besetzt war; doch wurde noch ein leeres Kaffeehaus aufgefunden, welches sogar neben dem Gastzimmer noch ein Cabinet hatte. Dieses occupirte ich, und fand es auch geräumig genug um mich und meine geringfügige Bagage aufzunehmen; meine Begleiter nahmen den größern Raum des Kaffeezimmers ein.

Nachdem ich meine Einrichtungen getroffen hatte, nahm ich den Ort in Augenschein, welcher mit geringer Namensveränderung das alte Cratia ist. Er ist ungefähr so groß wie Tscherkeich und hat sieben Moscheen; neben der Zucht der Angoraziegen, welche hier noch ziemlich bedeutend ist, weiter westlich aber nicht mehr getrieben wird, verfertigen die Einwohner wollene Strümpfe und eine geringe Sorte Pfeifenköpfe; wichtiger sind die Ledergerbereien (Ochsen- und Büffelleder). Alterthümer sah ich nur wenige, aber die modernen Schönheiten des Ortes sah ich auf einer Wiese wie ein Tulpenbeet ganz vollständig und vollzählig vor mir ausgebreitet. Es ist nämlich in Gerede Brauch daß an dem heutigen Tage, wo alle Männer auf die Messe gehen, alle Weiber und Mädchen in ihrem schönsten Putze sich auf diese Wiese begeben und sich dort hinsetzen, gerade wie in Konstantinopel in den süßen Wassern Asiens und Europa's an jedem Freitag wenn schönes Wetter ist. Da sitzen sie den ganzen Tag wie angenagelt und machen einen göttlichen Heß, denn die Weiber gleichen darin den Männern, daß sie das dumpfe Hinstieren auf einen einzigen Punkt für die höchste Glückseligkeit halten, nur mit dem Unterschied daß die Männer in den blauen Himmel hineinglotzen, während die junonischen Augen ihrer Squaws ins Wasser hineinglotzen.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Kane's Entdeckungen im Smith-Sunde.

2. Das offene Polarmeer.

Man erlebt im Lesen der arktischen Journale immer mit Behaglichkeit die Rückkehr des Frühlings wieder. Voller Theilnahme hören wir daß wieder Wildpret in die Küche geliefert worden ist, und daß sich Mitte Mai's, die Schneehühner, ultima coelicolarum, gezeigt haben. Gegen Ende des Monats lagert sich bereits feuchter Nebel um die Kämme der Hügel, die klare Winterluft ist verschleiert, und das aschfarbige Dämmerlicht des arktischen Sommers herrscht am Himmel. Die Netsik, wie die Eskimos die Hispid-Varietät der Robben nennen, werden immer zahlreicher, und Hans, der Eskimobegleiter, bringt willkommene Beute von der Jagd heim. Da die scheuen Thiere den Jäger nicht auf Tragweite des Gewehrs heranlassen, so bedient er sich einer eigenen List. Auf einem Schlitten wird ein weißes Segel ausgespannt, so daß die Robben die Maschine für einen Eisblock halten mögen. Diesen Schirm schiebt der Jäger nach den Thieren vorwärts, und durch eine Oeffnung im Segeltuch hat er Gelegenheit und Muße seine Beute niederzuschießen. Diese Bemerkungen führen den Verfasser unmittelbar

Digitized by Google

zur Frage: Ist es möglich daß Sir John Franklin oder einige seiner Gefährten noch leben? „Hätte mich jemand, schreibt Kane in sein Journal, vor vier Monaten mitten im Winter gefragt, ich würde entschieden Nein! geantwortet haben, aber mit dem wiederkehrenden Lichte hat sich die Meinung vollständig geändert.“ Alles hänge von der Oertlichkeit ab wo die Seefahrer verunglückt sind. Europäer und Amerikaner sind fähig sich an das arktische Klima zu gewöhnen, und zwar weit eher als an ein tropisches Klima. Die Anfälle der Kälte auf die Gesundheit sind plötzliche und rasche, nicht schleichende, wie in heißen Gegenden. Nach dem ersten Winter sehen zeige es sich, welche von den Leuten sich akklimatisiren können. Petersen, sein Begleiter, der zwei Winter in Upernavik zugebracht habe, vermöchte nur selten in einem Zimmer auszuhalten wo Feuer brenne. Ein anderer seiner Leute, George Riley, sey bereits so völlig abgehärtet, daß er bei Schlittenpartien die wollenen Decken verschmähe und sich in seinen Kleidern schlafen lege. Die grönländischen Mischlinge wetteifern mit den Eskimos im Ertragen der Kälte. Nun sey es freilich unwahrscheinlich daß sich die gesammte Mannschaft Franklins gerettet haben könnte, allein unter den 136 Begleitern Sir Johns seyen manche Bewohner der Orkneys und mancher grönländische Wallfischjäger gewesen. Diese und andere kräftige Leute vermöchten sich recht gut an das Klima gewöhnt zu haben. Nahrung aber dürften sie so gut finden wie die Eskimos, denn innerhalb des arktisches Kreises sey kein Ort von 50 (engl.) Meilen im Durchmesser wo das animalische Leben gänzlich fehle. Ueberall zerstreut fänden sich den Winter über, selbst zur Zeit der strengsten Kälte, offene Stellen im Eise, wo sich Robben, Wallrosse und die am frühesten zurückkehrenden Vögel schaarenweis versammeln. Unter Kane's Leuten wurde nur der Eskimo Hans auf Jagd ausgeschickt, und dieser einzige Mann vermochte doch durch den Ertrag seines Gewehrs während der Sommermonate sämmtliche Leute der Advance mit frischem Fleische zu versorgen.

Am 19 Mai wurde eine Schlittenpartie quer über den Smith-Sund nach dem andern, dem westlichen Ufer dieser Straße entsendet. Sie bestand aus dem Wundarzt Dr. Hayes und dem Matrosen William Godfrey. Der Schlitten wurde mit den einzigen noch übrigen Hunden bespannt, die man besaß, und der Ausflug sollte die Seefahrer belehren ob nicht das westliche Ufer eine Wasserverbindung mit dem Archipel im Norden der Barrow-Straße besitze. Die beiden Reisenden kehrten am ersten Junius wohlbehalten zurück. Sie hatten die Westküste bis Cap John Frazer (79° 45' n. Br.) verfolgt ohne daß sich eine Unterbrechung zeigte, waren dann südlich bis Cap Sabine gelangt, und wieder über den Sund zurückgekehrt. Schneeblindheit war die einzige größere Beschwerde gewesen welche die beiden Männer zu ertragen hatten.

Der Junius brachte wieder Blumen. Pflanzen in der arktischen Welt verdanken ihre Erhaltung dem Schnee, dessen weiche Decke sie besser erwärmt als ein Federbett. Die niedern Temperaturen bleiben nur auf die Oberfläche beschränkt. Kane fand auf Eisbänken an der Oberfläche −30° F. (−28° R.), zwei Fuß tiefer nur −8° F., vier Fuß tief bereits + 2° F. (−13° R.), und acht Fuß tief sogar + 26° F. (−3° R.). Aus einzelnen Gletschern quillt das ganze Jahr über ohne Unterbrechung fließendes Wasser.

Die wichtigste Schlittenexpedition welche das Unternehmen Kane's krönen sollte, bestand nur aus dem Eskimo Hans und dem Matrosen Morton, die am 4 Junius von der Advance sich verabschiedeten. Am 18 Junius brachen sie von der südlichen Basis des Humboldtgletschers auf, wo sie eine andere größere Streifpartie zurückließen. Beide Männer waren die gesündesten unter allen Begleitern Kane's, Morton hatte außerdem schon an der ersten Grinnell-Expedition mit theilgenommen. Das schlimmste Stück ihrer Reise lag unmittelbar vor dem großen Gletscher. Die Nähe solcher Eismassen muß nothwendig die Temperatur der nächsten Umgebung stark erniedrigen. Der Gletscher ist zugleich der Brüteplatz der großen Eisberge, die in besonders warmen Sommern sich von dem Gletscher ablösen und ihren Weg nach dem Smith-Sunde nehmen. Diese Berge waren blauer, weniger zerklüftet und mürbe wie diejenigen die in der Baffins-Bay angetroffen werden. Manche waren rechtwinklig, andere vollständige Würfel mit gläsernen Flächen und eine Viertelmeile in jedem Sinn lang. Es wurden sogar einzelne angetroffen die eine Meile in der Länge maßen. Durch diese Eisschluchten gieng der Weg. Kaum auf eine Schiffslänge vermochte man vorwärts zu sehen. Oft blieb nur eine 4 Fuß breite Passage zwischen den Eisbergen übrig. Bisweilen mußte man über rauhe Pässe den Schlitten hinweg heben, bisweilen geradezu umkehren, um einen andern Weg zu suchen. Einmal irrten sie „wie Blinde in den Straßen einer fremden Stadt“ zwischen den Eisbergen umher, ehe sie auf den richtigen Weg kamen. Am 19 Junius bestieg Morton einen Berg um sich zu orientiren. Da gewahrte er hinter etlichen Eisbergen eine große weite Ebene, die Oberfläche des Humboldtsgletschers, die sich binnenwärts weit nach Osten erstreckte. Sie hatten jetzt das nördliche Ende des Gletschers erreicht, denn sie bekamen Land zu Gesicht, und zwar eine Küste von 400 Fuß Höhe, die den Nordrand des Gletschers überragte. Hier geriethen sie in die Gefahr einzubrechen, denn das Eis unter den Füßen war nicht mehr sicher. Mitten in dieser Bedrängniß glaubten sie gegen Norden offenes Wasser gesehen zu haben. Hans mißtraute seinen Augen, und Morton hätte nicht für möglich gehalten was er sah, wenn nicht auch Schaaren von Vögeln zum Vorschein gekommen waren. Man näherte sich jetzt dem Ufer der neuen Küste, die später Washington Land genannt wurde, und entweder eine Verlängerung der Westküste von Grönland, oder eine Insel ist die nördlich von Grönland liegt und durch den Humboldtgletscher in fester Verbindung mit ihm steht. Hier fand sich denn wieder die bekannte arktische Erscheinung des Eisfußes oder Eiswalles, der sich wie eine an den Felsen angemauerte Chaussee längs den steilen Küsten hinzieht. Der Eisfuß liegt gewöhnlich höher als die Eisbänke, um daher an seinen lothrechten Wänden hinauf zu gelangen, legte man den Schlitten wie eine Leiter an, hob die Hunde hinauf und zog den Schlitten nach. Der Eisfuß sah aber schon sehr mürbe und verdächtig aus, als wolle er nächstens abbrechen. Jetzt aber blieb kein Zweifel übrig daß sie sich hart am Rande eines offenen Gewässers befanden. Das Eis lag in Hufeisenform zusammengetrieben, von Küste zu Küste, vom Ostrand (Washington Land) nach dem Westrande (Grinnell-Land) des Beckens, der später Kennedy-Canal genannt wurde. Das Meer am Ufer besaß eine beträchtliche Tiefe. Ein Stein so groß wie Mortons Kopf brauchte 28 Minuten um den Boden zu erreichen, auf den sie wie durch Glas hinabschauen konnten. Die

Fluthbewegung war ziemlich stark. Tiefgehende Eisstücke bewegten sich „so rasch als ein Mann gehe.“ die obenauf schwimmenden Schollen aber sogar vier Knoten in der Stunde. Als man das nach Westen vorspringende Cap Andrew Jackson hinter sich hatte, wurde der Eisfuß besser und die Reise ging lustig vorwärts, sechs Meilen in der Stunde. Die Küste zur Rechten begann sich zu senken, und eine weite, von Hügeln geschwellte Ebene öffnete sich jetzt zwischen beträchtlichen Vorgebirgen. Ein Volk Brent-Gänse (Anas berniela) wurde landwärts gesehen, und Entenschaaren bedeckten das Wasser. Im allgemeinen ging der Flug der Vögel gegen Nordosten. Eidergänse (Anser mollissima), schwarze Lummen (Uria Grylle) und Meerschwalben (Sterna arctica) zeigten sich später, die letztern zu Hunderten und so zahm daß sie die Wanderer bis auf wenige Schritte nahe kommen ließen. Die Felswände hallten im Echo wieder von dem Geschrei hochfliegender großer weißer Vögel, welche für Burgemeister oder weißschwingige Möven (Laurus glaucus) gehalten wurden. Niemals wollten die Wanderer Vögel in solchen Schaaren beisammen gesehen haben. Die Meerschwalben verdunkelten geradezu die Wasserfläche und die Klippen waren dicht mit Geflügel bevölkert, während Elfenbeinmöven (Laurus eburneus) und Mollemoken in größerer Entfernung zum Vorschein kamen.

Das Wasser zeigte eine Temperatur von + 36° F. (+ 2° R.) sieben Grad Fahrenheit über den Gefrierpunkt des Seewassers im Grenfselaer Hafen. Die Eisstücke auf dem Kennedy-Canal (also dem offenen Meere zwischen Washington- und Grinnell-Land) trieben in der Mitte des Wassers gegen Norden, während sie sich an der Küste gegen Süden bewegten. Doch war das Wasser so völlig offen daß eine Fregatte oder ein „Geschwader von Schiffen wie die Brig“ ohne Schwierigkeit hätte vordringen können. Die jenseitige Küste (Grinnell-Land) erschien hoch und gebirgig mit zuckerhutförmigen Gipfeln gekrönt, die in Reihen neben einander folgten „wie die Stücke eines Kugelhaufens.“ Eidergänse wurden so zahlreich daß Hans, als er in einen Haufen hineinfeuerte, zwei Exemplare auf einen Schuß erlegte.

Am 23 Junius erreichten die Wanderer, immer der Küste von Washington-Land gegen Norden folgend, eine Stelle wo das Eis am Ufer so aufgethürmt war daß sie ihren Schlitten nicht hinüberbringen konnten. Sie banden daher ihre Hunde an dem Eise fest und machten sich zu Fuß auf den Weg. Das Landeis wurde aber immer mürber und mürber, bis es endlich ganz aufhörte und das Wasser unmittelbar am Ufer sich brach. Immer zu Lande vorwärts dringend gelangten sie an eine (Lafayette) Bucht und sahen vor sich ein Cap (Constitution) und eine Insel (Sir John Franklin) gegen Norden. Dieser Fleck war mehr als irgend ein anderer am Canal mit Grün bedeckt, Schnee lagerte in den Thälern und Wasser tröpfelte über die Felsen. Hans aß die jungen Schößlinge der Lychnis und brachte die trockene Schote einer Hesperis heim, welche den arktischen Winter glücklich überstanden hatte.

Am 24 Junius setzten sie ihre Landreise wieder fort. Sie führten bei sich acht Pfund Pemmican, 2 Pfund Brod, einen künstlichen Horizont, einen Sextanten, einen Compaß, ein Gewehr und einen Bootshacken. Ihre Hunde hatten sich mittlerweile losgerissen und erschienen zur rechten Zeit um an einer Jagd auf eine Bärin und ihr Junges Theil zu nehmen.[1] Sie konnten eine Zeitlang wieder eine sogenannte Eisstufe dem Ufer entlang benutzen. Der Weg führte an schroffen und überhängenden Felsen vorüber, angeblich von 2000 Fuß Höhe, und erfüllt mit dem Wiederhall des Geschreies aufgestörter Vögelschwärme. Morton hatte Hans zurückgelassen. Er suchte allein vorzudringen, aber das Cap welches er aus der Ferne gesehen hatte, ließ sich nicht umgehen. Die Eisstufe hörte auf, und an den Felsen ließ sich nicht emporklettern. Nur ein paar hundert Fuß kam er aufwärts. Dort, am 24 Junius 1854, befestigte er an seinem Wanderstock die Grinnellflagge des Antarctic, eine theure nautische Reliquie, die bereits den Commodore Wilkes auf der Südpolarreise begleitet hatte. So wehte von der schwarzen Klippe auf anderthalb Stunden das Streifenbanner von dem höchsten nördlichen Punkt, den je ein Europäer betreten hat, im Angesicht eines offenen Wassers, 81° 22′ n. Br. oder 130 geogr. Meilen vom Nordpol entfernt.

Morton bemerkt in seinem Journal vom 26 Junius. „So weit ich sehen konnte, war das offene Fahrwasser 15 Meilen oder mehr breit.“ Hie und da steyste sich wohl das Eis, aber es war dünn und konnte leicht nach dem Norden treiben, denn nach dieser Richtung war alles frei. Die Küste von Washington-Land, die zuletzt nach Nordost gestrichen war, wendet sich vermuthlich hinter Cap Constitution gegen Osten, denn hinter diesem Cap war kein Land mehr sichtbar. Die jenseitige (West-) Küste des offenen Kennedy-Canals lag abgeklärt da, und bei dem hellen Wetter konnte man 50 (engl.) Meilen weit den Gebirgen folgen die sich nach Norden erstreckten. In äußerster Ferne wurde noch ein Berg erblickt, der nach den Angaben Mortons eine Erhebung von 2500 bis 3000 Fuß besitzen muß, und der den Namen Mount Edward Parry (82° 30′ n. Br. 66° w. L. Gr.) empfieng, der Gränzstein von Land gegen Norden welches jemals Europäer erblickt haben.

Wir sagen ausdrücklich Europäer, denn wie weit die Eskimos gelangt sind, läßt sich nicht aussprechen. Fanden doch Morton und Hans auf ihrer Fußreise am Washington-Land die Trümmer eines Eskimoschlittens. Es ergibt sich aus diesen Aussagen daß vom 80° n. Br. an das Wasser im Junius schon fahrbar wurde und vom 81° völlig offene Theile einer See zu erblicken waren, denn nicht mehr als drei oder vier Eisklumpen (lumps) trieben auf dem Wasser. Berechnet man den Radius des Ueberblicks von der Höhe der Klippen auf 36 (engl.) Meilen, so ergibt sich als Flächeninhalt der offenen See eine Summe von mehr als 4000 (engl.) Quadratmeilen. Brentgänse hatte man seit der Einfahrt in den Smithsund nicht mehr gesehen. Dieser Vogel genießt vegetabilische Nahrung, meist Seepflanzen mit den anhängenden molluskischen Thierformen. Sein Erscheinen ist daher das untrügliche Signal offenen Wassers. Die Seeschwalben befanden sich bereits in der Brutzeit, und ihre Existenz hängt ebenfalls nur von der offenen See ab, wo sie ihren Fischfang betreiben. Endlich wurde der arktische Sturmvogel (Procellaria glacialis) erblickt. Dieses Thier war nicht mehr zum Vorschein gekommen seit man das Nordwasser[2] verlassen hatte, also 200 Meilen südlicher als der Punkt wo Morton stand. Die

[1] Wir bringen in einem Nachtrag ausführliches über die Jagden und das Thierleben im arktischen Kreise.

[2] Die nördlichen Theile der Baffinsbay, die offen bleiben

Eis allein liefert ihm Nahrung (acalephae u. ſ. w.), und in größerer Zahl wird er nur bei den großen offenen Waſſerſtraßen wahrgenommen, die auch der Wallfiſch beſucht. Nun ſollten wir uns warnen laſſen zu raſch aus dieſen Anzeichen auf einen völlig oceaniſchen Charakter des letzten Polgürtels zu ſchließen. Baron Wrangel, glaubte als er noch 40 Meilen vom Rande des arktiſchen Eiſes entfernt war, einen „großen unbegränzten Ocean“ wahrzunehmen, indem er vergaß wie ſehr die ſphäriſche Geſtalt der Erde die Tragweite des menſchlichen Blickes beſchränkt. Noch kurz zuvor hatte Capt. Penny im Wellington-Canal eine offene See erblicken wollen, während an demſelben Punkt kurz darauf Sir Edward Belcher's Schiffe einfroren, und Kane's Vorgänger Capt. Inglefield zeigte von der Maſtſpitze ſeines Schiffes am Eingang des Smithſundes ein „offenes Polarbecken“ an, während der Smithſund 1853 enger und in feſtem Zuſtande noch 1855 verharrte. Es iſt alſo recht wohl möglich daß auch Kane's Entdeckung des eisfreien Polarmeeres ſpäter als trügeriſch ſich erweiſen mag. Allein jeder der über mit der arktiſchen Welt bekannt iſt, wird tief erſtaunen, daß ein ſchmaler Canal unter 82° n. Br. bereits Ende Junius offen erblickt wurde. Es iſt vom Cap Conſtitution, wo Morton die amerikaniſche Flagge aufzog, nach dem Nordpol derſelbe Breitenunterſchied wie bis zur Prince of Wales Straße gegen Süden, die Mc. Clure ſelbſt in den heißen Sommern 1851 und 1852 im Auguſt geſchloſſen fand. Die Fahrten der Franklinſucher im arktiſchen Archipel begannen gewöhnlich erſt in der zweiten Woche des Auguſt und dauerten bis Mitte September. Im Junius lag der Melville-Sund noch ſtarr gefroren. Was alſo iſt die Urſache der hohen Temperatur nördlich von Grönland, die mit der wachſenden Breite ſtatt ſich zu vermindern noch zuzunehmen ſchien? Dr. Kane wagte es nicht eine Erklärung zu geben, er deutet nur an daß vielleicht der Golfſtrom, nachdem er zwiſchen Spitzbergen und Nowaja Zemlja hindurchgefloſſen, den Pol kreuzen und in ſpiralförmiger Curve wieder an Breite verlierend nach dem Kennedy-Canal ſich ergießen könnte; dann aber muß das Daſeyn eines offenen Polarbeckens vorausgeſetzt werden.

Am 10 Julius kehrten die beiden Wanderer zur Advance zurück. Dort hatten indeſſen die Dinge eine ſchlimme Wendung genommen. Der Sommer von 1854 verſprach nicht günſtiger werden zu wollen als der vorjährige. Das ſogenannte Nordwaſſer war offen, allein es wollte auch nicht mehr zum Smithſunde vorrücken. Da fiel Kane auf den Gedanken eine Reiſe nach der Beechey-Inſel zu unternehmen, wo er die Franklinſucher unter Sir Arthur Belcher vermuthete um ſie um Beiſtand zu bitten. Man rüſtete die „Forlorn Hope“ das große Boot 23 Fuß lang, 6½ Fuß breit und 2½ Fuß tief. Es war ein flaches Wallfiſchboot, an dem man durch einen falſchen Kiel einige Verbeſſerungen angebracht hatte. Man beſuchte zunächſt Littleton Island und eine andere Klippe, Eider Island genannt, die ſo dick mit Gänſen bevölkert war daß man keinen Fuß bewegen konnte ohne in ein Neſt zu treten, und in wenig Stunden 200 Vögel mit Flinten oder Stemmrüren getödtet wurden. Man fuhr dann über nach der Weſtküſte des Smithſundes (Grinnell-Land), überzeugte ſich daß Inglefields Karten in Bezug auf die Richtung der Küſte falſch ſeyen, und daß es keine Louis Napoleon Inſel gäbe, die auf unſern Karten des Jahres 1854 als das ultima Thule ſich darſtellte. Die Fahrt im Boote war aber nicht ungefährlich. „Der älteſte Seemann, ſagt Kane, welcher auf dem Deck ſeines Schiffes ſich ſo ſicher fühlt wie ein Mann unter ſeinem Obdach, beſitzt große Beſorgniſſe vor jeder Reiſe in einem offenen Boot, die ein Landbewohner ſelten theilt. Dieſes Gefühl wurde ſtärker ſobald man das Land verlor. Mc. Gary hanthierte mit dem Ruder zum Steuern auf claſſiſche Art. Niemand von uns durfte ſich mit ihm meſſen. Zweiundzwanzig volle Stunden ſaß er auf ſeinem Poſten ohne in ſeiner Aufmerkſamkeit oder ſeinen Anſtrengungen nachzulaſſen.“ Man näherte ſich wieder dem grönländiſchen Ufer, aber die Gefahren ſteigerten ſich aufs höchſte. Das Boot fuhr zwiſchen einem Canal dahin, den auf beiden Seiten Eisbänke begränzten. Man war jetzt gerade ſo weit hineingedrungen daß ein Rückzug unmöglich ſchien, als die Felder ſich gegen einander in Bewegung ſetzten. Vor dem Boote erfolgte der Zuſammenſtoß, und der Rand der Felder bäumte ſich in Schollenkämme auf, die dem Fahrzeug immer näher rückten. Aber gerade dieſe Trümmer waren es welche das Boot in die Höhe hoben, ſo daß es zwanzig Minuten über dem Waſſer ſchwebte, bis der Druck wieder nachließ und die Felder ſich öffneten. Bald erlangte man ſogar einige Praxis in Bezug auf die Nips (Eisquetſchungen). Sobald ſich nämlich zwei Bänke näherten, drehte man das Boot ſo daß es den Stoß an beiden Enden empfangen mußte. Sobald die eine Bank den Bug des Fahrzeuges erreichte, drückte es ihn etwas abwärts. Der Stern kam dadurch über das Waſſer zu ſtehen, und das Boot wurde gemächlich von der einen Bank auf die andere geſchoben. Am 31 Julius aber vermochte das Boot nicht weiter vorzudringen. Die Eismaſſen lagen feſt geſchloſſen, und als Kane einen 120 Fuß hohen ſchwimmenden Eisberg beſtieg, ſah er gegen Süden und Weſten mit ſeinem Fernglas in einem Radius von 30 Meilen eine ſtarre undurchdringliche See. Darauf war man nicht vorbereitet. Capt. Inglefield hatte zwei Jahre zuvor um dieſelbe Zeit und Kane ſieben Tage ſpäter im Jahre vorher an demſelben Punkte offenes Fahrwaſſer erblickt. Dießmal aber war das Thor nach der Baffinsbay für dieſen Sommer geſchloſſen, und die Advance mußte ſich auf einen zweiten arktiſchen Winter rüſten. Am 18 Auguſt leſen wir im Tagebuch: „Unſer Holzverbrauch iſt auf 6 Pfund für ein Mahl herabgeſetzt worden. Da wir achtzehn Mägen zu befriedigen haben, ſo muß für jeden mit ein Drittel Pfund Brennſtoff gekocht werden! . . . Ich habe das Gas heute wieder unterſucht. Schlimm! Schlimm! — Ich muß einem andern Winter ins Geſicht ſchauen.“ Die Mannſchaft hielt es noch immer für möglich daß die eingefrorne Brig durch eine Fahrt nach dem Süden entſchlüpfen könnte. Dieſe Hoffnung ſchwand täglich mehr und mehr, und damit erreichte auch Kane's Befehlshaberſchaft ihr geſetzliches Ende, denn es iſt Gewohnheitsrecht bei den Wallfiſchfängern daß wenn ein Schiff hoffnungslos eingeſchloſſen liegt, der pflichtſchuldige Gehorſam der Mannſchaft gegen den Capitän erliſcht und die Seeleute ſich ein neues Oberhaupt wählen dürfen. Kane ſelbſt geſtand ſich die Analogie ſeiner Lage mit dem Fall der arktiſchen Praxis ein. Als daher am 23 Auguſt auf einer abermaligen Rundſchau die Gewißheit erlangt wurde daß die Brigg nicht befreit werden konne, verſammelte Kane am andern Tage ſeine Mannſchaft und erklärte ihr daß ſie jetzt für ihre eigene Wohlfahrt ſorgen möge. Er werde auf der Brigg zurückbleiben, wer aber glaube den Süden erreichen zu können, möge es ſagen. Er werde

Digitized by Google

ſorgen daß die abziehende Mannſchaft ſich einen Führer wähle, daß die Vorräthe brüderlich getheilt würden, und er verſpreche im Fall eines Mißlingens der Flucht, die Rückkehrenden wohlwollend wieder aufzunehmen. Acht von den 17 Ueberlebenden blieben beim Capitän. Ihre Namen waren: Henry Brooks, James Mc. Gary, J. W. Wilſon, Henry Goodfellow, William Morton, Chriſtian Ohlſen, Thomas Hickey, Hans Chriſtian (der Eskimo); die übrigen neun verließen die Brigg am 28 Auguſt.

Die Rückbleibenden führten vollſtändig ihre bisherige Lebensweiſe fort, die meteorologiſchen Beobachtungen und der Dienſt im magnetiſchen Obſervatorium wurde nicht ausgeſetzt. Womit ſollte man auch die lange arktiſche Nacht ausfüllen? Um ſich aber gegen den Winter zu verſchanzen, wurden die Eskimos als Lehrmeiſter benutzt und die Brig in ein Igloe, d. h. in eine grönländiſche Winterwohnung umgewandelt, indem man Moos und Torfſtücke ſammelte und in der Cajüte damit die Wände polſterte und vermauerte. Sie bekam auch einen Toſſut oder einen mit Moos verſtopften niedrigen Tunnel als Eingang, der mit einer Reihe von Vorhängen verſchloſſen wurde. Dieſer Einrichtung verdankte man zunächſt die Erhaltung der Mannſchaft, aber eben ſo wichtig wurden die Beziehungen zu den Eskimos von Etah, einem Dorfe zwiſchen der Renſſelaer-Bay und Cap Alexander. Ehe man aber mit den Eingebornen freundliche Beziehungen herzuſtellen vermochte, mußte man ihnen die ſtrafende Hand zeigen. Es war gegen Ende Auguſt als man einen Beſuch von drei Eskimos erhielt. Sie wurden bewirthet, und bezahlten ihre Zeche damit daß ſie etliche Geräthſchaften und den beſten Hund ſtahlen. Kane beſchloß die Diebe zu züchtigen. Morton und Riley, die beſten Fußgänger, wurden wohlbewaffnet abgeſchickt. Sie erreichten die Hütte der Diebe, fanden die geſtohlnen Gegenſtände, legten zwei der Weiber Ketten an, und zwangen ſie das geſtohlne Gut nach der Brig zu bringen. Nach 24 Stunden kehrte die Streifpartie zurück, nachdem ſie zweimal dreißig Meilen zurückgelegt hatte. Dieß imponirte den Grönländern, denn ſie mußten ſich geſtehen daß dieſe Fußreiſe im Winter ein Bravourſtück und die Europäer ihnen vollſtändig gewachſen waren. Nicht lange, ſo erſchien Metek, die Hauptperſon, um nicht zu ſagen das Oberhaupt von Etah. Die Weiber ſaßen bereits fünf Tage in Arreſt. Die Eskimos aber brachten eine Schlittenladung geſtohlner Gegenſtände zurück, und es wurde jetzt, nachdem das Löſegeld angenommen worden war, zwiſchen den hohen contrahirenden Parteien ein Freundſchaftsvertrag verabredet und beſchworen. Der Eid wurde von beiden Seiten nicht gebrochen. Fortan wurden die Hunde ein gemeinſames Eigenthum zwiſchen den Europäern und Eingebornen, und weder an Gaſtfreundſchaft noch an treuer Kameradſchaft ließen ſich die Grönländer von den Fremdlingen überbieten. So lange die einen noch Vorräthe beſaßen, brauchten die andern nicht zu darben. Man nahm an ihren Jagden Theil, und die Beute wurde gemeinſam.

Die Vorräthe von Holz giengen bald zur Neige, und man begann jetzt vom Capital zu zehren, das heißt man verbrannte die Brig ſelbſt. Der Verbrauch wurde ſyſtematiſch geregelt, indem der Reihe nach nur ſolche Theile des Schiffes in den Ofen wanderten, welche man entbehren konnte ohne das Fahrzeug ſeeuntüchtig zu machen. Mit 70 Pfund Holz täglich erhielt man die Temperatur in der Cajüte auf + 45° F. (+ 6° R.), während draußen durchſchnittlich 30° F. (— 28° R.) herrſchten. Die lange Nacht war längſt angebrochen. „Von der Herrlichkeit des arktiſchen Firmaments, ſchreibt Kane, kann man ſich ſchwer eine Vorſtellung bilden. In greifbarer Nähe ſchien es über unſern Köpfen zu ſchweben, die Glorie der Geſtirne war verdoppelt, und ſelbſt die Planeten ſtrahlten ſo gewaltig, daß ſie die Beobachtungen unſeres Aſtronomen nicht wenig ſtörten. Ich wage es kaum von dieſen nächtlichen Scenen zu ſprechen. Oft gieng ich hinaus auf das Deck oder über die Eisbänke, da ſchien alles irdiſche Leben verſteinert, jede Bewegung, jeder Schall, jede Farbe, jede Geſelligkeit aufgehört zu haben. Wenn ich aber mein Auge hob zu der leuchtenden Sphäre die ſich über mir wölbte, gleichſam in Anbetung eines ungeſehenen Lichtcentrums, da mußte ich in tiefer Demuth ausrufen: „„Herr! was iſt der Menſch doch daß du dich ſeiner erbarmſt!““ Dann gedachte ich wohl der freundlichen Welt die ich verlaſſen, mit ihrem Wechſel von Licht und Schatten, an die andern Geſtirne die ſie durch ihren Wechſel beleben, und an die Herzen die an den unſrigen erwarmten, bis endlich meine Gedanken mich nach dem Reiche derer trugen die nicht mehr waren — und das hob mich wieder empor zu den Geſtirnen!“ Auch die Eskimos ſind keine gedankenloſen Beobachter. Sie kennen und benutzen die große Uhr der Sternenwelt. Einer von ihnen zeigte einmal auf einen Stern, und ſagte: „Wenn dieſer da dorthin gegangen iſt wo jetzt jener ſteht, dann iſt es Zeit zum Aufbrechen.“ Die Eskimos haben ihre eigenen Sternnamen und theilen ihre Zeit nach den Umdrehungen des Firmaments ein. Ueberraſchend iſt ihre Kunde von den Witterungswechſeln. Sie wiſſen auch genau wo ſie das Wild anzutreffen haben, und beſonders begabt ſind ſie ſüßes Waſſer zu entdecken, als ob ſie eine ächte Wünſchelruthe mit ſich führten.

Am 7 December kamen grönländiſche Schlitten, die Bonſall und Peterſen nach der Brigg brachten. Dieſe gehörten zu der Fluchtpartei und hatten ihre Gefährten 200 Meilen weit im kläglichſten Zuſtande verlaſſen. Die Vorräthe waren bereits aufgezehrt, und den Unglücklichen war nur dadurch zu helfen daß man den Eskimos Lebensmittel für ſie anvertraute. Am 12 Dec. erſchien auch der Reſt der Deſerteure, und man war jetzt wieder vollzählig beiſammen.

Langſam verſtrich der Winter, und man näherte ſich bereits dem März. Dieſer und der Februar waren die ſchlimmſten Monate. Der Scorbut ergriff einen nach dem andern, und das Schickſal der Abenteurer beruhte jetzt nur auf dem Jagdglück des Eskimo Hans, denn man beſaß kein anderes Gegenmittel gegen die arktiſche Seuche als friſches Fleiſch. Waſhingtons Geburtstag (22 Febr.) wurde daher zum Feſttag, als Hans mit einem Bennefoak (Rennthier) heimkehrte. Merkwürdig genug wurde der Reſt des Fleiſches am 24 Febr. bereits völlig in Fäulniß gefunden. Die Geſchwindigkeit der Zerſetzung bei einer Temperatur von — 35° F. (— 30° R.) ſcheint ein Wunder zu ſeyn, aber ſämmtliche Grönländer behaupten daß eine hohe Kälte die Fäulniß beſchleunige. Die Thiere die ſich von Gras nähren, haben überhaupt Neigung zu raſcher Verweſung, und es ſoll vorkommen, verſichert Kane, daß das Fleiſch des Moſchusſtiers ſchon 5 Minuten nach der Erlegung fleckig wird. Bald war niemand mehr vom Scorbut frei, obgleich das Uebel im allgemeinen gelinder auftrat als im vorigen Winter. Alles ſeufzte

Digitized by Google

nach der Northumberland-Insel mit ihren zahllosen Colonien von Eidergänsen, die man früher dort wahrgenommen hatte, und es erschien diese Insel den hungernden Kranken wie ein arktisches Canaa. Selbst die Eskimos konnten nicht mehr helfen. Hans, der sie in Anoatok [1] besuchte, fand die größte Hungersnoth. Die Eskimos sind sorglos, sie essen übermäßig so lange Vorräthe vorhanden sind, und so wird der Januar und Februar, wo die Jagd aufhört, durchschnittlich zur Zeit des Elendes. Bereits waren sie viermal so weit gekommen ihr kostbarstes Besitzthum, die Schlittenhunde, zu opfern. Von dreißig Exemplaren waren nur vier verschont geblieben, die andern verzehrt worden. Hans kam wie ein Retter mit seiner guten Büchse, denn es gab eine Jagd, und ein Wallroß von mittlerer Größe wurde erlegt. So war den Eskimos geholfen, und die Kranken der Advance erhielten ihren Antheil an dem frischen Fleisch; aber so geschwächt waren sie bereits daß selbst bei der hungererregenden arktischen Temperatur 7 Pfund völlig für alle täglich ausreichten. Der März bewies sich abermals als der kälteste Monat, alle Stellen im Eis die noch offen geblieben waren, froren zu.

Um das Elend zu steigern brach auch noch Verrätherei am Bord aus. Kane wurde gewahr daß zwei Matrosen, Godefroy und William, auf Flucht dachten. Sie wollten den Eskimo Hans, der sich auf der Jagd befand, überfallen, ihm Schlitten und Hunde abnehmen und damit nach südlichen Eskimodörfern entweichen. Ihre Verabredungen hatten sie flüsternd während der Nacht getroffen, waren aber von Cameraden belauscht worden. Man ließ sie nicht aus den Augen, und in dem Augenblick wo William vom Schiffe sich entfernen wollte, wurde er angehalten und er wie Godefroy in Gewahrsam gebracht. Allein die wenigen Gesunden auf dem Schiffe kämpften um ihre Existenz, sie konnten nicht auch noch Verbrecher bewachen. Man befreite daher die schlimmen Burschc und begnügte sich mit einer Warnung und Ermahnung. Godefroy indessen fehlte bald darauf. Er hatte allein sich auf die Flucht begeben. Dieß alles geschah bei einer Temperatur zwischen — 46 und 56° F. (— 35 bis 39° R.), allein Kane bemerkt: „Ich bin fest überzeugt daß keine bis jetzt beobachtete Kälte Menschen am Reisen verhindert. Die Chronik dieses Winters zeigt es. Ich bin zu Schlitten und zu Fuß 60—70 Meilen über das rauheste Eis zu wiederholtenmalen gegangen bei 50° unter Null." Am 2 April ließ sich ein Mann mit einem Schlitten nicht weit von der Brig sehen. Man glaubte es sey Hans, und Kane gieng ihm mit Beifall entgegen. Es war aber Godefroy, der, als man ihn niederzuschießen drohte, willig mit Hunden und Schlitten nach dem Fahrzeug folgte. Plötzlich aber bereute er und wandte sich zur Flucht. Die Pistolen versagten, und der Bursche entkam abermals, ließ aber den mit Wallroßfleisch beladenen Schlitten und die Hunde zurück. Später gelang es ihn bei den Eskimos aufzusuchen und geschlossen nach der Advance zu bringen. Dieses Beispiel war nothwendig, um andere von ähnlichen Abenteuern abzuschrecken und ihnen ins Gedächtniß zu rufen daß jeder die Pflicht habe für alle einzustehen.

Kane ist der Ansicht daß die Eskimos in Nord-Grönland im Aussterben begriffen sind und vielleicht mit der nächsten Generation erlöschen werden. Die Blattern, die sie etliche Jahre zuvor heimgesucht hatten, richteten furchtbare Verwüstungen an. „Ich zähle, bemerkt Kane, bereits acht Niederlassungen in unserer Nähe, die etwa 140 Köpfe umfassen, und seit unserer Ankunft sind nicht weniger als fünf Todesfälle eingetreten. Verbrechen tragen zu der Verminderung mit bei, denn es sind mir nun bereits drei Mordthaten zur Kenntniß gekommen." Das Innere ihrer Hütten ist nicht eben einladend. Als Kane einst in einer Hütte einsprach, fand er bereits sechs Gäste anwesend, die, vom Sturm überrascht, dort Zuflucht gesucht hatten. Er hatte 80 Meilen in rauhem Wetter zurückgelegt, in der Hütte aber herrschte eine Temperatur von + 90° F. (+ 26° R.). „Solch einen gestaltlosen Klumpen von Menschheit wird man schwerlich anderswo antreffen. Männer, Weiber, Kinder ohne irgend eine andere Bekleidung als ihren Körperschmutz, krochen und wanden sich durch einander wie die Regenwürmer in der Schachtel eines Anglers. Kein Gleichniß wird die Wahrheit übertreiben können. Der Raum betrug 7 Fuß in der Breite, 6 in der Tiefe, und einschließlich der Kinder waren außer mir 13 Personen beisammen." Wir stellen uns gewöhnlich die Grönländer als eine kleine, schwächliche und häßliche Race vor. Allein es gibt unter ihnen hochgewachsene Leute, wahre Athleten, die unsere Bewunderung im physischen Sinne verdienen. Und was die Häßlichkeit betrifft, so haben die Männer nach den Abbildungen und Holzschnitten die rothen Indianer Amerika's nicht zu beneiden, während die Frauen, wenigstens was den Körper und die Gliedmaßen anbetrifft, südliche Formen und Anmuth zeigen. Es scheint also keine allgemeine Wahrheit zu seyn daß der Mensch unter höhern Breiten in seinem physischen Werth herabsinkt. Der Eskimo ist ein vortrefflicher Jäger. Unerschrocken greift ein einzelner Mann den Bären mit seiner Lanze an, und es fehlt dabei weder an Todesfällen noch an schlimmen Verwundungen. Der Gesellschaft dieser Wilden mangeln die Oberhäupter, denn wenn auch der eine oder andere eine Rolle wie ein Häuptling spielt, verdankt er es nur seinen persönlichen Eigenschaften, seinem Reichthum oder seinem sonstigen mühsam erworbenen Ansehen. Ihre Priester oder Beschwörer heißen Angekoks, sie sind zugleich Aerzte, auch an Hexenmeister wird geglaubt, die dann ein schlimmes Ungefähr, welches der Volkswahn ihren bösen Kräften und Wissenschaften zuschreibt, mit dem Tode büßen müssen.

Der Frühling war jetzt erschienen, die Jagd wurde ergiebiger, und mit der frischen Nahrung wich auch der Scorbut, so daß man zuletzt nur noch vier Kranke, d. h. Arbeitsunfähige, zählte. Die Brig lag indessen tief im Eise, und man ahnte längst daß man nur in den Booten die Rettung werde versuchen müssen. Der 17 Mai war zum Aufbruch bestimmt, alle Vorkehrungen mußten bis dahin beendigt seyn. Als nun der Tag kam, blieb alles anfangs stumpf, die Mannschaft hatte die Rettung schon halb und halb aufgegeben. Allein bald kehrte der frische Geist zurück. Nur für 36 Tage waren noch Lebensmittel vorhanden, und es blieb außer Frage daß man nicht warten durfte ob die Brig wirklich eisfrei werden konnte. Die Seeleute nahmen das hölzerne Bild, „die schöne Augusta" vom Schnabel des Schiffes. Schön war sie freilich nicht mehr. Eine Eisbank hatte ihr den Busen abgequetscht

[1] Anoatok heißt in der Eskimosprache „vom Wind geliebt," eine Benennung die vortrefflich für die Gegend paßt, wie denn überhaupt die Ortsnamen der Eskimos malerisch und treflich gewählt seyn sollen.

Digitized by Google

und ein Eisberg ihr die Nase weggerissen. Die Seeleute packten sie aber auf die Schlitten, und als Kane gegen die Vermehrung des Gepäcks protestirte, meinten die Leute, „in jedem Fall ist sie gut zum Verbrennen.“ Man hatte die wichtigsten Vorräthe mit Schlitten schon voraus gebracht, und die Boote wurden mühsam über das Eis geschoben, bis man das Fahrwasser im Süden erreicht haben würde. Diese Locomotion war höchst anstrengend, und man gewann täglich nur kleine Strecken, bis zuletzt sich günstiger Wind erhob und die Segel ausgespannt werden konnten. Das war nun etwas neues über das glatte Eis zu segeln, aber man kam wunderbar rasch vorwärts, und zum erstenmal stimmten die Leute wieder den fröhlichen Gesang an: „Storm along my hearty boys!“ Nur Einer fehlte! Der treue Hans, dessen Jagdglück die Abenteurer ihr Leben zu verdanken hatten. Er war schon seit zwei Monaten abwesend. Niemand wußte wohin er gerathen war. Die Eskimos behaupteten jedoch es sey ihm kein Unglück widerfahren, sondern er habe eine Schöne gefunden, und diese ihn, beide hätten eine Hütte gebaut, und da Hans, als großer Jäger, jedenfalls eine „gute Partie“ war, so fanden sich keine Schwierigkeiten. Freilich hatte der Treulose einen andern Eskimo Schatz in Petowik verlassen, nach dem er sich anfangs stark zurücksehnte. Aber alles Ding hat seine Weile, auch die grönländische Sentimentalität, und die Eskimomänner vergessen unter dem 80sten Breitegrade eben so rasch eine alte Liebe als ihre Brüder unter niedrigen Polarabständen.

Das Eis war mittlerweile so mürbe geworden daß eins der Boote einbrach, und zwar dasjenige worin sich sämmtliche Journale, Logbücher und Register befanden, die Urkunden aller Thaten der hartgeprüften Männer. Glücklicherweise wurde dieser Schatz und das Boot gerettet, während werthlosere Dinge verloren giengen. Man erreichte jetzt Littleton Island, wo man Vorräthe vor zwei Jahren niedergelegt hatte. Sie kamen jetzt, da sie unversehrt sich erhalten hatten, den Flüchtlingen sehr zu statten, denn ohne sie hätte vielleicht der Hungertod sie weggerafft. Von den Kranken verschied der 36jährige treue Christian Ohlsen. Man begrub ihn am Fuße eines Vorgebirges, das man mit seinem Namen benannte, die höchste Ehre die man dem wackern Seemann erweisen konnte. Die Eskimos kamen in Schaaren herbei und halfen die Boote über das Eis bis an das Fahrwasser schieben. Dort wurde ein herzlicher Abschied von diesen Leuten genommen. Sie riefen den Scheidenden mit naiver Rührung zu: „Ihr habt uns gutes gethan. Wir sind nicht hungrig, wir nehmen (stehlen) nichts.“ Kane zeigte beim Abschied den Leuten noch das Kunststück, wie man durch eine Linse aus Eis die „Sonne herabziehen könne.“ Er gab sich dabei alle mögliche Mühe ihnen die Erscheinung zu erklären, und ließ sie die Wirkungen des Brennglases auf der Haut spüren. Ein physikalisches Verständniß ist ihnen indeß nicht aufgegangen, denn sie behaupteten fest Kane sey ein großer Angekok (Zauberer). Man ließ ihnen noch viele Geschenke zurück, und am 17 Junius 1855 wurden die Boote in das offene Wasser geschoben. Die Fahrt zwischen Eisbänken unter Schneestürmen war nicht eben gefahrlos. Am 23 Jun. litten die Boote einen Nip (Quetschung), der, gefährlicher als alle früheren, nur wie durch ein Wunder überstanden wurden. Ein furchtbarer Sturm zwang sie Ende Junius an der Eisstufe unter himmelanstrebenden Klippen drei Tage Halt zu machen. Einen zweiten Ruhepunkt erreichte man am 11 Junius bei Cap Dudley Digges, an den „Klippen der Vorsehung.“ Das Thermometer zeigte dort bereits + 90° (+ 26° R.) in der Sonne und 38° (+ 3° R.) im Schatten. Frisches Grün brach aus den Klippen hervor, eine unbezahlbare Arznei für Scorbutkranke, und an den Felsen saßen auf den Terrassen wie Soldaten im Glied ganze Reihen von Kittiwake's, deren Eier gesammelt wurden. Man schmauste von diesem Federwildpret und versah sich mit neuen Vorräthen. Auch bediente man sich auf dieser Fahrt eines sehr einfachen Werkzeuges der Eskimos zum Fange der Seeschwalben. Es ist dieß ein Netz, wie wir es zum Schmetterlingsfangen benutzen. Der Jäger wählt einen Punkt hart an der Klippe, und wenn er geschickt ist, kann er aus den Schwärmen im Flug in kurzer Zeit Hunderte dieser Thiere fangen. Als man wieder abfuhr, hatte man noch an Brod und Fleisch 640 Pfund, und an Holz für 17 Tage Vorräthe an Bord, ungerechnet das dritte Boot „Erich der Rothe,“ welches zum Verbrennen mitgenommen worden war. Am 28 Julius war man noch immer weit entfernt von Cap Shakleton, einem großen Brüteplatz arktischer Vögel. Die Vorräthe hatten sich ihrer Neige so stark genähert daß man die Rationen längst schon herabgesetzt hatte, und in Folge dessen bereits eine Entkräftung gespürt wurde. In dieser Krisis kam eine unerwartete Rettung. Man sah einen Seehund scheinbar schlafend auf einer Scholle heranschwimmen. An dem Besitz dieses Thieres hieng das Schicksal der Seeleute. Niemand wagte zu athmen als man sich näherte. Die Ruder wurden endlich eingezogen, sobald man in Schußweite gelangt war. Petersen führte die Büchse, Kane bemerkte aber daß er vor Aufregung zitterte. Da bewegte sich das Thier, und der Schuß knallte. Der Seehund, sonst so scheu, hatte sich merkwürdig schläfrig gezeigt und die Kugel ihn richtig getroffen. Im Nu wurde die Boote auf die nächste Eisbank gezogen, und ein lustiges Feuer angezündet. Die Leute konnten aber kaum warten, sie schlürften das warme Blut ein und aßen die Leber roh. Dieß war die letzte Prüfung, denn zwei Tage später wurde abermals ein Seehund geschossen, und je südlicher man kam, um so reichlicher wurde der Ertrag der Jagd. Endlich kam man in die Nähe der dänischen Niederlassungen. Man begegnete einem Eskimo in seinem Kayak (Boot) und erreichte Rungatel, wo Petersen wohl bekannt war. Wie ein Traum erschien ihnen die Rückkehr in die europäische Gesellschaft, und die erste Neuigkeit die sie vernahmen, lautete: Sebastopol sey noch nicht gefallen. Unbeschreiblich war ihr Staunen als sie von einem starr-lutheranischen Faßbinder erfuhren, „daß Frankreich und England mit den Mohammedaner sich gegen die griechische Kirche allürt hätten,“ denn der gute Mann sah die Politik nur von der confessionellen Seite an. Die Flüchtlinge hatten 84 Tage in freier Luft zugebracht, und als sie wieder zwischen vier Wänden sich befanden, fürchteten sie ersticken zu müssen, aber sie waren berauscht von dem Willkommen, das ihnen von herzlichen Lippen immer und immer wieder entgegen schallte.

Von den Dänen freundlich unterstützt, erreichten die Entdecker am 11 August 1855 Godhavn, und wenige Tage nachher erschien ein Dampfer der Ver. Staaten, der zu ihrer Rettung nach dem Smithsunde ausgesendet worden war und sich jetzt auf der Rückkehr befand.

Digitized by Google

Mégara.

(Aus einem größern Reisewerk über Griechenland.)

Wem iſt es möglich die große Eigenthümlichkeit einer Reiſe auf dem griechiſchen Feſtlande zu ſchildern? Da erſcheint alles von unſern heimiſchen Begriffen ſo ganz und gar verſchieden, daß es ſchwer wird den bequemen Abendländer aus der Künſtlichkeit, die jeden Schritt ſeines Daſeyns von der Wiege bis zum Grab begleitet, in die Urſprünglichkeit und Natürlichkeit griechiſcher Verhältniſſe zu verſetzen. Auch bekenne ich daß mir alles gar ſeltſam erſchien, als ich mich an einem der letzten Tage Märzen zum erſtenmal inmitten meiner kleinen Reiſekarawane erblickte. Ich hatte die Pferde nach Eleuſis vorausgeſchickt, um eine der wenigen gebahnten Straßen im Lande, die von Athen dorthin führt, in dem bequemern Wagen zurückzulegen. Sie ſtanden nun ſchon früh am Tage geſattelt und bepackt, dort bei den Reſten des alten Tempels der eleuſiniſchen Demeter bereit, die erſte nicht unbedeutende Tagfahrt nach der alten Mégara anzutreten. Ich kannte die Leute, denen ich mein Schickſal anvertraute nur erſt ſehr wenig; aber längſt gewöhnt dem Zufall und der darin waltenden Macht in den entſcheidendſten Momenten alles zu überlaſſen, ängſtigte mich weder meines Führers ſchlaues, wahrhaft zantiotiſches Schurkengeſicht, noch ſeines Reitknechts finſteres Antlitz, dem der Mangel eines Auges und die oben tief eingedrückte Stumpfnaſe einen unheimlichen Ausdruck liehen. Demetrio Vomonis, kurzweg Dimitri genannt, erſchien an dieſem Tag nicht mehr in dem glänzenden Anzuge den er bei unſrer erſten Zuſammenkunft getragen hatte. Die weiße Fuſtanelle hatte den kurzen, ſackähnlichen Beinkleidern der griechiſchen Inſelbewohner, die enge, reich geſtickte Weſte mit den flatternden Aermeln einem einfachen, ähnlich geſchnittenen Oberkleide aus grobem Tuche, die Mütze mit dem reich geſtickten Goldgrunde und der aus Silber und Goldfäden gemiſchten langen Troddel einer einfachen hohen rothen Mütze mit langem Schweife aus blauer Seide weichen müſſen. Doch nahm er ſich ſelbſt in dieſer kleinen Uniform immer noch maleriſch genug aus, wenn er auf dem ſchönen Thiere, das er ſich vorbehalten, munter dahintrabte, in dem ausgeſtreckten Arme eine der reichverzierten türkiſchen Piſtolen, wovon er ein Paar vorn in dem ledernen Gürtel trug, und mit flatternden Aermeln, die der raſche Gang ſeines Pferdes gleich Segeln anſchwellte. Andrea, des Nikolaos Sohn, war in allen Dingen das gerade Gegentheil ſeines Meiſters. In ſchmutzigen Kleidern, die ſich um ſo ärmlicher ausnahmen, je ſchöner ſie einſt in beſſern Tagen geweſen zu ſein ſchienen, gab er in Ausſehen und Haltung zu erkennen wie ſchwer der Stand, dem er ſein Brod verdankte, auf ihm laſtete. Aber freiwillig war er aus behaglichern Verhältniſſen auf dieſe unterſte Stufe des Daſeyns hinabgeſtiegen. Denn als ſein Vater ihm die Mittel verſagte, ohne welche er nie hoffen konnte ſeine Geliebte heimzuführen, da hatte er alles verlaſſen, Bitten und Beſchwörungen ſein Ohr verſchloſſen und unter der Laſt des Daſeyns den Schmerz der Seele zu begraben geſucht. Aber die Rache hat Gott ſich allein vorbehalten. Andrea fand ein noch härteres Loos als er ſelbſt geſucht. Denn da er einſt auf ſein rechtes Auge einen falſchen Eid abgelegt, verlor er es am Tage darauf durch einen unglücklichen Fall. Jetzt der lebendige Zeuge von Gottes waltender Allmacht ſchritt er immer finſter und in ſich gekehrt neben dem Pferde einher, deſſen Rücken alle unſere Habſeligkeiten trug, und ſchien mit ihm die Hitze des Tages und die Mühſeligkeiten des Weges zu theilen. War dann des Abends der Ort unſerer Beſtimmung erreicht, ſo laſtete wiederum alle Arbeit auf ſeinen Schultern. Denn ihm lag ob das Thier ſeines Gepäcks zu entledigen, alles an Ort und Stelle zu bringen, den Pferden Nahrung und Holz zum Feuer herbeizubolen. So vereinigte unſere kleine Geſellſchaft in ſich die beiden Extreme des menſchlichen Schickſals. Denn Dimitri's Lebensluſt und Munterkeit war nicht ohne Grund. Ihm hatte der Himmel jeden liebſten Wunſch erfüllt. Als armer Junge von Zante nach Athen herübergekommen, hatte er erſt in mehrjährigem Dienſt einer engliſchen Familie diejenigen Eigenſchaften ausgebildet die ihn zu ſeinem ſpätern Berufe befähigten, und zugleich ſo viel Geld zuſammengebracht als zur Ausrüſtung eines Reiſefonds erforderlich war. Und wie ein Unglück das andere, ſo gebiert auch ein Glück das andere. Denn der Himmel bleibt in ſeiner Gunſt nie halbwegs ſtehen. Wie oft hat mir Dimitri in vollem Selbſtgefühl ſeines perſönlichen Werthes und mit der freudigſten Rückerinnerung verſichert daß ihm von nun an freie Wahl unter den Schönen ſeines Standes geſichert geweſen ſey. Aber ich habe mich dieſes Vortheils auch zu bedienen gewußt, fügte er einmal hinzu, „gegen viele gelächelt, doch immer nur Eine geliebt.“ Und dieſe Eine hütete ihm nun Haus und Hof, und drei liebliche Kinder, die ihren Vater, ſo hoffte er, nie verlängern würden. Was blieb ihm dann nun zu wünſchen übrig? Standen ihm doch ſeine Pferde ſelten beſchäftigungslos zu Hauſe an koſtbarem Futter, und nahm die Zahl der Zufriedenheitszeugniſſe, die er als ſein beſtes Capital ſtets bei ſich trug, alljährlich um ein halbes Duzend zu. Denn er war auch wirklich ein redlicher Burſche, wenn gleich wohl weniger aus Tugend als aus Intereſſe. Alle dieſe Dinge waren mir ſchon am erſten Abend kein Geheimniß mehr. Denn da wir ſo zwiſchen den niederen Hügeln dahinritten, zwiſchen welchen die erſte Hälfte des Weges von Eleuſis nach Mégara fortläuft und kein Dorf, ja überhaupt keine menſchliche Anlage unſere Aufmerkſamkeit beſchäftigte, ſo war Unterhaltung der Art beſonders erwünſcht und die beſte Verkürzung der Reiſe. Aber nun eröffnete ſich mit einemmal die weite Ebene, die von einem Meer zum andern ausgebreitet und nach dem Iſthmus hin durch den hohen, zum Theil ſchön bewaldeten Gebirgszug der Geráneia beinahe gänzlich abgeſchloſſen den Haupttheil der alten Landſchaft Mégaris bildet. Ich bemerkte hier zuerſt was mir ſpäter als ein Hauptzug der griechiſchen Landesbildung erſchien. Denn wohl iſt in ganz Europa kein Erdſtrich in eine ſolche Unzahl geſchloſſener Landſchaften zerlegt, von denen jede ihren beſondern Charakter und ihren eigenthümlichen Ausdruck trägt. Ein Verhältniß das bei der erſten Staatenbildung, in einer Zeit da der Menſch noch vorzüglich der Natur und ihren Einflüſſen folgt, von unberechenbarer Wichtigkeit geweſen ſeyn muß. Wo zeigt ein Land auf ſo kleinem Raum einen größern Reichthum in allen Schöpfungen deren der Menſch fähig iſt? Wo hat ſie eines ſo vollkommen alle Seiten des geiſtigen Lebens erſchöpft als Hellas? Und wie, gemäß einer erhabenen Anſchauung von dem Verhältniß des Irdiſchen zu der Gottheit, die das ganze Alterthum beherrſcht, jeder Ort im Lande ſeine Gründung auf ein unſterbliches Weſen zurückführt, ſo hatte auch jeder in der eigen-

Digitized by Google

thümlichen Abgeschlossenheit seines Daseyns einen jener leitenden Geister hervorgebracht, die all unserm Wissen und Denken zuerst die Bahn gewiesen. Es ist kaum möglich an Einem Tage, ja in einem Umfange von nicht mehr als zehn Stunden, drei verschiedenere Länder zu durchziehen als Athen, Eleusis und Megara. Denn wenn das Längenthal das den Cephissus bewässert, durch die Form der Gebirge, die es auf drei Seiten einschließen, auch in der lebloseſten Natur die Gesetze der ewigen Schönheit verwirklicht; wenn dann Eleusis durch den düstern Ton der Anhöhen, die sein Meeresbecken rings umschließen, dem Geheimnißvollen seines Mysteriendienstes besonders entspricht, so zeigt nun Megara's offenes Gestade die ganze Heiterkeit und Lust eines südlichen Landes, und läßt es begreifen wie Euclid's Mitbürger dem „megarischen Gelächter" in ganz Griechenland sprüchwörtlichen Ruf erwarben. Es ist mit Städten und Ländern wie mit Menschen. Der Eindruck den ihr erstes Auftreten auf uns hervorbringt, wird auch durch entgegengesetzte Erfahrungen späterer Tage schwerlich je ganz zurückgedrängt. Ich sah Megara zuerst in dem vollen Lichte das die noch hochstehende Sonne über die ganze Gegend, über Berg und Ebene, Land und See ausgoß, und das Bild das sich mir damals eingeprägt, kehrt mit all seiner Lieblichkeit so oft vor meine Seele zurück als in Denkmälern des Alterthums mir sein unvergänglicher Name begegnet.

Die Lage der ältesten griechischen Städte war bei aller Verschiedenheit des Terrains und der Umgebung doch überall die gleiche, und wer sein Auge einmal für diese Dinge ausgebildet, erkennt die Spur alter Zeit auch in dem heutigen Megara wieder. Da wo die Ebene nach dem Meer hin abfällt, erheben sich aus ihr eine Anzahl kleiner Felshügel, unter welchen einer durch größere Höhe und Spaltung seines Scheitels in zwei getrennte Spitzen vor den übrigen hervortritt. Hier liegt die Stadt, mit ihrer Masse dachloser, weißer Häuschen, den südlichen Abhang bis in die Ebene hinüber bedeckend. Kein andrer Punkt bot gleiche Vortheile, keinem war so wie ihm die Herrschaft über das umliegende Land gesichert. Noch krönen Reste mittelalterlicher Befestigungen, und Thürme aus der fränkischen Zeit die beiden Anhöhen die sich über der Stadt erheben, und vergegenwärtigen das Bild alter Zeit. Denn dort war die Akropolis, deren ungeheure polygone Ummauerung noch heute in sehr beträchtlichen Resten zwischen dem Schutt von Jahrtausenden hervortritt. Keiner griechischen Stadt konnte eine solche fehlen. Sie bildete, wie das Capitol zu Rom, den heiligen Mittelpunkt des ganzen Staates, und vereinigte auf ihrem nicht sehr großen, aber durch Natur oder Kunst wohl befestigten Raume die Tempel der obersten Götter, und alles was dem Staat werth und unentbehrlich war. An sie schloß sich dann die Stadt an, durch ungeheure Mauern geschützt, die von der Burg auslaufend sich meist zu einem regelmäßigen Dreieck gestalteten. So waren alle jene Städte angelegt, deren unzerstörbare Trümmer uns in allen Gegenden begegnen, wo der pelasgische Volksstamm seinen Fuß hingesetzt, in Kleinasien, Hellas, Italien, und als deren größte Beispiele wir Larissa, Kremaste, Achills hohe Königsburg, Psophis in Arkadien, in Italien aber Palestrina und Argino kennen. Aber noch großartiger mußte sich Megara's Anblick gestalten, als lange Schenkelmauern die Verbindung der Stadt mit dem Hafenorte Nisäa sicherten. Jetzt ist das alles verschwunden, und wer durch die engen Gassen mit Mühe ins Innere der Stadt vordringt, sieht immer mehr den täuschenden Schein von Reinlichkeit und Wohlhabenheit verschwinden, mit dem die Entfernung die scheinbar so stattliche Anlage umgeben hatte. Müde und den heißen Sonnenstrahlen beinahe erliegend waren unsere Pferde über den sumpfigen Plan dahergeschritten bald zwischen Heerden weidender Ziegen, bald von den wilden Hunden verfolgt, deren Wuth und Ausdauer eine der großen Plagen griechischer Landreisen ausmacht. Jetzt aber im Angesicht der Hütten welche den Beginn der Stadt ankündigten, mußten die Klepper ihre letzten Kräfte sammeln, um der Ankunft möglichsten Glanz zu verleihen. Schon hatte Dimitri seine Sporen eingedrückt, und nun knallten rasch hintereinander zwei Schüsse los, durch welche er sich zu gleicher Zeit den Mégarenserinnen ankündigen und bei mir in größeres Ansehen setzen wollte. An solche Einzüge längst gewöhnt, ahmte auch mein Gaul seinem Vorgänger nach, ohne meinen Willen abzuwarten, und ehe ich mich's versah, standen sie beide mitten in dem geräumigen Hofraume des Chans, der ihren Leiden für heute ein Ende machen sollte. Der rasche Hufschlag hatte seine Wirkung nicht verfehlt, und da die Weiber aus Neugierde immer allen zuvorthun, so war der Hofraum schon halb mit ihnen angefüllt, als endlich auch das Packpferd durch Schläge zur letzten Anstrengung gestärkt, schweißtriefend und mit weitgeöffneten schnaubenden Nasen anlangte. Nun war des Fragens und der Glückwünsche kein Ende. Aber Dimitri trug vor allen den besten Preis davon. Ihm lächelten alle und sein Name war auf jeder Lippe; denn der Anglos, den er ihnen gebracht, war zu fremd, und Andrea, des Nicolaos Sohn, zu häßlich und abschreckend. Doch auch Dimitri nahm alle jene Huldigungen mit der kalten Miene eines Mannes auf, der sich durch Herablassung in den Augen seines zeitweiligen Herrn zu schaden fürchtete, und zur Erwiederung jener Zärtlichkeiten einen geeigneteren Zeitpunkt abwarten wollte. Auch lagen ihm noch andere Sorgen ob. Denn hatte sich im Laufe des Tages die Tüchtigkeit seiner Pferde erprobt, so war nun der Augenblick da, in welchem er seinerseits alle seine Führertalente, seine Kochkunst, seine Fertigkeit ein erträgliches Lager zu bereiten, und überhaupt alle Mängel seines schönen Vaterlandes bestmöglich zu verbergen bewähren sollte. Jetzt war alles an ihm Geschäftigkeit und Amtseifer, und Andrea konnte nirgends schnell genug helfen. Erst mußten unsere Habseligkeiten dem Pferde abgenommen, dann die Thiere in der Stallung untergebracht werden. Denn ohne diese Vorbereitung konnte kein weiterer Schritt geschehen.

Um mich von dem Gang der Dinge gehörig in Kenntniß zu setzen und später im Nothfall alles selbst verrichten zu können, setzte ich mich hin auf die unterste Stufe einer hölzernen Treppe die außen an der Stallmauer zu einem kleinen Ueberbau, dem Nachtquartier europäischer Gaste, hinaufführte. Hier lag nun gar bald die ganze Reiseausbaltung vor mir ausgebreitet. Erst kam ein ungeheures Leder, das den ganzen Kram bedeckt hatte, und Dimitri zum Nachtlager diente; dann eine alte wollene Decke, ein ungeheures Leintuch, eine schmale und schon sehr zusammengebogene Matratze, und ein hölzernes, durch Schnurgeflecht verbundenes Bettgestell, das selbst eine größere Last als die meinige zu tragen im Stande war. Das waren die Stücke auf welche Dimitri sich besonders viel zu gut that, und denen er seinen großen Namen im ganzen hellenischen Lande hauptsächlich verdankte. Denn er war der erste, der seine Landsleute in der Kunst unterwies, auf welchen Betten die müden Glieder auszuruhen und sich zu diesem Ende am Abend umzuziehen und am Morgen wieder anzukleiden. Gewiß für jenes patriarchalische Land ein ebenso wesentlicher Dienst, als da ihm vor Zeiten Prometheus das Feuer und Kadmus die Buchstaben gebracht. Während nun Andrea die Treppe hinaufeilte um aus jenen Stücken ein Bett zusammenzusetzen, um das er mich den glücklichsten der Sterblichen preisen mußte, öffnete Dimitri ein großes ledernes Doppelkoffer, das nach

Digitized by Google

Art der Körbe welche das Maulthier belasten, über den Rücken des Pferdes gelegt war, und alles zur Küche Nothwendige in gleicher Vertheilung des Gewichts enthielt. Da führte den Reigen erstens ein großer eiserner Kessel, das Hauptstück unserer Habe, dann, in seinem Innern untergebracht, eine Pfanne mit ablösbarem Stiel, eine Kanne zur Bereitung von Kaffee oder Thee, dann Teller, Tassen, Deckchen, Lichtstöcke, zwei hölzerne Weinflaschen und mehrere Becher aus hartem Leder; selbst Servietten und Tischtücher fehlten nicht. Aber noch mehr Wirkung als von diesen Reichthümern versprach sich Dimitri von den mannichfachen Vorräthen, die er erst noch am Tage vor der Abreise zusammengekauft hatte, und wie er die große Tute zerstoßenen Kaffees, den schönen Reis, ein halbes Dutzend mächtige Brode, selbst Thee, Orangen, Feigen, Zucker und Gewürze in reicher Auswahl hintereinander aus ihrem Verstecke hervorzog, verfehlte er niemals einen prüfenden Blick nach mir hinüberzuwerfen, und Zeichen inneren Wohlgefallens herauszufordern. Unterdessen war auch die Wirthin hervorgekommen um ihrem alten Bekannten, dessen Bedürfnisse sie längst kannte, die Beendigung aller ihr obliegenden Vorbereitungen anzuzeigen. In der Rechten ein schönes Lammsviertel und in der Linken ein lebendiges Huhn unter den Flügeln haltend, trat sie zu uns heran und bedeutete daß die Feuerstätte zur Verfügung stehe. Die Kiria Epaminonda war eine Frau von hohem Wuchs und ernstem Aussehen. Gleich allen griechischen Weibern mit der Besorgung der Familie und der Wirthschaft ausschließlich belastet, hatte sie beim Tod ihres Mannes weniger einen Gebülfen als einen Herrn verloren, und mochte etwa die Lücke im Herzen größer seyn als die im Hauswesen, so hatte der stattliche Chiote, der gerade nebenan die Haare schnitt und Kaffee wirthete, dieselbe bereits wieder zum Theil ausgefüllt.

Die kleinen Dienste welche er der armen Wittwe leistete, und besonders der schöne Kaffee mit dem er ihren schwachen Augenblicken zu Hülfe kam, fanden immer entschiedenern Anklang, und ließen bereits ahnen daß auch noch größere Opfer seiner Zeit nicht zurückgewiesen werden würden. War doch der Preis aller Anstrengungen werth. Kirios Leonida besaß neben aller Gutmüthigkeit die ihn auszeichnete, doch immer Scharfblick genug, um die großen Vortheile welche ihm aus einer solchen Verbindung erwachsen würden, richtig zu schätzen. Ihm, der alle Stücke seines umfassenden Berufs auf der Straße ausübte, konnte der so viel zahlreichere Besuch der benachbarten Schenke nicht entgehen, und diese Blüthe, dachte er, müsse nothwendig zunehmen, wenn einst die beiden Schilde zu einem einzigen verschmolzen seyn würden. Bei solchen Aussichten mochte Leonida selbst Regungen der Liebe in sich zu fühlen vereinen. Doch war Dimitri über diesen Punkt nicht im klaren. Jedenfalls, meinte er, sprudle und koche es im Herzen des Bewerbers nicht so heiß als hier in seinem Kessel. Denn bereits stand dieser auf dem Feuer und ließ den Reis mit dem Huhne lustig in seinem Innern auf- und niedertanzen. Wir saßen herum und schwatzten über jene sogenannte Liebesangelegenheit, deren Anfang und ruigen Fortschritt Dimitri bei seinen wiederholten Besuchen im Hause der Kiria Epaminonda genau zu beobachten Gelegenheit gefunden hatte.

(Schluß folgt.)

Der russische Handel mit China.

Der russische Handel mit China, seit 1684 in Folge der Zwistigkeiten mit diesem Lande wegen der Gränzbesitzungen am Amur unterbrochen, wurde durch den Vertrag von Nertschinsk v. J. 1689, [1] welcher den Unterthanen beider Reiche gegenseitig eine gänzliche Handelsfreiheit zusicherte, zuerst consolidirt. Indessen als in Folge dieses Tractates mehrere Karawanen nach Peking expedirt wurden, machte die chinesische Regierung, wenig dem freien Handel geneigt, vielmehr an Monopole gewöhnt, ihnen alle möglichen Schwierigkeiten, verbot 1718 den Verkauf der russischen Waaren in Peking und schickte die Karawane heim. 1727 mußte Rußland einen neuen Vertrag [2] mit den Chinesen schließen. Den russischen Kaufleuten wurde der Eintritt in China untersagt; der Tauschhandel auf die beiden Gränzorte Kiachta und Zurucháitu beschränkt; nur alle drei Jahre sollte die russische Regierung für ihre Rechnung eine Karawane nach Peking schicken dürfen. Von 1728 bis 1755 giengen nur sechs Karawanen, meist mit Pelzwerk der Krone, das sie als Tribut der Nomaden in Sibirien erhob, hin, welches dort gegen chinesische Producte, besonders Rhabarber, ein Monopol des russischen Fiscus, vertauscht wurde. Neue Plackereien der Ortsbehörden und der chinesischen Kaufleute welche den Preis der russischen Waaren willkürlich bestimmten, zum Theil auch die Concurrenz der sibirischen Kaufleute mit dem Fiscus, ließen diesen Handel wenig vortheilhaft ausfallen. Durch die Räubereien der Gränzvölker und in Folge mannichfaltiger Klagen wurde 1744 bis 1792 der Handel zehnmal unterbrochen. Am längsten währte die Unterbrechung alles Handels, als 1756 10,000 Kibitken der Torganten nach Rußland auswanderten, bis nach deren Rückkehr nach China [3] 1771 das Mißverständniß zwischen beiden Reichen beseitigt wurde. Erst seit dem Vertrage von 1792 zwischen dem General-Gouverneur von Irkutsk mit dem Befehlshaber der chinesischen Gränzprovinzen nahm der Handel seinen regelmäßigen Verlauf. Peter III schaffte das Rhabarber-Monopol des Staates ab: Katharina II unterdrückte die Karawanen auf Staatsrechnung, so daß der Handel nun ganz in Privathänden war. Indessen hatten schon Peter der Große und die Kaiserin Anna erkannt daß bei der großen Entfernung der Handel durch Gesellschaften [4] geführt werden müsse, und es bildeten sich seit 1767 bis zu Ende des letzten Jahrhunderts für den Handel von Kiachta sechs Compagnien, jede für bestimmte Waaren nach den Städten aus welchen sie dieselben bezogen, die von Moskau, Tula, Archangel, Wologda, Tobolsk und Irkutsk genannt. Sie wählten aus ihrer Mitte Agenten, die im voraus die Preise der Tauschwaaren bestimmten, und darauf halten sollten daß man von diesen nicht abweiche. Die Chinesen in Kiachta bildeten selbst eine monopolistische Handelsgesellschaft von Kaufleuten aus Schan-si, die sich 1792 vereinigten gemeinsam die Preise der chinesischen Waaren hinaufzutreiben, die der russischen aber herabzudrücken, durch allerlei Listen die Russen zu veranlassen recht viele Waaren zu bringen, dagegen die Zusendung der chinesischen zu beschränken; das Bedürfniß nach russischen Producten in China zu verbieten und keinem chinesischen Kaufmann, der nach Mai-mai-tschin gekommen, zu erlauben, auf eigene Rechnung Handel zu treiben, bevor

[1] Plath Geschichte des östl. Asiens I. 357.
[2] Plath II. 577 sqq.
[3] S. Plath Geschichte des östlichen Asiens II. 637—48.
[4] Tengoborski Etudes sur les forces prod. de la Russie. T. IV. 582 sqq.

Digitized by Google

er sich nicht dort ein Jahr aufgehalten habe. Der Ortsbeamte hier, der Isarguitchei, hatte auf Beobachtung des Reglements zu halten. Die Chinesen hielten aber auch selbst strenge daran. Hatte einer eine Waare von einem Russen zu einem bestimmten Preise erstanden, so gab keiner mehr dafür. Die Russen hielten nicht so gut zusammen. Es verkaufte einer wohl unter dem gemeinsam festgesetzten Preise. Daher vielerlei Klagen, bis ein Reglement der russischen Regierung vom 15/27 März 1800 festsetzte daß, nach dem Muster der Chinesen, auch die Agenten der verschiedenen Handelsgesellschaften unter Aufsicht des Zollamts von Troitskosav vorher den Preis der russischen Waaren festsetzen und, wenn der nicht gehalten werden könne, zu einer zweiten vorgängigen Preisbestimmung schreiten sollten. Die sechs Compagnien wurden aber bald unter sich uneinig, einige bemächtigten sich mehrerer Artikel welche andern vorbehalten waren. So giengen die Compagnien von Archangel und Wologda zu Grunde, und die von Tula verfiel. Aber auch sonst noch giengen in dem Handel bedeutende Veränderungen vor.

Ursprünglich bestand der Handel mit China fast ausschließlich in Pelzwerk. Die Menge Pelzwerke, welche der Krone in Sibirien oder russischen Kaufleuten gehörte, fand lange in Rußland selbst, wie in Persien und der Türkei genügenden Absatz. Aber als dort das nationalrussische Costüm gegen das europäische vertauscht wurde, waren die alten Märkte von Persien und der Türkei bald damit überfüllt, und man suchte nun in China sich dafür einen neuen Markt zu eröffnen, und bei dem rauhen Klima seiner Nordprovinzen fand es da bald einen reichlichen Absatz. Nur fragte es sich was dagegen nehmen? Erst führte man aus China nur Gold und Silber in Barren, Rhabarber, einige Luxusgegenstände, wie Seidenzeuge, Porcellan, Edelsteine aus; später als sich Südsibirien bevölkerte, grobe chinesische Baumwollenzeuge, vor allem Daba, von Anfang an schon auch Backsteinthee — an den die Buriäten in Sibirien sich lange gewöhnt hatten — 1755 bis 1762 im Durchschnitt jährlich 5—7000 Pud und noch etwa 6000 Pud Blumenthee (Zwietotschny) und eine mittlere Sorte schwarzen Thee (Torgovy). Der steigende Verbrauch des Thees in Rußland veränderte gänzlich den Charakter und die Verhältnisse des Handels in Kiachta. Da früher das Pelzwerk der vornehmste Artikel des Tauschhandels gewesen war, nahmen erst vorzugsweise die Kaufleute Sibiriens, die des europäischen Rußlands nur einen geringen Theil daran. Sibirien war damals nur noch dünn bevölkert und wenig civilisirt, die Chinesen mußten also für das Pelzwerk Waaren aufsuchen, die über die Gränzen der russischen Besitzungen in Asien hinaus Absatz fanden. Dieß war der Thee, welcher sich so reißend in Rußland verbreitete daß die Russen nun neue Handelsartikel zur Ausgleichung aufsuchen mußten. Die Ausfuhr des Pelzwerkes hatte erst allmählich zugenommen, indessen hatte in den ersten 10 Jahren unseres Jahrhunderts der Ertrag der Jagden in Sibirien sich bedeutend vermindert. Hauptgegenstand der Ausfuhr waren die Felle einer Eichhörnchenart, Veh (Petit gris). Wenn man zu Ende des vorigen Jahrhunderts jährlich 7 Mill. und 1810 10 Mill. Felle davon ausführte, war 1849 bis 1852 die Zahl im Mittel auf 1,460,000 Stück gefallen; Zobel, deren zu Ende des vorigen Jahrhunderts noch 16,000 ausgeführt wurden, kommen jetzt gar nicht mehr vor, ebenso wenig Demman u. a. Die Ausfuhr der Biberfelle ist von 30—50,000 auf 12—14,000 gesunken; Fuchsfelle aus verschiedenen Gegenden Rußlands, und Lammfelle aus der Ukraine und Sibirien nehmen jetzt die Hauptstelle ein. Man mußte also neue Handelsartikel suchen, und da man selbst keine hatte, ließ man erst fremdes Transitogut zu aus England, Preußen, Polen, namentlich Tücher und Baumwollenzeuge. Preußische Tücher wurden 1821 855,875 Arschinen (100 = 106⅔ per Elle) in China eingeführt. Als dieser Transito 1822 eingestellt wurde, traten an dessen Stelle polnische Tücher, 1831 637,835 A. Aber man wollte die russische National-Industrie durch das Prohibitivsystem heben, und es ist diesem gelungen jene fremden Producte durch russische zu ersetzen. Seitdem nimmt das Pelzwerk nur noch den zweiten Platz unter den russischen Ausfuhrartikeln ein, den ersten nehmen jetzt russische Wollen- und Baumwollengewebe, die mit dem verarbeiteten Leder 1849—53 ¾ der Gesammtausfuhr bilden, während das Pelzwerk nur noch 18 Procent davon ausmacht. Andrerseits sind von Ausfuhrartikeln China's die Seidenzeuge, Baumwollengewebe u. s. w. fast ganz verschwunden, und der Thee bildet jetzt 19/20 der Gesammtausfuhr China's.

Indessen blühte der Handel. Das Pelzwerk fand bei geringem Vorrathe guten Absatz. Da entstanden unter den russischen Kaufleuten Rivalitäten und Conflicte, und die Eröffnung der fünf Häfen 1843 und die Unruhen in China seit 1851 ließen im Handel von Kiachta wieder Veränderungen hervortreten. Die großen Capitalisten in Moskau welche die Fabricanten, die für China arbeiteten, in ihren Händen hatten, beherrschten lange den Markt; die Kaufleute Sibiriens trieben anfangs nur den Pelzhandel und erlangten erst später auch an dem übrigen Handel einen Antheil. Jene überließen ihnen nur den Ausschuß der Waare, indessen nahmen diese an Einfluß so zu daß, während 1830 sie nur 32 Procent, der Zahl der Interessenten nach, ausmachten und ihr Capital im Handel nur ¼ des gesammten Handelscapitals betrug, sie 1854 ⅔ der Kaufleute mit mehr als der Hälfte des Handelscapitals bildeten. Die Zahl der europäisch-russischen Kaufleute 1830 36, mit 2,270,600 S. R., und 1840 28 mit 4,617,400 S. R., war 1854 nur noch 27 mit 2,907,800 S. R. Capital; die der Kaufleute von Kiachta aber 1830 nur 17 mit 761,200 R. S., 1854 auf 52 mit 4,313,000 R. gestiegen. Also hatte nicht bloß die Zahl, sondern auch durchschnittlich das Capital, das jeder im Handel eingesetzt hatte, zugenommen, während sich die Zahl der moskowitischen Kaufleute vermindert, das Capital des einzelnen, welches im Handel steckt, sich aber vermehrt hatte. Der Grund ist, die Kaufleute in Moskau konnten nur durch Agenten und Commissionäre die für sich mit handelten den Handel betreiben, während die an Ort und Stelle die Ortsgelegenheit besser kannten und ihr Interesse wahrnahmen. Als der Handel noch vorzugsweise mit fremden Producten geführt wurde, gab dieses den Kaufleuten in Moskau noch einen Vorsprung; seit an deren Stelle russische getreten sind, ist dieses aber nicht mehr der Fall. Ein Theil des Capitals, welches aus den sibirischen Goldwäschen stammt, hat sich dem chinesischen Handel zugewendet, und die Fortschritte der russischen Fabrication ließen die Fabricanten in Moskau auch den Kaufleuten in Sibirien 18 bis 22 Monate Credit geben. Während 1815—18 die russischen Manufacturwaaren um 18,7 Proc. der gesammten Ausfuhr und davon die Wollgewebe nur 4 Proc. betrugen, die Ausfuhr der Baumwollenwaaren aber fast Null war, die des Pelzwerks aber 54 Proc. und 1830—34 noch 44,7 Proc. betrug, machte dieses 1849—1853 aber nur noch 18 Proc. aus; die der zubereiteten Felle fiel von 11,9 auf 9,8 Proc., während die Wollengewebe in diesen Perioden von 26 auf 42 Proc., die Baumwollengewebe von 8,4 auf 22,8 Proc. der gesammten Ausfuhr stiegen. Die Producte der russischen Industrie überhaupt sind bei der Ausfuhr von ¼ auf ¾ (77,8 Proc.) gestiegen.

Digitized by Google

Bei diesen veränderten Verhältnissen, wo statt weniger großer Capitalisten und einiger Handelscompagnien, deren jede ihre besondern Waaren führte, besonders seit 1840—50 eine Menge kleiner Capitalisten in Sibirien am Handel Theil nahmen, paßte, das beschränkte Regulativ von 1800 nicht mehr. 1851 versuchte man es zwar noch auf drei Jahre strenge aufrecht zu erhalten, die Agenten sollten z. B. nicht mehr für eigene Rechnung handeln, aber es ließ sich nicht mehr halten. Die Idee des freien Handels hatte selbst bei den Chinesen mehr um sich gegriffen. Bei der Verschiedenheit der Qualität der Waaren waren die allgemeinen Abschätzungen nicht mehr angemessen, und hemmten den Absatz; als z. B. die Russen 1843 den Preis ihrer Waaren um 15 Proc. oder gar 1848 um 50 Proc. erhöhten, brachten die Chinesen weniger Thee, und nun mußten sie unter dem Preis von 1847 losschlagen. Aehnliches kam 1852 vor. Die Moskauer Kaufleute erhöhten ihre Waarenpreise um 50 Proc., die Chinesen hielten zurück; jene mußten noch ablassen und erhielten doch nur 10,000 Kisten Thee, nur $\frac{1}{10}$ der gewöhnlichen Ankäufe. Es litt darunter die russische Zolleinnahme der Art daß sie von 5—5½ Mill. S. R., 1845—48 auf 1,650,000 im Jahr 1853 fiel. Sie hob sich indeß 1854 wieder auf 2,860,000 S. R.; dieß veranlaßte die Regierung, den Handel in Kiachta frei zu geben. Es kam aber noch ein anderer Grund dazu. Während die Chinesen früher das russische Pelzwerk und die russischen Manufacturen gerne nahmen, wurde nach dem Krieg mit den Engländern Gold und Silber ein Bedürfniß, und dieß wurde vorgezogen, zumal dieses bei den darauffolgenden Unruhen in China sich besser in Sicherheit bringen ließ. Erst geschah die Ausfuhr nur heimlich als Contrebande, in natura oder durch Creditbriefe, welche man nachher heimlich umsetzte. Vergebens setzten die Russen Strafen auf die Gold- und Silberausfuhr, und veranlaßten die chinesischen Behörden, die Annahme der Creditbillets den Chinesen zu verbieten. Da die Chinesen denselben Imperial, der 5 R. 15 K. gilt, zu 8,9—10 R. beim Waarentausche und den S. R. zu 180 K. annahmen, unterblieb es nicht, weil die russischen Kaufleute welche es thaten, zu viel dabei gewannen. Als in der Stadt Kiachta das Gold verschwand, trieb man die Contrebande außer der Stadt, und es giengen jährlich etwa ½ Mill. S. R. nach China. Da man Gold und Silber nicht in Münzen und Stangen ausführen durfte, führten die russischen Kaufleute Silberwaaren, Schüsseln, Kelche, Löffel u. s. w. zuerst 1854 aus, wodurch der stockende Handel sich wieder belebte. Die Regierung suchte nun die Ausfuhr von Gold und Silber auf ein Drittel vom Werthe der Manufacturartikel und der Hälfte der Pelzausfuhr zu beschränken. So stieg die Ausfuhr 1854 wieder auf 5,810,000 R., davon 1,010,000 R. in Gold- und Silberwaaren, und 4,800,000 in andern Waaren. Da die Chinesen aber im Tauschhandel gegen Thee diese Gold- und Silberwaaren nur nach dem innern Metallwerthe schätzten, war es offenbar vernünftiger, lieber die Ausfuhr von Gold und Silber in Stangen zu gestatten.

(Schluß folgt.)

Ueber das Datum der Sonnenfinsterniß welche der Belagerung Larissa's durch Cyrus ein Ende machte.

Unter obigem Titel enthält das Athenäum folgendes Schreiben J. R. Hinds, d.d. Bishop's Observatorium, Regent's Park, 31 Januar: Seit einiger Zeit wurde ich veranlaßt einen Versuch zu machen zur Bestimmung des wahrscheinlichsten Datums der Sonnenfinsterniß welche von Xenophon in der Anabasis III. 4. 8, als der Belagerung Larissa's ein Ende machend, folgendermaßen geschildert wird: „Als der König von Persien diese Stadt belagerte, zu der Zeit da die Perser den Medern das Reich entrissen, konnte er sich auf keine Weise zum Herrn derselben machen. Da geschah es daß die durch eine Wolke verdunkelte Sonne verschwand, und die Dunkelheit fortdauerte, bis die Einwohner von Bestürzung ergriffen wurden, und dann die Stadt genommen ward." Daß das in dieser Stelle erwähnte Naturereigniß wirklich eine Sonnenfinsterniß war, scheint kaum einen Zweifel zuzulassen, und ich will, worin die meisten Astronomen mir gewiß gern beistimmen, annehmen daß die Finsterniß eine totale gewesen seyn müsse, um Bestürzung oder nur Aufmerksamkeit erregen zu können. Wer Zeuge einer totalen Sonnenfinsterniß gewesen, wird unschwer einsehen warum ich auf dieser Voraussetzung bestehe. An eine ringförmige Finsterniß ist hier nicht wohl zu denken, da Xenophon ausdrücklich sagt: „Die Sonne verschwand." Wir müssen uns daher nach einer totalen Sonnenfinsterniß in Larissa oder Nimrud, oder sehr nahe bei der angenommenen Lage dieser Stadt, unter 42° 8′ östl. Länge von Greenwich, und 36° 16′ nördl. Breite, 18 (engl.) Meilen südlich von Mossul am Tigris, umsehen.

Ich habe nicht die Absicht Sie zu ersuchen mir in der gegenwärtigen Mittheilung Raum zu verstatten für die an diese Forschung sich knüpfenden zahlreichen Einzelheiten. Es wird der neueren Theorie binnen kurzem möglich seyn den Gegenstand in passenderer Form, als ich es zu thun im Stande gewesen, zu behandeln — dann nämlich, wenn wir im Besitz der Mondtafeln Prof. Hansens und der Sonnentafeln Leverriers seyn werden. Meine Absicht ist nur auf die Andeutung des wahrscheinlichsten Datums für die Sonnenfinsterniß gerichtet: die Umstände welche sie begleiteten, mögen weiterer Forschung unterzogen werden, wenn einmal die verbesserten Tafeln benützbar sind.

Ich begann damit daß ich, nach den sehr brauchbaren Tafeln Largeteau's und W. Drew Snooke's, mit dem Grad approximativer Genauigkeit wie diese Tafeln sie geben, die nähern Umstände sämmtlicher Conjunctionen innerhalb der Sonnenverfinsterungsgränzen zwischen den Jahren 560 und 520 vor Christus bestimmte. Es war dann leicht zu sehen welche Sonnenfinsternisse in der Nähe des Tigris wahrscheinlich sichtbar gewesen waren, und was auch nur den geringsten Zweifel zuließ, unterzog ich einer strengen Berechnung, wobei ich die von den HH. Adams und Hansen herrührenden neueren wichtigen Verbesserungen an einigen der Lunarelemente nicht außer Acht ließ. Hrn. Adams' Verbesserung des Laplace'schen Werths der Säcularbeschleunigung der mittleren Bewegung des Mondes wird von großer Erheblichkeit bei diesen alten Finsternissen, da die Länge dadurch um den vierten Theil eines Grades vermindert, und die Conjunction von zwanzig auf dreißig Minuten verschoben wird, so daß der Pfad des Schattens auf der Oberfläche der Erde um mehrere Grade westwärts sich bewegt.

Die Sonnenfinsternisse welche ich einer genauen Prüfung unterzogen habe, sind die vom 19 Mai 557, 1 Nov. 556, 23 Oct. 547,

Digitized by Google

31 Aug. 534, und 30 Jun. 531 vor Christi Geburt. Im Jahr 556 begann die Linie der centralen und totalen Sonnenfinsterniß auf der Erde in 61° 27′ westl. Länge, und 46° 32′ nördl. Breite, und endete in 84° 46′ östl. Länge und 18° 28′ nördl. Breite; die Sonne war central verfinstert auf dem Meridian in 24° 24′ östl. Länge und 21° 59′ nördl. Breite. Hieraus ist klar daß der Pfad der Totalität weit im Süden des Tigris war.

Von der am 23 Oct. 547 vor Christus eingetretenen Sonnenfinsterniß hat man, meines Wissens, gewöhnlich angenommen, sie sey diejenige deren Xenophon Erwähnung thue. Die neueren Berechnungselemente unterstützen diese Ansicht nicht. Die totale und centrale Sonnenfinsterniß begann in 2° 48′ westl. Länge und 76° 38′ nördl. Breite; sie fiel um Mittag in 38° 34′ östl. Länge und 54° 44′ nördl. Breite, und endete 98° 4′ östl. Länge und 25° 8′ nördl. Breite. Als sie durch den Meridian von Mossul gieng, war sie sonach in der Breite um 14 Grad höher als dieser Platz, und konnte keine merkliche Verminderung des Tageslichts hervorrufen. Die andere Verfinsterung von 547 v. Chr. war in diesem Theil der Welt nicht sichtbar, und wir können daher schließen daß der Fall Larissa's in diesem Jahr nicht stattfand.

Die Sonnenfinsterniß vom 31 Aug. 534 v. Chr. war eine ringförmige; allein ich habe eine genaue Berechnung über dieselbe angestellt, weil man behauptet sie sey die in Frage stehende. In 35° 51′ östl. Länge war die Breite der Centrallinie 24° 34′ nördlich, und sie endete in 49° 56′ östl. Länge und 20° 53′ nördlicher Breite, so daß von dieser Finsterniß abermals nicht die Rede seyn kann.

Am 30 Jun. 531 v. Chr. begann die Linie der centralen und totalen Phase in 81° 30′ westl. Länge und 1° 15′ südl. Breite, und endete in 50° 42′ östl. Länge und 8° 46′ nördl. Breite; die Sonne war auf dem Meridian in der Mitte der Verfinsterung in 17° 47′ westl. Länge und 28° 0′ nördl. Breite. Dieses Datum ist daher unzulässig.

Es übrigt noch die totale Sonnenfinsterniß vom 19 Mai 557 v. Chr., welche, mit größerer Wahrscheinlichkeit als alle andern innerhalb der meine Forschung umfassenden vierzig Jahre, die von Xenophon erwähnte gewesen zu seyn scheint. Obgleich die zu Grund gelegten Elemente die Zone der Totalität nicht bis 250 (engl.) Meilen von Larissa bringen, ist es doch nicht unwahrscheinlich daß eine neue auf verbesserte Data hin vorzunehmende Berechnung diese Entfernung ansehnlich vermindert. Die Centralverfinsterung begann in 89° 4′ westl. Länge und 9° 14′ nördl. Breite; sie trat um Mittag in 23° 11′ westl. Länge und 38° 31′ nördl. Breite, und gieng über folgende Punkte:

Länge		Breite.		Sonnen-Zenithabstand	
9° 21′	Ost . . .	39° 47′	N	46°	40′
35° 45′	„	33° 53′	„	73°	9′
41° 26′	„	32° 5′	„	78°	48′
49° 30′	„	29° 28′	„	86°	37′
53° 3′	„	28° 14′	„	90°	0′

Ich finde als Punkte in der Nordgränze der totalen Phase:

Länge		Breite	
35′	37 O. . . .	34° 5′	N.
41°	55 „ . . .	32° 10′	„

Wonach der Durchmesser des Gürtels der Totalität in der Richtung des Meridians von Mossul kaum mehr als 30 Meilen betrüge, und die nördliche Gränze befände sich 260 (engl.) Meilen südlich von der angenommenen Lage Larissa's. Die Centrallinie kam sonach diesem Platz bei der Sonnenfinsterniß von 557 v. Chr. näher als bei jeder der andern Finsternisse die sich zwischen den Jahren 560—520 v. Chr. ereigneten, und es wird ohne Zweifel der Mühe werth seyn eine genauere Prüfung anzustellen, wenn wir im Stande sind alle Ergebnisse neuerer Theorie in passender Form anzuwenden. Ich hege keine sehr übertriebenen Hoffnungen daß man wirklich finden werde, diese Sonnenfinsterniß sey — vorausgesetzt daß die Lage der Stadt die obenangegebene ist — über Larissa gegangen, weil kaum einige Wahrscheinlichkeit besteht daß die von mir zu Grunde gelegten Elemente Verbesserungen von so erheblicher Größe erfordern werden, daß die Centrallinie der Breite nach um so viel höher zu stehen käme; allein wenn dem dennoch so wäre — immer vorausgesetzt das Phänomen welches die Bewohner Larissa's in Schrecken versetzt hatte, sey eine totale Sonnenfinsterniß gewesen — so müßte man sich nach einer Sonnenfinsterniß umsehen außerhalb der Zeitgränzen die ich mir gesteckt hatte — eine Alternative, die, wie ich glaube, den Ansichten der Chronologen durchaus zuwiderliefe.

Aus dem Leben des Contre-Admirals Edward Parry.

Das Athenäum widmet den Memoirs of Rear-Admiral Sir W. Edward Parry, herausgegeben von dessen Sohn Edward Parry, einem Geistlichen der anglicanischen Kirche, eine längere Besprechung, der wir folgende Stellen entheben:

Sir Edw. Parry ist aus Bath gebürtig, und hat im December 1790 das Licht der Welt erblickt. Als er dreizehn Jahre alt war, wandte er sich von der Laufbahn, zu welcher ihn sein Vater bestimmt hatte, dem Studium der Medicin, ab, und trat als Freiwilliger an Bord der „Ville de Paris." Im Junius 1803 sah er zum erstenmal Salzwasser, und traf auch zum erstenmal auf ein Verdeck das breiter war als ein Flußboot. Einen Augenblick lang blieb er stumm vor Erstaunen, allein die Neugier überwältigte ihn, und er fieng an eine Menge praktischer Fragen zu stellen. Hier ereignete sich eine — weil sie den Stempel eines wahren Matrosen an sich trägt — wirklich charakteristische Anekdote.

„Er sah einen der Matrosen am Takelwerk von oben herabsteigen, und plötzlich, ehe das erstaunte Schiffsvolk wußte was er thun wollte, sprang er vorwärts, kletterte, mit seiner gewohnten Behendigkeit, am Hauptmast hinauf, und schwenkte von dieser schwindelnden Höhe herab triumphirend seine Mütze denen zu welche er unten gelassen hatte. Als er wieder aufs Deck herabkam, sammelten sich die Matrosen, welche Zeugen dieser That gewesen, um ihn, lobten seinen Muth, und sagten ihm er sey „ein schmucker Bursche, und jeder Zoll an ihm ein Matrose."

Nicht viele dreizehnjährige Knaben, welche bis zuletzt noch die „unschuldige Milch" der Kindheit eingesogen, würden sich, zehn Minuten nachdem sie zum erstenmal das Meer gerieben oder den Fuß auf das Verdeck eines Kriegsschiffs gesetzt, auf die Spitze des Hauptmasts hinauswagen. Es ist ein schwindelerregendes Hinaufsteigen an dieser Leiter bis an jenen luftigen Punkt der weit ins Blaue hinausreicht — und die Matrosen hatten recht wenn sie den jungen Parry als einen Zögling bezeichneten der aller Wahrscheinlichkeit nach die batteriereiche Britannia in der Beherrschung der Wellen unterstützen werde. Während seines Aufenthalts auf der

Digitized by Google

„Ville de Paris“ wohnte er nur Einem Treffen bei — einem theilweisen Gefecht mit der Brester Flotte — und er scheint sich darüber gefreut zu haben. „Der Bericht welchen die Zeitungen gegeben haben, schreibt er darüber, ist ziemlich übertrieben ... Es war gewiß der schönste Anblick den ich je in meinem Leben sah. Es ist erstaunlich wie wenig Furcht man gleich nach dem Beginn eines Treffens fühlt. Jedermann denkt nur darau wie er dem Feinde schaden, nicht aber daß er selbst Schaden leiden könne.“

Von der „Ville de Paris“ gieng er — ein schöner stattlicher Bursche, wie sein Admiral sagte — an Bord der „Tribüne,“ und von da zur „Vanguard,“ kämpfte abgesondert gegen holländische Kanonenboote im Jahr 1809, lernte Violinspielen, las den Cowper, und erhielt im Jahr 1810 eine Lieutenants-Bestallung. In der „Alexandria,“ seinem nächsten Schiff, sah Parry zum erstenmal das Polareis. Während der Nachtwache studierte er gewöhnlich einige Stunden lang die Stellungen der Nordsterne. Im Jahr 1813 war er in Halifax und sah den „Shannon“ inmitten des lärmendsten Beifallgeschreies in die Chesapeake-Bay bringen.

Nach Beendigung des großen Kriegs las Parry in den Zeitungen die Nachricht von der Ausrüstung einer nach den Nordmeeren bestimmten Expedition. Er hatte an eine Erforschung des Congo gedacht; aber „heiß oder kalt sey ihm alleins,“ sagte er, und bot der Admiralität unmittelbar seine Dienste an. Binnen wenigen Tagen, obgleich immer noch Lieutenant, hatte er das Commando des „Alexander,“ unter Commander John Roß von der „Isabella,“ der die nordwestliche Durchfahrt aufsuchen wollte. Zu gleicher Zeit sollten die „Dorothea“ und der „Trent“ über den Nordpol selbst kühn auf die Behringsstraße losseuern. „Der zweite im Commando der letztern Expedition war Lieutenant Franklin, dessen Bekanntschaft Parry eben damals machte, als beide ihre Schiffe in Deptford in segelfertigen Stand setzten. Franklin, der um vier Jahre älter war, hatte sich im letzten Krieg große Auszeichnungen erworben, und beide standen jetzt im Begriff die große arktische Fahrt zu unternehmen, an die sich ihr Name für ewige Zeiten knüpfen wird. Die so begonnene Bekanntschaft reifte später zur ungebrochenen, nahezu vierzig Jahre dauernden, Freundschaft zwischen diesen verwandten Naturen. Als man das Schicksal des „Erebus“ noch nicht mit Sicherheit kannte, fühlte niemand schmerzlicher als Sir Edward Parry die folternde Pein der andauernden Ungewißheit. Sein verlorner Freund war, um die eigenen Worte Parry's zu gebrauchen, „sein beständiger Gedanke im Schlafen wie im Wachen,“ und unter seinen werthvollsten Papieren fand man ein Schreiben mit der Ueberschrift: „Meines theuren Franklin letzter Brief an mich, 10 Jul. 1845.“ Parry schildert den ersten Eindruck, den Franklins Charakter auf ihn machte, mit folgenden Worten: „Mit Lieutenant Franklin habe ich eine lange Unterredung gepflogen, und ich halte ihn, so weit ich dieß zu beurtheilen vermag, für den gewandtesten Seemann mit dem ich je gesprochen.“

Parrys arktische Abenteuer bilden bereits einen ziemlich bekannten Theil der großen, drei Jahrhunderte der Unternehmungen und Täuschungen umfassenden Geschichte. Vom Lancaster-Sund kehrte die Expedition zurück, und Parry schrieb in sein Tagebuch: „Ich bin, nach allem was ich in neuester Zeit gesehen, der vollen Ueberzeugung daß die Entdeckungsversuche in den Polargegenden bisher stets in dem Augenblick aufgegeben wurden in welchem die größte Aussicht auf Erfolg bestand.“

Es machte ihm ungemein große Freude, als er im Jahr 1819 — immer noch Lieutenant — an die Spitze einer neuen Expedition gestellt wurde. Den Lancaster-Sund hinauf begaben sich „Hecla“ und „Griper“ — Crokers Berge bekamen den Namen Barrow's-Straße — durch das sonnenlose Meer nach Melville-Eiland. Sie überwinterten inmitten des Schnees und Eises vieler Jahre, und hofften no weiter vorzudringen. „Alle ihre Anstrengungen aber über das Südwestende der Melville-Insel hinaus zu gelangen, zeigten sich vergeblich und überzeugt endlich von der Unmöglichkeit das gewünschte Ziel zu erreichen, erklärte Parry, nach einer Berathung mit den übrigen Officieren der Expedition, daß jeder weitere Versuch in dieser Richtung vorzudringen fruchtlos seyn würde.“

Dieser wichtigen Reise folgte eine andere, die des „Hecla“ und der „Fury,“ welche einer von Parry's Entdeckungen, einem ausgedehnten arktischen Canal, den Namen gab. Parry wünschte Jahr um Jahr in Iglulik zu überwintern, bis er seinen Zweck erreicht habe; allein der Wundarzt protestirte, und er kehrte abermals nach Hause zurück, wurde zu einer Postcapitänsstelle befördert, als Admiralitäts-Hydrograph angestellt, und übernahm zum drittenmal, im Jahr 1824, die Aufsuchung der nordwestlichen Durchfahrt. „Am 18 Jun. stießen sie in der Davis-Straße auf das erste Eis, und um diese Zeit ereignete sich ein Zufall, der seine große natürliche Kaltblütigkeit in der Stunde der Gefahr in ein helles Licht stellt. Es war Sonntag Vormittag, und die Schiffsmannschaft befand sich, mit Ausnahme einer kleinen Wache auf dem Deck, im Schiffsraum beim Gottesdienst: in Ermangelung eines Caplans nahm Parry die gottesdienstlichen Verrichtungen selbst vor. Er hatte eben den Morgengottesdienst beendigt und nahezu den Schluß der Predigt erreicht, als der Schiemann hastig den Lukengang hinabstieg und ihm einige Worte ins Ohr flüsterte. Ohne das geringste Zeichen von Aufregung an den Tag zu legen, stellte Parry leise einige Fragen an ihn, und hieß ihn wieder auf seinen Posten zurückkehren. Dann öffnete er sein Buch wieder, fuhr in der Predigt fort, als wäre nichts geschehen, und endigte sie mit den Segensworten. Hierauf erhob er seine Hand und sagte: „Nun, mein Bursche, alle Hände aufs Deck, — aber bedächtig, nichts übereilt!“ Als man auf das Deck kam, fand sich daß ein Nebel, der sie den ganzen Morgen über umhüllt hatte, verschwunden war, und daß sich ihnen, in nur kurzer Entfernung, zu rechter Hand Land zeigte. Parry, dessen anscheinende Gleichgültigkeit bloß aus seiner Ueberzeugung entsprang daß dem Bericht des Schiemanns zufolge keine unmittelbare Gefahr zu besorgen sey, nahm jetzt seinen gewöhnlichen Posten ein, erließ rasch die nöthigen Befehle, änderte den Lauf des Schiffs, und vermied so die Gefahr. „Wir wußten daß wir uns auf ihn verlassen konnten,“ waren die emphatischen Worte eines der bei dieser Gelegenheit anwesenden Seeleute. Wir wollen unsere Auszüge mit einer Stelle aus dem letzten Briefe Franklins an Parry schließen; er ist vierzehn Tage vor dem Verschwinden des „Erebus“ in den arktischen Gnöden geschrieben, und aus Whale Fish Island, 10 Jul. 1845 datirt.

„Ich habe, sagt Franklin, an den Tischen meiner Cajüte jetzt einen Lieutenant, der sich mit der Ausarbeitung des Vermessungsplans beschäftigt, den er von den Inseln, aus welchen diese Gruppe besteht, gemacht hat; sodann Hrn. Goodsir, den Unterchirurgen und Naturforscher, der mit seinem Mikroskop die Crustacea Mollusca aufs genaueste untersucht und skizzirt, und die er dann, solange die Farben noch frisch sind, beschreibt. Er ist im Aufsuchen dieser Schaalthiere sehr erfahren, und fand viele seltene, so wie einzelne unbekannte Geschöpfe, die zu lange Namen haben als daß ich sie niederschreiben konnte. Neben diesem Tische liegen Sammlungen ausgebälgter Vögel und das Handwerkszeug des Chirurgen, der in solchen Dingen sehr geschickt ist. Um das Deck der Cajüte her sind die Schiffsvorräthe an uneingemachten Kartoffeln, in metallne Zinnbüchsen verpackt, aufgestellt. Aus obiger Beschrei-

Digitized by Google

bung werden Sie im Stande seyn sich ein Bild von meinem gegenwärtigen Leben zu machen, und wenn ich meinen Kopf umdrehe, so habe ich Sie in Ihrem Gemälde wie lebendig vor mir stehen.“ Armer Franklin! Er empfiehlt seine Frau und seine Töchter der Liebe ihrer Freunde, und verschwindet.

Miscellen.

Ein Mittel gegen Feuersgefahr auf Schiffen. Eine Menge Fälle sind bekannt geworden, wie ich glaube (sagt Med. Dr. James Paton in einem im Athenäum vom 14 Febr. abgedruckten Schreiben), in welchen Dampf- und andere Schiffe durch Feuer vernichtet und unberechenbare Verluste an Menschenleben und Eigenthum herbeigeführt wurden. Dieser Uebelstand läßt sich aber, meines Dafürhaltens, durch wohlfeile, sichere und einfache Mittel heben. Ich möchte dazu folgendes Verfahren anrathen: man fülle, sobald die Schiffsmannschaft und die Reisenden aufs Deck gebracht worden, das Schiff mit kohlensaurem Gas, was sich dadurch bewerkstelligen läßt daß man in einem oder mehreren passenden Theilen des Schiffs einen oder mehrere Wasserbehälter, welche doppeltkohlensaures Natron oder irgendeine andere Kohlensäure enthalten, und in deren Innerem ein Glasgefäß aufstellt, gefüllt mit einer gehörigen Menge Schwefel- oder irgendeiner andern Säure zur Dephlegmirung des Gases. Der Wasserbehälter sollte mit dem Deck mittelst einer Oeffnung, durch welche ein eiserner Stab gesteckt werden könnte, in Verbindung stehen, und an der Seite Oeffnungen haben durch die das Gas in den Schiffsraum zu entweichen vermöchte; die obere Oeffnung sollte geschlossen werden, sobald das Glas zerbrochen ist, so daß das Gas unten ausströmen könnte. Nachdem beim ersten Feuerlärm auf dem Deck alles versammelt ist, könnte man die Flasche im Innern der Kohlensäure durch den eisernen Stab zerbrechen; in wenigen Minuten würde sich dann das Schiff mit fixer Luft füllen, und gleichzeitig das Feuer erlöschen so daß, wenn es nicht zuvor schon aufs Verdeck gedrungen, nicht die geringste Gefahr bestünde. Man kann sich von der Richtigkeit des Gesagten überzeugen, wenn man eine luftdichte tannene Kiste, einen geschlossenen Karren oder ein passendes luftdichtes Gefäß nimmt, eine Quantität doppelt kohlensaures Natron auf den Boden stellt und eine bis oben hinauf reichende Röhre anbringt. Füllt man nun das Gefäß mit Baumwolle oder einem andern brennbaren Stoffe, zündet dann diese brennbaren Stoffe an, und gießt, während des Umsichgreifens des Feuers, ein wenig Essig oder eine andere Säure in die auf dem Natron befindliche Röhre, so wird das Feuer, auch wenn zur Zurückhaltung des Gases keine Deckung über dem Gefäß ist, augenblicklich gelöscht seyn.

*

Zur Geographie von Südpersien. In der Versammlung der Londoner geographischen Gesellschaft am 9 Febr. wurde, dem Athenäum zufolge, eine Abhandlung des Obersten Rawlinson verlesen, unter dem Titel „Bemerkungen über die Geographie Südpersiens, mit Bezug auf die schwebenden militärischen Operationen.“ Es geht daraus hervor daß, merkwürdigerweise, die Stelle auf welcher die englischen Truppen mit den Persern zusammenstießen, in geschichtlichem und antiquarischem Sinn die interessanteste im ganzen Land ist, und früher der wichtigste Platz an der Küste des persischen Meerbusens gewesen war. Das Fort Buschir ist, wie die Sage geht, von Nebukadnezar erbaut worden, wenigstens hat man ihm den Namen dieses Eroberers beigelegt. Der persische Meerbusen war von den frühesten Zeiten an die große Verkehrsstraße zwischen Indien und Europa, und an seiner Küste lagen große und wichtige Handelsstädte. Ein Gürtel niedrigen Landes erstreckt sich längs des ganzen Meeresufers, und die Berge liegen nur zehn bis dreißig, von Buschir aus etwa fünfundzwanzig (engl.) Meilen von der Küste entfernt. Da Oberst Rawlinson sich ziemlich lang in Persien aufgehalten, so hält er sich überzeugt daß man im offenen Land nirgends ernsten Widerstand finde, was sich aber ändern werde sobald man in die Engpässe gelange, wo ein ganzes Regiment nicht genügen dürfte zur Vertheidigung einer einzigen Kanone. Was die Straßen betreffe, so seyen diese in Persien im klaglichsten Zustande, und die Engpässe, deren General Monteith erwähne, mit Gewalt nehmen zu wollen, sey, angesichts eines feindlichen Heers, eine Sache der Unmöglichkeit. Wenn die Regierung den Entschluß gefaßt habe ernstlich gegen Persien zu verfahren, so müsse man eine andere Straße einschlagen. Das Heer müsse weiter oben am Meerbusen, in Mohammerah, landen und dann auf Schuster vorrücken. Sir Henry Rawlinson gab nun eine allgemeine Schilderung der Engpässe und des Wasserwegs längs der Küste; was aber die Einwohner betrifft, so bestätigt er die Behauptung des Generals Monteith, daß die Eingebornen in den Gebirgen freundschaftliche Gesinnungen für Großbrittannien hegen, und gern in freundliche Beziehungen mit den Engländern treten würden. Einige dieser Stämme vermögen eine Truppenmacht von 4—5000 Mann ins Feld zu stellen. Ueber die Lage Herats, in Betreff deren jüngst einige Zweifel erhoben worden, sagt Sir Henry daß Oberst Saunders sie ganz genau kenne, und daß sie schon lange auf unsern besten Karten, z. B. der Walker'schen Karte von der Nordwestgränze Indiens, der Arrowsmith'schen ꝛc., vollkommen richtig angegeben worden sey. Herat habe nie zu Persien gehört. Hr. Layard ist ebenfalls der Ansicht daß, wenn der Krieg, in welchen England jetzt verwickelt sey, fortdauern sollte, die Operationsbasis, oder vielmehr die Stellung welche das brittische Heer behaupten müsse, von Buschir aus mehr landaufwärts zu verlegen sey.

*

Eine Reispapierpflanze. In der Sitzung der Gartenbaugesellschaft zu London, am 3 Febr., legte Hr. Fortune den jungen Stamm einer Reispapierpflanze (**Aralia papyrifera**), die er auf der Insel Formosa geschnitten hatte, den versammelten Mitgliedern vor, und bemerkte dabei: es sey jetzt außer allen Zweifel gestellt daß Formosa den größern Theil des im Handel vorkommenden Reispapiers liefere. Diese Substanz finde großen Absatz in den chinesischen Provinzen Canton und Fokien. In der Stadt Fu-Tscheu-fu trage jede Dame aus diesem Papier verfertigte künstliche Blumen. Man schätze den Verbrauch dieses Platzes allein auf einen Werth von 30,000 Dollars jährlich. Die Wohlfeilheit des Artikels zeige daß die Pflanze dort in großer Menge wachsen müsse. Hundert Blätter, jedes etwa drei Geviertzoll groß, könne man um ungefähr drei Halfpence (4½ kr.) kaufen. Das Reispapier selbst bestehe aus dem Mark der Pflanze, das von den Chinesen in dünne Platten geschnitten werde.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. P. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 10. 6 März 1857.

LIBRARY

Fortschritte der Naturwissenschaften im Laufe des Jahre 1856.

(Aus der Revue Contemporaine.)

1. Betrachtungen über die niedrigeren Thiere.

Wir wollen uns hier auf die Geschichte der einfachsten Thiere beschränken. Die einen werden unter dem Namen Infusorien beschrieben — sie entwickeln sich, so oft man im Wasser Stücke von Pflanzen oder organischen Stoffen faulen läßt; andere nennt man Räderthierchen — man findet sie auf dem Moos der Dächer; andere leben als Schmarotzer in den Organen der verschiedenen Thiere — die Naturforscher geben ihnen den Namen Helminthen. In Deutschland hat man sich dem Studium aller dieser kleinen Geschöpfe am öftesten und fleißigsten zugewendet. Ein berühmter Professor in Berlin, Ehrenberg, hat fast sein ganzes Leben der Beschreibung der Geschichte der lebenden und fossilen Infusorien gewidmet, und ein umfassendes Werk, unter dem Titel „die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen" (Leipzig 1838), herausgegeben. Wiener Gelehrte haben mehrere Jahre hindurch Tausende von Thieren geöffnet um darin die Parasiten aufzufinden, und so eine reiche Sammlung von Eingeweidewürmern gebildet; andere Naturforscher, wie Dujardin in Frankreich (Histoire des Helminthes, suite à Buffon, Paris 1845) und Diesing in Deutschland (Sytema Helminthium, Wien, 1851) haben mit großer Geduld einen Katalog über alle diese Würmer verfaßt, und die Anzahl der dadurch bekannt gewordenen Arten ist unermeßlich (Hr. Küchenmeister hat so eben ein vollständiges Werk über die bei den Thieren und Pflanzen lebenden Parasiten herausgegeben).

Jedes Jahr entdeckt, beschreibt, classificirt man eine große Anzahl neuer, bisher noch unbekannter Infusorien und Helminthen. Man ist lange Zeit der Ansicht gewesen diese Geschöpfe seyen mit einem sehr einfachen Organismus ausgestattet, und nur eine Art belebter Schleim; allein ein aufmerksameres Studium hat alle Irrthümer zerstreut, und den Anatomen gezeigt daß sie noch weit davon entfernt waren sich einen richtigen Begriff von diesen eigenthümlichen Thieren zu machen. Wir finden in den Studien des verflossenen Jahres Entdeckungen welche diese Behauptung rechtfertigen.

Lieberkühn beschrieb ein mikroskopisches Infusorium, die bursaria flava, welche mehr als dreißig Gefäße hat, die von einem zusammenziehbaren Bläschen ausgehen, das die Rolle des Herzens spielt, und er entdeckte an den Seiten des Kopfes der Ophryoglena flavicans ein Sinnesorgan. (Müllers Archiv, 1856 S. 20—36.)

Das Studium der Helminthen hat die Anatomen noch mehr beschäftigt. Dr. Georg Walther (Zeitschrift für wissens. Zoologie von Siebold und Kölliker, 1856) entdeckte in dem Leibe der Oxyuris ornata, eines kleinen Schmarotzerwurms im Eingeweide des Wassermolches, nicht bloß den Magen und die Eingeweide, sondern auch Gefäße welche das Blut zu- und abführen, voluminöse Muskeln, ein Gehirn und Nerven, von denen die Lebensäußerungen bedingt sind; ja er ist im Stande gewesen diesen so zarten Nervenfädchen zu folgen und ihren innigen Zusammenhang mit der Oberfläche der Haut zu unterscheiden. Das Nervensystem der Ascariden (anderer Schmarotzerwürmer, die man gewöhnlich in den Eingeweiden der Kinder findet) war kaum bekannt; Dr. Wedl hat davon eine sehr genaue Beschreibung gegeben. Derselbe Zergliederungskünstler hat auch einige unbekannte Parasiten-Arten beschrieben: so die Oxyuris spirotheca, welche in den Eingeweiden eines Insects (des Hydrophilus picaeus) wohnt; die Filaria clava, die in dem die Luftröhre der Taube umgebenden Zellengewebe lebt; die Filaria flexuosa, die man nur unter der Haut des Hirsches trifft (Akademie der Wissenschaften zu Wien, Jul. 1856). Hr. Valenciennes hat die Aufmerksamkeit auf eine Filaria-Art gelenkt welche sich unter der Haut des Tigerwolfs angesiedelt hat: dieses Schmarotzerthierchen zeigt die sonderbare Eigenthümlichkeit daß es vollständig entwickelte Junge zur Welt bringt. (Akad. der Wiss. zu Paris, 4 Aug. 1856.)

Es wird den mit der Naturgeschichte nicht sehr Vertrauten auffallend erscheinen daß gewisse Parasitenarten im Eingeweide eines Insects, in der Luftröhre eines Vogels, oder den Muskeln eines Säugethiers leben können. Man kennt die Parasiten der Vögel, der Kriecher und der Fische hundertweise; man findet sie in großer Anzahl bei den Mollusken und Crustaceen; einige unter ihnen leben in der Nähe des Magens der Blutegel, ja selbst in den Reproductionsorganen des Erdwurms, und in den Fühlfäden gewisser Schnecken: alles lebt, alles ist beseelt.

Digitized by Google

Eine ganz unerwartete und mit dem von uns behandelten Gegenstand in enger Verbindung ſtehende Entdeckung iſt heuer von den HH. Philippi und Küchenmeiſter gemacht worden. Als Prof. Philippi in Turin die Perlen der Unio- und der Anodontaarten unterſuchte, entdeckte er im Mittelpunkt einer jeden derſelben einen kleinen paraſitiſchen Wurm aus der Gruppe der Trematoden: dieſer Wurm beſtimmt die Bildung der Perle. (Müllers Archiv, 1856, S. 490.) Er bringt in die Muſchel der Molluske in dem Augenblick ein wo dieſe ſie klaffend hält; er übt bald eine reizende Thätigkeit aus, welcher die Unios oder die Anodonten ſich zu entziehen ſuchen. Um ſich von ihrem ſchädlichen und unbarmherzigen Feinde zu befreien, begraben ſie ihn in dichte, durch die Secretion ihres Mantels hervorgebrachte Schichten: dieß iſt der Urſprung der Perle. Hr. Philippi glaubt daß die Perlen der Meleagrinen auf keine andere Art gebildet werden. Ein deutſcher Gelehrter, Hr. Küchenmeiſter, theilt die Anſicht Philippi's nicht ganz (Küchenmeiſters Ueberſetzung der Arbeit: „Sull' origine delle perle, del Dottore Philippi" etc.; Müller'ſches Archiv, 1856. S. 251, 268.); er geſteht zwar zu daß jede Perle in ihrem Mittelpunkt ſtets ein Schmarotzerthierchen hat, nach ſeinen Unterſuchungen über die Elſter-Perlen aber erkennt er in dieſem Paraſiten die Larve eines Inſects, der Atax ypsilophora.

Spallanzani, Lewenhoek und Needham haben im verfloſſenen Jahrhundert die Beobachtung gemacht daß gewiſſe Thiere ganze Monate lang der Austrocknung ausgeſetzt ſeyn können, ohne darum ihre Lebenskraft zu verlieren. Dieſe Thiere kommen wieder zum Leben, ſobald man ſie mit einem Waſſertropfen anfeuchtet.

Am Räderthierchen, das auf dem Moos der Dächer lebt, ſtellte Spallanzani zuerſt ſeine Unterſuchungen an. Fünfzehnmal unterwarf er dieſes Thierchen der Austrocknung, und fünfzehnmal konnte er es wieder ins Leben zurückrufen. Dieſe Erfahrungen fanden viele Ungläubige, und man legte ihnen kaum einige Wichtigkeit bei; da aber nahm vor etwa fünfzehn Jahren Hr. Doyère und ganz neuerdings ein anderer höchſt ausgezeichneter Zoologe, Dr. Davaine, dieſe Forſchungen wieder auf. Ihren Beobachtungen zufolge nun bieten mehrere Infuſorien, acht im Mooſe der Dächer lebende Würmerarten, ſo wie mehrere niedrige Pflanzen, die ſonderbaren Erſcheinungen des latenten Lebens.

Dieſes Leben iſt nur das Erbtheil einer Familie oder einer ganzen Gruppe, allein es knüpft ſich an gewiſſe Fortpflanzungs- und Wohnungsbedingungen. Während ſolchergeſtalt z. B. die Zitterthierchen der Mooſe ihre Bewegung nach langer Austrocknung wieder aufnehmen können, fehlt den im Waſſer lebenden Vibrionien dieſe Eigenthümlichkeit. Gewiſſe Larven, welche ſich lange Zeit in den Körnern aufhalten, beſitzen das latente Leben, die vollkommenen Inſecten aber, die aus dieſen Larven hervorgehen, behalten dieſes wunderbare Mittel der Zerſtörung zu entgehen nicht.

Die Geſchichte des Radens oder Aelchens des Getreides wird eine genauere Anſchauung von allen dieſen Erſcheinungen geben. Wir entnehmen die hier folgenden Einzelheiten den kürzlich von der Akademie gekrönten Studien Hrn. Davaine's. (Rechenſchaftsbericht der Akademie der Wiſſenſchaften, 21 Jul. 1856.)

Alle Ackerbauer wiſſen daß im Laufe regneriſchen Jahrgänge das Getreide einer Krankheit ausgeſetzt iſt, die man unter dem Namen Raden kennt. Dieſe Krankheit wird durch kleine Rundwürmer verurſacht welche ſich in der Aehre feſtſetzen, und das Korn derſelben zerſtören. Wenn man die kranke Aehre in ihrer Reife unterſucht, findet man darin einen geſtaltloſen Staub; allein dieſer Staub belebt ſich, ſobald man einige Waſſertropfen darauf gießt, und kurze Zeit nachher ſieht man eine ungeheure Menge langer, Aelchen genannter Würmer erſcheinen. Sie entwickeln ſich auf folgende Weiſe:

Wenn man ein geſundes Getreidekorn neben ein Radenkorn ſäet, ſo keimt das erſtere, während letzteres aufſchwillt und verfault. Durch die Feuchtigkeit aufgereizt, gewinnen die Paraſiten-Aelchen das Leben wieder, das durch die Trockenheit des Sommers einen Augenblick lang aufgehört hatte; man ſieht ſie gewiſſermaßen wieder auferſtehen, und dieſer lebendige Staub regt ſich und breitet ſich aus; er erreicht bald das geſunde Korn. Die Aelchen hängen ſich an den jungen Stiel an, verbergen ſich unter den Blättern, und warten, um reichliche Nahrung zu erlangen, die Reife der Aehre ab. Um dieſe Unzukömmlichkeiten zu vermeiden, unterwerfen die Bauern, welche von den beklagenswerthen Wirkungen dieſer Krankheit, deren Urſache ſie nicht kennen, Schaden erleiden, das Getreide, ehe ſie es der Erde anvertrauen, mehr oder minder wirkſamen Zubereitungen.

Gelangt die Aehre zur Reife, ſo entwickeln ſich die Larven und werden groß; die Geſchlechter laſſen ſich unterſcheiden, und das Weibchen legt bald ſeine Eier; dieſe ſchlüpfen aus, die Larven dieſer zweiten Geſchlechtsfolge kommen hervor, und leben in derſelben Höhle verſteckt wie ihre Eltern. Die Aehre welche dieſer Schmarotzerfamilie zur Freiſtätte dient, trocknet in kurzem aus, die erwachſenen Aelchen ſterben, und es bleiben in der verunſtalteten Schale nur die trockenen Larven, die einem ſehr feinen Staub ähneln. In dieſer Form können ſie bleiben bis das geſäete Korn, das durch die Feuchtigkeit des Bodens geſchwängert wird, dieſem verborgenen Leben ein Ende macht, und neue Lebensphaſen ins Daſeyn ruft. So hat die Natur, der wir ihre Geheimniſſe ablauſchen, die unwahrnehmbaren Larven, um ſie zu ſchützen, mit einem verborgenen Leben ausgeſtattet, und ſie einer Art Wiederauferſtehung fähig gemacht.

Die Beobachtung hat Hrn. Davaine gezeigt daß die Larven der Aelchen allein das Vorrecht eines verborgenen Lebens beſaßen. Dieſes Phänomen zeigt ſich nie bei vollſtändig entwickelten Individuen. Die Lebenseigenthümlichkeiten ſind daher bei den Larven nicht dieſelben wie bei den vollkommenen Thierchen. Dieſe Schlußfolgerung ſchien naturgemäß, und die Erfahrungen haben ſie über alle Anfechtungen erhoben.

Die Aelchenlarven leben zwei Monate im Waſſer; die erwachſenen leben nur ſechsunddreißig Stunden darin. Die erſteren leben zwei Stunden in einer Auflöſung von zwei Hundertſteln Schwefelſäure; ſie widerſtehen ſechs Stunden in einer Miſchung von drei Theilen Waſſer mit einem Theil Alkohol. Sie können fünf Stunden lang eine Temperatur von weniger als zwanzig Grad ertragen, und bleiben mehrere Monate in dem Glycerin, ausgetrocknet aber mehrere Jahre, ohne das Leben zu verlieren. Die erwachſenen Aelchen gehen unter den gleichen Umſtänden raſch zu Grunde.

Jedermann weiß daß die Inſecten Geſellſchaften bilden, daß dieſe Geſellſchaften ihre Oberhäupter, Krieger und Arbeiter beſitzen, und daß alle ihre Rollen, ihre Charaktere und ihre Sitten haben. Unter den von dieſem Geſichtspunkt aus betrachteten Inſecten gibt

Digitized by Google

es für den Naturforscher keine unerklärlicheren als die Termiten oder weißen Ameisen. Seit der schönen Arbeit Smeathmans kennt man die Geschichte der Termiten ziemlich genau (Smeathman, Philosophical Transactions, 1781; ins Französische übersetzt von Sigaud, 1788.) Wir würden nicht davon sprechen, wenn wir sie nicht durch Hinzufügung höchst interessanter, eben veröffentlichter Einzelheiten zu ergänzen hätten. (Acad. des sciences. 25 Aug. 1856. Annales des sciences naturelles, Nr. 4, 1856.)

Man kennt gegenwärtig mindestens einundzwanzig Arten von Termiten: neun gehören Afrika an, neun Amerika, zwei Asien, und zwei oder drei Arten Europa. Frankreich besitzt die europäischen Arten, welche in La Rochelle, Rochefort und selbst bis in die Umgegend von Bordeaux so große Verheerungen anrichten. Es ist nicht bekannt auf welche Art die Termiten nach Frankreich gebracht wurden. Gewiß scheint aber daß sie sich erst um das Jahr 1780 in La Rochelle gezeigt haben, und wahrscheinlich in den aus St. Domingo eingeführten Waarenballen herein verschleppt worden sind. Die Termiten der warmen Himmelsstriche, die Smeathman so treu schildert, haben, wenigstens was ihre Wohnungen und ihre Sitten betrifft, keine Aehnlichkeit mit denen unserer Länder, namentlich nicht mit der lichtscheuen Termite von Bordeaux.

In Afrika ist der Hauptcharakterzug der Termiten ihre Baugeschicklichkeit; sie führen Wohnungen auf welche nicht weniger als drei bis vier Meter Höhe haben — wahrhafte Denkmale; die Arbeitertermiten haben darin Magazine für ihre Lebensmittelvorräthe, Kammern für die Larven, Brutstätten für die Eier, Zellen für die Krieger, und eine lange und geräumige Loge für das Königspaar angelegt. Die Termiten der Haiden von Bordeaux bauen einfacher: sie bemächtigen sich eines alten Fichtenstamms, graben ihre Galerien hinein und vertheilen darin ihre Zellen.

Ueberall, in Afrika wie in Frankreich, machen sich die Termiten bemerklich durch jenen Zerstörungstrieb, von welchem Linnée eine richtige Anschauung gab, als er sie die Geißel der beiden Indien nannte: Termites utriusque Indiae calamitas summa. Diese Insecten schleichen sich in die Wohnungen und Magazine, zernagen das Holz, und greifen die Bretter und die Dächer an. „Man hat gesehen, sagt Hr. v. Quatrefages, wie sie in einer einzigen Nacht durch den Fuß eines Tisches hindurchdringen, ihn von oben nach unten durchziehen, den darauf gestellten Koffer eines Ingenieurs erreichen, und den Inhalt desselben so vollständig verzehren, daß man am folgenden Tage nicht einen Zoll von Kleidung fand der nicht ganz durchlöchert gewesen wäre. (Erinnerungen eines Naturforschers Bd. II. S. 397). Man behauptet sogar, sie seyen im Stand ein Negerdorf in Einer Nacht von oben bis unten zu Grunde zu richten. In La Rochelle, wo die HH. Milne-Edwards, Audouin und v. Quatrefages sie beobachteten, überfielen sie die Präfectur, und schonten nicht einmal die Departementsarchive. Die Bordeauxer Termiten richten weniger Verwüstungen an.

Ueber ihre anatomische Beschaffenheit und ihre Sitten hat Hr. Lespès eine interessante Arbeit verfaßt. Diesem Naturforscher zufolge besteht eine Termiten-Gesellschaft 1) aus einem fruchtbaren Paar, dem König und der Königin, in zahlreichen Gesellschaften, und aus einem oder zwei halbfruchtbaren Paaren, kleinen Königen und kleinen Königinnen, in den jungen Colonien; 2) aus einer großen Anzahl Geschlechtsloser, die gewissermaßen die Arbeiterinnen und Krieger der Genossenschaft sind; 3) aus jungen Termiten, Larven oder Nymphen, in verschiedenen Entwicklungszuständen. Die Arbeiterinnen und Krieger sind geschlechtslose Wesen, bei denen die zur Fortpflanzung dienenden Organe ganz verkümmert sind, und die weder Flügel noch Augen besitzen.

Da ihnen die Sorge für die Genossenschaft obliegt, so sind sie es welche dieselbe vertheidigen, die Galerien ausgraben, die Nester ausbessern und die Jungen aufziehen. Die Arbeiterinnen sind drei bis vier Millimeter lang; man erkennt sie an ihrem runden, mit schwachen Kiefern versehenen Kopfe. Die Krieger zeichnen sich durch ihren länglichen Kopf und ihre mächtigen Kiefer aus. Smeathman erzählt über die Arbeiterinnen und Krieger wahrhaft sonderbare Dinge.

Die Krieger bewachen die Nester; sie eilen herbei sobald ein anderes Insect oder die Hand eines Menschen an ihrer Wohnung den geringsten Schaden anrichtet. Sie kämpfen mit Unerschrockenheit, während gleichzeitig Haufen von Arbeitstermiten die Breschen ausbessern. Wenn alles zur Ordnung zurückgekehrt ist, setzen die Arbeiterinnen ihre Arbeit unter der Leitung eines Kriegers fort. Ganz nahe an der Mauer des Baues steht die Schildwache und schlägt, gleichsam als Signal, von Minute zu Minute mit ihren Zangen an das Gewölbe. Man antwortet ihr jedesmal durch ein Pfeifen, das aus allen Theilen des Gebäudes hervordringt. Diese Krieger sind nothwendig, denn die Termiten haben zahlreiche Feinde. Mehrere Vögel greifen sie an: die Ameisen liefern ihnen erbitterte Kämpfe. Hr. Lespès sah mehreremale die Ameisen siegreich in ihre Galerien zurückkehren, und die den Wohnungen der Termiten entrissenen Larven und Eier mit sich schleppen. Wehe aber den Ameisen welche unter die mächtigen Kiefer der Krieger fallen. Die Arbeiterinnen bauen das Nest, das, wenn man ihre Gestalt berücksichtigt, eine wahrhaft gigantische Größe hat. Es ist eilfmal höher als es, im Verhältniß zur menschlichen Gestalt, das höchste unserer Denkmale ist. Den Arbeiterinnen liegt auch die Sorge um die Königin ob, und sie tragen die Eier in die zu ihrer Aufnahme bestimmten Nester. Sie widmen den jungen Larven eine so liebreiche Sorgfalt, daß man sie nicht genug bewundern kann. Sie reinigen dieselben vorsichtig, indem sie sie ablecken, und füttern sie, indem sie ihnen einen von ihnen bereiteten Saft in die Mundöffnung spritzen.

Wenn man tief in das Nest eindringt, stößt man auf Insecten welche eine ganz andere Gestalt als die Arbeiterinnen und die Krieger haben. Es sind Larven, von denen die einen geschlechtslos werden; sie machen sich durch den Mangel an Flügeln kenntlich, und man findet sie während des Winters und Frühlings in großer Anzahl. Die andern, aus denen die geschlechtlichen Insecten hervorgehen sollen, zeigen zwei verschiedene Gestalten. Die Larven der erstern Art haben lange Flügelscheiden; sie erleiden ihre letzte Metamorphose im Mai, werden dann kleine Könige und kleine Königinnen, wandern später aus, und siedeln sich in andern Wohnungen an. Hr. Lespès hat trefflich bewiesen daß diese kleinen Königinnen nur halbfruchtbar sind. Die Larven der zweiten Art bekommen erst im Monat August Flügel, und im Herbst erleiden sie ihre letzte Häutung. Aus diesen Larven entstehen Könige und Königinnen, welche nicht auswandern, sondern in der königlichen Zelle eingeschlossen leben. Die Königin zeichnet sich durch ihre große Gestalt, ihre zusammengesetzte Organisation und die unberechenbare Anzahl Eier

Digitized by Google

aus die sie legt. Bei den Termiten Indiens wiegt die Königin so viel als dreißigtausend Arbeiterinnen; sie kann in der Minute sechzig, d. h. mehr als achtzigtausend Eier täglich legen, und diese ungeheure Entleerung dauert mit gleicher Fruchtbarkeit das ganze Jahr hindurch fort.

Hr. Lespès hat jede der einzelnen Arten aus denen die Gesellschaft der Termiten besteht, vollständig anatomisch zerlegt; allein dabei ist er in seinen Beobachtungen nicht stehen geblieben, er hat mehrere Schmarotzerthiere der Termiten gefunden, und insbesondere einen Fadenwurm und verschiedene Infusorien. Ferner knüpft sich an die Geschichte der Termiten eine Entdeckung die wir nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen glauben. In Brasilien, in der Provinz Minas-Geraes, enthalten die Nester der Termiten Insecten welche nach Art der Hausthiere darin wohnen. Den Angaben Hrn. Prof. Reinhards zufolge hat Hr. Schiodte in den „Acten der Kopehagener Akademie" eine merkwürdige Denkschrift hierüber abdrucken lassen. (Annales des sciences naturelles, 1856.) Er hat erkannt daß die Raubkäfer welche sich in diesen Nestern befinden, lebendige Junge gebären. Dieß ist eine unter den Insecten ganz exceptionelle Thatsache.

Wir wollen unsere Beobachtungen über die Sitten der Insecten dadurch ergänzen daß wir die erst kürzlich von Hrn. Favre über die Cerceris (eine wespenähnliche Art Hymenopteren) bekannt gemachten noch erwähnen. (Annales des sciences naturelles, tome IV. p. 129.) Diese Insecten graben horizontale Galerien, in welche sie ihre Eier niederlegen; auch bringen sie dorthin die für die jungen Larven, welche aus den Eiern ausschlüpfen, nöthige Nahrung. Diese Nahrung besteht hauptsächlich aus einem zur Gruppe der Kornwürmer gehörenden Insect, dem cleonus ophthalmicus. Der Cerceris tödtet sein Opfer auf folgende Art: er legt es auf den Rücken, sticht es zwischen dem ersten und zweiten Paar der Füße, und zwar in der Gegend wo die Brustnervenknoten vereinigt sind. Dann spritzt er in diese Nervenknoten einen ätzenden Saft, und der Cleonus ist wie vom Blitze getödtet. Als Hr. Favre dieselben Verletzungen vornahm, erzielte er die gleichen Resultate. Bei der Untersuchung der Insecten welche von den Cerceris vorzugsweise gestochen werden, erkannte er daß bei allen die Brustnervenknoten miteinander vereinigt sind.

2. Fortschritte der Experimental-Physiologie.

Jedermann weiß heutzutage daß die Leber Zucker erzeugt. In unserm Aufsatz des vorigen Jahres stellten wir diesen Satz, welcher unserm berühmten Physiologen Claud Bernard so viele systematische Angriffe zuzog, als Wahrheit auf. Es freut uns unsere frühere Behauptung heute mit neuen Beweisen erhärten zu können. Wir entnehmen dieselben zunächst zwei Denkschriften der HH. Kühne und Schiff. Hr. Schiff hat Frösche diabetisch gemacht, indem er in das verlängerte Mark dieser Thiere hineinstach; er erkannte ferner daß der Harn eine beträchtliche Menge Zucker enthalte. Um sich zu überzeugen ob der Zucker wirklich von der Leber herühre, unternahm er an zwölf diabetisch gemachten Fröschen die Unterbindung der Gefäße am Ein- und Ausgang der Leber: die Folge war das Verschwinden des Zuckers; als er die Binden wegnahm, zeigte sich der Zuckerstoff wieder im Urin.

Hr. Oré von Bordeaux hat die Pfortader bei mehrern Hunden unterbunden; sofort war der Durchgang der vom Magen verdauten Stoffe durch die Leber gehemmt, und doch hat sich keine Aenderung in der Secretion des Zuckers gezeigt; es ist daher augenscheinlich daß die Erzeugung des Zuckerstoffs von der Nahrung unabhängig ist (Académie des sciences, 1 Sept 1856).

Hr. Bernard hatte angezeigt daß die glykogenische Thätigkeit der Leber eine normale und zur Unterhaltung des Lebens nothwendige Function sey; Hr. Blot hat diese Resultate bestätigt.

Als Hr. Blot den Urin einer großen Anzahl Wöchnerinnen, Ammen und schwangerer Frauen einer Analyse unterzog, erkannte er daß dieser Urin normalmäßig Zuckerstoff enthalte. Diese Zuckererzeugung ist constant; sie steht in Verbindung mit der Milchsecretion, und beginnt, dauert und verschwindet mit ihr. Die Zuckermenge ist sehr reichlich, denn auf tausend Theile Urin findet man zwei bis zwölf Grammen Zucker. Bei allen während dieser Periode ihres Lebens gestorbenen Frauen nimmt man eine beträchtliche Entwicklung der Leber wahr. (Ebendas. 6 Oct. 1856).

Diese neuen Thatsachen ziehen die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich: sind sie einmal vollständiger studiert, dann wird man die Beziehungen der Zuckerausscheidung zu den Brustabsonderungen genauer kennen, und ohne Zweifel im Stande seyn bei der so heiklen und wichtigen Frage der Ammenwahl Nutzen daraus zu ziehen.

Als Hr. Bernard die schöne Entdeckung machte daß die Leber die Eigenschaft besitze die stickstoffhaltigen Stoffe in Zucker zu verwandeln, glaubte er, die chemischen Umwandlungen müßten von einer gewissen Temperatur-Erhöhung begleitet seyn, und das Blut müsse beim Austritt aus der Leber einen höheren Wärmegrad besitzen als beim Eintritt in dieselbe. Gut ausgeführte Versuche bestätigten seine Voraussicht; er erkannte nicht nur daß die Leber ein Erwärmungsmittelpunkt für das dieselbe durchströmende Blut ist, sondern daß die Temperatur des Blutes beim Austritt aus der Leber höher ist als in jedem andern Theil des Körpers. Diese Entdeckung brachte ihn auf den Gedanken die Organe aufzusuchen welche das Blut abkühlen, oder welche die Temperatur desselben erhöhen; scharfsinnige Versuche wurden angestellt: sie führten zu folgenden Ergebnissen.

Das Eingeweide und besonders die Leber erhöhen die Temperatur des Bluts; das Venenblut welches durch die Leberadern aus der Leber ausströmt, kann von 36 oder 37 Centigraden auf 40 und 41,6 Centigrade gebracht werden; wenn das Blut in die Lunge kommt, hat es sich bereits langsam abgekühlt, allein seine Temperatur wird noch niedriger wenn es bei seinem Austritt aus der Lunge, die es durchströmt hat, in die linke Herzkammer zurückkehrt.

Das Blut der rechten Herzkammer, dasjenige welches in die Lunge einströmt, ist beständig wärmer als das Blut der linken Herzkammer, das daraus zurückkommt. Hieraus muß man schließen daß das Blut beim Durchgang durch die Lungen sich abkühlt; die Lunge bringt also, weit entfernt der Herd thierischer Wärme zu seyn, wie Lavoisier glaubte, in der Blutmasse eine Temperatur-Erniedrigung hervor.

Andere Forschungen über die Temperatur des Bluts, zu einem andern Zweck an den plattfüßigen Vögeln des nördlichen Europa's angestellt, sind von Hrn. Gh. Martens der Akademie der Wissenschaften am 18 Aug. und 15 Sept. 1856 vorgelegt worden. Hr.

Digitized by Google

Martens ſtudierte den Einfluß des Geſchlechts, des Alters und der Nahrung auf die Temperatur der Ente. Die mittlere Temperatur betrug bei 110 dieſer Thiere 42.089°, bei den Weibchen war ſie im Durchſchnitt um 0.349° höher, und ſank um 0.12° in je vierundzwanzig Stunden unter dem Einfluß einer fünf Tage andauernden vollſtändigen Enthaltſamkeit.

Die vorſtehenden Ergebniſſe hätten ohne die Anwendung der genauen Inſtrumente welche die Phyſik uns an die Hand gegeben, und der werthvollen Reagentien die wir der Chemie verdanken, nicht erlangt werden können. Man kann nicht dringend genug die mannichfache glückliche Anwendung der verſchiedenen Wiſſenſchaften auf die Phyſiologie empfehlen; auch davon wollen wir einige neue Beiſpiele geben.

(Schluß folgt.)

Spiellocale, Spielwuth und Diebſtähle der Javanen und Malayen.

(Von Julius Kögel.)

Hazardſpiele und Wetten ſind nächſt dem Opiumrauchen die beliebteſten Amüſements plebejiſcher Eingebornen auf den größern Inſeln des niederländiſchen Indiens; in Folge deſſen trifft man auf Celebes und den großen Sunda-Inſeln täglich nicht nur auf Bazars, in Hallen und auf freien Plätzen großer Kampongs, ſondern ſelbſt im Schatten der Bäume auf Landſtraßen, und an Löhnungstagen ſogar öfters in den Caſernen inländiſcher Soldaten kauernde zahlreiche Spielergeſellſchaften an, welche entweder einzelne Dente,[1] oder dieſe haufenweiſe mit Karten- und Würfelſpiel, oder mit Wetten gewinnen oder verſpielen. Sehr auffallend iſt es natürlich neuangekommenen Europäern, daß ſolche Hazardſpiele hier öffentlich ſtatthaben dürfen, da doch viele Leute dadurch zur Theilnahme an dieſen Geldverſchwendungen veranlaßt werden, was nur allzu oft ſeine nachtheiligen Folgen hat. So z. B. gewahrt man daß ſehr viele Dienſtboten und Kulis — ſelbſt die ärmſten darunter nicht ausgenommen — ſobald ſie ihren geringen Lohn nur erſt in die Hände bekommen haben, denſelben ſogleich beim Wetten oder Hazardſpiel riskiren, der, wie leicht begreiflich, von den meiſten ſolcher Spieler in kurzer Zeit verloren wird, und viele derſelben dadurch ſchon veranlaßt wurden ſich wieder Geld auf unerlaubte Art zu verſchaffen, denn die Spielgier iſt bei Malayen und Javanen erſtaunlich groß. Dieſes iſt von Seiten der Behörden auch bereits erkannt und zu dem Ende wenigſtens den Soldaten an ſolchem Spiel theilzunehmen unterſagt worden. Allein während nun dem Militär um Geld oder Gut zu ſpielen oder zu wetten ſtreng verboten iſt, muß es ſehr befremden in verſchiedenen Ortſchaften auf Java und zu Makaſſar privilegirte Spielhäuſer zu finden, die, obſchon ſie nicht elegant eingerichtet ſind, beſonders dadurch imponiren daß daſelbſt ſpielluſtige junge Männer (Eingeborne), welche kein Geld zum Spielen bei ſich führen oder dieſes hierſelbſt ſchon verſpielt haben, zehn bis zwanzig Gulden zu dieſem Behufe geliehen bekommen können. Verſpielen dieſe Debitoren das geliehene Geld, ſo dürfen ſie das Spielhaus nicht verlaſſen, ſondern es werden ihnen die Haare (welche die Eingebornen lang und am Hinterkopf zuſammgewunden zu tragen pflegen) kurz abgeſchnitten, und ſie müſſen Soldat werden, worauf ihre hier gemachte Schuld nachher von ihrem Handgeld abgezogen wird. Es kann nicht fehlen daß es vielen auf dieſe Art freiwillig[1] engagirten Kriegsleuten ſpäter ſehr ſchwer wird ſich des Spielens zu enthalten, und wenn auch die Uebertreter der Geſetze gewöhnlich ſtreng beſtraft werden, ſo iſt bei vielen Inländern die Wett- und Spielwuth doch ſo groß daß ſie Mittel und Wege ausfindig zu machen ſuchen um beim Spiel nicht leicht entdeckt zu werden. So z. B. verkleiden ſie ſich als Kulis, ſtellen Wächter aus, und ein leerer Stall, ein Oberboden, eine Kammer, ja ſelbſt ein Abtritt muß ſolchen Spielern zum Salon dienen; nichtsdeſtoweniger wird ſelbſt im Arreſt von ſolchen Leuten noch um Geld geſpielt und gewettet.

Obſchon nun Hazardſpiel von den Eingebornen beiderlei Geſchlechts ſehr leidenſchaftlich betrieben wird, und die Anzahl derjenigen die all ihr Hab und Gut verſpielt haben, gar ſehr bedeutend iſt, ſo wird hier doch niemals wahrgenommen daß ſolches Spiel den Selbſtmord eines Spielers zur Folge hätte; hingegen gewahrt man aber ſehr häufig daß Eingeborne nur ſtehlen um Geld zum Spielen, Wetten oder zum Opiumrauchen zu bekommen. Gewöhnlich iſt es den hieſigen farbigen Dieben nicht darum zu thun große Summen Geld oder werthvolle Gegenſtände zu ſtehlen, ſondern ſie beſtreben ſich nur ſo viel zu erlangen, um ihre ſinnlichen Begierden einige Tage befriedigen zu können.[2] Bei beabſichtigtem Diebſtahl vermittelſt Einbruchs kommt es den Dieben hier zu ſtatten daß die meiſten maſſiven Gebäude nicht mit Fenſterladen, und die Thüren der Bambushütten nicht mit Schloſſern verſehen ſind. Gewöhnlich ſind die Seitenwände dieſer Hütten nur mit Stricken aneinander gebunden, daher geſchieht es ſehr oft daß dieſe Stricke zerſchnitten und die Wände alsdann auseinander gebogen werden, durch ſolche Oeffnungen dringen die Diebe in die Gemächer. Auch geſchieht es daß Diebe in einer windigen oder regneriſchen Nacht Höhlen unter dem Fundament der Wände einer Wohnung hindurch graben und von unten in dieſelbe eindringen. Uebrigens bemerkt man aber doch daß die hieſigen farbigen Diebsbanden weniger be-

---

[1] Dente ſind Kupfergeld, und werden von Javanen und Malayen im täglichen Verkehr lieber gebraucht wie die holländiſchen Reecepiſſe (Papiergeld), weil dieſe bei den Bewohnern benachbarter Länder, namentlich in Boni, auf Lombok und auf Bali nicht gangbar ſind. Sehr häufig werden Summen von mehrern hundert oder tauſend Gulden in Denten ausbezahlt.

[1] In den Abrechnungsbüchern ſolcher Soldaten findet man nach holländiſchem Kanzleiſtyl ausgedrückt, daß ſich die Inhaber der Bücher „very willig geengageerd" haben.

[2] In den Monaten Mai und Junius 1851 wurde von einer Bande Javanen (meiſt Militärs) mehrmals in ein Gouvernements-Gelomagazin zu Banda-Neira eingebrochen und daraus 7—800 Gulden in Denten entwendet, während die Diebe die ihnen wohlbekannten 30—40.000 Gulden in Reecepiſſen, die daneben auf einem Tiſche lagen, unverſehrt liegen ließen.

Digitized by Google

hutsam und umsichtig wie die weißen Diebe (namentlich in großen europäischen Städten) bei ihren Unternehmungen zu Werke gehen, ungeachtet manche javanische Diebe ein Remedium — das wohl nur wenig Europäern bekannt ist — kennen, und zuweilen auch in Anwendung bringen, wodurch Diebstahl und Einbruch ungemein erleichtert wird. (?) Denn zuweilen kam es auf den Sundainseln vor daß in isolirt stehenden Häusern wohnende Leute des Nachts vorerst durch Geräusch aus dem Schlafe aufgeweckt wurden, und danach selbst mit ansehen und anhören konnten wie vermummte und bemalte Kerle in ihre Wohnungen eindrangen und Gegenstände daraus entwendeten, während sie selbst nicht im Stande waren sich zu bewegen oder einen Laut von sich zu geben, auch blieben sie in diesem hülflosen Zustande wohl ¼ Stunde lang, in welcher Zeit die Diebe das Gestohlene unverfolgt wegtrugen. Als ich in hiesigen Ländern noch ein Neuling war, hielt ich es für Fabeln wenn man mir etwas von derartigen Diebereien erzählte (weil man die hiesigen Europäer gewöhnlich nur für Trunkenbolde, und die Eingebornen für vom Opium betäubte Leute hält), allein später habe ich einigemal Wohnungen besucht deren Bewohner wenige Stunden vorher, ohne zu schlafen, auf ihren Schlafstätten wie festgebannt gelegen hatten, wobei sie bestohlen worden waren, die mir die Zauberkunst javanischer Diebe betheuerten.

Ferner erzählte mir ein Artilleriecapitän: „daß er ebenfalls, ohne dieß verhindern zu können, es nebst seiner Gattin selbst mit habe ansehen müssen wie vier Kerle den neben seinem Bett stehenden Koffer — in welchem 2—3000 fl. befindlich — aufnahmen und wegtrugen, wobei der darauf liegende (sonst wachsame) Hund herabgefallen und einige Minuten unbeweglich auf dem Fußboden liegen geblieben sey." Während dieses vorfiel, gewahrten der Capitän nebst Frau Rauch mit ganz eigenthümlichem Geruch im Hause, und sie vermochten nicht sich aufzurichten noch zu sprechen. [1] — Bemerkenswerth ist auch daß in Niederländisch-Indien sehr oft Flinten oder deren Feuerschlösser in Casernen, Forts und aus den Wachthäusern der Militärs entwendet werden, natürlich müssen die Soldaten, wenn sie nicht selbst die Diebe sind, doch mit denselben einverstanden seyn. Von allen hiesigen farbigen Dieben sind die Buginesen (Eingeborne aus dem Staate Boni auf Celebes) die muthigsten und frechsten; man beabsichtigt deßhalb fortan keine Bugis und diesen ähnelnde Makassaren mehr für den Kriegsdienst zu engagiren.

[1] Von Eingebornen erfuhr ich daß durch Einräucherung der Gemächer mit Rauch vom Katmanspeck und verschiedenen andern Ingredienzien die liegenden Menschen und Thiere in den erwähnten gelähmten Zustand versetzt würden, wobei noch zu bemerken ist daß hier zu Lande Rauch in Wohnungen zu befördern, besonders dadurch sehr erleichtert wird weil, wenn auch die Hausthüren massiver Gebäude verschlossen sind, kleinere Oeffnungen und die Thüren der innern Gemächer stets offen bleiben, um einen kühlen Luftzug im Hause zu unterhalten, auch bläst der Wind durch die Wände der Bambushütten hindurch.

Der Hof und die Gesellschaft in Persien.

(Aus dem Reisewerk der Lady Sheil.)

(Schluß.)

(Teheran, November 1851.) Ich wurde in einer der letzten Nächte in großen Schrecken versetzt, weil man den Obersten Sheil aufgeweckt hatte, um ihm einen sehr dringlichen Brief eines seiner persischen Freunde zu übergeben. Ich fürchtete der Schah möchte ermordet worden seyn, oder das Volk zeige Neigung die russische Gesandtschaft anzugreifen. Das Sendschreiben war übrigens sehr beunruhigender Natur; es meldete der Schah habe vierhundert seiner Gulams oder Leibwachen unter Waffen treten lassen, und sämmtliche Officiere seines Hauses seyen in den Palast berufen worden. Was konnte geschehen seyn? Welche Gefahr drohte uns? Man hatte vielleicht eine im Ausbruch begriffene Verschwörung entdeckt. Eine Stunde später kam eine zweite Botschaft, welche uns das Ereigniß aufklärte. Diese ganze Truppenentfaltung war gegen einen einzigen Mann gerichtet. Der Schah hatte den Mirza Tekki Chan, seinen ersten Minister und Schwager, verhaften lassen. Dem Wesir war es durch seine geistige Ueberlegenheit gelungen eine solche Macht über seinen Herrscher zu gewinnen, daß letzterer, erst zweiundzwanzig Jahre alt, von seinen Machtbefugnissen nur mit äußerster Furcht und unendlichen Vorsichtsmaßregeln Gebrauch machte. Man sagte, der gestürzte Minister habe gut regiert; er habe den Forderungen der mächtigen Gränznachbarstaaten Widerstand zu leisten verstanden, das Heer vermehrt, den Finanzzustand verbessert, und hauptsächlich den Geist der Sparsamkeit in der Landesverwaltung eingeführt, was aber nicht wenig dazu beigetragen die Anzahl seiner Feinde zu vermehren. Dennoch hatte er sich das schwere Unrecht zu Schulden kommen lassen von dem Schah ganz Umgang zu nehmen, und von ihm auf eine verächtliche Weise zu sprechen, indem er ihm stets den Namen „dieser junge Mann" beilegte. Sein Sturz war daher unvermeidlich; allein man hielt ihn nicht für so nahe bevorstehend. Trotz seiner Unerfahrenheit hat übrigens der Schah einen sehr geschickten Mann als neuen Wesir ernannt, der, mit den Regierungsangelegenheiten vertraut und in den Intriguen des Hofs tief bewandert, mit Klugheit und Volksthümlichkeit regieren wird, ohne die Pflichten gegen seinen Herrn außer Acht zu lassen.

Der in Ungnade gefallene Minister erduldete seinen Sturz mit Ruhe und Ergebenheit, jedoch nicht ohne düstere Ahnungen, denn er wußte welches Loos in Persien einem der Gewalt beraubten Minister gewöhnlich vorbehalten ist. Ein neuer Fehler setzte sein Leben in Gefahr. Die persische Regierung hatte ihn von freien Stücken unter den Schutz des Obersten Sheil oder vielmehr der brittischen Regierung gestellt, und Maßregeln waren ergriffen worden, damit er sicher und ehrenhaft in einer nicht sehr entfernten Stadt leben könne; durch trügerische Verheißungen aber getäuscht, wollte sich Mirza-Tekki-Chan, im Augenblick der Abreise nach seinem neuen Wohnsitz, nicht mehr entfernen und verzichtete auf den englischen Schutz. Die Stützen auf die er zählte, fehlten ihm als sie ihm nothwendig wurden, und er befand sich in einer schlimmeren Lage als zuvor. Man beschloß nun ihn nach Kaschan zu schicken, um ihn dort in Gefangenschaft zu halten. Seine Frau, Schwester des Schah und nur achtundzwanzig Jahre alt, wollte ihn, trotz

Digitized by Google

aller Anstrengungen ihres Bruders und ihrer Freunde sie von diesem Vorhaben abzubringen, begleiten. Man sieht daß eheliche Liebe selbst in Persien zu treffen ist. Als wir einige Tage nach dem Ereigniß außerhalb der Stadt spazieren fuhren, begegneten wir auf der Straße einer sorgfältig verschlossenen und von Wachen umringten Sänfte. Sie enthielt Mirza Tekki Chan, seine Gemahlin und zwei kleine Kinder. Ich fühlte große Versuchung sie in meinen Wagen zu nehmen und sie in das Hôtel der englischen Gesandtschaft zu führen, denn der Anblick dieses Geleitszugs schien mir von düsterer Vorbedeutung.

Die Gefangenschaft des unglücklichen Paars währte mehrere Monate hindurch. Um ihren Gatten vor Vergiftung zu schützen, hatte die Prinzessin es sich zur Regel gemacht alle Gerichte die ihm vorgestellt wurden zuerst zu verkosten. Indessen blieben ihre Feinde nicht unthätig. Sie fürchteten der gefallene Minister könnte wieder seine frühere Gunst gewinnen, und schwatzten daher dem Schah täglich vor, es sey gefährlich für ihn einen Mann zu schonen der sein Leben und seine Krone gefährde. Ich will nicht sagen, wer die Urheber des Complotts waren, allein sie trugen endlich den Sieg davon. Der verhängnißvolle Befehl wurde unterzeichnet, und seine Hinrichtung dem Ferasch-Baschi (Vorstand der Gerichtsboten) des Schah anvertraut — einem niederträchtigen Menschen, welchen Mirza Tekki Chan aus den untersten Volksschichten hervorgezogen und zu dem Amt emporgehoben hatte das er jetzt bekleidet. Aus Gründen die man nur in Persien begreifen kann, nahm man seine Zuflucht zur List. Eine Dame des königlichen Harems wurde an die Prinzessin abgesandt, um ihr anzukündigen sie müsse ihre Thränen trocknen, weil der Zorn des Schah sich gelegt habe, ihr Gemahl auf dem Punkt stehe nach Teheran zurückberufen zu werden, oder die Erlaubniß zu erhalten sich nach Kerbelah — dem gewöhnlichen Verbannungsort der in Ungnade gefallenen Großen — zurückzuziehen. „Das Chelat (Ehrenkleid) ist bereits abgesandt, fügte die Botin, an den ehemaligen Wessir sich wendend, bei, und ehe noch eine oder zwei Stunden verfließen, werdet Ihr's ankommen sehen. Begebt Euch daher ins Bad um Euch zum Empfang desselben vorzubereiten." Während der ganzen Dauer seiner Gefangenschaft hatte Mirza Tekki Chan nicht ein einzigesmal das Zimmer der Prinzessin verlassen, deren Anwesenheit für ihn ein Pfand der Sicherheit war. Als er die glückverheißende Kunde erhielt, vergaß er seine Klugheit, und begab sich ins Bad. Seine treue Lebensgefährtin sah ihn nicht mehr. Als er im Bade war, wurde ihm der verhängnißvolle Befehl bekannt gemacht, und der Ferasch-Baschi zeigte sich augenblicklich mit seinen Henkersknechten. Da dem unglücklichen Minister die Wahl der Todesart freigestellt blieb, so ließ er sich die Adern öffnen, und hauchte muthig seinen Geist aus.

Die junge Wittwe wurde von der Frau welche den Auftrag erhalten hatte den Minister in die Falle zu locken, nach Teheran zurückgeführt. Ich hatte sie nie gesehen; allein sobald sie angekommen, verlor ich keine Zeit ihr meine Aufwartung zu machen, indem ich ihr alle die Hochachtung bezeugen wollte welche mir ihr edles, in diesem Lande so seltenes Benehmen eingeflößt hatte. Zu meinem größten Verdruß war, als ich mich ihr vorstellte, ihre Mutter bei ihr, was mich bestimmte mich augenblicklich zurückzuziehen; denn die Etikette untersagte der Prinzessin in Gegenwart der Mutter den Mund zu öffnen. Sie war hübsch, und man hätte sie eher für ein junges, sehr starkes zwölfjähriges Mädchen als für die Mutter zweier Kinder gehalten. Ich habe bereits gesagt daß die Perser ein sonderbares Volk sind. Kurze Zeit nach ihrer Rückkehr wurde die Prinzessin von dem Schah gezwungen den Sohn des ersten Ministers zu heirathen, was in der Stadt zu dem Gerede Anlaß gab, das ministerielle Siegel und die Schwester des Schah seyen zwei unzertrennliche Gegenstände; wer das eine erhalte, müsse auch die andere nehmen.

(Gulahek im August 1852.) Einige Tage waren seit unserer Rückkehr verflossen, und wir hatten uns, da die Hitze uns zum Verlassen unserer Zelte zwang, in das frischeste Zimmer eines Hauses des Dorfes geflüchtet, als der erste persische Secretär der Gesandtschaft blaß und voll Schrecken in unser Zimmer stürzte, und ausrief: „der Schah ist getödtet!" — „Wir werden also insgesammt erdrosselt werden!" schrie ich meinerseits. Wir befanden uns in diesem angstvollen Augenblick fast ganz allein, denn der Zufall hatte gewollt daß sämmtliche Mitglieder der Gesandtschaft in der Stadt abwesend waren. In wenigen Minuten kamen zwei oder drei Prinzen in unser Lager, indem sie glaubten es sey dieß das beste Asyl das sie in einer solchen Krisis wählen könnten. Wir hatten zwar eine Wache persischer Soldaten, allein sie würden, wenn es zum Plündern gekommen wäre, die ersten bei der Hand gewesen seyn. Auf der Stelle wurden drei Boten abgeschickt: der erste begab sich in das bloß zwei (engl.) Meilen entfernte Lager des Schah, um über den wahren Zustand der Dinge Kenntniß zu erhalten; der zweite gieng nach Teheran, um dort Schießbedarf einzukaufen, und fünfzig Carabiner oder Pistolen, die er im Gesandtschaftshôtel finden sollte, mitzubringen; der dritte hatte einen unserer afghanischen Freunde, der von der indischen Regierung einen Gnadengehalt bezog, zu bitten uns sofort einige seiner Landsleute zu schicken, damit wir im Stande wären den Räuberbanden, die sich unfehlbar bald zeigen würden, Widerstand zu leisten. Drei Stunden später befanden sich dreißig oder vierzig Reiter, auf welche wir zählen konnten, in unserm Lager, und man versprach uns noch vor Einbruch der Nacht hundertundfünfzig weitere. Nie, glaube ich, empfand ich eine größere Erleichterung meines Herzens als da von dem ersten Minister eine Note eintraf, welche uns in Kenntniß setzte daß der Schah nur sehr leicht verwundet und ganz ruhig sey. Er sey, in dem Augenblick wo er sein Pferd bestiegen und sich angeschickt habe auf die Jagd zu gehen, inmitten seiner Leibwachen von vier Babis angefallen worden, welche sich ihm unter dem Vorwand der Ueberreichung einer Bittschrift genähert, ihn zu Boden geworfen und mit einem Pistolenschuß verwundet hätten. Sie würden seinem Leben ein Ende gemacht haben, wenn nicht die Leibwachen, rasch von der Betäubung sich erholend in welche der Ueberfall sie versetzt hatte, sich auf die Mörder gestürzt und sie, mit Ausnahme eines einzigen den man auf der Stelle tödtete, insgesammt festgenommen hätten. Die englische und die russische Gesandtschaft begaben sich sofort zum Schah, um ihm ihre — sicherlich aufrichtigsten — Glückwünsche für seine Rettung darzubringen. Sie fanden den König wie gewöhnlich auf dem Throne sitzen; er war blaß, und schien mehr aufgebracht als beunruhigt. Nie, sagte er, habe ein Attentat, wie dasjenige dessen Gegenstand er gewesen, in Persien stattgefunden. Es wäre leicht gewesen dem König die Vorfälle zu den Zeiten Na-

Digitized by Google

dirs und des Gründers seiner eigenen Dynastie ins Gedächtniß zu rufen; allein man antwortete ihm lieber daß derartige Ereigniſſe in St. Petersburg nichts ſeltenes ſeyen, und daß ſelbſt die Königin von England vor einem ſo verbrecheriſchen Verſuch nicht geſchützt geweſen. Dieſe Beiſpiele ſchienen den Zorn des Monarchen keineswegs zu beſänftigen.

Es ſcheint daß in Teheran eine zahlreiche Bande Babis beſtand, daß ſie eine Verſchwörung organiſirt hatte und ſich nächtlicherweile verſammelte um die Ausführung ihres Plans vorzubereiten, der darin beſtand den Schah zu erdroſſeln, dann die Stadt mit dem Säbel in der Hand zu durchziehen, ſich der Regierung zu bemächtigen, und eine Schreckensherrſchaft einzuführen gleich derjenigen der „Heiligen auf der Erde." Vier dieſer Verſchwörer waren auserſehen worden die Perſon des Schah aus dem Wege zu ſchaffen. Wir waren daher durch die Gnade der Vorſehung einer großen Gefahr entgangen.

Man ergriff auf der Stelle alle geeigneten Maßregeln um die Gefahr abzuwenden. Eine gewiſſe Anzahl Verſchwörer wurde verhaftet, und das ihnen vorbehaltene Loos blieb nicht lange zweifelhaft. Vergeblich erinnerte man den erſten Miniſter daran daß man den wirklichen Fortſchritt Perſiens auf der Bahn der Civiliſation dadurch beweiſen müſſe daß man die Todesſtrafe der Schuldigen nicht noch durch Martern erſchweren dürfe. Die Furcht kennt kein Mitleid. Der Weſſir antwortete, es ſey jetzt nicht die Zeit zu ſcherzen; die Züchtigung der Verbrecher, welche Plünderung und Blutvergieſſen über ganz Perſien verbreiten gewollt, könne nie zu ſtreng ſeyn. Ungefähr dreißig Perſonen wurden zum Tode verurtheilt, und ſtarben, wie es gewöhnlich bei allen neuen Secten der Fall iſt, mit Muth. Das Oberhaupt der Verſchwornen, Suleiman Chan, deſſen ganzer Körper mit kleinen angezündeten Kerzen beſteckt war, die bis ins Fleiſch hinein brannten, in das man ſie durch Anbringung von Einſchnitten geſteckt hatte, zeigte eine heroiſche Entſchloſſenheit und trotzte ſeinen Henkern.

Seit einiger Zeit hatten die Babis in der Stadt mehrere Perſonen ermordet welche als ihre Hauptfeinde galten, und jedermann fürchtete ihre Rache. Aus dieſem Grunde verfiel der erſte Miniſter auf den ſonderbaren Gedanken an der Hinrichtung der Verurtheilten alle Staatskörper theilnehmen zu laſſen, dabei aber ſich ſelbſt aufs ſorglichſte der Verpflichtung überhob die er den übrigen Staatsdienern auferlegte. Zuerſt kam der Schah, welcher wegen der Wunde die er erhalten ein Recht auf die Rache des Geſetzes hatte. Um die Würde der Krone zu retten, ſchoß der Oberſthaushofmeiſter die erſte Piſtole auf den Verſchwörer ab den man ihm überliefert hatte; hierauf machten die Feraſchen, welche er befehligte, dem Delinquenten den Garaus. Der Sohn des erſten Miniſters, an der Spitze der Beamten des Miniſteriums des Innern, tödtete einen andern Babi. Nun kamen die „auswärtigen Angelegenheiten" an die Reihe, dann die Prieſter, die Kaufleute, das Geſchütz- und das Fußvolk. Bis zu dem würdigen Dr. Cloquet, dem franzöſiſchen Arzt des Schah, war alles eingeladen ſeine Ergebenheit für den Fürſten dadurch zu beweiſen daß man dem Beiſpiel des übrigen Theils des Hofes folge. Dr. Cloquet aber entſchuldigte ſich höflich damit daß er ſagte, er tödte als Arzt ſchon zu viele Leute, als daß es ihm geſtattet wäre die Zahl ſeiner Opfer aus freien Stücken noch zu vermehren.[1] Man machte dem Weſſir bemerklich daß dieſes empörende Verfahren ganz Europa mit Entſetzen und Abſcheu erfüllen würde. Er gerieth darüber in Wuth und ſchrie voller Zorn: „Wollt ihr denn daß die Rache aller Babis ſich gegen mich allein wende?" ..... Der Oberſtſcharfrichter am Hofe des Schah iſt ein ſehr wichtiger Mann. Obſchon er der Gegenſtand allgemeiner Abneigung iſt, wird er doch von jedermann mit einer merkwürdigen Ehrerbietung behandelt. Da die größten perſiſchen Staatsmänner der Gefahr ausgeſetzt ſind in ſeine Hände zu fallen, und ihm eines Tags ihre Augen oder Füße zur Verfügung zu ſtellen, ſo ſuchen ſie ihn zum voraus durch die ſchmeichelhafteſten Artigkeiten für ſich zu gewinnen.

Jagden und Thierleben im nördlichen Grönland.

(Aus Dr. Kane's Arctic Explorations.)

1. Die Seehunde.

Heute, Donnerſtag, 8 Jun., brachte uns Hans ein paar Seehunde, alle bis jetzt noch zu den Rauhen, oder der species hispida, gehörig. Das Fleiſch dieſer Thiere wird von den Dänen in Grönland allgemein gegeſſen, und bildet die Hauptnahrung der Eskimos. Im rohen Zuſtand hat es ein ſchlappes Ausſehen, und gleicht mehr geronnenem Blut als einer Muskelfaſer; durch das Kochen erhält es eine dunkle Nußfarbe. Es iſt feſtkörnig, aber weich und zart, und hat den Geſchmack des Lampenöls, jedoch einen nur höchſt ſchwachen, denn der Thran iſt im friſchen Zuſtand um dieſe Jahrszeit ſüß und köſtlich. „Die Seehunde werden geſchoſſen wenn ſie in ihren Atluk oder Ruheplätzen liegen. Da die Jahreszeit ſich der Sommermitte nähert, ſo kann man ihnen ziemlich leicht beikommen; ihr Augenlicht iſt durch den Glanz der Sonne ſo geſchwächt daß ſie zuweilen nahezu blind ſind. Ein ſonderbarer Umſtand iſt, daß, wenn man ein friſch erlegtes Thier nur wenige Stunden der Sonne ausſetzt, die Haut Blaſen zieht, und zerſtört oder, wie die Matroſen ſagen, „gekocht" wird. Wir haben mehrere Felle auf dieſe Weiſe verloren. Der Seehund gibt einen reichlichen Vorrath an Oel, im Durchſchnitt mehr als fünf Gallonen."

Neben der Hispida war die einzige Art welche Renſſelaer Harbour beſuchte, die Phoca barbata, die langbärtige Robbe, oder der Uſuk der Eskimos. Ich habe ihn gemeſſen: er war zehn Fuß

[1] Dr. Cloquet, der in Teheran einer eben ſo allgemeinen als verdienten Achtung genoß, lebt nicht mehr. Sein Tod war ein höchſt trauriger. Er kam eines Tages voller Durſt nach Hauſe und verlangte ein Glas Wein. Der Armenier welcher ihn bediente, brachte ihm eine Flaſche, die ſtatt Wein ein tödtliches Gift enthielt, von welchem der unglückliche Arzt ein ganzes Glas voll trank. Er lag mehrere Tage in Todeskämpfen, und hauchte endlich unter den gräßlichſten Leiden ſeinen Geiſt aus.

Digitized by Google

lang und hatte acht Fuß im Umfang, und war ſo ſchwerfälligen Körperbaues daß man ihn nicht ſelten für ein Wallroß hielt.

Die Netſik durchbrechen nur ſo viel Eis als in Einem Jahr ſich gebildet hat, und man ſieht daher genau wo das Jahr zuvor offenes Waſſer geweſen. Allein die bärtigen Seehunde haben keine Attuk. Sie hängen hinſichtlich des Athmens von zufälligen Eis-Spalten ab, und man findet ſie überall wo die Berge oder Eisbänke in Bewegung geweſen ſind. Sie ſind auf dieſe Art in ihrem Bereich verbreiteter als ihre die Sonnenwärme liebenden kleinen Brüder, welche in geſelligen Vereinen beiſammen leben und an einzelnen Stellen die ebenen Eisflächen geradezu eindrücken.

Der Uſuk ſcheint ein wenig kleiner zu ſeyn als der Netſik, und die Eskimos ſehen ſeiner Ankunft mit Sehnſucht entgegen. Die Leinen, Attunak, die aus ſeiner Haut gemacht werden, ſind die leichteſten, ſtärkſten und dauerhafteſten unter allen im Gebrauch befindlichen. Sie werden von den Jägern in ihren Kämpfen mit den Wallroſſen ſehr geſchätzt. Um die Attunak in höchſter Vollkommenheit zu erhalten, häutet man das Thier in einer Spirallinie, ſo daß es eine vom Kopf bis zum Schwanz ununterbrochene Schnur gibt. Dieſe wird von den Matronen mit ihren Zähnen ſorgfältig gekaut, und nachdem ſie mit dem gebrannten Oel ihrer Lampen tüchtig eingerieben iſt, in den Hütten aufgehängt um ihre volle Reife zu erlangen. Zu der in meinem Tagebuch erwähnten Zeit war Anoatok vollſtändig damit behangen.

Als ich mir den Weg nach den Eskimos-Hütten bahnte, ſah ich einmal einen in der Sonne auf dem Eiſe ſchlafenden großen Uſuk. Ich nahm meine Schuhe ab, und fieng an auf eigenthümliche, ziemlich abkühlende, Weiſe mich vorwärts zu bewegen: ich legte mich auf meinen Bauch, und kroch Schritt um Schritt hinter den kleinen Erhöhungen der Eisbank fort. Als ich endlich innerhalb Flintenſchußweite gelangt war, wälzte ſich das Thier faul auf die andere Seite, und hob plötzlich ſeinen Kopf in die Höhe. Die Bewegung war augenſcheinlich unabhängig von mir, denn es ſtreckte ſeinen Hals in nahezu entgegengeſetzter Richtung aus. Nun aber bemerkte ich zum erſtenmal daß ich einen Jagdnebenbuhler in einem großen Bären hatte, der, wie ich auf ſeinem Bauche liegend, mit empfehlenswerther Geduld und kalten Füßen auf den Augenblick einer größern Annäherung harrte. Was ſollte ich thun? Der Bär war zweifelsohne für mich mehr werth als der Seehund; allein dieſer war innerhalb Flintenſchußweite, der Bär dagegen „ein Vogel im Buſche.“ Zudem würde ich, wenn ich dem Seehund eine Kugel in den Leib geſchickt, vertheidigungslos geweſen ſeyn. Ich hätte dem Bären ein gutes Mittagsmahl verſchafft, und mich ſelbſt zum Nachtiſch für ihn aufgeſpart. Dieſe Betrachtungen hatten indeß bald ihr Ende erreicht, denn eine zweite Bewegung des Seehunds ſtachelte meine Jägerluſt dergeſtalt auf daß ich losdrückte. Allein das Gewehr verſagte, und nur das Pulver auf der Pfanne explodirte. Wie vom Blitz getroffen, ſprang zappelnd der Seehund auf, und ſtürzte ſich in die Tiefe, der Bär aber ſtand mit drei oder vier raſchen Sprüngen troſtlos an der offenen Stelle. Einen einzigen Augenblick faßten wir einander ſcharf ins Auge, dann aber rannte der Bär, mit der Klugheit welche der beſſere Theil des Muthes iſt, in der einen Richtung davon, und ich folgte ſeinem Beiſpiel in der andern.

Die allgemein verbreitete Meinung der Polarbär laſſe ſich mit dem Wallroß in den Kampfein, findet unter den Eskimos der Smiths-Straße nur wenig Glauben. Meine eigene Erfahrung ſpricht ebenfalls nicht für die Wahrheit der Sage. Das Wallroß iſt nie außerhalb des Waſſers, und in dem ihm eigenthümlichen Element iſt es ohne Nebenbuhler. Ich habe den Bären dem Uſuk tauchend folgen ſehen, allein die dicke Haut und die große Stärke des Wallroſſes verbieten ihm einen offenen Angriff.

2. Das Wallroß.

Die in den Muſeen der Sammler befindlichen Exemplare ſind unvollkommen, weil die Geſichtshaut nach dem Schädel hin eintrocknet. Der Kopf des Wallroſſes hat nicht das charakteriſtiſche Oval des Seehunds: im Gegentheil, das Stirnbein iſt ſo bedeckt daß es eine ſteile Senkung nach den Augen herab und ein viereckiges, blöckiſches Ausſehen am obern Geſichtstheil darbietet. Die Schnauze iſt weniger hervorſtehend als die des Seehunds, und die Backen und Lippen ſind von den ſchweren kielartigen Borſten vollſtändig maskirt. Man denke ſich hiezu noch die Fangzähne als Ausſtattung des untern Geſichts, und man hat für das Wallroß ein grimmes, trotziges, ihm ganz eigenthümliches Ausſehen. Ich habe es mit nahezu dreißig Zoll langen Fangzähnen geſehen; ſein Körper maß nicht weniger als achtzehn Fuß. Bei dieſer Größe erinnert es gewiß mehr an den Elephanten als an irgend ein anderes lebendes Ungeheuer. Die Aehnlichkeit des Wallroſſes mit dem Menſchen iſt höchlich überſchätzt worden. Man ſtößt in unſern ſyſtematiſchen Werken auf die mannichfach zugeſtutzte Behauptung, dieſes Thier laſſe ſich als Meermann und Meerfrau darſtellen. Der viereckige, blöckiſche Kopf, deſſen ich Erwähnung gethan, zerſtörte die vermeintliche Aehnlichkeit mit dem Menſchengeſchlecht ſchon von der Ferne vollſtändig, und die koloſſale Größe des Thiers bringt in der Nähe dieſelbe Wirkung hervor. Einige der Seehunde verdienen dieſe Auszeichnung weit mehr: die Größe des Kopfes, die Regelmäßigkeit des Geſichtsovals, die Breite der Schultern, ſelbſt die Bewegungen des Thiers, ſey es einzeln oder in Gruppen, erinnern auffallend an den Menſchen.

Die Abtheilung welche Morton auf ihrer Wallroßjagd begleitete, hatte drei Schlitten. Der eine ſollte nach einem Orte in der Nachbarſchaft mitgenommen, die andern zwei in raſchem Lauf nach dem offenen Waſſer, etwa zehn Meilen ſüdweſtlich, gebracht werden. Sie hatten nur neun Hunde für dieſe beiden Schlitten; nur Ein Mann fuhr, die übrigen liefen abwechslungsweiſe nebenher. Als ſie ſich dem neuen Eis näherten, wo ſchwärzliche Stellen in einer Miſchung von Wolken und Waſſer die offene See andeuteten, nahmen ſie von Zeit zu Zeit ihre Kopfbedeckungen ab, und horchten geſpannt auf die Stimme des Thiers. Nach einer Weile gewann Myouk, aus Zeichen oder Tönen, oder beidem zugleich — denn ſie blieben unwahrnehmbar für Morton — die Ueberzeugung daß die Wallroſſe in geringer Entfernung von erſt zuvor noch offen geweſenem Waſſer, das mit einer nur wenige Tage alten Eisſchicht bedeckt war, ſeiner harrten; man gieng daher ſachte voran, und hörte bald das charakteriſtiſche Brüllen eines Bullen. Das Wallroß liebt, wie einige andere Geſchöpfe der höhern Stufe der organiſchen Welt, ſeine eigenen, muſikaliſchen oder unmuſikaliſchen Töne, und kann ſtundenlang daliegen und ſich zuhören. Seine Vocaliſirung gleicht einigermaßen dem Muhen einer Kuh und dem

tiefſten Knurren eines Bullenbeißers: ſeine Töne ſind rund und voll, und wiederholen ſich ſieben- bis neunmal nacheinander.

Die Abtheilung bildete nun eine einzige Linie, und jeder trat in die Fußſtapfen des andern; von einer bewundernswerthen Kenntniß der Eistopographie geleitet, wanden ſie ſich hinter Anhöhen und Rücken in einer Schlangenlinie der Gruppe teichartig abgefärbter, noch friſch gefrorener, von feſterem und älterm Eis aber umgebener Stellen zu. Als man noch etwa eine halbe (engl.) Meile davon entfernt war, theilte ſich die Mannſchaft, und jeder kroch nach einem andern Waſſerplatz. Morton folgte auf Händen und Knieen dem Myouk. In wenigen Minuten waren die Wallroſſe in Sicht. Es waren ihrer fünf; ſie ragten in Zwiſchenräumen alle aus dem Eis hervor, und brachen es mit einem ſo heftigen Stoß ein, daß man das Krachen meilenweit hören konnte. Zwei große, grimmig ausſehende Männchen bildeten die Führer der Gruppe.

Nun aber höre man mit welcher Schlauheit bei der Jagd zu Werke gegangen wird. Wenn das Wallroß über dem Waſſer iſt, liegt der Jäger flach und bewegungslos auf der Eisfläche; beginnt es unterzutauchen, ſo iſt er voller Aufmerkſamkeit, und hält ſich ſprungbereit. Kaum iſt der Kopf des Thieres unter der Waſſerlinie, ſo iſt auch ſchon jedermann in vollem Lauf begriffen, und ehe das Thier ſeine Bruſt wieder zeigt, ſind alle neuerdings, wie inſtinctartig, bewegungslos hinter ſchützenden Eisſchollen. Die Eskimos ſcheinen im voraus nicht nur zu wiſſen wie lange das Thier unſichtbar iſt, ſondern ſelbſt den Platz zu kennen an welchem es ſich wieder zeigen wird. Auf dieſe Weiſe, bald ſich verbergend, bald vorrückend, erreichte Myouk — und Morton dicht hinter ihm — eine dünne Eisplatte, kaum ſtark genug beide zu tragen, gerade am Rande des Waſſerpfuhls, in welchem das Wallroß ſich herumtummelte.

Myouk, bis jetzt phlegmatiſch, ſcheint plötzlich voller Leben zu werden. Sein Wallroßfangtau, eine gut zugerichtete ſechs Faden lange Leine, liegt neben ihm. Er heftet das eine Ende derſelben in einen eiſernen Widerhaken, und befeſtigt dieſen loſe durch eine Höhlung an einen Schaft von Einhornshorn; das andere Ende iſt bereits frei. Es iſt das Werk eines Augenblicks. Er hat die Harpune ergriffen: das Waſſer iſt in Bewegung, das Wallroß nur einige Faden entfernt, ganz nahe vor ihm. Myouk erhebt ſich langſam, ſeinen rechten Arm zurückgeworfen, den linken flach an ſeiner Seite. Das Wallroß blickt um ſich, und ſchüttelt das Waſſer ab: Myouk hebt ſeinen linken Arm empor, und das Thier, bis über die Bruſt zum Vorſchein kommend, richtet, ehe es aufs neue untertaucht, einen flüchtigen Blick auf ihn, der ihm aber theuer zu ſtehen kommt. Die Harpune ſteckt in ſeinem linken Fuße.

Obgleich das Awuk oder Wallroß in einem Augenblick unter Waſſer iſt, läuft doch Myouk in verzweifelter Eile von dem Schauplatz ſeiner That hinweg, und rüſtet ſich zur Verfolgung ſeines Siegs. Er ergreift im Laufen einen kleinen mit Eiſen roh zugeſpitzten Stock, und treibt ihn durch einen heftigen Stoß ins Eis; an dieſen Stock befeſtigt er ſeine Leine, und drückt ſie mit den Füßen ganz auf die Eisoberfläche nieder.

Nun kommt der Kampf. Die Eisöffnung wird in toller Kampf-Aufregung von dem verwundeten Thier gänzlich zerſtört; die Leine in einen Augenblick dicht angezogen, im nächſten nachgelaſſen: der Jäger hat ſeinen Standort aufgegeben. Das Eis bricht überall ein, und aus demſelben erheben ſich zwei Wallroſſe, nur wenige Ellen von der Stelle auf welcher der Jäger ſteht. Eines von ihnen, das Männchen, iſt aufgeregt und ſcheint erſchreckt; das andere, das Weibchen, gefaßt und rachedürſtend. Sie tauchen wieder unter, nachdem ſie einen grimmen Blick über das Eisfeld geworfen; in demſelben Augenblick aber hat Myouk ſeine Stellung gewechſelt, er nimmt ſein Fangtau mit ſich und befeſtigt es aufs neue. Kaum iſt dieß geſchehen, ſo hat ſich das Wallroßpaar auch ſchon wieder erhoben, und bricht eine zehn Fuß im Durchmeſſer haltende Fläche ungefähr gerade an der Stelle ein welche Myouk verlaſſen hatte. Wie ſie abermals untertauchen, wechſelt auch er wieder ſeinen Platz. Und ſo dauert der Kampf zwiſchen Gewandtheit und Kraft fort, bis das Opfer, halb erſchöpft, eine zweite Wunde erhält, und ſich, wie eine Forelle durch die Schnur des Anglers, hin und herziehen läßt.

Der Angriffsinſtinct welcher das Wallroß kennzeichnet, iſt intereſſant für den Naturforſcher, wie er überhaupt auch charakteriſtiſch iſt bei den Landthieren, den Dickhäutern, denen es beigezählt wird. Nach einer Verwundung erhebt es ſich hoch aus dem Waſſer, ſtürzt heftig auf das Eis nieder, und ſucht mit ſeinen Vorderfüßen auf die Oberfläche zu gelangen. Sowie dieſe unter ſeinem Gewicht einbricht, nimmt ſein Geſicht einen noch viel rachedürſtenderen Ausdruck an, das Bellen wird zum Brüllen, und das Maul ſchäumt bis der Bart gefroren iſt.

Selbſt ungereizt handhabt es die Fangzähne tapfer, die ſo ſtark ſind daß es ſie zum Packen von Felsſtücken und zum Erklettern von Eis- und Landabhängen gebraucht, die ohne Beihülfe dieſer Waffe unzugänglich für daſſelbe wären. Es erſteigt auf dieſe Weiſe Felſen-Inſeln die ſechzig und hundert Fuß über der Meeresfläche liegen, und ich ſelbſt habe geſehen wie es ſich in dieſen Höhen mit den Jungen im kühlen Sonnenſchein der Monate Auguſt und September wärmte.

Das Wallroß kann einen furchtbaren Schlag führen, zieht aber, in ächt ſoldatiſcher Weiſe, den Angriff mit den Fangzähnen vor. Ich zweifle nicht im geringſten an den alten Erzählungen aus den Spitzbergen'ſchen Fiſchereien und von der Cherie-Inſel, wo die Wallroſſe ganze Geſchwader europäiſcher Fiſcherboote in die Flucht jagten. Das Awuk iſt der Löwe der däniſchen Eskimos, die von ihm ſtets mit der höchſten Achtung ſprechen. Umiaks wurden einmal, wie ſie mir ſagten, Tage lang an den Meerengen und Paſſagen, welche es unſicher machte, zurückgehalten. Statthalter Flaiſcher erzählte mir daß im Jahr 1830 ein braunes Wallroß, das den Eskimos zufolge das wildeſte iſt, nachdem es nahe bei Upernavik eine Menge Lanzenſtiche erhalten hatte und verſtümmelt worden war, einen wüthenden Angriff auf ſeine zahlreichen Feinde machte, und ihnen ſolche Furcht einjagte daß ſie Beiſtand in der Niederlaſſung ſuchten. Seine Bewegungen waren ſo gewaltſam daß die in ihm ſteckenden Harpunen herausfielen. Der Statthalter erlegte es mit vieler Mühe nach mehreren Flintenſchüſſen und Lanzenwunden von ſeinem Wallfiſchboot aus.

Bei einer andern Gelegenheit ſtieß ein junger und abenteuerluſtiger Inuit einem braunen Wallroß ſeinen Nalegeit in den Leib; er wurde jedoch durch das wilde Gebahren des Thiers dergeſtalt in Schrecken verſetzt, daß er, bevor er noch von ſeiner Lanze Gebrauch machte, um Hülfe rief. Die ältern Männer ſuchten ihn vergebens

Digitized by Google

von seinem Verhalten abzumahnen. „Es ist ein braunes Wallroß," sagten sie; „Auvé Koiock!" „Bleib zurück!"

Da sie sahen daß er ihre Warnung mißachtete, so stürzte sein einziger Bruder vorwärts, und schleuderte die zweite Harpune nach dem wüthenden Thier. Fast in demselben Augenblick aber machte das Wallroß einen Angriff auf den Kayacker, und riß ihm, der Erzählung zufolge, nach Art seines Waldbruders, des wilden Bären, den Bauch auf. Diese Geschichte wurde mir mit großer Lebhaftigkeit erzählt, wobei natürlich nicht vergessen wurde anzuführen wie der Bruder den Leichnam des Getödteten rettete, und wie die grimmige Bestie, als man auf den Eisbänken Jagd auf dieselbe machte, in schäumende Strudel stürzte und in diesem Theil der See, die von seinem Blut geröthet wurde, neue Opfer suchte.

Von der Wildheit des Wallrosses kann man sich einigermaßen einen Begriff machen, wenn man hört daß die Schlacht von welcher Morton, nicht ohne einige Gefahr für sich selbst, Zeuge war, vier volle Stunden dauerte, und daß das Thier während dieser Zeit unaufhörlich auf die Eskimos, sowie sie sich ihm näherten, losstürzte, große Eistafeln mit seinen Fangzähnen abriß, und nicht die geringste Spur von Furcht an den Tag legte. Es erhielt mehr als siebenzig Lanzenwunden — Morton zählte über sechzig — und selbst dann noch blieb es, auf seine Fangzähne gestützt, am Rande des Eises, noch Stande oder nicht Willens sich zurückzuziehen. Sein Weibchen kämpfte auf dieselbe Weise, floh aber als es die erste Lanzenwunde erhielt.

Die Eskimos schienen die Gefahr einer zu großen Annäherung an dasselbe vollkommen zu kennen; denn beim ersten Anprall des Wallrosses sprangen sie so weit zurück, daß sie außer den Bereich des gebrochenen Eises gelangten. Morton schildert die drei letzten Stunden als einen Kampf der auf beiden Seiten das Ansehen eines unentschiedenen und anscheinend zweifelhaften Streits trug.

Auch in der Art und Weise wie die Eskimos ein getödtetes Wallroß aufs Eis schaffen, zeigten sie Scharfsinn und Gewandtheit. Sie machten zwei Paar Einschnitte in seinen Hals, wo die Haut sehr dick ist, etwa sechs Zoll von einander und parallellaufend, so daß die Einschnitte gleichsam ein Paar Bänder bilden. Eine Leine aus geschnittener Haut, etwa einen Viertelszoll im Durchmesser haltend, wird unter diesen Bändern hindurchgezogen und auf dem Eis an einen in der Bank gutbefestigten dicken Stock gebunden, wo sie durch eine Oeffnung hindurchgezogen und dann zum Thier zurückgeführt wurde, um unter das zweite Band zu gelangen und den Eskimos zugeleitet zu werden. Dieß bildete eine Art „Doppel-Spille," da der Thran das Tau so glatt macht daß eine freie Bewegung möglich ist. Durch diese Vorrichtung wurde das Thier, dessen Gewicht ungefähr 700 Pfund betrug, heraufgezogen und nach Muße zerlegt. Als dieß geschehen war, fuhren die beiden Schlitten heimwärts, und nahmen die werthvolleren Theile ihrer Beute mit sich. Die Eingeweide und ein großer Theil des Cadavers wurden in den Höhlen eines Berges begraben: Lucullus selbst hätte sich kein größeres Eishaus träumen lassen können.

Als die Jagdabtheilung die kleine Insel welche vor ihrem Niederlassungsorte lag, umfuhr, liefen die Weiber die Felsen herab ihnen entgegen. Ein langanhaltendes Freudengeschrei trug die gute Botschaft weiter, und als die Abtheilung am Strande landete, waren rasch eine Menge Messer geschäftig um das Fleisch nach Jägerbrauch an die Einzelnen zu vertheilen. Indessen können die Eskimos, so gierig sie auch essen, den Hunger augenscheinlich ohne Mühe fast bis zum Uebermaß ertragen. Den ganzen Tag über hatte noch keiner Speise zu sich genommen, und doch setzten sie sich erst Nachts zehn Uhr zur Mahlzeit nieder. „Zur Mahlzeit niedersitzen!" Dieß ist der einzige Ausdruck unserer Gastrologie der sich auf ein Eskimo-Essen anwenden läßt. Sie sitzen in der That nieder, Mann und Weib und Kind, das Messer in der Hand, und hocken mit gekreuzten Beinen um eine furchtbare, vierzig Pfund schwere Keule herum, über die sie, ohne das langsame Kochen der Lampe abzuwarten, mit wahrem Heißhunger herfallen. Ich habe viele solcher Mahlzeiten gesehen. Hansens Erzählung von dem Schwelgermahl zu Etah ist indeß zu charakteristisch um ganz mit Stillschweigen übergangen zu werden.

„Warum, Cappen Ken, Sir, aßen selbst die Kinder die ganze Nacht hindurch — Ihr kennt wohl den kleinen zweijährigen Buben, den die Awiu in ihrer Kapuze mitgebracht — der Euch biß als Ihr ihn kitzeltet? — Ja. Nun, Cappen Ken, Sir, dieses Bübchen schnitt sich selbst vor, mit einem Messer das aus einem eisernen Reif gemacht und so schwer war, daß er es kaum heben konnte, und schnitt und aß, und aß und schnitt, so lang ich ihm zusah." „Gut, Hans, versuch's nun und denk', denn ich möchte eine genaue Antwort: wie viel an Gewicht oder Menge hat wohl das Kind gegessen?" Hans ist ein exacter und wahrheitsliebender Mann; er dachte ein wenig nach, und sagte dann, er könne meine Frage nicht beantworten. „Aber ich weiß dieß, Sir, daß er ein Sipak aß" — der Eskimo-Name für den Fleischklumpen der ganz nahe am Maul abgeschnitten wird — „so groß als sein eigener Kopf, und drei Stunden später, als ich zu Bett gieng, schnitt er einen andern Klumpen ab, und aß noch immer." Ein Sipak ist jedoch, wie der holländische Gouverneursfuß, eine schwankende Gewichtseinheit.

Skizzen aus Kleinasien.

(Fortsetzung.)

Als ich meine Runde beendigt hatte, kehrte ich in meinen Wigwam zurück; der Ort füllte sich allmählich mit Menschen, und das Kaffeehaus war schon voller Gäste. Unter diesen befanden sich einige Derwische vom Orden der Nakschebendi, welche als ächte Weltverächter erklärten daß sie an der Messe gar keinen Geschmack gefunden und sie daher schnell verlassen hätten. Dann fing einer von ihnen an ein persisches Gedicht zu recitiren, welches die höchst wichtige Neuigkeit enthielt daß alle Menschen sterben müßten, und daß selbst die Könige und die Propheten davon nicht ausgenommen wären. Daraus folge also daß es am gescheidtesten wäre ein Derwisch zu werden, der sich über alle und jede Misere des Lebens

Digitized by Google

hinwegsetze und am Ende, gleich dem geldlosen Wanderer, vor dem Straßenräuber, dem Tode ein Liedchen ins Angesicht singe. Mir war diese Schlußfolgerung aus dem Vordersatze etwas kühn vorgekommen, und ich war gerade in der rechten Laune um mit ihm ein wenig über seine atheistischen Grundsätze zu disputiren, jedoch schwieg ich aus Rücksicht für die übrigen Gäste, deren Glauben zu stören ich mich nicht berufen fühlte, und die von dem Gedichte sehr erbaut waren, weil sie glücklicherweise kein Persisch verstanden. Mein Derwisch affectirte für den Rest des Abends nur arabisch zu sprechen, obgleich er es augenscheinlich als eine erlernte Sprache redete, während er türkisch offenbar als seine Muttersprache sehr rein und fließend sprach.

Ich nahm nun auch Abschied von Schana, und ich gestehe es, der Abschied wurde mir nicht leicht, da ich in den fünf Tagen, wo er mein beständiger Begleiter war, ihn als einen redlichen und intelligenten Menschen erkannt hatte, obgleich er im Grunde einem sehr geringen Stande, der Landgendarmerie, angehörte. Den zweiten Zabtie entließ ich ebenfalls, da nach einstimmiger Erklärung aller Leute die weitere Strecke keine Gefahr darböte, was ich ohnehin glaubte. Ich kann jedoch nunmehr aus eigener Erfahrung solchen Reisenden, welche der Landessprachen mächtig sind oder einen guten zuverlässigen Dolmetscher haben, empfehlen, die Begleitung dieser Zabtie nicht auszuschlagen, denn sie sind zwar in puncto der Sicherheitsescorte ein unnützes Möbel, aber sie kennen ihren District sehr gründlich und kosten nur wenig. Der ganze Apparat von Sicherheitswachen, der mich von Karadscha Wiran bis Gerede, den Abstecher nach Zafranboli eingerechnet, begleitet hatte, kostete mir im ganzen keine hundert Piaster, da man jedem Mann täglich nur 5 Piaster (30 kr.) bezahlt

Auch der Sürüdschi von Baindür nahm Abschied von mir; es war eine treue Seele, immer vergnügt und sehr pünktlich in seinem Dienst; er hatte vollständig die Physiognomie eines Nogaier-Tataren, wofür ich ihn anfänglich auch hielt; er sagte mir aber er sey aus Baindür gebürtig. Ich kann ihn künftigen Reisenden empfehlen, sein Name ist Mustafa. Beim Abschied schenkte er mir noch seine Peitsche, da die meinige auf der letzten Station verloren gegangen war.

Sonnabend, 18 October. Ich wollte einige Angoraziegen kaufen, da man weiterhin keine mehr trifft; der Kawaß hatte demgemäß schon den Abend vorher mit einem Heerdenbesitzer gesprochen; dieser versprach am andern Morgen in aller Frühe zu kommen um seine Waare zu zeigen. Um 7 Uhr waren wir vollständig fertig zum Aufbruch, aber noch hatte sich der Ziegenhändler nicht eingefunden. Wir warteten bis halb acht, bis acht, bis halb 9 Uhr, umsonst, der Kawaß versicherte er müßte kommen. Da er trotz der Versicherung nicht kam so suchte er ihn im Orte auf; der Kerl war aber nirgends zu finden, und während ihn gestern Abend die ganze Welt kannte, wollte heute Morgen ihn niemand kennen. Der Kawaß kam zornentbrannt zurück, und ich sagte ihm daß man uns gefoppt hätte; es wurde ihm schwer zu glauben daß seine Glaubensgenossen solcher Streiche fähig wären, aber die Thatsache war zu offenkundig um sich nicht vor derselben zu beugen. Wir bestiegen also um 9 Uhr unsere Pferde, da wir nicht länger warten konnten, denn Boli, unser heutiges Tagesziel, war 12 Poststunden entfernt.

Um 9¼ Uhr passirten wir den See von Gerede, und gleich darauf das Dorf Usludschak, welches links vom Wege liegt, dann etwas später die beiden Dörfer Schahnalar (links) und Saraidschik (rechts). Um 10¼ Uhr fand ich eine Menge Ruinen am Wege, deren Untersuchung mich etwas aufhielt; von hier an bis Boli trifft man sehr häufig Ruinen, zum Theil in großen Massen, so daß diese Strecke im Alterthum, wenigstens in der Zeit wo Bithynien römische Provinz war, ungemein bevölkert gewesen seyn muß, denn fast jede halbe Stunde kamen wir an Stellen vorbei wo eine Menge Säulen von der alten Bevölkerung und ihrem Kunstsinn Zeugniß ablegten. Die Inschriften stammen fast alle aus römischer Zeit, nur sehr wenige scheinen mir einer früheren Zeit anzugehören, ein großer Theil derselben ist metrisch. Die Untersuchung der Ruinen und das Copiren der Inschriften hielt mich oft sehr lange auf, aber wir hatten zum Glück vortreffliche Pferde, so daß die Versäumniß in wenig Minuten nachgeholt war.

Kurz vor dem See von Tschaga passirten wir das Dorf Dogandschilar (links), dann Teller rechts am östlichen Ende des Sees, dann Hamzeköi am nordwestlichen Ufer des Sees, und letzterem gegenüber Goldan links vom Wege. Um 11 Uhr wurde Halt in einer Wächterstation gemacht, und um 12¾ Uhr bei Kör Oglu Tscheschmessi (Brunnen des Sohns des Blinden). Kör Oglu, der Erbauer dieses Brunnens, war ein alter Dere Bej, der vielen Geschmack gehabt haben muß, denn der Brunnen ist links und rechts mit ein Paar hübschen Säulen eingefaßt, welche sehr gut erhaltene Inschriften haben.

Um 2½ Uhr hatten wir das Ende der Hochebene erreicht, auf welcher ich mich seit dem 6 October bewegt hatte, und wir stiegen nun auf die Ebene von Boli hinab: eine prachtvolle Ebene, mit Dörfern wie übersäet und fruchtbar in ausgezeichnetem Grade, wie geschaffen für ein kleines Fürstenthum, gleich der Ebene von Pergamum. Von hier bis Boli hatten wir noch eine dreistündige Strecke vor uns, und da es auch hier noch viele Alterthümer zu untersuchen gab, so mußten die schon ziemlich stark angestrengten Pferde noch etwas tüchtiges leisten; aber sie entsprachen den Erwartungen vollkommen, und noch ehe die Sonne untergegangen war, sprengten wir in gestrecktem Galopp in Boli hinein, wo ich mich im Posthause einquartierte.

Sonntag, 19 Oct. Ich machte heute Halt, um die Stadt und die Umgegend etwas genauer anzusehen. Das erste was ich sah, war hinreichend um die von Hrn. Tschihatscheff geäußerte Vermuthung, das alte Bithynium habe etwas weiter westlich von Boli gelegen, [1] als ungegründet zu widerlegen, nämlich der Hügel ostwärts von der Stadt, welche letztere am Fuße desselben liegt. Dieser Hügel ragt kaum 50 Fuß über die Ebene empor, gewährt aber da er in der Mitte derselben liegt, eine vollständige Uebersicht über die Ebene nach allen Seiten hin, und ist wie geschaffen zur Anlegung einer Residenz. Die Oberfläche ist eben, vielleicht durch Menschenhände geebnet, und hat einen Umfang ungefähr wie die Akropolis von Athen. Der Rand der Oberfläche war mit einer dicken cyklopischen Mauer eingefaßt, von welcher noch ein Stück erhalten ist; verschiedene Höhlungen in diesem Stücke scheinen Röhren

[1] M. s. den vorhin angeführten Brief im Journal Asiatique.

Digitized by Google

zur Wasserleitung enthalten zu haben. Auf den andern Stellen waren nur noch die Substructionen sichtbar. Genau auf der Mitte des Hügels ist ein Oblongum, welches ehemals einen mächtigen Quaderbau enthielt, dessen Grundriß aus den vorhandenen Substructionen sich noch deutlich herstellen läßt. Hier findet man unter der Erde so viele Quadern, daß man in Boli ein eigenes Taschhané angelegt hat, d. h. eine Fabrik von Bausteinen, zu welcher dieser Fleck das Material liefert. In der Mitte des Oblongums ist noch eine Erhöhung, von welcher man die ganze Ebene überschaut. Dieses Oblongum war offenbar die alte Königsburg des Prusias und des Nikomedes, wenigstens eignet sich kein anderer Punkt auf der ganzen Ebene so gut dazu, und die bithynischen Könige müßten stockblind gewesen seyn wenn sie ihn übersehen hätten. Mit dem Fernrohr in der Hand genoß ich hier eine köstliche Aussicht, und war in meinen Betrachtungen in das graueste Alterthum vertieft, als ich plötzlich in die tiefste Misere der Gegenwart zu schauen Gelegenheit hatte. Ein Müßiggänger, dem Anschein nach zu der Philisterzunft von Boli gehörend, hatte mich schon längere Zeit beobachtet wie ich bald Pflanzen und Muscheln sammelte, bald mit Compaß und Fernrohr die Ebene aufnahm, und trat endlich zu mir heran, da er mich für einen Arzt hielt. Er eröffnete mir daß er in Folge einer Krankheit, deren Natur zu errathen nicht viel Scharfsinn erforderte, an einer Gonorrhöe litt, die seit zwei Jahren ihn belästigte, und fragte mich ob ich nicht ein Mittel dagegen wüßte. Um ihn loszuwerden, empfahl ich ihm Kubeben zu kauen, und setzte meine Beobachtungen fort. Aber nun gesellten sich andere Müßiggänger zu mir die ich nicht so leicht abweisen konnte, da sie zu den Honoratioren zu gehören schienen und die mich für Gott weiß was hielten; der Kawaß mußte ihnen etwas vorgeschwatzt haben, denn sie beriefen sich auf ihn; ihre Anliegen aber waren so daß ich eine andere Sprache annehmen mußte, um ihnen zu bedeuten daß ich unter dem Schutze des Sultans in seinen Staaten reise, und daß ich diesen Schutz schlecht vergelten würde, wenn ich ihren Reden auch noch eine Minute länger Gehör geben wollte; ich rieth ihnen also mich zu verlassen und in die Moschee zu gehen um für ihren Sultan zu beten.

Heutzutage dient der Hügel als Ackerland; auf dem westlichsten Ende, nahe bei der Stadt, ist ein Thurm mit einer Uhr errichtet, der Inschrift zufolge im J. 1836. Ostwärts verlängert sich dieser Hügel in einen etwas niedrigeren Absatz, der ebenfalls mit einer Mauer eingefaßt war, wovon noch einzelne Reste vorhanden sind. Die Südseite dieses Hügels ist durch die Poststraße von einem zweiten niedrigeren Hügel getrennt, der gleichfalls mit einer Mauer eingefaßt war, wovon noch ziemlich viele Reste erhalten sind; er dient jetzt als Begräbnißplatz, und liefert durch mehrere alte Inschriften auf Säulen und Altären verschiedene Beiträge zur Kenntniß des alten Bithyniens.

Boli selbst hat nur wenige Reste des Alterthums, der Ort ist ziemlich groß, ich zählte 14 Moscheen. Früher war es die Residenz eines Pascha, jetzt aber ist hier nur ein Kaimakam, wodurch der Wohlstand etwas gelitten hat, zumal da der Ort keine eigenthümliche Industrie besitzt. Südwärts von Boli liegt der armenische Ghetto.

Am Nachmittage machte ich einen Abstecher nach den Bädern von Boli; diese liegen eine Stunde südwärts, am Ende der Ebene, und erhalten ihr Wasser aus den heißen Quellen am Fuße des Gebirges. Es sind zwei Bäder, wovon jedes vier Bassins hat, die aus zwei Hähnen gespeist werden. In dem ostwärts gelegenen Bade hat das Wasser in der Mündung des einen Hahns eine Temperatur von 109° Fahrenheit, und an der Mündung des zweiten Hahns 103° Fahrenheit. In dem andern Bade westwärts hat das Wasser an den Mündungen beider Hähne eine Temperatur von 110° Fahrenheit und besitzt einen schwachen Schwefelgeruch. Specifische Heilkräfte scheinen beide Bäder nicht zu besitzen, und sie dienen als einfache heiße Bäder, auch sind sie Privateigenthum, und gehören zwei Einwohnern von Boli.

Montag, 20 Oct. Wir brachen heute um 6½ Uhr auf nach Düzdsche, 12 Poststunden von Boli. Wir hatten wieder ausgezeichnete Pferde, das meinige war der beste Renner den ich auf der ganzen Reise gehabt habe, und somit war gegründete Aussicht vorhanden nicht nur Düzdsche früh zu erreichen, sondern selbst noch Zeit zu einem Abstecher nach Ueskûb zu gewinnen. Um 7 Uhr passirten wir Paschakôi, und um 8½ Uhr waren wir schon in einer Wächterstation, welche 4 Poststunden von Boli entfernt ist und am Fuße des Boli Daghi liegt. Hier wurde einige Augenblicke Halt gemacht, um zu frühstücken. Nun aber hatte sich das Blatt plötzlich gewendet, der Boli Daghi hatte sich mit so dichtem Nebel bedeckt daß wir zuweilen keine 50 Schritte weit vor uns sehen konnten; die niederschlagende Feuchtigkeit hatte den lehmigen Boden so schlüpfrig gemacht daß den armen Thieren das Steigen recht beschwerlich wurde, noch viel beschwerlicher aber war das Hinabsteigen, während ein feiner durchdringender Regen uns von oben durchnäßte. Um 11½ Uhr endlich war diese mühsame Passage überwunden, und wir konnten in einer benachbarten Wächterstation uns etwas erholen. Von nun an war unser Weg in der Ebene abwärts am rechten Ufer eines kleinen Flusses, aber das Pferd unsers Zürüdschi war so ermüdet daß es nur noch im Schritte vorwärts kommen konnte, so daß wir erst um 2 Uhr Düzdsche erreichten, statt um 12 Uhr, wie wir berechnet hatten. Dabei war die Luft so trübe und regenschwanger daß ich für heute die Tour nach Ueskûb als ganz unnütz aufgab.

Düzdsche ist ein ziemlich armseliger Ort von etwa 60 Häusern, mit einer hinfälligen Moschee; die einzige Industrie des Ortes ist der Tabaksbau, das Product aber, gleich dem Tabak der ganzen Umgegend, ist so beschaffen daß nur ein Gaumen, welcher Mecklenburger Tabak oder Malteser Cigarren auszuhalten vermag, sich dazu eignet. Düzdsche soll früher Tusae geheißen haben, was ich nicht bestreiten will, doch habe ich in den mir zu Gebote stehenden Büchern einen solchen Namen nicht auffinden können. Ich sah aber einen schönen Altar mit Blumenfestons, der jetzt als Brunneneinfassung dient; eben so enthält der Begräbnißplatz einige antike Steine, sowie ein anderer Begräbnißplatz (ohne dazu existirenden Ort) eine halbe Stunde ostwärts von Düzdsche.

Ich bemerke noch daß die alte Straße, deren Tschihatscheff erwähnt, schon von Boli an beginnt und sich bis Nikomedien verfolgen läßt; ich muß aber auch hier erwähnen daß sie mir eher der byzantinischen Zeit als der römischen Herrschaft anzugehören scheint.

Dienstag, 21 Oct. Die schönen Tage von Aranjuez sind vorüber, es hatte die Nacht stark geregnet, und von hier an bis Nikomedien regnete es fast ununterbrochen. Wer es bloß gewohnt

Digitized by Google

iſt in Europa zu reiſen, wo ſchlechtes Wetter gar kein Hinderniß iſt, und höchſtens den Eiſenbahnzug oder den Poſtwagen eine Viertelſtunde aufhält, hat gar keinen Begriff davon wie ſehr der Regen im Orient dem wiſſenſchaftlichen Reiſenden hinderlich iſt, zumal bei kurzen Tagen. Es iſt Regel daß man vor Sonnenuntergang ſich ein Obdach ſucht, da es ſpäter ungemein ſchwer hält etwas zu eſſen zu bekommen, überdieß kann man in der Dunkelheit bekanntlich nichts ſehen, alſo keine Beobachtungen anſtellen. Da nun aber der Regen die Wege ungemein verſchlechtert, ſo iſt das Fortkommen ſehr erſchwert, und man muß daher ſich faſt aller Abweichungen vom Wege, ſowie des Verweilens bei intereſſanten Gegenſtänden möglichſt enthalten; denn ſehr oft riskirt man nicht bloß einen hungrigen Abend, was am Ende kein ſo entſetzliches Unglück iſt, ſondern ſelbſt die Exiſtenz, weil es hier zu Lande Paſſagen gibt, die man nur bei Tageslicht glücklich bewerkſtelligen kann. Dieß ſoll nicht bloß für mich gleichſam eine oratio pro domo ſeyn, ſondern alle diejenigen entſchuldigen welche im Orient oft bei den intereſſanteſten Gegenden vorübereilen mußten, während der Gelehrte in Europa, im Schlafrock und bei dem warmen Ofen, ihnen Vorwürfe macht daß ſie dieſe oder jene Beobachtung nicht angeſtellt haben.

Ich ritt in Begleitung eines Negers nach Ueskûb, welches, nur zwei Stunden entfernt, ſeitwärts am Fuße des Hypius-Gebirges liegt. Unterwegs paſſirte ich das Dorf Körſesler und einen Fluß, der von Oſten nach Weſten fließt. Ueskûb iſt das alte Prusias ad Hypium und enthält höchſt intereſſante Alterthümer, auf welche zuerſt Hr. Tſchihatſcheff aufmerkſam machte. Beſonders merkwürdig ſind die alten Mauern aus Quaderſteinen, die der Hauptſache nach wohl aus den Zeiten der bithyniſchen Könige herrühren mögen, aber deutliche Spuren an ſich tragen daß Römer und ſpäter Byzantiner ſie ausbeſſerten. Ich traf zum Glück den einzigen Griechen, der hier wohnt, in einem Kaffeehauſe, und dieſer, ein intelligenter Mann, führte mich überall hin wo alte Inſchriften zu finden ſind, ſo daß ich alles aufgefunden habe was Hr. v. Tſchihatſcheff angibt, nur die Reiterfigur, deren er in ſeinem oben citirten Briefe erwähnt, fand ich nicht, obgleich ich den Stein, auf welchem er ausgehauen ſeyn ſollte, mit aller Muße copirte; auch wußte weder mein Grieche noch ſonſt jemand im Orte von einer ſolchen Figur, und es ſcheint alſo daß der gelehrte Ruſſe ſich geirrt hat. Ich copirte ſämmtliche Inſchriften, wobei der Regen in Strömen herabgoß; mein Grieche hielt ruhig neben mir aus, und half mir die halb vergrabenen Steine mit der Schaufel herausarbeiten. Zur Geſchichte der bithyniſchen Könige liefern dieſe Inſchriften keinen Beitrag, da ſie alle ohne Ausnahme aus römiſcher Zeit, und zwar, ſo weit ich urtheilen kann, aus der Mitte des 2ten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung herſtammen; aber wichtig ſind ſie dadurch daß ſie über die Verfaſſung und das römiſche Provinzialleben ſchätzenswerthe Auskünfte liefern. Sie ſind gleichſam eine Fortſetzung der Briefe des Plinius an Trajan, ſo daß wir über keine römiſche Provinz ſo viele detaillirte Nachrichten haben als über Bithynien. Es iſt aber hier nicht der Ort das Material zu verarbeiten und auszukramen, auch habe ich jetzt keine Zeit dazu.

(Fortſetzung folgt.)

Die Raskolniken oder Staroverzi Rußlands.

Als um die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts der ruſſiſche Patriarch Niken einige Steuerungen in der Liturgie der ruſſiſchen Kirche vornahm, waren viele der Alt- und Strenggläubigen damit unzufrieden und weigerten ſich dieſen Neuerungen nachzukommen. Da ihre Macht indeß zu einem offenen Widerſtande zu gering war, ſo vereinigten ſie ſich und trennten ſich im Jahre 1660 von der herrſchenden Kirche, ſeitdem eine beſondere Secte bildend, von den Ruſſen Raskolniki (Ketzer) genannt, während ſie ſich ſelbſt mit dem Namen Staroverzi bezeichnen. Sie ſtanden mit einander in der engſten Verbindung, und hielten mit unerſchütterlicher Feſtigkeit an den alten Satzungen ihres Glaubens und ihrer Schrift, welche ſelbſt die Verfolgungen und Qualen, die ſie unter dem Czar Peter I zu erdulden hatten, nicht zu brechen vermochten. Im Gegentheil riefen dieſelben, und die Abgeſchloſſenheit, in der ſie anfangs gegen die Anhänger der herrſchenden Kirche lebten, unter ihnen einen düſtern, ſchwärmeriſch hartnäckigen Geiſt hervor, der jede Verfolgung als eine erwünichte Gelegenheit zum Märtyrthum anſah. Es giengen ſpäter noch einige minder bedeutende Seelen, namentlich die Duchoborzi, welche das Chriſtenthum nur im Geiſte wollen, aber ſtreng auf Sittenreinheit halten, von ihnen aus; ihre Zahl iſt dadurch wohl geringer geworden, aber ſie ſind keineswegs verſchwunden, zumal ſie ſeit Jahren keine Verfolgung zu erdulden gehabt haben.

Das religiöſe und geſellſchaftliche Leben der Staroverzen iſt bereits mehrfach geſchildert, allein es iſt faſt eben ſo oft entweder im höchſten Grade übertrieben, wozu ihr Fanatismus die Veranlaſſung gegeben haben mag, oder es iſt höchſt einſeitig aufgefaßt, weil die Anhänger dieſer Secte, eingedenk der frühern Verfolgungen, nur ſchwer einen Fremden und Ungläubigen einen wahren Blick in ihr Leben thun laſſen, wobei ſie von der dem ruſſiſchen Volke eigenthümlichen Schlauheit auf das kräftigſte unterſtützt werden.

Man hat ihnen die größten Scheußlichkeiten aufgebürdet, es läßt ſich auch nicht läugnen daß ihr ſchwärmeriſcher Fanatismus ſie zu Thaten treibt, welche ſich nur durch einen religiöſen Wahnſinn begreifen und entſchuldigen laſſen; auf der andern Seite ſteht aber hiermit wiederum ihr ehrlicher, offener, einfacher und gaſtfreundlicher Charakter im grellſten Widerſpruch. Das ſtrenge Feſthalten des Staroverzen an den alten Satzungen hat, trotzdem er auf mehrfache Abwege gerathen iſt, dennoch einen guten und ſittlichen Kern in ihm zurückgelaſſen.

Die Sekte der Staroverzen iſt faſt durch ganze ruſſiſche Reich hin verbreitet, namentlich unter den Bauern, doch haben ſie auch in den Städten ihre Anhänger, und ſämmtlich haben ſie mehrere geheime Zeichen, an denen ſie ſich ſofort gegenſeitig erkennen und ſich dann mit großer Opferbereitwilligkeit unterſtützen. Sie laſſen ſich auch durch ihre größere Reinlichkeit, durch die Einfachheit ihrer Kleidung und ihres Lebens, durch das Fernhalten von jedem Luxusgegenſtande, durch die Zähigkeit, mit welcher ſie an den althergebrachten Sitten und Gebräuchen hängen, und vor allem durch ihren langen Bart äußerlich erkennen. Der Bart iſt für die Staroverzen von höchſter Bedeutung, er iſt ihr Symbol, ein Gegenſtand ihrer Verehrung, und gleichſam das äußerliche Siegeszeichen, welches ſie aus allen Verfolgungen kühn davon getragen haben.

Digitized by Google

Der Bart iſt aber auch zugleich ein Gegenſtand ihrer Religion, er gilt ihnen heiliger als den Mohammedanern, welche ihn auf das Gebot ihres Propheten tragen, denn auch ſie ſehen ihn als ein Gebot des erſten und größten ihrer Propheten, des Moſes an, und beziehen ſich auf den 27ſten Vers im 19ten Capitel des 3ten Buches Moſes, wo er die Gebote auslegt und alſo befiehlt: „Ihr ſollt Euer Haar am Haupt nicht rund umher abſchneiden, noch Euren Bart gar abſcheeren.“

Der Czar Peter I wird von den Staroverzen gehaßt und verabſcheut, nicht ſowohl wegen der Verfolgungen und Qualen welche ſie durch ihn zu erdulden hatten, ſondern weil er das Heiligthum ihres Bartes angriff. Es iſt bekannt, daß Peter der Große die damals allgemein üblichen langen Bärte ſeiner Unterthanen anfangs mit Gewalt zu vernichten verſuchte; er drang nicht durch, und fiel deßhalb auf die Idee die Bärte zu verſteuern, und jeder mit einem langen Bart verſehene Ruſſe mußte, wenn er durch die Thore einer Stadt ging, den eigens dazu angeſtellten Caſſirern die ſeinem Stand entſprechende Bartſteuer entrichten; die Vornehmeren, Reichen, Handelsleute und Künſtler mußten 100 Rubel zahlen, die Aermeren kamen mit einer Kopeke davon. Dieſe Steuer wirkte beſſer als alle früheren Befehle, nur auf die Staroverzen übte ſie wenig Einfluß; für ihren Bart waren ſie zu jedem Opfer bereit, und ſie bezahlten freudig ſelbſt die für ihre Secte beſtimmte doppelte Bartſteuer, wie ſie auch auf Peters Befehl eine doppelte Kopfſteuer zu entrichten hatten. An das Kinn eines Staroverzen kommt kein Scheermeſſer, ſie werden deßhalb auch die Bartruſſen genannt.

Ich war im Sommer 1855 längere Zeit in dem Hauſe eines Bauern, welcher zu der Sekte der Staroverzen gehörte. Ich wußte es, und da ich bereits früher viel Uebertriebenes und Abenteuerliches von dieſen Abtrünnigen der herrſchenden Kirche Rußlands gehört hatte, ſtrebte ich mit erhöhter Begier das Leben und die Eigenthümlichkeiten dieſer Secte zu erforſchen. Nicolaus Polickz, ſo hieß mein Wirth, war ein Mann von ungefähr 55 Jahren, und ſein langer Bart, ſein ernſtes und dabei mildes Geſicht gaben ihm ein ehrwürdiges Ausſehen. Er war ein ſchlichter Bauer, aber trotz dem las er fertig und ſchrieb ziemlich geläufig Ueberhaupt ſorgen die Staroverzen mit Eifer für den Schulunterricht ihrer Kinder, und wo kein Lehrer im Dorfe iſt, verſehen ſie entweder ſelbſt die Stelle deſſelben bei ihren Kindern, oder ihr Prieſter unterrichtet ſie. Die meiſten Staroverzen können deßhalb ziemlich fertig leſen und ſchreiben; zum Schreiben bedienen ſie ſich indeß der altſlawiſchen Sprache, welche von dem jetzigen Ruſſiſch verſchieden iſt und mir unverſtändlich war.

Der alte Polickz war ein äußerſt freundlicher, aufmerkſamer Wirth — Gaſtfreundſchaft gehört überhaupt zu den Tugenden der Staroverzi, und er ſchenkte mir ein größeres Vertrauen als ich je bei rechtgläubigen Ruſſen genoſſen habe. Er war in der Bibel ſehr beleſen und bewandert, und ließ ſich mit augenſcheinlichem Wohlgefallen, und wohl wiſſend daß er eine für ſeinen Stand außerordentliche Fertigkeit im Reden beſaß, in ein Geſpräch über die heilige Schrift ein, und mehr als einmal hat er mich durch die Richtigkeit und das Treffende ſeiner natürlichen und geſunden Logik zum Staunen gebracht. Er geſtand offen und mit Bedauern, daß die heilige Schrift, welche jetzt die Staroverzen und wir alle beſitzen, nicht die urſprüngliche und reine Schrift ſey, ſie ſey vielfach verfälſcht. Aber die Staroverzen beſäßen eine urſprüngliche und reine Schrift, in welcher die Evangelien enthalten ſeyen, ſo wie ſie aus dem Munde der Evangeliſten gefloſſen wären, behauptete er. Dieſe reine und unverfälſchte Bibel ſey als größtes Heiligthum der ganzen Secte von dem Czar Peter III, der ein Anhänger derſelben war, in die Kuppel der Kirche in Waſſiliofſtrow eingeſchloſſen, und werde nicht eher wieder daraus hervorgenommen werden, als bis ein Kaiſer Rußlands Thron beſteige, der gleichfalls ein Staroverz ſey.

Das Andenken Peter's III lebt unter allen Staroverzen in größter Friſche, ſie verehren ihn eben ſo ſehr wie ſie Peter I verabſcheuen, und faſt in jeder Hütte, in welcher ein Anhänger dieſer Sekte wohnt, ſieht man ein Bildniß Peter III, meiſt mit grellen Farben colorirt. Das Erkennungszeichen dieſer Sekte, ein rother Lappen an dem rechten Knie, iſt auch auf dieſen Bildern angebracht, und die Staroverzen machen mit Stolz darauf aufmerkſam, daß ein Kaiſer zu ihrer Secte gehört habe. Uebrigens ſprachen ſie von dem Kaiſer Nikolaus und Alexander II mit größter Achtung, denn unter beiden haben ſie keine Verfolgung zu erdulden gehabt.

Ihren religiöſen Uebungen habe ich nie beigewohnt, doch fand ich auch in Rußland das Gerücht beſtätigt daß dieſelben häufig von wilden Orgien begleitet ſeyen, in denen ſie ſich ohne Rückſicht auf Alter, Stand und verwandtſchaftliche Verhältniſſe den roheſten Genüſſen hingeben.

Ein ſeit Jahren in dem Dorfe unter den Staroverzen lebender Deutſcher erzählte mir daß dieſe Secte, da ihre Zuſammenkünfte durch das Geſetz verboten ſeyen, im Geheimen ſich bald hier, bald dort in einem einſam ſtehenden Hauſe verſammeln, dort um ein in die Mitte geſtelltes und mit Branntwein gefülltes großes Gefäß ſchweigend aber in wildem bachantiſchen Rauſche tanze bis alle erſchöpft ſeyen, und dann nachdem die Kerzen ausgelöſcht, ſich der roheſten Luſt hingebe. Zu Zeiten, wenn ſich ein Mädchen freiwillig dazu hergebe, werde dieſes mit Branntwein berauſcht, in die Mitte geſtellt, ihm die eine Bruſt abgeſchnitten, welche dann von allen Anweſenden roh verzehrt werde. Darauf werde das Mädchen in wildem Reigen umtanzt und das Ende bilde wieder eine wilde Orgie. Solche Mädchen würden dann als Heilige verehrt.

Es mag Wahres (?) an all dieſem ſeyn, aber gewiß iſt es auch übertrieben, denn die Staroverzen ſind faſt durchgehends dem Genuſſe des Branntweins weniger ergeben als die übrigen Ruſſen. Auch die Erzählung der rohen und thieriſch wilden Orgien mag übertrieben ſeyn, denn obſchon unter den Staroverzen eigenthümliche Begriffe über die Ehe herrſchen — ſie leben faſt alle in wilder Ehe, und die Kinder werden meiſt auf Koſten der Gemeinden erzogen — ſo ſind ſie doch im Ganzen wenig ſinnlich, und die Fälle daß ſich Männer aus frommer Schwärmerei und wie Origenes aus Mißverſtändniß der Stelle in der heiligen Schrift: Evangelium Matthäi cap. XIX. Vers 12 ſelbſt entmannen oder entmannen laſſen, kommen außerordentlich häufig vor. In einigen Dörfern welche vorzugsweiſe von Staroverzen bewohnt ſind, wird dieß Geſchäft von alten Frauen verrichtet welche eine beſondere Geſchicklichkeit darin beſitzen ſollen.

Von der Beſchuldigung daß ſie Jungfrauen auf die bezeichnete Weiſe martern, konnte ich mich nicht ſelbſt überzeugen, obſchon die allgemeine Verehrung welche die Tochter meines Wirthes genoß, in

Digitized by Google

mir der Verdacht erregte daß auch sie ein Opfer dieser sonderbaren Glaubensschwärmerei sey. Sie führte indeß, so weit ich es zu beobachten Gelegenheit hatte, ein sehr einfaches und streng sittliches Leben. Sie war sehr eifrig in ihren Religionsübungen, und hatte alle Heirathsanträge welche von jungen Männern an sie gestellt wurden, zurückgewiesen, um, wie ihr Vater sagte, ihn nicht zu verlassen und sich ungestört ihren religiösen Betrachtungen hingeben zu können.

Die männlichen Mitglieder dieser Secte entwickeln indeß eine viel fanatischere Schwärmerei als die Frauen. Sie sehnen sich förmlich nach Märtyrthum, und die schrecklichsten Geißelungen welche sie an sich selbst ausüben, freiwillige Entmannungen, selbst freiwillige Verbrennungen kommen unter ihnen sehr häufig vor, aber stets möglichst geheim, weil das Gesetz solche Fälle streng bestraft.

Ich brachte meinem Wirth gegenüber mehreremale das Gespräch darauf und richtete ziemlich directe Fragen an ihn, aber er wußte diesen Fragen stets mit einer großen Feinheit und Schlauheit auszuweichen, so daß er sie weder direct eingestand noch läugnete. „Jeder der Staroverzen," sagte er, „ist willig zu dem Opfer bereit welches der Glaube von ihm verlangt, denn in dieser Opferwilligkeit ist Christus, welcher Gottes wirklicher Sohn war, uns als höchstes Vorbild vorangegangen, und alle welche seine wahren Jünger sind, die Staroverzen nämlich, müssen ihm nachfolgen. Man nennt uns Raskolniki, aber wir sind es nicht, sondern die welche von dem Buchstaben der heiligen Schrift und der alten Satzungen abgefallen sind, die welche sich Anhänger der herrschenden Kirche Rußlands nennen."

Eigentliche Priester haben die Staroverzen nicht, die Stelle derselben ist meist durch freiwillig übergetretene oder wegen Verbrechen aus der herrschenden Kirche ausgestoßene Popen vertreten. In den religiösen Versammlungen reden auch die Laien, und viele derselben besitzen eine staunenswerthe Redefertigkeit, welche in den meisten Fällen die der Priester übertrifft. In ihren Glaubensdogmen stimmen die Staroverzen in den wesentlichsten Punkten mit der russischen Kirche völlig überein, nur einzelne Stellen der Bibel deuten sie anders, meist in äußerst schwärmerischer Weise.

Ein von Staroverzen bewohntes Dorf macht äußerlich einen sehr günstigen Eindruck und unterscheidet sich vortheilhaft von den übrigen Dörfern Rußlands. Obschon jeder Luxusgegenstand an den Häusern und der Kleidung der Bewohner sorgfältig vermieden ist, so zeichnen sich dieselben doch durch größere Reinlichkeit und den praktischen Sinn aus, mit welchem bei der Zurichtung derselben zu Werke gegangen wurde. Peter der Große strafte diese Secte durch ein schimpfliches Abzeichen in der Kleidung, doch wird dieses nur noch selten und von wenigen getragen.

Gegen den Fremden sind die Staroverzen ausnehmend freundlich und üben mit Zuvorkommenheit Gastfreundschaft. Ich habe mehrere Monate in dem Hause eines Staroverzen gewohnt, wurde stets mit gleicher Artigkeit behandelt, und dennoch weigerte sich mein Wirth bei meiner Abreise irgend eine Bezahlung oder Belohnung anzunehmen, während ich in den Häusern anderer Russen außer einer guten Bezahlung für geringe Dienste nur allzuhäufig von meinen Sachen diejenigen einbüßte welche mein Wirth oder meine Hausgenossenschaft gut verwenden zu können glaubte. Die Staroverzen gelten für ehrlich, ich habe es zum wenigsten nie anders befunden.

Daß die Zahl dieser Secte von Jahr zu Jahr geringer wird, obschon sie auch jetzt noch nicht machtlos und bei inneren Staatsumwälzungen nicht ohne Einfluß ist, da sie manche sehr einflußreiche Männer zu ihren Anhängern zählt, und sich auch die ganze orthodoxe Partei der herrschenden Kirche zu ihnen hinneigt, weil sie oft gemeinsam zu demselben Ziele streben, kommt hauptsächlich daher daß sie jetzt keine Verfolgungen mehr auszustehen haben, sondern stillschweigend geduldet sind. Je weniger sie von oben herab beachtet werden, um so mehr erstirbt der wilde Fanatismus ihrer Schwärmerei, und so sehr sie sich auch gegen jede Wiedervereinigung mit der herrschenden Kirche sträuben, so werden sie doch mit der Zeit dadurch wieder mit ihr zusammenfallen, weil ihr Glaube und ihre Begeisterung nicht mehr stark und lebensfrisch genug ist um die scheidende Gränze zwischen beiden aufrecht zu erhalten.

Digitized by Google

Ueber die Farben und insbeſondere über den Purpur der Alten.

(Von L. Lauterer.)

Die Malerei wurde ſpäter als die Plaſtik eine unabhängige Kunſt in Griechenland, und alles Malen beſtand in den älteſten Zeiten der Hellenen im Coloriren von plaſtiſchen Bildern und Reliefs von Thon und Holz. Die alten Griechen hatten eine beſondere Vorliebe zu zarten und fein abgewogenen Umriß-Zeichnungen, und der Schüler mußte ſich lange Zeit mit dem Griffel auf Wachstafeln und mit dem Pinſel und einer einzigen Farbe auf Buchsbaumtafeln einüben, ehe er denſelben in die übrigen Farben tauchen durfte. Unter den verſchiedenen Schulen zeichnete ſich beſonders die joniſche Schule aus, die ein blühendes Colorit liebte, jedoch auch dieſe hatte bis Apelle's Zeiten nur die vier Haupt- oder Grundfarben im Gebrauch. Später kamen nebſt dieſen Grundfarben allmählich glänzendere und werthvollere in Gebrauch, und unter dieſe gehörte namentlich das Chrysocolla der Alten, das Purpurissimum, das Cæruleum und der Zinnober Cinabaris. Die Chrysocolla war ein Grün, welches aus den Kupferbergwerken von Cypros (denn nach dem Namen des Kupfers Cuprum erhielt dieſe Inſel, von der die Römer dieſes Metall brachten, den Namen Cypern) gewonnen wurde, und aus Kupfergrün und Kupfermalachit beſtand. Mit dem Namen Purpurissimum belegte man eine Farbe aus Kreide und den Saft der Purpurſchnecke. Durch Zuſammenſchmelzen von Sand, Salpeter und Kupfer erhielt man das Cæruleum, eine Erfindung die aus Alexandrien nach Griechenland kam, und Cinabaris bedeutete den wirklichen Zinnober. Zur Vaſenmalerei, die beſonders in Korinth und auch auf Aegina blühte, bedienten ſich die Alten der Auflöſung des Aſphaltes in Naphtha. Bei der enkauſtiſchen Malerei wurden die Farben mit Wachs und Maſtix vermiſcht, dieſe Maſſe zu Stengelchen geformt und durch gelinde Wärme auf Leinen oder Wände von Marmor eingeſchmolzen. Dieſe Kunſt des Einſchmelzens der Farben hieß bei den Alten *Κηρομαστιχή*. Ebenfalls kannten die alten Hellenen die Kunſt des Vergoldens, und ſelbe geſchah durch Aufkleben der Goldblätter mittelſt arabiſchen Gummi oder auch durch Fiſchleim, oder wie ich vor kurzer Zeit durch die Unterſuchung einer kleinen vergoldeten Vaſe entdeckt zu haben glaube, durch eine Art Gummi den die Alten Sarcocolla nannten und zu dieſem Zweck aus Aegypten brachten. Was nun die Farben aus dem organiſchen Reiche ſowohl als aus dem Pflanzen- und Thierreiche betrifft, ſo läßt ſich aus den Schriften der Alten nachfolgendes erörtern.

Aus Dioskorus und Theophraſtus erhellt daß man eine Wurzel, die man *Ἄγχουσα* nannte, zum Rothfärben benützte, und auch die Frauen gebrauchten ſelbe um ſich damit die Wangen roth zu färben, was die Alten *ἀγχουσίζειν* nannten. Dieſe Pflanze, von der dieſe Wurzel erhalten wird, nennen die Araber Chene oder auch Alkanne, und die Orientalinnen benützen die zu grobem Pulver geſtoßene Pflanze, um ſich die Haupthaare röthlich zu färben. Dieſes geſchieht auf folgende Weiſe: geht die Orientalin in das Schwitzbad Chamam, das die Frauen im ganzen Orient ungemein lieben, ſo ſtreut die Badwärterin dieſes Pulver in die geflochtenen Haare, bindet ſelbe nun mittelſt eines Tuches zuſammen, und nach einigen Stunden ſind die Haare durch dieſes Pulver ſchön röthlich oder bräunlich gefärbt. Ebenſo werden mit dieſem Alchanna auch die Nägel und Augenbrauen gefärbt, eine Sitte, die im Orient allgemein üblich iſt und zur Zierde der Frauen gehört. Zu den rothfärbenden Mitteln aus dem Pflanzenreich gehört die Krappröthe, das *Ἐρυθρόδανον* der Hellenen, die Rubia tinctorum der Römer, und dieſer Wurzel gedenkt auch Plinius, ſagend: Radix est rubra tingendo idonea, et Rubia seu rubra quod lanæ tinguntur colore rubro. Daß dieſe beiden rothen Pflanzen-Farbſtoffe nicht zum Purpur benützt wurden, geht aus dem homeriſchen Epos hervor, wo es deutlich heißt daß *Πορφύρα* zu Troja und *Φοινιξ* in Mäonien, und Karien als Farbſtoffe theils zum Purpur der Gewänder als auch zum Rothfärben des Elfenbeins verwendet wurden. Der Purpur zu den Prachtgewändern aſiatiſcher Herrſcher ein halbes Jahrtauſend vor Chr. Geburt war jedenfalls ganz anderer Art als der der römiſchen Kaiſer, und unter dem Namen Purpura und puniceum herrſchte ein bedeutender Unterſchied. Zur Bereitung des natürlichen Purpurs wurden zwei Arten von Conchylien, die Trompetenſchnecke *Κήρυξ* Murex, Buccinum und die Purpurſchnecke *Πορφύρα*, Pelagia purpures, Murex brandaris[1] verwendet. Dieſe Conchylien findet man auch auf Tyriſchen Münzen abgebildet, zum Beweis daß dieſe gerade von Tyriſchen Purpurfabrikanten dazu verwendet wurden. Ariſtoteles beſchrieb zuerſt dieſe Purpurſchnecke, und ſagte daß ſelbe den Purpurſaft in der Mitte zwiſchen der Leber und dem Hals enthalte. Die Purpurbereitung geſchah in den Officinis der Purpurfärber, die man *Πορφυροβάφοι* und nach Plinius Purpurotinctores nannte. Der Purpurſaft aus dem Buccinum, denn der aus Murex ſpielte ins Scharlachrothe, gewährte keine Haltbarkeit, und deßwegen wurde derſelbe mit dem wirklichen oder ächten Purpur der *Πορφύρα* vermiſcht. Varietäten der Purpurfarbe wurden durch Zuſatz von Kräuterſäften erzielt, und aus einer ſehr intereſſanten Stelle die von Demokritus von Abdera herſtammen ſoll, geht hervor daß zur Bereitung von Purpurfarben wahrſcheinlich jedoch minder glänzende Colores herbacei angewendet wurden, und unter dieſen werden angeführt *Ἄγχουσα, Ἐρυθρόδανος, Ῥόδον τὸ ἰταλικόν, κόκκος*, d. i. die Wurzel der färbenden Ochſenzunge, die Krappröthe, die italieniſche Roſe und die Kermesbeeren. Daß die letztern zur Purpurfarbe verwendet wurden, dieß erhellt auch aus Pauſanius, und beſonders ſollten die in der Gegend von Ambryſos in Phokis ſich gefundenen einen ſchönen Purpur hervorgebracht haben. Unter den Stoffen welche mit Purpurſaft gefärbt wurden, blieb Wolle ſtets die wichtigſte und gewöhnlichſte, und unter dem Kaiſer Juſtinian trat auch die Seide hinzu, und nach Plinius wurde auch Leinen zu beſonderm Gebrauch mit Purpur gefärbt, und auch der Byſſus, worunter die Baumwolle zu verſtehen iſt.

Die zu färbenden Stoffe wurden weder im Garne noch im Gewebe, ſondern im rohen Zuſtande gefärbt, und erſt nach erhaltener Farbe wurden dieſelbe geſponnen und gewebt. Die bedeutendſten und zahlreichſten Purpurfärbereien liegen am Meer oder in der Nähe desſelben, des Muſchelfanges halber welchen die ſogenannten *Πορφυρεῖς*, Muricilegi Conchylioleguli, betrieben. Solche Purpurfabriken exiſtirten beſonders in Tyrus, Kos, Amyklä,

[1] F. S. Voigt beſtreitet in ſeiner Zoologie, daß dieſe Schnecke den Purpur geliefert habe. D. R.

Digitized by Google

Salona in Dalmatien, in Liſſa, in Iſtrien, Tarentum, Ancona, Hydruntum und Syrakus, und auch in Theben in Ober-Aegypten exiſtirte eine ähnliche. Der Purpurhandel wurde ein bedeutendes Geſchäft, ſeitdem dieſe Farbe in ihrer Mannichfaltigkeit auf verſchiedene Stoffe übergetragen wurde. Die römiſchen Kaiſer ſuchten den Purpur für ſich als Zeichen der höchſten Würde zu behaupten, und aus dieſem Grund und zur Beſchränkung des Luxus wurde der Purpurhandel von Rom aus verboten, und zwar durch Julius Cäſar, ſpäter wurde derſelbe durch Nero gänzlich verboten.

Das Wohlgefallen an dieſer Farbe wurde ganz beſonders durch das ſchillernde glänzende Farbenſpiel lumen, nitor, fulgor, calor in suspectu refulgens, versicolor, splendens, florens, micans bedingt, und zugleich war die ächte Purpurfarbe unvergänglich, Gewänder und Mäntel ganz aus Purpurſtoff gearbeitet. Ὁλοπόρφυροι waren eine große Seltenheit und nur Sache der Herrſcher, die man auch Πορφυρογέννητοι im Purpur geboren, nannte. Bei den Tyrannen der griechiſchen Staaten war der Purpurmantel ſchon in ziemlich früher Zeit das ſtattliche Galagewand, und deßwegen nannte dieſe Purpurträger Horatius Flaccus purpureos tyrannos. Aus römiſchen Schriftſtellern erhellt daß die triumphirenden Feldherren ſich ebenfalls des Purpurs bedienten und Toga picta, purpurea, auch palmata trugen dieſelben als Zeichen errungenen Sieges. Die kaiſerlichen Purpurmäntel, die aus Purpurſtoff gearbeitet waren, waren auch noch mit Gold geſtickt und durchwebt, daher der Ausdruck purpuram sumere, gleichbedeutend war mit Imperium sumere. Der Gebrauch des Purpurs war auch noch auf verſchiedene Gegenſtände übergegangen, man hatte Schuhe aus Purpur, und auch Dinte wurde aus Purpurſaft bereitet, und einer ſolchen aus Purpurſaft bereiteten Dinte bedienten ſich die byzantiniſchen Kaiſer zu Unterſchriften von Decreten, Diplomen, und deßhalb war der Gebrauch ſolcher Purpurdinte jedem andern ſtrenge unterſagt. Ausnahmsweiſe war der Gebrauch des Purpurs auch noch den römiſchen Matronen erlaubt, die ebenfalls vestes purpureas tragen durften.

Romäniſche Märchen und Sagen aus Siebenbürgen.

(Deutſch von Franz Obert.)

17. Der betrogene Smeu.

Einſt, als es Winter war, giengen zwei Männer in den Wald um Holz zu holen. Auf dem Heimweg ſprach einer zum andern: „Was wünſchteſt du wohl daheim zu finden?“ Der Gefragte gab zur Antwort: „Ein gutes Abendeſſen.“ „Und ich,“ fuhr der andere fort, „ein ſchönes Kind an meiner Gattin Bruſt.“ „Wenn es aber mehrere wären?“ fiel jener ein. „Die könnte ich nicht ernähren,“ erwiederte dieſer. So redend, langten ſie zu Hauſe an. Der Mann aber, der ſich ein Kind gewünſcht hatte, fand zwölf Knaben an ſeiner Gattin Bruſt. Wie er das ſah, lief er davon in den Wald und kehrte nicht wieder. Die Knaben aber wuchſen heran und wurden ſtattliche Jünglinge, und wären gerne ausgezogen ihren Vater zu ſuchen, aber ſie wußten nicht wohin. Eines Tages gieng ihr Vater in den Wald und ſah den entlaufenen Vater, dem mittlerweile ein ellenlanger Bart gewachſen war, an einem Teiche ſtehen, der mitten im Wald lag, und trinken, redete ihn aber nicht an, ſondern kam zur Frau und ſprach: „Ich habe deinen Mann geſehen am großen Teich im Walde.“ Da beriethen ſich die zwölf Brüder und kamen überein, die drei älteſten ſollten ausziehen den Vater zu fangen und nach Hauſe zu bringen. Die nahmen Kleider und Speiſe mit, giengen in den Wald und ſtellten ſich am Teich auf. Es dauerte nicht lange, ſo kam der Vater um zu trinken, dahin, und ſie fiengen ihn, zogen ihm die mitgenommenen Kleidungsſtücke an und brachten ihn nach Hauſe, allwo ſie ein großes Feſt feierten.

Nicht lange darauf gieng der älteſte Sohn zu einem Schmied, ließ von demſelben ein paar Opintſch (Sandalen) und eine Motſchuke (Stock, Knüttel) aus Eiſen anfertigen, brachte beides dem Vater und ſprach: „Ziehe die Opintſch an, nimm die Motſchuke und gehe durch die ganze Welt, bis du einen findeſt, der zwölf Töchter hat wie du zwölf Söhne, und unſer Schwiegervater werden will.“ Der Alte gieng, und es war eben Sonnabend. Abends legte er ſich ermüdet unter einen Baum und ſchlief ein. Am Morgen ſtand er auf und ſetzte ſeine Reiſe fort. Da ſah er nicht weit weg von der Straße einen Mann mit ſechs Ochſen pflügen, gieng auf ihn zu und ſprach: „Wie arbeiteſt du am Sonntag? Fürchteſt du nicht Sünde?“ „Ach,“ erwiederte dieſer, „ich muß es wohl thun; ſiehe, ich habe zwölf Töchter, die mir in einer Nacht geboren wurden und alle an einem Tag heirathen wollen.“ Wie der Alte das hörte, freute er ſich über die Maßen und rief: „Laß ab vom Pflügen und höre mich an! Ich habe zwölf Söhne, die dasſelbe Verlangen tragen.“ Und die beiden ſprachen noch viel mit einander, aßen und tranken, und verſtändigten ſich alſo über ihre Kinder, an einem Tag ſollten die zwölf Jünglinge des einen die zwölf Jungfrauen des anderen heimführen; dann ſchieden ſie in beſter Freundſchaft. Der Alte machte ſich auf den Heimweg und gerieth in einen tiefen Wald; daſelbſt erblickte er ein großes Schloß, und wie er an demſelben vorüber wollte, ſprang ein Smeu hervor und ſchrie: „Wenn du mir nicht den älteſten deiner zwölf Söhne verſprichſt, raube ich dir einen nach dem andern und tödte zuletzt auch dich ſelbſt.“ In der Angſt willfahrte ihm der Alte um mit dem Leben davon zu kommen. Wie er nun zu Hauſe anlangte, und die Söhne erfuhren daß er zwölf Jungfrauen für ſie gefunden, waren ſie froh. Der Aelteſte, den er dem Smeu verſprochen hatte, zürnte ihm nicht, ſondern ſprach: „Ich will dem Smeu dienen, wenn ihr verſprecht, mir meine Braut in deſſen Schloß zu bringen.“ Und ſie machten ſich fertig, zogen ab, und kamen in den Wald; daſelbſt lauerte ihnen der Smeu auf, nahm den Aelteſten und führte ihn in ſein Schloß; die anderen zogen weiter, freiten um die zwölf Töchter und gaben vor, ihr Bruder ſei zurückgeblieben um daheim alles vorzubereiten. Die zwölf Schweſtern folgten ihnen, und kamen durch den Wald. Da aber die zwölfte erfuhr daß ihr Bräutigam dem Smeu dienen müſſe, kehrte ſie um; die übrigen hielten an einem Tag Hochzeit und waren vergnügt.

Eines Tages ſprach der Smeu zu ſeinem Knecht: „Mache mir mein Frühſtück zurecht, ich will ausreiten.“ Dieſer bereitete ſogleich ein Frühſtück, wie es der Smeu liebte, aus Eiſenfeilſpänen und Hammerſchlag, ſattelte darauf den wildeſten ſeiner Hengſte und führte ihn vor. Der Smeu ſchwang ſich in den Sattel und ritt nach einer großen Stadt, die nicht weit weg vom Wald lag; daſelbſt war der Kaiſer geſtorben und hatte eine einzige Tochter hinterlaſſen; die wollte der Smeu zur Frau haben. Sie aber war ihm abgeneigt, obgleich er ſtets in prächtigen Kleidern vor ihr erſchien

Digitized by Google

und ihr reiche Geſchenke machte. Darob ergrimmte der Smeu, und wie er nach Hauſe kam, offenbarte er ſeinem Knecht alles. Der ſprach: „Ich will ſie dir holen, wenn du mir die ſchönſten Kleider aus deiner Kammer und das ſchönſte Roß aus deinem Stalle gibſt.“ Der Smeu war's zufrieden und verſprach ihm obendrein noch all ſein Gold und Silber. Der Knecht gieng ſogleich nach der Stadt und dingte ſich als Sauhirt bei der Prinzeſſin ein; drauf trieb er die Heerde nicht weit weg von der Stadt in ein Gebüſch und kehrte in das Schloß des Smeu zurück, wo er ſchöne Kleider anlegte, ein ſchönes Roß beſtieg und nach der Stadt ritt, geradewegs in das Schloß, welches die Prinzeſſin bewohnte. Alle Diener und Dienerinnen neigten ſich vor ihm, ja ſelbſt die Prinzeſſin kam ihm entgegen und hieß ihn willkommen. Und er that ihr ſo ſchön daß ſie ihn beim Abſchied bat, wieder zu kommen und ihm einen goldenen Ring ſchenkte. Flugs ritt er darauf ins Gebüſch wo die Heerde ſtand, band das Pferd an einen Baum, wo es von niemand geſehen wurde, legte die ſchönen Kleider daneben und kehrte als Sauhirt in die Stadt zurück. Abends, als er eben am Tiſch ſaß, kam die Prinzeſſin zu ihm und fragte: „Sahſt du heute niemand aus der Stadt reiten?“ „Wohl,“ antwortete der Sauhirt, „ſah ich einen Jüngling von wunderbarer Schönheit; hier dieſes Geldſtück ſchenkte er mir als ich ihn grüßte.“ Die Prinzeſſin fuhr fort: „Seit zwölf Jahren wirbt ein reicher Prinz um meine Hand — ſie meinte den Smeu — aber ich mag ihn nicht, doch dieſen möchte ich zum Manne haben, und wenn er eines Bettlers Sohn wäre, denn er iſt mir ins Herz gefallen.“ Tags darauf trieb der Jüngling die Heerde wieder in das Gebüſch, zog die ſchönen Kleider an, ſchwang ſich aufs Pferd und ritt nach der Stadt zur Prinzeſſin. Die war noch freundlicher als zuvor und ſprach: „Wenn du zum drittenmal wieder kommſt, will ich dir folgen wohin du mich auch führen wirſt.“ Beim Abſchied küßte er ſie von einer Wange zur anderen, kehrte in den Wald zurück und trieb die Heerde heim. Abends fragte ihn die Prinzeſſin wieder: „Sahſt du heute jemand aus der Stadt reiten?“ „Denſelben Prinzen ſah ich,“ erwiederte der Sauhirt, und das Herz lachte ihm dabei im Leibe. Als er nun am dritten Tage wieder kam, fiel ihm die Prinzeſſin ſogleich um den Hals, ließ eine Kutſche einſpannen und folgte ihm. Wie ſie ſich aber dem Wald und dem Schloſſe des Smeu näherten, ward ſie traurig und weinte. Der Jüngling gab ſich alle Mühe ſie zu tröſten und ſprach: „Fürchte nichts, ſondern ſey klug und ſchlau. Sobald der Smeu ſich dir nähert, begegne ihm freundlich und ſage ihm deine Liebe zu, ſo er dir offenbaren werde woher er die Kraft habe der kein Menſch im Kampf widerſtehen könne.“ Die Prinzeſſin gehorchte ihm, und weil ſie der Smeu ſo ſehr liebte, verrieth er ihr daß ſeine Kraft in den Nieren des Haſen liege, der am Brunnen des Berges Galaleului weide. Die Prinzeſſin theilte das Geheimniß ſogleich ihrem Bräutigam mit; der machte ſich ſogleich auf den Weg nach dem Brunnen, wo er den Haſen ſchoß und mit den Nieren desſelben zurückkehrte. Wie der Smeu ſeiner anſichtig wurde, rief er aus: „Weib, du haſt mich betrogen! Meine Kraft iſt dahin!“ Der Jüngling aber ſprach: „Zu Stein ſollſt du werden!“ Und alsbald erfüllte ſich die Verwünſchung. Drauf nahm er alle Schätze des Smeu, und zog mit der Prinzeſſin davon auf ihr Schloß. Allda hielten ſie Hochzeit und lebten vergnügt viele Jahre lang.

18. Wie der Sohn eines armen Mannes eines Kaiſers Eidam wurde.

Ein armer Mann hatte ſo viele Kinder daß er im ganzen Dorf niemand mehr zu Gevatter bitten konnte. Da ihm nun abermals ein Söhnlein beſcheert wurde, gieng er mit ihm und ſeiner Frau ins Nachbardorf um demſelben allda einen Pathen zu ſuchen. Das ſah Chriſtus aus dem Himmel, ſtieg mit Petro herab und trat vor das betrübte Elternpaar, welches eben an einer Quelle ausruhte. Nachdem er freundlich gegrüßt hatte, forſchte er ſo zum Schein nach Zweck und Ziel der Reiſe des Elternpaares und ſprach darauf zu Petro: „Nimm das Knäblein und taufe es an der Quelle.“ Petrus that wie ihm geheißen wurde, und Chriſtus ſtand dabei als Taufzeuge. Wie nun alles vorüber war, wandte ſich der Herr an die Eltern und ſprach: „Wenn der Knabe zwölf Jahre alt ſeyn wird, ſollt ihr ihn an dieſe Stelle bringen, damit ich ihm mein Pathengeſchenk gebe, und verſchwand mit Petro; die Eltern aber kehrten nach Hauſe zurück. Kaum hatte der Knabe das zwölfte Jahr erfüllt, ſo führte ihn der Vater an die Quelle wo er getauft worden war. Da kam Chriſtus mit Petro und ſchenkte ihm eine Heerde Kühe, eine Heerde Pferde und eine Heerde Ochſen. Unter den letzteren bezeichnete er ihm zwei mit einem Kreuz und ſprach: „Der eine dieſer Ochſen heißt Barnavonik, der andere Buttawitjaßu; alles andere Vieh magſt du verkaufen, dieſe aber ſollſt du behalten,“ und verſchwand. Der Knabe verkaufte auch alſobald alles Vieh bis auf die beiden Ochſen, und ließ ſich für einen Theil des Geldes Pflug und Wagen, nebſt allem was dazu gehörte, von Eiſen machen. Den Reſt des Geldes hob er in einer Kammer des elterlichen Hauſes auf.

Es traf ſich aber daß ein benachbarter Kaiſer aller Welt bekannt machte, er habe einen kupfernen Acker, und wer im Stande ſeyn werde, dieſen an einem Tag zu pflügen, dem wolle er ſeine einzige Tochter zur Frau und obendrein die Hälfte ſeines Reiches geben. Als der Jüngling das hörte, kam er zu ſeinen Eltern und ſprach: „Ich will's verſuchen.“ Die aber redeten ihm ab und waren ſehr traurig, als er trotzdem ſeine Ochſen an den eiſernen Pflug ſpannte und nach der Stadt fuhr, in welcher der Kaiſer wohnte. Wie nun der Kaiſer erfuhr, es ſey ein Bauernjüngling da, der es unternehmen wolle den kupfernen Acker zu pflügen, ſpottete er ſein, ließ ihn vor ſich kommen und zeigte ihm die Köpfe derer die das Wageſtück mit ihrem Leben bezahlt hatten. Der Jüngling ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, ſondern fuhr auf den Acker. Und Buttawitjaßu ſprach zu ihm: „Fürchte nichts, die Kaiſertochter ſoll dir werden, noch ehe die Sonne ſinkt.“ Der Kaiſer aber ſah aus ſeinem Fenſter, wie ſich eine Furche an die andere legte, rief ſeine Tochter herbei, und hieß ſie von den beſten Speiſen und vom feinſten Weine nehmen, und beides dem Jüngling auf den Acker tragen, damit er mit Eſſen und Trinken Zeit verſäume und bis zur beſtimmten Zeit nicht fertig werde. Die Kaiſertochter vollzog ſogleich des Vaters Gebot. Wie ſie ſich aber dem Acker näherte, ſprach Barnavonik zum Jüngling: „Nimm nichts von Speiſe und Trank, denn ſo du nur einen Augenblick verſäumſt, biſt du verloren.“ Der Jüngling gehorchte, und ehe noch der Abend anbrach, war der Acker gepflügt. Da ließ ihn der Kaiſer vor ſich rufen, führte ihm ſeine einzige Tochter zu und lud ſogleich alle Kaiſer und Könige der benachbarten Länder zum Hochzeitfeſte ein. Bevor aber noch die Gäſte eintrafen, ſtieg Petrus auf Chriſti Befehl vom Himmel, winkte den Jüngling zu ſich, ſchenkte ihm koſtbare Kleider, dergleichen kein Königsſohn je getragen, und lehrte ihn, mit Kaiſern und Königen reden und umgehen. Und alle Gäſte bewunderten den Jüngling ob ſeiner Klugheit und ſchönen Kleidung. Die Hochzeit aber ward mit großem Glanz gefeiert.

Nachdem ſich die Gäſte zerſtreut hatten, führte ihn der Kaiſer durch alle Kammern und Gemächer des Schloſſes, und gab ihm von allem die Hälfte. Der Jüngling ſpannte ſeine Ochſen an den

eisernen Wagen und lud darauf von den erhaltenen Schätzen so lange, bis Barnavonik das rechte Ohr senkte. Dann bat er sich vom Kaiser statt der versprochenen Hälfte des Reiches nur ein unbebautes Stück Land aus; denn Petrus hatte zu ihm gesagt: „Ich will dir eine Stadt bauen wie noch keine gestanden hat seit Menschengedenken.“ Und über Nacht erhob sich auf dem Platze eine wunderschöne Stadt, mit Schlössern und Palästen, wie sie selbst der Kaiser in seiner Hauptstadt nicht besaß. Der besuchte den neuen Eidam und staunte nicht wenig beim Anblick der prächtigen Stadt. Es traf sich aber daß, als eines Tages der Held im Walde jagte, der Teufel die junge Frau heimsuchte, verkleidet als ein schöner Jüngling; nur sein linker Fuß war nicht wie er hätte seyn sollen; das merkte die junge Frau zwar nicht, jagte ihn aber dennoch aus dem Hause; doch theilte sie ihrem Mann nichts über den Vorfall mit, als er von der Jagd zurückkehrte. Bald darauf verlangten die Ochsen, die nun schon alt waren, zu sterben und sprachen zu ihrem Herrn: „Wirf deine Kleider ab und grabe ein Grab, so tief daß wir beide darinnen Raum haben.“ Als das Grab fertig war, stiegen sie hinein und ließen sich einscharren. Der Held weinte. Da sprach Buttawitjaßu: „Fasse mein rechtes Horn und ziehe,“ und Barnavonik: „Fasse mein linkes Horn und ziehe!“ Und wie er zog, ward aus dem einen Horn ein silberner Stab und aus dem andern ein goldener. Den Ochsen aber mußte er versprechen niemand zu sagen wie er zu den Stäben gekommen. Dann begrub er sie vollends und gieng traurig in das Schloß zu seiner Frau. Die kam ihm, wie immer, freundlich entgegen und forschte so lange nach der Ursache seines Kummers, bis er ihr alles entdeckte, auch wie er zu den beiden Stäben gekommen. Nach Jahr und Tag, als die junge Frau einst allein war, suchte sie der Teufel wieder heim, verkleidet als ein schöner Jüngling, schmeichelte ihr auf jegliche Weise, also daß sie ihn lieb gewann und ihm auch das Geheimniß von den beiden Stäben verrieth. Tags darauf kam der Teufel und sprach zum Helden „Ich höre, du besäßest zwei Stäbe, einen von Gold, den anderen von Silber; ich weiß dir zu sagen woher du sie hast, und vermag ich's nicht, so soll mein Wagen zusammt den Hengsten, die ihn ziehen, dir gehören. Der Held gieng die Wette ein, indem er erwiederte: „So du's weißt, will ich dir alles geben was ich habe, die Stadt sammt allen Häusern und Palästen, und obendrein meine Frau, und holte die Stäbe. Da nahm der Teufel den silbernen und sprach: „Der ist von Buttawitjaßu,“ und dann den goldenen: „Der ist von Barnavonik.“ Wie der Held das hörte, ward er sehr betrübt, weil er die Untreue seines Weibes erkannte, übergab dem Teufel alles und machte sich auf den Weg zu seinen armen Eltern. Unterwegs kam er an den Brunnen, wo ihn Petrus getauft hatte, und setzte sich hin um auszuruhen. Da flieg Petrus abermals zu ihm herab und sprach: „Kehre zurück und fordere den Teufel also heraus; kannst du an allen Thüren und Fenstern der Stadt das Unterste zu oberst kehren durch ein einziges Wort? So du's nicht kannst, ich kann's.“ Der Held gehorchte. Dreimal versuchte der Teufel, aber es wollte nicht gelingen. Dem Helden aber gelang es; denn Petrus stand ihm bei. Da merkte der Teufel daß er hier mit seiner Kraft nicht ausreiche und machte sich auf und davon. Der Held aber verzieh seiner Frau und nahm sie wieder zu Ehren an.

Mégara.

(Schluß.)

Auch Andrea, für heute seines mühseligen Tageswerkes erledigt, lag zusammengekauert in einer Ecke des niedern Gemaches, und streichelte freundlich einen alten Zottelhund, der sich seiner von den frühern Besuchen her erinnerte, und nun auf des Freundes Schooß sanft ruhte. Von den beiden Frauen, die dienstfertig auf jeden Wink von Dimitri achteten, ist uns die Mutter schon bekannt. Sie saß, stets schweigsam und mit dem edlen Anstand einer griechischen Matrone, nahe beim Feuer, beschäftigt es stets mit frischen Reisern zu unterhalten. Aber nun war auch die Tochter eingetreten, ein Mädchen ausgestattet mit allen jenen Zügen antiker Schönheit, welche uns die höchsten Kunstwerke der Zeit des Phidias doch nur unvollständig wiedergeben. Sie hatte unten in der Ebene vor der Stadt aus dem reichen Quell der sithelischen Nymphen Wasser in ihr länglich rundes hölzernes Fäßchen geschöpft und dann gemessenen Schrittes auf ihrem Kopf den steilen Berg hinaufgetragen, und jetzt mit Hülfe der Mutter die Last im Innern der Hütte, neben der Thüre, an der dazu bestimmten Stelle niedergesetzt. Da sah sie erst nach dem kleinen Schwesterchen, das wenige Wochen vor dem Tod des Vaters zur Welt gekommen war, hob die Decke, unter der das Kind auf dünnem Schilfgeflecht ruhte, lachte in die Höhe, und legte sie wieder ebenso leise hin, um den friedlichen Schlummer ja nicht zu stören. Und nun war ihr für den Augenblick keine weitere Beschäftigung geboten. Aber die Sitte erlaubte doch nicht, in den Kreis und die Unterhaltung der Eltern einzutreten, oder in Gegenwart Fremder sich auch nur niederzulassen. Dort an der Wand, dem Feuer gegenüber stand ein Korb, ganz in Form eines aufgerichteten Fasses, aus Weiden geflochten und mit einer dünnen Lehmkruste überzogen, wie sich solche in jeder griechischen Hütte finden, und zur Versorgung von Speisevorräthen, von Wäsche und Kleidung dienen. An diesen stand sie hin, und zeigte nun, leicht auf den rechten Ellenbogen gestützt, die volle Grazie ihrer schlanken Gestalt, die mitten im Halbdunkel des fensterlosen, niedern Gemaches von der lodernden Flamme schön erleuchtet ward. Alles schien sich ihr unterzuordnen, und gleichsam nur als umgebende Zuthat das Bild zu schmücken, dessen Zierde und Mittelpunkt sie war. So hatte sich in der Umgebung jener ärmlichen Mauern absichtslos und ganz von selbst eine Scene gruppirt, die mit der häuslichen Beschränkung und Vertraulichkeit eines niederländischen Genrebildes die Größe und Erhabenheit der Antike verband. Außer den schon erwähnten Stücken des Hausrathes waren nur noch einige Lämpchen bemerkbar, die, an einfachem Eisendraht zwischen den Mauersteinen bei der Feuerstelle befestigt, herunterhängen; und in einer kleinen capellenartigen Vertiefung neben der Thüre brannte vor den häßlichen Zügen der griechischen Panagia der nur halb genährte Docht eines kleinen Oellichtchens. Doch diese Aermlichkeit stand mit der einfachen Anlage des ganzen Gemaches in bester Uebereinstimmung. Denn wie der Boden aus festgetretenem Lehm bestand und die größten Unebenheiten zeigte, ja von der Thüre bis zur Feuerstelle tief ausgetreten war, so wies die Decke eine Zusammensetzung, wie sie wohl schon der homerischen Zeit nicht mehr genügt haben würde. Erst eine Lage dichtes Flechtwerk aus jungen Baumstämmen und dazwischen gelegten Reisern bestehend, und darüber eine Schicht Lehm mit Erde gemischt, unter deren Gewicht das Reiserwerk sich in der Mitte zusammenbog. Dieß System, in ganz Mégara angenommen, verbindet mit dem unbestreitbaren Vorzuge der Ein-

Digitized by Google

sachheit den noch wichtigeren vollkommenen Schutzes, und soll gegen Sonne und Feuchtigkeit durchaus hinreichen. Und zugleich kann der Rauch, durch keinen Schornstein hinausgeleitet, durch zufällige oder absichtlich eröffnete Löcher hier seinen Ausgang finden. Das mag ungefähr einen Begriff geben von dem Raume, in welchem die ihrer Häuslichkeit wegen so allgemein beneidete Familie des wackern Epaminonda Tags ihre Gäste bewirthete, und Nachts süße Ruhe fand. Nie ist mir im Leben ein Stundenpaar schneller vorübergegangen, als die ich an jenem Abend von meinem Platz an der Feuerstelle all' jene Umgebung, belebte und leblose, überschaute. Und mußte ich mir auch mehr als einmal die Thräne aus dem Auge wischen, die ihm der scharfe Rauch entlockt, so hätte ich doch um das weichste Pfühl nicht dahingegeben jenes Lager aus Schilfmatten und die Kissen mit trockenem Laube ausgepolstert, auf denen ich im Vollgenuß ungehinderter Bequemlichkeit mich schnell zurechtgefunden. Bald ergötzte mich die wichtige Umsicht, mit der Dimitri den Fortschritt seiner Suppe beobachtete, und ihr zuletzt noch eine Handvoll schöner, frischer Bohnen beigesellte; bald sah ich der alten Epaminonda zu, die inzwischen einen langen eisernen Spieß durch das schöne Lammviertel hindurchsteckt, das eine Ende mit Schilf umwunden, das andere in einer Mauereröffnung aufgelegt hatte, und nun so, ruhig und gleichmäßig drehend, den Braten allmählich sich bräunen und schwere Fett-Tropfen in die glühende Asche hinabfallen sah. Aber welcher Sterbliche will es mir verargen daß ich den besten Theil der Zeit über alle jene Dinge hinweg nach dem Bilde hingaffte, das mir auf einmal das Ideal altgriechischer Schönheit zu verwirklichen schien. Die Tochter hatte während der ganzen Zeit mit vieler Aufmerksamkeit, aber völlig bewegungsloser Miene ihres Amtes gewartet, alle Handreichung bedeutend verrichtet, bald dem Feuer neue Reiser untergeschoben, bald aus der großen hölzernen Flasche dunkelrothen Wein in unsere ledernen Gläser gegossen, dann aber sogleich wieder ihren alten Platz neben dem Weidenkorb eingenommen, als könnte dieser sie am leichtesten der lästigen Aufmerksamkeit entziehen. Schön kleidete ihre schlanke Gestalt das lange baumwollene Hemd, das, oben zwischen den Brüsten geöffnet, aber durch zwei leichte Heften zusammengehalten, in langen Falten zur Erde hinabwallte, und mit Ausnahme der äußersten Spitzen selbst die Füße bedeckte. Darüber das Oberkleid, aus dichterm Stoff gewoben, mit einem breiten rothen Streifen umsäumt, der linken Seite nach aufgeschnitten, hier dann emporgenommen und um den blauen Leibgurt umgewunden, der fest, doch zwanglos die ganze Kleidung zusammenhielt. War in all diesen Stücken eine offenbare Uebereinstimmung mit der Anlage der antiken Tracht nicht zu verkennen, wie sie uns z. B. auf griechischen Vasenbildern entgegentritt, so erinnerte dagegen die Kopfbekleidung vielmehr an klösterliche Sitten des Abendlandes. Denn das leichte, weiße Tuch, das hinten mit seiner Spitze zwischen die Schultern herabfiel, bedeckte selbst Kinn und Stirne, und reichte auch von den Seiten bis tief ins Gesicht hinein, so daß es besonders begünstigter Augenblicke bedurfte, um unter dieser Vermummung das Schwarz der Augen neben dem leichten Roth der Wangen zu erkennen. Aber nach den Begriffen des Alterthums, die sich dort in so manchen Stücken noch so lebendig erhalten haben, ist für die menschliche Schönheit die Form wesentlicher als der geistige Ausdruck, und folglich auch für ihre Darstellung die Bildhauerei geeigneter als die Malerei, deren Wirkung wesentlich auf Hervorbringung der reinen Seelenstimmung beruht. Es schien mir damals und auch nachher so oft als beherrsche der gleiche Gedanke noch heute das ganze Auftreten des weiblichen Geschlechts. Als das Mädchen seinen rechten Arm emporrichtete, um ihren Kopf auf der Hand auszuruhen, da ließ der zurücksinkende weite Aermel die zwei Ringe sehen, die den schlanken Unterarm umspannen. Damals aus schwarzem Horn, mußte sie an festlichen Tagen dem glänzenden Metalle weichen. Aber an den Fingern der linken Hand strahlten breite goldene Ringe und schienen die ganze Oberfläche derselben zu bedecken. Doch wenn das Mädchen ihren Versteck verließ, um den Gästen zu irgendeiner Handreichung behülflich zu seyn, da zog das in zwei breiten Tressen gewundene, mit Bändern durchflochtene schwarze Haar die Augen auf sich. Silbermünzen alter und neuer Zeit nach ihrem Umfang geordnet, die größten oben, die kleinsten unten, bedeckten die breite Oberfläche der Haarzupfen ihrer ganzen Länge nach, und begleiteten mit dem Rhythmus vieltönigen Geklirres jede Hebung des Gewandes, auf dem sie kraft ihres Gewichtes fest auflagen. Ein Bild, in seiner ganzen Erscheinung so ächt antik, daß es wohl an Chryses rosige Tochter erinnern mochte, die das Heer der Achaier dem Hirten der Völker Agamemnon als Siegespreis auserkoren. Wie vielfältig waren damals die Anknüpfungspunkte einer doch so ärmlichen Gegenwart an Hellas längst vergangene Heldenzeit, und wie lieblich spielten im Spiegel meiner Gedanken Erinnerungen des Alterthums, mit denen der eigenen Jugend zu einem goldenen Bilde gewoben! Doch nun waren sie beide dahin und ohne Rückkehr verloren. Auch der Genuß des Augenblicks lief schon zu Ende; denn gleich dem Feuer verzehrt er sich selbst. Dimitri, der mein Stillschweigen der muthlosen Ungeduld eines stets wachsenden Hungers zuschrieb, verdoppelte seine Thätigkeit, rieb Käse, die Suppe damit zu würzen, bereitete das Tischzeug, wusch Teller und Bestecke, und hob endlich, zufriedenen Blickes, wie ihm alles so gut gelungen, die zischende Pfanne vom Feuer hinweg. Und nun war es Zeit, das finstere Gemach zu verlassen, und über den Hof nach der Laube hinaufzusteigen, wo Andrea bereits den wackeligen Tisch auf der unebenen Flur nothdurftig zurechtgerichtet. Von hier sah ich nun zum erstenmal so ganz die Aermlichkeit und den Verfall des Städtchens, in dessen Mitte das Gasthaus der Familie Epaminonda gelegen war. Die dachlosen Wohnungen, auf deren ebener Terrasse bald ärmliche Wäsche zum Trocknen aufhängt, bald auch zum Gebrauch in der Fastenzeit etwas Gemüse ausgesäet war, gaben dem Ganzen das Aeußere einer aus der Zerstörung durch Erdbeben mühsam wiedererstehenden Stadt, wozu das verfallende Gemäuer auf der Burghöhe, die Trümmer welche die Zeit dort aufgehäuft, und selbst das bunte Gewimmel einer zahlreichen Einwohnerschaft, die alle Geschäfte des Hauses der Oeffentlichkeit der Straße anvertraute, gar schon paßte. Aber auch an heitern Scenen konnte es in dem seines Frohsinns wegen berühmten Megara nicht fehlen. Schallendes, vielstimmiges Gelächter drang von der Straße, wo Leonida seinen Kaffee ausschenkte, mit einemmal zu mir hinauf, und wiederholte sich öfters in immer stärkeren Ausbrüchen. Ja, als ich hineilte um die Veranlassung solcher Fröhlichkeit zu sehen, ergriff auch mich die altberühmte megarische Lachlust, und es brach ein Gelächter aus, wie seither nie mehr. Da stand mitten auf der Straße, den kleinen Spiegel in der Hand, den ihm Leonida eben gereicht, ein junger Mann in eleganter Kleidung, aber mit jenem Zuge gutmüthiger Dummheit auf dem dicken Gesichte, der auch andere als den fröhlichen Leonida zu Scherzen grobster Art einladen mußte. Er hatte die Erwartung des armen Menschen bitter getäuscht, und ihm sein dichtes schwarzes Haar mit schonungsloser Scheere so scheußlich zugerichtet, daß der Arme wohl wochenlang nicht mehr daran denken konnte sich vor den Augen seiner Schönen sehen zu lassen.

Die ganze Umgebung hatte mit gespannter Erwartung des

Digitized by Google

Augenblicke gebarrt, da der Spiegel dem Schlachtopfer seinen Zustand enthüllen würde, und nun war dieser tragische Moment eben eingetreten. Von Entsetzen getroffen und stotternd vor Wuth stand der Mensch vor dem Stuhle, von dem er jählings aufgesprungen, hielt in der Linken den Spiegel bald höher, bald tiefer, bald rechts, bald links, um sich gehörig zu besehen, und fuhr, als nichts helfen wollte, zuletzt mit den fünf Fingern seiner Rechten wild durch den Rest seiner Haare hindurch, als hätte diese ihm den tollen Streich gespielt. Aber im Kreise lachte Alt und Jung mit aufgerissenen Mäulern, und Leonida mit seinem Galgengesicht war auch da wieder allen voran. Die böse große Scheere noch in den Fingern, schwankte sein Oberkörper vor Lachen kraftlos bald vorwärts, bald rücklings, und schien so zu den immer heftigern Ausbrüchen des zuziehenden Publicums den Tact zu schlagen. Man lachte bis zur Erschöpfung, stieß sich an, goß den Kaffee zur Erde, warf die Stühle um, und konnte den zufällig Vorübergehenden kaum die Veranlassung vor lauter Lust erklären. Denn der verunstaltete Adonis war verschwunden und hatte den Lachern das Feld geräumt, weil diese immer Recht behalten. Wohl wird auch an jenem Abend in ganz Mégara um jede Feuerstätte herum sein trauriges Loos erzählt, und von dem schadenfrohen Muthwillen der jungen Schönen, so laut wie zuvor auf der Straße, belacht worden seyn. Durch Streiche solcher Art hatte sich Leonida seit seinem ersten Auftreten im Lande die Gewogenheit aller und damit eine Art Straflosigkeit gesichert, welche die gebräuchliche Belohnung beliebter Spaßvögel ist. Nur Kiria Epaminonda stack noch zu tief in der Trauer über ihren seligen Mann, um jetzt schon mit den andern so herzlich lachen, oder an dem Triumph ihres neuen Bewerbers theilnehmen zu dürfen. Mit Freuden hatte sie daher die Zwischenzeit benützt das Essen aufzutragen, und auch ihre Tochter an dem Geschäfte betheiligt, um so jede Anwandlung der Neugierde bei dieser zu unterdrücken. Das Mahl das nun in reinlichen Geschirren dampfend vor mir stand, das Mädchen das dabei den Dienst versah, der Blick auf Land und See bis zu Salamis goldgeröthetem Felsgestade, — wo ist auf Erden ein König, der sich dessen hätte zu schämen gehabt? Und doch reicht das alles nicht hin, die ewige Sehnsucht der menschlichen Seele auszufüllen. Ja, die ruhige Majestät einer südlichen Landschaft, wie alles was zur Beschaulichkeit reizt, wühlt jenen dunkeln, träumerischen Hang, der aus jedem Lichtstrahl Nahrung zieht, nur noch tiefer auf. Und dazu war es Samstag Abends, an dem die ganze Natur allwöchentlich die Vollendung des Schöpfungswerkes von neuem zu feiern scheint. Jenseits des tiefblauen Meeres verschwanden hinter dem grauen Schleier der sinkenden Nacht die hohen Schneekuppen des innern Peloponnesos, und die wenigen Schiffe, die den Raum zwischen Salamis und dem Festlande belebten, mochten die Zeit vergegenwärtigen, da Mégara's Flotten aus dem Hafen von Nisäa ausliefen, um in Sicilien und am schwarzen Meere durch neue Gründungen Namen und Ruhm ihrer Vaterstadt zu verjüngen. Und als der in jenen Ländern so schnelle Fortschritt der Dämmerung auch dieses dem Blicke entzog, da mochte ich mich immer noch an den Schaaren heimziehender Heerden ergötzen und mit dem Auge den Zug der Mädchen begleiten die leichten Schrittes ihre gefüllten Wassergefäßchen den Berg hinauftrugen. Dann aber ward alles stille, und nachdem auch Leonida von der Scene abgetreten und hinter der hölzernen Thüre seiner Schenkstube Ruhe gefunden, da war die Lampe die auf meiner Laube die Reste des Mahles beschien, gewiß die einzige in ganz Mégara, die dem verspäteten Wanderer in der umliegenden Ebene den Weg nach seiner Heimath weisen konnte. Und noch so lange brannte sie fort, bis mein Tagebuch alle wesentlichen Ereignisse und Eindrücke des ablaufenden Tages aufgenommen hatte. Es fiel damals reichhaltiger aus als sonst, und schloß mit einer Betrachtung, die in der Stimmung des Augenblicks Erklärung und Entschuldigung finden mag. „Wie thöricht ist es doch, die Fortschritte unserer abendländischen Cultur so hoch, und die Völker, die ihrer theilhaftig sind, so glücklich zu preisen! Ist es nicht alles mehr Schein als Wesen, mehr Trug als Wahrheit? Bezahlen wir nicht ein neu erworbenes Gut mit dem Verlust zweier alten? Hat man nicht recht zu sagen daß was die Größe der menschlichen Dinge ausmacht, zugleich auch ihre Schwäche bilde? Und so ist's nicht weniger auch im Leben des einzelnen. Wir werden das Opfer nicht nur unserer schlechten Thaten und Eigenschaften, sondern viel öfter noch unserer guten. Wie häufig muß man hören: durch den riesenmäßigen Fortschritt der technischen Fertigkeiten werde der Mensch zu der Hoffnung berechtigt, zuletzt noch ganz der Natur zu gebieten. Aber statt ihr Meister, werden wir mit jedem Tage mehr ihr Sklave. Wie viel freier ist nicht das Geschlecht unter dem ich heute ruhe, als das unsrige! Wie es mit der Sonne sein Tagewerk beschließt, so erhebt es sich morgen wieder mit ihr, und all sein Leben und Treiben wird durch die vollkommenste Harmonie mit den Geboten der Natur geleitet. Es herrscht zwischen beiden nicht jener Widerstreit, der unser Leben zu einem nie endigenden Kampfe macht. Und das kann dazu dienen, einen Grundzug der antiken Anschauungsweise unserem Verständniß näher zu legen, als es in der düstern Studierstube des Nordens beim Schein eines stinkenden Talglichtes je geschehen könnte. Denn indem der antike Mensch mit der Natur, mit ihren Kräften und Erscheinungen Hand in Hand gieng, und, den Uranfängen des Menschengeschlechtes noch so viel näher, sich des gemeinsamen Ursprunges aller Dinge noch so viel lebendiger bewußt war, da mußte alles sich ihm zu belebten Wesen gestalten, und der Mensch zu den Kräften des Alls in Beziehungen der Freundschaft und Ehrfurcht treten. Es gestaltete sich jene heitere Welt in welcher der Himmel zur Erde, und darum auch die Erde zum Himmel ward. Verschwunden ist das alles. Aber wie die Erinnerung der Jugend mit goldenem Glanze das Alter umstrahlt, so kann auch der Reichthum der antiken Geisteswelt in die Dürre und Farblosigkeit der unsrigen einen letzten wohlthätigen Lichtstrahl werfen."

Der russische Handel mit China.

(Schluß.)

Die Besorgniß daß die Chinesen dann nur Gold und Silber nehmen würden, und dieses in großer Menge nach China abfließen möchte, erscheint als unbegründet. 1854 betrug die Gold- und Silberausfuhr nur 17 Procent der Gesammtausfuhr; Hunderttausende in der Mongolei bedürfen der russischen Waaren, namentlich Tuche und Pelze, und können sich in den Südhäfen China's nicht damit versorgen. Die Entfernung ist schon zu weit, es werden dort auch ganz andere, weit leichtere Baumwollengewebe aus Europa eingeführt. Der Gold- und Silberbegehr der Chinesen

Digitized by Google

wird nur durch die Zeitumstände veranlaßt, und wenn man die Gold- und Silberausfuhr nicht gestattet hätte, würde, wie 1853, der regelmäßige Verkehr auf eine Einfuhr von 10,000 Kisten Thee, kaum $\frac{1}{10}$ der gewöhnlichen, herabkommen, während die Contrebande mit Gold heimlich 25,000 Kisten Backsteinthee und 5000 Kisten Blumenthee ausführte. Die russischen Handelsbeziehungen zu Persien und der asiatischen Türkei haben auch gezeigt daß die Ausfuhr der edlen Metalle dem Absatz russischer Rohproducte und halbfaçonnirter Waaren nicht hinderlich ist. Das Verbot der Ausfuhr würde nur die Chinesen weniger kaufen lassen und auch die Zolleinkünfte in Kiachta sehr verringern. Daher entschloß sich die Regierung, die Ausführung von Gold und Silber in Barren in demselben Verhältnisse zu der Waarenausfuhr, wie früher die der Gold- und Silberwaaren zu gestatten.

Das neue Reglement vom 1/13 August 1855 gewährte daher 1) dem Handel in Kiachta einen freien Austausch der russischen Waaren mit den chinesischen, ohne an eine vorgängige Preisbestimmung gebunden zu seyn, 2) wurden die Kaufleute zweiter Gilde bis zum Betrag von 90,000 S. R. zum Handel mit den Chinesen zugelassen, der früher nur der ersten Gilde gestattet war, 3) dürfen die Agenten oder Commissionäre abwesender Kaufleute auch für sich handeln, 4) dürfen während der Messe die Kaufleute die Waaren vom Bazar auch in Privathäuser verführen; nur müssen sie einen Monat nach Beendigung des Handels das Nichtverkaufte wieder auf den Bazar zurückbringen. Bisher konnte man nur Waarenproben vom Bazar mit wegnehmen. Sie dürfen 4) eine Börse einrichten und auch Gold und Silber in den oben erwähnten Verhältnissen ausführen.

Doch leidet der Handel noch an bedeutenden Gebrechen: der Thee, fast der einzige bedeutende Ausfuhrartikel aus China, welcher den Russen zum Bedürfnisse geworden ist, gelangt erst auf dem größten Umwege zu Lande zu ihnen. Die Gränzstadt Kiachta ist 5555 Werst von Moskau und wieder 5000 Werst von den Erzeugungsörtern des Thees. Dieser muß also 11,500 W. transportirt werden (7 W. etwa 1 d. M.). Man kann leicht ermessen, wie die Waare durch den weiten Transport vertheuert wird. Der beste Thee, welcher für Amerika und Westeuropa gekauft wird, kostet am Productionsorte, mit der Abgabe an den Fiscus, das Pfund nur 30 Kopeken; der, den die Kaufleute von Schan-si für Kiachta kaufen, schon 40—50 K. am Platze; der Transport jenes nach Schang-hai, 1000 W. vom Erzeugungsorte, der in 24 Tagen beschafft wird, kostet die Kiste von 50 Pfd. 4 S. R., oder 6—8 K. Von Canton nach London kostet der Transport nur 1 K., also der Gesammt-Transport vom Erzeugungsorte in China bis London nur 9—10 K. das Pfd. Dagegen kostet der Transport bis Maimatschin die Kiste von 50 Pfd. schon 10 R., oder das Pfd. 20 K. In Kiachta werden die Theekisten in Ochsenhäute eingenäht. Die Emballage der großen länglichen Kisten kostet so $8\frac{1}{2}$ S. R., die der kleinen viereckigen 6 R. Nun noch der Transport von Kiachta bis Moskau mit den andern Kosten vorfallender Beschädigungen u. s. w. 8—10 R. das Pud, machen zusammen auf das Pfd. 40 K. und mit den Transportkosten in China 60 K., also einen Preisunterschied von 65 K. das Pfd. gegen den Preis des Thees in England, ungerechnet noch die lange Dauer des Transports, was mehrere Procent Zinsenverlust veranlaßt. Dazu kommen noch andere Umstände, welche den Theepreis erhöhen. Die Russen bezahlen den Thee, wie bemerkt, mit ihrem Pelzwerk oder jetzt zu $\frac{2}{3}$ mit ihren Tuchen und Baumwollenwaaren. Nun sind die Russen gegen England in der Fabrication der letzteren aber noch sehr zurück. Ihre Waaren sind viel theurer. Dazu kommt nun wieder der weite Transport dieser Waaren von Moskau nach Kiachta 5555 Werste. Die Chinesen entschädigen sich für die hohen Preise der Tuche und Baumwollenwaaren, indem sie mit ihren Theepreise aufschlagen, und können so in China russische Tuche unter dem Preise, den sie in Rußland kosten, verkaufen. Die Abgeordneten des Handels, die den französischen Gesandten Lagrené 1843 nach China begleiteten, fanden daß die Tuche aus der Fabrik der Fürsten Trubetzkoi und der Brüder Bakin, die das $\frac{1}{2}$ Stück von 25 Arschinen (russische Elle) in Moskau 50 R. S. kosten, trotz der Transportkosten von 6 R. 75 K. von Moskau nach Peking, die den Preis auf 56 R. 75 K. erhöhen, zu Su-tscheu, 1050 W. südlich von Peking, doch um 41 R. 50 K., also 17 Proc. billiger als in Moskau, verkauft wurden! Die russischen Kaufleute dagegen erhöhen, wenn sie in Kiachta gute Geschäfte gemacht haben, den Preis ihrer Waaren das nächste Jahr, was aber oft die Chinesen vom Markte zurückhält und die Ankunft von Thee vermindert, während sie bei schlechten Geschäften sich durch Erhöhung der Theepreise in Rußland entschädigen, so daß der Theepreis nicht nur durch die große Entfernung, bis er zu den Consumenten gelangt, sondern auch durch die Art des Handels in Kiachta und durch die künstliche Vertheurung, in Folge der Speculation, erhöht wird. 1850—52 wurden, ohne den Backsteinthee, im Mittel 230,900 Pud Thee gegen 6,545,815 R. S. in Waaren, also das Pfd. im Durchschnitt zu 71 K. in Kiachta eingetauscht. Die Transportkosten von Kiachta bis Moskau, 40 K. per Pfd., erhöhten den Preis auf 10,251,960 R., oder 111 K. per Pfd. Nun aber kostete das Pfd. gewöhnlichen schwarzen Thees in Moskau und St. Petersburg 1851 und 1852 180—200 K., der Blumenthee 260—350 K., 1853 jener 230, dieser 385 K., 1854 jener 270, dieser 410 K. das Pfd. Letzterer mag etwa $\frac{1}{5}$ des Ganzen betragen. Demnach wurden 1851—52 7,388,800 Pfd. gewöhnlichen Thee im Mittel mit 1 R. 90 K. und 1,847,200 Pfd. Blumenthee im Mittel mit 3 R. 5 K., zusammen mit 19,672,680 R. bezahlt, davon ab 10,251,960 R., welche er den Theehändlern in Moskau kostete, oder mit dem Zoll von 47 K. für den gewöhnlichen Thee, und 60 K. das Pfd. für den Blumenthee 14,833,016 R., blieb den Verkäufern ein Bruttogewinn von 4,839,664 R. oder 33 Proc. für Interessen, Lagerungsgeld, Commission und den Gewinn des Kaufmannes. Dieser wurde 1853 und 54 auf 60—90 Proc. gestiegen seyn, wenn man ihn zu denselben Preisen wie 1850—52 in Kiachta eingekauft hätte. Der Consument muß beim Detailkauf nun aber noch 20—25 Proc. mehr geben. So begreift sich, wie mittlerer guter schwarzer Thee (Lorgovy), welcher in London das Pfd. 80—90 K. kostet, in Rußland 2—$2\frac{1}{2}$ R. zu stehen kommt; obwohl bis zur Zollmäßigung von England 1853 der Eingangszoll für die höheren Sorten daselbst ziemlich derselbe war wie in Rußland, und noch höher für die mittleren und ordinären. In Hamburg kauft man denselben Thee für 50—60 K. Dieser enorme Preisunterschied ermuntert zur Einschmuggelung des Cantonthees, die an der Westgränze des russischen Reiches in sehr großem Maßstabe stattfindet. In Polen und den anstoßenden russischen Gränzprovinzen trinkt man nur Cantonthee, der zum Nachtheil des Kiachtathees bis tief ins Innere Rußlands eingeschmuggelt wird — kein Wunder, weil 100 Proc. daran gewonnen werden. Man glaubte in Rußland lange ziemlich allgemein, der Karawanenthee sey viel besser als der Cantonthee, weil er so viel theurer sey. Dieß ist nach Tengoborski aber ein Irrthum. Beide Theesorten kommen von derselben Pflanze. Der russische Karawanenthee kommt nur von der ersten Lese im Mai, wo die Blätter noch zarter sind; sie soll auch sorgfältiger seyn. Daher zahlen die

Schan-si Kaufleute für das Pfd. 13—20 K. mehr; die weitere Vertheuerung veranlaßt der weite Landtransport. Die zweite und dritte Lese sind im Junius und August. Es ist nach Tengoborski auch nur ein sehr verbreitetes Vorurtheil daß der Thee durch den Transport zur See einen Theil seines Aroma verliere. Er hat beide Arten gekostet und der Cantonthee hatte weder an Geschmack noch Geruch verloren. Man schickt auch jetzt bessere Sorten von Canton nach England und verpackt sie sorgfältiger. Der Unterschied des Karawanenthee würde übrigens nur bei den feineren nicht auch bei den gewöhnlichen Sorten stattfinden. Wenn nun auch die Erleichterung des Handels in Kiachta dem Theehandel dort förderlich seyn wird, so werden die weiten Transportkosten und der hohe Preis der russischen Manufacturwaaren den Karawanenthee immer theurer seyn lassen. Rußland könnte billigeren Thee haben, wenn es den Cantonthee gegen einen mäßigen Zoll zuließe. Dieß würde aber den für Sibirien namentlich so wichtigen Handel in Kiachta nicht nur, sondern auch den russischen Fabriken, die fast ausschließlich für den chinesischen Markt arbeiten, schaden und den vielen Kärrnern, die der Waarentransport nach Kiachta und von da der Theetransport nach Perm (von hier geht er nach Nischnei-Nowgorod auf der Wolga) beschäftigt, ihren Verdienst nehmen. 1847 bis 1851 wurden im Durchschnitt 229 230 Pud Thee für 6,088,585 S. R. W. eingeführt, davon waren 166,433 Pud (73 Proc. der Quantität) oder für 3,431,500 R. (56 Proc. v. W.) gewöhnlicher Thee. Die den feinen Blumenthee trinken, der in St. Petersburg und Moskau das Pfd. 3—5 R. und mehr kostet, würden dem billigen, aber weniger delicaten Cantonthee zu Liebe dieser Gewohnheit des Luxus nicht entsagen, aber wohl die den gewöhnlichen Karawanenthee jetzt mit 2 R. das Pfd. bezahlen. Träte nun der Cantonthee mit ihm in Concurrenz, so würden die chinesischen Theekaufleute in Kiachta vielleicht von ihren Preisen heruntergehen müssen. Die Russen könnten aber auch an Absatz ihrer Waaren einbüßen. Von der Ausfuhr nach China 1849—53, im Mittel von 6,146,400 R., betrug der Werth der Tücher und übrigen Wollengewebe 2,598,000 Rubel, und der Baumwollenwaaren 1,398 300 Rubel. Hörte die Ausfuhr dieser nun aber auch ganz auf, so wäre dieses von der ganzen russischen Baumwollenmanufactur im Betrag von 56,000,000 R. doch nur eine Verminderung von 2^1_2 Proc., und wenn die Ausfuhr von Wollenzeug sich auch um die Hälfte vermindern würde, betrüge es von der gesammten Production der Wollenzeuge von 46,000,000 R. doch nur 2,8 Proc., und von der gesammten russischen Industrie von 500,000,000 R. im Werth nur 0,7 Proc. Dazu ist die Ausfuhr nach China großen Schwankungen ausgesetzt; sie sank von 8,120,600 R. 1852 plötzlich auf 3,579,800 R. im Jahr 1853. Am meisten würden zunächst die Fuhrleute leiden; 1842 kamen in Kiachta 8510 Karren mit 180,536 Pud russischer Waaren an und giengen ab 22,643 Karren mit 467,679 Pud chinesischer Waaren. Die Fuhrleute verdienten 1,823,500 R. Sie gehen karawanenweise, oder 3—4 Karren unter einem Führer (Oboze). Die Summe vertheilt sich also auf 9—10,000 Individuen, à 180—200 R. oder 58 R. 53 K. per Karren. Doch ist auch dieser Verdienst großen Schwankungen ausgesetzt: 1853 nahmen sie nur 857,549 R., 1854 929,361 R. für den Transport ein. Und diesen unsicheren, schwankenden Gewinn der Fabrikanten und Kärrner müssen nun die Theeconsumenten in Rußland mit den enormen Preisen des Thees bezahlen. Sie geben 1851, ungerechnet den Einganszoll, für 8,251 600 und gewöhnlichen schwarzen Thee à 1 R. 50 K. 12,381,900 R., und für 1,837,880 Pfd. Blumenthee à 2^1_2 R. — der feinste kommt mit dem Zoll auf 5—10 R. — 4,594,700 R., zusammen 16,976,600 R. aus. Nach dem Hamburger Preiscourant von 1855 kostete der schwarze Thee das Pfd. 7—28 ß Banco (das russische Pfd. 19—76^1_2 K.), nur der feinste Pekko 80 ß (2 R. 18 K.). Im Mittel den schwarzen Thee (Congovy) à 60 K. gerechnet, würde obige Quantität nur 4,952,760 S. R., und die des feinen Thees nur 1,654,090 Rubel Silber, beide zusammen also nur 6,606,850 R. statt 16,976,600 S. R. kosten. So müssen also in Rußland die Theetrinker 10,000,000 S. R. jährlich opfern, um den künstlichen Handel in Kiachta aufrecht zu erhalten. Der Fiscus würde auch gewinnen, wenn er den Cantonthee, etwa gegen 25 K. Zoll per Pfd. (50 Proc. vom Werthe) zuließe. So käme der feine Thee 85 K., der gewöhnliche 45—50 K. das Pfd., wäre allen Classen der Bevölkerung zugänglich, die Einfuhr würde von 300—350,000 Pud auf 700,000 Pud steigen und dem Schatze 7,000,000 R. statt 4—5,000,000 R., bei 40—42 — 70 K. Zoll per Pfd. in Kiachta einbringen, während er 1853 unter 2,000,000 Rubel herabsank.

Chevreul's Restaurationen alter bronzener Statuen aus Aegypten. Gegenwärtig befinden sich im Louvre zu Paris zahlreiche bronzene Statuen aus dem Serapeion, bei Memphis. Diese kleinen Statuen, theils massiv theils hohl gegossen, fanden sich in einer Tiefe von einigen Centimetern unter dem Plattenpflaster und in allen Fundamenten des Tempels. Ihre Größe wechselt von einigen Centimetern bis 80 Centimeter. Sie sind mit einer grünen Schicht überzogen, unter welcher sich eine röthliche Substanz befindet; unter letzterer zeigt sich eine Bronze von vorzüglicher Qualität, welche beim Reiben mit einer Schlichtfeile den Metallglanz annimmt. Der Sand, in welchen diese Statuen eingegraben waren, stimmt mit demjenigen der Wüste überein. Aus meiner chemischen Untersuchung scheint unzweifelhaft hervorzugehen daß die atmosphärische Luft, unter Mitwirkung eines Wassers welches Kochsalz, Kalk und Kohlensäure enthielt, die erwähnte Veränderung der bronzenen Statuen von außen gegen innen hervorgebracht hatte. In dem äußern grünen Ueberzug ist das Zinn in Zinnoxyd verwandelt worden; das Kupfer aber in Einfachchlorkupfer und Kupferoxyd, welche sich mit einander verbunden haben (zu dem Körper welcher sich in der Natur als Salzkupfererz findet). In der innern Schicht hat sich die Bronze in Kupferoxydul und Zinnoxyd umgewandelt. Folgender Versuch bewies mir die Möglichkeit, die veränderte Bronze wieder herzustellen. Ich brachte eine kleine Statue in ein Porzellanrohr, füllte den Apparat in der Kälte mit Wasserstoffgas, und erhöhte dann die Temperatur auf die Dunkelrothgluth; es verdichtete sich in einer Glocke Wasser, welches durch salzsaures Kupferoxyd grün gefärbt war. Ich ließ den Apparat hierauf erkalten und zog die Statue, vollkommen wieder hergestellt, heraus. Der Sauerstoff und das Chlor, welche im Ueberzug der Statue enthalten waren, wurden durch das Wasserstoffgas in Wasser und in Salzsäure umgewandelt. (Polyt. Journal.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. P. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 11. 13 März 1857.

Ein Winterbild von London.

Ein Winterbild von London! Das kann nicht sehr freundlich sein: Nebel, Regen, Schmutz, Schnee! Das alles und viel traurigeres noch. „Ich glaubte das Betteln sey verboten in den Straßen Londons?“ — Allerdings, aber die Straßenindustrie, das Singen, ist erlaubt. Sehen Sie sich die Gruppen in dem schwarzen Kothe ein wenig an:

Ein Mann in zerlumpter Kleidung, mit einem Kind auf dem Arm, und eins oder zwei andere neben ihm, die Mutter nachfolgend. Der Mann ist bloßärmelig. Es regnet. Sie singen, oder vielmehr sie stöhnen irgend ein geistliches Lied in zerreißendem Jammerton her. Nicht wahr, der Anblick thut weh? Eilen Sie sich nicht zu sehr. Dieser Mann, sagt mir mein Hauswirth, ein Engländer, wählt sich die nassen, unfreundlichsten Tage, um ohne Rock zu betteln, an trockenen Tagen werden Sie ihn nie sehen. Das ist seine Industrie. Sie gelingt nur bei denen, die keine Erfahrung haben, und schadet manchem wirklichen Armen, vor dem man die sonst willige Hand zurückzieht, aus Furcht betrogen zu werden.

Da ist eine andere Gruppe: Einarmige, Einbeinige, an Krücken, an Stöcken, allein oder von Weibern und Kindern geleitet. Es sind verkrüppelte Seeleute und Soldaten. Sie haben nichts zu leben. Sie singen in den Straßen.

Diese da, mit der höllischen Disharmonie, in abgestoßenen Sätzen und Lauten durcheinander schreiend als ob Feuer ausgebrochen, haben von den Singvögeln, mit denen sie in täglicher Gemeinschaft leben, nichts gelernt. „All frozen out gardeners!“ .... „All frozen out gardeners,“ im Baß, im Discant, im Falsett, es ist zum Taubwerden. Es sind Gärtner oder Gartentaglöhner, die mit der starken Kälte und dem Schnee außer Brod und Dienst sind. Sie singen, sie nennen das wenigstens so, um das Mitleid der Bewohner zu rühren, und ihre Erscheinung ist in der That kläglich.

Jene dort, die mehr in Reih und Glied aufziehen, mit dicken Stöcken bewaffnet, in leinenen Kitteln, sind Hof- und Ackerknechte. Der Schnee bedeckt die Fluren, der Frost hat alle Arbeit gehemmt. Sie kommen in die Stadt und singen. Jeder Absatz ihrer schmerzlichen Pfalmodie endigt mit „farmer boy»“; das ist ihre Legitimation, und die Londoner des Westendes, wo die Straßen geräumiger und zu dieser Art Demonstrationen bequemer sind, erkennen ihre Gäste wie man die alljährlichen Zugvögel gewisser Epochen kennt.

Alle diese Gruppen sind friedlich. Die Polizei hat keine Weisung gegen sie einzuschreiten, und läßt sie gewähren.

Einen ernstern wenn auch bis jetzt nicht beunruhigenden Charakter nahmen in den letzten Tagen die Versammlungen brodloser Arbeiter in Smithfield an. Sie vertheilten sich in Rotten und zogen vor die Armenhäuser, und von da nach den Polizeigerichten, denen die amtliche Oberherrschaft über die Armenhäuser zusteht. Daß unter den vielen auch Böswillige waren, ist kein Zweifel, aber die Mehrzahl wurde von wirklicher Noth angetrieben. Ein Theil begnügte sich mit Brod, wo sie es in den Armenhäusern erlangen konnten, was nicht überall der Fall war, andere erlangten und erhielten Arbeit; das Workhouse von St. Pancraz richtete eine eigene Werkstätte für Steinzerschlager her, wo die Hülfsbedürftigen ihren Unterhalt erarbeiten können. Manche aber wollten weder in die Armenhäuser eintreten, gegen die in den Volksclassen ein großer und nicht immer ungegründeter Widerwillen besteht, noch zum Arbeiten sich verstehen, obschon rüstig und gesund, und ohne gültige Entschuldigung. Das Bedenklichste waren die Excesse, wozu einige räudige Schafe in der Heerde sich verleiten ließen, indem sie in die Bäckerläden eindrangen und das Brod mit Gewalt wegnahmen. Diese wurden alsbald ergriffen und von den Polizeirichtern gestraft. Im ganzen ist das menschliche Benehmen dieser letztern gegen die Hungernden, und ihre Strenge gegen säumige Vorstände der Armenhäuser zu loben.

Wie groß das Elend seyn muß, zeigen wiederholte Fälle, wo Leute an hellem Tage in den belebtesten Straßen Gegenstände von den Läden wegtrugen, unter andern ein Mann der eine Uhr, ein armes Weib das einen Bündel Wolle entwendete, in der alsbald offen erklärten Absicht, verhaftet und ins Gefängniß geschickt zu werden, wo sie wenigstens nicht zu verhungern brauchten.

Das niederschlagendste Bild gewähren die Weiber vor den Armenhäusern, im Schnee, im Wind, im Regen, auf den nackten, kalten Steinplatten der Nebenstraße stehend oder hockend, und den günstigen Augenblick abwartend, wo endlich die Thüre sich öffnen, und ihnen wenigstens die Möglichkeit gegönnt seyn wird ihre Anliegen vorzubringen. Nachdem sie in diesem Zustand drei, vier

Digitized by Google

Stunden geharrt, durchnäßt bis auf die Haut, hungernd und abgemattet, nicht ſelten mit Säuglingen im Arm, ſcheitert ihr dringendes Flehen oft vor der barſchen Antwort, oder der rohen Ungeduld, vor der verhärteten Routine eines untergeordneten Beamten. Der geringſte Formfehler, der leichteſte Vorwand reicht hin, um ſie abweiſen zu laſſen, und ihre Wanderung beginnt von neuem, nach einem andern Stadttheil, wo ſie vielleicht glücklicher ſeyn mögen . . . vielleicht! Die Geſetze zu Gunſten der Nothdürftigen beſtehen, ihr Recht, Unterſtützung von der Gemeinde zu verlangen, iſt unbezweifelt anerkannt. Die Privatwohlthätigkeit kommt auch den vom Parlament decretirten Anſtalten reichlich zu Hülfe. Aber die innere Verwaltung der Häuſer, die Gefühlloſigkeit oder der habgierige Egoismus der Vorgeſetzten, vereiteln die menſchlichſten Abſichten.

„Beſteht in dieſem Lande, fragt ein Wochenblatt, ein Geſetz zu Gunſten der Entblößten und Hungernden, oder nicht? Gibt es eine Armenverwaltung, Beamte um das Geſetz anzuwenden, ausdrücklich beſtellt um über die Unterſtützung der Nothleidenden, über die Leitung der Workhouſes, über die Verwendung der Armenſteuer zu wachen? Oder aber iſt das Geſetz abgeſchafft, ſind die Pfund und Schilling der Armentaxe zur Stillung des Elendes in dürre Blätter verwandelt, gleich dem Gelde des armen Mannes in den arabiſchen Nächten?"

„Wir glauben uns berechtigt zu dieſer Frage (trotz der finſtern und düſtern Gebäude von Marylebone und Whitechapel, wo die Armen nicht unterſtützt werden), weil in dieſer rauhen Jahreszeit und in einem Augenblick der bedauernswertheſten Noth unter der arbeitenden Bevölkerung ein ſtrafbarer Mangel der Energie und Menſchlichkeit ſeitens derer zu beſtehen ſcheint, die verpflichtet ſind den Hülfsbedürftigen beizuſpringen. Die öffentliche Mildthätigkeit fehlt nicht, aber die öffentliche Unterſtützung, auf die kraft des Geſetzes jeder entblößte Engländer ein Recht hat, wird dem Anſcheine nach, ſey es aus ſäumiger Nachläſſigkeit oder aus verſtockter Grauſamkeit, ſo oft als möglich vorenthalten, und wo ſie ſtattfindet, mit karger und unfreundlicher Hand gereicht. Die Zeitungen ſind angefüllt mit Berichten von Haufen nahrungsbedürftiger Perſonen, welche die Polizeigerichte belagern und das Ohr der Richter mit dem Jammer ihres Hungers beſtürmen, ausdrücklich beurkundend wie ſie vergeblich um den Beiſtand der Gemeinde nachgeſucht, und zuletzt aus den Privatgeldern der Armencaſſe den Nothpfennig empfangen haben, den ſie von den Verwaltern der öffentlichen und geſetzlichen Steuer zu begehren berechtigt ſind."

Es beſteht in London eine Anzahl „Caſual Wards," eine Art Herberge, Obdach, Zufluchtsort zum Uebernachten armer Weiber, die nicht wiſſen wohin, und keine Mittel haben irgend anderswo einen Schirm zu finden. „Aber, ſagt der Bericht eines Lehrers an einer Armenſchule, ihre Noth iſt kein hinreichender Grund um aufgenommen zu werden. Wenn zuletzt, um 8 Uhr des Abends, in dieſen finſtern, kalten, feuchten Nächten die Thüre ſich öffnet, vor der ſie ſo lange geharrt, halb verhungert und halb erfroren, ſo werden ſie befragt *woher* ſie kommen, und falls ſie nicht nachweiſen daß ſie vom Lande ſind, und daß das Armenhaus auf dem geraden Wege von ihrer Heimath das nächſte iſt, ſo werden ſie ſchnurſtracks unter Fluchen und Verwünſchungen in die Straße wieder hinaus geſchickt. Dann beginnt die neue Mühſal einer neuen Wanderung. Wenn ſie nach drei Meilen Weges an eine andere Herberge kommen, ſo kann ſie gefüllt ſeyn, denn, wäre ſelbſt der Zutritt leichter, die vorhandenen Häuſer bleiben, der Zahl nach, unzureichend, um ihrem Zweck zu entſprechen. Auf dieſe Weiſe werden Hunderte von ehrbaren Weibern und Mädchen, von plötzlicher Armuth heimgeſucht, wider Willen genöthigt ganze Nächte in den Straßen zuzubringen und der Proſtitution zum Opfer zu fallen."

Von den Perſonen die aufgeſtellt ſind um ſie in die Caſual Wards aufzunehmen, werden ſie eher wie verlaufene Hunde, denn gleich menſchlichen Weſen angeredet und behandelt. Wagen ſie es ſich darüber zu beſchweren, ſo erwiedert man ihnen mit eben ſo grauſamen als ſchmachvollen Redensarten. Von dem Beſuch eines Aufſehers während der Zeit der Zulaſſung, oder um ihre Lage nach dem Eintritt zu erkennen, hat keiner von allen denen die ſeit Jahren hie und da eine Zuflucht in dieſen Anſtalten geſucht haben, etwas vernommen. Zwei oder drei Häuſer ausgenommen, wird nirgendwo während der Nacht Licht angezündet; einige geſtatten ein ſolches in der Schlafſtätte in dem Moment wo die Gäſte eintreten, andere niemals und zu keiner Zeit; ſie überlaſſen es den Unglücklichen im Finſtern zu tappen und ihren Weg in dem dunkeln Zimmer zu finden, wo ſie wie eine verſcheuchte Heerde Schafe ſich durchkreuzen und aufs Gerathewohl ſich auf das loſe liegende Stroh niederwerfen, unbekümmert ob ſie den Kopf, die Füße oder den Rücken einer andern als Kopfkiſſen nehmen. Nur in zwei oder drei Wards ſind Betten, und dieſe Wards ſind ſehr klein. Etliche haben Strohſäcke, die meiſten indeſſen bieten nichts als ungebundene Streu, zwei derſelben den nackten Boden zum Lager. Alle zwar geben vor daß ſie jeder der Beherbergten eine Decke liefern, allein eine ausreichende Zahl iſt ſelten vorhanden, und unter den vorhandenen beſtehen die meiſten aus ſchmutzigen Lumpen voll Ungeziefer. Das Stroh beſchreiben die Beſucherinnen als ſehr häufig naß, gefault, voll Koth, und in einem ſolchen Zuſtande, daß kein Pächter unſerer Tage es ſeinen Schweinen geben möchte; ſelbſt dieſe unglücklichen Frauensperſonen nennen es „ekelhaft" . . . . Glücklicherweiſe ſind nicht alle Wards ſo ſchmählich vernachläſſigt, aber es iſt eine Schande für unſer Land daß deren ein Dutzend ſolcher beſteht. Selten iſt eine Vorkehrung getroffen daß die Uebernachtenden ihre Kleider ablegen können; ich habe arme Weiber geſehen die ſeit vierzehn Tagen oder drei Wochen ſich nicht entkleidet hatten. Zweiundfünfzig Perſonen, die in 17 verſchiedenen Wards von London geſchlafen, verſicherten einſtimmig daß ſie in keinem einzigen die Möglichkeit ſich zu waſchen finden konnten . . . ."

Was dieſer Lehrer von den übrigen Bedingungen dieſer Jammerhöhlen hinzufügt, von den Folgen einer Gemeinſchaft, wo für die Befriedigung natürlicher Bedürfniſſe auf eine Weiſe geſorgt wird, die eine empörende Verwahrloſung aller Geſetze der Geſundheit und Reinlichkeit iſt: Abtritte, die in die überfüllten Räume öffnen, oder unbedeckte Gefäße in einem Zimmer von 40 Perſonen . . . iſt ſolcher Natur, daß unſere Feder vor einer umſtändlicheren Beſchreibung zurückſchreckt.

Digitized by Google

Jagden und Thierleben im nördlichen Grönland.

(Aus Dr. Kane's Arctic Explorations.)

3. Das Rennthier.

Die Eskimos geben dem Rennthier, ſo lange es ohne Geweih iſt, den Namen Nennesoak. Die größere Anzahl dieſer Thiere behält ihr Geweih bis in die erſte Zeit des Frühlings, und fängt erſt bei der Rückkehr des Sonnenſcheins an es abzuwerfen; einige der ſtärkſten aber verlieren es ſchon vor Eintritt des Winters. Sie leben heerdenweiſe, und lieben beſondere Oertlichkeiten. Da wo ſie ſich alljährlich verſammeln, findet man eine unermeßliche Menge abgeworfener Geweihe. Man ſagte mir in Holſteinberg, wo in jedem Jahre mehr als viertauſend Rennthierhäute zu Markte gebracht werden, daß man dieſe Hörner auf den beliebten Jagdgründen in mächtigen Haufen beiſammen finde. Man bringt wenig oder nichts davon nach Kopenhagen, meines Dafürhaltens aber fände man bereitwillige Käufer dafür unter den engliſchen Knopfmachern.

Das von Hans geſchoſſene Rennthier gehörte zu den größten aller nördlichen Exemplare die ich geſehen habe. Es hatte fünf Fuß um einen Zoll im Umfang, und ſechs Fuß und zwei Zoll in der Länge; es war ſo groß als eine zweijährige Färie. Wir ſchätzten ſein Gewicht auf dreihundert Pfund brutto, oder hundertachtzig Pfund netto. Der Kopf hatte einen mehr als gewöhnlich ſchwerfälligen Charakter und einen langen flatternden Büſchel weißen Haars, der ihm vom Halſe herabhieng und dem Vordertheil ſeines Kopfes ein Anſehen ungemeiner Schwere gab.

Das Rennthier iſt in keiner Hinſicht ein anmuthiges Thier. Es herrſcht ein offenbares Mißverhältniß zwiſchen ſeinen ſchwerfälligen Schultern und den leichten Hanken, was ſelbſt in ſeinen raſchen Bewegungen nicht für das Thier einnimmt. Alle dieſe äußeren Mängel aber werden aufgewogen durch die Schmackhaftigkeit ſeines Fleiſches.

4. Die Bären.

Im Monat Junius ſtößt man auf die meiſten Bären. Man ſah ihre Spuren überall, ſowohl an der Küſte wie auf den Eisbänken. Einer wagte ſich ſogar bis an die Stelle heran, an welcher die Abtheilung auf dem Eiſe Halt gemacht hatte, und Bonfall erzählt eine artige Geſchichte von der Art und Weiſe wie ſie ſeine Begrüßungen aufnahmen und erwiederten. Es war etwa eine halbe Stunde nach Mitternacht: alle lagen nach der langen Tagesſtrapaze in tiefem Schlafe; da hörte oder fühlte, in unbeſtimmter Wahrnehmung, Mac Gary unmittelbar an ſeinem Kopf etwas im Schnee kratzen, und erwachte darüber. Er ſchaute um ſich, und ſah wie ein ungeheurer Bär gerade damit beſchäftigt war den Umfang des Zeltes in Augenſchein zu nehmen. Der Schrei den er ausſtieß, erweckte ſeine Reiſegefährten, ſtörte aber den ungebetenen, Gaſt nicht im geringſten in ſeiner Beſchäftigung. Der Beſuch kam beſonders um dieſe Zeit und an dieſem Platz um ſo ungelegener als die ganze Geſellſchaft ihre Gewehre in einiger Entfernung auf dem Schlitten gelaſſen hatte, und innerhalb des Zeltes auch nicht einmal ein Stock zu finden war. Es herrſchte daher ziemliche Beſtürzung in dem kleinen Kriegsrath. Der erſte Gedanke der ſich aufdrängte, war die unverweilte Herbeiſchaffung ihrer Waffen; bei näherer Ueberlegung aber zeigte ſich dieß als nicht wohl ausführbar; denn der Bär trat, nachdem er außen ſeine Beobachtungen angeſtellt, nun durch die Zeltöffnung in das Innere. Einige Salven Zündhölzchen und improviſirte Zeitungspapierfackeln wurden abgefeuert, ohne ihn außer Faſſung zu bringen, und nach einiger Weile ſtellte er ſich am Thürweg auf, und fieng an als Abendimbiß einen todten Seehund, den man Tags zuvor geſchoſſen, zu verzehren.

Tom Hickey war der erſte dem der militäriſche Gedanke einfiel einen Ausfall nach hinten zu machen; er ſchnitt daher mit ſeinem Meſſer eine Oeffnung in die Leinwand, und kroch hinten zum Zelt hinaus. Hier löſte er einen Bootshaken ab, der eine der Stützen des Rückenpfahls bildete, und machte denſelben zum Werkzeug eines recht muthigen Angriffs. Ein wohlbeigebrachter Schlag veranlaßte das Thier ſich für den Augenblick einige Schritte jenſeits des Schlittens zurückzuziehen, und Tom, ſeine Entfernung genau berechnend, ſprang vorwärts, ergriff eine Flinte und kehrte unbehelligt zu ſeinen Cameraden zurück. Wenige Secunden ſpäter hatte Bonfall ſeinem Feind eine Kugel mitten durch den Leib gejagt. Nach dieſem Abenteuer unterließ es nun die Abtheilung nie mehr meinem Rathe gemäß ſtets eine Wache und Feuerwaffen im Lagerzelt zu halten.

•

Der letzte „Bergeort“ (cache genannt, ein zur Bergung der Lebensmittel im Eis errichtetes Magazin), auf den ich ſo große Hoffnungen geſetzt hatte, war gänzlich zerſtört. Er war mit größter Sorgfalt aus Felsſtücken gebaut worden, die man mit ungemein großer Mühe zuſammengebracht, und oft nur mit Hülfe von Gangſpillſtangen oder Hebeln übereinander gefügt hatte. Der ganze Bau war, ſo weit unſere Mittel es geſtatteten, höchſt wirkſam und vermochte Widerſtand zu leiſten. Trotzdem ſchienen dieſe Tiger des Eiſes kaum auf ein Hinderniß geſtoßen zu ſeyn. Nicht ein Biſſen Pemmican blieb übrig, ausgenommen in den eiſernen Kiſten, welche, da ſie rund waren und coniſche Enden hatten, ſowohl den Klauen als den Zähnen Trotz boten. Sie hatten ſie in jeder Richtung herumgewälzt und betappt, und ſie faſt wie Bälle in die Höhe geworfen, obgleich ſie über achtzig Pfund ſchwer waren. Ein Alkoholfäßchen, ſtark in Eiſen gebunden, war in kleine Stücke zerſchlagen, und eine zinnerne Branntweinkanne zerſtampft und beinahe in einen Ball zuſammengewickelt. Die Klauen des Thiers hatten das Metall durchbohrt, und es wie mit einem kalten Meißel aufgeriſſen.

Für Salzfleiſch waren ſie zu leckerhaft; für gemahlenen Kaffee zeigten ſie augenſcheinlich beſondere Vorliebe; altes Segeltuch war aus dieſem oder jenem Grund ein Lieblingsgegenſtand für ſie; ſelbſt unſere Flagge, welche aufgepflanzt worden war um von der Wüſte „Beſitz zu nehmen,“ war bis an den Flaggenſtock abgenagt. Sie hatten einen regelmäßigen Scherz daraus gemacht, rollten unſere Brodfäſſer über den „Eisfuß“ (der beſchränkte Eisgürtel der ſüdlichen Küſte) und in das gebrochene äußere Eis; außer Stande aber unſer ſchweres Gummielaſticum-Tuch zu kauen, hatten ſie es zu unglaublich harten Knoten zuſammengepreßt.

Mac Gary ſchildert die ganze Fläche um die „Cache“ oder den „Lebensmittelbergeort“ als mit den gut ausgetretenen Pfaden dieſer

Digitized by Google

Thiere bezeichnet, und ein anſtoßender Abhang eines eisbedeckten Felſens, mit einem Winkel von 45°, war ſo abgenutzt und mit ihrem Haar bedeckt, daß man auf den Gedanken gerathen konnte, ſie hätten ſich damit erluſtigt auf ihren Hanken denſelben herabzurutſchen — eine Verrichtung, in welcher ich mich, nebenbei geſagt, ſpäter ſelbſt ertappte. . . . .

*

Nach zweiſtündigem Marſch wurde der Weg beſſer, und als man, etwa neun Meilen von der Stelle wo man den Schlitten gelaſſen, ſich einer Ebene näherte, ward man durch den Anblick einer Bärin und ihres Jungen erfreut. Man hatte die Hunde, wie man glaubte, ſicher angebunden; allein Tudla und vier andere waren losgebrochen, ihnen gefolgt, und erſchienen binnen einer Stunde. Sie waren ſonach im Stande den Bären auf einmal anzugreifen.

Hans, welcher mit der Einfachheit eines Eskimo die ſchlaue Beobachtung eines Jägers vereinigte, beſchreibt den Kampf, der nun folgte, ſo graphiſch, daß ich verſuchen will einiges von der Zierlichkeit ſeiner Schilderung auf Hrn. Mortons Bericht zu pfropfen. Der Bär floh; allein da das Junge außer Stand war ſowohl den Hunden voraus zu bleiben als mit der Mutter Schritt zu halten, ſo drehte ſich dieſe um, ſteckte ihren Kopf unter ſeine Hinterfüße, und warf es eine Strecke weit vor. Nachdem ſie ſo das Junge für den Augenblick in Sicherheit gebracht, machte ſie Kehrtum und ſtellte ſich den Hunden entgegen, gleichſam um dem Jungen Zeit zu laſſen wegzurennen; allein es machte, ſobald ſie ſtillſtand, ſtets Halt, bis ſie wieder herbeikam und es abermals vorwärts warf. Es ſchien ihren Beiſtand zu erwarten, und wollte ohne ſie nicht weiter gehen. Zuweilen rannte die Mutter einige Ellen vorwärts, als wollte ſie das Junge ermuntern ihr zu folgen, und wenn die Hunde wieder herankamen, wandte ſie ſich gegen ſie und trieb ſie zurück; wenn dieſe dann ihren Schlägen klugerweiſe auswichen, begab ſie ſich aufs neue zum Jungen, und trieb es an, indem ſie bald den Kopf unter daſſelbe ſteckte und es vorwärts ſchleuderte, bald es mit ihrem Maul am Hals ergriff und fortſchleppte.

Eine Zeitlang führte ſie ihren Rückzug mit großer Schnelligkeit aus, und ließ die beiden Männer weit hinter ſich. Dieſe hatten ſie auf dem Landeis angegriffen; allein ſie führte die Hunde an die Küſte, ein kleines ſteiniges Thal hinauf das ſich in das Innere des Landes aufthat. Nachdem ſie aber anderthalb Meilen gegangen war, wurde ihre Bewegung allmählich langſamer, und da das Junge große Ermüdung zeigte, machte ſie bald Halt.

Die Leute waren nur noch eine halbe (engl.) Meile hinter ihr, und da ſie aus Leibeskräften liefen, kamen ſie bald an die Stelle wo die Hunde ſie feſthielten. Der Kampf ward jetzt ein verzweifelter. Die Mutter gieng nie mehr als zwei Ellen vor, und ſchaute beſtändig nach dem Jungen. Wenn die Hunde ihr nahe kamen, ſetzte ſie ſich auf ihre Hanken, nahm das Kleine zwiſchen ihre Beine, bekämpfte die Hunde mit ihren Tatzen, und brüllte ſo fürchterlich daß man es eine Meile weit hätte hören können. „Nie, ſagte Morton, war ein Thier in größere Angſt verſetzt.“ Sie ſtreckte ihren Hals aus, ſchnappte mit ihren glänzenden Zähnen nach dem nächſten Hunde, und drehte ihre Tatzen wie die Arme einer Windmühle herum. Wenn ſie ihr Ziel verfehlte, indem ſie nicht wagte einen Hund zu verfolgen aus Furcht die andern möchten das Junge ſchädigen, ſo brüllte ſie vor Wuth über den vereitelten Schlag, gebrauchte zur Abwehr von neuem ihre Tatzen, ſchnappte bald nach dieſem, bald nach jenem ihrer Feinde, und ſtand mit weit aufgeſperrtem Rachen wuthſchnaubend ihnen gegenüber.

Als die Leute ankamen, hatte das Junge vielleicht ausgeruht, denn es war wieder im Stande ſich mit ſeiner Alten, wie ſchnell ſich dieſe auch bewegte, herumzudrehen, ſo daß es ſich ſtets vor ihrem Bauche hielt. Die fünf Hunde ſprangen die ganze Zeit munter um ſie her, und quälten ſie wie eben ſo viele Weſpen; kurz, ſie machten es, wenn ſie nicht ſelbſt getödtet werden ſollten, höchſt ſchwierig dem Thier beizukommen. Allein Hans legte ſich auf ſeinen Ellbogen, zielte ruhig und ſchoß die Bärin mitten durch den Kopf. Sie ſtürzte zuſammen und wälzte ſich todt über und über, ohne einen Muskel zu rühren.

Die Hunde rannten plötzlich auf ſie zu; allein das Junge ſprang auf den Leichnam ſeiner Mutter, richtete ſich auf, und brüllte zum erſtenmal mit heiſerer Stimme. Es ſchien ihnen bange zu ſeyn vor dem kleinen Geſchöpf, das ſo muthig kämpfte und ſo viel Lärm machte, und während ſie ſeiner todten Mutter ganze Maulvoll Haare ausriſſen, nahmen ſie doch ſchleunig die Flucht, ſo oft das Junge ſich gegen ſie kehrte. Die Leute trieben die Meute eine Zeitlang hinweg, waren indeß endlich doch genöthigt das Junge zu erſchießen, da es ſich von dem Leichnam der Mutter nicht trennen wollte. Hans ſchoß es in den Kopf. Allein der Schuß erreichte, obgleich er es niederſchmetterte, das Gehirn nicht; es war noch im Stande auf den Cadaver der Mutter zu klettern, und ſuchte ſich von dort aus fort und fort zu vertheidigen; „aus ſeinem Maul ſtrömte das Blut wie das Waſſer aus einer Brunnenröhre.“ Man machte ſeinem Leben endlich mit Steinen ein Ende.

*

Unſere Reiſe mit den Eskimos war eine beinahe ununterbrochene und in ihren Einzelheiten kaum wechſelnde Reihe von Bärenjagden geweſen. Für mich hatten ſie die Reize der Neuheit verloren; allein ſie waren, wie die Kämpfe mit den Wallroſſen, ſtets intereſſant, weil ſie zur Kennzeichnung dieſer ungebildeten Leute weſentlich beitragen.

Die Hunde werden ſorgfältig abgerichtet ſich in keinen Kampf mit dem Bären einzulaſſen, ſondern ſeine Flucht zu verzögern. Während der eine deſſen Aufmerkſamkeit vorn in Anſpruch nimmt, greift ihn ein zweiter von hinten an, und da ſie ſtets auf der Hut ſind und jeder den andern ſchützt, ſo geſchieht es ſelten daß ſie ernſte Verletzungen davon tragen, oder daß es ihnen mißlingt das Thier bis zur Ankunft der Jäger aufzuhalten.

Wenn z. B. ein Bär am Fuß eines Eisbergs ausgewittert wird, ſo unterſuchen die Eskimos ſeine Spur mit Umſicht und Sorgfalt, um das Alter und die Richtung, ſo wie die Schnelligkeit zu beſtimmen mit welcher das Thier ſich bei ſeinem Vorüberkommen bewegte. Die Hunde werden auf die Witterung geſetzt, und der Jäger läuft ſchweigend neben ihnen über das Eis. So wie er um den Winkel des Bergs herumbiegt, iſt ſein Wild in Sicht vor ihm, geht wahrſcheinlich ruhigen Schrittes einher, ſchnuffelt zuweilen argwöhniſch in der Luft, wandelt aber nichtsdeſtoweniger auf einen Eisſchollenkamm zu. Die Hunde ſpringen vor, brechen in ein un-

Digitized by Google

gellendes wölfisches Geheul aus, der Jäger schreit Nannuk! Nannuk![1] und die kräftigste Verfolgung beginnt.

Der Bär erhebt sich auf seine Hanken, wirft einen Blick auf seine Verfolger und stürzt eiligst davon. Der Jäger lehnt sich im Laufe über seinen Schlitten, faßt die Stränge eines Paars seiner Hunde und befreit sie von ihrer Last. Dieß ist das Werk einer Minute; denn die Bewegung wird nicht gehemmt, und die übrigen Hunde eilen mit anscheinender Ruhe weiter.

Härter bedrängt, begibt sich der Bär jetzt auf einen Eisberg und geräth in Noth, während seine beiden vordersten Verfolger in kurzer Entfernung halten, und die Ankunft des Jägers ruhig abwarten. In diesem Augenblick wird die ganze Meute losgelassen; der Jäger ergreift seine Lanze, bahnt sich seinen Weg durch Schnee und Eis, und bereitet sich auf das Zusammentreffen vor. Sind zwei Jäger vorhanden, so wird der Bär mit leichter Mühe erlegt; denn der eine macht einen Scheinangriff, indem er thut als wolle er ihm einen Speer in die rechte Seite stoßen; sucht nun, wie natürlich, das Thier den ihm drohenden Angriff mit seinen Waffen abzuwenden, und dreht es sich herum, so läßt es die linke Seite ungeschützt und erhält die Todeswunde. Ist aber nur Ein Jäger vorhanden, dann darf er nicht zögern. Die Lanze fest in seine Hände fassend, reizt er das Thier ihn zu verfolgen, indem er rasch quer an ihm vorüber springt, und, als wolle er entfliehen, davon läuft. Kaum aber ist der schwerfällige Körper des Thiers in die erwünschte Jagd seiner ganzen Länge nach ausgestreckt, so kehrt der Jäger um, und läuft in seine erste Stellung zurück. Der Bär will sich nun abermals nach ihm umwenden, in diesem Augenblick aber stößt ihm der Jäger die Lanze in die linke Seite gerade unterhalb der Schulter. Dieser Stoß muß jedoch mit aller Geschicklichkeit geführt werden, denn oft ereignet es sich daß ein unerfahrener Jäger den Speer in der Seite seiner Beute stecken lassen und, um sein Leben zu retten, davon eilen muß. Selbst dann aber mißlingt es selten einem gewandten Mann, wenn er von den Hunden gut unterstützt wird, seinen Gegner zu tödten.

Die Etah-Bay-Eskimos haben in derartigen Kämpfen manche Wunden davongetragen; man hält den Bären in dieser Umgegend, sowie um Anoatok und die Rensselaer-Bay, für ein grimmigeres Thier als den inmitten des gebrochenen Eises im Süden lebenden. Er gebraucht seine Zähne im allgemeinen weit mehr als systematische Schriftsteller dieß zugeben wollen. Zum Umarmen, zum Dreinschlagen mit den Tatzen und zum Boxen, welches die schwarzen und grauen Bären charakterisirt, nimmt er nur unter besondern Umständen seine Zuflucht. Auf seinen Wanderungen über die Eisfelder erhebt er sich auf seine Hinterbeine um einen weitern Gesichtskreis zu gewinnen, und ich habe oft gesehen wie er in dieser Stellung mit seinen Tatzen in der Luft spielte, gleich als übe er sich ein zur Abwehr eines befürchteten Angriffs. Allein nur wenn er ganz umringt ist, oder wenn das Weibchen sein Junges vertheidigt, greift der Eisbär zum Kampf auf seinen Hanken. Unter sieben Jägern welche im verflossenen December die Brig besuchten, waren nicht weniger als fünf unmittelbar durch die Zähne von Bären verwundet worden. Zwei derselben hatten während des Laufens Bisse in die Waden der Beine, und einer, unser Freund Metek, eine gleich unehrenhafte Wunde etwas weiter oben erhalten. Unsere Hunde wurden an der Kehle gepackt und heftig viele Schritte weit auf die Seite geschleudert.

Die Bärenjad nimmt unter den Schaustellungen persönlicher Tapferkeit die erste Stelle ein Mein verständiger Freund Kalutunah zeichnete sich darin besonders aus. Schanghu, sein Hauptjagdgenosse, war eben so geschickt als kühn.

[1] Nannuk heißt der Bär in der Eskimosprache.

Fortschritte der Naturwissenschaften im Laufe des Jahrs 1856.

(Aus der Revue Contemporaine.)

2. Fortschritte der Experimental-Physiologie.

(Schluß.)

Hr. Matteucci hat an den vom Leibe isolirten Muskeln der Frösche merkwürdige Entdeckungen gemacht (vgl. Il nuovo Cimento, 1856; la Bibliothèque universelle de Genève, Mai 1856, und Acad. des sciences, 7 April 1856); diese Muskeln athmen wie die Lunge; wie die Lunge saugen sie den Sauerstoff auf, und machen Kohlensäure frei; wenn man ihre Contractionen reizt, wird das Athmen beschleunigt; ein Uebermaß von Sauerstoff wird aufgesogen, ein Uebermaß von Kohlensäure ausgehaucht; entzieht man diesen Muskeln all ihre Kohlensäure, indem man sie in einen luftleeren Raum oder in Wasserstoffgas versetzt, so hauchen sie unaufhörlich Kohlensäure aus, selbst wenn kein Sauerstoff vorhanden ist. Der Sauerstoff, der sich mit dem Kohlenstoff verbindet, kommt daher nicht aus der Luft, sondern aus den Muskeln selbst.

Wenn ein in der Zusammenziehung begriffener Muskel der Sitz chemischer Phänomene ist, so muß er auch die Quelle einer Temperaturerhöhung und elektrischer Strömungen seyn; diese Voraussetzung ist wirklich von den Beobachtern erwiesen worden. Ein sehr einfacher Versuch hat Hrn. Matteucci den Beweis geliefert von der Erzeugung elektrischer Strömungen in einem sich zusammenziehenden Muskel.

Man schneide den rechten Fuß eines lebenden und seiner Haut entkleideten Frosches ab, präparire den linken Fuß, indem man Sorge trägt an einer der Extremitäten einen Nerv von gewisser Länge unversehrt zu lassen: sobald man nun diesen Nerv auf den ersten im Zustand der Zusammenziehung befindlichen Fuß stützt, sieht man, im selbigen Augenblick, die Muskeln des linken Fußes ihrerseits sich zusammenziehen. Kölliker hat denselben Versuch auf eine andere Weise gemacht: er legt den Nerv der sich am linken Fuß befindet auf das Herz eines vollkommen lebenden Frosches, und sofort regen sich, vor jeder Zusammenziehung des Herzens, die Muskeln des Beins krampf-

Digitized by Google

haft. (Kölliker und H. Müller, über die elektrisch-bewegende Kraft des Herzens der Frösche; vergl. Monatsbericht der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. März, 1856. S. 145.)

Helmoltz bewies daß die negative Abweichung der Muskelströmung, welche stets den Thätigkeitszustand des Muskels begleitet, vor der Kundgebung der Zusammenziehung des Muskels stattfindet.

Man hat im Verlaufe des letzten Jahres viel über zwei vor der medicinischen Facultät zu Straßburg durch die HH. Béchamp und Picard vertheidigte Sätze gesprochen. Als Hr. Dumas sie der Akademie vorlegte, zollte er ihnen gerechtes Lob, indem er, mit der ihm eigenen tiefen Gründlichkeit, die Entdeckungen der physiologischen Chemie, die darin enthalten sind, hervorhob. Diese Sätze stehen beide in Verbindung mit den Verrichtungen der Nieren. (Thèses de la Faculté de médecine de Strasbourg, 1856; Acad. des sciences, 8 Sept. 1856.)

Schon vor mehreren Jahren hatten die HH. Prevost, Dumas, Bernard und Bareswil gezeigt daß die Nieren nicht in allen Stücken den unter dem Namen Harnstoff bekannten Körper, den wesentlichen Bestandtheil des Urins, erzeugen. Wenn man die Nieren der Thiere hinwegnahm, hatten die Beobachter gesehen daß sich im Blut eine ansehnliche Menge Harnstoff anhäufte; daraus hatten sie geschlossen daß die Niere ihn nicht erzeuge, sondern daß er ganz im Blut gebildet werde, von dem die Niere ihn absondere. Der Beweis war kein absoluter, man mußte den Harnstoff im normalen Blut suchen und die Quantität desselben bestimmen. Dieß hat Herr Picard gethan. Er hat gefunden daß das Blut der Nierenschlagader eines Hundes 0.0365° Procent, und das Blut der Blutader 0.0186° Procent Harnstoff, d. h. die Hälfte weniger enthielt. Er hat gesehen daß bei dem Menschen das Blut welches in die Niere tritt, mehr Harnstoff enthält als das welches daraus hervorkommt, und daß der binnen vierundzwanzig Stunden ausgeschiedene Harnstoff 28 Grammen beträgt; die Quantität des unmittelbar nach der Analyse des Urins berechneten Harnstoffs ist aber ganz genau dieselbe.

Der Harnstoff ist ohne Zweifel in dieser Hinsicht ein Erzeugniß der Ausscheidung und Zersetzung; aber woher dieses Erzeugniß? Wird es gebildet durch die Zersetzung der stickstoffhaltigen Materien die einen Augenblick zur Bildung der Gewebe gedient haben? Man vermuthete es vor Béchamp, der es bewies, indem er mit Hülfe eiweißhaltiger Stoffe unmittelbar Harnstoff erzeugte. Wir wollen das Verfahren das er anwendet mit Stillschweigen übergehen, aus Furcht wir möchten unsere Leser durch chemische Betrachtungen, an die, wie wir glauben, sie nicht gewöhnt sind, ermüden. Wir constatiren diese schöne Entdeckung über den Ursprung des Harnstoffs, und werden bald darauf zurückkommen.

Am obern Rande der Nieren findet sich eine lappige, braungelbliche, an Gefäßen und Nerven sehr reiche Masse — die obere Nierencapsel. Trotz der schönen Forschungen der HH. Ecker, Rayer und Addison herrschte große Dunkelheit über die Verrichtungen dieses Organs, bis ein geschickter Physiolog, Hr. Brown-Sequard, Versuche anstellte.

Er nahm bei einer Anzahl von Thieren bald die beiden Capseln, bald nur eine hinweg, und erhielt folgende Ergebnisse: die Obernierencapseln scheinen wesentliche Organe für das Leben zu seyn; ihrer Wegnahme folgte stets der Tod in sehr kurzer Zeit, und zwar tritt er ein in Folge von Convulsionen, Delirium und Koma. (Archives générales de Médecine, Sept. und Oct. 1856; Académie des sciences, 8 Sept.) Kaum hatte Hr. Brown diese Ergebnisse angezeigt, als man rasch seine Versuche wiederholte; unglücklicherweise aber stellten die neuen Forschungen die Frage in immer tieferes Dunkel: Hr. Gratiolet sah wie Thiere die Wegnahme der Capseln überlebten ((Acad. des sciences, 8 Sept.); Hr. Philippeaux kennte Albinos-Ratten fünfundzwanzig Tage nach Wegnahme der einen, und sieben Tage nach Wegnahme der andern Capsel aufbewahren (id. 10 Nov.) Diese Schlüsse widersprechen denen Hrn. Browns fast vollständig. Die Experimental-Physiologie führte die Beobachter daher zu entgegengesetzten Ergebnissen.

Diejenigen welche von unsern wissenschaftlichen Sammlungen Einsicht genommen, werden ohne Zweifel bemerkt haben daß man im Jahr 1856 viel von der Anatomie und Physiologie des Auges sprach, und daß sich hierüber Controversen erhoben die noch lange ihr Ende nicht erreicht haben. Es wäre natürlich daß wir auch ein Wort über diesen Theil der wissenschaftlichen Forschungen sagten; wir tragen indeß Bedenken, aus Furcht nicht verstanden zu werden, und im Geist unserer Leser nur unverständliche Worte zurückzulassen. Ueberlassen wir den Anatomen alle die Ausdrücke deren geheimer Sinn nur ihnen verständlich ist, und beschränken wir uns darauf anzuführen daß Hr. Rouget uns gelehrt hat durch welche anatomische Dispositionen das Auge sich den verschiedenen Entfernungen anpasse (Rouget, Acad. des sciences, 19 Mai 1856; vergl. auch Gazette médicale, welche Bericht erstattet über die im Schoße der Société de Biologie bezüglich dieser Gegenstände gepflogenen Verhandlungen); daß ferner Hr. Heinrich Müller, in einer Denkschrift deren bis ins Kleinste gehende Einzelheiten tiefes Staunen, fast möchten wir sagen Schrecken erregen, uns fünf abgesonderte Schichten in der so winzigen Nerven-Membrane gezeigt hat, in welcher das Licht die Gegenstände abmalt (Hr. Müller, Tagebuch von Siebold und Müller, 1856); beschränken wir uns endlich darauf den Versuch Hrn. Wallers anzudeuten, der uns die Circulation in den unzählbaren Gefäßen eines lebenden Auges sichtbar gemacht hat (Waller, Acad. des sciences, 29 Sept. 1856, 16 Jun.).

Ein Studium das sich ebenfalls großer Fortschritte erfreut, ist das der Gifte. Verweilen wir einen Augenblick bei den Entdeckungen, zu denen dasselbe Anlaß gegeben.

Die Toxikologie ist ein ganz neuer Zweig der medicinischen und physiologischen Studien; sie hat zumal Interesse für den Beamten, den Arzt, den Therapeuten und den mit den Details der Zoologie sich Beschäftigenden. Der Gerichtsarzt studiert die von giftigen Stoffen hervorgebrachten Symptome, und wendet alle Hülfsquellen der Chemie an um die kleinsten Spuren derselben bis ins Innere der Organe zu verfolgen; der Therapeut beschäftigt sich insbesondere mit den Wirkungen und Dosen; der Naturforscher sucht die giftigen Thierarten auf; der Physiolog wendet auf die Analyse der Phänomene des Lebens die zu seiner Verfügung stehenden giftigen Stoffe an; endlich ist es, vom Gesichtspunkt der Gesundheitspolizei und des Ackerbaues aus, wichtig die Wirkungen kennen zu lernen welche die verschiedenen Stoffe auf die Organisation hervorzubringen vermögen.

Digitized by Google

Im letzten Jahre hatte eine derartige Frage lebhafte Erörterungen zwischen ausgezeichneten Professoren der Veterinärschule von Alfort hervorgerufen. Es handelte sich darum zu erfahren ob die Pöckellauge giftige Eigenschaften besitze, und welchen Ursachen diese zuzuschreiben seyen. Hr. Raynal stellte durch eine Reihe von Versuchen fest daß die Salzlauge, in einer gewissen Gabe beigebracht, eine giftige Thätigkeit äußere, ohne daß diese Thätigkeit dem Seesalz, welches in der Pöckellauge enthalten sey, zugeschrieben werden könne. (Moniteur des Hôpitaux, 1855, Nr. 62. 63. 64.) Hr. Goubeaux theilt diese letztere Ansicht nicht (Archives générales de médecine. Julius, Aug., Sept. 1856). Er behauptet, daß, wenn die Pöckellauge vergifte, die Vergiftung stets von der Wirkung des Seesalzes herrühre. In der That wird das Seesalz, wenn man über eine gewisse Dosis hinausgeht, giftig. Eine Dosis dieses Salzes, die gleich kommt vier Hundertsteln von dem Gewicht eines Hundes und zwei Hundertsteln von dem Gewicht eines Pferdes, reicht hin um diese Thiere in zwölf Stunden zu tödten.

Vergleicht man die Pöckellauge mit dem Seesalz unter dem dreifachen Gesichtspunkt der Wirkung auf den Verdauungscanal, der allgemeinen Wirkungen und der stofflichen Verletzungen, so wirkt, wie man versichert, die Pöckellauge nur durch das in Auflösung in ihr befindliche Salz; sonach geben die Thiere welche nach Anwendung der Salzlauge verenden, durch den Einfluß des Seesalzes zu Grunde — eine Thatsache welche die Freunde der Landwirthschaft nicht außer Acht lassen sollten.

Der Zufall verschaffte uns so eben Gelegenheit über Arbeiten zu sprechen die man den Veterinärärzten verdankt. Es freut uns, hier an die Dienste erinnern zu können welche diese ausgezeichneten, eben so bescheidenen als arbeitsamen Praktiker tagtäglich der theoretischen wie der praktischen Wissenschaft leisten. Man spricht viel zu wenig von ihrem Eifer, und kennt auch nicht die ganze Tragweite der Wissenschaft die sie pflegen; man sollte einmal, wie die Gerechtigkeit es fordert, die lächerlichen Vorurtheile welche die Arzneikunde der Thiere von der menschlichen Arzneikunde trennen, fallen lassen und die Veterinärkunst mit jener Rücksichtsnahme betrachten auf welche die in ihrem Dienst arbeitenden Männer ein volles Recht haben.

Das Curare oder Woorara ist eines der wirksamsten Gifte die man in den Wäldern der neuen Welt sammeln kann; obwohl La Condamine, A. v. Humboldt, Richard Schomburgk, Alvaro Reynoso uns nacheinander werthvolle Einzelheiten über die Bereitung dieses Giftes mitgetheilt, so haben wir doch noch keine positiven Nachweisungen über die Stoffe welche die Wilden dazu verwenden. Vgl. das Werk Alvaro Reynoso's über das Curare, und Académie des sciences, 28 Nov. 1853). Der mit der Bereitung des Curare beauftragte Indianer schneidet die jungen Triebe verschiedener, zumeist der Familie der Strychneen angehöriger Pflanzen ab; er läßt sie vierundzwanzig Stunden lang kochen, und fügt ihnen dann sehr giftige Ameisen und Schlangenzähne bei. Auf diese Art wird das Curare bereitet, das die Indianer an den trockensten Orten ihrer Hütten sorgfältig aufbewahren, und dessen sie sich bedienen um ihre Pfeile zu vergiften.

Im Jahr 1844 übersandte Hr. Pelouze Hrn. Claude Bernard eine kleine Portion dieses Stoffes, mit dessen giftigen Eigenschaften man gänzlich unbekannt war. Dieser ausgezeichnete Physiologe stellte Versuche damit an, welche ihn zu den wichtigsten Folgerungen führten. Er erkannte daß das Curare tödtet, sobald es unmittelbar in das Blutsystem eindringt, daß man aber diese in so hohem Grade tödtliche Substanz ungestraft verschlucken und das damit vergiftete Fleisch genießen kann. Letztere Eigenschaft war an den Ufern des Orenoco bereits bekannt, wo man nur Wildpret ißt das durch den Stich eines vergifteten Pfeils getödtet worden; ja, ein Missionär, welcher Hrn. A. v. Humboldt begleitete, P. Zea, zog das Fleisch der durch das Curare vergifteten Thiere anderm vor.

Ein Thier kann dieses Gift verschlingen ohne die geringsten nachtheiligen Wirkungen davon zu verspüren, und doch hat das Curare im Magen keine seiner wirkenden Eigenschaften verloren. Wenn man einem Hunde durch eine gastrische Fistel eine Gabe Curare beibringt, so leidet er keinen Schaden davon. Zieht man aber nach Verfluß von einiger Zeit einen Tropfen Flüssigkeit aus dem Magen dieses Hundes heraus, und bringt dieselbe in die offene Wunde eines Vogels oder eines Kaninchens, so erfolgt der Tod dieser Thiere augenblicklich.

Dieser wahrhaft außerordentliche Versuch ist mit demselben Resultate für alle Eiter und Gifte (virus et poisons) der Thiere wiederholt worden. Er hat erwiesen daß diese Gifte nur wirken wenn sie durch die Blutgefäße aufgesogen werden. Es ist allgemein bekannt daß der berühmte Fontana gefahrlos Viperngift trank.

Das Curare besitzt eine noch merkwürdigere Eigenthümlichkeit; es wirkt auf das Nervensystem, besonders aber auf die Gefühlsnerven, wie Bernard zuerst und dann Kölliker bewiesen haben. (Vrgl. Cl. Bernard, Rechenschaftsbericht der Akademie, 3 Nov. 1856, und Kölliker, physikalisch-medicinische Gesellschaft in Würzburg, Sitzungen vom 29 März und 12 April 1856; desgl. Académie des sciences, 27 Oct.; Alvaro Reynoso, Geschichte des Curare.) Wenn man ein wenig Curare unter die Haut eines Frosches bringt, und zwar so daß man den Nerv der an einen der Füße geht bloßlegt, dann aber diesen Nerv mit einem elektrischen Schlag reizt, so werden sich in dem Fuß wie gewöhnlich Zusammenziehungen kundgeben; wenn man hingegen die Reizung auf den Muskel überträgt, so wird er sich mit Heftigkeit zurückziehen. Das Curare hat daher die Nervenkraft getödtet während es die Muskelkraft erhalten, ja nicht bloß erhalten, sondern sogar noch erhöht hat.

Dieses Agens genügt zur unumstößlichen Feststellung der großen physiologischen Wahrheit: daß die Nervenkraft abgeändert ist von der Muskelkraft. Die Experimentatoren sind noch weiter gegangen: sie haben bemerkt daß das Curare nur auf die bewegenden Nerven wirkt, und keine Thätigkeit auf die Gefühlsnerven ausübt. Diese Wahrheit wurde durch folgenden Versuch festgestellt.

Man unterbindet, nachdem man die Lenden-Nerven isolirt, sämmtliche Blutadern des Hintertheils eines Frosches; auf diese Art steht die vordere Hälfte dieses Frosches nicht mehr in Verbindung mit der hintern. Man kann nun abgesondert die erstere vergiften, ohne daß das Gift in die Füße eindringt. Nimmt man diese theilweise Vergiftung mit dem Curare vor, so werden Kopf und Brust unbeweglich. Zwickt man indeß die Haut dieser Theile, so findet in den untern nichtvergifteten Füßen eine lebhafte Zusammenziehung statt. Auf daß sich diese Bewegung erzeuge, müssen

Digitized by Google

die Nerven welche den Eindruck der Haut zum Mark führen, die Gefühlsnerven, unverſehrt erhalten worden ſeyn. Wir beſitzen ſonach ein Gift das zu einer Art Analyſe der organiſchen Syſteme dienen kann. Die Wirkung dieſes Agens läßt mit Grund vermuthen daß man zum gleichen Zweck alle andern Giftſtoffe ſtudieren könnte, indem man unterſucht welche eigenthümliche Wirkungen ſie auf die großen Lebensorgane ausüben. Dieſe Art die Gifte als Mittel zur Analyſirung des Lebens, als phyſiologiſche Reagentien zu betrachten, iſt dem ſcharfſinnigen und mächtigen Geiſte Claude Bernards nicht entgangen; er hat ſie zum Ausgangspunkt für ſeine bereits ſehr zahlreichen Forſchungen gemacht.

Ein junger Experimentator, Hr. Vulpian, hat ſeine Aufmerkſamkeit auf die Gifte gerichtet welche die Natur mit ſo großer Verſchwendung verſchiedenen Thieren aus der Claſſe der Kriecher zugetheilt hat. (Vgl. die der Geſellſchaft der Bielegle im J. 1856 vorgelegte und in der Gazette médicale, Jan. 1857, abgedruckte Denkſchrift.)

Der Anblick einer Kröte, eines Tritons, eines Salamanders iſt für eine große Anzahl Perſonen ein Gegenſtand des Abſcheues und des Ekels. Man iſt, durch den Schrecken den ſie einflößen, gewiſſermaßen faſt verſucht dem Urheber aller Dinge einen Vorwurf darüber zu machen daß er ſo viele mißſtaltige und anmuthloſe Weſen, die nicht einmal einen augenfälligen Nutzen haben, auf dieſe Welt geſetzt hat. Indeſſen hat die Vorſehung nicht bloß ſolche Weſen geſchaffen, ſondern auch, aus Sorge für ihre Erhaltung, einem jeden von ihnen ein Gift gegeben, das als Vertheidigungs- und nöthigenfalls als Angriffswaffe dient. Die Haut des Tritons (Salamandra cristata) iſt mit einer großen Menge den Giftſtoff enthaltender Balgdrüſen bedeckt. Dieſer Stoff iſt, wenn man ihn durch Druck oder durch Einſchnitt herauszieht, milchig, ziemlich dick, hat einen unangenehmen Geruch und iſt mit Waſſer miſchbar. Wenn man das von mehrern Tritonen geſammelte Gift in die einem Hunde beigebrachte Wunde bringt, ſo fühlt das Thier anfänglich einen heftigen Schmerz, dann wird ſein Athem langſamer, die Schläge ſeines Herzens vermindern ſich, und es ſtirbt in einem Zeitraum von zwei bis drei Stunden. Inoculirt man das Gift deſſelben Thiers einem Froſch, ſo hört dieſer nach Verfluß von ſechs bis zwölf Stunden zu leben auf. Das Gift wirkt beſonders dadurch daß es die Reizbarkeit des Herzens zerſtört.

Das Gift der Kröte iſt nicht ſo kräftig. Es wirkt ebenfalls hemmend auf die Zuſammenziehung des Herzens. Oftmals verurſacht es Krämpfe und Erbrechen.

Das Gift des Landſalamanders (Salamandra lacerta) tödtet wie das der Kröte und des Tritons, allein es gibt Anlaß zu ganz andern Symptomen. Es äußert ſeine Wirkung nicht ſowohl auf das Herz, als vielmehr auf die Nerven-Mittelpunkte, und faſt alle vergifteten Thiere ſterben nach heftigen Krämpfen.

Das Gift dieſer drei Thierarten beſitzt verſchiedene Eigenſchaften, am unerwarteſten aber iſt daß keines dieſer Thiere ein zu ſeiner eigenen Art gehöriges vergiftet. Sonach vergiftet das Gift der Kröte die Kröte nicht. Ebenſo verhält es ſich mit den andern; allein das Gift der Kröte tödtet den Triton, wie das Gift des Tritons die Kröte tödtet. Dieſe Thatſachen beſtätigen nöthigenfalls die Beobachtungen Fontana's, welcher durch ſeine Verſuche bewies daß das Viperngift die Vipern nicht vergiftet.

Wie ſoll man ſich dieſes ſonderbare Vorrecht der Thiere erklären, daß ſie ſich mit ihrem eigenen Gifte nicht vergiften? Es ſcheint ſehr natürlich, deſſenungeachtet aber iſt es unerklärbar. Begreiflicher iſt warum die Kröte, der Triton und der Salamander Gift erzeugen. Es iſt, wie wir bereits geſagt, die Waffe welche dieſe Thiere von der Natur erhalten haben um ſich gegen ihre Feinde zu vertheidigen. Indeſſen gelingt es den giftigen Batrachiern nicht immer ſich den Angriffen ihrer Feinde zu entziehen; man ſieht daß die Nattern Jagd auf ſie machen und ſich von ihnen nähren. Hr. Vulpian hat ganze Kröten durch Enten verſchlingen, und von Albino-Ratten Tritonen verzehren ſehen.

Keine Frage iſt wichtiger als die der Einheit oder Mannichfaltigkeit des Menſchengeſchlechts. Stammen wir alle von einem und demſelben Elternpaar ab? Oder gehören wir im Gegentheil urſprünglich getrennten Arten an? Dieſe ſo wichtige Frage, an die wir hier bloß erinnern wollen um die ganze Tragweite derſelben erkennbar zu machen, läßt ſich nur durch die bis ins Einzelnſte gehende Prüfung der Kennzeichen löſen welche ſämmtliche Bewohner des Erdballs von einander trennen, oder ſie einander näher bringen. Zwei dieſer Kennzeichen beſonders ſcheinen einen tiefen Unterſchied zwiſchen den Menſchenracen zu begründen, z. B. zwiſchen dem Aethiopier und dem geſittigten Europäer, zwiſchen dem Chineſen und dem Bewohner Neu-Hollands. Dieſe Kennzeichen ſind die Farbe der Haut und die Geſtaltung des Kopfes. Bei dem Neger iſt das Geſicht vorwärts geneigt und die Hirnſchale zurückgeworfen. Bei dem Europäer iſt die Stirne hervorſpringend, weniger dagegen die Backenknochen. Camper verfiel zuerſt auf den ſcharfſinnigen Gedanken die Abweichung des Geſichts im Verhältniß zur Hirnſchale einer ſtrengen Vergleichung zu unterziehen; er zog zu dieſem Ende zwei fictive Linien auf einer Hirnſchale: die eine, mehr oder minder ſchiefe, berührt das Naſen- und das Stirnbein; die andere, horizontale, geht unterhalb der Naſe hindurch, und nimmt ihre Richtung nach der Ohröffnung. Dieſe beiden Linien bilden einen Winkel. Wenn ſich die Stirne mehr nach hinten zurückzieht, und die Backenknochen ſtärker hervortreten, ſo wird der Winkel ſpitziger. Dagegen nähert er ſich mehr dem rechten Winkel, wenn die Stirn hervorragend und das Geſicht eingedrückt iſt. Zwiſchen 88°,88′ und 77°,77′, Centeſimalgraden, ſind alle Menſchenracen inbegriffen, und jede durch einen beſtimmten Geſichtswinkel gekennzeichnet. Unter 88° hat die Phyſiognomie jene übermenſchliche Majeſtät welche die Griechen den Standbildern ihrer Götter gegeben haben. Unter 77° hat man nur noch das verlängerte Geſicht eines Affen oder irgend eines andern Säugethiers.

Der von Camper ausgedachte Geſichtswinkel wurde lange Zeit von der Wiſſenſchaft angenommen, allmählich aber erkannte man deſſen Mängel. Cuvier und Geoffroy in Frankreich, Morton in Amerika griffen zur Meſſung deſſelben nach andern Mitteln; im letzten Jahr endlich erfand Dr. Jacquard, einer der Cuſtoden des Jardin des Plantes, ein Inſtrument, das durch ſeine ungemeine Genauigkeit viel vor denen ſeiner Vorgänger voraus hat (Acad. des sciences, 8 Sept. 1856; Annales des sciences nat. 1856, Nr. 5). Nach ſeiner Methode wird der Geſichtswinkel durch zwei Flächen gemeſſen; die eine, horizontale, unbewegliche, iſt auf die Oeffnungen der Gehörgänge und den Zahnladenrand des obern Kinnbackens fixirt; die andere, verticale, bewegliche, ſenkt ſich dergeſtalt herab daß ſie

Digitized by Google

einen Stützpunkt auf der Mitte des Stirnbeins nimmt. Man liest die Winkel mit Hülfe eines zwischen die beiden Schenkel gestellten graduirten Zirkels. Wir brauchen die Einzelheiten dieses nützlichen Instruments, das den Namen Goniometer führt, nicht hervorzuheben. Hr. Jacquard hat es bereits angewendet, und die von ihm erlangten Resultate weichen sehr von den durch Camper gefundenen ab. Danach besteht eine Differenz von 20 Centesimalgraden zwischen Individuen welche zur weißen Race gehören, während Camper zwischen dem Europäer und dem Neger eine Differenz von 11° 11′ Centesimalen annahm.

Frhr. v. Müller in Stuttgart hat kürzlich eine Abhandlung über die Ursachen der Färbung der Haut und die Unterschiede in der Form der Hirnschale, vom Gesichtspunkt der Einheit des Menschengeschlechts aus, im Druck erscheinen lassen. Als unbedingter Anhänger der Einheit des Menschengeschlechts erklärt Frhr. v. Müller die wesentlichen Verschiedenheiten der Racen aus der Thätigkeit ununterbrochen wirkender Ursachen. Die klimatischen Bedingungen bestimmen die Färbung der Haut, und in der Entwicklung der Geistesfähigkeiten liegt die Erklärung für die Formen des Kopfs. Die Haut ist schwarz bei dem Aethiopier, weiß bei unsern europäischen Racen, und gelb bei den Chinesen und Mongolen. Seit der merkwürdigen Arbeit Hrn. Fleurens' weiß man daß diese Färbung nicht von einer wesentlich verschiedenen Structur der Haut herrührt, sondern daß sie durch kleine, verschieden gefärbte, in Menge in den Zellen einer der Hautschichten vorkommende Körnchen erzeugt wird. Man hat diesen Körnchen den Namen Pigment gegeben.

Woher stammt das Pigment, und warum ist es verschieden gefärbt? Hr. v. Müller gibt folgende Erklärung, die wir unsern Lesern möglichst verständlich zu machen hoffen. Der Act der Athmung besteht aus einer der Luft entnommenen Aufsaugung von Sauerstoff und aus einer Ausstoßung von Kohlensäure, die sich im Innern unserer Organe durch die Verbrennung der Kohle und des Sauerstoffs bildet. Da jede chemische Thätigkeit eine Erhöhung der Temperatur erzeugt, so gibt die beständige Bildung der Kohlensäure Anlaß zu dieser Erhöhung. Hierin also liegt eine Quelle der thierischen Wärme. Diese Phänomene sind dieselben bei dem Neger wie bei dem Bewohner des Nordens, nur gehen sie nicht mit der gleichen Energie vor sich. Der Neger muß, inmitten der ihn umgebenden brennenden Atmosphäre, Kälte erzeugen, um der hohen Temperatur des Klima's Widerstand leisten zu können. Der Lappe und der Eskimo müssen hingegen, um der eisigen Temperatur der Polargegenden gewachsen zu seyn, viel Wärme erzeugen. Sonach muß der Bewohner des Nordens, obwohl er in derselben Zeit dieselbe Menge Luft einathmet wie der Bewohner der heißen Zonen, mehr Sauerstoff aufsaugen und mehr Kohlenstoff verbrennen. Den Beweis hiefür liefern folgende auf physiologischen und physischen Daten beruhende Ziffern.

In Ustjansk in Sibirien verbraucht ein Mensch, bei einer mittleren Temperatur von — 16 Centigraden, in vierundzwanzig Stunden 5.150 Grammen Sauerstoff, welche der Verbrennung von 2.096 Grammen Kohlenstoff entsprechen. In Cobbé, im Darfur, saugt ein Neger, bei einer mittlern Temperatur von 26 Centigraden, nur 4.694 Grammen Sauerstoff auf, welche ausreichen für 1.7959 Grammen Kohlenstoff. Sonach beträgt unter den Bewohnern der äußersten Himmelsstriche die Differenz zwischen dem verbrannten Kohlenstoff binnen vierundzwanzig Stunden 1.301 Grammen. Es bleibt daher bei dem Neger eine gewisse Menge Kohlenstoff übrig welche unter der Form der Kohlensäure nicht verschwindet. Was wird aus ihr? Sie wird beständig unter der Haut abgelagert. Daher das Pigment und die schwarze Färbung der äthiopischen Racen. [1]

Dieß ist die Erklärung des Frhrn. v. Müller; sie bestätigt die Ansichten Blumenbachs und stützt sich auf normale und pathologische Thatsachen.

Bekanntlich gibt es bei den Menschen und den Thieren gewisse Krankheiten, in welchen sich die Gewebe in Folge einer beträchtlichen Pigmentablagerung färben. Die so oft beschriebenen Melanosen, die Schwärze der Zunge, beobachtet von Hrn. Bertrand aus St. Germain, die bronzirte Haut (**bronzed skin**), auf welche, als Symptom einer Krankheit deren wir bald Erwähnung thun werden, neuerdings Addison hingewiesen — alle diese pathologischen Fälle thun ziemlich übereinstimmend dar daß die Bildung des Pigments und die daraus entspringende Färbung zufällige (?) Dinge sind. Man führt zur Unterstützung der Ansicht Hrn. v. Müllers ferner die wohlbekannte Thatsache an daß die Negrillos weiße Kinder gebären und sie sich nur sehr langsam färben, wenn sie in kalte Länder versetzt werden.

Dieß sind, im ganzen genommen, die Ansichten des Frhrn. v. Müller, gegen welche sich manche Einwendungen erheben lassen. Wir wollen davon nur eine anführen, die wir einer Abhandlung Dr. Larchers entnehmen. Es ist nicht wahr, sagt Dr. Larcher, daß in unsern Ländern die Negrillos vollkommen weiße Kinder gebären und nur langsam schwarz werden. Schon im Mutterschoße zeigen gewisse Regionen eine dunklere Farbe, und das Pigment häuft sich zum Beispiel um die Nabelschnur herum an. Kaum drei Tage nach der Geburt beginnt die Stirne sich zu bräunen, und zwei schwarze Streifen zeichnen sich zwischen den Nasenflügeln und dem Anfang der Lippen ab. Kann man Anstand nehmen in dieser so schleunigen Färbung eine angeborne Eigenschaft anzuerkennen, welche sich durch die Einwirkung des Klima's niemals vollständig erklären lassen wird?

Die Thatsache der Färbung der Racen ist daher noch nicht so vollständig festgestellt als man sich gern überreden möchte. Machen wir unsere Vorbehalte, und warten wir! **Adhuc sub judice lis est.**

3. Einige Anwendungen der Nebenwissenschaften auf die Medicin.

Wir haben bereits von den Arbeiten der HH. Béchamp und Picard gesprochen: wir wissen daß diese Beobachtungen dargethan haben daß den Nieren die Absonderung des Harnstoffs, der sich ausgebildet im Blut vorfindet, obliegt. In gewissen Fällen kann die Niere, in Folge einer Desorganisation der Ausscheidungsröhren, diese Aufgabe nicht mehr erfüllen; daraus folgt dann daß der Harn-

[1] Dieß erklärt aber nicht, warum wir unter den Tropen sehr helle Menschenracen z. B. die Caraiben finden; weßhalb umgekehrt die braune Hautfarbe allen amerikanischen Nationen auch unter hohen Breitegraden eigen ist; warum Europäer die seit Jahrhunderten die Tropen bewohnen nicht schwarz werden, und warum die Negersklaven Virginiens noch heute so schwarz sind wie vor 200 Jahren. D. R.

Digitized by Google

ſtoff im Blut bleibt, und auf die ganze körperliche Einrichtung die Wirkungen eines Giftſtoffs ausübt, der die Nerven reizt; daher Krämpfe wie diejenigen welche bei Wöchnerinnen, jungen Kindern und in gewiſſen Cholerafällen ausbrechen; gleichzeitig ſchwängert ſich der Urin mit Eiweißſtoff. (De l'Urémie, von Dr. Teſſier; Thèses de Paris, 1856.)

Alle mediciniſchen Blätter haben in dieſem Jahre von zwei neuen Krankheiten geſprochen, mit denen ſich die leider viel zu lange Liſte menſchlichen Elends vermehrt hat. Jeder Arzt weiß jetzt was unter der Addiſon'ſchen Krankheit und unter Leucemie zu verſtehen iſt.

Dr. Addiſon bemerkte daß bei gewiſſen an einer langſamen und allmählichen Entkräftung leidenden Perſonen die Haut eine dunkle, ſich raſch über die verſchiedenen Theile des Körpers verbreitende Farbe annimmt. Wenn die Kranken unterlagen, ſo nahm man ſtets eine Alteration der Obernierencapſeln wahr; dieſes ſonderbare Zuſammentreffen zwiſchen der Färbung der Haut und der Alteration der Obernierenorgane zog die Aufmerkſamkeit Dr. Addiſons lebhaft auf ſich; er unternahm Studien, und gab zum erſtenmal Kenntniß von dieſer neuen Krankheitsform. (Addison, on the constitutional and local effects of Desease of suprarenal capsules. 4. London; Archives générales de Médecine, 1856.) Im letzten Jahre ſind die Beobachtungen des engliſchen Arztes durch phyſiologiſche Verſuche aufgeklärt und erläutert worden. Hr. Brown-Sequard beobachtete in der That daß das Blut der Thiere denen man die Obernierencapſeln wegnimmt, eine größere Menge Pigment oder Färbeſtoff enthält; er bemerkte dieſe Pigmentanhäufung beſonders in dem Blute der ihrer Capſeln beraubten Kaninchen, und ſchloß daraus mit Recht daß die Capſeln wahrſcheinlich zur Zerſtörung des Pigments der Haut dienen. Sonach hat die Experimentalphyſik bereits theilweiſe die ärztlichen Beobachtungen beſtätigt und erklärt.

Es gibt in einem Blutstropfen eine Menge ſo kleiner Kügelchen daß nur das Mikroſkop deren Daſeyn uns enthüllen kann; ein Blutstropfen ſchließt nicht weniger als 4,500,000 dieſer ſphäriſchen Körperchen ein, deren Durchmeſſer ungefähr $^{7}/_{1000}$ eines Millimeters beträgt. Dieſe Kügelchen ſind zweierlei Art: die einen ſind roth und kleiner; die andern weiß oder vielmehr farbles, aber voluminöſer; letztere im Verhältniß zu den andern nur ſehr wenig zahlreich (Ernſt Hirt, Müllers Archiv, 1856); ſie erzeugen ſich in der Milz und in den lymphatiſchen Ganglien, und verwandeln ſich ſodann beim Durchgang durch die Lunge und die Leber in rothe Kügelchen.

Virchow zeigte daß unter gewiſſen Umſtänden das Verhältniß der weißen Kügelchen um vieles das gewöhnliche Verhältniß überſchreitet; das Blut nimmt dann eine milchige Farbe an, und es tritt eine mit dem Namen Leucemie (weißes Blut) bezeichnete Krankheit ein.

Nach Virchow haben eine Menge Aerzte über Leucemie-Fälle Bericht erſtattet. (Vgl. über die Leucemie die vollſtändige Abhandlung Hrn. Schnepfs in der Gazette médicale, Nr. 14. 15. 16. 20. 21. 22. 1856, und Archives Générales de Médecine, Febr. 1856.) Aus ihren Beobachtungen ergibt ſich daß die Kranken bald in Folge eines heftigen Fiebers, bald in Folge von Hämorrhagien unterliegen. Bei allen ſo des Lebens beraubten Unglücklichen iſt das Blut in Folge der Anhäufung einer ungeheuren Menge weißer Kügelchen milchig geworden; die lymphatiſchen Ganglien ſind aufgeſchwollen, und die Milz und Leber haben an Volumen merklich zugenommen. Es beſteht ſonach eine Coincidenz zwiſchen der Entwicklung der Milz und der lymphatiſchen Ganglien, und der Erzeugung einer größeren Anzahl weißer Kügelchen. Dieſe Thatſache haben die Arbeiten der Anatomen und Phyſiologen bereits außer Zweifel geſtellt, und ſie wird wohl auch der Ausgangspunkt für neue Forſchungen ſeyn. Dieſe Forſchungen können nur angeſtellt werden von Aerzten welche ſich auf die durch das Mikroſkop und die Experimental-Phyſiologie ihnen an die Hand gegebenen Kenntniſſe ſtützen.

Ein deutſcher Arzt, Dr. Vierordt, hat ein Inſtrument ausgedacht, das auf einem Blatt Papier die Pulsſchläge aufzeichnet. (Die Lehre vom Arterien-Puls, von Karl Vierordt, Braunſchweig 1855.) Dieſes Inſtrument heißt Sphygmometer. Es iſt auf folgende Weiſe zuſammengeſetzt: ein auf die Pulsader gelegtes Kupferplättchen erhebt ſich bei jedem Pulsſchlag; es theilt ſeine abwechſelnde Bewegung einem Hebel mit, an deſſen Ende ein Pinſel angebracht iſt; vor dem Pinſel bewegt ſich, in gleichförmiger Bewegung, ein Blatt Papier, auf welchem die Curven der verſchiedenen Pulsſchläge graphiſch dargeſtellt werden. Auf dieſe Weiſe ſtudiert Dr. Vierordt die Häufigkeit, die Dauer, das Volumen und die Stärke des Pulſes. Je nach dem Geſundheits- und Krankheitszuſtand erhält er gleiche oder ungleiche, regelmäßige oder biegungsreiche, ähnliche oder unähnliche Curven. Es iſt dieß ein Inſtrument welches zu denſelben Verwendungen beſtimmt iſt welche Dr. Scott Aliſon kürzlich in der königlichen Geſellſchaft von London zur Sprache gebracht hat; wir beſchränken uns auf die bloße Erwähnung (Protokolle der k. Geſellſchaft von London, 1856).

Wir wollen noch ein paar Worte über einen Apparat ſagen, der in anderer Weiſe einen ſehr hohen Werth beſitzt, weil er zur Meſſung der Athmungskraft, der Faſſungsfähigkeit der Lunge dient. Er iſt ſchon vor mehreren Jahren von einem Engländer, Dr. Hutchinſon, erfunden worden, allein erſt im Jahr 1856 beſchäftigt man ſich in Frankreich viel damit.

Mit Hülfe ſeines Inſtruments, das er Spirometer nennt, wollte Hutchinſon die Faſſungsfähigkeit der Lunge, d. h. die Luftmenge meſſen welche ein geſunder Menſch während der Dauer eines vollſtändigen Athemzugs aushauchen kann. (Vgl. Cyclopædia of Anat., t. IV., Artikel Thorax, von Hutchinſon; dann das vortreffliche Reſumé Hrn. Laſegue's in den Archives de Médecine, April 1856.) Nach in allen ihren Theilen höchſt ſorgfältigen Experimenten gelang es ihm folgendes Ergebniß zu formuliren: zwiſchen fünfzehn und fünfunddreißig Jahren beträgt das Maximum der Lungenausathmung für einen klein gewachſenen Menſchen drei Liter, für einen mittleren Wuchſes vierthalb Liter, und für einen hochgewachſenen vier Liter. Ein Menſch von fünfunddreißig Jahren verliert ungefähr dreiunddreißig Milliliter jährlich, oder einen Centiliter in drei Jahren.

Dr. Bonnet in Lyon hat kürzlich die Hutchinſon'ſchen Verſuche wieder aufgenommen, und das complicirte Inſtrument des engliſchen Gelehrten durch einen einfachen Gaszähler erſetzt, mittelſt deſſen er neue Entdeckungen gemacht hat. (Acad. des sciences, 8 Sept. 1856.) Hr. Bonnet hat die Hutchinſon'ſchen Geſetze vollſtändig

Digitized by Google

behaftet gefunden, und erkannt daß jeder Erwachsene, der nur einen halben, anderthalb oder zwei Liter Luft ausathmet, eine ernste Störung in den Athmungsverrichtungen zeigt; er hat dargethan welche Wichtigkeit man diesem Forschungsmittel beilegen müsse, indem man durch dasselbe das Vorhandensetzn einer Brustkrankheit schon bei ihrem ersten Aufkeimen erkennen und so die Kunst Herr derselben werden könne. Die HH. Guillet und Schnepf haben, nach Hrn. Bennet, der Akademie der Wissenschaften zwei neue, für praktische Aerzte geeignetere Spirometer vorgelegt. (Gazette médicale, Oct., Nov., Dec. 1856.)

Wir wollen schließlich einem zur Prüfung des Hintergrunds des Auges bestimmten kleinen Instruments, das unter dem Namen Ophthalmoskop bekannt ist, noch einige Zeilen widmen. (Vrgl. den vortrefflichen Aufsatz Dr. Follins in den Archives générales de Médecine, Sept. 1856.) Dieses Instrument besteht aus einem vollen oder concaven Spiegel und aus einer Linse, welche die Lichtpunkten auf den Hintergrund des Auges zurückwerfen, und dort ein lebhaftes Licht auftragen. In diesem Hintergrund befindet sich eine zarte, an gewissen Punkten gefältelte und mit kleinen und zahlreichen Gefäßen bedeckte Membran. Mit Hülfe des Ophthalmoskops kann man nicht bloß alle normalen Einzelheiten unterscheiden, sondern auch die Modificationen würdigen welche eintreten und für das Gesicht schädliche Zufälle nach sich ziehen können. Man sieht die Blutergießungen, die Gefäßerweiterungen, die bösartigen Erzeugnisse, und unterscheidet selbst die Parasiten, welche zuweilen in diesen so zarten und tiefen Theilen leben. (Diese Parasiten sind von Grüe beschrieben. Canstatts Jahresbericht, Bd. 3. S. 113.)

Die Operateure haben in der Tiefe unserer Organe und in den dem Auge unzugänglichen Punkten oft das glühende Eisen anzuwenden; sie setzen sich, trotz aller ihrer Geschicklichkeit, der Gefahr aus die gesunden Theile zu zerstören und die kranken unvollständig wegzubrennen. Diese Unzukömmlichkeiten, diese Gefahren lassen sich — Dank den von Middeldorpf vorgenommenen scharfsinnigen Anwendungen der Elektricität — vermeiden. (Middeldorpf, Acad. des sciences, Oct. 1856.) Dieser Gelehrte hat den Gedanken gehabt die Wärmewirkungen des elektrischen Stoßes nutzbar zu machen. Er hat daher den leitenden Fädchen Instrumente angepaßt welche der Chirurg nach Belieben richten, und in denen er den Strom erzeugen oder unterbrechen kann. Man führt das Aetzinstrument (le cautère) kalt auf die Theile welche zerstört werden sollen, läßt eine Feder spielen, der elektrische Strom geht hindurch, er macht das Aetzinstrument glühend, und die Wirkung ist erreicht. Man unterbricht sodann den Strom, das Instrument wird kalt, und kann gefahrlos zurückgezogen werden.

Briefe aus dem Westen.

(Von Arthur Schott.)

Ein Sommerausflug nach dem obern Hudson und Lake George.

Der heißeste Theil unseres Sommers in Washington schien vorüber, und so benützte ich einen kurzen Urlaub, um die dießjährige Versammlung amerikanischer Gelehrten in Albany zu besuchen. Für die dortigen öffentlichen Vorträge war ich zwar auch zu Lesung meiner geologischen Beobachtungen in Nordwest-Sonora (Mexico) vorbereitet, allein ich hätte müssen fünf bis sechs Tage an Ort und Stelle bleiben, bis ich an die Reihe gekommen wäre, und so folgte ich der Einladung eines Freundes, den obern Hudson und einen Theil des Georg-Sees zu besuchen. Somit verließ ich mit den Doctoren P. und E. und der kleinen Familie des letztern die Hauptstadt des Staates von New-York. Die Gelegenheiten hier zu Lande, d. i. in den atlantischen Staaten weiter zu kommen, sind so mannichfaltig und auf möglichst schnelle Ortsveränderung berechnet, daß man selbst nichts zu thun hat als seine wenigen sieben Sachen entweder zur Hand zu nehmen oder sonst in sichern Verwahrsam zu geben, und zur bestimmten Stunde seinen Sitz in den Eisenbahnwagen zu nehmen. So fuhren denn auch wir eines schönen Vormittags gegen Norden am rechten Ufer des Hudsons hinauf.

Eine Niederlassung, Weiler, Städtchen oder Stadt, eins ums andere, flogen da vorüber, kaum zu Gesicht bekommen auch schon wieder zurückgelassen. Ein verworrenes Bild von wilden Waldstücken, eingefangenen Feldertheilen, Wiesen und Haiden mannichfach von Bächen, Flüssen, kleinen Seen und Teichen durchschnitten, blieb dabei in der Erinnerung zurück. Einzelne Skizzen-Eindrücke erhielten sich dabei lebhafter, wie z. B. die Mohawkfälle, die den wasserreichen Fluß dieses Namens über flache, aber dichte Urgebirgsmassen in ein tief aufgewühltes Bett stürzen.

Die Jahreszeit, es war August, eignete sich nicht mehr viel für ausgiebige botanische Beobachtungen. Solchen eben so wenig günstig waren die hinfliegenden Eisenbahnwagen, die mindestens 30 (engl.) Meilen per Stunde hinbrausten. Indessen ließen sich die Vorboten einsetzender Herbstflora wohl in Acht nehmen, und darunter standen in erster Reihe eine Vernonia mit ihren ernsten dunkelvioletten Blüthenrispen und eine staudenartige Verbena mit ähnlichen, aber weniger reichen Blüthenthyrsen. Eine Oenothera, Eupatorium, ein Paar Cirsia, eine Linaria, ein Paar Cassia und viele mehr oder weniger interessante Compositae bildeten die Repräsentanten gewöhnlicher Triftenflora, während Wälder und Waldsäume nebst Bach und Teichränder mit verschiedenen Laub- und Nadelhölzern bestanden waren, gesäumt mit niedrigen Zugehörigen der Ordnungen Filices, Lycopodiaceæ, Fungi, dann einigen Ericaceæ, Cornaceæ, Ranunculaceæ, Rosaceæ, Polygonaceæ, Carices und Juncaceæ etc.

Der Zug hielt für eine Stunde in dem berühmten Wasserplatze Saratoga. Wer in Albany, New-York, Boston, Philadelphia, Baltimore, Washington ꝛc. noch nicht genug moderne Welt gesehen hatte, konnte hier binnen einer Stunde sich genugsam daran

Digitized by Google

weiden. Obwohl die Umgebung Saratoga's ganz flach ist, so haben doch Kunst und natürlicher Pflanzenwuchs alles gethan um diesen mit Mineralwasserreichthum gesegneten Ort glänzend auszuzeichnen. Andrerseits hat überschwängliche Modesucht alles aufgeboten um einem zurückhaltenden Beschauer seine Arbeit zu versauern. Die Natur ist übrigens zu unverwüstlich um ganz verdorben zu werden, und so boten uns die hiesigen Gärten manches Interessante und Wissenswerthe. Wir nahmen auch von dem kochsalzhaltigen Kohlenstoffgassäuerling in andächtiger Wißbegierde zu uns und mußten uns dazu eine solche Wassersuppe als Mittagsmahl gelten lassen, da unsere Zeit dem Bahnzug gehörte, der sich auch keine Vernachlässigung gefallen ließ. Saratoga hat indessen einen Namen in der Landesgeschichte. Es war hier, da General Burgoyne im Unabhängigkeitskrieg mit einem englischen Armeecorps von Norden herabziehend, die Waffen an seine Gegner strecken mußte, nachdem er, in eine Kette von Widerwärtigkeiten verwickelt, nicht mehr wußte wo hinaus. Es war dieß eines jener entscheidenden Ereignisse, das zur endlichen Unabhängigkeit der nordamerikanischen Colonien beitrug und damit an Saratoga weltgeschichtliche Bedeutung knüpfte.

Die Landschaft und überhaupt der physische Charakter des Landes nehmen aufwärts von Saratoga mehr und mehr Nordisches an. Wald und Wildniß nehmen zu, und die kühneren Formen der grünen Berge in Nordosten begränzen und verschönern nach und nach den Horizont.

Bei dem kleinen Oertchen Moreau hatten wir die Eisenbahn zu verlassen. Diese kreuzt hier unterhalb einer starken Stromwende von West nach Ost den Hudson. Eine Landkutsche sollte uns von hier aus weiter befördern. Diese Art von Locomotion ist jenen ehemaligen Roßkästen des weiland heiligen römischen Reiches etwas ähnlich, sie sind aber etwas mehr zeitgemäß ausgerüstet und besser bespannt. Sie sind neunsitzig mit einem Deck von eben so viel Passagiergehalt. Die Pferde daran sind fast durchschnittlich groß und schön gebaut, tragen aber auch eben so gewöhnlich unverkennbare Spuren des „Go ahead geistes" ihrer speculativen Meister. Sparten, Gallen, Ueberbeine, Dampf und steife Glieder lassen sich daran in allen Phasen beobachten. Eine gewisse Gliederweichheit scheint dieser angloamerikanischen Pferderace im Vergleich mit den orientalischen Racen der östlichen Hemisphäre eigen zu seyn. Dazu kommt noch die geringe Liebe welche die Nordamerikaner irischer, plattdeutscher oder angelsächsischer Abkunft für Thiere überhaupt hegen. So denke ich, ist auch die Liebe des Engländers für Thierzucht überhaupt und namentlich auch die für Pferde mehr speculativ und nicht zu vergleichen mit jener tiefgewurzelten Neigung, welche der Araber für seine Pferde hegt. Pferdezucht ist bei ersterem fast nur commerciell und social-speculativ, bei letzterem aber ein blühender Stolz ächter Humanität, der sich nach und nach zu einer Art religiösen Cults ausbildete.

So saßen wir denn zu sieben oder acht in unserem hippologischen Vehikel, und darunter auch ein altes Ehepärchen, welches außer Zweifel seine alten Tage mit einander irgendwo auf dem Lande hier herum verlebte. Der alte Herr, welcher im Verlauf unseres Gespräches, in das er sich ohne viele Umstände und in der heitersten Laune gemischt hatte, von Californien, der Elbe und Hamburg sprach, schien etwas zu tief ins Branntweinglas geguckt zu haben. Nichts in der Welt konnte ihn aus seiner Rosenlaune bringen, wie sehr auch seine alte bessere Hälfte versuchte ihn auf einen mehr exclusiven Weg zu leiten. Endlich fieng es gar an zu regnen, und der Kutscher machte sich für einen nachdrücklichen Guß von oben bereit. Dieser versicherte daß es dann auch durch das Deck der Kutsche tropfen würde, da solches einmal durch eine übertriebene große Ladung Noth gelitten habe. So waren also die Passagiere über uns unter ihren Regenschirmen besser daran als wir im geschlossenen Wagen. Wir ließen indessen die Dinge die da kommen sollten geruhiglich vor sich gehen, und suchten uns bestmöglichst zu verwahren, da jetzt nichts mehr zu ändern war. Die Frau unseres rosenlaunigen Alten glaubte jetzt ihren Nachtsack sichern zu müssen, der sich draußen auf dem Deck befand. Der greise Gefährte ihres Lebens schien übrigens solches nicht der Mühe werth zu finden, und wollte weder den Kutscher noch irgend einen der Passagiere darum belästigen. Da er also keine Miene machte zur Beruhigung seiner bessern Hälfte beizutragen, und ihren Vorstellungen, daß alles naß werden würde wofern es draußen bliebe, durchaus kein Gehör gab, so machte die besorgte Hausfrau noch dringendere Vorstellungen. Seine endliche Erwiederung hierauf blieb indessen nichts weiter als: Well You'll have to dry those things again, that's all You've got to do. Ein solcher Beweis von theilnahmloser Unbesorgtheit mußte der guten Alten wirklich über alle Antwort gehen, so daß sie statt eines letzten Wortes ihm nur einen Blick zuschoß, der übrigens eine ganze Sündfluth von Vorwürfen enthalten mußte.

Nach ungefähr einer halben Stunde Fahrt erreichten wir das kleine Städtchen Glens Falls. Dieses scheint sicherlich der hier zu benützenden Wasserkräfte wegen gegründet worden zu seyn. Diese prachtvollen Wasserfälle, welche der mächtige Hudson hier bildet, indem er sich über gewaltige, doch mehr oder weniger tafelförmige Granitmassen hinabstürzt, waren wohl kaum ganz zu verderben, sonst wäre es der prosaischen Seele mäkelnder Industrie gewiß gelungen. Wie die Mohawkfälle, sind auch die „Glens Falls" von flacher dammartiger Natur — ein Charakter, der fast allen Wasserstürzen des östlichen Nordamerika zukommt, unter denen mit derselben Eigenthümlichkeit die des Niagara oben anstehen. Gewiß muß dieß von tieferer geologischer Bedeutung seyn, die mehr Beachtung verdient als mir der Raum hier zu entwickeln gestattet. Die Glensfälle, welche in der That eine prachtvolle Erscheinung sind, würden, wenn Bruder Jonathan etwas mehr Beschaulichkeit besäße, vielleicht weniger durch Säg-, und andere Mühlen verhunzt seyn als sie es wirklich sind. Am Fuße der Fälle setzt eine bedeckte Brücke über den wilden Strom, welcher mit seinen kaffeebraunen Waldwasserfluthen zwischen fast senkrechten Felswänden primären Gesteins hinunterbraust.

Zwischen Glens Falls und dem Ziel unserer heutigen Reise erreichten wir bald die Wasserscheide, die den Hudson und das Gebiet des Lorenzstroms trennt. Die Landschaft gewinnt hier noch immer mehr Nordisches, ohne eben Verkümmerung in Folge geographischer Lage zu zeigen. Wald und Wasserreichthum sind hier die vorstehenden Züge der Landesphysiognomie. So wendet sich denn die Straße nach Lake George durch prachtvolle Wälder, welche der üppigste Wuchs von Buchen, Kastanien, Nußbäumen, Fichten, Föhren, Lebensbäumen und andern ausschließlich der nordamerikanischen Waldschwesterschaft angehörigen Spezies gebildet sind. Die

Digitized by Google

richten Baummassen selbst sind vielfach durch offene Triften, Wiesen und Felder unterbrochen, wobei geradlinige Einfriedigungen die störende Rolle der Mühlen bei Wasserfällen übernehmen und den unbetasteten Reiz jungfräulicher Natur beeinträchtigen.

Der Regen hatte bald nachgelassen, und so behielten wir wenigstens einen halboffenen Nebelabend. Als wir durch die schönen Ufergebirge des Georgsees hinabfuhren, bekamen wir durch die mit Nebelstreifen bekränzten Ufergebirge hinab einen Theil des schönen Seespiegels zu Gesicht. Gerne hätte ich die Scene zu Papier genommen, allein die eingebrochene Dämmerung hinderte mich daran. Es war mir dieß neu, als ich nachher keinen geeigneteren Aufnahmspunkt finden konnte.

Unserem Ziele für heute näher kommend, fragte mich der Kutscher, zu welchem Hôtel er uns zu bringen habe. Die Antwort hierauf war mir schwer, da sowohl Dr. E. und ich aller Tagesstatistik in diesen Regionen gänzlich bar waren. Auf meine Antwort „zum besten," meinte der diplomatische Wagenlenker, der gewiß ein Yankee seyn mußte, daß beide hier vorfindlichen Hôtels die besten seyen. So war denn andere Auskunft nothwendig, und ich meinte er solle uns absetzen beim ersten an dem er vorüber kommen würde. Dieß genügte indessen dem vorsichtigen Puritaner auch nicht, da er es mit keinem der Hôtelbesitzer verderben wollte. Da lachte einer der Passagiere und berichtete mich artig daß ich auf die Weise mit dem Kutscher zu keinem Ende kommen würde. Wenn uns an einer andern Wahl nichts liege, so würde er uns das Hôtel „Fort William Henry" als das erste und besuchteste vorschlagen. So erhielt denn der Kutscher eine entsprechende Weisung, und bald warden wir vor dem Hôtel mit den meisten der übrigen Passagiere ausgeladen. Wir wurden da mit der größten Zuvorkommenheit empfangen und sehr pünktlich bedient. Unter dem hellen Kreuzfeuer neuigkeitswüthiger Badegastaugen stiegen wir eine breite Holztreppe hinauf, deren Dimensionen zum mindesten so viel Geschrei machten, als irgend ein Treppenaufgang in einem großen Kaiserpalast. Die gebildeten und civilisirten Menschen, besonders solche die Reichthümer besitzen, sind sich überall in der Welt mehr oder weniger gleich. So auch in dem Curorte Caldwell oder Head of the Lake, wie es gewöhnlicher benannt wird. Die Fashionablen, die natürlich alle hier sind, um die Reize der Natur, frische Luft und Wasser aus erster Hand zu genießen, kleiden sich hier täglich von vier- bis zu siebenmal um, sowie es die Würde der Gesellschaft erheischt, trinken eine legale Gläserzahl Wasser, schnappen eine vorgeschriebene Menge frische Luft, kleiden sich dann Abends noch einmal für den „parlour" um zu tanzen, oder an Sonntag-Abenden stundenlang mit hinkend besetzter Stimmenzahl Psalmen zu singen. Die Jungen tanzen und thun wie die Alten, die Alten wie die Jungen. Dazu kam auch jetzt noch zur Abwechslung die erregende Politik mit der bevorstehenden Präsidentswahl.

Wir hatten heute einen ziemlich kargen Tag gehabt, so viel wenigstens der Magen betheiligt war. Als Mittagmahl nichts als Saratogawasser, so fühlten wir unsern Appetit keineswegs beeinträchtigt, was der Tisch im Hôtel Fort William Henry gewiß hatte bezeugen können. Da wir denselben diese Gelegenheit nicht im Augenblick unserer Ankunft geben durften, so machten wir zuerst einen Gang am Seeufer hin, wobei natürlich auch der Botaniker interessirt war; die Nacht war übrigens so ziemlich hereingebrochen, so daß für das Auge nichts mehr zu unterscheiden war, was die Hände nicht greifen konnten.

Ein Morgen mit zweifelhaftem Wetter fand uns nach eingenommenem Frühstück in einem kleinen Boote, geführt von einem jungen Ruderesmann. So fuhren wir dem linken oder westlichen Ufer des Sees entlang, hin und wieder an einem kleinen Felseneiland oder einer waldschattigen Bucht anlegend. Des Doctors kleiner Sohn vergnügte sich da in Gesellschaft des Fährmanns mit Angeln, während der Doctor, seine Frau und ich sich um Botanik bemühten. Wie uns der Schiffersmann versicherte, sollen sich aus dem Spiegel des Sees 360 oder mehr größere und kleinere Eilande heben. Diese Zahl will ich geduldig glauben und würde, selbst wenn ich Zeit und Gelegenheit hätte, sie nicht nachzählen. Lake George ist 30 Meilen lang mit einer mittleren Breite von etwa 3 Meilen. Seine Längenachse zieht sich mit einer leichten Ausbiegung nach Westen von Süden nach Norden. Wie alle Gewässer dieses Theiles von Nordamerika, hat auch dieser See einen übereinstimmenden morphologischen Charakter, den gewisse geologische Verhältnisse des Landes bedingt zu haben scheinen. Es ist nämlich alles Land zwischen wirklichen Gebirgen, flach mit tief ausgeschnittenen Thalklüften, darin die Wasser ihren Lauf haben. Diese Thäler sind oft stellenweise bedeutend erweitert und bilden förmliche Bassins und Seen, deren Ausfluß aber wieder durch Felsenschlüssel oder sonst einen festen Damm verschlossen ist, durch welchen das Wasser wieder durch ein engeres Bett weiter läuft. Das größte Beispiel dieser Form, zu welcher auch der deutsche Rhein mit seinem Bodensee gehört, ist auf diesem Continent der Lorenzostrom, dessen Flußbett alle die großen Seen angehören, wie der Ontario, Erie, Huron, Michigan- und der obere See. Aehnlich verhält es sich mit den Quellen des Mississippi. Der Champlain- und Georgsee sind hievon weitere Beispiele, welche denselben Charakter noch überdieß bis in ihre kleinsten Einzeltheile wiederholen.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Kleinasien.

(Schluß.)

Ueskûb hält circa 120 Häuser, ausschließlich von Mohammedanern bewohnt, die hauptsächlich Tabaksbau und etwas Reisbau betreiben. Das jährliche Quantum Tabak, welches hier und in der Umgegend (Köriesler, Türkiche, Gümüschowa u. s. w.. erzeugt wird, beträgt circa 200,000 Okken (à $2^1/_2$ Pfd.) Gegen Mittag kam ich nach Türkiche zurück, und wir beschlossen noch bis Gümüschowa zu reiten 6 Poststunden.

Digitized by Google

Wir brachen um 1½ Uhr auf; der Regen hatte aufgehört, aber die Wege waren schon so daß wir nun in starkem Schritt reiten konnten. Jede noch so kurze Strecke guten Weges, jede regenlose Minute wurde mit Dank gegen den gütigen Himmel angenommen und sorgfältig ausgebeutet, aber bald begann der Regen wieder in Strömen herabzugießen: der Milan-Fluß war bedeutend angeschwollen, und da mein Neger, der uns auch heute Nachmittag als Sürüdschi diente, aus Unkunde den Fluß zu früh passirte, so hatten wir das Vergnügen ihn dreimal zu passiren, und jedesmal auch die untere Hälfte unsers Körpers gründlich zu durchnässen, so daß das Gleichgewicht mit dem Obertheil hergestellt war. Um 5¼ Uhr erreichten wir den Han, welcher die Hälfte des zwölfstündigen Weges zwischen Düzdsche und Hendek bezeichnet; er war vollständig besetzt mit entlassenen Truppen, welche den Rückweg in die Heimath antraten. Wir ritten also noch eine halbe Stunde seitwärts nach dem Dorfe Gümüschowa, wo wir bei dem Müdir des Districts eine gastfreie Aufnahme fanden. Er selbst war noch nicht zu Hause, aber seine Leute waren für solche Fälle längst instruirt. Die Abendunterhaltung am lustigen Kaminfeuer war höchst belehrend, und ersetzte mir hinlänglich was ich am Tage versäumt hatte.

Gümüschowa ist ein ziemlich großes Dorf, und weil es Sitz eines Bey ist, so rührt es wohl daher daß dieser schon ohnedieß vornehme Name („Silber-Ebene") in officieller Stelle zu Gümüschabad (Silberstadt) wird, obgleich sich durchaus nichts städtisches vorfindet. Außer der Viehzucht betreiben die Bewohner noch Tabaksbau und Reisbau, letztern freilich nur in geringem Maßstabe.

Mittwoch, 22 Oct. Es hatte die Nacht über wiederum stark geregnet und die Wege waren zum Theil buchstäblich ein Kothmeer. Wir brachen um 8 Uhr auf, und erreichten um 9 Uhr eine Wächterstation; die Garnison bestand aus einem einzigen Burschen, welcher uns klagte daß sein Camerad vor vier Tagen weggegangen war um Brod zu kaufen, und daß er seitdem nichts von ihm gehört hätte. Wir kamen nun durch ein herrliches Waldgebirge, wo vorzüglich schöne Eichen sich befinden; das Gebirge zu unserer Linken war auf den Höhen schon mit Schnee bedeckt. Um 11½ Uhr erreichten wir eine zweite Station, deren Garnison aus einem einzigen tauben Alten bestand. Er hatte sich des schlechten Wetters wegen eingesperrt, und es kostete viele Anstrengung um den Einlaß in seine Festung zu erlangen. Inzwischen hatte der Regen etwas aufgehört, und wir stiegen um 12 Uhr wieder zu Pferde; die Wege waren etwas besser, aber bald fing es wieder an zu regnen, und 20 Minuten genügten um das Kothmeer wieder herzustellen. Nach einer halben Stunde erreichten wir Hendek, einen kleinen Ort mit zwei Moscheen, mitten in einem Walde von Wallnußbäumen gelegen. Kaum hatten wir ein dürftiges Obdach in einem windigen Han gefunden, als der Regen in Strömen herabgoß und bis tief in die Nacht anhielt. Unter solchen Umständen wäre es Thorheit gewesen weiter zu reisen, und so blieben wir hier.

Solange wir an der Poststraße waren, erhielt ich ohne Widerrede die verlangte Anzahl Pferde für den von der Regierung festgesetzten Preis (1½ Piaster per Poststunde für jedes Pferd). Hier aber verlangte der Postmeister 3 Piaster, ohne daß ich den Grund einzusehen vermochte; er bestand aber darauf, und so willigte ich ein, verlangte aber eine Quittung darüber. Dazu aber wollte er sich nicht verstehen, und so zog er es am Ende vor, die Pferde zu 2½ Piaster zu stellen. Um uns wieder guter Laune zu machen, versprach er uns die besten Pferde auszusuchen.

Donnerstag, 23 Oct. Wir brachen um 6½ Uhr auf; gegen Morgen hatte der Regen aufgehört und die Wege waren anfangs über alle Erwartung gut, aber die Pferde waren schlecht, obgleich der Postmeister uns die besten versprochen hatte; der Sürüdschi aber bemerkte uns daß die Station keine große Auswahl habe, es hätten sich nur fünf Pferde im Stalle befunden, wovon zwei lahme. Der Sürüdschi fieng nun das gewöhnliche Manöver an, nämlich in kurzem Zuckeltrabe zu reiten, dann zündete er seinen Tschibuk an und rauchte ihn gemüthlich zu Ende: als er aber auch da noch keine Anstalt machte den guten Weg zu benutzen, so verlor ich die Geduld; wir hatten einen Weg von 12 Poststunden bis Sabandscha vor uns, und zwar möglicherweise ohne irgend eine Aussicht auf ein Obdach unterwegs, da der einzige Han am Wege bei dem Sakariasflusse recht leicht von entlassenen Soldaten ganz besetzt seyn konnte; da der Kawaß den Weg genau kannte so sprengten wir also voraus und ließen den Sürüdschi zurück. Aber die Freude dauerte nicht lange; der Sandboden gieng allmählich in Humus und zuletzt in Lehm über, und ich hatte hinlängliche Muße über das Verhalten der verschiedenen Bodengattungen beim Regen Beobachtungen anzustellen. Da sie aber zu wenig Interesse darbieten, so will ich den Leser damit verschonen. Eine Brücke war zu passiren, bei deren Anblick selbst die Pferde schauerten, aber auch dieß gieng gut; eine zweite Brücke aber war in einem solchen Zustand, daß es mehr als Tollkühnheit gewesen wäre auf dem Pferde zu bleiben. Wir stiegen ab und setzten dann unsern Ritt fort bis an den Modürlü-Siu, den wir um 9½ Uhr erreichten. Hier machten wir in einer Wächterstation etwas Halt. Der Fluß bildet hier eine Insel, so daß die Brücke welche über denselben führt doppelt ist, wie auch ihr Name anzeigt (Tschatal Köpri, d. h. Gabelbrücke). Auch diese Brücke mußte zu Fuß passirt werden.

Um 10 Uhr brachen wir von hier auf; die Gegend ward von hier an lichter je mehr wir uns dem Sakaria (Sangarius der Alten) näherten; um 11½ Uhr war der Sakaria erreicht. Obgleich der Regen und die schlechten Wege jede genaue Beobachtung verhinderten (da ich weder die Zeit meinen Sextanten herauszuholen, um meinen Taschenchronometer zu vergleichen, noch den dazu gehörigen Sonnenschein hatte), so genügte doch die Beobachtung des einfachen Zeitmaßes, um mich zu überzeugen daß der Lauf des Sangarius auf der Kiepertschen Karte an dieser Stelle unrichtig bezeichnet ist, indem er zu weit östlich gelegt ist; nach der Karte hätten wir den Fluß eine Stunde früher erreichen müssen.

Am östlichen Ufer des Flusses ist ein Han, der augenblicklich nur schwach besetzt war; am westlichen Ufer auf einer Anhöhe das Dorf Arakli. Der Fluß bildet hier mehrere Inseln, war aber noch ziemlich schmal; damals war er nur 150 Schritte breit. Die Brücke ist wieder doppelt, aber in einem sehr gebrechlichen Zustand, so daß wir aus Liebe zum Leben die Bequemlichkeit des Pferdes verschmähten und zu Fuß über die Brücken giengen.[1] Je mehr wir uns nun von dem Flusse entfernten, desto dichter ward wieder

[1] Die mit der classischen Litteratur bekannten Leser muß ich bitten diese Brücke nicht für die von Agathias besungene zu halten; diese war aus Steinen, während die heutige nur aus Brettern zusammengeklopft ist.

Digitized by Google

der Wald. Unterwegs sahen wir zwei Haufen Armenier, die zu Fuß nach Konstantinopel zogen, um dort als Lastträger sich ihren Unterhalt zu verdienen. Für die Beurtheilung der Verhältnisse im Orient ist es charakteristisch daß diese Menschen nichts, gar nichts, nicht die geringste Handfertigkeit gelernt haben; sie besitzen nichts weiter als physische Kräfte, und das genügt um ihnen in Konstantinopel einen täglichen Erwerb von wenigstens 30 Piastern (3 fl.) zu sichern. Ein Handwerker, gleichviel ob Europäer oder Morgenländer, verdient in Konstantinopel jetzt 60 Piaster täglich, und arbeitet unter keinen Umständen länger als bis Sonnenuntergang.

Um 1 Uhr erreichten wir den See von Sabandscha. Kurz vorher sah ich rechts vom Wege in einer Entfernung von etwa 20 Minuten eine sehr schöne antike Brücke von wenigstens acht Bogen, und an beiden Enden derselben ein gewölbtes Thor; aber ich gestehe es aufrichtig, die seit mehrern Tagen ausgehaltene Nässe und Kälte und der entsetzliche Koth hatten mich moralisch so weit heruntergebracht, daß ich mich nicht entschließen konnte diesen Abstecher zu machen um sie zu untersuchen.

Am Sabandscha-See ist der Weg nur sehr schmal und das Ufer senkrecht, zuweilen über 50 Fuß hoch. Tavernier berichtet, er habe stellenweise durch das Wasser reiten müssen, welches dem Pferde bis an den Bauch gereicht hätte; ein neuerer Schriftsteller citirte diese Stelle wörtlich; ich hatte nirgends nöthig durchs Wasser zu reiten, denn selbst an den schmalsten Stellen war der trockene Weg wenigstens 20 Fuß breit. Der Sandboden gestattete hier wieder ein rascheres Reiten, und um 2¼ Uhr war ich in Sabandscha, wo ich in einem leeren Kaffeehause mein Hauptquartier aufschlug, weil der Han, von einem Armenier bewirthschaftet, von Armeniern gänzlich occupirt war.

Sabandscha erschien mir ziemlich armselig, doch zeigte es sich bei näherer Erkundigung daß ich mich darin irrte, wahrscheinlich weil der Regen und der Schmutz dem Ort ein tristes Ansehen gab. Ich erfuhr aber daß der Ort sehr wohlhabend ist; der Hauptverdienst besteht in der Obstzucht, namentlich Aepfel, Birnen und Maulbeeren, welche fast alle nach Konstantinopel gehen. Ferner beschäftigt man sich hier mit der Seidencultur und mit Fischerei. Die Umgebung auf der Landseite besteht aus einem Wald von Obstbäumen. Aber Sabandscha ist sehr ungesund; darin hatte ich mich nicht getäuscht, denn das Aussehen der Bewohner bestätigte vollkommen die Nachricht die man mir gab, daß hier sehr viele Fieber herrschen.

Freitag, 24 Oct. Es hatte wieder die ganze Nacht geregnet, und regnete noch als wir aufbrachen; obgleich wir von Izmid nur 6 Stunden entfernt waren, so war doch diese Strecke höchst beschwerlich. Die ersten zwei Stunden waren noch die angenehmsten; wir ritten durch einen ununterbrochenen Platanenwald, dessen Schönheiten selbst bei dem abscheulichen Wetter hervortraten. Später aber passirten wir den Hügelrücken, welcher den See von Sabandscha von dem Meerbusen von Nikomedien trennt, und hier waren die Wege genau wie die Wege Gottes, nämlich unergründlich. Zur Ueberwindung dieser Strecke stärkten wir uns vorher in einer Wächterstation, welche bereits mit Reisenden angefüllt war. Schweigend traten wir hinein, von Regen triefend, schweigend empfingen uns die andern Gäste, die uns voller Erstaunen zu betrachten schienen. Endlich brach einer von ihnen das Schweigen, und sagte, auf mich zeigend: **bu adam yslanmyseh** (dieser Mensch ist naß). Ich fragte ihn ob es möglich wäre im Regen trocken zu bleiben, und ob er vielleicht das Geheimniß besäße; aber seine Beredsamkeit war zu Ende und ich hörte keinen Laut weiter. Wir traten nun den Zug über den Hügel an, wobei wir buchstäblich mit einer Kothhülle bekleidet wurden; indessen hatte doch der Regen aufgehört, und ich konnte beim Herabsteigen mit Muße die Ebene betrachten welche den Meerbusen von Nikomedien von dem See von Sabandscha trennt. Ein Canal von Nikomedien nach dem See und von dem See nach dem Sangarius würde eine Wasserstraße bilden, welche den Reichthum der von mir besuchten Gegenden an Holz, an Obst, an Producten der Viehzucht und des Ackerbaues nach Belieben ins mittelländische oder ins schwarze Meer befördern könnte, und diesem Landstrich, dessen Bewohner jetzt ein elendes, in Stumpfsinn versenktes Dasein führen, einen ganz ungeahnten Wohlstand geben würde. Für die Regierung eines großen Reiches ist die Ausführung eines solchen Canals eine wahre Kinderei, und doch ist bis jetzt nichts, gar nichts für diesen Canalbau gethan. Schon die alten bithynischen Könige scheinen den Plan gehabt zu haben, aber die Könige von Bithynien glichen nicht im entferntesten ihren Zeitgenossen und Nachbarn im Osten und Westen, den Königen von Pontus und von Pergamum. Plinius der jüngere, welcher unter Trajan Statthalter von Bithynien war, faßte ganz bestimmt den Plan und legte ihn dem Kaiser vor; dieser schien auch darauf einzugehen, aber dabei blieb es. Für das Wohl der Provinzen hatten die römischen Imperatoren keinen Sinn, und der beste von ihnen, eben derselbe Trajan, wollte nicht einmal die Errichtung eines Corps von Spritzenleuten in Nikomedien zugeben, wie in Plinius Briefen mit dürren Worten zu lesen ist. Unter den Byzantinern tauchte die Idee wieder zweimal auf, aber Asien scheinen sie namentlich in der letzten Zeit ganz vernachlässigt zu haben. Der türkischen Regierung wurde dasselbe Project nicht weniger als viermal vorgeschlagen, im J. 1593 durch den Großvezier Sinan Pascha, im J. 1653 vom Sultan Mehemed IV, im J. 1756 durch Sultan Mustafa III, und endlich in neuester Zeit im Jahr 1846 durch den General Jochmus, welcher damals noch in türkischen Diensten war, und seinem damaligen Chef, dem Kriegsminister Chosrew Pascha, eine Denkschrift darüber einreichte. Aber jedesmal verlief sich das Project im Sande, und es ist interessant zu lesen, wie sich die Geschichtschreiber der Türken dabei benehmen. Das erstemal soll **ru-schwet**, d. h. Bestechung, die Ausführung hintertrieben haben, obgleich man nicht recht begreift, wer denn ein so mächtiges Interesse an dem Nichtzustandekommen hat, um eine Bestechung deßhalb vorzunehmen; das zweitemal fürchtete man sich bei der Reinigung des Erdreichs allzu sehr anstrengen zu müssen, das drittemal bekamen die Arbeiter nasse Füße bei dem Umgraben des Bodens und liefen davon; das viertemal endlich scheint das Project, als von einem Gjauren herrührend, gar nicht weiter in Betracht gezogen zu seyn, denn man hat gar nichts weiter darüber gehört. Ich sprach kürzlich mit einem Consul Ihrer brittischen Majestät darüber, der aber, ganz gegen die Ansichten seiner Vorgesetzten in London, meinte, der Canal würde nicht eher zu Stande kommen als bis der letzte Türke vom Erdboden verschwunden wäre.

Gegen Mittag traf ich in Izmid ein, wo ich bis zum Sonntag Morgen blieb, um mit dem nach Konstantinopel fahrenden Dampf

schiffe zurückzukehren. Ich wurde hier sehr angenehm überrascht, als ich auf meinen Spaziergängen durch die Stadt nicht die leiseste Spur von jenem Fanatismus bemerkte, gegen den ich während der ganzen Reise fast immer zu kämpfen hatte. Der Aufenthalt der Engländer, welche hier ein halbes Jahr lang vier Regimenter Cavallerie hatten, scheint in dieser Beziehung ganz vortreffliche Früchte getragen zu haben; überall waren die Leute höflich und zuvorkommend, und die liebe Jugend begrüßte mich fast in jeder Straße mit dem wohlbekannten Inglis bono, zuweilen mit einem Fragezeichen ausgesprochen, wo ich denn nicht ermangelte in bejahendem Tone „bono" zu antworten. Im Gespräche mit den Leuten hatte ich Gelegenheit zu bemerken daß sie noch jetzt die Engländer in sehr freundlichem Andenken hatten, während vorher in jedem Orte, den ich passirte, die Leute für nichts anderes Sinn zu haben schienen als für den Abzug der Verbündeten; die erste und einzige politische Frage welche mir im Inlande in jeder Stadt, in jedem Dorfe vorgelegt wurde, lautete „Frunsyz. Inglis gittilermi?" (Sind die Franzosen und Engländer abgezogen?"), und ich glaube mich nicht zu täuschen daß meine bejahende Antwort ihnen augenscheinlich einen Stein vom Herzen wälzte, sie athmeten wieder freier. In Nikomedien, wie gesagt, war es anders, wären die Engländer nicht wirklich fort, der Anblick der Straßen hätte fast andere Ansichten aufkommen lassen, denn jedes Haus, jedes Magazin welches den Truppen als Quartier, Intendanz, Proviantaus u. s. w. gedient hatte, trägt noch jetzt die englische Aufschrift welche damals aufgemalt wurde, und ich konnte aus den Stallthüren noch entnehmen, wie viele Pferde jeder derselben aufgenommen hatte. Auch der Friedhof für die daselbst verstorbenen Engländer, das Denkmal welches ihre Cameraden ihnen setzten, die Einfassung des Platzes, alles ist noch so schön und gut erhalten, als wäre es erst wenige Tage vorher vollendet, und zeigte nichts von den ekelhaften Ausbrüchen des Fanatismus, womit die Gräber und Denkmäler der Europäer in Konstantinopel beiudelt werden.

Nikomedien (von den Türken früher Izuikmid, jetzt allgemein Izmid genannt) spielte im Alterthum eine große Rolle, es ist aber hier durchaus nicht der Ort, die Schicksale der Stadt, die man in jedem Handwörterbuche der alten Geographie nachlesen kann, durchzugehen, und ich beschränke mich auf ihre Gegenwart. Sie liegt amphitheatralisch am äußersten Ende des nach ihr benannten Meerbusens, und die Alterthümer sind überall zerstreut, sind aber vornehmlich in der Oberstadt in großen Massen. Jetzt enthält sie circa 2000 türkische, 1000 armenische und 200 griechische Häuser, während nach Sestini die Volkszahl auf 30,000 Einwohner, also fast auf das Doppelte anschlägt. Die Abnahme der Bevölkerung trifft vorzüglich die griechische Gemeinde, welche sich der Ungesundheit des Ortes wegen von hier immer mehr wegzieht und ihren Platz den Armeniern einräumt. Nikomedien gehört nämlich mit Ephesus und Alexandrette zu den ungesundesten Städten des türkischen Reiche, und die daselbst herrschenden Fieber sind zuweilen in einer einzigen Nacht tödtlich. Vorzüglich ungesund ist die untere Stadt, die Oberstadt wenig oder gar nicht. Wenn man die Oberstadt besteigt und von der Terrasse der Moschee Sultan Orchans hinabschaut, so erkennt man mit einem einzigen Blick die Ursache der ungesunden Lage, und man erkennt eben so schnell, wie leicht die Abhülfe wäre. Die östlichste Ecke des Golfs enthält die Mündung eines kleinen Flusses dessen Wasser noch eine Zeitlang unvermischt mit dem Meerwasser mitten in den Golf hineinzuströmen scheint, während rechts, d. h. zwischen dem Fluß und der Stadt Nikomedien, und links, d. h. zwischen dem Fluß und den kaiserlichen Tuchfabriken, der Golf nur ein stagnirendes Wasser bildet, das sogenannte Tuzla (Salzdarre), dessen Ausdünstungen im Sommer die gefährlichsten Fieber erzeugen. Diese Fieber haben schon manchem braven Deutschen, der in den eben erwähnten Fabriken arbeitete, das Leben gekostet. Es wäre nichts leichter als die beiden Tuzla, die der Regierung wenig einbringen, zuzudämmen und statt dessen das Rinnsal des oben erwähnten Flüßchens zu vertiefen, wodurch Nikomedien einen schönen Hafen und eine gesunde Bevölkerung erhielte; aber es ist nicht mein Beruf, die türkische Regierung mit Projecten zu belästigen, die ohnedieß von einer wahren Legion von Projectmachern täglich bestürmt wird.

Auf dem Schiffswerft ist seit drei Jahren ein Kriegsschiff im Bau: hoffentlich wird es in den nächsten Jahren fertig werden. Als Handelsplatz und Seehafen ist Nikomedien noch immer wichtig genug, aber was wäre ein solcher Platz in solcher Lage in den Händen der speculativen Engländer und Amerikaner! Ich enthalte mich aller statistischen Details, die nur ein trauriges Bild geben könnten, und schließe meinen dießmaligen Skizzen-Cyclus mit einer kleinen Inschrift welche ich in Nikomedien copirte.

In Nikomedien ist eine Straße welche nur auf einer Seite Häuser hat, eins derselben ist das türkische Mehkeme, d. h. der Ort, wo der Kadhi und der Mufti von Izmid nach der Gesetzgebung des Korans Recht sprechen. Die andere Seite der Straße wird durch einen türkischen Begräbnißplatz gebildet, welcher durch eine vier Fuß hohe Steinmauer von der Straße getrennt ist. Dem Mehkeme gerade gegenüber befindet sich in dieser Mauer ein Stein mit der Inschrift

Ἡ ἁγία Τριὰς ἡ ὁμοούσιος. Χριστὸς νικᾷ.

(Die heilige Dreieinigkeit von gleichem Wesen; Christus siegt.)

Welcher prophetische Geist hat die Hand des nichtsahnenden türkischen Maurers geleitet, daß er gerade an dieser Stelle den Stein einsetzte? Geschah es zur Erbauung des Mufti da drüben im Mehkeme, damit er sich, so oft er zum Fenster herausschaut, daran erinnert daß die Türken dort todt und begraben sind und Christus siegt? Es muß wohl so etwas der Art seyn, denn während ich die Inschrift copirte, drehte mein türkischer Begleiter eine Cigarrette und ergieng sich in wehmüthigen Betrachtungen über den Verfall, dessen Zeuge er ist, gleichsam als umwehte ihn an dieser Stelle derselbe prophetische Geist.

Digitized by Google

Ein Ritt durch die große amerikaniſche Wüſte und die Felſengebirge.

(Aus Harper's Monthly.)

Um die Zeit des ſtürmiſchen Monats März 1848 befand ich mich an Bord des wackeren Schiffes Barrington, welches damals im Hafen von St. Francisco lag. Es erwartete nur die Ankunft der Paſſagiere um nach Monterey, Santa Barbara und San Pedro zu ſegeln, welchen letzteren Platz ich mit Hülfe günſtigen Windes in kurzer Zeit zu erreichen gedachte. Ich ſage, ich fand mich an Bord des Barrington; es iſt damit zu verſtehen daß mein Finden in einer ſo unſicheren Poſition als das Deck eines Schiffes darbietet, nicht die Folge meiner eigenen Neigung war, ſondern eher in Uebereinſtimmung mit der Ordre eines alten Herrn, welcher damals in Californien ein militäriſches Commando hielt, und welche Ordre mir in wichtiger officieller Form zukam, gehörig unterzeichnet und geſiegelt „auf Befehl," und ich als ein beſcheidener Unterlieutenant im Dienſt des „Onkel Sam" fühlte mich verpflichtet, deren Anordnung mit „ſo wenig Verzug wie möglich" (um das benannte Document wörtlich zu citiren) nachzukommen.

San Francisco war in dieſen glorreichen Tagen der alten Zeit — vor wenigſtens acht Jahren — noch nicht der geringſte Schatten der Hauptſtadt unſeres jetzigen „Dorado," und es war daher die Abreiſe des einzigen Schiffes im Hafen, welches ſich dreier Maſten rühmen konnte, eine Art von Ereigniß, oder rothgedruckter Kalendertag bei der Majorität der Bevölkerung; daher war auch ſogar das gewöhnlich einſame flache Ufer von faulenzenden Californiern belebt, die unſere Bewegung mit einer Art von läſſiger Neugierde beobachteten, ihre ewigen Cigarittos rauchten oder ein gelegentliches „Caramba" murmelten, wenn ein heftiger Wind die Bay hinabwehte, und den aufgepeitſchten Sand und Staub als blendenden Regenſchauer in ihre Augen jagte.

Aber laſſen wir dieſe nicht zur Sache gehörenden Beobachtungen; hier kommen unſere ſäumigen Reiſegefährten — zwar nur drei an der Zahl, aber weit aus wichtige Perſönlichkeiten, um zurückgelaſſen zu werden. Unſere Anker hoben ſich ſchleunigſt zum Bug, begleitet von dem fröhlichen Geſange der Seeleute: „Lebt wohl ihr Californier Frauen; luſtige, oh, luſtige." Jetzt haben die Yerba-Buenahügel das letzte Echo zurückgehallt, wir verlieren unſeren Haltpunkt auf dem ſchlammigen Boden, unſere weißen Flügel ſind ſchön ausgebreitet und gut gefüllt, und San Francisco mit ſeinen ſandigen Straßen und niedern Häuſern bekommt in der Entfernung das Ausſehen eines bloßen Punktes.

Da es jedoch meine Abſicht iſt den Leſer mit mir nach dem dürren und heißen Lande zu führen, und da ich keine Luſt habe, ihn auf den langen ſchwellenden Wogen des ſtillen Weltmeeres herumſtoßen zu laſſen, will ich es ſeiner Einbildungskraft überlaſſen, die abwechſelnden Ereigniſſe des Zwiſchenraums von zehn Tagen zwiſchen Schiff und Ufer, Sturm und Sonnenſchein, günſtigen und ungünſtigen Winden, mit dem ganzen läſtigen Katalog des unbeſchreiblichen Nichts, womit die Stunden des Reiſenden über die ungebahnten Straßen des Oceans vertrieben werden, auszumalen; genug, am Morgen des 11ten Tages ſeit unſerer Abreiſe ankerten wir ſicher in dem Hafen von San Pedro, einige 500 Meilen an der Küſte abwärts.

Die „Stadt" San Pedro beſtand zu der Zeit, wovon ich ſchreibe, aus nur einem Rancho, oder mexicaniſchen Farmhauſe, welches von einem abenteuerlichen Amerikaner geeignet und bewohnt ward; derſelbe empfieng uns mit der größten Gaſtfreundſchaft und bot meinem Freunde, Dr. D. und mir ſelbſt Pferde an um uns nach Pueblo de los Angeles (Stadt der Engel, eine Ortſchaft, einige 16 Meilen im Lande gelegen) zu transportiren. An dieſem Platz erwartete ich die zukünftigen Begleiter meiner Reiſe zu finden und die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, um die Gefahren einer Reiſe durch die große Sahara Nordamerika's bekämpfen zu können.

Für einen ruhigen Stadtbewohner, deſſen denkwürdigſtes Lebensereigniß an Bord eines Schiffes auf die Trübſeligkeiten einer rauhen Nacht in einem Vergnügungs-Dampfboot ſich beſchränken, iſt es unmöglich das Gefühl von unendlichem Entzücken zu begreifen, welches das Herz eines Inländers ergreift, wenn er aus den engen Beſchränkungen des Deckes und der Cajüte erlöst wird. Sogar die Erde ſcheint grüner, der Himmel glänzender; die ganze Natur zeigt ſich im Feiertagskleide, als wenn ſie ſich zu Ehren ſeiner Ankunft einen neuen Anzug geſchafft hätte; mir zum wenigſten kam es ſo vor als am Tag nach unſerer Ankunft die aufgehende Sonne meinen Freund und mich auf edlen Pferden beritten erblickte, vorbereitet, die Richtung nach Los Angeles zu nehmen.

Der ganze, oder beinahe der ganze Weg nach Los Angeles führte uns durch eine ſchwellende Prairie, manchmal geſchmückt mit Gruppen verkrüppelter Bäume, bot aber meiſtentheils lange Abdachungen und Anſchwellungen graſiger Gefilde, in dieſer Jahreszeit mit Blumen jeder Farbe reich durchmengt, während hie und da ein Rancho erſichtlich ward, wo das Vieh läſſig im Schatten lag und die Kinder ihr Lieblingsſpiel des ſich einander mit Laſſos-Fangen ſpielten, und ſo die Scene ein Leben bekam und das Gemälde einer wunderſchönen ſich ſtets verändernden Landſchaft darbot. Da wir unſere guten Stuten gehörig zur Arbeit anhielten, fielen ſie bald in einen langen und ſtätigen Galopp der uns ſchleunigſt über die Fläche brachte, und ehe vier Stunden verfloſſen waren, zeigten ſich die weiß-mauerigen Gebäude von Los Angeles unſeren Augen.

Ich verließ meinen Freund vor der Thür ſeiner Wohnung, ſuchte meinen Weg zum Geſellſchaftshauſe der hier ſtationirten militäriſchen Herren, und empfieng von den Dragoner- und Volontärofficieren eine herzliche und gaſtfreundliche Aufnahme. Da Hr. Chriſtoph Carſon (oder, wie er beſſer bekannt iſt, Kit Carſon), der Führer und Leiter der Partie, welcher ich mich anſchließen ſollte, nicht in der Stadt war, obgleich er bald erwartet wurde, war ich genöthigt meine Vorbereitungen zu verſchieben, bis ich die Hülfe ſeines Rathes und ſeiner Erfahrungen erhalten konnte.

Die Stadt Los Angeles hat eine Bevölkerung von einigen hundert Seelen; ſie rühmt ſich einer Kirche, eines Paters und drei oder vier amerikaniſcher Läden; die Straßen ſind eng, die Häuſer gewöhnlich nicht über ein Stockwerk hoch, die Dächer flach und mit einer Miſchung von grobem Sand und mineraliſchem Pech gedeckt, welches die Einwohner, wie ſie ſagen, am Seeufer fanden. Dieſe Art von Bedachung gibt eine vollſtändig waſſerdichte Decke, hat aber die unangenehme Seite, im warmen Wetter zu ſchmelzen und herabzufließen, die Seiten der Gebäude mit Pechſtreifen zu beziehen und den Häuſern ſo ein außerordentlich groteskes Anſehen zu geben; wenn die Hitze ſehr groß iſt, bilden ſich förmliche Teiche

Digitized by Google

von Pech auf dem Boden. Das Baumaterial der Wände heißt Adobe, und iſt dieß ein Stein, gemacht aus an der Sonne getrocknetem Lehm. Da die Wände der davon gebauten Häuſer, um ſtark genug zu ſeyn, ſehr dick gemacht werden müſſen, ſo iſt es inwendig im Winter warm und im Sommer kühl, und das Material iſt daher in dieſem Klima paſſender als Holz und der gewöhnliche Ziegelſtein. In vieler Hinſicht unterſcheidet ſich die Stadt wenig von anderen mexicaniſchen Ortſchaften.

Gerade als ich des vergleichungsweiſe müßigen Lebens müde zu werden begann, benachrichtigte mich ein Freund von Kit Carſon's Ankunft, und deſſen Wunſch uns im Meßroom (Stationshaus) zu treffen. Der Name dieſes berühmten Gebirgsbewohners war den Ohren des in Californien lebenden Amerikaners ſehr vertraut, und auch ich hatte oft den Erzählungen der von ihm vollbrachten verwegenen Thaten gelauſcht. Da die Erzähler oftmals Leute waren, welche wegen ihrer großen Standhaftigkeit im Ertragen von Mühſalen notoriſch waren, ſo hatte ich unbemerkt nach und nach einen Theil ihres Enthuſiasmus in mir aufgenommen, und liebte es auf dieſem Thema zu verweilen.

Der Kit Carſon meiner Einbildung war über 6 Fuß hoch — in ſeinem Gliederbau eine Art moderner Hercules — mit einem üppigen Bart und einer Stimme, wie das Gebrüll des Löwen; ſein Geſpräch drehte ſich ſtets um „erſchütternde Ereigniſſe zu Waſſer oder Land.“

In dem wirklichen Kit Carſon fand ich jedoch einen einfachen, ruhigen und anſpruchsloſen Mann, eher unter als über Mittelgröße, mit braunem lockigem Haar, wenig oder gar keinem Bart, und einer Stimme, ſo ſanft und weich wie die einer Frau. In der That, den Helden von Hunderten von verzweifelten Abenteuern, deſſen Leben meiſt in der Wildniß, da wo der weiße Mann faſt unbekannt, verfloß, hatte die Mutter Natur zum Gentleman ausgeſtattet, eine Sorte Menſchen, welche dieſelbe wohl gelegentlich hervorbringt, jedoch nirgends beſſer als in den Hinterwäldern von Nordamerika.

Ich will nicht verſuchen Kit's früheres Leben und Abenteuer zu ſkizziren. Fremont hat ihn mit Meiſterhand gezeichnet, und meine unerfahrene Feder wird durch ſeine Beſchreibung nicht beſſer werden.

Kit benachrichtigte mich daß er in Bridge-Creek (Brückenfluß) ein Lager aufgeſchlagen habe, etwa 15 Meilen von Puebla an der Straße nach dem großen Paß, durch welchen wir beabſichtigten die californiſchen Berge zu kreuzen und in die Einſamkeit der Sandwüſte einzudringen. Dieſes Lager bei Bridge-Creek hatte Carſon in der Abſicht aufgeſchlagen, um unſere Thiere (von denen manche ſchon harten Dienſt durchgemacht hatten) zur großen und langweiligen Reiſe vorzubereiten, und man hätte kaum eine beſſere Localität für unſeren Zweck auswählen können. Bridge-Creek iſt ein netter kleiner Strom von klarem ſüßen Waſſer, mit Bäumen beſetzt, welche genügendes Holz zu unſerem „Corral“ (Pferdeſtall) darboten. Auf den Ebenen der Nachbarſchaft wuchs wilder Hafer in großem Ueberfluß, und es bot ſich dadurch eine prächtige Weide dar. Da Kit ſeinen Aufenthalt im Lager nehmen wollte, bewogen mich verſchiedenartige Gründe ihn zu begleiten. Einestheils war ich die Flöhe, womit die Häuſer der Stadt dicht bevölkert waren, herzlich müde und auf der anderen Seite wünſchte ich einen Einblick in die Art von Zigeunerleben zu bekommen, welches ich natürlich einige Zeit der Zukunft führen mußte. So ſchloß ich daß der ſofortige Anfang meiner Erziehung in dieſer Hinſicht die Entbehrungen leichter tragen machen würde, wenn die Zeit der Prüfung käme. Ich verſorgte mich daher mit einer Zinnſchüſſel, einer Zinnſchale, die etwa ein Quart halten mochte (da ein richtiger Bergbewohner nie weniger als dieſe Quantität Kaffee auf einen Sitz trinkt — wenn er denſelben überhaupt haben kann). Zu dieſen Artikeln fügte ich eine gewöhnliche Gabel, ein großes Bowiemeſſer und eine Büchſe, und als ich ſo meine Tafel und mein Arſenal eingerichtet hatte, lenkte ich meine Aufmerkſamkeit auf den Schlafzimmer-Theil des Etabliſſements. Hier waren meine Vorbereitungen gleich einfach und anſpruchslos; zwei mexicaniſche Decken dienten mir zugleich als Matratzen, Bett-Tücher und Bettſtelle, während mein Sattel ein rauhes, aber unfehlbares Kopfkiſſen abgab.

Spät Nachmittags ſtiegen Carſon und ich auf ein Paar derbe Maulthiere, ließen die Puebla hinter uns und erreichten nach einem dreiſtündigen Ritt über Hügel und Thal, die ſo reich mit Blumen geſchmückt waren als hätte die Natur eine Muſterkartendecke in großem Maßſtab fabriciren wollen, den Platz, welcher hier beinahe einen Monat unſer Aufenthaltsort ſeyn ſollte. Hier fand ich die Leute welche für die Expedition gemiethet waren, 20 an der Zahl, alle beſchäftigt unſere große Cavalcade von Maulthieren und Pferden zu beſorgen. Viele darunter waren anerkannte Hinterwäldler, alte Gefährten Carſons bei ſeinen Erforſchungsreiſen mit Fremont. Andere dagegen waren mit dem Gebirgsleben faſt ebenſo unbekannt als ich, wußten nichts von den Myſterien eines Packſattels und hielten ſich in einer ſehr achtungsvollen Entfernung von den Hufen ausſchlagender Maulthiere.

Unſer täglicher Lebenslauf während unſeres Aufenthalts am Bridge-Creek war wirklich urſprünglich in ſeiner Einfachheit. Kurz nach Sonnenaufgang wurde das Lager geweckt, die Thiere von ihrer Einſchränkung im Corral befreit, zum Waſſer getrieben, dann nach dem Haferfeld geſchafft, wo jedes Maulthier durch eine lange Reala (eine Art ſtarkes mexicaniſches Seil aus zuſammengeflochtenen Lederſtreifen), an einen in die Erde eingetriebenen eiſernen Pfahl befeſtigt wurde, um bis Sonnenuntergang zu weiden, wo ſie dann wieder getränkt und im Corral geſichert wurden. Die Gewohnheiten der californiſchen Maulthiere ſind etwas eigenthümlich. Obgleich ſie ſehr vorſichtige Thiere ſind, wenn ſie ihrem eigenen Gutdünken überlaſſen werden — unter welchen Umſtänden ſie gewöhnlich ganz gut fertig werden — ſcheint es doch faſt ſo als wenn ſie ſich ihrer eigenen Niedrigkeit bewußt wären, welches Bewußtſeyn ſie veranlaßt eine große Meinung von der Weisheit des Pferdes zu hegen, und vorzüglich vor der einer weißen Stute. Weßwegen nun eine weiße Stute in ihrer Achtung höher ſteht, kann ich nicht ſagen, es iſt jedoch eine Thatſache; und die verſchmitzten Californier ziehen von dieſer liebenswürdigen Schwachheit den Vortheil, daß ſie eine ruhige alte weiße Stute von bekanntem Anſtandsgefühl und gutem Charakter benützen, um als eine Art Mutter und Führer bei jedem Treiben unruhiger Maulthiere zu fungiren; dieſes Thier wird manchmal die „Glockenſtute“ genannt, von einer großen Glocke welche ſie ihr um den Hals hängen, deren Geklingel früher oder ſpäter ſich jedes Maulthier in der Cavalcade als gehorſamer Sklave unterwirft. In Einklang mit dieſer Regel beſtimmten wir eine alte graue Stute, die einem in unſerer Partie gehörte, zu dieſem Dienſt, und ich beluſtigte mich oft in müßigen Stunden mit der Beobachtung der Höflichkeit welche ihr von dem Maulthierhaufen bezeugt ward. In ihrer Nähe graſen zu dürfen, ward augenſcheinlich von den langohrigen Herren und Damen in der Heerde als beſonderes Privilegium betrachtet. Um dieſe vielbegehrte Stellung zu erhalten, war vielfacher Streit, und ward manch ſchlimmer Biß und Schlag gegeben und empfangen. Aber die alte Stute, die ein philoſophiſches Viel-

Digitized by Google

war, ſah auf alle dieſe Aufmerkſamkeiten mit Spott und Gleichmuth oder notifizirte ſie höchſtens, wenn durch den Tumult um ſich gelangweilt, durch außerordentliche Geſchicklichkeit in Benützung der Zähne und Hufen, und durch unparteiiſches Austheilen ihrer Schläge unter ihren vierfüßigen Bewunderer.

Was uns anbelangt, wir fiſchten, jagten und übten uns im Büchſenſchießen (in welcher letzteren Kunſt manche der Gebirgsleute faſt unglaublich geſchickt ſind), und wenn der Abend ſchon eingebrochen war und der runde glänzende Mond ruhig durch die Bäume lugte, lagerten wir uns in offener Luft um unſer Feuer, den blauen Himmel und ſich weit ausbreitende Zweige als Baldachin, und damit und mit Geſängen und Erzählungen, die durch ihre Wahrheit noch intereſſanter wurden, da ſie in vielen Fällen die eigenen Erlebniſſe der Erzähler waren, verſcheuchten wir die Stunden ſo angenehm daß es oft Mitternacht war, ehe wir unſere Decken ausbreiteten um geſünder zu ſchlafen und ſüßer zu träumen als mancher der auf einem ſtädtiſchen Lager ruht.

Es wurde endlich entſchieden daß wir den 4 Mai aufbrechen ſollten, aber wo einen paſſenden Diener oder Arriero herbekommen, um meine Maulthiere zu packen und das Küchendepartement zu beſorgen? Dieß ſchien mir ein Problem, das zu löſen mir zu ſchwer war. Zuletzt als ich faſt ſchon zu verzweifeln anfing, ſchien mich Fortuna zu begünſtigen, und ein Mexicaner ſtellte ſich mir als Candidat vor, um die Beſtallung als Koch, Maulthierführer und Vollbringer aller ſonſtiger Arbeiten zu übernehmen. Ein einziger Blick auf Señor Jeſus Garcia (ich gebe hier bloß zwei von ſeinem halben Dutzend Namen), überzeugte mich daß, was auch ſonſt ſeine anderen Eigenſchaften ſein könnten, er beſtimmt alt, häßlich und mit dem ſchuftigſten Aeußeren begabt war. Aber da es eine letzte Chance war, ſo war ich genöthigt ihn gnädig zu empfangen, und nachdem ich einige wenige Fragen gemacht hatte, die Señor Jeſus mit all der Geſchwätzigkeit beantwortete wegen deren die Mexicaner berühmt ſind, war ich vollſtändig überzeugt — wenn ich ſeinem eigenen Bericht über ſeine mannichfachen Vorzüglichkeiten ſowohl als Mann wie als Maulthierführer glaubte — daß nie ein ſolches Muſter von Tugend und Geſchicklichkeit exiſtirt hatte. Er konnte ein Maulthier innerhalb eines Augenblinzelns packen und das wildeſte Pferd reiten, das je rannt, und was Ehrlichkeit anbelangt, „könnte ihn ſein Herr mit Säcken von ungezählten Dublonen beladen, und er würde nicht einen einzigen Medio ſtehlen.“

Am 2 Mai brachen wir unſer Lager am Creek auf, kehrten nach Los Angeles zurück, dem Punkt von welchem wir am Morgen des 4ten aufbrechen wollten. Indeſſen beſorgten wir unſere Schlußvorbereitungen, bezogen Rationen und Munition für unſere Leute, und theilten unſere Proviſionen in Päcken von gleicher Form und Gewicht zur Erleichterung des Transportirens. Die Privatvorräthe unſerer eigenen Genoſſenſchaft (welche ich auf die Anzahl von vier vermehrt hatte, da ein alter Gebirgsjäger, der ein Freund Carſons war, und ein Bürger, der nach den öſtlichen Staaten zurückkehrte, hinzugekommen waren) beſtanden aus Schweinefleiſch, Kaffee, braunem Zucker, „Venole“ und „Atole.“

Die zwei zuletzt genannten Artikel ſind ſpecifiſch mexicaniſch und einer Beſchreibung werth. Atole iſt eine Art Mehl welches, wenn zubereitet, ein ſehr nahrhaftes Gericht, dem Pilz ähnlich ſchmeckend und ſiedend, bietet. Venole iſt von geröſtetem Mais gemacht, der gemahlen und mit Zimmet und Zucker gemiſcht iſt. Dieſe Miſchung iſt für den in den Wildniſſen des fernen Weſtens Reiſenden unſchätzbar, da ſie kein Feuer zum Kochen erfordert, ſondern im Augenblick durch einfache Miſchung mit kaltem Waſſer zubereitet wird. Sie hat den ferneren Vortheil daß ſie verhältnißmäßig zum Gewicht nur wenig Raum einnimmt, aber wenn zum Gebrauch zubereitet, faſt zu der doppelten Quantität anſchwillt. Eine ſehr geringe Portion iſt daher hinreichend den dringenden Hunger zu ſtillen. Zu unſerem Privatgebrauch hatten wir ferner eine kleine Quantität getrocknetes Fleiſch mitgenommen. Dieß erhält man auch von den Mexicanern die das Rindfleiſch in lange Streifen ſchneiden, es auf eine Leine hängen und es dem Einfluß der Sonne und des Windes ausſetzen, bis es durchaus gehärtet iſt. Wenn ſie einen ſchnelleren Proceß anwenden wollen, wird ein rohes Rahmenwerk errichtet und darunter ein langſames Feuer unterhalten, bis das darüber gehängte Fleiſch geräuchert und getrocknet iſt. Rindfleiſch, auf dieſe Weiſe zubereitet, hält ſich lange und es wird gewöhnlich nach einer mexicaniſchen Elle, Vara genannt, verkauft.

(Fortſetzung folgt.)

Die Begründung der evangeliſchen Miſſion im Mittelreich und ihr Einfluß auf die chineſiſche Literatur.

(Von Profeſſor Neumann.)

III.

„Obgleich ich in England von einem Chineſen Unterricht erhalten,“ ſchreibt Morriſon am Ende des Jahres 1809, „und ein chineſiſches Wörterbuch mit eigener Hand abgeſchrieben hatte; obgleich ich in den zwei letzten Jahren Morgens, Mittags und Nachts dieſem Studium obgelegen habe, im Stande bin, chineſiſch ſo zu ſchreiben und zu ſprechen daß man mich verſteht, ſo beſitze ich doch nur eine höchſt ungenaue und mangelhafte Kenntniß der chineſiſchen Literatur. Ich habe die große Weisheit, die unwandelbare Mitte und einen Theil der Unterhaltungen des Kongtſe überſetzt — das iſt alles was ich in der eigentlichen Literatur des Mittelreiches gethan habe. Denn hier iſt es nicht, wie bei uns in Europa! Hier iſt ein himmelweiter Raum zwiſchen Sprache und Schrift. Ein Kind lernt zwar in China natürlich ebenſo leicht ſprechen wie bei uns, aber leſen und verſtehen, damit hat es viel größere Schwierigkeiten! Es gibt hier kein Alphabet, keine Lautſchrift.“ Freilich hat eben dadurch die chineſiſche Sprache den großen Vortheil, welchen in früheren Jahrhunderten die lateiniſche und jetzt die franzöſiſche gewährt; ſie bildet nämlich das Bindeglied der verſchiedenſten Völker des öſtlichen Aſiens. Sie wird von Japan bis nach Kaſchgar, von Korea und Kiachta bis nach Kambodſcha und der Liukiu-Gruppe, in allen dieſen Ländern wird ſie von den Gebildeten des Landes verſtanden. Morriſon, Medhurſt und Gutzlaff wurden dadurch in den Stand geſetzt mit den verſchiedenſten, innerhalb dieſer großen Ländermaſſe wohnenden Stämmen und Völkern Verbindungen anzuknüpfen — Verbindungen, welche, wie wir an mehreren Beiſpielen erſehen werden, auch für die Erweiterung der Länder- und Völkerkunde nicht unerſprießlich waren.

An den Sonn- und Feiertagen predigte Morriſon im Cantoner Dialekte vor einigen chineſiſchen Bedienten der Herren der Factoreï und unterrichtete ſie im Chriſtenthum. Hie und da mochte ſich auch ein anderer Unterthan des Mittelreiches zur Belehrung oder aus Neugierde eingefunden haben. Ich war im Jahr 1829

Digitized by Google

mehrmals bei diesem, in seiner Art einzigen christlichen Gottesdienste auf Erden gegenwärtig. Man versammelte sich zu Macao in der Wohnung des Missionars gegen 9 Uhr des Morgens. Hier ward im oberen Stocke, in einem nach europäischem Styl elegant, ja prächtig eingerichteten Zimmer der Gottesdienst in englischer Sprache, nach der Weise der schottischen Kerk, gehalten. Die Herren der Factorei, welche sich wohl sämmtlich zur Episkopalkirche bekennen mochten, nahmen hieran keinen Antheil: sie hatten ihren eigenen Caplan. Nur hie und da fanden sich einige ein — die näheren Freunde des Hauses, Mistreß Morrison und Miß Morrison waren hier immer gegenwärtig. Die innere Andacht dieser Frauen war wahrhaft erbaulich, und auch der Missionär schien von dem was er sagte, innig ergriffen zu seyn. Nach Vollendung dieses Gottesdienstes gieng ich mit Morrison in das untere Erdgeschoß, wo nun in einem verborgenen, schlechten Gemache für die sechs oder sieben Chineſen (manchmal waren es bloß zwei oder drei), die sich eingefunden hatten, die Christenlehre im Dialekt des Cantoner Kreises gehalten wurde. Auf den Gesichtern dieser Neophyten oder Katechumenen konnte man auch nicht die leiseste Spur von Andacht oder auch bloß Interesse an den vorgetragenen Lehren wahrnehmen. Nach und vor der Christenlehre wurden ausgewählte Stellen der heiligen Schrift gelesen, eine Sitte, die Morrison schon in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Canton und Macao, bevor noch seine Bibelübersetzung im Druck erschienen war, eingeführt hatte. Denn abgesehen von der mehrfach erwähnten Evangeliumharmonie, die er mit nach China brachte, erhielt er während der zwei ersten Jahre seines Aufenthaltes im Reich der Mitte von den katholischen Chineſen mehrere Bücher der heiligen Schrift, die ehemals, wie Morrison selbst sich ausdrückt, getreu und gut von den Missionären der römisch-apostolischen Kirche in die Sprache des Jao und Schnu übertragen wurden. So die Apostelgeschichte, Pauli Briefe an die Römer, den ersten und zweiten Brief an die Korinther, an die Galater, Epheser, Philipper und Kolosser, den ersten und zweiten Brief an die Thessalonicher, den ersten und zweiten Brief an Timotheus, den an Titus und Philemon.

Welche außerordentliche, erstaunliche Arbeiten haben nicht in der That die katholischen Missionäre gleich in den ersten Jahrzehnten ihres Aufenthaltes in China zu Stande gebracht! Abgesehen von den vielen selbständigen Werken die Ricci und andere in dem schwierigen chineſischen Idiom verfaßten, übersetzte, um nur einiges zu erwähnen, der P. Manuel Dias der jüngere alle Evangelien des Jahres mit den Commentaren der Kirchenväter; die Väter Nicolaus Trigaut, Lazarus Cataneo, Gaspar Ferreira und Alvaro Semedo haben gleich bei der Gründung der Mission umfassende Wörterbücher ausgearbeitet, und P. Franz Furtado hat selbst die Dialektik und die logischen Schriften des Stagiriten, sowie seine Bücher über den Himmel und die Welt ins Chineſische übersetzt. [1] Nur ein hoher Grad von Fanatismus konnte einige der modernen katholischen Sendboten bewegen, die ganze Bibelübersetzung des protestantischen Doctors für unrichtig, schlecht und sündhaft zu erklären. Sie ahnten wohl nicht daß dieses Verdammungs-Urtheil mittelbar die frommsten und thätigsten Mitglieder ihrer Kirche trifft.

Sowie in Europa, so hat auch in China jeder die Erlaubniß, auf seine Gefahr hin, über die regierende Dynastie, über die allgemeinen Begebenheiten des Reichs, wie über die gewöhnlichen Vorfälle des Lebens zu schreiben was ihm beliebt. Die officiellen, d. h. die von den angestellten Reichshistoriographen nach authentischen Urkunden und Nachrichten verfaßten Jahrbücher werden aber erst nach dem Untergang einer jeden Dynastie öffentlich bekannt gemacht. Es werden zu diesem Endzweck die gleichzeitigen Denkwürdigkeiten der Staatsgeschichtschreiber, die Berichte der Civil- und Militärbeamten, sowie alle andern öffentlichen Actenstücke in den Staatsarchiven, bis zu dem Aussterben oder der Vernichtung der Herrscherfamilie, mit großer Sorgfalt aufbewahrt und die Geschichte der einzelnen Regierungen darnach ausgearbeitet. So sind nach einer Anzeige der Zeitung von Peking bereits zwei Jahre nach dem Regierungsantritt Tarkuang die Ereignisse während der Herrschaft des Vaters seiner regierenden Majestät vollständig geordnet gewesen. Es ist gewöhnlich einer der ersten Befehle des Begründers der neuen Dynastie daß die Annalen seiner Vorfahren im Reich vollständig ausgearbeitet und der Oeffentlichkeit übergeben werden. Diese officiellen Chroniken geben uns, neben den ausführlichen Kaisergeschichten, sichere und ins einzelne eingehende Berichte über alle Personen und Sachen; sie enthalten zugleich die Staats-, Sitten- und Literaturgeschichte während der Regierung der untergegangenen Dynastie. Am Ende werden die fremden Länder aufgeführt die man unter dem Herrscherhause kennen lernte, und die Nachrichten mitgetheilt welche sowohl über sie als über die früheren bekannten fremden Staaten durch Reisende oder Abgesandte im Mittelreich bekannt geworden sind.

Die Dynastie der Ming oder des Glanzes begann mit der Periode Hongwu oder des glücklichen Kriegers (1368 u. Z.) und endete im Jahr 1644. Ihre officiellen Annalen erschienen aber erst im Jahr 1742 in 332 Büchern, die zusammen 100 chineſische Hefte oder Bände füllen; sie befinden sich vollständig in der chineſischen Büchersammlung zu München. Unter dieser Dynastie kamen bekanntlich in neuerer Zeit — es gab schon christliche Missionäre in China während der Regierung der Juen oder Mongolen — zuerst europäische Missionäre nach China, und man findet über sie unter der Ueberschrift: „Fremde Reiche“ [1] ausführliche Nachrichten, die wir hier ihrem wesentlichen Inhalte nach als einen in seiner Art einzigen Beitrag zur Kirchengeschichte mittheilen wollen. Wir haben uns dabei bloß hie und da die Freiheit genommen, die durch die Eigenthümlichkeiten des chineſischen Idioms bedingten Verstümmlungen fremder Namen mit den richtigen europäischen Benennungen zu vertauschen.

Italia, [2] so heißt es in dem angeführten Buche der Reichsannalen, liegt in dem großen westlichen Ocean (so wird gemeinhin Europa von den Chineſen genannt) und war aus früheren Zeiten unbekannt. Während der Periode Wenli (1573—1620) kam ein Mann dieses Reiches, Limatéu oder Matthäus Ricci geheißen, nach der Hauptstadt und verfertigte eine Generalkarte über alle Reiche. Er gab vor daß die ganze Erde aus fünf großen Continenten bestände; der erste heiße Asia, der ungefähr 100 Reiche enthielte, wovon das Mittelreich das vorzüglichste; der zweite Europa, der ungefähr 70 Reiche umfasse, wovon das vornehmste Italia; der dritte sey Libya und der vierte Amerika, der sehr groß sey, und in Nord- und Südamerika getheilt werde, die beide vermittelst einer Erdzunge verbunden seyen. Sehr spät erst wäre der fünfte Continent, Magellania [3] entdeckt worden. Dieß sey nun

[1] Magaillans Nouvelle Relation 99.

[1] Weltne, fremde Reiche, VII. 15.

[2] Man erinnere sich daß die ersten Nachrichten über Europa den Chineſen durch Missionäre zugekommen sind, die sämmtlich Italiener waren, daher die italienische oder richtiger lateinische Endung der europäischen Nam n.

[3] Mercator nannte Australasien nach seinem ersten Entdecker, dem bekannten Weltumsegler, Magellanus.

Digitized by Google

alles Land der Welt — und was dergleichen abenteuerliches unsinniges Geschwätz mehr ist. Daß aber das Land Italia in der That vorhanden ist, das kann man nicht bezweifeln, denn Leute dieses Landes kamen in großer Anzahl nach dem Mittelland.

„Alle Reiche Europa's haben insgesammt die Lehre des Herrn des Himmels, Jesu, angenommen. Jesu ward in Judäa geboren — ein Reich, das in Asien läge, und seine Lehre wanderte gen Westen nach Europa. Seine Geburt fällt in das zweite Jahr der Periode Juentschéu des Himmelssohnes Ngaiti der Han-Dynastie,[1] und es sind demnach, wenn man alle Cyklen von 60 Jahren zusammenrechnet, bis zum neunten Jahre der Periode Wenli 1581 Jahre verflossen. Matthäus Ricci hielt sich zuerst, nachdem er 90,000 Li zur See zurückgelegt hatte (1583) in den Oertern Hiangschan und Gao (Macao), zur Districtshauptstadt Kuangtschéu gehörig, auf und verweilete von hier aus mit seiner Lehre ungehindert das Mittelland. In dem 29sten Jahre kam er nach der Hauptstadt in die Halle Kuanma, um Gegenstände seines Landes als Tribut darzubringen. Diese Italiener nannten sich selbst Leute des großen westlichen Oceans. Im Sittenministerium (zu dessen Geschäftskreis die auswärtigen Angelegenheiten gehören) durchforschte man die gesammelten Satzungen des Reichs, und fand daß es wohl ein Reich Solo oder Gholo im westlichen Ocean[2] gebe, daß sich aber von dem großen westlichen Ocean keine Spuren entdecken. Man wußte demnach nicht ob seine Angabe gegründet sey oder nicht. Auch kann man nicht begreifen, warum Matthäus so lange im Lande sich aufhält, und dann erst sich aufmacht den Tribut zu überbringen. Noch viel weniger ist es denkbar daß er einzig und allein aus guten Absichten von so fernen Gegenden hieher gekommen sey, um nämlich kostbare Gegenstände als Tribut darzubringen. Der Tribut, den er brachte, bestand in einer Abbildung des Herrn des Himmels, der Mutter des Herrn des Himmel u. dgl. Gegenständen, die sich durchaus nicht geziemten und dessenungeachtet angenommen wurden. Dann brachte er auch Knochen von Geistern und Unsterblichen und andere Sachen dieser Art, als wenn die Geister und Unsterblichen ihre Knochen zurücklassen und nichtsdestoweniger von dannen schweben könnten. Zu der Zeiten der Tang-Dynastie erklärte Hanju dergleichen für ein böses Zeichen und sagte, es wäre unpassend, Knochen an den Hof zu bringen.[3] Die Sittenbehörde bat deßhalb daß man Ricci beschenken, und dann in sein Land zurückkehren möge. Man sollte ihm nicht erlauben in den beiden Hauptstädten, zu Nanking und Peking, frei mit den Chinesen zu verkehren; es könnten Unannehmlichkeiten daraus entstehen. Man handelte aber nicht, wie es sich geziemt hätte. Die Behörde wiederholte deßhalb am achten Monat ihre Bitte, Ricci eiligst zurückzusenden; es ward aber ebenfalls nicht darauf geachtet. Der Kaiser hatte im Gegentheil seine Freude an dem von ferne Hergekommenen; er gab ihm Wohnung und Kost und beschenkte ihn reichlich. Ricci blieb demnach im Lande; er starb im vierten Monate des 48sten Jahres (10 März 1610) und ward außerhalb der westlichen Mauer der Hauptstadt zur Erde bestattet. Nach Matthäus Ricci kamen viele andere Bewohner des großen westlichen Oceans. Sie hielten sich theils zu Nanking, theils an andern Orten auf, und verbreiteten daselbst das Christenthum; sie machten angesehene Beamte wankend und verführten das Volk, welches auf sie hörte; auch gaben sie prahlerisch vor daß ihre Gebräuche in allen Beziehungen die der Chinesen übertrüfen.“ Es wird dann erzählt, wie die Jesuiten die Astronomie und den Kalender verbesserten, daß sie ein eigenes Werk darüber ausarbeiteten und zu Präsidenten des mathematischen Collegiums erhoben wurden. Gegen das Ende dieses denkwürdigen Abschnittes lesen wir dann folgende Worte: Die Leute dieses Landes, welche gen Osten gekommen sind, waren sämmtlich erleuchtete, einsichtsvolle Gelehrte; es war einzig und allein ihr Bestreben ihre Religion zu verbreiten, ohne auf äußere Vortheile zu sehen. Sie haben viele Schriften herausgegeben, wodurch eine Masse Volkes verführt ward.

[1] Nach der gewöhnlich angenommenen Chronologie fällt sie ein Jahr früher, in das erste Jahr der Periode Juenschi.

[2] Ein Königreich auf der Koromandelküste.

[3] Hanju, ein berühmter Staatsmann und Gelehrter, behauptete in einer heftigen Eingabe an den Kaiser Kientsong daß es sehr unschicklich sey, eine angebliche Reliquie Buddha's an den Hof zu bringen. Histoire générale de la Chine VI. 423. Tschaolong, der Minister des Wuwang, sagte: Wenn ein Fürst die Tugend liebt, so bringen ihm alle Völker Tribut: doch sperre er diese nützliche Gegenstände, wie Kleider und Lebensmittel. Schuking IX. 5.

Notizen über Fischfang und Fische in der Banda-See.

Von Julius Kögel.

Da Schlachtvieh, Geflügel und Wild auf den Banda-Inseln nicht genugsam vorhanden ist um der Bevölkerung hinreichend den Bedarf an Fleisch zu liefern, so ist das Gros der Bewohner veranlaßt sich anstatt des Fleisches der Fische zum täglichen Genusse zu bedienen; Fische sind in der nahen See von bester Qualität und in großer Menge vorhanden. Indessen kann man die hier mangelnden Fleischspeisen um so leichter verschmerzen, da die meisten hiesigen Fischarten sehr wohlschmeckend und deßhalb auch bei Feinschmeckern sehr beliebt sind. Befremdend ist es jedenfalls daß der Fischfang hier nicht eifriger betrieben wird: allein dieses einträgliche Geschäft wird großentheils von Gouvernements-Leibeigenen für Rechnung der Plantagenbesitzer betrieben, welches ersteren wenig Vortheil bringt und von letzteren nur als Nebengeschäft betrachtet werden muß, indem diesen jene Sklaven nur zur Arbeit in ihren Parken (Muscatbaumgärten), aber nicht zur Fischerei vermiethet wurden. Außerdem sind die andern hiesigen Fischer von Geschäft (Mischlinge und freie Eingeborne) von sehr weichlicher Natur, so daß sie sich nicht leicht, bei dem für Fischfang mit Angel und Netzen so günstigen Regenwetter, auf die See begeben, da sie es gar zu sehr fürchten von kühlen Regentropfen durchnäßt zu werden. Die gemächlichste und beliebteste Art Seefische zu fangen, ist das Anlegen von Seru[1] am Strand, wo derselbe zur Zeit der Ebbe nur ein bis zwei, zur Flutzeit aber zehn bis zwölf Fuß tief unter Wasser steht. Bei hohem Wasser schwimmen die Fische in Menge durch die offen gelassenen trichterförmigen Eingänge in die Seru, aber nur wenige der größern finden den Ausweg wieder, denn wenn das Wasser fällt, werden die Thüren zugezogen, und diejenigen Fische welche nicht über den Zaun springen können, werden mit leichter Mühe gefangen. Für das Anlegen solcher Zäune sind die Küsten der Banda-Inseln nicht gut geeignet, da die hier brandende See die Seru nur zu oft beschädigt oder zertrümmert. Man bedient sich daher meist der aus Bambus geflochtenen 10—15 Fuß langen,

[1] Seru sind 6—8 Ellen hohe Zäune, welche zum Behuf des Fischfanges von Rohr oder Bambus am Strand angelegt werden; jeder solche Zaun ist mit mehreren größern Oeffnungen versehen, welche mit Zug- oder Fallthüren verschlossen werden können.

Digitized by Google

ovalen Bubu (Käfige), welche mit zwei trichterförmigen Oeffnungen verſehen ſind. Dieſe Bubu werden, nachdem man Steine oder große Kugeln an ſie befeſtigt hat, in Entfernung einiger tauſend Schritte vom Lande auf den Meeresgrund geſenkt. Eine Leine iſt mit einem Ende an den Bubu feſtgebunden, und am andern Ende dieſer Leine iſt ein Stück Brett oder Bambus befeſtigt, welches ſtets auf der Oberfläche der See ſchwimmt, und demnach den Platz anweiſt in deſſen Nähe der Bubu liegt. Nach einigen Tagen begibt man ſich mit Prauen (Kähnen) nach dieſen Plätzen, ſieht das bezeichnete Stück Brett, Bambus oder die Leine auf, und zieht an derſelben den Bubu empor. Dann und wann ſind dieſe Käfige, wenn ſie aufgezogen werden, reichlich mit Fiſchen gefüllt, aber auch oft ſind ſie noch leer und werden wieder verſenkt. Auf der Inſel Roingyn, der nördlichſten Banda-Inſel, iſt der Fiſchfang ergiebiger wie auf den andern Eilanden dieſer Inſelngruppe. Die flachen Ufer dieſes Eilandes ſind mit großen Bänken umgeben, die zur Zeit des Neumondes während der Ebbe nicht gänzlich, oder doch nur ½ bis einen Fuß tief unter Waſſer ſtehen, ſo daß man mehrere tauſend Schritte weit auf dieſen hinaehen kann. Hin und wieder ſind auf dieſen Bänken einige Vertiefungen, in denen alsdann das Waſſer nur zwei bis drei Ellen tief iſt. In dieſem Waſſerbecken wimmelt es dermaßen von Fiſchen daß man ſie mit den Händen fangen, oder mit Stöcken todtſchlagen und mit Meſſern erſtechen kann. Kinder von drei bis vier Jahren ſieht man auf dieſe Art hier fiſchen, und dabei ſo große Fiſche fangen daß die kleinen Fiſcher und Fiſcherinnen kaum im Stande ſind ihren Fang nach Hauſe zu tragen. Um der Fiſche im niedrigen Waſſer habhaft zu werden, bedient man ſich hier auch der Wurzel eines gewiſſen Baumes; dieſe Wurzel, „Akar“ genannt, betäubt die Fiſche ſo ſehr, wenn ſie dieſen nahe gebracht wird, daß man ſie mit den Händen fangen kann. Bemerkenswerth iſt auch daß von vielen hieſigen Fiſcharten die kleinern Fiſche ſich durch die Farbenpracht ihrer Schuppen auszeichnen; allein wie dieſe Fiſche älter und größer werden, verliert ihre Schuppenkleidung einigermaßen ihre Schönheit. Auch wird in der Banda-See, aber nur einzeln und nicht häufig, ein kleiner Fiſch gefangen deſſen Augen im Dunkel leuchten. Dieſer Fiſch, von den Eingebornen „Ikan dengan mata menjala“ (d. i. Fiſch mit den leuchtenden Augen) genannt, iſt nur drei bis vier Zoll lang, ſein Kopf, Schwanz und Rücken hat eine dunkelblaue, die übrigen ſeinen Leib bedeckenden Schuppen aber eine aſchgraue Farbe; ſeine Augen — welche im Verhältniß zu dem kleinen Fiſch ſehr groß, und etwa ſo groß wie Rehpoſten ſind — ſehen bei der Tageshelle ſchön hellblau aus und ſind durchſichtig. Im Dunkel verbreiten die Augen dieſes Fiſchchens einen ſchönen blauen Schein um ſich; ein kleines Zimmer wird dadurch ebenſo wie durch ein Lämpchen erleuchtet. In unmittelbarer Nähe des Fiſches iſt es alsdann ſo hell daß man daſelbſt leſen oder ſchreiben kann. Selten kann man ſolche Fiſche, wenn ſie eingefangen ſind, am Leben erhalten, gewöhnlich ſterben ſie in den erſten Tagen ihrer Gefangenſchaft; allein auch wenn dieſe Fiſche ſchon geſtorben ſind, verbreiten deren Augen noch ein- bis zweimal 24 Stunden im Dunkel einen matten Schein. Es iſt leicht begreiflich daß die leuchtenden Augen dieſer Fiſche ſehr viel zu ihrer Ausrottung beitragen müſſen, denn bekanntlich werden viele Seefiſche — und ſomit auch die Feinde der Ikan dengan mata menjala — durch leuchtende Gegenſtände des Nachts herbeigelockt.

Obſchon die Ikan-Babi (d. i. Schweinfiſche) eine Art großer Braunfiſche in zahlreichen Zügen und nur wenige hundert Schritte von den Küſten entfernt, faſt täglich an den Banda-Inſeln vorüberziehen, werden doch nur ſelten ſolche große Fiſche hier gefangen, denn die Netze welche man hier beim Fiſchfang gebraucht, ſind, wenn auch 100—150 Ellen lang, doch nur 1—1½ Ellen breit und nicht ſtark genug um ſolche Fiſche, wie die Ikan-Babi ſind, damit fangen zu können. Mit den Angelhaken — an welche Büſchel Federn befeſtigt werden — gelingt es zuweilen aber doch einen ſolchen großen Fiſch damit zu fangen, wobei es denn auch geſchieht daß der gefangene Fiſch die Prau nebſt den Fiſchern eine Meile (engl.) weit mit ſich fortzieht.

Da man hier meiſt nur des Nachts ficht, ſo iſt die ungünſtige Zeit für den hieſigen Fiſchfang die Zeit des ſogenannten weißen Waſſers. Das weiße Waſſer, von den Einheimiſchen „Aijer-Putti“ genannt, iſt das merkwürdige Phänomen der Banda-See, wodurch erſt im April und Mai etwa 14—20, und nachher im Julius und Auguſt jeden Jahrs etwa 20—30 Nächte dermaßen, wie vom Mondenſchein, von der See erleuchtet werden. Demnach wäre es wohl angemeſſener, die Zeit des „weißen Waſſers“ die des „leuchtenden Waſſers“ zu nennen, da das Seewaſſer um dieſe Zeit auch keineswegs weiß ſondern grün ausſieht, und namentlich ſehr hell des Nachts in der Nähe der Banda-Inſeln leuchtet. Um die Fiſche herbeizulocken, bedienen ſich die hieſigen nächtlichen Fiſcher gewöhnlich brennender Fackeln oder glühender Kohlen, und dieſes Mittel ſoll zur Zeit des „Aijer-Putti“ ſeine Wirkung verfehlen.

Die litterariſche Bewegung in Indien im Gebiete des Hinduſtani im Jahr 1854.

(Auszug aus einer von Hrn. Garcin de Taſſy in der Académie des inscriptions et belles lettres gehaltenen Rede.)

Das Wort Hinduſtani iſt der generiſche Name welcher die Sprache Hindoſtans, beſonders aber der nordweſtlichen Provinzen und des Pendſchab, bezeichnet. Das Urdu iſt das mit perſiſchen und arabiſchen Worten vermiſchte Hinduſtani, das in ganz Indien bei den Muſelmännern gebräuchlich iſt, und hauptſächlich in ihren Hauptſtädten Delhi, Agra, Lakno und Heiderabad rein geſprochen wird. Das Hindi iſt das Hinduſtani der Hindus: es beſteht faſt ganz aus reinen oder verderbten Sanskrit-Worten. Das für das Hindi in gewöhnlichem Gebrauch befindliche Alphabet iſt das Devanagari, die „Schrift der Götter,“ im gemeinen Leben meiſt bloß „Nagari,“ d. h. Schrift genannt; allein man braucht außerdem noch die den Namen Kayaſthi und Sarrafi führenden Charaktere, welche ein verdorbenes Nagari ſind. Letztere Schriftzeichen dienen zum Schreiben des Hindi in den Bezirken Mathura, Aligarh und Mainpuri. In Agra iſt die Anzahl der Nagari-Schulen etwas größer als die der Kayaſthi-Schulen; in den übrigen Bezirken aber iſt das Kayaſthi-Alphabet das faſt allein übliche.

Die Kayaſthi-Schrift ſollte eigentlich Kaithi nagari, „Schrift der Kayaſths,“ heißen — ein vulgärer Name der Kayaſths, d. h. der Mitglieder der Unterkaſte von Schriftgelehrten, zu welcher insgemein die Patwaris (Rechnungsbeamten der Dorfſchaften) gehören. Das Sarrafi-Alphabet, das auch Mahajchani genannt wird, iſt dasjenige deſſen ſich die Sarrafs oder „Wechsler“ und die Mahajchan (große Leute) oder „Bankiers“ bedienen. Dieſes letztere, ausſchließlich bei den Handelsgeſchäften in Anwendung kommende Alphabet iſt eine Art Chiffre-Schrift, welche nur die Eingeweihten leſen können. Dennoch macht man ſich ohne abſonderliche

Digitized by Google

Schwierigkeit mit den Sarraf-Buchstaben bekannt, wenn man das ernste Nagari-Alphabet kennt, während ein Indianist der stets nur Sanskrit in künstlich geschnittenen Buchstaben gelesen hat, die Schnörkeleien der Banianen nicht entziffern könnte. Das für den Urdu in den sorgfältig geschriebenen Schriften gebräuchliche Alphabet ist das Nestalic — so genannt weil es eine Mischung des Nesthi, „Cursiven," und des Talic, „Hängenden," ist — und, im gewöhnlichen Gebrauch, das Schikasta, „Gebrochene," dessen Name zur Genüge auf die Nachlässigkeit hinweist mit der man es schreibt.

Im Jahr 1854 hatten die Eingebornen siebenunddreißig Pressen und dreiunddreißig Tagblätter in den nordwestlichen Provinzen des Pendschab. Die im Umlauf befindlichen Exemplare dieser Blätter beliefen sich auf 2216; die verbreitetste und geachtetste unter diesen Zeitungen ist der Koh-i-nur, ein Urdu-Blatt in Lahore, das indessen nur 349 Abonnenten zählte, und von Har Such Räé, dem Vorstand einer Druckerei welche den Namen dieser Zeitung führt, herausgegeben wurde. Ich spreche hier nicht von den in englischer Sprache verfaßten Blättern, deren im Umlauf befindliche Exemplare sich im selben Jahr, wenn man sie zu erstern hinzuzählt, auf 162,408, d. h. auf 58,793 mehr beliefen als im vorhergehenden Jahr, welches die Ziffer von 103,615 auswies.

Die in Rede stehenden Druckereien haben außerdem im Laufe desselben Jahrs 207 orientalische Werke zu Tage gefördert. Für das Jahr 1855 fehlen mir positive Nachweisungen, allein es unterliegt keinem Zweifel daß die Anzahl der während dieses Jahrs erschienenen Werke beträchtlicher ist. Unter diesen Werken befinden sich wahrscheinlich, wie in den frühern Jahren, Uebersetzungen rein litterarischer englischer Werke. Man kann den möglichen Uebersetzungen der Meisterwerke der englischen Litteratur nur Beifall zollen, vorausgesetzt jedoch daß sie in der Litteratur Indiens keine angebliche Reform, welche ihren eigenthümlichen Charakter nur entstellen würde, herbeiführen wollen.

Miscellen.

W. R. Grove's galvano-elektrische Experimente. Wir geben unsern Lesern hier einen kurzen Abriß der galvano-elektrischen Experimente Grove's, und halten uns dabei, so weit unser Zweck es erheischt, an dessen eigene Schilderung. Zwei Platten Fensterglas, etwa drei Zoll im Geviert, wurden in Salpetersäure getaucht, dann gewaschen, mit einem reinen seidenen Handtuch abgetrocknet, und auf der Außenseite mit Zinnblatt-Stückchen, ein wenig kleiner als das Glas, bekleidet. Dann ward das Stück eines gedruckten Zettels zwischen die so präparirten Platten gelegt: die Zinnblatt-Bekleidungen wurden mit den secundären Endpunkten eines Ruhmkorff'schen Drahts in Verbindung gebracht und nach wenigen Minuten Elektrisirung entfernt. Nun zeigte die innere Oberfläche des Glases, wenn man darauf hauchte, mit großer Schönheit die gedruckten Worte welche ihm gegenüber gewesen waren, und diese erschienen wie auf Glas geätzt, oder hatten ein rauhes (wie durch Frost erzeugtes) Aussehen; selbst die Fibern des Papiers wurden durch den Athem schön zu Tage gebracht, nichts aber jenseits des Rands des Zinnblattchens." Diese Eindrücke wurden dadurch fixirt, daß man sie über Fluorwasserstoff-Säure hielt, d. h. in gepulvertem Flußspath und Schwefelsäure, in einer Bleiplatte leicht erwärmt. „Ich schnitt nun aus dünnem weißem Briefpapier," fährt Hr. Grove fort, „das Wort Volta aus, und legte es zwischen die Glasplatten. Sie wurden wie zuvor der Elektrisirung unterworfen, und die innere Oberfläche einer derselben ward, ohne die Papierbuchstaben, hernach im Flußsäure-Dampf ausgesetzt; die zuvor unsichtbaren Figuren kamen vollkommen heraus, und bildeten eine permanente und ganz genaue Aetzung des Wortes Volta, so vollständig als wäre es auf die gewöhnliche Weise durch einen Aetzgrund geschehen. Dieß konnte daher bis zu einem gewissen Grade ohne Abschwächung gewaschen und gerieben werden. Die von mir erzielten Resultate sind daher vielversprechend für diejenigen welche dieses Verfahren als eine Kunst betreiben wollen; sie werden schöne Wirkungen hervorbringen, Silhouetten-Zeichnungen oder selbst schöne, auf Glas ꝛc. zu copirende Abbildungen erzeugen können." — Wir führen noch ein anderes Experiment an, da bei demselben die Photographie im Spiel ist. Eine Platte auf welcher das unsichtbare Bild abgedruckt war, wurde, auf die gewöhnliche Weise wie für einen Photographen, in eine salpetersäure Silberlösung getaucht. „Es wurde einige Secunden einem Fenster gegenüber gehalten, und dann in die Dunkelkammer gebracht; bei der Begießung mit einer pyrogallischen Säure wurden das Wort Volta und der Rand des Glases jenseits der Gränzen des Zinnblättchens verdunkelt, und traten mit vollkommener Deutlichkeit hervor, indem die untern Theile des Glases so zu sagen durch die Elektrisirung vor der Einwirkung des Lichts geschützt worden waren. Die Figuren wurden durch eine starke Lösung unterschwefelsauren Natrons permanent fixirt." Ein Bericht über die verschiedenen Experimente Hrn. Grove's findet sich im Philosophical Magazine. (Chambers's Journal.)

*

Schwerpunkt des Mondes. Prof. Hansen von Seeberg, eines der auswärtigen Mitglieder der königlichen Gesellschaft und berühmter Astronom, hat kürzlich eine Reihe, auf Beobachtungen des Mondes gegründeter, vortrefflicher Berechnungen vollendet, welche einige der Schwierigkeiten der Frage in Betreff unsers Trabanten aufhellen. Hansens veröffentlichte Resultate sind meistentheils abstrus und technisch, und nur von Astronomen zu würdigen; allein wir stoßen unter denselben auch auf einige Materien volksthümlichen Interesses. Er findet z. B. daß der Schwerpunkt des Mondes 59,000 Meter (etwa 40 engl. Meilen) vom Mittelpunkt seiner Masse abweicht — eine Differenz die groß genug ist um eine Wirkung hervorzubringen. „Demnach, folgert er, sollten wir die beiden Halbkugeln des Mondes, von welchen für uns die eine sichtbar, die andere unsichtbar ist, als wesentlich verschieden betrachten rücksichtlich ihrer Bodenerhebungen, ihrer Klimate, so wie alles dessen was hievon abhängt. Da sich, wie bekannt, die Niveaulinien hauptsächlich mit Bezug auf den Schwerpunkt reguliren, so erhebt sich die uns zugekehrte Halbkugel des Mondes weit mehr über das mittlere Niveau als die entgegengesetzte Halbkugel, und obgleich erstere sich uns als ein steriles Land ohne Atmosphäre und ohne thierisches Leben darstellt, so können wir doch nicht schließen daß bei letzterer der gleiche Fall stattfinde. Das mittlere Niveau sollte rings um den Rand vorherrschen, und in Wahrheit können wir nur sagen daß sich einige Spuren einer Atmosphäre zeigen.

*

Tod des Capitän-Lieutenants Melvill de Carnbee. Baron P. Melvill de Carnbée, der eben erst zum Capitän-Lieutenant und Director des Marine-Etablissement von Batavia ernannt wurde, ist am 24 Oct. vorigen Jahrs an einer kurzen,

aber ſchweren tropiſchen Krankheit geſtorben. Er hatte nur ein Alter von kaum vierzig Jahren erreicht. Hr. v. Melvill hat drei Fahrten nach Indien gemacht, von denen die eine, die er im Intereſſe ſeiner Lieblingsſtudien, der Hydrographie, Geographie, Orographie und Statiſtik unternahm, ſechs Jahre dauerte. Sein erſtes wichtiges Werk war der Pilote von Java, das in erſter Auflage im Jahr 1842, in zweiter, theilweiſe umgearbeiteter im Jahr 1849 erſchien. Nach ſeiner Rückkehr nach Holland redigirte er drei Jahre hindurch (1846—1849) mit bemerkenswerthem Talent die unter dem Titel „Moniteur von Oſt- und Weſtindien“ erſcheinende Monatsſchrift. Im Jahr 1850 kehrte er wieder nach Batavia zurück, und übernahm dort die Verrichtungen eines Vorſtands des hydrographiſchen Bureau, die er bis Sept. 1856 verſah. Sein letztes Werk, welches der Tod leider unterbrach, iſt die Sammlung geographiſcher Karten des indiſchen Archipels, oder der allgemeine Atlas.

*

Nachrichten von der Expedition an die Nilquellen. Man ſchreibt uns (lieſt man in den Nouv. Ann. des Voyages) unterm 20 Jan. aus Cairo: „Bekanntlich hatte Graf d'Escayrac de Lauture, Oberbefehlshaber der Expedition zur Aufſuchung der Nilquellen, am 18 Oct. v. J. eine ſtarke Abtheilung abgehen laſſen, die, unter die Befehle eines k. großbr. Marine-Officiers Namens Twiford geſtellt, die Katarakten überſchreiten und in Berber oder Chartum warten ſollte. Dieſer Abtheilung ſtanden zwei Dampfboote, fünf Dahabiehs oder große mit Verdecken verſehene Barken und drei weniger beträchtliche Boote zur Verfügung; zwei Kawaſſen und dreißig Soldaten, befehligt von zwei türkiſchen Officieren, bildeten das Kriegsgefolge dieſer Abtheilung. Die HH. Vouchet und Clagne, Mitglieder der wiſſenſchaftlichen Commiſſion, waren Hrn. Twiford beigegeben worden: der erſtere als Naturforſcher, der letztere als Zeichner und Photograph. Zur Ueberſchreitung der Katarakten war die Jahreszeit ſchon ſehr vorgerückt; Verzögerungen, welche die von dem Grafen d'Escayrac und Hrn. Twiford entfaltete Thätigkeit nicht hatte verhindern können, machten den Erfolg dieſes kühnen Unternehmens ſehr unwahrſcheinlich. Es ließ ſich mit Grund befürchten, Hr. Twiford werde die erſte Katarakte nicht überſchreiten können: übrigens hatte noch nie, zu keiner Jahreszeit, eine ſo zahlreiche Flottille den furchtbaren Stromſchnellen des Nils zu trotzen gewagt. Der Graf d'Escayrac mußte indeß wem er den Oberbefehl anvertraut hatte, und hegte keine Beſorgniß. In der That beſitzt auch Hr. Twiford, obwohl noch ſehr jung, viel Erfahrung und jene geduldige Thatkraft welche der Grundzug des engliſchen Charakters iſt, und Großbritannien ſo viele Triumphe errungen hat. Nachdem Hr. Twiford mit den größten Beſchwerlichkeiten und ſtarken Havarien die erſte Katarakte überſchritten hatte, ſtand er der zweiten gegenüber. Der Statthalter von Wadi-Halfa ſuchte ihn von einer Unternehmung abzubringen welche er als eine Thorheit betrachtete. Der Oberlootſe verweigerte anfänglich ſeinen Dienſt; allein nichts konnte den feſten Willen Hrn. Twifords für die Ausführung der vom Grafen d'Escayrac erhaltenen Befehle erſchüttern, nichts ihn entmuthigen, und er verſtand es die anfangs Widerſpänſtigen zu zwingen ihm ihre Dienſte angedeihen zu laſſen. Die zweite Katarakte iſt die ſchwierigſte und gefährlichſte. Hr. Twiford ſtieß auf zahlloſe Hinderniſſe. Es bedurfte des Beiſtands von 4000 Mann um ſeine Barken über die engen Durchfahrten und die reißenden Waſſerfälle des hier auf einer ziemlich langen Strecke durch Felſen geſperrten Fluſſes hinüberzubringen. Endlich gelang ihm, wenn auch nicht ohne ſtarke Havarien, die Durchfahrt; die Beſchädigungen an den Schiffen ſind bereits wieder ausgebeſſert, oder der Ausbeſſerung nahe, und Hr. Twiford war, nach Ueberſchreitung der dritten Katarakte, am 18 Dec. nur noch fünf Tagreiſen von Dongolah-el-Abſchus, oder Alt-Dongolah, entfernt. Wahrſcheinlich wird Hr. Twiford, in Folge der Verzögerungen welche die Expedition in Cairo abermals erfuhr, in Dongolah Halt machen; allein die noch vor ihm liegenden Hinderniſſe haben in ſeinen Augen keinen Werth mehr, da die ſchwierigſte Frage glücklich gelöst iſt. Dank ſeiner Kühnheit, der erſte Schritt iſt gethan, und bildet ein glückliches Vorzeichen für den Erfolg der Expedition. Graf d'Escayrac de Lauture befindet ſich noch in Cairo, da die Jahreszeit zu weit vorgerückt iſt um ſchon jetzt den weißen Nil erreichen zu können, der vor dem October und nach dem Februar nicht befahren werden kann. Er wird dieſe Verzögerungen benützen um einige den Erfolg mit Sicherheit verbürgende Verfügungen zu treffen.“

*

Ueber den Urſprung einiger ſkandinaviſchen Ortsnamen. Die Antiquariſk Tidsſkrift enthält eine Mittheilung von C. A. Holmboe über die Ortsnamen welche das Wort kind an ſich tragen. Wir entnehmen derſelben folgendes: Hr. C. Säve Onske bemerkt in ſeiner, in den Annales des antiquités septentrionales für 1852 abgedruckten, Denkſchrift über die ſchwediſchen Runen-Inſchriften, man habe bis jetzt noch gewiſſe Worte, welche in der Zuſammenſetzung ſchwediſcher Ortsnamen vorkommen, nicht erklären können; es wäre daher angemeſſen wenn man Nachforſchungen über ihre urſprüngliche Bedeutung anſtellte. In dieſe Kategorie gehört unter andern das Wort kind, das bald als Stadtname gebraucht wird, bald in der Zuſammenſetzung mit gewiſſen andern Städtenamen vorkommt, als da ſind: Hammarkind, Oſtkind, Weſtkind ꝛc. Daſſelbe Wort bildet auch den Namen gewiſſer norweglicher Städte, oder kommt in ihrer Zuſammenſetzung vor, z. B. Heitkind, im ſüdlichen Valders, Kolkind in Land, Jerkind am Dovre u. ſ. f. Ich bin der Anſicht daß es daſſelbe Wort iſt welches ſich auch am Ende mehrerer Ortsnamen Turkeſtans findet, wie z. B. Taſchkend, Chokend, Samarkend (ehedem Peikend genannt), Jarkend u. ſ. f. Man findet dieſe Namen auf den Karten und in geographiſchen Abhandlungen gewöhnlich mit der Endung kand geſchrieben; allein es muß bemerkt werden daß dieß davon herrührt daß man die engliſche (?) Rechtſchreibung angenommen hat, welche, wie dieß ſo häufig der Fall iſt, für die morgenländiſchen Namen die Ausſprache nicht darbietet. Dieſes Wort kend iſt perſiſch, und bedeutet villa, prædium, urbs; es entſpricht daher, wenn man es am Ende der Namen findet, dem stad oder bye der ſkandinaviſchen Städtenamen. Da der Skandinave demſelben Stamm angehört wie der Perſer, ſo läßt ſich vermuthen daß es ein Wort iſt welches die nördlichen Völkerſtämme aus ihrem alten Vaterlande mitgebracht haben. Indeſſen glaube ich daß kind nicht perſiſchen Urſprungs iſt, ſondern aus dem Tatariſchen oder öſtlichen Türkiſchen herkommt — einer Mundart die zu derſelben Sprachenfamilie gehört wie das Finniſche und Lappländiſche. Während man in Turkeſtan oft auf dieſe Endung ſtößt, findet man ſie in Perſien nur ſelten, und ich kenne mit dieſer Endung faſt nur den Namen eines Bezirks von Beludſchiſtan, Kefferkend. Das Wort kend, finniſch-tatariſchen Urſprungs, kann durch die älteſten nördlichen Bevölkerungen Europa's, die Lappländer, mitgebracht worden ſeyn.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. P. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 12. 20 März 1857.

Die Tigerklaue.

Eine Novelle.

(Aus Chambers's Journal.)

Man kann zuweilen die Beobachtung machen daß zwei an Geschmack und Gesinnungen einander ganz unähnliche Menschen durch „Gottes Diener, das Schicksal" aneinander gekettet werden, unter Umständen, welche sie fortan als geschworne Verbündete oder, was weit besser ist, als aufrichtige Lebensfreunde erscheinen lassen, ohne daß der eine dem andern ein Gelöbniß der Treue geleistet hätte. So wollte der Zufall daß ich mich mit Mark Thorne, einem Cadetten wie ich, als Reisender auf dem nach Madras bestimmten Schiffe David Scott befand. Mark Thorne war ein hübscher, starker junger Mann von neunzehn Jahren, zwei Jahre älter als ich, und mir mehr als um das doppelte überlegen an allen Eigenschaften und Talenten welche einen Menschen für das thätige Leben tauglich machen. Kühn und raschen Entschlusses, war er doch weder anmaßend noch geringschätzig, und wurde bald der Liebling jedermanns. Obgleich nicht eigentlich schön — denn ein Fehler an einem seiner Backenknochen, den er sich in frühester Jugend zugezogen hatte, that dem Ebenmaß der einen Seite seines Gesichts einigen Eintrag — sprachen dennoch seine schönen dunklen, geistreichen und ausdrucksvollen Augen, so wie die gut proportionirte Gestalt, entschieden zu seinen Gunsten. Unter unsern übrigen Reisegenossen befanden sich nur zwei welche einiger Erwähnung verdienen — Frau Irwin, die Gattin eines nach Indien zurückkehrenden Civilisten, und ein kleines, hellängiges, schwarzgelbes Mädchen, die Tochter ihrer mohammedanischen Ayah, die gleich nach dem Antritt unserer Reise starb, und Hazára (so hieß dieses Mädchen) dem Schutz ihrer freundlichen Gebieterin überließ. Wie es scheint, ist die Ayah viele Jahre hindurch die Begleiterin der Frau Irwin gewesen, hatte einen nichtsnutzigen Kerl geheirathet, der sie verließ, den Pfad des Lasters einschlug, zuletzt der Gerechtigkeit entfloh, sich an eine Räuberbande anschloß und selbst noch schlimmerer Dinge als bloßer Räubereien verdächtigt wurde. Hazára faßte eine wunderbare Neigung zu Mark, so zwar daß es zum stehenden Scherz auf dem Quarterdeck wurde ihn zu fragen wie sich seine kleine schwarze Frau befinde — ein Scherz der, obgleich er ihn mit Lachen aufnahm, doch wüthenden Verdruß bei der jugendlichen Ayah erregte, deren feurige Natur Frau Irwin nur mit Mühe zu überwachen vermochte. Hazára, noch nicht zwölf Jahre alt, glich in Fühlen und Denken einem Weibe, und die Empfänglichkeit ihres Temperaments erheischte eine strengere Beaufsichtigung als die sanfte Gemüthsart ihrer Herrin zu üben vermochte. Als wir in Madras landeten, war ihr Schmerz so gränzenlos daß uns die wahre Ursache desselben fast kein Geheimniß mehr blieb, und Mark selbst froh war von ihrer Anwesenheit befreit zu werden.

Wir wurden getrennt — er und ich — und als wir nach etwa fünf Jahren uns wieder sahen, war unser Zusammentreffen nicht das von Männern die sich fremd geworden, denn wir hatten einen ununterbrochenen freundschaftlichen Briefwechsel unterhalten. Ich begab mich zu meinem Regiment nach Nagpore, er aber hatte eine Stabsanstellung in Bellary erhalten, wo ich eine Woche lang sein Gast bleiben wollte. In der Präsidentschaft Madras gibt es keine heißere Station als Bellary, keinen heißern Monat als den März, und von allen Tagen im Jahr war dieser März-Morgen — als ich, mit krämpfigen Gliedern und von einer schlaflosen Nachtarbeit ermüdet, aus meinem Palankin heraussprang, entschlossen mich dadurch zu erfrischen und abzukühlen daß ich die drei Meilen, welche mich noch von meines Freundes Bungalow trennten, zu Fuß zurücklegte — der schwülste den ich mir denken konnte. Die Sonne hatte eben angefangen mit ihren ersten Strahlen die Erde zu erleuchten, und die Luft, die über kein thaubefeuchtetes Gräslein dahin zog, brachte mir ihre warmen Küsse entgegen, die mit der Zunahme des Tages drückend heiß zu werden drohten. Die Cantonirung von Bellary liegt inmitten ringsum sich emporthürmender Felsenberge, und als ich langsam meines Wegs dahinzog, kam ich an eine Anzahl sonderbar gestalteter Klippen auf der unfruchtbaren Ebene, unter denen ich, in einem Spalte aufgepflanzt und wohlthätig beschattet von einem gewaltigen Bananenbaum, die rothweiße Flagge eines Tekiah oder Schreins bemerkte, wo die begrabenen Ueberreste irgend eines heiligen Peters von einem Fakir oder mohammedanischen Bettelmönch bewacht werden. Als ich näher kam, gewahrte ich einen hagern und häßlichen Mann, der in ernster Unterhaltung mit einem durch einen der Eckpfeiler des viereckigen Baues, aus denen des Derwischs Grab bestand, halbverborgenen Weibe begriffen war. Gestört durch den summenden Gesang der

Palankinträger, drehten ſich die Sprecher bei meiner Annäherung um, und ich konnte nicht umhin den auffallenden Gegenſatz zwiſchen der eigenthümlichen Schönheit des Weibes und dem abſchreckenden Ausſehen des Mannes zu bemerken. Mein Blick veranlaßte ſie raſch ihren Tſchudder um den untern Theil ihres Geſichts herumzuziehen, doch nicht ſo ſchnell daß ich gehindert geweſen wäre einen Geſichtsausdruck wahrzunehmen der mir ſehr bekannt ſchien. Ihre Kleidung war einfach die eines in behaglichen Vermögensumſtänden lebenden mohammedaniſchen Weibes. Keineswegs günſtig aber war der Eindruck welchen ihr Gefährte auf mich machte; denn ſein Geſicht zeigte einen jener Züge, die, urſprünglich ſchön, durch die Einwirkung der alle Schönheit zerſtörenden Leidenſchaften unbedingt häßlich werden. Als er das Weib rauh hinter ſich ſtieß, und mit jener winſelnden Bitte um Almoſen, wie ſie ſich nur bei den mindeſt würdigen Mitgliedern der Fakirbruderſchaft beobachten läßt, auf mich zukam, durchdrang eine unbegreifliche Abneigung gegen den Mann ſo zu ſagen meine ganze Natur. Es wird wenige Menſchen geben welche nicht zu dieſer oder jener Zeit ihres Lebens dieſes geheimnißvolle und anſcheinend anlaßloſe Schaudern vor gewiſſen Perſonen gefühlt haben; iſt es daher eine abergläubiſche Schwäche, wenn ich meinen Glauben geſtehe daß ſolche Gefühle dem Menſchen als Warnung, wo nicht als Prophezeiung gegeben ſind? Die Zeit wird zeigen in wie weit dieſe Gefühle gegen Burhun Scha, den Fakir von Bellary, gerechtfertigt waren.

Warm wie das Klima, war der Empfang den ich bei Mark Thorne fand, der ſich, wie mir ſchien, nicht ganz wohl fühlte, obgleich ihn aller Comfort einer hohen Stellung umgab. Er erzählte mir, er hege ſeit kurzem die Hoffnung das einzige Weib zu heirathen das er je geliebt. „Sie iſt hier, ſagte er, und wohnt bei einer Tante, einer alten Freundin von mir und von dir. Du erinnerſt dich der Frau Irwin?“ — „Vollkommen,“ erwiederte ich. Nach einigem Schweigen aber fuhr ich fort: „So wahr ich lebe, ich ſah jene ungeſtüme, leidenſchaftliche kleine Hazára gerade dieſen Morgen.“ Dann erzählte ich ihm den Eindruck welchen der Fakir auf mich gemacht. „Ja,“ ſagte er, „du haſt recht. Im nächſten Monat hoffe ich der Gatte des ſüßeſten Geſchöpfes auf Erden zu ſeyn, und ſo gut und freundlich auch Frau Irwin iſt, wird es mir doch angenehm ſeyn wenn ich ihre Nichte in eine eigene Wohnung nehmen kann, wo ſie frei ſeyn wird von dem ſonderbaren, aber nicht zu mißkennenden Einfluß welchen Hazára auf dieſe Haushaltung ausübt. Sie iſt ein ſehr eigenthümliches Mädchen und wußte ſeit dem Tode Hrn. Irwins alle Handlungen ſeiner Wittwe zu leiten; ſie übte ihren Einfluß, wie ich zu glauben Grund habe, durch jenen widrigen Fakir, Burhun Scha, ihren Vater.“ — „Widrig, in der That,“ fügte ich bei. „Ich kann mir den unangenehmen Eindruck den er auf mich machte nicht erklären. Was aber weiß man ſonſt von ihm?“ — „Wie es ſcheint,“ ſagte Mark, „behandelte er ſein Weib — die Ayah der Frau Irwin, wie du dich erinnern wirſt — ſo grauſam daß ſich Hr. Irwin, als Steuereinnehmer von Cuddapah, wo ſie damals lebten, ins Mittel legte und ihn zur Strafe zog. Er verſchwand einige Jahre lang, kam aber dann plötzlich in Nagpore, wo ich ihn zum erſtenmal ſah, wieder zum Vorſchein. Er war damals wie jetzt ein Fakir; wegen grober Beſchimpfung einiger engliſchen Damen ſuchte jedoch der Reſident ſeiner habhaft zu werden, und ich hatte das Verdienſt — denn als ſolches rechne ich mir's an — ihn feſtzunehmen; er erhielt in Uebereinſtimmung mit dem Gericht eines Puntſchayet (heimiſches Schwurgericht) eine tüchtige Tracht Stockprügel und mußte die Cantonirung verlaſſen. Mein Erſtaunen und mein Bedauern war daher nicht gering, als ich nach fünf Jahren fand er habe ſich hier angeſiedelt und ſtehe in enger Verbindung mit Frau Irwin, deren nachſichtige Zuneigung zu ſeiner Tochter ſie blind machte gegen die unverſchämte Zudringlichkeit dieſes Menſchen. Seine Blicke erinnern mich beim Vorübergehen ſtets an das Dawa, die Rache, die er an mir zu nehmen gelobte als ich ſeine Austreibung aus Nagpore durchſetzte.“

Eine Woche floß in Bellary vergnüglich dahin; das zeitweilige Unwohlſeyn meines Freundes war verſchwunden, und ich wurde bei Margaret Douglas eingeführt. Sie war ein ungemein liebenswürdiges, ſanftes Geſchöpf, und ihm augenſcheinlich mit großer Liebe zugethan — kurz, die in ſo naher Ausſicht ſtehende Verbindung ſchien eine glückverheißende zu werden, und um der Feier derſelben beiwohnen zu können, entſchloß ich mich zur Nachſuchung eines Urlaubs, der mir ohne Anſtand bewilligt wurde. Ich kann nicht ſagen daß das excentriſche Benehmen Hazára's während dieſer Zeit einigen Argwohn in mir erregt hätte, denn ich hatte mich gewöhnt ſie als ein Mädchen von leidenſchaftlicher und launiſcher Gemüthsart zu betrachten, das durch die allzu große Nachſicht einer ſchwachen Gebieterin ſo verderbt ward, daß ihr Betragen in Anmaßung und Aufdringlichkeit übergieng. Mehr als Einmal war ich Augenzeuge wie ſie ſich aufs unangemeſſenſte gegen Margaret benahm, und mehrmals ſtieg der ſchon an Bord des Schiffs gehegte Gedanke in mir auf, daß ſie in Mark verliebt ſey. Ich ſprach jedoch nie davon; ob ich klug oder wohl daran gethan, wage ich nicht zu ſagen. Indeß geſchah es daß wenige Tage vor dem zur Vermählungsfeierlichkeit feſtgeſetzten Tage Frau Irwin, ganz gegen ihre Gewohnheit, ſich bitter über das jüngſte ungeſtüme und auffallende Benehmen ihrer Dienerin beklagte, und Margareten fragte ob ſie nicht auch dieſe Bemerkung an Hazára gemacht habe. — „O freilich,“ war die Antwort. „Ich muß geſtehen, ſie wurde heute früh ganz ärgerlich, weil ich mich hartnäckig weigerte nüchtern einen magiſchen Trank zu mir zu nehmen, der, wie ſie mir verſicherte, nicht nur meine Reize erhöhen, ſondern mir in den Augen meines Gatten ſtets ein jugendliches Ausſehen gewähren werde.“ — „Wie lächerlich,“ ſagte Mark. „Ich hielt ſie nicht für ſo dumm.“ — „Sie iſt in der letzten Zeit zu viel bei ihrem Vater geweſen,“ entgegnete Frau Irwin; „er hat ihr einige abergläubiſche Ideen in den Kopf geſetzt.“ — „So ſcheint es in der That,“ antwortete Margaret, „ſie weinte ſo bitterlich darob, und drang ſo ſehr in mich, daß ich ihr wirklich verſprach den koſtbaren Trank heute Nacht zu mir zu nehmen.“ — „Thun Sie dieß nicht,“ rief ich. „Wer weiß welcher Art die Mixtur iſt.“ — Jedermann lachte mich aus, und Margaret ſagte zu Mark gewendet: „Es iſt nur etwas Scherbet, über welchen ihr Vater einen Zauberſpruch von (natürlicherweiſe) großer Macht geſprochen hat. Wünſcheſt du wirklich daß ich ihn nicht nehme?“ — „Ich habe ihre Tränke oft zu mir genommen,“ bemerkte Frau Irwin. „Es gefällt ihr, und ſchadet mir nichts.“ — „Thu was du willſt;“ antwortete Mark; „allein ich bin der Thorheit und üblen Laune des Mädchens wirklich überdrüſſig.“

In dieſer Nacht, einige Stunden nachdem wir den Irwin-

Digitized by Google

Bungalow verlaſſen hatten, und während wir vor Schlafengehen noch ruhig in der Veranda plauderten, vernahmen wir über die dichte Cocosdecke herüber welche uns von unſern Freunden trennte, lautes Geſchrei und Rufen. Wir ſprangen auf, und ehe drei Minuten verfloſſen waren, befanden wir uns auf dem Kieswege der zu dem Hauſe führte, wo uns der Hausverwalter der Frau Irwin in großer Aufregung entgegen kam und, ſobald er uns ſah, einigen der zahlreichen Diener die man zu allen Stunden um die Wohnungen gewiſſer Claſſen in Indien findet, zurief ſie ſollten den Doctor-Sahib holen.

„Was gibt's?“ — „O Sahib! Ayah, Sahib! Chotee beebee ſtirbt — ganz ſie ſelbſt! Murtee hye; ſie ſtirbt ſehr ſchnell!“ Der arme Mann war ſo in Schrecken geſetzt daß er ſeine Meinung nicht äußern, und unter dem ſchrecklichen Eindruck ſeiner Worte, daß die junge Herrin dem Tode nahe ſey, ſtürzten wir in den Saal. Der Anblick war ſchauerlich genug, allein ein Blick zeigte uns daß ſich Margaret Douglas und ihre Tante wohl befanden. In ſchrecklichen Krämpfen lag Hazára, von ihnen unterſtützt, auf Matten, und ehe wir Zeit hatten nach einer Erklärung zu fragen oder ſie anzuhören, fiel das bedauernswerthe Mädchen mit einem Schrei zurück, und blieb ſtill und regungslos.

„Sie iſt todt!“ ſagte Dr. Thomſon, nachdem er ſie ruhig betrachtet und aus Margaretens zitternder Hand einen Kuttora oder kleinen Porcellanbecher, auf den ſie zeigte, genommen hatte. Ich brauche nicht viele Worte zu machen: der Sachverhalt ergab ſich bald. Als ſich Margaret in ihr Schlafgemach zurückzog, fand ſie auf ihrem Tiſch den Becher, deſſen Inhalt ſie auszutrinken verſprochen hatte. Man hatte ſie allein gelaſſen, und ſie ſtand eben im Begriff den Becher zu leeren, als Hazára in das Zimmer ſtürzte, und mit wilden Blicken und ungeſtümen Worten ihr zurief: „Trink nicht!“ Als Margaret, den Becher immer noch in der Hand, ſie anſtarrte, riß ihn das Mädchen ihr weg, leerte ihn auf einen Zug aus, und ſchrie: „Ich bin vergiftet! Ich wollte dich tödten, denn du biſt von dem geliebt der ſich nicht um mich kümmert, und jetzt will ich ſterben.“ Ehe Margaret die Frau Irwin und die Dienerſchaft herbeirufen konnte, wurden die Behauptungen Hazára's ſchon ſichtbar. Ihr anfangs lautes Geſchrei ward ſchwächer, und gerade ehe ſie auf ewig ſprachlos wurde, nannte ſie ihren Vater und Mark Thorne. Ihr Vater hatte den Trank für den Bräutigam beſtimmt, und ſie hatte geſchworen ihn demſelben beizubringen.

Eine traurige und ruheloſe Nacht folgte dieſem Vorgang. Die Abtheilung der Sicherheitswache welche vom Havaldar nach Verfluß einer Stunde abgeſchickt wurde um den Fakir Burhun Scha als Gefangenen einzubringen, fand die Tekiah-Zelle leer; keine Spur von ihm war ſichtbar, mit Ausnahme des Tſchatty kühlen Waſſers, aus welchem er trank, und einiger Handvoll Dáls (geröſteter Erbſen). Die Gerechtigkeit gab ſich mit dieſer oberflächlichen Nachforſchung indeß nicht zufrieden. Die Kunde von dem beabſichtigten Mord ward weithin verbreitet, und ein hoher Preis auf die Habhaftmachung des Fakirs geſetzt; allein vergeblich. Mittlerweile wurde die Hochzeit meines Freundes unter der Wolke, welche über einem neuen Verbrechen ſchwebte, gefeiert. Ich weiß nicht welche Gefühle Braut oder Bräutigam bei dieſer Gelegenheit hegten, allein was mich betrifft, ſo muß ich geſtehen daß eine eigenthümliche und unüberwindliche Angſt mich faſt zu Boden drückte.

Ich war froh als alles vorüber war, und die bereit ſtehenden Palankins das neuvermählte Paar aus Frau Irwins zierlicher Behauſung nach den Ruinen von Vizianuggur trugen, wo daſſelbe, einem, zur Zeit in welcher ich ſchreibe, in der anglo-indiſchen Geſellſchaft herkömmlichen Brauche gemäß, den Honigmonat zuzubringen beſchloſſen hatte. Ich ſagte ihnen Lebewohl, und hatte wenige Stunden darauf Bellary verlaſſen, um den Weg zu meinem Regiment fortzuſetzen.

Eine Woche ſpäter brachte mir die Poſt die Nachricht von einem Ereigniſſe, das ich nun zu erzählen gedenke. Am vierten Abend ihres Aufenthalts in Vizianuggur war Mark ausgegangen um eine Skizze der alten Pagode zu vollenden, von welcher ſeine Frau eine Copie gewünſcht hatte. Er kehrte nicht mehr zurück! Als aber die Dämmerung eintrat, gerieth die arme Margaret in Angſt und Sorge, und entſchloß ſich ihn aufzuſuchen; ſie kannte den Platz wohin er ſich begeben hatte, und brach daher zu Fuß mit mehreren Trägern und ihrer Ayah auf, um ihm entgegen zu gehen. Sie traf ihn nicht; der Platz lag ſehr nahe, und ſo war ſie noch vor Einbruch völliger Dunkelheit daſelbſt angekommen. Es gibt Scenen welche das Blut zum Gerinnen bringen, und eine ſolche war die auf welche das Auge der jungen Frau jetzt ſtieß. Ich brauche nicht zu ſagen daß es der Leichnam ihres Gatten war — der kopfloſe Leichnam! Niedergeſtreckt unter einem Haufen Ruinen, den Boden mit ſeinem Blute getränkt, war Mark Thorne augenſcheinlich mitten in ſeiner Beſchäftigung von dem Mörder überfallen worden. Die Unterſuchung — obgleich der Gedanke hiezu natürlich erſt ſpäter kam — führte zu der Ueberzeugung daß der Todesſtreich der Trennung des Hauptes von dem Rumpfe vorangegangen war. Mitten in ſein Herz hatte der tödtliche Haß die Wunde geſchlagen — in der Wunde aber — als hätte eine plötzliche Stimme den Verbrecher in die Flucht getrieben ehe er das Mordwerkzeug herausziehen konnte — ſtak ein Stahlinſtrument, genannt Bagh-Nuk, oder Tigerklaue. Es iſt eine ſeltene Waffe, und die einzige die ich je ſah, war die welche meinem Freund das Leben geraubt. Das Wort Bagh-Nuk ſchildert ſie; denn ſie iſt klauenartig, und hat vier gebogene, ſpitzige Zacken, die mit einem leichten Stiel an zwei Ringe befeſtigt iſt, in welche der dieſe Waffe Gebrauchende den Vorder- und den kleinen Finger ſteckt. Die Waffe iſt ſonach in der Hand verborgen, und trifft das Opfer mit all der Kraft und der verhängnißvollen Sicherheit einer Tigerklaue. „Mit dieſer Waffe,“ ſagt ein neuerer Reiſender, „erſchlug der berühmte Häuptling Siwadſchi verrätheriſcherweiſe den Afzul Chan, den Befehlshaber von Pertaubghur, im Jahr 1659.“ Von dem Kopfe ließ ſich keine Spur entdecken. Er war ſauber vom Rumpfe getrennt, und trotz der genaueſten Nachforſchung blieb die ganze Sache mehrere Jahre lang ein Geheimniß. Ich brauche den Schmerz der verwittweten jungen Frau und das Entſetzen ihrer Dienerſchaft nicht zu ſchildern. Es genügt die Bemerkung daß Gott, der die leidende Menſchheit, wenn ſie ſeinen Beiſtand anruft, nie verläßt, ſich ihrer erbarmte. Eine Anzahl Herren und Frauen, Beſucher der Ruinen, trafen gerade ein als ſie in Verzweiflung über dem verſtümmelten Leichnam ihres Gatten ſaß. Unter ihnen befand ſich ein Wundarzt, deſſen Kunſt und deſſen Gattin Zärtlichkeit die unglückliche Margaret das Leben und vielleicht die Vernunft verdankt.

Digitized by Google

Die Zeit verstrich, die Zeit verstreicht, und mit ihr kommen Gedanken, welche, so düster sie auch seyn mögen, die düsterern vertreiben. Nach zwei Jahren war ich, mit einer unter meinen Befehlen stehenden Truppenabtheilung, in den nördlichen Landstrichen, wo die Schlußscene dieses aus dem Leben gegriffenen Drama's stattfand. Fremd in der verfallenen Stadt, machte es mir Freude unter den wildromantischen Hügeln und Felsen herumzuwandeln, welche auf der einen Seite die Vorstädte überragen und, in buntes Dschungel gekleidet, meilenweit sich ausdehnen. Eine Aussicht auf den Kistna-Fluß, der sich mitten durch angebaute Felder hindurchschlängelt bis er sich in der Nähe der steinigen Ebenen verliert, wo die längst erschöpften Minen von Golconda nichts als Sümpfe und Wasserpfützen zeigen, gibt der Landschaft einiges Leben, und da in meiner Befehlshaberstelle kein anderer europäischer Officier über mir stand, so fühlte ich mich so zu sagen als „Herrn alles dessen was ich überschaute." Eines Morgens in der Frühe brach ich mit einem Sipahi-Diener, einem Eingebornen des Platzes, auf, um einen Strich Marschland zu besichtigen, in welchem, wie man gesagt, Schnepfen sich ansammelten. Als wir in einen dahin führenden dunklen Paß traten, kam plötzlich ein alter Dschogi oder Hindubettler, dessen abgemagerte und fast nackte Glieder so dick mit Pfeifererde und Asche beschmiert waren, daß man seine ursprüngliche Hautfarbe nicht mehr erkennen konnte, auf uns zu. Sein langes mit Schmutz und Staub bedecktes Haar hieng in Locken auf seinen Rücken hinab; allein als er uns einen trotzigen Blick zuwarf und dabei fortfuhr ein neben ihm stehendes Körbchen mit den Stängeln und Blättern der giftigen Asklepias zu füllen, erkannte ich, trotz aller Vermummung, den mohammedanischen Fakir Burhun Scha in der noch zurückstoßenderen und schmutzigeren Gestalt des Hindu-Dschogi. So erschreckt ich war, faßte ich doch einen Entschluß über das einzuschlagende Verfahren, und gieng still und anscheinend gleichgültig vorüber, ohne einen Blick auf ihn zu werfen der auf Erkennung oder Argwohn hingedeutet hätte. Als wir hinter einen Felsen gelangt waren von dem aus wir nicht gesehen werden konnten, fragte ich den Sipahi ob er den Mann kenne.

„Ich verachte ihn bis zum Anspeien, Sahib, sagte der Mann. „Wir haben von ihm gehört, aber seine verwünschte Anwesenheit hat mir erst heute das Licht aus meinen Augen ausgelöscht. Erstens — mag Allah uns erhalten — ist er ein Dschogi, und dann — möge der Satan fern bleiben — ist er ein Dschadugur (ein Zauberer)." — „Wohnt er in der Stadt?" fragte ich. — „Nein, Sahib; er wohnt in einer Zelle unterhalb des Felsens zur Rechten; nur die Steinanbeter gehen dahin, und selbst sie werden nicht ins Innere zugelassen. Die Dorfbewohner bringen ihm Nahrung, und da man sagt er besitze eine große Macht über Kräuter und Arzeneien, so ist er ein vielgesuchter Hakim (Arzt). Allein Allah bewahre mich vor solcher Naturkenntniß, die nichts anderes ist als magische Zauberei."

An diesem Tage noch schrieb ich privatim an meinen Freund, den Steuereinnehmer des Bezirks, einen Brief, dessen Inhalt der Art war daß ich darauf rechnen konnte, er werde mir die erforderlichen Richter zusenden. Zwei Nächte darauf verließ ich allein, aber bewaffnet, meinen Bungalow, um die Zelle des Feindes zu recognosciren. Es war eine schöne heitere Nacht; ich hatte von niemand etwas zu fürchten als von dem Dschogi, und da der Duft des Jasmins, der in Fülle in den Dickichten wuchs, die Blüthen der Akazien und des Königskrautes (Ocymum sanctum), das ich mit jedem Schritt zertrat, mich umschwebte, so wünschte ich nichts sehnlicher als daß ich das Werkzeug würde dem Mörder meines Freundes die verdiente Strafe zu schaffen. Die um mich herrschende Stille wurde nur unterbrochen durch das Girren der Waldtaube, oder, als ich dem Sumpf mich näherte, durch das Quaken der Frösche. Ein fast blendendes Licht glänzte aus der, mit Ausnahme des Eingangs, einzigen Oeffnung welche zu der Höhlenzelle gehörte, und da ich die Ueberzeugung hatte daß ich nicht beobachtet werde, so schlich ich mich so leise als möglich an diese Oeffnung, und schaute hinein. Ich fühlte mich durch einen Anblick belohnt, aus dem ich die Gewißheit schöpfte meine Vermuthung sey gegründet, denn Burhan Scha stand, entkleidet der schmutzigen Pigmente welche, als ich ihn kurz zuvor gesehen, sein Gesicht entstellt hatten, in seiner ganzen ursprünglichen Häßlichkeit vor mir. Ich hätte eigentlich sagen sollen: er kniete vor mir, denn der Dschogi schien sich, in der Stellung eines Bittenden, mit erhobenen Händen und wehklagendem Gemurmel, an ein Etwas zu wenden das ich anfangs für ein häßliches Götzenbild hielt. Als er aber seine grimmen Augen auf das Gesims richtete, in welchem ein hellbrennendes Licht flammte, konnte ich wahrnehmen daß ganz andere als vom Gebet eingegebene Leidenschaften ihn beherrschten. Da meine Augen sich allmählich an das Licht gewöhnt hatten, sah ich mit Erstaunen daß es kein Götzenbild war das er anbetete, sondern daß er seine Worte an einen grausen Menschenschädel richtete. Noch etwas anderes, zitterndes, sonst jedoch in ruhiger Haltung befindliches, fesselte meine Aufmerksamkeit: eine lange grüne Baumschlange, die mit dem Kopf an das hölzerne Piedestal auf welchem der Schädel stand genagelt war. Ein- oder zweimal seufzte der Dschogi tief, hielt dann inne, nahm irgend etwas, dessen Beschaffenheit ich aber nicht unterscheiden konnte, vom Boden auf, und stieß einen so lauten und dämonischen Schrei aus, daß ich aufgeschreckt wurde und wahrscheinlich irgend einen Theil des Fensters, an dem er lehnte, verrückt hatte; denn plötzlich, ehe man auch nur Eins zählen konnte, war das Licht ausgelöscht und alles in Dunkelheit gehüllt.

Ich fühlte mich — offen gestanden — so vorsichtig ich auch den Rückweg antrat, doch ungemein aufgeregt. Ehe aber ein zweiter Tag verflossen war, befanden sich Gerichtsbeamtete bei mir, begleitet überdieß von meinem Freund, dem Steuereinnehmer, und bereit den verdächtigen Dschogi zu ergreifen. Man verlor keine Zeit. In wenigen Minuten waren wir an der Einsiedelei, und einige Augenblicke darauf wurde Burhun Scha aus einem gesunden Schlaf aufgeweckt und gefangen genommen. Er leistete keinen Widerstand, und bekräftigte oder läugnete die Beschuldigung, die man gegen ihn vorbrachte, nicht mit Einem Wort. In seiner Zelle fand man nichts als einige Arzeneien und getrocknete Pflanzen. Ich sah mich vergeblich nach dem Schädel um, und war entschlossen ihn, wo möglich, mir nicht entgehen zu lassen. Ich fragte wo er denselben verborgen habe: ein wilder Blick aus seinen Augen, der an Grimmigkeit dem eines Tigers gleichkam, war seine einzige Antwort; ehe aber dieser Blick mich recht getroffen, hatte ich auch schon die Richtung eingeschlagen welcher sein Auge sich unwillkürlich zugewandt, und fand in einer dunklen Nische, die der Entdeckung leicht hätte entgehen können, das geisterhafte Denkzeichen. Der Leser, der ohne

Digitized by Google

Zweifel den Argwohn erriethe welcher beim erſten Erblicken des Schädels in mir aufſtieg, wird ſich nicht wundern, wenn ich ſage daß ich ihn mit Schaudern in meine Hände nahm, und ihn dem Wundarzt meines Regiments überreichte, der, auf mein Anſuchen, bei dieſer Gelegenheit nach Condapilly gekommen war.

„Der Schädel, ſagte er, gehörte einer Perſon an, welche in früher Jugend einer chirurgiſchen Operation unterzogen worden ſeyn muß, denn einer der Backenknochen — der obere Kinnladenknochen — fehlt.“ — Bei dieſen Worten, die meinen Verdacht beſtätigten, äußerte der Gefangene Zeichen der Verwunderung. „Iſt jemand hier, fuhr Hr. Pratt fort, welcher weiß ob der Gentleman, deſſen Ermordung dem Gefangenen zur Laſt gelegt wird, einen ſolchen Fehler hatte?“ — „Ja, antwortete ich, mein Freund Capt. Mark Thorne, deſſen Schädel dieß iſt, mußte ſich, in Folge eines Falls in früher Jugend, den Backenknochen operiren laſſen. Er wurde von dieſem Mann ermordet.“ — „Und die Waffe?“ fragte der Steuereinnehmer. — „War eine Bagh-Nuk,“ ſchrie der Gefangene zu unſerm äußerſten Erſtaunen.

Ich bin mit meiner Erzählung zu Ende, denn Burhun Scha, weit entfernt ſein Verbrechen in Abrede zu ſtellen, ſchien ſich der Verübung deſſelben noch zu rühmen; er geſtand in der That alles. Ob der Mann wirklich durch ſeinen eingeſtandenen Haß gegen Thorne und ſeine eigenen ſchlechten Leidenſchaften theilweiſe wahnſinnig geworden, iſt eine Frage, die, was er auch gethan haben mochte, ihm in jenen Tagen von keinem Nutzen ſeyn konnte.

Burhun Scha geſtand, daß er, gedrängt von ſeiner Tochter Hanára, ihr für einen Trank zu ſorgen der ihr die Liebe Mark Thorne's gewinne, einen Gifttrank in zwei Portionen bereitet habe, deren jede ſtark genug geweſen ſeine Abſicht zu erfüllen. Dieſe Abſicht mußte das Mädchen, da ſie den bittern Haß ihres Vaters gegen Thorne kannte, errathen haben, denn ſie änderte ihren Entſchluß, und bat Margaret Douglas den Trank als Schönheitsmittel zu trinken.

In der Ueberzeugung, Mark ſey zum Verſchlucken deſſelben überredet worden, ergriff Burhun Scha die Flucht: bald aber kam ihm zu Ohren welche Wendung die Sachen genommen hatten, und ſo folgte er, ſtets Rache brütend, in der Vermummung eines Dſchogi dem neuvermählten Paar. Er wurde in Maſulipatan zum Tod am Galgen verurtheilt. Wer aber damals in dieſer Stadt wohnte, wird ſich erinnern welch unerwartetes Aufſehen es am Morgen des zur Hinrichtung beſtimmten Tages machte, als man entdeckte der Miſſethäter habe ſich durch freiwilligen Tod der Strenge des Geſetzes zu entziehen gewußt.

Da man ſeine Perſon bei der Gefangennehmung genau unterſucht hatte, ſo war man um ſo begieriger zu erfahren, welches Mittel er zu ſeinem Selbſtmord angewendet habe. Sein Leichnam wurde einer anatomiſchen Unterſuchung unterzogen, und dieſe führte zu der Entdeckung der Waffe mit welcher er ſich das Leben genommen — zwiſchen ſeinen Zehen hatte er mehrere Säckchen feinen Pulvers verborgen, das ſich als heftiges Gift auswies.

Beſteigung des Chimborazo am 3 Nov. 1856.

Wir entnehmen dem Echo der Südſee vom 5 Januar folgende Erzählung einer am 3 November 1856 von einem franzöſiſchen Reiſenden, Jules Remy, in Begleitung eines Engländers, Brenchley, unternommenen Beſteigung dieſes weltbekannten Berges.

Am 23 Jun. 1802 verſuchte Alexander v. Humboldt, in Begleitung ſeines Freundes Bonpland, die erſte Beſteigung des Chimborazo. Eines Felſenpiks halber, der ihnen eine unüberſteigliche Schranke entgegenſetzte, konnten ſie nur bis zu einer Höhe von 5999 Meter auf dieſen Berg emporſteigen, den man damals als den höchſten des Erdballs betrachtete, und der heute noch eine der erſten Stellen unter den amerikaniſchen Bergkoloſſen einnimmt. Dreißig Jahre ſpäter, am 16 Dec. 1831, unternahm Hr. Bouſſingault, nachdem er ſich lange und mit Umſicht der Erforſchung der Cordilleren des Aequators gewidmet, die Verwirklichung der Beſteigung, in welcher ſein Vorgänger geſcheitert war. Er gelangte bis zu der gewaltigen Höhe von 6004 Meter, d. h. 95 Meter höher als A. v. Humboldt und Bonpland; allein wie dieſe wurde auch er durch Felſen aufgehalten, und konnte dieſe Schranke nicht überſchreiten, die damals der höchſte Punkt war den je ein Menſch auf den Bergen erreicht hatte.

Die Berichte dieſer berühmten Reiſenden hatten uns alle Hoffnung genommen zu einer ſo beträchtlichen Höhe zu gelangen; da beobachteten wir von Guayaquil aus den runden Schneegipfel des Chimborazo, und hielten uns nun für berechtigt ihn an irgend einer Stelle für zugänglich zu erklären. Hr. Brenchley und ich faßten daher den Plan die dritte Beſteigung zu verſuchen.

Als wir am 21 Jul. 1856 das Hochplateau der Anden durchwanderten um uns nach Quito zu begeben, machten wir am Fuße des ſtolzen Berges Halt. Wir widmeten dem Studium der Umriſſe deſſelben mittelſt des Fernrohrs zwei Tage, und ſuchten diejenigen Stellen ſeines rieſenhaften Domes, welche uns einen Durchgang bieten könnten, ausfindig zu machen. Der von den HH. Alex. v. Humboldt und Bouſſingault eingeſchlagene Weg ſchien uns anfangs, ſeines regelmäßigen Abhangs halber, um vieles leichter und annehmbarer; allein die Felſenſchranke, die wir ſehr gut unterſcheiden konnten, zeigte dem Auge keinen Ausweg. Als wir faſt ganz und ohne Erfolg die Runde um den Koloſſen gemacht hatten, giengen wir nach Quito weiter, und verſchoben die Ausführung unſers Vorhabens auf eine Zeit in welcher wir mehr an das ſtrenge Klima der Hochcordilleren gewöhnt ſeyn würden.

Nachdem wir den Pichincha, den Cotopaxi und andere Rieſen der Anden beſucht, befanden wir uns am 2 Nov. wieder am Fuße des Chimborazo. Wir ſchlugen unſer Lager auf einer abſoluten Höhe von 4700 Meter, ein wenig unterhalb der Region des ewigen Schnees, in einem zwiſchen dem Arenal und dem von Riobamba nach Quito ſich abzweigenden Straßenpunkt gelegenen Thal auf. Unſere Abſicht war den folgenden Tag zum Botaniſiren, zur Hirſch- und Vogeljagd, und zur vorläufigen Beſtimmung der Punkte zu verwenden welche uns den leichteſten Zugang bis zum Gipfel bieten könnten.

Wir ließen uns unter einem großen geneigten Felſen nieder, der uns genügenden Schutz gegen den Nordweſtwind gewährte, der aber, falls es regnen ſollte, in keiner Weiſe uns von Nutzen zu

Digitized by Google

ſeyn vermochte. Es hatte Nachmittags geregnet. Nach Einbruch der Nacht hellte ſich das Wetter auf, der Himmel beſäete ſich mit Myriaden von Sternen, und der Chimborazo zeichnete ſich in all ſeinem Glanz an dem blauen und funkelnden Gewölbe der Veſte des Himmels ab.

Am Morgen des 3 Nov., um 5 Uhr, als es in den Aequinoctialgegenden noch nicht Tag war, überließen wir das Lager der Obhut unſerer Leute, giengen auf Späh aus, und nahmen eine Kaffeekanne, zwei Thermometer, einen Compaß, Zündhölzchen und Tabak mit. Ein ſteiler, ſandiger, mit Geröll überſtreuter Hügel, der uns vom ewigen Schnee trennte, ſetzte uns als Vorgeſchmack einer ziemlich harten Strapaze aus, ſo daß die beiden Eingebornen, welche uns begleiteten, entmuthigt wurden und den Rückweg antraten.

Als wir dieſen Hügel hinter uns hatten, ſtiegen wir auf einem weichen Sand in den Hintergrund eines Thals hinab, deſſen Richtung wir folgten, und an deſſen Ende wir den ganz wolkenfreien Gipfel des Koloſſes aufs genaueſte betrachten konnten. Um 6 Uhr waren wir in vollem Schnee, und vergaßen angeſichts der Fliegen-Vögel (oiseaux-mouches), die ſich im Fluge mit ihren ſummenden Fittigen Schlachten lieferten, unſere Strapazen.

Wir waren nicht wenig erſtaunt, inmitten des Schnees und auf einem ziemlich ausgedehnten Raum, Pflanzen zu ſehen deren Blumen an der Oberfläche ewigen Reifes aufbrachen. Wir fanden unter andern eine Caryophyllea, mehrere Compoſitae, namentlich ein Culcitium und ein Chnquiragua, eine Zwerg-Umbellifera (oreomyrrhis), mehrere Veilchen mit kiſſenartig übereinanderliegenden Blättern, eine reſettenartige Crucifera, eine kleine Gentiane mit großen rothen Blumen. Nach einer halben Stunde Wegs auf dem Schnee hörte plötzlich der Pflanzenwuchs auf, und wir ſahen kein anderes lebendes Weſen mehr als zwei große Rebhühner, und auf den Felſen einige Mooſe von der Familie der Idiothalami und der Hymenothalami. Auf dieſem Punkt unſerer Beſteigung ſammelten wir dürre Zweige des Chuquiragua und machten daraus ein Reiſigbündel, das wir auf den Rücken banden. Wir hatten noch einen gewaltigen Trachytfelſen zu erklettern, von deſſen Höhe aus uns der Gipfel des Chimborazo ſo nahe ſchien, daß wir ihn in einer halben Stunde erreichen zu können glaubten. Hierauf kamen wir wieder auf den Schnee, deſſen Schichte immer mächtiger wurde, aber ſo feſt war, daß wir nur zwei Zoll tief einſanken, was uns bei Erſteigung des jähen Abhangs dem wir folgten ſehr zu Statten kam. Die Kälte war an den Händen, beſonders aber an den Füßen ſehr empfindlich. Die Neigung des Berges war ſo abſchüſſig geworden, daß wir über die zurückgelegte verticale Diſtanz bei jedem Schritt in Staunen verſetzt wurden. Nichts ſchien uns mehr aufhalten zu ſollen. Uns leicht rechts, dann links und endlich gerade bis zum Gipfel emporwendend, ſahen wir kein Hinderniß mehr vor uns. Zu unſerer Linken war wohl eine große Abdachung dicken Eiſes vorhanden, allein wir konnten ſie, weil ſie ſich von ferne zeigte, ohne Zeitverluſt umgehen.

Das Aufſteigen war fortwährend ein ſo ſteiles, daß wir, durch die außerordentliche Anſtrengung die es uns koſtete, genöthigt waren oftmals anzuhalten um Athem zu ſchöpfen. Dann machte ſich ein heftiger Durſt fühlbar, und um ihn zu ſtillen, behielten wir beſtändig Schnee im Munde. Allein wir verſpürten kein Symptom von Unwohlſeyn oder krankhafter Affection, wovon die meiſten Reiſenden ſprechen welche die Beſteigung hoher Berge unternommen haben. Wenn wir unſern Marſch einige Secunden lang, ohne uns indeß auch nur zu ſetzen, unterbrochen gehabt hatten, traten wir ihn mit neuem Eifer, mit einer Art Erbitterung, welche uns der ſo nahe Anblick des Gipfels einflößte, wieder an. Es ſchien uns dieſe neue Erfahrung, die ſo viele andere frühere beſtätigte, einen ſchlagenden Beweis an die Hand zu geben dafür daß die atmoſphäriſche Säule auf dieſen Höhen noch ſo ſtark iſt, daß ſie das Athmen nicht hemmt, und daß man daher die Kurzathmigkeit, ſowie die organiſchen Zufälle worüber man ſich bei Erreichung anſehnlicher Höhen beklagt, andern Urſachen zuſchreiben muß Allmählich beherrſchten wir bei unſerm raſchen Emporſteigen die Piks der Cordilleren, und ſahen in der Ferne unermeßliche Thäler zwiſchen den Bergen ſich hindurchziehen; da machten ſich plötzlich leichte Dünſte, die anfangs nur wie Spinnengewebe auf den Flanken der Berge zum Vorſchein kamen, unter der Geſtalt weißer Flocken frei, die, immer näher herankommend, ſich gürtelartig am Horizont gruppirten.

Plötzlich gegen acht Uhr erbreiterte ſich dieſer Vorhang, näherte ſich dem Chimborazo, und ſtieg dann in einigen Minuten, anfangs nur dünn, zuſehends aber dichter werdend, bis zu uns herauf. Wir nahmen den Gipfel nicht mehr wahr. Indeß kletterten wir, angefeuert durch die Hoffnung unſern Zweck leichter zu erreichen als wir beim Verlaſſen unſers Lagers geglaubt hatten, beharrlich weiter. Der Nebel wurde immer dichter, wir konnten auf keine zwanzig Schritte mehr ſehen. Um 9½ Uhr hatte er eine ſolche Dichtigkeit gewonnen, daß es auf wenige Meter vor uns faſt ſtockfinſtere Nacht war. Angetrieben durch die Zuverſicht unſern Weg beim Hinabſteigen wieder auffinden zu können, ſchritten wir mit neuer Hartnäckigkeit weiter; jeden Augenblick aber mußten wir den Compaß zu Rathe ziehen, um einen Abgrund zu vermeiden den wir zu unſerer Rechten laſſen mußten ehe wir an die Endvertiefung gelangten, von der aus wir unſern Angriff auf den Gipfel beſchloſſen hatten.

Es ſchien uns als ob die Neigung des Berges minder ſchroff werde, wir athmeten freier und giengen mit weniger Anſtrengung. Einige dumpfe, ferne Donnerſchläge ließen ſich von Zeit zu Zeit hören. Wir ſchrieben ſie anfangs den Exploſionen des Cotopaxi zu, bald aber überzeugten uns blendende Blitze, wie man ſie nur in der Nähe des Aequators ſehen kann, daß in den untern Regionen der Donner rollte. Ein ſchreckliches Ungewitter bereitete ſich vor.

Aus Furcht der Hagel oder der Schnee möchte unſere Fußſtapfen ausfüllen, und uns dadurch der Gefahr ausſetzen beim Hinunterſteigen irre zu gehen, entſchloſſen wir uns, obwohl ungern, unſern Marſch einzuſtellen. Wir zündeten eiligſt unſer Chuquiragua-Holz an, um in der Kaffeekanne Schnee zu ſchmelzen. Um 10 Uhr wurde der Thermometer, welcher 5 Fuß oberhalb des Schnees 1.7 zeigte, in ſiedendes Waſſer getaucht, wo das Queckſilber ſich auf 77.5 hielt. Um 10 Uhr 5 Minuten traten wir, nach Beendigung unſerer Beobachtungen, mit Rieſenſchritten den Hinabmarſch an, um in aller Eile unſer Lager wieder zu erreichen. Wir trafen inmitten eines Nebels gegen 1 Uhr Nachmittags daſelbſt ein. Der Donner rollte faſt ununterbrochen, der Blitz fuhr in blendenden, ſo genau abgezirkten Zickzacks um uns her, wie man ſie nur in Bildern ſo ſchön abgezeichnet ſieht.

Digitized by Google

Gegen 3 Uhr stürmte ein fürchterlicher Platzregen, mit Hagel und Wind, unter unserm Felsen auf uns los. Das Unwetter dauerte einen Theil der Nacht hindurch mit einer Wuth die sich nicht mehr legen zu wollen schien. Wir lagen buchstäblich im Wasser. Am folgenden Tag, bei Tagesanbruch, trafen unsere Blicke rings herum nur ein weites Hagelfeld.

Gewisse Anzeichen eines neuen Sturms veranlaßten uns das Vorhaben einer nochmaligen Besteigung des Chimborazo, den wir jetzt als sehr zugänglich betrachteten, aufzugeben. Wir brachen daher rasch unser Lager ab, und flüchteten in aller Eile nach Guaranda, wo wir, inmitten eines kalten dichten Nebels, der uns für diesen Tag an der Bewunderung einer der schönsten Aussichten der Welt hinderte, um 3 Uhr ankamen.

Als wir unsere Beobachtungen berechneten, sahen wir zu unserm nicht geringen Erstaunen daß wir, ohne es zu vermuthen, den Gipfel des Chimborazo erreicht hatten. Persönlichen Forschungen zufolge, zuerst im hawaiischen Archipelagus angestellt, dann auf den Cordilleren des Aequators wiederholt, würde der Coëfficient der Summe der Grade oder des Gradbruches des hunderttheiligen Thermometers — gezählt zwischen dem Punkt auf dem sich das Queckſilber des in siedendes Wassers getauchten Instruments erhebt, und dem Siedepunkt des Wassers am Ufer des Meeres — 290.8 seyn, d. h. jeder Grad unterhalb von 100 zeigt eine Niveau-Differenz von 290.8 Meter oder ungefähr 29 Meter auf das Gradzehntel. Hieraus ergibt sich die Formel:

$$x = (100—B.)\ (290.8),$$

was uns 6543 Meter für die absolute verticale Höhe gibt, zu welcher wir auf dem Chimborazo gelangt waren. Diese Ziffer stellt uns gänzlich auf den Gipfel, dessen Höhe über der Meeresfläche, nach den Triangulirungen Alex. v. Humboldts, 6544 Meter beträgt. Welchen Grad von Vertrauen man auch unsern Berechnungen schenken will, so ergibt sich doch aus unserer Besteigung als unbestreitbare Thatsache: daß der Gipfel des Chimborazo zugänglich ist.

Briefe aus dem Westen.

(Von Arthur Schott.)

Ein Sommerausflug nach dem obern Hudson und Lake George.

(Schluß.)

Auf dem ersten Eiland, da wo wir anlegten, fand sich ein sehr schöner Baum- und Sträucherwuchs, welcher die tief eingeschnittenen granitischen Felsenufer mit tiefstem Grün beschattete. Mehrere niedliche Glieder subalpiner Flora fielen uns hier in die Hände. Darunter war namentlich die verspätet blühende und früchtetragende Gaultheria procumbens L., Gay Lussacia resinosa Porr. & Gr.; Benzoin odoriferum, Nees; Nyssa multiflora, Walt.; Myrica Gale L.; Orientalis americana, Purh., Mitchella repens L.; Cephalanthus occidentalis L.; Castanea vesca L.; Scutellaria canescens Nutt.; Vitis riparia? Michx; Pinus rigida Mill.; Rosa carolina L.; Comptonia asplenifolia Ait.; Quercus ilicifolia Wang u. a. m. Unter den mancherlei Farn zeichnete sich besonders das schöne zierliche Adianthum pedatum L. durch üppigen Wuchs aus. In einem der Uferein-schnitte fand sich auf dem Grunde von 3 bis 4 Fuß tiefen Wassers häufig Eriocaulon septangulare, Withering.

Weiter hinab im See, ungefähr in der Mitte zwischen beiden Ufern, und gerade in Front des Hôtels, landeten wir am sogenannten „Diamond Island." Diesen hochtrabenden Namen soll es durch schöne Quarzkrystalle erhalten haben, die sich früher häufig darauf vorgefunden, jetzt aber seltener geworden sind. Außerdem ist es durch seine Kalkbildung inmitten granitischer Umgebungen ausgezeichnet. Für die Curgäste ist dieser Inselfelsen mit seiner grünen Baum- und Sträucherdecke ein beliebter Pik-Nik-Platz, wovon er überall sichtbare Spuren trägt, als da sind Feuerstätten, Knochenüberreste, Eierschalen, alte Brodkrumen, versteht sich alles in nicht fossilem Zustande.

Der Doctor und ich waren noch eben beschäftigt eine Uferstelle ausfindig zu machen, ob uns ein weniger klippiger Grund ein Bad gestatten würde, was übrigens fast unmöglich schien. Ueberdieß fing der Himmel an sich mit schweren Gewitterwolken zu beladen, so daß wir für räthlich hielten diese Diamanten-Insel wieder zu verlassen, ohne an ihrem Strande gebadet zu haben. Wie gerne hätte ich dem Doctor dieses Vergnügen gegönnt, da er, seit 16 Jahren in St. Louis (Mo) ansässig, kein anderes als das trübe gelbe Wasser des Mississippi gesehen hatte, mit dem er sich hatte zufrieden stellen müssen. Der Wind hob sich zu frischer Briese, welche wir, da sie uns günstig war, nach dem Wunsch unseres Fährmanns mit aufgespannten Regenschirmen benützten. Da wir im Herunterfahren durchaus Gegenwind hatten, so war jetzt die Arbeit für unsern Bootsmann leichter, wobei er besonders auch unserm Siegreissegeln alle Geltung widerfahren ließ. Die Landschaft zu beiden Seiten des Sees hat hier etwas Aehnlichkeit mit der am untern Zürcher See, d. h. hinsichtlich der Breite der Wasserfläche und der Uferformen. Wo übrigens der Schweizer schönes, himmelblaues Alpenwasser zeigt, da spielt dieser Royal George in dunkler, blaugrüner Waldfarbe, und wo der Hintergrund des einen von einem prachtvollen Alpen-Panorama gebildet wird, da hat der Amerikaner schöne, wilde Felsgebirge, deren harte Formen aber durch den dicken Waldwuchs, der sie bedeckt, gemildert sind. Wo der See von Zürich gartenreiche, culturgeglättete, sanfte Gehänge zeigt, da sind die Ufer des Georgsees von dichten, fast unberührten Wäldern bekränzt, und die darüber hinwehenden Winde besitzen noch mehr von frischem Urhauch einer unbetretenen Natur. Wo endlich die Helvetier die Wasserwerke einer alten volk- und gewerbreichen Stadt bespült, worin fast jeder Stein geschichtliche Bedeutung hat, da liegt hier malerisch zwischen Wald- und Wiesengrün ein niedliches, aber höchst uninteressantes Oertchen, dessen Name mir bei

Digitized by Google

einmaligem Hören nicht im Gedächtniß blieb, und den ich erſt nachher wieder auf einer Karte nachſuchen mußte. Er ward oben bereits als Caldwell angeführt. Freilich hat der Boden hier auch ſeine Geſchichte, dieſe geht aber kaum erſt hinter eben verſtorbene Generationen zurück. Sie beſteht außer dem ziemlich allgemeinen Untergang der rothen Landeskinder nur in einer Reihe von militäriſchen Wechſelfällen, wie ſie vor nicht hundert Jahren der Unabhängigkeitskrieg mit ſich geführt. Novellen- und Romanſchreiber mögen wohl auf dieſem Felde hier manche Epiſoden und Stoff für ihre Federn finden, allein große Beziehungen knüpfen ſich eben nicht unmittelbar an dieſe Regionen, wie dieß mit und um Zürich der Fall iſt.

Wir waren bei guter Zeit wieder im Hôtel bei Caldwell zurück, ohne daß uns der Regen ſeiner Aufmerkſamkeit gewürdigt hätte. Jede Partie begab ſich alsbald auf ihr Zimmer, um die geſammelten botaniſchen Schätze zu verſorgen oder ihr Aeußeres für die bevorſtehende Tafel beſtmöglichſt herzurichten.

Das Hôtel Fort William Henry iſt ein ächt amerikaniſches Holzgebäude, d. h. ſo aufgeführt daß es ſich ſeinem Beſitzer oder Beſtänder in Zeit von zwei bis drei Jahren bezahlen muß. Will man etwa Fehler daran finden, ſo iſt ſein augenfälligſter daß ſein Bauſtyl, zu pomphaft, nur für ein Steingebäude paßt. Es iſt übrigens hier zu Lande etwas ſo gewöhnliches, griechiſchen Tempelſtyl oder römiſche Rieſenwerke in Holz nachgeahmt zu finden, daß es einem nicht mehr als etwas abgeſchmacktes auffällt. Großartige weite Treppenaufgänge, geräumiger luftiger Corridor, eine 140 bis 150 Fuß lange Façade, hohe Zimmer, Fenſter und Thüren in ihren Maßen entſprechend, alles von Holz, mit Oelfarbe angeſtrichen, iſt die Art und Weiſe wie die Amerikaner derartige Bauten unternehmen. Die Koſten eines ſolchen Baues ſind vielleicht gleich denen eines Flußdampfbootes, das zudem noch ſeinen nautiſch-wiſſenſchaftlichen Werth vor jenem voraus hat. Die innere Einrichtung eines ſolchen Hôtels iſt in den öffentlichen Zuſammenkunftszimmern reich mit Teppichen und Vorhängen ausgeſtattet. In den Wohn- und Schlafzimmern iſt die Einrichtung einfach, aber ſtets reinlich. Alles entſpricht genau den Anſprüchen des Publicums. Des Gebäudes Grundriß bildet die Form eines (T), welches den daran gemachten Anforderungen möglichſt entſpricht. Die lange Façade mit ihrer Breitſeite gegen den See gerichtet, nehmen die Salons und Schlafzimmer der Gäſte und Paſſagiere ein, ſo daß der größtmöglichen Anzahl von letztern ein Stücklein Ausſicht auf den See gelaſſen iſt. Das lange Hintergebäude, welches ſenkrecht auf das Frontgebäude ſtößt, enthält den Speiſeſaal, Küche und Zimmer für Dienerſchaft, kurz es iſt der Haushalttheil. Der Plan des Gebäudes iſt gewiß kunſtlos und verräth keinerlei Hintergedanken. So viel Fenſter und Thüren, ſo viel Quadratfuß Raum macht ſo viele Dollars per Monat; damit ward der Plan geradezu vorgeſchrieben.

Nächſt dem Haupteingang zum Bureau des Beſtänders befindet ſich in einem Glaskaſten verſchloſſen eine kleine Curioſitätenſammlung, die, bei der Wichtigkeit mit welcher es unter anderm auch eine Anzahl kindiſch lächerlicher Gegenſtände aufweiſt und theilweiſe beſchreibt, Anſpruch auf archäologiſche Bedeutung zu machen ſucht. Manche Kleinigkeiten darunter haben unbeſtreitbaren Werth, findet man aber daneben zum Beiſpiel den Holznagel aus einem Kleiderrechen, genommen 1854 in einer brittiſchen Soldatenbaracke in Canada, und hier ausgeſtellt, oder eine Glasflaſche mit etwas Alkohol, eine gewöhnliche Maus bewahrend, die einmal in die Flaſche geſchlüpft war und ſich darin erſäuft hatte, und jetzt bezeichnet iſt, as a mouse which, caught itself in its own drap, oder eine Reihe militäriſcher Rock- und Hoſenknöpfe von amerikaniſchen und brittiſchen Uniformen, von denen zudem der älteſte noch keine hundert Jahre alt und der jüngſte noch nicht von gegenwärtigen Uniformen abgeſchafft iſt, ſo läßt ſich nicht viel vom Geſchmack eines Publicums denken welches ſich ſolche Sachen gefallen läßt. Ich meinerſeits erinnere mich bei keiner andern Nation die Tugend, geringes Gold ſo aufs dünnſte auszuplätteln und Pomp damit zu machen, wie bei den Yankees.

Die Stunde zum Mittagmahl war bei der Hand, und ſo verſäumten auch wir nicht dieſer Pflicht gegen uns ſelöſt nachzukommen, obwohl auch dieſes manchmal ſein Unangenehmes hat. So namentlich heute, denn wir hatten uns mit unſerm kurzen unvorbereiteten Ausflug wirklich als Eindringlinge im Kreiſe einer glitzernden modernen Welt eingedrängt. Von den ſplitterrichterlichen meſſenden und zerlegenden Augen ſchöner Gafferinnen und eitler Gaffer, und von Angehörigen einer hohen Plutokratie des Landes kann man wohl auch mit der Bibel ſagen, „ſie gehen umher wie der brüllende Löwe und ſehen zu wen ſie verſchlingen.“ Auch wir hatten uns ſolches gefallen zu laſſen, was uns übrigens ſehr wenig anfecht.

An einer amerikaniſchen eleganten table d'hôte habe ich immer mein heimliches Vergnügen an dem lächerlichen Zopf, der dem angloamerikaniſchen Mahlzeitencultus noch von Alt-Englands Zeiten her hängen geblieben und dieſen Popanz noch hinten und vorn ziert. Ich möchte dieſes theure Kleinod unverbeſſerlicher engliſcher Sitte nicht antaſten, allein die Eigenliebigen dieſer angloamerikaniſchen Republik, beſonders die Reſpectables, ſetzen einen beſondern Stolz auf dieſe Art Conſervatismus, und ſo müſſen ſich's Fremde natürlich gefallen laſſen, unter dem althergebrachten Ritual mitzumachen. Solches beſteht nämlich darin, daß eine große Anzahl Neger unter dem Commandoſtab des Vorſchneiders nach ſtreng eingehaltenen Vorſchriften die Tafel beſetzen, und während der verſchiedenen Wechſel immer wieder ſyſtematiſch herrichten müſſen. Alle Tempos geben dabei nach den Schlägen einer kleinen Glocke, wonach jeder der dienenden Geiſter auf ſeinen Platz mit dem rechten Fuß austritt, mit dem zweiten Schlag eine Schüſſel über die Tafel ſchwingt, die er endlich mit dem dritten aufſetzt. Auf dieſes macht dann jeder wieder eben ſo im Takt, je nachdem, rechts oder linksum, wonach dann auf ein anderes Zeichen alle einer hinter dem andern tafelaufwärts marſchiren, um weitere Ordres zu empfangen. Teller und Beſtecke einſetzen geht ganz im ſelben Styl. Wieder marſchirt auf jeder Seite der Tafel eine Reihe dieſer ſchwarzen Dienſtraben auf und nieder, um mit dem gegebenen Glockenzeichen Meſſer, Gabel, Löffel und Teller einzuſetzen. Beſonders ergötzlich ſind dabei die wichtigen Mienen dieſer kraushaarigen Aufwärter, die keine Miene verändern wenn ſie z. B. hin und wieder, da wo kein Beſteck zu erſetzen iſt, doch dieſelbe Bewegung machen müſſen als ob ſie wirklich ein ſolches hinlegten. Dieſe erbauliche Tafelſcene erinnert mich immer wieder, und ſo oft ich ſie ſehe an Mozarts Zauberflöte, wo auch ſchwarze Krausköpfe im Takt die Muſik ſchön finden, tanzen und in ſymmetriſchen Reihen ab- und zugehen.

Der practiſche Werth eines ſolchen Tafelceremoniells mag wohl

Digitized by Google

darin bestehen, daß fürs erste die Schwarzen selbst entschiedenen Geschmack und Geschick für derlei Dienstleistungen haben, und überhaupt als Barbiere, Köche, Kammerdiener ꝛc. selbst ungemein viel Werth auf glänzende, hohle Formen legen. Außerdem scheinen auch diese Wollköpfe durch ein vorgeschriebenes, streng gehaltenes System leichter in Ordnung gehalten zu werden. Bei so großartigen Abfütterungsscenen, wie sie sich täglich in einem großen, amerikanischen Hôtel wiederholen, mag wohl ein vorbeschriebenes Ceremoniell nöthig seyn, ob aber ein geehrtes Publicum dabei wirklich die größte Bequemlichkeit genießt ist eine weitere Frage, die ich mir selbst noch nicht gehörig zu beantworten vermochte.

Nach vollbrachter Tafel suchten die Familie des Doctors und ich wieder das Freie, um wo möglich noch heute den „Prospecthill" zu bestiegen. Die Zeit hiezu war freilich etwas kurz, allein der Doctor, und besonders seine Frau, die beide schon seit langer Zeit am Mississippi lebend keine Berge mehr gesehen hatten, wollten sich das Vergnügen, wieder einmal in Waldthalen und Bergklüften herumzustreifen nicht nehmen lassen. So schritten wir einem nahen, bewaldeten Berge zu, der beim hiesigen Volk der Aussichtshügel (Prospecthill) heißt. Die Etymologie dieses Namens ist wie bei den angloamerikanischen Ortsbenennungen überhaupt sehr einfach, so daß ein Blinder sie leicht greifen kann. Wir wußten nun daß wir von da droben wirklich eine Aussicht haben würden.

Anfangs war die Steigung des Berges gering, übrigens wuchs sie bald zu 45 und mehr Graden, ja über die Mitte hinauf nahm sie gegen 60° und hob sich gegen den Gipfel nur mehr in scheitelrechten Terrassen. Die Flora lieferte uns hier noch mancherlei merkenswerthe Exemplare. Eine Anzahl Farn- und Bärlappen bezeichneten in Gesellschaft einiger Phanerogamen den Pflanzenwuchs der nördlichen gemäßigten Zone. Es fanden sich da Pteris aquilina. L.; Adiantum pedatum L.; Lycopodium complanatum und L. rupestre, L.; Chimaphyla umbellata, Nutt; Pyrola secunda. L.; Corydalis glauca, Pursh; Lysimachia revoluta. Nutt; Lichea major. Michx; Lythrum alatum. Pursh; Coptis trifolia. Salisb.; Gay Lussucia resinosa, Porr. y. Gray; Melampyrum pratense. L.; var. americanum Benth; Rosa Carolina. L.; Spiraea salicifolia et S. tomentosa. L.; Campanula rotundifolia L.; Campanula asperinoides. Pursh; Arbutus Uva ursi. Spreng; Hypericum canadense L.; Scutellaria lateriflora. L.; S. serrata. Andrews; Medeola virginica, L.; Lolium canadense. L.; Trientalis americana. Pursh; Lespedeza capitata. Michx; Melilotus leucanthus Koch etc.

Nachdem wir den Fuß des Aussichtshügels hinter uns hatten, nahm die Steilheit gegen den Gipfel und damit die Schwierigkeit des Kletterns so zu daß in der That jedes von uns alle Kraft und Ausdauer aufzuwenden hatte, um dem vorgesteckten Ziele nahe zu kommen. Da waren nämlich alte Waldpartien, wo zwischen jungen halbverkohlten Stämmen ein fast undurchdringliches Unterholz das Durchkommen so sehr erschwerte daß alle Philosophie dazu gehörte, nicht unwillig umzukehren oder geradezu hinzusitzen und sich unnützem Zweifeln am Gelingen des Vorhabens hinzugeben.

Ich hatte endlich den Gipfel erreicht, und fand genügend Zeit mich von oben herab der weithin reichenden Aussicht zu erfreuen. Die obere Hälfte des Sees lag da vor den Augen wie eine hydrographische Karte. Eine solche Schau ist übrigens mehr interessant als eigentlich scenerisch schön, und der wohlige Eindruck, welchen sie etwa macht, liegt mehr im Bedenken und Zergliedern als in einem wirklich schönen Gesammteindruck. Hievon ist vielleicht ausgenommen das wolkenbelebte Luftmeer mit seinen herrlichen Farbentönen, wie es über den auf dem Grunde ruhenden Massen von Hügeln, Bergen und Wäldern ruht.

Man übersieht vom Rücken des Prospecthill die Wasserscheide zwischen dem oberen Hudson und den Wassern, die ihren Lauf durch den George- und Champlain-See nach dem Lorenzostrom nehmen.

Wir waren nach ziemlicher Arbeit des Hinabkletterns so glücklich noch vor pechfinsterer Nacht einen Waldpfad zu erreichen, der uns bald wieder zum Fuß des Berges und von da nach dem Hôtel leitete. Bei einem verspäteten nachgedeckten Abendessen ward bald das Gröbste der überstandenen Strapazen vergessen und waren wir jetzt froh, auch den kleinsten Augenblick unserer Zeit hier benützt zu haben, allem Sehenswerthen nachgegangen zu seyn.

Ich kann nicht umhin hier dem Pächter oder Beständer des Hôtels Ford William Henry unsere Anerkennung zu zollen, da wir bei unserem flüchtigen Besuche mit besonderer Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit behandelt wurden, was namentlich in solchen Curorten und Badeanstalten selten der Fall ist, da die reiche und vornehmthuende moderne Welt gewöhnlich alle Aufmerksamkeit für sich allein beansprucht. Freilich hatte dießmal der große Andrang von Gästen und Passagieren einen für den Hôtelinhaber sehr empfindlichen Stoß erlitten, indem der Dampfer John Gay, welcher die Reiseverbindung zwischen Canada, Ticonderoga und Saratoga bis jetzt vermittelt hatte, erst vor kurzem durch Feuer zu Grunde gegangen war, was auch mehr Menschenleben gekostet. Der Unglücksfall hatte seiner Zeit mächtigen Zeitungslärmen erregt, weiter aber auch nichts zur Folge gehabt, als gewöhnlich bei ähnlichen Vorfällen auf Eisenbahnen oder Dampfbootlinien der Fall ist.

Ein Gang durch das ägyptische Museum im Louvre zu Paris.

Mit Recht fesselt der stattliche Obelisk von Luxor auf der Place de la Concorde mit seinen trefflich erhaltenen Hieroglyphen die Aufmerksamkeit jedes Fremden welcher sich Paris ansieht. Legt er doch eine Vergleichung nahe zwischen der weltberühmten Nilstadt Theben, wo er die Pforten des königlichen Palastes schmückte, und der jetzt wieder in den Zenith ihres Glanzes getretenen Seinestadt. Aber es ist dieser herrliche Monolith nur gleichsam der Vorposten eines Lagers von Ueberresten des wunderreichen Landes, die in den Kunsthallen des Louvre sich befinden, und der Alterthumsfreund

denkt sich den Weg dahin durch eine Reihe geheimnißvoller Sphinxe ausgeschmückt.

Früher war diese Sammlung weniger bedeutend, seit aber in den letzten Jahren der hochgestellte Arzt Clot-Bey seine während eines langjährigen Aufenthalts in Aegypten erworbenen Kunstschätze damit vereinigt hat, auch die von dem gelehrten Mariette in neuester Zeit bei Abusir entdeckten Ueberbleibsel des Serapeums, d. i. des unterirdischen Tempelgrabes des Apis, darin niedergelegt sind, nimmt sie wohl, wenigstens in einzelnen Branchen, eine ebenbürtige Stellung unter den verwandten Museen von Rom, Turin, Leyden und Berlin ein. Das Local für die größeren Gegenstände (Salle des grands monuments) ist zu ebener Erde in dem südlichen Theile des Flügels der großen Colonnade, und setzt sich auf der daran stoßenden Treppenhalle fort. Für die kleineren dienen vier Säle im ersten Stock, die einen Theil des Musée de Charles X bilden, und durch musterhafte Deckengemälde geziert sind. Eines derselben von Picot stellt Aegypten dar, wie es dem alten Hellas durch Studium und Genie sich enthüllt, ein anderes von Abel de Pujol zeigt dasselbe Land, wie es bei Joseph gegen die sieben theuren Jahre Schutz sucht.

In der Salle des Grands Monuments befinden sich eilf Statuen der Göttin Pacht, der Geliebten des Ptah, des höchsten Gottes zu Memphis, der Schöpferin der asiatischen Menschenrace. Manche derselben sind sehr schön gearbeitet, und ein schlanker Leib entspricht dem kräftigen Löwenkopf der Göttin. Die Salle des Monuments Religieux ist ein reiches Pantheon, zu welchem Theben, Memphis und Sais ihre Beiträge gaben.

Wir haben hier mannichfaltige Darstellungen aus der ihrem innersten Wesen nach noch in tiefes Dunkel gehüllten ägyptischen Mythologie vor uns, von Ammon, dem Vater der Götter und Herrn der Thronen der Erde, mit der rothen Krone, dem Zeichen der Herrschaft über die niedere Region und zwei langen geraden Federn, den Herrscherstab in der Hand und mit der Schenti oder kurzem Leibrock bekleidet, bis zu dem Herrn der Skarabäen herab; wir sehen die schöne Hathor mit der Sonnenscheibe, zwei Hörnern und zwei langen Federn, die Aphrodite der Griechen, und den häßlichen Bes mit den Stierangen und der ausgereckten Zunge, wir begegnen Seti mit der weißen, spitzigen Mitra und den zwei Kuhhörnern, der griechischen Here, Anuke, der griechischen Hestia, mit dem breiten Blumenkranz, Neith mit der rothen Krone, Bogen und Pfeilen, der Pallas Athene der Griechen, Imhotep mit dem langen Gewande, Sandalen und aufgeschlagenen Buche, dem griechischen Aeskulap, dem bösen Gott Set, dem griechischen Typhon, und den guten Göttern Osiris (Dionysos) und Isis (Demeter). Manche dieser Bildnisse sind äußerst klein. Der Stoff, aus welchem sie bestehen, ist Bronze, emaillirte Erde, Fajence, Glas, Granit und anderes hartes Gestein, vergoldetes oder bloßes Holz, zuweilen auch Gold. Einen guten Ueberblick gewährt ein Fach, worin von jeder Gottheit ein Exemplar aufgestellt ist.

Für die den Apis, welcher als Incarnation des Ptah gedacht wurde, betreffenden Funde ist ein eigener Raum, Salle d'Apis, bestimmt. Sie kamen aus dem oben genannten Serapeum, dessen Gründung um 1500 fällt, und wovon jetzt noch ein fester Pfeilerbau ohne Bedachung übrig ist. Mitten im Saale steht das Bild des Apis in Stein gehauen, wovon man noch die regelmäßigen schwarzen halbmondförmigen Flecken unterscheiden kann. An den Wänden sind ganze Reihen von Denksteinen auf den Tod der vielen Apis angebracht, welche in Verbindung mit der auch hieher gebrachten Serapeumsthürme durch ihre Inschriften für die Geschichte und Chronologie eine sehr reiche Ausbeute gewähren, indem sie zwar gewöhnlich nur einen Act der Anbetung von Seiten der Apispriester enthalten, aber eine Menge historischer Daten aus der Regierungszeit der verschiedenen Könige, unter welchen die Apis starben, von Amenophis III bis zu Cäsarion, dem Sohne der Kleopatra, anführen. Von zwei Apis wird gesagt, daß sie über 26 Jahre alt geworden seyen, wodurch sich die Angabe der griechischen Schriftsteller, man habe sie nicht über 25 Jahre alt werden lassen, widerlegt, jedenfalls gezeigt wird daß diese Regel nicht ohne Ausnahme war. Eine der Inschriften bezieht sich vermuthlich auf den Apis, welchen der unsinnige Kambyses im Jahr 518 bei der Rückkehr von seinem verunglückten Feldzuge gegen die Aethiopier tödtlich verwundete. Außerdem sind hier in großer Anzahl die vier Söhne des Osiris, die Kanopen. Sie haben ihren Namen von Kanopos, dem Steuermann des Osiris auf seinem indischen Zug, bestehen aus einem bauchigen, zum Aufbewahren des Nilwassers bestimmten Topf mit einem freundlichen Menschenkopf, und hatten die Eingeweide zu überwachen. Auf dem obersten Absatz der Treppenhalle befinden sich Opfersteine und kleine Votivpyramiden. Die Hauptperson auf letztern ist in anbetender Stellung, und wendet ihr Gesicht regelmäßig gegen Mittag, und zu ihrer Linken sind Gebetsformeln an die aufgehende, so wie zu ihrer Rechten an die untergehende Sonne gerichtet, woraus man schließen dürfte daß auch die großen Pyramiden eine Beziehung zu dem Sonnendienst hatten.

Wir wenden nun unsere Aufmerksamkeit den Königen zu, von welchen nicht wenige als wahre Heroen vor uns treten. Ein schönes Basrelief auf einem Stein, der im Serapeum eingefügt war, aber einem viel älteren Bau angehörte, stellt den König Menkeher von der fünften Dynastie dar. Die kolossale Statue des Sevek-Hotep III von der dreizehnten Dynastie ist zwar sehr verstümmelt, doch läßt sich eine schlanke Form des Leibes und anmuthige Haltung des Kopfes noch erkennen. Daneben ist das Standbild desselben Königs, halb so groß, von gleich guter Arbeit. Auch ist ein König dieses Namens, vermuthlich der vierte, auf drei Basreliefs zu sehen. Von einer Statue des Amenophis III, des Memnon der Griechen, welcher der achtzehnten Dynastie um das achtzehnte Jahrhundert angehörte, sind nur noch die Füße übrig, an der Basis sind aber die Namen von 23 afrikanischen, durch ihn besiegten Völkerschaften, darunter die der Libyer und der von Kusch (Aethiopier) aufgeführt. Eine kleine, sehr fein gearbeitete Statue zeigt das Bild des Amenophis IV, eines der letzten dieser Dynastie. Derselbe ist dadurch bekannt, daß er den Namen des Gottes Ammon auf den Denkmalen von Theben ausmeißeln ließ, um eine erneuerte, vermuthlich ausheimische Art des Sonnendienstes in Form einer geflügelten Scheibe einzuführen. Seti I, der Gründer der neunzehnten Dynastie, der Vernichter der Hyksos, um Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, ist auf einem Basrelief zu sehen, wie er von der Göttin Hathor ein symbolisches Geschenk erhält. Von seinem Sohne Ramses II, Mei-Amoun, d. h. der von Ammon Geliebte, ist ein Standbild von grauem Granit vorhanden und eine schöne Statue von Alabaster, deren oberer Theil aber

Digitized by Google

leider reſtaurirt iſt. Ferner trägt ſein Haupt ein großer und doch gefällig gearbeiteter Sphinx, und zwei Basreliefs enthalten ſein Bild; auf beiden trägt er noch die Jugendlocke, und auf einem hält er den Finger gegen den Mund als Zeichen der unmündigen Kindheit. Dieß iſt der von den Griechen Seſoſtris genannte große Eroberer, welcher die Juden zwang die Stadt Ramſes zu bauen. Das Haupt ſeines Sohnes Menephtha (Liebling des Ptah) trägt der größte Sphinx in dieſer Sammlung, auf welchen auch gewöhnlich das Auge des Beſchauers zuerſt fällt. Er beſteht aus rothem Granit, iſt 6½ Fuß lang, hat ſchwerfällige Formen und die Tatzen ruhen auf Ringen, dem Zeichen langer Zeitreihen. Eine Inſchrift an der Bruſt und an der Schulter gibt über ihn Kunde. Dieſer Menephtah war ſehr wahrſcheinlich der Pharao, unter welchem die Iſraeliten durch das rothe Meer zogen — ein Ereigniß, welches, weil es für den König nicht ruhmvoll war, auf den ägyptiſchen Denkſchriften nicht verzeichnet iſt. Er und ſein Vater haben den Apiscult ſehr, woher es ſich erklärt daß die Iſraeliten in der Wüſte ſich ein goldenes Kalb machten. Steht man vor dieſem koloſſalen Menephtah-Sphinx, ſo wird man unwillkürlich an die aſſyriſchen Rieſenbilder erinnert. Auf beiden ſind Königshäupter voll majeſtätiſchen Ernſtes: dort iſt ein Stier, hier ein Löwenleib, das Symbol der Stärke, die aufrechte Stellung der aſſyriſchen in Verbindung mit den Flügeln imponirt aber noch mehr als die liegende Stellung der ägyptiſchen. Seti II, Sohn des Menephtah, iſt auf einer koloſſalen Statue abgebildet, einen großen Herrſcherſtab in der Hand haltend, auf welchem ſeine Namen und Titel verzeichnet ſind. Scheſchonk I von der zweiundzwanzigſten Dynaſtie um die Mitte des neunten Jahrhunderts, welcher Jerobeam, den König von Juda, wegführte, iſt auf einer Inſchriftentafel in der Anbetung des Apis begriffen zu ſehen. Zur Zierde einer Säule dient eine kleine Statue mit dem Bilde des Pſammetich II von der ſechsundzwanzigſten Dynaſtie 593 — 588 v. Chr. Amaſis von derſelben Dynaſtie um 570 v. Chr. iſt auf vergoldetem und überglaſtem Holze dargeſtellt, wie er den Horus anbetet. Einer der letzten Könige, Nechtharſevi, ſteht auf dem Bruchſtück der Oberſchwelle einer Thüre. Die durch das obligate Schlangenſymbol, den Urëus kenntlichen Häupter der Könige Hophra (Apries bei Herodot) um 590 v. Chr., des Nepherites um 398 v. Chr., des Hakoris um 392 v. Chr. und des Nektambo, des letzten Sprößlings der ägyptiſchen Königsgeſchlechter, um 378 v. Chr, werden von Löwenleibern getragen, und erſcheinen alſo in der Geſtalt von Sphinxen. Dieß ſind die Bildniſſe der Könige. Durch ſie in Verbindung mit den zahlreich vorhandenen Inſchriften iſt es möglich geworden viele Lücken in der Chronologie auszufüllen, und die zwölfte Dynaſtie iſt faſt vollſtändig vertreten, obwohl ſie bis an das Ende des dritten Jahrtauſends zurückgeht.

Aber auch von andern hochgeſtellten Perſonen, Königinnen, unter welchen man ſich die Iſis verkörpert dachte, Prinzen und Prinzeſſinnen, königlichen Schreibern und ſonſtigen Beamten, Prieſtern und Prieſterinnen, erhalten wir theils durch Standbilder, theils durch Gedenktafeln Kunde. Auf einer der letztern befindet ſich die angebetete Königin Ahmesnofre-ari, Gemahlin des Ahmoſis, welcher zu Ende der ſiebzehnten Dynaſtie die Hykſos vertrieb. Die Inſchrift eines Spielbrettes bezieht ſich auf die Königin Hat-Aſru, Tochter Tutmes I und Regentin nach ſeinem Tod. Auf einem großen Scarabäus iſt eine Denkſchrift auf die Vermählung Amenophis III mit Taia. Beide letztere Königinnen gehören der achtzehnten Dynaſtie an. Auf einem Standbilde iſt dargeſtellt die Königin Keramama, Gemahlin des Takelothis I von der zweiundzwanzigſten Dynaſtie. Ein Alabaſtergefäß trägt die Inſchrift der Königin Amen-meri von der ſechsundzwanzigſten Dynaſtie. Von Rhaemtam, älteſtem Sohne des Ramſes II und der Iſinofre, Oberprieſter des Ptah zu Memphis, gibt es manche Abbildungen. Auf einem ſehr fein gearbeiteten Denkſteine ſteht die Prinzeſſin Mutartais hinter ihrem Vater, dem König Pianchi, welcher nach der Herrſchaft der Aethiopier mit ſeiner Gemahlin Amenartais kurze Zeit zu Theben regierte, und es werden ihre Vorzüge alſo gerühmt: „Sie hat die Palme der Liebe bei Männern und Frauen. Ihre Haare ſind ſchwarz wie die Nacht.“ Auch wird ſie die Prophetin der Göttinnen Mut und Hathor genannt. Sehr ſtattlich nimmt ſich der erſte Prophet des Oſiris zu Abydos, Unower, mit ſeinem Pantherfell aus. Es war dieß die weſentliche Auszeichnung der höchſten Stände in Aegypten von den älteſten Zeiten her, und galt gleichfalls im Ausland als Hauptſchmuck, wie denn Paris, der nach Herodot (2, 113 ff.) auch in Aegypten war, im trojaniſchen Krieg ein ſolches trug (Ilias 3, 17). Ein Denkſtein auf Nechtmin, erſten Propheten des Minti, iſt deßhalb bemerkenswerth, weil im ägyptiſchen Muſeum zu Berlin ein gleicher aufbewahrt iſt. Die königlichen Schreiber oder Schriftgelehrten haben gewöhnlich eine Art Schreibpult vor ſich, mit welchem ſie wie verwachſen ſcheinen, und deßhalb keine äſthetiſche Figur bilden. Ein Mundſchenk des Königs Ramſes II, Scha, erinnert an den Mitgefangenen des Joſeph. Eine junge Prieſterin im Tempel des Ammon zu Thebe, Aleh, wahrſcheinlich der achtzehnten Dynaſtie angehörig, hat das Klapperinſtrument, Siſter, in der Hand. Auch kommt eine verheirathete Prieſterin des Ammon, Nowreari, Ehefrau des Schreibers Hora unter König Menephtah, vor. Da aber Herodot (2, 35) ausdrücklich behauptet, kein Weib verſehe einen Prieſterdienſt, ſo iſt wohl an die Tempeltänzerinnen, Almé genannt, zu denken, jedenfalls war ihr Wirkungskreis ein ſehr beſchränkter.

Das in der Salle civile und zum Theil auch in der Salle historique Ausgeſtellte gibt uns einen köſtlichen Einblick in das innere Leben der Aegyptier, ihren Haushalt und die demſelben entſprechende Culturſtufe. Es ſind hier durchſichtige leinene Stoffe, eine Art grober Mouſſeline, welche leicht zu beſchaffen waren, da das fruchtbare Nilthal ſchon in den älteſten Zeiten viel Flachs hervorbrachte, ferner Hänfen-, Leinen- und Wollengarn, ein aus purpurrother Wolle geſtrickter Kopfputz, Muſter von den verſchiedenſten Geweben, eine purpurrothe und eine gelbe Jacke, beide in der Wolle gefärbt, Treſſen und Stickereien, welche den noch jetzt im Orient üblichen ſehr ähnlich ſind, und wovon manche ſyriſchen Urſprungs ſeyn mögen, Muſter von Plüſch und ſehr ſchöner Mumienleinwand. Von einem falſchen Zopf iſt nur ein Exemplar vorhanden. Von Fußbekleidung finden ſich vor Halbſtiefel und Sandalen aus ſehr ſtarkem Leder für Männer und ſehr leichte Halbſtiefel aus weißem Saffian für Frauen, mehrere noch ganz neue elegante Sandalen aus Papyrus und anderem bunten Material geflochten, wovon einige ganz flach ſind, andere einen kleinen Umſchlag haben, ein Paar Pantoffeln aus rothem Saffian und vergoldet, auch Halbſtiefel und leichte Sandalen für Kinder. Von

Digitized by Google

Meubeln iſt aufgeſtellt eine mit Flaum gefüllte Kindermatratze, eine große Binſenmatte, Klappſtühle, Seſſel mit und ohne Lehnen, namentlich ein großer Lehnſeſſel mit eingelegtem Elfenbein und geflochtenem Gefäße, auch ſind manche andere Geflechte aus Binſen, Papyrus und Palmblättern vorhanden. Die Gefäße beſtehen aus gelbem und rothem Thon, Glas, Alabaſter, Porphyr, Granit, Feldſpath, Laſurſtein, Bergkryſtall und Gold, und ſind meiſt hübſch und leicht gearbeitet. Die mit bunten Wellen verzierten Gläſer namentlich ſind ägyptiſche Erfindung.

Eine Sammlung von Früchten und Getreide wurde aus den Gräbern erhoben. Darunter iſt auch die Frucht des Baobab oder Affenbrodbaums, welche ſehr wahrſcheinlich von Aethiopiern hergebracht wurde, da ſie in Aegypten ſelbſt nicht wächſet. Von Ackergeräthe findet ſich die Erdhacke aus gelbem Ebenholz vor, die zur Bearbeitung des lockern Nilſchlamms hinreichte; von Jagdgegenſtänden Bogen und Pfeile mit Spitzen aus ſcharfen Steinen, und eine Art gekrümmter Stäbchen aus ſchwerem Holz, womit man Waſſervögel zu werfen pflegte; von Fiſcherwerkzeugen Angeln und Netze; von Waffen Dolche, eine Art königliches Schwert, eine Schlachtſichel, auch ſieht man eine Feder und ein Raſirmeſſer, ſo wie Nadeln von Bronze und Spindeln von Fayence.

Die Paletten der Schreiber, welche wegen Fertigung der Hieroglyphen auch Künſtler ſeyn mußten, beſtehen aus hartem Holz, haben ein viereckiges Loch, um die Kiele oder Griffel hineinzuſtecken, und mehrere runde Löcher für Stückchen von rother und ſchwarzer Dinte, die in einem kleinen Gefäß mit Waſſer aufgelöst wurde. Dieſe Schreibbretter ſind oft mit ſehr feinen Inſchriften verziert, deren Gegenſtand Gebete ſind, welche der Eigenthümer an verſchiedene Gottheiten richtete.

Die Muſik betreffend, ſo kommen vor Schlag-, Blaſe- und Saiteninſtrumente, paarweiſe geſtellte Hände und Arme von Holz und Elfenbein, die beſtimmt geweſen zu ſeyn ſcheinen nach Art der Caſtagnetten den Tact anzugeben, Hörner, Cymbeln, eine Trompete von Bronze, zwei Schellentrommeln, Lauten und Harfen. Der Ueberzug einer Flöte, auf welcher eine Muſikerin zwei Flöten zugleich blaſend dargeſtellt iſt, gehört zu den Seltenheiten.

Von Spielen ſieht man eine Art Schachſpiel mit Hieroglyphen, und manche ähnliche Figuren aus Bein und Elfenbein.

Obwohl im Jahr 1830 manches Geſchmeide abhanden kam, iſt doch noch vieles übrig. Die goldenen Ketten wurden um den Hals getragen. Die Fingerringe ſind theils von Gold, theils von emaillirter Erde. Sehr häufig ſind auch die Siegelringe. Unter den Ohrgehängen ſind beſonders die zu bemerken welche aus weißem und rothem Carneol beſtehen, ſchildartige Form haben und mit dem Kopf der Göttin Mut verziert ſind. Die Halsbänder enthalten häufig ſymboliſche Gegenſtände, z. B. heilige Fiſche, Eidechſen, das Auge des Oſiris, die Lotusblume, und ihre Endverzierung iſt oft der Kopf eines Sperbers. Manche derſelben ſind aus blauer überglaster Erde gefertigt. Von Silber, welches überhaupt, wie das Eiſen, ganz ſelten iſt, findet ſich nur eines vor. Die Armſpangen beſtehen aus Gold, Edelſteinen und Schmelzarbeit. Wie man in den Gräbern der alten Deutſchen überall glaſirte bunte Thonkügelchen in Reihen gefaßt als Schmuck antrifft, ſo ſind auch hier Bänder von vielfarbigen Kügelchen aus Glas, glaſirtem Thon oder Stein, aber vermiſcht mit metallenen Figürchen, vorhanden. Wie weit es die Zeitgenoſſen des Moſes in der Steinſchneidekunſt gebracht hatten, das ſieht man an einem unter Ramſes II gefertigten Sperber mit ausgebreiteten Flügeln und einem Widderkopfe. Der ganze Leib iſt bedeckt mit in Gold gefaßten Federchen aus Laſurſtein, Carneol und Feldſpath.

Die Handgriffe der aus Metall gegoſſenen Spiegel beſtehen in der Regel entweder aus einem nackten jungen Mädchen, das ſich mit der rechten Hand putzt und mit der linken eine Katze hält, oder aus dem oben ſchon erwähnten Gotte Bes, den dieſelbe Ironie zum baroken Gott der Toilette machte, welche die launigen im ägyptiſchen Muſeum zu Berlin aufgeſtellten Scenen hervorrief, wie z. B. ein Löwe mit dem Ziegenbock Schach ſpielt — ein Beweis daß der Humor auch inmitten des tiefſten Ernſtes überall ſein Recht zu behaupten weiß. Die Toilettenbüchschen ſind verſchieden geſtaltet und verziert, und theils aus Holz, theils aus Bein oder Elfenbein gearbeitet. In jedem Schminköschen findet ſich noch das Spießglas, womit vorzugsweiſe die Augenbrauen und Augenlider bemalt wurden. Von den Kämmen wurden die ſchönſten, weil ſie aus Aſſyrien kamen, in das aſſyriſche Muſeum gebracht, was nicht wohl gethan zu ſeyn ſcheint, da ja gerade das ihnen einen beſondern Werth gibt daß ſie in Aegypten gefunden wurden. Alle dieſe Gegenſtände, ſowie elfenbeinerne Hefte von Dolchen und Meſſern wurden in ſehr ſauber gearbeiteten Käſtchen von koſtbarem Holz aufbewahrt.

Auch von ſolchen Gegenſtänden, die ſich auf die Verſtorbenen beziehen, iſt das Muſeum reich. In der Salle Funéraire ſind an einer Wand Papyrusrollen von grauer Farbe, ſehr deutlich geſchrieben und mit Vignetten verziert, entfaltet. Sie gehören Todtenbüchern an, welche einen Wegweiſer für den Verſtorbenen in Betreff ſeiner durch die Unterwelt anzutretenden Wanderung enthalten, und im voraus zum Verkauf gefertigt wurden, weßhalb der Raum für den Namen des Verſtorbenen leer gelaſſen iſt, was an die Grabſteinfabrik in der Nähe des Père la Chaiſe erinnert, wo ſich jeder noch zu ſeinen Lebzeiten ein ſchon fertiges Grabdenkmal auserwählen kann. Eines dieſer Prachtexemplare gehört dem Style nach der achtzehnten Dynaſtie an, und enthält folgende Scenen: die erſte Vignette zeigt Oſiris, den Typus jedes Verſtorbenen, grün bemalt, mit weißem Diadem, dem Zeichen der Herrſchaft über die obere Region, den königlichen und göttlichen Scepter in der Hand. Auf der zweiten Vignette erſcheint der Verſtorbene hinter dem ſchakalsköpfigen Anubis auf einem Sonnenkahn, ohne Zweifel dem Modell eines damaligen Nilſchiffs, ſchwebend. Nun kommen verſchiedene Geſtalten welche die Seele in der Unterwelt annehmen muß, zuerſt ein Reiher, dann ein Sperber, eine Schwalbe u. ſ. w. Dieſe Anſicht von der Seelenwanderung unterſcheidet ſich von derjenigen welche Herodot (2,123) vorfand, dadurch daß nach letzterer die Verwandlung auf der Oberwelt ſtatt hatte. In dem zweiten Bande ſieht man zuerſt die 15 Thore der elyſäiſchen Felder, darauf das Todtengericht. Der Verſtorbene wendet ſich an jeden der 42 Richter — eine den Gerichtsmitgliedern der Lebenden in Aegypten analoge Zahl — und rechtfertigt ſich vor jedem in Betreff einer Sünde gegen die Moral oder Religion des Landes. Hiebei wird ſowohl dem allgemeinen Gottesbewußtſeyn entgegenſtehendes, Mord, Diebſtahl, Ehebruch, Verletzung eines Heiligthums, als auch beſonderes aufgeführt, z. B. unnütze Worte, eine dem nächſten Thränen erpreſſende Handlung, Verletzung der durch den Nillauf erworbenen

Digitized by Google

Rechte. In einem zu Berlin aufbewahrten Exemplar iſt auch Heuchelei, Lüge, Verleumdung, Trunkenheit, Verachtung Gottes im Herzen, Schmähung Gottes, des Königs und Vaters genannt. — Nun wird die Seele welche ſtets unter dem Bilde eines Sperbers mit einem Menſchenkopfe erſcheint, gewogen, in der einen Wagſchale iſt ein Gefäß welches das Herz des Todten vorſtellt, in der andern eine Straußenfeder, das Symbol der Gerechtigkeit. Mitten im Saale ſitzt der Gott Thot mit dem Hundskopf, bereit das Urtheil zu verkündigen; die zwei ſtehenden Göttinnen mit den Schlangen in der Hand bezeichnen die ſtrafende und die belohnende Gerechtigkeit. Sofort kommt ein Feuerbehältniß (Fegfeuer), das vier Genien mit der Beſtimmung bewachen, die Unreinigkeiten vollends zu tilgen, welche bei dem Reinigungsacte der Seele des Gerechten noch etwa hätten entgangen ſeyn können, worauf dieſelbe ſich dem Lauf der glänzenden Sonnenſcheibe anſchließt. Am Schluſſe dieſes religiöſen Dramas, wie man es nennen könnte, ſieht man die verſchiedenen Räume welche die Seele zu durchwandern hat, bis ſie ſich endlich mit ihrem durch Einbalſamirung vor Verweſung geſchützten Körper auf immer vereinigt, woraus ſich die Sorgfalt erklärt womit dieſer Gebrauch geübt wurde. Die Grundanſichten bleiben ſich in dieſen Ritualbüchern gleich, im einzelnen aber gibt es viele Modificationen. Ferner ſind in dieſem Saale Särge von gemaltem Holz und carbonirter Leinwand aufgeſtellt. Die Bilder daran ſind meiſt dem Todtenbuch entnommen, und es dürfen weder der Skarabäus und die Lotosblumen als Symbole des neuen Lebens, noch der Geyer als Zeichen der Mütterlichkeit fehlen. Der Hieregrammate und Oberſte der Wächter der Bücher, Sutimes, welcher drei ſolche Särge hat, wendet ſich mit folgenden Worten an die Göttin des Himmels: O meine Mutter, du Himmel, die du dich über mir ausbreiteſt, mache mich ähnlich den Geſtirnen! Der Himmel breite ſeine Arme gegen mich aus, um die Finſterniſſe zu zerſtreuen, und mir das Licht zurückzuführen!

Von den Figürchen welche man dem Todten ins Grab zu legen pflegte, iſt eine große Menge vorhanden. Sie beſtehen theils aus Holz, theils aus gebrannter emaillirter Erde, theils aus Stein. Einige derſelben ſtellen den Todten ſelbſt vor mit über der Bruſt gekreuzten Händen und mit Ackerbaugeräthe verſehen, da die Seele deſſelben ſich eine Zeitlang mit Ackerbau beſchäftigen mußte, auch hängt ein Sack mit Getreide über ſeine Schulter herab. Dieß ſteht ſehr wahrſcheinlich in Verbindung mit dem nach obigem in den Gräbern gefundenen Getreide, und erinnert auch an die in altdeutſchen Todtenhügeln zum Vorſchein gekommenen Früchte. Zum Aufbewahren dieſer Figürchen dienten beſondere Laden mit ſymboliſchen Verzierungen. Außerdem ſieht man hier Kanopen, einbalſamirte heilige Thiere, Todtenmasken und Mumien, worunter eine bis auf ihre letzte Hülle entkleidet iſt. Es iſt ſchade daß von den ganz entkleideten welche im zweiten Stock aufbewahrt werden, nicht wenigſtens ein Exemplar hieher gebracht worden iſt, wenn gleich ein ſolcher verdorrter, brauner Leib an ſich nichts Sehenswerthes darbietet. Von großem Werthe ſind zwei in der Salle Hiſtorique aufbewahrte, zur eilften Dynaſtie gehörige ſteinerne Mumienſärge. Sie wurden in der Nähe von Theben in einem Königsgrabe gefunden.

In der Salle des grands monuments iſt der untere Theil eines für die Mumie des Königs Ramſes III, des Rhampſinit der Griechen, welcher Mitglied der zwanzigſten Dynaſtie war und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts regierte, beſtimmt geweſenen koloſſalen Sarkophags. Der Deckel wurde leider nach Cambridge gebracht. Die Verzierung daran bezieht ſich auf den Lauf der Sonne in der Unterwelt, auch ſtehen an den Füßen und am Kopf die ſchützenden Göttinnen Iſis und Nephthys. In demſelben Gelaß iſt die Grabcapelle des Königs Amaſis von der ſechsundzwanzigſten Dynaſtie aus einem Stein 9½ Fuß hoch und 4½ Fuß breit. Sie wurde 1825 im Hafen von Alexandrien aus dem Meer gehoben.

In der Treppenhalle ſind zwei Copien von Gemälden, mit welchen die Königsgräber geziert waren, durch deren eine wir das Grab des Ramſes I näher kennen lernen. Als Ergänzung hiezu dient das Königsgrab auf der kaiſerlichen Bibliothek in der Salle des Ancêtres de Toutmès III, welches freilich von den in Berlin befindlichen mächtigen Grabkammern weit übertroffen wird.

Für das Studium der Kunſtgeſchichte endlich bietet dieſes Muſeum gleichfalls vieles Material, indem darin jede der fünf Kunſtepochen Aegyptens genugſam vertreten iſt, und wir machen nur aufmerkſam auf das Standbild eines Schreibers aus der erſten Periode, welches durch das ſprechende Auge überraſcht, auf zwei ſehr gelungene Baſaltſarkophage nebſt einem durch Naturwahrheit ausgezeichneten Löwen aus der in die ſemitiſche Zeit fallenden Renaiſſance-Periode, ſo wie auf den Kopf eines Ptolemäers mit ägyptiſchem Coſtüm und griechiſcher Ausführung aus der fünften Periode.

Die Banda-Muscatpflanzungen.

Unter dem 130° öſtl. Länge und 4,30° n. Br. einſam gelegen, beſteht die Banda-Gruppe aus drei größeren und ſieben kleineren Eilanden. Davon ſind das kleinere Pulo Aai, Banda Neira und die große Banda-Inſel die Träger der Muscatbaum-Pflanzungen. Luſtig ſteigt der Bergkegel Gunong Api's hinan, weithin des Beſchauers Blicke feſſelnd, der, wenn er die am Fuße dieſes Berges befindlichen Inſeln mit ihm zuſammenhängend glaubt, ſtundenlang ſegeln mag, bis er die ſchmale Paſſage zwiſchen der großen Banda-Inſel, Neira und Gunong Api entdeckt. Sie hat drei Zugänge, einen weſtlichen und zwei nördliche, durch deren öſtlichen, an der ſchmalen Inſel Pulo Piſang vorbei, Oxley paſſirte. Dieſe Einfahrt iſt enge und nicht ungefährlich, namentlich während des Südoſt-Monſuns, weil dann von den Bergen Windſtöße herabbrauſen und Wirbelwinde veranlaſſen, die den Schiffer außerordentlich aufhalten. Kaum hatten wir, erzählt Oxley, mit günſtiger

Digitized by Google

Brise die Spitze der großen Banda-Insel umsegelt, als es unser Schiff von hinten erfaßte und zweimal herumdrehte, wobei wir in höchster Gefahr waren zu scheitern. Es dürfen übrigens unter solchen Umständen nur ein paar Geschütze gelöst werden, um sogleich vom Hafen her Hülfe zu erhalten, welche zu leisten alle daselbst liegenden Boote gehalten sind.

Den schönsten Anblick vom Ankerplatze aus bildet der Vulcan Gunong Api, von der einen Seite und rings um den Krater kahl und aschebedeckt, mit Sträuchern bewachsen an der westlichen. Auf der großen Banda-Insel trifft der Blick nur auf Dschungeln, hie und da lugen längs des Ufers malerisch die Pflanzerwohnungen hervor und man ahnt nimmer die wundervollen Reize welche das Innere des Eilandes birgt. Die kleine Insel Neira enthält die Gouvernementsgebäude, zwei Forts und die Wohnungen des Residenten und der vornehmsten Einwohner; auch hier sind die ersten Eindrücke ungünstig, die Häuser ungedeckt und halb verfallen (in Folge des Erdbebens im J. 1852), keine Spur von Civilisation, rings öde Stille ohne Handel und Wandel, weder hübsche Häuschen noch Gärten, sogar nichts anziehendes, und doch welche zauberische Fülle von Schönheit im Innern!

Schade daß diese Eilande, gelegen über dem thätigsten Herde der von Kamtschatka über die Philippinen, Celebes, Java, Sumatra bis in den bengalischen Busen sich hinziehenden Vulcanenkette, nicht einen Tag sicher sind vor der dräuenden Vernichtung! Die von Zeit zu Zeit erfolgenden Erdstöße geschehen in verticaler Richtung, vordringende Lavastürze finden zwar meist ein rasches Ziel in den die Inseln scheidenden Armen des Meeres, dafür sind aber die Aschenregen eine nicht seltene Landplage.

Die 319,804 Fruchtbäume sämmtlicher 31 Pflanzungen gaben voriges Jahr einen Ertrag von 4032 Piculs Nüssen und 1008 P. Muscatblüthe, somit der einzelne Baum 1½ Catty Gewürz, eine große Masse jedoch geht verloren durch Stürme, die Unzugänglichkeit vieler Baumstände und durch die Höhe zahlreicher Bäume, die das Herabnehmen der Früchte nicht ermöglicht; die abgefallenen Früchte werden den Feldmäusen und Tauben zur Beute, doch geben letztere, nach verdauter Muscatblüthe, die Nüsse wieder von sich.

Die Pflanzungen, deren auf der großen Banda-Insel allein 25 bestehen, sind Privateigenthum; die Regierung beansprucht nur daß ihr die Gewürze zu fixen, niedern Preisen abgeliefert werden, wobei übrigens den Pflanzern erhebliche Privilegien zustehen. Ohne das Zuthun der Regierung würden sich wegen Mangels an eingeborner Bevölkerung die Pflanzungen nicht halten können; sie liefert 2500 Sträflinge als Arbeiter und bezahlt sie fast allein, und vier Aufseher überwachen deren Wohlbefinden, 16 Parkwächter haben den Bestand der Pflanzung und deren Production zu controliren.

Von der Telegraphenstation auf der Parpenburg, einem steilen Hügel, genießt man eine wundervolle Perspective über die Inselgruppe und die zwischen ihr sich hinziehende Meerenge; geht dieser letzteren tiefe Bläue bisweilen in Milchfarbe über, so gilt dieß den Pflanzern als Vorbote der Erkrankung und Spaltung der Nüsse vor ihrer Reife.

Die ganze Pflege der Parke besteht darin, daß man am Fuße der Bäume das Farrenkraut und lange Gras abmäht; die dichte Beschattung begünstigt das Wachsthum der Moose, Lycopodien und Farren, während das Unkraut und Gestrüppe, wie es längs der Straße (von Malacca) die Pflanzer so sehr benachtheiligt, hier nicht fortkommt.

Weder Düngung noch andere künstliche Mittel fördern die Production; es werden lediglich die von den Tauben zahlreich abgesetzten Nüsse da und dort, wo eben ein freies Plätzchen, in den Boden gesteckt; so steht oft im Umfang von 12 Fuß eine Gruppe von Bäumen, die 50 bis 70 Fuß hoch sind und sich erst 15 bis 20 Fuß über dem Boden verzweigen.

Sie gewähren ganz den Anblick von Dschungeln, gepflanzt auf Felseneilande vulcanischer Bildung: es ist kein Flachland zu sehen, und nur da und dort ziehen sich gehauene steile Pfade über die zugänglicheren Stellen der dem Meere entstiegenen Bergrücken hin. Die Schatten und die Kühle, welche die Decke der hohen Baumwipfel schufen, die freie Aussicht über die wellenförmige Bodenfläche, da kein Gestrüpp und Unterholz den Blick gefangen hält, die grünen Matten, gebildet von Moos, Lycopodien und Farren, die über steile trachytische Abhänge murmelnd herabrieselnde Krystallfluth der vielen erfrischenden Quellen, dazu das von Südosten her tönende Echo der gewaltig brandenden Banda-See — alles dieß übte einen solchen Zauber auf Oxley's Phantasie, daß er gesteht es habe sein entzückendstes Ideal stiller Waldeinsamkeit noch übertroffen. Die Lüfte sind von girrenden Tauben belebt, und in ungestörter Ruhe vergnügen sich in den unzugänglichen Waldestiefen wilde Schweine, neben nistenden Vögeln von der Gattung der Megapodien.

Die Pflanzer leben zum Theil in comfortablen Wohnungen; es sind meist Eingeborne, abergläubisch, gleichgültig gegen Verbesserung und Fortschritt, alles der Natur überlassend. Eine ehrenvolle Ausnahme bildet Hr. Brandes, ein Deutscher; seit drei Jahren im Besitz einer Pflanzung, wußte er bereits deren Ertrag durch kluges Verfahren auf das doppelte zu erhöhen.

Eine Pflege wird der Muskatnuß auf den Banda-Inseln nicht zu Theil, sie wird lediglich gesammelt. Leider schließt sie ein hoher Importzoll vom englischen Markt aus, der dafür der längern Sorte der Ceram und Papua, die schlechter und wegen des adstringirenden Princips, das sie enthalten, ungesunder ist, der Consumtion zu überweisen gezwungen ist.

Schon im Jahr 1511 trafen die Portugiesen den Muscat Baum auf der Banda-Gruppe; er ist hier einheimisch seit undenklichen Zeiten, fort und fort einzig erhalten durch die Tauben, und er wird es fürder bleiben so lange die Eilande den Wasserspiegel überragen. Als Typus ihrer Gattung wird der hiesige Muscatnuß-Baum stets einen großen Vorzug besitzen, während jegliche Abweichung von ihm als Abnormität gelten muß. Den reinen Typus bezeichnet namentlich der hohe Baumwuchs; an der Straße von Malacca ist er zum Strauch verkümmert. Unter den Schatten der ältern Bäume soll der jüngere üppig emportreiben; doch sah Oxley Bäume die, nur unter der Beschattung des eigenen Laubwerks nicht minder hoch gewachsen, und mindestens stärker und vorzüglicher waren als die dem Einflusse des Tageslichtes entzogenen. Das Grün der Blätter ist auf den Banda-Inseln heller, das Laub minder dicht, die Zweige weniger aneinander gedrängt. Die Wurzeln kriechen gern an der Bodenoberfläche fort, wo ihnen die verwesenden Muscat- und Canarienblätter einen guten Humus liefern. Der Baum trägt nicht vor dem 8ten oder 9ten Jahre Früchte, und erreicht erst im 25sten Jahre seine Vollkommenheit;

Digitized by Google

er soll 60 und mehr Jahre tragfähig seyn. Die männlichen Bäume dauern minder lange, ein weiterer Grund ihres seltenern Vorkommens, das nur 2 Procent ausmacht; von der Aussaat ergeben sich nach Aussage der Pflanzer oft kaum 30 männliche auf 100 weibliche; an der Straße von Malacca kommen nur zu viel männliche vor. Die Fruchtstiele sind länger, dünner, die Schale fleckenreiner, dünner, gleichförmiger. Der Mangel an Düngung ist Ursache daß die Früchte keine so enorme Mannichfaltigkeit in der Größe zeigen; sie bewahren ihre normale Größe, und Frucht und Schale sind mehr sphärisch geformt, die Nuß selbst ist specifisch schwerer, das Albumen mehr entwickelt, reichhaltiger an flüssigem Oele. Die Varietät einer elfenbeinweißen Muscatblüthe ist sonderbarerweise nur dem Parke einer Wittwe Maver eigen, anderwärts gepflanzt, erzeugen die Bäume die gewöhnliche rothe. Das schwarze Mal oder der Brand an den Schalen der Bandanuß ist kleiner denn sonst, und nach Dr. Brandes, des intelligenten Pflanzers Meinung, Folge des Stiches eines Insectes, das seine Larven in die Schale absetzt und sich von deren Zuckergehalt nährt, bis letztere berstet, und nun die Weichtheile der Nuß angegriffen werden. Wie in der Straße, so springen auch die Banda-Muskatnüsse häufig vor der Reife; feuchtkaltes Wetter und schnelle Temperaturwechsel sind auch hier Veranlassung. Die Bäume tragen Jahr aus Jahr ein Früchte, doch die fünffache Ernte geben Mai, Junius, September und October. Zum Einsammeln dienen an langen Bambusstöcken befestigte Körbchen, oval geformt, oben halb geöffnet und von einem Gabelpaar überragt, das die Nüsse faßt und mit einem sanften Zug sie ins Körbchen gleiten läßt.

Die getrockneten Nüsse werden auf eine passende Unterlage geschüttet und mit flachen Brettchen bearbeitet; bei manchen wird dieß mehrmals wiederholt. Ein Mann vermag bei diesem Verfahren mehr Nüsse aufzubrechen als sonst ein halbes Duzend, und zwar ohne Nachtheil für die Früchte. Die Blüthe wird mit Messern von ihrer Basis losgeschält, ohne dadurch Schaden zu erleiden; besser dürfte dieß übrigens mit der Hand geschehen.

Die Muscatblüthe wird, nachdem sie an der Sonne getrocknet, monatweise der Regierung abgeliefert; die Nüsse werden drei Monate hindurch am langsamen Feuer geräuchert und vierteljährlich abgegeben. Die abgelieferte Blüthe sondert man in drei Sorten und verpackt sie in Tonnen, die 280 Pfd. fassen mögen.

Die aufgebrochenen Nüsse kommen in Holzbehälter, die mit Kalkbrei angefüllt sind und luftdicht verschlossen werden; nach Verlauf dreier Monate werden sie aus diesen markirten Behältern herausgenommen, in drei Sorten gesondert und ebenfalls in Tonnen verpackt. Diese Tonnen sind aus dem besten Tekaholze von Java gefertigt.

Die schlechtern Nüsse werden feingepulvert zur Bereitung der Muscatseife verwendet, indem man sie über großen Kesseln 5 bis 6 Stunden dem Dampf aussetzt, und die warme Masse in Beutel gefüllt zwischen mächtigen Platten preßt; die herausträufelnde bräunliche Flüssigkeit verdichtet beim Abkühlen zur Seifenconsistenz, und ist die Muscatseife wie sie im Handel vorkommt. Man rühmt dieser sehr heilkräftige Wirkungen gegen den chronischen Rheumatismus zu.

Die sonstige Production der Banda-Gruppe ist kaum erwähnenswerth und wird jeglicher Lebensbedarf importirt; der Boden, dem Gedeihen der Vegetabilien sonst sehr günstig, wird fast ausschließlich für den Muscatbaum beansprucht. Am häufigsten sind noch die Canarienbäume, deren wohlschmeckende Nüsse eine Fülle ausgezeichneten Oeles liefern. Außer einer edlen Rebe gedeihen hier noch die dem indischen Archipel eigenen Früchte, Orchideen ꝛc., keineswegs aber ist die Flora für den Botaniker eine verlockende.

Der durch den steten Abfall des Laubes mit vegetabilischem Humus stark untermischte, durchweg schwarze Boden, die Basalthügel, die Trachyte, Obsidiane bilden das entschiedenste Gepräge des vulcanischen Ursprunges der Inseln; die Abhänge des Gunong Api sind mit heller, schwefeliger Asche bedeckt, in der man viel Arsen- und Schwefelverbindungen findet.

Das Klima ist im allgemeinen das der Malaccastraße, dieselben Regenmassen, dieselbe unregelmäßige Andauer der trockenen Jahreszeit, nur selten fällt während zweier Monate kein Regen. Winde herrschen stark, namentlich der Nordwestmonsun. Orkane sind nichts seltenes.

Der Südostmonsun beginnt im Mai und endet Mitte September, Mitte November beginnt der Nordwest-Monsun, um Mitte März zu enden; in den Zwischenmonaten herrscht Windstille, hin und wieder von leichten Brisen unterbrochen. Beide Monsune treten unter Regenschauern ein, den Nordwestmonsun begleiten noch Böen, Wirbelwinde und Wasserhosen. Während des Südostmonsuns zeigt der Thermometer Morgens 76—79°, Mittags 80—86°, Abends 79— 80°, während des Nordwestmonsuns Morgens 80—82°, Mit. 87—92°, Abends 80—84° F. Julius ist der kälteste Monat, October und November bringen unerträgliche Hitze und sind ungesund.

Von den 24,000 von neun Königen beherrschten Einwohnern, welche die Portugiesen einst auf den Bandas getroffen, ist die Zahl der Bevölkerung heute auf 6500 gesunken; die Mehrzahl bilden die von Java hergeführten Sträflinge, zunächst kommen die „Anakmas," d. i. Abkömmlinge von Sklaven, durch eine Art Feudalzwang an die Iniel und die einzelnen Pflanzungen gebunden. Die Pflanzerfamilien, etliche eingeborne Soldaten und eine 300 Mann starke Besatzung mit Beamten des Guberniums bilden den Rest.

Unter warmer Anerkennung der vom Gouverneur der Banda-Gruppe, Herrn Andriesse, bewiesenen Gastfreundschaft und Bonhomie schließt hier der Verfasser, und ermahnt, auf den durch ursprüngliche Reinheit, Triebkraft und längere Dauer ausgezeichneten Banda-Muscatbaum hinweisend, die Pflanzer der Malaccastraße das ihnen durch die liberale Politik Niederlands gewährte Privilegium, frische Samen zu erhalten, zu benützen, und so ihre unproductiven, weil entarteten Pflanzungen durch den Samen der Banda-Muscatnuß wieder zu verjüngen (Nach dem Journ. of the Indian Archipelago.)

Digitized by Google

Skizzen aus Kleinasien.

Von C. L. H.

Nachwort.

Der Verfasser dieser Skizzen ist sich bewußt seine Erlebnisse und Beobachtungen in Kleinasien mit der strengsten Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe, ohne irgend welche Ausschmückung, berichtet zu haben, da ihm die Wahrheit über alles geht. Ich habe mir dabei unter dem Leserkreis des „Auslandes," vor welchen ich nun zum viertenmal trete, eine Anzahl gebildeter Leute gedacht, welche an der Lectüre geographischer und ethnographischer Artikel Interesse finden, welche über die Beschaffenheit des Erdbodens, über das Leben und Treiben der sie bewohnenden Menschen, über die politischen und statistischen Verhältnisse der Staaten sich gern unterrichten, und doch nicht Zeit haben sich alle darauf bezüglichen Werke anzuschaffen und durchzustudieren. Ich habe daher mich bemüht in einfacher und verständlicher Sprache zu schreiben, und es verschmäht mich mit dem ganzen Apparat gelehrter Citate in allen denkbaren Sprachen zu behängen, obgleich sehr oft eine einzelne Zeile mir weitläufige Forschungen in griechischen, römischen, byzantinischen, arabischen, persischen und türkischen Quellenwerken kostete. Daß ich so ziemlich das Richtige getroffen, beweist zunächst die Redaction des „Ausland," die doch am besten wissen muß was ihr Publicum interessirt, und welche meine Skizzen fast unmittelbar von der Post in die Druckerei schickte und sie unverändert abdruckte; eben so sind mir von nah und fern, von Freunden die mich erkannten, und von Fremden die mich nicht erkannten, die schmeichelhaftesten Zeugnisse über meine bescheidenen Skizzen zugekommen.

Um so unangenehmer mußte es mich berühren daß ein Aufsatz in der Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft (Bd. X., Heft 4, S. 135), der einen von mir hochgeschätzten Namen an der Spitze trägt, meinen Skizzen fast jeden wissenschaftlichen Werth abspricht, und sie als bloße topographische und statistische Bemerkungen charakterisirt. Ich möchte den Herrn Professor fragen: Was ist Wissenschaft? Da ich aber weder ordentlicher noch außerordentlicher Professor, sondern bloß einfacher Geschäftsmann [1] bin, so steht es mir nicht zu eine so vornehme Frage aufzuwerfen. Ich will auch nicht polemisiren; ich gestehe es selbst daß mir Untersuchungen über Isis und Osiris, und Anubis und Chnu, und ihr Verhältniß zu Indra und Vischnu und Krischna und Brama und ähnliche Dinge der grauesten Vorzeit zu sublim sind. Aber es fällt mir nicht ein diesen Untersuchungen ihren wissenschaftlichen Werth abzusprechen. Aber sind Statistik und Topographie auch keine Wissenschaften? Sind es etwa Handwerke? Und ich möchte den Hrn. Professor vor allen Dingen fragen ob er die Skizzen gelesen hat? Ich wähle zu meinen Ausflügen allemal vorzugsweise diejenigen Partien wo die neuesten und besten Karten weiße Stellen zeigen, und ich besitze hinlängliches Material einen großen Theil dieser Stellen auszufüllen; aber der Herr Professor würde auch dieses Material mit dem Worte „Landkartenfutter" abfertigen. Nun, es mag so seyn, aber die Regierungen Europa's denken ganz anders über dieses Futter, denn sie wissen sehr gut daß von der guten oder schlechten Beschaffenheit des „Landkartenfutters" nicht nur häufig der glückliche Ausgang größerer Unternehmungen und Plane, sondern auch oft genug das Leben von Tausenden ihrer Unterthanen abhängt. Die vom Hrn. Professor citirten Skizzen enthalten aber auch die Resultate meiner Untersuchungen über eine Menge archäologischer, geographischer und geschichtlicher Fragenräthsel, z. B. über die Lage des alten Daschylium, über die Existenz eines Sees in der Nähe von Daschylium, über das Gebirge bei Manias, über Emed, über Aezani, über Kiutahia, über Nicäa ꝛc. Haben alle diese Auskünfte, die ich gegeben habe, so wenig Werth daß ihnen das Prädicat „wissenschaftlich" verweigert werden muß? Oder gehört dazu daß ich den ganzen Plunder gelehrter Citate den Lesern vorführe? Das habe ich verschmäht, und noch jetzt bewahre ich in meinem Portefeuille eine große Menge von Zeichnungen, Kartenskizzen, Inschriften, Documenten u. s. w., weil es mir noch augenblicklich an Zeit fehlt dieses Material zu bearbeiten. Anderen möchte ich es nicht gern überlassen, denn aus Erfahrung weiß ich daß Stubengelehrsamkeit solche Materialien oft schmählich zerarbeitet, andererseits ist auch, ich gestehe es aufrichtig, etwas Eigenliebe dabei im Spiel, da ich dieses Material unter vielen mühseligen Beschwerden, im Kampfe mit fanatischer Bornirtheit, mit schlechtem Wetter und schlechten Pferden und schlechten Wegen, für mein schweres Geld dem Boden, den ich bereiste, abgerungen habe, und ich nicht Selbstüberwindung genug besitze das auf so mühselige Weise Errungene dem ersten besten literarischen Freibeuter zu überlassen. Ein solcher würde vielleicht meine Tagebücher mit einer Sündfluth von gelehrten oder sogenannten wissenschaftlichen Anmerkungen, d. h. mit Auszügen aus allen möglichen Büchern aufstutzen, die mir nicht zu Gebote stehen. Aber ich habe höhere Pflichten zu erfüllen als die Befriedigung eines genäschigen Kitzels; ich habe in Kleinasien so manchen genußreichen Tag verlebt, so manche ehrenwerthe Leute gefunden, daß ich mich des schwärzesten Undanks gegen den Monarchen, die Regierung und die Bevölkerung dieses Landes schuldig machen würde, wenn ich jede gemachte Beobachtung, jedes mir zufällig verrathene Geheimniß, jedes in meine Hände gelangte Document ohne Wahl und ohne Qual veröffentlichen, oder wohl gar das Privilegium der Reisenden, über die von ihnen besuchten Länder und Völker Unwahrheiten zu sagen, ausbeuten wollte. Ich muß daher meine Original-Tagebücher mit ihrem ganzen Inhalt für mich behalten, und kann nur nach sorgfältiger Auswahl einzelne Partien bekannt machen. Zunächst werde ich den rein archäologischen Theil ordnen und bearbeiten, wozu ich hoffentlich im nächsten Jahre Zeit gewinnen werde.

---

[1] Hätten den Hrn. Verfasser nicht höhere Rücksichten genöthigt in ein anonymes Halbdunkel sich zu verbergen, hätte er seinen von den Scholaren der orientalischen Wissenschaften geachteten und gefeierten Namen genannt, so würde Prof. R. in den Skizzen mehr gesucht, also auch mehr gefunden haben. Die Redaction.

Digitized by Google

Die ſchwarzen Holländer in Niederländiſch-Indien.

(Von Julius Kögel.)

In Folge der Kriege welche die Holländer von 1825—40 faſt ohne Unterbrechung mit den Eingebornen Java's und Sumatra's führten, verminderten ſich die regulären Truppen der erſteren mehr und mehr, obwohl weniger das Schwert der Malayen als vielmehr die hier heimiſchen Seuchen dieſes bewirkten. Den Verluſt eingeborner Kriegsleute zu erſetzen, war nicht ſchwierig, da man dieſe in dieſigen Ländern recrutirte; allein immer fühlbarer wurde in den Jahren 1831—34 hier der Mangel an europäiſchem Militär, weßhalb man auf den Einfall kam die mangelnden Europäer durch Neger aus Guinea zu erſetzen, denn im Mutterland vermeinte man damals, Kriegsvolk nicht entbehren zu können. Zu dem Ende begaben ſich von 1831—42 alljährlich mehrere holländiſche Oſtindienfahrer von den Niederlanden aus vorerſt nach Georg del Mina, nahmen hier je 80—100 Neger an Bord und führten dieſe nach Batavia. Auf dieſe Art ſind 3—4000 Neger dem oſtindiſchen Archipel zugeführt worden. Dieſe Afrikaner wurden aus den Gefängniſſen des Fort Georg del Mina an Bord der Schiffe gebracht, und erſt nachdem die Fahrzeuge ihre Anker gelichtet hatten, wurden dieſe nackten Paſſagiere equipirt; dabei nahm es ſich ſehr poſſierlich aus, wenn dieſe Leute ein Hemd oder eine Jacke als Beinkleid, und eine Hoſe zur Bekleidung des Oberleibes benutzen wollten. Ueber das Engagement der ſchwarzen Kriegsleute ſchwebt indeß noch einiges Dunkel, denn in den Adminiſtrationsbüchern der reſp. Corps, welchen dieſe Afrikaner zugetheilt wurden, iſt wohl das Signalement eines jeden dieſer Neger genau angegeben, auch iſt daſelbſt bemerkt daß jeder derſelben ſeine Freiheit aus der Leibeigenſchaft für 96 fl. gekauft und ſich für eine unbeſtimmte Zeit zum Militärdienſt verpflichtet habe; allein fragt man dieſe Leute ſelbſt, ſo wiſſen ſie (ſehr wenige ausgenommen) ſich nicht zu entſinnen, jemals einen ſolchen Vertrag abgeſchloſſen zu haben. Da hingegen erfährt man von ihnen daß die meiſten derſelben im Krieg gefangen genommen und nach weſtlichen Ländern abgeführt wurden. Bei vielen dieſer Leute hat die Reiſe immer in weſtlicher Richtung bis del Mina zwei bis drei Monate gedauert; auf der Reiſe ſind ſie von ihren Herren weder ſchlecht behandelt noch ſehr ſtrapazirt worden. Im genannten Fort hat man manchen ganz andere Namen gegeben, wie ſie in der Heimath hatten, ſo z. B. muß einer der früher Apatu genannt wurde, jetzt Van Jorgen heißen; auch haben viele die Namen berühmter Männer als Blücher, Voltaire, de Groot u. dgl. m. daſelbſt erhalten. Auf Java angekommen, mußten die Neger zu Soldaten gebildet werden, was natürlich keine kleine Aufgabe war, da ſie weder einer europäiſchen noch der malayiſchen Sprache mächtig waren, und oft genug ſich ſelbſt gegenſeitig nicht verſtanden. Viele der Schwarzen ſtarben kurz nach ihrer Ankunft auf Java, weil ſich die Neger gewöhnlich weit ſchwerer wie Europäer hier acclimatiſiren, und die weißen Aerzte deren Sprache nicht verſtanden. Bei ihrer Ankunft zu Batavia und noch einige Jahre ſpäter bis 1840 bekamen die afrikaniſchen denſelben Sold, dieſelbe Koſt und Montur wie die dieſigen europäiſchen Soldaten, und der gemeine Javane betitelte jene ebenſo wie dieſe durvan (Herr). An allen Kriegen welche die Holländer ſeit 1832, namentlich auf Sumatra führten, nahmen die Afrikaner Theil, und überall bewährten ſie ſich als tapfere Soldaten, weßhalb auch ſehr viele mit holländiſchen Medaillen decorirt wurden. Nicht wenig überraſchend war es daher, als 1840 hoher Verordnung zufolge jedem afrikaniſchem Militär zugemuthet wurde, die oben erwähnten 96 fl. dem Gouvernement von Batavia zu erſtatten, und zu dem Ende jedem derſelben 5 Deut (beiläufig 3 Kreuzer) ſeines täglichen Soldes gekürzt werden mußte. Natürlich waren die meiſten walanda itam (zu deutſch: ſchwarze Holländer; ſo nennen Chineſen, Malayen, Javanen und Miſchlinge hier dieſe Afrikaner), welche um keine Schulden wußten, mit der Verordnung nicht zufrieden, und weil bei den Negern weit mehr Cameradſchaft wie bei malayiſchen oder weißem Militär hier herrſcht, kam es zu blutigen Händeln, in Folge deren allein zu Gedong-kebo auf Java 20—30 Neger ihr Leben verloren. Nach ſolchen Ereigniſſen hat man für gut befunden, die Anzahl der Neger in den dieſigen Ländern nicht zu vermehren, worauf die ſogenannten Truppenwerbungen zu el Mina auch eingeſtellt, und ſeit 1842 dem oſtindiſchen Archipel keine friſchen ſchwarzen Holländer mehr zugeführt worden ſind. Uebrigens mußten ſich die walanda itam den Befehlen ihrer weißen Herren fügen und bekamen ſeitdem, und bekommen noch jetzt nicht mehr Sold in die Hände als das Gouvernement für gut fand ihnen zukommen zu laſſen; denn obſchon ſeit jener Zeit durch den, den afrikaniſchen Soldaten vorenthaltenen Sold, die faſt jedem derſelben geliehene Summe von je 96 fl. — für welche er ſich, dem holländiſchen Kanzleiſtyl zufolge, ſeine Freiheit aus der Leibeigenſchaft gekauft haben ſoll — dem Gouvernement erſtattet wurde, ſo hat man bis Dato doch noch nicht für gut befunden, die ſchwarzen Krieger dermaßen wie vor 1840 zu beſolden; weil man nunmehr auch noch begehrt daß die ſchwarzen die Schulden ihrer verſtorbenen Landsleute den weißen Holländern erſtatten ſollen. Neuere Gouvernementsbeſchlüſſe haben die früher unbeſtimmte Dienſtzeit der afrikaniſchen Militärs auf 16 Jahre ermäßigt (wahrſcheinlich weil ſie nun alt und dienſtuntauglich geworden ſind), welche nun bei faſt allen beendigt iſt; daher werden ſie ſucceſſiv ihrer Heimath wieder zugeführt — will ſagen ſie müſſen die Rückreiſe von Java über Amſterdam oder Rotterdam nach Georg del Mina unternehmen, auf welcher ſehr viele, wenn ſie in die Kälte kommen, ſterben. In den dieſigen Ländern ſind dieſe Neger einigermaßen civiliſirt worden und haben außer ein wenig holländiſch auch noch plattmalayiſch ſprechen gelernt. Einige hundertder ſelben hat der römiſch-katholiſche Pfarrer, Hr. Scholten zu Batavia, getauft. Alle übrigen halten ſich aber auch für Chriſten und werden commandirt dem Gottesdienſt in den reformirten oder katholiſchen Kirchen beizuwohnen. Uebrigens laſſen alle diejenigen welche Kinder mit javaniſchen Frauen zeugten, ihre Nachkommenſchaft auch taufen. Von den Weißen haben die Neger hier das Arak- und Genevertrinken angenommen; am Opiumrauchen der Malayen finden ſie keinen Geſchmack.

Digitized by Google

Der perſiſche Meerbuſen,

ſo genannt, weil er an Perſien gränzt, ſonſt richtiger der arabiſche, da er nicht nur an Arabien gränzt, ſondern arabiſche Volksſtämme auch an der perſiſchen Küſte des Meerbuſens und im Delta des Schat el Arab ſich angeſiedelt haben, Araberſtamme die Inſeln bewohnen und den Meerbuſen beherrſchen, die Perſer dagegen nach Malcolm nie die Souveränität über die See behauptet, oder mit den Arabern der gegenüber liegenden Küſte um dieſelben gekämpft haben. Sie kümmerten ſich auch gar nicht um die Kriegsunternehmung, welche die Engländer gegen die Seeräuber unternahmen.

Der perſiſche Meerbuſen liegt nach Bergbaus 24—30° nördl. Br., 45° 30′—55° öſtl. L. v. Par. oder 48°—57° 30′ öſtl. L. v. Gr. Die gerade Linie zwiſchen Ras (Cap) Muſſendom und der Mündung des Schat el Arab (Euphrat) beträgt 120 d. M. Die Curve zwiſchen beiden Punkten oder die wahre Länge aber 135 d. M. Die arabiſche Küſte von Ras Muſſendom bis Khor Abdilla iſt 227.5 d. M. lang; die perſiſche von Derikuna bis zum Ras Kolli (Kahſi 167,5 deutſche M. Die mittlere Breite des Meerbuſens beträgt 22,5, größte Breite 45, am Eingang des Schlauches die Breite aber nur 11 d. M., der Küſtenumfang 420 d. M., das Areal 4340 d. M., 200 Quadratmeilen mehr als England und Schottland haben. Davon geben aber ab etwa 75 d. M. für das Areal der Inſeln, wovon die größte Kiſchem 30,62 d. M., Bahrein 18,75 d. M., Hormus 1,12 d. M. einnehmen. Bergbaus hat die Größen einzeln berechnet.

Bei der Einfahrt in den Perſer-Golf erheben ſich im Norden die hohen Gebirge Kermans, deren Gipfel im Junius noch mit Schnee bedeckt ſind; zu Füßen liegt Ormuz, im Weſten Gambrun. Die Ufer der perſiſchen und arabiſchen Küſte, an den engſten Stellen 3 Stunden breit, ſind nackt und öde, ohne Bäume und Gras, aber hoch aufgethürmt. Eine Menge Auſtern, Krabben, Muſcheln, Seethiere liegen am Strand. Fiſche und Datteln bilden die Hauptnahrung der Einwohner, wie denn die ganze Strecke der Perſerküſte vom Indus bis zum Tigris an 300 M. mit wenigen Ausnahmen ein öder Wüſtenſtrich iſt, hinter dem unmittelbar nackte Bergzüge, ohne Wald und ohne alles Grün, aufſteigen.

Die geologiſche Beſchaffenheit der Küſten iſt noch wenig bekannt. Es ſcheint aber das Ganze des perſiſchen Meerbuſens innerhalb einer großen Kalkformation zu liegen, die ſich nach Fraſer vom öſtlichen Vorgebirge Arabiens Ras el Had, d. h. Landende über Maſcat hinaus bis Ras el Khyma auf der andern Seite aus unbekannter Ferne des Terraſſenlandes Mekran wohl bis Baira erſtreckt. Ueber Ras el Had, einer niedrigen Landſpitze, die weit in die See ausläuft, erheben ſich Ketten über Ketten, aber nicht über 3000′ hoch, wild und ſchroff; die Bucht von Maſcat iſt im Serpentinfels eingeſchnitten, von Kalkſpathadern mit Asbeſt durchzogen, der ſich weit nach NW erſtreckt; ſüdlich aber erſetzt ihn bald Schieferthon. Ein enges Thal desſelben fand Fraſer jenſeits desſelben 14 M. weit von Kalkſteinbergen begränzt, nackt, öde, ohne Humus und Grashalm. Mitten in der Einöde liegt Buſchir, bei dem drei warme Quellen, die größte von 111° 5′ F. (35° 24′ R.) — während die Temperatur der Höhle nur 81° F. war — aus dem nackten, dolomitartigen Geſtein hervorſprudeln. Dieſer Kalkſtein tritt auch an der perſiſchen Küſte auf, im Koh Umbareck, d. h. dem glücklichen Berge, einer 800′ hohen Kalkſteinklippe und von da nördlich gegen Hormus. Dieß, wie Angar und Laredj, ſollen nach Kinneir Spuren früherer vulcaniſcher Ausbrüche zeigen, was Fraſer aber nicht beſtätigt. Das vorherrſchende Geſtein auf Hormus iſt eiſenhaltig. Gypsberge ſteigen weiß, wüſte und öde in Piks und Nadeln empor; keine Quelle friſchen Waſſers befeuchtet den Boden, der öde und ohne Pflanzendecke iſt. Von ähnlicher Beſchaffenheit ſind Laredj, Hindjam und Belior, Kiſchem hat im NO 60—200′ hohe Kalkſteinklippen; die Gipfel ſind mit körnigem Sandſtein bedeckt; darunter Lager von Mergel und tiefer ein Lager von Kalkſtein, dem indiſchen Kunker gleichend, viele Muſcheln und Korallen umſchließend. Die ganze Inſel und alle übrigen des Golfes ſollen von derſelben Beſchaffenheit ſeyn. Die Gebirgslandzunge Ser beſteht dagegen aus Baſalt mit Kalkſpathadern; das Erdreich der kleinen Thäler iſt zerfallener Baſalt. Der Golf hat hier die größte Tiefe, bis 60 Faden. Die arabiſche Küſte, weſtlich von Ser, iſt flach und niedrig; einzelne Berge zeigen Spuren vulcaniſchen Urſprungs; ſo findet man auch weiterhin überall Schwefel. Die Berge haben die Geſtalt eines Kegels und beſtehen aus Lava mit Thon gemiſcht; im ganzen Golf iſt Gyps mit Eiſenerz verbreitet. Auf der Inſel Kenn will Price Lavaſtröme bemerkt haben; zwiſchen Ras Berdiſtan und Buſchir ſah Fraſer ſchönen Alabaſter und andere Gypsarten, letztere Stadt iſt auf einem Alluvialboden aus Sand und Thon, der oft ſalinſch iſt, erbaut; darunter liegen ein kalkartiger Quaderſtein und tiefer zwei Arten Muſchelkalk.

Im perſiſchen Meerbuſen iſt der NW-Wind das ganze Jahr über vorherrſchend; nur im November, December und Januar auch ſüdliche Winde, beſonders im Günbogen des Golfs, zwiſchen Koh Umbareck und Gambron, zuweilen gibt es ſteife Kühlten aus SSW und SW von kurzer Dauer; ſonſt ſind die Südwinde ſtets veränderlich und der Südwind kehrt um ſo länger und heftiger wieder, je länger und heftiger die Südwinde wehten. Der Nordwind, der große Schemal weht im Junius und Julius 40 Tage, von Windſtillen unterbrochen und wieder im März und April, zuweilen 20 Tage (der kleine Sch.); aber nur NW und SO wehen beſtändig. In den Wintermonaten ſind die ſüdlichen Winde zuweilen von Regenböen begleitet, die aber nie über 3—4 Tage dauern und, da ſie an den NW-Winden Widerſtand finden, ſelten die Höhe von Baira erreichen. Der Samum (Sirocco) iſt weder ſo häufig noch gefährlich in Buſchir als in den arabiſchen und afrikaniſchen Wüſten; wohl wegen der Beſchränktheit der perſiſchen Küſtenterraſſe. Die NW-Winde aber ſind oft ſo heftig daß ſie im Nordtheile des Golfs die Luft mit einem unfühlbaren Sande verdunkeln, der von den arabiſchen Geſtaden über 30 d. M. weit auf die perſiſche Küſte geworfen wird. Im Herbſt iſt die Hitze drückender als im Sommer; im Winter und Frühling dagegen das Wetter köſtlich, nie ſehr kalt, Schnee fällt ſelten dieſſeits der Gebirgskette welche die Küſtenterraſſe vom Tafellande Irans ſcheidet; ihre Gipfel ſind aber 6 Monate mit Schnee bedeckt. Lieutenant Guy bei Horsburgh gibt folgende Ueberſicht der Winde, beſonders im Südtheile des Golfs.

October, Winde veränderlich, mäßige Winde; Kühlten häufig, öſtlich bei Springzeiten.

November, von NO und SO bis SW friſcher NO; Kühlten in Springzeiten.

December, häufig Nordwind, lebhaft aus NO bei Springzeiten.

Januar, NO-Wind, beſonders N und O und NO bei Springzeiten.

Februar, veränderliche Winde aus NNO an der arabiſchen Küſte gen SW, zuweilen aus NW, Bö a. W. bei Springzeiten.

März, heftige N- und Weſtwinde, beſonders bei Springzeiten, bei Mondwechſel Wind von Oſten 3 Tage, dann NW.

Digitized by Google

April, Kühlen aus Westen, Ende des Monats frische Ostkühlen.
Mai, herrschen Westwinde nach Süden vor.
Junius und Julius, NW 40 Tage mit Windstillen dazwischen.

Im Februar fiel auf der arabischen Küste wenig Regen, auf der persischen sehr viel; im März 2—3 Tage viel Regen bei NW, im April bei den Springzeiten des Neumondes heftige Regenschauer mit Blitz und Donner; Ende Mai wird die Luft so nebelig daß man die Küste oft auf 2 Meilen nicht erkennen kann. Vom December bis April erwartet man bei Springzeiten Regen; oft fällt aber monatelang nicht Ein Tropfen; fällt Regen, so ist gewöhnlich ein Gewitter in Gefolge. An der arabischen Küste ist der Wind kurz vor und nach Sonnenauf- und Untergang todt und die Atmosphäre außerordentlich drückend; gegen Mitternacht erhebt sich eine Kühlte, und ebenso zwischen 8 Uhr Morgens und Mittag.

Die Strömungen außerhalb des Einganges zum Golf zwischen Maskat und Cap Djask sind nach Horsbourgh veränderlich und ungewiß, und der Veränderung des Windes besonders dem NW unterworfen und setzen leewärts an; zu andern Zeiten aber dem NW und den nördlichen Winden gerade entgegengesetzt, verursachen sie hohe Stampfseen und sind am Lande stärker als weiter im See. An der Mündung des Golfes läuft die herrschende Strömung vom Mai bis September hinein, den Ueberrest des Jahres heraus; innerhalb des Meerbusens vom Ras Mussendom bis zu den Mündungen des Schat el Arab geht die Strömung in der Mitte des Golfs; doch ist sie oft sehr schwach und setzt zuweilen nordwärts an. Längs der Küsten herrscht eine Art Fluth und öfters eine Strömung, welche dann und wann 3—4 Tage gegen Westen läuft. Die Schiffe welche die Bergfahrt machen, müssen daher die persische Küste halten, um die Gezeiten oder Nordwest-Strömungen und die Landwinde zu benützen. So fahren die arabischen Daus und Trankeys mit frischem Landwind längs des Gestades, während Schiffe, die weiter außen sind, Windstille haben und von den Strömungen herumgetrieben werden. Nach Capitän Wainwright ist die persische Küste sehr gebirgig, aber sicher; sie hat fast überall regelmäßige Tiefen über Schlammgrund, und jeder plötzliche Wechsel in Sand- oder Klipptiefen zeigt daß da Gefahr ist. Man findet überall Ankerplätze in den Buchten oder unter dem Schutz der Inseln längs der Küste. Die Gezeiten sind längs der Küste regelmäßig, außer in der Gegend der Quoins, namentlich zwischen diesen und der Insel Larek; in der Mitte des Golfs aber stehen sie unter dem Einfluß der herrschenden Winde.

Wenn man in den persischen Golf einfährt, sieht man an der arabischen Küste zwei kleine Felsen-Inseln, die Quoins, d. h. Ecksteine, Groß-Quoin, 36° 30′ 25″ nördl. Br., 54° 14′ 5″ östl. L., 2—300′ hoch, an der persischen den Nordberg (Jebal Schamal) 3498′ hoch, selbst im Frühling mit Schnee bedeckt, dann die Insel Hormuz und an der andern Seite Larek. Die berühmteste ist Ormus (Hormuz), früher Organna; das Fort liegt 27° 7′ nördl. Br., 54° 16′ 45″ östl. L. nach Horsbourgh; das alte Fort nach Whitelock 27° 6′ nördl. Br., 56° 29′ östl. L. v. G. Es zerfällt jetzt in Ruinen, ist eine Felsenmasse ohne eine Quelle und einen Tropfen frischen Wassers, hat aber große Cisternen 15 Yards lang, 7—8 breit. Es war zu Nearch's Zeiten eine wüste Insel. Der einzige bewohnbare Theil der Ebene, am Nordende 2 engl. M. lang, 3 breit, nach M. von 12 M. Umfang, fast rund, und hat 112 d. Quadratmeilen Fläche. Der salzgeschwängerte Boden hindert alle Vegetation; die Hügel sind von der Salzincrustation ganz weiß. Gewaltige Regenschauer zerwühlen die Insel. Ein Theil des Bodens besteht aus Korallentrümmern mit einem Gemisch von Thon- und Kalkerde, und verwitterten eisenhaltigen Felsmassen. Salz und Schwefel werden aus den Lagunen ausgeführt. 1827 hatte sie nach Whitelocknur 300 Einwohner, die mit dem Fang und dem Einsalzen der Fische beschäftigt waren, Araber und Schwarze aus Zanzibar. Der Hafen im NO ist sicher; wird aber nur besucht Salz einzunehmen, und zum Schutz gegen die Weststürme. Sie gehört jetzt dem Imam von Maskat, der 1827 100 Söldner da hielt. So tief sank das einst berühmte Ormuz. Von hier zogen die aus Fars und Yezd verjagten Feueranbeter, nachdem sie die Schiffahrt gelernt hatten, nach Indien. 1507 von Alphons von Albuquerque erobert, wurde sie die reiche portugiesische Seestation, bis Schah Abbas nach neunjährigem Angriff 1614—1623 sie eroberte, und mit dem Material der geschleiften Stadt wurde Gender Abassi erbaut. Figeroa schildert sie zur Zeit ihrer Blüthe. Das Sprüchwort sagte: „Wenn die Welt ein Ring, so ist Ormuz der Diamant im Ringe." Schöne Bazare, Kirchen, Klöster, große Magazine und ansehnliche Gebäude waren da aufgerichtet. Die Stadt hatte 4000 Häuser und 40,000 Einwohner, meist Araber und Mohren, wenig Perser und Christen.

(Schluß folgt.)

Romänische Märchen und Sagen aus Siebenbürgen.

(Deutsch. von Franz Obert.)

19. Die drei Pogatschen.

Ein Mann und eine Frau hatten vier Söhne, deren einer schöner und stärker war als der andere. Es traf sich aber daß Vater und Mutter nach einander starben. Nun standen die Söhne trostlos da, denn sie hatten nichts als eine elende Hütte. Da sprach der jüngste: „Lasset uns gehen und Schafhirten werden." Und sie giengen geradeswegs ins Gebirge; daselbst trafen sie auf einem hohen Berge vier Stinnen (Alpenhütten), die vier Hirten gehörten. Da nun jeder derselben eines Knechtes bedurfte, dingten sie sich ein, lernten melken und Käse bereiten und besorgten die Heerde gut. Eines Abends war der jüngste der Brüder allein bei den Schafen und sah plötzlich im Wald eine Flamme dreimal nacheinander aus der Erde schlagen, lief hinzu und bezeichnete die Stelle. Als nun die Brüder zu ihm kamen, erzählte er ihnen alles. Die holten sogleich Hauen und Grabscheite, gruben und gruben ohne Unterlaß, weil sie meinten es müsse daselbst ein großer Schatz vergraben seyn. Endlich kamen sie auf eine Tonne mit eisernem Deckel, worauf ein schwerer Stein lag. Wie sie die Tonne eben zur Hälfte herausgegraben hatten, kam der Teufel und sprach: „Ihr Lieben, dieß ist mein Eigenthum; wollt ihr mir aber euere Seelen verschreiben, so will ich euch die Tonne mit meinem kleinen Finger herausheben." Da antwortete der älteste: „Das thun wir nicht," wandte sich aber an seine Brüder und sprach leise daß es der Teufel nicht hörte: „Steiget hinab in die Ebene und stehlet das Kind eines Zeltzigeuners, das wollen wir dem Teufel geben und so den Schatz erkaufen." Sofort machten sich die Brüder davon und kamen über eine Weile mit einem Zigeunerkind zurück. Der

Digitized by Google

Teufel aber sprach: „Das Kind gehört mir schon zu, es wurde mir noch im Mutterleib verschrieben; ich kenne es gut und warte nur bis es groß ist; gebt mir euere Seelen, sonst könnt ihr den Schatz nicht heben.“ Da sie nicht einwilligen wollten, tödtete er einen nach dem anderen, bis auf den jüngsten und legte sich dann nieder um auszuruhen, denn er war sehr müde; der jüngste aber blieb wach und sann auf Mittel den Tod seiner Brüder zu rächen, zog sein Messer hervor, machte es im Feuer rothglühend und stach dem Teufel beide Augen aus; dann lief er davon der Ebene zu, und wie er sich gerettet und die Brüder gerächt sah, zog er seine Sackpfeife hervor, spielte eine traurige Weise und weinte dazu. Das sah die hl. Mutter Sonntag, kam zu ihm und sprach: „Warum weinest du?“ Und er erzählte ihr alles. Sie tröstete ihn, rief ihn zu sich, gab ihm zu essen und zu trinken, und schenkte ihm zuletzt eine Pogatsche (Kuchen) als Zehrung mit auf den Weg. Der Jüngling zog weiter um irgendwo einen Dienst zu suchen. Als er eine Strecke Weges zurückgelegt hatte, begegnete ihm die hl. Mutter Montag, rief ihn zu sich, bewirthete ihn und gab ihm auch eine Pogatsche mit auf den Weg. Ueber eine Weile kam er zur hl. Mutter Dienstag; die beherbergte und bewirthete ihn ebenso freundlich und beschenkte ihn obendrein auch mit einer Pogatsche. Bald darauf erreichte der Jüngling einen hohen Berg und setzte sich allda in den Schatten eines Baumes um zu essen. Eben wollte er die Pogatschen aus seiner Gluge (Tornister) hervorlangen, da fühlte er daß sich's in der Gluge bewegte, und wie er nachsah, waren aus den drei Pogatschen drei Hunde geworden. Die redeten den Jüngling an und sprachen: „Fürchte nichts, wir wollen dich beschützen.“ Und er benannte sie um sie unterscheiden zu können, den einen Greupomuntului (Erdeschwer), den anderen Audebine (Höregut), den dritten Wädabine (Sichegut). Die drei Hunde wuchsen aber zusehends und wurden über die Maßen groß und stark. Nach einigen Tagen kam der Jüngling in das Thal wo des Teufels Mutter wohnte, und weil er sie nicht kannte, dingte er sich bei ihr ein und hütete ihre Ziegen in dem nahen Wald. Wenn er Abends nach Hause kam, setzte ihm die Teufelsmutter Speise und Trank vor, und that ihm so schön als ob er ihr eigener Sohn wäre. Die Hunde aber wichen nicht von ihm und wachten wenn er schlief, einer zu seinen Häupten, der andere zu seinen Lenden, der dritte zu seinen Füßen.

Eines Tages kam der geblendete Teufel zu seiner Mutter und bat sie, die Hunde des Jünglings abzufangen, damit er sich an ihm rächen könne. Als nun der Jüngling am Abend mit der Heerde zurückkehrte, bewirthete ihn die Teufelsmutter aufs beste und ließ nicht ab mit Bitten, bis er versprach ihr seine Hunde untertags zu überlassen, damit sie, mit denselben spielend, sich die Zeit vertreibe. Kaum hatte er sich nun am Morgen mit der Heerde entfernt, so sperrte die Teufelsmutter die Hunde in eine Kammer und legte ein drittes Schloß an die eiserne Thüre derselben. Nicht lange darauf kam ihr Sohn, und wie er die Hunde eingesperrt fand, eilte er brausend und schnaubend in den Wald, den wehrlosen Jüngling zu tödten. Als dieser ihn erblickte, kroch er flugs auf einen Baum. Dahin konnte ihm der Teufel nicht folgen, sondern machte sich daran, den Baum auszureißen. Da rief der Jüngling vom Baum: „Halt ein! Ich sehe daß mein Leben zu Ende ist und will freiwillig herabsteigen; gestatte mir aber, meine Todten zuvor anzurufen.“ Dann schrie er mit lauter Stimme: „Greupomuntului! Audebine! Wädebine!“ Dreimal nach einander. Das hörte Audebine und sprach zu den beiden anderen: „Unser Herr ist in Gefahr,“ und sprang gegen die eiserne Thüre um sie zu zerbrechen; aber er vermochte es nicht, ebenso wenig Wädebine; endlich warf sich Greupomuntului dagegen daß sie zerschellte. Und wie geflogen kamen die Hunde dem Jüngling zu Hülfe, und der Teufel, wie er sie hörte, zitterte am ganzen Leibe. Greupomuntului aber faßte ihn, riß ihn zu Boden und legte sich auf seine Brust, bis der Jüngling vom Baum herabstieg. Dann packten ihn die drei Hunde zugleich und zerrissen ihn in tausend Stücke und kehrten mit dem Jüngling zur Teufelsmutter zurück um auch diese zu tödten. Hier angelangt, sprang Greupomuntului in einen Brunnen und nahm alles Wasser desselben auf seinen Rücken. Dann folgte er dem Jüngling in das Haus der Teufelsmutter. Die verwandelte sich in eine schwarze Bohne und sprang dem Jüngling an den Hals um ihn zu erwürgen. Greupomuntului aber riß sie mit seiner Tatze zur Erde nieder und winkte dem Jüngling zu, sich zu entfernen. Drauf schüttelte er sich einmal, und im Nu stand das ganze Haus unter Wasser und die Teufelsmutter mußte jämmerlich ertrinken. Der Jüngling nahm nun alle Schätze derselben und die Ziegenheerde, und zog von dannen. Noch war er nicht weit weg, so holten ihn die Enkel der Teufelsmutter ein, zwanzig an der Zahl um ihm die Schätze abzujagen. Aber die Hunde stellten sich vor ihn, erst Greupomuntului, dann Audebine, zuletzt Wädebine. Und wie die Enkel der Teufelsmutter nahe genug waren, sprangen sie zugleich unter dieselben — und ehe noch drei Stunden vergiengen, lag die ganze Teufelsbrut am Boden, ohne ein Glied zu rühren. Die Hunde aber begleiteten den Jüngling noch bis an den Fuß des Gebirges: daselbst sprachen sie zu ihm: „Wir können dir nun nicht mehr dienen, beschütze dich und die Heerde forthin selbst.“ Weinend küßte sie der Jüngling, stieg dann das Gebirge hinauf und ward ein reicher Pokuvariu (Schafhirt).

20. Eschenuschotke.

Ein reicher Mann hatte einen großen Acker, den er alljährlich mit dem reinsten Korn besäete, welches auch jedesmal herrlich gedieh. Wenn es aber am höchsten in den Halmen stand, ward es in drei auf einander folgenden Nachten abgeweidet, wie auch der Acker bewacht wurde. Nun hatte der Mann drei Söhne, die traten eines Tages vor ihn und baten, er möge ihnen erlauben den Acker zu hüten. Nach vielen Bitten gab der Vater seine Einwilligung, und der älteste gieng auf den Acker; daselbst machte er ein großes Feuer um sich wach zu erhalten. Gegen Mitternacht aber überfiel ihn solche Mattigkeit daß er nicht widerstehen konnte und einschlief. Als er erwachte, war der dritte Theil des Ackers abgeweidet. Zu Hause angelangt, fragte ihn der Vater, wie es ihm ergangen sey. Da erzählte er getreulich alles und ermahnte den mittleren Bruder, wachsamer zu seyn als er gewesen. Gegen Abend gieng dieser auf den Acker, aber es ergieng ihm ebenso, und am Morgen war das andere Drittel des Ackers abgeweidet. Nun war die Reihe am jüngsten, den Eltern und Geschwister immer gering hielten und spottweise Eschenuschotke (Aschenputtel) nannten. Wie dieser auf dem Acker ankam, machte er kein Feuer, sondern kroch auf einen Baum, der an der Marke des Ackers stand. Daselbst konnte er nicht einschlafen, weil der Wind die Aeste hin und her wiegte, und ihn der Gefahr aussetzte herabzufallen und Hals und Beine zu brechen. Gegen Mitternacht kamen vier Pferde: das des Mondes, das der Sonne, das des Windes und das des Gedankens, weideten das noch übrige Drittel des Ackers ab und stellten sich dann unter den Baum, an dessen rauher Rinde zu nagen. Diesen Augenblick benutzte Eschenuschotke, kroch sachte immer tiefer herab und sprang auf das

Digitized by Google

Pferd des Mondes. Das erſchrak heftig und ſprengte pfeilgeſchwind mit ihm davon. Er aber klammerte ſich an die Mähnen desſelben feſt. Endlich hielt das Pferd und ſagte: „Mein Herr und Gebieter, ich will dir dienen ſammt meinen Gefährten; nimm hier dieſe vier Zäume, und bedarfſt du unſerer, ſo ſchüttele einen derſelben, und wir werden dir beiſpringen in aller Noth.“ Da ſtieg Eſchenuſchotke ab, nahm die Zäume und vergrub ſie daheim unter der Thürſchwelle, ſagte aber niemandem was ihm begegnet war, ſondern ließ ſich ausſpotten und kroch in ſeinen Aſchenwinkel.

Es traf ſich aber daß der Kaiſer im ganzen Reiche bekannt machte, ſeine einzige Tochter ſey von einem Adler geraubt worden und werde auf einem Baum gefangen gehalten, der bis in die Wolken reiche; wer ſie befreien könne, ſolle ſein Eidam und Erbe des ganzen Reiches ſeyn. Und es kamen viele Prinzen zuſammen, konnten aber den Baum nicht erſteigen. Eines Tages machten ſich auch die Brüder Eſchenuſchotkens auf um ihr Glück zu verſuchen. Kaum aber hatten ſie ſich entfernt, ſo kroch Eſchenuſchotke hervor, ſchüttelte einen der Zäume, und alsbald kam das Roß des Mondes herbei, mit eiſernen Kleidern bepackt. Die zog er an und beſtieg das Roß. Nach wenigen Augenblicken ſtand er ſchon vor des Kaiſers Schloß wo viele Menſchen verſammelt waren. Alle Blicke wandten ſich ihm zu als er das Roß ſpornte daß es ſich bäumte und ihn emportrug faſt bis zum Wipfel des Baumes, doch plötzlich wieder zu ſinken begann und ſammt dem Reiter davonſprengte. Als die Brüder am Abend nach Hauſe zurückkehrten und dem Vater erzählten was ſie geſehen, rief Eſchenuſchotke aus dem Aſchenwinkel: „Auch ich ſah den Prinzen mit den eiſernen Kleidern von unſerm Schweineſtall.“ Da ärgerten ſich die Brüder und riſſen den Schweineſtall nieder. Am anderen Morgen zogen ſie abermals nach der Stadt und hießen Eſchenuſchotke daheim bleiben und das Haus beſorgen. Kaum aber hatten ſie ſich entfernt, ſo kroch Eſchenuſchotke hervor, ſchüttelte einen der Zäume, und alsbald kam das Roß der Sonne herbei, mit kupfernen Kleidern bepackt; die zog er an und beſtieg das Roß. Nach wenigen Augenblicken ſtand er ſchon vor des Kaiſers Schloß wo noch immer viele Menſchen verſammelt waren. Alle Blicke wandten ſich ihm zu als er das Roß ſpornte daß es ſich bäumte und ihn emportrug faſt bis zur Spitze des Baumes, doch plötzlich wieder zu ſinken begann und ſammt dem Reiter davonſprengte. Als die Brüder am Abend den Vater erzählten was ſie geſehen, rief Eſchenuſchotke aus dem Aſchenwinkel abermals: „Auch ich ſah den Prinzen mit den kupfernen Kleidern.“ Da ärgerten ſich die Brüder und riſſen auch den Ziegenſtall nieder. Am dritten Morgen zogen ſie wieder nach der Stadt. Eſchenuſchotke folgte ihnen in ſilbernen Kleidern auf dem Roß des Windes, welches ihn auch nur bis faſt zum Wipfel des Baumes emportrug, dann aber plötzlich zu ſinken begann und mit ihm davonſprengte. Am Abend, als er den Brüdern zurief: „Auch ich ſah den Prinzen mit den ſilbernen Kleidern,“ riſſen dieſe im Aerger auch den Pferdeſtall nieder und zogen am vierten Morgen wieder nach der Stadt. Wie ſie ſich entfernt hatten, ſchüttelte Eſchenuſchotke den letzten Zaum und alsbald kam das Roß des Gedankens, mit Kleidern von Gold bepackt. Die zog er an und beſtieg das Roß. In einem einzigen Augenblick erreichte er des Kaiſers Schloß, ſpornte das Pferd daß es ſich bäumte und ihn emportrug bis zum Wipfel des Baumes. Allda ſah er die Kaiſertochter liegen mit einem goldenen Kranz auf der Stirne, nahm ſie in ſeine Arme und brachte ſie dem Kaiſer. Wie er ſie aber vom Roß gehoben, ſprengte er davon und behielt bloß den goldenen Kranz in der Hand. Da ließ der Kaiſer im ganzen Reiche nach dem Kranz ſuchen, und man konnte ihn nirgends finden. Zuletzt ſuchte man auch in dem Aſchenwinkel wo Eſchenuſchotke zuſammengekauert ſaß. Da lag der Kranz. Alſogleich wurde Eſchenuſchotke hervorgezogen und erhielt des Kaiſers Tochter zur Frau und ward Erbe des ganzen Kaiſerreichs.

Ein Ritt durch die große amerikaniſche Wüſte und die Felſengebirge.

(Fortſetzung.)

Der Morgen des 4 Mai dämmerte endlich, und obgleich wir alle mit der Sonne auf waren, fand dennoch die 3te Morgenſtunde unſer Lager noch in einem Zuſtand der ſchrecklichſten Confuſion. Ich habe bereits mitgetheilt daß einige unſerer Leute noch ungeübte Menſchen waren, und da das Packen eines Maulthieres ein Ding iſt, was nicht durch bloßes Anſchauen gelernt werden kann, machten ſie wirklich einen abſcheulichen Anfang in ihrem neuen Geſchäfte.

Während andere ſich ärgerten, war ich meinestheils auch durchaus nicht frei von Plackerei; mein Muſter von Maulthiertreiber war nirgends zu finden. Dieſe perſonificirte Tugend hatte ſich erlaubt ſich durch ein Paar neue Stiefeln und etliche Kleidungsſtücke, die er in meiner Reiſetaſche gefunden hatte, verführen zu laſſen. Wenn er auch nicht gerade nach Texas entlaufen war, ſo war er doch jedenfalls nach unbekannten Gegenden gewandert, und nun ſtand ich da, im letzten Augenblick, ſollte ſieben Thiere beſorgen, packen, ſatteln und treiben, und hatte keine Seele mir zu aſſiſtiren. Eben als ich im Begriff war mich in Ernſt in mein Schickſal zu fügen, kam ein junger Mexicaner zu mir und bat mich um Erlaubniß die Vacanz zu füllen. Als ich Kit befragte, erkannte ihn derſelbe ſofort. Er ſagte: „Ein größerer Schuft lebt, ſo viel mir bekannt, in der Welt nicht als dieſer junge Mexicaner, aber er iſt mit der Behandlung der Maulthiere vertraut.“

Es ſcheint mir als wenn Juan — ſo war der Name des neuen Bewerbers — ſchon einmal als Treiber von einem die Wüſte kreuzenden amerikaniſchen Händler angeſtellt geweſen war, und daß er wegen wirklicher oder eingebildeter Beleidigungen Löcher in die Proviſionsſäcke geſchnitten hatte. Dadurch waren beide, Herr und Knecht, in einen ſo traurigen Zuſtand gekommen daß ſie beinahe verſchmachtet waren, als ſie die Anſiedlungen erreichten. Da ich nichts beſſeres thun konnte, beſchloß ich ihn zu engagiren, indem ich zugleich mir innerlich gelobte ein ſcharfes Auge auf Hrn. Juan zu halten und ihm bei der erſten Gelegenheit der Befugniß-Ueberſchreitung tüchtig den Kopf zu waſchen.

Nachdem Juan als General-Maulthiertreiber und Oberkoch bei mir inſtallirt war, trat er ſogleich in ſeine Beſchäftigung ein, indem er meine Maulthiere mit einer mich überraſchenden Behendigkeit packte. In wenigen Augenblicken war eine ſchwere Laſt arrangirt, und mein und ſein eigenes Maulthier gut geſattelt und gezäumt. Es war vollſtändig 10 Uhr, ehe wir endlich aufbrachen. Wir zählten 20 gemiethete Leute, drei amerikaniſche Bürger und drei mexicaniſche Bediente, Carſon und ich ſelbſt ungerechnet, alle

Digitized by Google

gut beritten und armirt, und zwar meistens mit Whitney's Büchsen, einer Waffe die für den Gränzerdienst nicht genug empfohlen werden kann, da sie äußerst accurat ist und Beschädigungen wenig unterliegt — ein wichtiger Punkt in einem Land, wo keine Büchsenmacher zu finden sind.

Die Marschordnung war, wenn nicht durch besondere Umstände anders bestimmt, oder durch Bodenverhältnisse anders bedingt, folgendermaßen. Kit und ich, mit einem oder einigen der Partie kamen zuerst; dann folgten die gepackten Maulthiere und ungepackten Thiere, und im Hintergrund die übrigen unserer Leute, welche die Maulthiere durch lautes Geschrei und gelegentliche Schläge mit den Enden ihrer Peitschenstöcke fortzutreiben sich bemühten. Unsere Sättel waren nach ächt mexicanischem Muster, hölzernem Gestelle, mit Lederzeug, welches Macheers genannt wird, bedeckt. Solche Dienstsättel fand ich weit besser als die in Amerika gemachten, da sie leichter und sicherer sind, und da die große Tiefe des Sitzes es dem Thier fast unmöglich macht den Reiter abzuwerfen — eine Thatsache, die theilweis der Grund des kühnen Reitens ist, wegen dessen die Mexicaner berühmt sind. Unsere Zügel, fabricirt aus geflochtenen Häuten oder Pferdehaar, waren mit Kupferstücken verziert und mit starken Gebiß versehen. Was unsere Sporen anbelangt, so waren dieselben scharf, und schwer genug um einen Elephanten zu treiben, geschweige denn ein californisches Maulthier, obgleich ich das letztere für das unter beiden unlenksamste Vieh halte.

Da die erste Tagereise eigentlich nur ein Probemarsch seyn sollte, beschlossen wir sie nur kurz zu machen und unser Lager an dem alten Platze Bridge-Creek, welcher direct auf unserem Weg zum Paß lag, aufzuschlagen. Gut war es daß wir dieß thaten, denn obgleich unser Lagerplatz nur 15 Meilen von Puebla entfernt war, glich unsere Reise doch mehr einem Capitel voller Unglücksfälle als einer fortschreitenden Bewegung. Manche seit Monaten das erstemal wieder gesattelte Maulthiere producirten ihre seltsamen alten Untugenden und zeigten sich so lasterhaft und obstinat als möglich. Wir hatten kaum die Stadt verlassen, als ein schreckliches Gerassel in unserem Rücken uns aufmerksam machte daß etwas vor sich gieng, und ehe ich mich umdrehen konnte, rannte ein Maulthier in der größtmöglichen Eile bei mir vorbei, den Kopf ausgestreckt, ventre à terre, während bei jedem Satz das Vieh ein Stück meines persönlichen Eigenthums abwarf, rechts und links, da ein Kochgeschirr, da einen Zuckersack u. s. w. Juan donnerte hinter ihm her, in allen möglichen Sprachen fluchend, und dem langohrigen Sünder mit allen Arten von persönlicher Züchtigung drohend. Und so plagten wir uns bis Sonnenuntergang. Ich glaube daß es nie einen ermatteteren Menschen gab, und nie einen, der mehr den Luxus einer guten Tasse Kaffee zu würdigen verstand als ich diesen Abend.

Bei Sonnenaufgang des nächsten Morgens waren wir auf dem Weg zum Paß, und hatten einen harten und heißen Tagesritt dahei. Während des Tages passirten wir das letzte Haus was wir bis zu unserer Ankunft in Neu-Mexico sehen sollten, und warfen darauf manchen sehnsüchtigen und schmachtenden Blick. Unser Lager ward diese Nacht auf einem steinigen und rauhen Hügelabhang, innerhalb des Passes aufgeschlagen.

Meine Gedanken, als ich die große Wüste das erstemal sah, waren gewiß eigenthümlicher Art, und ich glaube daß diejenigen welche diese Gegend kennen, mich nicht unmännlicher Gefühle beschuldigen werden daß ich, als mein Auge auf der weiten Fläche von heißem Sande und zerbröckelten Felsenstücken weilte, überlegte und nicht ganz ohne den Wunsch war mich von der Sache zurückziehen zu können. Aber wir waren nun einmal darin, und moralisiren war hier von keinem Nutzen mehr. Nebenbei fand ich bald wichtigere Gegenstände zur Beschäftigung für meinen Geist.

Unter meinen sieben Thieren (von welchen ich, um sie zusammen zu kritisiren, sagen kann daß sie beinahe gleichmäßig aus Lasterhaftigkeit, Hartnäckigkeit und starkem Hange zur Trägheit zusammengesetzt schienen) befand sich ein kleines graues Maulthier welches ich mir als mein specielles Reitthier auserlesen hatte. Auch dieses hatte seine unangenehmen Eigenthümlichkeiten, von welchen eine die war daß gewöhnlich zwei Leute nöthig waren es zu satteln, einer um es niederzuwerfen, und der andere um den Sattel anzulegen; eine andere liebenswürdige Eigenschaft war eine List, die ich auf meine eigenen Kosten lernte. Obgleich es ganz geduldig war wenn der Reiter einmal ordentlich saß, nahm es jedoch den Vortheil wahr beim Aufsteigen desselben ruhig sich umzusehen, die exacte Position zu erspähen, dann mit beiden Beinen auszuschlagen und endlich wie der Wind fortzueilen. Wir waren gerade am Fuß eines langen, steilen Sandhügels, als ich mich unglücklicherweise eine halbe Meile im Rücken unserer Leute befand, welche eben den Bergrücken kreuzten. Mein Sattel war mir locker geworden und ich stieg ab um die Gurte fester zu schnallen, als mein tapferer Grauer sein Lieblingsmanöver practicirte und mich „hors de combat" brachte, indem er mich in Gesellschaft von etwa 50 Pfd. leichten Gepäckes, wie Decken, Flinte und Munition, auf einem Sandhaufen liegen ließ, aus welcher bequemen Position ich mich gerade zeitig genug erhob um mein verrätherisches Maulthier dem übrigen Thierhaufen nachrennen zu sehen. Ich fluchte ein wenig, nahm sofort meine Büchse auf und zielte auf die fliehende Stute; aber die Besinnung kam mir wieder und ich überlegte daß ein lebendes Maulthier 10 todte werth sey — wenigstens auf der Landstraße — und so beschloß ich meinen Aerger für den Augenblick zu verschlucken, schulterte meine Flinte, nahm auf jeden Arm eine Decke und watete beinahe eine Meile den tiefen Sand hinauf. Als ich mich gerade aus Mangel an Kraft entschlossen hatte still zu halten und da zu bleiben bis es den Diager-Indianern gefallen sollte mich zu holen, kam mein Juan mit dem durch einen Lasso wieder eingefangenen Maulthiere angaloppirt. Ich kann jedoch dem Leser versichern daß ich bei der Verhandlung nicht mehr den bloß leidenden Theil spielte.

Unser Weg führte uns einige Tage durch ermüdende Räumlichkeiten, wo das Auge immer demselben ewigen Felsen und Sand begegnete. Das ganze Land ist überhaupt im Anblick am besten mit dem Krater eines ungeheuren Vulcans zu vergleichen. Einer unserer Leute äußerte, er glaube „der verdammte Platz wäre in Feuer gewesen und sey noch nicht ganz wieder abgekühlt." Unsere Hauptrichtung war die große spanische Route, und wir reisten so rasch als möglich, um eine große mexicanische Karawane zu überholen, welche langsam ihren Weg nach der Hauptstadt von Neu-Mexico zurücklegte. Die Karawane bestand aus 2—300 mexicanischen Händlern, welche das eine Jahr mit einem Vorrath von Decken und anderen Fabricaten Neu-Mexico's nach Californien zieben, und dort ihre Einnahme in californischen Maulthieren und Pferden anlegen und dieselben durch die Wüste zurücktreiben. Diese Leute erwerben oft große Profite, da die Thiere, welche an der Küste für eine Kleinigkeit gekauft werden, in Santa-Fé hohe Preise bringen. Die Karawane hatte Puebla de Los Angeles einige Zeit vor uns verlassen und war in Folge dessen auf der Route uns voraus. Dieser Umstand brachte uns großen Nachtheil, da ihr großer Thierhaufen, der beinahe aus 1000 Köpfen

Digitized by Google

bestand, in den wenigen Lagerplätzen des Weges alles Gras auffraß oder zerstörte, und das Wasser consumirte.

Nach einer achttägigen Reise in der Wüste überholten und passirten wir endlich diese Partie. Ihr Anblick war außerordentlich grotesk. Man stelle sich etwa 200 Mexicaner vor, in jeder verschiedenen Costümirung, von der gestickten mit glockenförmigen Silberknöpfen besetzten Jacke des reichen Californiers an, bis zur ärmlichen Fellbekleidung des Indianers, und kann sich so nur eine schwache Idee ihrer Anzüge bilden. Ihr Thierhaufen bestand nicht nur aus Pferden und Maulthieren, sondern es fand sich auch hie und da ein vereinsamter Burro (mexicanischer Esel) darunter, der bestimmt war Holz über die schroffen Hügel Neu-Mexico's zu tragen. Die Marschlinie dieses merkwürdigen Zuges nahm mehr als eine Meile ein, und ich konnte bei Betrachtung ihrer Waffen und Ausrüstung nicht umhin, zu überlegen daß nur wenige entschlossene Leute das ganze Eigenthum hätten abfassen und die Händler wie einen Schafhaufen auseinander jagen können. Viele dieser Leute waren ohne Feuergewehre, und nur mit kurzen Bogen und Pfeilen, wie sie gewöhnlich von mexicanischen Thiertreibern getragen werden, versehen. Andere waren mit alten englischen Musketen bewaffnet, die schon lange vorher als dienstuntauglich verurtheilt seyn mochten und welche aller Wahrscheinlichkeit nach schon vor Jahren geladen waren, und nun ganz das Aussehen hatten als wenn sie beim Losschießen mehr Schaden mit dem Kolben als mit der Mündung ausrichten würden. Eine andere Art Waffe schien unter ihnen sehr beliebt zu seyn; dieß waren alte abgebrauchte rostige Dragonersäbel, im besten Fall eine sehr unpoie Waffe gegen einen Feind der von unerreichbaren Felsen und Schluchten herabficht. Aber wie dieser Säbel nun gar von den Mexicanern getragen wurde, unter dem Sattelblatt mit tausenderlei Schleifen und Knoten festgebunden, konnte er auch in der Nähe nichts nützen.

In der Nähe dieses scheckigen Haufens verweilten wir nur eine Nacht. Wie wir ihr Lager nach Dunkelwerden passirten, ward ich von dessen pittoreskem Ansehen überrascht. Ihre Packsättel und Ballen waren abgenommen und sorgfältig aufgeschichtet, und waren sie daher nicht nur vor der Feuchtigkeit geschützt, sondern bildeten auch noch eine Art von Barrikade für ihre Besitzer. Von einer Seite zur anderen dieser kleinen Güterniederlage war eine mexicanische Decke ausgespannt, unter welcher der Händler seine Cigarre schmauchend lag, während sein mexicanischer Diener, oder Sklave — denn sie sind wenig besser daran — seinen Kaffee und Atole präparirte.

Nicht lange nachdem wir die große Karawane verlassen hatten, hatte ich mich von unserem Zug abgesondert, und fand eine kleine Quantität klar und verführerisch aussehenden Wassers in der tiefen Höhlung eines Felsens. Die Mittagssonne schien brennend auf den Sand, mein Mund war vor Durst ausgetrocknet, aber obgleich ich mich sehnte zu trinken, war doch das Wasser in einer so unzugänglichen Lage daß ohne ein Gefäß es aus der Kluft zu ziehen meine Lage wenig besser als die des Tantalus gewesen wäre. Ich griff vergebens nach meiner Trinkschale, aber Señor Juan hatte sie, mit großer Voraussicht für seinen eigenen Comfort, vor der Abreise an seinem Sattel befestigt. Als ich mir nun den Kopf zerbrach um ein die Schwierigkeit überwindendes Mittel ausfindig zu machen, sah ich in meiner Nähe ein menschliches Skelett. Ein Gedanke durchzog mich. Ich erinnerte mich an Byron und seine Schwelgereien aus dem Schädel, und obgleich es unter anderen Umständen empörend gewesen seyn würde, zwang mich doch hier die Noth davon Gebrauch zu machen. So trank ich einen köstlichen Zug Wassers aus dem gebleichten Knochen und setzte mich dann nieder, moralisirte über das Ereigniß, dachte nach, wem der Schädel gehört habe, und wie der Besitzer desselben starb; das Resultat davon war mein Dankesgefühl gegen den unbekannten Eigenthümer für den Gebrauch dessen was er doch nicht mehr selbst benutzen konnte.

Ich habe vorhin kurz meinen mexicanischen Bedienten Juan, dem Carson ein so mittelmäßiges Testimonium ausgestellt hatte, erwähnt. Dieser Lump hatte schon seit einigen Tagen eine Neigung, verschiedenartigen Streit zu veranlassen, gegeben. Wir kamen jedoch erst eines Nachmittags zum offenen Bruch, als ich im Vordertrab reitend bemerkte daß die Reata meines Packmaulthieres auf dem Boden nachschleifte. Ich rief Juan sie zu befestigen und ritt zu, da ich dachte daß meinen Befehlen gehorcht werden würde. Nun war gerade der Umstand eingetreten daß Señor Juan sich es mit der Hülfe eines mexicanischen Freundes und seines Cigarrito sehr bequem gemacht hatte, und als ich mich wieder umdrehte, fand ich meine Reata in noch schlimmerer Situation als früher. „Nun," sagte Kit, „der Kerl versucht wer von Euch beiden der Herr seyn soll, Sie oder er, und ich würde Ihnen rathen ihm einen Denkzettel zu geben; wenn wir den Niederlassungen näher wären, würde ich es nicht thun, denn er würde gewiß entlaufen und Ihre Thiere mit sich nehmen; aber wie es ist, wird er aus Furcht vor den Indianern nicht wagen unseren Zug zu verlassen." Da ich nun mit Carsons Meinung vollständig übereinstimmte und außerdem fühlte daß die Zeit herangekommen war wo, wie ich mir innerlich gelobt hatte, ich Señor Juan den Kopf zurechtsetzen könne, ritt ich einfach zurück und schlug den Burschen ohne weitere Erklärung vom Maulthier herab. Es war die erste und zugleich die letzte Lection die ich ihm zu geben nöthig hatte. Juan warf mir allerdings beim Wiederaufsteigen einen sehr diabolischen Blick zu, in Folge dessen ich auf ein oder zwei Nächte mit meinen Pistolen auf der Hut war, aber er war besiegt, und ich hatte in der Folge nicht wieder Ursache mich über irgendwelche Nachlässigkeit zu beklagen.

Die einzigen lebendigen Wesen die außer den räuberischen Digger-Indianern die Wüste bewohnen, sind Kaninchen, die in den Boden Höhlen graben und existiren, ohne daß ich sagen könnte wie; und eine kleine sehr bösartige Species von Klapperschlangen mit dem zuletzt genannten Reptil hatte ich während meines Aufenthaltes in dieser Region ein nichts weniger als angenehmes Zusammentreffen.

Es war eine glänzende Mondscheinnacht; ich hatte wie gewöhnlich mein Sattelleder als Bett ausgebreitet und meine Decke locker um mich gezogen. Ermüdet durch den Tagemarsch hatte ich mehrere Stunden gesund geschlafen, als ich ungefähr um Mitternacht plötzlich mit einem unerklärlichen Furchtgefühl erwachte. Es muß eine Art von Instinct gewesen seyn der mich bewegte, denn in einem Augenblick war ich auf den Füßen und fand, als ich meine Decke wegnahm, eine Klapperschlange, geschwollen von Wuth und Gift, geringelt und bereit zu stechen. Ich zog das Leder, welches mir als Matratze diente, weg, um das Reptil zu tödten, als zu meinem großen Erstaunen es wegglitt und durch eine kleine Oeffnung im Boden direct neben meinem Bett entschlüpfte. Die ganze Sache erklärte sich von selbst; ich hatte mich zeitig niedergelegt, und beim Arrangement der Schlafstelle meine Decke in der directen Nähe der Residenz der Schlange ausgebreitet. Die Schlange war wahrscheinlich bei einem Nachbar zu Besuch gewesen, und da sie nach Hause kam als ich schon schlief, war sie so anständig ge-

Digitized by Google

weſen mich nicht zu ſtören, und da ich von ihrer Wohnung Beſitz genommen hatte, nahm ſie an meinem Schlafplatz ihren Antheil, kroch unter meine Decke und muß dort ſo lange ruhig an meiner Seite gelegen haben, bis ich über ſie rollte und ſie ſtörte. Ich kann kaum ſagen daß ich dieſe Nacht noch viel ſchlief, und ſelbſt Carſon gab zu daß es ihn etwas nervös gemacht hätte. Wenn ich gebiſſen worden wäre, ſo hätten wir als einziges Mittel dagegen gewöhnlichen Whisky, den wir für dieſen Zweck mithatten, gehabt. Es iſt eine ſehr erwähnenswerthe Thatſache daß in den Gebirgen ſtarker Branntwein als beſtes Mittel gegen die Wirkungen des Schlangenbiſſes gehalten wird; der richtige Gebrauch iſt der das Getränk auf einmal und in ſolcher Quantität zu geben, daß der Patient ganz und gar davon überwältigt wird.

Unſer täglicher Lebenslauf in der Wüſte war ſchrecklich einförmig. Wir ritten zwiſchen 15 und 50 Meilen täglich, je nach der Entfernung des Waſſers; gelegentlich hielten wir nach einem ſtarken Marſch einen Tag, wenn das ärmliche Gras am Lagerplatz es erlaubte zu bleiben und die abgematteten Thiere zu ſtärken. Unter unſeren Leuten wurde während des Ueberſchreitens dieſer traurigen Wüſtenei wenig geſchwatzt, gelacht und geſpaßt, ſelbſt nicht am Lagerfeuer; das uns umgebende düſtere Land, die ſchmale Koſt, die mühſame Reiſe und das Bewußtſeyn fortwährender Gefahr, alles dieß trug dazu bei die Lebensgeiſter zu dämpfen. Carſon ſprach auf der Reiſe ſelten, ſeine durchdringenden Augen prüften fortwährend die Umgegend, und ſein ganzes Gebahren war das eines ſich ſeiner Verantwortlichkeit wohl bewußten Mannes. Wir aßen den Tag nur zweimal, und dann war die Speiſe ſo roh und dürftig daß es nicht aus Vergnügen, ſondern der Nothwendigkeit halber geſchah. Bei Nacht wurde jede Vorſichtsmaßregel ergriffen um Ueberraſchung zu vermeiden. Unſere Leute wechſelten in der Wache der Thiere ab, während unſere eigene Genoſſenſchaft die Lagerwache beſorgte. Es iſt des Erwähnens werth daß in einem Indianerland das Maulthier bei weitem die beſte Schildwache iſt, die Maulthiere vermittelſt ihres ſcharfen Geruchſinns oder Blickes entdecken die Nähe des lauernden Wilden ſchon lange, ehe der Gebirgsmann, trotz ſeiner Erfahrung, ihn gewahr werden kann. Das Maulthier, wenn ſo alarmirt, zeigt ſeine Unruhe durch Schnaufen und Ausſtrecken des Kopfes und der Ohren nach dem Gegenſtand des Mißtrauens.

Während der Reiſe habe ich oft Carſons Vorbereitungen für die Nacht mit großer Neugierde beobachtet. Einen braveren Mann als Kit hat es vielleicht nie gegeben, und ich glaube wirklich nicht daß er je Furcht kannte, aber trotz deſſen war er doch höchſt vorſichtig. Wenn er ſeine Schlafſtelle arrangirte, ſo ſtutzte er ſeinen Sattel, den er ſtets als Kopfkiſſen benützte, ſo daß er eine Barricade für ſeinen Kopf bildete; ſeine Piſtolen, halb aufgezogen, wurden darauf gelegt und ſeine getreue Büchſe ruhte neben der Decke bei ſeiner Seite, wo ſie nicht nur für augenblicklichen Gebrauch bereit, ſondern auch vollſtändig vor der Feuchtigkeit geſchützt war. Außer wenn er dann und wann ſeine Pfeife anzündete, ſetzte ſich Kit nie dem vollen Glanze des Lagerfeuers aus. Er kannte den verrätheriſchen Charakter der Stämme unter welchen wir reiſten, zu gut; er hatte Leute bei Nacht tödten ſehen, durch einen unſichtbaren Feind, welcher, durch die Dunkelheit verſchleiert, in vollſtändiger Sicherheit ſtand, während er die Gebirgsleute, die er beim Feuerſchein deutlich ſah, auf das Korn nahm, und niederſchoß. „Nein, nein, Jungens," ſagte wohl Kit, „treibt euch beim Feuer herum wenn ihr wollt; Ihr mögt es thun wenn ihr wollt, aber ich mag nicht daß ein Digger einen Pfeil in mich ſchießt, wenn ich ihn nicht ſehen kann."

Eine ſehr unterhaltende Geſchichte wird über Kits Entſchloſſenheit des Handelns in Zeit von Gefahr erzählt. Ein unerfahrener Gebirgsmann hatte während ſeiner Nachtwache Indianer-Alarm gegeben, oder wie die weſtlichen Leute ſagen, das Lager aufgeſcheucht. Kit ſprang im Augenblick auf ſeine Füße, und da er, noch halb im Schlaf, etwas ſchwarzes durch das lange Gras auf ſich zukommen ſah, faßte er eine ſeiner niefehlenden Piſtolen und ſchoß — nicht aber einen Indianer, ſondern ſein eigenes Reit-Maulthier gerade durch den Kopf.

(Fortſetzung folgt.)

Wettkämpfe in Griechenland. In dem in Griechenland bereits beſtehenden, von dem Griechen Ambroſius Rhallis in Trieſt begründeten poetiſchen Wettkampf, welcher alle Jahre ſtattfindet (ſ. Ausl. 1855, Nr. 4), iſt neuerdings noch ein zweiter philologiſcher Wettkampf hinzugekommen. Der Grieche Conſtantin Tſokanos hat nämlich in der rühmlichen Abſicht, zur Beförderung der Wiſſenſchaften unter ſeinen Landsleuten beizutragen, aller zwei Jahre 2000 Drachmen für die beſte Arbeit in griechiſcher Sprache über eine von der philoſophiſchen und philologiſchen Abtheilung der philoſophiſchen Facultät an der Univerſität in Athen zu beſtimmende Preisaufgabe philologiſchen, hiſtoriſchen, archäologiſchen oder philoſophiſchen Inhalts ausgeſetzt; die Entſcheidung über die eingehenden Preisſchriften hat der jedesmalige Rector der Univerſität, im Verein mit den betreffenden Profeſſoren der philoſophiſchen Facultät, und der Ausſpruch ſoll ſtets am 20 Mai, am Jahrestag der Errichtung der Univerſität in Athen, erfolgen. Die erſte Preisvertheilung ſoll am 20 Mai 1858 ſtattfinden, und als Gegenſtand der dießfallſigen Preisaufgabe iſt die Geſchichte der neugriechiſchen Sprache beſtimmt worden. Unter dem 18 Julius 1856 hat der gegenwärtige Rector der Univerſität, Joannis Olympios, zugleich einige Winke und Angaben für die zweckmäßige Behandlung des Gegenſtandes bekannt gemacht, die unter allen Umſtänden Beachtung verdienen. Die Sache empfiehlt ſich übrigens durch ſich ſelbſt. — Am 15 Jul. 1856 beging das in Athen unter dem beſonderen Schutze der Königin ſtehende Waiſenhaus für Mädchen, welches nach der Königin Amalie genannt wird (Ἀμαλιεῖον ὀρφανοτροφεῖον), den erſten Jahrestag ſeines Beſtehens, der dabei veröffentlichte Bericht enthält manche erfreuliche Angaben. Bis zum 30 Januar 1856 waren an einmaligen und an jährlichen Beiträgen 215,764 Drachmen eingegangen, worunter 65,665 Drachmen als Geſchenk der Königin und 6000 Drachmen als Gabe der Maria Yſſilantis (irren wir nicht, einer Schweſter des Alexander Yſſilantis, welche ſchon im Jahr 1821 durch patriotiſche Opfer ſich ausgezeichnet hatte). Von den 27 Städten, aus welchen Beiträge eingegangen ſind, ſind nur vier aus dem Königreich Griechenland ſelbſt, während außerdem namentlich die Griechen in Smyrna, London, Marſeille, Trieſt, Alexandria, Konſtantinopel, Wien, Livorno, Odeſſa, Mancheſter und Jaſſy durch ihre Beiträge ihre patriotiſche und menſchliche Theilnahme an dem Schickſal der Waiſen ihrer Nation im Königreich Griechenland bewährt haben.

Berichtigung:

Auf Bogen 34, 35 u. 36 ſind ſämmtliche Seitenzahlen unrichtig, ſie ſollen beginnen mit 265 und enden mit 288.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. P. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 13. 27 März 1857.

Turkmanische Raubzüge.

(Aus Ferrier's Caravan Journeys.)

Wenn ein Häuptling den Entschluß gefaßt hat einen Raubzug zu unternehmen, so pflanzt er seine Lanze, mit seinen Farben darauf, vor dem Zelte in den Boden, und ein Ausrufer fordert alle guten Muselmanen im Namen des Propheten auf sich unter das Banner des Häuptlings zu schaaren und mit ihm über die persischen Ungläubigen herzufallen. Seine Wünsche sind indeß für keinen Stammgenossen Gesetz, denn der Turkmane genießt die vollkommenste Freiheit, und nur diejenigen welche zu ihrem Häuptling Vertrauen haben steigen zu Pferde, und stecken ihre Lanzen neben die seinige in den Boden — ein Zeichen daß der Freiwillige sich entschlossen hat dem Glücksstern seines Häuptlings zu folgen. Wenn dieser glaubt, er habe eine hinlängliche Anzahl Leute beisammen um den Erfolg seines Raubzugs sicher zu stellen, so setzt er den Tag des Abmarsches auf Monatsfrist fest, da diese Zeit für jeden einzelnen Mann erforderlich ist um sein Roß in jenen Zustand hoher Vortrefflichkeit zu bringen der es geeignet macht die Strapazen und Mühsale, die seiner warten, auszuhalten.

Während dieses Monats besteht die Fourrage eines Pferdes für vierundzwanzig Stunden aus sechs Pfund Heu oder dürrem Klee und etwa drei Pfund Gerste, oder der Hälfte der gewöhnlichen Menge Korn. Dadurch verliert das Pferd beträchtlich an Fleisch, was beabsichtigt wird und den ersten Schritt in der Abrichtung desselben bildet; der Gang des Pferdes wird leichter, und es ist so vorbereitet auf das kräftigende und ziemlich eigenthümliche Futter das es später bekommen soll.

Hierauf wird das Pferd jeden Tag eine halbe Stunde im gestreckten Rennen geübt, und erst dann gefüttert wenn es schon ziemlich lange wieder in den Stall gebracht worden; es erhält nur sehr wenig Wasser, und wenn es begierig trinkt, so gilt dieß als Zeichen daß es ein wenig länger hätte fasten sollen; diese Abrichtungszeit aber dauert nie über einen Monat. Sind die dreißig Tage verflossen, so ziehen die Turkmanen, jeder mit zwei Pferden, ins Feld; das eine ist das Schlachtroß, und wird auf die geschilderte Weise abgerichtet; das andere ist ein Yabu oder untergeordneteres Thier und zum Lastragen bestimmt. Der Turkmane besteigt es beim Verlassen seines Aul oder Lagers, und reitet es bis aufs persische Gebiet; das andere folgt ihm ohne Sattel oder Zaum, und weicht nie von der Abtheilung zu der es gehört, denn beide sind von ihrer Fohlenzeit an gewöhnt worden ihrem Herrn wie Hunde zu folgen. Der erste Tagmarsch beträgt selten mehr als drei Parasangen;[1] der zweite dagegen vier, der dritte fünf, und der vierte sechs. Langen die Turkmanen an diesem Punkt an, so ändern sie die Fütterung des Schlachtrosses, und geben ihm 4¼ Pfund Gerstenmehl, zwei Pfund Maismehl und zwei Pfund sehr fein gehacktes Schaifschwanzfett, alles gemischt und gut untereinander geknetet; dieß ist eine Tagsration, ohne alles Stroh oder Heu. Die Pferde fressen dieses Futter gern, das ihnen in Ballen gegeben wird und sie in einen ausgezeichneten Zustand versetzt. Sind sie vier Tage lang auf diese Weise gefüttert worden, so sind die Thiere im Stande die längsten forcirten Märsche zu ertragen. Dann, aber erst dann, besteigt der Herr sie, und bereitet sich auf das Plünderungswerk vor.

Ehe sie indeß dazu schreiten, sehen sie sich nach irgendeinem von Natur aus festen Schlupfwinkel um, der ihnen für den Fall des Scheiterns ihrer Unternehmung eine sichere Zufluchtsstätte bietet. Während sie und ihre Pferde hier in aller Ruhe rasten, werden drei oder vier von der Bande abgeschickt, um sich, wo möglich, umzusehen ob nicht irgend eine Karawane des Weges komme. Zuweilen schließen sich diese Kundschafter in der Verkleidung inoffensiver Reisenden der Kafila an, und während sie mit ihr ziehen, suchen sie aufs sorgfältigste die Beschaffenheit und den Werth der Waaren, die Anzahl der bewaffneten Leute ꝛc. kennen zu lernen, verschwinden dann plötzlich und bringen ihren Gefährten Nachricht über den Erfolg ihrer Erkundigungen. Obgleich die Turkmanen bei solchen Recognoscirungen nicht sehr viel Gefahr laufen, ziehen sie derartige Kundschaft doch lieber bei den in den Gränzdörfern lebenden Persern ein, mit denen sie häufig in Verbindung stehen; sie zahlen dann diese Vagabunden, welche, ohne alles Gefühl des Mitleids, ihre unglücklichen Landsleute diesen Banditen überliefern, die Straßen auskundschaften und gewöhnlich nur zu genaue Nachrichten bringen. Während der so auf die Recognoscirungen verwendeten Zeit ist das Hauptcorps der Turkmanen, das versteckt

[1] Fünf persische Meilen (Farsâng) sind etwas mehr als 7 deutsche Meilen.

bleibt, nicht unthätig; die Mehrzahl durchſtreift in kleinen fünf bis ſechs Mann ſtarken Abtheilungen die zunächſt liegende Umgegend, und da ihre Anzahl keinen Verdacht erweckt, ſo gelingt es ihnen nicht ſelten einige der auf den Feldern arbeitenden Bauern wegzuführen: dieß iſt gewöhnlich das Vorſpiel umfaſſenderer Operationen. Abends kehren ſie wieder zu ihren Freunden zurück, hören die Nachrichten ihrer Kundſchafter und berathſchlagen über die am folgenden Tage auszuführenden Plane und Streifzüge.

Hat man ſich endlich zum Angriff entſchloſſen, ſo werden von dem Häuptling ein halbes Dutzend Leute ausgewählt um bei den Lebensmittelvorräthen und den Pabus zu bleiben, die übrigen beſteigen ihre beſten Pferde, reiten in geſtrecktem Lauf an den bezeichneten Platz — ob Dorf oder Karawane iſt gleichgültig — fallen gleich einem Wirbelwind über ihr Opfer her, verheeren, wie er, auf ihrem Zuge alles, und nehmen mit und ſchleppen fort was ihnen in den Weg kommt, mit Einſchluß der Männer, Weiber und Kinder. In wenigen Minuten iſt alles vorüber. Brandlegung iſt nicht ſelten ihr letzter Act; dann aber, den Flammen und dem Rauch es überlaſſend die Botſchaft der Verheerung fernen Ortſchaften zu verkünden, fliehen ſie mit ihrer Beute davon, ſuchen den Platz zu erreichen wo ſie ihre Pferde gelaſſen, legen dreißig bis vierzig Paraſangen ohne abzuzäumen zurück, und erreichen in einem unglaublich kurzen Zeitraum ihr Lager. Ihre an dieſe langen und raſchen Reiſen gewöhnten Pferde vollbringen derartige Märſche ohne alle Beſchwerlichkeit; nicht ſo aber verhält es ſich mit den unglücklichen Menſchen welche weggeraubt worden. Sind dieſe gering an Zahl, ſo werden ſie von ihrer Räubern gewöhnlich hintauf genommen oder, wenn zahlreicher, an die geſtohlenen Pferde angebunden, und vor ihnen hergetrieben, bis die Thiere vor Ermattung zu Boden ſtürzen. Dann bindet man die unglücklichen Gefangenen mit einem langen Seil an den Sattelknopf des Pferdes ihrer rohen Peiniger, welche ſie bald gehend, bald rennend, je nach dem Schritt den ihre Pferde gerade einſchlagen, mit fortſchleppen. Wehe denen welche nicht ſchritthalten, denn bei dem geringſten Zeichen der Ermattung fühlen ſie die Lanzenſpitze des Turkmanen in ihrem Leibe, und werden zu neuer Anſtrengung gezwungen. Sollte die Natur ihnen alle Kräfte verſagen, und ſtürzen ſie zu Boden, ſo werden ſie ohne Gewiſſensbiſſe getödtet. Von hundert Perſonen, die auf ſolche Art weggeſchleppt und gezwungen werden mit ihren Räubern Schritt zu halten, erreicht kaum der dritte Theil Turkeſtan, oder überhaupt nur den Platz von wo aus die Bande ihren Raubzug angetreten. Ein Turkmane hat kein Gefühl für Leiden, wie ſchrecklich dieſe auch ſeyn mögen — Mitleid iſt ihm eine unbekannte Tugend; ein Perſer iſt in ſeinen Augen nur eine Waare die er in den Handel und auf den Markt zu bringen, und die der Sorge nicht werth iſt wenn ſie Schaden gelitten hat — ſie ſind mitleidlos aus Gewohnheit wie aus Berechnung. Ein Gefangener der ſeine Flucht bewerkſtelligen könnte, würde die Behandlung die er von ihnen erhalten nie vergeſſen, und gewiß ſich dadurch zu rächen ſuchen daß er dem erſten Militärpoſten, an den er käme, Nachricht von den Räubern gäbe. Der Turkmane betrachtet daher die Tödtung ſeines Gefangenen als einen Act geeigneter Vorſicht und als eine nothwendige Sicherheitsmaßregel. In ihren Auls geben ſie den Gefangenen die geringſt mögliche Menge Nahrung — nur ſo viel um Leib und Seele zuſammenzuhalten, ſo daß ſie nie kräftig genug ſeyn können um Hoffnung auf Verwirklichung ihrer Flucht zu ſchöpfen.

In Folge des wechſelſeitigen Einverſtändniſſes das zwiſchen den Turkmanen und den von der perſiſchen Regierung zur Bewachung der Gränze verwendeten kurdiſchen Häuptlingen beſteht, werden erſtere in ihren Raubzügen nur ſelten behindert. Zuweilen geſchieht es indeſſen daß die Bewohner der ſolchen Angriffen am meiſten ausgeſetzten Gränzdörfer, die ebenfalls ihre Spione beſitzen, Nachricht von den Bewegungen ihrer Feinde erhalten, ſich bewaffnet zuſammenſchaaren, ihnen beim Durchmarſch durch einen Engpaß oder auf einem andern ſchwierigen Terrain auflauern, und unbarmherzig die ganze Bande niedermetzeln; allein derartige Rencontres kommen leider nur ſehr ſelten vor, und werden auch nicht zahlreicher werden, ſo lange die regelmäßigen Truppen den Dorfbewohnern keine redliche Unterſtützung angedeihen laſſen.

Trotz der Unverſchämtheit mit welcher die Turkmanen ihre Einfälle auf perſiſches Gebiet, manchmal ſechzig bis achtzig Parasangen weit, bewerkſtelligen, darf man doch nicht vergeſſen daß es keine offenen Angriffe ſind die ſie unternehmen, ſondern daß ſie ſich bei Nacht und unbemerkt zwiſchen den Dörfen hindurchſchleichen. In dieſer Heimlichkeit und Verſtohlenheit ihres Angriffs liegt auch der Grund ihres Erfolgs. Sie legen durch dieſes Verfahren ohne Zweifel eine ſchätzenswerthe kriegeriſche Eigenſchaft an den Tag, allein wenn man ſie fechten geſehen hat, kann man unmöglich eine hohe Meinung von ihrem Muthe gewinnen. Sie werden ſich unerkannten Gefahren ausſetzen, wenn ſie Hoffnung haben ihre Feinde unverſehens zu überfallen; ſobald ſie aber dem Feinde von Angeſicht zu Angeſicht gegenüberſtehen, werden ſie, wenn ſie eine Salve um ihre Ohren ſauſen hören, keine Minute Stand halten. Sie überfallen eine Karawane nur wenn ſie ihr an Anzahl überlegen ſind und die Reiſenden zum Kampfe nicht geneigt ſcheinen, ſowie ſie aber den geringſten Anſchein von Widerſtand wahrnehmen, greifen ſie ſelten im Ernſt an. Bei ſolchen Gelegenheiten ſind ſie für ihre Haut ungemein beſorgt, und bleiben ſtets in achtungsvoller Entfernung, um den Nachzüglern den Weg zu verlegen oder ihnen einen Theil des Gepäcks wegzunehmen; zeigt ſich ihnen die Ausſicht daß ſie einige ihrer Leute verlieren könnten, ſo brechen ſie augenblicklich auf. Die Turkmanen ſind die beſtberittenen Räuber in der Welt, werden aber nie gute Soldaten abgeben; deſſenungeachtet gibt es Turkmanen-Häuptlinge die einige Achtung für ihren Ruf haben, die ſich ſchämen mit leeren Händen in ihre Auls zurückzukehren und ſich dem Geſpött der alten Männer und den Vorwürfen ihrer Weiber auszuſetzen. Letztere zeigen ihnen bei ſolchen Gelegenheiten als Merkmal der Verachtung ihre Unterröcke, ſchmähen ſie im Unwillen über den Mangel an Erfolg, und ſuchen ſie zum Wiederaufbrechen zu veranlaſſen; allein die turkmaniſchen Damen erreichen, wie es in geſittigteren Ländern auch der Fall iſt, nicht immer ihren Zweck, und gar häufig gelingt es ihnen nicht ſich Gehorſam zu verſchaffen. Unter allen Umſtänden wird ſich ein Turkmane durch nichts bewegen laſſen mehr als dreimal einen Angriff zu machen; er zieht ſich dann in ſein Lager zurück, vollkommen überzeugt daß die Vorſehung ſeinem Vorhaben nicht günſtig iſt. Sollte eine Familie beim erſten oder zweiten Verſuch eines ihrer Mitglieder verlieren, ſo iſt ſie nicht genöthigt einen andern Mann zu ſtellen, behält aber deſſenungeachtet alle ihre Rechte und

Digitized by Google

hat Antheil an der Beute; diese wird an die Usbeken verkauft, welche zwei- oder dreimal im Jahr die Lagerplätze besuchen. Diese Specianten zahlen natürlich mit baarem Geld oder mit Tauschartikeln. Ein etwa zehnjähriger Knabe wird ungefähr vierzig, ein dreißigjähriger Mann fünfundzwanzig, ein vierzigjähriger zwanzig ꝛc. Tomans eintragen.

Dr. Kane.

(Nekrolog.)

Die neuesten Nachrichten aus Amerika bringen uns die Kunde von dem in Havana erfolgten Hinscheiden Dr. Kane's, dessen treffliches Werk über seine, mit so vielen Gefahren und Mühsalen verbunden gewesene Nordpolfahrt unsere Leser durch umfassende Auszüge in den jüngsten Nummern des Auslandes kennen gelernt haben. Das Athenäum widmet ihm folgende Lebensskizze:

Elisha Kent Kane wurde im Jahr 1822 in Philadelphia geboren. Er erhielt seine Bildung an den Universitäten Virginiens und Pennsylvaniens, und erlangte im Jahr 1843 mit Ehren die Würde eines Doctors der Medicin. Unmittelbar nach Erlangung derselben wurde er im diplomatischen Stab als Wundarzt bei der ersten amerikanischen Gesandtschaft nach China angestellt. Er benützte die günstigen Gelegenheiten welche ihm seine Stellung bot, zur Erforschung der Philippinen — einer Aufgabe der er sich meist zu Fuß unterzog. Seine Karten sind noch vorhanden. Sein Geführte auf dieser Wanderung war der junge preußische Frhr. v. Loë, der den Wirkungen der Mühseligkeiten der Reise erlag, und in Java starb. Dr. Kane entgieng der Krankheit nicht, allein seine von Natur starke Leibesbeschaffenheit bewältigte das Fieber welches ihn befallen hatte. Er widmete der vulcanischen Region Albay's große Aufmerksamkeit, und hoffte seine Beobachtungen mit späteren Reisen in Sombara in Verbindung bringen zu können. Sein Aufenthalt unter den Negritos und Araturas war voll romantischen Interesses. Er war der erste welcher in den Krater des Taal hinabstieg und eine topographische Skizze von dem Innern dieses großen Vulcans zu machen versuchte. Er hatte sich von einem überhängenden Felsstück an einem Bambu-Seil über hundert Fuß tief hinabgelassen, und setzte dann seine unterirdische Wanderung mitten durch die Schlacken etwa 700 Fuß tiefer bis an den Grund des Kraters fort, aus dem er mit der interessanten Sammlung, die er gemacht, besinnungslos heraufgezogen wurde. Unter den Proben von dem Inhalt des Kraters befanden sich Schwefelstücke die er am Grunde desselben abgelöst hatte.

Nach diesen Forschungsreisen unternahm Dr. Kane seine Wanderung durch Indien, brachte ziemlich lange unter den Monolithbauten Aurengabads zu, besuchte Ceylon, und gieng von dort nach Afrika hinüber, wo er die verschiedenen classischen Gegenden sowie den obern Nil in den Bereich seiner Forschungen zog. Während dieser Reisen traf er den Prof. Lepsius, der damals seinen wissenschaftlichen Zwecken in Aegypten oblag. Auf seiner Rückreise hatte er das Unglück alle seine Papiere und Tagbücher zu verlieren, und in heftigem Grade von der Pest ergriffen zu werden.

Da die Geschäfte des Sklavenhandels ihn höchlich interessirten, so begab sich Dr. Kane hierauf in einer Fregatte aus den Vereinigten Staaten nach der Küste von Afrika. Er besuchte die Sklavenfactoreien vom Cap Mount bis zum Bonny-Fluß, und hatte freien Zutritt zu den Barakunen von Dahomey. Ein Ausflug den er nach Abomey zu machen wünschte, schlug fehl in Folge eines schweren Fieberanfalls, dessen Wirkungen ihm sein ganzes ereignißreiches Leben hindurch nachgiengen.

Er kehrte jetzt nach Hause zurück, jedoch nur um Vorbereitungen zu neuen Abenteuern und Gefahren in Mexico zu treffen. Er wurde in der Schlacht von Nopaluca gefährlich verwundet, und erwarb sich großen Ruhm und Vertrauen durch die Art und Weise wie er die schwierige und gefährliche Aufgabe der Ueberbringung der Depeschen des Präsidenten Polk an den General Scott ausführte. Mit jener Liebe für wissenschaftliche Forschung welche ihn sein ganzes Leben hindurch beseelte, suchte er sich während seines Kriegsdienstes in Mexico barometrische Höhenmessungen des Popokatepetl zu verschaffen. Nach Wiederherstellung des Friedens wurde er bei der Vermessung der Küsten der Vereinigten Staaten, unter Prof. Bache, verwendet, und arbeitete gerade im Meerbusen von Mexico, als die Freigebigkeit Hrn. Grinnells die Regierung der Vereinigten Staaten veranlaßte die erste amerikanische Expedition zur Aufsuchung Sir John Franklins zu unternehmen. Dr. Kane bot als Freiwilliger seine Dienste an, und wurde der Expedition als Wundarzt zugetheilt. Seine Schilderung dieser Reise erschien im Jahr 1852.

Ehe sie aber noch vollständig druckbereit war, hatte er bereits seine Anordnungen zu seiner letzten arktischen Fahrt getroffen, und diesem seinem Lieblingszweck seine eigenen pecuniären Hülfsquellen, so wie große Summen von Seiten der HH. Grinnell und Peabody zugewendet.

Die Geschichte dieser ereignißvollen Expedition ist noch so frisch im Andenken unsrer Leser, daß wir uns nicht weiter darüber zu verbreiten brauchen. Geschwächt durch seine wiederholten schweren Krankheiten, ließ er der ihn beseelenden Lust an Abenteuern stets die Oberhand, und nahm auf seine Gesundheit nicht die gehörige Rücksicht. Bemerkenswerth ist zugleich daß er sich nie einer kräftigeren Gesundheit erfreute als da er von Capitän Hartstene an der grönländischen Küste gerettet wurde und in New-York landete. Die unmittelbare Ursache seines Todes läßt sich daher nicht seinen arktischen Abenteuern zuschreiben. Das Eingesperrtseyn und die geistige Aufregung bei der Vorbereitung seines letzten Werkes für den Druck erwiesen sich nachtheilig, und seine Reise nach England hatte unglücklicherweise gerade die entgegengesetzte Wirkung von derjenigen welche er gehofft und erwartet hatte. Hätte er während seiner verschiedenen ereignißvollen Wanderungen und Forschungen seiner Gesundheit auch nur die gewöhnliche Sorgfalt zu Theil werden lassen, er würde sich wahrscheinlich von seiner letzten Krankheit

Digitized by Google

vollkommen erholt haben; denn er war, wie er sich ausdrückte, schon manchmal so zu sagen vom Tod auferstanden, und sein äußerst sanguinisches Temperament gab ihm starke Hoffnungen daß er sich nochmals aufraffen werde. Sein Tod wird bei seinen Landsleuten, deren Liebe er in hohem Maße genoß, großes Bedauern erregen. Auch England — und mit ihm die ganze wissenschaftlich gebildete Welt — wird trauern über den Verlust eines so tapfern und unternehmenden Mannes, der, obgleich noch jung an Jahren, sich einen hohen Ruf erworben hatte.

Das erste Capitel des Vundeheſch.

Uebersetzt von Prof. Dr. Spiegel.

(Aus der Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.)

Der Zendkundige (beschäftigt sich) zuerst mit der Grundschöpfung Ormazds und der Opposition Ahrimans, dann mit der Beschaffenheit der Geschöpfe von der Schöpfung an bis zuletzt und zum künftigen Körper.

1. Nämlich aus dem mazdavaçnischen Gesetze ist offenbar daß Ormazd als der Höchste in Allwissenheit und Reinheit im ewigen Lichte war. Dieses Licht, der Sitz und der Ort Ormazds, ist was man das anfangslose Licht nennt, und die ewige Allwissenheit und Reinheit Ormazds ist was man das Gesetz nennt. Für beides ist die Erklärung eine. Jenes Ewige, mit unbegränzter Zeit Begabte, ist nämlich Ormazd, und der Ort und das Gesetz und die Zeit Ormazds war, ist und wird immer seyn.

2. Ahriman ist in Finsterniß, Nachwissen und Begierde zu schlagen und in der Tiefe, aber es wird eine Zeit seyn, wo sein Schlagen aufhört. Diese Dunkelheit ist der Ort den man die anfangslose Dunkelheit nennt.

3. Zwischen beiden ist ein leerer Raum den man Vâi nennt, wo das Vermischen stattfindet.

4. Diese beiden himmlischen Wesen sind unbegränzt. Das höchste Unbegränzte nennt man das anfangslose Licht, das niedere (unbegränzte) die anfangslose Finsterniß, zwischen beiden ist eine Leere, und eines ist mit dem andern verbunden. Wiederum sind jene beiden himmlischen Wesen begränzt (nämlich) ihrem Körper nach. Ferner, wegen der Allwissenheit Ormazds sind alle Dinge in der Schöpfung Ormazds begränzt und unbegränzt, denn man kennt den Bund zwischen jenen beiden Himmlischen. Ferner: die vollständige Herrschaft und die Schöpfung Ormazds werden beim letzten Körper immerfort unbegränzt seyn, die Geschöpfe Ahrimans aber werden zu jener Zeit abnehmen, wenn der letzte Körper eintreten wird. Dieß ist die Unendlichkeit.

5. Ormazd wußte vermittelst seiner Allwissenheit daß Ahriman existirt, was er sinnt und wie er im Wunsche zu schaden sich vermischt, bis zuletzt und wie und durch welche Mittel er es zuletzt enden wird. Da schuf er auf himmlische Weise diese Geschöpfe, welche zur Vollendung paßten. Dreitausend Jahre standen d. h. befanden sie sich im Himmel unbeschädigt, nicht gehend, unergreifbar.

6. Gaṅâ-Mainyo hatte seines Späterwissens wegen von der Existenz Ormazds keine Kunde. Darauf erhob er sich aus der Finsterniß und kam zum Lichte. Als er das Licht Ormazds sah, das unergreifbare von den Druj's, da stürzte er seiner Begierde zu schlagen und seiner zornigen Natur wegen herbei um zu tödten. Da sah er die Tapferkeit, Macht, Vollkommenheit (größer) als die seinige, und stürzte wieder zur dichten Finsterniß zurück und schuf viele Dévs, Drujas: tödtendes Volk und erhob sich zum Kriege.

7. Ormazd, als er die Schöpfung des Ahriman sah, eine schreckliche Schöpfung, stinkend, böse — da sprach er kein Lob aus.

8. Ahriman, als er hierauf die Schöpfung Ormazds sah, eine zahlreiche Schöpfung, Leben, eine Schöpfung der Frage — da sprach er einen Preis aus und pries diese Schöpfung Ormazds. Ormazd, obwohl er es allein wußte was das Ende der Sache sey, gieng doch dem Ahriman entgegen und bot ihm Frieden an, und sagt: „O Ahriman, sey meinen Geschöpfen hülfreich, preise sie, damit du als Belohnung dafür unsterblich, unalternd, ohne Hunger und Durst seyest."

9. Ahriman entgegnete: „Ich komme nicht her, ich will deinen Geschöpfen nicht helfen, ich will deine Schöpfung nicht loben. In keiner guten Sache will ich mit dir übereinstimmen, deine Schöpfung will ich tödten immerfort. Alle deine Geschöpfe will ich in Feindschaft mit dir, in Freundschaft mit mir bringen."

10. Die Erklärung ist diese: Gaṅâ-Mainyo glaubte, daß Ormazd hülflos sey und ihm darum den Frieden anbiete. Er nahm ihn also nicht an, und bot ihm dagegen den Kampf an. Darauf sprach Ormazd: „Du bist weder allwissend noch alles vollbringend, o Gaṅâ-Mainyo, zu tödten ist dir nicht möglich, du vermagst meine Schöpfung nicht so zu machen, daß sie nicht wieder zu mir zurückkehrt." Ormazd wußte aber vermöge seiner Allwissenheit: wenn ich nicht eine Zeit zum Kampfe festsetze, so vermag er es, unter meinen Geschöpfen kann er ..... zu eigen machen, da jetzt in der Vermischung viele Menschen mehr böses thun als gutes.

11. Er sprach daher zu Ahriman: „Setze eine Zeit fest bis zum Kampfe, im Bezug auf die Vermischung bis auf 9000 Jahre," da er wußte daß Ahriman durch das Festsetzen dieser Zeit unwirksam werde. Darauf war Ahriman, der nicht sehende, seines Unverstandes wegen mit dieser Bestimmung einverstanden, sowie zwei Männer einen Kampf festsetzen zu einer bestimmten Zeit: an dem und dem Tage wollen wir kämpfen.

12. Ormazd wußte seiner Allwissenheit wegen das, daß es in diesen 9000 Jahren 3000 Jahre ganz nach dem Wunsche Ormazds hergeht, 3000 Jahre in der Mischung des Willens von Ormazd und Ahriman, daß die 3000 letzten Jahre aber Ahriman machtlos seyn werde und sich von den Geschöpfen der Opposition zurückhält. Ormazd sagte den Ahunavar her: yathâ ahû vairyo etc., den aus einundzwanzig Worten bestehenden, daher (kommt) zuletzt sein Sieg, die Machtlosigkeit Ahrimans und das Abnehmen

Digitized by Google

der Dévs, die Auferstehung, der letzte Körper und die Oppositionslosigkeit für immerdar. Aber jener Ahriman, als er seine Machtlosigkeit und das Verschwinden der Dévs einsah, wurde bestürzt und fiel wiederum in die dunkelste Hölle zurück, wie es aus dem Gesetze hervorgeht: als ein Drittel (des Ahuna-vairya) hergesagt war, krümmte Ahriman aus Furcht seinen Körper; als zwei Theile gesagt waren, fiel er aus Furcht auf seine Knie; als das Ganze hergesagt war, war er bestürzt und machtlos an den Geschöpfen Ormazds Ungebührlichkeit zu verüben. Dreitausend Jahre blieb er in Betrübniß, Ormazd aber schuf während der Betrübniß des Ahriman Geschöpfe, zuerst den Bohu-mano, dem die Verbreitung der Schöpfung Ormazds oblag.

13. Ahriman schuf zuerst die Mithokht, dann den Akoman. Von den Geschöpfen der Welt schuf Ormazd zuerst den Himmel, dann Bohumano und des guten Fortgangs wegen das weltliche Licht, mit welchem das gute mazdayaçnische Gesetz zusammen war; da wo dieses zu den Geschöpfen kommt, wußte er daß Frashégard (Widerwachsen der Körper) eintreten wird. Dann schuf er den Asharahista, den Khshathra-vairya, dann Çpenta-ârmaiti, dann Haurvat und Ameretât. Ahriman dagegen schuf aus der finstern Materie den Akoman, Andar, Çaurva, Nâoghaithi, Taric und Zaric. Ormazd schuf von den materiellen Geschöpfen zuerst den Himmel, dann das Wasser, dann die Erde, viertens die Bäume, fünftens das Vieh, sechstens die Menschen.

Die indische und die chinesische Handelsbilanz.

Nach amtlichen Quellen.

Nicht die größere oder mindere Bevölkerung, sondern ihre Civilisation, die Beweglichkeit in ihren Sitten und die Freiheit in ihren Einrichtungen sind der Maßstab für die Bedürfnisse, für den Handelsverkehr eines Reiches. Diese Norm ward früher und wird immer noch übersehen, — der Grund so vieler falscher Berechnungen und bitterer Täuschungen. Man hat von der Freigebung des Handels mit den 160 Millionen des angloindischen Reiches (1813) und von dem gegenseitigen Austausche der Fabricate und Rohproducte innerhalb der zahlreichen Inseln im östlichen Archipelagus; man hat von der theilweisen Eröffnung des Verkehrs mit den 400 Millionen Chinesen (1834, 1842), von den amerikanischen und anderen Verträgen mit dem japanischen Reiche Ergebnisse erwartet welche nur zum geringen Theile verwirklicht wurden, verwirklicht werden konnten. Die Fabrikherren zu Manchester und Glasgow, die Bankhäuser zu London und Liverpool glaubten und glauben wohl zum Theil noch, die sechs- bis siebenhundert Millionen Asiaten würden mehr Fabricate verlangen als alle die Maschinen und Spindeln hervorzubringen im Stande wären; sie freuten sich zum voraus der großen Summen welche von Osten nach Westen fließen und die Handelsbilanz zu ihrem großen Vortheile umgestalten würden. Dieß ist ganz anders ausgefallen. Die Bevölkerung in Europa und Amerika nahm und nimmt zu in Anzahl und Wohlhabenheit, in Bedürfnissen und üppigem Wesen, während die vegetirenden Massen Asiens unwandelbar fortleben, nicht viel besser als das andere Getier. Jeder heirathet in seinem 17ten oder 18ten Jahre, es kann jeder heirathen. Die Kinder zu ernähren macht keine Sorge, mit wenigen Pfennigen sind die Bedürfnisse bestritten. Baumwollenzeug für 2 bis 3 Gulden jährlich reicht hin zur Kleidung; eine innerhalb weniger Tage errichtete Hütte von Erde, von Bambusrohr oder anderem Gehölze und Palmblättern dient zur Wohnung und ihr Fußboden zur Schlafstätte. Reinlichkeit scheint für solche Leute gar kein Bedürfniß zu seyn, sie leben wie das Vieh mit dem Vieh. Dieß der Grund eines so geringen Handelsverkehrs im Verhältnisse zur dichten Bevölkerung im Morgenlande. Im Gegensatze zeigt sich in den westlichen Ländern, in demselben Grade wie die Menschen sich mehren, ein größeres Bedürfniß für feine Stoffe und kostbare Specereien. Der Export aus Asien steigt und wird in großen Verhältnissen steigen mit jedem Jahre, während der Import sich gleich bleibt oder nur zunimmt im geringen Maßstabe.

Zu diesen allgemeinen und bleibenden in der Natur der Dinge begründeten Ursachen des für den Westen nachtheiligen Weltverkehrs kommen in unsern Tagen noch andere von zufälliger vorübergehender Art. Die großen weltumgestaltenden Erfindungen und Einrichtungen des Westens, Eisenbahnen und Dampfschiffe, Heerstraßen, Wasser- und Landbauten, Fabriken und Telegraphen, gleichmäßiges und billiges Porto werden nach dem Osten übertragen, was große Capitalien in Anspruch nimmt, die für jetzt nur spärlich wieder nach dem Westen zurückkehren. Zum Aufbau der indischen Eisenbahnen bedürfen die verschiedenen Privatgesellschaften, welchen sie unter einer Zinsenbürgschaft von $4^1/_2$ — $^5/_{100}$ von Seiten der anglo-indischen Regierung übertragen wurden, große Summen, in manchem Monat, wie z. B. im Februar 1856, eine Million Pfund Sterling. Der Anschlag für die einzige Bahn von Burdwan nach Delhi beläuft sich auf zehn Millionen Pfund. Das eingezahlte Capital der Gesellschaft für die kaum begonnene Eisenbahn auf der großen indischen Halbinsel (Great Indian Peninsular) hatte bereits October 1856 über vier Millionen betragen. Sie beschäftigt täglich 50,000 Arbeiter.

Man kann hieraus ersehen welche große Summen es erheischt ganz Hindostan mit einem Eisenbahnnetz zu überziehen Und hiezu kommen bereits die Gesellschaften zur Dampfschifffahrt auf den indischen Flüssen, sowie neue Linien in anderen östlichen Ländern, die Ceylonbahn, die Syroeuphratische und die Ostbengalische von Calcutta nach Dacca, welche einerseits hinauf gegen Assam und Tübet zur chinesischen Gränze und andererseits hinab über Dschittagong und längs der Halbinsel jenseits des Ganges geführt werden soll, mittelst welcher einstens eine Landverbindung zwischen Calcutta und Canton stattfinden kann und stattfinden wird. Dann läßt die einsichtsvolle anglo indische Regierung auf eigene Kosten große öffentliche Werke ausführen welche im Rechnungsjahre 1853—1854 die Summe von 2,525,000 und im folgenden Jahre drei Mill. Pfund Sterling betrugen. Der Voranschlag der Neubauten für 1855—

Digitized by Google

1856 ward auf 2,250,000 Pfund berechnet. [1] Diese außerordentlichen Ausgaben bewirkten ein bedeutendes Deficit in der indischen Finanzrechnung; im Jahre 1854—1855 die Summe von 1,708,000, 1855—1856 2,057,000 Pfund. Für 1856—1857 wird das Deficit höchst wahrscheinlich viel zu gering, auf 1;152,000 Pfund geschätzt. Auch zur Deckung dieses Ausfalles muß England, wenigstens zum Theil, Sorge tragen. Nun erheischt der Idolendienst der Orientalen und ihre barbarische Schmucklust viele edle Metalle; dann mangelt den despotisch regierten oder in despotischen Sitten aufgewachsenen Völkern die Sicherheit und das Vertrauen welche den Umlauf des Geldes hervorrufen und bedingen. Seine Circulation ist dürftig.

Bei allem Reichthum mangelt es am Gelde, es ist schnell verschwunden, es liegt begraben. Der Zinsfuß ist ungemein hoch; in China 30 und in Britisch-Indien 12 Procent im Jahre, nach gesetzlicher Bestimmung. Auch dieß verlockt große Summen von Europa nach Asien.

Die mit englischem Gelde begründeten Banken in Hindostan, deren jetzt acht gezählt werden, lassen sich 10 bis 15 vom Hundert, manchmal noch mehr bezahlen und tragen ihren Theilnehmern große Dividenden von 10—40 Procent.

Während der letzten 10 bis 15 Jahre hat sich die Handelsbilanz zwischen Großbritannien und dem angloasiatischen Reich zum großen Nachtheil des Mutterlandes gestaltet. Zwar ist durch die Freigebung des Handels mittelst des 1813 erneuerten und abgeänderten indischen Grundgesetzes die Ausfuhr von England nach Indien bedeutend vermehrt worden; es dauerte aber nicht lange, so blieb sie weit zurück hinter der Ausfuhr von Indien nach England.

Die Ausfuhr von England nach Indien war in den Jahren:

	Waaren.	Geld.	Im Ganzen.
	Pfd. St.	Pfd. St.	Pfd. St.
1834—35	4,261,106	1,893,023	6,154,129
1849—50	10,299,888	3,396,807	13,696,696

Die Ausfuhr hingegen von Indien nach England war:

	Waaren.	Geld.	Im Ganzen.
	Pfd. St.	Pfd. St.	Pfd. St.
1834—35	7,993,420	194,740	8,188,160
1849—50	17,312,299	971,244	18,283,543 [2]

Die Zunahme des Verkehrs und der Ueberschuß der Ausfuhr von Indien über die Einfuhr ist auch während der folgenden Jahre (1849—1856) in gleichem Schritt vorangegangen. Oberst Sykes, zu der Zeit Vorsitzender im Directorenhofe der ostindischen Compagnie, erklärte bei einer öffentlichen Versammlung der Actieninhaber (Mai 1856), Indien habe während der letzten fünf Jahre (1850—55) um 40 Millionen Pfund Sterling an künstlichen und Rohproducten mehr ausgeführt als dahin versendet wurden. Man kann dieß auch an der steigenden Schifffahrt erkennen. Im Jahre 1847—48 kamen nach dem Hughli, mit Ausschluß der einheimischen Fahrzeuge, bloß 625 Schiffe in einem Gehalte von 274,000 Tonnen. Im Jahre 1854—55 waren es 866, in einem Gehalt von 481,000 Tonnen. Während der ersten zehn Monate des folgenden Rechnungsjahres (1 Julius 1855 — 30 April 1856) hatte man schon 1010 Schiffe verzeichnet in einem Gehalt von 556,000 Tonnen. [1]

Diese Steigerung der Ausfuhr ist nicht bloß in dem größern Bedarf der früher bereits verführten indischen Erzeugnisse begründet; während der letzten Zeit wurden zum Theil ganz neue Ausfuhren herbeigezogen. Im Jahre 1834—1835 betrug die Sendung der Baumwolle von Indien nach Großbritannien und andern Ländern 98 Millionen, und jetzt im Durchschnitt 160—170 Mill. Pf. Durch Erwerbung der Bezirke Berar, Nachor, Duab, Paraindah und anderer (Mai 1853) vom Nisam, durch Einziehung des Reiches Nagpor (Dec. 1853), so wie durch die Eroberung von Pegu (1854), in dessen oberem Theile die Baumwollenstaude vortrefflich gedeiht, haben die Britten so große für die Baumwollencultur geeignete Länder erworben, daß sie wohl in einem folgenden Jahrzehent den größten Theil ihres Bedarfs aus Indien beziehen können. Zuerst müssen aber die Eisenbahnen vollendet seyn, damit die Frachten vom Binnenlande zum Meere billiger werden. Ist dieß einstens geschehen, so wird die amerikanische Baumwolle mit der indischen nicht mehr concurriren können, denn die freie Arbeit in Hindostan und China ist viel wohlfeiler als die Sklavenarbeit in Amerika. [2] Dieß Ereigniß erscheint auch als das einzige Mittel zur Beseitigung der Sklaverei; sie wird nur dann aufhören wenn die Sklaven keinen Vortheil mehr bringen. Fürchten doch jetzt bereits die Sklavenhalter im Süden der Union diese künftige folgenschwere Thatsache und suchen Vorkehrungen dagegen zu treffen. Daher zum Theil der unmenschliche Eifer zum Aufbau neuer Sklavenstaaten.

Unter den neuen Gegenständen der Ausfuhr aus Indien sind die vorzüglichsten: Thee, welcher in Kamaon und Gharwal so wie längs aller Marken am Fuße des Himalaya vortrefflich gedeiht, dann Schafwolle, die vor 1833 gar nicht ausgeführt wurde, und allerlei Getreidegattungen. Nach einem Berichte der Sindh-Eisenbahngesellschaft ist in kurzer Zeit für eine Million Pfund Wolle aus Mittelasien längs des Indus nach Karradschi gekommen, einer Stadt, deren Handelsverkehr in dem einen Jahre von 1855—56 sich um $^{50}/_{100}$ vermehrte. Hiezu wird bald die Wolle von den einheimischen indischen Schafen kommen. Man hat nämlich vor kurzem mit großem Erfolg die Schafzucht im Pendschab und Ober-Pegu eingeführt, und durch Herbeiziehung von Merinoswiddern veredelt. Kaffee wird in großer Menge von Ceylon ausgeführt, vorzüglich seit der Gleichstellung der Zollabgabe vom ostindischen und westindischen Kaffee (1835), so auch Zucker, wovon jetzt aus Siam allein viele hundert Centner kommen, Lein- und Rapssamen, großentheils für amerikanische Rechnung, Rum, Tabak, Flachs, Hanf, Häute, Reis, Salpeter und Lack in seinen verschiedenen Formen. Das progessive Steigen der Kaffeeausfuhr von Ceylon ersieht man aus folgenden amtlichen Angaben:

---

[1] Minute by the Marquis of Dalhousie, reviewing his Administration in India. Gedruckt auf Befehl des Hauses der Gemeinen 30 Mai 1856. S. 34 §. 133.

[2] Statistical Papers (India). Auf Befehl des Hauses der Gemeinen gedruckt, 20 April 1853. S. 42.

[1] Minute by the Marquis of Dalhousie. 8. §. 21—81.

[2] Dieß ist doch nicht ganz genau. Die indische Baumwolle liefert eine geringere und kürzere Faser, und zum Theil deßwegen und nicht bloß in Folge der hohen Frachten beherrscht die amerikanische Baumwolle die Märkte. Die Mängel des asiatischen Productes sollen indessen verschwinden, wo die Plantagen reichlicher bewässert werden. Dieser Fortschritt der Landwirthschaft muß in Indien aber erst universell werden, ehe die amerikanische Production aus dem Felde geschlagen werden kann. Die Red.

Digitized by Google

Kaffeeausfuhr aus Ceylon.	Anzahl Centner.	Werth Pfd. St.
1848—1849	337,526	456,663
1849—1850	322,760	657,118
1850—1851	287,911	591,816
1851—1852	408,007	751,861
1852—1853	322,994	637,595
1853—1854	434,086	902,751
1854—1855	483,205	972,462

Die ganze Ausfuhr vom 6 Januar 1854 — 5 Januar 1855 hat die Summe von 1,236,938 Pfd. St. betragen, die Waarenausfuhr kaum etwas mehr als die Hälfte. Das Fehlende mußte durch gemünzte oder ungemünzte edle Metalle ersetzt werden. Ihre Einfuhr hatte in demselben Zeitraum 1,371,975 Pfd. St. betragen, wovon 682,807 Pfd. St. edler Metalle wieder ausgeführt wurden.[1]

Alle diese Summen zur Ausgleichung der Handelsbilanz für den Bedarf der Eisenbahnen und andere Unternehmungen müssen aber zu unsern Tagen beinahe ausschließlich in Silber herbeigeschafft werden. Bis 1835 war in Indien auch eine Goldwährung vorhanden. In diesem Jahre ward sie aufgehoben und bloß die Silberwährung belassen. Später (1841) hatte man den Staatscassen erlaubt Gold an Zahlung anzunehmen, was nach den Entdeckungen in Californien und Australien manche Mißstände verursachte. Deßhalb verordnete die Regierung, vom 1 Jan. 1853 solle bloß Silber angenommen werden. Silbermünze sey und bleibe die einzig gesetzliche Währung im Lande.

Die anglo-indische Regierung hat während der letzten Jahre, theils in Indien, theils in der Heimath, verschiedene Mittel versucht um den Abfluß so vielen Geldes zu verhüten. Sie sind nur in geringem Grade gelungen. Man forschte nach neuen Stoffen zur Einfuhr, und richtete sich dabei genau nach den einheimischen Sitten und Bedürfnissen der Hindu und Muselmanen. Dann suchte man einige der Summen mittelst öffentlicher Anlehen wieder herbeizubringen, wobei jedoch der hohe Werth des Geldes und frühere der Bevölkerung mißfällige Finanzoperationen von Seiten des Staates hindernd in den Weg getreten sind. Lord Dalhousie hatte nämlich (1853—54) das fünfprocentige Anlehen gekündigt; die Betheiligten mußten sich mit geringeren Interessen begnügen, oder erhielten ihre Schuldverschreibungen baar ausbezahlt, wodurch eine jährliche Ersparniß von 300,000 Pfd. St. erzielt wurde. Dieß brachte die Regierung um einen Theil ihres Vertrauens. Als sie bald hernach wieder Geld zu 5 oder $4^1/_2$ Proc. aufnehmen wollte, haben sich nur wenige Capitalisten eingefunden. Trotz diesem Mißstande fließt doch ein großer Theil des ausgeführten Geldes wieder nach England zurück. Die Unkosten für die indische Regierung in der Heimath, für das ostindische Haus, für die Oberaufsichts-Behörde oder das indische Ministerium, für die Dividenden der Actienbesitzer, für Pensionen und anderes betragen an 4 Mill.; dann zahlt Indien für die Interessen der indischen Staatsschuld, welche sich zum großen Theil in englischen Händen befindet, 1—2 Mill., im Ganzen also 5—6 Mill. Pfd. St. Hiebei sind die jährlich nach der Heimath gesendeten Ersparnisse der indischen Civil- und Militärbehörden, die Summen welche die indischen Großen in England verzehren, und die bedeutenden Proceßunkosten für die von Indien einlaufenden Appellationen nicht mitgerechnet, welche zusammen ebenfalls mehrere hunderttausend Pfd. Sterling betragen mögen.

Die steigende Bevölkerung in Europa, in Amerika und Australien und ihr größerer Wohlstand haben auch die Ausfuhr der chinesischen Producte bedeutend vermehrt. Hiezu kommt noch die wachsende Neigung der ganzen angelsächsischen Race für den Theegebrauch. Im Jahre 1837 hat man, theils auf statistische Angaben, theils auf Muthmaßungen fußend, die ganze Theeausfuhr aus China auf 90 Mill. Pf. St. gerechnet, vertheilt auf folgende Länder:

Großbritannien	48,000,000	Pfund.
Amerika	18,000,000	„
Frankreich	1,230,000	„
Holland und Belgien	2,800,000	„
Dänemark	129,000	„
Schweden und Norwegen	200,000	„
Rußland und Polen	6,500,000	„
Die andern Staaten Europa's . . .	3,000,000	„
Die Völkerschaften Nord- und Mittelasiens	1,200,000	„
Das Cap der guten Hoffnung und St. Helena	100,000	„
Die englischen Colonien in Nordamerika	1,200,000	„
Neu- und Süd-Wales	350,000	„
Das englische Indien	2,000,000	„
Tübet, Leh, Kaschmir, Afghanistan und Persien	2,000,000	„
Die Inseln des östlichen Archipelagus	100,000	„
Die andern Reiche Asiens, Siam, Cochin-China u. s. w.	1,200,000	„

Das Theetrinken war zu jener Zeit derart in Zunahme begriffen, daß nach der Erklärung des Schatzkanzlers im Parlament (30 Jun. 1837) hiedurch viele andere Nahrungsstoffe verdrängt wurden, und künftig, im Verhältniß zur Herabsetzung der Theezölle noch mehr werden verdrängt werden. Nach einer amtlichen Erklärung soll mit dem 6 April 1857 anstatt 1 Shilling 9 Pence, bloß 1 Shilling 3 Pence vom Pfund Thee erhoben werden, was nicht verfehlen kann auf China einen Einfluß zu äußern. Die Handelsbilanz wird sich, wie bereits in der letzten Zeit geschehen, für das Mittelreich mit jedem Jahre vortheilhafter gestalten.

Die Ausfuhr von China nach England betrug nach den dem Parlament vorgelegten Angaben:

1849	53,102,129	Pfd. Thee.
1850	49,368,001	„ „
1851	69,487,979	„ „
1852	65,295,202	„ „
1853	70,735,552	„ „
1854	78,700,000	„ „
1855	84,800,000	„ „

Die Ausfuhr von England nach China mehrte sich keineswegs in demselben Grade. Im Jahre 1827 betrug sie 610,637 Pfd.

[1] Ceylon Almanac and Annual Register for the year of our Lord 1856. Colombo 1856, p. 241, 242, 248.

Sterling. Der Werth des ganzen directen Handelsverkehrs von Großbritannien und China — Einfuhr und Ausfuhr zusammen — während des Rechnungsjahres 1833—1834 wird bloß auf die Summe von 4,456,000 Dollars angegeben. Im Jahre 1834, wo die ostindische Hansa ihr Sonderrecht des chinesischen Handels verlor, stieg die Einfuhr alsbald auf 842,000, und im folgenden Jahre (1835) auf 1,074,000 Pfd. Nach der Beendigung des Krieges durch den Frieden zu Nanking, und namentlich sobald Schanghai dem fremden Verkehr geöffnet war (16 Nov. 1843), nahm der Activhandel Englands mit China einen gewaltigen Aufschwung. Der Markt wurde überführt, was große Verluste zur Folge hatte. Der declarirte Werth der Manufacturen, welche von England nach China giengen, betrug während der Jahre

1843	1,456,000	Pfd. St.
1844	2,305,617	„ „
1845	2,394,827	„ „
1846	1,791,439	„ „
1847	1,503,969	„ „
1848	1,445,959	„ „
1849	1,537,109	„ „

Man sieht hieraus, wie bereits während der letzten Jahre der Regierung Tao-kuangs die Einfuhr bedeutend abgenommen hatte. Diese Abnahme steigerte sich nach seinem Tode (25 Febr. 1850), wo die Rebellion immer mehr Kraft gewann und die allgemeine Unsicherheit sich vermehrte. Einfuhr und Ausfuhr giengen immer weiter auseinander, der Zwischenraum mußte ausgefüllt werden. Dieß geschah zum Theil mittelst edler Metalle, vorzüglich Silber, aus Europa und Amerika, theils durch Opium und anderer Einfuhren aus Indien. Es mangeln sichere Angaben über die Einfuhr und Ausfuhr aller der fünf geöffneten Häfen des Mittelreiches während der letzten vier bis fünf Jahre; sie sind zum Theil gar nicht aufgezeichnet worden. Nach einer amtlichen Bekanntmachung des brittischen Consuls, des Hrn. Rutherford Alcok, war die Einfuhr zu Schanghai in 127 brittischen Schiffen mit einem Tonnengehalt von 39,000, während des Jahres 1853—1854, den Dollar zu 6½ Schilling gerechnet, 1,045,141 Pfund; die Ausfuhr hingegen in 126 brittischen Schiffen mit einem Tonnengehalt von 38,713 in einem Werth von 3,250,203 Pfd. St. [1] Im Jahre 1854—1855 hat daselbst die Einfuhr unter brittischer Flagge 3,497,895, und die Ausfuhr 19,963,763 Dollars betragen. Thee wurde von demselben Hafen ausgeführt 76,711,651 Pfund, Seide 55,587 Ballen. Bei alledem brachten die Dampfer der Halbinsel und östlichen Gesellschaft bloß 7,277,997 Dollars an baarem Gelde nach Schanghai. Die noch fehlenden 10—11 Millionen mußten demnach theils durch das Agio der Carolus-Dollars, welche häufig wegen der besondern Neigung der Chinesen für diese Münze nicht selten 4 Gulden leichten Geldes gelten, theils durch die Einfuhr des Opiums ersetzt worden seyn.

Die Ausfuhr und Einfuhr, unter anderer Flagge, wird unter diesem Jahre nicht angegeben. Nach derselben amtlichen Angabe des brittischen Consulats zu Schanghai wäre 1855—1856 die sämmtliche Einfuhr zu Schanghai gewesen:

Aus England . .	1,122,241
„ Amerika . .	272,708
„ andern Ländern .	207,900
Im Ganzen	1,602,849 Pf. St.

Die Ausfuhr nach allen Ländern habe betragen:

Nach England . .	6,405,040
„ Amerika . .	5,595,416
„ andern Ländern .	802,084
Im Ganzen	12,603,540 Pf. St.

Es hätten also immer noch 11,000,691 Pfund in anderer Weise ersetzt werden müssen. Nun wäre aber bloß eingeführt worden:

Silber in einem Werthe von .	2,835,017 Pf.
Opium „ „ „ „ .	3,174,949 „
Im ganzen .	5,509,906 Pf., wobei

ein Deficit von 5,490,725 Pfund verbleibe, dessen Liquidirung, wie Herr Consul Robertson meint, nicht nachgewiesen werden könne. Der Herr Consul hat übersehen daß die Unkosten der Versendung, Fracht und andere Spesen, welche in diesen Summen mit inbegriffen sind, $^{20}/_{100}$ betragen; daß wie gesagt der Karolus-Dollar, in welchem allein zu Schanghai gehandelt wird, durchschnittlich 36—$^{40}/_{100}$ höher als sein Silberwerth, zum großen Vortheile der Kaufleute, bezahlt wird — die Consulatsangaben sind aber in gewöhnlichen Dollars; endlich daß die Einfuhr, der Zölle wegen, sehr niedrig angegeben wird, so daß Einfuhr und Ausfuhr in Wahrheit und Wirklichkeit um ein gutes Drittel theils zu nieder, theils zu hoch angegeben sind, was den noch fehlenden Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr vollkommen ausfüllt. Man sendet sogar Karolus und andere Dollars als einen Handelsartikel nach China, verkauft sie dort gegen Wechsel auf London und kann dabei, mit einer gewissen Sicherheit, auf einen Gewinn von 10—15 Procent rechnen. In dem großen Unterschied der Ausfuhr über die Einfuhr der Amerikaner in China — zu Schanghai (vom 1 Julius 1855 bis 30 Junius 1856) allein, wie aus dem Vorhergehenden erhellt, 5,123,7[illegible]8 Pfd. — findet die zahlreiche Sendung der edlen Metalle aus Amerika nach England ihre Erklärung. Die Amerikaner in Indien und China bezahlen ihre Einkäufe mittelst Wechsel auf London, welche natürlich immer stärker werden je mehr die Ausfuhr des Thees nach Amerika steigt. Im Jahre 1843 — 1844 exportirten die Vereinigten Staaten bloß 20,762,558 und 1854—1855 die Summe von 31,515,900 Pfd. aller Gattungen. [1] Dann stellt sich auch die Bilanz, Ausfuhr und Einfuhr aller fünf Häfen zusammengenommen, viel günstiger für Europa als allein bei Schanghai. So betrug (1855) der brittische Import zu Amoi 993,930 Dollars und der Export bloß 802,440 Dollars. [2] Die ganze Ausfuhr von China hatte während des Jahres 1854—1855 einen Werth von . . . . . 8,746,000 Pf. St. und die Einfuhr . . . . . 1,277,000 „ „

Man könnte demnach glauben, zur Ausfüllung des Deficits hätten über 7 Millionen Pfund baaren Geldes herbeigeschafft werden müssen. Diese Rechnung wäre aber vollkommen unrichtig.

[1] British Consulate, Shanghai 1 Dec. 1853.

[1] China Mail 13 März 1856.

[2] Hongkong Gazette Nr. 39. China Mail, Supplement, 15 April 1856.

Digitized by Google

Die Summe welche die Engländer mittelst des Opiums, dann mittelst der rohen und verarbeiteten Baumwolle von Bombay nach China ersetzen, muß hievon abgezogen werden. Das Einkommen von Opium stieg wegen des immer sich mehrenden Verbrauchs in China — die Preise sind gesunken — gar sehr während der letzten Jahre. Eine Liste welche 1848 mit 620 Dollars bezahlt wurde, steht jetzt zwischen drei- und vierhundert. Dessen ungeachtet hat, nach dem Rechenschaftsbericht des Oberstatthalters im anglo-indischen Reiche [1] der Gewinn im Jahre 1854—1855 die runde Summe von 4,700,000 Pfund Sterling betragen; 1855—1856 wurde er auf 5,000,000 Pf. St. berechnet.

Ueber den andern Handel von Bombay nach China liegen uns keine bestimmten Data vor; die Bilanz ist aber sicherlich, auch nach Abzug des Opium-Gewinnstes, zum Vortheil Hindostans. Demnach würde sich der Mehrbetrag der Ausfuhr von China über die Einfuhr bloß zwischen drei und vier Millionen Pfund belaufen, was auch mit andern Angaben, welche wir von Hongkong erhalten, übereinstimmt. Die Dampfer der Halbinsel und östlichen Gesellschaft brachten, je nach den betreffenden Jahren, 1853 — 1854 und 1854 — 1855 Opiumkisten 36,499 und 46,765, dann Geld 10,778,085 und 20,770,463 Dollars nach Hongkong, die von dort wieder weiter giengen nach andern Häfen. Hievon wurden während der angegebenen zwei Jahre wieder ausgeführt 4,150,616 Dollars.[2] Opium und edle Metalle werden aber jetzt beinahe ausschließend, mittelst der Dampfer jener Gesellschaft, nach China gebracht. Diese Berechnungen stimmen auch so ziemlich mit der Angabe des Economist überein, wonach von Southampton, zur Gleichstellung der Handelsbilanz, in gemünztem Silber und Barren nach Indien und China giengen

1852	2,444,000	Pf. St.
1853	3,117,000	„ „
1854	3,096,000	„ „
1855	6,066,000	„ „
1856	13,000,000	„ „

Im Laufe des jetzigen Jahres (1857) und der nachfolgenden wird sich die östliche Handelsbilanz für den Westen immer nachtheiliger gestalten. Die frühern Ursachen dieser Erscheinung sind in der Zunahme begriffen; dann werden überdieß, wenn sie fortdauern sollten, die Kriege gegen China und Persien große Summen verschlingen. Vom Januar bis Mitte Februar (1857) war die Ausfuhr der edeln Metalle, von England allein nach dem Osten, an drei Millionen Pfund Sterling, was im Jahre, wenn die Ausfuhr in dem Grade fortgehen sollte, 20—22 Millionen betragen würde. Wird Europa für mehrere Jahre hinaus solche Summen herbeischaffen können?

Die Summe zwischen 36 und 46 Millionen Dollars, welche bereits während der letzten Jahre, abgesehen von jenen zum Aufbau der Eisenbahnen und von andern Maßregeln des Fortschritts — sie belaufen sich in manchem Monat auf eine halbe Mill. Pf. St. — bloß zur Herstellung der Handelsbilanz von Europa und Amerika nach Indien und China giengen, sind groß genug um die Theuerung des Silbers zu erklären. Beträgt doch die Silbergewinnung aller Länder welche bereits in den Weltverkehr gezogen sind, im jährlichen Durchschnitte bloß zwischen 60 und 70 Millionen Doll., und zwar nach folgender Vertheilung:

Rußland	60,000	Pf. Troy	1,200,000 Doll.
England	48,500	„ „	970,000 „
Das übrige Europa	356,200	„ „	7,124,000 „
Australien	10,000	„ „	200,000 „
Südamerika	684,725	„ „	13,694,500 „
Nordamerika (Ver. St.)	77,400	„ „	348,000 „
Mexico	1,650,000	„ „	33,000,000 „

Und so sehen wir zu unsern Tagen, und zwar in vergrößertem Maßstabe, die Klagen der Alten, die Klagen der drei letzten Jahrhunderte über die Abführung der edlen Metalle, namentlich des Silbers in die östlichen Länder, sich erneuern. „Gering angeschlagen," sagt der ältere Plinius, „gehen 100 Millionen Sesterzien — über 800,000 Pf. St. — jedes Jahr nach Indien, nach dem Lande der Serer und dem glücklichen Arabien. Soviel kostet uns der Luxus unserer Weiber."

[1] Minute by the Marquis of Dalhousie S. 8 §. 20.

[2] Anglo-Chinese Calendar for 1856. Canton 1856. S. 49.

Ein Ausflug nach dem Königreich Polen.

1. Vom Reisen in Polen.

Ehemals war solches, wie bekannt, sehr beschwerlich, ja zu manchen Jahreszeiten, wie z. B. im Spätherbste und im zeitigen Frühjahr, fast unmöglich. Die Aeußerung Napoleons I ist bekannt: daß er nämlich in Polen ein fünftes Element „den Koth," kennen gelernt, der ihm den Feldzug mehr erschwert habe, als der Feind. Das gilt in vielen Gegenden des Landes zwar jetzt auch noch, aber nicht mehr dort wo bereits Eisenbahnen sind: denn da reist man so rasch und bequem wie in den Westländern Europa's. Den Beweis dafür wird man in dem finden was ich hier von meiner Reise mittheile.

Ich trat meine Tour von Breslau aus auf der oberschlesischen Eisenbahn an, auf welcher man jedoch die Fahrkarte nur bis nach Myslowitz, dem preußischen Gränzstädtchen zwischen Galizien (dem Krakauer Gebiete) und dem Königreich Polen lösen kann. Man würde bei dem Eintritt in letzteres — in Beziehung auf die Physiognomie des Landes — wenig Unterschied zwischen dem preußischen und russischen Gebiete finden, wenn nicht in ersterem die von der Natur stiefmütterlich begabte Landstrecke durch die vielen Berg- und Hüttenwerke belebt und verschönert würde, was auf dem letztern nicht der Fall ist. Hier hat man nichts als eine traurige, wenig belebte Gegend, wo man dort diese kaum bemerkt, weil die vielen großartigen Etablissements die Aufmerksamkeit fesseln. Daher

ist denn auch der Contrast groß und er tritt alsbald bei Ueberschreitung grell hervor, indem zwischen Myslowitz und Granica (der russischen Gränze) eine Sandwüste liegt, welcher das langsam dahin fließende Gränzflüßchen, die Brynica, kein Leben zu geben vermag. Weißer Flugsand bedeckt diese Strecke, und es wirbelt derselbe bei Sturm so hoch auf, daß man sich in die Sahara versetzt glauben kann. Nur hin und wieder zeigt ein verkrüppelter Kiefernstrauch, und einige, nur wenige Fuß breite grüne Oasen am Wasser, daß hier nicht alle Vegetation erstorben ist. Um diese Wüste recht lange zu genießen, fährt man auf der Eisenbahn bis nach Czakowa, wo das österreichische Gränzzollamt für den Eingang nach Galizien ist. Alle Passagiere welche ins Königreich Polen reisen, werden jedoch von diesem nicht berührt, auch separiren sich hier die Züge und der nach Warschau geht nach kurzem Aufenthalt in rückgängiger Richtung ab, bis er nach Granica gekommen, anhält. Hier dauert der Aufenthalt eine gute Stunde, und da gleiches auch in Myslowitz der Fall ist, so gehen, incl. Czakowa 2½ Stunden auf, die man von der 17 Stunden dauernden Fahrt von Breslau nach Warschau abzuziehen hat, so daß diese eigentlich nur 14½ Stunden dauert, in denen man 68 Meilen zurücklegt. Man geht nämlich früh 6 Uhr mit dem Wiener Eilzuge von Breslau ab und kommt Abends 11 Uhr in Warschau an. In Kosel nimmt derselbe die Richtung nach Ratibor, nach Warschau und Krakau aber tritt hier der Postzug ein, der weniger rasch als jener — der 7 Meilen in der Stunde macht — fährt und nur vier Meilen in der Stunde zurücklegt. Die Strecke von Breslau bis nach Granica aber beträgt 30 Meilen, und man langt hier gegen 12 Uhr zu Mittag an.

Hier werden nun die Päße abgenommen und visirt, sowie die Reise-Effecten untersucht. Gestehen muß ich daß ich einige Furcht vor beidem hatte, obgleich mein Paß in Ordnung und vom russischen Gesandten in Wien legalisirt und mein Reisegepäck nur klein war. Wie unbegründet aber diese Furcht war, das erfuhr ich sehr bald. Im Paßbureau gieng es so still her daß man kaum einen Laut vernahm, außer wenn der expedirende Beamte den Namen eines Passagiers nannte und diesem, wenn er vortrat, seinen Paß ohne weiter ein Wort zu sprechen einhändigte. Dabei herrschte die größte Artigkeit, auch spricht die Dressur der russischen Beamten angenehm an.

Ebenso still und artig wie das Visiren des Passes wird die Untersuchung des Reisegepäckes vollzogen, und nur gedrucktes oder geschriebenes wird beseitigt. So z. B. wickelte der Visitator die Maculatur, in welche ich meine Wäsche gepackt hatte, ohne ein Wort zu sagen ab, und legte sie bei Seite. Ein Diplom welches ich als Mitglied der Moskauer Landwirthschaftgesellschaft auf den Fall bei mir führte, mich außer meinem Passe noch besonders legitimiren zu müssen, las der Beamte aufmerksam und gab es mir dann schweigend zurück. So war die ganze Visitation in etwa einer Minute beendigt.

Von Granica bis in die Nähe von Czenstochou ist das Land größtentheils von geringer Bodengüte, und nur kleinere Striche von besserer Qualität gehen zwischen durch. Große Waldstrecken durchschneidet man, die aber meistentheils nur kümmerlich mit Nadelholz bestanden sind, überdieß auch noch durch das darin weidende Vieh verwüstet werden. Zum Ueberfluß sieht man noch ziemlich lange und breite Streifen längst der Eisenbahn, die versengt, mitunter auch bis in die Wipfel der zwergartigen Bäume verbrannt sind. Dieser Schaden wird durch die aus den Lokomotiven umherfliegenden Funken veranlaßt, die des Abends wie ein Feuerregen aussehen und mitunter nur langsam verlöschen. Wo nun dürres Gras an der Seite steht, da fängt dieses Feuer, was sich dann auf das Gebüsch fortträgt. Bei großer Dürre kann das sehr gefährlich werden und Waldbrände veranlassen. Sieht man das versengte dürre Gras, so entsteht die Besorgniß daß auch das in der Nähe stehende reife Getreide ergriffen werden und damit großer Schaden entstehen könne. — Die Locomotiven werden durchgehends mit Holz geheizt, und es scheint daß dieses weit mehr Funken um sich wirft als die Steinkohle, die man hier nicht hat, und die, aus Schlesien eingeführt, bedeutend mehr kostet als das im Preise noch niedrig stehende Holz. Das wird sich aber mit der Zeit ändern, weil das Holz allzusehr angegriffen wird, folglich im Preise steigen muß.

Das weltberühmte Kloster Czenstochau liegt auf einer Anhöhe, so daß man es weithin über das flache Land sieht. Zu seinem Gnadenbilde wallfahren jährlich viele Tausende aus nah und fern. Wie ich schon angeführt, so hat seine Umgegend fruchtbaren Boden, wie das ja allenthalben der Fall ist, wo Kloster gebaut worden, indem die Mönche meistentheils die ersten Ansiedler in einer Gegend waren, sich folglich das Land auswählen konnten.

Viel wirthbarer als von Granica her ist die Gegend nach Petrikau zu, auch fand ich den Betrieb der Agricultur hier besser. Die Stadt selbst sah ich nur aus der Ferne. Sie soll als polnische Stadt nicht übel seyn. Der Bahnzug hielt hier fast eine halbe Stunde an. In der Restauration war Musik, die hier stehend zu seyn scheint, da ich sie auch auf der Rückfahrt hörte. Die Tanzlust der Polen zeigte sich hier, denn es hüpften und sprangen die Paare nach Herzenslust. Mit der Harmonie nimmt man es da nicht genau und wird auch durch schreiende Mißtöne elektrisirt.

Ich schiebe hier ein daß in Polen die Züge der Eisenbahn auf vielen Stationen ziemlich lange anhalten und zuweilen länger als es die Tafel am Bahnhofgebäude angibt. Man hat da Zeit genug sich zu restauriren. Im Winter findet man da allenthalben guten Thee, durch den man sich erwärmen kann. Bei der jedesmaligen Abfahrt wird nicht allein dreimal geläutet, sondern es ertönt auch die Pfeife schon beim zweitenmale, um die Passagiere an die Abfahrt zu erinnern. Aber erst wenn man sie beim dritten Läuten das zweitemal hört, ist Gefahr im Verzuge. — Die Fahrkarten nimmt der Conducteur überall schon zwei Stationen vor derjenigen ab wo man aussteigen will. Das Fahrgeld ist mäßig und beträgt in der zweiten Classe von Granica bis Warschau (auf 38 Meilen) 5 Rubel 42 Kopeken Silber = 6 Thlr. preuß. Cour. Die Wagen sind bequem, und in gleicher Art wie in Deutschland gebaut. Außer bei ungewöhnlichen Veranlassungen sind die Plätze nie sämmtlich besetzt, so daß man sich's sehr bequem machen kann.

Was aber die Reisegesellschaft betrifft, so hat man sich in der zweiten Classe nicht zu beschweren, da man hier durchgehends meist anständige Leute findet. In der dritten ist aber der Stamm Juda sehr stark vertreten; dazu ist sie gewöhnlich viel stärker besetzt als die zweite, so daß es an unangenehmen Berührungen nicht fehlen mag.

Eigentlich schöne Gegenden passirt man auf der ganzen Tour nur wenige; aber eine ist als Glanzpunkt hervorzuheben: es ist

Digitized by Google

die bei Skierniewice, wo ein kaiſerliches Luſtſchloß mit ſchönem Park und großem Thiergarten iſt. Wir kamen erſt gegen 9 Uhr des Abends dort an, und man konnte da nur wenig ſehen. Da ich jedoch von hier aus eine Seitentour zu einem Bekannten machen wollte, ſo ſtieg ich aus um zu übernachten und am Morgen weiter zu fahren. Unterwegs war ich beſorgt wie es um das Nachtquartier ſtehen würde, weil ich in demſelben polniſche Wirthſchaft zu finden fürchtete, weßhalb ich denn auch unentſchloſſen war ob ich nicht die Nacht noch mit Extrapoſt bis nach Rawa, was eine Kreisſtadt iſt, fahren ſollte. Mein Begleiter aber rieth mir zum Bleiben in Skierniewice, wo ich es aller Wahrſcheinlichkeit nach beſſer haben würde als in Rawa. Derſelbe war außerdem ſo überaus gefällig beim Ausſteigen mit mir in die Reſtauration zu gehen und mich dem Wirthe zu empfehlen. So bekam ich denn ein anſtändiges Zimmer mit bequemer Bettſtelle, und ſchlief die Nacht vortrefflich, ward auch durch die vielen Nachtigallen im Park, an welchem die Reſtauration liegt, unterhalten. Letztere ſelbſt gleicht eher einem Palaſt als einem Gaſthauſe, denn ſie iſt großartig und im edlen Style erbaut.

Als ich am Morgen erwachte, war ich von der Ausſicht die ich in den Park hatte aufs angenehmſte überraſcht. Derſelbe lag wie ein herrliches Bild vor meinem Blicke, die Nachtigallen flöteten in allen Ecken und Winkeln darin, die grünen Raſenplätze zwiſchen blühenden Gebüſchen blitzten von Millionen von Thautropfen welche die Sonne beſchien, und ich ſtand da wie bezaubert und wähnte in einer der ſchönſten Gegenden Deutſchlands zu ſeyn. Auf der Vorderſeite des Bahnhofes bewegte ſich eine Menge von Menſchen, die mit einem eben eingetroffenen Zuge angekommen waren, und deren nationale Erſcheinung für mich ein neues Schauſpiel war. Einen üblen Eindruck aber macht das Heer der Bettler, von denen man auf Tritt und Schritt verfolgt wird, und die meiſtentheils Gebrechen und Elend zur Schau tragen. Die vielen verhungerten Geſtalten erregten tiefes Mitleid. Die enorme Theuerung in Polen, wo eben die Fruchtpreiſe mehr als vierfach ſo hoch wie gewöhnlich waren, macht es den unterſten Volksclaſſen unmöglich ſich zu ſättigen. Ohne Einfuhr von außen hätte das Volk verhungern müſſen. Für ein Land welches auf Ausfuhr ſeiner ländlichen Erzeugniſſe angewieſen iſt, muß eine ſolche Erſcheinung von den verderblichſten Folgen begleitet ſeyn. Da nun auch in dieſem Jahre in jenem Lande keine reichliche Ernte gemacht wird, ſo werden dieſe Folgen auf lange Zeit hinaus wirken. Der Landbau wird freilich durch die hohen Preiſe aufgemuntert, und man iſt eifrig darauf bedacht die Erzeugniſſe zu vermehren. Aber es muß — wenn das mit Erfolg geſchehen ſoll — auch fruchtbare Witterung hinzukommen, die eben in den letzten Jahren fehlte. Ich werde in einem weitern Abſchnitt ſpeciell noch von dem Betrieb der Landwirthſchaft in Polen ſprechen.

Nachdem ich mich früh in dem Parke ergangen und einige ſehr genußreiche Stunden verlebt hatte, fuhr ich mit Extrapoſt weiter. Der Wagen welchen ich bekam, war eine offene Britſchke mit einem Sitze von Stroh, der mit einer Wolldecke überlegt war. Dieſe Fuhrwerke ſind für die ſchlechten Wege berechnet die man meiſt zu paſſiren hat, auf denen Poſtwagen wie die in Deutſchland nicht praktiſch ſeyn würden. Mir war der offene Wagen, da es ſehr ſchönes Wetter war, willkommen, weil ich da die Gegend frei überſchauen konnte, und ich achtete wenig auf das Rütteln und Stoßen, was übrigens weniger heftig war als ich gefürchtet hatte. Die zwei muntern Pferde ſetzten ſich bald in Trapp, den ſie auch auf der ganzen Tour von 3½ Meilen bergauf und bergab bei behielten; nur im Sande giengen ſie langſam. Die Straße iſt theilweiſe, d. h. in einzelnen Strecken gebaut, theilweiſe aber noch im alten Zuſtande, weil die verpflichteten Gemeinden es an ſich kommen laſſen, ehe ſie die ihnen zufallenden Stücke in Angriff nehmen. Daß dem alſo iſt, das liefert den Beweis daß die Landespolizei nicht ſonderlich geordnet ſeyn kann. Indeß war es ja vor ein Paar Jahrzehnten in manchen Staaten Deutſchlands auch noch nicht beſſer. Polen aber folgt uns in den Landesverbeſſerungen nach, und es wird keiner gar langen Zeit bedürfen, wo man auch dort gute Landſtraßen haben wird. Eiſenbahnen ſind ja ohnedieß ſchon in mehrern Richtungen gebaut.

Es war an dem Tage (Donnerſtag), wo ich reiste, Wochenmarkt in Skierniewice, und es ſtrömte daher viel Volk nach der Stadt, was mir fortwährende Unterhaltung gewährte, da mir die Landestrachten neu waren. Insbeſondere ſahen die Frauen in ihren bunten Kleidern, bei denen ein grellfarbiges Umſchlagtuch ein Hauptſtück ausmacht, nicht übel aus, auch ziert ſie ein buntes turbanartig um den Kopf gewundenes Tuch. Ihre kurzen Röcke laſſen dralle Waden ſehen, ſowie überhaupt ihre ganze Statur ſtämmig iſt. Ihre Geſichter haben meiſt einen feinen Schnitt, auch trifft man viele ſehr hübſche. Die Männer ſprechen weniger an, obgleich man auch ſie nicht häßlich nennen kann, nur an ihrer Bekleidung iſt auszuſetzen daß ſie zwar nach polniſchem — den Körper hervortreten laſſenden — Schnitt, aber meiſt ſalopp iſt und deßhalb wenig ſchönes hat, wozu noch das etwas verwilderte Ausſehen kommt, was ihnen der ſtruppige Bart und das ungeordnet herabhängende Haar gibt.

Wochen- und Jahrmärkte werden — ähnlich wie in Ungarn — in Polen noch viel mehr beſucht als in Deutſchland, weil man dort noch nicht, wie hier, alle Lebensbedürfniſſe auf den Dörfern bekommt. So wimmelte es denn auch ſchon bei meiner Durchfahrt durch Skierniewice von Volk. Das Städtchen iſt nicht groß, hat aber ein freundliches Anſehen, wozu das nahe daran liegende kaiſerliche Schloß beitragen hilft. Von dieſem habe ich noch nachzutragen daß die dazu gehörige Herrſchaft in frühern Zeiten Eigenthum eines Kloſters in Warſchau war, welches zur Zeit der preußiſchen Beſitznahme ſäculariſirt und in eine Staatsdomäne verwandelt wurde. Als dann ſpäter (1807 Napoleon I Polen eroberte, ſchenkte er dieſelbe dem Marſchall Davouſt, welcher die erſten Parkanlagen machen ließ. Jetzt, nachdem Polen in ruſſiſchen Beſitz gekommen, ſind dieſe Anlagen erweitert und das gedachte Luſtſchloß erbaut worden. Von Lowicz iſt daſſelbe nur drei Meilen entfernt, und da dorthin eine Zweigbahn führt, ſo läßt ſich auf einer Luſtreiſe die Beſichtigung von beiden leicht vereinigen. Von Warſchau aus iſt man in zwei Stunden in Skierniewice, und in 2½ Stunden in Lowicz.

Die Gegend welche ich nun durchreiste iſt ſehr einförmig, jedoch knüpfen ſich an dieſelbe große Erinnerungen aus der Vorzeit, wo ſie ſtark bevölkert und mit vielen Schlöſſern von Magnaten beſetzt war. Man ſtößt da beim Pflügen noch oft auf alte Gemäuer, auch mögen da wo jetzt Wald ſteht, fruchtbare Felder ge-

Digitized by Google

legen haben. Das Land iſt meiſt wellenförmig und der Boden wechſelt mannichfach. Die Ortſchaften liegen entfernt, ſind aber dem äußern Anſehen nach nicht gerade arm. Wo gute Agricultur iſt, da war auch der Stand der Früchte gut, wo ſie fehlte, da ſtand alles ärmlich.

In Rawa, der Kreisſtadt, angekommen, ward ich — wie das in Polen überall der Fall — ſogleich von Juden umgeben, die alle ihre Dienſte anboten. In der Reſtauration nahm ich ein Frühſtück, was zwar gut, aber ſo theuer war, wie es kaum in Paris oder London hätte ſeyn können. Ich zahlte für zwei kleine Beefſteak und ein Fläſchen Bier 45 Kopeken (= 16½ Sgr.). Bald war die neue Extrapoſt da, bei der ich einen ſehr lebhaften Burſchen als Poſtillon hatte, der ein wahrer Virtuoſe auf ſeinem Horn war und daſſelbe fortwährend blies. Ich hatte nur noch eine Meile, die ich in dreiviertel Stunden zurücklegte. Solche Poſt koſtet in Polen die Meile einen Silberrubel und einige Kopeken (35 Sgr. preuß.). Trinkgeld zahlt man nach Belieben.

Bei meinem Freunde in Czeladz angekommen, ward ich aufs herzlichſte aufgenommen, und ich verlebte da drei ſehr frohe Tage. Wie derſelbe ſeine Oekonomie betreibt, die ich genau kennen lernte, das theile ich in dem Abſchnitt vom Betriebe der Landwirthſchaft mit. Wir reiſten zuſammen nach Warſchau, und zwar bei einer Hitze von 25 Grad Reaumur im Schatten. Die vier Pferde, obgleich große Rennthiere, ſchnauften und ſchwitzten vor dem etwas ſchweren Reiſewagen, und wir konnten nur langſam fahren, ſo daß wir bis nach Skierniewice fünf Stunden brauchten, anſtatt — wie es bei kühler Luft geweſen — in drei Stunden dort zu ſeyn. Hier kamen wir auf die Eiſenbahn, auf welcher wir nicht volle zwei Stunden (10 Meilen) bis nach Warſchau brauchten.

In der Hauptſtadt angekommen, wird man nur nach Abgabe des Reiſepaſſes aus dem Wagen gelaſſen. Man bekommt — wie es z. B. auch in Wien der Fall iſt — gegen denſelben ein Recepiſſe, was man wieder abzugeben hat, wenn man bei der Rückreiſe den Paß wieder heraus haben will. Da nun auch das Reiſegepäck revidirt wird, ſo gibt das, wenn der Zug ſtark beſetzt iſt, einen langen Aufenthalt, der um ſo weniger angenehm iſt, als man in dem Gedränge immer von einem Ort zum andern geſtoßen wird. Wir kamen an einem Sonntag an, und da gerade Pferderennen war, ſo fehlte es an Droſchken, und wir bekamen nur mit Mühe und gegen erhöhte Taxe eine ſolche. Sie ſind alle mit zwei Pferden beſpannt, ſonſt aber eben ſo bequem oder unbequem wie anderwärts. Das Bahnhofgebäude iſt großartig und verſchönert deſſ Platz worauf es ſteht.

Beim erſten Eintritt imponirt Warſchau nicht, indem es, auf ebener Fläche gelegen, ſich ſelbſt deckt, und in den erſten Gaſſen nur niedrige Häuſer ſtehen. Kommt man aber weiter, ſo erſcheint es als eine große lebhafte Stadt, in welcher beſonders das viele Fahren betäubend iſt. Mein Freund hatte verſäumt Quartier für uns im voraus zu beſtellen, und wir geriethen in die Verlegenheit nirgends welches zu finden, weil alle Gaſthöfe wegen des Pferderennens und des Wollmarktes überfüllt waren. Nach vieler Mühe bekamen wir endlich ein elendes Privatquartier, in welchem wir nicht beſſer als in einer ſchlechten Dorfſchenke übernachteten, und doch froh ſeyn mußten nicht unter freiem Himmel bleiben zu dürfen.

Eine Beſchreibung von der Stadt geben kann ich freilich nicht, da ich nur 24 Stunden mich aufhielt; ich kann daher nur erzählen was ich etwa darin geſehen und welchen Eindruck ſie überhaupt auf mich gemacht hat.

Die vielen Plätze welche Warſchau hat, wozu noch große Parks, wie z. B. der ſächſiſche Garten, kommen, geben ihm ein freundliches Anſehen, und da auch die Häuſer zum größten Theil nicht ſehr hoch — meiſt nur ein bis zwei Stockwerk — ſind, ſo iſt auch die Luft darin nicht ſtockig, und es mag der Aufenthalt darin geſund ſeyn. Dieſe Bauart aber, mit Einſchluß der vielen freien Plätze, macht, daß die Stadt weitläufig iſt und eine große Fläche bedeckt. In der Einwohnerzahl überbietet ſie Breslau nur um 15 bis 20,000, in der Ausdehnung aber erſtreckt ſie ſich faſt noch einmal ſo weit. In ihren Hauptſtraßen kann man ſie elegant nennen, und zu ihrer Verſchönerung tragen auch viele Kirchen und Thürme bei. Vor allem ſtrahlt die griechiſche Kathedrale mit ihren vergoldeten Kuppeln. Die Gärten bieten ſchöne ſchattige Spaziergänge, und man wähnt ſich in denſelben auf dem Lande. Hierin hat Warſchau Vorzüge vor vielen andern großen Städten. Man trifft in jenen ſtets gute Geſellſchaft.

Der Wollmarkt wird auf dem geräumigen Börſenplatze abgehalten, und obgleich der Mehrtheil der aufgebrachten Wolle unter freiem Himmel lagert, ſo iſt doch auch viele, und zwar die beſſern Sorten, in den untern Räumen des Börſengebäudes, wo auch die Wage iſt, untergebracht. Zelte, wie man ſie ſeit längerer Zeit in Breslau zum Schutze und zu Unterbringung der Waare errichtet, traf ich nur einige, die aber nicht für Wolle, ſondern für aufgeſtellte Widder waren. Es befanden ſich ein paar Hundert ſolcher edler Thiere am Platze, und der Handel mit ihnen ſcheint einen integrirenden Theil des Wollmarktes auszumachen. Nicht allein aus Polen ſondern auch aus Deutſchland werden dergleichen edle Thiere hierher gebracht und finden Käufer, indem man gegenwärtig in dieſem Lande der Merinozucht viel Aufmerkſamkeit zuwendet, wovon zu ſprechen ſich mir weiterhin noch Gelegenheit bieten wird.

Der Tag meines Aufenthalts war bald abgelaufen und ich mußte Anſtalt zur Rückreiſe treffen. Nachmittags 4½ Uhr geht der Bahnzug welcher ſich in Koſel an den Wiener Eilzug, ebenſo aber auch an den Breslauer Poſtzug anſchließt, von Warſchau ab, und ich begab mich ſchon eine Stunde zuvor auf den Bahnhof. — Auf den erſten Stationen war die Perſonen-Frequenz ſtark, ſie nahm aber unterwegs ſo ab daß ich zuletzt von Petrikau aus ein Coupé allein hatte und mich da für die Nacht, die bereits da war, ſehr bequem einrichten und gut ſchlafen konnte. So lange es noch Tag war, boten auf mehreren Stationen eine Menge Kinder den Paſſagieren Erdbeeren in zierlich von Birkenrinde geformten Tüten an, und fanden, da das bei der großen Hitze ein wahres Labſal war, guten Abſatz. Dieſe Frucht ſcheint im gegenwärtigen Jahre allenthalben gerathen zu ſeyn, was für das arme Volk eine wahre Wohlthat war.

Auf der Gränze in Granica fand beim Ausgange hinſichtlich der Päſſe und des Reiſegepäcks daſſelbe ſtatt wie beim Eingange, nur wurde es mit dem letztern noch leichter genommen. In Czakowa findet eine Umladung des Gepäcks ſtatt, weil von da die Züge ſich wieder trennen und der eine nach Krakau, der andere ins preußiſche Gebiet geht. Endlich wird in Myslowitz der Paß noch ein-

Digitized by Google

mal visirt, die Reise-Effecten revidirt und die Passagiere fahren alsdann ungehindert ihren weitern Weg. — Meine ganze Reise hatte 6½ Tage gedauert, und ich hatte auf derselben nebst vieler Unterhaltung auch Gelegenheit eine große Menge von Beobachtungen zu machen.

Die Christen auf den molukkischen Inseln.

(Von Julius Kögel.)

Wie viel auch die Ausbreitung des Christenthums zur Civilisation der Heiden und Ungläubigen in außer-europäischen Ländern beigetragen haben mag, so gewahrt man in verschiedenen Ländern aber doch, daß die Bekehrung der Heiden keineswegs in jeder Hinsicht die segensreichen Folgen hat, wie man in Europa wohl vermeint; denn auffallend ist es jedenfalls daß gerade auf denjenigen Inseln des ostindischen Archipels, auf welchen — wie auf den südlichen Molukken — der zahlreichste Theil der Bewohner sich zur christlichen Religion bekennt, und unter welchen sich verhältnißmäßig mehr europäisch-malayische Mischlinge als auf andern Inseln befinden, dieselben ihren Sitten und Ansichten nach weit mehr von den Europäern verschieden sind als die noch ungetauften Malayen, Javanen und Chinesen in diesen Ländern.

Getauft zu seyn gibt hier ein Recht sich nicht nur mit dem malayischen Kabaia und Kain, sondern auch nach europäischen Moden zu kleiden; wer sich nun einmal in europäische Kleidung gesteckt hat, hält es für Schande jede nur einigermaßen schwere Arbeit zu verrichten, ungeachtet die christliche Lehre außer dem Beten doch auch das Arbeiten lehrt. So z. B. würde es eine hiesige christliche Dame — gleichviel ob sie eine gelbe, braune oder weiße Haut hat — für einen unauslöschlichen Schandfleck halten wenn sie in eigener Person nach dem Bazar gienge und ihren Bedarf für die Küche dort selbst einkaufte, selbst dann noch wenn eine Dienstperson das Gekaufte nach Hause tragen sollte. Eben so würden es diese für höchst unanständig ansehen wenn sie beim Spazierengehen oder auf dem Wege nach und aus der Kirche den etwa benöthigten, über ihr Haupt aufgespannten Peyong (d. i. der hier gewöhnliche Regen- und Sonnenschirm) mit selbsteigenen Händen tragen müßten, und man diese Arbeit nicht durch eine Dienstperson verrichten ließe; gewöhnlich lassen auch getaufte Männer sich diese Dienste durch Sklaven erweisen.

Schon von zarter Jugend an werden die Kinder weißer Väter hier verwöhnt und so auferzogen um später nur Herren zu machen und nicht dienen zu sollen; die dunkelfarbigern Christen suchen hierin den weißen Glaubensbrüdern so viel als möglich nachzuahmen, weil sie, da sie doch auch getauft sind, von jenen für ebenbürtig angesehen seyn wollen. Ganz natürlich ist es daher daß es auf den molukkischen Inseln sehr an Arbeitskräften mangelt, und ungeachtet hier die Sklaven ganz unverhältnißmäßig zahlreicher als auf andern niederländischen Inseln sind, herrscht hier weniger Wohlstand als in solchen Gegenden, deren Bevölkerung fast nur aus ungetauften Javanen, Chinesen und Malayen besteht; nichtsdestoweniger findet man auch auf den Molukken noch unvurchdringliche, unbenutzte Waldungen in Menge. Der Handel wird nirgends im niederländischen Indien auf so wucherische Art wie bei den hiesigen Christen betrieben, und nur für 2 bis 3 Procent monatlicher Interessen werden Capitalien auf Hypothek ausgeliehen.

Diejenigen Christen welche noch vorzugsweise sich mit einigermaßen schwerer Arbeit beschäftigen, wie die Gewürznelkengärtner, die Bewohner der Inseln Boëno, Saparua, Nussalaut u. a., nennt man Orangunong, d. h. Hochländer, worunter man aber keineswegs verstanden haben will daß diese die Gebirge bewohnen — was gewöhnlich auch gar nicht der Fall ist — sondern man bedeutet damit daß diese Leute noch sehr uncultivirt sind, da die Orangunong auch ihre eigenthümliche nationale Kleidung beibehalten haben. Wenn der Fremde auf Java, Sumatra und Borneo hinlänglich Kulies für die benöthigten Dienste findet, so ist man auf den Molukken nicht wenig um solche Leute verlegen, denn selbst die ärmsten Christen weigern häufig den fremden Glaubensbrüdern als Dienstboten zu dienen, weil sie sich dadurch in ihrer Ehre verletzt glauben. Das Gouvernement selbst war wegen Mangels an willigen Arbeitern verpflichtet einige hundert chinesische Zimmerleute und Maurer 250 geographische Meilen weit von Java nach Banda zu senden, um die Gebäude wieder aufzubauen, die bei dem Erdbeben 1852 dort eingestürzt waren.

Nicht weniger befremdend ist es in den christlichen Schulen und Kirchen mit anzuhören daß das Evangelium in unverständlicher Sprache gelehrt und gepredigt wird; die Bibel und andere Unterrichtsbücher sind nämlich in sogenannter hochmalayischer Sprache abgefaßt, welche der Laie hier nicht versteht, weßhalb auch die Städtbewohner nur wenig, die nur Bahassa (vom Malayischen ganz abweichende Dialekte) sprechenden Orangunong aber fast gar nichts von dem hochmalayisch einzustudierenden Vaterunser, den Psalmen, Tisch-, Morgen- und Abendgebeten u. dgl. m. verstehen. Diejenigen welche den Unterricht in holländischer Sprache erhalten bleiben eben so unkundig, da sie gewöhnlich derselben so wenig mächtig sind, daß sie wohl einen Brief copiren, aber denselben weder verstehen noch stylisiren lernen. Zu dem Ende kommt es auch wohl vor daß beim holländischen Gottesdienste einige in der Kirche anwesende Personen malayische Gesänge singen, während die Gemeinde holländische Psalmen angestimmt hat. In Folge des mangelhaften Unterrichts sind die hiesigen Christen aber auch noch sehr abergläubisch, und gleich den heidnischen Voreltern fürchten sie die bösen Geister Matakau und Pondianak; auch glauben sie die Erscheinung von Sewangi (Hexen), und nicht selten trifft man weiße Herren hier an welche bei dem Tiktak der Uhren die Anwesenheit eines bösen Geistes vermuthen, und deßhalb keine Uhr in ihrer Behausung dulden.

Die holländischen Staatsbeamten und Officiere der Armee welche nach den Molukken versetzt werden, verheirathen sich sehr häufig hier, allein sie verabschieden ihre unchristlichen und unbesoldeten javanischen Haushälterinnen nicht eher, bevor sie die Erlaubniß zur Ehe mit einem christlichen Fräulein seitens ihrer respectiven

Digitized by Google

Chefs erhalten haben, was gewöhnlich mehrere Monate und zuweilen wohl ein Jahr dauert; die chriſtlichen Bräute — oft Töchter ſehr angeſehener Beamten und Plantagenbeſitzer — finden in dem Concubinat ihrer Bräutigame nicht das mindeſte Anſtößige.

Ueberhaupt ſchämt ſich auch niemand eines Umganges mit Perſonen die in ſchlechtem Rufe ſtehen, und ſchon mancher Denunciat, der wegen Theilnahme an widerrechtlichen Handlungen durch gerichtliches Erkenntniß nicht mit Gefängniß geſtraft, wohl aber für ehrlos erklärt wurde, glaubte durch Veröffentlichung ſolches Urtels ſeine Rechtſchaffenheit beweiſen zu müſſen.

Der häufigere Umgang mit Europäern hat auch europäiſche Beluſtigungen, namentlich Muſik und Tänze, hier eingeführt, deſſenungeachtet können ſich die hieſigen Chriſten auch noch ganze Tage und Nächte lang bei der Diſa (Trommel) divertiren und ein und dieſelbe Quadrille — welche hier beliebter als Walzer, Galop, Polka u. ſ. w. ſind — eine ganze Nacht hindurch mit Wohlgefallen anhören und tanzen. Uebrigens ſey aber auch noch erwähnt daß die Lipplappen auf den Sundainſeln ſich von den Chriſten auf den Molukken nur wenig unterſcheiden, gewöhnlich ſind ſie noch unwiſſender. Auf der Inſel Amboina iſt der Schulunterricht für Kinder noch beſſer als auf andern molukkiſchen Inſeln, und hier müſſen die chriſtlichen Kinder vom ſechsten Jahre an in die Schule gehen. Der ſich hier aufhaltende Obermiſſionär Hr. Roſchkot aus Bentheim hat malayiſche Landkarten von Paläſtina für die hieſigen Schulen anfertigen laſſen.

Ratten.

Die Ratte kann wie die Schiller'ſche Maria Stuart von ſich ſagen, ſie ſey beſſer als ihr Ruf. Ein engliſcher Autor der ſich Uncle James nennt, hat in einem Buch über die Fruchtbarkeit der Ratten im Jahre 1850 zwar bewieſen daß ein Rattenehepaar, wenn es nicht angefeindet wird, in drei Jahren 13mal je acht Junge auf die Welt bringt, daß dieſe Jungen in Zeit von ſechs Wochen das Geſchäft ihrer Eltern fortſetzen, und daß ſich durch die Behendigkeit von Kind und Kindskind jenes erſte Rattenpaar am Ende der drei Jahre als Patriarchen eines geſchwänzten Heeres von 656,808 Stück ſehen möchten. Da nun zehn Ratten ſo viel in einem Tage verzehren als ein Menſch, ſo kann man leicht ausrechnen welche Verheerungen die Folge der Vermählung eines einzigen Rattenpaares ſchließlich ſeyn könnte. Glücklicherweiſe aber ſtößt dieſe Multiplication auf große Hinderniſſe, denn die Fruchtbarkeit aller Geſchöpfe hängt von den Quantitäten der erreichbaren Nahrung ab, und ſollte ſich dieſe nicht vorfinden, ſo frißt die Ratte ihres Gleichen, eine Eigenſchaft die wir hoch an ihr ſchätzen ſollten. Die Ratte iſt auch ein reinliches und zierliches Thier. Wenn ſie ſich an unſauberen Orten aufhält, ſo iſt das nicht ihre Schuld, ſondern liegt in ihrem Metier. Dafür putzt und wäſcht ſie ſich beſtändig, nicht mit Schwamm und Handtuch, ſondern mit der Zunge. Die Rattenfelle liefern ein köſtliches Pelzwerk, weßhalb auch die Inſpectoren der Pariſer Schleußen nach Analogie der Hudſonsbay-Geſellſchaft eine Handelscompagnie geſchloſſen haben. Alljährlich wird ein bethlehemitiſches Blutbad in der Unterwelt der Hauptſtadt angerichtet, und die Häute der Erſchlagenen werden abgezogen. Die Ratte hat den feinſten und glänzendſten Pelz der Welt, weßhalb die Hutmacher ihn als Surrogat für Biberfelle benutzen, und die Haut iſt ſo elaſtiſch und feſt, daß man daraus die Zwickel an den Fingern der beſten Handſchuhe verfertigt, denn das Rattenleder übertrifft durch ſeine Eigenſchaften weitaus das Ziegenleder. Die Ratte hat eine große Geſchichte, man weiß von den Racenkriegen die ſich die verſchiedenen Abarten liefern, und erzählt ſich daß mit den Wanderhorden auf unſer Feſtland hinter einander die gothiſche, vandaliſche und hunniſche Ratte hereinbrach und die ſeßhafte Urbevölkerung ihres Geſchlechtes vertilgte, ſo daß die ſchwächere Race vor der ſtärkeren wich, bis dieſe allmählich in dem neuen Capua verweichlichte und einem ſpätern Eroberer unterlag. Eine ſolche hiſtoriſche Umwälzung wird gegenwärtig in den Schleußen und Kellern Frankreichs beobachtet. Dort hatte die braune oder normänniſche Ratte das Reich behauptet bis die tatariſche oder ruſſiſche Ratte erſchien, „ein Mädchen aus der Fremde in einem Thal bei frommen Hirten," nur daß ſie nie wieder Abſchied nahm. Dieſes Thier hatte ſeine Heimath in Central-Aſien und kam mit den Mongolen nach Europa und Peking. Die braune normänniſche Ratte verſchwand ſo ziemlich aus Frankreich, denn der Gegner ſchien mit der Zahl auch an Kräften zu wachſen. (Ausland 1856. S. 168.)

In England dagegen iſt die norwegiſche oder braune Ratte der Eroberer gegen die ſchwarze Abart, welche als Urbevölkerung verehrt wird. Allein die Gelehrten ſtreiten ſich ſehr, wann die ſchwarze oder norwegiſche Ratte Albion eroberte. In einer engliſchen Ausgabe von Cuvier wird behauptet, dieſes Thier habe Perſien bewohnt, ſey aber durch das Erdbeben im Jahr 1727 dieſer Heimath überdrüſſig geworden, habe die Wolga bei Aſtrachan durchſchwommen, und ſey mit der Weltgeſchichte nach Weſten entwichen. Nach einer andern Verſion ſey die ſchwarze oder normänniſche Ratte auf demſelben Schiffe nach England gekommen in welchem das Haus Hannover nach dem brittiſchen Throne ſchwamm. Dieſe Angabe findet den Beifall eines Eſſayiſten über Ratten im letzten toryiſtiſchen Quarterly Review, und man kann ſich daher vorſtellen daß die eingedrungene Whigratte von dem Parteijournal ſehr unglimpflich, die ſchwarze, eingeborne oder Stuart-Ratte aber ſehr loyal behandelt wird. Endlich hat noch eine andere Anſicht Umlauf, welche die normänniſche Brut von Gibraltar über Irland einwandern läßt, allein ein tiefes archäologiſches Dunkel umgibt überhaupt die Uranfänge der Rattengeſchichte. Wie die Celten in dem Königreich nicht gänzlich von den Sachſen vertilgt wurden, ſo hat ſich auch die ſchwarze britanniſche Ratte noch wacker an verſchiedenen Punkten gehalten. Einigkeit macht ſtark. Das fühlte die ſchwächere Race, und wo ſie an Zahl den eingedrungenen braunen Ratten überlegen iſt, da greift ſie beherzt an und bleibt Sieger. Der Engländer hat aber durch ſeine Gründlichkeit die Wiſſenſchaft mit der Erfahrung bereichert, daß, wenn man eine

Digitized by Google

gleiche Anzahl schwarzer und brauner Ratten in einen Käfig sperrt, über Nacht die schwarzen Exemplare vollständig verschwinden, wofern man dem Conclave jede Nahrung entzog. Gab man diese reichlich, so versäumten dennoch nicht die braunen Norweger als gepriesene Leckerbissen die Ohren der wehrlosen Race zu verschmausen.

Die Ratte ist ein äußerst reiselustiges Thier und verbreitet sich gern nach allen Himmelsstrichen. Namentlich besitzt sie Vorliebe für Seereisen, auch wenn sie sich nach einer andern Hemisphäre erstrecken sollten. Diese Reisen gehen oft bis Calcutta und wieder zurück, und der Rattenfänger der ostindischen Compagnie fängt bisweilen 500 Stück an Bord eines einzigen Indienfahrers. Unter den Thieren mag es manchen Cameraden geben der die Welt öfters umsegelt hat als Capitän Cook. Uebrigens ist die ächte Schiffsratte ein zarteres Thier als die braune normännische, und hat die schönen langen Ohren, spitze Nase, langen Schwanz und dunkeln Pelz wie die britannische Race. Oft findet man jedoch getrennte Colonien beider Racen auf demselben Schiff, wo dann die eine sich im Stern, die andere im Schnabel niedergelassen hat. Die Schiffsratten laufen aber bei jeder Reise große Gefahr. So lange Fracht an Bord ist, können sie reichlich schmausen, allein schwieriger hält es sich Wasser zu verschaffen. Wenn dieses wohlverwahrt ist, ergreifen sie desperate Mittel. In regnichten Nächten erscheinen sie auf dem Deck und klettern im Tauwerk hinauf, um das Wasser, welches in den Höhlungen der Segel sich sammelt, zu trinken. In der äußersten Bedrängniß greifen sie Branntweinfässer an, und bleiben dann betrunken liegen. Die Ratte hat überhaupt ein feines Gehör für fließendes Wasser, weßhalb so oft bleierne Wasserröhren von ihnen benagt werden. Wenn das Schiff vor Anker geht, begeben sich die vierfüßigen Passagiere ans Land, und zwar im Gänsemarsch auf dem Ankertau, denn nur wo es sich nicht umgehen läßt, schwimmt die Ratte durch das Wasser. Auf dem Ankertau erfolgt auch die Invasion des Schiffes durch Ratten vom Lande aus, weßhalb die Matrosen durch das Tau einen Besen ziehen, dessen Ruthenspitzen, dem Lande zugekehrt, den Ratten den Eintritt wehren. Die Schiffsratte darf übrigens nicht verwechselt werden mit der Wasserratte, welche eine völlig verschiedene Species bildet, sich nur von Pflanzenkost nährt, dem Biber äußerlich in vielen Stücken ähnlich ist, und wie dieser in Höhlen am Ufer von Flüssen wohnt, die mit einer Land- und einer Wasseröffnung versehen sind.

In London hat man jetzt viele Mittel zur Vertilgung dieses Ungeziefers gefunden, das wirksamste besteht aber darin daß man die Schleußen unter Wasser setzt. Wenn die Schleußen dann geöffnet werden, sieht man Hunderte von ersoffenen Ratten mit dem Schleußenwasser in die Themse schießen. Allein mehr noch als dieses trägt zu ihrer Vernichtung bei daß sie zu einem Handelsartikel geworden sind, da jedes Stück in London mit 9 kr. bezahlt wird. Die Schleußenwerke sind daher ein beständiger Jagdgrund, und die Rattenfänger beuten systematisch ihr Revier aus. Oft genug wird ein Kesseltreiben angestellt, indem verschiedene Streifpartien die Beute nach einem Mittelpunkte zusammentreiben. Die Rattenjäger gehen immer zu zweien. Jeder trägt eine brennende Kerze mit einem Reflecter aus Zinn, einen Sack, ein Sieb und einen Spaten, die letzten beiden Instrumente um damit die Depositа zu untersuchen, die vielleicht Dinge von Werth enthalten können. In dem Augenblick wo die Ratte Licht sieht, rennt sie längs den Wänden der Schleuße gerade über der Linie des Schleußenwassers hin, wo die Jäger ihr rasch folgen. Sobald das Thier merkt daß es seinen Vorsprung verliert, beginnt es laut zu quiecken, und ehe es noch vollendet hat, faßt es der Jäger hinter den Ohren und steckt es in den Sack. Das Geschäft geht so rasch daß oft ein Dutzend in eben so viel Minuten eingefangen wird. Sehen sich die Ratten in eine sogenannte blinde Schleuße oder Sackgasse getrieben, dann machen sie wohl einen verzweifelten Angriff gegen die Stiefel ihrer Verfolger.

Die Ratte ist ein sehr verschlagenes und zugleich soziales Thier, und verbürgt sind daher die Anekdoten von dem Esprit de Corps der Ratten, welche ihre invaliden Gefährten oft zärtlich verpflegen. So wurde einst ein Zug Ratten im Felde wandernd überrascht und mitten in dem Geschwader eine alte blinde Ratte bemerkt die ein Stückchen Holz zwischen den Zähnen hatte, an dessen anderem Ende eine zweite Ratte den Blinden führte. Es gilt auch die Erzählung für ächt daß die Ratten der Henne das Ei aus dem Nest stehlen, indem sich eines der Thiere auf den Rücken legt und das Ei mit den Vorderpfoten packt, während das übrige Gelichter den Schwanz des Räubers erfaßt und ihn mit dem Ei schlittenartig in Sicherheit bringt. Sie verstehen es Oelflaschen zu öffnen, worauf sie dann ihre Schwänze durch den Hals stecken, sie naß herausziehen und abschlecken bis kein Tropfen mehr im Gefäße ist. Der Essayist im Quarterly Review belauschte einst eine Ratte, die auf einen Tisch sprang und einen Korb mit Feigen umstieß daß die Früchte auf den Boden fielen, wo ein Dutzend anderer Gesellen wartete um sogleich über das Manna herzufallen. Merkwürdig ist der Instinct des Thieres seine Nahrung zu finden. Sie benagen vorzugsweise diejenigen Theile der Elephantenzähne, wo sich animalisches Oel in Ueberfluß findet, während sie die Stücke verschmähen welche Knochenerde enthalten. Die Drechsler bezahlen deßhalb das von Ratten benagte Elfenbein sehr theuer, weil es zu Billiardbällen und allen solchen Gegenständen wo Elasticität und Durchsichtigkeit geschätzt wird, sich besonders empfiehlt. So dient die Spur des Rattenzahnes als Stempel eines Kenners für die Qualität eines kostbaren Rohstoffes.

Die Engländer, als Liebhaber aller Arten von Sport, veranstalten bisweilen Kämpfe zwischen Dachshunden und Ratten, wobei oft beträchtliche Summen gewettet werden. In neuerer Zeit sind jedoch diese Wettspiele verboten worden und dürfen nicht mehr öffentlich gehalten werden. Hunde, die große Bravour bewiesen, erlangten eine ähnliche Celebrität wie die Pferde die bei den Epsom- oder den Derby-Rennen gesiegt hatten. Starke Schleußenratten greifen indessen beherzt den Dachs an und bringen ihm gefährliche Wunden bei. Der Biß einer Schleußenratte ist nämlich deßwegen so bedenklich, weil ihre Zähne durch den Genuß von Auswurf sich vergiften. Das Frettchen ist der schlimmste Feind des Rattengeschlechtes. Ein Engländer, Hr. Jesse, der sich nicht erklären konnte warum das Frettchen, ein vergleichsweise langsames Thier, der Ratte überlegen seyn sollte, veranstaltete einen Zweikampf in einer leeren Kammer, die nur ein einziges Fenster hatte. Allein das Experiment fiel unergiebiger aus als er gehofft hatte. Die Ratte recognoscirte rasch das Schlachtfeld, und als sie nirgends einen Weg zum Entschlüpfen sah, quiekte sie grell auf. Sie nahm

Digitized by Google

aber ſogleich ihren Vortheil wahr und drängte ſich dicht unter das Fenſter, ſo daß nun zwiſchen den Duellanten „die Sonne“ ungleich getheilt war. Durch den Schatten geſchützt, erwartete ſie den Angreifer, der im Licht avancirte. So oft er ſich näherte, ſprang die Ratte ihm ins Genick, und zog ſich, wenn der betroffene und blutig gebiſſene Angreifer wich, geſchwind wieder in das ſchützende Dunkel zurück. Das dumme Frettchen merkte die Kriegsliſt nicht, und nachdem es noch etlichemal angegriffen und jedesmal übel zugerichtet worden war, gab es den Zweikampf auf.

Der Cadaver einer Ratte vermag auf lange Zeit große Räume zu verpeſten. In einem vornehmen Pariſer Hauſe ſah ſich der Eigenthümer durch einen widerlichen Geruch in ſeinem Cabinet beläſtigt. Nichts wollte helfen. Endlich wurde ein großer Bau unternommen, um die Cloake nach einem andern Theil des Hauſes zu verlegen. Dieß half aber ebenſowenig, denn der Geruch blieb unvertilgbar wie zuvor. Endlich beim Abnehmen der Tapeten fand ſich daß eine Ratte durch das Mauerloch des Klingelzuges in dem Augenblick hatte ſchlüpfen wollen, wo die Schelle angezogen wurde und von dem Draht erwürgt worden war.

In Bentley's Miscellany fand ſich kürzlich ebenfalls ein Aufſatz über die Ratten. Der Autor lehrt uns darin wieder ein wunderbares Stück von der Schöpfungspolitik der Natur. Sie hat die Ratte mit vier ſchmalen langen und ſcharfen Zähnen, zwei in dem obern und zwei in dem untern Kiefer, bewaffnet. Sie haben eine keilförmige Geſtalt und behalten durch eine ſtaunenswerthe Einrichtung beſtändig eine ſcharfe Schneide. Der innere Theil des Rattenzahnes beſteht nämlich aus einem weichen, elfenbeinartigen Stoff, der beſtändig ſich abreibt, während die Außenſeite mit einer glasartigen harten Emaille bedeckt iſt. Die obern Zähne ſtehen ſenkrecht auf den untern, ſo daß bei dem Benagen die weichen Theile des Zahnes beſtändig abgeſtoßen werden. Die Zähne wachſen übrigens raſch nach, ſo daß ſich die verbrauchten Theile ſchnell erſetzen. Verliert die Ratte einen Zahn, ſo wird der entſprechende in dem andern Kiefer dann nicht mehr abgerieben und er wächst entweder über den untern Kiefer wo er ſich krümmt, oder, wenn es ein unterer Zahn war, in den Schädel hinein. In dem Muſeum der Londoner Wundärzte iſt eine ſolche Merkwürdigkeit zu ſehen welche Sir John Banks mit einer erklärenden Note der Sammlung geſchenkt hat. Es iſt ein Rattenzahn der rund gewachſen iſt, ſo daß er einen vollſtändigen Kreis und das Segment eines zweiten bildet, von einem Durchmeſſer daß ein ſtarker Daumen ſich durch den Ring ſtecken läßt.

Ein Straßengemälde von San Francisco aus dem Jahre 1851.

Hr. J. D. Borthwick entwirft in ſeinem Werke „Three Years in California“ folgende Schilderung von den Straßen der Hauptſtadt dieſes weſtamerikaniſchen Freiſtaats: „Die Straßen,“ ſagt er, „waren der allgemeine Abort für alle Arten von Abfällen. Sie waren hauptſächlich mit Stücken zerbrochener Kiſten und Fäſſern, Fragmenten von Körben, eiſernen Reifen, alten Zinnbüchſen und leeren Flaſchen bedeckt. In der Nähe der vielen Juden-Trödlerläden waren ſie dick mit alten Stiefeln, Hüten, Röcken und Hoſen überſäet; denn die Mehrheit der Bevölkerung brachte ihre Garderobe auf dem Rücken, und wenn jemand einen neuen Kleidungsartikel kaufte, wurde der alte, den er erſetzen ſollte, auf die Straße geworfen. Ich wunderte mich oft daß kein Mitglied der unternehmenden „Altkleider-Brüderſchaft“ je ein Geſchäft in Californien eröffnete. Man könnte ganze Schiffsladungen alter Kleider bekommen, wenn man ſich nur die Mühe nehmen wollte ſie aufzuleſen. Manche darunter möchten allerdings dieſer Mühe nicht werth ſeyn, allein es gab ſtets ganze Tonnen weggeworfener Kleider, auf denen man in den Straßen herumtritt, welche, glaub' ich, ein ſcharfſinniger alter Trödler leicht wieder brauchbar hätte machen können. Man hat oft geſagt, Californien ſey dreier Dinge halber berühmt — der Ratten, der Flöhe und der leern Flaſchen wegen; allein man hätte auch die alten Kleider dieſem Verzeichniß californiſcher Glückſeligkeiten noch beifügen können. Der ganze Platz war voll mächtig großer Ratten; man konnte zur Nachtzeit kaum gehen ohne daß man auf eines dieſer ekelhaften Nagethiere trat. Sie zerſtörten eine unermeßliche Menge Eigenthums, und ein guter Rattenfänger wurde mit Goldſtaub aufgewogen. Ich kenne indeß Beiſpiele daß die ausgezeichnetſten Rattenfänger in Sacramento City (denn an Ratten thut's dieſer Ort der Stadt San Francisco noch zuvor) der ewigen Rattenjagd ſo überdrüſſig wurden, daß ſie ſich zuletzt gar nicht mehr um dieſe Thiere kümmerten, und die Ratten an ihren Naſen vorbeirennen ließen ohne ſie auch nur eines Blickes zu würdigen. Was die andern betriebſamen Thierchen betrifft, ſo waren ſie eine ſchreckliche Plage. Sie ſind, vermuthe ich, in dem ſandigen Boden einheimiſch. Es war etwas ganz gewöhnliches einen Gentleman plötzlich den Aermel ſeines Rocks oder die Schliefe ſeiner Beinkleider hinaufziehen und triumphirend lächeln zu ſehen wenn er ſeinen kleinen Quälgeiſt gefangen hatte. Nach einigen Wochen Aufenthalts in San Francisco erlangt man in einer derartigen Jagd eine ziemlich große Geſchicklichkeit. Was den letzten Artikel — die leeren Flaſchen betrifft, ſo läßt ſich aus den enormen Haufen welche man maſſenweiſe in allen Arten von Nebenplätzen findet, auf einen Branntweinverbrauch ſchließen der wahrhaft furchtbar iſt. Es gab ſo viel leere Flaſchen als Backſteine — man hätte eine große Stadt mit denſelben bauen können.“

Digitized by Google

Der endemiſche Cretinismus als Gegenſtand der öffentlichen Fürſorge.

Denkſchrift an Seine Excellenz den Hrn. Miniſter des Innern, Dr. Alexander Frhrn. v. Bach.

(Von Dr. Franz Löw.)

Das Beiſpiel von Dr. Guggenbühl auf dem ſchweizeriſchen Abendberge fängt an durch die ganze civiliſirte Welt Früchte zu tragen, umſomehr als dieſer unermüdet thätige Philanthrop, nach dem Vorgang eines Howard, von Zeit zu Zeit Reiſen macht, theils um die Urſachen noch weiter zu erforſchen, theils um die Regierungen zum praktiſchen Handeln zu veranlaſſen, in welch letzterer Hinſicht Dr. Guggenbühl im vorigen Winter einige Zeit in Wien verweilte. Mit Recht ſagt die Denkſchrift, an dieſer Frage nicht theilnehmen, hieße das Weſen, den Zweck der Geſellſchaft, des Staates verkennen, gleichgültig ſeyn wenn die Bevölkerung ſich vermindert, ganze Familien abſterben, wenn die Zahl der Arbeitskräfte, der die Steuer Entrichtenden, zum Militär Tauglichen, durch Intelligenz das Wohl der Geſellſchaft Befördernden, überhaupt der dem Staat nützlichen Bürger ſich mindert; wenn der Wohlſtand der Familien und Gemeinden abnimmt, wenn die perſönliche Sicherheit und das Eigenthum der häufigen Brandſtiftung wegen, welche Blödſinnige verurſachen, gefährdet iſt. Der Cretinismus, ſagt ferner die Denkſchrift, iſt eine bald mehr bald minder ausgeprägte Entartung des Menſchen nach Leib und Seele, welche je nach dem Grad und ihrer Verbreitung über einzelne Individuen und Familien, oder einen großen Theil der Geſammtbevölkerung ganzer Länder mehr oder minder bedeutend den Gattungscharakter des Menſchen benimmt und ausrottet, die davon Befallenen zum unvernünftigen Thiere, ja unter das mit Inſtinct verſehene Thier herabwürdigt, und an dem Bewußtwerden ihrer Beſtimmung hindert, ſowie daher ihre üblen Wirkungen bald mehr oder minder tief und nachhaltig auf die Geſellſchaft und den Staat, denen der Cretin nicht nur nicht nützlich, ſondern verſchiedenartig zur Laſt und ſchädlich iſt, ausdehnt. Auf dieſer Stufe der Entartung angekommen, iſt die Krankheit unheilbar. Die Heilverſuche haben es nur mit dem werdenden Uebel in früheſter Kindheit zu thun, wo ſich in der Regel geiſtige Keime bemerklich machen, welche der Entwicklung fähig ſind. Verminderung der Bevölkerung iſt die erſte Folge des endemiſchen Cretinismus, indem bei den höheren Graden des Uebels die Fortpflanzung phyſiſch unmöglich wird, und daſſelbe die Quellen der Zeugung vergiftet, wo man es nicht ahnet, und die Baſis zu einem lebensſchwachen Geſchlechte abgibt, welches mit dem Ausſterben ganzer Familien endigt. Faſſen wir dieſen Gegenſtand genauer ins Auge, ſo gibt uns die Denkſchrift folgende Schilderung. „In Gegenden, in denen die Urſachen des Cretinismus in großer Anzahl vorhanden ſind, und ihre feindliche Kraft beſonders geſchärft iſt, bleibt wohl niemand von deren Einflüſſen gänzlich verſchont. Umſonſt ſieht man ſich hier um nach einer ſchönen Körpergeſtalt, nach einem blühenden Antlitz, nach einem ſeelenvollen Auge, nach einer verſtändigen heiteren Miene, nach Ebenmaß, Harmonie, überhaupt nach allem was den Menſchen zu dem Menſchen zieht, was ihm Achtung und Bewunderung einflößt, das Herz erfreut, den Schönheitsſinn erquickt, zum Lobe und Preiſe der Allmacht ſtimmt, was eine höhere Abkunft offenbart und Zeugniß gibt daß der Menſch, ſich derſelben und des Zweckes ſeines Daſeyns klar bewußt, auf dem Wege der geiſtigſittlichen Veredlung ſich ganz ſelbſt, ſich ganz frei beſtimmt; daß er aber auch des Daſeyns würdig ſich erfreut. Mit wenigen Ausnahmen gewähren die Bewohner fraglicher Gegenden insgeſammt einen ganz eigenthümlichen Anblick, den eines ungeſunden kachektiſchen Ausſehens eines freudloſen, gleichgültigen, welken Geſichtsausdruckes, eines matten, geiſtloſen, blöden Blickes, eines verkümmerten Wachsthums, eines kurzen, gedrungenen, in die Breite gehenden, verflachten, ſchlaffen, unſchönen, unharmoniſchen Ganzen. Fern von einer hohen Geſtalt, iſt dieſe klein, unförmlich plump, mit außerordentlicher Knochenbildung, großem Schädel, kropfigem oder wenigſtens dickem, aufgeblähtem Halſe, hervorſpringenden Jochbeinen, unverhältnißmäßig großen Armen und Beinen, platten und anderweitig unwohl geſtalteten Füßen."

Eine weitere Folge iſt die Verminderung der Arbeitskräfte ſolcher Gegenden, indem ſelbſt die ſogenannte geſunde Bevölkerung kaum halb ſo viel leiſten kann als wirklich normal organiſirte Menſchen. Dazu noch die amtlich erhobenen Thatſachen, daß in Kärnthen z. B. aus andern Gegenden eingewanderte, geſunde Leute auf gewiſſen Höfen, welche man Toſtenhuben nennt, noch im Alter von 40 bis 50 Jahren cretiniſiren, d. h. geiſtesſchwach werden, Kröpfe und Schmerzen in den Gliedern bekommen, welchen Steifheit folgt, ſo daß ſie die Bewirthſchaftung der Höfe nicht mehr ſelbſt beſorgen können.

Wie weit dieſe traurigen Verhältniſſe in das ſociale Leben eingreifen, beweiſt unter andern das an der Donau gelegene, große Dorf Pechlarm, wo unter 5000 Seelen nicht Ein waffenfähiger Mann gefunden wird. Rechnen wir dazu noch die von Blödſinnigen herrührenden, ſo häufigen Brandſtiftungen, die vielfachen mit Exaltation verbundenen Geiſtesſtörungen von Halbcretinen, und das mannichfaltige Unheil und die Zerſtörungen welche Individuen der Art anrichten, die im verwahrloſten Zuſtande aufwachſen und endlich den nicht zu überſehenden moraliſchen Eindruck dieſer entarteten Weſen auf die relativ geſunde Bevölkerung, namentlich auf die kindlichen, furchtſamen Gemüther, auf die Frauen, und zarte Naturen, ſo haben wir Grund genug um die Aufmerkſamkeit aller Menſchenfreunde, und namentlich der Staaten auf dieſe wichtige Frage der Humanität, und ihre praktiſche Erledigung zu lenken.

Man muß ſich wirklich wundern wie ein ſo großes Uebel, welches über die meiſten europäiſchen Länder mehr oder weniger verbreitet iſt, ſo lange fortwuchern konnte ohne nur einen Verſuch zur Abhülfe zu veranlaſſen. Ohne Zweifel waren die Vorurtheile des Volks und die unrichtigen Anſichten der Gelehrten bisher die größte Schuld. Behauptete doch noch Balliarger im Jahr 1850 in der Pariſer Akademie der Medicin daß der Cretin eine Monſtruoſität ſey, und mithin ſeinem Weſen nach unverbeſſerlich, während in Deutſchland Damerow die ſchon früher von Ramond de Carboniere ausgeſprochene Anſicht verfocht, daß der Cretinismus ein den niederen Menſchenſtämmen analoges Naturphänomen ſey, und mithin der Cretin dem Papuneger, Hottentotten u. ſ. f. entſpreche. Schon in dieſer Hinſicht haben die Heilverſuche auf dem Abendberge einen hohen wiſſenſchaftlichen Werth, indem ſie lehrten daß dieſer Zuſtand eine Krankheit ſey welche immer mit Störungen der Ernährung beginnt, mithin von der vegetativen Sphäre ausgeht, dann das Cerebro-Spinalſyſtem in Mitleidenſchaft zieht,

Digitized by Google

und die verſchiedenen Grade des Blödſinns bedingt. Je jünger die Cretinen zur Aufnahme kommen, um ſo günſtiger iſt der Erfolg. Diejenigen welche auch nur einige Worte artikuliren können, lernen ſich durch die Sprache ausdrücken, Leſen und Schreiben. Zur Erlernung von mechaniſchen Verrichtungen, landwirthſchaftlichen und häuslichen Arbeiten ſind auch die noch tiefer Stehenden zu verwenden. Am günſtigſten iſt das Reſultat bei Kindern, welche nach der Geburt ſich geſund entwickeln und erſt gegen die Periode des erſten Zahnens etwas früher oder ſpäter erkranken, und nach und nach zu Cretinen werden; ſie erhalten auf dem Abendberge vollkommene Geſundheit. Nur der höchſte Grad des Cretinismus, welchen man bisher fälſchlich als wahre Cretinen bezeichnete, ſind bloß körperlicher Beſſerung fähig. Gegründet auf die Thatſache daß die Cretinen öfters einzelne hervorragende Talente und iſolirte Geiſtesvermögen beſitzen, wie bewunderungswürdiges Gedächtniß, erſtaunenerregende Begabung zum Kopfrechnen, ungewöhnlich lebendig religiöſes Gefühl, muſikaliſche und Malertalente u. ſ. f., welche ſich in ausgezeichneter Weiſe cultiviren laſſen, geben daher mit Beſtimmtheit der Hoffnung Raum daß mit der Zeit einzelne in ihrer Art ausgezeichnete Perſönlichkeiten aus den Cretinen-Anſtalten hervorgehen werden, wie das Beiſpiel des Katzenmalers Mind, Dr. Oder u. a. beweiſen.

Nicht hoch genug kann in der Behandlung des Cretinismus die Bergluft als erſte und unerläßlichſte Heilpotenz angeſchlagen werden, und Anſtalten der Art in Städten ſind ein vollkommen verfehltes Unternehmen. Man ſieht ſobald den wohlthätigen und ſtärkenden Einfluß der ſtark elektriſchen und reinen Bergluft auf die kranken, ſchwachen, abgemagerten Kinder, unter deren Einfluß die Blutbildung und Ernährung geſteigert, die Körperwärme vermehrt und die Thätigkeit des Nervenſyſtems erregt, und daher dem Grund des Uebels diametral entgegengewirkt wird, deſſen Weſen in Störungen der Ernährung und dadurch bedingtem Zurückbleiben einzelner Gehirntheile und den ſcropbulöſen und Knochenleiden beſteht. „Das Inſtitut auf dem Abendberge, ſagt die Denkſchrift, iſt der erſte Thatverſuch um dieſe zerſtörende Geißel unſeres Geſchlechts bändigen zu lernen. Dort oben iſt das Wort und der Wunſch der Denker und Menſchenfreunde zur That geworden. Ausgerüſtet mit eigenen und fremden Beobachtungen hat Dr. Guggenbühl, tief erſchüttert von dem Elend ſeiner Mitmenſchen, welches er auf Reiſen ſchon in früher Jugend kennen lernte, den Blick nach oben gerichtet, nach den freien ſonnigen Höhen der Berge, wo von Altersher die Menſchen Stärkung des Leibes und der Seele fanden, nachdem bereits Sauſſüre beobachtete daß der Cretinismus in einer gewiſſen Meereshöhe verſchwunden ſey. Der Abendberg hat eine überaus herrliche Lage, mitten im Kranz der Hochebenen umgeben von zwei Seen, und den reizenden Thälern des Berner Oberlandes. Das Gut, worauf die Anſtalt gegründet, iſt Eigenthum des Stifters, und hat einen beträchtlichen Umfang an Pflanz- und Wieſenland, worauf Viehzucht und Landwirthſchaft getrieben wird, zu deren praktiſcher Erlernung die jungen Cretinen angeleitet werden. Die reine und ſtärkende Bergluft, die ſonnige Lage und das ſelbſt im Winter verhältnißmäßig milde Klima bedingen eine ſo außerordentliche Salubrität, daß im Verlauf von 15 Jahren niemals epidemiſche Krankheiten vorgekommen ſind. Das überdieß ſo reine Trinkwaſſer und die herrlichen Naturſcenen welche ſelbſt auf dieſe ſtupiden Kinder einen anregenden Einfluß ausüben, machen dieſen Berg für dieſes bahnbrechende Unternehmen beſonders geeignet, und die glückliche Auswahl einer in ihrer Art ſo einzigen Localität hat nicht wenig dazu beigetragen daß die Anſtalt in verhältnißmäßig kurzer Zeit ſo glückliche Reſultate aufzuweiſen hat.“ [1] Die k. k. Geſellſchaft der Aerzte zu Wien, welche für Deutſchland denſelben Standpunkt einnimmt wie die Pariſer Akademie der Medicin für Frankreich, ſpricht in einem kürzlichen Gutachten an das hohe Miniſterium des Innern ſich aus, wie folgt: „Eine leider nicht geringe Claſſe von Staatsbürgern iſt bisher gänzlich unbeachtet geblieben, diejenige, die eines Hülferufes nicht einmal fähig iſt: die Tauſende und abermal Tauſende von unglücklichen Cretinen in den Alpenthälern des Kaiſerſtaates, die im thieriſchen Stumpfſinn ihr Leben hindämmern. Was aber im Ganzen und Großen nur mit ſchweren Opfern und erſt in mehreren Generationen zu erreichen iſt, das kann und ſoll im Einzelnen und Individuellen verſucht werden. Und dieſer Verſuch iſt zur Freude aller Menſchenfreunde gelungen. Ein junger Schweizerarzt, Dr. Guggenbühl, hat vor 15 Jahren auf dem Abendberge bei Interlacken eine Heilanſtalt für junge Cretins errichtet. Mit großer perſönlicher Aufopferung begann er ſein Werk. Schwierigkeiten der verſchiedenſten Art, theils in der Natur der ſchweren Krankheit und dem Mangel an leitender Erfahrung, theils in der Ungunſt, ja Feindſeligkeit gewiſſer Menſchen begründet, wurde durch jahrelange Ausdauer überwunden, und Reſultate erzielt welche die zweifelnden Fachkenner freudig überraſchten. Dr. Guggenbühl's Anſtalt errang ſich nicht bloß die Anerkennung aller denkenden Aerzte, ſondern auch der Regierungen, ſo auch unſerer erleuchteten Staatsverwaltung, welche bereits im Jahr 1842 durch die k. k. Geſandtſchaft in der Schweiz darüber Erkundigungen einziehen ließen; die Anſtalt iſt ſeither wiederholt von öſterreichiſchen Aerzten beſucht worden, welche derſelben die größte Anerkennung zollten, und erſt im abgelaufenen Sommer geſchah dieſes von zwei Mitgliedern der Geſellſchaft: dem um Humanitätszwecke überaus verdienten Dr. C. Helm und dem Primararzte Dr. Haller, welche beide über das Gedeihen des Inſtituts und den bevorſtehenden Erweiterungsbau das Günſtigſte berichteten.“

Ein Ritt durch die große amerikaniſche Wüſte und die Felſengebirge.

(Fortſetzung.)

Wenn die Aufbruchsſtunde früh bald da war, erhob ſich Kit von ſeiner Decke und rief: „Fangt auf,“ zwei Worte die in der Gebirgsſprache ſo viel bedeuten: „Bereitet euch zum Aufbruch,“ und wenn dieſe Worte einmal ertönt waren, ſo war es für jeden rathſam, ſich je eher je lieber fertig zu halten; in einem Moment veränderte ſich die Scene. Kit wartete auf niemanden, und wehe dem unglückſeligen Lehrling im Vergreifen, der zu ſeiner Beſorgniß entdeckte daß Packete rutſchten, Säcke abfielen und die Maulthiere gänzliche Mißachtung gegen die Aufbewahrung ſeines perſönlichen Eigenthums zeigten. Ein Mann in dieſen Umſtänden lernt bald

[1] Das Genauere über die Reſultate, ſiehe die Heilung und Verhütung des Cretinismus und ihre neueſten Fortſchritte. Mittheilungen an die ſchweizeriſche naturforſchende Geſellſchaft von Dr. Guggenbühl. Bern bei Huber und Comp. 1853. 4. Mit Abbildungen.

Digitized by Google

ein Maulthier packen und satteln, wie es sich gehört, und seine Waffen in brauchbarem Zustande halten; thut er dieß nicht, so mag ihm der Himmel helfen, je eher er da zu den Ansiedlungen zurückkehrt, desto besser ist es für ihn.

Bei Durchschreitung der Wüste ist es oft nöthig lange Strecken ohne Wasser zu marschiren; diese trockenen Strecken werden von den Mexicanern „Jornadas" genannt; die wörtliche Uebersetzung ist „Tagereise," aber in Fällen wie hier bedeutet es die Abwesenheit von Wasser auf der bereisten Strecke. Auf der „Jornada" von der ich so eben sprechen will, und welche öfters „Jornada del Muerto" (Todtenreise) genannt wird, kann die Entfernung von einer Wasserhöhle zur anderen nicht unter 80 Meilen seyn, und wegen der Thiere ist es sehr wichtig daß sie auf einmal gemacht wird; um dieß zu thun, giengen wir um 3 Uhr Nachmittags ab und erreichten die andere Seite der Jornada spät am Morgen des andern Tages, indem wir den größeren Theil des Weges bei Mondlicht gemacht hatten; ich werde nie den Eindruck vergessen den diese Nachtreise auf mein Gemüth machte. Manchmal führte uns der Weg über große Bassins von tiefem Sand, wo das Trampeln der Maulthierfüße keinen Laut gab. Hiezu die schauerliche Stille gerechnet, welche stets in der Wüsteneinsamkeit herrscht — dieß alles gab unserm Zug mehr das Wesen eines Gespensterschauspiels, worin die Acteurs statt Menschen Schatten sind.

Es waren indessen noch andere Gegenstände welche diese Eindrücke erhöhten; am Weg zerstreut fanden wir zahlreiche Skelette von Pferden welche in einer früheren Zeit hier niedergestürzt und an der Wegseite gestorben waren. Die öftere Wiederkehr dieser bleichenden Gebeine auf einer so einsamen Straße veranlaßte mich einen alten Trapper unserer Partie um Erklärung zu bitten. Er benachrichtigte mich daß vor vielen Jahren Billy Williams, ein fast ebenso berühmter Gebirgsmann als Carson, der sich mit Biberfangen und Indianertödten hauptsächlich beschäftigte, Zeit gefunden hatte, eine Bande Gebirgsmänner zu sammeln mit der Absicht, eine Art von piratischer Expedition nach der Küste von Nieder-Californien zu unternehmen. In dieser Unternehmung war er insoweit glücklich daß er Californien erreichte, über 1500 Maulthiere und Pferde sich verschaffte und die Wüste wieder erreichte, ohne einen Mann zu verlieren. Aber hier begann seine Noth. Die Californier welche diese summarische Weise ihr Eigenthum zu behandeln mißbilligten, beschlossen es zu verfolgen und mit Gewalt wieder zu nehmen, und um das Project auszuführen wurde Williams's Partie von beinahe 200 Mann auf den Fußstapfen verfolgt. Der Gebirgsmann, der nur 30 Leute unter sich hatte, beschloß, als er sich verfolgt fand, in möglichster Eile voranzugehen, und verlor beim Kreuzen der großen Jornada an ermüdetem und übertriebenem Vieh über 1000 Stück der schlechterworbenen Beute. Verzweifelt gemacht, lagerte er sich bei einer Wasserhöhle ungefähr 15 Meilen vom Endpunkt der Jornada, bis zu welcher Stelle seine Verfolger schon gekommen waren. Williams bemerkte seinen Leuten: „Nun, Jungens, wir haben den größten Theil unserer Heerde verloren, haben aber noch 500 Thiere; und da wir unseren Vorrath wieder verstärken müssen, so wollen wir hier warten bis wir es gethan haben, und dann, wenn diese Mexicaner ihre Thiere wollen, so laßt sie kommen und sie holen wenn sie können." In Uebereinstimmung damit warteten Billy's Leute drei Tage, aber was das Ankommen der Feinde anbetrifft, so warteten sie umsonst; der Muth hatte dieselben augenscheinlich verlassen, und obgleich sie einen sich zurückziehenden Feind verfolgen konnten, fühlten sie keine Neigung den Büchsen amerikanischer Jäger ins Gesicht zu sehen. Zuletzt ermüdet durch Unthätigkeit, und erbittert durch den schon erfahrenen Verlust, schlug Williams seinen Cameraden vor, das californische Lager bei Nacht zu besuchen und die Pferde der Verfolger zu stehlen. Sie willigten ein und nahmen diese Nacht ihren Feinden jedes Pferd und Maulthier welches sie bei sich hatten, und überließen es ihnen zurückzukehren so wie sie möchten. Nachdem diese That glücklich vollbracht war, begaben sich die Amerikaner freudig auf den Weg. Aber was helfen menschliche Hoffnungen?! Als ob die Gerechtigkeit sie ereilt hätte, wurden sie durch Indianer angegriffen, ihnen die ganze Heerde weggetrieben und sie mußten zu Fuß nach Santa Fe zurück. Ich füge noch hinzu daß Williams stets den Indianern herzlich flucht wenn er die Geschichte erzählt. So ist die Mittheilung; aber abgesehen von den getrockneten Knochen am Weg, kann ich deren Wahrheit nicht verbürgen.

Als wir ungefähr in der Mitte der Jornada waren, kamen wir an etwas, das im ungewissen Mondlicht ein ungeheures kreisförmiges Bassin mit Sand gefüllt schien, umgeben von einer Bergkette, die so entfernt war daß das Auge fast kaum die leichten Umrisse derselben am mondbeleuchteten Himmel erkennen konnte. Diese Sandebene muß volle 18 Meilen im Durchmesser gewesen seyn. Wir waren kaum hineingekommen als eins meiner Packmaulthiere seine Ladung abwarf, und es dadurch für mich und Juan nöthig ward, abzusteigen, die Säcke zu sammeln und wieder aufzuladen, eine Operation die wegen der außerordentlichen Widerspenstigkeit des Thieres einige Zeit erforderte. Wie wir bereit waren aufzubrechen, beauftragte ich Juan mit dem Packthier vorwärts zu gehen, während ich ihm langsam nachfolgte. Nun ist eine unter meinen übrigen Unvollkommenheiten die Geistesabwesenheit, und da ich in einen Gedankengang versunken war den ich austräumen wollte, warf ich die Zügel auf den Hals meines Maulthieres und trabte langsam vorwärts, bis mich ein plötzliches Straucheln warnte daß ich wieder auf felsigen Boden kam. Als ich um mich blickte, um das Verbleiben meiner Gefährten zu erforschen, fand ich daß sie nicht nur außer Sicht, sondern auch außer Hörweite waren. Da mir dieß schon zuvor passirt war, gab ich mich nicht besonderer Unruhe hin, sondern stieg ab, im Glauben daß ich leicht den Weg durch Verfolgung der Hufspuren meines Maulthiers zurück verfolgen könne, bis ich die Spuren des Nachtrabes unserer Gesellschaft gefunden hätte, worauf ich derselben mich leicht wieder anschließen konnte. Aber wer begreift meinen Schrecken als ich fand daß der stark wehende Wind alle Hufspuren fast ebenso schnell wieder mit Sand gefüllt hatte als sie gemacht waren, so daß alle Merkmale meines Wegs verschwunden waren. Meine Situation war wirklich schauderhaft genug das stärkste Herz zu bewegen; in der Tiefe einer ganz ungebahnten Wildniß, 500 Meilen von der nächsten Ansiedlung und vollständig in Unkenntniß wie ich war, nicht nur von der Localität der Wasserhöhle, sondern selbst der allgemeinen Richtung die Kit zu nehmen beabsichtigte, sah ich keine andere Aussicht vor mir als das Verschmachten, niemanden meine Leiden zu bezeugen — oder im besten Falle von Indianern, welche beständig um die spanische Straße herumlungerten, ermordet zu werden. Sogar mein Maulthier schien mit meiner Unruhe zu sympathisiren, indem es wild schnaubte, den Kopf in die Luft streckte und mit den Hufen scharrte. Zuletzt dämmerte mir eine Hoffnung; ich hatte oft von der außerordentlichen Klugheit der mexicanischen Maulthiere sprechen hören, sowie von ihrem Talent auf große Entfernung Wasser zu wittern, und ich fühlte daß wenn ich gerettet werden könne, dieß durch den Instinct meines Maulthiers geschehen müsse. So sprang ich auf seinen Rücken, gab ihm die Sporen und stieß zugleich einen Schrei

Digitized by Google

aus, wie es die Mexicaner thun um ihre Thiere zu ermuthigen, hieng ihm die Zügel lose über den Hals und ließ ihm die Richtung welche es wollte, einschlagen. Einen Augenblick zauderte das Thier und schien ungewiß, machte dann wie toll einen Satz vorwärts, schnüffelte die Luft und streckte den Kopf gegen den Boden. Einen Augenblick mehr, und mit einem wilden Schrei und Kopfschütteln sprengte es in wildem Galopp weg ohne Anhalt, außer um dann und wann den Sand zu beriechen, bis es mich sicher in die Mitte unseres Zuges gebracht hatte. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen daß es mir wie einem tüchtig erschrockenen Mann, der eben sich zu fassen beginnt, zu Muthe war. Ich erinnere mich ferner daß ich beschloß nie wieder zurück zu bleiben, einen Entschluß den ich hielt — wenigstens eine Woche lang.

Die Pau-Eutaw oder Digger-Indianer (soviel als Gräber-Indianer, so genannt von ihrer Gewohnheit Wurzeln, womit sie den größeren Theil ihrer armseligen Existenz fristen, auszugraben), machten uns kurz nach dem Ueberschreiten der großen Jornada ihre erste Aufwartung. Unser Lager war am Ufer eines kleinen Stromes aufgeschlagen. Einige dürftige Grasflecken boten unseren ermüdeten Thieren eine kleine Erfrischung, und unsere Truppe mit wenig Ausnahmen, außer der Pferdewache, war auf den Boden gelagert und ruhte nach dem langen, so eben vollendeten Nachtritt aus; Carson der neben mir lag, erhob sich plötzlich auf seinen Ellnbogen und fragte mich, indem er sich zu mir wandte: „Sehen sie dort die Indianer?“ indem er zugleich nach dem Gipfel eines der sandigen und schroffen uns umgebenden Hügel deutete. Nachdem ich die Localität sorgsam betrachtet hatte, war ich genöthigt verneinend zu antworten. „Nun,“ sagte Kit, „ich sah dort eben einen Indianerkopf, und wenn ich nicht sehr irre, gibt es dort ein Duzend oder noch mehr.“ Kaum hatte er dieß geäußert, als ein Wilder sich in voller Höhe erhob als wenn er aus dem Felsen, welcher die Bergspitze bekränzte, gewachsen wäre. Dieser Kerl fieng an in einer fremdartigen Guttural-Stimme zu brüllen und gesticulirte zugleich heftig mit den Händen. Dieß sollte eine Freundschaftserklärung seyn, und Kit antwortete ihm in derselben Sprache, indem er sich erhob: „tigabu, tigabu“ (Freund, Freund). Nach einer kurzen Verzögerung und augenscheinlichen Berathung mit seinen Leuten kam der alte Digger (denn dieß war er, wie wir nachher fanden) erst schleunig, und dann langsamer auf uns zu und stieg die steile Hügelseite mit einer Gewandtheit herab, die uns von so einem alten Wesen in Erstaunen setzte. Carson trat einige Schritte vor um ihn zu empfangen, und erneuerte die Versicherungen unserer Freundschaft. Aber erst als man dem alten Mann ein kleines Geschenk gemacht hatte, schien er sich beruhigt zu fühlen und brüllte seinen Gefährten zu, zu uns zu stoßen. Der alte Mann war augenscheinlich eine Art von verlorenem Posten gewesen, bestimmt als Opfer zu fallen, wenn wir Feindseligkeiten beabsichtigten. Unsere indianischen Gäste gaben uns bald zu verstehen daß sie hungrig seyen; um diesem Appell an unsere Gastfreundschaft zu begegnen, ließen wir noch mehr Kaffee ans Feuer setzen und schenkten ihnen die geringen Ueberbleibsel unseres getrockneten Rindfleisches, welches, da es naß geworden war, jetzt verdorben und schimmelig war; dieß, unappetitlich wie es war, aßen sie begierig; was jedoch den Kaffee anbelangt, so schienen sie etwas zweifelhaft, bis wir selbst davon getrunken hatten, worauf sie denn unserem Beispiel ohne weiteres Zögern folgten und bald den Kessel leerten. Wenn wir ihnen das Material geliefert hätten, würden sie gewiß unseren ganzen Provisionsvorrath aufgezehrt haben; wie die Sache aber war, sahen sie daß sie nichts mehr bekommen konnten, und drückten ihre Genugthuung dadurch aus daß sie ihre Bäuche rieben und in einer Weise grunzten die einer Heerde wohlgefütterter Schweine gut angestanden haben würde.

Wir waren gerade im Begriff uns in einen Kreis zu arrangiren um eine Pfeife zu rauchen und eine Unterhaltung „à la Indian“ zu beginnen, als eine neue Truppe mit einer großen Anzahl von Pferden und Maulthieren ankam. Die neuen Ankömmlinge waren eine kleine Gesellschaft Amerikaner, welche ihr Vieh nach dem Eutaw-Lande treiben wollten um mit diesem indianischen Stamm zu handeln. Der Besitzer der Thiere und Anführer der Partie war ein Hr. Walker, ein alter Bekannter Carsons. Nachdem die Thiere versorgt waren und ein Lager in unserer Nachbarschaft aufgeschlagen war, kam Hr. Walker zu unserer Gesellschaft, und die unterbrochene Rathssitzung ward wieder aufgenommmen.

Obgleich es eine Staatsangelegenheit war welche das ernsthafteste Betragen erforderte, fand ich es doch, in Anbetracht der von uns präsentirten sonderbaren Scene, für sehr schwierig, meine Lachmuskeln zu beherrschen.

Man stelle sich vor, wie wir in einem Kreis auf dem Boden saßen, roth und weiß gescheckt, hier ein halbnackter Indianer, dort ein fast ebenso in seiner eigenthümlichen Tracht gekleideter Gebirgsmann. Die Waffen beider Parteien, obgleich nicht augenfällig zur Schau gestellt (was wohl unseren Negotiationen Eintrag gethan haben würde), waren jedoch so placirt daß sie im Moment gebraucht werden konnten. Eine Pfeife (Carsons eigene Lieblingspfeife) für die Gelegenheit requirirt, ward gestopft, angezündet und nachdem Carson, Williams und ich einige Züge gethan hatten, ward sie dem ältesten Manne unter den Indianern geweiht, der zwei oder drei lange Züge machte, den Rauch im Mund zurückhielt, bis sein verzerrtes Gesicht so sehr einem gemarterten alten Affen ähnlich sah daß ich mich nicht halten konnte, den Ernst der Versammlung durch ein schallendes Gelächter zu unterbrechen. Nachdem der alte Krieger sich erst selbst durch seine Besorgniß, möglichst viel von dem wohlriechenden Kraut zu profitiren, beinahe zum Ersticken gebracht hatte, brach er in ein verlängertes Gegrunze aus, welches sein Wohlgefallen uns zu treffen, oder, was ebenso wahrscheinlich ist, seine Befriedigung mit dem Geruch des Tabaks, ausdrücken sollte. Nachdem die Pfeife endlich den halbfarbigen Kreis durchwandert hatte, gieng sie in die Hände des alten Indianers zurück der, nachdem er sie sicher im Mund placirt hatte, zu rauchen fortfuhr, gleichsam als wenn er geistesabwesend wäre, ohne sich von den vorwurfsvollen Grunzen seiner Brüder berühren zu lassen. Seitdem habe ich geglaubt daß der alte Krieger in seiner Art ein tiefer Politiker war, und die Pfeife zurückhielt um nicht genöthigt zu seyn zu sprechen, und sich so vielleicht in irgendeiner diplomatischen Frage zu compromittiren.

Das Geschrei fieng dann an, Kit sprach so viel von seiner Reiserichtung und seinen zukünftigen Absichten als er für nöthig hielt, obgleich ich dabei bezweifle daß sie viele wirkliche Informationen erhielten. Er schloß damit daß er die Mitglieder des Stammes zu dem sie gehörten mehrere Mord- und sonstige Unthaten beschuldigte. Die Diggers antworteten in dem Sinn daß schlechte Indianer, die solche Dinge thäten, wohl in den Hügeln wohnten, jedoch was sie anbelange, sie ganz unschuldig seyen, nie etwas unrechtes in ihrem Leben thäten, einen großen Respect vor den Weißen im allgemeinen, und vor uns im besonderen hätten, und schlossen damit, indem sie uns um diplomatisch zu sprechen „die Versicherung ihrer ausgezeichneten Hochachtung erneuerten,“ verbunden mit dem Wink daß ein Geschenk (ein Pferd oder irgend so eine Kleinigkeit) ihnen als Beweis unserer Achtung nicht unangenehm seyn würde.

Digitized by Google

Diese Digger-Indianer sind bei weitem die herabgekommensten und elendesten Wesen welche diesen Continent bewohnen; ihre fellähnliche Bekleidung ist von der dürftigsten Art; ihre Speise ist entsetzlich: die Hunde und Mattenbraten der Chinesen sind fast noch exquisite Gerichte, verglichen mit dem Speisezettel der Pau-Eutaw-Indianer. Einige der oben erwähnten brachten Eidechsen mit in unser Lager und aßen sie roh, ohne andere Präparation als das Ausreißen der Schwänze. Um diese Sorte Essen leichter zu erhalten, tragen sie eine Art Hakenstock außer ihren Waffen noch bei sich, den sie beim Fang desselben benutzen. Das Haar dieser Wilden ist lang und fast so grob als die Mähne des Maulthiers. Ihr Gesicht ist jedes geistigen Ausdruckes bar, und ausgenommen das Auge, das merkwürdig wild ist, sind die Züge in keiner Weise bemerkenswerth. Der Reisende kann nur eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen ihnen und den wilden Thieren entdecken, sowohl was ihre Sitten als auch was ihr Aeußeres anbelangt. Ich habe oft beobachtet wie sie den Kopf beim Gehen rasch von links nach rechts drehen, gerade wie der Prairie-Wolf. In ihrer Gefräßigkeit haben sie mehr mit einer Anakonda als mit einem menschlichen Wesen Aehnlichkeit. Es ist mir von mit ihren Sitten genau bekannten Leuten gesagt worden daß fünf oder sechs solche Indianer sich um ein todtes Pferd setzen und so lange fressen, bis nichts als die Knochen übrig bleiben. Unähnlich den Stämmen der Rocky-Mountains stehlen sie die Thiere, nicht um darauf zu reiten, sondern um sie zum Essen zu schlachten, und ein Verlust dieser Art ist für den Trapper doppelt unangenehm als sie stets das fetteste und bestgehaltene Stück auswählen.

Die Waffen dieser herabgekommenen Leute bestehen in ungewöhnlich langen Bogen und mit Steinen besetzten Pfeilen; die letzteren sollen, wie man sagt, vergiftet seyn. Was das Erlangen des nöthigen Giftes dazu anbetrifft, wurde mir folgende Geschichte erzählt, welche ich wieder geben will, wie ich sie erhielt, ohne für die Wahrheit selbst bürgen zu können. Der Saft den sie zum vergiften der Pfeile benützen, ist eine Mischung von Klapperschlangengift mit einem Extract den sie aus einer nur ihnen selbst bekannten Pflanze bereiten. Diese Pflanze scheint die Eigenschaften des fabelhaften Upas-Baumes zu theilen, da die giftigen Dünste welche bei der Extraction des Saftes aufsteigen, so stark auf den Verfertiger einwirken daß derselbe dabei umkommt. Es ist daher eine Sache von besonderer Wichtigkeit, zu bestimmen wer den jährlichen Vorrath des Giftes für seinen Stamm zu besorgen hat. Man müßte nun glauben daß jeder so viel wie möglich vor einen so gefährlichen Geschäft fliehen würde, aber gerade im Gegentheil (sagt der Erzähler) findet eine jährliche Concurrenz unter den alten Frauen um die ausgezeichnete Ehre statt, ihr Leben in dieser Angelegenheit zu opfern, und der Streit endet in der Bestimmung der glücklichen Candidatin welche das Werk thut und dafür mit dem Leben büßt.

Unsere Indianergäste blieben den ganzen Tag bei uns, wahrscheinlich in der Hoffnung daß ihnen etwas geschenkt werden würde — eine Erwartung die ihnen nicht erfüllt werden sollte. Bei Sonnenuntergang mahnte uns Kit's gewöhnlicher Ruf: „Fangt auf," uns zur Reise zu bereiten. Während die meisten unserer Leute mit dem Packen beschäftigt waren, ergriff ein junger Indianer (der nebenbei einer der lautesten bei den Freundschaftsversicherungen war) die Gelegenheit, vom Gepäck eines alten Gebirgsmannes eine zinnerne Schale zu entwenden und dieselbe in die langen, die Ufer des Flusses bewachsenden Binsen zu werfen. Diese Art, obgleich eine grobe Verletzung der Gastfreundschaft, war dennoch unter den obwaltenden Verhältnissen eine ganz geistreiche Mode zu stehlen, da die Schale, selbst wenn sie in der Eile der Abreise vermißt worden wäre, doch wahrscheinlich für zufällig verloren gehalten worden wäre und die fast nackten Wilden, die sie an sich zu verheimlichen augenscheinlich keine Gelegenheit hatten, wären von jedem Verdacht der Unehrlichkeit frei gesprochen worden. Wie es sich ereignete, war ich der einzige, der das Manöver bemerkte. Ich rief den Mann, welchem die Schale gehörte, benachrichtigte ihn von dem Verlust und bezeichnete ihm zugleich den Uebelthäter. Der Eigner war, wie ich schon bemerkte, ein alter Gebirgsmann, und eine lange Erfahrung unter Indianern hatte ihn den besten Weg im Verfahren gegen sie gelehrt. So, ohne Zeit zu verlieren, faßte er den unehrlichen Krieger mit einer Hand bei den Haaren und mit der andern Hand am Bein und warf ihn dann, mit dem Kopf zuerst in den Fluß, befahl ihm unter Androhung der Todesstrafe hinüberzuschwimmen, die Schale zu suchen und sie zurückzubringen. Dieß that der Wilde, jedoch mit sichtlichem Widerstreben, und als er am Ufer triefend stand, glaubte ich noch nie eine verlorene oder mehr niedergeschmetterte Creatur gesehen zu haben. Seine Gefährten jedoch, weit entfernt irgendeinen Aerger bei seiner Behandlung zu zeigen, schienen das Ganze für einen guten Spaß zu halten und lachten herzlich darüber.

Kurz nach unserer Abreise von diesem Lagerplatz bemerkten wir von hervorragenden Hügeln in unserer Nähe emporsteigenden Rauch; dieser Rauch wiederholte sich den Weg entlang und bewies daß die Diggers aus irgendeinem ihnen selbst am besten bekannten Grunde es für passend hielten, ihren Stamm von unserer Passage durch ihr Land zu benachrichtigen. Während des folgenden Tages zeigten sich Abtheilungen dieser Indianer gelegentlich auf den Spitzen unbesteigbarer Hügel, aber sie schienen nicht geneigt zu seyn innerhalb Büchsenschußweite sich zu wagen, und es war erst nach zwei Tagreisen von dem Lager, wo sie versucht hatten uns zu bestehlen, daß einige ihrer Leute Muth genug hatten uns zu besuchen. Und als sie dieß thaten, war das Betragen der Partie so verdachterregend daß Kit beschloß, einen davon — einen jungen Krieger von etwa 18 Jahren — als eine Art von Pfand für ihr gutes Betragen während der Nacht zurückzubehalten. Diese That schien dem übrigen Haufen viel mehr Unruhe zu verursachen als dem jungen Indianer selbst, der entweder wegen seines Gefühles der Sicherheit oder durch die große Selbstbeherrschung wegen deren die nordamerikanischen Indianer berühmt sind, kein Zeichen von Furchtsamkeit gab, sondern sich nach seiner Art vollständig häuslich einrichtete. Bei uns auf dem Boden sitzend unterhielt er sich viel mit Carson in dem leisen Guttural-Accent seiner Geburtssprache, welcher er Gesticulationen und rohe auf den Boden gezeichnete Figuren hinzufügte. Nachdem er unser Abendbrod getheilt hatte, streckte er sich ruhig auf eine ihm geliehene Decke, und war eben im Begriff einzuschlafen als seine Gefährten ein äußerst trauriges Geheul von den nahe liegenden Bergen ertönen ließen. Das dem Geschrei eines Haufen Nachteulen oder eines Trupps hungeriger Wölfe mehr als etwas anderem ähnliche Heulen klang bei dem düsteren Abende und der übrigen gänzlichen Stille doppelt schaurig. Die Störung wurde endlich durch Kit's Erwiederung in der Pau-Eutaw-Sprache gedämpft. Ihn unterstützte die Antwort des jungen Mannes selbst, der zu diesem Zweck zurückbrüllte daß er noch in dem Land der Lebendigen sey. Wir kannten jedoch den heimtückischen Charakter dieses Volkes zu gut, um den Indianer in unserer Mitte ohne einen seine Bewegungen beobachtenden Posten zu lassen, und so theilte unsere Gesellschaft sich in diese Pflicht. Es war mein Theil die erste Wache bis Mitternacht zu übernehmen, und ich erinnere mich noch, wie ich neben unserm zeitweiligen Gefangenen mit

Digitized by Google

meiner Büchse in der Hand stand und ihn beinahe um die Ruhe beneidete mit welcher er schlief, obgleich er von seinen Freunden getrennt und von denen umgeben war, welche er für natürliche Feinde seiner Race halten mußte. Ich darf hier nicht zu erwähnen vergessen daß, ehe er sich seine Schlafstelle arrangirte, er nach seinen Bogen und Pfeilen fragte, die ich ihm auch einhändigte; diese legte er sorgsam neben die Decke bei seiner Seite, und erklärte mir durch Zeichen daß die Feuchtigkeit der Nacht die Spannkraft des aus geflochtenen Sehnen bestehenden Bogenstranges beschädigen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Der persische Meerbusen.

(Schluß.)

Die Insel Kischem (Nearch's Oarakta), bei Ptolemäus Uorochta, in Form eines Fisches nach Kämpfer 16 d. M. lang, 4 breit; nach Whitelock 54 engl. M. lang, 20 breit.[1] Berghaus rechnet 30,62 d. Quadratmeilen Fläche, 8 Monate ist die Rhede sicher, von November bis Februar aber bei NO., der vom persischen Hochlande herabstürmt, höchst unsicher; man flüchtet dann nach Bender Abaisi oder der Jula-Bay. Durch die vorherrschenden NW-Winde, die über dürre, leicht erhitzte Landstriche wehen steigt die Hitze am NO.-Ende der Insel nach Fraser im Jul. bis 28°, ja 34°,67′ R. (95—110° F.) im Schatten und 43° 56′ R. (130° F.) in der Sonne. Das NO-Ende der Insel besteht nach Fraser aus 60—200′ hohen Kalksteinklippen, überlagert von korallenreichem Kalkstein. An der Südküste zieht sich von O. nach W. ein Bergzug, parallel der Küstenkette, hin; gegen die Nordseite von O. nach W. sind Ebenen, meist dürr, oder von Ravins durchrissen, mit wenigen isolirten Tafelbergen aus Sandsteinen, oben breiter als unten, 2—400′ hoch. In Bassidoh verspürte man 1829 im März ein Erdbeben. Kein Theil der Insel ist übrigens sehr hoch. Das nächste Terrassenland Kermans erhebt sich als erste Felsstufe vom Meer aus, und die Insel, die parallel dem Djebel Schamal, der 3282′ P. hoch ist, streicht, erscheint als ein abgesprengtes Glied der persischen Küstenkette, wie die Insel Cypern vom Taurus. Der enge Canal, der die Insel vom Festlande scheidet, am Westausgange Clarenzestraße genannt, höchstens 13, wenigstens 3 M. breit, ist nach Kempthorne voll Inseln und Seichten, aber schiffbar, doch nur bei günstigem Wind; die vielen kleinen Inseln sind mit Mangroven bewaldet; Abends herrschen dicke Nebel. Die Tiefe wechselt von 4—12 F., erst im O., wo der Canal sich Ormuz zu öffnet, wird er wieder frei von Hemmungen. Da die Fluth von O. und W. zugleich in den Canal tritt, steigt sie bei Last, wo sie sich begegnen, bis 14′.

Der Nordtheil der Insel hat nach Wellsted viele dürre, aber auch seine fruchtbaren Strecken mit schwarzem Lehmboden. Die heutigen Einwohner sind keine Perser, sondern Araber, die unter dem Imam von Muscat stehen. Sie erzielen Weizen, Gerste, gute Gemüse, Melonen, Datteln und nach Kempthorne und Whitelock gute Weintrauben, Kischnei — was Fraser läugnete — wovon die Insel den Namen hat und die der 15te König von Hormus 700 d. H. (1302) n. Chr.) vom Festlande her verpflanzt haben soll. Doch rühmt schon Nearch die Trauben der Insel. Sie hat nur wenige Rinder, aber viele Ziegen, Gazellen, Hasen, Füchse, kleine Kaninchen; Kamele und Esel dienen als Lastthiere; auch Schakale, Antelopen, Rebhühner, Feldtauben, und im Winter viele Vögelschaaren, Königsfischer, Wiedehopfe, Spechte. Sie soll früher 300 bis 360 stark bevölkerte Dörfer gehabt haben. Kinneir rechnete noch 150, aber die arabischen Seeräuber vom Stamm Djoasmi, die sie auf ihren Raubzügen plünderten und verwüsteten, die Datteln und andere Fruchtbäume muthwillig zerstörten, die Einwohner erschlugen, hatten die Einwohnerzahl, die früher nach Fraser noch 10,000 betrug, nach Whitelock auf 5000 Einw. herabgebracht. Sie leben in Dörfern und Weilern an der Seeküste von Fischfang, Ackerbau, fabriciren etwas Zeug. Man fängt Seegarnelen, Hummer, Taschen- und große Krebse, auch giftige Schlangen fehlen nicht. Dupré fand 1808 30 Dörfer der Araber Djein, mit 3—4000 Einw. Sunniten, unter einem Scheik am Ostende der Insel. Sie hatten nur wenige Häuser aus Erde oder Stein, meist nur Palmhütten und einige Wohnungen mit Mauern und Thürmen gegen Piratenüberfälle. Die Engländer hatten 1819 einen Militärposten am NO.-Ende der Insel angelegt, aber von Trinkwasser und den nothwendigsten Lebensbedürfnissen entblößt, die aus Bombay herbeigeführt werden mußten, erlag die Besatzung den zerstörenden Einflüssen des ungesunden Klima's. Fraser fand 1822 die 300 Sipahis im traurigsten Zustande; Cholera und Gallenfieber hatten gewüthet. Die Engländer hatten indeß trotz des Widerspruchs des persischen Hofes sich in Bassadora festgesetzt. Kischem, der Hauptort am SO.-Ende, mit hohen Erdmauern und Thürmen, Sitz des Scheikhs, hatte 1821 2000 Einw., enge Straßen, Häuser mit platten Dächern, einen gut versehenen Bazar, eine besuchte Rhede, Teppichwebereien. Die Einwohner waren meist Schiffer, Matrosen und gute Piloten. Eingeborne Schiffe legen oft an, Wasser, Holz und Piloten einzunehmen. Lasi (Lesi, Leid), kleine St. am Fuß eines Hügels im N. mit 600 Einw., früher Sitz der Piraten, 1809 von den Engländern erobert, ist ein elender Ort, doch mit gutem Hafen von 4½ F. Grund, der Zugang aber schwer. Bassadora (Basidoh), nach Whitelock 26° 39′ nördl. Br. 55° 22′ östl. L. v. G., liegt am Westende der Insel. Die Brunnen vertrocknen im April oder Mai, die wenigen Tanks genügen nicht. Früher Portugiesenstadt, zeigt sie jetzt nur zerstreute Hütten, hat einen Bazar für Matrosen und einige europäische Wohngebäude für die Flottencapitäns, da hier der Befehlshaber der brittisch-indischen Flotte im Persermeer residirt. Die Compagnien hatten hier Wachhäuser, Magazine und Hospitäler erbaut; die Officiere der Bombay-Armee, Billardstuben, Restaurationen, Lesesalons, Turnsäle und Victualienhändler von Bender Abaisi, Kaufleute, jüdische Goldarbeiter, Geldverleiher versammeln sich hier. Die Engländer jagen. Kleinere Nachbar-Inseln sind Larek (Laredj), nach Whitelock 4 M. breit, 5 lang, 26° 53′ nördl. Br. 56° 23′ östl. L. v. G. von vulcanischem Charakter, mit felsigem Ufer, ohne Hafen und Ankerplatz von 100 Fischern bewohnt, die von Fischen und Datteln leben, sonst kein Anbau. Die Insel Anjar (Angam) ist ein nackter Felsen. 2 Stunden im Umfang an der Südküste von Kischem; die Moschee liegt 26° 41′ nördl. Br. 55° 56′ östl. L. nach Whitelock. Die Berge mit Lavamassen erheben sich nach Kempthorne 3—400′ hoch; die Insel hat viele wilde Ziegen. Groß- und Klein-Tombo, d. h. Grab, 26° 13′ nördl. Br. nach Niebuhr; 10 Stunden vom Westende von Kischem sind niedrig und flach. Jene hält 2 Stunden im Umfang, diese

[1] Fraser sagt irrig, sie sey 80—90 d. M. lang.

Digitized by Google

halb so viel, ist uncultivirt und unbewohnt, hat aber viele Antiquen. Die Insel Polior (Nearch's Pylora) die Mitte, 26° 18′ nördl. Br. nach Niebuhr, 6 M. lang, 3½ breit, wüste und unbewohnt, nach Keppel mit 3—400′ hohen vulcanischen Klippen und dem ärmlichen Küstenstädtchen Schidona. Man findet hier nach Fraser Eisenspath. Die Insel Keisch (Kes, oder Kenn), Arrians Kataka, ist nackt und klippig. Man findet ein dorniges Gesträuch mit dichtem Laub, welches gekocht Lieblingsnahrung der Araber ist. Die SOkette, nach Morier, 26° 30′ 18″ nördl. Br., 51° 39′ 15″ östl. L., 4 M. lang, 2 breit, nicht sehr hoch, fruchtbar, stark bevölkert und besser mit Bäumen bepflanzt als eine andere im Golf; in fruchtbaren Ebenen wird Weizen und Tabak gebaut. Eine kleine Stadt im W. gewährt Schiffen gegen die Westwinde Schutz. Man erhält da Ziegen, Schafe, wenig Gemüse; das Wasser aus 5′ tief gegrabenen Sandgruben ist schlecht, die Insel soll aus Korallenfels und Meermuscheln bestehen; durch die Infiltration des Meerwassers in dem aufliegenden lockern Boden erhält sie eine Fruchtbarkeit, die den andern dürren Inseln wegen der Dichtigkeit ihrer festern Basis fehlt, da sie auch von oben nur selten Regen erhalten. Die Insel Hinderab, deren Ostspitze nach Morier 26° 38′ 18″ nördl. Br., 51° 18′ 30″ östl. L. liegt, und die ein 2—3 M. breiter Canal vom Festlande trennt, ist wenig bebaut, der Hafen des Städtchens im N. sicher. Die Insel Karak (Karek) hat nach Niebuhr 4—5 d. M. im Umfang; die Stadt liegt 29° 15′ nördl. Br. Die Grundlage besteht aus Kalkfels und Korallenbildung mit Muschellagern. Im harten Kalkfelsen fand er einige Grotten und Felskammern, wohl frühere Wohnungen. Nach Dr. Winchester erstreckt sich die Insel von N. nach S., das felsige Südende, 300′ hoch, ist mit dünnem Lehmboden bedeckt; das Gestein korallinischer Sand- und Kalkstein, voll fossiler Tubiporen, mit einer Menge Lager von Austern und andern Muschelschalen. Das Nordende ist niedrig und sandig; nur die Ravins und ihre Seiten sind mit Obstbäumen und Gemüsebeeten bepflanzt, die aufsteigenden Felsstufen mit Wein. Von der Niederung werden dauernd nur 100 Acres, in der Regenzeit aber das fünffache bebaut; 1838 wurden Weizen, Gerste, Mais, Hirse, Zwiebeln, Radies, Bohnen, Gurken, Melonen im Ueberfluß, Obst und Trauben, Datteln, Feigen sparsam erzielt, Waldbäume fehlen; dagegen findet man schon Dattelpalmen, Bananen, Weiden, die arabische Akazie, Hennabüsche, Baumwolle, Tamarisken, Salsolen, Hedysarum Alhagi, Coloquinten, Rankengewächse. Von Thieren gibt es, außer wenigen Antelopen, keine einheimischen Vierfüßler, aber eingeführt sind viele Rinder, Schafe, Ziegen; von Geflügel hat man nur Rebhühner, Wachteln, dann viele Schildkröten und Fische. An der Küste fischte man wenige Perlen, das Wasser ist zu tief. Die Einwohner, entartete Araber, treiben Fischerei und Viehzucht; zur Zeit der Dattelernte nehmen sie an der Mündung des Schat el Arab, soviel sie davon bekommen können; nach ihrer Rückkehr bauen sie ihre Aecker oder Gärten auf der Insel, oder der im N. liegenden 3 M. langen niedrigen, sandigen, sonst unbewohnten Insel Corgo. Das Klima ist minder heiß als am gegenüber liegenden Festlande. Die größte Hitze im Zelte 94° Fahr. (27° 56′ R.) mittlere Temperatur, beim Nordwind 82° F. (22° R.), wo feuchte Grasmatten sind, sinkt sie auf 76° F. Der Hygrometer in der heißen Jahreszeit von 6—17, bisweilen 20°. Man gräbt trefflichtes Wasser in Brunnen, 20′ tief und findet alte Wasserleitungen, öfter 1 M. in Felsen gehauen, mit 10—15′ tiefen Tanks, durch Kunst erweiterte Grotten und Klüfte mit Zugängen und Stufen zum Wasserschöpfen. In der Mitte der Insel sind in Fels gehauene Kammern von 15′ im Quadrat, 8′ hoch, mit Sculpturresten. Ives wollte Pehlvi-Inschriften bemerkt haben. Die Holländer nahmen die Insel 1754 in Besitz, legten ein Fort an, und Bazar und Stadt. Die Bevölkerung stieg auf 11,000 Einw. Ein Deutscher, von Knirphausen, Director der holländischen Factorei in Bassora, von den Türken mißhandelt, hatte sie, seinen Verlust zu decken, dem Scheik, dem sie gehörte, abgenommen und plünderte von da aus die Mündungen des Euphrat. Nach 11 Jahren überrumpelte der Sohn des frühern Besitzers das Fort, und als dieser von den Türken hingerichtet ward, bemächtigten sich später die Perser ihrer. 1824 hatte sie nach Keppel nur 300 Einw., 1840 haben die Engländer, nach Fontanier zum Behuf der großen Dampfschifffahrtslinie hier, wie in Muscat und Bassora, eine Station angelegt, mit einer Garnison von Sipahis, wollten nach Osculati (1841) sie aber den Persern zurückgeben. Man rechnete 500 Einwohner, meist Piloten.

Die Insel an der arabischen Küste. Die gebotene Kürze erlaubt nicht, die vielen kleinen Inseln hier zu erwähnen, obwohl einige mannichfaltiges Interesse bieten. So die vielen Inseln der ostindischen Compagnie von seltsamen Formen und Farben der Bergbildung, nach Whitelock aus Trapp, vulcanischen Gebirgsarten, Granit, Gyps, Sandstein mit Eisenerz und Antimonium. Surik hatte Brunnen süßen Wassers, aber mit schlechtem Ankerplatz, da eine Korallenklippe den Zugang erschwerte, und Reste einer ehemaligen Stadt. Die Maudesgruppe ist nach Welsted vulcanischen Ursprungs; denn Schwefel, Gyps, Antimonium, Eisen, bedecken sie. Der ganze Hafenrand von Seier Ben Mas besteht aus aufgehäuften Muschelbergen, wie die Dauer und Größe des Perlausterfanges bezeugen. Die wichtigste Insel ist Bahrein mit den Perlbänken in der Nähe. Bahrein, d. h. zwei Meere, von der Lage zwischen der Bahreinbucht und der Katifbay genannt, ist nach Niebuhr eine Doppel-Insel, die größere Bahrein oder Aral genannt, das alte Tylos; die kleinere Arad (Ptolemäus Arathos); andere nennen auch noch eine dritte Samaka oder Samahe. Nach Horsburgh hätte die größere 80 M. Umfang, ist höher als Arad, das niedrig aber sehr fruchtbar und zu ⅓ mit Dattelgärten bedeckt ist. Die große Insel Bahrein erzielt nach Whitelock Datteln, Limonen, Orangen, Feigen, Granatäpfel, Mandeln, Pfirsiche, Trauben, wenig Gemüse, wie Zwiebeln. Eingeführt werden: Reis, Zucker, Indigo, die Bahrein gänzlich fehlen, Zeuge, Draht, Nadeln, Eisen, Metall, Ghi, Zimmerholz zum Schiffbau von Malabar, Basra und Persien; aus dem innern Arabien Datteln, Wollzeuge, Vieh, zuweilen Manna vom Nebicheb. Einige große Bagalas, die zweimal im Anfang des NO-Monsun nach Indien fahren, führen dahin: Datteln, Pferde, Perlen, trockene Fische, und bringen zurück: die obigen Waaren. Die Einwohner sind Araber vom Stamm Athobe in 16 Stämmen. Die Insel soll 15,000 Männer zu Einw., der Fürst 2 Lak R. Einkünfte haben. Sie gehörte seit Nadir Schah den Persern, bis ein unbemittelter Mann aus Gran, der vom Handel mit der Perserküste lebte, durch einen Mord in die Verbannung getrieben, sich zu Guttah an der Küste, eine Tagereise von der Insel, niederließ. Mit einem kleinen Capital von 1500 Pfd. St. betrieb er mit zwei Booten den Perlfang, zog viele Arme an sich, baute ein kleines Fort, kaufte in Muscat 200 Sklaven, bewaffnete sie, überfiel die Perser, die das Volk mißhandelten, schlug sie und wurde Mitte des 18ten Jahrhunderts zum Scheik erwählt. Unter der Tyrannei seiner Nachfolger ist das blühende Bahrein aber wieder verfallen. Es hat indeß noch 35 Oerter. Am wichtigsten ist die Perlfischerei. Man fischt nach Wilson (Journ. of G. Soc. T. III) in der kühlern Jahreszeit des Junius nur im seichtern Wasser; in der heißen (Julius bis Mitte

September) aber auf den tiefern Bahreinbänken bis 42′ tief. Der Gesammtwerth der Perlenfischerei im Persergolf wird auf 3—500,000, in Bahrein allein auf 200,000 Pfd. St. angeschlagen, obwohl der Gebrauch und Absatz der Perlen immer mehr abnimmt. 1500 Bahreinfischerboote im Besitz der Capitalisten ziehen den Gewinn des Fanges. Der Kaufmann schießt dem Fischer ein Capital vor für Datteln, Reis ꝛc., leiht ihm das Boot gegen einen großen Antheil am Fange und kauft den Rest auch noch zu festgesetzten Preisen. Da sie in der kalten Zeit oft leer ausgehen, gerathen sie, wenn auch die warme unergiebig ist, natürlich in Schulden. Wenn fünf Taucher und fünf Gehülfen 1000 Kronenthlr. gewinnen, ist das ein sehr guter Ertrag. Davon geht ab für das Boot $\frac{1}{11}$, das sind 90 Kronen. 250 Kr. Vorschuß für ihre Familie müssen sie mit 100 Proc. verzinsen. Jeder muß seinem Scheik als Fischer 5 Kronenthlr Taxe geben; so bleiben dem Armen nur 36 Krthlr. Die Muscheln werden meist noch auf der See geöffnet und die Perlen herausgenommen, die andern am Ufer versteigert. Die größern Austernschalen, von 6—9″ Durchmesser, schon durch die Perlmutter von Werth, werden bis zuletzt aufgehoben. Für einen andern Markt oft im voraus contractmäßig bedungen, ist der Preis, namentlich einzelner, oft theurer als in Indien und London. Die Bergtaucher gehen selten über die Insel Halul hinaus. Die von Bahrein beschränken sich auf das Meer von Halul, Bahrein und Elkathif. Weiter nördlich zwischen den Inseln Karak und Gorgo sticht man auch noch gute Perlen, aber sie liegen zu tief und der Scheik von Abuschir eignet sie sich an.

Nach Whitelock dehnt sich die Perlenbank vom Hafen Scharjah westlich bis Bidulfsisland 330 engl. M. (66—70 g.) aus; es ist ein Sandboden mit losen Korallen; 5—18 Faden (30—108′) tief und geht dann östlich von Bahrein an der Piratenküste um die ostindischen Compagnie-Inseln, bis zur Sir Abenneik, 5—15 Faden (30—96′) tief. Die Taucher pressen die Nasenflügel mit einer Hornklemme zusammen und tauchen bis 1 Minute, und nach 3 Minuten Erholung wieder unter, bis das Boot voll ist. Der Segelfisch ist ihr größter Feind, die Augenlieder leiden besonders; sie bestreichen sie zum Schutz mit Antimoniumsalbe. Man rechnet 3230 Boote, die meisten klein, nur mit 7 Mann, aber viele mit 14 und 20 bemannt; im Ganzen 29,070 Mann Taucher; und der Gewinn ohne Bahrein auf 80,000 Pfd. St. Die Taucher erhalten nur eine Tantieme und zahlen dem Scheik 1—2 Pfd. St. Taxe. Hindubändler kaufen $\frac{3}{4}$, Perser, Araber, Türken nur $\frac{1}{4}$. Perlen und Fische bilden die Ausfuhr; die Einfuhr ist aus Baira, Bahrein, Mekran, Bombay, dem rothen Meere, Zanzibar.

Miscellen.

Angebliches Alterthum assyrischer Cultur. Hr. H. A. Ormsby sagt in einem Schreiben an das Athenaum, d. d. Weston-super-Mare, 21 Febr.: „Folgender Auszug aus den Ghorsabad'schen Inschriften wird, wie ich glaube, irgendeinen Ihrer gelehrten Leser, welche Muße zu der nothwendigen astronomischen Berechnung haben, zu einer Antwort veranlassen, um die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der wichtigen chronologischen Daten darzuthun welche diese werthvollen Inschriften uns liefern: „„Die Zerstörung der Stadt L-ka fand statt als der Planet Venus den Stern Al-debaran, der in dem Sternbild Al-debar ist, verfinsterte. Aldebar steht den sechs Sternen gegenüber, und ist in der Nähe des fliegenden Rosses. Dieß war vierundfünfzig Jahre von dem Eintritt der Sonne in den Schor (den Stier) an.““ Die angeführte Stadt ist L-ka am Tigris, die erste östliche semitische Colonie, jetz: als Nimrud bekannt, und das Datum wird so genau angegeben, daß es sich auf den Periplus des Noah — die Sündfluth der heiligen Schrift — bezieht. Wenn, wie angeführt wird, eine solche Verfinsterung im Jahr 2420 vor Christi Geburt stattfand, so versetzt sie für immer die Chronologie außer den Bereich der alten gleitenden Scala der Chronographen, da diese besonders den Septuaginta- oder hebräischen Zahlen folgten."

*

Ein civilisirter Häuptling der „Lederstrümpfe." Hr. C. C. Andrews gibt in seinem zu Washington erschienenen Reisewerk über Minnesota und Dacotah, unter den mannichfachen anziehenden und lebhaften Skizzen welche sein Buch enthält, auch die Schilderung eines civilisirten indianischen Häuptlings, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. Er sagt: „Von der Agentschaft aus eilte ich zu einem Besuch beim „Oeffnung-im-Tag" (Pug-o-na-ke-schick ist sein indianischer Name, der buchstäblich „Oeffnung-im-Himmel" bedeutet). Er ist ein berühmter Häuptling, und hatte sich in seiner Jugend durch kühne Thaten und Ertragung schwerer Mühsal ausgezeichnet. Den meisten Anspruch auf Beachtung aber gewährt ihm das wahrhaft exemplarische Benehmen das er bei dem Versuche seinen Volksstamm, den Wünschen der Regierung gemäß, dem civilisirten Leben zuzuführen, an den Tag legte. Seinem Einfluß vorzugsweise ist es zu verdanken daß zwischen seinem Stamm und den Vereinigten Staaten ein Vertrag zu Stande kam, der, nachdem er in Kraft getreten, dem Häuptling Gelegenheit gab seine Aufmerksamkeit dem Ackerbau zuzuwenden. Vor Abschließung des Vertrags war er als Häuptling von den Stammeseinkünften unterhalten worden. Seine Versuche glückten ihm vollkommen. Schon seit mehr als einem Jahre betrugen die Einnahmen aus seinen Bodenerzeugnissen — ungerechnet das was er für sein Hauswesen brauchte — über zweihundert Dollars. Nach einem anderthalb Meilen langen Ritt über eine fruchtbare, aber gänzlich wohnungslose Prairie gelangte ich endlich an seine Behausung. Er lebt in der Nähe eines kleinen Sees, und ein breiter Tannenwaldgürtel begränzt nach Norden hin den Horizont. Er besitzt eine vortreffliche, gut umzäunte und gut angebaute Farm. Sein Haus ist im Hüttenstyl erbaut und ziemlich lang, geräumig, niedlich und gut möblirt. An der Thüre angekommen, stieg ich ab, und fragte seine Frau ob er zu Hause sey. Sie sandte ihr Töchterchen aufs Feld hinaus um ihn holen zu lassen, da er gerade auf einem Kornacker beschäftigt war. Er kam mir aufs herzlichste entgegen, und forderte mich auf in ein Zimmer zu treten, wo er einen Dolmetsch habe. Wir pflogen eine lange, angenehme Unterhaltung über indianische Angelegenheiten. Er lud mich zum Mittagessen ein; allein Mangel an Zeit — nichts anderes — hinderte mich sein freundliches Anerbieten anzunehmen. Er war sehr reinlich gekleidet, und hat ein einnehmendes Aussehen. Er ist jünger als ich, ehe ich ihn sah, vermuthet hatte. Ich schätze sein Alter auf etwa vierunddreißig Jahre. Er besitzt einen kräftigen Sinn, scharfen Verstand und ziemlich viel Ehrgeiz."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. L. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 14. 3 April 1857.

Fizeau's Experimente über die Geschwindigkeit des Lichts.

In der Jahressitzung des Instituts am 14 August 1856 wurde Hrn. Hippolyte Fizeau der im Jahr zuvor durch ein kais. Decret gestiftete dreijährliche Preis von 30,000 Fr. zuerkannt. Man darf daher wohl fragen: welche Rechtsansprüche diesem Physiker eine so glänzende Auszeichnung verschafften, und welche neue Hauptentdeckung die Wissenschaft ihm verdanke. Nun, das Institut belohnte in ihm den bescheidenen Gelehrten, der, um seinen Forschungen Geltung zu verschaffen, nicht um Popularität gebuhlt hatte, und sprach sich damit zugleich für den hohen Werth der eben so scharfsinnig ersonnenen als glücklich ausgeführten Experimente aus, durch welche Hr. Fizeau die Geschwindigkeit des Lichts, und die Zeit in der es den Aether durchdringt, zu messen versuchte. Hr. A. Boutan widmet der Fizeau'schen Preisschrift in der Revue Contemporaine einen umfassenden Artikel, aus dem wir unsern Lesern nachstehendes mittheilen.

Wir lesen, sagt Hr. Boutan, in den meisten physikalischen Abhandlungen daß dem Astronomen Römer die Ehre gebühre zuerst die Geschwindigkeit des Lichts gemessen zu haben, indem er dabei von der Beobachtung der Monde des Jupiter ausgieng. Diese Angabe ist nicht ganz richtig. In seiner „Geschichte der Mathematik," die während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erschien, hatte Montucla diese Meinung zu berichtigen gesucht, indem er das Historische dieser Frage einer sehr unparteiischen Prüfung unterzog. Allein der Irrthum hat manchmal ein sehr zähes Leben, und dieser sollte sich, wohl oder übel, bis auf unsere Zeit fortpflanzen. Dennoch gibt es ein unfehlbares Mittel zur Auffindung der Wahrheit in diesem Falle: es besteht darin daß man auf die Quellen zurückgeht um der Reihe der Entdeckungen zu folgen welche sich auf die Messung der Geschwindigkeit des Lichts beziehen.

Galilei und J. B. Hodierna hatten, zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, mehrmals die Bewegungen der Jupitersmonde zu berechnen und die Zeit ihrer Verdunkelung zum voraus zu bestimmen versucht. (J. B. du Hamel, Regiae scientiarum Academiae Historia, l. II. p. 145. Paris 1698. — Man vergleiche auch Eléments d'Astronomie von J. Cassini, l. IX. p. 635. Paris 1740.) Die Versuche dieser Astronomen waren fruchtlos. Domenico Cassini seinerseits beschäftigte sich mit denselben Untersuchungen, er war glücklicher als seine Vorgänger, und es gelang ihm im Jahr 1665 die Dauer der Umdrehung des Jupiter um seine Achse durch die Beobachtung eines der Flecken seiner Oberfläche zu bestimmen, und mit einer gewissen annähernden Genauigkeit die Translationsbewegung der Trabanten desselben zu berechnen. Er gab im Jahr 1668 die Ephemeriden dieser Jupitersmonde, die man in Italien lange Zeit die Mediceischen Gestirne nannte. Das Erscheinen der Tafeln Cassini's, welche ohne Zweifel noch sehr unvollkommen waren, bildete ein wichtiges Ereigniß im Bereiche der Astronomie; man sah sich dadurch nicht allein in den Stand gesetzt sich eine klarere Anschauung von dieser uns so entfernt liegenden Jupiterswelt zu bilden; sondern die Geographen bekamen auch ein Mittel an die Hand unsern eigenen Erdball genauer kennen zu lernen, indem die Bestimmung der Längen eine genauere wurde. Cassini suchte durch neue Entdeckungen seine Arbeit zu vervollkommnen. Der Lauf der Trabanten wurde sorgfältiger studiert; er bestimmte, zu verschiedenen auseinander liegenden Zeiten, aufs genaueste den Augenblick ihrer Eintauchens in den Schatten des Planeten, und erkannte in dem Moment der Verdunkelung bald einen Vorsprung, bald eine Verzögerung. Sieben Jahre nach der Herausgabe seiner Tafeln, am 22 August 1675, theilte er den Astronomen eine merkwürdige Notiz mit, in welcher er diese Art Ungleichheit, die er besonders für den ersten Trabanten, den dem Planeten zunächst stehenden, auf zuverläßigere Weise dargethan hatte — aufs klarste erwies. Er fügte bei: „Diese zweite Ungleichheit scheint daher zu rühren daß das Licht einige Zeit nöthig hat um von dem Trabanten bis zu uns zu gelangen, und daß es ungefähr 10—11 Minuten braucht um einen dem Halbmesser unserer Erdbahn gleichen Raum zu durchlaufen." [1] Hierin liegt mehr als eine bloße Andeutung; es ist eine Messung der Geschwindigkeit des Lichts, und zwar die erste Messung die man er-

[1] Galilei hatte ums Jahr 1610 die Jupitertrabanten entdeckt. Er war zuerst auf den Gedanken verfallen Tafeln anzufertigen die man zur Bestimmung der Erdlängen hätte benützen können; allein die von ihm zu Florenz unternommene umfassende Arbeit über den Lauf der Trabanten wurde bei seinem Tode nicht mehr aufgefunden. Man vergl. die Denkschrift D. Cassini's in den Mémoires de l'Académie des sciences, t. VIII.

Digitized by Google

langt hat. Die von Caſſini gegebene Ziffer von 10—11 Minuten iſt zwar offenbar zu groß, allein dieſer Irrthum zeigt ſich als ein ſehr kleiner wenn man die Unvollkommenheit der damals angewendeten Inſtrumente ins Auge faßt. Der größte Fehler Caſſini's war der daß er ſpäterhin die Idee aufgab welche er in der eben erwähnten Denkſchrift ſo ſchön formulirt hatte; gewiſſe Schwierigkeiten, auf die wir bald zurückkommen werden, ſchienen ihm mit der Hypotheſe einer allmählichen Fortpflanzung der Lichtſtrahlungen unverträglich.

Dennoch war die von Caſſini angedeutete Beziehung zwiſchen der Ungleichheit welche der erſte Trabant darbot, und dem progreſſiven Gang des Lichtes für die Wiſſenſchaft nicht verloren; ſie hatte, wie es ſcheint, für Römer, welchen Picard nach Paris gezogen, allen Reiz der Verführung. Der däniſche Aſtronom unterwarf ſie auf der Stelle vielfachen Verificationen, und bald erkannte er daß eine ſo große Menge von Beobachtungen über den Lauf des erſten Trabanten mit dieſer Hypotheſe im Einklang ſtehe, daß man ſie als eine völlig begründete betrachten konnte. Von dieſer Zeit an wurde er der Vertreter der neuen Idee; er machte ſie zu der ſeinigen, und wir müſſen anerkennen daß ihm das unbeſtreitbare Verdienſt gebührt ſie mit der überzeugendſten Klarheit aufgeſtellt zu haben. (Mémoires de l'Académie des Sciences, t. X, p. 575, Jahrgang 1676.) Folgendes ſind die Hauptelemente der Römer'ſchen Theorie:

Der Jupiter hat vier Trabanten, vier Monde welche ſich um ihn herumdrehen, indem ſie Bahnen durchlaufen, deren Flächen nur ſehr wenig auf die Bahn des Planeten geneigt ſind, ſo zwar daß bei jeder neuen Umdrehung die drei erſten Trabanten abwechslungsweiſe in den unermeßlichen Schattenkegel eindringen welchen der Jupiter, wenn er von der Sonne erhellt iſt, hinter ſich wirft, und dieſelben ſo nacheinander verfinſtert werden. Der vierte Trabant entgeht zuweilen wegen ſeines größern Abſtandes vom Planeten dem Schattenkegel. Die Dauer der Umdrehung iſt für jeden Trabanten verſchieden; für den dem Jupiter zunächſtſtehenden, denjenigen nämlich welchen wir den erſten nennen, beträgt ſie 42 Stunden 28 Minuten, die Secunden außer Acht gelaſſen. Sie ſchwankt für die andern von 3 Tagen 13 Stunden 12 Minuten bis zu 16 Tagen 16 Stunden 20 Minuten.

Dieß feſtgeſtellt, betrachten wir die Erde zu derjenigen Jahreszeit in der ſie zwiſchen dem Jupiter und der Sonne ſteht, neben der geraden Linie welche die Mittelpunkte dieſer beiden Geſtirne verbindet. Da der Jupiter ungefähr zwölf Jahre zu ſeinem Lauf um die Sonne braucht, ſo können wir, ohne in einen ernſten Irrthum zu verfallen, muthmaßen daß er, während des kurzen Zeitraums welcher unſere Beobachtungen trennen wird, unbeweglich am Himmel ſteht. Die Erde bewegt ſich, in der Stellung die wir für ſie angenommen, anfangs in ſenkrechter Richtung nach der geraden Linie zwiſchen der Sonne und dem Jupiter; daher bleibt ſie während der erſten Tage merklich in unveränderlichem Abſtand von dieſem letztern, und wenn wir von einem gewiſſen Punkte der Erde aus die Zeit beſtimmen welche zwiſchen zwei aufeinanderfolgenden Eintauchungen des erſten Trabanten in den Schatten Jupiters, oder zwei Hervortauchungen aus demſelben, verfließt, ſo werden wir ſtets 42 Stunden 28 Minuten für die Dauer des Umlaufs dieſes Trabanten finden. Da keine in die Augen fallende ſtörende Urſache dazwiſchen tritt, ſo dürfen wir darauf rechnen daß wir beſtändig nach jeder Periode von 42 Stunden 28 Minuten dieſen ſelben Trabanten wieder in den Schattenkegel eintreten ſehen. Wenn wir alſo nach Verfluß von zehnmal 42 Stunden 28 Minuten, oder 17 Tagen 16 Stunden, ein Fernglas auf den in Rede ſtehenden Trabanten richten, ſo muß ſich ſeine Verdunkelung genau in dem von der Berechnung beſtimmten Augenblick zeigen; nach Verlauf von zwanzigmal 42 Stunden 28 Minuten, oder 35 Tagen 8 Stunden, hat man daſſelbe Ergebniß. Eine unter dieſen Bedingungen angeſtellte Beobachtung enthüllt demnach bald die Unregelmäßigkeit auf welche Caſſini im Jahr 1675 hinwies; man findet daß während der ſechs erſten Monate im Augenblick der Verdunkelungen eine Verzögerung beſteht, welche ununterbrochen bis zu dem Augenblick wächst wo die Erde ſich in Oppoſition zum Jupiter, die Sonne alſo zwiſchen Jupiter und Erde ſich befindet. In den ſechs folgenden Monaten gibt es einen ſtets wachſenden Vorſprung bis zu dem Moment, wo, indem die Erde dieſelben beziehungsweiſen Stellungen wieder einnimmt, die Erſcheinung der Verdunkelungen unter denſelben Bedingungen abermals hervorgebracht wird.

Solcher Art iſt die ſcheinbare Unregelmäßigkeit welche man beobachtet; ſuchen wir die Urſache derſelben zu beſtimmen. Beim Durchlaufen ihrer elleptiſchen Bahn entfernt ſich die Erde, wenn ſie den Punkt auf den wir ſie anfangs geſtellt verläßt, während der erſten Tage nur wenig von dem Jupiter. Dieß hängt, wie wir bereits erklärt haben, mit der erſten Richtung zuſammen nach welcher ihr Lauf bewerkſtelligt wird; bald aber, da die von der Erde beſchriebene Curve eine Ellipſe iſt, ändert ſich dieſe Richtung auf ſehr merkliche Weiſe; ſie bildet einen immer größer werdenden Winkel mit dem Weg welchen ſie anfänglich nahm; nach Verfluß von drei Monaten bewegt ſie ſich allmählich parallel mit der Linie die vom Jupiter an die Sonne geht; um dieſe Zeit entfernt ſie ſich mit ungemeiner Schnelligkeit von dem vermeintlichen fixen Planeten; das Licht welches ihr der erſte Trabant zuſchickt, muß einen um ſo größern Raum durchlaufen, je beträchtlicher die Entfernung der Erde geworden iſt. Da die Zunahme des Durchwegs nach ſechs Monaten gleich iſt dem Durchmeſſer der Erdbahn, ſo wird das von Römer beobachtete Verzögerungs-Maximum von 22 Minuten die Zeit ausdrücken welche das Licht brauchte um dieſen Durchmeſſer zu durchlaufen, was wiederum auf eine approximative Geſchwindigkeit von 48,203 gemeinen franzöſiſchen Stunden (lieues) in der Stunde hinweiſt. Die Erklärung des Vorſprungs zur Zeit der Verdunkelungen wird auf dieſelbe Art gegeben; ſechs Monate nach der erſten Beobachtung fängt die Erde an ihren Lauf nach dem Jupiter hin zu nehmen; ſie nähert ſich dieſem Planeten, geht ſo zu ſagen dem Licht entgegen das ihr der Trabant zuſendet; dieſes hat daher einen geringern Raum zu durchlaufen, und die Verdunkelungen ſcheinen bälder einzutreten.

Dieſe ungeheure Raſchheit der Fortpflanzung des Lichtſtoffs, der man keinen Glauben ſchenken wollte, ward ein Beweisgrund gegen die Römer'ſche Theorie; keine bekannte Thatſache hatte bis jetzt die Idee von einer ſolchen Schnelligkeit geliefert. Man begriff ſie nicht, man wollte ſie nicht glauben. (Sonderbarer Widerſpruch: eine augenblickliche Fortpflanzung ſchien ſehr natürlich, eine Geſchwindigkeit von 50,000 Stunden in der Secunde wurde für unmöglich

Digitized by Google

schalten"). Heutzutage fällt uns dieses Resultat minder stark auf, wir nehmen es unbedenklich an; die Circulation der Elektricität in den telegraphischen Drähten hat uns mit dieser Art Naturerscheinungen vertraut gemacht, und bald vielleicht werden wir mit Ersinnen dieses elektrische Fluidum, dem wir schon jetzt Launen vorwerfen, während wir doch nur die Unvollkommenheit unserer Kenntnisse anklagen sollten, zu langsam finden.

Dieß ist in ihrer ganzen Einfachheit die von Römer volksthümlich gemachte Theorie. Cassini hatte weiter gehen und mit einem und demselben Schlag die zahlreichen Schwierigkeiten lösen wollen, auf welche die aufmerksame Beobachtung des anscheinend unregelmäßigen Laufs der vier Trabanten des Jupiter hinwies. Eine Eigenthümlichkeit namentlich fesselte ihn; er fragte: wenn die Geschwindigkeit des Lichts die Ursache der beim ersten Trabanten wahrgenommenen Ungleichheit ist, warum zeigt sich dann wohl derselbe Verzug und dieselbe Verzögerung nicht bei den drei andern? Nicht nur müßte eine entsprechende Ungleichheit bei ihnen bestehen, sondern diese Ungleichheit müßte überdieß dieselbe Größe haben: denn der Abstand dieser Trabanten unter sich ist sehr klein, wenn man ihn mit der Entfernung von der Erde vergleicht, und wenn man gleichzeitig die enorme Geschwindigkeit der Uebertragung, welche man dem Lichtstoff zuschreiben muß, in Anschlag bringt. Cassini hatte nicht erkannt daß die Tafeln der drei letzten Trabanten um vieles ungenauer seyen als die des ersten, und daß in Folge davon der Irrthum, den man dadurch beging daß man sich ihrer Angaben bediente, den von einer allmählichen Fortpflanzung des Lichts herrührenden störenden Einfluß überwog. Uebrigens bewegen sich die entfernteren Trabanten des Planeten für den sie studierenden Beobachter langsamer, und der genaue Augenblick ihrer Eintauchung in den Schattenkegel ist weit schwieriger zu bestimmen.

Sey dem wie ihm wolle, Cassini gab diese fruchtbare Idee, welche gleichsam ein Geistesblitz gewesen war, auf, um nie wieder darauf zurückzukommen. Um ihn herum gruppirten sich eine Menge Bestimmende, so zwar daß in den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts die Römer'sche Theorie in großen Mißcredit gefallen war. Die Einwendungen brachen von allen Seiten gleichzeitig über sie herein. Am 9 Februar 1707 veröffentlichte Maraldi, Cassini's Neffe, neue Beobachtungen, welche bestimmt schienen ihr den Todesstreich zu versetzen.

Maraldi erhob übrigens eine sehr ernste Schwierigkeit: der Jupiter beschreibt, wie alle Planeten, um die Sonne eine Ellipse, von welcher diese einen der Brennpunkte einnimmt. Zu den verschiedenen Zeiten seiner Umdrehung befindet sich daher der Jupiter in veränderlichen Abständen von der Sonne und, in Folge dessen, von der Erde. Die Differenz dieser Abstände darf nicht außer Acht gelassen werden; sie ist der Art daß, wenn man von der durch Römer für die Messung der Geschwindigkeit des Lichts angenommenen Ziffer ausgeht, für dieses Agens 4 Minuten mehr erforderlich wären um sich, wenn sein Durchgang um diese neue Differenz vermehrt wird, bis zu uns fortzupflanzen. Hierin läge eine Ungleichheit, deren Vorhandenseyn die Beobachtung hätte beweisen müssen, während aus den Beobachtungen Cassini's, Romers und Halley's, sowie aus den von Maraldi berichteten Beobachtungen, nichts derartiges hergeleitet werden konnte. Letzterer kommt hierauber zu folgendem Schluß: „Die Vergleichungen welche wir angestellt haben, scheinen zu ergeben daß eine große Anzahl Beobachtungen vorhanden sind welche sich durch die successive Bewegung des Lichts nicht erklären lassen, obschon es auch solche gibt die ihr günstig sind. Sonach reicht diese Hypothese nicht aus zur Erklärung dieser zweiten Ungleichheit der Trabanten. Damit eine Hypothese gut sey, ist es nicht genügend daß sie im Einklang stehe mit einigen Beobachtungen, sie darf auch den übrigen Erscheinungen nicht geradezu widerstreiten. Wenn die Hypothese von der Bewegung der Erde nur der Vertreter für die zweite Ungleichheit eines oder zweier Planeten gewesen wäre, so würde sie nie für eine gute Hypothese gegolten haben." (Mémoires de l'Académie des sciences, 1707.)

Der von Maraldi gemachte Einwand hat etwas später, in Folge des Fortschritts der Astronomie, seine Lösung gefunden; die Tafeln des ersten Trabanten sind berichtigt und vervollständigt worden. Heutzutage trägt man den veränderlichen Abständen der Erde vom Jupiter volle Rechnung, und die Römer'sche Theorie findet sich dadurch nur um so sicherer festgestellt. Dennoch hatten Cassini und Maraldi die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen gewußt; man kam auf die Ideen des Cartesius über die Augenblicklichkeit der Fortpflanzung der Lichtstrahlungen zurück. Fontenelle kann in seinem Bericht über die Arbeiten der Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1707 nicht umhin sein Bedauern darüber auszudrücken daß er sich genöthigt sehe die Römer'sche Theorie, welche ihm durch ihre Klarheit gefallen habe, aufzugeben. Die Wechsel welche diese Theorie seit dreißig Jahren erlitten, flößten ihm eine ziemlich originelle Betrachtung ein: „Woran liegt es daß wir nicht in große Irrthümer verfielen? Wenn der Jupiter nur Einen Trabanten gehabt hätte, wenn ferner seine Excentricität rücksichtlich der Sonne kleiner gewesen wäre, und für diese beiden Dinge eine große Möglichkeit bestünde, so würden wir uns für überzeugt gehalten haben daß das Licht in 14 Minuten die gegenwärtige Bahn der Erde durchliefe."

Kaum waren seit der Herausgabe der Denkschrift Maraldi's zwanzig Jahre verflossen, als die Wissenschaft sich um eine die Fixsterne betreffende Hauptentdeckung bereicherte, welche auf endgültige Weise die Frage der Schnelligkeit des Lichts zur Entscheidung brachte. Von den ältesten Zeiten an hatte man die Sterne stets als eine unveränderliche Stellung am Himmel einnehmend betrachtet; man unterschied sie sogar unter dem Namen Fixsterne von den Planeten, welche im Gegentheil im Raum herumzuirren scheinen. Dr. Hook hatte angekündigt daß die Parallaxe der Fixsterne bestimmbar sey, d. h. daß, wenn man einen und denselben Stern auf sechs Monat: Abstand beobachte, man von den beiden Enden eines und desselben Durchmessers der Erdbahn eine scheinbare Ortsveränderung dieses Gestirns darthun könne. Die Messung der Parallaxe der Fixsterne hatte durch ihre Folgen eine große Tragweite; man hätte mit ziemlicher Genauigkeit den Abstand der Sterne von der Erde berechnen können. Es war daher nützlich die Messungen Dr. Hooks durch neue Beobachtungen zu controliren. Zwei englische Astronomen, J. B. Bradley und Samuel Molyneux, machten sich ans Werk: sie stellten mit ganz besonderer Sorgfalt die Fernrohre auf welche zu so heiklen Beobachtungen dienen sollten. Diese Instrumente besaßen überdieß den ganzen Grad der Vollkommenheit welchen die Fortschritte der Optik und der Mechanik im

Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gestatteten. Molyneux begann die Forschungen zuerst allein, und setzte sie dann in Gemeinschaft mit Bradley fort. Der Rechenschaftsbericht über ihre Beobachtungen wurde von Bradley selbst, in einem an Halley gerichteten Briefe, im December 1728 gegeben (A letter from the reverend M. James Bradley. Savilian professor of Astronomy at Oxford, to Dr. Edmond Halley astronom. Reg. etc. Giving an account of a new discovered motion of the fix'd stars. December 1728).

Sie beobachteten zuerst die Sterne: γ des Drachenkopfs, ε des Perseus, α der Cassiope, β des Drachen, und gleich anfangs waren die Ergebnisse in vollständiger Nichtübereinstimmung mit denen Dr. Hooks. Sie fanden zwar eine Ortsveränderung der Fixsterne, allein diese Ortsveränderung stand im völligen Widerspruch zu derjenigen welche die Existenz einer Parallaxe hätte herbeiführen sollen. Sie zogen andere Sterne in den Kreis ihrer Beobachtung, und nahmen hiezu bald solche zweiter, bald dritter Größe, bald diejenigen fünfter und selbst sechster Größe; die Ergebnisse waren stets die gleichen. Einer und derselbe Stern, zu verschiedenen Perioden des Jahres beobachtet, schien eine kleine Ellipse am Himmel zu beschreiben. Diese Ellipse wurde ein Kreis für die dem Pol der Ekliptik nahe stehenden Sterne, und eine gerade Linie für diejenigen welche sich der Ebene der Ekliptik näherten. In allen Fällen waren die Ortsveränderungen äußerst kleine, die größte Abweichung betrug kaum 20 Secunden. Aus der Kleinheit dieses Winkels erklärt sich sehr leicht daß die Bewegung des Sterns um einen unveränderlichen Mittelpunkt, diese **Aberrung der Fixsterne**, wie man es ursprünglich nannte, dem Scharfsinn der Astronomen bis zur Zeit Bradley's entgehen konnte. Zeigte sich eine kleine Differenz zwischen der beobachteten Stellung eines Sterns und derjenigen welche die Berechnung gab, so schrieb man dieß meist einem Irrthum der Beobachtung oder einer Unvollkommenheit der Tafeln zu. Die HH. Bradley und Molyneux bedurften eines sehr bemerkenswerthen Scharfsinns um eine so schwache Ortsveränderung zu messen, und besonders um in dieser scheinbaren Unregelmäßigkeit der Bewegung der Sterne eine wahrhafte Ordnung zu erkennen, welche nicht mit einer zufälligen Ursache in Verbindung stehen konnte.

Bradley vermochte sich eine so unerwartete Thatsache anfangs nur sehr schwer zu erklären; er vermuthete vor allem daß diese scheinbaren Veränderungen in der Stellung der Sterne mit gewissen Bewegungen der Erdachse in Verbindung stunden; sodann verfiel er auf die Möglichkeit einiger leichten Abweichungen des lothrechten Fadens an einer und derselben Stelle des Globus; endlich wurde seinerseits der durch die Brechung der Lichtstrahlen auf die Atmosphäre unseres Erdballs ausgeübte Einfluß mit größerer Sorgfalt studiert, um zu entdecken ob er nicht eine störende Ursache bilde durch welche sich die fragliche Anomalie erklären lasse. Allein alle diese Muthmaßungen wurden nacheinander wieder aufgegeben, da keine ausreichte zur Erklärung des Phänomens. Es wäre für jeden Stern eine neue Theorie nothwendig gewesen.

Fast aller Hülfsmittel zur Erklärung der Aberrung der Fixsterne beraubt, verfiel Bradley auf den glücklichen Gedanken seine Zuflucht, trotz der geringen Gunst deren sie genoß, zu jener Theorie von der Geschwindigkeit des Lichts zu nehmen welche Römer dereinst mit einem gewissen Glanz verfochten hatte. Er fand darin die rationelle Erklärung aller beobachteten Phänomene. Folgen wir ihm in der Entwickelung seiner Theorie; sie ist allerdings etwas dornig, allein wenn die wohlwollende Aufmerksamkeit des Lesers uns nicht fehlt, hoffen wir ihm eine klare Anschauung von der Lösung zu geben, wie Bradley sie sich dachte.

Zuvörderst fragen wir: ist die Geschwindigkeit der Fortbewegung der Erde auf ihrer Bahn eine der hypothetischen Geschwindigkeit des Lichts vergleichbare Größe? Nehmen wir runde Zahlen: nach Römer durchläuft das Licht in einer Minute vier Millionen Stunden; die Erde macht in derselben Zeit 400 Stunden, daher ist die Geschwindigkeit des Lichts zehntausendmal größer als die der Erde. Ohne Zweifel ist dieses Verhältniß sehr beträchtlich, allein es ist nicht unendlich. Als unmittelbare Schlußfolgerung aus diesem ersten Resultat behaupte ich daß, wenn man von einem Punkte der Erde aus ein Fernrohr auf einen Stern dergestalt richtet, daß man sein Bild im Scheitelpunkt des Fadenkreuzes, womit das Instrument versehen ist, recht deutlich sehen kann, die Achse des verlängerten Fernrohrs neben der wahren Stellung des Sterns auf eine Weise hindurch geht, daß man diesen in einem Punkt der Himmelssphäre sieht wo er eigentlich nicht ist. Es besteht für den Beobachter eine nothwendige Illusion, welche weder von einem Fehler seines Sehorgans noch von einer Unvollkommenheit seines Instruments herrührt.

Als Beleg für diese Behauptung will ich eine von Clairaut gemachte scharfsinnige Vergleichung anführen. Nehmet an daß Regentropfen in der Atmosphäre fallen und genau der Richtung des lothrechten Fadens folgen: stellt auf ihre Durchgangslinie ein an den zwei Enden offenes cylindrisches Rohr, dessen eine Achse vertical sey und welche durchaus unbeweglich bleibe. Ist es nicht augenfällig daß jeder Wassertropfen welcher durch den Mittelpunkt des Kreises der oberen Basis in das Rohr eintritt, der Achse in ihrer ganzen Länge folgen wird, um durch den Mittelpunkt der untern Basis zu entwischen? Verwickeln wir unser Experiment noch etwas mehr: ihr haltet stets dieses selbe verticale Rohr, ihr theilt ihm aber gleichzeitig, parallel mit dem Horizont, eine ziemliche rasche Fortbewegung mit; ist es nun nicht wahr daß dießmal der Wassertropfen, welcher durch den Mittelpunkt der obern Basis eintritt, mehr und mehr, obwohl er seinen verticalen Fall beibehält, von der Achse des Cylinders abweichen, und zuletzt selbst an der Wandung auffallen wird, wenn die Translationsbewegung des Rohrs mit genügender Geschwindigkeit vor sich geht? Wenn ihr also, unter diesen neuen Bedingungen, den Wassertropfen zwingen wollt sich der Achse eures Rohrs nach zu bewegen, so werdet ihr dieses unumgänglich nothwendig um eine gewisse Größe, welche von den relativen Geschwindigkeiten des Wassertropfens und des Rohrs selbst abhängt, auf den Horizont neigen müssen.

Um noch klarer zu seyn, will ich bei diesem Experiment sehr einfache numerische Daten anführen. Gebt ihr zu daß die Fallgeschwindigkeit der Wassertropfen während der Dauer ihrer Bewegung constant und überdieß gleich sey der Translationsgeschwindigkeit des Rohrs, so wird ihr durchschnittlicher Werth z. B. ein Meter per Secunde seyn; gebt nun dem Rohr einen Halbmesser von einem Meter, und beginnt euer Experiment mit ihm von neuem. Der Tropfen welcher durch die Mitte der obern Basis eintritt, durchläuft in verticaler Richtung einen Meter wäh-

Digitized by Google

rend der ersten Secunde; in derselben Zeit ist das Rohr parallel mit ihm selbst um eine gewisse Größe vorwärts gegangen, die ebenfalls einem Meter gleich ist, was so viel besagen will als daß eine seiner Linien den Platz eingenommen hat den die Achse zur Zeit des Eintritts des Tropfens einnahm. In dem Augenblick wo diese Linie in dieser neuen Stellung ankommt, muß sie dem flüssigen Tropfen begegnen, und ihn sonach an einer Stelle der Wand treffen die um einen Meter vom obern Rand entfernt ist. Um zu bewirken daß sich in diesem selben Augenblick der Wassertropfen noch auf der Achse des Rohrs befunden hätte, wäre nöthig gewesen daß am Ende der betrachteten Secunde ein neuer Punkt dieser Achse sich auf die von dem Tropfen eingeschlagene Verticale gestellt hätte; d. h. das in Rede stehende Rohr hätte beständig nach der Diagonale eines Vierecks gerichtet werden müssen, dessen eine Seite vertical und dessen anliegende Seite horizontal ist; was kurz darauf hinausläuft: der Achse des Cylinders, die man solchergestalt in die Richtung des Horizonts versetzt, eine Abweichung von 45 Graden von der Verticalen zu geben. Die Röhre welche sich mit einer den oben angeführten Bedingungen entsprechenden Neigung bewegt, wird von den flüssigen Tropfen beständig der Richtung ihrer innern Achse gemäß durchzogen werden. Man begreift überdieß daß in dem Maß als die Geschwindigkeit der Tropfen zunimmt, die des Rohres aber unveränderlich bleibt, ihre Abweichung von der Verticalen abnehmen muß, damit das gleiche Resultat erreicht werden könne.

Von hier bis zur Abirrung der Fixsterne ist nur ein Schritt. Nehmen wir den einfachsten Fall: wählen wir einen Stern in der Fläche der Erdbahn, und richten wir ein Fernrohr auf ihn zu derjenigen Zeit des Jahrs wo die Erde sich perpendiculär nach der geraden Linie bewegt welche das Auge des Beobachters mit dem Stern verbindet. Hier finden sich die Tropfenfälle, von denen wir so eben sprachen, dargestellt durch die Lichtstrahlen die der betrachtete Stern uns zuschickt. Das Rohr des vorhergehenden Experiments ist jetzt unser Fernrohr, das durch die Erde in ihrer Bewegung um die Sonne im Verhältniß von ungefähr 400 Wegstunden in der Minute fortgeschoben wird. Aus der vorhergehenden Erklärung folgt daß es, um den in das Fernrohr eintretenden Lichtstrahl zu nöthigen sich nach seiner Achse zu bewegen und so zum Auge des auf der Verlängerung dieser Achse stehenden Beobachters zu gelangen, unumgänglich nothwendig ist das Instrument auf die wahre Richtung der Lichtstrahlen um eine gewisse Größe zu neigen welche von dem Verhältniß der Geschwindigkeiten des Lichts und der Erde abhängt. Um daher den Stern wahrzunehmen, wird der Beobachter genöthigt seyn das Fernrohr nach einem Punkt des Himmels zu richten wo der Stern eigentlich nicht vorhanden ist; der scheinbare Ort des Gestirns an der Himmelssphäre wird z. B. ein wenig links von seinem wahren Orte seyn. Nach Verfluß von sechs Monaten wird die Erde eine Geschwindigkeit besitzen die ihrer anfänglichen ganz entgegengesetzt ist; in Folge dessen wird sich die scheinbare Stellung desselben Sterns dießmal rechts von seiner eigentlichen Stellung befinden, so zwar daß es dem Beobachter, der sich für unbeweglich hält, scheint als habe das Gestirn, obschon es ein Fixstern ist, im Laufe eines Jahrs eine gewisse, in der Fläche der Erdbahn auf beiden Seiten seines wahren Standorts liegende gerade Linie beschrieben. Die Messung der Weite seiner scheinbaren Ausflüge wird das Mittel geben das Verhältniß beider Geschwindigkeiten zu bestimmen, und da man die Geschwindigkeit der Erde kennt, so kann man daraus auf die des Lichts schließen. Dasselbe Raisonnement erläutert eben so gut den Kreis welchen dem Anschein nach der dem Pol der Ekliptik nahe stehende Stern beschreibt, so wie die Veränderung dieses Kreises in eine Ellipse, wenn das Gestirn zwischen dem Pol der Ekliptik und seiner Fläche steht.

Durch derartige Messungen ist es Hrn. Bradley gelungen die Römer'sche Theorie in ihrem vollen Umfang zu bestätigen, und eine genauere Ziffer als letzterer zu geben, indem er die Zeit welche das Licht braucht um von der Sonne auf die Erde zu gelangen, auf 8 Minuten 13 Secunden feststellte. Er erkannte außerdem daß die verschiedenen Sterne, obschon in sehr ungleicher Entfernung von uns stehend, uns, was ihre Glanzverschiedenheiten sehr wahrscheinlich machen, Licht zusenden dessen Geschwindigkeit für alle die gleiche ist. Endlich schloß er aus seinen Beobachtungen daß die Parallaxe der Sterne stets eine sehr kleine Größe bildet, und sonach der Abstand dieser Gestirne von der Erde wahrhaft wunderbar ist.

Bradley's Theorie wurde in allen ihren Einzelheiten von den Astronomen welche sich nach ihm mit dieser Frage beschäftigten, gutgeheißen. Manfredi lieferte im Jahr 1790 (Commentarien der Akademie von Bologna) zur Unterstützung derselben eine neue Reihe von Beobachtungen; Clairaut gab im Jahr 1737 (Mémoires de l'Académie des sciences, 11 Dec. 1737) eine sehr klare mathematische Auseinandersetzung derselben. Endlich ist es in den jüngsten Zeiten dem berühmten russischen Astronomen Struve, der eine große Anzahl Beobachtungen machte, gelungen als Wahrheit festzustellen daß die Parallaxe der Sterne, selbst derjenigen erster Größe, stets nur ein Secundenbruch ist. Die der Erde nächsten sind daher noch viel tausendmal entfernter als die Sonne.

(Schluß folgt.)

General Ferriers Reisen durch Afghanistan, Turkistan und Beludschistan.

1. Herat und der indische Kaukasus.

General Ferrier, ein französischer Officier, der sich in den afrikanischen Feldzügen den Rang eines Maréchal de logis (Regimentsquartiermeister) erworben hatte, trat im Jahre 1839 in die Dienste Mohammed Schahs, gerade zu der Zeit wo die brittischen Officiere wegen der Verwicklungen mit Herat den Befehl erhalten hatten die persische Armee zu verlassen. Im Jahre 1843 kehrte

Digitized by Google

Ferrier wieder nach Frankreich zurück, um zwei Jahre später das verlassene Iran wieder aufzusuchen. Dießmal aber wollte der militärische Abenteurer ohne weitern Aufenthalt nur über Cherassan Lahore erreichen, um nach Rundschit Singhs Tode bei der Regentschaft des Seiks Dienste zu nehmen. Glücklicherweise verfehlte er dieses Ziel, wie wir bald sehen werden. Wir sagen glücklicherweise aus Eigennutz, denn der französische Soldat wurde zu wahrhaft odysseischen Irrfahrten in den Gränzländern Indiens genöthigt, und hat uns über diese politisch wie ethnographisch so höchst merkwürdigen Gebiete Schilderungen hinterlassen, welche wir unbedingt als das Wichtigste erklären was seit Alexander Burnes veröffentlicht worden ist.

Sollte es jemand befremden daß ein französischer Officier englisch schreibe, so wird es nöthig seyn über die Geschichte vom Drucke des Werkes noch einige Worte zu sagen. Ferrier, 1847 nach Europa zurückgekehrt, fand keinen Verleger in Frankreich für sein werthvolles Werk. Glücklicherweise aber gerieth seine Handschrift im Jahre 1854 in Pondichery in die Hände des Hrn. H. D. Seymour M. P., und außerdem wurde es noch durchgesehen von dem Arzte Sir John Login, welcher einen Theil Afghanistans kannte, da er früher mit der brittischen Gesandtschaft unter Major Todd nach Herat gelangt war. Ihnen verdanken wir eine Reihe sehr werthvoller Randbemerkungen zum Texte, welche Ferriers Beobachtungen theils berichtigen, theils historisch ergänzen, insofern seit 1846 sich doch vieles und wie viel! in jenen Gebieten verändert hat. Capitän William Jesse übernahm es das Werk zu übersetzen, und es fand so rasch Beifall, daß die erste Auflage vergriffen wurde, und wir selbst wegen verspäteter Bestellung erst die zweite Auflage [1] empfingen. Es zeigt sich wieder an diesem Beispiel daß die einzige Nation, welche sich ernstlich mit Erdkunde beschäftigt, die Britten sind. Unter zwanzig Büchern die wir benutzen, finden sich in der Regel 18 englische, 1 französisches und 1 deutsches Werk. Wie unempfänglich unsere Landsleute für alles sind was die Kenntniß fremder Zustände betrifft, bezeugt das Schicksal von Gregorovius' Schriften. Das Buch dieses Gelehrten über Corsika würde in England unbedingt zu den Standard Works zählen, mit dem sich jeder Gebildete vertraut machen muß. Dazu schreibt Gregorovius so schön, daß die Form zum Genuß wird. Während nun zwei englische und eine französische Uebersetzung den Namen des Autors bei unsern Nachbarn populär gemacht haben, hat bei uns das Original nur in sehr gewählten Kreisen circulirt. Freilich gibt es viele Entschuldigungen für die Deutschen, und wiederum beruht die Belesenheit der Britten in der geographischen Litteratur größtentheils auf Motiven, die uns gänzlich fehlen. Kein Land ist so fern und keine Zustände so fremd, um die sich nicht eine seefahrende Nation bekümmern müßte. England hat überall Besitzungen, und wenn der Britte sein Reich kennen lernen will, muß er in allen Welttheilen, unter allen Meridianen und Breitegraden bewandert seyn. Ohne solche Kenntnisse erwirbt er kein Urtheil über die Politik der eigenen Nation. Aber selbst derjenige welcher so hohe Ansprüche nicht erhebt, fühlt seine Neugierde mächtig angeregt. Entweder er hat selbst ein Stück Welt gesehen und kann im Stillen manches vergleichen, oder er hat einen Vater, Sohn, Bruder oder Vetter, der Gott weiß wo in Garnison liegt, oder Südseeinsulaner zum Christenthum bekehrt, oder als Kaufmann in der andern Hemisphäre etablirt ist. Oder er treibt selbst Geschäfte, und wenn dieß der Fall ist, so reichen seine Verbindungen über die ganze Welt. Er muß dann die Ursprungsländer der Producte kennen, deren Absatz er besorgt, er muß wissen in welchem Zustande sie sich befinden und welchen Zuständen sie entgegengehen. Wenn das alles nicht wäre, so ist der brittische Leser vielleicht ein Geldspeculant, Actionär einer australischen Dampferlinie, oder des Suezcanals, oder der Euphratbahn, oder einer indischen Bahn, oder einer amerikanischen Bank. Kurz es gibt tausend Interessen, die einen Bewohner Englands über das Meer tragen, und wäre es nur daß er aus den Londoner Docks ein Schiff nach Port Philipp oder nach Canton hätte abgehen sehen. Wir Deutsche haben von allen den Herrlichkeiten wenig oder nichts, und wo bei uns das wissenschaftliche Interesse, der Bildungstrieb, und — eine Hauptsache! — die Muse fehlt, da sind wir eingeschränkt auf die Beobachtungen die ins Bereich unserer Nase gelangen.

Um den Lesern die Zeit zu ersetzen welche diese Herzensergießung ihnen geraubt hat, begeben wir uns gleich mit General Ferrier an die Thore Herats, das er durch Cherassan über Meschhed erreicht hat. Unglücklicherweise galt er in Afghanistan überall für einen Engländer, er genoß daher auch den Nimbus und den unsichtbaren Schutz eines solchen. So blieben zwar die Haare auf seinem Haupte gezählt, aber er wurde auch auf Schritt und Tritt überwacht. Als er früh am Morgen vor dem Officier der Thorwache erschien, wurde dem unglücklichen Manne um sein Haupt bange. Der Wessir Sahib (denn so nur und nicht Schah von Herat, ließ sich der schlaue Jar Mohammed nennen) hatte Befehl gegeben, den erwarteten Fremdling eine Escorte entgegenzuschicken und seine Ankunft durch einen Kanonenschuß anzuzeigen. Ferrier hatte durch einen Eilmarsch aber die Heratianer überrascht und der Officier am Thor deßwegen den Zorn des Gewaltigen zu fürchten. Der Reisende wurde gastfrei in dem Hause des Sertip Lal Mohammed aufgenommen, eines Officiers der sich durch seine Tapferkeit bei der letzten Belagerung der Stadt durch die Perser (1838) ausgezeichnet hatte und das Vertrauen des Weissir Sahib genoß. Ferrier merkte bald daß er sich in dem Hause des Sertips in einem anständigen Kerker befand und sein Gastfreund die Rolle eines höflichen Beschließers übernahm. In Herat war es ausgemacht daß Ferrier nur ein brittischer Agent sey, und da sehr oft solche Besuche wirklich Aerzte waren oder unter dieser Maske sich einfanden wie z. B. der berühmte Lieutn. Pottinger es gethan hatte, so wurde Ferrier sehr bald von seinen vermeintlichen Collegen in Herat belästigt, die allerlei Handwerksfragen an ihn richteten. Die persischen und afghanischen Aerzte sind wahre Höllendoctoren, die nur für die Population der Kirchhöfe sorgen. Europäische Aerzte stehen daher im höchsten Ansehen, und die Zunft in Herat war namentlich begierig von Ferrier die Anwendung fremder Arzneien englischer Fabrication zu erfragen, die in ihre Hände gefallen waren. Einer der würdigen Gelehrten zog unter andern eine Flasche mit blausaurem Queckſilber aus der Tasche, also einen Superlativ mineralischen Giftes, und wollte wissen „was für ein Teufel von Salz" das seyn möchte.

[1] Caravan journeys and Wanderings in Persia, Afghanistan, Turkistan and Beloochistan by J. P. Ferrier 2d Edit. London. Murray 1857.

„Es hat mir, fügte der aufrichtige Künstler hinzu, bis jetzt noch keinen Dienst erwiesen, denn von hundert Patienten, denen ich davon gab, wurde ein einziger geheilt — alle übrigen starben." Das Schicksal der Neunundneunzig war ebenso natürlich als erklärlich, welcher Engel aber den einzigen von dem „Salze" errettet hatte, wird wohl ewig ein Räthsel bleiben. Dann kam die Alchymie an die Reihe, und Ferrier wurde von den Neugierigen gefoltert, ihnen das Geheimniß zu verrathen, wie die Europäer ihre eisernen Münzen einsalbten, bis sie in blanke Goldstücke sich verwandelten. Der Gastfreund wurde übrigens beständig durch Anerbietungen von Geschenken lästig. Aber Ferrier kannte die Afghanen nur zu genau, die ein Ei schenken wollen, um einen Ochsen als dankbare Erwiederung zu empfangen. „Niemals nahm ich ein Geschenk, niemals schenkte ich. Was ich bedurfte, kaufte ich, und beobachtete dabei stets Mäßigung in meinen Ausgaben, um nicht die Habsucht der Afghanen zu erregen, die einen natürlichen Hang besitzen, ihre Hand auf anderer Leute Habe zu legen." So lautet Ferriers Recept für den Umgang mit der nichts weniger als liebenswürdigen Nation auf dem Ostrande des iranischen Hochlandes. Alle Mittel wurden angewendet um dem „Agenten wider Willen" sein politisches Geheimniß abzulauschen. Der Sertip brachte am Abend wohl eine Bande Bajaderen und ein Musikcorps heim, wo dann sogleich der Becher kreiste, denn die Afghanen sind trotz ihrer Strenggläubigkeit große Verehrer von Bacchus' Gaben, und der Ruf eines Mannes leidet durchaus nicht, wenn er betrunken von den Straßen aufgelesen wird. Wein zu fabriciren ist dem Muselmann nicht verstattet, aber Wein zu trinken ist nicht verboten, wenn der Sünder sich nur mit der wohlfeilen Bescheinigung seines Arztes versieht daß er aus Gesundheitsrücksichten das Verbot des Propheten übertrete. Da Ferrier wenig Wein trank, theils aus Mangel an Liebhaberei, theils weil er wußte daß nichts so sehr in heißen Klimaten die Gesundheit des Fremdlings untergräbt, so wurden die Bajaderen angewiesen das Siegel vom Munde des Geheimnißvollen zu lösen. Sie leisteten was sie vermochten, als aber selbst auf diese Weise nichts erreicht werden konnte, überzeugten sich die Afghanen daß der brittische Agent ein „höchst verschlagener Bursche" seyn müsse.

Endlich nach sechs Tagen Aufenthalt erklärte der Hofastrolog die Constellation zum Empfang des angeblichen Unterhändlers günstig, und Ferrier wurde von einer großen militärischen Procession nach dem nur wenig Schritte entfernten fürstlichen Palast gebracht, der indessen nur einem großen Karawanserai glich. Jar Mohammed empfieng den Franzosen im Divan Kaneh oder Audienzzimmer. Er erhob sich beim Eintritt des Fremdlings, gieng ihm drei Schritte entgegen und schüttelte ihm herzlich die Hand. Pfeifen und Thee wurden gereicht, und nachdem die üblichen Höflichkeiten gewechselt worden waren, ließ sich der merkwürdige asiatische Monarch ziemlich offen über politische Dinge vernehmen. „Sie sind ein Engländer, begann Jar Mohammed, ich weiß es — wozu also die Maske? Reden Sie frei von Ihren Absichten. Wenn Ihre Regierung mir zürnt, so habe auch ich Ursache mich zu beklagen — doch lassen wir das Vergangene vergangen seyn. Unsere politischen Beziehungen können erneuert werden und zwar auf freundlichem Fuß, auch soll man mich so aufrichtig finden, als man Recht hat zu erwarten. Das doppelte Spiel welches ich mir gegen die Sahibs Pottinger und Todd erlaubte, sollte mir nicht in Ihrer Meinung schaden: diese Herrn suchten den alten Trunkenbold Schah Kamran [1] gegen mich aufzubringen. Mein Leben gerieth in Gefahr und es war hohe Zeit daß ich mich meiner Haut wehrte. Ich befand mich in beständiger Beängstigung, die erst seit seinem (Kamrans) Tode ihr Ende erreicht hat. Gegenwärtig besitze ich unumschränkte Gewalt, die Afghanen sind mir anhänglich, die Perser habe ich abgeschüttelt: also reden Sie ohne Rückhalt, und wenn ein Bündniß mit mir Ihnen nützlich seyn kann, so vermag auch das meinige Ihnen Vortheile zu bringen. . . . Sind Sie mit anderen Ansichten als Ihre Vorgänger hier eingetroffen, so sprechen Sie frei heraus, wir werden Freunde seyn. Zahlt mich gut, und ich bin ein ergebener und folgsamer Knecht. Wenn aber Ihr Geschäft hier ist Umtriebe zu stiften, so werde ich es zu verbieten wissen. Kein Haar auf Ihrem Haupte soll gekrümmt werden, auch können Sie hier bleiben so lange Sie wünschen, aber nur in der Art wie es bisher geschah, und ebenso frei steht es Ihnen Herat zu verlassen. Sie haben die Wahl." Der Wessir war ein stattlicher Mann, seine Gesichtszüge etwas grob, aber ausdrucksvoll und scharf ausgeprägt. Obgleich er 60 Jahre, wenn nicht mehr, alt war, so machte er doch den Eindruck nur eines Fünfzigers. Ferrier wiederholte nun seine Versicherungen daß er ein Franzose sey und von der brittischen Regierung keine Aufträge besitze, allein er überzeugte Jar Mohammed nicht vollständig. Das Gespräch gieng jetzt über auf die Kriegsgeschichte und die letzte Belagerung Herats durch die Perser. Der Wessir Sahib gab dabei ein hübsches Stück asiatischer Kriegskunst zum Besten. Um die Richtungen der persischen Minengräber zu ermitteln, stellte man auf den Erdboden, wo man die Annäherung der feindlichen Galerien vermuthete, flache Schüsseln und bedeckte sie mit einem Weizenkörnerhaufen bis zum Rande. Jeder Spatenstich der nur ein wenig die Oberfläche erschütterte, brachte die Körner zum Rollen und gab das Signal von der Gegenwart unterirdischer Feinde. Ferrier ertheilt dem blutbefleckten Monarchen Herats, der alle hohen und niedern Eigenschaften der königlichen Raubthiere aus dem Katzengeschlechte besaß, das Lob eines außerordentlichen Mannes. Unter seiner strengen Regierung herrschte Ordnung in der Oase, die fürstliche Macht erweiterte sich, das Land wurde von den Nachbarn völlig unabhängig und die Finanzen blieben geschont. Die waffenfähige Mannschaft lautete, nach einem Census den ein Minister des Wessirs Ferrier zeigte, auf 70,000 Mann. Acht Bataillone regulärer Infanterie befanden sich in beständiger Uebung und im Garnisonsdienste der Stadt, waren aber höchst mittelmäßig gedrillt.

Nach dieser ersten Audienz bemerkte der Reisende daß sich Jar Mohammeds Höflichkeit in gleichem Grade steigerte, als seine eigene strengere Bewachung zunahm. Unheimliche Gerüchte drangen aus der Stadt zu ihm. Bald hieß es man würde ihm auf der Folter die Geheimnisse erpressen, bald erzählte man, er habe mit vielen Millionen sein Leben erkaufen müssen, bald wieder der

[1] Sohn des Schah Mahmud, einstigen Königs des großen Afghanenreichs, welcher Fatih Chan das Oberhaupt der Barakzi-Familie, Bruder Dost Mohammeds und der frühern Dynasten von Kandahar und Peschawer blenden und auf Betrieb des Kronprinzen Kamran hinrichten ließ, wodurch er durch den allmächtigen Einfluß der Barakzi-Lords die Krone verlor, so daß ihm nur die Oase Herat blieb. Kamran, der Nachfolger seines Vaters, wurde von seinem eigenen Wessir Jar Mohammed († 1851) gefangen gesetzt und ermordet (1842).

Digitized by Google

Fremdling ſey in Herat zwar ſeines Lebens ſicher, weil Jar die rächende Hand Englands fürchte, aber einmal außerhalb der Thore werde er in einem verſchwiegenen Winkel erwürgt werden. Ließ ſich Ferrier auf der Straße blicken, ſo konnte er hören wie die Leute ſagten: „Armer Teufel! wie mager er ſchon geworden!“ — oder: „Wie traurig, ſo jung zu ſterben!“ — oder: „Die Schufte! zehn Beutel Gold haben ſie ihm abgepreßt, und alles für ſich ſelbſt behalten, ohne es unter die Armen zu vertheilen, die es viel beſſer brauchen könnten!“ Ferrier verlangte jetzt freien Abzug, der ihm gewährt wurde. Der Weſſir Sahib gab ihm zu Ehren ſogar ein Abſchiedsbankett, und ſchließlich den guten Rath, ſobald er über Maimana hinaus gelangt ſeyn werde, ſorgfältig zu verbergen daß er ein Europäer ſey.

Ferriers Reiſeplan um nach Indien zu gelangen beſtand jetzt darin über Balch bis Chulm vorzudringen, und von dieſer Stadt die große Karawanenſtraße über Bamian und den Hindukoh nach Kabul einzuſchlagen. Unmittelbar im Norden von Herat war ein Höhenzug zu überſchreiten, welcher das Gebiet des Heri Rud vom Gebiet des Murghab ſcheidet, und als die äußerſte weſtliche Verlängerung des Kohi-Baba und Sufaid-Koh betrachtet werden darf. Dieſe Paſſage verurſacht nicht die mindeſten Schwierigkeiten, nur daß ſie durch unbewohnte Gegenden führt. Eben ſo iſt die Straße nach Balch und Chulm völlig glatt. Es ergibt ſich daraus daß ein Beherrſcher im Quellengebiet des Oxus Herat ſehr leicht bedrohen kann. Zwiſchen dem Heri Rud und dem Murghab wohnen die Hezareh oder Aimaks.[1] Die Hezareh nennen ſich Afghanen, aber die Afghanen wollen nichts von dieſer Verwandtſchaft wiſſen. Ihre viereckigen platten Geſichter und kleinen ſchiefgeſtellten Augen verrathen ihre tatariſche Abkunft. Sonſt ſind ſie kräftige, unterſetzte Leute, vortreffliche Reiter und wegen ihres Muthes geachtet. Als ſie ſich niederließen war ihr Stamm in tauſend und hundert Zelte getheilt, und da tauſend im Perſiſchen Hezar heißt, ſo iſt ihnen jener Name geblieben. Der Murghab iſt ein fiſchreicher Fluß, und ſeine flachen ſumpfigen Ufer eben ſo fruchtbar als mit Fiebern geſegnet. Von Maimana aus reiste Ferrier allein mit zwei Hezarehs, die ebenfalls nach Kabul wollten, über Schibarchan und Andchui weiter. Dieſe Stadtgebiete waren früher unabhängig, bekriegten ſich wohl auch gegenſeitig, indem ſie die Hülfe ihrer Nachbarn, des Emirs von Buchara und des Fürſten von Chulm anſprachen, bis endlich Jar Mohammed von Herat die klein turkeſtaniſchen Dynaſten auffraß. Nach Jar's Tode, oder wenigſtens ſeit 1853, ſind dieſe Taſchenſouveränitäten wieder unabhängig geworden. Ferrier zog an Balch vorüber, und ſah die altehrwürdige Stadt nur von benachbarten Ruinen aus. Er wagte ſich nämlich nicht zu den Thoren hinein, weil ihm die Hezarehs geſagt hatten man werde ſein Gepäck des Zolls wegen durchſuchen, und wenn man ſeine Bücher und Kleider finde, ihn als Europäer erkennen und nach Buchara in die Gefangenſchaft ſenden. Da nun die Ermordung Conolly's durch den Emir von Buchara noch friſch im Gedächtniß des Reiſenden war, ſo dankte er Gott unerkannt über das ungaſtliche Gebiet zu gelangen. Wenn er überhaupt nicht auf der Reiſe erkannt wurde, ſo hatte er es dem Wüthen der Cholera in allen von ihm berührten Orten zu danken, welche die Gemüther der Bewohner völlig unempfindlich für andere Erſcheinungen machte. Balch fiel 1850 erſt in die Hände des Emir Doſt Mohammeds von Kabul. Ueberhaupt iſt gegenwärtig alles Land zwiſchen dem Indus und dem kaſpiſchen Meer in beſtändigem politiſchen Wechſel begriffen. Keine unſerer Karten ſtellt die politiſchen Gränzen richtig dar, und was heute vielleicht richtig wäre, würde morgen ſchon antiquirt ſeyn. Chulm erreichte Ferrier am 5 Julius 1845, alſo 14 Tage nachdem er Herat (22 Junius) verlaſſen hatte. Er fand dort Mohammed Emin Chan als Souverän unter dem beſcheidenen Titel eines Mir Wali. Er war bis zum Jahre 1836 nur Wali (Statthalter) Murad Bey's geweſen, eines kriegeriſchen Abenteurers, welcher das Chanat von Chulm ſich eroberte, deſſen Gränzen zwiſchen Badachſchan und Balch lagen. Der Wali ergriff nach Ableben ſeines Gebieters die Regierung. Seine Verwaltung wird von ſeinen Unterthanen geprieſen und ſeine Treue iſt ſprüchwörtlich geworden. Er ſelbſt iſt ſeiner Abkunft nach ein Usbeke, die 700,000 Einwohner ſeiner Herrſchaft aber ſind Tadſchik, gehören alſo zu dem perſiſch redenden, ackerbautreibenden friedlichen Culturvolk, welches ſich ſchon im hohen Alterthum vom iraniſchen Hochlande nach allen fruchtbaren Strecken Turans bis jenſeits des Syr Darja verbreitete. Die ſtehende Armee zählt 8000 Reiter und 3000 Mann Infanterie, worunter ein Bataillon (800 M.) ſogenannter Regulärer ſich befindet. In Kunduz ſitzt ein Statthalter des Mir Wali.

Ferrier begab ſich dort in eine öffentliche Herberge, wo er genöthigt wurde das locale Lieblingsgetränk, Thee, mit ranziger Butter und die Theeblätter ſelbſt in Kugeln gedreht mit guter Miene zu genießen, um nicht als Europäer ſich zu verrathen. Dort ſollte er Dinge erfahren, die plötzlich alle Hoffnungen vernichteten Kabul zu erreichen. Zwiſchen dem Mir Wali und Doſt Mohammed war Krieg ausgebrochen, und die beiden Gegner ſchlugen ſich bereits in den verrufenen Päſſen des Hindukoh. Durch dieſe feindlichen Lager hindurch hätte ſich der Reiſende mit ſeinen Begleitern ſchleichen müſſen. Ohne einen Verſuch wollte man aber das Unternehmen nicht aufgeben. Wirklich erreichte er auch ſchon Heibek am 6 Jul. Dort beginnen die aus Burne's Schilderungen wohlbekannten ſchauerlichen Päſſe des Hindukoh, und Heibek war der äußerſte Punkt bis wohin engliſche Truppen im afghaniſchen Kriege vordrangen. Durch den Schikan, oder vollſtändiger Dindan Schikan (Zahnbrecher), den engſten Paß, gelangten die Reiſenden glücklich bis Charam. Dort lagerten Truppen, von denen man erfuhr daß die Anführer der Armee von Tocharistan ſie niemals würden zu den Afghanen durchlaſſen, ſo daß alſo die Abenteurer völlig ihre Plane ändern mußten. Von dieſem Punkt an gieng die Reiſe des Verfaſſers durch eine von Europäern völlig unberührte Gegend, nämlich quer in weſtlicher Richtung durch die Bergketten am Nordabhang des indiſchen Kaukaſus. Seine Begleiter, die Hezarehs, kannten dort einige der Hirtenſtämme, und das nächſte Ziel war ein Ort zwiſchen dem Fluß von Chulm und dem Fluß von Balch, Namens Karlſchu, welcher ſich auf keiner Karte noch findet. Als die Reiſenden von Charam rechts in die Berge einbogen, ſahen ſie ſich bald von einer Schlucht ſo beengt daß ſie das „Sternenlicht verloren“ und dem Inſtinct ihrer Roſſe es überlaſſen mußten den Weg zu finden.

[1] Ferrier wirft gern verſchiedene Völkerſtämme zuſammen, wie er denn Usbeken und die Turkemanen im Norden Eberaſſans identiſch erklärt. Die Hezareh, alte Nachkömmlinge der Dſchagataiherden, ſprechen mongoliſch, die Aimaks dagegen, die ihnen äußerlich völlig gleichen, perſiſch.

Digitized by Google

„Bei Tagesanbruch kreuzten wir die höchsten, mit Schnee bedeckten Joche, und die Kälte war so groß wie im Januar auf dem flachen Lande. Hier lagen die Berge des Paropamisus [1] vor uns und zertheilten das Land in jeder Richtung und über eine große Ausdehnung hin. Die niedern Ketten waren sämmtlich Verzweigungen von zwei Hauptzügen, von denen der eine westöstlich, der andere südöstlich nordwestlich strich. Einzelne wenige Riesengipfel ragten da und dort auf, in Schnee gepanzert, der blendend im Morgenlicht aufglänzte.“ Endlich gegen Mittag erreichte man Kartschu, den Lagerplatz der tatarischen Hezarehs, welche frei in ihren Bergen allen Hoheitsansprüchen des Mir Wali spotteten. Von dort hoffte man auf einem kurzen Wege durch den Hindukoh Ghazna zu erreichen, erfuhr aber nochmals daß der Weg wegen einer Fehde der Häuptlinge im Gebirge unsicher sey. Es galt jetzt immer gegen Westen nach Siripul vorzudringen. Auf diesem Wege traf der Reisende nur ein einziges Dorf malerisch an den dünnbewaldeten Hügelabhängen gelegen, welche den Dehas oder Fluß von Balch umgürten, und dessen Bewohner sich mit Fabrication kunstvoller Teppiche ernähren. In Siripul (9 Julius) angekommen, sollte sich über Ferriers dunkle Schicksale plötzlich Sonnenlicht ergießen. Die Stadt von 18,000 Einwohnern, meist Usbeken und zum dritten Theil Hezarehs, wurde von dem loyalen Mahmud Chan, einem Schwiegersohn des Mir Wali von Chulm, als Statthalter regiert, der etwa 2000 vortreffliche Reiter und 2000 Mann Infanterie aufbieten konnte. Sein Einfluß reichte weit hinein in den Paropamisus unter allen Stämmen der Aimaks. Er war etwa 40 Jahre alt, von mittlerem Wuchs, aber sehr stark gebaut, und verrieth deutlich daß er von mütterlicher Seite wenigstens eines persischen Ursprungs sich rühmen durfte. Da uns Ferrier nur von asiatischen Niederträchtigkeiten berichten kann, so bildet sein Verkehr mit diesem Manne einen erquickenden Lichtpunkt. Der Reisende hatte so viel Lob über den edlen und geraden Charakter des Chans vernommen, daß er, in der Citadelle von Siripul angelangt, seinem Entschluß treu blieb, Mahmud völlig über seine Lage aufzuklären. Der Chan sorgte persönlich für ein reinliches und bequemes Obdach des Fremdlings, und pries sich glücklich ihm Gastfreundschaft zu erweisen: „denn die Gegenwart eines Fremdlings bringe den Segen des Himmels unter das Dach, wo er Schutz suche.“ Da die Bewohner des indischen Kaukasus jeden Feringhi für einen Engländer halten, und der Chan große Dinge von der britischen Macht vernommen hatte, so war er begierig durch Vermittlung seines Gastes politische Beziehungen mit den europäischen Eroberern anzuknüpfen. Leider sah sich Ferrier genöthigt seinem Gastfreund die süßen Illusionen künftiger Subsidien nicht zu zerstören, wofür ihm dieser versprach nach Kandahar ihn „so sanft wie in seinem Bett“ zu befördern, ohne daß er etwas von den Reisebeschwerden merken, sondern eher vergnügt zu träumen wähnen sollte. Zwanzig Farsäng im Tage würde er zurücklegen, überall frische Pferde finden, und dabei nur die eine Vorsicht beobachten müssen sich nie als Feringhi zu verrathen, nicht etwa weil die Leute die Christen hassten, sondern weil sie diese für große Alchymisten hielten und man glaube ihr Fleisch bestehe aus purem Golde. Es wurde daher verabredet daß sich Ferrier als einen persischen Bewohner von Meschhed ausgeben möge, der Aufträge vom Chan an seine Bundesgenossen ausrichten solle. Beim Abschied (11 Julius) hinterließ der General dem wackern Mahmud als Geschenk ein Paar Pistolen, und da da dieser nie so schöne Waffen gesehen hatte, liebkoste er das Geschenk wie der glücklichste der Menschen.

Mahmud Chans Verheißungen waren keine leeren Worte. Sein Begleitbrief verschaffte dem General überall Pferde und Führer. Er kam mit der größten Geschwindigkeit vorwärts durch ein Land wo das Reisen im höchsten Grad unsicher war. Die Richtung gieng beständig gegen Süden über die Quellen des Murghab und Heri-Rud durch liebliche bewässerte Thäler, deren eine Seite gewöhnlich völlig nackte Felsen zeigte, während die andere im höchsten Schmuck südlichen Pflanzenwuchses stand. Um die Reize zu erhöhen, fehlten nirgends auf den Höhen Ruinen von Schlössern und Burgen, die an eine vergangene Zeit und verschwundene Bevölkerungen mahnten. Von solchen Trümmern rührte der Name einer Station, Tir Hissar (Riesen oder Teufelschloß) her. Die Hirten in der Ebene nannten sich dort Mongolen [1] und behaupteten von Dschingis Chan angesiedelt worden zu seyn. Sie hatten nur dunkle Begriffe vom Islam, der sich durch Schwüre bei Ali und bei dem Propheten verrieth, sonst dachten sie sich in der Welt zwei feindliche Principien, die sie Chodа (Gott) und Schaitan (Satan) nannten. Sie lebten in patriarchalischer Ordnung und gehorchten einem Häuptling, Timur Beg, bei dem Mahmud Chans Geleitsbrief Ferrier eine warme Aufnahme verschaffte. Ein Mahl wurde aufgetragen, welches für dreißig Personen ausgereicht hätte. Als der Häuptling dabei im Obstmost sich voll getrunken hatte, bat Ferrier um die Erlaubniß sich zurückziehen zu dürfen. Sie wurde gewährt, und die Damen vom Hause geleiteten den Gast jetzt nach seinem Zimmer, halfen ihm sich zu entkleiden und begannen zu seinem nicht geringen Erstaunen ihm die Füße zu waschen und ihn vom Scheitel bis zur Zehe zu frottiren. Anfangs schmeichelte sich Ferrier eine besondere Auszeichnung empfangen zu haben, später aber erfuhr er daß auch seine Begleiter dieselbe Behandlung genossen hatten, und die Tochter des Chans nicht von diesen Pflichten gegen die Fremdlinge befreit war, so geheiligt ist bei diesen Stämmen jeder Gast.

Am 13 Julius sollte Ferrier Singlak [2] erreichen, allein zu seiner bittern Täuschung fand er daß die Hezareh ihre Zelte abgebrochen und den Platz geräumt hatten. Von den Hezareh waren nämlich kurz zuvor zwei Männer des benachbarten Clans der Firuz Kohs erschlagen und die Auslieferung der Mörder verweigert worden. Der Ausbruch einer Blutfehde war gefolgt, und der Stamm von Singlak hatte im Gefühl seiner numerischen Schwäche sich in die Berge zurückgezogen. Ein Hirt, den man unterwegs antraf, gab die Richtung des Schlupfwinkels an. Man stieg bergauf, und auf der Höhe legitimirte Ferrier die Unvorsichtigkeit durch einen Pistolenschuß seine Gegenwart anzuzeigen. Ein tausendfaches Echo wurde aus dem Schlummer geweckt, dann aber kam auf den Abhängen ein Kopf nach dem andern zum Vorschein, und da die

[1] Darunter versteht der Verfasser sämmtliche Ketten des Hindukoh

[1] Dieser Umstand ist von ethnographischem Interesse, weil man bisher mongolische Ansiedler nur am Südabhang des Kohi Baba kannte.

[2] So schreibt er den Namen eines Ortes, der identisch ist mit dem Zangalka unserer Karten, nahe an der Quelle des Heri Rud.

Hochländer den Schuß als eine Herausforderung verſtanden, ſo erwiederten ſie ihn ſogleich mit einer Salve, vor der man ſich eilig in Sicherheit bringen mußte. Das Mißverſtändniß löste ſich bald durch Gebärden, und kurz nachher ſaß man gaſtfreundlich beiſammen, während ein Lamm zum Imbiß geſchlachtet wurde. Die Nacht über blieben die Hezareh beſtändig auf dem Qui vive! und ſie hatten Urſache dazu, denn um 3 Uhr Morgens erfolgte ein Lärmzeichen. Der Feind hatte verſucht in der Stille die Höhen zu gewinnen. Die wachſamen Hezarehs aber legten ſich in den Hinterhalt, und alles wartete mit Ungeduld auf den Beginn des Gefechtes. Ein matter Lichtſtreifen im Oſten verkündete das Herannahen des Tages, und verſtattete den heranſchleichenden Feind zu gewahren. Als er in erreichbare Nähe gelangt war, wurden Steine, die in Bereitſchaft lagen, auf ihn herabgewälzt, und zugleich ein allgemeines Feuer eröffnet, welches den Angreifer ſogleich zum Rückzug zwang. Die Weiber fochten in den vorderſten Reihen und erwiederten wacker die Kugeln der Feinde. Dieſſeits wurde niemand beſchädigt, aber am Tage gewahrte man daß Blutſpuren den Rückweg des Feindes färbten.

Am andern Tage (14 Julius) ſollte Ferrier den großen öſtlichen Gebirgsrücken des indiſchen Kaukaſus, den Sufaid Koh, kreuzen. Der Weg gieng über verſchiedene Joche und Gewäſſer. Eins davon ſollte der Quellenſtrom des Murghab ſeyn, wie der Führer verſicherte. [1] Endlich war die Höhe gewonnen. „Während der letzten Stunde des Aufſteigens, bemerkt der Reiſende, gieng es über Schnee, und obgleich die Sonne voll ihre Strahlen ergoß, war es doch ſo bitter kalt daß ich mich feſt in meinen Mantel wickelte. Als ich wirklich auf dem höchſten Punkte der Kette ſtand, erregte die ſchimmernde Ausſicht, die in kühnem Relief zu meinen Füßen lag, meine höchſte Bewunderung. Es fehlte dem prachtvollen Anblick nicht an Abwechslung, und alle Einzelnheiten blieben deutlich ſichtbar. Am Horizont auf 30 Paraſangen Abſtand hob ſich das Schneehaupt des Tſchalap in die Lüfte, und die hohen Berge, die wir überſchritten, ſchrumpften zu Hügeln zuſammen im Vergleich mit dem fernen Rieſen. Die Landſchaft welche wir von Siripul her durchzogen hatten, war nur ein dünner Streifen auf der Oberfläche die vor uns aufgerollt lag, während die Kette auf der wir ſtanden von Oſt nach Weſten in Entfernungen ſich verlor die für das Auge nicht mehr meßbar ſchienen. Eine endloſe Zahl niederer Rücken verzweigte ſich, von der mittleren, ich möchte ſagen von der kaiſerlichen Gebirgskette nach Norden zu langſam niederſteigend, und liebliche Fruchtbarkeit in den Thälern beſchattend, in denen man hie und da ſchwarze Zelte bemerkte, welche von der wandernden Bevölkerung zum Lager zuſammengeſchlagen worden waren, oder üppige Wieſen, zwiſchen denen Waſſerſtröme im Sonnenlicht ſilbern aufglänzten." Die Bergkette die man überſchritten, hieß der Sufaid Koh, oder die weißen Berge, im Gegenſatz zu dem Koh Siah, einer niederen Kette ſchwarzer Felſen im Süden. Zwiſchen beiden floß der Heri Rud. [2] Alle Gewäſſer vom Nordabhang des Sufaid Koh verlieren ſich nach der Ebene des Oxus, alle Gewäſſer des Südabhangs von Koh Siah gehören dem Gebiet des Hilmend an, und beide Waſſergebiete trennt wiederum das Thal des Heri Rud. Dieſes, mit wandernden Lagern der Hezareh bevölkert, wurde überſchritten und dann die Kette des Koh Siah mühelos erſtiegen. Um ſo beſchwerlicher war es an den ſteilen Südabhang nieder zu gelangen. Der Weg führte an Felſenwänden entlang, während unten in ſchwindelnder Schlucht ein wilder Gebirgsſtrom tobte. An einzelnen Stellen war der Weg in die Felſen gehauen, und der Pfad nur breit genug für ein beladenes Roß, während das Auge ſchaudernd ſich abwandte vor der jähen Tiefe. Am 15 Julius erreichte man endlich den Fuß des Gebirges und ſah in ein romantiſches Thal, wo ein kleiner See ohne Abfluß wie ein ſchimmerndes Juwel, von ſtillen Hügeln eingefaßt, lag, belebt rings um mit den Lagerplätzen von Eimaks und Taymunihs, deren Zelte durch kleine Gartenplätze und ſteinerne Bruſtwehren geſchieden waren. Die Prairie war in ſolcher Ueppigkeit aufgeſchoſſen daß ſie das graſende Vieh verbarg, und um die Reize zu erhöhen, fehlte es auch nicht an Ruinen welche die Hügel krönten. Fiſchersleute kreuzten den See in Rindenbooten und unverſchleierte Frauen tränkten die Heerden am Waſſer.

Dieſe idylliſche Landſchaft gehörte zu dem Fürſtenthum Gur, welches ehemals einen glänzenden hiſtoriſchen Namen beſaß, und deren Dynaſten einſt ihren Thron aus den Trümmern des Reiches der Ghaznaviden gründeten. Der Stamm der Taymunihs herrſcht jetzt in den geſegneten Gefilden, und hat ſich unter der Oberherrlichkeit von Herat, dem er nur gelegentlich Tribut zahlte, unabhängig erhalten. Der ehemalige Häuptling der Taymunihs Ibrahim war ein treuer Vaſall des letzten Surdoſi, des Schah Kamran von Herat, geweſen und hatte nach der Ermordung dieſes Duranikönigs dem verrätheriſchen Jar Mohammed die Treue verweigert. Aber mit dieſem verſchlagenen Deſpoten war eine Fehde gefährlich. Er ſtiftete Zwietracht zwiſchen den Stämmen und ſeine Truppen belagerten (1844) den Häuptling in ſeinem Felſenſchloſſe Tſchalapdalan. Zweimal ausgehungert und zweimal gefangen, wußte Ibrahim immer wieder ſeinen Feinden zu entſchlüpfen, denen er ſein Schloß nur ausgeliefert hatte, nachdem Jar Mohammed ſiebenmal auf einen Koran ihm ſchriftlich und beſiegelt die Freiheit zugeſichert, den Eid aber ſchnöde verletzt hatte. Als Ferrier in das Thal gelangte, herrſchte dort Muſtapha Chan, der zur Gewalt gelangt war, nachdem er ſeinen heldenmüthigen Vetter Ibrahim an die Heratianer verrathen hatte. An dieſen Mann beſaß Ferrier einen Empfehlungsbrief, aber ſchlimmes mußte er ahnen, als er in ſeinem Hauſe einen Afghanen aus Herat, Osman Chan begegnete, den er und der ihn ſogleich erkannte. Der Heratianer erſtaunte nicht wenig den General, welchen man längſt in Kabul wähnte, in Gur wieder anzutreffen. Er hatte Empfehlungsbriefe an Haſſan Chan den Zorab, einen Gegner Jar Mohammeds, und er reiſte unter der Maske eines perſiſchen Kaufmanns aus Meichhed. Alles ſchien im höchſten Grade verdächtig, und es wurde dem unglücklichen Wanderer eröffnet, er dürfe ſeine Reiſe nicht fortſetzen, ſondern man müſſe ihn nach Zerm an den Befehlshaber eines Truppencorps aus Herat abliefern.

So geſchah es auch, und am 17 Julius erreichte Ferrier halb als Gefangener das Lager des Sirdar Ali Chan, der nicht wenig erſtaunt war den geheimnißvollen Beſucher Herats noch einmal zu

[1] Im Widerſpruch mit Ferriers Karte, wo der Murghab vor der Ankunft in Siaglak überſchritten wurde.

[2] Auch zu dieſer Beſchreibung des Terrets paßt Ferriers Karte nicht recht.

Digitized by Google

ichen.[1] Der eitle Osman Chan aus Herat hatte einen Brief an den Sirdar geschrieben, worin Ferrier als ein gefährlicher Agent geschildert wurde, nur sich damit die Verdienste eines loyalen und feinen Spürsinns bei dem Wesir Sahib zu erschleichen. Der Sirdar las den Brief laut dem General vor, und schenkte seinen Erklärungen vollständig Glauben. Nichtsdestoweniger aber eröffnete er dem unglücklichen Reisenden daß er es nicht verantworten könnte ihn weiter ziehen zu lassen, sondern daß er ihn zuvor nach Herat befördern müsse. Wenige Tagereisen von Kandahar war also der Franzose genöthigt gerade wieder dorthin zurückzukehren, von wo er einen Monat früher aufgebrochen war. Glücklicherweise hatte Jar Mohammed bereits Nachricht vom Ausbruch des Krieges zwischen Dost Mohammed und dem Mir Wali von Chulm empfangen. Ferriers Erzählungen erschienen deßhalb völlig glaubwürdig, und die infamen Denunciationen Osman Chans fielen damit zu Boden.

Diesen ersten Abschnitt seiner wunderlichen Kreuzfahrten schließt Ferrier mit einer Bemerkung über die Aimaks, worunter er die Abkömmlinge der Eroberer des Paropamisus versteht, welche Persisch sprechen. Die einzelnen Stämme gleichen sich stark in Sitten und körperlicher Beschaffenheit, und sie halten sämmtlich so fest zusammen gegen Usbeken und Afghanen, die ihre Unabhängigkeit bedrohen, daß sie beinahe als eine geschlossene Nation erscheinen. Sie reden eine sehr alte Mundart des Persischen, in die noch äußerst wenig Arabisch eingedrungen ist, vielleicht weil der Koran bei ihnen noch höchst unvollständig sich verbreitet hat. Im Vergleich zu Usbeken und Afghanen sind die Aimaks halbe Wilde. Sie begehren nichts als den Besitz eines Zeltes, eines Rosses, eines Weibes und Gelegenheit zu plündern. Ihr gastfreies Wesen, ihre Treue und gegenseitige Anhänglichkeit erhebt sie aber sittlich hoch über ihre Nachbarn. Ihre Frauen verrichten alle Hausarbeit und den geringen Feldbau, den diese wandernden Hirten im Fluge betreiben. Die Afghanen fürchten die Frauen der Aimaks eben so sehr als die Männer, und die Mädchen heirathen nicht eher als bis sie sich durch eine Waffenthat ausgezeichnet haben. Sie erscheinen selbst vor Fremden unverschleiert, ihre Glieder sind stark und voll entwickelt, sonst aber ist ihre Schönheit mittelmäßig und geht nach zurückgelegtem 40sten Jahr in vollständige Häßlichkeit über. Obgleich die Winter im indischen Kaukasus sehr hart sind, so zieht der Aimak sein kamelhärnes Filzzelt jedem festen Obdach vor, und es gewährt ihm, wenn es wohl verschlossen ist, auch hinlänglichen Schutz gegen jede Witterung.

[1] Ferrier behauptet, es gebe in Zerni noch einige Familien feueranbetender Gebern oder Parsen. Auch dieß ist eine interessante ethnographische Notiz, denn diese alte Religionsgenossenschaft hielt man im Nordosten des iranischen Hochlandes völlig erloschen und suchte sie nur noch in der Oase Jezd, in Kerman und Indien.

Zur Naturgeschichte der Lachse.

Es sind nicht bloß vierfüßige und jagdbare Thiere, die gänzlich oder örtlich vom Menschen vertilgt worden sind, wie Bären, Wölfe, Dam- und Rothwild. Es ist ihm, dem Menschen, sogar gelungen das fruchtbarste aller Elemente, und das fruchtbarste aller Thierreiche, das Meer, zu entvölkern und Fischarten an den Rand des Aussterbens zu treiben. Man hat bereits bemerkt daß von Jahr zu Jahr der Ertrag der Häringsfischereien abnimmt, ähnlich wie es bereits mit dem Wallfischfang geschieht. Zu den Fischen, die bald nicht mehr in den Gewässern unseres Festlandes vorhanden seyn werden gehört auch der Lachs (Salmo salar). Freilich anderwärts ist dieser Fisch noch in unglaublicher Menge vorhanden. Die arktischen Gewässer wimmeln geradezu von Lachsen, und die Eskimos auf Boothia Felix gaben, wie Sir John Roß berichtet, eine Tonne (20 Ctr.) solcher Fische für ein Messer, wobei nur zu erinnern wäre daß der Werth eines Messers für einen Eskimo kein geringer sey. Ein ähnlicher Segen findet sich in den Gewässern Kamtschatka's. Tausende von Lachsen werden täglich dort gefangen, Tausende fressen die Bären, Tausende werden entkräftet ans Ufer geworfen und verpesten die Luft, und dennoch, bemerkt ein russischer Naturforscher, sieht man oft an seichteren Stellen „den Grund der Flüsse völlig roth von dem Gedränge des Salmo Lycaodon und des Salmo sanguinolentus.“ (Ausland 1856. S. 2120). Allein was hilft uns dieser Reichthum in solcher Perspective? Der kamtschadalische oder arktische Lachs wird nie in frischem Zustande unsere Märkte erreichen, auch ist die arktische Art Salmo rossii bei weitem nicht so wohlschmeckend und fein wie unsere europäischen Fische, und dann würde sich auch am Nordpol rasch der Lachs verringern, wenn ihm der europäische Mensch, der große Tödter, nachzustellen anfienge. Wenn es auch keine Zeit gegeben hat wo todte Lachse die Ufer unserer Flüsse verpesteten, so muß dieser Fisch doch noch vor wenigen Jahrhunderten in unglaublicher Fülle aus der Nord- und Ostsee binnenwärts gezogen seyn. Es ist ja bekannt daß ältere Dienstbotenordnungen hanseatischer Städte den Herrschaften untersagten ihre Leute „öfters als zweimal die Woche“ mit Lachsgerichten heimzusuchen. Leckerbissen müssen selten und theuer bezahlt werden, ehe sie einen gewissen gastronomischen Rang erreichen, und wenn man indianische Vogelnester so zahlreich und mühelos gewinnen könnte als den Guano, man würde sie nicht mit Gold aufwiegen, sondern Schweine und Hühner damit füttern. Eines der fischreichsten Gewässer in Bezug auf Salmo salar war bisher die schottische Tweed geblieben, und sie war es nur geblieben, weil seit den ältesten Zeiten der Fisch unter dem Schutze der Gesetze stand und die Henne nicht geschlachtet werden durfte welche goldene Eier legte. Schon zu Robert Bruce's Zeiten wurde der Lachsfang in der Tweed zu bestimmten Jahreszeiten geschlossen und wieder aufgethan, und das erste Parlament unter Jakob I von Schottland setzte die hohe Geldstrafe von 40 Sh. für jeden zur Unzeit gefangenen Lachs (1424) fest. In den letzten 15 bis 20 Jahren ist der Preis dieses Fisches in England auf das doppelte gestiegen. Die hohen Preise sind aber nur eine traurige Prämie für eine raschere Vertilgung dieses edlen Raubfisches gewesen, wie sich aus der folgenden Liste ergeben wird, zu deren Verständniß wir bemerken daß unter Lachs der ausgewachsene Salmo salar, unter Grilse der Lachs

Digitized by Google

in jungfräulichem Zustande, und unter Lachsforellen (trout) der Salmo eriox ein weit gröberer, und gering bezahlter Fisch, gemeint ist. Es wurden in der Tweed im Durchschnitt jährlich gefangen

	Lachse	Grilsen	Lachsforellen.
von 1811—1815	40,297	68,057	31,235
„ 1816—1820	37,938	87,089	48,078
„ 1821—1825	22,930	57,647	62,475
„ 1826—1830	9,804	53,990	48,864
„ 1831—1835	14,416	65,112	69,121
„ 1836—1840	14,149	52,283	54,877
„ 1841—1845	18,846	81,047	69,712
„ 1846—1850	11,479	56,190	49,630
„ 1851—1855	9,085	23,905	32,764
im Jahre 1855	6,329	13,952	23,736
„ „ 1856	4,885	33,992	30,597

Man sehe diese Columnen ein wenig genauer an, sie geben einen wir möchten sagen pathologischen Aufschluß. Von 1816 bis 1820 wurden 87,089 Grilsen getödtet. Die Folge war daß die Beute der Lachse in der Zeit von 1826—1830 sich bis auf 9,804 erniedrigte. In der Zeit von 1841—1845 wurden abermals über 80,000 Grilsen getödtet, und die Folge war daß zehn Jahr später die Ausbeute der Lachse auf 9000 und unter 5000 fiel. Vier Fünftel der Fische also werden gefangen ehe sie sich begattet haben, in dem letzten Jahre bereits neunzehn Zwanzigstel Jungfern und Junggesellen.

Diese traurige Abnahme der Art hat die Sorgen der Gesetzgeber auf sich gelenkt, und es liegt ein Gesetzentwurf jetzt im Parlament um der aussterbenden Fischart wieder einige Erleichterung zu verschaffen. Der Gesetzgeber hat aber eine schwierige Aufgabe. Die Interessen der Fischereiberechtigten am untern Flusse sind andere als die Interessen der Eigenthümer oberhalb. Freilich verdient der Fisch, je höher er den Fluß hinaufgeht, die größere Schonung, weil oben die Eier deponirt werden. Je emsiger aber unterhalb das Ausrotten betrieben wird, desto weniger Fische werden hinaufgehen und je mehr Fische oberhalb erlegt werden, um so rascher stirbt die künftige Brut aus und um so weniger Salmen werden einst ins Meer schwimmen. Das wirksamste Mittel bliebe nun freilich auf einen Zeitraum von fünf Jahren den Lachsfang zu verbieten mit Ausnahme des Fischens mit der Angel, welches keinen sonderlichen Schaden anrichtet. Aber eine so gewaltsame Maßregel welche viele Verträge brechen und andere Interessen verletzen würde, läßt sich in England nicht durchführen.

Man hat in neuerer Zeit dem Uebel auf eine andere Art beizukommen gesucht, nämlich durch die künstliche Bevölkerung der Flüsse. Sir Humphry Davy behauptete, jeder Lachs lege 17,000 Eier, von denen nur 800 etwa ausschlüpfen. Solche Zahlenangaben sind höchst mißlich, denn Sir Humphry war nicht in der Lage die 17,000 Eier, die in der Freiheit deponirt wurden, zu beaufsichtigen und zu ermitteln, wie viel davon zu Grunde giengen. Allein wir vermögen aus der ungeheuren Fruchtbarkeit der Fische zu schließen daß die Zerstörung ihres Samens eben so gewaltig seyn müsse. Die Natur würde diese Fruchtbarkeit nicht befördert haben, wenn sie nicht das einzige Mittel wäre um das Aussterben der Arten zu verhindern. Legt also ein Lachs wirklich 17,000 Eier, so wird davon nur ein unendlich kleiner Theil ausschlüpfen, von den ausgeschlüpften die ungeheure Mehrzahl umkommen oder von andern Fischen verschlungen werden, und zuletzt von der Brut nur so viel Exemplare das zeugungsfähige Alter erreichen daß die Individuen der Art nicht abnehmen, sondern die Vernichtung, die ihnen im gewöhnlichen Laufe der Natur droht, wieder ausgeglichen werde. Ganz anders aber gestaltet sich der Hergang wenn die Eier der Fische künstlicher Pflege sich erfreuen. In der großen schottischen Fischzucht bei Stormontfield wurden aus 300,000 Eiern 270,000 Lachse bis zu dem Alter aufgezogen, wo der Fisch sich auf die Wanderung begibt. Leider kann sich die Kunst nicht über dieses Alter hinaus erstrecken. Die Fischzucht vermag süße Gewässer mit Süßwasserfischen in erstaunlich kurzer Zeit bis zum höchsten Grade zu bevölkern, der Lachs aber ist beidlebig, er hat seine süße und seine salzige Saison. Ueberdieß war die Naturgeschichte dieses Fisches noch in ziemliches Dunkel gehüllt, denn er wechselt mit dem Alter sein Kleid, und die Britten haben für diese verschiedenen Zustände die Namen Parr, Smolt, Grilse, Salmon. Die großen Versuche in Stormontfield welche die Aufmerksamkeit des Meetings der British Association im Jahre 1855 in so hohem Grade erregten, haben viele Aufschlüsse gegeben. Sie begannen am 23 Nov. 1853, wo die befruchteten Eier deponirt wurden. Ende März 1854 begannen die ersten Thierchen auszuschlüpfen, und Ende Mai waren keine fruchtbaren Eier mehr vorhanden. In diesem Zustande heißen die Fische Parr. Die schottischen Fischzüchter streiten nun darüber, ob der Parr ein oder zwei Jahr nach dem Ausschlüpfen zum Pilgrim wird und in das Meer zieht. In Stormontfield verließen nach dem ersten Jahre die Hälfte der Parrs die Behälter, die andere Hälfte blieb. Das Räthsel war also nicht gelöst. Die eine Ansicht ging dahin, die Fische würden noch ein Jahr gewartet haben, wenn nicht durch künstliche Fütterungen ihre Reife beschleunigt worden wäre; die andere Ansicht lautete sie seyen nicht ausreichend gefüttert worden, sonst hätte der ganze Schwarm die Behälter verlassen. Es ergab sich auch daß nicht etwa das eine Geschlecht blieb und das andere früher wanderte, sondern beide Geschlechter sich ganz gleich verhielten. Wenn die junge Brut sich anschickt das Süßwasser zu verlassen, wechselt sie ihr Ausiehen. In diesem Pilgerkleide heißt der Fisch Smolt. Man untersuchte am 2 Mai 1855 einjährige Zöglinge, und fand daß sie noch nicht „Toilette" gemacht hatten. Aber am 19 desselben Monats versammelten sich die Sachverständigen wieder, und fanden unter 12 Exemplaren fünf völlig reisefertig. Inzwischen hatten alle Individuen der zweijährigen Brut am 26 April 1855 ihr Kleid gewechselt, am 28 April begann der Abzug, und am 24 Mai war der letzte Nachzügler verschwunden. Die nächste Frage blieb nun, wann kehrt der Smolt als Grilse wieder. War der Smolt der Pilgrim der in die See zieht, so ist die Grilse der heimkehrende Fisch aus der See, der sich im Sommer im Süßwasser zum erstenmal begattet. 12—1300 Stück der Smolts aus der Zucht des Jahres 1854 wurden gezeichnet, und von diesen angeblich 22 Stück in derselben Saison im Julius als Grilsen gefangen. Je nachdem sie zeitiger oder später aus der See wiederkehrten, wogen sie 5—9 Pfund, während sie beim Abzug in das Meer nur ein paar Unzen schwer waren. Ihr Gewicht hätte also in zwei bis drei Monaten Seeaufenthalt in staunenswerther Geschwindigkeit zugenommen (vgl. Anal. 1855 S. 981). Im Jahre

Digitized by Google

1856 wurden 1135 gezeichnet und „etliche" davon als Grilſen wieder eingefangen. Dieſe Erlebniſſe der Fiſchzüchter am Tay ſind aber neuerdings in Zweifel gezogen worden.[1] Die Einzeichnungen beſtanden nämlich nur darin daß man die zweite Rückenfloſſe zerſchlitzte. Dieſes Erkennungszeichen kann aber ſehr trügeriſch ſeyn, denn wie leicht iſt es nicht möglich, daß unter den 30—40,000 Grilſen, welche in jenem Jahre im Taygebiet gefangen wurden, die betreffenden 22 jenes Zeichen an der Rückenfloſſe einer andern Urſache als der Scheere der ſchottiſchen Züchter verdankten? Man wird alſo nicht eher darüber zuverläſſigen Aufſchluß erhalten, als bis man andere Markzeichen anwendet, und das beſte wäre wenn man die Floßfeder nach Art der Eiſenbahnbillets rund durchbohrte. Dieſes Zeichen könnte von keinem natürlichen Verletzer des Lachſes gefälſcht werden. Auch waren in frühern Jahren in der Tweed eine Menge Fiſche gezeichnet worden, die dann leicht nach dem Tay ſchwammen und dort als Zöglinge von Stormontfield reclamirt wurden. Solche Smolts aber, die man mit Ringen gezeichnet hatte, wurden im erſten Jahre als rückkehrende Grilſen nicht, wohl aber etliche im zweiten Jahre als ſolche eingefangen. Von den 300 zweijährigen Smolts, die Stormontfield mit Silberringen gezeichnet 1856 verließen, iſt bis jetzt noch kein einziger als Grilſe gefangen worden. Vor dem nächſten Jahre wird man alſo nicht erfahren, wie lange der Lachs im Meere bleibt, ehe er die Reife zur Begattung erreicht, ob er in demſelben oder erſt im folgenden Jahre als Grilſe in das Süßwaſſer zurückkehrt. Der Herzog von Roxburghe indeſſen beſaß einen Fiſch, der durch einen beſonders gefärbten Draht durch die Kiemen am 14 Mai 1855 gezeichnet, und am 21 Julius 1856 als Grilſe 6½ Pfund ſchwer gefangen wurde. Bis jetzt alſo ſcheint die Anſicht, daß die Smolts nicht in demſelben, ſondern erſt im nächſten Sommer zurückkehren, die größere Wahrſcheinlichkeit für ſich zu haben. Indeſſen hat die andere Anſicht doch auch wieder noch einigen Anhalt in dem Umſtand daß die Jahreszeiten des Abgangs und Aufgangs der Lachsbrut von der Natur geſchieden ſind, ſo daß ſich in keinem Süßwaſſer Smolts und Grilſen begegnen, denn über dem Mai bleibt kein Smolt im Fluſſe, während Grilſen erſt im Julius erſcheinen. Ein großes Myſterium ſind ferner die ſogenannten leeren (clean) Lachſe, die bisweilen im Februar oder März die Flüſſe hinaufgehen. Was ſie eigentlich dort beabſichtigen, iſt nicht zu ergründen, denn die Laichzeit tritt erſt ſechs Monat ſpäter ein. Vielleicht iſt es eine Krankheit welche den Fiſch zwingt eine Süßwaſſercur ſchon zu Ende des Winters zu gebrauchen.

Aelter ſind die Unterſuchungen was aus den Grilſen wird. Man hat zahlreiche Experimente an verſchiedenen Orten und glücklicherweiſe immer mit Ringen angeſtellt. So darf man als beſtätigt annehmen daß die Grilſe, welche nach der Begattung ſehr zeitig im Frühjahr den Fluß verläßt, in derſelben Saiſon als Lachs zurückkehrt, daß ihr Gewicht ſich in dieſer Zeit verdoppelt oder verdreifacht, und endlich daß nur eine beunruhigend geringe Anzahl etwa 3 bis höchſtens 4 Procent überhaupt zurückkehrt. Im Frühling 1852 wurden beiſpielsweiſe 500 junge Lachſe mit Gutta-Percha-Ringen gezeichnet und in einen Waſſerbehälter noch ein paar Yards innerhalb der Fluthgränze im Fluſſe Whittader geſetzt, der ſich dicht oberhalb von Berwik in die Tweed ergießt. Der größere Theil der Fiſche fand Gelegenheit glücklich ins Meer zu entkommen. Aber fort giengen ſie auf immer, keiner kehrte zurück, und nur von dreien hat man weitere Nachrichten erhalten. Der eine wurde in der Mündung des Tyne 70 (engl.) Meilen ſüdlicher, der andere bei Yarmouth 300 Meilen ſüdlicher gefangen, der dritte kam bei Eyemouth zehn Meilen nördlich zum Vorſchein und zwar im Bauche eines Stockfiſches, wo aber von ihm nur noch ſeine Wirbelſäule und ſeine Gutta-Percha-Marke übrig war.

Der Geſetzgeber iſt ziemlich machtlos um der örtlichen Vernichtung der Species Schranken zu ſetzen. Man kann vielleicht die Saiſon des Fiſchfangs noch mehr einſchränken, man kann gewiſſe Methoden des Fanges gänzlich verbieten z. B. das Harpuniren der Fiſche bei Fackelſchein, aber alles das ſind und bleiben nur Palliativmittel. Die Bevölkerung durch künſtliche Zucht wird auch nicht dem Uebel ſteuern, denn die Züchter ſind eben nie eines Gewinnes ſicher. Sie wiſſen nicht ob ein einziger Fiſch von den Hunderttauſenden, die ſie ausbrüten und nähren, jemals in ihre Netze gehen wird, ob die Züchter an der Tweed nicht für die Fiſcher am Tay oder vielleicht gar für norwegiſche Rechnung die Brut füttern. Ein Mittel gäbe es indeſſen um bald andere Zuſtände herbeizuführen, wenn nämlich ſämmtliche Eigenthümer an den Ufern der Lachsgewäſſer ſich zu einer großen Actiengeſellſchaft vereinigten, und der Fiſchfang auf gemeinſchaftliche Rechnung betrieben würde. Auf gemeinſame Koſten müßten dann auch die Züchtereien betrieben werden, die bis jetzt ihre Wirkſamkeit rein nur der Freigebigkeit einiger Lords verdanken. Da wir nun oben geſehen haben daß eine große Zerſtörung von Fiſchen immer im Laufe von etwa 10 Jahren durch Mißernten der Fiſcher ſich rächt, ſo müßten umgekehrt die Leiſtungen von einem Dutzend Brutanſtalten die jährlich etwa 3 Millionen junger Fiſche in das Meer ließen, nicht im Laufe eines, wohl aber im Laufe etlicher Jahre große Wirkungen erzielen. Würde nun der Fiſchfang ſyſtematiſch betrieben, ließe man alle Grilſen wieder frei und beſchränkte man ſich nur auf die Jagd der Lachſe, ſo könnten die britanniſchen Gewäſſer wenn auch nicht jene fabelhafte ältere Bevölkerung, doch wenigſtens die Fülle wie am Anfang des Jahrhunderts wieder erlangen. Nichts wäre einfacher und natürlicher, weil der Vortheil der Geſammtheit nothwendig dadurch befördert werden müßte. Die Rente der Lachsfiſchereien in der Tweed iſt nämlich ſeit 1811 von 20,000 Pfd. St. auf 4000 Pfd. St. geſunken, denn der Marktpreis des Fiſches ſtieg nicht in gleichem Grade als der Ertrag der Beute abnahm. Ein ſolches Uebereinkommen iſt aber ſchwierig herzuſtellen. Die großen Grundbeſitzer wären raſch bereit. Nicht ſo die kleinen, welche nur ein paar Yards Uferlänge beſitzen und auf dieſer kleinen Strecke nach Kräften Unheil anſtiften. Auf dem Feſtlande wäre nichts leichter als ein Geſetz zu ſchaffen welches dieſe Intereſſen zu Gunſten eines Generalpächters expropriirte, der auf ſyſtematiſche Weiſe und nach den Vorſchriften der Wiſſenſchaft ſein Recht ausbeuten müßte. In England aber iſt man allen Eingriffen in das Privateigenthum abhold, alſo auch den Expropriationen. Noch hält man dort mit Zähigkeit an der Irrlehre feſt daß der Vortheil des Einzelnen immer zugleich der Vortheil der Geſammtheit ſeyn müſſe, was doch nicht der Fall iſt, am allerwenigſten bei Ausbeutung von Naturſchätzen, wo der ein-

[1] Quarterly Review. Jan. 1857. The Salmon: Fishing, Breeding and Legislation.

zelne gern vom Capital zehrt und dabei seinen Vortheil findet, während die Rente der Gesammtheit nothwendig durch seinen Gewinn schmäler werden muß. Wirksam aber würde eine solche Organisation erst dann seyn, wenn sich die maritimen Nachbarstaaten ebenfalls verpflichteten den Fischfang nur systematisch zu betreiben. Dazu ist vorläufig keine Aussicht. Allein die bittere Noth wird bald die Menschen zur Vernunft bringen. Es ist überhaupt eine Schmach unserer so hochmüthigen und aufgeklärten Civilisation, daß wir noch manches lernen könnten von der Politik so niedrig stehender Völker als z. B. die Incaperuaner waren. Was zur Schonung des Fischreichthums bei uns noth thut, bestand im Reiche der Incas als Gesetz in Bezug auf die Jagden. Nur alle vier Jahre wurde auf einem bestimmten Revier gejagt, dann aber erschlagen was in die Hände gerieth. Die Thiere hatten dann drei Jahre Ruhe und völlig Zeit das ausgeleerte Gebiet wieder zu bevölkern. Auf diese Art wurde gewiß der höchste mögliche Ertrag erzielt. Als die Spanier nach Peru kamen, wurde der alte Jagdbann gebrochen und rasch stellte sich eine Armuth an Wild ein, die noch bis zum heutigen Tage fortdauert. Die peruanische Politik sollte man sich in Bezug auf den Wallfischfang zur Regel nehmen. Man sollte die Weltmeere in drei große Reviere eintheilen, nämlich in das atlantische und in die pacifischen über und unter dem Aequator. Nur einer dieser Jagdgründe sollte für zwei Jahre sämmtlichen Wallfischfängern geöffnet werden und dann vier Jahre unbetastet bleiben. Diese Praxis würde sich bald mit einem größern Reichthum an Beute und mit höherem Ertrage der Jagd belohnen. Dazu wäre ein internationaler Vertrag der seefahrenden Nationen völlig ausreichend. Es bedürfte höchstens daß ein Schiff dieser oder jener Nation die verbotenen Jagdgründe besuchte und hoher Strafen für den zur ungesetzlichen Zeit ertappten Wallfischfänger. Man wird vielleicht spotten über einen solchen universellen Völkerverband und diese Art von kosmischer Gütergemeinschaft, allein auch hier wird die bittere Noth bald nachhelfen. Man wird zu diesem Mittel doch schreiten müssen, und es ist nur zu besorgen daß es zu spät geschehe und zu einer Zeit wo es mit der Wiederbevölkerung der See sehr langsam vorwärts gehen möchte, während jetzt noch die Festsetzung eines Turnus die nöthige Abhülfe gewähren könnte. Man fürchtet immer die Verletzung von zünftigen und individuellen Interessen, obgleich man doch voraussieht daß wenn dem Unwesen kein Einhalt geschieht, der einzelne und die Körperschaft schließlich zu Grunde gehen müssen. Ein Eingriff in das Eigenthumsrecht, ein Machtspruch im Sinne der Socialisten, wird hier zur Wohlthat und zur gebieterischen Nothwendigkeit, denn es gibt doch noch etwas höheres als die Rechtssphäre des einzelnen und dieß ist das Bedürfniß der gesammten Gesellschaft, sobald es notorisch geworden und nicht mehr bezweifelt werden kann.

Der letzte Census Frankreichs mit allgemeinen Bemerkungen über die mittlere Dauer des menschlichen Lebens und andere Elemente der Populationsstatistik.

Im J. 1856 bewohnten das europäische Frankreich 36,039,364 Einwohner. Die Zunahme hatte daher seit 5 Jahren (1851) nur 256,303 Köpfe betragen. Dieses Ergebniß lautet sehr bedenklich und hat in Frankreich selbst nicht wenig Köpfe zum Nachdenken genöthigt. Im Grunde könnte vielleicht mancher mit dieser Entwicklung der Populationsziffer zufrieden seyn. Gibt es doch viele Leute die mit einer gewissen Angst das Anwachsen der Bevölkerung überwachen und mit einer Art stillen Glückes dagegen die Entleerung der Länder durch Auswanderung betrachten. Allein wir sprechen zu einem so gebildeten Publicum daß wir nicht nöthig haben erst auseinanderzusetzen, warum eine Zunahme der Bevölkerung absolut weder ein Glück oder ein Unglück seyn müsse, und warum eine Bevölkerungsabnahme nicht nothwendig eine erhöhte Ernährungsfähigkeit der Nation beweist. Es sagt sich vielmehr jeder selbst daß die letzten großen Ziffern welche die Statistik ermittelt an und für sich nichts über das Wohlbefinden einer Nation verrathen, sondern daß man erst die Elemente kennen muß, aus welchen die großen Ziffern entstehen, um die Offenbarungen der Statistik richtig zu deuten. Es betrug die Bevölkerung Frankreichs:

Im Jahre	1790	26,363,074	Köpfe.
„ „	1805	29,107,425	„
„ „	1821	30,461,875	„
„ „	1831	32,569,223	„
„ „	1846	35,400,486	„
„ „	1851	35,783,170	„
„ „	1856	36,039,364	„

Am raschesten innerhalb dieser Zeit nahm die Bevölkerung von 1800 bis 1805 zu, nämlich jährlich um 1,21 Proc. In den letzten zehn Jahren unter den Bourbonen 0,69 Proc., unter Louis Philipp durchschnittlich 0,55 Proc. Am geringsten war die Zunahme in den letzten fünf Jahren, nämlich nur 0,14, geringer sogar als in der Zeit der Mißernte und bürgerlicher Unruhen von 1846—1851, wo sie immer noch 0,22 betrug. Man hat dieses Zurückbleiben zum Theil auf Rechnung des orientalischen Krieges geschoben. Allein die Menschenverluste waren doch höchst unbeträchtlich, so daß wenn dieser Krieg nicht stattgefunden hätte, doch nur 35,000 Menschen mehr in Frankreich leben, die fünfjährige Zunahme also 259,303 Köpfe und jährlich 0,16 Proc. betragen haben würde. Ferner tröstet man sich damit Algier bevölkert zu haben. Allein die Auswanderung nach Algier in den letzten fünf Jahren wird nur wenig tausend Franzosen über das Mittelmeer gelockt haben, sie bestand auch in frühern Jahren, und ihr Effect hat nie, auch nicht 0,01 Proc. Einfluß auf die jährliche Entwicklung der Bevölkerungsmenge erreicht. Die Ursachen liegen in der That viel tiefer. Massenhafte Auswanderungen hat nur Großbritannien und unser Vaterland zu erleiden. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten betrug im Jahre 1800 5⅓ Mill., 1840 17 Mill., 1850 23¾ Mill. Köpfe. Ende 1856 hat sie wahrscheinlich schon 28 Millionen überstiegen. Eine jungfräuliche Erde ist aus allbekannten Gründen viel fruchtbarer als ein alter Boden, allein es gilt hier nur daran

Digitized by Google

zu erinnern daß zu der Vermehrung von 18 Mill. von 1800 bis 1850 in den Vereinigten Staaten nach Abzug der Negerbevölkerung und nach Abzug der eigenen Erzeugung jener älteren Einwohner mehr als die Hälfte übrig bleibt, die auf Rechnung der Einwanderer aus Europa kommt. Diese Einwanderer kamen aber hauptsächlich aus Großbritannien und aus Deutschland, sie verminderten die Bevölkerung dieser Länder genau in demselben Grade als sie die andere vermehrten, und dennoch wissen wir daß in Deutschland die Bevölkerung seit 1815 sich um 40 Proc gesteigert hat, während sie in Großbritannien von 1801 bis 1841 von 16⅓ auf 27 Mill. sich hob, daß sie dann stehen blieb, daß sie aber in den letzten fünf Jahren nach allen bis jetzt angestellten Beobachtungen sich auf 30 Mill. gesteigert hat. Wenn wir nun sehen werden daß die äußerliche Zunahme der französischen Bevölkerung nur in den Ziffern wahrzunehmen ist, daß vielmehr eine innerliche Abnahme beobachtet wird, so muß die Fruchtbarkeit germanischer Völker in unserm Jahrhundert tief unser Nachdenken erregen, besonders wenn wir daran denken daß das zweite größte Land welches romanische Völker bewohnen, nämlich Spanien, gegenwärtig, obgleich im Aufblühen wieder begriffen, dennoch nicht die Zahl der Bevölkerung erreicht hat, die es am Ende des 15ten Jahrhunderts unter Ferdinand und Isabella vor Austreibung der Mauren und Juden besaß, während auch, mit Ausnahme Oberitaliens, kein sonderlicher Zuwachs der Bevölkerung auf der apenninischen Halbinsel wahrzunehmen ist.

Bedenklich ist in Frankreich die rapide Abnahme der Elemente zur Vermehrung der Bevölkerung. Diese bestehen aus der relativen Menge der Ehen die in einem Jahre geschlossen werden, und auf der Fruchtbarkeit der Ehen selbst. Dieß zeigt sich aus der folgenden Tafel.

Zeitperioden.	Jährl. Geburten ausschl. d. Todtgeburten.	Zahl d. Einwohn. auf je eine Geburt.	Zahl d. Kinder auf eine Ehe, ausschl. d. Todtgeborn.	Zahl d. Einwohn. auf je eine Heirath.
1800—1810	918,071	30.27	4.11	132.9
1811—1820	942,919	30.82	3.86	132.7
1821—1830	974,480	31.29	3.76	127.7
1831—1840	967,104	33.78	3.38	125.8
1841—1850	962,812	35.33	3.21	126.0
1851—1854	955,824	36.68	3.14	128.0 [1]

Diese Zahlen lassen schon tiefer sehen als die Gesammtziffern. Es wird niemanden entgehen daß seit 1830 die absolute Anzahl der Geburten langsam abnahm, während sie doch, da sich die Bevölkerung vermehrte, jedenfalls hätte zunehmen müssen, wenn sie relativ nicht abnehmen sollte. Allein die relative Abnahme trat weit früher ein, ehe die absolute Abnahme in den Ziffern sichtbar wurde. Sie hat sich vom Beginn des Jahrhunderts gesteigert, denn im Anfang desselben kam Eine Geburt auf je 30,27, jetzt nur auf je 36,68 Einwohner. Die Zahl der Ehen die geschlossen werden, nimmt ebenfalls ab, aber doch nicht so hastig um jene andern Resultate zu rechtfertigen. Die wahre Ursache ist vielmehr in der verminderten Fruchtbarkeit der Ehen zu suchen, die, wie gezeigt wurde, von je 4,11 auf 3,14 lebendig geborne Kinder gesunken ist. Diese innerliche Zerstörung ist der ganzen Periode seit Beginn unseres Jahrhunderts eigenthümlich. Sie schreitet gewissenhaft fort ohne Pause. Sie ist im ersten Kaiserreich unter den Bourbonen, unter den Orleans und unter der Revolution, und dem zweiten Kaiserreich sich treu geblieben, also unabhängig von der Regierungsform, von mehr oder weniger Einschränkung der absoluten Gewalt.

Diese Erscheinungen werden aber interessanter je näher man auf die Details eingeht. Man kann den Ziffern mancherlei Dinge abfragen, wenn man die Bevölkerung in drei Classen scheidet, nämlich in 1) die Bevölkerung des Seinedepartements oder von Paris, 2) die übrige Städtebevölkerung, 3) die Landbevölkerung. Wenn man die Erfahrungen des Zeitraums von 1846—51 benützt, so ergab sich eine jährliche Bevölkerungszunahme durch Geburten:

im Seinedepartement	von	0,1556 Procent,
der Städtebevölkerung	„	0,2939 „
auf dem flachen Lande	„	0,4338 „

Daraus ergibt sich daß jene Vermehrung der Städtebevölkerung die Fruchtbarkeit der französischen Nation vermindert. Da nun aber in Frankreich ein beständiges Einwandern in die Städte vom Lande aus stattfindet, so hat man in dieser Bewegung eine Ursache der verminderten Fruchtbarkeit gefunden. Aber seltsam! Es werden mehr Kinder in den Städten als auf dem Lande geboren, z. B. je eins auf 32 Bewohner in Paris, auf 35 Bewohner der übrigen Städte, auf 41 Bewohner des Landes. Die Fruchtbarkeit in den Städten ist also größer, aber wohlgemerkt nicht die legitime, denn auf je eine Ehe kamen in Paris nur 2.31, auf dem Lande je 3.28 Kinder. Die unehelichen Geburten betragen umgekehrt 27¼ Proc. in Paris und nur 4 Proc. auf dem Lande. Je höher die relative Ziffer der unehelichen Geburten, um so höher wird die Sterblichkeit der Kinder ausfallen. Es fehlt nicht an Angaben wie viel relativ uneheliche Kinder im ersten Jahre mehr sterben als eheliche. Wir könnten aber auf ein sehr ungünstiges Verhältniß schon daraus schließen daß von den todtgebornen Kindern 29.46 Proc. unehelich in Paris, und 7.19 Proc. unehelich auf dem Lande waren. Es werden also im Verhältniß mehr uneheliche als eheliche Kinder todtgeboren. Die Sorgen mit denen die schwangere uneheliche Mutter zu kämpfen hat, erklären alles Ungünstige dieser Ziffern, diese Sorgen steigern sich nothwendig nach der Geburt in den ersten Jahren, wo das Kind der höchsten Pflege bedarf, denn von je 100 ehelichen und unehelichen Kindern vollenden nur ¾ das erste und wenig mehr als ⅔ das zweite Jahr. In den Städten sind daher die schwächlich gebornen Kinder zahlreicher als auf dem Lande, wie wir dieß aus dem Umstand zu schließen vermögen daß in Paris je eine todte Geburt auf 15.73, in den übrigen Städten auf 20.34 und auf dem Lande auf 29.28 lebendige Geburten kommt. Es darf uns also gar nicht wundern daß die Sterblichkeit der unehelichen Kinder im ersten Jahre doppelt so groß ist als die Sterblichkeit der ehelichen Kinder, daß vielmehr in diesem Zeitraum durchschnittlich 2,11 Proc. uneheliche Kinder in derselben Zeit wie 1,Proc. eheliche Kinder sterben.

Die Jahreszeiten üben auch ihren Einfluß auf Empfängniß und Geburten. Auf je 12,000 Kinder, die in einem Jahre geboren werden, fallen 1128 auf den Monat März (Maximum), und je 920 auf den December (Minimum). In Bezug auf das Empfängniß ist daher der Monat Junius der günstigste, der Monat März der ungünstigste Monat. Frankreich weicht darin etwas von den allgemeinen Erfahrungen ab, insofern in der gemäßigten Zone der

[1] Das Jahr 1854 zeigte plötzlich die hohe Relation von 132, sonst war das Verhältniß von 1851—1853 nur 126.3.

Digitized by Google

Mai in Bezug auf die Empfängniſſe, der Februar in Bezug auf die Geburten als der fruchtbarſte Monat gilt. [1] Ueberhaupt iſt zu bemerken daß in den fünf Monaten vom Januar bis Mai die Geburten ſtets über, in den übrigen 7 Monaten ſtets unter der mittleren Monatszahl bleiben. Allein ganz verſchieden verhalten ſich darin die drei Claſſen der Bevölkerung. Auf dem Lande nämlich wird das allgemeine Geſetz in ſtärkern Proportionen ſichtbar, da hier das Minimum 900 (Dec.) der Geburten, und das Maximum 1147 (März) weit entfernter iſt vom mittleren Durchſchnitt. Die ſtädtiſche Bevölkerung ſucht dagegen das Geſetz zu verwiſchen. Das Maximum entfernt ſich dort nur um 94, das Minimum nur um 34 von dem mittleren Durchſchnitt (je 1000). In Paris dagegen wird das Geſetz völlig umgeſtürzt. Dort tritt nämlich außer den fünf erſten an Geburten fruchtbaren Monaten ein zweites Maximum im Herbſt (Sept. 1.011, Oct. 1.036) ein. Die meiſten Heirathen werden im Winter, die wenigſten im Herbſt abgeſchloſſen; das Geſetz iſt ziemlich allgemein für ſämmtliche drei Claſſen der Bevölkerung, aber am ſichtbarſten auf dem Lande, wo auf je 3263 Heirathen im Winter 2809 im Herbſt fallen. Allein dieſes Verhältniß hat keinen Einfluß auf den Gang der Geburten in den Jahreszeiten. Von hundert Heirathen in Frankreich wurden 83 zwiſchen Jungfrauen und Junggeſellen, 4 zwiſchen Junggeſellen und Wittwen, $9\frac{1}{2}$ zwiſchen Wittwern und Jungfrauen, und $3\frac{1}{2}$ zwiſchen Wittwern und Wittwen geſchloſſen, und in dieſer Beziehung verhielten ſich die drei Bevölkerungen ſehr ähnlich. Es ergibt ſich daraus daß Männer weit öfter als Frauen ſich wieder verheirathen, denn auf je 6.51 Männer, aber nur auf je 11.47 Frauen fällt eine zweite Ehe, obgleich die Frau im allgemeinen viel jünger heirathet und länger lebt als der Mann. Auf dem Lande heirathet man im allgemeinen jünger als in der Stadt, nämlich bei Ehen zwiſchen Junggeſellen und Jungfrauen der Mann mit 27 Jahren 11 Monaten, die Frau mit 24 Jahren 3 Monaten, in Paris mit 28 Jahren 4 Monaten und mit 25 Jahren 4 Monaten. Man bemerke dabei daß die Altersunterſchiede in der Stadt viel größer ſind als auf dem Lande. Ganz deutlich iſt das Geſetz wahrzunehmen daß je älter ein Mann heirathet, er eine verhältnißmäßig jüngere Frau nimmt. Von hundert Heirathen auf dem Lande, wo der Ehemann zwiſchen 20—25 Jahr alt war, wurden 54 zwiſchen Perſonen gleichen Alters, 29 mit jüngern, 17 mit älteren Frauen abgeſchloſſen, während von 100 Ehemännern im Alter von 40—50 Jahren 73 Frauen die jünger, 23 Frauen gleichen Alters, und nur 4 davon Frauen heiratheten die älter als ſie ſelbſt waren. Die Sterblichkeit iſt in Paris (je 1 auf 34 Einwohner) größer als in den übrigen Städten (1:39) und dieſe wiederum größer als auf dem Lande (1:49)

Wir haben oben gezeigt, daß obgleich die abſolute Ziffer der Geburten abgenommen habe, die Bevölkerung dennoch, wenn auch nur ein wenig gewachſen ſey. Es müſſen alſo die Todesfälle noch weniger betragen haben als die Geburten. Tritt nun ein ſolcher Fall ein, ſo zeigt er deutlich an, daß das mittlere Lebensalter zugenommen habe. Wäre das mittlere Lebensalter daſſelbe geblieben und hätten die Geburten nicht abgenommen, ſo hätte ſich die Bevölkerung weder vermehrt noch vermindert. Das mittlere Lebensalter muß daher nicht unbeträchtlich ſich verlängert haben, um den Ausfall der Geburten zu ergänzen und die Zunahme der Bevölkerung zu bewirken. Darin beſteht jedenfalls die Glanzſeite des franzöſiſchen Cenſus, obgleich in andern Staaten, wie in Großbritannien, deutlich beobachtet wird daß ſich das menſchliche Lebensalter und zugleich die Fruchtbarkeit der Nation ſteigere. Für die militäriſchen Leiſtungen einer Nation iſt es indeſſen weit wichtiger daß die Geburten zunehmen als daß das Lebensalter ſich verlängere, denn das letztere nähert ein Volk dem Greiſenalter und läßt es ſenil erſcheinen. In Frankreich iſt man ſchon gewöhnt die Hälfte der jährlich ausgehobenen Mannſchaft, obgleich das Körpermaß für den Waffendienſt ſeit 1789 dreimal herabgeſetzt worden iſt, als untauglich zu entlaſſen. Dieſe ungünſtige Erſcheinung wird ſich aber ſteigern, da nach dem letzten Cenſus die Städtebevölkerungen ſehr ſtark zu, die Landbevölkerung im allgemeinen abgenommen hat. Das Seinedepartement hat ſich allein ſeit 1851 von 1,422,000 auf 1,727,000 Köpfe vermehrt, die großen Städte aber ſind die Haupturheber der zunehmenden Kriegsuntauglichkeit, inſofern die induſtriellen Beſchäftigungen den phyſiſchen Werth der Nation erniedrigen. Seit 36 Jahren wird in Frankreich immer ein Ueberſchuß der männlichen über die weiblichen Geburten beobachtet, und die Geſchlechter bleiben dabei immer einem numeriſchen Abſtand treu, wie 17:16. Seltſamerweiſe hat man ſeit eben ſo langer Zeit beobachtet daß bei unehelichen Geburten die Geſchlechter ſich der numeriſchen Gleichheit weit ſtärker (26:25) nähern, ohne daß man für dieſe auffallende Erſcheinung ſich eine Erklärung denken könnte. Es müſſen aber mehr Knaben als Mädchen geboren werden, wenn ſich beide Geſchlechter das Zahlengleichgewicht halten ſollen, denn im Durchſchnitt lebt das weibliche Geſchlecht länger als das männliche. Man unterſcheidet dabei zweierlei: das mittlere Lebensalter und die wahrſcheinliche Dauer des menſchlichen Lebens. Das mittlere Lebensalter einer Anzahl Menſchen findet man, wenn man die Summe der Zeit in welcher die Einzelnen zuſammen gelebt haben, durch die Anzahl der Perſonen dividirt. Die wahrſcheinliche Dauer des menſchlichen Lebens aber iſt derjenige Zeitraum, welcher verſtreichen mußte damit von einer Anzahl gleichzeitig geborner Menſchen die Hälfte ſterben konnte. Auf beide Arten iſt das weibliche Geſchlecht bevorzugt.

Es ergiebt ſich nämlich daß in den erſten Kinderjahren, wo das menſchliche Leben den höchſten Gefahren ausgeſetzt iſt, weit weniger Knaben als Mädchen aufkommen. Vom fünften Jahre bis zur Geſchlechtsreife vermindert ſich die Sterblichkeit. Im fünfzehnten Jahre iſt die Sterblichkeit des weiblichen Geſchlechtes etwas größer als die des männlichen, aus ſehr natürlichen Urſachen. Im 30ſten Jahre iſt die Vitalität beider Geſchlechter völlig gleich, aber von da ab bis zum 30ſten Jahr eilt der Mann dem Tode raſcher entgegen als die Frau. Vom 30ſten bis 40ſten Jahr iſt die Wahrſcheinlichkeit des längern Lebens für den Mann etwas größer, von da ab aber geht er mit ſichern Schritten dem Grabe zu, während bei der Frau erſt nach dem fünfzigſten Jahre ſich die Wahrſcheinlichkeiten auf eine jähe Weiſe verringern. Die mittlere Lebensdauer in Frankreich beträgt nach genauen Ermittlungen 38 Jahre 2 Monate; beim weiblichen Geſchlechte genau 40 Jahr, beim männlichen 36 Jahr 3 Monate.

[1] Vgl. die graphiſche Darſtellung über den Gang der Geburten in den Jahreszeiten in Berghaus Phyſik. Atlas Anthrop. Nr. 1.

Digitized by Google

Wir haben oben gezeigt daß sich in den letzten Zeiträumen in Frankreich das mittlere Lebensalter nicht unbeträchtlich verlängert habe. Gleiche Beobachtungen sind noch anderwärts gelungen. Die Frage liegt also sehr nahe ob nicht vielleicht die Dauer des menschlichen Lebens mit dem Gang der Civilisation und günstigen historischen Entwicklungen sich erweitere. In den letzten Monaten ist viel über dieses Problem gestritten worden, in England bei Gelegenheit des Erscheinens von Thomas Bailey's Records of Longevity, in Frankreich über das Buch P. Flourens, Secretär der Akademie der Wissenschaften, welches den Titel führt: De la Longévité Humaine et de la Quantité de Vie sur le Globe. Der französische Akademiker behauptet, der normale Zeitwerth des menschlichen Lebens sey 100 Jahre, und wenn wir selten oder nie an dieses Ziel angelangen, so haben wir es Umständen zuzuschreiben welche historisch und willkürlich die Ordnung der Natur unterbrochen haben. Büffon hatte ähnliche Sachen behauptet, indem er sagte, die Thiere leben 6- bis 7mal so lange als sie zu ihrem Wachsthum gebrauchen. Flourens bestreitet dieß. Das Kamel wachse 8 Jahre lang und lebe 40, das Pferd wachse 5 Jahre und lebe 25. Der Mensch wachse 20 Jahr, folglich müsse er 100 Jahr alt werden. Als das Symptom des vollendeten Wachsthums betrachtet Flourens den Eintritt der Epiphysis oder der Befestigung der Knorpel an den Knochen. Es ist schon sehr willkürlich diesem physiologisch nicht so bedeutenden Umstand einen solchen Werth beizulegen, ferner fehlt es an einer ausreichenden Anzahl von Beobachtungen über den Eintritt der Epiphysis bei verschiedenen Thieren, da die Beispiele des Pferdes und Kameles unmöglich ausreichen. Endlich ist und wird das normale Ziel von 100 Jahren sehr oft überschritten. Die Fälle welche Hr. Thomas Bailey massenweise vorbringt, sind zwar der Mehrzahl nach höchst suspect, und es hat allerhand Streit darüber, namentlich im Athenäum gegeben. Der Fall von Thomas Parr aber, der 152 Jahre lebte, ist gut verbürgt und wird von den Kritikern respectirt. In England hat man weit öfter Gelegenheit empirisch das Problem über die normale Dauer des Lebens zu lösen, insofern darauf ja der Calcul der vielen Lebensversicherungen beruht, und es ist wohl ein sicheres und mäßiges Resultat, das menschliche Leben mit 80 Jahren als vollendet zu betrachten.

Aus dem Alterthum sind uns verschiedene Beispiele hohen Alters erhalten worden. Wenn man auch bezweifeln darf ob Epimenides von Creta wirklich 167 Jahre gelebt habe, so zeichnen sich im allgemeinen die griechischen Philosophen durch ihren Hang zum Altwerden aus. Zeno lebte 102, Demokritus 104, Pyrrho 90, Diogenes 90, Hippokrates 99, Plato 82, Isokrates 98 und sein Lehrer Gorgias 107 Jahre. Sokrates und Archimedes hätten wahrscheinlich, da sie 70 und 75 Jahre alt wurden, ein hohes Alter erreicht, wenn ihr Ende nicht ein gewaltsames gewesen wäre. Sophokles bewies im 90sten Jahre durch seinen Oedipus Colonaeus daß er noch bei gesundem Verstande sey, Pindar erreichte das 84ten Jahr, und Simonides, der Elegiendichter, das 90ste. Auch die Römer brachten es weit in der Kunst lang zu leben, aber namentlich sind es hier die Matronen die uns interessante Exempel liefern. Terentia, Cicero's Frau, lebte 103, Cledia, das Weib des Oftius 115 Jahre. Auf der Liste stehen auch zwei Schauspielerinnen, Lucceia, die ihr 100jähriges Jubiläum auf der Bühne hätte feiern dürfen, und Galeria, die zu Ehren des Augustus noch im 104ten Jahr und 94 Jahre nach ihrem ersten Auftreten, noch einmal auf der Bühne erschien. Unter Vespasian wurde ein Census aufgenommen, und Plinius führt aus dieser Statistik 54 Personen auf die das 100ste Jahr überschritten hatten, 14 von 110, 2 von 125, 4 von 130, 4 von 135 und 3 von 140 Jahren. Die Autorität und die wissenschaftliche Treue des Plinius sprechen sehr stark gegen etwaige Anfechtung der Resultate. Es wäre aber ein großer Irrthum, bemerkt ein Essayist des Edinburgh Review, [1] aus solchen einzelnen Erscheinungen etwa schließen zu wollen daß die durchschnittliche Lebensdauer sich im Laufe der Jahrhunderte verringert habe. Derselbe Verfasser vergleicht auch die verschiedenen Menschenracen in derselben Absicht. Da hat es uns überrascht zu finden daß im Jahre 1840, wo die Bevölkerung der Vereinigten Staaten aus 17 Mill. und darunter 2½ Mill. Negern bestand, nur 791 Weiße vorhanden waren welche das Alter von 100 Jahren überschritten hatten, während doch 1333 Negersklaven und 647 freie Neger ein gleich hohes Alter angaben. Im Jahr 1855 starben 43 Personen in den Vereinigten Staaten über 100 Jahre alt. Der älteste weiße Mann war 110, die älteste weiße Frau 109 Jahre, der älteste Neger 130, das älteste Negerweib 120 Jahre alt. Indessen ist bei diesen Angaben sehr zu berücksichtigen daß die Neger aus Liebe zur Unwahrheit, aber noch weit mehr aus Unwissenheit, ein falsches Alter angeben mögen. Nach dem russischen Census ergibt sich daß jährlich 3½ Procent der Bevölkerung stirbt, eine ungeheure Zahl im Vergleich zu den 2¼ Proc. der brittischen Bevölkerung. Die hohe Sterblichkeit trifft in Rußland hauptsächlich die Kinder. Die russischen Tabellen zeigen 5000 Fälle jährlich an von Todesfällen über 90 Jahre, und diese würden sich auf 10,000 belaufen, wenn die russische Statistik die weibliche Bevölkerung nicht gänzlich ignorirte. In den österreichischen Staaten starben 1842 nur 446 Personen über 100 Jahre, in Preußen 1841 786 Männer und 890 Frauen über neunzig Jahre, und in Norwegen 1845 bei einer Bevölkerung von 1½ Mill. Köpfen wurden nur 19 Männer und 22 Frauen über 100 Jahre gefunden, obgleich dieses Land im Rufe steht daß es Beispiele der höchsten Lebenslänge geliefert haben soll. In den beiden Jahren 1852 und 1853 zusammen starben in England 66 Männer und 117 Frauen über hundert Jahre, der älteste Mann wurde 109, die älteste Frau 110 Jahre alt. Hohe Lebensalter sind bei Staatsmännern, Gelehrten und Dichtern sehr häufig. So wurde Heinrich Dandolo 97, Cardinal Fleury 90, Belmakroke 79, Albertoni 80, Pombal 83 Jahr alt. Wellington, Talleyrand, Metternich, Niebuhr, Humboldt, Hammer-Purgstall, Voltaire, Hegel, Goethe, Newton, Kepler, Galen, Cassini, die sämmtlich über 80 Jahre alt wurden und von denen etliche noch gegenwärtig eine hohe geistige Thätigkeit entfalten, sind die merkwürdigsten Erscheinungen in dem angeregten Sinne.

[1] Jan. 1857. p. 60. Human Longevity.

Der ſiameſiſche Hof.

Sir John Bowring war im Jahr 1855 mit einer Miſſion nach dieſem fernen aſiatiſchen Königreich betraut worden, und hatte ſich einen Monat lang in demſelben aufgehalten. Seine Beobachtungen und Erfahrungen ſind dem Publicum jetzt zugänglich durch ſein bei Parker und Sohn in London erſchienenes zweibändiges Werk, das den Titel führt: The Kingdom and People of Siam, with a Narrative of the Mission to that Country in 1855. By Sir John Bowring. Das Athenäum beſpricht dieſes Werk in einer umfaſſenden Abhandlung, der wir das unſern Zwecken Entſprechende entnehmen, und demſelben nur einige erläuternde Stellen über den zweiten König aus dem im Jahr 1854 erſchienenen Werke Pallegoix's beifügen.

Am 24 März 1855 kam Sir John Bowring an Bord des „Rattler" in der Bucht von Siam an, und wurde auch ſofort zur Audienz bei Sr. goldfüßigen Majeſtät zugelaſſen. Er ſchildert dieſe Audienz folgendermaßen: „Beim Eintritt in den Saal fanden wir den ganzen Raum angefüllt mit ſiameſiſchen Großen, die alle in demüthigſter Stellung, mit abwärts gekehrten Geſichtern, am Boden lagen. Ich gieng mitten durch den Saal hindurch auf ein Kiſſen zu, das für mich in einer Linie mit den Allervornehmſten von nichtköniglichem Geblüt hergerichtet worden war; der erſte Miniſter und ſein Bruder ſaßen unmittelbar neben mir zur rechten Hand. Der König trat herein, und ſetzte ſich auf einen erhöhten, prächtigen, der verhängten Loge eines Theaters gleichen Thron. Er war in goldene Gewänder gekleidet, ſeine Krone an ſeiner Seite; auf dem Haupte trug er eine mit großen Diamanten geſchmückte Mütze, und gewaltige Diamantringe funkelten an ſeinen Fingern. Zu meiner Linken, dem Throne näher, befanden ſich die Brüder und Söhne des Königs; zur Rechten die Prinzen von Geblüt, die Sombetſchen und die höhern Edlen. Die übrigen Edelleute hatten in großer Anzahl da und dort im Saale Platz genommen, und lagen insgeſammt auf ihren Knieen; beim Eintritt des Königs, deſſen Thron etwa zehn Fuß über dem Boden aufgerichtet war, neigten ſie alle ihre Köpfe bis auf den Boden, und wir ſetzten uns ſo anmuthig als möglich nieder, während die Niederwerfungen aber und aber wiederholt wurden. Eine ſehr angenehme Muſik ſpielte ununterbrochen. Als es ſtille geworden, wandte ich mich in einer Rede, die ich ablas, an den König, dankte Sr. Maj. für den herzlichen Empfang den ich erhalten, für den Beiſtand den er mir in Förderung der Zwecke meiner Sendung hatte zu Theil werden laſſen, und drückte die zuverſichtliche Hoffnung aus, die Vertragsbedingungen würden den Glanz eines unter den weſtlichen Völkern bereits hochgeachteten Namens erhöhen, und zur dauernden Wohlfahrt der beiden vertragſchließenden Mächte, ſo wie der geſammten Menſchheit überhaupt führen .... Der König ſtellte mich hierauf ſeinem älteſten Bruder, ſeinem Sohne und verſchiedenen Prinzen königlichen Geblüts vor, welche „die Köpfe erhoben" wenn er ihre Namen ausſprach. Sie waren in leichte Gewänder, von geblümten golddurchwirkten Spitzen, oder Tüll, meiſt ungemein glänzend, gekleidet; die Edlen dagegen an den untern Enden und in den entfernteren Theilen des Saals waren nackt bis an die Hüften, und trugen nur verzierte Gewänder um die untern Theile des Leibes. Die Beine und Füße aller, ohne Ausnahme, waren unbedeckt. Eine Strecke von den beiden Seiten des Thrones entfernt ſtand eine große Anzahl von Pagen. An den Pfeilern des Saals hiengen Gemälde, die Porträts des Papſtes und der Königinnen von England und Portugal an einem und demſelben Pfeiler, das des chineſiſchen Kaiſers Tao Kwang auf der entgegengeſetzten Seite; mehrere Lithographien der großen Ausſtellung von 1851, eine von einem Knaben in Whampoa gemalte Sammlung von Nationalflaggen, und endlich einige Porträts von Perſonen die ich nicht erkennen konnte. Nachdem die Empfangsfeierlichkeit etwa eine halbe Stunde gedauert hatte, zog der König ſich zurück, und ein goldener Vorhang ward vor dem Throne, auf welchem er geſeſſen, herabgelaſſen. Die Edlen erhoben ſich, und wir wurden von denjenigen begrüßt die wir perſönlich kannten. Abermals ließ ſich ein Muſikchor hören, und unzählige Trommeln wirbelten drein. Hierauf erhielt ich eine Botſchaft von dem König, des Inhalts daß er mich ganz allein zu ſehen wünſche. Ich wurde durch einen Hof des Palaſtes geführt, und fand den König, ſeiner königlichen Gewänder entledigt, hinter einem vergitterten Fenſter in beträchtlicher Höhe über mir ſitzen, während ich unten auf einem Teppich ſtand. Bald brachte man einen Stuhl herbei, und Se. Maj. las mit lauter Stimme eine Abſchrift meiner Rede, und geruhte mir viele Artigkeiten darüber zu ſollen. Er ſagte, er habe, als ich ſprach, den Sinn meiner Rede nicht vollkommen verſtanden; jetzt aber verſtehe er jedes Wort, und jedes Wort ſey geeignet, und ſo wie er es mir zu ſagen gewünſcht habe. Er fragte mich ob es einige ſiameſiſche Erzeugniſſe gebe die ich zu beſitzen wünſche; ſie ſtünden ganz zu meinen Dienſten, und er würde ſie mir ſenden. Er ſagte, ich ſolle alle Pflanzen haben die ich wünſchte, und befahl daß mir zwei Elephanten, wenn ich die Sorge für dieſelben übernehmen wollte, übergeben werden ſollten. Er ließ mir eine Lithographie des weißen Elephanten einhändigen, und ſein jüngſtgebornes Kind, ein acht Monate altes Mädchen, holen, ſcherzte mit demſelben und fragte mich dann ob ich es nicht für hübſch halte — was es wirklich war: es war ganz nackt, und ich ſah als einzigen Schmuck nur ein Krönchen aus weißen Blumen auf ſeinem Haupte. Ich fragte Se. Maj. wie viele Kinder er habe; er antwortete: „eilf ſeit ich König bin, und zwölf zuvor — eine Fülle von Königthum." Es war ein lieblicher Anblick zu ſehen wie ein deſpotiſcher Monarch, vor dem eben noch der ganze Adel ſeines Landes in demüthigſter, faſt anbetender Stellung auf den Knieen gelegen, mit einem kleinen Kinde tändelte und ihm zulächelte."

Der Geſandte beſuchte auch die weißen Elephanten und erhielt eine Locke des Haares dieſes heiligen Thiers zum Geſchenk. An Thieren weißer Farbe haftet in den Augen der Siameſen eine ganz beſondere Heiligkeit. Wenn ein Talapoin oder Bonze einem weißen Hahn begegnet, ſo grüßt er ihn — eine Ehre die er keinem Prinzen erweiſen wird. Auch dem weißen Affen wird eine beſondere Verehrung zu Theil, obgleich dem Elephanten in dieſer Beziehung der Vorrang gebührt. „Der Affe iſt ein Menſch, ſagen die Siameſen; allerdings kein ſehr ſchöner, aber nichtsdeſtoweniger ein Bruder." Er wurde einmal als Oberfeldherr zur Bekämpfung eines Heers von Rieſen angeſtellt. Mit einem Fußtritt ſpaltete er einen Berg entzwei, und ſoll den Krieg mit Ehren beendigt haben. Er ſpricht nicht, damit man ihn nicht zwingt umſonſt zu arbeiten. Ueberſchwängliche Ehren werden dem weißen Elephanten erwieſen. Man hält ihn für die Incarnation irgendeines künftigen Buddha. Er hat ſeinen Rang unmittelbar nach den Prinzen von Geblüt, und ein Büſchel ſeines Haares war eines der koſtbarſten

Digitized by Google

Geſchenke das Ihrer Maj. der Königin gemacht werden konnte. Als der König von Siam drei Elephanten an Ludwig XIV ſandte — Thiere welche man, wie geſagt, in Siam als vernünftige Weſen behandelt — flüſterte er in ihre Ohren: „Geht, geht freudig ab. Ihr werdet zwar Sklaven ſeyn, aber Sklaven des größten Monarchen in der Welt, deſſen Gewalt ebenſo ſanft als glorreich iſt.“

In Siam herrſcht die ſonderbare Gewohnheit daß es neben dem eigentlichen Herrſcher noch einen zweiten König gibt. Dieſer König führte ehedem, ſagt Pallegoix, den Namen Uparat, und heißt heutzutage Wangnâ. Gewöhnlich wird ein Bruder oder naher Verwandter des Königs zu dieſer hohen Würde erzogen. Er hat einen ungemein großen, faſt ebenſo ſchönen und koſtbaren Palaſt wie der des erſten Königs; auch trägt er die königlichen Insignien; alle Vorübergehenden müſſen ſich vor ſeinem am Ufer des Fluſſes gelegenen Pavillon zu Boden werfen; er hat ſeinen Hofſtaat, ſeine Officiere, ſeine Mandarinen gerade ſo wie der erſte König. Er ſtellt ſich in Kriegszeiten gewöhnlich an die Spitze der Heere; der erſte König unternimmt nichts wichtiges ohne deſſen Zuziehung. Dennoch muß er den König von Zeit zu Zeit beſuchen: er grüßt ihn dann mit Aufhebung der beiden Hände, wirft ſich aber nicht zu Boden, und bleibt auf Polſter gelehnt als Gleicher dem Gleichen gegenüber ſitzen. Merkwürdig iſt daß ſeit undenklichen Zeiten, trotz der vielen Urſachen zu Zwiſtigkeiten die ein ſolches Regiment naturgemäß erzeugen muß, die Wangnâ ſtets in ziemlich gutem Vernehmen mit den Königen ſtanden. Der königliche Schatz ſteht dem Wangnâ offen ſo oft er deſſen bedarf; allein das Geſuch um Gelder muß zuvor dem König vorgelegt werden, der es durch Beiſetzung ſeines Siegels genehmigt, worauf das Geſuch dem Großſchatzmeiſter übermacht wird der die bewilligte Summe aushändigt.

Bei dieſem zweiten König nun hatte Sir John Bowring ebenfalls eine Audienz, deren Schilderung nicht ohne Intereſſe iſt. „Am Abend, erzählt er, begab ich mich zu einer Privataudienz beim zweiten König. Er iſt ein verſtändiger, ruhiger und liebenswürdiger Mann, der, aus Klugheit und Politik (mehr als aus irgendeiner andern Urſache, wie man ſagt) nur geringen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten nimmt. Wir fanden den ganzen Weg vom Waſſer an bis zum Palaſt mit Matten belegt. Seine eigenen Gemächer ſind angemeſſen und geſchmackvoll möblirt, und ohne die hängende Punkah und die große Höhe der Zimmer hätten die Möbel und die Verzierung zu dem Glauben führen können man befände ſich im Hauſe eines gebildeten Engländers. Seine in vortrefflichem Engliſch geführte Unterhaltung iſt fein und angenehm. Er beſitzt eine auserleſene Bibliothek engliſcher Bücher, ein anſehnliches Muſeum mechaniſcher Inſtrumente, mit Muſtern der neueſten Verbeſſerungen in vielen Zweigen der Wiſſenſchaft, ausgezeichnete Sextanten und Quadranten, Schraubendampfer im Kleinen, ſo wie eine Menge neuerer Waffen. Die Muſik ſpielte während des ganzen Abends, und ich wurde höchlich überraſcht von der Lieblichkeit der Töne eines aus Bambusrohren beſtehenden Inſtruments — die Mittelrohre deſſelben ſind über ſieben Fuß lang. Der König ſpielte darauf, und machte es mir hernach zum Geſchenk.“

Beide Könige ſind ungemein aufgeklärte Männer. Beim Tode ihres Vaters, des Königs welcher Hrn. Crawfurd empfieng, waren ſie durch die Ränke eines ältern Bruders — des Sohns einer Frau niedriger Herkunft, der deßhalb nicht der Erbe des Throns ſeiner Väter ſeyn konnte — eine Zeitlang des Beſitzes ihrer Erbſchaft beraubt. Der erſte König kämpfte nicht um ſeine Rechte, ſondern zog ſich nach ſiameſiſcher Gewohnheit in eine religiöſe Gemeinſchaft zurück, und erwarb ſich im Verlaufe von ſiebenundzwanzig Jahren einen großen religiöſen Ruf: Er widmete ſeine Zeit dem Studium, „wurde ein gelehrter Pali-Jünger und Präſident des Ausſchuſſes zur Prüfung der Fortſchritte der Prieſterſchaft in dieſer heiligen Sprache.“ Er erlernte das Sanſkrit, das Cingaleſiſche und Peguaniſche und widmete der Reinigung des buddhiſtiſchen Glaubens durch Ausmerzung des Fabelhaften große Aufmerkſamkeit. Er ließ ſich im Lateiniſchen hauptſächlich von Pallegoix unterrichten, und erlernte das Engliſche unter dem Beiſtand der Miſſionäre der Vereinigten Staaten. Er beſchäftigte ſich ſogar mit aſtronomiſchen Forſchungen, ſo daß er im Stande iſt eine Finſterniß nach den Längen- und Breitengraden zu berechnen. Er führte eine Preſſe mit ſiameſiſchen und engliſchen Typen ein, und gab eine Abhandlung heraus welche ſeine Mittheilungen an den Bangkok-Kalender enthält.

Sie geben die Berechnungen der Finſterniſſe des Jahrs, und der Prinz ſagt, er drucke dieſelben, damit ſeine auswärtigen Freunde „wiſſen mögen er könne Sonnen- und Mondesfinſterniſſe, Verdunkelungen von Planeten und einigen Fixſternen erſter und zweiter Größe, deren Occultation in den Rand und deren Hervortauchung aus dem Rand des erleuchteten Mondes mit bloßem Auge geſehen werden kann, für jeden Platz entwerfen und berechnen deſſen Länge und Breite ihm ſicher bekannt ſey.

Er führte zuerſt die Rauchfänge in Siam ein; er veranlaßte ſeinen Goldſchmied Mordans goldene Federn nachzuahmen und ließ ſeine Muſikbanden das „God save the Queen“ ſpielen. Ja noch mehr, wir erfahren daß er ſeit Sir John Bowrings Beſuch in einige unſerer gelehrten Geſellſchaften aufgenommen und Abonnent der Illustrated London News geworden iſt.

Die Pflichten der beiden Könige gegen einander ſcheinen nicht klar beſtimmt zu ſeyn. Von dem zweiten König muthmaßt man daß er an den Kriegsangelegenheiten thätigern Antheil nehme als der erſte König, dem er eine gewiſſe Ehrerbietung zollt. Er iſt indeß mit denſelben Inſignien und mit entſprechenden Miniſtern umgeben. Er erhält dieſelben Unterthänigkeitsbezeugungen, und iſt der Gewalt des erſten Königs nur in ſeinen Staatsſchatzanliegen unterworfen. Der gegenwärtige Inhaber des zweiten Throns iſt ein noch talentvollerer Mann als ſein Bruder. Er hat den Euklid und Newton ſtudiert, verſteht den Gebrauch des Sextanten und Chronometers und „wartet mit Ungeduld auf den neueſten Nautiſchen Almanach.“ Er ſchreibt das Engliſche wie ſeine Mutterſprache; ſeine Schriftzüge ſind ſchön und kräftig und gleichen denen unſerer Kaufleute. Sein älterer Bruder erreicht ihn weder in der Führung der Feder noch als Sprachkenner.

Die Rapp'ſche Colonie in Nordamerika.

Die Gemeinde Rapp's, welche ſchnell eine der blühendſten Colonien von 800 Seelen geworden war, iſt jetzt nach 52 Jahren am Eingehen; ſie ſtirbt allmählich ab. Die Geſellſchaft zählte im Jahr 1857 nur noch 300 Seelen, größtentheils betagte Menſchen, und die Hälfte ihrer Häuſer ſteht leer.

Georg Rapp, ein geborner Württemberger, ließ ſich 1805 zuerſt in Old-Harmony nieder; da die Geſellſchaft aber dieſen Platz

Digitized by Google

zu entfernt von Waſſerſtraßen und von Märkten fand, ſo ſiedelte ſie 10 Jahre ſpäter (1815) nach Neu-Harmony am Wabaſch in Indiana über. Doch hier in dieſem ungeſunden Klima, wo viele von ihnen bald ſtarben, ſah die Geſellſchaft ein daß ſie ſich nicht halten könne, und der Ungunſt der klimatiſchen Verhältniſſe unterliegen müßte; ſie überſiedelte deßhalb von 1825 auf 1826 nach Economy, Raven-Co. [1] in Pennſylvanien. Georg Rapp war bei ihren Wanderungen ſtets an ihrer Spitze und predigte als ihr geliebter Führer ſein Evangelium über 50 Jahre. Er ſtarb 1847 90 Jahre alt. Sein Adoptivſohn Friedrich war ſchon vor ihm geſtorben. Nach ſeinem Tod gieng die Führerſchaft auf B. L. Baker, einen achtungswerthen intelligenten Mann, über. Es herrſcht in der Geſellſchaft vollſtändige Gleichheit in jeder Beziehung, alle ſind Grundeigenthümer mit gleichen Rechten und gleichem Rang. Der Koch ihres Hôtels, der Schneider, der Barbier u. ſ. w. ſind alle gleichmäßig angeſehen.

Die Leute ſind ohne Ausnahme gefällig, ohne Strenge, nur des Sonntags erſcheinen ſie als eifrige Gottesverehrer, und dulden nichts was ihrer Anſchauungsweiſe entgegen iſt. Ihr Ritus entſpricht ziemlich dem der lutheriſchen Kirche. Die Muſik wird von zwei Pianos gebildet.

Alle tragen dieſelbe Kleidung von blauer Farbe, und nur verſchieden durch den Schnitt nach den Geſchlechtern.

Unter den Andächtigen waren weitaus meiſt bejahrte und nur wenige junge Leute.

Ihre frühere Seidenmanufactur hat aufgehört, und wollene und baumwollene Manufactur wird nur noch als Winterarbeit betrieben. Weil ihre Bevölkerung ſo ſehr abgenommen hat und Zuwachs fehlt, ſind ſie gegenwärtig genöthigt Lohnarbeiter zur Einbringung ihrer Ernten anzuſtellen und ihr cultivirtes Feld ſogar zu verkleinern. Ihr Muſeum exiſtirt nicht mehr, ihre Muſikbanden haben aufgehört. Nur ihre Viehzucht ſteht noch in Blüthe, ihr Federvieh beſteht aus Tauſenden der ſchönſten und beſten Arten Shanghais und andern Hühnern. Für ihre Feldarbeit haben ſie noch 50 Pferde. Sie beſitzen 5000 Acres Land, und der Werth ihres ganzen Beſitzthums mit Gebäuden wird auf 2 Mill. Dollars geſchätzt. Sie haben unter ſich Arbeiter und Handwerker von ausgezeichneter Geſchicklichkeit. Für arme Reiſende halten ſie eine beſondere Herberge, in welcher jeder derſelben Nachtlager und Eſſen gratis bekommen kann. Sie brauen Bier, bauen und preſſen Wein, bereiten ſogar Whisky, ſind keine Temperenzler, aber Trunkenheit iſt dennoch ganz unbekannt unter ihnen; auch der Gebrauch des Tabaks iſt unter ihnen nicht üblich, was in Amerika, wo in der Regel ſchon die Kinder rauchen, eine Wundererſcheinung genannt werden kann. Im ganzen leben die Leute zufrieden, rechtſchaffen und glücklich; allein es ſcheint daß ſich eben auch im freien Amerika eine Geſellſchaft von Communiſten und Hageſtolzen nicht gehörig recrutiren kann, und nach und nach ausſterben muß. Man hätte ſeiner Zeit in Schwaben den gutmüthigen Schwärmer Rapp ruhig gewähren laſſen können, er wäre weder dem Staat im allgemeinen noch ſeinen Nebenmenſchen gefährlich geworden, hätte vielmehr in ökonomiſcher und gewerblicher Hinſicht viel gutes geſtiftet.

Obſchon Rapp durch das Staatskirchenthum aus Deutſchland gedrängt wurde, ſo blieb er in Amerika doch dem Geiſt der lutheriſchen Confeſſion treu.

[1] Eine Grafſchaft dieſes Namens iſt in Pennſylvanien nicht vorhanden. Economy liegt am Ohio im Beaver County. Die Red.

Ein Ritt durch die große amerikaniſche Wüſte und die Felſengebirge.

(Fortſetzung.)

Die Nacht vergieng ruhig und am Morgen erlaubten wir unſerem Gaſt ſich zu entfernen, indem wir ihm einige Kleinigkeiten ſchenkten um ihn gleichſam für die unfreiwillige Zurückhaltung zu entſchädigen. Unter dieſen Gegenſtänden ſchien ein altes gänzlich vom langen Dienſte abgetragenes und zerriſſenes Paar Hoſen ihrem neuen Beſitzer am beſten zu gefallen. Er war durch dieſe Acquiſition ſo entzückt daß es ihm ſehr ſchwer anzukommen ſchien ſeine Freudenbezeugungen zu unterdrücken.

Bei der Archilette, einem in der Wüſte wohlbekannten Lagerplatze, brachten wir einen Tag und eine Nacht zu; dieſer ſchreckliche Ort hat unter den wenigen dieſe ſandigen Wüſteneien paſſirenden Reiſenden eine traurige Berühmtheit, weil er der Schauplatz eines Trauerſpiels war, welches, obgleich ich deſſen Erzählung den Lippen Carſon's ſelbſt gehört und die bleichenden Knochen der Opfer ſelbſt geſehen habe, ich doch mit Fremonts Worten erzählen will, da derſelbe die Unthat in ſeinem Journal mit allen Details berichtet hat. Er ſelbſt erwähnt es unter dem 24 April 1844, wo er ſagt:

Am Nachmittag überraſchte uns das plötzliche Erſcheinen zweier Mexicaner — eines Mannes und eines Knaben — im Lager. Der Name des Mannes war Andreas Fuentes, der des Knaben (eines hübſchen Burſchen, 11 Jahr alt) Pablo Fernandez. Sie gehörten zu einer aus ſechs Perſonen beſtehenden Abtheilung, deren anderer Theil aus dem Weibe des Fuentes, dem Vater und der Mutter von Pablo und Santiago Giacomo, [1] einem Bewohner von Neu-Mexico beſtand, begleitet von einer Heerde von ungefähr 30 Pferden. Sie zogen von Pueblo de los Angeles, nahe der Küſte entlang, um mit mehr Muße zu reiſen und beſſeres Gras zu erhalten. Nachdem ſie ſo weit in die Wüſte eingeſchritten als mit ihrer Sicherheit für rathſam gehalten ward, hielten ſie an der Archilette, einem der gewöhnlichen Lagergründe, etwa 80 Meilen von unſerem Lagerplatz entfernt, wo eine gute Waſſerquelle und genügendes Gras iſt, und beſchloſſen daſelbſt die Ankunft der großen Karawane abzuwarten. Bald entdeckte man verſchiedene um das Lager lungernde Indianer, welche nach ein oder zwei Tagen hineinkamen, ſich auf freundliche Weiſe benahmen und ſich verabſchiedeten, ohne irgendwelchen Verdacht zu erregen. Ihr Betragen erzeugte ein Sicherheitsgefühl, das ſich bald als verhängnißvoll bewies. Wenige Tage nachher erſchien plötzlich eine Horde von über 100 Indianer in Sicht und näherte ſich dem Lager. Entweder war es zu ſpät, oder man hatte nicht die Geiſtesgegenwart Sicherheitsmaßregeln zu treffen; die Indianer griffen das Lager an, indem ſie mit Gebrüll avancirten und einen Haufen Pfeile losſchoſſen. Pablo und Fuentes waren zu der Zeit gerade auf der Pferdewache und nach Art des Landes beritten. Einer der Hauptgegenſtände der Bemühungen der Indianer war die Beſitzergreifung der Pferde, und ein Theil derſelben umgab die Heerde, aber den Zurufungen Giacomo's Folge leiſtend, trieb Fuentes trotz der Pfeile die Thiere durch und über die Angreifer, und indem ſie die anderen ihrem Schickſal überließen, jagten er und Pablo die Thiere ſchleunigſt über die Ebenen. Da ſie wußten daß ſie von den Indianern würden verfolgt werden,

[1] Giacomo iſt ein italieniſcher Name. Der ſpaniſche Name für Jacob iſt Diego oder Jago.

Digitized by Google

so trieben sie die Thiere 60 Meilen weit, ohne einen anderen Aufenthalt zu machen als den der nöthig war, ihre Sättel frischen Pferden aufzulegen, und ließen sie diesen Morgen auf einem Wasserplatz, genannt Agua de Tomaso. Ohne sich aufzuhalten, eilten sie weiter, in der Hoffnung die spanische Karawane zu treffen, bis sie mein Lager auffanden. Ich empfieng sie freundlich, nahm sie unter meine eigene Reisegesellschaft auf, und versprach ihnen alle Hülfe welche die Umstände mir zu geben erlaubten."

Unter dem 25 April erwähnt Fremont wieder diesen Gegenstand in folgendem Journal-Auszug:

„Nachdem wir 25 Meilen gereist waren, kamen wir in Agua de Tomaso an, wo die Quelle ist wo die Pferde gelassen worden waren, aber wie wirs erwartet hatten, waren sie weg. Eine kurze Prüfung des Bodens bewies uns daß sie von den Indianern weggetrieben worden waren. Carson und Godey erboten sich nebst dem Mexicaner freiwillig sie zu verfolgen, und wohlberitten begaben sich diese drei auf den Weg. Am Abend kehrte Fuentes zurück, da ihm sein Pferd unbrauchbar geworden war; aber Carson und Godey waren auf der Verfolgung geblieben. Am Nachmittag des nächsten Tages hörten wir einen Kriegsruf, sowie ihn die Indianer bei der Rückkehr von einer siegreichen Expedition ausstoßen, nicht lange darauf erschienen Carson und Godey, und trieben einen Haufen Pferde vor sich her, welche Fuentes als einen Theil der verlorenen erkannte. Sie benachrichtigten uns daß, nachdem Fuentes sie verlassen hatte, sie allein die Verfolgung fortgesetzt hätten bis sie die Spur gegen Anbruch der Nacht in die Gebirge geleitet habe. Nach Sonnenuntergang leuchtete der Mond, und folgten sie der Spur bei Mondschein bis spät in die Nacht, wo sich dieselbe in einen Engpaß verlor und daselbst schwer zu verfolgen war. In der Furcht sie im Dunkel des Passes zu verlieren, banden sie ihre Pferde an, zündeten kein Feuer an und legten sich in der Dunkelheit und Stille nieder. Hier lagen sie von Mitternacht bis gegen Morgen. Bei Tagesanbruch nahmen sie ihre Verfolgung wieder auf, bis sie bei Sonnenaufgang die Pferde entdeckten. Augenblicklich stiegen sie ab, banden ihre eigenen Pferde an und krochen vorsichtig nach einem sich erhebenden Punkt welcher dazwischen lag, und von dessen Spitze sie ein Lager von vier Hütten ganz in der Nähe entdeckten. Sie drangen schnell vorwärts und waren vielleicht noch 30—40 Yards von ihrem Ziel entfernt, als eine Bewegung unter den Pferden sie den Indianern entdeckte. Den Kriegsruf ausstoßend, sprangen sie in das Lager ohne auf die Anzahl der in den vier Hütten enthaltenen Personen zu achten. Die Indianer empfiengen sie mit einem Hagel von Pfeilen, von ihren langen Bögen, wovon einer Godey's Hemdkragen streifte und beinahe den Hals traf; unsere Leute feuerten ihre Büchsen auf ein sicheres Ziel und stürzten hinein. Zwei Indianer lagen auf dem Grund, tödtlich von den Kugeln getroffen, die übrigen flohen mit Ausnahme eines Burschen, der gefangen ward. Die Scalps der Gefallenen wurden sofort abgezogen; im Verlauf dieser Arbeit sprang einer der Indianer, welcher zwei Kugeln im Leib hatte, auf die Füße, das Blut strömte ihm vom geschundenen Kopf, und er stieß ein schreckliches Geheul aus. Eine alte Frau, wahrscheinlich seine Mutter, hielt still und kletterte von der Bergseite, woran sie emporklimmte, zurück, und drohte und wehklagte. Diese schreckliche Scene bewegte selbst die trotzigen Herzen unserer Leute, aber sie thaten was die Menschlichkeit von ihnen erforderte und endeten die Qualen des blutbedeckten Wilden. Sie waren nun Herren des Feldes, welches ein kleiner hübscher Ruheplatz im Gebirg, versehen mit einer guten Quelle, und anscheinend sicher vor jedem Ueberfall war. Es waren Zubereitungen gemacht, ein großes Fest für einen bedeutenden Haufen herzurichten, da es ein sehr passender Platz für ein Rendezvous zur Feier solcher Orgien, woran sich diese Wüstenräuber ergötzen, war. Verschiedene der besten Pferde waren getödtet, abgehäutet und zugeschnitten worden, da die in den Bergen lebenden Indianer in die Ebenen kommen um zu rauben und zu morden, und die Pferde nur zum Essen benützen. Große irdene Gefäße worin das Pferdefleisch gekocht und geschmort ward, waren am Feuer, und verschiedene Körbe mit etwa 50 oder 60 Paar Moccasins bezeugten die Gegenwart oder erwartete Ankunft einer großen Partie. Sie befreiten den Knaben, welcher großen Beweis von Stoicismus oder sonst etwas von wildem Charakter gegeben hatte. Sobald er fand daß er nicht getödtet, sondern bloß als Gefangener gebunden ward, fieng er an sein Frühstück, bestehend in einem Pferdekopf, zu verzehren. Nachdem ihr Vorsatz ausgeführt, sammelten sie die übrigen Pferde, 15 an der Zahl, kehrten auf ihrer Spur zurück und kamen am Nachmittag desselben Tages wieder in unserem Lager an. Sie waren hin und zurück ungefähr 100 Meilen in 30 Stunden geritten."

Unter dem 29 April fügt derselbe Verfasser hinzu: „Heute sollten wir die Archilette erreichen, 7 Meilen von wo die mexicanische Partie angegriffen worden war. Wir verließen unser Lager und überschritten einen der steilsten und abstoßensten Theile der Wüste den wir noch gesehen hatten. Unsere Richtung war im allgemeinen nördlich, und nachdem wir einen dazwischen liegenden Fluß durchkreuzt hatten, stiegen wir in eine sandige Ebene oder Bassin hinab, in dessen Mitte der Grasplatz mit seinen Quellen und Weidenbüschen war, welche einen Lagerort in der Wüste bildet und die Archilette genannt wird. Die Todtenstille des Platzes war Unheil verheißend, und als wir schleunigst hingaloppirten, fanden wir nur die Leichen von zwei Männern. Alles sonst war weg; die Körper waren nackend und mit Pfeilen durchbohrt. Fernandez hatte augenscheinlich verzweifelt gefochten. Er lag vor Weidenbäumen, halb nach dem Zelt welches seine Familie bedeckte, gewandt als wenn er herausgeeilt wäre, der Gefahr entgegenzugehen um sie von diesem Asyl abzuwenden. Eine seiner Hände und beide Füße waren abgeschnitten. Giacomo, der ein starker Mann mit kräftigem Aeußeren war, lag unter den Weiden mit Pfeilen durchbohrt. Von den Frauen konnten wir keine Spur entdecken, und es war augenscheinlich daß man sie als Gefangene weggeführt hatte. Ein kleiner Schooßhund, der Pablo's Mutter gehört hatte, war bei den Leichen geblieben, und war beinahe rasend vor Freude als er Pablo sah. Dieses arme Kind war außer sich vor Schmerz und füllte die Luft mit Klagen um Vater und Mutter. Als wir diesen traurigen Anblick hatten und uns ausmalten, was die von so rohen und ekelhaften Wilden geraubten Frauen für ein Schicksal haben würden, hörten alle unsere Gewissensbisse in Betreff der lebendig scalpirten Indianer auf, und wir freuten uns daß Carson und Godey diesen amerikanischen Beduinen, welche stets auf der Lauer sind, unschuldige Reisende zu morden zu und plündern, eine nützliche Lection gegeben hatten."

Als wir die Ufer des Rio-Virgen (Jungfrauen-Fluß) erreichten, fanden wir die „Indianerzeichen" — wie es die Trapper nennen — mehr und mehr häufig. Die Signalfeuer waren gleichfalls noch fortgesetzt und boten weiteren Beweis daß unsere Gegenwart in dieser Region mit Verdacht und Argwohn betrachtet wurde. Unter unseren Haltpunkten nahe dem Virgen war auch der Ort wo Fremont im Frühling 1844 einen seiner besten Leute, einen alten Gebirgsmann als Opfer der Feindseligkeit derselben Indianer verlor. Der unerschrockene Forscher hat den Mord in seinem offi-

Digitized by Google

cielles Berichte, von dem ich mir bereits zu citiren erlaubt habe, gleichfalls beschrieben. Unter dem 9 Mai 1844 schreibt er:

„Ich war beschäftigt gewesen Pflanzen zu ordnen. Ermüdet von der Tageshitze schlief ich Nachmittags ein und erwachte erst bei Sonnenuntergang. Sofort kam Carson zu mir und zeigte mir an daß Tabeau, der zeitig am Morgen seinen Posten verlassen hat und ohne mein Wissen sich nach dem von uns verlassenen Lagerplatze um ein lahmes Maulthier zu suchen, begeben hatte, noch nicht zurückgekehrt sey. Während wir noch sprachen, erhob sich plötzlich aus dem Baumwollenbaum-Walde unten ein Rauch, der uns deutlich sagte was ihm begegnet war; es war dieses Feuer angezündet um die umgebenden Indianer zu benachrichtigen daß ein Streich vollführt worden sey, und sie zu veranlassen auf ihrer Hut zu seyn. Carson und mehrere Leute wurden sofort wohl beritten nach dem Fluß hinabgesandt, kehrten jedoch in der Nacht zurück, ohne von dem vermißten Mann eine Spur gefunden zu haben. Sie giengen nach dem von uns verlassenen Lager, aber weder er noch das Maulthier war da. Wie sie dem Laufe des Flusses entlang suchten, fanden sie die Spuren des Maulthieres, augenscheinlich von Indianern weggetrieben, da auf beiden Seiten des Thieres davon Spuren sichtbar waren.

Nachdem sie einige Meilen mehr zurückgelegt hatten, fanden sie auch das Thier selbst im Gebüsch tödtlich durch einen Pfeil verwundet und zum Sterben dagelassen, damit man es nachher als Beute ausschneiden konnte. Auf einem anderen Platze fanden sie auch etwas, das einer kleinen Blutlache ähnlich war, konnten sich jedoch wegen der Dunkelheit dessen nicht vergewissern. Mit diesen Details kamen sie zu unserem Lager zurück und ihre Nachricht betrübte unser aller Herzen."

„Am 10 Mai. Diesen Morgen, sobald als es hell genug war um Spuren folgen zu können, machte ich mich selbst mit Fitzpatrick und einigen Leuten auf den Weg um Tabeau zu suchen. Wir giengen nach dem Platz wo das anscheinend geronnene Blut gesehen worden war, und wir bemerkten sofort daß dieß der Ort war wo er fiel und starb. Blut auf den Blättern und niedergetretene Gebüsche zeigten daß er seine Wunden etwa 20 Schritt von dem Platz wo er niederfiel, erhalten, und daß er um sein Leben gekämpft hatte. Man konnte sehen daß er von dem Platz wo er gelegen hatte, nach dem Ufer des Flusses geschleppt und hineingeworfen worden war. Außer einem Stück Pferdgeschirr fanden wir keine Spur von dem zu ihm Gehörigen; Pferd, Flinte, Kleider — alles war eine Beute dieser Beduinen der neuen Welt geworden."

Wir waren kaum seit 2 Stunden gelagert als eine unserer Pferdewachen anzeigte daß sie frische Indianerspuren in der Nähe unserer Heerde gesehen habe, und glaube daß sie von irgendeinem Digger-Spion hinterlassen worden seyen, der auf Recognoscirung unserer Stellung ausgewesen sey, um eine Gelegenheit zu finden die Thiere zu stehlen; dieß, im Verein mit den Erinnerungen des Platzes, wird es kaum wunderbar erscheinen machen daß wir schleunigst einen Entschluß faßten. Carson, zwei alte Jäger mit Namen Auchambeau und Lewis, und ich nahmen unsere Flinten und giengen nach der frischen Spur. Die Fußspuren führten uns zuerst auf die gewundenen Pfade, dem Fluß entlang, wo wir genöthigt waren Gänsereihe zu gehen; dann wandte er sich plötzlich auf die Seite, einen steilen Sandhügel, welcher an den Strom gränzte, hinan. Hier verloren wir einige Zeit wegen der Undeutlichkeit der Spuren, fanden dieselben jedoch auf der Spitze des Felsenufers wieder. Einen Augenblick darauf hörte ich Ku ausrufen: „Da geht er!" Und als ich in der Richtung, wohin er zeigte, hinsah, bemerkte ich einen Digger mit Pfeilen und Bogen auf dem Rücken, der augenscheinlich sehr in Furcht war, und so schnell wie möglich zur Rettung seines Lebens rannte. Solch ein Reisen durch den tiefen Sand sah ich noch nie zuvor. Der Wurfche sprang wie ein Hirsch und schwang sich von einer Seite auf die andere um unseren Büchsen kein sicheres Ziel zu bieten. Einmal schien er geneigt zu zögern und einen Schuß nach uns zu senden, aber nach einem Versuch seinen Bogen zu spannen, schien er zu überlegen daß er keine Zeit zu versäumen habe, und eilte vorwärts. Ku feuerte zuerst und verfehlte ihn wunderbarerweise; aber es war ein weiter Schuß und noch dazu im Fluge. Ich versuchte es zunächst mit einer Muskete und sandte ihm zwei Kugeln und sechs Rehposten nach, und zwar mit gleichem Erfolg. Auchambeau folgte mir mit keinem besseren Glücke, und wir begannen eben zu glauben daß der Wilde ein bezaubertes Leben habe, als Lewis, der eine lange Missouri-Büchse hatte, sich auf die Kniee warf und ausrief: „Jungens, ich werde ihn mir holen!" Zu dieser Zeit war der Indianer beinahe 200 Yards weit und näherte sich der Ecke eines steilen Cañon von Felsen und Sand. Die Sache wurde nun aufregend, und wir bewachten den Mann mit beinahe athemloser Spannung als Lewis feuerte. Beim Knall der Büchse beugte sich der Digger vorwärts, und sein einer Arm, welcher vorher in die Luft erhoben war, sank ihm plötzlich herab. Er war augenscheinlich in oder neben der Schulter verletzt; dennoch, und es ist unglaublich zu sagen, des Indianers Kenntniß der Gegend und Ausdauer war so groß daß es ihm doch gelang seine Flucht zu bewerkstelligen. Beim Rennen ließ dieser Krieger (der wohl eine Art von Unteranführer gewesen seyn mag) seinen Haarputz von Pelzwerk fallen; da er nicht zurückkam um denselben zu holen, so betrachtete ich ihn als rechtlich (!) verdiente Beute und nahm ihn daher an mich. Von da an hatten wir mit den Diggers keine Unannehmlichkeiten mehr.

Unsere Abenteuer in der Wüste waren zwar durch unsere Ankunft in Las Vegas de Santa Clara beendigt, und es war eine angenehme Sache wieder einmal grünes Gras und süßes Wasser zu sehen, und zu überlegen daß der unangenehmste Theil der Reise hinter uns läge, und daß der Sand und die Jornadas des großen Beckens unsere abgetriebenen Thiere nicht mehr ermüden würden. Aber trotz alledem waren immer noch Gefahren, Mühseligkeiten und Entbehrungen zu ertragen und zu überwinden. Die schroffen Stufen und Schneetriften der Wah-Satch und Rocky-Mountains (Felsengebirge), und mancher unruhige Strom und reißender Fluß legten unserem Vordringen keine kleinen Hindernisse in den Weg. Aber mit einem besseren Lande vor uns und der kühlen Bergluft, um unsere fiebernden Glieder zu kühlen, sahen wir entschlossenen Herzens der Zukunft entgegen und zweifelten nicht an der endlichen Erreichung unseres Reiseziels. „Las Vegas de Santa Clara" muß dem ostwärts gehenden Reisenden vergleichungsweise immer schön erscheinen. Der Lärm des laufenden Wassers, die großen grasigen Wiesen — von denen der Platz seinen Namen hat — und die grünen Hügel die es rings umgeben — alles dient dazu das Auge und die Sinne des vom Wege ermüdeten „Voyageurs" zu fesseln und zu reizen.

Wenn ich mich recht erinnere, so trafen wir in der Nähe des „kleinen Salzsees" zum erstenmal mit den Utaw-Indianern zusammen. Dort fanden wir einen ihrer Hauptanführer „Wacarra" oder Walker (Gänger), wie ihn die Amerikaner nennen. Sein Lager bestand aus vier Hütten, bewohnt von seinen Weibern, Kindern, untergeordneten Häuptlingen und Kriegern. Die Partie erwartete die Ankunft der großen spanischen Karawane, deren

Digitized by Google

jährlichen als Preis für sicheres Geleite durch ihr Gebiet zu zahlenden Tribut sie entgegennehmen wollten. Ich fand zwischen diesen Indianern und den elenden bisher gesehenen Wesen in jeder Beziehung einen bedeutenden Unterschied. Die Eutaws sind vielleicht der mächtigste und kriegerischste aller auf diesem Continent noch gebliebenen Stämme. Sie schienen gut mit Feuerwaffen versehen zu seyn, die sie auch, wie man sagt, mit der Geschicklichkeit eines alten Schützen zu gebrauchen wissen. Ich erinnere mich daß sie ihr Erstaunen darüber ausdrückten, daß der weiße Mann so viel Pulver brauche um nach einem Ziele zu feuern, während ihnen jede Ladung ein Stück Wild oder den Scalp eines Feindes bringe. Walkera (oder Walker, wie ich ihn nennen will) empfieng unsere Truppe sehr gnädig und ihre Aufmerksamkeit ward, was zum wenigsten meine eigene geringe Persönlichkeit anbelangt, sogar förmlich überwältigend, wie das folgende zeigen wird.

Wir waren derb zugeritten, und wie ich schon bemerkte, waren unsere Rationen gering und dürftig. Aber essen muß man, und wenn das Mahl bereitet ist, so ist es eine wichtige Pflicht, unter solchen Umständen sich seinen eigenen persönlichen Antheil zu sichern. Da unsere Lagerstelle nicht über 100 Yards von den Hütten der Indianer entfernt war, hatten wir uns kaum zum Frühstück niedergesetzt — man hätte es sogar Mittagsessen nennen können, da es beinahe Mittagszeit war und wir noch an diesem Tag nichts gegessen hatten — als Walkers Krieger uns besuchten. Nun ist es für mich etwas unangenehmes zu essen, wenn auch nur ein Hund schalkisch mich angafft, und so saß ich etwas verlegen da, sah erst auf den Zinnteller der meinen Antheil am Atole enthielt, und dann auf das große Maul eines dicken Häuptlings, der augenscheinlich auf eine Einladung meinerseits wartete. Zuletzt faßte ich mir Muth und lud durch allerhand Zeichen, die nicht sehr schwer zu begreifen waren, meinen rothhäutigen Freund ein, den Atole zu kosten. Ehe ich jedoch meinen Gast eingeladen hatte, war ich vollständig über das Betragen mit mir einig, welches ich einschlagen wollte um einen gerechten Antheil am Mahl zu erhalten. Mein Plan war folgender: Ich beabsichtigte meinen zinnernen Theelöffel zu benützen, womit ich, wie ich hoffte, den Atole schneller verzehren konnte als mein kupferfarbiger Freund, wenn er mit dem langen scharfen Messer das ich für ihn bestimmt hatte, essen sollte, indem ich freundschaftlichst darauf baute daß er sich in das Maul schneiden würde, wenn er versuchen sollte es schnell zu gebrauchen. Ich habe seitdem geglaubt daß der Hr. Eutaw den ganzen Plan durchschaut hatte, denn als er seine Operation begann, beehrte er mich mit einem unbeschreiblichen Blick und Gegrunze, und drehte zugleich das Messer mit der Schärfe nach der Hand, um mit dessen Rücken das Essen zu versuchen. Ich sah im Augenblick daß meine Chancen gering waren, und mich nur Schnelligkeit retten konnte. Ich arbeitete mit meinem Theelöffel darauf los, bis mir der Schweiß am Gesicht herablief und verschlang den heißen Atole als wenn ich ein Salamander wäre, aber alles ohne Erfolg; der Indianer mit seinem breitklingigen Messer nahm drei Maul voll, ehe ich eines hatte, und — möge er dafür in die Hölle kommen — ließ sich sogar gelegentlich herab, mich mit einem gnädigen Kopfnicken zu ermuntern; der solide Theil meiner Mahlzeit war bald auf ein kleines nettes Häufchen geschmolzen, aber bis es ganz verschwand, erfaßte der Indianer die Schüssel und händigte sie einem direct hinter ihm stehenden Freunde ein; dieser Bursch leckte dieselbe förmlich rein und drehte, ohne in seinem Eifer zu erschlaffen, in seinem fast stoischen Ernst die untere Seite nach oben, und äußerte dabei ein bedeutsames Grunzen als einen Wink daß eine neue Auflage ganz annehmbar seyn würde. Ich sah resignirt auf die leere Platte, aber die dunklen Augen meines Gastes waren so bedeutungsvoll auf mich geheftet daß ich keine Zeit zum Nachdenken fand. Um so mit einer verzweifelten Entschlossenheit nichts halb zu thun, händigte ich dem Häuptling meine große Kaffeeschale mit ihrem kostbaren Inhalt ein und lächelte dabei so liebenswürdig als möglich. Nun war aber dieser Kaffee mein letzter und größter Schatz, und ich wußte daß es den nächsten Tag nichts eßbares geben würde, wohl aber ein tüchtiger Ritt vor uns lag. So bewachte ich die Bewegungen des die Schale zum Munde führenden Wilden mit nervöser Angst. Auch hier lebte ich in einer trügerischen Hoffnung: Gewiß, dachte ich, kann ihm der Kaffee nicht schmecken, der Zucker ist fast zu Ende, und das Getränke so bitter daß er kaum mir schmeckte, und daher sollte es dieser Bursch mit Abscheu ausspucken. Ich bewachte seine Bewegungen mit athemloser Angst — er kostet — stößt ein Gegrunz der Ungewißheit aus, und wendet, ohne die Schale abzusetzen, seine Augen zu mir um zu fragen ob es gut sey. Ich schüttelte den Kopf verneinend — hätte ich den Guttural-Jargon sprechen können, so würde ich eine eindrückliche Rede gehalten haben, des Inhaltes daß Kaffee eine wirksame Medicin sey, heilsam für das Bleichgesicht, doch vom sicheren Verderben für die Indianer im allgemeinen und der Eutaws im besonderen. Aber, ach! Mein Zeichen ward entweder übersehen oder mißverstanden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der Thraetaono des Zendavesta. In der Sitzung der Asiatischen Gesellschaft vom 7 März verlas der Präsident eine Abhandlung über einige angeblich gleichbedeutende Namen welche, den festländischen Gelehrten zufolge, in den Wedas und den Zendschriften vorkommen sollen. Am interessantesten in dieser Beziehung ist die Identität des Feridun der persischen Fabel, des Zohak-Vernichters, mit dem Thraetaono oder Thretonæ des Zendavesta. Die Parsis haben diese Namen für ganz dieselben gehalten, und der Sanskrit-Uebersetzer, Nerioseng, trug kein Bedenken den Namen Phretun in seine Uebersetzung aufzunehmen. Dieser Thretonâ war der Vernichter der mörderischen dreiköpfigen und sechsäugigen Schlange, welche von Ahriman geschaffen wurde um der Seelenreinheit in der ganzen Welt ein Ende zu machen. In einer der Hymnen des Rig Weda kommt der Name Traitana vor, der von den deutschen Orientalisten als eine weitere mit Feridun gleichbedeutende Bezeichnung begierig aufgegriffen worden ist. Trotz der Aehnlichkeit der Namen bezweifelte der Präsident die Identität derselben; allein selbst wenn man diese zugeben müsse, so bestehe, behauptete er, doch keine weitere, die Hypothese begünstigende Analogie zwischen den Personen. Er führte nun, als Beleg für seine Ansicht von der gänzlichen Verschiedenheit derselben, in Kürze die an jede sich knüpfenden Sagen an. Feridun war der Sohn Abtins, welchen der Tyrann Zohak, als Abtins Sohn noch ein Kind war, getödtet hatte. Der Knabe wurde in den Bergen er-

Digitized by Google

zogen, und als er die Jahre der Mannbarkeit erreichte, bob er mit Hülfe des Grobschmieds Gova ein Heer aus, zog gegen Zohak, bemächtigte sich, durch magische Künste unterstützt, des Throns, und schloß den Zohak in eine Höhle, wo er zu Grunde gieng. Der Traitana der Rig Weda wird auf zweifelhafte Weise als ein Sklave genannt der seinen Kopf, seine Brust und seine Schultern schlug, und der Commentator, Sayana erzählt eine Legende, in welcher der besagte Sklave einen Angriff auf seinen Herrn, den Rischi Dirghatamas, den Verfasser der Hymne, machte und ihn auf obenerwähnte Art schlug, dann aber, von Gewissensbissen getrieben, dieselbe Unbill sich selbst auflegte. Es läßt sich also in obigen Erzählungen keine große Aehnlichkeit wahrnehmen; allein die Vertheidiger der Analogie haben ihre Muthmaßungen auf den Namen Trita's, der in den Wedas häufiger vorkommt, ausgedehnt. Dieser Mann reiste, einer der Legenden zufolge, nebst seinen Brüdern Eka und Dwita mit einer Anzahl Kühen umher. Während sie eines Nachts der Ruhe pflegten, sah Trita einen Wolf; darüber erschreckt, fiel er in einen tiefen Brunnen, wo seine verrätherischen Brüder ihn in Todesgefahr zurückließen, und die Kühe für sich selbst wegführten. Aller Mittel beraubt, den Göttern, welche ihm in seiner tiefen Noth hülfreich beispringen könnten, ein Opfer darzubringen, fiel Trita auf den Gedanken eines bildlichen Opfers, das er treulich verrichtete, indem er dazu die an den Seitenwänden des Brunnens sich hinaufrankenden Schlingpflanzen und den Sand am Boden, anstatt der wirklichen Soma-Pflanze und der Steine nahm, welche bei einem regelmäßigen Opfer erforderlich waren. Den Göttern gefiel die Frömmigkeit Trita's, und da sie zugleich fürchteten er möchte im Widerspruch gegen sie andere Götter schaffen wenn sie ihm nicht schnell zu Hülfe eilten, so begaben sie sich an den Brunnen, und zogen ihn aus seiner gefährlichen Lage dadurch heraus daß sie den Saraswati-Strom in denselben fließen ließen, und es ihm solchergestalt ermöglichten an die Oberfläche zu schwimmen. Trita kehrte sodann nach Hause zurück, wo er die Verrätherei seiner Brüder kundthat, und eine Verwünschung gegen sie aussprach, in Folge deren sie in Wölfe verwandelt wurden. Bei so geringer Gemeinschaft zwischen dem persischen Besieger Zohaks, dem Vernichter der dreiköpfigen Schlange, und dem indischen Heiligen glaubte der Präsident seine Ueberzeugung aussprechen zu dürfen: die ganze Aehnlichkeit beruhe auf der Vox et praeterea nihil. (Athenäum.)

*

Dr. Livingston über den Zambesi-Fluß. In der Sitzung der Londoner geogr. Gesellschaft am 12 d. gab Dr. Livingston einige Erläuterungen über seine Entdeckungen bezüglich der Mündung des Zambesi-Flusses; er suchte sie zugleich anschaulich zu machen durch eine Karte und eine Schilderung des Landes das derselbe durchströmt. Alle Erkundigungen die er einzuziehen vermocht, scheinen ihm die Ueberzeugung gegeben zu haben daß ein beträchtlicher Theil des Zambesi für Schiffe von gewisser Tragfähigkeit schiffbar ist, vorausgesetzt daß man die Fahrt zur Zeit der Fluthen beginnt; mit Kanonenbooten flußaufwärts zu segeln, glaubte er, obgleich man sehr große Fahrzeuge verwenden könne, nicht empfehlen zu dürfen. Auf bedeutende Schwierigkeiten würde man ohne Zweifel während der Monate stoßen in welchen der Fluß voll ist; es sey indeß, wenn man einen Versuch machen wolle um sich von der Schiffbarkeit desselben zu überzeugen, rathsam nur ein Fahrzeug von der leichtesten Tragkraft zu diesem Zweck zu verwenden, weil es sonst leicht auf irgendeiner Sandbank in einem sehr ungesunden Theil des Flusses stecken bleiben und so der Versuch durch Krankheiten der Schiffsmannschaft vereitelt werden könnte. Der Fluß sey in einer Länge von etwa 300 Meilen, ehe man an die erste Stromschnelle gelange, schiffbar. Habe man diese überwunden, so könne man die Fahrt noch weitere hundert Meilen ohne alles Hinderniß fortsetzen. Dr. Livingston ist der Meinung — und wurde in dieser Ansicht von Capitän Hoskyns unterstützt — daß der Zambesi für Handelszwecke ein höchst schätzbarer Wasserweg sey. Er glaube zwar für den Augenblick nicht daß sich sofort ein beträchtlicher Handelsverkehr werde anknüpfen lassen; allein er habe ein solches Vertrauen auf die innern Hülfsquellen des an diesem Flusse liegenden Landes, daß er beabsichtige den Rest seines Lebens der Entwicklung derselben zu widmen. Er sey überzeugt, ein gesetzmäßiger Handel mit diesem Theile der Welt werde die gänzliche Abschaffung des Sklavenhandels daselbst zur Folge haben. Unter andern Handelsartikeln die sich in Fülle dort finden lassen, seyen Elfenbein und Indigo die vorzüglichsten — letzterer wachse wild. Er glaube, die Erzeugnisse des Landes würden alle Kosten, die man auf die Erforschung dieses Landstrichs verwende, reichlich wieder ersetzen.

*

Farbenblindheit. Dieses seltsame Uebel wird bekanntlich auch Daltonism genannt nach dem großen Urheber der atomistischen Theorie in der modernen Chemie, obgleich Sir David Brewster etwas pedantisch getadelt hat, einer körperlichen Schwäche den Namen eines der größten Naturforscher zu geben, weil Dalton zufällig darunter litt. Das Eigenthümliche seiner sinnlichen Wahrnehmungen bestand darin daß er zwischen verschiedenen Farben nicht mehr unterscheiden konnte. Eine Stange rothes Siegellack erschien ihm ebenso wie die Farbe des Naiens, Carmesin bei Tageslicht wie trübes Blau, und das Roth der Wangen wie Dunkelblau, während dunkelgrünes Tuch ihm wie schmutzig rothes vorkam. Er selbst schloß daraus daß die Flüssigkeiten in seinem Auge gefärbt seyn mußten, und daß sie beim Durchschauen dieselbe Wirkung wie eine farbige Brille hervorbrächten. Nach seinem Tode wurden seine Augen untersucht, aber kein solcher Farbstoff entdeckt. Die Flüssigkeiten im Auge waren völlig durchsichtig, Farben durch sie gesehen, behielten ihre normalen Effekte, also mußte das Uebel in der Netzhaut oder, wie man damals meinte, im Sensorium selbst seinen Sitz gehabt haben. Es wurden Werke über Farbenblindheit veröffentlicht und eine Menge lehrreicher Fälle bekannt. Gewöhnlich war das Uebel bei der Geburt schon vorhanden, im vorigen Jahre aber wurde im Philosophical Magazine ein Fall vom spätern Eintritt der sinnlichen Schwäche angeführt. Capitän C. hatte die Mußestunden am Bord mit der etwas seltsamen Beschäftigung eines Seemannes, nämlich mit Stickereien ausgefüllt. Eines Abends war er begierig noch eine Blume zu vollenden, und setzte seine Arbeit in der Dämmerung fort. Plötzlich erhielten die Farben vor ihm eine überraschende Veränderung, namentlich war er nicht mehr im Stande rothe Farben zu unterscheiden. Er eilte auf das Deck in der Hoffnung daß eine größere Fülle von Licht ihm seine Sinne wieder geben würde. Umsonst! Von jenem Tage an blieb er farbenblind. Er verwechselt Grün mit Roth, hält einen (Silber-) Schilling für eine Guinee und vermag in einem Sonnen-Spectrum überhaupt nur zwei Farben zu unterscheiden. (Westminster Review.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 April 1857.

№ 15.

Erste wissenschaftliche Erforschung des Issikul-Sees.

Die Lage des Issikul-Sees [1] wurde auf unsern Karten bisher nur nach den Itinerarien von Karawanen und Kaufleuten bestimmt welche von den russischen Behörden in Sibirien gesammelt worden waren, wie z. B. auf den Grimm'schen Karten zu Ritters Erdkunde. Ebensowenig war man über die Natur dieses Binnensees und seiner Ufer genauer unterrichtet. Die Chinesen nannten ihn Sche-hai, den warmen See, und die Türken übersetzten diese Benennung durch Issi-kul, während die mongolischen Kalmüken ihn Temurtu-noor, den eisenhaltigen See, und die Kirgisen ihn Tuz-kul, den Salzsee hießen. Bis jetzt wissen wir nur gewiß daß er den letzten Namen verdient. Unsere Karten und geographischen Werke gaben dem See am Westwinkel den Tschui zum Ausfluß, der vom Issikul-See in einem Bogen gegen Westen dem Aral-See zufließt, aber vorher ohne ihn zu erreichen in dem kleinen Steppensee (Saumal Kul bei Grimm, Kaban Kul bei A. v. Humboldt) seinen Lauf beendigt. Bisher gab man dem See eine Ausdehnung von 180 Werst (7 = 1 deutsche Meile) in der Länge und 50 Werst in der Breite.

Dieser See ist im vorigen Jahre zum erstenmale von einem wissenschaftlich gebildeten Reisenden, dem Akademiker Semenow, welcher Ritters Erdkunde in das Russische übersetzt hat, besucht worden. Er gieng von dem älteren russischen Fort Kopalsk im Süden des Balchasch-Sees aus, kreuzte den Ili und erreichte Ende August die Festung Wjerneje, welche er „den äußersten russischen Posten in Central-Asien nennt." Diese Aeußerung ist von politischem Werth, denn die Gränzen des von Rußland beherrschten Gebietes in Asien dehnen sich beinahe an allen Punkten jetzt gegen Süden aus, und man erfährt immer sehr spät und nur gelegentlich über ihr Vordringen. Die Citadelle Wjerneje liegt an oder in einer Stadt welche die Eingebornen Almaty nennen, unter derselben Breite wie Pisa und Florenz. Der Issikul-See ist in gerader Linie von Almaty nur 60 Werst gegen Süden entfernt. Sollte es befremden daß man in solcher Nähe erst so spät den See aufsuchte, so gibt es dafür eine einfache Erklärung. Das Nordufer des Sees ist völlig durch ein hohes Gebirge abgeschlossen, gewöhnlich der Ala-Tau oder bei Grimm Kungy-Ala-Tau genannt. Semenow bedient sich des Namens Kungi-Tau. Dieses Gebirge erstreckt sich von Osten nach Westen zwischen dem Keskelen und Turgen (Türgon) zwei Nebenflüssen des Ili, steigt weit über die Gränzen des ewigen Schnees empor und besitzt in dem dreiköpfigen Riesengipfel Talgarnyk Tau, welcher genau die Mitte des Gebirges beherrscht, wo der Tangar (Talgar bei Grimm) entspringt, einen Berg der, in einen blendenden Schneemantel gehüllt, „vielleicht in seiner absoluten Höhe mit dem Montblanc wetteifert."

Der Kamm des Gebirges auf jener Strecke ist, wie Semenow bemerkt, so hoch daß auch nicht ein einziger gangbarer Paß in gerader Richtung von Almaty nach dem Issikul führte. Der Kungi-Tau flacht sich aber an beiden Enden ab, und dort überstieg Semenow das Gebirge zuerst im Osten auf einer 250 Werst langen Straße über hohe Joche, in Begleitung etlicher Kosaken. So wurde zunächst der Fluß Tub erreicht, der sich in den Ostwinkel des Sees ergießt. Das breite Thal dieses Flusses und eines zweiten ihm parallelen Stromes, Djirgalan, trennt dort den Kungi-Tau von dem gigantischen Rücken des Mussart (Mus-Tagh, Temurtu-Tagh), welcher das Süduser des Sees einschließt. Den Tub hinabsteigend erreichte Semenow den Rand des „stürmischen, hellblauen Issikul, dessen salzige Wogen sich an diesem Tage geräuschvoll über sein östliches Ufer brachen." Beobachtungen über die Höhe des Sees wurden angestellt, die aber noch nicht bekannt gemacht werden, und der Reisende kehrte auf einem bequemeren Umweg nach Almaty zurück. Am äußersten Punkt befand er sich nur eine Tagreise von dem Bergpaß Sauka oder Dschauka, der in das warme Kaschgharien und nach den chinesischen Städten Turfan und Aksu führt. Ueberrascht war der Reisende im Kungi-Tau nicht eine Spur von vulcanischen Gesteinen anzutreffen, da der Bergrücken nur aus Syenit, Granit, Diorit und Porphyr bestand. So lauten seine vorläufigen Mittheilungen, wie sie am 8 Nov. 1856 der geographischen Gesellschaft verlesen wurden. Gewiß werden die Russen nicht versäumen an dem See sich festzusetzen, und dann stehen sie dicht vor den Pässen die nach dem chinesischen Turkistan führen. Die wenigen Worte belehren uns daß der Issikul wirklich ein Salzsee sey, und bestätigen auch die ältesten Nachrichten früherer Besucher von dem stürmischen

[1] Dieser geläufige Ausdruck enthält wie man sogleich wird eine Tautologie.

Digitized by Google

Charakter des Thales zwiſchen dem Kungi-Tau und Muſtagh. Iſt der See aber ſalzig, ſo kann nicht wohl der Tſchui als ſein Abfluß gelten. Dieſe hydrographiſchen Zweifel beſeitigte eine zweite Reiſe des Hrn. Semenow. Er hatte nach ſeiner erſten Rückkunft geſchrieben, er denke ſich nur wenige Tage in Almaty vorzubereiten, um eine zweite Reiſe nach dem Iſſikul anzutreten. Dießmal ſollte der Kungi-Tau im Weſten überſchritten und der See durch ein Aufwärtsdringen am Tſchui (Tichu) erreicht werden. Auch von dieſer zweiten Reiſe iſt der Gelehrte zurückgekehrt, und bereits in einer Februarſitzung dieſes Jahres wurden der Petersburger geogr. Geſellſchaft neuere Nachrichten von ihm verleſen.[1] Wir erfahren daraus daß der Tſchui nicht aus dem Iſſikul abfließt, ſondern im Muſtagh entſpringt und nur dem Weſtende des Sees ſich nähert. Die Rückreiſe gieng quer über den Kungi-Tau, und auf dieſem Wege ſoll angeblich in 30 (80?) Werſt das Fort Wjernoje erreicht worden ſeyn, ſo daß alſo doch ein, und zwar bei ſehr ſpäter Jahreszeit, gangbares Joch gefunden worden wäre. Genauere Details fehlen noch, da die Bulletins der Petersburger Akademie erſt ſehr ſpät eintreffen, z. B. gegenwärtig (Anfang April) die Sitzungsberichte bis zum Schluſſe des letzten Jahrs. Wir werden aber nicht verfehlen ſeinerzeit die genauern Ergebniſſe dieſer denkwürdigen Expedition mitzutheilen.

Fizeau's Experimente über die Geſchwindigkeit des Lichts.

(Schluß.)

Die Aſtronomie hatte in der Frage von der Geſchwindigkeit des Lichts ihr letztes Wort geſprochen, die Vervollſtändigung der Löſung dieſes intereſſanten Problems war von nun an die Pflicht der Phyſik. Die Phyſik mußte uns zeigen welchen Einfluß die Dichtigkeit und die Strahlenbrechung der transparenten Mittel auf den Gang der Lichtſtrahlungen ausübe. Geht das Licht nicht raſcher im leeren Raum als in der Luft, raſcher in der Luft als in den dichteren Mitteln, dem Waſſer, dem Glaſe, den kryſtalliſirten Steffen? So war die Ordnung der Phänomene auf welche die Experimentatoren alle ihre Aufmerkſamkeit zu richten hatten. Man bilde ſich aber nicht ein daß man ſich bloß zur Befriedigung einer unfruchtbaren Neugier an ein ganz beſonders ſorgfältiges Studium dieſer Seite der Frage machte.

Zwei berühmte Theorien in Betreff des Urſprungs und der Fortpflanzung des Lichts haben lange Zeit hindurch die Naturforſcher in zwei nebenbuhleriſche Lager getrennt. Ihrem Princip nach einander gerade gegenüber ſtehend, hatten ſie beiderſeits Anſpruch auf genaue Erklärung der beobachteten Erſcheinungen erhoben. Die eine, die Emiſſionstheorie, die von Newton herrührt, ſtützte ſich auf den großen Namen ihres Urhebers, und hatte lange Zeit faſt unbeſtritten geherrſcht. „Es ſchien, ſagte Fresnel, daß ſie aufrecht erhalten wurde durch jenen Ruf der Unfehlbarkeit welchen das unſterbliche Werk De Principiis ſeinem Verfaſſer erworben hatte.“ Die Emiſſionstheorie, deren Keim wir in dem Syſtem Epikurs wahrnehmen konnten, ſchrieb den Lichtkörperchen die Fähigkeit zu ſich plötzlich nach allen Richtungen hin mit unzähligen Theilchen zu verbreiten, welche, den Raum mit unermeßlicher Raſchheit durchlaufend, unvermerkt in die transparenten Feuchtigkeiten unſers Auges eindrangen und auf der Netzhaut aufſielen, um die Sehempfindungen zu erregen. Die andere, die Undulationstheorie, war längere Zeit im Schatten geblieben; ſcharfſinnig entwickelt von Huygens, ſpäter wieder aufgenommen von Euler, und endlich, im Anfang dieſes Jahrhunderts, vergrößert durch die herrlichen Arbeiten Dr. Youngs, Fresnels und Arago's, verwirft die Theorie der Lichtwellen im Gegentheil jede Fortpflanzung von Theilchen. Die Lichtſtrahlungen beſtehen nach ihr ausſchließlich in der Mittheilung einer ſchwingenden Bewegung, welche durch die Molecüle der Lichtkörper in einer äußerſt dünnen, ungemein elaſtiſchen Mitte, dem Aether, von dem das ganze Weltall erfüllt iſt, erregt wird. Da wo der Aether unbeweglich iſt, herrſcht Dunkelheit; da wo der Aether in Schwingung begriffen iſt, herrſcht Licht. Dieſe wellenförmige Bewegung pflanzt ſich nach allen Richtungen um den Erſchütterungsmittelpunkt herum, durch ſphäriſche Wellen, fort, welche, ohne ihre Geſtalt zu verändern, ſich unabläſſig vergrößern, ſo lange der Aether ſeine urſprüngliche Dichtigkeit behält.

Wir wollen die von ihren Gegnern einer jeden dieſer beiden Theorien gemachten Einwürfe nicht näher unterſuchen — eine ſolche Erörterung würde uns zu weit führen. Wir wollen uns damit begnügen zu beweiſen daß die deutlichſte Art der Entſcheidung, welches der beiden Syſteme ſich der Wahrheit am meiſten nähere, darin beſtand vergleichsweiſe, durch directe Mittel, die Geſchwindigkeit des Lichts in ungleich dichten Mitten, der Luft und dem Waſſer z. B., zu meſſen. Wenn das Licht im Waſſer eine geſchwindere Bewegung hat als in der Luft, ſo trägt die Emiſſionstheorie den Sieg davon, und die Undulationstheorie iſt ernſtlich bloßgeſtellt. Wenn hingegen die Fortpflanzungsgeſchwindigkeit in der Luft größer iſt, ſo iſt die Newton'ſche Theorie in ihrer Grundlage vernichtet, und die der HH. Hurghens und Fresnel erlangt einen neuen Grad der Gewißheit.

Die Art der Solidarität welche zwiſchen dieſen beiden Anſchauungen beſteht, läßt ſich auf folgende einfache Weiſe erklären: größere Geſchwindigkeit des Lichts in dem Maße als das Medium dünner wird, beweiſt die Falſchheit der Emiſſionstheorie, Wahrheit der Undulationstheorie.

Bekanntlich ändert ein Lichtſtrahl, wenn er von der Luft in das Waſſer übergeht, ſeine Richtung: er weicht von der anfangs befolgten geraden Linie ab; man ſieht daß er ſich beugt, ſich bricht, wie man ſagt, indem er ſich der perpendiculären nähert, die man ſich von der Trennungsoberfläche der beiden Mittel bis gerade an den Ort gezogen denkt wo der Strahl eingedrungen iſt. Dieß iſt eine ſchon längſt bekannte und ſtudierte Thatſache. Newton

[1] S. Allg. Ztg vom 13 März 1857 unter Petersburg 28 Febr.

Digitized by Google

nen stellte als Grundlage für sein System den Satz auf: daß, ebenso wie eine von dem Licht auf die Naturkörper ausgeübte besondere Einwirkung bestehe, man auch nothwendigerweise zugeben müsse daß die letzteren ihrerseits auf die Lichttheilchen zurückwirken, sie fortstoßen, anziehen, zurückwerfen, brechen, je nach dem betreffenden Fall.

In dem besondern Falle wo das Licht sich in das Innere eines Körpers fortpflanzt, besteht eine Anziehung der stofflichen Molecüle an die den Lichtstrahl bildenden Elemente; diese Anziehung wächst mit der Zahl der wägbaren Molecüle welche auf ein und dasselbe Lichttheilchen wirken, d. h. mit dem Grad der Dichterwerdung des Stoffes in dem Körper durch welchen das Licht hindurchzieht, oder, wie man es genauer nennt, mit der Dichtigkeit. Wenn dann der Lichtstrahl in eine neue Substanz eindringt, wo diese Agglomeration von Stoffen größer ist, muß er stärker angezogen werden als zuvor; er muß sich biegen, wie die eben erwähnte Erfahrung beim Uebergang des Lichts aus der Luft in das Wasser es darthut. Diese in den dichtern Körpern auf das Licht ausgeübte Anziehung muß hinwieder eine Vermehrung der Geschwindigkeit seiner Fortpflanzung, eine plötzliche Beschleunigung in seinem Gang erzeugen. Man sieht also: die Idee einer raschereu Fortpflanzung der Lichtstrahlungen, in dem Maße als die Dichtigkeit der durchzogenen Mittel wächst, ist eine unmittelbare Folge der Newton'schen Hypothesen.

Die Wellentheorie führt zu einem ganz entgegengesetzten Ergebniß. Für sie hat der Aether, welcher in den Körpern die durch die Molecüle leer gelassenen Räume ausfüllt, eine von einer Substanz zur andern variable Elasticität oder Dichtigkeit. Die Strahlenbrechung rührt lediglich von der Geschwindigkeitsveränderung her welche aus dieser Dichtigkeitsveränderung folgt; der Lichtstrahl muß nach der Perpendiculären an der Trennungsoberfläche der beiden Mittel zu um so mehr zurückgeworfen werden, je geringer seine Geschwindigkeit in dem neuen Körper ist den das Licht durchzieht; daher ist die Art und Weise der Brechung des Lichts im Wasser für die Wellentheorie ein Beweis daß die Lichtstrahlungen sich in dichteren Mitten mit geringerer Raschheit fortpflanzen — eine Schlußfolgerung welche der Newton'schen geradezu widerspricht. Als Arago die Interferenz- und Diffractions-Phänomene studierte, war es ihm sogar durch ein in der Wissenschaft berühmtes Experiment gelungen die Verzögerung zu messen welche das Licht an einer winzigen Glasplatte erleidet, und aus der Dicke dieser Platte das Verhältniß der Geschwindigkeiten in der Luft und im Glase zu beweisen. Hierin aber lag eine indirecte Lösung welche die Principien der Wellentheorie als anerkannte, als wahre, voraussetzte. Man mußte daher vor allen Dingen die Frage frei anpacken, ohne sich auf irgend eine vorläufige Hypothese zu stützen.

Das den Naturforschern vorgelegte Problem hatte daher, durch die Zahlenangaben die es an die Hand gab, die allergrößte Wichtigkeit. Fügen wir sofort bei daß es schien als sollten ernste Schwierigkeiten die Lösung unendlich hinausschieben. Alle Versuche welche man gemacht hatte um auf directe Weise an der Oberfläche des Erdballs die Geschwindigkeit des Lichts zu messen, waren gescheitert. Römer und Bradley hatten sich veranlaßt gesehen als Ausgangspunkt für ihre Beobachtungen, der eine eine Basis von 70 Millionen Lieues, der andere eine Geschwindigkeit von 400 Lieues in der Minute zu wählen. Gibt es an der Oberfläche des Erdballs irgend eine Länge, irgend eine Geschwindigkeit die sich mit diesen letzteren vergleichen ließe? Diese früheren Nichterfolge und die entmuthigende Aussicht auf eine wahrscheinliche abermalige Erfolglosigkeit lähmten lange Zeit den Eifer der Naturforscher. Zum Glück für die Wissenschaft faßte, zu derjenigen Zeit in welcher diese Fragen am lebhaftesten erörtert wurden, ein durch seine Geistesgaben hervorragender, durch den Einfluß welchen er sich in der gelehrten Welt mit vollem Recht zu erwerben verstanden mächtiger Mann, Arago, der einen so wesentlichen Antheil an den Fortschritten der Wellentheorie hatte, für die Frage der Geschwindigkeit des Lichts jenes leidenschaftliche Interesse, das nothwendigerweise auf die ihn umgebenden jungen Naturforscher zurückwirken mußte. Hr. Wheatstone hatte durch ein scharfsinniges Verfahren, das vielleicht, von dem Gesichtspunkt der Folgerungen die man aus seiner Anwendung hergeleitet, nicht ganz tadellos ist, eben erst die Geschwindigkeit der Fortpflanzung der Elektricität in den Metalldräthen gemessen. Arago erkannte bald den Nutzen welchen man aus Wheatstone's Drehspiegel ziehen könne. Am 3 Dec. 1838 verlas er in der Akademie der Wissenschaften eine kurze Abhandlung, in der sich die Möglichkeit ausgedrückt findet diesen Spiegel zur Messung der vergleichenden Geschwindigkeiten des Lichts in der Luft und im Wasser zu benützen.

Schon im Jahr 1835 hatte John Herschel die unbestimmte Idee einer derartigen Methode gehabt; allein er verband sie mit einer ganz unbrauchbaren Einrichtung. Er wollte durch eine, eine Meile lange, Wasser- oder sonstige Flüssigkeitssäule einen Theil des Lichtbündels ziehen lassen; diese Flüssigkeit wäre in einer Röhre eingeschlossen gewesen, die man, um die raschen Temperaturschwankungen zu vermeiden, der Sonne ausgesetzt hätte. Es war nicht nothwendig zu diesem Experiment seine Zuflucht zu nehmen, um mit Bestimmtheit voraussagen zu können daß die Fortpflanzung des Lichts durch eine flüssige Säule von solcher Länge eine rein ideelle war. Man mußte im Gegentheil, nach dem Gedanken des berühmten Secretärs der Akademie der Wissenschaften die Rotationsgeschwindigkeit des Spiegels vermehren, um die Länge der transparenten Säule zu vermindern; dieß war das einzige Mittel die Fortpflanzung des Strahlenbündels und in Folge davon die Messung der vergleichenden Geschwindigkeiten des Lichts möglich zu machen.

Arago brachte seine Idee in Ausführung: sein Freund, Hr. Breguet d. j., baute nach seinen Angaben ein System von drei Spiegeln, deren jeder sich mit einer Geschwindigkeit von tausend Umläufen in der Secunde drehte, was gleichkam der Anwendung eines einzigen Spiegels von dreitausend Umläufen. Die beiden Lichtbündel sollten, nachdem sie abgesondert der erste die atmosphärische Luft, der zweite eine Wassersäule durchzogen hatten, nacheinander auf jedem dieser Spiegel, vom einen auf dem andern sich reflectirend, auffallen, und endlich eine bestimmbare Abweichung erfahren, aus welcher man auf das Verhältniß ihrer Geschwindigkeiten hätte schließen können. Unglücklicherweise verminderten diese drei Reflexionen allzu sehr die Intensität der Bündel; auch hielt es Arago für nöthig zur Anwendung eines einzigen Drehspiegels mit dieser selben Geschwindigkeit von dreitausend Umläufen in der Secunde zu greifen. Er hoffte, diese so große Raschheit könnte

Digitized by Google

erreicht werden wenn man seinen Spiegel in einen luftleeren Raum stelle, und ihn so dem Widerstand entziehe den die Luft seiner Bewegung entgegensetze. Seine Vermuthungen wurden durch die Erfahrung nicht gerechtfertigt. Es ist rührend zu hören wie Hr. Arago selbst mit ruhigem Schmerz diese Erfolglosigkeit, die ihm sehr peinlich seyn mußte, erzählt: „Alles war hergerichtet, aufgestellt auf einer steinernen Säule im Meridiansaal des Observatoriums. Es fehlte nur noch die Beobachtung .... Der Spiegel, der alle unsere Vermuthungen täuschte, drehte sich im luftleeren Raume fast nicht geschwinder als in der Luft. Dieser Umstand zeigte abermals die Wahrheit des Sprüchworts: das Bessere ist der Feind des Guten. Man mußte daher wieder auf den ursprünglichen aus drei Räderwerken und drei gesonderten Spiegeln bestehenden Apparat zurückkommen, auf den ich nur verzichtet hatte um den reflectirten Bündeln eine starke Intensität zu erhalten. Die Nothwendigkeit wieder zu diesem ersten Experimentirungsmittel zu greifen, machte sich in dem Augenblick fühlbar wo mein geschwächtes Gesicht mir die Theilnahme daran nicht mehr gestattete. Meine Ansprüche müssen sich daher auf die Aufstellung des Problems und auf die Angabe der sichern Mittel zur Lösung desselben beschränken. Diese Mittel können in der Ausführung Abänderungen erleiden wodurch sie mehr oder minder leicht anwendbar werden, ohne daß sie darum ihren Charakter wesentlich ändern." (Comptes rendues de l'Académie des sciences, 23 April 1850.)

Da Arago fühlte daß es mit seinem Leben rasch zu Ende gehe, so nahm er durch diesen geschichtlichen Abriß seiner Forschungen den ihm gebührenden Antheil an der Experimentalmethode welche seine Nachfolger anwandten, für sich in Anspruch. Dieß geschah im Monat April 1850. Wie es scheint, herrschte unter den Experimentatoren gerade damals fast durchgängig die Neigung ihre Studien vorzugsweise den Theorien der Optik zuzuwenden. Mehrere Naturforscher unternahmen, so zu sagen unter den Eingebungen Arago's, die wichtigen Arbeiten welche der Zustand seiner Augen ihm zu verfolgen nicht mehr gestattete. Neun Monate früher, am 23 Julius 1849, hatte Hr. H. Fizeau in der Akademie der Wissenschaften das lebhafteste Aufsehen dadurch erregt, daß er die Ergebnisse der entscheidenden Experimente verlegte welche er, ohne seine Zuflucht zu den astronomischen Methoden zu nehmen, angestellt hatte um die Geschwindigkeit des Lichts in der Luft unmittelbar zu messen.

Das Verfahren Hrn. Fizeau's ist in hohem Grade merkwürdig, sowohl durch die Originalität der Idee welche ihm als Ausgangspunkt diente, als durch die elegante Einrichtung seines Apparats, der von dem Arago's, durch seinen Zweck, ganz verschieden ist; denn Hr. Fizeau wollte bei seinen ersten Experimenten, durch die Art und Weise die er dabei befolgte, nur die Geschwindigkeit des Lichts in der Luft bestimmen. Der Drehspiegel Wheatstone's wurde nicht angewendet.

Wir wollen die Hauptexperimente Fizeau's etwas ausführlicher schildern; sie sind die Veranlassung zu diesem Aufsatze gewesen, und werden daher den natürlichen Schluß desselben bilden.

Stellen wir zuvörderst das Princip fest, auf welches sich die Schätzung der Geschwindigkeit des Lichts in der Luft allein gründet. Denkt euch eine kreisrunde Oeffnung mit dem Durchmesser eines Zwanzigfrankstücks, angebracht in dem Laden eines dunklen Zimmers; außerhalb des Zimmers, in einer sieben Lieues gleichen Entfernung von dem Laden, ist ein glatter Spiegel aufgestellt, der mit demselben parallel läuft. Ich werfe durch die Oeffnung des Ladens ein cylindrisches Lichtbündel, gebildet aus unter sich und zugleich mit der Achse der Oeffnung parallel laufenden Strahlen. Es ist klar daß, wenn die Ziffer Bradley's genau ist, wenn das Licht 70,000 Lieues in der Secunde oder sieben Lieues in einer Zehntausendstel-Secunde durchläuft, seine Strahlen den Spiegel am Ende dieses letzten Zeitraums treffen werden; sodann werden sie, denselben Weg einschlagend, in Folge der Reflexion die sie in einer perpendiculären Richtung am Spiegel erlitten haben, zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehren, und nach Verfluß von einer zweiten Zehntausendstel-Secunde durch das kreisrunde Loch des Ladens, wo das Auge eines Beobachters sie aufnehmen kann, abermals hindurchgegangen seyn.

Nehmt zweitens an daß mit Hülfe eines beweglichen, eine rasche Hin- und Herbewegung ausführenden Schirms das Loch des Ladens während der Zeitintervalle von je zwei Zehntausendsteln einer Secunde (wir werden sogleich die Möglichkeit der Verwirklichung dieses Gedankens begreiflich machen) abwechslungsweise offen und geschlossen bleibt — ist es dann nicht einleuchtend daß, da die Lichtstrahlen welche von der Kreisöffnung ausgehen, während diese durch den Schirm demaskirt ist, zwei Zehntausendstel einer Secunde brauchen um dahin zurückzukommen? Bei ihrer Rückkehr werden sie stets diese Oeffnung geschlossen finden, der zwischengestellte Schirm wird sie in ihrem Gang aufhalten, und trotz der ungemein raschen Hin- und Herbewegung dieses Schirms wird das hinter dem Loch des Ladens befindliche Auge kein vom Spiegel kommendes Licht wahrnehmen; es wird für dasselbe eine vollständige Finsterniß bestehen. Wenn die Zeit während welcher diese Oeffnung offen geblieben ist, größer gewesen wäre als zwei Zehntausendstel einer Secunde, so hätten die zuerst abgegangenen Strahlen Zeit gehabt wieder zurückzukehren, ehe der Schirm sie abschnitt; sonach hätten sie in das Auge eindringen und daselbst die Empfindung der Helle erzeugen können. Sobald aber der Experimentator durch einen einfachen Mechanismus die Möglichkeit besitzt die Dauer der Oeffnung oder der Schließung des Lochs nach seinem Gutdünken zu verlängern oder zu verkürzen, so wird er, indem er auf langsame, aber ununterbrochene Art die Geschwindigkeit des Schirms, welcher diese Alternativen hervorbringt, variiren läßt, im Stande seyn es dahin zu bringen daß der Glanz des in das Auge fallenden Lichts so sehr abnimmt daß endlich die ebenerwähnte gänzliche Finsterniß eintritt. Wenn er in diesem Augenblick die Geschwindigkeit des Schirms kennt, so wird er daraus auf die Zeit schließen welche das Licht braucht um zweimal sieben Lieues zu durchlaufen; er wird daher eine Messung der Geschwindigkeit des Lichts in der Luft haben. Alles läuft sonach darauf hinaus daß man einen sehr rasch sich bewegenden Schirm besitzt, dessen Geschwindigkeit in jedem Augenblick genau bestimmt werden kann, und daß man über ein Lichtbündel verfügt, das in diesem Zeitraum von sieben Stunden sich hin- und herzubewegen vermag ohne eine allzugroße Intensitätsverminderung zu erleiden.

Hr. Fizeau hat diese Schwierigkeiten sehr geschickt dadurch besiegt daß er bei seinen Forschungen eine kreisförmige, an ihrer Peripherie in gleichen Zwischenräumen mit Zähnen, wie das gezähnte Rad eines

Digitized by Google

Triebwerke, verſehene Scheibe von großem Durchmeſſer anwandte. Dieſe Scheibe hatte 720 Zähne; die Dicke eines jeden war gleich dem zwiſchen den zwei folgenden Zähnen begriffenen leeren Raume, ſo zwar daß, wenn man den Rand der Scheibe Hrn. Fizeau's vor das obenerwähnte kreisförmige Loch ſtellte, um hernach die Scheibe ſich um ihre Achſe drehen zu laſſen, das Plenum der Zähne die Oeffnung verbarg, die zwiſchen zwei Zähnen begriffene Leere ſie ſehen ließ. Wenn die Scheibe einen Umlauf in der Secunde macht, ſo währte, da es 720 Zähne und in Folge davon 720 Vertiefungen gibt, jeder Zahn und jede Leere, um vor das Auge zu gelangen, den 1440ſten Theil einer Secunde gebrauchen. Bei einer Geſchwindigkeit von 10 Umläufen in der Secunde betrüge die Dauer des Durchgangs jedes Zahns den 14,400ſten Theil einer Secunde. Die Scheibe wurde auf ein Räderwerk geſetzt, das durch Gewichte getrieben und von unſerm geſchickten Mechaniker Froment mit größter Sorgfalt gebaut war. Ein Zähler, welcher die Anzahl von der Scheibe in einer gegebenen Zeit gemachten Umläufe andeutete, ermöglichte die genaue Schätzung ſeiner Umdrehungsgeſchwindigkeit und in Folge davon des äußerſt kleinen Secundenbruchs, der die Zeit darſtellte welche jeder der Zähne gebraucht hatte um vor dem Auge vorüber zu kommen.

Da man nun das Princip des Apparats kennt, ſo wollen wir zu den Einzelheiten übergehen: zwei cylindriſche Röhren von gleichem Durchmeſſer bildeten gleichſam die beiden Hälften eines und deſſelben Fernrohrs, und enthielten jede eine doppelt-convexe Linſe von langem Brennpunkt. Ein Wort über dieſe Linſen. Sie beſitzen bekanntlich die Eigenthümlichkeit daß ſie, wenn man auf dieſelben einen Bündel Sonnenſtrahlen fallen läßt welche man als unter ſich parallel laufend betrachten kann, dieſe Strahlen nach ihrem Durchgang ſammeln und ſie in einen einzigen Punkt, den man den Brennpunkt der Linſe nennt, zuſammenziehen. Wenn man hingegen an dieſen Brennpunkt, deſſen Stellung zum voraus bekannt iſt, einen Lichtpunkt verſetzt, ſo ſchlägt ein Theil der durch dieſen Punkt fortgepflanzten Strahlen einen umgekehrten Weg ein, ſie fallen unter der Form eines Lichtkegels auf der Linſe auf, und bilden beim Entweichen einen Cylinder von Strahlen die unter ſich und mit der Achſe der Linſe parallel ſind.

Die eine der Röhren wurde in dem Belvedere eines Hauſes von Suresnes, die andere auf der Höhe des Montmartre aufgeſtellt; ihre Achſen waren auf die beiderſeitige Verlängerung gerichtet; ihr Abſtand betrug 8633 Meter. Das Fernrohr von Suresnes war in einem rechten Winkel gekrümmt, wie es die Stubenofen-Röhren ſind, wenn es eine plötzliche Richtungsveränderung gibt; an der Stelle der Krümmung ſelbſt war eine unverzinnte Spiegelplatte angebracht mit einer Neigung von 45 Grad an den Achſen der beiden Röhren, welche durch ihre Vereinigung das Knie bildeten. Eine ein lebhaftes Licht ausſtrahlende Lampe ſtand am offenen Ende der Hülfsröhre; ihre Strahlen, von einer erſten Linſe aufgefangen und convergirend gemacht, fielen auf der die Stelle eines Spiegels vertretenden unverzinnten Spiegelplatte auf, kreuzten ſich, von ihr zurückgeworfen, im Brennpunkt der Linſe, mit welcher das Fernrohr von Suresnes verſehen war, und giengen durch dieſelbe hindurch um ſich zu einem cylindriſchen Bündel zu vereinigen. Sie nahmen ihren Weg ſodann in die Atmoſphäre, ohne ſich bis zum Montmartre ſeitwärts zu zerſtreuen; hier drangen ſie in das Fernrohr dieſer zweiten Station, convergirten an ſeinem Brennpunkt, wo ſich ein glatter Spiegel befand; durch dieſen letztern endlich wieder zurückgewieſen, ſchlugen die Lichtſtrahlen eine mit der eben durchlaufenen ziemlich identiſche Richtung ein; durch dieſelben Gläſer zurückkehrend, ſammelten ſie ſich im Brennpunkt der Linſe von Suresnes, wo das Auge des hinter der transparenten Spiegelplatte, welche zuerſt dazu gedient hatte ſie nach dem Montmartre zurückzuwerfen, aufgeſtellten Beobachters ſie leicht wieder aufnehmen konnte. Sie brachten daſelbſt durch ihre Vereinigung die Wirkung eines durch Vermittelung eines Teleſkops geſehenen Sternbildes hervor. An eben dieſen Brennpunkt ſtieß der Umfang der oben beſchriebenen gezahnten Scheibe an, der man nun eine rotirende Bewegung mittheilte, die dergeſtalt beſchleunigt wurde daß ſie endlich eine gänzliche Finſterniß hervorbrachte; von dieſem Augenblick an wurde die Bewegung der Scheibe gleichförmig gemacht, damit der Zähler die Geſchwindigkeit derſelben anzeigen konnte.

Durch dieſes Verfahren, deſſen Genauigkeit von einer Commiſſion der Akademie der Wiſſenſchaften verificirt wurde, fand Hr. Fizeau nahezu die Ziffer Bradley's, nämlich 70,948 Stunden (25 auf einen Grad) in der Secunde. Dieſe merkwürdige Uebereinſtimmung unter den Reſultaten der beiden ſo vollſtändig von einander abweichenden Methoden genügte ſchon allein um die vollkommene Genauigkeit der Experimente von Suresnes zu beweiſen.

Das hier geſchilderte Verfahren ließ ſich, ſo wie es war, nicht auf die vergleichende Meſſung der Geſchwindigkeiten der Lichtſtrahlungen in der Luft und im Waſſer anwenden; man mußte nothwendigerweiſe eine Abänderung daran anbringen, die dem Lichtſtrahl geſtattete nicht mehr als eine ſchwache Länge der flüſſigen Säule, eine Länge von nur einigen Metern, zu durchlaufen. Hr. Fizeau behielt indeß den Grundgedanken der Methode, die bei ſeinem erſten Verſuch einen ſo ſchönen Erfolg erzielt hatte, bei. Der in eine gewiſſe Entfernung geſchleuderte Lichtbündel mußte auf dem eingeſchlagenen Weg wieder zurückkehren; nur ließ man ihn eine Abdoppelung erleiden, damit der eine Theil des Lichts eine Waſſerſäule, der andere Theil eine Säule atmoſphäriſcher Luft durchziehe. Ein und derſelbe Beobachter warf die Strahlen aus und empfieng ſie dann abgedoppelt zurück, damit die Vergleichung der Verzögerungen, welche jeder von ihnen erlitten hatte, genau bewerkſtelligt werden konnte. Durch eine ziemlich verwickelte Combination des Drehſpiegels Arago's und der plan-convexen Linſen, die auf ihrer glatten Fläche verzinnt waren um die Verrichtung eines concaven Spiegels übernehmen zu können, wurden dieſe Forſchungen über die Geſchwindigkeiten des Lichtſtoffs in der Luft und im Waſſer ausgeführt. Wir wollen die Beſchreibung des neuen Apparats nicht geben; die vielen techniſchen Einzelheiten könnten den Leſer leicht ermüden; nur auf die Ergebniſſe der Experimente Hrn. Fizeau's wollen wir noch mit einigen Worten hinweiſen.

Das Licht einer Lampe reichte dießmal, weil die Flüſſigkeit es verlöſchte, nicht aus; man wandte die Sonnenſtrahlen an. Der Theil der Bündel welcher eine Waſſerſäule von zwei Metern, oder hin und her vier Meter, durchzogen, hatte eine grünliche Färbung, wodurch man ihn leicht von demjenigen Theil zu unterſcheiden vermochte der ſich in der Luft allein fortgepflanzt hatte, und welcher ſo ziemlich ſeine Farbe und ſeinen urſprünglichen Glanz behielt. Der Erfolg des Verſuchs war ein vollſtändiger, das er-

Digitized by Google

zielte Ergebniß konnte keinem Zweifel mehr Raum laſſen. Das Licht bewegt ſich in der Luft geſchwinder als im Waſſer. Haben die von den Lichtſtrahlen durchzogenen Säulen dieſer beiden Fluida eine und dieſelbe Länge, ſo iſt der weißgebliebene Lichtſtrahl, derjenige welcher die Luft durchzogen hat, dem grünlich gewordenen Strahl, demjenigen der in das Waſſer eingedrungen, voraus. Verlangt man daß die Dauer der Fortpflanzung dieſer Strahlen die gleiche ſey, ſo merke man darauf daß 4 Meter Luft in derſelben Zeit durchlaufen werden wie 3 Meter Waſſer — ein Ergebniß das vollkommen mit den Schlußfolgerungen aus der Wellentheorie übereinſtimmt, mit den Andeutungen der Emiſſionstheorie aber ſchnurſtracks im Widerſpruch ſteht.

Es blieb noch eine letzte Frage zu behandeln, die nämlich: wird der im Innern des Körpers befindliche Aether, wenn die Molecülle, in deren Mitte er ſich befindet, ſich unter der Einwirkung der äußern Kräfte bewegen, mit fortgeriſſen, oder aber bleibt er ganz unabhängig von dem Stoff — unbeweglich wenn dieſer von einer raſchen Bewegung belebt wird? Ueber dieſen Punkt herrſchte die größte Ungewißheit; man hatte die verſchiedenſten Anſichten aufgeſtellt, eine experimentale Grundlage aber fehlte allen. Hr. Fizeau übernahm es ſie zu liefern, das Problem zeigte ſich ihm voller Schwierigkeiten aller Art; er hat ſie nacheinander beſeitigt, und eine klare und entſcheidende Löſung gewonnen.

Hr. Fizeau lenkte einen Sonnenſtrahl in eine Röhre voll Waſſer in dem Augenblick wo die Flüſſigkeit in der Röhre ſich mit einer Geſchwindigkeit von 6—7 Metern in der Secunde bewegte; er verglich die im Laufe des Strahls hervorgebrachte Verzögerung mit derjenigen welche eine unbeweglich gebliebene Säule von derſelben Länge veranlaßt hatte, und er erkannte vollkommen daß die Geſchwindigkeit des Lichts vermehrt wurde wenn der Strahl ſich in dieſelbe Richtung wie die Flüſſigkeit verſetze, und daß ſie ſich vermindere wenn ſich zwiſchen dem Lichtſtoff und der flüſſigen Maſſe ein Hemmniß zeige. Die auf die verwirklichten Meſſungen angewendete Berechnung führte Hrn. Fizeau zu folgender Schlußfolgerung: daß ein Theil des Aethers, aber nur ein Theil, von einer mit den Molecülen der Körper gemeinſchaftlichen Bewegung mit fortgeriſſen werde. Sonach findet ſich dieſes ſubtile Fluidum, welches das Beförderungsmittel des Lichts iſt, das ohne allen Zweifel zur Erzeugung der Phänomene der Wärme und der Elektricität mitwirkt — dieſes im Raum verbreitete Mittel, mit deſſen Hülfe ſich vielleicht alle Kräfte der Natur, alle jene phyſiſchen Agentien kund thun deren erſte Urſache ſtets ein Geheimniß für den Menſchen ſeyn wird — kurz, dieſer Aether, an die wägbare Materie gebunden welche er von allen Seiten umſpült, er nimmt Theil an ihren Bewegungen, allein ſeine Mitfortreißung iſt nur eine theilweiſe.

In dieſen letzten Experimenten, die wir leider nicht beſchreiben können, hat Hr. Fizeau den Beweis von einer großen Geſchicklichkeit als Experimentator geliefert. Es kommt ihm zu, ſie durch neue Verſuche zu vervollſtändigen, ſey es indem er die Geſchwindigkeit des Flüſſigen variiren läßt, ſey es daß er auf Stoffe von verſchiedenen Brechbarkeiten, wie Alkohol operirt.

General Ferriers Reiſen durch Afghaniſtan, Turkiſtan und Beludſchiſtan.

2. Querzüge im Fürſtenthum Kandahar.

Dar Mohammed ließ dem General Ferrier zwei Empfehlungsſchreiben, eins an Doſt Mohammed, das andere an ſeinen Schwiegerſohn Achbar Chan [1] aushändigen. Dem Franzoſen waren drei Reiſegefährten, Dſchebir Chan, Ahmed und der Serbas (Miliz) Ali aufgedrungen worden, die ſich zuſammen bemühten ihm Geld abzupreſſen und das Leben ſauer zu machen. Am meiſten hatte er von der frechen Zudringlichkeit der Afghanen unterwegs zu leiden. Die erſte Probe beſtand er in Dſcheberan auf der zweiten Station nach Kandahar. Das Geſindel drang ins Zelt und beſchnüffelte alle Dinge. „Einige der Burſchen ſetzten ſich neben mich, zogen ihre Hemden aus und begannen eine Jagd auf das Ungeziefer. Einer der Kerle hatte ein derartiges Geſchöpf von ungewöhnlicher Größe erwiſcht, und brachte es mir mit einem Ausrufe des Entzückens, damit ich mich ſelbſt von den Größenverhältniſſen und den Schönheiten der Species überzeugen möchte. Voller Ekel bat ich meine Beſucher das Zelt zu verlaſſen, aber ſie ſchienen keine ſonderliche Eile zu haben. „Worüber habt Ihr Urſache verdrießlich zu ſeyn? ſagte einer der Geiellen. Die Laus iſt die Freundin des Menſchen, jeder Afghane hält ſich deren wenigſtens hundert. Ihr wißt recht gut daß wir ſie nicht deßwegen fangen, weil ſie, wie Ihr Euch auszudrücken beliebt, unrein ſind, ſondern weil ſie auf höchſt widerwärtige Art ſtechen. Das kommt aber daher weil ſie ſo anhänglich ſind und uns niemals verlaſſen wollen!“ Nun folgte ein grimmiger Ausfall gegen alle Feringhi, und eine Fluth von Drohungen, die Ferrier ruhig über ſich ausſchütten laſſen mußte. Scenen und Converſationen desſelben Geſchmackes wiederholten ſich fortwährend und vergifteten die Beſchwerden einer Reiſe bei 46° C. (40° R.) im Schatten. [2] Ferrier bewegte ſich damals auf der Heerſtraße von Herat nach Kandahar, und es wird gut ſeyn dieſen Umſtand im Gedächtniß zu behalten, denn auf dieſer Straße müßten bei einer Invaſion Indiens ruſſiſche Truppen vordringen. Uebrigens geſteht Ferrier an einem andern Ort daß Heere den geraden Weg von Herat im Sommer nicht ziehen können, weil es auf dieſer Strecke an Waſſer mangelt. „In dieſem Lande, fügt Ferrier hinzu, hat man die größten Schwierigkeiten ſich ſeine Bedürfniſſe zu verſchaffen, weil die Nomaden den Gebrauch des Geldes nicht kennen, ſo daß es häufig unmöglich iſt etwas zu kaufen. Alle feilgebotenen Dinge müſſen mit etwas Brauchbarem bezahlt werden, z. B. mit Turbanen, Beinkleidern, Baumwollenzeugen, Hemden, oder Thee, Kaffee, Zucker und Tabak. Oft mußte ich Stunden lang Hunger leiden, weil ich verſäumt hatte mich mit einer Ladung ſolcher Waaren zu verſehen.“ In Kaſſim-abad (29 Julius) erreichte man die letzte Ortſchaft welche zu Herat gehörte, und ſchlug hierauf das Zelt unter den Nomaden des Nurſi-

[1] Bekanntlich der älteſte Sohn des Doſt, und der fanatiſche Gegner der Britten, der 1841—1842 den Aufſtand in Kabul organiſirte, welcher mit dem Blutbad in den Päſſen nach Dſchelalabad endigte. Achbar Chan ſtarb 1845 an Gift.

[2] Im Jahr 1840 ſtieg das Thermometer des Majors Sanders an der nämlichen Stelle, nämlich bei der Fähre über den Farah-Rud, auf 175° F. (59° R.), ſo daß man im Sande Eier weich machen konnte.

Digitized by Google

Glanz auf, die von Kopf bis zu den Füßen ſich bewaffnet hatten, weil ſie wegen Ablenkung eines Waſſerſtromes mit ihren Nachbarn vom Stamme des Hadſchi Ibrahim in Fehde gerathen und Blut bereits gefloſſen war. Kaum ſtand das Zelt bei 48° C. (38° R.) im Schatten, ſo wurde es bereits von läſtigen Gäſten gefüllt, die allerlei einfältige Fragen ſtellten. Noch nicht zwei Züge hatte Ferrier aus ſeiner Pfeife gethan, ſo nahm ſie ihm der Nächſte aus dem Munde und ließ ſie dann bis zum letzten Zug im Kreiſe herumgehen. Die frechen Beſucher nahmen auch am Mahl Theil und bettelten dann um Zucker, Thee und Kaffee in einem Tone, der jede Weigerung abſchnitt. Sie verließen den Reiſenden nicht einmal als er ſein Hemd wechſelte, und befühlten dabei ſeine Glieder und ſeinen Leib, worüber ſich ein Streit über die helle Farbe der Europäer entſpann, bis endlich der Mullah bemerkte: „Ihr verdammter Glaube verbietet den europäiſchen Weibern die Kinder ſelbſt zu ſäugen, und ein Schaf muß die Stelle der Mutter vertreten. Dieß erhält die natürliche Helligkeit der Haut, ſie bleiben deßwegen aber auch halb Vieh, halb Menſch, und dieß iſt die Haupturſache daß ſie nicht die erhabene Religion unſeres tiefverehrten Propheten zu begreifen vermögen.“ Ferriers Herausgeber belehren uns in einer Randbemerkung über die Urſache dieſer Scenen, welche dem Reiſenden ſelbſt entgangen war. Eine große Anzahl Engländer ſind durch Afghaniſtan nach Herat hin und zurück gereiſt. Keiner hatte ſich über derartige Dreiſtigkeiten zu beſchweren. Sie verdankten dieß theils der Furcht vor ihrer Macht, theils dem Schutze Jar Mohammeds, ſo lange ſie mit ihm auf gutem Fuße ſtanden. Die wahren Anſtifter der Quälereien waren aber offenbar Ferriers Begleiter aus Herat, welche wahrſcheinlich von Jar Mohammed den Befehl erhalten hatten den Reiſenden zwar unverſehrt nach Kandahar zu bringen, ihn aber unterwegs nach Kräften zu „ennuyiren,“ um etwaigen europäiſchen Nachfolgern den Geſchmack an den Reiſen in Afghaniſtan zu verleiden. Vor Jar Mohammed zitterte Groß und Klein im Fürſtenthum Herat, und niemand hätte ſich eine Frechheit erlaubt, wenn er die Strafe des Wefſir Sahib zu befürchten gehabt hätte.

Die Nacht wurde bei den Hadſchi Ibrahimis zugebracht, die ebenfalls bewaffnet die Nurſis erwarteten. Mitten in der Nacht begann ein Gefecht und die Ibrahimis zogen gegen die Angreifer aus. „Der gegenſeitige Haß zwiſchen den Afghanenſtämmen und den einzelnen Clans, von denen jeder beinahe eine Nation für ſich bildet, bemerkt Ferrier, wird auf lange Zeit hinaus die Errichtung einer wohlgegliederten thätigen Regierung erſchweren. Das glimmende Feuer wegen alten Grolles und früherer Fehden läßt ſich niemals austilgen, die geringfügigſte Veranlaſſung treibt die Lehe empor und endigt mit Ergreifung der Waffen. Selten zeigt ſich Neigung zu Gewerbfleiß und Handel; die wenigen welche etwas Habe beſitzen, müſſen ſich erſt bei den Parſiwanen erkundigen welchen Werth ſie etwa haben und welchen Nutzen man etwa daraus ziehen möge. Unter den wandernden Nimals bin ich manchen Leuten begegnet, die alt geworden waren ohne Fleiſch gekoſtet zu haben, obgleich ſie ihr Leben lang nur Vieh gezogen hatten. Niemals waren ſie ſo glücklich ſich einen ſolchen Leckerbiſſen zu kaufen, ſondern lebten nur von grobem Brod, Früchten oder einer Handvoll Mais.“

Bei den Ibrahimis hatte ſich ein perſiſcher Kaufmann aus Meſchhed an die Reiſenden angeſchloſſen, der unterwegs den General mit allerlei erlogenen Abenteuern beläſtigte. Einmal wollte er 300 Beludſchen angegriffen und ſie alle bis auf den letzten Mann niedergemacht, ein andermal 160 Färſäng in einem Ritt, ohne vom Sattel zu ſteigen, zurückgelegt haben. Seine Zunge war unermüdlich, bis man plötzlich einen Trupp Reiter heranſprengen ſah, worauf er bleich wurde und zu ſchlottern begann. Da die Beludſchen niemals einem Afghanen Pardon geben, ſo befahl Ferrier ſich zum Strauße vorzubereiten. Der Perſer fand das höchſt unverſtändig. Der Reiſende ſey wie alle Feringhis, gleich bereit zu Raufereien. Man möge ihn nur gewähren laſſen, er wiſſe ſchon mit ſolchen Erſcheinungen der Heerſtraße umzugehen. Wirklich ritt er dem Anführer der Reiter entgegen. „Möge dieſe Stunde, redete er ihn an, von glücklicher Vorbedeutung ſeyn! Meine Augen haben ſich erhellt, ſeit Euer erlauchter Schatten auf mich fiel, möge Allah niemals ihn mindern! Geſegnet ſeyen die glücklichen Sterne, die Euch an dieſen Ort führten; Ihr woret aber allzugütig Euch zu uns zu bemühen, denn wir ſind armes Volk, das nichts beſitzt, und das Euch aufſuchen wollte, um den Staub von Euren Sohlen zu küſſen und als Geſchenk Euch dieſe elenden Lumpen anzubieten, die Eurer ſo unwürdig ſind, aber Gott iſt barmherzig u. ſ. w.“ Als er vollendet hatte, brachen alle in ein geſundes Gelächter aus, denn die Reiter hatte der Chan von Waſchir ausgeſchickt um die Straße von einer Bande Beludſchen zu ſäubern, die ſchon etliche Zeit umherlungerte. Mit ihnen gieng man über den Raſch-rud, den Gränzfluß zwiſchen Herat und Kandahar, wo Ferrier von dem Häuptling des Diſtricts aufgenommen wurde. „Es iſt geradezu unverſtändlich, ſagt Ferrier, daß dieſe Nomaden, ſo gaſtfrei in ihrem Zelt, einen Fremden unbarmherzig ausplündern, wenn ſie ihm tauſend Schritt früher begegnen. Sultan Chan erklärte mir lachend: „Ihr ſeyd mein Gaſt, möge Allah ſeine Segnungen auf Euch ausgießen und Euer Schatten ſich nie vermindern! Es wäre aber ein prächtiger Glücksfall für mich geweſen, hätte ich Euch ein halbes Färſäng von hier angetroffen. Dieſe Piſtolen, dieſes Gewehr, und der Säbel, auf dem Ihr ſtets Eure Hand haltet, würden dann bald mein Diwan-Kaneh verziert haben.“

In Waſchir miethete Ferrier einen neuen Führer, dem er nicht recht trauen wollte. Der Burſche führte ihn nicht die Karawanenſtraße, ſondern einen oden, ſteilen Weg, unter dem Vorwande, die große Straße ſey unſicher, obgleich kurz zuvor in dieſer Richtung eine Karawane abgegangen war, in deren Schutz man ſicher weiter hätte kommen können. Als man in einen Engpaß gerieth, wurde der Führer unruhig, ſchaute ſich nach allen Seiten um und machte ſich dann plötzlich mit Gazelleneile aus dem Staube. Ferrier faßte ſeine Begleiter aus Herat ſcharf ins Auge, ob ſie vielleicht das Complott angeſtiftet hatten, allein ſie verriethen keine geringe Beſorgniß um ihr Leben, als plötzlich im Rücken ein Dutzend Kerle mit Lanzen, Schwertern und Schilden bewaffnet zum Vorſchein kamen. „Ueber meine eigenen Leute beruhigt, erzählt Ferrier, ſchaute ich mich um und gewahrte 50 Schritt vor uns eine felſige Anhöhe, welche ich mit meinen beiden Dienern [1] zu gewinnen ſuchte, um mein Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen. Es war ein glücklicher Zufall daß der Platz nur auf dem Pfade, den wir einge-

[1] Der dritte war kurz zuvor verabſchiedet worden.

ſchlagen hatten, erreicht werden konnte. Ein paar Minuten ſpäter waren unſere Gegner ſo nahe daß wir uns überzeugen konnten, ſie führten keine Schießgewehre bei ſich, womit wir im Gegentheil gut verſehen waren. Ali hatte eine Flinte, meinen Doppellauf gab ich Ahmed und behielt für mich ein Paar ſechsfache Drehpiſtolen, ſo daß wir den Rittern 15 Kugeln anzubieten hatten. Unerſchrocken nahten ſie ſich, denn Ali's erſter Schuß war fehlgegangen. Als aber Ahmed ſeinen Mann erreicht hatte und ich in Schußbereitſchaft ſtand, ſo hielten ſie ſtill und blieben, als wir raſch zum andern Male geladen hatten, in gehöriger Entfernung. Unſere Belagerung dauerte anderhalb Stunden, bis die Räuber plötzlich zu unſerm größten Erſtaunen flüchteten und uns verließen." Bald darauf klärte ſich das Räthſel auf, denn es erſchienen fünf bis ſechs afghaniſche Reiter welche die Schüſſe vernommen und darauf herbeigeeilt waren. Mit ihnen zog man ſicher weiter.

In Mahmudabad am 1 Auguſt angelangt, ließ Ferrier ſich bei dem Serdar Mohammed Sadik melden, der dort als Statthalter ſeines Vaters Kohendil Chan (Bruder Doſt Mohammeds), des Fürſten von Kandahar, reſidirte. Ferrier hatte ſich viel von Jar Mohammeds Empfehlungsbriefen verſprochen, er ſollte aber bald zu ſeinem Schrecken enttäuſcht werden. Vor ſeiner zweiten Rückkehr nach Herat hatte Jar eine geheime Botſchaft nach Kandahar gelangen laſſen, es werde ein engliſcher Agent erſcheinen und man möge nach Belieben mit ihm verfahren. Die Aufregung gegen die Britten nach dem afghaniſchen Kriege war noch völlig friſch und die Furcht vor ihnen noch nicht ſo groß, in einer Zeit wo ſie noch nicht das obere Induſthal beſaßen. Ferrier wurde von dem Serdar im Serdab empfangen. Dieß ſind die kühlen mit allem Luxus ausgeſtatteten Kellerräume der afghaniſchen Häuſer, wohin man ſich vor der Tageshitze flüchtet. Kalt war der Empfang des Serdars, und als ſich Ferrier umſah, gewahrte er überall finſtere Geſichter, die Notabilitäten des Ortes, die ſich ſämmtlich durch ihren Brittenhaß berühmt und populär gemacht hatten. Vergebens erklärte Ferrier daß er Franzoſe ſey. Vergebens zeigte er den Firman des Schahinſchah, des Alliirten von Kandahar, welcher beſtätigte daß der General in der perſiſchen Armee gedient habe. Man bemerkte ihm ſolche Urkunden könnten gefälſcht ſeyn oder in die Hände unrichtiger Perſonen gelangen. „Alle dieſe Beſuche von Feringhis, bemerkte der Serdar, ſind höchſt auffallend und wir werden ihnen ein Ende machen. Wer gab Euch überhaupt die Erlaubniß? Wo ſind Eure Tagebücher? Liefert Sie augenblicklich heraus oder ich laſſe Euch die Baſtonade geben." Endlich wurde der Serdar doch ſo weit beſänftigt daß er erklärte, er wolle von ſeinem Vater Kohendil Chan Verhaltungsmaßregeln einholen. Zwar ſetzte er hinzu daß die Briefe Jar Mohammeds ſeinen Verdacht beſtätigten, denn der Weſſir Sahib meine es nicht gut mit dem Hauſe der Baraksi und er könne nicht verſtehen daß er den Ferenghi auf einmal ſo warm empfehle, während er früher doch vor ihm als vor einem britiſchen Sendling gewarnt hätte. Endlich nach zweiſtündigem Verhör wurde das Frühſtück befohlen. Als das Mahl vorüber war, entfernten ſich alle Beſucher, der Serdar aber nöthigte Ferrier zu bleiben und ſich zu ſetzen. Die Scene ſollte ſich jetzt wunderbar ändern. Mohammed Sadik Chan war damals 32 Jahre alt, von kleinem Wuchs und feinem Geſichtsſchnitt. Seine ſchwarzen tiefliegenden, hinter den Augenlidern zu drei Viertel verborgenen Augen verriethen lauernde Falſchheit. In Bezug auf Religioſität gab es in Afghaniſtan keinen gottloſeren Menſchen als den Serdar. Seit Jahren hat er kein Gebet verrichtet, im Ramaſan nicht gefaſtet oder ſonſt ein Verbot des Koran geachtet. Trotzdem war er ein Mann von hohen intellectuellen Gaben, mit einem mächtigen Gedächtniß ausgeſtattet, für Kunſt und Wiſſenſchaft empfänglich, der engliſchen Sprache mächtig und verſprach ein blutiger und habſüchtiger Deſpot, aber zugleich ein großer Reformator zu werden. Als er ſich mit Ferrier allein ſah, bat er ihn um Entſchuldigung wegen ſeiner Härte, er habe aber unmöglich in Gegenwart der vielen Fanatiker ſich anders betragen dürfen. „Jetzt ſeht Ihr, ſetzte er hinzu, in mir einen Freund, der Euch vor jeder Gefahr ſchützen wird, dafür aber einen Gegendienſt verlangt. Ihr ſeit ein Engländer, deſſen bin ich überzeugt, und Euer Läugnen wird nie meine Anſicht darüber erſchüttern. Hört alſo, und leiſtet was ich begehre. Beim Tode Kohendil Chans wird es zwanzig Bewerber um den Thron von Kandahar geben, und derjenige, den die Britten unterſtützen, wird unbedingt ſiegen.[1] Um ihren Beiſtand nur zu ſichern, ſoll mir kein Opfer zu groß ſeyn. Ich wäre entſchloſſen die Waffen zu ergreifen gegen meinen Vater, gegen meine Brüder, gegen meine Onkel. Ohne Zaudern würde ich es thun und den Engländern wollte ich dienen wie der entſagte Sklave, und keine andere Belohnung verlangen als ihren Beiſtand um meine monarchiſche Gewalt zu befeſtigen."

Ferrier war in einer kritiſchen Lage. Vielleicht hatte Mohammed Sadik nichts beabſichtigt, als daß er ſich als Britte offen bekennen ſollte. Der Reiſende erwiederte daher vorſichtig, er ſey nur ein Franzoſe, allein er könne doch Mittel finden die Anträge des Serdar der britiſchen Regierung wiſſen zu laſſen, worauf ihn dieſer mit den Worten verabſchiedete: „Wenn man Euch hart begegnet, ſo ſchließt die Augen vor der Rohheit meiner Unterthanen, ſie blicken mit Mißtrauen und Haß auf Euch, und würden mir niemals vergeben, wenn ich Rückſichten für Euch zeigen wollte." Zweideutig wie dieſe Unterredung, blieb auch fortwährend das Benehmen des Serdar. Aus den folgenden Schickſalen aber ergibt ſich deutlich daß der Franzoſe einzig und allein ſein Leben dem Irrthum der Serdars von Kandahar dankte, die nicht aufhörten, ihn für einen Engländer zu halten. Will man überhaupt die Zuſtände in Afghaniſtan verſtehen, ſo darf man nie vergeſſen daß ſehr große politiſche Gewalt bei den Mullahs oder dem Clerus ruht, welcher den Fanatismus der Bevölkerung leicht zu erregen vermag. Mohammed Sadik war nicht fanatiſch, er hatte aber gerade deßwegen die Mullahs aufs höchſte zu fürchten, weil ſie ihm ſeinen ſo anſtößigen Lebenswandel verwerfen konnten. Außerdem war er bei ſeinen Unterthanen ſo unpopulär und ſo verachtet daß er ſeine Trabanten nur aus dem Abſchaum der Bevölkerung werben konnte. Jeder Mann in ſeinen Dienſten hatte einen Mord begangen, und dieſe Bande von Verbrechern hauſte grauenhaft im Lande. Umgekehrt dürfen wir uns ſagen, beruht Doſt Mohammeds Anſehen auf dem Umſtand daß er äußerſt bigott, und zwar bigott vielleicht nur aus

[1] Die Prophezeihung iſt buchſtäblich eingetroffen, wenn auch in anderem Sinne als der Serdar es meinte. Kohendil Chan ſtarb 1854, und bald darauf bemächtigte ſich der Gebiethaft Doſt Mohammed der Günſtling der Britten, mit Ausſchluß ſämmtlicher Neffen, der ächten Thronerben des Fürſtenthums Kandahar.

Digitized by Google

Berechnung iſt, denn früher gab es in Afghaniſtan keinen größern Trunkenbold als den Doſt, ſeitdem er aber den Thron von Kabul beſtieg, hat er bekanntlich keinen Tropfen Wein mehr über die Lippen gebracht.

Mohammed Sadik hatte vor den Mullahs mit dunklen Worten auf das Schickſal zweier Engländer angeſpielt, die früher denſelben Weg gezogen waren. Einer von ihnen mußte in Mahmudabad gefangen ſitzen, denn eines Tages brachte ein Soldat dem Reiſenden verſtohlen ein Stück grobes Papier. Leider vermochte Ferrier nicht zu leſen was darin ſtand, denn der Zettel war engliſch geſchrieben. Uebrigens wurde dieſe Scene von einem Spion belauſcht, Unterſuchungen angeſtellt, der Zettel gefunden, ſein Ueberbringer mit der Baſtonnade geſtraft und der Verdacht gegen Ferrier geſchärft. Der General befand ſich in einer kläglichen Lage. Er wurde wie ein Gefangener bewacht, litt beſtändig an Hunger, und mußte fortwährend Beſchimpfungen und Mißhandlungen der Einwohner ertragen, während ihn der Serdar nach und nach aller Reſtbarkeiten, namentlich ſeiner Waffen und aſtronomiſchen Inſtrumente, beraubte, die er ſich als Geſchenke ausbat. Wohl beſaß er Geld, allein er wagte nicht ſich Lebensmittel zu kaufen, weil er befürchtete ſeine Wachen würden ihm doch nichts zukommen laſſen. So geſchah es auch eines Tages, als er einem der Milizen eine Rupie gab um Melonen zu bringen. Er erſchien bald mit einer Eſelsladung ſolcher Früchte, über die er aber mit ſeinen Cameraden unter den Augen des Gefangenen herfiel, und zuletzt ihm die Rinden auf einer Schüſſel auftrug, mit der boshaften Bemerkung: er möchte ſich doch öfter einen ſolchen Genuß gönnen. Die Quälereien waren endlos, und wenn wir etliche ſolche Stücke aufzählen, ſo geſchieht es hauptſächlich um die falſchen Vorſtellungen zu vertreiben, die bisher über den afghaniſchen Charakter Umlauf hatten. Namentlich Alex. Burnes hat ſehr gefehlt, der uns dieſe Stämme als einen ſchlichten, geraden, einfachen Menſchenſchlag darſtellte. Burnes wurde ſeiner Zeit von Doſt Mohammed gehätſchelt, und die Afghanen giengen zärtlich mit ihm um, weil er mit vollen Händen Gold ausſtreute. Er ſagt wörtlich: They cannot conceal their feelings from one another, and a person with any discrimination may at all times pierce their designs. No people are more incapable of managing an intrigue. In dem letztern Punkte hat Burnes vollſtändig recht. Es gibt keine Nation die unfähiger wäre ein Complott auszuführen als die Afghanen, nicht etwa aber deßwegen, weil ihnen die Gabe der Lüge und die Fähigkeit der Verſtellung fehlte — denn falſch ſind ſie beinahe aus Liebhaberei — ſondern weil die Afghanen geſchwätzig ſind, kein Geheimniß behalten können und die wichtigſten Dinge wie die Kinder ausplaudern, weßhalb auch ihre Verſchwörungen immer wie die Seifenblaſen ſpringen. Ferrier ſchildert die Afghanen weit getreuer; ſeine britiſchen Herausgeber, die ſonſt gar manches zu berichtigen haben, bekennen offen daß aſiatiſche Zuſtände niemals ſo lebendig und ſo handgreiflich wieder gegeben worden ſind. Auch wird, wer ein wenig mit afghaniſcher Geſchichte vertraut iſt, ſich ohne Beſinnen für die Treue der Schilderung verbürgen, beſonders da Burnes für ſeinen guten Wahn von den Afghanen ſchnöde genug durch Meuchelmord bezahlt worden iſt.

Sechzehn Tage lang wurde Ferrier in Mahmudabad gefangen gehalten. Wir überſchlagen das lange Tagebuch ſeiner Leiden, und erwähnen nur eine kleine Epiſode aus der Ortschronik. Als eines Abends Lärm in der Stadt entſtand, eilte Ferrier auf das Dach des Hauſes, und gewahrte etliche Bewaffnete und ſechs Leichen. Später erfuhr er den Hergang des Tumultes. Zwei Väter, die je einen Sohn und eine Tochter beſaßen, hatten eine Doppelheirath verabredet. Der Hochzeitstag nahte, als die Väter über die Benutzung eines gemeinſamen Waſſerſtromes in Streit geriethen, weil der eine das Waſſer eine Stunde länger über ſeine Fluren hatte laufen laſſen als er berechtigt war. Der Wortwechſel dauerte nicht lange, Klingen wurden entblößt, die Angehörigen eilten den Streitenden zu Hülfe, und die ſechs Leichen waren das Product des geringfügigen Zwiſtes.

Am 17 Auguſt endlich wurde Ferrier mit einer militäriſchen Bedeckung entlaſſen. Er erreichte Girifchk am Hilmend, an deſſen Ufern er geräumige Ruinen von Städten und alten Bauwerken gewahrte, die für Zeiten vergangener Größe zeugten. Eine Viertelſtunde von Girifchk wurde der Hilmend durchwatet. Die Furt iſt nur in den drei Sommermonaten brauchbar, die übrige Zeit iſt der Fluß hoch angeſchwollen von dem Schnee aus dem Paropamiſus. Am letzten Auguſttag erreichte Ferrier endlich Kandahar. Die jetzige Stadt liegt nicht wie die alte auf einem Hügel, ſondern in der Ebene, denn Nadir Schah hatte ſchon ein zweites Kandahar neben dem alten, und Ahmed Schah Suddoſi, der Gründer der Duraniherrſchaft, das heutige dritte Kandahar erbaut. Ferrier behauptet, die jetzige Stadt und Citadelle vermöge ſich nicht zu halten, allein mit Recht verweiſen ſeine Herausgeber auf die Erfahrungen aus dem letzten afghaniſchen Kriege. Der Kern der Stadt liegt begraben in einem Ring lieblicher Gärten und Plantagen, welche durch Ströme des klarſten Waſſers belebt werden. Früchte und Gemüſe gedeihen üppig, und die Granatäpfel Kandahars haben ihres Gleichen nicht in der ganzen Welt. Die Trauben und die verzuckerten Früchte verdienen ebenfalls ihren Preis, Tabak wird reichlich und von beſonderem Werth erbaut. Ganz vorzüglich aber gedeihen Körnerfrüchte, und auffallend iſt namentlich die Schönheit und helle Farbe des Weizens. Lebensmittel ſind daher unglaublich wohlfeil, und zu dieſen guten Dingen geſellt ſich noch ein liebliches Klima. Die Stadt, ein längliches Viereck, bedeckt etwa eine perſiſche Quadratmeile. Kohendil Chan bewohnt die ſtarke Citadelle im Norden der Stadt, welche von den Britten ihrerzeit in ſehr vertheidigungsfähigen Zuſtand geſetzt wurde. Ein tiefer, aber nicht ſehr breiter Graben und eine hohe dicke Mauer aus Erde umgürtet die Stadt, die ehemals 60,000 Einwohner zählte, aber durch Kohendil Chans Bedrückungen ſchon die Hälfte davon verloren hatte.[1] Ein Viertel der Bevölkerung ſind Afghanen vom Clan der Barakſi, ein Achtel beſteht aus andern Duraniclanen, ein anderes Achtel aus dem Stamm der Ghildſchi-Afghanen und die Hälfte aus Parſiwanen und Hindus. Auch ſoll es, wie die Herausgeber hinzuſetzen, ein Stadtviertel geben welches von dem Berduraniſtamm bewohnt wird. Ferrier langte mit einem Heißhunger an, und da ſeine Soldaten über die Vorräthe von Meloneverkäufern herfielen, ſo warfen ſie ihm mit dem Worte

[1] Man kann daher erwarten daß ſie ſich jetzt raſch wieder füllen wird, ſeit Doſt Mohammed, ein guter Finanzmann, Gebieter geworden iſt, denn im Orient füllen und entleeren ſich Städte mit einer für uns unfaßlichen Geſchwindigkeit.

„Fang!“ eine Frucht zu, deren ich mich, setzt er hinzu, mit der Behendigkeit eines Affen bemächtigte. Es wurde dunkel, ehe endlich durch mancherlei Querzüge in den Gassen der Feringhi sein Gefängniß erreichte, wo ihm jedoch ein vortrefflicher Pilaw aus Kohendil Chans Küche aufgetragen wurde, so daß er nach langer Zeit endlich sich sättigen konnte. Als er am Morgen erwachte, staunte er über die Pracht seines Gefängnisses. Er bewohnte einen fürstlichen Palast, dessen Einsamkeit nur noch von einem Sohn des letzten Duranikönigs, Schah Kamran, getheilt wurde. [1] In diesem Palast lag eine Wache von 50 Mann, welche Befehl hatte Ferrier nicht ausgehen und niemanden zu ihm zu lassen. Die Wache befehligte Lal Chan, ein Barakzi-Afghane. Das Zimmer welches der General bewohnte, war geräumig und prächtig mit Basreliefs in Gyps verziert, welcher durchsichtig war und wie Silber glänzte. Nachts war das Zimmer sehr kühl, und die einzige Beschwerde worüber der Gefangene sich beklagen konnte, war das trübe Wasser, welches aus dem Wasserbecken im Hofe geschöpft wurde, in denen er Abends die Palastwache baden sah. Voller Entzücken über sein elegantes Gefängniß begab sich Ferrier mit Lal Chan auf einen Spaziergang in den Garten. Plötzlich aber hielt er still, denn ein entsetzlicher Geruch drang in seine Nase, und er gewahrte am Boden einen beweglichen Klumpen Fliegen und Ungeziefer, der sich aus einer Blutlache entwickelt hatte. Dort war der Mirza Mohammed Wali kürzlich erwürgt worden, der während der brittischen Expedition die Steuern eintrieb. Sein Verbrechen bestand darin in Kandahar ein schönes Haus besessen zu haben, nach welchem Mohammed Sadik gelüstete. Dieser Afghane klagte den Besitzer bei seinem Vater eines verbotenen Verkehrs mit den Engländern an. Sein Haus wurde mit Wachen umstellt, und Mohammed Sadik wußte es so einzurichten daß ihnen ein gefälschter Brief an den Mirza in die Hände gerieth, worin er von brittischer Seite Auftrag erhielt im stillen Fruchtmagazine einzurichten, weil bald von Schikarpur ein englisches Armeecorps nach Kandahar aufbrechen solle. Der Verleumder erreichte seine Zwecke, die ostindische Compagnie aber setzte später dem Neffen des Ermordeten einen Jahresgehalt von 14,000 Gulden aus.

Endlich nach drei Tagen erhielt Ferrier eine Audienz bei Kohendil Chan, der ihn nach Sonnenuntergang in dem Garten der Citadelle empfieng. Der Ausdruck seines Gesichts, welches der Mond beschien, war höchst trügerisch. Ein ernster, sanfter, gütiger Mann saß vor ihm, dessen dunkelschwarz gefärbter Bart scharf abstach von den bleichen kränklichen Wangen. Man hätte Vertrauen zu ihm fassen können, wenn nicht sein falscher lauernder Blick gewarnt hätte. Der Fürst mochte 58 bis 60 Jahre zählen. Sein Körper war kurz und gedrungen, sein weißes baumwollenes Gewand und sein Musselinturban verriethen die höchste Einfachheit, und nur die Edelsteine am Griff seines persischen Dolches gaben seinem Anzug einigen Schmuck. Er fand es höchst unwahrscheinlich daß die Seiks den General in ihre Dienste nehmen würden. Sie brauchen keine Europäer, setzte er hinzu, die ihre und unsere Feinde sind. Der Ferman des Schahinschah möchte in unrechte Hände gerathen seyn und Ferrier ihn einem Franzosen gestohlen haben.

Die afghanische Geschwätzigkeit aber löste bald Kohendil Chans Zunge, und er ergoß sich in Anklagen gegen Engländer, Russen und Perser. Den ersten warf er vor daß sie den Vertrag, welchen Burnes mit Dost Mohammed abgeschlossen hatte, gebrochen und Afghanistan überfallen hätten. Der Czar dagegen habe dieß zugegeben, und zuletzt Mohammed Schah gegen die Engländer im Stich gelassen [1] gerade als sein (des Serdars) Sohn zur Belagerung Herats mit 4000 Reitern aufgebrochen war. So habe man alles Vertrauen zu beiden Nationen verloren, deren Treue bisher sprüchwörtlich unter ihnen gewesen sey. Vergebens würden sich aber diese Mächte bemühen die Afghanen gegen einander aufzuhetzen. „Damit ist es jetzt vorbei, setzte er bedeutsam hinzu, denn Ihr werdet bemerkt haben daß, von dem Augenblick an wo Ihr Euren Fuß in das Fürstenthum setztet, nur ein Ruf zu vernehmen war: Krieg auf Leben und Tod mit den Feringhis und Ungläubigen!“ [2] Den Persern warf er vor daß sie ihn schäbig behandelt hätten, als er während der brittischen Occupation bei dem Schahinschah Zuflucht suchte, obgleich ihm die Einkünfte eines Lehens zugewiesen wurden, aus welchem er eine Rente von 30,000 Tomans (300,000 fl.) erpreßte. Plötzlich wurde die Unterhaltung sehr ernst, denn er verlangte das Geheimniß zu wissen, wie sich europäische Fürsten den Gehorsam ihrer Unterthanen ohne Zuflucht zu Gewaltmitteln zu erwerben wüßten. „Ich habe Güter eingezogen, die Bastonade, die Folter geben lassen, Köpfe abgeschlagen, rief der asiatische Monarch, und dennoch haben die wilden Afghanen nie meinen Gesetzen gehorcht. In meinem Fürstenthum gibt es keinen Serdar — keinen! — meine Brüder, Söhne, Neffen nicht ausgenommen, der nicht mit Begierde mir die monarchische Gewalt aus der Hand ringen würde, wenn er Aussicht hätte daß es gelänge. Hier ist Stärke das Recht, warum sollte es anders seyn in Europa?“ Ferrier bemerkte ihm, daß europäische Fürsten ihre Gewalt nicht für persönlich Zwecke gebrauchten, daß alle Regierungshandlungen vom Gesetz beherrscht und nur zum Wohl des Landes ersonnen würden. „Aber, rief der Erstaunte, was nützt die Gewalt, wenn sie nicht zu Reichthümern führt? Was ist das für eine Regierung ohne unbeschränkte Gewalt? Was ist ein König, der nicht einem Unterthanen die Bastonade geben, ihm das Haupt abschlagen kann wenn es ihm gefällt! Das heiße ich die Welt auf den Kopf stellen, das ist das furchtbarste aller Dinge, ein dauernder Zustand der Anarchie. Ich kann mir's vorstellen! Ich brauche nur an meine Afghanen zu denken! Sie sind wie alle andern Männer, und sie achten mich nur weil sie mich fürchten. Hätte Gott den Schrecken nicht in der Menschen Brust gelegt, indem er

---

[1] Der Vater Kamrans, Mahmud, wurde bekanntlich von den Barakzi-Brüdern entthront. Wenn Kohendil Chan den Enkel des Entthronten im Kerker fütterte, so geschah es wahrscheinlich zur Einschüchterung seines Nachbars, Jar Mohammed in Herat, der seinen Gebieter, Schah Kamran, erwürgt hatte, denn es ist die politische Praxis im Orient, immer einen Prätendenten für den Thron des Nachbarstaates in Bereitschaft zu halten.

[1] Unsere Leser werden sich erinnern daß der afghanische Krieg ausbrach, weil den Engländern der Vertrag in die Hände gerieth, den Kohendil Chan (1837) wegen Belehnung Herats mit dem Schahinschah unter Garantie des russischen Gesandten abgeschlossen hatte.

[2] In dieser Bemerkung liegt unserer Ansicht nach der Schlüssel zu den Abenteuern Ferriers. Man hielt ihn für einen brittischen Spion, und trotz überall geflissentlich den Fanatismus gegen ihn auf, um ihm den Eindruck zu hinterlassen, daß sämmtliche Afghanen die Britten zum Tode hassten.

Digitized by Google

ihnen die Qualen offenbarte, mit denen er sie heimzusuchen droht, hätten sie jemals den Geboten seiner heiligen Schrift, des Korans, gehorcht? Deßhalb meine ich, ist der Despotismus die beste Form um gutes zu stiften; könnt Ihr mich aber eines bessern überzeugen, so bin ich bereit Eure Lehre zu befolgen." Ferrier erinnerte an die Occupation der Britten, an ihre Gerechtigkeit und Billigkeit, an die öffentlichen Arbeiten die sie ausführten, aber er bemerkte rasch daß Kohendil Chan ihn für einen kurzsichtigen Schwärmer hielt dem jede politische Erfahrung mangle. Ueber das weitere Schicksal des Fremdlings wurde nichts entschieden. Obgleich er Souverän des Landes sey, bemerkte Kohendil Chan, dürfe er doch nicht in einer so wichtigen Sache ohne Wissen seines Bruders, Dost Mohammed von Kabul, des Familienoberhaupts, handeln. Eine Antwort von ihm werde aber bereits erwartet. Inzwischen möge Ferrier es sich nicht Leid seyn lassen daß er nicht frei in der Stadt umhergehen könne, denn er werde nur zu seiner eigenen Sicherheit in dem Palaste eingeschlossen gehalten. Der General bemerkte daß diese Sicherheit doch nicht gefährdet wäre wenn man ihm verstatte wenigstens Besuche zu empfangen. „Allerdings nicht, schloß Kohendil Chan verschlagen lächelnd, aber Ihr seyd am besten allein, und — seyd damit zufrieden."

Kohendil Chan hatte durchblicken lassen daß wenn auch die Afghanen mit den Seiks verbündet seyen, sie doch vielleicht eine vortheilhaftere, nämlich die englische Allianz ergreifen würden. Er glaubte die Britten hätten im Augenblick Bundesgenossen nöthig, und ließ den General Briefe von Häuptlingen der Seiks, der Belutschen und Mahratten sehen, welche verriethen daß eine große Verschwörung zwischen Afghanistan und Indien gesponnen wurde. Man hatte sich auf den Koran gegenseitige Hülfe zugeschworen, dieß hinderte aber den schlauen Kohendil Chan nicht an dem Versuche, ob nicht die Britten seine Allianz besser bezahlen würden, und Ferrier sollte ihm als Unterhändler dabei dienen. Auch ahnte er wohl daß der Aufstand mißlingen und die Britten Meister bleiben würden.

Einstweilen hielt man Ferrier in beständiger Haft. Das Essen war nur die ersten Tage gut gewesen, denn die Palastwache hatte später sich der Schüsseln für den Gefangenen bemächtigt, allein Ferrier wußte Kohendil Chan davon zu benachrichtigen, und fortan erschien ein fürstlicher Koch mit den Schüsseln, und wartete bis der Gefangene sein Mahl verzehrt hatte. Nichts unterbrach die Eintönigkeit dieses Lebens als eine blutige Episode im Hofe, wo die Wache über einen schiitischen Cameraden herfiel, der im Zorn einen Fluch gegen Omar ausgestoßen hatte. So kam der 14te September heran, und noch war keine Aussicht auf Aenderung. Da endlich sollte ein häßlicher Engel ihm den Kerker öffnen.

Die Cholera wüthete anfangs gelinde in der Stadt, aber am 13. waren 400, am folgenden Tage 800 Personen gestorben. Die Aufregung bei Ausbruch der Seuche war in der asiatischen Stadt ebenso stark und stärker als wie in manchen europäischen Orten. Unsinnige Gerüchte von Vergiftung der Brunnen oder des Brodes steigerten das Entsetzen. Nachts lagen die Einwohner auf den platten Dächern und stießen Klaggeheul aus, womit sie die Strafe des Himmels abzuwenden hofften. Mullahs und Doctoren hielten Rath. Da gerieth einer der Theologen auf den scharfsinnigen Einfall, seinen Collegen anzuvertrauen, der Engel Gabriel sey ihm in der Nacht erschienen und habe ihm verrathen, die Seuche könne nicht eher aus Ahmed Schahs Stadt (Kandahar) weichen, so lange sie noch durch die Gegenwart eines Ungläubigen besudelt werde. Dieß war allen sehr faßlich, und eine Deputation begab sich zu Kohendil Chan um Ferriers Kopf als Sühnopfer für die Cholera zu verlangen. Der Serdar hatte aber gute Gründe den Feringhi zu schützen. Er schickte sogleich fort nach Munition, verstärkte die Palastwache, befahl ihr sich zu verbarricadiren, und ließ die Mullahs gefangen setzen, die er aber bald wieder frei geben mußte, so drohend schwoll der Tumult. Vergeblich ließ er dem Volke sagen, Ferrier sey, ohne schlimme Absichten, vertrauensvoll nach Kandahar gekommen und geheiligt sey der Gast. Die Mullahs erwiederten darauf: daß gegen einen Ungläubigen alle Gesetze gebrochen werden dürften. Darauf setzten sich die Massen gegen Ferriers Gefängniß in Bewegung, wo sie, von einem scharfen Gewehrfeuer empfangen, unter dem Geschrei: zu den Waffen! auseinanderstoben. Ein Koran wurde an die Spitze einer Stange gebunden und die Fanatiker zogen vorüber, entblößten ihr Haupt vor dem ehrwürdigen Symbol, und schworen nicht eher zu essen, zu trinken und zu baden als bis sie den Feringhi in Stücke gehauen hätten. Dieß geschah um 11 Uhr Vormittags. Um 5 Uhr eröffneten die Insurgenten aus einem Hause ihr Feuer gegen den Palast und rückten dann in ein näheres Gebäude vor, als sie gewahrten daß sie in so großer Entfernung nichts ausrichteten. Ferrier überzeugte sich bald daß er von der eigenen Wache nichts zu befürchten hatte. Diejenigen die ihm am schlimmsten begegnet waren, fochten wie die Löwen. Er selbst übernahm das Commando, denn die Asiaten unterwerfen sich gern den Befehlen europäischer Officiere, deren höhere Einsicht ihnen wohl bekannt ist. Sieben Stunden lang dauerte die Belagerung. Im Palast gab es drei Verwundete, was draußen geschah, konnte nicht ermittelt werden. Vierzehn Stunden verflossen hierauf in Unterhandlungen mit Kohendil Chan. Der Serdar befand sich aber in der sichern Citadelle und war zum Nachgeben nicht geneigt, vielleicht wollte er den Mullahs und dem Volke eine Lehre geben. Um 2 Uhr Nachmittags am 15 September 1845 wurde der Straßenkampf erneuert. Gegen Abend schlichen sich etliche Angreifer an das äußere Thor und erzwangen sich den Durchgang. Aber ein zweites inneres hielt ihr Vordringen auf, und sie wurden hier aus nächster Nähe mit einem Feuer aus Schießscharten, die man in die Mauer gestoßen, empfangen. Zugleich entfernte man die Stützen des wurmstichigen Thorgewölbes, und die Decke fiel in Schutt auf die Köpfe der Angreifer, so daß wer nicht von dem Geröll erschlagen oder vom Qualm erstickt wurde, übel zugerichtet den Rückweg antreten mußte. Das wohlgezielte Feuer lichtete und fegte die Menge hinweg, und um 9 Uhr räumten die Insurgenten das Feld. Endlich am 16 September um 5 Uhr Nachmittags erneuerten zum drittenmale die Aufrührer den Sturm, dießmal von den Dächern der Nachbarhäuser in solcher Masse, daß die Kugeln wie Hagel in den Palast schlugen und in kurzer Zeit von der kleinen Besatzung so viele kampfunfähig wurden, daß selbst mit Benützung der aufgestellten Reserve das Gebäude keine halbe Stunde mehr gehalten werden konnte. Die Insurgenten hatten aber bereits verspielt, denn bald darauf begannen Geschütze von der Citadelle zu spielen. Kohendil Chan hatte die Aufrührer zwei Tage lang an der Nase herumgezogen, denn mit seinen 2—300

Digitized by Google

Sipahis war er ihnen nicht gewachsen. Eilig aber hatte er Truppen, namentlich Reiterei aus benachbarten Ortschaften gezogen, und diese erschienen jetzt um im Rücken den Pöbel anzugreifen, der bei ihrem Erscheinen jeden Widerstand aufgab.

In der Nacht wurde Ferrier von Lal Chan geweckt und aus der Stadt durch ein Loch in den Wall gebracht, damit seine Entfernung unbemerkt bleibe und keinen Tumult errege. Jenseits des Grabens fand er eine militärische Bedeckung und ein gesatteltes Pferd. Im nächsten Dorfe zeigten die Soldaten den Einwohnern den Feringhi, der „so viel Blutvergießen veranlaßt habe," doch hatte diese Indiscretion weiter keine Folgen als ein paar Steinwürfe und etliche Anfälle von Hunden, wobei die Afghanen sarkastisch bemerkten, sie könnten nicht begreifen warum sich Hund und Hund so schlecht vertrügen. Unterwegs erhielt Ferrier Aufschlüsse über die letzten Ereignisse. Am 11 September war die Antwort Dost Mohammeds aus Kabul in Kandahar eingetroffen. Er würde, schrieb der Emir, dazu gerathen haben den Fremdling mit einer Sendung an die brittische Regierung zu beauftragen, allein er habe den Widerstand seines ältesten Sohnes Achbar Chans und anderer fanatischer Verwandten gefürchtet. Das beste sey, Ferrier nach Herat zurückzuschicken, ihn gut zu behandeln, und nur wenn er etwa Aufregung verursachen wollte, ihm zu wehren, ohne jedoch die Rücksichten der Gastfreundschaft zu verletzen. Kohendil Chan war mit dieser Antwort nicht zufrieden und beschloß dennoch den General über Schikarpur an die Britten zu senden, allein das Laster der Geschwätzigkeit vereitelte diesen Anschlag, die Serdare und Mullahs erhoben Gegenvorstellungen und beriefen sich auf die Koranstelle, welche Bündnisse mit Ungläubigen verbietet. Sie behaupteten, die Engländer seyen bereits von Beludschen und Seiks geschlagen worden, und Indien habe sich von einem Ende zum andern erhoben. Kohendil Chan, besser unterrichtet, wußte aber schon daß die Dinge nicht gut am Indus standen und befürchtete daß wenn der vermeintliche brittische Agent erschlagen würde, die Engländer einen willkommenen Vorwand zu einer Invasion Kandahars gewinnen möchten. Deßhalb schützte er den Franzosen und sorgte daß er heil nach Girischk entkam.

Ein Ausflug nach dem Königreich Polen.

2. Eigenthümlichkeiten des Landes und seiner Bevölkerung.

Polen ist als ein fruchtbares Land bekannt. Der Theil den ich durchreiste, gehört zu den wenig begabten, er würde aber durch hoch getriebene Agricultur zu weit höhern als den zeitherigen Erträgen gebracht werden können. Viele Kriege und innere Zerrüttungen haben den Fortschritt gehemmt, der ohnedieß bei den Slaven nicht so rasch geht wie bei den Deutschen. Viele Waldungen und wüste Strecken beeinträchtigen das eigentliche Fruchtland, so daß auch dieser Umstand die Production sehr beschränkt. Steht nun schon die Cultur der Felder auf keiner sehr hohen Stufe, so ist das noch weit mehr mit der Waldcultur der Fall, und man überläßt die Forsten sich selbst, fördert auch mehr ihre Verwüstung als ihre Verbesserung. In den Privatforsten weidet meistentheils das Vieh, und dieß tritt noch nieder was etwa die Natur von selbst hervorbringen will. Mit dem Holz geht man höchst verschwenderisch um, weil es einen sehr geringen Werth hat und die Klafter nur 1 bis 3 Rthlr. kostet. Dieser Werth wird und muß aber in der Folge sehr hoch steigen, weil endlich das Holz selten werden muß, da wohl viermal mehr niedergeschlagen wird als zuwächst. Dazu kommt der ungeheure Verbrauch bei den Eisenbahnen erstlich zu den Schwellen und dann zur Heizung der Locomotiven, die sämmtlich Holz brennen, weil es wohlfeiler ist als die Steinkohlen, die erst aus Schlesien eingeführt werden müssen.

Das Land soll viele unterirdische Schätze bergen, die aber zum größten Theil noch unaufgeschlossen liegen. Der Regierung liegt viel daran sie zu heben, und sie trug vor etwa zehn Jahren bei der preußischen Regierung auf eine Commission sachkundiger Männer an, die ihr auch gewährt wurde. Drei Männer von Celebrität (Nöggerath, v. Carnal und Mentzel) reisten dahin, und ihr abgegebenes Gutachten bestätigte daß es an Erzen (besonders Eisen) und Steinkohlen nicht fehle daß aber, um diese Schätze zu heben, gar manches in der Ausbeutung anders seyn müsse. Wie ich nun von competenter Seite hörte, hat sich seitdem die Sache noch wenig gebessert. Dem jetzigen Statthalter, Fürsten Gortschakoff, liegt das Aufblühen Polens sehr am Herzen, und man darf von seinem energischen Wirken sich viel versprechen.

Ich kehre zur Gegenwart zurück. Es herrscht in dem Theil von Polen, den meine Skizze umfaßt, zwischen Land, Cultur und Bevölkerung eine gewisse Harmonie. Ersteres ist flach und bietet nur wenig Reize, die andere ist mangelhaft, und die dritte erscheint nicht in glänzendem Costüm.

Die Physiognomie des Landes ist, weil es fast durchgehends sich in weiter Ebene hinzieht, einfach, und bietet nur wenig Anziehungspunkte für das Auge dar. Ueberdieß ist der Blick durch die vielen Waldungen beschränkt; auch zeigen sich letztere, da sie viel mehr Nadel- als Laubholz enthalten, nicht als besonders schön, ja vielmehr da wo sie schlecht gehalten sind, unschön. Dazu kommt denn noch das nicht milde Klima, dessen Rauhheit durch die Waldungen vermehrt wird. Denkt man bei einer Reise durch Polen an Deutschland oder auch an Ungarn, ja selbst an Galizien, so schwindet die Poesie die dort angeregt wird; malt man sich dabei noch die Wälder von Wölfen bevölkert aus, so erwehrt man sich kaum eines Schauers, und man wird unwillkürlich an die Sagen erinnert die in Deutschland über Polens Wälder und Sümpfe circuliren. Es ist jedoch damit lange nicht so gefährlich wie man es sich vorstellt, und es läßt sich auch hier recht gut und gemüthlich leben, wie ich das selber erfahren habe. Einen Hauptreiz aber entbehrt dieser Landstrich auch dadurch daß er wenig Flüsse, Ströme aber gar keine hat. Was die entfernten Karpathen an Gewässern herabsenden, das nimmt fast alles die Weichsel auf, und so fließen denn hier nur kleine Bäche langsam und still auf der eintönigen Ebene dahin.

Digitized by Google

Von der Bevölkerung gab ich schon einzelne Notizen. Spricht man von einer polnischen Nation, so kann man darunter fast immer nur den Adel und die Grundherren verstehen, und muß diesen das Volk entgegenstellen, welches nur ein Anner an jene ist, und dem man ein Gefühl von Nationalität im höhern Sinne schwerlich zugestehen kann. Dasselbe kann sich nur mit der Zeit entwickeln. Zeither waren die untern Volksclassen so wenig selbständig daß man sie — so hart auch die Bezeichnung klingen mag — mehr als Sachen denn als Persönlichkeiten betrachten mußte, und so wenig es sich auch der Adel zeither eingestanden haben mag, so gewiß ist es wohl daß er, wenn von Berufung auf die Nation die Rede war, nur an sich und wohl wenig oder gar nicht an das eigentliche Volk dachte. Gehen wir aber in seine Idee speciell ein, so müssen wir zugeben daß viel Edles und Hohes in der polnischen Nation ist. Für eine Schwäche aber kann man die Abneigung der Polen gegen die Deutschen, so wie andrerseits ihre Vorliebe für die Franzosen erklären, die sich allenfalls nur durch die geschichtlichen Vorgänge in früherer Zeit rechtfertigen läßt.

Wollen die Polen jedoch gerecht seyn, so müssen sie anerkennen daß sie den Deutschen viel verdanken, und daß sie derselben vielfach bedürfen. Das eigentliche Volk aber wird — ohne daß es sich dessen klar bewußt ist — von den höhern Classen zu dieser Schwäche und resp. Abneigung gegen die Deutschen verleitet. Nahrung aber findet sie bei ihm durch den Neid den es gegen sie hegt daß sie rührriger sind, deßhalb vorgezogen werden, auch in bessern materiellen Verhältnissen leben. Gleiches mit Gleichem vergelten, können die Deutschen bei ihrer geringen Zahl nicht. Nachtheil aber bringt es dem Lande daß deren weniger einwandern als sonst geschehen würde und als zur Hebung der Industrie und damit der allgemeinen Wohlfahrt wünschenswerth wäre. Die Abneigung gegen die Deutschen bekam viel Nahrung als das Großherzogthum Warschau im Besitz der Krone Preußen war, und steigerte sich bis zum Hasse dadurch daß sehr viele Beamte die Nation hart und geringschätzig behandelten. Noch jetzt tauchen aus jener Zeit viel unangenehme Erinnerungen auf, die man so wie die Rede darauf kommt mit sehr bittern Bemerkungen begleitet.

Trotz dieser Abneigung aber sieht man es doch nicht ungern wenn Deutsche nach Polen kommen, weil man sie zur Hebung und Förderung der Landes-Industrie gern hat. Fabrikanten und Oekonomie-Beamte werden am liebsten gesehen, auch streben viele Grundbesitzer darnach, Arbeiter aus Deutschland zu erhalten, weil diese ruhiger sind als die einheimischen. Die so es gewagt haben dahin zu gehen, befinden sich meistentheils wohl, nur können sie sich mit dem dasigen Volke nicht gut befreunden. Dieses fröhnt sehr dem Müßiggange und hält nicht viel von Ersparungen, denn was es erwirbt, das läßt es bald wieder — und das vornehmlich im Branntwein — aufgehen. Das Beispiel verführt dann auch so manchen Deutschen. — Die Arbeitslöhne sind im Verhältniß zu den Lebensmitteln hoch, und das verleitet zum Müßiggange und zur Liederlichkeit, weil ein Arbeiter leicht in vier Tagen verdienen kann was er die Woche hindurch bedarf, folglich drei Tage zum Müßiggange übrig hat. — So sind denn die Klagen der Arbeitsgeber allgemein, und wie man sieht, auch begründet, und worüber sie sich am meisten beschweren, ist das daß keine Aufmunterung durch etwaige Prämien, oder die Aussicht auf eine bessere Zukunft, die er sich durch Fleiß und Sparsamkeit bereiten könnte, den Arbeiter lockt, so daß zuletzt nur Härte und Strenge etwas ausrichten. An diese ist übrigens der gemeine Pole so gewöhnt daß — wie mir versichert wurde — nur durch Anwendung derselben etwas mit ihm auszurichten ist, Güte dagegen ihren Zweck verfehlt.

Im Hauswesen des Polen sieht es eben nicht elegant aus, und die niedern Volksclassen leben häufig mit ihren Hausthieren in gleichem Raume und auf traulichem Fuß. Wie bekannt, spielt unter denselben das Schwein eine Hauptrolle. — Die Wohnungen erscheinen jedoch diesseit Warschau noch ziemlich ansprechend, was jenseit weniger der Fall ist, wo schon die Schornsteine aufhören und der Rauch des im Innern angemachten Feuers sich seinen Ausgang durch die Thüre und das Dach suchen muß. Daselbst trifft man auch häufig keine Glasfenster mehr, und das Tageslicht dringt sparsam durch die engen Oeffnungen in den Wänden, die mit Papier oder Schweinsblase überspannt sind. Dennoch fühlen sich die daran gewöhnten Bewohner behaglich darin. — Die Dörfer liegen weit auseinander, sind aber mit ihren Häusern dichter als gut ist zusammen gebaut. Nur die Colonien stehen weitläufig, auch sind da die Häuser von den Scheuern und Schuppen durch einen Raum von mehreren Ruthen getrennt.

Die Kleidung ist einfach und besteht bei den Männern häufig bloß aus leinenem Drill, und nur der Sonntagstaat ist von Tuch. Die Frauen lieben die bunten Farben, die sie übrigens gut kleiden, da sie meist kräftig und frisch sind. Wenn sie in ihrem Sonntagsstaate zur Kirche abfahren, geben sie ein recht hübsches Bild.

Im ganzen ist der Pole bis zur Bigotterie religiös, und da er streng katholisch ist, so hegt er gegen den Protestanten Haß. Sonderbarerweise setzt er diesen mit allen Deutschen in eine und dieselbe Kategorie und betrachtet sie als Ketzer, mögen sie auch streng katholisch seyn.

Die höhern Classen sind darin freilich toleranter, auch findet man bei ihnen viel Weltbildung. Daß sie neben ihrer Landessprache auch die französische fertig sprechen, das ist bekannt. — Viel weniger als in Deutschland sieht man schöne Schlösser auf dem Lande. Meistentheils sind die Herrenhäuser nur ein Stockwerk hoch, viele aber haben ein bloßes Erdgeschoß. Die innere Einrichtung findet man bei den wenigsten luxuriös, bei manchen ist sie sogar mehr als einfach. In früherer Zeit herrschte in diesen Häusern große Gastfreundschaft, die sich aber in der neuern immer mehr verliert und nur noch auf Freunde und Bekannte sich erstreckt. Solange jene Gastfreundschaft herrschte, fand der gebildete Fremde überall Aufnahme, und daher kam es auch daß die Gasthöfe wenig Gäste hatten, mithin die Besitzer derselben nicht viel zum Comfort thun konnten. So ist es denn zu erklären daß man noch jetzt diesen vermißt, was sich selbst in mancher Beziehung auch von der Hauptstadt sagen läßt.

Noch habe ich die Aehnlichkeit des Polen mit dem Franzosen hervorzuheben, nämlich die, welche beide in ihrem Temperamente und dadurch auch einigermaßen im Charakter mit einander haben. Der mit uns reisende Pariser war davon überrascht und meinte daß er fast in seinem Vaterlande zu seyn glaubte, als einige junge Polinnen eingestiegen waren und sich lebhaft unterhielten. Ohne genau auf die Worte zu hören, meinte er, es sey ihm als höre er seine Sprache. Beim Gespräch der Männer aber ist die Aehnlich-

Digitized by Google

keit weit geringer. Wie bei den Französinnen drückt sich auch bei den Polinnen die Lebhaftigkeit in der Unterhaltung aus.

Zum Schlusse dieses Abschnittes habe ich in Beziehung auf die Eigenthümlichkeit des Landes noch von den Wölfen zu sprechen, die in demselben hausen und bei strengen Wintern nach Westen, d. i. nach Schlesien vordringen. Diese Bestien haben sich in neuerer Zeit nicht unbedeutend vermehrt, weil den Einwohnern zum großen Theil alle Schußwaffen (aus politischen Gründen) abgenommen sind. Dazu kommt noch daß man es bei den veranstalteten Wolfjagden nicht streng nimmt, dieselben auch nicht so allgemein anstellt daß an Vertilgung dieser Raubthiere zu denken seyn könnte. Da diese nun in den vielen und ausgedehnten Waldungen Schutz finden, so nehmen sie eher zu als ab. Der Schaden den sie anrichten, ist nicht unbeträchtlich, zumal sie oft genug bis in die Gehöfte eindringen und mehr als ein Stück Vieh würgen. Es steht zu erwarten daß endlich die Landesregierung ernstliche Maßregeln treffen werde diesem Uebelstande abzuhelfen.

Geschichte der Entdeckung des Planeten Neptun.

In New-York ist im vorigen Jahr ein Buch des Prof. Elias Loomis über die neuesten Entdeckungen im Gebiete der Astronomie erschienen, welches besonders dem Zeitraum der letzten 15 Jahre gilt, wo innerhalb unsers Sonnensystems nicht weniger als 36 neue Asteroiden, vier neue Monde und ein neuer Saturnsring aufgefunden wurden. Die Entdeckung des Planeten Neptun wird aber immer in der Geschichte der Wissenschaften einen gleichsam blendenden Lichtpunkt bilden, denn es gibt wenige Leistungen auf welche der menschliche Verstand mit größerer Erhebung blicken kann. Wenige Leser dieser Blätter wird es geben welche nicht den Hergang dieser Entdeckung kennen, aber die meisten werden mit Vergnügen und Genuß noch einmal über die Begebenheit nachdenken. Die Bahn eines Planeten um die Sonne würde in einer reinen elliptischen Form bestehen, wenn die gegenseitigen anziehenden Kräfte der Sonne und des Planeten nur ins Spiel kämen. In der Natur ist aber der Fall viel verwickelter. Die Planeten ziehen sich wieder unter einander an und bewirken dadurch Störungen der elliptischen Kreise. Solche Störungen nun hatte man an der Uranusbahn wahrgenommen, ohne daß man einem Urheber in der Nachbarschaft sie zuschreiben konnte. Sie blieben daher immer räthselhaft, und ein Zweifel konnte auftauchen ob das Newton'sche Gesetz in jenen entfernten Räumen noch vollständig vollstreckt werde. Der große Königsberger Astronom, Bessel, aber erklärte deutlich, man müsse nach einem transuranischen Planeten suchen, welcher diesen Aufruhr in dem Solarsystem verursache. Dr. Hussey begann seit 1834 dem unsichtbaren Ruhestörer nachzustellen, aber noch im Jahre 1837 konnte ein Astronom wie Airy äußern: wenn die Störungen wirklich einem unentdeckten Körper verdankt werden, wird es doch unmöglich seyn seinen Aufenthalt ausfindig zu machen. Der Grund lag darin daß man die Art der Storung erst nach verschiedenen Revolutionen des Uranus zu bestimmen hoffen konnte. Im Jahre 1843 machte sich Hr. Adams, nachdem er in Cambridge promovirt hatte, an die Aufgabe, und zeichnete eine hypothetische Bahn des störenden Planeten, welche alle Störungen bis auf ein einziges Element erklärte, das noch unbemeistert blieb. Mittlerweile hatte aber Le Verrier sich schon auf die Planetenjagd begeben. Seine Vorunterfuchungen waren von so hohem wissenschaftlichen Werth, daß sie mit einem Sessel in der Akademie belohnt wurden. Er gieng wie Adams von der Vermuthung aus, der Abstand des störenden Planeten müsse doppelt so groß seyn als der Halbmesser der Uranusbahn. Diese Hypothese gründete sich auf die Erfahrung daß die Abstände der entfernteren Planeten von dem Centralkreise stets das Doppelte ihres innern Nachbars betragen. Le Verrier fragte sich nun: wenn der anonyme Planet wirklich den doppelten Uranusabstand besitzt, wo muß er sich gegenwärtig aufhalten, wie groß muß seine Masse seyn, aus welchen Elementen seine Bahn bestehen? Am 1 Junius 1846 gelangte er zu der Lösung, daß sich der Planet in der Ekliptik unter dem 325° der himmlischen Längengrade aufhalten müsse. Sein Ergebniß wich nur um einen Grad von Adams' Untersuchungen ab, die dieser Astronom damals bereits in die Hände des Hrn. Airy niedergelegt hatte. Es traf sich zufällig daß um dieselbe Zeit die Berliner Sternwarte eine genaue Himmelskarte von demjenigen Theil des Firmaments vollendet hatte, wo der vermuthete Planet sich aufhalten sollte. Da nun in Berlin sich eines der vollkommensten Instrumente befand, so bat Le Verrier den Astronomen Galle auf dem betreffenden Revier nach dem interessanten Fremdling zu suchen. An dem nämlichen Tage wo Le Verriers Brief nach Berlin gelangte, setzte Dr. Galle seine Waffe in Bewegung, und man mag sich den innerlichen Freudenschrei des Pariser Astronomen denken, als er bald darauf einen Brief Dr. Galle's öffnete, welcher die Worte enthielt: „der Planet, dessen Ort Sie bestimmt haben, ist wirklich vorhanden." Der Zufall wollte es, daß um dieselbe Zeit Professor Chall's in Cambridge bereits zweimal den neuen Planeten gesehen, aber seine Beobachtungen noch nicht reducirt hatte. Er wollte sich Zeit nehmen den Diamanten genau zu fassen, und packte mit anderem Kehricht seine Beobachtungen ein, um mehr Muße zu gewinnen. Glücklich daß er es that, denn die Wissenschaft wäre um einen unvergänglichen und begeisternden Triumph ärmer, denn nicht die Entdeckung war merkwürdig, sondern die Art wie sie gemacht wurde, der Sieg der Theorie und die große Bestätigung der Newton'schen Lehren. Noch anziehender und romanhafter aber war die nun folgende Jagd nach der Bestimmung der Bahn des auf frischer That ertappten Ruhestörers. Sein Vorrücken auf der Bogenlinie war so träg, daß eine Reihe von Jahren nöthig gewesen wäre, ehe man aus einem Fragment die volle Gestalt der Bahn hätte construiren können. Es war aber möglich daß der Planet schon früher gesehen und als ein Fixstern vernachlässigt worden war. Nun wurden alle alten Beobachtungen nachgeschlagen, wie die Fremdenbücher in einem Polizeiarchiv, allein zuletzt blieb man bei Lalande's Nachlaß stehen, denn er allein hatte das Revier des Himmels beobachtet, welches der Neptun allem Vermuthen nach durchstrichen hatte. Man ließ ließ nun alle Sterne der betreffenden himmlischen Landschaft durch das Sieb gehen, und zuletzt fanden sich neun, welche ihrem Signalement nach mit dem Neptun verwechselt wer-

Digitized by Google

ten konnten. Sechs davon wurden als unverdächtig ausgestrichen, weil Bessel ihre Eigenschaften als Fixsterne verbürgt hatte. Drei blieben noch übrig. Einer davon erschien zu schwach an Licht, ein anderer galt als zu entfernt. So blieb nur noch der dritte übrig. Zwei Tage später, nachdem man zu diesen Schlüssen gelangt war, wurde das große Aequatorial der Washingtoner Sternwarte nach dem verdächtigen „Dritten" gerichtet, und siehe da, er fehlte. Nun war es ganz sicher ermittelt daß dieser Stern in den Katalogen Lalande's der Neptun war, welcher einstweilen entwischt und von Le Verrier angehalten worden war. Aber seltsam! unter den 50,000 Sternen die Lalande verzeichnet hatte, war die Stellung dieses Pseudofixsterns allein als zweifelhaft angemerkt. Der Zweifel Lalande's aber war daraus entsprungen, daß die Beobachtungen des Sterns von zwei Sternwarten aus nicht stimmen wollten, und daß die Differenz gerade durch die zwischenliegende Bewegung des Planeten ergänzt wurde. Diese Ehre, die Identität zwischen Lalande's Pseudofixstern und Le Verriers Neptun nachgewiesen zu haben, gebührt dem amerikanischen Astronomen Sears C. Walker.

Die Euphrat-Bahn.

Wir setzen bei unsern Lesern als bekannt voraus daß diese Eisenbahn von Bassora aus am Euphratufer hinaufgeführt werden soll bis Dschader, von wo aus sie den Fluß verläßt und in beinahe westlicher Richtung den günstigen mediterraneischen Hafen Suedieh erreicht. Auf der kleinern Hälfte dieser Strecke berührt sie das volk- und handelsreiche Aleppo. Der Hafen Suedieh ist das Seleucia-Pieria, der alte Hafen Antiochiens, und es bedarf dort nur einer Reinigung der alten Becken, um einen geräumigen und geschützten Platz für starke Handelsflotten zu gewinnen. Gewiß, wenn die Bahn fertig ist, gibt es von Malta aus gerechnet keinen nähern Weg nach Bombay als auf der Euphrat-Bahn. Es berechnen sich nämlich die Entfernungen und Geschwindigkeiten folgendermaßen:

Von Bombay nach Suez	2936	engl. M.	in	17	Tagen	—	Stunden.
Von Suez nach Alexandrien mit der Eisenbahn	265	„	„	—	„	9	„
Von Alexandr. nach Malta	—	„	„	1	„	—	„
Zusammen				21		9	„
Dagegen:							
Von Bombay nach Bassora	1585	engl. M.	in	8	Tagen	—	Stunden.
Von Bassora nach Suedieh mit der Eisenbahn	1019	„	„	—	„	42	„
Von Suedieh nach Malta	—	„	„	8	„	—	„
Zusammen				13		18	„

Daraus ergibt sich daß man von Bombay über Bassora in 14 Tagen nach Malta gelangen würde, also um 7 Tage früher als über Suez, da der Weg durch den persischen Golf ans Mittelmeer um 600 Meilen näher, und auf dieser Strecke theilweis durch Benützung der Eisenbahn die Geschwindigkeiten größer sind. England rückt daher Indien um volle sieben Tagereisen näher. Dieser Umstand allein gibt der Bahn einen großen politischen Werth. Sie führt ferner durch das Gebiet einer befreundeten, von England mehr und mehr in Abhängigkeit gerathenden Macht, während der ägyptische Ueberlandweg in neuerer Zeit den Britten mehr und mehr verleidet worden ist. Auch wäre es schon von großer Wichtigkeit für Großbritannien, außer dem Wege der Segelschiffe ums Cap zwei mediterraneische Verkehrsmittel nach Indien zu besitzen, damit, im Fall die eine Straße versperrt wäre, die andere benutzt werden könnte. Der Weg durch den persischen Golf ist ferner beim Ausbruch eines Seekrieges für England weit sicherer als der Weg durch das rothe Meer, denn obgleich dieses von Aden aus beherrscht wird, so bliebe doch immer die Ueberfahrt von Bombay nach dem Bab el Mandeb gefährlich, wenn den britischen Schiffen feindliche Kreuzer auf der Höhe von Dschard Hafun auflauern würden, während sie sonst der indischen Küste entlang unbelästigt in den persischen Golf einlaufen konnten, dessen Schlüssel die Engländer natürlich in den Händen halten würden.

Die vollständige Linie von Bassora an das Mittelmeer würde eine Länge von 1019 englischen Meilen oder 1639 Kilometer erhalten. Man hofft diese Bahn, welche in drei Sectionen zerfällt, mit einem Aufwand von 299,750,000 Francs herzustellen, oder mit 300,000 Francs die englische Meile, will sagen so wohlfeil oder so theuer als wie im Durchschnitt die deutschen Eisenbahnen bisher gekostet haben. Solche Anschläge sind natürlich ein Sprung ins Finstere, da sich gar nicht absehen läßt ob man überhaupt genug arbeitende Hände auf der Strecke finden wird, wie hoch der Tagelohn zu stehen kommt, welchen Werth eine Tagearbeit dort haben kann, und wie hoch sich die Unterhaltungskosten namentlich zum Schutz der Bahn stellen werden. Noch gewagter sind die Schätzungen über den Ertrag der Bahn. Wir haben in diesen Blättern uns die Mühe gegeben die v. Lesseps'schen Illusionen über den Ertrag des Suezcanals nachzuweisen. Die Britten sind nicht glücklicher mit ihren „Euphrat-Prospecten." Man weiß daß jährlich, Fracht und Rückfracht eingerechnet, aus Großbritannien, Frankreich und Holland 1,113,453 Tonnen um das Cap und zurück befördert werden. Allein von diesen Gütern sind viele die eine Fracht mit einer Eisenbahn selbst bei niedrigen Tarifen nie vertragen werden, wie z. B. Kohlen, Eisen, Nutzholz, Farbholz, Baumwolle. Pfeffer, Thee, Indigo, Seide, feine Gewürze werden den kostspieligeren aber kürzeren Weg mit Erfolg einschlagen, ebenso eine Menge gröberer Güter, die schon am Mittelmeer ihre Bestimmung erreichen. Nimmt man nun an daß der dritte Theil des Kaffee's, Pfeffers, Indigo's, Zuckers, die Hälfte des Thee's, und der 20ste Theil sämmtlicher anderer Güter die Euphratbahn benutzen werde, so hätte man folgende Einnahmen zu erwarten:

Kaffee	28,977	Tonnen à 8	Cent. (per Kilom.)	3,799,202	Frcs.
Pfeffer	1,312	„ —	„ „	160,456	„
Indigo	1,051	„ 10	„ „	172,095	„
Zucker	61,117	„ 8	„ „	8,013,071	„
Thee	13,888	„ 10	„ „	2,274,932	„
And. Gegenstände	16,839	„ 10	„ „	2,758,437	„
			Zusammen	17,178,193	Frcs.

Das klingt und hört sich sehr bescheiden an, viel bescheidener als die Milchtopfrechnungen des Hrn. v. Lesseps, der die Dreistigkeit besaß den indisch-europäischen Frachtenverkehr auf 6 Mill. Tonnen, also viermal so groß als die statistischen Ermittlungen lauteten, anzugeben. Dennoch sieht man auf den ersten Blick daß hier alles auf die beiden Items Zucker und Kaffee ankommt. Rechnet man nach, so ergibt sich daß die Eisenbahnfracht nicht weniger als 130 Frcs. oder 5 Pfd. St. per Tonne für den Zucker beträgt, will sagen 5 Sch. der Centner und $4\frac{1}{5}$ Penny oder $2\frac{3}{4}$ kr. das Pfund. Außerdem kommen noch die Kosten der Schifffahrt nach Bassora, und von Sueidieh nach dem Absatzhafen; die Ladung auf das Schiff, die Abladung auf die Eisenbahn und die abermalige Ein- und Ausschiffung in Berechnung, so daß sich dann der gesammte Frachtsatz leicht verdoppeln kann, während zu jeder Zeit die Tonne Zucker mit Segelschiffen von Bombay bis nach einem europäischen Hafen für 5 Pf. St. befördert wird. Was den Kaffee betrifft, so wird jedenfalls weniger als ein Drittel die Euphratbahn benutzen, denn der Javakaffee wird stets um das Cap und höchstens nur der Ceylonkaffee durch den persischen Golf gehen. Man rechnet dafür auf 106,720 Tonnen Verkehr für den persisch-europäischen Handel; 170,000 Tonnen für den Verkehr des Euphratthales mit dem Mittelmeere; auf durchschittlich 50,000 Reisende die den vollen Weg hin und zurücklegen, so daß also in einem Tage 150 Reisende hin und 150 Reisende her durchschnittlich auf der ganzen Strecke befördert werden müßten !). Alle diese Personen zusammen sollen eine Einnahme von 66 Mill. Francs abwerfen, von denen man liberal genug 45 Proc. oder 30 Mill. für die Betriebskosten abrechnet, worauf noch immer eine reine Einnahme von 36 Mill. Francs oder 12 Proc. übrig bleiben. Wir brauchen nicht lange bei der Schlüpfrigkeit dieser hypothetischen Werthe zu verweilen. Gesetzt nur, die 24 Mill. Frcs. die man vom Personentransport durch ein großentheils von Nomaden bewohntes Land zu erzielen gedenkt, würden sich auf 8 Mill. Frcs. mindern, die Betriebskosten dagegen, was uns immer noch gering dünkt, auf 60 Proc. steigen, so blieben nur 20 Mill. Reingewinn, oder knapp 6^2_3 Proc., wenn die Bahn recht wohlfeil gebaut wird und die Tonnenziffern des hypothetischen Verkehrs nicht etwa einer gleichen Reduction wie die illusorische Personenfrequenz fähig sind.

Glücklicherweise hat das brittische Project noch andere praktische Aussichten. Man will vorläufig nur die kleine Strecke von Sueidieh nach Kalaat Tschaber am Euphrat erbauen und dann den Strom mit Dampfschiffen befahren. Man hat auf diesem Wege bei Aleppo eine Höhe von 1280 engl. Fuß oder 400 Metres zu überwinden, wobei durchschnittlich der Fall von Aleppo nach dem Meer 2,58 Metres, und nach dem Euphrat 2,18 per Kilometer (also etwa 1:400) beträgt. Dieser Abschnitt hat eine Gesammtlänge von 99 englischen Meilen.

Man berechnet die Kosten nach deutschem Maßstabe auf 6000 Pfd. St. die (engl.) Meile, und hat vorläufig beschlossen 50,000 Actien à 20 Pfd. St. auszugeben, für deren Premessen bereits in London ein Aufgeld bezahlt wird. Die Bahn berührt Aleppo, eine Stadt von 90,000 Einwohnern und ein Brennpunkt von Karawanenstraßen. Außerdem liegt noch Antiochien (7000 Einw.) und Balis am Euphrat (3000 Einw.) auf der Linie. Die türkische Regierung gibt den Compagnien den Grund und Boden, so weit die Bahn durch Domänen geht, frei, und verstattet eine unentgeltliche Ausbeutung aller nahe gelegenen Wälder, Steinbrüche und Bergwerke. Haben diese Nebenvortheile allein schon einen beträchtlichen Werth, so gewinnt die Strecke von Sueidieh nach dem schiffbaren Euphrat jedenfalls den größten Localverkehr auf der ganzen Bahn, und wenn schließlich eine regelmäßige Dampfschiffverbindung eingerichtet ist, auch einen ansehnlichen Frachtentransport aus Mesopotamien und vom persischen Golf. Man kann dann schon deutlicher sehen wie theuer man am Euphrat baut und wie sich die große Bahn rentiren möchte. Selbst diese gemischte Verkehrslinie, theils Eisenbahn, theils Dampfschifffahrt, würde den indischen Ueberlandweg ein wenig kürzen, und ließe sich für Truppensendungen benützen, ohne daß große Capitalien eingesetzt zu werden brauchten.

Weit wichtiger aber als die mercantilischen Erfolge sind jedenfalls die politischen Dienste welche eine solche Bahn zu leisten im Stande wäre. Das Euphratthal ist einer der Wege, auf welchem ein russischer Eroberer nach Indien ziehen könnte sobald er Herr von Kars und Erzerum geworden wäre. Natürlich wird er aber diesen Gedanken aufgeben müssen, wenn die Engländer ihm mit Hülfe der Eisenbahn zuvorkommen und an der Euphratkrümmung bei Balis schlagfertig ihn erwarten können. Auch liegt die Vermuthung nahe daß die Britten ihre Bahn nicht unbeschützt lassen, sondern unter allerlei Vorwänden sich zwischen dem Mittelmeer und Euphrat festsetzen werden, gerade so wie die Vereinigten Staaten sich auf der Panamalinie einzurichten im Begriff sind. Eine solche Aussicht aber ist allein schon eine Million Pfund Sterling werth.

Digitized by Google

Die neueſten Berichte Leopold Schrenks über ſeine Erforſchungen der Inſel Sachalin und des Amurgebietes.

Das neueſte Bulletin der St. Petersburger Akademie bringt zwei Briefe des großen Reiſenden L. Schrenk. Der erſte iſt vom Nikolajewſchen Poſten, 3 Mai (a. St.) 1856 geſchrieben und enthält die Ergebniſſe einer zweiten Reiſe des Naturforſchers nach der Inſel Sachalin, welche mit dem Oſtufer der Mandſchurei den ſogenannten tatariſchen Golf bildet. Der orientaliſche Krieg und das Erſcheinen der alliirten Geſchwader an den ruſſiſchen Küſten des ſtillen Meeres hatte Schrenks Hoffnung vereitelt die beinahe unbekannte Inſel Sachalin im Sommer (1855) zu bereiſen. Am 30 Januar 1856 verließ der Reiſende in Begleitung zweier Koſaken und eines Matroſen das Feſtland, gieng in Schlitten über das Eis und erreichte am 1 Februar die Inſel Sachalin, und am folgenden Tage das Dorf Pyk, wo er wegen Schneewetter fünf Tage liegen bleiben mußte, ehe er ſeine Reiſe gegen Süden fortſetzen konnte. In den Nächten fiel das Thermometer noch auf — 26° R. die Küſte ſüdwärts bis zum Cap Dui an der Bay de la Joncquière auf Kruſenſterns Karte trägt zwar zahlreiche, aber kleine Dörfer, welche von Giljaken bewohnt werden. Die giljakiſche Bevölkerung erſtreckt ſich indeſſen nur bis Pilavo, einem Dorf, drei Tagereiſen ſüdlicher als Cap Dui, von wo die Nordgränze der Ainos beginnt. Der Küſte folgend, erreichte Schrenk am 8 Febr. das Dorf Arkei und begab ſich von hier quer über die Inſel nach der paciſiſchen Küſte, wo man drei Gebirgsrücken nach Ausſage der Eingebornen zu überſchreiten habe, ehe man auf der andern Seite das bewohnte Pymythal erreichen konnte. Der Pymy-Fluß, den von der Quelle bis zur Mündung zahlreiche Dörfer der Giljaken begleiten, nennt Schrenk die Lebensader der Inſel. Der durch raſche Strömung ausgezeichnete Fluß, der den Charakter eines Gebirgsfluſſes trägt und in ſeinem oberen Laufe, trotz der ſcharfen Fröſte welche die Temperatur der Luft bisweilen unter den Gefrierpunkt des Queckſilbers ſinken laſſen, niemals zufriert, iſt äußerſt reich an Fiſchen und zumal im Herbſt an aufſteigenden Lachsarten, unter denen Salmo lagocephalus, wie auch im Amur, bei weitem die erſte und wichtigſte Rolle ſpielt. Die großen Vorräthe welche die Pymy-Giljaken von dieſem Fiſche, theils als Jukkola und theils gefroren machen, ſichern ihnen nicht bloß eine ſorgenfreie Exiſtenz für ſich und ihre Hunde während des langen Winters, ſondern rufen auch noch allwinterlich einen anſehnlichen Conflux der Nachbarſtämme nach dem Pymythale hervor, Ainos vom Golfe der Geduld kommen mit japaniſchen Waaren, Oroken mit Pelzwerken, der Beute ihrer Jagd, die Giljaken beider Küſten mit Seehundsfleiſch und Fellen, und diejenigen des Continents und hauptſächlich des Limanes, ſowie Mangunen vom Amur, mit mandſchuriſchen und ruſſiſchen Producten zu den Pymy-Giljaken, um bei ihnen theils mit neuen Vorräthen an Fiſch und Jukkola, und theils auch mit den dahin zuſtrömenden fremden Waaren ſich zu verſorgen.

Als man den Fluß verfolgte um die Oſtküſte zu erreichen, wurde am 18 Febr. 7 Uhr Morgens die niedere Temperatur von — 42° R., und am andern Morgen um dieſelbe Zeit von — 31° R. beobachtet. „So exceſſive Fröſte, bemerkt Schrenk, laſſen für das Innere von Sachalin ein continentaleres Klima vermuthen als man von einer Inſel erwarten dürfte.“ Dem entſprach auch der Pflanzenwuchs. Im obern Theil des Pymythales herrſchte Nadel- und Laubholz untermiſcht vor, während nach dem Meer zu die Lärche alle übrigen Baumarten verdrängte. „Die Lärche, ſetzt der Naturforſcher hinzu, iſt das maritime Nadelholz, der Charakterbaum der Küſten, welche unter dem unmittelbaren Einfluſſe des rauhen ochotziſchen Meeres ſtehen.“ Weder Rehe noch Elennthiere wurden angetroffen, und von den Hirſcharten fand ſich mit Ausnahme des Moſchusthieres nur noch das Rennthier vor. Auch hat ſich auf Sachalin noch ein Stamm tunguſiſcher Rennthiernomaden erhalten, während am Amur ſämmtliche Tunguſen die Rennthierzucht längſt ſchon aufgegeben haben. Am 20 Febr. wurde die Oſtküſte der Inſel erreicht und dann die Rückreiſe auf demſelben Wege angetreten. Der Reiſende gieng hierauf an der Weſtküſte bis zur Bay La Joncquière hinab, welche die Eingebornen Choindſcho nennen, und begab ſich dann wieder zum Amur zurück.

Der zweite Brief von ihm trägt das Datum Irkutzk, 15 Nov. 1856 und enthält das Itinerar ſeiner Reiſe den Amur aufwärts. Das Frühjahr 1856 ſtellte ſich viel ſpäter ein als das vorjährige. Erſt am 13 Mai konnte Schrenk mit zwei giljakiſchen Booten das Fort Nikolajewsk an der Amurmündung verlaſſen, und am 22 Mai erreichte er den Marinskiſchen Poſten oder die Marien-Colonie am Amur, die, wie man jetzt weiß, nur wenige Meilen von der Caſtries-Bay entfernt liegt. Wegen des Kriegszuſtandes konnte der Commandant des Poſtens dem Reiſenden keine Mannſchaft zu Gebote ſtellen. Er wollte alſo warten bis eins der Schiff der ruſſiſch-amerikaniſchen Compagnie, die „alljährlich im Frühjahr mit Waaren ſtromabwärts gehen,“ ankommen würde um etliche Ruderer (meiſt Sträflinge) zu miethen. Am 3 Jun. erreichte (alſo in 9 Wochen) die Nachricht vom Pariſer Frieden das öſtliche Ende Aſiens, und jetzt wurden dem Reiſenden von dem Fort in der De Caſtries-Bay bereitwillig 26 Mann zu Gebote geſtellt, ſpäter vergrößerte ſich die Bedeckung ſogar auf 37 Perſonen, und am 15 Jun. begann die Fahrt ſtromaufwärts. Die Strecke bis zum Uſſuri, dem erſten [1] rechten Nebenfluſſe des Amur, war dem Reiſenden ſchon vom vorigen Jahre her bekannt. Am 15 Jul. traf man dann auf den „erſten ruſſiſchen Wachtpoſten am linken Ufer nahe der Mündung des Sungari.“ Schrenk bemerkt daß ſeit dem Frühjahr 1856 fünf ſolcher „proviſoriſcher Wachtpoſten“ am Amur von Uſtj Strjelka bis zur Sungari-Mündung errichtet worden ſeyen. Es iſt höchſt intereſſant das Fortſchreiten der militäriſchen Bewältigung dieſer neuen Gebiete durch die Ruſſen zu beobachten. Nun haben dieſe „Wachtpoſten“ nach Schrenk den Zweck, die aufwärts gehenden Amurſchiffe der Ruſſen mit Vorräthen zu verſehen, da ſie für die langwierige Reiſe nicht den vollen Proviant mit ſich zu führen vermögen. Am 16 Jul. befuhr man die Mündung des Sungari, deſſen ſchmutzig trübe Waſſer lange in dem klaren ſchwarzen Waſſer des Sachali (Amur) kenntlich bleiben; denn Sachal bedeutet in der Sprache der Tunguſenhorde Golde ſchwarz. Wenn man dann dem Sachali aufwärts folgt, merkt man bald daß er an Fülle dem Sungari ſehr nachſtehe, und Schrenk beſtätigt das Bild unſerer Karten durch ſeine Bemerkung „daß der Sungari mit mehr Recht als der Sachali für die Hauptader des Amurſyſtems gelten möchte.“ An der Mündung des Sungari liegt das Dorf Dſchangdſchu, wo ein chineſiſcher Beamter ſeinen Sitz hat. Es ergibt ſich daraus daß die chineſiſche Verwaltung noch immer bis zum Amur reicht, während am Uſſuri und überhaupt in den öſtlichern Theilen der Mandſchurei Chineſen nicht oder nur gelegentlich angetroffen wurden.

[1] Von der Mündung gerechnet.

Digitized by Google

Den Sungari aufwärts gehen ferner die Handelsreisen der Eingebornen am unteren Amur, der Giljaken und Mangunen, und aus den Städten am Sungari und seinen Zuflüssen, aus Itschachoton, Nungdy-choton u. a. m., kommen stromabwärts die chinesischen Kaufleute, deren Waaren im gesammten unteren Amurlande, am Strom selbst und seinen Nebenflüssen, wie an der Meeresküste und in einem Theil von Sachalin bisher einzig und allein die Lebensbedürfnisse und den Luxus der Eingebornen befriedigten. Vom Sungari endlich gieng bisher auch die politische Herrschaft über den Amurstrom aus, denn dort haben die gefürchteten Mandschu ihren Sitz, vor denen die Eingebornen am Amurstrom, die Golde und Mangunen, wie in den Nebenthälern die Kile, Orotschen, Samagern u. dgl., ja — im Handelsinteresse — selbst die bisher unabhängigen Giljaken ängstlich das Knie beugen. Vom Sungari also, von den Mandschu und Chinesen daselbst, ist bisher alle, wenn auch geringe Cultur in das untere Amurland geflossen, und da der Sungari die Herzader der Mandschurei ist, so hat auch das untere Amurland bisher mit Recht den Namen „Mandschurei" getragen. Schrenk fügt indessen hinzu, daß die Dinge sich ändern werden seit die Russen vom linken und theilweis auch vom rechten Ufer des untern Amurlaufes Besitz ergriffen haben, denn jetzt werde der Sachalin politisch und culturhistorisch die beherrschende Stromader werden. Die Ufer des Sachali oder Amurstromes, oberhalb seiner Vereinigung mit dem Sungari, bieten einen prächtigen Culturboden — eine weite, ausgedehnte Prairie, mit Gruppen von Bäumen und hin und wieder mit lichtem Wald bestanden, welcher fast ausschließlich aus Eichen besteht, wie das auch am Ussuri der Fall ist. Die unbedeutenden Gebirgszüge welche oberhalb vom Ussuri den Amurstrom und zwar meist sein rechtes Ufer säumen, verschwinden hier ganz vom Horizont, bis endlich in NW. der lange Zug des Chingan-Gebirges auftaucht. Die Fahrt stromaufwärts bei 26° R. im Schatten um Mittag entkräftete nicht wenig die Mannschaft, deren Rationen hatten verkürzt werden müssen, bis man endlich die Chingan-Gebirge hinter sich hatte und den zweiten russischen, den sogenannten chinganschen Wachtposten erreichte, wo man sich mit neuen Vorräthen versorgen konnte. Die Ufer gewährten hier Aussicht auf ein weites durch niedere Höhenzüge begränztes Prairienland. „Es ist vom gesammten Amurlande, bemerkt Schrenk bedeutsam, wenn man dem Sachali-Arm aufwärts folgt, dieser Theil — zwischen dem Njuman und der Dzi — der zum Culturland am meisten geeignete Theil des Stromes und, man kann sagen, bisher auch das einzige wirkliche Culturstück desselben. Denn in ihm liegen die Ansiedlungen der Dauren, Mandschu und Chinesen, die, mit Viehzucht, Feld- und Gemüsebau beschäftigt, den übrigen, bloß von Jagd- und Fischfang lebenden Amurvölkern, den tungusischen Stämmen wie den Giljaken, weit überlegen sind. Doch beginnen ihre Ansiedlungen nicht sogleich oberhalb des Chingan-Gebirges. Zunächst breitet sich nämlich unter- und oberhalb der Njuman-Mündung und am Njuman selbst das Gebiet der Birar aus, eines tungusischen Stammes, welcher theils nomadisch, in konischen Zelten von Birkenrinde (ähnlich den Dauro's oder Sommerwohnungen der Golde) von Jagd und Fischfang lebt, theils aber auch feste Wohnsitze in Häusern von chinesischer Bauart hat, und mit Gemüsebau und Viehzucht sich beschäftigt. Die hier und hoher aufwärts am Sachali gebauten Gemüse sind ziemlich dieselben wie am Ussuri, mit Ausnahme vielleicht der Wassermelone und Gierfrucht, die ich nur dort gesehen habe." Die Viehzucht beginnt etwa 10 Meilen oberhalb der Njuman-Mündung, doch herrscht Pferdezucht bei den Golde-Tungusen schon unterhalb der Ussuri-Mündung, während gleichzeitig im Winter der Gebrauch von Hunden zum Fahren allgemein ist. Bisher hatte man an den Ufern nur einzelne leerstehende Zelte oder kleine von Chinesen bewohnte Häuschen bemerkt, bis man am 9 Aug. am rechten Ufer das sehr ansehnliche dauriſche Dorf Chormoldin erreichte, und von diesem Punkt an beginnt am Sachalistrom Feldbau, wo Gerste, Buchweizen, Hafer und der vielbeliebte mandschurische Hirse gezogen wird. „Im Dorf Chormoldin, berichtet Schrenk, empfieng mich ein chinesischer Beamter, welcher in Folge der nach Aigun gelangten Nachricht von meiner Reise, vom dortigen Ambane oder Gouverneur mir entgegengeschickt worden war, um mich bis nach Aigun zu begleiten. Die Nachricht war offenbar von der Mündung des Sungari aus nach Aigun gegeben worden, indem angeblich eine gute Landstraße, die über das Morra-Gebirge läuft, die Stadt Aigun mit dem Sungari in Verbindung erhält."

Ueber das ethnographische Verhältniß der Dauren und Mandschu zu den übrigen Amurvölkern tungusischen Stammes vermag Schrenk keinen Aufschluß zu geben, er machte nur die Erfahrung daß weder der Goldedialekt, den er selbst, noch die Mundart der Orotschonen, die seine Kosaken sprachen, von ihnen verstanden wurde. Am 11 Aug. erreichte man die einzige Stadt am Sachalistrom, das weitausgedehnte Aigun oder Aicho-choton der Eingebornen, oder Sachalin-ula-choton (Schwarze-Fluß-Stadt) der Mandschu. Schrenk erhielt den Besuch eines dortigen Beamten, der ihm jedoch die Erlaubniß verweigerte die Stadt zu besuchen. Ohne Aufenthalt wurde am 12 Aug. die Mündung der Dzi oder Seja, und am Abend der dritte russische Wachtposten 10 Werst oberhalb erreicht; da die Kräfte von Schrenks Mannschaft sehr erschöpft waren so wurden ihm von dem Commandanten noch 10 Mann zucommandirt. Wir dürfen daraus schließen daß die sogenannten Wachtposten eine ziemlich starke Besatzung haben müssen, wenn so viele Leute entbehrlich waren. Von dieser Stelle an hören die Prairien wieder auf, Höhenzüge treten dicht ans Ufer und man gewahrte nur zerstreute Hütten von Chinesen oder Mandschus. Am 22 Aug. wurde der vierte russische Wachtposten unfern der Mündung des Kamar-Flusses [1] erreicht. Die Chinesen besitzen auf beiden Ufern der Mündung dieses rechten Neben-Flusses des Amur oder Sachalin Wachtposten. Hier änderte sich die Physiognomie der Ufervegetation sehr bedeutsam, denn fortan wurde der Laubwald gänzlich von Nadelhölzern, Kiefern und vorzüglich Lärchen verdrängt. Die Ufer veröden mehr und mehr, und schon am 28 Aug. fuhr man in dem letzten chinesischen Wachtposten vorüber, von wo ab es nur hin und wieder einzelne Zelte nomadischer Menjagern gab. Am 11 Sept. waren die Lebensmittel der Expedition zu Ende, allein Tags zuvor hatten die mit der Post stromabwärts gehende Kosaken ihnen verrathen, daß eine Strecke stromaufwärts ein mit Mehl beladenes Fahrzeug seit dem Frühjahr auf einer Sandbank liege, und von diesem konnte man sich wieder mit frischen Vorräthen versorgen. Am 14 Sept. lagerte man auf den Ruinen der früher russischen Stadt Albasin, und zwei Tage später begrüßte man den fünften russischen Wachtposten am linken Amurufer bei der Mündung des Kotomandu oder Kotomagnadu. Am 21 Sept. erlagen zwei Kosaken, die längere Zeit schon krank gewesen waren. An demselben Tage berührte man das Gebiet der Orotschonen, die bereits unter russischer Botmäßigkeit stehen, und am 25 Sept. langte man bei Ustj-Strjelotschnoi am Zusammenfluß des Argunj und der Schilka, welche den Amur (Sachalin) bilden, an. Dieß war die äußerste Ortschaft der Russen nach den alten auf dem Frieden von Nertschinsk beruhenden Gränzen.

[1] Humar-Fluß auf D'Anville's Karte.

Digitized by Google

Die gelegentlichen Mittheilungen des Reisenden gewähren uns ein deutliches Bild der politischen Zustände in der Mandschurei, über die bisher so wenig klare Nachrichten vor uns lagen. Wie man bemerkt haben wird, sind die Russen Meister des Stromes geworden. Ihre Fahrzeuge gehen ungehindert stromauf- und stromabwärts. Sie schicken sogar ihre Briefpost unbelästigt auf dem nassen Wege. Die Chinesen haben vollständig das linke Amur-Ufer verlassen und das rechte ebenfalls, bis zur Mündung des Ussuri. Von dort aber erstreckt sich ihre Macht immer dem linken Ufer entlang etwa bis zum 51° nördl. Br. Die Russen dagegen sind besonders stark in der Nähe der Amur-Mündung angesiedelt. Dort liegen im Dreieck drei ihrer Forts. Der Nikolajew'sche Posten am rechten Ufer unweit der Mündung selbst, der Marienposten eine Strecke oberhalb, und dicht mit ihm verbunden das nahe Küstenfort in der De Castries-Bay. Außerdem haben sie die fünf bezeichneten Wachtposten am linken Ufer des Amur gewöhnlich an den Mündungen kleiner Neben-Flüsse errichtet. Die Anfänge sind daher noch sehr gering, doch würden die Russen gewiß schon größere Fortschritte gemacht haben, wenn der Krieg nicht dazwischen gekommen wäre. Das fruchtbare Prairienland wird aber jetzt gewiß viel Ansiedler in die Mandschurei ziehen, während die Mandschu, von dem großen Umsturz im Mittelreich gelähmt, den Russen Zeit gönnen müssen ihre Herrschaft dauernd am Strom zu befestigen.

Ueber die Entstehung des phönikischen Alphabetes.

Die Entdeckung einer phönikischen Inschrift bei Sidon auf dem Sargdeckel eines Königs, welche im vorigen Jahre so mächtig die Aufmerksamkeit der orientalischen Archäologen fesselte, hat die Pariser Akademie veranlaßt einen Preis auszuschreiben für die beste Untersuchung über den Ursprung des phönikischen Alphabetes. Ohne als Bewerber für die Prämie aufzutreten, hat ein deutscher Gelehrter, Prof. Heinr. Wuttke in dem ersten dießjährigen Heft der Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellschaft das Problem zu lösen gesucht. Die sidonische Grabschrift, welche vielleicht über das erste Jahrtausend vor Chr. hinaufreicht, ist jedenfalls viele Jahrhunderte älter als die phönikische Inschrift in Marseille (500 v. Chr.), oder die Münzen aus der Achämenidenzeit und die noch jüngeren sonstigen Denkmäler welche die phönikische Schrift uns erhalten haben. Im Besitz dieser neuen Urkunde konnte man die Zeit jetzt für reif halten, um die Lösung des archaologischen Problems zu versuchen. Wuttke indessen erwartet dagegen neues und helleres Licht erst aus den Fortschritten der assyrischen Forschungen, denn „jemehr Umstände darauf hinweisen daß der Ursprung des Alphabetes nicht in Palästina, sondern in Babylonien oder Assyrien zu suchen ist, desto wichtiger wird es über Art und Beschaffenheit der Keilschrift die richtige Ansicht zu gewinnen." Daß die Schrift nicht in Palästina erfunden worden, schließt er schon daraus daß weder Hebräer noch Phöniker sich dieser That rühmen, die einheimische Sage der Phöniker vielmehr auf den Aegypter Taaut hinwies. Die Babylonier wollten dagegen wissen daß ihnen das vom Meer her, d. h. vielleicht zu Schiff in ihrem Land erschienene göttliche Wesen Oannes die Schrift in uralter Zeit gebracht habe.

Es ergibt sich dagegen daß die verschiedenen Alphabete aller Völker in der Nähe des Mittelmeeres der Hauptsache nach, sowohl in der Reihenfolge als in der Benennung der Buchstaben, ja sogar in den Zügen derselben übereinstimmen. Die Namen der Buchstaben tragen das Gepräge des semitischen Schriftcharakters. Dasjenige Alphabet, welches nach der Vergleichung der Schriftzüge als die Grundlage der übrigen angesehen werden muß, entspricht in seiner Lautbeschaffenheit der Sprachart der Semiten. Es muß also die Erfindung oder die vollendende Ausbildung des Alphabetes unter den Semiten vor sich gegangen seyn. Nun erklärte man bisher die Entstehung der Buchstabenschrift allgemein so daß man den Buchstaben durch das Bild einer Sache ausdrückte, deren Benennung mit den fraglichen Buchstaben anlautete. Man wollte in dem später uns überlieferten Alphabet noch Fragmente der alten Bilderzeichen erkennen, z. B. wie Bunsen im Aleph bildliche Spuren eines Stieres, im Beth eines Hauses, im Daleth einer Thüre. Movers fand schließlich daß das Alphabet der Berberstämme den ursprünglichen Charakter der Schrift als Bilderschrift am reinsten gewahren lasse, und daß es aus einer Urquelle mit dem Phönikischen entflossen sey. Wuttke dagegen glaubt daß dieses Spiel der Phantasie nur auf die Betrachtung der jüngern Quadratschrift der Hebräer sich stütze, während auf den älteren Denkmalen die Schrift „deutlich als ein Gestrichel erscheine und in keiner Spur mehr verrathe daß sie eine entstellte Malerei des Sichtbaren sey." Der Ursprung der keilförmigen Schrift läßt sich wenigstens nicht auf die beliebte Art erklären. Nicht ohne Scharfsinn bemerkt Wuttke daß das Material auf die ersten Schriftversuche nothwendig einen großen Einfluß üben mußte. Bei Völkern welche Monumente hinterließen, mußte sich wohl zuerst das Bedürfniß regen, zum Verständniß der Nachwelt, für die jene Bauten doch bestimmt waren, ein Wörtchen der Erklärung beizufügen. Da nun Steine die älteste Schrift trugen und der Meißel die Zeichen eingrub, so war es natürlich daß aus Stricheln, Stiften oder Keilen (Stocheia) zuerst das Alphabet zusammengesetzt wurde. Indessen dürfen wir doch auch nicht vergessen daß die Aegypter mit demselben Material und denselben Instrumenten ihre Hieroglyphen schufen. Wuttke zergliedert nun die Lautelemente des ältesten der bekannten Schriftzüge, und überzeugt sich daß im phönikischen Alphabete nur eine Strichelschrift zu gewahren, alle Aehnlichkeit der Buchstaben mit Gegenständen aber zufällig sey. Er ist sich bewußt daß seine Behauptung eine „ketzerische" sey, er geht indessen nicht so weit, um die Möglichkeit einer Entstehung der Buchstabenschrift durch fragmentarisch gewordene Bilder zu läugnen, sondern er behauptet nur daß zur Zeit, aus welcher der älteste Schriftzug auf uns gekommen ist, die Schreiber nicht mehr an den ursprünglichen Bildwerth des Buchstabens dachten, sondern nur die überlieferten und längst entstellten Schriftzeichen nachahmten. Er ist der Ansicht daß die Buchstaben bereits vorhanden waren, ehe sie ihre Namen erhielten, nicht etwa daß aus den Taufnamen sich das Schriftzeichen entwickelte. Man wählte für die Namen der Zeichen alltägliche und allsichtbare Gegenstände, z. B. Stier, Kamel, Fisch, Wasser, Haus, Thüre, Zaun, Korb, Nagel, Kopf, Auge, Mund, Ohr, Zahn ꝛc. Man verfuhr etwa wie in unseren Abc-Büchern, wo unter A ein Affe, unter B ein Bär u. s. f. gemalt wird. Wuttke trennt also Geburt und Taufe des Alphabets, und er gesteht daß die Taufe wenigstens in Babylon nicht vorgenommen werden konnte, weil dort der Stier nicht Alef, sondern Taur hieß.

Digitized by Google

Die geläufige Ansicht ist nun die daß der Erfinder des Alphabetes ein scharfblickender Nichtägypter den Mängeln und Schwerfälligkeiten der hieroglyphischen Buchstaben- und Sylbenschrift durch einen Schlag abzuhelfen suchte. Auf diese Art geschah „der große Schritt Töne für das Auge zu zeichnen nicht unermittelt." Die Aegypter rühmen sich selbst der Erfindung, und priesen Thoth als den Urheber, wie es auch die Phöniker thun. Allein dieser Thoth soll, wie Uhlemann und der unglückliche Seyffarth übersetzen, in den alten Liedern der Aegypter Assurs Sohn genannt werden, worin Wuttke wieder eine Bestätigung seiner Hypothese sieht daß man die Erfindung der Schrift bei den ältesten Culturstaaten Kleinasiens suchen müsse. Er hält sich daher auch berechtigt die bisher gültige Ansicht zu verwerfen, als sey das Alphabet erst nach der hieroglyphischen Schrift und aus dieser entstanden. „Mustere man immer wieder, ruft er aus, die lange Reihe der Hieroglyphenbilder: es findet sich doch kaum hie und da eine schwache sehr entfernte Aehnlichkeit mit dem phönikischen Zuge. Es besteht kein Zusammenhang zwischen der bekannten phönikischen Schrift und der ägyptischen Hieroglyphik." Offenbar liegt das staunenswerthe der Erfindung weniger darin Töne zu malen, sondern weit mehr noch das gesprochene Wort in seine einzelnen Laute zu zergliedern, um wieder die einzelnen Elemente durch schriftliche Aequivalente zusammenzufügen. Und vollständig, meint Wuttke, mußte die Ausscheidung der einzelnen Lautwerthe vor sich gehen; er kann sich es daher nicht anders vorstellen als daß im Alphabet des ersten Erfinders nicht auch die Vocale neben den Consonanten sich befunden hätten, gleichsam als sey die schöne Erfindung gewaffnet wie Pallas Athene aus einem göttlichen Haupte gesprungen.

Diese Ansicht wird wahrscheinlich wenig Glück machen, sie ist auch schwerlich historisch. Denn alle unsere schönsten Erfindungen sind immer allmählich entstanden, sie haben sich durch langsame Verbesserungen zur letzten Vollkommenheit entwickelt. Es ist schon sehr schwer sich vorzustellen daß Ein Genie das Wort in Sylben, die Sylben in ihre Lautelemente zerlegt und für jedes derselben ein Symbol erdacht haben sollte, welches der Phantasie gar nicht zu Hülfe kam, und nichts über seinen Lautwerth dem Auge und Munde verrieth, wie die Hieroglyphe es doch thut. Aber noch weit schwieriger war es jedenfalls eine so gewaltige Erfindung unter den unvorbereiteten Zeitgenossen zu verbreiten, die nicht geübt waren das gesprochene Wort in seine einzelnen Lautwerthe zu zerlegen. Das hieroglyphische Schreiben war aber die erste Uebung darin, und so seltsam es klingen mag, man mußte zuerst an das Buchstabiren sich gewöhnen, ehe an ein Alphabet gedacht werden konnte. Jede Opposition in wissenschaftlichen Untersuchungen hat einen großen Werth, weil sie zur Bewältigung des Einwandes nöthigt, und auf die Flüchtigkeit früherer Forschungen und die Unsicherheit der gewonnenen Resultate aufmerksam macht. Es gebührt daher Wuttke das Verdienst uns gewarnt zu haben daß in den ältesten phönikischen Schriftdenkmalen keine sichtbaren Spuren einer hieroglyphischen Abkunft sich finden, und daß selbst, wenn es der bisher geläufigen Theorie neuerdings gelingen sollte eine Verwandtschaft zwischen den alten mediterraneischen Alphabeten und den ägyptischen Hieroglyphen aufzufinden, die Keilschrift doch als ein neues, weit dunkleres Räthsel alle jene Hypothesen bedroht, und für sie wenigstens die alte Theorie stumm bleiben muß.

Ein Ritt durch die große amerikanische Wüste und die Felsengebirge.

(Fortsetzung.)

Der Leser wird sich wahrscheinlich noch an das Pferd erinnern, welches ich in Californien gekauft hatte, und welches ich als ein Thier, von schrecklichen Eigenschaften besessen, geschildert habe. Ich hatte es auf dem Weg für so werthlos gefunden daß es kaum geritten worden war. In Folge dessen ließ ich das miserable Vieh paradiren, und nachdem ich es in eine Position gebracht hatte wo es verhindert war sich niederzulegen — eine Sache die vor Abschluß der Negotiation nicht gewünscht wurde — begann ich durch Zeichen und mit einigen wenigen von mir erlernten Worten in der Eutaw-Sprache einen Handel behufs des Austausches zu eröffnen. Nach einer sorgsamen Prüfung des Thieres sandte mein indianischer Freund einen Knaben nach dem Thier das er dafür geben wollte.

Das Musterbild eines Pferdes (welches, ach! bald in meinen Besitz übergehen sollte) machte jetzt in Gestalt eines rohaussehenden indianischen Pony's seine Aufwartung. Nach beträchtlichem Zaudern war ich im Begriff den Handel — ein Pferd gegen das andere — abzuschließen, als zu meinem großen Mißvergnügen mir der Häuptling erklärte daß er sich nicht entschließen könne sich von einem so werthvollen Thiere zu trennen, wenn ich ihm nicht ein Geschenk als Zugabe darauf lege. Ich war so schwach in dieses neue Verlangen zu willigen, und trennte mich nicht nur von meinem herabgekommenen Pferde, sondern auch noch von einer meiner zwei mexicanischen Decken.

Ehe wir dieses Lager verließen, ward ich von Walker eingeladen, seine Hütten zu besuchen, und begleitete ihn in Folge dessen dahin. Diese Hütten (lodges) sind von zusammengenähten Fellen fabricirt, und haben eine Oeffnung als Rauchabzug an der Spitze, da das Feuer auf dem Boden im Mittelpunkt der Hütte angezündet wird. Als ich zur Hütte hineintrat, versammelten sich die Kinder um mich und bewunderten das prächtige Scharlachtuch, womit mein lederned Jagdhemd besetzt war; der größte Theil des jungen Volkes war mit kleinen Bogen und Pfeilen versehen, und belustigte sich damit nach mir zu zielen. Walkers Weib, oder Weiber — denn ich glaube er hat deren mehrere — waren um die Hütte mit ihren häuslichen Verrichtungen beschäftigt, und eine derselben (eine gutaussehende Squaw von etwa 18—20 Jahren) war so gütig, ein Hirschfell zu meiner Bequemlichkeit auszubreiten. Um die Höflichkeit zu erwiedern, befahl ich meinem Juan ein messingenes Medaillon, mit den Buchstaben U S (United States) auffallend geziert, das ich noch unter meinen Kleinigkeiten hatte, aufzupolieren und mir zu bringen. Dieß that er, und ich werde nie die Freude der Schönen der Wildniß bei Empfang des glänzenden Metalles vergessen. Vermittelst eines kleinen Spiegels — den sie wahrscheinlich von irgendeinem herumgehenden Händler erhalten hatte — arrangirte sie das Medaillon in ihren Rabenhaaren, gieng mit großen Schritten vor der Hütte auf und ab, und sah mit großer Verachtung auf ihre neidischen Gefährtinnen.

Nachdem wir den kleinen Salzsee verlassen hatten, reisten wir einige Tage an dem Wah-Satchgebirge vorüber. Hier begegneten uns wenig erwähnenswerthe Abenteuer, bis wir die Region des Bergschnees erreichten. Wir fanden denselben selbst jetzt im Junius noch mehrere Fuß tief. Einige unserer in den sonnigen Ebenen Californiens aufgezogenen Maulthiere, die vorher noch nie Schnee gesehen hatten, zeigten bei der ersten Annäherung große Furcht davor.

Digitized by Google

In derſelben Gegend lagerten wir eines Abends an einem prächtigen kleinen See der in einer Höhlung zwiſchen den Bergen gelegen war. Jedoch war die Höhe ſo groß daß derſelbe ſelbſt jetzt im Sommer mit Schnee umgeben und theilweiſe zugefroren war. Wir wurden dort wieder von Utaw-Indianern beſucht, die ſich, wie gewöhnlich, auf freundliche Weiſe benahmen. Unſere Proviſionen waren jetzt ſo ſehr geſchmolzen daß es nöthig ward unſern Vorrath ſo viel wie möglich durch Kauf von den Indianern zu verſtärken. Von der uns beſuchenden Truppe gelang es uns das Stück eines Rocky-Mountain-Schafes oder Dick-Hornes, wie es oft genannt wird, zu acquiriren, und als Kit nach Fiſchen fragte, begab ſich einer der Indianer hinweg und kehrte in wenigen Minuten mit einer hübſchen Forelle zurück, die wir für ein paar Pulverladungen erkauften. Wir hatten den Fiſch ſo eben über das Feuer gebracht, als wir entdeckten daß er durch einen Pfeilſchuß in den Rücken getödtet worden war. Als wir uns noch über dieſe neue Art des Forellenfanges wunderten, kamen zwei unſerer Leute mit ſo vielen Fiſchen als ſie nur tragen konnten ins Lager, und ſagten uns daß ſie wenigſtens noch einmal ſo viel gefangen, aber dieſelben an dem Ufer des Sees zurückgelaſſen hätten. Im Herumwandern hatten ſie einen kleinen ſeichten Fluß entdeckt, der ſich in den See ergoß. Den Fluß ſchilderten ſie als mit Fiſchen förmlich ſo gefüllt daß ſie nur hineinzugehen und dieſelben mit Stöcken zu tödten nöthig hatten. Unſerem hungerigen Volke war dieß eine äußerſt angenehme Nachricht, und der Abend ward gänzlich der Compoſition verſchiedener Fiſchgerichte gewidmet.

Nach Beendigung unſeres Abendbrodes wurde einſtimmig beſchloſſen, unſer Lager den nächſten Tag nicht weiter als bis zu dieſem Fluß zu verlegen und einen Tag dem Fiſchfang zu widmen. Unter dieſem angenehmen Eindruck begab ich mich zu Bett und ward daſelbſt bald durch den leiſen eintönigen Geſang, womit ſich einer unſerer indianiſchen Gäſte amüſirte, eingelullt.

Bei Sonnenaufgang waren wir nicht nur in unſerem neuen Lager bereits eingerichtet, ſondern auch ſchon bis an die Kniee in dem eiſigen Waſſer in Verfolgung ſeiner erſchreckten Bewohner begriffen. Wenn Fiſche überhaupt Gedächtniß haben, ſo fürchte ich daß die in dem Waſſer des Forellenfſes uns nicht ſobald vergeſſen werden, denn ſolche Metzgerei unter dem mit Floßfedern begabten Stamm habe ich ſelten geſehen. Ich allein fieng vermittelſt eines an einem Stock befeſtigten alten Bajonnets fünf Dutzend, und — holte mir dabei einen Rheumatismus, der mir die Scene heutigen Tages noch oft in Erinnerung bringt.

Bei unſerem früheren Speiſemangel und der harten Reiſe wird es kaum überraſchen daß wir nach einer Tagesruhe und unſerem prächtigen Fiſchfeſt uns wieder ſo tüchtig fühlten, als könnten wir nicht nur einer ganzen Legion „Diggers," ſondern ſogar dem „Alten Erbfeinde" (natürlich vorausgeſetzt, derſelbe könne ſich in einer ſo kalten Gegend wie das Wah-Satchgebirge iſt, herumtreiben) ſelbſt widerſtehen. Unſer Weg führte uns nun meiſt aufwärts; manchmal kreuzten wir ſchneeige Felsrücken, wo eiſige Winde uns ganz tüchtig auf unſeren Sätteln durchſchüttelten, dann kamen wir wieder in angenehme Thäler, wo die Tannenwälder uns einen erwünſchten Schutz vor den Sonnenſtrahlen gaben.

Wie wir eine dieſer Schluchten durchzogen, kamen wir plötzlich an ſieben menſchliche Skelette, von denen ſechs, von den Elementen gebleicht, da und dort zerſtreut lagen, wo vielleicht gerade irgendein hungriger Wolf ſie hingezerrt hatte; das ſiebente lag mehr unter dem Schutz von Felſen und gefallenen Bäumen, und ſchien von den Raubthieren in dem Zuſtand gelaſſen zu ſeyn, in welchem der Beſitzer desſelben ſtarb. Nachdem wir den Platz weiter geprüft hatten, ſtimmten wir darin überein daß dieß die traurigen Ueberreſte einer durch Indianer abgeſchnittenen Partie von Weißen oder Mexicanern ſey. Das ſeitwärts liegende Skelett ſchien den Pfeilſpitzen und Kugeln zufolge, die den es ſchützenden Baum ſpickten, einem Individuum der Partie angehört zu haben, welches von dieſem Schutzplatz aus ſo lange gefochten hatte, bis es der Ueberzahl unterlegen war. Wir erfuhren ſpäter von einer Bande freundlicher Utaws daß die von uns entdeckten Knochen einer Truppe Amerikaner von Arkanſas angehört hatten, welche während einer Mittagsruhe von feindlichen Indianern überraſcht worden waren. Sie wurden augenblicklich getödtet, mit Ausnahme des einen, welcher ſeine Büchſe aufraffte, ſich nach dem nächſten Deckpunkt zurückzog, dort mit der ganzen Energie der Verzweiflung kämpfte und zwei der Wilden erlegte, ehe er ſelbſt den Pfeilen der Angreifer unterlag.

Ich erinnere mich noch wie ich meinen Geburtstag, der im Junius iſt, gefeiert habe. Ich ſtand am Ufer des Grand-River (großer Fluß), und ſah mit kläglicher Gemüthsſtimmung und manchen geheimen Vorahnungen in dem reißenden Strom des geſchwollenen Fluſſes. Und ich hatte dazu guten Grund; ich habe geſagt es war Junius, und man könnte wohl meinen daß ein kaltes Bad im Sommeranfang keine große Mühſeligkeit iſt. Aber in dieſem Fall beſtand der Zuſammenhang des Sommermonates mit dem Sommer bloß im Namen, denn der ſtarke Wind erinnerte eher an einen Decemberſturm und der unruhige Strom zu meinen Füßen, durch geſchmolzenen Schnee genährt, war viele Grade kälter als eine Bergquelle. Aber dieſes fürchterliche Hinderniß mußte paſſirt werden, und ich wußte nicht wie dieſe Schwierigkeit überwunden werden ſollte. Kit jedoch löste das Problem, indem er den Bau eines Floßes vorſchlug, und in Folge deſſen giengen alle Hände rüſtig daran, das nöthige Material dazu aus den benachbarten Wäldern herbeizuſchaffen. Kit in Hemdärmeln arbeitete tüchtig mit, inſtruirte hier und dirigirte dort, und bewies ſich wie gewöhnlich als Hauptgeiſt der Partie. Nach vieler Arbeit waren einige Stämme ordentlich zugeſchnitten, gekerbt und in das Waſſer gerollt, wo ſie mit unſeren Reatas zuſammengebunden wurden, bis endlich dieſes rohe Auskunftsmittel eine paſſable Frachtgelegenheit für eine leichte Gepäckladung darſtellte. Nachdem wir ſo viel geladen hatten als wir wagen durften, wobei wir Päcke, Reitſättel und die californiſchen Poſtſäcke — letztere in der ſicherſten Poſition — darauf anbrachten, wurde zur Beſtimmung derjenigen geſchritten die zuerſt durch den Strom ſchwimmen ſollten. Fünf Leute wurden zuletzt auserleſen, und ich als guter Schwimmer dazu beſtimmt, die Expedition als Capitän zu leiten. Nachdem ich Auchambeau zu meinem Oberſteuermann auserleſen hatte, ſprangen wir beide in den Fluß, und nachdem wir unſern Leuten ihre Plätze angewieſen hatten, erwarteten wir nur noch Kit's ſchließlichen Befehl, um uns den Wogen anzuvertrauen. Dieſe Inſtructionen wurden bald und kurz in folgenden Worten gegeben: „Alle ihr Leute, die ihr nicht ſchwimmen könnt, mögt euch an den Enden des Floßes anhängen. Aber keiner verſuche es hinaufzuklettern, außer Auchambeau, der die Stange hat es zu lenken. Die von euch welche ſchwimmen können, nehmen das Bugſirtau und ziehen es vorwärts; ſchaut ordentlich nach Felſen und ſchwimmenden Stämmen aus, und was ihr auch thun mögt, verliert mir nicht die Poſtſäcke!" Und nun ward mit einem derben Stoße unſere ſchwache Stütze vom Stapel gelaſſen, und mit einem Lebewohl von unſeren Cameraden am Ufer überließen wir uns der Gnade der Fluth.

Ich habe bemerkt daß ich als Capitän angeſtellt war, aber einmal unterwegs fand ich daß wir alle Capitäns waren, wenn überhaupt Befehle ertheilen da etwas genutzt hätte, wo die Hälfte

Digitized by Google

der Worte im Getös der Fluthen verloren gieng. In der That griffen wir das Geschäft alle falsch an, bis zuletzt, wie ich vermuthe, der arme Strom der schon wahrscheinlich über seine Ausdauer geplagt worden war, sich entschloß die Sache in seine eigene Hand zu nehmen, aus Bedauern daß wir solche nautische Ignoranz gezeigt hatten, und endlich dadurch die Sache erledigte daß er uns eine Meile weiter unten, jedoch an derselben Seite von der wir ausgegangen waren, wieder ans Ufer warf. Ehe dieß jedoch vollendet war, wurde ich, wahrscheinlich in Anbetracht meiner Capitänschaft, noch mit einem Abschiedsgeschenk beehrt, welches, wenn mir nicht Auchambeau rechtzeitig zu Hülfe gekommen wäre, meine Abenteuer auf der Stelle geendigt haben würde. Ich war mit einem Strang ausgeschwommen um das unglückliche Floß an einem Baum zu befestigen, als der Strom eine große Masse schweren Holzes in heftige Berührung mit meiner Brust brachte, und ich auf diese Weise bewußtlos in das Flußbett zurückgeschleudert ward. Gerade als ich unterzusinken im Begriff war, erfaßte mich Auchambeau bei den Haaren, die ich glücklicherweise sehr lang trug, und zog mich auf das Ufer, woselbst ich nach und nach wieder zu mir kam.

Unsere Situation war jetzt durchaus keine angenehme; das einzige Kleidungsstück, welches wir anhatten, war der Hut, da wir unsere übrige Kleidung erst durch ein anderes Floß bekommen sollten. Die Stromschnellen gegen die Strömung hinauf zu gelangen, war ebenso unmöglich als das Durchschwimmen nochmals von der Stelle aus zu versuchen wo wir waren, da gleich darunter ein beträchtlicher Fall und zackige Felsen waren. So hatten wir keine Wahl, sondern nahmen unsere Bagage auf die Schultern und reisten langsam zu Fuß zurück, wobei wir, so weit es uns das Dickicht erlaubte, den Windungen des Flusses folgten, und manches Anathema auf die dornigen Pflanzen welche unsere unbedeckten Füße verwundeten, ausstießen. Es war hoch Mittag, ehe wir das Lager wieder erreichten, und beinahe 4 Uhr, ehe wir wieder zu einem neuen Versuche vorbereitet waren. Nach unendlicher Plage bewies sich dieser neue Versuch erfolgreich, und wir landeten auf der entgegengesetzten Seite in einem völlig erschöpften Zustande. Auchambeau fiel von Ueberanstrengung und dem langen Ausgesetztseyn der Wirkung des eisigen Schneewassers beim Landen in Krämpfe, welche ihn so schrecklich erschöpften daß wir sein Leben für gefährdet hielten. Unsere erste Sorge betraf daher ihn. Vermittelst heftiger Reibung und Rollens im Sand gelang es uns, unseren Patienten wieder herzustellen. Dann wandten wir unsere Aufmerksamkeit auf das Abladen des Floßes, das wir theilweise aus dem Fluß gezogen und an dem Stumpf eines gefallenen Baums befestigt hatten. In dieser Arbeit wurden wir durch eine Partie Eutaw-Indianer unterstützt, welche herbeigekommen waren um uns zu helfen. In der That arbeiteten diese Burschen mehr als wie wir selbst, da unsere ermüdeten Leute noch nicht wieder recht zur Arbeit fähig waren.

Nachdem unsere Bagage sicher gelandet war und wir das Floß die Stromschnellen heruntergestoßen und an den Felsen hatten zerschellen sehen, eilten wir das Ufer hinan und riefen unseren Gefährten zu, um unsere glückliche Ankunft zu notificiren. Diese Nachricht beantworteten sie mit herzlichem Jubel. Beide Abtheilungen bereiteten sich dann mit Hulfe der Indianer das Herüberbringen der Thiere, die über den Fluß schwimmen sollten, zu bewerkstelligen. In dieser Absicht wählten wir auf unserem Ufer einen Punkt, etwas unterhalb des Standpunktes der entgegenbefindlichen Abtheilung, wo das Ufer sich abdachte und beim Anlanden ordentlich Fuß gefaßt werden konnte, aus. Hier faßten wir Posto, und brüllten und pfiffen, um die Aufmerksamkeit der Thiere auf uns zu ziehen. Nachdem wir das Signal unserer Bereitschaft gegeben hatten, ritt einer der anderen Abtheilung auf der alten Glockenstute zuerst in das Wasser, und die schüchtern gemachten Maulthiere wurden gezwungen nachzufolgen, indem die Treiber sie durch Schreien und Prügeln vorwärts nöthigten. In wenigen Augenblicken war die ganze Heerde unterwegs; die alte Glockenstute schwamm stolz mit der Brust über dem Wasser, während die Maulthiere, nur mit dem Kopf und den langen Ohren über dem Wasser, wie kleine Hochdruck-Dampfboote nachgepufft kamen. Von unserer Seite fieng nun das Schreien an, worin die Indianer mit erstaunlicher Vollkommenheit den Grundton angaben und unsere mexicanischen Maulthiertreiber ihr beliebtes „anda mula, anda mula," ertönen ließen. Durch unseren Lärm angezogen, schwammen die Thiere direct auf uns zu, und bald hatten wir die Genugthuung dieselben sicher gelandet zu sehen, wobei sie sich wie neufundländische Hunde abschüttelten.

Damit sollte jedoch unser Glück zu Ende seyn. Kit zwar bewerkstelligte mit einigen Leuten und einem kleinen Theile des Gepäcks glücklich den Uebergang, aber ein großes Floß, welches den größten Theil unserer Provision enthielt, stieß gegen einen im Fluß feststeckenden Baumstamm. Die Blöcke wurden dadurch getrennt und unsere Leute genöthigt bestmöglich ihre Lebensrettung zu bewerkstelligen. Dieß gelang ihnen zwar mit beträchtlicher Schwierigkeit, aber sechs Büchsen, drei Sättel, viele Munition und beinahe unsere ganze Provision gieng verloren. Unter diesen Umständen war es in unserem Lagerplatz nächste Nacht nichts weniger als lustig, und die Eutaws waren vielleicht die einzigen denen es wie Lachen zu Muthe war. Ich denke sogar daß sie unser Verlust in guten Humor brachte, da sie einige Aussicht hatten die Büchsen aufzufinden, sobald niedriger Wasserstand es ihnen möglich machen würde das Flußbett zu durchsuchen. Das wenige was uns von unseren Privat-Speisevorräthen geblieben, war jetzt das was uns von Nahrungsmitteln für die ganze Partie übrig war. Dieser Vorrath ward von Carson selbst vertheilt; unsere eigenen Portionen waren nicht größer als die unserer Leute, und bei weniger Sparsamkeit konnte man drei Tage dürftig davon leben. Einige der Leute hatten die Reitsättel verloren und waren dadurch gezwungen ihre Decken auf den Rucken ihrer Maulthiere auszubreiten, eine Reiseart die, wenn die Knochen des Thieres stark entwickelt sind, im besten Falle eine sehr harte für den Reiter ist. Andere der Partie hatten ihre Kleider verloren, und leider muß ich sagen daß die Anzahl Paare der unteren Umkleidung um zwei geringer war als Leute zum Tragen derselben da waren. Aber verglichen mit unseren andern Schwierigkeiten war dieß eine Kleinigkeit, denn in diesen Regionen war niemand so in Mode-Angelegenheiten bewandert um unseren Anzug zu kritisiren, und wir selbst waren nicht in der Stimmung über unser merkwürdiges Costüm zu lachen. Ich selbst war glücklicher als die Mehrzahl meiner Gefährten gewesen, da ich meinen kostbaren hirschledernen Anzug, meine Büchse und etwas Munition gerettet hatte, aber, ach! die Gewässer des „großen Flusses" hatten mein Notizbuch, meine geologischen und botanischen Specimina und viele meiner Skizzen verschlungen, was nach der großen Arbeit des Sammelns und Zurichtens derselben ein ernsthafter Verlust war.

Zwei Tagereisen weiter brachten uns nach dem Green-River (grüner Fluß), wo wir wieder ganz die nämlichen Schwierigkeiten wie bei der Passage des Grand-River durchzumachen hatten, nur daß wir durch Erfahrung klug geworden waren und wenig mehr zu verlieren hatten.

Der gefürchtete dritte Tag, der uns ohne Provision sehen

Digitized by Google

sollte, brach endlich an, und statt Frühstückes versuchte ich die schmerzliche Leere des Magens dadurch zu füllen daß ich meinen Gurt ein oder zwei Löcher enger schnallte, und ich kann bezeugen daß es keine sehr große Erleichterung für einen leeren Magen war.

Wie ich so dahinritt, in Ueberlegung über unsere Lage versunken, und Betrachtungen machte wo, oder in welcher Form etwas Nahrung zu erhalten sey, bemerkte ich daß derselbe Gedanke die meisten unserer Gesellschaft beschäftigte, und ehe wir zum Nachtaufenthaltspunkt gelangten, war der Antrag gestellt und beschlossen daß das fetteste unserer abgetriebenen Maulthiere geödtet, zubereitet und gegessen werden solle. Diese Idee versorgte uns mit vielem Material zum Nachdenken — Pferdefleisch essen! Schon der Gedanke war empörend. Essen oder nicht essen, war hier die Frage, und nach gehöriger Ueberlegung, wobei der Hunger den Kläger einerseits, die Nothwendigkeit den Advocaten, machte, und wählerisches Wesen als Gegner auftrat, mit dem Vorurtheil als Anwalt kam ich zu dem Beschluß daß ich Pferdefleisch weder essen könne noch wolle. In Uebereinstimmung mit diesem prächtigen Entschluß gieng ich, obgleich nach unserer Ankunft in der Lagerstätte ein Pferd (allerdings dürr, alt und entschieden zähe) wirklich geschlachtet, zugerichtet und gierig aufgegessen wurde, allein beiseite und ohne Abendbrod zu Bett. Aber es war alles umsonst: denn Verschmachtung ist ein gewichtiger Rathgeber, und der Hunger gewinnt zuletzt das Feld. 48 Stunden hielt ich es tapfer wie ein Trojaner aus, und dann fügte ich mich mit so gutem Anstand als möglich, und aß länger als eine Woche regelmäßig Pferdefleisch. Vielleicht wünscht der Leser zu wissen wie es schmeckt. Ich kann nur sagen, es war ein altes Thier, ein zähes Thier, ein schlecht zugerichtetes Thier, jedoch — im ganzen — ich ziehe Rindfleisch vor.

Während dieser Hungerperiode trafen wir verschiedene Truppe Indianer, fanden jedoch deren Zustand wenig besser als den unserigen. Ich glaube daß die von ihren Weibern zusammengekochten Gerichte selbst den am allerwenigsten Verwöhnten zum Brechen gereizt hätten. Ich jedoch war über meine Zimperlichkeit hinweg, und würde selbst mit einem Mandarin gespeist haben, ohne mich nach den Bestandtheilen seiner Gerichte zu erkundigen. Ich erröthe jetzt wirklich darüber, aber ich habe es sogar einmal versucht, einen dicken jungen Hund einzuhandeln. Ich lockte das Vieh (nebenbei ein kurzhaariges, stumpfschwänziges und entschieden räudigaussehendes Individuum) in die Hütte des Eigenthümers und eröffnete vermittelst Zeichen Ankaufsnegotiationen. Ich bot dafür mein ganzes verfügbares Capital, bestehend in drei Patronen und fünf Messingknöpfen. Ich sagte „Wauwau," zeigte erst auf den Hund, dann auf meinen Mund, den es schon in Erwartung des Leckerbissens wässerte, aber obgleich der Wilde meinen Vorschlag begriffen hatte und die Knöpfe mit verlangendem Auge ansah, schien er nicht zum Handeln aufgelegt; und endlich erklärte er die Ursache seines Widerstandes, indem er mit einer Hand auf den Hund deutete und seinen großen Magen sanft mit der andern strich, und mir dadurch zu verstehen gab daß das Vieh für seinen eigenen Privathunger bestimmt sey. Da ich fand daß der Hund nicht auf reelle Weise zu erlangen sey und von der Noth gedrängt wurde, ihn auf alle Fälle zu acquiriren, kehrte ich zum Lager zurück und sandte Juan als Streifpartie aus, um die Beute nolens volens aufzutreiben. Aber derselbe fand das Thier, das jedenfalls aus meinen bedeutsamen Blicken etwas geahnt hatte, sicher im Hause verborgen und gab das Abenteuer verzweiflungsvoll auf.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Aphorismen aus dem Laotse. Das Athenäum enthält folgende Aphorismen, welche der Aufnahme in die Spalten des Ausland um so mehr werth seyn dürften, als sie einiges Licht auf die vielbestrittene Frage chinesischer Gesittung werfen. Sie sind dem „Buch des Weges und der Wahrheit" entnommen, als dessen Verfasser Laotse, ein 600 Jahre vor Christus lebender Weltweiser, genannt wird. Sie lauten: „Menschen höherer Tugend kennen ihre Tugend nicht. Menschen niedrerer Tugend vergessen ihre Tugend nicht. Menschen höherer Tugend üben sie aus ohne daran zu denken. Menschen niedrerer Tugend üben sie mit Absicht. — Ich besitze drei kostbare Dinge; ich halte und verwahre sie wie einen Schatz: das erste heißt Zuneigung (Liebe zur Menschheit); das zweite Sparsamkeit; das dritte Demuth. Ich habe Zuneigung, daher kann ich muthig seyn. Ich habe Sparsamkeit, daher kann ich reichlich spenden. Ich wage nicht der erste zu seyn, und daher kann ich das Oberhaupt aller Menschen werden (ich bin geeignet es zu werden). Nun aber verlassen die Menschen die Zuneigung um sich selbst dem Muthe hinzugeben; sie verlassen die Sparsamkeit um sich der Verschwendung zu weihen; sie verlassen den niedrigsten Platz um den höchsten zu suchen. Diese Dinge führen zum Tod. — Wenn der Himmel einen Menschen retten will, gibt er ihm Zuneigung um ihn zu beschützen. — Große Leidenschaften setzen ihren Besitzer nothwendigerweise großen Opfern aus. — Derjenige welcher weiß wie er sich selbst genügen kann, ist vor Unehre sicher. Derjenige welcher weiß wann er stillstehen soll, strauchelt oder fällt nie. — Es gibt kein größeres Mißgeschick als außer Stande zu seyn sich selbst zu genügen. — Es gibt kein größeres Unglück als Habsucht. — Der Weise macht schmackhaft was geschmacklos ist. Er rächt die Beleidigungen, die er empfängt, durch Wohlthaten. Er beginnt mit leichten Dingen wenn er auf schwere sinnt; mit kleinen Dingen wenn er nach großen trachtet. — Der Heilige sucht keine großen Dinge zu thun; darum kann er große Dinge vollbringen. Derjenige welcher viele Dinge für leicht hält, stößt sicher auf zahlreiche Schwierigkeiten. Daher geschieht es daß der Heilige, welchem alles schwer dünkt, bis zum Ende seines Lebens keiner Schwierigkeit begegnet. — Ein Baum von großem Umfang entsproßte einer Wurzel so zart wie ein Haar; ein Thurm von neun Stockwerken erhob sich aus einer Handvoll Erde; eine Reise von tausend Li begann mit einem Schritt. — Seyd aufmerksam auf das Ende sowohl wie auf den Anfang, und ihr werdet keinen Fehl begehen. — Zu wissen, und zu denken daß wir nicht wissen, ist der höchste Gipfel des Verdiensts. Nicht zu wissen, und zu denken daß wir wissen, ist die gewöhnliche Krankheit der Menschen. Wenn ihr über diese Krankheit betrübt seyd, werdet ihr nicht davon angesteckt werden. — Der Heilige kleidet sich in ein grobes Gewand, und birgt Edelsteine in seiner Brust. — Hütet euch zu denken eure Wohnung sey zu klein für euch; hütet euch eures Loses überdrüssig zu werden. — Das Netz des Himmels ist unermeßlich; seine Maschen sind weit, und doch entschlüpft niemand. — Der Weise fürchtet den Ruhm ebenso sehr wie die Schande. Ruhm ist etwas niedriges. Wenn ein Mensch ihn hat, ist er furchterfüllt; wenn er ihn verloren, ist er furchterfüllt. — Ihr könnet die Regierung des Reichs dem Manne anvertrauen welcher sich vor der Uebernahme der Regierung des Reichs fürchtet. — Die vortrefflichsten Waffen sind Werkzeuge des Mißgeschicks; sie sind nicht die Werkzeuge des Weisen. Er gebraucht sie nur wenn er sie nicht entbehren kann, und stellt über alle Dinge Ruhe und Frieden. — Wenn er siegreich ist, freut er sich nicht darob. Sich über einen Sieg freuen,

Digitized by Google

ist Liebe zur Tödtung der Menschen. Derjenige welcher eine Menge Menschen getödtet hat, sollte mit Thränen und Seufzern über dieselben wehklagen.

*

Eine neue Hypothese über die Jesidis oder „Teufelsanbeter." In der Sitzung der Londoner ethnologischen Gesellschaft am 11 März verlas Hr. W. F. Ainsworth eine ziemlich umfangreiche und interessante Abhandlung über die Geschichte und Abstammung des in der Umgebung des alten Ninive wohnenden, den Namen Jesidis oder Isidis führenden Volkes, das Hrn. Layards Aufmerksamkeit in seinem letzten Werk in ziemlich hohem Grad in Anspruch genommen hatte. Hr. Ainsworth verglich alles was Layard und andere über diesen Gegenstand geschrieben, mit seinen eigenen Forschungen und seiner persönlichen Kenntniß über das Volk und den Landstrich welchen es bewohnt. Der Zweck seiner Darlegung gieng dahin: zu zeigen daß die Jesidis die wirklichen und wahren Abkömmlinge der alten Assyrier sind, deren Denkmäler in den letzten Jahren so hohes Interesse erregt haben. Es ist ein eigenthümlicher Umstand daß die Jesidis seit unvordenklicher Zeit mit bemerkenswerther Zähigkeit an einer besondern Oertlichkeit hiengen, welche, wie die neueren Ausgrabungen bewiesen, der Hauptsitz der Gottesverehrung der Assyrier gewesen war. Hr. Ainsworth hob die auffallende Aehnlichkeit der neuern Jesidis in Körperform, Gesichtszügen, selbst in der Art wie sie ihr Haar tragen, mit den auf den Monumenten abgebildeten Assyriern hervor, und zeigte daß noch jetzt viele der altassyrischen Gewohnheiten unter ihnen vorherrschen. Man findet annoch bei ihnen in der Anbetung der Sonne einen Ueberrest des reinen Sabäismus, in der Anbetung des Feuers aber einen Ueberrest des von den Parsi-Jüngern Zoroasters verderbten Sabäismus; auch haben sie noch die eigenthümliche Anbetung sowohl des Hahns oder Nergal der Cuthyten, als der Jynges oder Dämonvogel der Assyrier, Babylonier und Chaldäer, in dem Malik-Taus oder König-Hahn. Ebenso verehren sie den bösen Geist bis zu einem der Anbetung nahe kommenden Grade. Hr. Ainsworth schilderte nicht bloß die neuere Lage und die Sitten dieses Volks, sondern zog auch die sie betreffenden Fabeln und geschichtlichen Thatsachen in den Kreis seiner Untersuchung.

*

Die neue brittische Residentschaft in Kandahar. Die Conferenzen zwischen Sir John Lawrence und dem Emir Dost Mohammed haben nach der Delhi Gazette zu dem wichtigen Ergebniß geführt daß künftig in Kandahar eine brittische Gesandtschaft errichtet werden darf. Die betreffenden Personen, Major und Lieutenant Lumsden, sind bereits in Begleitung des Dr. Cox aufgebrochen. Zu solchen diplomatischen Sendungen an asiatische Höfe gehört der größte Muth, auch wählt man deßhalb in der Regel, wie auch dießmal (mit Ausnahme jedoch des Dr. Cox), Junggesellen, denn als Feringhis ist das Leben europäischer Diplomaten beständig den größten Gefahren unter den Gläubigen ausgesetzt. Ehe sich die Conferenzen trennten, trug sich ein Unglücksfall zu, der nicht ohne ethnographisches Interesse ist. Es war den in Peschawer anwesenden brittischen Officieren streng verboten worden die Cheiberpässe zu besuchen. Vier Officiere konnten der Versuchung nicht widerstehen und ritten unbewaffnet ein Stück in die schauerlichen Päße hinein. Bald gewahrten sie vor sich Zusammenrottungen, und als sie umkehrten, wurde auf sie geschossen und Lieutenant Hand verwundet. Die Flucht wurde eilig fortgesetzt, aber bald verschwand der Verwundete in einer Bodenversenkung, und das Pferd kam ohne den Reiter an der andern Seite zum Vorschein. Man eilte dem Unglücklichen zu Hülfe, und fand daß er von lauernden Mördern bereits zwei schwere Hiebe erhalten hatte. Auf die Schüsse waren englische Truppen und Afghanen herbeigeeilt, und der Sterbende wurde von ihnen ins Lager gebracht, seine Begleiter aber sogleich in Arrest geschickt. Man ergriff etliche Cheiberries, und sperrte sogleich den Cheiber und Kohatpaß um die Bewohner zur Auslieferung der Mörder zu zwingen. Man sieht daraus daß die Cheiberries noch nichts von ihrer verrufenen Wildheit verloren haben.

*

Säugende Schlangen. Das Athenäum enthielt in seiner Nr. 1528, S. 175 den Bericht über eine Dame in Louisiana, welche nächtlicherweile von einer großen Schlange besucht worden, und die gefunden habe daß die Milch ihrer Brüste von dem Reptil aufgesogen worden sey. Dieß scheint dem Reviewer etwas unglaubliches zu seyn, und er sagt, der Bau des Mundes einer Schlange mache ein solches Unternehmen, selbst wenn das Thier Neigung dazu besitze, unmöglich. Ich bin viele Jahre lang in Südamerika gewesen (sagt ein Spanier im Athenäum vom 28 März). Tausende von Meilen von Louisiana hinweg, und unter Leuten welche kaum je von dem Daseyn der Vereinigten Staaten gehört. Bei diesen Leuten nun fand ich den Glauben allgemein verbreitet daß die Schlangen dieser außerordentlichen Diebsmethode zugethan seyen. Die Häuser sind dort durchgängig sehr baufällige Dinge, Mauern und Estriche voller Löcher und Ritzen, durch welche diese Schlangen leicht ihren Weg finden. Stillende Mütter leben daher in beständiger Furcht dieser Reptilien möchten während der Nacht Versuche machen ihnen die Brüste auszusaugen. Ich habe mit einer sehr verständigen Frau gesprochen, welche erklärt, sie sey auf diese Weise lange Zeit hindurch von einer großen Schlange besucht worden, welche jede Nacht in ihr Bett kam und (ohne daß sie etwas davon wußte) ihr die Milch aussog, so daß ihr Kind aus Mangel an geeigneter Nahrung zu kränkeln anfieng. Ihre Freundinnen hatten, wie man behauptet, den wahren Sachverhalt gemuthmaßt; sie legten sich auf die Lauer und entdeckten den unwillkommenen Gast, der nun ergriffen und getödtet wurde. Diese Leute erklären überdieß, die Schlangen seyen so große Freunde der Milch, daß man sie sehr häufig auf Weideplätzen finde, wo sie den Kühen ebenfalls die Milch aussaugen. Ob es der Schlange möglich ist, oder nicht, diese Verrichtung vorzunehmen, muß ich dahingestellt seyn lassen; daß die Schlange aber jedenfalls Eier so gut aussaugen kann wie die Großmutter des gemeinen Sprüchworts es vermochte, wird niemand in Abrede ziehen der die Gewohnheiten der Schlange auch nur einigermaßen kennt. Immerhin ist es sehr merkwürdig daß der Glaube an die Vorliebe der Schlangen für Milch so weit verbreitet ist.

Druckfehler.

S. 277ᵇ schalte nach der Ueberschrift ein: Von Dr. Karl Klunzinger.
„ 278ᵃ Zeile 34 setze: Heere, statt Herrn.
„ 278ᵇ „ 4 „ Serapeumsthüre, statt Serapeumsthürme.
„ „ „ 33 „ Menkehor „ Menkeher.
„ 279ᵃ „ 7 „ Menephtah „ Menephtha.
„ „ „ 29 „ Ateh „ Ateh.
„ „ „ 35 „ Nechtharhebi „ Nechtharsevi.
„ „ „ 39 „ Nektanebo „ Nektambo.
„ 279ᵇ „ 15 } Mant „ Mut.
„ 280ᵃ „ 45 }

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 16. 17 April 1857.

Faraday über die Unverfehrbarkeit der Kraft. [1]

Eine von Prof. Faraday im königl. Inſtitut am 27 Februar 1857 gehaltene Vorleſung.

(Aus dem Athenäum.)

Hr. Faraday iſt, mit vollem Recht, ein Liebling des Publicums. Neben dem Scharfſinn in gewiſſen Richtungen der Entdeckung, der ihm eine ſo hohe Stelle unter den Mehrern wiſſenſchaftlicher Kenntniß verſchafft hat, beſitzt er die Eigenſchaft ordnender Sichtung und Erläuterung, durch die er ſich gleichen Ruhm erworben. Mag er die breite Straße des Erläuterns oder den engen ſchmalen Weg der Forſchung betreten, überall iſt er an ſeinem Platze. Dieſe doppelte Eigenſchaft gemahnt uns bei ihm faſt ſtets an Krage, obgleich beide Männer eine auffallend verſchiedene Gemüthsart beſitzen. Statt eines beherrſchenden Geiſtes aber, der, möchte man ſagen, darauf ausgeht einen von Natur freundſchaftlichen Charakter in einen tyranniſchen umzuwandeln, ſobald es ſich um die Führung öffentlicher Geſchäfte handelt, bringt unſer engliſches den Entdecker und Erklärer in ſich vereinigendes Vorbild, obgleich auch ihn feurige und hinreißende Begeiſterung beſeelt, ins Forum die ſanften Eigenſchaften welche die Heimath angenehm machen. Läßt man einen hin und wieder vorkommenden unduldſamen Ausfall gegen diejenigen außer Acht welche gegen die Canones Widerſpruch erheben — eine Unduldſamkeit die durch einen allzuſtarken Glauben an die a priori Macht des Menſchen veranlaßt iſt — ſo wird ſich ſchwer ein fehlerloſerer philoſophiſcher Charakter finden laſſen.

Die uns vorliegende Vorleſung enthält eine Aufforderung die Anſicht ihres Verfaſſers zu kritiſiren — denn ſie gründet ſich auf einen Anſpruch der ohne eine ſolche Kritik nicht geprüft werden kann. Der Beherrſcher des elektriſchen Stroms legt hier den Blitz bei Seite, durch den er die Geheimniſſe der Natur ſich zu entſchleiern zwang, und tritt als Unterſucher von Werthverhältniſſen in ihrer abſtracten Form auf. Als Grund warum er es thue, oder wenigſtens warum er es nicht zu vermeiden brauche, äußert er: „Es läßt ſich annehmen daß derjenige welcher wenig oder keine mathematiſchen Kenntniſſe beſitzt, kaum ein Recht in Anſpruch nimmt über die Allgemeinheit und Gültigkeit eines Princips, wie das den Gegenſtand dieſer Bemerkungen bildende, ein Urtheil zu fällen. Meine Rechtfertigung iſt dieſe: ich begreife nicht daß ein mathematiſcher Geiſt, einfach als ſolcher, vor einem gleich ſcharfen, nichtmathematiſchen Geiſt in der Auffaſſung der Natur und des Werths eines natürlichen Bewegungsprincips einen Vortheil hat.“ Hr. Faraday hat, glauben wir, vollkommen Recht, wenn er erklärt daß er „wenig oder keine mathematiſchen Kenntniſſe“ beſitze; allein wir werden alsbald gegen ſeine Unterſcheidung der beiden Geiſter Einwendungen erheben. Wir führen dieſen Ausſpruch bloß darum an, weil er die oben erwähnte Aufforderung in ſich ſchließt. Er wird den Text unſerer Abhandlung bilden. Wenn irgend jemand ohne mathematiſche Kenntniſſe die „Unverfehrbarkeit der Kräfte“ in Erörterung ziehen kann, ſo mag dieß wohl Hr. Faraday ſeyn: contrapoſitiv, um einen logiſchen Ausdruck zu gebrauchen, falls ſich Hr. Faraday eines erheblichen Irrthums ſchuldig macht, erfordert die Unverfehrbarkeit der Kraft aller Wahrſcheinlichkeit nach mathematiſche Kenntniſſe. Wir erörtern dieſe Frage in aller Ehre und Hochachtung: erſtens weil wir ſie fühlen, ſodann weil es klüger iſt. Je höher der Gegenſtand unſerer Kritik, ein um ſo ſtärkeres Recht beſitzen wir uns damit zu befaſſen; allein wir ſind uns nicht bewußt unſere Schlußfolgerungen dadurch geſtützt zu haben daß wir dem Gegenſtand unſerer Bemerkungen übertriebenen Werth beilegten.

Wir haben geſagt, Hr. Faraday habe einen zu hohen Begriff von dem menſchlichen Verſtande a priori; nicht von den Kenntniſſen die der Menſch nach und nach ſich erwerben kann, ſondern rein vom Verſtande ſelbſt, mit nichts als unſerem geringen Wiſſen von der Natur, um ihm im Ausſprechen ſeiner Entſcheidungen behülflich zu ſeyn. Wir wollen ihn nicht an die volle Bedeutung einer Redensart binden; wir wollen ihm einräumen daß er für Einen Fall ſtärker geſprochen hat, als er geneigt ſeyn würde für alle Fälle zu ſprechen. All dieß zugeſtanden, gibt es dennoch für unſere Behauptung eine weite Baſis. Er hat ſich in den ſtärkſten und klarſten Ausdrücken zu einem Ausgangspunkte der Naturkunde bekannt, welcher das Verderben der ſogenannten ſcholaſtiſchen Philoſophie geweſen iſt. Er findet ſich in einer Vorleſung über Geiſtesausbildung, gehalten am 6 Mai 1854 im königlichen Inſtitut. Wir geben ſeine eigenen Worte: „Die Geſetze der Natur, wie wir ſie

[1] On the Conservation of Force.

Digitized by Google

verstehen, sind die Grundlage unserer Kenntniß der natürlichen Dinge" (S. 48) . . . . . Ehe wir zur Erwägung irgend einer physische Principien in sich schließenden Frage schreiten, sollten wir mit klaren Begriffen über das von Natur aus Mögliche und Unmögliche den Anfang machen (S. 65). Wir trauten unsern Augen kaum, als wir dieß zum erstenmal lasen. In physikalischer Forschung den Anfang machen mit einer klaren Idee vom Möglichen und Unmöglichen! Wir glaubten, die Welt habe sich vorwärts gekämpft zu der Erkenntniß daß eine klare Idee hievon die letzte Acquisition des Studiums und des mit Beobachtung verbundenen Nachdenkens, nicht aber der Besitz unsers Verstandes beim ersten Ansatz sey. Wir waren der Ansicht, reife Geister seyen eher geneigt zu glauben daß eine Kenntniß der Gränzen des Möglichen und Unmöglichen einem ewig mit uns vorwärts rückenden Horizonte gleichen. Wir gedachten der Begriffe welche einst, als die möglich klarsten, über ein Vacuum herrschten. Wir erinnerten uns an die Platonische Idee, so klar wie das Firmament nach dem sie aufstrebte, daß die Bahnen der Planeten immer kreisrund oder aus runden Bahnen zusammengesetzt seyn müßten — daß etwas anderes unmöglich sey. Wir erinnerten uns, mit welch klarer Idee von der Unmöglichkeit der Bewegung der Erde die ersten Widersacher des Copernicus ihre Maximen in den Streit warfen. Wir zweifeln ob irgend ein mittelalterlicher Schriftsteller das Princip nach welchem sie bei ihren Forschungen handelten, so klar und so breit aufgestellt habe wie es unser Verfasser in den oben angeführten Phrasen gethan. Die Scholasten machten allerdings Naturgesetze zur Grundlage ihrer Kenntnisse, und klare Ideen von Möglichkeit und Unmöglichkeit waren ihnen beim Bau behülflich. Allein wenn sie es thaten, so geschah es ohne ausdrückliches Bekenntniß.

Hr. Faraday folgt seinem Princip naturgemäß und folgerecht in der gegenwärtigen Vorlesung. Er kann nicht begreifen warum ein scharfer Geist nicht die Natur und den Werth der natürlichen bewegenden Kräfte erkennen sollte, ohne darum das Princip quantitativ an seine entfernten Folgerungen zu knüpfen. Wir bekämpfen seine Wahl von Ausdrücken. Kein Geist dachte je gut über Verbindung von Ursache und Wirkung bei Großenverhältnissen als ein mathematischer Geist — ein Geist der, wenn gehörig geübt, geeignet war eine mathematische Forschungsweise zu verfolgen. Hr. Faraday ist im Irrthum, wenn er glaubt er besitze keinen mathematischen Geist; er ist im Irrthum, wenn er glaubt er sey aller mathematischen Gewohnheiten bar. Er ist in den Methoden derjenigen erzogen worden die ihren Weg suchten mit der Hülfe welche die Physik von der Mathematik entlehnte; keiner aber fand je diesen Weg, der nicht zuvor entweder die Mathematik selbst anwandte oder Denkgewohnheiten von denen sich aneignete welche ihn früher eingeschlagen hatten. Bacon machte bei jeder Anwendung Fiasco; der Mathematiker Galileo war der erfolgreiche Praktiker in dem was Bacon später so trefflich erläuterte, und mit so schlechtem Erfolg versuchte. Die merkwürdigsten Fortschritte die jemals das Nachdenken über die materielle Welt gewann, verdankt man Archimedes und Newton, welche, unabhängig von ihren physikalischen Arbeiten, vielleicht die beiden größten Männer waren die je mit abstracter Mathematik sich befaßten. Hr. Faraday hat habituelle Denkweisen die bei keinem Menschengeist je habituell waren als bis er sie im Beobachten der Natur durch mathematische Gläser sich angeeignet hatte. Die Frage welche er erhebt, ist: kann ein Mensch von sehr scharfem Geist, wenn er alle Kenntnisse welche Jahrhunderte mathematischen Denkens in den Bereich solcher Menschen gestellt haben, mit klaren Augen überschaut, über die abstractesten Beziehungen der Kraft als einer Größe speculiren ohne besondere Leitung von den Denkformen welche in der höhern Mathematik ausgebildet worden sind? So weit dieß Hrn. Faraday betrifft, ist die Antwort eine verneinende; auch nehme sich kein in ähnlichen Umständen sich Befindender heraus zu glauben, er könne Erfolg haben da wo Hr. Faraday scheiterte.

Wir beginnen mit Auszügen aus der Vorlesung, die hinreichen um unsern Lesern die Operationsbasis vorzulegen. Daß Hr. Faraday seine Geistesschärfe gezeigt hat, als er seine Ansichten von seinen eigenen Gegenständen aus zu beleuchten suchte, wird niemand in Erstaunen setzen; allein die Methode in welcher er vorgeschritten, berührt uns nicht. Wir haben es mit seinen ersten Principien zu thun, und zwar mit jenen ersten Principien nicht welche er selbst aufstellt, sondern die er andern unterlegt.

Es gibt keine Frage, sagt er, welche der Wurzel aller physikalischen Kenntniß näher liegt, als die welche fragt: ob Kraft (force) zerstört werden könne oder nicht. Der Fortschritt der strengen Wissenschaft neuerer Zeiten hat mehr und mehr dahin gestrebt die Ueberzeugung, daß „Kraft weder geschaffen noch zerstört werden kann," hervorzurufen und den Werth der Kenntniß dieser Wahrheit durch Experimentalforschungen täglich offenbarer zu machen. Zuzugeben daß Kraft zerstörbar sey oder gänzlich verschwinden könne, hieße in der That zugeben daß Materie ungeschaffen seyn könne; denn wir kennen die Materie nur durch ihre Kraftäußerung. Im Einklang mit denen welche zugeben daß die Unverfehrbarkeit der Kraft in physikalischen Dingen ein eben so breites und sicheres Princip sey wie das von der Unzerstörbarkeit der Materie, oder der Unveränderlichkeit der Schwere, glaube ich daß keine besondere Definition von Kraft ein Recht auf unbeschränkte oder unbedingte Annahme hat, welche nicht im Einklang damit steht . . . . . Ich will einige der Punkte zu beleuchten suchen welche mit Hinweisung zuvörderst auf einen Fall von Kraftäußerung hervorgehoben worden sind, der, wegen seiner äußersten Einfachheit, seiner vielversprechenden Natur, seiner universellen Gegenwart und seiner Unveränderlichkeit unter gleichen Umständen, lange großen Reiz für mich hatte; über den, obgleich ich Versuche angestellt und bis jetzt gescheitert bin, meines Erachtens ein Experiment am rechten Platze wäre: ich meine die Anziehungskraft. Wie ich glaube, spreche ich die geläufige Definition der Gravitation richtig aus, wenn ich sage: daß sie eine einfache Anziehungskraft ist, die zwischen irgend welchen zwei oder allen Theilchen oder Massen von Körpern, in jeglicher merkbaren Entfernung, aber mit einer im umgekehrten Verhältniß zum Quadrat der Entfernung schwankenden Stärke ausgeübt wird.

Die gewöhnliche Vorstellung von den Kräften begreift eine directe Wirkung auf eine Entfernung in sich, und eine solche Ansicht scheint — außer Newtons, einigen andern und mir selbst, welche in dieser Hinsicht gleichen Sinns mit mir seyn dürften — wenig Schwierigkeit zu bieten. Diese Idee der Schwere scheint nur von dem Princip der Unverfehrbarkeit der Kraft gänzlich Umgang zu nehmen, und nach dem Wortlaut der Definition, wenn man

Digitized by Google

„schwankend im umgekehrten Verhältniß zum Quadrat der Entfernung" im absoluten Sinn nimmt, in directem Widerspruch mit demselben zu stehen; es wird daher jetzt meine Pflicht zu zeigen wo dieser Widerspruch liegt, und ihn bei Beleuchtung des Princips der Unversehrbarkeit in Anwendung zu bringen. Man nehme zwei Stofftheilchen A und B im freien Raum und eine Kraft in jedem oder in beiden an, durch welche sie gegen einander gravitiren; die Kraft sey unveränderlich für eine nichtwechselnde Entfernung, schwanke aber umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung wenn letztere schwankt. Dann kann in der Entfernung von 10 die Kraft als 1 gesetzt werden; während in der Entfernung von 1, das heißt einem Zehntel der erstern, die Kraft 100 seyn wird, und wenn wir annehmen es werde eine elastische Feder zwischen beide hineingedrückt als Maß der Anziehungskraft, so wird der Druck im letztern Fall hundertmal größer seyn, als im ersteren. Allein woher kann diese ungeheure Vermehrung des Drucks kommen? Wenn wir sagen daß es der Charakter dieser Kraft (force) ist, und wenn wir uns mit diesem als einer genügenden Antwort zufrieden geben, dann scheint es mir, als geben wir eine Krafterzeugung, und dieß in einem ungeheuren Grade, zu; und zwar durch einen Wechsel der Bedingungen, der so gering und offenkundig wie daß auch der mindest unterrichtete Geist ihn als unzureichend verwerfen müßte. Wir würden also darin die Wirkung sehen, welche gleichkäme der höchsten Aeußerung unendlicher Kraft auf die Körper, die wir uns nur vorzustellen vermöchten; wir würden das höchste Gesetz in physikalischer Wissenschaft, das unsere Fähigkeiten uns zu begreifen gestatten, preisgeben, nämlich die Unversehrbarkeit der Kraft.... Der Definition gemäß entspringt die Kraft beiden Theilen, und wenn das Theilchen A oder B für sich allein wäre, so könnte es nicht gravitiren, d. h. es könnte keine Kraft der Anziehung ausüben. Angenommen A existire in diesem abgesonderten Zustande und ohne gravitirende Kraft, und B sey dann in Beziehung zu ihm gebracht, so wirkt, wie vorausgesetzt, die Gravitation auf beiden Seiten. Ohne nun den Versuch zu machen, zu erklären wie B, welches keine gravitirende Kraft hatte, gravitirende Kraft in A erregen könne, und wie A, das zuvor ebenfalls ohne Kraft war, Kraft in B zu erregen vermöge, nehmen wir doch immerhin, wenn man es sich als vollbrachte Thatsache denkt, eine Kraftschöpfung in beiden Theilchen an, und bringen so uns selbst in den Bereich der unmöglichen Folgen deren wir bereits Erwähnung gethan.... Die gewöhnliche Definition der Schwere als einer Anziehungskraft zwischen den Theilchen einer Materie schwankend im umgekehrten Verhältniß zum Quadrat der Entfernung, ist, so lange sie als volle Definition der Kraftäußerung dasteht, unverträglich mit dem Princip der Unversehrbarkeit der Kraft. Wenn wir dieses Princip annehmen, so kann eine solche Definition nur unvollkommen die ganze Natur der Kraft ausdrücken, und ist wahrscheinlich nur eine Schilderung der einen Seite jener Kraftäußerung, welches auch immer die Natur der Kraft selbst seyn mag. Wenn man annimmt die Definition schließe stillschweigend die Unversehrbarkeit der Kraft in sich, dann sollte man zugeben daß während des suspendirten oder verminderten Grads ihrer Aeußerung als Gravitation, Wirkungen sich geltend machen müssen die an Werth der suspendirten oder verdeckten Kraftäußerung gleichkommen; denn sie haben in der That gleichen Werth mit dieser Verminderung.... Es gibt einen wundervollen Zustand der Materie, vielleicht ihr einziges wahres Merkmal, nämlich die Trägheit; allein in Beziehung auf die gewöhnliche Definition der Schwere erhöht sie nur die Schwierigkeit. Denn wenn wir uns in einer gewissen Entfernung zwei Körpertheilchen vorstellen, die einander unter dem Einfluß der Schwere anziehen, und sich ungehindert nahe kommen können, so werden sie sich nähern; geschieht es aber in der Hälfte der Entfernung, so wird jedes, eben wegen seiner Trägheit, eine gewisse Summe mechanischer Kraft in sich aufgenommen gehabt haben. Dieß muß von der geäußerten Kraft herrühren und muß, wenn das Princip der Unversehrbarkeit wahr ist, einen äquivalenten Theil der Anziehungskraft verbraucht haben; und doch ist, der Definition der Schwere gemäß, die Anziehungskraft dadurch nicht vermindert, sondern vierfach vermehrt: die Kraft wächst in sich selbst um so rascher, je mehr sie sich mit der Hervorbringung einer andern Kraft beschäftigt. Wenn andrerseits mechanische Kraft von außen angewendet wird, um die Theilchen auf zweimal ihre Entfernung zu trennen, so wird diese Kraft nicht durch die Bewegung (momentum) oder durch die Trägheit aufgewogen, sondern verschwindet gänzlich, und drei Viertheile der Anziehungskraft in jenem Abstand verschwinden damit. Wie kann dieß seyn? Man wird sich keinen Augenblick einbilden daß ich mich dem entgegensetze was man das Gravitationsgesetz genannt hat, d. h. dem Gesetz welchem alle bekannten Wirkungen der Schwere unterliegen; was ich erwäge, ist die Definition über die Gravitationskraft („*forces* of gravitation.")

Wir haben von dem Gesetz der Unversehrbarkeit der Kraft, wie Hr. Faraday es erklärt, erst durch ihn etwas vernommen. Wir schauten uns wiederholt in Newton, Laplace, Lagrange und Poisson um, und fanden nichts ähnliches. Es steht Hrn. Faraday frei dieses Princip von sich aus aufzustellen; es steht ihm frei es zu vertheidigen; allein er muß uns Capitel und Buch angeben, ehe wir glauben daß irgend ein gewichtiger Schriftsteller ein derartiges Princip aufgestellt hat, wenn er unter Kraft Druck, Anziehung oder ähnliches verstand. Wenn Kraft in weitem Sinn, in der Bedeutung von momentum (Bewegung) gebraucht wird, so ist sein Princip unbestreitbar; allein nur mit Einschaltung eines wichtigen Theils, den er ganz übergangen hat. Hr. Faraday gebraucht das Wort momentum nicht mehr als einmal; er spricht in der That von dem Aufsammeln von Kraft deren die Materie durch ihre Trägheit fähig ist; allein wir glauben zu finden daß er das Wort „Kraft" (force) in einem doppelten Sinne gebraucht: erstens als Ursache des Drucks, oder Ursache der Bewegung, sodann für die ganze hervorgebrachte Wirkung. Wir wollen die gewöhnliche — und, wie wir glauben, die wahre — Doctrin beleuchten.

Materie, was sie auch immer seyn mag, bietet, wenn in Bewegung, das Phänomen des Momentum, oft auch Quantität der Bewegung genannt. Was ist Momentum? Es ist leicht zu messen, schwer zu definiren. Es ist nicht der Stoß welchen die sich bewegende Materie einem Etwas gibt das sie hemmt, sondern dieser Stoß ist stärker oder geringer, je nachdem er mehr oder weniger momentum besitzt. Es ist nicht, als Object, ein Mengsal von Masse und Geschwindigkeit; nichtsdestoweniger ist, als ein meßbares Phänomen, die aus der Proportion der beiden Massen und der Proportion ihrer beiden Geschwindigkeiten zusammengesetzte Propor-

Digitized by Google

tion die Proportion ihrer Momenta. Wenn ein Gewicht auf die ausgestreckte Hand fällt, so fühlt die Hand einen Stoß von dem scheinbar zerstörten *Momentum*, und dann einen *Druck* von der Schwerkraft, welche mehr Momentum gegeben haben würde wenn das Gewicht ununterbrochen gefallen wäre.

Massen welche Geschwindigkeiten in *entgegengesetzten* Richtungen besitzen, haben entgegengesetzte Momenta. Hr. Faraday scheint auf die Natur entgegengesetzter Momenta nie anzuspielen. Zwei gleiche und entgegengesetzte Momenta zählen als nichts in dem Princip der Unversehrbarkeit, nicht nur wenn sie aufeinander stoßen, und Ruhe hervorbringen, *sondern schon vorher*. Wenn ein System von zwei gleichen Kugeln gegeben ist, welche sich mit gleichen und entgegengesetzten Geschwindigkeiten gegen einander bewegen, welches ist dann das *Momentum* des ganzen Systems? Antwort, *nichts*. Was ist das Eigenthum eines Mannes der 100 Pf. St. Capital und 100 Pf. St. Schulden hat? Antwort: *nichts*. Zwischen der Opposition der Momenta und der Opposition der Glas- und Harz-, oder positiven und negativen, Elektricitäten bestehen große Analogien. Ohne Zweifel gibt es auch auffallende Verschiedenheiten: allein die Evolution von Thätigkeiten entgegengesetzter Arten, wenn es überhaupt irgend eine Evolution gibt, ist beiden Fällen gemeinschaftlich. Die Menge der Elektricität im Weltall ist wahrscheinlich constant; es mag, im ganzen genommen, ein Uebergewicht der vitrösen über die resinöse, oder der resinösen über die vitröse Elektricität vorhanden seyn; allein was auch dieses Uebergewicht war, das ist es auch noch, wahrscheinlich. Das Gleichgewicht des Momentum im Weltall, *in und parallel mit irgendeiner Richtungslinie und ihrer entgegengesetzten*, ist constant: dieß ist so gewiß als irgendetwas in der Physik. Zeigt man uns eine Vermehrung des Momentum in irgend einer Richtung, so wissen wir daß irgend anderswo eine Verminderung in derselben Richtung, oder eine Vermehrung in der entgegengesetzten Richtung, besteht. Dieß ist das Princip der Unversehrbarkeit des Momentum in einem, keiner Kraftäußerung, außer dem wechselseitigen Kraftäußerungen seiner Bestandtheile, unterworfenen System. Zum Beispiel: ein Gewicht fällt auf das Pflaster, und wird augenblicklich aufgehalten — die Bewegung abwärts scheint zerstört zu seyn; wie ist das Gleichgewicht des Weltalls unverändert? Nun, der Stein erzeugte eben so viel Momentum in der ganzen Erde nach aufwärts, als die Erde im Stein abwärts erzeugte, wenn auch sicherlich die der Erde mitgetheilte *Geschwindigkeit* nach aufwärts unermeßlich klein war im Vergleich zu der dem Stein mitgetheilten Geschwindigkeit abwärts: weil die Erde unermeßlich größer ist als der Stein. Es ist ein hartes Wort: daß in dem Augenblick in welchem die Erde den Stein aufhält, der *Stein auch die Erde aufhält* — aber es ist wahr; de minimis non curat lex ist keine Maxime der Naturgesetze. Wenn Archimedes sagte: „Gebt mir einen Ort auf dem ich stehe, und ich hebe die Erde aus den Angeln," so würde Newton, wenn er dabei gewesen wäre, gesagt haben: „Warum thust du's nicht wo du bist? Hebe deinen Arm auf, Mensch!" Und wenn Archimedes es gethan hätte, so würde er das Centrum der Erde herabgedrückt haben; d. h. ihr Centrum der Schwere, sich als Theil derselben nicht gerechnet. Hätte er nach seinem *πού στώ* in der Wagschale, während er gewogen wurde, gefragt und seine beiden Arme kräftig in die Höhe gehoben, und fallen lassen während er seine Maxime aussprach, die Geschichte der Wissenschaft wäre vielleicht eine ganz andere geworden: denn Archimedes konnte den Wink vielleicht verstehen. Allein jene unglückliche Stabilität des Mittelpunkts der Erde stand im Weg, so lange er sich auf dem befand was die Leute annoch terra firma nennen.

Die Mathematiker verschleiern einigermaßen das Princip der Unversehrbarkeit des Momentum unter einem schönen mathematischen Synonym der Unversehrbarkeit der Bewegung des Gravitationscentrums. Wenn ein System in Bewegung gesetzt wird nur durch die wechselseitigen Bewegungen seiner Theile, so behält der Mittelpunkt der Gravitation des Ganzen seinen unveränderten Zustand, sey's der Ruhe oder der gleichförmigen Bewegung in einer geraden Linie, und dieß ist nur ein Ausdruck für die Erhaltung des Momentum. Man hat hin und wieder die Vermuthung aufgestellt, die Gruppe der Asteroiden seyen die Stücke eines auseinander geplatzten großen Planeten. Wenn dem so wäre, so erfuhr das trockene Centrum der Schwere des ganzen Systems nie etwas davon, sondern fand sich mit der ganzen Sippschaft ab (wenig bedurfte es dazu!), gerade als ob nichts geschehen wäre.

So viel was das Momentum und die Unversehrbarkeit des Momentum, das unveränderte *Gleichgewicht entgegengesetzter* Momenta in aller und jeder Richtung anbetrifft. Jede erdenkliche Richtung hat ihr Sollen und Haben *entgegengesetzter* Momenta und gewinnt oder verliert nie ein Atom beim Saldo. Allein wir können offen gestehen daß manche Schriftsteller zuweilen unbestimmt über das Momentum gesprochen, und statt desselben das Wort *Kraft* (force) gebraucht haben. So haben sie etwa gesagt daß sich eine Kanonenkugel mit großer *Kraft* bewege, wenn sie sich nur mit jenem aufgesammelten Product der Kraft bewegt das man Momentum nennt; die Fähigkeit dieses zurückzuhalten bis ein anderer Körper zum Aufgeben desselben veranlaßt, wird *Trägheit* (inertia) genannt. Allein was haben wir damit zu thun, wenn wir von dem sprechen was Faraday einem Laplace zuschreibt?

Kraft ist das was die Vertheilung des Momentum ändert und gleiche und entgegengesetzte Momente einführt: dem Mechaniker ist es nichts weiter. Allein wir fassen das Wort Kraft unter einem andern Gesichtspunkt auf. Wenn *wir* versuchen das Gleichgewicht der Momenta zu verrücken — und wie wir im Stande sind es zu thun, das ist das größte aller Geheimnisse — so fühlen wir *Druck*, *Stoß* oder *Ruck*. Demgemäß schreiben wir dem fühllosen Körper unsere Gefühle zu, und wir sprechen wohl von Gewölben die auf ihre Pfeiler „drücken," von Stofftheilchen die sich gegenseitig „anziehen" oder zu einander „streben," und so fort. Wenn wir die Ausdrücke welche eine indirecte Beziehung auf unsere Gefühle haben, bei Seite lassen, so verhält sich die Sache folgendermaßen. Setzen wir, um uns nicht mit dem ganzen Weltall zu behelligen, den Fall, einige Dutzend Theilchen, der Einfachheit wegen von gleichem Volumen, zögen einander wechselseitig an, und seyen mit gewissen bestimmten Geschwindigkeiten, in gewissen bestimmten Richtungen in Bewegung gesetzt. Für jede erdenkliche Linie der Bewegung tritt dann, zu Gunsten oder Ungunsten des einen oder des andern, eine Ausgleichung entgegengesetzter Momenta, parallel mit der Linie ihrer Bewegung ein. Von dem Augenblick an wo die Thätigkeit beginnt,

Digitized by Google

führt jedes Theilchen, auf eine Weiſe die wir nicht kennen, eine Art Momentum-Abrechnung mit allen andern, und jedes erwirbt eine kleine Geſchwindigkeit nach jedem der andern, und gibt jedem der andern eine kleine Geſchwindigkeit nach ſich ſelber, die ſich mit den vorhandenen Geſchwindigkeiten combinirt. Da die Theilchen gleich ſind, ſo ſind auch die in entgegengeſetzten Richtungen ertheilten und empfangenen kleinen Geſchwindigkeiten für jedes Paar gleich. Dieß findet ſtatt in allen aufeinander folgenden unendlich kleinen Zeiträumen, und die ertheilten und empfangenen Geſchwindigkeiten ſtehen, für verſchiedene Entfernungen, im umgekehrten Verhältniß zu den Quadraten dieſer Entfernungen. Nun ſagt, wenn es euch beliebt, daß dieſe Uebertragung der Momenta durch Kräfte, Anziehungen, oder was ihr wollt, entſtehe: ihr wißt von der Kraft nichts als daß ſie ein Etwas bedeutet, Dank welchem jedes der beiden Theilchen dem andern einiges Momentum gegen ſich ſelbſt hin gibt, und dieſes Geben und Nehmen in entgegengeſetzten Richtungen iſt, mit den oben gegebenen Einzelheiten, das Geſetz des Weltalls. Was das außerhalb dieſes Bereichs Liegende betrifft, ſo müſſen wir den Leſer auf ſeine eigenen „klaren Ideen vom Möglichen und Unmöglichen" verweiſen, die vielleicht mit den unſrigen übereinſtimmen, oder auch nicht. Alles was wir wiſſen, iſt: daß, ſo oft wir verſuchen die Gruppirung der Momenta des nächſten Augenblicks zu verrücken, wir Druck empfinden, einen Stoß oder Ruck fühlen; und es iſt daher für uns ſehr natürlich von einem „Zuſammenſtoß" oder „gegenſeitiger Anziehung" der Theilchen zu faſeln. Wenn, ſtatt deſſen was wir Druck nennen, in der Schöpfung eine Anordnung vorhanden geweſen wäre daß Berührung mit Körpern die Empfindung von Zuneigung hervorbrächte, ſo würden wir gewiß geſagt haben daß die Stofftheilchen Liebe zu einander mit einer Stärke erwecken welche im umgekehrten Verhältniß zum Quadrat der Entfernung ſchwankt. Welch rührende Geſchichte würde das „Problem der drei Körper" geweſen ſeyn. Jene Conſequenz der Trägheit die man ſehr uneigentlich Centrifugalkraft nennt, und welche, glauben wir, niemand in der Welt je gut verſtand der nicht Mathematiker war, würde irgend einen andern Namen, der auf die frühere Abneigungsgewohnheit hingedeutet hätte, erhalten haben.

Die Wahrheit iſt daß unſere Vorſtellung von der Kraft viel zu ſinnlich iſt, im Verhältniß zu unſerer Vorſtellung von dem Momentum, die wieder an zu großer Abſtraction leidet. Wir meinen, wenn Naturforſcher Lehren über Kraft und Momentum geben: denn die Welt verwechſelt beide Dinge. Es wäre vortrefflich wenn in Abhandlungen über Mechanik die Lehre vom Momentum der von der Kraft vorangienge; der Mathematiker wird uns verſtehen, wenn wir ſagen daß der Schüler zuvor einen beſſern Begriff von dem haben ſollte was er differenziirt, ehe er in die Differential-Coëfficienten eingeweiht wird.

Aber, werden unſere Leſer fragen, gibt es denn kein Geſetz der Unverſehrbarkeit der Kraft, das ſtreng dieſen Namen führt? Wir antworten daß es vorhanden iſt, und daß man es in der gewöhnlichen Art und Weiſe erkennt die Maxime zu begreifen daß Action und Reaction gleich und einander widerſtrebend ſind. Es gab für irgend welchen Augenblick der Kraftäußerung nie eine Kraft im Weltall, außer es war eine andere gleiche in entgegengeſetzter Richtung wirkende vorhanden. Die Geſammtſumme aller Kräfte im Weltall iſt gleich dem — Nichts, und iſt in jedem Augenblick ſo geweſen. Indem Faraday ſein Princip der Unverſehrbarkeit aufſtellt, und es den Schriftſtellern über Mechanik zuſchreibt, ſcheint er uns die beiden Seiten der Anſicht, den Plus-minus-Charakter des Princips, deſſen Polarität, ganz aus dem Auge zu laſſen. Und doch iſt Hr. Faraday mehr als alle andern Menſchen mit dieſen furchtbaren entgegengeſetzten Kräften vertraut, welche ruhig, ſo lange ſie einander in den Armen liegen, das Haus zerquetſchen werden, um zu einander zu gelangen wenn ſie getrennt ſind. Wenn die Entfernung der beiden Theilchen um den zehnten Theil von dem was ſie war ſich vermindert, ſo ſagt Hr. Faraday uns, es ſey eine ungeheure Vermehrung der Kraft vorhanden, weil jede der beiden entgegengeſetzten Anziehungen hundertmal ſo groß ſey wie zuvor. Allein ſie ſind annoch gleich und entgegengeſetzt: ihre Geſammtwirkung, wenn ſie beide in einem Theilchen ſich äußerte, würde nur das Gleichgewicht ſeyn. Wenn der Buchhalter 1000 Pf. St. auf das Sollen der Caſſe und 1000 Pf. St. auf das Haben der verkauften Waaren einträgt, ſo wird er ſich nie einbilden daß ſich der Grundſtock des Kaufmanns um 2000 Pf. St. vermehrt habe. Die Bücher des Kaufmanns halten ſich ſtets das Gleichgewicht, wenn die Eingänge genau gemacht werden; allein wenn jemand alle Schulden allen Forderungen beifügt, ſo wird er es nie entdecken. Das Syſtem des Weltalls gleicht, was die Kräfte betrifft, der doppelten Buchhaltung, und hat zwei Seiten dazu für jede Richtung: d. h. es gibt ebenſo viele Rechnungen für jedes Theilchen, als Linien durch einen gegebenen Punkt gezogen werden können. Jeder Eintrag den man in irgendeine der Rechnungen eines Theilchens macht, wird gleichzeitig aufgewogen durch einen ähnlichen Eintrag, oder ein ähnliches Total von Einträgen, gemacht auf der andern Seite der entſprechenden Rechnung irgendwelchen andern Theilchens oder anderer Theilchen. Ein Hauptbuch mit einer unendlichen Anzahl Abtheilungen, und jede Abtheilung mit einer unendlichen Anzahl Rechnungen, iſt gewiß eine Buchführung in großem Maßſtabe. Dem Menſchen iſt es geſtattet von den Büchern Einſicht zu nehmen in einem Umfang der ihn in den Stand geſetzt hat den doppelten Eintrag zu entdecken, welchen er Unverſehrbarkeit (Conſervation) nennt.

Hr. Faraday hat die Fragen erhoben: woher kommt Kraft, und warum iſt Schwere eine ſchwankende Kraft — Fragen die man oft geſtellt hat, die aber vielleicht nie werden beantwortet werden. Er hat eine Schwierigkeit geſchaffen, nämlich daß Alteration der Kraft ſehr große Aehnlichkeit habe mit Schöpfung der Kraft: dasſelbe iſt bei jeder Veränderung, welcher Art ſie ſey, der Fall. In ſo weit haben wir nichts dagegen einzuwenden: die Frage iſt eine geeignete, die Schwierigkeit eine reelle. Die Einwendung beginnt wenn Hr. Faraday eine leitende Maxime des beſtehenden Syſtems der Mechanik falſch auslegt, und es mit ſeiner eigenen unerheblichen Schwierigkeit bekämpft. Wir gehen nicht in ſeine Antwort, die er ſich ſelbſt gibt, ein: wir heben nur hervor daß er andern keine Erwiederung ertheilt.

Die Beſtimmung „eine klare Idee von dem von Natur aus Möglichen und Unmöglichen" zu haben, beherrſcht ihn durchaus. Schwankende Schwere iſt ihm eine „Schöpfung der Kraft" durch eine „ſo geringfügige Aenderung der Umſtände daß ſie auch den Laien nicht verführen wird ſie für eine zureichende Urſache zu halten."

Digitized by Google

Dann ſagt er: „Wir würden ein Reſultat zugeben welches gleichkäme der höchſten Aeußerung der Wirkung einer unendlichen Kraft (power) auf die Materie, welche unſer Verſtand zu begreifen vermöchte.“ Und was dann? Keiner von denjenigen welche unſere Kenntniß in mechaniſchen Dingen gefördert, hat je daran gedacht daß ſich der Menſchengeiſt beruhigen werde die Gravitation als letzte Urſache zu betrachten. Die Vertheilungen der Bewegungen, die Einzelheiten der nie ſchwankenden Bilanz des Momentum in jeder Linearrichtung ändern ſich beſtändig. Die ändernde Bedingung iſt gleichzeitig mit dem was wir Kraft nennen. Von dem Kraftänderer aber haben wir keine Idee: wir beſitzen keinen der ihn direct entdeckt; vielleicht iſt es ein höherer Act der Wirkung einer unendlichen Kraftäuſſerung auf die Materie als ſelbſt unſer Verſtand zu begreifen vermöchte. Und wäre es anders, ſo würden wir nur eine Sproſſe der Leiter hinanſteigen: wenn eine Veränderung in der Quantität des Kraftänderers ſtattfindet, ſo würde es in ſehr hohem Grade wie eine Schöpfung ausſehen, und wir würden zu verſuchen beginnen die Natur des Aenderers des Kraftänderers zu finden. Und ſo könnten wir möglicherweiſe fortfahren, wie in der Beſchreibung der Kette der Paraſiten:

Great fleas have little fleas upon their backs to bite 'em,
And little fleas have lesser fleas, and so ad infinitum.

(Große Flöhe tragen kleine Flöhe, ſie zu beißen, auf ihrem Rücken herum, und kleine Flöhe haben kleinere Flöhe, und ſo ins unendliche fort.)

Wäre Hr. Faraday ein Mathematiker, ſo würde er wiſſen daß die Kette

$$m\frac{dx}{dt}, \qquad m\frac{d^2x}{dt^2}, \qquad m\frac{d^3x}{dt^3} \text{ etc.}$$

eine unendbare iſt; er würde wiſſen daß Geſicht und Gefühl im Verein uns ſehr genaue Begriffe von der erſten und zweiten, von Bewegung und Kraft, geben, daß wir aber von unſern Sinnen keine Vorſtellung erhalten über die dritte und diejenigen welche folgen, die daher nur Implemente der uninterpretirten Berechnung ſind. Was uns betrifft, fühlen wir keinen Schrecken vor der höchſten Aeußerung, die unſer Geiſt von der Wirkung einer unendlichen Kraft auf die Körper zu faſſen vermag; denn wir hegen keinen Zweifel daß höhere Dinge jeden Augenblick um uns vorgehen. Wir wagen zu muthmaßen daß die Aufrechthaltung des Weltalls eine Thatkraft von demſelben Charakter iſt wie ſeine Schöpfung: denn ſo viel wir wiſſen, kann ewige Schöpfung von etwas eine wirkliche Bedingung dieſer Aufrechthaltung ſeyn.

Unſere Hochachtung vor Hrn. Faraday darf uns nicht hindern ſeinen Speculationen gegenüber unſere Pflicht zu thun. Wir haben ſie ernſtlich und mit Bedauern erfüllt. Wenn wir Hrn. Faraday für einen geeigneten Gegenſtand zur Satire gehalten hätten, ſo hätte uns der folgende Ausſpruch die erwünſchteſte Gelegenheit dazu geboten: „Wenn mechaniſche Kraft von außen angewendet wird, um die Theilchen auf zweimal ihre Entfernung zu trennen, ſo wird dieſe Kraft nicht durch die Bewegung (momentum) oder durch die Trägheit aufgewogen, ſondern verſchwindet.“ Ums Himmels willen laßt ihn ſeine „klaren Ideen vom Möglichen und Unmöglichen“ wegwerfen, und dafür klare Ideen von der Unverſehrbarkeit des Momentum und der Gleichheit der Action und Reaction an ihre Stelle ſetzen. Sein Ruhm iſt ein Theil der wiſſenſchaftlichen Errungenſchaften des Landes. Allein er gewann ſeinen Ruhm nicht in mathematiſcher Speculation, und wir ſind überzeugt ſein geſunder Sinn wird ihm ſagen daß er denſelben auf dieſem Felde nicht vergrößern werde. Viele Menſchen werden ihn zum Gewährsmann nehmen, und vermuthen daß ſeine glänzenden Entdeckungen und ſeine köſtlichen Erläuterungen ihn zu allem geſchickt machten. Allein er iſt, bei ſeinem Mangel an mathematiſchen Kenntniſſen, nicht geſchickt zur Behandlung von Materien welche von den höchſten Mathematikern die Anwendung ihrer vollendetſten Inſtrumente verlangen. Diejenigen welche ihm dieß zuerſt ſagen, ſind ſeine beſten Freunde; und diejenigen die ihn in Ehren halten — und wer thut es nicht? — können ihre tiefe Anerkennung ſeiner wirklichen Dienſte nicht beſſer an den Tag legen als dadurch daß ſie ihm rathen einen Boden zu verlaſſen auf dem er nicht gehen kann. Sollte er in ſeiner neuen Laufbahn verharren, ſo wird er in den klarſten Worten vernehmen was wir mit der alten und ziemlich dunklen Phraſe des Satirikers jetzt noch zu verhüllen ſuchen:

Navem si poscat sibi peronatus arator
Luciferi rudis exclamet Melicerta perisse
Frontem de rebus.

Die indiſchen Parſen und Dſchamſedſchi Dſchitſchibhoy, der erſte einheimiſche Baronet im angloaſiatiſchen Reiche.

Ein kleiner Theil der Anhänger Zoroaſters verließ, im Beginn des achten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung, um den endloſen Bedrängniſſen und der Sklaverei der grauſamen Muſelman zu entgehen, das angeſtammte perſiſche Heimathland, erſchien an den Küſten Gudicherats in Indien, und erfreute ſich einer günſtigen Aufnahme bei dem einſichtsvollen und menſchlich geſinnten Radſchah von Sanjan. Dürfen wir den Bericht des parſiſchen Geiſtlichen Nofari über dieſe denkwürdige Begebenheit für eine Probe der Jahrbücher der Meder und Perſer halten, ſo iſt ihr Untergang ein großer Verluſt. „O machet uns kund,“ ſo läßt Nofari in den Jahrbüchern von Sanjan, verfaßt gegen das Jahr 1590 n. Z., den Radſchah ſprechen, „weſſen Glaubens ihr ſeyd, dann ſoll euch ein Platz eingeräumt werden. Ich müßt ferner, wollt ihr euch hier anſiedeln, eure Mutterſprache aufgeben und die Hindufprache erlernen. Eine andere Bedingniß iſt die weibliche Tracht; ſie ſoll ſich von der unſerer Frauen nicht unterſcheiden; ihr müßt eure Rüſtungen und Schwerter ablegen und dürft ſie nimmermehr tragen; wird eine Heirath geſchloſſen, ſo muß der Hochzeitszug bei Nacht ſtattfinden. Gehorcht ihr dieſem allem, ſo iſt meine Stadt zu eurer Aufnahme geöffnet.“ Die Parſen fügten ſich allen dieſen Bedingungen. Es nahm der Vorſtand aller Magier das Wort und ſprach folgender Weiſe: „Horch, o weiſer Fürſt, auf das was ich

Digitized by Google

der von unserm Glauben berichte. Fürchte nichts von uns; wir werden niemand ein Leid zufügen, in den Hindu unsere Freunde sehen, deine Feinde hingegen nach allen Winden zerstreuen. Wir sind, deß ich versichert, Anbeter des großen Gottes, von uns Ormusd genannt. Der Religion wegen sind wir vor den Ungläubigen entflohen; alle Besitzthümer haben wir aufgegeben, haben mancherlei Beschwerden unterwegs erduldet, Haus und Hof, Hab und Gut — alles haben wir im Stich gelassen. O glückseliger Fürst, wir sind die armen Sprößlinge des Dschemschid. Wir verehren Mond und Sonne; überdieß stehen bei uns drei andere Dinge in hoher Achtung: die Kuh, das Wasser und das Feuer. Alles was Gott in der Welt erschaffen hat genießt unsere Verehrung. Diesen Gürtel aus zweiundsiebzig Drähten binden wir um fröhlichen Herzens. Während ihrer periodischen Reinigung blicken die Frauen nicht zur Sonne, nicht zum Himmel, nicht zum Mond empor, auch dürfen sie dem Wasser und Feuer nicht nahe kommen, den Sinnbildern der Reinheit. So lange die Periode dauert müssen sie sich aller dieser Dinge enthalten, sowohl beim Licht des Tages wie in der Finsterniß der Nacht; erst wenn sie gereinigt sind dürfen sie den Blick wieder zum Feuer und zur Sonne emporrichten." Drei Jahrhunderte lang, heißt es weiter in jenem Zeitbuche, blieb die Menge der Ausgewanderten zu Sanjan vereinigt. Jetzt zogen einige weiter gen Norden und ließen sich zu Baroch und an einigen andern Orten nieder. Sie trieben, worauf Fremdlinge immer angewiesen sind, Handelsgeschäfte und andere freie Gewerbe. Bald sammelten sie große Reichthümer, und gelangten dadurch, wie immer geschieht, zu Ansehen und Einfluß in der neuen Heimath. Sie blieben zu allen Zeiten den duldsamen, menschlich gesinnten, indischen Fürsten getreue Unterthanen, und kämpften an ihrer Seite gegen die blutdürstigen, fanatischen Muselmaa. Das heilige Feuer welches die Auswanderer von Persien mitgebracht und bis jetzt erhalten hatten, ist bei dieser Gelegenheit in das Moorgebüsch von Wakanda geflüchtet, und als die Gefahr vorüber war, nach Nosari zurückgebracht worden.

Die Parsen Hindostans blieben in inniger Gemeinschaft mit ihren in der Heimath zurückgebliebenen Glaubensgenossen, welche zu Kerman und Jesd in ziemlicher Anzahl leben. Nicht selten schicken die Reichern der parsischen Gemeinde zu Surat Sendboten nach Persien, um die auf Religion und Geschichte ihres Volkes bezüglichen Werke aufzukaufen; sie ließen die angesehensten Geistlichen aller drei Classen, die Hirbed, Mobed und Dastur einladen, und erfreuten sich ihres vertraulichen Umgangs. So waren alle Anbeter des Ormusd in Persien und in Indien lange Zeit ein Herz und eine Seele. Nun hat aber auch unter ihnen vor ungefähr einem Jahrhundert, wie dieß nicht selten geschieht, über einen geringfügigen Gegenstand eine Spaltung stattgefunden, welche bereits auf ihre ganze Stellung nachtheilig rückwirkt und in Zukunft noch größere Folgen haben kann. Das gewöhnliche Jahr der Parsen besteht nämlich seit den ältesten Zeiten aus 365 Tagen mit einem Schalttage im vierten, woran die in der Heimath Zurückgebliebenen festhielten und festhalten. Die Parsen Hindostans behaupteten später, das Kirchenjahr dürfe niemals einen Tag hinzufügen. Ein parsischer Armbandmacher zieng nach Kerman, lernte dort die richtige Zeitrechnung kennen, und wußte bei seiner Rückkehr einen kleinen Theil der indischen Landsleute zu bereden sich ihr zu fügen. Diese wurden nun spöttisch die Armbänder oder auch die Frühern genannt, weil sie alle Festtage 30 Tage früher feiern, während die andern sich den Ehrentitel Kasami, d. h. die Allgemeinen, beilegten, wofür wohl auch Schehersai gebraucht wird, was ungefähr dasselbe bedeutet. Dieser chronologische Streit hat dann auch in andern Dingen Zwiespalt erzeugt: die zwei Parteien befolgen verschiedene Grundsätze bei manchen religiösen Ceremonien, im Rechte und den geselligen Pflichten, sowohl der einzelnen Genossen wie der ganzen Gemeinde.

Man hat in frühern Zeiten die Anzahl der indischen Parsen viel zu hoch angenommen. Noch im Jahre 1818 hat Hr. Pope, Uebersetzer der sogenannten Offenbarungen des Urdat-Wiraf, ein Mann welcher lange mit dem Volke zusammen lebte und sich seines Vertrauens in hohem Grade erfreute, berichtet, das ursprünglich kleine Häuflein der Auswanderer hätte sich auf 150,000 Familien vermehrt.[1] Dieß ist, wie jetzt amtliche Zählungen lehren, sehr übertrieben. Die Gläubigen des Ormusd im westlichen Indien, zu Bombay, Baroch, Surat und an einigen andern Orten belaufen sich kaum auf 50,000 Seelen; überdieß sollen in der persischen Provinz Kerman und zu Jesd an 20,000 leben, so daß jene ehemals so weit verbreiteten Anhänger des Zoroaster höchstens 70 bis 80,000, Männer und Weiber, Kinder und Greise, zählen mögen. Ihr Einfluß den sie sich durch sittliches Betragen und vernünftiges Verhalten, durch Reichthum und Wohlthätigkeit, durch ihr, man möchte sagen europäisches Wesen, und weil die Religion weniger ins bürgerliche Leben übergreift als die der Hindu und Muselman, durch ihre Annäherung zu den westlichen Künsten und Wissenschaften erworben haben, ist aber bei weitem bedeutender als man ihrer geringen Anzahl nach schließen könnte. Wo immer Parsen in Hindostan leben, stehen sie an der Spitze der politischen Bewegungen und fördern alle Einrichtungen zum geistigen und bürgerlichen Fortschritt wie zum Wohl der Bevölkerung. Von den religiösen Beschränktheiten der frühern Jahrhunderte sind kaum noch einige Spuren zurückgeblieben. Diese Leute sind in einem Grade wie keine andern Asiaten Europäer geworden. Eine Anzahl derselben hat sich vor kurzem zu Liverpool und London niedergelassen, um unmittelbar den östlichen Handelsverkehr zu betreiben. Alsbald haben sie, wie wir von Indien her erfahren, Briefe nach Bombay gesandt und gebeten, die Landsleute möchten ihnen die Söhne nachschicken, welchen sie ohne Unkosten der Eltern eine europäische Erziehung geben lassen wollen. Ein Parse bekleidet bereits seit einigen Jahren 1851) die Professur der Mathematik und Naturwissenschaften am Elphinstone-Collegium zu Bombay; ein anderer, Ardasir Curietschi, ist erster Ingenieur und Maschinen-Inspector in der ostindischen Marine. Ardasir hat in Begleitung zweier Glaubensgenossen England und Amerika bereist, um sich in den technischen Fächern weiter auszubilden. Noch andere Parsen — man bedenke daß die Zoroasterreligion die Seereisen verbietet — haben untere Stellen auf den Werften und in der Marine Hindostans. Ihre Lehnung steht aber, zur Schande der herrschenden Britten sey es gesagt, in gar keinem Verhältniß zu jener der europäischen

[1] The Ardai Viraf Nameh, with notes and illustrations by J. A. Pope. London 1818. pag. 118. Ardai war nach Firdusi ein Zeitgenosse des Gründers der Sassanidendynastie.

Digitized by Google

Arbeiter, obgleich sie diesen weder an Kenntnissen noch Fleiß nachstehen. Ein englischer Kesselmacher erhält monatlich 200 Rupien, der Parse und jeder andere Einheimische bloß 16. [1]

Ardaschir Cursetschi und sein Glaubensgenosse Dschewandschi Pestondschi wurden — eine seltene Anerkennung von Seiten des stolzen herrschenden Volkes — bei den Ausschüssen verhört welche vor der letzten Erneuerung des indischen Grundgesetzes zur Untersuchung der Zustände des angloindischen Reiches während der Jahre 1852 und 1853 eingesetzt waren. Ihre Zeugschaften gehören zu den lehrreichsten Mittheilungen in diesen bändereichen Verhören. Die Eingebornen Hindostans, erklärten diese Parsen, stehen in Betreff ihrer Fähigkeit und Redlichkeit hinter keinem Volke zurück auf Erden. Die Engländer könnten sie zu allen Stellen brauchen, namentlich zu richterlichen. Nur müßten die eingebornen Beamten ebenfalls pragmatische Rechte erhalten. Die Stempeltaxe in der Präsidentschaft Bombay, sagt Dschewandschi Pestondschi, beträgt bei Gerichtsklagen nicht selten 10—32 vom Hundert, was an eine Rechtsversagung gränze. Nicht minder beschwerlich sey die Salzsteuer. Wollte man nur die überflüssigen Aemter und Sinecuren abschaffen, so wären derlei drückende Abgaben gar nicht nothwendig. Dann sollten die nothwendigen Steuern, alle Gesetze und Verordnungen, bevor die Insassen hierüber zu Rathe gesessen, bevor sie die Verwendung bestimmt hätten, dem Lande nicht auferlegt werden. Der Parse verlangt, wie man sieht, eine indische Legislatur, eine indische Volksvertretung. In diesem Sinne sprachen auch die dem Parlamente 1852 und 1853 übergebenen Bittschriften der Eingebornen Bombay's, deren Reigenführer wiederum Parsen waren.

Unter jenen zahlreichen einsichtsvollen und trefflichen Leuten des Parsenvolkes ist Dschamsedschi Dschitschibhoy die hervorragendste Persönlichkeit, nach dem Brahmanen Ramahun Roy, die hervorragendste Persönlichkeit selbst unter allen Eingebornen Hindostans unserer Tage, vom Himalaya bis hinab zum Meere. Dieser denkwürdige Mann, der Sohn eines armen mit alten Flaschen handelnden Parsen zu Bombay, hat durch Thätigkeit, Einsicht und biederes Benehmen einen unermeßlichen Reichthum erworben, dann hievon einen Gebrauch gemacht welcher vielleicht einzig dasteht in der ganzen Weltgeschichte. Der Westen der Erde hat wenigstens in den letzten Zeiten, obgleich einzelne Bankiers durch Vermögen und Einfluß selbst zu einer politischen Macht emporgestiegen sind, auch nicht im entferntesten etwas ähnliches aufzuweisen.

Nach dem englischen Gesetze kann der Gläubiger, auch geringer Forderungen wegen, einen Schuldner einsperren lassen, was in jenen heißen Klimaten Indiens eine sehr empfindliche Strafe ist. Nun werden seit 1822 jährlich bedeutende Summen zum Loskauf der kleinen Schuldner verwendet, andere sind zur Unterhaltung der Hospitäler für alte kranke Menschen und Thiere in Bombay und andern Orten angewiesen. Zur Ausgleichung der Streithändel mittelst der Schiedsgerichte, der Pantschayat, liegen Gelder bereit; an vielen Plätzen längs der Westküste der indischen Halbinsel wurden Brunnen gegraben, Wasserbehälter angelegt und medicinische Anstalten geschaffen; alle öffentlichen und Religionsanstalten, Arme, Blinde und Nothleidende jeder Art bekommen reichliche Unterstützungen; über die Furt von Bombay nach Salsette wird eine herrliche Brücke errichtet; für arme Reisende stehen seit einiger Zeit Häuser bereit, wo sie unentgeltlich Nachtlager und Speise erhalten; die meisten höhern und niedern Bildungsanstalten der verschiedenen Religionen und Völker zu Calcutta wie in ganz Indien genießen reichliche Zuschüsse; polytechnische Schulen und Arbeitshäuser wurden errichtet und mit den nöthigen Capitalien für ihren Fortbestand ausgestattet; einzelne Theile der heiligen Schriften der Parsen werden dem Drucke übergeben und Journale und Bücher zur Bildung des Volkes in Masse verbreitet. Dieß alles und vieles andere was der Welt nicht bekannt geworden, dieß alles geschah und geschieht auf Unkosten jenes Parsen. Dschamsedschi Dschitschibhoy — welcher 1783 geboren, jetzt noch (1856) in frischem Alter zu Bombay lebt — hat wenigstens eine halbe Million Pfd. Strl. für die Bildung der indischen Völkerschaften, zur Abhülfe der Leiden der Menschen und Thiere ausgegeben. Nicht minder großartig sind im Verhältniß die gespendeten Wohlthaten seiner Gemahlin, welche, gleichwie viele andere parsische Frauen, eine europäische Bildung besitzt. Die angloindische Regierung wollte diesen außerordentlichen Mann in außerordentlicher Weise auszeichnen, sie hat ihn 1842 — die erste englische Standeserhöhung unter der einheimischen Bevölkerung in Indien — zum Ritter (Knight) erhoben. Man sagt jetzt Sir und Lady Dschamsedschi. Die Art und Weise wie die Parsen dieses Ereigniß verewigten, wie sie dem ersten und bis jetzt einzigen Ritter ihrer Nation ihre Dankbarkeit darzulegen suchten, ist für die Zoroastergläubigen bezeichnend und höchst ehrenvoll. Sie haben ihm keine Feste gegeben, sie haben keine nutzlosen Denkmäler errichtet. Beiträge sammelten sie zu einem, nach dem gefeierten Wohlthäter benannten Capital, um gute Bücher aus europäischen und andern Sprachen zu übersetzen und unentgeltlich unter dem Volke zu verbreiten. „Wir wollen in Ihrem Sinne wirken," so sprachen die Genossen welche Dschamsedschi die Urkunde der Stiftung überbrachten, „und konnten demnach nichts anderes thun, als auf die Erziehung unserer Glaubensgenossen hinzuwirken." „Diese That," erwiederte der edle Mann, „ist mir auch mehr werth als alle die weltlichen Ehren, sie wird in der Todesstunde meine liebste Erinnerung seyn. Die Standeserhöhung hat nur vom volksthümlichen Standpunkte einen Werth für mich, sie ist eine Ehre für Indien. Vielleicht wird dadurch die Aufmerksamkeit Ihrer Majestät der Königin in etwas höherm Grade nach unserm Lande gewendet. Uebrigens werde ich selbst euerm Uebersetzungsfonds drei Lakh Rupien — dreißigtausend Pfund Sterling — zulegen." Die Inschrift auf seinem Hospitale zeichnet am besten den Charakter des Mannes und den reinen Glauben der aufgeklärten Parsen. Sie besteht ihrem Wesen nach in folgenden Worten: „dieses Gebäude ist errichtet auf Kosten des Ritters Sir Dschamsedschi Dschitschibhoy, des ersten Eingebornen Indiens, welcher zum britischen Ritter erhoben wurde. Hiemit hofft er eine angenehme Pflicht gegen die Regierung, gegen sein Land und Volk zu erfüllen. Zugleich diene es als Opfer zur feierlichen Erinnerung aller der Segnungen, der religiösen Dankbarkeit dem allmächtigen Gott, dem Vater im Himmel, dem Vater der Christen, der Hindu, der Muselman und Parsen, dargebracht mit demuthigem inbrünstigem Gebete für einen

[1] Wir wollen, weil die Thatsache kaum glaublich erscheint, ihre amtliche Quelle angeben. First Report of the House of Commons on the Indian Territories, vom Jahre 1853. 87. First Report of the House of Lords, vom demselben Jahre 1853. 167.

Digitized by Google

dauernden Schutz und Segen über ſeine Kinder und Familie, über ſein Volk und Vaterland."

Am 24 Junius dieſes Jahres (1856) wurde in Bombay zu Ehren des Dſchamſedſchi Dſchitſchibhoy wiederum eine von den verſchiedenſten Ständen und Religionsgenoſſen zahlreich beſuchte Verſammlung abgehalten. Den Vorſitz führte Se. Excellenz der Regierungspräſident Lord Elphinſtone. Es wurde beſchloſſen dieſem großen Wohlthäter Bombay's und der ganzen indiſchen Menſchheit auf einem der öffentlichen Plätze der Stadt eine Statue zu errichten und den Auftrag hiezu dem Bildhauer Baron Marochetti zu ertheilen. Bald hernach iſt in London ſelbſt, aus den angeſehenſten Männern Großbritanniens, ein Verein zuſammengetreten, um bei der Regierung dahin zu wirken daß ſie den Parſen in Ehren und Würden noch mehr erhebe. Die gelegentlichen Bemerkungen des Friend of China, eine Zeitung welche gewöhnlich im Sinne der angloindiſchen Regierung und der höhern Claſſen in der Heimath ſpricht, ſind derart bezeichnend für die ariſtokratiſchen Beſtrebungen der Engländer allenthalben auf Erden und beſonders im angloindiſchen Reiche, daß wir es für geeignet halten ſie ihrem weſentlichen Inhalte nach mitzutheilen.

„Sir Dſchamſetdſchi Dſchitſchibhoy, ſagt der Friend, „iſt der erſte Eingeborne dieſes Landes, welchem eine ſolche Ehre widerfährt von ſeinen Mitbürgern. Wir finden dieß in jeder Beziehung angemeſſen. Die Auszeichnung trifft einen Mann welcher ſchon von der Krone geehrt wurde, ſie trifft, was noch mehr iſt, einen Mann der rein und fleckenlos daſteht, ſie trifft den Mann eines Volkes, welches mehr als ein anderes in Indien den Britten ergeben und ſtolz darauf iſt unter der brittiſchen Regierung zu ſtehen. Nicht ſeine Freigebigkeit iſt es, wodurch der Parſe ſo hoch emporragt, ſondern vorzüglich die Weiſe wie und bei welcher Gelegenheit er ſein Geld anwendete. Die Summen wurden nur für das Nothwendige hingegeben, und derart wie ſie der Menſchheit im großen zum Vortheil gereichen. Nutzloſe Monumente und Sammlungen, künſtleriſche Prahlereien und ruhmſüchtige Schauſtellungen, ſo häufig bei den Reichen und Mächtigen des Weſtens, ſie ſind dem Geiſte, dem ganzen Thun und Treiben des wahrhaft großen Parſen immer fern geblieben."

„Man wünſcht die Regierung möchte Dſchamſetdſchi Dſchitſchibhoy noch größere Ehren verleihen, der Ritter ſollte zum Baron erhoben und hiemit den Grund zu einer indiſchen Ariſtokratie, in engliſcher Weiſe, gelegt werden. Dem iſt jedoch das einheimiſche Erbgeſetz entgegen, wonach das Vermögen zu gleichen Theilen den Kindern gehört. Es gibt in Indien keine Majorate, keine Fideicommiſſe, wir ſind demnach keineswegs über die Stellung einer Familie ſicher, im Verlaufe der nächſten Generationen. Das dritte Geſchlecht mag wieder eben ſo beginnen müſſen, wie Dſchamſetdſchi Dſchitſchibhoy ſelber gethan. Sollte es aber nicht möglich ſeyn ſolche Zuſtände zu ändern? Sollte die Regierung, mit der Verleihung einer Titulatur, nicht auch das Recht haben ihr ein gewiſſes Vermögen zu ſichern? Sollten wir den Eingebornen nicht geſtatten nach Gutdünken über ihr Vermögen zu verfügen? Die engliſche Regierung iſt ſehr geneigt der Familie Dſchamſetdſchi Dſchitſchibhoy's, mittelſt einer geſetzlichen Vorkehrung, eine größere Dauer zu geben, und die Bewohner Bombay's ſcheinen es zu wünſchen. Wird jedoch das Erbgeſetz in ſeiner ganzen Strenge aufrecht erhalten, ſo kann die Krone ſich niemals herbeilaſſen Sir Dſchamſetdſchi Dſchitſchibhoy den Titel eines Barons zu verleihen."

Sir Dſchamſetdſchi Dſchitſchibhoy, ein edler, ſich ſelbſt achtender, ſeine Familie und ſein Volk im Herz tragender Mann, dieß wagen wir in ſeinem Namen hinzuzufügen, wird unter ſolchen Bedingungen die Titulatur Baron zurückweiſen. „Nur vom volksthümlichen Standpunkt aus," ſprach der edle Parſe bei Gelegenheit der Erhebung zum Ritter, „habe dieſe Ehre einen Werth für ihn," — eine Erhebung zum Baron, unter jenen feudaliſtiſchen Vorſchriften, wäre eine volksfeindliche Thatſache, vielleicht von weitgreifenden Folgen begleitet. Die engliſche Herrſchaft in Indien iſt das Grab der frühern eingebornen Ariſtokratie; ſelbſt das Kaſtenweſen wird nach und nach gelockert und endlich wohl ganz gebrochen (?) Eine vollkommene Gleichheit wird angebahnt, dann durch mannichfache Erziehungsanſtalten Einſicht und Kenntniſſe unter allen Völkerſchaften verbreitet, und ſo der breite Grund gelegt zu einer großen, ſich ſelbſt bewußten, indiſchen Demokratie. Die engliſche Ariſtokratie betrachtet dieſe Zuſtände mit Mißbehagen, und ſinnt auf Mittel wie man wohl eine ſonderrechtliche Claſſe ſchaffen, und ſie, nach Anſichten und Intereſſen, mit den brittiſchen Herrſchaften in Einklang bringen könnte. Die Einführung der ewigen Steuerrolle von Lord Cornwallis, wodurch die großen Pächter zu erblichen Grundherren umgeſchaffen ſind, hat nicht zum ariſtokratiſchen Ziele geführt. Sie ſuchen deßhalb neue wirkſamere Mittel zu erfinden. So verſchieden auch die Weiſe der Herrſchaft Napoleons und der engliſchen Ariſtokratie iſt, ſo griffen doch beide, um ihre Macht zu erweitern und zu befeſtigen, nach denſelben Mitteln. „Sag mir doch," ſchreibt Napoleon (3 Junius 1806) an ſeinen Bruder, König Joſeph von Neapel, „welche Titel du den Herzogthümern deines Reiches geben willſt. Die Titel ſind aber nicht ſo wichtig wie das Vermögen, welches zu ihnen gehört. Jeder ſoll wenigſtens 200,000 Franken jährliches Einkommen beſitzen. Dann verlange ich auch daß die Titelbeſitzer eine Wohnung zu Paris haben. Ich gehe darauf aus daß in Paris wenigſtens 100 reiche Familien wohnen welche mit dem Thron emporgewachſen und, während alles andere Vermögen im Laufe der Zeit wieder zerſplittert wird, durch Fideicommiſſe befeſtigt ſind. Das iſt auch der Vorzug unſers bürgerlichen Geſetzbuches. Führe doch den Civilcodex in Neapel ein. Hiemit werden alle Reichthümer welche du nicht aufrecht erhalten willſt, in wenigen Jahren zerſtreut. Deine Macht wird dabei feſter begründet, denn es bleiben nur die großen Familien im Lande welche du durch Fideicommiſſe erhalten willſt. Das hat mir immer an unſerm Civilcodex ſo ſehr gefallen, das iſt auch der Grund warum ich ihn eingeführt habe."

Die neue Welt ſteht auch in dieſer Beziehung, wie bei allen andern religiöſen, ſtaatlichen und bürgerlichen Verhältniſſen, in vollkommenem Gegenſatze zum monarchiſch-ariſtokratiſchen Europa. In der erſten Sitzung unſerer Legislatur zu Virginien, ſchreibt Jefferſon an John Adams, nach der Unabhängigkeitserklärung, haben wir die gezwungene Erbfolge abgeſchafft, dann die Primogenitur, und ſo der falſchen Ariſtokratie die Wurzel abgehauen. „In jenen monarchiſchen Staaten," fügt James Kent in ſeinen berühmten Commentarien über das amerikaniſche Recht hinzu, „werden Fideicommiſſe zum Schutz der Macht und des Einfluſſes der Ariſtokratie empfohlen. Auf republicaniſche Regierungen finden ſolche Grund-

Digitized by Google

ſätze keine Anwendung. Reichthum gibt bei uns keine bleibende Auszeichnung. Durch den Geiſt unſerer Inſtitutionen hat jedes Glied einer jeden Familie gleiche Rechte, jeder iſt auf das eigene Verdienſt, auf die eigene Kraftanſtrengung angewieſen. In unſerm Lande haben wir alle jene Stützen abgebrochen, nur auf den Tugenden ihrer Nachkommen beruht der bleibende Ruhm unſerer Familien."

General Ferriers Reiſen durch Afghaniſtan, Turkiſtan und Beludſchiſtan.

8. In Sedſchiſtan.

Der große Schatz der Reiſen General Ferriers iſt für uns noch nicht geleert, denn wir verließen ihn auf der Rückreiſe von Kandahar und immer noch voller Luſt, Indien und das Reich der Seiks aufzuſuchen. Das nachdrückliche Wort welches Doſt Mohammed zu ſeinen Gunſten geſprochen, und die Entſchloſſenheit Kohendil Chans, der einen dreitägigen Straßenkampf zur Errettung Ferriers niederſchlug, hätten, ſollte man meinen, wenigſtens das Leben des Verfaſſers in Afghaniſtan vor jeder weitern Gefahr ſchützen ſollen. Allein am 19ten September war er nach Girijcht zurückgekehrt und wieder in die Hände des Serdar Mohammed Sadik Chan gefallen. Dieſer trachtete nun dem Franzoſen zwar nicht nach dem Leben, wohl aber nach dem Reſt ſeiner Habe. Er plünderte ihn nicht nur vollſtändig aus, ſondern verlangte auch noch eine ſchriftliche Beſcheinigung von Ferrier, daß er von dem Serdar für ſein Eigenthum einen befriedigenden Kaufpreis empfangen habe. Da ſich der Franzoſe deſſen weigerte, verſuchte Sadik Chan die Ueberredungsgabe der Foltern. Er ſetzte den Unglücklichen entblößten Hauptes der afghaniſchen Sonne aus, ließ ihn von Soldaten beſchimpfen und mißhandeln, drückte ihm den Dolch auf die Bruſt, ließ vor ſeinen Augen Anſtalten treffen, um ihn im Oel zu ſieden — alles vergebens! Zuletzt aber bewältigte Ferrier der Hunger, und er fertigte das Zeugniß aus, womit der Serdar bei ſeinem Vater, Kohendil Chan, ſich zu rechtfertigen hoffte. Der Abreiſe ſtand nun nichts mehr im Wege. Die Escorte, die ihm gegeben wurde, und der Reiſende war mit Dromedaren beritten, die im Beludſchi onti heißen. Dieſe Thiere, bemerkt Ferrier, ſind trotz ihres kleinen Wuchſes und ihrer Magerkeit ſehr kräftig, ſo daß ſie täglich 25—30 Färſäng, und zwar eine Woche lang zurücklegen und 50—60 Stunden ohne einen Trunk aushalten können. Sie werden weit mehr zum Reiten als zum Tragen gebraucht, und ihre Schnelligkeit iſt es die den Beludſchen bei Raubzügen auf größere Entfernungen ſehr zu ſtatten kommt, denn die Pferde welche den Dromedaren nachſetzen, erliegen vor Müdigkeit und Durſt bei der Verfolgung. Die Dromedare des Hilmend von heller Farbe ſind wie die Kamele mit der rauheſten Nahrung zufrieden, namentlich lieben ſie ein Dorngeſtrüpp, welches in großem Ueberfluſſe die Wüſte bedeckt. Bisweilen geben ihnen die Treiber im Tage eine Handvoll Gerſte, aber nicht immer, und es geht dann auch ohne dieſen Leckerbiſſen. Kamele mit zwei Höckern werden in Sedſchiſtan auch geſehen, aber ſie laſſen ſich ſchwer acclimatiſiren und erlöſchen gewöhnlich mit der dritten Generation. Sie bleiben überhaupt nur geſund in minder heißen Ländern, etwa jenſeits des 32ſten Breitengrades. In Bactrien erreichen ſie eine außerordentliche phyſiſche Entwicklung und tragen von 6 zu 8 Centnern; da aber ihr Fuß durch den Huf nicht geſchützt iſt, ſo vermögen ſie in ſteilen Ländern nicht zu klettern, fallen gern und verrenken dabei, oder brechen wohl leicht ein Glied. In einem ſolchen Fall bleibt nichts übrig als das Thier auf der Stelle zu ſchlachten, denn die Aſiaten genießen öfters dieſes Fleiſch.

Die Reiſe bot wenig anziehendes, außer einigen Beobachtungen des afghaniſchen Charakters. Als die Karawane eines Morgens an Heerden vorüberkam, ergriffen die Afghanen ohne weiteres eine Geis und ein Schaf. Ferrier, betroffen über dieſe Dreiſtigkeit, hörte zum größten Erſtaunen den Hirten die Räuber beglückwünſchen und ſegnen. Er erkundigte ſich nach dem Zuſammenhang, und der treuherzige Mirza Chan, der Anführer der Escorte, ſagte: „Das iſt afghaniſche Art; wir thun's immer wenn wir eine Heerde antreffen." Auch unter den Mauern von Kandahar? fragte Ferrier geſpannt. „Dort ſitzt eine Obrigkeit, mein'e der Afghane, und deßhalb wäre es gefährlich. Meint Ihr etwa dieſe Lumpenhunde von Hirten würden eine Reiſe nach Kandahar unternehmen um ſich darüber zu beſchweren daß wir jährlich von ihnen 20 oder 30 Stück Vieh *entlehnen*? Das wäre viel zu koſtſpielig, und wenn ſie uns verklagten, würden wir ihnen das nächſtemal Mores lehren. So iſt's! und darum thun ſie wohl daran uns zu Freunden zu haben."

Begegnen ſich Afghanen unterwegs, ſo ſitzen ſie, auch wenn ſie ſich nicht kennen, zuſammen nieder und beginnen über ihre Reiſezwecke zu erzählen und Neuigkeiten auszukramen. Auf dieſe Art verbreiten ſich auch ſo raſch die politiſchen Nachrichten in jenen Theilen Aſiens. Etikette wird dabei nicht beobachtet, denn vom Moment an wo man ſich zum erſtenmal ſieht, behandelt man ſich wie nach alter Bekanntſchaft. Wohl aber verlangt die Höflichkeit einen Austauſch von Grüßen, die oft zwanzigmal gegeben und zurückgegeben werden, ſo daß Ferrier geſteht er habe nicht begreifen können wie bei dieſen gedankenloſen Complimenten die Betheiligten ernſthaft bleiben mochten.

Ferrier wurde wohlbehalten in Farrah dem Befehlshaber der Feſtung, Mullah Mahmud Achond-Sadeh abgeliefert. Dieß war ein kleiner fetter Mann, der beſtändig ſchnupfte. Kaum hatte er die Behandlung erfahren die Ferrier von den kandahariſchen Serdaren zu leiden gehabt hatte, ſo rief er: „Die Empfehlungen die Euch unſer Weiſir Sahib [1] (möge Allah ſeinen Schatten nie vermindern!) gegeben hatte, ſollten alle Schwierigkeiten beſeitigen, aber verlaßt Euch darauf, die Unbill wird hunderttfältig gerächt werden!"

[1] Jar Mohammed; denn Farrah, welches jetzt angeblich von Doſt Mohameds Sohn erobert worden ſeyn ſoll, gehörte damals zum Fürſtenthum Herat.

Digitized by Google

Der wackere Mann überredete den entmuthigten Ferrier zu einem neuen Versuch nach Schikarpur vorzudringen. „Wie! rief er mit Wärme aus, habt Ihr kein Gottesvertrauen? Haltet Ihr alle Menschen dem Mohammed Sadik Chan gleich? Es fehlt Euch, sagt Ihr, an Mitteln nach Schikarpur zu gehen? Wohl! Ihr sollt sie haben. Anfangs sträubte ich mich Euch aufzunehmen, theils weil ich Euch in diesen Ruinen nicht gut beherbergen konnte, theils weil ich eine Mißbilligung Jar Mohammed Chans fürchtete; aber jetzt da ich von Euren Leiden in Girischk gehört habe, werde ich Euch dorthin, und koste es den Kopf, nicht zurücksenden. Fürchtet nichts, Mohammed Sadik hat hier nichts mehr zu befehlen. Zwar bin ich weder Chan noch Serdar, aber ich habe ein menschliches Herz und freue mich meinen Mitgeschöpfen Gutes erweisen zu können ꝛc."

Ferrier hatte Gelegenheit in Farrah eine merkwürdige klimatische Erscheinung zu beobachten. Die Tage sind dort bis zum 15 November so heiß daß Eier die man der Sonne aussetzt, in einer Stunde hart, und Bleikugeln in einem halben Tag weich werden. Allein schon am 8 October bließ ein so heftiger Nordwind, daß die Einwohner von Farrah vor der unerhörten Kälte schauderten. Zwei Städte haben den Namen Farrah besessen. Das ältere stand schon vor dem macedonischen Zuge nach Indien eine Wegstunde von der jetzigen Stadt und eine halbe Stunde südlich vom Farrahrud von drei Seiten bekränzt durch die letzten Sporen des Paropamisus.[1] Gegen Süden erschließt sich die Aussicht unbegränzt bis zum Horizont, und ihre Oede wird nur durch zwei oder drei auftauchende Gipfel unterbrochen. Die neuere Stadt ist ein längliches Viereck, dessen große Achse von Süd nach Nord sich erstreckt, und abgesehen von der Ausdehnung, Herat sehr ähnlich, auch wie dieses mit einem 35—40 Fuß hohen Erdwall umgeben, auf dessen Kamm verschiedene mit Courtinen verbundene Thürme stehen. Der Wall ist von der Sonne so hart gebacken worden daß eine Spitzhacke nicht einzudringen vermag. Oft schon hat man versucht ihn abzutragen, allein selbst Wasser vermochte nicht das Material zu erweichen, es sey denn schmelzendes Schneewasser; Schnee aber fällt selten bei Farrah. Ein breiter und tiefer Graben, der unter Wasser gesetzt zu werden vermag, schützt die Stadt, die nur zwei Thore nach Herat und Kandahar zu besitzt. Farrah hatte noch 1837 6000 Einwohner, deren größter Theil bei einem Ueberfall Mohammed Sadik Chans damals nach Kandahar übersiedelt wurde. Jetzt sind nur 60 Häuser in der Stadt bewohnt, doch ändern sich, wiederholt Ferrier, die Bevölkerungen asiatischer Städte außerordentlich rasch. Heute kann ein Ort im höchsten Grade blühend und morgen eine Einöde seyn. Die Afghanen sind an die plötzlichen Ortswechsel so gewöhnt, daß sie nur das Zelt als ihre Heimath betrachten. Farrah würde einer der wichtigsten Plätze werden, um die sich Britten und Russen streiten müßten, wenn der Zusammenstoß der asiatischen Mächte erfolgt wäre. Der Farrah Rud ist tief und voll bis zur Sonnenhitze, wo sein Wasser durch Ableitung auf die Felder beinahe gänzlich aufgezehrt wird. Dann bilden sich stehende Lachen, und Fieber herrschen an den Ufern des Flusses.

[1] Wir haben schon angedeutet in welchem umfassenden Sinne der Verfasser diesen Ausdruck gebraucht. Bei ihm heißen alle Gebirge zwischen Indus und den persischen Wüsten Paropamisus.

Am 14 October kam aus Herat der erwartete Befehl Jar Mohammeds, dem General Ferrier jeden möglichen Vorschub zur Fortsetzung seiner Reise angedeihen zu lassen. Der Wessir Sahib schien plötzlich seine Ansichten völlig geändert zu haben. Vielleicht hatte er bemerkt daß die Serdare von Kandahar durch die Mißhandlung des vermeinten englischen Sendlings sich höchlich bei der brittischen Regierung compromittirt hätten, und wollte diesen Fehler seiner geheimen Gegner ausbeuten. Genug! von diesem Augenblick an hatte Ferrier sich nicht mehr über afghanische Dreistigkeiten zu beklagen, so daß die frühern Quälereien, wie seine Herausgeber vermutheten, doch nur durch geheime Befehle aus Herat veranlaßt worden seyn konnten. Mullah Mahmud gab ihm als Bedeckung zwölf Reiter unter dem Befehl Assad Chans Ischakfi. Diese Kerle in ihren Lumpen waren gut bewaffnet, und glichen vollständig beherzten und geübten Räubern, was sie auch waren. So brach der Franzose noch einmal auf, um auf einem südsüdöstlichen Umweg von Farrah aus Indien zu erreichen. Die Straße führte durch die lautlose Wüste von Brunnen zu Brunnen, wo Beludschen lauern, um unbarmherzig die Reisenden niederzuschießen, wenn sie ihnen überlegen sind. Am 22 October wurde der Kaschrud gekreuzt, der nicht, wie die Karte von Burnes angibt, mit dem Hilmend sich vereinigt, sondern in einer Curve von Nordost nach Südwest in den See von Sedschistan fließt. Dort in der Nähe sollten von einem befreundeten Beludschen Dromedare gemiethet werden, allein sie waren mit Karawanengütern nach Kelat gegangen. Die Klügsten riethen zur Rückkehr nach Farrah, da ohne jene Thiere eine Wüstenreise gefährlich ist. Der feurige Assad Chan war aber für das Wagniß, und so zog man weiter.

Am 25 October langte man am Hilmend an und befand sich in der Nachbarschaft eines Beludschenlagers, Nunabad, in der Nähe von Kernaschin. Die Beludschen forderten unerschwingliche Preise für Dromedare, und Assad Chan machte deßhalb den Vorschlag sich nach Kernaschin zu begeben, wo er um billigere Miethe Thiere zu bekommen hoffte. Seine Leute erhoben Gegenvorstellungen, insofern der Ort von den Mamessani, dem kleinsten, aber tapfersten Beludschenstamm, bewohnt würde. Assad Chan hatte, als er noch Herr von Mula-Chan und noch nicht Unterthan von Jar Mohammed war, mit diesen Beludschen manche Fehde durchgefochten, und sie hatten gegen ihn die Pflichten der Blutrache zu erfüllen. Dennoch bestand er mit verwegenem Eigensinn darauf zu seinen Feinden zu gehen. Als man in Kernaschin ankam, lag die Ortschaft schon halb im Schlafe; nur hie und da umstanden etliche Männer einen Cholerakranken, denn diese Seuche wüthete damals in ganz Sedschistan. Die Nachfrage nach Kamelen klang den Beludschen in solcher Stunde schon sonderbar, sie begannen die späten Gäste auszuforschen und schienen nicht geneigt das Begehrte zu gewähren. Da trat der Chan vor, ergriff selbst das Wort in gebieterischem und verletzendem Tone, vergaß sich endlich so weit daß er Schimpfworte ausstieß und dabei von seinen Blutfeinden erkannt wurde. Alles gerieth in Aufregung, Waffen wurden ergriffen, Steine flogen, und die Menge drängte dichter heran. Jetzt war es Zeit zum Handeln. Ein paar Säbelhiebe rechts und links gewährten Luft, und die Reiter galoppirten davon ehe die Beludschen noch einig geworden waren was zu thun sey. Zwei Stunden erschöpften aber bereits die Kräfte der Thiere, und da die Mamessani Dromedare

Digitized by Google

zur Verfolgung befaßen, so war es gerathen abzusitzen und die Pferde verschnaufen zu lassen.

Diese Rast sollte ihnen nicht lange vergönnt werden. Etliche der Verfolger hatten sich unvorsichtig vorausgewagt. Rasch stiegen die Reisenden zu Pferde und griffen mit Ungestüm an. Der Chan schoß den ersten nieder den er erreichte, erhielt aber eine Säbelwunde in die Schulter, wodurch man abermals zum Rückzug genöthigt wurde. Eine Bodenfalte entzog die Karawane den Blicken der Beludschen, und man kreuzte bald darauf den Hilmend, ohne jedoch dadurch die Feinde los zu werden. Nach drei Viertelstunden waren bereits 20 bis 25 Kerle auf ihren Fersen, und die Afghanen sahen sich nochmals genöthigt ihnen Stand zu halten. Glücklicherweise bewegten sich die Dromedare unsicher in dem Gestrüpp, während die Pferde sich leichter tummeln ließen. Auch trugen die Afghanen gute Gewehre und Säbel, während die Beludschen meist mit Luntenflinten und Speeren kämpften. Das Gefecht wurde jetzt allgemein und hartnäckig. Einer der Beludschen griff Ferrier mit einem Jagdspeer an und verwundete sein Pferd am Halse, der General streckte ihn aber mit einem Streiche nieder. Dann wurde der Chan aus dem Getümmel herausgehauen. Nachdem vier Afghanen erschlagen und drei verwundet worden waren und die Beludschen beständig Verstärkungen erhielten, so ergriff man wieder die Flucht, um nach einer halben Stunde noch einmal Front zu machen. Dann aber galt es nur durch Eile sich den nachsetzenden Feinden zu entziehen. Glücklicherweise erreichte man jetzt ein niederes, dicht mit Tamariskengestrüpp bedecktes Land. Dort vermochten die Dromedare nur mühsam vorwärts zu kommen, während die Rosse rasch an Vorsprung gewannen. Assad fiel dabei auf den rettenden Gedanken die Karawane nach den Ruinen abseits von seiner ehemaligen Feste Mula Chan zu führen, denn er kannte jeden Schlich in dieser Gegend. Dort in einer tiefen Höhlung, die mit dem Schutt aller Bäder umgeben war, blieb man in höchster Spannung. Vor Hitze, Durst und Ermüdung waren Roß und Reiter kampfunfähig geworden, und unbeschreiblich war die Freude als Assad Chan, der aus den Zweigen einer Tamariske spähte, seinen Begleitern verkündigen durfte daß die Beludschen weit von ihnen vorübergezogen seyen. Man verließ die Höhle indessen nicht, aus Furcht sie möchten zurückkehren, und wirklich wurde auch nach zwei Stunden ihr Geschrei wieder hörbar, als sie am andern Ufer des Hilmend in der Richtung nach Mula Chan sich bewegten. Da sie alle Spuren der Verfolgten verloren hatten, blieben sie die Nacht über in der alten Veste, und entfernten sich erst kurz vor Tagesanbruch. Assad Chan bestand noch immer darauf den General nach Kelat zu bringen. Allein man war bereits 10 Färsäng vom geraden Weg abgewichen, die feindlichen Beludschen wußten auch daß die Karawane in jener Richtung reisen wollte, von zwölf Begleitern waren nur noch sieben am Leben; es wäre also Tollkühnheit gewesen das Vorhaben durchzusetzen. Es blieb daher nichts übrig als vorläufig den Hamun-See zu erreichen. Behutsam brach man auf. Den Hilmend immer zur Rechten, die lautlose Wüste von Sedschistan zur Linken behaltend, bewegte man sich still zwischen den Weiden, Tamarisken und Mimosen am Ufer vorwärts. Der Tritt der Rosse war in dem Sande nicht hörbar, und jedes andere Geräusch verschlang das Plätschern des Stromes. Tiefe Stille herrschte rings um, und die Angst der Verfolgten legte sich allmählich, als plötzlich das Klappern eines aufgescheuchten Rebhühnervolkes die Wanderer erschreckte, so daß unwillkürlich alles zu den Waffen griff und das Knacken der Hähne an den Flintenschlössern weithin hörbar wurde.

Mit größter Vorsicht wurde die Reise fortgesetzt. Die Karawane verbarg sich am Tage im Gebüsch, und zwei Leute, worunter sich ein Beludsche befand, wurden nach den Ortschaften, denen man sich näherte, entsendet um Lebensmittel einzukaufen, bis man endlich nach abermaliger Kreuzung des Hilmend Dschihanabad erreichte, in dessen Nähe sich der Hilmend in den See von Sedschistan ergießt. Dort residirte der mächtigste Häuptling Sedschistans, Mohammed Risa Chan, dessen Ansehen sich durch eine Heirath mit Jar Mohammeds Tochter kürzlich bedeutend gesteigert hatte. Bei ihm verschaffte das Schreiben des Wessir Sahib Hrn. Ferrier die beste Aufnahme. Ein zweiter anwesender Gast hielt den Franzosen für einen Perser, als er aber vernahm es sey ein Europäer, rief er erstaunt: „Wie! habt Ihr einen Talisman von Gott erhalten oder einen Pact mit dem Teufel geschlossen daß Ihr Euch unter die Beludschen wagt?“ Der Frager selbst, Namens Ali Chan, erzählte hierauf daß er einen englischen Arzt, Namens Forbes, im Schlafe ermordet habe, in dem Wahn daß sich — weil die Franken sämmtlich für Alchymisten gehalten werden — seine Leiche in Ducaten verwandeln werde. Er versuchte nun mit dem Cadaver und der sonstigen Hinterlassenschaft des Unglücklichen alle möglichen Experimente um Gold zum Vorschein zu bringen; aber obgleich alles mißglückte, behielt er doch immer seinen Wahn und erklärte sich sein Mißgeschick nur damit daß er das Ding nicht recht angepackt habe.[1] Die Bewohner des Hilmenddelta's werden im Lande Pehlewans genant, und behaupten selbst das Pehlevi zu sprechen. Ferrier versichert uns, ein alter Mann habe ihm ein Buch gezeigt, welches in einer Schrift verfaßt war wie sie vor dem Islam in Gebrauch gewesen seyn soll. Dieses Ding wäre ein unschätzbares archäologisches Kleinod gewesen, wenn sich alles in der angegebenen Weise verhalten hätte.

Wegen einer Fehde der Häuptlinge war der directe Rückweg vom Hilmend nach Farah so unsicher, daß Ferrier sich genöthigt sah den sonderbaren Umweg um den Hamun-See vorzuziehen. Sedschistan, dessen nördliche Gränzen sich bis nach dem Gebiete Lausch am Nordrande des Hamun erstreckt, wird zur Hälfte von Beludschen bewohnt, der Rest der Bevölkerung besteht aus Afghanen und arabischen Stämmen, unter denen etliche türkische, ja sogar kurdische Familien angetroffen werden. Ein Gelehrter Herats erklärte dem Reisenden, der Name Sedschistan oder Seistan sey entstanden aus dem Namen Saghis, welches die Perser einer gewöhnlichen Art Brennholz geben. Daraus sey Saghistan, und durch Corruption schließlich Seistan gebildet worden. Der wackere Mann hatte natürlich nichts von den Saken und dem Sakenlande (Sedschistan) gehört. Ferrier bestreitet ferner die Richtigkeit der Benennung Hamun-See, denn dieß hieße der See von Oman, allein Hamun hat nichts mit Oman zu schaffen, sondern ist ein altpersisches Wort, welches Ausdehnung bedeutet, so daß also der Hamun-See so viel wäre als der große See. Die Uferbewohner

[1] Die näheren Umstände von Forbes' Ermordung finden sich in dem Journal of the Royal Geogr. Soc. von 1842.

Digitized by Google

kennen indeſſen dieſen Namen nicht, bei ihnen heißt er Mechila Seiſtan, der See von Sedſchiſtan, oder Mechila Ruſtem zu Ehren des Helden bei Firduſi. Von Norden nach Süden iſt der See 25 Färſäng lang, im Norden bei größter Ausdehnung 12, ſonſt aber durchſchnittlich 6—7 Färſäng breit. Sein Waſſer iſt nicht ſalzig, aber ſchwarz und von übelem Geſchmack, weßhalb er auch beinahe keine Fiſche beſitzt. Die Ufer des Sees ſind nicht unmaleriſch, da das Waſſer rings mit ewig grünenden Tamariſken eingefaßt iſt.

Ferrier hält die Beludſchen für Abkömmlinge der Ureinwohner Sedſchiſtans. Leider fehlen ihm für ein gründliches Urtheil ausreichende Sprachkenntniſſe, denn er war nur des Perſiſchen mächtig, und er verwechſelt ſogar das Puſchtu, die Sprache der Afghanen, mit den Mundarten die er von den Beludſchen hörte. Denn dieſe ſprechen entweder das Beludſchi oder das Brahui, zwei völlig verſchiedene Sprachen, wovon die eine zufolge der grammatiſchen Analyſe zur iraniſchen, die andere zur „turaniſchen“ oder ſcythiſchen Gruppe gehören ſoll. Die Beludſchen zerfallen in drei große Stämme, die Nervuis, Rinds und Mekſis. Die Mehrzahl der Bewohner Sedſchiſtans gehört zu dem erſten Stamm. Sie haben kein geſchriebenes Geſetz, ſondern laſſen nur altes Herkommen gelten. Das Anſehen der Häuptlinge iſt ſehr gering und wird nur geübt bei Schlichtung von Händeln zwiſchen Perſonen deſſelben Chails (Clans). Sie beſtimmen auch wohl den Lagerplatz, und von ihnen hängt die Art der Beziehungen zu den Nachbarſtämmen ab. Sonſt iſt jeder Beludſche ſouverän in ſeinem Hauſe. Iſt Blut vergoſſen worden, ſo bricht ein ewiger Haß aus, der ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht weiter fortpflanzt, wenn längſt die erſten Urheber begraben und vergeſſen ſind. Die Verſöhnung durch einen Pir oder heiligen Mann, ja ſelbſt Heirathen zwiſchen Blutverfeindeten vermögen den Haß nicht dauernd zu verlöſchen, denn die ſchlummernde Vendetta erwacht früher oder ſpäter mit voller Stärke wieder. Zwei Beludſchen von feindlichen Clans, auch wenn ſie ſich zum erſtenmale ſehen, haben einen merkwürdigen Inſtinct um die Wahrheit zu errathen. Dann tritt eine unheimliche Stille ein, die der ſichere Vorbote vom Tode des einen, oft genug vom Tode beider iſt. Sie ſind ohne Mitleid, und wenn ſie keine Waffen bei ſich führen, greifen ſie ſich wohl mit Nägeln und Zähnen an, oder ſuchen ſich zu erwürgen ohne dabei den geringſten Laut hören zu laſſen. Die Beludſchen nennen ſich Mohammedaner, beobachten jedoch nicht die Gebote des Korans, und ihre religiöſen Vorſtellungen ſind eine Miſchung von Islam, Chriſtenthum (?) und Götzendienerei, alles mit dickem Aberglauben durchmengt. Die Mehrzahl iſt unbeſchnitten, faſtet und betet nicht, und weiß, obgleich ſie Mohammed als Propheten bekennt, doch von einer zweiten Perſon, die im Range gleich nach Gott folgt, oft genug auch mit ihm verwechſelt wird. Die Macht dieſes Weſens, welches Pir Kisri heißt, iſt unbegränzt. Wenn ein Beludſche bei ihm ſchwört, darf man ihm glauben, aber auch nur dann. Die Beludſchen ſind ſchön gebaut, olivenfarbig, nervig, und voller Temperament; überhaupt beſitzen ſie manche Aehnlichkeit mit den Arabern. Ihre Geſichtszüge verrathen Wildheit und Verſchlagenheit. Gegen Entbehrungen und Mühſal ſind ſie unempfindlich. Wie beſchwerlich auch immer eine Reiſe ſeyn mag, ſie ſind zu jeder Zeit marſchfertig. Die Perſer und Afghanen reiſen des Nachts um der Hitze aus dem Wege zu gehen, der Beludſche ſcheut ſich nicht bloß nicht davor, ſondern marſchirt im Gegentheil nur zwiſchen Morgen und Abend, und wenn die Sonne untergeht ohne daß man das Ziel erreicht hat, ſo wird das Lager an der bis dahin erreichten Stelle aufgeſchlagen. Sie begnügen ſich mit wenig Nahrung zur Stillung ihres Hungers, und wie die Kamele vermögen ſie lange Zeit in ihrem heißen Lande einen Trunk zu entbehren, da ein Schluck Waſſer in 24 Stunden für ſie ausreicht, ſelbſt auf dem Marſche. Uebrigens beſitzen ſie die beſondere Gabe den Ort zu finden, wo ſich Waſſer am meiſten der Oberfläche nähert, ſo daß ſie ſelten tiefer als drei Fuß zu graben brauchen. Sie gehen raſcher als es glaublich iſt, denn ſie laufen geſchwinder als ein gutes Roß, und ein Beludſche hat ſchon oft drei Roſſe hinter einander auf dieſe Art ermüdet. Allerlei Wahrzeichen, das Gebrüll eines reißenden Thiers, der Anblick einer Schlange, der Zug der Vögel oder eine Heerde wilder Eſel, die ſich vor ihren Augen in zwei Geſchwader theilt, reicht aus ſie mitten auf dem Marſch zum Halt zu bringen. Sie bleiben dann wo ſie ſind, bis die Sonne wieder aufgeht. Dieſe Zeit halten ſie für ausreichend um das Fatum wieder auf andere und zwar beſſere Gedanken zu bringen. Ihre Thätigkeit, wenn es gilt einen Raubzug zu rüſten, iſt bewundernswerth. Das Leben gilt ihnen dann als Bagatelle, während die Raubgier unwiderſtehlich in ihnen erwacht. Sie ſitzen Rücken an Rücken auf ihren Dromedaren um beſtändig nach allen Seiten ſpähen zu können. Bis in das Innere Perſiens dehnen ſie ihre Raubzüge aus und erſtrecken ihre Verfolgung oft ein paar Duzend Meilen weit, bloß um ein Tuch oder ſonſt einen Fetzen zu erbeuten, denn jeder Lumpen erregt ihre Begierde. So gut wiſſen ſie ſelbſt, wie ſtark das Diebsgelüſte in ihnen iſt, daß zwei Freunde oder Brüder, ja ſelbſt Vater und Sohn auf dem Marſche ſich hüten dicht bei einander zu ſchlafen. Kommt die Zeit zum lagern, ſo wird der eine dem andern bedeuten daß er ein paar hundert Ellen ſeitwärts ſein Haupt zur Ruhe legen ſolle, und man ſchwört dann beim Pir Kisri, ſich nicht eher dem andern zu nähern, als bis die Stunde zum Aufbruch gekommen ſey. Ihr Gehör iſt ſo ſcharf daß der Schläfer bei der geringſten Bewegung des Nachbarn erwacht. Auch hat er Urſache auf der Hut zu ſeyn, denn ein Beludſche iſt im Stande einen andern zu erſchlagen nur um ihn ſeiner Kleidung zu berauben, auch wenn ſie kaum 2 fl. werth ſey. Sie entſchuldigen dieſes Laſter damit daß Gott die Güter dieſer Welt parteiiſch vertheilt und den Beludſchen das undankbarſte Land der Welt gegeben habe, wie ſchon der Name anzeige, denn be bedeute im Perſiſchen ohne, und lenet nackend, entblößt, woraus dann im Munde der Afghanen Beluſcht entſtanden ſey. Die Europäer betrachten ſie als Dämonen, die durch einen Pact mit dem Teufel in den Beſitz alchymiſtiſcher Geheimniſſe gelangt ſeyen, und nicht wenig beſtärken ſie die Nachgrabungen europäiſcher Reiſenden in den Ruinen ihres Landes, in ſolchen abergläubiſchen Vorſtellungen. Am Lagerplatze führen ſie ein vollſtändiges Faullenzerleben. Die Frauen und Kinder müſſen die Felder beſtellen, die Heerden hüten, und aus Ziegen- und Kamelhaaren Zelte und Kleider verfertigen. Der Zeug, den ſie weben, iſt übrigens ſo dicht daß Säcke davon Milch, Waſſer und andere Flüſſigkeiten zu halten vermögen ohne daß ein Tropfen verloren geht.

Wenn man alle ſtreitbaren Beludſchen in Sedſchiſtan zu einer Armee vereinigen könnte, ſo beſäße man 30—35,000 Mann der beſten Infanterie, denn Cavallerie iſt nicht vorhanden, da es äußerſt

Digitized by Google

wenige Pferde gibt. Die Beludschen ſind mit Lanzen und Säbeln bewaffnet. Feuergewehre ſind ſelten ſichtbar und beſtehen höchſtens aus Luntenflinten oder ſchlechten Piſtolen. Sie tragen außerdem den indiſchen Schild, der dünn mit Kupfer, mit Elephanten- oder Nashornhaut überzogen iſt. Die Afghanen prahlen ſehr mit ihrer Tapferkeit, aber ſie ſtehen nicht dem Stoß von Reitermaſſen oder unter dem Artilleriefeuer. Die Beludſchen, die zwar ebenfalls gänzlich unerfahren in der Kriegskunſt ſind, übertreffen ſie aber bei weitem in zäher Tapferkeit, ſie löſen ſich nicht unter dem feindlichen Feuer auf und greifen beherzt an.

Die Abenteuer des Generals endigten ſo ziemlich bei ſeiner Rückkehr nach Farrah, von wo aus er ſich nach Herat begab, und dießmal von Jar Mohammed viel gnädiger aufgenommen wurde. Seine Reiſe nach Indien aber vollendete der Vielgeprüfte endlich auf dem Wege über Bagdad und den perſiſchen Golf.

Ein Ausflug nach dem Königreich Polen.

3. Ackerbau, Handel und Gewerbe.

Von jeher war in Polen die Landwirthſchaft das Hauptgewerbe, und auf ihr beruhte das Wohl des Landes. Die Ausfuhr von ländlichen Producten trat im Activhandel als Hauptfactor hervor. Seit einigen Jahren aber hat Mißwachs das Land heimgeſucht, ſo daß es wenig oder nichts an Getreide zur Ausfuhr behielt, ja ſogar im vorigen Jahre viel einführen mußte, wenn nicht die größte Hungersnoth entſtehen ſollte. Das iſt ein Schaden, der auf viele Jahre hinaus ſich fühlbar machen wird. Freilich wurden in dieſen Jahren auch andere Länder von derſelben Calamität betroffen, nur griff ſie da nicht ſo weit, weil die beſſere Agricultur ſie milderte. In Polen nun ſteht letztere noch nicht hoch, und man gewinnt dem Lande noch lange nicht ſo viel ab, wie es tragen könnte. Was ich hier in Kürze ſagen werde, das wird den Beweis führen.

Was zunächſt die dem Landbau zufallenden Ländereien betrifft, ſo gehören ſie im allgemeinen Durchſchnitt in die Claſſe der guten, in vielen Theilen des Landes zu den vorzüglichen. Freilich könnte der Umfang derſelben noch größer ſeyn, wenn nicht die Wälder einen großen Theil der Landflächen einnähmen. Man geht jedoch in neuerer Zeit ſehr an die Lichtung derſelben, und wird auf dieſe Art dem Ackerbau nicht unbedeutende Strecken überweiſen. Ob für das Land daraus ein großer Gewinn erwachſen werde, das iſt zunächſt noch in Frage zu ſtellen. Für die Gegenwart bedarf es vor allem eines rationelleren Betriebes der Landwirthſchaft, und mit dem Einziehen desſelben wird das Fruchtland intenſiv vergrößert, denn man gewinnt alsdann kleinen Flächen Erträge ab zu denen man jetzt große braucht. Wohl kann in Polen der Wald noch viel Land abgeben, und er wird dennoch dem Bedürfniß auch ferner genügen können, wobei aber vorausgeſetzt wird daß man mit ihm nicht fernerhin gebahrt wie zeither, wo man nur nimmt (um nicht zu ſagen plündert) ohne wieder zu geben. Eine verſtändige und ſorgfältige Forſtcultur thut dem Lande eben ſo noth wie der rationelle Landbau, und es müſſen beide Arm in Arm gehen, wenn die allgemeine Wohlfahrt gedeihen ſoll.

Was den Ackerbau ſpeciell betrifft, ſo iſt er in Polen nur erſt in vereinzelten Fällen gut zu nennen, in den meiſten aber ſo fehlerhaft daß nur die Güte des Bodens es zu lohnenden Erträgen kommen läßt. Das Feudalſyſtem — deſſen letzte Stunde wohl auch hier geſchlagen hat — hemmte zeither den Fortſchritt, wie das ja überall, wo es herrſchte, nicht anders war. Der leibeigene Bauer mußte den Mehrtheil von ſeiner und ſeines Zugviehes Kraft im Dienſte des Herrn verwenden, leiſtete aber ſchlechte Arbeit, und behielt zu der auf ſeinen Feldern ſo wenig Zeit daß er ſie da noch ſchlechter vollzog, als beim Herrn. Zudem vergieng ihm alle Luſt, und er ergab ſich lieber dem Müßiggang und der Liederlichkeit. — Welche Erträge aber konnten unter ſolchen Umſtänden die Felder bringen? — Bei der ſchwachen Bevölkerung des Landes ward jedoch der Bedarf durch jene — ſo gering ſie auch ſeyn mochten — mehr als gedeckt und es blieb ein erheblicher Theil zur Ausfuhr übrig. Das war aber nur bei fruchtbaren Jahren der Fall. Wie es bei unfruchtbaren gekommen, das haben die jüngſten beiden bewieſen.

Habe ich nun die zeitherigen Zuſtände angegeben, ſo muß ich auch darauf übergehen wie es jetzt ſteht. Auf Reiſen im Auslande haben viele Grundbeſitzer beſſeres kennen gelernt als was ſie zu Hauſe geſehen; ſie haben ſich belehrt wie das und jenes betrieben wird um die Ackerproduction zu vermehren, und haben es bei ihrer Rückkehr nachzumachen verſucht. Ihr Beiſpiel hat auf ihre Umgebungen gewirkt, und es hat ſich da ein beſſerer landwirthſchaftlicher Betrieb, zwar nur noch in einzelnen Kreiſen gefunden, der aber ſich mit der Zeit erweitern wird. Auch die auswärtige landwirthſchaftliche Litteratur — vornehmlich die deutſche — findet in Polen immer mehr Eingang und trägt ihre Frucht. Insbeſondere wendet man der Viehzucht viel Aufmerkſamkeit, und zwar nicht ohne ſichtbaren Erfolg, zu. Die Pferdezucht hat in dieſem Lande von jeher florirt, wie der eigenthümliche ſehr gute polniſche Schlag bekundet. Da hat denn auch die noble Paſſion der Wettrennen gute Nahrung gefunden. Die glänzenden Pferderennen in Warſchau beſtätigen das. Der Streit ob das engliſche oder das arabiſche Vollblut den Vorzug verdiene, wird in Polen lebhafter als irgendwo geführt. Die dießjährigen Rennen haben zwar zu Gunſten des erſteren entſchieden, da dieſes ſich überall als Sieger zeigte; indeß hielten ſich die Züchter des arabiſchen Vollbluts nur ſcheinbar beſiegt, und ſtellten ihrerſeits auf daß wenn man eine längere Rennbahn, z. B. von mehreren Meilen annehmen wollte, ſicher der Sieg auf ihrer Seite ſeyn würde, indem das arabiſche Pferd mehr Ausdauer beſitze als das engliſche, zudem auch weniger ſorgfältige Pflege bedürfe. — Fürſt Roman Sanguizko, der auf ſeinen großen Beſitzungen in Wolhynien ein Geſtüt von reinem arabiſchen Blut in Slawata hat, welches ſehr berühmt iſt, brachte mehrere ausgezeichnete Pferde von da zu dem Rennen nach Warſchau, die aber alle von den engliſchen beſiegt wurden. Hierüber ganz entrüſtet, ließ er ſie alle zurückführen und gieng auf keinen ihm angetragenen Ver-

Digitized by Google

kauf ein, obgleich ihm Fürſt Galizin eine ſehr anſehnliche Summe für einen Schimmelhengſt bot. — Es läßt ſich erwarten daß es in Polen mit dieſen beiden Racen ſo kommen werde wie in Ungarn und Siebenbürgen, wo man ſie in neuerer Zeit kreuzt und davon höchſt erfreuliche Erfolge hat. Bei der Paſſion, die man hier überhaupt für die Pferdezucht hat, iſt nicht zu fürchten daß man große Mißgriffe darin machen, und noch viel weniger ſie fallen laſſen werde.

Die Rindviehzucht weiſt in Polen weniger vorzügliches auf als die Pferdezucht, obgleich auch ſie hier, wo das Land noch wohlfeil iſt und man überdieß viel Weide hat, richtig betrieben, eine lohnende Rente bringt. Der eigenthümliche inländiſche Schlag (weißgrau), wie wir denſelben in Deutſchland aus dem Zutriebe von Schlachtochſen aus Polen kennen, iſt rein und unvermiſcht nur noch in Podolien, wo große Weideſteppen ſind, zu Hauſe. In den übrigen Provinzen aber ſieht man meiſtentheils ein Gemiſch von verſchiedenen Arten und Farben. Man hat Zuchtthiere von außen, und zwar aus Deutſchland und der Schweiz, ſo wie auch aus England eingeführt, iſt aber damit nicht ſonderlich glücklich, und kommt zu der Ueberzeugung daß es am beſten ſey den akklimatiſirten inländiſchen Schlag mit Aufmerkſamkeit und Sorgfalt zu züchten, und daß man da einen höhern Reinertrag gewinnt als von dem eingeführten fremden.

Der Anbau von Futterkräutern, welcher in früherer Zeit eine unbekannte Sache war und der gegenwärtig immer mehr Feld gewinnt, gewährt das Mittel ſein Vieh reichlich zu nähren, und das iſt ja die Hauptbaſis aller Viehhaltung und Veredlung.

An Wichtigkeit nimmt gegenwärtig die veredelte Schafzucht in Polen einen Hauptplatz ein, und man hat in den letzten Jahrzehnten ſehr viel dafür gethan, erfreut ſich auch lohnender Erfolge. Aus Sachſen und Schleſien iſt alljährlich eine beträchtliche Anzahl von Zuchtthieren (Widder und Mutterſchafe) von edlem Blut eingeführt worden, und wenn man da auch in der rationellen Züchtung noch nicht ſo weit iſt wie in Deutſchland, ſo hat man doch von dieſem bereits viel gelernt und zur Anwendung gebracht. Zudem ſind deutſche Schafzüchter hinüber gegangen, von denen die daſigen manches lernen. So ſieht man denn jetzt auf dem Warſchauer Wollmarkt Waare wie man ſie ſonſt nur auf dem Breslauer zu ſehen gewohnt war, und hat ſich freilich nur erſt der kleinere Theil der Landesſchäfereien zu dieſer Höhe aufgeſchwungen, ſo nimmt die Zahl derer die in dieſe Kategorie gehören doch jährlich zu, ſo daß ſie in nicht gar langer Zeit die überwiegende ſeyn wird. Die Sache iſt für Deutſchland keineswegs gleichgültig, und es mögen ſie beſonders unſere Schafzüchter erwägen. Spanien hielt ſich in der Vorzeit mit ſeinem goldenen Vließe vor jeder Concurrenz geſichert, verbot aber noch zur Vermehrung dieſer Sicherheit die Ausfuhr von Merinos, und zwar bei Todesſtrafe; dennoch iſt ihm der Schatz entführt worden. Wir haben ihn an Polen ohne Schwierigkeit, ja mit Gefliſſenheit abgegeben, und geben ihn noch immer. Nun aber ſind die landwirthſchaftlichen Verhältniſſe in jenem Lande von der Art, daß man daſelbſt die Schafe weit leichter und billiger ernährt als bei uns, und wenn man dann die Merinozucht mit derſelben Sorgfalt und Intelligenz wie bei uns betrieben wird, ſo haben wir einen Rivalen der uns großen Schaden thun kann. Zu alledem kommen nun noch die großen Verluſte welche wir in den letzten Jahren durch Sterblichkeit in den Schäfereien erlitten haben, wodurch viele Züchter veranlaßt werden ſie fallen zu laſſen und ſich dagegen der Rindviehzucht zuzuwenden. Die Folgen werden, wenn das ſo fortgeht, nicht ausbleiben, und wir werden den Polen einen Schatz überlaſſen, der ihnen noch größern Gewinn bringen kann, als er uns gebracht hat.

Wie ſehr von jeher die Schweinezucht in Polen florirt hat, iſt bekannt. Sie iſt für das Land und für das Volk ſo geeignet, daß man ſich nicht wundern darf daß ſie ein Hauptſtück in der daſigen Landwirthſchaft iſt und bleibt. So in ſich abgeſchloſſen dieſelbe nun auch von jeher geweſen, ſo iſt man dennoch gegenwärtig darauf bedacht ſie durch Einmiſchung fremder Racen noch zu verbeſſern, und es werden zu dem Ende Zuchtthiere aus der Moldau ſo wie aus Ungarn eingeführt. Dem Land bringt dieſe Thierzucht, außerdem daß ſie ihm ſelbſt unentbehrlich iſt, bedeutende Einkünfte, was leicht zu glauben wenn man weiß wie groß der fortwährend ſtattfindende Austrieb von ſolchen Thieren iſt.

Ich komme zweitens zum Handel und mercantilen Verkehr in Polen.

Wie ſchon im vorhergehenden geſagt wurde, ſind die Landeserzeugniſſe der Hauptgegenſtand des Handels in dieſem Lande, auch will ich mich nur auf dieſe beſchränken, und nur nebenbei, wo es nöthig, auch andere Gegenſtände in meinen Bereich ziehen.

Daß Getreide und Wolle in dieſem Handel eine Hauptrolle ſpielen, gab ich im Vorbeigehen ſchon an. Die Maſſen welche das Land vom erſtern ausführen könnte, ſtehen keineswegs im Verhältniß zu dem was es wirklich ausführt, und zwar eben deßhalb, weil der Landbau noch nicht auf der Stufe ſteht wo er dem Boden das mögliche abgewinnen könnte. Daß es aber zeither ſo war, hatte ſeine guten Gründe. Zum erſten ſtand das Feudalſyſtem dem höhern Aufſchwung der Landwirthſchaft entgegen; zum zweiten waren, wenn nach guten Ernten Ueberfluß vorhanden war, die Fruchtpreiſe ſo niedrig, daß es keine Rente trug, wenn man auch die Production vermehren wollte, indem man ohnedieß ſchon Mühe hatte das Erzeugte abzuſetzen; und zum dritten fehlte es am Großhandel, an Communicationsmitteln und am Geld. Dieſe drei Hemmniſſe werden ſich in der jetzigen Zeit allmählich beſeitigen; das Feudalſyſtem liegt in den letzten Zügen, der Verbrauch nimmt zu, die Communicationsmittel mehren ſich durch die Eiſenbahnen und durch die Dampfſchifffahrt, und das Geld ſtrömt dann durch die vermehrte Ausfuhr von ſelbſt zu.

Im innern Handelsverkehr ſpielen die Juden die Hauptrolle, und er geht faſt gänzlich durch ihre Hände. Was er ihnen einträgt, beweiſen die vielen Reichthümer dieſes Volksſtammes. Wie zeither die Sachen geſtanden, war er eine Wohlthat für das Land, weil ſonſt der merkantile Verkehr gänzlich geſtockt haben würde. Mag ſich nun auch in Zukunft manches anders und beſſer geſtalten, ſo wird dieſer Stamm doch noch lange hin den Verkehr beherrſchen, weil es ſeines Talentes bedarf, um in einem Lande wie Polen den Handel in Schwung zu bringen. Mehr Gewinn als die Einfuhr trägt hier offenbar noch immer die Ausfuhr, obgleich jene in dem großartigen Schmuggel, wie er zeither in Polen ſeiner Lage nach betrieben wurde, einen Hauptfactor hatte. Bei den neuern Maßnahmen der Landesregierung wird ſich das weſent-

Digitized by Google

lich ändern, und es wird der reelle Handel ſich mehr regeln und einträglicher werden.

Alsdann drittens die Gewerbe.

Sie zu heben, erachtete die Staatsregierung das Abſchließungsſyſtem für geeignet. Neben demſelben aber munterte ſie dieſelben noch durch viele Begünſtigungen auf, und ſo hat ſie auch ihren Zweck ziemlich erreicht; denn es ſind in Polen viele und ſehr anſehnliche Manufacturen und Fabriken entſtanden; auch haben die Gewerbe aller Art einen beachtenswerthen Aufſchwung genommen. Der im Verhältniß zum Ausland ſehr hohe Preis aller Waaren mußte alle Gewerbe lohnend machen, zumal ihnen noch die Wohlfeilheit der Rohproducte zu gute kam. So haben denn dieſelben jetzt eine Selbſtändigkeit erreicht die ihnen eine Concurrenz des Auslandes nicht mehr ſo gefährlich macht wie früher, und es fängt nun die Regierung an, dieß einſehend, das Prohibitivſyſtem zu mildern, überzeugt daß von nun an die Concurrenz mit dem Ausland die inländiſchen Gewerbe nur anſpornen kann fortzuſchreiten und ſich immer mehr zu vervollkommnen.

So ſtreng nun auch bisher die Abſperrung gegen fremde Gewerbserzeugniſſe war, eben ſo leicht und gern nahm man Arbeiter vom Ausland auf, welche weſentlich durch ihre größere Geſchicklichkeit und Ausbildung zur Vervollkommnung der Manufacturen und Fabriken beitrugen. So findet man denn auch in demſelben eine nicht unbedeutende Anzahl von Deutſchen, Franzoſen und Engländern. Ebenſo fehlt es an ſolchen auch in den niedern Gewerben, d. i. bei den Handwerken, nicht. Man findet es daher begreiflich, daß der Fremde der nach Polen kommt in vieler Art von dem überraſcht wird was dort die Gewerbsinduſtrie ſchon leiſtet. Nur iſt dieſelbe noch bei weitem nicht ſo ausgedehnt wie z. in Deutſchland, wo ſie ſich auf die kleinen Flecken und Dörfer erſtreckt, in denen man ſie in Polen bis jetzt noch vergeblich ſucht.

Sociale Zuſtände im alten Indien.

Unter dieſem Titel (Life in Ancient India) hat eine Dame Mrs. Speir ein hiſtoriſches Werk veröffentlicht, dem ſich die kritiſche Preſſe Englands ziemlich hold gezeigt hat. Es fehlt den engliſchen Damen nicht an wiſſenſchaftlichem Eifer, ſie treiben Aſtronomie, ſchreiben national-ökonomiſche Werke, ſtreiten ſich mit inſularen und continentalen Gelehrten um die Chronologie und Thronfolge pharaoniſcher Dynaſtien — warum ſollten ſie nicht auch mit indiſchen Alterthümern ſich befaſſen? Mrs. Speir hat indeſſen nur ein Bild des indiſchen Lebens nach den überſetzten und den Nichtindianiſten erreichbaren Quellen geben wollen, und ſie hat nichts mittelmäßiges geliefert, denn einer der beſten brittiſchen Indianiſten hat es der Mühe werth gehalten ihr Werk durchzuſehen und zu verbeſſern. Als Probe mag hier eine Darſtellung oder eine Art Katalog folgen, worin die Verfaſſerin die großen Veränderungen in der indiſchen Geſellſchaft aufzählt, die zwiſchen der vediſchen Zeit und Manu's Geſetzgebungen erfolgt ſeyn müſſen, in einem Zeitraum von 6 — 800 Jahren, den eine beinahe völlige hiſtoriſche Nacht bedeckt, da nur die Brahmanas und Upaniſchads (800 v. Chr.) zwiſchen jene Urkunden hineinfallen. In dieſer Zeit aber befeſtigte ſich die Kaſtengliederung. Es ſcheint, ſagt die Verfaſſerin, als ob die eingewanderten Hindus und die Ureinwohner Indiens Neigung beſeſſen hätten ſich zu vermiſchen, und daß die Bramahnen ihre Kaſtenordnung erließen, um die Race und den Glauben vor Erniedrigung zu bewahren. In einem Artikel über „die Urbewohner Indiens" aus dem Jahr 1852 zählt General Briggs eilf Unterſcheidungen zwiſchen den Hindus und den Aborigines auf, und alle ſind ſpäteren Urſprungs als der Rig Veda. 1) Die Hindus ſind in Kaſten getheilt, wie ſie es nicht waren oder erſt nach dem Rig Veda waren. 2) Die zweite Heirath der Hindu-Wittwe iſt verboten, ſie war aber, wie Prof. Wilſon gezeigt hat, nach dem Rig Veda erlaubt. 3) Die Kuh wird verehrt und ihr Fleiſch nicht genoſſen; in dem Rig Veda werden Kühe geopfert und verehrt. 4) Die Hindu enthalten ſich geiſtiger Getränke, während der Rig Veda den Trank aus dem gegohrnen Somaſaft kennt. 5) Die Hindu eſſen nur Nahrung die von einem ihrer Kaſte zubereitet worden war, eine Beſtimmung die natürlich jünger ſeyn muß als das Kaſtenweſen. 6) Die Hindu vergießen kein Blut; in dem Rig Veda wird von Thieropfern und getödteten Feinden geſprochen. 7) Die Hindu beſitzen eine brahmaniſche Prieſterkaſte, während die Könige des Rig Veda Opfer verrichten und die Brahmanen nur eine der vielen Prieſterclaſſen bilden. 8) Die Hindus verbrennen ihre Todten, in dem Rig Veda werden ſie beerdigt, obwohl bisweilen das Verbrennen vorausgeht. 9) Die politiſchen Gliederungen der Hindu ſind municipal, der Urbevölkerung ſämmtlich patriarchaliſch, während die Verehrung der Vorväter, die Verrichtung der Opfer durch Könige und Familienhäupter im Rig Veda beinahe ſchließen läßt als ob eine patriarchaliſche der municipalen Ordnung vorausgegangen ſey. 10) Die Hindus beſetzen ihre Gerichtsbarkeit aus Gleichen; wir wiſſen nicht wie früh dieſe Einrichtung getroffen wurde. 11) Die Hindus brachten vor mehr als 3000 Jahren Schrift und Wiſſenſchaften mit, die Urbevölkerung dagegen iſt nicht bloß völlig unwiſſend, ſondern es war auch den Hindus verboten ſie zu belehren.

Ob die Urbevölkerung zu Zeiten der Vediſchen Geſänge eine Litteratur beſaß, wiſſen wir nicht; jene Stämme jedoch welche nach der Halbinſel zurückwichen, hatten wahrſcheinlich litterariſche Werke beſeſſen die ſie nicht den Hindus oder Brahmanen danken. Hr. Elphinſtone beruft ſich auf die tamuliſche Litteratur, daß die Geſellſchaft im ſüdlichen Indien eine beträchtliche Civiliſation ſchon vor den dortigen ariſchen Anſiedlungen und vor dem Gelehrtenmonopol der Brahmanen erworben haben müſſe. Als endlich die Brahmanen im Süden ſich befeſtigten, überſetzten ſie Sanſkritlitteratur in das Tamuliſche, und dieß iſt abermals ein Zeugniß für die Cultur der Tamulen, denn die Brahmanen würden ihre geiſtigen Kleinodien nicht an eingeborne oder nichtbrahmaniſche Stämme weggeworfen haben, wenn ſie nicht die Nothwendigkeit gefühlt hätten die eben erſt unterworfenen Völker durch etwas mehr als bloße Gewalt in Unterthänigkeit zu halten, und daß es politiſch war die öffentliche Meinung unter brahmaniſchen Einfluß zu ſtellen, indem man ſie mit ſanſkritiſchen Legenden und ſanſkritiſcher Philoſophie anfüllte.

Digitized by Google

Neuere Kartenwerke.

Kieperts neuer Handatlas (3te und 4te Lieferung [1]). Wir haben schon beim Beginn der ersten Lieferung dieser verschwenderisch ausgeführten Karten die Vorzüge des Handatlas hervorgehoben (Ausl. 1856, S. 232). Seit dieser Zeit hatten wir oft Gelegenheit einzelne Nummern der ersten Lieferungen und zwar mit Vorliebe zu benutzen. Da zeigten sich denn bald die großen Vortheile des mächtigen Formates, welches dem Darsteller erlaubt hat größere Ländermassen auf Ein Blatt zu tragen, während er sich meist einer allzu großen Detaillirung enthielt. Dadurch kommt Klarheit in das Bild, das Auge wird nicht angestrengt, die gesuchten Objecte sind leicht zu finden und festzuhalten, und es wird im Grund nichts versäumt, denn da ein Handatlas doch nur ein tägliches Bedürfniß befriedigen soll, so würde mit einer Ueberladung von selten gesuchten Einzelnheiten nur der Eindruck gestört, der Studirende aber nutzlos ermüdet werden. Nicht genug können wir loben daß die Karten namentlich nicht mit orographischen Details behandelt worden sind, die doch zumeist nur in einer freigebigen Zuthat aus der Phantasie des Kartenzeichners bestehen. Gerade deßwegen ist in den neuen Lieferungen das Blatt über Scandinavien weniger gelungen, weil es der nutzlosen Details zu viel bringt und mit Gebirgszügen überschwärzt worden ist, die völlig das Auge verwirren und nicht wenig der ästhetischen Wirkung schaden. Daß die Zeichner des Handatlas wirklich unsere Ansprüche zu befriedigen vermögen, zeigt die Karte der indischen Halbinsel, wo die verticalen Verhältnisse außerordentlich treu und faßlich wieder gegeben sind, ohne daß die Klarheit des Bildes darunter gelitten hätte. Wir sprachen nicht ohne Grund von einer ästhetischen Wirkung, denn die Karten sind im allgemeinen mit so viel Geschmack gezeichnet, daß sie uns immer einen Genuß gewähren, so oft wir sie aufschlagen. Das Kartenzeichnen beruht längst nicht mehr bloß auf technischer Fertigkeit, sondern hat sich zur Kunst erhoben, wo ein geistreicher und erfinderischer Kopf sich verrathen kann. Man sehe z. B. die beiden Planigloben in Kieperts Atlas. Planigloben sind in der Regel Lückenbüßer. Sie dürfen in einem Atlas nicht fehlen, sind aber äußerst selten zu benutzen. Hier haben sie aber durch eine hübsch erdachte Oekonomie der Farben einen neuen Werth erhalten, indem das Format erlaubte die politischen Gebiete zu sondern. So liefert uns die östliche Halbkugel ein Bild von der Ausdehnung des russischen Reiches, der brittischen Herrschaften, der türkischen Eroberungen und zugleich der Gränzen der islamitischen Welt. Der westliche Planiglob dagegen verstattet eine Uebersicht über das brittische, angelsächsische (Vereinigte Staaten), spanische, portugiesische und russische Amerika, so daß, ohne dem Gesammteindruck zu schaden, zugleich das Länderbild mit einem belehrenden Blick in die Geschichte und Politik verknüpft ist, ohne daß die doppelten Absichten sich gegenseitig schadeten. Der Werth des Formates macht sich ferner bei der Karte vom europäischen Rußland (1 : 8 Mill.), und in dem Blatt für den Südosten Asiens (1 : 12 Mill.) geltend; das letztere gewährt eine Ansicht der malayischen Welt und China's zu gleicher Zeit, wenn man darunter im engeren Sinne nur die bevölkerten östlichen Provinzen des himmlischen Reiches ohne Tübet und die Mongolei versteht.

[1] Oestlicher und Westlicher Planiglob. — Dänemark und Süd-Schweden. — Europäisches Rußland. — Scandinavien. — Vorder-Indien. — Ost-Asien. — Die Nilländer

Ergänzungen zu Stielers Handatlas. Es war uns immer merkwürdig daß der für Schulzwecke so außerordentlich wichtige Stielersche Handatlas das eigene Vaterland so sehr vernachlässigte, während doch die pyrenäische Halbinsel, Frankreich, England, Italien und Scandinavien, ja selbst die Türkei weit liberaler bedacht worden waren. Diese Lücken werden jetzt aber ausgefüllt, und zwar durch sehr umfassende Supplemente. Wir haben hier die erste Lieferung des „preußischen Staates in zehn Karten" vor uns, wo mit der größten Ausführlichkeit vorläufig die Rheinprovinzen und Preußen behandelt worden sind. Ebenfalls in zehn Karten wird ein Atlas der europäisch-russischen Gränzländer erscheinen. Die erste Lieferung enthält Esthland und Ingermanland, Polen, Wolhynien und Podolien, die Moldau und Bessarabien nach den Gränzen des Pariser Vertrages von 1856 und die Halbinsel Krim. Die Ausführung ist sauber und geschmackvoll, das Detail reichlich, ohne der Klarheit zu schaden, so daß der Wunsch erweckt wird in dieser Art nach und nach alle Länder Europa's behandelt zu sehen. Der Handatlas würde zwar um zwei Bände mehr anschwellen, aber man hätte dann auch alles Ausführliche und Uebersichtliche in einem Werk versammelt.

Prof. Daniel Völters Handatlas in 38 Karten. Das Verdienst dieses Werkes besteht in seiner Wohlfeilheit (4 Thlr., 7 fl.), und wer die Mittel nicht besitzt, sich werthvollere Kartensammlungen anzuschaffen, dem können wir diese Ausgabe getrost empfehlen. Der Kartenzeichner hat den guten Willen gehabt recht viel zu geben, so zwar daß seine Karten sogar die physikalischen Verhältnisse, sowie einige und zwar die wichtigsten Karten des physikalischen Atlas enthalten. Der Verfasser verfolgte den Zweck ein populäres Hülfsmittel zu gewähren, und den Leuten, die sich nicht einen physikalischen Atlas zu kaufen vermögen, sogleich mit der politischen und örtlichen Geographie ein Bild der physikalischen Verhältnisse zu gewähren, damit solche Vorstellungen sich mehr und mehr im Volk verbreiten. Dieser Zweck ist vollständig erreicht worden, und wir dürfen also nicht tadeln, wenn manche Karte allzusehr überladen und das Studium daher sehr erschwert worden ist, denn Fülle und Klarheit kann nie beisammen seyn. Neu war uns darin die geologische, handelsgeographische, thiergeographische, pflanzenculturgeographische Erdkarte in Mercatorprojection. Der Verfasser hat sich übrigens schon durch sein Lehrbuch der Geographie in Einem Band (8 1056 S.), wovon die 2te Auflage 1854 erschien, das Verdienst erworben einen mit Schlagworten verkürzten sehr vollständigen Auszug aus voluminösen Handbüchern auf engem Raum zu liefern, wobei die neuen Forschungen überall berücksichtigt sind.

Fortschritt des Ackerbaues in Nordamerika.

Den praktischen Amerikanern ist es in allerneuester Zeit gelungen, das chinesische Zuckerrohr in den Vereinigten Staaten zu acclimatisiren! Kurz vor meiner Rückreise nach Europa erfuhr ich

Digitized by Google

von einem Farmer, der eine Probe aus Samen gemacht hatte die er sich aus der Patent Office zu Washington verschafft, daß er den Anbauversuch vollkommen bewährt gefunden habe. Der neueste amerikanische Agriculturreport sagt: Das chinesische Zuckerrohr (Sorghum Saccharatum) hat sich als wohlgeeignet für den Anbau in allen den Gegenden bewiesen, in denen das indianische Korn (Welschkorn) wächst. Die Cultur desselben ist leicht, ähnlich der des Welschkorns, und wenn die Aussaat im Monat Mai in den mittlern Staaten, und noch früher im Süden vorgenommen wird, so können selbst in den trockensten Jahrgängen zwei Ernten von demselben gemacht werden. Die eine im Junius oder Julius, ehe die Blüthenbüschel kommen, wo man die grünen Stengel als Viehfutter benützt, und die zweite ein oder zwei Monate später, wenn der Same reif geworden ist. Bei gehöriger Pflege gibt ein Acre Land sieben Tonnen grünes Futter und zwei Tonnen Stengel von der zweiten Ernte. Die letztern enthalten, wenn sie vor ihrer vollständigen Reife geschnitten werden, einen reichlichen zuckerhaltigen Saft, der zur Bereitung von Syrup, Alkohol oder Bier gebraucht werden kann, und einen Färbestoff der Wolle und Seide ächt roth färbt. Die ganze Pflanze gibt sowohl grün als reif ein ausgezeichnetes Futter für Pferde, Rindvieh, Schafe und Schweine. Als Futterpflanze übertrifft das chinesische Zuckerrohr alle andern an Nützlichkeit, da keines so billig und in so kurzer Zeit eine gleiche Menge gutes Viehfutter liefert.

Major Sibley von St. Charles, im Staat Missouri, versichert in seinem der Missouri-Agricultur-Association abgestatteten Bericht daß es überall in den Vereinigten Staaten südlich vom 42. Grade mit Vortheil angebaut werden kann. Die in St. Louis, in Newton-Centre, in Massachusetts und in Georgia angestellten Versuche haben dieß bestätigt und sprechen namentlich für den hohen Werth des neuen Gewächses als Zuckerpflanze.

Die Patent Office zu Washington läßt jedem Farmer der sich an sie wendet, kleine Proben Samen zukommen.

Ein Farmer in Pittsgrove, Salem County, Staat New-Jersey sagt: Ich habe von dem Samen des Commodore Perry, den er aus China mitgebracht, ein kleines Stück Land leichten Sandbodens im Mai angesäet und unter den Boden gebracht, und aus dem Rohr 75 Gallonen Molasses von gleicher Güte wie der beste New-Orleans gewonnen. Die Schwierigkeit welche bisher dem Anbau des Zuckerrohrs im Weg gestanden, lag vorzüglich in der Weichlichkeit der Pflanze, die unsere harten Fröste nicht ertragen konnte, und auch kaum Hitze genug empfieng um gehörig zu reifen; allein die chinesische Species bietet diese Schwierigkeiten nicht dar, und kann leicht eine Umwälzung in unserer Landescultur hervorrufen.

Ferner las ich in einem amerikanischen Blatte folgendes: Der Anbau des „türkischen Steinweizens" (turkish flint wheat) eine in Kleinasien einheimische Weizenart, die sich durch dunkel gefärbte Hülsen, einen starken Bart, und durch die Länge und Härte der nur leicht gefärbten Körner auszeichnet, die schwerer als gewöhnliche Weizenkörner wiegen, und vortreffliches Mehl geben, hat sich bereits in Amerika vortrefflich bewährt. In Virginien hat die Ernte 30 Bushel per Acre auf mittelgutem Boden gegeben, und da dort der Durchschnitts-Ertrag eines Acre mit gewöhnlichem Weizen bloß 20 Bushel ist, so geht daraus hervor daß die neue Weizensorte per Acre 10 Bushel größeren Ertrag gewährt als die bisher gebaute gewöhnliche.

Reisebriefe aus Honduras.

Belize, Brit. Honduras, 17 Febr. 1857.

Am letzten Samstag, den 14 d. M., kam ich mit Julius Fröbel und seiner Familie nach 7tägiger Fahrt, von New-Orleans, 5 Tage von der Mündung des Mississippi, hier an. Unsere kleine Brigg war den Abend vorher an den mit Cocospalmen bewachsenen Turneff-Inseln und Korallenriffen vorbeigesegelt, und hatte um Mitternacht bei Mondschein und herrlicher Luft vor der Stadt, deren weiße Häuser wir deutlich unterscheiden konnten, auf offener See Anker geworfen. Ein bedeutender Regenguß gegen 3 Uhr zwang uns unser Vorhaben, die Nacht auf dem Deck schlafend zuzubringen, aufzugeben und uns noch einmal in die dunstige Cajüte auf wenige Stunden zurückzuziehen. Die Regenzeit nähert sich nämlich hier jetzt erst ihrem Ende, und einzelne Schauer ohne Gewitter, die sehr angenehm kühlen, treten fast jeden Tag, namentlich in der Nacht, noch ein. In den centralamerikanischen Staaten hat diese schon früher aufgehört: sie dauert dort mit einiger Abwechslung nach den Gebirgszügen und Küstenstrecken durchschnittlich vom Monat Julius bis December. Nur an den nördlichen Küstengegenden des Staates Honduras kommen einzelne Regengüsse auch im Januar noch vor. Vollständige Tag- und Nachtgleiche scheint hier das ganze Jahr zu herrschen; um 6 Uhr des Morgens war es Tag und wir konnten nun deutlich die Gegenstände am Ufer auf 10 Minuten Entfernung unterscheiden, wie es den Abend vorher nach kurzer Dämmerung um 6 Uhr dunkel geworden war. Sogar für einen, der in dem halb tropischen New-Orleans gelebt und an Orangen, feurig blühenden Oleandern und Azaleen, und den schönen Rosen während des Winters große Seltenheiten gesehen zu haben glaubt, neben den veränderten Menschenracen und Gesichtszügen, die ihm hier begegnen, hat diese Landschaft auf einmal etwas so ganz neues daß er förmlich ergriffen wird von der Tropenluft und taumelt, weil er sie zuerst nicht leicht ertragen kann. Die Sonne brannte nach dem Regen am Morgen allerdings wieder sehr heiß, und sowohl Fröbel wie mir schien der Boden zu zittern als wir ans Land stiegen, obwohl dieser früher die Tropen besucht, wie Greytown und den ganzen Staat von Nicaragua.

Unsere Brigg hatte neben dem englischen Postdampfschiffe, das die Linie über Kingston und Santo Thomas nach England macht, geankert, umgeben von 3—4 Segelschiffen, 10 anderen kleineren Fahrzeugen. Die Ansicht der Stadt von hier aus machte sich sehr freundlich und gewährt durch die Masse Cocospalmen, die überall ihr schönes Haupt über die Häuser emporstrecken, einen höchst eigenthümlichen Reiz, trotz der vollständigen Flachheit der Gegend. Das Gebäude des Gouverneurs oder Superintendent von Britisch Honduras sticht mit langer Fahnenstange ganz nahe am See-Ufer deutlich ins Auge, Palmen, Oleander und Mahagoni-Bäume zieren den Garten davor. Ein farbiger, schwarzer Soldat mit rothem Rock und weißen Beinkleidern steigt mit dem Gewehr im Arme davor auf und ab. Das Zollhaus, das zugleich noch Parlament, Polizei und Postgebäude ist, mit Thürmchen und Uhr, machte sich auch noch geltend. Gegen Süden kann man über die See weg sehr deutlich Hügelketten wahrnehmen, die weiterhin höher werden. Es sind die Corcomb-Berge und liegen im brittischen Gebiete; die hohen Gebirgszüge an der Küste von Omoa können von hier aus nicht wahrgenommen werden. Bongos, Kähne aus Mahagonistämmen von den Eingebornen aus einem Stück geschnitten und ausgehöhlt, mit ungemein leichter und zierlicher Form, wie ein amerikanischer Kahn, umschwärmten uns den ganzen Morgen. Ein-

Digitized by Google

geborne brachten darin Nahrungsmittel auf die verschiedenen Schiffe, deren Rückfracht meistens Mahagoniholz ist; die kleineren gehen von hier nach der Insel Roatan, und bringen von dort Bananen und Orangen auf den Markt von New-Orleans. Eine directe Verbindung zwischen hier und letzterem Ort gibt es deßhalb auch nicht, und jeder Passagier muß nothgedrungen die Reise über Roatan mitmachen.

Wir wurden von den Matrosen mit unseren Effecten ans Land gerudert; an der Mündung des Belize-Flusses kamen wir an dem Fort vorüber, das auf einer kleinen Insel liegt und den Platz deckt. Farbige Schildwachen neben Kanonen unter Bretterhüttchen verriethen trotz ihrer Hautfarbe doch auch sehr soldatischen Geist, und ihre Haltung ließ nichts zu wünschen übrig. Unnöthige Kosten durch übertriebene Bauten scheinen hier durchgängig vermieden zu seyn, und 14 Kanonen unter Bretterhütten wichtiger und nachhaltiger zu seyn als Steinhäuser. Der Fluß ist sehr klein, schmal, nicht so breit wie die Seine in Paris oder der Neckar bei Heilbronn, sieht unrein und schlammig aus und hat einsinkende Ufer, die durch Holzpfähle geschützt werden.

Auf dem Zollhaus wurden wir durch den Einfluß der englischen Handlungshäuser hier, an die Fröbel von New-Orleans aus Empfehlungsbriefe hatte, sehr nachsichtig behandelt, und durften unsere Koffer ohne alle Visitation mit ans Land nehmen. Die Freundlichkeit der Chefs dieser sehr bedeutenden Firmen — das Haus Walsch hat den ganzen Mahagonihandel von der Britt. Honduraskäste bis zur Mündung des Goacazualzos in seinen Händen, und ist ein nicht unbedeutender Gläubiger des Staates Honduras — ist wirklich sehr auffallend und für einen Europäer sehr ansprechend, verglichen mit der gränzenlosen Starrheit und Ungefälligkeit, die sonst allenthalben in New-Orleans herrscht, und die von manchen Deutschen so gestissentlich nachgeäfft wird. Der gastfreundlichste Empfang im Hause von Seite der Damen wurde uns gleich zu Theil, und Englands und der Tropen Producte machten auf unsere Schiffsmägen den besten Eindruck.

Englische Damen von guter Familie gibt es bloß acht hier; Herren und Damen in ihrem Wesen und Manieren scharf verschieden, was man in New-Orleans als guten Ton anerkennt. Sie folgen mehr der Natur und angebornem Charakter. Die Häuser sind durchgängig meistens von Brettern, sehr luftig, mit sehr vielen Fensteröffnungen versehen, in denen jedoch fast überall statt Glasfenster Jalousien sind, mit welchen der hereinströmende Wind noch etwas spielt, da sie unten nicht fest geschlossen sind. Die Nebenzimmer sind mit dem Salon oder Parlour auf dieselbe Weise verbunden, offene grüne Jalousien, die der Luftzug hin und her bewegt. Man fühlt sich ungemein behaglich in diesem Verweilen in fast offener Natur; die Sonnenhitze ist gemildert durch immer wehende Seeluft, die namentlich des Morgens und Abends ganz herrlich und wahrhaft erquickend ist. Kein Vergleich mit New-Orleans, wo während des Tages im Sommer selten Luftzug geht, und wo diese luftige Bauart der Häuser wegen der scharfen Nordwinde im Winter unmöglich ist, und so denn auch im Sommer bei wehender Luft die Hitze unerträglicher macht, weil sie den Zug nicht so frei durchläßt. Geschwitzt habe ich hier trotz der furchtbar heiß brennenden Sonne noch nicht, und in New-Orleans kann man von Mitte April an bis October ohne drei Hemden und drei Bäder im Tage nicht mehr existiren.

Die Stadt ist dem Flusse entlang in Straßen angelegt, die sich rechtwinkelig durchschneiden. Ordnung und Oberaufsicht treten für den der in den Vereinigten Staaten gereist, angenehm in den Vordergrund, Unterordnung der unbedeutenden Masse unter eine höhere Gewalt. Die Straßen sind mit festem, solidem Material auf schlammigem Boden aufgeführt, und mit Kies bestreut, sie sind nicht breit und haben keine Trottoirs, erinnern mehr an Straßen in deutschen Landdörfern. Trotz des heftigsten Regengusses sind sie nach wenigen Stunden wieder trocken. Die großen Läden sind in der Nähe des Flusses, bei dem Zollhaus, die Wohnungen der ersten Kaufleute zuweilen in den Läden, sonst in der Nähe des Gebäudes des Gouverneurs, mit schönen Gärtchen davor, in denen die wundervollste Farbenpracht der Tropenpflanzen prangt. Die Wohnungen der Eingebornen in kleinen Holzhütten mit Palmblätterdächern liegen weiter zurück. Die Stadt soll 15,000 Einwohner haben.

Ich machte heute frühe einen Spaziergang mit Fröbel um die Stadt herum, und die Eindrücke welche die Seitengassen machen, sind immer ganz die deutscher Dörfer auf dem Schwarzwald oder Odenwald. Kleine Brückchen über das stagnirende Wasser geben ein recht niedliches Bild, und Palmen und schwarze oder gelbe Gesichter nehmen dem Ganzen allerdings den deutschen Charakter. Man sieht meistens Ziegen statt der Kühe, und Papagaien, die für einen Dollars hier zu haben sind, schreien an jedem Platz; schwarze Aasgeier, wie die texanischen, sind sehr zahlreich, sonst wenig Vögel.

Der Gesichtsausdruck der Eingebornen, schwarz, bräunlich oder gelb — auch viele Neger, direct von Afrika importirt, finden sich hier — ist ein gänzlich verschiedener von dem der Negersklaven oder freien Neger in New-Orleans. Sie haben weder etwas gedrücktes noch frech unverschämtes, das unter gewissen Verhältnissen Unabhängigkeit ausdrücken soll; man sieht ihnen an, sie waren immer frei, es ist Natur in ihnen, nichts gesuchtes. Sie wollen nichts mehr seyn als sie sind, keine Affen, lieben ihr Leben, aber anerkennen andere geistig über ihnen stehende von selbst, ohne dazu genöthigt zu werden, so lange man nicht in ihre Zustände störend eingreift. Die Mädchen haben zuweilen sehr schöne Formen und edel geschnittene Gesichter; ohne die gesuchte kecke Eleganz der Farbigen in New-Orleans, die ihre Herrinnen nachäffen, haben sie sehr viel Würde im Gange, gehen durchgängig mit dem Kopf zurück, Oberkörper voran, was theilweise von dem Tragen der Gefäße auf dem Kopf herkömmt. Auch andere Dinge tragen sie in der flachen Hand, nicht am Körper anliegend, sondern den Oberarm weit ausgestreckt. Fröbel ist sehr eingenommen für die Leute und ein Leben unter ihnen; ich theile seinen Geschmack nicht ganz und würde für die Befriedigung meines Schönheitsgefühls jedenfalls die Gelben in New-Orleans vorziehen. Unserem romantischen Gefühl und Sinn für Natur, der in den Vereinigten Staaten so grell verletzt wird, thut solch ein Leben allerdings wohl, namentlich wenn wir sehen welch günstigen Einfluß unser humanerer deutscher Charakter auf diese an und für sich gutmüthigen Wesen macht, die es für keine Sünde oder Beeinträchtigung ihrer selbst halten, daß andere mehr wissen als sie. Als unsere spanische Wirthin uns hier im Hôtel sehr entschieden den alten Schmutz in den Zimmern abwaschen und wegfegen sah, legte sie gleich selbst mit Hand an, und thut es seitdem von selbst. Sie glaubte vorher, es müsse so seyn. Im Vergleich zu New-Orleans ist hier alles sehr billig, 20 Citronen für 5 Cents, während in New-Orleans 1 für 5 Cents; im Hôtel, das bloß Bretterwände hat, zahlt die Person übrigens 2 Doll. 50 Cents im Tage. Unser Wirth ist von Merida, Yucatan, der spanisch, englisch und französisch spricht, und mit französischer Galanterie bei Tische präsidirt. Fische sind ausgezeichnet hier; Küchengewächse wenig, Kartoffeln und Zwiebeln werden importirt.

Der Brodbaum mit dickem gezackten Blatt sieht sehr schön

Digitized by Google

aus, die ſich entwickelnden Früchte hängen daran. Merkwürdig rauſcht das Laub der Cocospalme, und die daranhängenden Früchte hört man deutlich an einander ſchlagen.

Oberhalb der Stadt iſt der Fluß ſchön dick bewaldet bis an das Ufer hin, und das Waſſer weit oberhalb ſoll auch heller und reiner ſeyn. In der trockenen Jahreszeit, wenn hier kein Regenwaſſer mehr zu haben, muß das Trinkwaſſer vom oberen Fluſſe geholt werden.

Wir werden nächſter Tage eine Tour den Fluß aufwärts in einem Bongo machen, und ich verſpreche mir davon viel intereſſantes.

Kaufleute erhielten heute die Nachricht aus Nicaragua daß Walkers Schickſal entſchieden, er definitiv verloren ſey. Sonſt iſt man ſehr abgeſchloſſen von Centralamerika. Regelmäßiger Verkehr nur mit Omoa und Port Iſabal alle acht Tage. Die Fahrt dahin iſt äußerſt angenehm, weil ſie bei ruhiger See innerhalb der Riffe in der Nähe des Landes gemacht werden kann; man braucht dazu nicht mehr als 24 Stunden.

Ein Ritt durch die große amerikaniſche Wüſte und die Felſengebirge.

(Schluß.)

Als wir die Gränze der Rocky-Mountains erreichten, ward unſere Lage, was Nahrungsmittel anbelangt, etwas erträglicher Wir fanden dieſe Gegend des Landes als bei weitem die angenehmſte und intereſſanteſte die wir bisher geſehen hatten, da jede Wendung des Weges eine neue Schönheit der großartigen und majeſtätiſchen Scenerie darbot. Unſer Cours, mit Ausnahme des Ueberſchreitens eines dazwiſchen liegenden Bergkammes, gieng meiſt durch Gebirgspäſſe, wo ſich koloſſale Klippen hinter felſigen Vormauern erhoben. Ihre Spitzen waren mit verſchiedenen Baumarten gekrönt, worunter Fichten und eine Art Eſpe die gewöhnlichſten. Dieſe Thäler waren voller Wild, unter welchem ich das ſchwarzgeſchwänzte Deer (amerikaniſcher Hirſch), das Elennthier, die Antilope und das Rocky-Mountain-Schaf, öfters Dick-Horn genannt, erkannte. Dieſer Ueberfluß bewies ſich jedoch eher als Täuſchung als von wirklichem Nutzen, denn dieſe Thiere waren ſo wild und unnahbar daß unſere Jäger oft im Auftreiben von Fleiſch getäuſcht wurden, ſo daß wir, wenn nicht die hier beſſer eingerichteten Indianer geweſen wären, auf Pferdefleiſch hätten zurückkommen müſſen.

Eine meiner Excurſionen mit Carſon, um Wildpret zu verſchaffen, werde ich ſo bald nicht vergeſſen. Wir hatten eine Hindinn mit ihren Jungen auf einem kleinen graſigen Winkel entdeckt, wo uns die umgebenden Felſen theilweiſe vor ihrer Aufmerkſamkeit ſchützten, wenn wir innerhalb Flintenſchußweite ihr entgegenkrochen. Wir ſtiegen mit ſo wenig Geräuſch als möglich ab, ich blieb einſtweilen da um die Pferde zu halten, während Kit es verſuchte ſich dem ahnungsloſen Thiere zu nähern. Wir waren beide etwas aufgeregt, da unſer Abendbrod und Frühſtück von unſerem Erfolg abhieng, und wußten aus früherer Erfahrung daß die Hirſchkuh, ſobald ſie nur das Knarren eines Gebüſches hörte, wie der Wind davon ſeyn würde. Kit avancirte daher mit etwas mehr als gewöhnlicher Sorgfalt, gebrauchte alle Vorſicht die eine gute Jägererziehung darbieten konnte, und gelangte endlich an einen Punkt innerhalb Büchſenſchuß von der Beute. Meine Erregtheit war jetzt auf dem Höhepunkt angelangt; warum feuert er nicht? dachte ich. Aber Kit war kühler und berechnete beſſer als ich. Zuletzt ſah ich, wie er ſeine Büchſe anlegte und ſich genügend exponirte, um die Aufmerkſamkeit der Hirſchkuh zu erregen; dieſe erhob das Haupt ein wenig um den Gegenſtand des Alarms beobachten zu können, und bot ſo ein beſſeres Ziel für die Büchſe; einen Augenblick noch, und beim Klang des Gewehres machte das Thier einen convulſiven Sprung und rollte dann auf den Raſen. Unſere Pferde anbinden, die Hirſchkuh aufſchneiden und ihre Theile an unſere Sättel befeſtigen, war das Werk von weiteren 20 Minuten, dann ſtiegen wir wieder auf, verfolgten unſeren Weg, und hielten eine Art von triumphirendem Einzug in das Lager, wo Kits Glück die Herzen und Mägen jedermanns der Partie erfreute; es war in der That für uns in dieſen Tagen ein Ereigniß, und wir hatten in Folge deſſen eine recht vergnügte Nacht.

Von dieſen rauhen Bergpfaden ſtiegen wir endlich in die wunderſchöne Ebene, die unter dem Namen Taos-Thal bekannt iſt, hinab. Hier hatten wir kaum eine Tagereiſe gemacht als wir eine ſtarke Vermehrung in den Indianerzeichen, ſowie auch einen Wechſel in ihrem äußeren Erſcheinen bemerkten. Dieſe Veränderung, obgleich einem unerfahrenen Auge unbemerklich, verſtand jedoch Carſon zu deutlich um nicht ſehr unruhig zu werden.

„Seht her," ſagte Kit, als er von ſeinem Maulthier abſtieg um die Spur zu unterſuchen; „die Indianer haben unſere Straße ſeit Sonnenaufgang paſſirt, und es iſt noch dazu eine Kriegspartie; kein Zeichen von Hüttenpfählen und keine Füllenſpuren; es ſind auch keine Freunde. Hier iſt eine Feder, die einer hat fallen laſſen. Wenn wir nicht ſehr Achtung geben, werden wir noch Unannehmlichkeiten haben."

Unſer Lager war dieſe Nacht am Ufer eines von geſchmolzenem Schnee geſchwollenen Stroms, der zugleich die benachbarten Wieſen beträchtlich überſchwemmt hatte. Dieſer Waſſerbehälter, der nach und nach zum Stillſtehen gekommen war, hatte Millionen von Moskitos erzeugt; dieſelben erhoben ſich Abends in förmlichen Wolken und ſtürzten ſich auf uns arme Opfer. Sprecht über die ägyptiſchen Plagen! Ich will lieber mit irgendeiner Quantität Fröſche und Heuſchrecken zu thun haben, ſelbſt Veränderungs halber Flöhe nehmen, aber erlaßt mir dieſe geflügelten Marterinſtrumente, Moskitos genannt. Dieſe Burſchen gehörten vollends dem regulären Blutſaugerſtamm an, von denen die Officiere, welche in den immergrünen Gefilden Florida's gedient haben, ſolche wunderbare Geſchichten erzählen. Um dieſe Invaſionsarmee zu vertreiben, machten wir Rauch, bis unſeren Augen förmliche Waſſerquellen entſtürzten; obgleich nun ganze Bataillone erſtickt wurden und in den Flammen umkamen, kamen doch Millionen wieder an ihre Stelle und erneuerten den Kampf. Unſere armen Maulthiere, die ebenſo von den Inſecten beläſtigt wurden, zeigten dennoch bei dieſer Gelegenheit mehr Weisheit als ich ihnen zugetraut hätte. Sie traten eng zuſammen, ſtellten ſich paarweiſe, Seite bei Seite, ſo daß der Schwanz des einen ſtets am Kopf des anderen in Bewegung war und etablirten auf dieſe Weiſe eine gegenſeitige Schutzgeſellſchaft welche die Inſecten einigermaßen in Entfernung hielt. Es war jedoch ein ſehr komiſcher Anblick die langohrigen Haufen zu betrachten, wie die Schwänze, wie die Flügel einer Windmühlen-

Digitized by Google

versammlung hin- und hergiengen, und ihre geduldige Resignation zu beobachten, wenn ein Moskito, verwegener als seine Genossen, ihre Barriere durchbrach und sie trotz ihrer Vorsichtsmaßregeln kühn zwickte. Ich fand es endlich für unmöglich am Lagerfeuer zu bleiben, und rollte mich in eine Decke ein, wobei ich den Kopf so vollständig bedeckte daß nicht nur die Moskitos, sondern auch die Luft abgeschlossen war, und verharrte so in einem Zustand theilweiser Erstickung, wobei ich so lange dem Kriegsgesang unserer Angreifer zuhören mußte, bis die kühleren Mitternachtswinde sie nöthigten in den schlammigen Sümpfen Zuflucht zu suchen.

Am nächsten Morgen waren wir vor der Sonne auf und verfolgten unseren Weg dem Thal entlang. Gegen Mittag entdeckte Carson etwas, was Indianer zu seyn schienen, in einer etwas entfernten Vertiefung wo einige verkrüppelte Bäume sie theilweise unserem Blick verbargen. In der Nähe ihres Lagers sahen wir eine große Anzahl Thiere grasen, die uns die Anwesenheit einer eben, oder beinahe ebenso großen Anzahl als wir waren, bezeugte. Da alle diese Leute augenscheinlich unserer Nähe nicht gewahr waren, machten wir Halt, und beschlossen nach kurzer Berathung einen Ausfall zu wagen, da wir, um nöthigenfalls einen Angriff zu machen, in der Zahl ihnen ziemlich gewachsen zu seyn schienen. In dieser Absicht wählten wir 10 Mann aus, und nachdem wir unsere Kräfte geordnet hatten, avancirten wir in sehr tapferer Weise; jedermann mit seiner Büchse zur Hand, fest entschlossen „zu siegen oder zu sterben." Was aber die Poesie der Affaire anbelangt, so konnten wir leider wenig mit dem „Pomp, Stolz und Umständen eines glorreichen Krieges" prahlen, weder in Anzug noch in Zierrathen. Falstaffs zerlumptes Regiment, so oft als das non plus ultra von Volontären erwähnt, waren reguläre Truppen unseren auffallend gekleideten Rittern gegenüber. Wir sahen zerlumpt und schmutzig genug aus, und um das Gemälde zu vollenden, waren die beiden unglücklichen Individuen, denen die Unterpreisliches fehlten, Leute im ersten Gliede, während der Autor einen Theil eines hier unerwähnt bleiben sollenden Unterkleidungsstückes an der Stelle eines Hutes um den Kopf gebunden hatte. Im ganzen genommen vernachlässigten wir gewiß nicht den Rath eines von Shakspeare's Helden, der seinen Leuten sagt: „Hängt ihre Banner auf den äußeren Wall." Auch die Maulthiere — der Henker hole ihre Dummheit — ruinirten die Affaire, so weit als man sie eine geheime nennen könnte, indem sie ihre Köpfe ausstreckten, ihre langen Ohren spitzten und so laut als möglich zu brüllen anfiengen. Aber unser famoser Ausfall zu Maulthier wurde zu einem schleunigen und ruhmlosen Ende gebracht als wir bei Erreichung des Lagers unsere vermuthlichen Feinde entdeckten daß dieselben nichts mehr und nichts weniger als mexicanische Händler waren, die so weit in die Wildniß gedrungen, um mit den Indianern Geschäfte zu machen.

Von diesen Leuten erhielten wir einige nützliche, wenn auch nicht ermuthigende Nachrichten in der Beziehung daß eine Partie Gebirgsleute größer als die unserige und besser mit Waffen versehen als wir, in der Nähe des Ortes, wo wir diese Nacht unser Lager aufzuschlagen beabsichtigten, von den Indianern angegriffen, besiegt und ihres Eigenthums beraubt worden wären. Wir konnten daher nichts anderes thun als vorwärts eilen, und die nächste Nacht brachte wenigen in unserem Lager einen gesunden Schlaf. Wegen größerer Wachsamkeit wurden die Wachen verdoppelt und mußten nach und von ihrem Posten kriechen; alles befleißigte sich nebenbei der größten Ruhe. Das Feuer eines Indianer-Lagers, wahrscheinlich eines Theiles der Bande welche die Gebirgsleute überwunden hatten, glänzte von einer eine halbe Meile vor uns gelegenen Hügelseite zu uns, und da wir nichts zu kochen hatten, hielten wir es für klüger unser eigenes auszulöschen, das wir, um die Moskitos zu verscheuchen, angezündet hatten. Während der Nacht bezeugte die große Unruhe unter den Thieren die Gegenwart, oder doch wenigstens unmittelbare Nähe lauernder Indianer; Kit, der durch lange Bekanntschaft mit den Indianergebräuchen eine vollkommene Kenntniß ihrer Kriegsführung erworben hatte, und glaubte daß sie uns um Tagesanbruch angreifen würden, beschloß einen verstohlenen Marsch um den Feind herum zu machen. In Folge dessen sattelten wir unsere Thiere um Mitternacht und machten uns so geräuschlos als möglich auf den Weg, und marschirten bei Sternenlicht bis zum ersten Tagesschimmer, wo wir zur Erholung unserer ermüdeten Thiere einige Augenblicke pausirten und dann weiter eilten.

Wir hatten als wir unser letztes Lager verließen, beinahe noch 100 Meilen bis an die ersten Niederlassungen Neu-Mexico's, den ersten Platz wo wir sicher waren zu reisen; wir beschlossen nun diesen Weg ohne Aufenthalt zu machen. In Folge dessen eilten wir so schnell vorwärts als der Zustand unserer Thiere uns erlaubte, und hielten nur an, wenn wir unsere Sättel leeren Thieren, wenn die gerittenen Zeichen von Ermattung gaben, auflegten. Spät Nachmittags hatten wir vermittelst gehöriger Benützung von Peitsche und Sporen einen Punkt einige 18 Meilen von der ersten mexicanischen Wohnung erreicht.

Ich fieng schon an mich von der ängstlichen Wachsamkeit der letzten Tage etwas zu erholen, und verkürzte mir die Langeweile des Weges durch Ausmalung des üppigen Mahles, was ich mir in Santa-Fe bestellen wollte, als Carson, der fortwährend scharf umhergeschaut hatte, meine Träumereien durch den Ausruf unterbrach: „Seht das Indianer-Dorf; wir sind nun dennoch auf die Schufte gestolpert!" Es war nur zu wahr; eine plötzliche Wendung des Weges hatte uns in das Bereich von ungefähr 200 Indianerhütten gebracht, welche auf einem anschwellenden Boden eine halbe Meile rechts von unserem Weg errichtet waren. An diesem Punkt wurde das Thal enger, und eingehemmt, wie wir durch eine Kette von Hügeln und Bergen waren, hatten wir kein anderes Auskunftsmittel als unseren Curs genau vorwärts zu steuern, in der Hoffnung daß durch das „gut nach dem Land hin halten" — wie die Seeleute sagen — wir möglicherweise unbemerkt vorbeischlüpfen könnten. Aber unsere Hoffnung war eitel; wir waren schon bemerkt worden, und ehe wir 200 Schritt gemacht hatten, kam ein Krieger ungestüm aus der Stadt und in größter Eile auf Carson und mich zugeritten. Es war ein schön geformter Wilder auf einem edlen Pferde, und seine frische Malerei und geputzte Ausrüstung sah nichts weniger als friedlich aus. Der Bursche fuhr in seinem Carriere-Reiten fort, bis er beinahe an unserer Seite war, zügelte dann seine Stute so plötzlich daß er das Thier auf die Hinterfüße riß, und fragte nach dem Capitan (ein spanisches Wort, welches gewöhnlich von den Indianern gebraucht wird um Anführer zu bezeichnen). Zu Beantwortung der Frage deutete ich erst auf Carson und dann auf mich. Kit, der ihn ernsig und ohne zu sprechen betrachtet hatte, drehte sich zu mir und sagte: „Ich will mit diesem Krieger in der Eutaw-Sprache reden, und wenn er mich versteht, so zeigt das daß er zu einem freundlichen Stamm gehört; wenn das aber nicht der Fall ist, so wissen wir das Gegentheil, und müssen handeln so gut wir können, aber seiner Malerei und seinem Betragen nach zu urtheilen, erwarte ich daß es mit einem Gefecht enden wird."

Kit wandte sich dann zu dem Indianer, der, nach seinem Gesichtsausdruck zu urtheilen, innerliche, aber für ihn angenehme

Digitized by Google

Notizen über unſere vom Reiſen ermüdete und ungenügend bewaffnete und ſchlecht bekleidete Partie genommen hatte, und fragte ihn in der Eutaw-Sprache: „Wer ſeyd ihr?“ Der Wilde ſtarrte uns einen Augenblick an, ſteckte dann einen Finger in jedes Ohr und ſchüttelte den Kopf langſam von einer Seite zur anderen. „Ich wußte es,“ ſagte Kit, „es iſt gerade wie ich dachte, und nun ſind wir zum wenigſten unſerer Sache gewiß. Gib Acht, Thomas!“ fügte er hinzu (indem er einen alten Gebirgsmann zu ſich rief) — „bring die Maulthiere zuſammen und treib ſie nach jenem kleinen Gehölze, während wir mit dem Indianer folgen.“ Dann erſuchte mich Carſon flüſternd, hinter dem Wilden, welcher entſchloſſen ſchien uns zu begleiten, zu reiten und parat zu ſeyn, ihn augenblicklich zu erſchießen, wenn es erforderlich wäre. Nachdem ich mich in die nöthige Poſition verfügt hatte, zog ich unbemerkt den Hahn meiner Büchſe, die ich gewöhnlich am Sattel trug, auf, ohne Verdacht zu erregen.

Kit ritt voran, um die Bewegungen der Truppe zu leiten. Die Leute hatten indeſſen unter Thomas Anführung die bepackten und loſen Thiere beiſammen und trieben ſie nach einem Wäldchen, ungefähr 200 Schritt weiter von dem Indianer-Dorf. Wir waren erſt wenig vorangekommen als Carſon (der von Zeit zu Zeit über ſeine Schulter geſchaut hatte) ſein Maulthier zugelte, bis wir wieder Seite bei Seite ritten. Während er anhielt, und ſo that als ob er etwas am Sattel in Ordnung bringen wolle, ſagte er ſo leiſe daß nur ich es hören konnte: „Schaut zurück, aber drückt kein Erſtaunen aus.“ Ich that es und bekam einen Anblick, der, obgleich ſehr pittoresk und für einen Maler ein prächtiger Gegenſtand, doch unter den betreffenden Umſtänden eher das Gleichgewicht der Nerven zu zerſtören geeignet war. Kurz, ich ſah etwa 150 Krieger, gut beritten und nach Kriegsgebrauch bemalt; ihre langen Haare flatterten im Wind, und ſie kamen auf uns, ihre Lanzen ſchüttelnd und die Speere ſchwingend, angeſprengt.

Zu dieſer Zeit hatten wir das Gehölz — wenn einige zerſtreute Bäume dieſen Namen verdienen, erreicht, und Kit, vom Pferd ſpringend, rief ſeinen Leuten zu: „Jetzt, Burſche, ſteigt ab, bindet eure Reitmaulthiere an; die welche Flinten haben, ſtellen ſich um den Thierhaufen und nehmen die Indianer aufs Korn, und die welche keine haben, gehen nach innen und halten die Thiere. Gib Acht, Thomas, und wenn ſie verſuchen ſollten die Thiere wegzutreiben, ſo ſchieß das Maulthier mit den Poſtſäcken nieder.“

Wir hatten kaum dieſe eiligen Vorbereitungen für den Empfang der unwillkommenen Beſucher gemacht, als die Horde bei uns war und unſere Poſition umzingelt hatte. Für die nächſten 15 Minuten entſtand eine jeder Beſchreibung ſpottende Scene voll Confuſion und Aufregung. Auf der einen Seite rückten die Indianer eng auf uns zu, ſchrieen, zielten mit den Speeren und ſpannten ihre Bogen, während ihre Häuptlinge, durch beſondere Thätigkeit erkenntlich, hie und da unter dem Haufen herumſprengten, commandirten und ihre Leute dirigirten. Auf der andern Seite ſtand unſer kleiner Haufen, mit Ausnahme derer die ihre Büchſen im Grand-River verloren hatten, heldenmüthig um den Thierhaufen; Carſon, wenige Schritte vor ſeinen Leuten, gab denſelben Befehle und haranguirte die Indianer. Sein ganzes Benehmen war jetzt anders, ſo daß es ein ganz verſchiedener Mann zu ſeyn ſchien; ſeine Augen ſchleuderten Blitze, und ſeine Buchſe hatte er mit der Energie eines eiſernen Willens gepackt.

„Hier,“ ſchrie er den Wilden zu, „iſt unſere Linie; überſchreitet ſie, wenn ihr wagt, und wir beginnen ſofort zu feuern. Ihr verlangt wir ſollen euch hereinlaſſen; wir laſſen euch jedoch nicht, ausgenommen über unſere Leichen. Ihr ſagt, ihr ſeyd Freunde; ihr ſeht aber nicht ſehr darnach aus. Nein, ihr betrügt uns nicht, wir kennen euch zu gut; ſo geht zurück, oder euer Leben iſt in Gefahr.“

Es war ſehr kühn von ihm, ſo zu dieſen blutdürſtigen Schuften zu ſprechen; aber es war eine Kriſis, in der uns, wie er wußte, nur Kühnheit retten konnte. Sie hatten fünf Mann gegen Einen; unſere Munition beſtand nur in je drei Schuß, und jeder Widerſtand konnte nur momentan ſeyn, aber die Indianer mußten unter unſerer Truppe Gebirgsleute erkannt haben, die bis zum letzten Mann gefochten hätten, und ſie wußten aus trauriger Erfahrung daß die Büchſe eines Trapper nur ſelten das Ziel fehlt. Für Erlangung unſerer abgetriebenen Thiere hätte es ſich kaum gelohnt zu fechten, und unſere Scalps wären ihnen theuer zu ſtehen gekommen.

Unſere Angreifer waren augenſcheinlich unentſchieden, und dieſe Unentſchiedenheit rettete uns; denn gerade wie ſie ſich zu offener Feindſeligkeit zu bereiten ſchienen als die Büchſen geſpannt und die Bogen angezogen waren, kam ein Bote auf einem abgetriebenen und dampfenden Pferde von der Richtung der Anſiedlungen herangeſprengt, welcher Nachrichten von augenſcheinlicher Wichtigkeit brachte. Nach einer kurzen Berathung mit dem neuen Ankömmling pfiff der Häuptling gellend, und die Krieger zogen ſich zurück. Carſons raſches Auge hatte bereits ihre Verwirrung entdeckt; er drehte ſich zu ſeinen Leuten und rief: „Jetzt Jungens, haben wir eine Chance, ſpringt in die Sättel, treibt die loſen Thiere vor euch, und dann ergreift eure Büchſen; wenn dieſe Burſche uns nicht in Ruhe laſſen, wollen wir ein Renn-Gefecht daraus machen.“

Augenblicklich war jedermann im Sattel, und mit dem Thierhaufen in Front zogen wir uns langſam zurück, drehten uns von Zeit zu Zeit um, um die Bewegungen unſerer Feinde zu beobachten. Dieſe folgten uns, verließen uns jedoch endlich, verſchwanden in der Richtung nach ihrem Dorf zu, und ließen unſere Leute ihren Weg ungeſtört verfolgen. Wir ritten ſcharf, und erreichten um Mitternacht die erſten mexicaniſchen Wohnungen, die wir ſeit unſerer Abreiſe von der Küſte des ſtillen Weltmeeres geſehen hatten. Da dieſe Stadt nichts weiter als eine Collection von Schäferhütten war, ſo giengen wir nicht hinein, ſondern lagerten uns daneben. Hier erfuhren wir auch das Geheimniß unſeres faſt wunderbaren Entkommens von den Indianern, welches darin beſtand daß eine Abtheilung von 200 amerikaniſchen Freiwilligen auf dem Weg waren, um die Thäter der kürzlich in der Umgegend begangenen indianiſchen Unthaten zu beſtrafen. Dieß war die Nachricht, die der Bote, der die Amerikaner während ihres Marſches entdeckt haben mußte, zu ſo gelegener Zeit brachte.

Es iſt wohl unnöthig zu ſagen daß wir dieſe Nacht wie müde Menſchen ſchliefen. Auch unſere Thiere bedurften vor Erneuerung ihrer Arbeiten der Ruhe, und es ward daher entſchieden daß wir vor unſerer Abreiſe nach dem nur noch einen Tagesmarſch entfernten Taos einen Tag zur Feiertagsruhe benützen wollten. Ich erinnere mich daß ich die Gelegenheit durch Beſuch einer der Mexicanerhütten feierte und daſelbſt ein Mittagsmahl beſtellte, ſo großartig wie es nur der Platz bieten konnte — Eier und Ziegenmilch à discrétion, wenn die ſchreckliche Verwüſtung, die wir unter dieſen Lebensmitteln anrichteten, Diécretion genannt werden konnte, was mir bei einigem Nachdenken etwas zweifelhaft ſcheint.

Am frühen Morgen des nächſten Tages nahmen wir unſeren Marſch wieder auf, und am Abend war unſere Zuſammenreiſe

Digitized by Google

für diese Saison geendigt, da wir in das mexicanische Städtchen Taos kamen, woselbst ich von Carson und seiner liebenswürdigen Frau, einer spanischen Dame und Verwandten eines früheren Gouverneurs von Neu-Mexico, gastfreundlich empfangen wurde.

Seit ich die vorgehende Erzählung schrieb, ist Christoph Carson vom Präsidenten der Vereinigten Staaten zum Indianeragenten des Territoriums Neu-Mexico ernannt worden, eine sehr verantwortliche Stellung, die großen Tact, viel Gemeinsinn und tüchtige Urtheilsfähigkeit verlangt. Diese ausgezeichnete Wahl ist durch den Senat bestätigt und ratificirt worden.

Türkische Notizen.

Der verhängnißvolle Mörser in Konstantinopel. Wenn man das Serai in Konstantinopel besucht und durch die erste kaiserliche Pforte eintritt, in deren beiden Seitennischen die Köpfe unglücklicher Schlachtopfer ausgestellt zu werden pflegen, gelangt man auf einen großen unregelmäßigen Hof, der durch einige Bäume geziert und rechts und links von verschiedenen Gebäuden, unter anderen von der ehemaligen Kirche der heiligen Irene, welche die Türken in ein Arsenal umgewandelt haben, umgeben wird. Das merkwürdigste auf diesem Hof ist ein umgestürzter Mörser, von welchem behauptet wird daß in ihm der Mufti oder Scheik-ul-Islam, das Haupt der Ulemas (o. i. der Geistlichkeit), lebendig zerstampft werde, sobald derselbe eines Verbrechens überführt worden seyn. Allein das ganze gilt als eine Fabel, die entweder die Franken erfunden haben, oder es ist eine listige Ausflucht und Drohung der Sultane. Diese haben nicht einmal das Recht an die heilige Person des Mufti Hand anzulegen. Die höheren Geistlichen der Moslemin können zur Strafe nur verbannt oder eingesperrt werden, und diese Sitte scheint nur ein einzigesmal unter dem grausamen Sultan Murad IV, dem türkischen Nero, der in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts regierte, verletzt worden zu seyn. Die historische Wahrheit und Treue fordert auch hier eingerostete Irrthümer entschieden als das darzustellen was sie sind.

*

Türkische Civilisation. Im Jahr 1820 erschien in der Türkei, mit ausdrücklicher Bewilligung des Sultans Mahmud II, ein Werk über Anatomie und Arzneikunde, zugleich mit vielen Abbildungen des menschlichen Körpers. Es enthielt die größte Ketzerei gegen den Koran, denn derselbe verbietet einen menschlichen Leichnam zu öffnen, selbst dann wenn der Todte die köstlichste Perle verschluckt hätte und diese einem anderen als Eigenthum angehörte. Mahmud selbst soll vorher das Buch zuvor genau geprüft haben, und erst nachdem er sich von der Wahrheit und dem Nutzen desselben überzeugt hatte, erklärte er es „für eins der köstlichsten und unzähligen Erzeugnisse die seine glückliche Regierung verherrlicht haben." (Und damals hatte die Vernichtung der Janitscharen noch nicht stattgefunden!) Durch dieses Buch war der Grund zu der später errichteten medicinischen Schule in Konstantinopel gelegt worden, die, als eine wissenschaftliche Anstalt im europäischen Sinne, von dem Koran, den Ueberlieferungen und Gewohnheiten des Orients vollkommen abwich. Der Sultan Abdul-Medschid verwandelte jene Schule in eine medicinisch-chirurgische Akademie, welche in Konstantinopel in der Nähe der Sophienkirche, auf den Trümmern einer Janitscharen-Caserne, gelegen ist. Dabei befindet sich auch eine europäische Bibliothek, und die Mitglieder der Akademie waren wenigstens vor einigen Jahren besonders bemüht die byzantinische Fauna und Flora zu ergründen, wozu sie bereits Sammlungen, Museen und Cabinette angelegt hatten. Immerhin ein europäischer Triumph!

Miscellen.

Theorie der Volta'schen Säule. Während der dreißig Jahre in welchen die Theorie der Volta'schen Säule der Erörterung unterlag begünstigte die Forschung anscheinend zur einen Zeit die chemische, zur andern die Berührungs-Theorie. Wir sind jetzt, wie wir glauben, im Stande sagen zu dürfen daß die Erörterung geschlossen ist. Die chemische Theorie hat endgültig den Sieg davon getragen. Wie diese Theorie in dem Traité d'Electricité Théorique et Pratique von de la Rive erklärt ist, begegnet sie allen Schwierigkeiten, und beweist daß wenn Berührung zur Erregung von Elektricität oft nothwendig, nicht die Berührung es ist wodurch Elektricität sich erzeugt; chemische Wirkungen sind stets die Quelle. Dieser gelehrte Naturforscher zeigt daß alle chemische Wirkung eine Freimachung der Elektricität verursacht, während nicht ein einziger Versuch angeführt werden kann bei welchem Elektricität einfach durch Berührung erzeugt wird. Er überschaut und erläutert alle zu Gunsten der Berührungs-Theorie angeführten Thatsachen. Er weist so auf den so häufig vorgebrachten Einwurf hin daß man, um das Kupfer des Kupfervitriols durch Eisen aus seiner Stelle zu verdrängen, das Eisen mit der Salzauflösung in Berührung bringen muß, und daß die chemische Wirkung erst dann anfängt wenn das Eisen mit Kupfer bedeckt ist und es so ein Volta'sches Paar gebildet hat. Hr. de la Rive beweist zuvörderst daß es bei diesem Experiment ein Volta'sches Paar gibt welches dem durch das Eisen und das verdrängte Kupfer gebildeten vorangeht; dieses Paar wird durch das Eisen und das an seiner Oberfläche hängende Eisen-Oxyd, oder durch Eisen und Kohlenstoff oder sonst einen andern fremden Körper gebildet; denn wenn man chemisch reines Eisen und eine vollkommen reine Oberfläche gebraucht, erhält man keine Kupferfällung. Kein Naturforscher eignet sich besser zur Uebernahme der heiklen Aufgabe eine Theorie der Volta'schen Säule zu geben. Seine Studien sowohl als seine Entdeckungen weisen ihm den Weg hiezu. Hr. de la Rive war der erste welcher die wichtige Thatsache erkannte daß chemisch reines Zink nicht von Schwefelsäurehydrat angegriffen wird; daß zwei Metalle auf welche reine Salpetersäure z. B. keine Wirkung übt, wie Gold oder Platina, nicht die geringste Spur einer Strömung geben wenn man sie an das Ende eines Galvanometers bringt und in die Salpetersäure taucht; daß sie hingegen eine augenblickliche Strömung

Digitized by Google

hervorbringen wenn man einen Tropfen Chlorwasserstoffsäure (Salzsäure) hinzufügt. Die Berührungs-Theorie hat diese Thatsache noch nie erläutert. Der dritte Band dieses Werkes ist den Anwendungen der Elektricität vorbehalten. Der wichtige Antheil welchen Hr. de la Rive an der Erfindung der Galvanoplastik nahm, ist hinlänglich bekannt, und wir dürfen uns der gegründeten Hoffnung hingeben daß er diesen Industriezweig in seinem Werk mit neuen Ansichten und einer Schärfe und Genauigkeit beleuchten werde, wovon die beiden ersten Bände uns so schöne Beispiele geliefert haben (Amer. Journ. of Science.)

*

Die Victoria-Brücke. Diese Brücke, welche, wie wir kaum zu sagen brauchen, den St. Lorenz-Strom nicht weit oberhalb Montreal kreuzt, wird eines der größten unter den Weltwundern werden. Sie wurde im Julius 1854 begonnen, und soll vertragsmäßig im Jahr 1860 vollendet seyn. Der Gesammtkostenbetrag ward ursprünglich auf etwa 7,000,000 Dollars angeschlagen; neuerdings sind aber die Pläne dergestalt abgeändert worden, daß sich die Kosten nur auf etwas mehr als 6,000,000 Dollars belaufen werden. Die äußerste Länge der Brücke, mit Einschluß des Anstoßpfeilers auf jeder Seite, wird 7000 Fuß oder etwas mehr als 1¼ (engl.) Meile betragen. Sechsundzwanzig Pfeiler aus solider Mauerarbeit werden den eisernen Oberbau der Brücke tragen. Die Mittelpunktsspannung wird sich auf 350 Fuß, die andern Spannungen jede auf 242 Fuß Weite belaufen. Die Höhe des Mittelpunkts der Brücke soll 60 Fuß über dem Wasserspiegel seyn. Das Eisengewicht der Röhren wird 8000 Tonnen und der Inhalt der Mauerarbeit 30,000,000 Kubikfuß betragen, wenn der ganze Bau vollendet ist. Die berühmte Röhrenhängbrücke über den Menai, welche die Insel Anglesey mit der Grafschaft Caernarvon verbindet und jetzt eine der größten Merkwürdigkeiten der Welt ist, wird gegen diese amerikanische Brücke kaum in Betracht kommen. Mit Einschluß der Dammbauten auf beiden Seiten wird die Gesammtlänge der Brücke von Flußufer zu Flußufer 10,274 Fuß oder nahezu zwei (engl.) Meilen betragen. Der Anstoßpfeiler der Brücke an welchem die Landungsstelle der Dampfboote gebaut wurde, ist nahezu fertig. Er besteht aus einer unermeßlichen Masse Mauerwerk, das anscheinend eine solche Stärke hat daß es auf den Beschauer den Eindruck macht es könne auch dem höchsten Druck der den St. Lorenz herabkommenden schweren Eisblöcke Widerstand leisten. Indeß kann nur die Erfahrung lehren was es in dieser Hinsicht auszuhalten vermag. Neun Pfeiler der Brücke sind jetzt vollendet, noch aber durch keinen Straßenweg mit einander verbunden. Sie zeigen auf den beiden Seiten und am niedrigern Ende eine glatte Oberfläche; die der Strömung zugekehrte Seite ist keilförmig, um die Wucht der Eisblöcke zu brechen und sie beiseite zu schaffen. In der Beseitigung dieser Zerstörungskraft lag indeß die Hauptschwierigkeit welche die Ingenieure bei diesem Unternehmen zu überwinden hatten. (Newspaper Correspondent.)

*

Fata Morgana in Rußland. Die Steppen im südlichen Rußland gewähren ein Schauspiel, welches in Deutschland nur selten gesehen wird, nämlich die Luftspiegelung, die sogenannte Fata Morgana. Ein Reisender fuhr von Taganrog nach Mariupol. Beide Städte liegen am asow'schen Meere, etwa 125 Werste von einander entfernt, und der Fahrweg führt mehrere Meilen vom Meer ab. Als der Reisende, welcher den Weg mitten am Tage machte, am weitesten von letzterem entfernt zu seyn glaubte, wurde dasselbe gleichwohl sichtbar. Er bemerkte bald ein Städtchen mit zwei Thürmen und verschiedene Schiffe, welche nach der ersteren zusegelten. Je weiter er kam, vergrößerte sich ihm die Stadt und rückte immer näher, so daß er zuletzt auf den Schiffen sogar Menschen zu erkennen meinte. Als er nun aber seinen Dolland an die Augen brachte, waren Stadt und Meer mit den Schiffen verschwunden: es war eine Fata Morgana gewesen. Der nämliche Reisende hatte auf dem finnischen Meerbusen ein ähnliches Schauspiel erlebt; er sah eines Morgens vor Sonnenaufgang die Stadt Reval umgekehrt auf der finnischen Küste liegen, sich allmählich erheben und — mit dem Aufgang der Sonne plötzlich verschwinden. Am gewöhnlichsten bestehen dort die Luftspiegelungen darin daß man eine Wolke oder einen See, auch einen Nebel am Horizont aufsteigen sieht; die Erscheinung vergrößert sich und zeigt allmählich auf ihrem Grund Bäume, besonders Pferde in großer Menge, von denen man oft nur die Köpfe oder die Füße erblickt. Oft laufen sie wie ein Schattenspiel an der Wand über die Wolke hinweg, und wenn sie den Rand derselben erreicht haben, verschwindet auf einmal alles. Die Luftspiegelung scheint auch in der Nacht nicht seltener zu seyn als am Tag, allein sie wird da seltener beobachtet. In der Himmelsgegend, wo der Mond aufgeht, bemerkte der gedachte Reisende im südlichen Rußland meist eine ungewöhnliche Bewegung heller und dunkler Streifen, die sich zuweilen bis auf einige hundert Schritte nähern, dann sich wieder entfernen, sich verwandeln, wieder näher kommen, und ganz verschwinden, sobald der Mond den ersten hellen Strahl durch das zerrissene Gewölk wirft.

*

Bestätigte Gegenwart von Silber im Meerwasser. In der letzten Sitzung der Royal Society wurde ein Aufsatz des Hrn. F. Field „über das Vorkommen des Silbers im Meerwasser" gelesen. Das Daseyn des Silbers im Meerwasser wurde zuerst von den HH. Malaguti, Durocher und Sarzeau bekannt gemacht. Da eine Lösung von Chlorsilber in Chlornatrium augenblicklich durch metallisches Kupfer zersetzt wird, so hielt es der Vers. für sehr wahrscheinlich daß das Kupfer und Messing (yellow metal) der Schiffsbeschläge nach langem Verweilen im Seewasser mehr Silber enthalten müsse als zuvor, indem das aus der Zersetzung des Chlorsilbers entstehende Metall sich auf dieselben niederschlage. Da ein großes Schiff, welches sieben Jahre im stillen Ocean gekreuzt hatte, in Ausbesserung genommen war, so verschaffte sich der Vers. einige Unzen von dessen Kupferbeschlag. 5000 Gran wurden in reiner Salpetersäure gelöst und die Lösung verdünnt; dann setzte man einige Tropfen Salzsäure hinzu und ließ den Niederschlag drei Tage sich setzen. Das Resultat war 2,01 Gran Silber oder 1 Unz. 2 Drachm. 15 Gran Troy pro Tonne. Schwerlich konnte eine so große Menge als ursprünglich in dem Kupfer vorhanden angenommen werden, da der Werth des Silbers unter diesen Umständen die Ausziehung desselben gelohnt haben würde. In einem andern Falle untersuchte der Vers. zwei Portionen derselben Metallsorte, deren eine gar nicht im Meerwasser gewesen, die andere aber zu dem Beschlag eines Schiffes gehört hatte, das drei Jahre im stillen Ocean befindlich war; die Resultate waren sehr schlagend. Das dem Meerwasser nicht ausgesetzte Metall gab 0,51 Gran oder 19 Drachm. 14 Gran pro Tonne, das vom Schiffsbeschlag genommene dagegen 400 Gran gleich 7 Unz. 13 Drachm. 1 Gran pro Tonne; das dem Meerwasser ausgesetzt gewesene Metall gab also beinahe achtmal so viel Silber als das ursprüngliche. (Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie 1857, Nr. 2.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 17. 24 April 1857.

Ueber den buddhistischen Reliquiendienst.

(Aus einem größeren unter der Presse befindlichen Werke über den Buddhismus, v. C. F. Köppen.)

Der Buddhismus ist eine Religion ohne Gott. Ihr, die keinen Schöpfer und Erhalter des Weltalls anerkennt und den vollendeten Weisen (den Buddha) hoch über alle angeblichen Götter erhob, mußte daher ursprünglich jeglicher Gottes- oder Götzendienst fern liegen. Und so ist es. Das reine Buddhathum hat schlechterdings keinen Cultus; Çakjamuni hat einen solchen nicht eingerichtet, keine Opfer, Ceremonien, Gebete irgend welcher Art angeordnet. Er hat vielmehr mit der Autorität der Vedas und den qualvollen Bußen der Brahmanen zugleich auch ihren ganzen Cultus verworfen, und indem er das Seelenheil nicht von der Ausübung eitler Gebräuche und der Anrufung eingebildeter Götter, sondern von der sittlichen Zucht und der Erfüllung der Pflichtgebote abhängig machte, die Religion auf die Disciplin und Moral zurückgeführt. „Vater und Mutter ehren ist besser als den Göttern des Himmels und der Erde zu dienen;“ „Brahma ist in der Familie, in welcher Vater und Mutter vollkommen von ihren Kindern geehrt werden;“ oder „einen ruhigen Augenblick seiner selbst warten, ist besser als hundert Jahre hindurch in jedem Monat tausend Opfer bringen“ — das sind Sätze, in denen sich die ächte, sittliche, antikirchliche und antigötzendienerische Haltung des Buddhismus documentirt.

Dennoch konnte auch er dem Cultus nicht entgehen, sobald er anfieng in die Massen zu dringen, um so weniger als er sich ja ganz besonders an die untersten, geistig herabgedrückten Volksklassen wandte, die den Begriff der buddhistischen Tugend als solcher nicht zu fassen vermochten, und auf die nur von Seiten ihrer Sinnlichkeit und Einbildungskraft eingewirkt werden konnte. Es hat sich derselbe einerseits und zuerst auf unbewußte, naive Weise herausgebildet, wobei die alles überwuchernde indische Phantasie und die Gewohnheit des brahmanischen Tempel- und Ceremoniellwesens sehr in Anschlag zu bringen ist, andrerseits und je später, je mehr durch schlau berechnete Einwirkung, ja absichtliche Täuschung, welche die buddhistischen Bettelmöche anwandten, um ihre Herrschaft über die Menge fest und fester zu begründen. Indeß hält noch jetzt das Buddhathum, wo es nicht völlig entartet ist, daran fest, und selbst die Geistlichen geben es zu daß die Cultushandlungen und Gebräuche, Darbringungen, Processionen, Illuminationen, bildliche und theatralische Darstellungen nicht das Wesen der Religion ausmachen, daß sie mehr weltlich als religiös, und Erfindungen jüngeren Datums sind.

Der Buddhismus, der keinen Gott und keine Götter hat, setzt natürlich an die Stelle der Gottesverehrung einen Cultus der Heiligen; dieser aber erscheint, wie im Katholicismus, in zweifacher Form: als Bilder- und Reliquiendienst.

Einziger Gegenstand der Verehrung war ohne Zweifel zuerst der Buddha Çakjamuni, als Stifter des Gesetzes, der große Lehrer, der vollendete Weise. Nach und nach wurden ihm diejenigen seiner Jünger zugesellt, die ihm an Weisheit und Heiligkeit nachgestrebt, gleich ihm wie man annahm, die Sünde in sich ausgetilgt, die Fesseln gesprengt und sich dadurch dem Kreislaufe des Geborenwerdens und Sterbens entzogen hatten, wie die beiden Musterschüler Çariputtra und Maha Maudgaljajana und die übrigen großen Çrawakas (Zuhörer); ferner ausgezeichnete und hochgestellte Geistliche und Kirchenlehrer überhaupt, die entweder schon bei Lebzeiten für Heilige gegolten hatten, oder nach ihrem Tode förmlich canonisirt waren; endlich jene bloß mythologischen und gnostischen Heiligen, die von der Scholastik erschaffen sind, wie die angeblichen Vorgänger und Nachfolger Çakjamunis, d. h. die Buddhas der Vergangenheit und Zukunft — mit einem Wort, jede historische oder fingirte Persönlichkeit, die zu einer der drei Classen von Heiligen, der Arhats oder Çrawakas, der Pratjaka-Buddhas, der Bodhisattwas und allerherrlichst-vollendeten Buddhas gerechnet wurde, konnte irgendwie in den Bereich dieses Cultus hineingezogen werden. [1]

[1] Arhats oder Arhats heißen die simplen Heiligen, die durch vollkommene Ueberwindung der Sünden sich dem Kreislauf der Geburt und des Todes entzogen haben, wörtlich die „Ehrwürdigen;“ sie sind Çrawakas, in so weit sie die Predigt des Buddha gehört haben. Pratjaka-Buddhas, d. i. „persönliche, individuelle Buddhas“ werden diejenigen Heiligen genannt, die ohne einem allerherrlichsten vollendeten Buddha zu begegnen, als Einsiedler, die höchste Weisheit erlangen, doch nur sich selbst, nicht andere zu erlösen vermögen; Bodhisattwas endlich sind die Candidaten der Buddhawürde, die noch nicht fertigen, zukünftigen allerherrlichst vollendeten Buddhas, welche die Welterlösung zum Ziel ihres Strebens gemacht haben. Der Arhat ist Schüler, der Pratjaka-Buddha Autodidakt, der Bodhisattwa schöpferisches, Bahn brechendes Genie: der erstere macht die kleine, der zweite die mittlere, der letztere die große Carriere.

Digitized by Google

Gehen wir auf den Urſprung desſelben zurück, ſo belauſchen wir die geheime Bildungsgeſchichte und die innere Plaſtik der poſitiven Religion; wir ſehen wie auch hier der kirchlich-religiöſen Wucherpflanze ein menſchlich-religiöſer Kern zum Grunde liegt, und ſelbſt das an ihr, was am meiſten der Ausartung und des Mißbrauchs fähig iſt, urſprünglich auf dem rein Menſchlichſten beruht. Es iſt menſchlich, es iſt religiös, im eigentlichſten, ſtrengſten Sinne des Wortes religiös, das Andenken der dahingegangenen Eltern, Wohlthäter, Freunde und in weitern Kreiſen das der großen und verdienten Männer, der Lehrer und Hirten der Völker zu ehren und zu feiern, ihr Bild und was irdiſches von ihnen übrig iſt oder was ſonſt lebendig an ſie erinnert, hoch und theuer zu halten. Heilig ſind die Stätten wo ſie im Leben gewandelt, heilig ihre Ruheſtätten, heilig die Reliquien, die uns als Pfänder der Erinnerung geblieben ſind. Dieſe menſchliche Religion der Pietät iſt allen Zeitaltern und Völkern gemein, denn jeder gute und gemüthvolle Menſch bekennt ſich zu ihr; ſie iſt ein weſentliches Element aller poſitiven Religionen, auch wenn ſie nicht zum kirchlich-recipirten Bilder- und Reliquiendienſt entartet iſt. Ihrer Quelle nach rein und lauter wird aber auch ſie, wie jede andere, zum Aberglauben, zum Fetiſchdienſt, zum Schamanenthum, wenn einerſeits die Rohheit und Dummheit wähnt ſie zur Befriedigung ihrer ſinnlichen und ſelbſtſüchtigen Zwecke benutzen zu können, und andrerſeits die fromme und unfromme Lüge ſich ihrer bemächtigt, um ſie zu hierarchiſchen Beſtrebungen, zur Beherrſchung und Verthierung des großen Haufens auszubeuten. Wenn alſo der Prieſter lehrt und der Pöbel glaubt daß das Bild oder die Reliquie mehr ſey als ein Medium der Erinnerung und Vertiefung, daß vielmehr demſelben übernatürliche Kräfte innewohnen, daß durch ſie außerordentliche Dinge vollbracht, auf den Gang der Natur eingewirkt, z. B. Krankheiten geheilt, Regen erzeugt werden könne, daß das Bild die Augen verdrehe, weine, rede u. ſ. w.; ſo hat es mit der Pietätsreligion ein Ende und der Fetiſchdienſt beginnt.

Dieſe Klippe konnte der Buddhismus ſo wenig vermeiden wie der Katholicismus, ſeitdem er ſeine Bekenner nach Hunderttauſenden und Millionen zählte. Zwar wird den buddhiſtiſchen Heiligenbildern ſchriftmäßig nicht eigentlich Anbetung, ſondern nur Ehrfurcht erwieſen, der Schmuck mit dem man ſie ziert, die Blumen welche man ihnen ſtreut, die Wohlgerüche die man zu ihnen aufſteigen läßt, werden ausdrücklich nicht Opfer, ſondern nur Ehrenbezeugungen genannt; indeß die Maſſe weiß zwiſchen dieſen beiden Begriffen wenig zu unterſcheiden.

In der katholiſchen Kirche hat das Bild — jedenfalls in den drei letzten Jahrhunderten — den Sieg über die Reliquie davon getragen; in der buddhiſtiſchen überwiegt der Reliquiendienſt. Denn ihr iſt das Bild — und in der Theorie hat ſie das immer feſtgehalten — nur ein Gleichniß des Heiligen, dazu beſtimmt ihn in der Anſchauung und im Glauben zu vergegenwärtigen, oder dient lediglich zur Verzierung, iſt daher an ſich ein gleichgültiges Ding und bedarf für den kirchlichen Gebrauch der prieſterlichen Weihe und Einſegnung. Die Reliquie dagegen, als leibhaftiger Ueberreſt oder als Hinterlaſſenſchaft des verklärten, ins Jenſeits der Befreiung gelangten Heiligen iſt an und für ſich theuer, weihevoll und heilig. Das Bild wird durch die Reliquie geweiht, indem ſie in daſſelbe gelegt und eingeſchloſſen wird, nicht die Reliquie durch das Bild. Idole von Holz oder Metall, die noch keine Reliquien und Gebetformeln in ſich beherbergen, ſind nach der Meinung der Lamaiſten todte, unwirkſame Bilder; erſt dadurch daß ſie mit dieſen erfüllt und der Segen über ſie geſprochen wird, empfangen ſie in den Augen der Gläubigen Leben, und geheimnißvolle, über menſchliche Kraft. Der Satz: „wer die Reliquie ſieht, ſieht den Buddha," iſt zwar auch nicht urbuddhiſtiſch, doch unbedingt älter und unanerkennter als jener andere: „wer das Bild ſieht, ſieht den Buddha."

In der katholiſchen Kirche iſt der Bilderdienſt wahrſcheinlich älter als die Verehrung der Reliquien, in der buddhiſtiſchen offenbar jünger. Denn ſchon zu König Dharmaçokas Zeit, etwa zweihundert Jahre nach dem Entſchwinden des Buddha, nahm der Reliquiendienſt einen gewaltigen Aufſchwung, und war damals ſchon förmlicher, kirchlicher Cultus; vom Bilderdienſt dagegen weiß die ſonſt ſo ausführliche Geſchichte dieſes Königs noch nichts zu berichten. In der im Ganzen hiſtoriſch gehaltenen Ueberlieferung von jener erſten, großen Miſſion, die in deſſen 18tem Regierungsjahre vom Concil zu Pataliputtra ausgieng, wird der Heiligenbilder mit keinem Worte gedacht, während es doch in ſpäterer Zeit unverbrüchliche Sitte war, wenn irgendwo ein neues Terrain für die Ausbreitung des „guten Geſetzes" gewonnen wurde, dort ſogleich Bilder des Religionsſtifters oder ſeines Nachfolgers oder anderer Heiligen als Gegenſtände der Verehrung zu errichten und zu verſenden, und das Wachsthum und die Befeſtigung der Lehre gleichſam unter ihren Schutz zu ſtellen. Ceylon, das durch jene erſte Miſſion den Buddhismus erhielt, hat augenſcheinlich anfangs keinen öffentlichen, kirchlichen Bilderdienſt gehabt, wogegen die Reliquien ſchon in ſeiner Bekehrungsgeſchichte eine große Rolle ſpielen. Denn ſobald der König der Inſel ſich und ſein Volk dem Buddha gelobt hat, bringt der Miſſionär Mahandra, Açokas Sohn, nebſt ſeinen Collegen in ihn, Reliquien und einen Zweig des Bodhibaumes (ficus religiosa, ind. pippala), der auch zu den Reliquien gehört und das älteſte Symbol der buddhiſtiſchen Propaganda iſt, vom Feſtlande kommen zu laſſen. Wir dürfen demnach mit ziemlicher Gewißheit annehmen daß die kirchlich-religiöſe Bilderverehrung ſich erſt in den nächſten Jahrhunderten nach Açoka, d. h. in den letzten Jahrhunderten v. Chr. feſtgeſetzt habe.

Dieſelbe iſt bekanntlich den Bekennern des Brahma und Buddha gemein, dagegen trennt der Reliquiendienſt beide auf das entſchiedenſte; denn der Brahmane glaubt daß die Berührung der Todten und ihrer Ueberreſte verunreinige, ihm iſt daher die Reliquie ein Gräuel.

Im Weſten hat bekanntlich ſchon Clemens von Alexandria des buddhiſtiſchen Reliquiencultus und der Sitte gedacht, die Reliquien in maſſive kuppelförmige Mauſoleen oder Stûpas einzuſchließen, wenn er ſagt daß „die Samanäer eine Pyramide verehren, unter welcher, wie ſie glauben, die Gebeine eines Gottes ruhen."

Die buddhiſtiſchen Reliquien laſſen ſich am paſſendſten in drei Claſſen ſondern:

1) Die körperlichen Ueberreſte, Dhâtus „Elemente" oder Çarîras „Körper" genannt. Dahin gehört alles was ſich vom Leichnam des Sanctus erhalten hat, namentlich bei deſſen Verbrennung in der Aſche aufgefunden wird, als Zähne, Knochen, Nägel, Sehnen u. dgl. Im ſpecielleren Sinne bezeichnet man mit dem Namen

Digitized by Google

Çârira die kleinen Knochenstückchen oder Knorpel welche dem Feuer widerstanden haben; sie sind meistens weiß und ins Röthliche spielend, in der Regel nicht größer als ein Reiskorn, doch bisweilen auch von dem Umfange einer Bohne, ja eines Daumens.

2) Die Hinterlassenschaft der Buddhas und Heiligen, insbesondere alles was zum Bettlercostüm derselben gehört hat, die Kleidungsstücke und Geräthschaften, deren sie sich bedient haben.

3) Alle die Gegenstände, mit welchen dieselben während ihres Erdenwallens in eine denkwürdige und bedeutsame Berührung gekommen und welche durch diese Berührung geweiht, auch wohl äußerlich und sichtbar gezeichnet sind.

Als der Buddha Çakjamuni bei Kuçinagara der Zeitlichkeit entschwunden und feierlichst bestattet war, entstand über die vom Feuer verschonten Knochentheilchen, die wie Perlen in der Asche schimmerten und balsamischen Wohlgeruch verbreiteten, heftiger Streit; endlich wurden sie unter acht Könige und Adelsgeschlechter, welche dem Leichenbegängniß beigewohnt hatten, vertheilt und von diesen in acht Stupas beigesetzt. Doch der König von Magadha Adschataçatru — fährt die Legende fort — öffnete später alle diese Gebäude mit Ausnahme eines einzigen, nahm die Reliquien heraus und vereinigte die letzteren sämmtlich in einem Stupa, den er in seiner Hauptstadt Radschagriha errichtete. Zwei Jahrhunderte nachher sind dieselben durch König Dharmaçoka über ganz Indien vertheilt und zerstreut worden.

Es gab seitdem bis zur Periode der Vernichtung des Buddhismus in Indien unzählige buddhistische Städte und Klöster der Halbinsel, die sich rühmten, irgend ein Theilchen von dem Körper der siegreich Dahingegangenen zu besitzen. Es gibt deren noch jetzt in allen buddhistischen Landen.

Jener Knochenkörnchen oder eigentlichen Çariras des Buddha glaubte man an vielen Orten zu haben. Stupas wurden gezeigt, in denen ganze Metzen dieser Heiligthümer niedergelegt seyn sollten, z. B. vier Thürme in Kaschmir, fünf in der Nähe von Pataliputtra (dem heutigen Patan), von denen jeder ein Zehntel Schäffel solcher Schätze bewahrte; ja von jenem kolossalen Thurme, den König Kanischka (zu Anfang unserer Aera) östlich von Peschawer errichtet, wird erzählt daß er zehn chinesische Schäffel Çariras, die sämmtlich der Asche Çakjamuni's entstammten, umschlossen haben soll.

Unter den Knochen-Reliquien werden die Zähne ihres Glanzes und ihrer Unzerstörbarkeit halber am höchsten verehrt, namentlich die Augenzähne. Von den vier Augenzähnen Çakjamuni's gelangte der Legende zufolge der eine in dem Himmel Indras oder der dreiunddreißig Götter, der zweite nach der Hauptstadt der Gandhara am Indus, der dritte nach Kalinga, der vierte zu den Schlangengöttern (Nâgas), woraus man schließen darf daß, zur Zeit als diese Ueberlieferung niedergeschrieben wurde, nur zwei derselben bekannt waren.

Der dritte dieser Zähne, der linke obere Augenzahn — nicht der rechte, wie einem Versehen G. Turnours oft nachgeschrieben worden ist — wird noch jetzt für das größte Kleinod der buddhistischen Kirche gehalten und ist jedenfalls eine der berühmtesten Reliquien der Erde. Nach der Bestattung des Religionsstifters brachte ihn laut der Tradition ein Jünger desselben, der Presbyter Khema, nach Dantapura (der Stadt des Zahnes) in Kalinga — wahrscheinlich dem heutigen Dschaggernath im jetzigen Orissa —, wo er eine Reihe von Jahrhunderten Lust und Trost der Gläubigen war, von wo er dann nach Pataliputtra entführt und mit argem Frevel von den Brahmanen heimgesucht wurde. Doch vergebens hofften sie ihn zu vernichten; man warf ihn in einen Gluthofen, aber ein Lotus wuchs aus der Flamme empor und in dem Kelche desselben ruhete der Zahn; man versenkte ihn in einen Sumpf und alsbald verwandelte sich dieser in einen duftigen Lotusgarten; man versuchte ihn auf dem Amboß zu zerschlagen, doch der Zahn drang in das Eisen ein und blieb so unversehrt u. s. w. Da bekehrte sich der ungläubige Pandukönig von Pataliputtra und das Heiligthum ward nach Dantapura zurückgebracht. Von hier flüchtete die Tochter des Königs Guhaçiva im Anfange des 4ten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung mit demselben nach Ceylon. Seitdem ist er das Palladium der Insel, und nach der Meinung des Volks an seinen Besitz die Herrschaft der Insel geknüpft. Zahllos sind die Wunder welche er bewirkt, unermeßlich das Heil welches er gestiftet hat; prachtvolle Feste werden ihm bis heute gefeiert, und er hat eine eigene ausführliche Geschichte, die schon 310 n. Chr. abgefaßt und bis auf unsere Zeit fortgesetzt worden ist. [1]

Im Jahre 1560 fiel er in die Hände der Portugiesen, und Constantin von Braganza ließ ihn durch Feuer vernichten, obwohl der König von Pegu an 800,000 Livres für denselben geboten hatte, wogegen die buddhistische Geistlichkeit versichert daß auch dießmal die Gottlosigkeit ihr Ziel verfehlt habe, denn der wahre Zahn sey damals an sicherer Stätte geborgen gewesen, und zu seiner Zeit in einer Lotusblume wieder aufgefunden worden. Durch die Erstürmung von Kandy (1815) gelangte er in den Besitz der Engländer, verschwand zwar während der Empörung von 1817, kam indeß nach Unterdrückung des Aufstandes wieder zum Vorschein und kehrte an seinen alten Ort zurück. Von da bis 1847 hielt ihn die brittische Regierung in Gewahrsam, und länger als ein Decennium gehört dessen Beaufsichtigung zu den Amtspflichten des um die Eröffnung von Ceylons Literatur und Geschichte so hochverdienten G. Turnour. Früher war er alljährlich in feierlicher Procession umhergetragen worden; die Engländer dagegen haben ihn im Laufe der dreißig Jahre, während welcher er unter ihrer Obhut gestanden, nur zweimal öffentlich ausgestellt, nämlich am 28 Mai 1828 und 27 März 1846. Diese Ausstellung einer buddhistischen Reliquie von Seiten einer christlichen Regierung erschien den englischen Zionswächtern als heidnischer Gräuel; das brittische Gouvernement wurde von ihnen in einem Pamphlet des Götzendienstes angeklagt, und da unterdeß die Verhältnisse sich so consolidirt hatten daß der heilige Zahn, etwa als Mittel politischer Aufregung, seine Furchtbarkeit verloren hatte, so ward er 1847 der Priesterschaft von Kandy zurückgegeben.

Uebrigens ist derselbe gar kein Zahn, nicht einmal der Zahn eines Orangutangs oder Ebers, wofür er von früheren Reisenden gehalten wurde, sondern ein Stück geglättetes Elfenbein von gelblicher Farbe, zwei Zoll lang und gekrümmt. Er wird in einem kleinen Tempel, der ehemaligen Schloßcapelle der Königin von Kandy (Dalada Malegava Vihâra) aufbewahrt. Mauern und Decke des

[1] Dâthâvathâvansa „Geschichte des heiligen Zahnes," zwischen 1198—1200 ins Singhalesische übersetzt und bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts fortgeführt.

Digitized by Google

Zimmers ſind mit Goldſtoffen und feinen indiſchen Schawls — Geſchenke von Buddhiſten aus Cochin-China — überkleidet, und man ſieht da nichts als Gold, Juwelen und Blumen. Ein reich eingefaßter Tiſch von maſſivem Silber trägt die koſtbaren glockenförmigen Schmuckkäſtchen (Karanduas), die ſchachtelartig in einander ſtecken, in deren innerſtem unter goldenen Cocosblättern der heilige Zahn ruht. Der äußerſte Behälter iſt verſchwenderiſch mit goldenen Ketten und anderem Schmuck behangen, und ſtrotzt von allerlei Edelſteinen, Saphiren, Smaragden, Rubinen, Katzenaugen, Amethyſten, Perlen u. ſ. w.

Es iſt bekannt daß die Beherrſcher von Siam und Birma es bei verſchiedenen Gelegenheiten brittiſchen Geſandten ans Herz gelegt haben, durch Vermittlung der engliſchen Regierung in Beſitz dieſes unſchätzbaren Kleinods geſetzt zu werden. Denſelben Wunſch hegte ſchon vor beinahe 600 Jahren der größte Enkel Tſchingiſchans. „Es geſchah im Jahre 1281," erzählt M. Paolo, „daß der Großkhan (Chubilai) von gewiſſen Sarazenen den Ruhm dieſer Reliquien (des Zahnes, der Haare und eines Backens von Çakjamuni) vernahm und ein gewiſſes Verlangen fühlte ſie zu beſitzen, ſo daß er eine Geſandtſchaft an den König von Zeilan ſchickte dieſelben ſich auszubitten. Nach einer langen und beſchwerlichen Reiſe erreichten die Geſandten endlich den Platz ihrer Beſtimmung und erhielten vom König zwei große Backenzähne, nebſt einigen Haaren und einem ſchönen Porphyrgefäße."

Der Großkhan ward natürlich mit falſchen Reliquien getäuſcht, gewiß ein Betrug der verzeihlichſten Art, da ja jener ächte Zahn doch auch nur ein falſcher war, und der Glaube die Macht hat jede falſche Reliquie in die wahre zu verwandeln. Denn nirgends findet ſich die Beſtätigung daß Ceylon je drei Zähne des Buddha beſeſſen, nur eines zweiten gedenkt die Tradition, der von König Wartagamani (104—77 v. Chr.) in einem Stupa niedergelegt und bis jetzt noch nicht wieder entdeckt iſt. [1]

Jener zweite Augenzahn, der nach dem Entſchwinden des Çakjaſohnes in die Hauptſtadt der Gandhara gelangt ſeyn ſoll, iſt muthmaßlich der nämliche, der noch um 520 n. Chr. zu Nagara (dem Na-kie-lo-ho der Chineſen) unweit Dſchellalabad in einem Stupa verwahrt wurde. Im 7ten Jahrhundert war er dort nicht mehr vorhanden; dagegen erfahren wir aus den chineſiſchen Jahrbüchern daß im Jahre 530 eine perſiſche Geſandtſchaft einen Zahn des Buddha zum Geſchenk bringt, und es liegt demnach die Vermuthung nahe daß die Saſſaniden — und zwar ſchon vor Khosru Anuſchirwans Thronbeſteigung, die ja erſt kurz vor dieſer Geſandtſchaft erfolgt ſeyn konnte — ihn vom Kabulſtrome her entführt, wie ſie ja, wenn auch wohl erſt unter dem eben genannten Eroberer, ſich den berühmten Almoſentopf des Buddha aus dem entfernteren Peſchawer geholt haben. Ob der gegenwärtig in einem Kloſter bei Fu-tſcheu-fu gezeigte Zahn des Fo — „ein Ding ungefähr 6 Zoll ins Gevierte und einem Steine ähnlicher als einem Zahn" — derſelbe ſey, oder ob er vielmehr zu jenen beiden gehöre, mit welchen Chubilai Chan von Ceylon aus beglückt wurde, läßt ſich natürlich nicht entſcheiden.

[1] Ausführliches über jenen erſten Zahn von Turnour Journ. of the As. Soc. of Beng. Vol. VI, 858 — 863, und Spiegel in Nr. 51 und 52 des Jahrganges 1846 dieſer Zeitſchrift.

Einen andern Zahn des Allerherrlichſt-Vollendeten ſah der berühmte chineſiſche Reiſende Hiuen Thſang (um 730 n. Chr.) in Kanodſche, und erzählt über ihn eine lange Legende. Einſt war derſelbe in Kaſchmir verehrt worden, aber ſpurlos verſchwunden, als die gottloſe Raſſe der Kritijas das Geſetz des Heils daſelbſt ausgerottet hatte. Nachdem der tempelſchänderiſche König der Kritijas getödtet worden, kehrten die geflüchteten Bettelmönche allmählich dahin zurück. Einer von dieſen, der nach Indien entkommen war und ebenfalls an ſeinem Stabe heimwärts wanderte, begegnete einer Elephantenheerde, die klägliches Gebrüll ausſtieß. Der Geiſtliche ſuchte Zuflucht vor ihnen auf einem Baume. Sie aber entwurzelten den letztern, hoben den Sohn des Buddha auf ihren Rücken und trabten mit ihm davon in einen dichten Wald. Dort lag ein kranker Elephant auf der Erde, der an einer ſchrecklichen Wunde litt. Der Prieſter unterſuchte dieſelbe, fand in ihr einen eingeſtoßenen Bambusſplitter, zog ihn heraus und verband die Wunde mit Lappen aus ſeinem Bettlermantel, ſo daß der Elephant eine ziemlich ruhige Nacht hatte. Am folgenden Morgen beeilten ſich die übrigen Elephanten dem hülfreichen Manne die ausgeſuchteſten Früchte zum Frückſtück zu überreichen, und als er gegeſſen, brachte eins der Thiere dem Kranken ein goldenes Käſtchen, das dieſer ſogleich ſeinem Arzte darbot. Darauf nahmen ſie den Geiſtlichen wieder auf den Rücken und trugen ihn abwechſelnd bis nach Haus. Als er aber das Käſtchen öffnete, fand er darin den vermißten Zahn des Buddha, den dann in der Folge der König von Kaſchmir als Tribut nach Kanodſche ſandte.

Auch in Bamian und deßgleichen in Baltiſtan (Kie tscha der Chineſen) oder Ladakh, hatte man einen Zahn des Wahrhaft-Erſchienenen; die Moslimen ſollen den letztern von dort mitgenommen haben.

Einen andern Zahn desſelben beſaß vor der Eroberung durch die Araber das „neue Kloſter" zu Balch. Es war ein nur einen Zoll langer Vorderzahn, welcher gleich den übrigen ein überirdiſches Licht verbreitete.

Ein Milchzahn des Buddha wurde bei Kabul gezeigt.

Nächſt den Zähnen erwies man den Schädelknochen und der Kopferhöhung des Religionſtifters beſondere Verehrung. Beide wurden einſt in der Nähe der eben genannten Stadt Nagara aufbewahrt. Letztere [1] maß 1 Fuß 2 Zoll im Umfang, war von weißgelber Farbe und mit kleinen Löchern oder Stigmen bedeckt, in welchen einſt die Haare gewurzelt hatten. Die Gläubigen aller Claſſen bewieſen derſelben nicht nur die größte Ehrfurcht, ſondern nahmen auch mittelſt einer weichen Paſte Abdrücke von ihr, um das Maß ihrer Verdienſte und Sünden zu erkunden, denn je nach der größern oder geringern Frömmigkeit des Fragenden zeigte der Abdruck ein anderes Bild. Die geiſtlichen Herrn zogen von dieſer, wie auch von andern Reliquien reiche Einkünfte, indem ſie einen förmlichen Tarif entworfen hatten, nach welchem jeder Beſucher für den Anblick derſelben ein Goldſtück, für einen Abdruck aber deren fünf zu entrichten hatte. Jetzt zeigt man die Kopferhöhung

[1] Der Buddha wird bekanntlich ſtets mit einem ſeltſamen Auswuchs (Uenischa) auf der Mitte des Schädels dargeſtellt, der ſich in allen Bildern wiederholt, und in verſchiedenen Figurationen bald rundlich, bald ſpitz, bald nach oben, wie eine Lyra getheilt, bald flammenartig erſcheint, und deſſen Bedeutung noch nicht genügend erklärt iſt.

Digitized by Google

des Buddha in dem Kloſter des heiligen Zahnes bei Fu-tſchen-fu: ſie iſt in einer Flaſche eingeſchloſſen und ſpiegelt, von verſchiedenen Seiten angeſehen, eine verſchiedene Farbe.

(Schluß folgt.)

Der Chinabaum.

Die jüngſt durch das niederländiſche Gouvernement bewirkte Verpflanzung des Chinabaums von Südamerika hat dem Profeſſor W. H. De Vriſe in Leiden Gelegenheit gegeben in einer bei C. W. Mieling, Haag 1855, erſchienenen Schrift über dieſes merkwürdige und nützliche Unternehmen intereſſante Mittheilungen zu machen.

Der Verfaſſer läßt gleich im Eingang in der Ueberzeugung daß der Chinabaum das koſtbarſte aller Heilmittel enthält, welche das Pflanzenreich aufzuweiſen hat, auf die Wichtigkeit des Unternehmens zugleich in geiſtiger und materieller Beziehung ſchließen, weil dabei nicht allein mercantile Intereſſen in Betracht kommen, ſondern auch ein Gewinn für die wiſſenſchaftlichen Erforſchungen erzielt wird. Wenn gegenwärtig auch das Ausland, fährt derſelbe fort, auf Alex. von Humboldt zielend, den Neſtor der Wiſſenſchaften aufzuweiſen hat, ſo ſind doch auch längſt ſchon aus Niederland Capacitäten in dieſem Gebiete hervorgegangen. Der Geſchichtskundige erinnert ſich wohl der Namen eines Houtmann, des erſten Oſtindienfahrers, der auch in dem Gebiete der Sternkunde erfahren war, eines Schouten und des Seefahrers Barenz, der ſogar mit Amerigo Vespucci verglichen worden iſt. Und wie ſehr hatte nicht die Pflanzenkunde durch den Aufenthalt des Prinzen Moritz von Naſſau in Braſilien gewonnen.

Der Verfaſſer will hiermit anzeigen wie es von jeher Niederlands Beſtreben geweſen die Wiſſenſchaft zu bereichern, und daraus für ſeine Regierung vorzugsweiſe den Beruf zu der erwähnten Verpflanzung des Chinabaums herleiten. Er ſagt darüber unter anderem:

Dieſes Kleinod in dem amerikaniſchen Pflanzenreich wurde in Europa in der Mitte des 17ten Jahrhunderts bekannt, wo nach zwei Jahrhunderten das Heilmittel der Chinarinde höher noch in Anſehn ſteht. Wann die Entdeckung des Baums geſchehen, iſt ungewiß, doch zu vermuthen daß die Eingebornen in einigen Theilen von Südamerika bereits vor Ankunft der Spanier in dieſem Welttheil die China gekannt und gegen das Wechſelfieber gebraucht haben. Schon früh ſchenkte man in Italien, namentlich im Kirchenſtaat, dem Heilmittel beſondere Aufmerkſamkeit. Bald aber kamen von der Chinarinde Abarten nach Europa, welche eine Zeitlang dem Rufe des Mittels ſchadeten. Indeß befanden ſich im Jahr 1661 Niederlagen von ächter China in Amſterdam, Brüſſel und Rom. Inzwiſchen fehlte es an einer wiſſenſchaftlichen Unterſuchung der China, bis der Gelehrte und Sternkundige, Karl Marie de la Condamine, gelegentlich einer im Auftrage ſeiner (der franzöſiſchen) Regierung nach Amerika gemachten wiſſenſchaftlichen Reiſe, den Anfang dazu machte.

Demnach iſt die beſte China die vom Berge Cojanuma, etwa 2½ Meilen abwärts von Loxa, und lange war die unter dieſem Namen bekannte China im Handel ausgezeichnet. De la Condamine iſt angeblich auch der einzige welcher ſpäter den Verſuch gemacht lebende Chinabäume nach Europa herüber zu bringen; allein ſein guter Wille ſcheiterte an den Stürmen des Meeres, indem ein Wellenſchlag das mit acht Pflanzen beladene Schifflein unweit des Cap d'Orange in die Fluthen aufnahm.

Zwei wiſſenſchaftliche Expeditionen folgten 30 Jahre ſpäter der erſten mit der Abſicht ihrer Anführer, José Celeſtino Mutis, und die bekannten Botaniker Ruiz und Pavon ähnliche Nachforſchungen in dem ſüdlichen Peru und Neu-Granada anzuſtellen. Mutis entdeckte im Jahr 1772, daß die China auch in der Nähe von Santa Fé de Bogota, und zwar in den Gebüſchen von Tena blühe, und es wurde zugleich — was bis dahin unſtatthaft war — die Ausfuhr der China durch die Häfen von Neu-Granada bewirkt.

Inzwiſchen waren Irrthum und Mißtrauen Urſache der zeitweilig wieder entſtandenen Zweifel an der Aechtheit der Chinarinde. So z. B. ließ die Behörde von Cadiz eine anſehnliche Menge der koſtbarſten Rinde verbrennen, welche Mutis auf Koſten des Landes hatte einſammeln laſſen. Als man den Irrthum einſah, war es zu ſpät. Freilich kommt es auf die Gattung der Cinchona und die unterſchiedliche Rinde an, um deren Güte zu erkennen. Humboldt gab in ſeinem essai sur la géographie des plantes zuerſt einige allgemeine Mittheilungen über die geograhiſche Lage der Cinchona.

Die neueſten Unterſuchungen dieſer Art, von ihm dargelegt in einer beſondern Schrift, hat der ſeitdem berühmt gewordene Reiſende Dr. Weddell angeſtellt. Auf dem Hochgebirge der Anden, in der Provinz Enquiſivi, lernte er die beſten der Chinaſorten kennen, d. h. diejenigen welche der Calisaya liefert und die das meiſte Chinin enthält. Man nannte dieſe Pflanzenart daher Cinchona Calisaya. Indem Weddell dieſe Gegenden nah und fern durchkreuzte, wollte er zu den Entdeckungen ſeiner Vorgänger in den Chinaſtrecken den Schlußſtein legen; doch ihm ſollte in Peru ſpäter noch ein anderer folgen, wie wir demnächſt aus der mühevollen Unternehmung des Hrn. Haßkarl erſehen werden.

Die Ausfuhr der China war einſt ſehr bedeutend, und noch im J. 1806 ſollen allein aus dem Hafen von Carthagena 1,200,000 Pfund ausgeführt worden ſeyn — eine Ziffer, welche ſich in ſpätern Jahren nicht wiederholt hat.

Es lohnt hiernach wohl der Mühe der Heilkraft beſonders zu erwähnen, welche aus der Chinapflanze hervorgegangen iſt. Wer kennt nicht die Bösartigkeit des Wechſelfiebers oft in dem Grade, daß bei der andermaligen Rückkehr der Tod erfolgt, wenn nicht der Arzt durch den Gebrauch der China die nöthige Vorkehrung trifft. Dieſes Heilmittel hat ſich gar ſehr bewährt, als im Jahr 1826 Groningen von bösartigen Fiebern heimgeſucht wurde. Angen-

Digitized by Google

cheinlicher iſt davon der Werth erkannt worden, als im Jahr 1820 die franzöſiſchen Chemiker Pelletier und Carenton zu Paris aus der Chinarinde das ſogenannte Chinaalcaloid bereiteten und in Ruf brachten. Die Extracte der Rinde beſtehen in Chinin oder Cinchonin, je nach der Beſchaffenheit der Chinabäume. Die bereits erwähnte Calisaya oder Königs-China ſteht in dieſer Hinſicht wegen ihres vorzüglichen Chinin-Gehalts wohl auf der höchſten Stufe. Um aber der Sache näher auf den Grund zu kommen, hat die holländiſche wiſſenſchaftliche Geſellſchaft im J. 1855 eine Preisfrage ausgeſchrieben, unter anderm zum Zweck der Ermittelung, in welchem Grade die Cinchonin und deren Verbindungen die Kraft beſitzen, um als Surrogat der Chinin gegen Fieberkrankheiten zu dienen.

*

Es iſt ſchon ſeit lange her bekannt daß von Südamerika aus nichts zur Erhaltung der Chinabüſche geſchieht, vielmehr dieſer wichtige Gegenſtand dort von den Regierungen ganz vernachläſſigt wird. Bei der fehlenden Sorge für dieſen Culturzweig ſteht daher zu erwarten daß, obgleich die mit Chinabäumen bepflanzte Strecke 2000 Quadratmeilen beträgt, der Mangel früh genug eintreten wird. Der bekannte Engländer Stevenſon ſagt deßhalb in ſeinem „Narrative of twenty years in South-America:“ „Wenn die Regierung von Amerika keine Sorge trägt für den Behalt des Chinabaums, vornehmlich durch Verbote gegen das unſinnige Fällen oder Vernichten der Bäume, alsdann ſteht zu befürchten daß dieſes vortreffliche Geſchenk der neuen Welt ganz verloren geht.“

Verſchiedene niederländiſche Gelehrte, unter andern Dr. C. L. Blume, Dr. P. W. Korthals und Dr. G. J. Mulder hatten längſt ihre Anſichten über die Zweckmäßigkeit einer Verpflanzung des Chinabaums von Peru nach Java ausgeſprochen, und ſolche, anfangs ohne ſichtbaren Erfolg, der Regierung zu erkennen gegeben. Letztere trat ſpäter darüber in Unterhandlung mit der franzöſiſchen Regierung, welche indeß, obgleich die franzöſiſchen Behörden bereitwillig hülfreiche Hand boten, nicht zum Ziele führen konnte. Es konnte nach dieſer Erfahrung und dem ſonſtigen Urtheil erfahrener Rathgeber faſt nur ausſchließlich die Aufgabe der niederländiſchen Regierung ſeyn dieſe Angelegenheit zu betreiben. Allein es war nicht ſo leicht für eine Sendung nach Südamerika den geeigneten Sachkundigen behufs Abholung des Chinaſamens und der nöthigen Pflanzen zu wählen, und einen Mann zu finden der mit der moraliſchen Tüchtigkeit nicht allein Körperkräfte, ſondern auch Entſchloſſenheit, Muth und Beharrlichkeit auf Reiſen vereinigen könnte.

Endlich war die Bedenklichkeit durch die am 30 Junius 1852 erfolgte Ernennung des Hr. Juſtus Carl Haßkarl, geweſenen Botanicus von dem Pflanzengarten zu Buitenzorg [1] gehoben. Die Wahl konnte nur, wie auch der Erfolg bewieſen hat, eine glückliche genannt werden. Hatte ja doch der langjährige Aufenthalt des ausgezeichneten Mannes auf der Inſel Java ſeinen wiſſenſchaftlichen Ruf, namentlich in dem Bereich der Pflanzenkunde, begründet, und ihn körperlich gegen den Einfluß des tropiſchen Klima's abgehärtet. Seine vielen Schriften und unermüdlichen Wanderungen in Indien zeugen von dieſen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen.

Am 4 Dec. 1852 verließ Haßkarl Gravenhage, um ſich nach Southampton zu begeben, von wo er am 17 Dec. per Dampfſchiff die Reiſe nach La Plata u. ſ. w. fortſetzte. Die Mühſeligkeiten der Reiſe waren nicht gering. Hr. Haßkarl ſelbſt ſagt darüber:

„Die Wege über das Gebirge von Peru ſind ſchlecht, meiſtens nicht viel breiter als der Raum den ein Reiter zu Pferd einnimmt, an der einen Seite ſind oft Tiefen und gefährliche Abgründe. Reiſende welche ſich hier begegnen, können nicht an einander vorbeikommen. Hat man den Kamm der zweiten Cordilleren hinter ſich, ſo findet man eher Fußſtapfen als Wege. Hier muß man zu Fuß gehen und ſein Gepäck durch Indianer, inſofern ſie zu finden ſind, tragen laſſen.“

Zu Fuß den Weg fortſetzend über Vitoc nach Monohamba und Uchuhamba wurde Haßkarl durch den Anblick von Chinabäumen in ihrem natürlichen Zuſtand überraſcht; die ächten Calisaya aber fand er bei Uchuhamba, und obgleich vielfältig, konnte er dort doch nur in den Beſitz von wenigen Samen und etwa fünfzig Pflanzen kommen, welche indeß auf dem Transport nach Panama verunglückten. Der Samen aber kam in Holland an, um in den botaniſchen Gärten der Univerſitäten und ſonſt verwendet zu werden.

Von Uchuhamba ſich mehr ſüdlich wendend, hatte der Reiſende überall mit großen Hinderniſſen und Schwierigkeiten zu kämpfen, welche ſich dem Gelingen der Unternehmung entgegen ſtellten; oft war ſein Leben von den gegen das Gouvernement aufgeſtandenen Bevölkerungen bedroht, weil er ihnen verdächtig ſchien. Von ſeinen Wegweiſern nicht ſelten in der Nacht verlaſſen, mußte er tagelang, ohne einem menſchlichen Weſen zu begegnen, umherirren, ehe er ſich zurecht finden konnte. Seine Hoffnung in der Provinz Carabaya auch die Frucht auf den Chinabäumen zu finden, war vergebens; eine gleiche Täuſchung erfuhr derſelbe als er im Sept. 1853 über Cuzco, der alten Inka-Stadt, nach Sandia kam, und junge Baumpflanzungen waren um dieſe Zeit eben ſo wenig als Samen zu bekommen. Es blieb daher nur übrig, um beſſere Erfolge zu ermöglichen, den großen Fluß zu überſchreiten welcher die Gränzſcheidung des von den wilden Indianern bewohnten Landes bildet. Indeß konnte er, wegen des Aufenthalts, nicht wie er gehofft ſeine Reiſe am Schluſſe von 1853 beendigen. Auf ſeinen Kreuzzügen finden wir ihn im Anfange des Jahrs 1854 in Chili wieder, wo er von einem kühlen Klima die Herſtellung ſeiner geſchwächten Geſundheit erwartete; von da begab er ſich nach Arequipa, doch ohne hier lange zu verweilen, drängte es ihn vorläufig 150 ſpaniſche Meilen in das Binnenland und zwar in der öſtlichen Richtung nach der Gränze von Bolivia zu reiſen. Indeß die Ausſicht hier leicht in den Beſitz von Calisaya-Pflanzen zu gelangen, wurde faſt vereitelt. Wohl war die Gränze von Bolivia erreicht, allein die verhoffte Aufhebung der Kriegsſperre in Folge der Feindſeligkeiten zwiſchen Peru und Bolivia hatte nicht ſtatt gefunden. Man mußte ſich daher entſchließen wieder auf das peruaniſche Gebiet zurückzugehen und neuen Beſchwerden entgegen zu treten. Die Hinderniſſe würden unüberwindlich geweſen ſeyn, wenn nicht ein günſtiges Geſchick die Hülfe der an den Gränzorten von Peru zerſtreut woh-

[1] Dieſer eingeborne Deutſche aus der Nähe von Heſſen-Kaſſel befindet ſich gegenwärtig auf einer Urlaubsreiſe, um in Cleve eine Holländerin zu heirathen.

Digitized by Google

wenden Bolivier ſ. g. Cascarillos herbeigeführt hätte. Ihre Brauchbarkeit in dieſer Weiſe ſollte Haßkarl erfahren, als er endlich ſein Hauptquartier in Sandia genommen hatte, wo er eines Tages, nachdem es den liſtigen Boliviern gelungen war von dieſen Gegenden 400 Calisaya-Pflanzen über die Gränze zu ſchaffen, mit einem entſprechenden Transport auf Maulthieren überraſcht wurde. Allein wie dieſe Anzahl weiter bringen? Die Mühe war keine geringe, ſogar gefahrvoll war die Reiſe von 150 ſpaniſchen Meilen (Leguas), ehe der Ort ihrer Einſchiffung inmitten der kriegeriſchen Begebenheiten erreicht werden konnte. Schon die Art der Verpackung dieſer Pflanzen erforderte Ueberlegung, ſie mußten feucht erhalten und daher eben ſo vor den ſtark austrocknenden Winden, als den beinahe ſothrecht niederfallenden Sonnenſtrahlen gehütet werden. Hingegen war bei der Nacht eine durchdringende Kälte zu beachten, welche in den Monaten Junius bis Auguſt auf den hohen Plateaux zuweilen gefrieren macht. Die Maulthiere waren ſelten und für den Pflanzentransport nur vermöge großer Opfer zu erhalten.

In Islay angekommen, fand der Reiſende Gelegenheit ſich mit ſeiner Ladung einem dort mit Ballaſt gelandeten Fahrzeug, das nach Callao beſtimmt war, umzupacken, und drei Tage ſpäter war er ſchon bei der Rhede dort angekommen. Hier hatte er nun Zeit und Weile die Verpackung der Chinapflanzen in zwanzig große Kiſten welche ihm unterwegs zugegangen, vorzunehmen, und ſeine Wahrnehmung hierbei war um ſo erfreulicher, als es kaum zu erwarten geſtanden daß dieſe Pflanzen, ungeachtet ſie vier Wochen lang an Entbehrung von Luft und Licht gelitten, ſo wohlbehalten geblieben. In Callao gieng Haßkarl nach der ihm gewordenen Weiſung mit ſeinen Sachen an Bord der königl. Fregatte Prinz Friedrich Die Abreiſe fand erſt am 21 Auguſt ſtatt. — Der Commandant des Schiffs nahm ſeine Richtung über die Sandwichs-Inſeln, anfangs von einem kühlen Luftzug begleitet; nachdem aber die Weſtküſte von Südamerika verlaſſen war, vermehrte ſich die Wärme von Tag zu Tag, ja ſtieg um die Mittagszeit zu der ungewöhnlichen Höhe des Thermometers zwiſchen 80 bis 86° F. im Schatten. Haßkarl war deßhalb ſehr beſorgt um ſeine Pflanzen, man denke ſich nur eine Reiſe von ſechs Wochen, und ermeſſe den nachtheiligen Einfluß welche die Hitze auf die Pflanzen ausüben konnte. Indeß hatte die Sendung ihre Endſchaft erreicht, der Reiſende welcher ſich in Macaſſar mit ſeinem Gepäck auf das Dampfſchiff Gedeh begeben, war, wie die Regierungs-Acten ergeben, mit demſelben am 13 Dec. 1854 im Beſitz ſeiner 20 Kiſten Pflanzen an Ort und Stelle eingetroffen.

Herr Haßkarl wurde nach ſeiner Ankunft mit der Chinacultur auf Java beauftragt. Zum Beweiſe der höchſten Zufriedenheit mit ſeinen Leiſtungen iſt er demnächſt mit dem Ritterorden des niederl. Löwen decorirt worden.

*

Der Verfaſſer obiger Schrift knüpft hieran nun noch ſeine Bemerkungen über das Gedeihen der Chinapflanzung auf Java, ſo wie der Thätigkeit des Haßkarl insbeſondere. Nicht allein mit den durch ihn mühevoll nach Java überbrachten Chinapflanzen ſollte dieſe Cultur dort betrieben werden, ſondern auch der in dieſer Abſicht ausgeſtreute Samen ſeine Früchte tragen. Was hierdurch gefördert worden iſt, ſelbſt außerhalb der Inſel, in den botaniſchen Gärten des Feſtlandes, iſt nur der Einſicht, dem Wiſſen und Dienſteifer dieſes Naturkundigen beizumeſſen. Kurz die Pflege der Chinapflanze auf Java konnte keinen beſſeren Händen anvertraut werden. Hat er ja doch aus Liebe zur guten Sache ſein Leben oft in die Wagſchale gelegt, als er die lebenden Bäume nach Java brachte, dazu die reichen Erfahrungen welche er während ſeines vieljährigen Aufenthalts in dieſem Inſellande in dem Gebiete des Pflanzenreichs gemacht. Nichtsdeſtoweniger iſt die Frage entſtanden, wird die Chinapflanze auf Java gleichwie in Südamerika fortkommen, werden nicht die Verſchiedenheiten welche Klima und Boden erzeugen, der natürlichen Entwicklung der Pflanze da hinderlich ſeyn, wo ſie ihrem Urſprung entfremdet iſt? —

Hierauf wird geantwortet:

Von keiner neuen Bodencultur iſt der günſtige Erfolg im voraus als gewiß anzuſehen. Der ganze Ackerbau hat ſein Beſtehen dem Culturwechſel zu verdanken, oder indem man von der einen Bodenfläche zur andern die Bodenerzeugniſſe verſetzte. Dieß beweiſen nicht allein die Vorgänge in Europa, ſondern auch in andern Welttheilen. Die urſprüngliche Heimath der Pflanzen trifft ſelten mit den Orten zuſammen, wo ſie gerade erzeugt werden.

A. v. Humboldt ſagt deßhalb in ſeinem Essai sur la géogr. des plantes, p. 27.

„L'homme inquiet et laborieux en parcourant les diverses parties du monde, a forcé un certain nombre de végétaux d'habiter tous les climats et toutes les hauteurs; mais cet empire exercé sur ces êtres organisés n'a point dénaturé leur structure primitive. La pomme de terre cultivée au Chili à trois mille six cent mètres (1936 toises) de hauteur, porte la même fleur que celle que l'on a introduite dans les plaines de la Sibérie. L'orge qui nourrissait les chevaux d'Achille etait sans doute la même que nous semons aujourdhui. Les formes caractéristiques des végétaux et des animaux que présente la surface actuelle du globe ne paraissent avoir subi aucun changement, depuis les époques les plus reculées“ etc.

Indeß haben Berichte aus Java die Zweifel bereits gelöst, welche anfangs hier und da an dem Gelingen der Sache ſich erheben mochten.

Der oben genannte Verfaſſer erachtet daher jetzt ſchon die Ueberbringung des Chinabaumes von Südamerika nach Java als eine beſondere Wohlthat für die Menſchheit, weßhalb für Niederland die Erkenntlichkeit der civiliſirten Welt in Anſpruch genommen wird.

Digitized by Google

Briefe aus dem Süden der Vereinigten Staaten.

I.

Du weißt daß es mein größter Wunsch ist den Süder der Union kennen zu lernen, um von ihm aus später weiter nach Bolivia und Chili gehen zu können. Und da mir meine Stellung als Hauslehrer in Carolina durchaus nicht gefiel, theils wegen des geringen Salairs von nur 120 Dollars jährlich, theils weil man mich dort für nicht viel besseres als einen Sklaven anzusehen schien und in gesellschaftlicher Beziehung nicht die entfernteste Rücksicht auf mich nahm, so entschloß ich mich kurz mich von hier nach Neu-Orleans zu begeben. Ehe ich aber nach Carolina gegangen, hatte ich — wie du weißt — mich ¾ Jahre lang in New-York aufgehalten, und meinem damaligen Wirth meine ganze, in sehr gutem Zustand befindliche Garderobe zur Aufbewahrung gegeben, weil ich, zwar bekannt mit der Unsicherheit hiesiger Verhältnisse, doch an der Ehrlichkeit dieses Mannes, welcher einer der ersten und reichsten Gastwirthe New-Yorks ist und bei dem ich zwar mehr als 300 Doll. verzehrt hatte, doch keinen Cent mehr schuldete, nicht im mindesten zweifelte. Dennoch betrog auch er mich, und ich war nicht wenig entrüstet als ich auf meine Aufforderung, mir jene Sachen zu senden, die Nachricht erhielt daß er nie etwas von mir in Verwahrung genommen habe. So unangenehm aber auch dieser Umstand war, da er mich zu Ausgaben zwang welche mir jetzt recht schwer wurden, so erkannte ich doch daß ich mich mit allen anderen trösten müsse, die vor mir auf amerikanische Ehrlichkeit getraut haben und es auch nach mir — allen Warnungen zum Trotze — wieder thun werden. Nachdem ich deßhalb meine Garderobe möglichst vervollkommnet, schiffte ich mich ohne weiteren Aufenthalt ein und landete nach einer schnellen und glücklichen Fahrt in Neu-Orleans.

Wohl wäre es mir jetzt sehr erwünscht gewesen wenn ich längere Zeit hier hätte verweilen können, denn das rege und bunte Leben des Hafens — so ganz anders als das in New-York —, das Lärmen und Treiben am kühlen Abende unter freiem Himmel in den dämmernden Buden der Limonade- und Eishändler, kurz, was ich nur immer im Fluge von dieser Stadt erhaschen konnte, machte, erhöht durch den Farbenschimmer dieser südlichen Region, einen wunderbaren Eindruck auf mich. Doch meine Casse erforderte vor allem die Rücksicht daß ich zuerst nach einer Beschäftigung trachtete; statt hin an das Ufer des majestätisch großen Missisippi mußte ich mich in das Hotel begeben, statt des vor mir liegenden herrlichen Buches der Natur die Zeitungen durchblättern. Gottlob, ich fand sofort die Anzeige eines sehr geachteten und angesehenen Mannes, welcher für seine und seiner Verwandten Kinder einen Hauslehrer suchte. Zu meiner Freude lag die Plantage, auf welcher ich jenen Herrn aufsuchen mußte, nur etwa 15 engl. Meilen von Neu-Orleans; ich zögerte nicht lange, und hatte das Glück sofort mit 7- 800 Doll. jährlichen Gehalts engagirt zu werden.

Ich sage absichtlich „Glück," denn ich möchte nicht daß durch diesen Erfolg jemand auf den Gedanken gebracht werde als sey hier leichter eine Beschäftigung zu bekommen wie im Norden der Union. Im Gegentheil, und zwar die klimatischen Gefahren ganz unberücksichtigt, ist dieß für sehr viele Fälle hier äußerst schwer, in anderen ganz unmöglich. Nach allem was ich bis jetzt darüber gehört und gesehen habe, ist für Handarbeiter — mit Ausnahme einiger Gewerke, wie Schuster und Schneider, wenn sie etwas Capital haben — durchaus keine Aussicht auf Beschäftigung, ebensowenig im allgemeinen für Gelehrte, wenn sie nicht — wie ich — die meisten lebenden Sprachen Europa's, besonders auch Spanisch, Portugiesisch und Französisch, sehr fertig sprechen. Kaufleute, welche schon in den größten Städten Europa's conditionirt und Kenntniß der hiesigen Geschäftsverhältnisse haben, möchten leichter einen Platz finden, wenn sie sich begnügen wollen vorerst mit geringerer Besoldung vorlieb zu nehmen. Aerzte möchten reussiren wenn sie für den Anfang Capital besitzen, theils um allen Eventualitäten begegnen zu können, theils aber auch, um unermüdlich durch die Zeitungen sich selbst anzupreisen. Letzteres ist überhaupt, wenigstens in den größeren Städten, in ganz Amerika unumgänglich nothwendig, weil es von allen Seiten geschieht, und es wirklich scheint als sähen die Amerikaner in den Zeitungsannoncen den Maßstab der Tüchtigkeit. Mancher trifft es zwar so glücklich daß ihm eine Beschäftigung entgegenkommt, aber ich wiederhole es daß hier am allerwenigsten darauf zu rechnen oder zu hoffen ist, und selbst ich, der ich in meiner Sprachkenntniß überall das Mittel zum Verdienst finde, gieng ohne alle Hoffnung hieher, ja ich wäre wahrscheinlich nicht gekommen, wenn mein Trieb nach Veränderung mir Ruhe gegönnt hätte.

Die Familie, in welcher ich hier Aufnahme gefunden habe, ist sehr liebenswürdig, alle Mitglieder derselben kamen mir freundlich entgegen, meine Stellung ist also sehr angenehm. Es ist hier Sitte daß sich mehrere verwandte oder befreundete Familien vereinigen, einen oder mehrere Lehrer für die gemeinschaftlichen Kinder engagiren, und solche dann anständig honoriren und behandeln. Hier im Hause sind wir unser zwei Lehrer, mein College unterrichtet im Schreiben, Rechnen, Geschichte u. s. w., ich gebe den sprachlichen und mathematischen Unterricht, und beschäftige mich mehr mit den größeren Schülern, deren wir zusammen zehn haben, sechs junge Mädchen und vier Knaben. Doch das älteste der Mädchen zählt schon 17 Jahre, ist also schon eine junge Dame und bald out. Denn wie ich es im Norden der Union fand, herrscht auch hier bei den gebildeten amerikanischen Familien (d. h. wenn sie Geld genug dazu haben) die Sitte, ihre Töchter fast bis zur Verheirathung an dem Unterricht in Sprachen u. s. w. theilnehmen zu lassen. In den nördlichen Staaten ist es nicht selten daß das ganze Vermögen einer jungen Dame bei diesem Unterricht aufgeht, was da, wo die Sitte der Mitgift baren Geldes nicht herrscht, auch weiter nicht schadet. Im Gegentheil, ich habe oft bemerkt wie sehr viele dieser jungen Damen die Herren an wissenschaftlichen Kenntnissen übertreffen und dadurch einen unwiderstehlichen Zauber auf diese ausüben, welche ein solches Capital trotz allem Materialismus sehr wohl zu schätzen wissen; ich hatte aber in New-York in der Damen-Pension von Sing-Sing auch Schülerinnen die über 20 Jahre alt waren. So weit kommt es nun hier im Süden allerdings selten oder nie, doch eine mehr als gewöhnliche Bildung herrscht hier in bessern Kreisen überall. Da hier nun auch ein innigeres Familienleben besteht als in den nördlichen Staaten, so tritt die amerikanische Selbständigkeit an den hiesigen Damen weniger hervor, und dieß alles hat mich in wohlthuendem Maße nach so langer Entbehrung angesprochen. Die Familien, deren Kinder gemeinsamen

Digitized by Google

Unterricht genießen, kommen ziemlich häufig zuſammen; dabei beſteht eine gegenſeitige vollkommene Zwangloſigkeit im Umgang, zwar keine Theilnahme, doch Höflichkeit und Freundlichkeit. Unſere Knaben gefallen mir ſchon weniger; ſo klein ſie zum Theil noch ſind, haben ſie doch ſchon ein bedeutendes von der amerikaniſchen Selbſtgefälligkeit — um nicht Egoismus zu ſagen — aufgenommen.

Eine Stellung wie ich ſie hier habe, würde in Deutſchland eine ſehr leichte heißen, da ich nur vier tägliche Unterrichtsſtunden gebe und über vier Monate Ferien disponiren kann. Hier iſt's aber damit ein anderes. Obgleich wir ein kaltes Jahr haben, wie man es hier nennt, bin ich doch todmüde wenn ich vier Stunden gedacht und geſprochen habe. Doch daran ſoll man ſich ſehr bald gewöhnen, und die Kinder hier ſind eben ſo munter wie im alten lieben Vaterlande. Während der Mittagshitze findet allgemeine Sieſta ſtatt; das Leben der Reichern verſtreicht zwiſchen Schlafen, Träumen und Sichvergnügen. Das fieberhafte Jagen nach Verdienſt, die Unruhe u. ſ. w., wodurch ſich die Nordamerikaner — und nicht allein in den Städten — auszeichnen, iſt hier auf dem Lande nicht zu merken, und nach ſechsjährigem Herumtreiben zwiſchen jener Beweglichkeit thut mir dieſe relative Ruhe einmal ſehr wohl.

Unſere Plantage iſt ſehr ſchön und wird auf mehrere Millionen Dollars geſchätzt, die Gebäude ſind luftig und prachtvoll, die Einrichtung und Lebensweiſe luxuriös. Dennoch wird hier augenblicklich ſehr geklagt, da ſchon im vorigen Jahr die Zuckerernte ſehr mittelmäßig ausgefallen iſt. In dieſem Jahr iſt das Rohr aber nur auf der einen Plantage der Madame Thomas Pugh gerathen; dieſe wird gegen 500 Oxhoft Zucker preſſen, und ſieht einer Einnahme dafür von 80,000 Dollars entgegen. Die übrigen Pflanzer haben nicht ſo viel geerntet daß ſie fürs nächſte Jahr genügend Rohr zum Auspflanzen haben. Da nun aber doch ein jeder etwas Rohr wird preſſen laſſen müſſen, ſo wird die Folge der dießjährigen Calamität ſich noch auf mehrere Jahre hinaus erſtrecken, indem für die nächſten Male bedeutend weniger gepflanzt wird. Die hieſige Plantage bringt oft 150,000 Dollars Einnahme, was einen Begriff von den Verhältniſſen der reichen Pflanzer geben kann. Ich ſage der reichen; denn die Mehrzahl welche fremdes Geld auf ihren Beſitzungen ſtehen hat, iſt ſehr arm und hat mit immer neuen Schulden zu kämpfen, da man durchſchnittlich 14—15 Proc. Zinſen zahlen muß, und ſelbſt dafür kein Geld bekommen kann. Der niedrigſte Zinsfuß beträgt hier 8 Procent.

Da die Zeit meines hieſigen Aufenthalts zu kurz iſt als daß ich über mir entfernter Liegendes ſchon könnte ein richtiges Urtheil gebildet haben, ſo habe ich mich mit Recht an das gehalten was mir zu überblicken ſchon geſtattet war. Und wenn ich mich da über das Angenehme meiner Umgebung vielleicht ein wenig zu lobend geäußert, ſo muß dieß mit der großen Seltenheit eines freundlichen Umganges für einen in Amerika allein ſtehenden jungen Mann entſchuldigt werden. Ueberdieß habe ich bei allem nur die beſſere Claſſe der Pflanzer im Auge. In andern Dingen möchte der Unterſchied zwiſchen den nördlichen und ſüdlichen Staaten nicht zu Gunſten der letztern ausfallen, wenn überhaupt ein ſolcher beſteht, denn hier wie dort ſcheints des Faulen in Hülle und Fülle zu geben. So ſind z. B. die hieſigen Poſtverhältniſſe abſcheulich, die Beamten handeln ganz willkürlich, und an eine Aufſicht iſt — wie überall — nicht zu denken. Wir pflegen unſere Briefſchaften von dem eine Viertelſtunde von hier entfernten Poſt Office A. zu beziehen. Der Poſtmeiſter zu N., welches 8 Meilen von hier liegt, behält aber häufig unſere Briefe zurück, kratzt den Namen des Stationsortes aus dem Convert, und läßt dann ſagen er habe Briefe, wir ſollten ſie holen laſſen. Dieß alles geſchieht von ihm, um einige Cents zu verdienen, und wir müſſen — wollen wir anders unſere Briefe haben — ſeinem Willen folgen, und, was das ſchlimmſte iſt, dazu ſchweigen, theils weil nichts gegen ihn zu machen iſt, theils weil wir ſonſt in Gefahr kommen daß er ſich durch Zurückbehalten der Briefe rächt. Und doch iſt mein Principal ein General und einflußreicher Mann!

Daß der Handel auch hier mit vielem Betrug verbunden iſt, beweiſe folgendes: die Frau Generalin kaufte vor einiger Zeit einen Brillantring für 90 Dollars in Neu-Orleans, und zeigt als ſie ſpäter wieder dort iſt, denſelben Ring einem Commis in der Handlung wo ſie ihn gekauft hatte. Der Commis behauptet feſt der Stein ſey falſch, der Ring nicht 4 Dollars werth, es ſey unmöglich daß er bei ihm gekauft ſey u. ſ. w. Es geſchah dieß in einer der größten dortigen Handlungen; aber es geht hier wie in Neu-York und auch wohl in Europa, daß die größten Spitzbuben wohnen wo — —. Die größten Handlungshäuſer ſind, wie bei euch, nicht immer die ſolideſten.

Ueber die Entzifferungsmittel der Keilinſchriften.

(Der Revue de l'Orient von J. Oppert mitgetheilt.)

I. Lange zuvor ehe die Entdeckung Ninive's das Daſeyn einer Geſittung geoffenbart welche man für unwiederbringlich verloren gehalten hatte, war man, ohne es zu wiſſen, bereits auf mehrere aſſyriſche Inſchriften geſtoßen und hatte ſie abgeſchrieben. In Perſepolis, Wan, Hamadan, Babylon, Kteſiphon hatten Reiſende Texte in fremden Charakteren gefunden und bekannt gemacht, welche zwei Jahrhunderte hindurch den Gelehrten von Zeit zu Zeit lebhafte Beſchäftigung [1] gaben, für alle aber nur todte Buchſtaben blieben. Das einzige Element aus dem dieſe epigraphiſchen Urkunden beſtanden, zeigte auf der einen Seite ein ſpitzigeres Ende als auf der

[1] Die Eingebornen wollen in den Keilinſchriften von Perſepolis und Hamadan die Decrete Dſchemſchids und Feridun's ſehen. Wie irrig auch dieſe Meinung iſt, ſo iſt ſie doch eben ſo vernünftig wie die welche dieſelben der Semiramis zuſchreibt. Was ſoll man aber von der Hypotheſe einiger Touriſten des vorigen Jahrhunderts ſagen, welche, den menſchlichen Urſprung dieſer Denkmäler verwerfend, ſie als ein Werk der Nagewürmer betrachten zu dürfen glaubten? Wir würden dieſer Meinung die Ehre der Anführung nicht erweiſen, wenn ſie nicht abermals einen Beleg dafür lieferte daß der Gipfel der Abgeſchmacktheit kein Grund iſt um von der Aufſtellung einer Hypotheſe abzuhalten.

Digitized by Google

andern, und konnte mit einem Keil oder einer Pfeilspitze verglichen werden. Diese schon seit langem entdeckten Charaktere wurden erst gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts der Gegenstand ernster Aufmerksamkeit. Der berühmte Reisende Niebuhr copirte mehrere dieser Documente in Persepolis; er erkannte gleich anfangs drei verschiedene Schriftsysteme, die aber stets von dem gleichen Element, dem Keil, gebildet waren.

Niebuhr schrieb den Persern die Abfassung dieser Inschriften zu; er unterschied deutlich die drei verschiedenen Alphabete; allein er glaubte, was uns sonderbar scheinen dürfte, daß die alten Könige „sich unendliche Mühe gegeben hätten um sich unsterblich zu machen," indem sie drei verschiedene Alphabete wählten um ihre Großthaten der Nachwelt zu erzählen. Später vermuthete man mit Recht daß diese drei Alphabete, die man stets nebeneinander und in der gleichen unveränderlichen Ordnung wahrnahm, auch drei verschiedene Sprachen ausdrückten. Die einfachsten Wahrheiten lassen sich am schwierigsten beweisen. Dieß festgestellt, glaubte man dann hoffen zu dürfen daß die Entzifferung des einen dieser Idiome nothwendigerweise zum Verständniß der beiden andern führen müsse.

Man gab die Existenz dreisprachiger Inschriften in Persepolis, Hamadan und anderwärts zu; man muthmaßte daß jede Sprache ihren Ausdruck durch ein verschiedenes, aber nach dem gleichen Element, dem Keil, gebildetes Alphabet finde. Dieses Wort Keil nun hat der deutschen Bezeichnung Keilschrift und dem französischen Namen cunéiforme [1] die Entstehung gegeben. Letzterer Ausdruck, dem Genius der lateinischen Sprache gemäß gebildet, ist allgemein angenommen; welchen Einwand man aber auch gegen seine Genauigkeit erheben mag, man hat nicht mehr das Recht sich gegen den Gebrauch, der ihm das Bürgerrecht in der Sprache verschafft hat, aufzulehnen.

Die griechischen Geschichtschreiber nennen die Keilschrift γράμματα Ἀσσύρια; [2] wir werden sehen daß diese Bezeichnung nicht genug sagt. Man kannte den Namen περὶ γράμματα von Babylon ebenfalls, und wenn wir das Werk noch besäßen welches der Abderite Demokritus über die heilige Schrift Babylons verfaßte, so würden wir vielleicht Geheimnisse enthüllen welche uns annoch unerklärlich sind.

II. Die Entdeckung Ninive's bewies endgültig daß das allwärts an die dritte Stelle gesetzte Schriftsystem wirklich dasjenige ist dessen sich die Assyrier bedienten. Die Gelehrten hatten diese, erst vor fünfzehn Jahren bestätigte, Thatsache in Zweifel gezogen; allein man hatte dieses System der anscheinenden Schwierigkeit wegen, welche den Gelehrten den Muth benahm, vernachlässigt, und sich vorzugsweise der Prüfung der ersten Schriftart zugewendet, die viel leichter zu entziffern schien, und es in Wirklichkeit auch war. In der That hat die Entzifferung des alleinigen ersten Systems die Verdolmetschung der assyrischen Texte möglich gemacht. Was war dieß für ein Alphabet? was war dieß für eine Sprache? was war es für ein Volk welches sich dessen bediente? Und auf welche Weise ist es möglich geworden diese Fragen zu beantworten? Durch die einfache Muthmaßung eines Gelehrten, oder, wenn man will, durch einen jener glücklichen Zufälle auf die nur geistreiche Männer ein Vorrecht besitzen. Wir bestehen um so mehr auf der Verdienstlichkeit dieser ersten Arbeiten Karl Ludwig Grotefends aus Hannover, als man ihm in den jüngsten Zeiten die Palme die er verdiente zu entziehen trachtete. Er hat zuerst, und zwar schon im Jahr 1802, der Entzifferung der Keilinschriften die Bahn gebrochen. Seine Verfahrungsweise erinnert an die Geschichte vom Ei des Columbus. Folgendes sind die Thatsachen:

Wir haben gesehen daß eines der drei Systeme unveränderlich die erste Stelle einnimmt. Hieraus schloß Grotefend daß es die Sprache der Gebieter von Persepolis ausdrücke. Ein glücklicher Umstand machte diese Idee fruchtbar: es fand sich daß diese erste Schriftart die einfachste war, und daß sie nur aus einer sehr beschränkten Anzahl von Charakteren bestand. Uebrigens hatte bereits Niebuhr auf diese Thatsache hingewiesen. Außerdem bemerkte der Hannover'sche Gelehrte daß nach gewissen Mengen von Charakteren ein Querkeil sich fand, in welchem er einen Hinweis auf die Trennung der Worte zu sehen glaubte. Bei der Vergleichung der Inschriften an den Thoren von Persepolis sah Grotefend daß zwei fast identische vorhanden waren. Bei beiden fand sich oft ein Wort wiederholt, das er durch König verdolmetschen zu können glaubte. Der einzige Unterschied welchen diese beiden Documente boten, war der: die erste Inschrift begann mit einer Gruppe, die wir A nennen wollen. Die zweite Inschrift zeigte am Anfang die Gruppe B. Das übrige der beiden Texte war fast ganz gleich: nur im ersten Document allein fand sich in der Mitte eine Gruppe C. Die zweite Inschrift zeigte an der Stelle dieser Gruppe C das den ersten Text beginnende Wort A.

Grotefend schloß daraus daß A, B, C Eigennamen seyen, und daß er eine Geschlechtsfolge vor sich habe, in welcher C der Vater von A, und A der Vater von B sey. Allein auf C folgte nicht die so oft wiederholte Gruppe, von welcher Grotefend glaubte daß in ihr die Bedeutung „König" liege. Der deutsche Gelehrte folgerte daraus daß C nicht regiert, sondern daß nur A eine Dynastie gegründet hatte.

Wer konnte dieser König seyn, und wer war sein Sohn?

Grotefend wußte aus den alten Schriftstellern daß die Könige aus dem Geschlecht des Achämenes den Palast von Persepolis gebaut hatten. Diese Idee war schon von Reisenden geäußert worden welche wegen dieser merkwürdigen Texte des asiatischen Alterthums den Weg nach Persepolis eingeschlagen hatten. Unter den persischen Königen gab es nur zwei denen man die Gründung einer Dynastie zuschreiben konnte, Cyrus und Darius. Was erstern anbelangt, so schien das Wort A zu lang um den Namen des Gründers des Reichs ausdrücken zu können, und außerdem hätten C und B identisch seyn müssen, weil der Vater sowohl als der Sohn des Cyrus den Namen Kambyses führten. Von Cyrus absehend, entschied sich Grotefend für Darius: er assimilirte daher die Gruppe C dem Hystaspes, und B dem Xerxes. Er begann nun kühn, mit Zuratheziehung des Hebräischen und der griechischen Worte Δαρειαῖος und Δαρεῖος die Gruppe A auf folgende Weise zu buchstabiren:

D A R H W V SCH

[1] Die Engländer nennen die Keilschrift ebenfalls arrow-headed, oder, mit einem barbarischen Ausdruck cuneaic writing.

[2] Wir glauben daß die cyprischen Charaktere der Supplices (Flehenden) des Aeschylus keine andern sind als die Keilzeichen welche sich auf der Insel Cypern finden.

Digitized by Google

Weitere Studien ſtellten feſt daß er ſich nur hinſichtlich des Zeichens getäuſcht hatte welches y darſtellt, und deſſen wahren Werth erſt Jacquet viel ſpäter erkannte. Bei der Entzifferung des Namens Xerxes fiel dem ſcharfſinnigen Gelehrten der hebräiſche Name Achaſchwerosch ein; er gab daher dem erſten Buchſtaben den Werth von kh; die andern Zeichen waren bereits in dem muthmaßlichen Namen des Darius enthalten. Er las alſo:

KH SCH H A R SCH A

Bei dieſer erſten Leſung war wieder nur daſſelbe Zeichen falſch.

Die dritte Gruppe, in welcher Groteſend den Namen Hyſtaſpes ſah, blieb noch zu erklären. Die griechiſchen Schriften geben den Namen Viſtaçpa; die Perſer nennen dieſe Perſönlichkeit Goſtasp; nach einigen Schwankungen las Groteſend daher die Gruppe C:

V I SCH T A S P

Er hatte ſich nicht getäuſcht.

Gleichzeitig begannen die Hieroglyphen der Pharaonen und Ptolemäer die Aufmerkſamkeit der Gelehrten auf ſich zu ziehen; man kannte bereis einige Zeichen, mit denen man die ägyptiſche Form des Namens Xerxes zu leſen im Stande war. Nun fand ſich in Venedig eine Baſe welche eine Inſchrift in Hieroglyphen und Keilzeichen enthielt. Die Hieroglyphen bedeuteten Xerxes, und die keilförmigen Zeichen waren identiſch der Gruppe, von welcher Groteſend der Meinung geweſen ſie bedeute Xerxes.

Solcher Art war die glückliche Combination des hannover'ſchen Gelehrten, der durch dieſe fruchtbare Idee weitern Entdeckungen den Weg bahnte; allein wie merkwürdig auch dieſer erſte Erfolg war, ſo konnte Groteſend doch nicht die ganze Inſchrift entziffern und verdolmetſchen, und er mußte, trotz ſeiner Anſtrengungen, dieſe Sorge andern überlaſſen. Er glaubte indeß in dem Idiom dieſes erſten Syſtems die Sprache des Zendaveſta zu erkennen: dieß war viel für die damalige Zeit. Wir wiſſen jetzt daß, wenn die perſiſche Sprache dem Idiom Zoroaſters auch nicht identiſch iſt, ſie ihm doch ſehr nahe kommt.

Zwanzig Jahre nach dieſer erſten Entdeckung erkannte der gelehrte Norweger Raſk in einer Gruppe die Bezeichnung des Achämeniden, und las die Buchſtaben m und n. Zehn Jahre verfloſſen ohne bemerkenswerthes Ergebniß bis zu dem Augenblick wo die HH. Burnouf [1] und Laſſen dieſe Urkunden gleichzeitig zum Gegenſtand ihrer Forſchung machten. Dieſe Gelehrten ſahen in einer längern Inſchrift ein Wort welches die bereits erzielten Reſultate hinen mâd zu leſen geſtatteten; ſie erkannten darin den Namen Medien. Man ſuchte daher die Namen der andern Satrapien des perſiſchen Reichs aufzufinden. Dieſem Wort Medien folgte unmittelbar eine Gruppe von ſieben Buchſtaben, von welchen allein der erſte noch unbekannt war, während die andern â kh t r i s geleſen wurden. Was lag nun näher als hier den Namen Baktriana zu vermuthen? Man gewann daher für den unbekannten erſten Buchſtaben den Werth b, man las den ganzen Namen Bâkhtris, und mit dieſem Werth entzifferte man einen Namen Bâbirus, die perſiſche Benennung Babylons.

Andere geographiſche Eigennamen lieferten neue Bedeutungen. Burnouf und Laſſen waren im Stande ſchon im Jahr 1836 mit der Verdolmetſchung der Inſchriften zu beginnen, indem ſie ſich auf das Sanskrit, das Zend und das neuere Perſiſch ſtützten, welche zahlreiche Verwandtſchaften mit der Sprache der Texte haben. Indeß lieferte die Kürze der damals bekannten Urkunden den Gelehrten keine zureichenden Elemente um alle ihre Anſichten zu controliren: viele Fehler wurden in den Einzelheiten begangen, obwohl der allgemeine Sinn der Inſchriften mit befriedigender Genauigkeit bereits feſtgeſtellt war.

Es bedurfte der Entdeckung beträchtlicherer Denkmale, wie der berühmten vierhundertzeiligen, von Darius, dem Sohne des Hyſtaſpes, in drei Sprachen auf dem Felſen von Biſitun, dem alten Bagaſtana, eingegrabenen Inſchrift. Wir verdanken die Kenntniß dieſes merkwürdigen Documents dem Muthe des Oberſten Sir Henry Rawlinſon. Er ſchrieb nicht allein, indem er vielen Schwierigkeiten Trotz bot, dieſe dreihundert Fuß über dem Boden eingehauene Inſchrift ab, ſondern er hat ferner auch das Verdienſt ſie zuerſt erklärt zu haben. Er kann zwar den Ruhm der Entzifferung der Charaktere nicht beanſpruchen, weil Groteſend, Burnouf und Laſſen lange vor ihm den Werth derſelben aufgefunden hatten; was ihm aber von Rechtswegen gebührt, das iſt daß er die Entdeckungen ſeiner Vorgänger benützt hat zur Erweiterung des Feldes der Wiſſenſchaft, zur Fortſetzung ihres Werks.

Indem wir die Wichtigkeit der Inſchrift darthaten die man Sir H. Rawlinſon verdankt, wird es uns geſtattet ſeyn unſer Bedauern auszudrücken daß er ſie ſo lange für ſich allein behalten, und ſo vielleicht die Ergebniſſe verzögert hat welche die gelehrte Welt davon zu erwarten ein Recht beſaß. Das Denkmal von Biſitun enthält die Geſchichte der erſten Regierungsjahre des Darius, und legt in Kürze die Unterdrückung der Empörungen dar welche dieſer Fürſt im Beginn ſeiner Regierung zu bekämpfen hatte. Dieſer Text, der die Behauptungen des Herodot beſtätigt, beweiſt die Authenticität der durch den Vater der Geſchichte auf uns gekommenen Genealogie des Darius; er gibt faſt dieſelben Namen der ſieben Großen Perſiens welche ihr Land von dem Joche des falſchen Smerdis, des Magiers Gomates, befreiten und einer Uſurpation ein Ende machten, deren Zweck die Wiederherſtellung der ſeit der Thronbeſteigung des großen Cyrus geſtürzten mediſchen Herrſchaft war.

Die Leſung von mehr als hundertundzwanzig Eigennamen, welche die Biſitaner Urkunde enthält, iſt für ſich allein eine glänzende Beſtätigung der von Groteſend, Burnouf, Laſſen und andern den perſiſchen Zeichen beigelegten Werthe. Die entſcheidendſte Probe der man irgend ein Alphabet unterziehen kann, iſt ganz einfach ſeine Anwendung, und wenn man auf ſolche Weiſe vollſtändig gerechtfertigte Reſultate erzielt, kann man die Richtigkeit ſeiner Ueberſchreibung behaupten. Lieſt man daher, mittelſt der Daten von denen wir ſprechen, die Namen der Ahnherren des Darius Arſâma, Ariyâramna, Ciſpis, [1] Hakhâmanis, welche Herodot in der gleichen Reihenfolge Arſames, Ariaramnes, Teiſpes und Achämenes nennt; begegnet man ferner dem Namen des Vorgängers von Darius, Ka'mbuz'iya, und ſeines Vaters, Kurus — läßt ſich dann wohl noch zweifeln daß man den richtigen

[1] Die eigentliche Priorität ſcheint Hrn. Burnouf anzugehören.

[1] C drückt den franzöſiſchen Ton von tch und z den von j, erſteres alſo das deutſche tſch, letzteres ſch aus.

Digitized by Google

Werth der Charaktere erkannt habe, oder läßt sich glauben man habe ihnen eine irrige Bedeutung zugeschrieben?

Wenn ihr eine Sprache studiert und ein von dem eurigen verschiedenes Alphabet habt, so nehmt ihr die den Buchstaben durch die Grammatik gegebenen Werthe an, ohne lange zu fragen auf was sich diese Werthbezeichnung gründe. Ihr begnügt euch mit der Würdigung der Resultate derselben. Mit der persischen Keilschrift verhält es sich eben so, und ihre Entzifferung läßt sich von nun an als eine vollendete Thatsache betrachten. Mit dem Alphabet, wie die vereinigten Anstrengungen mehrerer Gelehrten es wieder aufgefunden, liest man nicht nur die Eigennamen, sondern erklärt auch das Ganze der in einer bisher unbekannten Sprache, deren Grammatik und Wörterbuch man wieder aufbauen konnte, verfaßten Inschriften. Letztere Thatsache ist nicht die mindest wichtige.

Indeß könnte es scheinen als bewege man sich in einem fehlerhaften Zirkel, als habe man eine petitio principii zu fürchten. Dem ist nicht so. Obschon die Sprache des Darius und des Xerxes uns früher nicht bekannt war, so kannten wir doch bereits mehr oder weniger vollkommen zwei Sprachen, das Sanskrit und das Zend, in welchen wir eine große Familienähnlichkeit mit dem alten Persischen finden. Ferner kennen wir vollkommen die davon abgeleitete, noch lebende Sprache, das neuere Persisch. Die Grundsätze der vergleichenden Grammatik haben den Sieg über die Schwierigkeiten der Auslegung davon zu tragen vermocht, und man hat die Sprache der alten Perser erklärt. Um uns eines Vergleichs zu bedienen, wollen wir annehmen das Italienische habe sich verloren — könnte man nun mittelst des Lateinischen und Spanischen diese Sprache nicht wieder auffinden? Ein anderes, schlagenderes und mehr Wirklichkeit besitzendes Beispiel: sind wir nicht im Stande das alte Provenzalische durch entsprechende linguistische Operationen zu lernen?

Wir haben die Gewißheit daß die erste Art der dreisprachigen Inschriften die Sprache der Perser vertritt, aus folgenden zwei Gründen: 1) weil alle Eigennamen dieses Volks mittelst dieses Idioms leicht zu erklären sind; 2) weil es augenscheinlich die Quelle ist aus welcher das neuere Persisch stammt. Dieß ist daher die Antwort auf die Frage welche wir oben gestellt haben.

III. Da die Kenntniß der persischen Texte eine erwiesene Thatsache ist, so muß sie uns als Mittel dienen zur Verdolmetschung der doppelten Uebersetzungen von denen sie stets begleitet sind. Die im Grund arische Sprache der alten Perser wurde nicht in der ganzen Ausdehnung des Darius'schen Reichs gesprochen, obgleich sie fast allwärts die amtliche Sprache war. Die Arier selbst, deren erste Wohnplätze sich im äußersten Osten befanden, waren dem Westen erst zu einer heute vollkommen bestimmbaren Epoche näher gerückt. Die Perser waren in Assyrien, Medien und andern westlicheren Ländern auf turanische (scythische, tatarisch-finnische) und semitische Bevölkerungen gestoßen; allein trotz ihrer großen Macht waren sie nie im Stand ihre eigene Sprache jenseits der Gebirge zu verpflanzen welche die durch die Zuflüsse des Euphrat und Tigris bewässerten Länder von dem eigentlich sogenannten Iran trennen. Westlich der Berge Zagros und Cambelidus sprach man seit unvordenklicher Zeit, gerade wie noch heute, ein semitisches Idiom, das selbst über die Sprache eines uralischen Volksstamms, in dessen Besitz das Land vor der Ankunft der Söhne Sems gewesen war, gesiegt hatte.

Obschon diese nördlichen Völkerschaften wieder hinter die Gebirge zurückgetrieben wurden, behaupteten sie sich doch in Medien, in Parthien und in den nördlicher gelegenen Ländern. Wiewohl die ariischen Sieger ihre Sprache in einem großen Theile Mediens und in ganz Persien zur herrschenden machten, gab doch ein ansehnlicher Bruchtheil der medischen Bevölkerung seine turanische Mundart nicht auf, und dieses Phänomen hat sich bis auf unsere Tage erhalten.

Um sich den scythischen Bevölkerungen Mediens und der semitischen Nation des unterjochten Assyriens verständlich zu machen, opferten die Könige Persiens weislich den Erfordernissen der Lage einen falschen Nationalstolz, und ließen sich herbei ihren persischen Edicten Uebersetzungen in medisch-scythischer und in assyrischer Sprache beizufügen, welche letztere selbst die stolze Sprache des Cyrus überlebte. Wir aber, die nachgebornen Erforscher der asiatischen Alterthümer, sind den arischen Monarchen zu großem Danke verpflichtet, denn ihren administrativen Rücksichten allein schulden wir die Verdolmetschung der Inschriften von Ninive.

IV. Die drei Schriftsysteme der dreisprachigen Inschriften drücken daher folgende drei Idiome aus: 1) die persische Sprache, die Muttersprache des Cyrus; 2) die medisch-scythische Sprache, das Idiom der turanischen Bevölkerungen Mediens; 3) die assyrische Sprache, die in Ninive und Babylon im Gebrauch war.

Auf den ersten Anblick sind das zweite und das dritte System verschieden; wir werden sehen daß diese Verschiedenheit nur eine scheinbare ist, und daß sie, identisch in ihrem Ursprung, nur zwei Style der einen und derselben Schriftart vertreten, die, wie zwei Arten phönicischer Schrift, bloß in der Form von einander abweichen. Das keilförmige persische System hingegen bildet für sich allein eine von jeder andern bekannten Schrift gänzlich unterschiedene Gattung; wir bezeichnen sie mit dem Namen arischer Schrift. Für das System das uns in dieser Arbeit beschäftigen wird, haben wir den Namen arische Schrift angenommen.

Im Verlauf unserer Auseinandersetzung werden wir sehen daß der Gebrauch dieser Schrift sich nicht einzig und allein auf diese beiden Idiome, das medisch-scythische und das assyrische, beschränkte. Wir kennen bereits drei andere Sprachen welche durch diese Zeichen dargestellt wurden: das Susische, das Armenische (das Alt-Armenische) und das Casdisch-scythische, ja es ist mehr als wahrscheinlich daß weitere Forschungen in Mesopotamien und Persien auch anarische, in noch unbekannten Idiomen verfaßte Urkunden ans Tageslicht bringen werden.

Die drei Idiome von denen wir so eben gesprochen, bieten keine Entzifferungsschwierigkeiten mehr: man kann fast die gesammte Masse der Texte in bekannte Charaktere überschreiben. Von diesen anarischen Inschriften versteht man außer den Eigennamen noch nichts, denn die Sprachen sind uns vollständig unbekannt. Allein dennoch werden diese Urkunden ihre Erklärung finden, denn es gibt keine Inschrift welche, geschrieben um gelesen zu werden, nicht auch gelesen werden könnte. Wir sagen mit Archimedes: „Δός μοι ποῦ στῶ, gib mir einen Punkt an dem ich mich halten kann." Gebt einen Ausgangspunkt, ihr findet eine Grundlage; auch gibt

Digitized by Google

es kein Werk des menſchlichen Geiſtes das dem menſchlichen Scharfſinn Widerſtand zu leiſten vermöchte: derſelbe göttliche Hauch welcher bei der Schöpfung eines vergeſſenen Gedankens Hülfe geleiſtet, begeiſtert auch denjenigen der dieſen Gedanken wieder auffinden will. Es gibt ein Gedächtniß der Menſchheit, wie es ein Gedächtniß des Einzelnen gibt, und wie wir uns in unſerer Erinnerung Thatſachen zurückrufen welche lange Jahre hindurch in unſerm Innern gleichſam begraben geweſen, und plötzlich wie durch ein Wunder wieder auftauchen, ſo kann die ganze Menſchheit Gedanken wieder neu beleben welche ſie Jahrhunderte lang vergeſſen hatte.

Volksmärchen aus Wales.

Mitgetheilt von Dr. Julius Rodenberg.

1. Maen du yr Arddu, der ſchwarze Stein von Arddu.

In Bettw Garmon, am nordweſtlichen Abhange des Snowdan, wohnte ein wohlhabender Farmer, der eine einzige Tochter, Namens Meredith, hatte. Das Mädchen war ſehr ſchön, aber dabei recht eigenſinnig. Ein böſes Herz hatte ſie wohl nicht, aber ſie war verzogen und voller Launen. Da ſie, wie geſagt, reich, ſchön und jung war, ſo konnte es ihr an Freiersleuten nicht fehlen, aber ſie ſchlug jeden aus. An jedem hatte ſie etwas auszuſetzen, der eine war ihr zu groß, der andere zu klein — ſie wies alle mit Spott zurück, ſie wollte ganz was Appartes haben. Da war nun im Dorfe auch ein Farmersſohn, mit Namen Huwcyn Sion. Der war nicht reich, aber der Rechtſchaffenſte, und weil er ſo bieder war, der Angeſehenſte im ganzen Kirchſpiel. Dabei hatte er ein männlich Weſen und ein paar Augen im Kopf, die ſchon manches Mädchen toll gemacht hatten. Was konnte Huwcyn dazu? Er liebte, ſeit er denken konnte, nur eine, und das war Meredith, die ſchöne, reiche Farmerstochter. Es ſollte nun ſo geſchehen daß auch Meredith ihn lieben mußte, und ſo tief und warm ſolch ein ſchönes Mädchen nur lieben kann. Sonſt hätte Huwcyn gar nicht daran gedacht um ſie zu freien. Allein Meredith's Vater, der ſein einzig Kind glücklich ſehen wollte, und auf keinen mehr hielt als auf Huwcyn, weil er ſo brav und rechtſchaffen fleißig war, der ermuthigte ihn ſeinen Antrag nur zu machen. Da zog ſich Huwcyn aufs Beſte an und machte ſich auf den Weg. Meredith konnte den ganzen Tag thun was ſie wollte, ſie jagte die Fohlen auf dem Anger vor der Farm. Als ſie Huwcyn ſo ſtattlich gekleidet ſah, rief ſie aus: „Sag mir doch, Huwcyn, iſt es heute Sonntag?“ „Wenn du willſt, ſo iſt es heute Sonntag für mich,“ erwiederte Huwcyn, und ſagte ihr dann, warum er gekommen ſey. Da aber lachte Meredith aus Leibeskräften, ja, ſie lachte ſo laut daß die Fohlen über den Anger ſetzten, dann ſagte ſie: „Seht doch! ei — ſeht doch! Meinſt du denn, ich wäre für einen Farmer nicht zu gut? Einen Barden will ich haben, ſag' ich dir, einen Barden! Und eh' du nicht ein rechter Barde geworden biſt, eher kann ich dich auch nicht brauchen!“ Damit lief ſie wieder die Wieſe hinauf, zu den Fohlen. Huwcyn gieng in tiefſter Betrübniß von dannen. Hätte er ſich nur einmal umgeſehen! Denn kaum war er fort, ſo kam auch Meredith wieder herunter, ſetzte ſich auf die Gatterthür und ſah ihm nach, ſo lange ſie konnte. Er aber war ſehr betrübt und ſah nicht rechts noch links.

An einem ſteinigen Platze, yr Arddu, der ſchwarze Weiler genannt, an dem man vorüberkommt, wenn man den Snowdan beſteigt, liegt ein großer, loſer Stein, welcher Maen du yr Arddu, der ſchwarze Stein von Arddu heißt. Nun geht die Sage daß, wenn zwei Perſonen eine Nacht auf dieſem Steine ſchlafen, der eine ſich am andern Morgen, wenn die Sonne aufgeht, mit der Gabe des Bardenthums beſchenkt ſehen, der andere aber wahnſinnig geworden ſeyn würde. „Ich gienge hinauf“ ſagte Huwcyn, „gleich! — Denn wenn ich die Gabe des Sängers erhalte, ſo würde ich glücklich werden, und werde ich wahnſinnig, ſo fühle ich ja nichts von meinem Unglück! — Aber es müſſen zwei ſeyn die da hinauf gehen — und wen darf ich bitten auf ſolchem Gang mich zu begleiten?“

Indem begegnete ihm Huw Beliſſa. Er konnte ihm ſeinen Kummer nicht verbergen, denn Beliſſa war von Jugend auf ſein liebſter und beſter Freund geweſen. Beliſſa war unter allen jungen Burſchen als der größte Wagbals berühmt; und kaum hatte er die Geſchichte ſeines Freundes vernommen, als er ſchon fröhlich entſchloſſen ausrief: „Huwcyn, ich begleite dich!“ Je mehr Huwcyn abredete, um ſo feſter ward Beliſſa's Vorſatz, und ſo traten ſie denn nun gemeinſchaftlich ihren Weg an. Als ſie bei Meredith's Farm vorbeikamen, da ſtand das Mädchen vor der Thür.

„Wohin des Weges?“ fragte ſie.

„Dahin auf!“ ſagte Beliſſa und zeigte zum Gipfel des Snowdan empor, der im Abendroth ſtrahlte — „zum ſchwarzen Weiler!“

Bei dieſen Worten fiel es dem Mädchen ſchwer aufs Herz. Allein ſie faßte ſich bald wieder und wünſchte den Männern ein glückliche Reiſe. Auch glaubte ſie, die beiden hätten nur ſpaßen wollen. Ueber eine Weile jedoch, da ſie wieder hinaus ſah, bemerkte ſie dieſelben ſchon ganz weit in der Abenddämmerung, hoch über den Tiefen. Da ward ihr Angſt und ſie mußte den ganzen Abend an den ſchwarzen Weiler denken. Als ſie ſich zu Bett gelegt hatte, kam es ihr wieder im Traume vor — es war ihr, als ſey Huwcyn wahnſinnig geworden — ihretwegen — ſie kämpfte, ſie flehte, ſie litt .... da erwachte ſie, ſchweißgebadet, und vom Kirchthurm ſchlug es eben Mitternacht. Da konnte ſie's auf dem Bette nicht mehr aushalten, ſie ſprang auf, zog ſich eilig an und lief hinaus. Von Liebe und Gewiſſensangſt gejagt, klomm ſie den Snowdan hinan. Es war eine finſtere Nacht, nur einzelne Sterne funkelten aus dem Gewölk, und der Sturm, der am Snowdan nimmer raſtet, jagte ſchauerlich durch die Höhlen und Löcher. Das arme Mädchen verirrte ſich bei der Dunkelheit, und ſchon fieng der Morgen zu grauen an, als ſie noch in der unwegſamen Felswildniß kletterte. Endlich fand ſie den Weg, endlich durfte ſie hoffen noch frühe genug zu kommen um die Schlummernden zu wecken und zu retten. Da, als ſie mit dem letzten Aufwand ihrer Kraft den

Digitized by Google

Gipfel erreichte und den Namen des Geliebten rief — da, mit dem Klange zugleich traf der erſte Strahl der aufgehenden Sonne das Antlitz der Schläfer . . . . ſie erwachten . . . und das Verhängniß war erfüllt. Auf dem nebelumwallten Felſen, als wie auf einer Wolke ſchwebend, ſtand Huweyn, vom Morgenroth das edle Haupt verklärt, und mit dem Lachen des Wahnwitzes weihte Beliſſa das Echo der Klüfte des Gebirges. Meredith, von Liebe und Schmerz hingeriſſen, ſank vor Huweyn nieder und umfaßte weinend ſeine Kniee. Dieſer aber ſagte: „Ich habe nur noch eine irdiſche Sorge, und das iſt Huw Beliſſa — weiter habe ich nichts mehr auf Erden."

Huweyns Harfe ward das Entzücken ſeines Volkes; nur für Meredith war jeder ihrer Klänge wie ein Schwertſtich. Sie, die Roſe von Bettw Garmwen welkte vor der Zeit und ſtarb als Mädchen; aber in Schloß und Hütte berühmt wurde Huweyn Sion, mit dem Beinamen y Cauw, der Sänger. Denn nicht vor, nicht nach ihm war ein beſſerer Sänger in Cambrien.

2. Die Eule von Cwn Cowlwyd.

Cwn Cowlwyd iſt eine tiefe und finſtere, von Klippen hoch umragte Thalſchlucht in Nordwales, woſelbſt einſt die alte Eule gewohnt haben ſoll, von der folgende Geſchichte erzählt wird.

Der Adler von Gwernabwy war lange Zeit mit ſeinem Weib verheirathet geweſen und hatte viele Kinder von ihr. Da ſtarb ſie und er blieb lange Wittwer. Endlich jedoch beſchloß er ſich mit der Eule von Cwn Cowlwyd zu verheirathen. Aber da er fürchtete daß ſie zu jung ſeyn, und er zum Schaden ſeiner eigenen zahlreichen Familie noch Kinder von ihr bekommen möchte, ſo gieng er, um ſich bei den Aelteſten auf der ganzen Welt nach ihrem Alter zu erkundigen. Demgemäß wandte er ſich zuerſt an den Hirſch von Rhedynfra, fand ihn am Stumpf einer alten Eiche liegen, und fragte ihn, ob er das Alter der Eule wiſſe?

„Dieſe Eiche," ſagte der Hirſch, „die nun vor Alter zuſammengefault iſt und ohne Rinde und Laub daliegt, obwohl ſie niemals Schaden oder Verletzung gelitten hat, außer daß ich mich eines Tages einmal gegen ſie gerieben habe, dieſe Eiche habe ich ſchon als Eichel gekannt; doch ich erinnere mich nicht die Eule, von der du ſprichſt, jünger oder älter geſehen zu haben, als ſie auf dieſen Tag zu ſeyn ſcheint. Aber da iſt noch ein älterer als ich bin, und das iſt der Lachs von Glyniſſon."

Da wandte ſich der Adler an den Lachs wegen des Alters der Eule. Der Lachs antwortete: „Ich bin ſo viele Jahre alt als Schuppen auf meiner Haut ſind und Laichkörnchen in meinem Leibe. Doch nie ſah ich die Eule von der du ſprichſt anders als ſie jetzt iſt. Aber da iſt noch ein älterer als ich bin, und das iſt die Amſel von Cilywri."

Der Adler begab ſich darauf zu der Amſel von Cilywri; er fand ſie auf einem kleinen Steine ſitzen, und fragte ſie nach dem Alter der Eule.

„Siehſt du," ſagte die Amſel, „den Stein, auf welchem ich ſitze? Er iſt nicht dicker als ein Mann ihn in die Hand nehmen kann. Dieſen Stein habe ich geſehen als er ſo ſchwer war daß hundert Ochſen an ihm zu ziehen hatten, und er hat weder durch Schleifen noch durch Reiben gelitten. Nur einmal an jedem Abend hab' ich meinen Schnabel an ihm gewetzt, und einmal an jedem Morgen, ehe ich ausflog, die Spitze meines Flügels an ihm geſtrichen. Doch die Eule hab' ich nicht älter noch jünger geſehen als ſie heut zu ſeyn ſcheint. Aber da iſt noch ein älterer als ich bin, und das iſt der Froſch von Mochno-Beg. Und wenn der ihr Alter nicht weiß', ſo lebt kein Geſchöpf das es weiß."

Da gieng der Adler zuletzt zu dem Froſch und wünſchte das Alter der Eule zu wiſſen.

Der Froſch antwortete: „Ich genoß niemals etwas anderes als das Gewürm des Bodens auf dem ich wohne, und auch das ſehr ſparſam. Und ſiehſt du die großen Hügel, welche den Sumpf wo ich liege umgeben und überragen? Sie ſind nur von dem entſtanden was mein Körper auswirft, wenn ich verdaut habe. Aber ich kann mich nicht erinnern die Eule jemals anders geſehen zu haben als ein altes Scheuſal, das mit ſeinem gräßlichen Geſchrei: Tu! hu, hu! die Kinder der ganzen Nachbarſchaft in Furcht und Schrecken ſetzt."

Da iſt der Adler von Gwernabwy zu der Eule von Cwm Cowlwyd gegangen und hat ſie geheirathet.

3. Die Entſtehung des Llyn Tegid oder Bala-See.

In Merionethſhire liegt ein See mit ſteilen Ufern, von Baum- und Buſchwerk dunkel bekleidet, den die Engländer Bala-See und die Waliſer Llyn Tegid nennen. Er iſt ungefähr zwei Stunden lang und an manchen Stellen vierzig Faden tief. Gebirge ſchließen ihn ein, und der luſtige Gipfel des Arran Fowddwy beſpiegelt ſich in dem ſtillen Bergſee.

Tief unter dem Waſſer hat der alte Schiffer, wenn der klare Herbſtmond ſcheint, Thürme und Mauern geſehen, und oft in ſtürmiſchen Decembernächten kann er am Schaumwirbel der Oberfläche noch den Ort unterſcheiden wo die höchſte Spitze emporragt, und wenn der Sturm eine Weile ruht, haben ſchon manche eine feine Stimme rufen hören: „Edifar! Edifar! (Reue! Reue!)"

In dem Thale, wo nunmehr der See iſt, lebte, zu der Zeit da Cambrien noch ſeine eigenen Fürſten hatte, ein ſehr ſtolzer Fürſt. Aber all' ſeine Schätze, Schlöſſer und Wälder waren durch Sünde erworben, durch Mord und Raub; und da er ſeinen Fürſtenſitz zuerſt betrat, da hörte er eine Stimme von den entfernten Bergen rufen: „Edifar a ddaw! Edifar a ddaw!" (die Reue kommt! die Reue kommt!)

„Wann wird ſie kommen?" fragte der Fürſt.

„Nach dir im dritten Geſchlecht!" erwiederte die Stimme, und zugleich donnerte es ſtark, daß es in allen Bergen widerhallte.

Der halsſtarrige Fürſt lachte als er die Stimme gehört hatte, fuhr in ſeinem böſen Lebenswandel mit Plündern und Rauben fort, und lachte immer wenn er die Orgel und den Geſang aus der Kirche hörte.

Viele, viele Jahre vergiengen. Da ward eines Nachts ein alter Harfner aus den benachbarten Bergen aufs Schloß beſtellt. Es ward nämlich ein Feſt daſelbſt gefeiert, weil dem älteſten Sohn des Fürſten auch ein Sohn geboren worden war. Als der arme Harfner in die Halle trat, da war ſolch ein Glanz und eine ſolche Menge von ſtolzen und ſchönen Damen und Herren, als er nie

Digitized by Google

zuvor geſehen. So kam Mitternacht heran. Es ward mit dem Tanzen eine Pauſe gemacht, und man ließ den alten Harfner in ſeiner Ecke ganz allein ſitzen. Da — plötzlich — hörte er, halb ſingend und halb flötend ſich ins Ohr rufen: „Edifar! Edifar!“ Er kehrt ſich um und ſah einen kleinen Vogel, der in der Luft flatterte und ihm winkte mitzukommen. Er folgte, ſo ſchnell ein alter ſchwacher Mann nur konnte. Er wußte zwar nicht was das bedeute; allein ihm war als müßte er folgen. Endlich waren ſie aus all den Gängen und Hallen des Schloſſes heraus und draußen in der klaren, kalten Mondennacht. Der alte Mann blieb unſchlüſſig ſtehen. Aber da ſah er wieder den kleinen Vogel zwiſchen ſich und der Mondſcheibe, und er winkte ihm ſo bekümmert, und rief dabei wieder ſein „Edifar! Edifar!“ daß er nicht anders konnte, und ihm aufs neue folgte. So giengen ſie nun durch Sümpfe, durch Wälder und Dickicht, der kleine Vogel flog immer voran und zeigte ihm die beſten Wege an. Aber wenn er auch nur einen Augenblick ſtehen blieb, ſo rief der Vogel wieder: „Edifar! Edifar!“ und das in einem Tone, der ihn an den Todesſchrei ſeiner kleinen lang geſtorbenen Gwenhwyar erinnerte, den ſie ausſtieß da ſie in Glasllyn, dem blauen See, ertrank und niemand ſie retten konnte.

So erreichten ſie die Spitze des Berges, und der Harfner war müde und erſchöpft. Er blieb ſtehen ... aber der kleine Vogel ſang nicht mehr. Er lauſchte .... aber er hörte nichts als das Rauſchen eines Bergquells zu ſeinen Füßen und die Glocke eines Schafes von weit herauf. Nun dachte er, alles ſey nur Gaukelei geweſen; er ſchalt ſich daß er ſolch ein Narr geweſen und gefolgt ſey, und wandte ſich, um nach dem Schloß zurückzukehren und zu dem nächſten Tanz früh genug da zu ſeyn. Aber wie erſtaunt war er, als er — beim Umdrehn — nichts mehr vom Schloß gewahren konnte! alles was er unter ſich ſah war das weite, ruhige Waſſer eines Sees, auf deſſen mondbeſtrahlter Fläche ſeine Harfe ſchwamm.

Die Feſtungswerke von Herat.

(Aus Ferriers Caravan Journeys.)

Die Bodenfläche auf welcher Herat jetzt ſteht, umfaßt ungefähr eine Geviert-Farſang, und die nach Oſten und Weſten ſich erſtreckenden Stadttheile ſind länger als die im Norden und Süden. Herat verdankt ſeine Stärke den ungeheuren Erdwerken von denen es umgeben iſt. Der Sage zufolge ſind dieſe Erdwerke aus den Trümmern der hohen und maſſiven Mauern errichtet, welche die Macedonier niederriſſen um an ihrer Stelle neue zu bauen. Dieſer in ununterbrochener Linie ſich hinziehende Damm iſt aus ungemein harter, aufgehäufter Erde gebildet, und es iſt leicht zu ſehen daß ein bedeutender Theil davon, bis zu großer Tiefe, im Innern, ein kleiner dagegen außerhalb der Stadt ausgegraben wurde. Er wird auf der Innenſeite durch ein Contrefort aus ſonnegetrockneten Backſteinen geſchützt; auf der Außenſeite hat er einen ziemlich ſteilen Abhang, deſſen Fuß in einem breiten und tiefen Graben ruht, den man nach Belieben mit Waſſer füllen oder trocken legen kann. Die Höhe dieſes Erdwalls iſt nicht überall die gleiche, im Durchſchnitt aber kann man ſie auf neunzig Fuß ſchätzen. Es befinden ſich auf dem Wall eine große Anzahl Thürme, je ungefähr fünfzig Fuß von einander entfernt, und verbunden durch Curtinen (Zwiſchenwälle), welche mit Schießſcharten für das Gewehrfeuer verſehen ſind; die Thürme in den Winkeln ſind maſſiv, und nur dieſe können mit Kanonen ausgerüſtet werden. Zwei aus der Dicke des Walls ausgehauene bedeckte Wege tragen zur Stärke des Platzes ſehr viel bei.

Die Citadelle, d. h. die Burg Ichtiar Eddin, liegt auf der Nordſeite und innerhalb der Ringmauer der Stadt. Dieſe Veſte iſt viereckig, mit großen Thürmen in den Winkeln, und aus gebrannten Backſteinen gebaut; ſie ſteht auf einem künſtlichen, die Stadtmauern überragenden Hügel, und iſt, wie der äußere Wall, von einem breiten und tiefen Graben umgeben, der durch eine Zugbrücke gekreuzt wird und beliebig unter Waſſer geſetzt werden kann. Dieſes Werk beherrſcht die Stadt und die Straße von Meſchhed, und es wäre ſchwierig, wo nicht unmöglich, es erfolgreich, ſelbſt mit Batterien auf den Höhen des Thaleh-bengy, dem einzigen Punkt wo ſie vortheilhaft aufgeſtellt werden könnten, anzugreifen.

Nach der Belagerung Herats durch die Perſer im Jahr 1838 ſtellten einige engliſche Ingenieur-Officiere, unter der Oberleitung des Majors Todd, des brittiſchen Reſidenten am Hofe Schah Kamrans, einen Theil der Befeſtigungswerke wieder her; da ihnen die Linie des Grabens der Ringmauer ſchwach ſchien, ſo füllten ſie denſelben an mehreren Punkten auf, und gruben einen andern weiter vorwärts. Dieß hat dem Wall eine größere Höhe gegeben; die den Graben — in welchem ſie ebenfalls einige Vertheidigungswerke anbrachten — beſtreichenden Kanonen aber haben dadurch ein beſſeres und wirkſameres Feuern gewonnen. Auch die Thürme in den Winkeln wurden vorſpringender gemacht, und die Thore einigermaßen verändert, ſo daß ein Angriff jetzt viel ſchwieriger wäre als während der Belagerung von 1838. Dieſe Veränderungen ſind unglücklicherweiſe nur auf zwei Seiten in Ausführung gebracht worden; die andern zwei befinden ſich in ſchlechtem baulichem Zuſtand, und ſind an verſchiedenen Punkten angreifbar, wo nicht zugänglich. Wären die an den Feſtungswerken Herats durch dieſe Officiere vorgenommenen Verbeſſerungen vollendet worden, ſo würden ſie einen wirkſamen Schutz gegen die Angriffe der Afghanen, Usbeken und Perſer gewährt haben; ſollte aber ein europäiſches Heer die Stadt belagern, ſo könnte die Vertheidigung keine zwanzig Tage dauern, denn ſie iſt, trotz alldem, nur eine unermeßliche Redoute, und hat, wie alle derartigen Werke, den Fehler von vier todten Winkeln und einem ſchwer zu vertheidigenden Graben. Herat kann erſt dann ſtark ſeyn wenn man Werke errichtet welche die jetzt beſtehenden flankiren, dieſe aber werden von Perſern wahrſcheinlich nicht, noch weniger von Afghanen, aufgeführt werden. Die Beſchaffenheit des Bodens würde den Minirungsoperationen beträchtliche Schwierigkeiten entgegenſtellen, denn das Waſſer ſteigt ungehindert auf neun bis zwölf Fuß, und die Truppen Mohammed Schahs

Digitized by Google

mußten unglaubliche Anſtrengungen machen um ihre Laufgräben und Verbindungswege trocken zu halten. Die Belagerten hatten mit dieſer Schwierigkeit nicht zu kämpfen, weil ſie im Stande waren ihre Minen von dem erſten bedeckten Gang aus mitten durch die Dicke des Walls hinabzuführen. Beide Parteien ſtießen häufiger im Graben als ſonſtwo aufeinander, und in demſelben fanden einige blutige Gefechte ſtatt, in welchen mehrere Tauſend Menſchen fielen.

Ueber die Schwamm-Fiſcherei im Orient.

(Von X. Landerer.)

Ein nicht unbedeutender Handelsartikel für Griechenland iſt die Schwammfiſcherei, indem jährlich gegen 150,000 Liter ausgeführt werden und in den europäiſchen Handel kommen. Die im europäiſchen Handel vorkommenden werden unterſchieden 1) in ſyriſche oder Soria-Schwämme, 2) in Schwämme von Tripolis oder aus der Berberei, in iſtrianer, dalmatiner, griechiſche, amerikaniſche und Bahama-Schwämme. In Griechenland ſind die eigentlichen Taucher die Hydrioten, Spezioten und Kranidioten, und noch geſchicktere Taucher und Schwamm-Fiſcher ſind die Bewohner der kleintürkiſchen Inſeln Symi und Kalymnos, Symioten und Kalamioten genannt. Dieſe letztern ſind es auch die ſich ſeit mehrern Jahren im Golf von Navarin beſchäftigen, die bei der Seeſchlacht der verbündeten Mächte gegen die türkiſche und ägyptiſche Flotte verſunkenen Kanonen aus dem Abgrunde des Meeres heraufzuholen, und davon 60 bis 80 Stück jährlich zu Tage fördern.

Im Monat Mai beginnt die Schwammfiſcherei. Man ſieht oft weit ſchwimmende 30 bis 50 kleine Barken mit rothbraun gefärbten Segeln in den Meeren des griechiſchen Archipels, alle Inſeln umſegelnd und nach Schwämmen haſchend. Um die im Meeresgrund ſich findenden Schwämme leichter und beſſer unterſcheiden zu können, haben ſie eine Schüſſel mit feinem Sande, welcher mit Oel innig vermengt iſt, und dieſen werfen ſie auf die Oberfläche des Meeres. Das Oel breitet ſich auf der Meeresfläche aus und läßt eine dünne Schicht Oel auf derſelben, wodurch die Durchſichtigkeit des Meeres um vieles erhöht wird; man iſt nun mit Leichtigkeit im Stande Gegenſtände auf dem Meeresgrunde zu unterſcheiden, die man früher nicht zu unterſcheiden vermochte. Hat nun der in der Barke ſitzende nackt und von der Sonne braungebrannte Taucher, umgürtet mit einem Riemen, in dem ein großes Meſſer ſteckt, einen Schwamm erſpäht, ſo ſtürzt er ſich, die Hände dicht zuſammenhaltend, in die Tiefe hinab, ſchneidet den Schwamm los, und kommt denſelben in der Hand haltend aus der Tiefe wieder auf den Meeresſpiegel, wo er ſich wieder in die Barke ſetzt und wieder hinab in die Tiefe ſtarrt; und ſo geht es lautlos fort bei ſtiller Zeit den ganzen Tag, bis er einſt taucht in des Lethe's Fluthen, vergeſſend den traurigen Erwerb. Den Seinen Unterhalt zu ſchaffen, die Menge der Schwämme zu mehren, ermattet endlich der arme Taucher, und aus Naſe und Ohren quillt ihm Blut, ſich miſchend mit der grünen Woge, aber lähmt ihm der Krampf die Glieder, ſo kehrt er aus der Tiefe nie zurück. Am Felſengeſtade ſind der Höhlen viel, dort ſucht der Taucher große Schnecken, z. B. Buccinum tinctorium, die Perlmuſchel, das Gehäuſe zu verkaufen, vom Thiere ſelbſt ſich zu nähren. Auf der Höhle Boden und in den Seitenwänden ſpäht er umher; da ſitzen gern die Schnecken; gewahrt er aber nicht die große Muſchel, die mit offenen Schalen dräuend über ihm am Felſen feſtgewachſen ſitzt, und kommt er ihr ſo nahe, ſo ſchließt ſie, ſich zu ſchützen, die Schalen, und hält den Taucher feſt mit gewaltiger Kraft. Vermag er dann nicht ſchnell ſich zu befreien, ſo muß er bleiben in der kühlen Grotte, ſie wird ſein Grab. Glücklich hat der Taucher ſeine Beute erfaßt und eilt zurück in die ſonnige Welt; da packt ihn nicht ſelten des Meeres Hyäne, der gierige Hay, und der Taucher mit ſeiner Beute wird ihm zur Beute. Oft faßt am Meeresgrunde der gräuliche Polyp achtarmig umſchlingend den Taucher und ſaugt ſchnell ſich feſt mit brennendem Schmerz; trennt dann nicht raſch das Meſſer des Unthieres feſſelnde Bande, ſo hat ihn des Todes Arm erfaßt und läßt ihn nicht wieder auftauchen.

Die erbeuteten Schwämme werden ſodann an ein ſeichtes und ſehr ſandiges Ufer gebracht und der Reinigung und dem Sortiren unterworfen, was die Schwammfiſcher im Orient auf folgende Weiſe bewerkſtelligen. Die friſchen Schwämme ſind ſo wie ſie aus dem Meere kommen mit einer ſchlammigen Maſſe überzogen, und um ſie von derſelben zu befreien, werden ſie mit feinem Sande eingerieben und an Stricke angereihet den Meeresfluthen übergeben, damit ſich durch das Hin- und Herbewegen der Schleim ablöſe und die Schwämme ſich auf dieſe Weiſe reinigen. Bleiben nun dieſe Schwämme längere Zeit an der Sonne liegen unter öfterm Begießen derſelben mit Meerwaſſer, ſo werden ſie gebleicht und auch feiner, indem ſich der gallertartige Schlamm, der die friſchen Schwämme überzieht, auf irgend eine Weiſe verändert und ſich ſodann durch den Sand abreiben läßt. Sind ſie nun gebleicht, ſo werden ſie an Fäden gereiht mit Waſſer befeuchtet, und um das Gewicht zu mehren, Sand eingeſtreut und nach dem Gewichte verkauft.

Digitized by Google

Reisebriefe aus Indien.

(Von Dr. Georg v. Liebig.)

I.

Ihr werdet euch aus früheren Briefen erinneren daß Baroda in einer weiten Ebene liegt, die sich von Surat bis über Ahmedabad hinaus erstreckt, und den größten Theil der Provinz Guzerat (sprich Gusserat oder Gudscherat) bildet. Das Land ist nur wenig über dem Meeresspiegel erhaben, und eine der reichsten Gegenden Indiens; es producirt einen großen Theil der Baumwolle, die von Indien ausgeführt wird, und außerdem Kornfrüchte (vier Arten), Reis, Ricinusöl, Dal (eine Art Linsen), Tabak, Mais und Zuckerrohr in großer Menge; der Boden ist eine lockere, dunkele und sehr fruchtbare Erde, und scheint nur die feinsten Trümmer der Verwitterungsmassen zu enthalten, die von den plutonischen und vulcanischen Hügeln im Osten während der Regenzeit, wenn das Land überschwemmt wird, herabgeführt und abgesetzt werden. Man findet auf Hunderten von Quadratmeilen keinen Stein, den man nach einem Hund werfen könnte. Nur die Flußbette enthalten Geschiebe und bisweilen größere Blöcke, welche entfernten Gebirgsarten angehören. Die größte Breite der Ebene ist etwa 80 engl. Meilen zwischen der See und den östlichen Hügeln, und die Länge von Surat bis zum Runn von Cutsch mag 200 Meilen betragen. Nach Westen erstreckt sich die Ebene bis in die Mitte der Halbinsel Kattywar, zwischen dem Busen von Cambay und Cutsch, auf deren westlicher Hälfte sich wieder Hügel erheben. Dem Reisenden erscheint das Land wie ein Garten, und kaum hat man ein Dorf verlassen, so erblickt man schon die nächsten. Oestlich von Baroda sieht man bei durchsichtiger Luft in der Regenzeit die scharfen Umrisse eines steilen Hügels, Pauaghar (Pauaghur) genannt, der sich senkrecht aus der Erde zu erheben scheint. Es ist die einzige Erhebung, die man rings am Horizont erblicken kann, und seine eigenthümliche, terrassenförmige Anordnung, sowie der steile Abfall der Wände lassen den Fels als das letzte vereinzelte Glied der Trappformation erscheinen, welche den nördlichen Theil der westlichen Ghauts (sprich Ghats, Gebirge) von Indien bildet. Dieser Berg hatte ein um so größeres Interesse als an seinem Fuß die Ueberreste einer ehemals großen Stadt Champanier (Tschampanier), jetzt von Wald überwachsen, sich ausbreiten. Auf dem Hügel selbst ist ein altes indisches Fort, und auf der höchsten Spitze ein Wallfahrtstempel der Hindu. Einige gewölbte Gebäude, die ehemals als Kornvorrathshäuser für die Besatzung dienten, und in die man Fenster und Thüren gebrochen hat, dienen als Sommeraufenthalt für die Officiers der Station Baroda und ihre Familien. Ich hatte lange schon gewünscht diesen Hügel und die untergegangene Stadt zu besuchen, und ergriff daher die Gelegenheit meiner Reise nach Niemuch (Niematich), um in Gesellschaft zweier Freunde dahin zu gehen; die letzten 14 Tage wurden dazu benutzt, mich mit einem derselben, einem Officier meines Regiments, in der gleichzeitigen und unabhängigen Beobachtung der beiden Hypsometer zu üben, die ich kurz vorher aus Deutschland erhalten hatte, um eine Messung des Berges vorzunehmen. Die Instrumente stimmten genau unter einander überein, und wichen von einem Normalbarometer in der Station nicht mehr ab als die Differenz zwischen zwei guten Barometern betragen kann. Meine Habseligkeiten, die auf sechs Ochsenkarren vertheilt waren, schickte ich unter der Aufsicht meines Butlers drei Märsche voraus, nach Godron, mit dem Auftrag dort mein Zelt aufzuschlagen und mich zu erwarten. Die Sachen waren unter dem Schutz zweier Sowars oder Affowars (Sauars oder Assauars, Reiter), Reiter der Police-force, die unter dem Befehl des englischen Agenten für die Ufer des Mahi steht; dieser Agent beaufsichtigt die Administration der Gränzdistricte der Besitzungen des Sindias Holkais und verschiedener kleinerer Radschahs, die bunt unter einander entlang dem Laufe des Mahi-Flusses liegen. Sie kamen erst vor kurzem unter englische Verwaltung, da die Fürsten selbst nicht stark genug waren, den vielen Räubereien entlassener Soldaten, meistens Afghanen, Einhalt zu thun. Diese Sowars erhalten 7 Rupies (à 1 fl. 12 kr.) monatlich und Pferderation — ihre Waffen und Kleider nebst den Pferden stellen sie sich selbst. Sie haben keine Uniform und sind mit einem krummen Säbel und einer Luntenflinte bewaffnet. Sie sind dem Reisenden in diesen Gegenden unentbehrlich, da es unmöglich ist, ohne ihre Hülfe in den indischen Dörfern die Dienstleistungen zu erhalten, zu denen die verschiedenen Kasten der Einwohner, der Theorie ihrer patriarchalischen Gemeindeverfassung nach, verbunden sind. Viele Reisende nehmen eine Wache von drei regulären Seepoys (Siepoi oder richtiger Sipahi) unter einem Korporal, allein diese sind bloß auf den regelmäßigen Routen brauchbar, da sie für die Jungle (Dschungel) zu disciplinirt sind. Ihr werdet im Verlauf schon sehen, wozu die Sowars gut waren.

Am 2 März um 4 Uhr Nachmittags verließen wir Baroda zu Pferde. Der Weg war, obgleich in der Ebene, wegen der tiefen Furchen und Wagengleise sehr schlecht; er führte durch unabsehbare Grasflächen, die für den Bedarf der Pferde und Elephanten des Garkavar von Baroda reservirt sind. Das Gras war indessen abgemäht, und was zurückblieb, gelb gebrannt von der Sonne. Gegen Abend kamen wir in einem 14 Meilen von Baroda entfernten Dorfe an, wo wir durch einen dritten Sowar, den ich bei mir behalten hatte, für jeden von uns einen mit Heu gefüllten Ochsenkarren bestellt hatten, die uns während der Nacht weiter führen sollten. Es ist dieses eine hierzulande sehr gewöhnliche Art des Nachts zu reisen; das Heu verhindert die unangenehme Wirkung der häufigen Stöße, die man sonst auf den holperigen Wegen erhalten würde, und man schläft vortrefflich. Staub muß man sich freilich gefallen lassen, wenn der Wind geht. Am nächsten Morgen um 4 Uhr beim Erwachen fanden wir uns bei einem offenen Platze im Wald, wohin wir den Tag vorher Pferde vorausgeschickt hatten; diese wurden nun bestiegen, und die wenigen Meilen, die bis Champanier übrig blieben, in der Morgenkühle zurückgelegt. [1]

[1] Auf Weilands Karte von Vorderindien findet ihr Champanier. Godron ist nicht darauf, allein drei Märsche weiter findet ihr wieder Dohut, und so fast alle größeren Plätze, die ich in der Folge erwähnen werde.

Digitized by Google

Als es allmählich heller wurde, starrten uns zur rechten durch lichte Stellen die schwarzen, senkrechten Wände des Hügels entgegen, um dessen Fuß wir uns von Westen nach Osten herumwandten, und eines solchen Anblickes seit langer Zeit ungewohnt, erschien uns die Höhe ungeheuer. Nachdem wir, wenigstens zwei von uns, da der dritte ein alter Jäger war, der schon mehr als einem Tiger den Garaus gemacht hatte, die Schüchternheit des ersten Eintritts in die Jungle überwunden hatten und nicht mehr erwarteten hinter jedem Busch einen Tiger hervorkommen zu sehen, von denen die Gegend voll ist, fiengen wir an, an der Neuheit und Seltsamkeit der Scene Gefallen zu finden.

Das Bewußtseyn der Einsamkeit und Wildniß, das durch den regelmäßigen, bisweilen großartigen Baum- und Buschwuchs, durch die Spuren des Wildes auf dem Weg, und das Geschrei entfernter Waldvögel und Affen hervorgerufen wurde, wird erhöht durch vielfache Anzeigen ehemaligen Bewohntseyns, die sich mit der rauhen Umgebung durchaus nicht zusammenräumen ließen.

Das Gefühl der Vergänglichkeit unserer Werke gegenüber den unbekämpften Wirkungen der Naturkräfte war, im Angesicht dieser übermächtigen Verwilderung, stärker als es je zuvor der Anblick von Ruinen in mir hervorgerufen hatte. Hie und da stießen wir auf die Reste von Gemäuer und Fundamenten, aus denen die größten Bäume hervorwachsend den Pfad überwölbten; oder auf behauene Steine im Wege, oder sogar auf halbverschüttete Brunnenschachte unter hohem Gras und Gestrüpp verborgen, die dem Unvorsichtigen gefährliche Fallen bereiteten. Nach einiger Zeit trafen wir auf eine kleine mohammedanische Grabcapelle zwischen Baumstämmen, die, jetzt selbst schon halb zerfallen, aus den Ruinen eines noch älteren Hindutempels aufgebaut war, dessen Zierrathe man deutlich von den mohammedanischen unterscheiden konnte. Etwas weiter stand am Wege ein stolzeres Grabmal mit Kuppel und in Stein ausgehauenen Fenstern von durchbrochener Arbeit, durch welche sich Schlingpflanzen bis über das Gewölbe hinzogen. Mit Vorsicht suchten wir unseren Weg durch den von den gestürzten Quadern und Buschwerk halb versperrten Eingang, da in diesen leeren Stätten häufig Panther und Tiger ihr Lager haben, und erstiegen die um die Kuppel von innen führende Galerie. Ueber die Wipfel hinaussehend, erblickten wir zur Rechten und etwas zurücktretend den Hügel mit dem Fort und kleinen Tempel auf der Spitze, dessen Abhänge sich nach dieser Seite etwas geneigter zeigen, und der ein hübsches Panorama von Schluchten und Waldpartien darbot. Am Fuße des Gebäudes selbst breitete sich der ausgetrocknete Boden eines großen ehemaligen öffentlichen Teiches oder Wasserbehälters aus, in welchen von allen Seiten behauene Stufen hinabführen, und welches der Teich der Concubine genannt wird, da er von der Geliebten eines der früheren mohammedanischen Könige von Guzerat angelegt seyn soll. Vor uns sahen wir durch die Gipfel der Bäume hindurch den Bogen eines großen gewölbten Thores hervorragen, der die Hoffnung auf besser erhaltene Gebäude dahinter erweckte. Als wir es indessen erreicht hatten, fanden wir daß es aus dem Wald in den Wald führte, nur zur Linken zog sich von dem Thor aus etwas vom Weg ab und mit diesem parallel eine ziemlich wohlerhaltene ehemalige Stadtmauer hin. Sie war an manchen Stellen von dem Baumwuchse zersprengt, und die Bäume die in den Spalten wurzelten, machten den Eindruck als wenn sie die Mauer von der anderen Seite erstiegen hätten, und jetzt triumphirten die Stätte der Cultur wieder in die ursprüngliche Wildniß zurückgeführt zu haben; durch Oeffnungen der Mauer hindurchschauend und endlich großartige, zusammenhängende Ruinen vermuthend, erblickte man nichts als lose Steine, überwuchert von Gehölz und langem Gras. Nur in der Ferne schaute ein spitzes Minaret über die Bäume hervor. Die Mauer endigte zuletzt in der Wand eines aus großen Quadern errichteten Palastes, die der einzige davon übrig gebliebene Rest war. Wo früher ein Balkon hervorragte, dessen zierlich gearbeitete Pfeiler noch standen, war er durch einen Riß gespalten. Um die Ecke herumbiegend traten wir durch eine wohlerhaltene gewölbte Pforte in einen engen Vorhof ein, aus dem ein doppeltes Thor, wie bei einer Festung, dessen Bogen verziert und mit arabischen Sprüchen in Stein umschrieben waren, in das Innere der ehemals zur Burg gehörigen Räume und Höfe führte. In dem großen Burghofe zwischen Ruinen und Banianbäumen, die von ihren weit ausgebreiteten Aesten wieder Wurzeln zur Erde herabschickten, fanden wir unsere Zelte aufgeschlagen. Aus dem Hofe trat man durch eine Halle, aus drei gewölbten Säulengängen gebildet, in das Dorf Champanier, welches etwa aus 30 Hütten besteht. Die Einwohner leben meist von dem Verkehr mit Pilgern, die Anfangs März in den Hooli (spr. Hulie), Feiertagen zu dem Bild der Matadawie (Blatterngöttin) wallfahrten. Sie haben keinen Feldbau, und dicht hinter den Hütten fängt der Wald an. Aus diesem Dorf, das noch innerhalb der äußeren Ringmauer der Burg liegt, gelangt man durch ein zweites dreifaches Thor ins Freie, und wird sogleich durch die Minarets und Kuppeln einer größeren Moschee gefesselt, welche frei auf einem etwas erhöhten Grunde steht. Es war das erstemal daß ich eine Moschee unter so günstigen Verhältnissen sah, da sie in den Städten, die ich je gesehen habe, gewöhnlich zwischen Häusern eingekeilt und von kleineren Dimensionen waren. Wir waren angenehm überrascht durch das gefällige Verhältniß des Gebäudes, dessen Kuppeln und Minarets wohl erhalten waren. Die Moschee mit dem dazu gehörigen Hofe bildete ein Parallelogramm, dessen eines Drittheil durch das Gebäude selbst eingenommen wird, während der übrige Raum von Säulengängen umschlossen ist, die nach innen offen sind und nach außen durch in Stein gearbeitete Rahmen, ausgefüllt mit zierlichen in Stein gearbeiteten und beständig wechselnden Mustern, verschlossen werden. Durch diese Arabeskengitter fällt das Licht etwas gedämpft herein, so daß man sich in einem feierlichen wohlthuenden Halbdunkel befindet. In der Mitte des Hofes sind die Reste eines Springbrunnens zwischen einigen schattigen Bäumen, dem gegenüber der Eingang zur Moschee, überwölbt von einem gewaltigen, vielfältigen Bogen, offen steht. Diesem Eingang entsprechend laufen die Bogengänge auf der entgegengesetzten Seite in eine kleine Grabcapelle zusammen, die durch eine reich verzierte Kuppel überwölbt wird, und durch ähnliche Gitterfenster wie die Gänge selbst ihr Licht erhält. Ueber den Eingang der Moschee hat sich ein Bienennest gehängt, und in den vielen Ecken und Winkeln der Steinzierrathe der Pforte nisten Tauben. Das Innere der Moschee entspricht dem geschmackvollen Aeußeren nicht, indem der Raum so dicht mit Säulen angefüllt ist daß zwischen zwei derselben kaum zwei Menschen neben einander gehen können. Die Säulen endigen oben in runde Trichter, welche die Decke stützen; dieses ist recht schön, wenn es Cocospalmen sind mit ihren trichterförmig ausgebreiteten Blätterkronen; allein in rundem Stein sieht es sehr steif aus. Außer den durchbrochenen Fenstern erhält die Moschee Licht von oben unter den Kuppeln her, die auf Säulen ruhend die flache Decke überragen. Wir stiegen in die Minarets hinauf, besuchten das Dach und bestiegen die verschiedenen übereinander befindlichen Galerien, welche die mittlere höchste Kuppel tragen.

Digitized by Google

Man erblickt nichts als Wald, und nur hie und da eine kleine Minaretſpitze über die Bäume hervorragend. Zur Linken hatte man Vanaghur mit dem Fort; zur Rechten ſah man dicht an der Moſchee in einen tiefen, mit Treppen bis auf den Grund verſehenen ausgemauerten Teich oder Waſſerbehälter mit wenig Waſſer, indem einige Hindus ihre Kleider und ſich ſelbſt wuſchen — es waren gerade genug um die Abweſenheit mehrerer fühlbar zu machen. Das war überhaupt das Gefühl welches zuletzt die Oberhand behielt; man ſah ſich unwillkürlich nach Menſchen und dem Verkehr um, der dazu gehörte einem ſo großen Gebäude Berechtigung und Erklärung zu geben. Es war nur zu deutlich daß ſeit langer Zeit niemand ſeine Andacht hier verrichtet hatte. Auf dem Fußboden unter den Kuppeln, worin die Fledermäuſe niſten, waren kleine Berge von ihren Guanorückſtänden, den man in Wagenladungen hätte fortführen können; Bäume umſchlangen die Minarets und ſpalteten die Mauer. Die Menſchen ſchienen ſich nicht die Mühe gegeben zu haben die Zerſtörung zu befördern, ſie brauchen keine Steine zu ihren Hütten. Es war immerhin erſtaunlich die Moſchee in einem ſo guten Zuſtande zu erblicken, da, ſeit die letzte Sorgfalt auf ihre Erhaltung verwandt worden war, rings umher, wo einſt Straßen und Plätze ſtanden, ein hoher Wald emporgewachſen war, den Tiger und Wild aller Art als ihren angeſtammten Aufenthaltsort betrachteten.

Das Beſchriebene nebſt zwei oder drei anderen kleineren Moſcheen und den nach allen Richtungen im Wald ausgebreiteten Fundamenten und verſchütteten Brunnenſchachten iſt alles was von der ehemals gewiß großen Stadt übrig geblieben iſt, der die Eingebornen geneigt ſind einen übertriebenen Umfang von 18 engl. Meilen zuzuerkennen. Nur die öffentlichen Mauern, die aus Stein waren, ſind erhalten, und die Privathäuſer, die, wie noch jetzt, auch früher wohl bloß aus Balken und Lehm oder Backſteinen aufgeführt waren, ſind verſchwunden bis auf die Fundamente. Ueber das Alter der Ruinen konnte ich nichts beſtimmtes auffinden, allein die Vernachläſſigung begann wohl kaum früher als vor 200 Jahren, da erſt gegen Ende des 16ten Jahrhunderts Guzerat aufgehört hatte ein eigenes Königreich zu ſeyn, und da erſt etwa 60 Jahre ſpäter die Kriege der Mohammedaner mit den Mahratten anfiengen, denen wohl hauptſächlich die Verwilderung dieſer Landſtriche zuzuſchreiben iſt. Der Boden iſt fruchtbar, wie ſchon der üppige Baumwuchs zeigt, und ich ſehe keinen Grund warum die Cultur nicht wieder einziehen ſollte, wenn fortwährender Friede und die allmähliche Einführung der chriſtlichen Civiliſation das Land beglückt. Unter die Herrſchaft der Hindus und ihrer Kaſten verurtheilt, ſcheint indeſſen dafür keine Hoffnung zu ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Beſuch auf der Inſel Antiparos.

Die Inſel Antiparos (im Alterthum Oliaros genannt, welchen Namen ſie auch jetzt wieder führt), das Vaterland des Praxiteles und Phidias, eine der Cykladen im griechiſchen Archipelagos, zwiſchen Paros und Siphnos gelegen, und nur durch einen engen Canal von Paros getrennt, iſt in dieſer zum Königreich Griechenland gehörenden Inſelgruppe eine der kleineren; aber ſie iſt bekannt und berühmt wegen der auf ihr befindlichen merkwürdigen Stalaktitengrotte, und wird deßhalb namentlich auch von Fremden vielfach beſucht. Die Inſel wird von etwa 80 Familien welche zuſammen 350 Seelen ausmachen, bewohnt; ſie ſelbſt hat nur eine halbe Quadratmeile im Umfang, iſt im Norden ganz flach und hebt ſich allmählich gegen Süden, beſteht größtentheils aus Kalkfelſen und iſt ziemlich unfruchtbar. Der Hafen der Inſel war früher die Zuflucht der Seeräuber welche das ägeiſche Meer beunruhigten, und welche der Schrecken der Schifffahrer und der Inſelbewohner waren. Die Einwohner von Oliaros ſelbſt waren dagegen in ihrem, mit einer Mauer umgebenen, mit einem Thurm verſehenen Dörfchen nothdürftig geſchützt, und wußten hinter dieſem Schutz ſogar die Angriffe zahlreicher Feinde zurückzuſchlagen, wie ſie ſich deſſen wenigſtens in ihren Erzählungen zu rühmen nicht unterlaſſen. Im übrigen ſtehen die Oliarier noch auf einem ſehr niedrigen Standpunkte der Cultur. Wie mir ſelbſt einer von ihnen ſagte als ich im Sommer 1856 auf der Inſel war, konnten damals nur etwa vier Perſonen auf der Inſel — leſen. Vor 10 Jahren befand ſich zwar daſelbſt eine Gemeindeſchule, und die Zahl der Kinder die ſie beſuchten, erhöhte ſich bis auf 10, ſie ſank jedoch bald wieder bis auf vier herab. Der Ackerbau iſt bei der Beſchaffenheit der Inſel unbedeutend; die Einwohner nähren ſich durch Fiſchfang, und außerdem ſind Schwämme, die ſie im Meer ſuchen, ſowie Brennholz und Kohlen, die ſie auf den benachbarten Inſeln verkaufen, für ſie ein Gegenſtand des Erwerbs. Ich ſelbſt fand von fruchttragenden Bäumen auf der Inſel weiter nichts als etwa 100 Feigenbäume und 40—50 Oelbäume. Unter allen Inſelbewohnern des Archipelagus ſind die von Oliaros oder Antiparos die abergläubiſchſten. Wenn z. B. dort jemand ſtirbt, ſo geht keiner der Oliarier die nächſten drei Tage nach Sonnenuntergang aus ſeinem Hauſe; und wenn, wie dieß wohl manchmal der Fall iſt, der eine und andere der dortigen Bewohner eine prophetiſche Gabe zu beſitzen meint und ſich ſogar zum Propheten aufwirft: kann er bei den andern auf Glauben mit Zuverſicht und in gleichem Grad rechnen, wie in alten Zeiten die Pythia und die Eiche von Dodona.

Auch unſer Beſuch auf der Inſel Antiparos galt vornehmlich der berühmten Grotte. Wir waren unſerer drei. Nachdem wir uns mit zwei Führern und mit Stricken gehörig verſehen hatten, machten wir uns auf Eſeln auf den Weg. Einer unſerer Führer, Namens Koſmas, war von herkuliſchem Körperbau. Als wir kaum das Dorf verlaſſen hatten, kam Koſmas zu uns und meinte: „derer, die zur Höhle hinunterſteigen, ſind mehr, wie ſich berechnen läßt, als derer, die heraufſteigen.“ — „Gibt es denn dort auch einen Begräbnißplatz?“ fragte einer von uns. — „Die Todten laſſen ſich leichter heraufſchaffen als die Lebendigen,“ antwortete Koſmas; „ich habe es mit zweien erlebt. Vor mehreren Jahren führte ich ſelbſt einige Engländer hin. Einer von ihnen, roth wie ein Seebrachſen, wollte ohne meine Hülfe hinunterſteigen und ſtürzte hinab auf den Grund der Höhle. Ich ſtieg ihm nach und fand daſelbſt den Unglücklichen leblos liegen. Wir zogen ihn herauf und begruben ihn am Ufer. Bald nachher führte ich wieder einige Ruſſen zur Höhle. Einer derſelben that einen Fehltritt und fiel kopfüber hinunter. Da es aber ein Ruſſe war und er einen Kopf von Eiſen hatte, wie ein Balikare, ſo zerbrach er ſich nur den einen Fuß und kam im übrigen mit dem anderen glücklich davon.“ — „Indeß hat er ſich deſſen nicht lange mehr zu erfreuen gehabt,“ fiel der andere Führer ein; „denn, wie ich gehört habe, iſt er bald darauf geſtorben.“

Digitized by Google

— „Also hat die Höhle auch ihre Märtyrer?“ — „Sie ist allerdings von Geistern bewohnt, sie ist der Aufenthaltsort von so manchem, der einst hier gelebt hat; es wäre indeß noch mehr Unglück geschehen, wenn nicht der hl. Johannes dagegen geschützt und geholfen hätte, dem unsere Vorfahren neben dem Eingang zur Höhle eine Capelle errichtet haben.“

Nach Verlauf von anderthalb Stunden waren wir auf einem Hügel angelangt, welcher etwa eine halbe Stunde vom Meer entfernt ist, das südlich die Küste der Insel benetzt. Wir befanden uns gerade über der Wölbung der Grotte. Ich kann nicht läugnen daß die Erzählungen einiger Parier, die vor kurzem in derselben gewesen waren und welche grausig genug klangen, die beiden Geschichten von dem Engländer und von dem Russen — der Esel, der uns mit Stricken von 50—60 Klaftern Länge und mit einer Strickleiter folgte, mir den Muth etwas benahmen, und hätte ich mich nicht geschämt, ich wäre in der That herzlich gern oben geblieben, und wäre zufrieden gewesen die Höhle auch nur bis zu ihrem Eingang gesehen zu haben. Indessen waren wir unmittelbar vor dieselbe gekommen. Rechts von der Oeffnung, einer Felsenspalte, durch welche man hindurch muß und vor welcher ein freier Platz im Halbkreis sich befindet — etwa 5—6 Schritte davon — steht, gleich einer Bildsäule, ein Stein von riesenhafter Höhe, vielleicht 4—5 Klafter hoch, nicht ein Kunstwerk von Menschenhand errichtet, sondern von Tropfsteinen entstanden. Er hat ganz die Gestalt und Bildung eines Menschen, namentlich hat er an der Stelle der Augen zwei Höhlungen, und er sieht aus wie ein Hüter, der die Höhle selbst bewacht und nach deren Oeffnung hin er sich wendet. Links von dieser Oeffnung zeigt sich, wie ein Bühnenvorhang, eine glänzende senkrecht herabfallende Decke, welche gleichfalls aus Stalaktiten entstanden zu seyn scheint. Indeß hat die Zeit welche sie so prächtig gebildet hat, sie auch selbst wieder verunstaltet. Eine unzählige Menge von Namen und Inschriften, die zum Theil geschrieben, zum Theil eingegraben sind, welche übrigens besonders die Hand von Fremden verrathen, verunzieren sie und ihre Umgebungen in hohem Grad. Alle diese Inschriften, noch mehr aber die in der Höhle selbst, sind redende Zeugnisse der Bewunderung aller derer welche dieselbe besucht haben.

Während wir selbst in Bewunderung versunken vor ihr standen, waren die beiden Führer damit beschäftigt das eine Ende des Seiles an einem starken Stalaktitenkegel, wo es am bequemsten war, zu befestigen. Kosmas rieth uns, unsere Ueberzieher beiseite zu thun. — „Er hat Recht,“ meinte mein Bruder, „die Wände der Höhle sind naß und wir würden uns beschmutzen.“ — „Während die Höhle das ganze Jahr lang trocken ist,“ sagte Kosmas, „machen im Julius, August und September die herabfallenden Tropfen die Höhle feucht; deßhalb sind auch die übrigen Monate des Jahrs die bequemste Zeit zum Besuch der Höhle, nicht aber die dieser drei Sommermonate.“ — „Die neun Monate,“ bemerkte ich darauf, „verzehrt sich also das herabfallende Regenwasser, indem es nur durch die obere Erddecke der Höhle bis zu deren Innerem hindurchdringt. Während dieser neun Monate ruht folglich die Höhle selbst gleichsam aus, und wir sind gerade zu der Zeit gekommen wo sie wieder arbeitet. Da werden wir denn wohl auch ganz frische Stalaktiten an den äußersten Spitzen und an der Oberfläche antreffen.“ — Ich stand nun an der Oeffnung der Höhle, und vor mir öffnete sich ein dunkler Abgrund, ähnlich jener dunklen, tiefen Felsenkluft des Käadas im Taygetosgebirge und wie jener in Athen. Ich faßte nun das Seil und glitt an demselben herab, und gelangte mit Unterstützung des Kosmas, der vor mir hinabgestiegen war, in die Höhle, wo ich auf einem etwas ebenen Grunde feststand, die anderen beiden erwartend; das war jedenfalls der erste Halt- und Ruhepunkt. Mit Hülfe einer Fackel betrachtete ich die Wände der Höhle, die zum Theil feucht, zum Theil mit krystallenen Stalaktiten geziert waren; vornehmlich aber erstaunte ich über die Steinerzeugnisse an der Decke, die, bald kürzer, bald von bedeutender Länge, ohne Widerrede schöner waren als die werthvollsten Haargeflechte, und weiß wie der Schnee. Indeß trieben uns die Führer an weiter zu steigen, theils weil die Stalaktiten in den unteren Räumen noch schöner seyen, theils damit die Fackeln nicht vergeblich verbrennen möchten und etwa dann zur Betrachtung der Höhle nicht ausreichen würden. Das Seil unter den Achseln und auf den Zehen gehend, stiegen wir nun weiter hinab, geführt von den beiden Antiparern. Bald gelangten wir nach dem zweiten Stationsorte. Hier ist die Höhle breiter und höher als auf dem ersten. Die Zahl der Stalaktiten war außerordentlich, und manche davon waren von überraschender, riesiger Größe und von einer wunderbaren Schönheit. Der Krystall strahlte im hellsten Glanze, und war durchscheinend wie Glas. Noch einige Schritte vorwärts, und wir standen am Rand eines tiefen Abgrundes. Nicht weit davon erblickten wir eine kegelförmige Säule, die aus dem Boden hervorgewachsen zu seyn schien; sie war aus Tropfsteinen gebildet, und um dieselbe war das unterste Ende des Seiles gewunden. Zugleich befand sich hier ein anderes Seil und an diesem war eine Strickleiter von 10—12 Stufen befestigt. Auf derselben stiegen wir nun mit möglichster Vorsicht, die uns die Führer ausdrücklich zur Pflicht machten, nach der dritten Station hinunter, und hier stand einer von ihnen, auf dessen Kopf und Schultern wir sodann traten, um solchergestalt bis hinab uns schwingen zu können. Nun waren wir in der sogenannten Halle, im Dom der Höhle. Es war Zeit das Reisig anzuzünden, um uns den vollen und ganzen Anblick derselben zu verschaffen; das Licht der sechs Fackeln reicht bei der Höhe und Tiefe der Halle nicht hin dieselbe zu erhellen. „Vor einigen Jahren,“ erzählte Kosmas, „hatten Engländer bengalisches Feuer hier angezündet, und da erglänzten die Stalaktiten in Blau, Roth und Weiß, und blitzten wie die Diamanten. — Und nie — fuhr er fort — altert diese Höhle, wie dieß bei den Werken der Menschen der Fall ist; im Gegentheil, wenn nun jahraus jahrein die Stalaktiten fort und fort sich vermehren, scheint auch die Höhle selbst sich zu verjüngen und immer neu sich zu gestalten. Nur Schade, warf er nach einigem Schweigen hin, daß wir selbst alle Tage an diesem Wunderwerke der Natur, an diesem Wunderwerke Gottes frevelhaft uns vergreifen. Jeder der hieher kommt, schlägt sich gewaltsam irgendein Stück ab, um ein Andenken davon zu haben. Geschähe dieß nicht, so müßten hier noch einmal so viele Stalaktiten vorhanden seyn.“ — Versenkt im Anschauen der wunderbaren Schönheit und ergriffen von dem Zauber dieser seltenen Naturbildungen, sprachen wir noch manches über das was wir hier unten sahen; Kosmas selbst, wie häufig er auch schon hier gewesen seyn mochte, war darüber entzückt und nannte diese Halle „die Königin der Stalaktiten.“ Hier war es übrigens wo einst im Jahr 1643 der französische Gesandte Nointel drei Tage und drei Nächte zubrachte, um das Weihnachtsfest zu feiern. Eine Inschrift dort unten gab hierüber weitere Auskunft; allein sie war etwas verwittert und war daher schwer zu entziffern. Außerdem entdeckten wir dort noch eine Unzahl französischer, englischer, deutscher, italienischer, russischer und griechischer Namen; doch reichten die Jahrszahlen nicht über das Jahr 1600 zurück, so daß es scheint, die Höhle sey in diesen untersten Theilen nicht früher von Fremden besucht worden, und die Europäer haben sie erst durch die Vene-

Digitized by Google

tianer kennen gelernt. Denn oberhalb des Eingangs befindet sich eine altgriechische Inschrift, welche, insoweit sie ächt ist, vermuthen läßt daß sie wenigstens den alten Griechen bekannt gewesen sey. Dort unten, ward uns gesagt, sollte auch die Inschrift des Königs Otto von Griechenland anzutreffen seyn, der die Höhle am 9 Oct. 1840 besucht hatte; allein wir konnten dieselbe nicht finden. Auffallend war es uns übrigens daß in dieser Tiefe, so weit unter der Oberfläche der Erde, die Atmosphäre nicht die geringste nachtheilige Wirkung auf uns äußerte, daß die Luft nicht den Athem belästigte oder das Blut nach dem Kopf trieb. Sie war weder zu kalt, noch zu warm; der Einfluß der Luft hier unten war ein durchaus gleichmäßiger. Schließlich konnten auch wir es nicht unterlassen, uns Stücke von den Stalaktiten loszuschlagen, und zum Andenken mitzunehmen. Sie waren von der Länge einer, auch zweier Spannen — die äußersten Zapfen, die prächtigsten Stücke, wie wir sie nur hatten bekommen können. Selbst die Führer meinten daß sie selten dergleichen schöne Stücke mit sich nähmen, und äußerten dabei daß, wenn „englische Lords" diese Stalaktiten sähen, sie dafür wohl 20—30 Thaler zahlen würden.

Das Hinaufsteigen gieng natürlich leichter und gefahrloser von statten als das Hinuntersteigen, auch wenn es im übrigen unbequem genug war. Auf allen Vieren kriechend, gelangten wir an den Punkt wo die Leiter festhieng, und verließen so die untere Halle der Höhle, die von dem verbrannten Reisig in einen dichten Qualm eingehüllt war. Letzterer hatte für uns etwas sehr belästigendes. Auch ist derselbe, wenn er sich nun gesetzt hat, für die Höhle selbst sehr nachtheilig, indem er ihr ein schwärzliches verräuchertes Ansehen gibt. Manche Reisende, welche dieselbe besuchen, machen das nun noch ärger, indem sie sogar Pistolen dort unten losschießen. Aber „die Wirkung," sagte einer unserer Führer, „die dergleichen hat, kann man sich kaum vorstellen; es hallt wie ein lang anhaltender Donner, es ist wie die — Schlacht bei Navarin!" — Wir waren nun auf der Mitte des Rückwegs angelangt. „Hier ist," äußerte Kosmas, „eine Oeffnung, ein Ausgang, der nach dem Meer zu führt, wohin man nach einer Stunde gelangen soll. Aber ein Mensch kann da nicht hindurch, denn der Gang ist zu eng." — „Woher wißt Ihr denn das alles, da, wie Ihr sagt, kein Mensch je dort hindurch gekommen ist?" — „Wir haben das von unsern Eltern gehört. Diese hatten eine Ziege genommen und dort in die Oeffnung gesteckt, um zu sehen ob hier ein Ausgang ist und ob ein Mensch da leben kann. Allein die Ziege war nicht wieder zum Vorschein gekommen, und nachher hatte man einen weiteren Versuch nicht gemacht. Aehnliches wird auch von der Höhle auf der Insel Kythnos (Thermia) erzählt. Auch da brachten die Leute ein Ziege in die Oeffnung, durch die ein Gang einige Stunden weit nach einem Kloster führen soll. Sie beobachteten jedoch dabei die Vorsicht daß sie der Ziege ein paar Wachskerzen an die Hörner befestigten, damit sie — sehen könne! Der erste Versuch mißlang, aber bei einem zweiten und dritten ward der Ausgang bei dem Kloster wirklich entdeckt. Auch diese Höhle auf der Insel Kythnos, die ziemlich groß ist und welche, nach dem Namen zu urtheilen mit dem die Bewohner von Kythnos sie benennen, für dieselben ein Zufluchtsort zur Zeit einer Gefahr gewesen zu seyn scheint, hat schöne Stalaktitenformen, zum Theil auch von besonderer riesenhafter Länge. Eine Säule in dieser Höhle war früher der Gegenstand des Aberglaubens der Nachbarn. Wer nämlich diese Säule mit der Stirn mehrmals berührte, blieb, zufolge dieses Glaubens, ein ganzes Jahr lang von Kopfschmerzen befreit. Ich selbst, meinte der Führer, habe dieß wohl früher geglaubt, aber jetzt glaubt daran auch nicht ein Kind mehr! Auch dort befindet sich eine große ebene Halle, in welcher die benachbarten Dryopen zu Ostern zum Tanz sich vereinigen. Zum Theil ist diese Grotte eng und unzugänglich, aber überall ist sie mit den prächtigsten Stalaktiten geschmückt, die wegen ihrer merkwürdigen Bildungen die sonderbarsten Namen haben." [1]

Während dieser Gespräche waren wir ziemlich bis zur Oeffnung gekommen, und gelangten endlich wohlbehalten ans Licht des Tages. Der Besuch der Höhle auf Antiparos aber gewährte uns noch lange Zeit die interessantesten, angenehmsten Erinnerungen.

Ueber eine frühere Verbindung des amerikanischen Festlandes mit Europa.

Die Bibliothèque universelle de Genève, April 1856, enthält folgendes Schreiben Oswald Heers an Hrn. A. de Candolle „über den wahrscheinlichen Ursprung der jetzt auf den Azoren, Madeira und den canarischen Inseln lebenden organisirten Wesen." „Sie haben (sagt Hr. Heer) in Ihrer Pflanzengeographie der Edward Forbes'schen Ansicht, daß in der Miocen-Periode das europäische Festland sich bis zu den azorischen und canarischen Inseln erstreckte, Ihre Beistimmung gegeben, und diese Ansicht durch neue Belege erhärtet. In der That beweist der vorherrschende europäische Charakter dieser Eilande, der sich in ihren Insecten sowohl als in ihrer Flora zeigt, daß sie vor Alters mit dem Festland verbunden waren. Dessenungeachtet dürfen wir nicht vergessen daß diese Inseln, wenn wir sie mit Europa vergleichen, sehr verschieden von denen des Mittelmeers sind. Sie zeichnen sich zuvörderst durch eine viel größere Anzahl eigener Arten aus, welche ein Drittheil oder Fünftheil der Pflanzen bilden, sodann durch einige amerikanische Typen, die auf allen diesen Eilanden auftreten. Es gibt nicht bloß gewisse amerikanische Arten, die durch Vermittlung der Winde und der Strömungen auf zufällige Weise dahin gekommen seyn können, sondern auch amerikanische Gattungen, welche durch besondere Arten vertreten sind. Ich will beispielsweise nur die Gattungen Clethra, Bystrobogon und Cedronella, sowie die einzige Pinie der canarischen Inseln (Pinus canariensis, Sm.) anführen, welche den amerikanischen Formen mit nadelförmigen ternären Blättern angehört. Das Verhältniß der Lorbeerbäume ist in dieser Hinsicht sehr merkwürdig; sie bilden einen großen Theil der Wälder Madeira's und der canarischen

[1] Prof. Roß, jetzt in Halle, als er noch an der Universität in Athen angestellt war, besuchte im Jahr 1836 auch die Insel Kythnos oder Thermia und die dortige große Höhle. „Ich stieg," erzählt er in seinen „Reisen auf den griechischen Inseln des ägeischen Meeres" (Bd. I. S. 840. S. 119) „mit vier Führern in dieselbe, weil hier, statt Fackeln, nur dünne Wachskerzen zu bekommen waren. Man kann in den Hauptgang der Höhle mit Bequemlichkeit 3—400 Schritte weit vordringen, und zu beiden Seiten gibt es noch Nebenarme. Diese Grotte ist, da der Berg aus Sandstein und Thonschiefer besteht, die reinlichste und trockenste welche ich in Griechenland kenne. Der Boden ist ein vollkommen ebener Sandstrich, so daß am ersten Ostertage die Bewohner des nahen Dorfs sich hier zu versammeln pflegen, um bei Lampenschein zu tanzen. Nur an zwei oder drei Stellen, wo Kalk- und Marmorschichten den Berg durchziehen, haben sich schöne Stalaktiten gebildet. Alle übrigen Theile der Höhle sind ausgewaschener Schieferfels, und einzelne, von diesem Material in der Mitte stehen gebliebene Pfeiler, Pyramiden und Obelisken haben nicht weniger barocke Formen als sonst die Tropfsteinbildungen."

Digitized by Google

Inſeln, theilen ſich in vier Arten und ſpielen eine wichtige Rolle. Zwei Arten (Oreodaphne fœtens und Persea indica) ſind weſentlich amerikaniſche Typen; die dritte (Phœbe Barbusana, Webb.) gehört zu einer Gattung welche in Indien und Amerika vorkommt, und die vierte (Laurus canariensis, Webb.) entſpricht der europäiſchen Art. Durch den Beſitz dieſer Lorbeerbaumwälder unterſcheiden ſich die Eilande des atlantiſchen Meeres in hohem Grade von dem afrikaniſchen Continent, wo ſie ganz fehlen, und nähern ſich mehr Auſtrika als Afrika, trotz der geringen Entfernung von letzterm Welttheil.

Dieſe Thatſachen gewinnen große Wichtigkeit durch die Beobachtung daß die Flora der atlantiſchen Inſeln viel Aehnlichkeit hat mit der Tertiärflora Europa's. In meiner „Flora Tertiaria Helvetiæ" habe ich nachgewieſen daß eine bedeutende Anzahl von Pflanzen der Tertiär-Epoche den der Inſel Madeira und den Canarien eigenthümlichen Arten in ſolcher Weiſe entſprach, daß eine Beziehung zwiſchen beiden Floren vorhanden ſeyn muß. Andrerſeits zeigt unſere Tertiärflora eine große Aehnlichkeit mit der Flora der ſüdlichen Vereinigten Staaten. Manche vollkommen charakteriſtiſche Gattungen, z. B. Taxodium, Sequoia, Liquidambar, Sabal u. ſ. w., waren über die ganze Fläche unſers Tertiärlandes verbreitet, und beſtanden theilweiſe aus Arten die in ſehr enger Verbindung ſtanden mit denen welche jetzt in Amerika wachſen; andere Gattungen gehören Amerika und Europa in gleicher Weiſe an (ſo Quercus, Corylus, Populus, Acer etc); ſie kommen in der europäiſchen Tertiär-Epoche vor, und beſtehen aus Arten welche den amerikaniſchen Formen entſprechen. Aehnliche Fälle finden wir unter den Landmollusken und Inſecten, obgleich ſich dieß nicht mit ſolcher Beſtimmtheit behaupten läßt wie rückſichtlich der Pflanzen.

Dieſe merkwürdigen Umſtände laſſen ſich erklären, wenn man annimmt daß während der Tertiär-Epoche eine Landformation die Continente von Europa und Amerika vereinigte, und daß ſich dieſe Oberfläche durch irgendeinen vorgeſchobenen Landſtrich bis zu den atlantiſchen Inſeln erſtreckte. Ein Blick auf die Maury'ſche Tiefenkarte des Oceans zeigt daß der Grund des atlantiſchen Meers ein Längenthal bildet, deſſen tiefſte Theile zwiſchen dem zwanzigſten und dem vierzigſten Grade nördlicher Breite, nahezu in gleicher Entfernung von Europa und Afrika liegen, daß aber auf beiden Seiten dieſes tiefen Thales eine ungeheure Meereshochebene vorhanden iſt, welche ebenſo wohl die atlantiſchen Inſeln wie den ganzen Raum zwiſchen dem europäiſchen Feſtland, Neufundland und Acadien in ſich ſchließt. Jenſeits dieſes Raums beginnt ein zweites langes, aber minder tiefes Thal, in der Richtung von Süden nach Nordoſten zwiſchen Madeira und den Azoren; es verliert ſich in der Nähe der Küſte von Oporto.

Wenn wir dieſen ſehr allgemeinen Daten einige Wichtigkeit beilegen dürfen, ſo müſſen wir annehmen daß die oben erwähnte Meereshochebene während der Miocen-Periode feſter Grund war. Dieſes Land, dieſe ehemalige Atlantis, würde dieſelben Pflanzen gehabt haben wie das miocene Centraleuropa, deren Ueberreſte in der Molaſſe der Schweiz in ſo erſtaunlicher Fülle gefunden werden, daß ich im Stande bin Beſchreibungen und Abbildungen von ungefähr ſechshundert Arten in meiner „Flora Tertiaria" zu geben. An der Küſte dieſes Landes zeigten die Seemuſcheln in Amerika und Europa eine große Gleichförmigkeit, und die merkwürdige Erſcheinung daß Europa mehr Küſten- als Tiefſee-Arten von Schalthieren und Fiſchen gemeinſchaftlich mit Amerika hat, beſteht noch immer — was beweiſt daß einmal ein Band feſten Landes dieſe beiden Welttheile verbunden haben muß. Die atlantiſchen Inſeln hatten ſich bereits nach den Südküſten dieſes Continents hin in der diluvianiſchen Periode erhoben. Daß dieſes Land während der Miocen-Zeit auf dem Meeresgrunde war, zeigen die foſſilen Schalthiere von Porto Santo und St. Vincent in Madeira ſowie die der Azoren; daß es aber in der diluvianiſchen Periode aus dem Waſſer emportauchte, beweiſen die Landmollusken von Caniçal und die foſſilen Pflanzen von S. Jorge in Madeira. (Man vergleiche Heers Abhandlung „über die foſſilen Pflanzen von San Jorge in Madeira." Zürich, 1855.)

Die zu dieſer Zeit gebildeten Inſeln würden ihre Vegetation von der Atlantis in der diluvianiſchen Periode, alſo zu einer Zeit erhalten haben wo dieſer Continent in eine neue Phaſe der Entwicklung getreten war. Wenn wir annehmen daß dann, durch die darauffolgende Senkung des Bodens, die Verbindung mit Amerika, ſowie ſpäter die mit Europa beſtandene vernichtet wurde, ſo werden wir die Elemente zur Erläuterung der gegenwärtig vorhandenen Flora dieſer Inſeln gewinnen. Wir finden daſelbſt die Ueberreſte der Flora der alten Atlantis, und folglich ſind manche Typen der Tertiärflora zurückgeblieben, während ſie in Europa verſchwanden. Dieſe Ueberreſte bilden, mit einer gewiſſen Anzahl anderer Arten, die dieſen Inſeln eigenthümlichen Pflanzen; ſie entſprechen theilweiſe den amerikaniſchen Arten, weil ſie demſelben Formationsmittelpunkt entſproſſen ſind. Mit Europa aber haben dieſe Inſeln die meiſten Arten gemein, wahrſcheinlich weil ihre Verbindung mit dieſem Continent länger dauerte.

In der diluvianiſchen Zeit wurde die Flora Centraleuropa's durch große klimatiſche Veränderungen (Ausdehnung der Gletſcher ꝛc.) verdrängt, und da durch die Senkung der Atlantis die Verbindung mit Amerika zerſtört wurde, ſo konnte ſich die neue europäiſche Vegetation nicht an jener Seite, ſondern bloß nach Oſten hin ausbreiten. Auf ſolche Weiſe ließe ſich der Charakter der neuen Vegetation, beſonders die der niedriger gelegenen Länder erklären, während die Alpen und der Norden eine geringere Veränderung erlitten haben. Dieß iſt auch der Grund der großen Aehnlichkeiten welche zwiſchen dem Norden Europa's, Aſiens und Amerika's vorkommen. Ich gelange daher in Betreff der letztern Länder zu demſelben Schluß wie Sie, nämlich daß die Alpenvegetation in unſerm Land unſtreitig die älteſte iſt, und daß ſie mithin, als das Klima wärmer wurde, nach der Eiszeit, aus den niedriger gelegenen Ländern nach den Bergen und Alpen emporſtieg.

Die Stadt Hakodadi in Japan.

Bericht eines Amerikaners.

Hakodadi, einer der beiden den Amerikanern vertragsmäßig eröffneten Häfen Japans, liegt an der Südküſte der Inſel Yedo, am Weſtende einer kleinen Halbinſel, welche eine Seite des ſichern Hafens von der Stadt bildet im Angeſicht der Straße von Sangai. Sie gehört zum kaiſerlichen Lehen Matsmai, das ſich bis zur Oſtgränze des Landes der Ainos oder Ureinwohner von Yesso erſtreckt.

Digitized by Google

Das Wort Hakodadi bedeutet Kastenladen, und dieser Name ist der Stadt deßhalb beigelegt worden, weil sie das Bild eines Magazins oder Ladens darbietet, und in Wirklichkeit auch das Magazin für die Güter und Kasten ist, welche von Nipon und anderswoher hier eingeführt werden.

Sie enthält 8000 Einwohner, die in 1100 Häuser wohnen, welche in einer Länge von drei engl. Meilen ausgestreckt liegen und eine Hauptpassage nahe der Seeseite bilden, während der Rest der übrigen Häuser in drei parallel laufende Straßen den Berg hinauf gelegen ist.

Die Gestalt der Halbinsel, worauf die Stadt liegt, hat viele Aehnlichkeit mit der Lage Macao's, aber der ganze Umfang der Stadt den man auf einen Blick überschaut, und die größere Höhe der hinter ihr gelegenen Berge, macht den Anblick beim Hereinfahren von der See weit imponirender. Die höchste Kuppe hinter der Stadt mißt 1000 Fuß, die andern drei über 600 Fuß; sie sind alle kahl auf den Gipfeln, ihre Abhänge aber mit niedrigem Gesträuch und Unterholz, und spärlichen Gruppen von Fichtenbäumen bedeckt. Dagegen erhöhen die unmittelbar hinter der Stadt befindlichen Fichten-, Ahorn- und Obstbaine ihr malerisches Aussehen sehr, und machen den Eindruck auf Fremde daß es ein Ort von Wohlstand und Geschmack seyn müsse.

Mit dem Festland ist die Halbinsel durch eine niedrige Landenge verbunden, auf welcher man etliche Gemüse- und Gartenpflanzungen sieht, aber der meiste Boden dieser Gegend ist zu sandig zu landwirthschaftlichen Zwecken.

Die Felsen scheinen größtentheils vulcanische zu seyn — grober harter Trachyt von röthlicher und weißlicher Färbung, welcher an vielen Stellen zu Steinen für Seemauern und Pflaster, für Hafendämme, Deiche, Fundamente und andere Bauwerke gebrochen wird.

Die Gebäude sind nur ein Stockwerk hoch und haben ein Dachgeschoß von verschiedener Höhe, welches dann und wann ein bequemes Oberzimmer hat, aber gewöhnlich nur eine dunkle Dachstube bildet, wo Dienstboten wohnen und Waaren gepackt liegen. Die Höhe des Daches ist selten über 25 Fuß vom Erdboden, die sanft sich abschrägenden Seiten sind mit Fichtenschindeln bedeckt, die nicht viel größer als eine Hand, und mit Bambusnägeln und mit Bretterstreifen befestigt sind, und über diesen hin sind Kieselsteinreihen gelegt, manchmal so dick überbreitet daß sie die ganze Fläche bedecken. Einer der Zwecke beim Gebrauch dieser Steine ist, die Beschleunigung des Schmelzens des Schnees und des schnelleren Ablaufs desselben von den Dächern; diese schwere Decke wird von einem Netz von Quer- und Bindebalken getragen. Das seltsame Aussehen, das diese Art Dächer den Häusern gibt, wird noch vermehrt durch einen Wasserkübel, der auf der Gibelspitze angebracht ist, und in welchem ein oder zwei Besen stecken, um bei einer entstandenen Feuersbrunst damit das Dach und Haus anzufeuchten.

In Hakodadi sind vier große Buddhistentempel, wovon einer Thiogen-Thi oder Landesbeschützer heißt und ein schönes Meisterstück japanischer Architektur ist. Er ward erst vor 20 Jahren erbaut, ist in dem Hauptgemach mühsam geschnitzt und das Schnitzwerk vergoldet, und wird in gutem Stand sorgfältig erhalten. Das Ziegeldach erhebt sich volle 60 Fuß vom Grunde, und wird von einem in einander künstlich verworrenen Gerahme und Bindegebälk, welches auf gestutzten Pfeilern ruht, getragen. Dieses Dach ist einer der am meisten ins Auge fallenden Gegenstände, die man beim Einlaufen in den Hafen erblickt. Das Schnitzwerk am Altar, den Nischen und Karnießen stellt Drachen, Phönixe und andere mythologische Gegenstände dar, und zeugt von bedeutender Kunstgeschicklichkeit; einiges davon ist von Holz und einiges von vergoldetem Meissing.

Nahe bei den Buddhistentempeln sind große Kirchhöfe, deren Gräber und Monumente eigenthümlich national sind, und ihre Grabschriften bieten einen interessanten Gegenstand des Studiums dar. An jedem Grabe sieht man Pfähle und Bretter, worauf Gebete, die Namen der Verstorbenen, Stellen und Verse aus den kanonischen Büchern der Buddhisten geschrieben sind. Die Umgegend Hakodadi's bietet wenig anziehendes für den Besucher. Jenseits der Stadt gegen Osten sind zwei Forts aus dem Boden herausgehöhlt, zum Schutz des Hafeneinlaufs bestimmt. In dem seewärts gelegenen Damme sind Schießscharten für zwei Geschütze eröffnet. Am Ostende der Hauptstraße am Strande steht ein Gebäude, welches ebenfalls zu einem Fort bestimmt zu seyn scheint, doch weil keine Kanonen oder andere einem solchen Platz entsprechende Anordnungen zu sehen waren, so blieb uns zweifelhaft ob es ein Fort oder einen Paradeplatz vorstellt.

Diese rohen Werke dürfen übrigens nicht für die besten Proben japanischer Fortification angesehen werden, denn wir haben unweit Uraga mehrere Forts angetroffen, die nach besseren Principien erbaut sind, allein das blieb uns doch nicht zweifelhaft daß dieses Land einer leichten Kanonade fremder Kriegsschiffe, oder einem Angriff von einigen wenigen bewaffneten Booten keinen Widerstand mit Erfolg entgegensetzen könnte.

Zur Bestattung für Amerikaner ist jenseits der erwähnten Erdvesten ein kleiner — vernachlässigter — Begräbnißplatz ausgeschieden und umzäunt; es ist übrigens ein schön gelegener Punkt mit einer weiten Aussicht auf den Hafen, und die umliegenden Küsten und Straßen.

Das Volk ist stämmig, untersetzt, kecker, aber auch störriger als zu Simoda, und am wenigsten so bündisch, schmiegsam und unsittlich. Seine Hauptbeschäftigungen sind Handel- und Schiffahrt. Dschunken kommen von verschiedenen Plätzen an der Südseite der Sangaistraße, von Sado, das im Süden von Matsmai liegt, von Yeddo, Yechigo, Noto, Nangasaki oder Simonoseki nach dem Westende Nipons hin, und selbst von Ohoisaki und Owari im Süden. Allein es ist doch keine große Wahrscheinlichkeit daß der Hafen zu Hakodadi, sobald ein Platz von viel Handel und Betrieb mit amerikanischen Schiffen wird, obschon derselbe ohne Schwierigkeit mit Vorräthen von Holz, Kupfer, frischem und getrocknetem Lachs und Barsch und andern Fischen, mit Eiern, Geflügel, Zucker und andern Artikeln angefüllt werden würde, sobald gehörige Nachfrage darnach käme.

Eine Heirathsgeschichte aus den Vereinigten Staaten.

Die folgende in neuester Zeit in Nordamerika vorgekommene Thatsache aus der dortigen fashionablen Welt wirft auch eines der charakteristischen Streiflichter auf den moralischen Zustand der Republik; denn der Fall ist durchaus kein vereinzelter, vielmehr unter dieser oder jener Form, unter dortigen jungen Männern in

Digitized by Google

ähnlicher Art schon häufig vorgekommen. Der Schacher und Businessgeist hat die Jugend Amerika's in schauderhafter Weise allgemein erfaßt.

Ein wohlhabender New-Yorker, Hr. A., hatte eine junge, hübsche, liebenswürdige Tochter von 16 Jahren. Sie war sein einziges Kind und er liebte sie aufs zärtlichste, da sie der Trost seines Alters — er war Wittwer — zu werden versprach.

Hr. A. war genöthigt Geschäfte halber häufig verreisen zu müssen, er leitete deßwegen ein daß seine Tochter in seiner Abwesenheit die Stunden die sie nicht im Unterricht- und in Lehranstalten zuzubringen hatte, bei einer in dem fashionablesten Theile der obern Stadt wohnenden Familie zubringen mußte, wo sie wie ein Familienglied aufgenommen und behandelt wurde.

In diesem Familienkreise machte die junge Dame die Bekanntschaft eines jungen New-Yorkers, Hr. C.

Dieser durch die Reize des jungen Mädchens bezaubert, wiederholte seine früher sehr selten gewesenen Besuche in dem Hause, zu der Tageszeit wo sie ihre Freistunden dort zubrachte, bald so häufig daß die Familie es für ihre Pflicht erachtete Hrn. A. von dem sich zwischen seiner Tochter und Hrn. C. entwickelnden Verhältniß in Kenntniß zu setzen. Hr. A. eilte auf diese Nachricht hin alsbald nach New-York, suchte den jungen Mann auf und verbot demselben seiner Tochter ferner den Hof zu machen. Hr. C. versprach für die Summe von eintausend Dollars das Verbot beachten zu wollen.

Er erhielt das Geld, und wochenlang schien es als ob damit alles erledigt sey.

Auch Fräulein A. blieb in dem Hause der erwähnten befreundeten Familie ruhig; als man weiter keine Spur mehr von C. sah, und die Meinung sich festgesetzt hatte daß Fräulein A. alles vollkommen vergessen habe, so war nach und nach die ganze Familie beruhigt, und man erwähnte des Vorfalls mit keiner Sylbe mehr.

Man denke sich nun das Erstaunen der Familie als die junge Dame eines schönen Morgens den Familiengliedern in aller Ruhe eröffnete: „sie sey vor drei Tagen mit C. vermählt worden!“ Die Ceremonie war in der Wohnung eines bekannten „Geistlichen“ vollzogen worden, von wo aus die junge Dame unmittelbar nach dem Act in das Haus der Familie zurückgekehrt war, und seitdem ihren Mann nicht gesehen hatte.

Unverweilt wurde dem im Süden abwesenden Vater des Mädchens auf telegraphischem Weg von dem Vorgefallenen Kenntniß gegeben. Wüthend kam Hr. A. in New-York an; sein erster Gang war zu dem jungen Manne, um ihn zur Rede zu stellen.

A. überzeugte sich bald daß er weder durch Drohungen noch durch Bitten den jungen Mann bestimmen könne seinen Rechten auf das Mädchen zu entsagen, und so beschloß er wiederholt die Sache durch Geld abzumachen. Er erbot sich, weitere 4000 Dollars zu zahlen, wenn C. ihm sein Kind zurückgeben würde.

C. willigte ein; der Vater, die Tochter und ihr Mann fuhren nach dem Geschäftslocal eines Advocaten.

Da sich hier herausstellte daß die Ausfertigung der nöthigen Scheidungs- und Abfindungsdocumente drei bis vier Stunden Zeit erfordere, die 4000 Dollars aber bereits gegen Bescheinigung an C. ausgezahlt waren, so trennte man sich bei der vorgerückten Tageszeit mit dem Uebereinkommen, am nächsten Morgen um 10 Uhr wieder in dem Local des Advocaten zusammen kommen zu wollen.

Am darauffolgenden Morgen um 9 Uhr fuhr eine Kutsche vor der Wohnung der Familie, bei der die junge Dame unter Aufsicht stand, vor. Hr. C. stieg aus, begab sich in das Haus und verlangte Hrn. A. und seine Tochter zu sehen.

Als letztere C's Ankunft erfuhr, eilte sie ins Zimmer, verließ mit C. das Haus und fuhr mit ihm davon.

Während A. um 10 Uhr sich mit seiner Tochter auf den Weg in die Office des Advocaten begeben wollte, erfuhr er von der Familie daß seine Tochter bereits mit ihrem Mann weggefahren sey; als er nun allein in dem Local des Advocaten angekommen war, zeigte es sich daß weder C. noch seine Tochter dort angelangt, sondern spurlos verschwunden waren.

Tod des schwedischen Naturforschers Wahlberg. (Aus einem Schreiben des Missionars C. H. Hahn aus Neu-Barmen in der Zeitschr. für Erdkunde an Hrn. Prof. Lepsius.) Wahlberg fand seinen Tod am 6 März 1856. Die Entfernung vom See (Ngami) in directem Abstand gegen N. und O. ist, so weit ich dieß nach einer Route berechnen kann die wir gereist sind, an 200 Miles, aber um zu diesem Punkt auf dem Weg des Botletleflusses zu gelangen, durchzogen wir eine Strecke von 700 Miles. Sein Schicksal erreichte ihn am Ufer eines Flusses, den der Makalakatribus mit dem Namen „Gonation“ belegt. Ich muß ihn für den Tamunacleßluß halten, den Rev. Livingston so genannt hat. Wahlberg war fünf gute Tagemärsche (d. i. 25 Meilen des Tages nach der Damara-Art zu reisen) von den Waggons entfernt, und seit dem Tag seiner Trennung von mir bei den Wagen erhielt ich erst 14 Tage später durch seine zurückkehrende Dienerschaft Nachricht von seinem Tod. Ich hatte auch an demselben Tage die Wagen verlassen, um Elephanten aufzusuchen, aber in einer anderen Richtung als die welche mein unglücklicher Gefährte genommen hatte. Wahlberg erlegte mehrere Elephanten, verwundete dann einen welcher sich in ein Dickicht verbarg. Der Jäger folgte der Spur, stieß unerwartet auf das Thier, welches ihn, ehe er noch Zeit zum Feuern hatte, niederschmetterte, dann mit den Füßen buchstäblich zermalmte und in die Erde hineinknetete. Ich weiß keinen besseren Ausdruck zu finden. So fand man die schrecklich verstümmelten Ueberreste des armen Wahlberg mit Erde bedeckt. Seine Büchse fand man ebenfalls zerbrochen, aber noch geladen. Er hatte nur Eingeborne bei sich. Seine Sammlungen werden nach dem Cap befördert werden. Die Reisegefährten des verewigten Prof. Wahlberg, die HH. F. Green und Caspari, kamen gestern hier an. Ersterer fuhr den Tioghe hinauf nach Libibe, mußte aber etwa 100 engl. Meilen südlich die Boote verlassen wegen der „Rapids“ oder Flußschnellen. Das Land wurde hügelig, sehr schön, aber auch höchst ungesund. Es ist merkwürdig daß diese viel höher gelegenen Gegenden doch bei weitem ungesunder als die Umgebung des Ngami-Sees seyn sollen. Prof. Wahlberg, der früher da war, und später Hr. Green meinten beide, in nordwestlicher Richtung eine Bergkette gesehen zu haben. Nur wenig Informationen konnten sie von den Eingebornen erlangen, weil diese ihnen mißtrauten. Das Land Libibe ist reich an Landseen; es ist wahrscheinlich daß in nördlicher Richtung ein bedeutend größerer See als der Ngami wird gefunden werden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 18.

1 Mai 1857.

Die Entführung der Prinzessin Nigara.

(Eine Rhapsodie aus dem turkmanischen Epos vom Kuroglu.)

In Masanderan und in Aserbeidschan trifft man häufig auf Namen von Bergen, Thälern und Schlössern, die alle nach Kuroglu heißen. Vom Murghab bis zum Euphrat, auf dem Nordrande des iranischen Tafellandes gibt es, wo turkische Stämme sitzen, in jedem Dorfe einen Rhapsoden, der nach dem Klange des Tschängur oder der Sitaré, d. h. der dreisaitigen Guitarre, die Thaten des Kuroglu vorträgt. Solche Sänger heißen Kuroglu-Käne, von dem Worte Känden (cantare, singen). Das nationale Epos ist in einzelne Gesänge abgetheilt oder, wie sie bezeichnend genannt werden, in Medschlis, d. h. Sitzungen. Die Poesien dieser Sammlung in turkisch-persischer Sprache waren noch nicht niedergeschrieben, bis sie im Jahre 1842 Alexander Chodzko (Specimens of the popular poetry of Persia) herausgab. Frhr. v. Haxthausen hörte die Märchen in der Nähe von Tiflis, und hat sie unter dem Titel: „die tatarische Sage vom blinden Obeid und seinem Sohne Kioroglu" (Transkaukasien Bd. 1 S. 157) sehr verkürzt mitgetheilt; doch finden sich in dieser Version beträchtliche Abweichungen von der englischen Uebersetzung. Seit dem Mai 1855 bringt die Revue de l'Orient auch eine französische Uebersetzung von den HH. Chodzko und Breuler mit größter Ausführlichkeit, aber in so langen Unterbrechungen daß bis jetzt nur etliche Gesänge vollständig vorliegen, unter andern derjenige den wir hier unter der gewählten Ueberschrift benutzen wollen.

Der Held des Epos ist ein Räuber, und dieser Umstand darf uns nicht befremden, denn seltsam wäre es im Gegentheil wenn es ein Schäfer seyn sollte. Das Räuberhandwerk steht im Morgenland noch in hohem Ruf, namentlich im Norden Persiens, und überall wo turkische Stämme hausen. Es ist überhaupt die edelste Berufsart im Sinne solcher Völker, welche die Männlichkeit hoch über alle andern nationalen Eigenschaften stellen. Haben doch selbst die abendländischen Völker einen Zeitraum durchleben müssen wo die Begriffe Ritter, Reiter und Räuber sich wenig unterscheiden ließen, bis zuletzt nach Verbesserung der Straßen und der Straßenpolizei das Raubhandwerk seinen exclusiven Charakter verlor, und zuletzt so aus der Mode kam daß es nur den Proletariern und dem Auswurf der Gesellschaft überlassen wurde. Kuroglu betrieb übrigens sein Geschäft nicht bloß mit Virtuosität, sondern mit einer gewissen Redlichkeit, denn wenn er eine Karawane plünderte, nahm er den Kaufleuten nur die Hälfte ihrer Waaren, und die Zeuge maß er genau ab, indem er sich seines Speers statt der Elle bediente. Seine modernen Landsleute, die Turkmanen Chorassans, obgleich sie die Gesänge vom Kuroglu auswendig kennen, sind bei weitem weniger gewissenhaft, sie ersparen sich die Elle und nehmen das Ganze.

Alle turkischen Stämme, in Turan wie in Iran, widmen ihren Pferden einen Cultus, oder besser gesagt eine Idolatrie. Sie haben auch ihre Berechtigung dazu; denn da alle Ueberfälle dieser Räuberstämme rasch ausgeführt werden müssen und ihre einzige Rettung wieder nur von dem raschen Rückzug durch die Wüste abhängt, so beruht ihr Heil und ihr Broderwerb nur auf den hohen Eigenschaften ihrer Rosse, für die sie Summen zahlen, wie sie selbst bei uns trotz der gegenwärtig herrschenden Theurung auf den Roßmärkten doch nur für die kostspieligsten Luxuspferde zu erringen sind. Der Gaul nimmt an den Heldenthaten mit Theil, und es ist daher auch billig daß ihm eine Quote am Ruhm zufalle. Die Gesänge vom Kuroglu gelten daher eben so gut dem Räuber wie seinem berühmten Roß, dem Kirat oder dem Schwarzgrauen. Dieses Roß war auch die Ursache daß Kuroglu zum Räuber wurde, denn er besaß eine sittliche Legitimation dazu den irdischen Obrigkeiten den Krieg zu erklären, da ihm der Prinz oder der Sultan das Augenlicht des Vaters geraubt hatte. Der Vater des Räubers, Astrolog und Hexenmeister, war seiner bürgerlichen Nahrung nach der Aufseher eines fürstlichen Gestütes. Er gewahrte eines Tages einen Hengst aus den Wassern des Dschihun (Oxus) auftauchen und zwei seiner Stuten bespringen. Sorgsam hüllte der Hirt die Fohlen in sein Gewand ein, als die Stuten sie geworfen hatten. Aber diese Producte besaßen ein widerwärtiges Aussehen und Borsten statt der Haare. Als der Hirt dem Sultan diese Früchte vorführte, ergrimmte er über den Alten so heftig daß er ihn blenden ließ, und seit dieser Blendung hieß sein Sohn nicht anders als der Sohn des Blinden (Kuroglu). Der Sultan bereute wohl seine Uebereilung, und als der Sohn des Geblendeten zum Ersatz für die väterlichen Augen um eins der verschmähten Fohlen bat, wurde die Bitte gewährt. Kuroglu aber wählte den Schwarzgrauen (Kirat) und ließ den Braunen stehen. Vierzig Tage sollte er ihn in einem

Digitized by Google

dunklen Stalle eingesperrt halten, aber vor Ungeduld öffnete Kuroglu am 39sten Tage eine Ritze im Stall um nach dem Thier zu schauen. Da fiel ein Sonnenstrahl auf Kirat, und als der blinde Hexenmeister das Thier am 40sten Tage befühlte, fehlten ihm die Flügel die ihm gewachsen wären, wenn nicht durch Kuroglu's Neugierde ein Sonnenstrahl in den Stall gedrungen wäre. Um den Sultan nun zu bestrafen, ritt Kuroglu den Kirat, als der Gebieter an den Ufern des Dichihun jagte. Die außerordentlichen Eigenschaften des Rosses und des Reiters erregten die Bewunderung des Despoten, und er ließ Kuroglu rufen. Dieser zog seine Guitarre hervor und beschämte im Gesang den Fürsten über seinen einst bewiesenen großen Mangel an Pferdekunde, worauf er sich einen Weg mit dem Schwert durch das Gefolge des Sultans bahnte.

Bei allen heroischen Thaten zieht Kuroglu sein Instrument hervor und improvisirt einen Gesang. Die übliche Melodie hat einen eben so großen Zauber für türkisches Gehör wie der Rakozy-Marsch für das magyarische, und auf den Paradeplätzen der türkischen Regimenter in den persischen Garnisonen kann man überall den Kuroglu-Marsch hören. Die homerische Art den Feind vor dem Angriff durch Gesänge herauszufordern, ist aber nicht etwa eine Erfindung der Rhapsoden um Verse in die Erzählung einzuflechten, sondern noch heutigen Tages turkmanische Sitte, ehe zwei Stämme zum eigentlichen Geschäft ihrer Fehde schreiten. Der Räuber Kuroglu war überdieß ein großer Poet, und gilt als der Dichter jener Lieder die seine eigenen Thaten verherrlichen. Sie leben noch auf aller Lippen mit solcher Treue daß Chodzko, als er die Gesänge niedergeschrieben und einer Landesautorität dem Mahmud Chan Dümbülli sie vorgelesen hatte, dieser sein Siegel unter die letzte Seite mit der Bemerkung setzte: „alles ist genau bis auf die Schreibart einiger türkischer Wörter." Eine historische Person, die aber vielleicht jünger ist als das Epos, gilt als der ächte Kuroglu. Es ist dieß der Räuberhäuptling Ruschem aus der Mitte des 17ten Jahrhunderts, welcher die Karawanen zwischen Choi und Erzerum plünderte, und in dem lieblichen Thale Salmas in Aserbeidschan zeigt man noch heutigen Tages die Trümmer von Kuroglu's Raubschloß Tschemli-Bil (wörtlich: wellenförmiges Thal.)

Das Epos selbst ist nur eine Verherrlichung der Reiterkraft und der Freiheit auf dem Sattel eines überlegenen Rosses. Unbedenklich und oft genug unbarmherzig vergießt Kuroglu Blut, und nimmt was er zu fassen vermag. Sein einziger Rechtstitel beruht auf der Furcht seines Namens, auf der Stärke seines Armes und der Schnelligkeit seines Kirat. Er entzückt die lauschenden Zuhörer durch seine Poesien, und er hat die Sympathie stets für sich durch seine humoristischen Einfälle. Ein sittlicher Zug weht indessen durch diese Verherrlichung physischer Ueberlegenheit, und dieß ist der ritterliche Sinn, der einen tapfern Feind ehrt. Kuroglu hatte den Knaben Ayvas geraubt, der später sein Getreuer und sein Liebling wurde. Den trostlosen Vater Mir Ibrahim fand Reïhan der Araber, und gerührt von dem Jammer des Alten setzte er dem Räuber Kuroglu mit 160 Reitern nach. Reïhan kannte alle Pfade um Urfa dem Schauplatz des Raubes, während Kuroglu dort noch völlig fremd war. Auf kürzeren Wegen gelang es ihm daher eine Brücke zu besetzen, die am Fuße eines steilen Berges über einen Abgrund führte. Als Kuroglu den Weg versperrt sah, blieb ihm nichts übrig als den Berg zu ersteigen. Kirat kletterte mit der Sicherheit einer Ziege, und erst als er den Rand der Höhe erreicht hatte, schöpfte er tief Athem. Kuroglu sah sich jetzt um, und gewahrte daß der Tafelberg nach allen Seiten steil abfiel. Reïhan, der Araber, triumphirte. Schaut, meine Kinder, rief er seinen Leuten zu, Niemand von uns vermöchte diesen Berg zu ersteigen, aber Kuroglu muß herunter oder Hungers sterben. Drei Tage blieb der Räuber mit dem geraubten Kinde belagert, und kein Ausweg war ihm übrig als der Sprung über ein Thal von 36 Fuß Breite. Was ihn aber am meisten bekümmerte, war die Wahrnehmung daß Kirat kränkle. Da kehrte er sein Gesicht nach Mekka und betete: „Herr! wenn die Stunde meines Todes gekommen ist, gib wenigstens daß ich nicht in die Hände dieser ketzerischen Sunniten falle!" Sein Muth erwachte wieder als er Kirat mit Begier das Gras auf dem Berge abweiden sah, denn es war ein Zeichen der rückkehrenden Gesundheit. Als nun die Zeit gekommen schien, bestieg er das edle Roß, fest entschlossen sich, den Knaben und Kirat in dem Abgrund zu begraben. Er band sich Ayvas an seinen Gürtel, ritt an dem Abgrund auf und ab und ermunterte Kirat zu dem heroischen Sprunge durch ein Lied mit dem Schlußvers: vorwärts, Kirat, trag mich nach Tschemli-Bil. Die Feinde beobachteten ihn genau. „Glaubt ihr wohl, sprach Reïhan zu den Seinigen daß Kuroglu den Sprung wagt? Bei seiner Beherztheit ist er es fähig. Zu Zeugen rufe ich euch auf, daß, wenn er darüber hinwegsetzt, ich jedem verwehren werde einen so kühnen Reiter zu verfolgen." Kuroglu hatte indessen Kirat hin- und hergeführt, bis ihm der Schaum vor den Nasenlöchern stand, dann ließ er ihn Anlauf nehmen. Kirat sprengte vor und hielt am Rande, seine vier Füße Huf an Huf „wie die Blätter einer Rosenknospe" zum Sprung zusammenziehend und setzte dann frei hinüber, ja er kam noch sechs Schritt weiter, als es nöthig war. Kuroglu schaute sich nicht um, als ob er etwas außerordentliches gethan hätte, sondern zog ruhig, als sey nichts geschehen, seines Weges. Reïhan hatte mittlerweile seine Gelöbnisse vergessen: „man muß einen Wolf beim ersten Raub strafen, denn seine Dreistigkeit und Gier wächst mit dem nächsten. Heute hat Kuroglu den Sohn meines Schwagers geraubt, morgen vielleicht holt er meine Frau aus dem Bette. Er soll also spüren daß meine Finger auch den Bogen spannen können." Als Kuroglu sich verfolgt sah, hielt er an und ließ die Feinde in Linie sich aufstellen. Er nahm dann seine Guitarre und sang von seinen unerhörten Thaten. Den Reitern des Reïhan war der Strauß schon unheimlich vorgekommen, als sie aber hörten wessen Kuroglu sich rühmen konnte, stahl sich einer nach dem andern hinweg. Kehre um nach Hause, Reïhan! rief der Räuber, und schau die Flucht deiner Leute! — Das sind Krähen, erwiederte der Araber, die vor einem Schuhu deiner Art sich fürchten. Bei diesen Worten begann der furchtbare Zweikampf. Siebzehn verschiedene Waffen wurden versucht und weggeworfen. Kuroglu erkannte bald daß er seinen Mann gefunden hatte, und es blieb zuletzt nichts übrig als Schulter gegen Schulter, Brust an Brust zu ringen. Beide Reiter fielen zu gleicher Zeit vom Pferde, aber am Boden wurde der Kampf fortgesetzt, wie der Zweikampf zweier Kamelhengste. [1] Die Sonne

[1] Die Kamele liefern sich Kämpfe die weit hartnäckiger sind als diejenigen der Stiere, Widder oder der Hähne, und die reichen Perser wetten dann oft auf den Sieger.

Digitized by Google

sank, und mit ihr fühlte Kuroglu seine Kräfte sinken. Ein Gebet zu Ali stärkte ihn aber, er hob Reihan auf und warf ihn dann gewaltsam nieder, kroch auf seine Brust und zog seinen Dolch, indem er zu sich sprach: „wenn er um Gnade bittet, erwürge ich ihn, sonst wäre es schade einen so tapfern Mann umzubringen.“ Der Araber aber blieb kalt. „Als du den Sprung wagtest, sprach er, gelobte ich, dir Ayvas zu lassen. Ich bin meinem Wort untreu geworden, mag denn das Unglück auf mein Haupt fallen.“ Kuroglu begnügte sich aber Reihan an Händen und Füßen zu fesseln, denn eine Armee dürfe ihm jetzt nachsetzen, und doch werde ihn niemand anzugreifen wagen, wenn man einen Mann, wie den Araber in Banden sehe. Als er auf seinem Schloß Tschemli-Bil von seinen 777 Gefährten empfangen wurde, ließ er zu Ehren Reihans ein Bankett auftragen, denn er sey würdig ein Bruder Kuroglu's zu heißen.

Mit der Auswahl seiner Gefährten war Kuroglu sehr heikel. Dieß sollte ein junger Mann Demurtschi Oglu (Sohn des Schmieds) aus der Provinz Nachtschiwan erfahren. Als er eines Tages durch den Basar seiner Vaterstadt gieng, hörte er die Turkmanen die Großmuth Kuroglu's gegen seine Leute preisen, und der Abenteurer sprach zu sich: ich muß ihm als Krieger dienen, denn mein Herz vertrocknet sonst vor Unthätigkeit in der Stadt. Er begab sich also bewaffnet in die Nähe von Tschemli-Bil, wo er bald auf den jagenden Räuberhäuptling stieß. Dieser fragte ihn nach Namen und Geschäften, und Demurtschi Oglu erwiederte beherzt, er wolle Kuroglu dienen, der ein freigebiger Herr sey und den Werth eines Mannes zu schätzen wisse. Der Häuptling gab sich zu erkennen mit den bedeutsamen Worten: er habe nur Brod für die Tapfern, die Feigen erhielten nichts von ihm. Bei diesen Worten befahl er dem Ankömmling sich auf persische Art zu setzen, das heißt auf allen Vieren zu kriechen. Er nahm ihm dann die Mütze vom Kopf, zog einen Apfel hervor und befestigte auf den Apfel einen Ring. Apfel und Ring legte er Demurtschi Oglu auf das Haupt, wählte dann einen Abstand und schoß mit dem Bogen sechzig Pfeile ab und sämmtliche Pfeile durch den Ring, ohne zu fehlen. Demurtschi Oglu bestand die Probe ohne mit den Augen zu zucken; er wurde angeworben und durch Geschenke zum reichsten Mann gemacht, denn selten, meinte Kuroglu, hat man Gelegenheit einen solchen Burschen in seine Dienste zu bekommen.

Jetzt aber, beginnt eine andere Rhapsodie, ist es Zeit die Geschichte der Prinzessin Nigara, der Tochter des türkischen Sultans Murad, zu vernehmen. In der Nähe von Konstantinopel wohnte ein Mann, den man unter dem Namen Belly (der weise) Ahmed kannte. Eines Tages gieng die Prinzessin Nigara aus, um die Bazare Konstantinopels zu besuchen. Der Ruf Kuroglu's war damals schon durch das türkische Reich gedrungen, und Nigara verzehrte sich vor Sehnsucht den berühmten Helden zu sehen. Gleichzeitig befand sich Belly Ahmed in Stambul auf der Straße, und gewahrte daß auf dem platten Dache des Polizeihauses die Trommeln gerührt wurden, worauf alle Kaufleute des Basars sich flüchteten und ihre Buden unverschlossen verließen. Warum flüchtet denn alles? fragte Belly Ahmed einen Türken. „Das weißt du nicht?“ lautete die Antwort. „So wisse denn: unser Gebieter, Sultan Murad, befindet sich auf der Pilgerfahrt nach Mekka. Sein Sohn, Bürdschi Sultan, regiert bis zur Rückkehr seines Vaters. Seine Schwester ist die Prinzessin Nigara. Die geht jeden Freitag zum Gebet in die große Moschee. Nun verlangt der Sultan daß zur Stunde wo die Prinzessin durch die Straßen geht, kein Mann sich dort aufhalte, daß aber gleichwohl die Buden nicht geschlossen werden. Gleich nach der Rückkehr der Prinzessin erscheinen dann Kaufleute und Handwerker wieder.“ Belly Ahmed hatte das kaum gehört, so sprach er zu sich: ich will nicht Belly Ahmed heißen wenn ich die Prinzessin nicht sehe. Er lauerte rechts und links, und gewahrte dann eine Obstbude, die mit einigen Klappen verschlossen war. In diese schlüpfte Ahmed hinein und verbarg sich hinter den Laden. Die Prinzessin kam in Procession mit ihren Teppichfegern, ihren Herolden und Eunuchen. Als sie vorübergieng fiel ihr die verschlossene Bude auf, und sie dachte bei sich es müsse ein ungewöhnliches Geheimniß dahinter stecken, denn während die Juweliere ihre Magazine mit 100,000 Tomans Werth offen gelassen, habe ein elender Gemüsehändler den seinigen gesperrt. Sie ließ von ihren Frauen die Läden aufreißen, und Belly Ahmed, der ihren Befehl gehört hatte, warf sich mit der Stirn auf den Boden um sich zu stellen als sey er von Krämpfen überrascht worden. Die Prinzessin stieß ihn mit dem Fuß an, und fragte wie er in diese Lage komme. Belly Ahmed erzählte daß er fremd sey, daß er das Signal der Trommeln und die Flucht der Kaufleute gehört und gesehen, dann Furcht bekommen und sich in die elende Gemüsebude geflüchtet habe, weil man ihn für einen Dieb hätte halten können, wenn er sich in ein reiches Magazin versteckt hätte. Die Prinzessin fragte ihn nach seiner Heimath, und als sie hörte er sey in Erzerum geboren, setzte sie hastig hinzu, ob er das Thal Tschemli Bil, und da er bejahte, ob er auch Kuroglu kenne. „O! meine schöne Prinzeß, ich bin einer seiner Diener, ein Sklave der mit seinem Golde bezahlt worden ist.“ Nigara fragte ihn weiter ob er wohl einen Brief überbringen würde, und als Belly Ahmed es versprach, schrieb sie einen Liebesbrief, der mit den Worten schloß: „Wenn dein Muth mehr als gewöhnlich ist, so komm nach Stambul und entführe mich.“ Diese letzten Worte las Belly Ahmed, und bemerkte der Prinzessin daß Kuroglu dem Fetzen Papier nicht recht trauen werde, und daß es dazu noch einer besondern Legitimation bedürfe, wozu er sich ihr Miniatur-Portrait ausbitten müsse, welches sie im Medaillon am Busen trage. Die verliebte Dame gab auch das Medaillon, und der Briefbote machte sich auf nach Tschemli Bil, wo er sich vor Kuroglu führen, und nachdem er seinen Namen genannt hatte, fröhlich von dem Häuptling bewirthen ließ. Am Schluß des Bankets ließ Kuroglu den Kirat vorführen. Nun Belly Ahmed, fragte er heiter, hast Du in Konstantinopel ein schöneres Pferd gesehen als dieses? — Keines, Held Kuroglu. — Oder einen schöneren Krieger wie meinen Ayvas? — Noch weniger, Held Kuroglu. — Oder lustigere Bankette als die meinigen? — Niemals! Nur, Kuroglu, habe ich die Prinzessin Nigara gesehen.

Kuroglu hatte schon von der Prinzessin gehört und im stillen seine Anschläge gemacht. Der Brief und das Porträt setzten ihn vollständig in Flammen. Einstweilen ließ er Ketten bringen und Belly Ahmed bis zu seiner Rückkehr in Gewahrsam nehmen, weil er ihm doch nicht recht trauen konnte. Kirat wurde dann gesattelt, und das gute Roß trug seinen verliebten Reiter nach Stambul, wo der Häuptling zu Fuß seinen Einzug hielt, den Schwarzgrauen

Digitized by Google

am Zügel führend, denn Kirat besaß die außerordentliche Eigenschaft, wenn er in eine unbekannte Stadt kam die Ohren hängen, die Haare zu Berge stehen zu lassen, den Schwanz einzuziehen und die Füße zu schleifen wie ein Klepper, damit kein Vorübergehender versucht werde ihm einen bösen Zauber anzuhängen. Kuroglu sah sich um und gewahrte ein Weib, deren Rücken vom Alter krumm gezogen war wie das erste Mondviertel, und die ihm vorkam „wie auserlesen zum Kuppler- und Zigeunerwesen." Er bat bei ihr um Herberge, und warf ihr etliche Silberstücke zu. Die Augen der Alten leuchteten, und sie führte den Räuber nach ihrem Haus, dessen Thor aber so niedrig war daß Kirat nicht hindurch konnte. Die Alte versprach einen Spaten zu holen und unter dem Thor die Erde aufzugraben bis das Roß durchzuschlüpfen vermöge. Sie verschwand, kam aber nicht wieder, bis Kuroglu endlich die Geduld verlor und mit einem Hieb seines Säbels das Thor spaltete. Jammernd über die Trümmer der Hofmauer erschien die Alte, und Kuroglu beschwichtigte sie nur mit dem Versprechen ihr ein neues Thor bauen zu lassen. Im Hause fand sich der Stall in guten Zustand und die Zimmer waren reinlich, hell und stattlich eingerichtet, zum Staunen Kuroglu's. Nur die Teppiche waren sehr abgenutzt. Der Räuber gab daher der Alten Geld daß sie im Bazar neue holen sollte, und als damit zwei Zimmer geschmückt waren, befahl er ihr auf seine Kosten sich ein neues Kleid zu kaufen, denn das alte sey so schmutzig daß er es nicht sehen möge. Er handelt wie ein Sohn an mir, dachte die Alte, verschwand mit dem Gelde und erschien in neuen Kleidern. „Jetzt, sprach Kuroglu, ist es Zeit an das Abendessen zu denken. Ich erwarte diesen Abend noch zwölf Diener, die wir nicht vergessen dürfen. Alles muß reichlich vorhanden seyn, Reis, Butter, Fleisch und Gewürze." Die Alte kaufte im Bazar Vorräthe an Speise und Trank für dreizehn. Als nun das Essen fertig war, meinte Kuroglu: es sey nicht mehr wahrscheinlich daß seine Diener eintreffen werden, die Alte möge nur allen Reis auf eine Platte schütten und das Fleisch oben auf. Die Alte sagte heimlich zu sich: „Er muß sehr reich seyn; er läßt sich eine Tafel für dreizehn Personen herrichten und ist doch allein. Ohne Zweifel ist es ein junger verwöhnter Herr. Er wird zwei oder drei Bissen nehmen und gesättigt seyn, die Reste werden dann für mich drei Wochen reichen." Ein Tafeltuch wurde auf den Boden gebreitet und ein kleines Ledertuch darüber. Die Alte häufte dann einen Berg von Reis auf die Platte und bedeckte ihn mit einer dicken Rinde von Fleischschnitten. Als angerichtet war, vermochte die Alte aber nicht dieses Volumen von Nahrung zu heben, und rief Kuroglu zu Hülfe, der sich selbst die Speisen auftrug. Er lud dann freundlich die Alte ein mit zuzugreifen; diese aber dankte mit der Bemerkung, der Geruch beim Kochen habe ihr schon allen Hunger genommen. — „Wie dirs beliebt, erwiederte Kuroglu. Ich für mein Theil habe dich gewarnt, damit du nicht später bereuest wenn das Unglück fertig ist. Ich fürchte daß ein verheerender Wind durch die Einöde deines Magens gehen möchte, die Schuld wäre dann auf mein Gewissen gefallen und ich hätte es vor dem Propheten verantworten müssen am jüngsten Gericht, jetzt aber trägst du die Verantwortung allein!" Die Alte glaubte noch immer an einen Scherz und meinte Kuroglu werde nach etlichen Bissen ihr das übrige lassen, das sie dann mit Ruhe und Genuß, vielleicht, wenn sie Lust bekäme, in Gesellschaft etlicher Nachbarinnen verzehren könne. Kuroglu streckte die Hand aus und begann mit Löwengriffen die Platte abzuleeren, indem er eine Handvoll nach der andern zum Munde führte. Die Augen der Alten verließen nicht Kuroglu's Lippen, denn sie gewahrte jetzt daß nach fünf bis sechs Griffen nichts mehr übrig bleiben würde. „Lieber Gott, betete sie, gib ihm den Gedanken mich noch einmal zur Mahlzeit zu nöthigen." Kuroglu hatte wohl bemerkt daß ihn die Alte beobachte wie eine Katze auf der Lauer, er sprach daher: „sitz nieder, Mütterchen, und iß." Dießmal verlor das Weib nicht die Gelegenheit und rückte hart an die Platte. Da sie mit Schrecken bemerkte daß Kuroglu seine Verheerungen fortsetze, griff sie hastig mit ihren magern Händen zu, aber beim Schlingen war ihr ein Reiskorn in die unrechte Kehle gekommen und sie mußte so lange husten und schnauen, bis Kuroglu alles abgeleert hatte. „Mütterchen, rief der Häuptling, ich habe nur den halben Magen voll, die leere Hälfte bellt noch gewaltig. Nimm die Platte hinweg!" Die Alte dachte bei sich: mein Gast kann nur der Genius der Hungersnoth seyn, und wenn er wieder Appetit bekommt, habe ich Ursache für mein eigen Fleisch und Bein zu fürchten.

Als Kuroglu in der Nacht aufstand um im Stalle nachzusehen, konnte er wahrnehmen daß die Alte noch wach sey. Schläfst du nicht? fragte er sie. — Nein! mein Sohn, erwiederte die Alte, die sich ein Herz faßte und ihn fragte: „mein geliebter Sohn, du bist gewiß Naser Dschellali vom Stamme der Terdschumanen. Bei dem Schöpfer, beschwöre ich dich, sprich die Wahrheit." — Nein. — Dann bist du Güris Oglu. — Nein. — Oder vielleicht Reïban, der Araber aus Urfa? — Schlecht errathen! — Nun so kannst du niemand anders seyn als der Häuptling der 777, der berüchtigte Kuroglu. — „Dießmal hast du gut gerathen. Und wirst du morgen nicht in den Bazar laufen und aus vollem Halse verkündigen, Kuroglu sey von Tschemli-Bil gekommen um die Prinzessin Nigara, die Tochter des Sultan Murad zu entführen? Ich schwöre dir beim Schöpfer des Himmels und der Erde, ich will dich behandeln wie meine eigene Mutter. Aber wehe dir wenn du mein Geheimniß verräthst, sey es wenn es wolle, und würdest du in den siebenten Himmel flüchten, ich würfe dir meine Schlinge um den Hals um dich herabzuziehen, und verkröchst du dich in die Eingeweide der Erde, ich würde dich mit meinen Krallen herausziehen und deinen verfluchten Leib in Fetzen reißen!" Die Alte schwur und versprach alles.

Am andern Morgen, nachdem sich Kuroglu erkundigt hatte wie die Dinge in Konstantinopel stunden, gieng er auf den Bazar, kaufte sich ein weißes Kleid, wie die Mollahs tragen, und dann einen Karneol, worein er den Namen des Sultans Murad schneiden ließ. Er suchte und fand dann den Instrumentmacher, der ihm jährlich für 100 Toman (800 fl.) eine neue Guitarre nach Tschemli Bil zu liefern pflegte. Dort trat er ein und verlangte ein Instrument. Der Fabricant bot ihm eine wohlfeile Art an, aber der Käufer verlangte ärgerlich eine kostbare, incrustirte, mit Vorrichtungen, um sie in die Tasche stecken zu können. „Packe dich, Tropf, rief der Instrumentmacher, bist du ein Kuroglu um eine Guitarre für 100 Toman zu begehren?" Der Räuber nahm eins der Instrumente und begann zu spielen und zu singen, damit ihn der Mann erkennen möge. Als er dabei den Namen Aywas aussprach, flüsterte der Diener im Laden dem Herrn ins Ohr: „Mei-

Digitized by Google

ſter, möge dein Haus in Trümmer fallen, wenn das nicht Kuroglu iſt!" Eine Ohrfeige des Herrn war der Dank für die Belehrung, aber an ſeinem Zornausbruch erkannte der Fabricant Kuroglu, und warf ſich ihm zu Füßen. Eine Guitarre, deren Hals man abſchrauben und die man in die Taſche ſtecken konnte wurde herbeigebracht, und Kuroglu fand ſie nach Wunſch. Er zahlte dießmal aber nur 50 Toman, und 25 Toman ſchenkte er dem Lehrling. „Jakob, ſagte Kuroglu zu dem Inſtrumentmacher, du haſt jährlich von mir 100 Toman erworben und mich nicht erkannt, der Burſche aber der nie von meinem Brode aß, erkannte mich. Wenn du ihm, ſobald ich fort bin, eine Obole von dem Geſchenke nimmſt, ſo ſtrafe ich dich empfindlich!" Damit gieng er nach Hauſe und hielt unterwegs einen Fakir an, die für etliche Kupferſtücke Stellen aus dem Koran zu leſen pflegen. „Meine Mutter liegt im Sterben, ſagte er, lies ihr doch ein Capitel." Der Fakir verlangte die Bezahlung voraus, und als er einen Ducaten erhalten hatte, begleitete er den Räuber zur Alten. Als der Fakir aber das Mütterchen geſchäftig im Hofe ſich rühren ſah, fragte er ob das die Sterbende ſey. „Da iſt ein Wunder geſchehen, erwiederte Kuroglu, als ich ſie verließ war ſie im Auslöſchen, und jetzt iſt ſie munter wie zuvor. Aber bleib doch und ſchreib mir einen Brief." Der Fakir zog ſein Schreibmaterial hervor, und Kuroglu dictirte ihm einen Brief, als ob der Sultan ihn an Nigara richtete. Der Fakir war nicht zu der Fälſchung zu bewegen, bis ihn Kuroglu mit der Hand an der Kehle würgte daß ihm die Augen aus dem Geſicht quollen. Er ſchrieb dann: „Meine Tochter, ich ſchicke dir aus Mekka dieſen Tſchauſch, Namens Ruſchem. Alle Liebkoſungen und Zärtlichkeiten die du mir beſtimmt haſt, laß ſie ihm zu Theil werden. Es gibt auf Erden keinen ſo frommen und ſo gründlich gelehrten Theologen als dieſen. Allah hat keinen gewiſſenhafteren Diener." Das Siegel des Sultans wurde dann aufgedrückt. Ferner ließ Kuroglu einen Befehl an die Palaſtwachen ſchreiben, daß ſie den Ueberbringer zur Prinzeſſin Nigara und ſo lange bei ihr laſſen ſollten als ihm beliebte. Als dieſe Befehle ausgefertigt waren, dachte Kuroglu bei ſich, nur die Todten ſind verſchwiegen; er nahm daher den Fakir abſeits und führte einen Schlag nach dem Kopf des Unglücklichen, daß der Schädel zuſammengedrückt wurde wie ein zugeklapptes Buch.

Der Räuber legte nun die Verkleidung eines Mollah an, nahm den Pilgerſtab und Roſenkranz, und begab ſich in den Palaſt. Der gefälſchte Befehl des Sultans wurde vorgezeigt und der fromme Hadſchi ohne weiteres eingelaſſen. Nachdem er die Thore der ſieben Mauern durchſchritten, befand er ſich im Harem. Ueberall waren nur Gärten mit Blumenbeeten zu ſehen. Vier Brunnen und vier Waſſerbecken ſprühten Kühle. Am Rande des einen breitete der falſche Mollah ſeinen Mantel aus und ſetzte ſich nieder. Als er die Gärten muſterte, ſah er in einem Kiosk die Prinzeſſin Nigara hinter den offenen Fenſtern, umringt von einem Kranze ſchöner Dirnen und bei gefüllten Weinbechern. Eine der Zofen kam an den Brunnen um Waſſer zu ſchöpfen. Was thut ihr hier, Mann? fragte ſie Kuroglu, der ſeine Gebete am Roſenkranz abzählte. „Mann! entgegnete Kuroglu, was iſt das für ein grober Ausdruck! iſt dein Mund nicht groß genug um Hadſchi [1] zu ſagen?" Als nun die Zofe vom Briefe des Sultans Murad vernommen, ſprang ſie fort um die Prinzeſſin zu holen. Haſtig warf Kuroglu ſeine Verkleidung ab, ſetzte ſeine Kadſcharenmütze [1] auf, zog ſeine Guitarre aus der Taſche und ließ ſie klingen wie Nachtigallenſchlag. Die Prinzeſſin war nicht wenig erſtaunt einen ſo lockern Geſellen ſtatt des angemeldeten Hadſchi zu gewahren, und ſie ließ der Zofe welche die verdächtige Meldung überbracht hatte, von ihren Begleiterinnen die Baſtonade geben. Kuroglu hatte unterdeſſen zur Laute ein glühendes Liebeslied geſpielt, worauf die Prinzeſſin im Zorn ihren Dienerinnen befahl den frechen Eindringling zu züchtigen. Sie fielen mit Ruthen und Nägeln über ihn her, bis ſie ihm die Kleider in Fetzen vom Leib geriſſen hatten. Nigara lud dann ihr Gefolge ein wieder auszuruhen und durch einen Trunk Wein ſich für neue Peinigungen des Fremden zu ſtärken, doch warf ſie im Weggehen einen langen Blick auf Kuroglu's rieſenhaften Wuchs und männliche Schönheit. Kuroglu hatte ſeit ſeiner Abreiſe von Tſchemli Bil keinen Wein gekoſtet, und er bat daher um einen Trunk. Die Prinzeſſin befahl ſpöttlich an dem Waſſerbecken Näſchereien und „Wein für ſeine Ehrwürden, den Hadſchi" aufzutragen. Nachdem Nigara wieder von den Leckereien genaſcht, kam ſie mit ihrem Gefolge von neuem und befahl den Schelm wieder zu peinigen. Die Schläge fielen wie der Regen; Kuroglu wälzte ſich vor Schmerz auf dem Boden und flüchtete ſich in das Waſſerbecken, die Guitarre über dem Kopf haltend, bis er ſchwimmend endlich den Marmorbleck erreicht hatte, aus dem die Waſſer ſprangen, und wo er ſich niederließ. Aber auch von dort vertrieben ihn die Steinwürfe der Dirnen, er ſchwamm wieder ans Ufer und bat flehentlich in ſeinen Geſängen um Mitleid. In dieſem Augenblick hob ſich der klopfende Buſen Nigara's über den Rand des Mouſſelingewandes, und berauſcht griff Kuroglu in die Guitare, und ſang von Roſenknoſpen und von dem Glück ſie aufzubrechen. „Beraube Kuroglu nicht länger des Genuſſes deiner friſchen Lippen. Der Mann der dieſen ſchlanken Leib, wär's auch ein einzigesmal, an ſich drücken dürfte, bliebe unſterblich. O Nigara! ich bin dein Sklave im Glück und Unglück!" Der Abend kam mittlerweile, und da der Sänger immer den Namen Kuroglu's wiederholte, fragte ihn endlich die Prinzeſſin: „Sag mir die Wahrheit, ſollteſt du wirklich Kuroglu ſeyn?" — Gott ſtärke dich! die Peitſchenhiebe deiner Frauen haben meine Haut gegerbt als ſey ich ein ſtörriger Büffel, und es iſt dir bis jetzt nicht eingefallen mich zu fragen ob ich Kuroglu ſey. Wenn du nicht Sehnſucht hatteſt mich zu ſehen, warum ſchriebſt du mir den Brief, den Bely Ahmed überbrachte? — Die Prinzeſſin fiel ihm um den Hals und beide giengen nach dem Kiosk. Sie tranken beide aus einem Glas nach türkiſcher Sitte, er zuvor und ſie danach. Begierig fragte ſie ihn ob er Kirat mitgebracht habe, und verlangte dann daß er ein eben ſo ſchönes Pferd für ſie kaufe Ein ſolches Roß meinte Kuroglu könne wohl 5000 Toman (30,000 Gulden) koſten, und ſo viel Geld habe er nicht bei ſich, worauf Nigara ſogleich die Summe herbeibringen ließ. Indeſſen mußte Kuroglu auf den Rückzug denken. Er legte daher ſeine Verkleidung als Mollah wieder an, nachdem er verabredet hatte morgen wieder zu kommen, und die Prinzeſſin auf die eine oder andere Art zu entführen. Als er an den Wachen vorüber kam, fragten ſie neugierig wie viel Geld ihm die Prinzeſſin geſchenkt habe. Als Antwort drückte er jedem einen Ducaten in die Hand. — Wo

[1] So heißen bekanntlich alle Gläubigen die in Mekka waren.

[1] Es iſt damit die bekannte perſiſche Lammfellmütze gemeint.

Digitized by Google

gehst du jetzt hin, Hadschi? Kehrst du nach Mekka zurück? — Ja, ich muß jedes Jahr Mekka besuchen. — Dann vergiß dem Sultan nicht zu sagen daß wir seit seiner Abreise keinen Heller Sold von der Prinzessin Nigara empfangen haben. — Kuroglu stellte sich überrascht: „Solltet ihr wirklich nicht die schuldige Löhnung bekommen haben? Ei, dann muß ich morgen gleich wieder kommen und die Prinzessin nöthigen Euch zu bezahlen."

Am andern Morgen kaufte Kurgolu im Bazar ein dreijähriges Fohlen für 5000 Toman, und wartete dann auf auf die Gelegenheit zu einem Anschlag. Da ertönten die Trommeln im Basar, und der Räuber erfuhr daß die Prinzessin ausfahre und alles sich entfernen müsse. Er wartete natürlich mit Kirat und dem Füllen, dessen Zaum er an seinem Steigbügel befestigt hatte. So sprengte er mitten unter das Gefolge der Prinzessin, hob Nigara aus dem Wagen auf seinen Sattel, und sprengte eiligst davon ohne anzuhalten, bis Konstantinopel zwanzig Meilen hinter ihm lag und er eine lachende Wiese im Gebirg erreicht hatte. Er hieß dann Nigara sich setzen, denn er habe des Schlafes sehr nöthig. Die Prinzessin gab zu bedenken daß man ihnen nachsetzen und sie einholen werde. Kuroglu tröstete sie aber damit, daß die Wiese ein günstiges Terrain für ein Gefecht sey, und befahl ihr genau auf Kirat zu achten, denn das wunderbare Thier wisse genau wann der Verfolger aufbreche, und werde dann laut wiehern. Wenn er die Hälfte der Entfernung zurückgelegt habe, beginne Kirat zu schnaufen und unruhig zu werden. Wenn aber das Pferd mit dem Hufe scharre und Schaum aus dem Maule werfe, dann sey der Feind schon im Gesicht, und dann sey es Zeit daß Nigara ihn wecke. Der Bruder der Prinzessin, Bürdschi Sultan, hatte kaum von der Entführung gehört, so brach er mit seinen Truppen auf. Kirat gab alle Zeichen der Annäherung, und beim letzten weckte Nigara den Räuberhäuptling. Kuroglu bestieg seinen Kirat ohne Miene zur Flucht zu machen. Auch kam bereits ein einzelner Reiter zum Vorschein, und zwar Burdschi Sultan, der in der Hitze der Verfolgung seinen Leuten weit vorausgeeilt war. Kuroglu wollte Nigara's Herz nicht brechen, und glimpflich mit ihrem Bruder verfahren; obgleich der Prinz in seiner Gewalt war, wartete er dennoch bis die Truppen des Sultans sich genähert hatten. Zwei Schwadronen machten Rechts um, als ihnen Kuroglu seinen Namen zurief, die andern aber blieben standhaft. Gegen diese sprengte Kuroglu an wie der Wolf in eine Schafheerde fällt. Siebzehn Türken sanken erschlagen bei Seite, als der Prinz einen Streich gegen Kuroglu führte, den dieser leicht parirte und kaltblütig dazu bemerkte. „Dein Stallmeister ist nicht das Brod werth, das er von dir empfängt. Er hat den Sattel so locker geschnallt daß er rutscht. Steig erst ab und schnalle den Riemen kürzer, bevor du mit mir kämpfst." Der Türke war so verblüfft daß er sich niederbog, um den Gurt zu richten. Kuroglu warf ihn in diesem Augenblick mit einem Keulenschlag vom Pferde, sprang aus dem Sattel und dem Prinzen auf den Leib, dem er mit dem Dolche drohte, bis er weinend seine Schwester zu Hülfe rief. Kuroglu versprach ihm Pardon wenn er in die Heirath mit Nigara willige. Glücklicherweise kannte der Prinz alle Koranstellen auswendig, er sprach die Hochzeitsformel und gab Nigara ihrem Entführer, der nun unbelästigt seinen Weg nach Tschemli Bil fortsetzte.

Alte Mißbräuche, neue Reformen in Rußland.

Der gegenwärtige Kaiser Alexander II, Nikolajewisch, ist unter den 70 Großfürsten und Czaren, die seit Rurik bis auf ihn den russischen Herrscherthron inne hatten, gewiß einer der edelsten. Wahrhaft religiös, sanft und mitleidig von Gemüth, umsichtig in seinen Entwürfen, klug in seiner Politik, fest in seinen Beschlüssen, besitzt er manche große Tugend seines berühmten Namensvetters und Vorfahrens Alexander I Jaroslawitsch's, mit dem Beinamen „Newskij."

Vom Augenblick seiner Thronbesteigung an richtete er sein Augenmerk darauf die höchsten Stellen der Staatsverwaltung solchen Männern anzuvertrauen, die eben so sehr den Willen als die Befähigung besitzen die alten Formen, so weit es die Zustände des Volkes gestatten, einzustürzen, neue zu schaffen und einen dem Zeitalter der westeuropäischen Cultur annähernden Geist hineinzubringen. Eilf neue Minister und fast eben so viele Adjuncte derselben hat der neue Kaiser schon ernannt, und solchen Wechsel findet man fast in jedem Ressort. Die Presse ist freier geworden; Industrie und Verkehr fangen an einen mächtigen Aufschwung zu nehmen; zwei neue Journale sind gegründet und seit dem neuen Jahr erschienen, von denen das eine den Titel: „Landwirthschaftlicher Führer" (oder Wegweiser auf dem Felde der Nationalökonomie) [Ekonomitscheßki Ukasatelj] führt, redigirt von dem gelehrten, freisinnigen und in den Handelswissenschaften sehr kundigen Hrn. Warnadskij, der die gelehrtesten Fachmänner als Mitarbeiter zur Seite hat; das andere führt den Titel: „Journal für Actionäre." Ohne Actiengesellschaft kann kein Land heutzutage mit dem Geist der Zeit fortschreiten, denn sie ist der einzige Zauber durch den in unserer Zeit universale Einrichtungen und Schöpfungen in großartigstem Maßstabe, dem Ganzen Nutzen bringend, aber auch die Vortheile des Einzelnen befördernd, ins Daseyn gerufen werden können; die seit lange projectirten Eisenbahnen fangen an allmählich ins Leben zu treten; in der militärischen Disciplin der untern Classen herrscht mehr Menschlichkeit; die katholische Kirche seufzt nicht mehr unter dem frühern harten Druck, mehrere ihrer Bischöfe sind ihr wiedergegeben; das drückende Paßsystem für russische Unterthanen die ins Ausland reisen wollen, ist wieder abgeschafft; die Werkstätten und Behausungen der Gesellen und Fabrikarbeiter werden polizeilich auf das gründlichste untersucht, ob sie auch geeignet sind daß Menschen darinnen arbeiten können ohne ihre Gesundheit dabei einzubüßen, kurz, Kaiser Alexander II richtete sein Augenmerk selbst auf das kleinste Gebrechen in seinem Lande, um es wo möglich zu heilen. Wodurch er sich aber ein besonders kostbares Denkmal in der Zeit seiner noch kurzen Regierung errichtete, ist die Aufhebung einiger Militärcolonien, die sich, wir wollen es hoffen, auch über die andern die noch nicht aufgehoben sind, mit der Zeit ausdehnen wird. Diese Colonien, ein Musterbild der Sklaverei, bestehen aus Soldaten der passiven Armee, welche Ackerbau treiben müssen. Haben es schon die Kronsbauern schlecht, indem sie von den Beamten des Domänenministeriums hart gedrückt, ja tyrannisirt werden, so war und ist auch noch da wo sie noch nicht befreit sind, das Loos der armen ackerbautreibenden Soldaten erst recht zu beklagen. Von der schwersten Arbeit überhäuft und von ihren Vorgesetzten unmenschlich gedrückt, müssen sie nach den Mühen des Tages auf das Signal der Trommel oder Trompeten warten, bis sie, vereint,

Digitized by Google

ten, eſſen, ſchlafengehen und wieder aufſtehen dürfen. Auch ihre Söhne wie überhaupt alle Kinder der Soldaten, die bisher geborene Sklaven des Heeres waren, hat Alexander II befreit, und einer Selbſtbeſtimmung wiedergegeben, indem ſie von der Zeit des erlaſſenen Ukaſes an zu den ſteuerpflichtigen, aber freien Leuten gerechnet werden müſſen.

Gott gebe dieſem edlen Kaiſer Weisheit in allem was er verordnet, und Männer zu Räthen, denen nur das Wohl ihrer armen Mitmenſchen am Herzen liegt, damit die neuen Reformen nicht ins Gegentheil umſchlagen und eine große Trübſal über das Land bringen werden. Denn gibt es irgend ein Land wo die Art das Geld durch Actiengeſellſchaften flüſſig zu machen und koloſſale Schöpfungen hervorzurufen, am leichteſten in den ſchändlichſten Schwindel und in das betrügeriſchſte Spiel ausarten kann, ſo iſt es eben Rußland mit ſeinen noch zu tief eingewurzelten Uebeln. Keine Controle, keine freiredenden Journale würden dieſem Schwindel in ſeiner Ausdehnung Schranken zu ſetzen vermögen, und warum, das werden wir bald begreiflich finden.

Hier erinnere ich mich unwillkürlich der Worte, die der ruſſiſche Fürſt R. einſt zu mir ſprach, und die intereſſant genug ſind ſie mit dem was ſie veranlaßte mitzutheilen. Ich gab ſeinen Söhnen Unterricht in der Mathematik und in der griechiſchen Sprache, und da ſie beide mich recht gern hatten, ſo thaten auch die Eltern mir alles zu gefallen. Drei Jahre lebte ich in dieſem vortrefflichen Hauſe. Der Fürſt gehörte zu denjenigen Gutsherren die ihre Leibeigenen ſo humaun behandelten daß keiner von dieſen letztern Urſache hätte ſich die Freiheit zu wünſchen. Auch gehörte er zu jenen edlen Naturen die einem bekannten oder unbekannten gebildeten Menſchen, der ſich mit einer Bitte bei ihnen einfindet, aber das Herz nicht hat ſie auszuſprechen, zuvorkommen, indem ſie dieſelbe errathen und dann auf die ſchonungsvollſte Weiſe erfüllen. Man findet unter dem hohen ruſſiſchen Adel nicht ſelten eine Freigebigkeit, wie man ſie wohl ſchwerlich in einem andern Lande ſo häufig und edel wieder antrifft. Das ruſſiſche Wort: ſchtſchédroßtj begreift daher auch eine gewiſſe Liebe zur Mildthätigkeit, ja eine gewiſſe Großmuth in ſich, die in dem deutſchen Wort Freigebigkeit nicht enthalten ſind. Daß ein ſolcher Mann gegen diejenigen die von ſeinen Kindern geliebt werden, und die ſich denſelben nützlich erwieſen, noch in einem beſondern Grade freigebig und dienſtwillig erweiſt, läßt ſich denken. Kurz ich wüßte keine Bitte die ich während der drei Jahre dann und wann gegen den Fürſten geäußert, welche er mir abgeſchlagen hätte. Nur Einmal blieb er unerbittlich gegen mich, und warum, das will ich eben hier erzählen. So lange ein ruſſiſcher Leibeigener auf dem Gute ſeines Herren Frohndienſte leiſtet, darf er keine eigentliche Schule beſuchen. Der Dorfpope gibt ihm in der Beichte und bei andern Gelegenheiten Unterricht in der Religion — das iſt aber auch alles; an Leſen und Schreiben darf er nicht denken.

Einmal befahl der Fürſt einem ſeiner Bauern fünfundzwanzig Prügel aufzählen zu laſſen. Als ich von dem Staroſten, hie und da auch Ataman genannt, dem älteſten der Bauern, der mit dem Verwalter das Regiment über alle andern führt, die Urſache hiervon erfuhr, bat ich den Fürſten inſtändig dem armen Teufel die Strafe zu erlaſſen, denn was hatte er verbrochen? Der Leſer würde es nicht errathen und zerbräche er ſich auch Jahre lang den Kopf darüber: er hatte irgend, ich weiß nicht wo, ein Abcbuch aufgetrieben und das Ding, freilich mit einigem Verluſt ſeiner Arbeitszeit, mit großer Anſtrengung ſtudiert. Durchlaucht, ſagte ich, indem ich für den armen Teufel bat, bei uns zu Lande erhält ein Bauernbube dann Prügel, wenn er das Gegentheil von dem thut was Ihr Bauer thut. Schenken Sie ihm die Strafe.

Nein! verſetzte der Fürſt halb ernſt, halb lächelnd, er weiß daß ihm das verboten war, warum zeigte er keinen Gehorſam. Ich ſchüttelte lächelnd den Kopf. Ja, ſchütteln Sie nur den Kopf! ſagte der Fürſt, und fragte mich ob ich nicht wiſſe was Mazarin einſt zu dem Lehrer des Bruders des König Ludwigs XIV geſagt habe. Um Verzeihung, Durchlaucht, antwortete ich, ich weiß es nicht. Nun, ſo erlauben Sie mir es Ihnen zu ſagen. Ich nickte höflich mit dem Kopfe, daß ich bereit wäre dieſe Worte zu vernehmen, und der Fürſt ſagte: „Als jener Lehrer, La Mothe le Bayer, ſeinen Schüler gründlich zu unterrichten anfieng, ſagte Mazarin zu ihm: Was fällt Ihnen ein, daß Sie den Bruder des Königs zu einem Gelehrten machen wollen? Wenn er gelehrter als der König wird, ſo wird er nicht mehr wiſſen was blinder Gehorſam iſt.

„Ja, mein lieber deutſcher Freund, fuhr der Fürſt fort, das ganze ſociale Gebäude Rußlands wird in Trümmer zerfallen, wenn unſere Bauern einmal ſo viel gelernt haben wie die unſrigen. Nur allzu früh wird mit der Cultur und der Idee Weſteuropa's, wenn dieſe in unſerm Lande Wurzel gefaßt, eine große Trübſal über Rußland heraufbeſchworen! Mit jeder Arſchin Eiſenbahn die bei uns errichtet, und mit jeder Tonne die bei uns gegoſſen wird, rückt dieſe Trübſal immer näher auf unſer friedliches Land herein."

Wenn man bedenkt welches Unheil der Actien- und Wechſelſchwindel ſchon in Weſteuropa angerichtet hat, wie die Vorſteher der Actiengeſellſchaften in den Ländern der Humanität und in dem Zeitalter des gewaltigen Fortſchritts zu argen Betrügern und Dieben wurden — denn noch nie hörten wir in Weſteuropa von ſo vielen Schwindeleien und Diebereien im größten Maßſtabe als eben in unſerer Zeit des Fortſchritts der Cultur — was wird das erſt in Rußland geben, wenn dieſer Geiſt unſerer Zeit ſeinen Thron auch dort aufgeſchlagen haben wird unter einem Volke mit Eigenſchaften der Geldgier, Gewandtheit im Betrügen and Speculation in allem was auf Gelderwerb hinzielt, wie ſie keinem weſteuropäiſchen Volk in ſolchem Grade eigenthümlich ſind? Wenn die Corruption unter dieſem Volk nur halb ſo groß iſt als man ſie in Weſteuropa hält, ſo ſieht es ſchon ſchlimm genug aus. Wahr iſt es allerdings daß mancher von Rußland mehr ſchlechtes erzählt als er verantworten kann, aber eben ſo wahr iſt auch daß wir von dieſer Verderbtheit, die faſt alle Schichten der Geſellſchaft angeſteckt hat, noch lange keinen vollkommen klaren Begriff haben. Man kann in Rußland an einem Orte leben wo ſich eine Begebenheit ereignet die tiefe Schatten über manche Einrichtungen wirft, und man wird doch nichts davon erfahren. So iſt alles hier organiſirt, um geſchehene Dinge, die Aufregung oder Mißvergnügen unter dem Volk erwecken können, wieder in ewige Nacht zu verſenken.

Der berühmte Reiſebeſchreiber Kohl ſucht, dadurch daß viele bedeutende Männer in Rußland durch Dienſtleiſtung aus den niedrigſten Ständen hervorgehen, ferner aus dem Verwandeln der Bauern in Kleriker, aus dem Umwandeln der Edelleute zu Bauern

Digitized by Google

und sibirischen Colonisten, aus dem häufigen Degradiren der höchsten Officiere zu gemeinen Soldaten, und aus manchem andern zu beweisen daß die schmutzigen, bärtigen Kerle, Bauern, Krämer, Schacherer, die man im buntesten Gewühl täglich auf dem Heumarkte in St. Petersburg hantieren sehen kann, dieselben Leute seyen die uns, polirt und geschliffen, in den russischen Salons wieder begegnen, indem sie die Wurzeln und den Stamm ausmachten, dessen Säfte in alle Blätter des vielästigen Baumes übergegangen, und aus denen die gute wie die schlechte Frucht desselben gebildet worden sey. Er fügt hinzu, daß sich allerdings ähnliches von jedem Volk und dem Verhältnisse seiner niedern Volksmasse zu den Häuptern behaupten ließe; allein bei den Russen gälte dieses alles vorzugsweise und in einem noch viel prägnanteren Sinn, und zwar der oben genannten Ursachen wegen.

Ferner sagt er, es sey höchst wahrscheinlich oder vielmehr unbezweifelt ausgemacht, daß wir auf eben jenem Heumarkte denselben Plebs mit ganz der äußern und innern Eigenschaft vor uns hätten, der sich im Mittelalter bei dem Klang der Wetschowoi [1] auf dem Forum der mächtigen Nowgoroder Republik versammelte. Diesem widerspricht Karamsin, der gelehrte Russe, auf mancher Seite seines berühmten Geschichtswerkes. Er sagt an einer Stelle:

„Die alten freien Russen duldeten keine körperlichen Strafen; der Schuldige zahlte entweder mit dem Leben oder mit der Freiheit oder mit Geld — und wir mögen von diesen Gesetzen sagen, was Montesquieu von den germanischen überhaupt sagt: sie zeigen eine eigene bewundernswerthe Einfachheit, sie sind kurz und rauh, aber Männern angemessen welche fest und hochherzig die Sklaverei mehr als den Tod fürchten." Wo ist denn dieser hohe erhabene Männersinn hingekommen? Er ist unter dem Joche der Mongolen, unter welches das russische Volk sammt seinen Fürsten den Nacken beugen mußte, zu nichte geworden! Karamsin beweist dieses und noch mehr dazu an einer andern Stelle, wo er von der großen Trübsal spricht welche die Mongolen über Rußland brachten. „Was mußte die Folge dieser Unterjochung seyn?" fragt er, und fährt fort: „die moralische Erniedrigung des Menschen! Jeden nationalen Stolz bei Seite setzend, lernten wir die häßlichen Kunstgriffe der Sklaverei, zu denen die Schwachen ihre Zuflucht nehmen, um die mangelnde Kraft zu ersetzen. Indem wir auf solche Weise die Mongolen betrogen, nahmen wir die Gewohnheit an uns selbsten gegenseitig zu täuschen; indem wir uns für Geld von den Gewaltthätigkeiten der Barbaren loskauften, wurden wir habgierig und der unwürdigen Behandlung der fremden Tyrannen zur Beute: empfindungslos für Unrecht und Schande. Vielleicht daß der russische Charakter noch jetzt Spuren zeigt, die ihm von der mongolischen Barbarei überkamen." Band 5. Cap. 4.

Außer den Criminalgesetzen, die selbst für das noch so rohe russische Volk in unserm Zeitalter zu barbarisch erscheinen, sind die meisten andern russischen Gesetze mit solcher Weisheit und Humanität entworfen daß, wenn sie nur gut gehandhabt würden, es in Rußland ganz anders aussehen müßte als es eben aussieht. Wie schlecht sie aber gehandhabt werden, das tritt immer am deutlichsten dann zu Tage wenn ein neuer Herrscher zur Regierung gekommen ist, der dann beschließt alle Uebelstände aus den Wurzeln zu reißen und alle Mißbräuche, denen das Land zur Beute geworden, zu vernichten daß keine Spur mehr davon übrig bleibe. Aber das Ding ist leichter zu beschließen als auszuführen. Kaiser Nikolaus zeichnete sich durch seinen guten und festen Willen, durch seine rastlose Thätigkeit und seine Strenge, mit der er die Pflichtvergessenen bestrafen ließ, ganz besonders aus. Hätte er doch tausend Augen gehabt, und hätte er an allen Orten seyn können, er würde alles angeschaut, alles kennen gelernt haben! Bald nach seiner Thronbesteigung schickte er mehrere Untersuchungsrichter, denen er zuvor die strengsten Ermahnungen gegeben, nach allen Statthalterschaften des ganzen Reiches hin, um die Acten der Gouvernementschefs gründlich zu untersuchen, und es erfolgten aus den meisten Gouvernements Berichte, die ihn mit Aerger und Verdruß erfüllten. Sechzehn Statthalter hatten 2749 Ukasen, welche der Senat seit dem J. 1821 erlassen, unter die Acten vergraben, ohne weitere Notiz davon genommen zu haben. Verwaltungssünden aller Art wurden jetzt offenbar. Doch hatte mancher Schlaukopf dieser höchsten Chefs seine Sache so gut eingerichtet daß die Revisoren auf dem großen Felde der Unterschleife und Erpressungen keine Entdeckungen machen konnten. Aber der Kaiser ruhte nicht, er schickte andere Revisoren, die im Entdecken glücklicher waren. Unter diesen zeichnete sich der Senator Polétika ganz besonders vortheilhaft aus. Er fand, was andere nicht finden konnten, daß selbst im Gouvernement St. Petersburg seit Jahren die Cassen nur dem Scheine nach controlirt waren, und daß hier bedeutende Summen fehlten, darf der Leser voraussetzen. Ueberall entdeckte dieser scharfsichtige Revisor Unordnung und Liederlichkeiten in Sachen des Dienstes, die Jahre lang getrieben wurden und ihren Grund entweder in Unterschleifen oder in sonst etwas schlechtem hatten. Polétika war aber nicht bloß ein scharfsichtiger Untersucher, sondern auch ein weiser Rathgeber, der Maßregeln anzugeben wußte, an die bisher keiner gedacht und die wohl geeignet waren den meisten Verwaltungssünden vorzubeugen — aber dieser dem Staate so außerordentlich nützliche Mann wurde dem Kaiser plötzlich gleichgültig, und inmitten seines Diensteifers und seiner glorieusen Entdeckungen enthob man ihn seines Revisionsamtes, daß man seine weisen Maßregeln nicht anwandte, da der Mann selbst an Gnade verlor, läßt sich denken. Die Ursache hievon war daß er mit dem Gouverneur von Moskau in Streit gerieth, der sich einer solchen Controle nicht unterwerfen wollte, trotzdem daß Polétika vom Kaiser dazu autorisirt war und sich alle Gouverneure seinen Revisionen unterwerfen mußten. Aber der Moscowiter war ein Mann aus einer sehr vornehmen Familie, ein Jugendfreund des Kaisers Alexander, sel. Andenkens, der auch beim Kaiser Nikolaus gut angeschrieben stand, und das war schon mehr als zu viel, um in dem Streite mit einem solchen Revisor den Sieg davon zu tragen.

Aus solchen geschichtlichen Thatsachen läßt sich's erklären, warum es mit dem Ausrotten der fatalen Mißbräuche in Rußland bisher nicht gehen wollte und wahrscheinlich auch in Zukunft nicht gehen wird. Was helfen alle Degradirungen, Verweisungen und wie die Strafen alle heißen, wenn man Männer, die eben so sehr den Willen wie das Talent haben um zur Heilung des kränkelnden Staatskörpers beizutragen, einer Person von hoher Geburt wegen mir nichts dir nichts ihrer Aemter enthebt, Aemter, für die unter

[1] Eine große Glocke in Nowgorod, die das Volk zu Versammlungen rief. Johann, Großfürst von Moskau, mit dem Beinamen der Stolze, ließ sie im J. 1476 nach Moskau schleppen.

Digitized by Google

Millionen kaum Ein Repräsentant gefunden werden kann?! Sonst hielt Kaiser Nikolaus auf Gerechtigkeitsliebe alles, und fast übermenschlich waren seine Anstrengungen, indem er alles selber anordnen und entscheiden wollte. Vermittelst seiner schlau eingerichteten geheimen Polizei erfuhr er auch alles was sowohl in seiner Nähe als in den entferntesten Provinzen von einiger Bedeutung vorfiel. Mehr als hundert Generaladjutanten und eine Menge Flügeladjutanten umgaben ihn, die seine Befehle überbrachten und seinen Herrschermillen vollstreckten. Manchmal wußte ein Gouvernementschef in Wahrheit nichts von den Unterschleifen und Erpressungen die seine Beamten sich hatten zu schulden kommen lassen, und der Kaiser wußte es schon. Wie wurde da mancher überrascht, wenn ein solcher militärischer Sendbote mit Achselband urplötzlich vor ihm erschien, um ihm furchtbar drohend anzuzeigen welche Schlechtigkeiten in seiner Statthalterschaft getrieben würden. Aber was halfen alle die klug organisirten Einrichtungen, was die beständigen Versetzungen der Gouverneure? Nichts! Wenn einer von ihnen den Hals brach, räumte er dem andern seinen Platz ein, auf daß dieser vielleicht auch bald den Hals bräche.

Die Uebelstände in Rußland sind zu tief eingewurzelt, und der Kaiser ist auch nur ein Mensch, der seine Schwachheiten so gut hat wie jedes andere Kind Adams. Solange man hohe Geburt und das Ansehen der Person der Unbescholtenheit dem wahren Diensteifer und dem wirklichen Verdienste vorzieht, wird es mit dem Ausrotten der Mißbräuche nicht gehen! In keinem Lande können die höhern Officiere sich so vieler Unterschleife und Erpressungen erlauben als in Rußland, denn hier verwalten sie sowohl das Cassenwesen als auch die Magazine. Die einträglichsten Militärämter sind die Commandos der Divisionen, der Regimenter, und in den Städten wo nur ein Bataillon liegt, der Bataillone, und auch der Compagnien.

Besonders aber ist es der Oberst, der sich sehr viel Nebeneinkünfte machen kann, denn er erhält das Geld für alle Bedürfnisse des Regiments, und läßt von den Soldaten, die theils schon Handwerker der verschiedenen Gewerke sind oder es im Regiment werden müssen alles machen — und bezahlt dafür wenig oder nichts. Der Gehalt der russischen Officiere ist aber auch so klein daß sie kaum davon leben können. Mancher preußische Hauptmann hat mehr als ein russischer Oberst. Das scheinen denn auch die Zaren manchmal zu bedenken, und sie verargen es keinem Obersten wenn er reich durch sein Regiment wird. Wenigstens war ein armer Oberst bei dem so viel auf Gerechtigkeit haltenden Kaiser Nikolaus gerade kein Gegenstand der Hochachtung, und er dachte wohl dabei wie seine Großmutter, Katharina II, welche jedesmal ihren Günstlingen die Bitte abschlug wenn es sich um eine Unterstützung für einen armen Obersten handelte. Wenn er arm ist, bemerkte sie, so ist es seine eigene Schuld, denn er hat lange genug ein Regiment gehabt.

Wie es demnach in den Divisionen, Regimentern und Bataillonen aussehen mag, weiß nur der welcher einen sehr vertrauten Blick hineingethan hat. Trotz der vielen Adjutanten, der zarischen Sendboten, kam der Kaiser doch einmal auf den Gedanken, einen ausländischen Officier als Revisor zu senden, um von ihm seine Divisionen und Regimenter untersuchen zu lassen.

Er lernte diesen Militär, einen Obersten in ausländischen Diensten, als einen Mann von außerordentlichem Scharfblick und ganz ungewöhnlichen militärischen Kenntnissen kennen. Das wäre der Mann, dachte der Kaiser, sein großes Organisirungstalent bewundernd, der mir vortreffliche Dienste leisten könnte. Herr Oberst, sagte er zu ihm, wenn Sie einmal Lust hätten in meine Dienste zu treten, so könnten Sie nur nach St. Petersburg kommen. Ich würde Sie zu jeder Zeit mit großem Vergnügen empfangen . . . Sie wären der Mann wie ich ihn wünsche . . . Der Oberst ließ sich das nicht zum zweitenmale sagen, er nahm seinen Abschied und reiste nach St. Petersburg, wo der Kaiser ihn mit noch mehr Höflichkeit und Auszeichnung empfieng als er versprochen hatte, denn er nannte ihn im ersten Augenblicke Herr Generalmajor. Jeder Militär oder Civilist dieses Ranges wird schon mit „Excellenz" angeredet. Dieß und das ist mein Plan, sagte der Kaiser, ich schreibe Ihnen eigenhändig eine Vollmacht und entsende Sie, unabhängig von jedem Ministerium, diese und jene meiner Divisionen und Regimenter gründlich zu untersuchen und mir darüber zu berichten. Doch warne ich Sie ja, ich mache es zur Bedingung daß Sie auf die Worte eines andern nicht achten, es möge reden mit Ihnen wer da wolle, sondern daß Sie mit eigenen Augen alles gründlich untersuchen und anschauen, und mir über das was Sie entdeckt und gesehen, unparteiisch und unverzüglich Bericht erstatten. Man wird Sie überall mit Ehrerbietung und Höflichkeit empfangen; erwiedern Sie dieselben wie ein Cavalier und Bruder, aber vergessen Sie dabei Ihre Würde nicht, die Sie, kraft dieser Vollmacht und Ihres von niemanden abhängigen Amtes besitzen.

Der neue General, eine imposante militärische Persönlichkeit, begab sich mit seiner Vollmacht, die ihm in der That eine außerordentliche Gewalt einräumte, zur ersten der zu untersuchenden Divisionen. Der Oberbefehlshaber dieser vier Brigaden, ein Generallieutenant und fein geschliffener polirter Mann aus berühmter Familie, empfieng den kaiserlichen Sendboten auf die glänzendste Weise, er gieng im ersten Augenblicke mit ihm um wie mit einem alten, lieben und hochverehrten Freund und Kriegscameraden, er stellte ihn unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken seiner Familie vor, und befahl auf der Stelle, allen Generalen und Stabsofficieren der ganzen Division unverzüglich zu erscheinen, um sie Sr. Excellenz, dem Sendboten Sr. kais. Majestät, vorzustellen. Diese hohen Officiere erschienen auch alsobald, und nach der Vorstellung zog er sie alle zur Tafel. Nach dem Essen begab man sich in einen großen glänzenden Salon, wo zehn bis fünfzehn Whisttische standen und sich eine glänzende Dienerschaft, jeden Winks gewärtig, bewegte. So vergieng der Tag mit Vorstellung, Schmausen und Kartenspiel. Am Abend gab ein vornehmer General zu Ehren des hohen Gastes einen Ball. Für den andern Tag hatte der Divisions-Commandeur schon eine Jagdpartie angeordnet, und der Revisor, mochte er wollen oder nicht, mußte Theil daran nehmen. So vergieng auch dieser Tag unter Jagen, Schmausen und Kartenspiel — und am dritten Tage sollten diese Lustbarkeiten fortgesetzt werden, denn der Oberbefehlshaber sprach mit seinem Gaste wieder von dem fröhlichen Jagen. Dieser aber entgegnete: „Excellenz, es ist die höchste Zeit daß wir dem Befehle Se. kais. Majestät nachkommen!" — O, das ist schon alles in Ordnung! versetzte der Divisions-Commandeur, und zog einen feinen Bogen Papier hervor, auf dem alles schriftlich und haarklein stand wie es in seiner Division aussah. — Sehen Sie, Excellenz, sagte er, indem er dem Revisor das Schriftstück über-

Digitized by Google

reichte, nicht allein das gute, sondern auch die Mängel, die unvermeidlichen, wie sie leider in jeder menschlichen Einrichtung vorkommen, habe ich unparteiisch aufzeichnen lassen. Kurz, so wie diese Schrift es kund thut, so steht es pünktlich in meiner Division aus Ew. Excellenz haben bloß zu unterzeichnen und den Bericht, so wie er ist, Sr. Majestät dem Kaiser, unserem erhabenen Gebieter und Herrn zu übersenden, und Sie sind der ungeheuren Beschwerde, die eine solche Untersuchung macht, überhoben. Der Revisor lächelte und sagte, er sey fest überzeugt daß sich alles in dem Zustande ganz so befände, wie Se. Excellenz es hätten aufzeichnen lassen; allein er habe den ausdrücklichsten Befehl von Sr. Majestät dem Kaiser, sich persönlich und nach dem eigenen Augenschein von allem zu überzeugen und seinen Bericht darüber eigenhändig zu schreiben

Aber, Excellenz, wozu sich diese ungeheure Mühe machen, wenn Sie fest überzeugt sind daß sich alles so verhält wie ich es hier angebe? Allerdings achte ich es hoch daß Sie entschlossen sind dem allerhöchsten Befehl auf das pünktlichste nachzukommen; allein wenn wir uns in allen Dingen immer so fest an die Form hielten, würden wir nimmer zum Geiste gelangen. Nochmals versichere ich Ihnen, Sie werden alles ganz so wie ich es hier angebe, ja sogar vortheilhafter für meine Division, vorfinden. Der Revisor nahm jetzt eine etwas ernstere Miene an und fragte den Divisionschef, zwar mit der ihm schuldigen Ehrerbietung, aber doch auch mit einer gewissen Entschlossenheit, ob er gewillt sey dem allerhöchsten Befehl Folge zu leisten oder nicht — sonst habe er im Augenblick hier weiter nichts mehr zu sagen noch zu fragen. Hoho! da hinaus soll das! sprach der Divisionschef ... es kann nur zu Ew. Excellenz größtem Schaden ausfallen! Doch wohlan, wenn Sie sich diese eben so große als unnütze Mühe machen wollen, ich stehe zu Befehl.

Wie kann dieser Fremdling, dachte er, ohne Sprache, ohne Kenntnisse von unsern Einrichtungen, eine russische Behörde, geschweige ein ganzes Heer, so untersuchen wie Se. Majestät es ihm zuzutrauen die Gewogenheit schenkte, eine Aufgabe, der kaum ein sachverständiger Russe gewachsen ist. Mit diesem Troste des Generallieutenants einerseits und mit dem Vertrauen auf seine großen militärischen Kenntnisse und seinen praktischen Blick andrerseits fieng man diese höchst mühsame Arbeit an. Bald merkte der Divisionschef, daß er sich in diesem Fremdling ganz gewaltig geirrt hatte, und er glaubte nicht anders als daß derselbe in solchem Revisionsgeschäfte seit lange höchst praktisch geworden seyn müßte. Dem Scharfblick dieses militärischen Genie's entgieng auch nicht das Geringste, und er entdeckte gar manches das jener auf sein Papier zu zeichnen unterlassen hatte, und noch vieles dazu, über welches er ihn zur Rede stellte, und wobei der Divisionschef in die größte Angst versetzt wurde. Doch tröstete er sich damit daß er viele einflußreiche Freunde in St. Petersburg hatte, und er selbst beim Kaiser in gutem Ansehen stand. Nachdem der Revisor, kräftig von Gesundheit, die Herkulesarbeit geendigt, nahm er höflich und dankend Abschied von dem Manne, der ihn so gut bewirthet hatte, und machte sich auf den Weg eine andere Division zu untersuchen. Dieser aber, rasch in seinen Entwürfen und schriftlichen Arbeiten, schrieb auf der Stelle an seine Freunde in St. Petersburg, und schilderte ihnen die Gefahr in der er schwebte mit den lebhaftesten Farben. Der Revisor, ein edler und rechtschaffener Mann, bemerkte in seinem Bericht an den Kaiser nichts von dem was man ihm zugemuthet hatte, auch nichts von der Jagdpartie und den Schmausereien, noch von alle dem womit man ihn zu ermüden gedachte, auf daß er die Lust zu der schweren Arbeit verlieren möchte, sondern ganz unparteiisch nur das was er entdeckt, und was er seiner Pflicht gemäß zu melden genöthigt war.

Bald darauf sah man einen Ausländer, eine schöne militärische Persönlichkeit, von Gendarmen begleitet, an die deutsche Gränze transportiren. Wer es war, das kann der Leser leicht errathen.

Ueber den buddhistischen Reliquiendienst.

(Schluß.)

Die Augenäpfel Çakjamunis fanden sich ebenfalls in einem Kloster Nagara's; die Kinnlade oder ein Halsknochen auf Ceylon — es war die erste Reliquie die dorthin gebracht und daselbst in einem Stûpa geborgen wurde; ein Finger, den ein Geistlicher der Leiche des Meisters abgeschnitten haben sollte, in Siam; Haare und Nägel an vielen Orten, z. B. in Ajodhjcha (Oude), Kanodsche, Prajaga (jetzt Allahabad), Kauçambi, Mathura und andern; eine Locke zu Kabul; der Haarkreis der Stirne in Ceylon unter einem heiligen Gebäude des Berges Mihintalle; endlich jene Handvoll Haare, welche der Buddha, unmittelbar nachdem er die höchste Intelligenz erlangt, zweien Kaufleuten aus fremden Landen gegeben haben soll, einmal zu Rangun, wie die Inschrift der großen Glocke daselbst noch jetzt bezeugt, und zugleich in Balkh, wo man auch Nägel von ihm aufwies.

Nicht bloß aber körperliche Ueberreste, sondern auch seinen Schatten hat der zum Heil Erschienene den Gläubigen zurückgelassen. Man zeigte denselben einst in einer Höhle bei Gaga, deßgleichen bei Kauçambi und jenem reliquiengesegneten Nagara; die andächtigen chinesischen Wallfahrer des 5ten, 6ten und 7ten Jahrhunderts n. Chr., deren Aufzeichnungen wir so viele Nachrichten über das indische Buddhathum jener Zeiten verdanken, sind mit dessen Anblick begnadigt worden. Eine ähnliche Taschenspielerei wird noch jetzt von den Mönchen des berühmten Klosters der „fünf Thürme" in der chinesischen Provinz Schan-si getrieb

Wie unter den Dhâtu's und Çastra's des großen Büßers die Zähne am höchsten verehrt werden, so war einst aus seiner gesammten Hinterlassenschaft der Almosentopf (Pâtra) als Symbol des geistlichen Bettlerthums die geschätzteste Reliquie, ja man glaubt daß zwischen den Entwicklungsperioden der buddhistischen Lehre und Kirche und dem Schicksal dieses Gefäßes ein gewisser Zusammenhang bestehe. Auch die zukünftigen Buddhas sollen sich desselben bedienen, und wann oder so oft es verschwindet, wird auch das

Digitized by Google

„gute Geſetz" zeitweilig erlöſchen. Zuerſt — ſo weit ſeine Geſchichte bekannt iſt — fand ſich der heilige Topf zu Pataliputtra, bis ihn Dharmaçoka, gleich nach der Bekehrung der Inſel, dem König von Ceylon zum Geſchenk machte. Von hier wurde er durch einen Tamulenhäuptling entführt — zu Anfang des erſten Jahrhunderts v. Chr. — ſoll aber bald nachher, wir wiſſen nicht wie, dahin zurückgebracht worden ſeyn, und wird noch daſelbſt gezeigt. Hiermit laſſen ſich jedoch die Angaben der chineſiſchen Pilger nicht vereinigen. Denn als Fa-hian im fünften Jahrhundert unſerer Aera auf der Inſel verweilte, war das Heiligthum nicht dort, ſondern in der Hauptſtadt der Gandhariden Peſchawer, wo der genannte Reiſende ihm ſeine Ehrfurcht bewies. „Der Topf" — ſchreibt derſelbe — „faßt gegen zwei Maß (20 Pfund) Reis, iſt von gemiſchter Farbe, wobei die ſchwarze vorherrſcht, von allen vier Seiten gut geformt, ungefähr zwei Linien dick, glänzend und polirt. Manchen armen Leuten gelingt es denſelben mit einigen Blumen zu füllen, während reiche das mit 100, ja 1000 oder 10,000 Scheffeln nicht zu Stande bringen würden." Der Legende nach hatte einſt ein König der Juntſchi die Stadt Peſchawer mit einem großen Heere angegriffen, um das Kleinod zu rauben. Als er aber mit der Beute abziehen wollte und der Topf auf den Rücken eines reich gezäumten Elephanten geſetzt wurde, ſtürzte das Thier zu Boden und konnte nicht weiter. Vergebens ließ der König zur Fortſchaffung der Reliquie einen großen Wagen bauen und acht Elephanten vor denſelben ſpannen; ſie kamen keinen Schritt von der Stelle, ſo daß jener erkannte die Beſtimmung des heiligen Gefäßes ſey noch nicht erfüllt. [1]

Zweihundert Jahre ſpäter fand ſich daſſelbe nicht mehr im Lande der Gandhariden, ſondern angeblich im Palaſte des Perſerkönigs, wohin es wahrſcheinlich von Khoſru I, dem Eroberer Kabuls und des Pentſchab, entführt worden war. Wir leſen daß der König dieſer Gegenden, als er ſich dem ſiegreichen Saſſaniden unterwarf, ihm außer andern Huldigungsgeſchenken, namentlich den Fabeln des Pilpai, eine koſtbare, mit Perlen gefüllte Vaſe überreichte. Dieſe Vaſe war vielleicht der Bettlertopf Çakjamunis. Nach ſpäterer Tradition ſoll dagegen Bodhidharma, der letzte unter den angeblichen indiſchen Patriarchen oder buddhiſtiſchen Chalifen, das heilige Kleinod ſchon am Ende des 5ten Jahrhunderts mit ſich nach China genommen haben; nach einer andern hätte es erſt Chubilai Chan dorthin aus Indien kommen laſſen, und dieſe Angabe des mongoliſchen Geſchichtſchreibers Sſanang Sſetſen trifft mit der oben erwähnten Erzählung M. Polo's zuſammen, laut welcher der genannte Großchan auf ſein Anſuchen vom König von Ceylon ein Porphyrgefäß erhielt, das dem Buddha gehört haben ſollte.

Der Legende zufolge war dieſes hochgefeierte Geräth ein Geſchenk der vier Himmelswächter oder Maharadſchas, welche es dem Büßer der Çakja gleich nach ſeiner Erhöhung zum Buddha dargereicht hatten, als die Kaufleute Trapuſcha und Bhallika ihm mit dem erſten Opfer genaht. Sie ſollen ihm zuerſt vier Schalen von Gold, dann von Silber, Laſurſtein, Cryſtall u. dgl. dargeboten haben, und zuletzt, da er dieſe alle als zu koſtbar verwarf, vier Schalen von Stein, welche er annahm und ſo künſtlich in einander ſetzte, daß ſie nur eine einzige bildeten. Schon bei frühern Gelegenheiten hatte ihn der Götterkönig Brahma und die Schöne des Dorfes Uruwilwa, in deſſen Nähe er ſo lang als Einſiedler gelebt, mit derartigem Geſchirr verſehen: es liegt daher, genau genommen, kein Widerſpruch darin, daß nicht bloß in den Götterhimmeln, ſondern auch auf Erden mehrere Almoſengefäße des Siegreich-Vollendeten aufgewieſen werden, und daß noch jetzt neben Ceylon und China auch Ladakh ſich rühmt den ächten Topf des Buddha zu beſitzen. Letzterer ſoll übrigens der nämliche ſeyn den Fa-hian ſchon als deſſen Spucknapf erwähnt; doch ſtimmen die Beſchreibungen beider Gefäße nicht.

Der Waſſerkrug des Allerherrlichſt-Vollendeten wird nebſt der Bettelbüchſe bis auf den heutigen Tag in Ceylon aufbewahrt; das Waſchbecken ſammt dem Beſen zeigte man einſt zu Balkh; ſeinen Bettelſtab in dem oft genannten Nagara; derſelbe war gegen 60 Fuß lang, und ſein Gewicht wechſelte dergeſtalt daß ihn manchmal hundert Menſchen nicht aufheben konnten, während zu andern Zeiten ein einziger ihn heben würde. Das Scepter (Vadſchra), wohl zu unterſcheiden von dem Stabe, iſt gegenwärtig in dem hochberühmten „goldenen Kloſter" (Sera) eine halbe Stunde nordwärts von Lhaſſa, wohin es von Indien aus durch die Luft geflogen ſeyn ſoll. Alljährlich wird ihm zu Ehren ein Feſt gefeiert, wobei es in Proceſſion von Sera nach Potala, dem lamaiſchen Vatican, getragen wird.

Der heiligen Röcke und Kleidungsſtücke ſcheint die Buddhiſtenheit nicht viele zu beſitzen. In jenem Kloſter unweit Dſchellalabad, das ſich ſo vieler andern Reliquien erfreute, war der Mantel des Buddha (Samghâti) zu ſehen, den die Umwohner zur Zeit der Dürre um Regen anzurufen pflegten; zu Kongkanapura im Dekhan die Mütze deſſelben, die gleich den meiſten Heiligthümern der Art ein überirdiſches Licht verbreitete, das jedoch nur von gläubigen Augen geſehen wurde. Wohin die übrigen Stücke ſeines Bettelcoſtüms gekommen ſind, weiß ich nicht zu ſagen.

Zu dem Nachlaſſe des Religionsſtifters wird ausdrücklich auch die Lehre gerechnet, ſo wie die heiligen Bücher in welchem ſie niedergeſchrieben iſt, und die deßhalb eine wirklich religiöſe, oder beſſer abergläubiſche Verehrung genießen.

Die dritte und letzte Claſſe der Reliquien umfaßt endlich diejenigen Gegenſtände und Stätten, welche der Heilige durch ſeine Gegenwart und Berührung geweiht hat, alſo im weiteſten Sinne alle die Oertlichkeiten in welche die wichtigſten Scenen ſeines Lebens verlegt wurden, die Stellen wo er geboren worden, wo er gelitten und gebüßt, gelehrt und Wunder gethan, und wo er der Zeitlichkeit entſchwunden war. Näher gehören z. B. dahin: der Thron der Intelligenz (Bhôdhimanda) bei Gaga, auf welchem die Buddhas der drei Zeiten (Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) geſeſſen haben und ſitzen werden, die dreifache Himmelsleiter, mittelſt welcher der Büßer der Çakja aus Indras Himmel auf die Erde zurückgekehrt ſeyn ſollte, ferner der Stein, auf welchem er geſeſſen, als er ſeinen ungenähten Rock wuſch, jener andere Stein, mit welchem ihn Dewadatta an der Zehe verwundet, die Blutſpuren welche er hinterlaſſen, die Waſſertropfen welche er beim Waſchen vergoſſen, und die niemand wegzuwiſchen und wegzufegen im Stande war, die Teiche in welchen er ſich gebadet, die Holzſplitter oder Zweige

[1] Nach einer Verheißung ſollte es nämlich zu ſeiner Zeit von Gandhara weg in das Reich der Juntſchi verſetzt werden.

Digitized by Google

welche er in die Erde gepflanzt hatte und die zu riesigen Bäumen emporgeschossen waren u. dgl.

Eine besondere Unterart dieser Classe von Reliquien sind die Fußstapfen des Buddha oder die sogenannten „heiligen Füße" (Çrîpâda's, in Hinterindien Phrabât). Viele Stätten, namentlich solche an denen er gern und oft geweilt, soll nämlich der Stifter der Lehre dadurch bezeichnet und begnadigt haben, daß er an ihnen den Abdruck seines Fußes zurückließ. An sich ist diese Vorstellung weder ausschließlich buddhistisch, noch bloß indisch, sondern bekanntlich kommt der Glaube, daß Götter, Heroen, Propheten, Riesen u. s. w. die Spur ihrer Füße unverwüstlich in Fels gedrückt, auch anderwärts vor, wie bei den Griechen, Arabern, Germanen; — zeigt man doch auch Spuren der Füße Christi, z. B. vor dem Thore S. Sebastian zu Rom, in einer Capelle am Oelberge u. s. f. Nirgends aber hat dieser Glaube eine solche Ausdehnung und Bedeutung gewonnen wie bei den Verehrern Çakjamunis. Im 5ten Jahrhundert unserer Aera war derselbe im eigentlichen Indien, in Afghanistan und Transoxanien längst verbreitet, und man zeigte da eine große Zahl „heiliger Füße," über denen meistens religiöse Bauwerke aufgeführt waren; gegenwärtig und seitdem in diesen Ländern die Buddhareligion ausgerottet worden ist, scheint er nur noch im Süden, d. h. auf Ceylon und in Siam, Birma, Pegu, Laos, Tenasserim, Martaban fortzudauern. Der berühmteste und besuchteste aller Çrîpadas ist, wie bekannt, der auf dem Adamspik in Ceylon, der ebenfalls schon im 5ten Jahrhundert vorhanden war, und zu dem man in M. Polos Tagen auf dieselbe Weise wallfahrtete wie noch heut, indem man sich über die furchtbaren Schlünde und Abgründe des Berges an eisernen Ketten hinaufwand; außer ihm, sagt man, gibt es noch zwei auf der Insel (einen im Norden der alten Hauptstadt Anurudhapura), sehr viele in Hinterindien. Die Länge derselben steigt von mehr als einem Fuß bis über fünf Fuß mit verhältnißmäßiger Breite; doch werden auch solche erwähnt die je nach der Glaubensfähigkeit und Inbrunst der Beschauer bald größer, bald kleiner erscheinen. Auf einzelnen derselben gewahrt man eins oder mehrere der heiligen Abzeichen, mit welchen die Fußsohlen der vollendeten Buddhas geschmückt sind, namentlich das Rad, den Lotus oder eins der mystischen Kreuze.

Der Bodhibaum, an dessen Stamm sich der in Beschauung versenkte Einsiedler der Çakja gelehnt, und unter dessen Schatten er sich zum Buddha verklärt hat, muß ebenfalls dieser letztern Gattung von Reliquien und den Gegenständen des Cultus beigezählt werden. Er hat in der buddhistischen Kirche eine ähnliche Bedeutung wie die Baniane für die brahmanische; er ist das Symbol ihrer Verbreitung und ihres Wachsthums; er ist mit den buddhistischen Missionen gewandert wie die Baniane mit den brahmanischen Colonien. Wo die Buddhalehre Wurzel zu schlagen begann, da pflanzten sie den Bodhibaum, und noch jetzt erhebt er sich, häufig von einer gemauerten Plattform umschlossen, in den Höfen oder in der Umgebung der Klöster und Tempel. So auf Ceylon und in Hinterindien, und all diese heiligen Feigenbäume gelten für Ableger dessen, unter welchem Çakjamuni die höchste Intelligenz erlangt hat. Im Norden dagegen, z. B. in China und Tibet, scheint man ihn, da das Klima sein Wachsthum nicht gestattet, durch andere Baumarten, namentlich Platanen, Cypressen, Pistacien und andere ersetzt zu haben. Er erreicht eine ungemeine Höhe, sein Wuchs ist schlank und elegant, er hat eine weiche Rinde und herzförmige, sechs Zoll breite, acht Zoll lange, wegen der Dünne des Stiels an dem sie hangen, beständig wie Espenlaub zitternde Blätter, durch welches Zittern, wie die Gläubigen versichern, er dem Allerherrlichst-Vollendeten seine Ehrfurcht bezeugt, und worin neuere Gelehrte das Sinnbild der stets bewegten Welt und der Unbeständigkeit der Dinge sehen wollen.

Außer seiner Heiligkeit, sagt ein englischer Reisender, hat dieser Baum gar keinen Werth.

All diese heiligen Schätze sollen aus dem letzten Erdenwallen des Buddha stammen.

Da nun aber derselbe schon als Bodhisattwa unzählige Geburten durchgemacht und für das Heil der Wesen gelitten hat, so lag für die buddhistische Phantasie der Gedanke nicht allzufern, daß der mitleidsvolle Erlöser der Welt auch mit Reliquien aus diesen, seinen früheren Lebensläufen, wenigstens aus denen, die in das jetzige Weltalter fallen, gesegnet haben werde. Wirklich sollen auf der Insel Ramri an der Küste von Arakan Tempelruinen gefunden worden seyn, in denen Ueberreste der verschiedenen Thierleiber, welche die Seele Çakjamunis bewohnt hat, ehe sie in den menschlichen Körper eingieng, aufgewiesen werden, als: Klauen, Federn, Vogelschnäbel u. dgl. Indeß muß selbst den geistlichen Söhnen des Buddha die Zumuthung, die sie mit derartigen Reliquien an den Verstand und die Glaubensfähigkeit der Laien machten, zu stark geschienen haben, so daß sie es vorzogen, ihre Sammlungen von andern Seiten her zu vergrößern.

Einmal nämlich fügten sie die Reliquien früherer Buddhas hinzu, wie sie ja auch deren Bilder neben das des jetzt regierenden stellten, wobei sie sich ebenfalls auf die Buddhas des noch laufenden Weltalters (Kalpas) beschränken mußten, da nach der älteren dogmatischen Vorstellung auch die Reliquien den allgemeinen Weltuntergang nicht überdauern. So sah man unweit Çrawasti in der heutigen Provinz Oude einen Stupa, in welchem der ganze Körper Kaçjapa Buddhas, des letzten Vorgängers Çakjamuni's, als ein einziger Çarira beigesetzt seyn sollte. Die Singhalesen rühmen sich von allen drei früheren Buddhas der gegenwärtigen Welt ein Andenken zu haben, daß ihnen Krakutschanda sein Trinkgeschirr, Kanakamuni seinen Gürtel und Kaçjapa seinen Badeanzug geschenkt habe. Diesen letzteren versichern auch die Peguaner zu besitzen: er sey nebst dem Bettelstab Krakutschandas und dem Wassergefäße Kanakamuni's unter dem riesigen Schon da gon zu Rangun geborgen. Deßgleichen zeigte man mehrfach heilige Fußspuren derselben, sämmtlich von kolossalen Dimensionen.

Andererseits, und wie ich glaube schon früher, begann die Verehrung der Ueberreste von Çakjamuni's Jüngern und von den Nachfolgern dieser Jünger, d. h. solcher Geistlichen überhaupt, die im Geruche der Heiligkeit gestorben und canonisirt waren, und in dieser Richtung hat es der buddhistische Reliquiendienst bis an das Aeußerste der Ungeheuerlichkeit getrieben. Man sah einst in vielen Städten Mittelindiens religiöse Bauwerke, in denen angeblich Körperstücke der hervorragendsten Schüler des Buddha ruheten, wie seines Famulus und Lieblings Ananda, seines Sohnes Rahula, am häufigsten aber der zwei Musterjünger Çariputtra und Maha Maudgaljajana, deren Haare und Nägel ganze Duzende von Stupas füllten. Fragmente derselben will man ja noch kürzlich in den Topen von Sanchi

Digitized by Google

aufgefunden haben. In Vaiçali, nördlich vom heutigen Patan, hatte man die Hälfte von Ananda's Leichnam; in einem Kloster bei Bamian den eisernen Topf von dessen Bruder Çanakawasa, des dritten unter den sogenannten Patriarchen, ingleichen den Rock des letzteren, den er in 500 Existenzen nacheinander getragen und immer gleich mit auf die Welt gebracht haben sollte; in Mathura den Bart und die Nägel Upagupta's, seines Nachfolgers im Patriarchat. War aber einmal diese Bahn betreten, so gab es keine Gränze des Stillstandes mehr, denn die Asche und der Nachlaß jedes Mönchs, von dem man glaubte daß er die Frucht des Archat (die Sündenlosigkeit) gewonnen habe, konnte nur zum Gegenstande kirchlicher Verehrung und Anbetung werden, und der Lamaismus hat sich wirklich in diese Gränzenlosigkeit hinein verirrt, ja er ist noch über diese Gränzenlosigkeit hinausgegangen. Denn er hat sich nicht damit begnügt die Ueberbleibsel verstorbener Heiligen und Hierarchen als Objecte des Cultus in den Tempeln aufzustellen und als Amulete an die Gläubigen zu vertheilen, er ist vielmehr von der Anbetung todter Heiligen zur Anbetung lebendiger, leibhaftiger Pfaffen fortgeschritten. Den souveränen, sceptertragenden Großlamas wird von den Tibetanern und Mongolen geradezu göttliche Ehre erwiesen, mit einiger Beschränkung auch den Chutukten (Bischöfen) und übrigen Incarnationen (Chubilghane); ja selbst die nicht wiedergeborenen Aebte und Vice-Aebte fungiren bei dem Gottesdienste neben dem Altar, zu Seiten des Götzenbildes mit unter den Gegenständen der Adoration. Noch mehr, da die Groß-Lamen und die sämmtlichen wiedergeborenen Lamas für wirkliche, handgreifliche, im Fleische wohnende Bodhisattwas oder kurzweg für „lebendige Buddhas" gehalten werden, so ist es nur consequent, wenn ihre körperlichen Abfälle, ihre Haare, Nägel, Excremente eine ähnliche Verehrung genießen, wie die Çariras der in Nirwana entschwundenen Buddhas und Archats. [1]

So weit kann sich die menschliche Religiosität verirren, wenn sie zur kirchlichen wird.

---

[1] Man hat in neuester Zeit die Verehrung der Excremente des Dalai Lama läugnen wollen; die HH. Huc und Gabet haben bei ihrer Anwesenheit in Lhassa Erkundigungen darüber eingezogen, und die Tibetaner haben ihnen ins Gesicht gelacht (Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie etc. II, 314). Möglich daß jene Sitte in Lhassa, wo sie von frühern Missionären vorgefunden wurde (s. z. B. Georgi's Alphabetum Tib. 247), — vielleicht durch die Glaubenslosigkeit der Chinesen — beseitigt ist; daß sie noch am Ende des vorigen Jahrhunderts bei den Kalmyken bestand, bezeugt der in dem, was er selbst gesehen, durch und durch glaubwürdige Pallas (Nachrichten über die mongol. Völker, II, 341): „Von diesen beiden Päpsten (dem zu Lhassa und zu Taschi Hlumpo) wird nicht nur der Unrath aufgehoben und wie ein Heiligthum zu Amuleten und Arzneien an vornehme und reiche Leute ausgetheilt, sondern auch ihr Harn wird in Tibet andächtig eingenommen und kann wegen starker Nachfrage und weil diese heiligen Männer überhaupt sehr diätetisch leben sollen, nur zu wenigen Tropfen an die Gläubigen ausgetheilt werden. Dieser Aberglaube, den man hat bezweifeln wollen, ist so zuverlässig daß ihn die Geistlichen der Mongolen und Kalmyken gar nicht läugnen; ja ich habe selbst einen Nodulus von erster Materie, in Seide eingenäht gesehen, den die derbetische Fürstin Abu, welche während meines Aufenthalts in Zarizyn starb, als ein köstliches Amulet getragen hatte.

Briefe aus dem Süden der Vereinigten Staaten.

II.

Die Sklavenfrage ist für das Bestehen der Union unstreitig die wichtigste von allen Fragen welche die Zukunft lösen muß, und deßhalb werden, hoffe ich, einige weitere unparteiische Mittheilungen über die hiesige Sklaverei nicht unwillkommen seyn. Im Norden fanden nicht selten öffentliche Meetings der Abolitionisten statt, und ich selbst war zu wiederholtenmalen ein Zuhörer bei denselben. Ich kam in der Meinung hieher Bestätigung der so laut ausgesprochenen Anklagen zu finden, muß aber aufrichtig bekennen daß die hiesigen Sklavenverhältnisse mir eher das Gegentheil zeigen. In New-York hatte ich in einer Zeitung eine donnernde Philippika gegen die Bewohner New-Orleans wegen der noch jetzt stattfindenden jährlichen Sklaveneinfuhr gelesen. Es ist aber eine verbürgte Thatsache daß fast ausschließlich die Schiffe der nördlichen Staaten jenen Handel betreiben, und zum großen Mißfallen der hiesigen Pflanzer werden jährlich neue Schiffe von New-York, und besonders von Boston aus, auf die Sklavenjagd gesandt. Ich sage zum Mißfallen derselben; denn wenn der Fang, wie es nicht selten ist, glückt, so sinken die Preise ungemein, der Werth der Plantagen verringert sich, und die häufigen Concurse sind ebensowohl Folge einer zahlreichen Sklaveneinfuhr wie der Geldklemmen überhaupt. So schwankten beispielsweise im Laufe des letzten Jahres die Preise für einen kräftigen und gesunden Neger zwischen 1200 und 4000 Dollars, und da die Werthe der Plantagen sich nach der Zahl der beschäftigten Sklaven richten, so ist es erklärlich daß die Geldverhältnisse durch eine große Einfuhr derselben leiden. Beweis genug daß dem Pflanzer damit nicht gedient ist.

So sind es auch fast nur die Angloamerikaner, von denen man mit vollem Recht im allgemeinen sagen kann daß sie ihre Neger schlecht behandeln. Jene kommen aus den nördlichen Staaten in der alleinigen Absicht hieher Geld zu verdienen, dann gehen sie wieder fort. Die Italiener, Franzosen, Spanier u. s. w. aber kommen um hier zu bleiben. Jene betrachten die Neger als ein Capital, welches bis auf den Grund ausgebeutet werden müsse, unbekümmert darum ob sie dem spätern Herrn noch dieselben Dienste leisten können oder nicht. Diese aber betrachten sie als ein Familiencapital, welches den Kindern zu gleicher Benutzung bleiben müsse. Daher kommt nicht nur die größere Humanität im Umgang mit den Negern, sondern auch eine gewisse Familiarität. Hier fühlt sich der Weiße nicht verunehrt, wenn der Zufall es fügt daß er mit einem Sklaven z. B. in demselben Wagen fahren muß, während der Angloamerikaner sich nur mit dem größten Widerwillen, selten oder gar nicht, dazu bequemt in seinem freien Staate der Reisebegleiter eines freien Schwarzen zu seyn.

Ueberhaupt scheinen die Anglosachsen und ihre Nachkommen, die Nordamerikaner, die natürlichen Gegner nicht nur der Neger, sondern aller farbigen Nationen zu seyn, denn sie sind nicht im Stande mit diesen auf die Dauer fruchtbare Nachkommen zu erzeugen; es ist eine bekannte Thatsache daß die Mulatten in den atlantischen Staaten Nordamerika's selten Kinder haben, oder doch in der dritten oder vierten Generation sicher wieder aussterben. Dagegen findet man in den Staaten am Golf und in den Colonien

Digitized by Google

sehr fruchtbare Mulatten, was daher kommt daß diese von Personen mit dunklerer Gesichtsfarbe, wie Spanier, Franzosen u. a. erzeugt sind. Diese haben demnach eine weit größere natürliche Verwandtschaft mit den Farbigen. Zieht man dabei in Betracht daß das Blut der Weißen ein entschiedenes Uebergewicht über das jener Farbigen hat, so scheint mir darin der Hauptgrund für das allmähliche Aussterben dieser zu liegen, welches beginnt sobald sie mit Weißen in Berührung kommen. Ich glaube daß gewaltsame Vernichtung nur die zweite Ursache ist. Man kann die gedachte Erscheinung in den hiesigen Staaten stufenweise beobachten. Die Mulatten sind schon von einer weit schwächeren Körperbeschaffenheit als die Neger, und kaum stehen hier zwei von jenen in dem Preise eines Negers. Die Quadrons (Quarterons) sind überall leicht an ihrer bleichen Gesichtsfarbe, großen Kränklichkeit und schwachen Constitution zu erkennen. Die Quinterons aber sind schon wieder so vollkommene Weiße, daß sie aus diesem Grunde in einigen Staaten gesetzlich frei sind. Diese natürliche Erscheinung in Verbindung mit der sehr häufigen geschlechtlichen Vermischung zwischen Weißen und Negern oder ihrer Nachkommenschaft erklärt das fortwährende, allerdings unverhältnißmäßig schnelle Verschwinden der eingeführten Sklaven zum großen Theil, obgleich der Druck der Arbeit nicht unberücksichtigt bleiben darf. Die Quinterons von Nordamerikanern sind sehr selten, eben weil gewöhnlich schon die Kinder dieser Weißen und der Mulatten auszusterben pflegen. Die geistige Kraft dieser gemischten Abkömmlinge ist durchschnittlich weit größer als diejenige ihrer farbigen Eltern.

Unter den Schwarzen finden sich oft sehr gute Musiker, welche im Stande sind alles nachzuspielen was sie einmal gehört haben. Das Gehör ist der bei ihnen am besten ausgebildete Sinn; auf hiesigen Bällen findet man selten andere als schwarze Musiker. Damit hängt alsdann ihr großes Nachahmungstalent zusammen; sie werden in manchen rein mechanischen Arbeiten, bei welchen es keiner geistigen Anstrengung bedarf, sehr geschickt. Dieser aber unterziehen sie sich höchst ungern und äußerst selten, da es ihnen schon schwer wird das bildlich mit dem Geist aufzufassen was ihnen praktisch nachahmend schon nach einmaligem Sehen gelingt. So sind sie durchaus nicht zum Zeichnen eines Gegenstandes fähig, und überhaupt kann man sagen daß dort wo selbständiges eigenes Denken beginnt, der Gränzpunkt derjenigen Bildungsstufe liegt welche sie zu erreichen vermögen. Einzelne Ausnahmen gibt es natürlich. In Massachusetts hat man den Versuch gemacht weiße und farbige Kinder in öffentlichen Schulen zusammen zu unterrichten. Eine Zeitlang gieng es mit der Ausführung, bald aber sah man sich zur Trennung der beiden Racen genöthigt, da die weißen Kinder, nachdem sie einmal die Grundzüge des Unterrichts inne hatten, die Negerkinder weit hinter sich ließen. Diese vermochten sich von Gegenständen, welche sie nicht vor Augen hatten, durchaus keine Vorstellung zu machen oder solche doch nicht auszudrücken.

Von mit so wenigen geistigen Fähigkeiten begabten Menschen kann man nicht erwarten daß ihre Vergnügungen sich über die Gränze des rein Sinnlichen erheben. Obwohl sie sich eigentlich am liebsten mit dem Nichtsthun amüsiren, kommen sie doch hin und wieder zum Tanze zusammen. Ich habe sie hiebei beobachtet, kann aber nicht sagen worin diese Tänze bestehen; ich sah sie nur die gräulichsten Gesichtsverzerrungen nach dem Tacte der Musik machen. Eine lebhafte, muntere und aufregende Bewegung findet dabei nicht statt, und so ist es ein zwar widerlicher, aber doch äußerst possierlicher Anblick, wenn sie sich pantomimisch amüsiren. Der schwarze Herr steht mit einer Miene voll Gravität seiner Dame gegenüber, bekleidet mit Frack, Castorhut, weißer Weste, Cravatte mit schneeweißem Kragen und ditto Glacéhandschuhen. Die Dame prangt in einem bunten, baumwollenen Kleide, mit ebenfalls weißen Handschuhen, und hält den seidenen Sonnenschirm, wie sie es von Madame sah, über das liebe schwarze Gesicht, damit die Sonne den Teint nicht verderbe. Ich bin nicht im Stande etwas charakteristisches aus diesen Spielen zu erkennen; das Hauptziel ihres Strebens dabei scheint zu seyn daß der eine die Pantomime des andern möglichst vollkommen nachahme, und ihm darauf sogleich eine andere von eigener Erfindung zurückgebe. Ob ein höherer Sinn in diesem kindischen Spiele liegt?

Es sind aber nicht die Haussklaven von welchen ich hier spreche, denn diese bleiben fern von den Belustigungen der übrigen; es sind die Feldarbeiter, dieselben welche am nächsten Tage zuweilen Hut und Hemde von sich werfen um es nur kühl genug zu haben. Woher diese den Putz haben? Durch Nebenverdienst erwerben; sie arbeiten nämlich, wenn sie wollen, an den Sonntagmorgen für sich, und eben so gehören ihnen auch die Tage an welchen sie schlechter Witterung halber nicht auf dem Feld arbeiten können. Ich spreche natürlich nur von den Verhältnissen auf der hiesigen und andern ähnlichen mir näher bekannten Plantagen, wo sie unter der Herrschaft humaner Besitzer stehen. Hier also beschäftigt sich an den freien Tagen ein jeder nach seinem Gefallen, und was er alsdann thut, das bekommt er stets bezahlt. Für das also verdiente Geld schafft der Schwarze jenen Putz an, und fühlt sich im Besitz desselben äußerst glücklich, wenn auch die Kleidung möglichst unbehaglich ist. Ein buntes Stück Zeug ist für ihn ein unwiderstehliches Reizmittel, das weit mehr auf ihn vermag als Hunger und Durst. Wer ein Handwerk gelernt hat, treibt es am Sonntag; wer nicht, der geht zur Arbeit aufs Feld und verdient in einem halben Tag etwa einen Dollar; denn diese Arbeit wird nach der Menge und nicht nach der Zeit bezahlt, und da sind sie meistens wirklich fleißig. Wir haben hier einen sehr geschickten Schmied, welcher am halben Sonntag regelmäßig seine 2½ Dollars verdient und es an einem ganzen Tage sogar schon auf 6 Dollars gebracht hat. Die Weiber flechten Matten, Körbe u. dgl., oder sie sammeln das lange hier an den Bäumen wachsende Moos und stopfen es in Matratzen, oder sie ziehen Schweine und Geflügel zum Verkauf auf. Man muß aber dennoch nicht glauben daß ein solcher Nebenverdienst ein regelmäßiger sey. Wenige Fleißigere arbeiten vielleicht zu jeder freien Zeit, die Mehrzahl aber nur alsdann wenn sie z. B. einen neuen Rock oder sonst ein Stück Zeug brauchen. Ist ihnen ein solches nicht nöthig, so faullenzen sie lieber. Daß aber der Wunsch nach Freiheit sie zu vermehrter Anstrengung treiben sollte, ist etwas hier ganz unerhörtes, wie mir von allen Seiten versichert wird; natürlich versteht dieß sich von solchen welche freundliche Herren haben. Das Lieblingsputzstück, das Kleinod schwarzer Sehnsucht, ist der Sonnenschirm, der häufig 10 Dollars kostet und welchen selbst Männer am Sonntag tragen. Es machte uns viel Vergnügen als eine junge Negerin mit dem strahlendsten Gesichte einmal zu Mrs. M. kam und den eben gekauften Sonnen-

Digitized by Google

schirm zeigte. Die Dame war freundlich genug ihren besten Schirm zur Vergleichung holen zu lassen, und als es sich nun fand daß letzterer von weit einfacheren Farben war als ersterer, so kannte die Freude der Negerin keine Gränzen. Ich bin überzeugt daß sie mehrere Tage lang auf der höchsten Stufe des Glückes gestanden ist.

Die Hauptnahrung der Neger ist der Mais, welcher aber auch an unserem Tische täglich genossen wird. Sie haben davon ein sehr wohlgenährtes Aussehen, zumal alle Spirituosen, besonders Branntwein, hier aufs strengste von ihnen fern gehalten werden. Ein Bewohner der Sklavenstaaten wagt es so leicht nicht solche Getränke an die Neger zu verkaufen, weil eine sehr scharfe Strafe darauf steht und die Pflanzer ohne Nachsicht seyn würden. In den Plantagen jedoch welche fern von den Städten liegen, findet man einen Handel dieser Art, doch sind es gewöhnlich aus den nördlicheren Staaten Eingewanderte, welche die Neger auf diese Art demoralisiren. In dem Branntwein liegt ein Hauptgrund dafür daß die entfernter wohnenden Pflanzer zu größerer Strenge oft sogar gezwungen sind.

Wir haben hier viele Neger, welche längst frei gelassen worden und dennoch ruhig in ihrem alten Verhältnisse geblieben sind. Um nur ein Beispiel anzuführen, so lebt hier eine alte Frau, welche schon seit 19 Jahren frei ist; seit der Zeit bekommt sie Bezahlung für jede Arbeit welche sie thun mag. Das Freilassen von Sklaven ist überhaupt so selten nicht wie man wohl glaubt, und hier sowohl wie in Carolina fand ich fast in jeder Zeitung derartige Veröffentlichungen, welche das Gesetz für diesen Fall gebietet. Viele Herrn geben hier bei New-Orleans ihre Neger nur aus dem Grunde nicht frei, weil sie überzeugt sind daß jene nicht selbst für sich sorgen können. Mehrere Pflanzer haben mir dieß selbst gesagt, und versichert daß sie sich alsdann weit besser stehen würden; ich wage nicht zu entscheiden und theile es nur als ihre Ansicht mit. So behaupten sie hier auch daß bei ihnen der Verkauf des einzelnen nur dann statt finde, wenn mit ihm durchaus nichts anderes anzufangen sey. Daß im allgemeinen die Plantagen mit den Negern aus einem Besitz in den anderen übergehen, kann man freilich häufig in den Zeitungen lesen. Aber der neue Käufer ist dennoch oft genöthigt anfänglich zu sparen, und da es hier in manchen Häusern zehn Neger gibt welche nichts thun, so wird er sie verkaufen. Dieser Punkt läßt sich nicht beschönigen.

Was ich hier mitgetheilt habe, bezieht sich im allgemeinen auf alle eingebornen Pflanzer, welche, wie schon erwähnt, die humansten sind, während die eingewanderten Anglo-Amerikaner gerade sich durch eine harte, oft vielleicht unmenschliche Behandlung der Sklaven hervorthun. Mein Prinzipal ist mit diesen so rücksichtsvoll daß er zu schweren Arbeiten, z. B. zur Anlage von Gräben und Dämmen, lieber Irländer miethet als sie den Negern überträgt. Freilich ist dieß wohl nicht häufig der Fall, da es nur in der Nähe von New-Orleans möglich wird freie Arbeiter zu miethen. Bei allem dem scheint es mir aber unerklärlich, wie gerade die Bewohner der nördlichen Staaten so sehr gegen die Sklaverei eifern können, wenn sie auch immerhin nicht zu rechtfertigen ist. Eine augenblickliche und plötzliche Aufhebung derselben würde für den Norden sowohl, wie für England ebenso gefährlich seyn, wie für die Sklavenstaaten selbst. Das ergibt sich schon daraus daß die jährliche Durchschnittsproduction der hiesigen Neger zu 350 Millionen Dollars anzunehmen ist, und da hier nun hauptsächlich Baumwolle, Zucker u. s. w. producirt wird — wie würde, um nur eins hervorzuheben, der plötzliche Ausfall dieser Production auf die Baumwollenarbeiter Englands wirken? Englands, welches sich herausnimmt die ganze Welt humanisiren zu wollen, und doch nicht einmal für seine eigenen brodlosen Armen sorgen will oder kann, welches nicht einmal öffentliche Schulen besitzt, die es hier doch sogar für die Negerkinder gibt? — Es ist ja nicht entfernt meine Absicht die Sklaverei zu vertheidigen, sondern die Wahrheit auszusprechen; ich bedaure die armen Neger herzlich, aber ich bedaure sie um so mehr, da sie Gegenstand jener philantropischen Bemühungen geworden sind, an deren Ernst nicht einmal im allgemeinen zu glauben ist. Dadurch haben sie wahrlich nicht gewonnen. Seit einigen Monaten ist es so weit gekommen, daß die Pflanzer schon auf einem brennenden Vulcane sitzen und um ihrer eigenen Sicherheit willen zu größerer Strenge genöthigt sind. Auf mehreren Stellen hat man Verschwörungen entdeckt oder zu entdecken geglaubt. So hieß es hier allgemein daß die Schwarzen den Plan hätten während des letzten Weihnachtsfestes alle Weißen im westlichen Louisiana zu ermorden, und daß sie hierzu von den Abolitionisten angeregt seyen. Viele Sklaven sind in Folge dessen in New-Orleans gefangen gesetzt, und auch von unserer Plantage ist einer darunter, welchem jener Plan bekannt gewesen seyn soll. Das wahre an der Sache wird sich bald herausstellen, da die Verhöre nächstens beginnen werden. Indessen sind die Pflanzer achtsam und strenge, und während die hiesigen Neger früher z. B. völlige Freiheit hatten ihre Mußestunden zuzubringen wo sie wollten, werden sie jetzt in ihren Wohnungen eingeschlossen und während der Nachtzeit genau bewacht. Früher wurde es nicht so genau damit genommen, ob sie zu rechter Zeit bei der Arbeit waren oder nicht, und ich habe selbst oft Nachzügler mit bedächtigen Schritten aufs Feld gehen sehen; jetzt darf sich niemand ohne Erlaubniß entfernen, um den Aufsehern die Bewachung zu erleichtern.

Es wäre zu wünschen daß Kansas ein sklavenfreier Staat würde, aber wenn ein mir neulich zu Gesicht gekommenes deutsches Blatt behauptete daß die ersten Ansiedler dort keine Sklaven gehabt hätten, so ist das nicht ganz wahr. Die Ansiedler in Kansas kamen zuerst aus dem Süden, und diese hielten Sklaven. Darauf zogen auch von Norden Einwanderer hinzu, welche bald an Zahl zunahmen und die Sklavenhalter aus dem Süden vertrieben. Diese kehrten sodann mit verstärkter Macht zurück, und so wurde der jetzige Kampf wach gerufen. Das ist hier allgemein bekannt, und selbst ganz unbefangene (!) Personen, welche das Gebiet der Sklavenstaaten gar nicht durch Kansas zu vergrößern wünschen, erzählen so, den Kampf bedauernd. Die Abolitionisten, stark durch ihren Anhang im Norden, können wohl einen solchen beginnen, da sie vorhersehen können daß sie endlich siegen werden; die Sklavenfreunde aber werden, ihrer Schwäche sich bewußt, schon aus diesem Grunde den Streit nicht muthwillig beginnen.

Ich hoffe, diese ganz unparteiischen und unbefangenen Mittheilungen, welche das Negerleben auf den nahe bei New-Orleans gelegenen Pflanzungen schildern, nach dem was ich selbst täglich sehe und höre, welche aber keineswegs in Abrede stellen wollen daß die Behandlung der Sklaven im Westen Louisiana's und in anderen

Digitized by Google

Staaten eine ſtrengere, vielleicht oft grauſame ſeyn mag, dieſe Mittheilungen werden wenigſtens beweiſen daß man beſſer thäte das Wohl der Neger den Pflanzern ſelbſt anheim zu ſtellen, und vielleicht auf ſie durch Wort und Schrift zu wirken, ohne ſich mit der Aufreizung jener ſelbſt zu befaſſen.

Die Küſte Louiſianas iſt mehrere Meilen weit weſtlich und nördlich von New-Orleans ſehr flach, und vor ihr liegen mehrere, höchſtens vier Fuß über dem Meeresſpiegel erhabene kleine Inſeln, welche wohl einſt mit dem Feſtlande zuſammengehangen haben. Dieſe Inſeln waren lange Zeit unbewohnt, kein Baum ſtand auf ihnen, und nur das lange Sumpfgras war die Heimath unzähliger Inſecten. Das Meer aber iſt in ihrer Nähe von herrlicher Friſche, und da es auch eine genügende Tiefe hat, daneben einen feſten Grund, ſo hatte ein Speculant auf einer derſelben ein ſchönes geräumiges Hôtel angelegt, Badekarren angeſchafft und ſo für New-Orleans und die Umgegend ein Seebad improviſirt. Ein ſolches war in dieſem warmen Klima um ſo willkommener, als die Ufer des Miſſiſſippi bekanntlich weite tiefe Moräſte bilden, die Heimath unzählbarer Mosquitos und anderen Ungeziefers, ſomit paſſende Badeſtellen ſich an ihnen wenig oder gar nicht finden. Bald erhob ſich denn auch ein kleines Dorf, und das Hôtel, deſſen Beſitzer bedeutende Geſchäfte machte, und Laſt Island (la dernière Isle, der Name jener Inſel) war auf dem Wege ein berühmter Badeort zu werden. Noch im November verweilten daſelbſt über 500 Perſonen, meiſtens den wohlhabenden Familien Louiſianas angehörig, zumal Pflanzer vom Bäten Lafourche mit den ihrigen. Da erhob ſich unerwartet ein Sturm, wie er ſeit Jahren nicht erlebt war. Der Nordoſt trieb in einem Augenblicke das Waſſer des Golfs über die Inſel, Menſchen und Gebäude mit ſich fortreißend. Es entſtand eine ſchreckliche Verwirrung. Jeder klammerte ſich in der Angſt an das erſte was ihm in die Hände kam, und es war ein großes Glück daß der Wind die Häuſer gleich umriß, ſonſt hätten wenige ihr Leben gerettet. So gelang es faſt allen ein Brett, eine Kufe oder dgl. zu erhaſchen, und hieran hängend, wurden ſie von dem zwei Tage dauernden Nordſturme weit in den Golf hinausgetrieben. Da ſprang der Wind plötzlich nach Süden um und trieb die Schwimmenden wieder dem Land entgegen. Einige gelangten ſo an die höher gelegene Weſtküſte Louiſiana's, andere aber wurden weit in die ſchrecklichen Sümpfe getragen welche ſich vom Süden bis in die Mitte des Staates hinein erſtrecken, und welche der Sturm ebenfalls unter Waſſer geſetzt hatte. Da ſchwammen ſie nun herum, ohne Hülfe hoffen zu dürfen, denn als das Waſſer zurücktrat, fanden ſie ſich inmitten der unwegſamen Sümpfe. Nur vom Zufall war hier eine Rettung zu hoffen, und viele müſſen dem ſchrecklichſten Tode erlegen ſeyn, ohne daß man jemals ihre Leichen wird finden können. Von den 500 Badegäſten wurden nicht völlig 300 gerettet, ſehr wenige aber aus den Sümpfen. Unter die letzteren gehört ein Bruder der Mad. Pugh, ein ſehr reicher Mann, welcher wenige Meilen von hier ſeine Pflanzung hat. Er wurde, mit ſeiner Frau auf einem großen Brette ſitzend, fünf Meilen weit in den Sumpf getrieben, glücklicher Weiſe jedoch bis nahe an einen kleinen Bäten (ſo heißen die vielen Ausflüſſe des Miſſiſſippi, welche zahlreiche Inſeln mit etwas erhöhetem Boden bilden. Man trocknet die größeren durch Abzugs-Canäle aus und legt auf ihnen Pflanzungen an). Hier lebten die beiden Gatten über 14 Tage von Schnecken, Muſcheln, Fröſchen u. dgl., und waren faſt von den Mosquitoſchaaren zu Tode gequält, als vorüberfahrende Fiſcher ſie endlich bemerkten und mit ſich nahmen. Von ihren Kindern waren aber mehrere ertrunken, und man kann ſich denken in welcher Angſt die Eltern waren, da ſie nichts von ihnen erfahren konnten. Von einer hieſigen Pflanzerfamilie, aus Vater, Mutter, ſechs Kindern und fünf Schwarzen beſtehend, kamen alle um. Hr. W. Pugh war mit ſieben Kindern auf der Inſel, als der Sturm begann. Es gelang ihm einer großen Badekufe habhaft zu werden, welche er mit ſechs Kindern beſtieg, während das ſiebente vor ſeinen Augen davontrieb. Und als das Waſſer höher ſtieg und alles um ihn her mit ſich riß, da ſaß jene Kufe wunderbarer Weiſe an irgend einem Gegenſtande feſt, ſie blieben auf der Inſel und wurden nach drei Angſttagen gerettet. Ein großes Glück war es daß am erſten Tage des Sturmes ein von New-York kommendes Dampfſchiff auf die Inſel getrieben wurde und ſtrandete. Der Capitän deſſelben ließ ſogleich alle Cajüten vom Verdecke abbrechen, theils um Raum zu machen, theils um den Schwimmenden die Bretter zuzuwerfen. Dann nahm er ſie ins Dampfſchiff auf und rettete auf ſolche Weiſe viele. Auch ein franzöſiſches Schiff wurde auf eine Sandbank getrieben und ſcheiterte, wobei, mit Ausnahme eines Matroſen, alle auf ihm befindlichen Perſonen das Leben verloren.

Wenn europäiſche Blätter behauptet haben, das gelbe Fieber ſey hier im letzten Jahre ausnehmend ſtark aufgetreten, ſo ſind ſie völlig unwahr berichtet. Es kamen hier ungewöhnlich wenige Erkrankungen und nur einzelne Todesfälle vor, und zwar ſtarben meiſtens nur ſolche Perſonen welche um jene Zeit gerade von Vera-Cruz und den weſtindiſchen Inſeln kamen. Ich bin ſeit der ganzen Zeit meines Aufenthaltes im Süden gottlob geſund geweſen, und habe mich deßhalb entſchloſſen den kommenden Sommer wenigſtens noch hier zu bleiben, bevor ich nach Peru oder Chili gehe.

Digitized by Google

Die Shetlandsinseln. [1]

(Aus der Revue Britannique.)

Diese heutzutage so friedlich stillen Inselchen des Nordmeers sind ehedem der Zufluchtsort mehrerer Seeräuberbanden und der Schauplatz verschiedener blutiger Kämpfe gewesen. Die Wikinger [2] hatten sie erobert — die Wikinger, diese unerschrockenen Corsaren des Nordens, welche sich Siciliens und der Normandie bemächtigten, und bis unter die Mauern von Paris die Seine hinaufführen. Schon im neunten Jahrhundert findet man die Shetlandsinseln in den alten isländischen Sagas erwähnt, welche ihnen den Namen Hjaltland [3] geben. Als Harald der Blonde, der nur einer der Jarls, einer der Clanhäuptlinge Norwegens war, sich dieses ganze Land unterwürfig zu machen suchte um die Liebe eines stolzen jungen Mädchens zu gewinnen, flüchteten sich die meisten norwegischen Notablen von ihren Besitzungen um sich seiner Unterdrückung zu entziehen. Die einen zogen sich gen Island, die anderen nach den Färöern zurück; andere hinwiederum begaben sich nach den Orkaden und den Shetlandsinseln. Die einen ließen sich als arbeitsame Siedler an den Küsten nieder, an welchen sie gelandet hatten; andere, nicht so friedlich gestimmt, widmeten sich der Seeräuberei.

Nachdem Harald ganz Norwegen seiner Herrschaft unterworfen und die schöne Gilda, die nur einem großen König sich vermählen wollte, geheirathet hatte, unternahm er einen Kriegszug zur Vernichtung dieser Freibeuterbanden, welche die nördlichen Küsten verheerten. Die Saga, deren Held er ist, erzählt daß er zur Sommerszeit unvermuthet auf den Shetlandsinseln ankam, dort eine Corsarenlegion überfiel, sie mitleidslos niedermetzelte, dann sich dieses Inselmeers bemächtigte, und es zusammt den Orkaden einem seiner Neffen zu Lehen gab. Seine Nachfolger ihrerseits verfügten gleich ihm über diese fernen Länder, und verpflanzten dorthin mehr und mehr die Sprache, die Gesetze und Sitten Norwegens. Die Saga vom heiligen Olaf berichtet, dieser eifrige Verbreiter der Lehre des Evangeliums hab' es sich zur Ehre angerechnet die Bewohner der Shetlandsinseln und der Orkaden, welche, wie ihre norwegischen Ahnen, dem Thor- und Odin-Cultus ergeben waren, zum Christenthum bekehrt zu haben. Weder England noch Schottland konnten damals einen Versuch machen die kleinen, ihren Gestaden so nahe liegenden Eilande der skandinavischen Herrschaft zu entreißen. War nicht England, das stolze England, dessen Flagge jetzt so übermüthig auf allen Meeren flattert, nicht selbst gezwungen sich unter diesen fernen Königsstab zu beugen? War es nicht erobert worden durch Kanut den Großen, diesen Alexander des Nordens, von welchem die Dichter sagten: „Kanut regiert auf der Erde wie Gott im Himmel regiert?"

Im fünfzehnten Jahrhundert noch gehörten die Shetlandsinseln und die Orkaden zu Dänemark. Es verlor sie nicht in einem Seekriege, sondern gab sie durch einen Heirathsvertrag selbst auf. Als im Jahr 1449 Christian I, der Gründer der oldenburgischen Dynastie, zum König von Dänemark gekrönt wurde, erstreckten sich seine Staaten von der Mündung der Elbe bis an die äußersten Gränzen Norwegens, und von den Küsten des Nordmeers bis an die Gränzmarken Rußlands. Trotz dieses unermeßlichen Länderbesitzes konnte er doch seiner Tochter, als er sie dem König Jakob III von Schottland vermählte, nur 2000 Gulden geben, hatte ihr aber 60,000 Gulden versprochen. Bis zur Einhändigung des Restes dieser Summe überließ er ihr als Bürgschaft für seine Verpflichtungen die Shetlandsinseln und die Orkaden; aber die Mitgift wurde nie entrichtet, und Schottland behielt sein Unterpfand. Welch ein Fall von Kanut dem Großen bis zu Christian I, und von Christian I bis Friedrich VI, der seine Hauptstadt durch die Geschwader eben jener brittischen Inseln, welche ehedem von den Wikingern des Nordens in Schrecken gesetzt und dem Scepter Dänemarks unterwürfig gemacht worden waren, belagert und in Brand gesteckt sah!

Zur Zeit als durch einen glücklichen Heirathsvertrag Schottland sich der beiden Archipele bemächtigte, welche in gerader Linie seine Besitzungen bis zum 61. Breitengrad verlängerten, waren die Bewohner dieser Eilande dem damals in ganz Europa eingeführten Feudalitätssystem nicht unterworfen. Dem alten norwegischen Gesetz zufolge besaßen sie ihren Boden frei, übten ihr Fischfangrecht ohne Beschränkung aus und übermachten ihre Vorrechte ihren Kindern. Schottland warf dieses patriarchalische System über den Haufen. Die armen Inselchen, die zur Füllung eines Hochzeitskorbs gedient hatten, wurden räuberischen Statthaltern überantwortet, welche sie als zwei durch Waffengewalt bezwungene aufrührerische Provinzen behandelten. Man hat auf den Shetlandsinseln diese beiden grausamen Jarls, [1] diese beiden Stuarts, Robert und Patricius, welche die ihnen untergebene schwache Bevölkerung ausbeuteten und so grausam unterdrückten, nicht vergessen. Robert, im Jahr 1565 zum Statthalter dieses Archipels ernannt, trachtete nur darnach den größten Theil seiner Verwalteten aus dem Besitz ihres väterlichen Erbes zu vertreiben. Eine große Anzahl unter ihnen, durch seine Willkürhandlungen und Erpressungen zu Grunde gerichtet, sah sich gezwungen ihm um einen Spottpreis ihr Feld und ihren väterlichen Herd zu verkaufen, oder sie ihm für die Bezahlung ihrer Steuern zu überlassen. Aus diesen verschiedenen Länderei-Parcellen bildete der geizige Robert nach und nach grundherrliche Besitzungen, und würdigte diejenigen welche eben noch diese Güter besaßen und sich, wie ihre Vorvordern, mit Stolz odal bønder (freie Bauern) nannten, zu Pächtern oder Taglöhnern herab. Patricius Stuart, [2] welcher im Jahr 1595 an die Stelle seines Vaters zum Statthalter der Shetlandsinseln eingesetzt wurde, war noch raubsüchtiger und unbarmherziger als jener. Er mißbrauchte die Gewalt mit der er bekleidet war der-

[1] Sketches and tales of the Shetland Isles, von E. Edmonston. — Description of Shetland Islands, von Dr. Hibbert. — Erindringer fra en Reise til Shetlands øerne, von Ch. Pløyen.

[2] Ueber den Ursprung des Worts Wikinger ist viel geschrieben und gesprochen worden. Es kommt, wie Hr. Peterson in seiner alten Geographie des Nordens gesagt, wahrscheinlich von Wiking her, dem Namen einer nördlichen Bucht, aus welcher die ersten Freibeuter-Geschwader absegelten.

[3] Hjalt bedeutet starker Mann, Krieger, kraftvoll, Held; dänisch Hjeld; deutsch Held.

[1] Der alte norwegische Titel, welcher ehedem einen Clan- oder Stammhäuptling bezeichnete, und der sich in dem englischen Wort Earl, Graf, bis auf uns erhalten hat.

[2] Walter Scott hat in seinem Piraten eine Charakterschilderung von ihm gegeben: „Es gibt Leute, sagte die alte Swertha, welche von dem Grafen Patricius niederträchtige Dinge erzählen; allein er war ein Freund des Strandrechts, und erließ weise Anordnungen um die Bergung der an unsern Felsen scheiternden Schiffe zu verhindern."

Digitized by Google

gestalt daß er fürchtete der königliche Ministerrath möchte davon in Kenntniß gesetzt werden. Zur Vermeidung dieser Gefahr verbot er den Shetländern unter den allerhärtesten Strafen ihre Insel zu verlassen. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln aber wurde er angeklagt, verhaftet und von dem Gerichtshof in Edinburg zum Tode verurtheilt. Die unglücklichen Bauern aber, durch seine und seines Vaters Schandthaten zu Grunde gerichtet, erhielten keine Schadloshaltung für die erlittenen Unbilden, und gelangten nicht wieder in den freien Besitz ihres ehemaligen Eigenthums. Die Confiscationen der beiden verderblichen Statthalter wurden aufrecht erhalten, und die Shetlandsinseln an Geschäftsleute verpachtet, welche durch alle möglichen Mittel nur den größten Nutzen aus ihrer Speculation zu ziehen suchten.

Der Archipel der Shetlandsinseln, zwischen dem 59sten und 61sten Breitegrad gelegen, besteht aus etwa hundert kleinen Eilanden, von denen nur dreißig bewohnt sind; die übrigen dienen meist zur Viehweide. Allein nicht Eines ist verlassen. Jeder einsame Fels, jedes Berglein das auf seiner Oberfläche einen Streifen Gras trägt, ist, je nach seinem Umfang, von vier oder fünf Schafen besetzt, welche der Bewohner der Umgegend im Frühling dorthin bringt, und beim Herannahen der kalten Jahreszeit wieder zurückholt. Da wo die Natur ihre Reichthümer nicht mit freigebigen Händen spendet, sucht der Mensch ihre spärlichen Gaben mit Sorgfalt auf. In Island wird das auf den Dachern der Hütten wachsende Gras, gleich der Luzerne eines künstlichen Angergrundes der Normandie, für das Vieh gesammelt, das man im Norden der Finnmark zuweilen mit Seepflanzen nährt, die man in Kesseln absiedet, und wenn man über den St. Gotthard reist, kann man sehen wie arme Hirten ein ausgehungertes Thier am Halfter auf den Gipfel eines Absturzes ziehen, um es an einen in den Spalten eines Felsens grünenden Rasenplatz zu führen.

Die vornehmste unter den Shetlandsinseln ist diejenige welche man Mainland nennt. Ihre Länge beträgt 60 (engl.) Meilen oder ungefähr 24 Stunden. An gewissen Stellen hat sie eine Breite von zehn bis zwölf (engl.) Meilen, an andern ist sie so schmal daß sie wie ein zerrissenes Seil aussieht, abgenützt durch die Wogen welche es von den beiden Seiten unabläßig zernagen. Die bemerkenswerthesten anderen Eilande, nach Mainland, sind die Inseln Bressay, Noß, Yell, Unst. Durch ihre sonderbare Ausgeschnittenheit, durch die Krümmungen ihrer Engen, durch die Gestaltung einiger ihrer Vorgebirge bieten die Shetlandsinseln dem Maler und dem Touristen Gesichtspunkte von erstaunlicher Wirkung. Hr. Plöyen hat dort auf mehreren Punkten Lagen gefunden die nicht minder bewundernswerth sind als diejenigen seiner Färöer, dieses herrlichen kleinen Inselmeers. Auf Noß erhebt sich ein pikartiger Felsen einem schwarzen Walle gleich siebenhundert Fuß über den Wogenschaum des Meeres. Auf Bressay wölbt sich ein kolossaler Bogen über einer tiefen Grotte voller Stalaktiten, von denen die einen Priestern in ihren Amtsgewändern, andere knieenden Cherubim mit entfalteten Flügeln ähneln. Man möchte sie ein Heiligthum aus den Zeitaltern der Wunder, mit einer Gemeinde versteinerter Riesen, nennen. Hr. Plöyen, welcher die vornehmsten der durch den „Piraten" berühmt gewordenen Lagen besuchte, sagt: Walter Scott habe aus Fitfulhead ein Phantasiegemälde gemacht. Dieser fabelhafte Zufluchtsort der Zaubrerin Norna ist nur ein nackter neunhundert Fuß hoher Felsen. Dagegen aber führt Plöyen mehrere andere Naturerscheinungen an welche der bezaubernde Romandichter durch einige Pinselstriche in der ganzen Welt hätte berühmt machen können: unter andern den Bogengang welchen das Meer, gleich einem Baumeister, in Torcholm geöffnet hat; die durch die Wogen im Innern eines weiten Hügels ausgegrabene Höhle, und den einsamen Fels, den Maiden-Stack, der sich inmitten der Fluthen wie ein Obelisk in den Sandwüsten des alten Aegypten emporthürmt.

Auch nennt er mehrere alterthümliche Bauten, mehrere interessante Ruinen, namentlich die von Muness, die eine große und schöne, von vier Thürmen flankirte und mit Schießscharten versehene Burg war. An dem Eingangethore dieses Gebäudes liest man folgende Inschrift, die aufbewahrt zu werden verdient, wäre es auch nur als Probestück der ehemaligen shetländischen Mundart:

List ze to knaw this building quha began?
Lawrence the Bruce he was that worthy man.
Quha arnestlie his ayris and afspring prayis
To help et not to hurt this work alwayis.
In the zeir of God 1598.

Zu deutsch: „Wollt ihr wissen wer dieses Gebäude begann? Es ist der tapfre Lorenz Bruce, der seine Erben und Nachkommen inständig bittet Sorge zu tragen daß dieses Werk nie Schaden leide. Im Jahr des Herrn 1598."

Eine romanhafte Sage erzählt, Lorenz Bruce sey ein schottischer Edelmann und hochmüthigen und ungestümen Charakters, vielleicht ein Abkömmling des berühmten Robert Bruce, des Helden so vieler poetischen Ueberlieferungen, gewesen. In Folge eines Zweikampfs, in welchem er seinen Gegner getödtet, war Lorenz genöthigt sich durch die Flucht der ihn bedrohenden unversöhnlichen Rache zu entziehen. Zum Glück hatte er in seinen Truhen eine beträchtliche Geldsumme angehäuft. Er verwendete einen Theil davon zum Ankauf eines Schiffs, und fuhr mit seinem Weibe, seiner Tochter und etwa zwanzig Mann seines Clans, welche ihm Treue geschworen, von dannen. Er suchte nur eine Zufluchtsstätte, und fand sie auf der kleinen Insel Unst. Hier erwarb er ohne viel Mühe einen ziemlich umfangreichen Landstrich, und errichtete auf demselben die Mauern seiner Burg. Da er immer noch fürchtete in seiner wilden Zufluchtsstätte verfolgt zu werden, so befestigte er die Burg gleich einer Citadelle, und stellte Schildwachen aus, welche den Eingang Tag und Nacht bewachen sollten. Die Liebe, scharfsinniger und zäher als die Rache, machte ihn ausfindig. Seine Tochter wurde von einem jungen Schotten, Namens Malcolm, geliebt; sie hatte ihn von ihrer plötzlichen Abfahrt nicht in Kenntniß setzen können, und besaß kein Mittel ihm von ihrem Zufluchtsort Kunde zu geben. Nach vielen und sorgfältigen Nachforschungen aber erfuhr Malcolm endlich daß sie sich auf den Shetlandsinseln in einer Veste eingeschlossen befinde die man weder blokiren, noch mit stürmender Hand nehmen könne. In Ermanglung der Gewalt nahm er seine Zuflucht zur List.

Eines Tags zeigten sich vier Mann in Matrosentracht am Thore der Burg, wünschend ein gutes Faß Whiskey und mehrere Flaschen Wachholderbranntwein auszutauschen gegen Nahrungsmittel, deren sie, wie sie sagten, sehr bedürftig seyen. Ihre Erzählung war so gut ausgedacht, daß sie den scharfsinnigen und mißtrauischen Geist Bruce's täuschte. Vielleicht trug auch der Gedanke einmal wieder eine Flasche guten Branntweins, den er so lange hatte entbehren müssen, auf seinem Tische glänzen zu sehen, nicht wenig dazu bei ihn von seinen gewohnten Vorsichtsmaßregeln Umgang nehmen zu lassen. Die vorgeblichen Matrosen überschreiten die gewöhnlich so gut bewachte Schwelle, setzen sich an den Herd der Citadelle, machen die Besatzung und selbst Bruce trunken, stecken die Burg in Brand, entführen die Tochter, und überliefern sie den Armen Malcolms, der in einer im Hintergrund einer nahen Bucht verborgenen Jacht ihrer harrte.

Digitized by Google

Der verliebte Malcolm führte ſchleunigſt die ſchöne Gefangene auf ſeine ſchottiſche Herrſchaft, und heirathete ſie. Bruce ſchwur ewige Rache; allmählich aber ließ er ſich durch die zärtlichen Briefe der Tochter und durch die inſtändigen Bitten ſeiner Frau erweichen, und kehrte drei Jahre ſpäter wieder nach Schottland zurück, den Verwüſtungen der Zeit und den Beſchädigungen der Menſchenhände die Burg überlaſſend die er ſo ſtolz aufgebaut, und ſo eindringlich der Achtung ſeiner Nachkommenſchaft empfohlen hatte.

Wie viele Leute bauen ſo Burgen oder Schlöſſer mit dem Gedanken unter dem ſchirmenden Dache derſelben die ihnen noch vergönnten Lebenstage hinzubringen: Marmorſchlöſſer, vergoldete Schlöſſer, Kunſtſchlöſſer! Eine glückliche Hoffnung führt ſie dahin, ein unvorgeſehenes Ereigniß vertreibt ſie daraus. Ein revolutionäres Ungewitter verheert oder zerſtört dieſe Bauten, welche man als unvergängliche Denkmale betrachtet hatte. Sind nicht die beſten aller dieſer Schlöſſer diejenigen welchen die Dichter den Namen Luftſchlöſſer beilegen? Sie fordern keine koſtſpieligen Materialien, keine mühſelige Arbeit, und erpreſſen den Augen keine Thräne. Man baut ſie in weicher Träumerei, ſieht geruhig ſie in Feuer aufgehen, und hält den Blick gerichtet auf das phantaſtiſche Spiel der züngelnden Flamme. Haben ſie auch keine lange Dauer, glänzen und verſchwinden ſie wie ein Funke, fliegen ſie davon wie leichter Dunſt, ſo genügt doch eine Stunde der Muße um ſie mit neuem Zauber in neuer feenhafter Eingebung wieder aufzubauen.

So maleriſch die Shetlandsinſeln an gewiſſen Stellen ſind, ſo bieten ſie doch in ihrer zwei Grade umfaſſenden Ausdehnung dem Auge nur gar zu oft einen trübſeligen, düſtern Anblick: unfruchtbare Hügel welche auf jeder Seite allmählich nach dem Meer ſich hinabſenken; ſumpfige Ländereien auf denen man nur mit Mühe gehen kann; da und dort lange ſchmale Buchten oder Seen voller Salzwaſſer, die man Noes nennt; hin und wieder einigen Weidegrund, wo langhaarige Ponies mit kurzen und dicken Gliedmaßen, Kühe kleiner noch als unſere bretoniſchen, und verkümmerte Schafe mit Geduld und Ergebung das kurze und ſpärliche Gras abnagen; da und dort ein Grasgehäge, deſſen Ernte man ſorgfältigſt für den Winter aufbewahrt; einiges Gerſten- oder Haberfeld, das oft den Werth des ausgeſtreuten Samens nicht erzeugt, aber keinen armen Apfelbaum deſſen Früchte das Auge des Kindes erfreuen, keine Eiche welche unter ihren grünen Aeſten zu vergnüglichem Plaudern einladet, keine Tanne, dieſen melancholiſchen Schmuck nördlicher Himmelsſtriche — mit Einem Wort, keinen Baum.

Welcher Urſache muß man dieſe traurige Lücke der Shetlandsinſeln zuſchreiben? Die Schuld liegt nicht an dem Breitengrad unter dem ſie liegen; denn in Finnmarken, unter 68° nördlicher Breite, kann man ſehr ſchöne Wälder ſehen. Der Grund davon liegt auch nicht in der Beſchaffenheit des Bodens, welcher nicht ſchlechter iſt als der des nördlichen Schottlands; ebenſo wenig an der Temperatur, die faſt nicht ſtrenger iſt als die Londons. Nein: die Eingebornen behaupten daß, wenn man Bäume haben wolle, man ſie mit einer Mauer umgeben müſſe, hoch genug um ſie in ihrem Wachsthum gegen die Wirkung des Meers zu ſchützen. In der ganzen Ausdehnung der Shetlandsinſeln findet man weder auf dieſer noch auf jener Seite Erdreich in geringerer Entfernung als zwei (engl.) Meilen vom Meer. In Folge der Heftigkeit der in dieſen Gewäſſern ſehr häufigen Stürme, beſonders aber in Folge eines äußerſt ſtarken Weſtwinds, der mit ſeinen ungeſtümen Schwingen den atlantiſchen Ocean peitſcht, ſchleudern die bis in ihre Tiefen aufgeregten Wogen auf den Boden der Inſel mächtige Salzwaſſergarben, welche die Pflanzen zerfreſſen und die Blumen verbrennen.

Wenn dieß aber auch der wahre Grund iſt der dem Wachsthum der Bäume auf den Shetlandsinſeln hemmend im Wege ſteht, ſo kann er uns doch keine Erklärung für die gleiche Erſcheinung auf der großen Inſel Island bieten, wo doch nicht der geringſte Wald vorhanden iſt, und mehrere Bezirke weit vom Meer entfernt ſind. Es iſt dieß ein noch nicht gelöstes naturgeſchichtliches Problem, das wir, bei unſerer Unkenntniß der Verhältniſſe, den weiteren Forſchungen der Geologen und Naturforſcher überlaſſen müſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Reiſebriefe aus Indien.

II.

2. Trappformation.

(Von Dr. Georg v. Liebig.)

Bei der Beſchreibung des Hügels Paunghur (Powunghur „Dreiviertelsburg," weil mit der vierten, der Weſtſeite, wegen der ſteilen Wände Befeſtigungen nicht nöthig waren) werde ich mich etwas länger aufhalten, da er ein gleichſam aus der Verbindung geriſſenes vollſtändiges Glied der Kette der weſtlichen Ghats (Ghauts), ſo weit ſie der Trappformation angehören, bildet. Seine Längsachſe geht von Nord nach Süd und liegt in der Verlängerung der Ghats, von denen er indeſſen getrennt iſt durch das ganze Flußgebiet, das von den Quellen der Vindiaberge und der Satpurakette (Sautpoora) geſpeiſt wird. Die großen Flüſſe Taptie (Taptee), und Surat und Nerbudda bei Brohtſch (Broach) ergießen ſich zwiſchen ihm und den Ghats ins Meer. Nach Süden und Weſten von Paunghur (das „u" iſt ſtumm) liegt die Ebene von Guzerat, nach Norden und Oſten erheben ſich niedere Granit- und Syenitkuppen, die, nach allem was ich darüber erfahren konnte, wohl nicht der Vindiakette angehören, deren Längsachſe ſenkrecht auf der der weſtlichen Ghats ſteht, ſondern eine niedrigere Hügelreihe, der Salumber (Suloombur-) kette, welche das Vindiagebirge mit dem Araralligebirge, deſſen Höhen ebenfalls aus Granit beſtehen, verbindet. Das Vindiagebirge ſcheint nach den Quellen, die mir vorliegen, wenigſtens zwiſchen dem 75° und 76° öſtl. L. von Greenw. der Trappformation anzugehören. Die Trappformation in Indien umfaßt zwei Gebiete, ein ſüdliches und ein nördliches, ſüdlich und nördlich von dem Nerbuddafluſſe, die beide Hochebenen bilden und den größten Theil des nördlichen Feſtlandes ausmachen. Das größte, ſüdliche, beginnt an der Küſte etwas ſüdlich vom Taptie zwiſchen dem 21° und 22° nördl. Br., und erſtreckt ſich bis zum 16° nördl. Br. Der zwiſchen den Ghats und dem Meer gelegene ſchmale Landſtrich, Konkan genannt, iſt eine über den Meeresſpiegel erhabene Fläche, die von einzelnen niederen Hügelzügen durchkreuzt wird, und ſich nach dem Meer zu etwas ſenkt. Die Formation ſcheint ſich unter der Oberfläche des Meeres noch eine Strecke weit fortzuſetzen, da die Inſeln an der Küſte nichts anderes als die Spitzen ähnlicher Trapphügel ſind. Auf einer derſelben liegt

Digitized by Google

Bombay. Die Ghats, deren höchste Gipfel sich bis zu 4500′ (engl.) erheben, fallen nach Osten hin nicht mehr ab, sondern ihre Pässe gehen sogleich in die Hochebene der südlichen Trappformation über, die im ganzen etwa 1800′ (engl.) über der Meeresfläche liegt, und sich nur sehr allmählich nach Osten zu senkt. Sie wird von einzelnen niederen Hügelketten durchzogen, und umfaßt nach Süden das Flußgebiet des Kistna oder Klichtna, westlich von seiner Vereinigung mit dem Tambudra (Tumboodra) und nach Norden das Flußgebiet des Godawari, westlich von seiner Vereinigung mit dem Wein-Ganga; die westlichen Zuflüsse des letzteren haben ebenfalls ihre Quellen auf dem Trapp-Plateau.

Die erwähnte Hochebene bildet den größten Theil des als Dekkan (Deckan) bezeichneten Gebietes von Centralindien, und umfaßt im engeren Sinne das ganze Mahrattenland oder Mahraschtra (Mahrashtra). Von diesem Berg aus überzogen mahrattische Reiterschaaren ganz Indien und warfen die Herrschaft der Mohammedaner über den Haufen, bis sie selbst, nachdem sie unter Brahminenministern, den Päschwah's, den Gipfel ihrer Macht erreicht hatten, nach kurzer Blüthe den Engländern weichen mußten. Die Mahratten sind eine kleinere, und vielleicht mehr abgehärtete Race als die Bewohner der Gangesthäler, die Hindostani (Hindostanee), und haben ihre eigene Sprache und ihr eigenes Alphabet. Die aus Hindostan kommenden Sipahis werden in den Bombayregimentern Pardasies oder Fremde genannt. Noch jetzt sind fast alle Pferdeburſche in den Bombaystationen Bewohner von Mahraschtra.

Die geschichtlich bedeutendern Städte des südlichen Trappgebietes sind Bombay, Puhnah (Poonah), Kolapor (Colapore), Bidschapur (Bejapoor), Aurungabad und Nagpur (Nagpoor) zu nennen. Heiderabad (Hyderabad) im Dekkan liegt schon außerhalb. Ein schmaler Strich der Trappformation erstreckt sich zwischen dem 75° und 76° östl. L. von Greenw. quer durch das Nerbuddathal, und bildet die Verbindung des südlichen mit dem nördlichen Trappgebiet. Dieses letztere stützt sich im Süden auf die Vindiaberge, und im Westen beginnt es etwa 25 engl. Meilen westlich von und parallel mit dem oberen Theile des Mahiflusses, der nordwärts fließt; erst ungefähr nach dem ersten Drittheile seines Laufes wendet er sich in rechtem Winkel westlich, um Guzerat zu bewässern und sich in den Golf von Cambay zu ergießen. Die nördliche Richtung ist bedingt durch die Längsrichtung der Trapperhebungen, die terrassenförmig aufeinander folgen, bis man zuletzt unmittelbar hinter dem Fluß den Abhang der obersten Felsenterrasse ersteigt. Von nun an bewegt man sich auf der Hochebene des nördlichen Trappgebietes, die auf 1600′ engl. angegeben wird und ebenfalls sanft nach Osten abfällt. Sie umfaßt das ganze Flußgebiet des Tschambal (Chumbul), westlich von seiner Vereinigung mit dem Parkatti, diesen letzteren Fluß indessen mit eingeschlossen. Der Tschambal selbst fällt in den Dschomma (Jumma), der ein Nebenfluß des Ganges ist. Die nördliche Trappformation umfaßt die Provinz Malwa, ein reiches Land, welches vom Opiumbau lebt. Die Steuer auf das Opium kommt indessen nicht den indischen Herren des Bodens, sondern der Ost-Indian-Company zu gute. Jede Kiste von 140 Pfd. engl., die ausgeführt wird, bezahlt 400 Rupien (480 fl. rhein.), und die Companie bezieht zwischen 5 und 6 Mill. jährlich allein von Malwa. Ein einziger Europäer in Rutlam hat die Controle über die ausgeführten Mengen, und hat zugleich mit Hülfe seines eingebornen Dienstpersonals, den Schmuggel zu verhüten. Von bedeutenderen Städten in Malwa nenne ich Indor, Rutlam und Mandisor (Mundisore); Niemutsch (Neemuch), von wo ich schreibe, liegt an der nördlichen Gränze des Trappgebietes.

Ich komme jetzt zu den Felsen von Paunghur zurück. Von der, in meinem vorigen Briefe erwähnten Moschee, die östlich vom Hügel und Fort liegt, betrachtet, zeigt sich die Anordnung des Felsens deutlich. Er besteht aus einem mittleren, länglichen, oben flachen Kern, dessen Längsrichtung von Norden nach Süden geht, und der in einem Felsenkamm endigt. Nach Nord, Ost und Süd legen sich mehrere Ausläufer wie Pfeiler an ihn an. Das Ganze läßt deutlich terrassen- oder plattförmige Structur erkennen, als wenn mehrere ungeheure Platten gegossen und übereinander gehäuft worden wären, die oberen immer von geringerem Umfang als die unteren; alle mehr oder weniger mit einander entsprechenden Vorsprüngen versehen, welche die Ausläufer bilden. Nur auf der Westseite fallen die Wände senkrecht ab, und die einzelnen Platten oder Schichten welche durch die ganze Masse, Kern und Ausläufer hindurch eine gleiche Mächtigkeit von im Durchschnitt etwa 300′ engl. haben, sind entweder nur durch sehr kleine, wenige Fuß breite Vorsprünge, oder horizontale schwarze Linien unterschieden, welche letztere, aus dem Einflusse der Verwitterung auf das verschiedene dichte Gestein der über- und unterliegenden Fläche, hervorgehen. Auf den übrigen Seiten bilden sich, indem die untern Platten vorspringen, Absätze oder Stufen, so daß man jede einzelne der Schichten, deren ich acht zählte, deutlich verfolgen kann. Die Wände der einzelnen Absätze sind ursprünglich alle senkrecht, und bilden mit der horizontalen Oberfläche rechte Winkel mit scharfen Kanten. Auf der Ostseite indessen wurde dieses Verhältniß vielfach verwischt, indem der herabfallende Schutt, der vor dem Monsun geschützt ist, von einer Terrasse zur anderen, mehr oder weniger geneigte Hügelseiten bildet, so daß man von dort aus hinaufsteigen kann. Der Fallwinkel der Seiten beträgt, wenn man sich die Kanten ausgeglichen denkt, nach Südost und Nordost etwa 35′, nach Osten etwas weniger. Da die untern Platten indeß etwas mächtiger sind als die oberen, und der Gipfel eine langgestreckte Fläche bildet, so ist das Verhältniß der Höhe zur Grundfläche nicht diesem Winkel entsprechend, sondern einem kleineren (etwa wie 1 zu 4). Wo die Ausläufer, deren Grundriß sich zu dem des Kerns wie die Risse um eine in eine Eierschale gestoßene Oeffnung gestaltet, von diesem ausgehend, sich in scharfen Winkeln von einander trennen, sind ihre Seitenwände ebenfalls senkrecht und die Klüfte nicht ausgefüllt, so daß man, am Rande stehend, in dunkle Abgründe hinabsieht, die einem Schwindel erregen. Die obere Begränzung des Berges wird weder durch eine Spitze, noch durch eine Kuppe gebildet, sondern durch eine horizontale Fläche, die Oberfläche der letzten Platte. Auf dieser befindet sich Paunghur, wie auf andern ähnlichen Felsen in den Ghats, welche als Forts dienten, die Befestigungsmauern. Kleine Quellen, durch Unebenheiten der Oberfläche veranlaßt, und gemauerte oder natürliche Teiche versorgten die Besatzung mit Wasser. In Paunghur erhebt sich in der Mitte der Fläche, die man in ungefähr einer halben Stunde umgehen kann, und parallel mit der Längsrichtung des ganzen Berges noch ein Felsenkamm mit senkrechten Wänden, der etwa 100′ hoch und etwas länger seyn möchte, allein nicht breiter als 30′. Er entspricht eigentlich nur einer obersten Platte, und ist deßhalb auf vielen Hügeln nicht vorhanden; hier verliert er nur dadurch den Charakter einer Platte daß seine Höhe seine Breite übersteigt. Er steht wie eine Riesenmauer aus großen, neben- und übereinander gelagerten Felsblöcken in der Mitte, und zeigt den Ort an wo man in der Basis den Ausgangspunkt der Erhebung zu suchen hat. Nach Nord und Süd bilden die von ihm losgelösten und theils verwitterten Trümmer schmale abfallende Rücken, die man zu übersteigen hat, um von der einen Seite der genannten Oberfläche

Digitized by Google

auf die andere zu gelangen. Der Fels trägt den erwähnten kleinen Tempel der Mala, oder Kalka-Dawie, Blatterngöttin, und die kleinen Häuschen ihrer Brahminen, zu welchen man von der Westseite aus vermittelst einer langen steilen, vom Ufer eines Teiches ausgehenden Treppe hinaufsteigt. Das Gestein selbst ist nach dem Umfang und der Oberfläche zu porös, und die Blasenräume sind mit Heolithen und Kalkspath ausgefüllt. Augit, Hornblende oder Olivin gelang es mir nicht zu finden. Nach der Mitte hin wird der Stein dichter. Die oberen, kammartig hervorragenden Felsen sind nur sehr wenig porös, sondern entweder dicht, oder es läßt sich deutliche Parallelstreifung erkennen, die im ganzen horizontal ist, sich aber im einzelnen auch wellenförmig darstellt, und gelegentlich zu Schalen- und Kugelstructur Veranlassung gibt. Man kann diese Streifung, welche verschiedene Dichtigkeit sehr kleiner Schichten repräsentirt (die Schichten sind bisweilen unter einer Linie dick), an jedem einzelnen losen Blocke erkennen, und bisweilen auf seine ursprüngliche Lagerung daraus schließen. Die der Verwitterung zugänglichen, weniger dichten dieser Streifen, die mit dichteren abwechseln, bedecken sich oft mit weißen Flechten, und die andern bleiben frei, so daß sich die Streifung auf diese Art schon von weitem in einer parallelen Anordnung der Vegetation zu erkennen gibt.

Dieselben charakteristischen Züge die ich hier beschrieb, findet man in den Ghats. Selbst die höchsten Gipfel sind überall flach, die Wände senkrecht, und steile Abgründe die sich unvermuthet öffnen, drohen dem unkundigen Reisenden Gefahr. Ist man von Konkan aus einmal auf der Höhe der Pässe der Ghats angelangt, so steigt man auf der Ostseite nicht mehr hinab, sondern befindet sich sogleich auf dem Plateau. In den niederen Höhenzügen die bei Punah und anderwärts aus diesen emporsteigen, zeigen die Hügel meist nur wenige Platten übereinander, und haben mit wenigen Ausnahmen eine bedeutend größere Länge im Verhältniß zu ihrer Höhe als der Hügel von Paunghur. Die schönste Darstellung der terrassenförmigen Abtheilungen gewähren die westlichen Abhänge der Ghats, wenn man sie während der Regenzeit bei sinkender Sonne von der Küste aus ersteigt. Dann bilden die von weitem nicht mehr unterscheidbaren schmalen Absätze der nach Westen hin senkrecht abfallenden Wände helleuchtende grüne Gürtel die weithin das Gebirge umfassen, indem auf dem angesammelten Schutte Pflanzen aller Art emporschießen, und die von den höheren Flächen herabfallenden Wassermassen springen in unzähligen weißen Bogen von einem grünen Absatz zum andern ins Thal herunter, in der Nähe Wasserfälle, in der Ferne eine Folge glänzender Silberfäden über den dunkeln Felswänden bildend. Das Gestein der Trappformation ist meist von grauer Farbe, heller oder dunkler. Wo es blasig ist, wird es weich und leicht zu bearbeiten, allein an manchen Stellen besitzt es die Härte und dunkle Farbe des Basalts. Die großen Höhlentempel mit ihren ausgehauenen Elephanten und schlanken menschlichen Figuren rings an den Wänden sind in Trappfelsen eingegraben. Auf allen Burgforts findet man unterirdische Räume für den Aufenthalt der Besatzung, und tief ausgegrabene Wasserbehälter. Auch Säulen und andere ornamentale Werke werden daraus gefertigt. So sieht man häufig vor den Tempeln aus Trapp gearbeitete pyramidalisch zulaufende, vierseitige Pfeiler paarweise stehen, aus denen von oben bis unten zahlreiche Teller, in regelmäßigen Reihen geordnet, hervorragen. Diese werden bei festlichen Gelegenheiten, mit Oel gefüllt, als Lampen benutzt, und stellen dann leuchtende Pyramiden dar.

Das Ersteigen des Berges, welches wir um etwa 10 Uhr begannen, nahm ungefähr 1½ Stunden in Anspruch, was indessen wegen der Steilheit der Zickzackpfade sehr beschwerlich war, obgleich der Weg dadurch etwas abgekürzt wurde daß wir die ersten 20 Minuten zu Pferde machen konnten. Der Weg wird öfters durch lange Treppen ersetzt, und ist an verschiedenen Stellen durch jetzt halbzerfallene Thore und Brustwehren befestigt, und hie und da liegt an geeigneten Plätzen ein verrostetes Kanonenrohr. Auf den baumüberdachten Mauern dieser gelegentlichen Befestigungen treiben sich große Affen umher, die zwischen den Aesten hindurch auf uns herabschauten und uns folgten. Wir begegneten Pilgern und Pilgerinnen, die zurückkamen von ihrer Wallfahrt zur Göttin und zuweilen Gesang ertönen ließen. Häufig redete sie unser landeskundiger Freund mit dem Hindugruß Ram-Ram (Ram ist ein Name des Brahma) an, und sie zögerten dann nicht sich in ein Gespräch einzulassen. Die Hindus lieben es sich mit Fremden zu unterhalten, und wenn man ihre Gebräuche und Sprache kennt, ist es leicht mit ihnen auszukommen. Am letzten Absatze angelangt, erschollen die Töne einer ungeheuren Blechtrompete, ähnlich denen eines Feuerhorns. Diese Trompete wird alle 3 Stunden oder von 6 Uhr Morgens angefangen, von dem Brahminen der das oberste Thor bewohnt, unter Pauken und Gongbegleitung in die Welt hinausgeblasen; dasselbe geschieht in allen Hindutempeln. Eingetreten, befanden wir uns auf der Oberfläche der letzten Platte, die rings mit Mauern umgeben ist. Hier erquickten wir uns mit einem Trunk frischen Quellwassers, welches uns einer der Musikanten aus einem Kupfergefäß in die Hände goß. Uns aus dem Gefäß selbst trinken zu lassen wäre für ihn Verunreinigung gewesen. Wir hatten nun den Felsenkamm vor uns, der den kleinen Tempel trug, und den wir zu umgehen hatten, da die Treppe auf der andern Seite war. Wir schritten durch die Ruinen halbzerfallener indischer Tempelchen, ausgezeichnet durch ihre Bischofsmützenform, und die ins Kleine gehende Steinarbeit. Die Säulen inwendig hatten merkwürdigerweise dieselbe Verzierung an der Basis, die wir an den Säulen der Moscheen schon bemerkt hatten. Die Nachahmer waren hier jedenfalls das erobernde Volk der Mohammedaner, da die Burg und ihre Tempel unstreitig eher existirten als die Herrschaft der Moguls, welche erst gegen Ende des 15ten Jahrhunderts das Fort nach langem Widerstand durch List einnahmen, und den indischen Radscha tödteten, obgleich Guzerat schon viel früher ein mohammedanisches Königreich war. Zum letztenmal wurde es 1803 von den Engländern eingenommen, die es zerstörten. Als wir den Fels umgangen hatten, lag die lange Treppe vor uns, die zu dem Tempel aufwärts leitet, und an ihrem Fuß der Teich, in welchen Stufen hinabführten. An dem Ufer dieses Teiches erwählten wir im Schatten eines großen Baumes ein kühles Plätzchen, um ein kaltes Frühstück einzunehmen, bei dem auch heimischer Niersteiner nicht fehlte. Auf dieser Seite bildet die senkrechte, mehr als 1000′ hohe Wand des Berges einen einspringenden Winkel, der beinahe bis dicht an den Felsenkamm herantritt, so daß jemand der zu Schwindel geneigt ist, nicht vorbeigehen kann. Auf der einen Seite des Abgrundes, dessen Ränder keine Mauern haben, befindet sich der Teich; auf der andern stehen die Korngewölbe, die jetzt als Sommerhäuser dienen. Um zu diesen zu gelangen, muß man wieder zurück, und auf der andern Seite des Felsenkammes herumgehen. Der schwindelnde Eindruck des Abgrundes wird noch erhöht durch einige ungeheure Felsblöcke, die am Rande auf ihren Kanten stehen, und eben im Hinabstürzen begriffen zu seyn scheinen. Unten kann man die Bäume kaum erkennen, und zwischen sich und der Ebene sieht man die Geier kreisen, die ihre Nester in den Löchern der Felsenwand haben.

Digitized by Google

Wo ein Nest ist, zieht sich ein weißer Streifen hinunter. Mit Mühe erstiegen wir zuletzt die Treppe, und wurden von dem Brahminen des Tempels in seinen kleinen Hof eingelassen. Das Tempelchen ist etwa so groß wie eines der in katholischen Ländern häufig am Wege stehenden Heiligenhäuschen. Nach Osten ist es offen, und auf der einen Seite befindet sich eine mit silberner Thüre verschlossene Nische, welche das Götzenbild enthält. Wir sahen es nicht, allein ich vermuthe daß es ein ebenso häßlicher rother Klotz ist, wie die übrigen indischen Heiligen. Von dem flachen Dache aus hat man nach Westen die weite Ebene von Guzerat vor sich, und der Blick würde das Meer erreichen können, wenn es die Durchsichtigkeit der Luft gestattete. Nach Osten und Norden übersieht man nichts als Wald, und in der Ferne einige Hügel und blaue Berge; vor sich hat man Granitkuppen, die niedrig zwischen den Bäumen hervorragen. Nach Nordosten zu öffnet sich nach kurzer Entfernung hinter der Moschee der Wald ein wenig, es wird grün und ein kleiner See leuchtet uns freundlich entgegen, an dessen Ufer ein zerfallenes Lustschloß steht, und worin man mit Hülfe des Fernrohrs eine Büffelheerde weiden sieht. Dieser See war für unsere nächste Excursion ausersehen. Die Brahminen welche sich durch Höflichkeit auszeichneten, gaben uns Feuer und Wasser, um auf dem Steintisch des Tempels den Hypsometer zu kochen, was wir um 4 Uhr Nachmittags, der Stunde des tiefsten Barometerstandes, vornahmen. Sie staunten verwundert den Quecksilberfaden an, wie er gleichsam durch Zauberei plötzlich in die Höhe steigt. Ueber die Messungen selbst, sowie über die Temperatur-Unterschiede, werde ich in einem späteren Briefe reden. Eine zweite Messung wurde am nächsten Morgen um 9 Uhr vorgenommen, nahe der Zeit des höchsten täglichen Barometerstandes. Das Mittel aus beiden Messungen ergab 2242 Par. Fuß (2388 engl.) und der Unterschied 66 Par. Fuß.

Kosten der Negerarbeit in den Sklavenstaaten.

Hr. Olmsted gibt in seinem Werke über die Sklavenstaaten folgende Berechnung der Kosten und des Werths der Arbeit in den See-Ufer-Staaten Nordamerika's. Mehrere tausend Sklaven, sagt er, wurden im östlichen Virginien, während der Zeit meines Besuchs daselbst, gemiethet. Die Löhne welche man für geschickte, gesunde, kräftige, gutbeschaffene und mit keinen besondern Fehlern behaftete Arbeiter zahlte, beliefen sich auf 110 bis 140 Dollars; im Durchschnitt gab man, wie mich die sorgfältigsten Erkundigungen überzeugten, 120 Dollars für das Jahr, nebst Kost und Wohnung und gewissen andern Ausgaben. Diese Löhne müssen genau den Kosten der Sklavenarbeit entsprechen, weil alles was den Eigenthümer eines Sklaven abhalten würde über dessen Arbeit für diese Löhne zu verfügen, wenn die Arbeit für seine eigenen Zwecke nicht den gleichen Werth hätte, die freie Verfügung über sein Eigenthum hinderte, und daher den wirklichen Werth desselben, in Geld abgeschätzt, verminderte. Da die große Mehrheit der Sklaven bei den Ackerbau-Arbeiten beschäftigt wird, und viele von ihnen, zu den oben erwähnten Preisen gemiethet, unmittelbar von der Arbeit des Landguts weggenommen werden und in keiner andern bewandert sind, so repräsentiren diese Löhne den Kostenbetrag der Ackerbau-Arbeit in Ost-Virginien. In New-York sind die gewöhnlichen Löhne für ähnliche Menschen, gleichviel ob weiße oder schwarze, hinsichtlich des Geldpunkts genau dieselben; für irische und deutsche Arbeiter betragen die gewöhnlichsten Löhne 10 Dollars monatlich im Sommer und acht Dollars monatlich im Winter, oder zwischen 96 und 120 Dollars jährlich. Im Durchschnitt belaufen sie sich auf etwa 108 Dollars. Der Miether hat, neben der Bezahlung der Löhne für den Sklaven, diesen auch zu nähren und zu kleiden; auch der freie Arbeiter will von seinem Beschäftiger verköstigt, nicht aber gekleidet werden. In Virginien herrscht durchgängig die Meinung daß die Sklaven besser genährt seyen als die nördlichen Arbeiter. Dieß ist indeß ein Irrthum, und wir dürfen nicht außer Acht lassen daß der Tisch des nördlichen Arbeiters wenigstens um so viel mehr kosten würde, als die Kosten für die Kleidung des Sklaven betragen. Vergleicht man Mann mit Mann, und nimmt man dabei einfach nur auf die Gleichheit der Muskelkraft und die Ausdauer Rücksicht, so dürften, all dieß in Erwägung gezogen, die Löhne für gewöhnliche Arbeiter in Virginien um 25 Procent höher seyn als in New-York. Nehmen wir aber an sie seyen gleich. Dann muß immer noch der Gewinnverlust in Rechnung gebracht werden welcher für den Beschäftiger aus der — wirklichen oder nur vorgeschützten — Krankheit oder Unfähigkeit des Arbeiters entsteht. Einen solchen Verlust hat der Beschäftiger freier Arbeiter nicht zu tragen. Für den Sklavenherrn dagegen ist er von mehr oder minder bedeutender Erheblichkeit: zuweilen ist er nur gering, oft aber außerordentlich belästigend, und stets ein Gegenstand der Sorge und des Argwohns. Auf allen von mir besuchten, eine Anzahl von etwa zwanzig Sklaven beschäftigenden Pflanzungen habe ich stets gehört daß eine oder mehrere der „Feldbände" wegen dieser oder jener Krankheit, Verrenkung, Quetschung oder Verwundung, worüber Sklave oder Sklavin sich beklagte, nicht an der Arbeit seyen, und in solchen Fällen hörte ich den Eigenthümer oder Aufseher stets den Argwohn äußern der Kranke sey in Wirklichkeit ebenso im Stande zu arbeiten wie irgendein anderer auf der Pflanzung. Es soll überhaupt fast eben so schwer seyn sich über die Negerkrankheiten eine befriedigende Diagnose zu bilden, wie über die Unbäßlichkeiten der Kinder, weil die Neger die Symptome ihrer Krankheiten aufs lebhafteste ausmalen, und weil man sich auf ihre Angaben, bezüglich dessen was sie gefühlt oder gethan, nicht im geringsten verlassen kann. Wenn ein Mann wirklich krank ist, so fürchtet er, man werde von ihm denken er verstelle sich; er übertreibt daher alle seine Schmerzen, und versetzt sie in die seiner Vermuthung nach vitalsten Theile seines Körpersystems. Häufig werden die kranken Sklaven den Gebrauch der für ihre Wiederherstellung verordneten Heilmittel vernachlässigen oder verweigern. Sie werden Pillen z. B. unter ihrer Zunge verbergen, und erklären sie hätten sie verschluckt. Erst aus der Wirkungslosigkeit dieses Mittels erkennt man späterhin dann daß ihre Erklärung eine falsche war. Man schreibt, wie ich hörte, diese allgemeine Gewohnheit der Neger dem Umstande zu daß sie, wenn sie nicht sehr ernstlich erkrankt waren, meist keine Lust haben rasch zu genesen und wieder an die Arbeit gehen zu müssen. Hr. H., aus Nord-Carolina, bemerkte mir in Betreff dieser Schwierigkeit daß man, wenn man hinlängliche Negerkenntniß besitze, gewöhnlich aus der Beschaffenheit der Zunge, des Pulses und des allgemeinen Aussehens mit ziemlicher Gewißheit sagen könne ob sie wirklich krank seyen oder nicht. Im letzten Jahr, sagte er, vermiethete ich

Digitized by Google

einen meiner Neger an einen Eisenbahnunternehmer. Wie ich vermuthe, fand er daß er härter zu arbeiten habe als auf der Pflanzung selbst; er wurde daher unzufrieden und verließ Nachts, ohne um Urlaub nachzusuchen, das Lager. Am nächsten Tage blieb er in einem Wirthshause, und sagte den Leuten er sey bei den Eisenbahnarbeiten krank geworden, und kehre zu seinem Herrn zurück. Man muthmaßte er sey davongelaufen, verhaftete ihn, und steckte ihn ins Gefängniß. Während der Nacht that mir der Sheriff zu wissen, es befinde sich ein Bursche, der aussage er gehöre mir, im Gefängniß, und sey sehr krank; es werde gut seyn wenn ich selbst komme, und für ihn sorgen lasse. Ich vermuthete alsbald den wahren Zusammenhang der Sache, und da mich meine Geschäfte für den Augenblick abhielten, so kam ich erst mit Einbruch der folgenden Nacht zu ihm. Als ich bei ihm eintrat und seine Aussagen vernommen hatte, gewann ich die volle Ueberzeugung daß er nicht krank sey; da er jedoch behauptete, er sey sehr leidend, so sagte ich dem Sheriff, er solle ihm Salze und Senna in Fülle geben, und Sorge tragen daß er so wenig als möglich zu essen bekomme. Am nächsten Tag erhielt ich einen Brief vom Eisenbahnunternehmer, mit der Meldung mein Neger sey ohne alle Ursache davongelaufen. Ich ritt daher abermals ins Gefängniß hinüber, und gab Auftrag, man solle mit der vorgeschriebenen Behandlung fortfahren, bis der Bursche entweder viel schlimmer oder viel besser sey. Nun, der Schurke hielt es eine ganze Woche lang aus, und weinte beständig so bitterlich, daß man hätte glauben sollen er könne nur noch wenige Stunden am Leben bleiben. Nachdem er aber sieben Tage lang eingesperrt gewesen, fühlte er sich plötzlich wohl, und verlangte zu essen. Sobald ich davon hörte, ertheilte ich Auftrag ihm ein gutes „Paddling" (nicht etwas zu essen, sondern eine Züchtigung mit einem ruthenartigen Instrument) zu geben, ihm Handfesseln anzulegen und ihn zur Eisenbahn zurückzusenden. Dann aber hatte ich die Leute für die Aufgreifung eines Flüchtlings zu bezahlen, mußte überdieß die Sheriffsgebühren tragen, und den Belauf der achttägigen Verköstigung des Burschen an die Grafschaftscasse entrichten. Derselbe Gentleman gestand indeß daß er sich zuweilen geirrt, und Leute zur Arbeit gehen geheißen habe, von denen es sich später gezeigt daß sie wirklich krank waren; wenn daher einer seiner Leute angebe, er sey unfähig zu arbeiten, so denke er gewöhnlich: „sehr wahrscheinlich werde es besser seyn wenn er einen Tag Ruhe habe, möge er nun krank seyn oder nicht," und lasse ihn abgehen ohne eine besonders genaue Prüfung mit ihm vorzunehmen. Kürzlich habe er einen neuen Aufseher bekommen. Als er ihn in den Dienst aufnahm, habe er ihm zu wissen gethan wie er bei angeblichen Krankheitsfällen gegen die Neger zu Werke gehe. Der Aufseher habe erwiedert: „Ich mache es jetzt ebenso, denn ich habe, obwohl es dessen nicht bedurfte, einmal eine Lehre erhalten. Eines Tags nämlich, erzählte er, war bei Hrn. — s ein Neger verdrießlich, und klagte, er könne nicht arbeiten. Ich schaute nach seiner Zunge; sie war ganz rein. Ich hielt sein Vorgeben für bloßen Eigensinn, ließ ihn peitschen und hieß ihn dann wieder an die Arbeit gehen. Zwei Tage später war er unter dem Boden. Er war ein guter Achthundert-Dollar-Neger. Der Vorfall diente mir, wie gesagt, zur Lehre, und ich werde ihn so bald nicht vergessen."

Idyllische Freuden in der neuen Welt.

In Neubraunschweig, in der Nähe von St. John, saß eines Abends der Ansiedler Huskmann bei den Seinigen am Kaminfeuer und las aus seiner Hausbibel vor. Als die Familie im Begriff war sich schlafen zu legen, entstand plötzlich vor dem Haus im Hühnerstall ein großer Lärm.

Der Ansiedler, der einen Hühnerdieb vermuthete, kleidete sich wieder an und begab sich schnell hinaus. Der Mond, der durch die fliegenden Wolken nur ein mattes Licht auf die Erde warf, ließ ihn bald einen Gegenstand erkennen, der auf einem Haufen Bretter am Hühnerhaus saß. Er hatte einen Stock in der Hand und murmelte, während er sich vorsichtig dem erwähnten Gegenstand näherte: „Warte, Schurke!" Der Schurke wartete auch wirklich. In demselben Augenblick aber, als der Ansiedler zuschlug, fühlte er sich von einer scharfen Feuchtigkeit angespritzt, die so unangenehm roch daß er nicht sowohl vor dem Gegenstand als sich selber floh.

Ein Stinkthier hatte sich auf seine gewöhnliche Weise vertheidigt. Huskmann rannte wie besessen seiner Hausthüre zu — allein seine Frau, die sich an derselben aufgestellt hatte und die dort den scharfen Geruch empfunden, schlug, ehe er die Thüre erreichte, dieselbe zu und schob den Riegel vor. Vergebens schimpfte und tobte der getaufte Hr. Gemahl, endlich bat und flehte er ihn einzulassen, damit er den unerträglichen Gestank los werde. Gerade deßhalb, entgegnete hinter der Hausthüre die Frau, müsse er draußen bleiben. Endlich wurde capitulirt; es wurde ihm auf den Vorschlag der Frau Gemahlin ein Spaten und ein frischer Anzug durch das Fenster herabgelassen, damit er in den nahe gelegenen Wald gehen, den Anzug den er trug vergraben, und sich mit dem andern bekleiden könne.

Aber selbst als dieß geschehen war, ließ ihn die Frau nicht ins Haus. Als der Mann in den reinen Kleidern zurückkam, fand er hinter dem Haus ein Feuer angezündet, daneben noch eine Matratze und Decke.

Dort mußte er die Nacht campiren, und doch wurde er den Geruch, wie er später versicherte, nach einer vollen Woche erst wieder ganz los.

Miscellen.

Die Tänze der Griechen. Einer der beliebtesten Tänze bei den Griechen ist die Romaika. Männer, Frauen und Kinder fassen sich an den Händen an oder halten sich an Tüchern, welche von einer Hand zur anderen gehen, bilden so eine lange Linie, gehen drei Schritte vorwärts und halten dann an, als ob sie auf ein Hinderniß stießen. Die Musik besteht aus einem Gobor und zwei kleinen Pauken, die Melodie hat eine weiche Tonart und abgerissene Sätze, welche dem Vorgehen und Anhalten entsprechen; zuletzt bricht die ganze Gesellschaft in ein bacchantisches Toben aus. Diese griechischen Tänze haben etwas sehr einfaches und einförmiges an sich, aber dennoch, wenn sie namentlich im Freien aufgeführt werden, ihren eigenthümlichen Reiz und eine gewisse Naivetät. Oft bilden sie dabei einen offenen

Digitized by Google

Kreis; der beſte Tänzer ſteht am Anfang der ganzen Kette, und tanzt die Figuren vor, die ſich meiſt in gemeſſenem Schritt im Kreiſe bewegen, aber auch bisweilen in kühnen Sprüngen der Heiterkeit und Ausgelaſſenheit einen lebendigen Ausdruck geben. Im ganzen iſt es mehr ein Gehen im Tactſchritte, mit entſprechendem Hin- und Herwiegen des Oberkörpers, als ein Tanzen im deutſchen Sinne, allein doch wird es bisweilen mit wahrer Leidenſchaft getrieben. Die Tanzenden ſingen dazu, und oft Stundenlang, ohne auszuruhen, laſſen ſie ihr Lied zum Kreistanze ertönen. Manche Volkslieder der Griechen verdanken dieſen Reigentänzen ihre Entſtehung. Bisweilen begleitet auch ein einfaches Inſtrument, eine Cither, Hirtenpfeife, ein Dudelſack oder Tamburin den Geſang. Das Hauptelement aller unſerer abendländiſchen Tänze, das Zuſammenkommen der beiden Geſchlechter, tritt bei dieſen Tänzen der Griechen entſchieden in den Hintergrund.

•

Anfertigung von Kautſchukfedern. Bei der Fabrication der Federn zertheilt man zuvörderſt die Blätter von vulcaniſirtem (gehärtetem) Kautſchuk in Streifen, welche die Länge einer oder mehrerer Federn zur Breite haben. Dieſe Streifen läßt man nun durch ein ſtarkes Walzwerk von ſchalenhartem, polirtem Gußeiſen gehen, welches im Innern durch Dampf erhitzt wird. Damit aber der Kautſchuk nicht bricht, erweicht man ihn vor dem Verwalzen dadurch daß man ihn einer Temperatur von 40 bis 60 C. ausſetzt. Beide Flächen der Kautſchukſtreifen werden durch die Walzen polirt, zugleich verlängert, und ihre Maſſe gewinnt an Elaſticität, ſowie ſie auch vorbereitet wird, die für die Federn erforderliche hohle Geſtalt anzunehmen. Hierauf werden die Kautſchukſtreifen ſenkrecht gegen die Richtung der durch das Walzen bewirkten Streckung in kleinere Streifen zertheilt, deren Breite eine verſchiedene iſt, je nachdem die Federn im Querſchnitt ein Drittel, die Hälfte, oder den Umfang eines Kreiſes erhalten ſollen. Dieſe Zertheilung erfolgt mittelſt einer durch die Hand oder eine Maſchine bewegten ſcharfen Spitze oder eines Meſſers; haben die Streifen die Länge mehrerer Federn, ſo werden ſie auf dieſelbe Weiſe in ebenſo viele Stücke zertheilt. Nach dieſer Arbeit, oder nachdem die Streifen auch noch gebogen ſind, ſchreitet man zum Anſchneiden der Spitzen und gibt dem entgegengeſetzten Ende die beabſichtigte Geſtalt. Dieß geſchieht mittelſt eines Federſchneiders, wie man ſie zum Schneiden der Gänſefedern benutzt, der aber, wenn die Blätter noch nicht gebogen ſind, eine entſprechende Einrichtung haben muß. Man geht nun zum Biegen der Streifen über, wodurch ſie die federartige Geſtalt erhalten. Wird der gehärtete und dann durch Walzen ausgeſtreckte Kautſchuk einer Temperatur von 60 bis 100° C. ausgeſetzt, ſo zieht ſich die Maſſe zuſammen, wobei ſich diejenige Seite welche während des Vulcaniſirens auf der Glasplatte oder auf dem Weißblech lag, empfindlicher gegen die Einwirkung der Wärme zeigt als die andere; daher ſich erſtere Seite ſchneller zuſammenzieht, wodurch man die Wirkung erlangt, durch welche der Kautſchuk die beabſichtigte rinnen- und röhrenförmige Geſtalt annimmt. Man benutzt dieſe Eigenſchaft zum Rundbiegen der Streifen. Zu dem Ende bringt man eine gewiſſe Anzahl derſelben in ein Bad oder in einen Ofen, deſſen Temperatur 40 bis 60° C. beträgt; man erhitzt den Behälter allmählich, bis die Federn die beabſichtigte Biegung angenommen haben, und nimmt ſie dann ſogleich heraus. Die durch die Krümmung bewirkte Zuſammenziehung gewährt noch den Vortheil, die vorher in der Spitze angebrachte Spalte zu verengen. (Polyt. Journ.)

•

Indianer-Unruhen im Staate Californien. Die Indianer-Stämme im Weſten der Felſengebirge ſind von neuem im Aufſtand begriffen, und die Scenen im vorigen Frühjahr ſcheinen ſich wiederholen zu ſollen. So berichten Blätter aus Shaſta: G. S. Whitney und D. R. Fowler waren am 25 Januar nach dem Pitt Riverthale aufgebrochen, woſelbſt ſie auch ſchon im vergangenen Jahre geweſen waren; ehe ſie dahin kamen, waren ihre Vorräthe zu Ende, da der tiefe Schnee die Reiſe verlängert hatte, und ſie mußten daher ihren Hund tödten, um den Hunger zu ſtillen. Als ſie endlich die obere Fähre erreichten, fanden ſie dort die erwarteten Bekannten nicht, die Wohnung derſelben war niedergebrannt und das Fahrboot verſchwunden. Kaum waren ſie mittelſt eines ſchnell angefertigten Floßes am andern Ufer angelangt, als von einem erſcheinenden Haufen Indianer zwei das Floß ſogleich zerſtörten und oben ein halbes Duzend in offenbar feindlicher Abſicht auf ſie losKamen. Im Thal waren für den Winter nur fünf Perſonen, darunter ein Deutſcher der die Fähre hatte, zurückgeblieben, alle anderen Einwohner hatten ſich bis zum Frühling entfernt. Die Indianer hatten dieſe fünf ermordet und ihre Wohnungen verbrannt. Die beiden Reiſenden, nur mit Mühe die Wilden durch ihre Schußgewehre abhaltend, kamen endlich an die zweite Fähre, aber auch dort war das Fahrzeug verſchwunden. Es wäre wohl möglich geweſen an einer Stelle weiter unten durchzuwaten, aber einestheils waren ſie nach all den Strapazen und bei dem reißenden Strome dieß zu thun nicht mehr kräftig genug, und anderntheils verhinderten es auch verſchiedene am jenſeitigen Ufer befindliche Indianer. Von letzteren kam endlich einer, den ſie von früher kannten, herüber, der ihnen eine ſehr verdächtige Geſchichte über das Verſchwinden ihrer Freunde und den Brand erzählte, und der, wieder zurückkehrend, ihnen einen alten Indianer mit einem Canoe ſchickte. Kaum waren ſie in dieſem, als ſie dem Führer die Ruder entriſſen, welche einer von ihnen nahm, während der andere dem Alten den Revolver vor die Stirne ſetzte, und ihm ruhig zu ſeyn befahl, welchem Befehl er denn auch gehorchte. Nach glücklich erfolgter Landung hatten ſie wiederum die größte Mühe, die immer wachſende Zahl der Feinde in gebührender Entfernung zu halten. Als es Abend wurde, gelang es ihnen endlich unbemerkt zu entſchlüpfen. Faſt verhungert und ganz entkräftet kamen ſie nach einigen Tagen bei einem Hrn. Rogers oben im Shaſtathal an.

•

Alterthum der Blutwürſte. Blutwürſte waren im alten Aegypten nicht bloß geduldet, ſondern Modeſache, und wenn man, wie gewöhnlich, den Hals des Ochſen nahe den Ohren durch- und abgeſchnitten hatte, ſo fieng man das Blut auf, um daraus ein Gericht zu machen das für würdig gehalten wurde ſeinen Platz ſelbſt in der Küche des Königs Ramſes einzunehmen. Das Abſchneiden des Halſes iſt, nach mohammedaniſchem Geſetz, in Aegypten noch jetzt Gebrauch; das Genießen des Blutes aber iſt verboten. Dieſe Sitte des Landes war es welche den hebräiſchen Geſetzgeber veranlaßte, die Iſraeliten nach ihrem Auszug aus Aegyptenland ſo oft vor dem Genießen des Thierblutes zu warnen; denn während einige der moſaiſchen Geſetze im Einklang ſtanden mit den patriarchaliſchen Gewohnheiten ihrer Vorväter, wurden viele unmittelbar in der Abſicht eingeführt die Mißbräuche auszurotten, die ſich während ihres Aufenthalts in Aegypten bei ihnen eingeſchlichen hatten. (Wilkinson's Egyptians in the time of the Pharaohs.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redactien: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 19. 8 Mai 1857.

Das einunddreißigste Capitel des Bundehesch. [1]

Ueber die Auferstehung und den letzten Körper.

(Von Fr. Spiegel.)

Von der Zeit, als Meschia und Meschiane [2] aus der Erde hervorgewachsen waren, haben sie zuerst Wasser, dann Pflanzen, dann Milch, dann Fleisch genossen. Auch die Menschen, wenn die Zeit ihres Sterbens gekommen ist, enthalten sich zuerst des Fleisches, dann der Milch, dann des Brodes und genießen bloß Wasser bis sie sterben. So wird auch im Hazara des Oschedarmah [3] die Kraft der Begierde dergestalt abnehmen, daß die Menschen durch den Genuß einer Opferspeise [4] drei Tage und drei Nächte satt bleiben, dann werden sie sich des Fleischessens enthalten und bloß Pflanzen und Milch genießen, dann enthalten sie sich auch der Milch und der Pflanzen und genießen bloß Wasser. Viele viele Jahre ehe Sosiosch kommt, genießen sie gar nichts und sterben doch nicht. Dann wird Sosiosch die Gestorbenen wieder zurechtrichten, wie es heißt. Zertuscht fragte den Ormazd: „Den Körper welchen der Wind fortgetragen, das Wasser fortgeführt hat — woher soll man ihn wieder machen, wie soll eine Auferstehung stattfinden?“ Darauf antwortete Ormazd: „Wenn durch mich der Himmel besteht, ohne Säulen, auf himmlische Weise, glänzend und dauerhaft; wenn durch mich die Erde besteht und aus der mit Körper begabten Welt (zusammen) getragen wurde, ohne daß jemand die Welt hält; wenn durch mich Sonne, Mond und Sterne mit leuchtenden Körpern im Andarvai [1] kreisen; wenn durch mich das Getreide geschaffen wurde, das, wenn man es in die Erde legt, wieder aufwächst und mehr wird; wenn ich den Bäumen Adern gegeben habe nach ihrer Art; wenn ich mit den Bäumen und andern Dingen Feuer gereinigt habe; wenn ich in die Mutter das Kind gelegt, der Haut, den Nägeln, dem Blut, den Füßen, Augen und Ohren u. s. w. ihre Verrichtungen angewiesen habe; wenn ich dem Wasser Füße gegeben habe daß es läuft, die Wolke geschaffen habe welche das irdische Wasser aufnimmt und herabregnet wo sie will; wenn ich die Luft geschaffen habe, welche man mit Augen sehen kann und die durch die Gewalt des Windes nach Belieben auf- und absteigt, ohne daß man sie mit Händen greifen kann — wenn ich jedes einzelne dieser Dinge geschaffen habe, so war dieß schwerer zu thun als die Auferstehung zu machen, da ich bei der Auferstehung die Hülfe jener habe, [2] die nicht waren als ich jenes schuf. Merke nun auf: dieß alles ist nicht gewesen, und ich schuf es und das was schon da war sollte ich nicht wieder schaffen können?“ — Zu jener Zeit entstehen (wieder) aus der göttlichen Erde die Knochen, [3] aus dem Wasser das Blut, aus den Bäumen die Haare, aus dem Feuer die Lebenskraft, wie sie dieß bei der ursprünglichen Schöpfung angenommen haben. [4] Zuerst steht der Leib des Gaiomard [5] auf, dann Meschia und Meschiane, dann die übrigen Menschen; in 57 Jahren werden alle Körper wieder gebildet seyn. Wenn die Menschen sich hinstellen, [6] Gute wie Schlechte, so steht jeder da auf wo er seinen

---

[1] Das hier mitgetheilte Capitel ist einem größern Werke über die Litteratur der Huzvâreschsprache entnommen, wo dieselbe nebst andern Proben der Huzvâreschlitteratur mit den nöthigen philologischen Zugaben erscheinen wird. Ich gebe hier die Uebersetzung allein, die, wie ich glaube, in allen wesentlichen Punkten gesichert ist, weil mir der Inhalt des Stückes selbst auch für einen größern Leserkreis von Interesse zu seyn scheint.

[2] Meschia und Meschiane sind in der parsischen Mythologie die ersten Menschen, die Stammeltern des jetzt lebenden Menschengeschlechtes.

[3] Die Parsen setzen an das Ende der gegenwärtigen Weltordnung drei Propheten: Oshedar-bami, Oshedar-mah und Soñosch. Jeder derselben wird einen neuen Abschnitt des Avesta in der Welt verkünden und tausend Jahre regieren. Hazara ist der Kunstausdruck für das tausendjährige Reich eines jeden dieser Propheten.

[4] Es ist Sitte der Parsen den Genien kleine Brode, etwa von der Größe eines Thalers, zu opfern; auf eines dieser Brode wird etwas Fleisch gelegt. Hierauf geht die Anspielung im Texte.

[1] Vai oder Andarvai ist der Luftraum, der zwischen dem unbegränzten Lichte und der unbegränzten Finsterniß in der Mitte liegend gedacht wird, wie dieß schon im ersten Capitel des Bundehesch angedeutet ist.

[2] Es ist Glaube der Parsen, daß vor der Auferstehung gewisse Helden der Vorzeit, die im Königsbuche des Firdosi eine Rolle spielen, wieder erscheinen und die Welt von Unholden reinigen werden. Namentlich Sam, der Sohn Nerimans, wird darunter genannt.

[3] „Man muß wissen, heißt es in einem Tractate, daß beim Tode eines lebenden Wesens die vier Elemente woraus es besteht, mit den vier Urelementen: Feuer, Wasser, Erde und Luft vereinigt werden, und daß am Tage der Auferstehung, wenn es aufgeweckt ist, das was auseinander gerissen war, sich wieder vereinigt.“

[4] Der Körper des Menschen wird durch den Tod und die Verwesung nicht etwa vernichtet, er löst sich nur in seine Bestandtheile auf.

[5] Gaiomard, von den meisten persischen Geschichtschreibern fälschlich zu den persischen Königen gezählt, ist das eigentliche Prototyp der Menschheit, die ganz in ihm verkörpert ist, während die Einzelmenschen sich erst nach seinem Tode entwickeln.

[6] Nämlich: um gerichtet zu werden.

Digitized by Google

Geist ausgehaucht hat. Wenn die ganze mit Körper begabte Welt ihren Körper wieder erhalten hat, so macht man die Arten. [1] Das Licht, das mit der Sonne zusammen ist, erleuchtet zur Hälfte den Gaiomard, zur Hälfte die übrigen Menschen, damit die Seele den Körper wieder erkenne (sprechend): dieß ist mein Vater, dieß meine Mutter, dieß mein Bruder, dieses meine Frau, dieser irgend einer meiner Anverwandten. Dann wird die Versammlung Satvastran [2] stattfinden, an der alle Menschen auf der Erde theilnehmen; in jener Versammlung sieht jeder Mensch sowohl seine guten als seine schlechten Thaten; die Bösen werden in jener Versammlung so kenntlich seyn wie ein weißes Thier unter den schwarzen. In jener Versammlung (wird es seyn), daß ein Schlechter, der mit einem Reinen in dieser Welt befreundet war, gegen den Reinen klagt (sprechend): warum hast du mir in der Welt von den guten Thaten die du gethan hast, keine Kunde gegeben? Wenn er ihm keine Kunde davon gegeben hat, so muß er sich in jener Versammlung schämen. Darauf wird man die Bösen und die Guten scheiden; die Guten bringt man zum Garothmân, [3] die Bösen wirft man wieder in die Hölle, sie leiden mit ihrem Körper drei Tage und drei Nächte Strafe in der Hölle, im Himmel aber genießen sie mit ihrem Körper Freude wie es heißt: an jenem Tage, wo sich die Guten und die Bösen scheiden, wird jedermann der Schweiß bis auf die Füße herabfließen. Dann trennt man die Mutter vom Vater, den Bruder vom Bruder, den Freund vom Freunde, allen vergilt man nach ihren Thaten. Es weinen die Frommen über die Bösen, die Bösen über sich selbst. Es kommt vor daß der Vater rein ist, der Sohn aber böse, der eine Bruder rein, der andere aber gottlos. Jene welche ihrer eigenen Thaten wegen gemacht wurden [4] wie Dahak, Frasyak [5] der Turanier u. s. w., die läßt man solche Strafen erdulden wie diejenigen welche todeswürdige Verbrechen begangen haben, und (zwar so) wie man sie den Menschen niemals erdulden läßt. Man nennt dieß die Strafe der drei Nächte. [6]

Bei jenem Wachsen der Körper werden jene, von denen geschrieben steht daß sie leben [7] — 15 Männer und 15 Mädchen — dem Sosiosch zu Hülfe kommen. Gurzicher am Himmel wird wegen der Leere des Mondes [8] auf die Erde herabfallen, die Erde wird so leidend seyn wie Schafe wenn sie unter Wölfe fallen. Das Feuer Armuftin [9] wird Metalle und Berge schmelzen, sie werden auf der Erde wie ein Fluß seyn; dann läßt man alle Menschen durch die geschmolzenen Metalle hindurchgehen, damit sie rein werden. Wer rein ist, dem wird es scheinen als ob er in lauer Milch wandle, wer böse ist, dem wird es scheinen als ob er in der Welt durch geschmolzene Metalle gienge. Dann werden alle Menschen in großer Glückseligkeit zur Unsterblichkeit gelangen: Vater, Sohn, Bruder, Freund — einer wird den andern fragen: „hast du dich die so und so viele Jahre hindurch, seit ich gewesen bin, in geistiger Gerechtigkeit befunden, bist du ein Reiner gewesen oder ein Schlechter?" Zuerst sieht die Seele den Körper, dann fragt sie in Bezug auf diese Rede, [1] die Menschen erheben dann alle zusammen ihre Stimme und vollbringen ein großes Lobgebet an Ormazd und die Amschaspands, zu Ormazd Zeit ist dieser am Ziele, er braucht keine That mehr zu verrichten. [2] (Schon) zur Zeit, wo die Leichname wieder geschaffen werden, braucht er keine That mehr zu thun, das Opfer bei der Wiederbildung der Leichname verrichtet Sosiosch und seine Genossen, man schlachtet bei diesem Opfer den Stier Hadayavs, aus den Füßen dieses Stieres und dem weißen Hom [3] macht man den Verstand und gibt ihn allen Menschen; alle Menschen werden unsterblich seyn für immer. Auch heißt es so: wer ein (erwachsener) Mann war, der wird in dem Zustande eines Mannes von 40 Jahren wieder gebildet, wer ganz jung gestorben ist, im Zustande eines fünfzehnjährigen Jünglings. Jeder Mann erhält eine Frau und erzielt Nachkommenschaft mit ihr, aber nicht in der Weise wie jetzt Nachkommenschaft in der Welt erzeugt wird. Dann gibt Sosiosch auf den Befehl Ormazds jedem Menschen seinen Lohn und seine Vergeltung auf gebührende Weise, je nach seinen Thaten. Es gibt auch reine (Lehrer) welche sagen: man führt ihn zum Garothman Ormazds, dort erhält er einen Leib wie es ihm gebührt und wandelt in alle Ewigkeit in der Reinheit. Auch heißt es: daß wer den Yescht nicht vollzogen, [4] den Geti-Chirid nicht gemacht [5] und kein Kleid als Gabe für die Reinen geschenkt hat, [6] dort nackt erscheint. Dann verehrt er (aber) Ormazd und der himmlische Schöpfer gibt ihm ein Kleid.

Dann werden Ormazd und Ahriman, Vahman und Akeman, Aschavahist und Ander, Schahriver und Saval, Spandemat und Naongheithi, die mit schlechten Gedanken begabte, Khordat und Amer-

---

[1] Nach der allgemeinen Bildung der Körper werden diese nur den Gattungen zugetheilt denen sie angehören.

[2] Es ist mir unbekannt was dieses Satvastran ist. Es scheint eine große Ebene bedeuten zu sollen. Das Wort kommt meines Wissens sonst nirgends mehr vor.

[3] Garothmân ist der höchste der persischen Himmel, der Ort, wo Ormazd selbst thront.

[4] Hierunter versteht der Verfasser diejenigen der fabelhaften Helden die eigens von Ahriman gebildet und in die Welt geschickt wurden um Unheil anzurichten, so namentlich Dahak. Diese Wesen sind ganz böse und bedürfen darum einer sehr starken Reinigung.

[5] Dahak ist der Zohak, Frasyak der Afrasiab des Schahname.

[6] Auch in andern Parsenbüchern wird erzählt daß die Strafe der drei Nächte weit härter sey als die ganze übrige Höllenstrafe zusammengenommen.

[7] Vergl. oben die Anmerkung 2.

[8] Gurzicher ist ein Stern, der an den Mond angefesselt ist, um keine bösen Thaten verüben zu können.

[9] D. h. das Diamantfeuer. Es ist wohl ein Feuer gemeint das eine solche Hitze entwickelt, daß die Diamanten dabei schmelzen.

[1] Unverständlich, ich vermuthe einen Fehler im Texte.

[2] Es darf nicht vergessen werden daß die Schöpfung der Welt für Ormazd nur Mittel zum Zweck ist. Die Welt wurde bloß geschaffen weil Ormazd in dem durch diese Schöpfung um 12000 Jahre verzögerten Kampfe mit Ahriman das sicherste Mittel seines ehrlichen Sieges sah.

[3] Es gibt zweierlei Hom, einen gelben und einen weißen. Nur der erstere findet sich auf der Welt, der weiße wird in einem fabelhaften See wachsend gedacht, und ist der Baum des Lebens, durch den die Wiederbelebung der Leiber allein möglich ist. Eine große Anzahl schützender Genien bewacht ihn beständig, da natürlich die bösen Geister ihn um jeden Preis zu zerstören suchen.

[4] D. h. wer die vorgeschriebenen Gebete nicht verrichtet hat.

[5] Geti-Chirid heißt der Kauf der Welt (nämlich der jenseitigen) und besteht darin daß man einem Priester Geld gibt, damit er die heiligen Schriften zum Nutzen der Seele des Gebers lese. Näheres über diese Ceremonie, welche im persischen Cultus eben dieselbe Bedeutung hat wie die Confirmation im christlichen, wird die Einleitung zum zweiten Bande meiner Uebersetzung des Avesta bringen.

[6] Es ist Sitte der Parsen bei Leichenbegängnissen der Priester mehrere neue Kleider zu verehren, die er zum Gedächtnisse des Verstorbenen an gewissen Tagen trägt. Diejenigen Todten, für die keine solchen Kleider gegeben wurden, müssen nackt vor Ormazd erscheinen.

Digitized by Google

dat mit Tartisch und Zaritsch [1] Wahrheit mit Lüge Serosch und Kham kämpfen und bloß zwei Drudschas bleiben. Ahriman entfernt sich von der Welt des Ormazd, dieser selbst als Zaota, Serosch als Raspi [2] wird das Aiwiaonghana [3] in der Hand halten, durch diese Welt-Ceremonie wird Ahriman ganz geschlagen und kraftlos; auf der Brücke, auf der er zum Himmel stürzte, [4] eilt er wieder in die tiefste Finsterniß zurück. Die Schlange Dudschdar [5] verbrennt in dem geschmolzenen Metalle, die Unreinigkeit der Hölle ebenso, auch die Brücke, auf der Ahriman stürzte, kommt in diese geschmolzenen Metalle, das Land der Hölle wird wieder der Fröhlichkeit der Welt zurückgegeben. Wachsthum tritt in beiden Welten ein, sie sind nach Wunsch unsterblich für alle Ewigkeit. Es heißt auch, die Erde werde frei von jeglicher Unreinigkeit seyn, die Berggipfel werden niedersinken und nicht mehr seyn.

Ein Seeräuber-Abenteuer im Canton-Fluß.

(Aus Chambers's Journal.)

An einem düstern Tag im Monat October 1852 machten vier von uns, nämlich meine drei Freunde Jackson, Whymper, Lee und ich (Jones ist mein Name, wenn Ihnen damit gedient seyn kann), einen Ausflug von Canton flußabwärts. Zwei von den Mitgliedern dieser Lustpartie hatten Geschäfte, und zahlten natürlicherweise die Kosten. Die andern nahmen die beiden noch übrigen Bettstellen im Schnellboot gern an, um aus dem trübseligen Geschäftsverkehr in Canton einmal herauszukommen und einige Erholungstage zu genießen. Jeder von uns hatte eine doppelläufige Vogelflinte bei sich, da sich Schnepfen und anderes Wildgeflügel flußabwärts fanden, und wir voraussetzten unsere gemächliche Fahrt werde durch eine gute Jagd an Lebendigkeit gewinnen. An persönliche Gefahr dachte niemand. Zwar waren in dieser Richtung von einheimischen Fischern an Fremden zuweilen Mordthaten verübt worden, allein sie kamen selten vor, und niemand hatte je von einem Angriff gehört wenn mehr als zwei Engländer oder Amerikaner eine Zusammenkunft da oder dort veranstaltet hatten. Das Schnellboot, das uns an den Ort unserer Bestimmung bringen sollte, war ein großes gedecktes Fahrzeug mit einer halb ins Deck versenkten Cajüte. An jedem Ende der Cajüte befand sich eine Thüre, welche mittelst zweier oder dreier Stufen auf die Verdeckoberfläche führte; innen standen zwei Betten oder Schlafstellen, eine an jeder Seite, und in der Mitte war die Speisetafel. Außer dieser Cajüte befand sich noch eine andere im Vordertheil des Schiffs, ganz unter dem Verdeck, in welcher die chinesische Mannschaft des Boots ihre engen Quartiere hatte. Neben diesem Boot hatten wir uns noch mit einem Paar Schauken (kleine, flache floßartige Nachen) versehen, deren jede zwei Mann zu tragen vermochte, und die beim Landen, bei der Fahrt über die Creeks und zu anderm Küstendienst sehr nützlich sind.

Spät Nachmittags segelten wir sachte den Fluß hinab, und versuchten hin und wieder unser Glück an irgend einem der unglücklichen Opfer welche der Flug gerade in unsern Bereich brachte. Der Himmel war trüb, und drohte Regen. Ein Mittagmahl, so comfortabel als es an Bord eines Schnellboots nur möglich war, und eine gesellig freundschaftliche Unterhaltung erheiterten uns, bis wir endlich der Nacht halber beilegten, die rasch entfliehenden Abendstunden. Am nächsten Morgen gelangten wir an das Ziel unserer Fahrt — die Bogue-Forts — wo Jackson und Lee Geschäfte abzumachen hatten, welche den größern Theil des Tags in Anspruch nahmen, während Whymper und ich dem Jagdvergnügen nachhiengen. Gegen Abend ankerten wir auf der Höhe der Tiger-Insel, um die Rückkehr der Fluth und einen günstigen Wind abzuwarten, der uns nach Canton zurückführen sollte. Nach Einbruch der Nacht ward es stockfinster und so kalt, daß wir die frostige Luft durch Schließung der Thüren und der Fenster rings um unsere Cajüte herzlich gern absperrten. So saßen wir denn bei einigen Flaschen von Johnson's köstlichem Burgunder vergnüglich beisammen, als wir plötzlich durch einen Ruck, wie wenn ein anderes Boot mit dem unsrigen zusammengestoßen wäre, aufgeschreckt wurden, und im nächsten Augenblick den Knall eines Feuertopfs [1] vernahmen, der auf dem Vordertheil unsers Decks explodirt hatte. Obgleich sich unsere Mannschaft ganz still verhielt, so fuhr uns doch wie ein Blitz der nur zu wahre Gedanke durch den Kopf, wir könnten von einer Seeräuberbande geentert worden seyn, und es stehe uns nun ein Kampf auf Tod und Leben bevor. Whymper, der auf das Vorderdeck führenden Thüre zunächst sitzend, sprang hinaus, um Augenschein zu nehmen vom Stande der Dinge; kaum aber hatte er seinen Kopf über Bord gezeigt, als ein halbes Duzend Feuertöpfe auf ihn geschleudert wurde, geworfen von eben so vielen Männern, welche über den Hintertheil des Boots geklettert waren und denen noch eine gleiche Anzahl anderer folgte. In einem Nu war er wieder in der Cajüte zurück, und ergriff sein Gewehr. Bei dem Schein welchen die auf ihn geschleuderten Geschosse verbreiteten, hatte er indeß doch Zeit gehabt sich umzuschauen, und wahrzunehmen daß unsere Feinde dreißig bis vierzig Mann stark seyen, und daß sie, augenscheinlich in der Erwartung wir würden eine leichte Beute für sie seyn, ihr Boot in rechten Winkeln quer über den

---

[1] Dieß sind die verschiedenen guten Genien nebst ihren Widersachern.

[2] Zaota ist der sungirende, Raspi der dienende Priester.

[3] So heißt das Band mit welchem die Kräuterbündel umbunden werden, die der Priester beim Opfer in der Hand halten muß.

[4] Bald nach der Vollendung der Schöpfung unternahm Ahriman seinen Feldzug gegen dieselbe über diese Brücke und setzte sich fest, auch kann er bis zur Auferstehung nicht vertrieben werden.

[5] Derselbe, wie der oben genannte Gurzscher.

[1] Ein Feuertopf oder, wie man ihn gewöhnlich nennt, ein Stinktopf, ist ein kleines irdenes, mit Pulver und andern brennbaren Gegenständen gefülltes Geschirr; er wird mittelst einer Lunte angezündet, und dann mit der Hand geworfen. Wenn er fällt, zerbricht er, und streut eine Menge heftig brennender Funken umher. Hierauf folgt ein dichter Rauch, und diesem ein unerträglicher und erstickender Gestank, welcher dem Wurfgeschoß seinen unangenehmen Namen gegeben hat.

Digitized by Google

Stern des unsrigen festgebunden hatten. Whymper begab sich abermals auf das Deck, wo plötzlich seine Aufmerksamkeit durch einen kräftigen Burschen gefesselt wurde, der über das Cajütendach herüberkam, ungefähr sechs Ellen von der Stelle auf welcher er selbst stand. Der Seeräuber hielt einen angezündeten, zum Wegschleudern bereiten Feuertopf in der Hand, welcher die matten Umrisse seiner Gestalt, wie er Schritt um Schritt vorgieng, enthüllte. Whymper, dem sich Lee und ich selbst anschlossen, zielte und schoß. Der Feuchtigkeit des Pulvers halber versagte aber das Gewehr, und der Chinese befand sich nur drei Schritt von der Stelle wo wir standen. Schon hob er den Arm empor und hielt sich bereit sein scheußliches Geschoß uns an die Köpfe zu schleudern, als Whympers zweiter Lauf glücklicherweise seine Schuldigkeit that, und der Kerl schwer auf das Cajütendach zurückfiel. Gleichzeitig aber stiegen fünf oder sechs seiner saubern Cameraden, jeder ebenfalls mit einem angezündeten Feuertopf bewaffnet, über das Cajütendach herüber, und eine noch größere Anzahl kletterte über den Stern in unser Boot. Eins, zwei, drei unserer Gewehre wurden in rascher Aufeinanderfolge unter sie abgefeuert; jeder Schuß traf seinen Mann, und that ihren Bewegungen momentan Einhalt. Bald jedoch entdeckten wir daß wir, in der Hast womit wir unsern Feinden entgegen treten wollten, außer Acht gelassen uns mit weiterm Schießbedarf, als dem womit unsere Gewehre geladen waren, zu versehen. Wir mußten daher in aller Eile in die Cajüte zurück um unsere Pulverhörner und Schrotbeutel zu holen, fanden aber zu unserm Verdruß daß mehrere Feuertöpfe hineingeschleudert worden und losgegangen waren. Nach allen Richtungen flogen Funken umher, und verbreiteten einen massenhaften stinkenden Rauch. Glücklicherweise waren die Bettstellen zuvor zu sofortiger Besitznahme hergerichtet worden, und die über sie ausgebreiteten wollenen Decken schützten das Holzwerk vor den brennenden Funken; sonst würde unsere Citadelle wahrscheinlich unter unsern Füßen abgebrannt seyn. Inmitten dieses Rauchs und Feuers suchten wir tappend unsern Weg nach dem vordern Ende der Cajüte, wo sich unsere Munitionsniederlage befand. Hier aber zeigte uns ein auf Jackson gezielter Speerwurf daß die Thür an diesem Ende erbrochen worden, und daß wir so der Gefahr eines doppelten Angriffs ausgesetzt waren. Jackson bekam demgemäß Auftrag diesen Punkt zu vertheidigen, und er erhielt, wie wir nachher fanden, in der Erfüllung dieser Pflicht eine sehr ernste Brandwunde am Rücken seiner Hand. Nachdem wir uns mit frischem Schießbedarf versehen und diesen, mit dem nicht sehr angenehmen Gedanken daß ein einziger unheilvoller Funke uns durch das Dach befördern könnte, glücklich aus der Cajüte hinaus gebracht hatten, nahmen wir unsere frühere Stellung auf dem Vorderdeck wieder ein, wurden aber sofort mit einem wahren Hagel von Feuertöpfen und Speeren begrüßt. Mit Hülfe einer kleinen List entgiengen wir diesem Mordanfall unversehrt, der keine andere Wirkung hatte als daß eine Speerspitze im Schaft eines unserer Gewehre stecken geblieben war. Die uns gegenüberstehende Uebermacht hatte sich indeß furchtbar vermehrt, und die Schurken, Muth schöpfend aus der zeitweiligen Einstellung unsers Feuers, kamen in verstärkter Anzahl zum Angriff über das Cajüten-Dach herüber. Gelang es ihnen uns so nahe zu kommen daß ein Ringkampf entstand, so waren wir unrettbar verloren; allein selbst bei dem jetzigen Stand der Sache schienen unsere Aussichten mit heiler Haut davon zu kommen furchtbar gering: eine Unterwerfung hätte uns eben so wenig Hoffnungen geboten als eine Niederlage, und unser brittisches Blut empörte sich überdieß bei dem bloßen Gedanken daß wir einem Haufen chinesischer Räuber zur Beute werden sollten. Es blieb uns also nichts übrig als unausgesetzter Kampf; mit verdoppelter Energie feuerten wir daher Schuß auf Schuß in rascher Aufeinanderfolge und mit einer Präcision unter sie ab wie es der abwechselnde Schimmer ihrer Feuertöpfe nur immer gestattete. Das kurze Aufschreien und das schwere Fallen welches jeder Salve folgte, that uns kund daß unsere Arbeit keine fruchtlose sey, und nach einem zehn oder fünfzehn Minuten dauernden ununterbrochenen Feuern war das Dach der Cajüte theilweise von den chinesischen Banditen gesäubert.

In diesem Augenblick — und ehe wir noch gewagt hatten frei zu athmen — bemerkten wir wie an Bord des Seeräuberboots ein Bursche mit einer Laterne auf eine Gruppe von fünf bis sechs Mann zugieng, welche im Bug standen, und deren Gestalten sich durch das auf sie geworfene Licht momentan in düsterem Relief zeigten. Im Nu lag Lee's Joe Manton an seiner Schulter, und im nächsten Augenblick bewies ein durchdringender Schrei, aus der Richtung wo das Licht erschienen war, aufs unzweideutigste daß die Kugel ihr Ziel nicht verfehlt hatte. Ob es der Führer oder irgend ein anderer bedeutenderer Mann war welchen Lee niedergeschmettert, konnten wir nie erfahren; allein binnen einer halben Minute nach dem seinen Fall ankündigenden Schrei war das Cajüten-Dach von Eindringlingen frei, und die ganze Seeräuberbande in vollem Rückzug, Todte und Verwundete mit sich schleppend. Zum erstenmal stellten wir jetzt das Feuern ein, da wir kein unnöthiges Blutbad wollten; allein der Verlust unserer Feinde war bereits ein sehr schwerer gewesen, und belief sich, wie wir später erfuhren, auf sieben oder acht Todte, außer mehrern Verwundeten, über deren Anzahl wir keine genaue Kunde erlangen konnten. Sobald sie alle wieder an Bord ihres eigenen Bootes waren, stießen sie vom Land, und riefen uns in ihrer Sprache zu, sie würden binnen kurzem zurückkehren und uns alle ermorden. Sie segelten sodann flußabwärts, und ankerten neben zwei andern, etwa 400 Ellen entfernt liegenden, großen Booten, die sich seit einiger Zeit schon daselbst befunden hatten, und welche wir, da sie uns weder Beistand zu leisten, noch auch nur Lärm zu machen versucht hatten, natürlicherweise für Mitschuldige betrachteten, um so mehr als zur Verstärkung der Angreifer Mannschaft aus denselben gezogen worden war. Kaum aber hatten die Seeräuber Reißaus genommen, so krochen unsere discreten chinesischen Bootsleute langsam aus dem Lukenraum hervor, wo sie sich bei Annäherung der Gefahr, ohne Miene zu machen uns in der Vertheidigung ihres Boots gegen Plünderung Beistand zu leisten, verborgen hatten. Von den drei einheimischen Schiffsjungen, die wir bei uns hatten, sprang einer im Schrecken beim ersten Allarm über Bord, der zweite kroch in den Vorderraum neben die Bootsleute, der dritte aber, der, nebenbei gesagt, Lee's Diener war, benahm sich als muthiger Bursche, reichte Pulver und Blei, lud ein Reisevegewehr, und verrichtete andere kleine Dienste, welche unsere Operationen sehr erleichterten.

Die Drohung der Seeräuber bei ihrem Rückzug war vielleicht nur eine Prahlerei; indeß schien es keineswegs unwahrscheinlich daß sich in den beiden andern Booten Reserve-Mannschaft genug befand

Digitized by Google

um eine mächtige Verſtärkung zu bilden, weßwegen wir keine ſonderlich große Luſt zur Erneuerung des Kampfes hatten. Noch war aber die Fluth nicht eingetreten, der Wind ungünſtig, und von dem Gedanken ein Schnellboot gegen Wind, Strom und Fluth zu rudern, konnte keine Rede ſeyn. Wir hatten allerdings die Schauken, allein ſie trugen nur je zwei Mann; mit Einſchluß der Diener ſollten aber ſechs Menſchen auf denſelben untergebracht werden. In dieſer bedenklichen Lage hielten wir einen Kriegsrath, und kamen nach kurzer Berathſchlagung zu dem Beſchluß: auf alle Gefahr hin, da es kein anderes paſſendes Mittel zum Entkommen gebe, zu unſerer Rettung die Schauken zu benützen. Sie wurden alſo aufgetakelt, und Jackſon und Lee nahmen die eine, Whymper und ich die andere ein, und überdieß kam auf jede noch einer unſerer Diener. Dieſe kleinen Fahrzeuge wurden am Rande des Waſſers geladen; die Nacht war äußerſt dunkel, und der nächſte Punkt an welchem wir einen uns Aufnahme gewährenden Freund zu finden hoffen konnten, war Whampoa — eine Entfernung von fünfundzwanzig Meilen. Nimmt man hiezu die Möglichkeit, wo nicht die Wahrſcheinlichkeit, der Verfolgung durch die erbitterten Seeräuber, welche uns unter den gegenwärtigen Umſtänden, wenn ſie uns eingeholt hätten, unbarmherzig niedergemetzelt haben würden, ſo wird man ſich einigermaßen einen Begriff von der bedenklichen Lage machen können in der wir uns befanden. Es war daher von Wichtigkeit daß unſere Fahrt aufs raſcheſte von ſtatten gieng, und wir boten alle unſere Kräfte auf um die winzigen Fahrzeuge ſo ſchnell als möglich über das Waſſer dahinzutreiben; gleichzeitig aber hielt einer auf jedem Boot ſorgſamſt Wache, um uns von dem geringſten Anzeichen einer annähernden Gefahr Kenntniß geben zu können. Auf ſolche Weiſe ruderten wir mehr als ſechs Stunden lang ſtromaufwärts, und trafen um 3 Uhr Morgens in Whampoa ein, wo wir uns alsbald nach der Behauſung Hrn. Wards, eines alten Freundes Lee's begaben, bei dem wir eine herzliche Aufnahme zu erwarten hatten. Unſer Ausſehen war nichts weniger als einnehmend — die Geſichter waren von Rauch und Pulver geſchwärzt, die Augenbrauen und Bärte theilweiſe verſengt, die Kleider an vielen Stellen verbrannt, und die Hände rußig und mit Blut beſchmutzt; allein der würdige alte Herr rieb ſich, um unſere Erzählung anzuhören, raſch den Schlaf aus den Augen, und legte dann in überwältigenden Ausdrücken die wärmſte Theilnahme für uns an den Tag. Er läutete ſeinen Dienern um heißen Kaffee zu bereiten, und ließ uns eine reichliche Nachtmahlzeit auftragen. Nachdem er die Einzelheiten unſers Abenteuers abermals angehört, und all ſeinen Scharfſinn aufgeboten hatte um Worte zu finden ſtark genug ſein Erſtaunen und ſeine Bewunderung auszudrücken, führte er uns zu unſern Betten, in denen wir bis ziemlich ſpät in den nächſten Morgen hinein von Burgunder und Feuertöpfen, Schnepfenſchießen und Deckkampf, ſinkenden Schauken und gaſtfreundlichen alten Herren träumten, und uns von unſern Anſtrengungen einigermaßen erholten.

Sobald unſer ſpätes Frühſtück beendigt war, übergab uns unſer vortrefflicher Wirth ſein eigenes Boot und ſeine Mannſchaft, um uns nach Canton zu bringen — eine Entfernung von 5 Meilen, die wir leicht in einer Stunde zurücklegten. Der erſte Gegenſtand auf den unſere Augen bei der Annäherung an die Werfte ſtießen, war daſſelbe Schnellboot in welchem wir flußabwärts gefahren waren, und welches mit der Mannſchaft im Stande geweſen den Rückweg, ein paar Stunden nachdem wir es verlaſſen hatten, anzutreten. Einige von uns waren in Canton ziemlich gut bekannt, auch muß in der That jeder der einen Monat lang in dieſer Stadt wohnt, faſt allen Mitgliedern der kleinen engliſchen Gemeinde in den ſogenannten Factoreien befreundet ſeyn. Als daher ruchtbar wurde unſer Schnellboot ſey ohne uns zurückgekommen und mit Maſſen von Blut befleckt, erregte dieß die größte Unruhe. Man befragte die Mannſchaft des Boots, allein ſie konnte nur von dem Gefecht an Bord erzählen, und daß wir in den Schauken weggefahren ſeyen. In die Nähe der Werfte gekommen, bemerkten wir eine oder zwei ängſtlich umſchauende, ziemlich aufgeregte Menſchengruppen. Kaum aber hatten ſie bemerkt daß wir uns dem Landungsplatz näherten, ſo wurden wir mit drei herzlichen Freudenrufen begrüßt, und ein Dutzend Hände ſtreckte ſich uns zu fröhlichem Willkomm entgegen. Sodann erfuhren wir auch daß in Folge eines Befehls von Seiten des Conſulats, zu welchem zwei von uns gehörten, ein Regierungsdampfer ſich rüſte ſtromaufwärts zu ſegeln um Erkundigungen über uns einzuziehen, da hinlänglicher Grund vorhanden zu ſeyn ſcheine daß die Eingebornen böſes Spiel mit uns getrieben hatten. Der Dampfer wurde bis zum nächſten Tag zurückgehalten, worauf er, nachdem der wahre Stand der Sache, mit allen erforderlichen Einzelheiten, bekannt geworden, abgeſendet wurde, um, wo möglich, einige der Seeräuber aufzugreifen, oder Kunde in Betreff ihres Aufenthalts zu erlangen. Nach einer zweitägigen Abweſenheit kehrte er indeß erfolglos zurück.

Es wäre zu umſtändlich zu erzählen welche Triumphe wir als die Löwen der Factoreien wenigſtens vierzehn Tage hindurch feierten, bis die Sache allmählich veraltete, und wir ſelbſt der ewigen Feſte müde wurden. Wir begaben uns wieder an unſere alten Tagesgeſchäfte, und ich kann den freundlichen Leſer verſichern daß wir uns nie mehr nach den romantiſchen Träumen buntgekleideter Corſaren ſehnten, deren Säbelhieb oder Piſtolenſchuß, wie wir uns einbildeten, angenehmer ſeyn müſſe als jeder andere, und deren Leben überall, wo ſie ſich befänden, ſeine Reize habe. Experientia docet — allein das Sprüchwort iſt etwas abgenützt.

Kurze Beſchreibung der Maſai- und Wakuaſi-Stämme im ſüdöſtlichen Afrika.

(Von Dr. L. Krapf.)

Die Oſtküſte von Afrika, vom Aequator an bis zum zehnten Grad ſüdlich von demſelben, hat man bis jetzt meiſt mit dem Namen „Küſte von Zanguebar" bezeichnet, ein Ausdruck, den die Europäer von den Arabern entlehnt haben, in deren Sprache das Wort

Digitized by Google

„Sang oder Sandſch" einen „Sklaven," und „bar" Land bezeichnet, folglich Sanguebar oder Sandſchibar „das Land der Sklaven" bedeutet. [1] Der wahre, von den Eingebornen jener Küſte gebrauchte Name iſt aber feſtzuhalten. Er heißt „Uſuáhel" in abstracto: die Suahili-Küſte und in concreto: „Emſuáhili," ein Bewohner der Suahili-Küſte, ein Suahili-Mann; in der Mehrzahl — Waſuahili, die Suahili, die Suahili-Leute.

Die Araber, welche die ältere Benennung (Sandſchibar) nicht gebrauchen, heißen jene Küſte kurzweg: Suahel, d. h. Küſtenland, das Niederland der Meeresküſte, das ſich meiſt einige Meilen ins Innere erſtreckt, wo ſich dann das Land 1000 bis 2000 Fuß über den Meeresſpiegel erhebt. [2]

Der Name Sandſchibar oder Sanſibar (engliſch geſchrieben: Zanzebar) wird jetzt von den Europäern meiſt nur mit Beziehung auf die große und ſchöne Inſel Sanſibar gebraucht, welche zwiſchen dem 6ten und 7ten Grad ſüdlicher Breite liegt, und welche ſeit 20 Jahren der Sitz des Imams von Maskat und der Mittelpunkt des amerikaniſchen und europäiſchen Handels in Oſtafrika geworden iſt. Die Eingebornen, die meiſt alle Suahili ſind, nennen die Inſel „Unguttſcha," worin ſich ziemlich ſicher die von den alten Geographen genannte Inſel Manuthiä erkennen läßt, welche in der alten Zeit wahrſcheinlich eine bedeutende Zwiſchenſtation zwiſchen Arabien und Madagaskar war, wie es heute noch der Fall iſt.

Segelt man von der Nordſpitze der Inſel Sanſibar in nordweſtlicher Richtung, ſo gelangt man bei gutem Wind in etwa 6 Stunden an die Mündung des Pangani-Fluſſes, [3] der aus dem Waſſer des Schneeberges Kilimandſcharo im Tſchagga-Land entſpringt und bei dem Dorf Pangani in den indiſchen Ocean fließt.

Geht man von dieſem Dorfe aus in weſtlicher Richtung etwa 80 bis 100 Stunden, ſo kommt man in die ausgedehnten Ebenen der wilden Maſai- und Wakuaſi-Stämme, von denen hier die Rede ſeyn ſoll. Der Schreiber dieſer Zeilen ſah ſelbſt den Anfang dieſer ungeheuren Ebenen, als er im Jahr 1852 von den Höhen des gebirgigen Königreichs Uſambara auf dieſelben hinabſchaute.

Die Maſai- und Wakuaſi-Stämme erſtrecken ſich nach Norden bis zum Aequator, und gegen Weſten dehnen ſie ſich faſt bis an den großen Binnenſee in Unianeſi [4] aus. Sie behaupten alſo in Mittel-Südafrika ein ausgedehntes Gebiet, dem eine wichtige Zukunft bevorſteht, wenn es ſich beſtätigt daß die eigentlichen Quellen des Nils am Fuß des Schneebergs Kenia (der auch Kirenia oder Endurkenia und Oldoinio eibor, der weiße Berg heißt) im Wakuaſi-Land zu finden ſind.

Die Namen „Maſai und Wakuaſi oder Waquaſi" ſind dieſen Stämmen von den Küſtenvölkern gegeben worden. Sie ſelbſt nennen ſich Iloigob (oder Eloikob) [sing. orloigob], ein Name, der entweder von dem Wort Loie la engob (Söhne des Landes) [abgekürzt Gob] Urbewohner abzuleiten iſt, oder von dem Eigennamen „Neiterkob," von deſſen Bedeutung wir bald hören werden.

Der Schreiber dieſer Zeilen erhielt einen großen Theil der hier mitgetheilten Nachrichten von einem jungen Mkuaſi, der aus ſeinem Land weggeſtohlen und an der Suahili-Küſte verkauft worden war an einen Mohammedaner, der ihn mir auf einige Zeit abtrat, um mich die Wakuaſi-Sprache zu lehren. Der Vater des jungen Mannes war von dem Stamm Enganglima. Er hatte eine Frau geheirathet, welche in der Nähe des Oldoinio eibor (Weißberg, Montblanc, Libanon) wohnte, wohin die Wakuaſi häufig wallfahrten, um den Engai (Gott oder Himmel) um Regen und andere zeitliche Güter anzuſprechen. Während der Vater im Innern mit ſeiner Frau wohnte, wurde ſein Stamm Enganglima, der in der Nähe von Uſambara ſich nomadiſch herumtrieb, faſt gänzlich von den wilden Maſai vernichtet, welche, obwohl ſie in Sprache und Sitte mit den Wakuaſi verwandt ſind, doch die letztern aufs äußerſte haſſen und auf jede Weiſe zu vertilgen trachten. Der Vater des jungen Mkuaſi war daher nach ſeiner Rückkehr aus dem Innern genöthigt ſich an einen andern Stamm (Barrabuju genannt), der auch in der Nähe von Uſambara wohnte, anzuſchließen. Eines Tags geſchah es daß der luſtige Jüngling, während er mit ſeinen Cameraden auf dem Feld ſpielte, von einer Menſchenräuber-Bande überfallen und mit ſeinen Spielgefährten feſtgenommen wurde. Die unglückliche Mutter, welche in der Nähe war und das Geſchrei der Geraubten hörte, rannte dem Räuber ihres Sohnes nach, zu ihrem eigenen Schaden. Sie wurde auch weggekapert, an die Pangáni-Küſte gebracht und von dort nach der Inſel Pemba verkauft, während ihr Sohn nach der Inſel Mombas geſchleppt und dort verſchachert wurde an einen Mohammedaner, in deſſen Hauſe ich den armen Sklaven kennen lernte.

Nach der Verſicherung meines Berichterſtatters herrſcht die Sitte unter den Wakuaſi, [1] die jungen Leute in einer beſtimmten Periode ihres Alters in den Geſchichten und Märchen der Vorältern unterrichten zu laſſen durch die Aelteſten des Stammes. Nach Beendigung der quaſi-akademiſchen Laufbahn muß der Zögling dem Lehrer einen Ochſen als Lehrgeld übergeben. Auch mein Berichterſtatter mußte in ſeiner Jugend dieſe Schule durchlaufen, aus der ihm nach Vergeſſung vieler andern Erzählungen die folgende noch beſonders erinnerlich war.

Im grauen Alterthum wohnte auf dem Oldoinio eibor (Weißberg, Schneeberg) ein Mann, der über jedes menſchliche Weſen erhaben war, und den der Engai (Himmel, Gott) auf den Berg geſetzt hatte. Dieſe ſonderbare Perſon, deren Anfang und Ende in Dunkel gehüllt iſt, und in deren ganzer Erſcheinung die Wakuaſi

---

[1] An den Ufern des Luſidſchi-Fluſſes gibt es heute noch einen Volksſtamm, der Sendſch heißt, in deſſen Umgebung früher das Hauptquartier der Sklaverei und des Sklavenhandels geweſen zu ſeyn ſcheint, ſo daß Sendſch gleichbedeutend mit Sklave war.

[2] Etymologiſch-ſpielende Araber erklären den Ausdruck „Sanſibar" durch die arabiſche Deutung: sen (ſchön), had (dieſes) el-bar (Land), ſchön iſt dieſes Land, das ſchöne Land. Ebenſo erklären ſie Suahili durch sawa (er macht) und hila Liſt, er macht oder gebraucht Liſt, er iſt liſtig, wodurch allerdings der Grundcharakter der Suahilis bezeichnet wird. Sie wiſſen ſich immer durch eine Liſt zu helfen.

[3] Der Pangani heißt im Innern Ruſu oder Luſu, wie überhaupt die oſtafrikaniſchen Flüſſe verſchiedene Namen von den verſchiedenen Völkern erhalten haben.

[4] Dieſer große Binnenſee heißt theils Niaſſa, theils Tanganika, theils Ukereme. Ich glaube daß es ein ſehr bedeutender See iſt, aber kein Binnenmeer. Da ich die Uebertreibungen der eingebornen Berichterſtatter kenne, ſo kann ich den Ausdruck „Binnenmeer" nicht gebrauchen. Auch iſt es mir noch fraglich, ob der See Niaſſa und Ukereme Eine Waſſermaſſe bilden, die Sache muß erſt durch einen Europäer unterſucht werden.

[1] Wie ſchon erwähnt, heißen die Wakuaſi ſich ſelbſt „Iloigob (oder Eloikob)", während die Maſai ihre Brüder (die Wakuaſi) „Imbarawuio" ſpottweiſe nennen. Sie nennen ſich Imaſai zum Unterſchied von den Wakuaſi, welche von den Maſai verachtet werden, weil ſie bei Nacht ſtreiten, wie der geſchwätzige Tiger, d. h. wie die Hyäne.

Digitized by Google

einen Halbgott erblicken, hieß Neiterkob oder Neiterukob, was nach der Ableitung Glanz oder Gabe des Landes heißen könnte. Die Nachricht von der ſonderbaren Perſon auf dem Oldoinio eibor gelangte zu einem Mann, genannt Endſchemaſi Enauner, welcher mit ſeinem Weibe Sambu auf dem Berg Sambu wohnte, der ſüdweſtlich vom Oldoinio liegt und nicht mit Schnee bedeckt iſt, obwohl er eine bedeutende Höhe hat. Endſchemaſi Enauner begab ſich auf den Oldoinio, [1] wo ſeine Frau auf die Fürbitte des Neiterkob in geſegnete Umſtände kam und mehrere Kinder gebar.

Neiterkob unterrichtete den Endſchemaſi auch in Bezähmung der wilden Kühe, welche er in den Wäldern ſah. So wurden die Ahnen der Wakuaſi an das Hirtenleben gewöhnt. Nachdem Neiterkob auf dem weißen Berg plötzlich verſchwunden war, kehrte Endſchemaſi Enauner auf den Sambu zurück, die Wakuaſi aber betrachten von jener Zeit an bis auf den heutigen Tag den weißen Berg als ihre urſprüngliche Heimath und ihren Stammſitz, weil Endſchemaſi dort mit dem Neiterkob zuſammengetroffen war und dieſer durch ſeine Verwendung bei dem Engai ihm Kinder und Vieh verſchafft hatte.

Der Berg Sambu iſt gegenwärtig im Beſitz der Maſai, deren Stämme ſich bis in die Nähe des großen central-ſüdafrikaniſchen Landes Uniameſi im Weſten ausbreiten, während die Wakuaſi im Lande Kaputei am Fuß des weißen Berges ihre Hauptmacht concentrirt haben, von wo aus ſie nach allen Seiten hin über die grasreichen Ebenen (wo ſie Flüſſe, Seen und Quellen finden) ſich ausdehnen.

Mein Berichterſtatter unterſchied ausdrücklich den Oldoinio eibor von dem andern Schneeberg, der Kilimandſcharo heißt und im Dſchagga-Land liegt, etwa 120 Stunden von der Küſte von Mombas, während der Oldoinio eibor gegen 200 Stunden von der Meeresküſte entfernt iſt. Zu dieſem Berg begeben ſich die Wakuaſi, wenn ſie durch Vermittelung des Neiterkob vom Engai Regen, Vieh, Geſundheit u. ſ. w. erlangen wollen.

Die Wakuaſi ſind große und kräftige Leute von ſchwarzbrauner Farbe, in der ſich der ſemitiſche Urſprung kaum verkennen läßt. Wegen ihrer Schönheit ſind die Wakuaſi-Sklaven, beſonders die Mädchen, ſehr geſucht von den Suahilis und den Arabern. Die Wakuaſi haben, was Größe und Geſichtsfarbe betrifft, viel Aehnlichkeit mit den Somalis, welche im Norden vom Aequator an der afrikaniſchen Küſte wohnen und als bigotte Mohammedaner bekannt ſind. Mein Berichterſtatter war einmal in Barawa und Marka (zwei wichtige Handelsſtädte der Somalis), wo man ihn für einen gebornen Somali hielt, bis ſeine Kikuaſi Abſtammung durch den Umſtand verrathen wurde daß er die Somali-Sprache nicht reden konnte, da dieſe von der der Wakuaſi ſehr verſchieden iſt.

Die Maſai und Wakuaſi führen die Lebensweiſe nomadiſcher Hirten. Sie haben eine ſolche Abneigung gegen Landbau daß ſelbſt die Wakuaſi-Sklaven (d. h. die Wakuaſi welche entweder von den Küſtenbewohnern geraubt, oder von den Wakuaſi als Kriegsgefangene nach der Küſte verkauft worden ſind) an der Suahili-Küſte ſich nicht bewegen laſſen, den Spaten in die Hand zu nehmen und das Feld zu bauen. Mein Informant verſicherte mich daß, als im Anfang ſein Meiſter ihn aufs Feld ſchicken wollte, er (der Berichterſtatter) ihm beſtimmt erklärt habe, er werde eher ſterben als auf der Plantage mit der Hacke arbeiten. Und in der That, der Meiſter mußte nachgeben und ſeinem Sklaven häusliche Geſchäfte anweiſen, oder ihn in Handelszwecken zu den benachbarten Stämmen ſenden. Die Wakuaſi-Sklaven ſind anhänglich und treu gegen ihre Herren, nur müſſen dieſe von ihnen keine Arbeit verlangen, an welche die Wakuaſi nicht von Jugend auf gewöhnt worden ſind, ſonſt wird ihr zorniges, ſtolzes und alle andern Nationen verachtendes Temperament auf eine ſchreckliche Weiſe hervortreten. Welche Mühe, ſagen ſie, haben doch die Suahili und andere ackerbautreibende Nationen (die ihnen bekannt geworden ſind) von der Bearbeitung des Bodens und vom Handel mit Elfenbein, das man doch nicht eſſen kann, während wir (die Ikeikob) unſere Nahrung immer nahe haben. Unſere Kühe geben uns Milch und Schmalz, und unſere Ochſen, Schafe und Ziegen verſehen uns mit Speiſe im Ueberfluß, während wir ſie mit leichter Mühe weiden, und unſere übrige Zeit mit Plaudern, Eſſen, Jagen und kriegeriſchen Unternehmungen zubringen können.

Nur in der Nähe von Ackerbau treibenden Stämmen, mit denen die Wakuaſi in einem friedlichen Verhältniß ſtehen, wie z. B. in Uſambára und Kikuju, ſind ſie mit Mais, Hirſe, Bananen u. ſ. w. bekannt geworden, aber auch dort werden dieſe Erzeugniſſe des Feldes nur von Weibern und Kindern genoſſen, während die Krieger dieſe Speiſearten gänzlich verwerfen, unter dem Vorwand ihr Magen könne dieſe Leckerbiſſen nicht vertragen, und ihre Leiber würden geſchwächt durch dieſe elenden Nahrungsmittel. Dem Genuß von Hühnern und Fiſchen ſind ſie ſehr abgeneigt, wie dieß auch der Fall iſt bei den Galla, Wakamba und andern oſtafrikaniſchen Volksſtämmen. Die Galla halten die Fiſche für eine Art von Schlangen, und die Hühner für Geier. Auch das Fleiſch der Elephanten, Büffel, Nashörner u. ſ. w. wird von den Wakuaſi nicht gegeſſen, da ſie Fleiſch von zahmem Vieh im Ueberfluß haben. Haben ſie Mangel an Vieh, ſo unternehmen ſie einen Raubzug gegen die Maſai oder gegen die Galla und andere Stämme, die viel Vieh beſitzen, indem ſie ſagen, keine andere Nation dürfe eigentlich Vieh beſitzen, da dieſes von Neiterkob nur den Wakuaſi gegeben worden ſey und ſie es alſo mit Gewalt holen müßten. [1]

Da die Maſai und Wakuaſi in ausgedehnten, offenen Ebenen wohnen, und genöthigt ſind ihre Weideländer, auf denen ihre Nahrung beruht, gegen alle andern Nationen zu vertheidigen und zu behaupten, ſo müſſen ſie in beſtändiger Bereitſchaft für Vertheidigung und Angriff ſtehen, und alſo unter ihrer Nation einen kriegeriſchen Geiſt unterhalten, welcher den Nachbarvölkern Schrecken und Ehrfurcht einflößt. Sie leben daher in großen Städten (orlmaniára), wenn man den Ausdruck gebrauchen will, oder in großen Gemeinſchaften (emboida) und Niederlaſſungen, wo jede Familie ihren eignen Weiler hat mit einem Stück Land als Weideplatz. Die Stärke der verſchiedenen Niederlaſſungen und Abtheilungen der

[1] Die Wakuaſi heißen den Schneeberg Oldoinio eibor; die Kikuju-Leute, in deren Gebiet er liegt, nennen ihn Kirenia, oder Ndurkenia; die Wakamba heißen ihn Kenia (Berg der Weiße).

[1] Die Ochſen und Kühe der Wakuaſi gehören meiſt zu der Höcker- oder Buckel-Art, obwohl die gehörnte Art auch nicht fehlt. Sie haben eine Ochſen- und Schafart mit langen Hörnern. Die Galla haben meiſt Schafe mit kurzen Schwänzen (Oſilirieſchi). Aus dieſem Grund nennen die Wakuaſi aus Verachtung die Galla Oſilirieſchi.

Digitized by Google

Masai und Wakuafi liegt in der Einigkeit dieser Gemeinschaften. Wenn eine Partei die andere besiegt, so tödten die Masai die männlichen Gefangenen, die weiblichen und die Kinder lassen sie am Leben; wenn aber die Wakuafi den Sieg erhalten, so verkaufen sie meistens die gefangenen Männer und Frauen als Sklaven nach der Küste. Die Wakuafi haben nämlich die Vortheile des Sklavenhandels längst kennen gelernt. Es scheint aber, weder die Masai noch die Wakuafi haben die abscheuliche Sitte der Entmannung, die bei den Galla und Abessiniern so sehr herrschend ist, daß man in einem Galla- und abessinischen Hause oft 50 bis 60 männliche Glieder aufgehängt sehen kann — eine Scheußlichkeit welche die Tapferkeit des Hausbewohners beweisen soll. Ja ein Galla im Süden kann nicht heirathen bis er eine Anzahl von Trophäen erschlagener Männer seiner Braut gezeigt hat, welche aus diesen Siegeszeichen auf die Tapferkeit ihres künftigen Gatten schließen will. Und da die Galla dergleichen Trophäen nicht immer im Kriege gewinnen können, so belauern sie den Reisenden in den Wäldern und auf den Wegen, und erschlagen wen sie finden. Manche gehen so weit daß sie für Elfenbein oder Vieh Sklaven kaufen, welche sie entmannen, um die von der Braut geforderte Anzahl von Siegeszeichen vorzeigen zu können. In ihrer Verlegenheit haben manche sogar Esel verstümmelt.

Die Zugänge zu einer Masai- und Wakuafi-Stadt sind verschlossen durch ein Gehäge von Dornen und durch Gruben welche gegraben werden zur Abwehr der wilden Thiere und Feinde. Um jeden Weiler herum ist ein freier Platz (aulo), der immer rein erhalten wird, und dazu dient die Kühe Abends und Morgens zu melken und den Urin derselben aufzufassen, womit alle Milchgefäße gereinigt werden — eine Sitte die mich an viele Abessinier und an die nomadischen Hoho im östlichen Abessinien erinnert, welche ihre aus Gras oder Binsen geflochtenen korbartigen Milchgefäße mit Kuhmist inwendig bestreichen, damit die Flüssigkeit nicht durchfließen kann.

Im allgemeinen haben die Masai und Wakuafi eine patriarchalische Regierungsform, wornach der Vater einer Familie, oder das Haupt eines aus 8 bis 10 Familien bestehenden Weilers seine Umgebung regiert, Streitigkeiten schlichtet u. s. w. Indessen hat die Erfahrung die verschiedenen Parteien gelehrt, einen gemeinschaftlichen Führer zu wählen, den sie Orlkibroni oder auch Orleibon heißen. Dieser oberste Häuptling oder König muß sich durch Verstand, Beredsamkeit, Tapferkeit, Reichthum, besonders aber durch die Wahrsagungsgabe auszeichnen. Als Orlkibroni leitet er die Führung des Kriegs und die Angelegenheiten des Friedens, kurz die Politik der Masai oder Wakuafi-Republik; aber als Orleibon ist er der oberste Priester und Zauberer, der mit seinen Zauberkünsten Regen zu machen sucht und die Feinde im Krieg zurückschlägt und besiegt. Seine Würde ist nicht erblich, sondern hängt bloß von seiner Tüchtigkeit ab. Wenn er im Krieg dreimal hinter einander geschlagen wird, so wird er für unfähig erklärt, getödtet, und ein anderer Orlkibroni oder Orleibon wird eingesetzt.

Die Hauptstärke der Republik liegt in den Almuran (sing. orlmuráni), oder den jungen Leuten von 18 bis 25 Jahren welche eine Art stehender Armee bilden. Ein Theil dieser Leute beschützt die Weiber, Kinder und die Alten welche zu Hause bleiben. Ein anderer Theil derselben beschützt das Vieh auf der Weide. Ein dritter Theil streift umher zu jagen oder als Vorposten zu dienen, oder Einfälle in andere Gegenden zu machen. Die Almuran werden von Aeltesten geleitet unter der Aufsicht des Orlkibroni. Diese Alten heißen in der Wakuafi-Sprache Elkidscharo oder Elkimirischo. Diese tragen als Waffen nur Stöcke, während die Krieger (die Almuran) Stock und Bogen verachten, und nur Spieße, Schilde und Keule tragen, die sie auf beträchtliche Entfernung hin gegen den Feind mit großer Sicherheit werfen. Der Schild (orlongo) wird aus der Haut des Nashorns bereitet, er ist 4 Fuß lang, 1½ Fuß breit und meistens roth und weiß bemalt.

Die Wakuafi verbergen sich hinter ihrem langen Schild, bis sie sich dem Feind soweit genähert haben daß sie mit dem Spieß (embére) angreifen können. Es ist dieser lange Schild, vor dem die andern Völker, die ihn nicht gebrauchen, sich sehr fürchten, weil die Wakuafi hinter ihrem Schild gegen die vergifteten Pfeile ihrer Feinde gesichert sind. Die meisten ostafrikanischen Völker (außer den Galla, welche die Pfeile nicht kennen) gebrauchen Pfeile welche mit dem aus einer Baumrinde bereiteten Gift bestrichen sind, das so stark ist daß es in 5 bis 6 Minuten den Tod herbeiführt, so bald es in das Blut eingedrungen ist. Das Fleisch der Thiere aber, welche mit diesem Gift getödtet worden sind, ist unschädlich für den Menschen der es genießt.

Die Masai und Wakuafi, durch ihren Schild gedeckt, haben selbst vor Flintenschüssen keine große Furcht. Wenn die Suahili-Musketiere die Masai angreifen, so werfen sich diese auf den Boden, decken sich mit ihrem Schild, bis die Flintenmänner ihr Pulver und Blei verschossen haben, worauf die Masai sich erheben und zum Angriff schreiten mit ihren Keulen und Spießen. Die Masai weichen nicht, bis die Schlacht entweder entschieden gewonnen oder verloren ist. Sie fechten mehrere Tage lang ohne Rücksicht auf Speise und Trank. Deßhalb begegnen ihnen die andern, namentlich die Ackerbau treibenden Völker, selten im offenen Feld und in offener Schlacht. Die Todten werden weder im Krieg, noch zu Hause in die Erde verscharrt, die kleinen Kinder ausgenommen welche die Masai gewöhnlich in der Hütte begraben, in der die Familie wohnhaft ist. Die erwachsenen Personen aber werden meist unter Bäume gelegt, mit Gras und einem Haufen Steine zugedeckt; je größer der Steinhaufen ist, desto höher ist die Würde der Person die damit bedeckt ist. Die Todten werden ohne Geschrei und Musik begraben. Andere ostafrikanische Völker begraben ihre Todten mit entsetzlichem Geheul und Trommeln, Fressen und Saufen. So namentlich die Wanika.

Die Masai und Wakuafi haben, wie die meisten Stämme von Ostafrika, die Sitte der Beschneidung. Die Söhne werden im dritten Jahr beschnitten, die Tochter kurz vor ihrer Verheirathung. Eine unbeschnittene Person kann nicht in die Gesellschaft eintreten. Ein Sohn kann das Eigenthum seines Vaters nicht beerben, eine Tochter kann keine Speise bereiten, noch wird ihr Kind, wenn sie eines haben sollte, am Leben gelassen. So streng sind andere Völker, z. B. die Abessinier nicht, obwohl auch bei diesen sehr obscöne Dinge vorkommen, z. B. die Sitte, die Genitalien der unverheiratheten Tochter so zu vernähen daß ein Vergehen mit Männern vor der Verheirathung unmöglich wird. Es wäre zu häßlich, alle die schändlichen Sitten nur zu nennen, geschweige zu beschreiben, die unter afrikanischen Völkern in Bezug auf die Genitalien vorkom-

Digitized by Google

men, wie z. B. unter den Wahian am Niassa-See, welche die weibliche Klitoris absichtlich fingerslang verlängern, und wie unter den Schangalla in Gurague, welche das männliche Glied eine Spanne lang auszudehnen suchen, damit die Mutter der Tochter, die den Mann heirathen will, die gehörige Länge finden und ihre Zustimmung zur Heirath geben möge. Kein Wunder daß die göttliche Nemesis oft ganze Stämme vertilgen läßt, wenn man die abscheulichen Fleischlichkeiten und andere Gräuel der Afrikaner bedenkt!

Die Namen der Altersstufen unter den Masai und Wakuafi sind: 1) Kinder (ingera sing. engerai); 2) Knaben von 6 — 8 Jahren (Leiok); 3) Knaben von 8—14 Jahren (barnódi). Diese letztern verlassen die Gesellschaft der Frau und treten in die Gesellschaft der Jünglinge (ilmurán) ein, welchen sie dienen müssen als Köche, Wasserträger u. s. w. 4) Jünglinge (ilmuran) von 17 bis 25 Jahren. Dieß ist die eigentliche Kriegerclasse. 5) Die erwachsenen Männer (elkieko), welche geheirathet und ihren eigenen Viehstand erlangt haben. Noch älter (etwa 40—60 Jahre) sind 6) die Esabuki, und 7) die Aeltesten oder Greise, welche Elkidscharo oder Elkimirischo heißen.

Die Namen der Verstorbenen werden von den Lebenden nach dem Tode derselben sogleich verändert, aus dem abergläubischen Grund daß der Verstorbene sonst erscheinen und die Lebenden beunruhigen könnte, wenn noch auf Erden sein Name genannt würde. Der Name wird daher verändert, damit der Verstorbene die neue Benennung nicht wisse, und also ruhig seyn könne. Es ist eine sehr große Beleidigung, die ein Masai nie ungerächt läßt, wenn jemand in seiner Gegenwart den Namen seines verstorbenen Freundes ausspricht. So heißt z. B. ein Vater der noch lebt Babá oder Ménie, ist er aber gestorben, so heißt man ihn orl-óiu, woher man wohl am richtigsten den Völkernamen Orloigob, Vater des Landes (orloiu ingob), Urvater der Masai und Wakuafi, ableitet. Eine Mutter die noch lebt, heißt Engnódon, ist sie gestorben, so nennt man sie Enáiu.

Die Töchter werden gewöhnlich im 20sten Jahre verheirathet, nicht im 10ten oder 12ten, wie es bei andern ostafrikanischen Völkern der Fall ist, z. B. bei den Wanika, welche schon als kleine Kinder heirathen und beisammen leben wie Geschwister, bis sie zeugungsfähig werden, wo dann erst die eigentliche Hochzeitsfeierlichkeit stattfindet. Als Grund dieses frühen Zusammenlebens eines Knaben und eines Mädchens wird von den Wanika die Nothwendigkeit hervorgehoben, auf diese Weise schon frühe die künftigen Ehegatten zu verwahren daß sie keine Excesse mit andern begehen.

Die Masai und Wakuafi welche heirathslustig sind, wenden sich zuerst an die Eltern und Verwandten der Tochter, die einer heirathen will. Es wird die Zahl der Kühe bestimmt, die den Eltern vom Bräutigam gegeben werden sollen. Ehe die Verlobten zusammenkommen, wird die Tochter beschnitten (die vor der Beschneidung dido, unbeschnittenes Mädchen, hieß), und weiß und roth punktirt, worauf sie ihren Bräutigam in ihrem elterlichen Hause erwartet. Ein paar Kühe werden geschlachtet, die Brust und der rechte Hinterfuß wird dem Häuptling gesendet, und nun feiern die beiderseitigen Eltern und Verwandten der Eibarráni, d. h. des Bräutigams und der Braut, das Hochzeitsfest mit Essen und Trinken. Die Frau ist jetzt alleiniges Eigenthum dessen der sie erkauft hat. Die Masai heirathen gewöhnlich zwei Frauen, wie dieß bei den meisten ostafrikanischen Völkern Sitte ist, weil sie sagen, der Mann müsse doch noch eine Frau haben, wenn die andere schwanger sey oder ein Kind zu säugen habe.

Die Masai- und Wakuafi-Frauen bedecken ihre Brüste (was bei vielen ostafrikanischen Stämmen nicht der Fall ist, am wenigsten bei den Wakamba, welche fast ganz nackt gehen) und überhaupt den ganzen Körper mit einem ledernen Rock, der über die Kniee hinabreicht. Auch die Gallafrauen haben diesen Anzug. Jede Frau der Masai und Wakuafi hat ihre eigene Anzahl Vieh, das sie (oder ihre Kinder) hüten, und wovon sie leben muß, jedoch so daß sie den besten Theil einer geschlachteten Kuh den Männern zu übergeben hat, während sie für sich die Füße, den Hals und das Haupt des Thiers erhält. Die Nieren und die Leber werden nur alten Männern und Frauen zu Theil, die deßhalb auch Leber- und Nierenesser heißen.

Das Vieh einer jeden Familie hat seine besonderen Zeichen und Figuren, wodurch es von den Heerden eines andern Stammgenossen unterschieden werden kann. Diese Figuren sehen oft sehr curios aus. Wären die Wakuafi einen Schritt weiter gegangen, und hätten sie ein Alphabet und die Lesekunst erfunden, so könnte man ihre Kuhschrift ungetadelt lassen, aber es scheint das beständige Kühe-Essen ließ sie nicht über die Kuhschrift hinausgehen. Doch werden die künftigen Missionäre wenigstens einen Ausdruck für Schreiben (ésir, er macht Zeichen) finden, was schon etwas heißen will bei einem rohen Volk.

Die Häuser oder vielmehr Hütten der Masai und Wakuafi werden aus Holz verfertigt und die Dächer mit Ochsenhäuten bedeckt, d. h. es werden Stöcke oder Stangen oben flach und quer übergelegt. Auf diese Querstangen kommen dann Häute, und auf diese wird eine Masse Koth und Kuhmist niedergelegt. Dieß geschieht vor dem Eintritt der Regenzeit.

Nach vier oder fünf Monaten verlassen die Masai ihre sogenannte Stadt, und wandern nach Orten aus wo sie Gras und Wasser finden. Ihre Hausgeräthe führen sie mit sich auf ihren zahlreichen und großen Eseln, die sie nicht zum Reiten, sondern nur zum Tragen ihres Geräths, Holzes, Elfenbeins u. s. w. gebrauchen. Die Wakuafi halten es für schändlich Lasten auf ihrem Rücken oder Kopf zu tragen. Nur Weiber und arme Leute tragen Lasten, weßhalb die Wakuafi auch die Suahili und andere Stämme, deren Männer Lasten tragen, sehr verachten. Die Lasten der Geräthschaften werden von den Wakuafi auf eine Art Bettstelle (senda), welche aus Stäben verfertigt ist, gelegt und auf dem Rücken des Esels angebracht. Auch die Kinder werden auf diese Weise transportirt. Die kleinsten werden natürlich der Mutter auf den Rücken gebunden, wie dieß meist überall in Afrika der Fall ist.

Arme Masai gehen im Land herum und machen es zu ihrem Geschäft Häute zusammen zu nähen zu Kleidern und Decken der Hütten. Diese Schneider, wenn man sie so nennen will, heißen Ilairitan in ihrer Sprache. Ihre Nadeln heißen Dibu und werden von den Grobschmieden der Masai verfertigt; die europäischen und indischen Nadeln, welche die Suahili-Händler ins Masai-Land bringen, werden jedoch vorgezogen.

Was die religiösen Begriffe der Masai- und Wakuafi betrifft, so scheint es sie haben einen schwachen Begriff von einem höchsten Wesen, das sie Engai nennen. Unter allen heidnischen

Digitized by Google

Völkern die ich in Oſtafrika kennen gelernt habe, findet ſich ein Wort, das Himmel, Firmament und Gott zugleich bedeutet, wobei anzunehmen iſt daß die Bedeutung „Himmel" zuerſt dem heidniſchen Gemüthe nahe liegt. Nach dem Sündenfall liegt in jedem Menſchen das dunkle Bewußtſeyn der Abhängigkeit von einem höchſten Weſen und das verborgene Verlangen mit dieſem Weſen wieder in Berührung oder Verbindung zu kommen. Indem ſich aber der Menſch, der ohne die Offenbarung der Bibel iſt, zu dieſem Weſen erheben will, bleibt er mit ſeinen Gedanken und Gefühlen bei dem Firmament oder dem Wolkenhimmel ſtehen, und bringt nicht völlig zu dem Weſen hindurch das über alle Himmel erhaben iſt. Daher kommt es daß der Heide, der den unbekannten Gott ſucht, immer wieder bei dem Geſchöpf, wenn auch bei dem Geſchöpf in der Höhe, ſtehen bleibt, ſelbſt wenn er den Anſatz nehmen will über das Geſchöpf in der Höhe hinauszugehen. Er bringt es mit ſeinem Flug zu Gott nur bis zu dem Wolkenwagen, auf dem Gott nach der bibliſchen Anſchauung einherfährt, oder bis zu dem Stuhl, auf dem er nach bildlicher Redeweiſe ſitzt. Erſt die poſitive Offenbarung führt den ſehnſüchtigen Menſchen in den Himmel hinein, und darüber hinaus, indem ſie den Gott den der Menſch ſucht, als in demſelben und über demſelben wohnend und thronend vorſtellt, und indem ſie ihm Gott als Vater in Chriſto zeigt, in welchem der Menſch mit Gott Gemeinſchaft des Herzens haben kann. Da es zu dieſer Vorſtellung kein Heide ohne die bibliſche Offenbarung bringen kann, ſo muß er nothwendig den Schöpfer und das Geſchöpf, Gott und den Himmel verwechſeln. Daher heißt in der Galla-Sprache das Wort „Waka" Himmel und Gott (der unbekannte Gott, den der Menſch dort oben ſucht), und in der Sprache der meiſten ſüdafrikaniſchen Völker „Mungu oder Mulungu", in der Maſai- und Wakuaſi-Sprache engai, was, wie es ſcheint, bei dieſen Völkern auch „Regen" bedeutet. Daher der Berg Kilimandſcharo von ihnen Doinio Engai (d. h. Berg Gottes, oder Berg des Regens, woher der Regen kommt) genannt wird. Der Vermittler zwiſchen den Menſchen und dem engai iſt der oben erwähnte myſteriöſe Halbgott Neiterkob, durch den die Wakuaſi zum engai alſo beten: „Himmel (Gott), ich bitte dich das Land mit Gras bekleiden zu laſſen." Dieſe Worte werden rhythmiſch geſungen und ausgeſprochen unter Tanzen und Springen.

Wenn die Wakuaſi und Maſai ein Gebet um Regen, oder einen Regentanz anſtellen, was gewöhnlich in der trockenen Jahreszeit, wo ſie wenig Gras für ihre großen Viehheerden finden, geſchieht, ſo ſchlachten ſie ein Schaf (die Maſai und Wakuaſi ſchneiden beim Schlachten nicht unten in den Hals, ſondern oben ins Genick) in der Mitte der Stadt und laſſen jedermann davon eſſen. Die Haut wird in ſo viele kleine Stücke zerſchnitten, daß alle Einwohner, Weiber und Männer, Kleine und Große, ſo viel erhalten als nöthig iſt zum Umwickeln des Mittelfingers. Dieſes Stückchen, das Orlgerédi heißt, wird am Finger gelaſſen bis es regnet. Sobald der Regen fällt, geht alles, Klein und Groß, aus der Stadt hinaus, zu ſingen, zu ſpringen und zu tanzen. Entweder glauben ſie der Engai ſey im Regen unmittelbar gegenwärtig, oder der Regen ſey der Engai ſelbſt. Sie halten es daher nicht für ehrerbietig wenn jemand während des Regens in ſeiner Hütte oder unter einem Baum verweilt. Auch unter den Wanika an der Küſte habe ich manche Leute geſehen welche aus ihren Hütten hervorkamen, ſobald es donnerte und regnete. Sie ſangen und ſprangen und ſchoſſen Pfeile in die Luft. Wie nun die Wakuaſi durch den Mittler Neiterkob ſich an den Engai wenden, ſo laſſen ſich die Wanika durch die Kóma, d. h. die Schatten der Verſtorbenen, mit dem Mulungu, dem Himmel oder höchſten Weſen, vermitteln. Er muß geben was die Kóma verlangen, daher die Wanika auch mehr Reſpect vor einem Kóma (Geiſt oder Schatten eines Verſtorbenen) haben als vor dem Mulungu ſelbſt.

Der Unterſchied zwiſchen den Wanika und den Wakuaſi ſcheint nur der zu ſeyn, daß dieſe Einen Mittler (den Neiterkob) anerkennen, während die Wanika an eine Mehrheit von Mittler-Weſen glauben.

Da die Wakuaſi dieſe Idee von Einem Mittler nicht von Chriſten noch von Mohammedanern erlangt haben können, ſo muß ſie auf ein hohes Alterthum zurückbezogen werden, und ſie ſcheint daher einiges Licht auf die religiöſen Begriffe der alten Kuſchiten (mit welchen ich die Maſai und Wakuaſi wegen ihrer Sprache in Zuſammenhang zu bringen geneigt bin) zu werfen.

Wenn die Wakuaſi den Neiterkob um Regen, Vieh, Geſundheit u. ſ. w. bitten, ſo geben ſie das Verſprechen daß, wenn der Engai ihre Bitte gewähre, ſie einen Ochſen ſchlachten und deſſen Fleiſch unter die Leute austheilen wollen.

Die Wakuaſi nehmen großes Aergerniß an den Suahili-Kaufleuten, welche in ihr Land kommen des Elfenbeins wegen. Da die Mohammedaner (die Suahili ſind alle Mohammedaner) beim Beten niederknien und mit ihrer Stirne die Erde berühren, folglich den Hintern nach oben richten, ſo ſagen die Wakuaſi: „Laſchumban edſchululon," d. h. die Suahili wenden den Hintern ihrem Gott zu. Eben ſo ärgern ſich die Wakuaſi an den Büchern der Suahili, weil ſie glauben daß ſie Zauberei (esétan) enthalten. Sie würden die Bücher ſogleich verbrennen, wenn die Suahili nicht die nöthige Auskunft geben würden. Eben ſo haſſen ſie die Suahili wegen der übertriebenen Abneigung welche die Mohammedaner gegen die Hunde offenbaren, die bei den Maſai begünſtigte Thiere ſind. Jedes Kind hat einen Hund um ſich welcher alles Schädliche von demſelben entfernt, und ſo das Kind ziemlich reinlich erhält. Wenn der Hund des Kindes ſtirbt, ſo wird das Haupt des kleinen Maſai geſchoren in wechſelsweiſen Streifen. Dieß heißt die Begräbnißceremonie eines Hundes.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Briefe aus dem Süden der Vereinigten Staaten.

III.

Seit einiger Zeit habe ich hier von nichts anderem reden hören als von politischen Angelegenheiten. Wenn du gedenkst, wie ich ein Herz voll hoher Ideen aus dem alten Vaterlande mit mir her in die Ferne trug, wie ich die jugendliche Freiheitsluft hier glaubte aus dem Grunde zur Geltung bringen zu können — du wirst erstaunt den Kopf schütteln wenn ich dir sage daß dieß freie Land die Heimath des ärgsten Barbarismus, der entsittlichendsten Sklaverei aller Stände (nicht bloß der Schwarzen) ist; mir aber ist zu Muthe bald als sollte ich lachen, bald als möchte ich weinen. Wie sehr verstehe ich jetzt das alte deutsche Sprüchwort: „Unterm Krummstab ist gut wohnen!“ Mich erfüllen längst nicht mehr die idealen Bilder für welche wir frohgemuthete Burschen schwärmten, auch mich hat des Lebens reale Nüchternheit alte Träume vergessen gemacht; aber wenn ich hier im Verkehr mit den gebildetsten Persönlichkeiten nicht im Stande bin einen Gedanken aufzufangen welcher mein Herz entzückt, ein Wort das über den Bereich des Materiellen, des grassesten Eigennutzes hinausgeht — da sehne ich mich fürwahr heim ins alte Deutschland, heim zu dieser gemüthlichen Philisterei, die trotz aller verschiedenen Ansichten doch zwischen sich und dem Vaterlande zu unterscheiden weiß, deren Bestrebungen, Wünsche und Hoffnungen im Grunde doch immer auf eine erhabene Idee, mit der Entäußerung des Selbst aufs Wohl des Ganzen, gerichtet sind. Hier aber ist der Grundtext aller politischen Gespräche und Bestrebungen das liebe Ich, hier ist das treibende Moment das Geld, das Erregende die Speculation. Ja, Gesetz, Religion, Vaterland — alles was andere Menschen begeistert, ist hier Gegenstand der Selbstsucht, Mittel zur Bereicherung. Ich übertreibe nicht, und führe ein Beispiel für viele an.

Die einzige Tochter eines reichen Farmer in einem der westlichen Staaten hatte sich in einen jungen Geistlichen verliebt, der — mir persönlich bekannt — ein angenehmer und gebildeter junger Mann war. Romantik ist zwar hier den Damen sonst fremd, doch kommt es wohl vor daß die Liebe sie überwältigt, besonders wenn der Gegenstand derselben gebildet ist, worauf die Damen hier, zumal in den schönen Tagen der Jugend, großes Gewicht legen. Unser Fräulein dachte wenigstens so, nicht aber der Papa, mit welchem es lange und stürmische Kämpfe gab, weil der Geliebte arm war. Da der eigensinnige Kopf des Alten für alle Vernunftgründe verschlossen blieb, so griff das junge Paar zu einem Radicalmittel; sie flohen und fanden bald einen Geistlichen, der sich zur Trauung erkaufen ließ (gesetzlich ist dieß ohne elterliche Einwilligung auch hier verboten). Nach einigen froh verlebten Tagen, als wahrscheinlich die Mittel auszugehen begannen, kehrte das junge Ehepaar heim und stellte sich, keineswegs schüchtern, dem Vater vor. Dieser war aber auch nicht von heute; da er eingesehen daß gegen die Sache nichts zu machen sey, so hatte er mit seiner Klugheit überlegt und gefunden daß das Amt eines Geistlichen bei dem einnehmenden Aeußern des jungen Mannes eine gute Speculation seyn würde, wenn ihm nur zur Predigt eine Kirche zu Gebot stände. Sobald der Alte dieß erkannt, war er mit dem Vorgefallenen versöhnt, griff in den Beutel, baute eine Kirche, obgleich der Schwiegersohn lieber eine Farm gehabt hätte, schenkte jene dem jungen Paar und schließlich mit ihr seinen Segen. Der junge Mann aber ist jetzt ein renommirter Geistlicher; er gefällt, weil er gefallen will und kann, aber zu welchem Zweck? Um seine Zuhörer zu erbauen, zu erheben und zu versittlichen? Keineswegs; seine Sorge ist einzig Geld zu verdienen. Er hat eine neue Secte erfunden, ausgedacht und gestiftet (man weiß kaum wie man sich ausdrücken soll); da seine Lehren Beifall gefunden, wird er bald Geld genug haben; er wird sodann seine Kirche an einen Nachfolger verkaufen, der vielleicht eine andere ganz verschiedene Secte stiftet; er wird eine Farm kaufen oder Handel treiben, und der Schwiegervater wird — erlebt er die Zeit — freudig seine Hände reiben ob der wohlgelungenen Speculation. Dieß ist das einfache Factum. Der Beobachter aber darf sich fragen: auf welcher Stufe der Sittlichkeit steht ein Volk, in welchem derartige Dinge vorkommen können, ja im Grunde gar nicht einmal selten sind? Was aber ist zu hoffen oder vielmehr zu fürchten von einer Generation welche unter solchen Verhältnissen aufwächst, der das Heilige unter die Speculation versinkt, der das Geld sich über die Wahrheit von Gott erhebt?

Wir hören viel, ich erfahre hier manches von der Sectirerei und Hyperorthodoxie der Amerikaner; ich glaubte früher an einen gewissen Ernst in diesem Treiben, und wunderte mich nur über solchen Geist der Selbstfesselung in einem freien Volke. Ihr mögt noch von dem tiefern Gehalte dessen was hieher gehörige Berichte mittheilen überzeugt seyn, mir sind längst gerechte Zweifel an allem aufgestiegen. Es ist wahr, Orthodoxie ist einer der Grundkerne, welche die ersten Ansiedler im hiesigen Boden niederlegten, das Korn ist erwachsen mit dem Ausbreiten dieser ursprünglich amerikanischen Bevölkerung, der Baum wird genährt durch die englische Einwanderung — so will ich gern annehmen daß der Herzensboden des hiesigen Volkes ein für sie empfänglicher ist. Aber was den Baum gestutzt, beschnitten und zu dem was er ist erzogen hat — das war Speculation, Brüsten mit dem Aeußerlichen; der Geist der Sectirerei ist Speculation; die Erziehung der Jugend, mit welcher es in den westlichen Staaten auch eben nicht viel zu bedeuten hat, wird zur Speculation. Dieß ist das eine.

Das andere vorherrschende Element im Volk ist das durch das Bewußtseyn amerikanischer Freiheit (absolute Freiheit mag ich nicht sagen) hervorgerufene Geltendmachenwollen des persönlichen Ich in politischer, wie religiöser und bürgerlicher Beziehung. Das Ich des Stupiden, ja des Verbrechers will dieselbe Geltung sich bewahrt sehen, welche das des geistig und sittlich Gebildeten beanspruchen könnte. Jener ringt nicht nur hiernach, sondern da er meistens nicht eben wählerisch in seinen Mitteln ist, so gelingt es ihm gewöhnlich sich auf Kosten des letztern, der bei dem was er thut doch immer der Vergeltung gedenken wird, hervorzuheben, und darin finde ich auch den Grund der Verwilderung des jetzigen Volkes in moralischer, bürgerlicher und politischer Hinsicht. (Ich erinnere an die zahlreichen Raufbolde von Profession.) In jenem erklärt sich mir dieß auf der Oberfläche schwimmende Treiben, welches das den Ton angebende, das herrschende ist. Ich bin weit entfernt von der Meinung daß es nicht viele geben sollte die in jeder Hinsicht ehrenhafter Gesinnung sind, aber die Masse bilden sie leider nicht; ringen sie, so geschieht es vergeblich; wollen sie herrschen, so müssen sie der Menge sich beugen.

Digitized by Google

Der Raum eines Briefes würde das weitere Eingehen auf dieſes Thema nicht geſtatten. Anfänglich (vor 4 Jahren) über dieß von mir ganz ungeahnte Weſen der Amerikaner erſtaunt, ſuchte ich dasſelbe mir klar zu machen und ihm auf den Grund zu gehen. Ich glaube nicht zu irren; aber auch du wirſt jetzt, nachdem ich dir das Reſultat meiner Erfahrungen in wenigen Zügen klar gemacht habe, verſtehen was ich zu Anfang dieſes Briefes hervorhob, und ſo laß uns nach dieſer Abſchweifung zum erſtberührten Thema zurückkehren.

Der Principal unſeres Hauſes iſt eine Hauptſtütze der Demokraten, ſein Bruder der Knownothings im hieſigen Staate. Dieſe Familienverhältniſſe, welche jetzt, da die Zeit der Wahlen gekommen, zu mancherlei politiſchen Beſprechungen Veranlaſſung geben, haben mir einen tieferen Einblick in das Treiben dieſer Parteien ermöglicht, als ich mir ſonſt hätte in der kurzen Zeit erwerben können. Das Weſen der amerikaniſchen Demokratie iſt bekannt, weniger möchte dieß mit dem der Knownothings der Fall ſeyn. Ich glaube die Grundgeſetze dieſer Partei ſind zuerſt aus der ſpeculirenden Selbſtſucht Einzelner erwachſen, ſolcher welche entweder ihrem eigenen Ehrgeiz einen Tummelplatz eröffnen wollten, oder eine Abhängigkeit der neu Einwandernden zu ihren Gunſten zu mißbrauchen ſtrebten. Ein Bedürfniß für die Aufſtellung ſolcher Grundſätze, wie ſie dieſe Partei bekennt, iſt hier gewiß nicht vorhanden, und davon muß doch die politiſche Berechtigung abhängen; am wenigſten iſt ſich das Volk im ganzen über den Geiſt der Partei klar. Aber eine unbeſtimmte Furcht vor dem Ueberhandnehmen des durch die maſſenhafte Einwanderung der letzten Jahre ſehr geſtärkten deutſchen Elements iſt allerdings da, eine Furcht vor der geiſtigen Kraft dieſer Deutſchen, welche ſich ſchon mehr und mehr zu regen beginnen. Zwar wird kein Amerikaner dieſer Meinung, ihrer Gründe wegen, beiſtimmen; aber es iſt auch vor allem hier gerathen das Volk nach ſeinen Thaten und nicht nach ſeinen Worten zu beurtheilen. Es gibt doch immer einzelne Klügere welche tiefer blicken, und recht wohl einſehen daß das amerikaniſch-engliſche Element in dem Maße ſinken wird wie das deutſche ſteigt; wenn letzteres nur erſt einen feſteren Fuß gewonnen und über größeren Reichthum zu disponiren hat, ſo wird es ſich zuerſt in unbewußten (wie es ſchon nicht ſelten geſchehen iſt), ſpäter in bewußten Gegenſatz zu jenem ſtellen. So lange die Deutſchen ſich in den verſchiedenen Staaten vereinzelten, waren ſie unſchädlich, man hielt ſie wenigſtens dafür; jetzt, da ſie gleichſam Beſitz von einigen Territorien genommen haben und compactere Maſſen bilden, iſt es ganz natürlich daß das Augenmerk ſich auf ſie zu richten beginnt. Von einem Staate welcher in ſich ein durch Geſetze abgerundetes Ganze bildet, welcher, auf feſten Grundlagen ruhend, die allgemein geltenden Regeln der Politik anerkennte und unveränderlich befolgte, kurz, von einem völlig ausgebildeten Staate würde man ſagen müſſen, es wäre Thorheit, ein vielleicht Zerſtörendes, jedenfalls Widerſtrebendes in ſich aufzunehmen. Dem Amerikaner, wie er ſich herausgebildet hat, mag ich es auch nicht allzu ſehr verdenken, wenn er ſeine Stellung zu ſchützen ſucht, ſo gut er kann, denn nur in dem ungeheuren Selbſtdünkel ſeines alles überragenden Werthes kann ſich der Zuſammenhang der Union für ſpätere Zeit halten. Dieß iſt der Kitt welcher das nicht ſo ſehr auf widerſprechenden Grundlagen gegründete, als vielmehr durch ſchlechte Baumeiſter errichtete und ausgebaute Gebäude zuſammenhält. Ueber dem amerikaniſchen aber ſteht der allgemein menſchliche Standpunkt; ſchlimm genug daß ihm nicht gleich von Anfang an die Berückſichtigung hier geworden iſt welche er überall fordern darf. Von dieſem Standpunkt aus muß ich das Beſtreben der Knownothings entſchieden tadeln, weil ſie den Maßſtab ihres unvergleichlichen Ich zu der Elle machen mit welcher ſie Völkerthum meſſen. Deßhalb nannte ich dieſe Partei aus ſelbſtſüchtiger Berechnung entſprungen. Die von ihnen begangenen Exceſſe ſind Nebenſache, zumal hier; eine Partei die nicht von einer höheren Idee, nicht einmal von volksthümlich bewußtem Bedürfniſſe getragen wird, kann anfänglich nur den Ausſchuß des Volkes zu ſich zählen. Dennoch hat die Berechnung hier ſehr klug auf dem Charakter des Volkes gefußt, und ich glaube daß ſie, wenn kein Wunder geſchieht, und obwohl ſie jetzt noch zu ſchwach zum Durchgreifen iſt, immer mehr an Boden gewinnen wird, und daß ſie oder doch ihre Meinungen dereinſt denſelben Anlaß zu Streitigkeiten und Trennungsverſuchen innerhalb der Union geben werden, wie es jetzt die Sklavenfrage thut. Denn trotz allem wird das fremde Element wachſen an numeriſcher und geiſtiger Kraft; das amerikaniſche aber kann ſich vielleicht brechen laſſen, beugen wird es ſich vorausſichtlich nie, ſondern wird in ſeiner Zähigkeit um ſo mehr wachſen, je öfter ihm Eingriffe der Art ungeſtraft hingehen, wie es ſich in den letzten Jahren z. B. in Cuba, durch Walkers Expedition in Nicaragua und anderswo — oft zu Europa's Schmach — erlaubt hat. Man halte die Amerikaner nicht wie ein verwöhntes und verzogenes Kind, ſie ſind zwar jenes beides in vollem Maße, aber Kinder ſind ſie nicht mehr, man gehe ernſt mit ihnen um, aber man verhätſchle ſie nicht mehr als ſchon geſchehen iſt.

Es gibt eine Menge Vorzüge in dieſem Volke, es wäre Unrecht ihm dieſe Anerkennung zu verſagen; es beſitzt ein Land über welches Gott die Fülle ſeiner Gnade ergoſſen hat. Und doch, wie gering iſt der Werth der Menſchen! Der Amerikaner iſt klug, ausdauernd, gewandt und behält ſtets ſein Ziel im Auge; aber ſein letztes Endziel iſt doch immer nur der materielle Verdienſt, den geiſtigen Genuß des Schaffens kennt er nicht, ihm fehlt das Gemüth. Er iſt ſogar patriotiſch, er kann dem Ganzen Opfer bringen, aber nur inſofern er Ehre damit einlegt, Größe und Ruhm hofft oder Genuß erwartet; ich möchte ſagen, er ſey ſelbſtſüchtig-patriotiſch, das Ausſichherausgehen, die Aufopferungsfähigkeit beſitzt er nicht. Er kann dem Armen mittheilen, um keinen Makel auf ſein Volk, keinen Fleck auf ſeinen Namen kommen zu laſſen; aber er gibt nicht aus Erbarmen und herzlicher Liebe, er hat eben kein Herz. Er kann entbehren, kämpfen, ringen, aber hat ſtets den endlichen Genuß im Auge; nach langer Entbehrung überläßt er ſich, hat er ſeine Zukunft in pecuniärer Hinſicht ſicher geſtellt, dem erſchöpfendſten Genuſſe; er beſitzt trotz aller Arroganz nicht die Selbſtſchätzung, die den ſittlichen Fleck als ſolchen fürchtet. Daher ſind die reichgebornen Amerikaner ſo oft die raffinirteſten Wollüſtlinge die man ſich denken kann.

Ohne Zweifel iſt die Sklaverei der wunde Fleck, aus welchem manches hervorgeſchwärt iſt was jetzt als ſittlicher Makel auf dem Charakter des Volkes ruht. Abgeſehen davon daß ſie auf der einen Seite jene Selbſtüberhebung, auf der andern die tiefſte Gemeinheit, hier Genußſucht, die ſo leicht zu befriedigen, dort Verthierung erzeugen

Digitized by Google

mußte, hat ſie noch manche andere Fehler hervorgebracht. Ich rechne dahin vor allem den Mangel an Achtung vor dem Geſetze.[1] Der Amerikaner ſchwört ſeinen Geſetzen Treue mit dem Vorbehalte des freien Beliebens, ob er ſie halten will oder nicht, er, der das Jota des Geſetzes bei andern Völkern zu überwachen beanſprucht. Ein Geſetz ohne Achtung vor ihm iſt aber kein Geſetz mehr, daher die allgemeine Käuflichkeit neben dem ſtraſloſen Umgehen der Geſetze. Freiheit ohne ſelbſtbewußte Achtung vor dem Geſetze, wie ſie den alten Römern inne wohnte, iſt keine Freiheit mehr. Wo Selbſtſucht, Leidenſchaft und Geſetzverachtung herrſchen, da iſt der Lynch, die Blüthe barbariſchſter Sklaverei, eine Schande für ein freies Volk, ganz am rechten Platze. So entſpringt das eine dem andern. Das Lynchen ſcheint eine beſonders in dieſen ſüdweſtlichen Staaten ſehr beliebte Volksbeſchäftigung, und kommt, nachdem die Händel in Kanſas und an andern Orten die Unruhe des Volkes gehörig aufgeſtachelt haben, ſeitdem man die Sklavenfrage praktiſch a posteriori debattirt, in den größtmöglichen Schwung. Die ſüdlichen Zeitungen ſind voll von ſolchen ekelhaften Dingen, die ſie in einem Tone erzählen daß man alltägliches zu leſen glaubt, und vor ſich ſelbſt erſchrickt, wenn nach wenigen Wochen dieſe Lectüre dem Geiſt eindruckslos vorübergeht.

Ich glaube nicht daß es hier in Louiſiana einigermaßen Gebildete gibt welche die Sklaverei als Princip vertheidigen; aber daß ſie nothwendig geworden, behauptet ſelbſt der humanſte Mann, und keine Freiſinnigkeit geht ſo weit, daß ſie ſich auf das „ſchwarze Vieh" erſtreckte. In Carolina würden ſehr viele das Princip der Sklaverei mit allen möglichen Gründen vertheidigen, und ich bin überzeugt daß, wenn es darauf ankäme ſich endſchließlich für oder gegen ſie zu erklären, der ſämmtliche Süden der Union nicht eine Minute zögern würde ſich für ihre Beibehaltung zu beſtimmen. Was ſoll man aber auch dazu ſagen? So ſchändlich ſie, vom rein menſchlichen Standpunkt aus betrachtet, iſt, ſo ſehr ſie zur Entſittlichung des ganzen Volkes wirkt, ja ſo ſehr der Reichthum des Landes ſelbſt unter ihr leiden würde, wären dieſe Staaten bevölkerter, weil der Neger ſtets ein ſchlechter Arbeiter iſt, ſo muß man doch auch geſtehen daß, ſo lange jener wahre Werth des Menſchen, welcher nur aus der Arbeit und der Benutzung ſeiner Kräfte entſpringen kann, hier im Süden nicht als ſolcher erkannt wird — ſo lange auch an eine radicale Hülfe gar nicht zu denken iſt. Wollte eine ſolche von außen kommen, ſo erkennt man ſie hier nicht nur nicht an, ſondern widerſetzt ſich ihr auf Leib und Leben. Man geſtattet hierin Europa keine Einſprache, denn man ſagt — und mit Unrecht? — daß die unterſte Stufe des Volkes dort in ſchlechteren Verhältniſſen lebe als hier die Neger. „Es fege alſo jeder zuerſt vor der eigenen Thür!" Wenn ich hinausgehe auf die Felder, ſo bietet ſich mir kein Anlaß über ſchlechte Behandlung der Sklaven zu klagen. Der faule zwar wird zur Arbeit angehalten, ſelbſt mit Gewalt, wenn er nicht folgen will; die Arbeit iſt aber nach hieſigen Begriffen nur für Europäer eine ſchwere. Möglich daß auf den hieſigen Pflanzungen mehr Rückſichtnahme herrſcht als anderswo; möglich daß das Intereſſe des Sklavenſtaates Verſchweigung von Rohheiten fordert; ich laſſe es dahin geſtellt ſeyn, doch möchten andrerſeits viele Berichte übertreiben. Die Hütten der Sklaven ſind von Rohr, und ſie ſelbſt mit Baumwollenzeug nur nothdürftig bekleidet, die Kinder faſt oder ganz nackt; aber das iſt Folge des Klima's. Die Neger ſind ſehr indolent; der Herr muß ſogar mit Gewalt oft ſorgen daß ſie ſich bekleiden, nur wenn der Hunger treibt, legen ſie freiwillig Hand an. Für die Kranken iſt in einem eigenen Hauſe Platz, wo ſie auch die Pflege haben welche die hieſigen Verhältniſſe geſtatten, nach europäiſchen Begriffen freilich ſehr ungenügend. Die Alten und Schwachen haben zwar leichtere Arbeit, doch müſſen ſie ſchaffen ſo lange es geht, und dieß beurtheilt der Aufſeher. Ich weiß nicht ob den in der Sklaverei Gebornen die Freiheit größern Nutzen brächte; ich will die ſchwierige Frage nicht beantworten, Gewohnheit thut vieles. Wäre aber die Einfuhr neuer Sklaven nicht nur verboten, was ja der Fall iſt, würde mit ſtrenger Conſequenz auf die Befolgung dieſes Verbotes geſehen, was nicht geſchieht; wäre nicht das ſchreckliche Verkaufen einzelner aus der Familiengemeinſchaft geriſſener Perſonen; wäre die Aufſicht ſtets treuen und zuverläſſigen, aber milden Perſonen anvertraut; wäre die körperliche Züchtigung auf ein geringes Maß feſtgeſtellt, da ſie ſich, z. B. bei Diebſtahl und Schlägerei, wohl kaum ganz verbieten läßt — ſo, glaube ich, würde alles mögliche geſchehen ſeyn um die Sünde der Väter möglichſt wieder gut zu machen, da die Kinder doch einmal vor dem menſchlichen Richter die Strafe derſelben nicht tragen dürfen. Es iſt zwar ein empörender Anblick wenn man Perſonen als Sklaven behandeln ſieht, an welchen nicht die Spur von Negerblut zu erkennen iſt; aber wenn man bedenkt wie leicht dieß Loos auf die einwanderuden, oft ſo armen und verlumpten Europäer übergehen dürfte (und es fragt ſich ob die geheimen Gedanken der Knownothings nicht dahin zielen); wenn man ferner berückſichtigt wie ſehr jede harte Beurtheilung eines einmal beſtehenden Verhältniſſes Veranlaſſung wird zu hartnäckigerem Feſthalten an demſelben, ſo kann man es zwar nie rechtfertigen, muß es immer bedauern, aber dennoch erbittertes Kämpfen und gewaltſames Reformiren entſchieden von der Hand weiſen.

Hier bei uns gibt es für die Sklavenkinder eine gemeinſchaftliche Schule, worin ſie leſen lernen, um die Bibel zu verſtehen; es macht einen eigenen Eindruck die kleine ſchwarze, krausköpfige Heerde zu beobachten. Die gewandteren Kinder kommen ſpäter als Hausdiener in die Nähe des Herrn, mit deſſen Launen ſie zwar oft zu kämpfen haben, aber doch erſichtlich ſich durch Lebensmuth und Freudigkeit vor den übrigen Sklaven, mit denen ſie ſich auch nicht gerne befaſſen, auszeichnen. Jedes Kind dieſer reichen Pflanzer hat eine Bedienung von mehrern Sklaven, und es iſt erklärlich wohin dieſe Berührung in ſittlicher Hinſicht führen muß. Das erkennen die Eltern ſo gut und beſſer als Fremde, ſind auch keineswegs gleichgültig. Viele würden gern die Hand zu vernünftiger Aenderung aller dieſer Verhältniſſe bieten, aber wo auf beiden Seiten Leidenſchaft herrſcht, die noch durch romantiſche Uebertreibung vermehrt wird, da ſcheint eine Verbeſſerung noch in weiter Ferne zu liegen.

---

[1] Und doch, mit welcher Pietät haben die Amerikaner kürzlich ihre kindiſchen Temperanzgeſetze beobachtet — weil ſie Geſetze waren! D. R.

Ein Beſuch des chineſiſchen Theaters in San Francisco.

(Auszug aus dem San Francisco Journal.)

Wir begaben uns eines Abends nach dem chineſiſchen Theater in der Duponſtraße. Auf denſelben Brettern hatten wir noch kurze Zeit vorher eine deutſche Vorſtellung geſehen. Die heutige Vorſtellung perſonificirte die „Einführung des Theaters in China vor tauſend Jahren.“ Bei dem Beginnen der Aufführung erſchienen alle mit der Vorſtellung beſchäftigten Perſonen auf der Bühne, und gaben in einer Art Rundgeſang eine Erklärung der zu haltenden Vorſtellung. Um Verwechſelungen zu vermeiden, zeigten ſich Schauſpieler, die in mehrern Rollen auftraten, vorher in ihren verſchiedenen Coſtümen. Solos und Chöre wechſelten mit einander ab, Duette, Terzette und Quartette waren eingeſchloſſen, zu jedem aber gab der Chor als Finale eine Repetition der Schlußnoten, die zuweilen eine Aehnlichkeit mit einen Choral aus unſern Kirchenliedern hatten, wenn man im Stande iſt die alle in der Fiſtel geſungenen Laute damit zu vergleichen.

Das Orcheſter befand ſich auf der Bühne und hatte an gewöhnlichen Tiſchen Platz genommen, die an der Rückencouliſſe aufgeſtellt waren. Zwei Becken, eine Art Clarinette, eine Trompete, einſeitige Geigen, ein eiſerner Amboß, der mit Hämmern geſchlagen wurde, und einige andere Inſtrumente, waren beſtimmt den Wirrwarr von näſelnden, pfeifenden und kreiſchenden Tönen zum Ohr zu bringen, den die Chineſen Muſik nennen.

Die Muſikanten rauchten und tranken abwechſelnd aus kleinen Schalen Thee, von dem die auf der Bühne befindlichen Schauſpieler, wenn ſie mit einer ſtummen Rolle beſchäftigt waren, ſich dann und wann einen Mundvoll zuführten. Die Sitze waren ohne Ausnahme alle gefüllt. Die Frauen rauchten Cigaritos oder naſchten Nüſſe und Zuckerwerk, die Männer ſaßen ſchweigend, ohne Beifall oder Mißfallen auszudrücken, hin und wieder eine Opiumpfeife mit dem Nachbar tauſchend.

Der Gegenſtand des Stückes beſtand darin daß das Theater erfunden wird, und unter dem Volk anfängt populär zu werden. Ein mächtiger Mandarin widerſetzt ſich den Theatervorſtellungen, die, von einem andern Großen des Reiches unterſtützt, zu einem Kriege Veranlaſſung geben. Die Frau und die Tochter des einen der Mandarinen ſind dem Theater und den Theater-Rebellen günſtig geſinnt, und kämpfen ſelbſt im Kriege mit. Der theaterfreundliche Mandarin ſtirbt jedoch, die Theaterpartei wird geſchlagen, und der Feind will nun Frieden machen, wenn ihm die Tochter ſeiner Feindin übergeben wird. In einer Verſammlung der Krieger wird beſchloſſen auf dieſe Bedingung hin Frieden zu ſchließen, da aber wendet ſich die Mutter in einer Rede an die Krieger, und der Krieg wird weiter fortgeführt. Der theaterfeindliche Mandarin wird beſiegt, er muß fliehen, er ſucht Schutz unter einer Theaterbande, bei der er ſelbſt mitſpielt, wird erkannt und vom Volk gemordet. Das Theater hat geſiegt, und China freut ſich über alle Maßen.

Die Frauen werden von Männern dargeſtellt, die ſich bemühen die weibliche Stimme und die Bewegung der Frauen nachzuahmen. Es verſtößt gegen die chineſiſche Etiquette Frauen auf der Bühne erſcheinen zu laſſen.

In der Vorſtellung ſelbſt bemühten ſich die Schauſpieler den Gang des Krieges darzuſtellen. Die Fortſchritte und die Heftigkeit der ſtattgefundenen Kämpfe wurden ſymboliſch dargeſtellt. Im Beginn des Krieges, der jedenfalls das Hauptheil des ganzen Stückes bildet, erſcheint die eine der Parteien auf der Bühne und producirt ihre Stärke. Ein Anführer ſingt eine Art Anrede ab, Fahnenträger und Soldaten umſtehen ihn. Seine Reiterei erſcheint auf der Bühne, es ſind Pferde aus baumwollenem Zeuge gefertigt und angemalt, die wie die Harlekinpferde in einer Kunſtreiterbude die Füße des Reiters mit einer Decke verhüllen, der dann die Sprünge des Pferdes nachahmt. Der feierlich ſeyn ſollende Aufzug wurde allerdings durch die baumwollenen Pferde grotesk genug, gab aber immerhin eine treffende Idee von dem was beabſichtigt wurde. Die Fortſchritte des Kampfes und ſeine zunehmende Hitze werden durch die größere Eleganz der Kleidung und durch den Uebergang von einfachen zu gefährlicheren Waffen dargeſtellt. Im erſten Kampf erſcheinen die Soldaten nur mit einem hölzernen Säbel bewaffnet und mit baumwollenen Kitteln bekleidet. Die Schlacht beginnt, nachdem ſich beide Parteien eine Zeit lang verhöhnende Zeichen zugeſchleudert. Jeder ſcheint bemüht es dem andern an wegwerfenden Gebärden zuvorzuthun. Das Gefecht beginnt als Zweikampf zwiſchen zwei Soldaten. Die Muſik läßt ſich pianiſſimo hören, und ſteigert ſich mit der Hitze des Kampfes zu einem raſenden Lärm. Endlich iſt die eine Partei geſchlagen. Der Anführer der Partei entſcheidet allemal den Kampf durch perſönliche Tapferkeit. Die Geſchlagenen und die Sieger eilen von der Bühne, um in kurzer Zeit zurückzukehren.

Die Soldaten haben nun eiſerne Säbel, ſind in Seide gekleidet, und der Häuptling iſt bärtiger und ſchrecklicher bemalt als der vorhergehende. Auf jedem Schulterblatte hat er ein Fähnchen ſtecken, was, nach hinten hinausſtehend, ſeiner Würde einen ungemein lächerlichen Anſtrich verleiht. Der Gegner hat ſich auch verſtärkt, zwei ellenlange Federn ſtehen aus ſeinem Helme heraus, gerade nach hinten gerichtet; damit er ſich wenden kann, ohne ſeine Federn einzuknicken, bedarf es mindeſtens eines Raumes von fünf Ellen Durchmeſſer. Abermals geſchlagen, kehrt die Partei noch prächtiger zurück. Die Säbel haben Spießen Platz gemacht, und die Häuptlinge haben drei Federn oder drei Fähnchen auf den Rücken geheftet. Die Soldaten ſind noch prächtiger geputzt, und die Muſiker erhöhen ihren Lärm um ein bedeutendes. Nochmals geſchlagen, ändert ſich die Weiſe des Treffens aufs neue. Eine Anzahl Jongleure erſcheinen. Sie ſind unbewaffnet, was Gewalt nicht erringen konnte, ſoll nun durch Liſt und Geſchicklichkeit ausgeführt werden. Vor dem Treffen wird dem Publicum eine Probe ihrer Geſchicklichkeit gegeben. Sie ſpringen einer über den Kopf des andern, ſchlagen Rad, überſchlagen ſich in der Luft zwei- und dreimal ꝛc. Der Feind erſcheint, und das Gefecht beginnt. Sie ſtellen dem Gegner ihre Beine unter, die feindlichen Truppen fallen zu Boden, der Feind geräth über dieſe unerhörte Kampfesweiſe in Verlegenheit; vom Boden aufgeſtanden, ſpringen die Jongleure ihm mit beiden Füßen vor die Bruſt und ſchleudern ihn rücklings zu Boden. In dieſer Weiſe geht es fort, bis die Unbewaffneten ihre Künſte erſchöpft und der Feind zum Abzug ſich aufgemacht. Die Einnahme der feindlichen Hauptſtadt erfolgt, auch ſie wird

Digitized by Google

ſymboliſch dargeſtellt. Zwei Männer halten eine gemalte Mauer quer über das Theater, eine Thür in der Mitte deutet das Thor an, die Geſchlagenen ziehen ſich um die Mauer, die Sieger aber marſchiren hinein.

Nun wird zu Unterhandlungen geſchritten. Ein Bote wird mit einem Briefe abgeſendet. Die Scene war ungemein lebhaft dargeſtellt. Der Empfänger des Briefes lieſt denſelben, und fühlt ſich durch die Vorſchläge, die ihm der Feind anbietet, gekränkt. Er durchläuft alle Stadien des Aergers, des Haſſes und der Verachtung. Endlich beſänftigt ihn ein Vertrauter, der ruhig und ſchlau eine Antwort anrathet. Sie wird geſchrieben. Der Bote, um den langen Weg den er zurücklegen muß anzudeuten, geht auf der Bühne im Kreiſe umher; ſeine Freunde, zu denen er zurückeilt, haben unterdeſſen den Platz eingenommen, den der Feind verlaſſen u. ſ. w.

Die Werchowina in der Marmaroſch.

(Von A. M. L.)

Unter einer ungariſchen Gegend ſtellt man ſich im allgemeinen eine ebene baumloſe Puſzta-Landſchaft vor, wie dieſelbe die Maler oft als ziemlich eintöniges, aber charakteriſtiſch ſeyn ſollendes Bild aus Ungarn hinſtellen. Unter einem grauen Himmel eine öde Ebene mit einem Schwengelbrunnen im Vordergrunde, in deſſen Nähe etwa ein langbeiniger Sumpfvogel ſichtbar iſt, und im Hintergrunde wilde Roſſe mit dem Tſchikoſch als Figurinen erſcheinen. Dieſes allerdings aus der Wirklichkeit gegriffene Gemälde gehört eben nicht zu den ſchmeichelhafteſten Seiten des an romantiſchen Gegenden reichen Ungarns, aber dennoch iſt es poetiſch, ſowie dieſes Land auch in ſeinen Schattenſeiten des Maleriſchen nicht entbehrt. Kaum dürften in einem anderen Lande die Contraſte in jeder Beziehung einander ſchroffer entgegentreten als es in Ungarn der Fall iſt. Hier iſt das reiche Peſth mit Luxus- und Pariſer-Moden und allen Attributen der Civiliſation, und ſchon wenige Meilen davon herrſchen rohe aſiatiſch-hunniſche Sitten mit einer jedem Weſteuropäer ſehr auffallenden Tracht, beſonders der männlichen Bevölkerung, indem zugleich das öde Land faſt einer afrikaniſchen Wüſte gleicht, wo in weiter Umgegend kein Baum und kein Strauch, und außer dem beutefindenden Aasgeier kein Vogel zu ſehen und zu hören iſt. Und in welchem Contraſt mit dieſer Halde ſtehen die paradieſiſchen Gefilde der Baranya und die gottgeſegnete Hegyalja, wo der edelſte aller Weine gedeiht!

Allein weder eine Puſzta der niederungariſchen Ebene, noch ein oberungariſches oder pannoniſches Eden will ich hier ſchildern, ſondern eine äußerſt wilde waldbewachſene Gebirgsgegend der nordöſtlichen Karpathen Ungarns will ich mit ihren Eigenthümlichkeiten in kurzen und ſchwachen Umriſſen dem Leſer vorführen. Die Werchowina iſt jener wildromantiſche Theil des Marmaroſcher Comitates, welcher, im karpathiſchen Hochgebirge liegend, im Norden von dem galiziſchen Stryer-Kreis durch einen Gebirgsrücken getrennt, ſonſt aber größtentheils von den übrigen Theilen des Marmaroſcher Comitates umgeben wird. Es hat dieſes auch in Ungarn nur wenig gekannte Ländchen ſeinen Namen von dem ruſſiſchen Worte Werſch, das „Berg“ bedeutet, und damit auch auf ſeine urſprüngliche Verwandtſchaft hinweiſt. Die hervorragendſten Berge in dieſer rauhen Gebirgslandſchaft führen die Namen: Prißlop, Jsmerek, Oſirnu, Kamjanka, Schid, Merſa, Kuk u. ſ. w. Es ſind dieß lauter Benennungen welche der magyariſchen Sprache fremd ſind und nur in der Sprache der Bewohner dieſes Ländchens, welche Ruthenen ſind, einen Sinn haben. Von den Bewohnern dieſes Ländchens hört man ſelbſt in Ungarn nicht viel ſprechen, weil in dieſen wilden und abgelegenen Winkel des Landes nur ſelten Reiſende kommen.

In etwa 50 Ortſchaften der Werchowina zählt man über 20,000 Einwohner, welche mit Ausnahme von 1200 Juden und nur etwa zwanzig römiſchen Katholiken, ſämmtlich der griechiſch-katholiſchen Confeſſion angehören. Der Wald iſt in dieſer Gegend durchgehends vorherrſchend, obgleich die oft ſchroffen Abhänge der Berge und die Thäler herrliche Viehweiden darbieten. Das Nadelgehölz aber bildet hier nicht allein die Wälder, ſondern es ſteht in reizenden Miſchungen von Laubbäumen, unter welchen wieder die herrliche Buche den erſten Rang einnimmt, deren majeſtätiſche Exemplare hier 805 Fuß hoch und 2 bis 3 Fuß dick im Durchmeſſer ſind. Toſende Waſſerfälle und rauſchende Gebirgsbäche gibt es hier viele, wie dieß wohl auch in anderen Gebirgsgegenden der Fall iſt; aber dieſe Gegend zeichnet ſich vor vielen anderen dadurch aus daß hier eine Menge Mineral-Quellen und Geſundbrunnen vorhanden ſind. Die kryſtallhellen Gebirgsbäche ſind reich an Forellen, und wie mir alte Leute erzählten, haben weder Bäche noch Forellen im Verlaufe von 50 bis 60 Jahren abgenommen, wie dieß in vielen anderen Gegenden der Fall iſt, wo mit dem überhandnehmenden Ausreden der Wälder die Wald- und Gebirgsbäche gänzlich eingetrocknet und mithin auch ihre luſtigen Bewohner verſchwunden ſind. Daß die Mineralquellen in dieſer abgeſchiedenen Gegend nicht benützt werden, wird dem Leſer einleuchtend ſeyn, beſonders wenn er bedenkt daß der Ruthene noch nicht auf jener Stufe der Cultur angelangt iſt, um dem Fremden auch nur einen erträglichen, geſchweige denn einen comfortablen Unterhalt zu gewähren. Die Dörfer der Werchowina ziehen ſich in den Thälern hin und beſtehen aus ſehr zerſtreut liegenden Häuſern, wenn man die aus Holz von den Ruthenen ſelbſt fabricirten und mit Stroh gedeckten Hütten ſo nennen darf. — Auch die Kirchen ſind aus Holz gebaut, und es beſitzt dieſes Ländchen nur eine einzige ſteinerne Kirche.

Das ehemalige Dorf Jaszonowetz haben die Bewohner verlaſſen, als dieſelben glücklicherweiſe noch zeitig genug den bevorſtehenden Bergſturz bemerkten, welcher das Dorf begrub. Die Stelle wo die Kirche ſtand, wird von einem Kreuze bezeichnet. Das von allen Seiten von hohen Bergen umgebene und auch höchſtgelegene Dorf iſt hier Polyana, mit einem ſeiner Lage entſprechen-

Digitized by Google

den äußerſt rauhen Klima, welches das Gedeihen keiner Vegetabilien zuläßt, denn ſelbſt der Hafer reift hier nicht, und die Kartoffeln erreichen nur die Größe einer Haſelnuß. Kein Sperling hält ſich in dieſer körnerleeren Gegend auf, auch keine Elſter, keine Dohle und keine Krähe iſt hier zu ſehen. Doch horſtet in dieſer Wildniß der Adler, und zwar der Steinadler (Aquila fulvus) und der graue Geier (Vultur cinereus). Der intereſſanteſte gefiederte Bewohner dieſer Gegend, ſo wie der ganzen Werchowina und Umgegend, iſt aber das Auerhuhn, Tetrao urogallus, deſſen Hahn hier wilder Pfau genannt wird und im Frühjahr ein Gegenſtand der höhern Jagd iſt. Solchen Verfolgungen jedoch wie in Steiermark iſt der Auerhahn auch während der Falzzeit hier nicht ausgeſetzt. Auf dem Baume ſitzend lockt nämlich der Auerhahn das Huhn in den frühen Morgenſtunden des eintretenden Frühlings mit beſondern Tönen herbei, wobei er mit geſenkten Flügeln und ausgebreitetem Schwanze allerlei poſſierliche Stellungen macht. Dieß nennen die Jäger Falzen. Während des Falzens ſieht und hört der Auerhahn auf keine ihm drohende Gefahr, weßhalb er auch von den Ungarn Süket Tajd, d. h. tauber Hahn, genannt wird, obgleich er ſonſt das leiſeſte Geräuſch bemerkt.

Unweit Polyana, zwiſchen den Bergen Girgan und Oſirun, iſt ein großer See, welcher Meeresauge genannt wird — eine Benennung die bei Gebirgsſeen auch in der Zips vorkömmt.

Der Feldbau der Ruthenen in der Werchowina erſtreckt ſich nur auf den Anbau des Hafers und der Kartoffeln. Sehr oft wird die Haferausſaat durch das von den Bergen herabkommende Waſſer weggeſchwemmt oder mit Erde und Steingeröll überſchüttet. Und wenn endlich der mit ſo vieler Mühe gepflegte Hafer wirklich zu reifen beginnt, ſo muß er noch gegen die Verwüſtungen der Bären geſchützt werden, was dadurch geſchieht daß die Bewohner des Nachts auf den Feldern ein Feuer unterhalten, das die Bären bekanntlich abhält. Der Hauptnahrungszweig dieſer Gebirgsbewohner iſt die von der Beſchaffenheit des Landes begünſtigte Viehzucht, und es wird ein nicht unbedeutender Handel mit Käſe getrieben. Pferde ſieht man hier ſelten, und auch dieſe ſind klein und unanſehnlich.

Die ganze Werchowina aber iſt für den Jagdliebhaber ein wahres Dorado, denn in den dichten Wäldern deſſelben gibt es Hirſche, Rehe, Wildſchweine, Bären, Wölfe, Füchſe, wilde Katzen, Dachſe, Marder, Auerhähne, Birkhühner, Haſelhühner und noch andere Gegenſtände des Jagdvergnügens, und es iſt ſomit dieſe ſonſt ſo rauhe und wilde Landſchaft ganz geeignet die Sehnſucht des Jägers zu erwecken. Der Wolf iſt bekanntlich auch in andern Gegenden Ungarns keine Seltenheit, und es ſind z. B. im Jahre 1856 laut der Prämienliſte im Szathmarer Comitate allein 33 Wölfe erlegt worden, wofür als Prämie je 4 fl. C. M. für das Stück ausgezahlt wurden. Ich ſelbſt habe mehrfach auf meinen Wintereiſen im ſüdlichen Ungarn Wölfe geſehen, und erinnere mich noch des Amuſement welches ich als Knabe an den von den Bauern zu Markt gebrachten jungen Wölfen hatte. Von Fleiſchern und Privatliebhabern werden oft Wölfe an der Kette gehalten. Früher war in der Werchowina auch der Luchs zu Hauſe, und ich habe ſelbſt noch Leute getroffen die in ihrer Jugendzeit dieſes Raubthier geſehen haben, und nur bei ihrer ſonſtigen Unwiſſenheit getreue und zutreffende Schilderungen deſſelben gaben.

Die Männer in der Werchowina ſind groß von Geſtalt und gut gebaut; da dieſelben bei der Armuth ihrer Heimath an Frugalität und Entbehrungen von Jugend auf gewöhnt, und bei ihrer geſunden und kräftigen Conſtitution vielfache Strapazen zu ertragen im Stande ſind, ſo würden ſie ſich vorzugsweiſe zu Soldaten eignen, wenn die Abneigung vor dem Soldatenleben bei ihnen nicht vorherrſchend wäre. Auch die andern Ruthenen Ungarns haben keine Luſt zum Militärſtande, am allerwenigſten aber zur Reiterei, welche gerade die Freude des Magyaren iſt. Der Ruthene der Werchowina beſitzt eine große Liebe zu ſeinem Ländchen, und leidet außerhalb deſſelben am Heimweh. Die Diebſtähle ſind in der Werchowina ſelten, daher kennt man hier auch keine Schlöſſer; da wo die Höfe eine Umzäunung haben, werden ſie höchſtens mit einem hölzernen Riegel abgeſchloſſen, und das Vieh ſteht in unverſchloſſenen Ställen. Bei manchen guten Eigenſchaften iſt dieſes auf einer tiefen Stufe der Cultur ſtehende Volk ſehr vom Aberglauben befangen, und die Folgen deſſelben werden oft in groſſer Weiſe bethätigt. Dagegen kennt man in dieſen glücklichen Bergen nicht die Auswüchſe und Gebrechen der civiliſirten Länder, und es würde auch der hieſige Ruthene ſein einfaches Waldleben nicht mit den Herrlichkeiten des jetzigen Paris umtauſchen. Die höchſten muſikaliſchen Genüſſe gewähren dem Ruthenen die Fiedel und der bei allen ſlaviſchen Völkern beliebte Dudelſack, welcher bei Hochzeiten, wenn zur Trauung in die Kirche gegangen wird, nicht fehlen darf. Die angenehm tönende Tamburitza der ſüdlichen Slaven iſt hier nicht gekannt. In ſonſtiger ethnographiſcher Beziehung unterſcheiden ſich die Ruthenen der Werchowina kaum von ihren Stammverwandten in Ungarn und Galizien.

Digitized by Google

Reisebriefe aus Honduras.

Belize, Brit. Honduras, 14 März 1857.

Nach einem Zwischenraum von vier Wochen liegt wieder der westindische Postdampfer „Eagle“ hier vor der Barre im sogenannten Hafen in der See vor Anker. Es ist ein schlechtes altes Schiff mit einem äußerst schadhaften Kessel, der mehrmals schon auf offener See ausgebessert wurde. Es brachte wenig Passagiere, und niemand hier hat Lust ihm sein Leben anzuvertrauen, so dringend manche auch Geschäfte abrufen. Man wartet mit Sehnsucht auf ein neues Postdampfschiff, das den Dienst zwischen hier, Kingston und San Thomas versieht, wo man das Schiff mit einem anderen besseren nach Southampton wechselt. Im Vergleich zu den Cunard- und Collins-Dampfschiffen, die zwischen New-York, Boston und Liverpool laufen, sehen die westindischen hier allerdings sehr unbedeutend aus, und sind weit entfernt jene Idee von unbegränztem Zutrauen und sorgenloser Behaglichkeit zu wecken, die dem Reisenden durch die Großartigkeit der Bauart schon der äußeren Erscheinung nach und durch die wahrhaft fürstliche Pracht und elegante Ausstattung des Inneren der ersteren zu Theil wird. Es fehlt hier die Concurrenz, das sieht man ganz deutlich, bedingt durch die Lebhaftigkeit des Verkehrs im Handel: an diesen Theil der Welt versetzt, muß der Kaufmann und Reisende zufrieden seyn daß ihm die brittische Regierung überhaupt eine Möglichkeit zum Weiterkommen bietet. Eine Nothwendigkeit, ein aus den Verhältnissen frei sich entwickelnder Drang nach diesen Verkehrsmitteln scheint hier nicht zu existiren.

Seit meinem ersten Briefe, den ich vor vier Wochen an Sie absandte, haben wir mehrere Excursionen in die Umgebung gemacht; eine den Belizefluß hinauf und eine andere nach der Lagune von Manati wird für Sie nicht ohne Interesse seyn.

Für die Excursion den Fluß hinauf wurden wir von einem englischen Kaufmann, Besitzer großer Mahagonywerke im Innern, bereitwilligst mit einem Boot, „Pit-Pan“ versehen, ein langes schmales Ding, das für diese Flußschifffahrt ausnehmend zweckmäßig ist. Bei einer Länge von 40 Fuß zu 4 Fuß Breite gleitet es durch die raschen Ruderschläge der Kariben sehr schnell, auch den Strom aufwärts durch das Wasser; es erfordert allerdings ein sehr ruhiges Stillsitzen und keine heftigen Bewegungen der Reisenden, um das Umschlagen zu verhüten. Von den Eingebornen aus einem Mahagony-Baumstamm verfertigt, läßt es sehr selten Wasser ein, und ein bereit liegender Schwamm ist hinreichend die unbedeutende eindringende Masse Wassers vollständig aufzusaugen. In der Mitte sind Sitze angebracht und ein kleines Zelt darüber, um gegen die heiß brennende Sonne zu schützen. Man benützt für solche Touren übrigens gewöhnlich den größeren Theil der Nacht, bricht um 2 Uhr auf und rastet von 10—4 Uhr. Sehr schwer ward es, an dem mitgenommenen Proviante der Bootsleute und unserem eigenen Apparate für Thee-, Kaffee-, Chocolade, nebst Brodkörben mit Fischen und Rindfleisch, vorüber zu steigen, ohne durch die dadurch verursachte Schwankung des Bootes selbst ins Wasser zu fallen, der schwierigen Passage über die quer über das Boot liegende Bettstelle und Matratze für Madame Fr. gar nicht zu gedenken. Die Mannschaft bestand aus sechs jungen kräftigen Kariben, die meisten davon in Truxillo geboren, und jetzt hier entweder in den Mahagonywerken oder als Bootsleute arbeitend. Manche sprachen sehr gemischt etwas englisch und spanisch mit uns, unter sich aber immer karibisch. Sie sind schwarzbraun, der Leib wie Bronze, gehören der Mischlingsrace der Kariben an, die durch Neger entstand, welche sich aus einem 1675 an der Küste der San Vincent gescheiterten Sklavenschiffe auf diese Insel retteten und dann sich mit den eingebornen Kariben vermischten, woraus die Unterscheidung zwischen „Yellow and Black Caribs“ (gelben und schwarzen Kariben) entstand. Der Ausdruck ihrer weit feineren und menschlicheren Züge verräth viel mehr Intelligenz als ein Negergesicht, ihr Benehmen ist artiger als das der freien Neger hier, und in ihrem Wesen läßt sich eine gewisse Zutraulichkeit und Anerkennung der geistigen Superiorität gebildeter Weißer nicht verkennen. Außer dem Proviant, den wir ihnen zu stellen hatten, bekam der Mann noch einen halben Dollar oder 2 Schilling per Tag. Sie kamen früh Morgens an unser Haus, und legten mit vielem Geschick das nothwendige Gepäck in das Boot. Wagerecht waren ihre Sitze vertheilt, hinten am Steuer einer, der sich später als Hauptleiter der Mannschaft gebärdete, dessen Befehlen zu rascherem Rudern sie allerdings zuweilen mit Lächeln und nicht sehr prompt antworteten. Vorn saßen fünf, einer ganz an der Spitze, auf entgegengesetzter Seite als der Steuermann hinten, die anderen vier ebenso gleichmäßig vertheilt. Die Ruder von Mahagonyholz, roth anzusehen, sind sehr schmal und leicht geschnitzt, da das Boot der Oberfläche des Wassers sehr nahe ist, auch nicht sehr lange, und darum leicht zu handhaben. Sie sind nicht an der Bootswand befestigt, sondern werden rein durch die Muskelkraft des Armes bewegt, und tragen das Boot auf diese Art merkwürdigerweise rascher vorwärts als ich erwartete. Sie rudern im Tact mit gewöhnlich drei rasch aufeinander folgenden Schlägen, was sie übrigens sehr häufig wechseln, je nachdem sie rascher oder langsamer fahren wollen. Sie singen dazu im Accord melodische Lieder mit Recitativen, die zuweilen wie katholische Kirchengesänge lauten, und zeigen gerne ihre Kunstfertigkeit im Rudern durch allerlei Spielerei mit demselben, in Neckerei mit dem Nachbar oder tändelndem Plätschern mit dem Wasser. Muthwilliger wurden sie gewöhnlich noch weit mehr, wenn sie sahen daß Madame Fröbel sie beachtete und ihre Spielereien belächelte; dann warf hie und da einer das Ruder hoch in die Luft, fieng es leicht wieder auf, legte es wie eine Flinte auf seinen Vordermann an, denselben sanft anstoßend in Ermanglung der eindringenden Kugel, und setzte es dann, ohne den richtigen Tact der Ruder im geringsten zu verletzen, im richtigen Momente in das Wasser wieder ein. Wenn die Ruderer vorn sich das Mahl zubereitet hatten — was unter ihnen abwechselte — so schickten sie dem Steuermann hinten eine große runde flache Schüssel, von ihnen etwas ausgehöhlt, immer auf dem Wasser zu, wie auch Trinkwasser in Cocosschalen, indem sie das Gefäß dann so zu drehen wußten daß es sich immerwährend am Rand des Bootes in raschen Schwingungen drehte, bis es dieser mit einem geschickten Griffe in seine Hand bekam.

Als wir, von ihren raschen Ruderschlägen schnell weiter getragen, aus den Wellenschwingungen der See in das ruhige Wasser des Belizeflusses einbogen, wurden unsere Ruderer lebhaft begrüßt von ihren Cameraden, die auf der Brücke standen welche beide Stadttheile verbindet, wobei sich in das karibische auch das spanische „á Dios“ mischte.

Digitized by Google

Der Fluß fließt in zwei Armen ins Meer: der an welchem Belize liegt, ist der kleinere, und wird der „Old-River“ genannt. Er ist bedeutend wie der andere, mehr eine schmale Lagune, dehnt sich 10 Meilen von hier bis zur Vereinigung mit dem wahren Flußarme aus; dieser ergießt sich 8 Meilen nördlich von der Stadt in die See. Hier von der Vereinigung der beiden Arme war zuerst die Stadt Belize angelegt, die bekanntlich nach dem schottischen Piraten Wallace etwas verstümmelt ihren Namen erhielt. Seeräuber trieben sich im 16ten und 17ten Jahrhundert hier herum, indem sie innerhalb der gefährlichen Korallenriffe immer eine gesicherte Zufluchtsstätte fanden. Auf sie gestützt, Spanien gegenüber, gründete England dann seine Versuche sich hier niederzulassen, welches Recht ihm erst im letzten Jahrhundert durch Verträge zugestanden wurde. Der Platz mußte aufgegeben werden wegen des morastigen Bodens und dadurch bedingter Krankheiten. Noch sieht man dort die Spuren eines alten Forts; jetzt steht nur noch ein Haus an dem Platz wo eine Fähre, an Ketten gezogen, die beiden Ufer verbindet.

Gleich oberhalb der Stadt faßt diesen engen Canal Mangrovegebüsch ein, dessen Zweige und Wurzeln sich tief in das Wasser verlieren; dieses dicke buschige Laubwerk, aus dem von Zeit zu Zeit schneeweiße Reiher aufsteigen, ist für das Auge eines Europäers etwas ganz neues: von den Aesten der Bäume gehen unzählige kleine wieder herab in das Wasser, um als Wurzeln zu dienen. Schön ist diese Verschlingung von Aesten und Wurzeln, die so zahlreich daß man ihnen einzeln nie folgen kann. Das auf dem Wasser schwimmende Blatt ist nicht groß, in Gestalt des einer Citrone, dick, dunkelgrün, fettglänzend; Cactus als Schmarotzerpflanzen wachsen üppig aus dem Stamm und den Aesten des Baumes heraus. Andere Bäume mit kolossalem Stamm, der tief im Sumpfboden ruht, reihen sich in beträchtlicher Höhe und etwas lichterem Laube dem Mangrovegebüsch an, das zuweilen übrigens über 30 Fuß Höhe und eine stattliche Ausdehnung in die Breite erreicht. Junge Palmenstämmchen sieht man allenthalben zerstreut zwischen diesem Gebüsch, und wo es ihnen gelingt ihre Kronen über dasselbe hinaus der frischeren Luftfläche des Wassers zuwenden. Unsere Bootsleute machten uns bald auf Alligatoren aufmerksam, die jedoch, ehe man zu Schuß kam, ins Wasser plumpten. Sie gelten durchgehends für gefährlich, obgleich manche dieß bestreiten, da zufälligerweise mehrere Personen beim Baden oder Hereinstürzen in den Fluß nicht mit ihnen in Berührung kamen. Andere Beispiele von bedeutenden Verletzungen in den letzten Monaten wurden übrigens gleichfalls erzählt. Unsere Ruderer warnten vor dem Baden und thaten dieß selbst nicht. Wir haben später mehrere Exemplare gesehen: sie gleichen ganz denen am Mississippi und haben eine Länge von 9—12 Fuß.

Die enge Eingeschlossenheit des Flusses war oft so auffallend, daß es unmöglich erschien einen Ausgang zu finden, bis plötzlich zwischen buschigem Laubwerk sich eine Oeffnung fand. Noch stärker erschien dieß auf der Heimfahrt bei Mondschein, wo der Fluß wirklich in magischem Schimmer und Zauber begraben lag. Kleine Hütten von Negern mit Bananen und Zuckerrohr-Pflanzungen kommen hie und da zum Vorschein, die Neger als starre stumme Bilder öfters regungslos vor den Thüren sitzend.

An der Vereinigung der beiden Arme hebt sich das Land, das Mangrovegebüsch verschwindet, und stärkere Palmen fassen mit ihren schlanken Schäften das Ufer ein. Zwei Meilen von hier, weiter aufwärts, waren wir bei einem deutschen Gärtner über Mittag. Er versorgt den Markt von Belize mit Gemüsen, und wir waren schon früher hier in der Stadt mit ihm bekannt geworden und nahmen seine freundliche Einladung gerne an. Er war früher Mitglied der belgischen Colonie in San Thomas gewesen, war aber sehr unzufrieden mit der Verwaltung und konnte sein Auskommen nicht finden. Mehrere andere Deutsche hier, wie ein Bäcker und Schuhmacher, klagten ebenfalls sehr über ihre schreckliche Lage dort, und sprachen nicht einmal zu Gunsten des Hrn. v. Bülow, der Militärdespotie des Hrn. Guillmont gar nicht zu gedenken. Obgleich der Boden auch weiter oben am Fluß durchgehends nicht gut ist, mehr Lehm und weiter zurück vom Ufer noch Sumpf, so hat der Gärtner hier ein weit besseres Auskommen, als in San Thomas, wo ja bei der geringen Einwohnerzahl und allgemeinen Dürftigkeit an eine Verwerthung seiner Producte nicht zu denken war. Er selbst arbeitet von Morgens 4—9 Uhr, dann am Nachmittag von 4—6 Uhr, hält sich aber außerdem für die gröbere Arbeit noch zwei Neger. Er sieht sehr gesund und frisch aus, und war hier nie krank gewesen. Seine Frau bereitete uns ein ausgezeichnetes Mittagessen, und unterhielt uns nebenbei von der „Frau Gouvernörin“ oder „Madame Stephenson,“ „was für eine scharmante leutselige Frau sie sey, die gar keinen Stolz habe!“ was mich lebhaft auf deutschen Boden versetzte, und mir die Idee beibrachte daß die Ansichten der guten Frau durch einen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten niemals entweiht worden waren. Als wir beim Weggehen fragten „was wir schuldig seyen,“ meinte sie: „nichts, wir seyen ja Deutsche! mehr sey nicht nöthig!“ was mich wiederum ganz merkwürdig berührte, denn in Louisiana und Texas haben mir Deutsche aus diesem Grund nie etwas zu Liebe gethan. Es schien mir sogar immer als ob sie von diesem Bande einer Annäherung nie etwas wissen wollten. Schöne blühende Mangobäume — die Frucht hatte ich in New-Orleans, von Vera Cruz importirt, im Sommer oft gegessen — bildeten mit dem dichten glänzenden Laub hübsche Gruppen, namentlich auf einem Landhaus gegenüber, das sich vor einigen Jahren ein Arzt aus Belize erbaute, und dabei — als gelber Angloman — schnurgerade Palmenalleen anzulegen nicht vergessen hat. In der Ferne konnten wir die Fichtenregion wahrnehmen; die Wipfel derselben erhoben sich über die buchenartigen Blätter der Bäume, die hier mit stärkerem Stamm das Mangrovegebüsch verdrängt hatten. Dieses zeigte sich weiter aufwärts immer noch hie und da am Rand des Flusses, mußte aber später nach 20 Meilen Fahrt anderen Baumgattungen weichen. Die Palmen zeigten sich jetzt immer mehr in vollendeter Pracht, wobei namentlich die Kohlpalme, cabbage palm, den Preis der Schönheit verdient. Sie steigt senkrecht gerade in die Höhe, der Schaft zuweilen in der Mitte oder oben dicker als unten. Die Blüthen hängen oben an der Krone herunter, und zeigen offenbar dem Beschauer daß ihre schöne Wölbung, auf dem schlankem Stamm ruhend, den Griechen die Idee gab zu den schönen dorischen Säulen mit den wundervollen Capitälern (?).

Der Brodbaum, bread nut tree, hat wohl an Rinde und Blättern am meisten Aehnlichkeit mit der deutschen Buche, er ist nur nicht so dicht belaubt. Er hat keine Frucht, sondern nur Samen; das Vieh findet ein sehr gutes Futter an den Blättern.

Der Bribri gleicht dem deutschen Nußbaum, die Früchte reifen im April und sollen sehr gut zu essen seyn.

Den Mahagonybaum, der hier in der Stadt häufig vorkommt, sahen wir an dieser Stelle des Flusses nicht, er kommt erst weiter oben in Masse vor; der Provision-Fruchtbaum gleicht ihm sehr, und hat ganz dieselben Früchte.

Brasilienholz, Brazil wood, wächst ganz am Ufer des Flusses. Es sind staudenartige Bäume, der Stamm braungrau, seine Rinde ist eingeschnitten, wie herunterlaufende Aeste. Auch Sarsaparilla

Digitized by Google

und wilde Baumwolle wurde sehr häufig von uns gesehen. Einen wundervollen Anblick gewährte eine herzförmige Wasserpflanze mit grünen Blättern, einem Rohrstengel und eßbarer Frucht: es ist der „Wild-Coco," wie uns die Bootsleute belehrten. Auch der Cashoo, mit gelber Frucht und brauner Bohne, ziert das Ufergrün sehr schön; eine Frucht, die uns allen aber am besten gefiel durch eigenes Kosten, ist die Papaya: eine große gelbe Frucht wie eine Melone, aber weich, daß man die äußere Haut mitessen kann; sie hat den Geschmack einer weichen Butterbirne, im Innern eine Masse kleiner schwarzer Körner.

Der Calabassenbaum, aus dessen Frucht Indianer und Karaiben die großen Trinkschalen machen, war uns auch sehr interessant.

Unter den Palmen ist außer der Kohlpalme für den Reisenden die Cocosnußpalme, Cocoa nut Palm, jedenfalls die angenehmste, denn ihr Inneres versorgt ihn mit dem herrlichsten frischen Trunke, den er sich nur wünschen mag. Er schmeckt ähnlich wie Mandelmilch und Soda. Wir haben deren nicht wenige geöffnet und geleert; das fleischige weiße Fett, das sich später mit dem Wasser zur öligen Frucht ausbildet, ist auch sehr angenehm zu essen.

Außerdem sahen wir noch die Oelpalme, Corozo oder Cahoon. Die Blätter fangen schon nahe am Boden an in die Höhe zu treiben, so daß man von einem Schaft hier gar nichts sieht, sondern nur einen Busch von Palmblättern.

Pocondobay, eine zwergartige gewundene Palme, am Ufer stehend, ist eine andere Art.

Der Fluß bot mit dieser Verschiedenheit von Bäumen die wundervollsten Landschaften, immer mehr friedlich und heiter wie großartig. Die Ufer erheben sich überall nur unbedeutend, und werden durch Bäume und Schlinggewächse am Ufer, namentlich das prachtvolle Bambusgebüsch, zu einer künstlichen Höhe gesteigert. Mir schien für eine Ansiedlung keiner dieser Plätze sehr geeignet; das Vieh ist durchgängig nicht schön, und findet auf dem dürren Boden sehr wenig Nahrung.

24 Meilen oberhalb Belize rasteten wir, um die Nacht da zuzubringen. Der Ort ist schön gelegen, hat höhere, etwa 40 Fuß hohe Ufer, welche Kreidefelsen haben. An einem derselben stieg ich der Erquickung wegen hinab ins Bad, bot aber sicher eine höchst lächerliche Figur dar, da ich aus Furcht vor den Alligatoren nur hineintauchte und dann rasch, wie gebissen, wieder heraussprang. Angenehm ist der Gedanke allerdings nicht, bei diesem kurzen Genuß einen Arm oder ein Bein zu verlieren.

Wir brachten alle eine schlaflose Nacht hin, da uns die Moskitos und Sandfliegen, ganz kleine Dinger wie Punkte, bei Windstille sehr peinigten. Fröbel hatte während der Fahrt auf dem Fluß mehrere weiße Reiher, Eisvögel und schön gezeichnete bunte — roth mit blau — Papagaien geschossen; beim Abziehen verdarb ich als Neuling leider den Balg. Wir giengen am nächsten Tage noch 30 Meilen weiter den Fluß hinauf. Der Charakter der Gegend und des Flusses bleibt sich aber immer gleich; die Fichten nehmen zu.

Reisebriefe aus Indien.

III.

3. In der Dschungel.

(Von Dr. Georg v. Liebig.)

Die Dschungel oder der Wald in dem westlichen Ostindien ist nicht das was man sich wohl in Europa, wo man an die Beschreibungen der üppigen Wälder der amerikanischen Tropen gewohnt ist, darunter vorstellen mag, wenigstens nicht zur Zeit wo man ihn ungefährdet besuchen darf. Während und kurz nach der Regenzeit, von Mitte Junius bis Ende November, ist die Dschungel durchaus unzugänglich: während des Monsunregens, wegen der reißenden Ströme die überall entstehen, und nach den Regen, wegen der gefährlichen Fieber von denen die Reisenden dann oft befallen werden. Aus dem letzteren Grunde gibt es einen Armeebefehl, der es nicht gestattet daß die in Hindostan geworbenen Sipahis vor Januar, also drei Monate nach dem Regenfall, von der Westküste auf Urlaub nach Hause gehen. Von Januar an kann man sich schon in den Wald wagen, allein dann fängt auch schon die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses an der austrocknenden Hitze zu weichen. Das oft mannshohe Gras wird dürr und gelb, die Schling- und Schmarotzerpflanzen, so wie manche Bäume verlieren ihr Laub, und die Flußbette sind trocken. Man sieht oft armsdicke kahle Holzranken von einem Baum zum andern Brücken bilden, oder zwecklos herabhängen, die, als sie belaubt waren, den Wald undurchdringlich gemacht haben mochten. Man sieht bloß das Gerippe des Pflanzenwuchses der den Raum während der Regenzeit erfüllte. So fanden wir, als wir die Dschungel im März durchstreiften: die Bäume stehen ziemlich licht, und jeder hat freies Gebiet zu seiner Entwickelung. Der Arten sind viele, und sie stehen vielfach untereinander gemischt, oft überraschend schöne Gruppen bildend. Man sieht oft vor einem umfangreich in die Breite entwickelten Banianenbaum, mit fetten dunkelgrünen nicht trocknenden Blättern, und bewundert die von den herabwurzelnden Aesten unbeengt gebildeten belaubten Säulengänge. Nebendran streben die auf kleinem Raum vereinigt stehenden Rohre eines Bambusstockes, am Grunde gleichsam ein Bündel darstellend, in die Höhe, um sich eben ihr zierliches, scharfes Graslaub auf flachem Netzwerk von dünnen Rippen enthaltend, in schönem Bogen rings nach außen überzuneigen, wie eine Korngarbe ihre Halme in weitem Kreis überhangen läßt, aber baumhoch. Auf der andern Seite steht ein Tamarindenbaum mit voller, kugeliger Krone und feinen Fiederblättern, die vielleicht mit einem kahlen Baumstamme abwechselt, dessen Laub verloren ist, der dafür aber große, purpurrothe Blüthen trägt.

Auch den Tiekbaum (Teak) mit zähem Stamme und mehr als fußlangen ovalen Blättern trifft man, dessen unverwüstliches Holz zum Schiffbau dient, der aber nur an der Küste von Malacca seine größte Höhe erreicht. Er steht immer zusammen mit andern seiner Art, selten allein, wie die übrigen.

Dann ist der Babulbaum, fiederblätterig und stachelig, dessen Holz als Werkholz dient, und der Niembaum, dessen Rinde eine bittere Arzenei für Fieber gibt, die im Lande viel gebraucht wird.

Auch eine Pappelart mit großer, kugeliger Krone und breiten, hellen Blättern ist häufig. Ich könnte noch eine Menge aufzählen, allein die bloßen Namen, die ich nicht einmal von allen weiß, können euch natürlich keine Vorstellung von den Bäumen geben. Viele Bäume, deren Laub abfällt, haben prachtvolle Blüthen, meistens roth, einige gelb, die eine angenehme Abwechslung mit dem

Digitized by Google

Grün der andern bilden. Buchen, Eichen und Fichten findet man hier nicht, die muß man auf den kühlen Höhen des Himalaya suchen. Von Palmen gibt es bloß auf lichten Stellen bisweilen die Dattelpalme;[1] die Cocos- und Fächerpalme halten sich am Meeresufer. Der Boden ist bedeckt mit langem Gras, welches da wo Pfade durchgehen, gewöhnlich von den Eingebornen angezündet wird, sobald es trocken genug ist. Auch wir machten uns einigemal das Vergnügen die Dschungel in Brand zu stecken.

Unser Leben im Wald ist sehr genußreich nach dem langen trockenen Einerlei der Station oder des Camps, wie man hier die Militärstationen nennt. Ich will euch eine Beschreibung unseres Tages geben.

Etwas vor Sonnenaufgang wird man vom kühlen Morgenwinde, der freien Zutritt hat, da während der Nacht die Zeltwände weggenommen sind, angenehm und sachte geweckt. Man erhebt sich dann um gemeinschaftlich in der frühen Morgenluft eine Tasse Thee oder Kaffee zu genießen; dann machen wir einen kleinen Gang in die nächste Umgebung, den Wald oder die Ruinen, der eine mit der Flinte, der andere mit dem Hammer ausgerüstet, und kehren gegen 9 oder 10 Uhr wieder zurück um das Frühstück einzunehmen, welches die Diener unterdessen in ihrer Laubküche unter dem Schatten eines Banianenbaumes bereitet haben. Jetzt fangen die Fliegen im Zelte schon an unangenehm zu werden, allein man gönnt ihnen nicht lange Zeit, sondern macht sich gleich nach beendigtem Frühstück, den Kopf mit dem dick wattirten, oder mit einem Tuch umwundenen Sonnenhute geschützt, wieder auf den Weg. Es wird nun irgendein vorher beschlossener Ausflug angetreten, für den man kalte Küche mitnimmt, da man vor 5—6 Uhr Abends nicht zurückkehrt. Im Freien, und wenn man in Bewegung ist, wird die Hitze kaum gefühlt, die im Zelt sehr lästig seyn würde.

Auf einem unserer Ausflüge, nach dem zerfallenen Schlosse am See, stießen wir, nicht weit davon, auf mehrere Hütten, die von Leuten bewohnt werden, welche für das ihnen überlassene Land dem Radscha Kriegsdienste thun müssen. Sie leben auf einer Lichtung im Wald von dem Ertrag weniger kleiner Felder, einiger Kühe und der Bananen (die Eingebornen nennen sie Kála), die sie vor den Hütten ziehen. Die Musik einer kleinen Art von Trommel und Gesang ertönt fast den ganzen Tag. Die Männer sind mit Luntenflinten und Säbeln bewaffnet, oder mit Pfeil und Bogen, und üben auch die Jagd. Sie dienen den Jagdliebhabern die aus dem Camp herüber kommen als Schikaries oder Jäger, indem sie denselben die Lagerplätze des Wildes zeigen. Einer von ihnen versprach uns am nächsten Morgen einige große Hirsche, Samber genannt, zu zeigen.

Wir brachen um Sonnenaufgang auf und stiegen an einem bestimmten Platz von den Pferden, um unter tiefem Schweigen, jeder von seinem Flintenträger gefolgt, zu Fuß unsern Weg fortzusetzen. Ich erwähne dieß nicht, weil wir irgendeinen Erfolg in unserer Jagd gehabt hätten, denn wir sahen keinen Hirsch, sondern um euch tief in die Dschungel zu führen, wo die zahmen Waldbüffel ihre Weide haben.

Es gibt in Indien zwei Arten von Rindvieh: der Ochse (Bullock), ähnlich unserem Ochsengeschlecht; er hat den bekannten Buckel auf dem Rücken, ist weiß oder röthlich braun, wird verschnitten und zur Arbeit benutzt; unverschnitten ist er der heilige Stier der Brahmanen; die Indier nennen den Ochsen Bail und die Kuh Gaä. Die andere Art ist der Büffel (Buffalo), von den Eingebornen Bheinsa, die Kuh Bhäins (das „n" durch die Nase auszusprechen), genannt. Der letztere hat eine schwarze Haut und nur spärliche, ebenfalls schwarze Haare, so daß er bisweilen fast nackt erscheint. Der gewöhnliche Büffel trägt den Kopf fast in einer horizontalen Linie, der Fortsetzung des Halses, so daß die Stirn vollkommen wagrecht liegt; die Augen sehen mehr nach oben und den Seiten als nach vorn oder unten; die Hörner sind lang und dünn, und flach gegeneinander gebogen, aber bisweilen auch unregelmäßig verdreht. Sie liegen parallel entlang dem Nacken und scheinen als Gegengewicht den Kopf in der Schwebe zu halten. Das Thier ist auch sehr häßlich, sieht dumm aus und frißt mit Behagen Unrath; seine Stimme ist grunzend, wie die eines Schweines. Diese Büffel werden in Heerden um die Dörfer gehalten, und die Kühe des Morgens hereingetrieben um sie zu melken; die Ochsen werden nicht zur Arbeit benutzt. Die Büffel, die man gewöhnlich sieht, sind nicht größer als Milchkühe, bei uns aber in der Dschungel nehmen sie größere Verhältnisse an.

Auf unserer Jagdpartie erblickten wir von weitem ungeheure schwarze Kolosse über das Gras hervorragend, und wir Uneingeweihten machten uns bereits auf ein schreckliches Abenteuer gefaßt; fragen konnten wir nicht, weil das Sprechen verboten war. Unser jagdkundiger Freund, der vorausgieng, brach aber das Schweigen, indem er anfieng zu lachen und uns über die Büffel aufklärte. Als wir unter die Heerde kamen, die sich wenig um uns kümmerte, konnten wir uns nicht genug über die Größe und Schönheit der Thiere verwundern. Der Höcker reichte nur bis an die Schulter, der Kopf war kolossal und wurde mehr senkrecht getragen; das schwarze kugelige Auge war klug und glänzend, und die Hörner, welche kurz und stark waren, ragten in die Höhe. Sie hatten längere Haare und sehen nicht so abgeschabt aus wie die zahmen Dorfbüffel. Es wurde uns gesagt daß diese Thiere sehr muthig seyen und sich selbst vor dem Tiger nicht fürchten, wenn mehrere beisammen sind. Sie stellen sich alsdann in eine Linie, senken die Hörner und stürmen zu gleicher Zeit an, und wenn sich dann der Tiger nicht fortmacht, wird er zermalmt. Einzelne Büffel fallen häufig als Opfer des Tigers, der sie von hinten angreift, tödtet und den Hintertheil verzehrt; das übrige läßt er liegen. Die Büffel betrachteten uns aufmerksam, ließen sich aber nicht stören. Es war eine große Heerde, die in Abtheilungen zerstreut weidete. Alle hatten die Ohren halb abgeschnitten um das Einnisten der Parasiten zu verhüten; der Hüter wird von den Eigenthümern, die in entfernteren Dörfern wohnen, bezahlt, und bleibt das ganze Jahr mit dem Vieh in der Dschungel. Die Butter dieser Thiere wird geschmolzen und kommt dann als Schmalz, Ghie (Ghee) genannt, in den Handel. In Baroda sah ich große Wagen voll, beladen mit Schläuchen mit Ghie, von acht Ochsen gezogen, durch das Camp passiren. Ghie ist eines der allgemeinsten und täglichen Nahrungsmittel der Indier aller Classen, wird meistens mit Reis vermischt gegessen und zur Zubereitung anderer Speisen benutzt.

Es gibt auch wilde Ochsen in der Dschungel der Gebirge die einen Gegenstand der Jagd bilden; ich habe einen Kopf gesehen, dessen Träger von unserem jagdkundigen Freunde am östlichen Ende der Vindiaberge geschossen worden war, und dem dieser 15 Kugeln in den Leib jagte, ehe es sich ergab; es war ein prachtvoller Kopf mit starken dicken Hörnern, und er hatte viel Aehnlichkeit mit den männlichen Büffeln die wir in der Dschungel sahen, obwohl wenig mit denen der Dörfer. Die Engländer nennen ihn Bison, allein ich weiß nicht bestimmt ob er wirklich einer von der der zahmen Büffel verschiedenen Species angehört, oder

[1] D. h. wohl künstlich gepflegt, denn der Indus ist die östliche Gränze dieser Palme. Vgl. Alph. de Candolle Géogr. botan. p. 846. D. Red.

Digitized by Google

bloß eine Varietät iſt. Auch in den weſtlichen Ghats gibt es wilde Biſons.

Auf unſerem Rückweg bemerkten wir daß ein altes und zwei junge dieſer Thiere faſt dieſelbe Richtung mit uns verfolgten, die nach dem erwähnten kleinen See führte. Sie kamen kurz nach uns dort an und giengen ſogleich ins Waſſer, aus dem ſie nichts als die Naſenſpitzen hervorſehen ließen. Zuweilen tauchten ſie auch ganz unter. Nach und nach kamen mehrere und verſenkten ſich in das kühle Waſſer, aus dem ſie zuweilen ein behagliches Grunzen ertönen ließen. Es ſind dieſelben Thiere die ich ſchon im ſchlammigen Nil baden ſah, und von denen ich euch damals ſchrieb. Um etwa halb 6 Uhr kamen wir wieder bei unſern Zelten an, wo wir uns nach beendigter Toilette wie gewöhnlich um dieſe Zeit mit einem Glas Limonade erfriſchten, und ermüdet im Kreiſe ſitzend die Sonne untergehen ließen.

Ich knüpfe hier meine Schilderung unſeres täglichen Lebens wieder an. So wie die Sonne unter dem Horizont verſchwunden iſt, wird es über unſern Köpfen lebendig. Aus den großen weit ſchattigen Banianenbäumen löſen ſich erſt einzelne, dann mehrere fliegende Füchſe ab, und nach einiger Zeit iſt die Luft ſo voll daß wir uns genöthigt ſahen unſere Köpfe zu bedecken, um nicht von den fallenden Excrementen unangenehm berührt zu werden. Sie fliegen leiſe und halten ſich immer in derſelben Höhe, etwa die Höhe eines hohen Pappelbaums. Die Thiere ſind 10—12 engl. Zoll lang und haben den Kopf eines Hundes, und den Körper einer Fledermaus; die ausgebreiteten Flügel meſſen 2—3 Fuß. Die Farbe des Pelzes iſt ein dunkles ſchmutziges Rothbraun. Nach Sonnenuntergang fliegen ſie nach Nahrung aus, und vor Sonnenaufgang kehren ſie wieder nach jenen Bäumen zurück. Dort hängen ſie den ganzen Tag zu Hunderten an den Hinterfüßen, den Kopf abwärts im Schatten der breiten dunkelgrünen Blätter, und hüllen ſich in ihre Flügel ein. Wenn die Sonne hoch ſteht, öffnen ſie dieſelben und fächeln ſich Luft damit zu. Die Jungen tragen ſie an der Bruſt und ſchützen und halten dieſelben unter den Flügeln, und wenn ſie ausfliegen, nehmen ſie die Kleinen mit.

Nach etwa einer halben Stunde oder etwas mehr ſind alle ausgeflogen, und wir begaben uns in das Zelt um das Mittageſſen einzunehmen. An dem Tage übrigens, an welchem wir nach Hirſchen ausgiengen und Büffel fanden, zögerten wir etwas länger mit unſerm Mahl um die Ankunft zweier anderer Officiere zu erwarten, die Baroda zwei Tage vor uns verlaſſen hatten, einen Eber und Tiger zu ſchießen. Sie hatten den Tag vorher mit uns zugebracht, nachdem ſie die ganze Nacht, wenige Meilen von unſerm Lager, wie Robinſon auf einem Baum, über einem todten Büffel zugebracht hatten, den ein Tiger gefällt und deſſen eines Hintertheil er bereits verzehrt hatte. Der Tiger kam indeſſen die zweite Nacht nicht für die andere Hälfte, und ſie warteten vergeblich. An dem Tage nun von dem ich rede, waren ſie des Morgens aufgebrochen um einen andern Tiger zu ſchießen, wozu ſie uns ebenfalls eingeladen hatten; allein wir zogen vor unſern eigenen Weg zu gehen, da wir wegen der frühen Jahreszeit nicht erwarteten daß ſie ihren Tiger finden würden. Sie waren auf einem uralten bewehrten Elephanten, Namens Hyder Ali ausgezogen, den ihnen der Gaukowar von Baroda geliehen, und der ſchon Colonel Outram, bekannten Namens, auf mancher Tigerjagd gedient hatte.

Der Schikerie oder Jäger brachte ſie dießmal richtig zu dem Buſche wo der Tiger über Tag ſich zur Ruhe begeben hatte, und dieſer kam auch zum Schuß, wurde aber nur verwundet und begab ſich in einen andern Zufluchtsort. Sie folgten ihm, die Treiber hatten bereits ihr Getöſe mit Trommeln, Stöcken, Piſtolenſchießen und Geſchrei begonnen als der Schikerie den Baum, auf den er ſich in Erwartung des Thieres in Sicherheit gebracht hatte, wieder verließ, da er den Tiger nicht ſo nahe glaubte; dieſer indeſſen hatte ihn aus ſeinem Hinterhalt beobachtet, ſprang, und erfaßte ihn am Bein und ſchleifte ihn mit ſich fort; der Schikerie, ein muthiger Mann, zog ſeinen ſcharfen Säbel und verwundete den Tiger an der Wange, würde aber natürlich doch verloren geweſen ſeyn, wenn nicht einer der Jäger vom Elephanten herab, der etwa 20 Schritte davon ſtand, einen Schuß gewagt mit Gefahr den Mann zu treffen, und den Tiger niedergeſtreckt hätte; das alles geſchah natürlich faſt augenblicklich hintereinander. Die Verwundung des Schikerie war nicht gefährlich. Am Abend kamen ſie nun in vollem Jubel angezogen, und wir feierten den Tod des Tigers beim Mahle.

Einige Stunden ſpäter wurde auch der Tiger, ein ziemlich großes Thier (ein ſogenannter Bengal-Tiger oder Königstiger, es gibt in Indien gar keine andern), auf einem Ochſenkarren hereingebracht und ihm beim Mondſchein die Haut abgezogen; dieſe wurde auf der Erde ausgebreitet, und nachdem ſie inwendig mit Aſche gerieben und 12 Stunden damit bedeckt war, ließ man ſie trocknen. Die eigentliche Zeit für die Tigerjagd iſt die heiße Jahreszeit, April und Mai. Die Thiere bleiben dann den Tag über ruhig in ihren Schlupfwinkeln, Buſch oder Höhle, weil ſie ſich ſonſt auf dem heißen Boden Blaſen an den Füßen laufen würden, und gehen nur des Nachts auf Raub aus. Werden ſie dann in ihrem Lager aufgeſtört, ſo ſuchen ſie den nächſten Buſch, und es iſt leicht ſie aufzufinden und ihnen zu folgen. In der kalten Jahreszeit wandern ſie auch bei Tage umher, und man iſt nie ſicher wo man ſie antreffen wird. Die Jäger brechen vor 10 Uhr des Morgens nicht auf, und vertheilen ſich dann in der Nähe des Verſteckes des Tigers auf Bäume oder Felſen, und laſſen das Thier durch Treiber zu ſich herantreiben. Bisweilen erwarten ihn auch die Jäger zu Fuß, allein dieß iſt ſehr gefährlich, und geſchieht nur wenn zwei gute Schützen beiſammen ſtehen, die dann immer mehrere geladene Flinten bereit haben, welche von den hinter ihnen ſtehenden Schikeries gereicht werden. Es ſind oft 15—20 Kugeln nöthig ehe das Thier tödtlich getroffen wird. Die Jäger feuern nie auf weiter als 30 Schritte, um ihres Schuſſes ſicher zu ſeyn.

Die Shetlandsinſeln.

(Fortſetzung.)

Unter der norwegiſchen und der däniſchen Herrſchaft ſollen die Shetlandsinſeln in eine Menge kleiner Güter eingetheilt geweſen ſeyn, welche den verſchiedenen Anſiedlern, die nach und nach dort ihre Hütten aufgerichtet hatten, angehörten. An die Stelle dieſes freien, von den Statthaltern und Finanzagenten Schottlands verfolgten und unterdrückten Beſitzthums iſt eine noch jetzt beſtehende oligarchiſche Einrichtung getreten. Das ganze Gebiet der Inſeln iſt dem Erſtgeburtsrecht unterworfen und gehört einer gewiſſen Anzahl Lairds, welche die verſchiedenen Parcellen ihres Vaterguts zu einem ziemlich hohen Preiſe verpachten.

Ein gewöhnliches Pachtgut beſteht aus einem Hauſe, oder, beſſer geſagt, aus einer ſehr ungefüg aufgeführten Hütte, einem Stück Ackerland, das ausreichen ſoll zur Ernährung von drei Kühen, zwei Ponies und fünf Schafen, und für ein ſo kleines

Digitized by Google

Grundstück bezahlt der Bauer nicht weniger als 5 Pfd. Sterling (60 fl.) jährlich. (Plöyen, Erindringer, S. 45 u. 46.) Der Pacht aber dauert nur ein Jahr, und es kann dem Pächter daher die Bebauung eines Bodens, von dem er nicht weiß ob er ihn im nächsten Frühjahr noch hat, auch nicht sehr am Herzen liegen.

Alle Wohnungen, die des Laird wie die der Pächter, sind in der Nähe des Meers, besonders längs der Noen errichtet, welche, wie die norwegischen Fjords, tief ins Innere der Felder hineindringen. Denn wenn die Felder der Shetlandsinseln nur magere Ernten geben; wenn die einzigen Cerealien welche man dort säen kann, Gerste und Haber, oft in Folge eines frühzeitigen Frostes zu Grunde gehen; wenn die Erdäpfel, diese Gottesgabe kalter Landstriche, häufig die Hoffnung dessen täuschen der sie mühsam gebaut hat, so liefert dagegen das Meer den Shetländern eine reichliche Ernte. Das Meer ist ihr bestes Besitzthum.

Von ihrem jugendlichsten Alter an üben sie sich, inmitten der Stürme welche auf diesen Meeren toben, über die Fluthen dahin zu segeln. Einige von ihnen haben, hingerissen von der Abenteuerlust der Jugend, in der königlichen oder in der Marine des Handelsstandes Dienste genommen, und befahren alle Oceane bis an die Enden der Welt. Die meisten indessen wollen den Boden auf dem sie das Licht des Tages erblickten nicht verlassen, und das Fischer-Gewerbe, in welchem sie von ihren Vätern den ersten Unterricht erhielten, gegen kein anderes Handwerk vertauschen. Alle Shetländer sind Fischer, und zwar geschickte, muthvolle Fischer.

Im Winter versorgen sie die Londoner Fisch-Märkte mit den erforderlichen Vorräthen; sie bedienen sich dazu einer besondern Art schnellsegelnder Fahrzeuge, welche im Schifferaum eine große wassergefüllte Kufe haben, in der sich die Fische bis zur Ankunft in der Hauptstadt herumtummeln. In dieser Jahreszeit, sowie im Frühling, unternehmen die Shetländer ihre Expeditionen nur mit Sloopen von zwei- bis fünfhundert Tonnen. Im Sommer begeben sie sich mit leichten Fahrzeugen an einen bestimmten Haltplatz, wo sich die Factoren verschiedener Handelsgesellschaften versammeln, wo die Kaufleute ihre Buden und die Wirthe ihre Schenken aufschlagen, wo dann mehrere Monate hindurch das im ganzen übrigen Jahr öde und stille Gestade durch ein buntes und geschäftiges Menschengewimmel, durch eine Menge täglicher Vorkommnisse, durch die Bewegung eines geräuschvollen Marktes belebt ist.

Allwöchentlich verlassen Montag Morgens die Fischer den heimischen Herd, und kehren erst Samstag Abends wieder zurück. Während aller dieser Arbeitswochen gehen sie Abends von ihrer Station ab, und fischen die ganze Nacht hindurch. Jedes Fahrzeug trägt hundertundzwanzig Angelleinen von zweiundvierzig Faden Länge, und jede Leine ist mit zehn Angelhaken versehen. Die Menge der Weißlinge und Stockfische welche diese Fahrzeuge fangen, ist unberechenbar. Hr. Plöyen wohnte dem Fischfang einer Sloop bei, welche in zwei nicht ganz einen Monat dauernden Geschäftsfahrten dem Comptoir eines Kaufmanns 14,000 Stockfische ablieferte. Allein der arme Shetländer, der sich auf solchen Seezügen so vielen Mühsalen und Gefahren aussetzt, erhält oft nur eine schwache Belohnung dafür. Zuweilen wird der Ertrag des Fischfangs unter die Schiffsmannschaft, nicht zu gleichen Theilen, sondern nach dem Rang den die Einzelnen auf dem Fahrzeug einnehmen, nach ihrer Verwendung als Lootse, als Segelmeister oder Handlanger vertheilt. Manchmal verkauft der Fischer schon zum voraus um einen bestimmten Preis alles was er mit seinen Angelhaken fangen wird, selbst auf die Gefahr hin, bei diesem Handel, wenn im Laufe der Jahreszeit der Werth der Fische steigt, zu verlieren. Gemeiniglich behält er die Stockfischlebern für sich; so lange sie frisch sind, dienen sie ihm als Butter; später siedet er sie, und erzeugt daraus ein Oel zur Speisung der Lampe seiner Wohnung in den langen Winterabenden.

Die unerschrockenen Shetländer begnügen sich nicht damit jeden Augenblick ihr Leben, inmitten verborgener Klippen, in den Stürmen des Oceans in die Schanze zu schlagen; viele unter ihnen lassen sich noch überdieß durch eine Leidenschaft hinreißen gegen welche alle Vernunftgründe unmächtig sind — durch die Leidenschaft für die Wegnahme der Nester und für die Jagd wilder Vögel. Oft sieht man sie, um diese kindische Thorheit zu befriedigen, den Gipfel eines jähen Absturzes erklettern, und sich, an ein Seil gebunden, an die Spitze eines schrecklichen Abgrundes hängen. Um ein in der Ritze eines Felsens verborgenes Adlernest auszunehmen, trotzen sie jeder Gefahr; sie denken nicht einmal daran daß sie Weib und Kinder haben, denen sie durch ihre Unklugheit die bangsten Sorgen machen.

Eine andere, lobenswerthere und sichrere Hülfsquelle der Shetländer ist das Vließ ihrer Schafe und das Erträgniß verschiedener, von ihren Frauen verfertigter Wollenarbeiten. Mit welcher Ausdauer unterziehen sich diese braven shetländischen Frauen der mühseligen Aufgabe die das Schicksal ihnen auferlegt! Während ihre Männer mit dem Fischfang beschäftigt sind, bebauen sie ihr Feld, heuen, heimsen die Kartoffeln ein, führen Torf, ihren Brennstoff, in die Wohnung, und sammeln Seepflanzen, um Dünger daraus zu machen. Inmitten dieser beschwerlichen und ununterbrochenen Arbeiten aber nehmen sie, wenn sie nur einen Augenblick Muße finden, ihre Nadeln, und stricken. Der Sage zufolge war es der Oberbefehlshaber der „unbesiegbaren Armada," der Herzog von Medina-Sidonia, welcher, vom Sturm an die shetländischen Küsten verschlagen, einigen Fischerfrauen den ersten Unterricht in jener feinen Strickerei ertheilte die sich über das ganze Inselmeer verbreitet hat. Ist diese Sage wahr, ist es wirklich der Herzog v. Medina gewesen der sich zum Lehrer einiger armen Shetländerinnen gemacht hat, so würde der stolze und mächtige spanische Grande, wenn er jetzt den Erfolg seiner Unterweisung schauen könnte, vielleicht eine hohe Freude empfinden über sein wohlthätiges Werk. Nirgends, selbst nicht in den durch das Vließ der Merinos bereicherten Ländern, legt man der Wolle der Schafe einen höhern Werth bei als auf den Shetlandsinseln, und nirgends verarbeitet man sie mit größerem Geschick.

Die Schafe dieses Archipels gehören einer besondern Art an, die man sonst nirgends findet: sie sind ungemein klein, ungestüm, wild, und haben gewöhnlich Wolle von verschiedenen Farbenschattirungen. Wenn man sie bei ihrem ärmlichen Aussehen scheu wie Gemsen, behend wie Rehe sieht, so sollte man meinen ihre Herren seyen nicht im Stande ein so gutes Erträgniß aus ihnen zu ziehen. Allein ihre Wolle hat die Feinheit und Weiche des Sammets. Man scheert die Schafe nicht mit großen Scheeren wie bei uns zu Lande, sondern zieht ihnen die Wolle aus, d. h. man nimmt ihnen stückweise mit den Fingern den besten Theil ihres Vließes ab, und dieses Geschäft wird so zart verrichtet, daß dem Thiere dadurch keine Schmerzen verursacht werden. Gleichzeitig trägt man Sorge daß noch eine solche Menge langer Flocken zurückbleibt, daß die Schafe gegen die Kälte geschützt sind. Ist diese Arbeit vollendet, so klaubt die vorsichtige Shetländerin die gesammelte Wolle sorgfältig aus, theilt sie nach den verschiedenen Farben, den verschiedenen Beschaffenheiten und der verschiedenen Bestimmung in mehrere Loose. Die grobe Wolle wird zur Verfertigung von Strümpfen und Handschuhen für Fischer aufbewahrt; die andere wird einem Weber übergeben, der mittelst eines noch höchst unvollkom-

Digitized by Google

menen Werkzeugs Decken daraus bereitet. Aus der braunen Wolle strickt man Frauenstrümpfe; aus der grauen macht man Mannsüberstrümpfe, welche die Hausfrau an die Reisenden oder irgendeinen hausirenden Krämer verkauft. Was die Wollsorten ersten Rangs betrifft, so kardätscht man sie nicht, sondern kämmt sie sorgfältig, und glättet sie dadurch daß man sie mit einem feinen Oele tränkt. Man spinnt sie aufs allervorsichtigste, und verwendet sie zur Verfertigung von Shawls, oder Handschuhen, oder Strümpfen von solcher Feinheit, sagt Hr. Edmonston, daß man ein Paar dieser Strümpfe selbst noch um zwei Guineen (25 fl.) verkaufen kann.

Bei der auf diesen Eilanden herrschenden allgemeinen Sittenstrenge und bei der Liebe zu ununterbrochener Beschäftigung, wodurch sich die Shetländerinnen auszeichnen, kann man mit vollem Recht auch auf sie, wie auf die römische Frau, das Wort anwenden:

Casta vixit,
Lanam fecit,
Domum servavit.

(Sie lebte keusch, spann Wolle und wahrte das Haus.)

Dieser häuslichen Betriebsamkeit, der muthvollen Thätigkeit der Männer und besonders der Kinder, die schon im zartesten Alter eine Barke führen und in den Buchten fischen lernen, ist es zu verdanken daß diese Inselbewohner, wenn sie auch nicht reich sind, doch mindestens eines gewissen Wohlstands sich erfreuen, und beim Hereinbrechen eines Unglücks auf die werkthätige Unterstützung ihrer Nachbarn mit Zuversicht rechnen können. Mildthätigkeit und Gastlichkeit sind bei ihnen zwei altbergebrachte Tugenden, deren Ausübung sie sich zur Ehre anrechnen. Der arme shetländische Fischer nährt sich fast beständig nur von Fischen und sehr schlecht gewürzten Kartoffeln; er hat beinahe kein anderes Getränk als die saure Milch, welche ihren alten norwegischen Namen Blanda behalten hat. Wenn er aber von einem Verwandten, einem Freund und besonders von einem fremden Gast besucht wird, so würde es sehr kränkend für ihn seyn wenn er ihm keinen Schöpsenbraten, kein Wildpret und keine Flasche Branntwein zu bieten vermöchte. Die Lairds, die Aristokratie dieser Inseln bildend, üben die Gastfreundschaft auf eine sehr prunkhafte Art aus. Sie geben große Festmahle, und setzen, wie der ehrenwerthe Magnus Troil Walter Scotts, ihren Stolz darein diese Festmahle durch reichliche Trankopfer zu verlängern.

Sämmtliche Wohnungen der Pächter und Fischer sind an beiden Seiten der Inseln zerstreut, und meist sehr roh gebaut. Die der Lairds sind eleganter, ja es gibt einige welche mit ihrer zwei- und dreistöckigen Façade, ihrer Vortreppe und ihrem Garten ein sehr hübsches Aeußere haben. Man trifft indessen auf den verschiedenen Inseln nur einige wenige Häuser-Agglomerate, denen man durch ihr nahes Beisammenstehen den Namen eines Dorfs beilegen könnte; was die Städte anbelangt, so ist nur eine einzige vorhanden, nämlich Lerwick, die Hauptstadt des Archipels. Lerwick hat dreitausend Einwohner (ungefähr den zehnten Theil der Bevölkerung der Inseln). Lerwick ist der Wohnsitz der vornehmsten Landesbeamten, so wie mehrerer fremden Consuln. Lerwick hat Gasthöfe, Luxusbuden, einen vortrefflichen Hafen, Werften, Magazine, ein kleines mit vierzehn Kanonen bewaffnetes Fort, und allwöchentlich bringt ein Dampfboot aus Aberdeen die Nachrichten aus Schottland, England und allen Gegenden des Erdballs dahin.

Welch bewundernswerthe Stadt ist dieses Lerwick für die bescheidenen Shetländer, die, bei dem gewöhnlichen Gränzumfang ihrer Fischerei, nie auch nur zehn oder fünfzehn Stunden von der Küste sich entfernt haben! Welch ein Abstand gegen Thorshavn, die Hauptstadt der Färöer, und Reykiavik, die Hauptstadt Islands, die nur einige Hundert Einwohner zählen, im Sommer nur Handelsfahrzeuge auf ihrer Rhede ankommen sehen, und während mehr als der Hälfte des Jahrs vereinzelt, inmitten ihres kalten Oceans verlassen, der ganzen Welt fremd sind. Indessen tadelt Hr. Blöyen die unregelmäßige Bauart der Häuser in Lerwick, ihren Mangel an schnurgerader Richtung, und ihre bizarre Eintheilung Unser würdiger Freund Blöyen ist sehr heikel!

Der Ursprung dieses Fleckens reicht nicht über hundertundfünfzig Jahre zurück; bei den Shetländern aber steigen die Städte nicht, wie bei den Amerikanern, aus dem Boden hervor wenn man mit dem Fuß auf die Erde stampft. Man sieht die allmählichen Fortschritte Lerwicks, und die Betriebsamkeit die sich hier kundgibt; es unterliegt wohl keinem Zweifel daß die Stadt sich noch vergrößert, und eines Tags an den wenig bekannten Gestaden des Nordens von Großbritannien ein ziemlich wichtiger Ort wird. Trotz ihrer Entfernung von den skandinavischen Ländern, trotz der verschiedenen Abänderungen ihres Administrationswesens, ihres Charakters und ihrer Betriebsamkeit, haben die Shetländer doch noch einen Theil ihrer alten Gewohnheiten und mehrere unterscheidende Züge ihres nordischen Ursprungs erhalten. Wie groß auch die Biegsamkeit des Menschen und die von der Vorsehung ihm gegebene Kraft seyn mag um seinen Geist und seine Gemüthsart den verschiedenen Umständen seiner Bestimmung und den verschiedenen Klimaten der beiden Hemisphären anzupassen, so bewahrt er doch lange, selbst in seiner Isolirung, das eigenthümliche Gepräge seiner Nationalität; bei einer Anhäufung von Menschen aber die einem und demselben Volksstamm angehören, widersteht dieses Gepräge weit besser der unaufhörlichen Einwirkung eines fremden Landes. Man kann in Rußland und in Amerika deutsche Dörfer sehen, welche seit mehr als einem Jahrhundert ihren deutschen Charakter unversehrt erhalten haben — und ist nicht die französische Colonie von Canada eben so französisch geblieben wie zur Zeit des tapfern Montcalm?

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Statistik des Staates New-York. Nach officiellen im Jahr 1855 gemachten Erhebungen beträgt die Bevölkerung des Staates 3,466,212 Seelen, während sie im Anfang des Jahrhunderts nur 588,603 betrug. Davon sind aus fremden Ländern 920,530 eingewandert. Der Werth der Gebäude umfaßt 674,894,357 Doll., der Farmen 789,850,366 Doll., des Viehstandes 103,776,556 D., der Verwaltungsräthe 26,926,505 Doll., der zu Fabrikszwecken verwendeten Grundstücke 70,718,858 Doll., der Werkzeuge und Maschinen 179,390,711 Doll., der Fabricate 321,261,281 Doll., zusammen also 2,203,010,609 D. Das angebaute Land umfaßte 13,574,479 Acker. Das unangebaute 13,070,699 Acker. Täglich erscheinen 73 Zeitungen, dreimal die Woche 13, zweimal die Woche 16, wöchentlich einmal 411, in Monatheften 113, so daß die Zahl jener, deren Circulation eben erwähnt ward, 540 erreicht. Die Anzahl der jährlich von den Zeitungen und Zeitschriften, worüber Berichte vorliegen, gedruckten Exemplare beläuft sich auf 123,294,621, die schätzungs-

Digitized by Google

weise Anzahl der Exemplare aller Zeitungen und Zeitschriften auf 241,749,702. Die Miliz des Staates bildet 8 Divisionen, die in 28 Brigaden und 70 Regimenter eingetheilt sind, die Zahl der enrollirten Miliz ist 350,000, wovon 18,500 uniformirt, bewaffnet und vollständig ausgerüstet sind.

•

Feuerversicherungen. In der Sitzung der statistischen Gesellschaft am 21 April verlas, wie das Athenäum berichtet, Hr. S. Brown eine Abhandlung „über die Ausdehnung und die Fortschritte des Feuerversicherungswesens im Vereinigten Königreich und in mehreren fremden Ländern." Der Verfasser begann damit daß er einen geschichtlichen Abriß des Feuerversicherungswesens in Großbritannien gab, woraus hervorgieng daß man die ersten Versuche hiezu in London während der Regierung Karls II machte, und daß im Jahr 1680 der Stadtrathshof (Court of common council) Policen ausgab, und damit ungefähr zwei Jahre lang fortfuhr, worauf er seine Policen wieder einzog und die Prämien zurückgab. Im Jahr 1696 wurde die Hand-in-Hand-Feuerversicherungsgesellschaft, im Jahr 1706 der Sun, im Jahr 1714 die Union, im Jahr 1717 die Westminsterer, und im Jahr 1721 die Royal-Exchange und die Londoner Versicherung gegründet. Gegenwärtig gebe es 65 derartige Anstalten in England und Wales (wovon 39 in London), 7 in Schottland und 2 in Irland, im ganzen also 74 im Vereinigten Königreich. Die Art und Weise in welcher die Listen über die von Versicherungen zu zahlenden Abgaben verfaßt werden, verursacht viel Arbeit, um den Betrag des jährlich versicherten Eigenthums zu schätzen; die hiedurch erzielten Resultate sind aber häufig sehr fehlerhaft. Die Stempelgebühr und die Procentsatzgebühr schwankten von Zeit zu Zeit in hohem Grade; letztere wurde zuerst im Jahr 1781 im Betrag von 1 Sh. 6 Pence auf das Pfund erhoben, und steigerte sich auf 2 Sh. im Jahr 1797, auf 2 Sh. 6 Pence im Jahr 1804, und auf 3 Sh. im Jahr 1815, wie sie noch jetzt steht. Der Betrag des am Ende des Jahrs 1856 versicherten Eigenthums läßt sich folgendermaßen schätzen: der Abgabe unterworfenes Eigenthum 927,000,000 Pf. St.; Ackerbaugrundstock, von der Gebühr frei, 70,000,000 Pf. St.; auswärtige Geschäfte 125,000,000 Pf. St., zusammen 1,122,000,000 Pf. St. In Frankreich wurde die erste Gesellschaft im Jahr 1816 auf das Gegenseitigkeitssystem, „La Mutuelle de Paris," und die erste Gesellschaft zur Versicherung des Grundeigenthums, „La Compagnie d'Assurances Générales," im Jahr 1819 gegründet. Man schätzt das gegenwärtig bei den französischen Grundeigenthumsversicherungsanstalten versicherte Vermögen auf 1,320,000,000 Pf. St., das bei den Gegenseitigkeitsanstalten auf 480,000,000 Pf. St., zusammen auf 1,800,000,000 Pf. St. Ein Grund für den höhern Belauf der Versicherungen in Frankreich, England gegenüber, liegt vielleicht in den Bestimmungen des Code civil, Art. 1733 und 1734, welche verfügen: daß „der Pächter für einen Brand einzustehen habe, wofern er nicht beweisen könne daß das Feuer zufällig oder durch fehlerhafte Bauart ausgekommen, oder daß es sich von einem anstoßenden Haus aus verbreitet habe," und daß, „wenn mehrere Pächter vorhanden, alle für den Brand verantwortlich seyen, wofern sie nicht beweisen könnten daß das Feuer in der Wohnung eines von ihnen ausgebrochen, in welchem Fall dieser allein verantwortlich bleibe, oder wofern einer von ihnen beweisen könne, es sey unmöglich daß das Feuer in seinem Theil der Wohnung entstanden, in welchem Fall er frei seyn solle." In Belgien beläuft sich der Betrag der Versicherungen auf ungefähr 138,000,000 Pf. St. Von Holland konnte keine nähere Nachweisung erlangt werden. In Schweden gibt es fünf Gesellschaften in Stockholm, außer einigen kleineren örtlichen Gegenseitigkeitsgesellschaften in den Provinzen. In Dänemark wurde im Jahr 1778 eine Gesellschaft errichtet, und im Jahr 1843 umgestaltet; sie besitzt ein Privilegium zur Versicherung von Waaren, Möbeln und anderm beweglichen Eigenthum. Wer diese Gegenstände bei einer andern Gesellschaft versichert, unterliegt einer an diese Anstalt zu bezahlenden Geldbuße von 100 Reichsthalern; man weiß, weil es sehr schwer ist ein solches Geschäft zu entdecken, diese Strafe praktisch zu umgehen; auch wird die Geldbuße oft mit dem Eigenthum versichert. Der verstorbene Kaiser von Rußland verbot im Jahr 1847 die Versicherung in Rußland belegenen Eigenthums bei auswärtigen Anstalten unter Androhung einer Geldbuße von 3 Procent auf die versicherte Summe. Derselbe Ukas verordnete die Erhebung einer Steuer von ¾ Proc. auf den Betrag jeder Police, um damit die Kosten der Polizeiverwaltung in dem Bezirk zu bestreiten in welchem das versicherte Eigenthum liegt. Man schätzt die versicherte Summe in Rußland auf 30,000,000 Pf. St., im Königreich Polen auf 16,000,000 Pf. St. In Deutschland scheinen bei 20 Anstalten zur Versicherung des Grundeigenthums 286,000,000 Pf. St., bei den Gegenseitigkeitsgesellschaften 414,000,000 Pf. St., und bei den Regierungsanstalten 450,000,000 Pf. St., im ganzen also 1,150,000,000 Pf. St. versichert zu seyn. In Boston waren 23,000,000 Pf. St. und in New-York 183,000,000 Pf. St. versichert; allein die aus Amerika erhaltenen Nachweisungen sind sehr unvollständig. Der Gesammtbetrag des in Europa und Amerika versicherten Werths läßt sich auf etwa 4,482,000,000 Pf. St. anschlagen; die bezahlten Jahresprämien belaufen sich auf ungefähr 8,250,000 Pf. St., und die Jahresverluste auf etwa 4,750,000 Pf. St. Hr. Brown gieng dann zur Erörterung der Unzweckmäßigkeit der Beibehaltung der gegenwärtigen Abgabe auf Feuerversicherungen über, und suchte alle Beweisgründe, welche Hr. Goode in seinem Bericht über diesen Gegenstand zu Gunsten dieser Steuer anführte, zu widerlegen. Hr. Braun betrachtete die Taxe als eine Steuer auf die Klugheit, die in ihrer Wirkung ungleich sey, so daß, da bei der Versicherung gut gebauter Häuser die Prämie 1 Sh. 6 Pence und die Abgabe 3 Sh. fürs Hundert betrage, die Versicherungskosten durch die Steuer verdreifacht werden, während ein Theater, welches mit einer Prämie von 5 Pf. 5 Sh. belastet sey, auch nur eine Abgabe von 3 Sh. fürs Hundert zu bezahlen habe. Ferner untersuchte Hr. Brown in welchem Verhältniß das versicherbare Eigenthum auch wirklich versichert sey, und behauptete daß, obgleich der Werth des in England und Wales versicherten Eigenthums sich auf die Summe von 800,000,000 Pf. St. belaufe, das versicherbare Eigenthum doch auf 1,634,000,000 Pf. St. angeschlagen werden könne. Im Jahr 1836 wurde dem Kanzler der Schatzkammer eine von den Geschäftsführern oder Secretären des Sun, der Royal Exchange, des Guardian, des Globe, des Phönix, der Westminsterer, der Imperial, der Union, der London Versicherung, dem Atlas, der County und der Alliance unterzeichnete Denkschrift vorgelegt, worin sie ihn baten die Feuerversicherungssteuer in abermalige Erwägung ziehen lassen zu wollen, in welcher sie ferner beschwerend anführten daß die 3Schilling-Abgabe viele betriebsame Handelsleute und andere Männer von der Versicherung abschrecke, und ihre Ueberzeugung aussprachen daß eine Herabsetzung der Abgabe auf die Hälfte dieses Betrags die Gesammtsumme des versicherten Eigenthums ansehnlich erhöhen würde.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 20. 15 Mai 1857.

Ueber die letzte Bedeckung des Jupiter.

(Aus Chambers's Journal.)

Am Abend des 2 Januar gegenwärtigen Jahres kam der irrende Mond auf seinem Wanderzuge zwischen der Erde und dem Planeten Jupiter hindurch. Der Planet hatte seine klaren Augen weit aufgethan, und strahlte eben in funkelndem Glanze; allein die Bewegungen Cynthia's waren so rasch, daß er sich von der Wohlthat des Erdscheins ausgeschlossen sah, bevor er sich umdrehen konnte. In neunzig kurzen Secunden war sein liebliches Angesicht den freundlichen Beobachtern, welche ihn von ihren Stationen auf der Erdkugel aus überwachten, gänzlich verborgen.

Während dieser Bedeckung des Planeten Jupiter strotzte die eine Hälfte des gesittigten Erkreises im wahren Sinne des Worts von Teleskopen, welche nach dem Rande des Mondes gerichtet waren. Eine Bedeckung irgend eines der größern Planeten ist stets ein Ereigniß von überwiegendem Interesse für die Astronomen, weil die klaren, wohlumschriebenen Bilder welche sie in guten Teleskopen bieten, Gemälde von so vollendeter Zartheit sind, daß sie ein sehr gewichtiges Zeugniß gewähren von der Beschaffenheit der Mondsoberfläche bezüglich des Vorhandenseyns oder des Mangels einer Gas- oder Dunstumhüllung, wenn man diese Oberfläche in dem Planetenbild während des Vorüberziehens vor demselben sieht; die geringste Masse Dunst oder Gas würde das unter solchen Umständen betrachtete zart skizzirte Lichtbild merklich verdunkeln oder verzerren. Ist es der Jupiter welcher einer Bedeckung unterliegt, so hat dieß ein erhöhtes Interesse, weil dieser Planet vier Trabanten von beträchtlichem Lichtglanz um sich hat, die nacheinander hinter und aus dem Mondrande hervorzukommen haben, so daß sich, so zu sagen, fünf Bedeckungen in Einer beobachten lassen.

Während der letzten Bedeckung des Jupiter wurden eine Menge Beobachtungen gemacht und veröffentlicht. Unter den volles Vertrauen verdienenden Beobachtern stimmten die HH. W. R. Grove, Dawes, Hartnup, J. Watson, Dr. Mann und Lord Wrottesley in der bestimmten Angabe überein daß sich keine wahrnehmbare Veränderung der Gestalt des Planeten, oder Verdrehung des Umrisses zeigte, während das Planetenbild in scheinbarer Berührung mit dem Mond und unter guter optischer Begrenzung war. Die HH. William Simms und Lassell hingegen schilderten den gekrümmten Umriß des Planeten als anscheinend abgeplattet, oder auswärts nach dem Mondrande gebogen. Hrn. Lassells Beobachtung indeß bietet einen Stützpunkt zur Erklärung dieser Meinungsverschiedenheit. Er notirte eine Verdrehung als der Planet hinter den Mond trat, gibt aber bestimmt an daß keine vorhanden war als derselbe aus dieser Verborgenheit wieder hervorkam; ferner bemerkt er daß die Luft sehr unruhig und das Sehen im Anfang sehr unstät, die Begrenzung am Ende der Verfinsterung aber viel gleichförmiger und befriedigender war. Auch Hr. William Simms sagt daß die Atmosphäre in Carshalton, wo er seine Beobachtung anstellte, eine sehr unstäte gewesen. Aller Wahrscheinlichkeit nach war an der von diesen Beobachtern bemerkten Verdrehung der Gestalt des Planeten der ungünstige Zustand der Erd-Atmosphäre an den Beobachtungsstationen schuld; das Bild des Planeten gerieth dadurch während der Besichtigung in eine zitternde und wellenförmige Bewegung. Die HH. Hartnup und Dr. Mann bemerkten daß das linienartige Segment der Planetenscheibe, gerade ehe es ganz hinter dem Monde verschwand, in drei oder vier Lichtbündel gebrochen wurde. Dieses Resultat rührte von den kleinen Projectionen des Mondrandes her, welcher den Lichtstreifen an einigen Stellen kreuzte, während Theile des Streifens immer noch, an Einschnitten des Mondrandes in andere Theile, sichtbar waren. Hr. Hartnup sah wie der dritte Trabant des Planeten in der Mitte eines großen Einschnitts dieser Art eine oder zwei Secunden lang glänzte, und das Ansehen hatte als wenn er innerhalb der Peripherie des Mondsgesichtes wäre. Prof. Challis, der sich des großen Northumberland-Refractors in Cambridge bediente, bemerkte daß der dunkle Rand des Mondes, als er vor der hellen Planeten-Oberfläche vorüberzog, deutlich große, von Thälern und Bergspitzen herrührende Unebenheiten und Zickzacks zeigte.

Als der Planet hinter der hellen Seite des halbbeleuchteten sechs Tage alten Mondes hervorgleitete, ließ sich die Charakterverschiedenheit des Jupiter- und des Mondlichts aufs deutlichste erkennen. Die Scheibe des Planeten war wieder eben so blaß als die des Mondes, und schien den meisten der sie betrachtenden Beobachtern, verglichen mit dem Anblick des Mondes, eine sanft grünliche Farbe zu tragen. Hr. Lassell war der Meinung, die Lichtschwäche rühre hauptsächlich von der relativ großen glänzenden Ober-

Digitized by Google

fläche her welche der Mond in ſo enger Nähe zeige; er glaubte daß nichts einer ſo ausgeſprochenen Verſchiedenheit der Lichtſtärke ähnliches zum Vorſchein gekommen ſeyn würde, wenn der Planet in Berührung mit einem Stück des Mondes betrachtet worden wäre, das keine größern Dimenſionen als er ſelbſt beſaß.

Allein die intereſſanteſte Thatſache bleibt noch zu erwähnen. Der helle Rand des Mondes kreuzte dießmal das ſanft grüne Geſicht des Planeten nicht mit einem klaren ſcharf geſchnittenen Umriß, gleich demjenigen der ſich zeigte als die Scheibe ſich dem Blick des Beobachters entzog. Er war eingefaßt mit einem bald mehr, bald minder dunklen Schattenſtreifen oder Schattenband, das am Rande des Mondes als eine tief ſchwarze Linie begann, dann auswärts ſich allmählich abſchwächte, bis es in das grüne Licht des Planetengeſichts ſich auflöste. Dieſes Schattenband hatte die Breite von ungefähr dem zehnten Theil der Planetenſcheibe, und war von einem Ende bis zum andern gleich breit. Der Schilderung Hrn. Laſſells zufolge bot es ſeinem geübten Auge genau denſelben Anblick welchen der dunkle Ring des Saturn einer höhern Vergrößerungskraft zeigt, wenn dieſes Anhängſel des Planeten vor dem Körper der Saturnskugel vorüberzieht.

In Betreff des wirklichen Vorhandenſeyns dieſer merkwürdigen und unerwarteten Erſcheinung konnte kein Irrthum obwalten. Sie wurde von mindeſtens ſechs zuverläſſigen, von einander unabhängigen Beobachtern bemerkt und geſchildert, und die Beſchreibungen welche jeder derſelben davon gab, ſtimmten in allem aufs genaueſte mit einander überein. Der Schatten wurde geſehen und geſchildert von Hrn. Laſſell in Liverpool; von Profeſſor Challis auf der Sternwarte von Cambridge; von Dr. Mann und Capitän Swinburne in Bentnor, und von Hrn. William Simms in Carſhalton. Es bedarf daher weiter nichts als daß man das ungewöhnliche Vorhandenſeyn dieſes Schattens erklärt: die Handſchrift iſt da, und es übrigt nur die Beantwortung der Frage: „Läßt ſie ſich verdolmetſchen?“ Kann die Wiſſenſchaft die Bedeutung dieſer Schattenrandinſchrift leſen? Gibt es Geiſter welche dieſes Zeichen, das der Jupiter bei ſeinem Emportauchen aus dem gezwungenen Verſteck hinter dem Mond ausſtellt, zu ergründen, und Augen die es zu faſſen vermögen?

Der Eindruck dieſes geheimnißvollen Schattens auf Hrn. Dawes war augenblicklich der: er ſey einfach ein optiſches Spectrum — ein tiefblauer Rand an der durch das Objectivglas ſeines Teleſkops, das zufällig wegen einer der der chromatiſchen Strahlenbrechung eigenen Unregelmäßigkeiten übercorrigirt worden, verurſachten Lichtverwirrung. Dieſe Anſicht wurde natürlicherweiſe gänzlich unhaltbar, als man erfuhr, dieſelbe Erſcheinung ſey auch durch andere Teleſkope, bei denen keine ſolche zufällige Unvollkommenheit ſtattfand, bemerkt worden. Alle dieſe Beobachter erkannten daß der Schatten ſich nicht auf eine regelmäßige atmoſphäriſche Umhüllung der feſten Mondskugel beziehen laſſe, weil unter ſolchen Umſtänden der Streifen ſtets geſehen worden wäre, wenn der Rand des Mondes in ähnlicher Weiſe über einer Planetenſcheibe ruhte. Der ſcharfſinnige Profeſſor der Aſtronomie in Cambridge, Hr. Challis, ſcheint zuerſt auf die wahre Löſung des Räthſels geſtoßen zu ſeyn. Dieſer unermüdliche Sternſeher hat ſchon lange gemuthmaßt daß die breiten dunkeln Flecken der Mondoberfläche — die Meere der alten Selenographen — wirklich ſeichte, von einem Dunſtniederſchlag, der ſich in dieſen Bodeneinſenkungen angeſammelt, gefüllte Becken ſeyen; mit andern Worten, er erkennt daß es Nebelmeere, obgleich keine Waſſermeere, im Mond gebe. Die allgemeine Oberfläche und die höhern Projectionen der Mondkugel ſind gänzlich unbedeckt und nackt; allein Dünſte und Nebel haben ſich in die niedrigeren Gegenden in ſolcher Menge hinabgezogen, daß ſie deren beckenähnliche Vertiefungen anfüllen, gerade wie das Waſſer ſeinen Schwerpunkt in den Betten der Erdmeere gefunden hat. Hr. Challis, welcher die hohen Kräfte des von dem verſtorbenen Herzog von Northumberland der Cambridger Sternwarte beſchafften herrlichen Teleſkops benützte, war im Stande ſich zu überzeugen daß der Planet wirklich hinter einer weiten gaffenden Oeffnung der Mondsoberfläche — im Grunde eines Mondnebelmeers, randwegs geſehen, wenn man ſo ſagen kann — hervorkam. Wenn ein ſeichtes Becken ſich auf einige Entfernung um die Krümmung der Mondkugel erſtreckte, und mit Dunſt angefüllt wäre, ſo würde dieſer Dunſt auf einer feſten Fläche ruhen, gerade wie es bei einer Flüſſigkeitsanſammlung der Fall iſt, und eine ſolche feſte Fläche würde concentriſch ſeyn mit der allgemeinen ſphäroidiſchen Krümmung des Trabanten. In einem ſolchen Fall würde es daher nothwendigerweiſe eine bauchige Erhöhung der Dunſtoberfläche geben, mittelſt deren ein entferntes Licht, wenn es in der erforderlichen Lage ruhte, geſehen werden könnte. So verſteht Profeſſor Challis das Räthſel welches der Jupiter der Gelehrtenwelt zur Löſung vorgelegt. Der Mond hat Nebelmeere auf ſeiner Oberfläche, und das auf dem Geſichte Jupiters, als der Planet hinter dem Erdentrabanten hervortrat, ſichtbar gewordene Schattenband war ein dünner oberer Abſchnitt von einem dieſer Nebelmeere, der durch den günſtigen Zufall, daß das Licht des Planeten für den Augenblick von jenſeits her ſchien, in die Augen fiel. Das Geſchick war bei dieſer Gelegenheit der Phalanx irdiſcher Beobachter, die ſo entſchloſſen und geduldig an ihren Teleſkopen ſtanden, günſtig, und brachte den Planeten — welcher in die Bedeckung an einer Stelle eingetreten, wo hoher und rauher Grund war — an einem Punkte wieder heraus wo der Rand des Mondes ſich glatt und unter die gewöhnliche Fläche eingedrückt zeigte. Natürlicherweiſe ſollten ſich, wofern Prof. Challis' muthmaßliche Interpretation eine wahrheitgetreue Lesart iſt, dieſe Schattenbilder nur dann zeigen wenn verborgene Lichter hinter ſolchen eingedrückten Oertlichkeiten vorüber kommen.

Mittheilungen in Bezug auf die tamuliſche Literatur.

(Von R. Graul, Dr. Th.)

Die freiſinnigen Schriftſteller.

Auch die Tamulen haben ihre freiſinnigen Schriftſteller, hat doch auch unter ihnen der Buddhaismus an dem Beſtehenden Jahr-

Digitized by Google

hunderte lang gerüttelt und zwar oft von oben her, vom Throne, mit mächtiger Hand. Hinweg mit dem herkömmlichen Ceremoniendienste! Hinweg mit dem herkömmlichen Priesterstande! Hinweg mit den herkömmlichen socialen Schranken! Das sind die drei Themata, zu denen gewisse Volksdichter abwechselnd Variationen machen, oft in ziemlich unordentlichen Versen, ohne Schwung und Weihe. Ich will meine Leser mit einem derselben bekannt machen. Er nennt sich Kapiler, und die Sage gibt ihn für jenen Bruder des Tiruvalluver aus, den wir bereits kennen gelernt haben (Jahrg. 1855 S. 1214). Es ist aber das wahrscheinlichste daß sich der Dichter, dessen Sprache kaum einen alterthümelnden Anstrich hat, hinter jenen in den Volkssagen hochberühmten Namen nur versteckt hat.

Er beginnt sein Gedicht, Achavel (von dem Versmaße, in welchem es geschrieben ist, so benannt), mit allerhand philosophischen Fragen:

„Ist das männliche Wesen das erste, das weibliche, oder das mannweibliche? Ist die Zeit das erste oder die Kraft? Ist gute Thätigkeit das erste, oder böse? Ist Wohlergehen trefflicher, oder Wissen? Ist die alte Erde etwas in die Erscheinung herausgetretenes oder geschaffenes? Beruht alles Entstehen auf Natur oder That? Stirbt man mit der Zeit, oder ist der Tod bloß Schein? Geht endlich das böse Thun (d. i. nach indischen Begriffen alles Thun, als vom Uebel) schlafen oder nicht? Wenn es entschläft, was thut dann der sinnliche Theil des Menschen, und wohin geht er? Ist was die Nahrung genießt der Leib oder die Seele?"

Nach diesen philosophischen Fragen kramt der Dichter seine Lebensweisheit aus: „O Menschen, Menschen! Ich will mit der Zunge Stab die Trommel des Mundes schlagen. Hört mir zu, hört mir zu! Hundert — das ist des Menschen Alter! Fünfzig Theile davon gehen in nächtlichem Schlaf dahin, in der Kindheit fünf, in der Schwachheit (?) des Leibes dreimal fünf; wenn denn also siebenzig Theile abgehen, so bleiben nur dreißig. Darunter gibt's ein Theil Freuden- und ein Theil Trauertage. So gleicht denn das Glück dem anschwellenden Strome, die Jugend den einstürzenden Ufern desselben, das Leben dem Baume, der an diesen Ufern sprießt. Noth drum thut's, daß man etwas schaffe, daß man etwas gutes schaffe, daß man dieses Gute heute schaffe, daß man es auch ferner schaffe. Ihr sprechet: Morgen, morgen! Ei ihr wisset ja nicht wenn der Tag Yama's [1] kommt, wisset nicht, wisset nicht, wann unser Todestag kommt. Wann es auch sey, der „Rufer" [2] naht, u. s. w.

Bald darauf wendet er sich an die Brahminen und verspottet die herkömmlichen Bräuche der Todtenfeier.

„Den lebenentblößten Leib bindet ihr wie einen Dieb an Händen und Füßen, zieht ihm die Kleidung ab, nur seine Blöße bedeckend, schürt das Feuer des Scheiterhaufens, daß die Flamme aufschlägt, verbrennt ihn zu Staub, taucht denselben in die Fluth, geht dann nach Hause und weint mit den Angehörigen verzweiflungsvoll. Soll man das Gaukelei nennen oder Komödie? O ihr vom Geschlecht der Brahminen, hört mich an! Wenn euch nun die Söhne des Verstorbenen (zur Feier des Todtenopfers) eingeladen und unter der Recitation vieler Reinigungsgebete vorgelegt haben, wer hat dann die Verstorbenen je wiederkehren und von Hunger gequält mit ausgestreckten Händen flehend stehen sehen? Sprecht! Wer hat sie durch Genießung von Speisen den marternden Hunger stillen sehen?"

Nun greift er die ganze Kasteneinrichtung an.

1) Im Lande der Odras, [1] der Mletschas, [2] der Singhalesen, [3] der armen Sonakas, [4] der Javanas, [5] der Chinesen und in vielen andern Ländern gibt es gar keine Brahminen; es herrscht dort ein Zustand der Dinge, ähnlich der ganz verschiedenen Ordnung in der früheren Schöpfung. Ihr habt vier Arten von Kasten in diesem Lande gepflanzt. In der Sitte aber legt sich höherer Rang und niederer Rang zu Tage. Ochs und Büffel sind von Natur verschieden; hat man je gesehen daß die Mischung dieser beiden Säthis („Geschlecht, Kaste") Frucht getragen? Die Menschen sind von Natur eine Säthi. Seht ihr nicht, wie innerhalb des Geschlechtes, das ihr in zweimal zwei Arten zerlegt (Brahminen, Kschatrijas, Vaisjas, Sudras), Mann und Frau sich ohne Unterschied mischen, und wie doch daraus eine Frucht auflebt? Auf welchen Boden ein Same fällt, auf diesem Boden sproßt er auf; daß etwas verschiedenes daraus hervorgehe, pflegt nicht vorzukommen. Die Söhne, die aus der Verbindung von „Erdengöttern" (Brahminen) mit einer Pariah hervorgehen, das sind wieder „Erdengötter;" nicht wahr? Die Verschiedenheit zwischen Ochs und Büffel ist offenbar; wer aber hat je eine solche Verschiedenheit der Gestalt bei Menschen gesehen? Es zeigt sich da kein wesentlicher Unterschied in Bezug auf Lebensdauer, Glieder, Leib, Farbe und Geist. Geht der Pariah des Südens nach Norden und übt sich dort in heiliger Wissenschaft, so wird er ein Brahmine. Kommt dagegen der Brahmine des Nordens nach Süden und entfernt sich von dem Brahminenbrauch, so wird er zum Pariah."

Der Verfasser erinnert nun an die Weisen der Vorzeit, Wasischtha, Paräsara u. s. w. — die, obgleich von Pariahmüttern geboren, doch „die Vedas sangen" und „als Großbüßer in der Welt glänzen," sowie an seine eigene niedrige Geburt und an seine hochberühmten Geschwister, und schließt dann so:

„Nimmt denn der fallende Regen jemanden aus? Schließt denn der wehende Wind jemanden aus? Sagt denn die große Erde: ich mag den nicht tragen? Sagt denn die Sonne: ich will dem nicht leuchten? Wächst denn die Nahrung für die oberen Kasten im bebauten Lande, die aber für die untern Kasten im Walde? Glück, Armuth und Frucht frommer Uebung sind gleich für alle Menschen. Es gibt nur Ein Geschlecht, nur Eine Familie, nur Eine Geburt, nur Ein Sterben. Auch die Gottheit, die man verehrt, ist nur Eine. So kann denn das nicht böse heißen, wenn man in dem, was die Alten gesetzt haben, unwandelbar verharrt,

---

[1] „Der Bändiger," Name des Todesgottes.

[2] Bezeichnung des Todesgottes.

[1] Die Odras, Bewohner eines Theils des jetzigen Orissa, werden von Manu als ein durch Mischung mit Ureinwohnern entartetes Kschatrija-Geschlecht betrachtet; hier stehen sie wohl als Typus der unbrahmanischen Urbevölkerung überhaupt. In Madras sieht man sie als Teichgräber u. s. w. beschäftigt.

[2] So nennen die Hindus alle Andersgläubigen.

[3] Auf Ceylon herrscht bekanntlich der Buddhaismus, der die Kaste im Sinne der brahmanischen Hindus abgeschafft hat.

[4] So heißt jetzt insbesondere eine sehr arme Classe von Mohammedanern.

[5] Unbestimmte Bezeichnung der Barbaren nach Westen zu, vorzugsweise der Griechen.

Digitized by Google

zu allen Zeiten den Flehenden ſpendet, Lüge, Mord und Diebſtahl meidet, in der Tugend feſt zu ſtehen weiß, das, was weder Mann, noch Weib iſt (d. i. die Gottheit) erkennt und mit Liebe davon redet. Wird denn ohne Auszeichnung und Tugend die bloße Geburt Verdienſt verleihen, ihr Thoren?" — So weit Kapiler. — Die Tamulen haben auch theoſophiſch-myſtiſche Dichter, die von ihrem Standpunkte aus einen ähnlichen Ton anſtimmen, wie es denn eine bekannte Thatſache iſt daß Theoſophen und Myſtiker zu allen Zeiten an allen Orten gegen alles von außen her Gegebene mehr oder minder ankämpfen und namentlich dem äußeren Cultus den Cultus „des Gottes im Buſen" entgegenſetzen. Ein ſolch theoſophiſch-myſtiſches Product im Sinne des Sivaismus iſt z. B. das ſogenannte Sivavâkkiyam, das ſich zuerſt über die allen Hindus heilige myſtiſche Sylbe Om, und ſodann über das eigentliche Schiboleth der Sivaiten, das aus fünf Buchſtaben [1] beſteht und Na-ma-ſi-wâ-ja („Preis dem Siwa!") lautet, in ächt theoſophiſcher Weiſe verbreitet.

Ich theile der Probe halber einige Verſe aus dem myſtiſchen Theile desſelben mit:

„Millionen, Millionen, Millionen Menſchen wohl
Sie verkommen, ſie verkommen, ſie verkommen — geiſteshohl,
Laufend, laufend, laufend, laufend nach dem doch ſo nahen Licht,
Suchend, ſuchend, ſuchend, ſuchend, und doch ewig findend nicht."

Dieſer Vers, der „das innere Licht" preiſt, würde weder in einer Blüthenſammlung muſelmänniſcher Myſtiker, noch auch unter den myſtiſchen Sentenzen eines auf chriſtlichem Grund und Boden ſtehenden Angelus Sileſius auffallen. In dem folgenden Verſe fällt der Dichter noch offener über diejenigen her die ihr Heil in Wallfahrten zu heiligen Orten und Tempeln ſuchen, und dort, wie der ſtehende Ausdruck lautet, „den Gott ſehen," d. i. ſich vor ſeinem Bilde niederwerfen, beten und opfern wollen.

„Schaubegierig fahrt und rennt ihr über Meer und Berg und Thal!
Iſt das nicht vermeſſenes Treiben, arme Thoren allzumal?
Wenn in euch der ſtets erwünſchte Fuß des höchſten Herrn erglänzt,
Dann mögt ihr den Urglanz ſchauen, der nicht Zeit noch Raum begränzt."

Zum Verſtändniß dieſes Verſes diene die Bemerkung daß die Myſtiker des Siwa-Cultus das Weben des Gottes im Herzen ſeiner „Liebhaber" unter dem Bilde eines Tanzes vorzuſtellen lieben. Der folgende Vers ſchlägt denſelben Ton an:

„O ihr Narre", die ihr laufet, ſprechend: Es iſt fern, fern, fern!
Ueber Stadt und Land und Wüſten ſchweift ihr nach dem höchſten Herrn,
Deſſen Gegenwart die Erde und den Himmel ganz durchdringt?
Thoren, in dem eigenen Buſen ihn zu ſchauen, danach ringt!"

Auch die heiligen Waſchungen entgehen der Rüge unſers Myſtikers nicht.

„Waſſer ſchöpfen, Waſſer ſinnen — Waſſer nur wirſt du gewinnen!
Denk an wen du willſt und ſpritze alles Waſſer, 's iſt nicht nütze. —
Denk der Wurzel nach, dem Samen, den Prachtſproſſen, die daraus kamen!
Will dazu die Kraft nicht fließen, ſchmiege dich zu Siwa's Füßen!"

Selbſt den „Sitz aller Heiligkeit," Kaſt oder Benares, verſchont er nicht.

„Kaſt, Kaſt, Kaſt! ſchreiend, rennſt du daß die Füße ſchmerzen,
Ei, wenn du auch noch ſo rennſt, wird das Schwarz zu Weiß im Herzen?
Wirf hinweg der Lüſte Feſſeln, zähme die fünf Sinne; traun —
Dann wirſt du im eignen Herzen bald das wahre Kaſt ſchaun."

Gegen die Brahminen nimmt er vollends kein Blatt vor den Mund:

„„Ich kann ſchreiben, ich kann rechnen; niemand iſt wie unſereins!""
Die ihr alſo, wie die Eſel, brüllet, — Thoren voller Scheins!
Unter Würmern liegend, ſeyd ihr ohne alles Wiſſen doch!
Nur wenn ihr den Schrift-Trug laſſet, könnt ihr alles werden noch.

Wüßteſt du in den vier Veden jeden Buchſtab, ſchwätzteſt da,
Eine Fluth von Aſch' aufſtreichend, — dir iſt doch der Gott nicht nah.
Du erreichſt den Urglanz nimmer, wenn du nicht, des Buſens Erz
Schmelzend, jene Wahrheit kündeſt die im Grunde birgt dein Herz.

Du brahminiſcher Betrüger mit der geiſtlichen Tonſur,
Den vier Veden, Opfergraſe, Bettelſtab und heil'ger Schnur!
Deine Mummereien alle fahren laſſend, Weisheit lern';
Dann nur wirſt du dich vermählen jenem Urglanz, der nicht fern.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er die Kaſte ebenfalls für nichts achtet:

„Was, o Elender, iſt Kaſte? Iſt nicht alles Waſſer eins?
Gins nicht die fünf Elemente ſammt den Sinnen trotz des Scheins?
Iſt nicht gleiches Gold der Zierath an dem Nacken, Buſen, Bein?
Was im Kaſtenunterſchiede ſollte denn beſonders ſeyn?

Auch wiſchnuitiſche Dichter ſtimmen in dieſen Ton ein. Die Wiſchnuiten dringen bekanntlich auf „Glauben," und der iſt ja allen Claſſen zugänglich. So heißt es in dem gefeiertſten Tamulwerke derſelben, in dem Tiruvâjmoli, das ſie als ihren Veda rühmen:

„Und wären's auch Pariahs der Pariahs, ohne irgend eine Ehre, tief unter den vier edlen Kaſten, — die Sklaven der Sklaven derer die als Knechte des blaufarbigen Gottes mit dem mächtigen Discus (d. i. Wiſchnus) ſich mit ihm innerlich miſchen, ſind unſere Herren." —

Eine eigenthümliche Stellung nehmen die Schriftſteller der Vedanta-Philoſophie, die, durch und durch pantheiſtiſch, alle äußeren Unterſchiede aufhebt, zu dem geſammten indiſchen Ceremonienweſen ein. Sie erhellt aus dem folgenden Zwiegeſpräch zwiſchen einem Vedantiſten und ſeinem Schüler, der aus der ſogenannten „logiſchen Schule" herkommt, die zwiſchen Gott und Welt in der That ſtreng unterſcheidet:

Lehrer. Die Ordnung der religiöſen Schriften, die da gebieten und verbieten, iſt nicht für den philoſophiſchen Weiſen aufgeſtellt.

Schüler. Für wen denn?

Lehrer. Die Ordnung der Kaſten und der verſchiedenen Lebensſtände iſt nur für den Egeiſten (d. i. den gemeinen Mann, der ſein Ich noch nicht als einen bloßen Reflex des allgemeinen Geiſtes erkannt hat).

Schüler. Für den Weiſen iſt die Kaſtenordnung u. ſ. w. nicht nöthig?

Lehrer. Kaſtenordnung u. ſ. w. bezieht ſich bloß auf die Scheinwelt der Mâjâ-Gebilde (d. i. auf die Sinnenwelt, die nichts als täuſchender Schein iſt). In dem Atman (dem wahren Selbſt), hat ſie keinen Raum.

Schüler. Iſt es denn aber nicht unrecht die Ordnungen die

[1] Nach unſerm alphabetiſchen Syſtem: fünf Sylben.

Digitized by Google

man auf dem einen Standpunkt vorher befolgt hat, auf dem andern nachher fahren zu laſſen?

Lehrer. Auch für die Werkler (d. i. Leute die ihre Seligkeit auf dem Wege religiöſer Ceremonien ſuchen) gibt es in dem Kindesalter weder Gebote noch Verbote. So gerade iſt es auf dem Standpunkte des Weiſen.

Schüler. Das Kind iſt ein ganz unwiſſendes Weſen, nicht wahr? Iſt denn der Weiſe alſo geartet?

Lehrer. Sowohl für denjenigen der gar nichts weiß, als auch für den Weiſen, der, alles wiſſend, der Allherr iſt, gibt es keinen Unterſchied der Gebote und Verbote.

Schüler. Für wen denn iſt dieſer Unterſchied?

Lehrer. Für den Juſte-Milieu-Geiſt, der ein bißchen weiß und nicht weiß. —

Weiter:

Lehrer. Wir ſehen daß alle den Sanjäſin (Allentſager) verehren, der den religiöſen Schriften, die irgend etwas verordnen, Valet geſagt hat.

Schüler. Nein, alle gemeinen Kerle ſchmähen.

Lehrer. Nun, laß doch diejenigen, die auf Kaſtenordnung und auf ähnliche äußere Dinge leidenſchaftlich halten, den Weiſen ſchmähen! Laß Ochſen und Tiger auf den Weiſen losfahren. Was thut's?

Kurze Beſchreibung der Maſai- und Wakuaſi-Stämme im ſüdöſtlichen Afrika.

(Schluß.)

Nach der Erzählung meines Berichterſtatters hätte der Glaube an böſe Geiſter keinen großen Halt in den Gemüthern der Wakuaſi. Dieß kann aber kaum der Fall ſeyn, wenn man bedenkt daß Wahrſagen und Zauberei ſo wie Opferungen unter den Wakuaſi ſtattfinden, was nicht der Fall ſeyn könnte ohne den Glauben an böſe Geiſter, deren Furcht den Menſchen zu Opfern hintreibt. Ohnehin iſt die Furcht vor böſen Geiſtern ſo unzertrennlich mit dem gefallenen Menſchen verbunden, daß wir uns wundern müßten wenn dieſer Glaube in Oſtafrika fehlen würde. Ich wenigſtens habe noch kein Volk getroffen bei dem ich nicht den Glauben an böſe Geiſter bemerkt hätte. Furcht vor einem oder vielen böſen Weſen iſt der unbewegliche Begleiter des böſen Gewiſſens eines Gott entfremdeten Menſchen, und ſie weicht nur, wenn der Menſch ſich der Verſöhnung des beleidigten wahren Gottes bewußt wird, und wenn er ſeinen Gott lieben und ſich als ein Kind desſelben durch den Glauben an Chriſtum betrachten kann.

Ob die Wakuaſi einen Stillſtand in den Geſchäften, alſo einen Ruhetag machen, konnte ich nicht ſo beſtimmt erfahren. Die ackerbautreibenden Stämme an der Küſte ruhen gewöhnlich alle vier Tage von ihrer Feldarbeit. Dieſen Ruhetag heißen ſie den großen Tag (siku kú) d. h. den Feſttag. Da nun die Wakuaſi und Maſai nomadiſche Hirtenſtämme ſind die keine ſchweren Geſchäfte zu verrichten haben, ſo läßt ſich wohl denken daß ſie das Bedürfniß nach einem beſondern Ruhetag nicht ſo fühlen wie die andern genannten Stämme, die alle vier Tage ruhen und durch Eſſen und Trinken ſich gütlich thun.

Die jungen Wakuaſi haben vielen Reſpect vor den alten Leuten, vor denen ſie aufzuſtehen pflegen. Wenn ein alter Mann zu den Jungen kommt, ſo ſagen die letztern ſogleich zu ihm: „totona papa,“ d. h. ſetzte dich, Vater. Dieſer ſetzt ſich und ſpricht zu ihnen: „endoton endai,“ ſetzt auch ihr euch. Auch gegen Bettler, Reiſende, Blinde oder ſonſt Leidende ihres Volks ſind ſie gütig, und ſie laden ſie ein zur Theilnahme an ihren Mahlzeiten, beſtehend hauptſächlich aus Milch und Fleiſch. Brod haben ſie nicht. Was bei den ackerbauenden Stämmen Brod genannt wird, iſt eigentlich nur ein Teig aus Mehl und Waſſer, das zuſammengekocht wird, ſo daß man den Teig mit den Händen eſſen kann, da das Eſſen ſelbſt mit hölzernen Löffeln noch faſt ganz unbekannt iſt. Die blinden Leute unter den Wakuaſi, die keine Freunde haben, werden vermittelſt Stäben die ſie in der Hand halten, auf dem Weg fortgeleitet. Der Führer geht voraus mit dem Stabe in der Hand, der von dem Blinden hinten ergriffen und ſo gleichſam nachgezogen wird. Gegen Leute die nicht aus den Stämmen der Wakuaſi, und alſo eigentlich Fremde ſind und die Wakuaſiſprache nicht verſtehen, ſind ſie ſehr argwöhniſch und kampfbereit, bis ſie wiſſen was die Abſicht ihres Kommens iſt. Ein ſolcher unbekannter Fremde heißt ein Orlmagnati (eigentlich ein Feind), beſonders wenn er bewaffnet iſt. Die Wakuaſi ſagen: wenn er als Freund kommt, ſo braucht er keine Waffen; da er nun bewaffnet erſcheint, ſo muß er feindliche Abſichten haben, deßwegen ſetzen wir uns ihm entgegen. Die Maſai nennen die Wakuaſi (ihre Brüder) Almagnati oder Ilmangad, gegen die ſie ſolchen tödtlichen Haß haben, daß ſie vor etwa zwanzig Jahren faſt alle Wakuaſi-Stämme, die in der Nähe der Küſte von Mombas wohnten, vertilgt, und es ſo den Reiſenden von der Küſte möglich gemacht haben von Mombas aus ins Innere nach Dſchagga und Ukambari zu gelangen. Aber ſeit einem Jahr ſcheinen die Maſai die Gegenden wo früher die Wakuaſi wohnten, in Beſitz genommen zu haben, weßhalb das Reiſen ins Innere wieder unſicherer werden wird als je. Im Jahr 1856 haben die Maſai einen Einfall in das Land der Wanika und Wakamba an der Küſte gemacht und all ihr Vieh geraubt, außerdem viele Wanika und Wakamba erſchlagen. Dieſe Ilmagnati ſind freilich noch keine Magnaten, die Frieden und Cultur emporzubringen ſuchen. Das Evangelium muß erſt ein Magnet für ſie werden. Das Wort „Magnati“ iſt wohl von dem Hebräiſchen „Magen“ (arabiſch maganon oder madschanon) abzuleiten — alſo Geſchildete, mit Schilden verſehene Leute, die feindliche Abſichten haben.

Ein Fremder muß alſo mit großer Vorſicht ſich den Wakuaſi nähern. Dieß geſchieht auch von Seiten der Suahili-Karawanen. Sobald ſie in die Nähe einer Wakuaſi-Stadt gekommen ſind, ſuchen ſie vor allem Frauen oder einzelne Wakuaſi auf dem Weg aufzufangen und ſie zu bitten (unter dem Verſprechen eines Ge-

Digitized by Google

schenks, zu ihren Aeltesten zu gehen und sie von der Ankunft der Kaufleute zu benachrichtigen, welche Erlaubniß zum Handel begehren. Nachdem die Alten von der Sache gehört haben, gehen sie, wenn sie die Erlaubniß zu geben bereit sind, selbst aus der Stadt um die Fremden zu grüßen. Nach der Begrüßung holen die Alten einen Ochsen zum Geschenk für die Fremden, die jetzt ihr Handelsgeschäft mit Eifer beginnen, da Freundschaft zwischen ihnen und den Wakuafi (denen natürlich ein gutes Gegengeschenk gemacht werden muß) besteht. [1] Die Wakuafi haben keine Sklaven unter sich. Weder Kauf noch Verkauf von Sklaven findet im eigenen Lande statt. Nur Kriegsgefangene werden, wie oben erwähnt, nach der Küste hin verkauft. Arme Leute jedoch treten in ein Sklavenverhältniß unter den Masai und Wakuafi. Es gibt nämlich unter ihnen viele Stammgenossen, welche kein eigenes Vieh und auch keine Verwandten haben. Solche Menschen kommen in eine untergeordnete Stellung, die sie zwingt Lasten zu tragen und manche Geschäfte zu verrichten, welche ein freier und unabhängiger Masai sonst nie verrichten würde.

In diesem Verhältniß der Unterordnung unter die Wakuafi stehen namentlich die Wandurobo und Elkenono, welche die Fragmente früherer Stämme zu seyn scheinen, die entweder von den Wakuafi oder andern mächtigen Stämmen vernichtet worden waren. Die Wakuafi heißen sie in ihrer (der Wakuafi-) Sprache „Elderobo" (sing. Olderobui), was wohl nach dem Arabischen „el madarúb" heißen soll „ein Geschlagener, Ueberwundener, ein Unterthan." Das Wort bezeichnet also eben das was die Suahili unter „Waschinsi" verstehen, nämlich homines victi, Besiegte. So sind z. B. die Wanika die Waschinsi von Mombas. Die Wasegua-Stämme sind die Waschinsi des Königs von Usambara. So sind die Indier (nach der Ansicht der Suahili) die Waschinsi (Unterthanen) der Europäer in Indien. Aus Elderobo bildeten die Wanika und Suahili das Wort „Wandurobo", die Robo-Leute.

Die Elkenono sind die Grobschmiede der Wakuafi, für die sie Spieße, Schwerter, Messer ꝛc. verfertigen müssen. Die Wandurobo müssen Elephanten jagen und das Elfenbein ihren Wakuafi-Herren übergeben. In ähnlicher untergeordneter Stellung stehen die Ariangulo und Dahalo zu den Galla an der Küste von Melindi, wo die Dahalo auch noch überdieß die Beziehungen der Galla, welche die Dahalo hart behandeln, zu den Suahili vermitteln müssen. Die Elkenono und Wandurobo sind arme Leute, die hauptsächlich von Elephantenfleisch leben. Sie bedecken ihre Hütten nur mit trockenem Gras, nicht mit Häuten, wie die Wakuafi zu thun pflegen, welche sich deßhalb ihrer bessern Häuser rühmen. Die Wandurobo sprechen zwar die Wakuafi Sprache, aber es scheint, sie haben (wie die Ariangulo und Dahalo eine eigene Sprache, welche, wenn sie jemand erlernen würde, die afrikanische Philologie noch bereichern dürfte.

Die Wandurobo tödten Löwen, Elephanten, Büffel, Nashörner, Leoparden, Giraffen, Hyänen, Schakale, Zebras, Affen, Schweine, Krokodile, Nilpferde, verschiedene Arten von Antilopen, wilde Esel, Perlhühner und viele andere Thiere welche im Wakuafi-Land existiren. Es gibt dort auch verschiedene und giftige Schlangenarten. So soll z. B. die Schlangenart, die Durbuba heißt, armsdick, 5 Fuß lang und sehr giftig seyn, und gewöhnlich an sandigen Oertern liegen. Die Suahili, die mir gegen 20 Schlangenarten angezählt und von denen ich selbst manche getödtet habe, heißen diese Schlange Bäse.

Daß eine Partie Wakuafi beim Jagen der Elephanten, der Büffel und Nashörner diese Thiere beim Schwanz ergreift, während eine andere Partie dieselben mit Lanzen durchsticht, scheint mir etwas übertrieben zu seyn. Eben so bezweifle ich die Richtigkeit der Behauptung daß es Sitte der durstigen Wakuafi sey sich unter die Kuheuter zu legen und deren Zitzen in den Mund zu leiten, um sich mit Milch zu erfrischen. Ich wiederhole in Beziehung auf diese Geschichten was Herodot, der Vater der Geschichte, zu sagen pflegte: „Ich erwähne nur was die Afrikaner mir mittheilen."

Hieher gehört wohl auch die Erzählung meines Berichterstatters wilde Pferde in seinem Land gesehen zu haben, die so groß gewesen seyen als die arabischen Pferde, die er in Sansibar gesehen hatte. Das Haar sey von rother Farbe, der Nacken und das Gesicht sey schwarz gewesen; die Thiere haben gewiehert wie die zahmen Pferde, und sich im Sand herumgewälzt, um sich zu waschen, wie mein Informant sich ausdrückte. Die Thiere rennen außerordentlich schnell und lieben keine dichten Wälder, wohl aber liegen sie gern in offenen Plätzen.

Die Wakuafi trinken sehr gern Honigwasser, das sie 8 bis 10 Tage gähren lassen, wo es eine berauschende Kraft erhält. Sie heißen es ol maruu, ein Wort das mich an das Amharische mar erinnert. Die Abessinier sowohl als die Galla, und überhaupt sehr viele ostafrikanische Völker, lieben dieses Getränk, welches in Abessinien deßwegen so berauschend ist weil man mit bittern Pflanzen (z. B. Gesche) die berauschende Kraft zu vermehren sucht. Die Wakuafi erhalten ihren Honig meist in Gruben, welche die wilden Schweine in die Termiten (weiße Ameisen-) Hügel gemacht haben. Wenn die Termiten und Schweine den Hügel verlassen haben, so kommen die Bienen und wohnen daselbst, bis die Wakuafi ihren süßen Ertrag und Schatz sich zueignen, den sie mit Milch oder Fleisch genießen, welch letzteres sie auf verschiedene Weise zuzubereiten verstehen. Die Butter, die sie im Ueberfluß haben, gebrauchen sie meist zur Einsalbung ihres Körpers, besonders des Haupts. Wenn sie die Butter in Schmalz verwandeln wollen, legen sie einen Strauch (olemorán genannt), der wie Pfefferminz riecht, in dieselbe, um das Schmalz wohlriechend zu machen. Dieser wohlriechende Strauch ist fast bei allen Ostafrikanern beliebt, besonders bei den Frauen, welche ihm eine die Geburt befördernde Kraft beilegen. Die kräftigen Nahrungsmittel von Milch, Fleisch, Honig u. s. w. sind es denen die Wakuafi und Masai ihre körperliche Größe und Stärke zuschreiben. Und allerdings zeichnen sie sich vor den meisten Ostafrikanern in dieser Beziehung vortheilhaft aus.

Wenn es bei andern afrikanischen Stämmen Sitte ist ihre Zähne zu feilen, so daß sie ganz spitzig werden, so herrscht dagegen bei den Wakuafi die Sitte einen von den Schneidezähnen der untern Zahnlade auszuschlagen, um besser ausspucken zu können. Es ist überhaupt merkwürdig wie vielfach das afrikanische Geschlecht den Körper zu verstümmeln sucht, angeblich aus Schönheitsrücksichten,

[1] Wenn die Alten keine Erlaubniß zum Handeln geben, so ist dieß gleichsam eine Kriegserklärung, und die Ilmurran greifen die Karawane an. Große Karawanen sind schon oft total vernichtet worden. Ueberhaupt kann kein einzelner Reisende unter die Wakuafi und Masai gehen. Er muß sich an eine Karawane anschließen.

Digitized by Google

zu deren Befriedigung ſie keine Mühe und keinen Schmerz ſcheuen wie ich oft perſönlich bemerkt habe. Welche Schmerzen laſſen ſich die Leute im Tättowiren und Punktiren ihres Körpers, beſonders der Ohren und Naſe, welche durchbohrt werden, gefallen! Wie ſchmerzlich iſt die Beſchneidung! Wie ſchmerzlich iſt die Verwundung des Angeſichts bei Leichenbegängniſſen! Die Frauen, welche in Afrika nicht weniger eitel ſind als in Europa, überbieten gewöhnlich die Männer. Welche Eitelkeit entwickelu ſie z. B. im Kleidertragen, in Schmuckſachen u. ſ. w., nur daß die Schönen im Innern von Afrika nicht ſo leicht ihre Begierden befriedigen können wie die welche an der Küſte wohnen. Die Wakuaſi lieben beſonders blaue und weiße Glasperlen, Armringe von Blei und Kupfer, kleine Muſcheln, die ſogenannten Kauris (sigiria), Kupfer- und Meſſingdrath, blaue Tücher (Nikzeug genannt) u. ſ. w. Mit dieſen Dingen kaufen die Suahilis im Wakuaſi-Land das Elfenbein, das ihnen an der Küſte und in Sanſibar, dem Mittelpunkt des afrikaniſchen und europäiſchen Handels, großen Gewinn bringt.

Ich habe in Uſambara Frauen geſehen, welche 6 Pfund große blaue Glasperlen in den Ohren hangen hatten, die ganz verſtümmelt waren; die Perlen hiengen bis auf die Achſeln herab. Manche Oſtafrikaner hängen dieſe Perlen an die Arme und Füße, ja bei den Wakamba ſah ich nackte Männer, welche ſie an die Genitalien gehängt hatten. Wie mancher Sklave iſt ſchon für Glasperlen und Kauris verſchachert worden! Ja wie manche Mutter hat ihr bitterlich weinendes Kind aus ihren Armen weg dem Sklavenhändler gegeben, der ihr Glasperlen anbot! Die Liebe zur Eitelkeit überwog die Liebe zu der Frucht ihres Leibes. Wer kann die Gräuel beſchreiben welche die Eitelkeit und Fleiſchesluſt in Afrika begeht am eigenen Leibe ſo wie am Leibe der Menſchheit? Wie tief muß der Menſch herabgeſunken ſeyn, wenn er wie die Mabiti am Niaſſa-See handeln kann! Dieſe Ungeheuer von Menſchen überfielen im Jahr 1847 den Stamm der Wahian, tödteten erſt ſo viel Menſchen als ſie konnten, und verkauften dann 7000 Kinder an die Suahili-Händler für Glasperlen und Kleider, nachdem ſie die Säuglinge welche nicht laufen konnten, in Bündel gebunden an Bäumen aufgehängt und durch den Rauch des Feuers, das ſie unter den Bäumen anzündeten, erſtickt hatten!!! Wenn man ſolche Scenen hört oder lieſt, wird man nicht erſt noch lange fragen ob das Miſſionswerk, die Verbreitung des Evangeliums in Afrika, nothwendig ſey oder nicht.

Die Suahili-Elfenbeinhändler gehen in Karawanen von 500 bis 700 Mann ſtark ins Wakuaſi-Land. Sie ſind meiſt alle mit Stein- und Luntenflinten bewaffnet, und tragen gewöhnlich 46 bis 60 Pfund ſchwere Laſten, außerdem daß ſie noch ihre Nahrungsmittel und ihr Waſſer zu tragen haben. Weil die Oſtafrikaner im Innern (außer in Abeſſinien, wo der öſterreichiſche Maria-Thereſia-Thaler gangbar iſt) keine geprägte Geldmünze kennen, ſo müſſen die Händler ihre Handelsangelegenheit durch Tauſchmittel abmachen, und deßhalb brauchen ſie viele Träger, da Wagen, Kamele, Pferde, Ochſen zum Transport der Waaren nicht angewendet werden. Nur Eſel werden zuweilen gebraucht, auch Kamele an ein paar Orten, wo die wald- und gebirgsleſe Gegend es geſtattet.

Welche Maſſe von Wolle und Baumwolle könnte in den Wakuaſi-Ländern erzeugt werden, wenn beſſere Transportmittel vorhanden wären! Wie viele Häute, Elephantenzähne, Büffelhörner, welche Maſſe Vieh, Schmalz ꝛc. könnte an die Suahili-Küſte gebracht werden!

Was die Hausgeräthe der Wakuaſi betrifft, ſo ſind ſie leicht zu zählen. Töpfe, Körbe, Lederſäcke und Kalabaſſen ſind die Hauptgefäße, die ſie haben. Die Kalabaſſen ſind die Gefäße für Flüſſigkeiten. Sie haben Kalabaſſen von der Größe eines Trinkglaſes bis zur Größe und Weite eines Fäßchens, in welches kleine Kinder hineinkriechen um den Reſt der Milch zu lecken. Jede Art von Kalabaſſe hat ihren eigenen Namen, z. B. engódi iſt die kleinſte Art, dann kommt orlordi, dann orkdulet, dann embugúri, dann orlbugúri, dann emaria, zuletzt der emboróngo, die größte Art. Als Mörſer gebrauchen ſie eine ungegerbte, trockene Kuhhaut, welche wie ein offener Sack zuſammengenäht iſt. In dieſem ſonderbaren Mörſer ſtoßen ſie die Tabaksblätter, um Schnupftabak zu gewinnen. Ihre Schnupftabaksroſen verfertigen ſie aus der Steinfrucht des Mkoma-Baumes. Der Kern wird ſorgfältig aus dem Stein herausgenommen.

Die Haut welche ſie als Bedeckung ihres Körpers tragen, wird roth gefärbt mit einer Baumrinde, die im Waſſer geſotten wird. Von der Rinde eines andern Baumes verſchaffen ſie ſich eine gelbe Farbe.

Der Baum Méſera (der bisweilen ungeheuer groß und dick iſt und in der Suahili-Sprache Mbáju heißt), liefert eine Frucht aus deren Schale die Wakuaſi und andere oſtafrikaniſche Stämme Milch- und Waſſergefäße machen. Dieſe Frucht hat in der Schale ein weißliches Mark, das man in Waſſer auflöſen und zu einem angenehmen ſäuerlichen Getränk zubereiten kann. Die Händler nehmen oft ihre letzte Zuflucht zu dieſer Frucht, wenn ihr Speiſevorrath auf ihrem Weg durch die ausgedehnten und menſchenleeren Wildniſſe verzehrt iſt. Das Holz des Baums iſt ſehr weich und ſchwammicht, und beſteht aus zarten und locker verbundenen Faſern. Die Fiſcher an der Meeresküſte machen ihre Angelſchnüre daraus da das Seewaſſer dieſelben nicht viel afficirt.

Von welcher Art die Fruchtbäume Olkiſcheremboa, Olgiſchoiei und Oldſchoboliſcho (die in den Wäldern wachſen ſollen) ſeyn mögen, konnte ich nicht genau erfahren. Eben ſo wenig konnte ich recht erforſchen zu welcher Steinart der Embóroi gehört. Dieß ſoll eine transparente Materie ſeyn von ſehr rother Farbe; es ſoll hart und ſchwer ſeyn und am Fuß eines Berges gefunden werden. Ich vermuthe daß es der Karneol ſeyn mag, den man ſchon in der Nähe des Kilimandſcharo gefunden hat. Ferner weiß ich nicht was man aus dem Olkábate machen ſoll, das ein Mineral ſeyn muß. Es ſoll nämlich in der Nähe eines Berges zur Regenzeit eine ſehr weiße, glänzende, aber ſchwere Materie gefunden werden, welche die Wakuaſi Olkábate nennen, die ſie durch Reiben an einem Stein poliren, da die Materie ſehr hart iſt und ihre rauhen Auswüchſe oder Ecken mit einem Meſſer nicht abgeſchnitten werden können. Wenn dieſes Mineral polirt iſt, ſo hängen die Wakuaſi es an den Hals und tragen es als Lieblingsſchmuck. Gegen Abend ſoll es Kälte verurſachen, weßhalb ſie es weglegen; wenn die Sonne ſcheint, verurſacht es Hitze. Es ſoll ſo dick ſeyn wie ein Thaler.

Außer dem Berg Kilimandſcharo, dem Kenia und dem Samlu kannte mein Informant noch den Orldoinio Erobi (d. h. kalter und naſſer Berg) im Wakuaſi-Land; er liegt ſüdweſtlich von Dſchagga. In einiger Entfernung von dieſem Berg ſoll eine Ge-

Digitized by Google

gend seyn, welche die Wakuafi nicht passiren ohne lederne Sandalen, weil es dort Kalkstein (eseret) gibt, der die Füße verwundet. In der Masai-Sprache scheint eseret Schnee zu bedeuten, den sie gut kennen, da sie ihn immer auf dem Kilimandscharo und Orldoinio Eibor erblicken. Während der Regenzeit löst sich der Kalkstein auf, und Rauch steigt in der Gegend gen Himmel. Die Wakuafi gebrauchen den Kalk für ihre Schilde, indem sie damit weiße Streifen auf dieselben malen. Ferner findet sich in der Nähe des Oldoinio Erobi der Röthel (olkária), womit die Wakuafi rothe Figuren neben die weißen auf ihren Schilden malen. Auch soll mehr östlich von der Kalkgegend eine baumlose, sandige, mehrere Stunden weit ausgedehnte Ebene seyn, wo sich eine Salzkruste auf der Oberfläche des Sandes findet, und wo die Wakuafi gleichfalls ihre Sandalen anziehen. Dort sammeln sie das Salz für ihre Mahlzeiten. Das Salz muß aber in der trockenen Jahreszeit gesammelt werden, weil in der Regenzeit die Ebene voll Wasser, und daher kein Salz zu haben ist. Das Salz ersetzt sich bald wieder an dem Ort wo man es vorher weggenommen hat. Die Büffel und andere Thiere welche Salz lecken, sind zahlreich in dieser Ebene. In der Nähe vom Oldoinio Eibor findet sich das Magad, d. h. eine Art rother und brauner Erde, ein Depositum der Salzsümpfe. Die Küstenbewohner kaufen das Magad und vermischen es mit ihrem Schnupftabak, um ihn angenehmer zu machen, wie sie denn allerlei Ingredienzien (z. B. Schmalz, Kalk u. s. w.) beimischen.

Der Oldoinio Erobi hat wahrscheinlich am Morgen großen Reifen, woher es kommen mag daß man ihn den naßkalten Berg nennt. Einen ähnlichen Berg sah ich in der Nähe von Kikumbuliu auf meiner Reise nach Ukambari.

Wenn jemand unter den Wakuafi eines Verbrechens angeklagt wird, und die Thatsache nicht ermittelt werden kann, so muß er einen Eid (mümuke) schwören. Der Orleibon (ein Wort das Häuptling, Zauberer, Arzt ꝛc. bedeuten kann) gräbt nach gewissen Wurzeln, siedet sie und bereitet einen magischen Trank, oder vermischt die Wurzeln mit Fleisch, und gibt diese Mixtur dem Angeschuldigten in den Mund. Ist der Mann schuldig, so wird, nach der Ansicht der Wakuafi, das Fleisch demselben im Hals stecken bleiben und sich weder rückwärts noch vorwärts bewegen, so daß der Mensch sterben muß. Aehnliche Arten von Ordalien kommen bei allen afrikanischen Völkern vor.

Wakuafi-Kinder, die mit natürlichen Deformitäten geboren werden, werden nicht getödtet wie dieß an der Küste bei den Wanika der Fall ist, welche mißgestaltete Kinder im Wald stranguliren und begraben. Die Wakuafi sagen: mögen diese Kinder leben so lange der Engai ihnen Leben verleiht. Ist Bosheit in ihnen, so mögen sie umkommen; ist keine in ihnen, so mögen sie ihr Leben verlängern.

Zum Schluß will ich noch einen Bericht mittheilen, den mir ein Suahili-Elfenbeinhändler, der zweimal im Wakuafi-Land gewesen war, auf meiner Reise von Sansibar nach dem Panganiflusse im Jahr 1852 gegeben hat.

Er erzählte folgendes: die Elfenbeinhändler brechen gewöhnlich im November von der Mündung des Pangani-Flusses auf, umziehen dann das Gebirgsland Usambara von Ost nach Nord und Nordwest; sie kommen dann um die Gebirgsländer Pare, Aruscha herum nach einer Gegend die Mageioni heißt, wo der eine Theil der Karawane einen mehr südwestlichen Weg einschlägt, während eine andere Partei nach Nord und Nordwest ihren Lauf nimmt. Die erste Partie zieht von Mageioni über Kisongo, Nierobi, Malambo, Mtemmi, Mdasekera, Lagnadakiri, Masimani, Nderserreani nach Ukonono, wo die Händler halten und ein Lager befestigen, in dem sie sich aufhalten bis sie das nöthige Elfenbein, das sie kaufen wollen, von den Eingebornen erhandelt haben. Ukonono liegt in der Nähe der Waman-Leute, welche in ungeheuern Wäldern wohnen, wo es Elephanten in Unzahl gibt. Die Waman haben, wie die Wandurobo, die Pflicht Elephanten für die Masai und Wakuafi zu jagen, welche dann das Elfenbein an die Suahili-Händler in Ukonono verkaufen.

Von diesen Moraſtwäldern sollen viele Ströme entspringen, und nach Norden fließen. Da dieses Land nicht sehr weit westlich vom Schneeberg Kenia liegt, so vermuthe ich daß theils das Schneewasser des Kenia, theils das Wasser das aus dem Waman-Land kommt, die eigentlichen Quellen des Nils bildet, etwa 2½ oder 3 Grad südlich vom Aequator.

Die Partei welche von Mageioni nördlich zieht, geht nach Sigrari, Doinio Erok (schwarzer Berg), Matumbatu und Gelai, ein Berg wo ein See ist, Namens Wasigniru, aus welchem der Fluß Ngarreguiru (rothes Wasser) entspringt, der durch das Waldland der Waman nach Norden fließt. Vom See Wasigniru gehen die Händler nach Mosiro Soloita, worauf sie an den See Neiwascha oder Lewascha gelangen, welcher nur drei Tagreisen von Kikuju entfernt ist, wo die Masai ihren Tabak kaufen, den sie nicht selbst anpflanzen. Die Händler brauchen zwei Monate bis sie von der Meeresküste an den Neiwascha gelangen. Der See hat Salzwasser, obwohl es auch süßes Wasser in der Nähe gibt. Nordöstlich vom See ist ein Gebirgsland, das sich sechs Tagreisen weit ausdehnt. Eine Tagreise beträgt 8 bis 10 Stunden, die Reisenden müssen aber alle Wochen einen oder zwei Rasttage machen oder kleinere Stationen, damit sie den Anstrengungen nicht unterliegen. Nach meiner Erfahrung braucht eine Karawane einen Monat, um einen Weg von 120 Stunden zurückzulegen, vorausgesetzt daß auf diesem Weg keine Gefahren von Räubern, oder von Wasser- und Speisemangel zu befürchten sind. Wo diese Gefahren obwalten, wird eine Karawane den gleichen Weg in 12 bis 15 Tagen zurücklegen, wie ich selbst mit meinen eingebornen Begleitern auf meiner Reise nach Ukambari zweimal gethan habe. Wir reisten ohne Unterbrechnng (mit Ausnahme Eines Rasttages, den wir machten um unterwegs Speise zu kaufen und auszuruhen) und erreichten Ukambari in 12 Tagen, und zwar zu Fuß und in großer Hitze, denn in jenen Ländern muß ein Reisender nicht nur beherzt, sondern auch gesund und ein guter Fußgänger seyn.

In der Nähe des Sees Neiwascha sind Gruben oder Vertiefungen von heißem Wasser, in welchem das Fleisch nach ein paar Minuten siedet, aber nicht gegessen werden kann in Folge des bittern Geschmacks, welchen die oben erwähnte Erde Magad oder Magaddi, die auf dem Boden der Gruben ist, hervorbringt. Viel Rauch steigt von diesen Gruben auf, besonders Morgens und Abends. Er verursacht Schwindel im Kopf. Auch finden sich in jener Gegend Steine welche einer zerbrochenen Bouteille gleichen; auch gibt es daselbst viele Flintensteine.

Digitized by Google

Im Nordoſten von Neiwaſcha wohnen die Stämme Sukku, Sodeki, Walumbua, Ndoizo, Lekipia, von wo aus man in 24 Tagen nach Barawa an der Somali-Küſte gelangen kann. Es müßte daher möglich ſeyn von Barawa aus viel ſchneller und leichter zu den Nilquellen vorzudringen. Das war in der That immer meine Anſicht, und ich möchte wünſchen daß ein Reiſender dieſen Weg verſuchen möchte. Freilich wird es ſchwer ſeyn in Barawa ſich die Erlaubniß der Häuptlinge und die nöthige Begleitung und Hülfe für die Reiſe zu verſchaffen, indem die Mohammedaner dort ziemlich fanatiſch und gegen die Europäer argwöhniſch ſind. Jedenfalls werden ſie hohe Forderungen an den Reiſenden ſtellen und ihm ſo viel Geld als möglich auspreſſen, da ſie wiſſen daß die Europäer viel Geld haben. Außerdem müßte der Reiſende von dem Herrſcher in Sanſibar und von dem engliſchen Conſul daſelbſt ſehr empfohlen ſeyn, ſonſt wäre die Unternehmung ganz umſonſt von Anfang an. Einen Vortheil hätte der Reiſende dadurch daß er von Barawa aus Kamele, Eſel und Pferde gebrauchen, und daß es ihm vielleicht gelingen könnte von dort aus auch nach Abeſſinien und zu den unter den Galla zerſtreuten chriſtlichen Ueberreſten im Innern zu gelangen, und vielleicht noch manche uns unbekannte äthiopiſche Manuſcripte zu entdecken. Ueberhaupt iſt in jenen Gegenden noch vieles oder alles zu entdecken, weil ſie faſt völlig unbekannt ſind. In Abeſſinien iſt die Geographie ziemlich aufgehellt, aber noch lange nicht in den Ländern welche ſüdlich von Habeſch und Ormania (die Gallaländer) liegen.

Im Weſten von dem See Neiwaſcha ſind die Stämme Kamrita, Lodek, Logoſowa, Kirotto, Kalkures in der Nähe von Uniameſi. Dieſe Stämme treiben Ackerbau. Die Leute von Logoſowa tragen die Haut von Schlangen als Schmuck um ihren Hals. Der Hauptſitz der Maſai iſt das Land Serengeddi in der Nähe von Kamrita und Ngoroini, von wo aus man nach Uniameſi geht. In dieſem ganzen ungeheuren Gebiet wird die Maſai- und Wakuaſi-Sprache geredet. Die Wakuaſi-Stämme, die in der Nähe des Neiwaſcha wohnen, ſind: Modoni, Tigerei, Kipia, Koppekoppe, Elburginedſchi. Um den See herum, der ſich weit ausdehnen ſoll, gibt es weder Gras noch Holz, ſondern nur unfruchtbares Land. Oeſtlich vom See iſt der nicht ſehr hohe Feuerberg Moſiro, wie die Eingebornen den Vulcan heißen. Weiter hinaus liegen die Berge Kikoka und Muge, die aber nicht ſo hoch ſind als der Orldoinio Eibor.

Nun mögen noch einige Bemerkungen über die Wakuaſi-Sprache hinzugefügt werden, die unſtreitig zum Semitiſchen Idiom gehört, beſonders in lexikographiſcher Beziehung. Eine bedeutende Anzahl von Wörtern läßt ſich ohne Zwang auf das Arabiſche zurückführen, und zwar auf ein ſehr altes Arabiſch, ſo daß ich glaube wir haben in der Wakuaſi-Sprache noch Ueberreſte derjenigen arabiſchen Sprache, welche die kuſchitiſchen Stämme bei ihren Wanderungen von Oſten her nach Abeſſinien gebracht haben. Jedenfalls iſt es merkwürdig daß das ſemitiſche Idiom ſich bis über den Aequator hinab ausgebreitet und ſich zwiſchen ganz andere Sprachgebiete gleichſam eingekeilt hat. Wir haben alſo vier Hauptſprachen-Gebiete in Afrika, 1) das Semitiſch-Arabiſche in Nord-Afrika; 2) das Kuſchitiſch- oder äthiopiſch-Arabiſche in Abeſſinien und in den Aequatorgegenden; 3) das Nigro-Kuſchitiſche oder Nigro-Hamitiſche im weſtlichen Afrika; 4) die Orphno-Kuſchitiſchen oder Orphno-Hamitiſchen Sprachen, welche geſprochen werden von den ſchwarzbraunen Nationen, von den Quellen des weißen Fluſſes und der Südgränze der Galla an bis zum Cap der guten Hoffnung hinab. Was ich früher Nilo-Hamitiſche Völker und Sprachen nannte, nenne ich jetzt Orphno-Kuſchitiſche [1] oder Orphno-Hamitiſche zum Unterſchied von den Nigro-Kuſchitiſchen oder Nigro-Hamitiſchen, ganz ſchwarz, wie im Negerland.

Das Verhältniß der Wakuaſi-Sprache als einer äthiopiſch-ſemitiſchen oder kuſchitiſch-arabiſchen können wir kurz alſo bezeichnen: die Wakuaſi-Sprache lehnt ſich einerſeits auf das ſemetiſche Idiom, und doch wieder andrerſeits lehnt ſie ſich auf das orphno-kuſchitiſche oder hamitiſche Sprach-Idiom, und iſt in der That das verbindende Mittelglied zwiſchen dem Semitismus und Hamitismus, welch letzteren wir in den nigro-kuſchitiſchen oder nigro-Hamitiſchen Sprachen von Weſtafrika und in den orphno-kuſchitiſchen oder orphno-hamitiſchen Sprachen von Oſt- und Südafrika zu ſuchen haben. In Beziehung auf das Nomen nähert ſich die Wakuaſi-Sprache dem Semitiſchen, in Beziehung auf das Verbum aber nähert ſie ſich mehr dem großen ſüdafrikaniſchen Sprachſtamm, den wir den orphno-hamitiſchen heißen. In lexikographiſcher Beziehung iſt die Wakuaſi-Sprache ziemlich ſemitiſch, in grammatiſcher Hinſicht aber iſt ſie mehr orphno-hamitiſch.

Welchen Einfluß dieſe kräftigen Völker auf die mittelafrikaniſche Menſchheit gewinnen würden, wenn ſie unter den Einfluß des Chriſtenthums und der chriſtlichen Civiliſation gebracht würden, läßt ſich leicht ermeſſen. Aber ſie unter dieſen Einfluß zu bringen iſt eine ſehr ſchwierige Aufgabe, erſtens weil die Maſai und Wakuaſi alle Nachbarvölker haſſen und wieder von ihnen gehaßt werden, zweitens weil die Zugänge zu ihnen ſo ſchwierig ſind, und drittens weil ſie ein Nomadenleben führen und beſtändig auf Kriegs- und Raubzügen begriffen ſind — lauter Umſtände welche dem Miſſionswerk ſehr ungünſtig ſind. Daher wird es wohl noch lange anſtehen bis eine Miſſions-Niederlaſſung unter den Wakuaſi und Maſai gegründet wird, wiewohl vor Gott nichts unmöglich iſt, und er Männer erwecken kann die gern ihr Leben an die Erfüllung der Miſſionspflicht auch unter den wilden Wakuaſi ſetzen, und weil er auch die politiſchen Verhältniſſe an der Küſte ſo geſtalten kann daß der Miſſionär mit einiger Sicherheit zu den Maſai und Wakuaſi gelangen kann. Der im vorigen Jahr erfolgte Tod des Imams von Maskat, der 12 Breitengrade der oſtafrikaniſchen Küſte beanſprucht, kann wichtige Folgen für jene Küſte herbeiführen, indem ſeine vielen Kinder ſich um die Herrſchaft ſtreiten, und die Amerikaner und Europäer nöthigen werden um des immer bedeutender werdenden oſtafrikaniſchen Handels willen einzuſchreiten, und ſo den europäiſchen Einfluß vielleicht durch Beſetzung einzelner Gebietstheile vorherrſchend zu machen, was für die Verbreitung des Handels, der Wiſſenſchaft und insbeſondere des Chriſtenthums von großen Folgen ſeyn wird. Der Sklavenhandel müßte dann ohnehin ganz fallen, wenn anders die europäiſchen Behörden den Eingebornen nicht durch die Finger ſehen, wie es meiſt der Fall iſt wenn ein europäiſcher Gouverneur oder Conſul nicht aus moraliſchen Gründen ein perſönlicher Gegner des Sklavenhandels iſt, in welchem Falle dem Sklavenweſen nie ernſt-

[1] Schwarzbraun.

Digitized by Google

lich gesteuert wird, die Regierung der Heimath mag befehlen so lange sie will. Ihre bestgemeinten Vorschläge und Befehle werden nicht geachtet, wenn die Ortsbehörde eben nicht will. In hundert Fällen habe ich gesehen wie wichtig es ist wenn eine europäische Regierung einen rechtlichen und moralischen Mann zum Geschäftsführer in fremden Ländern hat. Es ist erstaunlich wie viel gutes ein solcher Mann fördern, aber auch verderben oder wenigstens aufhalten kann.

Die Insel Guanahani.

(Vom Herausgeber.)

Wir wissen alle daß in der Nacht vom 11 zum 12 October 1492 auf zweien der drei Schiffe welche Columbus, oder wie er seit dem 12 Oct. 1492 sich nennen durfte, Don Cristobal Colon, nach der neuen Welt führte, Land gesehen wurde. Der Entdecker selbst glaubte, als es dunkel wurde, ein unruhiges Licht gleichsam wie eine von der Luft bewegte Kerzenflamme zu bemerken. Ein Matrose des Schiffes, welches Martin Alonso Pinzon führte, erblickte zuerst, als der Mond aufgieng, das Aufschäumen des Meeres am Korallenring einer Insel. Am andern Tage als es hell wurde, warf man vor diesem Eiland die Anker, und erfuhr daß die Eingebornen es Guanahani nannten. Dieser Name ist, wie der handschriftliche Las Casas nicht versäumt uns zu unterrichten, so auszusprechen daß auf der Ultima der Ton ruht.

Wo aber lag dieses Guanahani? Auf den meisten Karten finden wir diesen Namen einer Insel der Lucayischen Kette beigelegt, die zwischen 24° und 24° 30′ n. Br. und unter dem Meridian des Puerto de Nipe auf Cuba liegt. Im Grunde aber wissen wir weiter gar nichts, als daß Guanahani eine der Inseln der Bahamagruppe gewesen seyn muß, weil Colon, durch diesen Archipel gegen Westen segelnd, auf die Nordküste von Cuba stieß. Unter diesen Inseln sind von höchst bedeutenden Gelehrten, Geographen und Historikern sehr verschiedene als das wahre Guanahani verkündigt worden. Don Martin Fernandez de Navarrete, welcher die Urkunden aus dem Zeitalter der Entdeckungen gesammelt und herausgegeben hat, [1] glaubte in Guanahani eine der Türkeninseln zu erkennen, die unter dem Meridian des Cap Isabel auf der Insel Domingo oder Espanola liegen. Diese Hypothese ist völlig unzulässig. Colon fand in Guanahani eine große bewohnte, reich bewachsene Insel mit einem See in der Mitte. Die große Türken-Insel ist nur 2 Meilen lang, besteht aus Sand und Klippen, hat keinen Baumwuchs, und die wenigen Bewohner die sich durch Ausbeutung natürlicher Salinen ernähren, müssen ihr Trinkwasser in Cisternen sammeln und ihre Nahrung zu Schiff sich zuführen lassen. In den geschichtlichen Urkunden die wir aus dieser Zeit besitzen, wird die Insel Guanahani nur dreimal erwähnt. Erstens im Schiffsbuch des Columbus, zweitens auf der Weltkarte des Steuermanns Juan de la Cosa, und drittens in einem Roteiro oder Schiffsbuch des Juan Ponce de Leon, des Entdeckers von Florida aus dem Jahre 1513 [1], welches uns Herrera, der officielle Geschichtschreiber der spanischen Colonien unter Philipp II im Auszug erhalten hat. [2] Juan Ponce lief mit seinem Geschwader aus dem Hafen San German der Insel Puerto Rico, steuerte nordnordwestlich, bis er die große Türkeninsel (Babueca) berührte, fuhr dann an den Caicos vorüber, und besuchte, immer nordwestlich steuernd, nach einander die Inseln Yaguna (Mariguana), Amaguayo (Acklin's-Insel), Manegua (Long-Island) und endlich Guanahani. Aus dieser Reihenfolge ergibt sich klar daß — für welche Insel sonst man sich entscheiden mag — jedenfalls Guanahani nicht zu der Türkengruppe gehört haben kann. In Uebereinstimmung damit gibt die Karte des Juan de la Cosa (1500) uns den sichern Aufschluß, daß der Landungspunkt Colons oder die Insel Guanahani jedenfalls in der westlichen Hälfte der Bahamagruppe gesucht werden muß, und daß mehrere andere Inseln zwischen Guanahani und den Caicos lagen.

Ein Officier von der Flotte der Vereinigten Staaten bestimmte aus den Angaben im Schiffsbuch des Colon sowohl den Curs des Admirals auf dem atlantischen Meere als seinen ersten Landungspunkt in der neuen Welt, und diesen Arbeiten folgte Washington Irving. [3] Der nordamerikanische Seemann hatte die fraglichen Inseln besucht, und seinen Erörterungen verdanken wir eine nachträgliche Entdeckung Guanahani's in dem sogenannten Cat Island, das aber auf den deutschen Karten seinen einheimischen denkwürdigen Namen (Guanahani) behalten hat. Diese Bestimmung erhielt eine classische Gültigkeit, seitdem A. v. Humboldt in seinem großen Werke über die Entdeckung von Amerika eine Abhandlung über Guanahani zugleich mit einem Stück der Karte Juan de la Cosa's veröffentlichte. [4] Man sollte nun denken daß diese Streitfrage als erledigt hätte angesehen werden dürfen, allein im vorigen Jahre hatte ein Officier der brittischen Flotte, Capitän A. B. Becher, eine eigene Schrift [5] über das verführerische geographische Problem mit

---

[1] Coleccion de los Viajes y Descubrimientos. Dieser ausgezeichnete Gelehrte ist von Adel, und es gebührt ihm das Prädicat Don. Mit Unrecht nennt ihn Capitän Becher Señor Navarrete, ein Verstoß, der für das spanische Gehör noch empfindlicher ist als wenn man den ehemaligen brittischen Premier jetzt noch Mr. Robert, statt Sir Robert Peel nennen wollte.

[1] Wir müssen bemerken daß sämmtliche ältere und neuere Geschichtschreiber diese Entdeckung in das Jahr 1512 setzen. Wir werden in einem bald erscheinenden größeren Werk über das Zeitalter der Entdeckungen die Beweise vorlegen daß diese Angabe falsch ist.

[2] Indias Occidentales, Dec. I. lib. IX. cap. 10.

[3] Life of Columbus tom. 3. Appendix No. 17. S. 367 sq.

[4] A. v. Humboldt, kritische Untersuchungen Bd. I. S. 123 ff. Wir müssen diese fehlerhafte deutsche Uebersetzung des Essai Critique citiren, weil uns das französische Original im Augenblick nicht erreichbar ist. Der deutschen Ausgabe, die ohne Ermächtigung A. v. Humboldts veranstaltet wurde, fehlt das Facsimile der Weltkarte des Piloten La Cosa vom Jahre 1500, doch ist diese Karte noch einmal edirt worden zu Ghillany's Behaim, und ein zweiter, aber sehr kümmerlicher Abdruck kann in Lelewels Atlas alter Karten benutzt werden.

[5] The Landfall of Columbus. London 1856.

Digitized by Google

einer ſehr genauen Karte drucken laſſen, auf welcher nach den drei möglichen Hypotheſen (Navarrete's, Irvings, Beechers) der vermuthete Curs des Don Criſtobal verzeichnet worden iſt. Dieſer Arbeit wurde die Ehre zu Theil in dem Journal der brittiſchen geographiſchen Geſellſchaft Raum zu finden, und jedenfalls verdient ſie das Studium aller Freunde der Erdkunde, denn wenn auch der neue Verſuch zur Ermittlung Guanahani's noch Schwierigkeiten bietet, ſo iſt doch Capt. Beecher der Wahrheit um vieles näher gekommen als ſeine Vorgänger.

Sprechen wir ſogleich aus daß auch der brittiſche Seemann die Hypotheſe des Don Martin Fernandez völlig verwirft. Sein Guanahani liegt auch ganz in der Nähe von dem Guanahani A. v. Humboldts, es iſt nämlich die ſogenannte Watlings-Inſel unſerer Karten, etwa neun Meilen öſtlich von Cat Island (Guanahani). Auf der Watlings-Inſel bewegte ſich das Licht oder das Feuer welches Colon beim Einbruch der Nacht zu erblicken glaubte. In der Dunkelheit aber fuhr man an dieſer Inſel vorüber, die zur Linken liegen blieb. So erklärt W. Irving dieſen Umſtand. Beecher aber iſt genöthigt eine Täuſchung des Admirals anzunehmen, denn um 10 Uhr wurde das Licht geſehen, um 2 Uhr Morgens lag man ſchon 2 Meilen vor der Küſte, und in der Zwiſchenzeit hatte man 11 ſpan. Meilen nach Berechnung des Admirals zurückgelegt, alſo jedenfalls ſo viel daß ſelbſt ein Feuer vom höchſten Punkte der Inſel nicht ſichtbar geweſen ſeyn konnte. Colon beſchreibt nun in ſeinem Tagebuche Guanahani mit den Worten: „dieſe Inſel, von beträchtlicher Größe iſt ſehr flach, mit friſchem Pflanzenwuchs bedeckt, waſſerreich, und bietet in der Mitte eine ſehr große Lagune, ohne Berge, und alles grün, daß der Anblick ein Genuß iſt.“ Beecher überſetzt die Worte bien grande, mit ziemlich groß (tolerably large island). Der handſchriftliche Las Caſas ſetzt hinzu, Guanahani beſitze eine Ausdehnung von 15 Leguas ($17\frac{1}{2} = 1^0$) und ſey dicht bewachſen wie alle Lucayos, indem er uns belehrt daß Cayos in der Sprache der Eingebornen Inſeln bedeute, ein Wort, das mit demſelben Sinne bekanntlich in die engliſche Sprache (Key) übergegangen iſt. [1] Dieſe Angabe paßt nicht auf die Watling-Inſel, welche höchſtens nur 5 Leguas in der großen Achſe beſitzt, doch iſt auf ſolche Fehler in der Größenbeſtimmung nicht viel Gewicht zu legen. Watlings-Inſel paßt nicht übel zur Beſchreibung des Colon. Der höchſte Punkt auf der Inſel erhebt ſich nur 140 Fuß über die See, während Cat Island im allgemeinen bergig iſt. Die erſte Sorge, ſagt Capt. Beecher ferner, mußte für Colon nach der langen Fahrt ſeyn, ſich mit Waſſer zu verſorgen, da wir nun in ſeinem Tagebuche nichts leſen, daß Waſſer eingenommen wurde, ſo muß es auf Guanahani kein Waſſer gegeben haben. In der That habe auch Watling-Inſel keinen Süßwaſſerſtrom, ſondern nur einen Salzſee in der Mitte, den Colon meine, wenn er von den Muchas Aguas ſpreche. Darauf iſt nun zu erwiedern, daß wenn im Tagebuche nichts von Ergänzung der Waſſervorräthe zu leſen iſt, dieß wenig beweiſt, denn Colon konnte in dieſen Tagen voller Aufregung leicht dieſen Umſtand nicht notirt, oder Las Caſas, der uns Auszüge aus dem Tagebuche erhalten hat, ihn als unwichtig übergangen haben. Colon ſagt, die Inſel habe beſeſſen muchas aguas y una laguna, was jedenfalls heißt viel Süßwaſſer und eine Lagune. Ja was das ſchlimmſte iſt, er ſetzt hinzu, die Eingebornen hätten ihm Waſſer gebracht. [1] Capt. Beecher legt ein großes Gewicht darauf daß der See auf Watling-Inſel ſalzig ſey. Allein der Biſchof Las Caſas bemerkt ausdrücklich das Gegentheil mit dem Zuſatz, daß die Spanier das Waſſer gekoſtet hätten. [2] Was Colon am 12 und 13 October gethan, ob er auf dem alten Ankerplatz geblieben war oder ob er der Küſte folgte, erfahren wir nicht. Capt. Beecher vermuthet er ſey in dieſen Tagen längs der Weſtküſte der Inſel an die Südſpitze gefahren, um gleichſam die Inſel zu umſegeln.

Davon ſteht leider nichts ausdrücklich in den Texten, aber es läßt ſich einigermaßen vermuthen. Colon bemerkt nämlich am 13 October in ſeinem Journal, daß er Goldzierrathen in den Naſen der Eingebornen bemerkt hätte. „Aus ihren Gebärden, ſetzt er hinzu, glaubte ich zu verſtehen daß wenn ich gegen Süden ſteuerte oder die Südſpitze der Inſel doublirte ((ó volviendo la isla por el Sur), ich einen König finden würde, der große Gefäße und Vorräthe von Gold beſitze. Ich gab mir Mühe ſie zu bewegen daß ſie hingehen möchten, allein ich merkte bald daß ſie meinen Auftrag nicht verſtanden.“ Dieſe Worte laſſen uns mit Sicherheit ſchließen, daß das Geſchwader ſich am 13 Oct. noch nicht an der Südſpitze der Inſel befunden, ſondern erſt an dieſem Tage ſich dahin begeben haben könne. Am 14 Oct. dagegen iſt es bereits an dieſer Südſpitze, denn das Journal beginnt mit den Worten: „Am Morgen befahl ich das Boot des großen Schiffes und die Barken der Carracken auszuſetzen, und gieng mit ihnen der Inſel entlang nach Nordnordoſten (en el camino del Nornordeste), um die andere Seite der Inſel, die gegen Oſten lag, in Augenſchein zu nehmen.“ Daraus folgt daß er bereits die Weſtküſte kannte, daß er ſich an der Südſpitze der Inſel befinden mußte, und daß die Oſtküſte der Inſel eine nordnordöſtliche Richtung bot.

Dieſe Beſchreibung paßt allein für Watlings Island, und gar nicht für Cat Island, deſſen Oſtküſte eine Richtung nach Nordweſt beſitzt, und deſſen weſtlicher Seite wegen der Untiefen ſich Colon gar nicht hätte nähern dürfen. Auf der Oſtküſte Guanahanis findet Colon ein Korallenriff, und zwiſchen Riff und Küſte das Meer glatt wie den Spiegel eines Brunnens, um ſeinen Ausdruck zu gebrauchen, dann eine Halbinſel, deren Kehle ſich in zwei Tagen durchſtechen, und die ſich auf dieſe Art in eine Inſel verwandeln laſſen würde. Eine ſolche Halbinſel an der bezeichneten Stelle findet ſich auch auf Watlings Inſel, aber freilich Korallenriffe und Landzungen ſind im Bahama-Archipel allen Inſeln gemeinſam.

Haben wir die Schwierigkeiten, die ſich immer noch der Hypotheſe Beechers widerſetzen, nicht verſchwiegen, ſo müſſen wir jetzt geſtehen daß — alle Einzelnheiten wohl erwogen — Watlings Eiland der Beſchreibung im Schiffsbuch des Criſtobal Colon weit mehr entſpricht als Cat Island. Iſt die neue Theorie aber richtig, dann muß ſich auch der Curs des Colon genau auf der Karte nach dem Journal verfolgen laſſen. Und in der That, während wir

[1] Las Casas I, 40. Esta tierra era y es una isla de quinze leguas de luengo poco mas o menos.

[1] Schiffsbuch 14 October (Navarr. I, 24) los unos nos traian agua otros otras cosas de comer.

[2] Las Casas l. c. En medio della (isla) estava una laguna de buen agua dulçe de que bevian.

Digitized by Google

mit der Theorie Irwings uns nie in dem Archipel zurecht finden, vermögen wir auf Capitän Beechers Karte von Tag zu Tag den Admiral zu begleiten. Am 14 Oct. gegen Abend gieng Colon wieder unter Segel. Leider sagt das Journal nicht in welcher Richtung. Doch hatte er am Tage vorher bemerkt daß er gegen Südwesten am 14 Oct. Abends zu steuern beschlossen habe. (Determiné de aguardar fasta mañana en la tarde, y despues partir para el Sudueste). Sein Curs war überhaupt seit etlichen Tagen ein südwestlicher gewesen, und so oft ihm der Wind günstig ist oder andere Rücksichten ihn nicht abhalten, segelt er in den folgenden Tagen beständig in dieser Richtung. Hr. Irwing dagegen läßt ihn von Guanahani gegen Südost steuern. Er hat dafür einen scharfsinnigen Grund. Colon gesteht seine Verlegenheit, als er sich von so vielen Inseln umringt und angezogen fühlte, welchen Weg er einzuschlagen hätte. Zuletzt beschließt er auf die größte loszusteuern. Er erreicht sie erst am 15 Oct. Mittags, denn in der Nacht zog er aus Behutsamkeit die Segel ein, und am Morgen war ihm die Strömung ungünstig. Da nun, sagt Hr. Irwing, die Strömungen dort beständig eine westnordwestliche Richtung haben, so muß Colon gegen die Strömung, also ostsüdöstlich gefahren seyn. Schade nur daß nichts davon im Journal steht, denn die Worte la marea me detuvo bedeuten nicht: die Meeresströmung (corrientes), sondern die Bewegung von Ebbe oder Fluth (marea, dasselbe wie tides im Englischen) hielten mich auf. Gesetzt aber, was sprachlich nicht zulässig ist, [1] Colon habe von Meeresströmungen sprechen wollen, so bot ihre Richtung gegen Westnordwest immer einem Schiffe Widerstand, welches gegen Südwest steuerte. Nachdem er nun sieben Leguas gesegelt, erreicht er eine Insel, deren eine nach Guanahani zu gelegene Seite 5 Leguas Ausdehnung von Nord nach Süd besaß, während die Küste an der er hinsegelte, von Ost nach West sich auf 10 Leguas erstreckte. Die Größenangaben sind gewaltig übertrieben, wie es beständig dem Admiral widerfährt, aber keine Insel paßt so trefflich zu dieser Beschreibung als Rum-Key im Südwesten von Cat Island, keine Insel in der Nähe von Cat Island besitzt überhaupt eine Nordküste, die doppelt so groß wäre als die Ostküste.

Capt. Beecher läßt leider Colon an dieser Insel vorüberfahren, weil er einige Worte des Schiffsbuchs mißzuverstehen scheint. „Da ich von dieser Insel (Rum-Key) eine größere gegen Westen sah, schreibt nämlich Colon, so setzte ich alle Segel aus, um bis zur Nacht zu fahren, denn noch hatte ich nicht das Westende (dieser Insel) erreicht, der ich den Namen Insel der heiligen Maria unbefleckter Empfängniß hinterließ. Gerade bei Sonnenuntergang gieng ich vor Anker an dem genannten (westlichen) Vorgebirge." Capt. Beecher läßt ihn nun unbegreiflicherweise an Rum Key vorüberseglen, obgleich im Schiffsbuch ausdrücklich gesagt ist: „Ich hatte mir fest vorgenommen an keiner Insel vorüberzufahren ohne davon Besitz zu ergreifen, obgleich recht wohl eine Besitzergreifung für den ganzen Archipel gültig seyn würde, wenn sie auch nur auf einer Insel vollstreckt würde." Er blieb also bis zum 16 October (hasta hoy Martes) bis 10 Uhr Morgens, um dann erst nach 10 Uhr bei Südsüdostwind nach der „andern großen Insel, die er im Westen gesehen" überzufahren. Diese Insel nun nennt er Fernandina. Sie liegt acht Leguas westlich von Santa Maria, und die Küste die er berührt, streicht von Nordnordwest nach Südsüdost. Er schätzt ihre Ausdehnung auf 20 Leguas, obgleich er noch kein Ende sieht. Diese Beschreibung paßt unverkennbar auf Long Island und ganz und gar nicht auf die große Exuma. Capt. Beecher dagegen hält Long Island für Concepcion und Exuma für Fernandina. Nun ist das Schiffsbuch des Colon außerordentlich genau, und zwar so genau daß es nur verstanden werden kann, wenn man eine ganz treue Karte vor sich hat. Es muß also der Verlauf zeigen, ob sich die andern Notizen Colons mit Capt. Beechers Hypothese vereinigen lassen oder nicht. Am 17 October beschloß er die Insel Fernandina zu umsegeln. Sein Sinn gieng dahin der Küste gegen Südost zu folgen, allein der Wind war ungünstig und Martin Alonso Pinzon schlug vor nach Nordnordost zu segeln, weil dort eher die Spitze der Insel nach den Aussagen der Eingebornen zu erreichen sey. Man folgte dieser Richtung bis man die Nordspitze erreicht hatte und die Küste sich wieder nach Westen bog. Dort drehte sich der Wind und blies von Westnordwest, so daß die Schiffe wieder umwendeten und die ganze Nacht über nach Ostsüdost in möglich größtem Abstand von der Küste hinfuhren. Am 18 October Morgens befand sich das Geschwader am Südostende der Insel um beim Hellwerden vor Anker zu gehen. Die Insel wurde doublirt und an ihrer Rückseite, das heißt an der Westküste, so weit es der Wind gestattete, hinaufgefahren und Anker geworfen. So das Schiffsbuch. Capt. Beecher läßt auch Colon am 18 October Morgens wirklich an der Südspitze von Long Island ankommen, allein nach seiner Karte hätte er die große Exuma besuchen, dann umkehren und wieder an Long Island vorüberseglen, oder in der Sprache dieser Theorie von Fernandina nach Concepcion zurückkehren müssen. Davon steht aber nichts im Schiffsbuch, ganz abgesehen davon daß Exuma nicht zur Beschreibung Fernandina's, Long Island nicht zur Beschreibung Concepcions paßt.

Am 19 October steuert der Admiral gegen Südosten, um eine Insel Namens Samoete zu erreichen. Nach dreistündiger Fahrt kommt sie im Osten in Sicht, und ihre Nordspitze wird gegen Mittag nach drei Stunden erreicht. Sie fanden dort an der Nordspitze ein Inselchen, eine Klippe und ein zweites Eiland. Dieses Eiland lag zwischen der großen neuen Insel und westlich von Fernandina (quedaba el dicho isleo en derrota de la isla Fernandina leste oueste). Von der Nordspitze der neuentdeckten Insel welche Isabela genannt wurde, erstreckte sich die Küste gegen Südost [1] bis zu einem Punkte den Colon anfangs für ein Vorgebirge hielt, das aber als er sich näherte, eher als eine Insel (Fortune Isle) erschien. Die Details die das Schiffsbuch über diese Inseln erwähnt, die Hügel auf denselben (altillo que no se puede llamar montaña), die Lagune auf Fortune Island, die Untiefen im Innern der Inselgruppe, der Winkel (ancla) den die Küsten bilden, der starke Pflanzen-

[1] Colon, ein Italiener, der sich lange Zeit in Portugal aufgehalten hatte, schreibt ein eigenthümliches Spanisch, über welches Las Casas oft seine Bemerkungen macht. Im Italienischen bedeutet marea immer Ebbe und Fluth, und Colon bedient sich in allen seinen Schriften für Meeresströmungen des Ausdrucks corrientes.

[1] Die Texte haben irrthümlich corria la costa al oueste statt sueste, wie Colon geschrieben haben muß, denn eine Insel, die man zuerst im Osten gewahrt und deren Nordspitze man in drei Stunden erreicht, kann sich niemals von dieser Nordspitze nach Westen erstrecken, sonst wäre sie ein mathematisches Unding.

Digitized by Google

geruch oder die „indiſche Luft," welche den Admiral berauſchen, alles paßt genau auf die Gruppe der Crooked-Inſeln, wenn Saometo oder Iſabela als die Crooked-Inſel, das falſche Cabo Formoſo (Esto á quien digo Cabo Formoso creo que es isla apartada de Saometo) als die Fortune-Inſel erkannt wird, denn ſelbſt das Inſelchen zwiſchen Saometo und Fortune-Inſel, von dem Colon ſpricht, findet ſich auf unſerer Karte. Der Curs, den Capitän Beecher angibt, iſt alſo vollſtändig beſtätigt, und nur darin irrt er daß er das Cabo Formoſo nennt, was bei Colon Cabo de la Laguna, und umgekehrt Laguna was Formoſa iſt. [1]

*

Ueberblicken wir noch einmal die Ergebniſſe der Unterſuchung, ſo ſind ſie folgende: das Licht welches Colon um 10 Uhr Nachts am 11 Oct. 1492 ſah, iſt entweder als eine Sinnestäuſchung zu erklären, oder es befand ſich auf einem Kahn von Eingebornen, die ſich auf die hohe See gewagt hatten. Guanahani war Watlings-Inſel, nicht Cat-Island oder unſer Pſeudo Guanahani; Concepcion dagegen iſt nicht das Pſeudo Concepcion unſerer Karten ſüdöſtlich von Cat Island, wie Hr. Irving, auch nicht Long Island, wie Cap. Beecher will, ſondern Rum-Cay ſüdweſtlich von Watlings-Inſel; Fernandina iſt dann nothwendig und ungezwungen Long-Island, und nicht die große Exuma, wie Irving und Beecher — ſeltſamerweiſe übereinſtimmend — behaupten. Endlich iſt Crooked Isle Saometo oder Iſabela, und die Fortune-Inſel das falſche Cabo Formoſo.

Meteorologiſche Briefe.

(Von Dr. Friedmann.)

XII.

Nachdem man weiß daß die vom Boden oder einer Waſſerfläche aufſteigenden Dünſte, zu hohlen Waſſerbläschen oder zu dichten Tröpfchen condenſirt, die Wolken in ihren verſchiedenen Geſtaltungen bilden, ſo werden wir in der Beſchaffenheit des bewölkten Himmels auch ein Bild der Erdoberfläche je nach ihrem Waſſergehalt in den verſchiedenen Jahreszeiten erblicken. Anders geſtaltet ſich der Himmel über der waſſerloſen Sandwüſte, wo entweder nur ein ganz reiner Himmel herrſcht, indem auch die von anderwärts hergewehten Dünſte in der heißen und trocknen Luft ſich auflöſen, oder es verdichten ſich die vom nächtlichen Thau während der Morgenſtunden aufgeſtiegenen Dünſte in höhern Luftregionen zu langgeſtreckten weißen Lagewolken. Regen bildet ſich nur aus allgemeinen telluriſchen, nie aus localen Urſachen. Ueber der wald- und wieſenreichen Landſchaft hingegen wird ſich der bewölkte Himmel auf andere Weiſe geſtalten, indem die localen Ausdünſtungen häufig begränzte, kugelförmige Wolken von weißer und grauer Farbe zu Stande bringen, die zu localen Regen Veranlaſſung geben. Die gleichmäßige Schneedecke welche des Winters über unſre Fluren gebreitet iſt, wird die Ausdünſtung zu einer gleichmäßigen machen, ſo daß wir zu dieſer Jahreszeit nur ſelten jene abgegränzten Wolkenformen erblicken, zwiſchen welchen das reine Blau hindurchſcheint, welche Himmelsbeſchaffenheit vorzüglich ein Attribut der wärmern Jahreszeit iſt. Wir bemerken im Winter meiſtens entweder einen ganz reinen Himmel, oder es iſt eine gleichmäßige Nebeldecke über uns ausgebreitet. Auf dem Meere richtet ſich die Beſchaffenheit des Himmels nach den Luftſtrömungen, die bald die Dünſte nach wärmern Zonen hinwegführen und ihnen keine Gelegenheit laſſen ſich in höhern Luftſchichten zu Wolken zu verdichten, bald entleeren ſich unaufhörlich düſtre Wolken, oder das Schiff iſt in den Breiten von 48—60 Graden in manchen Jahreszeiten beſtändig in Nebel gehüllt. Dort, auf der kleinen ſchwimmenden Inſel, entfernt von dem lieben, traulichen und ſchützenden Lande das dem Menſchen allein zum frohen Aufenthalt dient, begrüßt man die Wolken als einzige Bekannte aus der entſchwundenen Heimath, während die öde, unendliche Waſſerfläche an die Stelle der Berge, der Ebenen, der Felder mit ihren ſie durchſchlängelnden Bächen und Pfaden getreten iſt. Der Reiſende zu Lande darf nur rechts und links zum Wagen hinausſehen um durch eine Mannichfaltigkeit von Gegenſtänden auch in einſamer Gegend ſtets angeregt zu werden. Das wellenförmig geformte oder bergige, das flache, bald bebaute oder als Grasfläche daſtehende Land, ſelbſt die ſchneebedeckte Ebene, die doch von grünenden Tannen oder im Winterſchlafe begriffenen Laubbäumen unterbrochen wird, die Regſamkeit der Menſchen, ihre Häuſer, Dörfer und Städte, und endlich der jede geiſtige Cultur ſchaffende und anregende ſociale Verkehr bieten dem Landreiſenden eine ſo beſtändige Quelle des Genuſſes, daß der Ausſpruch Lamartine's: Voyager, c'est vivre doublement ſich bei ihm in vollkommener Weiſe bewährt.

Anders aber iſt es mit dem Reiſenden im großen Ocean! Wenn er ſich einmal ſatt geſehen an der bläulich-grünen Meeresſcheibe, deren melancholiſche Regelmäßigkeit nur durch die zu ſchäumenden Hügeln gethürmten Wogen unterbrochen wird, und wenn er die Umgebung, mit der er die Reiſe begonnen, nach Monate langem Beiſammenſeyn im ſchwimmenden Hauſe hinlänglich kennen gelernt hat, ſo ſpäht er umher im großen leeren Raume ob nicht ein Gegenſtand ihn feſſeln und einigen Genuß bieten könnte. Und er findet ihn endlich im Zug der Wolken, in dem Wehen des Windes, in dem auf- und abwogenden Luftmeer, und über der abwechſelnden Färbung und Durchſichtigkeit des über dem Flüſſigen ausgegoſſenen Dunſtkreiſes. Auf dem Meere iſt der Ort für meteorologiſche Beobachtungen, der Reiſende iſt darauf angewieſen, aufwärts muß ſein Blick gerichtet ſeyn, denn die bewohnte Erde liegt weit außer ſeinem Geſichtskreiſe. Beſteht dann auch ſein tägliches Geſchäft in der Heilung von Krankheiten und in der Sorge für das ſanitätiſche Wohl von Hunderten welche in der hölzernen

[1] Colon ſagt deutlich al cabo del Sudueste adonde yo puse nombre el Cabo de la Laguna. Cap. Beecher verlegt aber dieſes Cap an die Südoſtſpitze von Crooked Island ſtatt an die Südweſtſpitze von Fortune-Inſel, wie der Text unbedingt fordert.

Digitized by Google

Feſtung beiſammen wohnen, ſo wird er leicht darauf geführt das Verhältniß des menſchlichen Wohlbefindens zu den atmoſphäriſchen Einflüſſen ergründen zu wollen. Man gewinnt dann lieb ſeinen bald ganz blauen, bald mit geſtreiften oder gefleckten Schafwolken beſetzten Himmel, dem bald darauf weiße oder graue geballte Wolken einen andern Anblick gewähren, ſowie dieſer ſich gänzlich ändert wenn zahlloſe Nebelbläschen die Ausſicht in die Ferne benehmen und der Himmel ſich in einen grauen Mantel hüllt. Man fühlt den tiefen Sinn der in den Worten des göttlichen Dichters liegt:

„Er hüllet ſich in Licht wie in ein Gewand, ſpannt die Himmel wie einen Teppich, wölbet auf Waſſer ſeine Söller, macht die Wolken zu ſeinem Geſpann, fährt auf Flügeln des Windes. Er gebraucht Stürme zu ſeinen Boten, als Diener flammenden Blitz.“

Aber nicht nur die Einſamkeit ladet zur Betrachtung der Lufterſcheinungen ein, ſondern dieſe zeigen ſich auf dem großen Ocean in einer weit größeren Einfachheit, und ſind mit weniger Verwicklungen gepaart als dieſes im Innern der Continente der Fall iſt. Die Winde auf dem Meere ſind beſtändiger, denn ſie werden in ihrer Strömung nicht durch Gebirgszüge und Kälte aushauchende Flächen abgelenkt. Die Witterung auf dem Meere verliert ſelbſt in der Region der unbeſtändigen Luftſtrömungen einen Theil ihrer Unbeſtändigkeit, denn es walten dort faſt ausſchließlich nur die allgemeinen telluriſchen Beziehungen, während die durch locale Verhältniſſe bedingten Witterungsveränderungen auf der homogenen Waſſerfläche verſchwinden.

Die mannichfaltige Geſtaltung der Wolken hat ſchon in früheſter Zeit das Gemüth des Menſchen erregt und zu phantaſtiſchen Gedanken veranlaßt. Auf Wolken ſchreiten die heidniſchen Götter, in Wolken halten ſie diejenigen welche ſie dem Auge der Sterblichen entziehen wollen, und ſelbſt die ſpätern Jahrhunderte des Chriſtenthums ſahen in den eigenthümlichen Geſtaltungen der Wolken und in ihrer durch die verſchiedene Brechung des Lichtes verurſachten Färbung Vorbedeutungen für die Zukunft, und Zeichen durch welche die Gottheit ihren Willen dem Menſchen kund gibt. Merkwürdigerweiſe ſtoßen wir auf keine wiſſenſchaftliche Eintheilung der Wolkenformen nach ihrem äußeren Anſehen, ihrer Entſtehung oder ihrer relativen Entfernung von der Erdoberfläche bis vor etwa einem halben Jahrhundert Howard eine, freilich noch unvollkommene, Claſſification der Wolken gab. Howard unterſchied die Wolken in die Federwolke (Cirrus), die Haufenwolke (Cumulus), die Lagewolke (Stratus) und die Gewitter- und Regenwolke, ſowie in einige aus den genannten Formen zuſammengeſetzte Arten. Wenn auch durch dieſe Benennungen die einzelnen Wolken hinlänglich bezeichnet werden könnten, was aber, wie ſogleich erſichtlich ſeyn wird, nicht der Fall iſt, ſo reichen ſie doch nicht hin uns ein Bild des Himmels zu geben wie er zu einer beſtimmten Zeit geſtaltet iſt, indem ſowohl dieſelbe Wolkenart in größerer oder geringerer Menge ſichtbar, ſo wie verſchiedene Wolkenformen zugleich in dem ſichtbaren Theile der Luft ſchweben können. Die Unzulänglichkeit der noch immer gebrauchten Howard'ſchen Terminologie macht daß in der Luftbeſchreibung, die man zum Unterſchiede von der Uranographie die Aërographie nennen kann, noch große Ungenauigkeit und Willkür herrſcht. Das meteorologiſche Inſtitut zu Berlin bedient ſich außer den Howard'ſchen Wolkenbenennungen noch der Ziffer 0, 1, 2, 3 .... 10, durch welche die verſchiedenen Grade der Bedeckung des Himmelsgewölbes mit Wolken in den meteorologiſchen Berichten angedeutet werden ſollen, indem unter 0 ein ganz reiner Himmel, unter 1 ein zum zehnten Theil bedeckter und unter 10 jene Luftbeſchaffenheit verſtanden wird, welche das helle Blau des Himmels nirgends durch die graue oder bläuliche Wolkenſchicht hindurchſchimmern läßt. Abgeſehen nun davon daß die Eintheilung des Himmelsgewölbes in 10 gleiche Theile nach der Abſchätzung des Beobachters, der ſich nicht bei jeder Obſervation mit mathematiſchen Inſtrumenten waffnen kann, keinen geringen Schwierigkeiten unterworfen iſt, daß ferner bei ſolchen Beſtimmungen dem Beobachter jedesmal ein freier Horizont zu Gebote ſtehen ſoll, was in den ſeltenſten Fällen ſich trifft, und endlich die todten Ziffern nicht wohl das lebendige, bezeichnende Wort, zumal bei einem ſo anziehenden Gegenſtand wie das über uns ausgebreitete Himmelsgewölbe erſetzen können, iſt man auch bei dieſer Nomenclatur und Zifferbezeichnung nicht im Stande ſich den Zuſtand des Himmels deutlich vorzuſtellen. Was die Howard'ſchen Wolkenformen betrifft, ſo ſind mancherlei, an Geſtalt, Farbe und durch die Entfernung von der Erdoberfläche unter ſich verſchiedene Arten unter derſelben Benennung begriffen, ſo daß die Unterſcheidung derſelben durch bezeichnende Epitheta höchſt wünſchenswerth und nothwendig erſcheint. Der Botaniker beſchreibt durch die ihm zu Gebote ſtehende reichhaltige Nomenclatur jede, ſelbſt die blüthen- und geſchlechtsloſen Pflanzen, mit einer ſolchen Genauigkeit daß man durch die Beſchreibung die Species ſogleich erkennt und keine Verwechslung mit anderen Arten möglich iſt. Aber für die Wolken am Himmel, die gewiß ſchon der erſte auf der Erde lebende Menſch mit Staunen und Bewunderung betrachtete, und deren wechſelnde Geſtalten uns von den unabläſſigen Luftſtrömungen und ihrer Wechſelwirkung mit der Erdoberfläche Zeugniß geben, begnügt man ſich mit wenigen, nur die allgemeinſten Unterſchiede bezeichnenden Benennungen.

Man ſollte durch allgemeine Uebereinkunft dahin zu gelangen trachten daß einerſeits zur Aufzeichnung in Journalen wenige Termina ziemlich genauen Aufſchluß über den Zuſtand des Himmels geben, andrerſeits aber, in Fällen wo eine genaue Beſchreibung der Himmelsdecke für nöthig erachtet wird, wie dieß nicht nur bei bedeutenden Naturereigniſſen, ſondern auch in gewöhnlichen Zeiten zum Zweck der Belehrung über die in einander übergehenden Wolkenformen vorkommt, der Aërographie eine ſolche Terminologie zu Gebot ſtehe daß die ganze Himmelsdecke in allen Richtungen genau beſchrieben wird, ſo daß ein Maler dieſelbe getreu nachbilden könne. Die von uns ſeit einigen Jahren gebrauchte Terminologie wurde von bekannten und tüchtigen Meteorologen beifällig aufgenommen, und da ich ein genaues Verſtändniß und eine gehörige Beurtheilung derſelben auch bei unſern Leſern vorausſetzen darf, ſo möge ſie hier in Kürze erwähnt werden.

So wie wir beim Erwachen des Morgens, wenn wir uns nach dem Wetter erkundigen, nicht fragen wie viel Decimalen der Himmelsdecke mit Wolken bedeckt iſt, ſondern im allgemeinen über die Beſchaffenheit der Atmoſphäre Aufſchluß verlangen, ſo wird man auch bei der wiſſenſchaftlichen Terminologie von dem allgemeinen Zuſtand des Himmels ausgehen müſſen und durch Unterabtheilungen die einzelnen Wolkenformen andeuten. Wenn die ganze Himmelsdecke über unſerm Scheitel ſowohl als gegen den Horizont ein

Digitized by Google

helles Blau darstellt, nirgends eine Wolke sich zeigt, oder höchstens gegen Westen einzelne weiße Streifen auftauchen, so nenne ich diese Luftbeschaffenheit Coelum serenissimum, den sehr reinen Himmel (C. S. S.). Gewöhnlich weht bei solchem Himmel bei uns der Nordost, und ist der Luftdruck bedeutend.

Mehrt sich hingegen die Zahl der Wolken, indem der in den Höhen herrschende Südwest mehrere Federwölkchen entstehen läßt, oder einige Wolken von anderer Beschaffenheit sich zeigen, im übrigen aber das reine Blau noch immer zum größten Theil sichtbar ist, so ist dieses der Coelum serenum (C. S.). Eine andere Luftbeschaffenheit ist jene, wie sie sich an schönen Sommertagen und in den wärmern Regionen am häufigsten zeigt, wobei ein großer Theil des Himmels mit einzeln stehenden Wolken besetzt ist, zwischen welchen das tiefe Blau wie der Grund eines mit großen Blumen besetzten Teppichs hervorsieht. Diesen Zustand nenne ich den gemischten Himmel, Coelum mixtum (C. M.). Es kann sich jedoch der ganze Himmel mit bläulichen, zum Theil grauen Wolken überziehen, ohne daß für die nächste Zukunft noch Regen zu erwarten ist. Es stehen in diesem Fall die Wolken in ungleicher Höhe, und die Nebelbläschen sind noch nicht in die untern Luftschichten gedrungen. Dieser Himmelszustand ist der bedeckte Himmel, Coelum obscuratum (C. obsc.). Im Falle nun durch eine erhöhte Temperatur und starke trockene Luftströme die bereits gebildeten Wolken sich wieder auflösen, so wird der Himmel wieder rein, wie wir dieß des Sommers sehr häufig bemerken. Gewinnt hingegen der Südwestwind die Oberhand, so werden die verschiedenen Luftschichten mehr und mehr mit Dünsten erfüllt, es entsteht der Coelum nimbosum, wie ein solcher Himmel auch bisweilen bei den aus localen Ursachen entstandenen Regen bemerkt wird. Eine gleichmäßige graue Masse bedeckt den ganzen oder größten Theil des Himmels, jedoch nur nach oben, während die niedern Luftschichten durchsichtig sind. Verschieden von diesem ist der Coelum nubilatum, wo die wässerigen Niederschläge auch in den niedern Luftschichten vor sich gehen, das Psychrometer den höchsten Feuchtigkeitsgrad anzeigt (was nicht bei jedem Niederschlag der Fall ist) und die Luft in Grau gehüllt erscheint. Beim Gewitterregen zeigt sich nie ein C. nubilatum, sondern C. nimbosum.

Dieß wären die Benennungen der Himmelszustände im allgemeinen. Aber auch die einzelnen Wolkenformen bedürfen einer genauern Bezeichnung als bisher geschehen. Da fällt uns nun zuerst die Federwolke mit ihren mannichfaltigen Gestaltungen auf, welche uns einen um so erfreulichern Anblick gewährt, als sie sich in der Regel nur bei sehr heiterm Himmel zeigt, und wir so gern den Blick nach oben wenden. Den Namen Cirrus, den Howard gegeben, behalten wir bei, theilen aber diese Wolkengattung in einige Unterabtheilungen.

Häufig sieht man den Cirrus wie die Wedel einer Cocospalme regelmäßig gefiedert. Von dieser Gestalt datirt sich wahrscheinlich sein Name. Diese Art wollen wir zur Unterscheidung von andern Formen cirrus palmiformis nennen.

Von dieser Art ist aber jene Form verschieden, die man gewöhnlich Schafwölkchen nennt, weil man in den haufenweise zusammengestellten, runden weißen Flecken Aehnlichkeiten mit einer Heerde Schafe zu sehen glaubte. Hiefür paßt der Name cirrus maculosus, die gefleckte Federwolke.

Dieselbe Wolkengattung nimmt oft eine eigenthümliche Gestalt an, indem mehrere derselben an einer Stelle der Atmosphäre sich anhäufen, wo sie dann wie ein dickes Stück Baumwolle aussehen. Als Haufenwolke kann man diese Form nicht ansprechen, denn es fehlt ihr die geballte rundliche Gestalt, ebenso wenig ist sie langgestreckt wie der stratus, sowie auch ihre Höhe dafür spricht daß sie zu der Federwolke gehört. Sie nenne ich Cirrus gossipiformis, die baumwollartige Federwolke.

Endlich trifft es sich daß in den obern Regionen den schwach wehenden Süd- oder Westwind ein östlicher oder nördlicher in größerem oder kleinerem Winkel durchschneidet, in welchem Falle die Federwolke eine zerrissene Gestalt annimmt und wie eine dünne Lage Baumwolle aussieht. Die Form kann man Cirrus diffusus nennen.

Wir haben demnach vier Arten von Federwolken aufgestellt, welche als charakteristisch und in meteorologischer Bedeutung als wichtig erscheinen.

Was die Haufenwolke, Cumulus, betrifft, so scheint die Unterscheidung derselben nach ihrer Farbe in die weiße und graue Haufenwolke C. albus und griseus durchaus nothwendig. Denn die graue Haufenwolke ist der Erdoberfläche viel näher als die weiße, läßt viel eher einen atmosphärischen Niederschlag erwarten, und gibt uns von der größern Feuchtigkeit der Luft Zeugniß, was auch das Psychrometer bestätigt. Von der grauen Haufenwolke fällt häufig Regen, und der Gewitterregen ist nichts anderes als die herabgefallene graue Haufenwolke, während der weiße Cumulus erst zum grauen werden muß, um uns einen Regen zu schicken.

Die Lagewolke, stratus, ist oft so niedrig daß wir sie von ferne über einem See, einer feuchten Wiese oder einem Wald erblicken, in welchem Falle sie stets als graue Lagewolke, Stratus griseus, erscheint. Hingegen zeigen sich die hoch über uns schwebenden Lagewolken als stratus albi, weßhalb wir auch diese Wolkengattung in die genannten Unterarten bringen müssen. Außerdem aber kommt uns die Lagewolke noch in anderer Gestalt vor.

Wir glauben nämlich oft am Rande des Himmels des Morgens oder gegen den Abend wie in ein indigoblaues Meer zu schauen, welche Erscheinung durch mehrere Schichten von stratus hervorgebracht wird. Diese schöne Wolkenform nenne ich stratus coeruleus. Es ist dieselbe Wolke welche Goethe mit dem Namen paries, die Wand, belegte. Es kommt mir vor daß man eine und dieselbe Wolke stets mit demselben Gattungsnamen belegen müsse, mag sie hoch am Himmel oder am Horizont erscheinen, da wir außerdem mehr Verwirrung als Aufklärung in die Sache bringen.

Wenn wir zu den angeführten Wolkenformen noch die Uebergänge einer Gattung in die andere, wie Stratocumulus, Cirrostratus, Cirrocumulus fügen, so haben wir alle in gewöhnlichen Fällen sichtbaren Wolkenarten benannt, und wir haben die Howard'sche Terminologie theils bereichert, theils ergänzt. Behufs der Notirung in Journalen ist es genügend wenn zuerst das Aussehen des Himmels mit den oben angeführten Benennungen angedeutet, und dann die uns zu Gesichte kommenden oder die Hauptrolle am Himmel spielenden Wolken dazu verzeichnet werden, wie C. SS. Cirr. palmif., C. M. Cum. alb.

Digitized by Google

Ein Ausflug nach dem Königreich Polen.

4. Landespolizei und Gerichtspflege.

Bei der Landespolizei steht die Gränzbewachung in erster Reihe. Nicht ohne Grund hat bei den politischen Ereignissen der Neuzeit Rußland seine Gränzen streng gegen das Eindringen fremder Emissäre bewacht. Denken wir daran, welch Unheil in Deutschland durch solche gestiftet worden, so werden wir dieß sicher nicht tadelnswerth finden. Auf den internationalen Verkehr wirkt das freilich hemmend, aber immer ist es doch unter zwei Uebeln das kleinste.

Wie aus dem was ich im ersten Abschnitt über das Reisen in Polen gesagt habe hervorgeht, ist gegenwärtig in jener Absperrung viel Milderung eingetreten, und man gelangt mit eben so wenig Belästigung über die Gränze wie in andern Staaten, und ist alsdann auf der Weiterreise durchaus keiner Quälerei ausgesetzt, nur ist nöthig daß man seinen Paß in Ordnung hat. Freilich muß man in Warschau denselben abgeben, und ist — wenn man mit der Eisenbahn ankommt — dem ausgesetzt daß man, wenn der Zug stark besetzt ist, eine ziemliche Weile warten muß ehe man das Recipisse bekommt. Damit ist es aber auch abgemacht, und man kann sich — wenn man wieder abreisen will — den Paß durch einen Lohndiener abholen lassen, ohne selbst auf die Polizei gehen zu müssen. Wie human und artig man auf derselben behandelt wird, das konnte ich an mir selbst erfahren. Mit einem Freunde in Warschau angekommen, währte es uns zu lange die Recepisse auf dem Bahnhof einzufordern. Wir giengen nun am andere Tag selbst auf die Polizei, und hatten dort bloß Namen und Stand anzugeben, worauf die Pässe sofort nachgesehen und uns dann visirt ausgehändigt wurden. Bloß das war etwas langweilig und lästig daß wir auch das Visum der Commandantur und des preußischen Consulats einholen mußten, welches übrigens aber mit gleicher Artigkeit vollzogen wurde. Wie ich aber schon bemerkte, so hätten wir das alles durch einen Lohndiener besorgen lassen können, wenn wir uns auf dem Bahnhof hätten den Empfangschein geben lassen.

Besonders gefährlich soll es seyn sich öffentlich in politische Räsonnements einzulassen. Der Kluge wird das nirgends thun, weil er auch in andern Staaten sich Verdrüßlichkeiten damit bereiten kann. Uebrigens habe ich aber in Polen sowohl auf der Eisenbahn als an öffentlichen Orten freimüthige Aeußerungen gehört, ohne wahrzunehmen daß man ängstlich vor Auflaurern gewesen wäre, und ich darf versichern daß ich mich in der Art nirgends beengt gefühlt habe.

Den Dienst der Landes-Gendarmerie versehen die Tscherkessen, die in ihrer Eigenthümlichkeit überall eine recht schöne Staffage geben. Man sieht sie in ihrer Landestracht, die aus einer Art Wamms mit doppelten Aermeln besteht, von denen nur die innern angezogen werden, die äußern aber geschlitzt sind und frei herabhängen. Das ganze Corps ist dem Schnitt nach völlig gleich uniformirt, die Farbe der Kleider aber ist verschieden, und zwar nicht etwa nach Trupps, sondern bei jedem Individuum, was aber — wenn sie in Reih und Glied stehen — ein buntes, hübsches Bild gibt. Den Kopf bedeckt eine kegelförmige Mütze mit einer anderthalb Hand breiten Pelzbebrämung; die Beinkleider sind eng, und an den Füßen tragen sie Tschmen. Bewaffnet sind sie mit dem Handschar und einem krummen, türkischen Säbel. Fast durchgehends sind es kräftige, martialische Gestalten, mit braunem Teint und scharfem kaukasischen Schnitt, und ganz besonders imponiren ihre Officiere. Beritten sah ich keine, daß sie da aber sich noch schöner ausnehmen müssen, kann man voraussetzen. Vermöge ihrer kräftigen und abgehärteten Körper sind sie für ihren Dienst vorzüglich geeignet, und sie wahren die öffentliche Sicherheit gewiß so gut wie jede andere Gendarmerie. An allen bemerkt man einen gravitätischen Ernst, und ich habe auch nicht einen einzigen gesehen der auffallend heiter gewesen wäre.

Auf dem Lande ist der Gutsherr die obere Polizeibehörde, und es soll der Ordnung nach derselbe den Paß eines jeden Fremden, der sich einige Zeit am Orte aufhält, visiren. Ich war bei einem solchen einige Tage als Gastfreund, er aber hatte vergessen das Visa auf meinem Passe zu vollziehen; dennoch ward in Warschau davon keine Notiz genommen.

Ich komme zur Gerichtspflege. Diese leidet an Mangelhaftigkeit, so zwar daß ein Proceß sich, wenn der Gegenstand um den er geführt wird nur von irgend einiger Bedeutung ist, auf viele Jahre hinauszieht. Man wird sich einen Begriff machen wenn ich einen Fall erzähle, der mir mitgetheilt wurde. In einer Criminalsache sollte ein Zeuge vernommen werden, dessen Aufenthalt nicht gleich bekannt war. Ueber den Schritten die gethan wurden um ihn ausfindig zu machen, vergiengen zwei Jahre. Ehe nun endlich dieser Zeuge citirt wurde, war er an einen andern Ort gezogen, und das betreffende Gericht mußte sich nun dorthin wenden, worüber wieder mehr als ein Jahr verging. Unterdeß hatte derselbe seinen Wohnort aufs neue gewechselt, und es verstrich wieder ein Jahr. Alle diese Verzögerungen machten zusammen sechs Jahre aus, während dem war der Zeuge gestorben, und es kam die gerichtliche Requisition erst ein Jahr nach dessen Tode an den Ort wo er begraben war. Das klingt unglaublich, ward mir aber als volle Wahrheit erzählt.

Ein Seitenstück hiezu geben die Erbsonderungen. Von diesen erzählte mir mein Gastfreund, daß sie nicht selten auf viele Jahre hinaus verschleppt werden. So führte er Fälle auf seiner eigenen Besitzung an, wo er selbst als Grundherr keine Anzeige von dem Tode von Dorfinsassen, welche ein ländliches Besitzthum hinterließen, erhalten hatte, und erst nach langer Zeit zufällig Nachricht davon bekam. Die Familie hatte sofort dem ältesten Sohn das Besitzthum überlassen, und dieser hatte ohne weiteres fortgewirthschaftet. Wie mag es da unter solchen Umständen um die Hypothekenbücher stehen?

J. G. E.

Digitized by Google

Reisebriefe aus Indien.

IV.

(Von Dr. Georg v. Liebig.)

Ich verließ meine Freunde in Tschampanier am Abend des 6 März und bestieg meinen offenen, mit Stroh gefütterten Karren, als gerade der Mond aufgieng. Hinter mir ritt mein Sauer oder Reiter der zwei räthselhafte Geräusche hören ließ. Ich fand aus daß das eine von einem Huhne herrührte, das er als Frühstück für den nächsten Morgen lebendig in einem Sack mit sich führte, und das andere von dem Durchstreichen des Tabakrauches durch das Wasser seiner Hokah oder Wasserpfeife, von den Anglo-Indianern wegen dieses Geräusches gewöhnlich Habbal-Bubbel genannt. Den Weg zeigte ein Bumiah. Die Bumiahs sind diejenigen Glieder der indischen Dorfgemeinden, welche die Verpflichtung haben Reisenden den Weg zu zeigen. Dafür erhalten sie von dem Patele oder Oberhaupt des Dorfes, dem in der Theorie der ganze Grundbesitz gehört, und welcher der Regierung die Steuern für das ganze Dorf bezahlt, eine Vergütung in Gestalt eines Stück Landes oder von Naturalien, wovon sie leben. Die Buhmiahs gehören zu der niedrigsten Kaste der Bewohner des Dorfes und gehen fast ganz unbekleidet. Gewöhnlich sind sie mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Ihr Amt ist in der Familie erblich mit dem dazu gehörigen Lande, wie alle indischen Gemeindeämter. In den Ländern der indischen Fürsten empfangen sie keine Vergütung von den Reisenden, dafür verschwinden sie aber bisweilen an Stellen des Weges, wo man sie am meisten nöthig hat. In den Ländern unter englischem Besitz erhalten sie gewöhnlich für das Koh, oder zwei engl. Meilen einen Preis, so viel etwa wie zwei Heller. Kein Buhmia geht weiter als bis zum nächsten Dorfe, wo er seinen Nachfolger heraustuft.

Ich schlief trotz des hellen Mondscheins der den Wald erleuchtet, und des Staubes vor dem ich mich durch ein Taschentuch über den Kopf schützte, ziemlich gut, und kam früh um 4 Uhr an dem Ort an, wohin ich mein Pferd vorausgeschickt hatte, glücklicherweise ohne einen Mondstich davongetragen zu haben, vor welchem eingebildeten Uebel viele Anglo-Indianer eine abergläubische Furcht hegen. Gegen 8 Uhr des Morgens erreichte ich Godra, wo mein Zelt und Karren bereits seit zwei Tagen auf mich wartete.

Von den Orten die ich auf meinem Marsch von Baroda nach Niematsch berührte, finden sich die folgenden auf Weigands Karte von Nordindien (Weimar 1835): Baroda, Doud (Dohud), Vittlaued (Vitlawad), Ratlam (Rutlam), Dschaurah (Jowrah), Mandcheer (Mundesor), Niematsch (Neemuch). Godra liegt in der Mitte zwischen Baroda und Daud, von jedem Ort drei Tagmärsche entfernt. Im ganzen machte ich 16 Tagmärsche, jeder im Durchschnitt von 16—17 engl. Meilen. Der ganze Weg von Baroda nach Niematsch beträgt 265 engl. Meilen. Nach je zwei oder drei Tagen machte ich einen Rasttag und wechselte meinen Karren.

In Godra ließ ich einige überflüssige Möbel zurück und setzte meinen Weg mit vier Karren, jeder mit vier Ochsen von kleinerer Race als die Ochsen von Guzerat, an demselben Abend fort. Meine Wagen brachen gewöhnlich um 5 oder 6 Uhr Abends auf und fuhren die ganze Nacht hindurch bis zum nächsten Haltort, wo sie nie früher als 8 oder 9, oft erst um 11 oder 12 Uhr am Tag ankamen. Ich selbst gieng mit einem leichten Karren, der eine einfache Bettstelle und ein kleines Zelt trug, gerade groß genug um sie aufzunehmen, voraus, und hielt um 8 oder 9 Uhr Abends für die Nacht an, um am folgenden Morgen um 3 oder 4 Uhr wieder aufzubrechen. Gewöhnlich überholte ich meine Wagen noch ehe sie an ihrer Bestimmung angekommen waren. Vor Sonnenaufgang marschirte ich; wenn es warm wurde, stieg ich zu Pferd.

Wenn der Mond nicht schien, hatte ich immer Fackelträger, Nal genannt. Am Tage sind sie die Barbiere des Dorfes und heißen Hadscham, am Abend werden sie Nal; ihre Fackeln bestehen aus einem fußlangen Stocke von Holz, in den oben ein etwa ebenso langer aber dünner Eisenstab eingesetzt ist. Letzterer wird mit einer Masse Baumwollenlappen umwickelt, regelmäßig und dicht, so daß das obere Ende etwa zwei Zoll im Durchmesser hat, während in der Mitte die Umwickelung der Decke des Holzgriffes gleich kommt. Auf das obere Ende wird nun Oel geträufelt, aus einem kegelförmigen Thongefäße, so groß wie ein Mannskopf und mit langer Schnauze versehen, deren Oeffnung etwa den Durchmesser eines dicken Federkieles hat, so daß nur wenig auf einmal herauskommt. Der Nal trägt dieses Gefäß vermittelst eines daran befestigten Hakens in der einen Hand und in der andern die Fackel, und tröpfelt nach, wenn es nöthig ist. Ein Pfund Oel reicht für eine Fackel etwa 6 Stunden lang.

Von meinen Reitern schickte ich immer zwei mit dem Wagen und behielt einen bei mir. Da ich Briefe an die eingebornen untergebenen Gränzregulirungs-Commissäre von Godra und Daud hatte, so erhielt ich an beiden Orten neue Sauers und schickte die alten nach Hause. Je weiter ich mich von Baroda entfernte, desto elender erschienen Reiter und Pferde.

Von Godra aus, wo man sich zuerst aus der Ebene erhebt, wird das Land hügelig. Die Hügelzüge, welche niedrig von ziemlich gleicher Höhe, und nur durch schmale Thäler und Einschnitte getrennt sind, haben im allgemeinen die Richtung von Südost nach Nordwest. Die vielen kleinen zur Zeit vertrockneten Bäche und Flüsse, deren Bett man passirt, fließen in nordwestlicher Richtung und ergießen sich in den Mahi. Der Boden ist steinig und fast gar nicht angebaut, er ist Dschungel, d. h. mit Wald bedeckt. Die kleinen Dörfer, die man von Zeit zu Zeit antrifft, bilden mit ihren Feldern nur Lichtungen in der Waldmasse, und bestehen oft nur aus wenigen zerstreuten Hütten; ihr Bestehen wird durch natürliche oder künstliche Teiche bedingt, deren Wasser während der heißen Jahreszeit nicht ganz vertrocknet, da die kleinen Flüßchen von März bis Mai kein Wasser führen; dieser Umstand macht eine allgemeine Cultur des Landes unmöglich. Ich traf auf einen oder zwei Orte, die auf den Karten mit großen Namen bezeichnet sind, allein in der Wirklichkeit aus nichts anderm bestanden als aus einem Teich und einer Hütte, und eigentlich nur Haltplätze für Reisende waren.

Die Wege in diesem Strich sind nur mit großen Schwierigkeiten für Karren gangbar; sie sind voller Steine und Löcher und haben tiefe Gleise, bisweilen theilen sich die Wagenspuren in meh-

Digitized by Google

rere Zweige um sich weiterhin wieder zu vereinigen, wie es gerade der Baumwuchs, Felsen oder Wasserrinnen erlauben, und bieten eine unaufhörliche Abwechslung zwischen bergauf und bergab.

Da mir die Kameltreiber, die ich in Baroda gemiethet hatte, am Tage nach meiner Abreise, aus Furcht vor den schlechten Wegen durchgegangen waren, so sah ich mich gezwungen mich mit dem Karren durchzuschlagen so gut ich konnte, sie brauchten durchschnittlich eine Stunde für jede engl. Meile, während in derselben Zeit ein rüstiger Fußgänger auf gutem Weg beinahe drei Meilen zurücklegen kann.

Auf mehreren Strecken des Weges zeigten verfallene Bauries — tiefe Brunnen in die man vermittelst gerader, langer und überwölbter Treppen hinabsteigt — daß die Mohammedaner, solange sie das Land besaßen, die Wohlfahrt ihrer reisenden und handeltreibenden Unterthanen nicht vernachlässigten; allein diese Brunnen zerfielen als das Land unter die Herrschaft der weniger gebildeten Mahratten kam. Der Transport von Kaufmannsgütern wird hier mit Ochsen vermittelt, denen man oft in Heerden von mehreren Hunderten begegnet. Jeder Ochs hat einen Sack auf dem Rücken, der mit der Waare gefüllt ist. Sie bringen Getreide nach der Küste und Salz zurück. Die großen Heerden gehören meist vielen Eigenthümern, deren jeder einige Thiere besitzt und die sich zu diesem Zweck vereinigen. Die Männer ziehen mit Spießen, Luntenflinten, Säbeln, Keulen bewaffnet mit, von ihren Familien begleitet, die Alten und Kinder reiten auf Ochsen; sie führen prachtvolle große Hunde mit sich, zwischen einem Greyhound und einem Hühnerhund, meistens schwarz.

Das beschriebene unfruchtbare Hügelland, welches ich quer durchzog, erstreckt sich in seiner ganzen Ausdehnung, denselben Charakter darbietend, von dem westlichen Ende des Arrawalligebirges von Odipur (Odeipoor) aus, bis zu den westlichen Ausläufern der Vindiakette, und scheidet die fruchtbare Hochebene von Malwa mit der Landschaft Mewar an den tieferliegenden Ebenen von Guzerat. Ein Theil davon wird von mehreren Angaben als Selumberkette (Saloombur-Range) bezeichnet, von dem Namen eines Ortes nicht weit von Deber-See (Deyburlake). Die geognostische Beschaffenheit von Godra bis Tandla, wo das Trappgebirge wieder anfängt, etwa 80—90 engl. Meilen, die ich in fünf Tagemärschen durchzog, ist folgende. In kurzer Entfernung hinter Godra verschwinden die niedrigen Syenit- und Granitkuppen, denen man auf dem Wege von Tschampanier nach Godra begegnet und machen Hügeln Platz, deren Gipfel mit großen weißen Quarzfelsen oder Blöcken gekrönt sind, zwischen deren Gestein man hie und da große Glimmerflächen beobachtet (dieselben Quarzhügel werden nach Jacquemont entlang des südlichen Abhanges des Arrawalligebirges in großer Menge angetroffen von Odipur bis Adschmir [Ajmere], und weiter bis Delhi, siehe Summary of the Geology of India. Royal asiatic. Journ. Bombay branche Jan. 1854). Diese Hügel wechseln ab mit andern, deren Gestein ein dunkler Grünstein ist, dessen ursprünglich weiße Grundmasse ein grünes, hornblendartiges Mineral von blätterig krystallinischer Structur eingelagert ist; dieses Gestein ist sehr hart und dient den Biels (Bheels), die diese Berge bewohnen, als Material zur Darstellung der höheren Wesen die sie verehren in Gestalt von einfachrund, oder viereckig zugehauenen Steinklötzen, etwa von der Form und Größe von Meilensteinen, mehrere bei einander, wie ein Spiel Kegel unter dem Schatten eines großen Baumes im Wald. Bei Daud tritt der Quarz abwechselnd in Form von glänzendweißen Kämmen auf, die über die Felder zerstreut, alle in ihren Längsrichtungen parallel laufen; die dazwischen auftretenden Grünsteine lassen eine Streifung nach derselben Richtung erkennen, diese Grünsteine sind etwas verschieden von den zuersterwähnten. In weißer Grundmasse sind unzählige weiße Blättchen oder Säulchen abgelagert, die in Glanz und Farbe der gemeinen Hornblende sehr ähnlich sehen. Meistens rundlich undeutlich fünf oder sechs erkennbaren Seitenkanten waren sie doch zu klein und unbestimmt um eine Krystallform erkennen zu lassen. In der Umgebung der verwitterten Blöcke machen sie einen besondern Bestandtheil der losen Erde aus, und haben den Glanz und die Farbe des einachsigen Glimmers, so daß sie da wo viele zusammenliegen, eine Art Goldsand bilden. Bruchstücke verwitternder Blöcke enthalten eine große Menge Kohlensäure, und wird diese ausgetrieben, so zerfällt die übrige Masse in ein weißes Pulver und die erwähnten kleinen Krystalle.

Kurz hinter Daud verschwindet der Grünstein vollkommen und sein Platz wird durch Thonschiefer eingenommen, der von Südost nach Nordwest streicht und sehr steil in einem Winkel von etwa 40—45° nach Südwest einfällt. Die Richtung der Streichlinie ist dieselbe wie die der Quarzkämme, die demnach mit den Schichten parallel laufen; sie dringen zwischen den Schichtenköpfen heraus und durchbrechen sie, so daß an diesen Stellen der Quarz den Thonschiefer gleichsam zu vertreten scheint. Sie sind in unregelmäßigen Entfernungen von einander vertheilt und erreichen bisweilen beträchtliche Höhen. Der Thonschiefer hat genau dasselbe Ansehen wie der des rheinischen Uebergangsgebirges. In den Hügeln, von denen man in das fruchtbare, in der kalten und nassen Jahreszeit von einem kleinen Flüßchen bewässerte Thal von Tandla herabsteigt, tritt später wieder Grünstein auf. In der Mitte dieses Thals fängt die Trappformation an, welcher die gegenüberliegenden Hügel angehören. Dieses Auftreten des Trapps der hier ganz das Ansehen und die Beschaffenheit von dichtem Basalt hat, auf der einen und des Thonschiefers auf der andern Seite des Thales, erinnerte mich lebhaft an fast dieselbe Anordnung auf beiden Seiten des Lahnthales bei Gießen. Auf der Westseite hat man den Abhang der Hardt mit dem Thonschiefer des rheinischen Uebergangsgebirges, und gegenüber den platten feinkörnigen Basalt des Schiffenberges.

Von Tandla an wird der Wald seltener, und die Felder und Ortschaften vermehren sich. Nachdem man sich zwischen mehreren der in meinen früheren Briefen erwähnten flachen Trapprücken durchgewunden hat, erhebt man sich plötzlich ziemlich steil, und meint eine größere Höhe zu erklimmen als die bereits überwundenen; allein oben angelangt, erkennt man daß man den Abhang eines Plateau erstiegen hat. Man steigt nicht wieder hinab, sondern bewegt sich in einer fruchtbaren Ebene vorwärts, in welcher Getreide und Mohnfelder einen erfrischenden Anblick nach der lange ertragenen Dürftigkeit gewähren, und erreicht nach kurzem Marsch Pitlawud. Dieses Plateau ist nicht sehr breit und gleichsam eine Stufe die zur Hochebene von Malwa führt. Nach weiteren 20 Meilen erheben sich wieder einzelne Trapphügel, und man wird plötzlich durch eine schwarze steile Felsenwand von mehr als 100 Fuß hoch aufgehalten. Sie ist bespült von dem Mahifluß, dem sie seinen nordwestlichen Lauf anweist, ehe er sich später nach Südost wendet um sich in den Meerbusen von Cambay zu ergießen. Hat man den Fluß passirt und den ziemlich hohen Rücken erstiegen, dessen Fuß die Felsenwand bildet, so hat man die Wasserscheide überschritten und befindet sich nun im Flußgebiet des Ganges, dessen Wasser in die Bay von Bengalen fließen und steht auf der Hochebene von Malwa. Von nun an kommt man durch angebautes Land mit Dörfern überäet. Mohnfelder wechseln mit Baumgruppen, Wiesen und Getreidefeldern, und bisweilen einem

Digitized by Google

Hain von Dattelpalmen, und man ſieht hie und da etwas fließendes Waſſer, in Geſtalt eines rieſelnden Baches, deſſen weit ausgedehnte Ufer zeigen daß er zu anderer Zeit Anſpruch auf den Namen eines Fluſſes machen wird. Es führt ein ebener und bequemer Weg nach der Stadt Ratlam, und von da weiter nach Mandhor und Niematſch.

Die Begründung der evangeliſchen Miſſion im Mittelreich und ihr Einfluß auf die chineſiſche Literatur.

(Von Profeſſor Neumann.)

IV.

Was Verſtand, Ordnung, Thätigkeit und Geſchicklichkeit betrifft, überragt das chineſiſche Volk, überragt die chineſiſche Regierung alle andern Aſiens und Afrika's. Auch kann man ihnen bis zu einem gewiſſen Grade Humanität und Billigkeit nicht abſprechen. Aber eine ſchmachvolle, alle dieſe guten Eigenſchaften untergrabende, mit dem Deſpotismus zuſammenhängende Gewohnheit, Lug und Trug, durchzieht das Land von dem unterſten ſeiner Bewohner bis hinauf zum Himmelsſohne. Ueber dieſe ſchändliche Eigenthümlichkeit dieſes Volkes beklagte ſich noch jeder der in irgendeine Verbindung mit den Chineſen gekommen iſt; auch Morriſon kam hierdurch, ſowie der Schreiber dieſes, häufig zu Schaden. Mehrmals kaufte ich heute eine Anzahl Bücher um eine Summe und morgen konnte ich ſie um die Hälfte haben — Betrügereien, denen gar nicht abzuhelfen war, weil niemand in Canton den Marktpreis dieſer Waare anzugeben wußte.

Das erſte Buch der heiligen Schrift, welches Morriſon zum Druck beförderte, war die Apoſtelgeſchichte, nach der Ueberſetzung der katholiſchen Miſſionäre. Sein Lehrer Ko beſorgte dieſe Ausgabe. Es wurden anfänglich bloß 1000 Exemplare abgezogen, und der treue Ko, auf welchen Morriſon bis jetzt alles hielt, betrog ihn bei dieſem kleinen Geſchäfte um 50 Pfd. St. „Er hat mir es ſpäter ſelbſt geſtanden," ſchreibt der chriſtliche Sendbote, „und ſein Vergehen eingeſehen; es thut mir ſehr leid, nicht des Geldes wegen, ſondern weil ich von jetzt an auch dieſem Chineſen nicht mehr trauen kann." Bei einer andern Gelegenheit ward Morriſon von ſeinem Bedienten ganz ausgeraubt; ja es ward ihm einmal, während er daſaß und eifrig ſtudirte, das Kleid vom Leibe geriſſen, und wäre nicht ſchnelle Hülfe herbeigeeilt, ſo würde er von den Chineſen ſeiner Umgebung thätlich mißhandelt worden ſeyn.

Alle dieſe Mühſeligkeiten, alles dieſes Widerwärtige ertrug Morriſon mit Geduld; er war unermüdlich in ſeinem begonnenen Werk, beförderte in den Jahren 1809, 1810 und 1811 mehrere mit Hülfe ſeiner Lehrer verfertigte chineſiſche Tractätlein religiöſen Inhalts zum Druck, ſowie einen Katechismus nach der Weiſe der ſchottiſchen Kirche. Der wackere Sendbote ließ ſich durch die kaiſerlichen Edicte, die von Zeit zu Zeit gegen die Verbreitung des Chriſtenthums in China erſchienen, nicht abſchrecken. Eines dieſer denkwürdigen öffentlichen Ausſchreiben wollen wir, weil man daraus am beſten erſieht in welchem Lichte die chineſiſche Staatsregierung das Chriſtenthum und die religiöſen Angelegenheiten überhaupt betrachtet, ſeinem vollen Inhalt nach mittheilen.

„Die Europäer, ſo lautet ein Erlaß des Juſtizminiſteriums vom Jahr 1812, die Europäer verehren den Herrn des Himmels [1] in ihrem Lande, wahrſcheinlich weil ſie es einmal ſo gewohnt ſind; es iſt übrigens ganz nutzlos nach der Urſache dieſer Sitte zu forſchen. Warum ſollen ſie aber das Volk unſeres Landes damit behelligen? Warum nun Prieſtern und andern Leuten im Lande Zutritt geſtatten, welche gegen das ausdrückliche Verbot dieſe Religion im Lande verbreiten und das gemeine Volk verführen? Sie folgen auf einander, Geſchlecht auf Geſchlecht, ohne von ihrer Widerſetzlichkeit zu laſſen. Es könnte dieß wohl in der Folge eine Empörung veranlaſſen. Dieſe Religion hält weder die Geiſter (die vergötterten Naturkräfte) in Ehren, noch verehrt ſie die Vorfahren; ſie iſt alſo der geſunden Lehre ganz entgegen. Das gemeine Volk, welches ſolchen Abenteuerlichkeiten nachhängt, und ſie verbreitet, muß als verrätheriſcher aufrühreriſcher Pöbel betrachtet und ſtrenge behandelt werden. Würde wohl ohne Strafen dieſem Uebel geſteuert und das menſchliche Herz erneuert werden können?

„Von jetzt an ſoll heimlicherweiſe kein Europäer weder Bücher drucken, noch ſollen Geiſtliche Zutritt im Reiche erhalten, die das gemeine Volk verführen; es ſollen auch die Mandſchu und Chineſen, welche im Lande herumreiſen, den Leuten fremde Namen geben und dieſe Religion verbreiten, in Zukunft dieß unterlaſſen. Die Vorſteher werden enthauptet, ſobald man ſie ergreift, und die andern gemeinen Leute bis zum Tag der Hinrichtung im Herbſt eingeſperrt. Diejenigen welche, ohne Proſelyten zu machen, im Stillen dem Glauben des Himmelsherrn nachleben, ſollen nach der Markgrafſchaft des ſchwarzen Drachenfluſſes (Amur) in Verbannung geſandt werden; die Mandſchu aber ſollen bloß ihren Sold verlieren. Die Europäer welche in Peking leben, mögen, wenn ſie als Mathematiker im Dienſte ſind, auch in Zukunft hier verweilen; [2] was thun aber die andern Müßiggänger in der Hauptſtadt des Reiches? Dieſe ſollen nach Kuangton gebracht und in ihr Vaterland zurückgeſandt werden. Aber auch die als Mathematiker im Dienſt ſtehenden Europäer dürfen weder mit den Mandſchu, noch mit den Chineſen verkehren, damit endlich die albernen Märchen die ſie verbreiten, von Grund aus vertilgt werden. Die Statthalter und andern Beamten des Kreiſes mögen aber genau zuſehen, um alle Europäer, die ſich heimlich einſchleichen zu ergreifen und mit ihnen Rechtens zu verfahren. Auf dieſe Weiſe muß der Baum mit der Wurzel ausgerottet werden. Man gehorche pünktlich dieſem Erlaſſe des Juſtizminiſteriums."

Morriſon ſah bald ein daß alle Arbeiten für die Zukunft erfolglos bleiben würden, wenn er nicht eine Anſtalt zu gründen vermöchte, worin Leute aller Nationen zu Miſſionären des öſtlichen Aſiens erzogen werden könnten. Es ſollte hier mit gleicher Sorgfalt der Unterricht in den Sprachen des Oſtens, der Chineſen Malayen, Javanen, Japaneſen und der Bewohner der zahlreichen Inſelgruppen Oceaniens, wie in den claſſiſchen Studien und euro-

[1] Tientſchu Kiao, die Lehre oder Religion des Herrn des Himmels. Dieſen Namen führt das Chriſtenthum in den chineſiſchen Originalſchriften, weil die katholiſchen Miſſionäre nach vielen Streitigkeiten darüber übereinkamen, in ihren Werken Gott mit Tientſchu zu überſetzen. Die Mohammedaner ſagen bloß Tſchu, Herr, oder auch Tienſchin, Geiſt des Himmels. So leſen wir in den Annalen der Tang, Abtheilung „Fremde Nationen," wo von den Arabern die Rede iſt. „Sie beten täglich fünfmal den Geiſt des Himmels (Tienſchin) an."

[2] Im Jahr 1826 wurden auch die Mathematiker aus dem Lande verbannt, mit Ausnahme eines einzigen hochbetagten portugieſiſchen Geiſtlichen, der im Jahr 1838 geſtorben iſt. Annales de la Propagation de la Foi. Janvier 1839. 462.

Digitized by Google

päischen Wissenschaften betrieben werden. Diese Anstalt sollte den Vermittlungspunkt zwischen dem Orient und Occident bilden; der Orientale sollte hier mit allem Großen und Schönen das Europa bietet, bekannt gemacht, und der Europäer in die Idiome und Literaturen Asiens eingeweiht werden. Die nothdürftigsten Mittel zur Errichtung dieses nach dem Sinn des edlen Begründers so großartigen Instituts waren bei den reichen Hülfsmitteln der verschiedenen Missionsgesellschaften, mit denen Morrison in Verbindung stand, und die ein unbedingtes Vertrauen hegten zur Redlichkeit und Einsicht des vielfach erprobten Mannes, sowie der reichen Privaten in China und Indien, bald beisammen. Es fragte sich nun: welcher Ort am füglichsten erwählt werden und wo die Anstalt die meisten Früchte tragen könnte? In Canton und Macao war dieß wegen der Eifersucht sowohl der Chinesen und Portugiesen als der katholischen Missionäre durchaus unmöglich. Morrison dachte gleich anfangs, als er im Jahr 1812 den Plan zu solch einem Institut faßte, an Malacca, welches damals, wie jetzt wiederum — in der Zwischenzeit war es einige Jahre unter der Herrschaft der Holländer — sich in den Händen der Engländer befand. „Ich wünsche," heißt es in dieser Beziehung in einem ausführlichen Schreiben an die Londoner Missionsgesellschaft vom 22 December 1812, „ich wünsche, wir hätten eine Anstalt in Malacca zur Bildung christlicher Sendboten, Europäer sowohl als Einheimischer, für alle Länder jenseits des Ganges. Hier mögen für die verschiedenen Sprachen Pressen errichtet werden — es ist dieß der mächtigste Hebel der Civilisation." Die Ausführung dieser Unternehmung verzögerte sich aber noch einige Zeit. Erst im Jahr 1818 war Morrison im Stande, diese Idee seines Lebens verwirklichen zu können. Von der Londoner Missionsgesellschaft und mehreren andern seiner zahlreichen Freunde, namentlich von Staunton, unterstützt, grundete der Sendbote das anglo-chinesische Collegium zu Malacca, wozu er selbst, außer einem jährlichen Beitrage von 100 Pfd., 1000 Pfd. St. als Stiftungscapital beisteuerte.

Diese Studienanstalt fand bald sowohl bei einzelnen wie bei Corporationen, namentlich der ostindischen Hansa, die jährlich 1200 Dollars zahlte, bedeutende Unterstützung; sie erfreute sich auch in wissenschaftlicher Beziehung eines guten Fortganges. Eine große Anzahl Chinesen erhielt hier unentgeltlichen Unterricht in der englischen Sprache und in den Anfangsgründen der europäischen Wissenschaften, der Geographie, Geschichte, Moral und christlicher Theologie. Auch wurden hier in der zum Collegium gehörigen englisch-chinesischen Druckerei viele Werke zu Tage gefördert, wodurch unsere Kenntniß des östlichen Asiens vielfache Erweiterung erhielt. Man bemerkt Milne's heiliges Edict, seine Geschichte der ersten zehn Jahre der protestantischen Mission im östlichen Asien, Prémare's ausführliches Lehrgebäude der chinesischen Sprache, die Zeitschrift, der indochinesische Sammler genannt, und mehrere Uebersetzungen aus verschiedenen Sprachen. Ueberdieß giengen aus der Missionspresse zu Malacca mehrere chinesische Werke, namentlich die vollständigen Uebersetzungen der heiligen Schriften, Broschüren und Flugblätter christlichen Inhaltes in Menge hervor, welche nach allen Seiten im Lande der Mitte und auf den Inseln des östlichen Asiens verbreitet wurden. Allein in dem Jahr 1835 erschienen hier vierundfünfzigtausend siebenhundert und achtundzwanzig Exemplare geistlichen und andern Inhalts; hievon sind elftausend neunhundert und siebenzig Bände der heiligen Schrift alten und neuen Testaments in chinesischer Sprache nicht mitgerechnet. Der ehrwürdige Begründer besuchte die Anstalt von Macao aus mehrmals, und gab von Jahr zu Jahr in einem eigenen Berichte Rechenschaft über die Verwendung der eingegangenen Gelder und über das Gedeihen der Bildungsschule. Nach dem Friedensschlusse zu Nanking ward die Anstalt nach Hongkong verlegt, wo sie sich in einem blühenden Zustande befindet.

Im Jahr 1822 machte Morrison eine Inspectionsreise nach Malacca, landete zu Singapor und trat mit Raffles in Verbindung, um hier ein Collegium ähnlicher Art wie das indo-chinesische zu begründen. Diese Anstalt sollte, nach dem Wunsche Sir Stamfords, auf einer breiteren Basis errichtet werden. Raffles wünschte daß hier in den vorzüglichsten europäischen Sprachen und Wissenschaften, dann im Chinesischen, Arabischen, sowie in allen andern Idiomen Oceaniens und der Halbinsel jenseits des Ganges Unterricht ertheilt werden möchte. Am 1 April 1823 ward zu diesem Endzweck in Singapor eine Versammlung zusammenberufen, wobei Raffles präsidirte; es wurden dem neuen Institute 100 Acker Landes, das Eigenthum der englischen Nation, angewiesen, sowie 50 für Dr. Morrison selbst, wenn es ihm genehm seyn sollte, seinen Wohnsitz hieher zu verlegen. Morrison dachte nämlich daran, in Bälde seine Anstalt zu Malacca mit der neubegründeten zu vereinigen und dann selbst die Oberleitung zu übernehmen. Eine Subscription ward eröffnet, bedeutende Summen wurden unterzeichnet und am 4 August 1823 der Grundstein zu dem großartigen Gebäude der Singaporer Anstalt gelegt. Dieses im italienischen Geschmack errichtete Gebäude war schon ziemlich weit vorgerückt, als Raffles abgerufen wurde und Hr. Crawfurd erschien, um jeden Samen des Edlen, den die hochherzige Seele des Gründers in reichlichem Maß ausgestreut hatte, im Aufkeimen zu ersticken. Der Bau der Singaporer Anstalt ward alsbald eingestellt; man ließ die Gebäude absichtlich in Ruinen zerfallen, die jetzt, vom Meer her gesehen, die Aufmerksamkeit eines jeden nach dem Freihafen Segelnden auf sich ziehen und einen melancholischen Anblick gewähren. Der mit den Verhältnissen unbekannte Fremde begreift nicht wie und warum in einer solchen neuen Niederlassung ein steinernes, großartig gedachtes und in einem so schönen Style aufgeführtes Gebäude in Schutt und Trümmer hat zerfallen müssen. Crawfurds Name wird auch, wovon ich mich an Ort und Stelle überzeugte, von niemanden zu Singapore mit Liebe und Achtung erwähnt, während Raffles hoch und unvergeßlich dasteht im Andenken der Bewohner.

Arabische Goldkörner.

(Aus Dr. Arnolds arabischer Chrestomathie gesammelt von Dr. Wolf.)

1. Wenn dir von deinem Bruder Schlimmes zu Ohren kommt, so suche für ihn eine Entschuldigung; und wenn du keine findest, so sprich: Vielleicht gibt es doch für ihn eine Entschuldigung.

2. Die Armuth ist der große Tod.

3. Wer zwei Dirhem besitzt, hat am Tage des Gerichts eine größere Verantwortung als wer blos einen Dirhem besitzt.

4. Die Menschen sind ursprünglich Blätter ohne Dornen, aber sie werden Dornen ohne Blätter.

Digitized by Google

5. Wie der Magnet das Eisen anzieht, zieht die Geduld den Sieg an.

6. Das Weib verbirgt die Liebe 40 Jahre, aber Haß und Widerwillen verbirgt sie nicht einen Tag.

7. Die Engel freuen sich über des Winters Verschwinden, aus Mitleiden für die Armen.

8. Wer einen Bittenden unbefriedigt zurückweist dessen Haus betreten die Engel sieben Tage nicht mehr.

9. Die rechte Gottesfurcht ist daß man allen Streit läßt, alle Trübsal ruhig erträgt und daß man den Herrn liebt.

10. Die Menschen sind entweder Gelehrte oder Lernende; alle übrigen Menschen sind geringe Mücken.

11. Staat und Religion sind Zwillinge.

12. Das Paradies eines Mannes ist sein Haus.

13. Die weiteste Reise hat derjenige zu machen welcher einen rechtschaffenen Bruder sucht.

14. Wenn du Speise hast für einen Tag, so entferne von dir die Sorgen; denn bei Gott ist Speise für den andern Tag.

15. Wenn das Wort von Herzen kommt, fällt es ins Herz.

16. Es wurde ein Beduine nach den Zeichen, den Schöpfer aufzufinden, gefragt. Da antwortete er: Der Kamelmist weist hin auf das Kamel, die Fußstapfen auf das Betretenseyn; der Himmel ist voll Sterne und das Meer voll Wellen. Weist nicht das alles hin auf Gott den Wissenden?

17. Wer viel Scherze macht, macht viel Fehler.

18. Hasan wurde gefragt, welches die Gott wohlgefälligste Reise sey. Er antwortete: Diejenige von welcher du zurückkehrst als ein der Welt Entsagender und nach dem ewigen Leben Verlangender.

19. Es fragte ein Mann Hasan um Rath wegen Verheirathung seiner Tochter. Da rieth er ihm: Verheirathe sie an einen frommen Mann; denn, wenn dieser sie liebt, so wird er sie ehren, und wenn er sie nicht leiden kann, so wird er ihr kein Leid zufügen.

20. Das Heirathen ist ein Gemüse von einem Monat und ein Dorn von einem Jahr.

21. Gott sprach: Ich bin der König der Könige; die Herzen der Könige sind in meiner Hand. Wer daher mir gehorcht, für den mache ich dieselbe zu einer Gnade, und wer sich mir widersetzt, für den mache ich sie zur Ungnade. Beschäftigt eure Zungen nicht mit Herabsetzen der Könige, sondern bekehret euch zu mir, und ich will sie euch wohl geneigt machen.

22. Ein rechtschaffener Bruder ist dir besser als deine Seele, denn diese heißt dich oft Böses thun, ein solcher Bruder aber heißt dich nur Gutes thun.

23. Der Arzt Harith kam zu einem Kranken und sprach: Ich und du und die Krankheit sind drei; wenn du nun zu mir hältst, so besiegen wir sie, wo nicht, so wirst du besiegt.

24. Hasan hat gesagt: Wenn die Bestechung in ein Haus hineingeht, geht das Recht zum Fenster hinaus. Wenn aber, wurde er gefragt, das Fenster verschlossen wird? Dann, versetzte er, geht es hinaus, sowie der Todesengel eintritt.

25. Der Gläubige wird den Strafen Gottes nicht entrinnen, bis er vier Dinge läßt: Die Lüge, den Hochmuth, den Geiz und die Verleumdung.

26. Die Welt ist das Gefängniß des Gläubigen, das Grab seine Burg, und das Paradies seine Heimath; dagegen ist dem Ungläubigen die Welt sein Paradies und das Grab sein Gefängniß, und die Hölle seine Heimath.

27. Wer ein Weib heirathet wegen ihrer Schönheit, für den macht Gott ihre Schönheit zur Strafe; wer ein Weib heirathet wegen ihrer Frömmigkeit, den segnet Gott mit großem Segen, und wer ein Weib heirathet wegen ihres großen Vermögens, deren Vermögen macht Gott gering.

28. Das Schauen auf die Weiber ist verboten, und wenn es auch ohne sinnliches Begehren wäre, und das Berühren ist noch strenger verboten. Sprich zu den Gläubigen, welche Blicke auf die Weiber werfen: Warum sehet ihr denn nicht lieber auf das Kamel, wie es gebaut ist, auf den Himmel, wie er erhaben ist, auf die Berge, wie sie fest gegründet sind, und auf die Erde, wie sie ausgebreitet ist.

29. Der Unglücklichste der Unglücklichen ist der, bei welchem Armuth auf der Welt und des Jenseits Strafen zusammenkommen.

30. Es ist keiner ein rechter Gläubiger, bis daß ich ihm lieber bin als Vater und Sohn und alle Menschen.

31. Es ist keiner ein rechter Gläubiger, als bis er für seinen Bruder wünscht was er für sich wünscht.

32. Wenn ihr wüßtet was ich weiß, sprach Mohammed, so würdet ihr viel weinen und wenig lachen.

33. Die Welt ist eine Waare, und die beste Waare der Welt ist ein rechtschaffenes Weib.

34. Der Mensch wird alt, dabei bleibt aber zweierlei jung an ihm: die Liebe zum irdischen Gut und die Liebe zum Leben.

35. Ein Grammatiker bestieg ein Schiff. Da sprach er zu dem Schiffmann: Kennst du die Grammatik? Er antwortete: Nein! Da versetzte der Grammatiker: So ist die Hälfte deines Lebens verloren. Als nun der Wind wehete und das Schiff umher geworfen wurde, sprach der Schiffmann: Kennst du die Schwimmkunst? Nein, war die Antwort. Nun, dann ist dein ganzes Leben verloren.

Die Shetlandsinseln.

(Schluß.)

Die Shetländer, seit nahezu vier Jahrhunderten von Dänemark getrennt, haben es noch nicht dahin gebracht die Sprache des Reichs dem sie angehören, der Beamten welche über sie regieren, und der Kaufleute mit denen sie in ununterbrochenen Beziehungen stehen, unter sich zu sprechen. Sie haben eine aus skandinavischen und englischen Elementen zusammengesetzte Mundart, in der aber das Skandinavische dergestalt vorherrscht, daß man sie sehr leicht versteht wenn man das Dänische kennt. Hr. Blöyen hat diese Erfahrung gemacht. Auch den Gebrauch der Vaternamen, der ehemals im Norden weit verbreitet war und jetzt noch in ganz Rußland besteht, haben sie bis auf diesen Tag bewahrt. So führen die Söhne des Magnus den Namen Magnusson, oder, abgekürzt, Manson; die Kinder Jakobs heißen Jakobssöhne oder Jakobstöchter. Die gleiche Gewohnheit herrschte dereinst in den drei Königreichen Großbritanniens. Daher in England so viele mit dem Hauptwort son endigende Namen; daher in Irland so viele denen die Partikel O', in Schottland so viele denen die Partikel Mac, welche die gleiche Bedeutung haben, vorgesetzt sind. Was die Zeitrechnung betrifft, so haben sich die Shetländer gegen die Annahme des Gregorianischen Kalenders gesträubt; sie halten

Digitized by Google

sich an den alten Styl, und nichts ist im Stande sie zum Aufgeben dieses Gebrauchs zu bestimmen. Einer der hervorstechendsten und zähesten Züge ihres Charakters ist der Hang zum Aberglauben. Die Matrosen sind insgemein zum Aberglauben geneigt, was leicht begreiflich ist. Kein Leben ist, wie das ihrige, den unvorgesehensten Veränderungen, den gefahrvollsten Lagen ausgesetzt. Der Wind der durch ungestüme Schwankungen unablässig ihre Hoffnung täuscht; das Ungewitter das von einem kaum bemerkbaren Punkt aus plötzlich am Horizont aufsteigt, und in einem Nu mit einem verhängnißvollen Schleier den ganzen Himmel überdeckt; das Meer das ihnen vielleicht bei ihrer Abfahrt wie eine von einer strahlenreichen Sonne beleuchtete Straße lächelte, aber plötzlich in grauses Toben ausbricht, wie der Widder der Alten mit seinen ungestümen Wogen an ihre schwimmende Burg schlägt, und unter ihren Füßen gleichsam ein tiefes Grab gräbt; die durch die Fluthen emporgehobene Sandbank; die Brandungen auf die sie, trotz aller ihrer Anstrengungen, losteiben; die Klippe deren Lage sie nicht hinlänglich erkannt hatten, oder auf die sie durch einen unwiderstehlichen Orkan geschleudert werden — alle diese Wechselfälle des Seemannslebens, alle diese Phänomene der Elemente, alle die phantastischen Formen der Strahlenbrechungen, der Wasserhosen und der Wolken, müssen in der Seele des Matrosen nothwendig Traumgebilde erwecken denen die Lehren der Wissenschaft nicht Herr zu werden vermögen — die Idee einer geheimnißvollen, unbegreiflichen Macht, eine Art Fatalismus.

Auf den Shetlandsinseln aber knüpft sich dieser Aberglaube an die so häufig vorkommenden Unglücksfälle, und thut sich durch alle Arten traditioneller Gewohnheiten kund. Wenn eine Barke umschlägt, wenn ein Fischer ertrinkt, so erinnert man sich alsbald an eine Menge Vorbedeutungen welche auf dieses Unglück hingewiesen, und diejenigen welche in der Nachbarschaft des Ertrunkenen gelebt, schauen mit Schrecken um sich; denn sie sind überzeugt daß sein Geist unablässig und so lange um seine Wohnung herumirrt, bis man ein christliches Gebet an ihn gerichtet, was aber niemand zu thun wagt, oder bis sein Leichnam, von den Fluthen an das Gestade geworfen, hinweggetragen und auf dem Kirchhof beerdigt ist. Die Verrichtung dieser religiösen Pflicht genügt indessen noch nicht zur Beseitigung des abergläubischen Schreckens. Man spricht den Namen des auf diese verhängnißvolle Weise Gestorbenen nicht mehr aus. Wagt man dennoch von ihm zu sprechen, so gebraucht man, um ihn zu bezeichnen, eine Umschreibung. War er verheirathet, so schließt sich seine Wittwe in ihre Behausung ein, und entzieht sich ganze Monate lang allen Blicken. Von diesem Unglückstag an trägt sie beständig Trauerkleider, und wenn sie in eine neue Heirath willigt, was selten geschieht, so behält sie bei ihrer zweiten Hochzeit ein düsteres Kleid, und begibt sich gesenkten Haupts, traurigen Gesichts, in die Kirche, auf daß man nicht glaube, sie könne ihren Wittwenschmerz vergessen. Wird eine Familie nicht durch zufälligen Todesfall, sondern durch Mord in Trauer gestürzt, so ist die Spur davon unauslöschlich. Es gibt einsam gelegene Häuser, finstere Grotten welche man stets von Gespenstern besucht wähnt, und von denen man sich mit einem Gefühl des Entsetzens abwendet, weil sie an einem verwünschten Tage von einem Verbrechen befleckt worden sind. Der Glaube an Hexerei, der ehedem durch ganz Europa verbreitet war, und von dem man nur noch hin und wieder einige Spuren unter den allerunwissendsten Leuten findet, hat noch sehr starke Wurzeln im Gemüthe der Shetländer. Sie sind überzeugt daß es Personen, namentlich Weiber gibt, welche, wie die Norna Walter Scotts, durch ihre Zaubersprüche einen Menschen der sie beleidigte ins Unglück stürzen, denjenigen welchen sie beschützen glücklich machen, die Winde beschwören, die Ungewitter beschwichtigen oder aufregen können.

Aus der skandinavischen Mythologie, welche, ebenso wie die griechische, die Wälder, die Gewässer, die Berge mit einer Menge magischer Wesen bevölkerte, haben sich auf den Shetlandsinseln noch mehrere symbolische Bilder, mehrere übernatürliche Schöpfungen, unter andern die Meerjungfern und die Trows oder Trollen erhalten. Die Meerjungfern, diese Sirenen der nordischen Gewässer, haben nicht, wie die Sirenen des Alterthums, die furchtbare Gewalt gegen welche Orpheus durch die wundervollen Klänge seiner Leyer die Argonauten schützte, und gegen welche auch der kluge Ulysses seine Gefährten zu vertheidigen sich zur Aufgabe machte. Sie suchen den Menschen nicht durch ihre Gesänge zu bezaubern, um ihn in ihre Abgründe zu verlocken. Wenn sie ihn verführen, so geschieht es um ihn durch die Milde ihres Blicks und den melancholischen Ausdruck ihres Gesichts zu beherrschen. An schönen Sommertagen erscheinen sie oft an der Oberfläche des Wassers und kämmen ihre blonden Haare mit einem goldenen Kamm. Zuweilen sieht man sie wie unschuldige Hirtinnen ihre weißen Heerden an das Gestade führen. Hat eine von ihnen ein Liebesgefühl für einen jungen Fischer gefaßt, so folgt sie ihm vielleicht von ferne auf seinen Ausflügen, Klagelieder singend; vielleicht auch tritt sie eines Abends in seine Hütte, und nähert sich ihm mit ihren feuchten Kleidern, küßt ihm die Augen, und zittert vor Kälte um sein Mitgefühl zu erregen. Die Leichname der Ertrunkenen, die man nicht mehr auffinden konnte, sollen, wie die Sage geht, von den Meerjungfern hinweggeschleppt und von ihnen in ihren tiefen Behausungen begraben worden seyn. Auch sollen die Meerjungfern, gleich den Unglück weissagenden Sturmvögeln, Ungewitter ankündigen und, wie die serbischen Wilis, die Zukunft voraussagen. Die Trows sind von derselben Art wie die Trollen der skandinavischen Sagen und die Kobolde der deutschen Legenden. Sie wohnen gewöhnlich im Innern der Hügel und der glänzenden Grotten, deren Mauern mit Gold und Silberplatten bedeckt sind. Hier verheirathen sie sich und werden Familienväter, wie einfache menschliche Wesen. Zuweilen spielen ihre Kinder, die ebenfalls gern hinter die Schule gehen, auf dem das Gewölbe der väterlichen Wohnung bildenden Hügel. Eines Abends sah eine alte Frau der Insel Yell ein kleines Wesen von sonderbarem Aussehen, in einer grünen Jacke und weißen Mütze plötzlich in ihre Hütte eintreten. „Wer bist du?" rief sie voll Erstaunen. — „Ich bin der Sohn eines benachbarten Trow," erwiederte der kleine Läufer. — Die alte Frau bekreuzte sich alsbald, und das Kind verschwand. (Description of the Shetland islands, by Dr. Hibbert.) Manchmal unternehmen die Trows Ausflüge auf die verschiedenen Inselchen des Archipels. Sie sind so klein daß man sie in einiger Entfernung, obschon sie ein glänzend grünes Kleid tragen, kaum wahrnehmen kann, und sie reiten in den Lüften auf einer bezauberten Binse, die ihnen als Pony dient. Wenn der Shetländer sie bemerkt, treibt er sie dadurch in die Flucht daß er ein Gebet spricht oder das Zeichen des Kreuzes macht. Sie flößen den Bewohnern des Archipels eine abergläubliche Furcht ein, und doch sind sie keine bösen Wesen. Im Gegentheil, sie zeigen sich sehr dankbar gegen denjenigen der ihnen irgendeinen Dienst erwiesen hat. Sie leisten zuweilen dem armen Fischer wirksame Hülfe, und geben manchmal dem Kranken heilsame Arzneien. Allein sie sind zum Diebstahl geneigt. Wenn sie ein großes Bankett veranstalten, tragen sie kein Bedenken einige Stück Vieh auf den Weiden hinwegzutreiben. Um ihren Diebstahl zu verhehlen, lassen sie auf

Digitized by G

dem Boden ein, diesen Thieren vollkommen ähnliches, Abbild des von ihnen weggenommenen Ochsen oder Schafes zurück. Allein die Shetländer, diese Listen der boshaften Trows kennend, lassen sich dadurch nicht täuschen, und stoßen die trügerischen Cadaver weit von sich. Das schlimmste aber ist daß die Trows zuweilen um das Haus herumstreichen wo eben ein Kind geboren worden, und es entwenden wenn man es nicht schleunigst taufen läßt.

Die Geschichten der Trolle, der Nixen und Meerjungfern nehmen in Thiele's Sammlung der Danske sagen, [1] den Volksmärchen Norwegens und den Folkvisor Schwedens [2] einen großen Raum ein. Auf den Shetlandsinseln aber findet sich eine Idee von der sich in den Ueberlieferungen des Nordens keine Spur zeigt, und die uns lediglich der offenherzigen Einbildungskraft der Bewohner der Insel Unst und der benachbarten Eilande anzugehören scheint. Diese Idee ist die daß der Seehund, der so schöne Augen hat — große klare Augen und sanft wie die der Gazelle — ein gefallener Geist sey, der eines schweren Fehlers halber verurtheilt worden ein elendiglichen Leben als amphibisches Thier zu führen, und in seiner Erniedrigung noch den herrlichen Blick als ein Zeichen seines übernatürlichen Ursprungs sich bewahrt habe.

Man trifft in den Gewässern der Shetlandsinseln zwei Arten Seehunde ziemlich zahlreich an: die phoca barbata und die phoca vitulina. Obschon die Fischer des Archipels der Lockung des Gewinns nicht widerstehen den ihnen der Fang eines dieser Thiere bietet, so zerlegen sie es doch zuweilen nicht ohne eine gewisse Aengstlichkeit. Diese auf den Seehund in Anwendung gebrachte Idee der Metempsychose nun, so wie die Furcht welche sie ihnen einflößt, haben verschiedenen naiven Sagen ihre Entstehung gegeben. Wir wollen eine der bemerkenswerthesten derselben anführen, und damit unsere Bemerkungen über diesen armen kleinen Archipel schließen, der, bei seiner bescheidenen und einsamen Lage, noch nie die Ehre gehabt die Aufmerksamkeit eines europäischen Congresses zu beschäftigen, oder selbst nur irgendeine Verhandlung im brittischen Parlament anzuregen.

Ein Shetländer, der eines Morgens am Strande des Meers umherwandelte, sah einen Seehund auf einem einzelnstehenden Felsen in der Sonne liegen und schlafen. Er war gerade jetzt eines guten Paars Schuhe benöthigt. Aus dem Fell des Seehunds konnte er sich vortreffliche verfertigen. Er geht leisen Schrittes auf ihn zu, schlägt ihn mit dem Spaten, den er zur Einsammlung von Muscheln oder andern Schalthieren in der Hand hatte, auf den Kopf, stürzt ihn entseelt zu seinen Füßen, zieht ihm schleunigst das Fell, wonach ihn gelustet, ab, wirft das entblößte Gerippe ins Meer, und begibt sich wieder zu seinen Cameraden.

Der Seehund aber, der in sein angebornes Element zurückfiel, lebte darin wieder auf; allein es fror ihn, und er schämte sich daß er seines schönen weißen Pelzwerks beraubt war. Er irrte in den Fluthen umher, seufzend, ächzend und das Mitleid seiner Freunde anrufend. Eine Meerjungfer sah ihn, und fragte, tief gerührt über seine Klagen, ob sie ihm irgendwie nützlich seyn könne. „Ach, erwiederte der arme Seehund, wie glücklich würdest du mich machen wenn du mir mein Kleid wieder geben könntest, ohne das ich vor Kälte zittere, ohne das ich mich so tief erniedrigt fühle."

Die mitleidige Meerjungfer stürzte an die Oberfläche der Wogen, und gieng fort. Während dieser Zeit schwebte der verwegene Fischer in der schmerzlichsten Angst. Er bereute bitterlich den grausamen Raub den er verübt, und zitterte vor der seiner harrenden schweren Strafe. Um der Züchtigung, von der er sich bedroht wähnte, zu entgehen, betete er, gelobte seinen Fehler durch mehrere gute Werke zu sühnen, zeigte das Seehundsfell seinen auf ihrem Fahrzeug versammelten Cameraden, getraute sich aber nicht ihnen zu gestehen auf welche Weise er zu demselben gekommen; er sagte ihnen nur, es sey das eines Seehunds den er todt am Gestade gefunden habe. Wie groß war aber sein Schrecken, als er aus den Netzen welche seine Cameraden in die See geworfen hatten, eine Meerjungfer heraussteigen sah! Er bat, er beschwor seine Freunde dieselbe alsbald wieder in Freiheit zu setzen. Allein sie wollten ihre Einwilligung nicht dazu geben. Sie banden sie mit Stricken an und setzten sie in den Hintergrund ihres Nachens auf das Fell, das sie wieder zu gewinnen trachtete. Die arme Wassermaid war ein Opfer ihrer Hochherzigkeit. Allein sie zweifelte nicht daß die Meergeister Rache für sie nehmen würden. In der That erhoben sie einen furchtbaren Sturm. Die Barke wurde von den Fluthen verschlungen. Die Fischer giengen zu Grunde, und die Meerjungfer, die sich von ihren Banden nicht zu befreien vermochte, erlitt dasselbe Schicksal; der Seehund aber gewann sein Fell wieder. Von diesem Tag an machten sich, zum Gedächtniß der Hingebung der Meerjungfer an eines der Wesen ihrer Gattung, die Seehunde zu Beschützern der edlen Töchter des Oceans. Sie schaffen ihnen die Nahrung herbei welche dieselben in der Tiefe des Abgrunds nicht selbst zu holen sich getrauen. Sie begleiten sie wie treue Ritter auf ihren Spaziergängen; sie hören aufmerksamen Ohrs ihren melancholischen Gesängen zu, und vertheidigen sie mit Gefahr ihres Lebens gegen die Harpunen der habgierigen Fischer.

[1] 4 Bde. in 8. Kopenhagen, 1818—1823.
[2] 3 Bde. in 8., herausgegeben von Geijer und Afzelius. Stockholm, 1814. — 3 Bde. in 8., herausgegeben von Arwidson. Stockholm 1837 bis 1842.

Miscellen.

Eine Erforschungsexpedition nach dem nordwestlichen Amerika. In der Sitzung der geographischen Gesellschaft am 23 März verlas der Vorsitzende ein Schreiben des Unterstaatssecretärs der Colonien, Hrn. J. Balls, des Inhalts: die Regierung sey gesonnen vom Parlament eine Geldverwilligung zu einer Forschungsexpedition nach dem Nordwesten Amerika's zu verlangen; die Expedition werde in etwa vierzehn Tagen unter Hrn. Palliser abgehen, und sich zunächst an die Westküste des Oberen-Sees begeben. Ihr Zweck sey die Vermessung der weiten Landstriche Brittisch-Nordamerika's, besonders des von den Zuflüssen des Saskatschewan bewässerten Landes, und die nähere Untersuchung des südlichen Theils der auf brittischem Gebiet liegenden Felsengebirge, so wie möglicherweise die Entdeckung einer neuen praktikablen Durchfahrt nach Vancouver-Eiland. Die Expedition werde von Dr. Hector, der als Geologe, Naturforscher und Wundarzt empfohlen sey, von Lieutenant Blakiston, zur Vornahme der magnetischen Beobachtungen, und von einem Botaniker begleitet seyn. (Athenäum.)

Digitized by Google

*

Die ägyptischen Städtenamen in der Bibel. In der Sitzung der syrisch-ägyptischen Gesellschaft am 14 April verlas Hr. Sharpe (dem Athenäum zufolge) eine Abhandlung „über die Namen einiger in der heiligen Schrift erwähnten ägyptischen Städtenamen." Er begann damit daß er das römische Straßenbuch, genannt „Itinerarium des Antoninus," mit dem Reiseweg der Israeliten unter Moses, wie derselbe im zweiten und vierten Buch Moses geschildert ist, verglich. Er zeigte daß das Raemses der Bibel das Heliopolis der Griechen sey, und daß es beide Namen von der Sonne führe; daß ferner Succoth identisch mit Scenä sey, und beides Zelte bedeute; daß Thoum gleich Etham, Pithom und dem Patumos des Herodot sey, und daß Hahiroth der Stadt Heroopolis entspreche, von welcher die Bucht von Heroopolis oder Pi Hahiroth den Namen habe. Sodann zeigte er daß Onion, die Stadt in welcher die Juden zur Zeit der Ptolemäer einen Tempel besaßen, und welche die Hauptstadt des Nome oder Bezirks von Heliopolis war, der Vicus Judäorum des Itinerars sey; daß sich ein älterer jüdischer Tempel schon zur Zeit des Jeremias daselbst befand; daß Hesekiel in Folge der Abneigung der Jerusalemer Priester gegen die Tempelanbetung in Aegypten Onion die Stadt Aven oder „der Eitelkeit" genannt habe, und daß Jesaias dieselbe Stadt im Sinne habe, wenn er sage: in der „Stadt der Zerstörung" befinde sich ein dem Herrn geweihter Altar. Hr. Sharpe suchte sodann zu beweisen daß die Schriftsteller der Septuaginta es sich besonders hätten angelegen seyn lassen von ihrer Stadt Onion diesen von zwei großen Propheten auf sie geworfenen Tadel abzuwenden; daß sie die Worte des Jesaias in ihrer Uebersetzung verändert hätten, und ihn sagen ließen: die ägyptische Stadt in welcher der Altar stehe, sey die „Stadt der Gerechtigkeit," Hesekiel aber verstehe unter der Stadt Aven oder „der Eitelkeit" Heliopolis, und nicht Onion, das nach Hrn. Sharpe's Ansicht gemeint sey. Und da Aven und On augenscheinlich eine und dieselbe Stadt seyen, und sich im Hebräischen bloß durch einen einzigen Buchstaben unterscheiden, so hätten jene Schriftsteller im ersten Capitel des zweiten Buchs Moses ein paar Worte eingeschaltet, um sagen zu können: On sey Heliopolis. Diese Ansicht der griechischen Uebersetzer werde, glaubte Hr. Sharpe, vollkommen dadurch widerlegt daß man den Claudius Ptolemäus, das römische Itinerarium und den hebräischen Pentateuch mit einander vergleiche; er habe dieß gethan, und gezeigt daß Raemses gleichbedeutend sey mit Heliopolis; auch könne man daraus folgern daß On, die Stadt in welcher Joseph wohnte, Onion gewesen sey.

*

Das „chinesische Zuckerrohr," sorgum saccharatum (auch holcus saccharatus, welches S. 378 des Ausl. 1857 erwähnt wurde), ist eine Pflanze, deren Cultur in Oberitalien längst heimisch ist. Sie heißt dort sorgo rosso, und wird theils als Nachfrucht nach dem Weizen gesäet und dann grün gefüttert; theils säet man sie im Frühjahr und läßt sie reif werden; dann dienen die Körner, welche ein schwärzliches Mehl geben sollen, meist zur Fütterung von Schweinen oder Geflügel, selten zu menschlicher Nahrung. Aus den Rispen, auf welchen die Körner sitzen, werden die sogenannten italienischen Besen verfertigt, welche nach Deutschland, England ꝛc. als Handelsartikel gehen; das Stroh, welches dem Welschkornstroh sehr ähnlich ist, sieht man zuweilen zur Verfertigung von Rohrzäunen verwendet; sonst dient es als Viehfutter. Stroh und Rispen veranlassen wohl öfters den Anbau der Pflanze, als die nicht sehr geschätzten Körner. Die Vorzüge des sorgo rosso als Futterpflanze, welche schon Burger (Landwirthschaft II. S. 70) rühmt, gaben auch in Württemberg in den beiden letzten Jahren Anlaß zu einigen Versuchen sie als Futterpflanze anzubauen. Die kühle und regnerische Beschaffenheit der beiden letzten Sommer mag dazu beigetragen haben daß diese Versuche nur in dem mildesten Theile des Landes, bei Heilbronn, gelangen, obwohl auch hier der Same der Pflanze nicht reif wurde. In der dortigen Gegend aber, wo namentlich Frhr. v. Luck auf dem Lauterbacher Hofe ein etwas größeres Feld damit anbauen ließ, entsprach die Pflanze den Erwartungen in hohem Grade; sie wurde theils grün verfüttert, theils ließ man sie im Herbst auf dem Stengel abdorren; in beiden Fällen gab sie eine große Menge Futter von sehr guter Beschaffenheit, das sich besonders dem Melkvieh zuträglich zeigte. In Folge hievon wurden dieses Frühjahr zwei Centner Samen aus der Lombardei verschrieben: ein Quantum, womit mindestens 50 Morgen angesäet werden können. Ihre Verwendung zur Zuckerbereitung ist, so viel mir bekannt, in Württemberg auch im kleinen noch nicht versucht worden; zur Besenfabrication wäre sie aber auch hier ohne Zweifel brauchbar.

*

Dr. Bleek's Reise in das Sulu-Land. Die jüngsten Berichte, mit denen Hr. Dr. Bleek uns erfreut hat, reichen vom 17 August bis zum 4 October vergangenen Jahres. Er befand sich am erstgenannten Datum noch in Nodwengu, dem Hauptkraal Mpanda's, Königs der Sulu-Kaffern, seine Sprachstudien über die verschiedenen Kaffern-Dialekte fortsetzend. Außer andern Rücksichten bewog ihn auch das Ausgehen der nothwendigen Austauschartikel, seine Rückreise nach der Colonie Natal anzutreten; er reiste daher in Begleitung von fünf Kaffern am 23 August ab, zunächst nach Siclepe zum Besuch der Königin-Mutter Langazane. Von hier brach er am 28 August auf, indem er im allgemeinen denselben Weg verfolgte auf dem er früher gekommen war — meist steiniges, zerbröckeltes Bergland, seltener mit wellenförmigem Weideland abwechselnd. Nachdem die Flüsse Mfule und Mhlatuzi passirt waren, gelangte er am 30 August nach der Missions-Station des Hrn. Schreuder, setzte am 2 September seine Reise weiter, fort und überschritt am folgenden Tage die Tugela, den Gränzstrom von Natal. Das rechte Ufer dieses Flusses ist höher als das linke, und bietet auf seinem wellenförmigen Terrain eine üppigere Vegetation und dem Reisenden weniger Beschwerden. Dr. Bleek erreichte Verulam, die Hauptstadt der Division Victoria, am 6 September, und nach kurzem Aufenthalt das etwa eine halbe Tagereise entfernte d'Urban. Auch hier verweilte er nur wenige Tage, und begab sich dann über Pinetown nach Pieter-Maritzburg, und zu der nahe gelegenen Missions-Station Ekukanyeni, an welchem Ort er bis zur Zeit der Absendung seines Briefs, 4 October 1856, verweilte. Der unermüdliche Reisende beabsichtigt nun Natal zu verlassen, und entweder zu Land durch das Fakugebiet oder zur See nach Algoa-Bay zu gehen, um wo möglich den Gouverneur Sir George Grey dort zu treffen. Er hofft denselben für seine weitern Plane zu interessiren und zu einer thätigen Unterstützung behufs einer Entdeckungsreise nach dem Norden, nach Mielekazi, zu bewegen. Wir wollen wünschen daß ihm dieses gelingen und er seines hohen Gönners bald habhaft werden möge, was, bei der Unermüdlichkeit mit welcher derselbe die seiner Obhut anvertrauten Gebiete bereist, nicht ohne Schwierigkeit seyn wird. (Peterm. geogr. Mitth.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 21. 2 Mai 1857.

Castréns Reisen in Sibirien.

(Von Fr. Spiegel.)

Die immer mehr aufblühende Linguistik hat nicht bloß solche Sprachen in den Kreis ihrer Untersuchungen gezogen, welche Culturvölkern angehören und mit einer mehr oder minder reichen Literatur versehen sind, sie hat gezeigt daß jede Sprache, auch die des rohesten Volkes, um ihrer selbst willen, als ein Ausdruck des menschlichen Geistes, studiert zu werden verdiene. Seitdem man nun auf die Wichtigkeit der linguistischen Studien aufmerksam geworden ist, und namentlich den Nutzen eingesehen hat den sie für ethnographische Studien zu leisten vermögen, gehört es nicht mehr zu den Seltenheiten daß Reisen im ethnographischen und linguistischen Interesse unternommen werden. Die beiden großen Sprachstämme welche Europa und Asien zum großen Theil bevölkern, der indogermanische und der semitische, geben indessen nur wenig zu solchen wissenschaftlichen Reisen Veranlassung. Fast alle Völker der beiden genannten Sprachstämme sind Culturvölker, ihre Sprachen können nicht nur in der Studierstube erlernt werden, sie werden dieß zum Theil sogar besser als durch den lebendigen Gebrauch, weil man, um zu richtigen sprachlichen Resultaten zu gelangen, vorzugsweise in die ausgestorbenen Sprachen zurückgehen muß. Anders ist es mit dem dritten der großen asiatisch-europäischen Sprachstämme, den man neuerlich den altaischen genannt hat. Während der semitische Sprachstamm auf ein verhältnißmäßig kleines Gebiet beschränkt ist, über welches hinaus er kaum nennenswerthe Eroberungen gemacht hat, theilt dagegen der altaische Stamm mit dem indogermanischen die große Ausdehnung. Aber nur die wenigsten der zahlreichen ihm angehörenden Völkerschaften sind Culturvölker und besitzen schriftliche Denkmale ihrer Sprache aus frühern Jahrhunderten; wer sich die Kenntniß ihrer Sprachen verschaffen will, muß sich entschließen dieselben aus dem Munde des Volkes zu studieren. Dieses Unternehmen ist aber um so schwieriger, weil fast alle diese Völker in die unwirthbarsten Gegenden der beiden Welttheile zurückgedrängt sind, wodurch dem Reisenden unzählige Entbehrungen und Mühsale auferlegt werden. Um so erfreulicher muß es seyn daß es der Wissenschaft nun doch gelungen ist sich in den Besitz des nöthigen Materials zu setzen, so daß die wissenschaftliche Erforschung dieses Sprachstammes bald nicht mehr hinter den andern, mehr begünstigten, zurückstehen wird. Dieß ist zum größten Theil das Werk eines Mannes, des berühmten und leider zu früh verstorbenen Sprachforschers Castrén. Geboren im Jahre 1813, in Ostbottnien, hatte er auf der Universität zu Helsingfors sich mit besonderer Liebe dem Studium verschiedener occidentalischer wie orientalischer Sprachen zugewandt. Ueber alle diese Sprachen siegte aber bald das Interesse an der Literatur und Sprache seines eigenen Vaterlandes, und das immer umfassendere Studium derselben führte ihn über die engern Gränzen Finnlands hinaus. Wie schon vor ihm der große dänische Sprachforscher Rask, so war auch er zu der Ueberzeugung gekommen daß die finnische Sprache nur ein Theil des durch den ganzen Norden Europa's und Asiens verbreiteten Sprachenstammes sey, und er beschloß daher den ganzen Norden, soweit dieser Sprachstamm reichte, zu bereisen, und die verwandten Sprachen zu studieren. In den Jahren 1838 und 1841 unternahm er theils auf eigene, theils auf Kosten der finnischen literarischen Gesellschaft Reisen in das Gebiet der Lappen, sowohl auf finnischem, wie auch auf russischem und norwegischem Gebiete. Die Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg wurde bald auf diesen so tüchtigen Sprachforscher aufmerksam, und forderte ihn auf zu einer auf Kosten der Akademie zu unternehmenden Reise, deren Zweck ein möglichst genaues linguistisches und ethnographisches Studium der verschiedenen Samojedenstämme seyn sollte. Mit Freuden gieng Castrén auf dieses Anerbieten ein, nur wünschte er vorher noch eine Reise zu den europäischen Samojeden zu unternehmen, um sich dort für das Studium des asiatischen Zweiges vorzubereiten. Dieß wurde bewilligt, und im Jahr 1842 trat Castrén von Archangel aus diese Reise an, welche nach der ursprünglichen Absicht sofort durch ganz Sibirien fortgesetzt werden sollte. Kränklichkeit bewog jedoch den Reisenden die Aufgabe in zwei Theile zu theilen. In Obdorsk hatten seine Leiden dergestalt zugenommen, daß er sich im Frühjahr 1844 genöthigt sah Sibirien zu verlassen und auf dem kürzesten Wege nach Finnland zurückzukehren. Schon nach Verlauf eines halben Jahres war er jedoch so weit wieder hergestellt, daß ihm die Aerzte die Erlaubniß zur Fortsetzung seiner Reise gaben, die er denn auch in den Jahren 1845 — 49 glücklich vollführte.

Die Beschreibung der Reisen vom J. 1840 — 1844 hat Castrén zum größten Theil noch selbst vollenden können. Sie wurde auch

Digitized by Google

zweimal ins Deutsche übersetzt, und ist bei uns mit Interesse gelesen worden. Weniger bekannt scheint die zweite Reise geworden zu seyn, für deren Bekanntmachung die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften Sorge getragen hat. [1] Wenn wir auch über diese Reise keine fortlaufenden Aufzeichnungen besitzen wie über die erste, so geben uns doch die vorhandenen Notizen ein nicht minder lebendiges und anziehendes Bild, wenn es gleich vielleicht etwas mehr Mühe kostet sich dasselbe zusammenzusetzen. Es besteht nämlich dieser zweite Theil der Castrén'sche Reisen aus einer Sammlung der verschiedenen Reiseberichte welche zu verschiedenen Zeiten an die Akademie, in deren Diensten Castrén reiste, abgesandt wurden, sowie aus einer reichen Anzahl von Privatbriefen. Auf diese eben so anziehende als in ihren Ergebnissen wichtige Reise aufmerksam zu machen, ist der einzige Zweck dieser Zeilen.

Der Plan, welchen die Akademie Castrén bei dieser zweiten Reise vorzeichnete, war der daß er seine Studien über die sibirischen Dialekte da wieder aufnehmen solle wo er sie auf der ersten Reise abgebrochen hatte. Er sollte die Sprachgränzen der Ostjaken und Samojeden sowohl am Ob als auch im Westen des Jenissei untersuchen. Die verschiedenen dort hausenden Völkerstämme waren von den früheren Reisenden theils zu den Ostjaken, theils zu den Samojeden gerechnet worden, so daß in ethnographischer Hinsicht vollkommene Dunkelheit herrschte. Um nun aber diesen ethnographischen Studien eine sichere Grundlage zu geben, wurde Castrén zur ersten Pflicht gemacht das grammatische System der verschiedenen Völkerstämme zu prüfen und zu ordnen, im Gegensatz zu den frühern Reisenden, die vorzugsweise bemüht gewesen waren Wörterverzeichnisse anzulegen. Der Nutzen solcher Wörterverzeichnisse wird übrigens auch anerkannt, aber in die zweite Linie gestellt. Ferner sollte Castrén auf alle Volkssagen, Sprüchwörter ꝛc. aufmerksam seyn, wo er dergleichen finden könne sie aufzeichnen, sowie auch statistische und geographische Notizen geben, zur Vervollständigung der bereits vorhandenen Nachrichten. Mit der Sprachgränze der Samojeden endete der Auftrag; die tatarischen Sprachen sollten ausgeschlossen bleiben. Der Verfolg wird zeigen wie Castrén nicht nur alle diese Aufträge erfüllt, sondern noch weit mehr geleistet hat.

Castrén begann seine zweite Reise am 12 März 1845 von St. Petersburg aus. Ueber Kasan erreichte er den Ural bei Jekaterinburg, jenseits des Uralgebirges begann das Feld seiner Untersuchungen. „Ich bin, schreibt er, an drei Stellen über den Ural gefahren, bei Obdorsk, Werchoturje und Jekaterinburg. Bei Obdorsk stand der alte Riese mit seinem kahlen Scheitel in Wolken gehüllt, bei Werchoturje sah ich seine ausgebreitete Krone, bei Jekaterinburg waren seine bloßen Fingerknochen sichtbar. Bei Obdorsk hüpften Rennthiere, bei Werchoturje liefen Elenthiere, bei Jekaterinburg weideten Viehheerden. Bei Obdorsk war alles Tundra, bei Werchoturje alles Wald, bei Jekaterinburg bestand das meiste aus bebauten Feldern. Bei Obdorsk sah ich Ostjaken und Samojeden, bei Werchoturje Wogulen, bei Jekaterinburg Baschkiren. Bei Obdorsk gab es Zelte, bei Werchoturje Hütten, bei Jekaterinburg hohe Häuser."

Nicht lange indeß hielt sich der Reisende am Ural auf, sondern eilte vorwärts nach Tobolsk. Hier war es nun nöthig zuvörderst sich einen allgemeinen Plan zu entwerfen, nach welchem er seine Studien betreiben wollte. Obwohl das Studium des Samojedischen der Hauptzweck seiner Reise war, so sah er doch schon damals sehr richtig daß er weder das Ostjakische noch auch die tatarischen Sprachen von dem Kreise seiner Studien ausschließen dürfe; denn da es seine Aufgabe war die Völkerschaften Sibiriens ethnographisch zu bestimmen, so bedurfte er nicht nur die Kenntniß ihrer eigenen, sondern auch der angränzenden Sprachen, um den Einfluß bemessen zu können den die letztern auf die erstern etwa geübt haben mochten. Er theilte darum seine Aufgabe in drei Theile: in den nördlichen, die Erforschung der samojedischen Völkerschaften, in den mittlern, die ostjakischen Völker, und in den südlichen oder die tatarischen Völker und ihre Sprachen. Die erste Zeit seiner Reise beschloß er dem Studium des Ostjakischen zu widmen. Er fuhr deßwegen den Irtyschfluß abwärts, und gelangte über Djemjansk nach Samarowa, unweit des Einflusses des Irtysch in den Ob. Der erste Ort heißt im Ostjakischen eigentlich num-jam, d. i. obere Station, im Gegensatz zu samar-jam (Samarowa), d. h. niedere Station. In den sogenannten Tsingalin'schen Jurten, unter lauter Ostjaken in einer schlechten Hütte wohnend, verweilte Castrén drei Wochen, und studierte den Irtyschdialekt des Ostjakischen, nachdem er den Dialekt von Obdorsk schon auf seiner frühern Reise kennen gelernt hatte. Hier, wie an vielen andern Stellen, hatte Castrén mit den Vorurtheilen der eingebornen Bevölkerung zu kämpfen, die nur mit Gewalt gezwungen werden konnte ihm bei seinen Studien hülfreiche Hand zu bieten. Die Ostjaken befürchten nämlich, die Russen möchten, nachdem sie die Sprache erlernt, Bücher in derselben verfassen und die jüngere Generation zwingen sie zu lesen. Die alten Sitten würden verloren gehen, die Jüngern aber aufhören ihre Eltern zu unterstützen. Diese Besorgnisse sind um so ungegründeter, als ohnedieß die Nationalität der Ostjaken schon bedeutend verändert ist. Nur die Sprache allein macht am Irtysch noch das Kennzeichen, durch das man sie von den Russen unterscheiden kann. Nicht nur in der Religion ist dieser russische Einfluß bemerkbar, auch in den Gebäuden, der Viehzucht u. s. w. kann man wahrnehmen daß die Russen als Vorbilder gedient haben; nur begnügt sich der Ostjake mit dem Unumgänglichen, und bleibt weit hinter seinem Vorbilde zurück. Nur vom Fischfang scheinen die Ostjaken auch vor der Ankunft der Russen einige Kenntniß gehabt zu haben, obwohl man von russischer Seite dieß nicht zugestehen will; aber die Sprache legt dafür genügendes Zeugniß ab, denn die Namen der nothwendigsten Fischergeräthschaften sind ächt ostjakisch. Wenn nun aber die russischen Colonisten in diesem Erwerbszweig den Eingebornen weit vorangeeilt sind, so ist daran vorzüglich die große Trägheit der letzteren Schuld. Der Ostjake vermiethet lieber seine besten Fischerstationen an den ersten besten russischen Abenteurer für wenige Rubel, als daß er selbst durch Fleiß einen weit höhern Gewinn erzielte. Gewöhnlich geben die Ostjaken als Grund für ihre Handlungsweise an daß sie zu arm seyen um den Fischfang mit Nutzen zu betreiben, weil sie die nothwendigen Geräthschaften nicht zu kaufen vermöchten; der Grund ist aber ein nichtiger, denn was der einzelne nicht kann, das würden die Gemeinden ohne Schwierigkeit zu leisten vermögen.

[1] Der Titel des Werkes ist: M. Alexander Castréns Reiseberichte und Briefe aus den Jahren 1845—1849. Im Auftrage der k. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von A. Schiefner. St. Petersburg 1856.

Digitized by Google

Von Samarowa aus hatte Caſtrén urſprünglich beſchloſſen nach Silijarskoi auf einen großen Jahrmarkt zu reiſen, wo die Samojeden von nah und fern herbeizukommen pflegen um ihre Bedürfniſſe einzukaufen; dort hätte er alſo eine willkommene Gelegenheit gefunden mit den Angehörigen verſchiedener Stämme zu verkehren. Bei nähern Erkundigungen jedoch mußte der Plan wieder aufgegeben werden. Die großen Ueberſchwemmungen des Ob hatten die Samojeden in die fernen Wälder geſcheucht, wo ſie daran denken mußten ſich vor dem Hungertode zu ſchützen; auch war Jagd und Fiſchfang ſo unergiebig geweſen, daß nur wenig Waaren auf den Markt zu bringen waren. Unter dieſen Umſtänden mußte der Jahrmarkt vorausſichtlich nur ſchwach beſucht werden, wo nicht ganz unterbleiben. Caſtrén zog es daher vor von Samarowa nach dem bloß etwa 70 Werſt entfernten Toropkowa zu gehen. Hier machte er die erſte bedeutende ethnographiſche Entdeckung. Er fand nämlich bei näherer Nachforſchung Samojeden, und zwar nicht bloß ſolche die etwa der Zufall an die Ufer des Ob verſchlagen hatte, ſondern die von jeher dort wohnten. Obwohl dieſe hier anſäſſigen Samojedenſtämme bis auf wenige Perſonen zuſammengeſchmolzen waren, ſo waren ſie doch für die Ethnographie des Samojedenſtammes äußerſt wichtig, weil ſie das Verbindungsglied bilden zwiſchen den Samojeden im Norden und denen im Süden. Vorher war der ſamojediſche Stamm durch die dazwiſchen gedrängten Oſtjaken in zwei Theile geſchieden geweſen. Es ſchien auch als ob gerade dieſer Dialekt es ſey der am meiſten die Anſicht begünſtigte: daß die Samojeden in ihren erſten Urſprüngen mit den Finnen verwandt ſeyen. Das Studium dieſes ſamojediſchen Dialektes, welches dem urſprünglichen Studienplan für das erſte Jahr ferne lag, beſchäftigte jedoch Caſtrén nur kurze Zeit, und im Auguſt und zum Theil noch im September 1845 finden wir ihn wieder mit dem Oſtjakiſchen beſchäftigt, und zwar in Surgut. Dieß iſt der Name einer in der ſibiriſchen Geſchichte nicht unberühmten Stadt, die aber jetzt zu einem elenden Dorf herabgeſunken iſt. Hier lebte zur Zeit der Eroberung Sibiriens ein Oſtjakenfürſt Bardal, der noch jetzt bei den Oſtjaken in der Erinnerung fortlebt, der es wagte dem ſiegreichen Vordringen der Koſaken zu widerſtehen. Er unterlag, aber an der Stelle wo ſeine Burg früher belegen war, erhob ſich nun eine Stadt, die nach einem Nebenarm des Obſtuſſes den Namen Surgut erhielt. Sie wurde ein Ausgangspunkt für fernere Operationen. Von da zogen Koſakenhaufen aus, welche alle Oſtjaken und Samojeden vom Eismeer im Norden bis zum Ketfluſſe im Süden unterjochten und zinspflichtig machten. Seitdem aber hat die Stadt mehrere verheerende Feuersbrünſte erlitten, von welchen die letzte 1840 ſtattfand und ſie faſt ganz in einen Schutthaufen verwandelte. Jetzt gibt es dort keine anſtändige Straße, ja kaum ein anſtändiges Gebäude. Die Armuth hat in den letzten Jahrzehnten ſo zugenommen, daß die Stadt außer Stande war ihre Abgaben zu bezahlen, und in Folge deſſen ihre Privilegien verlor. Von da führte die Verfolgung der Oſtjakenſprache den Fluß aufwärts nach Narym, wo Caſtrén zum December anlangte. Die Reiſe dahin bot wenig bemerkenswerthes. Die Ufer des Fluſſes waren niedrig und lehmig, und mit Weidengebüſch bedeckt, die Ausſicht gieng auf endloſe, mit Gras und Wäldern bedeckte Räume. Nur hie und da paſſirt man eine am Ufer gelegene Fiſcherſtation.

Mit der Erforſchung der Narym'ſchen Oſtjaken war die Unterſuchung des oſtjakiſchen Sprachgebietes beendet, und die ethnographiſchen Gränzen desſelben konnten nun feſtgeſtellt werden. Es zerfällt aber das Gebiet der Oſtjaken in drei Theile: in das Gebiet am untern und am obern Ob und in das Irtyſchgebiet. Dieſen drei Gebieten entſprechen eben ſo viele Dialekte: der Irtyſchdialekt, der Obdorſche und der Surgut'ſche. Der zuerſt genannte Dialekt umfaßt das geſammte Flußgebiet des Irtyſch, und reicht noch den Ob aufwärts bis zum Fluſſe Salym, innerhalb der Surgut'ſchen Abtheilung. An dem genannten Fluſſe kommt eine Dialektnuance vor, welche den Uebergang vom Irtyſch- zum Surgut'ſchen Dialekt vermittelt. Die Surgut'ſche Mundart aber beginnt eigentlich am Fluſſe Pym, geht dort längs des Ob und ſeiner Nebenflüſſe bis zur Tomskiſchen Gränze, und kommt dort ſelbſt noch am Fluſſe Wachjugan vor. Am untern Laufe des Ob unterſcheidet man wieder zwiſchen dem Koudin'ſchen und Obdor'ſchen Dialekt. Der Irtyſchdialekt iſt vielfach mit ruſſiſchen, der Obdor'ſche mit ſamojediſchen und ſyrjäniſchen Elementen vermiſcht, doch iſt gerade der zuletzt genannte Dialekt noch verhältnißmäßig am reinſten, obwohl nicht ſo ausgebildet wie der Irtyſchdialekt.

Auch rückſichtlich der Cultur gehen die drei oben genannten Gebiete auseinander. Die Oſtjaken der Irtyſchgegenden haben am meiſten Gelegenheit gehabt ſich die ruſſiſchen Sitten anzueignen. Sie ſind mit ordentlichen, auf ruſſiſche Weiſe eingerichteten Häuſern verſehen, treiben Viehzucht und ſelbſt etwas Ackerbau, beſchäftigen ſich mit dem Handel und andern Gewerben. Jagd und Fiſchfang ſind bloß Nebenbeſchäftigungen. Die Oſtjaken am Irtyſch ſind alle getauft und beobachten die Ceremonien der griechiſchen Kirche gewiſſenhaft, wenn ſie auch nicht gerade tiefe Kenntniß in der Religion beſitzen. Die Oſtjaken von Surgut nähren ſich ausſchließlich von Jagd und Fiſchfang. Ihre Lebensweiſe iſt wenigſtens zum Theil noch nomadiſch, ſie verändern jeden Herbſt und Frühling ihre Wohnſitze und unternehmen oft weite Jagdreiſen. Auch ſie bekennen ſich zum Chriſtenthum, was ſich aber darauf beſchränkt daß ſie das Kreuz zu machen verſtehen und dieſes am Halſe tragen, ſo wie daß ſie irgend ein Heiligenbild in ihrer Wohnung aufſtellen. Die Oſtjaken am untern Ob leben ziemlich in derſelben Weiſe wie die von Surgut, doch ſind viele von ihnen noch ganz Nomaden und leben Jahr ein Jahr aus unter Zelten, und ziehen mit ihren zahlreichen Rennthierheerden im Lande umher. Die Zahl der Oſtjaken belief ſich im Jahre 1845 nach officiellen Mittheilungen auf 18,567 Seelen, Männer und Weiber zuſammengerechnet. Sie bilden die Hauptbevölkerung des Tobolskiſchen Gouvernements, unter ihnen leben jedoch auch Wogulen (4325) und Samojeden (3977 Seelen). Die Obdor'ſchen Oſtjaken haben noch ihre urſprüngliche, patriarchaliſche Verfaſſung, die ſich auf die Eintheilung des Volkes in gewiſſe Stämme und Geſchlechter gründet. Sie haben eigene Oberhäupter und in geringeren Streitſachen ihre eigene Gerichtsbarkeit. Die Oſtjaken am Irtyſch haben alle ihre volksthümlichen Einrichtungen vergeſſen, und richten ſich lediglich nach der ruſſiſchen Gerichtsordnung. Wie in andern Dingen, ſo halten auch hierin die Oſtjaken am Surgut die Mitte zwiſchen den beiden andern Abtheilungen. Leider hat die Zunahme an Civiliſation nicht günſtig auf den Oſtjaken eingewirkt. Während er in den Gegenden wo er bei ſeinen alten Sitten und Geſetzen geblieben iſt, ſich durch große

Digitized by Google

Rechtlichkeit, Dienstfertigkeit und Wohlwollen auszeichnet, findet man bei den Ostjaken am Irtysch mehr Betrügerei und Falschheit als selbst bei den russischen Colonisten. Die nationalen Gebrechen des Volkes sind Trunkenheit und Faulheit, sie sind auch die vorzüglichsten Hindernisse für die Hebung des materiellen Wohlstandes.

Nachdem auf diese Art der erste Theil des Zweckes der Reise erreicht worden war, wurde die weit schwierigere und beschwerlichere, das Studium des Samojedischen, in Angriff genommen. Zu dem Ende begab sich Castrén zu Anfang des Jahres 1846 aus dem Tobolskischen Gouvernement in das Tomskische. Durch die erworbenen Sprachkenntnisse hatte er auch hier wieder die Gelegenheit zu wichtigen ethnographischen Berichtigungen. Nach der frühern Annahme war der größte Theil des Tomskischen Kreises von Ostjaken bewohnt, den Samojeden hatte man nur einige kleine Districte am rechten Ufer des Ob, dann an den Flüssen Ket, Tym und Tschulym eingeräumt. Castrén dagegen wies nach, daß nur am Flusse Wasjugan Ostjaken vorkommen, den ganzen übrigen Theil des Landes aber Samojeden einnehmen, selbst an dem einen Arme des Wasjugan, der Tschebaka genannt wird. Der Fluß Tschulym kann als die Südgränze der Samojeden gelten. Hiernach zerfällt das nordwestliche Sibirien ethnographisch in zwei Hälften, in die westliche, die von Ostjaken und Wogulen bewohnt wird, welche Castrén unter dem Namen ugrische Völker mit einbegreift, und in die östliche oder samojedische. Die Gränzen des ugrischen Landes sind im Osten der Ural, im Westen der Irtysch und untere Ob. Die samojedische Hälfte umfaßt das öde Land zwischen dem Ob und dem Jenissei. Bei dieser allgemeinen Gränzbestimmung darf man jedoch nicht übersehen, daß jetzt Ostjaken sowohl als Samojeden dieselbe vielfach überschritten haben. Als Wohnsitze der Ostjaken außerhalb ihres Gebietes macht Castrén namhaft: 1) die Ansiedlung auf der Barabinzensteppe nördlich von den Flüssen Djemjanka und Wasjugan, 2) längs dem ganzen Laufe des Ob unterhalb des Tym, 3) an allen Nebenflüssen welche in dem letztgenannten Gebiete in den Ob fallen, den Ljamin Sor ausgenommen, 4) am Flusse Nadym. Noch weiter haben die Samojeden ihre ursprünglichen Gränzen überschritten, indem sie jetzt außer denselben noch einnehmen: 1) die ganze Küste des Eismeeres von der Chatangabucht im Osten bis zum weißen Meer im Westen; 2) die Flüsse Tschaja, Parabel, Tscheschebka in der Barabinzensteppe; 3) einige kleinere Strecken an den uralischen Flüssen Ljapin und Synja.

Vom März bis zum Mai 1846 verweilte Castrén in der Stadt Jenisseisk und der Umgegend, und schloß hier seine Sprachstudien innerhalb des Obgebietes ab, um dann das mühseligste Ziel seiner Reise, die am untern Jenissei gelegene Stadt Turuchansk zu erreichen. Selbst Samojeden mochten den Namen dieser Stadt nicht ohne Schaudern hören; man erzählte ihm daß noch keiner der Reisenden, die nach Turuchansk gekommen, lange gelebt hätte. Am 18 (30) Mai 1846 schiffte sich Castrén in Jenisseisk ein, um sich nach dem Turuchanskischen Tundralande zu begeben. Der Fluß selbst war bereits vollkommen vom Eise befreit, an seinen Ufern aber lagen noch kolossale Eismassen, welche sich bald in Gestalt von spitzigen Thürmen erhoben, bald eine steile Wand gegen die schwankenden Wogen bildeten. Die Luft war feucht und kalt, der Himmel bewölkt, ein scharfer Nordostwind blies mit fortwährender Heftigkeit, und brachte von Zeit zu Zeit Regen-, Schnee- und Hagelschauer. Die Bäume standen nackt da, und auf den grünen Wiesen sah man nur hie und da einsame Gruppen von gelben Ranunkeln, blauen Veilchen, blassen Anemonen und Stellarien. Auf dem Lande und auf dem Flusse war alles stumm und still wie in einem Grabe. Obwohl der Jenissei in seinem untern Laufe mehrere malerisch schöne Partien aufzuweisen hat, so schildert uns Castrén doch die Reise nach Turuchansk als unerträglich monoton. Die kalte Witterung hielt an, und selbst im Junius hatte man Lust sich tief in den Pelz zu wickeln und am Feuer zu wärmen. Einige Abwechslung gewährt jedoch bei der Monotonie der Landschaft der Verkehr mit der aus allen möglichen Nationen gemischten Bevölkerung. Weiter nördlich gegen Turuchansk zu hört aber auch diese Mischung auf, und man trifft nur deportirte russische Leibeigene. Der Gewinn welchen Landbau und Gewerbe abwerfen, ist so unbedeutend, daß er nicht einmal zur Bestreitung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse ausreicht, und die russische Regierung hat sich in den letzten Jahren genöthigt gesehen die Einwohner dieser unwirthbaren Gegend zu unterstützen. Es machte auch die größten Schwierigkeiten eine nur einigermaßen erträgliche Wohnung zu finden, in der Castrén seine Studien hätte betreiben können, und dieser sah sich zuletzt doch genöthigt in die verrufene Stadt Turuchansk zu ziehen. Hier blieb er von Anfang Junius bis Ende Julius. Schwüle Hitze, tägliche Gewitter mit Regenschauern und große Schwärme von Mücken machten den Aufenthalt ungemein beschwerlich. Die ungesunde Luft und die Beschaffenheit des Hauses, welches, obwohl eines der besten in Turuchansk, eine Menge von aufgestautem Sumpfwasser in sich barg, wirkte nachtheilig auf die Gesundheit des Reisenden. Mit dem 20 Julius (2 August) beginnt, nach den meteorologischen Beobachtungen des Bauern, ein Wendepunkt in der Witterung von Turuchansk. Die gewöhnlichen Mücken verschwinden und werden durch kleinere, noch beschwerlichere ersetzt, scharfe Nordwinde kühlen die Luft ab, der Himmel nimmt ein erzürntes Aussehen an. Häufige Regenschauer stürzen auf die Erde herab, ein heiterer Tag ist selten und nur der Vorbote neuer schwerer Gewitterstürme. Das Laub der Bäume fällt ab, das Gras wird gelb, wilde Gänse und Enten ziehen nach dem Süden. Ungeachtet dieser schlimmen Vorzeichen beschloß der Reisende dennoch um diese Zeit sein Hauptquartier um 567 Werst nördlich von Turuchansk zu verlegen, nach der dort belegenen Station Dudinka. Auch diese Reise wurde auf dem Jenissei ausgeführt und war mit den größten Beschwerlichkeiten verknüpft. Die heftigen Nordwinde hinderten das Fortrücken des Fahrzeuges und veranlaßten zahllosen Aufenthalt: bald brach das Steuerruder, bald gieng der Anker verloren, kleinerer Schäden nicht zu gedenken, die ausgebessert werden mußten und Tage kosteten. Unterhalb Turuchansk hemmt der Jenissei seinen raschen Lauf, und man ist in jenen menschenleeren Gegenden genöthigt das Schiff durch Vorspann von Hunden weiter befördern zu lassen. Diese werden nach Umständen je 4—8 vor ein größeres Boot gespannt. Man bindet sie an eine Leine, deren Ende am Vordertheile des Fahrzeugs oder am Maste befestigt ist. Ein Fußgänger bleibt am Ufer um sie anzutreiben und zu regieren. Es läßt sich denken daß diese Art der Beförderung nicht die schnellste ist, man macht im besten Falle etwa 20 Werst des Tages. Durch diese verzügliche Reise und das schlimme Wetter wurde nicht nur

Digitized by Google

der Proviant verdorben, es litt auch die Gesundheit der Reisenden selbst. Diese hatten bei der langsamen Fahrt Muße genug die Weidengebüsche am linken und die Tannen am rechten Ufer des Stromes zu betrachten, sowie den unvergänglichen Eismassen welche die Frühjahrsfluth an den Ufern zurückgelassen hatte und den zahllosen Schwärmen von Schwänen, Enten und Gänsen ihre Aufmerksamkeit zu schenken, welche im Vorgefühl eines herannahenden Unwetters vorbeizogen. Spaziert man auf den Moosbügeln am Ufer, so findet man überall die Spuren von Füchsen, Rennthieren, Bären und Wölfen, aber nur selten die eines Menschen. Den ersten Ruhepunkt in dieser unwirthbaren Gegend bildete Plachina, 365 Werst unterhalb Turuchansk gelegen. Dort hatte ein Fürst der jurakischen Samojeden mit seinem Stamme seine Sommerzelte aufgeschlagen, um im Jenissei zu fischen. Diesen Aufenthalt benützte Castrén drei Wochen lang zum Studium des jurakischen Samojedendialektes. In die Studierkammer fiel das Tageslicht durch spannenhohe Papierstreifen so spärlich daß man oft am Tage bei Kerzenlicht arbeiten mußte. Dabei war es kein geringer Uebelstand daß die Lichtflamme vom Winde getrieben, der durch die baufällige Wände blies, beständig hin- und herflackerte. Noch störender bei der Arbeit war der Rauch, mit dem das Zimmer beim Heizen sich füllte, und doch konnte dieses zu dieser Jahreszeit (Mitte August) unmöglich mehr unterlassen werden. Aber am meisten ward die Arbeit unterbrochen durch die unaufhörlich herabströmenden Regenschauer, denn obwohl das Dach neu reparirt worden war, so stürzte doch bei jedem heftigeren Regenwetter der Regen in solcher Masse herab daß man seine Arbeiten einstellen und seine Person zu schützen suchen mußte, als ob man unter freiem Himmel wäre. Weitere acht Tage wurden denselben Studien im Chantaischen Winterlager unter etwas bessern äußern Verhältnissen gewidmet, dann brachen die Samojeden vom Jenissei auf, Castrén aber zog nach Dudinka, 567 Werst nördlich von Turuchansk belegen.

(Schluß folgt.)

Moffats Besuch beim König von Matebele.

Der Missionär R. Moffat ist bekanntlich der Schwiegervater des großen afrikanischen Entdeckers David Livingston. Er selbst aber hat sich durch eigene Entdeckungen in Südafrika große Verdienste erworben. Auf seinen Spuren gelangten die modernen Reisenden nach dem Ngami-See und von dort an die West- und Ostküste Afrika's. Schon im Jahre 1829 und später 1835 hatte Moffat einen mächtigen afrikanischen Häuptling Moselekatse besucht, dessen Reich 400 engl. Meilen nordöstlich vom Kuruman beginnt. Diesen Monarchen suchte er wieder im J. 1854 auf, in der Absicht, um von seiner Residenz aus nach dem Tschobe und zu dem Fürsten Sekeletu vorzudringen, wo Livingston erwartet wurde, dem er allerlei Instrumente und Reisebedarf auf diesem Wege zukommen lassen wollte. Die Erlebnisse auf dieser Fahrt hat er der Missionsgesellschaft beschrieben, und diese Mittheilungen sind in dem letzten Band des Journals der britt. geogr. Gesellschaft übergegangen. Die Hauptstadt des Moselekatse heißt Matlokotloko und liegt unter 20° s. Br. und etwa 2° 30′ östlich von der Vereinigung des Tschobe mit dem Liambye (Zambesi). Die Richtung des Reisenden vom Kuruman aus war daher im allgemeinen eine nordnordöstliche und gieng anfangs durch den Ostrand der Wüste Kalahari. „Dieser ganze Strich und das Land weit nach Süden hin, bemerkt Moffat, schwärmte vor noch nicht langer Zeit mit Elephanten, Giraffen, Rhinoceroten, Büffeln, Elennthieren und vielen Antilopenarten, und man hätte glauben dürfen daß sie in diesen beinahe völlig unbewohnten Gegenden auf Menschenalter hinaus zahlreich hätten bleiben sollen, aber Flinte und Büchse haben aufgeräumt, und die armen Eingebornen leiden unter der jetzigen Verödung.“ Am 12 Junius 1854 brach Moffat von dem Dorfe des Häuptlings Sechele in Begleitung zweier Engländer, die der Jagd und des Tauschhandels wegen die Reise unternahmen, auf. Erst am 10 Julius betrat er Moselekatse's Gebiet, und die ersten Einwohner hörten kaum seinen Namen den sie Moschete aussprechen, als sie ihm herzlich versicherten, wie willkommen sein Besuch ihrem Könige seyn werde. Die Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes überraschte die Reisenden. Sie gewahrten hunderte von Jochen bereits für die nächste Saat bearbeitet, insofern nämlich die Bäume niedergehauen und die Zweige um die Stämme angehäuft waren, um das Holz, wenn es gehörig trocken geworden in Brand zu stecken. Das Land war sehr gebirgig, die Höhen aber reichlich bewachsen, namentlich mit Ficusarten, die an den nackten Granitfelsen wachsen und ihre Wurzeln oft tief an den hohen Steinwänden hinabsenden. Hart an dem Rande der Hügel sieht man oft 30—40 Fuß hohe Steinblöcke ruhen, so daß die geringste Bodenerschütterung sie herabwerfen müßte. Sie sind daher Urkunden und zwar sehr alte, daß dieser Landstrich seit geraumer Zeit nicht von Erdstößen heimgesucht worden seyn kann. Obgleich seit Monaten kein Regen gefallen war, stieß man doch oft auf Bäche und morastige Stellen. Am Abend erschienen zwei Matebele-Weiber welche Moffat anredeten; „Wir erkennen deine Gestalt, deine Nase, deine Augen, aber wo ist der lange schwarze Bart hingekommen?“ Die beiden Damen befanden sich „fern von Madrid,“ da sie der Zauberei angeklagt und aus der Residenz verbannt worden waren. Am 19 Julius erreichte Moffat eine Wasserscheide. Alle Gewässer die er bisher überschritten hatte, nahmen ihre Richtung gegen Südsüdosten und gehörten zum Gebiet des Limpopo, von da ab (20° 30′ s. Br.) jedoch gieng der Lauf der Bäche gegen Nordnordwest und nach dem Gebiet des Zambesi.

Am 22 Julius hielt der Missionär seinen Einzug in die Residenz seines afrikanischen Freundes. „Die Stadt, bemerkt er, erschien mir neu oder halb vollendet. Es fehlte die letzte Hand, die ich sonst nirgends in königlichen Städten vermißt hatte. Wir standen etliche Minuten am Thorweg eines Zaunes der vermuthlich zu Gebäuden im Innern führt, wo etliche Vorbereitungen im Werke zu seyn schienen. Während wir uns mit den Wagen beschäftigten, war Moselekatse unter das Thor gebracht worden. Als wir uns

Digitized by Google

umdrehten, gewahrten wir ihn auf seinem Sitze, aber wie verändert! Der nervige und regsame Gebieter der Matebele war jetzt gealtert, auf den Füßen gelähmt, unfähig zu stehen oder sich auf der Hausflur zu bewegen. Ich trat ein und er griff nach meiner Hand mit einem bedeutsamen Blick. Dann zog er sein Gewand über die Augen und weinte. Einige Zeit verstrich, ehe er mich anreden oder anblicken konnte. Inzwischen näherte sich Hr. Edwards, der mit den Wagen abseits gezogen war, und nichts weniger erwartete als den Helden so mancher Schlacht, den erobernden Gebieter so vieler Stämme in Thränen gebadet zu sehen, die er vergeblich, vielleicht vor seinen Weibern, die hinter ihm standen, oder vor den in Schweigen harrenden Granden zu verbergen suchte. Nach etlichen Minuten, die er so zubrachte, wiederholte er meinen Namen öfters mit dem Zusatze: „Gewiß ich träume nur daß du Moffat bist." Ich bemerkte daß der Gott, dem ich diene, uns beide erhalten habe, und daß ich gekommen sey ihn noch einmal vor meinem Tode zu sehen, und daß, obgleich ich bedaure ihn so krank zu treffen, ich doch Gott danke, der dieses Wiedersehen verstattet habe. Er zeigte auf seine Füße, die von Wasser geschwollen waren, mit den Worten daß sie und andere Körpertheile ihn „umbrächten" worauf er hinzufügte: „Dein Gott hat dich mir gesendet zur Hülfe und Heilung." Zwei Tage später hatte Moffat dem Häuptling einige Arznei zubereitet, die er ihm aber selbst bringen mußte, denn Moselekatje befindet sich beständig in der Gefahr, selbst vor seinen eigenen Frauen, daß ihm Gift gegeben werde.

Am 24 Julius sahen die Reisenden William, einen Griqua, [1] der sammt seiner Base Troi, ebenfalls einer Griqua, vor 20 Jahren von den Matebele am Vaal-Flusse geraubt worden war und seine Muttersprache, das Holländische, beinahe völlig vergessen hatte. Dafür sprach er das Letebele oder die Zulusprache sehr fließend. Gekleidet oder nicht gekleidet war er wie die übrigen. Sein Monarch hatte ihm einen Ring auf einen geschornen Kopf verliehen, das heißt ihn zu einem Gutona oder Hauptmann erhoben, womit das Privilegium verbunden ist eine Frau zu besitzen. Zwei Städte standen unter seiner Verwaltung, und er bekleidete außerdem den Rang eines Centurionen, indem hundert Matschaba oder Krieger unter seinen Befehlen standen. Moselekatje setzte großes Vertrauen auf diesen Mann, und er selbst gab zu daß der Monarch sehr gütig gegen ihn sey, doch fügte er mit einem tiefen Seufzer hinzu daß er sich noch immer nach seinem Heimathlande sehne.

Da sich einmal der große Meteorolog Dove beklagt hat daß die afrikanischen Reisenden so selten Wetterbeobachtungen mittheilen, und ihren Tribut an die Meteorologie entrichtet zu haben wähnten wenn sie sich über ausgestandene Hitze beklagen, so fügen wir hier eine interessante Notiz bei, die am 27 Julius in das Journal gezeichnet wurde: „der Wind kalt und widerwärtig. Es war, wie herkömmlich, der Passat (trade-wind) mit dicken Nebelwolken und Sand der über unsere Köpfe fegte. So oft wir die Eingebornen fragten ob es wohl Regen geben würde, antworteten sie lachend: „Wer hätte schon Regen gesehen während der Wintermonate?" Sie erwarten das so wenig, als daß der Wind zu irgend einer Jahreszeit von Westen her wehen sollte."

Moselekatse's Herrschaft erstreckt sich vom Schaschi-Fluß, der sich zwischen 22 und 23° s. Br. in den Limpopo ergießt, bis zum Zambesi, also zwischen dem 22 u. 18° s. Br. östlich von der Kalahari. Die Bevölkerung am südlichen Ufer des Zambesi erkennt seine Herrschaft noch an. Allein in der Nähe dieses Flusses haust die furchtbare Tsetiefliege, welche alles Hornvieh durch ihren Stich tödtet. Das Land dorthin ist daher dünn bevölkert, aber sehr wildreich. Die Bewohner halten sich Schafe und Ziegen, denen das kleine Insect nichts anhaben kann. Dieß ist ein merkwürdiger Umstand, denn wenn auch beide Thiere durch ihr Vließ mehr geschützt sind, so gibt es doch nackte Stellen an ihrem Körper, wo die giftige Fliege leicht ihre Waffe gebrauchen könnte, welcher Hunde z. B. augenblicklich zum Opfer fallen. In der Residenz Moselekatse's zeigten sich bisweilen Maschonas, ein südafrikanischer Stamm, der die Berge im Osten bewohnte und wenige Heerden Hornvieh, Schafe und Ziegen von zwerghaftem Wuchs besitzt. Unter den letztern will Moffat Angoraziegen bemerkt haben, die ein sehr weißes Haar hatten, welches vollständig bis auf den Boden reichte, so daß die Thiere ohne Füße sich zu bewegen schienen. Diese Maschona schienen ein weit betriebsameres und gesitteteres Volk zu seyn als die Matebele, welche sie unterworfen haben. Sie stehen in Handelsverbindung mit den ostafrikanischen Portugiesen, von denen sie grobe Baumwollenwaaren eintauschen, obgleich sie selbst solche, aber sehr rohe, Gewebe verfertigen. Bei ihnen gewahrte der Missionär ein Instrument, welches er mit einem Pianoforte vergleicht, das aber weit mehr Aehnlichkeit mit einer Zither hat, denn es bestand aus vierzig Metallsaiten, die über eine Calabasse gespannt waren und mit beiden Händen gespielt wurden. Auch in ihrer weit sittsameren Kleidung zeigten die Maschona ihren höhern Culturrang über ihre Unterdrücker. Ihre Sprache war dieselbe wie die des Makalaka-Stammes, von der, obgleich sie ein Zweig des Sitschuana [1] ist, Moffat dennoch nur sehr wenig zu verstehen vermochte. Die Maschona behaupten ihre Vorfahren seyen aus Südosten nach der jetzigen Heimath eingewandert.

Moffats ärztliche Behandlung hatte auf Moselekatse so guten Erfolg daß der wassersüchtige Monarch bald wieder zum Gebrauch seiner Füße gelangte. Der Missionär verlangte jetzt ernstlich daß man ihn nach Sekeletu ziehen lasse, um Livingston die Reisevorräthe zu überbringen, und am 22 August brach man gegen Westen auf. Moselekatse begleitete den Missionär mit 100 Mann. Beim Nachtlager schlief der Monarch in Moffats Wagen, und nicht in dem seinigen oder unter seinen Leuten, vielleicht um einmal ohne Gedanken an Mord zu schlummern. Schon am 9 September hielt aber die Karawane. Es war nicht rathsam weiter zu gehen. Wasser für die Ochsen war erst nach vier Tagereisen und in einer Gegend zu haben wo die Tsetiefliege hauste. Zwanzig bis dreißig Tage, vielleicht noch länger, hätte ein Mann zu Fuß nach dem Barotse-Lande und zu dem Häuptling Sekeletu, Livingston's Gönner, gebraucht. Es blieb daher nichts übrig als die für Livingston bestimmten Vorräthe in so kleine Stücke zu verpacken, daß sie auf den Rücken von Menschen fortgetragen werden konnten. Moselekatse wählte zwanzig der tüchtigsten Leute aus, die unter dem Befehl eines Officiers nach dem Barotse-Lande abgiengen, während

[1] Bastard von einem Holländer und einer Hottentottin.

[1] Sprache der Bitschuana.

Digitized by Google

Moffat mit dem König, seinem zärtlichen Freunde, wieder umkehrte. Die Rückreise war ohne Interesse. So oft man sich einer Stadt näherte, kamen die Frauen entgegen und führten einen Tanz auf, als wären sie närrisch vor Freude. Die Männer dagegen hatten ihren Kriegsgesang und ihren Tanz abgesondert. „Niemals, sagt Moffat, bemerkte ich daß sich die Geschlechter mischten wie in Europa, und unsere Polkas würden in den Augen dieses Volkes als eine Rohheit erscheinen. Ihre Gesänge scheinen bisweilen extemporirt zu seyn, denn oft hörte ich meinen Namen und den Kuruman-Fluß in ihren poetischen Ergüssen nennen, und zwar in Fällen wo sie kaum eine Stunde zuvor etwas von meiner Ankunft wissen konnten.“ Es war übrigens Zeit daß der Missionär heimkehrte, denn die heiße Jahreszeit rückte herbei, und am 23 Sept. zeigte das Thermometer im kühlsten Schatten am Tage 94 (28° R.) und zur Schlafenszeit noch 84° (23° R.)

Moffat hält die Aussichten für Ausbreitung des Christenthums in jenen Ländern sehr gering. Nicht etwa weil die Eingebornen große Abneigung zeigten, sondern weil die Kämpfe mit den transvaalischen Boeren nicht eher endigen werden, als bis diese sich jene Stämme unterworfen haben. Die Boeren haben aber bisher die Missionsbestrebungen beständig gehindert. Die Makalaka, Bakurutse, Maichoua, Bacuabi, Masuase, Batonga und andere Stämme mit denen Moffat in Verkehr kam, zeigten durchaus keine Wildheit in ihrem Wesen, und nur die Art wie die Matebele Krieg führen und herrschen, macht sie zum Schrecken ihrer Nachbarn. Der größte Theil von Moselekatse's Reich schien gesund, namentlich die höher gelegenen Theile, wo Granit auftritt. Fieber wird in den nördlichen Strecken, namentlich zur Regenzeit, wohl herrschen, doch vermuthlich nicht so bösartig wie Livingstou es im Nordwesten fand.

Die Steinkohlenlager Ungarns.

(Von A. M. L.)

Es ist eine natürliche Folge, und es gehört zu den Erscheinungen der Zeit, daß bei dem gegenwärtigen ungemeinen Aufschwung der Industrie und des herrschenden Materialismus endlich auch in Ungarn die Steinkohlen zur Ausbeute kommen werden, nachdem dieselben Tausende von Jahren unbeachtet im Schooße der Erde geruht haben. Wie von jeher die Menschen am gierigsten auf Gold waren, so ist auch dieses Metall in Ungarn und Siebenbürgen schon von den Römern gegraben worden, wie dieß die bei Gyogy und Böröspatak in Siebenbürgen entdeckten Bergwerke mit den aufgefundenen Wachstafeln beweisen. Auch bedeutende Steinbrüche hatten die Römer in Pannonien, wie solches aus der von Wattenbach in der herzoglich gothaischen Bibliothek entdeckten Legende des heiligen Claudius und seiner Gefährten zu entnehmen ist. Der Schauplatz dieser Legende ist nämlich in den pannonischen Steinbrüchen in den Zeiten des Kaisers Diocletian. Allein im heutigen Slavonien, in der Nähe von Peterwardein und an der Fruschka Gora waren damals 622 Arbeiter beschäftigt unter der Leitung von fünf Philosophen, wie die technischen Directoren genannt wurden, welche die zur Bearbeitung geeigneten Steine auszusuchen und die Ausführung zu beaufsichtigen hatten. Diocletian kam selbst nach Pannonien, nahm die Arbeiten in Augenschein, und ließ sich während seines Aufenthalts alle fertig gewordenen Gegenstände bringen. Aus Porphyr wurden Säulen mit Capitälen, Brunnenschalen mit speienden Löwen, der Sonnengott mit vierspännigem Wagen, Victorien, Amoren und andere Statuen zur großen Zufriedenheit des Kaisers Diocletian verfertigt, von welcher großen Kunstthätigkeit aber heutzutage gar keine Spur mehr in jener Gegend vorhanden ist, denn die heutigen Steinbrüche Slavoniens liefern nur Steine zum Pflastern der Straßen. Unter den ersten ungarischen Königen wurde von Bergleuten, welche aus Deutschland herbeigezogen wurden, auf Gold, Silber und andere Metalle gebaut, aber die Steinkohlenlager blieben unangetastet liegen, und obgleich der Bergbau in neuerer Zeit in Ungarn große Fortschritte gemacht hat, so findet man doch nur wenig Kohlengruben, obschon es Steinkohlenlager in allen Gegenden des Landes gibt.

Zur Ausbeutung dieses reichen Schatzes, welcher den Wohlstand des Landes in Zukunft zweifelsohne bedeutend heben wird, fehlte in Ungarn bisher der Unternehmungsgeist, das Vertrauen und wohl auch am meisten — das erforderliche Geld. Wo aber jetzt die inländischen Mittel nicht mehr ausreichen, da kommen ausländische Gesellschaften und Capitalisten, und rufen die lucrativen Unternehmungen ins Leben, was denn auch für die Dampfschiffe und für die vielen in Aussicht stehenden Eisenbahnen in der That sehr zeitgemäß ist. Schon seit einigen Jahrzehnten hat die Regierung Nachforschungen auf Steinkohlenlager anstellen lassen, und man ist wohl gegenwärtig im Stande die meisten Steinkohlenlager Ungarns zu kennen, wenn auch die Gattung und die Eigenschaften des Materials noch nicht überall festgestellt sind, weßhalb ich mich auch in diesem gegenwärtigen Aufsatz aller geognostischen Definitionen enthalten werde, indem ich vorzugsweise eine Geographie der ungarischen Steinkohlenlager zu liefern die Absicht habe. So viel indessen ist gewiß, daß die meisten ungarischen Kohlenformationen der jugendlichen angehören und der Haupteintheilung nach in Schwarzkohlen und Braunkohlen zerfallen, welche aber wieder von mehrern Gattungen gebildet werden. Am meisten jedoch ist in Ungarn die Braunkohle vorhanden. Je nach der geographischen Lage kann man die ungarischen Steinkohlenlager in mehrere Hauptreviere eintheilen, und zwar in Bezug auf Schwarzkohlen:

1. Das karpathische Steinkohlenrevier.

Das karpathische Steinkohlenrevier ist in seiner Ausdehnung sehr groß, aber die Mächtigkeit der Kohlenlager ist so gering daß es den bisherigen Forschungen nach nur in wenigen Gegenden für baurürdig befunden worden ist. Vom Hauptgebirgsstock der Karparthen, Tatra genannt, sind in den Comitaten der galizischen Gränze

Digitized by Google

entlang Schwarzkohlen bis an die siebenbürgische Gränze zu finden. Im Scharoscher Comitat ist nach Dr. Kemp's Behauptung bei Kapronczа ein Kohlenlager, und nach Professor Zipser in der Nähe von Sovar. Im Szathmarer Comitat sind bei Felsöbanya und zwei andern Orten Schwarzkohlen, aber nur in geringer Mächtigkeit entdeckt worden. Das Zipser Comitat hat an vielen Orten Steinkohlen aufzuweisen, wie bei Iglau und Poratsch. Die Leibitzer Kohlengrube ist wegen geringer Mächtigkeit des Lagers aufgegeben worden. Nach Beudant findet man auch bei Altendorf und nach Berzewitzi in der Magura Steinkohlen. Das Zempliner Comitat, welches durch seinen herrlichen Tokajer weltberühmt ist, hat gleichwohl in seinem Schooße auch plutonische Schätze, aber die geognostischen Nachrichten von dorther sind so mangelhaft, daß man nicht weiß ob dort Braunkohlen oder Schwarzkohlen gefunden werden. Auch das Sohler Comitat hat mehrere Steinkohlenlager aufzuweisen, welche aber unter den in Ungarn schon einmal üblichen Vorwänden der Nichtrentabilität nicht in Abbau genommen werden, und somit werden in dem sehr ausgebreiteten karpathischen Kohlenrevier bisher nur wenig Steinkohlen zu Tage gefördert; es läßt sich aber mit Bestimmtheit erwarten daß die in der Nähe zu erbauenden Eisenbahnen eine Aenderung bewirken werden.

2. Das südöstliche Steinkohlenrevier.

Dieses von dem südöstlichen Theile des Kraschoer Comitats beginnende und in nördlicher Richtung unter einer schönen Gebirgslandschaft sich hinziehende Kohlenlager hat der Länge nach eine Ausdehnung von 6 Meilen, und ist in Bezug auf Formation und hinsichtlich der Eigenschaften der Kohlen mit den vorhin erwähnten karpathischen zu vergleichen. Es sind hier schon viele Gruben aufgeschlossen, und namentlich sind die Gruben von Szaszka, Gerlics, Borkut, Resicsa, und besonders jene zu Drawitza, neben mehrern im Lande hinlänglich bekannt. In letzterem Orte hat sich unlängst die Drawitzaer Steinkohlengewerkschaft gebildet. Auch bei Rußberg sind einige Kohlenflötze, welche von Porphyr und Grünstein durchsetzt sind. Auch diese Schwarzkohlen sind in Abbau genommen, aber noch zu wenig aufgeschlossen. Die Kohlen von Gerlics werden für die besten des ganzen Reviers gehalten, und dieselben brennen mit sehr starker Flamme. In der Grube von Borkut ist das Kohlenlager von großer Mächtigkeit. Nach einer chemischen Untersuchung enthalten die Borkuter Steinkohlen 96½ Proc. Brennstoff und nur 3½ Proc. Aschenüberreste.

3. Das Steinkohlenrevier in der Baranya.

Dieses Steinkohlenlager beginnt im westlichen Theil des im Winkel zwischen der Donau und der Drave gelegenen Baranyaer Comitats, und erstreckt sich unter einem mit weinbepflanzten Hügeln abwechselnden schönen Mittelgebirge in einer Länge von 6 bis 8 Meilen. In dem Zuge von Westen nach Osten erreicht das Lager das Tolnaer Comitat, wo die Schwarzkohlen in ein Braunkohlenlager übergehen. Die Hügelzüge dieser paradiesischen Gegend bestehen meist aus Kalkstein, welcher hie und da mit schönem Marmor abwechselt. Einer der schönsten Gebirgszüge der ganzen Gegend ist bei Fünfkirchen der Melschek, auf dessen drei Hauptabtheilungen ein herrlicher weißer Wein wächst. Bei Sillos erhebt sich der Harsanyer-Berg, wo Pesther Paläontologen merkwürdige Ueberreste vorweltlicher Vögel gefunden haben, und es sind überhaupt in diesem ganzen Gebirge organische Versteinerungen nicht selten, wie dieß bei Gebirgen der dritten Formation in der Regel der Fall ist. Gegen die beiden vorherigen Steinkohlenreviere zeichnet sich dieses durch seine bedeutende Mächtigkeit aus. Der Sandstein liegt hier oft unmittelbar auf den Steinkohlen, und in diesen sowohl als im Schiefer kommen auch häufig Versteinerungen vor. Auch diese Kohlenflötze sind hie und da von Grünstein durchsetzt. Die bei Fünfkirchen gewonnenen Steinkohlen haben gute Eigenschaften; dieselben sind vollkommen schwarz, glänzend und blätterig. Begünstigt durch die Gebirgsoberflächen-Verhältnisse wird sich in diesem Revier der Kohlenbetrieb sehr bald gut ausbilden, und es ist derselbe hier schon bis jetzt mit größerm Erfolg als anderswo vor sich gegangen, wozu der Umstand beiträgt, daß in der benachbarten Wojwodschaft das Holz sehr selten ist, und dort selbst der gedörrte Dünger als ein Feuerungssurrogat gebraucht werden muß. Die Mohatsch-Fünfkirchner Eisenbahn und die von ausländischen Gesellschaften, wie von der Düsseldorfer Gesellschaft „Vulcan" darzubringenden größern Anlage-Capitalien werden die Förderung der hier existirenden Gruben bedeutend erhöhen. Die merkwürdigsten Gruben dieses Reviers sind: 1) die Grube auf dem Dominium von Petschwarad; 2) die Grube der Stadt Fünfkirchen; 3) die Szaboltscher-Grube, welche dem Fünfkirchner Domcapitel gehört; 4) die Szaßer-Gruben; 5) die Waralaer-Gruben; 6) die Komloer und 7) die Groß-Manyoker-Grube, welch letztere gleichfalls dem erwähnten Domcapitel gehört.

Außer den hier erwähnten tertiären Schwarzkohlengebieten gibt es in Ungarn auch noch hie und da kleinere Schwarzkohlenflötze, wie z. B. bei Börösvar unweit Ofen, deren Abbau aber trotz der nahen Hauptstädte, nach der Versicherung betheiligter Bergleute, noch lange nicht mit den erforderlichen Mitteln und der nöthigen Energie betrieben wird, indem selbst die reichen Capitalisten der Stadt Pesth zu dergleichen Unternehmungen von keinem Vertrauen angetrieben werden, welche Erfahrung früher auch bei den jetzt überaus blühenden Steinkohlengruben von Preußisch-Schlesien gemacht worden ist. Die ungarischen Schwarzkohlenflötze stehen sehr oft mit Braunkohlenlagern in Verbindung, was die Kenner nicht befremdet, indem dieselben den erfolgten schnelleren Proceß der tertiären Schwarzkohlen den plutonischen Einwirkungen, namentlich der Wärmeentwicklung und dem Druck zuschreiben.

Braunkohlenlager.

Wenn die Schwarzkohlenflötze im allgemeinen in Ungarn nicht in sehr vielen Gegenden gefunden werden und zum Theil auch noch nicht immer in bauwürdiger Mächtigkeit vorhanden sind, so sind im Gegentheil die Braunkohlen von der Vorsehung dem in so vieler Hinsicht reichlich gesegneten Lande im reichlichsten Maße ausgetheilt worden, denn es finden sich in der That fast in jedem Comitate Braunkohlen vor, und man kann obendrein annehmen daß hie und da noch manches Kohlenlager gar nicht entdeckt ist.

Unter den weiten Flächen des Biharer Comitates werden in der Nähe mehrerer Dörfer bedeutende Braunkohlenflötze gefunden, und es ist besonders das Kohlenlager bei Bogdany hervorzuheben, indem dort die Kohlenschichten eine Mächtigkeit von drei Klaftern haben. — Auch in dem mit schönen und fruchtbaren Hügeln versehenen Graner Comitate findet man unter dem Sandstein neuerer Formation und unter dem Jurakalke Braunkohlenlager von ziemlicher Mächtigkeit, und es sind hier mehrere Gruben erschlossen. Auch die Pechkohle wird in diesem Comitate gefunden. Die hier unter dem Namen: „krustige Braunkohle" vorkommende Steinkohle ist schwarzbraun, hat einen blätterigen Bruch, ist glänzend und brennt mit heller weißer Flamme mit Hinterlassung weniger Aschen- und Schlacken-Ueberreste. Ein Pfund dieser Kohle enthält nach den angestellten Versuchen 18½ Loth reine Kohle, und es wird dieselbe eben so geschätzt wie die bekannten Braunkohlen des Oedenburger Comitates. Das seit 1840 in Abbau genommene Lager bei dem Dorfe Szarkas hat eine Mächtigkeit von 12Fuß und ist 200 Klafter lang.

Im Komorner Comitate unter den nördlichen Ausläufern des Werteschgebirges befindet sich in einer angenehmen Gegend gleichfalls ein Braunkohlenlager, welches von bedeutender Mächtigkeit ist; die Kohlen gehören zur Gattung der braunen Pechkohle, sind glänzend und von blätterigem Bruche; der eisenhaltigen Bestandtheile entbehrend, eignen sich dieselben zum Brennen besser wie andere Kohlen dieser Gattung. Im nördlichen Theile des Weißprimer Comitates ist ein bedeutendes Steinkohlenlager, besonders in dem an den Bakonyer Wald angränzenden Hügelrücken. Hier findet man in den Steinkohlen sowohl als im Sandstein häufige Pflanzenüberreste und versteinerte Knochen antediluvianischer Thiere. Im Szalaer Comitate kennt man bisher an drei und im Eisenburger Comitate gleichfalls an drei Stellen Braunkohlenlager.

Das schöne Leithagebirge an der österreichischen Gränze und im Oedenburger Comitat liefert gute Braunkohlen, und obgleich dieselben hier mehr als anderswo in Ungarn zur Ausbeute kommen, so hat doch auch hier die Kohlenindustrie noch nicht ihre Blüthezeit erreicht. Das mächtigste Kohlenlager dieses Reviers ist unweit Oedenburg bei dem Dorfe Wandorf in dem sogenannten Brennberge; hier hat das Lager in der Mitte eine Mächtigkeit von 13 Klaftern und wechselt sonst zwischen 5 und 8 Klaftern. Man hat dieses Lager auf 50 Millionen Centner geschätzt, was aber jedenfalls eine Unterschätzung ist, sonst müßte auch die hiesige Ausbeute, trotzdem daß dieselbe im Vergleich zu anderen Gegenden des Auslandes nur eine sehr unbedeutende ist, schon in 200 Jahren gänzlich sistirt werden. Die unermeßliche Ausbeute der Steinkohlen in Oberschlesien, namentlich aber das Lager bei Beuthen soll nach der Berechnung von Fachmännern, wenn dieselbe in dem gegenwärtigen Maße fortgeführt wird, noch 4000 Jahre andauern. — Das Neograder Comitat hat fast in seiner ganzen Ausdehnung mächtige Braunkohlenflötze aufzuweisen. Bei dem Dorfe Verötze hat ein Wiener Speculant zu Anfang dieses Jahrhunderts Kohlen in Abbau genommen, aber die Grube wurde bald wieder verlassen. Im J. 1813 wurde der Kohlenbau wieder begonnen und 1816 verlassen. Im Jahre 1820 war der ganze Bau verfallen und die Einfahrt zur Grube war mit Gras verwachsen, denn die Zeit der ungarischen Kohlenindustrie war noch nicht gekommen, und es ist auch in den letztverflossenen Jahren einigen Unternehmern in ähnlicher Weise ergangen.

Außer mehreren anderen Gespanschaften ist besonders die Syrmier Gespanschaft in Slavonien reich an Braunkohlen, namentlich bei Salankemen, Karlowitz und auf den Klostergütern von Wrdnik und Oppowo. Diese Lager befinden sich in den Ausläufern der Fruschka-Gora, jenes herrlichen Gebirges, dessen bedeutendste Höhe nur 2500 Fuß erreicht, und daher für den Wein- und Obstbau sich in vorzüglichem Grade eignet. Aber auch diese reichen Gruben sind verlassen, denn es hat in diesem Jahre der Kanzler des griechischen Metropoliten von Karlowitz wiederholt eine Kundmachung zur Erschließung der bergbaumäßigen Ausbeute der sehr ergiebigen Steinkohlenlager auf den Klostergütern Wrdnik und Oppowo erlassen. Mit einem Worte, fast in jedem ungarischen Comitate sind mehr oder minder große Kohlenlager, aber überall müssen erst die kommenden Zeitumstände den Weg zu einer lohnenden Kohlenindustrie anbahnen.

Die Vereinigung der Donaufürstenthümer.

Französische Journalisten und französisch schreibende Bojaren haben über dieses Problem der europäischen Diplomatie die Schleußen ihrer Beredsamkeit geöffnet und mit einem halben Dutzend Broschüren die politische Welt in der letzten Zeit heimgesucht. Es gibt auch noch manchen der bekehrt werden kann. Zwei Cabinete allein haben die Streitfrage schon im voraus erledigt: die Pforte und Oesterreich. Die Interessen der Türkei sind so klar und einfach daß die Wahl zwischen Vereinigung und Trennung niemals schwer seyn konnte. Die Walachei zahlt der Pforte einen Tribut von 2, die Moldau von 1 Mill. Piaster, beide zusammen eine Summe von 320,000 fl. Das ist sehr wenig, denn als 4procentige Rente betrachtet, stellt dieser Tribut nur ein Capital von 8 Mill. fl. dar. Nach den Verträgen darf ferner kein Türke am linken Donauufer Grundbesitz erwerben, kein Gebäude, vor allem keine Moschee errichten, und nach dem Pariser Frieden soll die Türkei nie mit ihren Truppen die suzeränen Gebiete ohne vorläufige Einwilligung, das will sagen ohne die wahrscheinliche Mitwirkung der anderen Großmächte besetzen. Auf Umwegen bezieht die Pforte aber einen höheren Tribut aus den Fürstenthümern. Die Hospodare der beiden Fürstenthümer wurden bisher nur auf sieben Jahre gewählt und von der Pforte bestätigt, das heißt die Pforte verpachtete auf sieben Jahre die beiden Fürstensitze an den Meistbietenden, der seinen Pachtschilling im Laufe der Pachtzeit von seinen Unterthanen wieder eintrieb. Findet nun eine Union statt, so gibt es nur Einen Pacht und Einen Pächter, also auch nur Ein Pachtgeld, und wird die Fürstenwürde gar erblich, so versiegt die Quelle des Pachtschillings gänzlich. Das Band der türkischen Lehnsherrschaft ist

Digitized by Google

ohnedieß nie sehr haltbar gewesen, es würde also durch eine Vereinigung der Fürstenthümer, durch Erblichkeit des Hospodarats, durch Verleihung der Würde an einen europäischen Prinzen vollständig gelockert, der Besitz hätte kaum einen politischen Werth mehr und das Verhältniß bliebe ein rein fiscalisches, eine Art Robot in Geld ausgedrückt und im Werth einer Rentenverschreibung von 8 Mill. Gulden.

Das sind die Interessen der Pforte gegen die Vereinigung. Oesterreich dagegen ist dem Anschlag abhold, theils aus Rücksicht auf seine Gränzprovinzen, theils weil es gegen den Geist der orientalischen Politik der Großmächte mit Ausnahme Rußlands verstößt. Der Geist dieser Politik gieng dahin durch mechanische Mittel, das heißt durch militärische Hülfe das zerfallende und bedrohte osmanische Reich in seinen bisherigen Bestandtheilen zu erhalten. Die Donaufürstenthümer vereinigen und ihnen aus europäischem Fürstenblut einen Herrscher geben, hieße ihnen Ansprüche auf völlige Unabhängigkeit zugestehen. Besäße nun ein solcher Staat Lebensfähigkeit, so würde er Europa die größten Dienste leisten, er würde dieselbe Aufgabe zwischen der Türkei und Rußland erfüllen, wie Belgien und die Schweiz zwischen Frankreich und den deutschen Staaten — vorausgesetzt daß er lebensfähig sey. Selbst wenn er es wäre, hätte Oesterreich nicht eben Ursache bei der Geburt dieses neuen diplomatischen Geschöpfes Hebammendienste zu verrichten, denn in Siebenbürgen, im Banat, und der Bukowina hält sich eine zahlreiche rumänische Bevölkerung auf, die in jenem Falle der Nationalitätsseuche ausgesetzt und leicht auch von Unabhängigkeitsgelüsten angesteckt werden könnte. Große Besorgnisse indessen flößt dieses Element nicht ein, es flößt überhaupt keine Besorgnisse ein, denn in Siebenbürgen und im Banat ist die rumänische Bevölkerung überall in der Minderzahl, und bei den blutigen Racenkriegen im Südosten ist den Rumänen immer nur die traurige Rolle zugefallen, die Schläge der Nachbarn zu empfangen, ohne daß sich je die süße Gelegenheit zur Erwiederung geboten hätte, oder so oft sie sich bot, der Muth vorhanden gewesen wäre sie auszubeuten. Gleichwohl muß Oesterreich die Bildung eines rumänischen Reiches widerwärtig seyn, denn da man den Ungarn einen ähnlichen Lieblingswunsch versagen mußte, so würde es kränkend für diesen politisch überlegenen und ritterlich-streitbaren Stamm seyn, wenn es an der Gränze das Reich eines Volkes fände, das sich bisher von dem reichen Pöbel des Fanars in Konstantinopel geduldig die Wolle scheeren ließ. Diese Nachtheile wären aber immer erträglich, wenn die neue Staatenbildung Dauer verspräche. Wenn!

Rußland ist grundsätzlich weder für noch gegen die Vereinigung. Es hat sie zeitenweise begünstigt und zeitenweise gehindert. Als nach dem Frieden von Adrianopel das sogenannte organische Reglement, die Verfassung der beiden Fürstenthümer, unter den Fittigen des Generals Kisseleff ausgearbeitet wurde, kam der Unionsgedanke zur Sprache, und auf die eingezogenen Erkundigungen applaudirte das Petersburger Cabinet zu dem Wunsche der Patrioten. Allein es fiel den rumänischen Cortes ein durch eine Klausel von der Berufung auf den Thron der vereinigten Fürstenthümer auch die russischen Großfürsten auszuschließen. Von diesem Augenblick an wollte das Petersburger Cabinet nichts von der Union und nichts von der Erblichkeit der Fürstenwürde wissen. Man wird sich erinnern daß die Pforte im Frieden zu Adrianopel das noch nicht geborne organische Reglement schon gut heißen mußte, daß also die Russen freies Spiel hatten, die Rumänen mit allen Wohlthaten, auch mit der Union und der Erblichkeit zu beglücken, daß sie es aber nicht thaten. Auf den Wiener Conferenzen im Jahre 1855 sprach sich Fürst Gortschakoff im Namen seiner Regierung antiunionistisch aus, das heißt er legte eine Art Verwahrung gegen die Denkschrift des französischen Gesandten über die Vereinigung ein. Wir sehen also daß die russische Politik principiell weder für noch gegen die Vereinigung ist, sondern je nach den Aussichten und den europäischen Conjuncturen sie gutheißt oder nicht. Auf dem nachfolgenden Pariser Congreß erklärten sich die russischen Botschafter lebhaft für die Union. Es geschah dieß zunächst wohl gerade deßwegen, weil die Pforte und Oesterreich sich dagegen erklärten, das heißt nicht weil Rußland einen erreichbaren Vortheil für sich in der Vereinigung, sondern weil es die Verlegenheiten seiner Nachbarn ins Auge faßte. Die Russen hatten auch ganz recht, sich so zu erklären; sie verfolgten ihren Vortheil so gut wie die andern Mächte, denn niemand ist wohl noch so unschuldig daß er glaubt irgend eine Macht wolle irgend etwas um des Etwas willen. Es gibt in der Politik keine Belohnung für gute Thaten, wenn auch zufällig vielleicht eine lohnende That auch eine gute seyn mag. Keine Politik nehmen wir aus, die österreichische so wenig als die russische.

Auch nicht die französische, welche den Schein der Uneigennützigkeit nur wegen der weiten Entfernung Bucharests von Paris gewonnen hat. Das Ei der Union ist, wenn auch nicht in den Tuilerien gelegt, doch wenigstens dort angebrütet worden. Das Wohl der Rumänen ist der französischen Nation so viel als Hekuba dem Schauspieler im Hamlet, aber man muß den Franzosen zugestehen daß sie die besten Comödianten sind und ihr politisches Problem geschickt in Scene zu setzen verstehen. Frankreich hat keine Interessen im Orient. Die Britten schlugen sich im letzten russischen Kriege um etliche Millionen Ausfuhr nach der Levante mehr oder weniger. Frankreich schlug sich nur für seine Ehre, für den Sultan und für die brittischen Ausfuhren. Die Britten machten das gute, die Franzosen ein glänzendes, aber kostspieliges Geschäft. Wo nun keine mercantilen, keine geographischen, nur ideale politische Interessen vertreten werden, da muß man künstliche schaffen. Wenn die Rumänen ihre Unabhängigkeit und ihren König oder Fürsten bekommen, so haben sie einzig dafür dem Kaiser Napoleon die Hand zu küssen. Das Reich wird sein Werk seyn und den Thron dieses Reichs wird er verschenken. Die rumänische Nation wird gleichsam zum Adoptivkinde des französischen Volkes, und Frankreich wird fortan im Orient nicht sowohl dauernde Interessen, wohl aber dauernde Pflichten sich erwerben. Im Grunde läßt sich aber vieles vernünftige für die Vereinigung der Fürstenthümer sagen, und wir werden es auch nicht verschweigen, nur vergesse man nie daß gerade die Nachbarstaaten, denen die Vortheile eines neutralen Gebietes besonders angepriesen werden, diesen Ausweg am meisten perhorresciren, daß diese Lösung der orientalischen Frage ihnen noch schlimmer erscheint als eine Verlängerung des politischen Räthsels, und daß sie dieses Ende mit Schrecken noch nicht dem Schrecken ohne Ende vorziehen.

Das brittische Cabinet hat wie bei allen continentalen Problemen große Unsicherheit gezeigt, wie das gelehrte Thier in der

Digitized by Google

Fabel zwischen den Heubündeln. Auf den Wiener Conferenzen ließ Lord John Russell einige unklare Worte über das Unionsproject vernehmen, die man für eine Billigung halten konnte. Auf dem Pariser Congreß waren die brittischen Diplomaten offen für die Wünsche der rumänischen Nation. Im Grunde wußte man eigentlich nicht warum man dafür, warum man dagegen seyn sollte. Erst der Widerstand Oesterreichs machte das brittische Cabinet stutzig, und als die französische und russische Diplomatie zu fraternisiren begann, und Lord Palmerston eilig sich zu einer schwarzgelben Allianz bekehrte, da fand man das Unionsgericht immer weniger schmackhaft und begann sich lauter und lauter gegen diese Combination zu erklären. Wir erbittern uns über diese Metamorphosen nicht. Die Britten beurtheilen solche streitige Dinge rein nur nach der augenblicklichen Lage ihrer auswärtigen Beziehungen: als der französische Alliirte ihnen seine Lorgnette gab, gewahrten sie ein Kamel, und als sie durch die österreichische Brille sahen, überzeugten sie sich daß es ein Fisch sey. Was dem Britten jenseits seiner insularen Welt liegt, was nicht auf den Ein- und Ausfuhrtabellen steht, oder auf statistische Werthe sich bringen läßt, das sind ihm solche Kamel-Fische. Wir finden sogar daß das Journal, welches ganz besonders unter Lord Palmerstons Gönnerschaft steht, das Edinburgh Review, trocken bekannt hat, das brittische Cabinet sey der frühern französischen Allianz zulieb für, und der spätern österreichischen Allianz zulieb gegen die Vereinigung gewesen. [1] Man sieht aus bloßer Liebschaft für diese oder jene Macht ist das brittische Cabinet für Weiß und für Schwarz, man muß nur Zeit haben die Liebschaften und das Ende der Liebschaften abzuwarten.

Die Motive der großen Mächte, selbst wenn wir sie vollständig zu durchschauen möchten, würden uns nicht aufklären ob ein Ereigniß wie die Vereinigung der Fürstenthümer für die Geschicke unsers Welttheils ersprießlich seyn möchte oder nicht, denn jedes Cabinet betrachtet die eine oder andere Entscheidung nur als Mittel zur Förderung der eigenen und ausschließlichen Interessen. Halten wir uns streng an die Sache selbst, so wird es höchst schwierig den Werth einer Union für die Rumänen und für Europa zu bestimmen. Es läßt sich sehr viel gutes für einen solchen Vorschlag anführen. So lange die Hospodarwahl fortdauert, so lange wird auch an der Fürstenwürde nichts würdig bleiben als der Name. Der Hospodar ist Pächter auf sieben oder wie viel Jahre. Er wird sein Pachtgeld dadurch wieder herausschlagen daß er die öffentlichen Aemter seinerseits wieder an den Meistbietenden abgibt, und die niedern Justizpächter werden wiederum das Recht an den Meistbietenden verkaufen, mit andern Worten, die Paschawirthschaft welche dem osmanischen Staat allen Saft entzogen hat, wirkt auch in den christlichen Fürstenthümern genau mit demselben Erfolg. Dieß ist aber ein Argument nicht sowohl für die Union als für die Erblichkeit der Fürstenwürde. Auch dafür ist manches verständige gesagt worden daß man die oder den künftigen Fürsten nicht unter den Fanarioten der Moldau und Walachei suchen solle, denn die alten Mißbräuche und die alten Bestechungsmittel in einer verderbten Gesellschaft würden doch nur fortdauern. Quo semel est imbuta recens, servabit odorem testa diu. So warnt der alte weinkundige Horaz mit seinem Küferspruche! Welche Segnungen in kurzer Zeit durch eine Dictatur im europäischen Geschmack den Donaufürstenthümern gewährt werden könnten, beweist die Regentschaft des Generals Kisseleff, von der alle Parteien der Rumänen und jede Kritik europäischer Publicisten, welcher Nation sie auch angehören mochten, bis jetzt nur mit Hochachtung und Anerkennung gesprochen haben. Daß bei einer solchen Wendung der Dinge natürlich die Lehensherrschaft der Pforte zu Mondschein werden müßte versteht sich von selbst; allein dieß wäre gewiß das geringste Unglück, denn es wird immer ein Verstoß gegen den gesunden Verstand bleiben die Pforte als Schutzherrn dieser Gebiete erhalten zu wollen, während sie selbst zu einem Schützling von sehr vergänglichen europäischen Allianzen herabgesunken ist. Den Russenfeinden gewährt es noch einen besondern Trost daß die Rumänen bisher stets eine große Abneigung gegen moskowitische Politik und zugleich Antipathie gegen alles Griechische und Neu-Byzantinische gezeigt haben. Der Aufstand des Ypsilanti war ein kalter Schlag, er zündete nicht in den Donaufürstenthümern, im Gegentheil, es fand eine populäre Erhebung zu Gunsten der Pforte statt.

Das ist das Gute was sich im allgemeinen für die französischen Projecte sagen läßt. Die Rumänen, das heißt die Jung-Rumänen, um sie bei ihrem vaterländischen Namen zu nennen, wissen aber noch viel größere Dinge vorauszusagen. Sobald die Fürstenthümer unter einem europäischen Prinzen ein mittleres Reich bilden, werden dorthin alle Rumänen zurückkehren, welche die frühere politische Mißregierung nach Oesterreich, Rußland oder in die Türkei trieb. Sie sehen in wenig Jahren das Donaureich mit einer Bevölkerung von 10 Millionen beglückt, will sagen mit 3 Millionen Rumänen mehr als es der Statistik bisher in der ganzen Welt überhaupt zu ermitteln gelang. Die wege- und waldlosen Weideplätze der Walachei bedecken sich vor ihren berauschten Blicken mit goldenen Saaten, durchschnitten von Chausseen und Eisenbahnen; sie hören die Wasser der Karpathen schon über die Triebräder der Fabriken rauschen, und vernehmen den Sprengschuß des Bergmanns, der auf die Metalle in den Gebirgen des Nordens haut. Kurz es entsteht durch den Zauber einer Union und der Erblichkeit des Throns ein Belgien an der Donau, auf das Rußland mit Neid blickt und wohin Oesterreich voll ohnmächtigen Verdrusses schaarenweis die rumänischen Viehhirten des Banates auswandern sieht.

So sehen die Dinge aus wenn sie die bengalische Gluth patriotischer Phantasten anhaucht. Und in der That, wir glauben auch an das transkarpathische Belgien, nur an etwas glauben wir nicht: an die Belgier. Wenn die englische Presse — und wir meinen damit die bedeutungsvollen Arbeiten in den Vierteljahrsschriften im Westminster und Edinburgh Review, die von Staatsmännern und Parteiführern herrühren oder veranlaßt werden — wenn diese Presse Rumänen und Serben auf gleiche Linie stellt, und alles Lob welches die Serben bisher durch ihr politisches Betragen verdient haben auf rumänischen Namen escomptirt, so empört sich dagegen alles historische Wissen. Die Serben haben einen weit rühmlichern Freiheitskampf durchgefochten als die Neugriechen; das sittliche Gift einer 400jährigen Knechtschaft unter den Türken ist dabei völlig ausgestoßen worden. Serbien ist ein Staat freier Bauern, zwischen denen keine großen Vermögensunterschiede bestehen. In

[1] Edinburgh Review 1857. April. S. 425. Dieses Journal steht jetzt, seitdem Sir G. C. Lewis, der gegenwärtige Finanzminister, die Redaction abgegeben hat, unter der Leitung des Hrn. Henry Reeve, eines Parteigängers Lord Palmerstons.

Digitized by Google

den Fürſtenthümern dagegen trifft man, beſonders in der Moldau, Latifundien mit ihren univerſellen Uebeln, während die ackerbautreibende Claſſe in einem Verhältniß zum Grundbeſitzer ſteht, welches juriſtiſch ungünſtiger iſt als eine ruſſiſche Leibeigenſchaft. „Der rumäniſche Bauer, glaubt das Edinburgh Review Hrn. Boerescо aufs Wort, haßt jede Zwangsarbeit. Sein Stolz empört ſich dagegen.“ Der rumäniſche Bauer ſtolz! Er widerſetzt ſich der Zwangsarbeit! Hat man je im Angeſicht notoriſcher Verhältniſſe größere Ignoranz, oder der Wahrheit gegenüber größere Frechheit gezeigt? Es iſt wahr der rumäniſche Hinterſaſſe iſt kein Leibeigener, das heißt er iſt nicht an die Scholle gebunden, er kann unter gewiſſen Bedingungen verlangen daß ihn ſein Herr auswandern läßt. Solche Auswanderungen haben auch zu Zeiten maſſenhaft ſtattgefunden, theils nach Oeſterreich, theils aber auch nach Rußland und nach den türkiſchen Provinzen. Mit andern Worten, der Rumäne zog die ruſſiſche Leibeigenſchaft der rumäniſchen Gutsherrſchaft vor — darin beſtand ſeine Freiheit; und er wollte lieber türkiſcher Rajah werden als für die Fanarioten roboten — darin beſtand ſein Stolz.

Wer ſind die Grundbeſitzer in den Fürſtenthümern oder die ſogenannte höhere Geſellſchaft? Sind es Rumänen? Nein, es ſind Fanarioten, das heißt ehemalige türkiſche Rajahs griechiſcher Eltern, die ſich durch Citronenhandel oder andern Schacher Vermögen erworben hatten und nach den Donaufürſtenthümern giengen um ſich anzukaufen, Aemter und Würden zu pachten, Paſchas zu beſtechen und ſich wie Schwämme vom Schweiß der Eingebornen vollzuſaugen. So wurden die Griechen Eigenthümer des Grundes und Bodens, weil der Rumäne, faul und verſchwenderiſch, Hab und Gut verpfändet wenn er jemand findet der ihm borgt. Die wenigen Familien welche dem nationalen Adel vor der Fanariotenzeit angehörten, ſind die ſogenannten Mosneni, die ſteuer- und militzfreien Bauern, deren Zahl außerordentlich ſich verringert hat, und die, in Unwiſſenheit geboren und in Unwiſſenheit begraben, längſt nicht mehr politiſch genannt werden, ſondern nur eine ethnographiſche Merkwürdigkeit geworden ſind. Die wenigen Gewerbe die in den großen Städten getrieben werden und vom Luxus der Bojaren leben, ſind in den Händen von Deutſchen, vorzüglich von Oeſterreichern, während der Handel von Juden betrieben wird. Deutſche und Juden vertreten alſo den rumäniſchen Mittelſtand. Der Klerus iſt arm, ſo arm ſogar daß ſeine tiefe Unwiſſenheit und ſein halb heidniſcher Aberglaube vollſtändig entſchuldigt iſt. Er iſt arm, obgleich ein Drittel des Grundes und Bodens kirchlichen Stiftungen gehört. Allein die Rente der rumäniſchen Erde wird nicht dazu verwendet um gebildete Geiſtliche zu erziehen, oder der Landeskirche einen impoſanten Aufwand zu verſtatten, ſondern ſie geht über See an griechiſche Klöſter, an die frommen Brüderſchaften des Berges Athos, nach dem Sinai, nach Alexandrien, kurz nach allen Zipfeln der griechiſchen Welt, nur nicht in rumäniſche Hände. Und fragt man wie dieſe Entwendung möglich ſey, ſo gibt die Geſchichte als Antwort: die griechiſchen Klöſter hätten erſt gebettelt, und ſo lange gebettelt, bis aus dem Almoſen eine Steuer geworden ſey.

Dieß ſind die Elemente des transkarpathiſchen Belgiens. Jetzt wollen wir den Fürſten wählen, oder vielmehr wählen laſſen, denn die Kurſtimmen werden die großen Mächte führen. Es iſt natürlich daß von der Wahl ausgeſchloſſen bleiben alle Mitglieder der regierenden Häuſer in den großen Staaten und in der Türkei. Daraus ergibt ſich jedenfalls daß der neue Regent nicht der griechiſchen Kirche angehören wird. Er muß ſich alſo zur Taufe entſchließen, oder er bringt eine fremde Hofreligion und eine Hauscapelle mit, wodurch allerhand Umtrieben die Thore geöffnet werden. Die Walachen ſchwärmen für die Union, die Moldauer dagegen ſollen ſchwierig ſeyn. Nach der Geſtalt und Größe der Provinzen iſt nämlich die Union nicht eine Vereinigung zweier Körper von politiſchem Gleichgewicht, ſondern einfach eine Einverleibung der Moldau in die Walachei. Die nächſte Folge muß ein provinzielles Widerſtreben der Moldau gegen dieſe Union ſeyn. Dieß iſt die zweite Quelle innerlicher Gegenſätze. Die bisherige Trennung der Gebiete, die hiſtoriſch nie zu einander gehört haben, die nur auf Momente und nur durch Waffengewalt vereinigt wurden, die geographiſch nicht zu einander gehören und beſtändig unter verſchiedenen politiſchen Einflüſſen litten, verſchiedenen politiſchen Impulſen folgten, hat zum Wachsthum zweier verſchiedener geſellſchaftlicher Schwerpunkte geführt. Zwiſchen Buchureſt oder Jaſſy hat der künftige Träger der Krone zu wählen, und wählt er die eine zu ſeiner Reſidenz, dann wird die andere dem Verfall preisgegeben, ſo daß auch municipale Gegenſätze der Union Gefahr drohen. Das iſt richtig, geſtehen ſelbſt die Enthuſiaſten. Geht der Fürſt nach Buchureſt, ſo geräth er in die Schlingen der mächtigen Stirbeys und Bibescos; geht er nach Jaſſy, ſo wagt er ſich in die Höhle der Stourdzas. Aber wie? wenn er weder nach Jaſſy noch nach Buchureſt geht, wenn er einen dritten Ort wählt zwiſchen beiden, vielleicht Galacz? Das kann er thun, aber es iſt die Wahl zwiſchen dem Regen und der Traufe. Geht er nach Buchureſt oder Jaſſy, ſo ruinirt er eine große Stadt; geht er nach Galacz, ſo ruinirt er zwei, und hat ſich auf einen doppelten municipalen Widerſtand gefaßt zu machen.

„Reformen ohne die Union ſind unmöglich.“ So lautet das moderne Loſungswort. Allein offenbar erleichtert die Union nirgends dem neuen Monarchen das Regieren, ſie iſt eine Schwierigkeit, eine Aufgabe mehr. Das Project iſt natürlich ein Poſtulat der liberalen Partei, der Jung-Rumänen oder der Patrioten, wie ſie ſich gern nennen hören. Es verſteht ſich daher von ſelbſt daß der junge Fürſt nur eine verfaſſungsmäßige Gewalt erhält, daß ihm zur Seite ein parlamentariſcher Körper ſtehe, mag er Senat, Cortes oder Divan heißen. Dort ſitzen natürlich wieder die Fanarioten oder Bojaren, die Abkömmlinge der ehemaligen Hoſpodare, die früheren Fürſtenwähler, die entthronten Familien. Werden ſie, die in der Kunſt des Intriguirens aufgewachſen ſind, etwa der Milch die ſie an Mutterbruſt einſogen, Schande machen? Werden ſie nicht beſtändig mit der Pforte, oder mit den ruſſiſchen, oder den öſterreichiſchen Conſuln correſpondiren, und wenn es ihnen gelingt neue Verwirrungen zu ſtiften, werden die Fürſtenthümer nicht immer bleiben was ſie waren, europäiſche Interventionsſtaaten und Garniſonen für die Truppen der Nachbarmächte? Ein ſolches transkarpathiſches Parlament würde genau die Rolle ſpielen wie ehemals der polniſche Reichstag, und dieß iſt der Grund weßhalb ſich auch Rußland für die alten conſtitutionellen Privilegien der Rumänen ſtets intereſſirt hat. „Hinweg mit den temporären Bojaren, der Beamtenariſtokratie, welche um Aemter und Politik ſchachert! ruft das Edinburgh Journal aus, laßt uns eine Ariſtokratie haben, die

Digitized by Google

nicht vom Staat ſich unterſtützen läßt, ſondern ihn ſelbſt unterſtützt." Hinweg mit den Bojaren! Ja, wohin denn? Kann man ihnen ihre Güter und Reichthümer von Congreß wegen conſisciren? Und wird nicht ihr auf Wohlhabenheit begründeter Einfluß nach der Union ſo gut wie vor, nach der Erblichkeit der Fürſtenwürde ſo gut wie zuvor, wird er nicht ſo lange dauern bis ſie an den Bettelſtab gebracht ſind? Der Adel iſt ein gut Ding, und gut Ding will Weile haben. Die Rumänen haben nie, ſo weit ihre Geſchichte reicht, einen wahren, erblichen, am Grundbeſitz haftenden Adel gekannt, ſondern nur den vergänglichen geſellſchaftlichen, politiſchen Rang, der durch Bekleidung einer hohen Staatswürde — Truppencommandos eingeſchloſſen — erworben wurde und in den nächſten Generationen erloſch. Ein anderer Adel müßte erſt durch fideicommiſſariſche Einrichtungen gegründet werden, und dazu bedarf es der Jahrhunderte, vom rumäniſchen Reiche aber hieße es dann wie in unſerm Volkslied

Als das Brod gebacken war.
Lag das Kindlein auf der Bahr.

Die Enthuſiaſten rechnen darauf daß die neue Dynaſtie nach belgiſchem Muſter auf die Unterſtützung der ſogenannten jungrumäniſchen Patrioten zu zählen habe, alſo derjenigen Leute welche im Jahre 1848 die baumwollene Revolution in Bucharest zu Wege brachten. Es ſind dieß Leute, die ſehr guten Willen und ſehr wenig politiſchen Verſtand haben. Den ſogenannten alten Bojaren ſind ſie an Verſchlagenheit und levantiniſchen Künſten nicht gewachſen. Kaum hatte die Revolution oder die Freiheit geſiegt, ſo rief ſie erbärmlich den Großherrn zu Hülfe. Der Aufſtand von 1848 gab ſich alle mögliche Mühe recht antiruſſiſch und recht loyal gegen den türkiſchen Lehnsherrn zu ſcheinen. Da verbreitete ſich an einem ſchönen Sommertage in Bucharest der falſche Lärm, die Ruſſen ſeyen über den Pruth gegangen, die proviſoriſche Regierung bekam das Koſakenfieber und zerſtob nach weſtlichen und nördlichen Himmelsrichtungen, vorzüglich nach der öſterreichiſchen Gränze.

Das iſt die „Stütze" der neuen Dynaſtie. Glaubt man dieſen beherzten Vaterlandsfreunden, ſo ſind die Rumänen ein Ausbund vollkommener Bürger. Wenn das Volk noch nicht buchſtabiren kann, ſo ſind daran die Oeſterreicher ſchuld welche gegen die Errichtung von Normalſchulen intriguirten. Wenn die Geiſtlichen kaum das Credo auswendig wiſſen, ſo iſt das Kloſter auf dem Sinai ſchuld, welches die Einkünfte der rumäniſchen Kirche verſchlingt. Wenn alles, groß und klein, beſtechlich iſt, ſo ſind die Fanarioten ſchuld, welche die Fäulniß ins Land brachten. Wenn der Bauer wie ein Troglodyt unter der Erde wohnt und Jahr aus Jahr ein nur Mehlbrei ißt, ſo trägt die Schuld der Gutsherr, der ihm nichts im Topfe übrig läßt. Wenn keine Straßen erbaut werden, ſo haben die Ruſſen durch ihre Occupationen das Land in Schulden geſtürzt. In der That, der Rumäne hat ſein Unglück nur den Fremden zu danken, nicht ſich ſelbſt.

Es ſey denn daß er geduldig ertrug was über ihn kam, daß er kraftlos keinen Widerſtand bot. Wie hätte der Grundbeſitz je in die Hände der Fanarioten gerathen können, wenn der Rumäne fleißig und ſparſam geweſen wäre? Der Rumäne, ſagt man, arbeitet nur genau ſo viel als er muß, weil er weiß daß alles was er über ſeine Nothdurft erwirbt, von Zöllnern und Sündern ihm abgepreßt wird. Macht ihn frei, macht ihn zum Herrn der Scholle, ſichert ihm den vollen Genuß der Producte ſeiner Arbeiten, und er wird ſich ganz anders regen. Wird er ſich regen? Das iſt die große Frage. Die Serben, obgleich unter dem Druck der Paſchas, behielten immer einen gewiſſen Wohlſtand und hüteten ihre clandeſtinen Schätze. Der Rumäne iſt immer ein armer Schlucker geweſen. Die Aufhebung der Roboten in Oeſterreich hat im allgemeinen wohlthätige Folgen gehabt, aber ſie waren ſehr verſchieden bei den verſchiedenen Volksſtämmen, die Fleißigen gedeihen, die Trägen gerathen an den Bettelſtab. Wir können die Rumänen in der Freiheit beobachten, denn die Rumänen in Oeſterreich ſind frei. Da zeigt ſich nun daß ſie in der Nachbarſchaft von andern Volksſtämmen, Deutſchen oder Magyaren, ſtets verkümmern. Der rumäniſche Bauer hat immer die Hälfte Weges zur Gant voraus. Dieß iſt kein Einwand gegen Vernichtung feudaler Laſten, ſondern gerade ihre Wohlthat, daß nach Aufhebung des Arbeitzwanges die Guten erwerben, die Schlechten verderben. Aber nie hat die Freiheit das Naturell von Volksſtämmen geändert. Eine männliche Nation iſt nie auf die Dauer geknechtet, und Freiheit nie erworben und gewahrt worden, als durch Selbſthülfe. Schlimm genug daß die Rumänen den Fremden ihr Unglück zuſchreiben, es beweiſt nur ihre Schwäche, und das Recht iſt in dieſer Welt nur auf Seite des Starken — des moraliſch Starken, verſteht ſich.

Man laſſe daher getrennt was hiſtoriſch ſich nie einigte. Man gebe zu den fremden Herren den Rumänen nicht noch einen fremden Fürſten, der keine Macht mitbringen würde als gute Vorſätze, die ſich ohne Gewalt und ohne auswärtige Hülfe nicht durchführen ließen. Man halte ſich an die Elemente, die einmal im Lande ſchon Wurzel geſchlagen haben. Sind ſie verdorben, ſo wähle man unter den Verdorbenen den mindeſt Anſtößigen und ſuche ihn zu beſſern. Man verleihe ihm die Erblichkeit, wie man längſt die Erblichkeit dem Alexander Karageorgiewitſch hätte verleihen ſollen, und knüpfe an das Geſchenk die Aufgabe einiger agrariſcher Verbeſſerungen. Man laſſe die alte Scheinſuzeränität der Pforte beſtehen, denn durch die Erblichkeit der Hoſpodarwürde verliert ſie ihre Schädlichkeit, dient Niemanden zum Verdruß und verhütet manche Reibungen. Dann ſehe man wie die Saat aufgeht und ſorge beſtändig für die zarten Halme. Vor allem aber laſſe man den Gedanken an ein transkarpathiſches Belgien fahren, denn mit ſolchen gedankenloſen Phraſen ſind Völker noch nie glücklich, wohl aber erſt recht unglücklich geworden.

Digitized by Google

Ueber die Einheit oder Verſchiedenheit der Menſchenracen.

(Aus Alfred de Maury's Werk La Terre et l'Homme.)

Ich habe ſämmtliche auf der Oberfläche des Erdballs vertheilte Menſchenracen der Muſterung unterzogen, und frage nun: Welches iſt der Urſprung aller dieſer Sippen des Menſchengeſchlechts? Rühren ſie von primordialen oder zufälligen Urſachen her? Die Anſichten in dieſer Hinſicht ſind getheilt, und man hat zwei ſich widerſprechende Löſungen dieſes wichtigen Problems in Vorſchlag gebracht. Die erſte Löſung, welche die Wiege der verſchiedenen Racen mit den geographiſchen Fundamentalabtheilungen der Flora und der Fauna in Verbindung bringt, nimmt verſchiedene Schöpfungsmittelpunkte für den Menſchen wie für das Thier und für die Pflanze an. Ebenſo wie daher jede Erdgegend beſondere Arten Hunde, Katzen, Wiederkäuer, Affen u. ſ. f. hat, habe ſie auch ihre eigene Menſchenart. Dieſe Arten haben ſich, behauptet man, in Folge der Völkerwanderungen gekreuzt, und ſolchergeſtalt Mittelracen hervorgebracht, welche heutzutage die Kettenglieder bilden durch die man unvermerkt von einer Race zur andern gelangt. Einen klaren Beweis für die Urſprünglichkeit der Racen finden die Anhänger dieſes Syſtems darin, daß man ſieht wie eine und dieſelbe Race, die indiſch-europäiſche oder reine kaukaſiſche, ihr Reich allmählich über den ganzen Erdball ausdehnte, und ſich, ſo weit wir die Geſchichte zurück zu verfolgen im Stande ſind, in ihren Grundcharakterzügen nicht änderte, obſchon ſie Lebensart und Klima oft gewechſelt hat. Als weiteren Beleg für dieſe Anſicht wird ferner angeführt daß man häufig in einem und demſelben Lande, wie in Indien und Amerika, zwei Racen angeſiedelt finde, welche von den älteſten Zeiten an ihre Wohnſitze daſelbſt hatten und gleichartigen Lebensbedingungen unterworfen waren, von einander aber gänzlich verſchieden ſind, und die ihnen eigenthümlichen Charakterzüge in ſolchem Grade bewahrt haben, daß Miſchungen unter ihnen nicht vorkommen.

Die zweite Löſung ſieht in den Sippen des Menſchengeſchlechts nur Entartungen eines und desſelben Urbildes. Um den Werth dieſer Anſicht richtig zu faſſen, iſt eine umſtändlichere Entwicklung erforderlich. Alle Ueberlieferungen verſetzen das Auftreten der weißen oder kaukaſiſchen, d. h. der auf der geiſtigen Stufenleiter des Menſchengeſchlechts am höchſten ſtehenden Race, derjenigen welche vor allen andern ſich durch Ebenmaß, Verhältniß und vollkommenes Gleichgewicht der Formen und der phyſiſchen Organiſation auszeichnet, einſtimmig in jenen nördlichen Theil der alten Welt der ſo zu ſagen in gleicher Entfernung von ihren beiden Endpunkten liegt. Das Studium der Völkerwanderungen, die Vergleichung der Sprachen, die geſchichtlichen Zeugniſſe zeigen eben ſo übereinſtimmend daß die Menſchen weißer Race ſich ſtrahlenförmig von dem am Fuße des Kaukaſus gelegenen Land aus verbreiteten — einem Lande das die Himmelsſtriche zwiſchen dem Mittelmeer, dem rothen und dem indiſchen Meer, den Steppen Mittelaſiens und den Himalayabergen in ſich faßt. Je mehr wir uns von dieſer Wiege unſers Geſchlechts, von dieſem eigentlichen Nabel der Erde entfernen, deſto mehr ändern ſich die Charakterzüge dieſes ſchönen Urbilds, oder erlöſchen ganz. Es erhält ſich vorzugsweiſe in Europa. Dennoch findet man in den Geſichtszügen der europäiſchen Bevölkerungen bereits nicht mehr jene vollkommene Regelmäßigkeit, jenes edle Ebenmaß, das uns an den Geſtalten der Morgenländer, bei den Bewohnern Armeniens und Perſiens, oder bei den Frauen Georgiens und der Tſcherkeſſen, ſo ſehr auffällt. Die Europäer dagegen beſitzen mehr Lebendigkeit, mehr Beweglichkeit, mehr Ausdruck; die Schönheit iſt, mit einem Wort, weniger eine phyſiſche als eine moraliſche.

Gehen wir nach Afrika, ſo ſtoßen wir auf eine andere Reihe von Abänderungen. Schon der Araber welcher in der Nähe der Landenge von Suez wohnt, beide Geſtade des rothen Meers bevölkert und zugleich an den Ufern des Mittelmeers vordringt, hat weniger intelligente und regelmäßige Geſichtszüge. Seine Stirne tritt mehr zurück, und ſein Kopf iſt mehr in die Länge gezogen; ſein Geſicht hat weder die Schönheit der Färbung, noch die Feſtigkeit des Fleiſches des Perſers oder des Armeniers, noch die Friſche des Europäers; ſeine Haut iſt gelblich und zuweilen rußig. Kommt man weiter nach Süden, jenſeits des Wendekreiſes des Krebſes, ſo wird die Farbe eine noch viel dunklere; die Haare kräuſeln ſich, die Lippen nehmen an Dicke zu. Solcher Art iſt die Geſichtsbildung der Gallas. Weiter nach Süden hin, an der Oſtküſte Afrika's, wird dieſer Typus noch häßlicher. Dann tritt der Kaffer auf mit ſeinem wolligen Haar, ſeinen dicken Lippen und den ſchon leicht hervorragenden Kinnbacken. Am Ende Afrika's ſelbſt endlich, an dem entfernteſten Punkt auf dieſer Seite der Welt welchen das Menſchengeſchlecht erreichen kann, ſind die phyſiſchen und moraliſchen Charakterzüge unſerer Gattung auf den Höhepunkt der Entartung gelangt. Der Hottentotte zeigt uns den häßlichſten und geiſtloſeſten Typus des Menſchengeſchlechts.

Auf der entgegengeſetzten Küſte Afrika's, in Himmelsſtrichen die noch entfernter von der Wiege der weißen Race abliegen, zeigt die Entartung einen raſcheren Fortſchritt. Die Berberſtämme der Sahara ſtehen ohne Widerrede mit dem kaukaſiſchen Menſchenſchlag in Verbindung; allein in ihrem Typus entdeckt man ſchon die Vorläufer der im Sudan vor ſich gehenden tiefen Aenderung. Der Kopf iſt in die Länge gezogen, der Mund bildet einen ausgeſprochenen Vorſprung, die Glieder ſind mager und unebenmäßig, die Farbe der Haut wird dunkel. Der Fellata des Sudan iſt bereits ein Neger, allein ein Neger aus deſſen Geſtalt noch Verſtand ſpricht. Dieſer Adelsüberreſt in den Zügen verſchwindet bei dem Schwarzen Senegambiens, und wird durch eine etwas größere Häßlichkeit erſetzt. Der Neger Congo's endlich liefert uns den reinen Typus ſeiner Race: eingedrückte und zurückgeworfene Stirne, untere Kinnlade hervorragend, Lippen dick, Naſe ſtumpf, Haar wollig, Hinterhaupt entwickelt, Verſtand beſchränkt und faſt ganz in die Geſchicklichkeit der Hände übergegangen. An den Endpunkten dieſer afrikaniſchen Weſtküſte endlich bietet uns der Buſchmann oder Boſchimann wo möglich noch häßlichere Züge als die Hottentotten.

Dieſe ſtufenweiſe Entartung des Menſchengeſchlechts, die hier ſo zu ſagen nach Breitegraden, von den Geſtaden des Caſpi-Sees bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung, dargethan worden, findet man nicht minder ausgeſprochen wieder, wenn man ſich von eben dieſer Wiege in der Richtung nach Oſten und Südoſten entfernt. Dringen wir in die Steppen Mittelaſiens ein, ſo treffen wir den Mongolen mit ſeinen hervorragenden Backenknochen, ſeinen kleinen

Digitized by Google

und geſchlitzten, an ihrem äußern Winkel erhöhten Augen, ſeinem dreieckigen Geſicht, ſeinen viereckigen und dicken Formen. Alle Harmonie in den Linien iſt verſchwunden. Die dravidiſche Race, welche, von den Menſchen weißer Race aus dem größern Theile Hindoſtans vertrieben, ſich in die Berge ihres ehemaligen Vaterlandes geflüchtet hat, und die malayiſche, welche gleichſam die Vorhut derſelben bildet, und ſich von der transgangetiſchen Halbinſel auf die Inſeln, von den Molukken an bis nach Madagaskar, verbreitete, zeigen uns noch wildere Züge und eine noch ausgeſprochenere Färbung als die Mongolen. Bei den roheſten iſt die Haut faſt ſchwarz, und die Glieder laſſen bereits jene Magerkeit und jene ſchlanken Formen wahrnehmen welche in Afrika auf die Nachbarſchaft der ſchwarzen Race hinweiſen. Der Alfuru zeigt verſchiedene vom Hellbraun bis zum Dunkelbraun ſchwankende Färbungen. Sein Haar wird, wie ſchon bei den rohen malayiſchen Bevölkerungen, gewaltig buſchig. Jenſeits des Alfuru-Stammes, von dieſem vertrieben und da und dort verbreitet, von den Andaman-Inſeln an bis zu den Philippinen, deren Inneres ſie bewohnen, bieten uns die Auſtralier und die Negritos, deren Heimath ſich bis nach Vandiemensland erſtreckt, den höchſten Grad der Rohheit und Häßlichkeit, der Dummheit und Niedrigkeit.

Wenn man, ſtatt ſüdöſtlich hinabzuſteigen, jenſeits der Mongolen in der Richtung nach Norden und Nordoſten vorgeht, ſo bemerkt man eine Aenderung anderer, aber minder tiefer Art. Da ſich kein ſo ausgedehnter Raum zur Wanderung bietet, daß unſere Gattung ſich ſehr weit von dem Punkt entfernen kann auf welchem ſie ihren höchſten Grad der Entwicklung erlangte, ſo hat auch die Entartung kein ſo offenes Feld für ihre Fortſchritte gehabt. Die ugriſch-ſtuniſchen Völkerſtämme, welche ſich über den ganzen Norden des Erdballs, von Lappland bis zu den Eskimos, verbreitet haben, erinnern noch an die mongoliſche Race; allein ihre Augen ſind gewöhnlich weniger ſchief, ihre Haut nimmt keine ſo ausgeſprochene gelbe Färbung mehr an, ihr Haar iſt in reichlicherer Fülle vorhanden, ihre Stirne mehr eingedrückt, ihre Geſtalt athmet weniger Verſtand.

Amerika, wenn man den von nördlichen Völkerſtämmen bewohnten mitternächtlichen Theil desſelben ausſchließt, enthält eine andere Race, deren Vertheilungsweiſe nicht mehr ganz dem Geſetz entſpricht das ich ſo eben aufgeſtellt habe. Wir finden hier gewiſſermaßen einen zweiten Bildungsmittelpunkt wieder, von welchem aus das Menſchengeſchlecht nach verſchiednen Richtungen hin ſich ausgebreitet zu haben ſcheint. In Nordamerika tritt der Menſch mit einem ganz eigenthümlichen thatkräftigen Charakter auf. Die Linien ſeiner Geſtalt ſind gebogen; die Stirne tritt außerordentlich zurück, ohne darum, wie die der Neger, eingedrückt zu ſeyn; die Haut iſt roth, der Bart ſpärlich oder gar nicht vorhanden; das Auge iſt an den Rändern leicht erhöht; die Backenknochen ſind hervorragend. Je mehr man gen Süden hinabſteigt, deſto mehr verdunkelt oder bräunt ſich die Haut; die Geſichtszüge werden häßlicher; die Linien verlieren an ihrer Krümmung und Regelmäßigkeit, die Glieder an ihrem Ebenmaß. Dieß iſt der Charakter der Guaranis, der Botokuden, der Aymaras. Wenn man an das ſüdliche Ende Amerika's gelangt, findet man nur noch die mißgeſtaltetſte und elendeſte, die thierähnlichſte und dümmſte der Bevölkerungen, die Pescherähs des Feuerlandes.

Dieſe neue und dem Anſchein nach anomale Vertheilung der Racen der neuen Welt bildet keineswegs eine Ausnahme von dem Geſetz das uns den menſchlichen Typus um ſo vollkommener zeigt, je günſtiger die klimatologiſchen Bedingungen ſind, ſondern beſtätigt es vielmehr. Amerika hat auch ſeinen gemäßigten Himmelsſtrich; dieſer Himmelsſtrich aber liegt dort ſüdlicher als in Europa, weil Amerika kälter iſt; die Gebirgskette welche ihm als Grat dient, beſtimmt eine Reihenfolge hoher Plateaux. In der That hatte in Mexico und Peru, d. h. in den ihrer Höhe wegen in günſtigern biologiſchen Verhältniſſen liegenden Ländern, die einheimiſche amerikaniſche Geſittung ihren höchſten Grad der Entwicklung erreicht.

Aus dieſem Abriß des Vertheilungsſyſtems der Racen auf der Oberfläche des Erdballs gewinnt die Ethnologie ihre erſten Data für die Geſchichte der Völkerwanderungen. Man hat geſehen daß die Charakterzüge der Völkerſtämme in ziemlich engem und unmittelbarem Verhältniß zu den von ihnen bewohnten Ländern ſtehen. Man darf indeß nicht behaupten daß von dieſer Verſchiedenheit der Mitten ausſchließlich die die Racen trennenden Verſchiedenheiten herrühren. Ich habe von der Vertheilung der eingebornen Bevölkerung geſprochen; allein neben dieſen jedem Klima eigenen Bevölkerungen haben ſich zu verſchiedenen Zeiten Urſtämme aus andern Ländern niedergelaſſen. Dieſe Stämme ſind, wenn ſie ſich mit den Eingebornen nicht kreuzten, trotz der neuen klimatologiſchen Verhältniſſe in die ſie ſich verſetzt ſahen, merklich dieſelben geblieben; ſo zwar daß eine Menge Länder Bevölkerungen von verſchiedenem Urſprung und ſcharfausgeprägtem Typus, welche nicht einer und derſelben Wiege entſproſſen zu ſeyn ſcheinen, neben einander gezeigt haben. Miſchungen die häufig zwiſchen dieſen verſchiedenen Racen ſtattfanden, ſind von Mittelracen ausgegangen, bei denen der reinere Typus den niedrigeren zu veredeln ſtrebt, ſowohl hinſichtlich der phyſiſchen als der moraliſchen Charakterzüge. Die Meſtizen-Racen ihrerſeits ſind wiederum Vermittlungsſtufen geworden zwiſchen den urſprünglich entfernteſten Typen. Dieſe Thatſache aber ſteht im Widerſpruch damit daß man ethnologiſch erweiſen könne ob alle Racen einem und demſelben Stamm entſproſſen ſeyen, deſſen Aeſte in dem Maaße in die Höhe ſchoſſen und ausarteten je ferner von dem Mutterſtock ſie ins Leben traten, oder ob, unter verſchiedenen Bedingungen geſchaffen, ſpäter abgeſonderte Racen ſich von dieſen Bildungsmittelpunkten aus ſtrahlenförmig, die einen nach den andern hin, verbreiteten, um ſich zu vermiſchen und zu verſchmelzen.

Das Project eines Canals aus der Caribiſchen See in den Stillen Ocean.

Unter allen Vorſchlägen zur Abkürzung der Schifffahrt durch Herſtellung eines Verkehrsmittels zwiſchen den Oſt- und Weſtküſten Amerika's iſt der merkwürdigſte und originellſte derjenige welcher auf

Digitized by Google

einen Canalbau vom Atrato nach dem Stillen Meer zielt. Es gehörte dieß zu den Lieblingsgedanken Alexander v. Humboldts, und er hatte in seinen Schriften längst (1810) den Gedanken angeregt, ehe durch die Erschließung der Goldreichthümer an pacifischen Uferländern jenes Verkehrsmittel zu einem universellen Bedürfniß wurde. Al. v. Humboldts Vorschlag hatte einen tiefen Eindruck auf einen reichen New-Yorker Bürger gemacht. Was bei uns nur dem Staatsschatze möglich ist, das leistet in den Vereinigten Staaten der Patriotismus und der Reichthum Einzelner. Wir verdanken dem New-Yorker Kaufmann Grinnell die Ausrüstung eines Schiffes zur Aufsuchung Sir John Franklins und die Expedition Kane's nach dem Smithsund. Ein Landsmann des Hrn. Grinnell, Hr. J. M. Kelley, hatte sich vorgenommen den Atrato und die entsprechenden Küsten am pacifischen Meer im Sinn A. v. Humboldts untersuchen zu lassen. Auf seine Kosten giengen in den Jahren 1852—1854 verschiedene Expeditionen ab. Die erste unter Hrn. Trautwine (1852) brachte nur ein negatives Ergebniß heim. Der Atrato oder Rio Grande del Darien fließt bekanntlich von Süd nach Nord, und ergießt sich in den Golf von Uraba oder Darien. Er behält ziemlich gleichen Abstand vom Stillen Meer, oder dieser Abstand vermindert sich vielmehr in seinem obern Laufe. Einer seiner obern linken Nebenflüsse, der Quito, nähert sich dem Stromgebiet eines pacifischen Flusses, des San Juan, der beinahe in der Verlängerung des Atrato fließt, nämlich von Nord nach Süd. Es galt also diese beiden Ströme zu verbinden, allein glücklicherweise fand sich daß ein solches Werk unausführbar sey. Die kleinen Nebenflüsse des Atrato, die man benutzen müßte, liegen 32 Meter höher als der San Juan. Es wären also Schleußen nöthig gewesen, auch zweifelte man ob man sie würde speisen können, und endlich wird der Atrato selbst in seinem obern Laufe so seicht, daß das Verkehrsmittel nur bei Schiffen von sehr geringem Tiefgang brauchbar gewesen wäre. Man fand auch Höhen von 183 F. englisch, welche hätten durchstochen werden müssen. Noch ungünstiger lautete das Ergebniß einer andern Untersuchung, ob man nämlich nicht den Pato, ein linkes Nebenflüßchen des Atrato, mit dem Baudo, einem pacifischen Küstenfluß, nördlicher als der San Juan, verbinden könnte. Hier widersetzte sich ein Höhenzug von 700 Fuß über den Pato, der in steilen Wänden nach dem Baudo abfiel.

Im Jahr 1854, wo diese Plane bereits aufgegeben waren, schritt man zur Untersuchung eines linken beträchtlichen Nebenflusses des Atrato, nämlich des Truando, der im allgemeinen eine Richtung von Südwest nach Nordost besitzt, und sich der pacifischen Küste außerordentlich nähert. Und gerade an der erwünschten Stelle wurde an der pacifischen Küste ein Hafen ersten Ranges gefunden, der von der Halbinsel Paracuchichi gebildet wird, die sich von Nord nach Süd erstreckt, und gleichsam den Damm jenes Hafens bildet. Die Temperatur war ziemlich niedrig und angenehm; ein wichtiger Umstand, insofern er dort die Gründung eines großen Stapelplatzes verstattet. Der Atrato ergießt sich in neun Mündungen in den Golf von Darien, und von diesen gewährt die mittelste, die Boca Coquito, überlegene Vortheile für die Schifffahrt. Dort ist eine Barre zu besiegen, die bei Ebbe nur 4 Fuß Tiefe besitzt; aber 2 engl. Meilen oberhalb finden sich schon 30 und bald 47 Fuß Tiefe, und diese behält der Atrato bis zur Mündung des Truando. Die Mündung des Truando liegt 9 Fuß über dem Spiegel des Stillen Oceans bei Fluthzeit; es ist also keine Besorgniß vorhanden daß jemals pacifisches Wasser durch den Canal in den Atrato ströme, und diese Elevation ist wiederum nicht hoch genug, um jemals eine starke Strömung des Atrato nach dem Stillen Meer bei Ebbe zu verursachen. Wird die Barre beseitigt, so vermöchten die größten Dampfer den Atrato 63 (engl.) Meilen hinauf bis zum Truando zu gehen, und dieser gewährt dann weiter 36 Meilen aufwärts denselben Schiffen einen bereits halbfertigen Canal. Man wundert sich vielleicht daß Ströme so kurzen Laufes wie der Truando und bei so geringer Erhebung über den Meeresspiegel solchen Wasserreichthum gewähren können. Es ist daher die Bemerkung nöthig daß am Ostabhang der Cordilleren täglich Regen niedergehen, während der Westabhang umgekehrt das ganze Jahr völlig regenlos ist. Der Truando hört auf für die Canalschifffahrt brauchbar zu seyn, bei einem Punkte den man Townsend Junction genannt hat. Dort beginnt der Canal, welcher quer über die Wasserscheide der Cordillere nach jenem Hafen im stillen Meer führen soll, welcher Kelley Inlet getauft worden ist.

Die Kunstarbeiten bestehen daher in folgenden Aufgaben. Gibt man dem Canal eine Breite von 61 Meter und eine Tiefe von 9m,144 (30 F. engl.), so hat man die Barre an der Boca Coquito von 5m,583 durchschnittlich um 4m,50 zu vertiefen, oder 1,685,297 Cubik-Meter hinwegzuschaffen, was sich in 2 Jahren (à 300 Arbeitstagen) mit 5 Dampfbaggern ausführen läßt. Dann hat man die kleine Barre zu entfernen welche die Mündung des Truando in den Atrato verstopft. Die erforderliche Tiefe von 9m,144 besitzt der Truando nur auf einer kurzen Strecke, während die mittlere Tiefe nur 4m,25 beträgt, und also auf 58 Kilom. eine Vertiefung erfordert die sich räumlich durch 30,722,655 Cubik-Meter ausdrückt, und wozu 21—25 Baggermaschinen 8 Jahre in Thätigkeit gesetzt werden müßten. Von Townsend Junction folgt der Canal dem Bette des Nerqua-Flusses. Hier wird ein Durchschnitt nöthig von 21 Kilometern Länge und einer höchsten Tiefe von 30m,74. Von dort aus muß man einen Tunnel durch die Cordillere treiben, welche an ihrer Basis 5916 Metres Breite besitzt. Dieser Tunnel darf nicht schmäler seyn als der Canal, sonst würden durch Verengung des Bettes die Strömungen eine gefährliche Geschwindigkeit bekommen. Der Tunnel erhält eine Höhe von 120 Fuß (36m,675), damit die größten Schiffe, selbst Kriegsschiffe, passiren können, wenn sie den Topmast abnehmen. Dampfer hätten aber nichts an ihren Masten zu ändern. Von der Mündung des Tunnels bis zum Kelley-Hafen (12,367 Meters) sind einige unbedeutende Kunstarbeiten nöthig. Auf dieser letzten Strecke belaufen sich die Ausgrabungen auf 4,148,295 Cubik-Meter Erde, und 77,174,965 Meters Felsen. Der Bau des Tunnels, welcher die Ingenieure unseres Zeitalters in keine Verlegenheit mehr setzt, würde die Arbeit von 22—25,000 Menschen (à 306 Cubik-Meter jährlich per Mann) in 12 Jahren erfordern.

Man hätte dann einen Canal vom atlantischen Ocean nach dem Stillen Meere ohne Schleußen. Daß beide Meere kein verschiedenes Niveau haben, gilt jetzt als unbestritten. Dagegen ist die Wirkung der Ebbe und Fluth sehr verschieden. Sie beträgt für den atlantischen Ocean nur 60 Centimeter, in der Bucht von Panama dagegen den ungeheuren Werth von 7½ bis 9 Meter. Doch ist bereits diese Bewegung der See bei Kelleys Hafen so weit gemin-

Digitized by Google

dert daß die Fluth im Maximum 3^m 81, die Ebbe nur 3^m, 32 erreicht. Die Mündung des Truando lag 4^m, 63 über dem Spiegel des atlantiſchen Meeres, und bleibt daher noch 2^m 725 über dem pacifiſchen Ocean bei dem Maximum der Fluth, und 6^m 535 bei dem Maximum der Ebbe. Es wird alſo der Atrato durch den Canal einen Fall nach dem Stillen Meer bekommen, der zwiſchen 2^m, 725 und 6^m 535 variiren wird.

Die Koſten des Unternehmens berechnen ſich auf 32 Mill. Pfd. St. oder 800 Mill. Frcs. Der Canal müßte alſo, um ſich mit 5 Proc. zu verzinſen, eine Rente nach Abzug der Unterhaltungskoſten von 1,600,000 Pfd. St. abwerfen. Die Zeiterſparniß läßt ſich ſchwer berechnen, wenn man nicht in den alten Irrthum fallen wollte, der bereits bei dem Suez-Canal begangen wurde, wo man die Entfernungen zur See unbekümmert um die Strömungen und periodiſchen Winde verglich. Aehnliche Verhältniſſe werden ſich auch bei dem mittelamerikaniſchen Canal für die Schiffe finden, die von Weſt nach Oſt den Weg benützen. Die Entfernung von San-Francisco nach New-York würde im Vergleich mit dem Wege ums Cap-Horn beinahe auf den vierten Theil, die Entfernungen nach Calcutta, Canton, Schanghai auf beinahe und auf weniger als die Hälfte gekürzt werden. Man darf im allgemeinen rechnen daß die Fahrten von nordamerikaniſchen Häfen nach ſüdamerikaniſchen Häfen im ſtillen Meer um 70—80 Tage, und nach andern Häfen im Norden des Canals um 100 Tage für Segelſchiffe von mittlerer Geſchwindigkeit abgekürzt werden, denn die Klipperſchiffe gehen ſo raſch daß ſie die Fahrt von New-York nach San-Francisco um das Cap-Horn ſchon in weniger als 90 Tagen zurückgelegt haben. Man darf auch hinzuſetzen daß ein großer Theil des auſtraliſch-europäiſchen Handels durch den Canal gehen würde, wenigſtens möchten ihn die Schiffe auf der Fahrt von Europa nach Auſtralien ſtets benutzen, weil ſie dann die größte Strecke über in den Paſſaten blieben. Daraus ergibt ſich alſo daß der Canal den Handel der Weſt- mit den Oſtküſten Amerika's, den amerikaniſch-aſiatiſchen, amerikaniſch-auſtraliſchen und einen Theil des europäiſch-auſtraliſchen Verkehrs vermitteln würde. Der Durchgangszoll, den man von den Fahrzeugen erheben könnte, wird aber ein ſehr beſchränkter bleiben müſſen. Er muß immer viel niedriger bleiben als die Frachten der Eiſenbahn von Aſpinwall nach Panama, und die Koſten der doppelten Verladung vom Bord auf die Bahn und von der Bahn an Bord betragen würden. Er müßte außerdem um ſo viel niedriger ſeyn als der Aufwand der Canalfahrt und die Zeitverluſte gegenüber der Beförderung auf der Panamabahn betragen würden. Setzen wir nun den Fall man erhöbe einen Zoll von 10 Sh. für die Tonne, und die Unterhaltungskoſten des Canals betrügen etwa 200,000 Pfd. St. jährlich, ſo müßte ein Verkehr von 3,600,000 Tonnen nöthig ſeyn, damit das Anlagecapital des Canals ſich mit 5 Proc. verzinſen könnte. Ein ſolcher Verkehr iſt bis jetzt noch nicht vorhanden, und das Verkehrsmittel würde ihn auch ſchwerlich hervorrufen, da es die Frachtlöhne doch nicht bedeutend zu ermäßigen vermag. Beträgt doch der ſämmtliche Verkehr der um das Cap der guten Hoffnung und zurückgeht, noch nicht völlig 2 Mill. Tonnen. Schwerlich aber dürfte in Wirklichkeit ein Zoll von 10 Sh. ſich den Schiffen auferlegen laſſen, denn die Panama-Bahn würde ihren Tarif ſogleich erniedrigen um noch wohlfeiler den Uebergang zu befördern. Ließe man aber den Satz auf 5 Sh. ſinken um jede Concurrenz der Panama-Bahn auszuſchließen, ſo wäre ſchon ein Frachtenverkehr von mehr als 7 Mill. Tonnen zur Rentabilität des Unternehmens erforderlich.

Daß der pacifiſch-atlantiſche Verkehr dieſes Volumen erreichen, ja weit überſchreiten könnte, daran erlaubt die Geſchwindigkeit der Entwicklung des transatlantiſchen Lebens nicht mehr zu zweifeln. Ein ſolcher Verkehr muß aber bereits vorhanden oder mit Sicherheit in nächſter Zukunft zu erwarten ſeyn, ehe ſich Capitalien in dieſes Unternehmen einlaſſen. Und ſelbſt wenn dieß geſchieht, dann hat man noch ſehr zu bedenken wo ſich die 20 und 25,000 Menſchen finden ſollen welche der Tunnelbau 12 Jahre beſchäftigen ſoll. Der Choco, die Provinz Neu-Granada's welche der Schauplatz des großartigen Baues ſeyn wird, iſt ſehr dünn bevölkert. Wir wiſſen ferner aus der Geſchichte der erſten ſpaniſchen Niederlaſſungen unter Balboa und Pedrarias wie ungeſund und tödtlich das Klima in den feuchten Ebenen des Atrato iſt. Die einzige Zuflucht, wie beim Bau der Panamabahn, blieben die chineſiſchen Kulies, und wem ſchaudert nicht vor dem Gedanken an die Menſchenopfer welche der Canal koſten würde, wenn man an die Tauſende und aber Tauſende denkt welche der ſechsjährige Bau der Panama-Bahn hinwegraffte? Dieß ſind die wichtigſten Bedenken gegen das Project. Und dennoch kann man zuverſichtlich behaupten daß der Canal gebaut werden wird, wenn auch nicht in dieſem, vielleicht im nächſten Jahrzehnt. Soll aber ein Canal das Stille und das Atlantiſche Meer verbinden, dann iſt die Ablenkung des Atrato und Truando in das Stille Meer jedenfalls allen übrigen Projecten vorzuziehen, weil dieſes Verkehrsmittel die höchſten Anforderungen des Welthandels erfüllt, inſofern es den größten oceaniſchen Fahrzeugen einen ſchleußenfreien Uebergang von einem Ufer des Welttheiles zum andern gewährt.

Digitized by Google

Die Küstenprovinzen Perſiens im Süden.

Wenn man vom Indus ausgeht, kommt man zunächſt zur Küſte von Mekran, das zu Beludſchiſtan gerechnet wird, ſüdlich von Afghaniſtan, welches nicht mehr zum jetzigen perſiſchen Reiche gehört. Die erſte perſiſche Provinz iſt Kerman, das alte Caramanien. Pottinger rechnet die Länge 365, die Breite 280 engl. Meilen. Die Provinz iſt nach ihm, zumal im Süden, ſehr bergig. Ein Hauptgebirge iſt die Dſchebel-Abadkette, welche von O. nach W. ſich erſtreckt und Nurmanſchir von Lariſtan trennt, dann weſtlich und ſüdweſtlich bis vier Tagereiſen von Gombrun läuft und weiter dann weſtlich und nordweſtlich ſich mit den Bergen von Fars, 29° 40′ nördl. Br., 54° öſtl. L. v. Greenw. vereinigt. Der Höhe nach ſind es mitunter bloße Hügel; aber ſie bedecken den größten Theil des Landes, ſo daß die langen Thäler ſelten über 10—12 engl. Meilen breit ſind. Nach Capitän Grant iſt der Diſtrict Burkind in Süd-Kerman ganz bergig; vom Cap Jaſk bis zum Fort Cohiſtri nähern ſich die Berge dem Meeresufer ſehr. Am letztern Orte ziehen ſie ſich aber plötzlich hinter Minab zurück und rücken erſt bei Bender-Abbaſi wieder ſüdlich vor. Zwiſchen Jaſk und Serek im Oſttheil gibt es manche Ebenen mit Palmpflanzungen und Weizenäckern, auch Brunnen fehlen nicht, aber das Waſſer iſt bracklſch; auch weiter weſtlich fehlt es nicht an Waſſer und Fourage. Der Inſel Kiſchen gegenüber fand Whitelock (J. of G. Soc. T. VIII) die Küſtenkette 3498′ engl. (3282′ P.) hoch; ſie tritt nach Weſten immer näher zum Meer heran, ſo daß bei Linja die Küſtenfläche nur 3 engl. M. breit, meiſt öde, und nur hie und da bebaut iſt.

Die Provinz hat keinen Fluß, nur einige Bergſtröme. Die Bergquellen und unterirdiſchen Waſſerleitungen laſſen allein bei mühſamem Anbau Menſchen dort exiſtiren. Nur Nurmanſchir macht eine Ausnahme davon, und auch da hatte nach Pottinger in den letzten 20 Jahren eine große Abnahme des Waſſers ſtattgefunden. Südlich der großen Bergkette, vom Fuß derſelben bis zum Meer hin, erſtreckt ſich von Minab an auch durch Lariſtan und Fars bis zum Schat-el-Arab die heiße Gegend (Germſir), ein ſchmaler Strich 10—30 engl. M. breit. Das Land iſt waſſerarm, erſt 100′ tief, wenn man drei Muſchelſandſteinbänke durchbrochen hat, trifft man auf Waſſer. Der Boden iſt hier durchgängig ein ſalzhaltiger Sand und erzeugt nur Datteln. Bei dem ungeſunden Klima iſt das Land faſt unbewohnt. Das Klima Kermans, obwohl mannichfaltig verſchieden, iſt im ganzen das ungeſundeſte Perſiens. Schwere Regen ſind ſelten, aber Schnee ſieht man im Winter bis tief in die Berge hinab; auf den Höhen bleibt er den größten Theil des Jahres liegen, ſelbſt während in der Ebene die Hitze drückend iſt, und die kalte Luft, die von den Bergen herabweht, erzeugt Fieber, ſo daß das Volk die drückende Hitze vorzieht. Der fruchtbarſte Strich in Kerman iſt Nurmanſchir im Südoſten, nördlich von der Bergkette Dſchebel-Abad, nach Pottinger von der Wüſte, die es von Beludſchiſtan trennt, bis zur Stadt Bam 85 engl. M. lang, 30—75 breit. Es hat im N. und S. Berge, die letzteren aber ſind höher und immer mit Schnee bedeckt. Der Boden iſt eine reiche, dunkle Gartenerde; der Wüſte zu wird er aber ſandig und dürr; aus den Quellen und durch die Schneeſchmelze bewäſſert, iſt er indeß fruchtbar. Die Waſſerſtröme dienen auch eine Menge Waſſermühlen in Bewegung zu ſetzen. Das Land erzeugt Weizen, Korn aller Art, Zuckerrohr, Tabak, Baumwolle und Roſen, aus welchen man Roſenwaſſer deſtillirt, Früchte — von welchen Wallnüſſe, Mandeln, Roſinen ausgeführt werden — Honig und Gummi von verſchiedenen Babulbäumen (Mimosa arabica), beſſer als das vom rothen Meere. Von Bäumen erwähnt Pottinger noch den Pipal (ficus religiosa), Nim (Melia Azadirachta), die Tamarinde, den Mango, wilde Mandeln und indiſche Tamariſken. Die Darabberge liefern ein ſchwarzes Erdöl (Beleſum), das auch in Lariſtan vorkommt und als Heilmittel dient; auf den Höhen wächst Syringa persica; am Fuße ſind Gärten von Dattelbäumen mit Kornfeldern.

Der wüſte Theil Kermans erſtreckt ſich nach Pottinger von der Nordgränze Nurmanſchirs bis zur Südgränze Choraſans, und von Yezd bis zu den Bergen, die es von Seiſtan trennen, 29° 30′ — 34° nördl. Br. und 55° 40′—60′ öſtl. L. auf 270 engl. M. der Länge und 200 Breite. Der Boden iſt ſo mit Salz geſchwängert und ſo unfruchtbar daß nicht einmal Gras oder andere Vegetabilien dort wachſen; von Waſſer iſt gar keine Rede. Auf dem Zuge der Afghanen gegen Perſien 1719 kam ein Drittel des Heeres um. Von der Stadt Kerman führt ein Weg in 18 Tagen nach Herat; aber die Gefahr umzukommen iſt ſo groß daß 200 Rupien für das Unterbringen eines Briefes gefordert wurden. Chubi, 32° 20′ nördl. Br., in der Mitte iſt eine grüne Oaſe, das Waſſer 3—4 engl. M. umher reichlich und friſch, aber weiterhin überall Wüſte. Der Ort war angelegt um den Handel zwiſchen den Nord- und Südprovinzen zu erleichtern; aber die Einwohner waren nach Fraſer Räuber geworden und lebten vom Plündern, ſtatt den Handel zu beſchützen. Die Bewohner des Germſir ſind durchaus Araber. Nach Niebuhr ſcheinen von jeher den Arabern verwandte Stämme bis nach Indien hin an der Küſte gewohnt zu haben. Nördlich davon hatten ſich landeinwärts Ghildſchis (Afghanen) 1719 angeſiedelt, ſie wurden 1800 aber von den Perſern vertrieben und flohen nach Seiſtan, worauf Beludſchen ſich hier niederließen. In Puhra fand Pottinger noch einen Beludſchen-Häuptling, in Bunpur, im Berglande (Kohiſtan), wird eine Miſchung von Beludſchi und Perſiſch geſprochen; Basman iſt der letzte feſte Gränzort derſelben.

Die Hauptſtadt Kerman, 29° 56′ nördl. Br., 56° 6′ öſtl L. v. Greenw., 106 geogr. M. vom Meer, war, wie die Hafenſtadt Bender-Abbaſi früher bedeutender, aber ſchon wiederholt geplündert, wurde ſie 1794 vom Stifter der Kadſcharen-Dynaſtie in Perſien durch Verrath eingenommen, der letzte König gefangen, geblendet und erdroſſelt; eine Schädelpyramide von 600 Gefangenen verherrlichte die That. Die Stadt wurde geplündert, die Frauen von der Soldateska entehrt, alle ſchönen Gebäude und Befeſtigungen zerſtört, und 30,000 Einwohner nach Azerbidſchan und Mazanderan in die Sklaverei abgeführt. Feth-Ali baute ſie ſpäter wieder auf; ſie hatte 1810 nach Pottinger Lehmmauern, an jeder Seite mit 19 Baſtionen, einen trockenen Graben, 20 Yard breit, 10′ tief, eine Citadelle und einen Palaſt des Gouverneurs an der Südſeite. Der Bazar war wohl verſehen, zum Theil überdeckt mit eleganten Domen von ſchönen blauen Steinen aus der Nähe; ſie hatte 8—9 Karawanſerais und noch kleinere vor den Thoren. Pottinger rechnete 30,000 Einw., darunter wenige Guebern, keine Juden, Armenier und Hindu. Früher eine der größten Handelsſtädte, war der Handel lange ſo bedeutend nicht mehr, ſeit Abuſcheher an die Stelle von Bender-Abbaſi getreten war. Kerman war früher berühmt durch die Manufactur von Shawls, Luntenflinten und

Digitized by Google

Filzen (Numud), welche ein Drittel der Männer und Weiber beſchäftigt haben ſoll. Die Wolle des kleinen, kurzbeinigen Kermanſchafes, das nur dort gedeiht, iſt weicher als Baumwolle. Dieſe Producte giengen meiſt nach N., nach Chorafan, Balch, Bochara, von wo man dafür Asa fœtida, Gummi, Rhabarber, Krapp und andere Droguen, Bochara-Felle, Pelzwerk, Seide, Stahl, Kupfer und Thee erhielt. Die drei letzten Artikel für den innern Verbrauch, während die übrigen, wie auch Piſtazien, Roſenblätter, Gummi, Baumwolle, Teppiche, Gold und Silber nach Indien, Sindh, Arabien und dem rothen Meere ausgeführt wurden. Von Indien wurden dagegen eingeführt: Zinn, Blei, Eiſen, Kupfer, Stahl, Pfeffer und andere Gewürze, Indigo, Thee, Chinze, Mouſſeline, Atlaß, goldgeblümte Zeuge, Cocosnüſſe, Porcellan, Glaswaaren, Tuch; von Sindh weiße Zeuge und farbige Lungis zu Turbans; vom rothen Meere Kaffee, Goldſtaub, Elfenbein, Moſchus, Räucherwerk und Sklaven.

Die Einkünfte der Stadt Kerman 1810, 25,000 Toman à 8 Rup. oder 1 Pfd. St., dienten für den Hofhalt des Prinzen-Gouverneurs und zum Unterhalt der Truppen. Sie beſtanden meiſt in ſchweren Bazarzöllen auf Shawls, die der Käufer ſtempeln laſſen mußte u. ſ. w.; jedes Pferd oder Kamel, welches eine Karawanſerai betrat, zahlte ein Rup. Zoll, ein kleiner Klepper ½ Rup., ein Eſel ¼ Rup. Der Ertrag der Grundſteuer der Provinz, nach Pottinger noch 50,000 Toman, außer dem Tribut vom Bender-Abbaſi gieng in den königlichen Schatz.

(Bender-Abbaſi), d. h. der Abbas-Hafen, von Abbas dem Großen 1623 ſo genannt, ſonſt auch Gambrun, 27° 18′ nördl. Br., 56° 12′ öſtl. L., 550—600 engl. M. ſüdlich von der Stadt Kerman, begann erſt nach Vertreibung der Portugieſen von der Inſel Ormus (1622) aufzublühen. Von October bis Mai war der große Handelsverkehr, der zur Zeit von Mandelslo (1638) Araber, Perſer, Indier, Banianen, Armenier, Türken, Tataren, Engländer und Holländer hier verſammelte. Von hier giengen die Waaren Indiens und Afrika's dann mittelſt Karawanen in das Innere Perſiens. Die Engländer genoſſen Zollfreiheit. Die Stadt verfiel mit dem Aufkommen Abu Schehers 1757. Dupré fand den Ort 1808 im Beſitz des Imam von Maskat, da den Kadſcharen die Unterhaltung der Garniſon gegen die Piratenüberfälle zu koſtbar war. Er ſah nur noch Reſte der frühern Forts, große von Schah Abbas erbaute Ciſternen, einige Grabmäler mit Kuppeln und die holländiſche Factorei. Alle Verſuche des Imam, den Handel neu zu beleben, waren mißlungen. Die Herrſchaft des Imam von Maskat dehnte ſich öſtlich über den Küſtenſtrich bis Minab aus, nördlich 15 Farſang oder 26 Stunden bis Rismani, weſtlich 10 Farſang oder 17 Stunden bis zum Dorf Kiamir mit Schwefelminen. Er ſollte als Vaſall Perſiens 7000 Toman Tribut an den Statthalter von Schiras zahlen, 3000 für die Stadt, 1000 für Minab und 1000 für die Schwefelmine, welche allein 7000 Toman, der an die Banianen verpachtete Zoll aber 2000 Tomanen einbringen ſollten. Es waren damals 20 Schiffe im Hafen, das größte aber nur von 30 Tonnen. 1827 bezog der Imam von der Stadt nach Whitelock 8—10,000 Dollars Einkünfte. Dupré rechnete noch 20,000 Einw.; zu Fraſers Zeit 1822 war die Bevölkerung aber durch Peſt, Seeräuber, Cholera auf 3—4000 Einw. herabgekommen, im Sommer die Stadt faſt leer. Whitelock rechnete nur 4—5000 Einw., Perſer, Araber, Kurden, wenige Armenier und Beduinen. Fontanier fand die Stadt von arabiſcher Bauart, im Sommer erſtickend heiß, der gefährlichen Fieber wegen, die dann dort herrſchen, nur im Winter bewohnt. Dann werden da die Waaren welche für Yezd, Kerman und Schiraz beſtimmt ſind, ausgeſchifft. Die Stadt am Abhange des Hügels gebaut, hatte nur ſchlechte Häuſer, die Einwohner wohnten meiſtens in Hütten.

Das Küſtenſtädtchen Khamir, 1837 nach Jenkins mit 500 Hütten und 2000 Einw., iſt berühmt durch den Schwefelberg, eine Stunde im Südweſten. Er wird bis 800′ über dem Meer bearbeitet. Die Galerien ſind wohl 1000′ lang. Man gewinnt nur wenig Schwefel auf einmal; 120 Bergknappen welche die Woche nur vier Tage arbeiten, erhalten außer einer Quantität Schwefel 4 Rup. Lohn.

Der Fluß Minab oder Minau entſpringt auf dem Dſchebel-Schemil, 30 engl. M. von der Küſte, 3498 engl. hoch. Ein bloßer Bergſtrom, ſchwillt er bei der Schneeſchmelze und durch Regen oft ſehr an. Der Boden iſt ein Alluvium und liefert von Schahbander bis Hadji-Abbad reiche Ernten von Weizen, Früchten und Gemüſen. Am Minab, der 27° 7′ 48″ nördl. Br., 56° 49′ öſtl. L. mündet, liegt Schahbander, d. i. der Königshafen; 14 engl. M., in grade Linie aber nur 8 engl. M. von der See. So weit reicht die Fluth; 6—7′ tief, 100 Yards breit, iſt der Fluß bei Hochwaſſer bis dahin für Schiffe von 20 Tonnen befahrbar, bei Ebbe dagegen faſt ganz trocken. Hadji-Abbad, d. i. die Pilgerwohnung — hat 6—700 Einw., die Ackerbau treiben und viel Vieh halten, womit ſie die Inſel Kiſchem verſehen. Das Fort Minab, eine engl. M. davon, hat 100 Mann Beſatzung. Der Fluß iſt hier 130′ Yards breit und tief. Die Stadt Bam in Nurmanſchir hatte nach Pottinger dicke Mauern, mit tiefen, breiten Gräben und Baſtionen aus Lehm, die Citadelle auf dem höchſten Theile des Berges, hohe Mauern mit Thürmen, jedes Haus eine enorme Ciſterne mit Springbrunnen; ſie hatte Waſſerleitungen.

Lariſtan, eine kleine Provinz, am Nordrande des perſiſchen Meerbuſens 55—58° öſtl. L. zwiſchen Kerman im NO. und Fars im NW., iſt die ärmſte Perſiens. Berg und Ebene wechſeln in ihr. Das Land iſt ſo dürre und von geſundem Waſſer ſo entblößt daß ohne die periodiſchen Regen auch die Datteln und das bischen Weizen und Gerſte nicht gedeihen, und es unbewohnbar ſeyn würde. Die Küſte iſt im Beſitz verſchiedener Araberſtämme unter eigenen unabhängigen Scheiks, die dem König von Perſien nur einen geringen Tribut zahlen; meiſt Seeräuber in kleinen Städten und Forts aus Erde an der Küſte. Die Hauptſtadt Lar, 27° 30 nördl. Br., 52° 45′ öſtl. L., am Fuß einer Hügelreihe, in einer Ebene voll Palmbäumen, hatte nach Kinneir 12,000 Einw., nach Dupré ſogar 15,000 Einw., iſt aber jetzt nur ein Ruinenhaufe. Man ſieht noch Reſte eines königlichen Palaſtes und früheren Wohlſtandes. Der ſchöne Bazar, vom Gouverneur von Schiras nach Art des dortigen erbaut, aber größer, die Bogen höher und breiter, war verödet. In der Mitte der Stadt iſt die Reſidenz des Gouverneurs mit Mauern und Thürmen. Die Stadt hatte Waffenſchmiede, Filzarbeiter, Weber, Färber und Töpfer. In der Umgegend iſt eine ſtarke Kamelzucht; man zählte da an 15,000 dieſer Thiere. Die Stadt litt nach Herbert viel von Erdbeben; im Jahr 1400 wurden 500, und im Jahr 1593 von 5000 Häuſern 3000 zerſtört. Auch die Stadt Dſchehrun mit 4000 Einw. fand Dupré fünf Tage vor ſeiner Ankunft durch Erdbeben zerſtört. Larem, ſchlecht gebaut, an einem Salzfluß, mit Erdfort und elenden Hütten, hatte nach Kinneir ebenſoviele Einwohner als Lar und trieb Handel mit Maskat, Gambrun und Schiras. Congun, mit gutem ſichern Hafen, 6—7000 Einw., rechnen andere ſchon zu Fars. Charrak, früher Siraff, der kleinen Inſel Keiſch oder Kem gegenüber, war im 9ten Jahrhundert ein bedeutender Hafenplatz.

Digitized by Google

Die Gränzen der Provinz Farsistan (des alten Persis) sind zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden gewesen. Kinneir setzte sie zwischen Kerman und Lariſtan im O., Kuzistan im W., Irak im N. und der See von Oman im S. Auch sie zerfällt in ein heißes Land (Germsir) vom Meer bis etwa zur Breite von Kazerun — eine Sandebene am Fuß der Berge, ganz von den periodischen Regen abhängig; daher nur dünn bevölkert, und schlecht bebaut und arm — und in das kalte Land (Sirhut), den Bergdistrict, nördlich von Kazerun, bis zur Nordgränze der Provinz. Die Ebenen zwischen diesen Bergen 15—100 engl. M. lang, selten über 8—10 breit, sind fruchtbar, voll Weiden und einige, wie die von Schiras, Kazerun und Merdascht, ziemlich gut bevölkert; die meisten aber, namentlich im N. und W., wenig bewohnt; auf 60 engl. M., zwischen Bebbehan im W. und Schiras, mit lieblichen Thälern, voll Wald und Grün, traf Kinneir 1809 keinen einzigen Menschen; sie waren ihrer Räubereien wegen ausgerottet. Im Osten, Darabgherd und Fesa zu, ist mehr offene Ebene, der Boden sandig, aber Wasser in Menge da. Bebbehan ist nach v. Bode fruchtbar, von mehreren kleinen Flüssen bewässert und erzeugt Baumwolle, Reis, hat Palmen, Limonien, Orangen und Granatäpfel; im Januar sind die Felder voll Narcissen; es müßte nur sicherer und bevölkerter seyn.

(Schluß folgt.)

Reisebriefe aus Indien.

V.

Monsun.

(Von Dr. Georg v. Liebig.)

Mein letzter Brief schloß mit meiner Ankunft in Niematsch (Neemuch).

Wie ihr euch erinnern werdet, liegt dieser Ort in der Hochebene, welche das Flußgebiet des Tschambal (Chumbul) bildet, eingeschlossen von den Arawallis nordwestlich, von den Vindiabergen südlich und gegen Westen durch die Salumbakette von den Ebenen von Guzerat oder Kutch (sprich Katsch) geschieden. Niematsch liegt nördlich von Tschambal, nach der Messung der Ingenieure 1450 Fuß über der Meeresfläche. Es ist bekannt wegen seines angenehmen und gesunden Klima's. Die mittlere Temperatur eines Wintertages im Januar und Februar ist bisweilen nicht höher als 15° Celsius, und obgleich die größte Hitze im Mai bis über 40 Grad steigt, so ist doch die Luft trocken und die Hitze dauert nur kurze Zeit, indem die nordöstlich ziehenden Wolken schon im Junius anfangen eine für die Sonne undurchdringliche graue Decke zu bilden. Am vortheilhaftesten unterscheidet sich Niematsch in der Regenzeit von andern Orten Indiens von Anfang Junius bis September. Die Regenmenge ist in Folge der größeren Entfernung von der Küste viel geringer als an mehr seewärts gelegenen Stationen, allein es empfängt immer noch genug um dem Bedürfniß der Bewohner zu genügen. Die Durchschnittsmenge 24—30 engl. Zoll. In Baroda, welches nur 60 engl. Meilen von der Küste liegt, beträgt der Regen im Durchschnitt von drei Jahren 1852—1854 40 Zoll, und in Bombay, am Meer, von 1817—50 im Mittel 76 Zoll. Geht man noch weiter als Niematsch landeinwärts, so wird die Regenmenge immer geringer. Während der ganzen Regenzeit war es uns möglich wöchentlich einmal gemeinsame Ausflüge nach Orten der Umgegend zu machen, und ich erinnere mich bloß zweimal dabei naß geworden zu seyn. So etwas hätte man an weniger begünstigten Stationen nicht wagen können. Die Zeit nach dem Regen, im October und November, welche an andern Orten Indiens die aller ungesündeste ist, wegen der größeren Menge noch vorhandener Feuchtigkeit und der zugleich eintretenden größeren Ausdehnung der täglichen Temperaturveränderung, übt in Niematsch einen viel weniger schlimmen Einfluß, da alles Wasser leicht abfließen kann, und der Boden schnell trocknet. Die vorherrschenden, oder besser die einzigen Winde in Niematsch weben abwechselnd aus den Richtungen zwischen dem Nord- und Ostpunkte, und dem Süd- und Westpunkte des Compasses. In den Wintermonaten von October bis März weht der Nordpassat, der im April dem sogenannten Südwestmonsun Platz macht. Dieser Wind ist indessen hier, wie auch an der ganzen Küste von Karratschi nach Bombay und noch weiter nach Süden, kein reiner Südwest, sondern viel näher dem Westpunkt. Man erkennt seine Annäherung, indem die blaue Himmelsleere des Winters anfängt sich mit heiteren Wolken zu beleben, und die Nordströme zugleich schwächer werden. Der Nordost muß zuletzt ganz weichen und tritt in die oberen Regionen, wo man seine Spur hoch über den ziehenden Wolken durch stehende Streifen, oder einen entgegengesetzten Wolkenzug bezeichnet findet. Im Anfang wechseln beide noch öfters ab, und verursachen Gewitter und schöne drohende Wolkengruppirungen, jedoch selten Regen, aber im Mai bekommt der Monsun die Oberhand, und ungestört segeln große weiße Sommerwolken ruhig, wie Schiffe, landeinwärts. Zwischendurch sieht man anfangs noch die blaue Decke, allein sie rücken immer dichter an einander und bringen größere Massen von Feuchtigkeit, bis die Luft sich damit gesättigt hat. Nach und nach sinkt die Decke tiefer herunter und ergießt sich in Regen, dessen Anfang gewöhnlich durch heftige Gewitter mit Regen und Sturm eingeleitet wird, dann fließt er ruhig fort. Von diesen Gewittern und den ersten Regen datirt man den Anfang des Monsuns. In Bombay tritt er gewöhnlich mit den ersten Tagen des Junius ein, in südlicher gelegenen Theilen Indiens früher, in nördlichen später, indem er mit der Erhitzung des Bodens fortschreitet. Hat der Regen eine Zeitlang angedauert, so tritt eine Pause ein; der Himmel öffnet sich und das Maiwetter tritt auf acht oder vierzehn Tage wieder auf, um dann in derselben Weise wie früher, wieder in den Monsun überzugehen. Man nennt diese Pause hier the break in the Monsoon, oder die Unterbrechung. Die größte Menge von Regen fällt in der Breite von Bombay im Julius, obwohl in Bombay selbst der Ueberschuß des Regens im Julius über den im Junius nur gering ist; in südlicheren Breiten, wie z. B. in Cochin auf der Westküste, wo der Monsun schon im Mai anfängt, fällt der meiste Regen im Junius, in Calcutta im August. Im August macht sich der Nordost-Strom von oben schon wieder bemerklich. Bisweilen, nachdem für einige Zeit ein stetiger Monsun, mit heiteren Sommerwolken ohne Regen gewebt hat, bricht ein Streifen herunter, und verursacht plötzliche Gewitterstürme. Es häufen sich dann schwarze Massen im Norden an und ziehen schnell näher, während ihnen ein kalter Luftstrom mit Staubwolken vorangeht. Bisweilen kommt der Regen, von dem stärkeren West-Südwest getrieben, wieder zurück, nachdem er schon vorübergezogen war. Es ist eine wohlbekannte Wetterregel in dem nördlichen Indien, die in dem Munde Wetterkundiger folgenden Ausdruck

findet: „the rain commences with thunder in the North, and sweeps round through the East, to come back as continuous rain from the Southwest.“ Der Regen beginnt mit Gewitter im Norden, ſtreicht rings durch Oſt, und kommt von Südweſt als anhaltendes Regenwetter wieder zurück. Dieſe Regel findet vorzüglich dann ihre Anwendung, wenn der Nordoſt ſo ſtark iſt daß er ſich über eine größere Strecke ausbreiten und dem Monſun für einige Zeit das Gleichgewicht halten kann. Es drückt dann nach mehreren Gewittern den Monſun zuerſt herunter, und man hat einige Tage Landregen mit Wolken, die faſt auf die Erde hängen, aber bald verſchwindet der Südweſt, der allmählich ſchwächer geworden iſt, ganz von unten und begibt ſich in die oberen Regionen; nach einer kurzen Windſtille ſtellt ſich zuerſt ein ſchwacher Nordoſt unten ein, der Himmel klärt ſich auf, und die Wolken ſteigen nieder. Man ſieht ſie einen oder zwei Tage als weiße Sommerwolken hoch oben nach Nordoſt ziehen, während auf der Erde ein friſcher Luftſtrom in entgegengeſetzter Richtung weht, der zuweilen eine der oberen Wolken packt und vorübergehende Schauer verurſacht. Dieſer untere Nordoſt-Strom wird nun ſeinerſeits ſchwächer, und mit dem Uebergang durch eine kurze Ruhe tritt über Nacht der Monſun wieder mit ſeiner alten gleichmäßigen Kraft auf, und der Nordoſt verſchwindet von unten um auf günſtigere Gelegenheit zu warten. Im nordweſtlichen Indien wiederholt ſich dieſer Vorgang mehrmals im Auguſt und September. Im October werden die Zwiſchenräume zwiſchen den Wolken immer größer, und die Hitze ſteigt. Gegen Ende November und im December wird der Himmel allmählich wieder klar und wolkenlos, die Luft wird trocken und kalt, und der Nordoſtpaſſat ſchaltet allein bis im nächſten März, wo das Spiel wieder von vorn angeht.

Die nördliche Gränze des Südweſtmonſuns auf der Weſtküſte iſt Karratſchi, wo es indeſſen ſelten oder nie regnet. Ganz Sind und das Land vom Indus bis nach Cutch oder Katſch haben den Charakter einer Sandwüſte, ſo daß die Wolken darüber hinwegziehen, und ihren Regen erſt im Vendſchab und den Abhängen des Himalaya und der afghaniſchen Gebirge ergießen. Nach Oſten iſt der Himalaya die Gränze, und im Weſten trifft man den Monſun erſt in einiger Entfernung von der afrikaniſchen Küſte. Als ich bei meiner Herreiſe im Julius Aden verließ, kamen wir erſt den zweiten Tag nach unſerer Abfahrt von dort in den Monſun. Madras hat zwar auch den Monſun, allein es erhält nur wenig Regen durch denſelben, weil der Wind, bis er nach Madras kommt, allen Regen abgegeben hat. Die Regenzeit für Madras iſt von October bis Januar, wenn der Nordoſtpaſſat weht. In Madras fallen im ganzen Jahre nicht mehr als 45—50 Zoll Regen, und die Hälfte davon kommt auf October und November. In Calcutta regnet es faſt jeden Monat wenigſtens einmal, da es dem Meer ſo nahe iſt daß es noch unter dem Einfluß der Seebriſe ſteht. Der Südweſtmonſun nähert ſich hier mehr dem Südpunkt des Compaſſes. Der Wind weht da öfter aus Süd als aus Südweſt.

Dieſe kurze Skizze des Monſuns hat mir ſo viel Raum weggenommen daß ich für jetzt kaum zu meiner Abreiſe kommen kann — ſie wird es mir übrigens möglich machen die Wetterangaben für die Zukunft zu verkürzen.

Der Boden in der Umgebung von Niematſch bietet eine Abwechslung von flachen wellenförmigen Erhöhungen und Vertiefungen, und iſt da wo Anſchwemmungen ſtattgefunden, fruchtbar. An andern Orten bildet ein kahler Sandſtein die Oberfläche, und dort iſt er ſalzig und wenig cultivirt. Das Land iſt voll von Dörfern, mit Feldern von Kornfrüchten, Zuckerrohr und andern Culturpflanzen umgeben, deren Lage außerdem durch einladende Baumgruppen bezeichnet wird. Niematſch ſelbſt iſt ein Ort von etwa 15—20,000 Einwohnern mit dem Militär, deſſen Hauptnahrungszweig auf den Bedürfniſſen des Camps beruht; außerdem treiben die Leute Ackerbau. Die Stadt beſteht aus niederen Hütten, wenige zweiſtöckige Häuſer gehören Handelsleuten. Die Einwohnerzahl wird öfters auf 100,000 angegeben, allein dieß iſt entſchieden übertrieben. Das Camp oder die Militärſtation iſt von dem Ort ſelbſt durch einen 2—300 Schritt breiten Raum getrennt. Es iſt ſehr weitläuftig gebaut, indem jedes Bungalos von einem großen Hof und Garten umgeben iſt, ſo daß das Camp einen ebenſo großen Raum einnimmt als die Stadt. Die gegenwärtige Truppenzahl beſteht aus einem Regiment Native Infantery, einem Regiment Native regular Cavallery und einer Feldbatterie von ſechs Kanonen. Im ganzen etwa 12—1400 Mann. Früher, als Niematſch eine Gränzſtation war, ſtanden mehr Truppen hier, allein ſeit der Eroberung des Vendſchab hörte es auf eine bedeutende Station zu ſeyn. Die bengaliſchen Regimenter wurden herausgezogen, und es ward der Präſidentſchaft Bombay zur Beſatzung zugetheilt. Man kann den früheren Umfang des Camps an einer langen Reihe kleiner weißer Häuschen erkennen, welche die Station wie eine Perlenſchnur umgeben, und weit über die jetzigen Gränzen gehen. Für den neuen Ankömmling iſt ihre Bedeutung ein Räthſel, welches erſt durch eine Kenntniß von der Verfaſſung der bengaliſchen Armee aufgeklärt wird. Sie dienen dazu, die Gewehre der Soldaten nach dem Gebrauch aufzunehmen, da man zu jener Zeit wo bengaliſche Truppen hier waren, ihnen nicht traute. Ein Unterofficier hatte immer den Schlüſſel bei ſich. Jetzt ſtehen die meiſten leer, andere dienen zum Aufbewahren der Sättel.

Ein kleines Fort gibt den Truppen einen Sammelpunkt, wenn Uebermacht droht, da der Diſtrict Niematſch wie eine kleine Inſel mitten in den Staaten eingeborner Fürſten liegt, und weit von andern Stationen entfernt. Die zwei oder drei Civilbeamten, ebenfalls Militärperſonen on Staff employ, gehören dem Bengal-Service an. Die größte Perſon in Niematſch iſt der Political-Agent für die Radſchputana-Staaten, der hier ſeine Sommerreſidenz hat. Er gibt den Ton in der Geſellſchaft an, die zwar ſehr klein iſt, aber immer noch nicht klein genug um nicht hinreichenden Raum zu geſellſchaftlichen Cliquen und Intriguen zu geben. Da iſt zuerſt die Frau des Superintending Surgeon der ganzen Radſchputana field force, der vom Political-Agent unabhängig iſt, und die zweite Größe im Camp vorſtellt. Sie verſammelt eine Oppoſitionspartei um ſich; dann ſind die Damen der Bungalos, die einen heiteren Cirkel für ſich haben; dazu kommen Fehden unter den Damen der verſchiedenen Regimenter und der Artillerie, die alle einen gewiſſen Corpsgeiſt beſitzen, und im Stande ſind die beſten Freunde in Zwietracht zu bringen. In einem Kreis von 12 Verheiratheten ſind wenigſtens ſechs Feind- und Freundſchaften, die im Laufe des Jahres ſich verſöhnen und bekriegen. Dann kommen die Mißhelligkeiten unter den Officieren verſchiedener Corps, die ebenfalls viel Stoff zur Unterhaltung geben. Dieß alles hindert aber nicht daß man ſich doch oft genug verträgt, und recht gut amüſirt. Liebhabertheater, Landpartien, Pikniks, beſonders unter den jüngeren Officieren, die ſich wenig um die hergebrachten Streitpunkte kümmern, füllen die Waffenſtillſtände aus. In meinem nächſten Brief verlaſſe ich das Camp und führe euch nach Ruſſeerabad.

Digitized by Google

Die warmen Meeresströmungen.

Die Wärme beſitzt bekanntlich die Eigenſchaft das Waſſer auszudehnen, und es iſt daher nothwendig daß das Waſſer an ſpecifiſcher Schwere verliert was es an Volumen durch Ausdehnung gewonnen hat. Das warme Waſſer iſt leichter als das kalte. Es wird alſo das warme Waſſer auf dem kalten abfließen, wie ein Bach auf ſeinem Kiesbett. Die Verſchiedenheit der ſpecifiſchen Schwere zwiſchen Waſſer von höherer oder niederer Temperatur bewirkt nothwendigerweiſe eine doppelte Bewegung, einen Abfluß des unter den Tropen erhitzten Waſſers nach höheren Breiten und ein Hereinſtrömen des kalten Waſſers höherer Breiten nach dem Aequator, wo ſich, um uns eines Ausdrucks Dove's zu bedienen, eine Auflockerungsſtelle, d. h. eine Anſammlung von wärmeren oder ſpecifiſch leichteren Waſſers findet. Der atlantiſche und der ſtille Ocean bieten uns zwei völlig ſymmetriſche Verhältniſſe dieſer Art. Die berühmtere Erſcheinung iſt jedenfalls der Golfſtrom, von dem man behaupten kann er ſey recht eigentlich der Erzeuger der abendländiſchen Civiliſation, der höchſte Factor unter den phyſikaliſchen Einflüſſen, welche die Geſchicke des Menſchengeſchlechtes beſtimmt haben. Der Golfſtrom entſpringt an der Weſtküſte Afrika's unter ſüdlichen Breiten und läuft dann quer dem Aequator folgend nach Südamerika, wo er ſich in zwei Arme theilt, wovon der nördliche in das Becken der karibiſchen See tritt. Auf dieſem Wege wächſt ſeine Temperatur fortwährend, und ſie mindert ſich auch nicht, nachdem die Waſſer in den mexicaniſchen Golf getreten ſind, weßhalb auch der mexicaniſche Golf ſehr oft als der Keſſel bezeichnet wird, wo die Sonne die Waſſer des Golfſtromes erhitzt. Das warme Waſſer hat vom mexicaniſchen Golf nur einen einzigen Ausweg, nämlich die ſchmale Straße zwiſchen Cuba und Florida. Der Golf von Mexico, ſagt der große amerikaniſche Hydrograph Maury, iſt die Quelle des Golfſtromes, ſeine Mündung liegt in den Polarmeeren. Er iſt reißender als der Miſſiſſippi oder der Amazonenſtrom, und das Volumen Waſſer, welches er bewegt, tauſendmal größer. Seine Farbe iſt ein ſchönes Indigoblau, welches ſo ſcharf von dem grünen atlantiſchen Waſſer abſticht daß man die Gränzen beider genau beobachten kann, und Schiffe beim Eintritt in den Strom mit der vordern Hälfte im blauen, mit der anderen im grünen Waſſer geſehen werden. Sobald der Golfſtrom ſeine atlantiſche Freiheit gewonnen hat, folgt er in ſymmetriſchem Abſtand den Küſten Nordamerika's bis nach der Bank von Neufundland, wo er dann eine öſtliche Richtung annimmt und Europa an den Azoren vorüber zueilt, um zunächſt Irland und weiter die Nordweſtküſten von Norwegen zu beſpülen. Wohin er jenſeits des Nordcaps ſtrömt, iſt unbekannt. Dr. Kane, der Entdecker des offenen Polarſees im Norden Grönlands unter 82° nördl. Br., ſpricht die Vermuthung aus daß der Golfſtrom von Nowa Semlja in einer Schneckenlinie den arktiſchen Pol umkreiſe um in jene offene See im Norden von Grönland zu münden. Wir bemerken ausdrücklich daß dieß nur eine geiſtreiche Hypotheſe iſt, die noch mancher Beſtätigung bedarf.

Der Golfſtrom wo er aus der Floridaſtraße tritt, hat nur eine geringe oberflächliche Breite, aber ſie wächst mit ſeinen Bewegungen, der Strom theilt ſich in Bänder und die Bänder erweitern ſich ſo beträchtlich, bis zuletzt der Strom beinahe die Breite eines Welttheils erreicht. Daraus folgt einfach daß er an Geſchwindigkeit, an Temperatur und an Tiefe verlieren muß. Er fließt langſamer, wird ſeichter und kühlt ſich durch Vermiſchung mit dem Meerwaſſer höherer Breiten ab, während welchen Proceſſes auch ſeine blaue Färbung allmählich verloren geht. Da wo er durch die Engen zwiſchen der Bimini-Inſel und Florida hindurchgepreßt wird, beſitzt er eine Geſchwindigkeit von einer geographiſchen Meile in der Stunde; auf der Höhe von Cap Hatteras in Nordcarolina, wo er bereits Dimenſionen von 20 Meilen in der Breite gewonnen hat, legt er nur ¾ Meile in der Stunde zurück, und unter der Breite der Neufundlandbank iſt bereits dieſe letztere Geſchwindigkeit auf die Hälfte gemindert. Die höchſte Temperatur ſeines Waſſers, die beobachtet worden iſt, betrug 85 F. (+ 23½ R.). Sie nimmt ab, ſowie der Strom an Breite und öſtlicher Länge gewinnt, allein zwiſchen Cap Hatteras und der Neufundlandbank beträgt der Temperaturunterſchied zwiſchen dem Golfwaſſer und dem atlantiſchen Waſſer im Winter noch immer 25—30° F. (11—13° R.). Das atlantiſche Waſſer und die Küſten von Europa werden alſo, im Winter namentlich, beträchtlich durch dieſen Strom erwärmt, welcher auch die Temperatur der auf ihm ruhenden Luftſchicht ſteigert, die ſich als Weſtwind dann den europäiſchen Ländern mittheilt. Unſer Welttheil genießt daher die Vortheile eines Treibhauſes, das durch warme Waſſer geheizt wird. Obgleich nun außer dem Golfſtrom noch andere Elemente zu der Erwärmung unſeres Welttheiles beitragen, ſo werden wir doch den Werth dieſer phyſikaliſchen Verhältniſſe erſt recht ſchätzen lernen, wenn wir uns den bekannten Umſtand zurückrufen daß New-York, welches unter gleicher Breite wie Neapel liegt, doch noch nicht die mittlere Jahreswärme wie London beſitzt, weil bekanntlich auf der nördlichen Halbkugel die Weſtküſten der Continente bei gleicher Breite viel wärmer ſind als die Oſtküſten. Man denke ſich einmal die großen Ländermaſſen Aſiens, Europa's und Afrika's umgewendet, die Oſtküſten in Weſtküſten verwandelt, Kamtſchatka und China gegenüber von Grönland und den weſtindiſchen Inſeln, Europa dagegen im ſtillen Ocean, und gegenüber von Californien und der Oſtküſte Amerika's, dann würde in Paris etwa die Temperatur herrſchen wie am ſüdlichſten Punkt von Island, und in Neapel die Temperatur Irlands. Die herrliche und bewundernswerthe Gliederung Europa's iſt es wohl, welche dieſen Welttheil zu dem Raum beſtimmt hat wo das Menſchengeſchlecht ſeine höchſte Reife erlangen kann, aber zu der Gliederung des feſten Landes mußte ſich auch ein gewiſſer Temperaturwerth geſellen, oder ſie wird ſo werthlos als die Welt von Inſeln und Halbinſeln im arktiſchen Amerika. In dieſem Sinn kann man vom Golfſtrom behaupten er ſey die Milch der abendländiſchen Civiliſation geweſen, er gab ihr wenigſtens den Dunſtkreis der Cultur.

Entdeckt wurde der Golfſtrom im Jahr 1520 von dem Piloten oder Steuermann Alaminos, welcher zuerſt ein Geſchwader nach Yucatan und in den mexicaniſchen Golf geführt hat, und dem das nautiſche Verdienſt der Entdeckung Florida's gebührt. Dieſer Seemann begleitete auch Ferdinand Cortes bei ſeinem Zug gegen das Aztekenreich. Cortes unternahm dieſen Zug bekanntlich in offener Empörung und ſetzte dabei ſeinen Kopf auf das Spiel. Der Hochverrath ließ ſich nur durch ein unerhörtes Kriegsglück, durch die Eroberung eines der größten Reiche rechtfertigen. Nun mußte dem verwegenen Rebellen alles daran liegen direct mit ſeinem Souverän Karl I von Spanien, oder Kaiſer Karl V zu unterhandeln. Fielen ſeine Depeſchen und Botſchafter den Statthaltern auf Eſpañola oder dem Gouverneur von Cuba in die Hände, ſo hätte man ſie an den nächſten Galgen aufgeknüpft. Es galt alſo dieſe Botſchaften auf einem Weg zu ſenden den ſpaniſche Schiffe noch nicht beſuchten, und der ſich den Anſiedlungen auf Cuba oder Haiti ſo wenig als möglich näherte. Dieſen Weg getraute ſich der Pilot Alaminos einzuſchlagen, denn er kannte ihn von der

Digitized by Google

Entdeckung Florida's her. Er lief alſo zwiſchen Cuba und Florida mit dem Golfſtrom nach Spanien. So wurde die günſtige Ueberfahrt vom tropiſchen Amerika nach Europa gefunden. Daher ſchreibt ſich denn auch das Aufblühen Habana's, deſſen herrlicher Hafen bald zum Brennpunkt für den Handel mit der neuen Welt wurde, denn die Schiffe hatten zur Ueberfahrt nach Europa den günſtigen Nordoſtpaſſat bis Habana, und von dort gelangten ſie unmittelbar in den Golfſtrom, der ſie hurtig bis in jene Breiten des atlantiſchen Oceans trug, wo die Weſtwinde für die Rückfahrt nach Europa vorherrſchen. Lange Zeit indeſſen blieb die Fortſetzung des Golfſtromes unter höheren Breiten und öſtlichen Längen ein Geheimniß. Als Franklin 1770 in London ſich aufhielt, wurde er wegen einer Denkſchrift zu Rathe gezogen, welche an das Cabinet gelangt und worin geſagt war, daß ſeltſamerweiſe die Poſtſchiffe von Falmouth nach Boſton in der Regel zur Ueberfahrt 14 Tage länger brauchten als die gemeinen Kauffahrer zwiſchen London und Rhode-Island, obgleich dieſer Weg 300 engl. Meilen länger war. Franklin erkundigte ſich darüber bei einem Wallfiſchfänger aus Nantuket, und dieſer gab ihm den einfachen Aufſchluß daß die Rhode-Islandſchiffer genau mit dem Golfſtrom bekannt ſeyen und ihn zu vermeiden wüßten, während die britiſchen Schiffe immer direct gegen den Strom ſegelten. Franklin bemühte ſich dieſe Aufklärung zu ertheilen, allein den Lords der Schatzkammer war dieſe Löſung des Räthſels zu abſtruſ, und die Poſtſchiffe verloren nach wie vor ihre Zeit mit dem Kampf gegen den Golfſtrom.

Die Oberfläche des Golfſtromes iſt nicht eben, oder, um genauer zu ſprechen, ſtreng ſphäroidiſch, ſondern etwas convex. Der Golfſtrom fließt gleichſam über den mittleren Meeresſpiegel, indem er ſich von ſeiner mittleren Achſe nach beiden Rändern abdacht. Dieſer Umſtand iſt erwieſen, inſofern Boote immer aus der Mitte des Stromes in dem einen oder andern Sinne nach den Rändern gedrängt werden. Die Erſcheinung iſt noch nicht erklärt. Die einen meinen daß das Waſſer wegen ſeiner geringeren ſpecifiſchen Schwere ſich aufhäufe, die andern ſchreiben die Erſcheinung der ungeheuren Zuſammendrückung an den Flanken des Stromes durch das kältere und ſchwerere atlantiſche Waſſer zu. Man beruft ſich dabei auf die große Erſcheinung welche der Niagaraſtrom 3 (engl.) Meilen unterhalb ſeines Falles bietet, wo er in eine ſo enge Gaſſe geräth, daß der mittlere Theil des Stromes 12—13 Fuß höher ſteht als der Spiegel an den Uferrändern. Die Waſſer des Golfſtromes haben auch einen höheren Salzgehalt als die atlantiſchen Meere, und Lieutenant Maury meint daß ſie dieſem Umſtand ihre tiefblaue Farbe verdanken, allein der Unterſchied im Salzgehalt beträgt nur ½ Procent. Der atlantiſche Ocean iſt überhaupt indigoblau unter den Tropen, und nirgends iſt dieſe Erſcheinung ſchöner als in der Nähe von Paria und Trinidad, wo das grüne Süßwaſſer des Orinoco ſich in das Meer ergießt, und wo man meilenweit die ſcharfe Gränzlinie der beiden Färbungen verfolgen kann, wie es uns A. v. Humboldt ſo meiſterhaft in ſeinen Anſichten der Natur geſchildert hat. Den Lauf des Golfſtromes hat man auf ſehr einfache Art durch ausgeworfene, verſiegelte, mit dem Datum und Ort des Proceſſes verſehene Flaſchen ertappt, und nach den Fundorten von hundert und etlichen ſolcher Inſtrumente den Lauf der Strömung beſtimmt. Da ergab ſich nun daß alle äquatorialen Waſſer des atlantiſchen Oceans weſtwärts nach dem Golf von Mexico drängen, um ſich wieder durch den Golfſtrom zu entleeren. Flaſchen die mitten im Ocean oder an der afrikaniſchen Küſte ausgeworfen wurden, kamen nach gewiſſen Zeiträumen in Weſtindien oder an den britiſchen Küſten, oder unterwegs dorthin im Golfſtrom zum Vorſchein. Ja manche dieſer Flaſchen ſind verdächtig den Weg zweimal gemacht zu haben, indem ſie nämlich mit dem Golfſtrom ſich den ſpaniſchen Küſten näherten und dort von dem ſecundären Strom ergriffen wurden, der an den Weſtküſten Europa's und Afrika's ſich nach dem Aequator drängt. Dieſe Ströme bilden alſo einen Ring, der ſich beſtändig von Oſt nach Weſt, und von Weſt nach Oſt bewegt. Mitten in dieſem bewegten Ring liegt eine ſtille elliptiſche Fläche, das ſogenannte Sargaſſo-Meer, die ungeheuren oceaniſchen Wieſen, wo der Seetang (fucus natans) ſchwimmt. Verwandeln die großen Strömungen das Meer in ein lebendiges Gewäſſer, ſo iſt jener träge Theil des atlantiſchen Oceans einem Teich zu vergleichen, der dem Pflanzenleben die Bedingungen ſeiner Entwicklung gewährt. Umgekehrt haben die Meeresſtrömungen großen Einfluß auf die Verbreitung der Thierarten. Im atlantiſchen Ocean fallen die Aequatorialgränze des Wallfiſches und die Polargränze des Pottfiſches ziemlich zuſammen, und dieſe Gränze iſt der Golfſtrom, denn der Pottfiſch wagt ſich aus dem warmen Golfwaſſer nicht in das kalte atlantiſche, der Wallfiſch aus ſeinem kalten nicht gern in das laue Bad. Der Wallfiſch überſchreitet bekanntlich nie den Aequator, und zwiſchen den Exemplaren der nördlichen und der ſüdlichen Hemiſphäre kommt es alſo nie zu Blutsverwandtſchaften und Affinitäten.

Die neueſten Entdeckungen haben uns das Aequivalent des Golfſtromes in der andern Hemiſphäre oder im ſtillen Ocean kennen gelernt. Die phyſikaliſchen Verhältniſſe der Südſee ſind indeſſen bis jetzt noch ſehr wenig bekannt, und unſer Wiſſen von den dortigen Naturvorgängen beginnt erſt mit der Entdeckung des kalten peruvianiſchen Stromes, durch A. v. Humboldt im Jahr 1802 (Kosmos I, 328). Der pacifiſche Golfſtrom findet ſich indeſſen ſchon in Berghaus' phyſikaliſchem Atlas angegeben, und genauer als auf der VI. Tafel zu Maury's phyſikaliſcher Geographie der See, wie ſich denn der große Hydrograph ſehr unglücklich gewählter graphiſcher Mittel zur Darſtellung der bewegten Oceane bedient hat. Eine genauere Kenntniß verſchafft uns die nordamerikaniſche Expedition nach Japan, und wir beſitzen zu der hiſtoriſchen Beſchreibung dieſes Unternehmens von Francis L. Hawks (p. 495), eine Karte „des Kuro Siwa oder japaniſchen Stromes im Stillen Meer, analog dem Golfſtrom des atlantiſchen, nach Beobachtungen der Officiere des Geſchwaders der Vereinigten Staaten im Jahr 1854." Der Kuro Siwa, wie ihn die Japaneſen nennen, iſt ein warmer Strom, ſeine Quelle muß alſo in der Nähe des Aequators wahrſcheinlich in der ſüdchineſiſchen See liegen. Bemerklich wird er beſonders in der Straße zwiſchen Formoſa und Luçon. Er geht an der Oſtküſte der erſteren Inſel nach den Liu-kiu-Inſeln und an den öſtlichen Küſten der japaneſiſchen Inſeln vorüber nach den Aleuten. Der warme atlantiſche Golfſtrom begegnet bekanntlich einem kalten arktiſchen Strom, der aus der Baffins-Bay nach niedrigen Breiten ſich bewegt, und ſich zwiſchen den Golfſtrom und die Oſtküſten Amerika's drängt, zum Theil auch unter dem Golfſtrom hinwegfließt. Ein ſolcher kalter Strom, der ſich in demſelben Sinne, nämlich von höheren nach niederen Breiten, bewegt, wird auch im Stillen Ocean angetroffen. Er kommt aus der Behringsſtraße, drängt ſich durch die Sangarſtraße zwiſchen Jeſſo und Nipon in das japaniſche Meer, und durch die Koreaſtraße nach den Oſtküſten China's, indem er mit beſonderer Gewalt zwiſchen dem Feſtland und der Weſtküſte Formoſa's hindurchgeht, ſo daß die Küſten dieſer Inſel im Oſten von dem warmen nordwärts eilenden, im Weſten von dem kalten ſüdwärts dringenden Strom beſpült werden. Hier liegt der Schlüſſel zur Erklärung der Erſcheinung. Wir ſehen daß die warmen, aus niedrigen in höhere Breiten vor-

Digitized by Google

dringenden Ströme die Oſtküſten der Continente vermeiden und ſich nach Oſten ablenken, je mehr ſie an Breite gewinnen; wir ſehen umgekehrt die kalten Ströme, je mehr ſie an Breite verlieren, nach Weſten abgelenkt und die Oſtküſten der Continente aufſuchen: durch eine Verkettung des Golfſtromes mit dem kalten Strom an den europäiſchen Küſten entſtand zuletzt eine ringförmige, rotatoriſche Bewegung im atlantiſchen Ocean. Etwas ähnliches wird in der Südſee vermuthet. Der paciſiſche Golfſtrom hat ſchon Trümmer japaneſiſcher Schiffe nach den Sandwich-Inſeln und nach Oregon getragen, umgekehrt gibt es einen kalten Strom, der von der Weſtküſte Amerika's Treibholz nach den Sandwich-Inſeln bringt, und im Süden dieſes Archipels geht der paciſiſche Aequatorialſtrom von Oſt nach Weſt, ſo daß alſo in der nördlichen Hälfte des ſtillen Meeres ſich die ringförmige Bewegung des Meerwaſſers wiederholt. Die Analogie der atlantiſchen und paciſiſchen Erſcheinung iſt ſo ſchlagend, daß ſie uns der Löſung des großen Räthſels über die bewegende Kraft der Strömungen ſehr nahe bringt. Daß die ungleiche Erwärmung der Luftſchichten unter höheren und niederen Breiten, ein beſtändiges Abfließen der kalten ſchweren Luft nach dem Aequator ein Aufſteigen und Abfließen nach höheren Breiten der leichteren warmen Luft verurſache, lehrt die neuere Meteorologie. Die Erde dreht ſich von Weſt nach Oſt mit einer nach dem Aequator wachſenden Geſchwindigkeit, ſie bewegt ſich alſo ſenkrecht gegen den langſam nach niederen Breiten dringenden kalten Luftſtrom, und es entſteht dadurch eine Luftbewegung die wir Oſtwind nennen. Man denke ſich daß wir uns auf dem Verdeck eines Eiſenbahnwagens befänden, und mit der Geſchwindigkeit von 150 geogr. Meilen in der Stunde gegen Oſten, alſo in jeder Stunde unter unſern Breiten etwa 15 geogr. Grade nach Oſten führen, ſo würden wir, wenn auch die Luft ganz ſtillſtände, einem heftigen „Oſtwind“ uns ausgeſetzt fühlen. Die warme Luft aber die gegen Norden abfließt, erhielt durch die Bewegung der Erde bereits eine Geſchwindigkeit von Weſt nach Oſt, die 15 geogr. Meilen in vier Minuten betrug. Dieſe Geſchwindigkeit behält ſie bei, wenn ſie in höhere Breiten aufſteigt, wo natürlich die Bewegung der Erde wegen der abnehmenden Perimeter viel langſamer wird. Die äquatoriale Geſchwindigkeit der nordwärts fließenden Luft überholt alſo die Rotationsgeſchwindigkeit der Erde unter höheren Breiten, ſie kommt ihr um etliche Schritt gegen Oſten voraus, und dieſe Wirkung nennen wir Südweſt- und Weſtwind, die Geſammtheit dieſer Erſcheinungen aber das Drehungsgeſetz der Winde. Was vom Luftocean gilt, ſollte vom flüſſigen Ocean doch auch gelten, nur daß die Strömungen dort nicht frei ſpielen können, ſondern von den Ländergeſtaltungen aufgehalten werden. Wo ſich aber das Geſetz geltend machen darf, da gewahren wir immer daß die nach höheren Breiten ſich bewegenden warmen Ströme vermöge ihrer äquatorialen Geſchwindigkeit nach Oſten abgelenkt werden, und umgekehrt gegen die von Norden abfließenden kalten Ströme die Erde ſelbſt ſich bewegt, und ſie gegen Weſten, alſo gegen die Oſtküſten der Continente, drängt.

Miscellen.

Bankſyſtem in China. Der Gebrauch von Creditpapieren iſt, wie es ſcheint, faſt allgemein in Fu-tſcheu-fu. Dieſelben ſind alle auf Inhaber lautende Noten. In der Stadt ſind über 100 Banken, welche meiſtens ein bedeutendes Capital beſitzen. Die größten Etabliſſements beſitzen jedoch nicht über 1,200,000 Dollars. Sie ſind zugleich Depoſiten-, Disconto- und Zettelbanken; ſie discontiren kaufmänniſche Wechſel und geben bisweilen Vorſchüſſe auf Frachtbriefe. Sie ſetzen auf Inhaber lautende Noten in Umlauf, die mit ihrem Stempel gezeichnet ſind; dieſe repräſentiren einen Werth von ungefähr 32 Cts. bis zu 1100 Dollars, und enthalten eine Erklärung über die Art der Einlöſung, ob in Kupfer- oder Silbermünze. Die Noten ſind nach Sicht bei den Banken, welche ſie ausgaben, zahlbar, gegen geringes Disconto, welches die Hauptquelle ihres Gewinns iſt. Der Disconto iſt ungefähr ½ Proc., wenn Silber, und ungefähr ¼ Proc., wenn Kupfer verlangt wird. Derjenige der eine dieſer Noten in Zahlung nimmt, iſt verpflichtet ſeine Unterſchrift und Siegel darunter zu ſetzen. Dieſe Indoſſirungen haben jedoch nur den Zweck, Fälſchungen zu verhüten; ſie geben keine neue Garantie, ſondern nur Mittel, ſich über den Urſprung und Werth der Noten zu vergewiſſern. Denn wenn die Bank, welche die Note ausgab, brechen ſollte, haftet keiner der Indoſſenten. Falliſſements ſind ſelten, 110—120 Banken zählen nie mehr als zwei ſolche Fälle im Jahr, und die Liquidation verſchafft den Creditoren gewöhnlich 5—6 Proc. Die chineſiſche Regierung controlirt in keiner Weiſe die Einrichtung, Leitung und den Notenbetrag dieſer Banken; ſie genießen volle Freiheit. Bis vor kurzem wurden ihre, immer nach Sicht eingelöſten Papiere als ausgezeichnet betrachtet, und circulirten in der Provinz Fu-Kian ohne alles Hinderniß. (Courier des Etats-Unis).

*

Zur Naturgeſchichte der Forelle. Was die vielbeſprochene Frage betrifft ob die Forelle höre, ſo ſcheint ausgemachte Thatſache zu ſeyn daß ſie einen außerhalb des Waſſers erregten Lärm nicht hört. Man hat wenige Ellen von einer Forelle entfernt Gewehre abgefeuert, und keinerlei Symptom der Unruhe bei ihr wahrgenommen, was gewiß geſchehen wäre wenn ſie den Knall gehört hätte; und obgleich einige engliſche Werke über das Angeln dem Angler anrathen bei dieſem Geſchäfte nicht laut zu ſprechen, weil er ſonſt die Fiſche verſcheuchen könnte, ſo iſt ſo viel gewiß daß der Angler weder durch Sprechen, noch durch ſonſt einen Lärm den er macht, Gefahr läuft die Forellen zu verſcheuchen. Man hat ſie häufig unter einer Eiſenbahnbrücke gerade in dem Augenblick gefangen wo der Zug auf ihr dahinrollte. Von allen Sinnen welche die Forelle beſitzt, iſt das Geſicht der vollkommenſte, und derjenige welcher dem Angler am meiſten zu ſchaffen macht. Die Naturforſcher behaupten zwar, man könne aus dem Ausſehen und dem Bau des Auges nicht ſchließen daß das Geſicht der Forelle ein ſehr ſcharfes ſey; allein der Angler hat allen Grund entgegengeſetzter Anſicht zu ſeyn. Die Forellen können ſelbſt im fließenden Waſſer die kleinſte Fliege entdecken, und Nachts, wenn es ſo dunkel iſt daß der Angler weder ſeine Fliege noch ſelbſt ſeine Angelruthe ſehen kann, wird die Forelle eine Schnakenfliege wahrnehmen und ergreifen, was gewiß ein Beweis iſt für den Beſitz außerordentlich ſcharfer Sehkräfte. Die Augen der Forelle liegen in der Stirne des Kopfes, und ſchauen ſeitwärts, ſo daß ſie nicht nur nach vornen, ſondern auch nach beiden Seiten und ſelbſt ein wenig nach hinten ſehen kann. (Aus W. C. Stewart's „The practical Angler.“

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 22.

29 Mai 1857.

Erlebnisse eines brittischen Seemanns auf der Expedition gegen Quedah (Kedda.)

Capitän Sherard Osborn, einer der Franklinsucher, ein rüstiger und anziehender Schriftsteller, der uns seine arktischen Erlebnisse in den Stray Leaves from an Arctic Journal geschildert, und die Geschichte der Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt nach Mc. Clure's Papieren herausgegeben hat, unterhält uns jetzt mit der Erzählung seiner Cadettenerlebnisse in den hinterindischen Gewässern.[1] Im Sommer 1838 lag der Hyacinth, eine Kriegscorvette von 18 Kanonen, vor Singapur, und die junge brittische Seemannsbrut lauschte und lauerte thatenlustig auf Zeitungen von malayischen Piraten, in der Hoffnung daß das Kriegsschiff heroische Arbeit bekommen möchte. Die Gelegenheit fand sich auch bald, und zwar eine bessere als eine Piratenjagd geboten hätte. Gegen Ende Julius erfuhr man nämlich daß vierzig malayische Kriegsprauen sich westlich „von den Straßen“[2] gezeigt hätten.

Sie waren an der sumatranischen Küste bei einer Insel, Batuputih, oder „weiße Felsen“ im Malayischen, ausgerüstet worden, und setzten 2000 streitbare Männer über, welche die Abwesenheit der brittischen Schiffe von der Station bei Pinang benutzten, um den Siamesen die Provinz Quedah[3] (sp. Kedda) auf der Halbinsel Malaka zu entreißen. Dieses Geschwader, welches auf den brittischen Schiffen als „Seeräuberflotte“ betrachtet wurde, segelte unter der Flagge des Ex-Radscha von Quedah. Obgleich aber eine große Anzahl der malayischen Capitäne notorische Seeräuber seyn mochten, so behauptete doch die starke europäische Partei auf Pinang daß jenes Geschwader in einem rechtmäßigen Krieg zur Wiedereroberung seines Eigenthums begriffen sey. Die ostindische Compagnie und Lord Auckland, der damalige Statthalter Indiens, hatten aber andere Ansichten über die malayischen Ansprüche auf Quedah, und erklärten jene kühnen Streiter als Piraten, obgleich schwerlich dafür gerechte Gründe aufzufinden waren. Denn Quedah war immer ein Malayenstaat gewesen, mochte er auch bald den Herrschern von Siam, bald den Sultanen von Malaka Tribut gezahlt haben.

Odoardo Barbosa (1516) nennt indessen Quedah bereits als siamesische Provinz, und alle drei Jahre ließ der Radscha die „goldene Blume“ dem Kaiser der Siamesen als Zeichen seiner Vasallentreue überbringen. Die brittische Regierung hatte gleichwohl 1786 Quedah als souverän anerkannt und damals die Insel Pinang von dem Radscha gekauft. Allein seit dem ersten birmanischen Krieg hatte die brittische Regierung mit Siam, dessen Neutralität ihr damals von Werth war, ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen. Diesen Vertrag benutzten die Siamesen um in Quedah einzufallen, und nach einem Blutbad unter der malayischen Bevölkerung ihr Regiment dort zu befestigen. Die Malayen trugen diese Gewalt nicht geduldig. Sie neckten die Siamesen wo sie konnten, sammelten Geld und Waffen zu dem Geschwader bei Batu-putih, und als der Tag gekommen war, zogen sie die alte rothe Flagge von Quedah wieder auf. Dem Namen nach führte den Oberbefehl Prinz Abdallah, ein Nachkomme des Ex-Radscha, ein junger liederlicher Mensch, der aber umgeben war von einem Kreis erprobter Häuptlinge oder Tonkus, Männer von höchster Verwegenheit, die ächten Nachkömmlinge jener schwer zu bändigenden Race gegen welche die Albuquerques fochten. Den vortrefflichen Kriegsplan hatte ein solcher Tonku, Namens Mohammed Said, ersonnen. Dieß Geschwader wurde in der Nähe von Atschin auf Sumatra gerüstet, Pulver und Waffen aber von europäischen Kaufleuten auf Pinang eingekauft. Beim Beginn des Südwestmonsuns, wo die Regenzeit an der Westküste Malaka's herrscht und die Bewohner sich sicher vor jedem Ueberfall glauben, lauerten die malayischen Tonkus auf ihre Gelegenheit, fuhren nach einem sichern Platz in der Nähe von Pulo (Insel) Pinang, und stürzten sich dann wie der Habicht auf ihre Beute. Sie fuhren mit ihren leichten Fahrzeugen die Mündungen der Flüsse hinauf und sicherten diese durch Pfahlwerke. So hatten die Malayen sechs Monate vor sich um sich festzusetzen, ehe der „weiße Mann“ seine Operationen beginnen oder Truppen von Bangkok gesendet werden konnten. Die Siamesen verloren indessen keine Zeit. Es erschien eine Botschaft bei dem Gouverneur von Singapur und mahnte ihn an das Schutz- und Trutzbündniß.

[1] Quedah or Stray Leaves from a Journal in Malayan Waters by Capt. Sherard Osborn R. N. London. Longman etc. 1857.

[2] The Straits nennen die Engländer kurzweg die Meerenge zwischen Malaka und Sumatra.

[3] Dieß ist die portugiesische Schreibart und die gebräuchliche europäischer. Nach J. Crawfurds kürzlich erschienenem geographischen Wörterbuch für Hinterindien bedeutet der Name eine Elephantenfalle.

Digitized by Google

Sie bat um Absendung von Kriegsschiffen, welche die Malayen in Quedah blokiren und ihre Kriegsprauen am Auslaufen verhindern sollten. Der „Hyacinth" erhielt vorläufig Befehl zu Unterhandlungen, und erschien im Sept. 1838 vor dem Flusse Quedah. An der Mündung lag ein altes portugiesisches Fort, von welchem die malayische Fahne wehte und wo der Tonku Mohammed Said befehligte. Capitän Warren von dem Hyacinth hatte eine Unterredung mit diesem Häuptling und mit Prinz Abdallah. „Sagt der Compagnie," rief der letztere mit dem theatralischen Pathos welches den vornehmen Asiaten eigen ist, daß wir keine Folgen scheuen. Wir haben Quedah wieder erobert, welches unser Eigenthum war und ist, und das uns kein Vertrag entreißen kann. Und so lange wir ein Schwert zücken und einen Speer schwingen können, werden wir das Erbtheil, welches unsere Voreltern uns hinterlassen, zu behaupten wissen." Osborn schildert uns die vielverleumdeten Malayen in sehr günstigem Licht, da ihr tapferes und ritterliches Betragen tiefen Eindruck auf das Gemüth des Knaben hinterließ. Namentlich sucht er sie von dem allgemeinen Vorwurf der Verrätherei und Treulosigkeit zu reinigen. Cap. Warren war vollständig in ihren Händen, und sie hätten sich seiner als Geisel bemächtigen können. Gleichwohl benahmen sie sich großmüthig und höflich, ja sie verstatteten sogar daß eine Proclamation verkündigt wurde, welche im Namen der Compagnie den „Seeräubern" befahl auseinander zu gehen. Nachdem dieser Versuch in Güte mißlungen war, wurde ein Kriegsplan mit den Gesandten Sr. goldquastigen Majestät verabredet. Sobald mit dem Nordostmonsun das schöne Wetter eingetreten sey, sollte eine siamesische Armee von 30,000 Mann nach der Provinz Quedah aufbrechen. Der „Hyacinth" hatte Befehl sich vor Quedah zu legen, und alle bewaffneten Prauen die ihm in die Hände fallen würden, als Seeräuber zu behandeln. Zu diesem Dienste wurden noch drei gedeckte Kanonenboote, „Diamant," „Perle" und „Smaragd," oder Nummer 1, 2 und 3 gemiethet. Sie waren sämmtlich mit Malayen bemannt, und der Diamant stand unter dem Befehl eines Officiers von halber Kaste, der in die Dienste der Compagnie getreten war. Die Diana, ein kleiner Dampfer oder ein Feuerschiff, wie die Malayen sagten, das erste das bis dahin sich in jenen Gewässern gezeigt hatte, begleitete das Geschwader, welches am 7 Dec. segelfertig vor Singapur lag. Alle Lieutenants waren in Urlaub gegangen, und so kam der Befehl der Boote an die Fähndriche. Osborn war damals 17 Jahre alt, und man kann sich denken, nicht wenig vergnügt den Smaragd zu commandiren, ein Fahrzeug von 48 Fuß Länge mit zwei Luggersegeln und bemannt mit zwanzig malayischen Matrosen, ungerechnet einen Sirang oder Hochbootsmann. Der Diamant führte am Bug eine 18 Pfünder Carronade und einen ehrnen 6 Pfünder mit Pivot auf dem Quarterdeck. Als der junge Held seine Mannschaft im höchsten Putze musterte, fand sich daß keine Seele Englisch verstand, doch stellte sich ein Malaye von halber Kaste vor, der die Dienste eines Tschambu oder Dolmetschers versah. Mit dem Nordostmonsun erschien das Geschwader vor Quedah, und die Blokade begann. Die Kanonenboote legten sich 1200 Yards vor die Mündung des Flusses, über welchen quer ein Pfahlwerk mit einem engen Ausgang gezogen worden war, und wo die Malayen eine Schildwache aufgestellt hatten um in dringenden Fällen Lärm zu machen. Innerhalb des Pfahlwerkes am nördlichen Ufer des Flusses lag das Fort und die Stadt Quedah. Als sich nun Osborn vom Tschambu seine Mannschaft vorstellen ließ, fand sich daß jeder einen verdächtigen Lebenswandel hinter sich hatte. Der eine war ein Seeräuber von Sumatra, ein anderer von demselben Handwerk war aus Tringanau, und diejenigen welche nicht zu den notorischen Piraten gehörten, hatten Java oder Aschin wegen irgend einer Gewaltthat verlassen müssen. Ihr Aussehen sprach nicht zu ihren Gunsten, und da sie den eigenthümlichen Gang malayischer Matrosen besaßen, so sagte sich Osborn mit Falstaff: „die Kerle gehen so breitspurig als ob sie Fußschellen trügen, sie stammen aber auch alle aus dem Zuchthause." Der Dienst begann, nur daß die Boote am Tage über „Feierabend" hatten, wo man sich durch allerhand Kurzweil auf den benachbarten Inseln, durch Jagd auf Bienen, Affen und Alligatoren die Zeit vertrieb. Was man mitunter vom Lande erfuhr, klang wenig tröstlich. Die siamesische Armee befand sich zwar auf dem Marsch, hatte aber eine Schlappe nach der andern von den malayischen Radschas empfangen. Ernster war der Dienst zur Nachtzeit. Die Malayen in Quedah mußten suchen ihre Producte nach Pinang abzusetzen um dafür Waffen, Pulver und Salz zurückzubringen. Dieß sollte die Blokade verhindern. So oft zur Nachtzeit hohe Fluth sich einstellte und die Luft mit Dunst sich füllte, versuchten die Prauen durch den Cordon unter dem Schatten des Dschungels am Ufer sich durchzuschleichen. Ihre lustigen Mattensegel fiengen den leisesten Hauch der Landbrise, und der herrlich scharfe Bug der Prauen verursachte kein Geräusch wenn er durch die Wasser schnitt. Es bedurfte daher des schärfsten Auges um sie zu erkennen, wenn sie sich im Dunkel und im Stillen dahinschlichen. Das feine Gehör und das scharfe Gesicht der malayischen Matrosen leistete dabei unschätzbare Dienste. Sie hatten zu oft an ähnlichen Fahrten Theil genommen, um nicht alle Schliche ihrer Landsleute auswendig zu kennen. Mehr als einmal weckte die Schildwache unseren Midshipman, ohne daß er etwas anderes gewahrte als ein reines Firmament zu seinem Haupte und die Wipfel der Bäume am Ufer, die über eine weiße Nebelbank hervorragten welche aus den ungesunden Morästen der Mangelgebüsche quoll. Eine Praue! rief die Schildwache, indem sie in den Nebel mit einer Gebärde deutete, die zum Lauschen aufforderte. Wenn dann Osborne sein Haupt wagerecht neigte, mochte er zuletzt hin und wieder etwas ächzen hören, wie das Geräusch eines bewegten Astes. Der Malaye versicherte aber dieß sey der Ton eines Ruders in der Rattanschlinge einer Praue. Dann hieß es „Erhebt euch! Hände, Anker auf!" und die „Nummer Tegas" [1] stürzten sich auf die Prise wie die Nachtfalken.

Nicht immer war man glücklich genug die nächtlichen Fahrzeuge einzuholen. Eines Tages hatte man eine lange und unergiebige Jagd auf eine rasch rudernde Praue angestellt, und die Mannschaft sich dabei so sehr angestrengt daß Osborn für die Nacht an der Mündung des Flüßchens Furlong zwei (engl.) Meilen nördlich vom Fort Quedah vor Anker gieng. Herzhaft müde nach der Arbeit am Tage, lag die ganze Mannschaft mit Ausnahme der Schildwache in tiefem Schlafe. Gegen 10 Uhr wurde Osborn von einem alten einäugigen Matrosen Soubu geweckt. „Tuhan! [2] flüsterte er, eine

[1] Tega heißt im Malayischen drei, und man wird sich erinnern daß der Smaragd unter den Kanonenbooten die Nummer drei führte.

[2] So viel wie Sie im Englischen, oder Herr im Deutschen.

Digitized by Google

große zweimastige Praue ist eben vorübergesegelt." Die Nebel zogen über die Wasser, als der Malaye rief: „dort ist sie wieder, eine wirkliche Capel-Praue (Kriegspraue) und ein hurtiger Segler." Der Anker wurde sogleich gehoben, die Segel der Landbrise aufgethan und die Kanonen in Gefechtbereitschaft gesetzt. „Wir werden sie schon fangen! rief Tschedi, der Hochbootsmann. Bis zu den Bounting-Inseln sind 25 Meilen, und ehe sie diese Strecke gewinnt, wird der Nebel sich verzogen und die Brise sich gelegt haben!" „Aber wie, wenn sie nordwärts umkehrt?" wandte Osborn ein. „Kein Malaye, beruhigte ihn der Hochbootsmann, versucht mit einer Praue gegen den Wind zu segeln, wenn der weiße Mann ihn verfolgt, Tuhan! Und wenn Soubu das Schiff recht gesehen hat, so muß es eine Kriegspraue von Mohammed Ali's Geschwader seyn." Die Malayen machten sich zu einem Handgemenge fertig, indem sie ihre nationale Waffe, das Kriß oder den Dolch, in den Gürtel schoben. Zwei oder drei Meilen war man durch den Nebel gelaufen und Osborn fragte ungeduldig: „Noch immer keine Praue?" — Wir bekommen sie schon! tröstete ihn Tschedi, und kaum waren die Worte gesprochen, so sah man sich beinahe Bord an Bord einer großen Praue welche in gleicher Richtung segelte. Die „Nummer Tegas," wie sich die Bootsmannschaft selbst nannte, stießen einen Freudenschrei aus, die betroffene Praue aber, welche auf das Begegnen nicht gefaßt war, drehte rasch ihre Segel und schlüpfte außer Sicht. Dieß Manöver gieng viel langsamer bei dem unbehülflichen Segelwerk des Smaragdes, so daß die Beute völlig wieder verloren wurde. Doch schnitt man durch Aenderung des Curses ihr den Weg nach den Bounting-Inseln ab, wo sie ihr nächstes Versteck suchen mußte. Die Kanone am Bug wurde mit einem Traubenschuß geladen, um beim nächsten Begegnen dem verfolgten Schiffe die Masten und Segel niederzuschmettern. Und als man abermals beinahe dicht an das Schiff stieß, rief ihnen der Hochbootsmann zu, „laßt die Segel nieder und ergebt euch!" während Osborn mit seinem Kartätschenschuß das große Segel niederbrachte. Eine Minute lang schien man Meister des Schiffes, aber man hatte es mit keinem Neuling zu thun. Das Kanonenboot lief mit einer Geschwindigkeit von acht Knoten, die Praue zog daher rasch ihr Vordersegel ein und drehte das Steuer, so daß der Smaragd vorüberschoß und die Beute rückwärts verschwunden war, ehe man Zeit hatte die Segel aufzurollen und den Schnabel des Bootes umzuwenden. Bald nachher aber hob sich der Nebel, und da der Smaragd weit besser segelte, so war die Prise sicher. Dießmal wollte man jedes weitere Entwischen dadurch verhindern daß Osborn mit etlichen Leuten an Bord der Praue springen und jedes nautische Manöver so lange verhindern sollte, bis der Smaragd Zeit hätte sich neben seine Beute zu legen. Der Hochbootsmann gab indessen zu bedenken daß es besser sey wenn er die Rolle des Enterns übernehme, weil die Malayen sich weit eher einem Landsmann ergeben würden, der ihnen Pardon zurufe, als einem brittischen Officier, und daß man auf diese Art möglicherweise Blutvergießen verhindern könne. Tschedi und drei seiner Cameraden standen am Bug zum Sprung bereit, fest die Praue ins Auge fassend, der man sich jetzt näherte — eine malerische Gruppe: die vier Krieger beinahe nackend, bis auf den Sarong, welchen sie über den linken Arm geworfen hatten, um damit Stöße oder Schläge aufzufangen, im Gürtel das Kriß, in der Faust einen kurzen, scharfen Säbel. Als man die Praue erreicht hatte, gab Osborne abermals eine Salve gegen die Segel, worauf die Verfolgten ihr altes Manöver zu wiederholen versuchten. So wie aber der Bord des Smaragdes dem Hintertheil der Praue sich genähert hatte, war Tschedi mit seinen Cameraden hinüber gesprungen. Die Segel des Kanonenbootes fielen nieder, ehe man drei zählen konnte, dennoch aber war dem Hochbootsmann allein die Sicherung der Prise zu verdanken. Er hatte sich des Steuers bemächtigt und schwang sein Kriß mit der Drohung, seinen Posten so lange zu vertheidigen bis das Kanonenboot sich zur Seite gelegt haben würde. Der Fang bestand wirklich in einer Kriegspraue, die Brustwehr für die Geschütze war indessen hinweggenommen und das Fahrzeug in einen friedlichen Kauffahrer verwandelt worden, damit er den geheimen Verkehr der Malayen in Quedah mit ihrem Anhang in Pinang vermitteln sollte. Man fand auf dem Schiffe einen politischen Agenten, der zum Kriegsgefangenen gemacht wurde, die Praue selbst blieb als Kauffahrer unversehrt, wurde aber genöthigt nach Quedah zurückzukehren.

Mitte Januar vertauschte Osborn seinen alten Posten, indem er zu den Booten abgieng welche den Parlis-Fluß etwas nördlich von Quedah blokirten. Ein Geschwader von Kriegsprauen unter dem Befehl des berühmten Piraten Datu Mohammed Ali war nämlich in den Parlis eingelaufen, und hatte sich in der Nachbarschaft befestigt, so daß es gerathen schien die dortigen Kräfte der Blokade zu verstärken. Die Ortsveränderung war insofern Gewinn, als die Küste durch die Nähe der Lancava- und Ladda-Inseln, und durch dicht an das Ufer tretende Ausläufer der Gebirge höhere landschaftliche Reize entfaltete. „Ueberhaupt war alles reizend und herrlich für mich, da ich jung, wie ich war, mich in einer Stellung befand die von Zutrauen zeugte und viel Verantwortung erforderte. Ich genoß alle Süßigkeiten des Befehles, ohne daß ich wegen meiner Jugend die stets damit verknüpften drückenden Besorgnisse empfunden hätte." So schreibt Osborn.

Welche glückliche Nation sind doch die Britten! Man denke nur wie wenig man bei uns einem Knaben von 17 Jahren vertraut, und wie wenig man ihm vertrauen darf. In England wird der männliche und selbständige Sinn frühzeitig geweckt, und es scheint als ob die Nation nicht schlecht dabei fahre. Bei uns erstreckt sich in Geschäften und in der Erziehung die Bevormundung und Aufsicht oft genug über das 20ste Jahr hinaus. Bei uns hat auch niemand Gelegenheit seine eigenen Thaten als Knabe von 17 Jahren zu beschreiben. Und wie muß die Lectüre eines solchen Buches, wie das eben besprochene, auf die Jugend einer großen Nation zurückwirken, wie muß sie die Begierde zur Nachahmung, die Lust nach fremden Ländern, den Durst nach Gelegenheiten wecken, um gleiche Männlichkeit, Entschlossenheit und Ritterlichkeit zu zeigen! Auch war die Lage des „grünen" Seehelden durchaus keine leichte, mitten unter malayischen Matrosen, die zu allerhand Unfug aufgelegt und an strenge Disciplin nicht gewöhnt waren.

Das „Blokadegeschwader" am Parlis hatte sich Pulo Quetam (Krebsinsel) welche den Fluß an der Mündung zu einer Gabelung zwang, als Station auserwählt. Es bestand jetzt aus zwei Kanonenbooten und dem Kutter eines Schiffes, zusammen mit vier Geschützen und 70 Mann, während, wie man recht wohl wußte, oberhalb im Fluß eine starke Flotte von Kriegsprauen lag, weßhalb auch Datu Mohammed Ali den englischen Officieren spöttisch

Digitized by Google

hatte wissen lassen, daß er sich wenig um die brittische „Macht" kümmern würde, wenn er das Bedürfniß fühlen sollte aus- oder einzulaufen. Um den Engländern zu zeigen wie wenig sie auszurichten vermöchten, hatten die Malayen in einer Nacht dicht vor den Kanonenbooten ein Pfahlwerk über den Fluß gezogen. Diese mühsame Arbeit wurde leicht zerstört, denn die Kanonenboote legten sich bei Ebbezeit zwischen die Pfähle, die sie an den Bord befestigten, so daß die Fluth dann gemächlich die Palissaden wieder heraushob. Dieß Manöver war zum zweitenmal wiederholt worden und mißglückt. Da erschien ein malayischer Botschafter, der Hadschi Young, der zweite im Befehl nach Datu Mohammed Ali, mit dem komischen Antrag, man möge das Pfahlwerk doch ein drittesmal unversehrt lassen. Osborn gab dem Botschafter geziemenden Bescheid, aber ebenso energisch wies er den heimlichen Antrag seines Hochbootsmanns zurück, der ihm rieth den Parlamentär gefangen zu nehmen und die Kähne in denen er gekommen war, mit der Ausforderung zurückzuschicken, Datu Mohammed Ali möge den Nachmittag mit seinen Prauen kommen, der Smaragd sey ganz allein, er werde es aber mit dem Geschwader schon aufnehmen. Hier widerspricht sich Osborn selbst, indem er uns früher versicherte daß die Malayen doch nicht so treulos seyen als man sie verleumde, denn der Hochbootsmann wollte die Scrupel nicht begreifen daß man einen Abgesandten „dieser Schweine" heilig halten müsse. Der Hochbootsmann hatte vielleicht nicht Unrecht mit seiner Praxis, denn am Abend ergab sich daß die Sendung des Hadschi nur eine Kriegslist gewesen war um Kundschaft einzuziehen, denn ein Canoe mit sechs Rudern wurde in der Dämmerung gewahrt, als es etwas oberhalb den Fluß kreuzte. Es schien eines der Boote zu seyn welche den Hadschi gebracht hatten. Die Jagd begann, allein es war gerade Fluthzeit und das niedrige Ufer dadurch in eine Inselwelt verwandelt worden. Zwischen den schmalen Canälen, wo das Mangelgebüsch dunkelte, gelang es dem leichten Canoe rasch den Verfolgern sich zu entziehen. „Es war eine fremdartige aber reizende Lage in der wir uns befanden. Das Wasser lag glatt wie ein geschliffener Stahl. Die hohen Stämme des Waldes erhoben sich aus seiner glänzenden Fläche, und ihre Federbüsche wehten über unsern Häuptern, während Leuchtkäfer oder andere phosphorescirende Insecten bald diesen, bald jenen Stamm beleuchteten, als ob goldene Funken von den Zweigen niedertropften. Schweigend ruhten wir auf unsern Rudern, nicht der geringste Laut eines flüchtigen Kahnes war aber zu vernehmen, so daß das Kundschafterboot uns offenbar entschlüpft zu seyn schien und nichts übrig blieb als unsern Weg zurück zu suchen; eine ärgerliche Aufgabe, da das Fahrzeug beständig gegen die Wurzeln der Mangelbäume stieß. Ich schlug daher vor, durch den Schlamm zu waten und den Kahn hinterdrein zu ziehen. Davon wollten aber die Malayen nichts hören, und warnten uns ängstlich vor der Gefahr die uns von einer gewissen Art von Schlangen drohte. Unsere Weisheit im Nachgeben belohnte sich am folgenden Morgen, als wir mit unsern Rathgebern am Morgen die Mangelsümpfe besuchten, und in den Gabeltheilungen verschiedener Bäume vollständige Nester von Nattern gewahrten. Diese sollten nach der Aussage der Malayen höchst giftig seyn, obgleich das Reptil nicht länger als ein Fuß oder 18 Zoll und nicht stärker war als der kleine Finger einer Mannshand. Sie zeichneten sich nur durch starke schwarze Flecken rings um den Körper aus, die einigermaßen ihnen den Anschein gaben als sey ihr übler Ruf begründet. Da ich wie alle Knaben jedes Buch gelesen hatte, welches reißende Thiere, Vögel oder Amphibien schilderte, so hatte ich aus dieser Lectüre so viel behalten daß die Peitschenschlange unter allen Umständen das gefährlichste Thier sey. Da ich nun eine Mehrzahl ähnlicher grüner Geschöpfe wie Reben von den Zweigen niederhängen sah, zwischen denen wir die vorige Nacht hindurchgefahren waren, so pries ich innerlich unser gutes Glück. Ich stieß einen der Malayen an, die uns begleiteten, zeigte mit dem Finger auf die Schlangen, und bemerkte „die sind sehr bösartig." Er lächelte aber und versicherte mich daß sie an Gefährlichkeit gar keinen Vergleich aushielten mit den Nattern in den Gabeln der Mangelgebüsche."

Der Fähndrich wurde kurz nachher auf eine harte Probe gestellt. Er hatte sich eine eigene Politik in der Behandlung seiner Mannschaft gebildet, die allerdings vollständig gegen die brittische Praxis im Morgenlande verstieß. Die Sache hat für uns eine sehr tiefe Bedeutung und obendrein noch ein momentanes Interesse, da wir eben von der Auflösung des eingebornen, vollständig aus Brahmanen bestehenden 19. Regiments in den Zeitungen lesen. Das Benehmen der brittischen Behörden ist von einem Theil der Presse heftig getadelt worden. Nach diesen Kritikern hätte das Regiment einfach von zuverlässigen Truppen eingeschlossen und mit Kartätschen niedergeschossen werden sollen. Dieß wäre auch vermuthlich die Handlungsweise Capitän Osborn's gewesen. Man that es nicht, weil man sich vor dem Schrei des Entsetzens in England selbst, im Parlament, in ganz Europa fürchtete. Allein die matte Bestrafung, oder vielmehr die straflose Auflösung des meuterischen Regiments dürfte vielleicht größere Uebel nach sich ziehen. Ein solches martialisches Verfahren in einem europäischen Staat mit europäischen Truppen nach europäischen Kriegsartikeln würde von sämmtlichen Militärs gewiß gebilligt worden seyn, um wie viel mehr bei einer Regierung die nichtnationale Truppen zur Behauptung ihrer Herrschaft in entfernten Gegenden benutzen muß. Die Brahmanen nahmen zum Vorwand daß ihnen etwas zugemuthet werden was gegen ihre Kastenvorurtheile verstieß. Man höre jetzt wie Osborn über diese Dinge spricht. „Gleich allen Asiaten wird der Malaye, sobald er merkt daß ihr seinen nationalen Vorurtheilen Gehör gebt, ein zahlloses Register von dergleichen Dingen auskramen, um sich jeder Arbeit zu entziehen, die ihm nicht mundet. Er sieht daß der Sipahifeldat zu allen Arten von Vorurtheilen ermuntert wird; er gewahrt daß ein Bursche, der wenn ihr ihn allein auf offenem Felde begegnet, vor einem scharfen Blick schon ins Zittern gerathen würde, gegen einen englischen Officier in dreiste Reden und Schimpfworte erlaubtermaßen ausbricht, wenn der letztere zufällig an seinen Wasserkrug streifte, oder über den magischen Kreis trat, den er um seinen Kochplatz gezogen hat, unter dem Vorwande daß seine brahmanischen oder mohammedanischen Privilegien verletzt worden seyn. Natürlicherweise will der Malaye dann auch seine eigenen anerkannten Vorurtheile genießen."

So geschah es auch an Bord einiger Fahrzeuge des Geschwaders, der 17jährige Fähndrich hatte aber beschlossen sich nicht daran zu kehren. Unter andern hatte er streng verboten den Dolmetscher zu beschimpfen welcher den Malayen wegen seiner Halbfaste verächtlich war. Einer der Matrosen beachtete diese Vorschrift nicht,

sondern er schimpfte den Mann in Osborns Gegenwart, und als ihm dieser zur Strafe die Schildwachtzeit verlängerte, brach er in eine Fluth von Schmähungen aus. Der Fähndrich sah daß es mit seiner Autorität zu Ende sey, wenn er nicht ein Exempel statuire. Der ältere brittische Fähndrich, den er um Rath fragte, stimmte ihm völlig bei, allein der malayische Officier von halber Kaste, der als Senior die drei Boote am Parlis befehligte, äußerte allerhand ängstliche Bedenken, wollte den Delinquenten lieber durch Abzug an Sold und Ration gestraft wissen und warnte Osborn, der standhaft blieb, vor den schlimmsten Folgen. Am andern Tage fand die Bestrafung mit aller Feierlichkeit statt, der Schuldige traute seinen Sinnen nicht recht, als man ihn über die Kanone band. Beim ersten Hieb rief er um Hülfe und bat seine Landsleute ihre Blicke abzuwenden, damit sie einen Malayen nicht schlagen sehen wie einen Hund. Später aber änderte er den Ton und versprach feierlich nicht mehr ungehorsam zu seyn. Die Nacht schlief der verwegene Fähndrich so ruhig als wäre nichts geschehen, der Malaye hielt sein Wort, und wurde von dem Augenblick an einer der besten und brauchbarsten Matrosen.

Ein anderesmal gab es eine allgemeine Insubordination auf dem „Smaragd." Osborn glaubte sich den „Hyacinth" in allen Stücken zum Muster nehmen zu müssen. Da nun dessen Kupfer immer blank war wie ein Geldstück das vom Prägstock kommt, so verlangte der Fähndrich vom Hochbootsmann er sollte das Kupfer des Kanonenbootes scheuern lassen. Dieser hatte allerlei Einwände wegen der Abneigung der Malayen gegen das Scheuern von Kupfer. Osborn verlangte daß die Arbeit über Tag geschehen sollte. Als er Abends nach dem Smaragd zurückkehrte, fand er das Kupfer noch sehr schmutzig, schwieg aber dazu. Am andern Morgen ließ er den Hochbootsmann die Mannschaft zusammenpfeifen und befahl „alle Hände Kupfer gescheuert." Er blieb dabei, als die Arbeit begann, und bis er sah daß die Malayen ihn vollkommen verstanden hatten, auch versäumte er nicht ihnen zu erklären wie nothwendig es sey den Kupferbeschlag blank zu halten, weil davon die Geschwindigkeit des Schiffes abhänge, und von der Geschwindigkeit wiederum die Möglichkeit hurtige Prauen einzuholen, weßhalb er auch befehlen müsse daß täglich das Kupfer gereinigt werden solle. Um 9 Uhr stieg er in seinen Kahn und erklärte um 5 Uhr Abends wieder zu kommen, wo er mit Sicherheit erwarte das Kupfer gereinigt zu finden. Als der Midshipman von seiner Jagdpartie Abends nach dem Smaragd zurückkehrte, traf er nur den Koch und den Dolmetscher an. Die Mannschaft hatte sich, nachdem das Kupfer geputzt war, verabschiedet und war mit dem Hochbootsmann an der Spitze an Bord des „Diamant" geschwommen, um sich bei dem Officier von halber Kaste zu beschweren. Dieser Vorfall war neu. Auf der brittischen Flotte würde das Verlassen eines Kriegsfahrzeuges ohne Erlaubniß des Officiers unter den gleichen Umständen als Meuterei gegolten haben, allein die Malayen mußte man dießmal als halbe Kinder betrachten. Der andere Midshipman begab sich sogleich zu dem commandirenden Officier halber Kaste und theilte ihm den Fall mit, und dieser war so vernünftig, den Hochbootsmann und seinen Cameraden ihr Vergehen verzustellen und ihnen mit einer Sentenz von Seiten Capt. Warrens zu drohen. Die Malayen schwammen daher eilig wieder zu dem Kanonenboote zurück, und als Osborn erschien, gaben sie sich die Miene als sey nichts geschehen, auch nahm der Hochbootsmann gedultig die Vorwürfe des Fähndrichs hin „daß er ohne Erlaubniß auf den Austernfang mit der Mannschaft gegangen sey." So hielten beide Parteien es für klug über die Widersetzlichkeit zu schweigen, die Schuldigen um nicht bestraft zu werden, der Officier um nicht strafen zu müssen. Am folgenden Morgen wurde aber die Mannschaft abermals zum Putzen commandirt, und von jenem Tage an blieb das Kupfer beständig so blank, wie es unser Held verlangte.

Alle Kenner gestehen den Malayen große nautische Talente zu, und es gebührt ihnen derselbe historische Rang in ihrer Welt wie weiland den Normannen in der unsrigen. Eine seetüchtige Nation muß aber auch den Schiffsbau aus dem Fundament verstehen. Daß die malayischen Prauen Meisterstücke ihrer Art sind, kann Osborn nur immer und immer wiederholen. Es ergab sich aber daß die malayischen Matrosen auch zu andern technischen Leistungen geschickt und anstellig waren. So ließ Osborn für sein Kanonenboot einen Dock bauen, indem er ihnen dazu nur eine allgemeine Anleitung gab. Ein anderesmal als ihnen das Meer zwei Planken Schiffbauholz zuwarf, schickte sich der Quartermeister des Smaragd an, ein Boot für Osborn zu zimmern. Er bedurfte dazu nur eines Hammers, einer Handvoll Nägel und einer malayischen Axt. Mit diesem Werkzeuge verrichten die Malayen Wunderdinge. Der Stiel ist $2\frac{1}{2}$ Fuß lang und hat eine Curve. Man kann die Axt mit zwei oder mit einer Hand führen, und je nachdem die $3\frac{1}{2}$ Zoll lange Klinge daran befestigt wird, kann man sie bald als Axt, bald als Dächsel wie die Faßbinder, endlich auch, wenn man sie vom Stiel nimmt, als Meißel gebrauchen. Mit diesem universellen Werkzeuge kam in drei Wochen ein kleines nettes Boot 22 Fuß lang, für 10 Personen und vier Ruder zu Stande. Kein Baum war zu dick, kein Holz zu hart, das die Malayen nicht mit ihrer Axt bezwingen konnten, und das Probestück der Matrosen bewies vollkommen die Tüchtigkeit der Nation für nautische Bauten.

Am 20 Februar 1839 wurde Osborn wieder vor Quedah berufen. Bis dahin hatte man gelegentlich nur sehr ungünstiges über die Kriegführung der Siamesen vernommen. Sie waren etwa 30,000 Mann stark am 1 December nach der Halbinsel aufgebrochen, sollten aber durch den Tonku Mohammed Tye-etam, einen ausgezeichneten malayischen General, in Flucht geschlagen worden seyn. Wurde nun auch diese Behauptung bezweifelt, so wußte man doch zuverlässig daß die Malayen die siamesische Stadt Sangerah in der Provinz Ligor, also am siamesischen Golf, eingenommen und zerstört hatten. Der Verlust war für den goldquastigen Monarchen von politischer Wichtigkeit, weil er nur zu leicht den Abfall anderer tributpflichtigen Staaten nach sich ziehen konnte. Die Britten fiengen an die höchste Bewunderung für die Malayen zu empfinden, die Osborn sehr glücklich und sehr wahr als ein Volk ohne Vaterland und ohne nationalen Zusammenhang bezeichnet. Allein diese ersten Erfolge hatten kurze Dauer. Bald darauf fiel dem Smaragd eine Praue in die Hände, welche von Quedah ausgelaufen und voll gepackt war mit Weibern, so daß 40 Köpfe das Fahrzeug füllten, welches nicht größer war als eine Pinasse. Die wahre Lage der kriegführenden Parteien wurde jetzt offenbar, denn die Frauen sollten nach Pinang oder sonst wo unter brittischen Schutz sich begeben, da sich die Siamesen mit großer Stärke näherten und alles, selbst Frauen und Kinder niedermetzelten. Man den-

Digitized by Google

tete zu gleicher Zeit auf große Rauchſäulen im Innern des Landes, welche auf dem brittiſchen Geſchwader Dſchungelbränden bisher zugeſchrieben worden waren, die aber den Weg der ſengenden Armee der Thai (wörtlich Franken) oder Siameſen bezeichneten. Dieſe gehörten zu einer Abtheilung der großen Armee, und wurden von dem Radſcha von Ligor befehligt, einem talentvollen Feldherrn, welcher durch Eilmärſche ſich zwiſchen den ſiegreichen malayiſchen Tonku Tope-etam und Quedah geworfen, und einen wichtigen Zwiſchenplatz Allegagou genommen hatte, wo er zwei Batterien ſtürmen und nach der Wegnahme die malayiſche Garniſon von 600 Streitern über die Klinge ſpringen ließ. Bis zu dieſem Schlage fehlte es den Siameſen vollſtändig an Artillerie; um ſo wichtiger war der Sieg, da ihnen die Stücke jener Batterien in die Hände fielen. Ein panicher Schrecken verbreitete ſich nach Quedah und alles floh, auch die ehemaligen ſiameſiſchen Unterthanen, welche ohne ihr Zuthun unter Prinz Abdallahs temporäre Herrſchaft gerathen waren, denn die Siameſen ließen keinen Unterſchied zwiſchen ihnen und den Piraten gelten.

Die nächſten Tage brachten eine Wiederholung derſelben Scene. Es war elf Uhr Nachts und die Ebbe hatte gerade begonnen, als eine Flotte von Quedah herabkam und ſich Fahrzeug an Fahrzeug durch die Oeffnung des Pfahlwerks drängte, wo die Waſſer wegen Aufſtauung der Fluth mit der Gewalt eines Kataractes hindurchſchoſſen. Ein entſetzlicher Wirrwarr herrſchte. Etliche Fackeln beleuchteten die angſtvolle Scene, als die dicht mit Menſchen gefüllten Kähne zum Vorſchein kamen. „Ankert! ankert! oder wir müſſen feuern!“ tönte es von den Kanonenbooten. Erbarmen! Gnade! klang als Antwort aus dem Geſchrei von Weibern und Kindern herüber. Dazwiſchen war der eigenthümliche Ruf der malayiſchen Vorpoſten zu vernehmen und dann und wann ein Schuß, der einer Praue galt, die zu entwiſchen verſuchte. Um vier Uhr Morgens war die Exodus vorüber, und um das Geſchwader lag ein Jahrmarkt von Fahrzeugen mit der nicht ſtreitbaren Bevölkerung der unglücklichen Stadt beladen, im ganzen eine Dſchunke, eine Tope, 5 große Prauen und 115 kleinere Fahrzeuge mit etwa 3000 Perſonen, darunter zwei Drittel Frauen, das übrige Kinder, Greiſe und nur wenig erwachſene Malayen, um die Schiffe zu lenken. In der Dſchunke befand ſich die Frau und Familie des Tonku, Mohammed Said, welcher auf das Wort der brittiſchen Officiere vertraut hatte daß der nichtwaffenfähigen Bevölkerung kein Leids geſchehen ſollte. Die Engländer hatten jetzt Sorge dieſe Auswanderer in Sicherheit zu bringen, beſonders da gerade auf der Höhe die Brig Teda Baguſe [1] Sr. ſiameſiſchen Majeſtät erſchien, von der kein Pardon zu erwarten war. Osborn bekam daher Befehl mit ſeinem Kanonenboot einen Theil der Fahrzeuge, die Dſchunke und die Familie des malayiſchen Generals nach Pinang in Sicherheit zu bringen. Der Fähndrich benahm ſich als galanter Krieger. Er räumte der Frau des Häuptlings ſeine Cajüte ein und überließ ſich einer romantiſchen Schwärmerei für ihre zwölfjährige Tochter, die während der Fahrt ihrem Wams zulieb den Namen Baju Mira (Rothjacke) empfieng, und deren verweintes Taſchentuch als zärtliche Reliquie ungewaſchen der Fähndrich bewahrte, bis er ſpäter auf Ceylon einen zweiten Anfall von Verliebtheit bekam und das Thränentuch in die Wäſche wanderte. Mitten in dieſer Trübſal fehlte es auch nicht an humoriſtiſchen Scenen. Eine der Prauen näherte ſich dem Smaragd, und die Leute baten den Fähndrich flehentlich er möge an Bord kommen, denn eine der Frauen befinde ſich in Kindswehen. Man muß nämlich wiſſen daß im Morgenland jeder Europäer als Arzt gilt, und zum Arzt gehört im aſiatiſchen Sinn vor allen Dingen Bekanntſchaft mit allen erforderlichen Zauberſprüchen. Der Fähndrich gerieth in keine geringe Verlegenheit, aber ſein Sträuben half ihm wenig. Er gieng alſo und holte ſein Gebetbuch, worauf er ſich dann an Bord der Praue in Geburtsnöthen begab, wo er in einem kleinen Cabinet umgeben von einem Haufen Weiber den Patienten fand. Er las dort ein Gebet und ließ der Frau von ſeinem Thee eine tüchtige Taſſe bereiten, worauf er wieder abzog, nachdem die Malayen andächtig den Vorgang überwacht hatten. Am andern Morgen zeigten ihm die Leute der Praue „einen röthlich ausſehenden Biſſen Menſchheit“ an Bord, und riefen dankbar herüber, die Wöchnerin „befände ſich nach Umſtänden,“ während die malayiſchen Matroſen ihnen den Rath gaben das Kind „Numero Tega“ nach dem Kanonenboot zu taufen.

Von dieſer Expedition zurückgekehrt, fand Osborn bei Quedah noch dieſelbe Lage. Doch hatten ſich die Siameſen bereits ſo weit der Stadt genähert, daß man ihre Kartätſchenſchüſſe dann und wann in das Dſchungel einbrechen hörte. Merkwürdig war die doppelte Art des Qui vive! oder vielmehr des Vorpoſtenrufes der ſtreitenden Parteien. Die Siameſen bedienten ſich dazu eines hölzernen Inſtruments wie ein Paar Caſtagnetten. Man hörte oft den leiſen Ton dieſes Inſtruments, der ſo ſchwach war wie das Schwirren eines Inſekts. Ein zweiter Ton folgte und erſtarb, dann wurde er etwas ſchärfer angeſchlagen, und nun begann auf der ganzen Linie ein Lärmen als ob ſämmtliche Gaſſenbuben Londons mit Schiefertafeln klapperten. Dieß galt als Signal daß die Vorpoſten wach waren und in Thätigkeit ſich befanden. Die Malayen dagegen riefen ſich mit dem Worte Dſchagga an, welches von links nach rechts oder umgekehrt die Kette hinabwanderte, worauf dann die ganze Linie in ein allgemeines Dſchag-ga-a-a ausbrach. Bei Tagesanbruch hörte das Gefecht auf, und die ſiameſiſchen Plänkler zogen ſich nach dem Hauptcorps zurück, welches drei deutſche Meilen von Quedah entfernt lag.

Die Grauſamkeiten welche die Siameſen verübten, überſtiegen alles was wir zu faſſen vermögen. Die ſogenannten „Seeräuber“ die ihnen in die Hände fielen, wurden auf eine infernaliſche Art gemartert. Daß man ihre Leiber mit Honig beſchmierte und ſie in der Nähe eines Baues giftiger Ameiſen an einen Baum band und zu Tode ſtechen ließ, war etwas ſchon öfter dageweſenes. Aber auf Originalität dürften die Siameſen bei einer andern Todesqual Anſpruch erheben, die ihrer Phantaſie und Erfindungsgabe viel Ehre macht. Das Opfer wurde mit gebundenen Händen nackt in einen natürlich oder künſtlich ausgehobelten Baum geſteckt und dieſer dann rings mit Lehm beworfen, um zu verhindern daß er in Flammen aufgehe. Dieſer Cylinder von Holz und Lehm wurde dann durch ein Feuer im Ring erhitzt, und der Unglückliche zum Genuß der Peiniger lebendig gebacken. Varietas delectat! Deß-

[1] Dieſen Spitznamen gaben ihr die engliſchen Officiere, weil bei den Unterhandlungen mit dem ſiameſiſchen Capitän nichts herauszubringen war als die Worte Teda Baguſe (nicht gut.)

halb brachte man mitunter die „todeswürdigen" Rebellen an das Ufer, wo eine gewiſſe Palmenart wächst, deren europäiſchen Namen Osborn leider nicht anzugeben vermag. Er glaubt es ſey die Nipa-Palme, welche eine geringe Höhe erreicht und beinahe keinen Stamm beſitzt, ſondern deren Blätter wie ein Federbuſch am Ufer der malayiſchen Ströme wehen. Wenn der Keim aus dem Boden dringt, ſind die Blätter ſpindelartig zuſammengerollt und bilden einen ſcharfen Dorn oder Speer, der wegen ſeiner Härte eine furchtbare Waffe liefert. Auf einen ſolchen Keim wird der Unglückliche in einer ſitzenden Stellung gebunden, und da die Blattſpitzen bei der Kraft tropiſcher Vegetion in einer Nacht ein paar Zoll aufſchießen, oder man ſie, wie die Malayen behaupten, wachſen ſehen kann, ſo dringen ſie in die Eingeweide des Verbrechers, und dieſer wird langſam gepfählt. Den Gipfel der Schändlichkeiten beſchloß aber die Hinrichtung einer malayiſchen Frau, die ſchwanger eingefangen worden war und bei deren Tod große Wetten geſchloſſen wurden, ob die Leibesfrucht männlichen oder weiblichen Geſchlechtes ſey.

Repreſſalien blieben nicht aus. In Quedah befand ſich eine beträchtliche Anzahl ſiameſiſcher Gefangener, die man bisher zur Ausgrabung eines Tanks oder Süßwaſſerteiches gezwungen hatte. Sie gruben nur ihr Grab, denn eines Tages wurden ſie ſämmtlich niedergemetzelt und ihre Leichen in den Tank geworfen. Nie zuvor hatte man in der Nähe von Quedah einen Geier geſehen, aber ſo ſcharf iſt ihr Geſicht und ihre Witterung, daß noch an dem nämlichen Tage wo das Blutbad ſtattgefunden hatte, dieſe gefräßigen und widerlichen Thiere erſchienen, fortan die ergiebige Stätte nicht mehr verließen, und von ihrem Leichenſchmauſe ſich nur ſelten durch das Feuer der Belagerer und Belagerten aufſchrecken ließen. Zuletzt gewöhnte man ſich auch an dieſen ekelhaften Anblick, denn täglich trug der Quedah-Fluß Leichen abwärts, die zur Ebbezeit am Ufer liegen blieben und jene Thiere anlockten, welchen die Natur die Reinlichkeitspolizei übertragen hat.

Am 16 März wehte die ſiameſiſche Flagge bereits vom Wipfel eines Baumes an der Mündung des Dſchurlong nördlich vom Quedah-Fluß. Capitän Warren benutzte dieſe Gelegenheit zu einer Conferenz mit dem ſiameſiſchen Feldherrn, dem Radſcha von Ligor, der mit dem Gros der Armee noch bei Allegagon ſtand. Dieſes Corps beſtand aus 15,000 Mann, von denen 10,000 mit ſogenannten Towerflinten bewaffnet waren, welche die oſtindiſche Compagnie den Siameſen verkauft hatte, nachdem bei der indiſchen Armee das Percuſſionsſchloß eingeführt worden war. Mittlerweile rückten die Belagerer ſchon ſo weit vor daß ihre Feldſtücke gegen die Baſtionen des Forts ſpielten, welches mit 18Pfündnern antwortete. Der Vortheil war auf Seiten der Siameſen, die vom Rande des Dſchungels aus fochten, während die Malayen in offenem Felde dem Feuer der Gegner ausgeſetzt blieben. Es währte auch nicht lange, ſo räumten die Malayen ihre Schanzen außerhalb des Forts. Nachzug von Flüchtlingen, welche zu Waſſer das Fort verließen, gab es noch immer. So erſchien eines Tages der Harem des Prinzen Abdallah, fünfzehn Stück an der Zahl. Die Damen wurden von den Midſhipmen bewirthet, aber unter Proteſt gegen jede Verſchleierung, weil dieß gegen engliſche Sitte verſtieße. Es zeigte ſich daß der malayiſche Fürſt keinen üblen Geſchmack beſaß. Die jüngern Frauen machten ſich die Haremsferien weltklug zu nutze, und fanden unter den Malayen in brittiſchen Dienſten ſo wackere Beſchützer, daß Prinz Abdallah ſpäter ſchwerlich ſich die Mühe gegeben haben wird die ſchöne Waare als ſein Eigenthum zu vindiciren. Den zarten Flüchtlingen blieb indeſſen nichts übrig als zu Land längs der Küſte der Halbinſel ſüdwärts zu reiſen und dann nach Pinang überzuſetzen, denn die ſiameſiſche Brig Teda Baguſe fand das Benehmen der brittiſchen Alliirten ſehr zweideutig und anſtößig, inſofern ſie die „Rebellen" ungeſtraft, das will ſagen ungepfählt und ungebraten, entſchlüpfen ließen, und ſie lag daher auf der Lauer um jede Praue mit malayiſchen Flüchtlingen abzufangen. Die Siameſen hatten auch nicht Unrecht wenn ſie über das Benehmen der Engländer in Staunen geriethen. Das Blokadegeſchwader hatte nichts geleiſtet als die Verbindungen zwiſchen Quedah und Pinang ein wenig erſchwert. Zwiſchen den Malayen und den Kanonenbooten war noch kein Schuß gewechſelt worden, und als der erſte gegen den Smaragd fiel, ſo geſchah es nur aus Bosheit eines Einzelnen, der ſich deßhalb einer Beſtrafung der Häuptlinge ausſetzte. Die Malayen hüteten ſich wohl die kleine brittiſche Flottille anzugreifen, da dieſe Schiffe im äußerſten Fall ein Aſyl vor der Grauſamkeit der Siameſen boten. Daß ſich die Britten der Flüchtigen annahmen ſchien aber im Sinne der Siameſen mehr der Act eines Feindes als eines Alliirten, denn Humanität iſt einmal kein Kraut, welches auf der transgangetiſchen Halbinſel wächst. Eben ſo wenig wußten die Siameſen die moraliſche Unterſtützung zu würdigen, welche ihnen die Gegenwart der brittiſchen Flagge in der Rolle eines Alliirten gewährt hatte.

In der Nacht zum 20 März wurde das Feuer vom Fort eine Zeitlang ſehr lebhaft und dann folgte Todtenſtille. Bald darauf erſchienen ein Duzend Malayen bei dem Geſchwader — es war der letzte Reſt der Beſatzung, denn die Garniſon war in einer früheren Nacht am Saume des Meeres nordwärts unbemerkt von Britten und Siameſen gezogen und hatte ſich nach Verabredung mit den Streitkräften am Parliſfluſſe vereinigt, die immer noch ſehr bedeutend waren. Bei Tagesanbruch am 20 März 1839 waren die Siameſen bereits Meiſter von Quedah und empfiengen dort ſehr kalt die Glückwünſche ihrer ſonderbaren Alliirten. Das Fort war von rechtwinkliger Form ganz nach der altmodiſchen Art, wie in den erſten Zeiten der Anſiedlungen Portugieſen, Holländer und Britten ihre aſiatiſchen Factoreien zu befeſtigen pflegten. Auf den Wällen ſtanden prächtige Geſchütze auf barbariſchen Lafetten, man bewunderte darunter zwei prächtige eherne Stücke portugieſiſcher Fabrik, die noch ziemlich friſch ſchienen und auf denen das Wappen des Hauſes Braganza prangte.

Der Fähndrich begab ſich in das ſiameſiſche Hauptquartier mit einem Auftrage an den Generaliſſimus. Er wurde von den ſiameſiſchen Officieren ſehr über die Achſel angeſehen, und ſein Dolmetſcher überſetzte ihm manchen ſchlechten Witz welchen ſich die Siameſen über ihre unerſetzlichen Alliirten erlaubten. Die Officiere dieſer Truppen unterſchieden ſich nur von den gemeinen Soldaten daß ſie ein blau und weiß gewürfeltes Seidenzeug trugen. Es koſtete einige Mühe ehe ſich Osborn bei dem von ſeinem aſiatiſchen Generalſtab umringten Feldherrn Gehör verſchaffte, und der große General fühlte einige Kränkung, als er wahrnahm daß ein ſo kleines Officierchen zum Ueberbringer von Aufträgen erwählt worden war. Als dieſer nun als einziges Begehren die Forderung zweier

Digitized by Google

Stiere vorbrachte, damit das brittische Geschwader wieder einmal frisches Fleisch zu kosten bekäme, gerieth der Radscha in Heiterkeit, weil es ihm komisch schien Seine Excellenz mit solchen Bagatellen zu belästigen. Großmüthig gab er indessen die gewünschten Befehle, nachdem ihn der Fähndrich noch mit seinem Fernglas vergnügt hatte, welches der Feldherr anfangs für eine neue Art von Pistolen ansah, dessen optische Leistungen aber ihm großes Erstaunen und Unterhaltung gewährten. Das martialische Aussehen der Siamesen, ihr starker Gliederbau und ihr soldatisches Wesen machten auf den jungen Krieger großen Eindruck. Sie besaßen auch eine gewisse Uniformirung, die nicht eben kostspielig war, denn ihre Bekleidung bestand aus einem Schurz von der Hüfte zum Knie und einem malayischen Sarong, oder Mantel der kreuzweis über die Schultern geworfen wurde.

(Schluß folgt.)

Castréns Reisen in Sibirien.

(Von Ar. Spiegel.)

(Schluß.)

Das Dorf besteht aus vier kleinen Hütten, die am Flusse Dudinka, fünf Werst oberhalb seines Ausflusses in den Jenissei stehen, die Wohnung bestand in einem alten Speicher, der mit Hülfe eines Ofens, etwas Lehm und 19 Bildern zum Range eines Wohnhauses erhoben worden war. Aber weder Ofen noch Lehm vermochten vor den scharfen Polarwinden zu schützen welche in dieser Gegend tobten, und beständig durch den Fußboden und die schadhaften Wände bliesen. Die Temperatur des Fußbodens erreichte in dem geheizten Zimmer nie 5° R., während das Thermometer, auf den hohen Arbeitstisch gestellt, oft 26° erreichte. Trotz eines dreimonatlichen Aufenthaltes in dieser ungesunden Wohnung befand sich doch Castrén fortwährend wohl, seine fortgesetzten Ausflüge schützten ihn auch vor der allgemeinen Plage des hohen Nordens, dem Scorbut, wiewohl ihm das Umherirren auf den öden Tundras bei plötzlich hereinbrechenden Stürmen einigemale leicht hätte gefährlich werden können. Die Gegend ist trostlos: außer Mooshügeln, Moor- und Weidengebüschen ist schlechterdings nichts zu sehen. Am 16 (28) November 1846 reiste endlich Castrén wieder ab, auf dem nördlichsten Punkte seiner Reise nach Tolstoi Noß, zwischen dem 71. und 72. Grad n. Breite belegen. Die Sonne war bereits um Mitte November vom Himmel verschwunden, die Zeit des Tages gab sich nur durch eine schwache Röthe am Horizonte zu erkennen, dagegen konnte man den Mond selbst zur Mittagszeit am Himmel sehen. Während des Tages war die Tundra gewöhnlich in dichten Nebel gehüllt, Abends aber verschwand dieser, und der Mond, die Sterne und das Nordlicht konnten ihren Glanz über die weiten Schneegefilde ausbreiten. Tolstoi Noß selbst besteht aus nur vier Häusern, von welchen eines elender ist als das andere. Die Wohnzimmer waren so schlecht eingerichtet daß das Wasser bald längs der Wände herabrieselte, bald sich in eine Art von Reif verwandelte. Ein eisiger Wind blies durch die Wandritzen und die verfaulten Dielen des Fußbodens. Bei der Heizung, die in der Nacht stattfand, lief man Gefahr durch den Rauch und die kalten, durch die offene Thür hereinströmenden Dünste zu ersticken. Die Fenster waren mit Holzladen vermacht worden, da es ohnedieß unmöglich war bei Tageslicht zu arbeiten.

Solche fortgesetzte Beschwerden und Mühen hätten wohl endlich ihren Einfluß auch auf eine stärkere Natur ausüben müssen, als die Castréns war. Dieselben Mühseligkeiten, dieselben ungesunden Stationen wiederholten sich auch auf der Rückreise nach Turuchansk. Dorthin zu kommen schien jetzt schon ein Glück. „Welch lieblichen Klang, sagt Castrén, hat nicht dieser Name, wenn man ein halbes Jahr auf der Tundra gelebt hat und zwei Monate lang des Sonnenlichtes beraubt gewesen ist. In Turuchansk scheint die Sonne alle Tage, hier kann man sich sogar in seinem Zimmer des Tageslichts erfreuen, da Turuchansk wenigstens vier Häuser mit Glasfenstern hat." Die Ungeduld, bald wieder südwärts zu kommen, bewog den Reisenden Tag und Nacht zu reisen, und dieser Plan hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Der Postillon hatte in der Nacht nicht bemerkt daß das Wasser des Jenissei an mehreren Stellen aus dem geborstenen Eise hervorgebrochen sey, er fuhr in das Fluthwasser hinein, die Rennthiere vermochten den Schlitten nicht wieder aufs Trockene zu bringen und dieser gefror fest. Glücklicherweise fand die Reisenden eine aus Turuchansk abgefertigte Post in dieser Bedrängniß und erlöste sie aus der gefährlichen Gefangenschaft. Krank und reisemüde langte Castrén am 11 (23) Januar 1847 auf einem mit 16 Hunden bespannten Schlitten wieder in Turuchansk an und setzte seine Reise südwärts nach Jenisseisk fort, wo er noch bis in den März verweilte.

Ueber ein Jahr hatte nun Castrén in dem samojedischen Theile Sibiriens verweilt, eine weit längere Zeit hatte er auf das Studium dieser Sprachclasse verwendet, wenn man seine Reisen im nördlichen Europa mit in Anschlag bringt. Seine Mühe und Arbeit war auch hier nicht vergeblich gewesen, es war ihm auch hier gelungen die ethnographischen Verhältnisse dieses Volksstammes festzustellen. Auf Grundlage der sprachlichen Verschiedenheit läßt Castrén die Samojeden in drei große Stämme zerfallen. Diese sind 1) die Jurak-Samojeden, 2) die Tawgy-Samojeden, 3) die Ostjak-Samojeden. Hierzu kommen noch zwei kleinere Stämme; die Jenissei-Samojeden und die Kamassinzen. Die Jurak-Samojeden erstrecken sich vom weißen Meere im Westen bis zum Jenissei im Osten und nomadisiren auf den waldlosen Tundern längs der Küste des Eismeeres. Es versteht sich von selbst daß diese über eine so weite Strecke verbreitete Sprache in mehrere Dialekte zerfällt; Castrén zählt deren fünf auf. Ostwärts an die Jurak-Samojeden reihen sich die sogenannten Tawgy-Samojeden an welche sich bis zur Chatangabucht erstrecken und ebenfalls als Nomaden auf den Tundern umherirren. Gewöhnlich kennt man sie auch unter dem Namen Avam'sche Samojeden. Zwischen diesen beiden großen Stämmen halten sich die Jenissei-Samojeden am untern Laufe des

Digitized by Google

Jeniſſei auf. Auch ſie ſind zum größten Theile Nomaden, betreiben aber zugleich auch Fiſchfang im Jeniſſei. Sie halten ſich in größerer oder geringerer Entfernung von Turuchansk auf, und ihre Sprache zerfällt wieder in zwei Mundarten. Nicht mehr zum Tundragebiete ſondern zur Waldregion gehören die Oſtjak-Samojeden, deren Hauptmaſſe am Ob und deſſen Nebenflüſſen zwiſchen dem Tym und den Aſchulym leben und wiederum mehrere Dialekte ſprechen. Im ſüdlichen Sibirien hat das Samojediſche vielfache Einwirkungen der tatariſchen Sprachen erfahren. An mehreren Stellen ſpricht Caſtrén ſeine Ueberzeugung aus daß das Samojediſche wenigſtens in einem entfernten Verwandtſchaftsverhältniſſe zum Finniſchen ſtehe, ſowie daß der Urſprung dieſes Stammes im Altai geſucht werden müſſe.

Dieſe Ueberzeugung daß die Samojeden im Altai entſprungen ſeyen, legte nun Caſtrén die Pflicht auf ihren Spuren weiter nachzugehen, und mehrere noch ſehr problematiſche Dialekte des ſüdlichen Sibiriens zu ſtudieren. Daß er ohnehin nicht gewillt war die tatariſchen Sprachen von ſeinem Studienkreiſe auszuſchließen, iſt ſchon früher bemerkt worden. Im April 1847 begann er dieſe Forſchungen in Minuſſinsk, einer kleinen Stadt des ſüdlichen Sibiriens, die in einem ſandigen Steppenthale belegen iſt, an einem Arme des Jeniſſei, der den kleinen Fluß Minuſſa in ſich aufnimmt. Die Stadt iſt unanſehnlich und beſteht aus kleinen, halbtatariſchen Häuſern mit hohen Dächern und niedrigen Wänden. Die größte Merkwürdigkeit der Stadt iſt daß man an wolkenloſen Tagen die Schneekuppen der Sajaniſchen Berge mit bloßen Augen unterſcheiden kann. In der dortigen Gegend wohnten die Koibalen, die von den einen zu den Samojeden gezählt wurden, während andere ſich wunderten wie man ſie je für etwas anderes habe halten können als für Tataren. Caſtréns Ergebniſſe waren auch hier merkwürdig. Er fand daß allerdings die Koibalen jetzt zu den Tataren zu rechnen ſeyen, aber erſt ſeit ganz kurzer Zeit. Ihre Stammesnamen ſind ganz andere, und jeder Koibale bezeugt noch daß ſeine Voreltern keine Tataren waren und eine eigene Sprache geſprochen haben, bejahrte Koibalen erinnerten ſich ſogar noch einzelner Wörter aus dieſer Sprache, und aus dieſen zog Caſtrén die Folgerung daß ſie ihrer Herkunft nach theils zu den Samojeden, theils zu den Jeniſſei-Oſtjaken zu zählen ſeyen. Es iſt dieß ein Beweis, wie nöthig es iſt daß ethnographiſche Studien über Völker, deren frühere Verhältniſſe nicht durch ſchriftliche Zeugniſſe feſtgeſtellt ſind, ſobald als möglich gemacht werden müſſen, wenn nicht vieles Material unwiederbringlich verloren ſeyn ſoll.

Die Reiſe wurde nun bald nicht mehr am Jeniſſei, ſondern auf dem Wege fortgeſetzt, der von Minuſſinsk den Tubafluß aufwärts führt. Die ebenen und waldloſen Steppen ſind wenigſtens auf dem rechten Ufer der Tuba ſelten und von geringem Umfang. Das Land wird von Höhen durchzogen, die durch engere und weitere Thäler von einander getrennt ſind. Auf den Bergen wie in den Thälern zeigen ſich Haine von Birken, Pappeln, Eſpen und Weiden, hie und da auch von Lärchenbäumen. Schöne grasreiche Wieſen ziehen ſich faſt ununterbrochen fort, der Graswuchs iſt üppig, zumal auf den Bergen, welche hier fruchtbarer ſind als die Ebenen. Die während der Sommermonate gewöhnlich herrſchende Dürre bewirkt aber daß die Vegetation in den Niederungen ſchnell verwelkt, während in den Berggegenden Gras und Bäume ein friſcheres Anſehen haben. Die Ebenen ſind auch ſehr empfindlich gegen die Nachtfröſte, die ſich ſchon im Auguſt einzuſtellen pflegen. Die Völkerſchaften welche die Wälder früher durchſtreiften, waren theils Samojeden, theils Oſtjaken, in neuerer Zeit ſind zahlreiche Colonien von beiden Völkerſtämmen theils nach China, theils in die Koibaliſche und Katſchinskiſche Steppe gezogen. Die welche im Lande zurückgeblieben ſind, haben zum größten Theil Sprache und Sitten der Tataren, dann der Ruſſen angenommen. Nur zwei kleine Oſtjakengeſchlechter beſtehen als Tataren hier fort, ſonſt beſteht die ganze Bevölkerung aus Eingebornen, Deportirten und aſſimilirten Ruſſen. Wegen der Fruchtbarkeit des Landes iſt die Coloniſation an der Tuba ſehr ſtark, aber die Ufer der mächtigen Nebenflüſſe ſind faſt ganz unbebaut. Die oberſte Colonie innerhalb dieſes ganzen Flußſyſtems bildet der Koſakenvorpoſten Schadaſk; einige Werſt oberhalb dieſes Vorpoſtens hört der Fahrweg auf und nur ein kleiner Reitweg führt am Amyl aufwärts ins Sajaniſche Gebirge. Der Wunſch, wo möglich die Herkunft der Samojeden zu entdecken, führte Caſtrén in dieſe unwegſamen Gegenden, wo nur einige Goldwäſchereien zu finden waren, und ſogar über die chineſiſche Gränze. Der Zweck war über den Stamm der Sojoten Aufſchlüſſe zu erhalten, weil ihn frühere Reiſende zu den Samojeden gezählt hatten.

Der Weg dahin gieng durch eine Gegend, welche von den Eingebornen der ſchwarze Wald genannt wird, wie denn überhaupt dieſelben alle Dinge in ſchwarze und weiße eintheilen. Alle Arten von Nadelholz werden als ſchwarz, Birken und anderes Laubholz aber als weiß bezeichnet. Die Dunkelheit des Waldes war groß und rührte zum Theil auch von den dichten Nebeln her, die unaufhörlich von den Bergen aufſtiegen. Die Paſſage zwiſchen den Bäumen war oft ſo eng daß man ſich nur mit der größten Mühe durchwinden konnte. Der Ausflug zeigte ſich übrigens inſofern fruchtlos, als ſämmtliche Sojoten ſich als Tataren erwieſen, nichtsdeſtoweniger glaubte Caſtrén doch darthun zu können daß dieſelben ehemals Samojeden geweſen ſeyn müßten, und nur, ähnlich den Koibalen, ihre Mutterſprache nach und nach vergeſſen hätten.

Aus dem Minuſſinskiſchen Kreiſe begab ſich der Reiſende nunmehr in den Kanskiſchen, und unterſuchte hier die Sprachverhältniſſe der Kamaſſinzen. Bei näherer Unterſuchung erwies ſich dieſes Volk aus drei Stämmen, von ſehr verſchiedener Herkunft zuſammengeſetzt. Der eine Stamm beſteht aus wirklichen Tataren, der zweite aus Samojeden, welche aber verarmt und bis auf 150 Individuen heruntergeſunken ſind. Sie ſind ihren Sitten nach ſchon faſt zu Tataren geworden und werden es bald auch der Sprache nach ſeyn. Der dritte Stamm beſteht nur noch aus 76 Perſonen und iſt ein Ueberreſt des alten Volkes der Kotten, ihre Sprache iſt ein Dialekt des Jeniſſei-Oſtjakiſchen. Ihrer Religion nach ſind ſie Chriſten, der Bildung nach Ruſſen, ſo daß man ſie in wenig Jahrzehnten kaum mehr von dieſen unterſcheiden wird. Schon im Herbſt des Jahres 1847 traf Caſtrén unter ihnen nur noch ſechs Männer, die ſich einander in der Sprache ihrer Väter verſtändlich machen konnten, und auch ſie hatten in den letzten Jahrzehnten von dieſer ihrer Kenntniß nur ſelten Gebrauch gemacht. Auch noch von einer andern Völkerſchaft, den Karagaſſen, läßt ſich mit ziemlicher Sicherheit vermuthen daß ſie ſamojediſcher Herkunft ſind, darauf weiſen ſowohl viele ihrer Sitten als einzelne Wörter ihrer Sprache hin.

Digitized by Google

Neue Unterstützungen der Akademie setzten Castrén in den Stand noch länger in Sibirien zu verweilen und seine Untersuchungen über die tatarischen Sprachen zu vollenden. Er begab sich demgemäß im Anfang des Jahres 1848 nach Irkutsk, studierte die Dialekte der dortigen Gegend, und setzte dann seine Reise über den Baikalsee nach Osten fort. Die Ufer des Baikalsees sind felsig und raub, weßhalb auch die russischen Colonisten an denselben keinen festen Fuß fassen konnten, sondern dieselben den Burjäten und Tunguſen überlassen mußten. Sobald man aber die Ufer des Baikal im Rücken hat, so gewinnt das Land ein weit freundlicheres Ansehen. Obwohl die Berge nicht verschwinden, so sind sie doch minder düster und schroff als am Ufer selbst, zahlreiche Dörfer legen durch ihr Daseyn Zeugniß von der verhältnißmäßigen Fruchtbarkeit des Landes ab. Obwohl die mongolische Bevölkerung seit undenklichen Zeiten im Lande ansäßig ist, so sprechen doch auch deutliche Zeichen dafür daß einst samojedische Stämme (vielleicht auch finnische) dort ihren Wohnsitz hatten, da mehrere Ortsnamen aus den Sprachen jener Völker erklärt werden müssen. Aber auch in dieser verhältnißmäßig fruchtbaren Gegend fand man am 4 März nach dem russischen Kalender noch gefrorene Fensterscheiben, und der Thermometer sank auf 30° Reaumur. Gleichwohl waren die Steppen vollkommen schneefrei, aber der Grund davon liegt nicht im Klima, vielmehr soll er in der salzigen Beschaffenheit des Bodens liegen.

Die Reise gieng nun über Selenginsk nach Kiachta. Die Bewohner des Landes waren Burjäten, zum größten Theil dem Buddhismus zugethan. Obwohl der Burjäte Wohnungen der verschiedensten Art zu errichten versteht, so bildet doch das Filzzelt seine Lieblingswohnung. Die Wohnung und deren Ausstattung und die Kleidung bilden einen großen Unterschied zwischen den reichen und den armen Burjäten, aber in der Nahrung und Speisenbereitung ist wenig oder gar keiner. Die Hauptnahrung besteht aus mongolischem Thee, der mit Milch aufgekocht, mit Butter vermengt und ohne weiteres Zubehör verzehrt wird. Nächst dem Thee nimmt die Milch den vornehmsten Platz bei den Burjäten ein, hierzu kommen Käse und Butter, und in der Sommerzeit Airân oder Milchbranntwein. Obwohl viele Burjäten Ackerbau treiben, so ist Brod doch bei ihnen selten, ebensowenig gehört Fleisch zu ihrer täglicher Nahrung, und Fische essen sie fast nie.

Kiachta selbst liegt an einem kleinen Flusse gleichen Namens, der in die Selenga fließt. Die Wichtigkeit dieses Platzes für den russisch-chinesischen Handel ist hinlänglich bekannt. Der Zweck, den Castrén mit der Reise in diese Gegend verband, war die Sojotenstämme aufzusuchen, welche hier wohnen sollten. Er traf diese auch wirklich an, aber sie waren durch und durch zu Burjäten geworden. Die Aufgabe welche die Akademie gestellt hatte, wäre hiemit vollendet gewesen, aber Castrén beschloß noch sich Kenntniß des in dieser Gegend gesprochenen Tunguſischen zu verschaffen. Er richtete daher seine Reise von Kiachta nach der Kudareischen Steppe, und von da nach den Gruben von Njertschinsk. Der Weg führte durch wilde Wälder, über Berge und Sümpfe. An den Quellen der Uda wird man plötzlich aus den Steppenregionen in ein wildes Gebirgsland versetzt. Es ist dieß der Jablonnoi Chrebet, der einen großen Theil des Landes von Njertschinsk umfaßt. Dort durchstreifte Castrén noch im Mai 1848 das ganze Njertschinskische Gebiet, auch hier mit dem besten Erfolg für die Wissenschaft. Nachdem er auf diese Art seine ganze Aufgabe auf die befriedigendste Weise gelöst hatte, dachte er endlich an die Heimkehr. Leider enthalten die auf dem Rückweg geschriebenen Briefe nur eine fortlaufende Krankheitsgeschichte. Zufälle der bedenklichsten Art machten es mehr als einmal zweifelhaft, ob er Europa lebend wieder erreichen werde. Wider sein eigenes Vermuthen geschah dieß, und er traf zu Anfang des Jahres 1849 glücklich wieder in St. Petersburg ein.

Es war Castrén vergönnt gewesen diese große Reise zu vollenden mit allen ihren unzähligen Mühseligkeiten und Beschwerden, was bei seiner Kränklichkeit fast ein Wunder genannt werden muß. Eine große Menge Material hatte sich während seiner siebenjährigen Forschungen aufgehäuft, er selbst hatte geglaubt mindestens drei Jahre zur Verarbeitung desselben zu bedürfen. Er starb aber bereits am 7 Mai 1852 als Professor in Helsingfors. Nur eine kurze ostjakische Grammatik und nicht einmal das Hauptwerk seines Lebens, seine samojedische Grammatik, hat er ganz vollenden können. Dieses Werk hatte er selbst noch als das Eigenthum der k. Akademie zu Petersburg bezeichnet. In richtiger Würdigung des hohen Werthes, den Castréns Forschungen für die Wissenschaft haben müssen, übernahm die Akademie nicht nur den Druck der samojedischen Grammatik, sondern suchte auch seine übrigen Sammlungen an sich zu bringen. Die Herausgabe übertrug sie einem Freunde und Landsmann des Verstorbenen, dem Akademiker A. Schiefner, der bereits durch seine Forschungen über das Tibetische sich Verdienste um die Förderung der orientalischen Literatur erworben und seine hohe Befähigung zu solchen Forschungen dargethan hatte. Die samojedische Grammatik allein ist ein Werk von mehr als 600 Seiten, aber auch eine tunguſische und burjätische Grammatik ist seitdem herausgegeben worden, dazu Wörterverzeichnisse in allen diesen Sprachen. Von allgemeinem Interesse sind seine gleichfalls von der Akademie herausgegebenen Vorlesungen über finnische Mythologie, noch mehr aber dürften seine zu erwartenden Vorlesungen über Ethnographie die Aufmerksamkeit aller derer in Anspruch nehmen, die sich für die Völkerverhältnisse des nördlichen Europa und Asien interessiren.

Der chinesische Krieg.

Wenn die Chinesen die europäischen Zeitungen lesen und verstehen würden, so möchten sie sich nicht wenig einbilden daß die feindseligen Bewegungen des Stadtpöbels von Canton in dem mächtigsten europäischen Staat eine Regierung dem Sturze nahe bringen und zur Auflösung des Parlaments führen konnten. Eine solche Auflösung hat ihren Effecten nach ziemlich viel Aehnlichkeit mit einer Revolution, indem sich ja der Körper, welchem die Summe der höchsten politischen Gewalt im brittischen Reiche gebührt, völlig erneuert, wenn auch alte Elemente in die neue Bildung sich mit eindrängen. Um jedoch die brittische Politik im

Morgenlande richtig aufzufaſſen, muß man ſich Mühe geben zu vergeſſen was über die letzten Vorfälle auf und in der Nähe von Hongkong im Parlament und in der Preſſe geſtritten worden iſt, denn die chineſiſchen Dinge waren nur der Vorwand für den Kampf der politiſchen Parteien in der Heimath. Schwerlich würde ein conſervatives Miniſterium, wenn es ſich zufällig am Ruder befunden hätte, Sir John Bowring fallen gelaſſen haben. Schwerlich würde auch Lord Palmerſton, wenn er in der Oppoſition geweſen wäre und die Regierung zum Sturze reif gehalten hätte, jene Händel mit dem Statthalter von Canton zu einem Angriff gegen die Regierung unbenutzt gelaſſen haben. Damit wollen wir ſagen daß die brittiſche Politik öſtlich vom Cap der guten Hoffnung dieſelbe bleibt, mag der Premier Palmerſton oder Derby heißen, oder die leitende Gewalt bei den Whigs oder Tories ruhen. Und dieſe morgenländiſche Politik hat nur ganz niedere Zwecke, nämlich mercantile, im Auge. Wir wiſſen recht gut daß das populäre Geſchrei über die Krämerpolitik der Inſulaner zu den ſeichten Auffaſſungen gehört, die nur an der Bierbank einige Geltung ſich erwerben können. Die brittiſche Nation iſt auch hochherziger und großartiger Regungen befähigt. Der Kampf gegen die napoleoniſche Weltmacht, welcher ein Vierteljahrhundert dauerte, war ein Streit um politiſchen Rang, und nicht um commercielle Zwecke. Die Britten haben ihre weſtindiſchen Colonien ruinirt und ſich ſchwere Steuern zur Abſchaffung des Negerhandels und der Negerſklaverei auferlegt, obgleich das vollſtändige Gelingen dieſer Ziele dem brittiſchen Wohlſtand nur wehe thun kann. Sie befriedigten aber ein ſittliches Bedürfniß, und dieſer Genuß galt ihnen mehr als ihre mercantilen Vortheile. Der orientaliſche Krieg wurde zum großen Schaden ihres auswärtigen Handels begonnen, denn Rußland war als Abnehmer wie als Erzeuger von Rohſtoffen England unendlich wichtiger als die Gebiete des Großherrn. Der Krieg gegen Rußland war eine rein politiſche Aufgabe und mit dem Siege nichts weniger verbunden als handelspolitiſche Eroberungen. In den indiſchen und oſtaſiatiſchen Dingen aber entdeckt man zum größten Verdruß gewöhnlich nur die allerarmſeligſten Krämermotive. Man vermeidet alles, auch das Gute, auch moraliſche Pflichten, wo man befürchtet die Handelswelt zu beunruhigen. Die Gebieter und Eroberer Indiens laſſen mit einer Art von niederträchtiger Objectivität die alte Kaſtengliederung beſtehen, ſie tragen es mit Humor daß ihre Unterthanen den Europäern als Chriſtenkaſte einen ſehr tiefen Rang unter ſich anweiſen. Es iſt auch noch nicht lange her daß die brittiſche Regierung buddhiſtiſche Reliquien für Geld ſehen und ihre Truppen zur Verherrlichung von heidniſchen Feſten der Hindu ausrücken ließ. Nichts macht der ehrenwerthen Compagnie mehr Verdruß als die Thätigkeit der Miſſionäre. Wenn ſich gegen ſolche Apoſtel der indiſche Pöbel zuſammenrottet, wird er nicht nur nicht beſtraft, ſondern die europäiſchen Beamten machen gewöhnlich mit den intoleranten Brahmanen Partei gegen den „Ruheſtörer.“ Ruhe iſt der große und einzige Anſpruch der Handelswelt an die Regierung. Was die Ruhe ſtört iſt vom Uebel, und deßhalb wird jeder Angriff gegen die indiſche Geſellſchaft, nämlich gegen die Kaſte, vermieden und die chriſtliche Propaganda nur wie ein Uebel ertragen. Einer leichtſinnigen, weltlich geſtimmten Nation würde man das viel weniger verargen als den bigotten und religiös hochmüthigen Engländern.

In dieſem Sinne hat ſich das politiſche Organ Lord Palmerſtons, das Edinburgh Review, auch über den chineſiſchen Krieg ausgeſprochen. Es erklärt trocken daß das brittiſche Reich mit China nichts anderes zu ordnen habe als ſeine Handelsverhältniſſe, daß die Regierung nichts wiſſen möge von den Miſſionsverſuchen, daß dieſe Miſſionsverſuche ihr nur Verdruß machen, weil ſie zu Reibungen und zur Beeinträchtigung des Handels führen. Dieſe Politik unterſcheidet ſich daher ſcharf von der franzöſiſchen, welche von den Chineſen geradezu nichts anderes begehrt als freien Spielraum für die Miſſionäre. Der Handel mit China hat in den letzten Jahren eine ſo hohe Bedeutung erlangt daß jede Störung, namentlich in England, heftig empfunden werden muß, und die nachtheilige Wirkung beinahe denſelben ſtaatswirthſchaftlichen Werth wie eine ſchlechte Ernte beſitzt. Die Ausfuhr aus China beſtand bis zum Jahre 1848 hauptſächlich nur aus Thee; dieſe Theeausfuhr ſelbſt hat ſich aber in ſtaunenswerther Progreſſion geſteigert, denn es betrugen die Ausfuhren:

1849 65,314,000 Pfd., davon nach Großbrit. 47,242,000 Pfd.
1856 131,218,000 „ „ „ „ 91,035,000 „

Sie hat ſich alſo in acht Jahren geradezu verdoppelt. Rechnet man das Pfund Thee zu 42 kr. (14 Pence), ſo ſtellt die Theeausfuhr des letzten Jahres einen Geldwerth von 7¾ Mill. Pfd. St. oder 93 Mill. Gulden dar. In den letzten Jahren aber hat ſich noch ein anderes Item in den Ausfuhrliſten Rang verſchafft. Die Ausfuhr von Seide aus China belief ſich 1849 nur auf 17,228 Ballen, ſie betrug im Jahre 1853 erſt 25,571 Ballen. Die nachfolgenden Mißernten ſteigerten aber die Ausfuhr in den drei Jahren 1854 bis 1856 auf durchſchnittlich 55,000 Ballen im Jahr, welche das Pfund zu 14 Sh. (8 fl. 24 kr.) gerechnet, einen Werth von 4 Mill. St. oder 48 Mill. Gulden darſtellen. Der Thee iſt in Großbritannien, den Vereinigten Staaten und den Niederlanden zu einem der wichtigſten Genußmittel geworden, er zählt nach Brod und Fleiſch als drittes in der Ernährung des brittiſchen Volkes. Außerdem iſt er fiscaliſch von der höchſten Bedeutung, denn der Theezoll trägt zwiſchen 6—7 Mill. Pfd. St. dem Staatsſchatz. Was aber den Eintauſch dieſer beiden chineſiſchen Producte noch ſorgenvoller macht, iſt die Eigenthümlichkeit des aſiatiſchen Handels überhaupt, nämlich ſeine ſogenannte Paſſivität. Europa hat nur wenige Rimeſſen für aſiatiſche, und ſo gut wie keine für chineſiſche Producte. Zwar hat man in neuerer Zeit baumwollene Producte, namentlich Garne nach China abzuſetzen begonnen, allein dieſe Einfuhr iſt und bleibt eine Bagatelle. [1] Die Engländer können chineſiſchen Thee und chineſiſche Seide nur mit einem indiſchen Artikel, mit Opium, bezahlen, welches nach China eingeſchwärzt werden muß. Im Handelsjahr 1853—54 wurden für mehr als 7 Mill. Pfd. St. Opium nach China eingeſchwärzt. Das Opium hat bekanntlich einen doppelten Urſprung, es wird entweder in Bengalen gebaut und über Calcutta, oder in Malwa gebaut und über Bombay ausgeführt. Das bengaliſche Opium muß der indiſchen Regierung abgeliefert werden, welche dem Erzeuger in den Jahren 1852—54 durchſchnittlich 290 Rupien (à 1 fl. 12 kr.) für die Kiſte gezahlt hat. Dieſes Opium wird dann in öffentlichen Auctionen an die Exporteure verſteigert. Die indiſche Regierung gewann

[1] Im Werth überſchritt ſie nur wenig 1 Mill. Pfd. St.

Digitized by Google

vor 1840 etwa 1000 Rupien an der Kiste, gegenwärtig jedoch nur 6—700 Rupien, da in den Auctionen nicht ganz 1000 Rupien für die Kiste zu gewinnen waren. Dafür hat sich die Ausfuhr fortwährend gesteigert, und sie betrug 1854 bereits 48,319 Kisten bengalischen Opiums. [1] Die Einkünfte des Monopols hielten sich in dieser Zeit noch auf 250 Lak, also auf 30 Mill. Gulden. Für das Opium, welches in den Staaten unter brittischem Schutz gebaut wird, zahlt der Exporteur nur einen Ausfuhrzoll von 400 Rupien für die Kiste; wenn also 40,000 Kisten Malwa-Opium ausgeführt werden, so ist dieß ein Einkommen von 160 Lak oder 19⅓ Mill. Gulden. Bei solchen hohen Gewinnen schweigt natürlich die Stimme des Gewissens, und das unsittliche, aber gewinnbringende Monopol erhält sich frisch und munter gegenüber jeder Kritik. Erstens würde es sehr schwer seyn den Ertrag des Monopols in dem indischen Schatze zu entbehren, und selbst wenn sich dort ein Ersatz fände, so bliebe man in der größten Verlegenheit, womit man denn jene 131 Mill. Pfd. Thee und die 55,000 Ballen Seide bezahlen wollte. Die 7 Mill. Pfd. St. Opium als chinesische Rimesse kosten doch nur der indischen Regierung wenig mehr als 2 Mill. Pfd. St., und so hat man wenigstens 5 Mill. Pfd. St. von den chinesischen Ausfuhren gedeckt.

Europa hat aber nicht bloß chinesische Ausfuhren, sondern auch indische zu bezahlen, und dazu muß es beständig in den Säckel greifen und baar Geld über Suez schicken. Die Silberausfuhr aus Europa betrug in den Jahren 1851—1855 zusammen 22½ Mill. Pfd. St. oder 4½ Mill. Pfd. St. jährlich. Im Jahre 1855 waren die Verschiffungen schon auf 7,934,129 Pfd. St., und im verflossenen Jahr auf 14 Mill. Pf. St. gestiegen. Die Silbererzeugung der gesammten Welt wird auf weniger als 8 Mill. Pfd. St. geschätzt. Es ist also klar daß der chinesische Handel nicht lange mehr auf die alte Art fortgeführt werden kann, da früher oder später doch unsere Silbervorräthe sich erschöpfen müssen.

Ein Krieg mit China müßte nothwendig alle diese so künstlich gestalteten Verhältnisse in Verwirrung bringen. Wenn sich Volksmassen einmal an den Gebrauch eines Nahrungsmittels gewöhnt haben, so ist es ihnen nicht so leicht wieder zu entreißen. In Folge eines Krieges würden zunächst die Theezufuhren geringer werden, also der Preis des Thees enorm steigen. Der europäische Handel würde vielleicht nur die Hälfte von den 130 Mill. Pfd. empfangen, für diese Hälfte aber mindestens so viel zahlen als wie für das Ganze. Nun ist es umgekehrt eine alte Erfahrung daß die Opiumpreise sinken, so wie der Krieg ausbricht. Der Absatz dieses Luxusartikels stockt mit der Verarmung der Bevölkerung; es werden also nicht nur weniger Kisten angebracht werden, sondern dieses Minus obendrein zu niedrigeren Preisen. Wenn wir nun schon im vorigen Jahre für 170 Mill. Gulden Silber aus Europa nach Asien verschifften, welche Höhe würde diese Art von Rimessen erreichen, wenn ein Krieg mit China vollständig zum Ausbruch käme? Das geringste Uebel wäre noch der Ausfall den der brittische Schatz in Folge der verminderten Thee-Einfuhr, und der indische Schatz in Folge des verminderten Erlöses aus der Opiumausfuhr erleiden würde, obgleich diese Verluste sich im härtesten Falle zusammen auf 60 Millionen Gulden belaufen möchten.

Die Engländer haben daher alle Ursache nicht mit den Chinesen zu spaßen. Bis jetzt hat man es nur mit einer einzigen Stadt zu thun, und bekanntlich hat sich Canton von jeher durch seinen Haß gegen die „Barbaren" ausgezeichnet. Selbst wenn die kaiserliche Regierung den besten Willen hätte die englischen Rechtsansprüche oder Gelüste zu befriedigen, sie wäre nicht stark genug um der Stadt ihren Befehl aufzuzwingen. Die dortigen Statthalter dürfen nie Nachgiebigkeit zeigen, oder der Pöbel reißt sie in Stücken. Der jetzige Beherrscher des himmlischen Reiches aber ist gar nicht in der Lage etwas gegen eine populäre Bewegung in den Südprovinzen durchzusetzen. Wenn die Mandschu-Dynastie im Erlöschen begriffen ist, so muß man nie vergessen daß die Briten es waren welche dieses Regentenhaus in Gefahr brachten, und daß die Ursache des Abfalles so vieler Provinzen zurückreicht bis auf den Frieden von Nanking. Die Demüthigungen welche dieser Vertrag den Mandschu auferlegte, ließen sich nicht vor dem chinesischen Volke verschleiern. Die kaiserlichen Truppen hatten das Land vor den Barbaren nicht zu schützen vermocht.

Die Asiaten begannen gering von der Gewalt ihres Herrn zu denken, in despotisch regierten Staaten aber ist die Furcht allein das erste und letzte Motiv zum Gehorsam. Vor dem brittischen Kriege hatte die Regierung den Gebrauch von Feuerwaffen dem Volke gänzlich untersagt, ja selbst der Verkauf von Eisen wurde überwacht, aus Besorgniß daß das Metall nicht zu Ackergeräthen, sondern zu Waffen verwendet werden könnte. [1] Während des Krieges hatte man aber überall den Landsturm organisirt, und die Waffen blieben in den Händen von Leuten welche nach dem Frieden sie noch auf allerlei Weise zu gebrauchen dachten. Geheime Gesellschaften hatten immer unter den Mandschu bestanden und werden in China immer bestehen. Ein Volk welches Talent zum Conspiriren hat, wird sich dieses Laster nie abgewöhnen. Geheime Gesellschaften sind indessen mehr gefürchtet als sie verdienen. So lange sie die öffentliche Meinung nicht für sich haben, sind sie unschädlich; sobald aber die öffentliche Meinung für dieselben Zwecke auftritt, dann hören die Zwecke auf geheime zu seyn, denn die ganze Gesellschaft erhebt sich, und dann sind es nicht die Verbindungen, sondern die öffentliche Meinung welche gefährlich wird. Die geheimen Gesellschaften welche an eine Wiedereinsetzung der Mingdynastie dachten, das heißt an eine Vertreibung der nicht chinesischen Mandschu-Dynastie, erhielten erst Bedeutung als man anfieng diese gefürchteten Eroberer gering zu schätzen. Selbst dann noch war es der kaiserlichen Regierung möglich diese gefährliche Gluth zu ersticken, wenn sie nicht zu einem unbesonnenen fiscalischen Manöver ihre Zuflucht genommen hätte. Die öffentliche Meinung ist in jeder Gesellschaft nur das Product der politisch befähigten Classen, der geistig regsamen Theile einer Nation. In China bilden das was wir ausschließlich die „Gesellschaft" im exclusiven Sinne nennen, die sogenannten Literaten oder die Gelehrten, welche ihren Cursus mit den öffentlichen

[1] Der Werth des bengalischen Opiums belief sich in den Handelsjahren 1853. 54. 55. 56 auf 3,830,000 Pf. St., 3,271,000 Pf. St., 3,306,000 Pf. St.; 3,784,000 Pf. St., die Ausfuhren über Bombay sind aus dieser Zeit nicht vollständig bekannt geworden.

[1] Sir John Francis Davis late H. M's. Plenipotentiary in China etc. China during the War and since the Peace, London 1852 tom. II. p. 183.

Examina hinter ſich haben. Alle politiſchen Aemter werden nur mit ſolchen Gelehrten beſetzt, und obgleich die Chineſen recht gut die Abkunft von edlen Familien und den Glanz von Familiennamen zu ſchätzen wiſſen, ſo führt die Herrſchaft doch nicht eine Ariſtokratie welche auf Geburt, ſondern eine Ariſtokratie welche auf Intelligenz beruht. Gelehrſamkeit und akademiſche Qualitäten waren bisher die Mittel geweſen um eine glänzende Laufbahn zurückzulegen. So war es von jeher geweſen unter allen früheren Dynaſtien, und der Gelehrtenſtand hatte nie eine populäre Verehrung zu vermiſſen gehabt. Nach dem Frieden von Nanking aber brauchten die Mandſchu Geld, theils um die Entſchädigungen zu zahlen, theils um die Ausfälle in den Einkünften und die Auslagen für das Heer zu decken. Man fiel auf den Gedanken die Beamtenſtellen als Patente zu verkaufen. Natürlich gereichte dieß dem geſammten Gelehrtenſtand zum größten Nachtheil, welcher plötzlich alle ſeine Anſprüche aufgeben mußte, und dann hatte der chineſiſche Schatzkanzler bald weit mehr Stellen verkauft als vacant waren, er mußte daher, um das Avancement und die Circulation der Candidaten zu beſchleunigen, beim geringſten Verſehen gleich die alten Beamten abſetzen was natürlich nicht zur Minderung der Unzufriedenheit beitrug. Die Vertheidiger des neuen Steuerſyſtems waren meiſtens Mandſchu, die Gegner Chineſen vom alten Schlag. In dieſem Lichte erſcheint daher der bald großjährig gewordene Aufſtand in den mittleren Provinzen als eine durch und durch populäre Reaction gegen die Fremdherrſchaft, als eine nationale Regung, und zu der Nationalität des Chineſen gehört es daß er alles haßt, verachtet, unterdrückt was nicht chineſiſch iſt. Dieſe Zähigkeit der chineſiſchen Nation muß man billigerweiſe bewundern. Wie oft ſind ſie nicht von fremden Völkern unterjocht worden, und immer wurden ſie wieder die Herren ihrer Unterdrücker, ſie gaben ihnen den chineſiſchen Stempel, die chineſiſche Tracht, chineſiſches Ceremoniell, chineſiſchen Verwaltungsmechanismus, ſo daß im Grunde China immer von Chineſen regiert wurde, mochte die Dynaſtie welchen Urſprungs immer ſeyn. Dieſe Unverwüſtlichkeit der chineſiſchen Nationalität zeigt ſich auch in der Ausbreitung des Menſchenſchlages, der an den Südufern des Amur alle Härten eines nördlichen Continentalklima's ertragen gelernt hat, während er immer noch ſeine Eigenthümlichkeit unter den Tropen in dem heißen Canton behält. Es gab eine Zeit, wo man noch wähnte der chineſiſche Aufſtand ſey ein Product der proteſtantiſchen Miſſionäre, und nach der Vertreibung der Mandſchu werde ein chriſtliches Reich, wenn auch à la chinoise beginnen. Spätere Ereigniſſe haben dieſen ergötzlichen Wahn bald verſcheucht. Der Chineſe iſt überhaupt unfähig einen Religionskampf zu beginnen, da er ſeinem ganzen Weſen nach religiös gleichgültig und tolerant in dieſem Sinne iſt. China iſt der einzige Staat ohne Staatsreligion, ja ſeine 300 oder 360 Millionen Bewohner ſind, wenn nicht geradezu Atheiſten, doch ohne eine Religion, welche Gottesverehrung zum Ziel hat, es fehlt ja bekanntlich der chineſiſchen Sprache vollſtändig an einem Ausdruck für die Gottheit. Die chineſiſchen Philoſophen haben ihrer Nation keine Religion hinterlaſſen, denn die Anbetung perſonificirter Naturkräfte, und die Verehrung der Abgeſchiedenen war im Grunde nur zur Befriedigung der Phantaſie des Pöbels erdacht; der Buddhismus aber iſt eine Religion ohne Gottheit, er iſt überhaupt nur ein Recept gegen die Qualen der Seelenwanderung. Es hat nun in China wiederholt Religionsverfolgungen gegen Buddhiſten, Mohammedaner, Chriſten ꝛc. gegeben, allein immer nur aus politiſchen Motiven. „Wenn ihr die Chineſen zu Chriſten bekehrt hättet, ſagte der Kaiſer Yongtſching (1724) den Jeſuiten, was würde dann aus uns werden? Unterthanen Eurer Könige! Die Chriſten, denen ihr lehrt daß ſie keine Autorität als Euch anerkennen ſollen, würden bei Empörungen auf keine andere Stimme hören.“ Das Chriſtenthum iſt der chineſiſchen Geſellſchaft gefährlich, und deßhalb, aber auch nur deßhalb wird es nicht geduldet.

Man ſollte immer meinen daß die Chineſen, welche ſo gewerbfleißig, erfinderiſch und techniſch gebildet ſind, für die Europäer die tiefſte Bewunderung fühlen müßten, wenn ſie ihre mächtigen Inſtrumente, ihre Schiffe, Dampfer, ihre Waffen, Uhren, Ferngläſer ꝛc. zu Geſicht bekämen. Der Chineſe ſchließt daraus aber nicht auf hohe Qualitäten der Nationen welche dergleichen Kunſtwerke produciren, ſondern er ſieht darin nur eine zufällige ſinguläre Begabung. Er ſetzt das in einen Rang mit den ſeltſamen Eigenſchaften, die Elephanten oder andere wilde Thiere zeigen; er ſchließt daraus nicht daß die Europäer eine höhere Ausbildung beſitzen, ſondern er wundert ſich höchſtens über das Spiel der Natur, welche „Barbaren“ mit dergleichen Fähigkeiten ausſtattete. Die Bewohner Cantons haben nun ſeit drei Jahrhunderten Verkehr mit Europäern gepflogen, ohne daß ſich ihre Geringſchätzung gemildert hätte.

Ein Krieg mit einem ſolchen Volke iſt jedenfalls eine undankbare Aufgabe. Der Chineſe würde einen vortrefflichen Soldaten liefern, denn an Muskelſtärke fehlt es ihm nicht, da die Chineſen die Culis oder Laſtträger in allen aſiatiſchen Hafenplätzen geworden ſind. Es fehlt dem Chineſen auch nicht an Muth, wie man gewöhnlich annimmt, denn er hat dieſe Eigenſchaft oft gegen Europäer gezeigt, und bewährt ſie beſtändig als Seeräuber. Er iſt auch im höchſten Grad mäßig, wenn er nicht bereits an die Vergiftung mit Alkohol oder Opium gewöhnt iſt. Allein ihre Bewaffnung beſteht nur aus roſtigen Luntenflinten, ihre Geſchütze werden ſchlecht bedient, ihre Verſchanzungen ſind ohne Kunſt angelegt, ihre taktiſche Ausbildung iſt europäiſchen Truppen gegenüber wirkungslos, und jedes Gefecht mit ſolchen Truppen iſt etwa einem Kampf von Bauern gegen die Königin auf dem Schachbrett zu vergleichen. Die Helme dieſer Truppen ſind aus Papier verfertigt, und es klingt komiſch wenn der Herr des himmliſchen Reiches den Garniſonen der Städte anbefahl, bei der Durchreiſe einer europäiſchen Geſandtſchaft „recht furchtbar“ zu erſcheinen. Die Britten beſitzen jetzt eine Waffe, welche in einem Krieg mit China von entſcheidendem Erfolg wäre, nämlich eine Flotte von Dampfern jeglicher Größe. Mit ſolchen Fahrzeugen vermöchten ſie auf den großen Flüſſen tief in das Herz des Landes zu dringen, ſich raſch zu bewegen, immer den Rücken und die Verbindung mit der Küſte zu unterhalten, und den Schrecken ihres Namens durch das große Reich zu verbreiten. In einem ſolchen Falle hätten die Mandſchu nur noch Einen Trumpf auszuſpielen, nämlich das Aufgebot der acht tatariſchen Banner. In dem letzten engliſch-chineſiſchen Kriege wurde der Tſchakar oder die acht Banner einberufen, allein man behielt die Truppen in der Nähe von Peking. Pater Huc traf mit einem Officier dieſes Aufgebots zuſammen, und erzählt in ſeinem erſten Werke (I. p. 52) darüber folgendes: „Der Tſchakar iſt in

Digitized by Google

acht Banner oder chinesische Pa-ki eingetheilt, welche sich durch die Namen ihrer acht Farben unterscheiden. Wir fragten den Mann, welchen militärischen Rang er unter dem blauen Banner bekleidet habe. Als die Banner des Tschakar, erzählte er, vor etwa zwei Jahren gegen die Rebellen des Süden (Britten) aufbrachen, hatte ich den Grad eines Tschuanda. Anfangs hielt man die Sache für geringfügig und glaubte nicht an ein Aufgebot des Tschakar. Die Landwehr der Kitat (Chinesen) brach zuerst auf, richtete aber nichts aus; die Banner der Solon setzten sich dann in Bewegung, konnten aber nicht die Hitze des Südens ertragen; endlich schickte der Kaiser uns seinen heiligen Befehl. Noch an dem nämlichen Tage brachen wir gegen Peking auf, und von Peking führte man uns nach Tientsin, wo wir drei Monate blieben. — Habt ihr gefochten? Habt ihr den Feind gesehen? — O nein! er hütete sich wohl zu erscheinen. Die Kitat wiederholten uns aller Orten daß wir einem sichern und nutzlosen Tode entgegengingen. Was wollt ihr denn, sagten sie, gegen die Wasserbestien anfangen? Sie leben im Wasser wie die Fische. Wenn man es am wenigsten erwartet, erscheinen sie an der Oberfläche und schleudern brennende Sikua (Wassermelonen). Sobald man den Bogen spannt um sie mit Pfeilen zu beschießen, tauchen sie unter das Wasser wie die Frösche. Auf solche Art suchte man uns Furcht beizubringen, aber wir Soldaten der acht Banner wissen nicht was Schrecken ist. Kaum hatten die Rebellen vernommen daß das unbezwingliche Aufgebot des Tschakar anrücke, bekamen sie Angst und baten um Frieden. Der heilige Meister (Kaiser) hat ihnen in seiner gränzenlosen Barmherzigkeit die Bitte gewährt, und wir sind dann nach unsern Weiden heimgezogen um wieder unsere Heerden zu hüten." Diese nomadische Heeresmacht ist beritten und mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Sie führen auch Säbel an der linken Seite, die der Reiter aber rückwärts herauszieht um nicht den rechten unbewaffneten Arm bei diesem Geschäfte einer feindlichen Waffe auszusetzen. Ob diese unbezwinglichen acht Banner ein Carré europäischer Infanterie niederzureiten vermöchten, oder ob sie gegen eine Raketenbatterie Stand halten werden, muß die Erfahrung erst lehren. Im Grunde aber bleibt alle europäische Kriegskunst machtlos gegen ein Volk von 300 Millionen welches von nationalem Dünkel beseelt jeden Fremden herzhaft verachtet. Wohl vermöchten die Engländer alle chinesischen Armeecorps zu zersprengen, alle zu Schiff erreichbaren Städte zu bombardiren und niederzubrennen, aber zuletzt würde doch nichts mehr erreicht werden als eine zweite Auflage des Friedens von Nanking, den die Chinesen erst noch vollständig erfüllen sollen.

Man stellt sich gern vor, als ob der Aufstand „des jüngern Bruders Christi" einen Krieg gegen die Mandschu begünstigen müßte. Das ist nun allerdings außer Frage, denn ein brittischer Kriegszug würde der erlöschenden Dynastie den Rest geben. Nur würde die Lage der Europäer durch diese Wendung nicht verbessert werden. Welche Bedeutung auch immer für die Chinesen der Sieg des Aufstandes haben könnte, den Europäern sind die Rebellen jedenfalls nicht hold, denn sie fechten gegen die Fremdherrschaft der Mandschu, und ihre Bewegung hat den Sinn einer nationalen Reaction gegen eine nicht chinesische Gewalt. Alle Empörungen in China, die mit der Vertreibung einer fremden Dynastie endigten, schlugen zum Nachtheil des Völkerverkehrs aus, weil die Chinesen hinterdrein nur begieriger zu ihrem Abschließungssystem zurückkehrten. Der Fremdenhaß ist die populärste Regung in China, und eine neue Dynastie würde nicht damit beginnen dürfen den „Barbaren" anstößige Privilegien zu gewähren. Es liegt daher im Interesse der Britten, die Mandschu keiner neuen Demüthigung und Erniedrigung auszusetzen, sondern die Miene beizubehalten, als bestände nur Fehde mit dem Pöbel einer einzigen Stadt. Glücklicherweise für die Engländer hat Canton, also auch ihre Colonien auf der Insel Hongkong, sehr bedeutend von ihrem mercantilen Rang eingebüßt, namentlich hat seit Eröffnung der fünf Häfen Schang-hai von Jahr zu Jahr eine höhere Bedeutung gewonnen, während Canton mehr und mehr verdunkelt wird. In Schang-hai herrscht durchaus nicht der Fremdenhaß, wie in den südlichen Provinzen, und wenn das Theater der Feindseligkeiten durch stillschweigendes Uebereinkommen beider Parteien auf Kuang-tong beschränkt bleibt, so wird auch der Hauptzweig des chinesischen Handels vor gänzlicher Stockung bewahrt bleiben, das einzige und das nächste Ziel welches die jetzige brittische Regierung zu erreichen suchen wird.

Ueber die europäischen Diebssprachen.

Die „Revue Contemporaine" bespricht in einer längern Abhandlung das neueste Werk Francisque Michels, das den Titel führt: „Etudes de philologie comparée sur l'argot et sur les idiômes analogues parlés en Europe et en Asie," und das die Entwicklung einer vom französischen Institut gekrönten Denkschrift ist. Man liest in dieser Beurtheilung unter anderm: Obwohl Charles Nodier in seinen „Notions de linguistique" den Spitzbuben viel Einbildungskraft und einen höchst erfindungsreichen Verstand zuerkennt, spricht er ihnen die Fähigkeit sich ein ureigenes Idiom zu schaffen doch in folgenden Worten ab: „Keine besondere Gesellschaft kann sich, in der Sprache der gemeinschaftlichen Gesellschaft, eine Sprache schaffen welche der Form jener entrückt ist und nicht die Elemente derselben an sich trägt." In allen Sprachen kürzt man die Ausdrücke ab deren man sich oft bedient. In England und vielen andern Ländern werden die so verstümmelten Worte, wenn sie in der Umgangssprache einmal Aufnahme gefunden haben, bald auch geschrieben; in Frankreich dagegen sind derartige Ausdrücke nur unter den niedrigsten Volksclassen im Gebrauch, und es bedarf außergewöhnlicher Umstände um sie allgemein werden zu lassen. Zu den Zeiten der bürgerlichen Unruhen wiederhallten einige solcher Ausdrücke, nachdem sie von verschiedenen Factiosen gebraucht worden waren, im Geschrei der Menge, und giengen von hier aus in Flugschriften und Bücher über. Die Pamphletäre der Fronde sagen Maza statt Mazarin, und die Unzufriedenen bedienten sich dieses Namens ohne Zweifel lange vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten; das Wort *aristo* genoß erst im Jahr 1848 die Ehre auf der Rednerbühne genannt zu werden; allein es war, wenn man dem Verfasser des Werks über „die Verschwornen" glauben darf, in den geheimen Gesellschaften schon in den ersten Jahren der Re-

Digitized by Google

gierung Ludwig Philipps im Gebrauch. Die Orientaliſten, d. h. die ſogenannten Sprachreiniger des Rothwälſch, gebrauchen für redemption (Erlöſung), im Sinn von Gnade, *redam;* für bénéfice (Wohlthat) *bénef;* für acharnement (Erbitterung) *achar;* für escroc (Gauner) *es;* für rendez-vous (Stelldichein) *rendève;* für voiture (Wagen) *roite.* Oft fügen ſie dieſen Wörterſtümmeln Phantaſie-Endungen bei, welche deren Natur vollſtändig ändern; ſtatt briseur und bourreau (Henker) ſagen ſie *brimar;* ſtatt guichetier (Thürſteher) *guichemar;* ſtatt Perükier *perruquemar;* ſtatt Boutique *boutanche;* ſtatt Präfectur *préfectanche;* ſtatt Verſailles *Versigo.* Ohne Zweifel gebrauchen ſie in Folge einer derartigen Umänderung *orphelin* (Waiſe) für *orfèvre* (Goldſchmied). Letzteres Wort wurde anfangs wahrſcheinlich auf eine einzige Sylbe reducirt, und irgend ein Dieb wird es in guter Laune durch eine Art Calembourg ergänzt haben. Wenn die Ausdrücke um deren Abkürzung es ſich handelt, zu kurz ſind als daß ſie noch kürzer gemacht werden könnten, ſo erhalten ſie nur eine Endung welche ihre Phyſiognomie ändert; *là* (dort) z. B. wird lago; là - bas (da unten) *labago;* ici (hier) *icigo* oder *icicaille* u. ſ. f.

Dieſes Verfahren, und jedes andere ähnliche, bildet den materiellen und techniſchen Theil der Diebsſprache; allein es hat auch ſeine geiſtige und zuweilen ſelbſt ſeine poetiſche Seite. In dieſer Sprache werden die Maler *créateurs* (Schöpfer) genannt; die Wachthunde Alarmiſten; die Erde die erzeugende. Die, wie dieſes, aus einem Mittelwort der gegenwärtigen Zeit abgeleiteten Hauptwörter ſind ungemein zahlreich; luisant (leuchtend) bedeutet jour (Tag); *tournante* (drehend) clef oder Schlüſſel; *soutenante* (unterhaltend, ſtützend) canne oder Rohr; insinuant (einſchmeichelnd) Apotheker; *relevante* (aufrichtend) moutarde, d. h. Senf u. ſ. w.

Im italieniſchen Rothwälſch (oder dem Furbeſken) bedeutet piacer (Vergnügen) Ducaten; im ſpaniſchen (oder dem *germania*) nennt man die Realen (die Geldmünzen nämlich) amigos oder Freunde, und unter dem Wort alegria, Heiterkeit, verſteht man eine Kneipe. In der erſtern dieſer Sprachen heißt das Auge Laterne; in der zweiten hat es denſelben Namen, wird überdieß aber auch Leuchtfeuer (fanal) genannt.

Das Furbeske iſt ein geiſtreicheres Kauderwälſch und weit weniger roh als alle andern derartigen Idiome; die Keckheit verſchwindet darin unter der Liſt; das Zotige verbirgt ſich unter der eleganten Feinheit des Ausdrucks. Das Wort veloce, ſchnell, dient darin zur Bezeichnung der Stunde; der Liebende, dieſer italieniſche Liebende, der ſtets bereit iſt ſeinen Freunden mit ſeinen Klagen und Seufzern, die er nöthigenfalls in Sonette verwandelt, die Ohren vollzuſchreien, erhält den bezeichnenden Namen bramoso; der Unwiſſende dagegen bekommt das edle Epitheten gentiluomo (Edelmann).

Das engliſche, minder zarte, Rothwälſch nähert ſich durch ſeine maleriſchen und cyniſchen Kraftausdrücke mehr dem franzöſiſchen; die Uhr, die toquante (Schlaguhr), wie in Frankreich das Volk ſagt, heißt auf der andern Seite des Canals tattler, Schwätzer. In Paris iſt ein Neger ein mal blanchi (ſchlecht Gewaſchener); die Londoner Spitzbuben bezeichnen ihn mit der ironiſchen Benennung snow-ball, Schneeball, oder mit lily-white, Lilienweiße; die Soldaten heißen lobsters, Seekrebſe, wegen der Farbe ihrer Uniformen.

Die ruſſiſchen Diebe nennen eine Eiſenſtange oder einen dicken Stock Champagnerwein, während in Folge der nämlichen, nur in umgekehrtem Sinn angewandten, Metapher die abſcheulichſten Kneipen der Pariſer Barrieren oft den Schild à l'assommoir, zum Bleikugelſtock, führen. Niemand wird die koſtbaren Verbindungen der Polizeiſpione mit den Dieben entſchuldigen, und doch nähern ſie ſich ihnen durch mehr als eine Redensart. Die Zähne werden von den Spitzbuben mobilier genannt, von den Spionen ameublement de la bouche (Möblirung des Mundes); letztere nennen die beiden Schweſtern das was jene mit dem Wort jumelles (Zwillinge) bezeichnen; endlich bedeutet in der Diebsſprache der Ausdruck tranche-ardent die Putzſcheere, und im Gaſſenſtyl heißt: „Unnützer (inutile), nimm das Ueberflüſſige dieſes Brennenden (ardent) weg," ſo viel als: „Lakai, putz das Licht."

Dieſe Beiſpiele werden zeigen daß ſich die Diebsſprachen faſt aller Orten mehr oder minder gleichen, daß dieſe Aehnlichkeit aber nicht auf einen gemeinſamen Urſprung hinweist, ſondern nur ein Beleg für die Identität der Principien iſt auf welchen dieſe Umgangsſprachen beruhen. Dieſe ſtrenge Einheit der Methode geſtattet dem Rothwälſch alſo, ſich jeden Tag auf dem Laufenden der wiſſenſchaftlichen und gewerblichen Entdeckungen zu halten, und während wirkliche, regelmäßige Sprachen gezwungen ſind fremde Wörter zuzulaſſen oder griechiſche Zuſammenſetzungen zu ſchmieden, die oft in grellem Mißklang zum ganzen Wörtervorrath ſtehen, erweitert ſich das Kauderwälſch der Diebe leicht und einfach, kraft der Principien welche ſeiner Bildung zu Grunde liegen. Die Kartoffel oder der Erdapfel (ein Name welchen Ludwig XVI und Parmentier aufbrachten) heißt in der Diebsſprache Schweinsorange (orange à cochons). Nach Erfindung der Bankbillette nannte der Bagno ſie faſſots garatés, vom Namen Garat, dem Caſſier der ſie unterzeichnete. Faſiot! hört ihr nicht das Rauſchen des Seidenpapieres? Das Tauſendfrankbillet iſt ein männlicher Faſiot, das Fünfhundertfrankbillet ein weiblicher Faſiot.

Notizen über die Peiong im niederländiſchen Indien.

Weil es auf den ſundiſchen und molukkiſchen Inſeln alljährlich mehrere Monate faſt täglich, und dabei ſehr oft den Wolkenbrüchen ähnlich regnet, ſind Regenſchirme, hier Peiong genannt, den Bewohnern dieſer Länder, namentlich den Frauen unentbehrliche Utenſilien. Allein nicht nur um ſich vor Regen, ſondern auch um ſich vor den heißen Strahlen der Sonne zu beſchirmen, benutzen Eingeborne, Chineſen, Miſchlinge und viele inländiſche Weiße beiderlei Geſchlechts eine und dieſelbe Sorte Peiong, welche man in Europa nur als Regenſchirm benutzen würde. Da nur die hier anweſenden Europäerinnen, manche inländiſche Weiße oder deren Frauen und Kinder einen Unterſchied im Gebrauch der Peiong kennen und ſich beim Sonnenſchein der Peiong Kitjil (d. i. kleiner Schirm, wie die verſchiedenen Sorten der europäiſchen Sonnenſchirme hier genannt werden) bedienen, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich daß alle diejenigen der hieſigen Bewohner die noch niemals euro-

Digitized by Google

päische Luft einathmeten, unter dem Namen „Peiong“ einen jeden Schirm begreifen, der ebenso gut vor Regen wie vor Sonnenstrahlen beschirmt. [1] Wie man sich leicht denken kann, ist der Bedarf an Peiong im niederländischen Indien sehr bedeutend, und namentlich sind Chinesen Verkäufer und Fabrikanten derselben. Die chinesischen Peiong sind von sehr starkem Papier, und deren Stöcke und Stäbchen von sehr leichtem aber dennoch festem Holz gefertigt; das Papier ist mit Oelfarbe gefärbt, wodurch es sehr an Festigkeit gewinnt. Diese Peiong sind etwas leichter wie unsere seidenen Regenschirme, und dabei sind sie auch ungemein wohlfeil, denn in Java's Hauptstädten und zu Macassar kostet ein solcher chinesischer Regen- und Sonnenschirm gewöhnlich nur 50 Cent (beiläufig 5 Neugroschen); wie billig müßten diese Peiong erst seyn wenn man sie in großen Quantitäten einkaufte und mit baarem — bei Chinesen so sehr beliebten — Silbergeld bezahlte? Um den Europäern nachzuahmen, wird es bei malayischen und javanischen Frauen immer mehr gebräuchlich sich der europäischen Regenschirme zu bedienen, allein wenn auch diese dauerhafter wie chinesische Peiong sind, sind letztere hier doch weit zweckmäßiger wie die geringeren Sorten des europäischen Fabricates; denn obschon die chinesischen Schirme leichter wie die europäischen zerreißen, so sind sie doch undurchsichtig im Sonnenschein und beschirmen die darunter befindlichen Personen auch besser wie cattune Regenschirme vor Regentropfen, der Verbiegung der Fischbeinstäbe durch die Sonnenhitze gar nicht zu gedenken. Jedoch nicht nur zum Schutz gegen Nässe und Hitze, sondern auch als der Distinctionszeichen bedient man sich im niederländischen Indien der Peiong, denn es gibt gewisse Sorten solcher Schirme vor welchen Ehrbezeigungen gethan werden müssen, indem sie den Rang des darunter gehenden, reitenden oder sitzenden Individuums andeuten sollen. [1] Wenn es nun auch nicht einem jeden gestattet ist sich dergleichen Peiong zu bedienen, kommt es doch sehr häufig vor daß Wachtmannschaften unter die Waffen treten, Schildwachen ihre Gewehre präsentiren und dergleichen mehr Militärhonneurs vor einem Peiong verrichten, während diese doch nur den rechtmäßigen Eigenthümern solcher verliehenen Schirme gebührt.

Die Peiong der Provinzialgouverneurs und Residenten sind oben über und über vergoldet, während die (beim Aufspannen) untere Seite der Schirme weiß oder gelb colorirt ist, sie sind etwa einen Fuß breiter und deren Stöcke 1½ Fuß länger wie europäische Regenschirme. Die Peiong eingeborner Häuptlinge auf Celebes und den Sundainseln sind an der obern Seite von grüner oder blauer Farbe, und je nach dem Range des berechtigten Inhabers mit drei, zwei oder nur einem breiten vergoldeten Streifen (Cirkel), auf der untern Seite durch Vergoldung oder auch nur mit Figuren von gelber Farbe verziert, die Stöcke dieser Schirme sind 8 bis 10 Fuß lang. Im niederländischen Indien haben die autorisirten Eigenthümer solcher Distinctionsschirme großentheils gleichen Rang mit Generalmajors und Obersten der Armee, und daher werden die Militärs auch instruirt, solchen etwa bei ihren Wachen vorbeiziehenden Civilbeamten und eingebornen Häuptlingen — welche von den Kriegsleuten natürlich an nichts anderem als ihren aufgespannten Regen- und Sonnenschirmen erkannt werden — die gebührenden Honneurs zu erweisen. Nun ist es aber hier bei den hohen Herren keineswegs Gebrauch solche Ehrenzeichen selbst zu tragen, sondern diese Arbeiten müssen Dienstboten verrichten, und obgleich die hiesigen Militärs — gleichviel von welchem Range — ihre Epaulette, Orden und dergl. m. Decorationen selbst zu tragen pflegen, so tragen die hohen holländischen Civilstaatsdiener und die eingebornen Häuptlinge die ihnen verliehenen Ehrenpeiong doch fast niemals selbst, weßhalb auch öfters ein Versehen mit den zu leistenden Ehrenbezeigungen vorkommt. Häufig folgen die Dienstleute welche die Schirme tragen, reitend der Equipage ihrer Herren, gewöhnlich folgen sie denselben aber zu Fuß, während deren Herren reiten. Da nun die allzu hohen und breiten Ehrenpeiong oft mit beiden Händen festgehalten werden müssen und die Schirmträger beim Gehen oder Reiten gar sehr geniren, so sind die hohen Herrschaften ihren Schirmträgern oft um viele Schritte voraus und werden somit von dem Militär nicht gebührend begrüßt. Zuweilen stehen aber Schirmträger auch mit aufgespannten vergoldeten Peiong barfuß hinten auf der unbesetzten Pendi (Kutsche) ihrer Herren, und werden deßhalb mit den ihren Herren gebührenden Militärhonneurs complimentirt.

Wenn nun, wie oben erwähnt, gewisse Sorten der Regen- und Sonnenschirme eine besondere Auszeichnung farbiger Noblesse und hoher Staatsdiener sind, so vermeinen die christlichen Nonia und Nona (Frauen und Fräulein) auf den Molukken sich ebenfalls vor ihren ungetauften Nebenmenschen auch dadurch auszeichnen zu müssen daß sie beim Ausgehen sich europäische, über ihre Häupter aufgespannte Regenschirme von heidnischen Sklaven oder Dienstleuten nachtragen lassen; auch viele getaufte Herren lassen sich daselbst diese Dienste von Dienstboten erweisen, obschon auf den molukkischen Inseln nicht der Ehrenpeiong, sondern eigenhändig zu tragende Stöcke mit goldenen oder silbernen Knöpfen die distinctiven Zeichen der Häuptlinge (Radja, Orankaija, Orandua u. s. w.) sind.

Bei einigen Völkern, namentlich den Javanen, ist es üblich mehrere aufgespannte Peiong bei den Leichenzügen über die Särge zu halten, nichts desteweniger wird auch ein solcher Schirm auf das Grab gesteckt und dort zurückgelassen.

Als etwas hier ganz eigenthümliches ist noch zu erwähnen daß viele Officiere der Armee sich bei ihren Dienstverrichtungen der Peiong bedienen, denn nicht selten geschieht es daß ein wachthabender Capitän oder Lieutenant des Nachts anstatt mit dem Degen, mit dem aufgespannten Schirme in der Hand die Ronde macht und so die Parole empfängt.

---

[1] Kleine Dächer welche über die im Freien stehenden Geschütze — um diese vor dem nachtheiligen Einflusse der Nässe und Hitze zu beschützen — angebracht werden, nennt man hier auch Peiong.

[1] Hierbei ist zu bemerken daß, wenn auch weder Sonnenschein noch Regen dazu Veranlassung bietet, solche Peiong dennoch aufgespannt werden, nur um die Qualität der Inhaber bemerklich zu machen, zumal da sehr oft zwischen den Civilstaatsdienern und Officieren der Armee Disharmonie herrscht.

Digitized by Google

Die Sklavenſtaaten der amerikaniſchen Union.

Unter dem Titel: „A Journey in the Seabord Slave States; with Remarks on their Economy,“ hat Hr. Frederick Law Olmſted, Verfaſſer der „Walks and Tales of an American farmer in England,“ im verfloſſenen Jahre zu London ein Werk herausgegeben, das vielfach neues Licht auf die Zuſtände in den amerikaniſchen Sklavenſtaaten wirft, und wohl verdient auch auf dem europäiſchen Feſtland näher gekannt zu werden. Die engliſchen Blätter, namentlich die Times, beſprachen dieſes Werk kürzlich in längern Artikeln, wobei ſie dem Sammlerfleiß, den Talenten und der feinen Beobachtungsgabe des Verfaſſers volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und namentlich darauf aufmerkſam machen daß der geiſtige wie der materielle Fortſchritt durch das Sklavenweſen großen Eintrag erleide. Dabei wird aber auch bemerkt daß in den ſklavenfreien Staaten mannichfache irrige Begriffe über die Zuſtände im Süden der Union herrſchen, zu deren Beſeitigung Hrn. Olmſteds Werk weſentlich beitragen werde. Wir leſen darin unter anderm: „Die Bewohner des Nordens beſitzen bis jetzt noch ziemlich mangelhafte Kenntniſſe über den Süden, meiſt aus nicht ſehr zuverläſſigen Quellen, aus Novellen oder aus Erzählungen flüchtiger Sklaven. Die nordſtaatlichen Reiſenden im Süden ſind meiſt Kaufleute, die ihren perſönlichen Geſchäften nachgehen; oder Invaliden, welche den Winter an ſonnigfreundlichen Orten zubringen wollen; oder reiche Leute, die bei gaſtfreien Freunden Zerſtreuung und Vergnügen ſuchen, um geſellſchaftliche Zuſtände aber ſich nicht kümmern. Daneben beſitzt der Süden keine bedeutende eigene Litteratur, aus welcher der Norden Belehrung ſchöpfen könnte; was an litterariſchen Erzeugniſſen vorhanden iſt, hat ſeinen engbeſchränkten ſpeciellen Zweck, und iſt meiſt auf die Einbildungskraft oder auf Streitfragen berechnet. Von den Bewohnern ſelbſt, ſeyen es Schwarze oder Weiße, Belehrung erlangen zu wollen, iſt weit ſchwieriger als in Europa. Ich war ſomit faſt ganz auf mich beſchränkt, und muß geſtehen: ich habe von dem was ich nicht geahnt weit mehr, von dem was ich erwartet weit weniger geſehen als in irgendeinem der vielen andern Länder welche ich durchreiſte.“

Die lehrreichſten Capitel in Hrn. Olmſteds Werk ſind die über Virginien, die beiden Carolina, Georgia, Alabama und Louiſiana. Da wir ihm indeß nicht in alle dieſe Staaten folgen können, ſo beſchränken wir uns auf Virginien, den älteſten Sklavenſtaat in der Union: im Jahr 1620 wurden die erſten Sklaven in denſelben eingeführt. In dem gleichen Jahre nämlich in welchem das Schiff Mayflower die erſten freiwilligen Auswanderer nach Neu-England brachte, wurde auch eine Ladung von zwanzig Schwarzen, unmittelbar aus Afrika, von einem holländiſchen Schiff im James River ans Land geſetzt, verkauft und ſo unter die Pflanzer der Colonie vertheilt. Auf dieſe Weiſe hat Virginien eine mehr als zweihundertjährige Erfahrung bezüglich ſeiner ſogenannten „domestic institution“ für ſich, und war im Stande in derſelben mannichfache Verbeſſerungen einzuführen die nicht ohne günſtige Wirkung auf die Neger geblieben ſind. Grauſame Behandlung iſt zwar immer noch nicht ſelten, gehört jedoch, trotzdem, zu den Ausnahmen und wird von den Pflanzern ſelbſt höchlich mißbilligt. Sieht man daher von ſolchen gelegentlichen Brutalitäten ab, denen die Neger ausgeſetzt ſind, ſo läßt ſich behaupten daß, im ganzen genommen, gut für ſie geſorgt iſt, und daß ſie weniger Grund haben ſich über die Sklaverei zu beklagen als ihre Herren ſelbſt. Sie ſind namentlich gut genährt, und ihre ganze Lebensordnung, wie wir dieſe auf S. 108—111 des Olmſted'ſchen Werks geſchildert finden, bildet einen günſtigen Gegenſatz zu der des europäiſchen Arbeiters. Auch ihre Wohnungen ſind, wenigſtens dem Anſchein nach, ziemlich bequem eingerichtet, und ihre Kleidung entſpricht ihrer Beſchäftigung und den klimatiſchen Verhältniſſen des Landes. Selbſt die geiſtlichen und ſittlichen Zuſtände der Neger haben ſich nach dem übereinſtimmenden Zeugniß einer Menge der achtbarſten Eigenthümer in hohem Grade gebeſſert, beſonders im Laufe der letzten zwanzig bis dreißig Jahre. „Sie können zwar, ſagte einer dieſer Pflanzer, die Neger auf den iſolirten alten Pflanzungen im Hinterland jetzt noch gerade ſo finden wie ich als Knabe ſie geſehen habe, dumm und hinbrütend, und ohne höhere Intelligenz als die welche ſie aus Afrika mitgebracht. Ueberall aber wo das Land ſtark beſiedelt iſt, haben ſich ihre Verhältniſſe weit günſtiger geſtaltet. Sie werden menſchlicher behandelt, ſind beſſer genährt und haben weit mehr „Vorrechte“ in Betreff ihres Erziehungsweſens.“ Letztere Behauptung hatte für Hrn. Olmſted etwas auffallendes, allein man ſagte ihm, es ſey damit gemeint: daß die bezüglich ihrer gottesdienſtlichen Verſammlungen erlaſſenen geſetzlichen Beſchränkungen thatſächlich nicht mehr in Ausführung gebracht würden, und daß ſie, in Folge der Schlafheit der Aufſeher, in dieſer Hinſicht großer Freiheit genöſſen. Wenn übrigens die religiöſe und ſittliche Lage der Sklaven, meint Hr. Olmſted, auch noch viele dunkle Seiten zeige, ſo dürfe man dieß den Negern nicht allein zur Laſt legen; die Hauptſchuld liege an ihren Lehrern und Predigern, ſo wie an dem Inſtitut der Sklaverei ſelbſt, die, ſo lange die Welt ſtehe, menſchliche Gefühle, Hochherzigkeit, Ehrlichkeit und Treue nicht aufkommen ließ. Die Neger beſitzen zwar unbeſtreitbar eine große Vorliebe für greifbare äußerliche Religionshandlungen, für die Untertauchung der Wiedertäufer, die Ceremonien der Epiſkopalen, oder die mit Stentorſtimme abgehaltenen Predigten der Lagerverſammlungen; allein ihre Religionsbegriffe ſind dabei doch ſo roh, daß ſie auf ihr Betragen nur geringen Einfluß zu üben vermögen. Ein Onkel Tom iſt, wie man allgemein annimmt, eine Neger-Unmöglichkeit, und Lügenhaftigkeit und Dieberei, dieſe charakteriſtiſchen Eigenſchaften der Neger, werden als eingewurzelte Uebel geſchildert. Sie werden, ſagt man, ſelbſt in ihren Gebeten zu Gott lügen, und faſt allgemein ſtehlen ſie wenn ſie eine Gelegenheit dazu haben. Man hat mir, ſagt Hr. Olmſted, als eine auffallende Thatſache erzählt daß überall auf den Pflanzungen eigenthümliche, in Fleiſch und Blut der Neger übergegangene agrariſche Begriffe herrſchen; daß die Neger behaupten, das Reſultat der Arbeit gehöre von Rechtswegen dem Arbeiter, und daß ſich auf dieſen Grund hin ſelbſt religiösgeſinnte gerechtfertigt fühlten wenn ſie „Maſſa's“ Eigenthum zu ihrem eigenen zeitlichen Vortheil verwenden. Sie nennen dieß „nehmen,“ und unterſcheiden es aufs genaueſte vom „Stehlen,“ — was beweiſt daß ſie doch gewiſſe innere Ueberzeugungen, wenn auch beſchränkter Art, beſitzen. Als Beiſpiel wird eine alte Negerin angeführt, welcher man Vorwürfe darüber machte daß ſie einige der Putzſachen ihrer Herrin „genommen“ habe. Sie erwiederte: „man ſolle nicht ſagen ſie ſey gottlos; Alt-Tantchen Anna ſage, die armen farbigen Leute haben ein Recht ſich alles „anzueignen“ was von der weißen Leute Gottesſegen ihnen in den Weg fällt.“ Eine ſonderbare Entwicklung der Immoralität der Neger liegt ferner in ihrem wachſenden

Digitized by Google

Hang zum Spiel. So erzählt Hr. Olmsted, in Richmond sey neulich die Polizei in einen Spielkeller eingedrungen und habe darin etwa zwanzig Neger bei „hohem Spiel," nebst allen Zubehörden einer Spielhölle erster Classe, getroffen. Als man die Neger ins Wachthaus brachte, zeigte sich daß auch einige darunter waren „welche zuvor im Rufe höherer Frömmigkeit gestanden." Dieser Charakterzug wird an einer andern Stelle folgendermaßen erklärt: „Früher herrschte bei den Sklaven die Gewohnheit sich Abends und an Feiertagen mit Tanzen zu erlustigen, und sie fanden große Freude an dieser Unterhaltung. Endlich predigte man gegen diese Gewohnheit, und die Folge davon ist daß das Tanzen jetzt sehr „außer Mode" kommt, daß aber die jungen Leute zum Zeitvertreib an Feiertagen und in Mußestunden sich dem Spiel und noch schlimmeren Dingen ergeben. Ich habe während dieser Feiertage weder Tanz noch sonst eine ihnen zur Erholung dienende Belustigung gesehen, mit Ausnahme etwa des Petarden-Abbrennens; alle ihre Unterhaltungen zeigten einen schlimmen Charakter."

Der Müßiggang, die Unbedachtsamkeit und Sorglosigkeit der Negerrace sind sprüchwörtlich, und werden von den Weißen als fast unheilbare Fehler betrachtet. Sie sind deßhalb sehr gleichgültige Arbeiter, und können kaum bei irgendeiner Maschinenarbeit verwendet werden. Einem „wohlunterrichteten Capitalisten und Sklavenhalter" zufolge erwarten sie fort und fort eine Maschine die ihre eigene Arbeit verrichten soll, und man kann sie nicht dazu bringen einer Maschine die erforderliche Aufmerksamkeit zu schenken. Alle Menschen sind von Natur aus träg, der Afrikaner aber übertrifft alle seine Brüder des menschlichen Geschlechts in diesem Hang unserer gemeinschaftlichen Natur.

Hr. Olmsted führt an, man gebe aus diesem Grunde den Negern stets nur die rohesten und plumpsten Werkzeuge, wie sie freie Arbeiter zu ähnlichen Geschäften nie gebrauchen würden. Der Einfluß dieser Thatsachen auf die geringere Productivität der Negerarbeit, die durch die Geständnisse der Negereigenthümer selbst bestätigt werden, ist ein Hauptgegenstand der Nachforschungen Hrn. Olmsteds, auf den daher auch wir die besondere Aufmerksamkeit lenken möchten. Ein anderer, Beachtung verdienender, ebenso nachtheilig wirkender Umstand ist die Geschicklichkeit der Neger in Erheuchelung von Krankheiten. Sie stellen sich beständig krank, übertreiben ihre Schmerzen, und klagen über Leiden bald an dieser bald an jener vitalen Stelle ihres Körpers. Eine wirkliche Krankheit, oder selbst ein ernster Unfall, wird von ihnen nicht selten als eine wahre Himmelsgabe betrachtet. So wurde z. B. einmal einem Neger durch den Fall eines Stücks Bauholz die Hand zerschmettert; nachdem sich seine Schmerzen einigermaßen gemildert hatten, rief er aus: „Gott sey gedankt — die Hand gehört dem Massa, und ich darf nun für dieses Jahr kein Korn mehr schneiden." Dieß erinnert uns an die Anekdote über den vom Regen überfallenen Neger, der lieber seinen Kopf als seinen Hut naß werden lassen wollte, da der Hut ihm, der Kopf aber dem Massa gehöre. Noch viel häufiger wissen die Neger, besonders der weibliche Theil derselben, ohne alle Ursache Vorwände aufzufinden um der Arbeit zu entgehen.

Es hat daher nichts auffallendes für uns, wenn wir Beweise über Beweise finden daß sich Virginien in einem vergleichsweise stationären, wo nicht rückschreitenden Zustande befindet. Ueber die Urbarmachung des Bodens bemerkt Hr. Olmsted: „Nicht mehr als ein Drittheil des Landes das man, von Washington herkommend, übersehen kann, ist anbaufähig gemacht; der Rest ist meist Tannenwald. Von dem anbaufähigen Lande scheint mehr nicht als ein Viertheil wirklich bebaut zu seyn, das übrige ist mit Brombeergesträuch und anderm Gestrüpp, sowie mit langem, grobem, werthlosem Gras überwachsen." Aehnliche Beobachtungen, oder Beobachtungen welche zu denselben Schlüssen führen, machte Hr. Olmsted anderwärts auf seiner Reise, und die Zeitungen und öffentlichen Actenstücke der Virginier selbst liefern Beweise in Menge für ihr Zurückbleiben in der Cultur des Bodens. Aus einer Reihenfolge solcher Actenstücke entnehmen wir folgende leitende Einzelheiten: Virginien besaß vor der Revolution und bis zur Annahme der Föderal-Verfassung mehr Reichthum und eine stärkere Bevölkerung als irgendein anderer Staat der Union. Zur Zeit der Revolution hatte es nahezu eine zweimal so starke Bevölkerung als Pennsylvanien, war im Besitz eines weit größern Reichthums und verfügbaren Capitals, und hatte weitaus die besten natürlichen Hülfsmittel für äußern Handel und innern Verkehr. Von der ersten Stelle in Reichthum und politischer Macht ist es jetzt zur fünften bezüglich des erstern, und zur vierten in Bezug auf die letztere herabgesunken. New-York, Pennsylvanien, Massachusetts und Ohio haben es überholt an Reichthum, und alle, mit Ausnahme von Massachusetts, an Bevölkerung und politischer Macht. Drei der obenerwähnten Staaten sind buchstäblich mit Eisenbahnen und Canälen überdeckt, und der vierte (Massachusetts) wenigstens mit Eisenbahnen. In Pennsylvanien übertrifft die Masse cultivirten Landes weit die des uncultivirten; in Virginien schwankt die Wagschale noch stark zu Gunsten des letztern. In Pennsylvanien kostet ein Acre Landes 25 Dollars baar Geld, in Virginien nur 8 Dollars. Sollte man etwa glauben dieser Unterschied zwischen dem Werth des Landes in Virginien und dem in Pennsylvanien rühre theilweise von dem fruchtbareren Boden in letzterm her, so läßt sich eine ähnliche Vergleichung mit dem andern angränzenden freien und alten Staat New-Jersey anstellen, dessen Klima, der Nähe des Oceans halber, nur unmerklich von dem Virginiens abweicht, während der Boden, beide Staaten im Durchschnitt genommen, entschieden minder fruchtbar ist. Der durchschnittliche Werth des Farm-Landes in New-Jersey wird auf 44 Dollars für den Acre angegeben; der in Virginien beträgt, wie oben erwähnt, 8 Dollars. Die Hülfsquellen Virginiens sind jedenfalls sehr große, nur beklagen die Virginier selbst daß sie vergleichsweise unentwickelt und unbenützt sind. Diese Ansicht wurde von einem Candidaten für die dortige Legislatur in einer sehr launigen Rede vertreten, der wir, nach Hrn. Olmsted, folgende Stellen entnehmen: „Der Handel, sagte er, hat schon vor langer Zeit seine Segel ausgespannt, und ist von euch weggesegelt. Ihr habt bis jetzt nur eben Kohlen genug ausgegraben um euch an euren eigenen Herden zu wärmen; ihr habt den Stoßhammer Vulcans nicht angesetzt um Götter-Schlage zu führen in euren eigenen Eisengießereien; ihr habt in euren Manufacturen bis jetzt nur so viel grobe Baumwolle gesponnen um eure eigenen Sklaven zu kleiden. Ihr habt keinen Handel, keinen Bergbau, keine Manufacturen gehabt. Ihr habt euch einzig und allein auf die Macht des Ackerbaues — und welch eines Ackerbaues! — gestützt. Eure Unaufmerksamkeit auf eure einzige Quelle des Reichthums hat euch die Schätze im Schooße der Muttererde verborgen gehalten. Statt Vieh auf tausend Hügeln zu futtern, habt ihr lieber den stumpfschwänzigen Stier durch die Schlagruthe gejagt um euch zähes Beefsteak zu verschaffen. (Gelächter und Beifall.) Der gegenwärtige Zustand der Dinge hat in Virginien allzu lange gedauert. Der Grundbesitzer hat den Pachter geschunden, und der Pächter hat das Land geschunden, bis alles zusammen arm geworden ist. Ich habe eine Geschichte über den Zustand des Gedeihens unseres Ackerbaues gehört, deren Schauplatz ich aber weder dahin noch dorthin verlegen

will. Vor noch nicht langer Zeit sagte mir ein Gentleman in Washington, er habe eine Reise gemacht in einer County nicht hundert Meilen von diesem Platz hier, und sey einem unserer Bürger zu Pferd begegnet, mit vielleicht einem Sack Heu statt eines Sattels, ohne Steigbügel, und mit dem Leitriemen statt eines Zaums. Er habe zu ihm gesagt: „Fremder, wem gehört dieß Haus hier?“ — „Es ist das meinige,“ war die Antwort. Sie kamen zu einem andern. „Wem gehört dieses Haus?“ „Ebenfalls mir, Fremder.“ Zu einem dritten. „Und wem dieses?“ „Auch mir, Fremder; glaubt aber nicht daß ich so thöricht bin alles Land umher für mein Eigenthum anerkennen zu wollen.“ (Gelächter und Beifall.) Wir mögen Land besitzen, wir mögen Sklaven besitzen, wir mögen Ankerplätze und Minen besitzen; allein wenn es uns an Einsicht fehlt, wenn wir kein vollständiges Unterrichtssystem einführen, so ist es ganz unmöglich daß wir jene Stufe der Wohlfahrt erreichen können die uns gebührt, und zu deren Erstrebung Virginien alle seine Kräfte aufbieten sollte.“

Die Virginier wollen nicht zugeben daß die Sklaverei an ihren stationären und vergleichsweise rückschreitenden Zuständen schuld sey. Die Sklaverei ist ihnen durch den Handel welchen sie mit Sklaven treiben, durch die Züchtung, Aufziehung und Ausfuhr der Neger, so werthvoll geworden, daß sie gerne für immer sie beibehalten möchten, und daher ärgerlich werden wenn man behauptet sie sey nur ein Hemmschuh für ihre Wohlfahrt. Gemeinschaftlich mit dem obenerwähnten Redner, scheint es, verlangen sie laut eine bessere Erziehung, umfassendere Kenntnisse im Ackerbauwesen, Eisenbahnen, Canäle, Minen, Manufacturen, einen directen Handel mit Europa, und was dergleichen mehr ist. Allein wenn ihnen bis jetzt alle diese Dinge fehlen, wo anders liegt die Schuld als in ihrem Mangel an natürlicher Thatkraft und in ihren Institutionen? Kann das vornehme Blut eines Theils ihrer Ansiedler und ihre consequente Abneigung gegen den Handel, sowie die schwächende Wirkung des Klima's diese belangreichen Uebelstände erklären? Hr. Olmsted glaubt dieß nicht, und schließt daraus daß in der „Sklaverei allein der Grund der Verschiedenheit zwischen dem Werth des Eigenthums und der gesammten commerciellen und industriellen Wohlfahrt in Virginien und den benachbarten freien Staaten liege.“ Wir können natürlich seine Ansichten aus eigener Erfahrung nicht bestätigen, glauben aber sagen zu dürfen daß uns seine Schlußfolgerung eine wichtige scheint.

Die Frage welche sich naturgemäß erhebt, ist: wie kommt es daß man die freie Arbeit, wenn sie einen um so viel höhern Werth hat für denjenigen der sie anwendet, und wohlthätig ist für das Ganze, nicht an die Stelle der Sklavenarbeit setzt? Wäre diese Frage vollständig beantwortet, so würde sie die Schwierigkeit lösen auf die wir stoßen wenn wir uns die ganze Bedeutung des gegenwärtigen Kampfs in Kansas klar machen wollen. Freie Arbeit scheint aus theils offenen, theils geheimen Gründen nicht im Stande zu seyn die Sklavenarbeit da zu ersetzen wo Neigung herrscht letztere beizubehalten. Eine solche Neigung aber besteht in Virginien unläugbar. Das Widerstreben die Sklaven freizugeben, hat *zugenommen*, und zwar nicht aus Eifersucht gegen die Abolitionisten, wie Hr. Olmsted behauptet, sondern weil der Werth der Sklaven gestiegen ist durch die vermehrte Nachfrage im Sklaven-Ausfuhrhandel. „Wenn,“ sagt er, „ein genauer jährlicher Sklavenpreiscourant zu haben wäre, so würde er die schwankenden Wahrscheinlichkeiten einer allgemeinen Emancipation genauer andeuten als der Werth der englischen Consols die wechselnden Aussichten auf Krieg oder Frieden.“ Wird die Sklavenarbeit beibehalten — gleichgültig was der wirkliche oder vorgebliche Grund dazu seyn mag — so hat sie die — wenn auch unserer Ansicht nach immer noch *mysteriöse* — Tendenz die freie Arbeit auszuschließen, die ihr naturgemäß überlegen ist. Hr. Olmsted bemerkt daß, wo die Sklavenarbeit vorherrscht, die Arbeit in Mißachtung gerathen ist; daß die Weißen nicht mit Negern, und auch nicht in derselben Arbeitsclasse wie diese, arbeiten mögen. Solche Betrachtungen sind ohne Zweifel wichtig, und dürften nach der Meinung mancher Leute genügen die in Rede stehende Frage zu beantworten; allein wir gestehen daß sie uns nicht ganz befriedigt haben.

Ein Ausflug in das Innere von Neu-Guinea.

Im San Francisco Journal schildert ein Deutscher aus Bremen einen Ausflug nach dem Innern der westlichen Halbinsel von Neu-Guinea, nach den Arfatgebirgen, welche die dortige Nordküste begränzen. Die Fahrt wurde von Dorery, einem kleinen Hafenplatz bei Cap Mamori, in Begleitung zweier Malayen und dreier Eingebornen auf einem Kahn oder einer Tambanga flußaufwärts auf der Kali unternommen. Interessant sind besonders die Naturschilderungen, die mit großer Wärme geschrieben sind, und von denen wir etliche Bruchstücke folgen lassen.

Das enge Fahrwasser machte bedeutende Krümmungen, bis auf einmal eine seeartige Ausbreitung sich vor uns öffnete. In diesem Augenblick zertheilten sich die Morgennebel, und zeigten uns in weiter Ferne die bergigen Ufer die nach Südosten zu die Lagune begränzten. Der Wald auf der Höhe verlor sich in einem Wolkenmeer, über welchem hoch am Horizont die in der Morgensonne rosenroth erglühenden Schneeberge schwebten. Hinter uns lag das Delta der Mündungen, zu dessen freundlichen Wiesenflächen die Sonne so eben Zutritt erhielt während Dunststreifen den Lauf der Stromarme bezeichneten. Ich bestrebte mich den Arm auf dem wir eingedrungen von den anderen zu unterscheiden, mußte jedoch diesen Versuch als vergeblich aufgeben. Die Stille die bis jetzt geherrscht hatte, wurde durch die Stimmen des mannichfachen Thierlebens unterbrochen, dürre Baumstämme, die im Wasser trieben, dienten den ersten Reihern zum Ruhesitz, anscheinend für philosophische Meditationen, in Wahrheit aber für die materielle Beschäftigung des Fischfanges. Ebenso schienen die schönen weißen Schwalben, die so leicht mit unbewegten Flügeln über den Wasserspiegel hinwegglitten, gymnastische Uebungen zum alleinigen Zweck zu haben; doch glaube ich, die stahlgrünen Libellen wußten besser was der Zweck dieser graciösen Schwenkungen war. Unbeweglich wie am blauen Himmelsgewölbe ausgespannt, schwebte der Fischadler, und betrachtete mit scharfem Auge die ruhige Fluth, bis er, die Flügel eng an die Brust gedrückt, aus der Höhe sich in das kühle Wasser stürzte.

Der Vers. versuchte am Ufer sein Jagdglück, fand aber den Wald ziemlich einsam, und nur hin und wieder belebt von dem Geschrei eines Vogels, das ihm die Anwesenheit von Krähen zu verrathen schien. „Je mehr wir uns vom Lagerplatz entfernten, desto häufiger wurde dieser Ruf, bis wir am Rand einer sumpfigen, nur mit niederem Gebüsch bedeckten Bodensenkung die Urheber

Digitized by Google

dieses Geschreies vor uns sahen. Es waren Paradiesvögel, neun Stück, darunter ein Männchen im vollen Glanze seines Federschmuckes. Wie ein Lichtstreif folgten die garbenartigen Federn dem Vogel, auf dessen Bronzegefieder die Sonnenstrahlen wie auf polirtem Erz erglänzten; ich legte mein Gewehr an, hatte aber diesmal mit dem besonderen Mißgeschick zu kämpfen daß der Kupferhut versagte und der glänzende Vogel entfloh. Er entkam somit der Bewunderung und der ausgestopften Unsterblichkeit auf dem Hut einer europäischen Freundin . . .

Wir kamen allmählich auf ebenen Grund, der nur hie und da durch morastige Stellen unterbrochen wurde. Die Schatten des Abends verlängerten sich immer mehr, die Dämmerung brach ein, und es umhüllte uns bald vollständige Dunkelheit. Gegen Norden zu bemerkten wir einen Schein, wie unsere Alfurus behaupteten, das Lagerfeuer eines vom Fischfang lebenden Stammes, der in diesem Sumpfterrain streifte. Wir sahen auch bald die Flammen des freundlichen Elementes durch den Wald uns entgegenschimmern, und befanden uns kurz darauf auf einer schmalen Lichtung, in der sich mehrere dunkle Gestalten gegen den hellen Schein abzeichneten. Im Näherkommen passirten wir mehrere taubenschlagartige Hütten, und sahen die Bewohner derselben auf schmalen Leitern auf- oder absteigen. Eine solche Hühnersteige wurde gerade während unseres Vorübergehens hinaufgezogen, eine Sicherheitsmaßregel die, wenn auch sehr primitiv, doch einigermaßen ein Ersatz für Patentschlösser ist. Erst jetzt wurden wir bemerkt; ein schriller Ruf, fast wie das Geschrei des See-Adlers wurde uns von unseren Alfurus als Ermahnung zum Stillstehen verdolmetscht. Einige mit langen Speeren und Keulen bewaffnete Männer traten auf uns zu, und luden nach einer kurzen Unterhaltung in der mir unverständlichen Sprache uns ein ihnen zu folgen. Am Feuer hatte ich Muße genug unsere Gastfreunde zu betrachten, sie sahen keineswegs kriegerisch aus: kleine verkümmerte Gestalten, deren magere Glieder und mißgestaltete Körper von keinem Kleidungsstücke verhüllt, sondern nur stellenweise von einem schuppenartigen Ausschlage bedeckt waren.

Unser Malaye meinte, diese Leute äßen so viele Fische daß sie Schuppen bekämen, eine Erklärung die der Wahrheit nicht zu fern ist, indem allerdings der ausschließliche Fischgenuß in einem sumpfigen Uferlande derlei Krankheiten erzeugen mag. Auch schien Reinlichkeit nicht zu den Haupttugenden dieser Ichthyophagen zu gehören, denn trotz der schwarzen Hautfarbe war sogar beim ungewissen Scheine des Feuers eine dicke Schicht verschiedener Erdarten auf ihrem Körper erkennbar. Die älteren Damen dieses Stammes leisteten an Scheußlichkeit was nur irgend möglich, und was die Männer betrifft, so glaube ich, nach dem wahrgenommenen, mit Gewißheit behaupten zu können daß der ganze Stamm keine zwei geraden Beine aufzuweisen hat.

Uebrigens waren diese Leute, so abschreckend durch ihr Aeußeres, außerordentlich freundlich, und Gutmüthigkeit schien ein hervorragender Zug ihres Charakters. Auch ihre Gemüthsstimmung schien keineswegs der Aufnahme von dunklen Bildern geneigt, sie waren heiter, zuthulich und beständig in lebhafter Conversation begriffen. Ein ältlicher, zusammengeschrumpfter Bursche schien der Witzler der Gesellschaft zu seyn, denn ein schallendes Gelächter folgte einem jeden seiner Aussprüche. Leider war es mir unmöglich den Humor in dieser seiner Urform zu belauschen. Unser malayischer Dolmetscher weigerte sich der Uebersetzung, und meinte das seyen Dummheiten. Jene Leute hätten schlecht gelernt (seyen ungebildet), und es handle sich nur um Frauenzimmer. Mir ist es bis zur Stunde noch unerklärlich, wie jene unglücklichen Wesen, die dort die Stelle des schönen Geschlechts vertreten, nur irgendwie ein Gegenstand der Erheiterung seyn können . . . .

Der folgende Morgen traf uns bei Zeiten an unserer Lambanga, ein stinkender, orangelber Nebel lagerte auf Wald und Fluß. Schnecken von ungeheurer Länge zogen ihren schleimigen Pfad auf den breiten Blättern der Sumpfpflanzen, auf denen himmelblaue Laubfrösche ruhten und große Heuschrecken sich schaukelten. Wo die Erde vom Pflanzenwuchs frei, jagten träge Erdmolche nach riesigen Regenwürmern, die in unbehülflicher Todesangst zu entfliehen strebten, gleich Leuten die im Traum verfolgt werden.

Die Ufer des Flusses, der hier häufig tributäre Bäche aufnahm, wurden jetzt steiler; graue Klippen ragten hie und da über die waldigen Uferhänge, ein Streifen von glattgewaschenen Kieseln, der mit dem Flußufer parallel lief, zeigte die Höhe die der Wasserstand der hier zweifachen Regenzeit erreicht.

Besonders lieblich war der Anblick der Bäche die sich in die Kali ergossen. Von einem meist dreieckigen, durch den Bach getheilten Wiesengrunde aus öffnete sich da dem Blick eine Aussicht in eine Waldperspective, wie der Dichter sie nicht schöner träumen, der sie aber nicht einmal in der Annäherung darstellen kann. Schlingpflanzen die sich von Baum zu Baum spannten, bildeten hier Guirlanden, dort geheimnißvolle Laubengänge, die sich in unbekanntes Waldesdunkel verloren. Die Streiflichter der Mittagssonne brachen hie und da durch das Laubdach und glänzten auf dem Wasserspiegel des Baches oder ruhten auf mächtigen Vegetationsgruppen der Uferkräuter. Den Eingang in dieses Feenreich bildete gewöhnlich eine Baumgruppe, die durch Schlingpflanzen zu einem Thor vereinigt, und deren Stämme durch eine wilde Architektur von Parasiten mehr geschmückt als verhüllt wurden. Es ist eine Unmöglichkeit ein Bild von dem Blüthenreichthum und der Formenfülle dieser Gruppen zu geben. Es sind und bleiben die ewigen Triumphbögen der Flora, gleich Boten aus einer anderen Welt wiegen sich Vögel im Metallglanz ihres Gefieders auf dürren Zweigen, die aus dem Blättermeer hervorragen. Ich habe an diesem einen Tag drei verschiedene Arten von Paradiesvögel gesehen, und weiß noch nicht zu entscheiden welche die schönste.

Jenseits der grauen Hügelkämme, die einzeln aus den abgerundeten Waldkuppen hervorragten, erglänzte ein hellgrüner Saum, gehoben durch dahinter liegende, von neuem sich aufthürmende Waldberge. Ich kann den Effect dieses lebhaften Grüns inmitten dunkler Wälder mit nichts vergleichen als mit dem Eindruck welchen Zuckerfelder, umgeben von düstern grün tropischen Fruchtbäumen, auf den ankommenden Europäer hervorbringen. Ueber Wiesen und Waldesgrün hinauf thürmten sich rothgraue Felsenketten, durchzogen von dunkeln Schluchten, darüber ein Wolkenmeer und über den Wolken die Schneegipfel der Arfak-Berge.

Das Boot rückte wegen der Strömung nur langsam vorwärts, die Zeit flog während des Schauens mit reißender Geschwindigkeit dahin. Tausend neue Objecte nahmen meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Rauchsäulen, die hin und wieder, bald rechts, bald links aufstiegen, bewiesen daß dieses Paradies nicht bloß den Vögeln, sondern auch den Menschen gehöre. Nach der Aussage unserer Alfurus liegen die Dörfer stets am obern Laufe der Bäche, deren Scenerie für mich so viel anziehendes hatte. Der Grund dieser Vertheilung ist das reine und gesunde Wasser der Quellen und die größere wahrscheinlich muldenförmige Ausdehnung der oberen Thäler. Einmal trafen wir Eingeborne, die von einem schmalen Canoe aus mit ihren Speeren auf Fische lauerten. Sie ergriffen bei unserer Annäherung eiligst die Flucht,

da ſie uns wahrſcheinlich für den Vortrab bugineſiſcher Seeräuber hielten, die um des Menſchenraubes willen häufig die Küſtenflüſſe hinauf rudern. Es waren wohlproportionirte, ſchlanke Geſtalten, von hellerer Farbe als die am Morgen geſehenen Ichthyophagen.

Im allgemeinen unterſcheiden ſie ſich wenig von der Körperbildung unſerer Alfurus. Auffallend war nur das mützenförmig aufgehäufte Haupthaar, das ich damals für einen Kopfputz hielt, das aber in Wahrheit die natürliche Art des Haarwuchſes bei dieſem Stamm iſt.

Die Gipfel der Arfat-Berge hatten ſchon ihr reines Weiß mit einem röthlichen Schimmer vertauſcht, die Schatten unſerer Ruder erſtreckten ſich ſchon weithin über den Strom. Im Walde ertönte der Ruf der zum nächtlichen Leben erwachenden Nachtſchwalbe; da trieben unſere Ruderer das Boot mit einigen kräftigen Schlägen an eine kleine Wieſe, die ſich zu beiden Seiten einer Bachmündung ausdehnte, und befeſtigten daſſelbe an den Lianen die das Ufergeſtrüpp verwoben. Ein wohlbetretener Fußpfad führte am Ufer des Baches aufwärts, und ich wanderte nun mit den Füßen auf jenem Mooſesteppich und in den Laubengängen, in denen ich tagsüber ſo oft mit den Augen geluſtwandelt hatte. Nach einem halbſtündigen Marſche verkündete ein wüthendes Hundegebell uns die Nähe des Kampong. Der Pfad theilte ſich hier mannichfach, wir begegneten Männern, Frauen und Kindern, welche letztere bei unſerem Anblick das Hundegebell durch ihr Geſchrei verſtärkten, und befanden uns bald umringt von einer lärmenden und heftig geſticulirenden Menge in der Mitte des Dorfes, deſſen Hütten maleriſch unter Wald und Fruchtbäumen zerſtreut um uns her lagen.

Ich muß geſtehen daß inmitten der zum Theil mit Speeren und Knütteln bewaffneten Menge ich einige Augenblicke argwöhnte jener Lärm ſey eine Art parlamentariſchen Verfahrens, und eine Abſtimmung über die Frage mit welcher Sauce wir wohl am beſten zu verſpeiſen wären. Die Anweſenheit jedoch von Weibern und Kindern, die bei beabſichtigter Feindſeligkeit wohl vorher bei Seite geſchafft worden wären, verſcheuchte dieſe Beſorgniſſe, und unſer Dolmetſcher erklärte den Lärm und die Aufregung ſehr einfach durch die Neugierde welche die Ankunft von ſo diſtinguirten Fremden an einem ſo abgelegenen Platze nothwendig erregen mußte. Außerdem ſchien die Tugend der Gaſtfreundſchaft bei dieſem Völkchen durch Uebertreibung wirklich ein Laſter. Man riß ſich im eigentlichen Sinne des Wortes um uns, man debattirte mit Heftigkeit was und bei wem wir eſſen ſollten.

Die Küſtenprovinzen Perſiens im Süden.

(Schluß.)

Von Bender-Abbaſi weſtwärts zieht ſich das öde ſonnverbrannte Geſtade, einförmig, ohne alle Spur von Vegetation, hin; ein brauner oder gelber Sand oder Thon mit nackten Klippenwänden, wo die Ortſchaften, aus gleichen Materialien erbaut, kaum vom Boden zu unterſcheiden ſind. Es iſt das Daſchtiſtan; der bedeutendſte Fluß der Provinz iſt im W. der Tab, der Aroſis der Alten, der aus der Vereinigung zweier Flüſſe im O. entſpringt, nach W. fließt, bei Zeitun noch ſüß iſt, aber bei Indian (oder Endian) wie alle Flüſſe von Fars, die ſich in den perſiſchen Meerbuſen ergießen, ſo brakiſch wird daß ſein Waſſer nicht zu genießen iſt. Der Salzſee Bakiegan, 10 engl. M. ſüdöſtlich von Schiraz, 20 Farſang im Umfang, iſt im Sommer faſt trocken und verſorgt die Provinz mit Salz. Der kleine Araxes, jetzt von einem Damme (Band), den der Emir Azad el Daulah Dekemi angelegt hat, der Bandemir genannt, kommt aus den Bergen Luriſtans, fließt ſüdweſtlich durch das Thal Merdaſcht, wo die Ruinen von Perſepolis ſind, bewäſſert, in unzählige Canäle vertheilt, den Diſtrict Kurſan, und der Reſt ergießt ſich in den obigen Salzſee. Der Nordtheil von Fars, voll Felſengebirge, mit engen Thalſchluchten, viele mit guter Weide, iſt meiſt von Wanderhorden, nach Flandin Zend genannt, eingenommen.

Fars, die reichſte Provinz, zahlte nach v. Bode jährlich 300,000 Toman, die er nur zu 180,000 Lſtr. berechnet. Seit dem Tode Feth Ali's 1834 bis zu ſeiner Zeit hatte ſie ſechs verſchiedene Gouverneure gehabt. Jeder ſuchte nur Geld zuſammenzuraffen. Schiraz war in zwei feindliche Lager getheilt, das des Ilbegi — deſſen älterer Bruder, der Häuptling eines großen Theils der Nomadenſtämme von Fars, am Hofe von Teheran als Geiſel feſtgehalten wurde — und das des Civilgouverneurs der Stadt. Der Schah und ſein Vezier ſuchten die Eiferſucht zwiſchen beiden wach zu erhalten.

Abu-Scheher, d. i. die Stadt des Vaters, von den Arabern ſo genannt, welche alle Hafenſtädte an der Küſte gegründet haben, da die Perſer von jeher das Meer ſcheuten, verſtümmelt in Buſchir, 20° 59′ 30″ nördl. Br., 50° 50′ öſtl. L. v. Greenw. liegt am Nordende einer ſandigen Halbinſel, die 11 engl. M. lang, höchſtens 4 breit und ſo niedrig iſt daß ſie bei hohen Springfluthen 2—3 Tage überſchwemmt wird. Der Boden iſt nach Morier jüngern Urſprungs, durch Anhäufung von Schlamm- und Sandmaſſen entſtanden. Die Ruinen von Riſchehr, an der Südſpitze der Halbinſel, zwei Farſangs ſüdöſtlich von Buſchir, zeigen daß dieſe Stadt einſt weit bedeutender war als der jetzige Hafenort. Schapur (Sapores) 226 n. Chr. ſoll ſie reſtaurirt haben. Kaßwini im 14ten Jahrhundert nennt ſie noch eine große Stadt. 700 Familien ſollen vom Schneiden, Poliren, und Graviren der Carneole damals daſelbſt gelebt haben. Flandin, der neuerdings den Ort beſuchte, fand den Hafen nur für kleine Schiffe geeignet. Abu-Scheher, früher nur ein Fiſcherdorf, kam erſt auf, nachdem Siraff Keiſch und Ormuz verfallen waren, ſeit Nadir Schah daſelbſt Schiffe bauen ließ, und zog ſodann den Verfall von Bender-Abbaſi nach ſich. Die Umgegend iſt öde, dürre und nackt; die Stadt iſt auf einer kleinen Anhöhe, in Form eines Dreiecks, zwei Seiten dem Meer zu, gebaut. Die Straßen ſind enge, oft nur 6—8′ breit, die Häuſer ſchlecht, bis auf 6—9 Häuſer der Großen aus ſonngebrannten Backſteinen, mit viereckigen Windfängen (Baudgir), an allen Seiten offen, das Innere abzukühlen. Die Stadt hatte 400 Häuſer und ebenſo viele Hütten aus Palmgeflechten vor den Thoren. Die Einwohnerzahl war ſehr wechſelnd, wenn die Angaben der Reiſenden zuverläſſig ſind; während Kinneir nur 5000 Einw. rechnete, zählte Morier 10,000, Fontanier gar 20,000. Trotz der Kriege, der Peſt und der Cholera, welche die Stadt verwüſtet hatten, fand er Buſchir doch die einzige Stadt im Orient, die, als er ſie zum zweitenmal ſah, nicht elender erſchien als das erſtemal. Die umgekommenen Einwohner waren durch neue Ankömmlinge erſetzt; Bazar und Hafen voll Leben. Flandin fand 1840 durch Cholera und Peſt indeſſen ¾ der Einwohner umgekommen, die Stadt verödet. Klima und Vegetation ſind nach Fontanier hier

Digitized by Google

ſchon ganz arabiſch. Man ſieht Palmen, Aloen, Granaten und Orangen; auch die Einwohner ſind meiſt Araber, die Nachts auf den Terraſſendächern ſchlafen. Die Stadt hatte 4 Moſcheen der Schiiten, 3 der Sunniten, 2 Karawanſerais, die klein und elend waren, und nur geringe Bazare. Auf dem Quai ſind die Magazine und Factoreien. Da findet man alle möglichen Waaren, Seide, Baumwolle, Edelſteine, Kaffee u. ſ. w. Die Kaufleute ſind zugleich Spediteure, Importeure und Commiſſionäre von und nach Maſcat, Baſſora, Bombay, Malabar; die Laſtträger und Matroſen ſind Araber. Schiffe können nicht in den Hafen kommen, ſondern müſſen auf der Rhede bleiben, wo ſie aber im Süden durch Felsbänke, im Norden durch die Inſel Karak und die Küſte gut geſchützt ſind. Die Außenrhede, wo Schiffe von 300 Tonnen anlegen können, iſt 6 engl. M. von der Stadt. Der Ankergrund ziemlich gut, aber bei heftigem Nordweſtwind müſſen die Schiffe nach Karak gehen: die innere Rhede gewährt beſſeren Schutz, iſt aber nur arabiſchen Schiffen von 30—100 Tonnen zugänglich. Zu Kinneir's Zeit verſorgte die Stadt Perſien ſchon mit indiſcher Waare, und der Zoll warf 1 Lakh Piaſter ab; ſpäter war der Handel nach Baſſora auf 8, der nach Maſcat auf 6 Schiffen, zuſammen von 4500 Laſt, die meiſt unter engliſcher Flagge fuhren, beſchränkt. Es war die Stadt nach Fontanier der wichtigſte Hafen Perſiens. Alle europäiſchen Waaren erhielt der Süden des Reiches durch Buſchir. Von den 9 Mill. Fr., die nach den Bombay-Ausfuhrliſten die Engländer im perſiſchen Golf abſetzten, gingen wohl die meiſten über Buſchir. Nach Flandin beſaß die Stadt 8—10 Schiffe von 30—100 Tonnen. Der Pilger-Transport nach und von Mecca gewährte einen Hauptverdienſt; dann kamen wohl 6 engl. Schiffe jährlich an. Scheik Naſſir zahlte den Fürſten von Schiraz einen Tribut. Die Engländer hatten ſich zu Fontanier's Zeit ſehr liſtig da feſtgeſetzt. General Malcolm ernannte erſt nur einen Agenten des Landes, die Schiffe der oſtindiſchen Compagnie zu verproviantiren; ſpäter kam ein Reſident, der dann Reſident für den ganzen perſiſchen Golf wurde; er erhielt eine Wache von Sipahis; man befeſtigte ſich mit Mauern und kleinen Thürmen, landete Artillerie, unter dem Vorwand ſie den Perſern zu verkaufen, und ſetzte ſich ſo mitten im Frieden, ohne Uebereinkunft, feſt. Der Agent war glänzend mit 100,000 Fr. beſoldet, ſein Aſſiſtent mit 40,000 Fr., ſein Arzt mit 25,000 Fr. Eine engliſche Flottenſtation wurde dort errichtet, und weil (?) die Ruſſen ſie zu vertreiben ſuchten, erlangten die Engländer vom Imam von Maſcat die Erlaubniß ſich feſtzuſetzen. Nach Flandin war der Agent der Engländer ein reicher armeniſcher Kaufmann, Aga Muſſui, deſſen Mutter ein Franzöſin war. Er ſprach perſiſch, armeniſch, arabiſch und engliſch, ſeine Tracht war ebenſo gemiſcht und er vertrat die Intereſſen der Engländer ſehr gut. Der Handel war indeß beſchränkt. Die Engländer führten viele engliſche Manufacturwaaren ein; die Ausfuhr nach Indien beſtand in Tabak von Schiraz, Teppichen, Seiden- und Wollenzeugen von Kerman und Yezd, Baumwollenzeugen von Ispahan und Kaſchan, und einigen 100 Pferden; dann in Waffen, Wein von Schiraz, Seide, einigen Droguen nach Bombay; die Schiffe von Maſcat brachten Eunuchen zu 40—50 und Sklavinnen zu 20—40 Toman; beide zahlten 5—6 Fr. Zoll per Kopf. Die Engländer haben ſpäter den Sklavenhandel durch Tractate, die jetzt verlängert werden ſollten, unterdrückt. Sie haben jetzt bekanntlich die Stadt beſetzt.

Die Cholera wüthete in Buſchir 1821; Erdbeben und der Samum ſind oft verheerend, der Südoſtwind bringt manchmal Heuſchreckenſchwärme. Im September 1821 war bei Südwind die Hitze im Zelte 103°—109° F. (31° 56′—34° 22′ R.), anfangs Auguſt Nachts nicht unter 86°—87° F. (24°—24° 44′ R.). 70 engl. M. ſüdöſtlich von Abu-Scheher liegt Firuzabad, einſt die Reſidenz von Firuz Schah, jetzt ein unbedeutender Ort mit 3000 Einwohner. Von Abu-Scheher erſtreckt ſich eine ſandige Ebene 60 engl. M. weit bis zum Dorf Dalaki, wo mehrere Naphtha-Brunnen ſind. Von hier ſteigt man durch das Land der Päſſe nach Schiraz 3—4000′ empor.

Erſt bei Kazerun tritt man in die Hochebene, obwohl auch da noch eine 6—7000′ hohe Kette bis Schiraz quer hindurchzieht. Die Rhododendren, die Singvögel weiſen ſchon auf ein Alpenklima hin. Der Thermometer fiel auf einer Paßhöhe, 2856′ hoch, 1½ Uhr Morgens 14° 22′ R. Kazerun, wohl von Kazer die Veſte genannt, 29° 37′ 24″ nördl. Br., 51° 40′ 4″ öſtl. L., mit einer Citadelle 2772′ Par. hoch, 95 engl. M. von Abu-Scheher, einſt als das Land durch unterirdiſche Canäle noch bewäſſert war, eine bedeutende Stadt von 50—60,000 Einw., war zu Kinneir's Zeiten ſchon auf 3—4000 Einw. herabgekommen. Sie hatte 5 Moſcheen, 5 Karawanſerais, 5—600 mohammedaniſche und 40 jüdiſche und einige armeniſche Familien. Es iſt eine offene Stadt, in einem Thal, 30 engl. M. lang, 7—8 breit. Im Norden iſt eine Salzſee. Es zeigt noch viele Ruinen. Wo fließendes Waſſer iſt, zeigt ſich das ſchönſte Grün; man ſieht Gärten mit Orangen, Limonen, Cypreſſen, Granaten, Palmen, duftenden Myrthengebüſchen, aus denen die Bienen den berühmten Honig ſaugen; Singvögel, wie die Schwarzdroſſel, beleben das Gebüſch. Im Mai zeigen die benachbarten Bergkuppen noch Schnee; Gerſte und Weizen werden durch die unterirdiſchen Canäle genährt. Doch zeigt die Stadt, wenn man von Norden kommt, nach Flandin ſchon eine ganz verſchiedene ſüdliche Phyſiognomie. Man ſieht hier die erſten bedeutenden Dattelpflanzungen; man iſt ſchon im Germſir. Da die Iliat (Wanderſtämme) ihre Pferde herbringen, iſt hier ein bedeutender Pferdemarkt. In den unzugänglichen Bergen im W. der Stadt hauſen die Mamaſeni. Am Ende des Thales liegen die Ruinen der bedeutenden alten Stadt Schapur, von Sapores I, dem größten der Saſſaniden genannt, am Fuße der Oſtberge in einer romantiſchen Gegend, mitten unter Felſen und Abgründen. Sie erſtrecken ſich nach Flandin auf 2000 Meter Länge und 13—1400 M. Breite; es muß eine Prachtſtadt geweſen ſeyn. Durch Morier 1808 zuerſt bekannt geworden, hat Flandin 1840 die Sculpturen dann genauer unterſucht. Wir müſſen auf dieſe hier verweiſen; letzterer meint mit Ouſeley daß griechiſche und römiſche Künſtler zur Verherrlichung der Siege Sapores I über den 70jährigen Kaiſer Valerian 260 n. Chr. hätten beitragen müſſen. Man ſieht noch Trümmer einer Burg mit den Reſten eines alten Caſtells.

Von Kazerun geht der Weg nach Schiraz von W. nach O. Wie von Daſchtiſtan dorthin drei beſchwerliche Päſſe, ſo ſind von da noch zwei ebenſo beſchwerliche zu überſteigen. Der höchſte Paß, der des alten Weibes, iſt nach Fraſer 7200′ hoch. Man überſieht von hier nach Morier ſeewärts fünf aufeinander folgende Bergketten. Von hier geht es dann nördlich bergab durch Heerden weidender Iliat und durch eine in die Ebene von Schiraz menſchenleere Gegend bis nahe vor der Hauptſtadt von Fars.

Schiraz, d. i. Löwenbauch, nach Edriſi ſo genannt, weil es ein Ort der Communion ohne Production iſt, 29° 33′ 7″ nördl. Br., 52° 44″ öſtl. v. Greenw. oder nach Fraſer 29° 37′ 50″ nördl. Br., 52° 40′ 22″ öſtl. L., 4284′ hoch, liegt in einem Längenthale 9—10 Stunden lang, 4—5 breit, im Südoſten iſt der Salzſee Makluſah an der Gränze des heißen und kalten Landſtrichs. Nördlich gedeiht keine Palme, keine Olive mehr. Hier herrſcht ein gemäßigtes Klima, ein heiter, blauer, ſelten bewölkter

Digitized by Google

Himmel; man hat köſtliche Trauben und Orangen, Melonen, Pfirſiche, Birnen, Kirſchen, Granaten, hier ſind Cypreſſen und Platanen; die Roſengärten liefern das ſchönſte Roſenwaſſer; das Land hat die ſchönſten Frauen Perſiens. Von den arabiſchen Chalifen im 7ten Jahrhundert gegründet, blühte die Stadt beſonders unter den Mongolen, von Hulagu bis Timur. Hier wurde Saadi († 1282) und Hafiz († 1388) geboren und begraben; die Stadt iſt noch berühmt durch ihre Weingelage. Sie hatte nach Scott-Waring 5 engl. M. im Umfang. Indeß war ſchon damals ¼ der Häuſer in Ruinen. Die Stadt im Innern eng und ſchmutzig und ohne beſondere Prachtbauten. Statt der frühern 60 Moſcheen, 40 Medreſſen, 70 Bäder, 60 Heiligengräber die Quiele angibt, hatte ſie nach Kinneir nur noch 15 große Moſcheen, 11 Medreſſen, 14 Bazare, 13 Karawanſerais, 26 Bäder. Der große gewölbte Bazar mit 1500 Boutiken, wie auch die Citadelle (Ark), in der Mitte der Stadt, im Anfang des 18ten Jahrhunderts von Kerim Chan erbaut, war ¼ engl. M. lang, aus gelben gebrannten Backſteinen, oben gewölbt, ſo daß Sonne und Regen abgehalten wurden, während Thüren und Fenſter Luft und Licht einließen. Aber das Erdbeben vom 25 Junius 1824 zerſtörte ihn ganz. Seit die Kadſcharen die Reſidenz von hier nach Teheran verlegten, verfiel die Stadt; ſo die große Moſchee, die Flandin unbedeutend fand und der prachtvolle Garten Kerim Chans. Durch die jüngſten Erdbeben iſt die Stadt ganz zerſtört worden. Dupré rechnete noch 10,000 perſiſche, 400 jüdiſche und 30 armeniſche Familien, zuſammen 50—60,000 Einw.; Seriſtori 13,000 Häuſer und 65,000 Einw.; Kinneir und Fraſer etwa 40,000, die aber durch die Cholera 1821 ſich auf 18,000 verminderten; Flandin 1840 nur 10,000 Einw. Die Stadt war berühmt durch ihre Siegelſtecher, Töpfer, Steinmetze, Baumwollenweber, Cattundrucker; ſie hatte 6 Glashütten, 17 Gewehr-, auch Stahl- und Pulverfabriken; den Schirazwein fabricirten die Armenier. Sie hatte den Tranſitohandel nach Abu-Scheher und Teheran. Vor dem Thore war ein niedlicher kleiner Palaſt in einem großen Garten von Cypreſſen, Orangen, Myrthen, Granaten. Da fand Flandin den neuen Statthalter wartend, bis die Aſtrologen einen glücklichen Tag für ſeinen Einzug in die Stadt verkündeten.

Man findet in der Umgegend mancherlei Ruinen, aber die bedeutendſten ſind in der Ebene von Merdaſcht, 30 engl. Meilen (7 d. M.) nordöſtlich von der Stadt, auf dem geraden Wege nach Iſpahan: die berühmten Ruinen von Perſepolis. Wir wollen dieſe indeß hier nicht näher beſchreiben. Das alte Caſtell von Iſtakher gilt für eine der Citadelle von Perſepolis, und diente nach der Eroberung durch die Araber zum Staatsgefängniß. Von Perſepolis nach Iſpahan führt der gewöhnliche Weg durch die Dörfer Murgab — bei welchem der ſogenannte Thron Salomo's (Takht i Suleiman) ſich befindet, mit Inſchriften, die ſie dem Palaſt von Perſepolis gleichzeitig ſetzen und dem Dorf Abada nach Mezdikhaſt, der erſten Stadt in Irak. Ein zweiter Weg, der im Winter aber des tiefen Schnees wegen nicht zu paſſiren iſt, führt 120 engl. M. weit durch den Paß von Imam Zade Iſhmael, der 38 engl. M. von Perſepolis beginnt, 2 Farſang lang und leicht zu erſteigen iſt, nach Aſſerjan und in die ſchöne Ebene von Ujan mit den herrlichſten Weiden, wo im Mai 1810 die Temperatur 34—43° F. betrug, während die Berge im Nordweſten noch mit Schnee bedeckt waren.

Der öſtliche Theil von Fars, Kerman zu, iſt mehr offen und minder bewaldet, beſſer bevölkert und bebaut als der Weſten und Norden, auch wärmer, und erzielt den ſchönſten Tabak. 18 F. von Schiraz am Weſtende eines 3 Stunden langen Thales liegt die kleine Stadt Feza (Farſa), mit 4000 Einw., zwiſchen Obſtgärten, Roſenbüſchen, Cypreſſen und Platanenpflanzungen. Ibn Haukal im 10:en Jahrhundert verglich ſie an Größe mit Schiraz. Sie war berühmt durch ihre Goldbrokade und Stickereien. 12 F. öſtlich davon, am Fuße der Bergkette, die von O. nach W. die Ebene abſchließt, in Gruppen von Datteln, Orangen und Limonen, liegt die Stadt Darabgerd, d. h. von Darius ummauert, welcher Kinneir 15—20,000 Einw. gab. B. Hammer hielt ſie für das alte Paſargade, ſie zeigt aber keine Alterthümer. 58 engl. M. von Schiraz bei Urfinjan führt ein Paß, der 2 engl. M. lang, oft nur 50 Yardsbreit iſt, an dem ſich an Stellen zu beiden Seiten die Berge perpendikulär ſehr hoch erheben, nach Kerman.

Der weſtliche Theil von Fars führt von der Stadt Zeitun mit 2000 Einw. in ein liebliches Thal, von den Armen des Tab bewäſſert, und 15 engl. M. weiter nach Gehbehan, dem Hauptorte des bergigen Diſtricts der Choliglа (Chogilu) in einem großen Thale vom Tab durchfloſſen, 153 engl. M. von Schiraz. Die Stadt, der Kinneir 3 engl. M. im Umfang und 10,000 Einw. gab, iſt nach Layard jetzt ein Haufe von Ruinen mit kaum 4000 Einw., die Ebene 20—24 engl. M. lang. Nur eine Route, im Winter kaum paſſirbar, führt hin über hohe Berge, mit Eichen bedeckt, durch enge Defileen und liebliche Thäler, die Alexander auf ſeinem Marſch nach Perſepolis durchzog; das Schloß Kala-Sefid, 70 engl. M. von Schiraz, auf einem perpendikulären Hügel, der oben 4 engl. M. im Umfang hat und mehr als 40 Quellen, nur durch drei Pfade zugänglich, beherrſcht die Hochſtraße nach Schiraz und begränzt das Thal im Südoſten. Eine tiefe romantiſche Bergſchlucht von hohen unfruchtbaren Felſen überragt, 3½ engl. M. lang, trennt dieſe Feſtung von einem der längſten und ſchwierigſten Päſſe Perſiens; Kinneir meint der perſiſchen Straße Arrians.

Dr. W . . . h.

Miscellen.

Die Prairie-Hunde (spermophili ludovicianι). Wir entnehmen einem Schreiben des Capitäns Randolph Marcy, der im Laufe des Monats März 1852 den Auftrag erhalten hatte das Becken des Rothen Fluſſes in Louiſiana wiſſenſchaftlichen Forſchungen zu unterziehen, folgende Bemerkungen über die Prairie-Hunde. Er ſagt: „Durchwandert man die Wohnſitze dieſer ſonderbaren kleinen Nagethiere, welchen die Amerikaner den Namen Prairie-Hunde beigelegt haben, ſo ſieht man dieſelben in unermeßlicher Anzahl am Eingang ihrer Baue ſtehen, die man für die Strünke eines Waldes kleiner Bäume halten könnte. Das unaufhörliche Gelärm ihres Bellens iſt der Art, daß man Mühe hat ſich den Gedanken, man befinde ſich inmitten des Tumults einer großen Stadt, aus dem Kopfe zu ſchlagen. Man kann ſich von der unzählbaren Menge Thiere welche dieſe Hundeſtädte oder Gehege bewohnen, einen Begriff machen, wenn man den bedeutenden Raum ins Auge faßt den dieſe zuweilen bedecken. Die „Stadt," bei welcher wir Beiwacht hielten, iſt in der von uns durchwanderten Richtung ungefähr 25 (engl.) Meilen lang. Nimmt man an daß die Dimenſionen in andern Richtungen die gleichen ſind, ſo betrüge die Geſammtoberfläche 625 (engl.) Quadratmeilen oder 896,000 Acres, und geſteht man ferner zu daß ihre Schlupflöcher im Durchſchnitt zwanzig Ellen von einander entfernt ſind, und jeder derartige Bau durch eine Familie von vier oder fünf Spermophilen bewohnt wird, ſo glaube ich nicht daß ſich auf der Welt

Digitized by Google

eine Stadt finden läßt die eine gleiche Bevölkerungsmasse beherbergt. Dieses interessante kleine Säugethier, das in so dichten Gesellschaften beisammen lebt, ist in den meisten Prairien des „fernen Westens," von Mexico bis an die nördlichen Gränzen der Vereinigten Staaten, einheimisch. Reisende haben es zwar bereits geschildert, allein man wird mir wohl erlauben dem schon Gesagten gewisse von mir noch nirgends erwähnt gefundene Sittenzüge beizufügen. Die Wahl zur Anlegung einer ihrer Städte scheint von der Nahrung abzuhängen welche die Thiere daselbst finden, und die aus einer feinen und kurzen, den fast ganz wasserlosen Hochebenen eigenthümlichen Grasart besteht. Ich habe mehrmal Spermophilen-Städte auf den Hochplateaux Neu-Mexico's gesehen, wo die Oberfläche des Bodens auf 20 englische Meilen in der Runde keinen Tropfen Wasser bot, und wo man bei hundert Fuß tiefem Graben wahrscheinlich auch keines gefunden hätte. Diese Eigenthümlichkeit läßt mich glauben daß das den übrigen Thieren so unumgängliche flüssige Element dem Prairie-Hund nicht unbedingt nothwendig ist. Da es im Durchschnitt während der ganzen Dauer des Sommers auf den Ebenen, in denen man diese eigenthümlichen Anhäufungen thierischer Behausungen trifft, weder Regen noch Thau gibt, und auch die kleinen Bewohner sich nie sehr weit von ihrem Bau entfernen, so glaube ich schließen zu dürfen daß sie keiner andern Feuchtigkeit benöthigt sind als derjenigen die ihnen das Gras liefert welches sie fressen. Es ist eine ausgemachte Thatsache daß sie den Winter in einem Zustand völliger Lethargie oder Schlafsucht zubringen, denn sie sammeln keine Vorräthe für diese Jahreszeit. Nun aber vertrocknet das um ihre Baue herum emporipressende Gras im Herbst, und bald darauf setzt Frost sie in die Unmöglichkeit sich ihre gewöhnliche Nahrung zu verschaffen. Wenn der Prairie-Hund die Herannaherung der Schlafzeit fühlt — gewöhnlich gegen Ende Octobers — verschließt er, um sich vor der Kälte zu schützen, alle Zugänge zu seiner Schlafstätte, und überläßt sich ganz der Süßigkeit der Ruhe. Er bleibt solchergestalt eingeschlossen bis zu den ersten warmen Tagen des Frühlings: dann öffnet er die Pforten seines Hauses wieder, um an der Oberfläche des Bodens so lustig und so munter als je der Nahrung nachzugehen."

*

Der Ganges-Canal. Ueber den Erfolg des Ganges-Canals ist ein Bericht veröffentlicht worden, welcher zeigt daß das Wasser jetzt 450 (engl.) Meilen des Hauptstamms und der Seitenzweige des Canals durchfließt, und daß das während der Jahreszeit aufrecht erhaltene Volumen im Durchschnitt sechs Fuß Pegelhöhe oder 3000 Kubikfuß per Secunde im Canalrinnsal hatte. Der Bericht fügt bei: „Es gibt keine Unterbrechungen im Dahinfließen dieses schönen Stromes. Man nimmt selbst kaum Schwankungen im Oberflächen-Niveau wahr. Die Zemindare sind daher mit den ihnen gelieferten Vorräthen vollkommen zufrieden, das Vertrauen auf die Dauer dieses Zustandes der Dinge hat sehr zugenommen, und es ist nicht Ein Fall bekannt daß abgeschlossene Verträge wegen Wassermangel unausgeführt bleiben mußten. Die Gesammtlänge der vollendeten Bewässerungscanäle beträgt jetzt, neben den 450 Meilen des Hauptstamms, mehr als 1250 Meilen, außerdem sind ausgedehnte Canäle für denselben Zweck im Bau begriffen, und schreiten rasch vorwärts. Die Einkünfte aus dem Canal beliefen sich während des verflossenen Jahrs auf mehr als 60,000 Rupien (72,000 fl.), während die Fläche des bewässerten Landes ungefähr 100,000 Pegahs oder 55,000 Acres betrug; 265,000 Pegahs oder 166,000 Acres, die sich auf 1134 Dörfer vertheilen, waren überdieß vor ernstem Schaden durch Trockenheit sicher gestellt."

*

Michaelis Wörterbuch der Taufnamen. Diese Schrift, die in Berlin bei Dunker erschienen ist, soll zur Vereinfachung unserer Rechtschreibung und für den stenographischen Unterricht dienen. Sie ist auch für andere Zwecke benutzbar, insofern hier die Formen der verschiedenen Taufnamen in allen europäischen und in etlichen asiatischen Sprachen, ihre Ableitung, ihr nationaler Ursprung und ihre eigentliche Bedeutung angegeben werden. Wir wählen hier einige mehr und weniger bekannte Beispiele. Alfons kommt aus dem althochdeutschen Adalfuns, edelbereit oder edelschnell von Funs bereit. Der Name ist mit den Gothen über die Pyrenäen gekommen, und als Alonso oder Affonso bei Spaniern und Portugiesen am häufigsten in Gebrauch gekommen. Der Name Amerika stammt her von dem Vornamen Vespucci's Amerigo, und dieser ist aus dem althochdeutschen Amalrich entstanden, weßhalb, wenn man recht pedantisch zu Werke gehen wollte, am richtigsten Amerriga zu schreiben wäre. Alle unsere Namen die mit Os beginnen, sind angelsächsischer Form, für das althochdeutsche Ans, oder das altnordische As, es bedeutet daher Osmund Asenschützling, Oswald der Asenwaltende, Oswine Asenfreund, Oskar Asenspeer ꝛc. Der Name Hugibert ist in Hubert und Hugo abgekürzt worden, altdeutschen Ursprungs von Hugu Geist, bedeutet also geistglänzend. Wir gebrauchen sehr häufig das Diminutiv Lieschen für den Frauennamen Louise, aber fälschlich, denn Louise ist eine andere Form für Ludowike, Ludwig aber ist althochdeutschen Ursprungs und bedeutet berühmter Kämpfer. Lieschen dagegen muß von Lisbett, Elsbeth, Elisabeth abgeleitet werden, ein Name der aus dem hebräischen èli und scheba (deus, sacramentum) gebildet worden ist und „der bei Gott Schwörende" bedeutet. Ebenso stammt Minna nicht von Wilhelmine, sondern vom altdeutschen Minna die Liebe. Der Name Micha und Michael sollte auch unterschieden werden von Michel. Michael ist ein hebräisches Compositum aus mî-ka-êl, d. h. wer (ist) wie Gott, Michel dagegen kommt vom althochdeutschen mihil, michil, groß. Friedrich kommt her von Frithareiks (reiks = rex, Fürst), also Friedensfürst. Den Namen Fanny leitet der Verfasser von Franz, Francisca, Françoise, Fanchon ab. Uns scheint indessen daß er aus Abkürzung von Theophania entstanden seyn mag, obgleich beide Fälle möglich sind. Franz = Frank, heißt frei. Die seltsamsten Verdrehungen hat wohl der Name Jakob erlitten, der aus dem hebräischen Ja'akob kommt, von ûkêb die Ferse, also der Fersenhalter, der Nachtreter, der Nachgeborne. Im Catalanischen ist daraus Jayme, im Spanischen Jago oder Diego, im Portugiesischen Diogo, im Italienischen Giacomo, im Lettischen Jekups, Kubinsch, Kubbe, in bayerischer Mundart Jackel, Jokel, im Schwedischen Bopp geworden. Auch die bekannteren semitischen Namen fehlen nicht: wie Ibrahim (Abraham), Jussuf (Joseph), Ejub (Hiob), Soliman (Salomo). Oft genug sieht man einem Namen nicht an was er bedeute. Der Name Isabella, meint man, sey vielleicht ein Compositum aus dem althochdeutschen Namen Isa die glänzende, und dem romanischen Bella die Schöne. Allein eine solche Mischung kommt doch nicht vor. Isabella ist vielmehr aus dem hebräischen Isebel entstanden, was wörtlich bedeutet sine stercore, also rein oder keusch, im Englischen wird der Name bisweilen auf Isbe, Ib, Nib gekürzt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 23. 5 Junius 1857.

Einige Ansichten Arago's über die Kometen.

„Geben Sie Acht, wenn Sie sich in einem jener glänzenden Salons befinden, wo sich alles versammelt was man die Notabilitäten der Gesellschaft nennt, hören Sie nur ein wenig auf die langen Unterhaltungen welche der künftige Komet veranlaßt, und entscheiden Sie dann ob man Ursache hat die angebliche Aufklärung zu preisen, die so viele Optimisten als einen Charakterzug unseres Zeitalters bezeichnen. Ich für meinen Theil habe längst diesen Wahn abgeschworen. Unter dem glänzenden aber dünnen Firniß, womit die rein literarischen Uebungen unserer Gymnasien fast einförmig alle Classen der Gesellschaft überziehen, findet man fast immer, aufrichtig gesprochen, eine vollständige Unwissenheit über die schönsten Erscheinungen und die größten Gesetze der Natur welche gerade das beste Schutzmittel gegen Vorurtheile bilden." So klagt in seinen nachgelassenen Werken der große Astronom im 35. Cap. des 17. Buches seiner Astronomie welches von den Kometen handelt. Wir erwarten in diesem Jahr [1] eine solche Erscheinung, und noch reicher und unterhaltender verspricht das Jahr 1858 und namentlich das Jahr 1859 zu werden, wo der Biela-Gambartsche Komet wieder erscheint, der sich im Jahre 1846 getheilt zeigte und im August 1852 in Begleitung des jungen Kometen erschien. Sobald ein solcher Himmelskörper sichtbar oder erwartet wird, fragt die Laienwelt ängstlich: gibt es einen Zusammenstoß mit der Erde? Eine solche Begebenheit ist durchaus nicht unmöglich. Die Kometen bewegen sich in jedem Sinne nach der Sonne zu, sie dringen tief in unser Sonnensystem ein und gehen bisweilen sogar zwischen Merkur und Sonne hindurch. Durchschneidet ein solcher Komet auf seinem Wege die Erdbahn, so ist es möglich daß er auf die Erde trifft. Eine einfache mathematische Berechnung gibt uns aber den Werth einer solchen Gefahr zu erkennen. Die Kometen besitzen ein sehr kleines Volumen. Nimmt man aber selbst an der Kern eines Kometen erreiche einen Durchmesser der den vierten Theil des Terrestrischen betrage, und man wisse von ihm nur so viel daß er zur Zeit seines Perihels, oder seiner größten Sonnennähe, der Sonne sich näher befinde als die Erde, daß er also in die Sphäre eindringe welche zum Mittelpunkt die Sonne, zu einem ihrer größten Kreise die Erdbahn habe, so wird unter 281,000,000 Fällen der Wahrscheinlichkeit nach Ein Zusammenstoß erfolgen, oder es gibt 280,999,999 glückliche auf einen einzigen unglücklichen Ausfall. Man kann sich auch denken es solle eine Person um ihr Leben loosen. Man gibt ihr eine Urne mit 280,999,999 schwarzen und einer weißen Kugel, die für sie den Tod bedeutet. Welcher großen Gefahr ist sie ausgesetzt? Und doch so oft ein Komet erscheint, ruft Arago aus, denkt alle Welt nur an die einzige weiße Kugel. Dieß sind die Wahrscheinlichkeiten eines Zusammentreffens mit dem Kern des Kometen. Ungünstiger wird die Berechnung wenn man an ein Zusammentreffen nicht mit dem Kern sondern mit dem Schweife des Kometen denkt, unter 281 Mill. Fällen können dann zehn bis zwanzig ungünstige erfolgen. Uebrigens war, wie man gleich sehen wird, die Erde einmal nicht allzuweit entfernt von einer solchen Gefahr. Als der Biela-Gambart'sche Komet 1826 erschienen war, berechnete man daß er bei seiner Wiederkehr 1832 wahrscheinlich die Erde berühren werde. Dieser Komet sollte am 29 Oct. 1832 vor Mitternacht die Ebene der Erdbahn durchschneiden. Soll ein Zusammenstoß überhaupt denkbar seyn, so kann er nur in dieser Ebene erfolgen. Es ist aber zweitens nothwendig daß der Komet die Ebene an einem Punkt oder in der Nähe eines Punktes durchschneidet, durch den die Erde sich wirklich bewegt. Es fand sich indessen bei näherer Berechnung daß der Komet die Ebene der Ekliptik nach einwärts, etwa in einer Entfernung von $4^1/_3$ Erdhalbmessern durchschneiden werde. Nun wußte man aus Olbers Berechnungen daß der Halbmesser der Nebelhülle dieses Kometen fünf Erdhalbmesser betrage, folglich mußte der Komet mit dem Rande seines Lichtnebels die Erdbahn streifen. Befand sich daher die Erde vor Mitternacht am 29 Oct. 1832 an jenem vom Kometen berührten Punkte ihrer Bahn, so wäre sie oder wäre ein Theil derselben in den Nebel des Kometen unrettbar gerathen.

Der Komet kreuzte jenen Punkt vor Mitternacht am 29 Oct., die Erde aber langte bei der gefährlichen Stelle erst am 30 Nov. Morgens an, es lag also immer noch ein Abstand von etwas mehr als 31 Tagen oder mehr als 20 Millionen französische Meilen zwischen Erde und Komet. Eine andere Gefahr aber, wenn man von Gefahr sprechen kann, ist das Zusammentreffen eines Kometen

[1] Der erwartete Komet ist der vom Jahre 1556, welcher identisch gehalten wird mit dem vom Jahre 1264. Seine Umlaufzeit beträge demnach ungefähr 292 Jahr. A cause des perturbations planétaires, bemerkt indessen Arago, on devra la rechercher de 1856 à 1860.

Digitized by Google

mit der Sonne. Namentlich ſind zwei Kometen eines ſolchen Anſchlages ſehr verdächtig. Der Komet von 1680 erregte ſchon die Aufmerkſamkeit Newtons, der ihm vorausſagte daß er früher oder ſpäter doch in die Sonne fallen müſſe. Bei ſeinem Durchgang durch das Perihel befand ſich der Komet nur noch 53,000 franz. Meilen von der Oberfläche der Sonne entfernt, das will ſagen nur um den ſechsten Theil des Durchmeſſers dieſes Geſtirns. In dieſer großen Nähe muß die Atmoſphäre der Sonne eine bereits bemerkbare Dichtigkeit beſitzen, und beſitzt ſie dieſe, ſo leiſtet ſie dem Kometen einen Widerſtand, der, ſo gering er immer ſeyn mag, doch ſeine Geſchwindigkeit vermindert. Der Werth ſeiner ſogenannten Centrifugalkraft wird dadurch gekürzt, und es muß zuletzt ein Zeitpunkt eintreten wo die Centripetalkraft durch dieſe Verluſte das Uebergewicht erhält, dann iſt der Komet verloren. Zur Beruhigung nervöſer Perſonen muß man indeſſen hinzuſetzen daß dem Kometen eine Umlaufzeit von 575 Jahren zugetraut und von den unliberalſten Aſtronomen ihm immer noch ein fünf- bis ſechsmaliger Durchgang durch die Atmoſphäre der Sonne gegönnt wird, ſo daß das Ereigniß vor dem 6ten Jahrtauſend n. Chr. nicht eintreten möchte. Der zweite Komet der in ſolchen Nähen ſchwebt iſt der Komet von 1843, welcher ſich der Sonne noch um 38,000 franz. Meilen mehr näherte als der vorige und nur 19,000 franz. Meilen von der Oberfläche der Sonne entfernt blieb.

Da ein ſolches Ereigniß ſehr leicht möglich iſt, ſo haben große Gelehrte die Entſtehung des Sonnenſyſtems dem Zuſammenſtoß eines Kometen mit der Sonne zugeſchrieben. Dieſer Anſicht war Buffon. Er ließ einen Kometen in den feuerflüſſigen Ball der Sonne treffen und durch dieſen Stoß Tropfen der Sonnenmaſſe aufſpritzen. Die dichteren Tropfen blieben in der Nähe, die leichtern entfernten ſich weiter, und aus dieſen Sonnentheilen entſtanden die Planeten. Gegen dieſe geiſtreiche Hypotheſe ſpricht aber ein merkwürdiger Umſtand. Alle Planeten und ihre Satelliten bewegen ſich um die Sonne von Weſten nach Oſten. Zu Arago's Zeiten zählte man bereits 72 ſolcher Bewegungen, alle in der nämlichen Richtung, und nur die Uranusmonde machten bisher eine Ausnahme. Noch mehr! Nicht bloß die Translation dieſer Körper, ſondern auch die Rotation der Planeten, ihrer Monde und der Sonne ſelbſt erfolgt von Weſt nach Oſt. Nun meint Arago, man könne eine Milliarde gegen eins wetten daß dieſe Uebereinſtimmung keine zufällige ſey. Jede Hypotheſe hat aber nur dann einen Werth wenn ſie alle Erſcheinungen zu erklären vermag. Nach Buffons Vermuthung war es ſchon möglich daß die Translation der Körper unſers Sonnenſyſtems von Weſt nach Oſt erfolgte, aber es wäre nur ein ſehr unwahrſcheinlicher Zufall geweſen, wenn auch die Rotation bei allen im Sinne von Weſt nach Oſt eingetreten wäre. Uebrigens iſt gegenwärtig die Buffon'ſche Hypotheſe völlig beſeitigt, ſeitdem man weiß daß die Sonne nicht ein feuerflüſſiger Ball ſey, ſondern ein dunkler Körper, der mit einem Lichtmantel, mit der ſogenannten Photoſphäre umgeben iſt, welche, wie man nach gewiſſen optiſchen Kennzeichen genau wiſſen kann, aus einer Gashülle beſteht. Nun könnte Buffon freilich, wenn er noch lebte, erwiedern, daß ſein Komet durch dieſe Gashülle hindurchgegangen ſey und jenen feſten und dunklen Sonnenkörper getroffen habe, den wir durch die Oeffnungen des Sonnen-Lichtmantels wahrnehmen, und welcher dann den Anblick der ſogenannten Sonnenflecken gewährt. Möglich iſt es nun freilich daß dieſer Kern aus einer feuerflüſſigen Maſſe beſtehe, aber wir wiſſen überhaupt bis jetzt nicht woraus er beſteht, und jene Annahme iſt daher völlig willkürlich. Die Hypotheſe galt ſo lange als man die Sonne für eine feuerflüſſige Kugel hielt, und mit dieſem Irrthum fällt auch die Vermuthung. Nichts, ſagt Arago, kann uns zu der Vermuthung ermuntern, als ſey der Urſprung des Sonnenſyſtems dem Anprall eines Kometen gegen die Sonne zu verdanken.

Newton glaubte daß die Dünſte welche den Kometenſchweif bilden, vermöge ihrer Schwere in die Atmoſphäre eines Planeten, alſo auch der Erde gerathen und Anlaß zu allerlei neuen chemiſchen Verbindungen geben könnten. Arago beſtreitet nicht nur dieſe Möglichkeit nicht, ſondern er behauptet daß ſich ein ſolches Phänomen ziemlich häufig zutragen müſſe. Die Kometen ſelbſt ſind nichts anders als Dunſtbälle; da nun die Anziehungskraft, welche ſie auf ihre Theile ausüben, von der Schwere ihrer Maſſe abhängt, ſo muß ſie bei den Kometen ſehr klein, und wo ſich die Theile von dem Kopf des Kometen bedeutend entfernen, außerordentlich gering ſeyn. Die äußerſten ſichtbaren Theilchen im Schweife des Kometen von 1680 waren aber 41 Millionen franzöſiſche Meilen vom Kern entfernt. Es iſt alſo ſehr wahrſcheinlich daß die Erde, bei der beträchtlichen Anziehungskraft die ſie ausübt, Stoffe von dem Ende der Kometenſchweife ſich aneignen konnte, ſelbſt wenn ſie auf ihrer Bahn ziemlich entfernt von dem Kometen blieb. Iſt dieß aber der Fall, ſo möchte die Einführung neuer Luftarten in unſern Dunſtkreis, wenn ſie reichlich erfolgte, leicht zur Urſache jener furchtbaren Seuchen geworden ſeyn, wovon die Geſchichte uns grauenhafte Beiſpiele aufbewahrt hat. Ein engliſcher Arzt, J. Forſter, hat ſich dieſen Umſtand beſonders zu Herzen genommen, und hat eine ſynchroniſtiſche Verbindung der Kometenerſcheinungen mit terreſtriſchen Heimſuchungen nachgewieſen. Sein Buch erſchien 1829, und enthält einen chronologiſchen Katalog, dem zufolge nach jeder Kometenerſcheinung auffallende irdiſche Phänomene unangenehmer Art, große Kälte, große Hitze, Erdbeben, vulcaniſche Ausbrüche, Hagelſchäden, große Schneefälle, Wolkenbrüche, Ueberſchwemmungen, Trockenheiten, Hungersnoth, Heuſchreckenplagen, Peſten, Cholera, Viehſeuchen ꝛc., eingetreten ſind. Auffallend iſt dabei nur daß beim Erſcheinen des mächtigſten der modernen Kometen, nämlich des von 1680, ſich nur ein ſehr kalter und ein ſehr trockenheißer Sommer und Meteorfälle in Deutſchland einſtellten. Im Jahr 1665 brach in London die Peſt aus, im April dieſes Jahres war ein Komet geſehen worden. Der Synchronismus iſt hier ſehr deutlich, und nur das Eine räthſelhaft daß die Peſt weder in Frankreich noch in Holland ſich zeigte. Der Komet von 1668 verurſachte eine große Viehſeuche unter den Katzen in Weſtphalen, der Komet von 1746 die Erdbeben, welche Lima und Callao zerſtörten; in einem andern Kometenjahre fiel ein Meteor durch das Dach eines Thurmes in Schottland und zerſtörte das Uhrwerk, bei einem andern wurde Amerika durch Schwärme wilder Tauben heimgeſucht.

Eins erregt nur Bedenken gegen die Theorie von Forſter. Seitdem die optiſchen Inſtrumente vervollkommnet worden ſind, vergeht kein Jahr wo nicht mindeſtens ein paar Kometen, wenn auch in teleſkopiſcher Entfernung, wahrgenommen werden, ſo daß ſich der Spruch eines ältern Aſtronomen beſtätigt, die Kometen

Digitized by Google

ſehen ſo zahlreich wie die Fiſche im Meer — uti pisces in Oceano. Alſo kann auch kein Unglück, wär's auch nur eine Katzenſeuche, auf Erden ſich zutragen, deren Anſtiftung nicht ein Komet verdächtigt werden könnte, und umgekehrt kann jeder Komet ſicher ſeyn daß ſeiner Annäherung zu Ehren irgend eines jener Malheurs irgendwo ſich zutrage. Es kann den Kometen gehen, meint Arago ſcherzhaft, wie der Pariſer Dame, die bemerkt hatte daß ſo oft ſie in der Rue Saint-Honoré, alſo an einem der belebteſten Punkte der Hauptſtadt, den Kopf zum Fenſter herausſtreckte, ein Wagen vorüberfuhr, und die ſich zuletzt einbildete ſie ſey die einzige Urſache von dieſem lebhaften Verkehr.

Im Jahr 1783 wurde eine ſeltſame Erſcheinung beobachtet, ein ſogenannter trockener Nebel, der ſich beinahe gleichzeitig am 18 Junius in Paris, Avignon, Turin, Padua zeigte. Er erſtreckte ſich bis zur Nordküſte Afrika's, bis nach Schweden und nach einem großen Theile von Nordamerika. Länger als einen Monat blieb er ſtehen. Es vertrieb ihn weder der Nordwind noch der Südwind, noch die Regen welche im Junius und Julius fielen, und dabei roch er ſehr unangenehm. Reiſende welche hohe Gipfel der Alpen beſtiegen, trafen auch dort den Nebel. Die Sonne wurde am Morgen nicht ſichtbar, wenn ſie bereits 12° über dem Horizont ſtand, und konnte als rother Ball mit dem ungeſchützten Auge die übrige Zeit des Tages betrachtet werden. Merkwürdig war auch die Trockenheit dieſes Nebels, denn in Genf zeigten die Feuchtigkeitsmeſſer 68°,67° ja 65°, während ſie bei gewöhnlichen Nebeln 100° zeigen. Nachts verbreitete ſelbſt zur Zeit des Neumondes der Nebel ein eigenes Licht, ſo daß Gegenſtände auf 200 Meter unterſchieden werden konnten. Im Auguſt 1831 kam eine zweite derartige Erſcheinung vor, die ſich von Paris bis Canton in China erſtreckte. Der Nebel leuchtete Nachts ſo ſtark daß man kleine Schrift leſen konnte. Es lag daher nicht allzufern zu vermuthen, daß die Erde in den Schweif eines Kometen gerathen ſey.

Arago verneint dieſe Erklärung aus einem ſehr einfachen Grunde, weil man nämlich den Kometen doch hätte kommen und gehen ſehen müſſen, ſelbſt vorausgeſetzt daß ſeine Bahn durch denjenigen Theil des Himmels gegangen wäre der von der Sonne erhellt wurde. Auch fehlte der Nebel auf dem Meer und blieb eine Continentalerſcheinung. Jene beiden Nebel fielen gerade nach großen Erderſchütterungen in Calabrien und Ausbrüchen des Hekla auf Island, ſo daß die trockenen Nebel ausgetriebenen Gasarten des Erdinnern von unbekannter Natur wahrſcheinlich zu verdanken geweſen ſind.

Eine Zuckerplantage auf Cuba.

(Von L. Fromm.)

Die ſchönſte, obwohl nicht die größte, der cubaniſchen Pflanzungen, ausgezeichnet durch ihre herrlichen Gebäude und koſtbaren Apparate, von allen Seiten als eine Muſterpflanzung betrachtet, führt den angemeſſenen Namen Flor de Cuba. Auf der nordöſtlichen Seite der Inſel gelegen, gleicht ſie in ihrem Aeußern einem der großen Wirthſchaftsgüter, wie ſie ſich ſo zahlreich in Deutſchland finden. Das zweiſtöckige, geſchmackvolle, mit luftigen Veranda umgebene Herrenhaus bildet, in einem wohlerhaltenen Garten liegend, den Mittelpunkt, an welchen ſich die Wohnungen der Aufſeher, die Trockenhäuſer, das Hoſpital, ein Haus worin die Kinder der Neger gepflegt werden, die Zuckermühlen, die Schule und endlich die Hütten der Neger und Chineſen in einer langen Straße reihen. Der Zuckerbau iſt hier die Hauptſache, und von den zur Pflanzung gehörigen 1000 Acker Landes werden etwa 800 Acker mit Zucker, der übrige Theil mit Mais, Kaffee und dergleichen beſtellt. Zur Beſtellung dieſer Fläche werden 650 Arbeiter gehalten, von welchen 350 Sklaven und 250 Chineſen. Die übrigen ſind freie Arbeiter, Aufſeher, Böttcher, Mechaniker, Fuhrleute u. ſ. w. Der Transport des Zuckerrohrs zur Mühle geſchieht auf Ochſenwagen, und werden zu dieſem Zweck 80 Wagen gehalten. Man fährt mit den Ochſen zu Vieren, und da jedes Geſpann nur einen halben Tag arbeiten kann, muß man für jeden Wagen acht Ochſen ernähren, im Ganzen alſo die bedeutende Anzahl von 650 Ochſen. Die Zuckermühlen ſelbſt ſind hier die ſehenswertheſten Gebäude; es gibt ihrer zwei, welche unter einem Dache liegen und nur ein Geſchoß hoch viele Aehnlichkeit mit einer der großen Zuckerfabriken in Berlin haben. Jede Mühle hat drei 6 Fuß lange Cylinder, welche nur je ⅛ Zoll von einander entfernt ſind und das Rohr mit einer ſolchen Gewalt zermalmen, daß es faſt ganz trocken und von der Dünne eines Papierblattes wird. Eine Dampfmaſchine von 50 Pferdekraft iſt erforderlich um beide Mühlen unter ſolchem Druck in Bewegung zu ſetzen.

Der in Rinnen, welche ſich unter den Cylindern befinden, auslaufende Saft ergießt ſich in ein ſteinernes Behältniß, aus welchem eine Pumpe ihn in 14 große Keſſel führt, die mit Dampf erwärmt ihn ſofort concentriren. Durch Hähne abgelaſſen, läuft er durch Kohlefilter in die Vacuumpfanne, in welcher er verdampfen muß. Darauf wird er über kupferne Röhren condenſirt, abermals durch Kohle filtrirt, wobei er jetzt eine weiße Farbe bekommt, und gelangt ſchließlich in eine zweite Vacuumpfanne, in welcher er durch weiteres Verdampfen zum Kryſtalliſationspunkte gebracht wird. Jetzt bringt man ihn in ein anderes Gebäude, das Trockenhaus, und füllt ihn mit kupfernen Löffeln in große Formen, deren jede 60 Pfund Saft aufnehmen kann.

Beabſichtigt man nur die Bereitung des Muscovado, was auf dieſer Plantage nur wenig geſchieht, ſo wirft man den Zucker aus den Formen ohne weiteres in Oxhofte. Dieſe ſind im Boden mit Löchern verſehen, aus welchen der Syrup ablaufen kann, und bleiben ſo vier Wochen hindurch ungeſtört ſtehen. Alsdann iſt der Zucker trocken und zum Verſchiffen fertig.

Digitized by Google

Der theurere und vortheilhaftere Kastenzucker muß noch einer Reinigung mit Thon unterworfen werden, welche am Tag nach seiner Einfüllung in die Formen auf folgende Weise bewerkstelligt wird. Man schafft die Formen auf den großen langen Trockenboden, in welchem sich 800 bis 1000 viereckige Löcher befinden, bestimmt die untern spitz zulaufenden Enden der Formen aufzunehmen und aufrecht zu erhalten. Dieß untere Ende ist mit einem Stöpsel versehen, welcher herausgezogen wird sobald der Zucker zu erkalten beginnt und eine feste Masse bildet, was sehr bald geschieht. Jetzt legt man auf die Oberfläche eine Quantität feuchten schwarzen Thones, wie er sich auf Cuba überall findet. Das Wasser desselben verbreitet sich schnell durch die Zuckermasse, tröpfelt aus der untern Oeffnung ab und nimmt auf seinem Weg die Farbe und Unreinlichkeit mit fort, welche sich etwa noch in der Masse finden. Diese Procedur wird jedoch mehrmals wiederholt, und es währt gewöhnlich 20 Tage bis die Reinigung vollendet ist.

Die Formen werden jetzt umgekehrt, der Zucker herausgenommen, und die Neger zertheilen ihn darauf, je nach seiner Farbe, mit einem großen dünnen Beil in weißen, gelben und braunen Zucker. Der obere Theil des Formzuckers ist natürlich der reinste, während der untere gewöhnlich braun und feucht ist, und noch auf einige Zeit zum Abtrocknen bei Seite gestellt wird. Jede Farbe wird allein in große, 400 Pfund enthaltende Kasten gepackt, und so in die Sonne oder an einen Ofen zum letzten Austrocknen gestellt. Ist auch dieß beendet, so werden die Kasten vernagelt, mit Streifen rohen Kuhleders umgeben, gewogen und gezeichnet. Jetzt sind sie zum Verschiffen fertig.

Der Ertrag einer Zuckerplantage ist ein sehr bedeutender, wenn auch natürlich von der Witterung und Handelsconjuncturen abhängiger. Wie überall in Mittelamerika, beeinträchtigte die regnichte Witterung des vorigen Jahres auch auf der hier geschilderten Pflanzung die Ernte um ein bedeutendes, da es nicht einmal möglich wurde alles Rohr zu schneiden. In diesem Jahr berechtigt der Stand der Pflanzen zu einer Ernte-Annahme von 10,000 Kasten Zucker und 1000 Oxhoft Muscovado, was bei den jetzigen Preisen eine Einnahme von 500,000 Rthlr. ergeben würde. Für die beträchtlichen Arbeitskosten und die Verzinsung der Schulden, welche überall reichlich auf den Pflanzungen lasten, rechnet man die eine Hälfte des Ertrags ab, die andere Hälfte bleibt reiner Gewinn. Ein solches Ergebniß übersteigt allerdings europäische Begriffe.

Ueber die Jungferngeburten bei Insecten.

Das von Hrn. T. E. v. Siebold, Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie an der Universität München, erschienene Werk: „Ueber die wahre Parthenogenesis bei Schmetterlingen und Bienen, ein Beitrag zur Geschichte der Reproduction bei Thieren," ist von Hrn. W. S. Dallas ins Englische übersetzt worden, und im Laufe dieses Jahres in London im Druck erschienen. Da hierin ein neuer Beweis für die Achtung liegt welche sich die deutsche Wissenschaft verdientermaßen im Auslande allgemach erringt, so entnehmen wir dem Westminster Review, das dieses gediegene Werk bespricht, folgende Stellen, um so mehr, als sie ein anschauliches Bild von dem Eifer und der Gründlichkeit der Studien geben welche Hr. v. Siebold dabei entfaltete. Hören wir den Reviewer selbst; er sagt: Hr. Prof. v. Siebold in München hat kürzlich die Resultate einer Reihe von Forschungen über Insecten-Reproduction herausgegeben, womit er sich ziemlich lange beschäftigt hatte, und welche so merkwürdig sind, daß sie die Auszeichnung die ihnen durch Hrn. Dallas' Uebersetzung zu Theil geworden vollkommen rechtfertigen. Der Ausdruck Parthenogenesis oder Jungfernzeugung wurde vor einigen Jahren von Professor Owen ersonnen, um eine Classe von Phänomenen zu bezeichnen auf welche durch Prof. Steenstrups Werk über die „Wechselfolge der Zeugungen" bereits früher die Aufmerksamkeit gelenkt worden war. Von diesen Phänomenen bieten die seit lange schon durch Bonnet bekannt gewordenen Beobachtungen über die Aphis (Blattlaus) ein charakteristisches Beispiel. Die Eier dieses Insects werden im Beginn des Herbstes gelegt, und bleiben den Winter über unentwickelt; bei der Rückkehr der Frühlingswärme indeß werden sie ausgebrütet, die daraus hervorgegangene Brut aber erreicht die volle Entwicklung ihrer Eltern nicht, und bringt es nie über den Zustand ungeflügelter Larven hinaus. Diese Larven werden, wenn sie mit reichlicher Nahrung versehen und einem genügenden Wärmegrad ausgesetzt sind, andern ihnen ähnelnden Larven, diese abermals andern das Leben geben, und so fort eine Reihenfolge von acht Zeugungen hindurch. Gegen Ende des Sommers entwickeln sich die letztgebornen Larven in vollkommene beflügelte Aphiden, von denen die einen männlich, die andern weiblich sind. Durch die geschlechtliche Vereinigung dieser werden wahre Eier erzeugt, aus welchen, nach ihrer Niederlegung auf den Pflanzen, im nächsten Jahre die verschiedenen Arten ausschlüpfen; die ganze vorangehende Zeugung aber hat durch die Kälte und die Entbehrungen des Winters ihren Tod gefunden. Von den flügellosen Larven nun läßt sich nicht sagen daß sie wahre Weibchen sind; denn es ist, da alle gleich fähig lebende Wesen ins Daseyn zu rufen, einleuchtend daß überhaupt kein Geschlechtsunterschied vorhanden seyn kann, und außerdem mangelt ihnen, obgleich sie ein eierstockartiges Organ besitzen aus dem die Brut sich entwickelt, in andern Theilen der geschlechtliche Apparat des vollkommenen Weibchens. Ihr Zustand entspricht dem einer Pflanze welche sich durch Bildung der Blattknospen ausbreitet, und bei welcher die Entwicklung des Blüthapparats noch nicht stattgefunden hat. Der einzige Unterschied zwischen den beiden Fällen liegt in dem Umstand daß die Gemmae, oder Knospen, der Larval-Aphiden sich von dem Mutterstock, der sie ins Leben rief, ablösen und als besondere Einzelwesen leben, während die Gemmae der Pflanzen gewöhnlich (obgleich nicht beständig) mit ihrem Mutterstock in Verbindung bleiben, und zur Erweiterung desselben dienen. Auch ist es eine merkwürdige Bestätigung dieser Analogie daß, gerade wie ein Baum welcher reichlicher Nahrung und Wärme sich erfreut mehr neue Laubknospen als Blüthen zu entwickeln suchen wird (so daß unsere eigenen Obstbäume, wenn

man sie in tropische Klimate bringt, ins Laub schießen und keine Früchte tragen), eine geschlechtliche Brut unter den Aphiden nur natürlich gegen Ende des Sommers erscheint, und — da die nichtgeschlechtliche Erzeugungsweise in der Zwischenzeit aufrecht erhalten, nicht aber beschränkt wird (wie Prof. Owen gesagt hat) auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben werden kann, wofern man fortfährt den Larven einen angemessenen Grad von Nahrung und Wärme zu geben.

Die Parthenogenesis Prof. v. Siebolds unterscheidet sich von der Parthenogenesis des Prof. Owen dadurch daß, während letztere gerade in ihrer Wesenheit eine geschlechtliche ist, die erstere in der Legung fruchtbarer Eier durch wahre jungfräuliche Weibchen, d. h. durch Einzelwesen besteht, deren vollständige Entwickelung sie vollkommen befähigt den geschlechtlichen Act auf die gewöhnliche Weise zu verrichten, die aber durch Abgeschlossenheit vom Männchen davon abgehalten werden. Daß ein solches Vorkommniß hin und wieder unter Insecten verschiedener Arten stattfinde, ist von scheinbar zuverlässigen Gewährsmännern oftmals behauptet worden; allein eine sorgfältige Prüfung der Umstände der bestbeglaubigten Fälle ließ Hrn. Prof. v. Siebold im Zweifel ob einer von ihnen diese Behauptung wirklich rechtfertige. Er entschloß sich daher die Frage zum Gegenstand seiner eigenen Untersuchungen zu machen, und erhielt das Ergebniß daß dieß die gewöhnliche Reproductionsart unter gewissen Species — das mindeste gesagt — eines Mücken-Geschlechts ist, der sogenannten Psychodae, welche mit den Tineidae oder Kleidermotten verwandt sind, während sie zuweilen bei dem Seidenspinner vorkommt, und, sonderbar genug, einen Theil des regelmäßigen Reproductionsprocesses bei den Bienen bildet. Die Raupen der Psychoden lassen höchst merkwürdigerweise an sich selbst verschiedene Stoffe wahrnehmen, indem einige aus Erdtheilchen bestehen welche in der Gestalt eines kleinen Schneckenhauses zusammengeklebt sind. Wenn sie im Begriff stehen sich einzupuppen, so nehmen sie den äußern Theil dieser Behausung ein, und hüllen sich in einen Seiden-Cocon, welcher deren Oeffnung verschließt. Hier erleiden sie ihre Umgestaltung, zuerst in die Puppe und dann in die vollkommene Motte. Daß aber diese Motten fast stets Weibchen sind, scheint sich aus der Behauptung Hrn. v. Siebolds zu ergeben daß er, nachdem von ihm innerhalb sieben Jahren hundertundfünfzig Puppen untersucht worden, nie ein einziges Männchen gefunden hat. Obgleich die Motten sich in so vollkommener Abgeschlossenheit halten daß der Zugang zu ihnen einem Männchen nicht wohl möglich ist, erzeugen sie dennoch stets Eier, welche sie in der leeren Puppenbehausung, die hinten in dem Raupensack bleibt, ablegen. Diese Eier werden bald ausgebrütet, und geben den Raupen ihr Daseyn. Ob diese, wenn sie zur Reife gelangt sind, durch denselben parthenogenetischen Proceß fruchtbare Eier erzeugen könnten, darüber hat man bis jetzt noch keine Gewißheit erlangt.

Was den Seidenwurm betrifft, so hat man durch sorgfältige Versuche die Ueberzeugung gewonnen daß vollständig abgeschlossene Schmetterlinge oft unmittelbar nach ihrem Hervorkriechen aus dem Cocon Eier legen, und daß aus diesen Eiern Larven ausschliefen werden welche sich in gehöriger Zeit in Schmetterlinge verwandeln. So viel sich indeß nach den bis jetzt erzielten Resultaten voraussagen läßt, werden die von den Weibchen dieser Schmetterlinge unter solchen Umständen erzeugten Eier nicht fruchtbar seyn.

Der interessanteste Fall von allen ist jedoch der der Korbbiene. Männiglich weiß daß jeder Bienenstock nur eine Königin hat, welche das einzige vollkommene Weibchen ist, und die gewöhnlich allein nur Eier erzeugt; daß aber außer der Königin eine Menge Drohnen oder Männchen und eine ungeheure Anzahl Arbeitsbienen, die man gemeiniglich geschlechtlos nennt, vorhanden sind. Alle diese Thierchen entwickeln sich aus Eiern, welche in Wachszellen verschiedener Arten abgelegt werden. Die Zellen für die Drohnen und für die Arbeitsbienen haben die gewöhnliche sechseckige Form; die Drohnenzellen dagegen sind beträchtlich größer als die der Arbeitsbienen. Die königliche Zelle aber ist nach einem ganz andern Plan erbaut, und die Nahrung mit welcher die königliche Made gefüttert wird, gleicht durchaus nicht dem gewöhnlichen Bienenbrod. Die Experimente Hubers, welche von spätern Forschern fast in ihrem ganzen Umfang bestätigt wurden, haben jedoch bewiesen daß eine in ihrer Entwicklung nicht zu weit vorgeschrittene Arbeiter-Made, wenn sie in eine königliche Zelle versetzt und mit der gewöhnlichen Nahrung der Königinlarven gefüttert wird, sich zu einer vollkommenen Königin entwickelt. Hienach scheint es daß die Arbeitsbienen wirklich nur unentwickelte Weibchen sind — eine Schlußfolgerung, die durch eine sorgfältige Untersuchung ihrer Organisation vollkommen bestätigt wird. Bis in die neueste Zeit hielt man als Thatsache fest daß alle von der Bienenkönigin gelegten fruchtbaren Eier, mögen nun Arbeitsbienen, Drohnen oder Königinnen sich aus denselben entwickeln, das Resultat der geschlechtlichen Verbindung der Mutterkönigin mit einer der Drohnen sind. Diese Verbindung findet bekanntlich nicht innerhalb des Bienenkorbs, sondern in freier Luft während des sogenannten „Hochzeitsflugs" statt: auch kann ein erfahrener Bienenzüchter ohne Schwierigkeit bestimmen ob dieser Flug stattgefunden habe oder nicht. Wie bei den Insecten im allgemeinen, ist eine einmalige Begattung genügend zur Befruchtung einer Menge nacheinander entwickelter Eier; die befruchtende Flüssigkeit wird in einem in den Eiergang sich öffnenden Behälter aufbewahrt, und solchergestalt jedes Ei, so wie es herausschliest, damit geschwängert. Von Zeit zu Zeit jedoch haben aufmerksame Bienenzüchter beobachtet daß Königinnen welche so unvollkommene Flügel haben daß sie den Bienenstock zum Hochzeitsfluge nicht verlassen können, dessenungeachtet fruchtbare Eier legten, daß alle diese Eier aber Drohnen-Eier waren, und daß ferner auch Arbeitsbienen hin und wieder fruchtbare Eier zu Tage brachten, welche, wie die erstern, stets Drohnen-Eier sind. Da nun starker Grund vorhanden war zu glauben daß in keinem Fall geschlechtliche Vermischung stattgefunden haben könne, so schien eine große Wahrscheinlichkeit dafür zu sprechen daß diese Drohnen-Eier das Resultat einer parthenogenetischen Zeugung seyen, analog der der Psychoden und des Bombyx. Nach sorgfältiger Prüfung dieser Frage ist Prof. v. Siebold zu der Ueberzeugung gelangt daß dieß wirklich der Fall ist. Allein da die auf gewöhnliche Weise geschwängerte Königin auch Drohnen-Eier legt, und zwar mitten unter die Arbeitsbienen hinein, so entsteht zunächst die Frage ob einige Drohnen-Eier durch die männliche Flüssigkeit befruchtet sind, und andere nicht, oder ob die Drohnen-Eier eines geschwängerten Weibchens sich dem Einfluß davon entziehen können. Dieses Problem konnte nur durch sorg-

Digitized by Google

fältige mikroskopische Untersuchung der Eier, gleich nach ihrer Legung, gelöst werden. Durch die Beobachtungen welche Hr. v. Siebold (dessen hoher Ruf als zuverlässiger Beobachter eine hinreichende Bürgschaft für seine Angaben ist gemacht hat, sieht er sich in den Stand gesetzt zu behaupten daß, während die Befruchtung der Arbeitsbienen-Eier durch die männliche Flüssigkeit sich aus dem Vorhandenseyn von Spermatozoa auf jedem Ei derselben erkennen lasse, auf den Drohnen-Eiern keine Spermatozoa zu entdecken seyen, so daß die Drohnen-Eier, mögen sie nun von jungfräulichen oder von geschwängerten Königinnen herrühren, stets ohne Befruchtung von Männchen abgelegt werden. Dieß ist eine höchst wundervolle Doctrin, die, wenn sie sich als richtig erweist, ein ganz neues Element in die Physiologie der Zeugung einführt. Es ist nicht der geringst merkwürdige Theil der Geschichte daß gerade aus denselben Eiern, so weit dieß erwiesen werden kann, sowohl Männchen als Weibchen geboren werden, indem der Geschlechtsunterschied durch das Vorhandenseyn oder Nichtvorhandenseyn des befruchtenden männlichen Einflusses bestimmt wird, und es wirft die gewöhnlichen Begriffe von männlicher Ueberlegenheit so ziemlich über den Haufen, wenn man findet daß in diesem Fall die vollständige Verrichtung des Zeugungsactes Weibchen ins Daseyn ruft, und daß die Männchen einer scheinbar niedrigern Processform ihr Leben verdanken. Die ganze Sache erheischt indeß, da die Quellen der Täuschung sehr zahlreich sind, eine äußerst strenge und wiederholte Forschung, ehe diese Thatsachen als erwiesen betrachtet werden können. Es ist in nicht geringem Grade auffallend daß Dzierzon, der Urheber der Theorie der parthenogenetischen Zeugung der Drohnen, dieselbe später, gerade zu der gleichen Zeit in welcher die Beobachtungen Hrn. v. Siebolds neue und kräftige Belege dafür boten, zurücknahm. Es freut uns übrigens aus der Vorrede des Uebersetzers zu erfahren daß der Gegenstand der Parthenogenesis bei Insecten die Aufmerksamkeit brittischer Entomologisten beschäftigt; die Thatsache daß von vielen Cynips- (Gallfliegen-) Arten nur Weibchen bekannt sind, hat zu der Vermuthung geführt das Erscheinen von Männchen unter ihnen komme nur zuweilen vor, und viele aufeinanderfolgende Generationen seyen ohne Vermittlung der Männchen ins Leben gerufen worden. Aehnliche Erscheinungen sind neuerdings im Pflanzenreich ans Tageslicht gelangt: so befindet sich in Kew ein weibliches Specimen einer diöcischen Euphorbiacee aus Australien, welche Jahr um Jahr fruchtbare Samen hervorbrachte, obgleich von dem Vorhandenseyn einer männlichen Pflanze in dieser Gegend nichts bekannt ist; auch haben Pflanzen, die man aus solchen Samen aufgezogen (wenn wir recht unterrichtet sind) dasselbe Phänomen gezeigt, und ein französischer Botaniker, Hr. Lecoq, hat fruchtbare Samen aus weiblichem Hanf-, Spinat- und andern von aller Verbindung mit männlichen Gewächsen sorgfältig abgeschlossenen diöcischen Pflanzenarten erzielt. Es ist daher augenfällig daß wir die ganze Wahrheit rücksichtlich der geschlechtlichen Reproduction noch lange nicht kennen, und daß der ganze Gegenstand von neuem sorgfältiger Forschungen bedarf, ehe sich irgendwelche allgemeine Schlußfolgerungen als sicher festgestellt betrachten lassen.

Erlebnisse eines brittischen Seemanns auf der Expedition gegen Quedah (Kedda.)

(Schluß)

Nach der Einnahme des Forts von Quedah war der Widerstand der Malayen keineswegs gebrochen, sondern sie hatten jetzt alle ihre Kräfte am Parlisfluß gesammelt, der nun strenger blokirt wurde und wohin sich Osborn abermals mit seinem Kanonenboote Smaragd oder Nummer tega (drei) begab. Am Bord des Bootes waren die Rationen knapp geworden, namentlich fehlte es schon lange an frischem Fleische. Man durchsuchte daher sehr begierig ein Dorf Namens Tamelan, an dem kleinen Flüßchen Sitauê, welches eben erst von den malayischen Einwohnern aus Furcht vor den Grausamkeiten der anrückenden Siamesen geräumt worden war. Allein die Auswanderer hatten nichts zurückgelassen, und kaum fand man hie und da noch eine Nuß auf den Cocospalmen. Die Mannschaft des Kanonenbootes wußte aber Rath. Sie befolgte nämlich ein Verfahren welches mißverständlich durch Montesquieu zu einem bekannten rhetorischen Gleichniß benutzt worden ist. Der große Gelehrte war nämlich nicht genau unterrichtet wenn er meinte wilde Völker hieben die Palmen um, damit sie bequemer die Nüsse pflücken können. Sie thun es vielmehr aus einem andern Grunde. Auch die Malayen Osborns fällten etliche Cocospalmen um sich des sogenannten Herzens der Palme zu bemächtigen. Der Stamm wird an der Krone gespalten und eine vegetabilische Substanz dadurch gewonnen die etwa drei Fuß lang und so stark ist wie ein Frauenarm. Roh gegessen hat sie den Geschmack einer trefflichen Nuß, und gekocht liefert sie ein zartes Gemüse. Diesen Vandalismus konnte nur die Noth entschuldigen, und Osborn beeilt sich zu versichern daß er nur erlaubt habe drei oder vier Bäume niederzuschlagen.

Die Nacht war kaum angebrochen, als sich die Landbrise mit heftigen Stößen einstellte, und fast unmittelbar darauf sah man das malayische Dorf in Flammen aufgehen. Das Kanonenboot erwartete einen Angriff und machte sich auf einen nächtlichen Ueberfall bereit. Allein es erschien kein Feind, und als man landete um dem Feuer Einhalt zu thun, überzeugte man sich rasch auf welche Art der Brand entstanden sey. Als die Einwohner abzogen, hatten sie nämlich die Kohlen von ihrem Herd unter den Lehricht der Reisschalen geworfen. Dort hatten sie so lange still geglüht bis der Nachtwind die hellen Flammen anblies. Die Verwüstung war offenbar beabsichtigt worden, um den Feinden nichts zu hinterlassen als eine verkohlte Plantage. Da seit Monaten kein Regen gefallen war, so konnte man dem Feuer nicht wehren, denn Bäume und Blätter waren völlig trocken und in wenigen Augenblicken standen die Palmen der Plantage in hellen Flammen. Kaum erreichte eine Flammenzunge einen Stamm, so leuchtete er auf und die Pflanzung glich bald einer Saat von brennenden gigantischen Fackeln die von der Luft bewegt wurden. Es blieb also nichts übrig als eilig den Rückzug anzutreten. „Am andern Tage gieng die Sonne auf über einem Revier verkohlter Bäume und einem Haufen versengter Trümmer. Tamelan bestand nicht mehr, und der nächste Monsun mit seinen Regengüssen sollte den Ort, wo es gestanden war, dem Dschungel als Domäne überweisen. Die Fußstapfen des Menschen

Digitized by Google

werden hastig verwischt durch das behende Wachsthum der morgenländischen Pflanzenwelt. Diese Wirkung läßt sich nur mit der Macht des Oceans vergleichen, der bloß eine Minute lang die Furche erträgt welche ein Dampfer gezogen, und dann lachend sie wieder überrollt im Zorn daß ein solcher Zwerg seine Fläche gekreuzt habe. Aehnlich überdecken und überspülen die grünen Wälder dieser mächtig producirenden Länder ein Menschengeschlecht nach dem andern, welches eine Zeitlang mit ihnen gestritten und endlich dahin schwindet, um keine dauerhafteren Spuren seiner Gegenwart in den vergänglichen Annalen dieser Erde zu hinterlassen als der Kiel des Schiffes auf der Oberfläche des Meeres."

Dem Blokadegeschwader fehlte es bald an frischem Wasser. Der Smaragd wurde zum Hyacinth geschickt um den Capt. Warren um einige Vorräthe für die Boote zu bitten, erhielt aber den Bescheid, man leide selbst an Wassermangel und die Boote möchten daher nicht mehr ihre Bitte an die Brigg richten, sondern, wenn sie Wasser nöthig hätten und es auf keine andere Art zu haben sey, es *nehmen*. Dieses Geschäft, nämlich das Nehmen, wurde am folgenden Morgen dem jüngsten Officier, also dem Verfasser übertragen, der nicht wenig sich auf das Abenteuer einbildete. Er sollte nämlich mit einem Boote den Parlisfluß so weit hinauf gehen bis er süß werde, seine Fässer füllen und dann umkehren. Natürlich mußte er an den Befestigungen der blokirten Malayen, an ihrer Flotte von Kriegspraunen, an ihren Dörfern vorüber, und es fragte sich sehr ob sie ihren erklärten Feinden ruhig verstatten würden sich mit einem Lebensbedürfnisse zu versehen, dessen Mangel nothwendig zur Aufhebung oder Unterbrechung der Blokade hätte führen müssen. Indessen waren die Beziehungen zu den Malayen ganz eigenthümlicher Art; die Britten hatten diesen Gegnern schon viele Bruderdienste erwiesen und konnten ihnen noch in der Stunde der höchsten Noth viele Dienste erweisen, so daß sich wohl der Fähndrich in Begleitung eines Matrosen und etlicher Malayen in die Höhle des Feindes wagen durfte. Das Boot hatte mit der Fluth bald das Pfahlwerk erreicht welches die Malayen quer über den Strom gezogen hatten. Der wachthabende Officier lächelte als ihm Osborn seine Absichten mittheilte. Er habe nichts dawider das Boot bis zur Stadt Parlis hinaufzulassen, aber Erlaubniß zum Wasserholen müsse man dort bei dem Feldherrn Datu Mohammed Ali erbitten. Osborn gieng nun rasch nach Parlis hinauf, wo er an der malayischen Kriegsflotte vorbeikam und mit flüchtigen Blicken ihre zahlreiche Artillerie musterte. Eine malayische Schildwache zeigte den Weg nach Datu's Haus. Der Feldherr war abwesend auf einer Expedition, der zweite Befehlshaber der Hadschi Leung lachte aber herzlich als er das naive Verlangen Osborns vernahm, gab seine Einwilligung, warnte indeß den Fähndrich auf seiner Hut zu seyn, da das Land von Bewaffneten schwärme und weder er noch Datu Mohammed Ali sich für die Sicherheit des Bootes verbürgen könne. Nun verlor man keine Zeit. Das Ufer verschönerte sich mit jedem Augenblick, da man sich einer Hügelkette näherte welche einen raschen Fall des Stromes bei jeder Windung zu verheißen schien. Es fehlte in dem Walde nicht an glänzend gefiederten Vögeln, an Affengesellschaften, hin und wieder zeigten sich auch ein paar Rehe, und Alligatoren wurden nirgends vermißt. So näherte man sich einer zweiten Stadt Namens Kangah, wo man von einer Schildwache angehalten wurde, die aber das Boot sogleich durchließ, als sie erfuhr daß man mit Erlaubniß des Feldherrn Wasser holen wollte. Eine Strecke weiter kam man durch eine Badescene. Die gesammte weibliche Bevölkerung der Stadt Kangah suchte im Wasser Erfrischung. Während der Matrose seine Späße über die Nymphen nicht unterdrückte, bekennt Osborn aus Galanterie daß Unschuld die Stelle eines züchtigen Gewandes bei den jungen Damen vertreten hätte. Seine malayischen Bootsleute ruderten gleichgültig zwischen den Badenden hindurch, und der vortreffliche Seemann ergeht sich in langen Vermuthungen darüber, ob dieses Ignoriren einem zarten und feinen Gefühl oder der Furcht entsprang, daß die geringste Frechheit sogleich von der männlichen Bevölkerung Kangahs blutig gerächt worden wäre. Ein dritter Fall, auf den sich Osborn nicht besinnt, scheint uns der wahrscheinlichere, daß nämlich die Malayen an solche Scenen täglich gewöhnt waren und diese für sie keine Anziehungskraft besaßen. Die Häuser von Kangah waren auf Pfählen erbaut, und erinnerten wegen ihrer vorspringenden Dächer und durch die Sauberkeit der Ausführung an die Schweizer Bauart. Dort hatte man den süßen Theil des Flusses bereits erreicht, und während die Fässer gefüllt und am Ufer von Lebensmitteln, die man in Kangah eingekauft hatte, ein Mahl zugerichtet wurde, wollte sich Osborn die Stadt „besehen." Er schlenderte aber nicht lange mit seinem Dolmetscher umher, als ein kriegerischer Lärm die Rückkehr eines Truppencorps anzeigte. Bereits hatten sich um das Boot Gruppen gesammelt, die allerlei Betrachtungen über die seltsamen Gäste anstellten und auf den Gedanken fielen, es könnten Kundschafter seyn. Da die Ebbe bereits eingetreten und das Geschäft des Tages vollendet war, so hielt Osborn es für das klügste aufzubrechen, ehe es noch zu unangenehmen Auftritten käme. So gelangte das Boot noch zur rechten Zeit und ungefährdet mit den Wasservorräthen zu dem Blokadegeschwader, wo es ängstlich erwartet wurde.

Die Siamesen schlossen ihre Feinde immer enger ein, und das Drama von Quedah neigte zum Ende. Der brittische Capitän hatte Ursache zu vermuthen daß die Malayen auf Rückzug dächten, und es galt daher alle Flüsse zu stopfen. Osborn empfieng deßhalb Befehl mit seinem Kanonenboot sich vor die Mündung des Pantschau, 4 engl. Meilen nordwärts vom Parlis, zu legen. Wie alle Küstenflüsse der Halbinsel, war der Pantschau durch eine Barre an der Mündung gesperrt, obgleich oberhalb hinreichende Tiefe herrschte. Mit der Ebbe begab man sich nach einem gegenüber liegenden Eiland, Pulo Pangang oder die Lange Insel genannt. Sie war vollgestopft mit malayischen Flüchtlingen, die von Wassermangel entsetzlich zu leiden hatten. Verschiedene Personen waren bereits gestorben, und man theilte mit den übrigen die Wasservorräthe. Die Leute sagten aus daß der Pantschau parallel mit dem Parlis fließe und sich der Stadt Parlis bedeutend nähere. Auf dem Pantschau hatten sich daher diese Leute flüchten können. Auch zeigten sie große Bestürzung als sie erfuhren daß der Smaragd den Fluß blokiren werde, denn in der folgenden Nacht wolle eine Anzahl Frauen heraufflüchten, die, verscheucht durch den Smaragd, den grausamen Siamesen in die Hände fallen möchten.

Eine prächtige Vollmondnacht folgte, und nachdem der Smaragd über die Barre geschlüpft war, legte er sich in den Schatten der Dschungel im Hinterhalt, wo auch das schärfste Auge ihn nicht zu entdecken vermocht hätte. Aus dem Walde drang der Ruf

Digitized by Google

des Nachtfalken zum großen Aerger des abergläubischen malayischen Hochbootsmanns Dschedi, welcher einen nahen großen Verdruß voraussagte.

Stunde nach Stunde verging, der Thau fiel kalt, die Bootsleute lagen in ihre Sarongs eingehüllt, nur die Wache schlief nicht. Sie gab endlich ein Zeichen. Osborn gewahrte bald darauf ein Canoe mit zwei Mann, und rief ungeduldig man solle es anhalten. „Horch! rief der Hochbootsmann. Frauen! In Allah's Namen macht keinen Lärm; das dort ist nur ein Kundschafter, der vorausgeht um zu beobachten ob die Küste rein sey." Ehe man noch das Ankertau hereingebracht hatte, bogen zwei große schöne Prauen mit acht oder zehn Rudern und ein langer niedriger Kahn voll Männer um die Landspitze und geriethen in volle Beleuchtung. Die Ebbe trug sie rasch näher. „Haltet o Frauen, daß wir durchsuchen können!" rief der Dolmetscher. Sie waren überrascht. Einen Augenblick lang hielten die Ruder still, dann aber regten sie sich aufs neue um vorüber zu eilen, während Weiberstimmen schrieen: „Schießt nicht, wir sind Frauen, nur Frauen!" — „Ankert oder wir geben Feuer!" antwortete der Dolmetscher. Sötu, einer der Malayen, hatte mit einem kleinen Nachen eine der Prauen zum Stehen bringen wollen, als Erwiederung aber einen Speerwurf empfangen. „Feuer! rief er dem Smaragd zu, die Prauen sind bewaffnet!" Augenblicklich wurde die Kanone am Bug gerichtet, und ein Traubenschuß gieng auf die nächste Praue. Ein Zettergeschrei von Weibern belehrte Osborn daß sich wirklich Frauen an Bord befanden, und da er sich gestehen mußte daß es ihm wenig kriegerische Ehre eintragen würde wenn er eine Bootsladung verwunderter Weiber an Bord des Hyacinth bringen müßte, so stellte er das Feuern ein und versuchte die saure Jagd auf die hurtigen Prauen in den schmalen Canälen des Flusses. Anfangs steuerten die Schiffe nach den Lancavas-Inseln, als man sich aber näherte, wendeten sie nach der Setauë-Bucht. Endlich gelang es eine der Prauen abzuschneiden und sie in eine Enge zu treiben. Sie versuchte quer vorüberzuschlüpfen, empfieng aber als Strafe einen Kartätschenschuß, der mit einer unschädlichen Salve aus Musketen erwiedert wurde. Der Praue blieb nichts übrig als das Steuer aufzuheben und auf den Sand zu laufen. Die Prise wurde jetzt geborgen, aber man fand nur etliche Frauen und zwei verwundete Männer darin, die übrigen waren nach dem Dschungel entwichen. Die Praue wurde jetzt wieder flott gemacht und nach der Langen Insel gebracht, wo man sie den Flüchtigen überließ, um damit ihren Rückzug nach einer brittischen Besitzung anzutreten.

Die andere Praue entkam, ebenso der Kahn auf den man nicht geachtet hatte. Als man wieder landete wo die Prise gefangen worden war, sah man daß das Dschungel von Bewaffneten schwärmte. Vielleicht 500 Personen waren dort beisammen. Man versicherte ihnen daß sie nichts zu fürchten hätten, wenn sich nicht Datu Mohammed Ali unter ihnen befände, denn obgleich die brittische Regierung 20 Pf. St. (240 fl.) auf den Kopf jedes Piraten, gleichviel ob todt oder lebendig, ausgesetzt hatte, so gelüstete es doch keinem, auch nicht dem gemeinsten Seemann auf dem Geschwader, nach diesem Blutgeld. Bald darauf erfuhr man gesprächsweise von den Malayen daß der Tonku Mohammed Ali bereits entwicht sey. Der schlaue Häuptling hatte sich nämlich in dem Nachen befunden, unter der richtigen Voraussetzung, daß wenn er mit Schiffen des Blokadegeschwaders zusammenträfe, diese jedenfalls auf die großen Prauen und nicht auf den armseligen Nachen Jagd machen würden. In die Prauen hatte er aber absichtlich Weiber genommen, damit die Britten aus Barmherzigkeit nicht Gebrauch von ihrer Artillerie machen sollten. Jetzt hatte Dschedi recht daß die Nachtfalken Verdruß verkündigt hatten, und dem Fähndrich blieb nichts übrig als nach dem Hyacinth sich zu begeben, um beschämt einzugestehen daß er sich habe überlisten und den Vogel entfliehen lassen. Man tröstete indessen Osborn daß er nur gethan habe was jeder ältere Officier an seiner Stelle auch gethan haben würde, übrigens hatte man die Praue und den flüchtigen Kahn auf dem Geschwader bemerkt, und der Dampfer Diana war bereits auf die Jagd abgegangen. Allein die Diana war nicht glücklicher als der Smaragd, denn sie kehrte ohne Beute zurück.

Die Malayen hatten außer ihren Kriegsschiffen in den Flüssen, die nach und nach entwichen oder gefangen worden waren, eine Prauenflotte in der Nähe, auf die man bisher vergeblich gefahndet hatte. Endlich brachte die Brig Teda Baguse Sr. Siameſischen Majestät die Nachricht, sie habe das Geschwader bei einem Platz, Namens Malaka, auf den Lancavas-Inseln angetroffen, habe mit ihm gefochten und sey übel zugerichtet worden. Dorthin begab sich jetzt das brittische Geschwader. Der Hyacinth gieng südwärts, die Boote nordwärts. Vor Malaka wollte man zusammentreffen, in der sichern Erwartung daß keines der Fahrzeuge bei diesem Manöver entschlüpfen könnte. Auf dem Smaragd herrschte seit 48 Stunden große Hungersnoth, denn man hatte nur einen Vorrath von Kokosnüssen und eine Ladung indianischer Vogelnester an Bord. Osborn hütete sich aber um Lebensmittel zu bitten, denn der Hyacinth hatte selbst so wenig daß das Boot wahrscheinlich Befehl erhalten haben würde sich nach Pinang zu begeben, und auf diese Art die Gelegenheit einer letzten „Action" verloren gegangen wäre. Die Mannschaft war auch damit zufrieden zu hungern und zu fechten, und so ruderte man nach den Lancavas. Die Nacht kam, und nach dreistündiger harter Arbeit öffnete sich zur Linken eine Bucht, welche nach dem gesuchten Malaka führen sollte. In Erwartung dessen wurden die Kanonen geladen, und der Smaragd näherte sich beherzt dem Eingang. Die Bucht war indessen leer, und man hatte bereits beschlossen dort zu übernachten, als eine zweite Bucht weiter vorwärts entdeckt wurde. Man fuhr also dorthin, und bald zeigte eine Reihe von Feuern am Ufer und an Bord von Schiffen daß man die Flotte erreicht habe. Sobald man die Kriegsfahrzeuge der Malayen gewahrte, ließ man den Anker so leise als möglich fallen um kein Geräusch zu verursachen, und verhüllte jedes Licht um nicht bemerkt zu werden, während man die Schiffe des Feindes außerhalb der Bucht, einen großen Schooner und eine Praue im Auge behielt, vor denen man indessen durch einen dünnen Nebel verborgen wurde. Bisweilen erhellten lebhafte Blitzstrahlen die Bucht und zeigten den Lauernden nicht nur daß sie ein zahlreiches Geschwader von feindlichen Fahrzeugen gefangen hatten, sondern daß sich auch die andern Boote des Blokadegeschwader rasch näherten. Man ertrug daher um so leichter das kühle Bad womit der tropische Regen den Smaragd überschüttete. Als nun die Sonne sich erhob und den nächtlichen Nebel vom Lande aufrollte, lag die kleine brittische Seemacht im nördlichen Theil einer prächtigen Bucht vor Anker, die mit allen Lieblichkeiten malayischer Landschaften ge-

Digitized by Google

ſchmückt war, und gleichzeitig kam auch der Hyacinth von einer andern Seite der Bucht zum Vorſchein, nachdem er die Südſpitze der Lancavas umſegelt hatte, wie das andere Geſchwader die Nordſpitze. Die Piraten lagen in der Falle. Ihre Kräfte beſtanden indeſſen aus zwei ſeltſam ausſehenden Schoonern mit 10 Kanonen jeder. Der eine hatte 12-Pfünder Carronaden, der andere 3- und 6-Pfünder. Drei große und ſchöne Prauen und eine Tope bildeten den Reſt der Flotte, die erſten führten 3 oder 4 Kanonen, die Tope eine 32-Pfünder-Carronade. Eine Batterie mit acht Geſchützen auf einem kleinen kegelförmigen Hügel am Ellenbogen der Bucht ſchützte das Geſchwader, und dieſe Batterie war es geweſen von welcher die ſiameſiſche Brig ſo übel mißhandelt worden war. Die Boote regten ſich noch nicht, denn man wartete erſt auf Capitän Warren, welcher das Signal zum Angriff geben ſollte. Endlich hatte ſich der Hyacinth genähert, und alle Hände waren kampfbereit. Capitän Warren beſichtigte ein Boot nach dem andern, und als er alles in Ordnung fand, gieng ein Parlamentär ab, um den „Piraten" fünf Minuten Bedenkzeit zur Uebergabe anzubieten. Für die Kampfluſtigen waren dieſe fünf Minuten eine Geduldsprobe. Die Malayen auf den engliſchen Schiffen waren aber ſehr ernſt geſtimmt, vielleicht weil ſie die Tapferkeit ihrer Landsleute kannten, und als Osborn ſich dem Hochbootsmann gegenüber einen Fähndrichsſcherz erlaubte, beſchämte ihn dieſer mit einem Spruch aus der dritten Sure des Koran, der auf den Lippen der Gläubigen vor dem Kampfe gebräuchlich iſt: Frohlocke und verzage nicht, ſo wirſt du beſtehen! Die Malayen zeigten indeſſen keine Luſt zu fechten, und räumten Batterie und Schiffe. Die Kanonen auf dem Lande wurden vernagelt, die Geſchütze der Kriegsſchiffe verſenkt und die Fahrzeuge eins nach dem andern unter lauten Hurrahs in Brand geſteckt! Damit endigte die Thätigkeit der Alliirten des Kaiſers von Siam, der ſich ſpäter durch das Geſchenk eines goldenen Theekeſſels dankbar gegen Capitän Warren erwies, und mit dieſem ſiameſiſchen Theekeſſel ſchließt auch Osborn die unterhaltenden Schilderungen ſeiner Fähndrichsthaten.

Die drei Religionsſtifter.

Eine chineſiſche Parabel.

Die Gründer der drei Religionen, Buddha, Laotſe und Kongtſe, ſo erzählt eine chineſiſche Parabel, unterhielten ſich einſtens im Schattenreiche über ihre Beſtrebungen und Erfolge. Nach einem langen langen Geſpräch kamen ſie überein daß das Menſchengeſchlecht im Argen liege. Da entſchloſſen ſie ſich nochmals zur Welt unterhalb des Mondes hinabzuſteigen, um Leute zu finden, geeignet die vergeſſenen Lehren der Tugend und Gerechtigkeit zu erneuern. Viele Länder und Städte haben die drei Weiſen durchzogen, ſie haben niemand gefunden. Da verließen ſie die bewohnten Gegenden, überſchritten Wüſten und Einöden und ſind gewaltig durſtig geworden. Jetzt ſahen ſie eine Quelle, neben ihr einen alten Mann, der ſie bewachte. Gehe du hin Buddha und bitte um Waſſer, ſprachen Kongtſe und Laotſe, dir iſt das Betteln angeboren, man ſieht's an deinen zahlreichen Schaaren von Bettelmönchen. Wer biſt du, fragt der Alte den Buddha? Ich bin Schakiamuni, ſpricht dieſer, der ehemals im Weſten erſchienen. „Ei ei, du biſt der berühmte Buddha, von dem ich ſo viel gehört, du giltſt für einen gutherzigen Mann, dir werde ich auch Waſſer geben, ſobald du mir eine Frage beantworteſt. Ihr Buddhiſten ſagt, alle Menſchen ſind gleich, warum habt Ihr denn doch einen Dalai Lama, Pfaffen aller Art, Erzbiſchöfe und Biſchöfe, Aebte und Aebtiſſinnen, Mönche und Nonnen aller Kutten? Buddha verneigte ſich und iſt davongegangen. Laotſe tritt auf. Wer biſt Du, fragte der alte Mann. „Ich bin Laokium. Ah, ah, Stifter der Taolehre, ich kenne Dich, Du haſt einen guten Namen. Waſſer bekommſt Du, ſobald Du mir eine Frage beantworteſt. Ihr Taoleute rühmt euch des Trankes der Unſterblichkeit, habt ihr ſo was oder nicht?" Natürlich beſitzen wir ſolch ein Geheimmittel. Du ſiehſt ja, mich hat es unſterblich gemacht. Nun Lao, ſpricht der Alte, warum warſt Du ſo der kindlichen Liebe vergeſſen und haſt Deinen Vater ſterben laſſen?

Meiſter Lao kommt in große Verlegenheit, geht zurück und ſagt zu Kongtſe: „Bruder jetzt mußt Du zum impertinenten Alten, wir beide, Buddha und ich, ſind dem Kerl nicht gewachſen." Wer biſt Du, fragte wiederum der Greis. „Mich kennſt Du nicht? Ich bin Kong, Tſchongni aus dem Lande Lu, der erhabene, der weiſe, der einzige Mann. Ei ſo, ei ſo, ich kenne Dich jetzt ſchon, Du biſt der allberühmte Kongtſe, der Lehrer des Mittelreichs. Ah wie könnte ich Dich dürſten laſſen, doch zuvor löſe mir eine kleine Schwierigkeit. Deine Vorſchriften über kindliche Liebe ſind vortrefflich. Sagſt Du doch unter andern: „ſo lange Deine Eltern leben, gehe nicht weg, mußt Du aber, ſo bleibe wenigſtens an einem beſtimmten Orte, damit ſie immer wiſſen, wo Du biſt. Heda, warum ziehſt Du denn auf und ab im Lande und kommſt noch in dieſe wüſte Gegend?" Auch Meiſter Kongtſe muß ſich beſchämt zurückziehen. Nun ſetzen ſich die drei durſtigen Weiſen nieder und rathſchlagen über den geſcheidten Alten dort an der Quelle. Glück auf, ſpricht Buddha zu den zwei andern, haben wir auch kein Waſſer, ſo haben wir doch den rechten Mann gefunden, um unſere verblichenen Lehren aufzufriſchen und die Menſchheit zu erneuern. Da machten ſich alle drei zuſammen auf, gingen zu dem Greis und ſchütteten ihr Herz aus. Der lächelt und ſagt: meine lieben guten Herren, ihr ſcheint gar nicht zu wiſſen wer ich eigentlich bin. Seht mich einmal recht an. Schaut her! Bloß mein oberer Theil iſt Fleiſch und Blut, hier unten bin ich von Stein. Von Tugend und Gerechtigkeit kann ich ein Langes und Breites predigen und ſchwatzen, ich kann ihnen aber nicht nachgehen, nicht darnach leben. Die drei Weiſen ſehen ſich verwundert an, das Gewicht der Rede fällt ihnen ſchwer aufs Herz. Der Alte iſt das Sinnbild der ganzen Menſchheit. Traurig verlaſſen ſie die Erde und erheben ſich wieder in die luftigen Räume jenſeits des Mondes.

Digitized by Google

Die Ausbeutung der Porphyr- und Granitgruben am rothen Meer durch die Römer.

Mit der Einnahme Alexandriens durch Augustus am 1 August 30 v. Chr. trat Aegypten in die Reihe der römischen Provinzen, und das römische Reich erhielt in diesem merkwürdigen Lande eine höchst wichtige, fortan zu seinem Bestehen unentbehrliche Ergänzung. Durch seine enorme Kornproduction sorgte das Nilland für die materielle Existenz Roms, und Alexandrien, damals die erste Handelsstadt der Welt, vermittelte fast den ganzen Handel mit dem Orient, von wo der Westen den größten Theil seiner Luxuswaaren bezog. Die Steuerkraft Aegyptens war unter den Römern sehr bedeutend, seine Bevölkerung damals dreimal so groß als jetzt (sie ist jetzt zwei und eine halbe und war in Josephus Zeit mehr als sieben und eine halbe Million); und die Römer waren zu gute Administratoren, um durch übermäßige Auflagen das Land zu erschöpfen. Tiberius schrieb an einen Vicekönig von Aegypten, der mehr als die etatsmäßigen Steuern in den Schatz einsendete: er liebe es daß man seine Schafe scheere, aber nicht schinde. Ueberhaupt haben die Römer gerade in der Verwaltung Aegyptens eine unvergleichliche Meisterschaft bewiesen. Sie ließen alle auf die Eigenthümlichkeit des Landes basirten Einrichtungen fortbestehen, die officielle Sprache blieb (wie unter den Ptolemäern) die griechische, am allerwenigsten wurden die religiösen Verhältnisse angetastet. Fort und fort sind unter den römischen Kaisern neue Tempel der altägyptischen Gottheiten erbaut worden, und die Hieroglyphenschrift hat, wie es scheint, das römische Reich sogar überdauert.

Es versteht sich von selbst daß die Römer die Bergwerke und Steinbrüche Aegyptens systematisch weiter zu bauen nicht unterlassen haben. Dazu gehören die Smaragdgruben bei Berenice auf der von den Arabern Zabarah genannten Bergkette, die zwischen 24° und 25° n. Br. von NO. nach SW. an der Küste des rothen Meeres hinstreicht. Sie sind schon in hohem Alterthum angebaut worden, und waren auch den Griechen bekannt; die Römer haben den Bau bis ins fünfte Jahrhundert fortgesetzt, und wir wissen daß man sie damals nur mit kaiserlicher Erlaubniß besuchen konnte: sey es daß man die Bergleute der Versuchung entziehen wollte die Smaragde an Fremde zu verkaufen, sey es daß auch hier die Arbeit von Sträflingen betrieben wurde, die man ganz absondern mußte. Alle neuern Reisenden, Cailliaud, Belzoni, Wilkinson und Nestor Lhôte sind übrigens einstimmig sowohl über die Seltenheit und schlechte Qualität der hier gefundenen Smaragde, als auch in der Ansicht daß der Werth derselben schwerlich jemals größer gewesen seyn kann, obwohl arabische Schriftsteller das Gegentheil versichern. Andere Gruben sind erst von den Römern eröffnet worden, und dahin gehören namentlich die Porphyrgruben der ebenfalls in der Wüste östlich vom Nil von NO. nach SW. an der Küste des rothen Meeres etwa von 28° bis 25° n. Br. hinstreichenden Kette. Die Aegypter arbeiteten gar nicht in Porphyr, ebensowenig die Griechen. Erst unter dem Kaiser Claudius begann die Ausbeutung dieser Gruben, und von dieser Zeit an führt das Gebirge, das früher Mons Porphyrites hieß, den Namen Mons Claudianus.

Bevor ich auf diese Porphyrgruben näher eingehe, muß ich einige allgemeine Bemerkungen über den Betrieb und die Verwaltung des Bergbaus unter den Römern vorausschicken. Fast alle Bergwerke waren kaiserlich, wenn auch Ausnahmen vorkamen. So z. B. waren die spanischen Silbergruben in Privatbesitz, desgleichen viele Salinen. Marmorbrüche anzulegen wurde im Jahr 320 und 363 Privatpersonen erlaubt, aber dreißig Jahre später die Erlaubniß wieder zurückgenommen. Gold zu suchen wurde erst im Jahr 365 gegen eine gewisse jährliche Abgabe gestattet. Alle Hauptbergwerke aber wurden auf kaiserliche Rechnung betrieben. Sie waren verpachtet, theils an einzelne (wie z. B. August die Kupferwerke auf der Insel Cypern dem König Herodes von Judäa gegen die Hälfte des Ertrags verpachtete), theils an Compagnien, zuweilen auch an kaiserliche Sklaven. Als Abgabe wurden in der späteren Zeit 10 Procent des Gewinns erhoben, vermuthlich war sie jedoch weder zu allen Zeiten noch in allen Gruben gleich. Die Arbeit wurde größtentheils von Verbrechern oder Kriegsgefangenen betrieben. So wurden nach der Eroberung Jerusalems die gefangenen Juden zum Theil in die ägyptischen Bergwerke vertheilt, und später häufig die unerschütterlichen Bekenner des Christenthums zu dieser furchtbaren Strafe verdammt. Deßhalb stand fast in allen Gruben eine Truppenabtheilung zur Bewachung der Arbeiter. Zuweilen übernahm der commandirende Officier die Pacht oder leitete den Bau, zuweilen wurden auch die Soldaten selbst dazu verwendet. Bei den größern Bergwerken entstanden natürlich mehr oder minder große Ortschaften, welche diesen Verbrechercolonien zum Wohnsitz dienten.

Im Jahr 1823 ist von zwei englischen Reisenden die Lage der oben erwähnten Porphyrgruben, die man bisher nur ungefähr bestimmen konnte, sowie mehrerer anderen wichtigen Punkte der alten Geographie Aegyptens, mit Gewißheit festgestellt worden. Hr. Burton, vom Pascha von Aegypten im Jahr 1822 beauftragt die Wüste zwischen dem Nil und dem rothen Meer geologisch zu untersuchen, unternahm und beendete diese Untersuchung im Jahr 1823 in Gesellschaft von Sir Gardner Wilkinson. Auf dieser Reise entdeckten die beiden Forscher unter andern die Ruinen zweier römischen Ortschaften, von denen die eine ein Centralpunkt für die Ausbeutung der Porphyrbrüche des Mons Claudianus gewesen ist.

Dieselbe liegt 27° 20′ n. Br., in gleicher Breite mit Syout und Mansolout, auf einem Höhenzuge der jetzt den Namen Djebel-Dôchan (Berg des Rauches) führt. Dort fanden die Reisenden nicht bloß die großen Brüche die den Römern so reiches Material zu ihren Luxusbauten in der Kaiserzeit geliefert haben sie hatten auch Gelegenheit die kolossalen Arbeiten zu bewundern, die zur Herstellung einer allseitigen Communication in dieser Gegend geschehen waren, sie wandelten in den Straßen, traten in die Häuser einer römischen Ortschaft, und fanden einen Tempel aus römischer Zeit mitten in dieser jetzt völlig unbewohnbaren Wüste.

Die Hauptschwierigkeit, die hier bei einer Ansiedlung zu überwinden war, ist der Wassermangel. Um diesem abzuhelfen, hatte man zwei Brunnen gebohrt, von denen der eine von 15 Fuß Durchmesser in reinen Porphyr gearbeitet ist, eine bei der außerordentlichen Härte dieses Steins unermeßliche Arbeit. Der Ort, auf einer kleinen Anhöhe gelegen, enthielt Häuser von verschiedenen Formen und Größen. Am nördlichen Ende ist ein Platz, um welchen sich Läden befunden zu haben scheinen, wo kleine Porphyrmörser gearbeitet wurden, wenigstens findet man hier eine Menge derselben unvollendet. Ein Haus, welches das eines Beamten gewesen

Digitized by Google

zu ſeyn ſcheint, iſt jetzt am Platz mit vier Säulen auf jeder Seite, einer mit Stuck gefütterten Ciſterne und einer Treppe, die in ein Obergeſchoß führte. Der Ort war mit Mauern umgeben die Thürme trugen, er ſcheint Magazine, Werkſtätten, überhaupt alles erforderliche enthalten zu haben.

In einem nahe an der Stadt gelegenen Thal liegen die Bauſtücke eines Tempels am Boden, der niemals vollendet worden iſt. Nur die Subſtructionen ſind fertig, aber keine Säule iſt aufgerichtet. Der Architrav trägt eine griechiſche Inſchrift, aus welcher hervorgeht daß der Pächter der Porphyrgruben, ein kaiſerlicher Sklave, dieſen Tempel im zweiten Regierungsjahre des Kaiſers Hadrian (118 n. Chr.) im Auftrage des Präfecten von Aegypten erbaut habe. Vermuthlich wurde der Präfect von ſeinem Poſten abberufen, als der Bau des Tempels bis zu dem Punkte vorgeſchritten war in welchem die Reiſenden ihn vorfanden, und die Vollendung des koſtſpieligen Unternehmens, das ihn nun nicht weiter intereſſirte, unterblieb. Außer dem Pächter und dem Präfecten wird auf der Inſchrift noch der kaiſerliche Bergbaudirector für ganz Aegypten und der Commandant der hier ſtationirten Truppenabtheilung genannt. Es war ein Corps von mindeſtens 500 Mann, das etwa zu drei Viertheilen aus Infanterie, zu einem Viertheil aus Cavallerie beſtand; die letztere war natürlich unentbehrlich um etwaige Fluchtverſuche der Baugefangenen unmöglich zu machen, obwohl dieſe, wie ſich ſpäter zeigen wird, ſelten genug frei machten. Die Stärke des Detachement läßt auf eine ſehr bedeutende Anzahl der Sträflinge ſchließen.

In den Ruinen findet man eine Menge Scherben, zerbrochene Gläſer und Meermuſcheln, Ueberbleibſel von der Nahrung der Bewohner. Eine große Straße führte in ſüdöſtlicher Richtung von dem Ort an das Meer. In den Brüchen ſind Reſte der Oefen die zur Ausbeſſerung und Härtung der Werkzeuge gedient haben; denn aus unzähligen Porphyrſplittern ſieht man daß die Blöcke an Ort und Stelle behauen, bearbeitet und faſt vollendet worden ſind. Weſtlich von dem Hauptort liegt eine kleinere Anſiedlung, wo man noch ſehr große Blöcke findet, die zu Badewannen und Sarkophagen beſtimmt waren. In den Brüchen ſelbſt ſahen die Reiſenden eine unvollendete Porphyrſäule, 22′ 2″ lang und 3′ 6″ im Durchmeſſer. Auf einigen Blöcken befinden ſich Striche, die vielleicht die Anzahl der Steine angeben die jedem Gefangenen zu bearbeiten auferlegt waren.

Auf einem andern Höhenzuge derſelben Bergkette, jetzt Djebel-Fatireh, exiſtiren Ruinen einer andern Nation, die als Centralpunkt für die Ausbeutung der hier bearbeiteten Granitgruben diente. Auch dieſe waren ſehr ausgedehnt und hatten mehrere Communicationswege, doch minder zahlreich und minder ſorgfältig gearbeitet als die von Djebel-Dôchan. Auch hier fanden die Reiſenden koloſſale Blöcke und Säulen; Burton ſah 2 Säulenſchäfte von 59′ 3″ Länge und 8′, 6″ Durchmeſſer, völlig ausgearbeitet. Auch dieſer Ort war mit Mauern umgeben und mit Ciſternen verſehen; in den Häuſern waren zahlreiche Mörſer, zerbrochene Trinkgeſchirre und Gefäße, außerhalb der Mauern das Haus und die Bäder des Stationscommandanten, und hinter dieſen Bädern ein gleichfalls unvollendeter Tempel, deſſen Architrav eine ganz ähnliche griechiſche Inſchrift trägt wie der oben erwähnte. Derſelbe Pächter, derſelbe Bergbau-Director, derſelbe Präfect von Aegypten werden auch hier genannt, oder ein anderer Officier; woraus man ſchließen darf daß dieſe Gruben von einem beſondern Detachement bewacht wurden, das vermuthlich eben ſo groß war als das in Djebel-Dôchan.

Die Pacht dieſer Brüche muß eine ſehr bedeutende und koſtſpielige Unternehmung geweſen ſeyn. Vorausgeſetzt daß alle Arbeiter Verurtheilte waren, alſo keinen Lohn empfiengen, mußte der Unternehmer doch für ihre Wohnung, Kleidung und Nahrung ſorgen. Die Ausdehnung der beiden Ortſchaften, die im Gebirg zerſtreuten einzelnen Wohnungen, alles zeigt daß die Arbeiter ſehr zahlreich waren, deßgleichen die Menge und Größe der unvollendet gebliebenen Blöcke und Schäfte. Die Arbeit, welche monolithe Säulen von faſt 60 Fuß Länge erforderten, war unermeßlich. Die Anſtrengung von Hunderten von Armen war jahrelang nöthig um dieſe enormen Steinbalken zu brechen, zu behauen, zu glätten und endlich an den Ort der Einſchiffung zu fördern. Man muß annehmen daß alle zu einem Bau verlangten Architekturſtücke hier gleichzeitig beſtellt und ausgeführt wurden, ſonſt würde die Arbeit endlos geweſen ſeyn. Wilkinſon glaubt daß in jeder von beiden Ortſchaften 1500—2000 Arbeiter beſchäftigt geweſen ſind. Das ſehr fiſchreiche rothe Meer lieferte freilich Fiſche und Muſcheln im Ueberfluß, aber alle übrigen Lebensmittel müſſen in dieſer Wüſte ſehr theuer geweſen ſeyn. Wenn der Staat auch die militäriſchen Poſten auf ſeine Koſten unterhielt, mußte der Pächter doch die Aufſeher und Werkmeiſter bezahlen welche die Arbeit der Sträflinge leiteten. Er mußte ferner die Werkzeuge anſchaffen und im Stand halten, die bei der Bearbeitung ſo harter Materiale ſich ohne Zweifel ſchnell abnutzten und leicht in Stücke brachen. Er mußte ſodann für die Hebel, Walzen und Taue ſorgen die zur Fortbewegung dieſer ungeheuern Laſten erforderlich waren. Endlich mußte er der Regierung die hohe Pacht (vermuthlich 10 Procent des Ertrags) bezahlen. Um den Koſten und Mühen eines nach ſo großem Maßſtabe angelegten und mit ſo viel Gefahren verknüpften Unternehmens die Wage zu halten, mußte der Gewinn ſehr bedeutend, die Nachfrage nach Porphyr und ägyptiſchem Granit ſehr groß, und der Preis ſehr hoch ſeyn. Faßt man die hier geſchilderte Ausdehnung der ägyptiſchen Brüche und die Großartigkeit des Betriebs ins Auge, ſo hört man auf ſich über die enorme Menge monolither Granit- und Porphyrſäulen zu wundern die in der Architektur der Kaiſerzeit verwendet worden ſind, wenn man nur nach den in Rom allein, nach ſo vielen Zerſtörungen übriggebliebenen, urtheilt.

Daß die alten Aegypter, wie oben bemerkt wurde, nicht in Porphyr gearbeitet haben, iſt ſo gut als gewiß. Unter den zahlloſen Skulptur und Architekturſtücken altägyptiſcher Herkunft, die theils nach Europa geſchafft ſind, theils noch an Ort und Stelle ſich befinden, aus den verſchiedenſten Steinarten, iſt bis jetzt nicht eine einzige Arbeit in Porphyr entdeckt worden. Gekannt zwar haben die Aegyptier den Porphyr ohne Zweifel. Man findet auf dem ſandigen Boden zu Omba, zu Denderah und anderwärts große Blöcke, rund geſchliffen wie koloſſale Kieſel, die nicht durch Menſchenhände, ſondern durch die Umwälzungen früherer geologiſchen Perioden ihre jetzige Lage erhalten haben, gleich erratiſchen Blöcken. Sie ſind in ihrem rohen Zuſtand zu Grundmauern benutzt worden. Da die Aegyptier aber ſo viele andere ſchöne Steinarten zur Verfügung hatten, als Granite, Baſalte, Alabaſter- und Breccia-Arten, ſo war es ſehr natürlich daß ſie an die Bearbei-

Digitized by Google

tung des Porphyrs, der an Härte jedes andere Gestein übertrifft, nicht dachten.

Als unter Kaiser Claudius der Bau jener unerschöpflichen Porphyrgruben begonnen ward, machte man auch einen Versuch Statuen aus dem neuen Material zu arbeiten; diese unglückliche Idee fand aber damals noch keinen Beifall. Man verfertigte beste häufiger daraus Urnen, Mörser, Sarkophage, Badewannen und Architekturstücke; wie Sueton erzählt, wurde z. B. Nero's Leiche in einen Porphyrsarg gelegt. Im Jahr 147 oder 148 schrieb der berühmte Rhetor Aristides, der viermal in Aegypten gewesen war und lange dort gelebt hatte, eine Abhandlung über dieses Land, die noch existirt. Er sagt daß die „berühmten Porphyrgruben" von Verurtheilten gebaut würden, und fügt hinzu daß die wasserlose Wüste, in der sie sich befänden, ihre Bewachung unnöthig mache, weil die sichere Aussicht durch Hitze und Durst umzukommen, sie am Entweichen hindere. Vermuthlich dienten die dort stationirten Commandos hauptsächlich zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung unter den Sträflingen und zugleich zur Abwehr etwaiger Angriffe von Wüstenbeduinen. Anderthalb Jahrhunderte später berichtet Eusebius daß unzählige Bekenner des Christenthums bei der Diocletianischen Verfolgung in diese Gruben verbannt worden seyen. Man darf also annehmen daß der Bau derselben von Claudius bis auf Diocletian in großem Maaßstabe fortgesetzt worden ist. In der Zeit der überhandnehmenden Geschmacklosigkeit, mindestens seit der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, wurde der Porphyr in Rom auch häufig zu Skulpturen verwendet, und theils ganze Statuen und Büsten, theils bloß Gewänder und Rüstung daraus gearbeitet. Die meisten noch erhaltenen Skulpturen aus Porphyr sind aus der Constantinischen Zeit.

Wilkinson war der Meinung daß sowohl die in Djebel-Dôchan gebrochenen Porphyre als die in Djebel-Fatireh gebrochenen Granite auf der großen Chaussee, welche die Römer von diesen Punkten in südwestlicher Richtung an den Nil geführt haben, transportirt und dann auf dem Fluß eingeschifft worden seyen, um erst in Ostia oder in Rom selbst ausgeladen zu werden. Letronne jedoch, dessen Darstellung ich überhaupt folge, hat überzeugend dargethan daß die dort vollendeten Stücke aus den Gruben sogleich in zwei nahe gelegene, mit ihnen correspondirende Häfen des rothen Meeres geschafft und zu Schiff bis an die Südspitze von Suez transportirt wurden. Schon die ungeheure Schwere der noch existirenden Arbeiten in Porphyr und Granit läßt den Landtransport für die erstere, so lange es einen andern gab, unwahrscheinlich, für die letztern geradezu unmöglich erscheinen. Die 60 Fuß langen Säulen in Djebel-Fatireh übertreffen an Größe alle in Rom existirenden monolithen Säulen bei weitem, selbst die in den Bädern Diocletians (jetzt S. Maria degli Angeli) und die des Pantheon, welche letztere aus den Brüchen der Insel Elba stammen. Für diese enormen Lasten mußte schon der Transport nach dem etwa zwei deutsche Meilen entfernten Hafen große Schwierigkeiten haben, selbst wenn wir voraussetzen daß die Römer die geringere Vollkommenheit ihrer Maschinen durch die Masse der Arbeitskräfte ersetzten; etwas wurde die Arbeit durch die Neigung der nach dem Hafen führenden Straße erleichtert. Ein Landtransport an den Nil wurde aber für die Granite durch die Schwierigkeiten des Terrains, namentlich durch querlaufende Höhenzüge, zur baaren Unmöglichkeit.

Die Einschiffung der Monolithen auf dem rothen Meer würde jedoch von keinem großen Nutzen gewesen seyn, wenn sie an der Südspitze von Suez abermals hätten ausgeladen und quer durch die Wüste 5 bis 6 deutsche Meilen weit an den Nil transportirt werden müssen, um hier von neuem eingeschifft zu werden. Aber diese Schwierigkeit existirte nicht, da das rothe Meer mit dem Nil durch einen Canal verbunden war. Schon Necho hatte ihn begonnen, Darius der erste, nachdem Aegypten persische Provinz geworden, ihn weiter geführt; beendet wurde er von Ptolemäus dem zweiten Philadelphus. Bald nachdem Aegypten von den Römern erobert worden war, befuhr und beschrieb ihn Strabo; er war ungefähr 150 Fuß breit und tief genug um Lastschiffe zu tragen. Daß er unter den ersten römischen Kaisern im guten Stande erhalten worden ist, darf um so weniger bezweifelt werden, als der Handel nach dem rothen Meer gerade damals einen bedeutenden Aufschwung nahm. Plinius nennt ihn noch den Ptolemäus-Canal; bei Ptolemäus dem Geographen dagegen heißt er Trajans-Canal, woraus hervorgeht daß Trajan sich um diese wichtige Wasserstraße wesentliche Verdienste erworben hatte. Das Zeugniß des Ptolemäus hat zu viel Gewicht als daß dagegen die Autorität des arabischen Schriftstellers Makrizy in Anschlag kommen könnte, der den Neubau des Canals dem Hadrian zuschreibt. Noch unter den Antoninen war er schiffbar, später scheint er versandet zu seyn, und vermuthlich war diese Versandung der Grund daß die Bearbeitung der Granitbrüche von Djebel Fatireh aufgegeben wurde. Man hatte nun keine Möglichkeit mehr die ungeheuren, dort gebrochenen Steinmassen nach dem mittelländischen Meer zu transportiren. Die Bearbeitung der Porphyrgruben von Djebel-Dôchan dagegen dauerte fort; denn die hier zu Tage geförderten Stücke waren nicht so groß daß man sie nicht — freilich mit enormer Anstrengung — quer durch die Wüste an den Nil hätte schaffen können.

Der durch die Aufgabe der Granitgruben von Djebel-Fatireh entstandene Ausfall an Material wurde bald durch die Eröffnung eines andern Bruchs ersetzt. Laut einer römischen Inschrift, die an der Südgränze Aegyptens auf dem rechten Nilufer gefunden worden ist, sind hier neue Gruben unter der gemeinschaftlichen Regierung des Severus und seiner Söhne (zwischen 205 und 209 n. Chr.) entdeckt worden, in denen „Pilaster" und „viele und große Säulen" gebrochen wurden; vermuthlich waren sie also nicht minder ergiebig als die wegen der Versandung des Trajans-Canals verlassenen Werke. Der Transport hatte hier, unmittelbar am Nil, keine Schwierigkeit.

Wie die vorliegende Darstellung zeigt, sind die uns bekannten Thatsachen, als die vereinzelten Erwähnungen dieser Steinbrüche in der alten Literatur, der Zustand der wiederaufgefundenen Gruben, die Ruinen der dort angebauten Ortschaften, die Existenz und der Verfall des Ptolemäus-Trajan-Canals, die zahlreichen Ueberreste von ägyptischem Porphyr und Granit in den Bauten der römischen Kaiserzeit — alle diese Thatsachen sind hinreichende Spuren um die Geschichte dieses Bergbaues in ihren äußern Umrissen von Anfang bis zu Ende zu verfolgen. Aber von dem namenlosen Elend, dessen Schauplatz die Gruben von Djebel-Dôchan und Djebel-Fatireh während vieler Jahrhunderte gewesen sind, ist kein Denkmal ge-

Digitized by Google

blieben, keine Kunde aus den Schriften der Zeitgenoſſen zu uns gedrungen. Wir ſchaudern vor der Vorſtellung zurück, wie furchtbar das Schickſal von Hunderten, ja Tauſenden edler und heldenmüthiger Menſchen geweſen ſeyn muß, die durch deſpotiſche Willkür, religiöſen Fanatismus oder die Gewaltthat mächtiger Feinde zu einem lebendigen Tode in dieſer entſetzlichen Wüſte, unter einem ewig glühenden Himmel verdammt waren, die in der Geſellſchaft verworfener Verbrecher Tag für Tag zur drückenden Frohnarbeit von rohen Soldaten getrieben wurden, und ſelten eine andere Hoffnung auf Erlöſung hatten als durch den einſamen Tod, fern von der Heimath und den Ihrigen. Die ſchweigende Einſamkeit jener Ruinenſtädte mit dem Gewimmel der unglücklichen Gefangenen zu bevölkern, unter deren Hammerſchlägen damals die Felswände dröhnten, muß der Phantaſie überlaſſen bleiben. Doch gibt es eine Schilderung in der alten Litteratur, die ſie bei der Ausmalung dieſer traurigen Bilder unterſtützen kann: die Beſchreibung der Goldminen an der Gränze Aegyptens und Aethiopiens von Diodor, der Aegypten kurz vor der Eroberung durch die Römer bereiſte.

Das Gold, ſagt er, wird hier mit großer Mühe und großem Koſtenaufwande gewonnen. Die ſchwarze Erde in dieſen Gruben iſt mit ſehr hellglänzenden Adern durchwachſen, aus welchen das Metall durch die Anwendung ungeheurer Arbeitskräfte bereitet wird. Die Könige von Aegypten verwenden dazu die verurtheilten Verbrecher, die Kriegsgefangenen, außerdem auch gar viele, welche Opfer verleumderiſcher Anklagen geworden, oder ſonſt in Ungnade gefallen ſind, theils einzeln theils mit ihren ganzen Familien; und ſo beſtrafen ſie gleichzeitig die Verurtheilten und gewinnen durch ſie bedeutende Einkünfte. Dieſe Gefangenen ſind ſehr zahlreich, alle in Ketten, müſſen ununterbrochen Tag und Nacht aufs härteſte arbeiten und haben durchaus keine Erholung. Am Entfliehen werden ſie durch ſorgfältige Vorkehrungen verhindert; ſie werden nämlich von fremden Söldnern bewacht, deren Sprache ſie nicht verſtehen, daher es ihnen unmöglich iſt ſich ihren Wächtern freundſchaftlich zu nähern oder ſie zu beſtechen. Die härteſten Beſtandtheile des goldhaltigen Geſteins werden auf großen Feuern verbrannt und ſo gelockert, um dann erſt mit den Händen bearbeitet zu werden; das weichere Geſtein wird von Myriaden dieſer unglücklichen Menſchen mit eiſernen Schlägeln bearbeitet. Den ganzen Bau leiten ſachkundige Vorgeſetzte; von denen aber die zu dieſem elenden Schickſal verdammt ſind, müſſen die ſtärkſten Leute mit eiſernen Schlägeln Gänge in den Fels hauen, nicht gerade, ſondern je nach dem Verlauf der glänzenden Adern. Wegen der Finſterniß in den gewundenen Schachten haben ſie Grubenlampen an der Stirn befeſtigt, und indem ſie durch die Beſchaffenheit des Geſteins fortwährend gezwungen werden ihre Stellung zu ändern, hauen ſie immer neue Stücke ab und werfen ſie auf den Boden, und dieß thun ſie ununterbrochen unter der Peitſche eines Aufſehers. Die unerwachſenen Kinder aber müſſen durch die Gänge in die engern Höhlungen kriechen und mit vieler Mühe die abgehauenen, auf den Boden gefallenen Stücke ſammeln und an die Mündung der Grube herausſchaffen. Die über dreißig Jahre alt ſind empfangen dann ein beſtimmtes Maß dieſes Abfalls, und ſtampfen ihn in ſteinernen Mörſern mit eiſernen Keulen, bis die Stücke nicht mehr als erbſengroß ſind. Dieſe erbſengroßen Stückchen empfangen wieder die Weiber und die ältern Männer, und mahlen auf reihenweiſe aufgeſtellten Mühlen das ihnen aufgegebene Maß zu einer mehlartigen Maſſe, wobei je zwei und drei eine Mühle drehen. Jeden der dieſe Elenden ſieht, die keine körperliche Pflege, nicht einmal Kleider haben um ihre Blöße zu decken, muß ihr entſetzliches Schickſal jammern. Weder Krankheit noch Verſtümmelung, noch Greiſenalter, noch Schwäche der Frauen findet hier Rückſicht oder Gnade, ſondern unaufhörlich treibt ſie die Peitſche zur Arbeit, bis ſie ihren Strapazen erliegen, deßhalb betrachten ſie auch den Tod als Rettung und wünſchen ihn herbei. Zuletzt bekommen gelernte Arbeiter das goldhaltige Steinmehl. Dieſe bringen es auf breite hölzerne Unterlagen, die etwas ſchräg geneigt ſind, dann gießen ſie Waſſer darauf und rühren die Maſſe durcheinander. Mit der Feuchtigkeit fließen die erdigen Beſtandtheile von der Unterlage ab, während das Gold durch ſeine Schwere zurückbleibt. Dieſer Proceß wird mehrmals wiederholt. Anfangs rühren ſie die Maſſe ſchnell mit den bloßen Händen, ſpäter betupfen ſie ſie nur leicht mit dünnen Schwämmen, an denen die erdigen und lockern Theile haften bleiben, und ſo allmählich gänzlich ausgeſchieden werden, bis reiner Goldſtaub zurückbleibt. Dieſer wird wieder andern Arbeitern zugemeſſen und zugewogen, die ihn in andere Töpfe bringen, und nach Verhältniß Bleiſtücke, Salzklumpen, ein wenig Zinn und Gerſtenkleie hinzuwerfen. Die Töpfe werden mit einem aufgepaßten Deckel zugedeckt, ſorgfältig mit Thon verſchmiert und in Oefen geſtellt, in welchen ſie fünf Tage und fünf Nächte ununterbrochen bleiben. Wenn man ſie herausnimmt und kalt werden läßt, ſind alle übrigen Theile der Maſſe verzehrt, und was zurückbleibt iſt das reine Gold. Mit ſolchen und ſo großen Anſtrengungen, ſchließt Diodor, wird das Gold an der äußerſten Gränze von Aegypten gewonnen. Die Natur ſelbſt, denke ich, macht es offenbar daß ſeine Entſtehung mühevoll iſt, ſeine Bewachung ſchwierig, die Gier danach groß, ſeine Anwendung zwiſchen Freude und Schmerz getheilt.

Dieſer ſchlichte und ergreifende Bericht eines Augenzeugen läßt uns auf die Zuſtände der zu einem ähnlichen Geſchick in den römiſchen Steinbrüchen Verdammten ſchließen. Abgeſehen von der verſchiedenen Natur der Arbeit, dürfte wohl Diodors Schilderung auch auf dieſe Gruben paſſen; höchſtens darf man glauben daß die römiſchen Pächter in ihrem eigenen Intereſſe die ihnen überlieferten Gefangenen etwas mehr geſchont und beſſer gehalten haben werden als die Aegypter.

Ueber Baumcultur und Benuhung des Holzes auf den molukkiſchen und benachbarten Inſeln.

(Von Julius Kögel.)

Auf allen zwiſchen Celebes und Neuguinea gelegenen Inſeln beſchäftigen ſich die Eingebornen — gleichviel ob malayiſchen oder

Digitized by Google

äthiopischen Ursprungs — weit mehr und lieber mit der Baumcultur als mit der Feldwirthschaft. Namentlich sind es die Palmen deren Anbau man sich einigermaßen befleißigt, weil sie den farbigen Bewohner dieser Länder die meisten, und zwar die unentbehrlichsten Bedürfnisse liefern. So z. B. liefern die Sagopalmen Mehl zu Brod und Babeeta (Brei); die Cocospalmen, Nüsse, aus welchen man Oel preßt und siedet, als auch übrigens noch zur Bereitung der Gemüse verwendet; die Sagowierpalmen geben nicht nur den beliebten Palmwein (Sogowier) zum täglichen Getränk, sondern es wird aus diesem Saft auch brauner Zucker gesotten oder Essig bereitet; die Penang- (Betel-) palmen liefern die von Männern und Frauen so sehr beliebten Nüßchen, die man kaut aber nicht verschluckt, wodurch der Speichel roth und der Speichelfluß befördert wird. [1]

Ferner werden aus aneinandergenieteten Palmzweigen die Wände der Wohnungen gebaut, und deren Dächer mit Palmenblättern gedeckt; aus dem Bast der Palmen verfertigt man Kleidungsstücke, auch benutzt man es als Sieb. Die entleerten Cocosnußschalen vertreten die Stelle der Gläser, wie denn auch Löffel und dergleichen Gegenstände daraus verfertigt werden, während man die Cocosnußrinde zu Tauwerk und Matrazen verarbeitet. Noch vielen andern Nutzen gewähren die Palmen den Eingebornen auf den erwähnten Inseln und sind diesen Menschen hier die unentbehrlichsten Producte des Pflanzenreichs. Bei dem großen Nutzen welchen die Palmen den farbigen Bewohnern hiesiger Länder bringen, ist es ganz natürlich daß man sich die Anpflanzung dieser Bäume einigermaßen angelegen seyn läßt, und zwar um so mehr weil die Palmencultur weniger ermüdend wie der Anbau von Reis, Mais, Katjangbohnen und dergleichen mehr Pflanzen ist und deßhalb der Complexion der Eingebornen entspricht, die, beiläufig gesagt, sehr phlegmatisch sind und auch nur wenig Bedürfnisse haben. Wo daher ein leicht zugängliches und von Ortschaften nicht weit entferntes Terrain befindlich ist welches sich zur Anpflanzung von Palmen eignet, werden dergleichen gepflanzt, und namentlich verkünden Gruppen fruchttragender Cocospalmen in diesen menschenleeren Ländern entweder die Nähe von Campongs, oder doch von einzelnen bewohnten Hütten. Schade nur daß die Palmen hier sehr langsam wachsen, weßhalb oft erst der Mann oder Greis die Früchte derjenigen Bäume genießen kann die er als Kind oder Jüngling pflanzte. Ich muß nämlich bemerken daß hierzulande die Menschen 15 bis 18 Jahre früher wie in Europa alt werden, denn ein Mann dessen Haare am Kinn sich in Bart verwandelt haben, heißt hier kein junger Mann mehr. Bemerkenswerth ist auch daß die Cocospalmen nicht wie auf Java im Alter von 8 bis 10, sondern erst im fünfzehnten oder sechzehnten Jahre die ersten großen Nüsse tragen.

Weniger bemüht man sich mit der Anpflanzung von Obstbäumen, weil diese in Menge und ohne Pflege in den Waldungen gedeihen; nur Pisangbäume werden zuweilen versetzt, um sie näher bei den Wohnungen zu haben, da diese schon im ersten Jahre ihrer Anpflanzung Früchte tragen, darnach absterben, worauf aber- und abermals junge Sprößlinge aus der Wurzel der abgestorbenen Bäume aufwachsen. Muscatnuß- und Gewürznelkenbäume dürfen, Dank der holländischen Herrschaft, nicht allenthalben angepflanzt werden, wohl aber Cacao und Kaffee, der nicht überall gut gedeiht, und deßhalb wenig angebaut, auch ebenso wie Reis und Rohrzucker meist aus andern Ländern eingeführt wird. Befremden muß es aber daß diese Artikel im Kleinhandel hier viel theurer wie in Hamburg bezahlt werden müssen, so daß auf einigen Inseln die Gewürznelken sogar nicht mehr nach ihrem Gewicht, sondern nach ihrer Anzahl, also per Stück verkauft werden.

Ungeachtet fast alle zwischen Neuguinea und Celebes gelegenen Länder großen Reichthum vortrefflichen Holzes besitzen, und dieses daselbst ein bedeutender Ausfuhrartikel werden könnte, gewahrt man überall auf diesen Inseln, daß dieser Artikel nur wenig benutzt wird, obgleich der Transport des Holzes — wegen der Nähe der See — hier nur selten mit großen Hindernissen verbunden seyn würde. Allein die meisten dieser Länder sind, wenn auch nicht gänzlich unbewohnt, doch nur spärlich bevölkert, und außerdem sind die hier heimischen Bewohner auch weder so fleißig, noch ihren Häuptlingen oder den europäischen Herren dermaßen gehorsam wie die gutmüthigen Javanen es sind. Hiezu kommt noch der Mangel an zweckmäßigem Apparat zum Fällen und Bearbeiten der Baumstämme; denn abgesehen davon daß es hier keine Schneidemühlen gibt, sind große Sägen (mit Ausnahme der in den Gouvernementswerkstätten der Hauptstädte befindlichen) fast gar nicht, und kleinere selbst nur selten bei den Eingebornen anzutreffen. Das Holz wird daher fast nur mit Beilen, Meißeln und großen Messern (Parang genannt) bearbeitet, was gewiß sehr auffallend ist, wenn man erwägt daß die hier lebenden seefahrenden Nationen doch sehr vieler Bretter zur Verfertigung ihrer Fahrzeuge benöthigt sind. Freilich geht es nicht schnell von statten, um mit den beregten Werkzeugen Aeste von Bäumen zu trennen, und diese oder Stämme von mittlerer Größe zu brauchbaren Balken zu behauen oder dieselben zu spalten, und nachher so lange davon abzusplittern bis sie zu Brettern geformt sind. Indeß gibt es hier doch einige Baumarten, deren Wurzel selbst bei weniger Arbeit ein ziemlich großes Brett entnommen werden kann, während der Baum selbst noch Decennien oder Jahrhunderte stehen bleibt und immer noch fortwächst. Namentlich ist dieß bei den großen Canarienbäumen der Fall, deren Wurzel am Stamm oft von Mannshöhe, und von da ab in schräger Richtung 8 bis 10 Fuß von demselben entfernt über die Erde hervorsteht. Solche über die Erde hervorstehende dreieckige Stücke Holz sind nur 4 bis 5 Zoll dick, es fordert daher weniger Mühe diese mit Beilen und Parang von ihren Stämmen zu trennen. Die hiesigen Dukankaiju (Holzbearbeiter) suchen dergleichen Bäume auf, und wenn sie in der Nähe von Wassern stehen oder liegen, welche man mit Prauen befahren kann, schlagen sie die Wurzeln ab und behauen sie zu Brettern oder zu Tischplatten aus je einem Stück. Außerdem läßt man alle die Hölzer (gleichviel von welcher Qualität), deren Transport eine Strecke weit über Land als sehr mühevoll erscheint, unbenutzt stehen oder liegen.

[1] Sehr junge Damen suchen durch Kauen von Penang den Männern anzudeuten daß sie nun heirathsfähig und nicht mehr als Kinder zu betrachten sind.

Digitized by Google

Das Reich Joruba.

Von einem amerikaniſchen Miſſionär liegt uns jetzt ein Werk über Afrika vor, welches den Titel: „Adventures and Missionary labours in several countries in the Interior of Africa, from 1849 to 1856," führt. Der Verfaſſer Bowen ſchildert uns hauptſächlich ſeine Erlebniſſe und Beobachtungen in dem noch wenig bekannten Reiche Joruba, auch Jaribba genannt, und iſt das Buch ſchon deßhalb von Intereſſe weil es wiederum einen Beitrag zur Kenntniß des afrikaniſchen Continents liefert. Im folgenden theilen wir den die Geographie dieſes Landes behandelnden Abſchnitt im Auszuge mit.

Die Gränzen von Joruba ſind nicht genau bekannt. Die ſüdliche Gränze liegt ungefähr 80 (engl.) Meilen von der See ab; im Norden ſtößt es an Nufi (auch Nupi, Nyffi und Tapa genannt), welches ſich gegen 30—40 [1] Meilen längs des Kowara ausdehnt; im Oſten an Effong (Kakanda), Ygbona, Yjeſha und Yfeh, und im Weſten an Barba (Borgu), Mahi und Dahomy. Die zwiſchen Joruba und dem Meer wohnenden Stämme, ſo wie die Bewohner von Yfeh, Yjeſha, Ygbona und Effong ſind mit der Bevölkerung Joruba's nahe verwandt, was ſchon aus der Aehnlichkeit der Sprachen hervorgeht. Dialekte derſelben findet man auch in Nufi, Barba und wahrſcheinlich in noch mehrern andern Landſchaften, ſo daß ſich die Geſammtzahl der die Joruba-Sprache redenden Bewohner recht wohl auf 3,000,000 Köpfe belaufen kann. Genauere Angaben laſſen ſich leider nicht feſtſtellen, da einzelne Gegenden und beſonders der Oſten des Landes noch unbekannt ſind. Von den Städten nennen wir als die bedeutendſten Jlorrin (von Lander unter dem Namen Aloric erwähnt) mit 70,000, wenn nicht noch mehr Einwohnern, Ybadan mit 70,000, Abbeokuta mit 60,000, Yjaye mit 35,000, Offa mit 30,000, Awyaw (die Hauptſtadt Joruba's), Ogbomoſhaw, Yſhakki und Yklihi, jede mit 25,000 Bewohnern. Rechnet man noch die vielen kleineren Städte und Ortſchaften, ſo dürften im Durchſchnitt wenigſtens 10 Menſchen auf die Quadratmeile kommen. Vor etwa 50 Jahren war das Land noch viel bevölkerter, auch jetzt iſt es wieder im Zunehmen begriffen.

Die Oberfläche des Landes iſt wellenförmig; es ſteigt von der flachen Seeküſte aus terraſſenförmig, aber ſchnell empor. Mittelſt Barometermeſſungen ergab ſich die Höhe von Abbeokuta (7° 40′ n. Br.) zu 567 Fuß, die von Yjaye (7° 40′) zu 997 Fuß und die von Ogbomoſhaw (8° 20′) zu 1305 Fuß über dem Meeresſpiegel. Die höchſten Berge in der Gegend der Quelle des Ogun-Fluſſes ſind gegen 3000′ hoch. Eine eigentliche fortlaufende Bergkette gibt es in Joruba nicht, ſondern es erheben ſich nur hie und da einzelne Hügel aus der Ebene, die aber den Namen eines bergigen Landes bei weitem nicht zulaſſen können.

„Auf dem Wege von der Küſte nach Awyaw trafen wir die erſten Erhebungen in und um Abbeokuta, beträchtliche Granitmaſſen an. Auf einer Strecke von 60 Meilen in weſtlicher Richtung fanden wir keine Höhen vor; von Abbeokuta aus in nordöſtlicher Richtung ſtießen wir nach 30 Meilen weiterer Wanderung auf die Eruwa und Bi-olorrumpellu-Felſen, die 20 bis 30 Meilen umfaſſen und wieder von ebenem Lande umgeben ſind. Dieſe einige hundert Fuß über der Ebene emporſteigenden Hügel ſind theilweiſe bewaldet, theilweiſe beſtehen ſie aus nacktem Granit, der alle möglichen phantaſtiſchen Bildungen hat und der Gegend eine unbeſchreibliche Schönheit verleiht. Etwa 20 Meilen davon in nördlicher Richtung befindet ſich wieder eine Anzahl aus nacktem Granit beſtehender Hügel, von welchen der größte, Mount Ado, drei Meilen im Umfang hat und einige hundert Fuß über der Ebene erhaben iſt, das ſüdliche Ende fällt ſchroff ab. Hier halten ſich die ihrer ſchönen Augen wegen berühmten Felſentauben auf; ich konnte deutlich ihre rauhen Stimmen vernehmen, um ſie ſelbſt aber zu ſehen, ſaßen ſie zu hoch. Zwölf Meilen weiter erreichte ich die Oke-Efo-Hügel, deren Erſteigen zwei Stunden Zeit erforderte, und zwiſchen den höchſten Spitzen lag unweit der Straße, gleich einem Adlerneſte, ein kleines Dorf."

Einer der höchſten Berge befindet ſich nordweſtlich von Jlorrin bei der Stadt Igbetti. Dort haust der Sage der Eingebornen nach ein ſchrecklicher Mann, der Harmattan, der während der trockenen Jahreszeit über das Land fliegt, kaltes Wetter erzeugend. Der Harmattan iſt ein kalter Nordwind, der aus der Richtung von Fezzan weht und in Hauſa Froſt, ja ſogar Eis hervorbringt, was die Eingebornen erzählen und auch Clapperton berichtet hat; Bowen bemerkt aber daß in Joruba das Queckſilber bei ſeinem Herrſchen nie unter 12½° R. ſank.

Die Straße von Abbeokuta nach Jlorrin iſt eben, führt nur an mehrern Hügeln vorbei, wie überhaupt die Bodengeſtaltung des Landes der Anlegung von Verkehrswegen keine Hinderniſſe in den Weg legen könnte. Joruba iſt durchſchnittlich ein offenes Prairieland; Wälder findet man nur längs der Flüſſe, die aber von geringer Ausdehnung ſind. Was die Fruchtbarkeit dieſes Landes betrifft, ſo iſt dieſelbe ſehr verſchieden; bisweilen iſt der Boden äußerſt ergiebig, oft aber auch ſehr unfruchtbar. Die Bewäſſerung iſt ebenfalls nur dürftig; breite und tiefe Ströme trifft man nirgends an. Der Ogun, an welchem die Stadt Abbeokuta liegt, iſt in der Nähe derſelben zwar 100 Ellen breit, kaum aber für Kanoes befahrbar. Von dem im Oſten Joruba's ſtrömenden Oſſun dürfte das gleiche gelten. Der Offa fließt parallel mit der Küſte weſtwärts bis zur Stadt Lagos, wo er ſich zu einer 30—40 Meilen im Umfang haltenden Lagune ausdehnt, die den Namen Offa-See führt. Endlich iſt noch der in den Kowara mündende Aſſa zu erwähnen, an welchem die Stadt Jlorrin gelegen iſt. Alle dieſe Flüſſe verſchwinden ganz oder beinahe in der trockenen Jahreszeit. Die Brunnen liegen ſelten tief und geben deßhalb immer nur laues Waſſer. Daß dieſelben eben nicht häufig vorkommen, dürfte ſchon aus dem Umſtand hervorgehen, daß wenn ſie Privateigenthum ſind, die Beſitzer das Waſſer verkaufen.

Ueber das Klima Joruba's theilt uns Bowen folgendes mit. Der Regen beginnt im Monat März und dauert bis Anfang Julius; Mai und Junius ſind die feuchteſten Monate. Von Mitte Julius bis Ende September herrſcht eine ſchöne kühle Jahreszeit, in welcher bisweilen Regenſchauer fallen. Die letzten Güſſe ereignen ſich im October und November, und mit dem Ende des letztern Monats tritt die trockene Jahreszeit ein. Die größte Regenmenge überſteigt nie 20 Zoll im naſſeſten Monat, 4 Zoll während eines einzigen Erguſſes ſind ſchon ſelten. Die heiße

[1] Stets engliſches Maß.

Digitized by Google

Jahreszeit wird bisweilen durch das Wehen des Harmattans etwas gemildert, der in der Regel auch leichte Regenschauer herbeiführt.

Die Annäherung der nassen Jahreszeit macht sich schon im Februar durch einen gewissen Grad von Feuchtigkeit in der Luft bemerkbar, deren Einfluß auf die Vegetation gar bald sichtbar wird. Das trockene Erdreich überzieht sich mit einer Decke frischen Grases, viele Bäume blühen und bald treiben sie auch neue Blätter, denn im Januar haben sie die alten verloren. Der Uebergang zum Frühling ist deutlich unterschieden, und besonders zwischen den Hügeln entfaltet sich die Natur in prächtigem Glanze. Die Hitze ist nie übertrieben hoch. In der trockenen Jahreszeit betrug die mittlere Temperatur in Ijaye etwas über 21° R., in Ogbomoshaw etwa 23°, und in letzterer Stadt erreichte das Quecksilber bei seinem höchsten Stande 28° 2′ R. im Schatten. Immerhin aber ist die Hitze beträchtlich, besonders in der Sonne, und übt auf die Natur und Bewohner einen erschlaffenden Einfluß aus.

Auf die Eingebornen übt das Klima keine nachtheiligen Wirkungen aus, weder Männer noch Frauen kommen früher als in Europa zur Reife. Gesund und kräftig, sind sie wenigen Krankheiten unterworfen und erreichen oft ein hohes Alter. Fieber sind nicht häufig, und in wenig Fällen enden sie mit dem Tode. Augenübel, die sich oft bis zur völligen Blindheit steigern, trifft man am meisten an. Für Europäer ist das Klima, besonders in den niederen Gegenden, sehr gefährlich. Ein alter Eingeborner versicherte daß von hundert an der Küste gebornen weißen Kindern nur eins oder zwei ein Alter von 10 Jahren erreichten, selbst wenn sie nach England gebracht wurden. Bowen spricht die Ueberzeugung aus daß das Klima für Europäer bei längerem Aufenthalte unbedingt tödtlich sey. Einzelne möchten sich vielleicht halb akklimatisiren, müssen aber alle 4 bis 5 Jahre einmal eine gesündere Gegend aufsuchen. Um sich so gesund als möglich zu erhalten, muß man besonders folgende Regeln beobachten: 1) sich nicht den heißen Sonnenstrahlen aussetzen, nur Morgens oder Abends ausgehen und am Tage schattige Stellen aufsuchen. 2) Jeden plötzlichen Wechsel in der Temperatur vermeiden, und will man z. B. beim Reisen ausruhen, so ist es äußerst gefährlich die Kleider abzuwerfen um die kühlere Luft besser zu genießen. 3) Muß man leichte Sachen tragen, doch wiederum nicht zu dünne Stoffe, damit man einen plötzlichen Temperaturwechsel nicht so schnell empfinde. 4) Sind häufige Bäder von ganz besonderem Nutzen, indem sie den Körper erfrischen und rein erhalten. Bowen sagt daß, wenn er den Gebrauch derselben einige Tage unterließ, er sich über und über unwohl fühlte und dann wie neubelebt aus dem Wasser stieg.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über Joruba theilen wir noch einen Abschnitt aus Bowens Werke in der Uebersetzung mit, der einen Besuch des Verfassers in Ilorrin im J. 1855 schildert.

„Ilorrin (arabisch Alori geschrieben) ist identisch mit der von Lander erwähnten Stadt Aloric. Die Bewohner bestehen aus Fellatahs, Hausas, Kanikes und Jorubas, und sind strenggläubige Mohammedaner. Das herrschende Volk sind die Fellatahs, welchem Stamme der König angehört, und am zahlreichsten sind die Jorubas vertreten. Die Missionäre hatten schon häufig in Abbeokuta, Ijaye und andern Städten mit Handelsleuten aus Ilorrin verkehrt, und deren Erzählungen von der Ausdehnung und Civilisation ihrer Stadt machten uns äußerst begierig sie selbst zu sehen. Als ich mir vornahm 1852 dorthin aufzubrechen, wurde mir versichert daß kein Christ in die Stadt hinein dürfte, und der König würde mich durch einige Boten zur Rückkehr zwingen lassen. Dasselbe wurde mir von Ilorrinbewohnern mitgetheilt, als ich einen neuen Versuch in den Jahren 1853 und 1854 von Ijaye aus wagen wollte. Auch wurde die Straße von Räubern heimgesucht und der Weg somit gefährlich. Einige indeß riethen mir zu gehen, und meinten daß in Ilorrin nur der kleinere Theil der Einwohner Heiden seyen, die aber gewiß das Evangelium gern hören würden."

„Als ich mich 1855 zur Reise entschloß, bat ich Kumi (den Häuptling von Ijaye) mir einen seiner Boten zum Schutze beizugeben, doch behagte ihm dieß nicht und er rieth mir von dem Unternehmen ab. Der Gewohnheit gemäß müßte ich erst beim Könige um Erlaubniß des Besuchs der Stadt bitten, was mir dann meinen Aufenthalt sichern würde. Ich meinte aber daß dieß zu nichts führen würde und entschloß mich kühn und offen vorzudringen und mich ihm als einen Boten Christi vorzustellen; ich hoffte er würde dann meinen Aufenthalt in Ilorrin gestatten und mir das Evangelium zu predigen erlauben. Zu diesem Zwecke wollte ich so wenig als möglich Aufsehen erregen, und wählte nur zwei kleine Burschen zu meinen einzigen Begleitern. Ich glaubte daß alle Bewohner von Ijaye mein Gehen mißbilligten, die Mohammedaner waren ärgerlich darüber, und die Heiden drückten offen ihre Furcht aus daß das schlechte Volk in Ilorrin mich tödten würde."

„Zu dieser Zeit wurden die Karawanen von Soldaten welche die Häuptlinge zum Schutz der Handelsleute gegen Räuber stellten, von einer Stadt zur andern begleitet. Eine große Gesellschaft war im Begriffe von Ijaye nach Ogbomoshaw abzugehen, und ich schloß mich derselben ohne weitere Umstände, als wäre ich ein Eingeborner, an. Nach mehrere Meilen weiter Wanderung durch verschiedene Ortschaften kamen wir in eine bewaldete Gegend welche sich etwa 20 Meilen gegen den Obbafluß hin ausdehnte. Wir rasteten in einem Dorfe, Namens Oddeh, die Mohammedaner sonderten sich von den Heiden und ich selbst lagerte mich in der Nähe der letzteren. Die Eingebornen sind in der Regel in ihrem Betragen nicht roh oder beleidigend, die Mohammedaner von Ilorrin aber schienen bei dieser Gelegenheit alle Rücksicht aus den Augen zu setzen. Einige erklärten daß mich der König zurückbefördern lassen würde, noch ehe ich Ilorrin erreichte; andere meinten niemand würde mir Speisen verkaufen, wieder andere sagten daß man meine Burschen wegnehmen und als Sklaven verkaufen, mich selbst aber tödten würde. Die Heiden ergriffen meine Partei, riethen mir aber umzukehren. Die nächste Nacht verbrachten wir am Obbaflusse, da wo plötzlich drei hohe Hügel aus der Ebene emporsteigen. Die Mohammedaner erneuerten ihre Widersprüche und Beleidigungen. Am folgenden Tage kamen wir über ein schönes Prairieland und erreichten Ogbomeshaw, wo ich wieder Drohungen und Bitten zur Rückkehr hören mußte."

(Schluß folgt.)

Reisebriefe aus Indien.

Nach Chittore (Tschittor).

VI.

(Von Dr. Georg v. Liebig.)

Obgleich das Reisen in der Regenzeit, wegen der Gefahr und des Aufenthaltes durch die grundlosen Wege und angeschwollenen Flüsse, und der von den verwesenden Pflanzenstoffen in der nassen Dschungel ungesunden Luft, sowie wegen der Unannehmlichkeit einer fortdauernden Durchnässung des Reisenden, in Indien gern vermieden wird, so beschloß ich doch am 4 September nach Nusserabad (Nusseerabad), etwa 120 Meilen von Niematsch (Neemuch), aufzubrechen, da ich, durch längere Zeit anhaltend gutes Wetter verleitet, das Ende des Monsuns herbeigekommen wähnte. Außerdem waren alle 24—30 Meilen sogenannte Travellers Bungalow's, wo ich im Nothfall Schutz finden konnte. Diese Bangala's sind, wie ich euch schon beschrieben zu haben glaube, einstöckige Häuser mit zwei Zimmern, welche auf den meist benutzten Marschrouten errichtet sind. Ein eingeborner Diener führt die Aufsicht, der auch Einkäufe von Lebensmitteln aus dem naheliegenden Dorfe für die Reisenden besorgt. Jeder Reisende hat das Recht gegen Entrichtung einer Rupie (1 fl. 12 kr.) für 24 Stunden sich einen Tag darin aufzuhalten. Nach Verlauf dieser Zeit muß er sein Zimmer räumen, wenn neue Ankömmlinge darauf Anspruch machen; außerdem kann er bleiben solange er will. Meine fünf Kamele mit Dienerschaft und Gepäck hatte ich unter dem Schutz eines Naik (Corporals) mit drei Sivahis nach dem nächsten Bangala im Tschittor, 30 Meilen weit, vorausgeschickt, um meine Ankunft dort zu erwarten. Ich selbst beabsichtigte in einem leichten bedeckten Bullock-Garry, oder Ochsenequipage, einem Freunde gehörig, der zum Sitzen oder Liegen eingerichtet war, die ganze Strecke in einer Nacht zu machen. Ein Paar frische Ochsen und mein Pferd für den Morgen waren im voraus in passenden Entfernungen stationirt. Diese Bullock-Garries sind in der Bombay-Präsidentschaft sehr beliebte Fuhrwerke; sie sind zweirädrig, ruhen auf Federn und sind oft elegant gebaut. Das Dach ist wattirt gegen die Sonne und läßt sich abnehmen, was geschieht wenn die Frau mit den Kindern ihre Abendspazierfahrt macht. Die Ochsen sind schöne große Thiere von weißer Farbe aus Malwa oder Guzerat, und laufen einen guten Trab. Man kann sich schon daraus einen Begriff von ihrer Brauchbarkeit machen daß sie zur Bespannung von Kanonen verwendet werden, und gut manövriren. Der Treiber sitzt auf der Deichsel, zwischen den Köpfen oder hinten, und lenkt sie vielfach bloß durch sein Wort, natürlich auch mit handgreiflicher Nachhülfe, durch Ziehen und Kneifen am Schwanz und durch die Peitsche. In der Bombay-Artillerie gibt es mehrere Ochsenbatterien. Ich verließ Niematsch Abends um 4 Uhr zu Pferd, unter dem Geleit meines Landsmannes, des Musikmeisters, um meinen Karren im nächsten Ort Naiagaun (Neudorf) mit Dunkelwerden zu erreichen. Zur Beschreibung dieser Nacht führe ich die Worte meines Tagebuchs an. Als wir Abschied nahmen, betrachtete ich ein Gewitter, welches im Südwesten vor uns stehen blieb ohne sich zu nähern, und nahm dieß für ein gutes Omen. Es schien übrigens als ob die Elemente sich verbunden hätten mir eine Einsicht in die Unannehmlichkeiten jeder Jahreszeit in Indien zu verschaffen. Als ich meinen Karren erreicht hatte, stellte es sich heraus daß die Einwirkungen frischer Wassergüsse umsomehr sichtbar wurden, je weiter wir kamen. Der Boden wurde schlammig und der Weg schwierig. Gerade wie ich anfieng einzuschlafen, kam der Karren zu einem Halt, da der Weg, welcher einen Abhang hinaufführte, durch das Wasser in einen tiefen, unten in eine scharfe Rinne zulaufenden Hohlweg verwandelt worden war. Die Ochsen konnten nicht Fuß fassen, sondern fielen und mußten ausgespannt werden; ich selbst hütete sie am Leitseile, während mein Fuhrmann, Fackelträger und Wegweiser mit unerhörter Anstrengung ihrer Köpfe, Schultern und Lungen den Karren, nach etwa einer Stunde, 50 Schritte weiter, auf weniger zerrissenen Pfad, gebracht hatten. Kaum waren wir wieder im Gang als ich durch ein Brausen, das sich mit meinen halbwachen Vorstellungen vermischte, beunruhigt wurde. Es glich einem starken Wasserfalle, und machte es sehr wahrscheinlich daß das nächste Flüßchen zu stark angeschwollen seyn würde um hindurch zu können. Ich stieg aus, und schickte den Fackelträger und den Wegweiser um die Furt zu erproben. Es war ein breiter Strom, allein nicht tiefer als bis an die Leiber der Ochsen, der sich mit vielem Lärm durch ein Wehr von Steinen hinabstürzte, oberhalb dessen wir passirten. Wir erreichten nun glücklich das Dorf, wo frische Ochsen bestellt waren, und ich dachte zuletzt zu einem ruhigen Schlafe gelangen zu können. Eine leider vergebliche Hoffnung! Nach etwa einer Stunde hielt der Karren, und ich wurde aufgestört durch meinen Fuhrmann, der alle Leder des Karrens zuknöpfte und mir den Heranzug eines Regens verkündigte. Nach wenigen Minuten entlud sich dieser denn auch mit ungeheurer Gewalt, so daß an ein Weitergehen nicht zu denken war. Die Leute suchten Schutz unter dem Karren und den Ochsen, und nur mit Mühe wurde die Fackel vor dem Erlöschen geschützt. Nachdem der Regen etwas nachgelassen, gieng's weiter auf überschwemmten und grundlosen Wegen, so daß wir die doppelte Zeit brauchten um nach dem Dorf zu kommen, wohin ich mein Pferd vorausgeschickt hatte. Es war 6 Uhr Morgens und der Regen hatte noch nicht aufgehört, so daß ich den Karren nicht verlassen wollte, sondern darin weiter gieng. Die Ochsen waren es indessen so überdrüssig im Wasser über Steine und Löcher, und mit leerem Magen dazu, den Karren weiter zu schleppen, daß sie alle paar Schritte rechts oder links zwischen die Büsche einbrachen, wo ihnen frisches Gras entgegenleuchtete, und von wo sie immer nur auf einem Umweg mit Geschrei und Schlägen wieder herausgewunden werden konnten. Zuletzt brach noch eine der Federn, und dieß, in Verbindung mit dem hereindringenden Wasser, machte einen längeren Aufenthalt in dem Wagen unangenehm; ich entschloß mich also die noch übrige Strecke von 2—3 Meilen, ohne Rücksicht auf das Wasser von oben und unten, zu Fuße zu gehen, wobei natürlich kein Faden an mir trocken blieb. Als ich ankam, war es 12 Uhr Mittags, und ich hatte gerade 20 Stunden gebraucht, um einen Weg von 30 Meilen oder 13 Stunden zurückzulegen. Es wäre mir übrigens noch schlimmer ergangen, wenn ich nicht in

Digitized by Google

meinem Garrywala oder Fuhrmann einen der zuverläſſigſten und willigſten Diener gehabt hätte, die mir in Indien noch vorgekommen ſind. Er hatte mich ſchon von Baroda aus begleitet und gehörte dem Commiſſariat an, und ich erbat ihn mir dießmal wieder. Er fügte ſich in die unangenehmſten Nothwendigkeiten ohne Murren, und war mir mehrmals in Lagen die Geduld und Energie erforderten, ein zuverläſſiger Beiſtand geweſen. Er war etwa 60 Jahre alt, und ich hatte oft Gelegenheit gehabt bei ſchwierigen Vorkommniſſen mit andern Eingebornen an ſeine Erfahrung zu appelliren. In Tſchittor trennte ich mich mit Bedauern von ihm; ich fand im Bangala bei Tſchittor alle meine Sachen trocken unter dem Schutz meines Naick; der Regen hielt mich drei Tage hier zurück. Er fiel nicht in einem fort, ſondern in Zwiſchenräumen als wenn die graue Himmelsdecke ein naſſes Tuch geweſen wäre, welches alle halbe Stunden einmal ausgewunden wurde. Tſchittor liegt am Fuß eines Hügels, der Befeſtigungen trägt.

Die Ausſicht aus dem Bangala zeigte mir gerade gegenüber die an die Felswand anſchließenden Mauern des Bergforts, von deſſen oberen Gebäuden ich aber nur einen ſchlanken Thurm deutlich unterſcheiden konnte, indem er die dem Hügel anklebende Wolkenſchichte überragte. Eine Sandſteinkette, die man 14 Meilen nordwärts von Niematſch ebenfalls antrifft, zieht ſich von da weſtlich nach Tſchittor hin, wo ſie aufhört. Die Erhebungen ſind in der Richtung von Nord nach Süd langgeſtreckte Rücken von mäßiger Höhe, parallel neben einander geſtellt, wie die Eiſen eines Gitters, und der letzte trägt die Burg. Südlich davon liegt die Ebene von Malwa, in der auch Niematſch ſich befindet, welches übrigens oft ſchon zu der Landſchaft Mewar gerechnet wird, wohin auch Tſchittor gehört. Um den Hügel zu erſteigen, muß man einen kleinen Fluß auf einer alten Brücke aus mehreren ſteinernen Bogen überſchreiten, die zunächſt in die Stadt, oder vielmehr das Dorf Tſchittor führt. Der Zugang zu den Befeſtigungen iſt durch eine untere Ringmauer mit Bruſtwehr erſchwert, innerhalb deren man aufſteigt. Die Werke oben nehmen den ganzen Rücken ein, in einer Ausdehnung von beiläufig 1½ Meilen. Sie enthalten die Ruinen eines großen Hofhaltes, ſteinerne Bazars, lange Reihen von ſteinernen Ställen und die zerfallenden Gebäude der fürſtlichen Reſidenz, ähnlich den gothiſchen Ruinen mancher deutſchen Burgen. Andere Reſte, welche noch bewohnbar ſind, dienen den Familien von 500 Radſchputs (Rajputs) zum Aufenthalt. Der Plan des Palaſtes iſt orientaliſch; zwei oder drei Stockwerke von Galerien mit flachem Dach, welche größere und kleinere Zimmer enthalten, öffnen ſich nach einem kleinen viereckigen Hofe, der denſelben Luft und Licht gewährt. Solcher Höfe ſind mehrere vorhanden, was den Plan inwendig ſehr verwickelt macht, und die getrennten Gebäude ſind durch Treppen und Gänge verbunden. Von außen ſind ſie insgeſammt mit einer großen Mauer umſchloſſen, an welche ſich einige anlehnen, und die alle an Höhe überragt. Hiedurch erſcheint das Ganze von außen als ein ungeheures viereckiges Gebäude von Quadern, mit einem runden Thurm an jeder Ecke. Die Bruſtwehren der an der Mauer hinlaufenden flachen Dächer ſind mit Steinſpitzen gekrönt, welche neben einer Menge kleinerer Thürmchen, hervorſpringender Erker und Balcone den Anblick äußerſt maleriſch machen. Wo innen Verbindungsgänge herlaufen, hat die Außenwand Fenſter von durchbrochener Steinarbeit, und wo ſie ſolid iſt, ſind überall geſchmackvolle erhabene Verzierungen angebracht. Die Säulen der Fenſter und Balcone, von denen keines in der Arbeit dem andern gleich iſt, ſtehen meiſtens auf einer viereckigen, verlängert würfelförmigen Baſis, worauf ein ſchmälerer achtſeitiger Aufſatz folgt, der in einen runden, koniſch zulaufenden Schaft ausgeht. Dieſer trägt wieder ein viereckiges Capitäl mit Platte oben; die Ausſchmückungen ſind Roſetten und Guirlanden nebſt mythologiſchen Figuren. Die Burg Tſchittor wurde vor ihrer Zerſtörung (1568 durch Akbar) als die Hauptſtütze des Radſchputtſtaates von Mewar betrachtet, allein nach dieſem Ereigniß gründete der Rana (Rana iſt der Titel der Radſchputtfürſten) die jetzige Hauptſtadt Odipor in einer dem Feinde weniger zugänglichen Gegend. In der Nähe des Palaſtes dienen zwei Tempel, in dem bekannten Bienenkorbſtyl gebaut, jetzt noch als Stätten der Verehrung. Die Hauptmerkwürdigkeit von Tſchittor iſt aber der Thurm; dieſer ſteht in einiger Entfernung vom Schloß ganz allein. Er iſt viereckig und hat die Dimenſionen einer Säule oder eines Leuchtthurms. ich ſchätze ihn ungefähr 80 Fuß hoch. Auf einer breiteren Baſis ruht der Schaft, welcher aus 8 auf einander geſetzten Stockwerken, oder eher würfelförmigen ſteinernen Käſten von Mannshöhe beſteht, in denen eine eckige ſehr ſchmale Wendeltreppe zwiſchen Reihen von Sculpturen in ein oberes weiteres Gemach hinaufführt. Die Decke dieſes Gemaches, welches ſich von außen als zwiebelartige Erweiterung darſtellt, wird von weißen Marmorſäulen getragen, und nach den vier Seiten treten Erker hinaus. Im Innern iſt es mit Götterfiguren geſchmückt; durch ein Loch in der Decke dieſer Laterne ſteigt man vermittelſt einer Leiter in einen letzten kuppelartigen Aufſatz, der neuer zu ſeyn ſcheint als das übrige, weil er nicht dazu paßt. Er iſt theilweiſe aus weißem Marmor; den Uebergang zu der runden gewölbten Decke, die auf kurzen Säulen ruht, bilden drei, ringsumlaufende vieleckige Bänder übereinander, mit 8-, 16—32 Feldern. Gruppen von tanzenden und muſikaliſche Inſtrumente ſpielenden weiblichen Figuren, in Stein gehauen, ſchmücken die größeren unteren Felder, die kleineren werden von Guirlanden aus menſchlichen Geſtalten oder Thieren, Elephanten oder Pferden, ausgefüllt. Eine davon ſtellt einen Gänſemarſch vor: die Gänſe laufen einander nach, und die letzte ſieht ſich um. Wo die Kuppel anfängt, treten, zwiſchen den 8 Ecken, 8 kleine männliche Figuren, im Verhältniß zu der Größe der Säulen, mit den Oberkörpern horizontal hervor, welche auf ihren Rücken die Kuppel tragen zu helfen ſcheinen — in verſchiedenen mit der ſchweren Laſt übereinſtimmenden Stellungen. Einer z. B. ſtemmt die Ellenbogen auf die gebeugten Knie und unterſtützt das Kinn mit den Händen; ein anderer ſtützt die Hände auf die Schenkel und trägt die Laſt mit Ellenbogen und Oberarm. Von dieſer Kuppel aus überblickt man die ganze Umgegend. Nach Südweſt und Weſt wird der Horizont durch niedere blaue Hügel mit der Kuppenform des Granits gebildet, die ſich, allmählich deutlicher werdend, durch Weſt heranziehen, ſo daß die nächſten bis beinahe dicht an das Sandſteingebiet von Tſchittor reichen. Es bleibt gerade Raum zwiſchen beiden daß der Bannaßfluß (Bannaß), ein Nebenfluß des Tſchambal (Chumbul), von Odipor kommend, hindurchfließen und in die nordwärts von den Tſchittorhügeln und öſtlich von den Arrawallis gelegene Ebene gelangen kann. Er nähert ſich in anmuthigen Windungen aus der verſchwommenen Ferne des ſüdweſtlichen Horizonts, bis man ihn klar und glänzend unter ſich hat, wo man gerade von dem Paſſe ſeine Vereinigung mit dem kleinen Fluß, der ſich um den Fuß des Hügels und der Stadt Tſchittor herumwindet, mit anſehen kann. Der Bangala ſteht nahe dieſem Punkt, etwas entfernt von Tſchittor, zwiſchen den Flüſſen. Von dem Paſſe aus läuft die Gränze der Graniterhebung, welche die öſtlichen Ausläufer der Arrawallis ſind, in nördlicher Richtung nach Nuſſirabad zu, indem ſie die gerade Verbindungslinie bald etwas überſchreiten, bald wieder dahinter zurücktreten. Der Weg nach Nuſſirabad führt entlang dieſer Kette, ſo daß man zur Linken anmuthige Hügel-

Digitized by Google

landſchaften hat, mit der Bergſtraße des Odenwaldes vergleichbar; rechts die Ebene mit friſcher Dſchungel bewachſen. Man ſteigt wieder vom Thurm herab und wirft einen letzten Blick auf die Außenſeite. Sie iſt mit einer dicken Rinde von Sculpturen mythologiſcher Figuren von einem bis mehreren Fußen Höhe, ganz und halb erhaben, ſo überdeckt daß man weder die eigentliche Mauer noch die Kanten unterſcheiden kann, und der Thurm aus einiger Entfernung rund erſcheint. Niemand weiß wozu, oder wann er gebaut wurde; nach Tod verherrlicht er einen Sieg. Ein anderer Thurm, älter und kleiner, ſteht in weiterer Entfernung, tritt weniger hervor und ſein Eingang iſt vermauert. Ich ſah in der Nähe dort zum erſtenmal die aus Stein gehauene Geſtalt eines Löwen, aber ſehr unvollkommen. Die Sculpturen menſchlicher Geſtalten und der Hausthiere an Mauern und Thoren ſind hier beſſer als ich ſie vorher in Indien ſah, beſonders gefielen mir zwei Krieger zu Pferde, etwa 4 Fuß hoch an einem Thor. An einem andern gewölbten Thor, dem Eingang aus dem Bad in die Burg, finden ſich ebenfalls zwei ausgezeichnete ſinnbildliche Darſtellungen, obgleich weniger ſchön als wahr und ausdrucksvoll. Sie waren ungefähr von derſelben Höhe wie die Reiter. Die eine ſtellte einen fetten Schlemmer mit Schmerbauch und dem Ausdruck ſinnlichen Behagens im Geſicht vor. Eine unterſetzte Figur mit Elephantenohren, den Attributen des Ganeſa, aber ohne den Rüſſel, den er ſonſt als Hinwegräumer der Schwierigkeiten immer hat. Er beſchützt die Eingänge. Ihm gegenüber iſt das Sinnbild der Krankheit und des Elendes: Ein abgelebter weiblicher Körper, mit ſchlaffen Brüſten, und an dem man die Rippen zählen könnte, die Augen hohl, als Halsſchmuck und Gürtel Schlangen, und in der Herzgrube einen Scorpion; von vier Armen ſchwingen drei Schlangen, die vierte Hand hält einen Todtenkopf. Dieß Sinnbild ſtellt die Göttin Devi oder Bhawani (Dâwi oder Bhawani), deutſch die Zerſtörerin vor. Leider haben die Mohammedaner hier wie anderwärts, wo ſie konnten, den indiſchen Sculpturen die Naſen abgeſchlagen, oder ſie ſonſtwie verſtümmelt. Das erwähnte Bad, welches verlaſſend man von den beiden beſchriebenen Figuren empfangen wird, iſt mit geſchickter Benutzung des oberen Theils einer natürlichen Schlucht im Berg gebaut. Eine hohe Mauer, die von unten durch Bäume verdeckt iſt, ſchließt ſie gegen das Thal ab, und geſtattet die Bildung eines künſtlichen Baſſins. In den Fels der Bergwand iſt außerdem eine Galerie mit mehreren Badekammern gehauen, deren jede mit ſtrömendem Waſſer gefüllt iſt, zu welchen Stufen hinabführen. Hohe und ſchattige Bäume überwölben den Platz von allen Seiten, und machen ihn während der Hitze zu einem kühlen, ſtillen Ruheort, in den kein unberufenes Auge dringen kann. Er ſoll durch einen unterirdiſchen Gang, deſſen Eingänge gezeigt werden, mit den Frauengemächern verbunden geweſen ſeyn.

Mohammerah und der Schat el Arab.

Sir H. Rawlinſon hatte in die Sitzung der geographiſchen Geſellſchaft am 11 Mai, wie das Athenäum berichtet, eine Abhandlung über Mohammerah und der Schat el Arab mitgebracht, die er bereits vor etwa fünfzehn Jahren, zu der Zeit geſchrieben als die Herrſchaft über dieſe Plätze zwiſchen Perſien und der Türkei ſtreitig geworden war, und die beiden Mächte den Schiedsſpruch der engliſchen und der ruſſiſchen Regierung zur Beilegung ihres Streits angerufen hatten. Da ſich dieſes Document jedoch meiſt nur mit trockenen geographiſchen Einzelheiten befaßte, ſo dünkte es Sir Henry paſſender die Verſammlung mit einem Abriß über die Geſchichte und die gegenwärtige Lage Mohammerahs zu unterhalten. „Mohammerah, ſagte er, war der Schauplatz der jüngſten und, wie ich zuverſichtlich hoffe, der letzten Kriegsthaten der britiſchen Truppen gegen Perſien. Obgleich dieſer Platz von ziemlichem Intereſſe iſt, glaube ich doch daß man denſelben gegenwärtig nicht ſehr genau kennt. Man findet ſeine Lage nur auf ſehr wenigen Karten verzeichnet, und es gibt, ſelbſt unter den beſtunterrichteten Perſonen, nicht viele welche mit der gegenwärtigen Lage des von den brittiſchen Truppen jüngſt eingenommenen Platzes bekannt ſind. Die erſte Expedition landete bekanntlich in Buſchir; die zweite nahm ihren Weg nach Mohammerah, über die Mündung des perſiſchen Meerbuſens nach dem Euphrat. Die einzige ſchiffbare Mündung des Euphrat iſt bei Mohammerah. Sie iſt, in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts, nicht praktikabel; ſie gleicht hierin nicht der Themſe; ſie hat nie mehr als drei Faden Waſſer, und iſt meiſt nur zwölf bis vierzehn Fuß tief. Allein ſehr wenige Schiffe ſind im Stande die Barre des Euphrat zu kreuzen, ohne aufzufahren. Die Expedition, welche Buſchir am 19 März verlaſſen hatte, konnte erſt am 26 einen Angriff auf Mohammerah machen. Man fragte ſich beſtändig: „Wo iſt Mohammerah? Liegt es in Perſien oder in der Türkei?“ Das ganze Land vom Ararat bis an den perſiſchen Meerbuſen war von den engliſchen und den ruſſiſchen Commiſſären auf eine Entfernung von 1000 (engl.) Meilen wiſſenſchaftlich vermeſſen worden, und die phyſiſche oder geographiſche Streitfrage die ſich zwiſchen Perſien und der Türkei erhoben hatte, war: ob Mohammerah am Euphrat oder am Karun liege. Man einigte ſich dahin daß das vom Euphrat bewäſſerte Land zur Türkei, das vom Karun bewäſſerte zu Perſien gehöre. Jetzt aber fragte es ſich: ob Mohammerah am einen oder am andern Fluß liege. Man entſchied ſich endlich dafür: Mohammerah als zu Perſien gehörig zu betrachten, obgleich dieß einigermaßen der geographiſchen Genauigkeit zu widerſtreiten ſchien, und ich ſelbſt bin der Anſicht, der Platz liege am Euphrat. Iſt dieß wirklich der Fall, ſo gehört er zur Türkei.“ Auf die Geſchichte Mohammerahs ſelbſt übergehend, bemerkte Sir Henry Rawlinſon: „Man hatte feſtgeſetzt, Mohammerah ſey perſiſch, und demgemäß hatten die Perſer den Platz eine gewiſſe Zeit lang beſetzt gehalten; die türkiſche Regierung war aber mit dieſer Entſcheidung nie zufrieden, ſondern legte, und zwar erſt wieder in der jüngſten Zeit, als bekannt wurde die Expedition ſinne auf einen Angriff Mohammerahs, Verwahrung gegen jene Entſcheidung ein, und behielt ſich ihre Rechte auf dieſen Platz vor. In früheren Zeiten gehörte Mohammerah bekanntlich zu einem griechiſchen Königreich, und bildete, wenn auch nicht die Hauptſtadt, doch einen Theil des Königreichs Karaknia oder Meſſene's. Die Stadt hatte eine große politiſche Bedeutung, und noch ſind daſelbſt geſchlagene Münzen vorhanden. Der Grund und Boden auf welchem die Stadt ſteht, iſt angeſchwemmtes Land. Das gegenwärtige Fort iſt ein viereckiger Raum von etwa 350 Ellen Breite und 390 Ellen Länge, aber ohne alles ſchwere Geſchütz. Die Stadt beſitzt keinerlei natürliche Vortheile vor Baſſora, ſondern verdankt ihren Wohlſtand einzig und allein der Unſicherheit ihrer politiſchen Stellung, der Ungewißheit ob ſie zu Perſien oder zur Türkei gehöre, und der daraus folgenden völligen Zollfreiheit. Der Zweck des Generals Sir James Outram, als er ſich von Buſchir hinweg nach Moham-

Digitized by Google

merah zog, war der: eine Stellung zur Fortführung des Kriegs zu gewinnen. Die Sicherung einer strategischen Basis, von welcher aus er in das Land vorrücken konnte, war eine unbedingte Nothwendigkeit. Wäre er in Buschir geblieben, so hätte dieß einer bloßen müßigen Demonstration gleich gesehen, und da kein Grund vorlag zu vermuthen daß in Paris ein Friedensvertrag werde abgeschlossen werden, so hat er den Krieg thätig und kräftig fortführen, und als Operationsbasis Mohammerah benutzen wollen. Ohne Zweifel ist Sir James Outram der Meinung gewesen daß, wenn er eine Stellung am Karun gewinne, dieß auf die Perser Eindruck machen und sie zur Vernunft bringen werde. Hätte der Krieg fortgedauert, so würde er noch weiter ins Land hinein vorgerückt seyn. Da dieß jedoch (fügte Sir Henry bei) eine Sache der Speculation ist, so will ich nicht näher darauf eingehen. Das Unternehmen wäre, meiner Meinung nach, ein schwieriges gewesen; in orientalischen Ländern aber sieht man das Volk unterliegen, ehe die wirkliche Nothwendigkeit dazu vorhanden ist. Von Mohammerah aus in Persien einzudringen, ist zwar nicht absolut unmöglich, weil es mehrere Straßen gibt auf denen sich dieß bewerkstelligen läßt; allein diese Straßen sind insgesammt äußerst unwegsam. Hätte sich der Krieg daher in die Länge gezogen, so würde General Outram genöthigt gewesen seyn sich mehr flußaufwärts zu ziehen, wo das Klima vergleichsweise gut ist, und da die Truppen, weil der Vertrag vor dem Monat Junius nicht ratificirt seyn und die Räumung nicht vor September stattfinden kann, den Sommer über in Persien bleiben müssen, so hoff' ich, General Outram werde seine Truppen mehr karunaufwärts verlegen. Er gewinnt dadurch den Vortheil daß trotz des heißen Klima's die Luft rein und klar ist, und daß die Temperatur, wenn er Hütten anlegt und sie mit Kameldorn umgibt, sich so herabstimmen läßt daß sie erträglich wird. Die Versorgung der Truppen mit Nahrungsmitteln läßt sich leicht bewerkstelligen, denn das Land bietet in der gegenwärtigen Jahreszeit die üppigste Vegetation. Man kann sich kein reicheres Land denken als die sogenannte Durah oberhalb Schuster. Ein Umkreis von dreißig Meilen gleicht Einem großen Garten, der alle möglichen Erzeugnisse eines tropischen Himmelsstrichs gewährt: Zucker, Opium, Indigo, Reis, Nüsse, Tschedda-Reisig, Maulthiere und Pferde. Die Provinz Chusistan ist nicht nur werthvoll in militärischer, sondern auch in commercieller Hinsicht, und obgleich niemand den Gedanken an eine ständige Besetzung derselben hegt, so wird doch, da die persische Regierung die Bedeutung der Provinz für den Handel kennt, gerade dieser Umstand dieselbe antreiben unsere Bedingungen anzunehmen, um uns so schnell als möglich wieder aus dem Lande hinauszubringen."

Minnesota.

Dieser ungeheure und fruchtbare Landstrich Nordamerika's wird bald die Zahl der Staaten der Union vermehren. Das Territorium Minnesota gränzt nördlich an brittisches Gebiet östlich an den Superiorsee und Wisconsin, südlich an Jowa und westlich an Nebraska.

Es ist zur Zeit in 34 Counties abgetheilt, welche alle mehr oder weniger besiedelt sind; es hat den Vorzug vor Nebraska daß es einen Ueberfluß an Holz hat, während letzterem sogar das zu Etablirung einer Ansiedlung nöthige Holz auf eigenem Boden abgeht. Obwohl nicht gebirgig, ist es doch der höchste Landstrich zwischen dem Golf von Mexico und der Hudson-Bay, und etwa 2000 Fuß über dem Golf von Mexico erhöht. Mitten durch seinen südlichen Theil läuft eine Hochebene „Coteau des Prairies" genannt, welche etwa 200 Meilen lang, 15—40 Meilen breit und durchschnittlich 1450 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist, obwohl sie auch Punkte zählt, wo diese Höhe auf 1916 Fuß anwächst. An dieses Plateau reihen sich noch andere Hügelketten, von denen das Land mit einer großen Masse von Flüssen versehen wird. Seen von größerer und geringerer Ausdehnung sind nicht selten; zu den größten gehören außer dem Superiorsee der Holzsee, Regen-See, rothe See, Mini-Wakan- oder Teufelssee, der Leech- und Geistersee. Alle haben helles, klares Wasser und Ueberfluß an Weißfischen, Hechten, Forellen, Barschen und andern schmackhaften Fischen. Unter den Flüssen sind außer dem Mississippi bemerkenswerth der Minnesota-, der Rum-, St. Croix-, Rice-, Canon- und Owatoniafluß.

Das Klima ist besonders im Norden rauh und streng, und die Winter sind nicht selten wo dort das Quecksilber gefriert. Nach mehrjährigen Beobachtungen war die mittlere Kälte 22½° unter Null; die mittlere Wärme war 69°. Der kälteste Tag hatte 48° unter Null, der heißeste 96°. F. Der früheste Schluß der Schifffahrt war am 8 November 1848. Der späteste am 8 December. Der Frühling beginnt zwischen dem 31 März und 19 April.

Der Boden ist sehr verschieden, in den Thälern der Flüsse höchst ergiebig und fruchtbar, häufig ist solcher zu einer Tiefe von zwei und mehr Fuß von schwarzer Erde (Humus), wie man ihn weder in dieser Qualität in Frankreich, Deutschland, noch den Niederlanden antrifft; über den Fällen von St. Anthony hingegen mit weniger Ausnahme ist derselbe zu sumpfig für die Cultur. Wilder Reis, Erdbeeren, Corinthen, Pflaumen, Weintrauben, Blaubeeren und Holzäpfel wachsen in Menge, die Pflaumen in großer Vollkommenheit von länglicher Gestalt ähnlich der deutschen Zwetschge und von süßem Geschmack. Die Weinreben ranken sich an Pappeln empor oder ziehen sich am Gestrüpp hin, welches sie mit ihrer enormen Traubenlast fast zu Boden drücken. Das Gras gerath ausgezeichnet und wird oft 4 Fuß hoch angetroffen. Rednop und wilde Wicken sind häufig.

Große Strecken in allen Theilen des Gebiets sind dicht mit Fichten bewachsen, und die Hügelreihen decken Birken, Espen, Ahornbäume, Eichen, Ulmen, Schierlingstannen, Pappeln, Linden. Am Canoefluß sind bereits fünf Sägemühlen Tag und Nacht im Gang, und obwohl die Holzblöcke haufenweise herbeigeschleppt wurden, so war doch nie ein Brettervorrath zu sehen, so stark war Nachfrage und Absatz und alles gegen baar.

In den Sumpfländereien findet man Tamaraks, Cedern und Cypressen, während die Ufer der Flüsse von Eichen, Espen, Ahorn, Linden, Birken, weißen Wallnuß-Bäumen und Ulmen begränzt sind. Diese Bäume erreichen aber in den ärmeren Districten keine bedeutende Höhe, und bleiben zwergartig. In diesem Territorium fanden die Indianer ihre besten Jagdgründe; große Heerden von Büffeln, Elennthieren, Hirschen, Antilopen und vieles andere Wild durchschweifen die weiten Ebenen im Westen der Coteau des Prairies und des rothen Flusses. Schwarze Bären, Ottern, Moschusratten, Vielfraße, Marder, Wölfe und Waschbären gibt es im Ueberfluß, und nicht selten stößt man auf Moosthiere und graue Bären. Die Prairien wimmeln von Fasanen, Wachteln und Rebhühnern, und die Ströme von Gänsen und Enten, und außer diesen findet man noch eine Menge Vögel aller Art.

Digitized by Google

Der gegenwärtig bebaute und bewohnte Theil des Staats iſt zwiſchen dem St. Croix und Miſſiſippi, und dem Minneſota und Miſſiſippifluß, allein im Jahr 1855 hat die Regierung eine Expedition ausgeſchickt, um die nordweſtliche Gegend zu recognoscciren, und es haben ſich jetzt auch bereits vieler Augen dahin gerichtet.

Die Expedition ſtand unter dem Commando des Colonel C. F. Smith, deſſen nächſter Zweck war das Territorum mit Rückſicht auf die Anlegung von Straßen und Militärſtationen zu recognoscciren. Als Führer diente der Expedition Peter Burtneau, der von ſeiner Kindheit an mit den Wildniſſen des Nordweſtens vertraut iſt. Das Commando beſtand aus 150 Mann mit 34 Wagen und 200 Laſtthieren. Es ſetzte zunächſt auf der Middle-Ferry bei St. Cloud über den Miſſiſippi und bewegte ſich den Saukfluß hinauf, den es 3 Meilen oberhalb ſeiner Vereinigung mit dem Miſſiſippi überſchritt. Achtzehn Meilen weiter ſetzte man abermals über den Saukfluß, um am Lake Henry vorbei über den nördlichen Arm des Crow-Wingfluſſes den Mac-Cloudſee zu erreichen. Der Lake Henry erwies ſich als ein kleines, klares und tiefes Waſſer. Das Land auf dieſer Wegſtrecke, ſowie in der Umgebung der Seen iſt vortrefflich. Wald wechſelt mit Prairie, der erſtere mit den majeſtätiſchen Waldbäumen des Nordens, die letztere mit den üppigſten Grasarten geſchmückt. Am Mac-Cloudſee fand man den letzten einſamen Anſiedler, einen kühnen Pionier am äußerſten Saum der Civiliſation. Von hier aus wurde der Chippewayfluß erreicht, über den ſie ſetzten.

Die Waldungen wurden hier ſeltener, die Prairien ausgedehnter. Bei Pomme de Terre wurden die letztern uneben und waren mit lieblichen kleinen Smaragdſeen beſtreut, in deren Gewäſſer es von Fiſchen wimmelte. Das hohe Gras wogte unter dem Wind, wie der Ocean unter dem Paſſat.

Von hier erreichte die Expedition den Lightning-Lake, in deſſen Umgebung ſie vortreffliches Ackerland und Waldſäume fand.

Am Sioux-Woodfluß, 14 Meilen weiter, wurde die Scenerie der Landſchaft reizend, des Malers Pinſel und des Touriſten Pilgerfahrt würdig. Die Expedition ſetzte über dieſen Fluß auf Pontonwagen und campirte am andern Morgen bei Grahams-Point, am weſtlichen Ufer des nördlichen Red-River, am vermuthlichen Endpunkt ſeiner Schiffbarkeit durch Dampfſchiffe.

Drei Tagereiſen weiter brachten ſie an den Wild-Riceſluß, der ſich von Weſten her in den Red-River ergießt. Hier ſtarb ein Soldat am Fieber und wurde in der Einſamkeit der Wildniß beerdigt. Man ſetzte dann über den Shyenna-Ojufluß und fand 18 Meilen weiter am Mapleſluß vortreffliches Land mit reichlichen Waldungen. 51 Meilen weiter erreichte man den Gooſefluß, wo der erſte Büffel getödtet wurde. Am 27 Auguſt 1855 kam die Expedition am Mini-Wakan oder Devil's-Lake an, der ein großer Salzſee iſt, von ſchlechtem Land ohne Wald und mit ſpärlicher Vegetation umgeben. Die Gegend blieb von hier an auf vier Tagereiſen waldlos. 90 Meilen weiter wurde St. Joſeph am Pembinafluß erreicht. Dieſe neue Stadt wurde erſt ſeit den großen Ueberſchwemmungen des Red-River angelegt. Sie liegt auf einer erhabenen Stelle am Bett des Pembina, 30 Meilen oberhalb ſeiner Vereinigung mit dem Red-River, an welcher auf dem niedern Flußufer die alte Stadt Pembina, den Ueberſchwemmungen ausgeſetzt, gelegen war. St. Joſeph hat jetzt etwa 200 ärmlich gebaute Häuſer, eine katholiſche Capelle, und wird von 1500 Franzoſen und Half-Breeds bewohnt.

Notizen über Niederländiſch-Indien.

(Von Dr. Friedmann.) [1]

V. Weitere Mittel zur Beförderung der Landescultur. — Ausrottung des Tigers. — Art den Tiger zu fangen. — Tigergefechte. — Beförderung der geiſtigen Cultur unter dem Volk. u. ſ. w.

Außer den am Strand ſich aufhaltenden Krokodilen und Kaimanen iſt auf Java der Tiger das einzige für den Menſchen gefährliche Thier, welches die Bewohner ganzer Gegenden in Schrecken zu ſetzen im Stande iſt. Der Tiger findet ſich auf allen größern Inſeln des Archipels, während die übrigen größeren Säugethiere keineswegs eine gleiche Verbreitung haben. So findet ſich der Elephant nicht auf Java, obgleich er in dem nur durch eine ſchmale Meerenge von Java getrennten Sumatra wohl zu Hauſe iſt. Die Javanen unterſcheiden mehrere Arten des Tigers die ſie mit dem allgemeinen Namen Mung belegen. Matjan heißt der Tiger mehr in den öſtlichen Gegenden von Java, während man auf Sumatra für Tiger den Namen Harimau hat. Die größte und gefährlichſte Tigerart heißt Mung gede. Er erreicht die Größe eines javaniſchen Pferdes und findet ſich vorzüglich im Pantambiſtrict. Sein Raub geht gewöhnlich auf Rinder, Hirſche und Schweine, während Hunde ihm eine verwerfliche Koſt ſeyn ſollen. Seine Körperſtärke iſt ungeheuer. Er ſchleppt in ſeinem Maul einen Büffel fort, und ſpringt damit über Gräben und Bäche; für den Menſchen iſt er äußerſt gefährlich, wenn er einmal mit Erfolg einen Anfall auf einen Menſchen gemacht hat. Eine zweite Art des Tigers iſt der Mung-Malang-Bong, welcher gelb und mit großen ſchwarzen Ringflecken verziert iſt. Er verfolgt vorzüglich junge Rinder, Hirſche, Schweine, Moſchusthiere, ſelten Menſchen. Etwas kleiner als die vorhergehenden Arten iſt der Mung-Santjang, welcher röthlich, mit ſchwarzen, unregelmäßig vertheilten Querſtreifen verſehen iſt. Er jagt Ziegen und Hunden beſonders gerne nach; während der Nacht ſchleicht er ſich in die Wohnungen der Menſchen und überfällt die Hausthiere, oder auch die menſchlichen Bewohner im Schlaf. Selten geſchieht es daß er, durch einen Lärm erſchreckt, ſeine Beute wieder fahren läßt. In dieſem Fall begnügt er ſich ein Stück aus dem Körper des Thieres herauszureißen. Unter Mung-Tutul iſt auf Java der Panther (felis pardus) bekannt. Der Mung-Kumbang iſt durch ſeine vollkommen ſchwarze Farbe zu erkennen, ſowie endlich der Mung-Krut (ſchreiende Tiger), ſo genannt wegen ſeines heftigen Gebrülles, der kleinſte unter den Tigerarten auf Java iſt. Er hat eine rothgelbe Farbe und jagt Hunden vorzüglich nach. [2] Seit undenklichen Zeiten haben die Bewohner Java's gegen den Tiger gekämpft, ohne daß es ihnen gelang dieſes fürchterliche Thier

---

[1] Es ſind uns in jüngſter Zeit auch die officiellen Berichte über die niederländiſchen Colonien für das Jahr 1854 zur Verfügung geſtellt worden.

[2] Eine intereſſante Schrift über die Verbreitung des Tigers hat jüngſt der Staatsrath Brandt in St Petersburg herausgegeben (J. F. Brandt, Unterſuchungen über die Verbreitung des Tigers [felis tigris] und ſeine Beziehungen zur Menſchheit, St. Petersburg 1856). Bezüglich des Verhältniſſes des Tigers zum Menſchen hebt Brandt hervor daß dieſes Raubthier die Oberhand behält in Ländern deren Bewohner auf ſo niedriger Culturſtufe ſtehen, daß ſie entweder aus Mangel an Energie und Intelligenz oder aus Aberglauben gegen ihren Feind nicht zu Felde ziehen. Java's Bewohner waren, ſo weit die Nachrichten reichen, nie von ſolchem Aberglauben eingenommen, ſowie es ihnen auch nicht an Muth und Energie fehlt dem Tiger kühn zu Leibe zu gehen. Daß aber dieſes Raubthier bis auf den heutigen Tag noch ziemlich auf Java verbreitet iſt, mag in der bis in jüngſter Zeit ſpärlichen Bevölkerung der Inſel liegen, ſo daß mit der Ausbreitung des menſchlichen Wohnſitzes der Tiger allmählich aus allen Diſtricten verſchwinden wird.

Digitized by Google

gänzlich aus dem so schönen und reizenden Eilande zu bannen. Doch hat sich das Thier von den dicht bevölkerten Districten so ziemlich zurückgezogen, um sich in den weniger bewohnten, noch mit dichten Wäldern besetzten Districten Banjuwangie, Rembang und besonders in Bantam zu behaupten. Die Javanen bemächtigen sich des Tigers auf zweierlei Weise, entweder durch eine Falle, was nicht sehr häufig gelingt, oder indem man Jagd auf ihn macht. Im ersten Falle stellt man eine hohe, aus Bambusstämmen bestehende, wohlbefestigte Umzäunung auf, innerhalb welcher man frisches Fleisch oder ein lebendes Thier anbringt. Sobald der Tiger während seiner nächtlichen Streifzüge den Fraß bemerkt, springt er darauf los; aber indem er sich seiner Beute bemächtigt, zieht er an einem Haken, es fallen die Holzstämme hinter seinem Rücken nieder, und man findet ihn am folgenden Tage gefangen. Die Tigerjagden bestehen entweder in großen Treibjagden, zu welchen oft die waffenfähige Mannschaft ganzer Districte aufgeboten wird, wenn es gilt: sich einer Tigerbrut zu bemächtigen welche eine Gegend besonders gefährlich macht, oder es sind Streifzüge eines einzelnen kühnen Jägers. Es mag nämlich fabelhaft klingen, aber dennoch ist es wahr daß mancher Javane allein, und bloß mit einem Kriß (javanischen Dolch) bewaffnet, auf die Tigerjagd geht, und nicht selten so glücklich ist ein Thier in seinem Schlupfwinkel zu erlegen. Bekannt ist nämlich daß die Raubthiere aus dem Katzengeschlecht trotz ihrer Stärke doch furchtsam sind, und vor jenem Feind sich zurückziehen der kühnen Schrittes ihnen entgegengeht.

Die holländische Regierung hat im Interesse der Ausbreitung der Landescultur von jeher auf die Vertilgung der Tiger auf Java und im übrigen Archipel ein besonderes Gewicht gelegt, und einen nicht unbedeutenden Preis für jeden Tiger ausgesetzt der lebendig oder todt der Behörde eingeliefert wird. Die neueste Verordnung hierüber vom Jahr 1854 setzt auf das Fangen oder Tödten eines Tigers, von welchem Alter er auch sey, einen Preis von 22 fl.

Nach den Bemerkungen über die Landescultur und die Sorge für die materiellen Interessen wollen wir über die religiösen Angelegenheiten und die Erziehung der Jugend, insofern sie durch die holländische Regierung vermittelt wird, einiges anführen. Als die Holländer im indischen Archipel sich niederließen, fanden sie die mohammedanische Religion sowohl über den größten Theil Java's als auch in jenen Ländern des Archipels verbreitet, wohin der große und einst mächtige Malayenstamm gedrungen war. Nicht ohne gewaltige Kämpfe wurde der seit undenklichen Zeiten bestandene, und ins Fleisch und Blut der Völker gedrungene Hindudienst durch den Islam verdrängt, und zwar bei Völkern die nur höchst langsam und kaum bemerkbar ihren Entwicklungsgang fortschreiten, und von Reformen und Umwälzungen nichts wissen wollen. Es gehörte der Feuereifer der arabischen Priester und Missionäre dazu, welche, den Märtyrertod nicht scheuend, den Hunderte von ihnen bei den heidnischen Bewohnern des Archipels fanden, mit Beharrlichkeit ihr Bekehrungssystem fortsetzten, bis es ihnen theils durch die Kunst der Ueberredung, vorzüglich aber durch Intriguen und Benützung der Herrschsucht der Regenten, die sie, wenn sie den Islam angenommen, kräftig gegen ihre heidnischen Gegner unterstützten, wenigstens auf Java gelang das Heidenthum fast ganz zu verdrängen. Mit Ausnahme von wenigen, sogleich anzuführenden Districten herrscht der Islam unter den Bewohnern Java's seit dem 16ten Jahrhundert, freilich noch bis zur Stunde mit manchen aus der Hinduzeit stammenden Ansichten und allerlei, dem heidnischen Glauben entsprungenen Gebräuchen. Die Hindureligion ist noch unangetastet in den Districten des Tengergebirges, welches sich zwischen Passuruan und Probolingo von NO. nach SW. erstreckt. Auf dem dort sich erhebenden Vulcan Bromo (nur eine etwas veränderte Aussprache von Brama) werden noch jetzt zu verschiedenen Zeiten des Jahres Opfer gebracht und Gebete verrichtet, wobei die Andächtigen ihr Auge beständig auf die aus dem Krater aufsteigende Rauchwolke richten. Die Bevölkerung dieser Districte wird auf 3100 Seelen geschätzt. Mit Abweichung von der Sitte der Mohammedaner begnügt sich dieses Völkchen mit einer Frau, sowie sie überhaupt mäßig und sittsam leben. Ihre Abkunft rechnen sie von Kiai Sougo Manku Negoro. Es ist zu vermuthen daß dieser Stamm, welcher selbst angibt von Mataram, der alten Residenz der Könige Java's, sowie von Malang hieher gewandert zu seyn, bei den Verfolgungen der Braminen durch die Bekenner des Islams im 15ten Jahrhundert sich in diese einsamen, von Bergen umschlossenen Gegenden geflüchtet hat, um ungestört dem Glauben der Väter leben zu können. Sie erkennen außer Brama, Wischnu und Siwa noch die Gottheit Bitoro Guru, sowie noch eine Menge Halbgötter an. Jeder der 30 Tage des Monats ist einer Gottheit gewidmet. Sie glauben wie alle Hindu-völker an Seelenwanderung. Unfromme Menschen wandern in ein neugebornes Kind. Sie verrichten alle Gebete vor dem Feuer. Ihre Sprache ist die altjavanische, ein Idiom, welches an die Kawisprache und das Sanskrit erinnert. (Wir wollen hier für Sprachforscher bloß die Namen der Wochentage dieses Völkchens, die ich in meinem Journal notirt finde, aufzeichnen: Sonntag heißt Dite, Montag Somo, Dienstag Angara, Mittwoch Budda, Donnerstag Maraspati, Freitag Sukro, Samstag Sahihara).

(Fortsetzung folgt.)

Türkische Notizen.

Die Sophienkirche in Konstantinopel. Die ursprünglich christliche Sophienkirche muß in architektonischer Hinsicht wie wegen ihrer Geschichte als das merkwürdigste Gebäude der Welt angesehen werden. Selbst die Türken, welche in ihrer Einbildung sich für die erste Nation, für das auserwählte Volk Gottes halten, betrachten sie als den größten und erhabensten Bau der Welt, weil — sie selbst in ihrem Besitz nach dem Recht der Eroberung sich befinden. Sie sorgen daher auch möglichst für ihre Erhaltung, weßhalb dabei eine Menge geistlicher und weltlicher Personen angestellt sind; auch fällt ihr der Grundzins aller Häuser in Smyrna, sowie das Vermögen aller Griechen, Armenier und Juden in dieser Stadt zu, welche ohne männliche Nachkommen sterben, und man hat die jährlichen Einkünfte dieser Kirche zu allen Zeiten auf eine halbe Million Gulden berechnet. Auch haben die Türken zum Zeugniß ihrer Eroberung und ihres Besitzes in der Sophienkirche neben den vielen noch sichtbaren Erinnerungen an die christliche Zeit nicht nur die Namen der ersten Chalifen in kolossaler Schrift aufgeführt, sondern es steht dort auch in noch größeren Zügen der Vers des Koran in der Kuppel angeschrieben: „Gott ist das Licht des Himmels und der Erde.“ Unter dem griechischen Volke zu Konstantinopel herrscht die Sage daß bei der Eroberung der Stadt durch die Türken am 29 Mai 1453 der

griechiſche Patriarch mit dem Kreuz und dem Kelch hinter einer Mauer in der Kirche verſchwunden ſey, und zugleich hat ſich der Glaube erhalten daß die Mauer ſtürzen und der Patriarch wieder erſcheinen werde, ſobald ein rechtgläubiger Fürſt die Schwelle betrete. Auch gibt es mehrere neugriechiſche Volkslieder aus der Zeit der Eroberung Konſtantinopels, welche die Prophezeiung ausſprechen daß eine Zeit kommen werde, wo die heilige Sophia wieder den Griechen gehören werde. Für die letzteren knüpft ſich übrigens an die erſtere in Bezug auf die abendländiſche Kirche eine ſchmerzliche Erinnerung. Als die Lateiner, die Venetianer und Franzoſen im vierten Kreuzzug 1204 Konſtantinopel erobert hatten, erlebte die Sophienkirche die unmenſchlichſten Gräuel. Alle Koſtbarkeiten wurden geraubt und unter die Räuber vertheilt, das Blut der gemordeten Prieſter floß über die Marmorplatten, und ein entmenſchtes Weib beſtieg den Thron des Patriarchen, während die beſtialiſche Menge tanzend die Ceremonien der orientaliſchen Kirche verſpottete.

*

Unwiſſenheit der türkiſchen Großen. Als im Jahr 1845 der Großfürſt Conſtantin, Bruder des gegenwärtigen Kaiſers von Rußland, in Konſtantinopel war, ſtellte ihm der Sultan als Cavaliere den Rifaat-Paſcha und Muſtapha-Bey zur Verfügung. Der erſtere hatte einen großen Theil Europa's mit eigenen Augen geſehen und ſprach franzöſiſch, der zweite ſprach engliſch, und beide galten als beſonders gebildet. Allein in ihren Geſprächen verriethen ſie die vollkommenſte Unkenntniß über Geſchichte und Litteratur. Da der Großfürſt eine Reiſe nach Troja beabſichtigte, auf welcher beide Türken ihn begleiten ſollten, hörten ſie die Namen Troja und Homer zum erſtenmal, und konnten nicht begreifen was der Großfürſt in dem kleinen Dorfe Bunarbaſchi (ſo heißt Troja gegenwärtig bei den Türken) wolle. Zwar war ihnen Plato und Ariſtoteles, deren Werke die Araber des Mittelalters fleißig ſtudirten, bekannt; aber wie! Den Plato kannten ſie als Großweſſir eines perſiſchen Königs, der dem weiſen Manne die Erziehung ſeines Sohnes übertrug. Indeß trotz der Lehren des göttlichen Plato blieb dieſer perſiſche Prinz — ein Dummkopf, und der König drohte dem Großweſſir mit ſeiner Entlaſſung und Ungnade. Letzterer hatte gleichzeitig mit dem Prinzen einen Sklaven von gleichem Alter erzogen, welcher den ſtrengen König durch ſein allſeitiges Wiſſen ſo in Erſtaunen ſetzte, daß er mit Gnadenbezeugungen überhäuft ward und ſein Name im Volk bis heute noch fortlebt. Dieſer Sklave hieß — Ariſtoteles! — So erzählt der Staatsrath Aug. Theod. v. Grimm, welcher den Großfürſten damals begleitete, in ſeinen „Wanderungen nach Südoſten" (Berlin, 1855 und 1856), im dritten Thl. S. 164 f. Denſelben fragte einmal der genannte Rifaat-Paſcha: „Warum ſpielen Sie denn ſelbſt Clavier? Sie haben ja doch eine ganze Compagnie Muſikanten auf dem Schiff bei ſich; iſt Ihnen das nicht genug?" — „Das reicht einem muſikaliſchen Europäer nicht hin," erwiederte Hr. v. Grimm. — „So quält Ihr Euch durch das ganze Leben hindurch, ſtatt das Leben zu genießen, wie wir," antwortete Rifaat-Paſcha. „Wir tanzen nie, laſſen aber unſere Frauen und deren Odaliken tanzen — wir ſingen auch nicht, laſſen aber Griechen und Armenier uns etwas vorſingen, wir werden uns auch nie herablaſſen, ſelbſt zu ſpielen, ſo lange wir noch Muſik bezahlen können." (S. 167 f.)

*

Abgaben in der Türkei. Aus einer in Theſſalien erſcheinenden Zeitung entlehnen wir folgende Notizen über die Abgabenlaſt welche die Chriſten der Türkei bedrückt. Zuerſt haben ſie fünf Procent von dem Werth des beweglichen und unbeweglichen Vermögens zu zahlen, welche Abgabe der Temetu heißt. Dann kommt der Zehnte von allen Einkünften der unbeweglichen Güter, deren Werth jedoch ſchon mittelſt des Temetu beſteuert iſt; hierauf folgen die verſchiedenen Abgaben von den Weinbergen (Kraſſatika, Jembruk und Ichtiſay), die alſo fünffach mit Steuern belaſtet ſind, ſo daß z. B. von 500 Okka (türkiſches Gewicht von $2^1/_2$ Pfund) Wein, die ein Morgen Weinbergsland gewähren kann, kaum 400 (?) zur Bezahlung der Abgaben ausreichen und nur etwa 100 für Beſtreitung der Koſten der Cultur ſelbſt übrig bleiben. Das gleiche Verhältniß findet in Betreff des Tabaks ſtatt. Zuerſt kommt da der Temetu von dem Bodenwerth, dann der Rorantie, d. i. eine Abgabe von 15 Piaſtern vom Morgen Landes für die — Erlaubniß, Tabak zu bauen; hiernächſt der Zehnte, ferner der Jembruk oder Zoll, d. i. 64 Lepta von der Okka, endlich weitere 6 Lepta von der Okka als Abgabe unter dem Namen Derweni. Indeß iſt hiebei der Jembruk nicht etwa eine Zollabgabe bei der Ausfuhr des Tabaks, ſondern dieſe Abgabe zahlt der Producent des Tabaks für ſeinen eigenen Gebrauch, und wenn er denſelben ausführt, muß er den Jembruk zum zweitenmal zahlen. Der Viehſtand iſt ebenfalls doppelt beſteuert. Von 100 Schafen hat der Einnehmer zunächſt das Recht, ſich die zehn beſten auszuleſen, und von den übrigen zahlt der Beſitzer eine anderweite Abgabe, Myri. In ähnlicher Weiſe ſind Wachskerzen, Kaffee, Schnupftabak u. ſ. w. beſteuert. Außerdem müſſen die Chriſten in der Türkei noch den Karatſch, d. i. Kopfſteuer, entrichten. Denn die Meinung, die man in Europa hegt, daß der Karatſch abgeſchafft ſey, iſt irrig; die Abentrichtung desſelben iſt niemals unterblieben, und man zwingt ſogar die Chriſten mit Hülfe aller möglichen Plackereien, den Betrag auf mehrere Jahre im voraus zu bezahlen (?). Dazu kommt noch eine neue Abgabe, die kürzlich eingeführt worden iſt, der Imtatir, ein Geſchenk für den Sultan. Und als ob dieß alles noch nicht genug wäre, um die unglücklichen Chriſten in der Türkei zur Verzweiflung zu bringen, ſollen ſie ſich nun auch noch vom Kriegsdienſt loskaufen: eine Wohlthat des Hat-Humayum vom 6/18 Februar 1856, dieſer papierenen Verſprechungen, womit die türkiſche Diplomatie die weſtmächtliche Leichtgläubigkeit zum beſten gehabt und die menſchenfreundlichen Abſichten einer inconſequenten, ſchwachen und kurzſichtigen Politik geradezu — escamotirt hat!

*

Türkiſche Anekdote. Vor kurzem iſt ein recht intereſſantes und beſonders belehrendes Reiſewerk über Griechenland unter dem Titel: „Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland" (Baſel, Schweighauſer 1857) erſchienen. Der Verf., Prof. Wilh. Vischer an der Univerſität zu Baſel, war im Jahr 1853 in Griechenland und bereiste dasſelbe zum größeren Theile. So ſehr er den Bildungstrieb und die Bildungsfähigkeit des griechiſchen Volks rühmt, ſo fand er doch unter demſelben hin und wieder eine große Unwiſſenheit, z. B. in geographiſcher Beziehung. Die Volksſchulen ſind in dieſer Hinſicht noch ſehr mangelhaft. Von der Schweiz weiß dort das Volk im allgemeinen gar nichts, und ſelbſt bei Gebildeten findet man davon oft ſonderbare Begriffe. Die Schwierigkeit, in einem ſeit Jahrhunderten verkommenen Volke, welches das Fremde meiſt und nicht ganz ohne Grund mit Argwohn anſieht, eine gewiſſermaßen ganz neue Bildung zu verbreiten, iſt größer als man glaubt. Noch weniger aber als bei den Griechen, iſt bei den Türken, trotz ihrer gerühmten Fortſchritte in der Civiliſation, eine große Vertrautheit mit der Schweiz zu erwarten. Dem gegenannten Vischer ward hierüber in Konſtantinopel eine ganz hübſche Anekdote erzählt. Der jetzige Sultan habe einmal zur Zeit

Digitized by Google

des Sonderbundkriegs von der Schweiz reden gehört und sich erkundigt, was denn das für ein Land und wer sein Repräsentant bei der hohen Pforte sey. Als der russische Gesandte, an den er sich gewendet, geantwortet, die Schweiz habe keinen Vertreter in Konstantinopel, so habe Abdul-Medschid in richtiger Würdigung aller der Drangsale, welche ihn die europäische Diplomatie bereitet, erwiedert, da müsse sie ein vortreffliches Land seyn, und er empfehle sie dringend der freundlichen Fürsorge des Kaisers von Rußland!

Miscellen.

Die nächste Reise Mac-Carthy's von Algerien nach Timbuktu. Wir erfahren mit Vergnügen (liest man in den Nouv. Annales des Voyages) daß Hr. Mac-Carthy, der sich bereits durch mehrere schätzbare geographische Arbeiten bekannt gemacht hat, und seit langem in Algerien lebte, wo er sich mit wissenschaftlichen Studien und Forschungen über die Geschichte und Archäologie dieses Landes beschäftigte, die Absicht hegt nächstens eine Reise nach Timbuktu zu unternehmen. Nach einem längeren Aufenthalt in dieser Stadt gedenkt er sich auf dem möglichst geraden Weg an den Senegal zu begeben. Die wissenschaftlichen Kenntnisse Hrn. Mac-Carthy's, die Urkunden welche er schon seit langer Zeit über die geographischen Verhältnisse der Sahara und West-Sudans gesammelt, lassen uns von seiner Reise viel gutes hoffen.

•

Die neue Nigerexpedition. Als der Niger das erstemal bis zu seiner Mündung in der Bucht von Benin aufgefunden worden war, so wurden große Erwartungen gehegt in Beziehung auf die Wege welche dieser Strom zur Verbindung mit dem Innern von Afrika darbieten könnte, und die große Nigerexpedition von 1841 wurde demgemäß abgesandt. Ihre traurigen Umstände — das tödtliche Fieber, der Verlust von Menschenleben, und die betrübende Rückkehr der Schiffe welche die Expedition den Fluß hinaufführen sollten — sind noch frisch in vieler Gedächtniß. Jenes Mißlingen schien manche muthlos zu machen, und die große Fluß-Straße nach dem Herzen von Afrika wurde für so ungesund und gefährlich erklärt daß man viele Jahre lang keinen Gebrauch mehr davon machte, als ob der Fluß noch völlig unbekannt wäre. Endlich, im Jahr 1855, drang ein Schraubendampfer, die „Pleiad," welche Hr. M'Gregor Laird, der unternehmende Freund Afrika's, ausrüstete, in den Niger ein. Die Pleiad erreichte nicht nur den Zusammenfluß des Nigers mit dem Tschadda, dem östlichen Arm, sondern sie drang auch noch 300 engl. Meilen weiter vor als vorher von Europäern erreicht worden war, und das ohne Verlust von Menschenleben. Dieser große Erfolg hat nun in der neuesten Zeit den Unternehmer ermuntert sein ursprüngliches Ziel mit neuem Eifer weiter zu verfolgen, wie wir aus dem „Afrikaner," einer Sierra-Leone Zeitung, die nachfolgendes schreibt, vernehmen können. — „Mit aufrichtigem Vergnügen verkündigen wir unsern Lesern daß Hr. M'Gregor Laird einen Vertrag mit Ihrer Maj. Regierung abgeschlossen hat, die Untersuchungen des innern Afrika, auf dem Niger und seinen Zuflüssen, fünf Jahre lang fortzusetzen. Dr. Baikie wird die Expedition leiten, unterstützt von zwei Aerzten zur Aufsicht der Arbeiten von Seiten der Regierung. Der commercielle Theil des Unternehmens, und die Leitung des Schiffs wird unter den Befehl des Capitäns A. Grant gestellt werden, welcher die Buchten des Flusses aus Erfahrung kennt, und welcher zwei Jahre, am Braß-Fluß, eine Factorei geleitet hat. Es wurde beschlossen den Zusammenfluß des Nigers mit dem Tschadda zum Mittelpunkt der Handelsunternehmungen zu machen. Ein Schooner wird daher daselbst aufgestellt werden, um die Vorräthe und Waaren aufzunehmen. Der Dampfer wird im Junius seine Fahrt beginnen. Dr. Baikie wird indessen die nöthigen Vorbereitungen treffen in Bezug auf die Auswahl von Dolmetschern, Knechten u. s. w. Im September oder October wird Hr. Laird, auf eigene Kosten, einen zweiten Dampfer absenden, welcher im December den Fluß hinaufgehen und bei der Hand seyn wird, im Fall dem ersten Dampfer ein Unglück begegnet seyn sollte. Die Regierung hat nur eine jährliche Fahrt genehmigt für fünf Jahre. Wir können es nur für eine providentielle Fügung halten daß, gerade zu der Zeit wo Dr. Livingston ganz England mit den Nachrichten seiner Reisen und Entdeckungen in Südafrika in Bewegung gesetzt hat, der hochherzige M'Gregor Laird nach allen seinen frühern Verlusten einen Plan flüssig gemacht hat, Centralafrika auf dem Niger und seinen Zuflüssen für eine Reihe von Jahren beständig zu berühren. Hr. Samuel Crowther, Missionär der kirchlichen Missionsgesellschaft, mit einigen eingebornen Lehrern der Abbeokuta-Mission, welche die inländischen Sprachen reden können, wird die Expedition im Junius begleiten."

•

Die Prunksucht im alten Aegypten. Einer der gewöhnlichsten Gegenstände welche man in altägyptischen Gräbern abgebildet findet, ist der Empfang von Gästen bei festlichen Gelegenheiten, und, wie es scheint, sind bei den damaligen ägyptischen Künstlern, welche dem Carikiren nichts weniger als abgeneigt waren, die kleinen Thorheiten der Klatschsucht, der Entfaltung des Putzes und andere Phantasiegebilde ebenso gang und gäbe gewesen wie in spätern Zeiten. Hier glaubt ein Mann von Stand, der in seinem Wagen ankommt, nachdem die versammelten Gäste lange seiner geharrt hatten, die Bedeutsamkeit seiner Person durch Ziererei, so wie durch die Menge seiner Dienerschaft und seiner Läufer zu vermehren; dort untersuchen Frauen voll Neid und Neugier den Juwelenschmuck einer Nachbarin, und die Verschwendung an goldenen und silbernen Gefäßen auf einem Seitentisch zeigt durch ihre völlige Nutzlosigkeit bei diesen Anlässen nur zu deutlich daß Prunksucht allein ihnen eine Stelle in diesem Festgemach verschafft hatte. An einer andern Stelle wird die Wichtigkeit des Herrn und der Herrin des Hauses durch den unterwürfigen Gehorsam angedeutet welchen die von ihnen zur Unterhaltung der Gesellschaft gedungenen Tänzer und Musikanten gegen sie zur Schau tragen, und da die derartige Unterhaltungen veranstaltenden Vornehmen meist der Priesterclasse angehörten, so ersehen wir daraus daß, wie sehr diese auch dem Volk die Lehre: das Leben hienieden sey nur eine Uebergangsstufe zu einem künftigen, man müsse daher seine Fleischeslust abtödten, einzuprägen suchen möchten, sie doch den Freuden dieser Welt keineswegs abgeneigt waren, und ein behäbiges Leben ebenso sehr liebten wie die andern Menschenkinder. (Wilkinson's Egyptians in the Time of the Pharaohs.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 24. 12 Junius 1857.

Eine Hochwildjagd auf der Insel Sardinien.

Von Alfred Haasmann.

Es war in den ersten Tagen des Mai, etwa gegen zehn Uhr Vormittags, als ich, mit Doppelflinte und Hirschfänger bewehrt, zu Iglesias vor der Thür meines Freundes Giuseppe Rossi, stand. Oben im Gebirge sollte gejagt werden, und ein Theil der jüngeren Leute aus den höheren Ständen, sowie der Eingebornen in ihrer dunklen Tracht aus rauhem selbstgefertigtem Wollenzeuge war zu demselben Vorhaben bereits an jenem Orte des Rendezvous versammelt. Neugierig musterten die Sarden meine Waffen, besonders den geraden, damascirten Hirschfänger mit der scharfen Spitze bewundernd, um so mehr, da ihnen von Seiten der Regierung verboten ist eine solche Klinge zu führen, mit welcher ein im Jähzorne wegen geringfügigen Streites geführter Stich traurigere Resultate haben würde, als dieß die krumme erlaubte Lepro jemals zu Wege bringen kann. Daher fahndet denn auch die Polizei, auf der Insel hauptsächlich von den militärischen Carabinieri della Sardegna gehandhabt, eifrig auf gerade Messerspitzen, den Eigenthümer derselben mit einer Strafe von zwei Tagen Gefängniß und 20 Francs Geldbuße bedrohend, natürlich nebst dem Verluste der verbotenen Spitze an der Klinge. Selbst die Fleischer können an ihren längeren Messern keine solche aufweisen, und wo dieselbe zum täglichen Gebrauche unumgänglich nöthig ist, da wird sie nicht etwa fest in das Heft eingesetzt, oder durch eine einschnappende Feder gehalten, sondern sie spielt lose in demselben, nach Art unserer Rasirmesser, im Falle eines Gebrauchs lediglich durch einen Stift gehalten, der durch in Heft und Klinge befindliche Löcher hindurchgesteckt wird.

Die vorhin erwähnte Lepro der Sarden dagegen ist ein langes krummes Messer welches in einer Scheide steckt und oben mit einem einfachen Griffe versehen ist, der einen für den kleinen Finger passenden Einschnitt zeigt. Oft ist dieß Heft mit Messing beschlagen und dann durch eingravirte Arabesken verziert. Diese Waffe wird im Gürtel getragen, der von starkem Leder und zum Aufklappen ist, in seinem Innern blecherne Patronenhülsen bergend. Außerdem zeigt die Kleidung der Sarden des Capo di Iglesias keinen weiteren Schmuck, die silbernen Hefte1 abgerechnet, welche die enge Weste an der einen Seite fest über der Brust geschlossen halten. Auch jene ist schwarz, und wie die darüber getragene Jacke von demselben oben erwähnten Stoffe, letztere jedoch auch oft von dem Felle der langhaarigen Schafe gefertigt. Die weiten Beinkleider reichen bis an das Knie, wo dann die hohen Gamaschen beginnen, und das Haupt deckt eine lang herabhängende Zipfelmütze ohne Schild. Alles ist von dem nämlichen rauhen schwarzen Stoffe.

Die Gesellschaft war vollzählig geworden. Die Sarden pfiffen ihren mittelgroßen falben Hunden mit dem melancholisch bösen Blicke, um sie zu koppeln. Die langen arabischen Flinten der Eingebornen wurden geschultert, und unsere Doppelflinten französischer oder deutscher Fabrik mit den Riemen über die Achsel gehängt. Indessen auch einzelne der Sarden führten bereits Doppelgewehre, die besonders von der Fabrik von St. Etienne zu ziemlich civilen Preisen und mäßig gediegener Arbeit an diese Küsten geliefert werden. Der Vortheil den letztere der alten arabischen Waffe gegenüber gewähren, wird dem Leser um so eher einleuchten, wenn ich ihm diese kurz beschreibe: ein etwa 4—5 Fuß langes Rohr, das sich nach der Mündung zu ziemlich bedeutend verengt und oben nicht mit einem sogenannten Korne zum Zielen versehen ist. Daran ist ein bis zur Hälfte desselben reichender Schaft befestigt, welcher in einen ganz kurzen Kolbenhals und einen äußerst kleinen dreieckigen Kolben ausläuft. Diese Construction des Gewehres macht es demjenigen welcher mit den französischen umzugehen gewohnt ist, fast unmöglich sicher daraus zu schießen, indem Kopf und Hals auf eine höchst unbequeme Weise nach hinten gezogen werden müssen, damit das Auge, über den ganzen Lauf hinweggleitend, sein Ziel erfassen könne. Außerdem liegt noch die ganze Maschinerie des Feuerschlosses bloß da, ohne von einem Schloßblatte gedeckt zu seyn, dessen Stelle ein um den Kolbenhals befestigter Beutel, meistens aus Fuchsfell gefertigt, vertreten muß.

Die Hunde waren gekoppelt, und vorwärts gieng es durch die winkeligen, oft von Quellen durchströmten Straßen der Stadt Iglesias. Ein Handpferd von der kleinen ausdauernden und sicher durch die steilsten und schmalsten Gebirgssteige trabenden sardischen Race folgte in einiger Entfernung, Wein und sonstigen Mundvorrath in der sogenannten Bertula, einem aus buntem Wollenzeuge gefertigtem Quersacke, mit sich führend.

Die feuchten dunklen Orangegärten und die Saubohnenfelder, von den fruchtbaren Wällen der Opuntien, der Figa morisca der

Digitized by Google

Sarden umgeben, waren passirt, und noch gieng der Weg neben einem murmelnden Bach die Schluchten entlang, über welche sich mächtige Brombeerbüsche hinauslehnten, und zu denen von unten der wilde Oleander hinaufstrebte. Nachtigallen schlugen in großer Anzahl, eine immer mächtiger als die andere. Zuweilen schmetterte dicht bei dem Ohre des an den Büschen dahinstreifenden, aus ihrer grünen Tiefe plötzlich auftauchend, der zaunkönigartige Cettisänger (Sylvia Cetti della Marmora) seine kurze gellende Strophe, um sofort wieder in jene unterzutauchen. Die Zaunammer (Emberiza cirlus L.) ließ ihren melancholischen Triller hören, und die prachtvolle Cleopatra mit den weichen gold-orangen Flecken auf den gelben Flügeln flatterte um das Laub der dunklen Oelbäume.

Aufwärts steigend hatten wir die Schlucht verlassen, und vor uns lag eine weit, sanft ansteigende Halde, gänzlich von dem mürrischen Grün der Cistenrosen (Cistus ladaniferus) bedeckt, deren etwa 1—2' hohe Sträucher im vollen Schmuck ihrer weißen, unseren wilden Rosen ähnelnden Blüthen prangte. Indessen wirkt das Monotone desselben sehr herabstimmend bei diesem sonst an und für sich ziemlich reizenden Anblicke. Auch der durchdringende harzartige Geruch den die Cisten verbreiten, ist etwas widerlicher Natur.

Die Luft ertönte von dem wunderlichen Gesange der Calanderlerchen, welche eben umhertaumelnd bald das Gezwitscher der Schwalbe, bald das Krähen des Hänflings oder das Stieglitzlied in jenen einflochten, und sobald die eine ihr Plagiat begonnen, stimmten die übrigen auf Hörweite fast immer mit ein, so daß man plötzlich hoch oben aus der Luft einen etwa zehnfach wiederholten Stieglitz- oder andern Gesang vernimmt, den man sonst nur von den Zweigen der Bäume zu hören gewohnt ist. Ich kann nicht läugnen daß dieß immer auf mich einen höchst eigenthümlichen Eindruck gemacht hat.

Das Cistenfeld war verlassen, der Weg wurde steiler und der Pflanzenwuchs höher. Wilde Rosen-, Brombeeren-, Oleander- und Myrtenbüsche waren auf jenes gefolgt, und versperrten manchmal durch Zweige und Ranken den an und für sich schon engen Weg mit einer Hartnäckigkeit die einem Thorschreiber Ehre gemacht hätte. Wo ihr Schatten uns verließ, sengte die Sonne um so heftiger herab, etwa mit der Macht von + 25° R.

Je weiter wir nach oben kamen, desto höher und dichter ward das Gestrüpp, den Weg ganz versperrend, so daß wir im Bett eines kleinen Quells unsern Marsch weiter aufwärts fortsetzen mußten.

So mochten wir etwa 2000' gestiegen seyn, als die Gebüsche lichter wurden, und den Stämmen des eigentlichen Hochwalds wichen. Das Reich Decandolle's, von den Alpen bis zum Atlas, vermag nicht so herrliche smaragd-funkelnde Laubpartien aufzuweisen, wie die Buchenwälder Deutschlands. Kork- und immergrüne Eiche vermischt mit wilden Oelbäumen mit ihren knorrigen, krüppeligen Stämmen und Zweigen, ihren weniger dichten Kronen und ihren dunklen kleinen Blättern sind nichts gegen die duftige Pracht unserer Laubwälder. Dem Boden fehlt der Rasen mit seinem Blumenschmuck. Nackt und schwarz, ist er nur mit dürrem Laub oder einzelnen Silbermoosen bedeckt. Nur selten tröstet ein Busch Alpenveilchen (Cyclamen) mit seinen zierlichen rosig-violetten Blüthen das Auge, oder unterbricht eine freiere, feuchte, mit schlanken Asphodeluslilien bewachsene Stelle das mürrische Einerlei des Bodens. Lange ehrwürdige Bärte der silberweißen Usnea barbata hängen von den Zweigen, von deren einem zum andern die stachelige Smilax aspera ihre Ranken schleudert. Die Vogelwelt ist nur noch durch die Amsel, das Rothkehlchen und den Zaunkönig vertreten, welche uns treulich aufwärts folgten, soweit nur noch einiges Unterholz reichte. Als wir noch weiter oben um eine Felsecke bogen, gewahrte ich einen prächtigen Lämmergeier von der kleinen sardischen Race, durch seinen keilförmigen Schwanz sofort von den fast eben so großen Adlern unterscheidbar. Der mächtige Räuber zog langsam und dicht über den Gipfel eines durch eine breite Schlucht von uns getrennten Felskegels dahin, und verschwand bald unseren Blicken.

Es war mittlerweile etwa 5½ Uhr Nachmittags geworden. In der Nähe eines Quells wurde Halt gemacht. Der Führer des Saumpferdes entledigte dasselbe seiner Bürde, und schickte sich an einen Platz für das Nachtlager vorzubereiten. Jeder der Schützen erquickte sich schnell noch einmal aus den kühlen Wellen, und wieder gieng es aufwärts unter dem Commando eines alten erfahrenen Sarden, der jetzt durch ein gebieterisches „zitto alla caccia" dem gemüthlichen Schwatzen einiger jungen Leute ein Ende machte.

Drei Sarden mit der ganzen Anzahl von Hunden hatten sich schon unten im Thale bei den Cistenfeldern von uns getrennt, und schweigend setzte der jetzt nur noch aus Schützen bestehende Zug seinen Marsch fort. Hin und wieder ward bereits einer derselben auf seinen Posten gestellt, und ihm die Richtung angezeigt von der er hauptsächlich das Wild zu erwarten hätte.

Bald war auch an mich die Reihe gekommen, und unser Jagd-Befehlshaber wies mir eine Stelle bei einem umgestürzten Baumstamm an, von welcher aus ich zu meiner Linken eine wenig tiefe muldenartige Schlucht, die sich vom Thal herauf wahrscheinlich als das Bett winterlicher Regenströme durch den Hochwald zog, mit meinen Kugeln bestreichen konnte. Zu meiner Rechten hingegen dehnte sich eine ziemlich steil aufwärts gehende kahle Halde aus, nur mit einzelnen Asphodeluslilien bewachsen. Ueber meinem Haupte wölbte sich eine mächtige Korkeiche, und in ihrem Schatten auf dem umgestürzten Baumstamme mich niederlassend, hatte ich vor mir die Aussicht auf das mittelländische Meer.

Ein ruhiger blaßblauer Spiegel lag vor mir ausgebreitet. Rechts starrten die hohen steilen Klippen der Küste von Fontanamar, in rothem Abendsonnen beschienenem Glanz aus den Fluthen, und links in süd-südwestlicher Richtung lagen die beiden Inseln St. Antiocho und St. Pietro wie von Riesenhand in die See geschleuderte Felsblöcke da, und die kleinen steilen, nur von dem edlen Eleonoren-Falken bewohnten Inselchen il Toro und la Vacca mußten beim Falle von jenen abgebröckelt seyn. Die ganze Gruppe schien kaum eine Viertelstunde entfernt zu liegen, und hätte ich es nicht gewußt, ich hätte mir kaum denken können daß diese in meinen Augen so geringen Felsmassen Städte und blühende Landschaften hegen konnten, die ich doch bei der klaren Luft und dem milden Lichte der Abendsonne in den deutlichsten und schärfsten Umrissen erkannte, welche letzteren mich aber um so eher über Größe und Entfernung zu täuschen vermochten.

Inzwischen war es mit Macht dunkler geworden, und ich erwartete voll Ungeduld den Pistolenschuß welcher den Treibern unten

Digitized by Google

im Thale das Signal ſeyn ſollte die Hunde loszulaſſen und mit ihnen bergauf das Wild gegen die Schützenlinie zu jagen.

Ein kühler, faſt kalter Wind wehte ſtoßweiſe vom Meere herüber, und ſöhnte mich wieder von Herzen aus mit meinem Jagdſtand, den ich beim Steigen in der Mittagshitze oft heimlich auf das energiſchſte verwünſcht hatte. Die knorrigen alten Eichen ſchauerten zuſammen, und die Dunkelheit ſchritt ſchnell vorwärts, eben noch dem Auge das nöthige Büchſenlicht laſſend. Eine Amſel ſchlug in abgeriſſenen Stößen aus einem nahen wilden Roſenbuſche, und ihr ſonſt aus dem allgemeinen Vogelconcert des Tages mit anmuthiger Flötenſtimme hervorſpringender Geſang hatte etwas heiſeres, wildes bei der tiefen Stille rings herum angenommen, eine Metamorphoſe die ich oft bemerkt, und die Tſchudi in ſeinem „Thierleben der Alpenwelt" ebenſo poetiſch als treffend geſchildert hat.

Der vom Meer kommende Windſtoß war vorübergerauſcht, die Amſel hatte eine Pauſe gemacht, und einige Paſſagen aus dem Lied eines Rothkehlchens unten tief im Thale, welche die Entfernung faſt bis zur Unhörbarkeit herabgedämpft hatte, waren am Ohre vorübergeweht. Tiefe Stille, tiefe Waldeinſamkeit. Da krachte plötzlich der Piſtolenſchuß als Signal für die Treiber. Weit unten, kaum vernehmbar, wurde er mit einem jauchzenden Heulen beantwortet. Dann wieder Schweigen. Einzelne Hunde ſchlagen an, und wieder wird alles ruhig. Nun wiederholen ſich jene Töne, aber ſchon näher und unterſcheidbarer. Die Amſel hatte durch einen gackernden Angſtruf ihren Geſang unterbrochen, und mein Herz klopfte höher, in dem die ganze Beſtialität der alten Jagdluſt wieder tobte. Die Hand feſt um den Kolbenhals meines Doppelgewehres gepreßt, und den Zeigefinger über dem Abzugsbügel, jeden Augenblick bereit über ihn hinweg auf die Drücker zu gleiten, ſaß ich mit geſpannten Hähnen und geſpannten Sinnen auf meinem umgeſtürzten Baumſtamme.

Immer näher kam das Klaffen der Meute und das wilde Halloh der Treiber, das ſich manchmal in wirklich infernaliſchen Tönen ergieng. Einzelne Schüſſe krachten, jetzt vier hinter einander in meiner Nähe. Wieder augenblickliches Schweigen, und wieder Aufbellen der Meute. Es kommt die Schlucht zu meiner Linken heraufgetrabt. Ich erhebe mich von meinem Sitze, und in mächtigen Sätzen eilen zwei Rothhirſche der kahlen Höhe zu meiner Rechten zu. Ein Blitz aus meinem Gewehr, und das ſtärkere der beiden Thiere ſteigt kerzengerade in die Höhe. Noch ein paar Sätze und die Kraft verſagt ihm. Zuckend bricht es zuſammen, beinahe verendet, als ich mich ihm langſam genähert.

Jetzt ſcheinen die Treiber die Schützenlinie erreicht zu haben. Stimmen werden vernehmbar ſtatt des früheren Halloh. Hinter mir jagt noch ein einzelner Hund, dem die Wuth erfolgloſer Anſtrengung die Stimme überſchlagen läßt. Die Schützenkette raillirt ſich von oben herab, und man kommt um mich abzuholen. Ein fröhliches Bravo erſcholl beim Anblicke meiner Beute, die ſich ein ſtämmiger Sarde ſofort nach gebundenen Füßen über die Schultern wirft, um mit zwei anderen, welche ebenfalls jeder mit einem erlegten Hirſche belaſtet ſind, langſam nach dem Orte des gemeinſchaftlichen Nachtlagers nachzufolgen.

Wir ſtiegen wieder abwärts, unterwegs alle noch ſtehenden Poſten aufnehmend, bis wir bei dem Quell anlangten, wo wir gegen Abend das Handpferd mit der Fourage gelaſſen. Bald praſſelte ein mächtiges Feuer in die Höhe, kniſternd das Laub herabhängender Korkeichenzweige verſengend. Noch fehlten einige Hunde, die indeſſen bald wieder durch lautes Rufen und abgefeuerte Piſtolenſchüſſe herbeigelockt waren.

Nun entwickelte ſich ein reges Treiben um das Feuer. Die herbeigeſchleppten Hirſche wurden ausgeweidet, ihre Lebern ſofort in Stücke geſchnitten und, auf Stäbe geſteckt, über dem Feuer gebraten. Der Kaffee ſiedete, Mundvorräthe wurden vertheilt, und die kleinen Weinfäſſer wanderten von Hand zu Hand, den Beſitzern von Bechern ihren Inhalt ſpendend, oder denen die nicht zu dieſer beſſer ſituirten Minorität gehörten, ſelber zum Becher dienend. Zwiſchen den einzelnen Gruppen ſchlichen die flachshaarigen Hunde umher, welche die eben überſtandene Hetzjagd und ihre keuchende Hitze ſichtlich noch nicht gehörig ausgeathmet hatten, und mit der bodenloſeſten Unverſchämtheit jeden nicht genugſam überwachten Biſſen aus den Händen ſeines derzeitigen Beſitzer entführten, den unbarmherzigen Hieb desſelben mit der verächtlichen Ruhe hinnehmend, welche Gewohnheit in ſolchen Fällen zu erwerben pflegt.

Der Magen war befriedigt, und man ſtreckte ſich auf das Blätterlager aus, die wollene Decke um den Leib geſchlagen und eine Cigarre ſchmauchend. Das einzelne der Jagd ward im Geſpräch noch einmal durchgegangen und nach der Wirkung jedes Schuſſes insbeſondere gefragt. Allmählich verloren dieſe Unterhaltungen an Lebhaftigkeit, die Cigarren begannen zu verglimmen, und nur hin und wieder drehte ſich einer der Sarden dem Feuer zu, einen neuen dürren Aſt in die Gluth werfend, daß die Flammen augenblicklich kniſternd durch die dünnſten Zweige liefen, dieſelben ſofort in Aſche verwandelnd.

Alles ſchlief in mehr oder weniger vorgeſchrittenen Graden der Feſtigkeit. An einem kleinen Nebenfeuer unter den tief ſich zum Boden wölbenden Aeſten einer immergrünen Eiche ſaßen zwei Sarden allein noch in leiſem Geſpräch beiſammen. Bei jeder Wendung des Kopfes konnte ich dem einen derſelben, einem kräftigen jungen Mann von faſt 6 Fuß Höhe, einer bei dieſem Volk äußerſt ungewöhnlichen Größe, voll ins Geſicht ſehen, deſſen ſonſt ſchöne, kühne Züge durch zwei tiefe Spalten in der Oberlippe entſetzlich entſtellt waren, ſo daß die beiden Eckzähne wie bei einem Raubthier hervorzufletſchen ſchienen. Ich hatte dieß ſchon vorher bemerkt, und auf eine Aeußerung von meiner Seite darüber in Erfahrung gebracht daß der junge Mann die beiden Spalten der Oberlippe durch den Hieb eines Ebers davon getragen, der hier zu Lande, ſo klein er auch ſey, durchaus nicht mit ſich ſpaßen laſſe. Doch ich werde ſpäter darauf noch einmal zurückkommen.

Der Mond war über den alten Oliven und Eichen klar am klaren Himmel aufgegangen, daß ſich das dunkle Laub jene Bäume mit der größten Schärfe gegen die blaue Luft abzeichnete. Alles ſchwieg. Hin und wieder ſprang kniſternd ein Funke aus der Gluth und erloſch. Aus der Tiefe des Waldes ertönte in regelmäßigen Pauſen der unkenartige Ruf der Zwerg-Ohreule (Strix Zouca), und der rothe Schein des Feuers begann immer weniger Widerſtand gegen die ſilbernen Mondſtrahlen zu leiſten.

Ich war als einer der letzten in Morpheus' Arme geſunken, als mich wieder das laute Gekläff der aufſpringenden und in das Dunkel davoneilenden Hunde aus der Süßigkeit des erſten Schlummers aufſtörte. Auf den Ruf ihrer Herren kehrten dieſelben jedoch

Digitized by Google

bald wieder zu unſerm Lager zurück. Ich fragte was es gebe. „Un cignale,“ ſagten die Italiener, „un sivrone“ (ein Eber) die Sarden. Daſſelbe Stück ſpielte dann noch mehreremale dieſe Nacht.

In der Dämmerung des nächſten Morgens war bereits wieder alles auf den Beinen. Ein Rothkehlchen ſchmetterte dicht über uns ſeine erſten Fanfaren in die Waldesſtille hinaus, und ich mußte heimlich über die italieniſche Gravität lächeln, mit der einer meiner Jagdgefährten ſich zu mir mit den Worten wandte: un piccolo uccello saluta il giorno (ein kleines Vöglein grüßet den Tag).

Der Kaffee war eingenommen, und der Führer des Saumpferdes hatte daſſelbe mit dem bereits erlegten Wild bepackt, um es hinunter nach Igleſias zu transportiren. Wir brachen indeſſen zur feuern Jagd wieder auf, auf die ich um ſo mehr geſpannt war, als man mir beſtimmt verſprochen hatte ich würde auf derſelben mit dem Muffion und dem ſardiſchen Eber in nähere Berührung kommen.

Unſer Weg blieb dießmal, ein unbedeutenderes Auf- und Niederſteigen abgerechnet, ziemlich eben, was einem in den Bergen Sardiniens nicht oft paſſirt, indem dieſelben keine regelmäßigen Höhenzüge, ſondern immer nur einzelne Kegel bilden, die in unregelmäßigen Gruppen, meiſtens aber um einen höhern Mittelpunkt geſchaart, herumliegen. Die Abhänge der Felſen ſind übrigens niemals ſchroff, ausgenommen einzelne Meeresklippen, und leicht zu erklimmen.

Das erſte Treiben gieng, den nähern oder entferntern Jagdlärm abgerechnet, äußerſt ſtill vorüber. Es knallte nur einmal, wie ich ſpäter erfuhr, ohne Reſultat. Mein Poſten befand ſich in einer jener muldenartigen Schluchten, die ich ſchon oben erwähnt, und in deren Geſtrüpp zwei artige Rothkehlchen in meiner nächſten Nähe herumſchäkerten, das einzige Lebendige ſo weit meine Sinne reichten; eine irgendwo verſteckte Zwergohreule abgerechnet, die, durch den gefallenen Schuß wahrſcheinlich erſchreckt, ein paarmal hintereinander ihr Tjuk! Tjuk! aber gedämpft und ſchläfrig, ertönen ließ. Ich habe bei dieſem Vogel oft dieſelbe Beobachtung gemacht, und jede in der Nähe zufällig verborgene Zouca (nach der Ausſprache das Capo meridionale, das Capo settentrionale ſagt Touca) antwortete auf das Krachen eines Schuſſes auf obige Weiſe.

Als die Geſellſchaft ſich wieder zuſammengeſchaart, berichtete man mir, es wären Muffions geſehen worden.

Nach kurzer Raſt brachen wir wieder auf. Voller Erwartung nahm ich meine zweite Stellung ein. Zu meiner Linken gieng der alte Hochwald in einen jüngern Schlag über. Die Gegend hatte einen durchaus wilden Charakter, der durch die vollkommene Stille welche hier herrſchte noch erhöht wurde. An eine Korkeiche gelehnt hörte ich den Signalſchuß für die Treiber, hörte ihr Halloh immer näher kommen, und noch wollte nichts ſich zeigen.

Da ſtürmte ein Eber heran. Mit aufgerichteten Borſten und ſenkrecht aufgerichtetem Schwanze, deſſen Spitze nur die eigenthümliche Spiraldrehung zeigte, näherte er ſich mir in kurzem Trabe. In demſelben Augenblick aber ſtürzten vier Muffions, ein Männchen, zwei Weibchen und ein Junges durch den niedrigen Eichenſchlag davon. Es war zu weit um zu ſchießen, doch nahe genug um die ganze Erſcheinung, von der ich ſpäter ſprechen werde, gehörig würdigen zu können.

Der Eber war auf Schußweite herangekommen, und die erſte Kugel warf ihn auf die Hinterläufe, die zweite, durch den Hals gefeuert, ließ ihn zuckend verenden. Das Thier lag, als ich mich ihm näherte, ausgeſtreckt auf der Seite. Die ganze Farbe war ſilbergrau, was man mitunter ſtachelig gezeichnet nennt, d. h. ſchwarze und hellgraue, ſo wie ſchwarze Haare mit hellgrauen Spitzen machten in ihrer Geſammtheit den Eindruck einer ſilbergrauen Farbe. Der Eber mochte etwa 3 bis 4 Jahre alt ſeyn, und erreichte nur zwei Drittheile der Größe unſeres Wildſchweins. Gewehr und Hauer (obere und untere Eckzähne) waren ſtark entwickelt, überhaupt machte der Kopf, an ein breites, äußerſt kurzes Genick ſich ſchließend, faſt den vierten Theil des ganzen Thieres aus. Trotz ſeiner Kleinheit iſt indeſſen der ſardiſche Eber ein gefährlicher Gegner des Jägers, und wartet oft kaum eine Verwundung ab um ſich auf denſelben zu ſtürzen. Die Regierung von Sardinien hat deßhalb auch die Jagd auf Wildſchweine für einen einzelnen unterſagt, und nur zu zweien wenigſtens darf dieſelbe unternommen werden.

Während ich noch dieſe Bemerkungen machte, fiel ein Schuß in der Gegend wo die Muffions verſchwunden waren. Mit äußerſter Schnelligkeit hatten ſie vorher den jungen Eichwald durcheilt. Das Männchen mit den mächtigen, nicht allzu hohen, bogenförmig nach hinten gewundenen Hörnern nebſt einem Weibchen voran, das andere Weibchen mit dem Jungen nachfolgend. Die ganze Erſcheinung hatte eher etwas reh-, als etwas ſchafartiges, wozu noch die dunkelbraune Farbe dieſer Thiere, der ſchlankere Hals und der mehr aufrecht getragene Kopf hinzukommt.

Mein Wunſch war in Erfüllung gegangen, und bei der darauf ſtattfindenden Zuſammenkunft brachte ein Sarde das eine der beiden Muffionweibchen herbei.

Da manchem Leſer dieſer Zeilen die genauere Naturgeſchichte dieſes Thieres unbekannt ſeyn möchte, ſo füge ich eine ſolche in aller Kürze hier hinzu.

Das Muffion (Ovis Musmon Pall. Muffrone, Murvone, Murone der Sarden) gehört zum Geſchlecht der Wiederkäuer (Ruminantia, Bisulca) zur Gruppe der hohlhörnigen (Cavicornia) und zum Geſchlechte der Schafe (Ovis L.). Etwa von der Größe unſeres Hausſchafes, jedoch hochbeiniger, und, wie ich vorhin ſchon bemerkte, ſchlankhalſiger, iſt es kurzhaarig und von dunkelbrauner Farbe, der im Winterkleid ein geringer graulicher Ton beigemiſcht iſt. Das Männchen iſt mit einem ſtarken, nach hinten gewundenen Horn geziert, bei weitem mächtiger und höher als das unſeres Hausſchafes, für deſſen Stammvater das Muffion bisher immer noch angeſehen worden iſt. Das Weibchen iſt ungehörnt. Ebenſo wie bei den Schafen, verlieren beide Geſchlechter nach dem erſten Jahr das vorderſte Paar der acht kleinen Schneidezähne des Unterkiefers, um ſie bald darauf durch zwei größere erſetzt zu erhalten. Daſſelbe wiederholt ſich, bis nach dem vierten Jahr dieſer Wechſel vollendet iſt, wo dann die allmähliche Abnutzung erfolgt, die bis zum Tode des Thieres dauert, der in der Regel im 10ten bis 12ten Jahre erfolgt. Nach dem erſten Jahr beginnen auch die Hörner des Männchens zu wachſen, und in jedem neuen Jahr ein neues Stück hinzuzufügen, deſſen Anfang gewöhnlich durch einen rund um das Horn laufenden Ring bezeichnet iſt. Indeſſen bleibt es doch unſicher das Alter des Thieres nach dieſen zu beſtimmen, in-

Digitized by Google

dem öfter ſich zwei Ringe in demſelben Jahre bilden, oder auch umgekehrt der Ring eines Jahres ausbleibt. Im Sommerkleid zeichnet ſich das jüngere Männchen auch ferner noch durch einen breiten gelblich-weißen Streifen aus, der, vom Bauch ausgehend, auf beiden Seiten bis zum Rücken läuft. Im ſpätern Alter verliert ſich derſelbe. Das Muflon bewohnt die höchſten und einſamſten Gebirge Sardiniens. Daher wird es auch nicht überall auf dieſer Inſel gefunden. Die Gegenden um den Berg Ginnargentu, etwa in deren Mitte, und um das Dorf Biti im Nordoſten ſind Hauptſtationen für daſſelbe, wo es denn auch in Heerden von öfter nahe an hundert Stücken anzutreffen iſt, wie mich die Sarden verſicherten. Die Gegend von Igleſias und die benachbarte von Flumineſ major hegt indeſſen bei weitem weniger, und nur Trupps von höchſtens 8 bis 10 Thieren werden hier angetroffen. Uebrigens verſichert Della Marmora, dieſelben ſeyen noch heut in der gleichen Anzahl auf der Inſel Sardinien zu finden, wie zu Zeiten des Plinius und Strabo. Das Muflon lebt wie alle Wiederkäuer polygamiſch. Im Februar wirft das Weibchen Ein Junges. Oft wird ein ſolches noch ganz klein von den Hirten aufgefunden und einem Hausſchaf zugeſellt, deſſen Milch es auch ſofort willig annimmt, um ſo mehr da ja die Stimme desſelben faſt ganz der der eigenen Mutter gleicht. So kann man denn öfters ein vollſtändig gezähmtes Muflon unter einer Heerde langzottiger, ſchwarzer oder weißer (ſeltener gefleckter) ſardiſcher Schafe finden. In den Häuſern wird ein ſolches aber bald durch ſeine neugierige Naſchhaftigkeit läſtig, indem es alles benagt und ſogar Fleiſch nicht verſchmäht. Sonſt ſind die Nahrung dieſes Thieres die im Winter reichlich auf den Bergen ſprießenden Kräuter, und in der heißen Jahreszeit dürres Gras und zarte Baumzweige. Im Alter ſoll beſonders das Männchen dieſe letztern, ſo wie auch Rinde, entſchieden den weichen Kräutern und dem Graſe vorziehen.

Außer auf der Inſel Sardinien finden ſich noch auf dem Ida und der Inſel Candia, ſo wie auf dem Atlas Muflons. Linné führt ſchon das griechiſche unter dem Namen Ovis strepsiceros und das afrikaniſche unter der Bezeichnung eines Kutu-Thieres oder Kutu an. Indeſſen iſt ſeine Beſchreibung noch ſehr mangelhaft, und beſonders die der Hörner falſch.

Ob dieſe Thiere beide von dem ſardiſchen Muflon ſpecifiſch verſchieden ſeyen, oder eine und dieſelbe Species mit ihm ausmachen, wage ich nicht zu behaupten, möchte mich indeſſen, beſonders was das afrikaniſche anbelangt, zu erſterer Anſicht hinneigen, da dieſes letztere das ſardiſche ziemlich bedeutend an Größe übertrifft.

Nachdem noch zwei Treiben ohne Erfolg abgehalten waren, wurde die Jagd für beendigt erklärt, die mich etwas ſtark wankend gemacht hatte in der Meinung Cetti's und Della Marmora's von dem ungeheuren Wildreichthum Sardiniens, in die ich bisher mit eingeſtimmt. Jedenfalls bietet indeſſen das Terrain eine außerordentliche Schwierigkeit für die Jagd, und ein Anpirſchen oder ein Erlegen des Wildes auf dem Anſtand iſt hier wohl faſt unmöglich. Unſere Jagdgeſellſchaft belief ſich auch nur auf etwa 10 Schützen und 3 Treiber mit ungefähr 9 Hunden. Bei der ungeheuren Weitläuftigkeit des Terrains muß ſich eine ſolche Anzahl wohl hauptſächlich auf ihr Glück verlaſſen. Daher will ich auch annehmen daß uns daſſelbe auf unſerem damaligen Zuge nicht begünſtigt habe, und Cetti und Della Marmora mögen Recht behalten.

Zur Sittengeſchichte New-Yorks.

Wir begaben uns eines Morgens in das Emigranten-Departement auf die Mayors-Office, wo, wie in allen Kanzleien Amerika's, jeder freien unbehinderten Zutritt hat, um alles was vorgeht und verhandelt wird, anhören zu können — eine geſetzliche vortreffliche Einrichtung, die dem Publicum in keinem Lande vorenthalten ſeyn ſollte.

Da erſchien eine junge, hübſche, deutſche Dame, und klagte daß ihr eine Frau in der Mercer-Street, bei der ſie gewohnt, einen Theil ihrer Garderobe zurückhalte. Officer R. wurde beauftragt die Sache ſogleich zu unterſuchen, und ermächtigt den Koffer für das Mädchen zu erlangen, wenn derſelbe ungeſetzlich zurückgehalten werden wolle. Der Officer kam mit dem Mädchen bald zurück, und machte die Meldung daß die Frau welche die Kleider zurückhielt, eine Mrs. Parton ſey, die mit einer Mrs. Brown Nr. 35 Mercer-Street, ein Bordell im Geheim halte, und daß ſo viel er erfahren, die Klägerin ſich einige Tage zwangsweiſe in dem Hauſe aufgehalten. Das Mädchen ward jetzt von dem Polizeibeamten examinirt, und es ſtellte ſich heraus daß ſie 19 Jahre alt, die Tochter eines angeſehenen Beamten in Oſtpreußen, und ſelbſt ſehr gebildet ſey. Sie hatte im Herbſt 1854 Europa verlaſſen um einen in Texas wohnenden reichen Bruder zu beſuchen. Bei dieſem wohnte ſie bis Anfangs Frühling 1855. Das gelbe Fieber vertrieb dann beide aus Texas. Der Bruder gieng auf einen Beſuch nach Europa, und ſandte das junge Mädchen wohl ausgerüſtet und mit 500 Dollars verſehen, zu Freunden nach St. Louis, wo ſie ſich bis zu ſeiner Rückkehr aufhalten ſollte. Der Freund, dem Fräulein C. anvertraut war, ſchien mehr Wohlgefallen an ſeinem Schützling zu haben als ihr bequem war, und ſie fand deßhalb gerathener ſich ſeinem Schutz zu entziehen. Sie beſchloß nach New-York zu gehen, und reiſte auch ſchnell dahin ab. Sie hatte St. Louis mit 300 Dollars verlaſſen, von denen ihr unterwegs 250 geſtohlen wurden. In New-York angekommen, wo ſie im Prescott-Houſe ſich einmiethete, bemühte ſie ſich durch Anzeigen um eine Stelle als Gouvernante, die ſie jedoch nicht bekam. Da ihr Geld auf die Neige gieng, zog ſie zu einer Bekannten in die obere Stadt, und erhielt durch deren Vermittlung zwar Arbeit, wodurch ſie ſich aber nur kümmerlich nähren konnte. Auf einem Spaziergang eines Tags verirrte ſie ſich. Sie bat eine Negerin ihr den Weg zu zeigen, und dieſe führte ſie, unter dem Vorwand ſie möchte hier einen Augenblick eintreten, in das Haus der Brown. Mrs. Brown war ſehr freundlich, erkundigte ſich nach den Verhältniſſen des jungen Mädchens, und als ihr dieſe erzählte was ſie könne, erbot ſich Mrs. Brown ihr gute Arbeit zu geben, wenn ſie in ihrem Hauſe wohnen wolle.

Froh, ihrer Freundin nicht länger mehr läſtig fallen zu dürfen, willigte ſie ein und zog am nächſten Tage zur Brown, wo ſie 14 Tage gefangen gehalten und während dieſer Zeit zweimal mißhandelt wurde. Ein Mädchen, das man wie ſie zurückhielt, floh durch ein Fenſter des zweiten Stockwerks, und ſie nahm ſich vor bei erſter Gelegenheit ein Gleiches zu thun. An einem Sonnabend nun gelang ihr auch mit Hülfe ihrer Waſchfrau, früh Morgens mit einem Theil ihrer Kleider, die letztere in ihrem Waſchkorb verbarg, fortzukommen; der Koffer jedoch welcher ihre Wäſche ꝛc.

Digitized by Google

enthielt, wurde zurückgehalten, und der Einlösung desſelben wegen klagte ſie. Die Scham hielt ſie davon ab die Klage gleich vollſtändig zu machen.

Officer R. berichtete noch, das Haus ſey eines der feinſten Bordelle New-Yorks, und Mrs. Brown habe erklärt „ſie wolle die Kleider ꝛc. nicht herausgeben, und mache ſich auch nichts aus der Ordre des Mayors oder der eines ſeiner Beamten, auch mache ſie ſich ſelbſt nichts aus ſeinem Indictment, kein Officer würde ſie verhaften, kein Richter verurtheilen!"

Dem Chef des Departements dem es längſt darum zu thun geweſen einem dieſer feinen Bordells der „Upper Tens" — (Oberzehner, ſo pflegt man jene Glückspilze die über 10,000 Dollars jährliche Einkünfte haben, zu benennen) — begreiflich zu machen daß nicht jeder Beamte corrupt ſey, nahm ſich nun ein Warrant (Verhaftbefehl) von dem Mayor, und verhaftete Abends 11 Uhr nicht nur die Mrs. Parton und Brown, ſondern auch ſechs ihrer Nymphen, die ſämmtlich nach dem Stationshauſe der 14ten Ward (Stadt-Viertel) gebracht wurden und dort die Nacht in einer Zelle eingeſperrt ſitzen mußten. Die Zelle hat wohl nie ſo viel Wohlgeruch, Seide und Brillanten zugleich beherbergt. Die Gefangenen wurden deßhalb nicht in das Stationsgefängniß ihrer Ward, ſondern in ein anderes gebracht, weil ſie der Capitän ihrer Ward ſchwerlich feſtgehalten hätte.

Die Verhaftungsſcene an und für ſich war höchſt intereſſant. Der Beamte hatte die drei ihm zugetheilten Officianten Davis, Rothſchild und Wallak mit ſich genommen. Nachdem ſie eingetreten und ſchnell die Ausgänge des Hauſes beſetzt, wurden die Parloure, welche mit fürſtlicher Pracht meublirt waren, und die Schlafzimmer unterſucht.

In den Parlours fand man acht bekannte ältliche Herren von den „Upper Tens" die ſehr dankbar waren daß man ſie entſchlüpfen ließ. In einer der Schlafſtuben fand man einen hochſtehenden Beamten mit einem Mädchen eingeſchloſſen. Da der Mann verheirathet iſt, und es nicht die Abſicht des Executiv-Beamten ſeyn konnte ein Familienglück (?) zu ſtören, erlaubte er auch dieſem ſich entfernen zu können. Der Ertappte Mr. C. machte jedoch Umſtände, verſuchte erſt durch Drohungen, dann durch Bitten, dann durch Anerbietungen den Beamten zu bewegen wenigſtens nicht ſein Mädchen zu verhaften, und begleitete endlich, als nichts helfen wollte, den ganzen Trupp zum Stationshauſe, wo ſich dieſelbe Scene wiederholte — doch umſonſt. Nach dem Referate des Beamten erſchien jener Herr mit drei bekannten Politikern Nachts drei Uhr wieder im Stationshauſe um den Verſuch zu erneuern, und Morgens früh 8 Uhr, noch ehe die Verhafteten vor den Mayor gebracht wurden, war Mr. C. dort, um eine Klage gegen den Executiv-Beamten einzuleiten, daß er die Damen „unnöthig grauſam behandelt." Er wurde natürlich mit ſeiner Klage abgewieſen. Die Dirnen wurden mit der Weiſung entlaſſen daß, wenn ſie ſich wieder in einem ſolchen Hauſe treffen ließen, ſie nach Blackwells Island (Strafanſtalt für Vagabunden und Proſtituirte) geſandt werden würden, und die beiden Wirthinnen wurden unter Bürgſchaft geſtellt in der Court of General Seſſions zu erſcheinen.

Diejenigen welche hier das erſte Einſchreiten der Polizei auf die Klage einer ebenſo gebildeten als ſittlich hochſtehenden deutſchen Jungfrau mitanſahen, und das Verfahren mit Intereſſe verfolgten, waren alle der Meinung daß wenigſtens dießmal die vollſtändige Erledigung dieſer Klage nicht werde vergeſſen, und bei der Court of General Seſſions in den Acten begraben werden.

Allein wenn man weiß daß Richter Morris, der Habeas Corpus Mann für alle Proſtituirten ꝛc. in New-York, derſelbe iſt der ganz offen die Proſtitution in New-York für ein „nothwendiges Uebel" hält und erklärt, ſo kann man daraus mit ziemlicher Sicherheit ſchließen daß, wenn auch bei der nächſten Aſſiſe die Klage verhandelt wird, den beiden mit ſehr einflußreichen Männern der Stadt in Verbindung ſtehenden Bordell-Wirthinnen doch nicht ſehr ſtreng mitgeſpielt werden wird, um ſo wahrſcheinlicher als jener Richter längſt die Aufhebung des beſtehenden Geſetzes, und dagegen ein neues anſtrebt welches das legale Mittel darbiete, jenes „nothwendige Uebel" überwachen und wirkſam controliren zu können, — welche Anſicht des Richters Morris in einer Stadt wie New-York übrigens nicht ſo abſurd iſt als der Schutz welchen er in der Regel dieſem „nothwendigen Uebel" unter dem beſtehenden Geſetze verleiht!

Wir haben uns im Verlaufe unſeres Aufenthalts in den Vereinigten Staaten vollkommen überzeugt daß die Duldung der Proſtitutionshäuſer aller Abſtufungen einzig und allein von den Polizei-Beamten und Richtern abhängt. Dieſe Duldung wird natürlich nicht verdient, ſondern erkauft, denn die Häuſer der Art welche im Stande ſind ſich die Nachſicht der Polizei und die Gewogenheit der Richter zu erkaufen, können in voller Ruhe und Sicherheit ihr Geſchäft auf dem gemeinſten Fuß betreiben mit der frechſten Oeffentlichkeit und ſelbſt mit Hülfe der abſcheulichſten Verbrechen.

Es weiß in Amerika jedermann daß ſolche Häuſer den Capitänen und dem übrigen Polizei-Perſonal, unter deren Schutz ſie ſich gewiſſermaßen ſtellen, regelmäßig zu ihrem Salair bedeutend beitragen! Nie miſcht ſich deßhalb die Polizei der Warden in die Angelegenheiten ſolcher regelmäßigen guten Zahler, es ſey denn daß nach und nach einer minder freigebig oder gar ſich geizig zeigt, wo ihm alsdann in eindringlicher Weiſe bemerklich gemacht wird daß er nur ein „geduldetes" Uebel iſt.

Endlich müſſen wir noch der conceſſionirten Intelligenz-Comptoire erwähnen, unter denen eine ziemlich große Zahl iſt, die täglich ſchwere Schuld auf ſich ladet, indem ſie ſich um ſchnöden Lohn zum Mittel hergeben durch die eingewanderten Mädchen welche, oft in der größten Bedrängniß Dienſte ſuchen, jene Häuſer recrutiren zu können, weil ſie dieſen Armen und Unerfahrenen die wahre Natur der Dienſte nicht einmal andeuten welche von ihnen in ſolchen Häuſern begehrt, und wo ſie verweigert, mit Zwang und durch Mißhandlung oder durch Ueberredung und noch ſchlimmere Mittel erzwungen werden.

Digitized by Google

Das Reich Joruba.

(Schluß.)

„Zwei bis drei Tage blieben wir in letzterer Stadt, und ich zog umher und predigte, was einige billigten, andere aber ungern sahen. Als sich die Karawane wieder vor dem Thore versammelte, schien sie 3000 Mann stark zu seyn, und ich war überrascht meine alten Verfolger auf einmal mild und höflich zu finden. Als ich mich von einer Gesellschaft wegwendete, mit welcher ich mich unterhalten hatte, bemerkte einer: „„Dieser Mann weiß was er unternehmen will.““ Ein altes Marktweib, die in der Nähe des Thores saß, sagte zu mir: „„Fürchtet euch nicht vor dem Ilorrin-Volke; es griff uns nicht an, und ohne Gottes Hülfe wären wir zerstreut worden, so aber schlugen wir es zurück. Geht und habt keine Furcht.““ In dieser Nacht lagerten wir am Obba, 5 oder 6 Meilen von der Stadt weg, und am folgenden Tage kamen wir wieder über ziemlich dicht mit verkümmerten Bäumen bedecktes Prairieland. Etwa 20 Meilen über Ogbomoshaw hinaus kreuzten wir den ersten Fluß, der sich in den Kowara ergießt, und hier vermißte ich schon mehrere näher der Küste wachsende Pflanzen, während ich andere Arten, so wie Vögel erblickte welche mir in Afrika noch nicht zu Gesicht gekommen waren.

„Gegen Sonnenuntergang rastete ich in einem der zahlreichen um Ilorrin herumliegenden Dörfer, wo mir ein ehrwürdiger, alter mohammedanischer Priester ein Geschenk, in Eiern bestehend, überreichte. Nach seinem Weggang erzählten mir einige der Dorfbewohner, daß er zu sagen pflegte: „„weder der Mohammedaner noch der Heide soll selig werden, sondern nur der welcher Gott im Herzen dient.““ Ich hatte nicht geahnt einen solchen Ausspruch in einem so dicht vor Ilorrin liegenden Dorfe zu vernehmen. Das Volk hörte dem Evangelium aufmerksam, und ohne Einsprüche zu machen, zu.

„Als ich am nächsten Morgen vor Ilorrin anlangte, ritt ich ohne weiteres durch das erste und zweite Thor, und stieg dann unter einem Baum ab. „„Zu welchem Zweck kommt ihr herein?““ rief einer der Thorwächter. „„Haltet! Legt das Gepäck draußen ab.““ Meine Träger leisteten dem Befehl Folge, und ich harrte eine kurze Zeit der Dinge die da kommen sollten. Dann gieng ich guten Muths in das Thorhaus und verlangte etwas Wasser, welches mir durch ein schüchternes Mädchen gereicht wurde. „„Warum sendet ihr keinen Boten ab um den König von eurer Ankunft zu unterrichten?““ hub der alte Theraufseher an. „„Weil ich selbst ein Bote bin,““ erwiederte ich. Eine kurze Unterredung stimmte ihn besser, und er schickte Leute fort welche dem König mein Daseyn melden sollten.

„Nach zwei Stunden wurde der Befehl ertheilt mich in die Stadt einzulassen; eine Menge Volks lief vor und hinter uns her als wir einzogen. Zuerst wurde ich zur Wohnung des ersten Ministers, Namens Dangarri, geführt, der mich nach kurzem Beschlusse dem Gefängnißwärter übergab. Letzterer hieß Nasamu, und führte mich in sein Haus, mit dem Bemerken daß ich nicht ausgehen dürfte, und wirklich konnte ich mehrere Tage lang nicht über den Hofraum schreiten ohne ihn oder einen seiner Gehülfen auf den Fersen zu haben. Alles dieß war sehr beunruhigend, doch ich beschloß mir ein ruhiges, fröhliches Aussehen zu geben als ob ich nicht wüßte daß ich ein Gefangener wäre. Nasamu war übrigens ein angenehmer Mann mit höflichem und gefälligem Wesen, obgleich er stets eine gewichtige eiserne Keule trug, mit welcher er bereits über 200 Menschen vom Leben zum Tode befördert hatte.

„Viele Leute strömten herbei um mich zu sehen, und ich benutzte oft solche Gelegenheiten um zu predigen. Nasamu, sein Weib und einer seiner Gehülfen, Namens Mama, hörten stets höchst aufmerksam zu, und meine Worte machten einen sichtlichen Eindruck auf sie. Ich bemerkte daß Nasamu in Bezug auf das Endresultat meines Besuchs ziemlich unruhig war, und hörte einst von einigen Weibern des Königs den Ausruf: „„Gebe Gott dem König Geduld daß er den weißen Mann frei läßt!““ Eines Tages, als außer mir niemand in der Hütte war als Nasamus' Weib, vertraute diese mir daß der König mit seinen Edeln allnächtlich Berathungen vor ihren aufgeschlagenen Korans hielten um das Schicksal des weißen Mannes zu bestimmen. Ich fragte nicht darnach was einige von ihnen vorgeschlagen hatten, aber es kostete mich mehrere schlaflose Stunden in der Nacht, ehe ich mich so weit gefaßt hatte, um den Beschimpfungen oder Gewaltthaten ruhig entgegen zu sehen.

„Eines Vormittags kündigte mir Nasamu an daß der König ausreiten werde und mich auf der Straße zu sehen wünschte. Er war von mehrern Bewaffneten begleitet, von welchen einige zu Pferde saßen. Nasamu und seine Begleiter fielen vor dem König nieder und bedeuteten mich dasselbe zu thun. Ich entblößte mein Haupt, verbeugte mich dreimal, und man ließ es geschehen.

„Ein oder zwei Tage darauf ließ mich der König vor eine öffentliche Sitzung bringen, bei welcher er hinter einem Schirm oder Vorhang saß, vor welchem sich 2—300 der Angesehensten aus der Stadt zur linken Hand befanden. Alle saßen auf dem bloßen Pflaster, hatten ihre Schuhe ausgezogen, trugen aber den Kopf mit Häuten oder Turbans bedeckt. Ich mußte mich gerade vor den König setzen, und zwar in einer Entfernung von etwa 30 Fuß. Mehrere Dolmetscher und Hofleute befanden sich zwischen mir und dem König etwas nach rechts zu. Zuerst hielt dieser lange Begrüßungsreden in der Joruba-Sprache, und befragte mich hierauf in der Hausa-Sprache, welche von den Dolmetschern übersetzt wurde. Dieß geschah wohl aus dem Grunde daß sowohl die Hausas als Jorubas alles verstehen möchten was gesprochen würde. Er fragte hierauf nach meinem Namen und Alter, dem Namen meiner Mutter so wie dem unseres Königs; ferner ob ich ein Engländer oder ein Mohammedaner sey, und weßhalb ich nach Ilorrin gekommen wäre. Ich beantwortete alle Fragen, und man ließ mir Zeit genug um mich vollständig auszudrücken. Als ich erwiederte: „„Gott ist unser König,““ überkam mich ein Gefühl, wie es niemand empfinden kann der einen irdischen Monarchen anerkennt, und der König Suta schien von dieser Erklärung betroffen, denn er antwortete: „„Gott ist hinreichend.““ Als ich sagte daß ich kein Mohammedaner sey, fragte man mich ob ich Mohammed kenne, worauf ich mit Ja erwiederte, und daß ich zwei Korans hätte. „„Dient ihr Moses?““ hieß es weiter. „„Nein, Moses schrieb die Wahrheit, aber es war ebenfalls nur ein Diener, nicht mein Herr. Wir beugen uns vor keinem Geschöpf, selbst vor den Engeln nicht.““ Blicke und Lächeln des Beifalls zeigten mir, wie

Digitized by Google

meine Rede die gewünschte Wirkung hervorgebracht hätte, und als ich zuletzt nach dem Grund meines Kommens in die Stadt gefragt wurde, sprach ich offen und frei von der Errettung durch Christus. Man hörte mir mit Aufmerksamkeit zu und machte keine Einwendungen. Ich wurde vom König bedeutet mit Nasamu zurückzukehren, und wir verließen ihn, damit er sich über den Zweck meines Kommens und Bleibens in Ilorrin berathschlage.

„Man vertraute mir daß der König, sowie die meisten seiner Räthe mit unserm Zusammentreffen sehr zufrieden gewesen seyen. Am folgenden Tage konnte ich den Affa-Fluß besuchen, der nicht fern von der südlichen Stadtmauer fließt, und fand daß er etwa 40 Ellen breit sey. Er ist bis zur Mündung in den Kowara nicht schiffbar, da er in einiger Entfernung unterhalb Ilorrin eine Gneißfelsenschicht durchströmt.

„Einige Tage darauf ließ mich der König zu einer Privatunterredung kommen, und ersuchte mich das Neue Testament mitzubringen. Dießmal war der Vorhang weggezogen, und ich saß dicht bei ihm, nur ein einziger Mann war noch gegenwärtig. Der König untersuchte die Bibel und bat mich ihm etwas daraus vorzulesen, und ich wählte eine Stelle aus dem Evangelium Lucä."

Hierauf folgte wieder eine längere Besprechung, die den Missionär in noch höhere Gunst bei dem König brachte der ihm ungehinderten Aufenthalt gestattete. Wir fügen zum Schluß noch einige Bemerkungen Bowens über die in Ilorrin wohnenden Völkerstämme an.

„Die Einwohner Ilorrins bilden eine Mischung aus Jorubas, Pulohs oder Fellatas, Hausas oder Gambaris, Kanikes oder Bornuesen und Nufis oder Tapas. Fast alle Stämme sprechen die Joruba-Sprache. Nasamu, der selbst ein Kanike war, theilte mir unter anderm mit daß der Name Burnu (welcher so viel wie Noahs Arche bedeutet) nicht ein Land, sondern nur eine Stadt bezeichne, die im Kanike-Reiche liege. Auch bestätigte er daß die Kanikes von den Barbas (bei Lander Borgoos) westlich vom Kowara abstammten. Der Hausa- oder Gambari-Stamm ist wahrscheinlich aus dem Kambri- oder Cumbrie-Volke entstanden, welcher längs des Kowara über Busa lebt. Die Nufis sind ihrer Sprache nach mit den Jorubas verwandt, sind jedoch civilisirter und in den Künsten äußerst geschickt; so sollen sie das einzige Volk im Sudan seyn welches die Glasbereitung versteht. Jetzt wird dieselbe nur noch in drei Städten gepflegt, von denen eine westlich vom Kowara etwa zwei Tagreisen von Ilorrin entfernt liegt.

„Das interessanteste Volk Central-Afrika's, das herrschende in Ilorrin, sind die Pulohs (auch Fulahs, Fellahs, Fellatahs, Fullanies u. s. w. genannt), die selbst erklären daß ihre Vorfahren Weiße gewesen seyen und sich noch jetzt weiße Menschen nennen. Jato, mein Puloh-Lehrer in Abbeokuta, sagte mir daß das ursprüngliche Land seines Volkes Pelli geheißen hätte, welches in einer ziemlich unbekannten Küstengegend liege. Andere des Stammes berichteten eine Ueberlieferung, nach welcher ihr Volk einst um Massina, in der Nähe Timbuktu's, gelebt hätte; von hier aus hätten sie sich in vier Züge getheilt, von denen der erste nach dem Senegal, der zweite nach Susa (welches Land unterjocht und Futa genannt wurde), der dritte nach Barba und andern Gegenden westlich vom Kowara, der vierte endlich nach Hausa gewandert wäre und hier ein großes Reich gegründet hätte. Man nennt die Pulohs in Afrika das rothe Volk; einige haben aber eine schwarze, andere eine Mulattenfarbe, manche sehen auch fast weiß aus. Die Frauen flechten das Haar auf beiden Seiten und binden es unter dem Kinn zusammen. Sie haben denselben Gesichtsschnitt wie die weißen Frauen und man findet oft recht hübsche, den Creolinnen Neu-Orleans ähnelnde Gestalten. Einige der alten Leute hatten markirte Nasen und Kinn, und erinnerten mich an die alten Schotten. Weiter nach Osten zu — wo, konnte ich leider nicht bestimmen, lebt ein Stamm rother Menschen, Alabawaw oder Hautträger genannt, der die Puloh-Sprache redet, indeß mit jenem Volk nicht so politisch verwandt ist, wie die Pulohs von Sokoto oder Kano sind. Sie leben in Dörfern und halten gleich den andern Pulohs viel Vieh. Ihre Religion ist die mohammedanische. Es gibt auch noch andere rothe Stämme, die aber Heiden sind und nicht die Puloh-Sprache reden. Die Azbens, welche an den südlichen Rändern der Wüste leben, sollen so weiß wie ich selbst aussehen, und sind der einzige weiße Stamm der den Hausas oder Kanikes bekannt ist.

„An dem Tage wo ich Ilorrin verließ, ersuchte mich der König zu einem Besuche in seinem eigenen Hause. Dangarri benachrichtigte mich daß ich selbst ein Haus, sodann ein Dienst-, und endlich ein Gotteshaus aufgebaut erhalten würde, mit welcher Zusicherung ich entlassen wurde und Vorbereitungen zur Rückkehr nach dem Ende der Regenzeit, in etwa einem halben Jahre, in Ilorrin traf. Nasamu und einige andere begleiteten mich bis zum Thore, und ich schied von der Stadt mit überraschten und angenehmen Gefühlen, indeß immer noch an dem glücklichen Ausgang meiner Unternehmungen zweifelnd."

Gwalior und die Scindia-Dynastie.

Gwalior ist eines derjenigen hindostanischen Ländergebiete deren Annexation an die brittischen Besitzungen wohl in naher Aussicht steht. Schon mehrmals, von der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts an bis auf die gegenwärtige Zeit, hat dieser Länder-Complex die Aufmerksamkeit Europa's auf sich gezogen, und da eben jetzt ein solcher Augenblick wieder heranzunahen scheint, so dürften umständlichere Notizen über die dortigen Zustände unsern Lesern wohl nicht unwillkommen seyn. Wir entnehmen daher Edward Thorntons „Gazeteer of India" folgenden Artikel. Die Bevölkerung des nordöstlichen Theils dieses Gebiets, sagt Thornton, ist gemischter Art; sie umfaßt, außer den Mahratten (der herrschenden Classe), Bundelas, Dschats (Jauts), Radschputen, nebst einigen minder genau bestimmten Abtheilungen von Hindus und Moslimen. Bis zur Zeit der Einfälle der Mahratten im letzten Jahrhundert war das Land von früher Zeit an im Besitz der mohammedanischen Be-

Digitized by Google

herrſcher Delhi's, und in keinem Theil des Gebiets, mit Ausnahme des kleinen Strichs ſüdlich der Nerbudda, bilden die Mahratten einen großen Beſtandtheil des Volkes. Im größern Theil des Südens und Südweſtens, der auch einige Gebiete von Malwa umfaßt, iſt eine ſehr beträchtliche Anzahl der Einwohner brahminiſch, und Malcolm bemerkt: „Es gibt vielleicht keinen Theil Indiens in welchem die Brahminen-Stämme ſo mannichfaltig und zahlreich ſind.“ Indeß fügt er bei: „Es gibt gewiß auch keinen wo ſo wenige Einwohner wohlhabend und unterrichtet ſind, oder wo den religiöſen Gebräuchen des Hindu-Glaubens, oder ſeinen Prieſtern, von der übrigen Bevölkerung weniger Aufmerkſamkeit erwieſen wird.“ Radſchputen ſind in Menge vorhanden, ſie zollen aber nur geringe Achtung den Brahminen, deren Stelle, was den moraliſchen und religiöſen Einfluß betrifft, von den verwandten Stämmen der Bhats und Tſcharuns eingenommen wird. Auch viele kleine Radſchputen-Radſchas gibt es, welche der Scindia-Familie ſcheinbar unterthänig ſind und ihr Tribut zahlen, von Zeit zu Zeit aber Beweiſe von einer unbotmäßigen Geſinnung an den Tag legen, was ſie zu gefährlichen Untergebenen machen würde, wenn der herrſchenden Macht irgend ein Unfall zuſtoßen ſollte. Malcolm ſchildert die Radſchputen als einen trägen, ſinnlichen Volksſtamm, der einerſeits gewöhnlich unter dem geiſtig entnervenden Einfluß des Opiums lebe, andererſeits die gräßlichen Gewohnheiten des Kindermords und der Wittwenverbrennung dulde. Die muſelmänniſche Bevölkerung wird auf ungefähr den zwanzigſten Theil der ganzen Seelenzahl geſchätzt. Die relative Dichtigkeit der Bevölkerung, wie Malcolm ſie für Mittel-Indien annimmt, beträgt 98 Seelen auf die engl. Geviertmeile. Vergleicht man dieſes Verhältniß mit der Bodenfläche, ſo ergibt ſich eine Geſammteinwohnerzahl von 3,228,512 Seelen. Die gegenwärtige Militärmacht beſteht erſtens in dem durch die brittiſche Regierung aus den von Gebietsanweiſungen herrührenden Geldern bezahlten Contingent, welches 8400 Mann beträgt, und fünfundvierzig europäiſche, dem bengaliſchen Heer entnommene Officiere hat; zweitens in den von der Gwalior'ſchen Regierung unterhaltenen und zu ihrer Verfügung ſtehenden Truppen. Sie belaufen ſich (Reiterei, Fußvolk und Geſchützweſen zuſammengenommen) auf mehr als 9622 Mann, und überſchreiten ſolchergeſtalt ein wenig das durch den Vertrag von 1844 feſtgeſetzte Maximum, das mit Ausſchluß des Contingents auf 9000 Mann feſtgeſetzt wurde.

Der Gründer der Scindia-Dynaſtie war Ranodſchi-Scindia (Ranojee-Scindia), ein Sudra, aus dem Kumbi- oder Ackerbau-Stamm, und erblicher Machthaber oder Häuptling eines Ruralbezirks. Er ſcheint ſich zuerſt bemerklich gemacht zu haben als Diener Baladſchi Wiswanaths, der vom Jahr 1714—1720 Peiſchwa war. Ranodſchi Scindia, den ſein Gebieter in ſeinem beſcheidenen Berufe verdientermaßen berückſichtigte, wurde zu einer Stellung in der Leibwache befördert, ſtieg dann raſch von Stufe zu Stufe, ward ein ziemlich wichtiger Häuptling, und bei ſeinem, ungefähr im Jahr 1750 eingetretenen, Tode trat als Haupt der Scindia-Familie Madhadſchi Scindia, einer ſeiner natürlichen Söhne, in ſeine Stelle ein. Dieſer nahm Antheil an der großen Schlacht von Paniput, im Jahr 1761, in welcher Ahmed Schah Durani die verbündeten Mahratten aufs Haupt ſchlug. Madhadſchi entgieng dem Blutbad nur mit Mühe und nicht ohne eine ſchwere Wunde, welche ihn lebenslang lähmte. Dieſes große Nationalunglück der Mahratten hatte indeß keine ungünſtigen Folgen für Scindia; denn der Stoß welchen die Macht des Peiſchwa dadurch erhielt, räumte ihm ein Haupthinderniß aus dem Wege. Er erlangte wieder einige Beſitzungen in Malwa, die ihm nach der Schlacht von Paniput entriſſen worden waren, erhob ſehr ſtarke Kriegsſteuern, erzwang ſich Schatzung von den Häuptlingen Radſchputana's und andern benachbarten Gewaltbabern, und unterhielt eine ſtarke Truppenmacht im Dekkan, um den Peiſchwa und andere dem Wachsthum ſeiner Macht feindlich geſinnte Parteien zu beobachten. Wie es ſcheint, iſt er im J. 1779 zum erſtenmal mit den brittiſchen Truppen in einen ernſten Zuſammenſtoß gerathen, als er nämlich, im Einvernehmen mit den Truppen des Peiſchwa und Holkars, die Bombay-Armee in ihrem Verſuch nach Puna zu marſchiren aufhielt, und ſodann, in einer Uebereinkunft mit den Leitern des Kriegszugs, die Abtretung eines Theils von Brötſch (Broach) erzwang. Das Wachsthum der Macht Scindia's bis zu dieſem Zeitpunkt ſchildert Malcolm folgendermaßen: „Madhadſchi Scindia benützte die Zwiſtigkeiten welche nach dem Tode Balladſchi's (1761) in Puna eintraten in vollem Maße, um, ſo viel er konnte, die Rechte und Länder des Oberhaupts des nördlich der Nerbudda gelegenen Reichs an ſich zu bringen. In dieſes an Freund und Feind geübte Beraubungsſyſtem näher einzugehen, iſt nicht nöthig; es genüge die Bemerkung daß dieſer fähige Häuptling der Hauptgegner der Engländer in dem zu Gunſten Ragobahs geführten Kriege war. Er war dem Namen nach der Sklave, in Wirklichkeit aber der geſtrenge Herr des unglücklichen Schah Allum, Kaiſers von Delhi; der angebliche Freund, aber hinterliſtige Nebenbuhler des Hauſes Holkar; der, was Formſachen betrifft, zugeſtandermaßen Untergeordnete, in Wirklichkeit aber der Gebieter und Unterdrücker der Radſchputen-Fürſten Mittel-Indiens; dem Aeußern nach ein Krieger des Peiſchwa, thatſächlich aber ein Berauber der Familie desſelben.“ Indeſſen bildeten ſeine ausgedehnten Beſitzungen in Malwa die Hauptgrundlage ſeiner Macht. Nachdem Mohammed, der ſchwache Kaiſer von Delhi, im Jahr 1741 die Provinz Malwa dem Peiſchwa zu Lehen gegeben, und dieſer die Verwaltung derſelben dem Ranodſchi Scindia übertragen hatte, gelang es dieſem Häuptling, und ſpäter noch wirkſamer dem Madhadſchi, durch beſtändig wiederholte Eingriffe die volle Herrſchaft über den größern Theil der Provinz zu erwerben. Ums Jahr 1779 wußte ſich Madhadſchi Scindia zum Herrn der ſtarken Bergfeſtung von Gwalior zu machen, verlor ſie aber im Jahr 1780 wieder, als er in einem nächtlichen Angriff von brittiſchen Truppen unter Major Popham und Capt. Bruce überfallen wurde. Im folgenden Jahr ward Oberſt Camac, Befehlshaber eines brittiſchen Truppencorps, der einen Einfall in Malwa gemacht hatte und bis nach Serondſch (Seronje) vorgedrungen war, von Madhadſchi dergeſtalt umzingelt, daß er zu einem ſchleunigen Rückzug gezwungen wurde, in deſſen Verlauf es ihm jedoch gelang ſeinen Verfolger zu überfallen und ihm eine Niederlage beizubringen. In Folge dieſer Schlappe wurde ein Vertrag abgeſchloſſen, durch welchen ſich die brittiſchen Behörden verbindlich machten das ganze auf dem rechten Ufer der Dſchumna gelegene, von Madhadſchi in Anſpruch genommene Gebiet zu räumen, und worin letzterer ſich verpflichtete die Rana von Gohud in unbehelligtem Beſitz von Gwalior und dem umliegenden Lande zu belaſſen. Durch den im Jahr 1782 zwiſchen der oſtindiſchen Compagnie und dem Peiſchwa abgeſchloſſenen Ver-

Digitized by Google

trag von Salbye wurde Madhadschi als selbherrlicher Fürst anerkannt. Im Jahr 1784 ward die Burg von Gwalior mit 70,000 Mann von ihm belagert, und durch Capitulation endlich in seine Hände gebracht. Im folgenden Jahr begab er sich nach Delhi, und wurde von Schah Allum zum Minister gemacht, bald darauf aber von einer ihm feindlich gesinnten Coterie vertrieben. Das Jahr 1788 dagegen war ein seinen politischen Zwecken sehr förderliches: er erwarb, neben andern Gebietsvermehrungen, Agra. Seine furchtbarste Truppenmacht wurde damals von De Boigne befehligt, der zwar von Geburt ein Savoyarde war, in der im Dienste des Königs von Frankreich gestandenen irischen Brigade aber seine Schule gemacht hatte. Dieser fähige Soldat hielt mit den vom Scindia gelieferten Geldern ein Heer von 18,000 Mann regulären, und 6000 Mann irregulären Fußvolks, sowie 2000 Mann irreguläre Reiterei und 600 persische Reiter, mit 200 Kanonen, auf dem Kriegsfuß. Mit dieser Truppenmacht wurden im Jahr 1790, im Laufe weniger Wochen, die Schlachten von Patun und Mairta in Dschaudpur (Jeudpore, gewonnen, und der dortige Radschah wirksam gedemüthigt. Delhi und seine unmittelbaren Zubehörden waren im Jahr 1788 von Scindia besetzt worden, der den Ghulam Kader, den rohen Unterdrücker und Verstümmler Schah Allums, vertrieb und mit Martern, welche dessen Tod herbeiführten, bestrafte. Madhadschi behauptete um dieselbe Zeit ein Uebergewicht am Hofe des Peischwa zu Puna, und bei seinem Tode, im Jahr 1794, erstreckten sich seine Besitzungen vom Tapti-Fluß im Süden bis zur Nordgränze des Bezirks Delhi, und vom Meerbusen von Cambay im Westen bis zum Ganges im Osten, mit Einschluß von Candeisch, einem Theil des Dekkan, dem größten Theil von Malwa, den Districten von Agra und Delhi und dem mittleren und schönsten Theil des Duab. Nachfolger in seinen Besitzungen war sein Großneffe Daulet (Dowlut) Rao Scindia, welcher damals fünfzehn Jahre alt war. Die ersten Jahre und Anstrengungen Daulet Rao's verflossen hauptsächlich unter Streitigkeiten mit Puna und dessen Nachbarschaft, um Einfluß auf den Peischwa oder die Mittel zur Einschüchterung desselben zu gewinnen, und sich so die an eine solche scheinbare Schutz- und Schirmherrschaft knüpfende Macht zu verschaffen. Daulet Rao spielte so eine Hauptrolle in einem „Intriguen-, List- und Verrätherei-Stück das seines Gleichen vielleicht nicht hat." Nachdem er seine Streitkräfte mit denen Ragodschi Bhonsla's, des Radschah von Berar, vereinigt hatte, machten die verbündeten Häuptlinge im Jahr 1803 einen Einfall in das von der ostindischen Compagnie in Schutz genommene Gebiet des Nizam. Am 23 Sept. desselben Jahrs wurde das, ungeschickt gelagerte, mahrattische Heer in Assye von einem unter dem Oberbefehl des Generals Sir Arthur Wellesley, dem spätern berühmten Herzog von Wellington, stehenden achtmal schwächern brittischen Truppencorps überfallen und, nach einer langen und hartnäckig bestrittenen Schlacht, gänzlich geschlagen. Die Vernichtung der kriegerischen Hülfsquellen Scindia's im Dekkan wurde durch die Niederlage vervollständigt welche die verbündeten Mahratten am folgenden 28 November von Sir Arthur Wellesley zu Argam (Argaum) in Berar erlitten.

Die Vernichtung der Mahratten-Macht in Hindostan nördlich der Nerbudda war inzwischen auf nicht minder ausgezeichnete Weise durchgesetzt worden von General (später Lord) Lake, dem brittischen Oberbefehlshaber, welcher zu Anfang Septembers 1803 Allygurh stürmte, und einige Tage später in Patpergendsch (Patpergandj), auf dem linken Ufer der Dschumna, nahezu Delhi gegenüber, das von dem Franzosen Bourquien befehligte disciplinirte Heer Scindia's gänzlich schlug, und das Duab von den Mahratten wirksam säuberte. Delhi wurde sofort von dem siegreichen Heere besetzt, an das sich noch vor Jahresschluß, nach einem kurzen Vertheidigungsversuch, auch Agra ergab. General Lake, seine Vortheile unermüdlich verfolgend, vernichtete wenige Wochen später in Laswari (Laswaree) den Rest der disciplinirten Truppenmacht Scindia's. Um das drohende Verderben abzuwenden, unterzeichnete Daulet Rao, am Schlusse des Jahres 1803, den von der brittischen Regierung dictirten Vertrag von Serdschi Andschengam (Serjy Anjengaum), und trat auf dem linken Ufer der Dschumna „alle seine Vesten, Gebiete und Rechte im Duab," auf dem rechten Ufer des Flusses aber „alle seine Vesten, Gebiete, Rechte und Interessen in den Ländern welche nordwärts von denen der Radschahs von Dscheypur (Jeypore) und Dschodipur (Jodepore) liegen, d. h. wesentlich alle diejenigen Landstriche ab die, östlich vom 76. Längengrade, im Norden vom Tschambal (Chumbul) liegen. Ambedschi (Ambajee), ein Lehnsträger Daulet Rao's, hatte sich für seine Person verpflichtet den Britten das Fort von Gwalior zu übergeben; man fand es jedoch nothwendig militärische Operationen gegen diesen Platz zu unternehmen; die mahrattische Besatzung, durch diese Maßregel geschmeidig gemacht, willigte in die Annahme einer Abfindungssumme, und zog ab. Das Fort wurde von der brittischen Regierung dem Rana von Gohud übergeben; da sich jedoch einige Schwierigkeiten erhoben, so wurde dieses Zugeständniß widerrufen, und der Platz „aus Rücksichten der Freundschaft" — so lautete die Redensart — im Jahr 1805 kraft des zweiten Artikel des Vertrags von Mustafapur an Daulet Rao Scindia abgetreten. Der Mahrattenfürst schätzte die aus der Stärke des Platzes hervorgehenden Vortheile so hoch, daß er ihn als seine Hauptstadt betrachtete, und seine Residenz in einem ständigen Lager am Fuße des Felsens aufschlug. Als sich im Jahr 1817 der Peischwa mit Appa Sahib Bhonsla von Nagpur und mit Holkar zum Sturz der brittischen Macht verbündete, übernahm der Generalstatthalter Marquis Hastings den Oberbefehl über ein furchtbares Heer, rückte an dem Tschambal-(Chumbal-)Fluß vor, und setzte den Scindia in solchen Schrecken, daß am 5 Nov. 1817 ein Vertrag zur Ausführung gelangte, welcher diesem Häuptling, unter andern Bedingungen, auch die Verpflichtung auferlegte den Britten bei der Vernichtung der Pindarries und anderer Freibeuter seine Mitwirkung angedeihen zu lassen, und zu diesem Zweck ein 5000 Mann starkes Reitercorps zu stellen, das unter der Leitung brittischer Officiere kämpfen sollte. Daulet Rao Scindia starb im Jahr 1827, und da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, so wurde Mugut Rao, ein eilfjähriger Knabe, nächster Verwandter und Adoptivsohn des verstorbenen Maharadschah, unter dem Namen Ali Dschah Tschanlodschi Scindia (Ali Jah Junkojee Scindia) zum Oberherrn erklärt. Dieser Jüngling gab bei Gelegenheit seiner Vermählung einen Beweis ungewöhnlicher Grausamkeit, indem er Pfeile unter das versammelte Volk abschoß und dadurch einen Menschen tödtete. Er starb kinderlos im Jahr 1843, worauf Bhagerut Rao, sein nächster männlicher Verwandter, ein achtjähriger Knabe, zu seinem Nachfolger erklärt,

Digitized by Google

und unter dem Titel Ali Dschah Dscheladschi Scindia (Jah Jyajee) als solcher ausgerufen wurde. Der mütterliche Oheim des verstorbenen Maharadschah wurde Reichsverweser unter dem Titel Mama Sahib, durch Hofränke und Militärgewalt aber schnell wieder beseitigt, und die Regierung scheinbar den Händen der Maharani, der Wittwe des weiland Maharadschah, „einem leidenschaftlichen 12jährigen Mädchen," übergeben. Ihre Unwissenheit, ihre Launenhaftigkeit und ihr unbändiger Leichtsinn beschleunigten die Fortschritte einer unter solchen Umständen unvermeidlichen und um so beunruhigenderen Anarchie, als die thätigsten Beförderer der Unruhen zahlreich und entschlossen, in den Waffen wohlgeübt, reichlich damit versehen und überdieß durch die den Mahratten eigenthümliche Sucht zu Gewaltthat und Raub geleitet wurden. Dieser Zustand der Dinge erregte natürlich, und mit vollem Recht, Befürchtungen bei der Regierung Brittisch-Indiens, da die Besitzungen Scindia's in weiter Ausdehnung an die der ostindischen Compagnie gränzen, und sie im Fall eines Ausbruchs leicht in die Calamitäten und Leiden verwickelt werden konnte, zu welchen die von einer mit noch gesetzloseren Freibeutern im Bunde stehenden Soldateska verübten Raub- und Blutscenen nothwendig führen mußten. Der regierende Minister war der Dada Chasdschi (Khasji) Wala; er wurde von der Soldateska gefangen genommen, wahrscheinlich jedoch weniger weil er verhaßt war, als weil sie ihn als Werkzeug ihrer Raubsucht gebrauchen wollte. Hieraus entstanden blutige Händel zwischen denen welche sich des Ministers bemächtigt hatten, und denen von welchen die Maharani und ihre Partei unterstützt ward. Nach einem kurzen und unbedeutenden Treffen willigten jedoch die Soldaten ein gemeinschaftliche Sache zu machen, da mittlerweile die Nachricht eingegangen war daß eine starke brittische Truppenabtheilung bei Agra zusammen gezogen worden sey. Man berief daher von allen Seiten Verstärkungen ein, vertheilte an die Truppen aller Waffengattungen Munition in großer Menge, und traf Vorbereitungen aller Art für den bevorstehenden Krieg. Dada Chasdschi Wala ward den brittischen Behörden übergeben; allein alle Ordnung in den Gebieten Scindia's hörte jetzt auf; die Zemindare weigerten sich die Renten einzuzahlen, und jeder Schein von Ordnung der noch übrig blieb, hieng gänzlich von dem Willen der Soldateska ab. Die brittische Regierung beschloß daher vorzuschreiten, um volle Sicherheit zu erhalten für die künftige Ruhe der gemeinschaftlichen Gränze, für die Aufrechthaltung der Ordnung innerhalb der Gebietstheile Scindia's, und für die Führung der Regierung in denjenigen Territorien welche in freundschaftlichen Beziehungen zu der brittischen Regierung standen. Auch war es eine dringende Nothwendigkeit daß das Heer von Gwalior angemessen vermindert werde. In der von dem Generalstatthalter beim Einmarsch der brittischen Truppen in Gwalior, am Ende des Monats December 1843, erlassenen Proclamation machte man aus diesen Absichten kein Hehl. Am 21 December begann das brittische Heer, unter der Führung Sir Hugh Goughs, des Oberbefehlshabers, und in Begleitung des General-Statthalters Lord Ellenborough, nahe bei der Stadt Dholpur (Dholpore) den Uebergang über den Tschambal (Chumbul); am 26sten desselben Monats war das ganze Expeditionscorps auf dem rechten Ufer, und schlug in Hingona, dreiundzwanzig (engl.) Meilen nordwestlich vom Fort Gwalior, sein Lager auf. Diese Truppenmacht setzte sich am 29 Dec. in Marsch, und fand sich etwa fünfzehn Meilen von Gwalior dem Mahratten-Heer gegenüber, das in einer von den benachbarten Dörfern Maharadschpur und Tschonda (Chonda) unterstützten Stellung in Schlachtordnung stand. Nach einem hartnäckigen Kampf, in welchem die Britten von dem gutbedienten schweren feindlichen Geschütz empfindliche Verluste erlitten, sahen sich die Mahratten aus allen Punkten ihrer Stellung geworfen, und die dem Blutbad Entronnenen zogen sich, nachdem sie sechsundfünfzig Stück Geschütz, so wie alle ihre Munitionskarren verloren hatten, nach Gwalior zurück. Der Gesammtverlust der Britten belief sich auf 106 Getödtete, 684 Verwundete und 7 Vermißte. Die Anzahl der Kämpfer war sich wahrscheinlich gleich — etwa 14,000 auf jeder Seite. Gleichzeitig mit dem Abmarsch des Oberbefehlshabers von Dholpur hatte sich auch Generalmajor Grey mit einem wahrscheinlich 8—9000 Mann betragenden Heer von Bundelkund aus in Bewegung gesetzt. Den Uebergang über den Sind-Fluß in Tschandpur (Chandpore) bewerkstelligend, marschirte dieses Truppencorps nach Puniaur, zwölf (engl.) Meilen südlich von Gwalior, und stieß dort am 29 December auf das von der Hauptstadt entsendete, und auf etwa 12,000 Mann, mit 24 Kanonen, geschätzte Mahratten-Heer. Nach einem heftigen Kampf wurden die Mahratten, mit dem Verlust ihres gesammten schweren Geschützes und einer großen Anzahl Mannschaft, geschlagen. Der Verlust auf Seiten der Britten betrug 25 Getödtete und 189 Verwundete. Am 4 Jan. 1844 wurde das Fort von Gwalior durch die von brittischen Officieren befehligten Contingenttruppen besetzt, und so gieng diese berühmte Veste, welche wirklich das an ihrem Fuße liegende Laschkar oder Standlager beherrschte, wo 5000 Mann widerspänstiger, reichlich mit schwerem Geschütz versehener Truppen noch immer Stand hielten, in die Gewalt der ostindischen Compagnie über. Da jedoch alle Hoffnung auf einen erfolgreichen Widerstand verschwunden war, so nahmen diese Truppen das ihnen gemachte Anerbieten der vollen Bezahlung aller ihrer Rückstände, so wie eines einem dreimonatlichen Solde gleichkommenden Geschenks an, lieferten ihre Kanonen und Gewehre aus, und zerstreuten sich ruhig. Man hat kürzlich den Entschluß gefaßt keine Ausbesserungen an diesem Fort mehr vornehmen zu lassen. Am 13 Januar 1844 kam es zu einem Vertrag, durch welchen verschiedene früher bestandene Tractate, so weit sie die Festsetzungen des neuen nicht berührten, bestätigt wurden. Die Stärke des Contingents zum Schutz des Scindia-Gebiets, die, neben der Bezeichnung gewisser Bezirke zum Unterhalt dieser Truppen, schon im Vertrag von Serdschi Andschengam (Anjengaum) im Jahr 1803 bestimmt worden war, sollte erhöht werden; aus den Einkünften der dort genannten und einiger weitern Districte, die in dem neuen Vertrag in einer besondern Schedula verzeichnet waren, sollte man ferner, wie es scheint, auch die Kosten der von der brittischen Regierung zu übernehmenden Civilverwaltung dieser Landstriche bestreiten. Zur Abtragung besonderer Schulden an die brittische Regierung und zur Deckung verschiedener durch das Mißverhalten der Scindia'schen Regierung veranlaßten Ausgaben sollte binnen vierzehn Tagen, vom Datum des Vertrags an gerechnet, eine Summe von sechsundzwanzig Laks Rupien entrichtet werden; geschehe dieß nicht, so sollte das in einer andern Schedula bezeichnete Gebiet als Ersatz gelten für die Bezahlung der Hauptschuld und der darauf erwachsenen Zinsen, so wie der Civilverwaltungskosten.

Digitized by Google

Die von Scindia außer dem Contingent unterhaltene Militärmacht sollte 9000 Mann nicht überschreiten, wovon nicht mehr als ein Drittel Fußvolk seyn sollte. Während der Minderjährigkeit des Maharadschah sollten ferner alle Acte der Regierung unter der Controle des brittischen Residenten stehen, und die Verwaltung von einem Regentschaftsrath geführt werden. Drei Lals Rupien wurden zum Unterhalt der Maharani ausgesetzt. Dieß war die Lage der Verhältnisse wie der Vertrag zwischen Gwalior und der brittischen Regierung sie gestaltet hatte. Der musterhafte Charakter des jungen Maharadschah und die Hoffnungen welche man bei seinen trefflichen Geistesgaben auf seine künftige Regierung setzte, führten jedoch dazu daß man ihm die Verwaltung seiner Besitzungen vor Ablauf der Minderjährigkeit übertrug. Der förmliche Krönungsact wurde bis zu seiner im Jahr 1853 eingetretenen Volljährigkeit verschoben, wo dann der junge Radschah auf feierliche Weise in der früher von ihm innegehabten Machtstellung bestätigt wurde.

Wir lassen hier zum Schluß dieses Artikels noch einige Notizen über die mehr erwähnte Bergveste Gwalior, die Hauptstadt der Besitzungen der Scindia-Familie, folgen. Der Felsen auf welchem das Fort liegt, steht vollständig vereinzelt da, obgleich sich 700 Ellen nördlich ein konischer, mit einem merkwürdigen Steingebäude versehener Hügel befindet, und im Südosten, Süden und Südwesten ähnliche Hügel sind, welche, in einer Entfernung von 1—4 engl. Meilen, eine Art Amphitheater bilden. Nahe dem Platz, und im Osten desselben, fließt der, mit Ausnahme der Regenzeit, fast stets trockene kleine Fluß Suwaunrika (Soowunreeka). Der Gwalierfelsen und die Hügelreihen in seiner Nähe sind ocherhaltiger Sandstein, an einigen Stellen mit Basalt bedeckt, der früher vollständig darüber ausgebreitet gewesen zu seyn schien, und dessen an ihrem Fuße liegende Bruchstücke auf eine ziemliche Entfernung nach beiden Seiten hin Abhänge bilden. Der Sandstein des Hügelforts streicht in horizontalen Schichten, und seine Vorderseite bietet einen so steilen Bruch, daß sie einen senkrechten, über der obern Gränze des Abhangs sich erhebenden Absturz bildet. Wo der Fels von Natur aus weniger abschüssig war, ist er doch so steil gewesen daß man ihn senkrecht machen konnte, und an einigen Stellen hängt der obere Theil beträchtlich über den untern hervor. Die größte Länge des Felsens, der sich von Nordost nach Südwest zieht, beträgt anderthalb engl. Meilen, die größte Breite 300 Ellen. Die Höhe am Nordende, wo sie am größten ist, beläuft sich auf 342 Fuß. Auf der östlichen Seite des Felsens sind in kühnem Relief mehrere kolossale Figuren eingemeißelt. Eine Brustwehr läuft, dem Umriß seines Gipfels sich anbequemend, rings um den Rand des Felsens herum, und da seine Höhe oberhalb des Randes einförmig ist, so hat sein Scheitel ein unregelmäßiges Aeußeres. Der Eingang in den von der Brustwehr umschlossenen innern Raum befindet sich am nördlichen Ende der Ostseite; er bildet anfangs einen steilen Weg, weiter oben aber sind auf der Vorderseite des Felsens so mächtige und so mäßig aufsteigende Treppen eingehauen, daß Elephanten leicht hinaufgehen können. Diese ungeheure Treppe wird an der äußern Seite von einer hohen und massiven Steinmauer geschützt, und durch mehrere in der Verlängerung stehende abwärts zielende Kanonen bestrichen. Der Eingang zum Innern führt durch eine Reihenfolge von sieben Thoren. Das Hauptthor heißt Hatipul oder Elephantenthor, von der Gestalt des darauf abgebildeten Thiers. Die Citadelle befindet sich am nordöstlichen Ende des umschlossenen Raums, und hat ein sehr auffallendes Aeußeres. Der Umriß der großen Massen des alten mit Kiosks versehenen Palastes zeichnet sich gegen den Himmel stark ab, und daran schließt sich eine Reihenfolge von sechs hohen runden Thürmen oder Basteien, die durch sehr hohe und dicke Zwischenwälle mit einander verbunden sind. Längs der östlichen Seite dieser Gebäude erstreckt sich, im obern Theil, in horizontaler Richtung ein aus glänzend blaufarbigen Backsteinen oder Ziegeln, die grobem Porcellan gleichen, erbauter Gang; der Eindruck welchen dieser große lebhafte Streifen hervorbringt, ist ein eigenthümlicher, aber kein unangenehmer. Innerhalb des von der Brustwehr umschlossenen Raumes befinden sich mehrere ziemlich große Teiche, welche im Stande sind eine entsprechende Besatzung mit Wasser zu versorgen, obgleich, einem Militärschriftsteller zufolge, 15,000 Mann erforderlich wären um alle Vertheidigungswerke vollständig zu besetzen. Die alte Stadt Gwalior liegt am östlichen Fuße des Felsens. Sie ist ziemlich groß, hat eine 1 Meile lange Straße und viele gute steinerne Häuser; allein sie ist sehr unregelmäßig gebaut, und äußerst schmutzig. Sie hat unter andern ein sehr schönes Gebäude aus weißem Sandstein, mit einer durch blaue Porcellanziegel gedeckten Kuppel, unter welcher die Ueberreste Mohammed Ghens, eines berühmten Weisen, liegen, der zur Zeit Akbars ob seiner Heiligkeit sehr verehrt wurde. Das Laschkar, oder Standlager des Maharadschah, erstreckt sich, der Schilderung zufolge, auf mehrere Meilen weit von dem Südwestende des Felsens an, und ist ein ziemlich beträchtlicher und wohlhabender Handelsplatz; die große Verminderung der Militärmacht des Staats muß indeß nothwendig eine Minderung des Wohlstands dieser Militärstadt herbeiführen. Die Schilderung die man von diesem Lager macht, ist keine freundliche: alles erscheint voller Schmutz, die Gebäude sind ohne alles Ebenmaß aufgeführt, selbst die Wohnung des Maharadschah hat eine unansehnliche Außenseite, und die der übrigen vollends sind wenig besser als Schuppen, obgleich innerhalb derselben, in Folge der lange geführten glücklichen Raubzüge, großer Reichthum aufgehäuft seyn soll. Mit Ausnahme der Kanonengießerei und der Pulver- und Feuerwerkverfertigungsanstalt des Fürsten und Hofs, gibt es kaum irgendwelche Industriezweige in Gwalior.

Den Forschungen Wilfords zufolge wurde das Fort von Gwalior im Jahr 773 von Surya-Sena, dem Radschah eines um den Felsen herumliegenden kleinen Gebiets, erbaut. Ferischta hingegen versetzt die Zeit der Aufführung desselben über den Beginn der christlichen Zeitrechnung hinaus. Im J. 1023 wurde es von dem berühmten Mahmud dem Ghasnaviden belagert, welcher den Versuch zur Einnahme desselben als hoffnungslos aufgab und mit Annahme eines Geschenks abzog. Nach einer langen Belagerung im J. 1196 wurde es von Bahaeddin oder Kutb-eddin Eibak, Feldherren Schahab-eddins, oder Mohammeds von Ghur, eingenommen. Im Jahr 1211 gieng es für die Muselmanen verloren, wurde aber im Jahr 1231, nach einer jahrlangen Einschließung, von Schems-eddin Altemisch (Altamish), dem Sklavenkönig von Delhi, wieder erobert. Narsingh Rae, ein Hindu-Hauptling, benützte die durch die Invasion Timurlens im Jahr 1398 hervorgebrachten Unruhen, und nahm Gwalior weg, das die Muselmanen erst im Jahr 1519 wieder eroberten, und zwar bemächtigte sich desselben Ibrahim Lodi, der Patanische Beherrscher von Delhi.

Digitized by Google

Nach der Niederlage und dem Tode dieſes Fürſten in einer Schlacht gegen Baber gelangte es in den Beſitz eines Patanischen Abenteurers. Im Jahr 1526 gewann es Baber wieder durch eine Kriegsliſt, und im Jahr 1543, nach der Vertreibung ſeines Sohnes Humayun, fiel es in die Hände ſeines erfolgreichen Nebenbuhlers Schir Schah; nach der Rückkehr und Wiedereinſetzung Humayuns aber wurde es im Jahr 1556 von ſeinem Nachfolger Akbar wieder erobert, der es zum Staatsgefängniß für wichtige Gefangene machte. Hier ſperrte er ſeinen erſten Vetter, Abulkaſim, den Sohn des unglücklichen Kamran, ein und ließ ihn ſpäter hinrichten. Hier ſetzte auch Aurengſeb ſeinen Bruder Murad gefangen, und ließ ihn bald darauf ebenfalls hinrichten. Derſelbe argwöhniſche und grauſame Herrſcher überwies dieſem Gefängniß ferner den Sohn Murads und ſeine Neffen Soliman und Sipehr Scheko (Sepehr Sheko), die Söhne Dara's, welche hier ſchnell ihr Grab fanden. Bei der Zerſtückelung des Reichs Delhi kam Gwalior in den Beſitz der Dſchat Rana von Gohud. Später gelangte es abermals in andere Hände, bis im Jahr 1779 Scindia eine Beſatzung hineinlegte, und es dann am 3 Auguſt desſelben Jahes, wie bereits oben erwähnt, ohne große Mühe und mit geringem Verluſt von den Truppen der oſtindiſchen Compagnie erobert wurde. Nachdem nämlich — ſo erzählt man dieſe That — um Mitternacht die Leitern und alle anderen Hülfsmittel zur Erſteigung bereit waren, wurde die Sturm-Colonne formirt. Zwei Compagnien Grenadiere und leichtes Fußvolk bildeten unter Capt. Bruce die Vorhut; Major Popham folgte mit 20 Europäern und zwei Bataillonen Sipahis. Ein Bataillon, zwei Kanonen und eine kleine Abtheilung Reiterei erhielten Befehl ſich um 2 Uhr in Marſch zu ſetzen, den Rückzug der Engländer im Fall einer vorzeitigen Entdeckung zu ſichern, oder, im Fall des Erfolgs, die Flucht der Beſatzung zu verhindern. Bei Tagesanbruch kam die Vorhut am Fuße des ſteilen Felſens an, die Spione ſtiegen auf hölzernen Leitern hinan, und befeſtigten die Strickleitern, worauf die Truppen folgten. Sie fanden zwar einigen Widerſtand, allein da die Beſatzung durch den unerwarteten Angriff eingeſchüchtert war, ſo wurden die Stürmenden bald Herren des Platzes. Von der brittiſchen Regierung an die Rana von Gohud abgetreten, eroberte es im Jahr 1784 Madhadſchi Scindia, dem es im Jahr 1803 wieder entriſſen, im Jahr 1805 aber, „aus Freundſchafts-rückſichten," zurückgegeben wurde. Endlich ward es im Jahr 1844, nach der Schlacht von Maharadſchpur von dem unter dem Befehl brittiſcher Officiere ſtehenden Gwaliorſchen Contingent beſetzt und iſt ſolchergeſtalt thatſächlich in die Gewalt der brittiſchen Regierung gelangt.

Die Magyaren in der Moldau und in Beſſarabien.

(Von A. L.)

Es ſcheint ſelbſt den Geographen des Auslandes nicht bekannt zu ſeyn daß es in der Moldau und in dem benachbarten Theile Beſſarabiens, welcher früher zur Moldau gehört hatte, noch Magyaren gibt, welche von den Ungarn mit dem Namen: „Tſchango-Magyaren" bezeichnet werden, und die in früheren Jahrhunderten als Anhänger der huſſitiſchen Lehre aus Ungarn und ſpäter auch aus Siebenbürgen dorthin ausgewandert ſind. Die Tſchango-Magyaren in der Moldau ſprechen noch die ungariſche Sprache mit einigen geringen Dialekt-Abweichungen; allerdings ſind ſie da, wo ſie nur in geringen Gruppen zuſammenwohnten, rumäniſirt worden. Auch die Ungarn ſcheinen früher von ihren Stammgenoſſen wenig Notiz genommen zu haben, obgleich nach einer Verordnung des Papſtes ungariſche Miſſionäre von jeher das Amt der Seelſorger in ihrer Mutterſprache hier verrichtet haben. Ueber die Exiſtenz dieſer moldauiſchen Magyaren berichtete zuerſt ausführlich Marcus Bandinus im Jahre 1646 in ſeinem Buche: Visitatio generalis omnium ecclesiarum etc. in provincia Moldaviae etc. Die Angabe des Marcus Bandinus, daß die ungariſchen Huſſiten unter dem Könige Matthias Corvinus aus Ungarn und zwar 1460 ausgewandert ſind, iſt hiſtoriſch richtig, und es iſt auch aus der Geſchichte bekannt daß dieſer ſonſt ſo große König aus unauslöſchlichem Haſſe gegen die Böhmen nicht allein gegen die böhmiſchen Huſſiten, ſondern auch gegen die ungariſchen Anhänger der böhmiſchen Lehre mit Feuer und Schwert wüthete. Im Jahre 1465 ließ Matthias bei Koßtolan den in Ungarn eingedrungenen Böhmen Swehla mit 250 Huſſiten hängen. Auch die 40 im Tſchonka-Thurm zu Ofen aus Vergeßlichkeit des Kerkermeiſters verhungerten Böhmen zeugen nicht von der Milde dieſes Königs gegen die böhmiſche Nation, wenn es auch hiſtoriſch nicht erwieſen iſt, was Bandinus in dem angegebenen Berichte ſagt, daß König Matthias, als er von dem türkiſchen Feldzug ſiegreich 1460 nach Ofen zurückkehrte, die huſſitiſchen Prieſter in Ungarn lebendig vergraben ließ und alle Anhänger der huſſitiſchen Lehre aus Ungarn nach der Moldau vertrieb. Thatſache aber iſt es daß ſchon 1436 Jacobus de Marchia die Verfolgung der Huſſiten in Ungarn anregte, in Folge deſſen dieſelben beſonders aus den ſüdlichen Gegenden Ungarns und aus dem heut von Slaven bewohnten Sirmien nach der Moldau wanderten und dort die noch heut exiſtirende Stadt Huß am linken (?) Ufer des Pruth, oder im heutigen Beſſarabien gründeten. Dieſer Name des, wie Bandinus ſagt, famoſen Häreſiarchen gibt noch heutzutage Zeugniß von der huſſitiſchen Auswanderung, die ſich in Colonien bis zum Dnieſter erſtreckte. Noch zu Zeiten des Bandinus ſangen die Bewohner der Stadt Huß die Meſſe und die Veſpern in ungariſcher Sprache. Bald nach der Auswanderung der ungariſchen Huſſiten haben in der moldauiſchen Stadt Tatros, auch Totros, zwiſchen den J. 1437 und 1441 zwei huſſitiſche Prediger, Bálint und Tamás, die ſich Kleriker nennen, mehrere Bücher des alten Teſtaments ins Magyariſche überſetzt, welche älteſte ungariſche Bibelüberſetzung zu den beachtungswertheſten Denkmälern der ungariſchen Sprache gehört. Trotz des obenerwähnten Berichts des Marcus Bandinus welcher viel Licht über die Zuſtände der im Laufe der Zeit durch

Digitized by Google

äußerliche Einflüsse wieder zur katholischen Religion zurückgeführten moldauischen Magyaren verbreitete, gestatteten es die damaligen Zeitverhältnisse nicht daß die Ungarn im alten Heimathlande besondere Notiz von ihren Stammgenossen in der Moldau genommen hätten, und so kamen letztere allmählich wieder in Vergessenheit.

Als aber vor ein paar Decennien ein ungarischer Gelehrter in der königlichen Bibliothek zu München einen Codex der 4 Evangelisten entdeckte, welcher gleichfalls in der Moldauer Stadt Tatros von einem ungarischen Geistlichen übersetzt und im Jahre 1466 beendigt worden war, da ward die Aufmerksamkeit der Ungarn wieder auf ihre bereits vergessenen Brüder hingelenkt, und es wurden Auszüge aus den Tatroser Bibeln von den geschicktesten Copisten mit der größten Treue in die Jahresbücher der gelehrten ungarischen Akademie aufgenommen. Die Tatroser 4 Evangelisten des Németi György waren eigentlich mehr eine Copie der im Jahre 1456 von Bátori Ladislaus übersetzten Bibel. Das oben erwähnte Tatroser alte Testament ist in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien vorgefunden worden, und beide Sprachschätze erneuerten, wie schon erwähnt, das Interesse für die moldauischen Ungarn, von welchen von Zeit zu Zeit die ungarischen Missionäre Nachrichten brachten. Auch schon im Jahre 1743 reisten drei ungarische Jesuiten nach der Moldau, welche aber dort mit den Missionären in Conflict geriethen. Von vielen Seiten angeregt, unternahm im J. 1836 Alexius Gegö eine Reise in die Moldau und besuchte dort die Wohnsitze der Magyaren. Gegö schätzte die Anzahl derselben auf 45 bis 50 tausend, und fand 12 Pfarrkirchen und 70 Filialgemeinden vor, welche sämmtlich von sieben ungarischen Minoriten administrirt wurden. Natürlich besuchte Gegö zuerst das von der siebenbürgischen Gränze nicht sehr entfernte und den Ungarn werthgewordene ungarische Dorf Tatros. Die einst bevölkerte Stadt, die auch einem in den Sereth mündenden Flusse den Namen gegeben hat, ist jetzt ein elendes Dorf, welches nach der Aussage des ungarischen Reisenden nicht mehr als 90 Bewohner zählt. Die jetzige Holzkirche ist 10 Klafter lang und steht auf derselben Stelle wo einst die massive 17 Klafter lange Kirche stand, welche bei der Ankunft der ungarischen Hussiten von diesen erbaut worden war. Es wird nicht erwähnt, durch welche Ursachen der Verfall dieser Kirche herbeigeführt worden ist. Die jetzige hölzerne Kirche hat der Ungar Pap Sándor auf seine Kosten erbauen lassen. Tatros ist nur eine halbe Stunde von Okna entfernt, wo sich 10 griechische und 1 armenische Kirche befinden. Die Stadt Bakó fand der reisende Gegö zum Theil von Magyaren bewohnt, und unweit davon ist das ungarische Dorf Klesche. In beiden Gemeinden fungirte als Priester der ungarische Missionär Innocenz Petrasch. Die ungarische Gemeinde Gorzafalva besitzt eine alte Kirche; auf dem Thurm derselben trägt eine Glocke die Inschrift: Spes mea Christus 1526. Auch in der Hauptstadt Jászi, von den Magyaren Jász-város, das heißt die Stadt der Pfeilschützen genannt, existirt eine ungarische Gemeinde, deren Seelsorge von einem ungarischen Geistlichen versehen wird.

Zu seiner Zeit bereiste Bandinus 39 Städte und Dörfer, welche zum Theil oder auch ganz von Magyaren bevölkert waren. Wir wollen hier nur diejenigen Dörfer hervorheben, welche durch ihre ungarischen Namen ihre von den Magyaren erfolgte Gründung deutlich beweisen, nämlich: Lukátsfalwa (Lukasdorf), Tamásfalwa (Thomasdorf), Dsidafalwa (Lanzendorf), Hidegkut (Kaltbrunnen), Szabófalwa (Schneiderdorf), Ujfalu (Neudorf), so wie viele in falwa (Dorf, endigende ungarische Namen, wenn dieselben auch etwas rumänisirt worden sind, wie Lokosfalwa, Stanfalwa, Domafalwa Manfalwa ꝛc. Die Stadt Baja erinnert sehr an die gleichnamige Stadt in Ungarn. Auch in Galacz, in Berlad, Sutschawa und in andern Städten gab es zu den Zeiten des Bandinus noch Ungarn. In allen 39 Gemeinden verrichteten damals 10 Priester und 13 Diakonen die gottesdienstlichen Handlungen. Dagegen nennt Bandinus schon mehrere von den Ungarn gegründete Colonien, wie Alfalu (Unterdorf), Takucz, Gynala, Szeredvásár, Kratschonkö und andere, in welchen theils gar keine, theils nur noch sehr wenige Magyaren anzutreffen waren. Von Alfalu sagt er: Olim erat celebris villa Ungarorum, nunc penitus desolata. (Einst ein berühmtes ungarisches Dorf, jetzt [1646] aber gänzlich verödet.

Außer Gegö hat schon früher ein ungarischer Reisender, Zöld Peter, einige ungarische Colonien in der Moldau bereist, und derselbe nennt 62 solcher Ansiedelungen, worunter jedoch sich auch einige sächsische — also aus Siebenbürgen — sich befanden. Bemerkenswerth ist daß Zöld Peter zu Tschöbörtschök am Dniester, eine unter dem Schutz des Tatarenchans stehende ungarische Colonie, fand, von welcher in neuerer Zeit Alexius Gegö keine Nachricht gegeben hat, und die in Folge ihrer Isolirung wahrscheinlich romanisirt worden ist. Außer den oben erwähnten und den noch andern von Bandinus genannten ungarischen Ortschaften finden wir auf der alten Homannschen Karte vom Jahr 1744 die Ortschaft Romani Ujvár (Romanen-Neustadt) am linken Ufer des untern Szereth, so wie in der Walachei unweit der Donau bei Brailow Ramany Vásár (Romanen-Markt), welche beide Ortschaften durch ihre ungarischen Namen auffallend sind, und durch dieselben doch wohl nur ihre ungarische Begründung andeuten, sonst wären ja diese ungartschen Namen schwer zu erklären. In der heutigen Bukowina, welche erst im J. 1777 an Oesterreich kam und früher einen Bestandtheil der Moldau bildete, gibt es gleichfalls noch heute einige ungarische Dörfer, sowohl dem Namen als auch der Sprache der Bewohner nach, wenn auch letztere eben so wie meist in der Moldau die rumänische Sprache sprechen dürften.

Aus dem bisher Gesagten geht also hervor, daß die Existenz der Magyaren in der Moldau so wie in den früher zur Moldau gehörten Theilen von Bessarabien und der Bukowina eine unzweifelhafte ist, und daß die Tschango-Magyaren dort inmitten der griechischen und armenischen Bevölkerung fast die einzigen Katholiken sind, und als solche — wie wir gesehen haben — noch heutzutage den Religionsunterricht in ihrer Muttersprache erhalten.

Aus dem hier Angeführten ist auch zu ersehen daß die magyarischen Colonien in der Moldau früher zahlreicher und blühender als jetzt waren. Und wenn wir auch annehmen daß die neuesten Angaben des Alexius Gegö in Bezug auf die moldauer Magyaren etwas gesucht seyn mögen, so ist doch im Interesse der Wahrheit zu wünschen, daß endlich auch die ausländische Geographie von der Existenz der Moldauer Magyaren Notiz nehmen möchte.

Digitized by Google

Der Häuserbau in Piſa.

(Aus Chambers's Journal.)

Wir haben Gelegenheit gehabt, ſchreibt ein Engländer, den Bau großer Häuſer, ſogenannter Paläſte, unter andern in der Stadt Piſa zu beobachten; es wird dabei, was wir verbürgen können, kein Quadratfuß Bauholz vom Dachboden bis zum Keller verwendet. Das einzige Bauholz am ganzen Hauſe war das der Bedachung. Treppen und Scheidewände, Decken und Fußböden waren aus Backſtein gemacht, aus einem Backſtein jedoch der in ſolcher Weiſe in Anwendung gebracht wird, daß die Bögen der Decken, bezüglich ihrer Spannung, kaum dicker waren als eine ziemlich dicke Eierſchale für ihre eigene. Wir vermochten mit keinen Worten unſer Erſtaunen auszudrücken, als wir uns zum erſtenmal von der Thatſache überzeugten daß ſo gebaute Bögen jedem gewöhnlichen Druck Widerſtand leiſten, und wir mußten uns den Umſtand ins Gedächtniß zurückrufen daß kein Menſch ſtark genug iſt eine Eierſchale zu zerbrechen wenn der Druck auf die Enden gerichtet wird. Die bloße Thatſache der Dünne ſchließt nicht nothwendigerweiſe auch Schwäche in ſich, und hievon erlangten wir bei Fortſetzung unſerer Beobachtungen einen ſchlagenden Beweis. Die in Rede ſtehenden Bögen ſind gebaut ohne daß ſie auf einem Mittelpunkt ruhen, indem der Maurer, wenn er ſeine Arbeit beginnt, längs der Mauer in der erforderlichen Höhe horizontale Linien anbringt. Soll der Bogen „aufgewölbt," d. h. von jeder Seite nach dem Mittelpunkt abhängig werden, ſo zieht er eine Linie ganz um den Raum herum, und haut längs dieſer Linie eine kleine Vertiefung ein, um den Rand ſeiner erſten Backſteinreihe, oder vielmehr Ziegel, aufzunehmen, welche mittelſt etwas Gyps von einer wohlfeilen grauen Sorte an ihre Stelle feſtgemacht werden. Nach Vollendung der erſten Reihe wird eine zweite, wie zuvor, mit ein wenig Cement zwiſchen den Rändern angebracht. Die Ziegel liegen in einem Waſſergefäß, aus welchem ſie erſt dann genommen werden wenn man ſie braucht. Sie ſind auffallenderweiſe beſſer als die gewöhnlichen rothen Backſteine, auch härter und cohäſiver. Dieſe Ziegel haben faſt ganz dieſelbe Geſtalt wie ein der Länge nach in zwei Theile geſpaltener gewöhnlicher Backſtein; ſie ſind ungefähr zwölf Zoll lang und anderthalb Zoll dick. Das Gerüſt ruht auf hohen Tragböcken, und erſtreckt ſich faſt über die ganze Oberfläche des Raums. So wie das Werk fortſchreitet, wird am Ende zwiſchen ihm und dem vorrückenden Bogen ein Stäbchen (a bit of stick) eingelegt. Wenn beide Seiten ſo weit gebracht worden, daß ſie einander nahezu berühren, haut der Arbeiter von einem Ziegel ſo viel weg, daß ihm gerade noch Raum bleibt um die vorhandene Lücke mit der gehörigen Menge Cement ausfüllen zu können. Iſt dieſer an ſeine Stelle gebracht, dann iſt der Bogen fertig. Wir ſpazierten mit einer Anzahl anderer Begleiter über einen ganzen derartigen Bogen, wenige Minuten nach ſeiner Vollendung, furchtlos umher. Die ganze Decke kann in der That als Ein Stück betrachtet werden, und ihre convexe Form hindert nicht nur die Neigung daß ſie ihrer eigenen Schwerkraft nachgibt, ſondern ſie wird auch, wie die oben erwähnte Eierſchale, einem enormen abwärts gerichteten Druck Widerſtand leiſten. Das nächſtfolgende Verfahren beſteht darin daß man die hohlen Seiten der Bögen mit Schutt, Kies, oder was man ſonſt für das paſſendſte hält, ausfüllt. Mit dieſem Material, das man ſorgfältig eintritt, wird der Fußboden zu einer ebenen Fläche geſtaltet, und ſo dem Ganzen eine große Feſtigkeit gegeben. Sodann legt man eine Mörtelbekleidung auf, und befeſtigt in dieſe andere Ziegel, mehr oder minder hübſch, je nach Umſtänden; oder aber wendet man in vielen Fällen jene ſchönen Zuſammenſetzungen an bei welchen die Italiener ſo viel Geſchmack und Geſchicklichkeit zeigen. Das in Rede ſtehende Princip iſt ſonach, wie wir aus eigener Beobachtung bezeugen können, für jede Art Wohnung, von der Hütte bis zum Palaſt, anwendbar.

Man entſchuldigt uns vielleicht wenn wir einen Augenblick bei einer Feuersbrunſt verweilen, bei welcher ſich die nützlichen Eigenſchaften dieſer Bauart aufs ſchlagendſte bewährten. Während wir uns im Jahr 1829 in der wundervollen Stadt Genua aufhielten, wurde die Bevölkerung plötzlich durch den Ruf „Feuer" in Schrecken geſetzt. Und wahrlich, dieſer Ruf iſt in einer Stadt, in welcher es damals nur Eine Straße gab die weit genug war für vierrädriges Fuhrwerk, gewiß ſehr beunruhigend. Wir miſchten uns unter die Volksmenge welche ſich nach dem Schauplatz der Gefahr begab. Als wir auf einem kleinen offenen Platz vor einem großen den Namen Zecca (oder Münze) führenden Gebäude angekommen waren, ſahen wir daß dieſes in der That in Flammen ſtand. Wäre nun das Bauſyſtem das gleiche geweſen wie in London oder anderwärts, ſo würden wir keinen Augenblick Bedenken getragen haben zu ſagen: keine menſchliche Anſtrengung vermöge die Verwandlung der Stadt in einen Aſchenhaufen zu verhindern. So aber wurden bloß das Dach und die Jalouſieläden am obern Stockwerk ein Raub der Flammen. Raſch hatten die ſchönen ſardiniſchen Truppen zur Herbeiſchaffung von Waſſer Hecke gebildet, und die Feuerſpritzen ſpielten unabläſſig. Das Geſtein und die Ziegelfußböden des Stockwerks in welchem das Feuer ausgebrochen war, wurden beſtändig naß erhalten, bis das Feuer alles in ſeinem Bereich befindliche Holzwerk verzehrt hatte, und dann aus Mangel an Brennſtoff von ſelbſt erloſch.

Ueber den Styx.

(Von X. Landerer.)

Dieſes Waſſer, das ein gewöhnliches Bachwaſſer iſt, ſtand ſchon im Alterthum in ſchlechtem Rufe; es entſpringt aus einem hohen Felſen bei dem Dorfe Nonakris in Arkadien, ſtürzt ſich über

Digitized by Google

einen gegen hundert Fuß hohen Felſen, und bildet dadurch einen der anſehnlichſten Waſſerfälle in Griechenland. Nach Heſiodus ſoll der Styx ſeinen Namen haben nach einer Nymphe welche die Tochter des Oceanus und der Thetis, nach andern des Erebus und der Nacht war. Dieſer Nymphe Kinder waren Zelos, Kratos, die Bia und Nike, welche dem Jupiter gegen die Titanen beiſtanden — nach Pauſanias ſoll Styx auch die Mutter der Perſephone geweſen ſeyn. Der Styx war nach einigen der zehnte Arm des Oceans, der ſich in die Unterwelt ſtürzte. Bei dieſer Quelle war es Sitte der heiligſten Erde zu ſchwören. Unter den alten Schriftſtellern erwähnt beſonders Pauſanias des Waſſers des Styx, verſichernd daß dieſes Waſſer ſowohl dem Menſchen als dem Thiere ſchädlich, ja tödtlich ſey, und man habe Ziegen nach dem Trinken dieſes Waſſers ſterben ſehen; außerdem habe es die merkwürdige Eigenſchaft daß es Gefäße und Becher aller Art von Glas, Kryſtall, gebrannter Erde oder Stein auffreſſe und zum Zerbrechen bringe, ja ſelbſt Metalle, Gold und Elektron auflöſe, worunter jedoch das aus Gold und Silber beſtehende Metallgemiſche zu verſtehen ſeyn dürfte, und deßwegen nur im Hufe des Pferdes, den es nicht zu zerſtören vermöge, gefaßt werden könne. Strabo, des Styx erwähnend, ſagt: „Stygis aqua perniciosa, quam Sacram habent.“

Auch Seneca erwähnt daß das Waſſer des Styx bei Nonakris, welches ohne Geruch iſt und auch ſonſt kein verdächtiges Anſehen habe, den ihm Nahenden täuſche, werde jedoch in der größten Schnelligkeit tödtlich, und es helfe dagegen nichts, weil es getrunken ſogleich die Eingeweide erhärte und zuſammenziehe. Auch Plinius erwähnt: „Nec odore nec calore differens — illico necat.

Aus dieſen Mittheilungen könnte man ſich das Waſſer dieſes Fluſſes als ein unglückbringendes, ja höchſt giftiges Waſſer denken, während es zu den unſchuldigſten, ja reinſten Wäſſern des Landes gehört, und würde ſich ſelbes in einer mehr zugänglichen Gegend finden, ſo würde es ſeiner Reinheit halber eine Heilquelle, die durch die Reinheit ihres Waſſers wohlthätig auf den kranken menſchlichen Organismus wirken werde; eine Akratokrene, ein reines Gebirgswaſſer, das durch ſeine Friſche belebend und ſtärkend wirkt, ja ein Agriopſychropoton zu nennen ſeyn. Das Waſſer des Styx iſt ein Schnee- und Eiswaſſer, und bildet einen anſehnlichen Bach, ſobald der Schnee auf dem Gebirg von Kalabrita ſchmilzt, was gegen Ende Junius der Fall iſt; ſpäter verſiegt dieſer Bach, und im Monat September findet man gewöhnlich den Styx beinahe ausgetrocknet. Die Bewohner dieſer Gegend benennen dieſes Waſſer Mabronen, d. i. ſchwarzes Waſſer, was darin ſeinen Grund hat, daß alle Felſen durch die ſich dieſes Waſſer ſchlängelt und die von demſelben beſpritzt werden, ein ſchwarzes Anſehen haben, das jedoch den pflanzlichen Gebilden die ſich darauf befinden zuzuſchreiben iſt. Das abergläubiſche Volk fürchtet ſich zum Styx zu gehen, indem in den Höhlen, die ſich in der Nähe dieſes Waſſers finden, Geſpenſter, Stoicheia Phantasmata, hauſen ſollen. Was nun dieſes ſo unheilbringende Waſſer anbelangt, ſo iſt ſelbes rein und klar, und zeigt im Monat September, bei einer Hitze von 28° R., nur 6° R., ſo daß daſſelbe dem durſtigen Reiſenden einen friſchen Labetrunk ſpendet, jedoch demjenigen der vom Schweiß durchnäßt ſich durch die angenehme Friſche des Thales, in das ſich dieſer Waſſerfall hinunterſtürzt, verleiten läßt ſich an dieſer Quelle zu erquicken, in der That auch Unglück und Tod bringen kann.

Digitized by Google

Der Aufgang von Buſchir zum perſiſchen Plateau nach Schiraz.

Am Südrand des perſiſchen Golfes und des indiſchen Oceans beſteht, wie wir ſahen, die Niederung (Deſchtiſtan) aus einer Reihe ſchmaler, ſandiger Strecken mit wenigen Dattelpflanzungen und einigen Kornfeldern; im Weſten am Ufer des Tigris iſt ein fruchtbarer Strich. Kuziſtan war einſt berühmt wegen ſeiner reichen Producte; weiter öſtlich in Lariſtan erheben ſich aber ſchon wieder Berge und ebenſo im Norden Perſiens, wo nur zwiſchen dem Elburz und dem caſpiſchen Meere wieder eine Niederung ſich zeigt, aber üppig und ſchön, während öſtlich vom caſpiſchen Meere die Wüſte ſich in die Ebene der Tatarei hin erſtreckt. Zwiſchen dieſen niedern Strichen im Süden, Weſten und Norden erhebt ſich nun das Plateau von Perſien, in einer mittlern Höhe von 2500—3500′, von welchem Berge, ſelten über 7—8000′ hoch, aufſteigen, bald mit Thälern zwiſchen den Bergreihen, bald die Berge inſelartig aus der Ebene ſich erhebend. Seit ſeiner Abreiſe von Trebizonde ſah Flandin in Buſchir zum erſtenmal eine Ebene ſich öffnen. Die hypſometriſchen Verhältniſſe des Landes veranſchaulichen ſich am beſten, wenn wir einen Höhendurchſchnitt des Landes von S. nach N. mittheilen; die Straße geht bis Schiraz nach NO.

Buſchir, am perſiſchen Golf = 0′, Dalaki und Barazjun 270′, Komartokht 1566′, Kumaredſch, Kazerun 2856′, Ruinen von Schapur 2272′, Deſcht Arjun (Bergpaß), 7200′, Schiraz 29° 37′ nördl. Br., 50′′ 20′ öſtl. L. v. G. 4884′ Par. Zergun (Perſepolis), 4800′, Chuſti-Zurd 6666′, Dehgirdu 6564′, Jezid-Chaſt 5916′, Mucud-Beggi 5214′, Komaiſchah 4704′, Iſpahan (31° 39′ nördl. Br.), 4140′. Kohrud (Paßhöhe), 6042′, Kaſchan 2508′, Kum 2046′, Teheran 35° 40′ nördl. Br.. 49° 3′ öſtl. L., 3786′, Dorf Demmawend 5629′, Piſſenuk 0′.

Wir betrachten hier nur den Aufſtieg zum Hochplateau von Buſchir, vom perſiſchen Meerbuſen aus nach Schiraz näher; wichtig nicht nur wegen des gegenwärtigen Krieges Englands gegen Perſien, ſondern auch als die einzige Haupthandelsſtraße von Süden aus. Schon Diodor nach den Geſchichtſchreibern Alexander des Großen ſpricht von den Leitern hier, κλίμακες; Plinius von der Climax megale, im Gegenſatz der Syrtibale, dem jetzigen Sirkad und Germſir. Obwohl viele Reiſende, die von Süden kamen, wie Ouſeley, Fraſer, Morier u. a. den Weg beſchrieben haben, iſt die geognoſtiſche Beſchaffenheit der Gegend doch durch Ainsworth erſt genauer bekannt geworden. Wir folgen ihm mit Benutzung früherer Nachrichten. Von dem ſteinigen Diſtricte am Meer (Deſchtiſtan) zum alten Perſepolis über Schiraz nordöſtlich durch ebenſo viele mehr oder minder jähe, ſteile und ſchwierige Engpäſſe aufſteigend, erreicht man 7 verſchiedene Ebenen. Von dieſen ſind 2, die von Kazerun (2772′ hoch) und die von Abdlu, Einſenkungen auf Linear-Axen, und die beiden Hügelketten zur Seite haben jede einander gegenüber eine beſondere Einſenkung, deren einander entgegengeſetzt geneigte Linien der Linie der Axe der dazwiſchenliegenden Thäler oder eigentlich nur Flächen — da ſie keinen Thalweg oder Strom in der Mitte haben — parallel ſind. Eine Ebene, die von Deſcht-Arjun, hat eine Einſenkung in der Mitte mit einem See; die von Chaiſt iſt ein erhöhtes Tafelland oder Plateau, die von Kumaredſch und Schiraz ſind von zuſammengeſetzterer Beſchaffenheit, und die von Merdaſcht hängt ſchon mit den großen Centralflächen von Kerman zuſammen.

Die Engpäſſe (Kothul oder Tenk) ſind zum Theil künſtliche Pfade über den mehr oder den minder perpendiculären Fels, wie beim Kothuli-Kumaredſch (2856′ Par.) und dem Tochter-Paß; mitunter ſind es Wege über den niedrigſten Kamm einer Bergreihe oder über eine flache Spitze geführt, ſo beim Kothul i Pir a Zun. Bei andern ſind es die Trennungslinien zwiſchen Felſen von verſchiedener Formation; ſo beim Dalaki-Paß und dem Tenk i Turkan. Der Kothul i Mullu ſteigt ſtufenweiſe an einer Flußſeite empor, bis der Pfad über einen jähen Felſen geht, um die Ebene von Chaiſt zu erreichen. Der Tenk i Alah Akbar iſt eine Trennungslinie zwiſchen zwei Hügeln. Die Felſen beſtehen aus Sandſtein, Kalkſtein, Gyps, Thon und Mergel, mit ſalzhaltigen Ablagerungen, die alle der Palaiotheriſchen Epoche angehören, aber älter ſind als die Kreideformation.

Keine Gegend macht nach Fraſer einen ſo niederſchlagenden Eindruck als das Deſchtiſtan oder die flache Gegend, durch welche die Straße von Buſchir nach Dalaki führt, beſonders im September, wo alle Erzeugniſſe des Pflanzenreichs verbrannt waren, und das Auge nirgends etwas grünes ſah, außer einige Dattelbäume, ein Paar Tamariſken oder Kapernbüſche, die ganz vom Staub bedeckt waren. Der Thermometer zeigte des Tages 103°—105° F.; man reiſt daher meiſt Nachts oder früh Morgens. Man kommt durch eine Reihe niedriger Sandhügel und Strecken von Lehmboden, die ziemlich fruchtbar ſind, aber nur wenn ſie bewäſſert werden. Dörfer findet man überall wo es Waſſer gibt, arm und ſchlecht gebaut, aber ziemlich ſtark von halbwilden Bewohnern bevölkert, deren Nahrung aus einigen Datteln und wenig Gerſtenbrod beſteht. Die Milch und die Schafe, die ſie auch halten, verkaufen ſie meiſt, wie auch die Pferde, die ſehr geſchätzt werden. Die Datteln von Dalaki ſind berühmt. Man rechnet daß jeder ausgewachſene Baum 116 engl. Pfd. Früchte gibt, 2—2 ½ Rupien werth, wovon der Landbauer 8 Pul (eine Kupfermünze = 1/56 Rupie) Abgaben zahlte, 1/8 für den Steuereinnehmer des Dorfes, das übrige an den Statthalter des Diſtricts für die Krone. Ein Garten mit 100 Dattelbäumen wurde für 300 Rupien verkauft; für jeden Dattelbaum oder jedes Feld, welche aus einer großen Quelle, die der Regierung gehört, bewäſſert werden, muß man für den Gebrauch dieſes Waſſers eine Abgabe bezahlen. Die Weizen- und Gerſtenfelder zahlen die Abgaben nach der Zahl der Thiere, die zu ihrer Bearbeitung nöthig ſind: das mit einem Eſel beſtellt wird, 8 Rupien, das mit einem Maulthier oder Pferde 16. Man rechnete auf jenes 60 Haſhmi Maunds à 116 Pfd. engl. Weizen- oder Gerſtenertrag, jener der Maunds 2 Rupien, dieſer einen werth.

Man kann ſich nach Fraſer nicht genug wundern, wie die Straße zwiſchen Dalaki und Kazerun, die durch eine der bedeutendſten Provinzen von dem erſten Seehafen eines großen Reiches zur Hauptſtadt führt, von der Regierung, wie von Privaten, ſo vernachläſſigt iſt. Die Unſicherheit des Eigenthums iſt der Fluch des bedauernswürdigen Landes. Das Dorf Dalaki ſelbſt, am Fuß des Gebirges, zeigte nach Morier die äußerſte Armuth.

Was die geognoſtiſchen Verhältniſſe des Landes betrifft, ſo trifft man nach Ainsworth, wie man die Niederung des Deſchtiſtan durch den Paß von Dalaki verläßt, eine Formation von groben Kalkſteingeſchieben, die Betten von Oſtracites, der Genera Oſtrea, Perna und Avicula, von Chamacea u. a. Acalephen enthalten,

Digitized by Google

welche meiſt Repräſentanten ihrer Arten noch jetzt im perſiſchen Golfe haben. Darüber lagert ein ſchiefriger, brauner Sandſtein, ohne Verſteinerungen, und über dieſen in den Hügeln im Norden ein compacter Kalkſtein, Mergel und Gyps, in dünnen Betten, meiſt mit einer Neigung von N. 10° W. nach NO. In dem Thal von Schapur folgt auf den braunen Sandſtein ein rother, mit ähnlichen Conglomeraten, und rother ſalzhaltiger Thon, der in Klippen mehr als 600′ über das Flußbett aufſteigt. Der erſte Paß von Süden aus, der Kotbul i Mulla, den Fraſer abgebildet hat, beſteht aus rothem Sandſtein und Conglomeraten; er liegt nach Fraſer 1 Meile von Dalaki, der Wegſteig geht in Windungen an der Seite eines ſteilen Gebirges hinauf und dreht ſich um die Ecken, welche die hervorragenden Felsſchichten bilden, wo der geneigte Boden durch die unausgeſetzte Paſſage der Karawanen ſo ſpiegelglatt geworden iſt daß die Pferde oft ausgleiten und ſtraucheln. Zuweilen ſteigt die Straße in den ſonderbarſten Windungen hinauf und ſenkt ſich ebenſo wieder herab, wendet ſich zwiſchen chaotiſchen Maſſen hin, die von den Berggipfeln herabgerollt ſind, und den Weg für Menſchen und Thiere unzugänglich zu machen ſcheinen. Man kann ſich nichts wilderes denken, ganze Seiten der Berge ſind in Stücken zerfallen und in die tiefen Schluchten geſtürzt, wo ſie Vorgebirge von Ruinen bilden; die feſten Schichten, die dem Wetter, das alle weichern Stoffe weggeſpült hat, getrotzt haben, ſieht man in mannichfachen Winkeln in gigantiſchen Lagen, unter welchen ganze Armeen Schutz finden könnten, frei hervorragen, ſie erſtrecken ſich in unterbrochener Linie, quer durch die Schluchten und Bergrücken und zeigen nur Zwiſchenräume, wo ſie der gewaltigen Einwirkung der Bergſtröme ausgeſetzt waren. An einer andern Stelle war ein ganzer Berg auseinandergeriſſen, der obere Theil hieng noch frei in der Luft und drohte die Vorüberziehenden durch ſeinen Einſturz zu vernichten. Der ganze Paß iſt nach Fraſer 14 engl. M. lang; meilenweit geht es durch überhängende Gebirge. Keine Erde bedeckt dieſe Felſen, keine Pflanze belebt ſie. Nur ein paar Büſche der wilden Mandel trieben ihre Wurzeln in die Spalten der Felſen. Dieſer Gebirgspaß endet mit einem ſchroffen Steig auf der Fläche einer der höchſten Maſſen, die von den höhern Gipfeln herabgeſtürzt ſind. Die Pferde mußten oft von einer Klippe zur andern ſchreiten, ein einziger Fehltritt und ſie ſtürzten in die Kluft hinab. Mit bewundernswürdiger Sicherheit ſchritten die Maulthiere vor; vorſichtig ihren Weg verfolgend, klommen ſie an faſt ſenkrechten Stellen empor, ſprangen raſch und ſicher von einem Felsſtück zum andern, bis ſie einen Punkt erreicht hatten, wo ſie Athem ſchöpfen konnten. Mit Scharfblick erkennend, ob ein ſchmaler Paß zwiſchen den Felſen oder um eine Klippe herum auch Raum genug für ihre Ladung von 300 Pfd. habe. Die Kamele tragen wenig oder nichts und bleiben oft entkräftet am Wege liegen. Die Perſer ritten aber mit der größten Gemüthsruhe über die gefährlichſten Stellen und trieben noch ihre Pferde an.

Die Ebene von Ghaiſt, zu der man hinaufſteigt, hat nach Ainsworth einen Boden aus Thon in See- und Flußbetten, und iſt meiſt angebaut und mit Pflanzen vom genus Glycyrrhiza und Ononis bedeckt. Niedere Hügel von Kies führen aus dieſer Ebene in andere Felſenpäſſe. Der Schapurfluß fließt zwiſchen ſteilen Abſtürzen von Sandſtein, Kalkſtein, Thon und Mergel, letzterer von dünnen Adern von Gyps durchſetzt, der Thon ſtark mit Salz geſchwängert. Der Kotbul i Kumaredſch, der aus dieſem Diſtrict in die gleichnamige Ebene führt, geht über einen abſchüſſigen 600′ hohen Felſen aus Kalkſtein, Mergel, Thon und Gyps beſtehend, mit einer Neigung von 60°. Die Straße zu ihm führt nach Fraſer durch einen Landſtrich auf einem zwar ſchlechten, aber weder ſo gefährlichen, noch ſo mühſamen Wege wie der eben beſchriebene. Die Berge ſind nicht ſo hoch, aber in mehrere verwirrte, getrennte Maſſen zerriſſen, der Felſen war nicht ſo unverwüſtlich; man ſah häufiger mit Erdboden bedeckte Stellen. Da die Wand des Gebirges, der die Straße entlang zieht, ſehr ſteil iſt, ſo lagen weniger von den Gipfeln abgeriſſene Felsſtücke auf dem Wege; aber die phantaſtiſchen Formen der Berggipfel verliehen der Gegend ein majeſtätiſches Anſehen. Der Weg ſtieg ſchroff und abſchüſſig aus dieſem Chaos empor am Rand der furchterlichen Abgründe hin, wo man glaubt daß kaum eine Geis würde vorbeiklettern können. Die Laſtthiere ſchreiten aber raſch und vorſichtig zwiſchen den Felsſtücken oder auch in das Gebirge eingehauene Stufen hin. Der letzte Theil der Straße iſt beſonders rauh und unwegſam, und Fraſer hatte nie eine unwegſamere und rauhere Straße für Laſtthiere von ſolcher Ausdehnung geſehen, als die dieſer beiden Kotbuls.

Die Ebene von Kumaredſch iſt nach Ainsworth etwa 8 engl. M. lang, 5–6 breit. Im Norden ſenkt ſich eine Verlängerung der hohen Kalkſteinreihe, welche die Ebene von Kazerun begränzt, etwas hinab, hebt ſich dann aber wieder und bildet im SW. hohe Abſtürze. Im Süden begränzt das Thal eine Hügelreihe aus Kalkſteinbreccien, die unter den Kalkſtein, Gyps und den ſalzhaltigen Thon hinuntergehen, welche den ganzen Weſttheil des Thales einnehmen. In den Hügeln, unmittelbar über dem Dorf Kumaredſch, iſt eine runde 200′ tiefe Ausböhlung, auf deren Boden eine 40′ dicke Ablagerung von Seeſalz und Erdharz ſich findet. Bei Kumaredſch bemerkte Quſeley noch auf einem Hügel das Caſtell von Farkad in Ruinen. Nach Kämpfer ſah man noch die Reſte von Hunderten ſolcher Bergforts in Fars. Der Türkenpaß (Tenk i Turkan) führt von dieſer Ebene in die von Kazerun. Weniger ſteil und hoch als die früheren, iſt er intereſſant als die Trennungslinie zwiſchen dem Kalkſtein des Südens und dem Gyps des Nordens, der, zu der tertiären Kreideformation gehörig, ganz verſchieden iſt von dem von Paris. Das Thal von Kazerun iſt 30 engl. M. lang, 7 breit, im Süden die Gränze aber willkürlich. An beiden Seiten erheben ſich hohe Kalkſteinmaſſen, die einwärts dem Centrum zu abfallen; die Nordſeite des Thales nehmen niedrige Gypshügel ein, eine Fortſetzung der Kumaredſch-Formation. Der Felspaß, in welchem die Basreliefs von Schapur ausgehauen ſind, im engſten Thale, wo er 30 Yards nach Morier — nach Johnſon ſonſt 200 Yards — breit iſt, beſteht nach Ainsworth aus Kalkſteinlagen, die auch im Norden und Süden ein tiefes Thal von 2 engl. M. Durchmeſſer mit mauerartigen, 4—500′ hohen Abſtürzen umfaſſen. Die berühmte Grotte von Schapur, in der Mitte des nördlichen Halbkreiſes, hat eine Ausdehnung von 464 Schritten, iſt voll von Stalaktiten und Stalagmiten, der Eingang 30 Fuß über der Baſis des Mauerabſturzes. Am Südoſtende des Thales von Kazerun, das 2772′ hoch liegt, ſinkt die ſüdliche Felſenreihe bedeutend, und endet an einem abgebrochenen Felſen, aus deſſen Seite ein unterirdiſcher Strom fließt, wohl der Ausgang der Gewäſſer der Ebene von Dſchte-Arjun. Die Waſſer ergießen ſich in die See am Südende der Ebene. Wir haben ſchon erwähnt daß Fraſer die Stadt Kazerun als einen Haufen Ruinen fand, obwohl es noch ein bedeutender Marktplatz war. In der Ebene ſieht man viel Weizen und Gerſte auf Feldern die durch unterirdiſche Canäle bewäſſert werden, denn im Thal gibt es wenig oder gar kein Quellwaſſer. Die vielen Canäle, die aber jetzt ganz verſtopft ſind, zeigen daß das große Thal, welches der Schapurfluß jetzt bewäſſert, früher weit beſſer bevölkert war.

Acht Meilen vom Türkenpaß ſteigt die Straße über eine andere Bergkette durch den Paß der Tochter (Kotbul i Dochter), den

Digitized by Google

Ouſeley (I. Tab. 20) nach einer Zeichnung von Major d'Arcy abgebildet hat, über einen 600′ hohen perpendiculären Felſen aus Kalkſtein zu der Ebene Abdui mit ſchönem Eichenwald, wie auch die Abhänge der Hügel. Ein paar Kaufleute Hadſchi Mohammed Huſſein und ſein Neffe, deren Karawanen hier beſtändige Verluſte erlitten, hatten nach Fraſer den Paß der Tochter an den ſchlechteſten Stellen ausbeſſern laſſen, und Geländer oder Bruſtwehre nach Ouſeley errichtet, ſo daß man ihn verhältnißmäßig ſicher, obwohl immer noch mit unendlicher Anſtrengung, paſſirte. Die Ebene von Abdui ähnelt nach Ainsworth der von Kazerun, nur daß im Süden die engüberſtehenden Bergreihen, ſtatt parallel fortzulaufen, in einer Curve zuſammenkommen, wie bei der Ebene von Deſcht-Arjun. Zwei Päſſe führen über die Berge aus jener in dieſe, der ſüdliche (der alte Weiberpaß, Kothul i Pir a Zun, der nach Fraſer 4 engl. M. von Abdui beginnt und 7 engl. M. lang iſt), iſt ein Pfad, der einfach über den untern Theil des Kammes der Bergreihe direct in die Ebene führt. Beim Aufſteigen nach dem Pir a Zun, dem höchſten Theile der Gebirgsreihe, überſieht man nach Morier von einer Anhöhe, unfern der Heerſtraße, ganz genau die fünf Bergreihen, die man von Buſchir her allmählich erſtiegen hat; dazu noch die Ebene von Deſchtiſtan und zuletzt ſchwach am Horizont die See. Im März lag an manchen Stellen des Pir a Zun noch Schnee. Der nördliche Paß, oberhalb dem Dorf Abdui, geht zum Theil durch einen Felſenſpalt und, nachdem die Bergreihe überſtiegen iſt, ſüdlich längs einem engen, rauhen, 8 engl. M. langen Thale, von hohen jähen Felſen aus Kalkſtein umgeben, die auf Mergel, Thon und dünnen Kalkſteinbetten ruhen. Man findet in dieſem Centralkalkſtein Verſteinerungen von Molusken, in andern herrlichen Zoophyten vor. In erſtern Ostraciten, Cardinaceen, Buccanoideen, vorzüglich gigantiſche Pernae und Conus, zu Schapur Cerithiæ, Turrulites, Belemniten und Ammoniten; dieſe aber auch oberhalb Dalaki; der gelbe Kalkſtein des Tochterpaſſes lieferte vornehmlich Pecten und Arcæ. Ainsworth glaubt daß dieſe kreideartigen (supra cretacious) Felſen von Fars der Miocen-Epoche angehören. Eine engl. Meile geht es abwärts durch Eichenwald in die Ebene von Deſcht-Arjun, mit einem kleinen See, ohne ſichtlichen Abfluß, durch einen unterirdiſchen Fluß, der aus dem Felſen kommt, genährt. Man zieht hier Reben in einzelnen Büſchen, ohne Pfähle, die den größten Theil des berühmten Schirazwein liefern. Auf dieſe Ebene folgt eine Gegend von niedrigen Hügeln aus Kalkſtein, Mergel und Gyps, bis eine höhere Bergreihe aus Sandſtein und rothem ſalzhaltigen Thon vor die Ebene von Schiraz hintritt. Ein meiſt ſteiniger und beſchwerlicher, doch nicht ſteiler noch gefährlicher Weg führt nach Schiraz. Man kommt nach Fraſer über wilde Haidenflächen durch Hohlwege, unregelmäßige Sandhügel mit Büſcheln von trockenen ſtachligen Kräutern, verwelkten aromatiſchen Pflanzen bedeckt, zwiſchen welchen Hunderte von rothbeinigen Rebhühnern herumlaufen. Man ſieht Horden von Iliat (Wanderſtämmen) mit großen Heerden Rindvieh, Schafen, Pferden, Eſeln, wie Zigeuner, aber wilder und romantiſcher herumziehen.

Die Ebene von Schiraz beſteht nach Ainsworth aus Schlick und Schlamm, der durch Bewäſſerung zum Behuf des Anbaues von Reis, Kürbiſſen, Gurken und andern Gemüſen auf das Land gebracht worden iſt. Es wurden weder Meer- noch Landſeemuſcheln entdeckt.

Der Paß Tenk i Alah i Akbar beſteht erſt aus Kalkſtein aus dem das Flüßchen von Ruku-Abad, einige Meilen weiter öſtlich aus Sandſtein, auf dem weiterhin Kalkſtein lagert, mit denſelben Muſcheln, wie ſie die nackten Hügel von Merdaſcht zeigen. Die Ufer des Kur-Ab (Cyrus) und Bend-Emir beſtehen aus ihren Flußablagerungen. Die einzigen Vegetabilien im Diſtrict von Perſepolis ſind einige Salzpflanzen (Salicornia und Salsula), gelegentlich eine Thamerix und Süßholz. Die Salzpflanzen und Meeresmuſcheln, ſowie der Salzſee von Bakregan weiſen auf die jüngſte Exiſtenz des Meeres in der Nähe hin. Ainsworth bringt damit den Golf zuſammen, qua Pasargadas septimo die navigatur, nämlich mittelſt des Stiligagus des Plinius und des Agrodates von Strabo. Gleich hinter Zergun, nach Morier 16 engl. M. von Schiraz, geht eine Kette von Steinfelſen an, und nachdem er eine kleine Raſenebene, die hinter die Zergungebirge zurücktritt, zurückgelegt hatte, an deren äußerſtem Ende eine Menge Brunnen- und Waſſerräder zur Bewäſſerung einer Tabakspflanzung dienten, gieng er über einen Winkel der Gebirge, welche die ſüdliche und weſtliche Gränze der großen Ebene von Merdaſcht bilden. Ein wunderlich geſtalteter Fels ſchließt die Reihe der Berge, hinter welchem wieder neue außerordentlich geſtaltete Berge ſich erheben, die einen Halbkreis ungeheurer, ſtaunenswerther Felſen bilden. Dieß iſt der merkwürdige Fels Nokera Khonah, der Trommelplatz genannt. In den Tagen Dſchemſchid's ſoll nämlich der Trommel- und Trompetenlärm nach den jetzigen Perſern hier ſo groß geweſen ſeyn daß man ihn in ſeinem Palaſt Tſchilminar, 9 engl. M. davon, habe vernehmen können. Der Bend-Emir fließt dicht an ſeinem Fuß vorbei durch eine Brücke von 13 Bogen und fällt darauf zugleich 30—40′ hoch über einen geneigten Damm in ein neues und weiteres Bett. Das Bauwerk ſchien in Verfall zu gerathen, aber über 700 Jahr alt, mußte es nach tüchtigen Grundſätzen erbaut ſeyn. Der herabſtürzende Fluß mit ſeinem Schaum und Geröſe zeigt wohl ein in Perſiens eintöniger Landſchaft ſeltenes Gemälde. Das Gebiet von Merdaſcht enthielt 17 Dörfer, welche 40,000 Tomans oder 30,000 Pfd. St. an die Regierung zahlen ſollten. Der Boden dieſer Ebene iſt im ganzen minder ſteinig als der von Schiraz, und beſteht hauptſächlich aus Mergel, im NO. vornehmlich aus Lehm, der nach Regengüſſen die Straße unwegſam macht. Der Bend-Emir durchzieht ſie von Norden nach Süden; der Polbar von O. nach W. Einige kleinere Ströme hat ſie außerdem noch; dennoch klagt man über Waſſermangel. Es fehlt aber eigentlich nur an Einwohnern und Anbau in Folge des Druckes der Regierung; nur einzeln ſieht man Kornfelder. Die Ebene iſt der Lieblingsaufenthalt der Iliat, welche die ſchönen, natürlichen Triften benutzen und in dem unangebauten Lande überall ungehindert weiden. Im N. ſieht man in der Merdaſcht-Ebene mehrere abgeſonderte Felsmaſſen, die mit den umgebenden Gebirgen nicht zuſammenhängen. Eine davon iſt der Fels Iſtakhar; er erhebt ſich unmittelbar aus einem jähen, kegelförmigen Berge, wohl 1200′, oder in ſenkrechter Höhe 500′ hoch. Der Anſtieg zum Gipfel war ſchwierig, oben ſind nur ein paar Sträucher und Ruinen; man ſieht von oben die Bergreihe, welche die Ebene von Schiraz nach S. begränzt, im W. eine Berggegend, wo der Koh-Schiſchpier, mit Schnee gekrönt, hervorragt; im Vordergrund erhebt ſich ein anderer ähnlicher Fels mit den Trümmern der Burg Schahreks.

Digitized by Google

Reiſebriefe aus Indien.

Von Tſchittor (Chittore) nach Ruſſirabad (Russeerabad).

VII.

(Von Dr. Georg v. Liebig.)

Am 8 September giengs weiter, Morgens um 6 Uhr zog ich mit meiner kleinen Karawane an den Fluß, konnte aber noch nicht hinüber, weil er vom Nachtregen geſchwollen war, und mußte wieder zurück. Erſt um 11 Uhr, bei einem zweiten Verſuch gelang es, aber die Zeit dazwiſchen verſtrich nicht müßig. Ich ließ ſechs neue irdene Töpfe holen, kugelrund und von einem Fuß Durchmeſſer. Auf dieſe wurde über die Mündungen ein Gitter von Bambusſtäben mit Bindfaden befeſtigt, etwa 5 F. lang und 2½ F. breit; ſo zwar daß an jeder Ecke ein Topf ſich befand, und zwei in der Mitte der längeren Seiten. Dieſem ſchwachen Floß vertraute ich mich an, meinen Sattel als Sitz gebrauchend; zwei Männer zogen es gehend und ſchwimmend über das Waſſer — eine ſehr gebräuchliche Art in Indien über Flüſſe zu ſetzen. Die Männer meines Gefolges zogen die Kleider aus und begaben ſich in den Fluß. Die Kamele mit ihren langen Beinen waren ſtark genug mit der Ladung auf dem Rücken, dem Strom Widerſtand zu leiſten und die Furt zu durchſchreiten, mein Pferd ſchwamm, und das Floß gieng hin und her um Weiber, Kinder und Gepäck hinüberzubringen. Glücklich gelandet, beſtieg ich das Pferd und ritt meinen Leuten voraus. Weiße Sommerwolken zogen mir hoch oben mit Südweſt voran, und ein gelegentlicher Schauer, den ein unterer Nordoſt-Strom ihnen entriß, erfriſchte den Reiſenden und verſchönerte die Landſchaft. Zwiſchendurch war übrigens die Sonne ſo heiß daß ſie mir überall, wo ſie die Haut treffen konnte, Blaſen zog — nämlich in der Nähe der Handgelenke, wo zwiſchen Aermel und Handſchuh ein kleiner Raum frei blieb, und im Nacken. Das verdarb mir aber die gute Laune nicht, und ich erfreute mich der reizenden Hügellandſchaft, der grünen Dſchungel und der ſchönen weidenden Reiterkamele, welche genügſam die Dornen fraßen, und war voll Hoffnung auf die glückliche Vollendung meiner Reiſe. An anderweitiger Unterhaltung fehlte mir's auch nicht. Mein Pferdeknecht, der geduldig nebenher lief mit den Hühnern in der Reiſetaſche, war immer bereit das Pferd zu halten wenn ich abſtieg, um meine Bekanntſchaft mit dem alten Granit und Gneiß zu erneuern. Hie und da wurde ein Wort gewechſelt mit einem reitenden Sipahi, welcher aus dem Urlaub kommend den kleinen Pony oder Tattu (Tattoo), der ſein Gepäck trug, vor ſich her trieb und militäriſch ſalutirend ſich nach dem Waſſerſtand des Fluſſes erkundigte. Es iſt ein wahres Vergnügen dieſe Leute unterwegs zu treffen; die höflichen Formen der hindoſtaniſchen Sprache erlauben eine reſpectvolle Unterhaltung, und der gemeinſame Dienſt iſt ein Band das Officier und Soldat in der Fremde einander nähert. Das Regiment iſt die Heimath des Sipahi. Bisweilen traf ich auch überraſchende Wechſel der Landſchaftsbilder: eine alte Burg die plötzlich hervortrat, oder hoch oben auf dem Berg die dunkle Oeffnung eines in den Fels gehauenen Tempels mit ſtehen gelaſſenen Steinſäulen.

Einmal ſtieß ich auch auf eine wandernde Bande von Schmieden und Keſſelflickern. Vielleicht 12 Ochſenkarren ſtanden umher, mit Mattendächern gegen den Regen geſchützt, und vor jedem war ein Amboß vor der Schönwetterſeite, um welchen herum die Familie kocht und arbeitet. Ein altes Weib hebt die Blaſebälge, und die Männer hämmern drauf los. Sie machen Schlöſſer, Riegel, Pflugeiſen u. ſ. w. für das benachbarte Dorf; das Eiſen, welches als Bohnerz in vielen Gegenden Indiens in oberflächlichen Nieren oder loſen Gerölle vorkommt, oder auch bergmänniſch gewonnen wird, ſtellen die Eingebornen, wo es ſich findet, in kleinen Taſchen- oder Handhochöfen dar, ſo daß nur kleine Mengen gewonnen werden. Zur Feuerung dient Holzkohle und Kuhmiſt. Die wandernden Schmiede nennt man hier Marwarries, weil ſie von der unfruchtbaren Landſchaft Marwar nordweſtlich von den Aravallibergen herkommen. Im Dekkan nennt man ähnliche Banden, die ſich auch mit Korb- und Mattenflechten und Stehlen abgeben, Giſſaries (Giſſarees). Dieſe Leute verſtanden mein Hindoſtaniſch nicht, und mein Reitknecht mußte dolmetſchen. Eine kleine Silbermünze wollten ſie nicht als Geſchenk annehmen; ich kann mir kaum erklären warum, ſie müßten gerade den Werth des Silbers nicht kennen — aber Kupfer hatte ich nicht bei mir. Nachmittags gegen 4 Uhr ruhte ich in einem kleinen Gebirgsthälchen im Schatten eines Hains von großen Aegien und Banianbäumen, der eine Quelle und mehrere kleine Tempel barg. Vor mir hatte ich eine ſchöne Gruppe von Dattelpalmen. Da ich ſo ſpät aufgebrochen war, verzog ſich meine Ankunft bis in die Nacht, die um etwa 6 Uhr ſchon eintrat. Der Weg wurde immer ſchlechter, da während des Tages in der Gegend die ich nun betrat, ſtarke Regengüſſe gefallen waren. Neue Wolken hatten ſich angeſammelt, und nur Blitze zeigten den Weg; es war ſo dunkel daß ich meinen Reitknecht nur ſehen konnte wenn er dicht neben dem Pferd gieng. Ich mußte im letzten Dorf, welches ich bei Sonnenuntergang erreichte, einen Führer nehmen, dem zur Vorſicht ſein Lota oder meſſingenes Trinkgefäß abgenommen wurde, damit er uns nicht entlaufen möchte, was uns in große Verlegenheit gebracht haben würde. Die Eingebornen haben wenig Vertrauen auf einander. Um 9 Uhr Abends erreichte ich endlich hungrig und durſtig Hamierghur (Hameerghur), wo ein Travellers-Bangala ſteht. In der Nähe desſelben ſchlug ich im Dunkeln, durch ein Licht verleitet, eine falſche Richtung ein, und traf auf ein Zelt in welchem ein anderer europäiſcher Reiſender Raſt machte. Ich fand da Herren und Diener, mit Kameltreibern, Sipahis und einer Ziege, alle in einen engen Raum zuſammengepfercht, da wegen des Regens die Leute im Freien nicht ſchlafen konnten. Der Europäer war ein Artillerie-Sergeant, ſchon ſeit drei Monaten auf dem Marſch und zu Fuß; er kam von Peſchauer im Pandſchab und gieng als Inſtructor zu einem abgelegenen Bielcorps. Er verſah mich mit einer Taſſe Thee, und etwas hartem geräuchertem Fleiſch, und wir verplauderten die Zeit, bis ein entferntes Licht die Annäherung meines Kamelzugs verkündigte. Die armen Leute hatte einen ſchweren Marſch gehabt, bis an die Knöchel im Schmutz und Waſſer, und die Kamele rechts und links in der Dunkelheit auf den ſchlüpfrigen Pfaden ausgleitend. In ſolchem Wetter werden die Kamele ganz unbrauchbar, da ſie mit ihren breiten gepolſterten Füßen leicht ausgleiten, und dann oft nicht Kraft genug haben ihre langen Beine wieder zuſammenzubringen. Man muß ſie alsdann abladen, um ihnen aufzuhelfen. Ich hatte faſt die Hoffnung aufgegeben meine Leute noch denſelben Abend zu ſehen, und lobte ſie für ihre Standhaftigkeit, die ſie ſich kaum zum Verdienſt anrechneten. Der Naik (Korporal) ſagte: Was blieb uns übrig? Der Sahib hatte befohlen, und wir hatten zu gehen: ſolange dieſe Leute Vertrauen zu ihren Führern haben, kann man alles mit ihnen durchführen. Als wir am nächſten Morgen unſere Reiſeabenteuer verglichen, erzählte mir der Sergeant, der ein ſehr intelligenter Mann war, auf welche Weiſe er einſt als Griffin einen Fluß paſſirte. (Griffin, daſſelbe mit Bezug auf Europäer in Indien, was die Benennung Fuchs auf der Univerſität meint, das erſte Jahr iſt man Griffin). Vier Eingeborne,

Digitized by Google

deren Geschäft es war Reisende über den Fluß zu bringen, hatten sich verbindlich gemacht John Bull auf seiner Bettstelle über das Wasser zu tragen, indem jeder einen Fuß derselben faßte. Als sie in der Mitte waren, und bis an die Schultern im Wasser standen, hielten sie still, und bemerkten dem Sahib daß er nun doppelt so viel geben müsse als vorher ausgemacht war, wenn er hinüber wolle. Der Britte wurde über diese Unverschämtheit so aufgebracht daß er mit seinem Stock auf die Köpfe der Spitzbuben losbämmerte, die ihn natürlich fallen ließen, so daß er den Rest des Weges schwimmen mußte. Hamierghur (Hameerghur) ist ein kleines Radschputtstädtchen mit Fort, dessen Besitzer dem Rana von Odipur tributpflichtig ist. Ein Morgenspaziergang durch das Städtchen gab mir eine ziemlich offene Darstellung des Handels und Wandels der Einwohner. Am liebsten sehe ich immer die Kinder, wie sie in der Schule oder der Veranda des Hauses sitzend mit ihren Tafeln lesen und schreiben lernen. Große Holztafeln werden gleichmäßig mit einem feinen Sand überstreut, und da hineinschreiben sie mit einem Stäbchen. In allen festen Dörfern Indiens findet man die Kinder auf diese Art beschäftigt. Oft wenn man an der Schule vorbeigeht, hört und sieht man die Kleinen im Chorus das Einmaleins oder ihre Aufgaben absingen. Man kann wohl annehmen daß die Kunst des Lesens, Rechnens und Schreibens in Indien weiter verbreitet ist als in manchen Staaten Europa's, wenn man die neueren statistischen Zusammenstellungen über Volksunterricht vergleicht. Meine Diener konnten immer in ihren Sprachen Rechnungen führen und Briefe schreiben, wozu sie mich oft um Papier baten. In Bengalen wo ich jetzt bin, schreiben die Leute auf dem Land mit einem Eisenstift auf Palmblätter, die, wie mir einer meiner Diener neulich rühmte, den Vorzug haben im Regen nicht zu verderben.

Im Radschputtlande sind die Häuser der Dörfer größer und solider gebaut als in den gleichmäßig wärmeren und mehr fruchtbaren Gegenden Indiens, wo man nur Hütten aus Plamblättern und Bambus findet. Die Weiber tragen hier statt der Sarie (der leichten Kleidung an der Küste), welche ich euch früher beschrieb, einen Rock der von den Hüften auf die Füße herabfällt. Der Oberkörper wird in ein Leibchen und Tuch gehüllt. Sie lieben blau und roth, und ihr Zeug wird im Lande gefärbt. Ich sah eine Färberei hier: in großen Kesseln die im Freien in die Erde gemauert sind, wird das Zeug mit dem Farbestoff der Pflanzen gekocht. Leider vermisse ich genauere Notizen über den Proceß in meinem Tagebuch. Das Fort von Hamierghur steht auf einem isolirten Hügel, aus Gneiß von Granit durchbrochen. Die Abhänge derselben sind ziemlich steil und oben rings mit Brustwehren umgeben. Nicht ganz in der Mitte derselben, nahe dem Abhang einer Seite, steht das eigentliche Fort; ein von hohen Mauern, die weniger als 100 Schritte lang sind, eingeschlossenes Quadrat, mit einem runden Thurm an jeder Ecke, der die Mauer etwas überragt. Das Thor ist doppelt; durch das Aeußere konnten wir passiren, allein das Innere war verschlossen. Auf unser Klopfen wurde ein Schieber darin zurückgeschoben, hinter dem ein Radschputtsoldat zum Vorschein kam. Er rieth uns wieder hinabzusteigen, da wir ohne Paß vom Rana nicht hinein könnten. Außer diesem Radschputt und einigen großen Affen, die auf der Mauer herumliefen und mißtrauisch auf uns hinabsahen, schien das Fort keine Besatzung zu haben.

Im Laufe des Tages erhielt ich einen Gast; es war ein Offizier aus Nusstrabad, der auf Pferden, die alle 10 Meilen stationirt waren, den Weg nach Niematsch (wohin er zum Wettrennen eilte), schneller zurücklegte als ich es konnte. Er erzählte mir daß einer seiner Freunde der Krankheit halber von Nusstrabad auf Urlaub gehe, und, wie ich, mit Sack und Pack marschire, bei dem Uebersetzen über einen der Flüsse, die mir noch bevorstanden, durch die Gewalt des Stromes zwei Kamele sammt ihren Ladungen verloren habe. Das war keineswegs ermuthigend, allein ich war des Wartens müde, und setzte am nächsten Morgen meine Reise unter einem feinen Staubregen und trüben Wolken fort, hoffend daß es sich aufklären werde.

Notizen über Niederländisch-Indien.

(Von Dr. Friedmann.)

V. Weitere Mittel zur Beförderung der Landescultur. — Ausrottung des Tigers. — Art den Tiger zu fangen. — Tigergefechte. — Beförderung der geistigen Cultur unter dem Volk u. s. w.

(Fortsetzung.)

Die holländische Regierung hat es sich nie zur besondern Aufgabe gemacht möglichst viele Proselyten für die christliche Kirche unter den Bewohnern des Archipels, und am wenigsten unter den Mohammedanern zu gewinnen. Man läßt zwar die holländischen und selbst die englischen Missionäre, insofern sie sich innerhalb der Schranken des Gesetzes bewegen und der persönlichen Freiheit des einzelnen keinen Eintrag thun, ihr Werk ungestört verrichten, doch erwartet den neuen Bekenner des Christenthums keinerlei staatsbürgerlicher Vortheil oder Bevorzugung vor seinen mohammedanischen Brüdern. Weder seine Beförderung im Heer geht rascher vor sich als zuvor, noch werden ihm Aemter angeboten, sondern man achtet ihn, insofern man seinen Religionswechsel als die einzige Folge innerer Ueberzeugung hält, sowie man auch den mohammedanischen Einwohner achtet, der die Pflichten des Unterthanen mit seinen religiösen Satzungen zu vereinigen weiß. Aus diesem Grund, da ja überall dem Religionswechsel in der Regel irdische Motive zu Grunde liegen, bleiben die Javanen bei dem Glauben ihrer Väter. Hingegen sind die Bewohner der molukkischen Inseln Amboina, Banda, Ternate seit längerer Zeit Bekenner der christlich-reformirten Kirche. Der Mohammedanismus ist aber auch der Regierung in ihren Unternehmungen und Culturbestrebungen keineswegs hinderlich, und noch nie war es die Religion welche die Fackel des Krieges und des Aufruhrs als erste Ursache anfachte, sondern es diente diese nur als Vorwand bei den Anführern der Javanen nach ausgebrochenen Differenzen, um ihre Untergebenen durch fanatischen Eifer zum muthigen Kampfe anzuspornen. In den zahlreichen Friedenstractaten welche die holländische Regierung seit ihrer Niederlassung in Indien bis auf die neueste Zeit mit den inländischen Fürsten eingieng, war nie von Religionsangelegenheiten, sondern nur von rein politischen Verhältnissen die Rede. Denn weder die freie und ungehinderte Religionsübung, insofern diese nicht der allgemeinen Moral und Sittlichkeit widersprach, wurde den unterworfenen Völkern jemals beanstandet, noch duldete man Eingriffe gegen die persönliche Freiheit durch Missionäre, die häufig, wie die Erfahrung vielfach lehrt, mit der Bibel in der Hand heimliche politische Zwecke verfolgen. Die Regierung nimmt den mohammedanischen Cultus zum Theil selbst in ihre Hände, sie verleiht den höhern Priestern Titel und Würden, und unterstützt ärmere Gemeinden in ihren kirchlichen Ausgaben. Es ge-

Digitized by Google

nießen die mohammedanischen Gemeinden selbst Vorrechte vor den christlichen, wie wir aus dem Bericht des Generalgouverneurs vom Jahr 1853 ersehen. Als nämlich ein Resident bei dem Rath von Indien die Anfrage stellte, ob es einer mohammedanischen Gemeinde gegönnt sey aus den zu den Staatsdomänen gehörigen Wäldern sich das nöthige Holz unentgeltlich zum Bau eines Tempels zu holen, wurde ein für allemal beschlossen daß die mohammedanischen Gemeinden in Folge des ihnen von Seite der Regierung zugesagten Schutzes auf diese Gunst billigen Anspruch machen können. „Die inländischen Gemeinden," heißt es in dem betreffenden Beschlusse, „können in dieser Hinsicht nicht mit den christlichen verglichen werden, indem man letzteren ohne Unbilligkeit dasjenige versagen kann, was man der mohammedanischen Bevölkerung nicht verweigern wird." Im Jahr 1854 wurde für den mohammedanischen Cultus die zwar nicht sehr bedeutende Summe von 45,000 fl. verausgabt, doch sehen wir aus dem Factum daß einerseits die Regierung die Aufrechthaltung des mohammedanischen Gottesdienstes sich angelegen seyn läßt, während andrerseits die Bekenner des Islams es nicht verschmähen eine christliche Regierung um Unterstützung für den Dienst der Moscheen anzugehen. Es zeigt sich auf Java wie auch anderwärts daß auch die Bekenner des Islams, obgleich manche Aussprüche des Korans in Bezug auf den Ungläubigen etwas hart klingen und ihm besonders die jenseitige Glückseligkeit abgesprochen wird, dennoch, ohne dem Wesen ihres Glaubens untreu zu werden, bildungs- und entwicklungsfähig sind, und sich den allgemeinen Fortschritten der Cultur wohl anschließen können.

Es gibt indessen eine durch den mohammedanischen Glauben angeordnete Satzung, welche die Veranlassung zum religiösen Fanatismus werden kann, nämlich die Wallfahrten nach Mekka. Alljährlich ziehen eine Anzahl Pilger aus Java und andern Theilen des Archipels nach der Stadt des Propheten, um sich dort durch Gebet und erhoffte Belehrung im Glauben zu stärken. Während die Pilger mit den arabischen Priestern in Berührung sind, unterlassen diese nicht die Bewohner des fernen Ostens dringend zu ermahnen, das durch die „Ungläubigen" auferlegte Joch von sich abzuschütteln. Seyd ihr nicht an Zahl wohl hundertmal stärker als jene Fremdlinge, und kämpft ihr nicht im Namen des Propheten, dessen Heere alle Völker der Erde unterworfen? Durch ähnliche Reden angereizt und durch religiöse Schwärmerei erregt, betritt der Mekkapilger mit dem Titel eines „Hadschi," d. i. eines Eingeweihten, der das Grab des Propheten gesehen, seine Heimath wieder und übt, da er seiner Reise wegen von seinen Landsleuten geehrt ist, keinen geringen Einfluß auf diese aus. Kein Wunder daher daß die holländische Regierung von jeher ein wachsames Auge auf die Pilger hatte, und die Zahl derselben nicht allzusehr anwachsen ließ. Es besteht ein Gesetz daß niemand ohne Erlaubniß der Districtsbehörde eine Pilgerreise nach Mekka unternehmen darf, und wird der gegen das Gesetz Handelnde mit Verbannung bestraft. Auch bestand bis zum Jahr 1852 eine Steuer, die jeder Wallfahrer vor seiner Abreise entrichten mußte, aber im genannten Jahre abgeschafft wurde. „Die Regierung," heißt es im Bericht des Generalgouverneurs von 1853, „hält es nicht für rathsam Recognitionsgelder zu erheben von den nach Mekka pilgernden Personen, da eine solche Steuer Verdacht erwecken könnte, als wollte man dem Mohammedaner hinderlich seyn in der Ausübung einer seiner heiligsten religiösen Pflichten, welche Handlungsweise im Widerspruch wäre mit dem angenommenen Princip die traditionellen Einrichtungen beim Inländer, so weit es thunlich ist, nicht zu stören." Wir finden auch daß manche Javanen sich widerrechtlich den Titel Hadschi aneignen, ohne in Mekka gewesen zu seyn, offenbar zu dem Zweck um sich in Ansehen zu setzen, zur Ausführung von politischen Zwecken. Auch dagegen schreitet die Regierung ernstlich ein und sucht die Mitwirkung der inländischen Vorgesetzten zur Abhülfe dieses Unfuges zu erlangen. Der hohe Rath von Niederländisch-Indien erließ über diesen Punkt im Jahr 1854 ein Rescript an die Residenten (Districtsvorsteher), „sie mögen den inländischen Regenten bekannt machen daß den eingelaufenen Berichten zufolge die Wallfahrten nach Mekka, in Vergleichung zur Größe der Bevölkerung, nicht in der Weise zugenommen haben daß eine Gefahr für das öffentliche Wohl zu befürchten wäre, sowie auch die unrechtmäßige Annahme des Titels Hadschi nicht so häufig vorgekommen ist daß die niederländische Regierung besondere Maßregeln dagegen zu nehmen sich veranlaßt sieht. Deßhalb mögen die inländischen Regenten und Vorsteher noch ferner die Aufsicht über die Wallfahrten handhaben. Es soll ihnen aber eingeschärft werden, zu trachten daß auch ferner die Regierung sich jeder Einschreitung in Betreff der stattfindenden Wallfahrten enthalten könne, welches dadurch bewirkt werden kann daß sie in Uebereinstimmung mit den Geistlichen die gehörige Wachsamkeit beobachten, damit nicht die Erfüllung einer religiösen Pflicht Anlaß zur Störung der öffentlichen Ruhe werde."

Was die Zahl der Wallfahrer anlangt, worüber genaue Listen geführt werden, so zogen von Java im Jahr 1854 1295, im vorausgegangenen Jahre 953 nach Mekka. Ein großer Theil der Wallfahrer bleibt indessen lebenslänglich im Lande des Propheten, worüber die Regierung keineswegs ungehalten ist. Denn im Jahr 1853 kehrten nur 310, im darauf folgenden Jahre 480 Pilgrime aus Mekka zurück.

Die christliche Kirche theilt sich in den von Europäern bewohnten Theilen von Niederländisch-Indien in die der Zahl nach schwächere katholische, und die am meisten Bekenner zählende reformirte Kirche. Im Jahr 1854 war die Zahl sämmtlicher Europäer und der mit ihnen gleichstehenden Personen auf Java 18,471, sowie in den übrigen Theilen des Archipels 4500, also zusammen 22,971 Seelen. Nehmen wir an daß etwa der vierte Theil derselben sich zur katholischen Confession bekennt, so ist die Gesammtzahl der Katholiken in Niederländisch-Indien nur 5—6000. Die Anhänger der reformirten Kirche aber sind deßhalb sehr bedeutend, weil zu ihnen fast die ganze Bevölkerung der Molukken, sowie noch eine große Anzahl anderer Eingebornen gerechnet werden muß welche, wenn sie zur christlichen Kirche übergehen, gewöhnlich den reformirten Glauben annehmen. Ein Bischof, dessen Sitz zu Batavia ist und der sich Episcopus Colophonite in partibus infidelium nennt, leitet unter dem Schutz der Regierung die kirchlichen Angelegenheiten aller im Archipel zerstreuten Katholiken. Im Jahr 1854 bekleidete Hr. P. M. Vranken diesen Posten. Nachdem dieser jedoch in demselben Jahre mit Urlaub nach Europa ging, versah der Prälat Van der Grinten interimistisch die Stelle. Das katholische Bethaus zu Batavia ist eine steinerne, im gothischen Styl erbaute Capelle, in deren Innerem wenig Verzierungen und Bilder sich befinden. Auch zu Surabaya und Samarang sind ähnliche Bethäuser, während in den kleineren Ortschaften die Capellen zum Theil aus Bambus erbaut sind.

Zahlreich sind die Geistlichen und Missionäre der reformirten Kirche in Niederländisch-Indien, und die Regungen im religiösen Gebiete sind in jenen Ländern nicht weniger lebhaft als in irgendeinem europäischen Lande. Ein Blick in die von dem Prediger Meunier zu Batavia herausgegebene „Zeitschrift zur Beförderung des christlichen Lebens in Niederländisch-Indien" kann uns davon

Digitized by Google

überzeugen. Nicht der Geist der verstockten Orthodoxie, der Intoleranz gegen Bekenner anderer Confessionen, sondern wahre, jedem Unbefangenen Achtung einflößende Religiosität wird zu verbreiten gesucht. Deßhalb ist es den würdigen Kirchenvorstehern nicht so sehr um die Ausbreitung der christlichen Confession als um die des „christlichen Lebens" zu thun, so daß auch die Regierung, in demselben Geiste handelnd, nur gegen diejenigen Gebräuche und Sitten der verschiedenen Völkerstämme mit Macht einschreitet, welche entweder der allgemeinen Sittlichkeit widersprechen oder das physische Wohl bedeutend benachtheiligen, im übrigen aber nur durch Milde und gutes Beispiel ihre Culturentwicklung zu fördern sucht. Die Kirchenvorsteher suchen auch mit Kraft der verderblichen Zersplitterung der Kirche in verschiedene Secten entgegenzuwirken, und haben erst in neuester Zeit eine Vereinigung der protestantischen Gemeinde mit der evangelisch-lutherischen in Niederländisch-Indien zu Stande gebracht. Die von den Kirchenräthen der beiden Gemeinden unterzeichnete Vereinigungsacte ist vom 1 Jun. 1853 datirt, und erhielt am 19 August 1854 die königl. Sanction. Es ist diese nicht vereinzelt stehende Vereinigung verschiedener christlicher Secten wenigstens in einem Lande ein nicht unwichtiges Factum in der Kirchengeschichte, und beweist daß, nachdem man im 16ten und 17ten Jahrhundert sich noch mit minutiöser Aengstlichkeit über Ceremonien und Kirchengesetze stritt, und die auseinandergehenden Meinungen zu ernstlichen Spaltungen führten, gegenwärtig eine Zeit gekommen ist wo man das religiöse Princip von der Form zu unterscheiden weiß, ersteres als den Inhalt, letzteres als das Gefäß betrachtet, dessen Gestalt man ändern kann ohne den Kern zu alteriren. Es wurde auch von den vereinigten Gemeinden ein „Reglement über Ausübung der Kirchenaufsicht und Kirchenzucht" für Niederländisch-Indien verfaßt, welches am 28 Februar 1854 die königl. Sanction erhielt. Die inländisch-christlichen Gemeinden in den Molukken sollen nach einem ebenfalls im Jahr 1854 gefaßten Beschlusse mit sechs Missionären ausgestattet werden, welche den Dienst als Geistliche daselbst versehen.

(Schluß folgt.)

Griechische Notizen.

Constantin Oikonomos. Die griechische Kirche und Litteratur haben kürzlich einen großen Verlust erlitten: Constantin Oikonomos ist am 8 (20) März d. J. in Athen gestorben. Zu Izaritzani in Thessalien im Jahr 1781 geboren, hatte er daselbst seine erste Erziehung unter der Anleitung seines Vaters genossen, welcher ein gelehrter Geistlicher war, und daheim einen gewissen Einfluß auf seine Landsleute ausübte. Schon in seinem zwölften Jahre hielt er in seiner Vaterstadt eine Predigt, und von 1799 bis 1802 war er an der dortigen Schule als Lehrer der griechischen Sprache angestellt. Im Jahr 1806, bei Gelegenheit des Aufstandsversuchs des Papathymios Blachavas, als Oikonomos bereits zum Priester ordinirt worden war, wurde er auf Befehl des Ali-Vaicha von Janina festgenommen, und er brachte in Folge dessen einige Zeit in den dasigen Gefängnissen zu. Nachdem er durch Bezahlung einer bedeutenden Summe seine Freiheit erlangt hatte, ward er im Jahr 1809 an das griechische Gymnasium in Smyrna als Lehrer der griechischen Sprache berufen, und von seiner dortigen Wirksamkeit, welche sich zugleich auf ein öffentliches Predigtamt erstreckte, schreibt sich sein großer Ruf als Lehrer und als geistlicher Redner. Er brachte in dieser Stellung über 10 Jahre zu, und trug in derselben mächtig dazu bei die heranwachsende Generation, welche die griechische Revolution von 1821 vorbereitete, und deren Kämpfe und Leiden mitkämpfte und ertrug, vornehmlich in dem Glauben der Väter zu erziehen und zu befestigen. Ihm selbst war es vorbehalten während des Ausbruchs der Revolution und der ersten Zeit dieser Krisis in Konstantinopel sich aufzuhalten, wohin er bereits 1820 als erster Prediger an der Patriarchatskirche berufen worden war. Er war Augenzeuge der schrecklichen Scenen und blutigen Katastrophen welche dort stattfanden, und ihm selbst gelang es nur mit Mühe sich ihnen durch die Flucht nach Odessa zu entziehen. Bald darauf brachte ein Schiff die Leiche des in Konstantinopel so schmählich gemordeten Patriarchen Gregorius nach Odessa, die dort auf das feierlichste beigesetzt ward, und bei welcher Gelegenheit Constantin Oikonomos die berühmte und vielfach übersetzte Leichenrede auf den Patriarchen Gregorius hielt, welche als ein Muster geistlicher Beredsamkeit gilt, und zu den vorzüglichsten Reden gezählt werden muß welche die griechische Rhetorik kennt. Von Odessa gieng Oikonomos nach St. Petersburg, wo er bis zum Ende des Freiheitskampfes blieb. Er schrieb hier seine beiden bedeutenderen Werke, das eine „über die Verwandtschaft der griechischen und slavischen Sprache" (*Περὶ τῆς συγγενείας τῆς Σλαβανο-Ῥωσσικῆς γλώσσης πρὸς τὴν Ἑλληνικήν*); 3 Bde., St. Petersburg 1828, und „über die Aussprache des Griechischen" (*Περὶ τῆς γνησίας προφορᾶς τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης*), ebend. 1830. Später, nach 1830, machte er eine Reise durch Deutschland (Berlin, Leipzig, Wien, München), und besuchte auch Rom, wo ihm eine auszeichnende und schmeichelhafte Aufnahme beim Papst Gregor XVI, dem Cardinal Bernetti, dem gelehrten Angelo Mai und dem bekannten Sprachenkenner Mezzofanti zu Theil ward. Endlich, im Jahr 1834, war es ihm vergönnt in einem freien Griechenland, diesem beständigen Gegenstande seiner eigenen Wünsche, und der Plane und der Bestrebungen des Blachavas und anderer Patrioten, ein ruhiges Asyl zu finden: wenigstens in einem Winkel Griechenlands konnte er im Schatten der Unabhängigkeit, für welche er sein ganzes Leben hindurch thätig gewesen war, sein Alter verleben. Er wandte sich nach Athen, wo er bis an seinen Tod blieb. Fortwährend beschäftigte er sich mit wissenschaftlichen Arbeiten, namentlich mit theologischen und kirchlichen Gegenständen, und manches davon ward bereits bei seinen Lebzeiten veröffentlicht, während anderes in seinem Nachlaß sich vorgefunden hat, aus dem es hoffentlich den Weg in die Oeffentlichkeit finden wird. Auch unterließ er während seines Aufenthalts in Athen nicht von Zeit zu Zeit Proben seiner hinreißenden Beredsamkeit zu geben und seine kräftige Stimme zum Preise dahingegangener Patrioten, der Zosimas, Kolokotronis u. a., zu erheben. Die griechische Regierung ehrte seine Verdienste auch im Tode durch Anordnung eines ehrenvollen Begräbnisses, an dem die Stadt Athen in auszeichnender Weise sich betheiligte. Constantin Oikonomos selbst bethätigte seine patriotischen Gesinnungen dadurch daß er dem in Athen bestehenden Mädchen-Waisenhause 3000 Drachmen und eine gleiche Summe der Staatsbibliothek, welcher er auch seine reichhaltige Büchersammlung bestimmte, sowie 1000 Dr. zum Bau der Erlöserkirche in Athen vermachte.

*

Die neugriechische Sprache im Auslande. Namentlich seit dem Jahr 1821 hat man sich mit der Sprache der Neu-

Digitized by Google

griechen seitens der Ausländer, besonders auch was die Grammatik derselben anlangt, eifrig beschäftigt. Vorzugsweise geschah dieß in Deutschland und Frankreich, aber es geschah in sehr ungenügender Weise, indem bei Abfassung der Grammatiken einer dem anderen nachschrieb, und man es an einem tieferen selbständigen Studium der Sprache und Litteratur fehlen ließ, zumal früher die erstere weniger leicht zugänglich war, dagegen von einer eigentlichen Litteratur kaum die Rede seyn konnte. Neuerdings hat auch hierüber das Verhältniß in der einen und anderen Beziehung sich geändert, indem man theils durch Reisen in Griechenland selbst und durch Kenntniß der Sprache an Ort und Stelle, theils durch richtige selbständige Studien dem Mangel abzuhelfen gesucht und gewußt hat. Das erstere ist nun namentlich auch von Engländern geschehen, welche im ganzen häufiger als Deutsche nach Griechenland reisen; und wir haben in dieser Hinsicht ein geschmackvoll gedrucktes, auf guten Studien beruhendes Schriftchen: Romaic and modern Greek compared with one another and with ancient Greek, by James Clyde (Edinburgh und London 1855), dessen Verf. im Jahr 1853 in Griechenland war, kennen zu lernen Gelegenheit gehabt; dagegen gründet sich die „Grammatik der griechischen Vulgarsprache" (Berlin 1856), von Prof. Mullach in Berlin, welcher schon seit längerer Zeit mit der neugriechischen Sprache sich beschäftigt hat, auf dießfallsige vielseitige Vorarbeiten, die den Verf. zu der „Grammatik" besonders befähigten.

Miscellen.

Ueber das Auftreten des Menschengeschlechtes nach geologischer Zeitrechnung. Einer der bedeutendsten französischen Geologen Hr. A. de Quatrefages, sagt in einer Recension über Alfred de Maury's la Terre et l'Homme unter andern: „Meine Zuhörer wurden beständig überrascht, wenn ich ihnen von den Aenderungen der Tertiärepoche sprach. In dem früheren Zeitalter zeigte Thier- und Pflanzenwelt eine Einförmigkeit, die mit jenem Zeitpunkt verschwindet, so daß man behaupten darf die Erde habe vor der Tertiärepoche weder verschiedene Zonen noch Klimate besessen. Plötzlich aber treten beide auf den fraglichen Gebieten in der Art auf, daß sich das Pariser vom Bordelaiser-Becken sehr deutlich unterscheidet. Diese Thatsache ist das Merkmal tiefer klimatischer Veränderungen, und es wird deßwegen die geologische Vergangenheit unseres Erdballs in zwei getrennte Abschnitte geschieden. Kaum hatte sich die Erde mit einer festen, aber noch dünnen Kruste bedeckt, so erzeugte sie eine starke Verdunstung und umgab die Erde mit einem Dunstgewölk, welches die Sonnenstrahlen nicht zu durchdringen vermochten. Daher kam die Gleichheit der Erwärmung und die hohe Temperatur, welche die ganze Oberfläche des Planeten zu einem gleichmäßig erhitzten Treibhaus umwandelte. Die Tertiärepoche beginnt den zweiten Abschnitt, mit ihr beginnt die Herrschaft der Sonne. Auf die Tertiärepoche, folgt die der Alluvionen. Das Mammuth, der Elephant, die Mastodonten stampften den Boden, den wir jetz bewohnen. Gab es schon Menschen? Das Räthsel des fossilen Menschen gehört recht eigentlich zu den Aufgaben welche der Verfasser zu lösen vermöchte. Seine Schlüsse sind indessen voller, vielleicht voll übertriebener Rückhalte. Gegenwärtig hat sich die Mehrzahl der Geologen, die am lebhaftesten die gleichzeitige Anwesenheit des Menschen und erloschener Thiergeschlechter behauptet hatten, zur entgegengesetzten Ansicht bekehrt, und zwar aus den Gründen die Hr. Desnoyers in seiner großen Arbeit über die Knochenhöhlen im allgemeinen entwickelt hat. Deßhalb darf man, ohne auf absolute Art die künftige Möglichkeit des Beweises zu verneinen, doch erklären daß der fossile Mensch erst gefunden werden muß. Indessen ist Hr. Maury vollständig gerechtfertigt, wenn er behauptet daß die Pliocen-Periode, oder vielmehr das Zeitalter der Alluvionen sich an das unsere schließt, und daß die ersten Menschen Zeugen der letzten Revolutionen des Erdballs gewesen seyn könnten." (Bulletin de la Soc. de Géogr.)

•

Schnelligkeit der Fahrten über das atlantische Meer. Im vergangenen Jahre betrug die Ueberfahrt von Liverpool nach New-York auf amerikanischen Schiffen durchschnittlich 12 Tage 16½ Stunden, bei brittischen Dampfern 11 Tage 22 Stunden; umgekehrt von New-York nach Liverpool 12 Tage 8 Stunden bei amerikanischen, und 11 Tage 3 Stunden bei brittischen Dampfern. Die Ueberfahrt nach Amerika dauert also selbst bei Dampfern länger als die Rückfahrt, da das Vorwalten von Westwinden und die östliche Richtung des Golfstromes nicht ohne Wirkung bleiben kann. Die vielen Unglücksfälle welche durch Zusammenstoßen von Schiffen auf den atlantischen Fahrten vorgekommen sind, und sich bei einer Steigerung des Verkehrs noch häufen müssen, werden wohl schließlich zu einem universellen Völkervertrag führen, um den Ocean, wie die Amerikaner es vorgeschlagen haben, in „Schifffahrtsgassen" zu theilen. Die Zone welche bei dem europäisch-amerikanischen Verkehr von Dampfern benutzt wird, hatte eine Breite von 250 engl. Meilen. Wenn man daher die Fahrzeuge auf einen Raum von 20—50 Meilen an den Gränzen dieser Zone beschränkte, der eine Weg bei der Ueberfahrt, der andere bei der Rückfahrt eingeschlagen würde, so könnten sich Dampfer nie begegnen und eine der Ursachen von Unglücksfällen wäre auf immer beseitigt. (Edinburgh Review.)

•

Ueber die östlichen Gränzen des Vorkommens von Keilinschriften. General Ferrier hat in seinen Caravan Journeys (S. 207) von neuem bestätigt daß sich unter den Ruinen von Balch Trümmer mit keilförmigen Inschriften befinden. Kein anderer Ort ist bekannt wo sich solche Urkunden so weit gen Osten vorfänden. Ganz neu aber sind Ferriers Entdeckungen von Keilinschriften auf den Backsteinen der Citadelle von Farrah (S. 393). Solche Steine waren drei Fuß lang und vier Zoll breit, ein Volumen das bis jetzt nur bei wenigen Monumenten aus dem iranischen Alterthum angetroffen worden ist. Farrah ist eine sehr alte Stadt, und soll ihre Blüthe erst durch die Verwüstung Dschingis-Chans eingebüßt haben. Dieser urkundliche Beweis von der Gegenwart der Völker in Beludschistan, und so hart an den großen Straßen nach Indien, bleibt jedenfalls höchst interessant, obgleich man längst schon die weite östliche Ausdehnung des Achämenidenreichs kannte. Ferrier vermochte natürlich weder die Inschriften zu entziffern, noch war er in der Lage die Backsteine mitzunehmen, oder die Urkunden zu copiren. Gewiß aber wird jetzt, wo eine Gesandtschaft in Kandahar residirt, Jagd auf diese wichtigen Documente gemacht werden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 25. 19 Junius 1857.

Zur Geſchichte der Photographie.

Das Quarterly Review enthält in ſeiner Nr. 202 eine lange, nicht weniger als ſieben verſchiedene Werke beſprechende, Abhandlung über die Photographie, dieſen jüngſten Zweig der bildenden Künſte. Wir entnehmen derſelben folgendes. Wie es ſcheint, heißt es in dieſem Aufſatze, haben die drei an der Spitze der europäiſchen Geſittung ſtehenden Völker — die Franzoſen, die Engländer und die Deutſchen — gleichen Antheil an dem Verdienſt, die Exiſtenz des photographiſchen Elements zuerſt wahrgenommen, dann angewendet und endlich weiter entwickelt zu haben. Es dürfte für unſere Leſer nicht überflüſſig ſeyn zu bemerken daß die ganze Kunſt, in allen ihren Abarten, auf der Thatſache beruht daß das Licht auf gewiſſe Subſtanzen, hauptſächlich aber auf Silber, auf welches es eine zerſetzende Kraft ausübt, ſchwärzende Wirkungen äußert. Ward z. B. das Silber in einer ſtarken Säure aufgelöst, ſo wurden Oberflächen, die man in dieſe Auflöſung eintauchte, mit winzig kleinen Theilchen des Metalls überzogen, welche ſich in dieſem Zuſtande mit vermehrter Schnelligkeit verdunkelten. Dieſe Thatſachen wurden, was das Silber-Chlorid, oder das mit Chlor verbundene Silber betrifft, im Jahr 1777 zuerſt von Scheele, einem Pommer, und dann im Jahr 1801, in Verbindung mit ſalpeterſaurem Silber, von Ritter in Jena zur Gewißheit erhoben. Hierin lagen die Rohmaterialien für die unbekannte Kunſt; der nächſte Schritt beſtand in der Anwendung derſelben. Sir Humphry Davy war der erſte welcher von dieſen Materialien eine praktiſche Anwendung machte und ihren Gebrauch vorausſah. In Verbindung mit Thomas Wedgwood, einem nicht minder hervorragenden Geiſt als ſein Bruder Joſiah, gelang es dem ehrenwerthen Sir Humphry, mittelſt einer Dunkelkammer, Bilder auf Papier, oder auf mit ſalpeterſaurem Silber vorbereitetem Leder zu erzielen — ein Verfahren über welches er im „Journal of the Royal Society“ vom Junius 1802 einen höchſt intereſſanten Bericht hinterlaſſen hat. Ihr Ziel war kein ehrgeiziges, ſondern die Wichtigkeit der Sache lag in dem erſten mit Abſicht auf die vorbereitete Subſtanz gezeichneten Flecken, nicht in dem Ding das abgebildet wurde. In einem Sinn indeß war es ein ſehr ehrgeiziges, darin nämlich daß man Farbe ſowohl als Form überzutragen ſich bemühte, wie aus dem Verſuch farbiges Glas zu copiren hervorzugehen ſcheint. Hätte man dieſes Ziel nicht im Auge gehabt, ſo würde ſich die Wahl dieſes eigenthümlichen Materials nur ſchwer erklären laſſen.

Außerdem daß die fragliche Abhandlung die Möglichkeit zeigt die Formen von Gegenſtänden abzudrucken welche ſich ſolchergeſtalt in der Dunkelkammer reflectirten, ſchildert ſie ferner das ſeitdem als „photographiſche Zeichnung“ bekannt gewordene Verfahren, durch welches Blätter, Spitzen, Flügel von Inſecten, oder irgendwelche andere flache oder halbdurchſichtige Subſtanzen, auf vorbereitetes Papier gelegt und der unmittelbaren Wirkung der Sonne ausgeſetzt, die vollkommenen Abriſſe ihrer Formen zurücklaſſen werden. Allein nachdem ſo der ätheriſche Geiſt der Photographie heraufbeſchworen war, ſchlugen alle Verſuche ihn zu bannen fehl. Der einmal in Bewegung geſetzte Zauber wollte ſich nicht feſſeln laſſen — die geringſte Einwirkung des Lichts, ſelbſt wenn man die Reſultate der angeſtellten Verſuche auch nur beſichtigen wollte, zeigte ſich fort und fort nachtheilig, und das Bild gieng dem Auge in der Verdunkelung des ganzen Papiers verloren. Kurz, es fehlte das nächſte Geheimniß: das der Permanentmachung, oder in photographiſcher Sprache, der Fixirung des Bildes. Auf dieſer Stufe alſo überließ man das Experiment einer Wiederaufnahme durch andere Hände, obgleich nicht ohne ein Memento an das Licht welches durch das geiſtige Auge des großen Erläuterers prophetiſch darauf geworfen worden war; denn Sir Humphry bemerkt: „Um dieſen Proceß eben ſo nützlich zu machen als er zierlich iſt, fehlt nichts als eine Methode um zu verhindern daß die unbeſchatteten Theile der Zeichnung Farbe annehmen, wenn man ſie dem Tageslicht ausſetzt.“

Mittlerweile wurden im Jahr 1803 von Dr. Wollaſton einige merkwürdige Experimente vorgenommen, welche die Wirkung des Lichts auf eine harzige, im Handel als gummi guniacum bekannte Subſtanz beweiſen. Zu rechter Zeit aber betrat ein anderer Arbeiter, welcher ſich derartiger Materialien bediente, das Feld. Der Name Joſeph Nicephorus v. Niepce iſt der Welt nur wenig bekannt als einer der Begründer der neuen volksthümlichen Kunſt, da ſeine Leiſtungen den Charakter jener Mühſamkeit und Uranfänglichkeit an ſich tragen von welchen bei ſpätern Erfindungen ſelten die Rede iſt. Er war ein wohlhabender franzöſiſcher Edelmann, der in Châlons ſur Saone lebte, und ſich zu ſeiner Unterhaltung mit Chemie beſchäftigte. Anders als nur der Zeit nach kann man ihn

Digitized by Google

einen Nachfolger Davy's und Wedgwoods nicht nennen, denn höchst wahrscheinlich war der Weg welchen dieſe vorgezeichnet hatten ihm unbekannt. Gleich ihnen jedoch benützte er die Dunkelkammer zur Entwerfung ſeiner Bilder; allein die Subſtanz auf welcher er dieſelben aufnahm, war eine mit einer dünnen bituminöſen Oberfläche bekleidete polirte Zinnplatte. Sein Verfahren gehört jetzt ſo ziemlich zu den Merkwürdigkeiten der Geſchichte der Photographie; allein er that, ſo wie es war, damit doch den wichtigen Schritt vorwärts daß er ſeine Schöpfungen permanent machte. Die Einwirkungen der Sonne blieben in ſeinen Händen zaubergebannt. Er begann ſeine Forſchungen im Jahr 1814, und brauchte zehn Jahre bis er dieſes Ziel erreichte. Hrn. Niepce gebührt auch das Verdienſt zugleich das bedeutungsvolle philoſophiſche Princip, das ſeitdem in der photographiſchen Praxis allgemeine Anerkennung gefunden hat, und das den Glauben dem Augenſchein vorausſtellt, ans Tageslicht gezogen zu haben — die Ueberzeugung von dem was ſeyn muß vor dem Erſcheinen deſſen was iſt. Seine Gemälde waren, beim Herausnehmen aus der Dunkelkammer, dem Auge unſichtbar, und wurden nur freigemacht durch die Anwendung eines Auflöſungsmittels das diejenigen beſchatteten Theile entfernte welche durch die Wirkung des Lichts nicht gehärtet waren. Auch zeigen ſie nicht die gewöhnliche Umänderung der Stellung von Licht und Schatten, die in der Sprache der Photographie als eine negative Erſcheinung bekannt iſt; allein ſie ſind, mögen ſie nun nach der Natur oder nach einem Kupferſtich aufgenommen ſeyn, identiſch in der Wirkung, oder in dem was man poſitiv nennt. Obgleich aber, wenn man alle dieſe Vortheile erwägt, die Kunſt der Heliographie, wie ihr Urheber ſie nannte, damals ein eben ſo großes Wunder war wie irgend eines welches ihr folgte, ſo fehlten ihr doch jene Eigenſchaften die einer Entdeckung in den Augen der ungeduldigen Welt zur Empfehlung gereichen. Das Verfahren war ſchwierig, launenhaft und beſchwerlich. Hr. Niepce erhielt, wie es ſcheint, ein Bild nach der Natur nie in weniger als ſieben bis zwölf Stunden, ſo daß der Wechſel in Licht und Schatten es nothwendigerweiſe unvollkommen machte; ja bei einem Exemplar haben wir geſehen daß die Sonne auf gegenüberſtehende Mauern ſcheint. Durch dieſe Schwierigkeit wurde Hr. Niepce von weitern Verſuchen zu Bilderaufnahmen nach Naturſcenen abgeſchreckt, und widmete ſeine Entdeckung hauptſächlich dem Copiren von Kupferſtichen, welchem er einen praktiſchen Nutzen dadurch zu geben ſuchte daß er ſeine Platte, mittelſt der Anwendung einer Säure, in eine Oberfläche verwandelte, die ſich durch die gewöhnlichen Methoden abdrucken ließ. Auch hierin war ihm, wie noch vorhandene Probedrucke zeigen, das Glück wieder günſtig, obgleich ihn die damit verbundene Unſicherheit und Mühſeligkeit auch jetzt wieder bewog die Sache auf ſich beruhen zu laſſen. Die vergleichsweiſe Dunkelheit in der ſeine Verdienſte geblieben waren, iſt daher leicht zu begreifen; denn während er viele der größeren Schwierigkeiten der Kunſt beſiegte, ließ er ſeinen Nachfolgern die Löſung zu vieler kleinern übrig. Dieſen Gründen dürfte theilweiſe der geringe Eindruck zuzuſchreiben ſeyn welchen die Bemühungen dieſes wahrhaft beſcheidenen und ſcharfſinnigen Mannes in England hervorbrachten, wohin er ſich im Jahr 1827 in der Abſicht begab, um die königliche Geſellſchaft von den Erfolgen ſeiner Studien in Kenntniß zu ſetzen und dem König durch Vorlegung ſeiner Entdeckung ſeine Ehrfurcht zu bezeugen. Eine von ihm ſelbſt verfaßte kurze Denkſchrift wurde daher, mit Proben, dem König Georg IV eingehändigt; allein die von der königlichen Geſellſchaft ſtets beobachtete Regel, einer Entdeckung die ein Geheimniß in ſich ſchließt keine Aufmerkſamkeit zu ſchenken, bildete eine Schranke gegen die Einführung derſelben in dieſe gelehrte Körperſchaft. Dr. Wollaſton war der einzige wiſſenſchaftlich hervorragende Mann welchem ſie vorgelegt worden zu ſeyn ſcheinen; erwägt man aber das dieſen Proben inwohnende Intereſſe, ſo wie den Umſtand daß Wollaſton gewiſſermaßen ihr geiſtiger Urheber war, ſo läßt ſich die geringe Aufmerkſamkeit welche dieſer Gelehrte den Niepce'ſchen Arbeiten gezollt zu haben ſcheint nur ſchwer erklären. Hr. Niepce kehrte daher in der vollen Ueberzeugung von der Untauglichkeit der Engländer für die Photographie in ſein Vaterland zurück.

Mittlerweile erfuhr der Naturforſcher von Châlons, durch die Indiscretion eines Optikers, daß ſich Hr. Daguerre, ein mit Dioramen ſich beſchäftigender Künſtler, ähnlichen Forſchungen hingebe. Dieſe Nachricht führte zu einer Bekanntſchaft der beiden Männer, und endlich zu einer geſetzlichen Theilhaberſchaft an den gegenwärtigen Mühen und den möglichen Vortheilen der neuen Kunſt. Hr. Niepce ſtarb im Jahr 1833 ohne die nun gemeinſchaftliche Sache, wie es ſcheint, mit einer neuen Verbeſſerung bereichert zu haben. Hr. Daguerre ſetzte ſeine Arbeiten fort, und führte dabei gewiſſe Aenderungen ein, welche endlich ein ganz neues Verfahren zur Folge hatten. Indeß möge hier die Bemerkung genügen daß er den Gebrauch des harzigen Firniſſes aufgab, ihn durch ein ungemein fein polirtes Silbertäfelchen erſetzte, und nun zuerſt ſich jenes wichtigen Agens in der Photographie, der Jod-Wirkung, bediente, mittelſt welcher die Empfindlichkeit ſeiner Platte ſo erhöht wurde daß die Herſtellung des Bildes eine Sache von weniger Minuten wurde als ſie zuvor Stunden erfordert hatte. Zu gleicher Zeit wurde das, bis jetzt unſichtbare, Gemälde durch die Anwendung eines Queckſilberrauchs ans Tageslicht gebracht, worauf eine ſtarke Auflöſung gewöhnlichen Salzes jene Theile der Oberfläche welche dieſe ſonſt fortwährend verdunkelt hätten, entfernte und ſo dem Abdruck Permanenz gab.

Hier alſo wurde binnen wenigen Minuten eine Darſtellung durch ein beſtimmtes und ſicheres Verfahren erzielt, das, außerordentlich genau und klar im Einzelnen, die Natur in allen ihren ſtationären Formen nachzubilden fähig und auch den natürlichen Bedingungen des Lichts und des Schattens treu war. Denn der Queckſilberrauch bildete kleine weißfarbige Moleculen auf jenen Theilen des Täfelchens, die durch das Licht verdunkelt waren, und brachte ſo die lichten Stellen hervor denen der Silbergrund die Schatten gewährte.

Im Jahr 1839 kamen die Ergebniſſe von Daguerre's jahrelanger Arbeit, nach ihm ſelbſt Daguerreotyp genannt, vollkommen ausgeſtattet zum Gebrauch, vor die Augen der Welt, und gaben im Junius deſſelben Jahrs zu einer merkwürdigen Scene in den franzöſiſchen Kammern Anlaß. Die den Abgeordneten vorliegende Frage war dieſe: die HH. Daguerre und Niepce der jüngere (denn die Theilhaberſchaft gab alle Vortheile der Daguerre'ſchen Entdeckung dem Sohne ſeines frühern Collegen) ſeyen im Beſitz eines höchſt nützlichen, intereſſanten und für die gebildete Welt neuen Geheimniſſes — eines Geheimniſſes für das ungeheure Opfer an Zeit,

Digitized by Google

Arbeit und Geld gebracht worden seyen, das aber, wenn man es ihnen durch Patent schütze, für die Gesellschaft so gut als verloren sey. Die französische Regierung habe daher eine Commission zur Prüfung der Verdienstlichkeit desselben niedergesetzt, und das Geheimniß sey Hrn. Arago anvertraut worden, dem die Ausführung einer schönen Kunstprobe auch wirklich gelungen sey. Solchergestalt praktisch überzeugt, setzte dieser berühmte Gelehrte der Kammer in einer meisterhaften, eben so wissenschaftlich gründlichen, als logisch richtigen Rede die unermeßlichen Vortheile auseinander welche „z. B. während des Kriegszugs in Aegypten durch ein so genaues und schnelles Reproductionsmittel" hätten erzielt werden können. Er bemerkte daß, „um die Millionen und Millionen von Hieroglyphen zu copiren welche die großen Denkmäler in Thebä, Memphis und Karnak ꝛc. überdeckten, Dutzende von Jahren und Legionen von Künstlern erforderlich seyn würden, während mit einem Daguerreotyp ein einziger Mann genüge um diese ungeheure Arbeit zu glücklichem Schlusse zu führen." Er führte den berühmten Maler de la Roche als Zeuge dafür an welcher Vortheil für die Kunst entstehe, wenn man im Stande sey möglichst vollkommene und doch breite und kräftige Zeichnungen herzustellen — Zeichnungen die trotz ihrer unbegreiflichen Kleinheit in keiner Hinsicht die Ruhe der Massen störten, und auch in keiner Weise die allgemeine Wirkung schwächten." Die Scene war französisch im höchsten Grade — aber auch wissenschaftlich, patriotisch und dramatisch zugleich: denn einerseits war es Frankreich selbst das über die Schöpfungen des Genius unhandelte, und andererseits verschenkte es sie „als eine Gabe für die ganze Welt." Diese Scene wurde in der Kammer der Pairs wiederholt, welche, neben andern durch Hrn. Gay-Lussac an sie gerichteten Beweisgründen, mit ächt französischem Gefühl daran erinnert wurden: „daß man auf diese Weise selbst ein Schlachtfeld in allen seinen Phasen mit einer durch irgendwelche andere Mittel unerreichbaren Genauigkeit zeichnen könne!" Das Ergebniß war daß als Belohnung für die Entdeckung eine Pension von 10,000 Fr. ausgesetzt wurde, wovon Hr. Daguerre 6000 Fr., Hr. Niepce 4000 Fr. erhielt. Die Siegel welche das Geheimniß verwahrten, wurden sodann zerbrochen, und das Daguerreotyp ward ein Gemeingut der Welt.

Wir erinnern ungern an eine Thatsache durch welche die sittliche Schönheit dieses interessanten Vorgangs einigermaßen in den Hintergrund gedrängt wird, nämlich daß in Folge irgend einer Chicane ein Patent für das Daguerreotyp in England gelöst wurde, so daß dieses Land eine Zeit lang das einzige war welches aus der Liberalität der französischen Regierung keinen Nutzen zog. Die frühere Geschichte der Photographie ist ihrem Charakter nach nicht so hochherzig wie die ihrer Reife.

Es mag beigefügt werden daß alles was seither für das Daguerreotyp geschehen, Verbesserungen in einer und derselben Richtung sind. Es trägt das Merkmal jeder großen Erfindung an sich: daß es keinerlei wesentliche Abweichung von seinem Verfahren erheischt oder zuläßt. Diejenigen welche zur Vervollkommnung desselben beigetragen, gehören demselben gesellschaftlichen Beruf an wie der Erfinder. Die Namen der HH. Fizeau und Claudet sind mit dem gegenwärtigen Stande dieses Kunstzweigs innig verbunden. Der erstere hat, durch die Anwendung von Goldchlorid, das Daguerreotyp vor Abreibung geschützt, und ihm einen höheren Ton und eine größere Vollendung gegeben. Hr. Claudet dagegen, der auf verschiedene Weise zur Förderung dieser Kunst beigetragen, hat, durch Anwendung von salzsaurem Brom, die Wirkung der Platte hundertfältig beschleunigt; gleichzeitig hat er, durch die Verlängerung eines Theils des Verfahrens, ohne Beihülfe von Quecksilber, auf einmal das Bild in ein positives verwandelt, so daß der Silbergrund nun die Lichter, anstatt, wie früher, die Schatten des Gemäldes gibt.

Wir können jetzt zu England und zu jenen Entdeckungen zurückkehren von welchen, obgleich in ihrem unmittelbaren Ergebniß weniger glänzend, sich doch sagen läßt daß sie zu denjenigen praktischen Anwendungen geführt haben die jetzt das neue Agens kennzeichnen. Die ungetheilte Ehre, zuerst mit Erfolg das Geheimniß der Photographie in England zur Vollendung gebracht zu haben, gebührt Hr. Fox Talbot. Er ist ebenfalls ein Privatmann, lebt auf dem Lande und beschäftigt sich mit chemischen Forschungen zu seinem Vergnügen. Was ihn speciell betrifft, so läßt sich mit voller Wahrheit von ihm sagen daß er die Sache da wieder aufnahm wo Davy und Wedgwood sie gelassen hatten. Papier war das Medium an das er sich von Anfang an hielt, und über welches er endlich den Sieg gewann. Wir besitzen keine Berichte über die wiederholten Versuche und Täuschungen durch welche dieser tüchtige Mann Schritt um Schritt auf sein beabsichtigtes Ziel losrückte. Alles was wir wissen, ist daß der französische Erfolg auf Metall und der englische auf Papier, sonderbar genug, im Datum vollkommen zusammenfallen. Daguerre's Entdeckung wurde zu Paris im Januar bekannt gemacht, und in demselben Monat sandte Hr. Fox Talbot einen Aufsatz an die königliche Gesellschaft, in dem er Bericht erstattete über eine Methode durch welche er Gemälde auf Papier erlangt, die nachtheiligen Einflüsse des Lichts beseitigt, und durch ein zweites und einfaches Verfahren, das bis zu einem gewissen Umfang Wiederholung zuließ, die Lichter und Schatten in ihr richtiges Verhältniß zu einander gebracht hatte.

Diese Ankündigung fiel, wie die Lichtgemälde selbst, auf einen ihrer Aufnahme und Förderung in jeder Weise günstigen Boden. Sie wurde sogleich von Sir John Herschel aufgenommen, der eine Reihe Experimente von höchster praktischer Bedeutsamkeit für die Photographie und die Wissenschaft im allgemeinen begann; eines der ersten Resultate derselben war die Entdeckung daß das überschwefelsaure Kali das beste Agens für die Auflösung der überschüssigen Salze, oder, mit andern Worten, für die Fixirung des Gemäldes sey. Dieß war einer jener Schritte welche allgemeine Annahme fanden. Ein anderer sofortiger Anstoß wurde der Sache durch eine, von J. B. Reade mitgetheilte, im Londoner Institut im April 1839 vorgelesene Abhandlung gegeben, in welcher Reade die Anwendung der Gallussäure neben dem Jodid oder Silberchlorid als ein Mittel zur bedeutenden Erhöhung der Empfänglichkeit der präparirten Täfelchen empfahl. Sodann veröffentlichte Hr. Robert Hunt, seitdem bekannt geworden durch seine Forschungen über das Licht, in der British Association zu Plymouth im Jahr 1841 ein weiteres sensitives Verfahren, bei welchem ferrocyansaures Natron angewendet wurde; im Jahr 1844 aber verfiel man auf die Anwendung des unterschwefelsauren Eisens um das verborgene Gemälde ans Tageslicht oder, wie man es nennt, zur Entwicklung zu bringen. Außer diesen könnte noch eine Anzahl anderer Männer

Digitized by Google

erwähnt werden, welche alle voll Eifer waren der neugebornen Kunst praktisch unter die Arme zu greifen. Mittlerweile hielt es Hr. Fox Talbot, der mit der Verbesserung seiner ursprünglichen Entdeckung fortfuhr, im Jahr 1842 für passend ein Patent auf dieselbe, unter dem Namen des Kalotyp-Processes, zu nehmen. Man wirft ihm hierin vor, er habe die Verbesserungen anderer sowohl wie seine eigenen in Eins verschmolzen und sie insgesammt sich angeeignet — eine Frage über die wir nichts zu sagen haben als daß auf dieser Stufe der Erfindung die Spuren der zahlreichen Forscher-Abtheilungen zu sehr in einander verlaufen, als daß die des einzelnen leicht und deutlich erkannt werden könnten. Was das Eigenthum des Patents selbst betrifft, so kann niemand in Zweifel ziehen daß Hr. Fox Talbot ein Recht besaß dasselbe zu benützen, obgleich die Resultate zeigen daß er vielleicht nicht sehr politisch gehandelt hatte. Er erntete auch wirklich nur sehr spärliche Früchte davon, und die Entwicklung der Kunst wurde wesentlich verzögert. In der Ausführung eines so heiklen und im besten Falle so launenhaften Verfahrens wie das der Photographie, ist die Erfahrung vieler unumgänglich erforderlich, um die mehr oder minder praktischen Methoden zu bestimmen. Hrn. Fox Talbots Verhaltungsvorschriften, obgleich genügend für seine eigene kunstgeübte Hand, waren zu unbestimmt für einen Anfänger, und die Aufnahme in die Reihen der „Pilgrime der Sonne" führte selten zu einem andern Ergebniß als zu dem der Täuschung. Hindernissen so ernster Art gegenüber machte sonach die Photographie in England nur langsame Fortschritte, und die erste Kunde sogar von ihrer Existenz kam vielen unter uns nur von jenseits der Gränzen zu. In Edinburgh begann die erste ernste gewerbliche Ausübung der Kunst, und die Kalotypen der HH. Hill und Adamson bleiben bis auf diesen Tag die vollendetsten und schönsten Proben der neuen Entdeckung. In dieser Krisis gab ein von Hrn. George Cundell in den Philosophical Transactions vom Mai 1844 veröffentlichter Artikel der Sache den ihr in so hohem Maße nothwendigen neuen Anstoß. Mit der Zunahme der Schaar der Experimentatoren — denn alle Photographen sind solche — folgte nun die Nachfrage nach irgendeinem Material auf welchem sich die Gemälde billiger als auf einer Silberplatte, und weniger launenhaft als auf Papier, anbringen ließen. Wie passend letzteres auch als Medium seyn mochte, so war es doch, vielfacher Ursachen halber, eine fruchtbare Quelle der Täuschung. Man nahm seine Zuflucht zu einer Menge von Auskunftsmitteln, um es verwendbarer zu machen — man rieb, polirte und wichste es; dessenungeachtet zeigten sich beständig Bläschen und Entfärbungen, und zwar gerade im Augenblick des Erfolgs, was den Photographen natürlich sehr ärgerlich war. Unter diesen Umständen heftete sich manches sehnsüchtige Auge auf Glas als ein Ersatzmittel, und eine Menge Versuche, unter denen die Sir John Herschels die frühesten und erfolgreichsten waren, wurden angestellt um dieses Material nutzbar zu machen. Allein man fand daß selbst das Glas ein unhandsamer Stoff sey; es besitzt keine Absorptionskräfte, und kaum einige Verwandtschaften. Das einzige was augenscheinlich noth that, war die Befestigung irgend einer transparenten neutralen Bekleidung von äußerster Dünnheit an seine Oberfläche; zur rechten Zeit tauchte daher wieder der Name Niepce's auf, der die noch unausgefüllte Lücke zwischen Fehlschlagen und Erfolg ergänzte. Hr. Niepce von St. Victor, Neffe des Erfinders der Heliographie, ist bekannt als Urheber des Verfahrens mittelst des Eiweißes (albumen) — einer durchsichtigen und cohäsiven Substanz, bei welcher man fand daß sie, wenn man sie auf Glas anwende, und mit den nämlichen chemischen Agentien wie beim Kalotyp-Verfahren aufrege, Gemälde von großer Schönheit und Vollendung erzeuge. Allein so scharfsinnig dieses Verfahren auch ist, und so oft es noch immer angewendet wird, fehlt ihm doch jene unübertreffliche Tauglichkeit welche allein die allgemeine Annahme empfiehlt. Die Amalgamation der Substanzen ist ermüdend und verwickelt, und die Einwirkung des Lichts weit langsamer. Das Verfahren mit Eiweiß war ein großer Schritt, und überdieß ein Schritt in der rechten Richtung; denn er deutete auf jene Entdeckung hin welche die Schwierigkeiten der Kunst auf die niedrigste Summe herabgebracht, und ihre Kräfte, in Einer Hinsicht jedenfalls, zur höchsten Möglichkeit, nämlich zur Anwendung des Collodium, gesteigert hat. Der Dagnerre für diesen Niepce war ein Engländer — Hr. Scott Archer — welcher ein Recht besitzt auf Ruhm nicht nur für diese wundervolle Verbesserung, sondern auch für die Hochherzigkeit womit er sie offen dem Publicum vorlegte. Der Charakter dieses Agens erhöht überdieß das Interesse an der Erfindung selbst. Die Geburt und die Herkunft des Collodium gehören beide unter die neueren Wunder des Jahrhunderts. Die Schießbaumwolle — theilweise eine französische, theilweise eine deutsche Entdeckung (wer aber hat denn vor oder auch nur gleichzeitig mit dem deutschen Professor Dr. Schönbein in Basel diese Entdeckung gemacht?) — ist nur ein Kind in den Jahrbüchern der chemischen Wissenschaft, und das Collodium, welches eine Auflösung dieser Zusammensetzung in Aether und Alkohol ist, ist der Sprößling derselben. Den ersten bedeutenden Dienst leistete diese Entdeckung, wie bekannt, der Chirurgie, den zweiten der Photographie. Die Annahme dieses Vehikels verwirklichte nicht nur auf einmal die Wünsche der Photographen; es gab, so angewendet, nicht nur einen Ueberzug von vollkommener Durchsichtigkeit, Dünnheit und hoher Zähheit an die Hand; man fand daß es nicht nur leicht zu handhaben, tragbar und erhaltbar sey, sondern es lieferte auch jenes Element der Raschheit welches, mehr als irgend etwas anderes, dieser Kunst ihren wundervollen Charakter gegeben hat. Unter dem Zauberer welcher die Kräfte des Lichts zuerst in seinen Dienst zu nehmen suchte, scheint die Sonne besten Falls nur eine Faulenzerin gewesen zu seyn; unter der Zauberei Niepce's wurde sie ein Sklave bei einer zwölfstündigen Arbeit. Auf der präparirten Platte Daguerre's und auf dem sensitiven Papier Fox Talbots concentrirt der große Lichtkörper seine Leuchtkraft auf wenige ernste Minuten; bei dem eiweißüberdeckten Glas nimmt er seine Zeit noch gemächlicher; bei dem heiklen Collodium-Ueberzug aber — welcher feiner als ein Feengewand, und nur mit unsichtbaren Zaubern wirkend, vor ihm hängt — thut er buchstäblich nicht mehr als daß er, so zu sagen, mit seinen Augen zwinkt, und im gleichen Moment, mit einer über alle menschliche Fassungsgabe gehenden Pünktlichkeit und Genauigkeit die Wunder des Himmels, die Wunder der Tiefe, den Fall, nicht der Lawine, sondern des Apfels, das flüchtigste Lächeln des Kindes und die heftigste Thätigkeit des Mannes zeichnet.

Weiter als bis hieher vermögen die Kräfte der Photographie nicht zu gehen; sie sind bereits schneller als nöthig ist. Das Licht ist geeignet um Bilder mit einer Raschheit darzustellen welche nur derjenigen nachsteht womit es sich bewegt; es hat Mühe gemacht die

Digitized by Google

Maſchinerie der Camera ſo zu vervollkommnen daß ſie mit ihm Schritt halten kann, und das Collodium muß verdünnt und ſchwach gemacht werden um die Wirkſamkeit derſelben zu hemmen.

Während dieſe praktiſchen Erfolge die Welt beſchäftigten, hatten gründlichere Forſchungen ihren Fortgang genommen. Durch die unermüdlichen Anſtrengungen Sir John Herſchels und Hrn. Hunts wurde die ganze Scala mineraliſcher und anderer einfacher Subſtanzen in Verbindung mit verſuchten und unverſuchten chemiſchen Proceſſen geprüft, und ſie zeigten welche Fülle an Stoffen für photographiſche Thätigkeit die Natur beſitze. Präparirungen von Gold, Platina, Queckſilber, Eiſen, Kupfer, Zinn, Nickel, Manganerz, Blei, Potaſche ꝛc. erwieſen ſich mehr oder minder ſenſitiv, und fähig Bilder von ungemeiner Schönheit und Deutlichkeit hervorzubringen. Auch die Säfte ſchöner Blumen wurden in Requiſition geſetzt, und es gelang auf Papier, das man mit den Farben der Corchorus japonica, dem gemeinen Zehnwochenſtock, der Ringelblume, der Mauerblume, dem Mohn, der Roſe, dem Senecio splendens etc. vorbereitete, zarte, obgleich in den meiſten Fällen flüchtige Bilder darzuſtellen. Durch dieſe, wenn auch keinen beſondern Nutzen gewährenden, Experimente hat man ſich doch von den weiten Beziehungen und Sympathien der neuen Kunſt einigermaßen überzeugt, und ihre Würde in der harmoniſchen Scala der Naturerſcheinungen verhältnißmäßig gehoben.

Während man ſo die Photographie bereit findet andern Agentien ihre Unterſtützung angedeihen zu laſſen, ſind hinwiederum andere Agentien bereit zur Mitwirkung mit ihr. Die dem Publicum jetzt unter dem Namen photogalvaniſche Abbildung bekannt gewordene Erfindung iſt ein höchſt intereſſantes Beiſpiel dieſer Gegenſeitigkeit der Wirkung. Dasjenige was das Hauptziel Niepce's beim erſten ſchwachen Aufdämmern der Kunſt war, nämlich die photographiſche Platte in eine Oberfläche umzubilden welche abgedruckt werden könnte, und was bona fide von den HH. Fox Talbot, Niepce von St. Victor und andern — freilich durch Methoden die für den praktiſchen Gebrauch allzu verwickelt ſind — zur ſchwachen Wirklichkeit geworden, iſt jetzt unter Zuſammenwirkung der Elektricität und der Photographie mit einer allen Bedingungen aufs genügendſte entſprechenden Einfachheit und Vollkommenheit ausgeführt worden. Dieſe Erfindung iſt das Werk eines Wieners, des Hrn. Pretſch, und verdient einige erläuternde Worte. Sie unterſcheidet ſich von allen auf denſelben Zweck gerichteten Verſuchen dadurch daß ſie nicht auf der photographiſchen Tafel ſelbſt operirt, und die gewöhnlichen Firniß- und Beizungsmittel beſeitigt. Das Verfahren iſt einfach dieſes. Ein Glastäfelchen wird mit Gallerte überzogen, welche man ſo lange verdünnt bis ſie eine Brühe bildet, und welche doppelt bromſaures Kali, ſalpeterſaures Silber und Kaliumjodür enthält. Auf dieſes wird, wenn trocken, mit der Vorderſeite abwärts ein poſitives Papier gelegt, durch welches hindurch das Licht, das man einfallen läßt, auf der Gallerte eine Darſtellung des Drucks hervorbringt. Das Papier wird dann in Waſſer getaucht, und während diejenigen Theile auf die das Licht gewirkt hat, von der Flüſſigkeit vergleichsweiſe unberührt geblieben ſind, ſchwillt der Reſt der Brühe an, und gibt, indem er ſich über die allgemeine Oberfläche erhebt, ein Reliefbild, das einem gewöhnlichen Holzſtich gleicht. Von dieſem Intaglio wird nun ein Abguß in Gutta-Percha genommen, auf welchen man den Elektroproceß in Kupfer anwendet, und der eine Platte oder Matrice hervorbringt, die eine genaue Copie des urſprünglichen poſitiven Gemäldes bildet. Alles was nun zu thun noch übrig bleibt, iſt daß man den Elektroproceß wiederholt; das Reſultat davon iſt eine Kupferplatte in dem nothwendigen Relievo, deſſen Materialien (wie die Geſellſchaft welche die Ausbeutung dieſer Erfindung übernommen triumphirend verkündigt) die Natur, deſſen Künſtler die Wiſſenſchaft liefert, und bei welchem der untergeordnete Arbeiter nur dazu benöthigt iſt um es durch die Preſſe zu wälzen.

Hier endigen für jetzt die wichtigern Schritte in der Entwicklung der Photographie — Schritte deren jeder ſeinerſeits ein Wunder, und wiederum durch Wunder, die nur wenig älter ſind als ſie ſelbſt, erzielt und unterſtützt worden iſt. Erſt im Jahr 1811 wurde die unter dem Namen Jod bekannte Subſtanz, auf welcher die Fundamente der geſammten Photographie beruhen, und erſt im Jahr 1826 das Brom, die andere ebenfalls ſenſitive Subſtanz, entdeckt. Die Erfindung des Elektro-Proceſſes fiel faſt in dieſelbe Zeit wie die der Photographie ſelbſt. Die Gutta-Percha nur gieng gerade der Subſtanz aus welcher das Collodium gemacht wird, der Aether und das Chloroform aber, die bei einigen Methoden angewendet werden, der des Collodium voraus.

Daguerre und die folgenden Photographen haben die Beobachtung gemacht daß die Sonne während der zwei Stunden vor dem Durchgang durch den Meridian wirkſamer iſt, in photographiſchem Sinn nämlich, als während der zwei Stunden nach dem Durchgang durch denſelben. Als allgemeine Regel, wie zahlreich auch die Ausnahmen davon immer ſeyn mögen, gilt überdieß daß der wolkige Tag beſſer iſt als der ſonnige. Allen vorgefaßten Ideen in der That zuwider, beweiſt die Erfahrung daß, je heller der Himmel iſt der über der Camera ſcheint, deſto langſamer die Wirkung innerhalb derſelben. Italien und Malta arbeiten langſamer als Paris. Unter dem glänzenden Licht einer mexicaniſchen Sonne iſt eine halbe Stunde erforderlich, um Wirkungen hervorzubringen welche in England nur eine Minute erheiſchen. In der brennenden Sonne Indiens iſt der Proceß vergleichsweiſe langſam und ſchwierig zu leiten, während in dem klaren, ſchönen und überdieß kühlen Licht der höhern europäiſchen Alpen, wie die Erfahrung gelehrt hat, die Erzeugung eines photographiſchen Bildes, ſelbſt bei den ſenſitivſten Vorbereitungen, viele Minuten mehr erfordert als in der trüben Atmoſphäre Londons. Kurz, die gemäßigten Himmelsſtriche Großbritanniens können als der photographiſchen Thätigkeit höchſt günſtig erklärt werden — eine Thatſache welche der vorherrſchende Charakter des engliſchen Klima's theilweiſe erklären dürfte, da Feuchtigkeit eine unumgängliche Bedingung für den wirkenden Zuſtand ſowohl des Papiers als der Chemikalien iſt.

Die Unterſuchung der beſondern Eigenſchaften des Sonnenlichts (solar attributes) mit Hülfe photographiſcher Maſchinen, mit der ſich hauptſächlich die HH. Hunt und Claudet beſchäftigten, gewährte, wiſſenſchaftlich geſprochen, die intereſſanteſten Reſultate. Es iſt hiedurch bewieſen daß der Sonnenſtrahl außer den Functionen des Lichts und der Wärme noch eine dritte Obliegenheit hat, welche wir die photographiſche nennen möchten, und welche die Urſache aller Störungen, Zerſetzungen und chemiſchen Veränderungen an Pflanzen, Thieren und organiſchem Leben überhaupt iſt. Man wußte ſchon lange daß dieſe Kraft, welchen Namen man ihr auch geben

Digitized by Google

mag — Energie, Actionismus — einigen der gefärbten Strahlen des Spectrums stärker, oder vielleicht weniger behindert, innewohne als andern; daß Silberauflösungen und andere sensitive Oberflächen sich in den violetten und den blauen Theilen des prismatischen Spectrums bälder verdunkelten als in den gelben und rothen. Hrn. Hunts Experimente beweisen ferner daß bloßes Licht, oder der Lichtstrahl, nicht sehr vonnöthen ist da wo der photographische oder „chemische Strahl" seine Wirkung übt, und daß sensitives Papier, unter die vergleichsweise Dunkelheit eines eine dichte Purpurflüssigkeit enthaltenden Glases, oder unter tief blaues Glas gelegt, photographisch fast eben so schnell afficirt wird als wenn es vom Licht überhaupt nicht beschattet wäre. Wenn man dagegen dasselbe Experiment unter einem gelben Glas oder einer gelben Flüssigkeit macht, so wird das sensitive Papier, obgleich weder des Lichts noch der Wärme beraubt, ziemlich lange keine Veränderung erleiden. [1]

Das präparirte Papier oder Täfelchen, das man in die Dunkelkammer bringt, ist einem formlosen und leeren Chaos vergleichbar, auf welchem der geringste Schimmer der Sonnenstrahlen Bild um Bild hervorruft, bis die schöne Schöpfung geoffenbart dasteht; doch nicht geoffenbart in der Ordnung in welcher das Sonnenauge darauf trifft, denn während einige Farben eiligst seine Ankunft begrüßten, schlummerten andere noch auf ihren Posten, und traten aus ihrer Dunkelheit nicht hervor. Die blauen und violetten Farben drängten sich mit solcher Ungeduld der sie aufnehmenden Platte zu, daß selbst die Substanz der Farbe sich verlor und im Sonnenlicht aufgelöst wurde; dagegen waren die rothen und gelben und alle ihnen verwandten Tinten so träge, daß sie kaum zur Thätigkeit erwachten ehe das Licht entzogen wurde. Solchergestalt geschieht es daß man das Verhältniß der einen Farbe zu einer andern verändert und oft umgekehrt findet, indem das tiefste Blau aus einer dunklen Masse zu einer hellen, und das goldenste Gelb aus einem hellen Körper ein dunkler wird. Es ist daher einleuchtend daß die Photographie, wie glücklich sie auch Licht und Schatten aufs genaueste nachzuahmen vermag, in der Herstellung eines wahren Chiaroscuro, oder in der wahren Nachahmung von Hell und Dunkel, unvollkommen bleibt und bleiben muß.

[1] Wir können, obschon dieß eigentlich nicht zu unserm Gegenstand gehört, beifügen daß das gleiche Experiment, von Hunt bei Pflanzen angestellt, ähnliche Resultate lieferte. Zwiebeln von Tulpen und Ranunkeln haben unter gelben und rothen Gläsern gekeimt, allein die Pflanze blieb schwach und starb ohne Knospenbildung ab. Unter einem grünen Glas (Blau ist ein Hauptbestandtheil der Farbe) waren die Pflanzen minder schwach, und brachten es bis zu Blüthenknospen, während unter dem blauen Medium vollkommen gesunde Pflanzen erwuchsen, ihre Knospen entwickelten und in Vollkommenheit blühten.

Mittheilungen aus Louisiana.

(Von L. Fromm.)

I.

Die Aufregung der hiesigen Neger, von welcher ich dir schrieb, ist nicht zum Ausbruche gekommen; der in Napoleonville eingesteckte Sklave hat in 60 Tagen 350 Hiebe erhalten und ist zu zweijähriger Eisenhaft verurtheilt, womit denn, wie man hier glaubt, die ganze Sache zu Ende gelangt ist. Die Bürgerpatrouillen sind verschwunden, und die Neger dürfen wieder am Sonntage spazieren gehen; mit glücklichem leichten Sinne wird die schnell abgemachte Sache bald vergessen seyn — bis von neuem ähnliche Versuche auftauchen. — Die hiesigen Gemüther beschäftigt jetzt ein anderer Gegenstand, und man agitirt aus Leibeskräften — im wörtlichen Sinne des Wortes — für die Abgrabung des Mississippi. Allerdings ist dieß für den hiesigen Staat ein Gegenstand vom höchsten Interesse, und Broschüren erscheinen täglich, um das Publicum dafür zu gewinnen. Es handelt sich für den Augenblick darum, den möglich besten Plan zur Erreichung jenes Zweckes aufzufinden, um ihn demnächst der Legislatur wieder vorlegen zu können. Einmal ist letzteres schon geschehen, mit welchem Erfolge, habe ich jedoch nicht erfahren können. So wünschenswerth die Ausführung desselben aber auch für den Staat wäre — ich glaube nicht daß sich solche ermöglichen läßt.

Louisiana nämlich ist, wenigstens zum größten Theil, eine Bildung des Mississippi. Vor der Zeit der Ansiedelungen pflegte dieser regelmäßig im Frühjahr über seine Ufer zu treten und setzte seine Sedimente dabei ab, das Festland auf diese Weise erhöhend, gleich so vielen großen Flüssen. Die Ansiedler begannen natürlich damit sich vor dem Flusse zu schützen, errichteten Deiche (levées) und verhinderten ihn dadurch über die Ufer zu treten. Zugleich aber wurde er auch gehindert das Land ferner zu erhöhen, und so kommt es daß dieses am Flusse, wo die ersten und kräftigsten Ablagerungen stattfanden, am höchsten ist, in die Mitte des Staates hinein aber allmählich sich abflacht. Mit den Sedimenten welche der Mississippi mit sich führte, erhöhte er sein eigenes Bett, und thut dieß noch fortwährend mit solcher Ausdauer, daß er jährlich höher wird, und die Pflanzer damit zwingt auch die Deiche jährlich zu erhöhen. Dieß ist immer die erste und wichtigste Arbeit hier im Frühjahre, welche niemand versäumen darf. Das Verhältniß zwischen der Höhe des Flusses und des Landes ist nun ein solches geworden, daß die Häuser hier am Bayon La Fourche mit ihrer Grundlage schon 3—4 Fuß tiefer liegen als der Spiegel des Flusses. Da diese Sache mich sehr interessirte, nivellirte ich von hier aus, und fand daß das Land eine engl. Meile von hier 8 Fuß, und 2 engl. Meilen weiter 14 Fuß unter dem Spiegel des Mississippi liegt. Auf einigen Pflanzungen fällt es natürlich mehr als auf anderen, und ist im allgemeinen ein wenig wellenförmig gebaut.

Eine weitere Folge ist daß sich die Nebenflüsse, besonders der rothe Fluß, nicht mehr in den Mississippi entleeren können, daß vielmehr dieser sein Wasser in jedem Frühjahre jetzt in den rothen Fluß, und durch dessen Nebenflüsse über das Land ergießt. Wenn dann aber der Mississippi fällt, kann das Wasser vom Lande so schnell nicht ablaufen und bildet theils Seen, theils die berüchtigten

Digitized by Google

Sümpfe Louiſiana's. Der Lac Biſteneau, Black Lake, Cado Lake, Spaniſh Lake, Natchitoches Lake u. a. ſind auf dieſe Weiſe entſtanden. Die Pflanzer am rothen Fluſſe klagen unaufhörlich daß die Deiche das Waſſer auf ihre Aecker treiben, und ſind genöthigt durch jährlich vermehrtes Pumpen und Abgraben dieſelben trocken zu legen. Es iſt aber erklärlich daß die Lage der Dinge nicht lange mehr ſo bleiben kann, denn auch der Sumpf erweitert ſich von Jahr zu Jahr, und nähert ſich landeinwärts den Pflanzungen. Da iſt denn nun das Project vorgelegt alle die Krümmungen des Miſſiſippi durch Canäle abzuſchneiden, und ihm das dazwiſchen liegende Land zur Erweiterung ſeines Flußbettes zu überlaſſen. Von dieſem aus ſollen dann Seitencanäle durch das Land gezogen werden, durch welche man die zu große Waſſermenge des Alluvial-Bodens (beim Graben des arteſiſchen Brunnens in New-Orleans fand man bei mehreren hundert Fuß Tiefe noch nicht den Grund des Alluviums) ableiten zu können hofft. — Ich bin geſpannt darauf wie es mit dieſem Projecte wird, denn obwohl bisher der Vater der Gewäſſer ziemlich ruhig ſich verhalten hat, tritt die ungeheure Gefahr einer Ueberſchwemmung doch jährlich näher.

Die Alluvialgegend des Miſſiſippi beginnt nach Lyell (Principles of Geology) am Cap Girardeau, 50 Meilen oberhalb ſeines Zuſammenfluſſes mit dem Ohio, iſt hier etwa 50 Meilen breit, verengert ſich bei Memphis auf 30 Meilen, und gewinnt an der Mündung des weißen Fluſſes 80 Meilen Breite; das Delta iſt etwa 90 Meilen breit. Den Flächeninhalt dieſer Alluvialgegend berechnet Lyell zu etwa 30,000 Quadratmeilen, wovon er dem Delta die Hälfte zuſchreibt.

Während die Kälte des letzten Winters eine ſo große war, daß es in Havana bei — 3° R. gefroren und in Mexico bei + ½° R. geſchneit hat, iſt der Frühling ſehr warm zu uns gelangt, und hat uns Anfangs März ſchon + 24° R. gebracht. Jetzt — Mitte April — iſt es wieder ſehr warm, nachdem zu Ende des März das Thermometer auf + 14° gefallen war, was mir — ſo habe ich mich hier verwöhnt — ziemlich unangenehm wurde. Die Mosquitos entwickeln eine ungemeine blutſaugeriſche Thätigkeit; man ſieht hier einem ſehr warmen Sommer entgegen.

Schilderungen von der Halbinſel Malacca.

(Aus Capt. Sherard Osborns Quedah.)

1. Eine Bienenjagd.

Meine Malayen, weniger erfahren oder weniger unternehmend als ihre engliſchen Cameraden, begnügten ſich mit Honig und Turteltauben-Eiern; da mir aber Dſchadi berichtete daß ein Mann mit Namen Ali ein prächtiges Bienen-Neſt auf Pulo-Bedan entdeckt habe, ſo wurde der lebhafte Wunſch in mir rege das Verfahren mit anzuſehen durch welches die Bienen ihres Honigvorraths beraubt würden. Wir befanden uns gerade in einem Gehölz auf einem Theile dieſes Eilands, und die Bienen ſummten im Fluge um uns herum, als ich im gewöhnlichen Ton meiner Stimme dieſen Wunſch ausſprach. „Bſt!“ ſagte Dſchadi, und legte ſeinen Finger an die Lippen, „bſt, ſprecht leiſe, ſonſt hören uns die Bienen!“ Darauf flüſterte er mir zu, der Honig ſey für eine Zeitlang noch nicht zur Wegnahme geeignet, und jedenfalls ſolle man die Bienen nicht vor dem Eintritt des Vollmonds ſtören. Da er es für nothwendig hielt dieſen günſtigen Zeitpunkt abzuwarten, ſo willigte ich ein, und ſorgte nur dafür daß ich beim nächſten Vollmond an Ort und Stelle war. Ali und vier andere malayiſche Seeleute wurden beredet das Bienenneſt wegzunehmen; wir entkleideten uns raſch und ſchwammen ans Land. Ich bemerkte daß jeder dieſer Malayen einen kleinen Bündel von der Schote der Kokosnußſchalen bei ſich trug, und daß ſie, ſobald ſie ans Land geſtiegen waren, ſich ans Abſchneiden von Zweigen einer Palmenart machten; in die Blätter wickelten ſie dann die mitgebrachten Schoten und verfertigten daraus eine Art Fackeln. Hierauf zündeten ſie am Strand ein Feuer an, legten in das Innere jeder Fackel einige glühende Aſche, und ſchwangen dieſelbe herum, ſo daß Zugwind entſtand, die Schote ſich entzündete und die in Brand gerathenen grünen Blätter eine feſte Rauchſäule aus dem einen Ende der Fackel hervortrieben. Der treue Dſchambu war an Bord gelaſſen worden; allein aus dem wenigen was mir dieſe Malayen ſagten, erkannte ich daß man beabſichtige mittelſt der Fackeln die Bienen vom Honig zu vertreiben; da ich jedoch nicht einſehen konnte welchen Nutzen dieſe Dinge ihnen für ihre perſönliche Sicherheit gewährten, ſo lehnte ich die mir angebotene Fackel ab.

Die Fackeln in den Händen haltend und aufrecht daſtehend, nahmen nun die Malayen einigen Mummenſchanz oder Zauberbeſchwörungen vor, welche mit dem üblichen Herſagen des mohammedaniſchen Glaubens endigten, der ſelbſt auf Chriſten einen gewiſſen Eindruck zu machen geeignet iſt.

„Gott iſt groß, und Mohammed iſt ſein Prophet!“ riefen wir alle; die Fackelträger brachen dann auf, wir verließen den lieblichen Schatten der Dſchungel, und zogen raſch der Küſte entlang bis wir vor das Bienenneſt kamen, das etwa drei Viertelmeilen landeinwärts lag. Als wir uns wieder nach der Dſchungel wandten, die Malayen ihre Fackeln ſchwangen, und unſer Augenmerk hauptſächlich auf Schlangen richteten, die mir wegen der Neuheit meines Anzugs um ſo gefährlicher ſchienen — denn wie meine Leute hatte ich nur ein Kleid um meine Hüften und ein Sacktuch über meinem Kopf — ſahen wir in einer kleinen Lichtung im Walde den Strunk eines alten abgeſtandenen Baumes, der voller Bienen war. Drei der Malayen ſetzten ſich nieder, ſchwangen fachte ihre Fackeln, hüllten ihre ſchwarzgelben Geſtalten in einen Kreis von Rauch, und begannen auf feierliche Weiſe einige Verſe aus dem Koran herzuſagen — ob um die Bienen fern von ſich zu halten, oder um ſich zu überzeugen ob Honig in dem Neſte ſey, weiß ich nicht; denn gerade als ich halblachend ſie darüber befragen wollte, gieng der vierte Malaye, Ali, bedächtig auf das Neſt zu, und machte von ſeiner Fackel Gebrauch.

Digitized by Google

Donner und Blitz! Tausend Spitzen staken plötzlich in meinem Leib, und eine schwarze Bienenwolke umsummte mich. Ich schrie nach Ali; „Gott ist Gott, und Mohammed ist sein Prophet!“ seufzten die Malayen, als sie ihre Fackeln schwangen, indem die Bienen sie eben so sehr bedrohten als mich selbst. Es war mehr als ich ertragen konnte; mit einem wahren Todesgeschrei stürzte ich wie ein angeschossener Hirsch dem Meere zu — es schien nur ein Schritt bis zu den Felsen — und sprang ins Wasser, gar manche Biene die zäh an meinem Gesicht und Leibe hieng in das flüssige Element mit hinab nehmend. Ich blieb so lange als möglich unten, und tauchte dann in der Hoffnung von den kleinen Wütherichen befreit zu seyn wieder auf; aber ach! sie ließen sich nicht so leicht verscheuchen, und eine Wolke derselben stand bereit sich von neuem auf meinem Kopfe niederzulassen. Die Sache hätte ein ernstes Ende nehmen können, wenn Ali nicht glücklicherweise entdeckt hätte daß das Nest keinen Honig enthalte, und er und seine Cameraden dann mir zu Hülfe geeilt wären, indem sie die Bienen durch ihre Fackeln vertrieben und mich zum Kanonenboot geleiteten, das ich fast blind und ziemlich verdrießlich über meine erste asiatische Bienenjagd erreichte, um so mehr als wir, neben der Lehre die ich über die Räthlichkeit des Gebrauchs von Rauchschutzmitteln empfangen, selbst die Wahrheit des alten Sprüchworts: „Wo Bienen sind, muß auch Honig seyn,“ unbestätigt gefunden hatten.

Dschadi brach in großen Jammer aus als er mich so zugerichtet zurückkehren sah, und äußerte, Ali und seine Gefährten müßten arge Tölpel bei ihrem Geschäfte gewesen seyn. Er versprach mir indeß fast augenblickliche Hülfe, und da ich sie unter allen Bedingungen gern annahm, so wurde nach einem unserer Leute, den man der strengen Beobachtungen seiner religiosen Pflichten halber den „Hadschi“ nannte, gesendet um mich zu heilen. Der Hadschi, stolz darauf eine Gelegenheit gefunden zu haben seine ärztliche Kunst an einem Weißen — die man alle für geborne Heilkünstler hält — entfalten zu können, schritt sofort zur Aufrollung eines in den gehörigen Verhältnissen zum Kauen eingerichteten, aus Cere-Laub, Betelnuß, Gambier und Tschunam bestehenden Heilmittels — so wie es die Malayen ganz besonders lieben. Während ich dieses auf die probateste Weise kaute, öffnete der Hadschi eine kleine Büchse feinen, weißen, aus dem Rückstand verbrannter Seemuscheln gewonnenen Tschunams, den er auf allen gestochenen Stellen meiner Haut sorgfältig auflegte, und zwar unter fortdauerndem, feierlichem Murmeln auszewählter Sprüche aus dem Koran. Die Antworten oder Endtheile jedes Capitels oder Satzes wurden von meinem gläubigen Schiffsführer wiederholt, der sich durch die Inbrunst seiner Gebete ein Recht auf das Tragen des grünen Turbans zu verschaffen wünschte. Dabei begleitete er seine Andachtsäußerungen mit mancherlei Faustgebärden und ungemein ernst gesprochenen Drohungen gegen die ihres Vergehens sich unbewußten Bienen.

2. Ein Angriff malayischer Piraten auf eine chinesische Dschunk.

Die Holländer, sagte Dschadi, sind der Fluch der Malayen gewesen; niemand kennt die volle Niederträchtigkeit und blutige Grausamkeit ihres Regierungssystems gegen uns. Sie treiben uns, wenn wir uns ihren Steuern und Gesetzen entziehen wollen, in unsere Prauen, erklären uns dann für Seeräuber, und tödten uns. Es gibt Eingeborne unter unserer Bemannung aus Sumatra und Java, aus Bianca und Borneo; fragt sie warum sie die Holländer hassen, warum sie Holländer tödten würden. Es geschieht darum weil der Holländer falsch, nicht redlich wie der weiße Mann (Engländer) ist. Der Holländer sticht im Dunkeln; er ist ein Lügner! Indessen wir segelten von Borneo nach Bianca und Biliton, und harrten dort auf einige erwartete große Dschunken. Da unsere Kreuzfahrt ziemlich erfolgreich gewesen, so thaten wir uns gütlich, veranstalteten Hahnengefechte, rauchten Opium und aßen weißen Reis. Endlich verkündigten uns unsere Späher, es sey eine Dschunk in Sicht. Sie kam — ein hochbordiges Fahrzeug aus Fokien. Wir wußten daß solche Amoy-Leute wie Tigerkatzen für ihren Zucker und ihre Seidenzeuge kämpfen würden, und da der Wind frisch war, so behielten wir sie, eng an der Küste hinsegelnd und ihr folgend, stets im Auge. Um den Chinesen keine Furcht einzujagen, zogen wir die Segel nicht auf, sondern ließen unsere Sklaven ziehen. Oh! — fügte Dschadi bei, der bei der Erinnerung an dieses Ereigniß warm geworden — oh, es war ein schönes Gefühl zu sehen welch brave Burschc wir damals waren!

Bei Einbruch der Nacht giengen wir unter Segel, und näherten uns der Dschunk; Morgens trat Windstille ein, und wir stürzten nun wie Haifische auf unsere Beute. Alle unsere Kämpfer legten ihre Kriegskleider an; die Illanus tanzten ihren Kriegstanz, und alle unsere Gongs erschallten als wir aufs offene Meer hinausfuhren, um die Dschunk auf verschiedenen Seiten anzugreifen. Allein diese Amoy-Leute sind Schweine! Sie verbrannten Schießpapier, ließen ihre Gongs ertönen, und empfiengen uns mit einem wahren Hagel von Steinen, heißem Wasser, langen Piken und einem oder zwei wohlgezielten Schüssen, daß wir abzogen, um die Wirkung unserer Kanonen zu versuchen — so leid es uns auch that dieß thun zu müssen, denn wir brachten uns dadurch, wie wir überzeugt waren, die Holländer auf den Hals. Bff! Baff! wir feuerten auf sie, und sie auf uns; drei Stunden hielten wir aus, und so oft wir auch an Bord zu kommen versuchten, jedesmal wurden wir von den Chinesen zurückgeschlagen, denn ihre Schiffsseite war hoch und glatt wie eine Mauer, und Galerien hiengen darüber heraus. Wir hatten mehrere Todte und Verwundete; ein Rath wurde zusammenberufen; einer unserer heiligen Männer verrichtete eine gewisse Zauberhandlung, und zwanzig unserer besten Leute hatten sich eben zum Versuch einer Landung auf dem Deck der Dschunke angeboten, als plötzlich unsere Späbfahrzeuge uns durch Signale benachrichtigten daß sich die Holländer näherten, und wirklich segelten einige holländische Kanonenboote um das Vorgebirge herum. Im Nu hatten wir Kehrtum gemacht, und fuhren wie Teufel den Küsten von Biliton zu; die Kanonenboote machten Jagd auf uns, und die Chinesen brachen in ein Freudengeschrei aus. Der Seewind wurde frischer, und brachte uns schnell in die Nähe eines Schoonerboots; wir waren 24 Stunden an der Arbeit gewesen, und sehr ermüdet; unsere Sklaven konnten nicht mehr arbeiten, und so rüsteten wir uns zum Empfang der Holländer; sie fürchteten sich uns auf den Leib zu rücken, und feuerten aus der Ferne. Dieß war es gerade was wir wollten; wir hatten Kanonen so gut wie sie, unterhielten den Kampf bis zum Einbruch der Nacht, und betrachteten unser Entkommen als ausgemachte Sache. Die Holländer wußten

Digitized by Google

dieß ebenfalls, und ſuchten uns allgemach näher zu kommen. Als ſie aber ſahen daß unſere Prauen Waſſer und Blut ausſchöpften, erkannten ſie daß wir Verluſte gehabt, und brachen in ein verteufeltes Freudengeſchrei aus. Wir waren in Verzweiflung; den Holländern konnten wir uns nicht ergeben; wir hielten uns zu gegenſeitiger Unterſtützung eng beieinander, und beſchloſſen endlich, wenn alle Hoffnung aufs Entkommen ſchwände, mit unſern Prauen an den Küſten anzulaufen, und uns bis zum folgenden Tag in der Dſchungel zu verſtecken. Allein ein braver Datu, mit ſeiner zerſchmetterten Praue, rettete uns: er machte den Vorſchlag die Holländer dieſelbe entern zu laſſen, alles was eindrang mit dem Kris niederzuſtoßen, und unſer Entwiſchen dann Allah anheimzugeben.

So geſchah es augenblicklich; wir ſegelten eine Strecke weit hinweg, und ließen die Praue des tapfern Datu als ein aufgegebenes Wrack zurück. Wie da die Holländer jubelten und auf ſie losfeuerten! Die Sklaven und die Feiglinge ſprangen aus der Praue, unſere Braven aber blieben ruhig darin; endlich legte ein Kanonenboot mit ſeiner Langſeite, wie wir erwartet hatten, an ſeiner Beute bei, enterte ſie, und die Mannſchaft drang im Haufen ein. Jetzt war die Zeit gekommen zu ſehen wie ein Malaye kämpfen konnte; der Kris war zwanzig Schwerter werth, und die Holländer fielen wie Schafe. Wir feuerten, um unſere Landsleute zu decken, welche, ſobald ſie ihre Aufgabe vollbracht, über Bord ſprangen und zu uns ſchwammen; allein der tapfere Datu, mit vielen andern, ſtarb wie tapfere Malayen ſterben ſollten — in wüthendem Kampf gegen ein Heer von Feinden.

Die Kanonenboote hatten in Folge dieſer Strafe den Muth ſinken laſſen, und wir verloren keine Zeit ſo raſch als möglich davon zu kommen; allein der verwünſchte Schooner, ſich mehr auf offener See haltend, hatte den Wind, behauptete ſeine Stellung und gab den Kanonenbooten unausgeſetzt Signale ihm zu folgen. Wir wollten uns in keinen Kampf mehr einlaſſen, es war augenſcheinlich ein unglücklicher Tag. Da auf der uns gegenüber liegenden Seite des Canals die Korallenriffe und Sandbänke die Holländer an weiterer Verfolgung hindern würden, ſo beſchloſſen wir auf alle Gefahr hin, und dem Schooner zum Trotz, uns dorthin zu begeben. Beim erſten Fächeln des Landwinds am Abend hißten wir die Segel, und ſteuerten nach Bianca hinüber. Der Schooner legte ſich uns als gewandter Segler, ſo daß er uns den Rücken kehrte, in den Weg; allein wir waren entſchloſſen unſere Fahrt fortzuſetzen und ſein Feuern anzunehmen, koſte es was es wolle.

Unſer Zuſammentreffen war ſehenswerth; allein wir waren in Verzweiflung: wir hatten eine Menge Holländer getödtet; jetzt war die Reihe an ihnen. Ich befand mich in der zweiten Praue, und dieß war gut; denn als die vorderſte eng am Schooner vorüber kam, feuerte der Holländer alle ſeine Kanonen auf ſie ab, und verſetzte ſie mit einem Schlag in kampfunfähigen Zuſtand. Wir ſtießen ein Freudengeſchrei aus, feuerten unſererſeits ab, und fuhren dann, um unſer Leben zu retten, weiter. Ach, Sir, es war wahrlich eine dunkle Nacht für uns! Drei Prauen wurden in Grund gebohrt, und die ganze Streitmacht zerſtreut. Um unſer Unglück voll zu machen, erhob ſich eine ſteife Kühle. Wir mußten Segeltuch tragen; unſere Praue war durch die Schüſſe leck geworden, und das Waſſer drang ununterbrochen ein; wir wagten in einer ſolchen Nacht nicht in die Korallenriffe einzulaufen, und wandten uns nach der Meerenge von Malacca. Die Verwundeten krümmten ſich und ſchrien in ihrem Todeskampfe, und wir, kämpfende Männer, mußten pumpen und ſchöpfen wie ſchwarze Burſche. Um 2 Uhr Morgens waren wir alle erſchöpft. Es war mir gleichgültig ob ich ertrank oder nicht, und viele warfen ihre Waſſereimer weg, und ſetzten ſich nieder um zu ſterben. Der Wind nahm zu, und ſchlug zuletzt, als wolle er unſerm Elend plötzlich ein Ende machen, in einen wüthenden Sturm um. Ich ſah ein daß es thöricht war gegen unſer Geſchick zu kämpfen, und folgte dem Beiſpiel der andern. „Gott iſt groß!“ riefen wir aus; allein der Radſchah von Dſchihor machte uns Vorwürfe über unſere Kleinmüthigkeit, und ſagte: „Arbeitet bis zu Tagesanbruch, und ich bürge euch für eure Sicherheit.“ Wir wieſen auf den Sturm, der immer heftiger über uns hereinbreche. „Iſt's das was ihr fürchtet?“ erwiederte er, und gieng hinunter, brachte einen hölzernen Löffel herauf, und that wie Ihr mich thun geſehen. Ich ſage Euch, mein Capitän — und würde es ſagen, wenn die „Compagnie Sahib“ vor mir ſtünde — mit dem Sturm war's zu Ende, wir hatten eine Stunde ſpäter tödtliche Windſtille, und waren gerettet. Gott iſt groß, und Mohammed iſt ſein Prophet — allein es gibt zur Tödtung des Windes keinen Zauber gleich dem Dſchihors.

Der Wildpark zu Tamaſi in Ungarn.

Von A. L.

Mehrere der angeſehenſten Sportsmänner und Jagdliebhaber Ungarns beabſichtigen die Herausgabe eines Jagdalbums, welches bei der ſehr abwechſelnden Ergiebigkeit der ungariſchen Jagd ſehr intereſſant zu werden verſpricht. Warum ſollte denn auch ein Jagdalbum nicht intereſſant ſeyn welches außer den Darſtellungen der Jagd auf Hirſche, Damwild, Rehe, Wildſchweine u. ſ. w. die Bilder der Wolfs- und Bärenjagden, der in den hohen Karpathen vorkommenden Gemſenjagd, ſowie der gleichfalls intereſſanten Jagd auf Auerhühner und Trappen darbringt? Allerdings gibt es in Ungarn Gegenden wo das Wild und ſelbſt die Haſen ſehr ſelten ſind, was hauptſächlich in den waldloſen Gegenden der Fall iſt; aber deſto ergiebiger und mannichfaltiger iſt namentlich in dem ſumpfreichen Gebiete der Donau und der Theiß die Jagd auf die zahlloſen Waſſervögel, und beſonders laſſen ſich die im Frühjahr und Herbſt ſtattfindenden Züge der wilden Enten und Gänſe in keinem von uns geſehenen Lande, auch nicht im entfernteſten, mit jenen in Ungarn vergleichen! Wird doch der Entenfang nach ungariſcher Weiſe auch in Deutſchland nachgeahmt und durch aus Ungarn verſchriebene Jäger verbreitet! Höchſt intereſſant für den Jagdfreund iſt die Thatſache daß in Ungarn die köſtlichen Schnepfen nicht ſo

Digitized by Google

wie in vielen Gegenden Deutschlands zu den Seltenheiten gehören, indem vor einigen Jahren auf einem einzigen slavonischen Dominium im Verlaufe der Schnepfenzeit im Frühjahre nicht weniger als 1400 Schnepfen geschossen worden sind! — Welche Freude herrscht dort zu Lande, wenn bei der milden Februarsonne die Störche in zahlreicher Gesellschaft aus der Türkei herüberkommen, und oberhalb der Dörfer hoch in den Lüften umherkreisen! Da singt die magyarische Jugend:

„Goja, Goja, gilitza!
Mitöl vörös lábod?“
„Török gyerek vágta,
Magyar gyerek gyogyitotta
Sippal, dobbal, nadi hegedüvel!“

Das heißt: „Storch, o Storch, wovon ist dein Bein so roth?“
„Der Türkenknabe hat es verwundet,
Der ungarische Knabe hat es geheilt
Mit der Pfeife, mit der Trommel und mit der Rohrpfeife!“

Was nun die von uns beabsichtigte Vorführung des Thiergartens zu Tamási anbelangt, so glauben wir daß dieser fürstlich Esterhazyische Thiergarten vielen berühmten ausländischen Instituten dieser Art kühn an die Seite gestellt werden kann und viele derselben überbietet, obgleich er in Ungarn selbst kaum dem Namen nach bekannt ist.

Tamási ist ein dem Fürsten Esterhazy gehörender ziemlich unansehnlicher Ort im Tolnaer Comitat, mit etwa 3000 Einwohnern, die sich viel mit Weinbau beschäftigen, denn es werden hier im Durchschnitt jährlich gegen 20,000 Eimer Wein erzeugt, was freilich in Ungarn, dessen Weinberge jährlich nahe an 30 Millionen Eimer Wein liefern, nichts merkwürdiges ist.

Der Thiergarten bei Tamási besteht aus mehreren Abtheilungen und Revieren; diese sind:

a) der große Thiergarten, als ältester Bestandtheil, mit einem Flächenraum von 600 Joch zu 1600 Quadratklaftern, oder 960,000, also beinahe 1 Million Quadratklaftern. Dieser Thiergarten ist mit einer hohen Ziegelmauer umgeben.

b) Der kleine Thiergarten, welcher erst im Jahre 1772 vom Fürsten Nikolaus angelegt worden ist und ursprünglich nur für Schwarzwild bestimmt war. Dieser hat einen Flächenraum von 284 Joch oder 454,400 Quadratklaftern und ist mit einer Planke umzäunt.

c) Der Schwarzwildgarten, welcher nur 50 Joch enthält, und in dem ausschließlich nur Wildschweine gehegt werden. Die Bewaldung dieser Thiergärten besteht vorherrschend aus Eichen, und das hügelige Terrain verleiht denselben eine besondere Anmuth; ein weiterer Reiz sind die große Menge von Vögeln, durch welche die Wälder belebt werden.

Zu den genannten Thiergärten gehört ferner ein sehr großes, aus 8 Revieren bestehendes Jagdgebiet, und zwar enthält:

das 1te Revier	.	2032	Joch,
das 2te „	.	4010	„
das 3te „	.	2805	„
das 4te „	.	4010	„
das 5te „	.	3286	„
das 6te „	.	3964	„
das 7te „	.	2916	„
das 8te „	.	1123	„

Im ganzen enthält der Thiergarten mit dem dazu gehörenden Jagdgebiet 25,090 Joch, oder über 40 Millionen Quadratklaftern. Daß ein so bedeutender Flächenraum sehr viel Gras, Heu, der Waldgrund aber Eicheln, Knoppern, Pilze u. s. w. liefern muß, versteht sich von selbst. Nebenbei muß hier bemerkt werden, was den deutschen Lesern nicht bekannt seyn dürfte, daß in den südungarischen Wäldern gar keine Beeren wachsen. Es gibt dort keine Heidelbeeren, keine Himbeeren, keine Erdbeeren u. s. w., was den ungarischen Wäldern in dieser Beziehung gegen die deutschen Wälder nicht zum Vorzuge gereicht. Eine Zusammenstellung dieses ungarischen Thiergartens mit den größten Thiergärten Deutschlands und anderer Länder in Hinsicht des Flächenraums dürfte nicht ohne Interesse seyn; uns fehlen hierüber alle Notizen, und wir können demnach leider keine Vergleiche anstellen.

Der von den Zeitungen unlängst gemeldete Ablauf der zu Ehren des Großfürsten Constantin im kaiserlichen Park zu Fontaineblau veranstalteten Hetzjagd liefert, der prachtvollen Ausstaffirung der hohen Jäger und des anderweitigen Glanzes ungeachtet, ein klägliches Bild gegenüber einer Hetzjagd im fürstlich Esterhazy'schen Park zu Tamási! Gewiß gibt es in ganz Frankreich keinen Thiergarten, wo eine abgehaltene Herbstjagd ein so reichliches und mannichfaltiges Resultat zu liefern im Stande wäre, wie dieß bei den in Rede stehenden fürstlichen Jagden, die sich alljährlich gleichfalls durch Glanz auszeichnen, der Fall ist. Nach einer vom fürstlichen Jägermeister gemachten Notiz war vor mehrern Jahren der Bestand des Wildes in den Thiergärten folgender (mit dem Wildstande früherer Jahrhunderte muß man freilich keine Vergleiche anstellen. Jener war, und dieser ist hier noch!): nämlich 42 Stück Hirsche (?), ferner 12 Achtender, 5 Sechsender, 3 Gabler, 24 Spießer, 192 Altthiere, 40 Schmalthiere und 59 Kalben, also 377 Hirsche.

Ferner 215 Stück Damwild, 138 Löffler, 253 Spießer, 563 alte Geißen, 204 Schmalthiere und 417 Kitzen.

Doch gab es nur 2 Rehböcke, 8 Geißen und 5 Kitzen, und es scheint daß diese Gattung von Wild hier nicht besonders gehegt wird.

An Schwarzwild gab es 16 Hauptschweine, 6 Borke, 12 Ueberlaufene und 9 Frischlinge. Im ganzen aber die beträchtliche Summe von 2223 Stück. Die hier gegebenen nicht jedermann verständlichen Benennungen sind nach dem Originale des Jägermeisters niedergeschrieben. Das Wild welches alljährlich erlegt wird, beläuft sich, der Vermehrung entsprechend, auf Hunderte. Ein kleiner Theil des Wildprets wird bei solchen Gelegenheiten in die fürstliche Küche geschickt, ein größerer den Wildprethändlern in Pesth und Wien verkauft. Viel wird aber auch an die fürstlichen Beamten und Ortsbewohner verschenkt.

Auch das Jagd-Beamten-Personal dieses Thiergartens zeugt von seiner Großartigkeit. Es befinden sich nämlich in Tamási: 1 Jägermeister, 2 Waldmeister, 8 berittene Jäger, 8 Fußjäger, mehrere Jägergehülfen und 10 Wildhüter. Es ist also dieser Thiergarten jedenfalls ein des Namens des Fürsten würdiger, und liefert den Beweis daß auch in dieser Beziehung Ungarn großes aufzuweisen hat, wenn schon von demselben nicht viel gesprochen wird.

Digitized by Google

Die Radschputen.

(Aus Thornton's Gazeteer of India.)

Man betrachtet den weit verbreiteten Stamm der Radschputen als Abkömmlinge der Kschetriyas, einer der vier großen Kasten in welche die Hindus ursprünglich getheilt waren. In dem Dämmerlicht in welchem die Hindu-Geschichte vor dem im zehnten Jahrhundert erfolgten Einfall der Mohammedaner liegt, läßt sich in Betreff des Zeitpunkts des Auftretens der Radschputen als abgesonderter Volksstamm kein sicheres Urtheil fällen. Die Ueberlieferung der Hindus versetzt ihren Ursprung auf den Berg Abu, der an Guzerat gränzt. Ihre Macht und ihr Ruf scheinen um den Schluß des zwölften Jahrhunderts, als Adschmir und Delhi durch einen, Kannaudsch (Kunnouj) durch einen andern, Guzerat durch einen dritten ihrer Fürsten vereinigt gehalten wurden, auf dem Höhepunkt gestanden zu haben; allein ihre Macht verfiel bald vor der Begeisterung, dem trotzigen Ungestüm und den kriegerischen Eigenschaften der Muselmanen. Pirthi Radsch (Raj), der Beherrscher von Adschmir und Delhi, schlug im Jahr 1191 zu Tirauri (Tirouri) den Sultan Schahab-eddin Mohammed von Ghor, wurde aber im Jahr 1193 von diesem Monarchen in einer großen Schlacht überwunden, zum Gefangenen gemacht und hingerichtet. Seinen Sieg verfolgend, schlug Schahab-eddin im Jahr 1194 den Radschputen-Radschah von Kannaudsch, Dschain Tschandra (Jain Chandra). Durch diese Niederlagen wurde die Macht der Radschputen in diejenigen Gränzen eingeschränkt welche nahezu den jetzigen gleichkommen. Neben dem den Namen Radschputana führenden Landstrich verbreitet sich dieser Volksstamm noch über viele andere Theile Indiens: so zum Beispiel in Bundelkund, wo viel Häuptlinge Radschputen sind, und in Bagelchand (Baghelkhand) oder Rewa, dessen Radschah ein Bagel-Radschpute ist; auch in Gurhwal und mehreren andern Gebirgsstaaten, sowie im Gebiet von Kutsch. Der geschickte Compilator des Sanskrit-Wörterbuchs richtet seine Aufmerksamkeit mit vielem Glück „auf den eigenthümlichen Charakter der Radschputen, der in ihrer Stellung als Kriegerclasse des ursprünglichen Hindu-Systems seinen Grund habe." „Die andern Classen, fährt er fort, waren, obgleich als Kasten durch Gemeinschaftlichkeit religiöser Gebräuche zusammengehalten, mit der bürgerlichen Gesellschaft vermischt, und standen, mit Ausnahme der gewöhnlichen Landesobrigkeiten, unter keinen Oberhäuptern. Die Radschputen dagegen waren geborene Soldaten; jede Abtheilung hatte ihren erblichen Führer, und jede bildete, ähnlich den Clans in andern Ländern, eine besondere Gemeinschaft, deren Mitglieder durch vielfache Bande an ihre Häuptlinge und an einander selbst geknüpft waren. Die Kastenregeln bestanden unerschüttert fort, und waren geeignet die eben geschilderte Verbindung noch inniger zu machen. Da die Führer dieser Clans zu den Radschahs in demselben Verhältniß standen wie ihre eigenen Verwandten zu ihnen, so bildeten König, Adel und Kriegerstand einen Körper, vereinigt durch die stärksten Gefühle der Verwandtschaft und kriegerischer Hingebung. Die unter den Radschputen vorherrschende Art von Feudalsystem gab dieser Anhänglichkeit noch eine erhöhte Dauer, und erzeugte zugleich den Geburtsstolz, den Hochsinn und die bei der Kriegerclasse jener Zeit so auffallenden romantischen Gefühle. Ihre Begeisterung fand Nahrung in den Gesängen ihrer Barden, und entflammte sich an den zahlreichen Kämpfen für Ruhm oder Liebe. Sie behandelten die Frauen mit einer im Morgenlande ungewöhnlichen Achtung, und nahmen selbst in ihrem Betragen gegen Feinde die Regeln der Ehre, deren Verletzung Schande machte, zur Richtschnur. Allein trotz so vieler Züge der Ritterlichkeit in ihrem Charakter besaßen sie den hochstrebenden Sinn und die künstliche Verfeinerung unserer Ritter nicht, und waren mehr Helden im Geiste Homers als in dem Spensers oder Ariosts. Wenn wir diesen Eigenschaften noch ihre starke Neigung zur Trägheit beifügen, und die Wirkungen einer langen Unterdrückung in Anschlag bringen, so haben wir den Charakter der Radschputen der Jetztzeit, welche fast ganz dieselbe Aehnlichkeit mit ihren Vorvordern haben wie diese mit den Kriegern des Mahábharata. Bei allen ihren edlen Eigenschaften zeigten die frühern Radschputen eine gewisse Einfachheit, die aus dem Mangel an Verkehr mit andern Völkern herrührte, wodurch sie an praktischer Geschicklichkeit und selbst an kriegerischer Nachhaltigkeit Männern nachstanden welche von weit weniger erhabenen Gesinnungen als sie selbst geleitet wurden." Ein anderer einsichtsvoller Schriftsteller, der lange Zeit unter den Radschputen lebte, entwirft eine minder günstige Schilderung von ihnen. Er sagt: „Der kriegerische Charakter des Radschputen ist höchlich überschätzt worden. Es scheint sehr wenig ritterliches Gefühl in seiner Brust zu leben. Von Natur sind die Radschputen meist kräftige, musculöse Menschen, thätig aus Gewohnheit und in Folge ihrer gymnastischen Uebungen (obgleich sie, wenn sie sich in keinem aufgeregten Zustande befinden, in hohem Grad zur Trägheit neigen); die Pferdebesitzer sind gewöhnlich gute Reiter. Einige sind, in Folge beständiger Uebung, im Gebrauch der Lanze oder des Schwerts sehr gewandt, und müssen, individuell betrachtet, einem taktisch geschulten und an strenge Mannszucht gewöhnten Feinde oft sehr überlegen seyn. Allein in einem großen radschputischen Reitercorps würden sich nur einige wenige in der Führung der Waffen so überlegene und zu einem Einzelkampf geneigte Leute finden lassen. Die Radschputen besitzen nicht den kalten entschlossenen Muth, der bereit ist jeder Gefahr keck ins Auge zu schauen und keines künstlichen Aufregungsmittels bedarf. Ihren eigenen Berichten zufolge war, selbst bei ihren frühern Angriffen auf Karawanen und Städte, Ueberfall ihr Hauptangenmerk. Im Glück waren sie eben so grausam als raubsüchtig, und zeigten gegen ihre Gefangenen kein Mitleid. Stießen sie auf Widerstand, so wurden sie eben so feig als sie zuvor gewaltthätig gewesen waren, und ergriffen die Flucht: Kampf lag nicht in ihrer Absicht. In allen ihren einzelnen Kämpfen, sowie bei allen Erstürmungen, griffen sie, vor dem Beginn der Schlacht, zum Genuß des Opiums, um sich in Aufregung zu versetzen. Ihre eigenen Barden schildern die Augen ihrer Helden als vom Opium geröthet. Unter ihren Radschahs waren die gegenseitigen verrätherischen Morde zahlreich und lange voraus bedacht." In letzterer Ansicht liegt wahrscheinlich viel Wahrheit. Manche düstere Schatten verdunkeln das Gemälde des Charakters der Radschputen, und stehen in peinlichem Gegensatz zu den hellen Tinten mit denen die frühere Schilderung sie gezeichnet. Darunter läßt sich die in den gräßlichsten Formen zur Ausführung gelangende Sitte der Wittwenverbrennung zählen. Nicht genug daß die unglückliche Wittwe das Opfer dieses Entsetzen erregenden Gebrauchs wird,

Digitized by Google

man schleudert auch noch, wo Reichthum oder Rang des Verstorbenen dieß zu erheischen scheinen, eine Menge andere Weiber, seyen es Sklavinnen oder sonstige Diener, zusammen mit dem Hauptopfer, gewaltsam in die Flammen.

Als ein weiterer Flecken in den Sitten der Radschputen läßt sich das allgemein vorherrschende Verbrechen der Ermordung neugeborner Mädchen erwähnen, das unter einigen Stämmen eine solche Ausdehnung erlangt hat, daß im Jahr 1818, als Macmurdo schrieb, unter den Sprößlingen von 8000 verheiratheten Tscharedscha- (Jhareja) Radschputen angeblich nicht mehr als sechzig weibliche Kinder am Leben waren, und man hielt es für wahrscheinlich daß die Zahl nicht einmal dreißig überschreite. Ja diese Grausamkeit gegen die Töchter gieng so weit, daß man sie manchmal noch nach erreichter Mannbarkeit tödtete. Der Instinct der Liebe, selbst wenn er durch Zeit und Gewohnheit gestärkt ist, reicht zur Bewältigung der Eingebungen des Stolzes, oder eingebildeter Zweckdienlichkeit, nicht aus. Als sich im Jahr 1810 die Radschahs von Dschaudpur (Joudpore) und Dscheipur (Jeypore) um eine Prinzessin von Udeipur (Odeypore) bewarben, und ihre Ansprüche durch Kriegführung gegen einander unterstützten, beendigte die Familie des unglücklichen Mädchens den Kampf dadurch daß sie dasselbe tödtete. Vor einigen Jahren wurde die heirathsfähige Tochter des Radschah von Bukanir unter ähnlichen Umständen und aus ähnlichen Beweggründen ermordet. Ein minder häßlich verbrecherischer, aber sowohl für sie selbst als für andere höchst gefährlicher Brauch ist ihre, bereits erwähnte, Opiumgenußsucht, der sie sich in einem Grade hingeben welcher zuerst ihre Leidenschaften entflammt, dann ihre geistigen Fähigkeiten schwächt und zuletzt gänzliche und unheilbare Verdummung hervorbringt. Ehe das schwächende Gift dieses traurige Resultat bewirkt hat, ist es für den Radschputen eine Quelle falschen Muthes und unsinniger Verzweiflung. In Wuth gebracht durch die Aufregung in welche es sie versetzte, stürzten radschputische Heere rücksichtslos einem gewissen Tod entgegen, und giengen, weder Pardon gebend noch nehmend, bis auf den letzten Mann zu Grunde. Die entsetzlichste Aeußerung dieses Wahnsinns heißt Dschohar. Sie besteht darin daß eine Heermasse oder eine Besatzung, durch den Opiumgenuß zur Verzweiflung gebracht und entflammt, zuerst ihre Familien niedermetzelt, dann sich auf den Feind stürzt, und fortkämpft bis auch der letzte Mann getodtet ist. Trotz ihrem Mangel an ausdauerndem Muth und trotz ihrer untergeordneten Stellung in Manneszucht und Taktik, ist es den Radschputen dennoch gelungen sich einigen der größten Krieger Indiens furchtbar zu machen. Baber, der sich von Kindheit an im buntesten und wildesten Kriegsleben geübt, erzählt ehrlich das Unglück in welches er und seine Truppen durch die Ankunft des Rana Sanka von Mewar, eines Verkämpfers des Brahmanismus, versetzt wurden, nach dessen Besiegung der muselmanische Sultan zuerst den vielerschnten Titel „Ghasi," d. h. „siegreicher Kämpfer in Vertheidigung des Glaubens," annahm. Später fand Schir Schah, der Afghane, welcher, an der Spitze eines Heers von 80,000 Mann in Radschputana einfallend, den Sohn Babers, Humayun, und den Padschah von Delhi schlug und entthronte, hartigen Widerstand, und wurde von Kunbha, einem Radschputen-Häuptling, mit 10,000 Mann fast zurückgetrieben. Der Afghane machte nach seinem theuer bezahlten Siege die Bemerkung: daß er um einer Handvoll Dschôrs (joars) willen fast die Herrschaft über Indien eingebüßt habe. Er spielte mit dieser Bemerkung auf das grobe Korn an, welches das Haupterzeugniß in dem unfruchtbaren, so hartnäckig gegen ihn vertheidigten Lande ist. In neueren Zeiten haben die Radschputen ihren frühern Ruf nicht sehr zu wahren gewußt. Trotz ihrer vielen befestigten Plätze, ihrer zahlreichen Streitkräfte und ihrer viel gerühmten kriegerischen Tapferkeit, leisteten sie den Mahratten, welche nach Gutdünken ihre Länder verheerten, nur geringen Widerstand. Einige der Radschputen-Staaten wurden schon in den ersten Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts von dem Marquis v. Wellesley mit der brittischen Regierung in Verbindung gebracht. Der Nachfolger des Marquis v. Wellesley, Sir George Barlow, befolgte eine andere Politik; allein da die Erfahrung zeigte wie weise der frühere General-Statthalter gehandelt hatte, so kehrte der Marquis v. Hastings wieder zur Wellesley'schen Politik zurück, und diese Staaten wurden allgemein dem brittischen Einfluß unterworfen, und zur Wohlthat brittischen Schutzes berechtigt. Die erforderlichen Befugnisse werden durch einen Officier, des General-Statthalters Agent für die Staaten von Radschputana genannt, ausgeübt. Diese Verbindung scheint dem Lande höchst wohlthätig gewesen zu seyn. Europäische Grundsätze in Rechts- und Polizeiwesen brachen sich allmählich Bahn, und Anordnungen zur Schlichtung internationaler Fragen, sowie für die allgemeine Rechtsverwaltung wurden eingeführt, und sollen bereits gute Wirkungen hervorgebracht haben.

Nach La Guayra.

Wir hatten in der Nacht Sombrero, den ersten Fels der Inselkette Westindiens, passirt und bekamen bei anbrechendem Tage die englischen Virgininseln in Sicht. Schnell dampften wir den kahlen Felsen vorüber, ließen weit ab links St. Croix liegen, und richteten unsern Lauf um 10 Uhr des Morgens auf St. Thomas zu.

Da lagen sie nun vor uns, die Insel, die Stadt, der Hafen — ersehnte Endpunkte unserer Reise, die uns in 15 Tagen von den unvergleichlichen Kreidefelsen der Insel Wight an den reizenden Azoren vorüber nach den tropischen Vulcanfelsen geführt. Von einer Seereise, wie Sie wissen, läßt sich gar wenig beschreiben. Doch war mir manches überraschend, der ich bisher nur in nördlichen Meeren gefahren. Das Wasser hat hier eine Klarheit, eine Bläue, die man in höhern Breiten nicht kennt, und die lebhaft Byrons herrliches Wort:

„O'er the glad waters of the dark blue sea"

ins Gedächtniß rufen. Die Bewohner des Meeres zeichnen sich durch ihre glänzenden schönen Farben aus. Die Seesterne, Medusen, die Iris, die vielgestaltigen Fische schaukeln sich in der warmen, durchsichtigen Fluth mit solch unverkennbarem Behagen, daß man

Digitized by Google

nicht umhin kann mit den herrlich ſchillernden Thieren zu ſympathiſiren. Außer dieſen an das naſſe Element gebundenen Weſen zeigt ſich faſt nichts lebendes, und nur der Hühnerſtall an Bord erinnert daran daß es geflügelte Zweifüßler gibt. Die in der Nähe der beiden Eismeere ſo häufigen Waſſervögel ſcheinen dieſe wärmeren Gegenden ganz zu fliehen.

Die Azoren bieten einen erfreulichen Ruhepunkt für das Auge. Pic Pico, den wir vom Morgen bis zum Abend im Auge behielten, cokettirte mit den ewig wechſelnden Wolkenhüllen wie eine ältliche Schönheit, welcher der Reiz der ſchmuckloſeſten Jugend ſchon abgeht. Auch glaube ich Sie verſichern zu dürfen daß er die gefürchtete „dreißig“ ſchon ſeit einiger Zeit überſchritten.

Unter dieſen flüchtigen Erinnerungen an die verlebten Reiſetage, dem Wechſeln einiger ungekünſtelt freundlichen Abſchiedsworte mit den ſchnell gefundenen Freunden unter den Reiſegefährten, Einpacken, Trinkgelder geben, nach der Küſte ſehen, die Weinrechnung enorm finden, von Matroſen umgerannt werden, ſich in einen Weſtindienfahrer metamorphoſiren, war die Zeit eine Stunde weiter gerückt, und man fand am Deck die Geſellſchaft verſammelt, einzelne Häuſer in St. Thomas mittelſt des Fernrohrs ſuchend, dem unbekannten Platz des Landens nachſpähend, ſich über die ganz neue Erſcheinung tropiſcher Vegetation erfreuend, den fremden Hafenplatz mit Furcht, mit Hoffnung betrachtend, mit geſehenem vergleichend, die verſchiedenen kleinern Dampfer oder Segler ausſuchend welche nach dem eigenen Endzielpunkte führen ſollten.

Der Anker fällt! und da ſind bereits die Jollen heran, einzelne laſſen ſchon ihre Koffer hinunterbringen, um ſich ans Land ſetzen zu laſſen. Man kommt an King's Wharf. Erſtaunen Sie nicht auf der däniſchen Colonie die engliſche Bezeichnung zu hören. Die Straßen und Plätze haben freilich däniſche Namen angeſchlagen, aber wer von den Europäern ſagt „Nörgade?“ Storeſtraße heißt ſie bei den deutſch-, Storeſtreet bei den engliſch redenden Bewohnern. Store iſt die nordamerikaniſche Bezeichnung für Warehouſe (Magazin). Die Weltſprache der Zeit, Engliſch, hat ſich auch hier eingebürgert. Die Garniſon mag unter einander däniſch ſprechen, aber ſonſt müſſen auch die Soldaten und andere Officiale engliſch reden, weil das geringe Volk meiſt nur dieſe Sprache verſteht und dieſelbe in allen Schichten als Vereinigungsſprache gilt. Und es ſind nicht allein die Deutſchen welche ſolch wunderbare Zuſammenſtellungen von engliſchen mit mutterſprachlichen Wörtern zulaß in ihre Sprache erlauben, man hört die Dänen, Franzoſen, Engländer ebenfalls von Store ſprechen, Cuſtomhouſe iſt die allgemeine Bezeichnung für Zollhaus ꝛc. Wer ſagt Werft, Jolle, Dampfer? Das ſind Wharf, Bumboat, Steamer, und laſſen Sie mich mit ein wenig Stolz es ſagen, daß die Deutſchen im allgemeinen die fremden Wörter richtiger ausſprechen als die andern nicht engliſch Redenden. Dieſes Gemiſch in den Sprachen hat zweifellos ſeinen Urſprung in der gewaltigen Uebermacht der engliſch redenden Nationen, denn trotzdem daß Deutſche ebenſo verbreitet ſind als Engländer und Amerikaner, gewinnt doch die Sprache der beiden letzteren durch ihren intenſiv praktiſchen Werth das zeitgemäße Uebergewicht. Ganz iſt es nicht zu vermeiden ſogar daß die Sprachen hier ſich nicht rein halten. Ein Platz wie St. Thomas, der zum Depot für Weſtindien und die Küſten der anſchließenden Meere geworden, enthält Einwohner aus allen Weltgegenden. Es wird etwa 1000 Weiße und 7000 Farbige haben. Damit iſt denn auch geſagt wie ſich das Verhältniß von Bildung zur Rohheit ſtellt.

Die Weißen ſind entweder Europäer (laſſen Sie mich ein für allemal bemerken daß hierzu die Nordamerikaner mitgerechnet werden) und ſprechen demnach wenigſtens engliſch und ihre Mutterſprache, oder es ſind Creolen, welche dann engliſch als Mutterſprache kennen, aber zugleich auch franzöſiſch und ſpaniſch ſprechen, deutſch mindeſtens verſtehen lernen. Wie die fertige Charakterbildung eines Gränzvolkes intereſſanter Gegenſtand für die Forſchungen des Pſychologen iſt, ſo würde die Beobachtung des werdenden Charakters dieſes Gränzvolkes zwiſchen zwei Welten für ihn bedeutend und anregend ſeyn.

Die Bedeutſamkeit des Handels von St. Thomas iſt ſo allgemein bekannt, daß ich darüber nichts zu ſagen habe. In der That, wenige andere Regierungen ſind ſo weiſe geweſen die Politik der Hanſeſtädte bei der Regierung ihrer Colonien einzuführen. Wie einſichtig Dänemark gehandelt hat, indem es St. Thomas zum Freihafen machte, erſieht man aus den Erfolgen.

Der Hafen iſt in der That ſchön, wenige Häfen in der Welt dürften ſo viel natürlichen Schutz bei derſelben Tiefe des Waſſers gewähren. Aber wenige Häfen ſind auch den verheerenden Stürmen des „Hurkycanemonats“ ſo ſehr ausgeſetzt. Die Inſel iſt eine der nächſten an Europa, und bietet ſomit dem Schiffer ein ſchnell erreichbares Ziel, aber Riffe und Untiefen machen die umliegenden Strömungen gefährlich. Der Hafen von Curaçao iſt weit beſſer, und die jährlichen, das Geſchäft faſt ganz unterbrechenden Orkane laſſen dieſe Gewäſſer faſt unberührt. Es kann in der That nur der weiſen Handelspolitik Dänemarks zugeſchrieben werden daß dieſe unfruchtbare Inſel der reiche Stapelplatz geworden. Im ſcharfen Contraſt zu dem frühern engherzigen Colonialſyſtem Englands, Hollands, Frankreichs, Spaniens, handelte jener kleine, aber bedeutende Staat mit einer, vielleicht verlachten, Liberalität. Mit welchem Erfolg zeigt der Vergleich zwiſchen St. Thomas mit den Schweſterinſeln.

Hervorſtechend in der Stadt ſind die Mauern des Forts, welches drei kleinere, die ſich an dem Eingange des Hafens befinden, unterſtützt. Hier garniſoniren die wenigen Truppen welche auf dieſer Inſel ſtationirt ſind. (Die Commandantur iſt auf St. Croix.) Hier zeigten ſich die Nachtheile europäiſcher Pedanterie. Dieſe unglücklichen Menſchen müſſen ihre Paraden- und Wachdienſte — wie in dem nördlichen Kopenhagen, mit ſeinem empfindlichen kalten Klima — hier unter tropiſchem Himmel in dickem Tuchzeuge, ſchwerem Käppi und Torniſter thun. Unter den Regierungen des europäiſchen Continents wird ja keine Statiſtik veröffentlicht, aber man kann aus den Liſten der engliſchen Colonialbeſatzungen ſehen, wie groß die Procentſätze ſind welche aus den Reihen des Militärs dem Klima zum Opfer fallen; wie viel größer als die aus der europäiſchen Civilbevölkerung, die — wenn auch wollenes Unterzeug tragend, doch ſtets in leichten Drillkleidern geht.

Die Stadt iſt ſehr in europäiſcher Weiſe gebaut, obgleich ſie den tropiſchen Charakter nicht ganz verläugnen kann. Die Straßen ſind eng, was im bergigen Charakter des beſchränkten Terrains ſeinen Grund hat, und mit kleinen auf die ſpitze Seite geſtellten Steinen höchſt unregelmäßig gepflaſtert. Am Hafen entlang, von King's Wharf an weſtlich gehend, zieht ſich die erwähnte Store-

Digitized by Google

straße. An ihr liegen, an der Wasserseite, die Magazine der großen Geschäfte, die, von ihren Waarenhäusern ins Meer hinaus gehend, ihre eigenen Werfte haben. Die angebrachten und abzusetzenden Waaren, welche an unbedeutendere Häuser gehen, werden von Farbigen von und nach King's Wharf getragen. Die große Hitze welche zwischen 1 bis 3 Uhr herrscht, hat, in Folge der vielen Fälle von augenblicklichem Tod durch Sonnenstich, zu dem Verbot geführt während dieser Stunden zu arbeiten. King's Wharf ist dem Begriffe welchen man von einem Werft in den großen Seestädten Europa's und Nordamerika's hat, so unähnlich als möglich. Anstatt der vielstockigen ernsten und schmucklosen Waarenhäuser, der nimmer ruhenden Krahne, der anlegenden Fahrzeuge mit den Flaggen aller Länder, der Masten und Raaen und Takelagen, welche jenen unvergleichlichen Wald bilden, des rohen und doch kraftvoll tüchtigen Hoy-y der Matrosen, des vielgestalteten, verworren scheinenden und doch so geordneten thätigen Lebens, empfängt den von den kurzen Wegen im Hafen in seiner Jolle oft bis zum Anflug der Seekrankheit geschaukelten, von den glühenden Sonnenstrahlen ermatteten Landenden der Schatten von Kokospalmen, die mit ihren unbeschreiblich schönen Kronen im anmuthigen Relief gegen den reinblauen Himmel abstechen, oder in stolzer Höhe beim leisesten Fächeln des Luftzugs federartig sich wiegen. Die dunkeln Gesichter der Farbigen richten sich nach dem Ankömmling, der dienstbereite Lastträger nimmt sich des Gepäcks an, die plaudernden Fruchthökerinnen schreien einander zu, scherzen mit den unbeschäftigten Burschen, die ihre Süßigkeiten kaufen; auf einem kleinen Dreifuß, der von Steinen gebaut ist, steht eine Pfanne, in welcher über dem Kohlenfeuer Fisch oder Backwerk in Oel gebacken wird. Der Duft dieser Kochheerde, der den Eingeweihten so lebhaft das Paradies vergegenwärtigt, mischt sich für den aus frischer Seeluft Kommenden mit dem heißen Geruch der Ausdünstung aller Abfälle, die man ohne Bedenken auf die Straßen wirft, und erregt eine sonst unerklärbare Sehnsucht nach Schiffstheer, welcher uns so betäubend auf andern Werften begrüßt. Links am Werft hin ziehen sich niedere Hütten, die von Farbigen bewohnt werden, und rechts vorn steht das Commercial Hôtel. Dieses ist gut gebaut, hat einen schönen Balcon mit Marmorsäulen, von wo aus man den Hafen betrachten kann. Es ist, durch seine Billardzimmer, einer der wenigen Versammlungsorte für die Kaufleute, d. h. so viel als für die Einwohner welche man überhaupt in Betracht zu ziehen hat. Das „Athenäum" bietet ebenfalls durch seine Lesezimmer einen erfreulichen Aufenthalt.

Trotzdem daß die Insel ganz unfruchtbar ist, und von St. Croix sogar bis auf Zufuhren der gewöhnlichsten Lebensmittel abhängt (denn selbst das Wasser, welches, vom Regen in Cisternen aufgefangen, oft bei langer Trockenheit versiegt, muß mitunter von andern Inseln gebracht werden), war das Leben im Hôtel nicht theuer. Die Einrichtung ist in der Art der nordamerikanischen, d. h. gleichviel ob man die Tafel benutzt oder nicht, man bezahlt den Preis eines Tages für voll. Wir hatten des Morgens also Kaffee oder Thee mit Brod, um 10 Uhr Frühstück, um 6 Uhr n. M. Mittagsbrod an der Table d'Hôte. Die Zimmer waren geräumig und kühler als sich erwarten ließ. Und für dieß alles bezahlte man nur 2½ Dollars. Die Anständigkeit des Hauses war ganz gleich mit der von Barnums Hôtel in Baltimore, das Dickens so bekannt gemacht hat, oder Fremont House in Boston, mit welchem es auf gleicher Linie des Preises und der Bequemlichkeit steht, oder, um meinen deutschen Lesern ein näheres Beispiel zu geben, gleich der eines Jungfernstieg-Hôtels in Hamburg, welche alle aber hinsichtlich der Schlafgemächer räumlich beschränkter, hinsichtlich der Preise ausgedehnter sind. Die Küche war nicht übel, doch ist die französische Kocherei mit ihrem saftlosen Fleisch, das durch pikante Saucen schmackhaft werden soll, nicht sehr erquickend, nachdem man das selbst am Bord vorzügliche, saftreiche englische Beef genossen. Ich hoffe, Sie werden mir diesen Angliciſmus zu gute halten, oder lächeln höchstens mit bewußter Kennermiene über diese Vorliebe eines naiven Gutschmeckers für das Erkennbare im Vergleich zu den Sais'schen, verschleierten Bildern in Ragoutschüsseln.

Die Häuser sind alle auf das heiße Klima berechnet, wenige z. B. haben Fenster, sondern nur Läden zu den Fensteröffnungen, die Baukunst aber ist natürlich höchst vernachlässigt. Wahrscheinlich wird es mit den andern Künsten eben so seyn.

Ich ließ mich des Abends an Bord des Schooners setzen, welcher mich nach der Festlandsküste Südamerika's bringen sollte. Bei einer prachtvollen Mondbeleuchtung durchfurchte das Boot die belebte Fluth. Lange, glühende Streifen bezeichneten unsern Weg, und mit jedem Ruderschlag rollten Feuerkugeln an uns vorüber. Der Nachtschuß vom Fort zeigte die achte Stunde an, und so hatte ich volle Muße mich für eine kleine Seereise wieder häuslich einzurichten, und die vor mir liegende Stadt in der magischsten Beleuchtung von der Welt zu betrachten. Auch im Norden kann das Mondlicht schön seyn. Nie wird mir die Erinnerung an den Anblick von Eisbergen, in ihrer wundersamen Einsamkeit auf dem Ocean stolz daher schwimmend, vom blauen Lichte der Königin der Nacht übergossen, vergeßlich werden. Aber es ist ein gespensterhaft kalter Eindruck, der dem Gemüth sich einprägt. Hier lag, in einer behaglichen Atmosphäre, rund um mich der Kessel von Felsen, die, spärlich bewachsen, in erhabener Schweigsamkeit vor mir aufstiegen. Die erleuchteten Fenster ließen die Umrisse der Stadt erkennen, die sich amphitheatralisch an drei Hügeln hinaufzieht, und machten durch die Erleuchtung der Höhen die Buchten deutlich erkennbar. Diese Eingeschlossenheit der Stadt, an welche nur die heiße südwestliche Brise durch den Hafeneingang Zutritt hat, mag sehr viel zu der ungesunden Lage des berüchtigten Fieberplatzes beitragen. Ringsum schwankten die Masten der vielen Fahrzeuge, qualmten die Essen der einzelnen Dampfer der ostindisch-englischen Gesellschaft; die tiefe Stille wurde hin und wieder durch den traulichen Ton einer Schiffsglocke, durch den eigenthümlichen Gesang eines wachthabenden Matrosen, durch das beredte Rippeln des Meeres, dessen Wogen sich am Ufer, an den vielen Bugsprieten brachen, durch den Ruderschlag eines pfeilschnell dahin schwindenden Bootes unterbrochen. Können Sie sich wundern daß in diesem träumerischen Augenblick die Bilder des Lebens an mir vorüberzogen, und nach dem Schluß der Folge von Bildern des Panorama's aus der Tiefe der Seele sich die Frage an das Schicksal entwand: was ist das Leben?

Da kam eine Jolle heran, und der Capitän schwang sich an einem Seil an Bord des Schooners der morgen frühzeitig weggehen sollte. Capitän Todd ist ein so bekannter Charakter in Westindien und Venezuela, daß ich seinen Namen wohl nennen darf.

Digitized by Google

Tüchtig als Schiffer, heiter und behaglich im Umgang, bieder in ſeiner Offenheit und ungezwungen in ſeinem Wohlwollen: ſo tritt dieſer Mann in ſeiner kleinen anſcheinend beſchränkten Welt auf, willkommen im Hafenplatz, geſchätzt und geachtet an Bord.

Kommt man eben vom Dampfer, wo die Eleganz und der Comfort der Einrichtung, die Möglichkeit eines geregelten Spaziergangs, den Zwang des Schiffslebens vergeſſen macht, ſo darf auf eine Stunde lang die Beſchränktheit ſolch kleiner Fahrzeuge unangenehm auffallen. Die Iſabel iſt der Packetſchooner von St. Thomas nach La Guayra, nur dazu beſtimmt Paſſagiere und die europäiſche ſowie nordamerikaniſche und weſtindiſche Poſt zu befördern. Die Paſſage iſt eben ſo theuer als die auf dem europäiſchen Dampfer, d. h. circa 16 Rthlr. per Tag. Es iſt dieß alſo eine ſehr theure Gelegenheit zu reiſen, aber freilich auch die einzige. Eine Einrichtung, die man nur in dieſen Himmelsſtrichen anwenden kann, iſt die Art der Cojen.

Man hat dazu nämlich eine Art Hundehaus, nur mit dem Unterſchied daß der Eingang von der Seite iſt, und mit zwei verſchiebbaren, jalouſienartigen Thüren geſchloſſen wird. Durch dieſe, die in der Nacht ſelbſt nur halb zugeſchoben werden, um Luft genug einzulaſſen und doch auch die überſchlagenden Wellen abzuhalten (denn dieſe Häuschen ſtehen auch auf Deck, und ſind, um weniger Platz einzunehmen, ganz ans Bollwerk angerückt), muß man ſich in ſehr ſtürmiſchem Wetter die nöthige Sicherheit vor Durchnäſſung und Erſtickung verſchaffen. Dabei ſind die Käſten ſo niedrig, daß man nur gebückt auf ſeiner Matratze aufſitzen kann. Das Ankleiden kann demnach entweder gar nicht oder auch nur an Bord vor Mitreiſenden und Paſſagieren geſchehen. Das Waſchen aber muß in jedem Fall vor die Oeffentlichkeit gezogen werden. Denken Sie ſich alſo die Lage einer Dame die in ſolchem Boot zu reiſen gezwungen iſt! Ihre eigene Toilette kann ſie ja des Abends vornehmen, wenn die Dunkelheit ſie unbeobachtet macht, aber die Anſichten rings herum müßte ſie mit Ida Pfeifer'ſchem Gleichmuth ertragen, denn das Schiffsvolk und die meiſten Paſſagiere kennen derartige zarte Rückſichten nicht, und nicht ſelten wird einem der Anblick eines ſchwarzen oder braunen Körpers, deſſen Haupt, durch das eben gewechſelte Hemd wie in einen Wolkenſchleier verhüllt, unſichtbar iſt. So ſchwämmen wir, faſt ausſchließlich mit ſehr ſchmackhaften grünen Schildkröten — als Suppe, als Steak, gedämpft, als Salat — bewirthet, durch Apfelſinen, Ananas, Mangos ꝛc. erquickt, der feſten Küſte zu.

Nach einer Fahrt von etwa 60 Stunden erreichten wir die Höhe von La Guayra, der Wind hatte uns in unſerer Reiſe von St. Thomas begünſtigt. Da auf einmal erhob ſich in der Nähe des Landes ein Sturm, welcher nach ſeiner Eigenthümlichkeit ſpaniſch Chebasco genannt wird. Der Himmel bedeckte ſich im Nu, ein ungeheurer Regenguß kam angerauſcht, und ein heftiger Windſtoß machte unſer kleines Fahrzeug ſich bäumen. Die Stürme ſind aber ſo ſchnell vorüber als ſie herankommen, und ſind nur ganz in Küſtennähe wirklich gefährlich. Alle Segel müſſen dann ſofort eingerefft und das Fahrzeug den Wellen und den Stürmen preisgegeben werden. Ein Windſtoß aber der zu unerwartet kam, hatte uns das Hauptſegel in einem Augenblick zerriſſen, und die nicht unbedeutende Fläche deſſelben (400 Quadratfuß) ſchlappte nutzlos an der Rae. Ein neues aufgerefftes Segel brachte unſern Schooner zwar bald wieder in die gewöhnliche Lage, aber da dieſes Segel um die Hälfte kleiner war, ſo verloren wir beträchtlich an Geſchwindigkeit. Gegen Abend wurde die Küſte deutlich ſichtbar, und bei Sonnenuntergang war die Stadt ſchon dem bloßen Auge erkennbar. Ein prachtvoller Sonnenuntergang erhöhte das ahnungsvolle Gefühl welches den Reiſenden ergreift, der, von ſeiner Heimath durch das Weltmeer getrennt, einen fremden Boden vor ſich aufſteigen ſieht, der ein Land zu betreten im Begriff iſt welches ihn mit ungewohnten Sprachtönen, ungewohnten Sitten plötzlich umfängt.

Mit der ſchnell hereingebrochenen Nacht entwölkten ſich auch die Gipfel der Gebirgskette, welche majeſtätiſch aus der Tiefe des Meeres emporſteigt, und die Spitzen der Sierra lagen ſo klar vor uns wie die ſcharfen ſchroffen Formen des ſich ins Meer hinausſtreckenden niedrigen Caps Blanco. Die Umriſſe der Stadt wurden durch die erleuchteten Häuſer erkennbar, und der endlich hervorbrechende Vollmond goß ein magiſches Licht über die erhabene Landſchaft vor mir. Die Stille welche die Nacht verbreitete, wurde durch ein wunderbares Gedröhn, das mit großer Regelmäßigkeit vom Land herhallte, unterbrochen. Es war der Wiederhall der Brandung welche ſich an der Küſte der lang hingedehnten Rhede bricht. Vom lachendſten Morgen erweckt, verließ ich meine enge Coje, und betrachtete nicht ohne Erſtaunen das Leben auf der Rhede. Die hier liegenden Fahrzeuge haben einen ſehr ſchlechten Ankerplatz, und liegen, je nach ihrem Tiefgang, entfernt von der Stadt an Ankern und Bojen. Schiffe von 18—20 Fuß Tiefgang können ziemlich nahe ans Land heran, aber da man keinen Molo bauen kann, zu welchem die Geldmittel fehlen, ſo müſſen die Schiffe durch große Schuten gelöſcht und beladen werden. Dieſe ſetzen ihre Ladungen ab, oder nehmen ſie ein von dem ſogenannten „neuen Werft." Die Schuten- und ebenſo die Jollenführer bieten dem Neuling in dieſen Ländern einen eigenthümlichen Anblick dar. Alle haben einen Strohhut, ſonſt aber beſteht ihre Kleidung nicht ſelten einzig und allein in einem Amulet, das an einem alten Bindfaden um den Hals hängt; Schwimmhoſen haben einige, aber nur Crösſuſſe ſchwingen ſich zum Beſitz von langen Hoſen und Hemd auf. Bei dem Amphibien-Leben welches dieſe Menſchen führen, iſt übrigens ein Amulet eine ſehr bequeme und zweckentſprechende Kleidung, die im Schwimmen nicht hindert, und gewöhnlich, aus ſpaniſchen Realſtücken oder auch aus von Rohr gefertigten ſehr primitiven Kränzen beſtehend, durch Näſſe wenig leidet. Endlich kam die „Viſite" in einer Jolle, deren tricolore venezuelaniſche Flagge (gelb, blau, roth) von unſerm Schooner mit dem däniſchen Kreuz begrüßt wurde. Hier exiſtirt das Paßſyſtem, und es erſcheint daher ein Biſitant des Paßbureau, und ein Ueberſetzer, der ziemlich fließend engliſch ſpricht. Ein Zollbeamteter und der Hafenarzt vervollſtändigen die Commiſſion. Wir wurden in die Jolle gelaſſen und ruderten dem Lande zu. Die Brandung iſt ſo ſtark, und die Wellen dadurch bei bewegtem Waſſer ſo mächtig, ihre Richtung gegen die Landungsbrücke, welche durch einen falſch gebauten Waſſerbrecher bedingt wird, ſo übel berechnet, daß das Landen, namentlich bei etwas hoher See, wirklich gefahrvoll iſt.

Digitized by Google

Der Sklavenhandel nach Cuba.

Während man in England und den Vereinigten Staaten von vielen Seiten unausgesetzt bemüht ist dem Sklavenhandel, dieser Schmach der Menschheit und einem der ärgsten Flecken an der Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts, ein Ende zu machen, dauert das unsaubere Geschäft auf der spanischen Insel Cuba in ungebrochener Stärke fort, und liefert den gewissenlosen Ausbeutern der afrikanischen Menschenrace fortwährend reichlichen Gewinn. So lesen wir unter anderm wieder im Anti-Slavery Reporter einen derartigen Artikel. Die neueste westindische Post, sagt der Berichterstatter, bringt uns die Nachricht von der Wegnahme eines Sklavenschiffes, unter Umständen welche beweisen bis zu welcher Ausdehnung der Sklavenhandel nach Cuba getrieben wird. Nach dem Eingeständniß des Capitäns nämlich hatte ein Spanier mehrere glückliche Fahrten an die afrikanische Küste unternommen. Der Gewinn den er daraus zog, entschädigte ihn reichlich für den Verlust welchen ihm die Wegnahme dieses Schiffes verursachte. Der Dolmetsch sagte aus daß mehrere Schiffe an der afrikanischen Küste zurückgeblieben seyen, und in Bälde mit vollen Ladungen in See stechen würden; daß im Durchschnitt allwöchentlich zwei Schiffe, jedes mit 500 bis 700 Sklaven an Bord, absegelten; daß der Handel in starker Zunahme begriffen sey, und daß die Sklaven nach ihrer Landung in Cuba zu 500 bis 700 Dollars bereitwillige Käufer fänden. Als Beleg für diesen Zustand der Dinge, fährt der Berichterstatter fort, wollen wir aus einem in der Times vom 21 Mai erschienenen, von Leonard Rowe Valpy, dem Neffen des verstorbenen Oberrichters von Jamaica, unterzeichneten Schreiben nachstehende Stellen anführen: „Ich habe mehrere Mittheilungen aus Jamaica empfangen, darunter ein Schreiben des presbyterischen Geistlichen James Watson und zweier andern Herren, in welchem sie die Richtigkeit ihrer Angaben persönlich verbürgen. Ich bedaure daß Sie dieses Schreiben seiner Länge und Umständlichkeit halber nicht ganz in Ihre Spalten aufnehmen können; ich gebe Ihnen daher nur seinen Hauptinhalt. Das Sklavenschiff war ein Schooner von nur 150 Tonnen; Namen und Nation desselben blieben ungenannt, obgleich es augenscheinlich in Amerika gebaut ist. Bei Wegnahme des Fahrzeugs fanden sich 380 Sklaven an Bord, die man in völlig nacktem Zustand auf einander gehäuft hatte. Da sie keinen Raum zum Liegen hatten, so saßen sie zwischen dem Kielraum und dem Deck, auf Brettern über den Wasserfässern, ohne Licht oder Luft von anderswoher als aus dem Lukengang, reihenweise auf ihren Hanken, und zwar so daß immer einer zwischen die Beine des andern hineinverpackt war. Wenn sie sich bewegten, rollten die armen Tröpfe im buchstäblichen Sinn des Wortes übereinander, da sie vom Vordertheil bis zum Stern des Schiffs so dicht zusammengepfercht waren als sie sitzen konnten. Zwischen den nackten Brettern auf denen sie saßen, und dem Hauptdeck betrug die Höhe nur 3½ Fuß. Fünfhundert menschliche Wesen waren in diese entsetzliche Höhle zusammengepreßt, und man hat Mühe überhaupt nur zu begreifen wie dieß möglich war. Der Schmutz und Gestank und die Masse des Ungeziefers war unbeschreiblich. Darf man sich da noch wundern daß 120 dieser armen Dulder auf der Ueberfahrt starben, oder vielmehr — um das rechte Wort zu gebrauchen — ermordet wurden? Weitere zwanzig hauchten ihren Geist unter brittischer Flagge aus, allein noch ehe sie auf brittischem Boden ans Land gesetzt werden konnten. Unter den auf Jamaica Gelandeten befinden sich ungefähr 300 Jünglinge und 40 Mädchen — alle in einem Alter von 14 bis 20 Jahren.

„Alte Männer und Frauen waren keine vorhanden. Die Schiffscajüte hat etwa 36 Quadratfuß Flächenraum, ist aus einem dünnen Bretterverschlag gebildet, und so niedrig daß man kaum aufrecht darin stehen kann. In dieser elenden Keuche des Capitäns waren vierzig nackte Mädchen aufgestapelt, und das Ungeheuer von Capitän sowie der Schiffsmate schliefen abwechslungsweise bei diesen armen Geschöpfen. Schliefen, sagte ich? Hätten sie dieß doch gethan! Der Capitän, ungefähr 30 Jahre alt, gab an, er habe sich schon seit ziemlich langer Zeit mit dem Sklavenhandel beschäftigt, und viele „glückliche" Reisen gemacht, so daß, obgleich sein persönlicher Verlust bei dieser Gelegenheit 75,000 Dollars betrage, er doch zu seinem Lebensunterhalt noch Mittel genug habe. Diese Aussage bestätigt, wenn es dessen überhaupt noch bedürfte, daß der Sklavenhandel jetzt wieder so lebhaft betrieben wird als je, und daß die Agitation, die unverdrossene Thätigkeit von Seiten des brittischen Volks, jetzt wieder eben so nothwendig ist wie in früherer Zeit, wenn man irgend der Hoffnung sich hingeben will dieses fluchwürdige Verbrechen endlich wirksam unterdrücken zu können. Zum Schluß erlauben Sie mir noch die Anführung einiger Worte aus einer bei einer Volksversammlung in Kingston jüngst gehaltenen Rede. Die Freilassung der Sklaven, heißt es dort, gereichte dem brittischen Volke zum Ruhm und zur Ehre; sie war ein Act sittlicher Größe. Es betrachtete die Erzeugnisse des Sklaven mit Abscheu: der Zucker dünkte ihm eine blutbefleckte Waare. Allein — sonderbare Wendung der Dinge! — seitdem ist die Lage der Sklaven eine schlimmere geworden. Das Verlangen sich wohlfeilen Zucker zu verschaffen, hat jener That ihren hochherzigen Charakter geraubt, das sonst so klare Auge der Britten geblendet, dem ganzen Act das Brandmal gemeiner Berechnung aufgedrückt, und die heroische Begeisterung für die Emancipation der Sklaven erstickt. Die Wohlfeilheit des Zuckers scheint das brittische Volk ausgesöhnt zu haben mit der strafbaren Nachlässigkeit, wo nicht schuldbeladenen Connivenz, die es seit einiger Zeit gegen den Sklavenhandel an den Tag legt. In seiner ganzen Geschichte kenne ich keine ähnliche Erscheinung: es hat seine Ehre befleckt, sein Wort gebrochen, die Menschheit getäuscht. So lange die Sklavenverträge nicht mit Nachdruck geltend gemacht werden, hängt die Wolke einer nationalen Pflichtvergessenheit über England. Die Menschheit im allgemeinen, der Sklave im besondern, war unser Client, und in den feierlichsten Uebereinkünften erklärten wir uns zu seinem Beschützer und Freund. Eines Mannes Wort schon steht hoch, höher aber noch das feierliche Gelöbniß einer ganzen Nation: es soll und darf nie, unter keinen Umständen, hintangesetzt werden."

Digitized by Google

Reiſebriefe aus Indien.

VIII.

Von Hamierghur nach Ruſſirabad.

(Von Dr. Georg v. Liebig.)

Ich werde mich nicht weiter aufhalten mit der Beſchreibung von Flußübergängen und andern kleinen Beſchwerlichkeiten, ſondern nur noch einen meiner Halteplätze ausführlicher erwähnen, den erſten nach Hamierghur, weil ich da einen ächten Radſchputtenfürſten kennen lernte; ich brach, wie ihr euch erinnern werdet, ziemlich ſpät am Morgen von Hamierghur auf, in Folge des Regens, und war daher genöthigt den größten Theil des Tages zu marſchiren. Im Anfang gieng's noch gut, da die Gegend unterhaltend und der Himmel wolkig war; allein gegen drei Uhr, wo die Sonne alles getrocknet hatte und heiß brannte und der Weg einförmig wurde, wünſchte ich ungeduldig das Ende des Marſches herbei. Langſam ſchlichen wir über die Ebene dahin, mein Burſche zu Fuß und ich auf dem Pferd, und ſehnſüchtig hiengen meine Augen an der fernen blauen Hügellinie die den Rubeort verbergen ſollte, und beobachteten ihr langſames Größerwerden. Häufig waren unſere Berathungen über die muthmaßliche Entfernung, die dadurch leider nichts verlor, bis wir endlich an der Bergecke angelangt waren. Meine Erwartung war aufs höchſte geſpannt das prachtvolle Bergſchloß zu erblicken, welches der Beſchreibung nach den Hügel von Banaira (Banára) krönen ſollte. Zur Rechten war die Ebene und zur Linken die Hügelkette, deren Längsrichtung den Weg quer durchſchnitten haben würde, und um deren Ende ich nun nach Weſten herumbog. Der Anblick den ich alsbald hatte, war der eines niedrigen Buſchwaldes, der ſich in einem breiten flachen Thale zwiſchen die Hügel hinein erſtreckte, die in weitem Bogen nach kurzer Zeit das ganze Thal einſchloſſen, ſo daß kein Ausgang zu entdecken war. Nach einem Schloß ſah ich mich vergebens um; mein Burſche war zurückgeblieben, und ich befand mich allein auf einem ungewiſſen Pfade, den ich nicht weiter als bis zur nächſten Windung überſehen konnte. Ich war unterdeſſen auch hungrig geworden, und meine Ungeduld war geſtiegen; allein was blieb mir übrig als ruhig der breiteſten Spur zu folgen, bis mich mein Glück auf ein Dorf oder einen Menſchen führen würde, wo ich mir Raths erholen könnte. So erreichte ich zuletzt die gegenüberliegenden einſchließenden Berge, ſtieg einen ſteilen Paß hinan, der mir, wenn nicht das Erſehnte, doch wenigſtens ein anderes Bild verſprach. Meine Ueberraſchung war um ſo angenehmer als ich, auf dem Kamm des Paſſes angelangt, wirklich das lieblichſte Landſchaftsbild, mit dem Schloß darin, vor mir liegen ſah, dem meine vorige Enttäuſchung nun doppelte Reize verlieh. Es war ein zur Linken geſchloſſenes Gebirgsthal, das ſich nach rechts hin allmählich breiter öffnete, und den Strahlen der ſinkenden Sonne den Zugang geſtattete. Das geſchloſſene Ende umgab einen ſchattigen Bergſee, an deſſen Ufer ein ſanftanſteigender niedrigerer Hügel ein ſtattliches, wohlerhaltenes Schloß mit weiten, ſoliden, pfeilergeſtützten Ringmauern trug. Das glänzende Abendlicht hob das Gebäude lebhaft von dem dunkeln Hintergrunde der umgebenden höheren Gebirgsmaſſen hervor, und ſein Schatten, über die Waſſerfläche hinfallend, ließ den See noch dunkler und abgeſchloſſener erſcheinen als er ſchon war. Nach der offenen Seite hin zur Rechten verlor ſich der Abhang des Hügels ſanft in das helle grüne Thal, und ein Bach, der hinter ihm hervorkam, zeigte mir mit ſeinen glänzenden Windungen den Weg zu dem kleinen ſtrohgedeckten Häuschen dicht unter mir, welches das Ziel meines Tagemarſches war. Bei aller meiner Ermüdung war doch dieſer heitere Anblick hinreichend um mich die Zeit, die zwiſchen meiner Ankunft und der meiner Leute verſtrich, angenehm zu unterhalten. Die romantiſche Lage des Schloſſes, die Aehnlichkeit ſeines Standortes und ſeiner Bauart mit den Ruinen des deutſchen Vaterlandes — immer mit Ausnahme des hohen Thurmes, den die indiſchen Burgen nicht haben — und das Bewußtſeyn daß es von einem wirklichen Ritter und Vaſallen der Fürſten von Odeypur bewohnt ſey, begünſtigte die Vorſtellung als ſey ich mehrere Jahrhunderte in der Zeit zurückverſetzt. Dieß war, ſoweit es die Verfaſſung und die geſellſchaftlichen Zuſtände des Landes in dem ich mich befand angeht, allerdings richtig, wie ihr aus dem Verlauf dieſes Briefs ſehen werdet. Ich beſchloß vorderhand den folgenden Tag zu benutzen, um wo möglich die Burg ſelbſt und ihre Bewohner näher kennen zu lernen. Kaum war ich am Morgen von einem Spaziergang zurückgekehrt, als auch ſchon Abgeſandte in der Perſon des Munſchi oder Secretärs und des Doctors des Radſchputten mit einer Schüſſel voll Confect und dem Salam ihres Herrn für mich ankamen. Der Leibarzt hatte außerdem noch einen an Altersſchwäche und Waſſerſucht leidenden Patienten gebracht, für den er Arznei haben wollte. Er ließ nicht eher von mir ab als bis ich ihm eine Lanzette verehrt hatte. Wir verabredeten daß mich die beiden am Nachmittag abholen ſollten, um dem Radſchah eine Viſite zu machen. Der Weg bis zum Fuß des Hügels betrug etwa eine engl. Meile. Ungefähr in zwei Drittheilen der Höhe des Hügels zieht ſich die Mauer in Geſtalt eines unregelmäßigen Vielecks, mit pfeilerartigen Vorſprüngen an jeder Ecke, die thurmartig einige Fuß über die Linie hervorragen, um den ganzen Umfang des länglichen Rückens herum, und gibt der Befeſtigung ein äußerſt ſolides Anſehen. Wir traten zuerſt in das Dorf ein, und ſtiegen dann zwiſchen Häuſern und Schmutzhaufen einen ſchlechten natürlichen Pfad hinauf, welcher Spuren ehemaliger Treppen zeigte, bis wir an dem großen Thore anlangten. In den Umfang der Mauer eingetreten, hatten wir noch eine kleine Strecke bis zum Schloß zu ſteigen, welches in der Mitte des ziemlich großen Raumes lag der von der Mauer umſchloſſen war. Am Fuß des Schloſſes lag ein Elephant an der Kette, die ihm an den Hinterfüßen befeſtigt wird. Was ſich von außen maſſiv anſah, zeigte ſich nun von innen als hohl. Die eigentliche Dicke der Ringmauer oben war bloß 2—3 Fuß, und was mir von der Höhe des Paſſes den Tag vorher als die obere Fläche derſelben erſchienen war, war die Decke einer auf der Innenſeite der ganzen Ausdehnung der Mauer entlang laufenden Reihe von Ställen und anderweitig benutzten Räumen, wo im Fall eines Angriffes die Vertheidiger ſtehen und über die Bruſtwehr hinunterſchießen. Die thurmartigen Pfeiler waren ebenfalls hohl, und hatten mit Schießſcharten verſehene Bruſtwehren. Wir

Digitized by Google

machten nun die Runde um den größten Theil dieſer Galerie, und hatten von den Thürmen eine freie Ausſicht. Nach Süden ſtiegen die Häuſer des Städtchens terraſſenförmig bis zum Ufer des Sees hinab, der maleriſch von den Bergen eingeſchloſſen iſt, die ſich im Halbkreis um das Waſſer und die kleine Anhöhe erheben auf der wir ſtanden. Nach Nordoſten war flaches Land, und nach Norden und Weſten gleichfalls Ebene mit blauen Hügeln in der Ferne.

Während ich auf den Mauern umhergieng, wurde ich, von dem flachen Dache des Schloſſes aus, von dem Radſchah und ſeinem Gefolge, die ſich dort in ihren weißen Baumwollröcken herumbewegten, betrachtet. Ich wurde ihm auf dieſe Weiſe gewiſſermaßen vorgeführt. Nachdem ich die Hälfte der Umfangsmauer umgangen hatte, ſtiegen wir nach dem Schloß hinauf, und gelangten durch mehrere Höfe mit Pferdeſtällen und Sipahis (Soldaten), und über Treppen zuletzt auf das Dach, wo mich Se. Hoheit im Kreiſe ſeiner Beamten, Officiere und Diener erwartete. Für mich wurde ein Stuhl geſtellt, er ſaß auf einem Polſter und die andern im Kreiſe herum auf der Erde. Ich ſah in Gowind Singh (Govind Singh) einen wirklichen ächten Radſchputten, einen Vaſallen des Rana von Odepur. Das Geſicht war ganz kaukaſiſch; die Stirne hoch und breit, Naſe gerad und lang, das Geſicht oval, der Mund hübſch und der Bart ſchwarz, und in zwei Zipfel geſpalten. Seine Farbe war etwas heller als gewöhnlich, bräunlich. Er empfieng mich mit einem Chunſch, d. i. „ſehr angenehm,“ worauf er ſich ſetzte und ſchwieg; ich verſuchte alle möglichen Anfänge, und er ließ ſeine Freunde und den Munſchi reden, konnte aber ſelbſt kein Wort herausbringen. Er ließ ein Verlangen nach der Landkarte blicken die mein Diener mitgebracht hatte. Ich nahm nun einen Stock und erklärte ihm Europa, was Land und Waſſer ſey, England, Rußland, Sebaſtopol und Iſtambul (Konſtantinopel), und den Weg nach Indien. Die Zuhörer ließen oft ein bewunderndes Chuub (gut) hören, beſonders als ich ihnen von den Vorgängen bei Sebaſtopol erzählte. Er ermannte ſich hernach zu einer Frage, und erkundigte ſich ob ich verheirathet ſey und Kinder beſitze, und ſprach die Hoffnung aus daß ich es in Calcutta werden würde. Darauf gieng ihm der Stoff aus, und ich verabſchiedete mich, wobei ich noch ein langes Chunſch aus der Bruſt und ein freundliches Lächeln mit auf den Weg bekam. Der Munſchi und der Anführer der Reiterei begleiteten mich hinunter, und erzählten mir noch manches von dem Radſchah. Die Urſache ſeiner Unbehülflichkeit war die daß er erſt ſeit 9 Monaten von einer ländlichen Thakurſchaft, oder vom Landedelmann, zum Radſchah erhoben worden war, und noch nicht recht mit Fremden zu reden wußte. Das Hoch-Hindoſtani war ihm auch noch nicht recht geläufig, da er vorher nur ſeinen Radſchputtendialekt geſprochen hatte. Seine Schreiber und Beamten mußten ihn in allen Sitten unterweiſen, und hatten es kaum noch dahin gebracht daß er ſich mit Beobachtung aller Regeln auf das Muſnud, oder das ihn auszeichnende Polſter, ſetzen konnte. Er war bei dem Tode des letzten Radſchah von Banära, der kinderlos vor einem Jahre ſtarb, von der Wittwe adoptirt worden, was in den regierenden Hindufamilien in allen ſolchen Fällen der Gebrauch iſt. Bei unſerer Zuſammenkunft ſaß ſein Vater ihm gegenüber auf der Erde; die einzige Reiſe die er gemacht hatte, war nach Odepur und zurück. Nach den Angaben die ich von dem Munſchi erhielt, beträgt ſein Einkommen etwa 20,000 Rupien im Jahr; eine Summe die er als Tribut dem Rana von Odepur als Oberherr bezahlt nicht mitgerechnet. Für dieſes Einkommen hält er 500 Reiter und Fußgänger, wofür er freilich jetzt keinen Krieg führen kann, da ihnen, wie ſein Oberſt und der Munſchi mit Bedauern erzählten, die Hand der oſtindiſchen Compagnie über dem Haupt ſchwebe. Trotzdem hatte er ſich gleich bei ſeinem Regierungsantritt, von ſeinen Rathgebern verleitet, einigen andern aufſäßigen Vaſallen angeſchloſſen, um dem Rana die Anerkennung zu verweigern, ſo daß die engliſchen Truppen von Nicmatſch und Nuſſirabad bereits aufgebrochen waren um Banära zu nehmen, allein er beſann ſich noch bei Zeit eines beſſeren. Sein alter Rumpelkaſten von Burg hätte ſich auch nicht lange halten können. Die Staatsverwaltung dieſes indiſchen Fürſten iſt ſehr einfach. Indirecte Steuern gibt es nur inſofern als reiſende Kaufleute in der Geſtalt von Weggeld einen Theil ihres Gewinnes abgeben müſſen, und auf Salz, welches ein Monopol des Fürſten iſt. Das ganze übrige Einkommen wird von dem Ackerbauer getragen. Jedes Dorf bezahlt eine altherkömmliche Steuer, entweder direct dem vom Fürſten eingeſetzten Beamten, oder durch das erbliche Oberhaupt des Dorfes. Es wird in den Radſchputtenſtaaten ſelten oder nie mehr aus den Bauern gepreßt als das Herkommen vorſchreibt; ſolche Erpreſſungen finden hauptſächlich nur in den mohammedaniſchen Staaten, wie Audh, ſtatt, wo die Einkünfte verpachtet werden. Die Fürſten und Edelleute ſollen urſprünglich alle mit einander verwandt ſeyn, obſchon ſich dieß jetzt nicht mehr bei allen nachweiſen läßt; ihr Verhältniß zu dem Oberherrn hat daher mehr den Anſtrich derjenigen Ergebenheit die man dem Haupt der Familie zollt. Tribut wird ſelten an ihn gezahlt und gründet ſich dann auf andere Verhältniſſe; ihre geſetzlichen Leiſtungen ſind Kriegsdienſte und Anweſenheit am Hof zu gewiſſen Zeiten. Die ärmeren Familien ſchicken ihre Söhne als Soldaten in den Dienſt der mächtigeren. Die eigentlichen Landbebauer ſind, wie es ſcheint, von anderer Abſtammung als die Fürſten und Soldaten, wenigſtens iſt dieß die Auskunft die man im Lande ſelbſt erhält. Die Radſchputten, wie ſich die Edelleute und Soldaten ausſchließlich nennen, thun nur Kriegsdienſte und keine Arbeit. Als ich z. B. meinen Munſchi befragte aus was für Leuten die kleine Armee zuſammengeſetzt ſey, ſagte er ſie ſeyen lauter Radſchputten — und die übrigen Bewohner des Städtchens ſehen Hindubauern von andern Kaſten und muſelmänniſche und andere Gewerb- und Handeltreibende. Es ſcheint mir übrigens ſchwer auf den erſten Blick die Trennung der Radſchputten von den übrigen Bewohnern eines Dorfes durchzuführen, wozu ein längeres Studium des Landes nöthig iſt. Ich habe keinen einzigen Europäer gefunden, der mir über dieſe Verhältniſſe genauere Auskunft hätte geben können — man ſpricht immer nur von den Radſchputten und berückſichtigt die andern gar nicht. Die drei großen Radſchputtenſtaaten ſind Odepur, Dſchaudpur (Joudpore) und Dſchepur (Jeypore), die das ganze Territorium der Radſchputten umfaſſen und jeder einen Oberherrn haben, der Rana genannt wird. Sie ſind alle unabhängig, wenigſtens dem Namen nach, da ſie politiſch doch immer ſich nach dem Willen der Regierung der oſtindiſchen Compagnie richten müſſen, die durch einen diplomatiſchen Agenten, den Oberſten Sir Henry Lawrence, bei allen vertreten wird. Dieſer hat große Machtvollkommenheit, und die Verfügung über die ſogenannte Rajputana fieldforce in Nicmatſch und Nuſſirabad.

Ich entfernte mich aus dem Schloß, welches nach indiſcher Art ein Conglomerat von viereckigen Höfen iſt, und von außen eine hübſche Abwechslung von höheren und niederen flachen Dächern bietet, indem einige Gebäude drei-, andere nur zwei- oder einſtöckig ſind, und vollendete meine Runde. Als die größte Merkwürdigkeit wurde mir eine alte ungeheure Kanone gezeigt, die aus ſechs dicken Eiſenſtangen zuſammengeſetzt war, welche durch eiſerne Ringe zuſammengehalten wurden. Der Lauf war demnach ſechsſeitig und

Digitized by Google

nicht sehr glatt. Durch das Dorf gehend, fiel mir ein Wandgemälde an einem Hindutempel besonders auf. Es stellte eine Entführung oder den Besuch eines Liebhabers vor. Ein dreistöckiges Haus mit einem Balcon in jedem Stock war in der Mitte, und in dem oberen Balcon zeigten sich zwei Frauengestalten. Rechts war ein See, dessen Ufer entlang der Herr Gemahl und die Brüder, gerüstet zum Krieg, sich im Galopp entfernten, während ein Kahn voll Soldaten in gleicher Richtung abstieß. Links war eine Strickleiter vom flachen Dache herabgelassen, an deren oberem Ende eine Dame den hinaufsteigenden Liebhaber erwartete, dessen Reitknecht in einiger Entfernung die Pferde hielt. Entführungen auf Kamelen, wo die Dame hinter dem Entführer sitzt, und in der Ferne die Verfolger kommen, sieht man häufig in Häusern, aber so systematisch hatte ich's noch nicht dargestellt gesehen. Bei meinem Ausgang aus dem Dorf wurden mir noch ein paar unglückliche Fieberkranke in ihren Betten an den Weg gebracht, denen ich leider außer mit gutem Rathe nichts helfen konnte. Am nächsten Morgen ließ ich mir meine Erfahrung, „je früher man aufbricht, desto früher kommt man an," zur Richtschnur dienen, und hatte schon ein gutes Stück Weges hinter mir, als die Sonne aufgieng.

Das Schulwesen im Königreich Griechenland.

Aus Athen ist uns der im Druck erschienene, 32 Seiten umfassende „Bericht über den Zustand des öffentlichen Unterrichts in Griechenland" zugekommen, welchen der Minister des Cultus und öffentlichen Unterrichts, Hr. Christopulos, unter dem 1 Febr. 1857 an den König erstattet hat. Außer manchen historischen Angaben über das Schulwesen in Griechenland vor dem Jahr 1821, und nachher bis zu dem Erscheinen des Gesetzes über die Volksschulen vom 6 (18) Febr. 1834, und außer den Wünschen und Vorschlägen über nothwendige Verbesserungen, enthält jener Bericht genaue statistische Mittheilungen über das gesammte Schulwesen in Griechenland während des Jahres 1856, und er gewährt in dieser Beziehung die interessantesten Aufschlüsse über einen Gegenstand, der, wie heutzutage in einem jeden civilisirten Staate, namentlich auch in Griechenland von der größten Wichtigkeit und dem bedeutendsten Einfluß ist. Da es hiebei nicht bloß um das kleine Königreich Griechenland, sondern vielmehr um die Zukunft des gesammten Griechenstammes und um die Cultur und Civilisation des Orients selbst sich handelt, welcher die Früchte des innerhalb der engen Gränzen des griechischen Königreichs ausgestreuten Samens zu gute kommen müssen, so dürfte es nicht ohne Interesse seyn die wesentlichsten Grundzüge jener statistischen Angaben aus dem Bericht selbst zu entlehnen. Diese Angaben gruppiren sich zunächst um die drei verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts: die untere, mittlere und oberste Stufe, mit ihren besonderen Unterabtheilungen.

A. Untere Stufe: Volks- und Gemeindeschulwesen.

a) Schullehrerseminar, mit 2 Professoren und 5 Lehrern, sowie 42 Schülern; Unterhaltungskosten 35,722 Drachmen.

b) Elementarschulen des wechselseitigen Unterrichts: 357 öffentliche und 29 Privatschulen für Knaben, 52 öffentliche und 12 Privatschulen für Mädchen. Die öffentlichen Knabenschulen wurden von 30,520, die Privatschulen von 4580 Knaben, dagegen die öffentlichen Mädchenschulen von 4754 und die Privatschulen von 1743 Mädchen besucht: Gesammtbetrag 450 Schulen mit 41,597 Schülern und mit 495 Lehrern. Unterhaltungskosten 102,655.

c) Leseschulen, in denen Lesen, Schreiben und etwas Rechnen gelehrt, und wofür Schulgeld gezahlt wird,[1] gegen 300 mit ungefähr 10,000 Schülern beider Geschlechter.

Zum Unterhalt der Volksschulen wurden von der Regierung 102,655 Dr., außerdem 287,000 Dr. von den einzelnen Gemeinden verausgabt.

B. Mittlere Stufe:

a) Hellenische Schulen (das sind solche, in denen, wie auf den Gymnasien, mit den Gegenständen des Elementarunterrichts das Studium der classischen Sprachen, namentlich des Altgriechischen, verbunden wird, und von denen der Uebergang zu den Gymnasien stattfindet): 1) für Knaben: 80 öffentliche und 8 Privatschulen; erstere mit 137 Lehrern und 4224 Schülern, letztere mit 25 Lehrern und 288 Schülern; 2) für Mädchen 5 Schulen mit 22 Lehrern und 480 Schülerinnen. Die hiebei aufgeführten Lehrer waren zum Theil solche die an den öffentlichen hellenischen Schulen angestellt waren. Der Aufwand für diese letzteren betrug 236,420 Dr.

b) Gymnasien, im ganzen 11, 7 öffentliche (2 in Athen, und je eines in Nauplia, Patras, Tripolitza, Lamia und Hermupolis), und 4 Privatgymnasien (2 in Athen, unter ihnen das geistliche Seminar der Risaris, und 2 in Hermupolis). Die 7 öffentlichen Gymnasien hatten 49 Professoren und 5 Zeichnungslehrer, und wurden von 1031 Schülern besucht; der Gesammtaufwand für sie belief sich auf 187,692 Dr.

Das erst im Jahr 1856 errichtete Privatgymnasium in Athen mit 9 Professoren besuchten 25 Schüler.

Die beiden Privatgymnasien in Hermupolis sind besonders für solche bestimmt welche sich dem Handel widmen wollen. An einem jeden derselben lehrten 7 Professoren; das eine ward von 67, das andere von 26 Schülern besucht. Die Lehrer an beiden sind meistens aus der Zahl der an den öffentlichen Gymnasien von Hermupolis angestellten Professoren.

Das geistliche Seminar zählte 6 Professoren und 3 Lehrer, und an Schülern 33.

Die Gesammtzahl der Professoren und Lehrer an den hellenischen Schulen und an den Gymnasien betrug zufolge des Berichts 239, und die der Schüler 6217. Ferner:

c) Cadettenschule mit 15 Professoren und 10 Lehrern, und 75 Schülern.

d) Polytechnische Schule in Athen mit 14 Professoren und Lehrern, und 155 Schülern; außerdem ward sie noch von 331 Schülern anderer Schulen, Handwerkern ꝛc. besucht.

e) Ackerbauschule in Tirynth mit 5 Lehrern und 30 Schülern.

f) Entbindungsschule mit einem Lehrer und 11 Hebammen.

Der fragliche Bericht führt diese Schulen unter c—f mit auf, obgleich sie nicht unter dem Cultusministerium selbst stehen, und allerdings durften dieselben hier nicht übergangen werden, da es sich um ein Gesammtbild der Lehrenden und Lernenden im Königreich Griechenland handelt.

---

[1] Der Unterricht an den öffentlichen Schulen ist im allgemeinen in Griechenland frei; deren Unterhalt kommt entweder den Gemeinden oder dem Staat zu.

Digitized by Google

C. Oberſte Stufe: Univerſität in Athen.

Auf dieſer oberſten Unterrichtsanſtalt des Königreichs, die ſchon jetzt als der „Herd der Aufklärung für den geſammten Griechenſtamm“ angeſehen werden muß, waren 590 Studenten, von denen der größere Theil aus dem Königreich ſelbſt war. Unter ihnen ſtudierten

in der theologiſchen Facultät . .	22
„ „ juriſtiſchen „ . .	219
„ „ mediciniſchen „ . .	229
„ „ philoſophiſchen „ . .	79

und an der mit der Univerſität verbundenen pharmaceutiſchen Schule 42. An erſterer lehrten 42 Profeſſoren und ein Docent der morgenländiſchen Sprachen. Unterhaltungskoſten 186,692 Dr. Nach dem angeführten Berichte zählte Griechenland im J. 1856, bei einer Geſammtbevölkerung von 1,043,153 Einw. im ganzen

an Unterrichtsanſtalten	860
an Profeſſoren und Lehrern an denſelben .	1111, und
an Schülern und Schülerinnen	58,674.

Hiezu kommen noch 41 Stipendiaten, welche im Jahr 1856 theils mit Unterſtützung der griechiſchen Regierung, theils in Folge von Stiftungen und von Legaten, ſowie auf Koſten einzelner in Europa ſtudierten, wogegen der Bericht in Ermangelung der nöthigen Unterlagen nicht im Stande geweſen iſt die Zahl derjenigen Griechen anzugeben welche während jener Zeit auf eigene Koſten in Europa ſtudierten. Im allgemeinen unterhielt das Miniſterium des Cultus und öffentlichen Unterrichts im J. 1856 auf ſeine Koſten:

an der Univerſität	10,
auf den Gymnaſien	32,
„ „ helleniſchen Schulen . . .	8,
„ dem Schullehrerſeminar . . .	30,
„ „ geiſtlichen Seminar . . .	6,
in Europa	4,
an Mädchenſchulen	30,
	120,
wogegen die Geſammtzahl der übrigen Stipendiaten	99,
im ganzen .	219

betrug. Der jährliche Aufwand für dieſe ſämmtlichen Stipendiaten belief ſich auf 104,420 Dr., von denen 57,860 Dr. auf das Staatsbudget, 46,560 Dr. aber auf die einzelnen Stiftungen und Vermächtniſſe kommen.

Außerdem unterhielt das Kriegsminiſterium:

in Europa	14,
auf der Cadettenſchule	27,
mit halber Unterſtützung . . .	29,
	70,

ferner das Miniſterium des Innern:

in Europa zur Erlernung von Künſten ꝛc. .	9,
an der polytechniſchen Schule in Athen . .	19,
an der Ackerbauſchule in Tirynth	10,
	38,

und das Marineminiſterium:

an der Cadettenſchule . .	3
und in Europa	1
	4,
im ganzen .	112 Stipendiaten.

Was namentlich die geiſtlichen Schulen anlangt, ſo belaufen ſich die für deren Unterhalt verfügbaren Capitalien, welche aus Schenkungen einzelner, aus Beiträgen von Klöſtern und Geiſtlichen herrühren, auf 123,000 Dr., von denen die Zinſen, außer den jährlichen Beiträgen an 7850 Dr., zu dem angegebenen Zweck verwendet werden.

Zur Erlernung der Handelswiſſenſchaft iſt an dem Gymnaſium in Hermupolis auf der Inſel Syra Gelegenheit geboten, und zur Errichtung einer Seeſchule in Athen ſind endlich, nachdem die für eine ſolche von dem Griechen Werwakis beſtimmten Legatengelder eingegangen ſind, und zu dieſem Zweck ein Lyceum gebaut werden ſoll, die erforderlichen Veranſtaltungen bereits getroffen worden.

Außerdem entlehnen wir aus dem vorliegenden Berichte hier noch folgende beſondere Bemerkungen. Die Verbindlichkeit aller Kinder zum Beſuch der Elementarſchulen endigt in der Regel mit dem zwölften Jahre.

An den beiden öffentlichen Gymnaſien in Athen wird auch Elementarphyſik gelehrt, und dieſelbe ſoll nach und nach auf den übrigen Gymnaſien ebenfalls eingeführt werden.

Bei einem jeden Gymnaſium, wie bei einer jeden helleniſchen Schule befindet ſich eine Bibliothek. Für den Bau eines beſonderen archäologiſchen Muſeums wird Sorge getragen werden. Alljährlich ſind bereits ſeit Jahren 10,000 Dr. dazu beſtimmt und verfügbar geblieben. Inzwiſchen ſind die ſeit längerer Zeit unterbrochen geweſenen Ausgrabungen im Jahr 1856 wieder begonnen worden.

Unter den Wünſchen welche in dem Bericht ausgeſprochen werden, iſt der hauptſächlichſte auf Begründung von Gewerbeſchulen nach Art der in Deutſchland beſtehenden Realſchulen zur Erlernung des Ackerbaues, der Gewerbe, der Künſte, des Handels u. ſ. w. gerichtet, und der eingangsgenannte Cultusminiſter erachtet dergleichen Gewerbe- und Realſchulen zum völligen Abſchluß des Syſtems des Unterrichtsweſens in Griechenland für eine unbedingte Nothwendigkeit. K.

Die Begründung der evangeliſchen Miſſion im Mittelreich und ihr Einfluß auf die chineſiſche Literatur.

(Von Profeſſor Neumann.)

V.

In den Verhaltungsbefehlen welche die Londoner Miſſionsgeſellſchaft ihrem erſten Sendboten nach China ertheilte, war ihm, wie man weiß, die Uebertragung der heiligen Schrift zur vorzüglichſten Pflicht gemacht; es ſollte dadurch dem großen Drittheil der Menſchheit das Wort der Erlöſung bekannt werden. Die Geſellſchaft wünſchte überdieß die Ausarbeitung eines vollſtändigen Wörterbuches, um den nachfolgenden chriſtlichen Männern das Erlernen der chineſiſchen Sprache zu erleichtern. [1]

Iſt irgendein Unternehmen reif zur Ausführung, liegt es in der Zeit, ſo wird es gewöhnlich zugleich von mehreren denkenden Köpfen ergriffen. So auch die Ueberſetzung der heiligen Schriften in die Umgangsſprache des Mittelreiches. Johannes Lazar, ein zu Macao geborner Armenier, kam mit einigen chineſiſchen Büchern nach Calcutta, ward dort Profeſſor der Sprache der Blume der

[1] W. Ellis, The History of the London Missionary Society (London 1844) I. 459.

Digitized by Google

Mitte — wohl der erſte außerhalb China's — an der bekannten Schule Fort William, und gieng nun an die Ueberſetzung der Bibel, wobei er die vortreffliche, aus dem fünften Jahrhundert herrührende armeniſche Ueberſetzung zu Grunde legte. [1] Marſhman, einer der Begründer der großartigen Miſſionsanſtalt der Methodiſten zu Serampur, [2] ergriff die Idee einer chineſiſchen Bibelüberſetzung mit großem Eifer, und ergab ſich zu dieſem Endzweck (1805) ſelbſt dem Studium der chineſiſchen Sprache. Nach und nach erſchienen einzelne Theile dieſer Ueberſetzung im Druck, und 1823 konnte Marſhman, der Sohn, ein vollſtändiges Exemplar der heiligen Schrift in chineſiſcher Sprache der Bibelgeſellſchaft, bei einer ihrer feierlichen Jahresſitzungen, in London überreichen. Sie wurde zu Serampur, und zwar mit beweglichen Lettern, gedruckt.

Dieß hielt Morriſon nicht ab an ſeiner Ueberſetzung in ſelbſtändiger Weiſe fortzuarbeiten. Er war ſo glücklich im November des Jahres 1819 derſelben Bibelgeſellſchaft melden zu können daß er mit Hülfe Milne's, welcher mehrere Bücher des alten Teſtaments allein übertrug, das große Werk zu Stande gebracht habe. Die Apoſtelgeſchichte war bereits 1811, das ganze neue Teſtament, und zwar in verſchiedenen Ausgaben, 1813 im Druck erſchienen. Die Exemplare der einzelnen Bücher wurden nun in Maſſe im Reich verbreitet, und zwar durch einige bekehrte Chineſen, wie Leang Aſa und Tſai Ako, oder Bruder [3] Tſai, den erſten Chineſen, welchen Morriſon (1814) zu taufen das Glück hatte.

Dieſe Ueberſetzungen ſind bei allen ihren großen Mängeln doch höchſt rühmliche, in Betreff der Ausdauer und Beharrlichkeit erſtaunliche Werke. Eine Vergleichung der beiden Arbeiten, der von Marſhman mit der von Morriſon und Milne, ſowie eine ins Einzelne eingehende Beurtheilung der verſchiedenen Verſionen, wird ſpäter gegeben werden. Es iſt jetzt eine neue verbeſſerte Ueberſetzung in China erſchienen, und man hat mich um eine Beurtheilung gebeten. Sobald dieſe dritte oder vierte Ueberſetzung — auch Hr. Medhurſt hat der Londoner Bibelgeſellſchaft Proben einer neuen Uebertragung vorgelegt — vollſtändig in meinen Händen iſt, gedenke ich hierüber ausführlichen Bericht zu erſtatten, und die Verdienſte und Mängel der verſchiedenen Arbeiten, ſo weit meine mangelhaften Kenntniſſe reichen — es iſt dieß keine leere, erheuchelt beſcheidene Phraſe — darzuſtellen. Unterdeſſen wird man wohl das Urtheil zweier bekehrten Chineſen, welches uns Medhurſt in ſeinem Werk über China mittheilt, [4] die Ueberſetzung des Dr. Morriſon betreffend, mit Intereſſe leſen. Medhurſt iſt freilich, wie Kidd, der im vorigen Jahr verſtorbene Profeſſor der chineſiſchen Sprache an der Londoner Univerſität, in einer eigenen Denkſchrift zeigt, Partei in der Sache. Schon bei Lebzeiten Morriſons herrſchte eine Art Rivalität zwiſchen beiden Sendboten. Medhurſt, erklärte Morriſon, überſetze nicht, ſondern bearbeite bloß die heiligen Schriften; [5] doch läßt ſich nicht glauben daß ein Sendbote des Evangeliums zu falſchen Ausſagen ſich herabwürdigen könne. Ueberdieß ſind die Angaben dieſer Chineſen in der Natur der Sache begründet.

„Wenn die heiligen Schriften unter das Volk vertheilt werden," erzählte der eine Chineſe, „ſo bemerke ich daß man im ganzen nicht abgeneigt iſt ſie anzunehmen. Man verſucht es ſie zu leſen; da man aber nichts davon verſteht, wirft man ſie gewöhnlich weg. Wie das Fleiſch der Thiere, obgleich gut zur Nahrung, dem Menſchen in rohem Zuſtand dargeboten nicht verkoſtet wird, ſo wird die Bibel, in einem ſo rohen Style dargeboten, nicht geſchätzt. Ich habe mehrmals verſucht die Ueberſetzung zu verbeſſern, habe es aber immer ſehr ſchwer gefunden. Es wäre wohl am beſten den Inhalt eines jeden Abſchnittes in einer reinen fließenden Sprache anzugeben, damit die Leute, nachdem ſie dieß geleſen, auch die alte Ueberſetzung verſtehen könnten."

„Ich finde," ſagt der andere „daß die Ueberſetzung an einem Ueberfluß von Worten leidet, daß ſie viele fremdartige Sätze enthält, und daß ſie im ganzen ſo ſehr von der gewöhnlichen Schreibart unſerer Bücher ſich entfernt, daß meine Landsleute ſie häufig gar nicht anſehen wollen. Man muß nämlich wiſſen daß die Conſtruction der chineſiſchen Worte beſtimmten Geſetzen unterworfen iſt, von denen ſie ſich nicht entfernen darf. Nun ſcheint mir daß die Bibelüberſetzung zwar in chineſiſchen Worten beſteht, die aber in vieler Beziehung nach engliſcher Weiſe geordnet ſind. Wenn die Ueberſetzung nicht von neuem durchgeſehen und verbeſſert wird, ſo fürchte ich daß die Beſtrebungen der Miſſionäre das Chriſtenthum in China zu verbreiten, vergeblich und alles darauf verwendete Geld hinausgeworfen ſeyn möchte."

Ungefähr drei Jahre ſpäter, im Frühling 1822, hatte der Doctor, wie er gemeinhin in Canton und Macao genannt wurde, die Freude den Druck ſeiner Wörterbücher vollendet zu ſehen. Die offenherzige Benachrichtigung an den Leſer im letzten nach Radicalen oder Grundzeichen geordneten Bande wird jeden wiſſenſchaftlichen und redlichen Mann für den Verfaſſer des mühevollen und im ganzen großartigen Werkes einnehmen; er wird, wo er Fehler im Buch findet, ſie ſtillſchweigend verbeſſern und nicht über deſſen Verdienſte mäkeln wollen. Nur ſo ein durch und durch gewiſſenloſer Menſch wie Julius Klaproth geweſen iſt — das Spionirgeſchäft in den letzten Jahren ſetzte dieſem aus Lug und Trug gewobenen Leben die Krone auf — konnte den wackeren Sendboten des Evangeliums und den unermüdlichen Gelehrten in ſo pöbelhafter Weiſe anfeinden. [1] „Es ſind viele Fehler," ſo ungefähr erklärt ſich Morriſon in dieſer Benachrichtigung (gezeichnet Canton 9 April 1822), „es ſind viele Fehler in dieſem Werk, aber es war nicht anders zu machen; ich mußte ſchnell arbeiten, an jedem Tag mußte ein beſtimmter Theil gefördert werden, und dabei hatte ich viele andere Geſchäfte. Ich bitte deßhalb mich nachſichtig zu beurtheilen. Dreißig Gelehrte brauchten fünf Jahre zur Ausarbeitung des Wörterbuchs des Kanghi, und ich allein habe meine Aufgabe in ſieben Jahren vollendet."

Dieſe umfaſſende lexikaliſche Arbeit beſteht aus drei verſchiedenen Werken: erſtens aus einem Wörterbuch (3 Bde. 4.), worin

---

[1] Das alte Teſtament wurde von den in der haikaniſchen Kirche ſogenannten heiligen Ueberſetzern anfangs aus dem Syriſchen ins Armeniſche übertragen, dann aber nach der Septuaginta verbeſſert; das neue unmittelbar aus dem Griechiſchen. Siehe meinen Verſuch einer Geſchichte der armeniſchen Litteratur. Leipzig 1836.

[2] Ich werde ihm ſpäter einen eigenen Artikel widmen. Die Geſchichte dieſer in litterariſcher Beziehung ſo wichtigen Miſſionsanſtalt wird im IV. Bande des umfaſſenden Werkes von Hough erzählt: The History of Christianity in India, from the commencement of the christian era. By the Rev. J. Hough. London 1845.

[3] Ako iſt ein Wort, welches aus dem Mandſchu ins Chineſiſche übergegangen iſt; Achun heißt ein älterer Bruder in der Sprache der regierenden Familie. Es iſt auffallend daß dieß, ſo viel mir bekannt, in den Wörterbüchern der Miſſionäre nicht bemerkt wurde

[4] China, its State and Prospects. London 1838. S. 548.

[5] Memoirs of Robert Morrison by his Widow. II. 517.

[1] Daß dieß immer meine Anſicht war, lehrt ein Schreiben Morriſons an Hrn. Brandram (Canton den 7 September 1830): „There is another violent attack made upon me in the French Journal Asiatique, by Klaproth, who, with Remusat, have lent themselves to the Jesuit faction, and endeavour to decry Protestant Missionaries. Professor Neumann of Berlin is here. He says, justly, it is a disgrace to the Committee of the Parisian Asiatique Society to allow Klaproth to fill the pages of the Journal with lies and calumny." Memoirs by his Widow. II. 440.

Digitized by Google

die Charaktere nach den 214 Grundzeichen geordnet sind; dann aus einem andern, nach den 411 Grundtönen oder Wurzelwörtern der chinesischen Sprache, gemeinhin das tonische Wörterbuch genannt (2 Bde. 4.), und endlich aus einem englisch-chinesischen Wörterbuche (1 Bd. 4.). Morrison hatte, wie dieß unternehmenden tüchtigen Männern nicht selten ergeht, sein Werk zu großartig angelegt; er sah bald ein daß ihm Zeit und Kräfte mangelten auf der begonnenen Bahn sein Ziel zu erreichen, und hat später nach einem bedeutend verkürzten Maßstabe gearbeitet.

In den Einleitungen zu den beiden ersten Wörterbüchern werden die Eigenthümlichkeiten und die Geschichte der chinesischen Sprache und Schrift, die grammatischen Ansichten und Bezeichnungen der Einheimischen, immer mit Angabe des betreffenden Textes, in einer Weise dargestellt die nichts zu wünschen übrig läßt. Zugleich werden die Ereignisse und Erfindungen, von Einfluß auf die Ausbildung der Sprache und Schrift des Mittelreiches, angegeben, und über die einheimischen Hülfsmittel, welche der Verfasser bei seinen Arbeiten zu Grunde legte, Bericht erstattet. Der erste Band, bloß 40 Grundzeichen enthaltend, gleicht in vielen Artikeln mehr einer Encyklopädie als einem Wörterbuch. Man findet hier ausführliche Abhandlungen über die verschiedensten Gegenstände der Vergangenheit und Gegenwart des chinesischen Landes und Volkes. So erhält man unter dem Wort Hio, Unterricht, eine vollkommene Geschichte des chinesischen Studienwesens; unter Kuan, Beamte, eine historische Darstellung des ganzen Beamtenwesens — zwei Gegenstände um welche sich vorzüglich das chinesische Staats- und Volksleben dreht. Nicht minder ausführliche lehrreiche Erörterungen findet man bei vielen andern Wörtern, namentlich solchen die sich auf das Familienleben und die Litteratur beziehen. Desto mangelhafter und ärmer an Beispielen und Erklärungen sind die zwei folgenden Bände des nach Radicalen geordneten Wörterbuches, so daß sie dem hier Aufschlüsse Suchenden nur sehr geringe Dienste leisten. Die tadelnden Bemerkungen welche dem Doctor hierüber gemacht wurden, beseitigte er gewöhnlich mit der offenherzigen Erklärung: „Ich wurde es müde immer und immer Wörterbücher zu schreiben."

Dem tonischen oder alphabetischen Wörterbuche kann man keinen ähnlichen Vorwurf machen; es wurde nach einem sehr verständigen Plan angelegt und bis zum Ende geführt. Dieses Werk enthält zwar von den 50,000 Schriftzeichen des einheimischen tonischen Wörterbuches, welches Morrison zu Grunde legte, sammt den Nachträgen — die Varianten nicht mitgerechnet — bloß gegen 12,700 Charaktere. Diese reichen jedoch aus bei dem Lesen der Urbücher oder King, bei den Werken des Kongtse und seiner Schule, für die geographischen und historischen Schriften, und großentheils selbst für die schöne Litteratur. Ueberdieß sind hier eine Menge zusammengesetzter Wörter und Redensarten erklärt, welche diesem Buch einen besonderen und, bis die Arbeit des Hrn. Callery vollendet und allgemein zugänglich seyn wird, einzigen Werth verleihen. In dem 4000jährigen Zeitraum der chinesischen Geschichte und Civilisation wurde natürlich eine ungeheure Masse auf Naturverhältnisse, auf staatliche und bürgerliche Vorfälle sich beziehender Redensarten angehäuft, welche dem Einheimischen von Jugend auf bekannt sind, für den Fremden hingegen den schwierigsten Theil der chinesischen Litteratur bilden. Das encyklopädische Wörterbuch des Hrn. Callery, dessen erster Band zu Macao erschienen, mir aber noch nicht zugekommen ist, [1] mag uns dazu dienen diese gefährlichen Klippen der chinesischen Litteratur mit einer gewissen Sicherheit umschiffen zu können.

Das dritte, das englisch-chinesische Wörterbuch, hat eine höhere Bedeutung als eine bloß lexikalische. Es ist für denjenigen welcher das Buch recht zu gebrauchen versteht, eine reichfließende Quelle philosophischer und völkerkundlicher Forschungen, nach allen Seiten und Richtungen des innerlichen und äußerlichen Lebens. Der Gegensatz zwischen dem östlichen Asien und der christlich-westlichen Weltanschauung tritt nirgendwo so lebendig hervor als in diesen nicht selten peinlichen Versuchen die Begriffe dieser letzteren mit chinesischen Wörtern und Sätzen entsprechend wiedergeben zu wollen. Man vergleiche nur die Wörter Gott, Himmel, Engel, Feiertag, Woche; unumschränkte Herrschaft, Demokratie, Geschwornengericht, Freiheit, und eine Menge andere aus dem bürgerlichen und häuslichen Leben entnommene, wie Frau, Concubine. Auch hier finden sich viele Artikel, welche entweder vollständige Abhandlungen sind, oder doch wenigstens reichlichen Stoff zu solchen darbieten.

Unter Ethik wird das kleine, in China sehr verbreitete, dem vergötterten Krieger Kuan, dem Schutzpatron des regierenden Hauses, zugeschriebene Büchlein moralischen Inhalts vollständig, Text und Uebersetzung mitgetheilt. Bei Kalender findet man eine, wenn auch nicht ganz vollständige Darstellung des chinesischen Kalenderwesens. Unter Gewürze wird bemerkt — freilich ist die Quelle, was man gewöhnlich vermißt, nicht angegeben — daß im Jahr 630 u. Z. Lignum Aloës, Kampfer, Muscatnüsse und andere Gewürze [1] nach China gebracht wurden. Man sieht es in der That den Namen an daß sie fremde Erzeugnisse sind. Unter Glaubersalz erfährt man daß es in China lange vor dem deutschen Arzte Glauber, und zwar bereits 702 u. Z. bekannt, gewesen ist. Unter Gossypium heißt es: die Baumwolle sey erst im 13ten Jahrhundert, während der Regierung Chubilai's (1280—1295), also zur Zeit wo Marco Polo in China war, aus dem Lande Mabar, ohne Zweifel Malabar, ins Mittelreich eingeführt worden. [2]

Die naturhistorischen Artikel, zum Theil mit ausführlichen Erläuterungen der Wissenschaft in welche sie einschlagen, gehören jedenfalls zu den wichtigsten Arbeiten welche Morrison mit Hülfe seiner Freunde Reeves und Livingstone zu Tage förderte. Der Sendbote hatte nämlich, um seinem Beruf besser genügen zu können, in London Vorlesungen über Naturwissenschaften und Astronomie gehört, und sie immer, wie sie es in der That sind, als nothwendige Vorbereitungen zur chinesischen Mission betrachtet. Durch eine Zusammmenstellung dieser Artikel würde man eine, natürlich immer noch sehr unvollständige, Naturgeschichte des östlichen Asiens erhalten. Die katholischen Missionäre haben diesen Theil der Kunde China's in dem Grad vernachläßigt daß es, ohne die Wörterbücher Morrison's, Rémusat wohl unmöglich gewesen wäre den naturhistorischen Theil der japanischen Encyklopädie in seiner Darlegung des Inhalts dieses umfassenden Werkes — einer seiner wichtigsten

[1] Sollte dieses Werk, wie es heißt, wirklich nur in wenigen Exemplaren abgezogen worden seyn, so würde sein Nutzen freilich nur auf engere Kreise beschränkt bleiben.

[1] Zuerst?

[2] Ein Klaproth könnte hier wieder über die große Unwissenheit des Missionärs Lärm schlagen. Morrison sagt nämlich (S. 192): „der tatarische Kaiser Tschijuen schickte eine Gesandtschaft an die Nation Mayar." Nun hat es keinen Kaiser Tschijuen gegeben; diese Worte bezeichnen bloß die Regierungszeit des Himmelssohnes Schitsu oder Chubilai. Solche Dinge wußte natürlich der Verfasser sehr gut; er hatte aber nicht immer Zeit und Lust nachzuschlagen, und jeden Ausdruck auf die Wagschale zu legen. Die Lebensbeschreibung Klaproth's in einem folgenden Abschnitte wird ein ganz anderes Bild dieses Mannes entwerfen, als das von Eyries in der Biographie universelle. Man wird dort nochmals auf sein Verhältniß zu Morrison zurückkommen müssen.

Digitized by Google

und zu wenig beachteten [1] Arbeiten — so trefflich zu behandeln, und die chinesischen Namen so häufig mit den europäischen Synonymen zu versehen. In einer chinesischen Einleitung zu dem englisch-chinesischen Wörterbuch wurden die Bewohner des Mittelreiches, und zwar in klarer, leichtfaßlicher Sprache, über die Natur der Schrift, und namentlich die Lautschrift unseres Alphabets, unterrichtet.

Notizen über Niederländisch-Indien.

(Von Dr. Friedmann.)

VI. Schulwesen. — Mortalitätsverhältnisse.

(Schluß.)

Von der höchsten Wichtigkeit und dem größten Einfluß auf die Beförderung der geistigen Cultur sind unter allen Institutionen ohne Zweifel die Volksschulen. Wer kräftig und dauernd auf die Cultur eines Volkes einwirken will, der verzichte darauf eine durchgreifende Umwandlung im jetzigen Geschlecht hervorzurufen, aber er richte sein Hauptaugenmerk auf das heranwachsende Geschlecht. Die niederländische Regierung hat die Wichtigkeit des Schulunterrichts in Indien eingesehen, und errichtete allenthalben öffentliche Schulen, deren Lehrer von der Regierung besoldet werden, wo überhaupt die Bevölkerung nur einigermaßen Lust zeigte ihre Kinder nach europäischem System unterrichten zu lassen. Um den Unterricht der Javanen- und Malayenkinder möglichst nützlich und angenehm zu machen, dabei aber alles zu vermeiden was den Anschein hervorrufen könnte als wolle man mit den Schulen zugleich Missionszwecke verbinden und die Jugend von der Religion ihrer Väter abwendig machen, sind von kundigen Männern Schulbücher verfaßt worden, welche außer den Regeln der javanischen und malayischen Sprache auch Bruchstücke aus dem Koran und aus der javanischen Geschichte enthalten. Ebenso wird in den Schulen Unterricht in der Geographie und Arithmetik ertheilt. In den kleineren Ortschaften Java's waren im Jahr 1854 29 durch die niederländische Regierung errichtete öffentliche Elementarschulen für Inländer, welche von 981 javanischen Kindern besucht wurden. In den größeren Städten — Batavia, Surabaya, Samarang — ist durch Privatschulen hinlänglich für den Unterricht gesorgt. Zu Batavia allein ist die Zahl der javanischen und chinesischen Schulen, welche theilweise unter Aufsicht der christlichen Geistlichkeit stehen, 547 mit 4653 Schülern. Auch zu Padang an der Westküste Sumatra's befindet sich eine öffentliche Elementarschule für Malayen mit 130 Schülern, sowie zu Muntok auf Banka, auf Celebes und mehreren andern Orten seit kurzem öffentliche Elementarschulen bestehen. Ungleich zahlreicher sind die christlichen Schulen für Inländer besucht. Außer dem durch Missionäre ertheilten Unterricht, der ohne Vermittelung der Regierung geschieht, sind es vorzüglich zwei Länder in Niederländisch-Indien, wo die christlichen Schulen für Inländer eine belangreiche Ausbreitung erlangt haben, nämlich Amboina und die umliegenden kleineren Inseln, und Menado. Nahe bei der Stadt Amboina in dem reizend gelegenen Batumerah („rother Stein," von der eisenhaltigen Erde jener Gegend so genannt) befindet sich ein Schullehrerseminar, wo Inländer die nöthige Ausbildung für den Schuldienst erhalten. Director der Anstalt und zugleich Inspector aller Elementarschulen in den molukkischen Eilanden ist ein Hr. Roskott. 29 Jünglinge besuchen die Anstalt, und sie werden nicht nur für die Schule, sondern auch zu Predigern herangebildet. Gegen Ende des Jahres 1854 waren zu Amboina und den umliegenden Eilanden nicht weniger als 68 Schulen mit 72 Lehrern und 7581 Schülern. Zur Zeit der Gewürznelkenernte sind die sonst so gefüllten Schullocalitäten ziemlich leer, wie dieß auch in unsern Dorfschulen häufig zur Zeit der Getreide-Ernte der Fall ist. Aus dem Schreien und Jauchzen der Kinder beim Sammeln des wohlriechenden Gewürzes in den schönen Gefilden Amboina's erkennt man aber daß ihnen diese Beschäftigung in Gottes freier Natur willkommener ist als das Versitzen der Zeit in den schwülen Räumen des Schulzimmers. Im District Menado waren gegen Ende 1854 124 für inländische Christenkinder bestimmte Schulen, die von 10,754 Kindern besucht wurden.

Abgesondert von den erwähnten Schulen sind die für die Kinder der Europäer und Creolen bestimmten, von welchen auf Java 30 mit 2140 Schülern im Jahr 1854 sich befanden, sowie deren 12 auf dem übrigen Archipel mit 564 Schülern. Zu Batavia ist auch seit 1844 ein Seminar zur Bildung von europäischen Lehrern. Zahlreich sind die Privatinstitute, in welchen außer den gewöhnlichen Schulgegenständen Unterricht in der französischen, deutschen und englischen Sprache, und in zwei Instituten in den alten Sprachen ertheilt wird. Der Vollständigkeit wegen müssen hier ferner die treffliche polytechnische Schule zu Surabaya, sowie die zahlreichen Militärschulen erwähnt werden. Als ein Beweis der Annäherung der inländischen Bevölkerung an die Europäer und ihre höhere Cultur, sowie des wachsenden Vertrauens zu denselben, muß der Umstand angeführt werden daß sich die Javanen sowohl als die Bewohner des übrigen Archipels mehr und mehr bei vorkommenden Krankheitsfällen europäischen Aerzten anvertrauen. Die „Tukun," oder javanischen Aerzte beiderlei Geschlechtes, welche, von einigen empirischen Kenntnissen geleitet, noch immer einen guten Theil der Praxis auf dem Lande versehen, beginnen bereits sich bei den Orang-Wolanda oder den Europäern Raths zu erholen, und bei ihnen in die Lehre zu gehen. Außer den Militärärzten, welche auf kleineren Plätzen ausschließlich bei den Europäern und den sich ihnen anvertrauenden Inländern die ärztliche Praxis ausüben, befinden sich zu Batavia noch drei Civilärzte, zu Surabaya und Samarang je zwei, zu Cheribon, Krawang, Tjiandjur, Rembang und mehreren andern Orten je ein Civilarzt. Auch ist zu Weltevreden eine mit dem Hospital verbundene Schule zur Heranbildung inländischer Aerzte unter der Leitung einiger wohlgebildeten Militärärzte, wo gegenwärtig 20 javanische Jünglinge in den medicinischen Wissenschaften Unterricht genißen, und nach dem Zeugniß der Vorsteher Liebe und Befähigung zu ihrem Fach zeigen. Auch ist seit 1852 zu Batavia eine Hebammenschule errichtet. Aus den vom Jahr 1854 eingesandten Listen der behandelten europäischen und inländischen Beamten und ihrer Angehörigen, sowie der in öffentlichen Anstalten verschiedener Art zur Behandlung gekommenen Civilpersonen, ist ersichtlich daß ihre Gesammtzahl sich auf 25,830 beläuft, und zwar waren hievon

[1] Die Herren, welche sein Leben beschrieben in den Nachträgen zur Biographie universelle, haben weder diese Arbeit (im 11. Bande der Notices et Extraits) noch die Uebersetzung der Beschreibung der Reiche Buddhas und Fahiens erwähnt.

Digitized by Google

16,524 Männer, worunter	1352 Europäer und	15,172 Inländer,
5976 Frauen, „	745 europäische und	5231 inländische,
3330 Kind. unt. 10 Jah.,	1530 von Europäern	1800 von Inl.,
25,830	3627	22,203.

Man sieht aus diesen Ziffern daß die Zahl der Inländer welche sich europäischen Aerzten anvertrauen, nicht unbedeutend ist, besonders wenn wir berücksichtigen daß die Bewohner der meisten kleineren Ortschaften Java's keine Gelegenheit haben sich der Hülfe eines europäischen Arztes zu bedienen.

Von der genannten Zahl der behandelten Kranken genasen 22,740 oder 88.06 Procent, während die Zahl der gestorbenen 1880 oder 7.28 Procent betrug. Merkwürdig ist das Mortalitätsverhältniß der Kinder zu den Erwachsenen, welches sich bei den Javanen bei weitem günstiger als bei den Europäern auf Java, und bei diesen wieder günstiger als bei der europäischen Bevölkerung in Europa herausstellt. Es scheint daß das warme Tropenklima dem kindlichen Alter besonders zusagt, obgleich die Mortalität in spätern Lebensjahren im Tropenlande weit ungünstiger als in der gemäßigten Zone ist. Unter den 1880 im Jahr 1854 gestorbenen Individuen befanden sich:

1406 Männer, worunter	87 Europäer und	1319 Inländer,
373 Frauen, „	24 europäische	349 inländische,
101 Kinder, „	37 von Europäern	64 von Inländ.
1880	148	1732.

Bei den Europäern war das Sterbeverhältniß der Kinder zu den Erwachsenen wie 37 : 111, oder 33 Procent der Gestorbenen waren Kinder unter 10 Jahren. Bei den Inländern war dasselbe Verhältniß 3.8 Procent. Nun können wir dieses günstige Mortalitätsverhältniß unter den javanischen Kindern freilich nicht als allgemeine Norm betrachten, indem einerseits hier nur von einer gewissen Zahl von Familien die Rede ist welche in Behandlung der europäischen Aerzte gekommen sind, andrerseits unter obiger Zahl der Gestorbenen auch Bewohner von Anstalten begriffen sind, wie Gefängnisse, wo keine Kinder anwesend sind. Gewiß aber ist es daß, während in Europa durchschnittlich etwa die Hälfte der Todesfälle Kinder unter 10 Jahren betrifft, auf Java die Zahl der Todesfälle unter den Kindern ungleich geringer ist.

Aeußerst verschieden ist die Mortalität unter den behandelten Kranken nach der Lage und den klimatischen Verhältnissen der einzelnen Plätze, und es dringt sich auch hier wieder die Thatsache auf daß weder die hohe Temperatur an und für sich, noch die Feuchtigkeit, d. i. die Auflösung reiner Wassertheile in der Luft, die Insalubrität eines Ortes bedingt, sondern daß lediglich die durch verwesende organische Stoffe der Luft sich beimengenden fremden Bestandtheile es sind, welche das Blut bei der Athmung krankhaft alteriren und zu perniciösen Krankheiten Anlaß geben. Im allgemeinen zeigen die mehr sumpfigen Küstenplätze eine ungleich größere Mortalität als die höher gelegenen oder trockenen Binnenplätze, ohne daß dieses Verhältniß jedoch durchgängig sich zeigt. So starben im Küstenplatze Passuruan unter 592 Kranken 26, was eine Mortalität von 4.4 Procent gibt, während in dem nur einige Meilen westlicher gelegenen Probolingo unter 147 Kranken 33 starben, was 22.4 Proc. ausmacht. Da beide Orte an der Meeresküste liegen und ihre Temperatur auch ziemlich gleich ist, so kann der Unterschied in den sanitätischen Verhältnissen nur in den durch den Boden den untern Luftschichten mitgetheilten Stoffen zu suchen seyn. In der That ist Probolingo von lockerem Alluvialboden umgeben, auf welchem zur Regenzeit sich das Wasser zu stagnirenden Teichen ansammelt, und der beim Eintritt des Ostmusson in einen austrocknenden Sumpf sich verwandelt. Unter die gesündesten größeren Plätze Java's ist Djokjokarta, Patjitjan, Serang, Kediri und Gombong zu rechnen, wo die Mortalität unter den behandelten Kranken, resp. 0.83, 0.9, 1.6, 1.6 betrug. Zu Batavia wurden unter den Beamten und in öffentlichen Anstalten 4704 Kranke behandelt, unter welchen 631 starben, so daß die Mortalität sich zu 13.4 Proc. herausstellt.

Wir fügen endlich als Fortsetzung zu den schon früher angeführten sanitätischen Verhältnissen unter dem Militär in Niederländisch-Indien einige die Erkrankungs- und Mortalitätsverhältnisse des Jahres 1854 betreffende Ziffern bei. Es wurden nämlich im genannten Jahr auf Java und Madura 28,947 Kranke behandelt, von welchen 26,898 genasen, 778 starben und 1217 in Behandlung blieben. Das Mortalitätsverhältniß unter den zur Behandlung gekommenen war daher = 1 : 37 oder 28 Procente, welches Resultat in Vergleichung mit den Ergebnissen anderer Colonien als günstig betrachtet werden muß. In Algerien finden wir beispielsweise daß von der französischen Armee daselbst nach 10jährigem Durchschnitt (1837—1846) 7.8 Proc. der Gesammtmasse jährlich gestorben sind. Die Sterblichkeit in den Hospitälern erreichte im Jahr 1841 seit dem Bestehen der Colonie ihr Maximum mit 15.7 Proc., sowie im Jahr 1849 in Algerien ebenfalls nicht weniger als 13 : 8 Proc. der Armee an Krankheiten starben. Was die englische Armee im asiatischen Continent betrifft, so starben von derselben vom Jahr 1825—1844 durchschnittlich 5.4 Proc. des Jahres an Krankheiten.

Sämmtliche im Jahr 1854 auf Java und Madura vorgekommene und amtlich bekannt gewordene Choleratodesfälle betrugen 387, wovon 107 Militär- und 282 Civilpersonen betrafen.

Die ungarische Blindmaus. Schon seit langer Zeit haben die Gärtner und Landleute in Ungarn den auch in anderen Gegenden vorkommenden und besonders den Pflanzenwurzeln sehr schädlichen Erdschlüffel, mus amphibius, mit dem ihm nicht zukommenden Namen Erdhund bezeichnet. Erst in neuerer Zeit jedoch hat man entdeckt daß sich der wirkliche sogenannte Erdhund — piesek zemni — des südlichen Rußlands, spalax typhlus nach Pallas, nach Linné mus typhlus, auch in Ungarn vorfindet. Warum dieses in den Ebenen Ungarns nun gleichfalls entdeckte Thier den Namen Erdhund als Uebersetzung seines russischen Namens führt, ist nicht leicht einzusehen. Die deutschen Naturforscher nennen es Blindmaus, welcher Name für dasselbe auch wirklich bezeichnend ist. Nach der Untersuchung eines ungarischen Naturforschers ist nämlich dieses Thier wirklich blind und hat in den Augenhöhlen gar keine Augenlieder, sondern in der Mitte der Augenhöhlen befinden sich zwei Kügelchen, die gleichfalls mit Haaren überwachsen sind. Jedenfalls sind also die nach Angaben anderer Naturforscher nicht sichtbaren Augen mit einer Haut überzogen und entsprechen ihrer Function nicht. Der Erdhund hat vier Schneidezähne, deren zwei untere besonders lang und stark sind, und dem Thiere beim Aufwühlen der hohen Hügel Dienste leisten. Sein Nest bereitet er in seinen Höhlungen aus Wurzeln und Fasern.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 26. 26 Juniu 1857

Ueber die malayische Race.

Von Oscar v. Kessel.

Es gibt keine Gegend der Welt, wo eine solche Menge verschiedener Volksstämme auf einem kleinen Raum zusammengedrängt ist, als auf den Sunda-Inseln. Im Aeußern unterscheiden sich diese Völker zwar nicht von einander, sie gehören mit Ausnahme einiger kleinen Reste schwarzer Ureinwohner alle der braungelben malayischen Race an; ihre Sprachen aber bieten die größte Verschiedenheit dar. Auf Sumatra und den dazu gehörenden Inseln (Pagé und Batu) wohnen sieben ganz verschiedene Sprachen redende Stämme, und zwar: Malayen, Battas, Atschinesen, Ulus, Lubus und die Bewohner der Pagé und Batu-Inseln. Auf Java, inclusive Bali und Madura, spricht man meines Wissens fünf. Auf Borneo zwischen zwanzig und dreißig. Je weiter man nach Osten vordringt, um so mehr nimmt auch die Sprachverschiedenheit zu. So gibt es kleine, zu den Molukken gehörende Inseln, die nur einige Quadratmeilen groß sind, und wo vier bis fünf Sprachen (auf einer Insel) angetroffen werden, die sich bisweilen viel ferner stehen als englisch und deutsch. Man wird keinen großen Irrthum begehen, wenn man annimmt daß von Madagascar bis zu den Sandwichs-Inseln hundert bis hundertzwanzig verschiedene malayische Dialekte gesprochen werden. Bei dem lebhaften Handelsverkehr welchen die eigentlichen Malayen seit vielen Jahrhunderten zwischen den Inseln unterhalten haben, konnte es nicht fehlen daß auch ihre Sprache die allgemeine Handels- und Conversationssprache wurde, ungefähr wie bei uns das Französische. Unter welchen Volksstamm, in welches Dorf man auch kommen mag, man wird meist eine oder auch mehrere Personen finden die malayisch sprechen und als Dolmetscher dienen können. Vergleicht man die vielen Dialekte mit einander, so ergibt sich eine nähere und fernere Verwandtschaft mit dem Malayischen. Bei einigen ist die Hälfte der Wörter malayisch oder malayischen Ursprungs, bei andern der dritte Theil, bei andern der 4te, 5te und 6te; weiter entfernen sie sich selten. In einigen Dialekten herrschen wieder mehr bugische, javanische und tagalische Wörter vor.

Daß die gelbe malayische Race eingewandert ist, geht daraus deutlich hervor daß die Ueberreste einer schwarzen Urrace noch heute auf Borneo, den Philippinen, Neu-Guinea, Neu-Britannien und den Hebriden zu finden sind. Auch im Südosten von Sumatra sollen noch kleine Ueberreste dieser schwarzen vorhanden seyn. Da wo wir sie nicht mehr finden, wie auf Java, sind sie entweder ausgerottet worden oder sie haben sich mit den eingewanderten gelbbraunen Stämmen vermischt.

Eine gleiche Vermischung, wo mehr schwarzes Blut vorherrschend ist, scheint die sogenannte olivenfarbige Race (Alfuren) zu seyn. Will man überhaupt nach der helleren oder dunkleren Hautfarbe urtheilen, so hat man gar nicht nöthig die Inseln der Alfuren zu besuchen; man findet unter den Javanen, Malayen, Bugis, Battas und Dajaks, kurz unter allen Stämmen der gelben Race, auch sehr viele olivenfarbige Individuen. Ohne Zweifel haben auf allen Inseln in früheren Zeiten Vermischungen der gelben eingewanderten mit der schwarzen Urrace stattgefunden, nur mit dem Unterschied daß auf einigen Inseln, wie auf Sumatra, Java, Borneo, Celebes, die Vermischung wahrscheinlich nur einzeln und nicht allgemein stattgefunden hat, während bei den Alfuren die gelbe Race in der schwarzen aufgieng, und auf diese Weise die olivenfarbige entstand. Die verschiedenen Gesichtsbildungen, die man unter den Malayen antrifft, macht dieß noch wahrscheinlicher. Ich habe auf Sumatra und Borneo tadellos schöne Gesichtsbildungen gefunden welche dem kaukasischen Stamm anzugehören schienen, und daneben wieder häßliche Neger-Physiognomien.

Nach alten javanischen Ueberlieferungen befand sich da, wo wir jetzt eine ausgedehnte Inselgruppe erblicken, ein großer Continent. Ist diese Sage auch alt, so ist doch kein Grund vorhanden sie für ein bloßes Märchen halten zu wollen. Für die Wahrheit der javanischen Sage spricht es daß auch auf den Karten der alten Welt Malacca mit Sumatra zusammenhängt. Eigenthümlich ist es ferner daß die Malayen von Sumatra ihre Insel Pulau-patscha [1] (patta) wörtlich „abgerissene Insel" nennen. Der Name Sumatra wurde dem Lande erst durch die Portugiesen beigelegt. Ist dieß aber der Fall gewesen, hat Sumatra mit dem Festlande zusammengehangen und Java mit Sumatra, wie die Gebirgs-Formation beider Inseln und die schmale Passage, durch die sie getrennt sind, vermuthen läßt, dann wird dieß für die früher betriebene

[1] Patscha ist ein Provincialismus von patta (abgebrochen, abgerissen).

Digitized by Google

Schifffahrt von Nord-Afrika und Vorder-Asien aus von großer Bedeutung. Die Seefahrer dieser Länder konnten dann nicht nach Hinterindien oder China gelangen, es sey denn daß sie die großen Sunda-Inseln umsegelt hätten. Eine solche Fahrt aber bei den windstillen Gewässern jener Meere und bei den damaligen gebräuchlichen Küstenfahrten hätte nicht zwei und drei Jahre (wie wir dieß in dem alten Testament finden), sondern fünf und sechs Jahre gedauert. Nach chinesischen Ueberlieferungen segelten chinesische Dschunken bereits vor 2000 Jahren bis nach einem westlich gelegenen Lande (wahrscheinlich Malacca), wo sie ihre Waaren gegen die Producte des Westens austauschten.

Interessant ist es daß an der Westküste von Sumatra sich eine Landschaft Namens Ophyr befindet. Daselbst kommt heute noch ein so ausgezeichnet schönes Gold vor daß es große Berühmtheit in ganz Indien erlangt hat, und kein anderes ihm gleich kommt. Die Westküste von Sumatra liefert außer diesem herrlichen Gold auch seltene Specereien: Kampher und Benzoé, Gewürze, Zimmet, Pfeffer ꝛc., Elfenbein, Pfauen und Affen. Es ist daher sehr wahrscheinlich daß das alte Ophyr auf der Westküste, einer sich damals weit ins Meer erstreckenden langen Halbinsel, Malacca, Sumatra und Java, zu suchen ist, und daß seitdem Java und Sumatra durch Natur-Revolutionen abgerissen wurden. [1]

Doch abgesehen von diesem letzteren Grunde, ist doch gewiß anzunehmen daß die Seefahrer der alten Zeit, welche an den Küsten des arabischen und persischen Meerbusens wohnten, und jahrelange Reisen unternahmen, auch Madagascar, Ceylon, Sumatra und Java besuchten, und eben so wahrscheinlich ist es daß sie daselbst Colonien gründeten, und mit den Bewohnern jener Länder, den jetzt noch in kleinen Ueberresten vorhandenen Schwarzen, in Handelsverbindungen standen, allmählich diese schwarze Race mit ihren bessern Waffen unterjochten und ausrotteten, oder doch von den Küsten ins Innere drängten.

Nur kühne Seefahrer konnten zugleich handelnd, colonisirend und erobernd auftreten; wer wollte aber daran zweifeln daß die Vorfahren der heutigen Malayen und Bugis eben so kühne Seeschäumer waren als ihre Nachkommen, welche jetzt noch den indischen Ocean unsicher machen, und den holländischen, englischen, spanischen und portugiesischen Kriegsschiffen über zwei Jahrhunderte Trotz boten, bis erst in ganz neuester Zeit sie durch Anwendung von Dampfern geschlagen und gedemüthigt wurden. Durch diese Eigenschaften, sowohl als kühne Seefahrer, als auch als geschickte und unermüdliche Handelsleute, unterscheiden sich die heutigen Malayen und Bugis von allen Volksstämmen welche an den Küsten des Festlandes von Asien wohnen. Vergebens hat man bisher nach Spuren der malayischen Race auf dem Festlande von Asien gesucht, vermuthlich weil dieses Volk nicht von Hinterindien oder China, sondern von Vorderasien oder Aegypten ausgezogen ist, und die Inseln allmählich überschwemmt hat (?) Oder wie will man überhaupt Spuren der Malayen auf dem Festlande finden? — Sucht man nach Völkern, deren Sprachen mit dem Malayischen verwandt sind? — Als die germanischen Völker Italien und Spanien eroberten und sich daselbst ansiedelten, nahmen sie die Sprachen der Besiegten an. Es wäre unmöglich aus der italienischen oder spanischen Sprache den Schluß zu ziehen daß die Italiener die Nachkommen von Longobarden, Normannen ꝛc., die Spanier von Gothen sind. Eben so unmöglich ist es aber auch aus der malayischen Sprache, weil sie nur wenig semmitische Wörter enthält, den Schluß ziehen zu wollen daß die Malayen nicht semitischer Abstammung seyn sollen. Ja daß, weil man keine Spur ihrer Sprache auf dem Festlande findet, sie nothwendig auch die Urbevölkerung der Inseln ausmachen müssen, während doch die wirkliche schwarze Urbevölkerung noch auf vielen Inseln sich vorfindet.

Wer vermag zu sagen wie viele Jahrtausende verflossen sind seit die gelbe Race sich zuerst auf den Inseln der Schwarzen niederließ? Wahrscheinlich war die Uebersiedelung keine plötzliche, eines ganzen Volkes. Es erscheint vielmehr natürlich daß die Seefahrer Vorderasiens, in den Ländern mit welchen sie Handel trieben, die fruchtbarer und reizender waren als ihr eigenes Heimathland, sich allmählich ansiedelten, bald in größern, bald in kleinern Schwärmen sich auf dieser und jener Insel niederließen, ganz auf dieselbe Weise wie die Normannen in Italien. Die ersten Ansiedlungen mögen wohl auf Madagascar, Ceylon, Sumatra und Java stattgefunden haben. Von Jahrhundert zu Jahrhundert dehnte sich der Schiffsverkehr, und somit auch die Ansiedlung mehr nach Westen aus; man gelangte nach Borneo, Celebes, den Philippinen, nach den Molukken und endlich auch nach den Sandwichs-Inseln. Nimmt man nun an daß diese Ansiedlungen vielleicht 500 bis 1000 Jahre ununterbrochen fortgesetzt wurden, daß sie zwar von einer Race, aber von verschiedenen unter sich verwandten Volksstämmen ausgieng, so kann man sich über die Verbreitung einer so großen Menge gleicher Sprachlaute über eine so ungeheure Meeresfläche nicht wundern.

Wäre die Uebersiedlung und Eroberung schnell erfolgt, so würde uns die Geschichte hierüber etwas mittheilen, obschon es an und für sich unwahrscheinlich erscheint daß ein ganzes Volk sich von Madagascar bis nach den Sandwichs-Inseln plötzlich zerstreuen soll. Wäre ferner die Uebersiedlung und Eroberung schnell erfolgt, so konnten eine so große Menge verschiedener Dialekte nicht entstehen. Nimmt man aber an daß dieß in einem Zeitraum von 1000 Jahren allmählich stattfand, daß ferner mehrere zur gelben Race gehörende, aber verschiedene Sprachen redende Völker sich an den Ansiedlungen betheiligten, ungefähr auf dieselbe Weise wie heute Deutsche, Engländer, Franzosen und viele andere Nationen nach Amerika übersiedelten, so wird es einigermaßen erklärlich. Ferner mußte auf einer so ausgedehnten Inselgruppe, wo die angesiedelten Volksstämme sich entweder feindlich gegenüberstanden oder durchs Meer getrennt waren, auch die Menge der Dialekte allmählich zunehmen.

Daß verschiedene, obschon unter einander verwandte Volksstämme der gelben Race sich an den Ansiedlungen betheiligten, wird auch dadurch wahrscheinlich daß wir heute noch vier cultivirte malayische Stämme auf Madagascar, Sumatra, Java und Celebes finden, während die vielen Dialekte die sich auf den übrigen Inseln vorfinden in den meisten Fällen mehr oder weniger mit der einen oder der andern Sprache dieser vier genannten Stämme verwandt sind.

[1] Carl Ritter, Christ. Lassen und Alex. v. Humboldt suchen Ophir nirgends anders als in Abhira östlich von den Indusmündungen. D. R.

Digitized by Google

Neben der ſchwarzen Urbevölkerung finden wir aber auch die gelbe eingewanderte Race im wildeſten und roheſten Zuſtand, wie z. B. auf Borneo, wo im Mittelpunkt der Inſel etwa 10,000 Nomadenfamilien leben, die weder von Ackerbau noch von einer Hütte etwas wiſſen. Auf einigen andern Inſeln, mehr öſtlich, befinden ſich ähnliche ganz wilde Stämme der malayiſchen Race, und dieſe Thatſache möchte einigermaßen befremden, und vermuthen laſſen daß dieſe ſchwerlich die Nachkommen von cultivirten Völkern ſeyn könnten. Doch können verſchiedene Umſtände dahin gewirkt haben daß der eine oder andere Volksſtamm in ſolchen wilden Zuſtand gerieth. Die vornehmſte Urſache kann Schiffbruch geweſen ſeyn, wo bei Leute ohne Waffen und Werkzeuge hülflos ans Land geworfen und in dieſem Zuſtande zu Wilden wurden; eine andere Urſache können Kriege geweſen ſeyn, wodurch ein Stamm bis auf wenige Glieder ausgerottet wurde, die zuletzt in die Wälder flüchteten und in wilden Zuſtand geriethen.

Die Malayen von Sumatra, die Bugis von Celebes und die Javanen ſind Bekenner des Koran und ſtehen auf der oberſten Stufe der Geſittung. Alle übrigen zahlreichen Heidenſtämme der gelben Race ſind mehr oder weniger cultivirt, und von Stufe zu Stufe gelangt man abwärts bis zum obdachloſen Nomaden. Wären alle dieſe Stämme zugleich eingewandert, auch ſelbſt binnen einem Zeitraum von 100 Jahren, ſo hätte ſchwerlich eine ſolche Verſchiedenheit von Cultur und Sprache eintreten können; denn es iſt anzunehmen daß die gelbe Race durchgehends ein cultivirtes Volk war, das Gewerbe, Acker- und Häuſerbau kannte, und eine Schrift beſaß, wie wir ſie noch heute nicht nur bei den zum Islam bekehrten Völkern, ſondern auch bei den Heidenſtämmen der Battas finden. Daß die malayiſche Race heute auf den verſchiedenſten Culturſtufen ſteht, iſt nicht zu verwundern, wenn man an die ausgedehnte Inſelgruppe denkt über welche ſie zerſtreut iſt. Die Verbindung unter einander hörte hierdurch auf, und die Vermiſchung der gelben mit der ſchwarzen Race mußte auch dazu führen daß aus den urſprünglichen Sprachen ſich eine Menge Dialekte bildeten, namentlich wenn man annimmt daß die Einwanderung vielleicht ein ganzes Jahrtauſend hindurch allmählich ſtattfand und unter den verſchiedenſten Verhältniſſen bald als Eroberer, bald als Anſiedler, bald als Flüchtlinge.

Es iſt wahrſcheinlich daß die Einwanderung der Malayen von Sumatra und Malacca und der Bugis in einer viel ſpätern Epoche ſtattfand, nachdem bereits ihre Vorfahren ſeit langer Zeit ſich über die Inſeln verbreitet hatten. Dieſe Vermuthung wird durch den Umſtand wahrſcheinlich daß bei den Malayen von Sumatra ſich die Sage von dem Zuge Alexanders des Großen traditionell erhalten hat. Sie nennen dieſen Eroberer Xander, und erzählen daß er auf ſeinem Zuge auch Sumatra berührt habe. Es iſt leicht zu erkennen daß ſie dieſe Ueberlieferung aus ihrer frühern Heimath nach Sumatra gebracht haben; zugleich aber geht auch hieraus hervor daß die Malayen aus einem Lande gekommen ſeyn müſſen welches von Alexander durchzogen wurde. [1] Was die continentale Niederlaſſung der eigentlichen Malayen auf Malacca und an den Küſten des chineſiſchen Meeres und in dem Meerbuſen von Siam anbelangt, ſo iſt es bekannt daß dieſe Anſiedlungen in ſpäterer Zeit ſtattgefunden haben und ſich von Sumatra herſchreiben.

Crawfurd meint daß ein polyneſiſches Volk beſtanden habe, welches in Ackerbau, Handel und Gewerben cultivirt geweſen ſey, und das er nach Java verſetzt, wodurch ſich die Sprache öſtlich und weſtlich fortgepflanzt habe. Dieſe Annahme wäre ohne das Vorhandenſeyn einer ſchwarzen Urbevölkerung ganz gut; ſo aber muß man fragen woher kam die gelbe Race, als ſie ſich auf Java anſiedelte.

Was die Verwandtſchaft der javaniſchen Sprache mit dem Sanſkritiſchen anbelangt, ſo iſt es erwieſen daß das Sanſkritiſche erſt in einer ſpätern Periode in das Javaniſche aufgenommen wurde, wodurch die ſogenannte Kawi-Sprache entſtand, welches eine bloße Dichterſprache war. Dieß beweiſt alſo eben nur daß, als das javaniſche Reich blühte, dasſelbe in nahen Beziehungen zum Feſtland ſtand. Unter den heutigen Javanen iſt die Kawi-Sprache ganz unbekannt, weil ſich der ſanſkritiſche Theil dieſer Sprache verloren hat. Die unläugbare Thatſache bleibt aber daß alle Sprachen der Sunda-Inſeln und der Süd-See, ſowohl was die Gleichheit der Wörter und Wurzeln, als auch was den grammatikaliſchen Bau anbelangt, zu einem Stamm gehören, auf durchaus ähnliche Weiſe als die ſanskritiſchen Sprachen. Es ſind alſo hier zwei ganz verſchiedene Sprachſtämme zu unterſcheiden.

Was die eigentlichen Malayen von Sumatra und Malacca anbelangt, ſo ſcheint ihr Name „Orang-malaiju,“ anzudeuten daß ſie aus ihrem Heimathland geflüchtet ſind. Malaiju heißt nämlich im Javaniſchen laufen, flüchten, und Orang im Malayiſchen Menſch. Orang-Malaiju alſo, wörtlich überſetzt: weggelaufene Menſchen. Daß dieſem Namen eine Urſache zum Grunde liegen mag, iſt ſehr wahrſcheinlich. Vielleicht machten ſie den Beſchluß der Einwanderung der gelben Race.

Es hat jemand behauptet die Sprache der Fellatas (Aegypten) enthielte eine große Anzahl malayiſcher Wörter. Inwiefern dieß mehr oder weniger der Fall iſt, weiß ich nicht. Jedenfalls aber ſind in den verſchiedenen malayiſchen Dialekten eine nicht unbedeutende Anzahl ſemitiſcher Wörter enthalten, welche ungefähr zu den polyneſiſchen ſich verhalten mögen wie 1 zu 6. Ich ſpreche hier nicht nur von der eigentlichen malayiſchen Sprache, ſondern von allen verſchiedenen Dialekten.

Nächſt den bereis angeführten Gründen für die Einwanderung und Ausbreitung der gelben Race von Weſten nach Oſten, ſpeciell von Aegypten oder Vorderaſien aus, will ich noch einige andere Gründe anführen, welche ſich auf Vergleichung von Sitten und Gebräuchen der Bewohner der Sunda-Inſeln mit denen der alten Völker Vorderaſiens und Aegyptens baſiren. Da wo die malayiſchen Stämme den Islam angenommen haben, haben ſie viele ihrer urſprünglichen Sitten abgelegt. Die auffallendſten noch vorhandenen Gebräuche auf verſchiedenen Inſeln ſind: das Wahrſagen aus dem Fluge und Geſchrei gewiſſer Vögel, ſowie aus den Eingeweiden geſchlachteter Thiere, das Verfluchen, die Bedeutung der Träume, die Sitte Geſchenke bei verſchiedenen Gelegenheiten zu machen, auf den Höhen zu opfern und die Geiſter daſelbſt zu befragen, die Sitte des Anbetens als Begrüßung vornehmer Perſonen, das öffentliche Beklagen und Beweinen der Todten durch die

[1] Die Alexandersage iſt ihnen doch wohl durch die Araber zugeführt worden und bezieht ſich nicht auf den macedoniſchen Alexander, ſondern auf den zweigehörnten jemeniſchen Iskender des Koran. D. Red.

Digitized by Google

Hinterbliebenen, Thiermasken, wie sie die alten Aegypter bei ihren Spielen hatten, und endlich die Sitte des Tanzens, wie diese im alten Testament mehrfach erwähnt wird.

Bei allen daijak'schen Stämmen Borneo's und auch theilweise bei den Alfuren, besteht noch heute der Gebrauch aus dem Fluge verschiedener Vögel und aus deren Geschrei zu wahrsagen. Keine wichtige Unternehmung, kein Krieg wird unternommen, wenn der Flug der Vögel Unheil verkündet. Kein Stück Feld wird bebaut, wenn nicht glückverkündende Vögel ihr Geschrei haben ertönen lassen, und es wird verlassen wenn unglückbringende gehört wurden. Die Träume spielen eine gleich wichtige Rolle. Bei einigen Stämmen der Daijaks unterbleibt ein Kriegszug welcher bereits auf einen gewissen Tag festgesetzt war, wenn die Mehrzahl der Dorfbewohner die vorhergehende Nacht schlecht träumt. Als ich mich 1847 in Borneo befand, hörte ich daß ein daijak'scher Vater während mehrerer Jahre drei neugeborne Kinder eigenhändig erwürgt hatte, weil ihm jedesmal bei der Geburt des einen oder des andern geträumt hatte das Kind würde ihm Unglück bringen. Der Mann blieb auf diese Weise lieber kinderlos, obgleich die Daijaken es als ein großes Glück betrachten viele Kinder zu besitzen. Ein anderer Daijaker in der Landschaft Sekaijam fand einen großen Diamant, vielleicht 40 bis 50,000 Gulden an Werth; da ihm aber träumte der Stein würde ihm Unglück bringen, so warf er ihn in den Strom. Einige daijak'sche Stämme haben nächst dem Fluge und Geschrei der Vögel und den Träumen auch noch ein viertes Orakel. Sie untersuchen die Eingeweide frisch geschlachteter Thiere und wahrsagen aus denselben. Auf den Höhen der Berge opfern sie, weil sie glauben daß sie der Wohnort gewisser Gottheiten sind. Will jemand in besonders wichtiger Angelegenheit den Schutz des Geistes anrufen, so bringt er drei Tage und drei Nächte ohne zu essen oder zu trinken auf dem Berggipfel zu, und im günstigsten Fall erscheint ihm der Geist selbst.

Um jemand zu verfluchen, selbst auf große Entfernungen, und wenn es auch Hunderte von Meilen wäre, gebrauchen die Daijaks einen Zauberstab, welchen sie unter Aussprechung von Verwünschungen nach der Gegend hin bewegen wo die Person wohnt die man verfluchen will. Bei den Javanen ist das Verfluchen auch noch in Gebrauch. Bei allen malayischen Stämmen ohne Ausnahme spielt das Geschenke-Ertheilen eine bedeutende Rolle. Kein Geringer wird sich einem Vornehmen nahen ohne Geschenke mitzubringen, ferner sendet man auch bei festlichen Gelegenheiten Geschenke an Freunde und Bekannte. Die Sitte des Anbetens besteht heute noch auf Java, und auch theilweise auf Sumatra. Sobald eine hohe Person naht, kauert der gewöhnliche Javane nieder, und bringt beide Hände wie anbetend an die Stirne. Der Malaye grüßt einen Vornehmen, an dem er vorübergeht, indem er beide Hände in derselben Weise an die Stirne bringt. Auf Borneo werden die Verstorbenen während drei Tagen, bis die Beerdigung erfolgt, durch die Hinterbliebenen und bestimmte Personen öffentlich beweint, und mit Trauergesängen, die theils gesungen, theils gesprochen werden, beklagt.

So wie die alten Aegypter eine Menge Thiermasken bei öffentlichen Spielen gebrauchten, so sind auch bei den Javanen solche in Gebrauch, in denen sie Tänze aufführen. Endlich finden wir auch die Sitte des Tanzens, welcher im alten Testament erwähnt wird, bei den malayischen Stämmen wieder. Nicht nur das Tanzen einzelner Frauenspersonen (Bungin), sondern auch von Männern und Kriegern bei den verschiedensten Gelegenheiten. Zieht eine Kriegspartei aus, so tanzen die sogenannten Vorkämpfer, d. h. (les braves des braves) dem Zuge voran, bis es mit dem Feinde zum Handgemenge kommt. Kehrt die Partei als Sieger heim, so tanzen diese Vorkämpfer wieder dem Zug vor, wenn er in der Heimath anlangt. Dieses Vortanzen einzelner Männer findet auch noch bei andern wichtigen Gelegenheiten sta t.

In einigen Gewerben sind die malayischen Völkerschaften außerordentlich weit vorgeschritten. Die Schmiedearbeiten die man auf Sumatra anfertigt sind ausgezeichnet, eben so die Webereien von Celebes, Sumatra und Java. Die Gold- und Silberarbeiten von Sumatra stehen aber unübertrefflich da. Weder in China noch auf dem Festlande von Indien verfertigt man so feine Filigran-Arbeiten in Gold und Silber, und es wäre vielleicht von Wichtigkeit zu erforschen, aus welcher Quelle diese Kunstfertigkeit stammt, da weder Hindus noch Chinesen hierin Lehrmeister seyn konnten. Zum Schluß führe ich noch einige alttestamentische Eigennamen an, die auch im Malayischen vorkommen. Ich habe nur eine kleine Anzahl ausgewählt; obschon eine größere Menge in den verschiedenen Dialekten zu finden seyn mag, wiederhole ich jedoch nochmals, daß ich hierdurch keine Verwandtschaft der malayischen mit den semitischen Sprachen beweisen will, denn beide Sprachen sind verschieden.

Eigennamen des alten Testaments.	Malayische Eigennamen und Wörter.
Cain,	Cain, ein Stück Zeug.
Ada,	Ada, es ist da.
Mas,	Mas, Gold (auch Eigenname).
Siddim,	Siddin, Eigenname.
Simeon,	Simeon, Eigenname.
Alus,	Alus, fein (auch Eigenname).
Pagi,	Pagi, früh Morgens.
Naman,	Naman, Eigenname.
Dara,	Dara, Blut (auch Eigenname).
Sewa,	Sewa, Miethen (auch Dolch auf Sumatra).
Assayh,	Assaph, Rauch.
Samaan,	Samen, Eigenname.
Aron,	Aron, Eigenname.
Barak,	Barak, Eigenname.
Marah,	Marah, Zorn (auch Eigenname).
Hadat,	Hadat, Gebrauch, Sitte.
Balak,	Balak, Eigenname.
Thahan,	Thahan, ertragen (auch Eigenname).
Bera,	Bera, Schmutz.
Salah,	Salah, Schuld (auch Eigenname).
Ophir,	Ophyr, eine Landschaft auf Sumatra.
Madai,	Madai, Honig, Borneo-Malayisch (auch Eigenname).

Digitized by Google

Die Saus-saw-ray-tsee

oder

die Abstammung der Wyandot- und Seneca-Stämme.

(Nach amerikanischen Ueberlieferungen von K. von Schlnau.)

Gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts bewohnte ein Indianer-Trupp, bestehend aus den Wyandot, oder wie sie damals genannt wurden, Saus-saw-ray-tsee, und den Seneca-Stämmen die Ufer des Ontario-Sees.

Die Ueberbleibsel dieser frühern Gemeinschaft sind die jetzigen Wyandots und Senecas; als Ursache ihrer Trennung und der unbarmherzigen Feindseligkeiten welche derselben folgten, sind in den geschichtlichen Ueberlieferungen der Wyandots nachstehende Einzelnheiten angegeben.

Ein Wyandot-Mädchen, das der Unterscheidung wegen Don-yay-stee genannt werden soll, vereinigte in seltner Verbindung innere Reize mit einer außerordentlichen Körperschönheit, so daß fast alle jungen Männer ihres Stammes um sie warben. Sie war indeß so unempfindlich-wie schön, und die Aufmerksamkeiten ihrer Verehrer machten keinen Eindruck auf ihr kaltes Herz, denn obschon sie keinen verwarf, zog sie doch auch keinen vor.

Diese unerklärliche Unempfindlichkeit wurde mit der Zeit ein Gegenstand nicht allein von allgemeinem, sondern auch von gemeinschaftlichem Interesse für die jungen Wyandots.

Ein Rath wurde versammelt, zusammengesetzt aus denjenigen welche bei dem Ausgang dieser vielen und fruchtlosen Bewerbungen um die Gunst der jungen Indianerin betheiligt waren. Man wollte irgend etwas ersinnen, wodurch Don-yay-stee's Absichten in Bezug auf ihre Freier bestimmt werden möchten.

Da alle einzeln eingestanden daß sich keiner von ihnen irgend eines Zeichens der Bevorzugung rühmen konnte, das zu einer vernünftigen Hoffnung auf endlichen Erfolg Berechtigung gab; so beschlossen die Bewerber zuletzt auf ihre Ansprüche zu Gunsten des Kriegshäuptlings ihrer „Lodge" zu verzichten. Dieser Beschluß wurde ausgeführt, nicht so sehr um dadurch die Interessen eines andern auf eigene Kosten zu fördern, als um der demüthigenden Aussicht zu entgehen, den Gegenstand so vieler Mitbewerbung einem glücklichern Nebenbuhler, welcher nicht zu ihrer Vereinigung gehörte, abtreten zu müssen. Es ist nöthig zu bemerken daß beinahe alle Bewerber zu einer „Lodge" gehörten, und daß eine solche ein großes längliches Gebäude war, geräumig genug um 20—30 Familien in sich aufzunehmen, dessen häusliche Einrichtungen durch einen Kriegshäuptling geleitet wurden, den man als das Haupt einer jeden dieser besondern, untergeordneten Abtheilungen anerkannte.

Die hauptsächlichsten Einwendungen, die der Häuptling der Aufgabe welche dieser Vorschlag ihm auferlegte, entgegensetzte, waren: die große Ungleichheit des Alters und die gänzliche Fruchtlosigkeit aller frühern Versuche das kalte Herz der schönen Indianerin zu gewinnen.

Der erste Einwurf wurde durch einige wohl angebrachte Lobeserhebungen über seine Person beseitigt, und der zweite wich der Voraussetzung daß Frauen oft launenhaft und nicht immer durch die Erwägung des Natürlichsten beeinflußt würden, sondern oft durch die entgegengesetzten Gründe.

Der Häuptling bemalte und kleidete sich dann wie zu einer Schlacht, und fügte seinem gewöhnlichen Kriegsschmuck noch einige Zierrathen hinzu, die ihm in dieser Art von Kriegszug helfen sollte, mit welcher er nicht so vertraut war, wie mit der, worin er seinen Ruhm erworben hatte.

Seine Kunst beschränkte sich mehr auf den Gebrauch von steinernen Wurfgeschossen, als auf den von Liebespfeilen, und seine Geschicklichkeit in der Behandlung von Herzen zeigte sich eher in blutigen Schnitten oder Stichen, als in zärtlichen Eindrücken.

Ehe er die „Lodge" verließ, gelobten seine Anhänger daß wenn die Verfolgung dieses Abenteuers ihrem Häuptling die Nothwendigkeit auferlegen sollte, irgend ein glänzendes Fest zu geben um Don-yay-stee würdig zu empfangen, ihm bei der Ausführung desselben behülflich seyn zu wollen, sowie überhaupt ihm bis zum äußersten beizustehen, wenn irgend nachtheilige Folgen für ihn aus diesem Heirathe-Versuch erwachsen sollten.

Alle setzten voraus daß ein so kühner Geist eben so glücklich in der Liebe wie im Kriege seyn würde.

Nach einer Bewerbung von wenigen Tagen machte er seinen Antrag, der bedingungsweise angenommen wurde, aber worin diese Bedingung bestand, wollte Don-yay-stee nicht eher sagen, als bis er die heiligsten Versicherungen gegeben hätte, sie zu erfüllen.

Nach einigem Zögern und einer Berathung mit den übrigen Bewerbern welche in ihn drangen das Versprechen zu leisten, erklärte er sich bereit die Bedingung des Vertrages anzunehmen.

Er mußte ihr darauf sein Wort als Krieger verpfänden daß weder persönliche Gefahr noch Zuneigung ihn an der Erfüllung derselben verhindern sollten. Sie sagte ihm nun, er müsse ihr den Scalp eines Seneca-Häuptlings bringen, den sie bezeichnete, und der aus irgend einem Grund welchen sie nicht angab, der Gegenstand ihres Hasses war.

Der Wyandot erkannte zu spät, wie übereilt er gehandelt hatte. Er bat sie zu bedenken, daß dieser Mann sein bester Freund sey, daß sie zusammen gegessen und getrunken hätten und mit einander aufgewachsen wären, und wie schwer es sein Herz machen würde, wenn dieser Freund durch seine Hand sterben sollte.

Er stellte ihr die Grausamkeit einer solchen Forderung vor, die Schande welche in einem solchen Bruch des Vertrauens läge, und die Verwünschungen welche den Urheber einer so fluchwürdigen That für immer verfolgen würden. Aber seine Vorstellungen trafen nur taube Ohren. Sie erwiederte ihm: er habe die Wahl entweder sein Wort einzulösen oder öffentlich für einen lügnerischen Hund erklärt zu werden, dessen eitle Versprechungen man nicht einmal anhören müsse, und verließ ihn.

Es war noch keine Stunde verflossen, als der zum äußersten getriebene Wyandot sein Gesicht schwärzte, das Senecadorf betrat, den Freund erschlug und scalpirte, und aus der Hütte stürzend das Kriegsgeschrei ausstieß.

Da man ihn in der Dunkelheit der Nacht nicht erkannte, wurde er von einem Seneca angerufen, dem er mit einer Herausforderung antwortete, indem er zu gleicher Zeit seinen Namen nannte und den Zweck seines Hierseyns. Dann setzte er seine Flucht fort,

Digitized by Google

doch ehe er sie beendigt, hallte schon das lange, traurige Kriegsgeschrei der Senecas durch das Wyandot-Dorf.

Der Häuptling hatte sich kaum in das furchtbare Gefecht gestürzt, welches zwischen den Rächern des gemordeten Opfers und seinen eigenen Anhängern erfolgte, als er auch seine Verrätherei mit dem Leben büßte.

Nach einem tödtlichen und anhaltenden Kampf, der drei Tage und drei Nächte dauerte und von wechselseitigem Erfolge war, wurden die Wyandots gezwungen sich zurückzuziehen. Aus ihrem Dorfe fliehend gaben sie ihre Familien auf Gnade oder Ungnade ihren wüthenden Feinden preis.

Die, welche sie so zurückließen, sanken unter dem Tomahawk und Scalpirmesser. Das Dorf wurde verheert und die nichtswürdige Anstifterin dieses blutigen Trauerspiels kam um, mitten unter diesen Scenen des Blutbades und der Verwüstung.

Man sagt von diesem Kriege daß er länger als dreißig Jahre währte, in welchem Zeitraum die Wyandots bis an die Seen Huron und Michigan zurückgedrängt wurden.

Hier faßten sie so hartnäckig Stand daß alle Anstrengungen ihrer unbarmherzigen Feinde, sie von dort zu vertreiben, wirkungslos blieben.

Ihr gegenseitiger, eingewurzelter Haß wurde noch durch die Kriegsabtheilungen der besondern Stämme genährt, deren rachsüchtige Gefühle sie verleiteten sich unter einander zu jagen und zu zerstören gleich so vielen Thieren des Waldes.

Diese Kämpfe erwiesen sich immer günstiger für die Wyandots, welche, durch die glücklichen Erfolge beigeistert, sich zu wirksamern Unternehmungen vorbereiteten. Drei Gefechte fanden an demselben Tage statt, zwei an dem See Michigan und eines auf dem See Erie, welche durch ihren wilden und verheerenden Charakter diesen langen und grausamen Streit schlossen.

Es ist bemerkenswerth daß keine andere Ueberlieferung einer indianischen Schlacht auf dem Wasser erwähnt, außer der, welche sich auf dem Erie-See zwischen Long Point und Fort Talbot zutrug, und die in Canoes gefochten wurde. Folgende Einzelnheiten werden darüber mitgetheilt.

Eine große Abtheilung Wyandots verließ in Begleitung zweier Ottowas in Birken-Canoes den See Huron, um einen Kriegszug in das Land der Senecas zu unternehmen, welche sich zu dieser Zeit nahe an den Quellen des Niagara angesiedelt hatten. Sie landeten bei Long Point, um Speise zu bereiten, und sandten hier einen von den Ottowas und einen Wyandot auf Kundschaft aus.

Diese bemerkten in geringer Entfernung von ihrem Lagerplatze zwei Senecas, die zu dem gleichen Zweck von ihrer Partei abgeschickt waren und flohen vor ihnen.

Dem Ottowa gelang es nur sich seinen Verfolgern zu entziehen, indem er sich in einem Fichtenbaum verbarg, an dem die Senecas, ohne ihn zu entdecken, vorüber kamen.

Der leichtfüßigere Wyandot erreichte glücklich das Lager und schlug Lärm, worauf sich die ganze Abtheilung einschiffte und in den See stach. Fast im gleichen Augenblick entdeckten sie einen Trupp Senecas, der in hölzernen Canoes in der Nähe des Landes kreuzte. Unmittelbar darauf erschallte der Kriegsruf, und die feindlichen Abtheilungen ließen jede ihren besondern Schlachtgesang ertönen. Als sie sich nun langsam einander näherten, machten die Wyandots ein Feuer an und bereiteten Harz und Rinde zu, um sogleich jeden Schaden ausbessern zu können, den ihre Canoes erleiden möchten.

Die Schlacht wurde mit Bogen und Pfeilen gekämpft, und nach einem wüthenden und hartnäckigen Gefecht von einigen Stunden, in dem das Gemetzel furchtbar war und die Canoes sich mit Blut, Wasser und zerhauenen Körpern zu füllen begannen, mußten die Senecas zurückweichen.

Die ermuthigten Wyandots fochten mit verdoppeltem Eifer, die Feinde bis an das Ufer treibend, wo sich der Kampf mit unverminderter Wuth erneute.

Die Wyandots siegten, und nur wenige der überlebenden Senecas entkamen, um die Geschichte ihrer Niederlage zu erzählen.

Einer der Gefangenen, ein Knabe, blieb verschont und wurde von dem feindlichen Stamme auferzogen.

Vor nicht langer Zeit lebten noch zwei Wyandots, welche sich seiner als eines hochbejahrten Mannes erinnerten.

Die beiden andern Gefechte, auf welche angespielt ist, fanden an den Ufern des Sees Michigan statt, und waren für die Senecas in ihrem Ausgange nicht glücklicher; diese wurden überall mit großem Gemetzel zurückgetrieben.

So — sagen die Wyandots — entstand dieser lange, blutige und unheilvolle Krieg, und so endigte er, nachdem er fast der Untergang unserer Nation wurde.

Schilderungen von der Halbinsel Malacca.

(Aus Capt. Sherard Osborns Quedah.)

8. Fang indianischer Vogelnester.

Der dumpfe Schall einer Kanone vom Parlissluß her rollte den Wald entlang, und da dieß als Zeichen galt daß seewärts ein Feind in Sicht war, so versparte ich mir die Affenjagd auf einen andern Tag, und eilte zu meinem Schiff zurück, das ich gerade in dem Augenblick erreichte wo es im Begriff stand auf eine von der Insel Pulo Braß Manna heransegelnde Praue Jagd zu machen. Der Wind wehte frisch und gut, und mein kleines Fahrzeug rasselte bald über die acht (engl.) Meilen Entfernung, welche zwischen uns lagen, hinweg.

Als wir jedoch an Ort und Stelle kamen, war die Praue bereits hinter dem Eiland verschwunden. Die felsigen Küsten von Pulo Braß Manna umsegelnd, sahen wir daß die Praue in einer hübschen kleinen Bucht, der einzigen auf der Insel, vor Anker lag. Der Nicodar, oder Eigenthümer der Praue, begrüßte uns mit den

Digitized by Google

Worten, er ſey unſer Freund. Als ich neben ihm beigelegt hatte, gab er Beweiſe daß er ein friedlicher Kauffahrer ſey, und ſich mit dem Einſammeln der von der Hirundo esculenta der Naturforſcher gebauten eßbaren Vogelneſter, die man auf allen dieſen Eilanden in Menge findet, beſchäftige. Es freute mich Gelegenheit gefunden zu haben nähere Kunde einzuziehen über einen allen Europäern ſo neuen und ſonderbaren Handelsartikel. Der Nicobar ſagte mir daß ſämmtliche umliegende Inſeln Vogelneſter für den chineſiſchen Markt in größerer oder geringerer Menge lieferten, die größte Ausbeute aber finde ſich auf den felſigern und abſchüſſigern Inſeln. Das Recht dieſelben zu Gunſten ſeines Monarchen wegzunehmen, beſaß damals Tonku Mohammed Said von Quedah; er hatte es aber auf ein Jahr lang an einen Pinang-Kaufmann verpachtet, welcher ihm eine gewiſſe Rente bezahlte, und nun den möglich größten Gewinn aus den Vogelneſtern zu ziehen ſuchte. Der Nicobar der Praue hatte ſich in eine Speculation eingelaſſen, und dabei dem Kaufmann eine gewiſſe Anzahl Neſter verſprochen, unter der Bedingung daß der Ueberſchuß ihm (dem Nicobar) gehöre — eine Verpflichtung, die, wie er mir verſicherte, ihm für das laufende Jahr einen beträchtlichen Verluſt verurſachen werde.

Meine Aufmerkſamkeit war früher ſchon oft auf die kleinen, dieſe ſonderbaren Neſter bauenden Vögel gelenkt worden. Man kann ſie in der Nähe der malayiſchen Inſeln beſtändig über die Oberfläche des Meeres dahinfliegen ſehen. Der Geſtalt und dem Gefieder nach ſcheinen ſie ein Verbindungsglied zwiſchen der gemeinen Schwalbe und der kleinſten der Sturmvögelarten — dem Mutter-Carey's-Herzchen — zu ſeyn; ſie ſind ununterbrochen geſchäftig und in beſtändiger Bewegung. Zuweilen ſcheint es als ob ſie, über dem Waſſer dahin ſchweifend, irgend eine Subſtanz mit dem Schnabel von der Oberfläche aufraffen; oder als ob ſie, pfeilſchnell in der Luft dahin ſchießend und ſich drehend und wendend, einem leichtflügeligen Inſect nachſchwärmen. Und doch konnte das ſchärfſte menſchliche Auge weder in der Luft noch auf dem Waſſer irgend etwas entdecken wovon ſie ſich in Wirklichkeit zu nähren vermöchten. Sey dem indeß wie ihm wolle, die Malayen behaupten daß dieſe Vögel ſich von Inſecten und andern auf der Oberfläche des Meeres ſchwimmenden kleinen Geſchöpfen nähren, und daß ſie durch eine eigenthümliche Beſchaffenheit ihrer Verdauungsorgane die klebrige und hellausſehende Subſtanz erzeugen mit der ſie ihre Neſter bauen — eine Anſicht welche einigermaßen beſtätigt zu werden ſcheint durch das Ausſehen der Neſter ſelbſt, die, dem Bau nach, langen, ohne große Regelmäßigkeit übereinandergewickelten und durch querlaufende Reihen aus demſelben Stoff zuſammengeklebten Streifen ſehr feiner Fadennudeln (Vermicelli) gleichen. An Geſtalt ähneln die eßbaren Neſter der Schale eines großen der Länge nach entzwei geſpaltenen Schaumlöffels, und ſind in jeder Hinſicht viel kleiner als das Neſt der gemeinen Schwalbe. Der Vogel befeſtigt den geraden Rand an die Felſen, und zieht insgemein eine dunkle und ſchattige Ritze in einer Klippe oder eine durch das Spiel der Meereswellen gebildete Höhle vor. Faſt möchte ich glauben daß die dieſe Neſter bauende Schwalbe ein Nachtvogel, und der Tag keineswegs die Zeit iſt in welcher ſie gewöhnlich ihrer Nahrung nachgeht. In der That erinnere ich mich ſie kaum je zu einer andern Zeit als früh Morgens, ſpät Abends oder im tiefen Schatten einer hohen und überhängenden Klippe geſehen zu haben; auch ſcheinen ſie das Sonnenlicht und die Tageshelle überhaupt zu vermeiden.

Obgleich der Nicobar der Praue nothgedrungen ſehr höflich war, ſo willigte er doch nur ungern in meinen Vorſchlag ſeine Leute auf ihrem Ausflug beim Einſammeln der Neſter zu begleiten; allein Dſchedi rieth mir, ich ſolle ruhig warten bis ſeine Leute aufbrächen, und mich ihnen dann, mögen ſie wollen oder nicht, anſchließen, fügte aber warnend bei, die Neugierde werde mich wohl kaum bewegen zum zweitenmal die Gefahren aufzuſuchen welche die Neſtſammler zu beſtehen hätten. Nach Verlauf einiger Stunden ſahen wir eine Abtheilung Leute von der Praue aus landen, und etwa ein Halbduzend in einer Hütte am Strand lebender Malayen ſich ihnen anſchließen. Meinen Dolmetſcher Dſchambu, der, im Solde der Compagnie ſtehend, in einem erſtaunlichen Grade dem Schlafen und Reiseſſen fröhnte, aus ſeinem Schlummer aufrüttelnd, eilte ich mit ihm fort, und ehe ſeine Augen noch recht offen waren, wandten wir uns raſchen Schrittes durch Gebüſch und Dſchungel, indem die Malayen entſchloſſen ſchienen uns durch ſtrenges Gehen vom Halſe zu bekommen. Die Folge war daß der arme Dſchambu ſich mit Heulen über die Felſen hinabbewegte und allem aufbot mich zurückzuhalten. Ich ſah nur ein Heilmittel für ihn: ich eilte auf die nächſte Abtheilung der Neſtſammler zu, und hielt ſie an bis mein würdiger Dolmetſcher im Stande war herbeizukommen. Es gelang mir bald, indem ich ihnen zeigte daß die Beine eines jungen Matroſen ſo gut ſeyen wie die ihrigen, und da ich eine Piſtole bei mir hatte, ſo koſtete es mich keine Mühe zwei Malayen zum Niederſitzen zu bewegen bis Dſchambu herbeikam, und über die Mühſeligkeiten klagte in welche ihn ſeine Pflicht als Midſhipman's Dolmetſcher führe. Nachdem ich ihn lachend mit den Worten getröſtet: „ich fürchte ſehr, er werde ſein theures Pinang nicht mehr ſehen," fügte ich bei: „Nun denn, Dſchambu, ſag' dieſen Burſchen da daß wir mit ihnen auf die Vogelneſterjagd gehen. „Bei Gott, Sar! Ihr tödtet mich, Sar! Mich armen Mann, Sar! Was ſoll meine Mutter thun?" entgegnete der arme Dſchambu. „Laß die alte Frau in Ruhe," erwiederte ich; „thu was ich dir ſage, und komm mit. Wie, Dſchambu, du, der Sohn eines Engländers, ſchämſt dich nicht ſolches Zeug zu ſchwatzen," fuhr ich fort; frage dich einmal ob dich dein Vater nur ſehen, und ob er mit anhören könnte daß ſein Sohn ſich fürchte auf die Vogelneſtjagd zu gehen!" „Oh', Sar! erwiederte Dſchambu, Ihr ſcherzet jetzt nur. Mein Vater war ein ſehr tapferer Mann — ſagt meine Mutter; aber ich ſah ihn nie, und meine Mutter lehrte mich nicht in dunkle Höhlen hinabgehen mit einem kleinen Stück Tau, und mich in der Luft ſchwingen, ganz ſo wie's ein Vogel thut." Ich verſprach endlich dem armen Geängſtigten, er dürfe „ſich nicht in der Luft ſchwingen, ganz ſo wie's ein Vogel thue," worauf er den beiden Malayen ſagte, ſie könnten in der Verrichtung ihres Berufs fortfahren, wir aber würden ſie begleiten.

Die Malayen hatten nur wenige, faſt keine, Kleider an; jeder trug, um ſich den Weg durch das Unterholz zu bahnen, einen ſcharfen Schnabelhaken (bill hook), mit einer eiſernen Spitze von beträchtlicher Länge, ſodann eine aus der Rinde und den Harzen von Waldbäumen verfertigte Fackel. Ein kleiner Sack zur Aufnahme der Neſter, ſo wie ein Knäuel zum Tragen eines feiner Laſt hin-

Digitized by Google

länglich starken rohgearbeiteten Taues, dann Feuerstein und Stahl, vollendeten seine Ausrüstung.

Wir kletterten eine lange, steile, zu einigen jäh abschüssigen Klippen auf der gegenüberliegenden Seite des kleinen Eilands führende Halde hinan. Unser Weg gieng durch eine hübsche enge Dschungel, mit vielem die Felsen überwachsendem Unterholz, Rissen und Gesteinen in allen Richtungen. Einen halsbrecherischeren Spaziergang hatte ich noch nie gemacht, und da wir wir gerade quer über das Land hinein marschirten, über und durch alles was uns in den Weg kam, so wurden Dschambu's Kleider, wie die meinigen, in Fetzen zerrissen, und blieben Stücke davon an jedem Dorn und Stumpen hängen. Nicht wenig trug ferner zur Erhöhung unserer Aufregung bei daß die Malayen mit scharfem Auge alle Höhlen oder Stellen untersuchten wo der Pflanzenwuchs auf große Feuchtigkeit hinwies, und dabei das unheimliche Wort „Ular," Schlange, als eine Warnung für uns, vor sich hinmurmelten. Da ich jedoch wußte daß man sich in Betreff der Sicherheit gegen solche Reptilien auf die Schärfe des Gesichts nicht verlassen könne wenn Kriechpflanzen und Gras bis zur Hüfte heraufreichten, so suchte ich einigen Trost für mich in dem Prädestinationsglauben meines Freundes, des Hadschi's.

Endlich erreichten wir den Rand der Klippe, die etwa 200 Fuß über dem Meere stand, und an ihrer Vorderseite viele tiefe Spalten, an ihrem Fuß mehrere Höhlen hatte. Nachdem die Malayen sich auf kurze Zeit niedergesetzt und ein wenig ausgeruht hatten, giengen sie an ihr Werk. Jeder trieb seine Stangenspitze sorgfältig in den Boden, befestigte sein Seil daran, schlang seinen Sack und seine Fackel über den Rücken, ließ sich, nach Herlagung eines mohammedanischen Rosenkranzes, mittelst des Seils an der Klippe hinunter, und schritt zur Aufsuchung der Vogelnester in den Höhlen und Spalten. Obgleich ich als Seemann an große Thätigkeit und viele damit verbundene Gefahren gewöhnt war, so blieben diese doch weit hinter dem zurück was ich bei den Malayen zu sehen bekam; an einigen Stellen mußten sie wie ein Pendel in der Luft hin- und herschwanken, um die gehörige Bewegungskraft zu bekommen sich unter irgendeinen überhängenden Theil der Klippe hineinzuschwingen; dabei schnitt das elende Seil an welchem der Mann hundert Fuß über der schäumenden See und an den Felsen herab hieng, scharf in den Rand der Klippe ein, wie, um ein nautisches Gleichniß zu gebrauchen, „ein Kabelgarn über einem Nagel." Da und dort bekamen die Leute ein oder zwei Nester; endlich aber rief einer von ihnen, der sich bis auf zehn oder zwölf Fuß über dem Wasser hinabgelassen hatte, herauf: er habe eine dicht von Vögeln bewohnte Höhle entdeckt. Der Augenschein überzeugte uns von der Wahrheit seiner Angabe; denn kaum hatte er diese Worte gesprochen, so flog eine große Anzahl, durch seine Stimme verscheucht, heraus.

Mit Hülfe Dschambu's ließ ich mich zu der neuentdeckten Nesterhöhle hinab. Die Malayen lächelten über meine Neugierde, und wiesen in eine mit einem engen Eingang versehene Höhle, aus welcher ein Dunst herausdrang der weder nach Weihrauch noch Myrrhen roch, und in der es so dunkel war daß auch das schärfste Auge nichts zu sehen vermochte. Ein schmaler Felsenrand führte in die Höhle, und auf diesem schritten wir vor bis wir außer dem Bereich des Windes und des Tageslichts waren. Der Malaye schlug nun Licht und zündete seine Fackel an; dieß aber war das Zeichen zu dem fürchterlichsten Lärm den sterbliche Ohren je gehört; das scharfe Gezwitscher der Schwalben wurde von den schönen Echos der Höhle aufgefangen und tausendfältig vervielfacht, während ungeheure Fledermäuse um uns herumflatterten und nicht nur das Licht auszulöschen, sondern uns auch von dem schmalen Rand, auf dem wir standen, durch einen Schlag an den Kopf in die unter uns befindliche schwarze Kluft hinabzustürzen drohten — eine Kluft die sich bis zum tiefsten Grund der Klippe zu erstrecken schien. Beide Hände an meine Ohren haltend, bat ich den Malayen mir die Nester zu zeigen; er schwenkte seine Fackel herum, und da sah ich denn mehrere derselben über seinem Kopfe, an Stellen wo nur ein Gnome sie sammeln zu können schien. Der arme Malaye sagte mir indeß, er müsse hinauf gehen und einige junge Bäume und Zweige schneiden, um sich daraus eine Leiter zu machen, mittelst der er diese scheinbar unzugänglichen Nester erreichen könne, was aber, wie ich genau zu sehen vermochte, nicht ohne große Gefahr möglich war. Befriedigt von dem Gesehenen, kehrte ich, wesentlich unterstützt von dem Malayen, der wie eine Ziege überall Fuß faßte wo Möwen geruht hatten, auf den Gipfel der Klippe zurück, und begab mich dann, allein mit Dschambu, durch den Wald auf mein Fahrzeug.

Der Handel mit Vogelnestern beschäftigt, wie ich aus zuverlässigen Quellen erfuhr, viel Geld und Menschen. Eine Menge Menschenleben gehen natürlicherweise dabei zu Grunde; allein die hohen Preise welche man für diese vermeintlichen Leckerbissen erzielt, lassen keine Unterbrechung in der Arbeit entstehen. Ein diesen Handel in großem Umfang betreibender Mann sagte mir, man könne annehmen daß von fünf mit dem Sammeln der Nester beschäftigten Personen zwei eines gewaltsamen Todes stürben. Unter solchen Umständen darf man sich daher nicht wundern daß ein Catty (1¼ Pfd. englisch) der besten Nester gewöhnlich 40 Dollars oder etwa 9 Pf. Sterling kostet.

Der Werth der Nester hängt von ihrer durchscheinenden Weiße und ihrer Feder- und Schmutzlosigkeit ab. Zur ersten Qualität gehören diejenigen welche augenfällig von den unglücklichen kleinen Vögeln noch nicht gebraucht worden sind. Solche Nester sind nichts als ein wenig reine Gallerte, und da ich sie in ihrem Naturzustande oft gegessen, so kann ich ihre vollkommene Geschmacklosigkeit verbürgen: ja, einmal genoß ich, nach 24stündigem Fasten, in Kokosnußmilch abgesottene Vogelnester. Die Chinesen gebrauchen sie in großer Menge, so wie auch bêche de mer, Haifischflossen und andere gallertartige Substanzen; sie verdicken damit ihre Suppen und ihre reichen Ragouts.

4. Gespensterfurcht malayischer Matrosen.

Die Matrosen aller Theile der Welt haben einen starken Anstrich von romantischem und abergläubischem in ihrer Gemüthsart; und die Malayen bilden entschieden keine Ausnahme von dieser Regel. In der That konnte das unstäte und unternehmende Leben das die meisten führen, und die mancherlei merkwürdigen, den Meeren und Inseln ihres schönen Archipelagus eigenthümlichen Naturerscheinungen von einem ungebildeten, aber aufmerksam beobachten-

Digitized by Google

den und ſehr phantaſiereichen Volksſtamm nicht anders als durch übernatürliche Einwirkung erklärt werden. Oftmals während der Abende der Blokade hatte mir Dſchambu ſonderbare Märchen aus der malayiſchen Geſchichte erzählt; in allen waren Dichtung und Mythe köſtlich mit Wahrheit durchwoben, und es koſtete keine Mühe Thatſachen zur Beſtätigung des Erzählten in Menge anzuführen. Das Natürliche und Uebernatürliche, die Wunder der römiſchen Kirche, die Hindu-Mythologie und die mohammedaniſchen Fabeln waren in einander verflochten, und bildeten Erzählungen vom ſpannendſten Intereſſe, die ich ihres Zaubers nicht entkleiden möchte, ſelbſt wenn ich es zu thun im Stande wäre.

Es waren von Tauſenden unter dieſen armen Burſchen Beweiſe vorhanden für jene Verbindung mit der Geiſterwelt, welche ſich, wie es ſcheint, der Menſch auf jeder Stufe der Geſittung ſichern möchte, und ich muß ſagen daß ich halb und halb an ihre derartigen Behauptungen zu glauben begann; ihr Glaube war ſo ernſt und kindlich, daß er ſelbſt auf meine eigenen gegentheiligen Ueberzeugungen wirkte. Nie ſchaarten ſich in meiner Heimath Kinder mit aufmerkſamerer Leichtgläubigkeit und regerer Theilnahme um das winterliche Kaminfeuer herum, als meine armen Malayen einer wehmüthigen Legende aus den blutbefleckten Jahrbüchern der portugieſiſchen oder holländiſchen Herrſchaft in Malakka oder deſſen Inſeln zuhörten. Als ein Beiſpiel ihres kindlichen Glaubens an Geiſter, und der ſonderbaren Weiſe in welcher ſolche Ideen durch die in dieſen Breitegraden gewöhnlichen optiſchen Täuſchungen unterſtützt werden, will ich hier ein Ereigniß erzählen das mich ſeiner Zeit mehr nicht als beluſtigte, an das ich aber, durch die Art und Weiſe wie Dſchambu und ſeine Leute betheuerten gerade jetzt einen „Untu“ geſehen zu haben, wieder lebhaft erinnert werde.

Gleich nach Beginn der Blokade, im December vorigen Jahrs, lag mein Kanonenboot eines Nachts ganz in der Nähe der Südſpitze des Quedah-Fluſſes. Der Nebel fiel eine Zeitlang wie zarter Regen auf uns herab; ſpäter aber, etwa um 10 Uhr, trat ſchönes Wetter ein, und ſchwere düſtere Wolken ſtanden noch am Himmel, durch deren Zwiſchenräume von Zeit zu Zeit die Lichtſtrahlen des zu wachſen beginnenden Mondes uns beſchienen. Die Luft war kalt und feucht, und ich ſuchte Schutz unter meiner zeltartigen Matte, obgleich ich mich für aufmerkſames Wachehalten bis Mitternacht verantwortlich betrachtete. Gegen 11 Uhr wurde meine Aufmerkſamkeit auf den wachthabenden Mann gerichtet, der, auf der Bugkanone ſitzend, heftig ausſpie, und einige Worte ſprach als wolle er Verachtung oder Trotz an den Tag legen; dieß geſchah nicht bloß einmal, ſondern ſehr häufig. Damals mit dem Charakter meiner Mannſchaft noch unbekannt, ward ich über dieſes eigenthümliche Benehmen unruhig. Plötzlich ſah ich einen andern Mann auf ihn zugehen; er deutete nach der Dſchungel hin, und beide wiederholten dann das Benehmen welches meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen hatte; der zweite Mann entfernte ſich hierauf wieder, und ſchien froh vom Deck wegkommen zu können. Ziemlich verlegen gieng ich vorwärts. Die Wache hatte der Dſchungel den Rücken zugewandt, warf aber hin und wieder verſtohlene Blicke über die Schulter zurück, und murmelte Sprüche in welchen Allah inbrünſtig angerufen wurde. Es freute ihn daß er mich ſah, und er ſprang grüßend auf mich zu. „Etwas neues?“ fragte ich. „Frauen?“ — „Teda, Touhan! Nein, Herr!“ war die Antwort. Als er aber ſah daß ich meine Blicke nach der Dſchungel richtete, ſuchte er mir durch Zeichen mit ſeinem Kopf zu verſtehen zu geben, es wäre beſſer wenn ich anderswohin ſchaute. Sogleich rief ich Dſchambu, den Dolmetſcher, und forderte ihn auf den Malayen zu fragen was in der Dſchungel zu ſehen ſey. Dſchambu ſetzte ſich nach Negerart auf ſeine Schenkel nieder, ſtotterte, halb im Schlaf, einige Fragen hervor, und ſagte dann kalt: „Er ſagt, er habe einen Geiſt geſehen, Herr!“ — „Dummes Zeug! erwiederte ich. Frag' ihn wie? oder wo? Vielleicht ſind es einige malayiſche Spione.“ Abermals machte Dſchambu eine Anſtrengung, und dann ſetzte mich das Orakel in Kenntniß: der Mann habe ganz genau einen Untu oder Geiſt geſehen, der ſich unter den Bäumen nahe am Rande des Waſſers hin und her bewegt habe; er verſicherte, er habe ihn ununterbrochen geſehen, ſeit der Nebel ſich verzogen; er habe gebetet und Verwünſchungen ausgeſprochen um ſeine Annäherung an das Kanonenboot zu verhindern, da es eine ſehr böſe, gefährliche, in lange Gewänder gekleidete Art Geiſt ſey. Ich machte dem Dſchambu Vorwürfe daß er ſo unſinniges Zeug wiederhole, und ſagte: „Erkläre dem Mann es ſey unmöglich, und daß, wenn es irgend etwas ſey, es ein Thier oder ein Menſch ſeyn müſſe.“ Dſchambu gab mir indeß allen Ernſtes die Verſicherung daß die Malayen ſchon oft „Untus“ ſahen; einige von ihnen ſeyen gefährlich, andere harmlos, und ich könne, wenn ich umſchaute, ſagte der Malaye, es eben ſo gut ſehen wie er ſelbſt. Ich ſetzte mich daher neben den Mann nieder, und richtete meine Blicke in geſpannter Aufmerkſamkeit nach derſelben Richtung. Wir waren etwa hundertundfünfzig Ellen von der Dſchungel entfernt; das Waſſer reichte gerade bis an den Rand derſelben; unter den Baumwurzeln, und einige Ellen weiter hinein, waren kleine Erhöhungen von flachen weißen Steinen und zerbrochenen Muſcheln, welche, ſo wie das Mondlicht ſie beſchien oder von ihnen verſchwand, ſich dunkel oder hell zeigten. Als dieſe Flecken einmal eine ganz weiße Farbe angenommen hatten, deutete ich auf dieſelben und fragte: ob dieß es ſey was er ſehe. „Nein nein,“ ſagte der Malaye, und Dſchambu fügte bei: „Er ſagt, er werde es Euch ſagen wenn er's wieder ſieht.“ Plötzlich berührte er mich, deutete ernſthaft hinaus, und rief: „Seht, ſeht!“ Ich that es, und ein ſonderbarer Schauder — ich ſchäme mich des Geſtändniſſes nicht — durchrieſelte meine Glieder, als mein Blick auf eine in ein Tuch, wie Hindu-Weiber es tragen, gehüllte frauenähnliche Geſtalt fiel: ſie bewegte ſich aus dem Schatten des Waldes heraus, und blieb auf einem der weißen Sandhügel, nur etwa 300 Ellen von uns entfernt, ſtehen. Ich rieb mir die Augen, während der Dolmetſcher einen Heiligen anrief, und der Malaye kräftig ausſpuckte, als habe ein unreines Thier ſeinen Weg gekreuzt. Ich ſchaute aufs neue hin, und ſah abermals dieſelbe Geſtalt: ſie war über einen dunklen Fleck hinübergegangen und zog langſam an einer andern Oeffnung im Walde vorbei. Der Eindruck welchen ſie auf mich machte, täuſchte thörichterweiſe meine Sinne der Art daß ich faſt geneigt war ſie für etwas wirkliches und weſentliches zu betrachten; ich gieng daher weg, und hielt den Malayen auf verſchiedene Weiſe bis Mitternacht beſchäftigt; er ſpuckte indeß von Zeit zu Zeit heftig aus, und wünſchte mit ächt- mohammedaniſcher Inbrunſt alle böſen Geiſter in die Hölle. Um Mitternacht wurde der Untu abermals geſehen, er kam jedoch nicht zu uns an Bord — wie Dſchadi verſicherte daß Untus von böſer Gemüthsart zu thun pflegen. Ich

Digitized by Google

vermuthete also, die Erscheinung sey irgend eine gutherzige Fee gewesen. Sey dem indeß wie ihm wolle, wir wurden von keinem Unthun mehr in unserer Ruhe gestört, bis sich eine Abtheilung auf den Fischfang in den Setouè-Fluß begab, wo sich wieder einer zeigte. Diese sogenannten „Gespenster-Erscheinungen" lassen sich nicht bloß in den Dschungeln Malayia's wahrnehmen, sondern man findet sie in allen andern Theilen der Welt, bald in dieser, bald in jener Form. Ich will sie des Geheimnisses in das sie gehüllt sind nicht berauben: sie haben etwas poetisches, romantisches an sich, das irgend einen schauerlichen, abgeschlossenen Ort, der sonst unbeachtet bleiben würde, mit einer Art heiliger Scheu umgibt, und das allgemeine Interesse für denselben erregt.

Briefe aus dem Westen.

(Von Arthur Schott.)

2. Rückkehr den Hudson herunter.

Es ist etwas bequemes und darum angenehmes sich in amerikanischen Gasthäusern am Vorabend der Abreise ruhig niederlegen zu können, da man gewiß ist daß man nicht nur eine volle Stunde vor der Abfahrt aufgeweckt, sondern auch vermittelst einer besonders für das Haus beschäftigten Kutsche oder Omnibus an das Depot der betreffenden Eisenbahn oder Dampfbootlinie abgeliefert wird. Reisen Passagiere nur mittelst einfacher Landkutsche, so ist die Einrichtung getroffen daß dieselbe stets etwas vor der eigentlichen Abfahrtszeit bei den Hauptgasthäusern vorspricht und auf Bestellung Reisende selbst in Privathäusern abholt. Dieß begründet sich alles in dem hiesigen praktischen Geschäftsgang, wo sich stets größeres und meist combinirtes Capital dieser oder jener Unternehmung bemächtigt hat, und sich darum wieder mit andern entsprechenden Geschäftskörpern in gewerbliches Einverständniß setzt. Auf diese Weise arbeiten z. B. alle größeren Hôtelbesitzer, Omnibuslinien, Eisenbahndepots, Dampfschiff- und Ueberfuhrs-Bureaux und Landkutschenunternehmer einander in die Hände. Wohl geht manches Uebel aus solcher Geschäftsverkettung hervor, und manche Staaten dieser Union stehen z. B. unter dem ausschließlichen Einfluß solcher Gesellschaften, wie z. B. New-Jersey, welches durchaus von seinen Eisenbahnprinzen regiert wird. Für den Reisenden im allgemeinen sind indessen oben angeführte Einrichtungen bequemer, als wie es wohl sonst im weiland heiligen römischen Reich, europäischen Angedenkens, betrieben wurde. Damals durfte es der einzelne Reisende auf sein Risico hin mit dem Hausknecht abmachen, der ihn gegen ein in Aussicht gestelltes Trinkgeld zur Zeit wecken sollte, was dann zuweilen geschah, zuweilen auch nicht. Mancher der noch in jenen glücklichen Zeiten zu reisen hatte, bekam so oft nur 5 Minuten Zeit um sich den Schlaf aus den Augen zu reiben, anzukleiden, und wenn er nicht gerade im Posthause selbst wohnte, bei stockfinsterer Nacht über ein schlecht und recht im Stand gehaltenes Pflaster zu stolpern, und wenn es gut gieng, von einem sich selbst fühlenden Postofficianten in die bereits volle Kutsche gestopft zu werden. Hier blieb es dem Stern des Reisenden überlassen sich unter verschiedenen unbekannten weiblichen und männlichen Größen noch einen Platz zu gewinnen. Wollte ihm das Glück überhaupt nicht so wohl, so erfuhr der herbei keuchende Passagier durch einen spöttelnden Postbedienten daß es „zu spät" sey u. s. w.

Diesem allem ist denn im amerikanischen Hôtel vorgebeugt, und dem Reisenden ist darum für die Nacht vor der Abfahrt ein gutes Stück Gemüthsruhe gesichert.

Morgens 5 Uhr saßen wir denn alle wohlverpackt in einer Landkutsche, ähnlich der welche uns an den Lake George gebracht hatte. Die Straße nach Glen's Falls zurück war auch wieder dieselbe. Wir landeten in richtiger Zeit an einem Hôtel im genannten Städtchen, und hatten zwei Stunden zu warten um von da in einer Landkutsche nach Sandy Hill auf dem linken Hudsonufer zu fahren.

Für die Vereinigten Staaten ist Glen's Falls wohl schon ein alter Ort, für Europäer aber er hat außer der schönen Flußpartie nichts anziehendes, es wäre denn daß er besonderes Interesse an wohl eingerichteten Wasserwerken hätte, mittelst deren neuengländische Gewerbthätigkeit den gewaltigen Hudson hier ins Joch spannte.

Die Häuser hier sind alle niedlich gehalten, aber von außen angesehen nichts weiter als von Granit- oder Backsteinen oder Fach- und Bretterwerk aufgeführte Wohnkästen.

Dem Frühstück konnten wir hier mit voller Muse obliegen, denn noch befanden wir uns auf keiner Eisenbahn oder Dampfschiffslinie. Auf solchen namentlich durch das Yankeegebiet sind Mahlzeitstationen wahre Fuchsfallen, die einen sehr bezeichnenden Zug im hiesigen Reiseleben bilden. Kommt man nämlich einer solchen Station nahe, so schnarrt der Conducteur den Passagieren zu: „15 oder 20 oder 25 Minuten für Frühstück, Mittagessen oder Abendbrod, je nachdem es an der Zeit ist. Allgemeiner Aufstand erfolgt, und jeder will der erste draußen und wieder drinnen am gedeckten Tische seyn. Dieser ist mit einer Anzahl kleiner Teller und Plättchen besetzt, die in homöopathischen Dosen mit eßbarem aus der Thier- oder Pflanzenwelt geziert sind. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst, und so ist im Augenblick all die Steingutwaare ihres bißchen Schmuckes beraubt, noch ehe die warmen Gaben der Küche eingesetzt sind. Wer nicht das Glück hatte etwas zu erhaschen, hofft für weitere Gelegenheit. Jetzt macht der Hôtelinhaber mit seinen dienstbaren Geistern, die wie Raketen hin und her schießen, seine Aufwartung. Er bittet seine werthen Gäste um nur einen Augenblick gütiger Geduld, da er den aufrichtigsten Willen habe sie alle zu befriedigen. Er schützt dann vielleicht noch einen außergewöhnlich großen Passagiertrain vor, der etwa gestern Abend oder heut in der Frühe sein sonst so wohl eingerichtetes Haus in Anspruch genommen habe u. s. w. Kurz Lebensmittel scheinen das rarste im Haus, und ehe die Reisenden zu dieser Gewißheit kommen, ist beinahe schon die Abfahrtsminute da. Jetzt werden die am Tisch sitzenden Kopf um Kopf gefragt ob ihnen Kaffee, oder Thee, grüner oder schwarzer, anstünde, der dann je nach der Hôtelqualität erscheint. Wäh-

Digitized by Google

rend dem hat sich der Conducteur an einem besondern Eckchen oder gar in einem besondern Zimmer zum Mahle hingesetzt, und aufs schleunigste bedient ist er bereits fertig, da andere den zu heißen Trunk noch unvertilgbar finden. Der Zugführer ist jetzt fertig, und gleich darauf verkündet die Glocke daß die Abfahrzeit nahe sey. Jetzt macht ein ähnlicher allgemeiner Aufstand, wie vorhin in den Wagen, der Mahlzeitscene ein Ende. Der Wirth selbst stellt sich unter die halbgeöffnete Thüre und läßt die Reisenden einen um die andern schlüpfen sowie er ihm den fixen Preis gereicht. Die Reisenden drängen, und es ist wie eine Heerde Schafe, die der Schäfer von einer Hürde in die andere zählt. Hier nimmt sich dann ein erwerbfleißiger Yankee noch Gelegenheit beim Wechseln größerer Geldstücke gegen Papiernoten einen kleinen vortheilhaften Handel abzuschließen, an dem der Empfänger oft auf einer weitern Station den Verdruß hat dieselben nicht ohne Schaden los zu werden.

Von allem dem war nun in Glen's Falls nichts zu erfahren, es gieng an dem kleinen Tische ruhig und „reell" zu, so daß jeder ohne Anstand hatte was er bedurfte. Die übrige Zeit verbrachte ich hier an einem leidlich guten Piano und dann auch unter der Hausthüre, wo ich das Bewegen des kleinen Ortslebens beobachtete. Der Hausherr leistete mir hiezu Gesellschaft. Unter anderem zeigte er mir auch einen vorübergehenden alten Mann von anständigem, aber etwas pedantischem Aussehen, was mich freilich nicht wunderte, da dieß der erste Mann gewesen welcher in Neu-England den Temperanzkreuzzug gepredigt habe, und immer seither ein getreuer Apostel dieses Evangeliums war. Der alte Eiferer hatte indessen Zeit genug seine Beobachtungen über die Wirkung solcher schulmeisterlicher Zwangherrschaft anzustellen. Wenn er nur wollte, konnte er sich den altbewährten Satz wiederholen: „Mit einem Teufel hinaus schlägt man immer zehne hinein." Nicht nur daß zwischen den Für- und Widersachen dieser puritanischen Mitbürgerquälerei ein fortwährender ätzender Streit geführt wurde, sondern es haben sich viele, denen vorher nie eingefallen geistigen Getränken zuzusprechen, weil sie keinen Genuß daran fanden, solche zu trinken angefangen, um thatsächlich zu beweisen daß man sich seiner natürlichen Freiheiten nicht so leicht berauben läßt. Außerdem hat hänkeeistische Scheinheiligkeit und gegenseitige Furcht vor einander so reichliche Blüthen getrieben daß sich niemand einen Begriff machen kann, der diesen modernen angelsächsischen Hebraismus nicht mit eigenen Augen gesehen. Seitdem ist übrigens die ganze Temperanzfrage nur mehr ein ziemlich abgenützter politischer Roßinante, den zu besteigen professionirte Politiker nur nur noch zwischen Licht und Dunkel wagen.

Die Landkutsche war endlich vorgefahren und unsere kleine Reisegesellschaft darein gepackt. Wir saßen bequem und freuten uns dessen, was aber nicht lange dauern sollte. Wir Deutsche sind gewöhnt wenn die letzten Häuser eines Städtchens hinter uns sind, draußen zu seyn. Hier zu Land ist es nicht so. Hier reihen sich lange, kleine Farmsitze und mit Wohnplätzen belebte Gärten an, wo eine solche Landpost noch überall Reisende einnimmt. Heute wollte der Zufall daß lauter Frauenzimmer einstiegen, manche einzeln andere wieder zu zwei oder drei, und mit eben so viel Zuschuß von Schachteln, Taschen ꝛc. So wurden denn die Hoffnungen der Herren Reisenden, bequem weiter zu kommen, aufs bitterste getäuscht. Nachdem ein und der andere sich vielleicht noch eine Weile gefreut im Wagen bleiben zu können, so hielt die Locomotive wieder aufs neue — noch eine Lady einzunehmen, und so mußten sich die Herren natürlich bequemen aufs Deck zu gehen. Dieß war heute der niedern Temperatur wegen höchst unangenehm. Jeder von uns hatte sich heute (im August) gern den geheizten Ofen in Glen's Falls gefallen lassen.

Die Ueberzahl an fahrenden Yankee-Ladies hatte bei allem dem etwas so komisches, daß sich die allgemeine Heiterkeit mit jeder dieser Rosen ins irdische Leben Windenden fast ums Doppelte steigerte. Es that unserer Lustigkeit keinen Eintrag ob sie mit bebrillter Nase und einem Gefolge von Schachteln einherschritt oder nicht. So oft auch der Wagen hielt und der Kutscher mit seinem „Please Gentlemen" oder „Please Ladies!" eine neue Ankunft vorbereitete, sämmtliche Passagiere wurden des Lachens und Zusammenrückns nicht müde. „One more Lady!" rief es im Chorus, und die Reisende war verpackt.

Wie sich das Landstraßenschiff nach und nach gefüllt, so entleerte es sich auch allmählich wieder. Nachdem wir einige wenige Meilen zurückgelegt und nach Sandy Hill gekommen waren, blieben von 11 Personen auf dem Deck und 9 im Wagen nur noch die Hälfte.

Sandy Hill liegt freundlich auf der rechten Felsbank des Hudsons in der Nähe dessen großer Wende von West nach Süden, welch letzterer Richtung der Strom bis zu seiner Mündung getreu bleibt. Bedeutende Fälle, Untiefen und Stromschnellen verhindern auch hier noch die Bewegung größerer Schiffe, welche nur bis in die Nähe der Mohawkmündung kommen können, die auch als das „head of navigation" angesehen wird.

Etwas südlich von Sandy Hill an der Landstraße lag das Vaterhaus unseres Freundes P., der uns eingeladen hatte dort einzusprechen und über Mittag zu bleiben.

Der Eingang zu dem hübsch auf eigenem Grund und Boden gelegenen Wohnsitz bestand in einer etwa 200 Fuß langen, dicht von Weymouthskiefern bestandenen Allee. Das niedliche kleine Wohnhaus selbst stand mitten im Garten, darin Fruchtbäume, Zier- und Küchengewächse vertreten waren. Das Baumaterial, wenn ich mich anders richtig erinnere, war ein graublauer krystallinischer Kalkstein von ganz besonderer Härte, und nur rauh behauen. Die Mauern trugen keinen Verputz, was dem Auge wohl that. Beim ganzen Anwesen war nichts von Anschein (show) wie es hier zu Lande so gewöhnlich ist, sondern überall ließ sich reeller Geist sehen.

Die ganze Familie, außer Doctor P., befand sich im nahen Sandy Hill, sollte aber bald zurückkommen. Uns wurden indessen Zimmer angewiesen, darin wir den Reisestaub abwaschen konnten. Doctor E. und ich blieben übrigens nicht lange da, sondern nahmen Doctor Ps. Anerbieten an, uns ein wenig an die Flußbänke botanisiren zu führen. Es fieng eben zu regnen an, was uns aber nicht aufhielt. Doctor E., der eben gegenwärtig Sparganien zu studiren wünschte, bat unsern gefälligen Führer uns ohne weiteres durch dick und dünn zu führen, und ja kein Moor, Sumpf oder Pfuhl zu umgehen.

Dieser Gang hielt uns etwa zwei Stunden hin, nach denen wir von oben bis unten eingenetzt und durch nachmaligen Sonnenschein wieder halb getrocknet wohlbehalten zu Hause einrückten. Hatten wir auch das gewünschte Sparganium nicht gefunden, so

Digitized by Google

war doch manches andere zu Handen gebracht worden, das unſern Herbarien wohl anſtand. Da dieß aber im weſentlichen von dem in der Umgebung des Lake George Gefundenen nicht ſo viel verſchieden war um eine beſondere Flora zu charakteriſiren, ſo unterlaſſe ich hier generiſche oder ſpecifiſche Aufzählung.

Die ſceneriſche Schönheit der Hudſon-Ufer hier iſt mächtig, obwohl den Einzelpartien ſelten ein Mittel-, und faſt nie ein Hintergrund zu Gebot ſteht. Der Zauber der Landſchaft beſteht in der einfachen Zuſammenſtellung von ein Paar großartigen Einzelnheiten, wie z. B. ein mächtiger Strom Waldwaſſers mit ſeiner Orinocofarbe, wie er zwiſchen 60 bis 70 Fuß hohen ſoliden Granitmauern über eine 800 bis 1000 Fuß lange ſchiefe Fläche herabbraust. Aus dem gelben Giſcht der empörten Gewäſſer tauchen ſchwarze Felſenformen hervor, den unwiderſtehlichen Brandungen trotzend, die, mit zahlloſen abgeriſſenen Baumſtämmen und Treibholzmaſſen bewaffnet, in ungezügelter Wuth gegen alles in ihrer Bahn anſtürmen. Dichte, unbeeinträchtigte Waldſtücke krönen die Stromdämme auf beiden Seiten, die Weite der Scene dürfte etwa 2500 bis 2600 Fuß betragen.

Daß ſolche Fälle und Stromſchnellen nicht von Seiten der dahingeſchwundenen Indianer andere und bedeutungsvollere Namen erhalten haben ſollen, als die welche ihnen die keimunfähige engliſche Sprache anhängte, iſt gewiß. Man denke ſich nur Hadley's, Glen's oder Bakers oder ſchlechtweg Falls, wie ſie das hydrographiſche Namensverzeichniß der hieſigen Flußregion zeigt.

Es nimmt mich faſt Wunder daß die ſelbſtgefällige Anglokratie dem alten Onyakarra der Tukarora-Indianer nur das verhunzende Njégara oder Neiégera ließ und ihn nicht gerade zu Grand Falls taufte, oder nicht gar dem einfachen Falls den Namen irgend eines „worthy's" der Geſellſchaft, Mr. Brown oder Mr. Smith beifügte, um dieſe Bagatelle der Natur geſellſchaftsfähig zu machen.

Wir blieben über Mittag im Kreiſe der Familie P., die es an zuvorkommender Freundlichkeit nicht fehlen ließ uns den kurzen Aufenthalt wo möglich noch zu verkürzen. Nachmittags fuhren wir in einer mehr ländlichen Locomotive nach dem Oertchen Port Edward hinab, wo wir den Wagenzug für Albany abzuwarten hatten. Port Edward trägt nur noch den Namen eines einſtmals befehligten Militärpoſtens aus der Revolutionszeit. Seitdem iſt ein freundliches Oertchen daraus geworden, das auch eine Eiſenbahnſtation hält. In der Nähe überſetzt die Schienenbahn das Hudſonthal von Ufer zu Ufer über 60 Fuß hoch.

Wir hatten noch über eine Stunde Zeit bis der erwartete Zug ankam, und ſo war uns die geheizte Wartſtube nicht unangenehm.

Die Nachbarſchaft von Port Edward war ſeiner Zeit von Kriegsdrangſalen ſchwer heimgeſucht, und beſonders befindet ſich hier in der Nähe der Schauplatz einer höchſt tragiſchen Epiſode aus jener Zeit. Sie iſt nicht ohne ethnographiſches Intereſſe, weßhalb ich ſie hier in Kürze beiſetze.

Beim Ausbruch des Revolutionskriegs hielt ſich mit vielen andern ein junger Mann zu den königlich Geſinnten, wofür er in dem britiſchen Armeecorps unter Bourgoyne eine Majorſtelle erhielt. Da er indeſſen in ſeiner Heimath eine geliebte Braut zurückgelaſſen, ſo konnte er ſich im britiſchen Lager nicht heimiſch fühlen und er ſann daranf die junge Dame von ihrer Heimath wegbringen zu laſſen, wo ſie den Wechſelfällen eines blutigen Krieges ausgeſetzt geblieben wäre. Er ſandte darum einen Trupp brittenfreundlicher Indianer unter der Leitung ihres Häuptlings nach dem Hauſe Mc. Crea, deſſen Tochter von ungewöhnlicher Schönheit und vollendeter Erziehung ihm verlobt war. Der Häuptling kam glücklich und unbemerkt in die nächſte Umgebung des gewünſchten Hauſes, dem er ſich, um keine Furcht und Verdacht zu erregen, allein beiſchlich, und als er jemand außerhalb ſah, ſeinen Brief in die Höhe hielt. Dieſer erregte natürlich freudige Beſtürzung, aus der ſich aber Miß Mc. Crea bald faßte, und kurz beſchloß, dem vom Geliebten geſendeten Geleite zu folgen.

Alles gieng ſo weit gut, bis ſie ſchon eine ziemliche Entfernung vom Hauſe entfernt, bereits dem brittiſchen Lager näher waren. Da erſchien ein anderer Trupp Indianer vom ſelben Stamm, von einem zweiten Häuptling geführt. Dieſe wollten ſich ebenfalls einen Theil von dem Preis verdienen, der für das ſichere Geleite Miß Crea's ausgeſetzt war. Die erſte Partie wollte hievon nichts wiſſen, und es kam erſt zum Wortwechſel und dann zu wirklichem Streit. Keine Partei wollte nachgeben, und es gab blutige Köpfe und ernſtliche Verwundungen; bald war es ein offener heißer Streit. Der alte Häuptling ſah daß, ließ er ſolchen Zuſammenſtoß angehen, dieß dem Stamme eine unheilbare Wunde geben mußte, denn alle Indianer haben von ihrem Hinſchwinden einen klaren Begriff. So ritt er denn ruhig auf ſeine Schutzbefohlene zu, und erſchlug ſie ehe ſie ſich's verſah. Nachdem er ſo die Urſache des Streites beſeitigt, nahm er der Unglücklichen die Skalpe ab, welche er dem entſetzten Bräutigam ins Lager überbrachte, dieſem den Hergang der Sache erzählend. Das unſelige Brautpaar war ſo ein Opfer eines wilden Bruderſtreites zwiſchen Indianern geworden, den der alte Häuptling auf keine andere Weiſe mehr beizulegen vermochte. Könnte man die Fühlloſigkeit der nordamerikaniſchen Rothhäute nur Stoicismus heißen, dieſe That würde von Charaktergröße zeugen.

Der Bahnzug hielt ſeine Zeit, nahm uns auf und fort gieng es jetzt über die 65 Fuß hohen Brückenböcke, auf denen die Schienen über das Hudſonthal von Ufer zu Ufer gelegt ſind.

Wie weiland Ulyſſes in ſeinem Ithaka, kamen auch wir wohlbehalten und ſchlafend in Albany an, nur daß wir nichts beſonderes von dieſem letzten Stück Reiſeflug zu erzählen hatten.

Mein erſter Gang am nächſten Morgen war aufs Capitol, wo die Naturforſcherverſammlung zu Beförderung der Wiſſenſchaft ihre Sitzungen hielt. Es war auch Zeit für mich geweſen, da ich meinen Namen auf dem heutigen Programm fand, nach welchem ich meine Bemerkungen über die geologiſchen Verhältniſſe von Nordweſt-Sonora der neuen Gränze entlang leſen ſollte, ſo daß ich alſo nicht fehlen durfte.

Die Sitzungen, welche übermäßigen Materials wegen in drei Sectionen getheilt waren, erlauben bei offenen Thüren jedem Menſchen freien Zutritt. Es verſteht ſich von ſelbſt daß für die wie hier zu Land ſo hochgeſtellten Frauen ſtets die erſten Plätze bereit ſtehen. Was auch das Für und Gegen einer ſolchen Einrichtung ſeyn mag, die unbeeinträchtigte Gegenwart der Frauen wirkt immer wohlthuend auf die Geſellſchaft, die gern ihre rauhern Seiten herauskehrt wo immer nur Männer ſich verſammeln. Dieß iſt noch

Digitized by Google

mehr der Fall wo eine Verſammlung aus ſo heterogenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt iſt.

Unter anderm ſollte bei der dießmaligen Verſammlung hier das Thema einer gewiſſen Art Geiſtesmaterialismus (thieriſchen Magnetismus) zur Sprache gebracht werden. Dieſer ſpielt gegenwärtig die Rolle einer zweideutigen Berühmtheit, und mancher hätte gern vor der Verſammlung den wahren Werth des „Spirit wrapping“ vor der Verſammlung hier geprüft geſehen; allein der Stoff ſchien zu wenig ſyſtematiſche Handhabe zu bieten, und ſo ward ſein Vorbringen faſt einſtimmig hinausvotirt.

Wie republikaniſch es indeſſen bei dieſen Gelehrtenverſammlungen hier zugeht, zeigte ein 13- bis 14jähriger Straßenjunge, deſſen dürftigen Anzug ein löcheriger Strohhut krönte, den abzunehmen er kaum für nöthig gefunden hatte. Er drängte ſich, ehe die Sitzungen recht angefangen hatten, vorwärts, eine Eigenheit die beiläufig geſagt Yankees in hohem Grade beſitzen, und fragte bei einer Gruppe Herren, die da ſtand: „Where is Mr. Agassiz?“ Der Zufall wollte daß dieſer gerade nebenan ſtand, und ſo wandte er ſich mit der Erwiederung: „Thats my name. What do you want?“ Der Knabe zog hierauf ohne viel Umſchweife das Obertheil eines Vierfüßlerſchädels aus der Taſche und fragte Agaſſiz, ob er dieſen beſtimmen könne. Dieſer drehte das fragmentariſche Stück hin und her, ohne mehr daraus machen zu können als wir nebenſtehenden. Es war kein Zweifel, der halbe Ueberreſt gehörte einſt einem Mitglied der Katzenfamilie. Zur ſpecifiſchen Beſtimmung gehörte aber der Unterkiefer, wonach Agaſſiz jetzt fragte. Der Knabe zog dieſen nun aus der Taſche und reichte ihn hin, ſo daß Agaſſiz, ehe er dieſen recht zu Handen nahm, den Schädel als den einer gewöhnlichen Hauskatze erklärte, worauf ſich die nach jugendlicher Belehrung dürſtende Yankeeſeele wieder ebenſo formlos zurückzog wie ſie erſchienen war. Der gelehrte Naturforſcher kennt den Werth ſammelnder Hände zu gut als daß er auch nur eine, ſelbſt wenn ſie unbedeutendes bringt, unverbindlich zurückwieſe. Andrerſeits wiſſen viele junge Leute und Knaben daß ſchon manches Exemplar, an Agaſſiz abgeliefert, gut bezahlt wurde, und ſo war vielleicht unſeres Knaben Verſuch mit dem Katzenſchädel auch eine Speculation.

Den Schluß der dießmaligen Naturforſcherzuſammenkunft bildete die feſtliche Eröffnung einer neu in Albany errichteten Sternwarte, welche der Freigebigkeit einer begüterten Dame ihr Daſeyn verdankt. Eine ähnliche Feierlichkeit fand während der Verſammlungswoche im neuerbauten geologiſchen Staatscabinet ſtatt. So fehlt es nicht an Solennitäten während der Anweſenheit ſo vieler Autoritäten aus den Vereinigten Staaten — und den benachbarten britiſchen Provinzen von Canada.

Schließlich habe ich noch der liebenswürdigen Weiſe zu erwähnen, womit die Bewohner Albanys die zahlreichen Gäſte beehrten. Jeden Abend fand in einem andern Privathauſe irgend eine glänzende Vergnügungsverſammlung ſtatt, wozu jedes Mitglied des Naturforſchervereins geladen war.

Bei Vertagung der dießjährigen Zuſammenkunft ward von mehrern Einladungen die nach Montreal in Canada angenommen, um dem monarchiſchen Nachbarſtaat zu zeigen daß die Wiſſenſchaft, göttlicher Natur wie ſie iſt, auf Erden keine Gränzen kennt.

Den Vorabend meiner Abreiſe benützte ich noch zu einem beſchaulichen Rundgang durch die Stadt, die ein etwas älteres Gepräge trägt als dieß gewöhnlich bei amerikaniſchen Städten der Fall iſt. Die Hauptſtraße in der Nähe des Fluſſes iſt nicht gerade, ſondern etwas hin- und her gewunden, was wenigſtens ich ihr zum Vortheil anrechne. Beſonders aber läßt ſich an manchen Gebäuden etwas nichtengliſches wahrnehmen, d. h. man vermißt daran jene ſteif nach dem Lineal und einer Muſteruniform herausgeputzte Ideen-Unfruchtbarkeit. Es befinden ſich in Albany noch alte holländiſche Gebäude, zu denen die Backſteine ihrer Zeit vom Mutterlande her über das atlantiſche Meer geſchafft wurden.

Spuren ſolcher Herrenwechſel des Landes laſſen ſich noch überall im öſtlichen Theil des Staats von New-York, beſonders aber auf der großen Hudſonfahrſtraße zwiſchen den politiſchen und commerciellen Metropolen Albany und New-York wahrnehmen. Jede Karte zeigt dieß in ihrem topographiſch-ſtatiſtiſchen Namenverzeichniß. Am folgenden Morgen nach Vertagung der Naturforſcherſitzungen rollte ich wieder auf der Hudſonbahn New-York zu. Es war ſchön und ſonnenhell, und ich hatte recht Muße zu — wenn auch nur — Vogelflugbetrachtungen.

Schon beim Heranfahren hatte ich mir ſolche zur Aufgabe gemacht. Obgleich die Natur am atlantiſchen Gebirgsufer des nordamerikaniſchen Feſtlandes dieſelben Grundgedanken von Parallelismus und Sinuoſität mit dem nächſtliegenden Meere durchgeführt, und dazu wie auf der Südſeeſeite geogoniſche und petrographiſche Aehnlichkeiten, vielleicht auch Entſprechungen entwickelte, ſo iſt doch der landwirthſchaftliche Charakter bei beiden ſehr verſchieden.

Die apalachiſchen Gebirge haben wie die weſtlichen Cordilleren plutoniſches und vulcaniſches Geſtein als formgebendes Skelet gemein. Um beide haben ſich ſedimentäre Schichten verſchiedenen Alters angelagert. Letztere als Zeugen nachmaliger Störungen der Erdkruſte ſind im Weſten wie im Oſten aufs mannichfaltigſte gehoben, gewunden und verworfen. Tertiäre Ablagerungen bilden gegen die Südſee und die atlantiſchen Salzwaſſer beſtimmte Längenregionen, überall wo ſie erſcheinen den Rücktritt oceaniſcher Waſſerwelt bezeichnend. Gliederung iſt eine weitere Eigenſchaft welche alle nordamerikaniſchen Kettengebirge mit einander gemein zu haben ſcheinen.

Trotz ſolcher geſtaltlichen Uebereinſtimmungen kann einem Beſchauer ein mächtiger ſceneriſcher Unterſchied nicht entgehen. Der uns umgebende atmoſphäriſche Ocean mit ſeinen unwägbaren aber gewaltigen Kräften ſcheint ſich an dieſem Phyſiognomien-Unterſchied beſonders zu betheiligen. Während der ferne Weſten ewiger Dürre unterworfen iſt, begünſtigen hyetographiſche Verhältniſſe auf der atlantiſchen Seite nicht nur überall maſſenhaftes Pflanzen- und Thierleben, ſondern ſie begründen auch jene außerordentliche hydrographiſche Entwicklung, wie ſie kaum ein anderes Land aufzuweiſen hat, und wie ſie namentlich zu dem unglaublich ſchnellen ſtaatlichen Wachsthum der nordamerikaniſchen Union beigetragen hat.

Das untere Hudſonthal iſt beſonders dadurch merkwürdig daß ſeine Richtung die Längenachſe der nördlichen Alleghanykette unter gewiſſen ungleichen Winkeln da durchſchneidet, wo dieſe parallel laufenden Kettengebirge mit ihren primären und metamorphiſchen Schichtungen ein loſes Gelenk bilden, durch welches der mächtige Strom ſeinen Zug genommen. Wo immer Gebirgsgrate das Hudſonthal durchſetzen, finden ſich Landſpitzen gegen Südweſten und Nordoſten

Digitized by Google

ausstehend, um welche der sonst so gerade von Nord nach Süden laufende Strom seine raschen Windungen macht. Solche sind auf dem linken Ufer Stuyvesant, Breakneckhill, Anthonys nose, Verplanks point, Tetiers point und andere weniger hervorragende Punkte, auf dem rechten Ufer sind die hauptsächlichsten Van Wies point, Fourmile point, oberhalb der schönen Catskillgruppe, Westpoint, Caldwels point, und die Landspitze gegenüber Tetiers point, welche beide die Haverstrawbucht und die von Tappan scheiden. Unterhalb diesen folgt der lange Riesendamm der sogenannten Palisaden von senkrecht geklüftetem Basalt geformt. Die letzte ist Bergenneck, deren Südspitze gerade auf die Nordseite von Staten Island weist. Letztere und ihre Schwesterinsel Long Island nehmen noch Theil am orographischen Gefüge der atlantischen Gebirge.

Das Durchschneiden mehrerer zu einem System gehörigen und doch gesonderten Parallelgebirgszüge bedingt eine andere gestaltliche Beschaffenheit des Hudionstromes, welche jedem Reisenden als dessen Verterweiterungen bekannt sind. Die von Tappan, Haverstraw wurden bereits genannt und sind die bedeutendsten kleiner, aber jenen ähnlich sind die oberhalb Hudson City und zwischen Cornwall und Newburgh oberhalb Westpoint.

In diesen gestaltlichen Eigenheiten kommen die Flüsse des fernen Westens dem Hudson und überhaupt den atlantischen Strömen gleich, was aber die Bodendecke landschaftlich an den einen hervorgebracht, ist mächtig verschieden bei den andern.

Eigentliches Marschholz ist zwar allen gemein, denn solches ist das Erzeugniß unmittelbarer Berührung zwischen dem Feuchten und Festen, aber die Thalgehänge und Bergterrassen sind im Westen anders bekränzt als im Osten. Wo die Abhänge der westlichen Cordilleren eine lose Baumflora zeigen, an welcher Wurzel- und Stammleben vorherrschen und hauptsächlich nur Dornen, Drüsen, Haare oder Wolle und Schnüre entwickelt sind, da zeigt die Pflanzenwelt den atlantischen Strömen entlang Riesenbäume, schwer mit üppigem Laubwerk behangen. Unter dem Schatten einer aufs vollkommenste entwickelten Baumvegetation zieht sich ein lebendiges Netz von Quellen und Flußmurmidonen hin, dessen segensvoller Wirkung der östliche Theil des nordamerikanischen Continents sein entschiedenes politisches und commercielles Uebergewicht verdankt, zu dem die Vereinigten Staaten in so überraschend kurzer Zeit gelangt sind.

Von Valparaiso nach Santjago.

In den Jahren 1849 bis 1852 sandten die Vereinigten Staaten von Nordamerika eine wissenschaftliche Expedition nach dem südlichen Continent, deren hauptsächlicher Zweck es war die Erscheinungen am Himmel der südlichen Hemisphäre, besonders aber die Bahn der Venus, einer gründlichen Untersuchung und genauen Bestimmung zu unterwerfen. Neben diesem Hauptpunkt der Astronomie wurden aber auch die Geographie und die Naturwissenschaften nicht unberücksichtigt gelassen, und sind besonders in ersterem Gebiete viele ältere Angaben bestätigt, resp. berichtigt worden. Der ausführliche Bericht über die Resultate der Expedition wird von dem Führer derselben, Namens Gilliß, im Auftrage des Congresses veröffentlicht, und sind bereits zwei voluminöse Quartbände (das ganze Werk wird deren fünf umfassen) vor einem Jahre erschienen. [1] Der erste davon liefert uns neben einem umfangreichen, erschöpfenden Bilde der Republik Chili, den eigentlichen Bericht über die Reisen und Forschungen in diesem Staate, während der zweite eine von dem zweiten Officier der Expedition, Mac Rae, unternommene Wanderung über die Cumbre- und Uspallata-Pässe, und von Mendoza nach Buenos-Ayres schildert, wobei äußerst werthvolle Beobachtungen über Höhe, Länge und Breite, so wie Magnetismus und Meteorologie angestellt wurden. Merkwürdig ist es wie genau diese Resultate mit den Arbeiten der alten spanischen Officiere Vanza und Espinosa übereinstimmen, die 1810 in Madrid eine Karte über dieselbe Reiseroute niederlegten.

Unter anderm schildert Gilliß eine Fahrt von der Hafenstadt Valparaiso nach der Hauptstadt der Republik Santjago.

„In Chili gibt es nur zwei Arten um schnell zu reisen: zu Pferde oder in einem „Birloche," welches letztere ein einspänniges Fuhrwerk, auf starken Federn ruhend und überhaupt von äußerst dauerhafter Bauart ist. Beim Ziehen muß das Pferd, welches der Führer reitet, mithelfen, was mittelst eines starken, aus geflochtenen Hautstreifen bestehenden Strickes, der am linken Deichselarme befestigt wird, geschieht. Am andern Ende wird er mittelst eines eisernen Hakens am Sattelgurte gehörig angebracht. Führt der Weg über einen Hügel, so wird noch ein drittes Pferd auf gleiche Weise am rechten Deichselarme eingespannt. Die Aufgabe des Reisenden ist nun, es sich so bequem als möglich zu machen. Gewöhnlich schließt er mit dem Birlochoführer am Tage vor der Abreise einen Vertrag ab und empfängt von diesem als Unterpfand der pünktlichen Vollführung desselben einen Dollar. Ein bestimmter Fahrpreis existirt nicht. Wenn die Birlochos sehr gesucht sind, wie dieß z. B. bei nationalen Festen oder zu der Zeit der Fall ist wo Familien die Hauptstadt verlassen um den Sommer in der Nähe des Hafens zu verbringen, bezahlt man eine Tagereise oft mit 40 Dollars. Sind jedoch gerade sehr viele Wagen da, so kann man auch einen für 12 Dollars täglich miethen. Ist man mit dem Birlochoführer zufrieden, so bezahlt man das Frühstück und Abendbrod für ihn, doch ist dieß keine Verpflichtung, und eine Drohung dieß ihm vorzuenthalten, macht ihn unterwegs oft äußerst geschmeidig. Ohne Mahl geht er natürlich nicht aus, denn der Eigenthümer des Fuhrwerks bestimmt etwas gewisses dafür, doch ist dieß für den Führer nur eine Nebenspertel, und der Reisende tischt ihm in der Regel viel liberaler auf als jener es sich selbst hätte thun können. Die meisten Eingebornen ziehen es vor spät am Nachmittage abzureisen, indem sie ein Drittel der Tagestour von 7 oder 8 Uhr an zurücklegen und spätestens um 3 Uhr Morgens weiterfahren, was

[1] The United States Naval Astronomical Expedition to the Southern Hemisphere during the years 1849 to 1852. By J. M. Gilliss. Washington 1856. (Vol. I. II.)

Digitized by Google

jedenfalls am vortheilhaftesten ist, da somit die heißeste Tageszeit vermieden, den Pferden aber auch die nöthige Rast verstattet wird. Posthäuser existiren nirgends, und der Mangel an Vertrauen, den die Eigenthümer zu ihren Untergebenen haben, hält erstere davon ab an den Fahrstraßen Stationen zu halten. Aus diesem Grunde nimmt man alle zwölf Pferde, die gewöhnlich zu einer Tagereise gebraucht werden, in der ersten Stadt die man berührt mit, und wechselt dann, so oft es nöthig, auf der Straße selbst. Um diese flüchtige Heerde zusammen zu halten, sind neben dem Birlochoführer noch zwei andere Individuen angestellt, von denen das eine, ein kleiner Bursche, oft nicht größer als ein Affe ist, der aber trotzdem so kaltblütig zu Pferde sitzt und seinen Lasso so sicher wirft, wie ein an Jahren weit über ihm stehender.

Bequem in einen Mantel gehüllt, den Kopf mit einem alten Hute bedeckt, begann ich meine Fahrt ganz allein. Nach anderthalbstündigem beständigem Bergauffahren mit drei Pferden auf einer im Zickzack angelegten Straße erreichten wir den Gipfel der unmittelbar hinter der Stadt (Valparaiso) gegen 1350 engl. Fuß hoch aufsteigenden Hügel, und fanden uns hier von einem kalten ziehenden Nebel eingehüllt. Unbekannt mit der Sprache, wurden mir die Gegenstände und Entfernungen undeutlich, und da der Nebel in der Nacht fortdauerte, verdunkelte er die Aussicht, welche durch das Mondlicht gewiß ein angenehmes Bild gewährt hätte. Von dem höchsten Theile der Hügel bis zu einer Häusergruppe an der östlichen Seite — etwa drei engl. Meilen — beträgt die mittlere Höhenabnahme nur circa 100 Fuß auf die Meile, [1] in Wirklichkeit kommen aber auf eine kurze Strecke der Straße fünfmal so viel auf dieselbe Entfernung.

Weiter führt der Weg acht bis zehn Meilen weit in ziemlich ebener Richtung über harten, baumlosen Sandboden, dann nach Casablanca, einem 30 Meilen von Valparaiso entfernten Dorfe. Auf der letzten Strecke ist das Land wellig und ziemlich gut bewaldet. In Casablanca, 800 Fuß über dem Meeresspiegel, verlangte der Birlochoführer eine „kurze Rast," um die Pferde in der Nachbarschaft zusammen zu treiben. Vier und eine halbe Stunde lang in unbequemer Lage, in feuchte Nebelschauer gehüllt, die Augen überdieß voll Staub, veranlaßten mich diesen Aufenthalt sehr bereitwillig zu gestatten.

Eine, zwei, drei Stunden vergiengen und noch wurde kein Laut von sich nähernden Pferden vernehmbar. Meine Ungeduld steigerte sich mit jedem Augenblick, des Umhergehens auf dem kleinen gepflasterten Fußwege vor der Posada wurde ich überdrüssig, und die alten Zeitungen auf den Tischen drinnen im Hause waren auch bald durchstöbert. Endlich brach der Tag an, die Nebel wurden heller, und wir mußten mit denselben Pferden vom vorigen Tage weiter fahren. Ich in meiner Unkenntniß hoffte auf dem Wege frische Pferde miethen zu können, und der Birlochoführer glaubte daß seine übrigen Thiere uns vor dem ersten höhern Hügel in der Ebene einholen würden. Oft blickte er rückwärts wenn er die müden Thiere zu einem mäßigen Trabe anhielt, halblaute derbe Flüche murmelnd und mit der Faust den noch immer unsichtbaren drohend.

Der helle Tag fand uns noch immer über die wenig wellenförmige Ebene trabend. Die Straße führte zwischen Hecken, mit singendem Vögelchor in ihrem Frühlingskleide belebt, hindurch, und verschiedenfarbige Blumen erfreuten das Auge. Die Luft war mit dem Balsam der „Acazia Cavenia" Blüthen erfüllt, welcher Baum hier in solcher Menge steht daß sein Holz zum Ausbessern der Hecken verendet wird.

Die Wohnungen der Landleute längs der Straße liefern ein unerquickliches Bild; meist bestehen sie nur aus Wänden von Rohrstäben und Strohdächern, sind bisweilen mit Lehm überworfen, selten aber weiß übertüncht. Die Bewohner bilden eine schmutzige, dunkle Race, bei der jeder Gesichtszug, jede Bewegung Mangel an Energie und Geist beweisen. Die mittelmäßige Statur, der gute Körperbau, an welchem nur die dünnen Gliedmaßen auszusetzen wären, die ziemlich hervorstehenden Backenknochen und das glatte, schwarze Haar, alles entspricht ihrer Abstammung, obgleich die charakteristischen Kennzeichen dieser Race noch nicht so deutlich wie bei den Peru-Indianern hervortreten.

Aller ein bis zwei Meilen begegneten uns ungeheure Wagen, die entweder mit Waaren aus dem Hafen oder mit Mehlsäcken aus den Mühlen der Stadt beladen waren. In der Regel waren vier bis fünf solcher Fuhrwerke bei einander, jedes mit einem gewölbten Strohdach, das außerdem noch mit Fellen belegt war, versehen, und von vier oder sechs Joch kräftigen, wohlgenährten Ochsen gezogen. Die Führer dieser Wagen waren reinlichere und anständiger aussehende Kerle, als die oben beschriebenen Eingebornen.

Drei Leguas von Casablanca weg steigt die Cuesta Zapata auf, die erste bedeutende Erhebung welche zu passiren ist. Die Straße windet sich hier bis zu 1850 Fuß über dem Meeresspiegel in die Höhe, und das Hinaufkommen ist von jeder Seite aus beschwerlich. Oben angelangt, bemerkte ich wie ein frischer Südwestwind die Wolken zusammentrieb, die mir den Anblick eines Thales in östlicher Richtung entzogen und überhaupt jede weitere Umsicht hinderten. Selbst der Birlochoführer war nicht im Stande zu erkennen ob seine Thiere über die eben durchreiste Ebene heranlämen. Jetzt gieng es nun schnell abwärts, und dann wieder langsam über eine wellige Gegend (unsere müden Pferde konnten kaum noch vorwärts), bis wir das Dorf Curacavi zur Frühstückszeit erreichten, welches von Casablanca 25, von Santjago 28 Meilen entfernt ist, und dessen Höhe über dem Spiegel der See 550 Fuß beträgt. Nach einer halben Stunde holte uns endlich unsere Cavalcade ein.

Schnell wurden nun die nächsten vier Leguas zurückgelegt; Feldmäuse und Aasgeier, die in Menge hier vorhanden, scheuchten bei unserer Annäherung von der Straße hinweg, doch nicht eher wurde der Lauf gemäßigt, als bis wir einen Theil der Cuesta Prado, ein Glied der Bergkette welche das große chilenische Thal im Westen einschließen, zurückgelegt hatten. Um von der Westseite aus den Gipfel zu erreichen muß man 1700 Fuß hoch steigen, und da der Abhang abschüssiger als bei der Cuesta Zapata ist, so sind die Zickzacks der Straße kürzer und steiler.

Ich stieg aus, theils um es den Pferden leichter zu machen, theils auch um die neuen Blumen, welche längs des Weges wuchsen, genauer betrachten zu können, und fand mich für die dadurch veranlaßte Ermüdung reichlich entschädigt. Die Sonne brannte immer

[1] Hier wie in Folge ist stets englisches Maß zu verstehen.

Digitized by Google

heißer, und ihre in die aufsteigenden Nebelmassen fallenden Strahlen erzeugten sogenannte Cumuli (Haufenwolken), durch welche bisweilen Lichtstrahlen glänzend hervorbrachen, die eine eigenthümliche Beleuchtung auf den dunkelgrünen Abhängen der gegenüberliegenden Höhen bewirkten. Indem ich einen Nebenweg einschlug, erreichte ich den Gipfel über welchen unsere Straße führte, vor der Ankunft des Wagens. Der immer lichter werdende Nebel erlaubte mir schon vorher einen befriedigenden Rückblick auf die eben zurückgelegte Wegstrecke; wie erstaunte ich aber über das prächtige Panorama welches sich mir nun bot, und das mir auf den ersten Blick als etwas gar nicht in das Bereich der Wirklichkeit gehörendes erschien. Der Verlust des Schlafes und Mangel an regelmäßiger Diät übten überdieß eine nervöse Erregtheit auf das Gehirn aus, und das sich meinen Augen darbietende Panorama schien mir weit eher eine Schöpfung künstlerischer Phantasie oder ein Traumgebilde, als ein in Wahrheit vor mir aufgerolltes Naturschauspiel zu seyn. Wie prächtig, wie entzückend war diese Umsicht, 2400 Fuß hoch über dem Spiegel der See!

So weit das Auge reichte, stiegen im Osten die mächtigen mit ewigem Schnee bedeckten Anden gleich einer Mauer empor. Unterhalb der zackigen, zerrissenen Spitzen strichen in scheinbar fast regelmäßigen Zwischenräumen zahllose brückenähnliche Gebirgsäste, unter sich dunkle Thäler und Schluchten einschließend. Nördlich und südlich, so daß sie fast mit Gliedern der Andenkette zusammen zu stoßen schien, wand sich die westliche (Küsten-) Cordillere dahin, und dieser curvenähnliche mit grünenden Abhängen bedeckte Bergzug erschien abwechselnd in Licht und Schatten, je nach dem Stande der über ihm schwebenden Cumuli. Zwischen diesen Ketten lag, hell von der Sonne beschienen, eine fruchtbare, weitumfassende Ebene mit isolirten Hügeln von der verschiedenartigsten Gestalt, dem Maypu mit seinen Nebenflüssen, Silberbändern gleichend; Landsitzen, deren weiße Mauern schlanke Pappelreihen umgaben. Da fiel der Blick ferner auf Gruppen von Landleuten, die ihr Morgenmahl unter den Strohdächern der auf offener Straße, nahe am Fuße der Cuesta liegenden Hütten einnahmen; auf in Staubwolken gehüllte Reiter, die sich in dieser Entfernung wie Zwerge ausnahmen; ferner auf ruhig an den Abhängen der Berge weidende Rinder- und Schafheerden. Und in der Mitte der Ebene lag, mit unbewaffnetem Auge zwischen den langen, schattigen Hainen kaum erkennbar, der große Mittelpunkt alles chilenischen Lebens, Santjago, auf allen Seiten von herrlichem Schmuck umgeben. Nach der Küste zugewendet sieht man wie die Straße an der fast senkrechten Seite des Hügels hinabführt und dann über eine halbcultivirte Ebene, die wiederum, von Höhenzügen umgeben, eine vollkommen gerade Richtung einschlägt. Die Karawanen der erwähnten großen Wagen scheinen sich auf dieser Fläche kaum vorwärts zu bewegen, und sähe man nicht aus den hier und da zerstreuten Hütten dünne Rauchwolken aufsteigen, so könnte man die Gegend leicht für eine vollkommene Einöde halten. In unserer Nähe hemmten große candelaberartige Cacteen mit langen schmächtigen Stengeln und großen blaßgrünen Blüthen die Aussicht. Doch konnte das Auge sich an dem Immergrün und den Blumen von allen Farben erlaben, während das Ohr von den angenehmen Tönen der vielen gefiederten Sänger im gleichen Maße ergötzt wurde.

Ich war in meinem Umherstreifen ganz von der Straße abgekommen, und der Virlochesführer, welcher die Ursache davon nicht begreifen konnte, rief mich mit lauter Stimme. Wie es schien, war seine Geduld ebenso erschöpft wie die meine in Casablanca, und da er es doch nicht wagen durfte seinen Aerger an mir auszulassen, that er dieß an den armen, unschuldigen Pferden. Ungeachtet meiner Vorstellungen wurden dieselben zum schnellsten Laufe angetrieben, obgleich wir in scharf wendenden Zickzacks abwärts fuhren. Im Steigbügel aufgerichtet, mit fliegendem Poncho und Kopftuch und die Peitsche unaufhörlich schwingend, raste er wie ein Rachegott den steilen Pfad hinunter, wo ein Fehltritt, ein Straucheln eines der Thiere uns über den Abhang mit vielleicht hinreichender Schnelligkeit befördert hätte um als neue Satelliten der Erde zu gelten, möglich freilich daß die mächtigen Andengipfel auf der gegenüberliegenden Seite des Thales unsere erste Umdrehung etwas gehindert hätten.

Nähert man sich Santjago von der Westseite, so bietet sich wenig bemerkenswerthes dar. Da die Bewässerung hier sehr dürftig, so zeigen nur wenige Landsitze den Wohlstand der Bürger an. In der Mitte des Weges zwischen dem Gipfel der Cuesta und der Stadt kreuzt die Straße den Fluß Pudaüel, welcher aus dem Zusammenfluß des Mapocho und Colina gebildet wird, und einige Leguas weiter südlich in den Maypu fällt. Dann führt der Weg über eine schwach cultivirte Ebene nach den Vorstädten der Capitale zwischen Reihen hoch aufgeschossener Pappeln und unansehnlichen Ziegelhütten. Nach ein- bis zweistündigem Aufenthalt, in welcher Zeit ich die officiellen Briefe sowie vorläufigen Berichte der Expedition abfertigte, brach ich nach dem im östlichen Theile der Stadt gelegenen felsigen Hügel Santa Lucia auf, welcher uns von dem Gesandten als für unsere Zwecke geeignet bezeichnet worden war. Obgleich er aber ein prächtiges Panorama bot, entsprach er keineswegs den nöthigen Erfordernissen, denn die Nähe der Anden hemmte die Fernsicht, der Weg zum Hügel hinauf war ziemlich steil und die langweiligen, kostspieligen Arbeiten, um einen hinreichenden Raum in der Nähe des rauhen Gipfels zu nivelliren, waren unvermeidlich. Ein Besuch auf dem Cerro Blanco am nördlichen Thalrande und ein anderer nach der im Süden der Stadt gelegenen Ebene lieferten nur ähnliche Resultate. Beide Orte konnten den Officieren nicht die nöthigen Bequemlichkeiten bieten, und da der letzterwähnte noch überdieß im Winter außerordentlich naß seyn sollte, war er für unsere Zwecke völlig ungeeignet. Wir verzweifelten schon in Santjago einen passenden Platz aufzufinden, trafen daher Vorbereitungen uns in Talca danach umzusehen und wollten nur zuvor von der Regierung die Erlaubniß einholen uns dort niederzulassen. Aber sowohl die gebildeten Eingebornen als die ansäßigen, mit dem Lande wohl bekannten Fremden widerriethen dieß, indem sie versicherten daß Talca, obgleich in entfernter Lage von den Anden, doch bei weitem nicht die Hülfsmittel zur Aufstellung der Instrumente oder zu den im Fall nöthigen Reparaturen derselben böte als die Hauptstadt. Dieß war ein höchst gewichtiger Umstand. Ueberdieß war die Anlegung einer permanenten Sternwarte auf dem südlichen Theile des Continents äußerst wünschenswerth, was sich aber nur durch die Beistimmung einflußreicher Personen bewerkstelligen ließ. Hiezu mußte man nun besonders zwei Classen zu gewinnen suchen, die Gelehrten welche die Nützlichkeit des Unternehmens zu schätzen wußten, und die Staatsbeamten welche

Digitized by Google

das Anlagecapital zu bewilligen hatten. Wiederum konnte dieß nirgends so leicht als in Santjago, dem Sitz der Universität und Regierung, erreicht werden.

Die entschlossene, freimüthige und wohlwollende Handlungsweise des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten ließ die Regierung die Wichtigkeit und den Nutzen unsers beabsichtigten Planes erkennen, und sie alles dazu Erforderliche willig und gern gestatten, nämlich es sollten, im Fall wir San Lucia wählten, ein Theil dieses Hügels planirt werden, Zimmer im Castell zu unserer Verfügung gestellt, eine Wache an die Observatorien zu ihrem und unserm Schutz postirt, kurz alles was wir beabsichtigten, kostenfrei bewilligt werden. Diese Beweise des besten Willens und der größten Zuvorkommenheit, sammt den eben angeführten Gründen, ließen mich nicht länger zögern; es wurde beschlossen die Stadt zum Hauptquartier zu machen, und dieß der Regierung mitgetheilt. Anderthalb Stunden darauf erhielt ich auch die Nachricht von der Ankunft unseres Schiffes „Louis Philippe" im Hafen von Valparaiso. Glücklicherweise hatten die Vereinigten Staaten zu der Zeit keinen Gesandten in Chili, und ich konnte meine Angelegenheiten mit dem Minister des Auswärtigen ohne die formelle, langweilige und unnöthige diplomatische Etikette erledigen." . . . . . .

Eine neue Aera begann mit der Aufstellung des Teleskops, wozu ein jeder freien Zutritt hatte. Für die Menge bot besonders der Planet Saturn eine unerschöpfliche Quelle der Bewunderung und des Staunens, und alle Abende strömten viele zu unsern Thoren. Da aber die Anzahl der Zuschauer so groß war und alle gern durch das Fernrohr zu sehen wünschten, so mußte man die Aussicht auf einen Gegenstand beschränken und die Thüren zu einer bestimmten Stunde, wo dann die wissenschaftlichen Arbeiten begannen, schließen. Eine Menge Volks kehrte mehrere Abende hinter einander zurück, um die neue Welt und ihr prachtvolles Ring- und Satelliten-System, das ihnen durch uns zum erstenmal vorgeführt wurde, zu bewundern. Drei Monate lang hatte ich oder Lieutenant Mac Rae das Vergnügen ziemlich drei Stunden an jedem Abend die Ankommenden zu begrüßen. Reich und Arm, Alt und Jung wurde mit gleicher Aufmerksamkeit behandelt, und wenn an allen die Reihe gewesen, wurde die geduldig an der Thür stehende Schildwache nicht vergessen.

Der Gesandte Chili's in Washington hatte seiner Regierung angerathen, einige der besten und am weitesten vorgeschrittenen Studierenden des National-Instituts meiner Leitung zu übergeben, damit sie mit dem Gebrauch der Instrumente und den astronomischen Berechnungen vertraut würden. Bald wurde nun der jüngere Theil unserer Zuschauer begierig, zu erfahren wann dieß ins Werk gesetzt und die Lectionen beginnen würden, während die älteren die Kosten eines solchen schönen Teleskops veranschlagten; beides gute Anzeichen für die beabsichtigte Unternehmung. Und eins von den Resultaten unserer Expedition hier ist, daß wir uns rühmen können durch unsern Einfluß in Santjago die erste National-Sternwarte Südamerika's gegründet zu haben; möge es für die Wissenschaft reiche Früchte tragen!"

Natur- und Volksschilderungen aus der östlichen Tatarei und den japanesischen Inseln.

1. Die Bucht von Barrakuta (Oestliche Tatarei. Meerenge von Tarakai).

Die Revue de l'Orient enthält zwei an Hrn. Leon de Rosny gerichtete, in der Sitzung der „Orientalischen Gesellschaft von Frankreich" zur Vorlesung gelangte Schreiben L. Furets, des apostolischen Missionärs in Japan, von welchen das eine die Barrakuta-Bucht, das andere die Jonquières-Bucht, sowie den Besuch auf einer japanesischen Insel schildert. Wir theilen beide Schreiben unsern Lesern im Auszuge mit. Das erste ist datirt: „Japanisches Meer, an Bord der Virginie, 12 Jul. 1856," und lautet: Haben Sie auf Ihren Karten die Bucht gefunden aus welcher mein letzter Brief datirt war? Ich antworte für Sie zuversichtlich mit: Nein, und beeile mich, da ich eben jetzt die gehörige Muße dazu habe, Ihnen näheres über die Lage derselben mitzutheilen. Die Bucht von Barrakuta oder die Kaiser-Nikolaus-Bucht befindet sich an der Küste der Tatarei, unter 49° 1′ 50″ nördl. Br. und 137° 58′ 40″ östl. Länge; sie läge also an der Stelle der Inseln Prise und Bordelas, die nur auf den Karten existirten. Die Engländer, welche sie nicht kannten, fuhren am 11 Mai d. J., auf dem Dampfer Barrakuta, woher sie ihren neuen Namen hat, in dieselbe ein. Die Russen hatten sie bereits entdeckt und Kaiser-Nikolaus-Bucht genannt. Diese Bucht, die leicht zugänglich ist, soll nach der Behauptung unserer alten Matrosen die schönste und sicherste unter allen ihnen bekannten seyn. Ueberall gibt es guten Grund, überall sollen die Hunderte von Schiffen welche darin Aufnahme finden könnten bewundernswerth geschützt seyn. Das Wasser ist nichts weniger als hell und durchsichtig; seine schwärzliche Farbe bezeugt daß eine dichte Schicht Schlamm, gebildet aus verfaulten Pflanzenstoffen, den Grund bedeckt. Dieß kann übrigens nicht anders seyn, weil das Gestade überall dergestalt mit Tannen,

Digitized by Google

Melezes, Birken und Erlen überwachsen ist, daß man in den mit einem dichten Moosteppich ausgestatteten Wäldern nur mit Mühe zu gehen vermag. Tausende von Bäumen liegen in allen Richtungen auf dem an Art und Farbe sehr verschiedenen Moose ausgestreckt umher. Man findet in diesen Gewässern süßes Wasser in solcher Fülle, daß das Wasser in dem naheliegenden Theile des Meers fast nicht salzig, in den verschiedenen tief ins Land hineinreichenden kleinen Buchten aber völlig süß ist. Stockfische, Plattfische, Häringe, Lachse und eine letzteren einigermaßen verwandte, noch schmackhaftere Fischart gibt es in dieser Bucht in großer Menge.

Am 1 Jul. 1856 wiederhallte die Barrakuta-Bucht von französischen und englischen Kanonenschüssen: sie verkündigten den Frieden, und weihten für uns einen Festtag ein. Wären wir ein Jahr früher gekommen, so würde dieß wahrscheinlich nicht der Fall gewesen seyn: die Kanonen hätten dann nicht den Frieden verkündigt, sondern Tod und Verheerung auf das Gestade wie auf die französischen und englischen Schiffe geschleudert. Die Russen hatten eine von ihnen stark befestigte Stellung besetzt. Am Eingang in die Pallas-Bucht, rechts, befindet sich ein geborstener Felsen, auf welchem die Russen mit leichter Mühe zwei Haubitz-Geschütze und Plänkler hätten aufstellen können. Weiterhin, auf demselben Ufer, besuchten wir die beträchtlichen Erdverschanzungen einer Batterie von acht Kanonen; man hatte an dieser Stelle einen Ofen errichtet zur Glühendmachung der Kugeln. Zerstörte Hütten hatten zum Schutz der armen Russen dienen müssen; ein Haufen verschiedenartiger erbärmlicher Muscheln schien noch Zeugniß dafür abzulegen daß sie genöthigt waren dem Meer ein Almosen an schlechten Mollusken abzubetteln. Sechzehn mit einem Kreuz geschmückte Gräber erinnern daran daß der Tod die armen Menschen in den Wüsten der Tatarei so gut zu finden weiß als inmitten der bevölkertsten Städte Europa's. Die Inschriften bezeugen daß die Russen schon im Jahr 1854 diese herrliche Bucht besucht hatten. Auch sind sie ziemlich lange hier geblieben, da sie das Bedürfniß sich einiges Gemüse zu verschaffen gefühlt zu haben scheinen, und dem gemäß ein Stück Land umbrachen und anpflanzten. In der That fanden wir auf dem umbrochenen, in Beete geordneten Grundstück halb verfaulte Kohlblätter, einige Ruben und vertrocknete Kürbisstengel, welche auf eine Monate lange Anwesenheit der Russen hindeuten dürften. Wenn man den kleinen Wasserlauf hinter sich hat, gelangt man an eine zweite Batterie von zehn Kanonen. Die dichten Erdwälle könnten Hunderten von Kugeln Trotz bieten. Außer diesen beiden Batterien mußte eine russische Fregatte von 60 Kanonen, die Pallas, hier aufgestellt gewesen seyn, und zwischen diesen beiden Batterien Anker geworfen haben. Die Fregatte ist theilweise verbrannt und an Ort und Stelle versenkt worden. Warum und wie ist dieß geschehen? Die Russen werden es uns sagen können, alles aber was wir wissen, ist daß ein Schiff von der Größe einer Fregatte am angezeigten Orte versenkt ward. Taucher haben die verbrannten Theile besichtigt; mittelst einer Sondirungsleine hat man die Dimensionen des Schiffes gemessen, von welchem man noch einige Gegenstände wegschaffen konnte: so wurden z. B. zwei in gutem Zustande befindliche Pistolen von einem Officier der Virginie heraufgebracht.

In diesem ganzen Theile der Bucht stieß ich auf kein menschliches Wesen: bloß Enten, Reiher, Seeraben und einige andere Wasser- oder Raubvögel belebten die Landschaft, deren Hintergrund durch eine 20—30 Meilen von der Bucht entlegene Kette hoher Berge gebildet wird. Die Barrakuta-Bucht, welche, wenn sie in einem minder rauhen Klima läge, wegen der Vortheile die sie an sich selbst schon bietet, dann wegen der Menge von Schiffs- und Bauholz womit ihre Gestade bedeckt sind, einer der belebtesten Seeplätze seyn würde, ist jetzt nur ein Labyrinth, indem man, gleichsam als verlorene Posten, einige ärmliche, von elenden menschlichen Wesen chinesischer Abkunft bewohnte, Hütten antrifft. Ja, ich möchte glauben daß selbst diese wenigen Hütten (ich habe deren drei gesehen) nicht das ganze Jahr hindurch vorhanden sind. Wirklich habe ich am Rande des Gestades, stets neben einem Wasserlauf, zwei mit Trümmern verbrannter Hütten bedeckte Stellen gefunden, woraus ich schließen möchte daß zu einer gewissen Jahreszeit einige Tataren des Fischfangs oder der Bären- und Caribu-Jagd halber hieherkommen, und dann wieder in die Berge zurückkehren, wo sich einige Bevölkerungsmittelpunkte befinden sollen. Die 12 bis 15 Bärenschädel welche an einer Wohnung hiengen, die Hautüberreste des Thiers das unsere Matrosen Caribu (eine hauptsächlich in Canada einheimische Art wilden Rennthiers, mit genießbarem Fleisch) nennen, geben wenigstens Zeugniß von dem Vorhandenseyn solcher Thiere in diesen Gewässern.

Wollen Sie für die nächste Weltausstellung eine tatarische Hütte bauen, so gränzen sie auf einer Bodenfläche ein Rechteck von 2 oder 3 Meter Länge und ungefähr 2 Meter Breite ab; stellen Sie statt der Fundamente zwei oder drei Tannen- oder Birkenstrünke auf jede Seite; nehmen Sie sodann statt der Giebelmauern zwei in Gabelform aufgestellte Baumstrünke, statt des Dachstuhls aus Zimmerwerk einen andern auf den Giebelwänden ruhenden Baumfuß, ferner einige Duzend minder dicke Baumstrünke als Schwellen für die Fundamente, und auf dem Dachstuhl ruhend; bedecken Sie das Ganze (mit Ausnahme eines kleinen Raums zum Abzug des Rauchs) mit Birkenrinde, und Sie haben einen tatarischen Palast. Das Rechteck ist nicht immer regelmäßig, so daß die Hütte sehr häufig einem Kegel gleicht. Das Hausgeräthe steht in vollkommenem Einklang mit der Baukunst dieser armen Nomaden. Bogen, Pfeile, eine oder zwei grobe Aexte, einige Birkenrindengefäße, einige Hunds-, Bären- oder Caribu-Felle als Betten, bilden den ganzen Luxus dieser Paläste. Und doch wohnen menschliche Wesen in denselben! Ich habe fünf Personen gesehen: zwei Männer, einen Knaben von 15 bis 16 Jahren, eine Frau und ihr kleines Kind; sie hatten keine andere Wohnung als die so eben geschilderte, und theilten sie überdieß während der Nacht noch mit ihren vielen Hunden! Wovon aber nähren sich diese Leute? werden Sie mich fragen. Ich weiß nichts genaues darüber, und kann nur so viel sagen daß sie Fische trocknen und mit Vorliebe den Kopf ungekochter Fische essen. Fast alle diese Leute tragen bleierne, mit einer großen gelblichen oder röthlichen, aus einem Fischwirbelbein (wenn ich die Zeichen eines der Männer richtig verstanden habe) verfertigten Perle versehene Ohrringe. Ihre Piroguen sind nichts andres als ausgehöhlte Baumstämme. Ihre Kleidung ist eine ärmliche und anwidernd schmutzige: sie besteht aus Rock- oder Leinwandfetzen, welche sie, glaub' ich, dem Edelmuth der Russen oder Engländer verdanken.

Als wir am 4 Junius zum erstenmal in dieser Bucht anlangten, konnten wir in dem Schnee welcher die Berge bedeckte, und in dem Eis welches noch einige Theile des Gestades zierte, oder gewissermaßen unterirdische Brücken über die Bäche bildete die wir im Innern der Wälder fanden, die unwiderleglichen Zeugnisse für die Strenge und Dauer des hiesigen Winters erkennen. Die Eisschollen in den Schluchten hatten zwar zu schmelzen angefangen, allein sie waren theilweise doch noch einen bis zwei Decimeter dick. Die Natur war nicht reich an Blumen: gelbe Veilchen, hin und wieder großblüthige, dunkelbraune Anemonen, Corydalis, mit schönen blauen oder rosenfarbigen Blüthen

Digitized by Google

— dieß sind die einzigen Blumen welche einer Temperatur von + 6° 4′ zu trotzen wagten. Am 19 Jun. sahen wir die Bucht zum zweitenmal; die Natur hatte ihr Aussehen in dem Zeitraum von vierzehn Tagen vollständig geändert. Die Temperatur war auf durchschnittlich + 13° 5′ (vom 19—24 Jun.) und + 16° (vom 25—26 Jun.) gestiegen. Der Schnee war geschmolzen; das Eis zeigte sich nur noch sehr spärlich in den Bächen im Schatten der Wälder, während eine Menge Vipern auf den Thonsteinen am Gestade in der Sonne lagen. Bei einem dem Meer entlang unternommenen Ausfluge bemerkte ich zwei dieser Reptilien, in denen ich Vipern zu erkennen glaubte. Um mir Gewißheit zu verschaffen, nahm ich eine und untersuchte sie mit Muße. Sie hatte 0m 67 Cent. Länge. Ihre Farbe, ihr Schwanz und ihre Haken (crochets) waren genau die der französischen Viper. Vierzig oder fünfzig Meter weiter hinweg sah ich eine dritte. Die Officiere und Matrosen tödteten einige dieser Thiere.

Die Vegetation hatte Fortschritte gemacht, das zarte Grün der Birkenblätter zierte auf bewundernswerthe Weise den Rand des Gestades. Eine Zwerg-Iris, mit hübscher blauer, gelb getüpfelter und weiß zugespitzter Blüthe; die gelben und blauen Veilchen, die Potentilla mit ihrem goldenen Knopfe, Liliaceen und mehrere andere Pflanzen schienen sich auf den Hügeln gleichsam versammelt zu haben um Abwechslung in den düstern Anblick der Wälder zu bringen. Eine der Liliaceen war besonders merkwürdig; ihr Stiel, mit großen lanzenförmigen Blättern versehen und in eine Menge Zweige getheilt welche mit Hunderten von Blumen beladen sind, hat den Wuchs des Ampfers (der Patientia). Eine andere in diesen Gewässern sehr gewöhnliche Blume, mit der eine Pariser Blumenhändlerin ihr Glück machen könnte, darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen: ich meine das Maiblümchen. Außer den bereits genannten Bäumen haben wir zwei kleine blühende Eichen, sowie einen sehr bekannten Strauch, den Sauerdorn (épine-vinette) gefunden.

Bei meinem Herumstreichen in den Wäldern entdeckte ich vier große Tatarensärge, in deren Mitte ein kleiner stand. Diese in der Nähe der verbrannten Hütten und am Rand des Waldes stehenden Särge ruhen auf zwei Baumstrünken, und zwar dergestalt daß der höher als die Füße gestellte Kopf nach der Meeresküste gerichtet ist. Ich habe später dieselbe Anordnung an zwei andern Stellen bemerkt. Diese Särge waren verfertigt aus nicht sehr dichten Brettern, die man mittelst hölzerner, querüber gelegter Leisten auf dem obern Theil, und vertical den beiden Enden, befestigt hatte. Der obere Theil ist außerdem mit einer dichten Mooschichte bedeckt. Der eine dieser bereits alten Särge war offen, das Innere zeigte nur eine einförmige Masse riesenhafter Ueberreste. Zwei große birkenrindene Platten bedeckten noch die Füße, und Bruchstücke von ähnlichen Platten deuteten darauf daß der ganze Leichnam auf solche Weise zugedeckt war. Fetzen von Kleidungsstücken ließen sich noch leicht erkennen, ein Bogen und Pfeile, halb verfault, lagen auf der linken Seite, und eine steinerne Zierath, weiß, aber ins Gelbliche schimmernd und durchsichtig, ruhte auf der Brust. Einige grünliche Perlen bezeugten daß auch ein Halsband den Nacken des Verstorbenen geschmückt hatte. Ich kenne die Sprache dieser Leute [1] nicht; weder das Chinesische, noch das Japanesische, noch die Sprache der Bewohner der Bucht von Jonquières, an der Westküste von Sachalin, war ihnen bekannt.

[1] Wahrscheinlich reden sie die Sprache der Santan oder Sandan, der Eingebornen der Ostküste der Tatarei, auf dem rechten Ufer des Manko- oder Amur-Flusses. Diese Erläuterung schlägt wenigstens für jetzt Hr. Leon v. Rosny vor, der in seiner „Einleitung zum Studium der japanesischen Sprache," auf S. 3, nach einer in den Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap abgedruckten Denkschrift Hrn. v. Siebolds, einige Worte dieser Mundart gegeben hat. (Anm. der Rev. de l'Orient.)

2. Die Bucht von Jonquières. (Ostküste der Insel Karafto oder Tarakai.)

Dieses Schreiben ist datirt aus der Bucht von Saka, an der Ostküste der Insel Tsu-Sima, 27 Jul. 1856, und lautet im Auszug: Nachdem wir noch zwei Tage in der Bucht von Barrakuta zugebracht, giengen wir unter Segel, um eine Fahrt nach einem, wie man sagte, von den Russen besetzten und befestigten Posten zu machen. Wir schifften ganz nahe an denselben Küsten vorüber welche seit Lapeyrouse kein Franzose mehr besucht hatte. Wir fanden keinen Bevölkerungsmittelpunkt, sondern nahmen nur vier oder fünf kegelförmige Hütten in einer den Namen Destitution (Mangel) führenden Bucht wahr. Am 9 Jun. segelten zwei französische Fregatten, trotz des in diesen Gewässern häufigen Nebels, ohne alles Bedenken, in die Castries-Bucht ein (nördl. Breite 51° 21′; östl. Länge 139° 39′), und ankerten an demselben Orte an welchem die Schiffe Lapeyrouse's Anker geworfen hatten, d. h. einige Hundert Klafter vom Gestade und von den in der Bucht liegenden Inselnchen entfernt. Eine kleine Brigg, mit amerikanischer Flagge, lag dort vor Anker. Sie war, wie der Capitän sagte, aus San Francisco gekommen um Lebensmittel an die Russen zu verkaufen, welche seiner Aussage nach auf diesem Punkt sehr zahlreich waren und sich stark befestigt hatten. Die Behauptungen dieses Capitäns fanden indeß bei uns keinen Glauben, wir waren vielmehr der Ansicht daß er selbst und seine Brigg russisch seyen.

Am 10 Jun. kam ein russischer Officier mit der Parlamentärflagge an Bord der Virginie, und wurde aufs freundlichste empfangen. Um den Officieren für die gute Aufnahme welche er bei ihnen gefunden zu danken, drückte er ihnen sein Bedauern aus daß er die Nachricht vom Friedensabschluß nicht erhalten; er habe darauf gerechnet, um sie einladen zu können die russische Niederlassung zu besuchen. In der Ungewißheit über Frieden oder Krieg aber bitte er den Admiral Guerin die Boote nicht in gewissen Richtungen ihren Befestigungswerken sich nähern zu lassen welche indessen überall, selbst mit den besten Fernröhren, unsichtbar für uns blieben.

Am 12 Jun. waren wir in der Jonquières-Bucht auf der Westküste der Insel Sachalin (nördl. Breite 51° 28′, östl. Länge 138° 52′). Wir fanden am Gestade dieser Bucht zwei aus acht bis zehn Häusern bestehende kleine Dörfer. Diese Wohnungen sind viel bequemer eingerichtet als die der Tataren der Barrakuta-Bucht. Mehrere sind 12 bis 15 Fuß lang, und fünf oder sechs Fuß breit. Der Fußboden liegt etwa einen Meter über der Erde; er wird auf den Seiten und in der Mitte durch die allereinfachsten Säulen getragen: durch entrindete Baumstrünke nämlich, denen man, um eine festere Grundlage zu gewinnen, die dicksten Wurzeln sorgfältig gelassen hat; der Fußboden selbst, sowie die Seiten- und Giebelwände des Gebäudes sind aus ebenfalls abgerindeten und vollkommen zugerichteten Baumstrünken gemacht; zuweilen ist diese Wandung doppelt und mit Blättern oder Rinden ausgestopft; das Zimmerwerk besteht aus einer doppelten Reihe Balken; Birkenrinden ruhen auf der untern Reihe, und werden durch die zweite Reihe festgehalten. Auf der Vorderseite des Hauses befindet sich eine Art Veranda von 1 Meter 50 Centim. bis 2 Meter Breite. Zum Hinaufsteigen bedient man sich einer soliden Treppe, die einen

Digitized by Google

Beweis liefert auf welch niedriger Stufe noch die Baukunst bei diesen Leuten steht. Diese Treppe ist nämlich nichts anderes als ein starker Baumstamm, in den man grobe als Stufen dienende Ausschnitte gemacht hat. Auf dieser Art Amphitheater gibt es Platz für die Menschen und die Hunde, welch letztere viel zahlreicher sind als die eigentlichen Bewohner dieser Hütten. Die Veranda ist mit Bogen, Pfeilen und sehr leichten Schlitten geziert, deren Untertheil mit einer Knochen- oder vielmehr Elfenbein-Platte versehen ist; sie gewinnen dieses Material, wie mir einer der Hüttenbewohner sagte, aus den Zähnen des Wallrosses oder eines andern derartigen Seethiers.

Das Innere des Hauses ist in mehrere Gemächer eingetheilt, welche sich durch Dunkelheit und Schmutz auszeichnen. Man sieht darin einige aus Birkenrinde, Hunds-, Seehunds- oder Bärenfellen verfertigte Gefäße. An Hunden fehlt es in den Gemächern ebenfalls nicht, andere sind ans Haus oder vielmehr an hölzerne für diesen Gebrauch in der Nähe des Hauses eingerichtete und Anik'n genannte Querstangen angebunden. Diese Hunde sind von mittlerer Größe; die Farbe ihrer Haare ist sehr verschieden, fast alle haben eine etwas verlängerte Schnauze, und mehrere sind ihrer weißen Augen halber bemerkenswerth. Sie sind nicht so bösartig und feig wie die chinesischen Hunde, und müssen für ihre ärmlichen Eigenthümer einen hohen Werth haben, da einer dieser letzteren um keinen Preis, weder für Leinwand noch für Tabak, welchen diese Inselbewohner doch so sehr lieben, einen kleinen Hund abtreten wollte. Vermuthlich werden diese Hunde als Zugthiere für die Schlitten sowie für die Jagd verwendet, und nachdem sie während ihres Lebens den Eigenthümern Dienste geleistet, liefern sie ihnen nach dem Tode noch Kleider und eine gute Mahlzeit. Die Einwohner haben den chinesischen Typus; sie tragen lange Haare, welche dergestalt geordnet sind daß sie auf der Mitte des Kopfes nach vorn einen Streifen, nach hinten aber einen dichten Zopf bilden, der oft wulstartig aufgebunden wird. Fast alle tragen Ohrringe. Ihre Sitten und Gebräuche haben große Aehnlichkeit mit denen der Chinesen; die nicht sehr lange Weste, der Gürtel, die Hosen, die Beinschienen und Stiefel mit ihren Kniebändern sind meist aus Hunds- oder Seehundsfellen verfertigt. Dessenungeachtet habe ich eine Art gewobenen Rocks und einen Hut oder eine Mütze gesehen, die, wie mir der Eigenthümer sagte, mandschuischen Ursprungs seyen. Wer aber sind diese Bewohner? Woher kommen sie? Ich halte sie für Mandschu-Tataren, kann aber nichts genaueres über sie anführen. Alles was ich, von ihren Gewohnheiten abgesehen, über sie weiß, ist daß ihre Sprache weder mit dem Japanesischen, noch mit dem Chinesischen, noch mit dem Coreanischen Aehnlichkeit hat.

Die Nachen, obschon sehr einfach, besitzen doch nicht die Einfachheit und Festigkeit der Piroguen der Barrakuta-Bucht: sie bestehen aus vier kleinen Brettern, und zwar drei langen für den Grund und die beiden Seiten, und einem kleinen für das Hintertheil. Das Vordertheil ist so eingerichtet daß das Wasser keinen Widerstand findet, sobald diese Fahrzeuge in schwankende Bewegung gerathen.

Die hohen Berge der dritten Seite der Küste der Jonquières-Bucht waren noch mit Schnee bedeckt, während die Schluchten und die Bäche in vollem Aufthauen begriffen waren. Vom 12—14 Jun. hatten wir eine mittlere Temperatur von + 11° 7'.

Die Einwohner verschaffen sich ihren Nahrungsbedarf ohne Zweifel meist aus dem Meere, das ihnen Lachse, Häringe, Stockfische, Plattfische und Seekröten liefert, welche sie zu Hunderten ganz in der Nähe ihres Dorfes, an der Mündung des diese Ortschaft schützenden Flusses, fangen. Die aus dem Innern kommenden zahlreichen Bäche führen viel Schlamm und halbverfaulte organische Stoffe mit sich. Zur Zeit des Aufthauens liefern die Küsten, auf einem Raum von ungefähr sechs Meilen, auch dem Meere, durch Einstürze, eine große Menge aus Humus, Thon und feinem Sand bestehenden Schlamms. Beim Anblick der großen Stücke Steinkohlen welche wir am Ufer fanden, glaubte ich anfänglich englische Schiffe hätten dieser Bucht einen Besuch abgestattet. Unterhalb einer kleinen an dem Gestade ausmündenden Schlucht aber bemerkte ich inmitten des vom Wasser herbeigeschwemmten Gesteins und Schlamms Steinkohlenstücke. Ich kletterte höher hinauf, und bemerkte daß die Steinkohlenstücke an Menge zunahmen. Gern hätte ich meine Nachforschungen fortgesetzt, allein die Zeit gestattete es mir nicht: ich mußte zurückkehren, und that es, nach allem was ich gesehen, in der vollen Ueberzeugung daß es auf der Insel Sachalin reiche Steinkohlenlager gebe. Tags darauf giengen wir unter Segel, um uns wieder in die Barrakuta-Bucht zu begeben. Windstille nöthigte uns in einer großen Bucht im Osten der Insel Tsu Sima [1] zu ankern. Wir haben in diesem Lande, einer der Dependentien des Gebiets der Japanesen selbst, den Beweis erhalten daß diese Insulaner nicht, wie man gesagt hat, Barbaren und ungastfreundlich sind. Ich glaube Ihnen bereits gesagt zu haben daß ich in Nagasaki, im Meerbusen von Kiu-siu, in Hakodade, wie hier, eine bemerkenswerthe Zuvorkommenheit des Volks gegen die Fremden wahrgenommen habe. Gestern Morgen näherte sich unserer Fregatte eine Landesbarke. Anfänglich hielt die Furcht sie in einiger Entfernung; allein die Neugier und einige ihr von uns gegebene Zeichen veranlaßten sie herbeizukommen. Zwei der jüngsten Leute der Bemannung wagten es ein Fahrzeug zu ersteigen wie sie noch keines je gesehen hatten; sie waren voller Höflichkeit, ihre Augen waren nicht groß genug zur Bewunderung alles dessen was sie auf unserer Fregatte sahen. Ich fragte sie ob es auf ihrer Insel Gemüse, Eier, Geflügel, Ochsen und Schafe gebe. Auf ihre bejahende Antwort sagte ich ihnen, sie möchten sich wegbegeben und uns Wasser sowie die andern obenerwähnten Dinge bringen. Sie stiegen sodann wieder in ihre Barke hinunter, und zeigten ihren Cameraden den Zwieback, das Brod und ein altes Kartenspiel, die man ihnen als Geschenk mitgegeben. Dieß erregte bei den älteren ebenfalls die Lust die Fregatte und ihre Bewohner zu sehen. Die Kanonen und die Kugeln setzten sie in solches Erstaunen und solchen Schrecken, daß sie mich fragten: ob dieselben nicht für sie bestimmt seyen..... Nach diesem zweiten Besuch erhielten wir noch eine große Anzahl anderer an Bord, und auf den Gesichtern aller Gestalten in den Barken drückte sich zwar Erstaunen, aber durchaus nur freundschaftliche Gesinnung aus. Alte Frauen und junge, mit ihren Kindern an der Brust, Jungfrauen und Jünglinge, selbst Kinder waren in den Barken, welche zu wiederholtenmalen um unser Schiff herumfuhren, um es in möglichst genauen Augenschein zu nehmen. Während wir uns im Verlaufe des Abends segelfertig machten, kam eine neue Barke an die Fregatte und brachte Holz und Wasser.

Am auffallendsten war uns der plötzliche Gesinnungswechsel einer Art kleinen Mandarins, als wir aus seinem Dorfe (So genannt) im Hintergrund der Bucht Sats'ka, wohin wir einen Aus-

[1] Die Insel Tsu-Sima liegt nordwestlich von der Insel Kiu-siu (Japan) und südöstlich von Corea, in dem Canal welcher den Namen dieses letztern Landes trägt.

Digitized by Google

flug gemacht, heraustraten: er gieng auf die Baleinière des Befehlshabers zu, und gab uns durch Zeichen zu verſtehen wir ſollten uns entfernen. Anſtatt ihm Gehör zu ſchenken, ſagten wir ihm er ſolle ſich die Fregatte anſehen, und ſetzten unſern Weg fort. Bei unſerer Rückkehr ſahen wir ihn wieder auf der Fregatte; dießmal aber dachte er nicht daran uns zum Weitergehen aufzufordern, ſondern grüßte nach rechts und links, faltete die Hände und ſtieß Freudenrufe aus bei jedem Schritt. Als er und ſeine beiden Gefährten vor einem ſchönen Spiegel ſtanden, wußte er nicht wie er ſich gebärden und ſeine Gefühle ausdrücken ſollte. Noch eine andere Art Dorfmagiſter erregte große Heiterkeit. Er kannte von Fremden nur die Amerikaner. Beim Anblick eines Papiers auf welchem ſich einige japaneſiſche Buchſtaben befanden, konnte er nicht umhin ſein Erſtaunen auszudrücken. Als ich ihm aber den Tſchung-yung (die „Unveränderlichkeit in der Mitte," ein Werk des Confucius und ſeines Schülers Tſe-ſſe) in chineſiſcher und japaniſcher Sprache vorlegte, kam er ganz außer ſich. Er fieng an mit ſeinen Cameraden zu ſprechen, betrachtete das Buch, und hierauf mich, und ſagte dann zu mir daß man in Iſu-Sima dieſe koſtbaren Werke nicht beſitze. Er fragte mich wo ich ſie gefunden, und war im höchſten Grad erſtaunt als er erfuhr, ich habe ſie in Japan gekauft. Die wiederholten Beſuche auf der Fregatte werden dieſen Inſulanern eine hohe Idee von Frankreich beigebracht haben; wir ſelbſt aber ſind dadurch mehr und mehr in der Ueberzeugung beſtärkt worden daß die Japaneſen freundliche Geſinnungen gegen die Fremden hegen, und daß nur die ſtolze und tyranniſche Regierung es iſt welche der Aeußerung dieſer Geſinnungen hemmend in den Weg tritt.

Reiſebriefe aus Indien.

IX.

Nuſſirabad.

(Von Dr. Georg v. Liebig.)

Mit meiner Ankunft in Nuſſirabad war ich in den wenigſt fruchtbaren Theil Indiens eingetreten. Das Land, welches auf der andern Seite der Arawallis bis zum Indus größtentheils vollkommene Wüſte iſt, die nur von Kamelpfaden durchſchnitten wird, beginnt hier ſchon dieſen Charakter zu zeigen. Der Boden beſteht aus einer feſten, für das Waſſer undurchdringlichen Grundlage von Thon, auf welcher, in günſtigen Lagen, der Sand ſich anhäuft; an andern Stellen wo das Waſſer ihn wegſpülen kann, tritt der reine Thonboden auf. Als charakteriſtiſches Kennzeichen dieſer Bodenbeſchaffenheit kann man das Vorkommen von Salz betrachten, welches in dieſen Gegenden überall ausgewaſchen wird. An Stellen wo das Regenwaſſer keinen Abfluß hat, findet man das Salz an der Oberfläche, wo es ſich an geeigneten Orten, wie im Samber-See, in concentrirter Löſung anſammelt, und wenn das Waſſer verdunſtet iſt, in der heißen Jahreszeit mit weißer Decke den Boden überzieht. Wie ihr euch erinnern werdet, läuft die Arawallikette quer durch Indien, in der Richtung von Nordoſt nach Südweſt, bei Delhi als dem nordöſtlichſten Punkte anfangend. Auf dieſer Richtung faſt ſenkrecht ſteht ein Zug niedriger Höhen von Sandſtein, deſſen äußerſter Punkt nach Nordweſt Tſchittor iſt, und die man als die Chittore-Range bezeichnet. Dieſe bilden die nördliche Gränze des fruchtbaren Hochlandes von Malwa. Auf der andern Seite derſelben ſenkt ſich der Boden ſehr allmählich von allen Seiten nach dem Thal der Dſchumma und des Ganges, und erſt in der Nähe dieſer Flüſſe, wo alles Land aus Anſchwemmung beſteht, iſt die Erde wieder ergiebig. Als ich Tſchittor hinter mir gelaſſen hatte, wurde das Land, je weiter ich nach Norden kam, um ſo einförmiger, und die Dörfer um ſo ſeltener. Anfangs findet man noch grüne Dſchungel und geſchützte Lagen in den Einbuchtungen der Ausläufer der Arawallikette, und man trifft noch Felder der Baumwollenſtaude und der Kornfrüchte, allein je weiter man kömmt, deſto thoniger wird der Boden, das Waſſer fließt entweder darüber hin ohne einzudringen, oder man iſt genöthigt durch weite Strecken ſtehender Moraſte zu waten, wo das Gras, welches im Anfang der Regenzeit hervorgeſproßt war, verfault. In der heißen Jahreszeit wird der Boden wieder hart und grau. Das Geſtein der Hügel, an denen mich mein Weg hinführte, beſtand aus den verſchiedenartigſten Variationen von Gneiß, mit Uebergängen in Glimmerſchiefer und Hornblendeſchiefer, gehoben von Granit. Die hauptſächlichſten Mineralien, die man auf den erſten Blick unterſcheidet, ſind Glimmerplatten, Granate, Turmalin, ſchöne kryſtalliniſche Stücke von Feldſpath und Quarz. Anſtatt des Granites findet man häufig ein weißes Geſtein, welches bloß aus Feldſpathkryſtallen beſteht, und bisweilen kommen auch Felſen von reinem Quarz vor, die ſich durch ihre blendende weiße Farbe ſchon von weitem kenntlich machen. Sie ſind ganz ähnlich denen, welche ich ſchon auf meinem Weg von Baroda nach Niematſch beſchrieben habe, allein ohne daß ich hier eine regelmäßige Abwechslung mit geſchichtetem Geſtein hatte bemerken können, da keine Schichten aus dem Boden hervortraten, indem er faſt überall mit einer gleichförmigen Decke von Thon überzogen iſt. Nur bis kurz hinter Tſchittor konnte ich Schichten eines thonſchieferartigen Geſteins quer über meinen Weg unterſcheiden, die zwiſchen NO. und SW. ſtrichen. Die Chittore-Range ſelbſt beſteht oben aus grobem rothem Sandſtein in dicken Quadern, allein mehr abwärts wird er ſchiefrig und thonig; er ſtreicht zwiſchen Norden und Süden und fällt nach Oſten, mit geringer Neigung. Am Fuße des Rückens, worauf Tſchittor ſteht, in der Nähe meines Bungalo, fand ich einen grauen Kalkſtein von demſelben Strich und Fall, aber mit viel ſteilerer Neigung.

Wenn man ſich Nuſſirabad nähert, wird der Horizont nach Oſt und Nordoſt ganz offen, und man ſieht die weißen Häuſer der Station, die einem ſchon aus der Ferne entgegenleuchten. Zur Linken zieht ſich in nicht ſehr weiter Entfernung eine unabſehbare Mauer von blauen Bergen, höher als ſie bisher einem vorgekommen waren, und ſcheinbar in eine einzige Maſſe verſchmolzen, deren wunderlich gezackter Kamm die mannichfaltigſte Abwechslung phantaſtiſcher Formen darbietet. Das ſind die Schichtenköpfe, wenn man es ſo nennen kann, ungeheurer Maſſen von grauem oder braunem Quarzfels, die, von Granit gehoben, neben dem Gneiß die Hauptmaſſe des Gebirgs bilden. Man erreicht das Gebirge nach einem zweiſtündigen Ritte von Nuſſirabad.

Die Ebene von Nuſſirabad iſt nur hie und da von kleinen iſolirten Felſen unterbrochen, die meiſtens aus dem erwähnten

Digitized by Google

Quarzfeldspath oder reinem Quarz bestehen; wir trafen indessen auch auf einen oder zwei die aus einem Basalt oder trappartigen Gesteine bestanden, dessen Vorkommen ich hier nicht vermuthet hatte. Auf diesen Hügeln wachsen in großer Masse dornige Euphorbien, deren Stengel fünfseitig sind, und deren Gruppen den kahlen Fels zwischen sich sehen lassen. Sie bedecken ebenfalls alle Abhänge der Arawallis gegenüber, und charakterisiren die Vegetation der Gegend, die außerdem nichts hervorragendes darbietet. Ein mehrere Tage anhaltender Regenfall gab mir Gelegenheit die Leute hier Salz auswaschen zu sehen, indem er ihnen das nöthige Wasser lieferte. An dem Ort wo die Erde Salz enthält, wird eine große Pfanne von Backsteinen gebaut. Daneben wird in Gruben das herbeigeleitete Wasser mit der Erde vermischt, und dann auf die Pfanne gebracht, die etwa 8—10 Schritte im Viereck hat, wo es an der Sonne verdunstet. Die Pfanne hat nach einer Seite eine Neigung, so daß man den Schlamm, welcher sich absetzt, von dort heraufkratzen kann. Der wasserdichte Ueberzug wird aus Kalk und Backsteinpulver gemacht, derselben Mischung, die auch die flachen Dächer und die glatten Zimmerböden wasserdicht macht.

Die Erde enthält so viel Salz daß alle Brunnen nach und nach salzig werden, und daß man das Trinkwasser aus großen künstlichen Tanks (Cisternen), die sich in der Regenzeit füllen, nehmen muß.

Ich weiß nicht ob ich euch schon über die Art des Vorkommens des Kalkes, welchen man hier, wie in ganz Indien zum Brennen benutzt, geschrieben habe. Das Vorkommen von wirklichem compactem Kalkstein gehört zu den Seltenheiten, und wenn die Indier aus den wenigen Brüchen die bekannt sind, ihren Bedarf für Mörtel beziehen sollten, so würden die ungeheuren Kosten des Transports seine Anwendung unmöglich machen. Das haben sie aber auch nicht nöthig, denn sie haben den Kalk näher. In einer Tiefe von etwa 1—3 Fuß unter der Oberfläche der Erde findet man überall da, wo der Boden dem Wasser einzudringen erlaubt, oder vielmehr wo die Erde fest und porös ist, eine Lage nierenförmiger Steine, welche zum größten Theil aus Kalk bestehen. Diese Schicht ist nie dicker als ½—1 Fuß. Die Bildung dieser Steine geht fortwährend auf allen Feldern vor sich, und wenn man den indischen Landmann fragt wo die Kanker — so werden diese Steine genannt — herkomme, so antwortet er, sie wachsen im Feld. An einigen Orten, wie z. B. in Guzerat, wo es keine Steine auf weiten Strecken gibt, dient dieser Kanker sogar zu den allergewöhnlichsten Zwecken als Straßenbaumaterial, welches die Eingebornen korbvollweise sammeln und zum Verkauf bringen. Wenn man den Kanker zerschlägt, so erkennt man oft eine concentrische Anordnung, die häufig um ein fremdes Gesteinstück als Kern in der Mitte stattfindet. Es unterliegt keinem Zweifel daß es von einer langsamen Verdunstung des Wassers herrührt, das sich in der erwähnten Tiefe am längsten hält, und daher die concentrirteste Lösung mineralischer Bestandtheile darbietet. Daß es Zeit genug hat bis zu solcher Tiefe zu verdunsten, ist klar, wenn man bedenkt daß von dem Ende einer Regenzeit bis zum Anfang der andern in den meisten Orten Indiens 6—8 Monate vergehen, in welcher kein Tropfen Wasser fällt, und in den drei letzten, von welchen die Temperatur der Luft am Tag häufig 36°—40° Celsius erreicht. Ich habe zwei meteorologische Register von Bombay hier, für 1849 und 1850, aus denen ich euch die Temperatur des Bodens anführen will, wie sie 20 Zoll unter der Oberfläche herrschte, und dabei betrug die monatliche Variation in der Tiefe nie mehr als 2—3 Grad Celsius.

	1849.	1850.
März	28° . . .	27°.
April	29—30° . .	29—30°.
Mai	31—32° . .	31°.

Hiebei muß man bedenken daß das Klima von Bombay ein sehr gemäßigtes ist, und der Continent eine viel größere Hitze erleidet. Von Junius an wo der Regen beginnt, sank die Temperatur des Bodens bis zum September, wo er aufhört, auf

	1849	1850
September	26° 5 . .	28° 5
October	28° 5 . .	30°

um im October wieder etwas zu steigen, worauf dann die Abkühlung in der Regel unverändert fortgeht, bis die Temperatur im Januar ihr zweites Minimum erreicht. Die Periode des ersten Maximums nach dem Regen fällt, je nach der Dauer des Regens, etwas früher oder später (Januar 1849—1850, 26° 5—27— 26°—26° 5); im Jahre 1849 fiel sie in Bombay in den November statt, wie gewöhnlich, in den October

	1849	1850
November	29° 5 . .	29° 5.

Als wir bei einem Morgenausflug bei den kleinen Kalköfen, die etwa manneshoch sind, stehen blieben, wo sie den zerkleinerten Kanker mit Reisern brennen, fielen mir Stücke krystallinischen Kalkes auf, welche man in kleinen Mengen zusetzte. Diese kamen, wie ich hörte, von dem diesseitigen Abhang der Arawalliberge, wo man den krystallinischen Kalk in kleiner Menge findet. Manche Stücke hatten Granitbestandtheile anhängen. Diese Steine von blendender Weiße stimmten genau überein mit dem Marmor, den ich später in den berühmten Brüchen von Makrane auf der andern Seite des Gebirges fand.

Das heilige Land in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts.

(Auszüge aus Ludolphi, rectoris ecclisiae parochialis in Suchem, de itinere terrae sanctae Liber. Herausgegeben von Deycks. 25. Publication des litt. Vereins in Stuttgart.)

Von Cypern.

Cypern ist eine herrliche und ruhmwürdige Insel, reich an allen Gütern, allen anderen Meeresinseln nicht zu vergleichen; sie wurde nach der Schrift von Japhet, dem Sohne Noahs (Moses 10, 4) zuerst bewohnt, und ist von allen übrigen Ländern vortrefflich und von allen Seestädten der Aegyptier, Syrier, Armenier, Türken und Griechen wie von einem Gürtel umschlossen. Zwischen Cypern und all' diesen Städten ist auf dem Meer die Entfernung höchstens eine Tagereise, wie später zu lesen seyn wird. Diese glorreiche Insel gehörte ehedem den Templern, welche sie an den König von Jerusalem verkauften. Als das heilige Land und Acon verloren gieng und verwüstet wurde, zog der König von Jerusalem, mit den Fürsten, Edeln und Baronen nach Cypern herüber, und dort wohnten sie und verweilten bis auf den heutigen Tag; in dieser Weise wurde Cypern ein Königreich. Drei Bisthümer sind auf Cypern, das von Paphos, Nymocium und Famagusta, und

Digitized by Google

ein Metropolitan zu Nikosia, welcher zu meiner Zeit ein Minoritenbruder, Namens Helyos war, und von Papst Clemens VI zum Cardinal erhoben wurde. Die älteste Stadt auf Cypern ist Paphos, ehedem herrlich und groß, aber durch beständige Erdbeben gegenwärtig beinahe zerstört, sie ist am Meeresufer gerade Alexandrien gegenüber gelegen. Diese Stadt wurde von St. Paulus und Barnabas zum christlichen Glauben bekehrt, und von hier aus die ganze Erde, wie es in der Apostelgeschichte enthalten ist. (Act. Apost. 13, 6.). Bei Paphos stand vormals der Tempel der Venus, wo das Götzenbild derselben angebetet wurde, und bei welchem sich aus entfernten Gegenden alle edeln Herren, Frauen und Jungfrauen versammelten. Von diesem Tempel gieng die Zerstörung von Troja aus, denn Helena, die dahin zog, wurde unterwegs geraubt. Auch weihten sich in diesem Tempel alle edeln und niedergebornen Jungfrauen der Liebe der Männer; deßhalb sind auch auf Cypern die Menschen von Natur wollüstiger als in allen übrigen Ländern. Wenn ein Schlafender auf Cypern, besonders aber an der Stelle wo der Venustempel stand, das Haupt auf den bloßen Boden legt, so wird er die ganze Nacht von Sinnengelüsten heimgesucht. Bei Paphos ist der Ort wo St. Hilarius wohnt und viele Wunder gewirkt hat, und viele andere Orte wo Heilige wohnten, besonders Zyzonimus und Mamma, aus Allemanien geboren, welche die Griechen wegen Heilung der Pestbeulen andächtig und vielfältig zu verehren und anzurufen pflegen. In dem paphensischen Bisthum ist auch der Weingarten Engadi gelegen, welcher in der Welt nicht seines Gleichen hat. Dieser Weingarten liegt an einem sehr hohen Berg und hat zwei Meilen Länge, er ist allenthalben mit hohen Felsen und Mauern umgeben, und von einer Seite hat er einen sehr künstlichen Eingang, oben liegt er ganz flach. In diesem Weinberg gibt es mannichfaltige und verschiedene Weinstöcke und Trauben, wovon einige Beeren von der Größe von Pflaumen und andere von der Gestalt kleiner Erbsen tragen. Einige bringen Trauben hervor von dem Umfang großer Kränze, während wieder andere ganz kleine tragen; etliche haben weiße Trauben, andere beinahe schwarze, andere röthliche, und manche sind ohne Kerne; wieder andere gleichen länglichen Eichnüssen und sind durchsichtig; und so finden sich Reben und Trauben aller Art in diesem Weingarten. Derselbe gehörte ehedem den Templern und nun den Hospitalbrüdern von St. Johann auf Rhodus. Zur Zeit der Templer waren hundert Sklaven, das ist gefangene Saracenen täglich darin, welchen sie kein anderes Werk noch eine Last auferlegten als diesen Weingarten zu säubern und zu bewachen, und von mehrern sehr erfahrenen Männern hörte ich daß es unter der Sonne kein schöneres, edleres und bewundernswertheres Kleinod gebe, das Gott zum Genuß des Menschen gemacht, als „die Traube von Cypros, meine Freude, im Weinberg von Engaddi." Nicht weit von Paphos ist die Stadt Nymocium, ehedem schön, aber nun durch die Wirkungen des Erdbebens und der Wildwasser von den Bergen sehr zerstört. Diese Stadt liegt am Meer Tyrus und Sidon und Beruth gegenüber. Hier wohnen auch Templer und Hospitaliter, und einige Edle und Bürger, seit Acon verloren gieng, deren zahlreiche Paläste und feste Häuser sich bemerkbar machen. Bei Nymocium ist noch ein anderer Weingarten, das kleine Engadi genannt, in welchem ebenfalls verschiedene Reben wachsen, welche ein Mann mit ausgespannten Armen nicht umfassen kann, die aber weder hoch sind, noch viele Früchte tragen. In dieser Diöcese wohnen die Brüder des deutschen Hauses an einem Ort, Pravimunt genannt. Ebendaselbst haben sich auch Engländer vom Orden des heiligen Thomas von Canterbury niedergelassen. In diesem Bisthum ist auch ein gewaltig hoher Berg, dem Thabor sehr ähnlich, an dessen Abhang ein schönes Kloster liegt, in welchem Brüder vom Orden St. Benedicti sind. In diesem Kloster findet sich das wohlerhaltene Kreuz, an welchem zur Rechten Christi der Schächer hieng, es soll von St. Helena, von welcher dieses Kloster erbaut und gestiftet wurde, hieher gebracht worden seyn. Dieses Kreuz wird von allen im Meer Schiffenden, sobald sie in der Nähe des Berges sind, andächtig begrüßt, auch werden auf jenem Berg durch Verehrung desselben Kreuzes von Gott viele Wunder bewirkt. Von seiner Spitze kann man deutlich den Libanon schauen.

Die dritte Stadt in Cypern heißt Famagusta, sie liegt am Meeresufer und ist gegenwärtig der Hafen des ganzen Meeres und Reiches, weßhalb dort nothwendig ein großer Zusammenfluß von Kaufleuten und Pilgern stattfindet. Diese Stadt ist gerade Armenien, der Türkei und Acon gegenüber gelegen. Sie ist vor allen übrigen Städten reich und auch ihre Bürger sind sehr begütert. Als ein Bürger daselbst seine Tochter verheirathete, schätzte ein Kriegsmann aus Frankreich, der mit uns war, ihren Kopfschmuck höher und werthvoller als alle Kleinodien des Königs seines Landes. Ein Handelsmann aus dieser Stadt verkaufte dem Sultan einen goldenen Reichsapfel, der nur mit vier Edelsteinen, nämlich mit einem Karfunkel, einer Perle, einem Saphyr und Smaragd besetzt wäre, um 60,000 Gulden, und suchte denselben bald nachher um 100,000 Gulden wieder an sich zu bringen, was ihm aber verweigert wurde. Ebenso hatte der Constabler von Jerusalem vier Perlen, welche seine Gemahlin als Spange trug, die er wo und wie es ihm beliebte für 3000 Gulden zum Pfand geben konnte. In dieser Stadt findet sich in einer Apotheke mehr Aloëholz als fünf Wagen tragen können, von den übrigen Specereien zu geschweigen; die aber dort so gewöhnlich sind, wie bei uns das Brod, und ebenso allgemein verbraucht und verkauft werden. Von den Edelsteinen, Goldstoffen und anderen Kostbarkeiten will ich nichts weiteres sagen, weil es in unserem Land unglaublich und unerhört wäre. In der Stadt wohnen auch unzählige sehr reiche Buhlerinnen, wovon welche mehr als 100,000 Gulden besitzen, von deren Reichthum ich aber nicht weiter reden will. Bei Famagusta ist noch eine andere Stadt, Constantia oder Salamina, am Meeresufer gelegen, ehedem der königliche Hafen; es war eine herrliche, berühmte und schöne Stadt, wovon noch die Ueberreste zeugen.

In dieser Stadt wurde ein Mann von seltener Heiligkeit, Sanctus Epiphanius auf eine wunderbare Weise zum Bischof erwählt und dort begraben. Auch die heilige Jungfrau Katharina wurde hier geboren; auf der Stätte ihrer Geburt steht eine Capelle. Der Apostel St. Barnabas erlitt in dieser Stadt das Martyrthum, er wurde in ihrer Nähe verbrannt und daselbst in der Crypta beigesetzt. Auch wurde die Stadt und die ganze Gegend umher durch die Wunderwerke des heiligen Epiphanius verherrlicht, allein was zu jener Zeit erbaut wurde, ist jetzt zerstört. Noch ist auf Cypern eine große Stadt, Namens Nicosia; sie ist die Metropole und liegt in der Mitte des Landes zwischen Bergen, in ebener Gegend mit besonders gesunder Luft. Darum wohnen dort der König von Cypern und die Bischöfe des ganzen Reichs und andere Prälaten; auch alle Fürsten, Grafen, Edle und Barone mit dem Kriegsvolk halten sich meist dort auf, und führen täglich Lanzenspiele, Turniere und besonders Jagdzüge aus. Deßgleichen gibt es auf Cypern wilde Schafe, welche man sonst in der Welt nirgends findet und die man mit Leoparden einfängt, da man ihrer sonst nicht habhaft werden kann. Ebenso die reichsten Fürsten, Edle, Barone, Kriegsleute und Bürger der ganzen Welt, so daß, wenn dort einer 3000 Gulden Einkünfte hat, er nicht für reicher

Digitized by Google

gehalten wird als der welcher bei uns drei Mark bezieht. Alles wird dort an die Jagd vergeudet. So kannte ich einen Grafen von Japhe, welcher mehr als 50 Jagdhunde hatte, und je für zwei derselben hielt er einen besondern Diener, welcher sie reinigte, wusch und salbte, was man hier bei diesen Thieren für nothwendig hält. Andere Edle hatten mindestens 10 bis 12 Falconiere, mit besonderem Sold und Löhnung. Ich kannte mehrere Edle und Kriegsleute in Cypern, welche leichtlich 1200 Gewaffnete ausrüsten konnten mit dem was ihr Jagdtroß und ihre Falconiere kosteten. Manchmal verweilen sie auf ihren Jagdzügen monatelang in den Wäldern und Gebirgen, in Zelten, und ziehen umher im Nichtsthun mit Hunden und Falken, schlafen in ihren Zelten in Wald und Feld, und lassen alles nöthige und ihr Zeltzeug auf Kamelen und Lastthieren sich nachschleppen. Aber es ist zu wissen nöthig daß in Cypern die reichsten Fürsten, Edeln, Barone, Kriegsleute und vornehmsten Bürger der Welt wohnen, welche mit ihren Kindern aus den Städten in Syrien, Judäa, und der herrlichen Stadt Acon dahin geflohen sind, nachdem Land und Stadt ihnen verloren gegangen. Zudem sind auf Cypern die reichsten Kaufleute und Bürger, und ist kein Wunder, weil es das äußerste christliche Land ist wohin alle Fahrzeuge, große und kleine, und alle Kaufmannsgüter, von allen Orten und Meeresgegenden kommen, und immer zuerst vor Cypern landen, um von hier aus weiter gefördert zu werden. So müssen auch alle Pilger aus allen Theilen der Welt, die übers Meer wollen, nach Cypern kommen, und alltäglich hört man dort alle Gerüchte und Neuigkeiten, von der Sonne Aufgang bis zu ihrem Niedergang. Ebenso versteht man in Cypern alle Sprachen, und redet darin und lehrt sie in besondern Schulen. Ferner wächst auf Cypern auf den höchsten Bergen der beste Wein unter der Sonne. Dieser Wein ist zuerst roth und steht in irdenen Krügen, bald sechs, zehn, ja zwanzig Jahre und wird weiß, und je länger er steht, statt abzunehmen, wird er täglich stärker. Daher muß man zu einem Theil neuen Weines stets ein Theil Wasser mischen, und wenn ein Mensch zuviel von solchem Wein trinken würde, so würde er nicht berauscht werden, sondern von innen heraus verbrennen und sich verzehren. Von diesem Wein mit nüchternem Magen zu trinken, ist sehr gesund, auch gibt es auf der Welt keine bessern und stärkern Zecher als auf Cypern. Hier wachsen auch alle Bäume und Kräuter, die im heiligen Lande gedeihen. Zu meiner Zeit verstarben auf Cypern viele Adelige, Barone und Kriegsleute aus allemanischen Landen, wie der Graf von Bianden, Schwarzenburg, und der Hr. v. Schleyden und der Edle von Lichtenstein und andere mehr. Alle Seeplätze der Türken bezahlen dem König von Cypern Tribut, wie Candelor (Kilindri), Scalnun (Selindri), Sicki (Seleucia) und Satalia (Attalia), und andere Orte und Vesten. In dieser Stadt Satalia wohnen drei verschiedene Arten von Menschen, auch ist sie durch Mauern und Gräben in drei Theile geschieden. Im ersten Theil wohnen die Griechen welche den Sonntag heiligen, im zweiten die Juden welche den Sabbath feiern, und im dritten Türken denen der fünfte Tag heilig ist. In dem Theil wo Griechen wohnen, ist ein Bild der seligen Jungfrau Maria auf einer Tafel gemalt; deßgleichen nur drei auf der Welt sind, und zwar eines zu Rom, das andere zu Konstantinopel, und das dritte zu Satalia, alle von einer Größe, Bildung und Köstlichkeit. Diese drei Bilder soll der heilige Lucas nach der Gestalt der gebenedeiten Maria gemalt haben, und bei der Verehrung dieser Bilder Gott daselbst viele Wunder wirken. Von den übrigen Schätzen und Herrlichkeiten auf Cypern wäre noch vieles zu erzählen.

Die Honduras-Eisenbahn.

George Squier, der Vereinigte Staaten-Gesandte entdeckte, als er die Länder Honduras, San Salvador u. s. w., zu Aufsuchung der Ruinen alter Städte bereiste — daß eine Eisenbahn durch Centralamerika, welche die Staaten Honduras und San Salvador durchschneiden würde, Nicaragua und Neu-Granada ganz umgehen würde.

Squier konnte unter seinen Landsleuten niemand finden der seinem Project die nöthige Aufmerksamkeit geschenkt hätte, und er wendete sich deßhalb an englische Capitalisten, die sofort näher auf dasselbe eingiengen. Nunmehr ist bereits nicht nur ein genauer Bericht über die Ausführbarkeit seiner Vorschläge ausgearbeitet der englischen Regierung vorgelegt worden, sondern es ist auch schon zwischen Honduras und Großbritannien ein Vertrag abgeschlossen, der die Anlegung eines Schienenwegs unter den günstigsten Bedingungen gestattet.

Praktische Vermessungen haben gezeigt daß die Terrainschwierigkeiten nur unbedeutend sind, und Capital ist genug zur Disposition gestellt um in den centralamerikanischen Staaten eine Eisenbahnverbindung zwischen dem atlantischen und dem stillen Ocean herzustellen, die für Englands Besitzungen in Australien und Ostindien von unberechenbarer Wichtigkeit seyn wird.

Durch die Ausführung dieses Projects wird England unabhängig von der unter amerikanischer Controle stehenden Panama-Eisenbahn, und es kann die Nicaragua-Route ganz umgehen.

Von noch größerer Wichtigkeit für England ist jedoch daß es dadurch einen gewaltigen Einfluß auf die schwachen Staaten Centralamerika's gewinnen muß, und sobald diese Bahn vollendet seyn wird, kann man die Staaten Honduras und San Salvador für nicht viel mehr als englische Colonien ansehen (?).

Wenn auf diese Weise England der Monroe-Doctrin zuwider auf dem festen Lande Centralamerika's Fuß faßt, wenn sich die Sympathien der Bewohner der centralamerikanischen Staaten immer mehr von den Yankees ab, und den Engländern zuwenden, so ist dieß nur der fehlerhaften Doctrin und Politik der amerikanischen Regierung zuzuschreiben, welche die Annexation sämmtlicher Staaten des nördlichen Theils jenes Continents an die nordamerikanische Republik, durch die Festhaltung ihrer Doctrin daß Gewalt Recht sey, unmöglich gemacht haben wird. Durch die Furcht vor der im Ostende-Manifest ausgesprochene gewaltthätigen Filibustier-Politik, durch die Besorgniß das Schicksal Nicaragua's theilen zu müssen, werden den Nordamerikanern alle Nachbarstaaten mehr und mehr entfremdet.

Wenn nicht geläugnet werden kann daß früher in den einsichtsvolleren Bewohnern der kleinen Staaten der Wunsch lebte sich an den großen Staatenbund des Nordens anschließen zu können, so hat sich diese Stimmung doch seit vier Jahren dergestalt geändert, daß gegenwärtig in jenen kleinen Staaten der Name und der Einfluß der Vereinigten Staaten überall gleich sehr gefürchtet und gehaßt ist — so weit hat es die demokratische Regierung der Vereinigten Staaten in vier Jahren gebracht!

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 27.

3 Julius 1857.

Aus dem Leben Georg Stephenson's.

(Aus dem Londoner Athenäum.)

Georg Stephenson wurde, zufolge dem Verzeichniß in der Familienbibel seines Vaters, eines „Heizers" an der alten Pumpmaschine des Kohlenbergwerks zu Wylam bei Newcastle, am 9 Jun. 1781 geboren, und zwar als das zweite von sechs Kindern, unter welchen zwei Mädchen waren. „Die Eltern gehörten der alten und ehrwürdigen Familie der Arbeiter an." Der Vater war nie etwas anderes als ein bescheidener Arbeiter, begabt mit Liebe zur Natur und einem großen Vorrath anziehender Märchen, welche stets eine Menge Kinder verschiedenen Alters um ihn und sein Maschinenfeuer versammelten. Die Mutter war eine tugendsame, verständige, biedere Hausfrau und allgemein geachtet in Northumberland. Die ersten Obliegenheiten des Knaben waren daß er in Aufträgen bald da-, bald dorthin im Dorfe zu gehen hatte, daß er seine jüngern Brüder und Schwestern hüten, und darauf sehen mußte daß sie von den durch Pferde gezogenen Kohlenwagen auf der Holzschienenbahn vor der Hütte nicht überfahren wurden. In seinem achten Lebensjahr erhielt er zu diesem Amte noch den Wächtersdienst über die Kühe eines Nachbars, und dafür täglich 2 Pence Belohnung. Er genoß also frühzeitig schon das Glück „sein Stückchen Brod sich selbst zu verdienen." Während er die Kühe bewachte, unterhielt er sich mit Anfertigung von allerlei Maschinen aus Thon, gewissermaßen als Modelle für solche aus edlerem Stoff, und wünschte nichts sehnlicher als einmal, wie sein Vater, in einem Kohlenbergwerke Beschäftigung zu finden. Es gelang ihm, aber nur allmählich und langsam. Zuerst wurde er Rübenhacker zu 4 Pence täglich, dann bekam er die Aufgabe um 6 Pence den Tag die Kohlen von Steinen und Schlacken zu reinigen, und endlich, im Alter von 14 Jahren, ward er Gehülfe seines ehrlichen alten Vaters, zu Dowlay, mit 1 Shilling täglichen Lohns. Sämmtliche Kinder der Familie verdienten um diese Zeit ihr Stückchen Brod, und die Einnahme dieser tugendsamen und bescheidenen Leute stieg wöchentlich zuweilen auf 2 Pf. St.; leider aber kostete eben der Quarter Weizen 75—130 Shilling. Dessenungeachtet müssen Georg nahrhafte Speisen zu Theil geworden seyn, denn sonst hätte er seine Aufgabe sechzig Steine Gewicht zu heben nie erfüllen können; vielleicht waren aber auch die an ihn gestellten Anforderungen nicht besonders groß. Als man ihn zum Zapfner (Plugman) mit 12 Shilling Wochenlohn ernannte, rief der Knabe freudenvoll aus: „Jetzt bin ich ein gemachter Mann mein Leben lang," und einige Jahre später betrachtete er seine erste ersparte Guinee mit so aufrichtiger Freude, daß er glaubte, er sey dadurch ein reicher Mann geworden. Aus solchem Stoff war unser Held.

Georg konnte nicht lesen, ahmte aber alles nach. Er liebte die Maschine die er jetzt zu bedienen hatte, wie ein mahrattischer Kanonier seine „Kanone." Es war eine wahre Freude zu sehen wie er sie reinigte und in schmuckem blankem Arbeitszustand hielt. Rasch schwang er sich über seinen Vater empor, und dieser war darauf so stolz wie ein ergrauter Küster der seinen Sohn als wohlbestallten Pfarrherrn auf der Kanzel sieht. Sein starker Verstand beschäftigte sich stets mit Maschinen, allein er fühlte nun auch die Nothwendigkeit sein Wissen aus Büchern zu bereichern. Er gieng in eine Nachtschule, lernte lesen, schreiben und rechnen, und that es bald allen seinen Mitschülern, selbst seinem Lehrer, zuvor. Er trank wenig, las viel und dachte noch mehr. Endlich wurde er Bremser (brakesman), und seine Einnahme stieg auf nahezu 1 Pf. St. in der Woche. Jetzt aber erwachte auch die Liebe in ihm: ein sanftes, bescheidenes, verständiges und hübsches Mädchen, Fanny Henderson, hatte sein Herz gewonnen. Er sohlte ihr die Schuhe. Lachen Sie nicht mitleidig darob, werthe Leser! Unser Arbeiter hatte die edle Kunst in seinen Mußestunden gelernt, und nutzbar gemacht. Glauben Sie aber wohl daß er die niedlichen Schuhe, wenn er sie gesohlt hatte, der reizenden Fanny Henderson mit oder ohne kleine Rechnung überbrachte? O nein! Er steckte sie in seinen Busen, wärmte sie an seinem Herzen, nahm sie wieder heraus und betrachtete sie, küßte sie auch wohl. Der Bremser, jetzt in Willington Quay, richtete sich eine Hütte ein, heirathete Fanny in Newburn Church, im Jahr 1802, und ritt dann, die junge Mrs. George Stephenson hinter sich, stolz die fünfzehn Meilen nach seiner Heimath zurück. Sie hatten ein herrliches Geleite auf dieser Reise: Gottes Engel und die Segnungen des Himmels! Denn siehe! bald gibt es in dieser bescheidenen, aber glücklichen Hütte eine geschäftige Mutter und einen emsig fleißigen Vater mit einem Kinde zu seiner Seite, das durch sein Lächeln das glückliche Elternpaar in Entzücken versetzte. Indessen, wie überall, blieben

Digitized by Google

auch hier Unfälle nicht aus: die Hütte wurde durch Feuer, mehr noch durch Waſſer und Ruß und Rauch beſchädigt. Georg ſah ſich auf dem Schauplatz der Zerſtörung um, und begann, charakteriſtiſch genug, ſeine Ausbeſſerungen damit daß er die Achttaguhr wieder in richtigen Gang ſetzte. Es gelang ihm ſo vortrefflich, daß er bald weit umher als der beſte „Uhrenarzt im Lande" bekannt wurde. Im Jahr 1804 ſiedelte er nach Weſt Moor, Killingworth, ſieben Meilen nördlich von Newcaſtle, über. Hier erkannte man ſeine Eigenſchaften als praktiſcher Arbeiter und Erfinder, hier legte er den Grund zu ſeinem hohen Ruf, und hier auch beginnt ein neuer Zeitabſchnitt in ſeinem ereignißreichen und ehrenvollen Leben.

Doch das Leid kam vor der Freude — ſein theures Weib wurde ihm durch den Tod entriſſen. Er verließ Killingworth eine Zeitlang, gieng nach Schottland und ſuchte Arbeit, kehrte aber voll Herzeleid wieder zurück, um ſeinem Knaben nahe zu ſeyn und — ein neuer Schlag des Schickſals — ſeinen Vater blind und hülflos zu finden. Georg nahm den Vater zu ſich in ſein armes Haus, und verbrachte, um ſeine Eltern unterſtützen und ſeinem mutterloſen Kind eine gute Erziehung geben zu können, einen Theil der Nächte, nach vollendeter Tagesarbeit, mit Ausbeſſerung von Häng- und Taſchenuhren, mit Schuh- und Leiſtenmachen, ſowie mit Zuſchneidung von Kleidungsſtücken, welche die Bergmannsfrauen ihren Ehemännern machten. Bis zur Stunde noch iſt „Geordy Stevie's Schnitt" in Killingworth nicht außer der Mode. Dieſe Zeiten waren harte für ihn, härter noch dadurch daß er ſich ſelbſt einen Erſatzmann für die Miliz, und zwar zu Kriegspreiſen, kaufen mußte. Allein „Ausdauer" war ſein Wahlſpruch, und dieſe Ausdauer entſchädigte ihn am Ende reichlich für all ſeine Mühen. Die Taue in der Grube in welcher er als Bremſer beſchäftigt war, nützten ſich raſch ab, und er erfand ein Mittel gegen dieſe Abnützung. Gelähmte und kraftlos gewordene Maſchinen wußte ſein Scharfſinn, trotz dem anfänglichen Geſpötte der rathloſen Ingenieure, wieder vollkommen herzuſtellen, ſo daß man bald in ähnlichen Fällen ſich Rathe bei ihm erholen mußte. Für einen höchſt werthvollen Dienſt an einer ſolchen Maſchine erhielt er 10 Guineen Belohnung, Erhöhung ſeines Gehalts, wurde befördert, und bekam das Verſprechen künftiger weiterer Berückſichtigung. Ueberhaupt waren alle ſeine Gedanken auf mechaniſche Gegenſtände gerichtet, und ſeine Hütte war voller Modelle, Plane, Zeichnungen und Diagramme. Ein weiteres Reſultat ſeiner „Ausdauer" war die Anſtellung als „Maſchinenarbeiter" in der Killingworther Kohlengrube, mit 100 Pf. St. jährlich. Mit dieſer Stellung hatte er den Weg betreten um „durch ſeine Verbeſſerungen und Erfindungen die innern Communicationen der civiliſirten Welt völlig umzugeſtalten." Schwebte ihm dieſes Ziel auch nicht klar vor Augen, ſo dauerte es doch nicht lange bis er mit größern Planen, deren Ausführung in ſeinem Geiſte keinen Schwierigkeiten mehr unterlag, ſich beſchäftigte. Scharfſinnige Männer horchten gläubig ſeinen Worten und bewunderten ihn; praktiſche ſchüttelten die Köpfe und zweifelten; eingebildete warfen ihm Einbildung vor, und hielten ihn für einen Narren.

Es gab eine Zeit, es war zu den Tagen des Cardinals Richelieu, in welcher eine Menge Franzoſen nach dem Irrenhauſe bei Paris wallfahrteten, um Salomon de Caus zu ſehen, den man daſelbſt eingeſperrt hielt, weil er ſeiner Familie, ſeinen Freunden und der Regierung überläſtig geworden mit der Behauptung man könne Schiffe und Wägen mit dem Dampfe von ſiedendem Waſſer in Bewegung ſetzen. Gefängnißwärter und Beſucher brachen in ein wahrhaft Homeriſches Gelächter aus, wenn der arme Salomo dieſe ſeine Idee zu entwickeln und zu erläutern ſuchte. Allein trotzdem blieben die Locomotiven, obgleich Watt den „Dampf des ſiedenden Waſſers" bereits nutzbar gemacht hatte, noch mehr als 150 Jahre lang eine unbekannte Sache. Allerlei Verbeſſerungen zwar wurden an den primitiven Schienenwegen in den Kohlengruben angebracht, und manchem denkenden Mann war allgemach der Gedanke gekommen daß man Menſchen und Waaren auf ſolchen Straßen verführen könne. Welche Verſuche man aber auch damit anſtellte, ſie ſchlugen alle fehl. Stephenſon war es vorbehalten die große That zu vollbringen, und für die Locomotive zu werden was Watt für die Dampfmaſchine geworden war. Er fand einen Gönner: Lord Ravensworth lieferte ihm im Jahr 1813 das Geld zum Bau der erſten Locomotive. Die Leute nannten Lord Ravensworth „einen Narren:" Stephenſon taufte ſeine Maſchine, und nannte ſie „My Lord." Sie zog achtzig Tonnen Gewicht auf vier Meilen in einer Stunde, und war ungefähr ſo theuer wie eine Pferdekraft. „Ihr ſeht alſo, bemerkten die Männer der Wiſſenſchaft, nichts iſt gewonnen." „Alles iſt gewonnen," ſagte Stephenſon, welcher ſah was fehlte. Durch Erfindung des „Dampfgebläſes," wie der einfache Proceß genannt ward, verdoppelte er die Geſchwindigkeit der Locomotive, und machte plötzlich alles ausführbar was ſeitdem verwirklicht worden iſt. Dieß geſchah im Jahr 1815, und die Welt erhielt dadurch eine ebenſo vollſtändige andere Geſtalt als es in demſelben Jahr durch den Sieg auf den Ebenen von Mont St. Jean geſchehen war. Es war in der That ein Jahr doppelten Triumphs für Stephenſon, denn eben damals brachte er ſeine Sicherheitslampe für Grubenarbeiter zu Stande. Er gieng damit Sir Humphry Davy kurze Zeit voran, obgleich man fand daß die Lampe des Baronets etwas vollkommener ſey als die ſogenannte „Erfindung welche eine Perſon, ein Maſchinen-Arbeiter, Namens Stephenſon, für ſich in Anſpruch nahm." Der Streit über die Lampen iſt zu Ende, und hat dem Mechaniker und dem Naturforſcher ihre gegenſeitigen Anſprüche darauf gelaſſen; in Killingworth aber ziehen die Leute fortwährend den „Geordy" dem „Davy" vor. Es iſt bemerkenswerth, ſagt Hr. Smiles, der die Lebensſkizze Stephenſons herausgegeben, daß unter Umſtänden in welchen das Draht-Geflecht der Davy'ſchen Lampe glühend wird, die Geordy-Lampe erlöſcht, ſo daß ein Explodiren des Gaſes unmöglich wird. Dieſe Thatſache allein liefert einen ſchlagenden Beweis für die entſchieden höhere Sicherheit der Geordy-Lampe.

Als Stephenſon davon ſprach, man werde die Schnelligkeit der Locomotiven, wenn auch nicht ſchon zu ſeinen Lebzeiten, doch nach ſeinem Tode, in hohen Grade beſchleunigen können, entgegnete man ihm, Eiſen ſey der Adhäſion auf Eiſen unfähig, und Rauhheit der Oberfläche ſey unumgänglich, um ein „Eingreifen" (bite) hervorzubringen. Er dachte der Sache nach, beſprach ſie mit ſeinem Sohne, machte unterdeß Sonnenuhren und andere wiſſenſchaftliche Spielereien, heirathete Eliſabeth Hindmarſh, eine Farmerstochter, ſandte ſeinen Sohn auf die Univerſität Edinburg, und hatte die Freude ihn nach ſechs Monaten den mathematiſchen Preis zurückbringen zu ſehen. Unabläſſig arbeitend, verfolgte er die von ihm

Digitized by Google

einmal gefaßten Gedanken mit Ausdauer, sah Licht, begab sich unter unternehmende, mit Reichthümern gesegnete, umsichtige Männer, und überzeugte sie daß er nicht der visionäre Mechaniker sey welchen viele große Naturforscher und einige andere Leute, die da glaubten nur sie besäßen die Eigenschaften und die Befugniß über solche Dinge ein Urtheil zu fällen, in Wirklichkeit aber überhaupt nicht Richter seyn konnten, aus ihm machen wollten.

Große Bedürfnisse rufen unter gewissen Umständen große und ersehnte Ziele hervor. Manchester mußte seine Baumwolle stets von Liverpool beziehen, allein beide Städte im Verein, Canäle, Straßen und alles andere, hatten keine Transportmittel um die Nachfrage zu befriedigen. Die nach Manchester bestimmte Baumwolle lag länger in Liverpool als sie Zeit gebraucht hatte um über den atlantischen Ocean herüberzukommen. Die Manufacturisten waren oft in Verzweiflung, die Arbeiter eben so oft müßig, nothleidend und unzufrieden. Ein Schienenweg würde allem diesem abhelfen, allein dem Traum, mehr als dieß durch einen solchen zu verwirklichen, hieng man noch nicht sonderlich nach. Stephenson wurde zu Rathe gezogen, denn sein Name und seine Maschine, so wie der Name seiner Maschine in Killingworth, hatten ihm ein Ansehen und einen Ruf verschafft, die ihn bei einem so ganz neuen Verfahren zu einem unumgänglichen Manne machten. Allein wie ergieng es dabei den Feldmessern; welche Hindernisse thürmten sich ihnen entgegen von Seiten der Straßenaufseher, der aristokratischen Canaleigenthümer, der Grundbesitzer, der Pächter wie der Bauern, selbst der Weiber und der Kinder, die mit Worten und Steinen über sie herfielen! Die Gehülfen waren wüthendem Geschrei und roher Behandlung ausgesetzt; den Kettenführer drohte man in eine Grube zu werfen; Stöcke und Gewehre wurden dem Mann unter die Nase gehalten welcher jenes schreckliche und verabscheute geheimnißvolle Instrument, den Theodolithen, hielt; ja selbst an Thätlichkeiten, wo sie möglich waren, fehlte es nicht. Kurz, der Widerstand war eine Zeitlang so stark, daß der Plan einer Eisenbahn zwischen Manchester und Liverpool vorerst verschoben werden mußte. Mittlerweile hatte Hr. Pease Stephensons Maschine zu Killingworth arbeiten gesehen, und das Resultat war nicht nur die Anstellung des letztern im Ingenieursoffice an der „Quakerslinie," der Stockton-Darlingtoner Eisenbahn, mit einem Gehalt von 300 Pfd. St. jährlich, sondern Hr. Pease trat auch mit ihm in Theilhaberschaft zur Anlegung einer Locomotiv-Fabrik in Newcastle. So wurde der Mechaniker selbst Fabrikherr; er war aber seinen Leuten ein freundlicher, wenn auch fester, Gebieter; er achtete in ihnen den Menschen, sie in ihm den Meister.

Die Linie wurde im Jahr 1825 dem Verkehr übergeben. Die erste Fahrt ward mit Kohlen, Mehl und 250 Personen gemacht. Der Zug bestand aus 38 Wagen, und das Gesammtgewicht betrug etwa 90 Tonnen (1800 Centner). „Hr. Stephenson" (wie man ihn jetzt nannte) führte die Maschine, und die Zeitungsschreiber der beiden Orte kamen, als sie berichteten die Maschine lege 10 Meilen in 1 Stunde zurück, mehr außer Athem als die Locomotive selbst! Graf Durham, dann Hr. Lambton, die ihren eigenen Vortheil scharf im Auge hielten, hatten in der Bill für die Regulirung dieser Linie eine Clausel durchgesetzt, durch welche die Eigenthümer gezwungen wurden alle zur Verschiffung bestimmten Kohlen um einen Halfpenny (1½ kr.) für Tonne und Meile zu verführen. Dieser niedrige Frachtpreis wurde festgesetzt als Schutz für die aus Sunderland verschifften Kohlen des edlen Grafen. Er glaubte, und die Eisenbahneigenthümer mit ihm, Kohlen könnten um einen solchen Preis ohne großen Verlust, wo nicht Ruin, nicht verführt werden. Allein der in einen Schutzzöllner zu seinen eigenen Gunsten umgewandelte große Freihandelsmann war ungemein kurzsichtig. Die Eisenbahneigenthümer ihrerseits dagegen wurden angenehm enttäuscht. Sie hatten nur auf eine beschränkte Kohlenfracht gerechnet, und sahen nun, als sie im Laufe der Zeit sich aufgefordert fanden eine halbe Million Tonnen jährlich an die Meeresküste zu befördern, mit gleichem Erstaunen und Vergnügen daß der Gewinn ein großer sey, und der niedrige Frachtpreis eine ganz andere Wirkung geäußert habe, als der patriotische Verfechter desselben geahnt hatte. Es kam indeß noch besser: „Die Vermuthungen der Gesellschaft bezüglich des Personen-Verkehrs wurden in gleicher Weise mehr als verwirklicht. Anfänglich dachte man nicht an Personenbeförderung; erst im Verlauf der Arbeiten zog man die Aufstellung eines Wagens für Reisende in ernste Erwägung. Ein alter Postwagen, genannt „Königin Charlotte," wurde angekauft und auf ein hölzernes Gestell gesetzt. Dieß war der ganze Reisegrundstock der Stockton-Darlingtoner Eisenbahnlinie am Tage der Eröffnung, und noch einige Zeit nachher. Die Zahl der damals zwischen den beiden Städten hin- und herreisenden Personen war in der That sehr unbedeutend, und man wußte nicht ob diese geneigt seyn möchten ihr Leben einer Eisenbahn anzuvertrauen. Hr. Stephenson drang indeß darauf daß man mit einem Personenwagen einen Versuch mache, und so wurde denn die „Königin Charlotte" angekauft und montirt. Der Name des Wagens sollte geändert werden, und man fragte Hrn. Stephenson, wie man ihn heißen solle. „Das Experriment," sagte er in seiner starken northumbrischen Mundart; der Wagen erhielt demgemäß den Namen „das Experiment", und ward mit dem Gesellschaftswappen und dem Motto: Periculum privatum utilitas publica verziert."

Dieß gab der Stadt Middlesborough-on-Tees den Ursprung. Wir erinnern uns noch der Zeit wo nur Ein Maierhaus auf der Stelle stand, an welcher sich bald die künftige Metropolis von Cleveland, mit einer jetzt nahezu 20,000 Menschen zählenden Bevölkerung, ausbreiten sollte.

Jetzt dachte man auch an Wiederaufnahme des Manchester-Liverpooler Projects. Es war den Canaleigenthümern sehr unangenehm, denn einige von diesen hatten seit einem halben Jahrhundert alljährlich die Gesammtsumme dessen eingenommen was die Herstellung der Canäle sie ursprünglich gekostet hatte! Stephenson stand an der Spitze der Vermessungsarbeiten, und er und seine Leute wurden von umwohnenden Lords und Gentlemen als Spitzbuben und Vagabunden behandelt. Schmähschriften und Prophezeiungen der beunruhigendsten Art wurden allerwärts verbreitet. Sie stellten als Folge der Eisenbahnen alle möglichen Uebel in Aussicht, von einem allgemeinen Brand bis zum Aufhören des Eierlegens der Hennen. Und dann suchten diese eigennützigen Propheten Trost darin daß sie sich für überzeugt erklärten die ganze Sache sey unausführbar. Als aber die Ausführbarkeit täglich einleuchtender wurde, fiengen die, sonst so hochmüthigen, Canaleigenthümer an, den Liverpooler und Manchesterer Kaufleuten erhöhte Vortheile für den Wassertransport anzubieten; allein es war „zu

Digitized by Google

spät." Trotz der fürchterlichen Schwierigkeiten wuchs die Eisenbahn heran. „Allerdings," sagte das Quarterly Review, ist eine solche Straße eine unbedingte Nothwendigkeit; allein wir weisen den Gedanken an die Herstellung einer allgemeinen Eisenbahn, als gänzlich unausführbar, mit Verachtung zurück. . . . . Die groben Uebertreibungen der Kräfte der Locomotiv-Maschine, oder, um allverständlich zu sprechen, des Dampfwagens, können eine Zeitlang täuschen, müssen aber mit der Demüthigung der Betheiligten endigen." Stephenson meinte, man habe nichts übertrieben, und obgleich er in sehr hohem Grade betheiligt war, ward er doch nicht im geringsten gedemüthigt. Im Gegentheil, diejenigen setzten sich der Demüthigung aus welche seinen Triumph sahen, und gern in Abrede gezogen hätten. „Was kann (sagte der Reviewer) handgreiflicher abgeschmackt und lächerlich seyn als die in Aussicht gestellte Erwartung: Locomotiven würden zweimal so schnell fahren als der Postwagen? Man könnte wohl eher erwarten daß sich die Leute von Woolwich auf einer Congreve'schen Ricochetrakete abschießen ließen, als daß sie sich der Gnade einer mit solcher Schnelligkeit fahrenden Maschine anvertrauten. Wir wollen, koste es was es wolle, lieber auf dem alten Vater Thames als auf der Woolwicher Eisenbahn fahren. Auch hoffen wir zuversichtlich das Parlament werde, bei allen Eisenbahnen die es genehmigt, die Schnelligkeit auf acht oder neun Meilen in der Stunde beschränken, welche gerade so groß ist daß sie noch einige Sicherheit gewähren kann."

Die meisten Männer der Praxis und der Wissenschaft in Großbritannien theilten diese Ansichten. Georg Stephenson aber lächelte gutmüthig darüber, und zeigte ihre Grundlosigkeit praktisch. Selbst der Parlamentsausschuß, vor welchem er vernommen wurde, erklärte ihn spottend für einen Mondsüchtigen, als er bescheiden die Behauptung wagte er sey im Stande mittelst einer Locomotive durchschnittlich zwölf englische Meilen in einer Stunde zurückzulegen. Die Männer der Wissenschaft schüttelten ungläubig und feierlich ihren Kopf, und selbst die milde Religion, in Vorurtheilen befangen, richtete ihre blauen Augen gen Himmel, und schien Verzeihung zu erflehen für die Gotteslästerung dieses anmaßlichen Mechanikers.

Eines der Mitglieder des Parlamentsausschusses glaubte dem Zeugen einige verfängliche Fragen stellen zu müssen, und sagte unter anderm: „Gesetzt, eine der Maschinen welche auf einer Eisenbahn durchschnittlich neun oder zehn Meilen in einer Stunde zurücklegen, stößt unterwegs auf eine Kuh, glaubt Ihr nicht daß dieß ein sehr leidiger Umstand seyn würde?" Allerdings, erwiederte der Zeuge blinzelnd, ein sehr leidiger Umstand in der That — für die Kuh (verry awkward indeed — *for the coo!*)

Als Stephenson davon sprach, es werde ihm gelingen die Schwierigkeiten einer so unermeßlichen Masse weichen Grundes wie des Chat Moß zu überwinden, nannte das opponirende Mitglied seine Unwissenheit unbegreiflich. Diesem Gentleman erregte in der That der Gedanke, die irischen Mitglieder könnten mit einer Schnelligkeit von zwölf engl. Meilen in der Stunde zu einer Abstimmung herbeifliegen, die größte Heiterkeit; und Hr. Francis Giles, C. E. (d. h. Civil-Ingenieur), behauptete daß kein Ingenieur der bei Sinnen sey durch das Chat Moß gehen würde wenn er eine Straße von Liverpool nach Manchester machen müsse. Die Wägen würden, sagte Hr. Giles, alle versinken, und man werde gezwungen seyn dieses Moos vollständig bis auf den Grund auszugraben, um eine solide Straße darüber bauen zu können. Andere „Civil-Ingenieure" schilderten Stephenson als einen berufslosen Mann (unprofessional man); einer nannte seine Plane „sehr ausschweifend," und selbst der gelehrte Rath Alderson erklärte Stephensons Project „für den absurdesten Plan auf den je ein menschliches Gehirn verfallen sey." — „Ich behaupte, er hatte nie einen Plan," sagte Hr. Alderson; „ich glaube nicht daß er im Stande ist einen zu entwerfen." Mehr als eine solche Schlacht wie diese hatte Stephenson alleinstehend durchzukämpfen; allein weder Beschimpfungen, noch Sarkasmen, noch Liebkosungen, noch mitleiderregendes Heulen, wie das Sir Isaak Coffins, machten Eindruck auf ihn. Die parlamentarische Zustimmung ward endlich erlangt, sie kostete aber nahezu 30,000 Pf. St., und alle die „Civil-Ingenieure" hießen diese „berufslose Person" gehen, und thun was unmöglich sey. Und — er gieng und that's, wenn auch nicht ohne ungeheure Schwierigkeit; nach jeder Täuschung und jedem bedenklichen Was nun? war aber seine ruhige Bemerkung stets: „wir müssen ausharren." Chat Moß bildet jetzt den allerbesten Theil der Straße zwischen Liverpool und Manchester; sie wurde vollendet mit einem Kostenaufwand von 28,000 Pf. St., während der „Civil-Ingenieur," Hr. Giles, behauptet hatte, die Anlegung einer Straße dahin werde 270,000 Pf. St. kosten. „Er wird nichts darauf zu laufen bekommen," war eine gewöhnliche Bemerkung. — „Gewiß nicht zwölf Meilen in einer Stunde," lautete eine andere Redensart. — „Vollkommen unmöglich!" schrie ein dritter. „Laßt ihn's versuchen! Unmöglich!" ein vierter. — Wie wir aber alle wissen, Georg Stephenson brachte den „Rocket" auf die Bahn, und legte mit ihm dreißig Meilen in der Stunde zurück! Jetzt begannen die größten Skeptiker zu begreifen daß eine Revolution von außerordentlicher Tragweite im Begriff stehe sich Bahn zu brechen, und während einige eine weite Ausdehnung der Civilisation prophezeiten, schauten andere in ihre Bibeln um zu sehen ob nicht hierin das Ende der Welt vorausverkündigt sey, und bereits die ersten Schatten dieser Katastrophe in dem neuen Communicationsmittel sich abspiegelten. Sie hätten sich trösten können, diese Frommen, wenn sie das Buch Jesaiä aufgeschlagen, und darin den Rath gelesen hätten welchen dieser große Prophet besorgten Gemüthern ertheilt, wenn er, auch auf Eisenbahnreisende anwendbar, im Cap. 30, V. 15 sagt: „So ihr stille bliebet, würde euch geholfen: durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark seyn."

Wer von den damals Lebenden hat den Ruhm und den Kummer des Eröffnungstags, 15 September 1830, vergessen? Der Triumph der „berufslosen Person" war vollständig. Er wurde durch das dem Hrn. Huskissen zugestoßene Unglück eher erhöht als vermindert. — „Die Northumbrianische Maschine führte den verwundeten Körper des unglücklichen Gentleman ungefähr fünfzehn englische Meilen weit in fünfundzwanzig Minuten, oder durchschnittlich sechsunddreißig Meilen in einer Stunde. Diese unglaubliche Schnelligkeit brach über die Welt herein mit der ganzen Wirkung einer neuen und unvorhergesehenen Erscheinung." Man beachte nun eine der Folgen hievon: „Die Lords Derby und Sefton, welche durch ihren Widerstand die Eisenbahnlinie von ihren Gütern entfernt gehalten, und Hrn. Stephenson gezwungen hatten die Bahn über den schlechtesten Theil des Chat Moß zu führen, wurden die

Digitized by Google

Schutzherren einer zweiten mit der Stephenson'schen rivalisirenden Linie zwischen Liverpool und Manchester, unter der Bedingung daß dieselbe ihre Güter durchziehe." Hierin lag, obgleich man dieß nicht aussprach, ein Tribut für den Genius dieser „berufslosen Person," der das große Werk seines Lebens vollendet und mit dem größern, alles andere an Bedeutung übertreffenden, der Verknüpfung der Endpunkte der Erde miteinander, den Anfang gemacht hatte. Und doch wurde Jahre lang Hr. Stephenson von den „Civil-Ingenieuren" nicht für würdig geachtet dem Status der Ingenieure anzugehören, weil er nie ein Student gewesen noch eine Lehrlingszeit durchgemacht hatte. Selbst die Ingenieure der Mechanik betrachteten ihn als einen Eindringling, und verhöhnten ihn in ihren Magazinen. Dr. Lardner, welcher die Unmöglichkeit der Beschiffung des atlantischen Meers durch Dampf, gerade in dem Augenblick wo das Problem gelöst war, so befriedigend bewiesen hatte, erklärte: „daß bei dem vorgeschlagenen großen Box Tunnel, auf der Great Western Railway, die Durchfahrt einer Ladung von 100 Tonnen Kohlen 3090 Pf. schädlichen, alles Leben ertödtenden Gases entwickeln werde." Derselbe Gelehrte machte im J. 1824 den Fürsprech des Ballance'schen Planes, Reisende durch eine Röhre hindurch fortzubewegen, die groß genug sey, um, nachdem man die Röhre zuvor von der atmosphärischen Luft entleert, einen Wagenzug aufzunehmen! Und endlich anathematisirte Oberst Sibthorp Hrn. Stephenson, indem er erklärte er wolle lieber einem Straßenräuber begegnen, denn er glaube, ein Straßenräuber sey ein weit achtungswertherer Mann!!

Hr. Robert Stephenson, der würdige Sohn eines würdigen Vaters, soll zwanzigmal das Land zwischen London und Birmingham begangen haben ehe er mit seinen Vermessungsarbeiten zufrieden war. Der ältere Stephenson war mit Recht stolz auf einen solchen Sohn, dessen forschenden Geist er zum erstenmal thätig beschäftigt fand als Robert, damals noch sehr jung, elektrische Funken in die hintern Theile von seines Vaters Pony zu leiten versuchte. Papa nannte ihn einen „muthwilligen Spitzbuben" — allein der Streich war einer nach des Vaters eigenem Herzen.

Von der Zeit der Eröffnung der Liverpool-Manchesterer Eisenbahn an bis zum Jahr 1840, als der ältere Stephenson sich ins Privatleben zurückzuziehen beschloß, gab es nur wenige Eisenbahnunternehmungen in England bei welchen er nicht betheiligt war. Auch in manche auswärtige hatte er sich eingelassen. Bis zum letzterwähnten Jahr hatte er viele heiße Schlachten durchzukämpfen — stets aber verließ er sein Haus bei Chesterfield nur um einen neuen Sieg zu erringen. Manche Städte scheuten keine Kosten um die Eisenbahn von sich fern zu halten, und machten später um so größere Ausgaben um das was sie verschmäht und verachtet an ihre Thore zu bringen. Erst im Jahr 1842, als die Königin die Windsor-Linie benützte, wurden die Antipathien der Vorurtheilsvollsten, mit Ausnahme des Obersten Sibthorp, wirksam beseitigt. Allein vor jenem Jahre ward derjenige welchen man als wahnwitzig gescholten weil er in der Welt so schnell vorwärts gelangen wollte, von berufsmäßigen Männern schon als „langsam" gebrandmarkt, weil er behauptete daß eine Schnelligkeit von mehr als vierzig, oder von vierzig bis fünfzig Meilen in einer Stunde, mit Sicherheit nicht verträglich sey. Er könne, sagte er, eine Maschine bauen welche hundert Meilen in der Stunde zurücklege, allein sie würde praktisch nutzlos seyn. Er war auch ein Vertheidiger ebener Linien und einer engen Spurweite. Er wurde von seinen Zöglingen und Gehülfen geliebt, und kamen je bittere Worte über seinen Mund, so geschah es wenn er Angriffe von Gegnern zu erleiden hatte welche ihre berufliche Bildung für höher achteten als die Art wie er sich seine Kenntnisse und seine Erfahrung erworben, und die er vielleicht besser mit Verachtung als mit Zornausbrüchen bestraft hätte.

Seine Zurückgezogenheit war nur eine zeitweilige, und selbst während derselben beschäftigte er sich mit der Förderung des Kohlentransports mittelst einer Eisenbahn, oder mit andern nützlichen Maßregeln. Dreißig Jahre nachdem er Arbeiter in einer Kohlengrube in Newcastle gewesen, reiste er von dieser Stadt, hinter einer seiner eigenen Locomotiven, in neun Stunden nach London. Liverpool setzte ihm, oder sich selbst, ein Standbild. Gemeinderäthe baten ihn sie mit Annahme des Bürgerrechts der Stadt zu beehren. Auswärtige Könige und Königinnen setzten sich neben ihn, um ihn vertraulich die geologischen Formationen ihrer Länder schildern zu hören, und die englische Regierung, stets bereit das Verdienst anzuerkennen und zu belohnen, bot ihm ein herrliches Patronatsrecht an, das Recht nämlich den Postboten zwischen Chatsworth und Chesterfield zu ernennen, einen Bediensteten der wöchentlich zwölf Shillinge erhalten sollte! Er kümmerte sich um Ehrenbezeugungen nicht. König Leopold machte ihn zum belgischen Ritter, aber der Ritter trug die Insignien seines Ordens nie. Auch in England bot man ihm endlich die Ritterwürde an, er schlug sie jedoch aus. Jemand fragte ihn einmal welches seine „ornamentalen Anfangsbuchstaben" seyen, um sie einer Dedication beifügen zu können. „Ich habe keine Verzierungen an meinem Namen, sagte Hr. Stephenson, weder vorn noch hinten, und ich glaube, es wird eben so gut seyn wenn Sie bloß sagen: „Georg Stephenson."

Sitten und Gebräuche der Javanen.

I.

(Von Dr. Friedmann.)

Man kann sich eine Vorstellung von dem Bildungsgrad und selbst dem Charakter eines Volkes machen, wenn man es bei jenen wichtigen Familienereignissen beobachtet, als welche bei allen Völkern die Geburt eines Kindes, die Verheirathung desselben oder der Verlust eines Familiengliedes durch den Tod betrachtet wird.

Die Javanen halten es für ein großes Glück eine zahlreiche Nachkommenschaft zu haben, wie wir dieß bei fast allen orientalischen Völkern bemerken. Die Frau ist während der Schwangerschaft von allen schweren Arbeiten befreit, und wird mit lobenswer-

Digitized by Google

ther Schonung behandelt. Sobald die javanische Frau die Zeit ihrer Entbindung nahe glaubt, ruft sie ihre Nachbarinnen zusammen, damit sie ihr bei dem bevorstehenden Geburtsacte die gehörige Assistenz verleihen. In den bei weitem meisten Fällen geht die Geburt sehr leicht von statten, und trotz der mangelhaften geburtshülflichen Kenntnisse der Javanen hört man dort weit seltner als in Europa von schweren Geburten, von todtgebornen Kindern, oder von Müttern die im Geburtsacte oder kurz darauf den Tod fanden. Die Ursache hievon mag in klimatischen Verhältnissen, in der leichten Bekleidung der javanischen Frauen und in den so seltenen gemüthlichen Aufregungen derselben liegen. Die Leichtigkeit des Geburtsactes scheint überhaupt ein Vorrecht der Tropenzonen zu seyn. Wir sahen dieselbe bei den verschiedensten Nationen Ost- und Westindiens, und selbst bei solchen welche den Frauen keineswegs jene Schonung und Befreiung von körperlichen Arbeiten während der Schwangerschaft gönnen, wie dieß bei den Javanen der Fall ist. Sobald der Geburtsact vorüber ist, herrscht Freude im Hause. Ist der Vater des Kindes ein Bupati, so werden eilf bis zwölf Kanonenschüsse abgefeuert und der Gamelan zweimal gespielt.

Nach dem Abfallen des Nabelstranges werden vom Vater alle Verwandten zu einem Fest vereinigt. Man liest bei dieser Gelegenheit die Geschichte des Propheten Joseph vor. Während der Lectüre hält eine der bejahrtesten Frauen das Kind auf dem Schooß. Auch wird jetzt durch den Vater dem Kind ein Name gegeben, wobei die Regel befolgt wird daß der erste Buchstabe des Namens mit jenem des Namens des Großvaters oder der Großmutter übereinstimmt. Es bleibt indessen bei den Javanen der höhern Classe der in der Kindheit gegebene Name keineswegs für die ganze Lebenszeit. Vielmehr wird er im Mannesalter und auch später öfter gewechselt, so oft eine Erhöhung des Ranges stattfindet, indem mit den Namen, welche oft eine Reihe hoher Titel in sich schließen, auch der Rang und die Function der Person angezeigt wird.

Einem Mädchen werden am achten Tage nach der Geburt die Ohrläppchen durchbohrt und mit einem Faden durchzogen, damit später die auch bei uns gebräuchliche goldene Ohrenzierde angebracht werden kann.

Am vierzigsten Tage nach der Geburt wird ein Mahl gehalten, das Haupt des Kindes geschoren und dasselbe in einem Flusse gebadet. Hat das Kind den siebenten oder achten Monat erreicht, so begibt sich der Javane mit seinem Kind an einen geweihten Platz, wo Ueberbleibsel berühmter Personen sich befinden die ein hohes Alter erreicht haben. Hier setzt man das Kind zuerst auf die Erde, während es bis dahin beständig getragen wurde. Bei reichen und vornehmen Leuten wird das Kind gewogen gegen Geld und für die Summe abermals eine Mahlzeit gehalten.

Zwischen dem 7ten und 13ten Lebensjahre wird bei Knaben die Beschneidung vorgenommen. Diese Ceremonie, welche ganz den modern-religiösen Charakter trägt, wird ebenfalls als ein großes Familienfest betrachtet. Der Knabe wird im Gesichte mit einer gelben Substanz bestrichen und auf einen Stuhl gesetzt. Die Operation verrichtet ein mohammedanischer Priester. Einige Gebete gehen der feierlichen Handlung voraus. Hierauf wird die Vorhaut in eine aus Bambus verfertigte Klemme gefaßt, so daß der hinwegzunehmende Theil von den Branchen der Klemme umgeben ist. Der Operateur faßt hierauf mit der linken Hand zwischen Zeige- finger und Daumen das hervorragende Stück und schneidet es in einem Zuge mit der Rechten mittelst eines convexen Messers ab. Die Blutung ist wegen der Zusammenkneipung des zurückbleibenden Theiles der Vorhaut nicht bedeutend, auch der Schmerz scheint nicht groß zu seyn, denn ich sah selten den Knaben Schmerzensäußerungen machen. Vielleicht erstickt das religiöse Gefühl, und der Glaube daß etwas großes und heiliges geschehe das Schmerzgefühl des Knaben. Das abträufelnde Blut wird in einem silbernen Schälchen aufgefangen, getrocknet und begraben. Sobald der Act der Beschneidung vorüber und der Patient mittelst Schwamm verbunden und durch einen runden Bambus vor Reibung und Verletzung des wunden Theiles geschützt ist, versammeln sich die Verwandten und Freunde im elterlichen Hause zu einem Mahle, worauf in hochjavanischer Sprache eine Vorlesung historischen oder mythologischen Inhalts gehalten wird.

Eine eigenthümliche und alberne Sitte ist das Abfeilen der Zähne im 14ten bis 16ten Jahre. Die nicht geringe Zierde des Gesichtes, worauf vernünftige Völker großen Werth legen, sowie die zur Zerkleinerung der Speisen so nothwendigen Gebilde entfernt der Javane frevelhaft und thörichterweise. Es werden nämlich alle Schneidezähne sowie auch die Hunds- oder Eckzähne mittelst einer Feile bis zur Wurzel entfernt. Diese Operation geschieht ebenfalls in feierlicher Weise. Während aber das Beschneidungsfest nur seit der Einführung des Islamismus unter den Javanen herrscht, ist das Zahnabfeilen viel ältern Ursprungs, und scheint bis ins graue Alterthum hinauf zu ragen. Der Javane legt großen Werth auf diese Operation, indem er nach derselben als mannbar angesehen wird, und sowohl als Zeuge bei Gericht auftreten als auch Contracte abschließen kann. Ich hatte einst einen hübschen javanischen Jungen als Bedienten, der mich eines Tags um einige Tage Urlaub ersuchte, da seine Zähne jetzt abgefeilt werden müßten. Ich versuchte ihn zu bewegen seine sehr schönen weißen Zähne stehen zu lassen. Doch vergebens. Er schien sich auf diese Operation zu freuen wie ein Fräulein das zum erstenmal auf den Ball geführt wird. Nach einigen Tagen kam er entstellt zurück, denn beim Oeffnen des Mundes zeigten sich die großen Lücken mit dem entzündeten Zahnfleisch, das ihm ein altes Aussehen ertheilte. Was die Erziehung der Kinder betrifft, so lernt der junge Javane das nöthige theils durch die Eltern, theils durch gedungene Lehrer. Den Religionsunterricht ertheilt ihm einer der Priester des Ortes, sowie er die Gebete durch das tägliche Anhören derselben erlernt. Jeder Javane von vornehmer Abkunft erlernt sowohl das Hoch- als Niederjavanische sowie die malayische Sprache, und zwar erstere auch durch die Schrift. Es gibt unter den Javanen keine Elementarlehrer von Profession, sondern wer im Rufe steht Schrift und Literatur der javanischen Sprache wohl zu verstehen, wird von den Reichen und Vornehmen gedungen dem jungen Javanen den nöthigen Unterricht zu ertheilen. Will jemand dem Priesterstande sich widmen, so muß er den Koran in der Ursprache lesen lernen, eine Pilgerreise nach Mekka unternehmen, worauf er die Würde vom Unterpriester (hatji) erhält.

In neuerer Zeit hat die holländische Regierung mehrere Schulen mit europäischen Lehrern auf Java errichtet. Es werden in dieselben die Söhne der vornehmen sowohl wie der ärmern Javanen zugelassen, und in der holländischen, malayischen und javanischen Sprache und Literatur, sowie im Rechnen und andern Schulwissen-

Digitized by Google

ſchaften unterrichtet. Es werden zu dieſem Zwecke eigene Schulbücher in Holland gedruckt und auch unter den Javanen von geringerem Stande vertheilt. Es loben die holländiſchen Lehrer im allgemeinen den Fleiß, die Lernbegierde ſowie das Talent der javaniſchen Zöglinge, die den europäiſchen wenig nachſtehen.

Die Heirathen geſchehen bei den Javanen nicht durch freie Wahl der Gatten, ſondern durch die Eltern. Der Jüngling wird in ſeinem 16ten Jahre für mannbar (balig) gehalten. Mädchen werden im allgemeinen im 14ten Jahre für heirathsfähig gehalten, doch wird der Heirathscontract nicht ſelten ſchon im neunten Lebensjahre des Mädchens ausgefertigt. Bei vaterloſen Mädchen vertritt der älteſte der Familie die Stelle des Vaters, und wenn dieſer an der Ausübung einer ſolchen Function verhindert iſt, vertritt der Panghulu (Prieſter) die Stelle, welche Bevormundung Wali hakim genannt wird.

Nach gegenſeitiger Uebereinkunft der beiden Eltern in Betreff der zu vollziehenden Heirath ſchickt der Vater des Bräutigams einige Piſange der Braut, was als Zeichen der getroffenen Uebereinkunft dienen ſoll. Acht oder zehn Tage vor der Hochzeit, für welche man erſt einen glücklichen Monat und Tag ausrechnet, ſchickt der Vater des Bräutigams einen oder mehrere Karabauen, deren Hörner mit Gold oder Silber verziert ſind, ſowie noch einige Koſtbarkeiten dem Vater der Braut. Drei oder vier Tage vor der Hochzeit werden Süßigkeiten an Verwandte und Freunde geſendet, welche Geſchenke Nondjok genannt werden. Zugleich werden Freunde und Verwandte eingeladen der Hochzeitsfeier beizuwohnen (Andjung-Andjungan). Es wird nun vor den elterlichen Häuſern Abends und Morgens auf dem Gamelan geſpielt, ſowie bei den höhern Ständen auch Kanonenſchüſſe abgefeuert werden. Dieſe, wenige Tage vor der Hochzeit geflogenen Feierlichkeiten nennt man „Gantang." Jeder hiezu Eingeladene bringt kleine Geſchenke den Eltern der Braut und des Bräutigams, die man „Buwu" nennt. Die Trauung ſelbſt geſchieht gewöhnlich im Hauſe des Bräutigams oder ſeiner Eltern, und wird durch den Panghulu vollzogen. Der Vater der Braut gibt nämlich in ſolenner Weiſe dem Prieſter das Vorhaben zur bevorſtehenden Trauung zu erkennen, worauf der Bräutigam ſeiner Braut ein Geſchenk in Gold oder Silber gibt, welches als Ehepfand gleich unſerm Trauringe gilt. Man frägt den Bräutigam nun nochmals ob er die Ehe mit der neben ihm ſtehenden Braut eingehen wolle, worauf er antwortet: „Kula Trima," ich nehme es an. Der Prieſter verrichtet hierauf Gebete, der Gamelan wird geſpielt, und die Trauung iſt vollzogen. Hiemit iſt aber weder das Feſt geendigt, noch iſt es dem jungen Paar gegönnt den läſtigen Ceremonien zu entweichen. Es beginnt jetzt der feierliche Zug nach dem Tempel, wobei der Bräutigam im feſtlichen Kleide (Dodok) erſcheint, das unbedeckte Haupt mit Blumen geziert. Gewöhnlich folgen ihm mehrere bewaffnete Deſſabewohner. Nach dem Tempelgang hält man eine Mahlzeit im Hauſe des Bräutigams, worauf dann wieder ein feſtlicher Zug nach dem Hauſe der Braut ſtattfindet. Dort bleiben Männer und Frauen getrennt die ganze Nacht hindurch in fröhlichem Geſpräche beim Genuß von Süßigkeiten und unter den Metallklängen des Gamelan. Am folgenden Tage huldigt man dem Regenten, indem das Brautpaar mit dem Gefolge nach dem Hauſe deſſelben (Paſeban) zieht, wobei der Bräutigam zur Ehre des Regenten dreimal um das Haus ſammt ſeinem Gefolge in feierlichem Zuge geht, was die Javanen „Bara Kalajang" oder „Bajang Korok" nennen. Der Zug geht hierauf nach der Wohnung des Bräutigams, wo der Abend und die ganze Nacht auf dieſelbe Weiſe wie die vorige im Hauſe der Braut zugebracht wird. Nun wird in dieſer Nacht den Frauen einige Stunden Schlaf gegönnt, wie es in der vorigen bei den Männern der Fall war. Erſt nach Ablauf dieſer Nacht, alſo der dritten nach geſchehener Trauung, vereinigen ſich die jungen Eheleute in ihrer Wohnung.

In der Reſidenz Sidaju erleiden die Trauungsfeierlichkeiten große Modificationen. Es hat die Vereinigung der Junggetrauten nämlich in der dritten Nacht, in Gegenwart zweier Frauen ſtatt. Dieſe läſtigen Zeugen unterſuchen ob die Braut noch unbefleckte Jungfrau iſt. In dieſem Falle wird, ohne daß Schamgefühl die weiblichen Botſchafter zurückhält, mit lauter Stimme der noch anweſenden Geſellſchaft Kunde hievon gegeben, worauf der Glückwunſch der Verſammelten an die Eltern der Braut ſtattfindet. Bei Abweſenheit der jungfräulichen Zeichen ſchickt der Bräutigam den Eltern der Braut ſeinen Kris (Degen), zum Zeichen daß er ſich als geſchieden von ſeiner Braut betrachtet. Doch findet letzteres höchſt ſelten ſtatt. Denn auch bei Abweſenheit der fatalen Zeichen welche die verlorne Unſchuld mit unauslöſchbaren Kennmerken offenbart, ſind die vorausgewonnenen weiblichen Richter ſchonend genug um die junge Frau nicht der öffentlichen Schande bloßzuſtellen.

Einen Tag nach der geſchehenen Vereinigung kommen die weiblichen Verwandten zur jungen Frau, bieten ihr wohlriechende Blumen an, waſchen ſie in wohlriechendem Waſſer, worauf eine kleine, aus jungen Cocosnüſſen und andern Früchten beſtehende Mahlzeit gehalten wird. Zwei Cocosnüſſe gegenüber der jungen Frau in einer Schüſſel ſtehend ziehen beſonders die Aufmerkſamkeit des Beſchauers auf ſich. Es ſind auf denſelben menſchliche Figuren, und zwar auf der einen eine männliche, auf der andern eine weibliche eingeſchnitten. Die erſtere ſtellt vor den Gott Kudu Wining Peti, der in der japaniſchen Götterlehre die Stelle des griechiſchen Adonis vertritt, auf der andern Cocosnuß ſieht man das Bild der Göttin Sekar Tadji, der javaniſchen Venus. Die naive Sitte will hiedurch bezeichnen daß das Kind, deſſen Keim im Schooße der Mutter wahrſcheinlich ſchon begonnen, ſo ſchön als der genannte Gott werden ſollte, im Falle es männlichen Geſchlechtes, oder der Schönheitsgöttin gleichen ſoll, wenn es weiblichen Geſchlechtes wird. Wir ſehen demnach daß trotz des bereits ſeit Jahrhunderten auf Java beſtehenden Islamismus die heidniſche Götterlehre noch immer in den Sitten des Volkes herrſcht. Im dritten Monate der Schwangerſchaft geben die Eltern des Mannes eine Mahlzeit aus Naſi Goreng (gebackenem Reis), wobei wieder in den aufgetragenen Schüſſeln bildlich fromme Wünſche ausgeſprochen werden. Auch im ſiebenten Schwangerſchaftsmonate wird ein ſolches Mahl bereitet.

Unmittelbar nach der Entbindung muß die Frau ſich baden, ſowie ſie vierzig Tage als unrein betrachtet wird und nicht in den Tempel gehen darf.

Nach Ablauf dieſer Zeit geht ſie in den Tempel, nachdem ſie ſich vorher gebadet, verrichtet Gebete und gibt dem Prieſter einige Geſchenke.

Auch während der Menſtruation iſt der Frau der Beſuch des Tempels unterſagt. Nach Ablauf der Menſtruation nimmt ſie ein Bad, und wird wieder als rein betrachtet.

Digitized by Google

Obwohl die Javanen die Frauen mit Schonung und Achtung behandeln, so blickt doch in ihrer Gesetzgebung und ihren Gebräuchen die Uebermacht hervor die der Mann über die Frau ausübt, und letztere wird im ganzen doch als eine, obwohl sehr mild behandelte Sklavin, betrachtet. So steht es dem Mann frei sich von seiner Frau scheiden zu lassen ohne daß er verpflichtet wäre einen namhaften Grund für die beabsichtigte Trennung anzugeben. Nur muß er seinen Willen dreimal öffentlich zu erkennen geben, und es werden ihm nach zweimaliger Veröffentlichung seines Willens noch drei Monate gegönnt, innerhalb welcher Zeit er seinen Entschluß noch ändern kann. Legt daher die javanische Gesetzgebung der Willkür des Mannes keine Fesseln an, so gestattet sie ihm doch eine Bedenkzeit, und verhindert die rasche Ausführung eines vielleicht in der Hitze der Leidenschaft gefaßten Entschlusses. Hingegen ist die Frau, welche von ihrem Mann sich trennen will, verpflichtet wichtige Gründe für die beabsichtigte Scheidung anzugeben, und der Panghulu entscheidet ob die von der Frau angegebenen Scheidungsgründe Berücksichtigung verdienen oder nicht. Als genügende Gründe für eine Scheidung werden betrachtet: männliche Impotenz, absichtliche Vernachlässigung oder Bevorzugung einer andern Frau. In der Regel haben die reichern und vornehmen Javanen nicht mehr als vier Frauen, doch ist ihnen ausnahmsweise gestattet auch eine fünfte und sechste Frau zu nehmen, in welchem Fall eine der ältern Frauen pro forma das Haus verläßt, aber bald darauf wiederkehrt. Der Javane der niedern Volksclasse benügt sich mit einer Frau, mit welcher er in der Regel in Einigkeit und geräuschlos seine Tage verlebt.

Wenn ein Mann sich von der Heimath entfernt ohne für den Unterhalt der Frau oder der Frauen zu sorgen, hat der Panghulu die Verpflichtung solche Frauen von der Ehe zu entbinden. Ebenso kann eine Frau nach vierjähriger Abwesenheit ihres Mannes sich mit einem andern Mann verbinden.

Die Kranken werden in der Regel sorgfältig durch die Verwandten verpflegt. Es reichen die gewöhnlich weiblichen Aerzte, Tukun, die nöthigen Medicamente unentgeltlich. Wenn der Kranke in einem bewußtlosen Zustand ist, so erheben alle Umstehenden laute Gebete, damit der Sterbende nur Worte religiösen Inhalts höre, wodurch sein Heil in der künftigen Welt besonders gefördert werden soll. Bisweilen werden auch Priester gerufen, welche ein Capitel aus dem Koran ablesen, was die Javanen Djassin nennen. Sobald der Kranke gestorben ist, wird das Gesicht mit Tüchern bedeckt, damit die Verwandten die starren und entstellten Züge des Leichnams nicht erblicken. Es werden hierauf einige Priester herbeigeholt, welche dem Verstorbenen die letzte Ehre bei dem Begräbniß erweisen. Der Leichnam wird einigemal gewaschen, in Linnen eingewickelt, das Haupt gegen Westen, dem Lande des Propheten, gerichtet, und etwa 24 Stunden nach dem Tode begraben. Bei der Begräbniß verrichten die Priester noch Gebete, wobei sie westlich vom Leichnam stehen wenn dieser ein männlicher ist, und östlich von demselben wenn er ein weiblicher ist, da im letztern Fall der Priester dem Leichnam nicht ins Gesicht sehen soll. Außer dem Linnen, in welches die Leiche gewickelt wird, werden auch noch Bretter aus Djati-Holz (Tectona grandis) in der Form eines Sarges zusammengelegt, worin der Leichnam ruht. In Ermanglung des Djati-Holzes kann auch Bambus genommen werden.

Die Begräbnißplätze werden von den Javanen sehr reinlich gehalten und dienen als Wallfahrtsorte, wohin sich der Javane begibt um den Segen des Himmels bei irgend einer Unternehmung, besonders beim Beginn eines Krieges, zu erflehen. Die Gräber der Väter ehren die Javanen ungemein, und nichts ist eher im Stande ihren Unwillen und Haß rege zu machen als die freventliche und muthwillige Verletzung solcher Gräber. Eine solche Verletzung und Schändung von Gräbern war es auch welche die Veranlassung zu dem blutigen, fünfjährigen Krieg gab (1825—1830), wobei die niederländische Regierung große Gefahr lief ihre Herrschaft auf Java für immer zu verlieren.

Grüfte werden nur von reichern und vornehmern Personen errichtet. Der gemeine Javane merkt sich den Ort wo die Gebeine seiner Voreltern und Verwandten ruhen. Es legen die Javanen auch großes Gewicht darauf neben ihren Eltern und Voreltern begraben zu werden.

Aus all diesen bei der Geburt eines Kindes, bei Verheirathungen und Todesfällen üblichen Gebräuchen geht hervor:

1) daß die Cultur der Javanen eine uralte seyn muß, denn es gehören wohl Jahrtausende dazu um solche complicirte und bildliche Gebräuche bis in die niedersten Volksclassen bloß durch allmähliche Angewöhnung einzubürgern.

2) Daß die javanische Cultur den Charakter der orientalischen überhaupt trägt. Das große Gewicht welches sie auf zahlreiche Nachkommenschaft legen, die Polygamie, das Verlangen bei den Ueberresten der Voreltern begraben zu werden, spricht dafür.

3) Das religiöse Princip tritt überall in den Vordergrund. Der Orientale ist im Innersten seiner Seele religiös. Das Gefühl eigener Ohnmacht und die Nothwendigkeit eines die Welt beherrschenden Wesens ist tief in sein Gemüth und seine Denkweise eingeprägt, und nicht leicht findet sich unter ihnen ein Atheist.

4) Der Islamismus, einst durch Gewalt unter den Brahminen Java's eingeführt, hat sich zwar festgewurzelt und umfaßt das Familienleben bis in seine Einzelheiten, dennoch aber sieht man die alte Götterlehre hie und da auftauchen, was auch nicht anders möglich ist. Wie kann ein Volk, das nicht bloß aus Reflexion religiös ist, sondern dem die Religion in allen Richtungen des Geistes eingewoben ist, selbst nach Jahrhunderten dasjenige gänzlich verbannen was es einst so lange Zeit hindurch sorgsam gepflegt und in sich aufgenommen hat!

Vom alten Heidenglauben mag vielleicht auch die Verehrung mancher Bäume bei den Javanen sich datiren. Vor dem Hause des Regenten (Dalem) wird ein großer, für Versammlungen und für Urtheilsfällungen bestimmter Platz, Aloon Aloon, angelegt, in dessen Mitte der schöne, großblättrige Baum, Kuroatu (?) gepflanzt wird. Es darf ein solcher Platz mit dem genannten Baum nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß des Susuhunan (Kaisers) angelegt werden. Beim Einsetzen eines solchen Baumes wird darauf gesehen daß er vier Zweige hat, die nach den vier Weltgegenden gerichtet werden. Es deutet dieser Gebrauch die ausgebreitete, weithin sich erstreckende Macht des Regenten an. Stirbt ein solcher Baum ab, oder verdorren einige seiner Zweige, so betrachten der Regent und die Unterthanen solches als ein böses Zeichen für die Zukunft, und Gebete und Fasten werden angestellt um das drohende Verhängniß zu begütigen.

Digitized by Google

Noch iſt der Waringibaum (Ficus religiosa) in großen Ehren bei den Javanen. Doch ſcheint die Zuneigung zu dieſem Baum weniger aus religiöſen Gründen zu entſpringen, als vielmehr der kühle Schatten und der Schutz gegen die heißen Sonnenſtrahlen, den dieſes herrliche Gewächs gewährt, ihm die Vorliebe des Javanen gewonnen zu haben. Vor der Verbreitung der Holländer auf Java wurde der Waringibaum auf Befehl des Bupati auf allen Bazars gepflanzt, eben ſo an dem Strand, den Straßenrändern, wo man ihn noch häufig findet, ſo wie an den Rändern des Aloon-Aloon, und rings um die Wohnung des Regenten. Der Verkäufer auf dem Bazar ſtellt ſich in den Schatten des Baumes, um ſeine Früchte zu verkaufen, dem Wanderer bietet er ebenfalls eine dunkle, kühle Allee. Die Javanen haben mehrere zuſammengeſetzte Namen für dieſen Baum. Er wird, wenn er in Städten oder in der Nähe derſelben ſteht, Waringin-Sinkſami, d. i. Luſt zur Vereinigung genannt, da ſich die Leute gern unter dem großen Blätterdache verſammeln. Am Strande heißt derſelbe Baum Wandiro, und diente ehemals als Zeichen daß hier der Zoll bezahlt werden mußte. Endlich heißt er auf offenem Wege Waringin Siri Mengantan, d. i. der Baum des angenehmen Wartens, wo ſich's nämlich gut ausruhen läßt. Wir ſehen hier einen Wortreichthum der javaniſchen Sprache, der ſich nicht leicht in einer andern wiederholt. Für einen und denſelben Gegenſtand haben ſie verſchiedene Namen, je nach dem Standorte wo er ſich befindet, und zwar ſind dieſe verſchiedenen Benennungen nicht etwa durch eine Sprachverſchiedenheit der Strandbewohner mit den Bewohnern der Binnenländer entſtanden, ſondern jeder Javane nennt denſelben Baum anders wenn er am Strande ſteht, anders wenn er den Bazar ſchmückt, und wieder anders wenn er die Landſtraße begränzt. [1]

Die vornehmen Javanen wohnen am liebſten in der Nähe des Aloon-Aloon, welcher gleichſam das Centrum des Deſſa bildet. Der Mißigit oder Tempel befindet ſich in der Regel weſtlich vom Aloon-Aloon mit der Vorderſeite nach Weſten; der Dalem oder das Haus des Bupati iſt ſüdlich oder nördlich davon. Unter den Fruchtbäumen, welche der Javane in der Nähe ſeines Hauſes anpflanzt, ſpielt der Piſang (Musa paradisiaca) die größte Rolle. Aber nicht alle Piſangſorten haben aus einem religiöſen Geſichtspunkte denſelben Werth beim Javanen. Es gibt nämlich auf Java ungefähr eben ſo viel Piſangarten als bei uns Aepfel- und Birnenſorten gefunden werden. Viele derſelben hält der Javane für glückbringend, und pflanzt ſie daher gern in der Nähe ſeines Hauſes, während er andere Sorten als unheilbringend betrachtet, und ſie wenn auch den Genuß derſelben nicht verſchmähend, doch fern von ſeinem Hauſe hält. Unter den Piſangſorten der letztern Art ſind: der Piſang Uſuk (die Verbannung), der Piſang Bajok (die Erniedrigung), der Piſang Maas (die Leiche). Hingegen umgibt er ſein Haus gern mit dem Piſang Radja (der König), Piſang Klato (der Anhang), Piſang Pulat (die Freundſchaft) und Piſang Sabetan (der Reichthum).

Wenn der Javane aus der niedrigen Volksclaſſe vom Fieber oder einer andern Krankheit befallen wird, deren Entſtehung häufig durch die Nähe von Sümpfen, von Begräbnißplätzen und andern Orten herrührt, welche faulende organiſche Stoffe beherbergen, ſo denkt er ſo wenig als die ungebildete Volksclaſſe in europäiſchen Ländern an natürliche Urſachen welche nachtheilig auf den Körper und deſſen Lebensproceß wirken, ſondern er ſchreibt die Hervorrufung der Krankheit dem böſen Geiſte (Setan, Djin) zu. Es werden daher Feuer angezündet, und der Geiſt durch Anrufung zu bewegen geſucht die erkrankte Perſon wieder frei zu geben. Gelingt dieſes, ſo wird die gegenwärtige Wohnung mit beſonderm Vorzug beibehalten; verſchlimmert ſich aber die Krankheit, ſo ſucht der Javane ſich an einem andern Ort niederzulaſſen. Es hat dieſe, obgleich in ein albernes Gewand geſteckte, Gewohnheit doch das gute daß ungeſunde Plätze in der Regel vermieden, und hochgelegene, luftige Wohnungen eingenommen werden.

Der Setan ſpielt auch bei andern Gelegenheiten eine bedeutende Rolle. Obgleich er eigentlich die Urſache alles Uebels iſt, ſo läßt er ſich doch häufig erbitten eine Perſon die er körperlich oder moraliſch krank gemacht hat wieder frei zu laſſen, in welchem Falle die Krankheit oder die Sünde weicht. Der Javane der niedrigen Volksclaſſe betrachtet alle phyſiſchen und moraliſchen Uebel als vom Teufel ausgehend, und die Vertreibung dieſes abſcheulichen Geiſtes, oder wenigſtens ſeine Ueberſiedlung in ein anderes Geſchöpf, als die phyſiſche und moraliſche Heilung. Die mohammedaniſchen Prieſter hingegen widerſetzen ſich dieſem abergläubiſchen Treiben, beſonders der Anbetung des böſen Geiſtes oder ſeiner Anrufung, indem ſie lehren daß nur das höchſte gütige Weſen anzurufen ſey, und ſeine Macht ſich über alles erſtrecke, ſo daß ohne ſeinen Willen auch kein übler Zufall ſich ereignen könne.

Der Glaube an den böſen Geiſt und die Möglichkeit ihn zu beſchwichtigen und zu überreden, hat indeſſen bei dem gemeinen Javanen auch gute Folgen, indem er manche Sünden, wenn er glaubt daß der Geiſt, in deſſen Bunde er das Ueble ausgeführt, wieder Reue bekommen hat, das Begangene wieder gut zu machen ſucht. Wenn jemanden etwas geſtohlen wird, ſo begibt ſich der ſeines Eigenthums Beraubte nach dem Platz wo der Diebſtahl geſchah, hält dort Anſprachen an den Satan, damit er den Miſſethäter nicht länger verleiten, ſondern ihn zum Guten zurückführen möge. Bei dieſer Anrufung ſtreut er zerhackte rothe Zwiebeln auf den Platz, welches Manöver einen ganz gewaltigen Eindruck auf den Setan machen ſoll. Iſt dieß letztere auch problematiſch, ſo unterliegt es keinem Zweifel daß der Thäter ſehr häufig, wenn er die zerhackten Zwiebeln auf dem Platze des Vergehens liegen ſieht, von Furcht überfallen wird, und dem Eigenthümer auf irgend eine Weiſe das Geſtohlene zurückerſtattet. Die Anrufung des Setans und das Umherſtreuen der Zwiebeln nennen die Javanen „Sembor.“ Zur Abwehr von Dieben wird auch häufig der Schädel eines Tigers oder Krokodils vor dem Eingang des Hauſes in den Grund gegraben. Dieſelbe Eigenſchaft Diebe abzuwehren, ſoll auch die krankhafte Kokosnuß, genannt „Klapa Balak,“ haben, welche ſie an den Pfoſten der Thüren aufhängen.

Das Haus des Javanen beſteht in der Regel ganz aus Bambus, und iſt mit den Wedeln der Arengpalme, des Kokos oder des Pinang gedeckt. Die Eckbalken, ſowie die Pfoſten der Thüren und das Hauptgerüſte, beſtehen aus ganzen Bambusſtämmen von einem Durchmeſſer von ½ bis 1 Fuß. Solange dieſe Balken in ihrer Integrität erhalten werden, beſitzen ſie eine ausnehmende Stärke,

[1] Im wilden Zuſtande heißt der Waringibaum bei den Javanen Gardo.

Digitized by Goog

und widerstehen, obwohl sie hohl sind, den heftigsten Stürmen und einem bedeutenden Druck. Die gespaltenen Stämme aber verlieren an Widerstandskraft nicht nur im Verhältniß ihres verminderten Volumens, sondern sind schwächer als unsere Tannen- und Föhrenstäbe von gleicher Dicke. Die Wände des javanischen Hauses bestehen aus gespaltenen, und nach Art der Strohmatten geflochtenen Bambusstäben. Das Innere des Hauses besteht aus zwei bis vier Räumen, welche ebenfalls durch Bambuswände oder selbst nur durch die tapetenartige Wand der Pandanusgeflechte von einander geschieden sind. Das Lager des Javanen besteht aus einer Matte und einem Kopfpolster. Bettstellen (malayisch Tambat tidor) haben nur die Reichern. Eben so einfach ist die Möblirung. Stühle scheinen die Javanen erst seit ihrem Verkehr mit europäischen Völkern zu kennen. In der Regel setzt sich der Javane auf den Boden mit in einem rechten Winkel gebogenen Unterschenkeln, so daß die Sohlen sich berühren. Der Reis, ihre Hauptnahrung, wird in einem Bambus von großem Durchmesser gekocht. Man sollte freilich glauben daß der Bambus über dem Feuer hängend verbrennen müsse; aber durch Befeuchtung von außen sowie durch das von innen ausickernde Wasser wird die hölzerne Hülle insofern erhalten daß sie durch das Feuer zwar geschwärzt, aber nur in geringer Dicke verkohlt wird. Als Löffel, nämlich zum Schöpflöffel, da der Javane sich beim Essen der Finger bedient, wird der an einen Stiel befestigte Holztheil der Kokosnuß gebraucht.

Die Lebensweise des Javanen zeichnet sich durch Einfachheit, Nüchternheit und Mäßigkeit aus. Er erhebt sich mit Sonnenaufgang, d. h. zwischen 5 und 6 Uhr Morgens, vom Lager, und badet sich sogleich im nächsten Bach, oder schüttet wenigstens mehrere Eimer Wasser über seinen Körper, was zwei bis dreimal täglich geschieht. Das Frühstück wird von einem der nahegelegenen Warong (Verkaufshaus) gekauft, und besteht aus etwas Reis, Früchten und Backwerk. Der Mann geht hierauf ins Feld oder an seine sonstige Arbeit, und die Frau begibt sich in Gesellschaft ihrer Nachbarinnen schwatzend und wichtigthuend, von den großen Begebenheiten ihres Dorfes sprechend, nach dem Bazar. Dort ist die Börse der javanischen Frauen. Die Einkäufe sind zwar nicht sehr bedeutend, und überschreiten in der Regel die Summe von einigen Kupferdeuten nicht, desto größer aber ist der Lärm den Käufer und Verkäufer machen, besonders weil die chronique scandaleuse gern auf dem Markte aufgetischt wird. Es ist eine merkwürdige Erscheinung daß die charakteristischen Eigenschaften des menschlichen Gemüthes, und besonders die Verschiedenheit und Eigenthümlichkeit des männlichen und weiblichen Charakters überall und in allen Ständen und Verhältnissen hervortreten. Das Böswerden und Räsonniren ist dem javanischen Weibe eben so gut als dem europäischen eigen, doch beweist sich das Weib, und besonders das javanische, so ziemlich innerhalb der Gränzen harmloser Neugierde und unschädlicher Geschwätzigkeit. Unter den männlichen weiblichen Figuren des Bazars sieht man nicht selten interessante Erscheinungen. Der üppige Bau des wenig bedeckten Körpers, die lebhaften dunkeln Augen, und das schwarze, freilich nach ranzigem Kokosnußöl riechende Haupthaar der jungen Frauen vermögen wohl auch den Blick des Europäers zu fesseln. Die Kinder werden Vormittags häufig zu einem Priester geschickt um Unterricht zu erhalten (Rumujo guru). Um 11 Uhr ungefähr wird die Mittagmahlzeit, welche zu Hause von der Frau bereitet wird, genossen. Sie besteht aus Reis, Fischen und getrocknetem Karobaufleische (Ting-Ting). Nach der Mittagsmahlzeit legt sich der Javane auf seine Matte, um während der heißen Mittagsstunden zu ruhen, worauf wieder für Männer und Frauen die Arbeit auf dem Felde und im Hause beginnt. Nach Sonnenuntergang wird jegliche Arbeit eingestellt, die geselligen Freuden, das Spiel beginnt, und auf größern Plätzen bringen viele Javanen bis Mitternacht in den Warongs zu.

Die Religionsvorschriften ändern im ganzen wenig in der Lebensweise des Javanen, die er schon seit uralten Zeiten zu beobachten scheint. Die vorzüglichsten, doch keineswegs allgemein nachgekommenen Religionsvorschriften, welche die tägliche Lebensweise modificiren, sind die folgenden:

1) Das Abendgebet, Sahadat, welches eigentlich im Tempel verrichtet werden soll, in der Regel aber im Hause geschieht.

2) Der Sembejang, ein zu bestimmter Tagesstunde, gewöhnlich um 2 Uhr stattfindender Gottesdienst. Nach dem mohammedanischen Gesetz soll man sich vor dem Eintritt in den Tempel baden, was auch häufig von den Javanen befolgt wird. Man zieht hierauf reinliche, aus Pflanzenstoffen verfertigte Kleider an, da Wolle, Seide, Leder als unrein betrachtet wird, und begibt sich in den Tempel. Am Eingang desselben ist ein Becken mit Wasser angebracht, womit der Eintretende Hände und Gesicht sich anfeuchtet. Im Tempel selbst stehen alle Betenden mit dem Gesicht nach Westen, der Vorbeter (Imam) trägt Gebete in arabischer Sprache vor, welche die Gemeinde, obwohl dieser Sprache gänzlich unkundig, mechanisch nachbetet. Jedes Bild und Schnitzwerk, das den gemeinen Mann, wie wir täglich sehen, zum wahren Götzendienst verleitet, bleibt von den mohammedanischen Tempeln entfernt, so daß der Gedanke des Betenden nur an den Unsichtbaren gerichtet ist, und jede sinnliche Vorstellung des höchsten Wesens zu vermeiden gesucht wird. Der Iman verrichtet die Gebete nicht ohne Würde und Anstand. Seine Kleidung besteht in einem weißen Ueberrock, Kubai tjuba, einem Kopftuch, sorbor, das turbanartig herumgewickelt ist, und einem Tuche um den Hals, sub.

3) Die Puasas oder Fasten bestehen in der Enthaltung von Speise und Trank von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Die Fasten beginnen am ersten des Monats Puasa. Da aber der Anfang des Monats erst dann zählt wenn der Neumond gesehen wurde, so kann es geschehen daß man in manchen Gegenden den Monat später zu zählen anfängt als in andern Gegenden. Reisende, Wochnerinnen und säugende Mütter, so wie Kranke, sind von der Beobachtung der Fasten befreit. Im ganzen haben die Mohammedaner 36 Fasttage des Jahres, welche auf verschiedene Monate außer dem ausschließlichen Fastenmonat vertheilt sind. Sie glauben nämlich daß man an jedem zehnten Tage sich der Speisen enthalten müsse, so daß von den 362 Tagen des mohammedanischen Jahres 36 zu Fastentagen bestimmt sind. Sonnen- und Mondesfinsternisse halten die Javanen als Vorzeichen glücklicher oder unglücklicher Ereignisse, je nach der Zeit in welcher diese Naturerscheinungen stattfinden. Dieselbe Bewandtniß hat es mit den Erdbeben.

Digitized by Google

Baumwollcultur in Indien.

Das Interesse, sagt ein Correspondent des „Economist," welches Sie an allem was den Handel betrifft, besonders aber eben jetzt an dem wahrscheinlichen Mangel des für unsere Manufacturen erforderlichen Baumwollenvorraths nehmen, veranlaßt mich Ihnen eine kleine Flugschrift nebst Karte zu übersenden, welche ich im Jahr 1840 herausgab, und von der mehr als tausend Abdrücke unter die Manufacturisten in Lancashire zur unentgeltlichen Vertheilung abgegeben worden sind. Der Zweck dieser Flugschrift war: den Stand der Baumwollen-Production in Indien sowohl bezüglich des Wachsthums der einheimischen Pflanze als des Erfolgs zu zeigen, welchen die in verschiedenen Theilen errichteten und von der Regierung mit großem Kostenaufwand zur Herbeiziehung europäischen Capitals und Unternehmungsgeistes unterhaltenen Versuchsmaiereien erzielt hatten. Die der Karte angehängte Tafel und die Colorirung ihrer einzelnen Theile gewährt zunächst einen allgemeinen Ueberblick über die Bodenfläche auf welcher die einheimische Pflanze mit Erfolg angebaut worden, und über die verschiedenen Oertlichkeit auf denen die Varietäten fremder Baumwollen gedeihliches Fortkommen gefunden haben. Durch diese Experimente haben sich folgende Thatsachen herausgestellt: 1) daß die einheimische Pflanze nur auf dem aus Trümmern des Trappgesteins bestehenden Boden gedeiht, der einen Flächenraum von etwa 200,000 (engl.) Geviertmeilen umfaßt; 2) daß die exotischen Baumwollen auf diesem Boden nicht fortkommen, sondern daß sie einen aus den Trümmern der primären und secundären Formationen bestehenden Boden lieben. Man fand auch daß die Baumwollen aus Aegypten und Sea Island auf den Kieselablagerungen in der Nähe der Meeresküste gedeihen, und daß die Bourbon-Baumwolle, vorausgesetzt die Sea-Island-Baumwolle akklimatisire sich innerhalb der Wendekreise in Asien, auf demselben Boden wie die erstere gut gedeiht, vorzugsweise aber in nicht gar großen Entfernungen von der Küste. Eine andere Thatsache scheint sich ferner durch diese Experimente ergeben zu haben, die nämlich daß jede Baumwolle eine um so reichlichere Ernte gewährt, je näher dem Wendekreis sie gewachsen ist, und daß der Ertrag an Menge abnimmt, je näher sie dem Aequator kommt. Diese Thatsachen sind von so ungemein großer Wichtigkeit, daß diejenigen welche sich mit dem indischen Baumwollenhandel zu beschäftigen geneigt seyn möchten, sie nicht außer Acht lassen sollten. Die vor dem Parlamentsausschuß, dessen Vorsitzender Hr. Bright war, vor einigen Jahren abgegebenen Aussagen stellten noch eine weitere wichtige Thatsache fest, welche keine gehörige Aufmerksamkeit bei denjenigen gefunden hat die nicht zu glauben schienen daß Indien im Stande sey diesen Artikel, in der erforderlichen Qualität und in dem für England benöthigten Umfang, zu lohnenden Preisen zu liefern — es ist die: daß der Vorsitzende der Handelskammer in seinem Gutachten erklärte, er habe sich einige Ballen in Dharwar gewachsener exotischer Baumwolle kommen lassen, welche ihm beim Verkauf in Liverpool einen Gewinn von 100 Proc. abwarfen. Ein anderes Gutachten that dar daß 500 Ballen zu Tinnivelly, auf der Regierungsmaierei, gewachsener exotischer Baumwolle, bei ihrer Landung in Liverpool in demselben Jahr, eine um 90 Proc. höhere Einnahme gewährten als die ursprünglichen Kosten betragen hatten. Zur Zeit des Erscheinens der genannten Flugschrift bestanden viele Hindernisse für einen gewinnreichen Handel mit in Indien erzeugter exotischer Baumwolle; sie sind indeß allmählich beseitigt worden. Sie bestanden zunächst in der Unsicherheit des Grundbesitzthums in Folge der schwankenden Grundsteuer in vielen Theilen Indiens, dann in dem gänzlichen Mangel an fahrbaren Straßen. Die Einführung einer festen Steuer in den nordwestlichen Provinzen Indiens, die ganz nahe an zwei schiffbaren Flüssen — der Dschumna und dem Ganges — liegen, so wie der Bau tüchtiger Straßen in diesem Theil Indiens, bieten dem Erfolg eines Unternehmens zur Anpflanzung der Upland- und New-Orleans-Baumwolle kein anderes Hinderniß mehr als die große Entfernung vom Hafen von Calcutta. Nach einem andern Plan eingerichtet, im ganzen aber vortheilhafter für diejenigen welche sich an Ort und Stelle mit dem Baumwollenhandel abgeben wollen, sind die Steuerverhältnisse im Dekkan, zu welcher Provinz Dharwar gehört, wo Tausende von zur Anpflanzung der New-Orleans-Baumwolle geeigneten Morgen Landes direct von der Regierung auf einen Zeitraum von zwanzig Jahren, zu einer sehr niedern Steuer, erlangt werden können. Auch in den südlichen Theilen der Provinzen von Madras, wo die Bourbon-Baumwolle so erfolgreich angepflanzt wurde, läßt sich, ebenfalls unmittelbar von der Regierung, ziemlich viel Land zu ähnlichem Zweck erhalten.

Mehrere Hundert Egrenirmaschinen mit Sägblättern, welche zur Reinigung der Baumwolle von Samen und trockenem Laub sehr geeignet befunden wurden, sind von der Regierung abgeschickt worden und vielfach in Gebrauch gekommen, so daß, wenn die Nothwendigkeit die Baumwollhändler in Lancashire veranlassen sollte sich nach einem neuen Baumwollenfeld umzusehen, sie dieses in Indien finden können. Wenn die Manufacturisten indeß erwarten die Regierung werde sie mit reiner Baumwolle versorgen, falls zeitweiliger Mangel daran auf dem amerikanischen Markt einträte, so werden sie sich getäuscht finden, und es wäre höchst unvernünftig eine solche Zumuthung auch nur an eine Regierung stellen zu wollen. Wenn es den Baumwollspinnern von Lancashire je ernst damit ist sich einen sichern Markt zur Erlangung ihres Rohmaterials zu verschaffen, so werden sie Privatgesellschaften bilden, wie die für die Cultur des Indigo's, und dann an Ort und Stelle bald lernen auf welche Art und Weise sie sich ihren Artikel am wohlfeilsten zu beschaffen vermögen. Der Erfolg des Indigo-Unternehmens ist der Art gewesen, daß, Dank hauptsächlich der Wohlfeilheit der Arbeit, der Artikel erklecklichen Gewinn abwirft. Im Laufe des gegenwärtigen halben Jahrhunderts hat die westliche Welt, mit Einschluß der spanischen und portugiesischen Colonien, der westindischen Inseln und der südlichen Theile der Vereinigten Staaten, den europäischen Fabricanten diese werthvolle Farbe geliefert. Die schwere Abgabe von 20 Pfd. St. per Centner, oder 3 Sh. 7 Pence per Pfund, führte das Aufgeben dieses Culturzweigs in Westindien herbei, und eine später von der Regierung für die Einfuhr bewilligte Prämie, veranlaßte eine Reaction welche zur ausgedehnten Indigo-Cultur in den Staaten Georgia und Südcarolina führte. Dieses Unternehmen war so erfolgreich, daß Franzosen und Spanier mit ihren Erzeugnissen in der neuen Welt vom Markt vertrieben wurden. Endlich nahm ein englisches Unternehmen die Sache in Indien auf, die Wohlfeilheit der Arbeit im Osten sicherte dem indischen Indigo fast einen ausschließlichen Markt, und machte dessen Anbau in den

Digitized by Google

Vereinigten Staaten von Nordamerika bald gewinnlos, so daß die durchschnittliche Einfuhr des indischen Indigo's sich auf etwa 7,500,000 Pfd. beläuft, mit Einschluß ungefähr einer Million, mehr oder weniger, aus Java. Mexico und die Häfen Südamerika's führen kaum mehr als 200,000 Pfd. aus.

Der größere Theil des indischen Indigo's wird in der Präsidentschaft Bengal gebaut, wo, nachdem die Grundsteuer schon vor mehr als sechzig Jahren ständig geregelt, und der Transport durch die Wasserfahrt nach Calcutta sehr erleichtert worden ist, das Unternehmen einen besonders günstigen Erfolg gehabt hat. Was speciell die Indigo-Cultur betrifft, so hat man kleine Landankäufe, und darauf Factoreien, bestehend aus einem Hause für den europäischen Oberaufseher und einen Gehülfen, sowie aus Manufacturgebäuden, errichtet. Zur Gewinnung der Pflanze schlug man verschiedene Wege ein. In einigen Fällen wird ein ganzes Dorf von dem Zemindar, oder dem amtlichen Grundsteuereinnehmer, auf eine Reihe von Jahren verpachtet. Von dem so erlangten Lande wird dann die für den Indigobau erforderliche Grundfläche ausgeschieden, und der Rest bleibt in den Händen der eingebornen Bauern. Da die Indigosaat das Land für den Getreidebau nicht untauglich macht, es aber für die Indigo-Cultur selbst in drei oder vier Jahren erschöpft, so vertauschen die Dorfbewohner ihre Felder gern mit denen der Indigopflanzer. Die Pflanzer finden es höchst vortheilhaft vertragsmäßig anzubauen. Das heißt, sie sorgen für die Saat, und kaufen dann die Pflanze um einen festgesetzten Preis von dem Pächter, oder sie werden für ihre Arbeit für so und so viel per Morgen Landes bezahlt.

Trotz der von dem Marquis von Cornwallis im Jahr 1793 getroffenen Einrichtung sind die Rechte der ehemaligen Eigenthümer der Dorfländereien, so weit diese damals in Besitz genommen waren, geachtet worden. Wüstgelegene Ländereien welche seitdem auf Kosten der Zemindare angebaut wurden, sind in allodialem Besitz derselben, und können von Europäern oder andern nicht zu den Dorfgemeinden Gehörenden gekauft oder gepachtet werden. Nachdem der Weg zur Besitzergreifung von Grundeigenthum durch Europäer unter der indischen Regierung angebahnt worden, wollen wir nun sehen aus welcher Ursache die exotischen Baumwollen nicht in größerm Maßstab angebaut werden, und warum die aus Indien kommende Baumwolle in so unreinem Zustand eintrifft, daß sie an ihrem Preise verliert. Zuvörderst haben wir in Betracht zu ziehen daß nach dem letzten Census von 1856 eine Bevölkerung von 180,000,000 Menschen vorhanden ist, welche in Baumwolle gekleidet seyn will; daß jedes Paar, Mann und Weib, das die gewöhnliche Landeskleidung trägt, jährlich mindestens eines 5 Pfund Baumwolle wiegenden Anzugs bedarf. Für alle zusammen wären daher 450,000,000 Pfund allein für die Kleidung erforderlich. Wir können hievon vielleicht ein Drittheil für Kinder und Taglöhner abziehen, so daß uns doch noch 300,000,000 Pfund bleiben.

Rechnet man hiezu die Baumwollenmasse welche zu all denjenigen Zwecken gebraucht wird zu welchen man in Europa, Hanf, Flachs und Wolle verwendet, so können wir den heimischen Bedarf auf nicht viel weniger als 750,000,000 Pfund anschlagen. Diese ganze Masse Baumwolle nun läßt sich aufarbeiten durch ein sehr unvollkommenes Reinigungsverfahren, und zwar erstens durch die Hand-Engrenirmaschine mit Walzen, welche den Samen zur Seite wirft, und dann durch den Bogen, welcher alle übrigen Unreinigkeiten entfernt. In diesem Zustand aber ist diese Baumwolle für den englischen Manufacturisten untauglich; daher ihr niedriger Preis. Bevor die Eingebornen für ihre Baumwolle, wenn sie gereinigt und ein gewisser Begehr darnach vorhanden ist, nicht einen beträchtlich höhern Preis erzielen können, dürfen wir nicht erwarten die einheimische Baumwolle in dem Zustande zu bekommen wie wir sie brauchen. Was die exotischen Baumwollen betrifft, so ist, abgesehen von der Schwierigkeit die Ackerbauer in der ganzen Welt zu veranlassen neue Producte zu bauen, noch kein genügender Grund vorhanden gewesen der die Eingebornen zum Anbau fremder Baumwollen bewogen hätte: erstens weil der Ertrag nicht größer ist als der der einheimischen Baumwollen auf demselben Stück Land; zweitens weil die Bedürfnisse des Volks keinen längern Stapel erheischen als denjenigen welchen sie bereits haben, und endlich weil sie keinen sichern Absatzmarkt besitzen. Wenn einmal die beim Baumwollhandel Betheiligten in Indien Baumwollkaufleute oder selbst Baumwollpflanzer werden, unter denselben Bedingungen wie die Indigopflanzer, so werden wir sehen daß Indien die durch Sklavenarbeit erzeugte Baumwolle der südlichen Vereinsstaaten eben so wirksam vom Markte verdrängt, wie die Indigopflanzer ihren Handelszweig dem übrigen Theil der Welt entrissen haben. Gegen die Wohlfeilheit der Arbeit in Indien, verbunden mit dem Unternehmungsgeist, der Geschicklichkeit und dem Capital der Europäer, läßt sich von keiner Seite ankämpfen. Das Haupthinderniß, Wohlfeilheit der Transportmittel, besteht noch, und die Eisenbahnen werden vor Verfluß eines halben Jahrhunderts nicht im Stande seyn diesem Uebelstand abzuhelfen. Wir dürfen aber nicht vergessen daß Indien sowohl an Ausdehnung wie an Bevölkerung Europa weit übertrifft, und was würden wir von Europa denken wenn es nur drei Eisenbahnlinien besäße — die eine von Calais durch die Schweiz nach Neapel, eine zweite von Neapel nach Warschau durch Wien, und eine dritte von Warschau nach Ostende, dagegen keine zwischenliegende Hochstraße zur Nährung des Handels der einzelnen Stationen? Ehe die Hülfsquellen Indiens gehörig entwickelt werden können, müssen selbständige, zu allen Jahreszeiten offene, von Stadtbezirk zu Stadtbezirk geführte Eisenbahnen für Ackerbau- und Handelszwecke gebaut werden. Diese lassen sich mit einem Kostenaufwand von 300 Pf. St. für die Meile, und durchschnittlich zu Hunderten von Meilen alljährlich, herstellen, wenn einmal unter der Oberaufsicht geeigneter Ingenieure entschlossen Hand angelegt wird. Auch kann man sie, ohne alle Kosten für die Regierung, leicht durch eine kleine Erhöhung der Grundsteuer oder durch Zölle an den Gränzen der Perganas oder Grafschaften unterhalten — eine Steuer an welche die Einwohner durch ganz Indien schon lange gewöhnt sind.

Digitized by Google

Frederik L. Olmsted über Texas.

Unſere Leſer kennen Hrn. Olmſted als den Verfaſſer eines anziehenden Reiſewerks über die nordamerikaniſchen Sklavenſtaaten. Er hat nun ſeine Wanderungen auch nach Texas fortgeſetzt, und die Reſultate ſeiner Beobachtungen in einer unter dem Titel: A Journey through Texas erſchienenen neuen Schrift niedergelegt.

Texas ſcheint Hrn. Olmſted zufolge ein ſehr entwicklungsfähiges, ungemein ſchönes Land zu ſeyn, das in jeder Richtung von Bächen und ſchiffbaren Flüſſen durchzogen wird, und eine Fülle reicher Wälder und jungfräulichen Bodens hat. Allein der Fluch der Sklaverei, welche den Charakter des Volks verderbt und deſſen Gedeihen verzögert, ruht auf ihm. Das Durchleſen dieſes Reiſewerks läßt im Geiſte drei beſondere, mächtige Eindrücke zurück, ſie ſind: 1) die gänzliche Fehlerhaftigkeit der Sklaverei vom ökonomiſchen Geſichtspunkt aus; 2) der beklagenswerth grobe und niedrige Charakter der weitaus größten Mehrheit der amerikaniſchen Anſiedler, und die elendiglich unvollkommene Beſchaffenheit der von ihnen eingeführten ſogenannten Civiliſation; 3) die ſchätzbaren und liebenswürdigen Eigenſchaften der deutſchen Einwanderer, deren ſehr viele ſich in Texas niedergelaſſen haben.

Die erſte Behauptung wird von dem Verfaſſer faſt auf jeder Seite ſeines Buchs mit Beiſpielen belegt. Wo das Land von Sklaven bebaut wird, iſt es ſchlecht und mit ſchweren Koſten angebaut; wo die Feldarbeit nur von Weißen beſorgt wird (und das Klima ſcheint der Verwendung von Weißen hiezu kein Hinderniß in den Weg zu legen), iſt das ganze Ausſehen der Dinge ein anderes geworden. Zur Probe diene die Vergleichung einer Schaf-Maierei mit einer Baumwollpflanzung in Texas, deren jede 1000 Morgen (acres) groß iſt und ein Capital von 9000 Dollars repräſentirt — die erſtere gewährt jährlich dreißig Procent, letztere nur acht Procent Nutzen. Was den zweiten Punkt betrifft, ſo müſſen wir geſtehen daß wir noch nie eine Schilderung irgendeiner ſo unausſprechlich anwiderudn Barbarei geleſen haben, wie diejenige welche Hr. Olmſted von der mit eigenen Augen von ihm geſehenen amerikaniſchen Civiliſation in Texas entwirft. Die gewaltthätige Rohheit, die Ruchloſigkeit, die Gemeinheit, welche faſt alle eingebornen Amerikaner mit denen er in Berührung kam zur Schau trugen, gleicht oder übertrifft noch die engliſcher Hallunken und Spitzbuben, während die Trägheit, ſowie der Schmutz und das Elend in dem ſich dieſer Theil der texaniſchen Bevölkerung gefällt, ſelbſt nicht unter den niedrigſten Irländern ihres Gleichen finden. So lange ſie Neger zum Dreſchen, und Ueberfluß an gröbſter Nahrung zur Füllung ihres Magens haben, ſcheinen dieſe Anſiedler ſich um nichts anderes zu bekümmern. Die Arbeit eines Monats im Jahre reicht aus um ſie mit dem nothwendigſten zu verſorgen, nach überflüſſigem oder wohlanſtändigem hegen ſie keine Sehnſucht. Hier eine Probe von einem Viehzüchter, der überdieß kein Sklavenhalter iſt:

„Unſer Wirth war wahrſcheinlich Eigenthümer vieler Hunderte von Morgen des um ſeine Behauſung herumliegenden Prairie- und Waldlandes, und wohl auch einer großen Heerde Viehs. Er kümmerte ſich aber nicht im geringſten um eine Pflanzung. Es machte ihm zu viel Mühe. Er war ein „regelmäßiger" Texaner, ruhmredig, und wollte ſich nicht ſelbſt zum Sklaven machen indem er nach Negern ſchaute. Wer ſich in Texas niedergelaſſen habe, ſagte er, könne ſo gut leben als er's brauche, ohne mehr als einen Monat im Jahr zu arbeiten. Einen Monat lang etwa habe er ſtrenge Arbeit, indem er ſein Vieh in das Gehäge treibe, und die Kälber anbinde und zeichne: dieß geſchehe ſtets unter allerlei Scherz und Kurzweil im Frühling, da die benachbarten Heerdenbeſitzer einander hülfreiche Hand leiſten. Während der übrigen Zeit des Jahrs habe er nichts zu thun. Wandle ihn die Luſt zu einer Art Geſchäft an, ſo ſteige er zu Pferd, reite herum und ſchaue nach ſeinem Vieh; allein dieß ſey keine Arbeit, ſondern nur eine Spielerei. Er pflanze wenig Getreide: zuweilen bekomme er mehr als er brauche, zuweilen nicht genug; es kümmere ihn nicht ob es genug ſey oder nicht — er könne ſtets Mehl bekommen. Müſſe er etwas kaufen, ſo ſey er immer im Stande einiges Vieh abzugeben und Geld zu erhalten; er brauche nicht viel zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe. Dieß lag auf der Hand. Das Zimmer war vierzehn Fuß breit, und Leiſten von geſpaltenen Brettern waren über die größern Oeffnungen der Balken genagelt. Oben war es bis zum Sparrwerk offen, und an manchen Stellen konnte man zwiſchen den Dachſchindeln hindurch den freien Himmel ſehen. Ein roher Bretterverſchlag, drei Fuß breit, mit einem Geſims darin, enthielt die Töpferwaare der Niederlaſſung; in einem andern ähnlichen Verſchlag befand ſich der Vorrath an Mehl, Kaffee, Zucker und Salz; eine Blockkrippe im Pferdeſtall enthielt das Getreide aus welchem täglich das Mehl gemahlen wurde, und ein Block-Rauch- oder Vorrathshaus das Schweinefleiſch. Ein Himmelbett füllte den vierten Theil des Zimmers aus; eine Wiege, vier mit ungegerbten Thierhäuten überzogene Stühle, ein Tiſch, ein Kochtopf oder Backkeſſel, eine Kaffeekanne, eine Bratpfanne und ein quer über zwei hölzerne Sproſſen auf das Kamin gelegtes Gewehr vollendeten die Ausſtaffirung des Zimmers. Wir ſetzten uns alle mit Hut und Ueberrock nieder, und die Frau kochte in Hut und Shawl."

In dieſem erbärmlichen Zuſtande ſchienen die meiſten von ihnen zufrieden zu leben; ihre Sprache aber iſt eben ſo roh, wie ihre Wohnung und Nahrung. Wir können, ohne unſere Feder zu beflecken, unſern Leſern keinen Begriff geben von dem entſetzlich zotigen und ruchloſen Geſchwätz, das faſt allgemein unter ihnen zu herrſchen ſcheint — vom alten Mann an, der beſſeres zu thun wiſſen ſollte, bis zu den jungen Kindern herab, die nie etwas ſo ſchlechtes gelernt haben. Hr. Olmſted führt viele Beiſpiele davon an. Hier indeſſen eine Probe von einem andern Laſter als dem bloßen gemeinen Fluchen und Zotenreißen: „Ich kann Ihnen ſagen wie man einen Neger am Davonlaufen hindert, bemerkte einer dieſer Anſiedler. Es war ein alter Burſche in Georgia, der, wie ich weiß, ſeine Neger ſtets auf dieſe Art curirte. Wenn nämlich einer davon lief, ließ er ihm, ſobald er desſelben wieder habhaft geworden, ſein Knie über einen Block binden, daß er ſich nicht rühren konnte; dann nahm er eine Zange, riß ihm einen ſeiner Zehennägel bei den Wurzeln heraus, und ſagte ihm daß, wenn er je wieder davon laufe, er ihm zwei derſelben, und ſo fort je die doppelte Anzahl, herausreißen werde. Er hatte dieſe Procedur nie mehr als zweimal vorzunehmen — ſie heilte die Neger ſtets."

Sobald der Verfaſſer die Niederlaſſungen der deutſchen Auswanderer erreicht hatte, gewann alles eine andere Geſtalt. Dieſe Leute waren in beträchtlicher Anzahl herüber gekommen, und hatten

Digitized by Google

es, nach Erduldung vieler Mühſale, zu ſicherm Wohlſtand und Behäbigkeit gebracht. Sie lebten in anſtändigen Häuſern und auf anſtändige Weiſe, gaben ihren Kindern eine gute Erziehung, hatten ſtets auch ihre eigene Geiſtesbildung und ihre geiſtigen Intereſſen im Auge, ſorgten für gute Nahrung, bequeme Betten und reinliche Ueberzüge — kurz ſie beſaßen, obgleich in Hinterwäldern lebend, alle weſentlichen Erforderniſſe einer chriſtlichen Civiliſation. Hier die Schilderung eines ihrer Häuſer: es gehörte einem Schuhmacher, bei welchem Hr. Olmſted über Nacht blieb. „Die Kinder waren alle gut unterrichtet und gut gekleidet, und die Frau war ein Muſter von Zierlichkeit. Als ſie unſer Abendeſſen bereitete, war es eine wahre Freude zu ſehen mit welcher Gewandtheit und Reinlichkeit ſie bei dieſen Verrichtungen zu Werke gieng. Sie hatte ein ſchönes, geſundes, freundliches, deutſches Geſicht, war ſo gutmüthig, ſuchte es uns ſo bequem zu machen, und unterhielt ſich ſo leicht und anmuthig, daß wir als wahre Freunde von einander ſchieden. Das Haus war ungefähr auf dieſelbe Art möblirt wie das eines Amerikaners — Bettſtellen, Kiſten und Speiſeſchränke — allein es gab fünfzig kleine Bequemlichkeiten hier, welche dort fehlten. Zum Abendeſſen hatten wir Weizen- und indianiſches Brod, Buttermilch und Eier. Zum Frühſtück, außer denſelben Artikeln, eine zwiſchen Pfannkuchen und Omelette die Mitte haltende Speiſe, welche mit Butter und Zucker gegeſſen wird. Der Zucker war raffinirt, und die Butter gelb und ſüß. Im Hauſe des oben geſchilderten amerikaniſchen Heerdenbeſitzers im öſtlichen Texas, der wahrſcheinlich mehr als hundert Kühe beſaß, gab es weder Milch noch Butter — es machte zu viel Mühe. Ein Freund ſagte mir, er habe vierzehn Tage im Hauſe eines hieſigen Amerikaners zugebracht, welcher fünfhundert Kühe beſaß ohne je Milch oder Butter zu verkoſten — nicht weil die Familie dieſe Luxusgegenſtände nicht liebte, ſondern weil ſie zu viel Mühe machten. Der Deutſche hatte eine Kuh in den Stall geführt um bei Tagesanbruch gemelken zu werden. Sein Weib melkte das Thier ſelbſt. Der Amerikaner beſaß eine Anzahl Neger. Der Deutſche war glücklich im Beſitz der Freiheit, ungeſchwächt durch Herren- oder Sklaventhum."

Zum Schluſſe noch ein Beiſpiel von der polemiſchen Logik eines Negers. Ein alter Neger bei Victoria war der einzige Baptiſt in der Nachbarſchaft. Er ſtand ſtets ein für ſeinen Glauben, und war nie um einen Grund dafür verlegen. „Könnt Ihr jetzt leſen, könnt Ihr's nicht?" — Ja! — „Gut, ſo ſchlage ich Euch vor die Bibel zu leſen, habt Ihr ſie nicht?" — O Ja! — „Habt Ihr über Johannes den Täufer geleſen, habt Ihr's nicht?" — O Ja! — „Gut, Ihr leſet nie über einen Johannes den Methodiſten, thatet Ihrs? Ihr ſeht, ich habe die Bibel nun auf meiner Seite."

Schilderungen von der Irawaddi.

(Aus The golden Dagon.)

1. Ein birmaniſches Sanctuarium.

Es war ein ſchöner heißer Maitag, heißer denn der heißeſte Tag im Monat Julius, als wir auf dem Phlegeton von Rangun aus abfuhren um den Dalla Wun und den von Ingebu abzuklappen, welche, wie man uns ſagte, irgendwo Irawaddi-aufwärts ſich befänden, in den Dörfern Aushebungen vornähmen und die Recruten zuſammentrieben. Da unſere Verhaltungsbefehle dahin lauteten: unterwegs vorzugsweiſe die Flüſſe ins Auge zu faſſen und uns zu vergewiſſern ob ſie ſich zur Beſchiffung und zur Beförderung von Truppen eigneten, wir auch ſelbſt faſt leere Fäſſer hatten, ſo warfen wir am nächſten Morgen Anker an einer maleriſchen Stelle in einer ruhigen Bucht, an deren Ufer ſich ein Punghi-Haus, einige Pagoden und viele Banianen befanden. An dieſem ganz verlaſſenen Orte fanden wir drei kleine Teiche, und ſogleich wurden einige Leute gelandet um Waſſer einzunehmen.

Da man uns bei unſerer Abfahrt warnend geſagt, die Birmanen hätten im erſten Kriege, wenn ſie vor einem anrückenden Feinde fliehen und ihre Dörfer verließen, die Teiche gewöhnlich mit dem Safte tödtlicher Pflanzen vergiftet, ſo erhielt ich Befehl das Waſſer zu unterſuchen. Unſere durſtige Mannſchaft mußte ſich daher gedulden bis ich meinen Bericht abgeſtattet hatte. Bei der Unbeſtimmtheit aller Nachrichten aber die ich einziehen konnte, bei der Mannichfaltigkeit und Sonderbarkeit der giftigen Agentien und dem Mangel an allen erforderlichen Prüfungsmitteln, war eine chemiſche Unterſuchung eine reine Unmöglichkeit. Dazu kam daß unſer Waſſervorrath nur noch für Eine Ration ausreichte, und daß die Leute unter einer ſengenden Sonne faſt über ihre Kräfte gearbeitet hatten. Ich machte mich indeß, trotz all dieſer Bedenklichkeiten gegen eine umſtändliche Unterſuchung, dennoch auf den Weg um die Teiche in Augenſchein zu nehmen; als ich aber ſah wie ſie ihren reinen, unſchuldigen Buſen unter einem grünen Schleier breiter Lotosblätter verbargen, daß Cleopatra unter Blumen geruhig ihre Wange wiege an dem ſanft ſich kräuſelnden Waſſerſpiegel, und alles ringsum den Anblick der Geſegnetheit und ſelbſtzufriedener Schönheit trage, glaubte ich die phyſiologiſche Unterſuchung werde genügen. So ſchleuderte ich denn einen Becher hinab zur Tochter Aegyptens, und kehrte in mein Staatsgemach zurück um ein Sonett zu machen, ehedenn ich ſtürbe.

Das Punghi-Haus war augenſcheinlich ein wichtiger Platz geweſen. Es hatte nur Ein Gemach, dieſes aber machte durch ſeine Größe einen Achtung gebietenden Eindruck, und war für ein birmaniſches Gebäude vortrefflich ausſtaffirt. Da waren vollendete ausgeſchnitzte Karnieße und ſchlanke ſpiralförmige, gelb angeſtrichene Pfeiler. Dieſer Farbe darf ausſchließlich nur die Prieſterſchaft ſich bedienen: gelb ſind ihre Gewänder, und gelb iſt der Schmuck ihrer Häuſer; allen andern Kaſten, wie mächtig und reich ſie ſeyen, iſt dieſe Farbe verboten. Im ganzen Gemach ſah man nirgends kleinere abgeſonderte oder verhängte Räume; einige rohe, harte Bänke, ohne allen äußern Schmuck oder irgendwelche Bequemlichkeit, waren die einzigen Ruheplätze.

Ein Theil des Raums im Hintergrund war von dem übrigen durch einen quergeſtreiften gelben Vorhang abgetheilt, und innerhalb,

Digitized by Google

auf einem ebenfalls mit gelbem Tuche belegten erhöhten Thronhimmel, war ein kleines, verschwenderisch mit Schnitzwerk und Vergoldungen ausgestattetes Cabinet, in welchem das glänzende Bild des Gottes und mehrere, Jahrhunderte alte heilige Bücher, wie besonders die höheren Punghis oder Rahaans sie haben müssen, sich befanden — Bücher deren Inhalt heilige Gleichnisse und Sagen, Astrologie und Schwarzkunst, Zauberei und Vorbedeutungen bildeten. Der Kellner des Capitäns, ein Hindustani, welcher viele Jahre in Birma gelebt hatte und mit der geschriebenen und gesprochenen Sprache sehr vertraut war, nahm als gute Beute einen über Nekromantie handelnden Band hinweg, den ein ihn begleitender birmanischer Diener mit orthodoxer Scheu betrachtete. Nichts konnte diesen frommgläubigen Birmanen bewegen das Buch zu berühren, und so lange dieses Heiligthum im Boot blieb, murmelte derselbe ununterbrochen Gebete her, und goß Wasser auf seinen Kopf.

2. Ein Hinterhalt von Dacoits.

Bei unserer Rückkehr erwartete uns in Jangintschinjah (Myangeenchinyah) eine heitere Scene. Ueber die ganze Breite des Flusses hinüber lagen gleich einer Brücke mehr als siebenhundert der bedeckten Boote des Landes. Ohne alle Ordnung unter dem Ufer zusammengestellt von einem Ende der Stadt zum andern, und an Pfähle angebunden am Rande des Canals, waren sie mit den Weibern und Kindern der Dorfbewohner, meist Peguanern, angefüllt — Salztrocknern, Fischern und Ackerbauern — mit ihrem einfachen Hausgeräthe, ihren rohen Werkzeugen und andern Geräthschaften. Sie hatten seit unserer Ankunft in diese kleinen Fahrzeuge eiligst ihre Mobilien aller Art zusammengetragen, und waren entschlossen, wenn wir sie geleiteten, mit uns nach Rangun zurückzukehren, und fortan unter dem schützenden Arme der Herrschaft der ostindischen Compagnie zu leben. Wir sicherten ihnen aufs herzlichste unsern Schutz zu, und mit ungestümer Freude, zu geschweigen der komischen Verwirrung und der unendlichen Menge von Fehlgriffen die vorkamen, schüttelten sie ihre Sorgen ab und folgten uns, jedes Boot „auf seinem eigenen Ankerhaken.“ Es war belustigend mit anzusehen mit welcher Begierde sie sich des nächsten Platzes an dem Schiffe zu bemächtigen suchten; um ihn zu erlangen, stritten sie sich, rangen und kämpften oft miteinander, und zahlten zuweilen selbst dafür. Sie umdrängten das Schiff in solcher Menge, daß dieses, sollten nicht viele der Leute getödtet werden, nur mit unermüdlicher Wachsamkeit und Sorgfalt seinen Weg fortsetzen konnte. Trotz all unserer Vorsicht aber wurde mehr als ein Dutzend der Boote zur Seite geschleudert, oder von den Rädern ergriffen und zum Sinken gebracht — die Leute in denselben wurden gerettet, jedoch nicht ohne einige schwere Verletzungen.

Dreitausend von aller Cultur noch völlig unbeleckte Barbaren, von welchen keine dreihundert je zuvor in ihrem Leben einen Dampfer gesehen, je von einem Dampfschiff gehört, oder das Aufwühlen des Wassers durch Räder beobachtet hatten — dreitausend erstaunte Wilde, aufgeregt, in Schrecken und Furcht versetzt, fast ihrer Sinne beraubt, auf siebenhundert gebrechlichen und plumpen Fahrzeugen, in einem wirren Knäuel zusammengedrängt, auf dem schmalen Strom, in einem an Krümmungen überreichen Canal und in einer ungestümen Strömung, jede Minute in Collision mit den Rädern und oft unter denselben, waren hinreichend um einen betäubenden Lärm zu machen. Und sie thaten es: die Weiber drängten sich ungestüm unter den Sampans hervor und wieder zurück, und schrien und schalten; nackte braune Knäblein erfüllten mit Mark und Bein durchdringendem Geschrei die Lüfte, und fielen über Bord; Männer rauften und stießen sich, kletterten von Boot zu Boot, und machten ununterbrochen einen wahren Höllenlärm. Dazwischen hinein riefen und tobten auf dem Hintertheil des Dampfers die Dolmetscher in vier Sprachen auf Einmal, und die Schie- und Hochbootsmänner fluchten in Einer Sprache genug für vier. Der Grund all dieses Spectakels lag darin daß unsere Schützlinge in tödtlicher Angst schwebten vor einem Angriff von der Küste aus. Er kam auch. Zehn oder zwölf Meilen unterhalb Jangintschinjahs fuhren wir an einigen in einem Dickicht niedriger gekrümmter Bäume liegenden Bambushäusern vorüber. Hier, hatte man uns warnend gesagt, werde eine starke Abtheilung Dacoits, welche diesen Ort schon seit Jahren zu ihrem Versammlungsplatze gemacht hatten, auf unsern Geleitszug feuern. Als wir uns dem Platze näherten, erreichte die Aufregung der Leute in den Booten den höchsten Gipfel, und alles griff zu den Waffen um sich vertheidigen zu können; darauf aber trat wachsame Stille ein, eben so furchteinflößend wie der Tollhauslärm, der bis zu diesem Augenblick ununterbrochen fortgedauert hatte. Die Weiber krochen flüsternd unter die Sampans, und selbst die kleinen Kinder wurden so still, als hätten auf Einmal tausend Mutterbrüste ihnen den Mund gestopft.

Plötzlich kamen etliche und zwanzig oder dreißig Bursche mit Gewehren und Dhars, nackt bis auf die Beinkleider und in ärmlichen rothen Turbanen, aus einem Gesträuch-Dickicht unterhalb der Häuser hervor, und liefen dem Ufer entlang auf den Dampfer zu. Sie schienen sich keineswegs verbergen zu wollen, sondern setzten sich im Gegentheil sehr aus, schwenkten weiße Tücher und grüßten uns herzhaft mit dem Rufe: „Dacoiti, Dacoiti!“ Dieses Manöver wurde von ihnen mit solcher Kühnheit ausgeführt, daß weder unter uns noch selbst unter den Eingebornen auch nur Einer war der nicht geglaubt hätte die Leute gehörten zu uns, oder es seyen vielleicht Menschen aus den Booten, die sich ans Land begeben um die Dacoits aufzuspüren und unsere „Hunde“ auf sie zu hetzen. Als sie die Häuser erreicht hatten, verloren sie sich allmählich hinter denselben, und verschwanden dann in dem oben erwähnten Baumdickicht.

Um diese Zeit hatte sich der Dampfer von der Booten-Flottille ganz frei gemacht; von dem Capitän war, um den Bewegungen des Schiffs, falls es von seinen Kanonen Gebrauch machen mußte, freien Spielraum zu lassen, befohlen worden, die Boote sollten sich, wenn das Dorf in Sicht komme, vom Hintertheil entfernt halten. Obgleich auf diese Weise das Gedränge und die Verwirrung beseitigt war, so wurde unser Schutz für die große Masse der Boote, welche eben jetzt die scharfe Krümmung, die uns der Stadt nahe brachte, umfuhren, doch bedeutend vermindert. Der Phlegeton hatte Anker geworfen, und die Kanonen waren zum Empfang des Feindes bereit, als die Boote gerade den Häusern gegenüber ankamen. Plötzlich stürzten nahezu zweihundert Dacoits, geführt von denselben Leuten welche uns begrüßt hatten, aus dem Dickicht und hinter den Häusern hervor, und gaben, an den Rand des Ufers heranrennend, eine Salve in den dichsten Haufen der Boote — und wieder eine, und noch eine, ehe der Dampfer, der

Digitized by Google

nun quer über den Fluß Stellung genommen, antworten konnte. Viele wurden verwundet und nicht wenige getödtet, und der Aufruhr und die Bestürzung hatten ihren Höhepunkt erreicht. Allein mit diesen drei Salven hatten die Dacoits ihr schlimmstes Werk vollbracht. Unser erster Kartätschenschuß schmetterte viele derselben nieder, und jagte die übrigen nach jeder Richtung in die Flucht. Ein alter pegnanischer Häuptling, mit zwanzig Mann aus den Booten, bewaffnet mit Schiffsgewehren, trieb sie durch das Bambusgeholz, und nahm ihren Fra Diavolo gefangen. Sie brachten den Burschen an das Ufer herab, banden ihn dort an einen Baum und schossen ihn nieder; hierauf schnitten sie ihm den Kopf ab, steckten ihn auf eine Stange und pflanzten diese als eine „Dacoit-Scheuche" auf den Zweigen eines Baums auf. Gern hätten sie den Räuberhäuptling lebendig verbrannt, und suchten in allem Ernst um Capt. Nebletts Zustimmung zu dieser malerischen Beigabe ihres Programms nach. Allein wir hatten weder Zeit noch Lust zu einem solchen Act der Grausamkeit, und so mußten sie, zu ihrem Verdruß und Widerwillen, sich damit begnügen die Sache auf civilisirtere und christlichere Weise abzumachen. Ehe sie aber wieder zum Schiff zurückkehrten, erhielten sie noch Befehl die Häuser in Brand zu stecken — eine Pflicht deren sie sich, unter dem Beifallgeschrei ihrer Freunde, Mannsen und Weibsen, Alt und Jung, und unter etwelchen gymnastischen Sprüngen kriegerischen Charakters ihrerseits, aufs glänzendste entledigten. Unter unsern Verwundeten waren sieben Weiber mehr oder weniger verletzt, aus deren Körpern der Schiffswundarzt Gewehrkugeln — oder vielmehr unregelmäßige, zwischen zwei Steinen eilfertig gehämmerte Bleistücke, herauszog, mit glücklichem Erfolg in allen Fällen. Eine dieser Unglücklichen war eine mehr als sechzig Jahre alte Matrone, welche einen Schuß in den Hals erhalten hatte. Die Kugel hatte den untern Kinnbacken gestreift, einen Knochensplitter weggerissen, war schief abwärts unter der Oberhaut durchgefahren, und hatte sich in der Nähe des Schlüsselbeins der entgegengesetzten Seite festgesetzt. Dieser gestaltlose Bleiklumpen hatte ganz das Ansehen als sey er die Hälfte eines gekrümmten, theilweise zerbissenen, theilweise mit Zangen aus einander gerissenen Stöpsels; denn er hatte eine scharfe Spitze und einen zerrissenen Rand. In einem andern Fall hatte sich die Kugel am Sacrum ganz flachgedrückt, und war, zurückprallend, unter den Kleidern des Weibes, wo wir sie fanden, herausgefallen. Eine andere war in der Nähe des Rückgrats in den Rücken eingedrungen, hatte ihn in rechten Winkeln durchfurcht, und blieb unter den Muskeln oberhalb der untern Rippen stecken. In der That fand man in fast allen Fällen, bei Männern sowohl als bei Weibern, daß die Kugeln, zum Theil in außererdentlicher Kreislinie, abgewichen waren, was den unregelmäßigen Oberflächen der Kugeln und der schlechten Beschaffenheit des Pulvers der Dacoits zugeschrieben werden mußte. Mit nur zwei Ausnahmen waren die Weiber in den untern Theil des Rückens getroffen worden; die Ursache lag darin daß sie im Augenblick des Schießens gerade unter die Bootsdecken kriechen wollten.

An eines dieser armen Geschöpfe, das, obgleich schon Mutter, noch ganz Kind war, werde ich stets eine zärtliche Erinnerung bewahren. Sie stand mehrere Wochen lang nach diesem Treffen unter meiner Pflege, denn ihre Wunde hatte einen sehr schlimmen und gefährlichen Charakter angenommen; die Kugel war ihr durch den Unterleib gedrungen, und hatte sich in dem Muskelgewebe unterhalb des Nabels, auf der rechten Seite, festgesetzt. Sie ertrug das Herausziehen derselben, welches sehr langwierig und schmerzlich war, mit rührender Standhaftigkeit, drückte die Hand ihrer alten Mutter krampfhaft in die ihrige, und richtete mitten unter den grausamsten Schmerzen die zärtlichsten Worte der Liebe an ihr kleines gelbes Bübchen, das, ganz nackt, wunderlieblich dreinschauend und ruhig auf der Schulter des alten Weibes lag; als ich ihr endlich die Kugel in die Hand gab um damit zu spielen und sie aufzubewahren, wachte ihre Hoffnung auf Rettung und ihre Lebenslust neu auf, und Seufzen und Lachen wechselten bunt miteinander ab. Sie wurde in meinem Prunkgemach auf so lange untergebracht bis man sie aufs Verdeck versetzen konnte, was aber ohne Gefahr für sie viele Tage lang nicht möglich war; und so lange die kleine Thingeyi in meiner schmalen Bunk lag, schwach lächelnd nach dem Kinde, und, gehorsam meinem Befehl sich ruhig zu verhalten, ihre Hände ihm entgegenfaltend, es aber nicht ans Herz drückend — so lange die geduldige alte Mutter auf dem Boden saß, niedergeschlagen und voll Glauben, der kleinen Thingeyi Tag und Nacht, wachend oder schlafend, unausgesetzt die Hand haltend, das Knäblein mit einer Schnur glänzend „guldener" Marineknöpfe beschwichtigend, und bald dem Mutterkinde, bald dem Kindskinde jene lieben alten traulichen Worte zuflüsternd, welche, wie fremd die Sprache dem Ohr auch klingen mag, die Augen doch rasch in die gewöhnliche Rede übertragen vermögen — so lange das Knäblein strampfte und schrie und seine kleinen Verrichtungen hatte wie zu Hause, und mit der ganzen Kraft seiner Lungen Verwahrung einlegte gegen die Ersetzung der Mutterbrust durch den Reislöffel — gab es wohl wenige Plätze unter dem Himmel des Buddhismus die sich zu Missionszwecken besser eigneten als meine Cuddy im Phlegeton, und manchen hoffnungslosern Heiden als Thingeyi, oder ich.

Armes Kind! wie beredt — ich meine wie schmeichlerisch — war ihre Denkbarkeit! Nahezu vierzehn Tage lang wollte sie keinen Becher Wasser, keine Feige aus einer andern Hand nehmen als aus der meinigen, und wenn ich ihr diese Dinge brachte, drückte sie meine Finger und pätschelte und beroch sie — die Birmanen küssen nie; auf das Verdeck gebracht, hielt sie, wenn ich eine Zeitlang neben ihr gesessen um mit ihr zu spielen oder ihr Nahrung zu reichen, so oft ich zum Weggehen aufstehen wollte, mit beiden Händen mich an den Knöcheln fest, seufzte, lachte, schwatzte, alles unter einander — und begriff nie daß ich sie nicht verstehen konnte. Ich fieng an eine hohe Meinung von mir, eine sehr geringe aber von ihrem Manne zu hegen, dem sie, trotz des zu seinen Gunsten sprechenden Knäbleins, unzweideutige Beweise der Nichtachtung gab.

Als Thingeyi in das Missionshospital an der Küste gebracht werden sollte, durfte niemand als ich sie ins Boot heben — niemand als ich sie in die Duli tragen — niemand als ich sie aus der Duli in das Haus bringen, wo Hr. Vinton und seine vortreffliche Gattin ihr wieder zu voller Genesung verhalfen. Als aber Klein-Thingeyi endlich wieder auf und überall war, gieng die Herzlichkeit ihrer dankbaren Liebe gegen mich weiter als der blinde Mann mit seinem Korbvoll fauler Eier. Ich konnte zeigen wie viel weniger werth ich war als sie glaubte daß ich werth sey, aber auch wie viel besser als ich je selbst vermuthet hatte.

Digitized by Google

Anton Puuhaara.

Ein finniſches Märchen.

Zwei kundige Männer kamen auf ihrer Wanderung an einem Abend zu einer Hütte, wo ſie um ein Nachtlager anhielten; [1] allein in der Stube ſchlief ſchon ein vor ihnen angekommener Fremder, der ein reicher Fuchspelzhändler war, und da die Hausfrau krank lag, ſo wußte der Hausherr keinen beſſeren Platz mehr für die neuen Gäſte als oben auf dem Pferdeſtall. Die Männer waren damit zufrieden, und begaben ſich an den ihnen angewieſenen Ort, wo ſie auch angenehm ruhen konnten, da es gerade eine ſchöne Sommernacht war. Um die mitternächtliche Zeit aber weckte ſie ein klägliches Geſchrei das aus der Stube kam; denn die Hausfrau hatte plötzlich Geburtswehen bekommen. Der jüngere Kundige ſagte zu ſeinem Gefährten: „Hilf dieſem Weibe von ſeiner Qual; es iſt traurig ſie wehklagen zu hören;“ allein der ältere erwiederte: „Noch iſt nicht die rechte Zeit zum Helfen,“ und wendete ſich auf die andere Seite. Sein jüngerer Gefährte hub wieder an: „Die Zeit der Noth iſt immer die rechte zum Helfen,“ und zürnte über den Zögerer. „Nun, ich habe nach Kräften geholfen,“ verſetzte dieſer, und als er dieß eben ſagte, lag ſchon ein Knäblein in den Armen der Frau. Derjenige welcher zuerſt geſprochen, frug weiter: „Wohl, was für ein Menſch ſoll denn ſeiner Zeit aus dieſem Kinde werden?“ Meines Bedünkens wird es der Erbe des reichen Kaufmanns, der jetzt in der Stube übernachtet,“ entgegnete der Hauptkundige, und ſchickte ſich wieder an zu ſchlafen.

Unterdeß war der Kaufmann, ob des Geſchreies in der Stube keine Ruhe findend, in den Hof hinausgegangen und hatte das Zwiegeſpräch der beiden auf dem Stalle liegenden Kundigen angehört. Dieſes beſchäftigte ihn die ganze Nacht dergeſtalt daß kein Schlaf mehr in ſeine Augen kam. Nach vielem Ueberlegen faßte er endlich den Beſchluß jenes in der Nacht geborne Kind durch irgendeine Liſt aus der Welt zu ſchaffen, damit die Weiſſagung der Kundigen zu Schanden würde. In dieſer Abſicht gieng er am anderen Morgen zu dem Beſitzer der Hütte, beklagte ihn daß er als armer Mann ſo viele Kinder habe, und erbot ſich den Neugebornen als Pflegeſohn zu erziehen. Nun, die Eltern waren gleich bereit dazu, verhoffend daß ihr jüngſtes Kind unter des reichen Mannes Obhut ein beſſeres Glück finden werde als in ihrem armen Hauſe. Darob ſehr vergnügt, ſuchte der Kaufherr die Mutter auf alle Weiſe zufrieden zu ſtellen, und gab ihr auch Geld zur Erziehung der anderen Kinder; er ſelbſt reiſte mit ſeinem kleinen Pflegling ab, und freute ſich als ob er ein recht gutes Geſchäft gemacht hätte; gegen das Kind war er jedoch feindſelig geſtimmt. Als nun ſein Weg durch einen dichten Wald führte, da gieng er mit dem Säugling ſeitwärts ab, und hieng ihn an den Aſt eines Baumes, damit er im Wald verſchmachtete. Allein was begab ſich? Kaum war der Kaufmann mit ſeinen Pelzen weiter gegangen, da kam ein Holzfäller desſelben Weges: dieſer hörte ein Kindergeſchrei, gieng der Stimme nach, und ſah zu ſeiner Verwunderung wie jenes Knäblein jammernd an einem Aſte hieng. Er eilte ſogleich auf den Baum zu, nahm das Kind herunter, und trug es in ſeinen Kleidern nach Hauſe. Dann verſchaffte er ihm eine Amme, und erzog es als wär' es ſein eigenes geweſen. So wurde aus dem Knäblein ein ſchöner und ſtattlicher Knabe, den ſein Pflegevater Anton nannte; aber des Dorfes Bewohner, als ſie des Knaben Abkunft vernahmen, gaben ihm noch den Beinamen Puuhaara (Baumaſt).

Es vergiengen ein paar Jahrzehnte und Anton war mittlerweile zum jungen Mann erwachſen. Da traf ſich's daß jener reiche Fuchspelzhändler wieder in dieſelben Gegenden kam, die er weiland beſucht hatte. Er kehrte aber dieſesmal in der Hütte jenes Holzfällers ein, da er nicht mehr vor den Leuten, die ihm ihr Kind mitgegeben, erſcheinen wollte. Spät am Abend hörte er zufällig wie ein junger Menſch, der im Hauſe war, Anton Puuhaara gerufen ward, was ihm ſonderbar vorkam. Er frug ſeinen Wirth, woher der Jüngling einen ſo wunderlichen Namen (Baumaſt) bekommen. Der Alte erklärte ihm die Veranlaſſung, und erzählte dabei wie er dieſen Burſchen als Kind am Aſt eines Baumes gefunden und, da er ſelbſt ohne Kinder war, als Pflegeſohn angenommen. Der Kaufmann erſchrak und begriff nun alles, allein er ließ ſich nichts merken. Er ſagte nur: „Das iſt einmal eine Geſchichte! Etwas wunderlicheres habe ich nie erlebt.“ Dann legte er ſich nieder und ſann auf eine Liſt, wodurch er den Jüngling vernichten könnte, damit jene Weiſſagung, die ihn jetzt von neuem quälte, nicht Wahrheit würde.

Die Nacht vergieng, und der Morgen kam. Da ſagte der Kaufmann zu dem Holzfäller: „Ich habe daheim ein wichtiges Geſchäft, kann aber jetzt nicht zurückkehren: würde nicht dein Pflegeſohn einen Brief von mir nach Hauſe beſtellen?“ „Das hat keine Schwierigkeit,“ verſetzte der Holzfäller, und forderte Anton auf den Brief des reichen Mannes an Ort und Stelle zu bringen, indem er dafür gute Belohnung verhoffte. In dem Brief hatte aber der Kaufmann ſeiner Familie befohlen den Ueberbringer an einer Birke aufzuknüpfen die vor ſeinem Hauſe ſtand. Nichts böſes ahnend, übernahm Anton guten Muthes den Auftrag. Als er einen Tag gewandert war, kam er zum Fuß eines Berges, wo man im Schatten von Bäumen auf dem Mooſe angenehm ruhen konnte. Aus Müdigkeit ließ er ſich hier nieder und ſchlief feſt ein, den Brief des Kaufmanns in der Hand haltend. Da kamen zufällig zwei reiſende Schüler an dieſelbe Stelle; ſie ſahen wie der Brief des Schlafenden zwiſchen ſeinen Fingerſpitzen ſteckte, und nahmen ihn aus Uebermuth um den Inhalt zu leſen; dieſer offenbarte ihnen des Schreibers tückiſche Schlauheit, und ſo beſchloſſen ſie gleich ihn ſelbſt zu betrügen. Auf ihren Reiſen waren ſie mehrmals bei dem Kaufmann eingeſprochen, und kannten jedes Weſen das auf ſeinem Gute lebte. So ſetzte ſich der eine auf einen Stein und ſchrieb, des Kaufherrn Handſchrift geſchickt nachahmend, einen anderen Brief, worin der Befehl ganz anders und alſo lautete: „Wenn der Ueberbringer dieſes Schreibens ankommt, ſo gebet ihm unverzüglich meine Tochter zum Weibe; denn ich habe ſie ihm verſprochen. Ferner will ich daß man meinem Hunde Muſti, der vor Alter ſtumpf zu werden anfängt, eine Schnur um den Hals binde, und ihn an der Birke auf unſerem Hofe aufknüpfe. Dieſe meine Befehle müſſen vollſtreckt ſeyn ehe ich heimkehre, ſonſt wird es euch ſchlecht ergehen.“ Als der Brief geſchrieben war, ſteckten ihn die Studenten dem Schlafenden zwiſchen die Finger und reiſten weiter.

[1] Die „Kundigen“ der Finnen heilten Krankheiten durch Zauber, und blickten auch in die Zukunft.

Digitized by Google

Anton erwachte endlich und ſetzte ſeinen Marſch mit Eifer fort, bis er auf das Gut des Kaufmanns kam wo er das Schreiben abgab. Die Hausfrau verlas es laut im Beiſeyn der ganzen Familie. Der Befehl kam allen ſonderbar vor; da ſie aber an der Aechtheit des Briefes nicht zweifelten, ſo gab man ohne weiteres Bedenken die Tochter dem Anton zur Frau, und hieng den alten Mufti an die große Birke.

Nach einigen Wochen kam der Kaufherr ſelbſt zurück, und ſah ſchon aus einiger Entfernung etwas ſchwarzes an dem Baume hangen. Er war hocherfreut darüber, weil er glaubte es ſey Anton Puuhaara, trieb ſein Pferd zu ſchnellerem Laufe an, und ſagte zu ſich ſelbſt: „Ei, mein vielwerther Anton, baumelſt du jetzt in guter Ruhe? Wohl, meine Güter wirſt du nicht mehr erben!“ Im nächſten Augenblick war er angelangt; aber wie ganz anders ward ihm zu Muthe als er den alten treuen Mufti an der Birke hängen ſah, und Anton ihm, von der Familie umgeben, leibhaft entgegenkam? Der Kaufherr ſah gleich ein daß jemand dem ächten Brief einen falſchen unterſchoben haben müſſe, allein er war viel zu klug um darüber Verdruß merken zu laſſen. Er wünſchte Anton Glück zum Beſitz ſeiner Tochter und ſagte: „Wohl, da du mein Schwiegerſohn geworden biſt und muthmaßlicherweiſe einſt mein ganzes Vermögen erben wirſt, ſo ziemt es daß du mit kühner That ein ſolches Vermögen verdieneſt. Ich habe immer darüber nachgedacht was für ein Beruf wohl der glücklichſte wäre, und ſo wurde ich endlich Kaufmann; aber ich bin meiner kaufmänniſchen Beſtrebungen ſatt geworden, und ſehne mich zu erfahren welche Beſchäftigung für mich die paſſendſte von allen wäre. Um dieſe Kunde für mich zu erlangen, mache dich auf, reiſe nach Pohjola, und befrage die Louhi, wie der Menſch ſein beſtes Glück erfaſſen kann. Haſt du die Kunde erlangt, ſo kehre wieder. [1]

Da Anton keine Argliſt ahnte, ſo zeigte er ſich gleich bereit. Er ergriff den Wanderſtab und brach auf nach dem fernen Pohjola. Als er ſchon eine Zeitlang gewandert war, kam er plötzlich vor einen grauſigen Berg oder Teufelsfelſen, auf deſſen Gipfel ein fürchterlich langer Mann von ſcheußlichem Anſehen ſtand, der ein zum Klumpen geballtes Gewölk, in welchem acht Wirbelwinde niſteten, auf ſeinem Kopf trug. [2] Als dieſer Anton bemerkte, rief er ihm freundlich entgegen: „Wohin wanderſt du, Söhnlein?“ Anton nannte ihm das Land und ſeinen Auftrag. „Wohl — entgegnete der Rieſe — ſo thu' auch etwas für mich. Ich habe einen Garten der ſonſt die beſten Früchte hervorbrachte; jetzt aber iſt alles abgeſtorben. Frage die Louhi, wie man meinem Garten wieder aufhelfen kann: ich gebe dir meinen beſten Hengſt mit auf die Reiſe.“ Anton gelobte dieß, erhielt den Teufelshengſt, und ſetzte reitend ſeine Reiſe fort. [3]

Nach einiger Zeit hörte er ein furchtbares Getöſe, von dem die Erde erbebte, und kam alsbald zu einer großen ſteinernen Burg. [4] Am Portal derſelben ſtand ein Rieſe mit einem ungeheuren Schlüſſel in der Hand. Dieſen ſtieß er von Zeit zu Zeit in das Loch des Schloſſes, um das Portal zu öffnen; da der Schlüſſel aber nicht im Schloß ſich drehen ließ, ſchlug der Rieſe wüthig mit der Fauſt gegen die Thorflügel, daß die ganze Umgegend erdröhnte und das Fundament der Burg erſchüttert ward. Dem Anton wurden vor Schrecken die Hoſen am Leibe ſchlapp; als er aber etwas an den Lärm ſich gewöhnt hatte, faßte er ein Herz, gieng auf den Rieſen zu, und bot ihm guten Tag. Dieſer kratzte ſich in ſeinem Unwillen hinter den Ohren und ſagte, zu Anton gewendet: „Wohin des Weges, Söhnlein?“ Anton nannte ihm das Land und ſeine Botſchaft. „Nun, wenn du dahin reiſeſt, ſo nimm auch meine Angelegenheit mit, und erkunde wo der rechte Schlüſſel zu meiner Burg iſt, da ich das Thor nicht aufſperren kann. Wenn du das erfährſt, ſo verſpreche ich dir meinen beſten Schatz zum Lohne.“ Anton gelobte dieß, ſagte dem Rieſen Lebewohl, und ritt weiter.

Da der junge Mann einen Teufelshengſt ritt, ſo machte er die Reiſe gar ſchnell, und in einem Nu befand er ſich wieder vor einer Teufelsburg, die ein eben ſolcher Berg war wie die vorigen. Auf dem Berg wuchs eine mächtig hohe Tanne, in deren Wipfel ein Rieſe ſaß, der einen ungeheuer langen Spieß in der Hand hielt. An der Erde brannte ein großes Feuer, in welchem der Rieſe vom Wipfel herab einen an ſeinem Spieß ſteckenden ganzen Hirſch ſich briet. Kaum hatte er Anton bemerkt, als er ihm zurief: „Komm, Söhnlein, und nimm auch du dir ein Stück von dem Braten!“ Anton, den der Hunger ſehr quälte, beſann ſich nicht lange und ſagte auf ſeinem guten Roſſe herbei. Nachdem er ſich ſatt gegeſſen, wollte er weiter, allein der Rieſe rief ihm nach: „Warum ſo eilig, Söhnlein, und wohin reiteſt du von hier?“ Als Anton ihm darauf Beſcheid gegeben, fuhr der Rieſe fort: „Wohl, wenn du nach Pohjola kommſt, ſo frage doch auch, warum ich immerfort auf dem Baum ſitzen muß. Dann und wann gelingt es mir zwar einen Hirſch oder ſonſt ein Wild aufzuſpießen, wenn aber der Wald keine Beute liefert, ſo muß ich vor Hunger faſt umkommen.“ Anton übernahm gern den Auftrag, dankte für die Bewirthung, und jagte auf ſeinem Hengſt weiter.

Er hatte wieder ein ſchönes Stück Reiſe zurückgelegt, als er zu einem großen Fluſſe kam. An dem Ufer desſelben ſtand ein Kahn, und im Kahn ſaß ein altes Weib mit krummem Kinn, das ein Steuer in der Hand hielt. Anton fragte die Alte, ob er in dem Kahn überſetzen könne. „Das könnt' Ihr freilich,“ ſagte ſie, „auch iſt es meine Schuldigkeit Euch hinüberzuſteuern; allein wo laſſet Ihr Euer Pferd?“ „Hier am Ufer laſſ' ich's bis zu meiner Wiederkehr, denn es ſcheint hier gutes Futterkraut zu wachſen.“ Er band ſein Pferd ans Ufer und ſtieg zu der Alten ins Fahrzeug. Während der Ueberfahrt fragte ſie ihn, warum er in ein ſo fernes Land ſich begebe. Der Jüngling ſagte ihr den Grund, und frug dagegen ob er bis Pohjola noch weit habe. Die Alte entgegnete: „Das Haus der Louhi iſt nicht mehr fern von hier; beinahe ſeyd Ihr am Ende Eurer Reiſe. Sobald Ihr ans Land geſtiegen, gehet nur ganz gerade fort, und bald werdet Ihr Pohjola erblicken; dann aber frag die Louhi doch auch, wie ich von dem ſauern Geſchäfte die Wanderer hier überzuſetzen befreit werden kann; denn ſchon 40 Jahre lang bin ich Fährfrau, und möchte nun, im Greiſenalter, endlich ausruhen. Anton verſprach ihr, warum ſie gebeten, und gieng, als er wieder am Lande war, zu Fuß weiter. Bald kam er in eine angebaute Gegend und zu einem Bauernhofe, den er als Louhi's Haus erkannte. Er ſchritt eine Anhöhe hinab in den Vorhof und aus dieſem in die Wohnſtube.

In der Stube fand er nur Louhi's Tochter, die Brodteig knetete. Anton grüßte ſie, ſetzte ſich zu ihr auf die Bank, und frug nach der Frau des Hauſes. Das Mädchen ſagte: „Meine

---

[1] Pohjola iſt ein nicht näher zu ermittelndes Land im hohen Norden (wahrſcheinlich nicht Lappland, wie man lange annahm), das mit ſeiner Zauberin Louhi in den eriſchen Sagen Finnlands große Bedeutung hat und viel genannt wird.

[2] Wörtlich: der auf ſeinem Kopf einen großen Haufen Wolken trug und in deſſen Mütze acht Wirbelwinde ihr Neſt hatten.

[3] Wo wir „Teufel“ überſetzen, ſteht im Text Hiiſi, nach Renvall urſprünglich ein „genius robustus et malefícus, in montibus et sylvis commorans.“

[4] Daß man in Finnland unter „Rieſenburgen“ oder „Teufelsburgen“ nichts anderes verſteht als Teufelsberge,“ d. h. Berge aus Felſenmaſſen, die man inwendig ausgehöhlt und mit Portalen verſehen denkt, dieß ergibt ſich aus Vergleichung mit vorangehendem und folgendem.

Digitized by Google

Mutter ist jetzt nicht daheim, wollt Ihr aber bis zum Abend verziehen, so könnt Ihr sie heute noch sprechen.“ Der junge Mann blieb also, und plauderte zum Zeitvertreib allerlei mit dem Mädchen, das ihn seinerseits frug von wannen und in welcher Angelegenheit er gekommen. Anton sagte: „Da und dort bin ich her, und komme um Eure Mutter über allerlei Dinge zu befragen.“ Auch sagte er, über was alles er Auskunft wünschte. „Ei — bemerkte das Mädchen — da wollt Ihr ja wichtiges erfahren, und über solcherlei gibt meine Mutter ungern Auskunft; doch erhaltet Ihr sie vielleicht, wenn Ihr meinem Rath folgen wollt. Sobald es Abend wird, versteckt Euch da hinterm Ofen, auf daß die Mutter Euch nicht sehe wenn sie heimkehrt, so könnt Ihr genau hören was wir mit einander sprechen; und habt Ihr den Bescheid auf Eure Fragen vernommen, so schleicht Euch in der Nacht wieder zum Hause hinaus und tretet den Rückweg an.“ Ihr wisset schon daß Anton ein schmucker Bursche war, und so meinte es das Mädchen gut mit ihm.

Anton verweilte also den ganzen übrigen Tag in der Stube, mit Louhi's Tochter plaudernd; als es aber dunkel ward, begab er sich hinter den Ofen, wie ihm gerathen war. Endlich kam die Alte heim und frug ihre Tochter ob in ihrer Abwesenheit Fremde da gewesen seyen. „Ja, einer war hier — sagte diese — er wollte allerlei von Euch wissen; da Ihr aber nicht nach Hause kamt, so eilte er wieder fort, um von andern Auskunft zu erhalten.“ „Oho — versetzte Louhi — was würde ich nicht gewußt haben das andere besser wissen sollten! Hat der Fremde vielleicht gesagt was er erkunden wollte?“ „Ja wohl — entgegnete die Tochter — vor allem wollte er wissen, in was für einer Beschäftigung der Mensch sein bestes Glück erfassen kann. „Ei, sieh doch! der war ein schlauer Frager, und schwerlich würd' ich ihm dieß geoffenbart haben; allein vergebens müht er sich ab es von anderen zu erkunden; denn außer mir weiß es niemand, und ich selbst sag es nicht gern; jedoch, da es einmal hier zur Sprache gekommen, so will ich dir's sagen: sein bestes Glück verschafft sich der Mensch durch den Ackerbau; man muß die Bäume mit der Wurzel ausrotten, alle Steine zu Haufen tragen, und das Feld vom Unkraut säubern.“ Die Tochter sprach: „Ferner wollte der Mann erfahren warum der Garten eines gewissen Riesen jetzt abstirbt, da er doch sonst so schön gewuchert hat.“ „Auch darauf hätt' ich die passende Antwort gewußt — versetzte Louhi — im Garten des Riesen haust eine Schlange die ihn mit ihrem Athem austrocknet: wenn er die Schlange zwischen zwei Steinen tödtete, so würde der Garten wieder saftig werden und alles darin lustig gedeihen. Hat der Fremde noch anderes gefragt?“ „Ja — antwortete das Mädchen — er sagte daß ein anderer Riese in seine eigene Burg nicht kommen könne, und wünschte deßhalb zu wissen, wohin der rechte Schlüssel zur Burg gerathen ist, da er das Thor in keiner Weise öffnen kann.“ „Nun, das war einmal der Erkundigung werth! sagte Louhi — der rechte Schlüssel liegt unter dem Thor; man braucht nur die obersten Dammsteine auszuheben, da wird er sich finden. Hat der Mensch noch weiter gefragt?“ „Ja — sagte die Tochter — wieder ein anderer Riese soll schon Lebenslang auf einem Baum sitzen und möchte darüber belehrt seyn wie er endlich auf die Erde gelangen kann.“ „Nun, auch dazu bedarf es wenig — sagte Louhi — man braucht nur mit einem Stock aus Erlenholz an die Wurzel des Baumes zu rühren, so fällt gleich das ganze Wipfelstück als gediegenes Gold herunter, und der Riese mit ihm, wo er dann nach Gefallen sich tummeln kann. Hat der Mensch sonst nichts mehr wissen wollen?“ „Nur das noch — sprach die Tochter — auf welche Weise jenes alte Weib, das in seinem Kahn die Reisenden über den Fluß schafft, von diesem Frohndienst erlöst werden könne.“ „O, wie schwachsinnig ist die Alte! sagte Louhi — wenn der erste Ueberzufahrende kommt, so soll sie ihn hinüberrudern, dann aber vor ihm ans Ufer springen und, mit der linken Ferse den Kahn ins Wasser zurückstoßend, also sprechen: „Ich gehe fort, du bleibst hier!“ Dann ist sie frei, und der andere muß ihr Geschäft übernehmen. Jetzt sind also die Fragen zu Ende?“ „Ja — sprach die Tochter — sonst hat der Mann nach nichts sich erkundigt.“

Anton Puuhaara hörte in seinem Versteck hinter dem Ofen das ganze Gespräch, merkte sich die Antworten der Louhi, und lauerte dann auf eine gute Gelegenheit zu entkommen. Auch hörte er bald ein starkes Schnarchen, aus welchem er abnahm daß die Alte nun schlief; da ließ er sich sachte aus seinem Winkel auf den Boden hinab, schlich auf den Zehen durch die Thür in den Hof hinaus, und trat emsig den Rückmarsch an. Als er wieder zum Ufer jenes Flusses kam, rief ihm die alte Fährfrau gleich entgegen: „Habt Ihr in meiner Sache was erfahren, lieber Fremdling?“ „Ei, wie sollte ich das nicht — sprach Anton — bringe mich nur erst hinüber, so sag' ich dir's. Die Alte that ihre Schuldigkeit, und Anton sagte ihr dann wie sie des harten Dienstes für immer ledig werden könne. Darob hocherfreut, dankte sie ihm vielmal, und setzte sich wieder in ihren Kahn, des nächsten Reisenden harrend, dem sie dieses Amt überlassen könnte. Anton schwang sich auf seinen am Ufer zurückgebliebenen Hengst und setzte die Heimreise fort. Er kam zuerst wieder an den Berg wo er das Fleisch des Hirsches verzehrt hatte. Da saß der Riese noch im Wipfel der Tanne, und rief ihm schon aus der Ferne zu: „Sey gegrüßt, Söhnlein, hast du über meine Sache was erkundet?“ „Ei freilich — sprach Anton — warte nur einen Augenblick!“ Darauf brach er einen Stab von einer Erle, schlug damit an des Baumes Wurzel, und sogleich fiel der Wipfel als Gold prasselnd an die Erde, und mit ihm der Riese. Als dieser so zum erstenmal auf seinen Beinen stand, begann er vor Freude zu hüpfen und zu springen, und sprach zu Anton: „Da du dieses Liebeswerk an mir gethan, womit soll ich dich belohnen?“ „Ich verlange keinen Lohn — sagte der Jüngling — willst du mir aber etwas schenken, so bitt' ich um einen Zweig von dem Wipfel der Tanne, in welchem du zur Erde gefallen bist.“ Da brach der Riese einen ganzen Haufen goldener Zweige von dem abgefallenen Wipfel und verehrte sie Anton. „Schönen Dank — sagte dieser — mit den Zweigen kann ich jetzt mein Pferd antreiben,“ stieg auf dessen Rücken und sprengte weiter.

Zunächst kam er vor die andere Burg, an deren Pforte der Riese mit dem unrechten Schlüssel stand. Diesem sagte er, der rechte Schlüssel liege unter dem Portal, und bekam des Burgherrn besten Schatz zum Lohne, wie dieser ihm versprochen hatte. Von da führte ihn sein Weg nach der dritten Teufelsburg, deren Besitzer ihm jenen Hengst geliehen hatte. Zum Dank für die Weisung, wie er seinen Garten wieder saftig und fruchtbar bekommen könne, schenkte ihm der Riese das Pferd, und nun legte er auf dessen Rücken das letzte Stück Weg bis nach Hause zurück.

Der Schwiegervater stutzte sehr als er Anton Puuhaara, dessen Tod er verhofft hatte, wieder heimkehren sah, und er fragte ihn unwillig: „Hast du auf deine Erkundigung Bescheid erhalten, da du schon wieder zurück bist?“ „Ei, wie sollte ich nicht? — sagte Anton — ich weiß schon alles.“ „Nun, wodurch verschafft sich der Mensch sein bestes Glück?“ frug der Kaufherr. „Das thut er, wenn er den Acker bestellt' — antwortete Anton — und wiederholte dann was Louhi hinzugesetzt hatte. Dem Kaufherrn gieng es sehr zu Herzen daß er seinen Eidam auch diesesmal nicht los

Digitized by Google

geworden war, aber am ſchlechteſten ward ihm zu Muthe als er erfuhr welchen Reichthum Anton auf der Reiſe erworben. Vor Neid darüber that er im Hauſe gar keine Arbeit mehr, ſondern überließ ſein ganzes Gut dem Anton Puuhaara zur Obſorge, und wanderte deſſelben Weges, wie vorher Anton, um auch ſeinerſeits etwas koſtbares zu erſchnappen. Nach einiger Zeit kam er zu eben dem Fluſſe, über welchen Anton gefahren, und ließ ſich von der Alten ans jenſeitige Ufer ſteuern; aber kaum angelangt, ſprang ſie vor ihm ans Land, ſtieß den Kahn mit ihrer linken Ferſe in den Fluß zurück, und ſagte: „Ich gehe ab, du bleibſt hier!“ Da mußte nun der reiche Fuchspelzhändler ſein ganzes übriges Leben ein geplagter Fährmann ſeyn. Bei Louhi aber hat keiner mehr zu thun, ſeitdem Anton Puuhaara ſolche Kunde erhalten, daß jeder Suomalainen (Finne) wiſſen muß wie er zum beſten Glücke gelangen kann. Anton Puuhaara bewirthſchaftete ſeines Schwiegervaters Gut, auf welchem er mit ſeinem Weibe glücklich lebte; und er wurde des reichen Kaufmanns Erbe, wie jener Kundige bei ſeiner Geburt vorhergeſagt hatte. (Nach einer Ueberſetzung in Ermanns Archiv für wiſſenſchaftliche Kunde von Rußland).

Die Begründung der evangeliſchen Miſſion im Mittelreich und ihr Einfluß auf die chineſiſche Literatur.

(Von Profeſſor Neumann.)

VI.

Die Kaufherren zu Canton und Macao, und bei weitem die meiſten Beamten der oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft, fanden und finden es, obgleich die jüngern, wenn ſie es thaten, eigens dafür bezahlt wurden, zu mühſam chineſiſche Schriftzeichen zu lernen. Morriſon machte deßhalb den Verſuch ihnen ein Mittel in die Hände zu geben, wodurch man, wie er glaubte, ohne ſich um die Schrift zu kümmern, die chineſiſche Sprache erlernen könnte. Zu dieſem Zweck wurde, wie er in der Einleitung ſagt, das Wörterverzeichniß des Cantondialekts (1828, 2 Bde. 8.) unternommen. Die Unausführbarkeit dieſer Idee konnte ihm nicht lange verborgen bleiben, weßhalb auch dieſe Sammlung die Ausdehnung nicht erhielt die ihr der Verfaſſer urſprünglich geben wollte. Das Vocabular zerfällt in drei Abtheilungen: in eine engliſch-chineſiſche, in eine chineſiſch-engliſche und in eine reiche Sammlung chineſiſcher Sätze und Redensarten, nach ihrem Inhalt in 24 Abſchnitte geſondert. Dieſe Abſchnitte rühren, wie Morriſon ſelbſt ſagt, von Einheimiſchen her, und gewähren deßhalb ein eigenthümliches Intereſſe. Abgeſehen von ihrem Inhalt, der uns über Glauben und Aberglauben, über das wirkliche Leben und Weben des Volkes vielen Aufſchluß ertheilt, iſt ſchon die Eintheilung an ſich von einigem Werth. Man ſieht hieraus, in welche Claſſe der ganze Sprachſtoff bei den gemeinen Chineſen — und ſolche waren es welche dieſe Sätze zuſammenſtellten — zerfällt. Dieſe Claſſen heißen nun: weltliche Geſchäfte; Aſtronomie, Zeiten und Jahreszeiten; Vögel und Thiere; Farben; Mißlichkeiten und Unfälle; Krankheiten; Trinken und Eſſen; Gefühle, Leidenſchaften u. ſ. w.; Fiſche; Freundſchaft; Verwandtſchaft; Lachen und Scherzen; Wiſſenſchaften; militäriſche Ausdrücke; Namen und Charaktere von Perſonen; Plätze; Armuth; Eigenſchaften der Perſonen; Zanken und Läſtern; Reichthümer und Ehren; Diebſtahl und Räuberei; Handel; Werkzeuge und Hausgeräthe; ſchlechte (?) Räuber.

Die Chineſen beſitzen nicht bloß eigene Wörterbücher über ihre zahlreichen Mundarten, ſondern auch Anleitungen für das gemeine Volk die allgemeine Umgangsſprache, das Hochchineſiſche, zu erlernen. Dieſe gewöhnlich ſehr ſchlecht gedruckten Büchlein ſind von dem europäiſchen Sprachforſcher von wiſſenſchaftlicher Wichtigkeit; ſie bilden die ſicherſte Grundlage, auf welcher künftig eine allgemeine vergleichende Sprachlehre des öſtlichen Aſiens, die indochineſiſchen und tübetaniſchen Länder mit eingeſchloſſen, aufgebaut werden könnte. Ja es könnte dadurch vielleicht eine Anſchließung oder Verbindung mit den indo-europäiſchen Sprachen bewirkt werden, wie man ſchon aus einem einzigen gerade nahe liegenden Beiſpiele erſehen wird. In der Cantoner Mundart heißt die Kuh nicht wie im Hochchineſiſchen *Niéu*, ſondern geradezu wie im Sanſkrit und Deutſchen *Kuh*. Vieles dieſer Art würde ſich ohne Zweifel bei einer ins einzelne gehenden Unterſuchung herausſtellen. Für jetzt hat man bloß aus wiederholten Vergleichungen folgendes Ergebniß gewonnen: von den Gränzen Bengalens, von den Gränzen der Reiche Birma, Siam und Cochin-China bis hoch hinauf im Norden, von den Inſeln im öſtlichen oder chineſiſchen Meere bis zu dem Lande Iskardo oder Kleintübet, findet ſich in Wurzeln wie in der grammatiſchen Bildungsweiſe eine einzige große Sprachfamilie, deren einzelne Glieder, durch verſchiedene geſchichtliche Ereigniſſe und mannichfache äußerliche Verhältniſſe bedingt, ſich im Laufe der Jahrtauſende zwar verſchieden ausbildeten, deſſenungeachtet aber immer noch zahlreiche Merkmale ihrer urſprünglichen Einheit an ſich tragen. Das Wörterverzeichniß der Cantoner Mundart enthält viele Thatſachen und Bemerkungen zur Begründung dieſes Satzes. In den letzten Jahren wurde es jedoch durch das ausführlichere Werk des Hrn. Bridgeman entbehrlich gemacht. Man iſt ſo frei, noch hinzuzufügen daß wir erſt durch Einſicht in die Dialekte eine vollſtändige Kenntniß des Wort- und Schriftreichthums der Bevölkerung des Mittelreiches erlangen. Gerade die gewöhnlichen Wörter, wie *etwas*, *nein*, *er*, lauten in den Mundarten ganz verſchieden, und haben auch verſchiedene Schriftzeichen erhalten; dann haben ſich, wie gewöhnlich in den Mundarten, viele in dem Hochchineſiſchen bereits abgeſtorbene Wörter hier noch lebendig und lebensfroh erhalten. Die Schriftſprache iſt todt; ewig ſchaffend und neugebärend iſt die Anſchauung und der Mund des Volkes.

Bei dieſen zahlreichen lexikaliſchen Arbeiten und bei dem Leſen der einheimiſchen Litteraturwerke mochte Morriſon häufig das Bedürfniß fühlen einen Auszug der chineſiſchen Zeitrechnung und Erdkunde, dann der vorzüglichſten Denkwürdigkeiten und Einrichtungen des Reiches zur Hand zu haben. Dieſe Denkwürdigkeiten hat er in der Folge, da ſie nicht alle in die Wörterbücher aufgenommen werden konnten, in einem eigenen Werke unter der Ueberſchrift: *Ueberblick China's für philologiſche Zwecke* (Macao 1817) dem Druck übergeben. Man findet hier eine Menge lehrreicher, wenn auch ſelten neuer Thatſachen.

Die in chineſiſcher Sprache herausgegebenen Flugſchriften und Büchlein des Sendboten beziehen ſich, wie man ſich leicht denken kann, vorzüglich auf das Chriſtenthum. Doch verſchmähte der einſichtsvolle Mann es auch nicht den Chineſen allerlei nützliche anziehende

Digitized by Google

Dinge aus der westlichen Geschichte und Wissenschaft mitzutheilen. So verfaßte er, wie er mir selbst sagte, auf Bitten eines reichen Mannes der privilegirten chinesischen Handelsgesellschaft einen Abriß der französischen Revolution, dann die Beschreibung eines Teleskops, welches er ins Chinesische mit Tausendmeilenspiegel übersetzte. Ungegründet ist es aber, wenn ihm nachgerühmt wird [1] er habe die Lithographie in China eingeführt. Wohl hat Morrison eine lithographische Presse (1826) nach Senefelders Vorkehrung mit nach Canton gebracht. Die Lithographie ist aber dortigen Landes viel älter als die Kunst des Druckes vermittelst der Holzschnitte. Der chinesische Buchdruck selbst hat mit dem Abdruck beschriebener Steinplatten begonnen. Auf diese Weise sind bereits in dem Jahr 932—933 die King oder Grundbücher der chinesischen Litteratur vervielfältigt worden. [2]

(Schluß folgt.)

Reisebriefe aus Indien.

X.

(Von Dr. Georg v. Liebig.)

Ich habe das Gebirge der Arawallis wegen der Steilheit seines Hervortretens aus dem flachen Lande und der ungebrochenen Linie welche die Bergreihe dem Beschauer darbietet, mit einer Mauer verglichen. Wenn man sich nähert, so bemerkt man Unterbrechungen in dem Zusammenhang dieser Wand, welche nicht ganz bis auf die Ebene reichen, und so über niedrige Pässe den Eintritt erlauben. Die Kahlheit der Abhänge ist ein charakteristisches Merkmal, und sie ist eher noch sichtbarer gemacht durch die schon erwähnten Euphorbiastöcke, welche von weitem wie weidende schwarze Schafe aussehen. Hat man den kleinen Paß überschritten, so gelangt man in ein längliches Thal der Richtung der Kette folgend, welches etwa eine bis zwei Stunden breit, und gegenüber durch eine andere Parallelkette geschlossen ist. Ueber diese führt ein anderer kleiner Paß in ein ähnliches Thal und so fort durch eine Reihe von Längsthälern, bis man auf der andern Seite über einen ähnlichen kleinen Paß wieder in das sandige Flachland nach dem Meer zu hinabsteigt. Die Hauptmassen des Gesteins bestehen neben dem Gneiß und einem Quarzfelsen, der aus großen flachmuscheligen glasig zusammengebackenen kleinen Körnern besteht, mit Bruchflächen und von graubrauner Farbe, und aus einem thonschieferartigen Gestein. In dem Gneiß kann man an manchen Orten Adern von Granit beobachten, wie er die Spalten der gebrochenen Schichten ausfüllt, und der Quarzfels und Thonschiefer bilden an verschiedenen Stellen die Kämme der einzelnen Kettenglieder, und man kann häufig beobachten wie die Schichten, welche im allgemeinen der Richtung der Züge parallel streichen, auf den gegenüber liegenden Seiten eines Längsthals in einander entgegengesetzten Richtungen fallen. Die Höhe des Berges, welcher das Fort bei Adschmir trägt, ist, nach der Mittheilung eines Artillerie-Officiers, 1200 Fuß von der Thalfläche. Nussirabad ist etwa 1500 Fuß über der Meeresfläche, und liegt etwas tiefer als Adschmir. Wir können also die Höhe der Gebirge bei Adschmir auf 28—2900 Fuß annehmen. Der Mount Aboo (Abu) welcher das nordwestliche Ende der Kette bildet und der höchste Berg seyn soll, ist 3850 Fuß hoch, und Delhi, wo sich die ersten Anfänge der Arawallis kaum 50 Fuß über den Boden erheben, sollen nach Angabe von Jughe's Physical Geography 800 Fuß über der Meeresfläche seyn. Von Adschmir aus betrachtete ich, je weiter ich nordostwärts kam, ein fortgesetztes Niedrigerwerden der Hügelzüge, und es scheint demnach als wenn von Delhi aus ein regelmäßiges Steigen der Höhenlinie bis zum andern Ende der Gebirgszüge stattfände, wo es dann, nachdem die größte Höhe erreicht ist, plötzlich aufhört. Zugleich mit dem Niedrigerwerden breiten sich die parallelen Kettenglieder nordostwärts mehr und mehr aus, indem die Thäler weiter und flacher, und die Unterbrechungen der Längsrichtung bedeutender werden. Dieses ist der Charakter, wenigstens in der Nähe des Samber-Sees, wo mit Ausnahme der beiden nordwestlichsten zusammenhängenden Parallelzüge, die an dem nordwestlichen Ende des Sees vorbeistreichen und ein einziges erhobenes Längsthal einschließen, die übrigen Längsketten in einzelnen zerstreut stehenden, aber gleichlaufenden Rücken aufgelöst sind, die nicht mehr durch Pässe, sondern durch Querthäler geschieden werden. Ein solches wird von dem Samber-See ausgefüllt. Bei Adschmir ist ein Querschnitt nicht mehr als 25 bis 30 Meilen breit, wie ich aus einer mir vorliegenden Specialkarte des Revenue Survey schließe, bei Samber etwa 36—40 Meilen.

Das Arawalligebirge dient dem auf beiden Seiten ihm nahe liegenden Landstriche als eine Vorrathskammer für Wasser. Auf der Seite nach Sind zu haben die davon entspringenden Flüßchen, die in das sogenannte Run of Cutch (Ran of Catich) fließen, der Wüste ein bedeutendes Stück Land abgewonnen. Die bedeutendste Wirkung aber bemerkt man, wenn man sich aus der Ebene in die kleinen Gebirgsthäler begibt. Da wird man plötzlich aus unfruchtbarer Dürre in blühende Gärten versetzt, wo das Wasser nicht ausgeht, indem der Vorrath der in der Regenzeit fällt, nicht gänzlich abfließen kann. Man trifft viele kleine Bergseen, und die niedrigeren Hügel sind mit Laubholz bewachsen, obgleich die Bäume nur klein sind. Freilich wird der Thalboden in der Regenzeit oft überschwemmt, aber dann kommt der Ueberfluß den außenliegenden Gegenden zu gut, wo die Leute ihre Felder eindämmen und so dem Wasser Gelegenheit geben in den Boden einzudringen. Adschmir liegt in einem solchen fruchtbaren Thale. Es ist eine freundliche Stadt mit einigen schönen breiten Straßen, am Fuß eines 1200 Fuß hohen Berges der eine alte Befestigung trägt, und am Ufer eines Sees gelegen und von Gärten und Landhäusern umgeben. Nach einem dreistündigen Ritt in Begleitung des Generals erreichten wir das Haus unseres Wirthes, eines Artillerie-Officiers der das Arsenal beaufsichtigt; dieser, der politische Resident, der Vorsteher der Schule und der Doctor nebst einigen englischen Unteroffizieren sind die einzigen Europäer am Platz. Der commandirende Officier einer Compagnie Sipahis zum Schutz des Arsenals wechselt alle sechs Monate. Die Bevölkerung ist gemischt aus Hindus und Mohammedanern, allein die Hindus sind vorherrschend, da Adschmir ein ziemlich bedeutender Markt für die Umgegend und der Sitz vieler reicher Bandans und vieler Braminen ist. Der Raum der Straßen ist zu gleichen

---

[1] Dieß wird in der Lebensbeschreibung Morrisons in den Nachträgen zur Biographie universelle behauptet, worin noch andere höchst auffallende Irrthümer enthalten sind. So heißt es hier, Morrison sey in Peking gestorben.

[2] Ausgabe der 13 King von Nantschang Fu im 20sten Jahre Kiaking (1816) Bd. 1. Bl. 1. verso.

Digitized by Google

Theilen zwiſchen Hunden, heiligen faulen Ochſen die frei herumlaufen, und Menſchen getheilt. Bei einem Ritt durch die Straßen konnten wir die Peitſchen nicht entbehren, um uns die vierfüßige Bevölkerung vom Leibe zu halten. Es iſt merkwürdig, wie ſelbſt die dummſten Thiere im Umgang mit Menſchen an Intelligenz gewinnen. In der Veranda einer Hütte aus Lehm ſah ich ein Kalb einem Kinde von etwa fünf Jahren die verſtändlichſten Liebkoſungen ertheilen; die beiden waren offenbar Schlafcameraden. Es iſt kein Wunder wenn ſich die niederen und ärmeren Kaſten hier mehr zu dem Vieh hingezogen fühlen, wenn man ſieht wie die Höheren die armen Leute behandeln. In der Stadt iſt ein künſtlicher Tank, der von dem Waſſer aus den Stollen der Bleiminen, in dem Berg der das alte Fort trägt, geſpeiſt wird. Er iſt 70 Fuß tief, und das Waſſer iſt klar und kühl, und ſein viereckiger Rand iſt von Stockwerken, von Zellen oder Zimmern umgeben, welche Reiſenden zum Obdach dienen; das Ganze iſt die Stiftung eines reichen Kaufmannes oder Fürſten. Was überläuft, geht in einem hellen Strahle aus einer Leitung in die Straßenrinne. Dieſes Waſſer iſt ſo heilig daß die Braminen auf alleinige Benutzung desſelben zum Trinken und Waſchen des Körpers Anſpruch machen, und als eine arme alte Frau von niederer Kaſte mit ihrem Trinkgefäß kam, ſah ich, wie umherſtehende feiſte Braminen ſie mit Geſchrei und Drohungen ſehr unſanft zurückwieſen. Abſchmir iſt voll von ſolchen Stiftungen, meiſtens für gottesdienſtliche Zwecke, d. h. zum Wohl der Braminen, aber noch mehr iſt dieß der Fall in der benachbarten Tempelſtadt Pokah (Pokow) an den heiligen Felſen und Teichen, von denen ich euch das nächſtemal erzählen werde.

Das heilige Land in der erſten Hälfte des 14ten Jahrhunderts.

(Auszüge aus Ludolphi, rectoris occelisiae parochialis in Suchem, de itinere terrae sanctae Liber. Herausgegeben von Deycks. 25. Publication des litt. Vereins in Stuttgart.)

Von der glorwürdigen Stadt Acon.

Auf eine Tagereiſe von Tyrus am Meeresufer liegt Acon, dieſe glorreiche Stadt, welche von allen Pilgern gemeiniglich beſucht wird, und von Jeruſalem drei kleine Tagfahrten entfernt iſt. Von dieſer Stadt will ich, ehe ich weiter gehe, einiges ſagen, aber wenn ich mich ihres dermaligen Zuſtandes erinnere, ſo möcht' ich lieber weinen als weiter fortfahren. Weſſen Herz, wäre es auch von Stein, müßte die Zerſtörung und den Untergang einer ſolchen Stadt nicht rühren? Acon, das herrliche, liegt am Meeresufer und iſt mit hohen, aus ſorgfältig behauenen Quadern aufgeführten Mauern und feſten Thürmen umgeben, welche, nur eine Schleuderweite von einander entfernt, je zu zweien ein Thor umſchloſſen; die Mauern waren ſo breit daß ein Wagen dem andern darauf bequem ausweichen konnte. Gegen das Land war die Stadt mit beſondern Mauern und tiefen Gräben, mit Schutzwehren und Spähthürmen zu bequemer Ueberwachung vielfach verſehen. Die Gaſſen in der Stadt waren ſehr reinlich, und die Mauern der Häuſer aus behauenen Steinen in gleicher Höhe aufgeführt, mit Glasfenſtern und bewundernswerthen Malereien geſchmückt, und alle Paläſte und Behauſungen nicht nur mit allem Nöthigen ausgeſtattet, ſondern auch zu menſchlichem Wohlleben und zur Ergötzlichkeit mit Glas, Malereien, Pavillonen (papillionibus), wie es nur jeder vermochte, von innen und außen verziert. Die Straßen waren mit ſeidenen Tüchern und andern ſchönen Geweben zum Schutz gegen die Sonne überſpannt. An jeder Straßenecke ſtand ein feſter Thurm mit eiſerner Thüre und Ketten verſehen. Die Adeligen bewohnten im Umkreis der Stadt befeſtigte Caſtelle und Paläſte. In der Mitte derſelben wohnten die gewerb- und handeltreibenden Bürger, jeder nach ſeinem Handwerk in beſondern Gaſſen; alle Einwohner der Stadt, wie ehemals die Römer, gebahten ſich wie Adelige und Herren, was ſie auch waren. Es wohnten daſelbſt der König von Jeruſalem und ſeine Brüder, und viele andere dieſes berühmten Geſchlechts, die Fürſten von Galiläa, die Fürſten von Antiochien, und der Hauptmann des Königs von Frankreich, der Herzog von Cäſarea, der Herr von Tiberias, der Hr. v. Sayette, die Grafen von Tripolis, von Japhe, die HH. v. Beruth, v. Iblin, Pythan, Arſuf, Baus und die Edeln von Blanchegarde. Alle die Fürſten, Herzoge und Grafen, Edle und Barone zogen mit goldenen Kronen auf dem Haupt nach königlicher Weiſe in den Straßen umher, gefolgt von Kriegsleuten, Bittſtellern, Söldlingen und Dienern, Gewänder und Wehre mit Gold und Silber bewundernswerth verziert, wie ein jeder es nur ſeltſam und reich genug auszudenken vermochte, und jeden Tag gab es Spiele, Speerwerfen und Turniere, nebſt verſchiedenen Luſtbarkeiten und Jagdzügen, und alle Uebungen die dem Kriegsvolk zukommen, wozu ein jeder in ſeinem Caſtell oder Palaſt volle Freiheit und Gelegenheit hatte. Es wohnten auch darin zum Schutz des katholiſchen Glaubens gegen die Saracenen der Meiſter und die Brüder des Tempels mit ihrem Kriegsvolk, ebenſo Meiſter und Brüder von St. Johann in Jeruſalem mit ihren Reiſigen. Sie alle wohnten in Acon und hatten das Haupt ihres Ordens dort, und kämpften Tag und Nacht gegen die Saracenen. Auch wohnten in Acon die reichſten Handelsleute unter dem Himmel, von allen Völkern dort verſammelt, als Piſaner, Genueſen, Lombarden, durch deren verfluchte Zwietracht die Stadt zerſtört wurde, und die wie ihre Herren ſich gebärdeten. Auch wohnten reiche Kaufleute und verſchiedene Nationen dort, denn von Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang ſtrömten aller Orten Waaren herbei. Und alles was in der Welt aufzutreiben war, trugen die Fürſten und Edeln zur Schau. Von den übrigen Herrlichkeiten, Wundern und Zierathen in Acon wäre noch vieles zu ſagen, aber niemand vermag es alles aufzuzählen. Dieß iſt die glorreiche Stadt, ehedem Ptholomayda genannt, in welcher Judas Machabäus durch die Liſt des Tryphon getödtet wurde, wie es im Buch der Machabäer enthalten iſt; [1] in dieſer Stadt war auch das Götzenbild des Beelzebub, weßhalb Ochozias, König von Iſrael, als er durch das Gitter ſeines Saales in Samaria fiel, zu ſeinen Dienern ſagte: „Gehet hin und fraget Baal-Sebub, den Gott zu Acaron, [2] ob ich von dieſer Krankheit geneſen werde ꝛc., wie es im Buch der Könige geſchrieben ſteht.

[1] 1. Machab. XII. 42—44. nicht Judas, ſondern ſein Bruder Jonathan wurde getödtet.

[2] Könige 2, 1. Accaron iſt nicht Accon, ſondern eine der fünf Städte der Philiſter. Raumers Paläſtina. 3. Ausg. S. 167.

Digitized by Google

Vogelfang und Jagden auf den Molukken.

(Von Julius Kögel.)

Ein großer Theil farbiger Bewohner der molukkiſchen Inſeln beſchäftigt ſich mit dem Vogelfang, während die häufige Nachfrage nach dem hier heimiſchen ſchön gefiederten Geflügel, von Seiten fremder Schiffer und Handelsleute, dazu Veranlaſſung iſt; in Folge deſſen ſind in den reichlicher von Menſchen bewohnten Ländern die rothen Papagaien, Kuri genannt, nicht mehr häufig, und ſcharlachrothe Täubchen mit blauen oder grünen Flügeln nur höchſt ſelten daſelbſt noch anzutreffen. Für die Fremden hat dergleichen Geflügel aber nur Werth wenn ſie es lebendig bekommen können, weßhalb Schießpulver und Blei zu deſſen Erlangung nicht angewendet werden kann. In den menſchenleeren Gegenden ſuchen die des Kletterns kundigen Eingebornen (beiderlei Geſchlechts) junge Vögel in ihren Neſtern auf, während man ſich zum Fang der alten des Harzes mancher Bäume bedient, das, wenn es durch die Sonnenſtrahlen erwärmt, dermaßen klebrig iſt daß Vögel — ſelbſt von der Größe und Stärke der Enten — wenn ſie es mit ihren Beinen, Flügeln, Schnabel oder Zehen berühren, daran kleben bleiben. Die hieſigen Vogelfänger befeſtigen daher eingefangene Vögel auf Bäumen, beſtreichen die Zweige in deren Nähe mit ſolchem Harz, an welchem die durch das Geſchrei der eingefangenen herbeigelockten Vögel hängen bleibend, leicht zu greifen ſind, wenn nämlich die Sonne das Harz beſcheint, denn im Schatten wird es augenblicklich wieder hart und bricht. Wird nun ein ſeltener oder überaus ſchöner Vogel, z. B. ein Paradiesvogel, lebendig eingefangen, ſo iſt derſelbe in der erſten Hand nicht verkäuflich, ſondern er wird dem Radja oder einem weißen Staatsdiener als Geſchenk übermacht.

Das Einfangen der Kaſuars auf den Inſeln Geram (ſpr. Seram) und Buro wird deren Verfolgern gewöhnlich dadurch ſehr erleichtert, und bewirkt daß der Kaſuar ſich im Dickicht ſeine hohen Beine in Schlingpflanzen ſehr verwirrt und dadurch außer Stand iſt zu entfliehen. Auch werden viele Vögel, namentlich die Purong-Daun, [1] während ſie mit einander kämpfen, zu dem Ende von hohen Bäumen herabfallend und wuthentbrannt auf dem Boden ihren Kampf fortſetzend, von den herbeieilenden Vogelfängern ergriffen oder erſchlagen. Die Vogeljagd mit Flinten, Pulver und Blei, ebenſowohl wie die mit Pfeil und Bogen iſt in den hieſigen Wäldern, wegen der daſelbſt noch immer reichlich vorhandenen wilden Hühner und Tauben, als auch am Strande vieler Inſeln — der hier ſich aufhaltenden Schnepfen wegen — meiſt ſehr ergiebig. Von den Feinſchmeckern werden indeß die Wallong (wilde zeiſiggrüne Tauben von der Größe unſerer Kropftauben) von den Banda-Inſeln jedem andern Geflügel vorgezogen, weil dieſe Tauben ſich dort faſt nur von Muscatblüthe ernähren, was ſehr viel zum Wohlgeſchmack ihres Fleiſches beiträgt. Eben wie die Vogeljagd mit Feuer- und Schießwaffen ergiebig iſt, iſt auch die Jagd auf vierfüßiges Wild in hieſigen Ländern ergiebig, obſchon die hier heimiſchen Hunde — die nicht zu dreſſiren ſind — keineswegs ſo gute Dienſte wie Jagdhunde bei europäiſchen Jagden leiſten; daher iſt es gebräuchlich dem Wild nicht aufzulauern, ſondern es ſelbſt aufzuſuchen. Den Jägern kommt dabei zu ſtatten daß die Schweine durch Zerknacken harter Canariennüſſe (was oft über hundert Schritt weit hörbar iſt) ſich bemerklich machen, und während die Schweine meiſt paarweiſe angetroffen werden, weiden die Hirſche gewöhnlich in größerer Anzahl im Goſchogoſcho (Schilf). Außerdem daß dieſes Wild alsdann von einem höher gelegenen Punkte aus ſehr leicht bemerklich iſt, verräth auch das Geräuſch und die Bewegung des Schilfes die Nähe der Hirſche. Um der Hirſche lebendig habhaft zu werden, benutzen die eingebornen Jäger die Gelegenheit und treiben dieß Wild, welches, dort von den Jägern bemerkt, zufällig auf einer Landzunge weidet, ins Meer. Wie ſchnell die Hirſche auf dem Lande zu laufen, und wie lange Zeit ſie auch immer auf dem Waſſer zu ſchwimmen vermögen, ſind ſie doch gegen die malayiſchen Schwimmer — ſowohl mit als ohne Prau (Nachen) — auf der See im Nachtheil, und werden von letzteren ſehr leicht eingeholt und gefangen. Beim Insmeertreiben des Wildes thun die Hunde und das Abfeuern der Flinten ſehr gute Dienſte. Hiebei iſt zu erwähnen daß, wenn die ſchwimmenden Hirſche einige hundert Schritt vom Lande entfernt keinen Verfolger gewahren, ſie ſich geſchwind dem Strand wieder zuwenden.

Mit dem Erlegen und Einfangen vierfüßigen Baumwildes von den Geſchlechtern der Katzen und Mäuſe beſchäftigen ſich großentheils die Alfurus auf Buro und Geram; ſie benutzen dazu aber nicht nur Bogen, Pfeil und Wurfſpieß, ſondern auch lange mit Dornen bewachſene Stöcke. Mit letzteren wird nämlich auf die ſich auf niedrigen Bäumen niederlaſſenden großen Fledermäuſe losgeſchlagen, wodurch deren Haut durchſtochen wird und ſie alsdann nicht im Stande ſind fortfliegen zu können.

Affen, auf den meiſten molukkiſchen Inſeln gar nicht, auf andern nur ſpärlich vorhanden, ſind auf manchem dieſer Eilande, wo ſie in größerer Menge anzutreffen, eine Plage der Menſchen, indem ſie auf den ohnehin nur ſpärlich angelegten Beeten und Feldern die Pflanzen aus der Erde ziehen. Deßhalb ſucht man ſie auch auszurotten und fängt ſie ein oder ſucht ſie zu erſchießen. Eine Affenjagd iſt aber ein ſehr grauſames Geſchäft, denn oft werden auch ſelbſt rohe Menſchen erweicht, wenn ſie ſich angeſchoſſenen Affen nähern die, während ſie ihre Jungen feſt an ſich drücken, durch ihre Gebärden ihre Wuth, ihre Angſt und ihr Umgnadeſtehen auszudrücken ſuchen.

[1] Purong-Daun, zu deutſch Jahrvogel, werden ſie darum genannt, weil ihre ohnehin ſchon großen krummen Schnäbel ſich alljährlich noch um einen 1—2½ Zoll langen und ebenſo breiten als dicken Höcker vergrößern, demnach iſt ihr Alter an der Anzahl dieſer Höcker zu erkennen. Die Purong-Daun haben die Größe der Falken, ſind nur auf ihren Rücken und Flügeln eisblau, übrigens aber weiß gefiedert; ihr Fleiſch iſt wohlſchmeckend, ſie freſſen ſehr gern Betelnüſſe, weßhalb ſie auf den Betelpalmen auch oft in Streit kommen.

Miscellen.

Das Waſſerglas als Körnerdüngung. Erſt ſeit kurzer Zeit, ſeitdem das Waſſerglas fabrikmäßig dargeſtellt wird, konnte man den Gedanken faſſen das Waſſerglas als Düngemittel anzuwenden. Daß lösliches kieſelſaures Kali eine Form iſt, in der man Halmfrüchten zwei ihrer weſentlichſten Mineralbeſtandtheile zuführen kann, verſteht ſich von ſelbſt. Allein es ſchien mir bei der Löslichkeit und Zerſetzbarkeit des Waſſerglaſes, und den vielfachen Verbindungen die es im Boden eingeht, eine Verſchwendung zu ſeyn ein Feld etwa durch Ueberſtreuen mit Waſſerglas zu düngen. Es galt daher das Waſſerglas am Samenkorn gefeſſelt zu erhalten, indem ich es mit Körpern miſchte, auf die es bei ſeiner Auflöſung durch die Feuchtigkeit des Bodens ſo einwirken mußte, daß ſehr langſam zerſetzbare Verbindungen entſtanden, die der Pflanze alle nützlich ſind. Zu dem Ende knetete ich die Körner in einer ziemlich-dicken Waſſerglaslöſung, theils von

Digitized by Google

reinem Kaliwasserglase, theils von einem Gemenge von Kali- und Natronwasserglas, bis die Körner alle gleichförmig benetzt waren, und warf sie dann in ein feines Pulver, das gemischt war aus 1) Knochenmehl mit wenig Schlämmkreide und gepulvertem Wasserglase; 2) denselben Bestandtheilen mit Zusatz von kohlensaurer Talkerde, bis die Samen gleichförmig incrustirt waren. Viel besser gelang es mir später, wo ich alle die Mineralbestandtheile als Pulver anwandte, und den Samen mit Leimwasser benetzt in das Pulver warf, und dieses Verfahren mehrmals wiederholte. Am 8ten und am 14 October 1856 wurden auf den zu unserer Versuchsstation gehörigen Feldern 4 der Parcellen von 12 Quadratruthen Fläche mit auf diese Weise incrustirtem schwedischen Winterroggen besäet. Zu derselben Stunde ward auch dieselbe Saat ohne Körnerdüngung auf die übrigen Versuchsparcellen gebracht. Zur Vergleichung blieben hier 2 Parcellen ganz ungedüngt, andere waren mit Lederdünger, andere mit Guano, noch andere mit Phosphorit gedüngt. Alle Versuchsparcellen haben denselben ganz abgebauten Boden. In diesem Frühjahr wurden in ähnlicher Weise mit einer Sommerhalmfrucht, mit Hafer, vergleichende Versuche angestellt, der Ende Aprils gesäet wurde. Hier aber sind die incrustirten Körner nicht auf ungedüngten, sondern auf einen gedüngten Boden gebracht. Der Roggen mit Wasserglassamendüngung lief im verflossenen Herbst viel rascher auf als der andere Roggen. Dieses kann lediglich darin liegen daß durch das Nässen die Keimung im Vergleich zu dem anderen Samen, der trocken in die Erde kam, im Vortheil war. Bis zu der Zeit wo der Schnee fiel, konnte man die Pflanzen des mit Wasserglas gedüngten Samens von den anderen durch ihre kräftigere Entwickelung unterscheiden. In diesem Frühjahr, nachdem der Schnee geschmolzen, sah man gar keinen Unterschied, und so verhielt es sich bis gegen Mitte Aprils. Seit der Zeit aber eilten sie den übrigen wieder sichtbar voraus, und jetzt werden sie nur von den Pflanzen der mit Guano gedüngten Parcellen übertroffen. Diese letzteren und die mit Wasserglas gedüngten kann man auf der Flur, auf der sie in einer Linie mit den übrigen Versuchsparcellen liegen, auf 400—500 Schritt Entfernung durch ihre dunkelgrüne Farbe von allen übrigen unterscheiden. (Chem. Centralblatt.)

•

Ergebnisse der nordaustralischen Expedition unter A. C. Gregory. Wir haben die Abreise Gregory's am 13 September 1855 und seine Ankunft am Victoria River am 18 October bereits angezeigt. Dieser Fluß, der sich in den Golf von Carpentaria ergießt, wurde noch im Laufe des November vorläufig untersucht. Am 3 Januar 1856 brach Gregory mit acht Begleitern und 36 Pferden abermals auf, und am 7 Februar wurde die Quelle des Victoria-Flusses jenseits des 18° südl. Br. erreicht. Dort lag von Südost nach Nordwest streichend ein Höhenzug von etwa 1300 Fuß, welcher die Wasserscheide bildete für die Gewässer die nach der Nordküste (Golf von Carpentaria) abfließen, und für die kleinen Bäche die nach dem Innern des Festlandes zueilen. Ein weiteres Vordringen in streng südlicher Richtung mußte am 9 Februar eingestellt werden, weil man sich in einer Sandwüste (18°½ südl. Br., 130°½ östl. L. v. Gr.) befand, wo es weder Gras noch Wasser gab, auch war auf der Südseite des erwähnten Höhenzuges während der nassen Jahreszeit gar kein Regen gefallen. Besser gelang es in südwestlicher Richtung vorzudringen, da man dort ein Flußbett antraf, welches zwischen Prairien bis 20°¼ südl. Br., 127°½ östl. L. v. Gr. sich erstreckte, wo es in einer Reihe trockener Salzseen endigte. Da man auch an diesem südlichsten Punkte von einer Sandwüste sich umgeben sah, und befürchten mußte daß die Wasserlachen, welche der letzten Regenzeit zu verdanken waren, austrocknen möchten, so trat man am 11 März eilig wieder den Rückweg nach dem Lagerplatz am Victoria River an. Die Ergebnisse der Expedition sind für die Zukunft des australischen Festlandes nicht sehr befriedigend. Die Expedition glaubt am Victoria River und an dem südwestlichen Flußbett, welches Sturt Creek genannt wurde, nur 3 Mill. Acres ergiebiges Weideland angetroffen zu haben. Bauholz wurde nur bei Point Pearce gefunden. Das von Gregory entdeckte Gebiet ist ein Tafelland aus Sandstein, welches sich rasch aus dem Küstensaum erhebt, unter 18° südl. Br. seine größte Höhe (1600 Fuß) erreicht, und sich dann nach dem Innern zu wieder ein wenig senkt.

•

Besorgnisse der Californier vor den Chinesen. Wir können den Chinesen durchaus nicht die Fähigkeit absprechen sich mit der weißen Race in einen industriellen Kampf einzulassen. Einzelne auftauchende Beispiele haben uns schon belehrt daß sie verhältnißmäßig schnell im Stande sind sich unsere Civilisation anzueignen, und daß die Berechnungen die anzustellen sind um ein Resultat zu erreichen, ihnen nicht unerreichbar fern liegen. In 10 Jahren muß die chinesische Bevölkerung einen Kern in sich haben, der, amerikanisirt, der Lehrer der nachkommenden Wanderung seyn wird; dieser Kern aber, der mit seiner Amerikanisirung die Bedürfnisse der Civilisation sich angeeignet haben wird, muß zur Befriedigung derselben zur Industrie greifen, und er wird dann in seinen Landsleuten, deren Sprache er spricht, deren Sitten und Fähigkeiten er zu beurtheilen weiß, die Mittel suchen sie zu erwerben. Die Concurrenz die aus diesen Elementen entstehen muß, wird sich, bei der dieser Nation eigenthümlichen Betriebsamkeit, keineswegs bloß auf die ihnen naheliegenden volksverwandten Kreise erstrecken, sondern sie wird alsbald auf das Feld der amerikanischen Industrie übergreifen. Die Chinesen werden mit unseren Fabrikzweigen sich vertraut machen, und bei den geringeren Bedürfnissen die der chinesische Fabrikarbeiter neben dem weißen hat, werden ganze Industriezweige in die Hände derselben fallen. Was die unfreiwillige schwarze Wanderung im Osten bewirkt hat, eine Erniedrigung der Arbeitslöhne, das wird mit den Jahren die freiwillige Wanderung der Chinesen unter uns herbeiführen. Dieselbe Race die wir heute zu gewissen Zwecken als ganz geeignet betrachten, wird sich uns später als eine Bürde aufzwingen, die abzuschütteln ebenso schwierig seyn wird als es die Aufhebung der Sklaverei geworden ist. Es ist schwer zu bestimmen wann dieser Zeitpunkt eintreten wird, dem Beobachter aber kann es in Californien nicht entgehen daß die Chinesen an ihrer Selbständigmachung eifrig arbeiten. Es wird nur weniger Jahre bedürfen um sie aus ihrer geduldeten Stellung in die der verlangenden rechtlichen übergehen zu sehen. Die Emancipirung derselben bereitet sich selbstverständlich mit der Erlangung der höheren Bildungsstufe gleichzeitig vor, und aus dem bezopften John wird sicherlich in kurzer Zeit ein anderes Wesen geworden seyn. Die ersten Schritte geschehen bereits in dem Ablegen der chinesischen Tracht. An die Stelle der chinesischen Schuhe tritt schon der moderne Stiefel, und auf dieser Grundlage wächst durch die Umgebung in der natürlichsten Weise, mit der Kenntniß der englischen Sprache, auch das Bewußtseyn zur Gleichberechtigung. (San Francisco Journal.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 28. 10 Julius 1857.

Sitten und politische Verfassungen der Ameisen.

(Aus Chambers's Journal.)

Wenn wir die rothen Ameisen aufmerksam betrachten, sehen wir vier oder fünf, acht oder zehn „Damen" von Leibwachen und Höflingen umringt, welche alle in derselben großen Kammer wohnen, und für ihre ganze Lebenszeit hindurch, wie ein morgenländischer Harem, nur mit den Sorgen für die Zukunft und den Hoffnungen der Mutterschaft beschäftigt sind. Wer sind diese? Wohin immer eine dieser königlichen Damen sich wendet, wird sie mit Achtung und Gehorsam aufgenommen; ihre Leibwachen, oder vielmehr ihr Hof, hüpfen und tanzen vor ihr her; liebkosen sie mit ihren Fühlhörnern, und plaudern mit einander über sie mittelst derselben Organe. Sie ist der Mittelpunkt ihrer Welt, das Sternbild auf welches ihre Blicke sich richten. Wenn man die Königin von ihnen trennt, bilden sie bald eine dichtgedrängte Schaar und schließen sie in ihre Mitte. Nimmt man sie gänzlich von ihnen hinweg, so werden sie völlig toll. Die Königinnen hatten dereinst Flügel. Eines schönen Tags verließen sie und ihre Ehegenossen den Ameisenhaufen, und flogen hinauf in die Luft. Die Ameisen — die Arbeiterinnen, die Krieger und die Wärterinnen — folgten ihnen so weit sie konnten, und so lange sie in der Nähe blieben. Nachdem sie aber weit hinweggeflogen, durchspähten Abtheilungen von Kundschaftern und Wächtern das Land meilenweit umher, und warteten bis eines der Weibchen wieder zur Erde herniederstieg; geschah dieß, so fielen, sobald ihre Füße den feuchten Boden berührten, die Flügel ab, und sie standen hinfort unter der Obhut und eifersüchtigen Huldigung der Colonie. Was die armen beschwingten Ehegatten betrifft, so war ihr Geschäft im Leben mit diesem Fluge vorüber. Mögen sie nun in Spinngeweben sich verwickeln, oder in die Höhle des Ameisenlöwen fallen, oder von den gewaltigen befiederten Ungeheuern verschlungen werden, oder auf dem Boden liegen und Hungers sterben — keine Ameise des ganzen Haufens wird ein Fühlhorn rühren sie zu trösten oder ihnen einen Mundvoll Speise zu ihrem Unterhalt zu geben. Ihre Arbeit ist vollbracht, ihr Tagwerk vorüber; und ihr einziges Geschäft ist nun: so schnell als möglich zu sterben und der Welt ihrer Schmerzen zu entfliehen. Wie ganz anders dagegen wäre, wenn die glücklichere Genossin dieser Männchen mit Tod abgienge, die Behandlung welche ihr widerführe! Treue Diener würden den leblosen Leib Tag um Tag belecken und reiben, und sich nur schwer trösten lassen; ja dieß wäre völlig unmöglich, wenn es nicht andere Weibchen gäbe auf welche sie ihre Treue und Liebe übertragen könnten. Was aber ist all dieß andres denn eine Weiberherrschaft, die uns an die Hingebung der Ritterzeit, an Lancelot du Lac, und alles was damit zusammenhängt, gemahnt?

Ferner: jene „Dame" und jener „Herr," den weißen Ameisen angehörend, sorgfältig aus einem Haufen von Bewerbern erlesen und von der Gemeinde in derselben Art königlicher Knechtschaft gehalten wie die flügellosen „Damen" der rothen, auch, wie sie, von Leibwachen und Höflingen umringt und mit den Sorgen für die Zukunft beschäftigt — was sind sie andres als Wahlmonarchen, die nach streng verfassungsmäßigen Grundsätzen, unter der Controle und Oberaufsicht ihrer getreuen Gemeinen, regieren? Dann die Sklavenfang-Expeditionen — wenn ein Heer von Amazonen- oder Legionär-Ameisen ausmarschirt nach den Lagerplätzen der Neger-Ameisen, sie angreifen, packen und rauben, und dann beladen mit unreifen, noch im Embryozustande befindlichen Sklaven in ihre Hauptstadt zurückkehren — was sind sie andres als das Republicanerthum wie die Verfassung Lacedämons, oder die einer neuern Republik, es verstand? Haben sie auch nur die geringste Aehnlichkeit mit dem ideellen Gemeinwesen der Utopien oder der Phalansteren? Ist nicht überdieß das stehende Heer einiger Ameisen eine antirepublicanische Staatseinrichtung? und dreht sich nicht die Gewaltsamkeit und Oberherrschaft welche verständigere Einzelwesen über andere minder verständige und eigenwilligere ausüben, um das große Gesetz der Einzel- oder Kastenherrschaft, das man in einfachen Demokratien nie findet, stets aber bei Monarchien und Oligarchien antrifft? Wir geben zu daß es auch eben so gut Beweisgründe auf der andern Seite gibt, denn Stämme und Sippschaften weichen in ihren nationalen Eigenthümlichkeiten von einander ab. Eine Abtheilung Deutscher, Italiener, Engländer und Tschirokesen sind nicht verschiedener als die Torfameisen und die Holzameisen, die rothen und die weißen Ameisen, die gelben und die schwarzen Ameisen, cum multis aliis. Und obgleich der rohe Umriß der verschiedenen Regierungen für alle fast ganz derselbe ist, übrigt doch noch ein weiter Rand zu Anmerkungen und „Verbesserungsanträgen."

Digitized by Google

Eine der ſonderbarſten unter den vielen ſonderbaren Erſcheinungen welche mit der Ameiſenwelt in Verbindung ſtehen, ſind ihre Schlachten. Zwei Städte der Holzameiſen müſſen, wenn ſie innerhalb Marſchentfernung von einander liegen, nothwendig Kriege führen. Sie gehören zu ihrer Exiſtenz. Schöne breite Militärſtraßen, „ausgehend von dem Ameiſenhaufen wie eben ſo viele Radien von ihrem Mittelpunkt," führen aus dem einen in das andere Lager. Vom Morgen bis in die Nacht hinein ſind dieſe Straßen dicht bevölkert, ſcheinbar ohne irgend eine feindſelige Geſinnung bei dem einen oder dem andern der beiden Stämme; plötzlich aber wird die Kriegsaxt aus ihrem Verſteck hervorgeholt, die Friedenspfeife iſt ausgeraucht, und unſere Waldfreunde ſtellen ihre Kriegerſchaaren zu einem Treffen Mann gegen Mann in Schlachtordnung. Der Kampf wird mit ſolcher Wuth geführt, daß die Walſtatt mit Todten und Sterbenden bedeckt iſt, und ſo erpicht ſind ſie auf ihre erhabene Pflicht einander mit Gift zu vernichten oder ſich gegenſeitig zu verſtümmeln und zu verzehren, daß ſie ſelbſt eines menſchlichen Fußes, der auf die Schwingen und Vorpoſten ihrer Heere niederfällt und die Gebeine der Krieger unter der Wucht ſeines Trittes zermalmt, nicht achten. Während der ganzen Dauer der Schlacht aber nehmen die bürgerlichen Geſchäfte in den beiden Colonien ihren ungeſtörten Fortgang, und wenn der Kampf eine gewiſſe Anzahl Tage hindurch gewährt hat, wird die Kriegsart wiederum begraben, die Krieger ſtellen ihren Marſch nach dem gegenſeitigen feindlichen Lager ein, und die Ruhe wird weder dieſſeits noch jenſeits mehr geſtört.

Die Ameiſenſchlachten finden indeß nicht immer bloß zwiſchen zwei nebenbuhleriſchen Lagern eines und deſſelben Stammes ſtatt, und werden auch nicht immer der Beute und der Plünderung wegen unternommen wenn zwei verſchiedene Stämme ſie ſchlagen. Zuweilen kann man ſehen wie die Heere verſchiedener Sippen, ſcheinbar aus keiner andern Urſache als aus Kampfluſt ſelbſt, zum Kriege wieder einander ausmarſchiren. So beobachtete Huber die nahezu einen halben Zoll lange, in England nicht bekannte Herculiſche Ameiſe und die nur halb ſo große blutrothe in einem ohne allen erkennbaren Endzweck geführten Treffen. Die Herkuliſchen verließen den Strunk eines Baumes, in dem ſie ihr Hauptquartier aufgeſchlagen hatten, und marſchirten geradenwegs auf die Thore der Stadt der Blutrothen los. Die Belagerten giengen vertheidigungsweiſe zu Werke, und ließen ſich mitleidslos niedermetzeln. Nach dem erſten Anprall, und während die Herkuliſchen Athem ſchöpften, transportirten ſie alle ihre Koſtbarkeiten, Eier, Larven, Puppen, Königinnen ꝛc. unter der Bedeckung von da und dort, ſowohl zur Sicherung ihres Rückzugs als zur Abwendung eines plötzlichen Angriffs auf die Stadt ſelbſt, aufgeſtellten Vorpoſten nach einem etwa fünfzig Fuß entfernten Orte. Als alles vollendet war, wurde zum Rückzug geblaſen, bei welchem die Herkuliſchen verdientermaßen den Kürzern zogen. Die kleinen Blutrothen hätten von der überlegenen Schwere und Größe oft überwältigt werden können, wenn ihnen nicht ihre Waffenbrüder zu Hülfe gekommen wären. Wider alle dieſe aber vermochte der Ameiſen-Heraklide das Schlachtfeld nicht zu behaupten und gieng entweder zu Grunde, oder wurde als Gefangener nach dem Lager abgeführt und dort einem grauſamen Tod überantwortet. Die Blutrothen hatten den Vortheil der überlegenen Zahl; Zahlen aber bewältigen die Kraft.

Die Blutrothen gehören zu den ſklavenhaltenden Bevölkerungen, und unterdrücken und tödten die armen Neger-Ameiſen überall wo ſie Ausſicht haben dieß thun zu können. Die „Negroes" widerſtehen ſo lange ſie Widerſtand zu leiſten vermögen; haben ſie aber ehrlich das Schlachtfeld verloren, ſo tragen ſie ſo viele ihrer Puppen und jungen Weibchen fort als ihnen möglich iſt; ja einige werden, muthiger als unſere unerſchrockenſten Helden, allein, mitten durch den großen Haufen des plündernden Heeres hindurch, in die Kammern, wo die ihres Daſeyns ſich noch unbewußten Larven und Eier liegen, hinunter zu kommen und jene Schätze den Kinnbacken des Feindes zu entreißen ſuchen. Gleich im Beginn des Treffens hatten ſie möglichſt viele ihrer Koſtbarkeiten auf die gedeckte Seite ihres Hügels in vergleichsweiſe geſicherte Oertlichkeiten gebracht. Nun tragen ſie dieſelben, unter fortwährender heftiger Verfolgung ſeitens der Blutrothen, in vollem und eiligem Rückzuge davon. Die armen Neger fügen ſich gutmüthig genug in die Sklaverei. Wenn ihre Herren von einem Kriegszuge nach Hauſe zurückkehren und neue Gefangene ſelbſt von ihrem eigenen Stamm mitbringen, liebkoſen ſie ſogar ihre Räuber und verſorgen ſie mit Nahrung. Die Liebe zu ihrem Heimathland iſt mit ihrer Gefangenſchaft aus ihrer Seele entwichen, und ſie tragen mit Leichtigkeit die Ketten in die ſie geſchmiedet worden. Man darf jedoch, als Milderungsgrund unſerer Verachtung, nicht vergeſſen daß erwachſene Negroes nie gefangen genommen werden: die Sklavenbeſitzer ſind zu klug dazu. Sie fangen die Schwarzen jung, ſelbſt noch vor ihrer Geburt, und ſichern ſich ſo gegen unliebſame Erinnerungen. Die Negroes ſind die Arbeiter, die Squaws, die Holzhauer und Waſſerſchlepper, die Ammen und „Alles-in-Allem" ihrer kriegeriſchen Herren, wogegen dieſe ungeheuerlichen, linkiſchen und geiſtloſen Burſche am Boden ihrer Stadt ſitzen, ſich füttern laſſen und warten bis ein neuer Kriegsruf ſie zum Kampfe fordert. Können ſie ſich denn nicht ſelbſt ernähren? Wie es ſcheint, nein. Die Negroes müſſen ihnen das Futter reichen, und von der Sorge um ihre Eier oder Larven, oder vom Bau eines dieſe oder ſie ſelbſt ſchützenden Obdaches haben ſie ſo wenig einen Begriff als ein neugebornes Knäblein. Bei einem Verſuch den man anſtellte, und wobei man Krieger, Puppen und Larven bunt unter einander in eine Schachtel warf, in welcher ſich Erde zum Bau und Honig zur Nahrung befand, ſchweiften die ungeheuern hülfloſen Kriegsmänner in einer wilden, verwirrten Art umher, ſchauten nach ihren Larven und wußten augenſcheinlich nicht was ſie, trotz aller zu ihrer Verfügung ſtehenden Materialien, mit denſelben anfangen ſollten. Einige dieſer großen Geſchöpfe ſtarben, und bald würden wohl alle mitten in ihrer Nahrungsfülle zu Grunde gegangen ſeyn, hätte der Experimentator nicht Eine kleine, fleißige, wirthliche Negerameiſe hineingelaſſen. Dieſes kleine Geſchöpf baute nun allein und ohne allen Beiſtand Zellen für die Jungen, fütterte die gefräßigen Krieger, ordnete, glättete und richtete alles ſachgemäß her, inmitten eines Schlags linkiſcher hülfloſer Rieſen. Die Negroes bauen die Stadt, nähren die Krieger-Bürger, pflegen die Larven, mögen es Krieger- oder Negro-Larven ſeyn; kurz ſie verrichten alle Arbeiten des Gemeinweſens welche Liebe, Sorgfalt und Verſtand erheiſchen, und ſind treu und ergeben bis zum Tode, aber auch, wie alle unumgänglich Nöthigen und Dienerloſen, dictatoriſch in ihrem Benehmen. Sie werden keinem ihrer Räuberherren erlauben die Stadt allein, und ehe nicht die

Digitized by Google

zum Blutvergießen und Raub geeignete Zeit eingetreten, zu verlassen, und wenn diese von einem Raubzug ohne die erwartete Beute zurückkehren, bieten ihnen die Negroes die kalte Schulter dar, und gestatten ihnen, wenn sie sehr aufgebracht sind, überhaupt den Eintritt in die Stadt nicht. Wagen dieselben, mürrisch und eigensinnig, doch einzudringen, so ziehen die kleinen Negroes sie wieder hinaus.

Einige Ameisen unterhalten nicht bloß Negroes, sondern auch die Eier der Blattlaus, ihrer Kuh, für welche sie eifersüchtig und unaufhörlich sorgen. Jedermann weiß wie eine Ameise eine Blattlaus behandelt; wie sie seitlings zu dem fetten ruhigen Ding hinaufgeht, es mit ihren Fühlhörnern liebkost, bis das Kühlein, in einem Anfall von Dankbarkeit und Freude seinen Tropfen Honigthau herausgibt, welchen Ameischen aufleckt, und dann weiter strollt um eine andere Blattlaus-Kuh durch die gleichen Mittel zu melken. Nicht jedermann aber weiß daß Ameisen mit einander ringen und spielen, wie ein Rudel Knaben wenn sie aus der Schule los sind. Huber fand diese Thatsache heraus, wie er überhaupt die meisten Geheimnisse des Ameisenhügels enthüllte. Er gieng eines Tag an seinen Holzameisenhaufen, und sah auf einen Blick daß an diesem Tage keine Arbeit vorgenommen werde; allein er sah auch daß das ganze Völklein in einem außerordentlich aufgeregten Zustande war. Einige Aufmerksamkeit zeigte ihm daß seine Ameisen auf ihren Hinterbeinen tanzten, einander mit ihren Fühlhörnern berührten, augenscheinlich als eine Aufforderung, Knäblein und Mägdlein sollten herauskommen um zu spielen, und sie spielten, indem sie einander mit einem Kinbacken, einem Fuß oder einem Fühlhorn ergriffen; dann rangen sie mächtig und kräftig mit einander, drehten sich um, schlossen sich ab, verbargen sich vor einander und fanden einander wieder; wenn eine unzweifelhaft Sieger war, geschah es zuweilen daß sie viele andere der Reihe nach angriff, und alle wie Kegel über den Haufen warf. Manchmal auch, besonders die Hügelameisen, belustigen sie sich damit daß sie einander auf dem Rücken oder im Maul davon tragen, wie Katzen ihre Jungen, oder Hunde ihre Kleinen. Bei ernstern Gelegenheiten, wie z. B. wenn ihre Puppen oder Larven unter den Trümmern ihrer überfallenen Stadt verschüttet werden, kann man sehen wie sie dieselben ausgraben und damit, gerade so wie man es auf Abbildungen der Hunde des St. Bernhards Hospizes sehen kann, hinwegeilen.

Unsere europäischen Ameisen sind indeß bloße Schattenbilder im Vergleich mit der großen weißen Ameise Indiens, jenem fürchterlichen Ding das die Beine eures Tisches in einer Nacht wegfrißt und euch nur das Scheinbild eines Tisches, eine oberflächliche Außenseite zurückläßt, wie ihr euch auf eigene Kosten überzeugen könnt wenn ihr etwas obenauf stellt. Die weiße Ameise lebt hauptsächlich von Holz. Sie wird einen Baum, sey er lebend oder todt, einen Pfosten, einen Tisch, einen Buchüberzug, ein Weinfaß — so daß aller Wein herausläuft — die Balken eines Hauses aushöhlen, kurz alles zernagen was aus Holz gemacht ist und ihr in den Weg kommt. Dabei läßt sie fein klüglich die Außenseite gänzlich unversehrt, so daß man nur durch ein unglückliches Experiment die Verheerungen kennen lernt welche sie anrichtet. Wenn sie indeß die Stützbalken eines Täfelwerks, oder irgend eines andern Gegenstandes, der, wenn diese Stütze hinweggenommen wird, fallen und sie auf der Stelle zerschmettern würde, durchfressen hat, so bessert sie scharfsinnig den von ihr angerichteten Schaden wieder mit einer Art Cement aus, den sie aus Thon und Erde macht, so daß sie hölzerne Pfeiler buchstäblich in Stein verwandelt, indem sie mit Cement alles ausfüllt was sie im Holz zerstört. Diese Ameisen machen ungeheure, fünf bis sechs Fuß hohe Nester; diese Nester sind, wenn auch nur halb vollendet, stark genug um wilden Bullen, den Führern der Heerde, als Haltplätze zu dienen, von wo aus sie ihre in der flachen Ebene weidenden „Unterthanen" besser sehen können. Die Indier essen die weißen Ameisen, welche eine ungewöhnlich gute Speise seyn sollen. Ein Gastronom sagte, sie schmeckten wie gezuckertes Mark; ein anderer verglich ihren Geschmack mit gezuckertem Rahm und süßen Mandeln. Die weißen Ameisen sammeln in ihren Vorrathskammern eine große Menge Baumharzes als Nahrung für ihre Königinnen und ihre Jungen an — Harze von allen Farbenschattirungen und jeglicher Art. Einige weiße Ameisen bauen ihre Nester einigermaßen Krötenschwämmen ähnlich — diese werden Thürmchenbau genannt; andere bauen in Bäumen; die meisten aber machen, wie wir oben angeführt, ihre Hügelnester, und bauen bedeckte Wege nach allen Seiten wohin sie gehen wollen. Sie haben so wenig Lust gesehen zu werden, und sind überdieß so bescheiden in ihrer Raubsucht, daß sie bei Tageslicht nicht essen wollen, sondern eingemauert und eingewölbt werden müssen wie Novizen oder Odalisken. Sie sind gewaltig unfreundliche Nachbarn, und die gefährlichsten Feinde der Möbel. Auch die Zimmermann-Ameisen haben ungemein wenig Neigung beobachtet zu werden. Sie leben in Bäumen, und entziehen sich dem Studium des Wißbegierigen so schnell als möglich, selbst wenn man ihnen Honig oder Zucker vor ihre Mäuler stellt. Die Gagat-Ameise ist die berühmteste unter den Zimmermann-Ameisen; sie färbt all ihr Holz pechschwarz, und legt eine sehr dunkelbraun aussehende Stadt an. Allein ihre Bildhauerkunst ist außerordentlich zart, und sie baut Säulen und Bögen, Gallerien, Hallen und Vorhöfe, wie der geschickteste Baumeister in London. Die Maurer-Ameise versteht das Princip des Bogenbaues, wie die Bienen den Werth der sechseckigen Zelle kennen. Sie kann ihre Körnchen und Blöcke ohne Cement im Gleichgewicht halten, so daß sie ein vollkommenes, nach richtigen mathematischen Grundsätzen aufgeführtes Gewölbe bilden.

O der großen, der interessanten Welt die zu unsern Füßen liegt, und sich über unsern Häuptern erhebt! O der Weisheit, des Verstandes, der Macht, die sich in den verachtetsten Insecten zeigt, in Thierchen welche die halbe Welt mit Füßen tritt und schauderhaft zermalmt! Wir kennen kein Studium welches das Interesse in höherm Grade zu fesseln vermöchte als das Studium der Entomologie, als das Lesen der in so kleinen Buchstaben in die Schöpfung gezeichneten Worte der ewigen Schönheit, Liebe und Weisheit, durch welche Gott die Welt geschaffen — keines das ein zuverlässigerer Helfer und Retter wäre für diejenigen welche kranken Herzens und mühselig und beladen sind, für die Liebosen sowohl wie für die Liebenden! Das Alpha der Entomologie aber, glauben wir, ist der Ameisenhügel.

Digitized by Google

Schilderungen von der Irawaddi.

(Aus The golden Dagon.)

3. Puppenspiele und Theater.

Die Puppen sind höchst scharfsinnige und unterhaltende Spielzeuge. Es sind Gliederpuppen von Holz und Tuch, 12 bis 18 Fuß hoch, mit einer Menge Glieder, die mittelst Schnüren, welche durch die Oeffnung eines vom Schauspieler gehaltenen Stocks gehen, in Bewegung gesetzt werden. Sie stellen beide Geschlechter dar, und sind in Gestalt, Tracht, Gesichtsbildung und Ausdruck bis zum Lächerlichen treu nachgebildet. Von jeder wird, mit Orchesterbegleitung, eine vollständige Pantomime ausgeführt, deren Stoff sich fast unabänderlich um die Liebesverhältnisse irgend eines sehr fetten alten Edelmanns mit einer durch die Vortrefflichkeit ihrer Tanzkunst und ihre freien Sitten sich auszeichnenden Mimin dreht. Bei dieser Gelegenheit affectirt das verschwenderische Mädchen zuerst Behutsamkeit, um ihrem Liebhaber Gelegenheit zu bieten die volle Kraft seiner Verführungskünste an ihr zu üben; die Sprödigkeit auf der einen Seite und die sanfte Belagerung auf der andern, die in Uebergabe und vollem Sieg endigt, werden mit Stellungen, Gebärden und einem nur der Worte ermangelnden Ausdruck begleitet, die für den Abgestumpftesten zu genau sind, ja selbst die nackte Natürlichkeit bleibt auf dem Höhepunkt der Farce nicht aus dem Spiel. Im birmanischen Theater — welches mit einem hellodernden Feuer und einer Fülle von Steinölfackeln in irgend einer hinreichend breiten Straße eines Dorfes, wo die Häuser nicht so dicht bei einander stehen daß die Funken Gefahr bringen könnten, oder in irgend einem heiligen Hain oder Tempelhof aufgeschlagen wird — ist der Stoff des Spiels gewöhnlich dem Ramayam von Valmiec, einer Sammlung von Fabeln und mythologischen Gleichnissen entnommen, die unter den Hindus sehr volksthümlich sind. Nur der Umriß der Geschichte wird beibehalten, den Wortlaut selbst geben die Schauspieler in Stegreifreden, worin sie große Fertigkeit und Harmonie-Wirkung entfalten. Die weiblichen Charaktere werden gewöhnlich von Männern dargestellt, da das Gewerbe einer Schauspielerin für hundertfach schimpflicher betrachtet wird als unter unsern sittenstrengen Gemeinden. Dessenungeachtet trat in einer dramatischen Darstellung, der ich in Maulmain beiwohnte, eine hübsche und sehr anmuthige junge Frau auf, deren Leistung von den splitterrichterlichsten unsrer Leute — Männer welche in dramatischer Kritik ihre Schule im Queen's Theater und in der Comédie française gemacht hatten — den rauschendsten Beifall erntete. Ihre Pantomime würde den Vergleich mit der erhabenen Declamation der Rachel ausgehalten haben; sie malte die Leidenschaften der Furcht, des Aergers, des Grams, des Erstaunens, der Dankbarkeit, der Freude mit einer Gewalt welche dieser barbarischen Schaubühne und ihrer abergläubischen Umgebung fast Ehrfurcht abgewann. Mit ihren silbernen und kupfernen Arm- und Knöchelbändern, ihrem reichen Engi von karmesinfarbiger Seide, ihrem voluminösen Schleier von Nelkengaze, der ihre körperlichen Reize nur schwach verhüllte; mit ihren nackten, nußbraunen, niedlich gerundeten Armen, ihren schönen Fingern und dick beringten beweglichen Zehen, ihren großen goldenen Ohrgehängen und dem Silberband in ihrem Haare, war sie in Wahrheit die „Prinzessin des Silberbergs" (es ist stets eine Prinzessin des Silberbergs). Allein diese Prinzessin war fast eben so leichtsinnig als unglücklich gewesen. Sie hatte einen Jägersmann (es ist stets ein solcher) zum Geliebten und ein ihrem königlichen Vater (das Spiel kann ohne einen König nicht vor sich gehen) unbekanntes Knäbchen gehabt. Der König, aufgestachelt durch den Teufel in Gestalt eines ränkeschmiedenden Ministers (auch ein, meist sehr frommer oder schlauer, Minister darf nicht fehlen), verbannte sie und das Knäblein in die „Höhle der Furcht im Hexenpfuhl," wo Hexen sie peinigten und Teufelchen (ebenfalls wesentliche Dinge) und Schlangen umgaben, welche den Knaben bissen, so daß er dem Tode nahe kam. Und als sie bei dem winselnden Knaben wachte, welkte ihr eigenes Leben mit dem Licht seiner Augen dahin; viele Teufel kamen herbei, machten die gewöhnlichen Fratzengesichter und Lärmscenen, um den Knaben wegzuhaschen und ihn dem hungrigen Krokodil, das im „Schwarzen Flusse heult," zur Speise vorzuwerfen. Allein mit dem Zauber der „Drei Gelispel" und der „Sieben Gedanken" und dem Zauber der „Wasserkügelchen" (ein Zauber ist eben so unabänderlich nöthig wie Harlekins hölzernes Schwert) hielt sie dieselben von sich ferne, bis ihr geliebter Jägersmann kam und die Ungethüme mit dem „Donner-Gong" und dem „Flammen-Dhar" vertrieb. Sofort ward das Knäblein wieder gesund, und der Schauplatz verwandelte sich in den „Goldgarten am Elfenbein-Fluß," wo der Jägersmann den Segen des königlichen Vaters erhielt, und sich mit der Prinzessin des Silberbergs vermählte, um über die „Unsterblichen Pfauen" zu herrschen.

Berücksichtigt man die Magerkeit des Stoffs, die Armuth an Eigenthümlichkeiten, das Improvisirte des Schauplatzes, die unharmonischen Elemente des Orchesters und die Ungeeignetheit von allem und jedem, mit Ausnahme des Lichts, so war diese Darstellung keine schlechte. Nichts konnte ein kränkeres Aussehen haben als das Kind, oder teuflischer sehn als die Teufel, oder hexenhafter als die Hexen, oder trotziger als der Jägersmann, oder schrecklicher als der König. Die Ausführung der Rolle der Prinzessin war wundervoll und in hohem Grad anstrengend. Als sie in wiegender Bewegung über dem winselnden Kinde saß und in unverständlichen Tönen ein Klagelied summte, oder als sie, beim Eintritt der Teufelchen, auf ihre Füße sprang und im Kreise herum, oder nach rechts und links, anfangs sehr langsam, dann schneller und schneller, und endlich in toller Kreiselbewegung zwischen ihnen und ihrer Beute zu tanzen begann, so daß ihr Haar in gerader, centrifugaler Richtung vom Kopf abstand, ihre Arm- und Knöchelspangen klirrten und klingelten, und ihre Augen krampfhaft stierten — oder als sie, nachdem sie die Ungethüme weiter von sich abgetrieben, sich erschöpft, keuchend, zitternd, convulsivisch auf den Boden warf neben ihr sterbendes Kind — da war sie mit ächten barbarischen Leidenschaften grausam tragisch in allem.

4. Die Damen von Prome.

Bei Tagesanbruch waren wir an den Ghauts von Prome. Die Einwohner hatten von unserer Annäherung keine Kunde erhalten, und waren zum Widerstand gegen uns nicht vorbereitet. Mit dem den Birmanen eigenthümlichen unsinnigen Vertrauen hatten sie

Digitized by Google

sich gemüthig eingeredet daß entweder, was gut für sie wäre, Bandula uns aus dem Wasser hinausbliese oder, noch besser, wir selbst ihn von seinem Felsen herabblasen würden. Sie hatten Kanonen genug, aber kein Pulver. Bandula hatte alles mitgenommen, und ihnen die Versicherung hinterlassen man werde hinfort oberhalb Akoltungs weder Kanonen noch Munition brauchen. So kamen sie denn, wie alle übrigen, an das Ufer herab, und kauerten sich nieder, scheinbar froh uns zu sehen. Anfangs vermutheten sie, wir hätten „dem Sohne seines Vaters" den Garaus gemacht. Wir nahmen dreiundzwanzig Kanonen, drei Staatsboote und sieben herrliche Glocken weg. Auch viele Tonnen Schrot waren vorhanden, allein wir hatten keine Zeit sie wegzubringen. Die Promer selbst leisteten uns in der Ueberführung der Kanonen auf die Schiffe hülfreichen Beistand. Der Charakter der Landschaft um Prome hat große Aehnlichkeit mit den Rheingegenden. Die Landstriche, welche von Rangun an nur Tiefgründe und dschungelbewachsenes Erdreich waren, schwellen jetzt zu grünen Hügeln an, oder thürmen sich zu gebrochenen unregelmäßigen Granitpfeilern auf, und die Umrisse der bauholzgekrönten Berge zeichnen sich gegen den nördlichen Horizont scharf ab. Ueberdieß erweitert sich plötzlich der Fluß, und wird eine seeähnliche, hellglänzende, nachenbedeckte Fläche.

Prome hat seine goldene Pagode, sein verfallenes Fort, seinen mit Pfeilern versehenen Banian und eine merkwürdige Palmen-Allee. Auch sind einige dem Westerwald ähnliche Abhänge gegenüber, welche aussehen als bärge sich, trotz der nicht auf Kanonenschußweite entfernten drei schneeweißen Pagoden, eine christliche Scheune hinter ihnen. Als wir Anker geworfen hatten, kam eine Schaar munterer Mädchen, etwa zwanzig an der Zahl, herunter um uns zu sehen; sie standen unter dem mütterlichen Schutze gewisser halbbärtiger, sehr häßlicher, geschwätziger und keineswegs zarter Weiber. Die hübschen Mädchen waren sehr neugierig und keineswegs scheu, vielleicht zu unschuldig um scheu oder auch nur befangen seyn zu können. Die Arglosigkeit ihres Benehmens auf dem Schiff, wohin wir sie galanterweise eingeladen hatten, hatte zwar etwas komisches, und manche von ihnen würde vielleicht, wenn sie keine Heidinnen gewesen wären, in Verlegenheit gerathen seyn. Sie durchstöberten unsere Bunks, und machten sich ohne Erröthen lustig über die Geheimnisse des Innern der Constabelkammer. Aber ach, sie waren in ihrem Leben noch nie in Ohmacht gefallen — sie kannten ebenso wenig das „flüchtige Salz" als das Sacrament.

Eine starkmüthige Jungfrau — die, ihrem furchtlosen Studium unserer Tracht nach, eine Schneiderin oder eine auf dem Weg der Seelenwanderung hieher versetzte Bloomer gewesen seyn muß, suchte mit Hülfe eines Midshipman in ein Paar meiner rothflanellenen Hosen hinein zu kommen. Die Sache ließ sich leicht machen, da Middy ein gewandter Bursche und das einzige Hinderniß ein kurzer türkischrother, an der Seite von der Hüfte an offener Streifen war, der jeden Augenblick „einige bescheidene Linien eines nußbraunen Gliedes" ins Auge fallen ließ. Unsere Promische Bloomer war über ihren Kleiderschmuck höchlich erfreut, und spazierte, um sich in ihrem Glanze zu zeigen, überall herum. Fragte man sie, wie ihr der rothe Flanell behage, so antwortete sie mit einer oder zwei birmanischen Sylben, die, höflich ausgedrückt, „kitzeln" bedeuten. Sie war in der That voller Lustigkeit, bis ich auf den Einfall gerieth die kundigste der alten Weiber, die sich für die Mutter bald dieses, bald jenes der Mädchen ausgab, und sich höchst geschäftig zeigte — zu fragen: „wie viele Rupien für die lustige Mima?"

Kaum waren die scherzhaften Worte dem hübschen Wesen wiederholt worden, so überflog eine düstere Wolke ihr Gesicht, und sie warf plötzlich alle meine kleinen Geschenke mit schöner Zorngebärde auf das Verdeck, und floh, mit Ausrufen in welchen Erstaunen, Unwillen und Schrecken zugleich sich kundthaten, nach dem Verdeck, eilte über die Laufplanke, ehe wir den Grund errathen hatten, hinweg, und stürzte sich in ihr Boot. In den Strom abstoßend, ruderte sie langsam zwischen dem Dampfer und der Küste „ab und zu," schluchzte und schmähte mit der reizendsten Kindlichkeit. Keine Erklärungen, keine Liebkosung, keine Entschuldigung konnte sie andern Sinnes machen, und als ich an die Seite des Schiffes gieng, und die Beleidigte zu betrachten suchte, ward sie ganz dramatisch. Sie ließ ihr Ruder auf den Boden des Nachens fallen, tauchte ihre hübschen Finger in das Wasser zu beiden Seiten des schlanken Fahrzeugs, hob sie dann ganz triefend in die Höhe und wusch ihre Hände, zum Zeichen daß sie nichts mit mir zu schaffen haben wolle.

Die andern dagegen kicherten und lachten, schmunzelten und tändelten, als wäre nichts vorgefallen. Als wir auf die Kanonen deuteten und Gesichter schnitten und „Bum, bum!" sagten, schrien sie ein wenig auf, und zogen sich eine Strecke weit zurück, kamen dann aber wieder heran, und machten sich bald überall und mit allem zu schaffen. Und als wir auf die weißen Rollen der Hängmatten wiesen und ebenfalls Bum, bum! sagten, spielten sie die Bestürzten abermals eben so natürlich und ungezwungen wie zuvor. Durch einige Stückchen türkischrothen Zeugs, einige Handvoll Korallenkügelchen und einige künstliche Blumen, die ich mir schon lange zuvor für solche Gelegenheiten angeschafft, gewann ich die Vermittelung eines Duzends von ihnen, denen es auch wirklich gelang meine beleidigte Bloomer zu veranlassen als Friedenspfand von mir ein neusilbernes Zündhölzchenbüchschen mit einigen Wachszündhölzchen anzunehmen, deren Knattern sie in ihren liebenswürdigen Augenblicken höchlich ergötzt haben würde. Sie nahm es, indem ich es ihr von der Laufplanke aus zuwarf, in ihre flinken Finger, dann aber sah ich sie nie mehr.

Wir lagen die ganze Nacht über auf der Höhe der Stadt, und fuhren am Morgen, nachdem wir den Fluß einige Meilen weit hinauf recognoscirt hatten, heimwärts. Wir hatten bei unserer Fahrt den Fluß hinauf gesehen daß auf der rechten Seite der Creek, an ihrem schmalsten Theile, eine furchtbare Verschanzung hinter Felsen für einige schwere Kanonen und eine Anzahl Schützen errichtet worden war, und daß, wenn Bandula auch nur mit mittlerer Geschwindigkeit seine Bewegungen vornehmen konnte, er mindestens tausend Menschen dort aufzustellen und uns den Rückzug abzuschneiden vermocht hätte. Unter solchen Umständen aber hätte ein Schiff, das man in Grund bohren konnte, kaum einige Aussicht zu entrinnen gehabt. Unsere Kanonen waren nicht im Stande uns in einer so zusammengedrängten Stellung zu nützen, und das Wasser war in raschem Fallen begriffen.

Digitized by Google

Ueber die Einführung aſiatiſcher und afrikaniſcher Thiere in Europa während des römiſchen Alterthums.

Es iſt bekannt daß die wilden Thiere Aſiens und Afrika's in den ſpätern Jahrhunderten des römiſchen Alterthums in unvergleichlich größern Maſſen nach Europa eingeführt worden ſind als ſelbſt in der neueſten Zeit, da für zoologiſche Gärten und Muſeen ein oder einige Exemplare genügen, während zu den Thierhetzen in den Amphitheatern und Circen Hunderte erforderlich waren. In größerem Maßſtabe wurde die Importirung erſt ſeit den puniſchen Kriegen betrieben, die überhaupt in der Geſchichte Roms in jeder Beziehung den Wendepunkt bildeten. Durch ſie kam Rom zuerſt in Berührung mit der tropiſchen Zone Afrika's, und bald in den Beſitz der thierreichen Nordküſte. Nur Elephanten waren ſchon früher in Rom geſehen worden, aber nicht aus dem ſo nahen Afrika, ſondern aus dem fernen Indien, deſſen Name damals noch kaum in Italien vernommen wurde. Durch Alexanders aſiatiſche Eroberungen war die Verwendbarkeit dieſer Thiere für militäriſche Zwecke in Europa zuerſt bekannt geworden, und der begabteſte der Generale, die in den Traditionen der macedoniſchen Taktik erzogen waren, König Pyrrhus von Epirus, machte davon einen ausgedehnten Gebrauch: der griechiſche Reiſende Pauſanias, der 400 Jahre nach Pyrrhus' Tode ſein Grabmonument in Argos ſah und beſchrieb, erwähnt ausdrücklich daß unter anderm Kriegsmaterial, deſſen er ſich zu bedienen pflegte, auch Elephanten in Relief darauf abgebildet waren. In dem Heer, mit dem Pyrrhus im Jahr 280 in der Hoffnung bei Tarent landete Italien zu erobern, befanden ſich nicht weniger als zwanzig Elephanten. Die römiſchen Soldaten, die den furchtbaren Ungethümen auch in den Schlachtfeldern Lucaniens unerſchrocken Stand hielten, nannten ſie „lucaniſche Ochſen;" bei Benevent fielen (275) vier in ihre Hände, und dieß waren die erſten die, zu Rom im Triumph aufgeführt, der ſtaunenden Bevölkerung ein nie geſehenes Schauſpiel darboten.

Im erſten puniſchen Krieg landete der karthagiſche General Hasdrubal in Sicilien (255) 140 oder 142 afrikaniſche Elephanten; ſie wurden auf Flößen übergeſetzt, die aus Balkenlagen, über Reihen verbundener Fäſſer gelegt, beſtanden; von dieſem Elephantenheer fielen 120 dem in Sicilien commandirenden römiſchen Conſul Metellus in die Hände. Dieſe ließ man, nachdem ſie im Triumph aufgeführt worden waren, von Tagelöhnern mit Lanzen, die ſtatt der Spitzen ſtumpfe Knäufe hatten, durch den Circus treiben, um ſo den Reſt der Furcht zu beſeitigen, die ſie etwa noch erregen konnten; darauf wurden ſie umgebracht, da man damals in Rom noch keine Thierhetzen kannte; ſie zu füttern aber zu koſtſpielig, und ſie zu Geſchenken an befreundete Regenten zu verwenden nicht räthlich fand.

Erſt hundert Jahre ſpäter, nachdem die Thierhetzen in Rom eingeführt worden waren, kam man (99 v. Chr.) auf den Gedanken, Elephanten im Circus kämpfen zu laſſen. Bei den großen Spielen die Pompejus in ſeinem zweiten Conſulat veranſtaltete, wurden ihrer ſiebzehn oder zwanzig von afrikaniſchen Jägern mit Lanzenwürfen erlegt: aber wie Cicero, der Augenzeuge war, an einen Freund ſchrieb, erregte dieß klägliche Schauſpiel mehr Verdruß und Mitleid bei den Zuſchauern als Beifall. Dieß einfache Ereigniß hat in ſpätern Berichten eine wunderbare Färbung erhalten. Der ältere Plinius ſchrieb hundert Jahre ſpäter, die Elephanten hätten mit unbeſchreiblichen Gebärden das Erbarmen des Volks angefleht, und ſo rührende Klagen ausgeſtoßen daß die Zuſchauer ſich in Maſſen erhoben, und unter Thränen Verwünſchungen gegen Pompejus ausgeſtoßen hätten, die ſich bald darauf erfüllten. Bei Dio Caſſius, der wieder hundertfünfzig Jahre ſpäter ſchrieb als Plinius, klingt die Geſchichte noch ſeltſamer: die Elephanten hätten die Rüſſel gen Himmel geſtreckt, ſich mit ihrem Geſchrei auf die Eide berufen, durch die man ſie aus Afrika herüber gelockt, und die Götter um Rache angefleht. „Man erzählt nämlich, daß die Thiere nicht eher die Schiffe betreten hätten als bis ihnen die Führer die eidliche Verſicherung gaben daß ihnen nichts zu Leide geſchehen würde. Ob dieß ſich ſo oder anders verhält, weiß ich nicht." Dieſe Geſchichte iſt eine unter vielen die das große Intereſſe zeigen, das die faſt menſchliche Klugheit der Elephanten in Rom erregte. Man brachte es in der Kunſt der Abrichtung ſo weit daß ſie Tänze mit ſchwierigen Touren aufführten und ſogar auf dem Seil giengen! Auch als Reit- und Zugthiere wurden ſie in Rom ſeit dem Ende der Republik häufig benutzt. Gernificius, der (36 v. Chr.) das Landheer Octavians im Kriege gegen Sextus Pompejus commandirte, wurde für ſeine Verdienſte durch das Privilegium belohnt, in Rom auf einem Elephanten reiten zu dürfen. Sie zogen die Wagen, auf denen die Götterbilder und Statuen der Kaiſer in Proceſſion bei den Circusſpielen durch die Bahn geführt wurden, und bei Triumphen über aſiatiſche Armeen auch die Triumphwagen der Kaiſer. In Zeiten freundlichen Einverſtändniſſes mit dem perſiſchen Hof erfolgten auch wohl Sendungen von Elephanten von den Ufern des Tigris nach Rom, noch Theodoſius der Große erhielt eine ſolche. Innerhalb der Gränzen des römiſchen Reichs war die Jagd auf Elephanten ein ausſchließlich kaiſerliches Vorrecht; doch trotz dieſer Beſchränkung ſoll es gegen Ende des vierten Jahrhunderts in Afrika keine mehr gegeben haben.

Löwen hat es im frühern Alterthum bekanntlich auch in Europa gegeben, ſchon die Homeriſchen Gedichte würden es beweiſen. Die Gleichniſſe von Löwen, die in Hürden einbrachen, mit Fackeln geſcheucht und von kühnen Jägern im Lager aufgeſucht werden, ſind häufig: und die Homeriſche Poeſie entlehnt die Gegenſtände ihrer Vergleichungen nur aus dem Bereich der wirklichen Anſchauung. Eine Nachricht von ihrem Vorkommen in Nordgriechenland findet ſich noch bei dem Vater der Geſchichte, alſo um die Mitte des fünften Jahrhunderts. Er berichtet, als Xerxes von Acanthos aus quer durch Macedonien zog, ſeyen die mit Getreide beladenen Kamele im Troß der Armee von Löwen angefallen und zerfleiſcht worden; und er wundert ſich daß die Löwen gerade dieſe ihnen völlig unbekannten Thiere angriffen. „Es ſind aber, fügt er hinzu, in jener Gegend ſowohl viele Löwen als wilde Stiere, von denen die ungeheuren Hörner ſind, die zu den Hellenen kommen. Ihre Weſtgränze iſt der Acheloos, ihre Oſtgränze der Fluß Neſtus bei Abdera." Wann ſie ausſtarben, darüber haben wir keine Nachricht: die Löwen, die in der älteſten bekannten Thierhetze zu Rom (186 v. Chr.) im Circus zuſammen mit Panthern gezeigt wurden, waren vermuthlich afrikaniſche. Später wurden ſie vom Atlas in großen Maſſen eingeführt; ſchon Sulla ließ nach dem Siege über Jugurtha hundert im Circus jagen, wozu afrikaniſche Jäger verſchrieben waren; damals wurden ſie zum erſtenmal losgelaſſen.

Digitized by Google

Cäsar soll in den großen Schauspielen, die er ein Jahr vor seinem Tode veranstaltete, 400. Pompejus neun Jahre früher 500, nach andern Nachrichten 600 haben todthetzen lassen; um diese Zeit wurden sie bereits auch aus Asien herübergebracht. In Afrika fieng der Mangel an wilden Thieren schon im Anfang der Kaiserzeit an fühlbar zu werden; große Landstriche die ihnen überlassen gewesen, oder höchstens von Nomaden waren durchzogen worden, konnten nun urbar gemacht werden. Auch die Löwenjagd wurde für ein ausschließlich kaiserliches Vorrecht erklärt: es war streng verboten einen Löwen zu tödten, außer wenn es die persönliche Sicherheit erforderte! Nach dem Bericht eines Augenzeugen soll zu Ende des vierten Jahrhunderts die Niederung zwischen Euphrat und Tigris „unzählige" Löwen gehabt haben. In der Kaiserzeit werden noch mehrere kolossale Thierhetzen erwähnt, aber keine, bei welcher mehr als hundert Löwen vorkommen; so viel soll unter andern Commodus eigenhändig getödtet haben. Auch außerhalb der Zwinger und der Amphitheater waren sie in Rom gerade keine seltene Erscheinung; gezähmte Löwen wurden in den kaiserlichen Palästen und in denen der Vornehmen gehalten. Außerhalb Roms konnten sie eben so wie Elephanten bei Thierhetzen natürlich schon deßhalb nur höchst selten vorkommen, weil die Jagd auf beide Gattungen wenigstens innerhalb des römischen Reichs Unterthanen nicht erlaubt war. Es ist nichts weiter als eine Ciceronenlüge daß im Amphitheater von Pompeji acht Löwengerippe gefunden seyn sollen.

Sehr gewöhnlich waren dagegen auch in Thierhetzen andrer Städte Panther und Leoparden, die gleichzeitig mit den Löwen in Italien eingeführt worden sind, und bei den römischen Schriftstellern vorzugsweise Afrikaner hießen; später wurden sie auch in Vorderasien häufig gejagt. Bei der Einweihung des Marcellustheaters, dessen Ruine bekanntlich noch steht, fand unter andern eine Hetze von 600 Panthern statt. Daß auch in dem Amphitheater von Verona Panther gehetzt worden sind, wissen wir aus einem Brief des jüngern Plinius, und aus Inschriften geht hervor daß selbst Städte dritten Rangs sich dieses Schauspiel (natürlich in bescheidenen Dimensionen) gestatten konnten.

Zu den seltensten Erscheinungen, selbst in den Amphitheatern Roms, gehörte das Nilpferd; in der That ist der Fang und Transport dieser Ungethüme mit so kolossalen Schwierigkeiten verknüpft, daß man auch in Rom, wo nichts für unmöglich galt, vor diesem Unternehmen zurückschrecken mochte. So viel wir wissen ist der erste lebendige Hippopotamus der seit dem Fall des römischen Reichs in Europa gesehen worden ist, der jetzt im zoologischen Garten zu London befindliche. Die House-hold-words enthielten vor einigen Jahren eine interessante Beschreibung seiner Einfangung und Reise nach England. Ein eigenes Truppendetachement wurde von dem Pascha von Aegypten, der sich Ihrer brittischen Majestät gefällig erzeigen wollte, nach Nubien abgeschickt, und es gelang nach vielen Bemühungen eines noch jungen Thieres habhaft zu werden; sechs Monate dauerte sein Transport von dort bis Cairo. Die Reise nach England machte das interessante Ungeheuer in einem eigens construirten Dampfer, in dessen Raum ein großer Wasserbehälter zu seinem Aufenthalt bestimmt war.

Es war zuerst im Jahr 58 v. Chr., in der Aedilität des Mc. Saurus, deren unsinnige Verschwendung den Historikern als Hauptsymptom für die Gesunkenheit und Entartung jenes Zeitalters gilt, daß das römische Publicum durch den Anblick eines Hippopotamus in Erstaunen gesetzt wurde; damals kam das Thier noch am obern Nil in Aegypten vor. Später wurde es noch öfter in Rom gesehen. Commodus erlegte (nach dem Bericht eines Zeitgenossen) an einem Tage fünf Nilpferde! Gegen Ende des vierten Jahrhunderts hatten sie sich bereits nach Nubien heraufgezogen.

Zugleich mit dem Hippopotamus sah man auch Krokodile in Rom zum erstenmal in der Aedilität des Scaurus in einem eigens zu ihrer Schaustellung gegrabenen Bassin. Seit der Eroberung Aegyptens durch August wiederholte sich das Schauspiel mehrmals in größerm Maßstabe; August selbst, der ein großer Freund von Thierhetzen und Ausstellungen fremder Thiere war, soll nicht weniger als sechsunddreißig auf einmal gezeigt haben (6 v. Chr.), wozu der flaminische Circus unter Wasser gesetzt wurde. Doch gehörte auch das Krokodil zu den in Rom am seltensten gesehenen Thieren, ohne Zweifel war es immer das ägyptische. Noch aus dem Ende des 4ten Jahrhunderts ist eine Nachricht vorhanden daß eine Anzahl von Krokodilen zu einem großen Fest nach Rom transportirt worden, dort aber umgekommen sey, bevor sie ausgestellt werden konnten.

Noch später lernte das römische Publicum das Rhinoceros kennen, nämlich in den Schauspielen des Pompejus (55 v. Chr.), und zwar das einhörnige. Erst bei den großen Thierhetzen, die Domitian anderthalb Jahrhunderte später zur Einweihung des Kolosseums veranstaltete, erschien ein doppelhörniges in der Arena, das nach dem Bericht eines Augenzeugen lange von seinen Wärtern gereizt werden mußte, endlich aber zur Wuth gebracht, einen Bären spielend in die Luft schleuderte. Diese denkwürdige Erscheinung ist auf den von Domitian geschlagenen Münzen verewigt. Später kam es nicht allzuselten vor. Vielleicht noch größeres Aufsehen erregte die erste Giraffe (camelopardalis), die Cäsar nach Beendigung des afrikanischen Krieges den Römern zum Besten gab. Von dem Untergange des römischen Reichs bis zur Regierung Lorenzo Medicis, welchem (nach Politians Bericht) der Sultan von Aegypten eine Giraffe zum Geschenk schickte, ist dieß Thier in Europa schwerlich gesehen worden, und blieb auch bis zum Anfange dieses Jahrhunderts äußerst selten; noch Büffon konnte es nur nach Beschreibungen schildern, aber keine Abbildung geben. [1]

Am spätesten kamen Tiger nach Europa. Es war im Jahr 19 v. Chr., als August von einer indischen Gesandtschaft auf der Insel Samos, wo er sich gerade befand, begrüßt wurde; sie brachte ihm von einem indischen Monarchen, der sich um seine Freundschaft bewarb, allerlei Naturseltenheiten zum Geschenk, als einen jungen Mann ohne Arme, der mit den Füßen den Bogen spannte und abschoß, die Trompete handhabte u. s. w., auch mehrere Tiger befanden sich darunter. Bei der Einweihung des Marcellustheaters (4 Mai 11 v. Chr.) wurde zum erstenmal in Rom ein Tiger gezeigt, er war aber in einem Käfig und gezähmt. Kaiser Claudius zeigte deren vier. Bei der Hochzeitsfeier Heliogabals sollen nach dem Bericht eines Zeitgenossen einundfünfzig in einer Hetze erlegt worden seyn! Unglaublich wie diese Zahl klingt, wird man doch

[1] Noch in dem griechischen Roman „Theagenes und Charikles" von Heliodor (wahrscheinlich im 4ten Jahrhundert geschrieben) ist eine Beschreibung einer Giraffe aus eigener Anschauung.

Digitized by Google

Anſtand nehmen müſſen ihre Richtigkeit unbedingt in Abrede zu ſtellen: wenn man den charakteriſtiſchen Hang dieſer entartetſten Periode des ſinkenden Reichs erwägt, gerade das unmögliche möglich zu machen.

Nur ein einzigesmal werden Hyänen erwähnt, nämlich bei Schauſpielen die Philipp der Araber zur Feier des tauſendjährigen Beſtehens von Rom (246 n. Chr.) veranſtaltete. Vermuthlich war das unſcheinbare Ausſehen ſowie die Feigheit dieſer Thiere der Grund daß ſie zu Thierhetzen wenig begehrt wurden. Dagegen wurden verſchiedene Arten von Antilopen und wilden Schafen aus Afrika häufig zu Spielen bezogen, vielleicht auch das Zebra, wenigſtens glaubt man die Onagri, die öfter unter den koſtbarſten Thieren des Amphitheaters genannt werden, darauf beziehen zu können. Kamele wurden zwar nicht in Thierhetzen gezeigt, aber es wurden zuweilen Wettfahrten im Circus veranſtaltet, wobei man ſie wie Pferde vor die Wagen ſpannte, dieß geſchah z. B. unter Kaiſer Claudius; Heliogabal ſoll ſelbſt mit einem Viergeſpann von Kamelen gefahren ſeyn. Sie ſcheinen in Rom ſehr häufig geweſen zu ſeyn, doch wird nirgend berichtet daß man eine Kamelzucht verſucht habe, wie ſie in den cascine di S. Rossore bei Piſa ſeit länger als hundert Jahren mit Erfolg betrieben wird.

Noch andere Thiere aus Afrika und Aſien erwähnen die alten Schriftſteller bei Beſchreibungen großer Feſtlichkeiten, ohne daß es möglich iſt aus ihren Angaben mit Sicherheit auf eine jetzt bekannte Gattung zu ſchließen. Manche von dieſen Thieren mögen mißgeſchaffene Varietäten geweſen ſeyn, andere haben vielleicht zu ausgeſtorbenen Gattungen gehört, bei vielen Schilderungen ſcheint die Phantaſie im Spiel geweſen zu ſeyn, eine und die andere wird vielleicht noch durch Entdeckungen im Innern Afrika's gerechtfertigt werden. Plinius erwähnt z. B. ein bei den Spielen des Pompejus geſehenes Thier aus Nubien, deſſen Hinterbeine menſchlichen Beinen, die Vorderbeine menſchlichen Händen geglichen haben, ſpäter habe man es nie wieder geſehen. Vermuthlich war es eine große Affenart. Merkwürdig iſt übrigens daß Affen nie bei Beſchreibungen von Schauſpielen erwähnt werden, obwohl ſie in Privathäuſern häufig gehalten wurden, und man ſich an ihrem drolligen Weſen, nach mehreren erhaltenen Bildern zu ſchließen, gern beluſtigte. Bei den Schauſpielen, die Sever zur zehnjährigen Feier ſeiner Regierung (202 n. Chr.) gab, wurde zum erſtenmal in Rom ein indiſcher Korokottas geſehen. Nach Dio Caſſius, welcher Augenzeuge war, hat dieß Thier die Farbe eines Löwen, gemiſcht mit der eines Tigers, ſeine Geſtalt aber iſt ein ſonderbares Gemenge von dieſen beiden, von Hund und von Fuchs. Was der von demſelben Schriftſteller erwähnte Hippotigris (Tigerpferd), der bei einer Thierhetze Caracalla's geſehen wurde, für ein Geſchöpf geweſen ſeyn kann, iſt nicht zu errathen, da er keine Beſchreibung davon gibt.

Von fremden Vögeln kam am früheſten der Strauß nach Rom, und zwar wahrſcheinlich durch die puniſchen Kriege, da ſchon in einem bald nach dem zweiten gedichteten plautiniſchen Luſtſpiel das Flattern der Strauße durch den Circus erwähnt wird. Dort heißt er wegen ſeiner überſeeiſchen Herkunft „Seeſperling," und dieß blieb ſeine volksthümliche Benennung; der Name der Schriftſprache iſt von der Geſtalt hergenommen „Sperlingskamel" (struthiocamelus). Ihr Fang und Transport kann nicht ſehr theuer geweſen ſeyn, da ſie auch bei den Thierhetzen kleinerer Städte (laut Inſchriften) vorkamen, z. B. in Cumä am Golf von Neapel. In der Kaiſerzeit erſchienen ſie bisweilen im römiſchen Circus mit roth gefärbten Federn; es war im damaligen Geſchmack die Natur auf dieſe Weiſe zu verbeſſern, wie denn auch feinwollige Schafe mit Zinnober angeſtrichen und die Mähnen gezähmter Löwen vergoldet wurden. Indiſche Papagaien kannte man in Rom mindeſtens ſchon in der letzten Zeit der Republik (Varro erwähnt ſie), ſie wurden in Paläſten häufig gehalten und zum Sprechen abgerichtet, aber auch (mit andern ausländiſchen und bunten Vögeln) bei öffentlichen Schauſpielen ausgeſtellt. Auch ein angeblicher Phönix iſt in Rom wenigſtens einmal (46 n. Chr.) unter der Regierung des Kaiſers Claudius aus Aegypten nach Rom gebracht und auf dem Forum gezeigt worden, doch zweifelte niemand, wie Plinius ſagt, daß es ein unächter war. Dieſer Unglaube des Publicums beruhte nicht etwa auf einem Zweifel an der wirklichen Exiſtenz dieſes wunderbaren Vogels, von welcher ſelbſt Tacitus feſt überzeugt war; ſondern das zur Schau geſtellte Exemplar mußte ſchon deßhalb ſehr verdächtig ſeyn, weil nach einem ſehr verbreiteten Glauben der ächte Phönix zwölf Jahre früher in Aegypten geſehen worden war und folglich ſich erſt nach einem halben Jahrtauſend abermals zeigen konnte.

Von einer afrikaniſchen Rieſenſchlange ſah man ſchon während des erſten puniſchen Krieges in Rom das Fell, es wurde, wie dergleichen Raritäten öfter, in einem Tempel aufbewahrt; die Soldaten des Regulus hatten das Ungethüm, das hundertundzwanzig römiſche Fuß maß, mit Wurfmaſchinen erlegt. Auguſt ſtellte eine Schlange von fünfzig Ellen Länge auf dem Forum aus. Daß man große Schlangen jemals hat mit andern Thieren oder mit Menſchen kämpfen laſſen, wird nicht erwähnt. Ein Wallfiſch verirrte ſich im Jahr 201 n. Chr. in das Mittelmeer und ward eingefangen, vermuthlich war es unmöglich ihn zur Ausſtellung in Rom zu conſerviren; ſo wurde denn im Coloſſeum ein Modell von ihm aufgeſtellt, in welchem fünfzig Bären Platz hatten. In der Aedilität des Scaurus waren die Knochen eines großen Seethiers gezeigt worden, und zwar hatte man es, um es intereſſanter zu machen, für das nämliche ausgegeben dem die ſchöne Mohrenprinzeſſin Andromeda einſt hatte geopfert werden ſollen.

Zu den bisher erwähnten meiſtens der tropiſchen Zone angehörigen wilden Thieren muß man noch eine große Anzahl von mittel- und nordeuropäiſchen Gattungen hinzufügen, wenn man ſich das Bild einer großen Schauſtellung oder Thierhetze im römiſchen Circus während der Kaiſerzeit vergegenwärtigen will. Seit Cäſars Eroberungen wurden auch die Wälder Deutſchlands, Nordfrankreichs und Englands für römiſche Feſte ausgebeutet. In den letztern jagte man beſonders Auerochſen und Elennthiere, wenigſtens iſt die Alces der alten Schriftſteller wahrſcheinlich das letztere. Aus England (und ſpäter auch Schottland) wurden namentlich Hunde ausgeführt, die zuweilen von ungeheurer Wildheit geweſen ſeyn müſſen, da einmal wenigſtens ein Transport in ganz eiſernen Käfigen erwähnt wird. Italien ſelbſt lieferte wilde Stiere, Eber und Bären, außerdem Haſen, Hirſche, Rehe und manches andere Wild. Mit dieſen Gattungen mußten ſich die meiſten kleinern Städte bei ihren Thierhetzen begnügen. Vornehme Römer hielten ſie ſchon in der letzten Zeit der Republik in großen Wildparken. Der Redner Hortenſius beſaß auf einem ſeiner Güter ein ſolches von einer Mauer umſchloſſenes Jagdgehege von etwa fünfzig Morgen. In

Digitized by Google

der Mitte war eine Terraſſe aufgeführt, auf welcher man im Freien ſpeiſen konnte. Während die Gäſte hier bei Tafel ſaßen, erſchien ein Sklave im Coſtüm des Orpheus „in langem faltigem Talar“ mit der Cither, und auf ein Zeichen mit der Trompete verſammelten ſich um ihn von allen Seiten Eber, Hirſche und anderes Wild von allerlei Art, als wollte es den Tönen des Sängers lauſchen. „Es war, ſagt der Berichterſtatter, ein nicht minder ſchönes Schauſpiel, als wenn im Circus die Aedilen Thierhetzen mit afrikaniſchen Thieren veranſtalten.“ Dieſe Wildparke wurden in den letzten Zeiten des römiſchen Reichs auf kaiſerlichen Domänen im größten Maßſtabe angelegt, wobei man die Sitte der perſiſchen Könige, in ſolchen ungeheuern Gehegen zu jagen, copirte.

Zum Schluß mögen einige ſpecielle Angaben die Mannichfaltigkeit der Thiergattungen veranſchaulichen, die in der ſpätern Kaiſerzeit bei einem einzigen großen Schauſpiel vereint waren. Bei dem Feſt, das Sever im Jahr 200 veranſtaltete, hatte der Behälter für die Thiere im Amphitheater die Form eines Schiffs, und konnte dreihundert Thiere auf einmal faſſen: „Plötzlich that dieſe Miſchung ſich auf, und hervor ſprangen Bären, Löwinnen, Panther, Löwen, Strauße, Zebras (?) Auerochſen, (eine Art Stiere, barbariſch von Geſchlecht und Anſehn), ſo daß im ganzen ſiebenhundert wilde und zahme Thiere zu gleicher Zeit durcheinanderſtürzten und getödtet wurden; denn da das Feſt ſieben Tage dauerte, wurden an jedem Tage hundert erlegt.“ Auch ein Elephant und der oben beſchriebene Korokottas befanden ſich darunter; überdieß wurden ſechzig Eber gehetzt.

Ein nicht minder eigenthümliches Schauſpiel hatte Gordian der Dritte vorbereitet. Falls er aus dem perſiſchen Kriege ſiegreich zurückkehrte, ſollte eine große Anzahl der größten und furchtbarſten Thiere gezähmt oder doch gebändigt im Triumphzuge aufgeführt werden. Es waren 32 Elephanten, 10 Elennthiere, 10 Tiger, 60 zahme Löwen, 30 zahme Leoparden, 10 Hyänen, 1 Hippopotamus, 1 Rhinoceros, 10 Löwen „erſter Größe,“ 10 Giraffen, 20 Zebras (?), 40 wilde Pferde (?) „und unzählige verſchiedene andere Thiere.“ Aber der junge Fürſt fiel an den Ufern des Euphrat unter den Dolchen meuteriſcher Soldaten, und ſein Nachfolger Philipp, ein ehemaliger Häuptling arabiſcher Beduinen, verwandte den reichen Inhalt der kaiſerlichen Zwinger auf die Spiele, die er zur tauſendjährigen Feier Roms gab (246 n. Chr.). In dem Triumphzuge Aurelians nach Beſiegung des galliſchen Prätendenten Tetricus und der großen Zenobia von Palmyra (274 n. Chr.) ſah man einen mit vier Hirſchen beſpannten Wagen, zwanzig Elephanten, vier Tiger, einige Giraffen und Elennthiere, und 200 zahme Thiere aus Paläſtina und Afrika, welche letztere der Kaiſer gleich nach dem Triumph an Unterthanen verſchenkte, um dem Fiscus nicht die Koſten ihrer Unterhaltung aufzubürden.

Bei dem Feſt das der Kaiſer Probus zur Feier ſeines Triumphs gab (281 n. Chr.), wurde eine große Anzahl von Thieren der Plünderung des Volks preisgegeben. Die ganze Bahn des großen Circus war von Soldaten mit ſtarken Bäumen beſetzt worden, die man mit der Wurzel eingegraben hatte, ſo daß ſie das Anſehn eines großen Parks erhielt. Darauf wurden durch alle Zugänge tauſend Strauße, tauſend Hirſche, tauſend Eber, tauſend Damhirſche, Steinböcke und wilde Schafe hereingetrieben, „und andere grasfreſſende Thiere, ſo viel man hatte auffinden und füttern können.“ Dann wurde das Volk hereingelaſſen und jeder konnte davon tragen was er erbeutete. Wie natürlich, kamen viele Menſchen ums Leben, beſonders durch Pfeilſchüſſe, die dem Wilde galten.

Sitten und Gebräuche der Javanen.

II.

Spiele und Vergnügungen.

Wir finden auf Java ein förmliches, noch jetzt bei den Javanen gebräuchliches Turnierſpiel.

Die Turniere heißen bei den Javanen Senehn, und es werden vom Regenten oder Bupati hiezu alle Perſonen von Rang eingeladen. Auf dem Aloon-Aloon verſammeln ſich die Geladenen zu Pferde, bewaffnet mit Lanzen und Kriſſen. Hiebei finden viele Ceremonien ſtatt. Der Regent und ſeine Söhne haben bei dieſer Gelegenheit eine beſonders gezierte Lanze (sodor), ſo wie auch ihre ſchönen Pferde mit zierlichem Sattel und reichlich mit Goldborden verſehenem Gezäume geſchmückt ſind. Der goldene Zaum ſammt den herabhängenden Schnüren und der Sattel zuſammen heißen Abah-Abah-Tjarangan.

Die Kleidung der Ritter beſteht in einem Kulok, das iſt einer mit Goldborden beſetzten Mütze, einem Bauchband (epak), und einer Art Beinkleid aus geblümten Cattun, welchen die Javanen ſelbſt verfertigen und gewöhnlich zu Sarong verwenden.

Das Turnierſpiel findet gewöhnlich an einem Montag ſtatt. Am Morgen um 7 Uhr ungefähr wird zur Ankündigung des Feſtes zweimal auf dem Gamelan geſchlagen, welches Nachmittags gegen 3 Uhr wiederholt wird. Es begeben ſich dann um dieſe Zeit alle Ritter nach dem Aloon-Aloon, und ſtellen ſich in Reih und Glied hinter den Regenten. Das Gefolge eines jeden Ritters und ſeine Tracht iſt genau nach ſeinem Rang beſtimmt. Am ſtattlichſten iſt der Bupati oder Regent ausgerüſtet, der nach dem Sufuhunan die erſte Perſon des Reiches iſt. Hierauf folgt im Range der Pati, gewöhnlich der Sohn, Bruder oder Verwandte des Bupati, dann der Mantri-Bezaar, der Djekſa, die Mantri-kitjil, und endlich die Demang oder Ortsvorſteher eines Dorfes. Alle dieſe Rangabſtufungen beſtehen noch trotz der Oberherrſchaft der niederländiſchen Regierung.

Wenn zum drittenmal auf dem Gamelan, und zwar die Melodie Caganbjor geſpielt wird, beginnt der Zug der Ritter. Dreimal wird um den Aloon-Aloon unter dem eigenthümlichen, nicht unharmoniſchen Klang des Gamelan herum geritten, worauf die Ritter ſich wieder der Reihe nach und ihrem Rang gemäß auf-

Digitized by Google

ſtellen. Der Regent fordert dann die Streiter auf, den Kampf zu beginnen, worauf abwechſelnd zwei Reiter mit Lanzen kämpfen. Der Zweck des Wettſtreites iſt den Gegner aus dem Sattel zu heben. Die Lanzen ſind jedoch abgeſtumpft und mit Leder überzogen, um bedeutende Verwundungen zu verhüten. Wer mit der größten Behendigkeit den Anfällen des Gegners zu entgehen weiß, wird für den beſten Turnierſpieler gehalten, worauf die Javanen eine beſondere Ehre ſtellen. Nach Beendigung des Kampfes wird der Zug um den Aloon-Aloon wiederholt, die Reiter ſchaaren ſich um den Regenten, der ſeine Zufriedenheit den Kämpfern zu erkennen gibt, worauf ein Mahl unter freiem Himmel genommen wird.

Ich hatte öfters Gelegenheit den Luxus zu bewundern den der vornehme Javane auf ſeine Pferde und ihre Verzierung verwendet. Das javaniſche Pferd iſt klein, aber wohlgeformt. Seit langer Zeit indeſſen beſteht die Gewohnheit die javaniſchen Pferde durch arabiſche zu veredeln, ſo daß die dadurch entſtehende Race der ächt arabiſchen in ihrer Heimath wenig nachgibt. Die Ställe ſind wohlgezimmert, und im wörtlichen Sinne viel ſchöner und mit mehr Fleiß erbaut als die menſchlichen Wohnungen. Ueberhaupt erſtreckt ſich der Luxus des Javanen nur auf gewiſſe Dinge, beſonders auf Kleidung, wogegen die Möblirung der Häuſer äußerſt einfach iſt, und ſich in manchen Dingen von den roheſten Völkern nicht unterſcheidet.

Außer dem Turnierſpiel, an welchem nur die vornehmen Javanen activen Antheil nehmen, gibt es auch Ringkämpfe für die geringere Volksclaſſe. Als ſolche ſind bekannt der Glulan und Djagwian, die ſich eigentlich nur dadurch von einander unterſcheiden, daß an dem erſtern Erwachſene Antheil nehmen, der letztere aber mehr einen Kampf der Knaben unter ſich darſtellt. Es ſtellen ſich die Dorfbewohner in zwei gegenüberſtehenden Reihen im Aloon-Aloon auf, worauf aus jeder Reihe ein Ringkämpfer heraustritt. Iſt es einem der Kämpfer gelungen ſeinen Gegner zu Boden zu werfen, ſo treten beide wieder in ihre Reihen, der Sieger unter dem lauten Zuruf der Zuſchauer. Es wiederholt ſich hierauf der Kampf, indem zwei andere Ringer aus den gegenüberſtehenden Reihen treten. Dieſe Kämpfe finden gewöhnlich zur Faſtenzeit ſtatt, und gewähren dem Javanen der niedern Volksclaſſe nicht geringe Beluſtigung.

Außer vielen zum Theil noch in der Kawiſprache exiſtirenden Geſängen haben die Javanen auch nationale dramatiſche Spiele (wajang). Man unterſcheidet Wajang-Purwa und Wajang-Gedog. Es werden in beiden Arten Scenen aus der javaniſchen Geſchichte oder Mythologie dargeſtellt, indem die handelnden Perſonen durch zierliche Puppen repräſentirt werden, hinter welchen nach Art unſerer Pulcinellas eine nicht geſehene Perſon die Worte ſpricht. Jeder vornehme Javane läßt von Zeit zu Zeit in ſeinem Hauſe den Wajang ſpielen, wozu Freunde eingeladen werden. Auch bei Gelegenheit von Beſchneidungen, Hochzeiten werden Wajangs gegeben. Ich hörte öfters einen ſolchen Wajang mit an, verſtand aber wenig vom Inhalt, da die hinter den Couliſſen ſtehende Perſon in hochjavaniſcher Sprache die Dialoge hält.

Eigenthümlich iſt der javaniſche Tanz „Tandak" oder „Rongeng," der von jungen Mädchen ausgeführt wird. In der Regel ſind es Frauen aus der niedern Volksclaſſe, oder ſelbſt ſolche die im üblen Rufe ſtehen, welche bei Feſten aller Art gegen Belohnung den Rundtanz oder Tandak ausführen. Eine javaniſche Frau aus höherm Stande würde es unter ihrer Würde finden zu tanzen. Höchſt ſelten geſchieht es daß bei öffentlichen Feſten die Männer mit den anweſenden Tänzerinnen im Saale ſich herumbewegen, was in javaniſcher Sprache Madju oder Bekia genannt wird. Die Bewegungen welche die Tandak-Mädchen nach dem Takte des Gamelan machen, ſind bisweilen ſehr graziös. Ihre Kleidung iſt leicht, und wie man bei uns ſagen würde, kokett. In den Händen halten ſie einen langen, aus geblümtem Cattun verfertigten Shawl, den ſie bald über das Haupt ſchwingen, bald wellenförmige Bewegungen in der Luft machen laſſen.

Am verrufenſten iſt der „Tandak-Andong." Er wird von einer herumziehenden Truppe des Nachts auf der Straße beim Scheine der Bambusfackeln ausgeführt, und jeder Vorbeigehende kann mit einem Mädchen tanzen, wobei er auch das Muſikſtück angibt das er geſpielt haben will. Aus all dem geht hervor daß, obgleich der Tanz auf Java durchaus nicht unbekannt und unbeliebt iſt, er dennoch noch nicht emancipirt iſt, und im Ganzen als etwas unanſtändiges gilt.

Ein religiös-dramatiſches Spiel iſt der „Tenbang" oder „Rabana." Er beſteht in dem Ableiern arabiſcher Geſchichten religiöſen Inhalts unter dem Spiele des Gamelan. Arme Prieſter ſchicken bisweilen ihre Kinder während der Puaſa-Zeit in die Dörfer, um ſich durch ſolche Vorträge Geld zu erwerben. Die Unterhaltungsſpiele der Javanen ſind vielerlei Art. Es gehört hiezu vor allem der Hahnenkampf. Zwei Hähne, die man eine Zeitlang mit thieriſcher Koſt, beſonders mit Inſekten, gefüttert hat, läßt man mit einander kämpfen. Die Hähne ſind hiebei ſo ſehr gegen einander ergrimmt daß ſie ſich mit den Schnäbeln bedeutende Wunden zufügen, ſo daß einer der Hähne entweder die Flucht ergreift, oder in Folge der Wunden unterliegt, wenn er nicht bei Zeiten von dem Eigenthümer hinweggenommen wird.

Auch mit chineſiſchen Karten ſpielen die Javanen gern. Die vorzüglichſten Spiele mit ſolchen Karten heißen „Karta tjina," „Lima ſampi" und „Lowak." Außerdem haben ſie noch andere, ziemlich kindiſche Spiele, als:

Pedek. Es beſteht dieſes Spiel darin daß zwei Samenkörner auf einander gedrückt werden. Derjenige deſſen Korn zerbricht, hat verloren und bezahlt den Preis des Spieles an den deſſen Korn bloß platt gedrückt wurde ohne zu brechen.

Ketjik. Vier Perſonen nehmen jede eine Nummer an von eins bis vier. Hierauf nimmt einer der Spielenden eine Handvoll Körner oder kleine Steinchen, vertheilt ſie einzeln unter die vier Spielenden bis kein Steinchen oder Korn mehr vorhanden iſt. Wer das letzte Stück erhält, gewinnt.

Adu Klapa. Zwei Perſonen nehmen jeder eine Kokosnuß (klapa) und ſchlagen ſie heftig gegen einander. Derjenige deſſen Nuß ſpringt, verliert.

Gangfal Ganep. Acht kupferne Münzen werden auf einen Gegenſtand zugleich geſchleudert. Wenn eine gerade Zahl Münzen auf demſelben liegen bleibt, ſo gewinnt der Werfer, bleibt eine ungerade Zahl liegen, ſo verliert er.

Es exiſtiren noch ähnliche Spiele, womit auch unſere Jugend ſich unterhält. Doch werden ſie nur von der niedern Volksclaſſe geſpielt.

Digitized by Google

Zeitrechnung der Javanen.

Nach Art der Buddhisten theilen die Javanen noch jetzt den Tag, das ist die Zeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, in zehn Theile.

Von 5 bis 6 Uhr Morgens heißt Bijar Raina.

Von 6 bis 7 Uhr Schadjur, Sonnenaufgang.

Von 7 bis 10 Uhr Rame Passar, Zeit nach dem Bazar zu gehen.

Von 10 bis 11 Uhr Wisan Gawe, Zeit der Ruhe.

Von 11 bis 12 Uhr Lingsir Wetan, Anfang der westlichen Richtung (der Sonne).

Von 12 bis 1 Uhr Mittags, Tengange.

Von 1 bis 3 Uhr Lingsir Kulon, westliche Neigung.

Von 3 bis 5 Uhr Asar.

Von 5 bis 6 Uhr Tengang Gunong, die Sonne ist hinter den Bergen.

Von 6 bis ½7 Uhr Saput Bumi, die Dämmerung.

Die Nacht wird in sieben Theile getheilt.

Von ½7 bis 7 Uhr Sore, Dunkelheit.

Von 7 bis ½9 Uhr Sirep Lare, Zeit zum Gebet.

Von ½9 bis ½12 Uhr Sirep Wong, Zeit der Ruhe.

Von ½12 bis 12 Uhr Tenga Wengi, Mitternacht.

Von 12 bis 3 Uhr Lingsir Wengi, Sonnenruhe.

Von 3 bis ½5 Uhr Klarut Ajam, Hahnenkrähen.

Von ½ 5 bis 5 Uhr Bedug Telu, Zeit zum Erwachen.

Außerdem wird der Tag sammt der Nacht in fünf Waktu vertheilt, wovon jede einer Gottheit gewidmet ist. Die fünf Gottheiten aber wechseln täglich in ihrem Antheil am Tage, so daß jedesmal am fünften Tag die Folgeordnung dieselbe ist, nämlich:

Erste Waktu: von Schadjur bis Rame Passar.
Zweite „ von Rame Passar bis Lingsir Wetan.
Dritte „ von Lingsir Wetan bis Tengange.
Vierte „ von Tengange bis Lingsir Kulon.
Fünfte „ von Lingsir Kulon bis Saput Bumi.

Die fünf Gottheiten, denen täglich je eine andere Waktu zukommt, sind: Batara Guru, Batara Wisnu, Batara Brama, Dewi (Göttin) Esri, Batara Kala.

Nach den alten Ueberlieferungen des buddhistischen Cultus genießen die genannten fünf Gottheiten auch verschiedene Grade des Glückes, so daß sich die während der Zeit ihrer Herrschaft unternommenen Handlungen darnach richten. Batara Guru nämlich ist glücklich, Wisnu weder glücklich noch unglücklich, Brama ist besonders unglücklich, Esri glücklich, Kala der unglücklichste von allen.

Die mohammedanischen Priester und die in den Dogmen des Islamismus erzogenen Javanen nehmen von der genannten Eintheilung des Tages und der Nacht als einer vom Heidenthum abstammenden und damit verbundenen keine Notiz, sondern theilen den ganzen Tag in fünf Abtheilungen, wovon jede für ein Gebet bestimmt ist. (Sembajang.) Die Hauptabtheilungen des Tages werden wieder in Unterabtheilungen gebracht, wovon jede einem andern Propheten gewidmet ist.

Erste Hauptabtheilung Subuh von 5 Uhr Morgens bis 12 Uhr Mittags, dem ersten Menschen Adam gewidmet, wird in folgende Unterabtheilungen gebracht:

Von 5 bis 6 Uhr. Dieser Zeitabschnitt heißt Markah.
Von 6 bis 7 Uhr. „ „ „ Jesrah.
Von 7 bis 10 Uhr. „ „ „ Lohor.
Von 10 bis 11 Uhr. „ „ „ Dilulah.
Von 11 bis 12 Uhr. „ „ „ Kara gear.

Zweiter Hauptabschnitt Luhur, von 12 bis ¼4 Uhr, gewidmet dem Patriarchen Ibrahim (Abraham).

Dritter Hauptabschnitt Asar, von ¼4 bis 6 Uhr, gewidmet dem Propheten Junus (Jonah).

Vierter Hauptabschnitt Mahrib, von 6 bis 7 Uhr, gewidmet dem Propheten Gisa.

Fünfter Hauptabschnitt Issah, von 7 Uhr Abends bis 5 Uhr Morgens, gewidmet dem Propheten Musa (Moscheh).

Was nun die alte buddhistische Eintheilung der Zeit in Wochen, Tage und Jahre betrifft, so habe ich durch mündliche Mittheilungen folgendes erfahren: sieben Tage bilden auch nach der buddhistischen Zeitrechnung eine Woche. Es ist merkwürdig wie die Vereinigung von sieben Tagen zu einem Zeitabschnitt fast bei allen civilisirten Nationen des Alterthums bis auf den heutigen Tag angenommen ist. Die sieben Wochentage heißen in javanischer Sprache:

Sukra, Freitag.
Tumbak, Samstag.
Dite, Sonntag.
Soma, Montag.
Angara, Dinstag.
Buda, Mittwoch.
Respati, Donnerstag.

Das alte buddhistische Jahr hatte 362 Tage und war in zwölf Monate eingetheilt, welche Zeitrechnung noch jetzt in den Centralländern Java's vielfach gebraucht wird. Die Namen der Monate sind:

1. Kasa	32	Tage etwa dem Monat	Augustus entsprechend
2. Karo	30	„ „ „	September „
3. Katiga	28	„ „ „	October „
4. Kapat	28	„ „ „	November „
5. Kalima	30	„ „ „	December „
6. Kanem	32	„ „ „	Januar „
7. Kapitu	32	„ „ „	Februar „
8. Kawalu	30	„ „ „	März „
9. Kasanga	28	„ „ „	April „
10. Kasapulu	30	„ „ „	Mai „
11. Desta	32	„ „ „	Junius „
12. Sada	30	„ „ „	Julius „
	362 Tage.		

Mit dem Jahrescyclus war aber die buddhistische Zeitrechnung noch nicht abgeschlossen, sondern alle acht Jahre wird ein „Widnujahr" gerechnet, welches etwas länger als die übrigen Jahre ist, indem ein Monat eingeschaltet wird und wahrscheinlich als Ergänzung zu dem um 3¼ Tage zu kurzen gewöhnlichen Jahr dient. Man kann hieraus schon die ziemlichen Fortschritte erkennen welche die alten Bewohner Java's in der Astronomie und der Zeitrechnung gemacht haben. Jedes der acht Jahre welche verstreichen bis ein Widnujahr kommt, wird mit einem eigenen Namen belegt, nämlich:

1. Mimi.
2. Menda.
3. Urang.

Digitized by Google

4. Klabang Kaladjenging.
5. Tuwing.
6. Juju.
7. Kebo.
8. Tjatjing.

Aber auch mit dem achtjährigen Cyclus iſt die altjavaniſche Zeitrechnung noch nicht abgeſchloſſen. Es wiederholen ſich ſechs ſolcher Cyclen, wovon wieder jeder einen eigenen Namen hat und welchem ebenfalls eine verſchiedene Zahl Tage beigezählt wird. Wie groß nun die Zahl der Tage iſt welche den verſchiedenen Zeitperioden beigezählt werden, konnte ich nicht genau erfahren. Man ſagte mir es komme ſolches auf den „Naptu" an. Naptu aber bedeutet geheime Bezeichnung. Wahrſcheinlich war und iſt es vielleicht noch in manchen Gegenden Java's den unterrichteten Prieſtern anheimgeſtellt die Zeitrechnung genau mit dem Sonnenlaufe in Einklang zu bringen. Die ſechs Zeiträume, wovon jeder einen Cyclus von 8 Jahren umfaßt, ſind folgende:

1. Karal.
2. Paru.
3. Sitra.
4. Kerta.
5. Perniti.
6. Pernila.

Die neuere Zeitrechnung jedoch iſt die mohammedaniſche. Die Wochentage heißen nach demſelben:

Ahad, Sonntag.
Senin, Montag.
Selaſſa, Dienſtag.
Rebo, Mittwoch.
Kemis, Donnerſtag.
Djumunga, Freitag.
Saptu, Samſtag.

Die Monate heißen:

1. Mocharam	30	Tage.
2. Sapar	29	„
3. Rabingulawal	30	„
4. Rabingulakir	29	„
5. Djumadilawal	30	„
6. Djumadilakir	29	„
7. Redjep	30	„
8. Saban	29	„
9. Ramelan	30	„
10. Sawal	29	„
11. Dulkangidah	30	„
12. Dulkidjah	29	„

Die einzelnen, einen Cyclus von 8 Jahren bildenden Jahre heißen:

1. Alip.
2. Ehe.
3. Djimahal.
4. Dje.
5. Dal.
6. Be.
7. Wawu.
8. Djimakir.

Es exiſtirt noch eine Zeitrechnung welche eine Periode von 30 Wuku oder Wochen umfaßt, und die ſich auf eine Legende ſtützt, welche ich mehrmals erzählen hörte, und ſich auch in javaniſchen Geſchichtsbüchern aufgezeichnet findet. Es erinnert die Legende an die Mythe von Oedipus, und diejenigen welche mit mehr Scharfſinn und Gelehrſamkeit ausgerüſtet ſind als ich, mögen vielleicht den gleichen Urſprung der griechiſchen und javaniſchen Mythe aus irgend einem hiſtoriſchen Factum herausfinden, in welchem Falle auch die javaniſche Mythologie gewiß den Stempel des Adels erhalten wird, ſo daß die gelehrten Philologen auch ſie zum Gegenſtand ihrer Verehrung machen.

Die amerikaniſche Expedition nach dem nördlichen großen Ocean.

Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, die in neuerer Zeit ſo viel für die Erforſchung noch unbekannter Länderſtrecken gethan haben, ſandten in den Jahren 1853 bis 1856 eine wiſſenſchaftliche Expedition nach dem nördlichen Theile des großen oder ſtillen Oceans, um ſo viel als möglich von deſſen noch unerforſchten Gegenden zu unterſuchen, die Richtigkeit der vorhandenen Karten zu prüfen und die noch nicht unterſuchten Strecken nautiſch aufzunehmen. Man kann wohl ſagen daß die Aufgabe im allgemeinen recht tüchtig gelöst und unſere Kenntniſſe über dieſen Meerestheil wiederum um ein beträchtliches vermehrt worden ſind; doch läßt ſich bis jetzt darüber, wo unſeres Wiſſens der officielle Bericht noch nicht veröffentlicht, ein beſtimmtes Urtheil nicht fällen, denn was wir von dem Unternehmen wiſſen, verdanken wir dem vor kurzem erſchienenen Tagebuch eines der Mitglieder der Expedition, das dieſelbe in der Eigenſchaft eines erſten Lieutenants begleitete und uns ein friſches, recht anziehendes Bild davon vorgeführt hat.[1]

Am 21 Julius 1853 ſegelte das Geſchwader aus dem Hafen von Norfolk unter dem Befehlshaber Cadwallader Ringgold, aus folgenden fünf Schiffen beſtehend: dem Flaggenſchiff Vincennes, von 800 Tonnen Gehalt, 10 Geſchützen und zuſammen etwa 200 Mann; dem Schraubendampfer Hancock, 530 Tonnen, 3 Geſchütze und circa 70 Mann; der Kriegsbrig Perpoiſe, 400 Tonnen, 5 Geſchütze und etwa 70 Mann; dem Schooner J. Fenimore Cooper, 88 Tonnen, 1 Geſchütz und circa 20 Mann; endlich dem Proviantſchiffe John P. Kennedy, 520 Tonnen, 3 Geſchütze und circa 40 Mann. Auf letzterem befand ſich unſer Berichterſtatter. Am

[1] The North Pacific surveying and exploring expedition, or, my last cruise. Where we went and what we saw: being an account of visits to the Malay and Loo-Choo Islands, the coasts of China, Formosa, Japan, Kamtschatka, Siberia and the Mouth of the Amoor River. By A. W. Habersham. Philadelphia 1857.

Digitized by Google

20 September langte man am Cap der guten Hoffnung an, wo die Schiffe, die übrigens sämmtlich alt und mehr oder weniger schadhaft waren, der nöthigen Reparaturen wegen bis zum 9 November liegen bleiben mußten. Der Hancock und Cooper waren schon einige Tage vorher nach Batavia aufgebrochen und der Kennedy folgte diesen, während die Vincennes und Porpoise nach Hongkong via Australien absegelten. Die ersten drei Schiffe befanden sich am 10 Januar 1854 in den Gaspar-Straßen (3° 19′ südl. Br., und 106° 40′ östl. L. v. Gr.), den Hauptpforten durch welche der größte Theil des Handels mit China betrieben wird. Hier begannen die nautischen Aufnahmen, denn diese Theile waren vorher noch nie gehörig untersucht worden und sollten für die Schifffahrt viele Gefahren bieten. Als man am 15 Mai die Arbeiten beendet hatte, ergab sich daß die frühern Karten entweder nur theilweise richtig oder gänzlich falsch waren, denn wo man sonst Riffe und Untiefen verzeichnete, fand sich in Wirklichkeit gutes Fahrwasser vor, und in gleicher Weise oft umgekehrt.

Ueber die nächste Strecke, die weiter nichts bemerkenswerthes bot, schnell hinweggehend, finden wir unsere Expedition im Hafen von Hongkong wieder, wo man mit dem Geschwader des Commodore Perry zusammentraf. Da Ringgold wegen fortwährender Krankheit unmöglich die Pflichten seiner Stellung genügend verwalten konnte, fand sich Perry wohl berechtigt in die Zustände der Expedition verändernd einzugreifen. Er ersuchte den leidenden Befehlshaber, das Commando niederzulegen und zurückzukehren; hierauf übergab er die oberste Leitung dem im Range nächstfolgenden Officiere, Namens John Rodgers, und nun begann eine gänzliche Umgestaltung. Der vollkommen seeuntüchtige Kennedy wurde nach Canton geschickt und seine Officiere traten auf andere Schiffe über, Habersham als erster Lieutenant auf den Schraubendampfer Hancock.

Von Hongkong aus wurden mehrere Excursionen gemacht, worunter zuerst ein Besuch der Stadt Canton zu erwähnen ist. Dann fand ein Vorschlag, Peking zu erreichen, allgemeinen Anklang, und wünschte man die Ausführung dieses Planes besonders deßhalb um mit dem Kaiser der Chinesen, dem Bruder von Sonne und Mond, einige Verträge abzuschließen, die sich nur mündlich erledigen ließen. Peking liegt in der Nähe des Pi-ho, zu welchem man durch den Golf von Petschili [1] gelangt; diesen Weg, der größtentheils zu Wasser zurückgelegt werden konnte, beschloß man zu wählen. Commodore Perry und Admiral Stirling wurden ebenfalls bei dem Unternehmen zu Rathe gezogen, ersterer bewilligte von seinem Geschwader die Dampffregatte Powhatan, letzterer einen kleinen nicht tief gehenden Schraubendampfer, und von unserer Expedition wurden der Cooper und Hancock gewählt. Man hoffte daß der kleine Schraubendampfer und der Cooper den Pi-ho ziemlich weit hinauf dringen könnten, da dieselben jedenfalls einen imponirenderen Eindruck als gewöhnliche Boote hervorbringen würden. Was die Vincennes und Porpoise betrifft, so sollten dieselben unterdessen die Bonin-, Lutschu- und japanischen Inseln untersuchen, und im Frühling 1855 wollte man in Hongkong wieder zusammentreffen. Das nach Peking bestimmte Geschwader brach nun zunächst nach Schanghai auf. In der Mitte des Weges zwischen Hongkong und dieser Stadt erreichte man die Mündung des Flusses Min (26° 08′ n. Br. und 149° 42′ östl. L.), an welchem der schnell emporblühende Ausfuhrhafen China's, Fu-tschen-fu liegt, und am 7 October gelangte man nach Schanghai. So gut nun aber der weitere Plan angelegt war, so scheiterte er doch zuletzt an der Hartnäckigkeit der Chinesen, die unter keiner Bedingung den Besuch ihrer Hauptstadt bewilligen wollten, und sicher bei dem Bestehen darauf Gewaltsmaßregeln gebraucht hätten. Nutzlos war übrigens die Expedition nicht, denn während der langen Verhandlungen mit den chinesischen Beamten konnte man den untern Lauf des Pi-ho genau aufnehmen und die Gegend um die Mündung (38° 58′ n. Br. und 117° 47′ östl. L.) untersuchen. Ein ordentlicher Flußdampfer hätte wahrscheinlich bis auf eine kurze Strecke vor Peking fahren können.

Der Lauf wurde wieder nach Schanghai und im Anfang des Jahres 1855 nach der Insel Formosa gerichtet, wo man am nördlichen Theile den kleinen aber guten Hafen Kilung erreichte. Die ganze Ostküste hinabfahrend, suchte man vergeblich einen Hafen zu entdecken, doch die schroff abfallenden Bergketten erzeugten überall schwere Brandungen, und ohne ein weiteres Resultat erzielt zu haben, langte man am 13 Februar wieder in Hongkong an. Hier erfuhr man ein höchst trauriges Ereigniß von der schon vorher eingetroffenen Vincennes, nämlich den Untergang der Porpoise. Folgendes war alles, was das Flaggenschiff von diesem Unglücksfalle mittheilen konnte:

„Beide Schiffe kämpften zusammen gegen die Nordost-Monsune im chinesischen Meere, und bisweilen zeigte der plötzlich umspringende Wind und ein schneller Fall des Barometers das Vorübergehen einer Cyklone [1] an. Die wachsende Heftigkeit des Windes und diese Anzeichen beherrschten die Curse der Schiffe, die sich jetzt in der Straße von Pescadores zwischen der Insel Formosa und dem Festlande befanden. Am 20 September erreichte man die Mitte des Canals, und am folgenden Tag näherte sich die leewärts segelnde Vincennes dem Ausgange, um ihren Curs durch die Bashi-Straße fortzusetzen. Man vermuthete die Porpoise würde folgen, verlor sie aber bei einem jetzt eintretenden dichten Nebel gänzlich außer Sicht. Immer aber glaubte man die Trennung würde eine nur kurze seyn, denn die Brig war gut bemannt und hatte äußerst fähige und muthige Officiere. Die Seeleute wissen daß tüchtige Schiffe allein mit viel größerer Sicherheit als in Gesellschaft segeln, denn dann kann der Capitän seinem Schiff eine ungetheilte Aufmerksamkeit zuwenden, ohne die bei gemeinschaftlichen Fahrten nöthigen Cursänderungen beobachten zu müssen. In diesen Meeren macht die auffallende Schwärze der Nacht schwer Lichtsignale zu unterscheiden, und Kanonenschüsse kann man bei dem Heulen des Sturmes und dem Rauschen der Wogen nicht vernehmen, was zur Folge hatte daß die Vincennes bei dieser Gelegenheit um die Porpoise

[1] Es schien uns nicht thunlich, die Orthographie der Namen, wie wir sie im Originale fanden, beizubehalten, sondern haben dieselben hauptsächlich nach Petermanns Karte vom großen Ocean (geogr. Mittheilung) umgeändert, wo die deutsche Aussprache berücksichtigt ist, z. B. Pichili in Petschili, Loo-Choo in Lutschu ꝛc.

[1] Furchtbare Stürme sind bekanntlich im chinesischen Meer heimisch, wir brauchen nur an die Typhone zu erinnern. In gleicher Weise wüthen beim Wechsel der Monsune die durch die Störung des Gleichgewichts in der Luft herbeigeführten Cyklonen, die eigentlich aber nur dem indischen Ocean angehören, weßhalb wir die Vermuthung hegen, der Verfasser habe in obiger Schilderung die Typhone gemeint.

Digitized by Google

keine besondere Aengstlichkeit hegte. Erstere hatte jetzt beim Passiren der Bashi-Straße den großen Ocean erreicht, und erfreute sich bis zu ihrer Ankunft bei den Bonin-Inseln eines schönen Wetters; dem Eintreffen der Porpoise, eines schwerfälligen Seglers, sah man täglich entgegen. Statt dessen ereignete sich während der Nacht einer jener charakteristischen Stürme der Bonin-Inseln, eine Hurricane oder eine Cyklone. Er kam plötzlich, nur aus der an den äußern Felsen gesteigerten Brandung ersichtlich; erst die von den Hügeln über das Schiff streichenden veränderlichen Windstöße ließen seine Annäherung dem welcher sie schon früher vernahm gewahr werden. Fast ringsum von Bergen umgeben und an vier Ankern liegend, erzitterte trotzdem die Vincennes unter dem Schwanken ihrer Masten und des Takelwerks. Der Wind pfiff nicht schrill über die See, er heulte tief und hohl, die Wellen überstürzten sich in rasender Schnelle und erfüllten die Luft mit weißem Schaum. Dieses Ereigniß, so nimmt man mit Bestimmtheit an, brachte der Porpoise ihren schrecklichen Untergang. Die erfahrensten Seeleute meinten, daß selbst die Vincennes, ein so tüchtiges Schiff sie im ganzen auch war, den Hurricane auf offener See nicht überstanden haben würde. Da der Wind gegen die Küste China's wehte, so hätte man in dem benachbarten chinesischen Meere Schiffstrümmer auffinden müssen, allein der bald darauf nach dem verlorenen Schiffe ausgehende Hancock hat nicht das mindeste angetroffen, und die Porpoise muß deßhalb mit ihrer ganzen Mannschaft, nahe an hundert Seelen, ein sicherer Raub der Wellen geworden seyn."

Kehren wir jetzt zu dem übrigen Theil der Expedition nach Hongkong zurück, wo die der Ausbesserung bedürftigen Schiffe noch eine Zeitlang liegen bleiben mußten. Als man wieder in die See stach, sollten die Curse der verschiedenen Schiffe folgende seyn: die Vincennes hatte ihren Weg über die Bonin-Inseln nach der Lutschu-Gruppe einzuschlagen, der Cooper einige Inseln nördlich und südlich von Formosa aufzunehmen, der Hancock sollte nach der Porpoise im Pescadores-Canal suchen, die Südwest- und Ostküste von Formosa aufnehmen, und sich dann mit den beiden andern Schiffen vereinigen. Hierauf wollte man auf verschiedenen Wegen nach dem Hafen von Hakodadi auf Jesso segeln, und zwar der Cooper durch die japanische See, die Vincennes und der Hancock aber über Simoda auf Nipon. Von Hakodadi aus waren die weitern Plane folgende: die Vincennes sollte längs der Ostküste der Halbinsel Kamtschatka ihren Weg durch die Behrings-Straße fortsetzen und eine Strecke weit in das arktische Meer eindringen, der Cooper die Kurilen und Aleuten untersuchen, und der Hancock den ganzen Umfang des Ochotskischen Meeres, den Mittelpunkt der amerikanischen Wallfischfahrer, aufnehmen. Mitte Octobers 1855 konnten dann alle drei Schiffe im Hafen von San Francisco zusammentreffen, womit die Expedition ihren Endpunkt erreichte.

Wir können hier nur den Lauf des Hancock etwas ausführlicher beschreiben, da über die andern Schiffe nur dürftige Notizen vorliegen. Er erreichte am 26 März den Hafen von Makung, die bedeutendste Niederlassung auf den Pescadores-Inseln, welche größtentheils von Chinesen bewohnt sind. Am 9 April langte man im Hafen von Nappa auf der Insel Groß-Lutschu an, von wo ein Ausflug nach den etwa 20 Meilen in östlicher Richtung entfernten Anakirima-Inseln unternommen wurde. Diese Gruppe wurde zum erstenmal nautisch aufgenommen, und ihre mittlere Lage zu 26° 12′ nördl. Br. und 127° 14′ östl. L. v. Gr. bestimmt. Es sind etwa ein Duzend kleiner Inseln, von denen die größten nur etwa 3 Meilen lang und 1 Meile breit sind. Vulcanischen Ursprungs, ist ihre Fruchtbarkeit äußerst gering. In Nappa hatten sich die Schiffe zusammengefunden, um dann nach den frühern Planen weiter zu agiren. Dem Cooper wurde hier noch die weitere Aufgabe gestellt, bei seiner Fahrt die Westküste der Insel Nipon aufzunehmen. Die Vincennes und der Hancock brachen jetzt nach Simoda auf, berührten unterwegs unter andern die Ohoshima oder Preples-Insel, auf welcher unter 28° 30 nördl. Br. und 129° 32′ östl. L. ein prächtiger Hafen gefunden wurde, der für die von Californien nach China segelnden Schiffe gewiß eine treffliche Kohlenstation abgeben würde. Auch weiterhin wurde noch mancher gute Ankerplatz entdeckt, bis man endlich Simoda anlief, wo ein längerer Aufenthalt genommen wurde. Perry liefert uns von diesem Platz eine sehr detaillirte Beschreibung, und beschränken wir uns hier auf folgende, nicht uninteressante Bemerkung. Nach Perry's Aufenthalt war Japan bekanntlich von einem heftigen Erdbeben heimgesucht worden, wobei auch Simoda gänzlich in Ruinen gelegt wurde. Bei den jetzigen Untersuchungen des Hafens fand man nun daß die Landbildungen und Tiefenmessungen nur unmerklich von den damals erlangten Resultaten abwichen.

Von Simoda aus unternahm man einen Ausflug nach dem nicht weit entfernten Hafen Hey-da, welchen uns Habersham folgendermaßen beschreibt:

„Wir näherten uns dem gewundenen, engen Eingang des Hafens, und alle am Deck musterten, wie dieß gewöhnlich bei der Ankunft in einem fremden Hafen geschieht, mit Gläsern oder mit geöffneten Augen den Platz, um zu sehen was wirklich zu sehen war, und sich daneben eine Menge gar nicht vorhandener Dinge einzubilden. Und allerdings war das prächtige Panorama auf beiden Seiten einer Bewunderung wohl würdig. Der Tag war so still, wie dieß bei einer vollkommen ruhigen Atmosphäre nur möglich ist, und außerdem angenehm warm. Vor uns öffnete sich ein grünes, malerisches Thal mit seinen versteckten Wohnplätzen, die von dicht gepflanzten schattigen Hainen umgeben waren, und hier und da brach aus dem Dunkel der Wälder die im Sonnenlicht schimmernde Oberfläche eines in vielen Krümmungen dahinfließenden Stromes hervor. Zur Linken fiel die südliche Bergkette, einen Theil des Thalgürtels bildend, zur See hin ab. Ihren Gipfel noch mehrere hundert Fuß über dem Lande erhebend, konnte sie dem Seemann bei einbrechenden Stürmen sichern Schutz gewähren. Rechts streckte sich eine lange, niedrige und gebogene Landzunge, ein- bis zweihundert Ellen breit und dicht mit dem schönsten Bauholz bewaldet, in das Meer hinein. Sie lief auf die erwähnte Bergkette zu, fiel plötzlich ab und ließ gerade noch eine hinreichend breite Straße frei, um nach dem innern Hafen zu gelangen, hier mit der übrigen Küstenlinie einen prächtigen Ankergrund bildend, dessen Gestalt etwa der der Zahl 6 ähnelte. Zur Vervollständigung des Panorama's wurde meilenweit hinter uns am klar begränzten Horizont, wo der azurne Himmel fast die See berührte, ebenfalls das weit in die See hineinreichende Land sichtbar, eine Hufeisenbay von ungeheuren Dimensionen bildend, und deren unbekannte Küste in unserer erregten Phantasie eine Menge solcher ruhiger Ankerplätze hegen mußte wie wir einen jetzt erreicht hatten.

Digitized by Google

„Leſer, haſt du je einen ruhigen Hafen nach ein- oder mehrwöchentlichem ſchweren ſtürmiſchen Wetter erreicht, dann verſtehſt du unſere Gefühle, als wir in die kleine, von Land faſt rings umgebene Bay einliefen, die ſo vollkommen geſchützt war, daß nicht einmal am Geſtade eine Spur von anſpülenden Fluthen bemerkt wurde. Es war ein ſo gänzlich von Simoda verſchiedener Hafen, in jeder Beziehung ſo ungleich höher über dieſem ſtehend, daß wir den Ausruf nicht zurückhalten konnten: Hätte ihn doch Commodore Perry als einen der Freihäfen gewählt, der den nach Japan kommenden Schiffen zum mindeſten Sicherheit vor den Elementen und gewiß auch noch mehr geboten hätte. Wir wunderten uns, warum Simoda, ſo nahe bei Hey-da liegend, gewählt worden war, und haben noch nicht aufgehört uns darüber zu wundern."

Denſelben Abend kehrte man von hier nach Simoda zurück, welcher Hafen nun ebenfalls wieder verlaſſen wurde. In der jetzt eintretenden ſtürmiſchen Zeit war es ein jedenfalls anerkennungswerthes Unternehmen die Küſte Nipons von Simoda an bis zum nordöſtlichſten Punkte der Inſel und dann die ſtürmiſchen Straßen von Tſugar bis Hakodadi zu beſtimmen, eine Strecke von circa 500 engl. Meilen. Am 1 Julius war indeß alles glücklich beendet, und man erreichte den an der Tſugar-Straße [1] gelegenen Hafen mit der nicht unbedeutenden Stadt Matſumae (41° 25′ n. Br. und 140° 02′ öſtl. L.), und unweit davon den amerikaniſchen Freihafen Hakodadi. Nach 15 bis 20tägigem Aufenthalt in letzterer Stadt ſegelte man über die Kurilen nach Kamtſchatka, und erblickte am 24 Julius deſſen niederes Land, welches erſt weiterhin etwas emporſtieg. Bei den Aufnahmen dieſer Küſte fand man daß ſelbſt die beſten der früheren Karten noch viele Irrthümer enthielten. Einmal war das Schiff eine tüchtige Strecke im feſten Lande hinein (auf der Karte), während man in Wirklichkeit wenigſtens fünf Meilen davon ab war. Dieſer Punkt lag unter 58° 40′ n. Br. und 158° 43′ öſtl. L.

Auf der Weiterfahrt landete man unter 60° 15′ n. Br. und 161° 31′ öſtl. L. in einem ziemlich guten Hafen, von wo aus eine Excurſion nach dem Innern unternommen wurde, die nicht ohne Erfolg endete. Man entdeckte nämlich eine große Kohlenmine, die für den Kohlenmangel auf dem Schiff einen reichlichen Erſatz zu bieten ſchien. Im Freien brannten auch die Kohlen recht ſchön, aber in dem geſchloſſenen Raum unter den Schiffskeſſeln erwieſen ſie ſich gänzlich untauglich, denn ſie dampften nur ohne jemals helles Feuer zu geben. Noch immer nördlich ſegelnd, erreichte man Anfangs Auguſt den nördlichſten Punkt des Ochotskiſchen Meeres, den Golf von Penſchinsk, und wandte ſich dann nach der gegenüber liegenden ſibiriſchen Küſte, in der ruſſiſchen Niederlaſſung Ola wieder einen längern Aufenthalt nehmend. Nachdem man die Bay von Tauſk berührt, lief das Schiff am 31 Auguſt den Hafen von Ajan an, der in der Mitte des Weges zwiſchen Ochotsk und der Mündung des Amur liegt. Es iſt nur ein kleiner Ort, und beſteht aus 30 bis 40 Häuſern mit einigen hundert Einwohnern, hauptſächlich iſt er als Station für die Wallfiſchfahrer wichtig. Als letzte von dem Hancock berührte Punkte ſind die Shantar-Inſeln mit dem Hafenort Takilzoff und zuletzt noch die Mündung des Amur zu erwähnen, womit die Aufgabe dieſes Schiffes geſchloſſen war. Man hatte die ganze Küſtenlinie des Ochotskiſchen Meeres vollſtändig aufgenommen. Seinen Weg an der großen Sachalin-Inſel vorbei nehmend und zuletzt die Kurilen paſſirend, langte der Hancock am 19 October glücklich im Hafen von San Francisco an, wo die Vincennes und der Cooper bereits vor Anker lagen.

Es bleibt uns zum Schluſſe nur noch übrig die Arbeiten der beiden andern Schiffe kurz anzudeuten. Die Vincennes drang längs der aſiatiſchen Küſte bis zur Behrings-Straße vor, wo ein Theil der Mannſchaft in einem Boot an das Land fuhr um aſtronomiſche Beobachtungen anzuſtellen. Das Schiff ſelbſt verfolgte ſeinen Curs noch in das Polarmeer bis zur Breite von 72° 05′ hinein, überall werthvolle Unterſuchungen vornehmend. Bei der Rückkehr wurde die aſtronomiſche Abtheilung wieder aufgenommen und die Heimfahrt angetreten. Auch der Cooper hatte den ihm zukommenden Theil der Aufgabe tüchtig gelöst, und die Kurilen und Aleuten mit großer Sorgfalt unterſucht.

Der Cooper und Hancock mußten als völlig ſeeuntüchtig in dem Hafen von San Francisco liegen bleiben, während die Vincennes von neuem in die See ſtach, um noch weitere Aufnahmen zu machen. Als Haberſham im folgenden Jahre in New-York verweilte, wurde an einem ſchönen Juliusabend im Hafen draußen ein Schiff ſignaliſirt, und näher kommend unterſchied er gar bald die dunkeln Umriſſe eines ihm wohlbekannten Fahrzeugs: es war die zurückkehrende Vincennes.

[1] Gewöhnlich Sangar-Straße genannt.

Militär-Cantinen in Niederländiſch-Indien.

Zu den Einrichtungen welche im niederländiſchen Indien der Erwartung nicht entſprechen, und auch ganz dazu geeignet ſind die europäiſchen Militärs (unter dem Rang von Officier) bevortheilen zu können, gehören unſtreitig die hieſigen Militär-Cantinen. Es iſt nämlich den Unterofficieren und Soldaten der niederländiſch-indiſchen Armee keineswegs geſtattet jede beliebige Reſtauration in ihrer Garniſon zu beſuchen und daſelbſt ihr Geld zu verzehren; auch iſt dieſen nicht erlaubt Wein, Genever u. dgl. m. berauſchende Getränke in ihren Kaſernen, im Freien oder auf Wachen zu genießen, ſondern um ſich ſolche Genüſſe unbeſtraft zu verſchaffen, ſind dieſe Kriegsleute einzig und allein auf die Militär-Schankwirthſchaften, [1] Cantinen genannt, angewieſen. Dergleichen Cantinen ſind in jeder Garniſon (welche nicht nur aus einem kleinen Detachement beſteht) eine, in großen Garniſonen aber zwei oder drei befindlich. Um die Uebertreter der Geſetze beſtrafen zu können, ſchleichen Pa-

[1] Nur wenige farbige Militärs frequentiren dieſe Schankwirthſchaften, und deren Cantinbaas ſoll weder an betrunkene Militärs noch an Civilperſonen Getränke verkaufen.

Digitized by Google

trouillen fortwährend in den Campongs umher, welche beauftragt sind die ungehorsamen Militärs zu arretiren. Zur ersten Einrichtung, Meublirung und Erbauung von Localen für eine solche Schankwirthschaft wird von den Cassen des Gouvernements das benöthigte Geld vorgeschossen, nachher wird aber aus den Einkünften dieser Anstalt nicht nur die Schuld zurückbezahlt und alle andern Ausgaben selbst bestritten, sondern auch noch ein Fonds gebildet, der, wenn er eine bestimmte Höhe übersteigt, der Landskas (Fiscus) zufällt. In jeder Garnison ernennt der Platzcommandant den Cantinbaas (Wirth) für die Cantine, welcher letztere außer dem bedeutenden Vortheile den der gläschenweise Verkauf und das Verschwächen des Genevers mit sich bringt, auch noch ganz besonders ein monatliches Salaire bekommt. Gewöhnlich sind es verheirathete Unterofficiere die zum Cantinbaas ernannt werden, und man glaubt bemerkt zu haben daß ein solcher Wirth meist der Annehmlichkeit und dem angenehmen Aeußern seiner Gattin solche Begünstigung zu verdanken habe. Mit der Administration eines Cantinfonds ist ein Lieutenant beauftragt der auch die Einkäufe der Getränke zu besorgen hat, wobei übrigens aber auch ein oder zwei Militärs von niedererm Range als Commissäre gegenwärtig seyn sollen. Je nachdem der Cantinfonds dieß ermöglicht, sind die Schankwirthschaften elegant eingerichtet und stets die Stuben für die Unterofficiere von denen der Soldaten geschieden; Billard und Kegelbahn sind häufig, Dominospiel, Spielkarten und Damenbrett aber immer daselbst anzutreffen, auch ist für eine Büchersammlung und den „Java'sche Courant" gesorgt; kurz es fehlt nichts um sich ein paar Stunden daselbst divertiren zu können, und jedem mit den wahren Verhältnissen Unbekannten muß die Errichtung der Cantinen zweckmäßig erscheinen.

Wie nun leicht begreiflich ist, hat dabei niemand ein Interesse, wenn die Cantinenfonds sich sehr vergrößern, wohl aber entspringen Vortheile aus deren verschwenderischer Verwaltung nicht nur den mit der Administration beauftragten Officieren, sondern auch den Corps- und Platzcommandanten, welche öfters unnöthige Auszahlungen (z. B. Prämien an Musici) als auch den Ankauf vieler unnöthigen Gegenstände mit dem Geld der Cantinenfonds bestreiten, während man keineswegs darauf bedacht ist den Cantinengästen die Getränke von bester Qualität oder zu möglichst billigen Preisen zukommen zu lassen. [1] Nichtsdestoweniger sind die angestellten Wirthe — welche außer ihrem Sold und Cantinensalär auch noch das Schankmonopol für die Kriegsleute besitzen — meist nur darauf bedacht diejenigen Getränke zu verkaufen, welche Gewinn für sie abwerfen, was hauptsächlich mit dem Genever der Fall ist, weil sie diesen von den Administratoren in Kelders à 20 niederl.-ind. Kan übernehmen, und darnach in kleinen Gläschen verkaufen, während Bier und Wein, die bouteillenweise übernommen und eben so an die Gäste verkauft werden, ihnen keinen Vortheil bringen. Nur in den Cantinen zu Batavia (Weltevreden) und der Festung Willem I ist Kaffee und Thee, aber in keiner Cantine sind kalte oder warme Speisen zu bekommen; es sind also nur Trinkgelage, wozu noch kommt daß die Kriegsleute nicht um Geld, wohl aber um Bezahlung der Zeche spielen dürfen. Außerdem sind diese Wirthschaften des Mittags zwischen 10 und 4 Uhr geschlossen, während welcher Zeit die Militärs in den Casernen consignirt sind.

Weil es nun des Abends um 6 Uhr schon dunkel wird, auch unter den europäischen Soldaten in den Casernen sehr viel Unreinigkeit herrscht, oft aber der Regen die Kriegsleute veranlaßt sich nach den nahe gelegenen Cantinen zu begeben, wo den meisten derselben keine andere Wahl bleibt als Genever daselbst zu trinken, indem eine Bouteille Bier hier 65 Deut (beiläufig 33 kr.) kostet, was der gemeine Soldat, der aller fünf Tage nur 100 Deut von seinem Solde in die Hände bekommen darf, füglich nicht täglich ausgeben kann, so sind viele derselben, die früher in Europa keine Schnappstrinker waren, hier in kurzer Zeit große Trunkenbolde geworden.

Den Cantinen fehlt es daher niemals an Gästen, und obschon in den Restaurationen der Chinesen und christlichen Bürger gewöhnlich bessere und billigere Getränke wie in erstgenannten Schenkwirthschaften, ebenso wie auch kalte und warme Speisen daselbst zu haben sind, dürfen die Soldaten diese doch nicht besuchen, ohne Gefahr zu laufen mit 14 Tagen Provoost (strenger Arrest) bestraft zu werden. Die Militärcantinen, dazu errichtet um bei Militärs dem Laster der Trunkenheit so viel als möglich zu steuern, entsprechen daher keineswegs der Erwartung und sind eher als Lehranstalten um Trunkenbolde zu machen, anzusehen. Um das Betrinken der Soldaten möglichst zu verhindern, dürfte wohl nichts wirksamer seyn, als den Kriegern anstatt alle fünf Tage ihnen täglich ihren Sold auszuzahlen; dadurch wären sie zwar in den Stand gesetzt täglich Spirituosa zu genießen, aber niemals würde ihr Sold hinreichen sich dafür betrinken zu können; allein gegenwärtig sind an Löhnungstagen die meisten europäischen Soldaten betrunken und die Folge davon die häufigen Insubordinationsvergehen. Uebrigens sey aber auch erwähnt daß nicht nur die hiesigen Füsiliere und Kanoniere sondern auch viele Officiere dem Trunke ergeben sind, und davon abgesehen daß fast jeder der letztern stets Genever in seiner Behausung hat und solchen Schnapps täglich genießt, kommen in Folge übermäßigen Genusses der Spirituosa zuweilen Faustduelle zwischen Officieren gleichen Ranges vor, denn daß einer dem andern blaue Augen schlägt oder ihn zur Thür hinaus wirft, wird nicht eben selten von deren Untergebenen mit angesehen.

[1] Um wohl verstanden zu werden, erwähne ich hiebei daß zuweilen auch ein solcher Corps- oder Platzcommandant seine Wanduhr, Stühle u. dgl. mehr, oder auch wohl seinen eigenen Vorrath von sauergewordenem Bier und Wein für die Cantine zu kaufen befiehlt; sind später diese Getränke im Cantinemagazin gänzlich untrinkbar geworden, nun so leidet der Rendo den Schaden, und sie werden weggeschüttet. Bei dem Einkauf der für die Cantine benöthigten Getränke in der Loke (Handlung) wissen es die Administrateren (mit den Commissären die sich den Bauch unentgeltlich daselbst volltrinken können) auch oft so einzurichten, daß sie den Bedarf für ihre Hauswirthschaft, wenn auch nicht geschenkt, doch sehr billig erhalten, während für die Cantinen aber um so theurer eingekauft wird. Gewöhnlich genießt das Officiercorps vom Cantinfonds mehr Vortheile wie die Soldaten.

Digitized by Google

Nach dem La Plata-Gebiet.

Briefe von Buenos Ayres am 2ten Oſterfeiertag 1857.

Wir waren dießmal 12 Paſſagiere auf der Georgina, einem ganz neuen, feingebauten Dreimaſter von 750 Tonnen, welcher am 21 Februar Morgens 6 Uhr in Havre den Anker lichtete. Wir hatten herrlichen Wind; an der Küſte von Portugal flogen wir mit einer Schnelligkeit von 12 Knoten (d. h. 4 Lieues in einer Stunde) vorüber, und erreichten den Breitegrad von Madeira am 9ten, den Wendekreis des Krebſes (23° 28′ nördl. Br.) am 15ten Tage. Die Seereiſe innerhalb der Wendekreiſe iſt etwas unbeſchreiblich ſchönes; die Luft iſt wonnig warm und klar, unſere regelmäßige Temperatur war allerdings am Tag 21°—24° und Nachts 17°—20° Réaumur, da man jedoch gegen die ſenkrechten Sonnenſtrahlen durch ein während der Tagesſtunden auf Deck ausgeſpanntes Zelt geſchützt und überdieß faſt ſtets von kühlenden Lüftchen umſpült wird, ſo iſt die Hitze keineswegs beſchwerlich. Das Meer iſt azurfarbig wie der Himmel und durchſichtig wie Kryſtall, ſo daß man die mehrere Fuß unter der Oberfläche ſchwimmenden Fiſche und Inſecten, wie durch ein blaues Vergrößerungsglas, in der Sonne ſpielen ſieht. Gleichwohl aber fängt der wahre Genuß erſt an wenn die Sonne in vollſtrahlender Pracht in die See taucht. Ich habe in den drei Wochen, während deren wir uns unter den Tropen befanden, die Sonne etwa zehnmal in einer Weiſe unter- und aufgehen ſehen die meine kühnſte Phantaſie bei weitem übertroffen hat: zuweilen zeigten ſich während der Abend- und Morgenröthe die ſämmtlichen Regenbogenfarben in demſelben Augenblick in wunderbaren Contraſten am Himmel, und ſpiegelten ſich im Meer wieder; zuweilen erſchien Himmel und Meer blutroth oder feuerroth, zuweilen haben wir uns bis in die ſinkende Nacht mit den Phantasmagorien aus dem ganzen Bereich der Naturgeſchichte unterhalten, die uns von den ſcharf abgezirkelten Wolken am weſtlichen Horizont aufgeführt wurden. Und wenn nun die ſtille Nacht ihren heimlichen Zauberſchleier über die Wirklichkeit herabſenkt, wenn man in erlaubtem dolce far niente auf Deck hingeſtreckt, und gewiegt vom ſanften Schaukeln des Schiffes, den allmählich am nördlichen Horizont verſchwindenden geliebten heimathlichen Sternbildern das letzte Lebewohl zuflüſtert, die letzten Grüße an die fernen Freunde beſtellt, dann ergreift die Seele ein unnennbarer Reiz von Glück und Wehe, die Phantaſie macht ſich frei von allen Banden, und läßt ein Bild nach dem anderen aus der Vergangenheit, ja aus der erſten Kindheit erſcheinen; man durchlebt das frühere Leben noch einmal mit Dank für jede Wohlthat, mit herzlicher Vergebung für jede Unbill die man je erfahren. Wahrlich, eine Zauberin iſt ſolch eine ſüße tropiſche Nacht, denn auch die roheſten, proſaiſchſten Naturen, die ſich an unſerem Bord befanden, konnten ſich dieſem Einfluß nicht ganz entziehen. Obgleich ich immer mit wahrem Widerſtreben das Deck verließ, um in der heißen Cabine dem Morpheus in die Arme zu ſinken, ſo durfte ich doch nicht wagen oben zu ſchlafen, denn der bei uns ſo harmloſe Mond hat hier einen unheimlich blendenden, verderblichen Glanz, einen boshaften Charakter, er drückt zuweilen dem vertrauenden Schläfer einen Kuß auf, der ihm unvergeßlich bleibt, denn er erwacht mit einem unförmlichen Kopf und ſchiefen Geſicht, welches ſeine frühere Schönheit nie wieder erlangt. Solche Fälle müſſen doch wohl öfters vorkommen, denn ſelbſt die unvorſichtigen Matroſen wagten es nicht im Mondſchein zu ſchlafen, ohne ſich das Geſicht zu verhüllen, und wenn ich zufällig eingeſchlummert war, ſo wurde ich vom Wachthabenden ſofort ängſtlich und heftig aufgerüttelt. Die Seefahrt in den Tropen führt aber oft ein Leiden mit ſich, gegen welches ſelbſt Götter vergeblich kämpfen, nämlich die Calmen. Dieſe Calmen haben in der That etwas geiſterhaftes: das Schiff ſteht unbeweglich, wie eingemauert, das Meer erſcheint als ein unermeßlicher blendender Spiegel, auf welchem der glühende, wolkenloſe Himmel ſchwer zu laſten ſcheint, die Hitze iſt grauſam, Seeleute und Paſſagiere gerathen in dumpfe Apathie, Unterhaltung und Geſang verſtummt, nichts als ſchwermüthige Geſichter, die ſehnſuchtsvoll den Horizont anſtarren; plötzlich erſcheint im Weſten ein kleines weißes Wölkchen, und in weniger als einer Viertelſtunde iſt der ganze Himmel ſchwarz — das Gewitter über uns, es tobt kurze Zeit mit Strömen von Regen, Sturm, Blitz und Donner, daß das Schiff in allen Fugen zittert, ſchnell verſchwindet es wieder, und nach wenig Stunden kehren die Calmen zurück, ohne daß ſich die Luft abgekühlt hat. Die Gegend des atlantiſchen Oceans zwiſchen dem 20° und 10° nördl. Br. iſt in dieſer Beziehung von den Seeleuten am meiſten gefürchtet; wir haben zum Glück nur fünf ſolche Tage verloren; es iſt vorgekommen daß Schiffe 40—50 Tage in dieſem Geiſterbanne gelegen und gräßlich gelitten haben. Zwiſchen dem 10° nördl. Br. und dem Aequator — in dem ſogenannten pôt au noir — hatten wir täglich mehrere Gewitter, die jedoch keineswegs gefährlicher Natur waren. Bei dem Uebergang über den Aequator hatten wir das gewiß ſehr ſeltene Glück uns mit der Himmelskönigin zu kreuzen, indem wir am 20 März Nachmittags zwiſchen 5 und 6 Uhr, alſo in derſelben Stunde in die ſüdliche Hemiſphäre eintraten in welcher die Sonne in die nördliche Hemiſphäre trat; deſſenungeachtet war gerade dieſer Tag kühler als die vorhergehenden und folgenden. Das Feſt der Linie wurde uns natürlich nicht erſpart, ſondern am nächſten Sonntag in aller Form begangen. Die Matroſen hatten für dieſen Tag das Commando in ihren, nicht gerade ſehr zarten Händen. Vier von ihnen erſchienen als Abgeſandte des Linienvaters in großer Gala, d. h. als Mohren, mit einziger Schwimmhoſe bekleidet. Sie eröffneten das Werk der Taufe, indem ſie uns — auch den Damen — einige Eimer Seewaſſer überſtürzten, uns dann die Geſichter mit Ruß einrieben und Mehl darüber ſtreuten, was mit dem Seewaſſer eine himmliſche Miſchung gab; nun begann die allgemeine Taufe, die etwa 2 Stunden dauerte, und ſo gründlich war, daß ich auf mein Conto gewiß 40—50 Eimer rechnen kann. Um den Spaß nicht zu verderben, machten wir bonne mine au mauvais jeu und betrachteten die Ceremonie aus dem Geſichtspunkt eines wohlthuenden Seebades. Zehn Tage ſpäter erreichten wir den Wendekreis des Steinbocks, auf welchem Rio de Janeiro liegt. Namentlich in dieſer Gegend haben wir viele Fiſche von allen Größen angetroffen, auch zwei Wallfiſche zeigten uns ihre Rieſenrücken und ließen uns zu Ehren die Fontäne ſpringen. Geſellſchaften von Haifiſchen, die gefürchteten Hyänen des Meeres, ſind uns Tage lang gefolgt. Ganz beſonders intereſſant waren mir die Wanderungen der Delphine, die von den Franzoſen ihrer Geſtalt und namentlich ihrem Kopf gemäß mit vollem Recht marsouins genannt werden. Wir ſahen eines Mittags eine Armee von etwa 600—800 auf uns zuſteuern und dicht bei dem Schiff vorbeiziehen;

Digitized by Google

sie marschirten ganz taktisch mit Vor- und Nachhut in Zügen; in dem gros de l'armée befanden sich auch die Kinder, weßhalb hier die wenigste Ordnung und Richtung vorhanden war, vielmehr tummelten sie sich bunt durch einander, peitschten das Meer mit ihren flachen Schwänzen, und schnellten sich oft 6—8 Fuß hoch, den Kopf nach oben, in die Luft. Sie zeigen sich nur bei schönem Wetter und stiller See. Die fliegenden Fische dagegen lassen sich nur bei frischer Brise sehen, wo sie dann zu vielen Hunderten von beiden Seiten des Schiffes aufgehen, sich in pfeilschnellem, zackigem Flug einen Fuß über den Meeresspiegel 40—60 Schritt weit fortschleudern und sich dann von neuem wieder abstoßen, so daß es fast so aussieht als ob man flache Steine auf dem Wasser tanzen läßt. Bei hochgehender See fliegen sie weit höher, wir haben in einer Nacht 12 Stück auf unserem Deck gefangen, welches doch ungefähr 14 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben ist, sie schmecken fast wie Hechte. Längs der Küste von Brasilien hatten wir böses kaltes Wetter, und einen zweitägigen ziemlich bedeutenden Sturm, dessen Schilderung ich mich enthalten will, da weit geübtere Federn als die meinige dieses großartigste aller Naturphänomene in allen seinen Stadien vielfach auf das gründlichste besprochen haben. Nur eine, wenn auch sehr prosaische, Bemerkung will ich mir erlauben: die genaue Beobachtung des wahrhaft erschütternden Schauspiels ist, wenn sie nicht von der sicheren Küste aus, sondern auf offenem Meer geschieht, weit schwieriger als man sich gewöhnlich vorstellt, indem einerseits die — namentlich bei der Nähe des Landes — augenscheinliche und drohende Lebensgefahr die Seele unwillkürlich abzieht und mehr dem Schöpfer als seinen Werken zuwendet, indem aber auch andererseits die damit verknüpften materiellen Strapazen sehr bedeutend sind, denn es ist wahrlich keine Kleinigkeit sich stundenlang mit allen Kräften anzuklammern, um nicht von den plötzlichen Stößen und den über Bord stürzenden Wellen fortgeschleudert zu werden; mir ist es einmal passirt daß mich eine Welle mit ihrem Kamm von meiner Bank losriß und unwiderstehlich aufhob; ich flog in einem Nu gegen Backbord, dessen Tauwerk ich mehr instinctmäßig als mit Ueberlegung umklammerte, und so vor der Verlegenheit bewahrt wurde, die nähere Bekanntschaft der lieblichen Haifische zu machen, mit denen die Verständigung sehr schwierig seyn soll. Geht man mit einer solchen Gelegenheit über Bord, so ist an keine Rettung zu denken, denn ein Boot kann im Sturm nicht ausgesetzt werden, sondern der Capitän setzt nachträglich ein höchst einfaches Protokoll über das Verschwinden des ꝛc. auf, läßt es von allen Anwesenden zeichnen, und damit basta.

Nach allen diesen Fährlichkeiten waren wir um so glücklicher, als uns der Capitän am Morgen des grünen Donnerstags verkündete daß wir uns seit Mitternacht im Rio de la Plata befänden; auch bemerkten wir wohl daß das Wasser die blaue Farbe mit einem trüben Graubraun gewechselt hatte; Land sahen wir freilich noch nicht, denn der Fluß hat an seiner Mündung vom Cap St. Maria bis zum Cap St. Antonio eine Breite von nicht weniger als 29 deutschen Meilen. Endlich Nachmittags 3 Uhr erscholl vom höchsten Mastkorb das entzückende Erlösungswort: „terre, terre!!“ und richtig, wie durch einen Zauberschlag erschien vor unsern Blicken im Westen die ganze Küste von Uruguay mit ihren blauen Bergen und gelblichen Dünenhügeln. Unsere Aufregung war begreiflicherweise unbeschreiblich, ein Unbefangener hätte uns sämmtlich für betrunken halten müssen. Noch bei Tageslicht passirten wir ganz dicht bei der steilen, felsigen Seebunks-Insel Lobos, bei welcher die Brandung ganz gewaltig war, und hatten um Mitternacht den Leuchtthurm des Cerro von Montevideo vor uns. Hier nahmen wir einen kreuzenden Lootsen auf, der uns die traurige Nachricht brachte daß, zum panischen Schrecken des ganzen Landes, in Montevideo das gelbe Fieber zum erstenmal ausgebrochen sey und schrecklich wüthe. Wir setzten deßhalb unsere Reise ungesäumt nach Buenos Ayres fort, und warfen nach einer durch herrlichen Wind begünstigten 22stündigen Fahrt am Charfreitag Abend die Anker auf hiesiger Außenrhede. Die Schifffahrt auf dem La Plata ist durch die einer fortwährenden Veränderung unterworfenen Strömungen und Sandbänke, durch die häufigen wüthenden Pamperos (Weststürme), sowie andrerseits durch die oft wochenlangen Calmen, als eine der schwierigsten Stromfahrten der Welt anerkennt, es kommt gar nicht selten vor daß die Schiffe von Montevideo bis Buenos Ayres 6—8 Tage brauchen, obgleich die Entfernung nur 22 deutsche Meilen beträgt. Der Fluß ist noch bei Buenos Ayres über 10 Stunden breit, so daß man die flachen, uninteressanten Ufer erst kurz vor der Stadt in Sicht bekommt; er ist noch hier der Ebbe und Fluth ausgesetzt, die jedoch keineswegs so regelmäßig sind als an den europäischen Küsten, sondern in unberechenbaren Zwischenräumen mit einer Differenz von 5—6 Fuß (bei stürmischem Wetter sogar über 10 Fuß) in 24 Stunden gewöhnlich einmal wechseln. Das Wasser ist süß und wohlschmeckend, hat aber eine unappetitliche trübe, braune, gelbe Farbe, so daß der Name Rio de La Plata (Silberstrom), wie ein lucus a non lucendo erscheint. Obgleich mir, wie gesagt, Montevideo gar nicht berührt und durch die Papiere des Lootsen nachweisen konnten, daß derselbe die Peststadt schon vor 5 Tagen verlassen, so wurde uns die achttägige Quarantäne doch nicht erspart, doch werden wir von der Stadt aus mit allem Nöthigen, namentlich mit Lebensmitteln, versorgt. Der Aufenthalt auf hiesiger Außenrhede ist gleichwohl nicht ohne Interesse. Wir liegen zwar über eine Stunde weit von den Quais, aber die Luft ist so fabelhaft klar und durchsichtig, daß wir nach europäischem Maßstab nicht 10 Minuten entfernt zu seyn glauben: mit bloßen Augen können wir jedes Fenster zählen und die Orangenbäume auf den Dächern erkennen; mit dem Fernglas beobachten wir das bunte originelle Treiben auf den Quais, sehen die malerisch mit dem Poncho (Mantel) und der Chiripa (Unterkleid) angethanen Gauchos in wildem Galopp hin- und hersprengen; auf dem breiten Molo, der zugleich Hauptpromenade zu seyn scheint, zeigt sich die elegante Altspanierin in hellen Kleidern und schwarzer Mantilla; Hunderte von Schwarzen springen herum wie besessen, und umlagern die ankommenden Boote heutegierig, um den ankommenden Fremden das Gepäck zu entreißen und nach der Douane zu schleppen. Die Stadt, die bekanntlich 140—150,000 Einwohner hat und nach Rio Janeiro die größte Südamerika's ist, gewährt einen großartigen und interessanten Anblick. Sie kann ihren spanischen Ursprung nicht verläugnen, die weißangestrichenen Häuser sind in überwiegender Mehrzahl einstöckig (d. h. parterre), würfelförmig und mit flachen terrassenförmigen Dächern versehen; die vielen Kirchen haben glänzende, weiße Thürme mit orientalischen Porcellankuppeln. Nach dem Plan der vor mir liegt, ist die ganze Stadt bis in die äußersten Vorstädte in pedantisch regelmäßigen Vierecken (quadros) gebaut, so daß die Straßen schnurgerade sind und sich überall rechtwinkelig durchschneiden; der Flächenraum ist etwa doppelt so groß als der von Berlin. Malerisch kann man die Ansicht von Buenos-Ayres schon um deßhalb nicht nennen, weil der Hintergrund vollständig fehlt, denn die ganz platten Ebenen der Pampas reichen 180 Meilen weit vom Fluß bis an die Cordilleren; auch vermißt man ungern die schmuckenden Baumgruppen; außer einigen zerstreuten kugelförmigen Ombus und einigen Obstbäume erblickt das

Digitized by Google

spähende Auge keinen Baum, geschweige denn einen Wald. Unsere Hauptunterhaltung finden wir in unserer nächsten Nachbarschaft in dem Flaggenstudium: alle handeltreibenden Nationen sind hier vertreten, am meisten im Augenblick Sardinien, Spanien und Nordamerika; auch unser Deutschland ist durch die drei Hamburger Thürme repräsentirt; den preußischen Adler kann ich nicht entdecken. Im Augenblick liegen etwa 100 größere und 60 kleinere Schiffe hier vor Anker; die Ladung die sie einnehmen, besteht fast ausschließlich in dem was Rindvieh, Pferd, Maulesel und Schaf den Menschen abgeben, namentlich Häute, Knochen, eingesalzenes Fleisch, Talg, Knochenasche, Horn, Wolle. Der Handel nimmt so zu, daß das Land, wenn nicht neue Revolutionen alle erlangten Vortheile wieder zerstören, in wenigen Jahren einen bedeutenden Aufschwung nehmen muß.

Schließlich noch einige Worte über den gestrigen Abend, der so warm war, daß es uns kaum glaublich erschien daß wir uns im October befanden; der Himmel war sternenklar und zu Beobachtungen geeignet. Ich muß gestehen daß ich unseren nördlichen Himmel, namentlich in klaren Winternächten, dem südlichen vorziehe: außer dem im Zenith stehenden südlichen Kreuz, welches allerdings einen eigenthümlichen Zauber ausübt, und dem ich meine volle Liebe zugewendet habe, finden sich keine so in die Augen fallenden Constellationen, wie z. B. unser herrlicher Orion [1] — der Fürst aller Sternbilder — wie unsere beiden Bären, Kassiopeia, das Siebengestirn u. s. w., denn die einzelnen bedeutenden Sterne erster Classe in dieser Hemisphäre, wie z. B. die im Centauren und dem Schiff, stehen zu zerstreut und zu wenig im Verhältniß zu anderen. Die Milchstraße ist allerdings viel prächtiger besetzt als die unsrige, wogegen einzelne Theile des Himmels, namentlich im Osten, auffallend vernachlässigt sind. Venus verschwand am Horizont in einer Größe und mit einem feuerrothen Glanze wie ich es nie gesehen habe, und ihr gegenüber erhob sich der Mond in rothgoldenem Schein langsam und mit augenscheinlichem Widerstreben aus den Fluthen, so daß er anfangs die Gestalt eines gewaltigen Eies annahm; auch fiel es mir hier zum erstenmal plötzlich auf daß ja der Mond in der südlichen Hemisphäre auf der linken Seite abnimmt.

Aber die himmlischen Lichter waren nicht die einzigen die uns schienen, rings herum hatten die ankernden und anlangenden Schiffe die ihrigen aufgezogen; die Stadt war durch ihre Gasflammen förmlich illuminirt, und auf allen Seiten stiegen zur Feier des Osterfestes Raketen und Leuchtkugeln in die Luft — eine Belustigung die in allen südamerikanischen Städten an jedem Sonntag unausbleiblich seyn soll — endlich im Norden in der Richtung der Banda Oriental färbte sich eine schon am Tag bemerkte fabelhafte Wolke feuerroth, wie ein Nordlicht, es war der Reflex eines fernen sehr ausgedehnten Prairienbrandes.

[1] Orion gehört beiden Hemisphären.

Reisebriefe aus Indien.

XL.

(Von Dr. Georg v. Liebig.)

Bei dem traurigen Mangel an Wirthshäusern in diesem Lande haben die Reisenden alle Bedürfnisse mit sich zu führen, die sie unterwegs in den Dörfern und der Dschungel nicht erhalten können. Mein indischer Butler hatte sich daher einen Vorrath von Bier, Wein, gesalzenem Fleisch, Reis, Kartoffeln ꝛc. für vier Wochen versehen, während ich mich für Milch, Eier, Hühner und Schafe auf mein gutes Glück verließ. Als Brod diente ein flacher Pfannenkuchen aus Mehl, Wasser und Salz — das gewöhnliche Brod der Eingebornen, das täglich frisch bereitet wird. Es ist leider so zäh daß seine Verdauung anfangs mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist.

Die Patells oder erblichen Oberhäupter der Dörfer, in Radschputana Takurs genannt (Takoor), haben die Verpflichtung den Reisenden Holz, Gras, Milch ꝛc., gegen billige Vergütung an die Eigenthümer, zu stellen — eine Verpflichtung die bei Leuten von Gewicht auf Ochsen, Karren, Schafe, Hühner, und alles was sie brauchen, ausgedehnt wird, und wofür mächtige Eingeborne oder englische Offiziere, denen der Resident am betreffenden indischen Hof einen Freipaß oder Perwanna erwirkt hat, nichts vergüten. Wenn solche Leute mit einem Gefolge reisen, wird diese Verpflichtung bisweilen so schwierig zu erfüllen, daß die Gemeinden mit ihren Habseligkeiten und ihrem Vieh auf mehrere Tage in die nächste Dschungel auswandern. Für die weniger bemittelten Reisenden ist in jedem Dorf ein Schuppen, Serai oder Musafiochana, im Dekkan Utar genannt (Absteighaus) errichtet, unter dem sie Unterkunft finden, und ihnen Holz und Gras gegen den Tarif verabreicht wird. Eigenthümlich ist daß jedermann immer neue Wassertöpfe, aus leichtem Thon gefertigt, erhält — ein Gebrauch, der wahrscheinlich auf der Verschiedenheit der Kasten beruht, die nicht gestattet daß jemand aus dem Gefäß oder von dem Wasser trinkt, welches ein Glied einer andern Kaste benutzt hat. Meine Diener zerschlugen die Töpfe jedesmal bei der Abreise. Für die Nacht erhalten Reisende von Bedeutung überall umsonst Wächter, Paggie's (Puggy), und auf der Bengalseite Tschaukiedars (Chowkeedar) genannt, ein erbliches Gewerbe, dessen Mitglieder öfters einem besonderen Volksstamm angehören. Sie stellen sich mit Dunkelwerden ein, zünden ein Feuer an, und entfernen sich mit Tagesanbruch stillschweigend. Sie sind mit Säbel und Spieß, oder Pfeil und Bogen bewaffnet. Wenn in dem Gebiet indischer Fürsten einem Reisenden welcher Unterthan der ostindischen Compagnie ist, etwas gestohlen wird, so muß das Dorf oder der Fürst den Werth ersetzen. Auf englischem Boden ist dieß nicht der Fall.

So weit sich das englische Gebiet erstreckt, ist man einer erträglichen Behandlung ziemlich sicher, wenn man sich mit wenigem begnügt, da man immer bei dem Collector des Districtes klagen kann. In den Staaten indischer Fürsten wird man ohne Perwanna oder Freipaß hingehalten, so lang man sich's gefallen läßt. Dieses ist in einfachen Dörfern mit ihrem bäuerlichen Haupte nicht so schlimm, aber in größeren Dörfern, wo ein Statthalter oder Vornehmer (Gomaschta, Amir, Hakim) seinen Sitz hat, wird ein englischer Reisender oft sehr kühl behandelt. Man gewinnt die Ueberzeugung daß man ziemlich allgemein als eine Landplage betrachtet wird; von den Vornehmen aus stillem Haß und Neid, von den Armen, weil sie gezwungen sind ihr Vieh, ihre Wagen und Dienste

Digitized by Google

herzugeben, obwohl es ihnen ihre eigenen Herren noch schlimmer machen. Die Fürsten selbst sind übrigens gewöhnlich äußerst zuvorkommend und höflich.

Um euch ein Bild von gutem und schlimmem Empfang zu geben, will ich die Ereignisse mehrerer Tage herausheben. In Pieplod (Peeplode), meinem ersten Haltort nach Godra, kam ich um etwa 11 Uhr Morgens, eine Stunde vor meinen Karren, an. Das Dorf liegt mitten in der Dschungel, an einem sumpfigen Teich, von wenigen bebauten Feldern umgeben, und besitzt bloß einen Brunnen für Trinkwasser. Nach vielem Suchen entschloß ich mich endlich im öffentlichen Absteigplatz mein Lager aufzuschlagen, der vom Dorf etwas abgelegen und umzäunt war, und sandte meinen Reiter ins Dorf um den Takur zu rufen, und für Wasser und Futter für die Thiere zu sorgen. Nach etwa einer Stunde kamen meine Wagen an, allein erst nach abermaligem Warten für ebenso lange Zeit schaffte der Takur das Nöthige herbei. Es hatte sich herausgestellt daß die Wagen, die, um 18 Meilen zurückzulegen, seit 6 Uhr des vorigen Abends unterwegs gewesen waren, bei den schlechten Wegen eine zu schwere Ladung hatten, und daß ich einen fünften Wagen haben mußte. Ich glaubte dem Takur, als er mir vorstellte es seyen im ganzen Dorf im Augenblick weder Wagen noch Ochsen zu finden, er wolle daher nach dem nächsten Orte senden. Ich schickte einen meinen Reiter mit seinem Boten, aber beide kamen leer zurück, da der dortige Takur versichert habe, er hätte selbst keinen einzigen Wagen zur Verfügung; der erste besitze deren genug und wolle nur nichts herausgeben. Ich war zuletzt genöthigt meinen bärtigen, bis an die Zähne bewaffneten und shawlumwickelten Reiter ein altes Weib zu nennen, und ihm vorzustellen daß er kein Trinkgeld erhalten werde, ehe er seine angeborne Trägheit überwand, und da gute Worte nichts halfen, mit Drohungen und fühlbaren Gründen dem Takur die Ueberzeugung beibrachte, es seyen genug Karren vorhanden, so daß ich endlich eine Stunde vor Sonnenuntergang erhielt was ich wünschte. Ich dachte nun, ich könne mit Ruhe einen kleinen Spaziergang um das Dorf machen, allein die Noth gieng jetzt erst recht an. Die Frau des Eigenthümers, eine fette alte Indierin, brach mit zwei Kindern, heulend und über Unterdrückung schimpfend, in mein Lager ein, und stellte sich, als ich zurückkam, in Positur in meinen Weg, wo die drei schon von weitem zu weinen und zu schluchzen anfiengen, so daß sie mich glauben machten, ich habe die unverzeihlichste Grausamkeit begangen. Alle Vorstellungen daß sie bezahlt werden sollte, halfen nichts, und da mir meine Leute vorstellten ihr Mann sey ein reicher Handelsmann, wie ich auch aus dem Gold- und Edelsteinschmuck an ihren Armen und Fußgelenken schließen konnte, und da ich sah daß, wenn ich nachgäbe, ich niemals weiter kommen würde, so ließ ich sie und ihre herumlungernden Freunde zuletzt mit Gewalt aus der Umzäunung hinausbringen, und das Thor schließen, um nicht die Ochsen wieder einzubüßen die sie fortzunehmen versuchten. Sie brachte es indessen doch, da die Conferenz wegen des nur unvollkommen verschließbaren Thors nicht vollständig abgebrochen werden konnte, endlich so weit, daß ich mir einen Tausch gefallen ließ, wozu sie und der Takur, der offenbar seinen Vortheil dabei fand, einen armen Bauer zwangen. Der Tausch war leider zu meinem Nachtheil, da Vieh und Karren schlechter waren. Erst lange nach Einbruch der Nacht wurde ich mit Umpacken fertig.

An meinem nächsten Haltort Ballundie (Balloondie) sah ich mich vergebens nach einer Hütte um. Es war nichts vorhanden als ein Teich im Wald, aus dem man übles Trinkwasser schöpfen mußte, da ein in früheren Zeiten dicht daneben angelegter Baurin oder Treppenbrunnen vernachlässigt war, und noch schlechteres Wasser enthielt. Die einzigen Spuren von Leben waren auf einem Hügel gegenüber, vier oder fünf fast ganz nackte Biels (Bheels) die zwischen den Bäumen um ein Feuer saßen, aber sogleich verschwanden als sie mich ansichtig wurden. Ich erfuhr von meinem Reiter daß, etwa 1000 Schritte entfernt und im Wald versteckt, sich ein Thana oder militärischer Wachtposten eines benachbarten mediatisirten Radscha befinde, um an dieser Stelle das Sjakat (Dschakat ausgesprochen) oder Weggeld zu erheben. Es war eine Hütte, bewohnt von einem alten Mann, dem Zolleinnehmer, der sich Rustäka Malik oder Herr des Weges nannte, und dem zwei Sipahis oder Soldaten beigegeben waren, von denen der eine das Fieber hatte. Der Alte wurde gerufen, und erkundigte sich sehr angelegentlich und herablassend wo ich herkomme und hingehe, und überließ seinem Sipahi, der aus Hindostan gebürtig und ein großer Schwätzer war, für meine Bedürfnisse zu sorgen. Die Wegsteuer wird von jedem Karren erhoben, und ist eine Art Lösegeld, welches sie den Handels- und Fuhrleuten dafür abnehmen daß diesen kein Leid zugefügt wird. Die Wache sollte freilich die Verpflichtung haben auch die Räubereien der Biels zu verhüten, allein das geschieht hier nicht besser als anderwärts, da sie überall sehr häufig vorkommen. Ich habe ähnliche Wachtposten an verschiedenen Stellen des Weges in der Dschungel gefunden, und einmal war es mir sehr nützlich, da mein Wegweiser mit Einbruch der Nacht sich unsichtbar gemacht hatte, und ein Sipahi aus dem nächsten Thanar dessen Dienste übernahm. Von der Wegsteuer war ich als Europäer natürlich hier frei.

Meine Diener hatten große Angst vor den Biels und erklärten zwei mit Pfeil und Bogen bewaffnete unheimliche Gestalten, die sich am Abend ungeladen ein Feuer bei uns anmachten, entschieden für Spitzbuben. Der Sipahi sagte, es seyen Paggies, allein sie entfernten sich nach einiger Zeit stillschweigend wieder, und er sprach, er wolle selbst wachen, und setzte sich mit angezündeter Lunte für seine lange Flinte, und mit Säbel und Schild versehen, an das Feuer, welches sie verließen. Es sah allerdings aus wenn er im Einverständniß mit den Biels sey, da sich diejenigen die sich bei meiner Ankunft entfernt hatten, alsbald auf seinen Wink wieder einfanden und Gras brachten, wozu er indeß nicht eher das Zeichen gab als bis ich ihn, auf seine Vorstellung daß es ihm nur mit der größten Schwierigkeit gelingen könne die hier wohnenden halbwilden Menschen dazu zu bewegen, einen übermäßig hohen Preis dafür zugestanden hatte, der durch seine Hände gieng. Da das Gras hier jedermann gehört der es schneidet, so war sein Vortheil klar. Meine Fuhrleute, die den Platz kannten, versicherten mir hernach daß der Alte und seine Sipahi selbst die größten Spitzbuben seyen, und die Biels unter ihrem Einfluß hielten.

Die Biels sind ein armes Volk, welches die unfruchtbaren Hügel die ich durchzog bis an den Taptiefluß (Taptee) bewohnt. Sie sind von allen Einfällen und Umwandlungen die seit Jahrhunderten über das fruchtbare Indien ergangen sind verschont geblieben, da kein Eroberer nach ihren kargen Wohnsitzen, die sie mit den Tigern theilen, Verlangen trug. Sie haben deßhalb unvermischt eine eigenthümliche Sprache, Sitte und Religion bewahrt; auch gehören sie keiner Hindukaste an, und haben keine Hinduprieſter, sondern werden schlechthin als Biels bezeichnet. In bewohnteren Gegenden, in der Nähe ihrer Hügel, thun sie Dienste als Paggie's in den Dörfern. Ihre Religion scheint sehr unausgebildet zu seyn, und sie haben höchst barbarische Gebräuche, unter denen Hexenglaube und Gottesgerichte eine hervorragende

Digitized by Google

Rolle spielen. Wenn einer krank wird und irgendein altes Weib im Dorf als Hexe angibt, die seine Krankheit verschuldet habe, so wird sie an den Beinen aufgehängt und so lange gemartert, indem man ihr Pfeffer in die Augen reibt und Feuer unter ihr anmacht ꝛc., bis sie todt ist oder der Mann gesund wird. Ich habe eine solche Scene von einem Augenzeugen schildern hören. Mit den reicheren Bewohnern der Thäler und des offenen Landes, von welchen sie verachtet und gefürchtet werden, stehen sie auf keinem freundschaftlichen Fuße, sondern entschädigen sich für ihre Armuth und die schlechte Behandlung, die sie erfahren, durch gelegentliche Räubereien. Früher, unter der Mohammedanerherrschaft wurden sie deßhalb zeitweise gejagt wie wilde Thiere, und in großer Anzahl umgebracht. Die englische Regierung hat große Anstrengung gemacht um sie in friedliche Bewohner zu verwandeln, und am meisten wurde dahin gewirkt durch die Errichtung von eigenen Bielcorps, seit den 20er Jahren dieses Jahrhunderts. In der Nähe ihrer Wohnsitze wurden Regimenter errichtet, die um einen kleinen Kern gedienter Soldaten aus Hindostan und Radschputana, außerdem nur aus Biels bestehen, und meistens nur als Landespolizei verwandt werden. Die entlassenen und pensionirten Soldaten bringen einen Sinn für Ordnung und Pflicht in ihre Dörfer zurück. In diesem Dienste, der anfangs mit großer Aufopferung und Gefahr verbunden war, hat sich Oberst Outram, dessen Name in der letzten Zeit viel genannt wurde, besonders ausgezeichnet.

Die Biels sind klein von Wuchs und nicht sehr kräftig gebaut, anfangs scheu und mißtrauisch, aber muthig, und wenn sie einmal Zutrauen gefaßt haben, anhänglich und treu. Sie gelten als ausgezeichnete Schikaries oder Jagdbegleiter auf der Tigerjagd. Ihre gewöhnlichen Waffen sind Pfeil und Bogen und Säbel.

Das heilige Land in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts.

(Auszüge aus Ludolphi, rectoris ecclesiae parochialis in Suchem, de itinere terrae sanctae Liber. Herausgegeben von Deycks. 25. Publication des litt. Vereins in Stuttgart.)

Von der Zerstörung der Stadt Acon.

Nachdem was von der Schönheit und Pracht von Acon gesagt ist, erzähle ich auch in wenig Worten was ich nach der Wahrheit von sehr Glaubwürdigen und sich wohl Erinnernden über deren Einnahme und Zerstörung gehört habe. Wie also in Acon alles so herrlich und prächtig war, brach durch teuflisches Anstiften in der Lombardei große und gehässige Zwietracht zwischen Guelfen und Ghibellinnen aus, woraus alles Uebel für die Christen hervorgegangen ist. Diese Zwietracht und Spaltung fand sich auch unter den Einwohnern Acons, welche aus der Lombardei entsprossen waren, und besonders unter den Pisanern und Genuesern, von denen viele mächtige die Stadt bewohnten. Diese giengen mit den Saracenen Fehden und Bündnisse ein, damit sie in der Stadt desto besser unter sich Krieg führen konnten. Als dieses Papst Urban [1] hörte, hatte er Mitleiden mit dem heiligen Lande und der Christenheit, und sandte 12,000 Mann Kriegsvolk, welche, übers Meer nach Acon kommend, nicht viel gutes stifteten, sondern Tag und Nacht in den Schenken und schlechten Häusern herumlungerten, Handelsleute und Pilger auf der Heerstraße überfielen und beraubten, den Frieden brachen und viele Uebelthaten begiengen.

Als dieß Melek Sapheraph, dem Sultan von Babylon, zu Ohren kam, einem weisen, in Waffen mächtigen und beherzten Manne, der von der gehässigen Zwietracht der Einwohner von Acon wußte, berief er seinen Rath zu Babylon um über die Eroberung zu berathschlagen, weil seine und der seinigen Urfehden oftmals gebrochen und überschritten worden. Nach dieser Berathung sammelte er alsbald ein großes Kriegsheer und zog, da ihm wegen der dort herrschenden Zwietracht kein Widerstand geleistet wurde, alle Baum- und Weinpflanzungen, alle Obst- und Lustgärten, die dort so anmuthig waren, zerstörend, vor die Stadt.

Als dieses der Meister der Templer sah, ein sehr kluger, beherzter Mann, befürchtete er den Untergang der Stadt durch die Zwietracht der Bürger. Nachdem er mit den Brüdern sich berathen um den Frieden zu erhalten, gieng er hinaus zu dem Sultan, der sein ganz besonderer Freund war, um anzufragen ob das gebrochene Bündniß sich irgend wieder gut machen ließe, und erhielt von dem Sultan um seiner Liebe willen und zu Ehren desselben daß, wenn ein jeder in Acon einen venetianischen Denar gebe, der gebrochene Friede sich sühnen lasse, und so kehrte der Meister der Templer vergnügt heim, versammelte das ganze Volk in der Kirche zum heiligen Kreuz, hielt eine Ansprache an dasselbe und erklärte was er vom Sultan durch seine Bitten erlangt habe, daß jeder durch einen Denar den Friedensbruch ausgleichen könne, und dadurch alles befriedigt und gesühnt sey. Aufs eindringlichste stellte er ihnen vor wie durch den Bürgerzwiespalt der Stadt der größte Schaden erwachsen könne, wie es später auch geschah. Nachdem das Volk dieses angehört, riefen alle mit einer Stimme, er sey ein Verräther und des Todes schuldig, und der Meister gieng aus der Kirche um den Händen des Volkes zu entrinnen, und überbrachte dem Sultan die Antwort. Als der Sultan sie hörte und wußte daß ihm wegen der Zwietracht kein Widerstand entgegengesetzt werde, schlug er seine Zelte auf, errichtete 60 Kriegsmaschinen, und ließ überdieß an mehrern Stellen die Mauern untergraben, worauf 40 Tage und Nächte ohne Unterlaß die Stadt mit Feuer, Steinen und Pfeilen beschossen wurde, daß sie gleichsam von Geschossen starrte.

Ich hörte von einem ehrbaren Kriegsmann, welcher damals auf dem Thurm war, wie ein Wurfspieß, welchen er auf die Saracenen schleudern wollte, ganz von Pfeilen zerspalten wurde, ehe er ihn aus der Hand geworfen hatte. Es waren zu jener Zeit 600,000 Gewappnete im Kriegsheer des Sultans, das sich in drei Schaaren theilte. Hunderttausende kämpften beständig gegen die Stadt, und sobald diese müde waren, wurden sie von der gleichen Zahl abgelöst, und 200,000 standen beständig vor den Thoren zum Kampf gerüstet, die übrigen bildeten den Hinterhalt. [2] Obgleich die Thore der Stadt geschlossen waren, gab es doch in jeder Tagesstunde entweder von den Templern oder den

---

[1] Urban IV regierte 1261—64. Also ist nicht er, sondern Nikolaus IV, 1288—92 gemeint, wie ihn Chron. Eq. Ord. Teut. S. 753 anführt.

[2] Ueber diese ungeheuren Zahlen und den sagenhaften Charakter dieser Erzählung vergleiche Wilkens Geschichte der Kreuzzüge VII, 737, und Deycks über ältere Pilgerfahrten nach Jerusalem. S. 49.

Digitized by Google

andern dort wohnenden Brüdern ſchweren Kampf gegen die Saracenen. Aber ihre Zahl wuchs immer mehr an, und wenn Hunderttauſende gefallen waren, ſo wurden ſie von 200,000 erſetzt. Ungeachtet deſſen wäre aber die Stadt nicht verloren gegangen, wenn die Vertheidiger ſich gegenſeitig treulich beigeſtanden wären.

Allein wenn ſie außerhalb der Stadt kämpften, ließ ein Kriegshaufen den andern im Stich und flüchtete ſich. Innerhalb der Stadt weigerte ſich eine Partei ein Caſtell, einen Palaſt oder eine Gaſſe welche der andern zugehörte, zu vertheidigen, und ließ es zu daß ſie angegriffen wurde. Andere hielten ihre Wohnſitze für ſo gut befeſtigt daß ſie ſich um das übrige nicht bekümmerten; und in ſolcher Zwietracht waren es die Meiſter und Ordensbrüder allein welche ſich vertheidigten, und gegen die Saracenen ohne Unterlaß kämpften, bis nahezu alle umgekommen waren. Es geſchah daß der Meiſter und die Brüder vom deutſchen Hauſe mit ihren Söldnern und Dienern alle zugleich erſchlagen wurden. Nachdem ſo ungemein viele Kriegsthaten geſchehen, und unzählige Kriegsleute auf beiden Seiten unterlegen waren, und das Maß ihrer Sünden ſich erfüllt hatte, nahte ſich die Zeit des Untergangs der Stadt, am 40ſten Tage ihrer Belagerung, im Jahr des Herrn 1292, am 12ten Tage des Monat Mai wurde dieſe Blume, das Haupt und die Zierde aller Städte des Morgenlandes, eingenommen. Acon, dieſe edle und glorreiche Stadt! Als dieſes die Einwohner der übrigen Städte, Japhe, Tyrus, Sidon und Ascalon, vernahmen, flüchteten ſie ſich mit Zurücklaſſung ihrer Habe alle nach Cypern.

Sobald die Saracenen Acon überwältigt hatten, brachen ſie durch eine Mauerſpalte in die Veſte des Königs von Jeruſalem ein, und da ſie nun mit den Einwohnern in der Stadt waren, und ein Theil den andern nicht vertheidigen wollte, ſondern jeder ſich von ſeiner Veſte und ſeinem Palaſt aus ſelbſt vertheidigte, ſo dauerte der Kampf der Saracenen weit länger und war heftiger im Innern als vor den Thoren, da die Stadt ſo bewunderungswerth befeſtigt war. Nun leſen wir in der Geſchichte von Acons Untergang, wie nächſt der Einwohner Sündenſchuld auch die vier Elemente mit den Saracenen gegen die Stadt kämpften. Zum erſten war die Luft ſo finſter, wild und neblig daß man das Stürmen und den Brand von einem Caſtell zum andern nicht ſehen konnte. Das Feuer wüthete gegen die Stadt, indem es ſelbe verzehrte. Die Erde, indem ſie ihr Blut trank. Auch das Waſſer kämpfte gegen ſie; obgleich man im Monat Mai war, wo das Meer am ruhigſten zu ſeyn pflegt, erhob ſich doch, als die Bewohner Acons ſich auf das Meer flüchten wollten, um ſich nach Cypern einzuſchiffen, plötzlich ein ſolcher Sturm daß weder kleine noch große Fahrzeuge dem Ufer nahen konnten und viele, die nach den Schiffen ſchwimmen wollten, von den Wellen verſchlungen wurden. Dennoch entkamen ungefähr 100,000 Menſchen nach Cypern. Ich hörte von einem ſehr ehrenwerthen Herrn und andern glaubhaften Männern welche dabei waren, wie mehr als 50 edle Frauen und Jungfrauen, Töchter von Königen und Fürſten in dem Augenblick als die Stadt eingenommen wurde, an das Meeresufer eilten, alle ihre Kleinodien und Schmuck an Gold und edlem Geſtein, von unſchätzbarem Werth im Buſen verborgen tragend, mit lauter Stimme riefen, ob irgendein Schiffer um ihrer Koſtbarkeiten willen ſie zum Weibe nehmen, oder an irgendeinen ſicheren Ort oder einer Inſel nackt und bloß ausſetzen wolle. Ein Schiffer nahm ſie alle in ſeinem Fahrzeug auf, und führte ſie mit ihren Schätzen ohne Lohn nach Cypern hinüber und kehrte wieder zurück. Wer dieſer aber geweſen oder wo er hingekommen, weiß man heutigen Tages noch nicht. Andere edle Frauen und Jungfrauen ertranken und wurden umgebracht. Wie groß aber der Schmerz und die Trauer geweſen, davon ließe ſich lange erzählen. Nachdem die Saracenen in der Stadt waren, wurden, bevor ſie von Veſte zu Veſte, von einem Palaſt zum andern, und von einer Gaſſe zur andern alles überwältigt hatten, von beiden Theilen ſo viele Menſchen getödtet daß man über die Leichen wie über Brücken wegſchreiten konnte. Als die ganze Stadt auch im Innern erobert war, flüchteten ſich die ſo am Leben geblieben, in das ſtark befeſtigte Caſtell der Templer, welches die Saracenen alsbald umzingelten, von den Chriſten aber noch zwei Monate tapfer vertheidigt wurde, wobei alle Edlen und die Beſten aus dem Heer des Sultans ums Leben kamen. Während die Stadt im Innern ganz von den Flammen verzehrt wurde, hielten ſich noch die Thürme, und das Caſtell der Templer, und verwehrten den Saracenen welche in der Stadt waren den Ausgang, ſo daß alle die darinnen waren durch Feuer und Schwert umkamen. Und da die übrigen ſahen daß die vornehmen Saracenen alle getödtet waren und ſie nicht aus der Stadt hinaus konnten, gruben ſie Gänge unter den größten Thürmen der Caſtelle, flüchteten ſich in dieſe, durchbrachen die Mauer und entkamen auf dieſe Weiſe. Die Templer aber und die andern welche in dem Caſtell waren, und den Saracenen in den unterirdiſchen Gängen durch Steinwerfen oder andere Geſchoſſe nichts anhaben konnten unterwühlten dieſelben daß ſie einſtürzten, und Chriſten und Saracenen zugleich erſchlugen. Als die übrigen welche außerhalb der Stadt waren, ſahen daß die ihrigen faſt alle umgekommen waren, ſchloſſen ſie mit den Templern und Chriſten ein betrügliches Uebereinkommen daß, wenn dieſe das Caſtell ihnen übergeben wollten, nachdem ſie ihr Eigenthum an ſich genommen und abzögen, ſie ihnen geſtatten wollten die Stadt wieder aufbauen und ſie wie früher in Frieden darin wohnen laſſen. Templer und Chriſten welche hieran glaubten, übergaben das Caſtell, zogen heraus und ſtiegen von den Thürmen der Stadt herab. Sobald aber die Saracenen im Beſitz des Caſtells und der Thürme waren, machten ſie ohne Unterſchied alle Chriſten nieder, oder führten ſie gefangen nach Babylon. Und ſo blieb Acon öde und verlaſſen bis auf den heutigen Tag. Wohl an 100,000 wurden niedergemacht und gefangen, ſowohl in Acon als an andern Orten, mehr als 200,000 entrannen. Von den Saracenen wurden über 300,000 getödtet. Die Belagerung der Stadt währte 40 Tage, 50 Tage brauchte es, bis ſie ſelbe innen eingenommen hatten, und Monate lagen ſie vor dem Caſtell der Templer. Als dieſe glorreiche Stadt auf ſolche Weiſe verloren war, wurde ihr Untergang von den Morgenländern durch Klaggeſänge gefeiert; wie es ihre Gewohnheit iſt bei den Gräbern der Verſtorbenen, beweinten ſie die Schönheit, Anmuth und Herrlichkeit Acons bis auf den heutigen Tag. Und von dieſer Zeit an ſind alle chriſtlichen Frauen, Edle und Unedle an dem ganzen morgenländiſchen Geſtade in die ſchwarzen Gewänder des Jammers und der Trauer gekleidet um die Zerſtörung dieſer zierdereichen Stadt. Darauf begannen die Saracenen, damit die Chriſten ſie nicht wieder herzuſtellen vermöchten, Mauern, Thürme, Caſtelle und Paläſte, die für ſo viele Jahre gegründet waren, umzuſtürzen, allein es gelang ihnen nur an wenigen Orten, und ſehr ſelten mehr zu zerſtören als in einem Menſchenalter wieder aufgebaut werden konnte. Alle Kirchen, Mauern und Thürme, wie auch Caſtelle und Paläſte blieben beinahe unverſehrt, und wenn es Gott geſtele, könnte alles leicht im frühern Zuſtande wieder hergeſtellt werden. Gegenwärtig wohnen ungefähr 60 ſaraceniſche Söldlinge in Acon, welche den Hafen und die Stadt bewachen, und ihre Lebensnothdurft durch den Vogelfang und die Seidenzucht erwerben. Es gibt ſo viele Rebhühner und Tauben

Digitized by Google

in Acon daß alle Vögel anderer Länder zusammengenommen sich nicht damit vergleichen lassen. Jene saracenischen Söldlinge sind besonders den Deutschen gewogen, die sie alsbald an ihrem Aussehen und Einherschreiten wohl erkennen, und trinken in geheim gerne Wein mit ihnen, obgleich dieß nach dem Gesetz verboten ist. So gieng jene glorreiche Stadt Acon durch Zwietracht verloren, und von da an wurde des ganzen heiligen Landes Herrlichkeit und Herrschaft nach Cypern übertragen, wie oben angeführt ist.

Die Begründung der evangelischen Mission im Mittelreich und ihr Einfluß auf die chinesische Literatur.

(Von Professor Neumann.)

VI.

(Schluß.)

In englischer Sprache schrieb Morrison Briefe, Predigten und Tagebücher abgerechnet, welche die Wittwe in den mehrfach erwähnten Denkwürdigkeiten seines Lebens mittheilt, nur einige selbständige Aufsätze, und zwar ausschließend auf chinesische Zustände und Ereignisse bezüglich, wie über die Handelsverhältnisse in Canton, über die Waaren welche hier ein- und ausgeführt werden, und über die Bestrafung des Todtschlags in China. Morrison gab eine Beschreibung des großen Brandes in Canton (1822) und des Vorfalles mit der englischen Fregatte Topace.

Die andern Aufsätze Morrisons in englischer Sprache sind in Zeitschriften enthalten, die er zum Theil selbst begründete. Im Jahr 1817 unternahm Morrison in Verbindung mit Milne, seinem Freunde und Gefährten in der Verbreitung des Christenthums, die Herausgabe einer Vierteljahrsschrift, der indo-chinesische Sammler (Indo-Chinese Gleaner) genannt, dessen erstes Heft im Mai jenes Jahres ausgegeben wurde. Die Zeitschrift enthält Nachrichten über die Missionen östlich vom Ganges, dann eine bedeutende Anzahl wissenschaftlicher das östliche Asien betreffender Aufsätze und Uebersetzungen aus den einheimischen Litteraturwerken. Diese Zeitschrift ist wohl eines der seltensten Bücher auf Erden; ich besitze bloß einzelne Hefte, wovon das letzte vom April 1822.

Morrison nahm vielfachen Antheil an dem im November 1827, von englischen Kaufleuten begründeten Cantonregister, worin ihre Handels- und bürgerlichen Interessen — auch die in Betreff des Opiums, dessen Preislisten unter den Augen der chinesischen Regierung zu Canton gedruckt wurden — in entschiedenem Tone besprochen und vertreten werden. Dieß ist die erste englische Zeitung welche in China gedruckt wurde, und war damals die einzige europäische; die in portugiesischer Sprache welche zu Macao erschien, ist von der absolutistischen Regierung unterdrückt worden.

Diese Theilnahme an fremden Zeitschriften — der indo-chinesische Sammler hatte bereits mit dem Tode Milne's (1822) aufgehört — genügte dem thätigen Manne nicht; er wollte für sich ein selbständiges Journal begründen und besitzen, und begann eines unter der Aufschrift: Evangelist und Miscellanea Sinica, worüber die katholische Geistlichkeit zu Macao alsbald Beschwerde erhob. Abgesehen von dem Inhalt hatte schon der Titel Evangelist ihr Mißfallen erregt. Nach der vierten Lieferung mußte Morrison auf Befehl des leitenden Ausschusses der Factorei die Herausgabe der Zeitschrift einstellen. Seine Klage, sein Protest gegen diese Willkür blieb erfolglos. Nun that er den letzten Schritt: er appellirte an die öffentliche Meinung. Die entschiedene muthvolle Sprache des in diesem Augenblick unter einem dreifachen Despotismus, unter dem des Himmelssohns, der portugiesischen Geistlichkeit und der Factorei schmachtenden Sendboten, stellt ihn in unsern Augen höher als alle seine gelehrten Werke. Es ist ein Wort zu seiner Zeit, und zwar nicht bloß in China, weßhalb wir den Aufsatz des Cantonregister vollständig mittheilen.

„Die Presse."

„Jeder Franzose hat das Recht seine Ansichten durch den Druck zu veröffentlichen; die Censur ist für immer abgeschafft."

„Da die Sprache es ist, wodurch der Mensch als vernünftiges Wesen sich vom stummen vernunftlosen Thiere unterscheidet, da der gesellschaftliche Verkehr der geistigen Wesen einen Seelengenuß gewährt, den der Vernünftige weit höher schätzt als alle sinnlichen Freuden, so haben die Regierungen nicht mehr Recht den geistigen Verkehr zu hemmen als uns der nöthigen Nahrung und Kleidung zu berauben. Deßhalb darf nur dem gefährlichsten Verbrecher das Mittel, seine Gedanken mitzutheilen, versagt werden. Die Presse ist bloß eine schnellere Art des Schreibens. Sie bewirkt daß weder Zeit noch Raum uns hindern unsere Gedanken gegenseitig auszutauschen, und trägt daher mehr zum Vergnügen und zur Besserung des Menschen bei, als jedes körperliche Wohlbehagen. Keine Regierung kann also, wenn sie von Recht und Billigkeit ausgeht, den freien Gebrauch der Presse verbieten. Wer am Lesen keine Freude findet, der mag es seyn lassen; aber niemand im Himmel und auf Erden gibt ihm ein Recht das geistige Vergnügen anderer zu verkürzen."

„Die Chinesen gestatten den Fremden von allen Völkern der Erde, aus Europa und Amerika, in ihren Küstenländern sich niederzulassen. Jeder kann nach seiner Sitte leben, in Kleidung, Speise und Getränken, dem Tanz oder irgendeinem Vergnügen nachlaufen. Keinem Theil dieser Fremden steht eine Herrschaft über die Sitten und Ansichten anderer zu; es wäre nicht schlimmer einem Amerikaner oder Engländer die nöthigste Nahrung zu versagen als ihm seine Zeitung zu nehmen. Wollen die Portugiesen ihre Priester und Generalvicare fragen ob sie lesen dürfen oder nicht, in Gottesnamen! Dieß gibt ihnen aber kein Recht der zahlreichen Classe derjenigen Personen die China besuchen (und Macao ist ein integrirender Theil des chinesischen Reichs) und englisch lesen, Bücher und Zeitungen zu verbieten. Es wäre dieß eine Verkürzung der natürlichen Menschenrechte. Der Wahlspruch, den wir der französischen Charte entnehmen, spricht deutlich den Grundsatz aus, welcher ein Wahlspruch und ein Recht für alle Welt seyn sollte; es ist das Gesetz der Natur, das Gesetz Gottes, der uns ja die Kraft verliehen hat zu denken und durch Sprache, Schrift und Presse unsere Gedanken mitzutheilen, zum Glück seiner Kinder. Kein menschliches Gesetz kann daher jenes göttliche zu nichte machen."

Zahlreich und ermüdend waren Morrisons amtliche Geschäfte; sie bestanden in der Uebersetzung der chinesischen Mittheilungen von Seiten der Hong ins Englische, und der englischen Correspondenz der Factorei ins Chinesische. Auch hat er in den letzten Jahren seines Lebens im Auftrag seiner Vorgesetzten einige Pro-

Digitized by Google

clamationen an das Volk des Mittelreiches in chinesischer Sprache niedergeschrieben, welche von den kaiserlichen Behörden mit großem Mißfallen aufgenommen wurden.

Das äußerliche Leben des Mannes floß nicht so ruhig dahin, wie man aus diesen zahlreichen Arbeiten schließen könnte. Der evangelische Sendbote wurde eines Tags (1815) von den Kaufleuten in der Leadenhallstraße, aus Furcht seine evangelische Wirksamkeit möchte ihre Handelsinteressen beeinträchtigen, plötzlich seines Dienstes entlassen — ein Befehl, welcher aber von dem leitenden Ausschusse der Factorei, vorzüglich auf Betrieb des edlen Sir George Thomas Staunton, nicht vollzogen wurde. Morrison vertheidigte seine Bestrebungen, das Christenthum gegen die ausdrücklichen Verbote der Regierung zu verbreiten, in so siegreicher Weise, und man setzte überdieß in sein kluges, bescheidenes Benehmen solches Vertrauen daß er von Seiten der Compagnie in dieser Beziehung keine Anfechtung mehr erfuhr.

Der fruchtlosen, aus Unkenntniß oder Mißachtung der chinesischen Verhältnisse (1816) unternommenen Gesandtschaft des Lord Amherst nach Peking war Morrison als chinesischer Secretär beigegeben. Er hat einen ausführlichen Bericht über diese Gesandtschaft zum Besten einer armen Familie herausgegeben; einen kürzeren ließ die Witwe abdrucken in den Denkwürdigkeiten ihres Mannes. Man erfährt hieraus manche lehrreiche Einzelnheiten, namentlich über die Zustände der Moslim und Juden in China. Ueber die letztern hat man ganz kürzlich, vermittelst katholischer Sendboten, neue Nachrichten erhalten. Das Schreiben des Kaisers an den König von England (dat. Kiaking, im 21sten Jahre, 7 M. 20 T., d. i. 11 September 1816), welches Morrison übersetzte, ist in der herkömmlichen, hochmüthig barbarischen Schreibart abgefaßt. Der Hof beklagt sich über die Rohheit und Unwissenheit der Gesandtschaft, welche den 10,000 Jahren die schuldige Ehrfurcht versagte. Von den Geschenken nahm man nur einiges und zwar werthloses, denn das Mittelreich schätze und bedürfe nicht die Seltenheiten fremder Länder. Der Lehenskönig Britanniens möge fürder seine Unterthanen gut regieren und sein Land zusammenhalten, dann brauche es keiner weitern über viele Meere und Berge ziehenden Gesandtschaft.

Das Erlöschen des Besonderrechtes der ostindischen Gesellschaft in China (24 April 1834) hatte Morrison, wie alle bei der Factorei angestellten und betheiligten Personen, schmerzlich betroffen. Der Sinolog erfreute sich seit langer Zeit der ungestörten Gunst der herrschenden Gesellschaft in hohem Grade; sie hatte große Summen, im ganzen wohl über 200,000 Gulden unsers Geldes auf den Druck seiner Werke verwendet und ihm dann, wenige Exemplare abgerechnet, die vollständigen Auflagen überlassen. Sie unterstützte seine religiös-wissenschaftlichen Bestrebungen mit reichlichen jährlichen Beiträgen; auch ihre Beamten in China verstanden sich gerne dazu, zum Theil, wie Staunton gethan, noch in der Heimath. Morrison selbst erhielt eine reichliche Besoldung — und dieß alles war durch die Freigebung des chinesischen Handels in Frage gestellt.

Die Auszüge aus seinem Tagebuch und die Briefe, unter diesen Verhältnissen geschrieben, gewähren ein besonderes, ich möchte sagen, melancholisches Interesse. Traurig sah er dem letzten Compagnieschiffe nach, welches, noch der früheren Sonderrechte sich erfreuend, am letzten Januar 1834 nach der Heimath segelte. Die evangelische Mission schien unter diesen Umständen von den Behörden in der Heimath ganz aufgegeben zu seyn; die Regierung, fürchtete Morrison, werde die jährliche Unterstützung, welche die Compagnie dem Collegium zu Malakka leistete, nicht übernehmen; er selbst werde gezwungen seyn in die Heimath zurückzukehren und wie vor 30 Jahren, wo er zuerst mit der Missionsgesellschaft in Verbindung trat, wieder in die Nothwendigkeit versetzt seyn bloß im Dienst des Evangeliums sein Brod zu erwerben. Die Ankunft des Lord Napier (16 Julius 1834), des ersten Oberaufsehers des brittischen Handels in China, hatte seine Besorgnisse nur zum Theil gehoben. Die Regierung hatte ihn zwar als „chinesischen Secretär und Dolmetsch" in ihre Dienste genommen, aber nur (!) mit einer Besoldung von 1300 Pfund, wobei alle andern Vortheile, deren sich Morrison bis jetzt erfreute, wegfielen. Ueberdieß sollte er von nun an, wenn er ausgehe, die Uniform eines Viceconsuls tragen, mit königlich großbritannischen Knöpfen, wenn solche in China aufzutreiben wären. Die Regierung, ward hinzugefügt, zahle künftig die Unterstützung von 100 Dollars, welche die Compagnie jährlich dem englisch-chinesischen Collegium leistete. Morrison war überdieß von Sorge erfüllt für die Zukunft seiner Familie — er war zweimal verheirathet und hatte mehrere Kinder — dann über die ganz neuen Verhältnisse in die er sich fügen, die Befehle die er gegen seine bessere Ueberzeugung vollziehen mußte. Dieß alles hatte die Reizbarkeit und Kränklichkeit des schon seit mehreren Jahren durch große Anstrengungen geschwächten Körpers noch höher gesteigert, und er gieng zusehends seiner Auflösung entgegen. Unter dem neuen Regiment, dessen unglückliches Ende er voraussah, [1] arbeitete Morrison nur vierzehn Tage; er starb bereits am 1 August 1834 im 52sten Jahre seines Alters. Sein ältester Sohn erster Ehe (geb. April 1814), wie der Vater Robert geheißen, hatte solch eine treffliche Erziehung erhalten daß er bereits in diesen jungen Jahren im Stande war die amtlichen Geschäfte des Vaters zum großen Theile übernehmen zu können. Robert hat später während des englisch-chinesischen Krieges durch seine Kenntniß der chinesischen Sprache, des Zustandes der Regierung und des Volkes seinem Vaterland als chinesischer Secretär große Dienste geleistet. Kaum war der Friede geschlossen und die Zeit gekommen wo er die Früchte der vielen Anstrengungen genießen konnte, so ward der junge Mann seinen nützlichen Beschäftigungen und seiner Familie, deren Stütze er war, durch den Tod entrissen. Robert war auch bereits als Schriftsteller aufgetreten; er hatte einige Jahrgänge eines englisch-chinesischen Almanachs, der viele lehrreiche Nachrichten und seltene statistische Angaben enthält, herausgegeben.

Dem Begründer der evangelischen Mission in China, dem fleißigen wackern Manne, welcher durch seine zahlreichen Arbeiten das Studium der chinesischen Sprache und Litteratur, die Kenntniß des östlichen Asiens, seiner Bewohner und seiner Regierung so bedeutend förderte, ist bereits (1844) von der dankbaren Nachwelt ein würdiges Denkmal gesetzt worden. Ich meine die Morrison-Anstalt auf Hong-Kong, zur Erziehung junger Chinesen, die sich eines guten Fortganges erfreut. Dem Wohle der Bewohner des Mittelreiches hat Morrison sein Leben geopfert; dem Wohle der Chinesen ist die Stiftung geweiht, die seinen Namen trägt. Ich habe bereits vor 16 Jahren einige Söhne der Han gesprochen, die es erkannten und offen aussprachen daß sie dem Sienseng oder Doctor „Molison" ihr Glück verdankten.

[1] Man findet die Verwaltung des Lords ausführlich dargestellt in meiner Geschichte des englisch-chinesischen Krieges. Leipzig 1846.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 29.

17 Julius 1857.

Beobachtungen über das Zodiakal-Licht.

In dem zweiten Bande des im vorigen Jahr zu Washington erschienenen Berichts über die Expedition der Vereinigten Staaten nach Japan sind unter anderm auch die Beobachtungen enthalten welche der Schiffscaplan George Jones, der diese Expedition auf der Fregatte Mississippi mitmachte, über das Zodiakal-Licht angestellt hat. Sie gehen vom 2 April 1853 bis 22 April 1855, und wir entheben denselben folgende Stellen.

Meine ersten Beobachtungen, sagt Se. Hochw., waren sehr flüchtiger Art. Ich begnügte mich bei meinen Aufzeichnungen mit der Bemerkung daß ich das Licht gesehen, und mit der allgemein gehaltenen Angabe der Gränzen desselben. Allein die Nothwendigkeit genau, und zwar, je weiter ich gelangte, immer noch genauer zu seyn, zeigte sich bald, weßhalb ich mir nach einem vortrefflichen kleinen Globus eine Sternkarte anlegte. Unter diese Karte legte ich Papierstücke, steckte Nadeln durch die Sterne, und vervielfältigte so die Karten. Nachdem ich meine Arbeit nahezu ein Jahr lang auf diese Weise fortgesetzt hatte, war ich im Stande die Karte zu Canton in Holz schneiden zu lassen, und sah mich so für meine weiteren Studien gut vorbereitet. Ich hatte es mir zur Gewohnheit gemacht jeden Abend schon auf den ersten Schimmer des Zodiakal-Lichts zu achten, und, sobald ich verläßliche Gränzen bekommen konnte, deren Lauf zwischen den Sternen zu notiren, diese Gränzlinien dann auf der Karte zu verzeichnen, und mit Bemerkungen, wie die Lage der Sache es gerade erheischte, zu versehen. Nach Verlauf einer halben oder ganzen Stunde gieng ich hierauf abermals hinaus, und nahm die neuen Gränzen, falls sie sich während dieser Zeit verändert hätten, in ähnlicher Weise auf. Ich setzte dieses Verfahren so lange fort, bis man das Licht nicht mehr sehen konnte, und verfuhr, in umgekehrter Ordnung, auch so am Morgen. Nachdem ich, ungefähr am 1 März 1853, einmal einen schönen Anfang gemacht, unterließ ich an keinem Abend und keinem Morgen (mit Ausnahme des Sonntags), bis wir am 22 April 1855 den heimathlichen Hafen wieder erreichten, das Zodiakal-Licht, wenn Mond und Wolken mich nicht daran hinderten, in Augenschein zu nehmen und, mit einer einzigen Ausnahme, den Stand desselben zu verzeichnen. Was diesen Ausnahmsfall betrifft, so sah ich zwar das Licht, allein da die Häuser in Canton es theilweise verbargen, so konnte ich keine zuverlässigen Gränzen bekommen.

Das Thatsächliche am Zodiakal-Licht entwickelte sich mir nur nach und nach, ehe dieß aber geschah, hatte ich in den hohen südlichen Breiten, während des ersten Theils unserer Kreuzfahrt, viele werthvolle Zeit verloren. Unsere Rückfahrt brachte uns indeß tiefer nach Süden, und so war ich im Stande jenen Zeitverlust wieder einigermaßen gut zu machen. In keinem der mir zu Gebote stehenden Bücher über das Zodiakal-Licht ist der Licht-Unterschiede bei dieser Naturerscheinung Erwähnung gethan; allein ich bemerkte sehr bald daß im mittleren Theil, oder längs der Achse, ein stärkeres Licht vorhanden sey, während darüber hinaus auf beiden Seiten, und auch oberhalb, eine dunklere Art Licht sich erstreckte, gleich als sey die Materie, welche uns dieses Licht gab, an ihren centralen Theilen dichter, und als verdünne sie sich darüber hinaus immer mehr. Ich nannte die erstere Art dieses Lichts das stärkere, die letztere das diffuse, und verzeichnete die Gränzen des stärkeren auf meiner Karte mit vollen, die des diffusen mit punktirten Linien; bei beiden aber habe ich auch die Beobachtungsstunden angegeben. Zuweilen nahm ich jenseits des diffusen Lichts nicht sowohl ein sogenanntes positives Licht, als vielmehr einen gewissermaßen leicht abgeblaßten (wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf), und zwar so leicht abgeblaßten Himmel wahr, daß ich in Betreff desselben meinem eigenen Auge erst dann trauen zu dürfen glaubte, wenn ich wiederholt die Ansicht mehrerer anderer Personen darüber gehört hatte. Ich halte diese Färbung des Himmels nur für die diffusere, an ihrem äußern Rande höchlich verdünnte Materie, indem der Rand selbst durch das Sinken der Ekliptik gegen den Horizont jetzt in eine solche Lage gebracht wurde, daß seine Strahlenbrechung sich wahrnehmen ließ. In dem eben erwähnten Fall verwandelte sie sich plötzlich in das diffuse Licht selbst. Das stärkere Licht ist offenbar dasjenige dessen Gränzen Cassini in seinen geschriebenen Berichten gegeben hat.

Im Anfang des Jahres 1854 fand ich in einer Zeitung eine kurze Notiz über die Pulsationen bei dem auf der Kewer Sternwarte gesehenen Zodiakal-Licht; da jedoch die Zeitung nicht angab wo oder von wem sie beobachtet worden, und ich meine Beobachtungen nun schon ein ganzes Jahr lang fortgesetzt hatte, ohne etwas derartiges wahrzunehmen, so erklärte ich es für eine Augen-

Digitized by Google

täuſchung, und vergaß es gänzlich. Allein im März dieſes Jahrs wurde ich eines Abends dadurch in Erſtaunen verſetzt daß ich das Zodiakal-Licht merklich ſchwächer, faſt ganz dunkel und dann allmählich wieder heller werden ſah. Dieß wiederholte ſich mehrmals, machte aber auf mich keine andere Wirkung als daß es mich von neuem in Erſtaunen und Zweifel verſetzte. In den folgenden Nächten ward mir dieſes Schauſpiel in noch weit höherem Maße zu Theil, und ich verzeichnete dieſe mir neue Erſcheinung, mit Angabe der Zeiten und der Veränderungen, ſo genau als dieſer Fall es erheiſcht, umſtändlich in meinen Heften. Es gereichte mir daher nach meiner Rückkehr ins Vaterland zu großer Freude, zu finden daß Alexander v. Humboldt während ſeines Aufenthalts in den ſüdlichen Breiten die gleiche Erſcheinung beobachtet hatte, obgleich er es für wahrſcheinlicher hielt daß ſie von den „Verdichtungsproceſſen herrühre welche in den oberſten Luftſchichten vor ſich gehen, und mittelſt deren die Durchſichtigkeit, oder vielmehr die Strahlenbrechung des Lichts, auf irgendwelche beſondere und unbekannte Weiſe modificirt werde." Meine Angaben werden indeß zeigen daß bei dieſen Pulſationen Regelmäßigkeit im Auftreten wie im Abſchließen derſelben herrſcht, was beweiſt daß ſie nicht aus einer ſo unſichern Quelle, wie atmoſphäriſche Veränderungen es ſind, herſtammen, ſondern daß die Urſache in der Nebelmaterie ſelbſt liege. Dieſe Pulſationen ſcheinen eine große innere Aufregung in der Nebel-Materie anzudeuten, denn ſie folgen zu ſchnell aufeinander, als daß man annehmen könnte ſie würden durch Unregelmäßigkeiten in der äußern Oberfläche der Nebelmaterie veranlaßt.

Ich komme nun zu dem was vielleicht das wichtigſte bei allen dieſen Beobachtungen iſt, wobei ich übrigens bemerken muß daß dieſer Theil meiner Arbeiten, im Vergleich mit dem übrigen, mager ausgefallen iſt. Ich hatte mir gleich im Anfang dieſer Studien die Frage geſtellt ob nicht der Mond ein Zodiakal-Licht geben könne, und demgemäß meine Aufmerkſamkeit dieſem Gegenſtande zugewendet; wahrſcheinlich aber hatte ich meine Augen bei Betrachtung des Himmels zu weit aufwärts gerichtet, und es mir ſo unmöglich gemacht etwas derartiges zu ſehen. Als ich jedoch eines Abends einige Gränzen des weſtlichen Himmels feſtſtellte, ſagte der dienſtthuende Schiemann zu mir: „Der Mond iſt im Aufgehen begriffen." Ich gieng daher über das Verdeck hinüber, und da fiel mir plötzlich die Aehnlichkeit zwiſchen dem damals am öſtlichen Himmel ſich zeigenden Licht und dem Morgen-Zodiakal-Licht auf — eine Aehnlichkeit die ſich, mit Ausnahme ſeiner Höhe, in der ganzen Erſcheinung kund gab. In der Breite, in den eigenthümlichen Gränzen zur Seite des Zodiakal-Lichts und in der Färbung war es ganz dasſelbe, und in ſeinen folgenden raſchen Veränderungen hielt es ſich ſtets innerhalb der Zodiakal-Lichtgränzen. In der folgenden Nacht ſchrieb ich nun, auf die Erſcheinung vorbereitet, meine Notizen nieder, und unterließ ſpäter nie die Beobachtung der Wiederkehr einer ſolchen Lichterſcheinung. Sie zeigte ſich aber nicht oft; denn die Ekliptik muß in einem hohen Winkel ſeyn, ſonſt wird das Licht längs dem Horizont leicht ſo zerſtreut, daß es keine Befriedigung gewährt. Auch geſchah es daß wir in der für ſolche Beobachtungen geeignetſten Zeit, nämlich bei Vollmond, faſt ſtets umwölkten Himmel hatten.

Zweimal, am 6 März und 25 Dec. 1854, hatte ich auch ein unzweifelhaftes vereinigtes Sonnen- und Mond-Zodiakal-Licht. Das heißt, als der Mond etwa in ſeinem erſten Viertel[1] und, zur Zeit der Beobachtungen, ungefähr 63° am weſtlichen Horizont ſtand, erſchien ein heller Streifen am weſtlichen Himmel, längs der Ekliptik; das vereinigte Licht der Sonne und des Mondes, reflectirt von der Nebelmaterie, reichte augenſcheinlich hin um das helle Mondlicht in unſerer Atmoſphäre zu bewältigen, und ſo ſich ſelbſt wahrnehmbar zu machen. Bei beiden Gelegenheiten machte ich auch andere Perſonen auf die Sache aufmerkſam (im letztern Fall den Capitän und mehrere andere Officiere); die von ihnen aufgezeichneten Gränzen entſprachen den meinigen in ihrem ganzen Umfange. Dieſer letztere Fall war auch darum ſehr auffallend, weil der Lichtſtreifen ſich nicht genau ſenkrecht gegen, ſondern nach Einer Seite des Mondes gelenkt erſtreckte, indem dieſer Trabant damals eine ſüdliche Breite von 4½ Grad hatte.

Hieraus ſcheint man den Schluß ziehen zu dürfen: daß wir nie, zu keiner Zeit, die ganze wirkliche Ausdehnung des Zodiakal-Lichts ſehen. Dieſer Gegenſtand läßt ſich vielleicht erläutern, wenn man auf ein gewöhnliches Ereigniß — eine Wolke achtet die am einen Rande durch die Strahlen der untergehenden Sonne ſilberfarben erhellt wird. Geſetzt die Sonne ſcheine rings auf die ganze Begränzung dieſer Wolke, ſo wird letztere von jedem Theil des Randes ein gleich glänzendes, ſilberfarbenes Licht abſenden. Allein unſer Auge iſt in einer Stellung, daß es dieſe Strahlenbrechung nur von Einem Theile derſelben auffangen kann, und der Reſt unſerm Geſicht düſter bleibt. Könnten wir unſere Stellungen mit großer Raſchheit ändern, ſo würden ſich, je nach unſern Ortsveränderungen, andere Theile des verſilberten Randes zeigen. Derſelbe Fall iſt es, wenn ein Regenbogen ſich unſerm Auge darbietet: die Myriaden Waſſertropfen welche während des ganzen Regenſchauers fallen, ſenden ihre Lichtbrechungen nach allen Richtungen ab, und der ganze Dunſtkreis um uns her iſt voll dieſer glänzenden, verſchiedenfarbigen Strahlen; nur derjenige Theil aber welcher für uns den Regenbogen bildet, kann unſer Auge erreichen — alles übrige geht für unſer Geſicht verloren.

So iſt es auch mit dem Zodiakal-Licht, und der Beweis dafür daß wir nie das Ganze ſeiner Ausdehnung auf einmal ſehen, liegt klar in folgenden Thatſachen: 1) Wenn ich mich in einer Stellung nördlich von der Ekliptik befand, war auch die Hauptmaſſe des Zodiakal-Lichts auf der nördlichen Seite dieſer Linie. 2) Wenn ich ſüdlich der Ekliptik ſtand, war die Hauptmaſſe des Zodiakal-Lichts auf ihrer ſüdlichen Seite. 3) Wenn meine Stellung nahe oder auf der Ekliptik war, ſo war dieſes Licht gleich, oder nahezu gleich, getheilt. 4) Wenn ich, durch die Umdrehung der Erde auf ihrer Achſe, im Laufe der Nacht raſch an die Ekliptik oder von ihr hinweggeführt wurde, war die Veränderung des Scheitelpunkts und der Richtung der Gränzlinien gleich groß, und entſprach meiner Ortsveränderung. 5) Wie die Ekliptik ihre Stellung hinſichtlich des Horizonts veränderte, ſo veränderte ſich auch die ganze Geſtalt des Zodiakal-Lichts, was davon herrühren dürfte daß neue Theile der Nebel-Materie in eine ſolche Stellung kamen, daß ſie uns eine ſichtbare Reflexion gaben, während eben erſt noch ſichtbare Theile uns keine ſolche Reflexion mehr boten.

[1] März 1854, erſtes Viertel zu Greenwich 6 h 7′; Dec. 1854, dito 26 h. 0° 37′.

Eine ebene Fläche welche durch die Mitte des Zodiakal-Lichts, wie es ſich durch die ſchwankenden Breiten dieſer Beobachtungen zeigt, hindurch gienge, würde ziemlich nahezu der Ekliptik entſprechen. Allein wie weit die beiden Flächen ſich gegenſeitig nähern müſſen um ſich zu decken, ſcheint bis jetzt noch nicht geſagt werden zu können. Der ganze Monat April 1853 und der December 1854 ſcheinen Beweiſe eines offenbaren Kreuzens der beiden Flächen zu bieten. Im Laufe des Monats Julius 1854 waren die Scheitelpunkte Abends entſchieden auf der nördlichen Seite der Ekliptik, obgleich meine Breite nur ungefähr 25° N. war; während im September desſelben Jahrs die Scheitelpunkte, wiewohl meine Breite nahezu die frühere war, auf der ſüdlichen Seite der Ekliptik ſtanden, wie meine Morgenbeobachtungen zeigten. Die Morgenzeit war damals, wegen des hohen Winkels der Ekliptik mit dem Horizont, einer richtigen Beobachtung ſehr günſtig. Im April 1855 waren die Scheitelpunkte und die größte Lichtmaſſe wiederum nördlich der Ekliptik, ſelbſt dann noch wenn ich perſönlich ſüdlich von dieſer Linie ſtand, wie es in den erſten Stunden der Abendbeobachtungen bis zum 13 dieſes Monats der Fall war.

Bei der Prüfung der Hypotheſe eines Nebelrings, mit der Erde als ſeinem Mittelpunkt, ſcheint man gewiſſe Schlußfolgerungen gemacht zu haben; dieſe ſind: 1) daß die uns das Zodiakal-Licht gebende Subſtanz uns in allen ihren Theilen gleich nahe ſeyn müſſe, inſofern als die Seitenveränderungen des Lichts — d. h. die Veränderungen der Gränzen — einen gleichförmigen Charakter und in ihrer ganzen Ausdehnung vom Scheitelpunkt bis zur Baſis meiſt einen Parallelismus haben; 2) daß kein Theil dieſer Subſtanz uns ſehr entlegen ſeyn könne, inſofern als die Umriſſe des Lichts durch meine eigene Stellung auf unſerm Erdball und ſelbſt durch meine Stellungsveränderung, in einer einzelnen Nacht, klar und entſchieden afficirt waren, und 3) daß die Geſetze des reflectirten Lichts eine Ordnung oder eine Geſtalt dieſer Nebelmaterie erheiſchen, welche uns, an der Baſis des Zodiakal-Lichts, größere Winkel geben wird zwiſchen den Linien des einfallenden und gebrochenen Lichts, als an andern Theilen, und auch, als hervorgebracht durch eine ſolche Geſtalt, eine regelmäßige Abnahme ſolcher Winkel von der Baſis bis zum Scheitelpunkt des Lichts. Mit dieſen drei Erforderniſſen trifft vollſtändig eine Hypotheſe zuſammen, welche, wenn die bereits geprüften Theorien unhaltbar ſind, nun die einzige uns noch übrigbleibende iſt. Dieſe Hypotheſe iſt die eines Rings um die Erde. Der Gedanke hat etwas ſchreckeneinflößendes an ſich, jedoch nur weil er neu iſt; denn er ſteht mit dem was wir von einem unſerer Bruderplaneten (dem Saturn) wiſſen, ſo wie mit allen Theilen der berühmten Laplace'ſchen Theorie über die Bildung der Weltkörper vollkommen im Einklang.

Nachdem Laplace ſeine Ideen über die centrale Verdichtung eines unermeßlichen Nebelkörpers, einer rotirenden Materie, und ſonach über die Bildung unſerer Sonne und der durch den Ueberreſt dieſer Nebelmaterie erzeugten Ringe um ſie dargethan hat, fährt er folgendermaßen fort: „Wenn ſich alle Theilchen eines Dunſtrings, ohne ſich zu trennen, fortwährend verdichteten, ſo würden ſie endlich einen feſten oder flüſſigen Ring bilden. Allein die Regelmäßigkeit welche dieſe Bildung in allen Theilen eines Rings, ſo wie in ihrer Abkühlung, erheiſcht, muß dieſes Phänomen ſehr ſelten machen. So bietet das Sonnenſyſtem nur Ein Beiſpiel davon — das der Ringe des Saturn. Faſt ſtets muß jeder Dunſtring in mehrere Maſſen gebrochen werden, welche dann, mit wenig von einander verſchiedenen Geſchwindigkeiten fortgeführt, unausgeſetzt in der gleichen Entfernung von der Sonne kreiſen würden. Dieſe Maſſen müſſen eine ſphäriſche Geſtalt annehmen, mit einer Rotationsbewegung in der Richtung ihrer bisherigen Rotation, weil die untergeordneteren Molekülen eine Bewegung weniger haben als die höheren; ſie haben ſolchergeſtalt eben ſo viele Planeten in einem Dunſtzuſtande gebildet. Allein wenn eine dieſer Maſſen mächtig genug war durch ihre Anziehungskraft nacheinander alle andern um ihren Mittelpunkt zu vereinigen, ſo wird der Dunſtring auf dieſe Weiſe in nur Eine ſphäriſche Maſſe von Dünſten umgewandelt worden ſeyn, die dann um die Sonne kreiſt mit einer Rotation welche die Richtung hat wie ihre Umdrehung. Wenn wir nun den Veränderungen folgen welche die weitere Abkühlung in den Dunſtplaneten, deren Bildung wir eben beſprochen haben, hervorbringen muß, ſo werden wir in dem Mittelpunkt eines jeden einen Kern entſtehen ſehen, der durch die Verdichtung der Atmoſphäre, welche ihn umgibt, unabläſſig wächst. In dieſer Lage gleicht der Planet, in dem Nebelzuſtande in welchem wir ihn eben betrachtet haben, vollkommen der Sonne; die Abkühlung muß dann an verſchiedenen Gränzen ſeiner Atmoſphäre Erſcheinungen erzeugen, ähnlich den von uns geſchilderten: nämlich Ringe und Trabanten welche um ſeinen Mittelpunkt kreiſen, in der Richtung ſeiner Rotationsbewegung, und welche ſich in derſelben Richtung um ihre Achſen drehen." (Système du Monde. Pariſer Ausgabe S. 367—368.)

Dieſe großartige Theorie Laplace's, ſeine Nebel-Theorie genannt, ſcheint von Aſtronomen mit Bewunderung, faſt mit Ehrfurcht, und als eine Sache betrachtet zu werden die ſie kaum zu berühren wagen. Man hat ſie günſtig aufgenommen, und doch gibt es nur wenige Kosmologen welche eine entſchiedene Anſicht darüber zu äußern wagen. In der That ſcheint ſelbſt Laplace, weil es nur ſehr wenige Punkte gibt von denen aus ſeine Theorie beſtritten werden kann, alles was ſich zu ihren Gunſten ſagen läßt in den paar Zeilen erſchöpft zu haben die er ihr, in nichts weniger als poſitiver Weiſe, in einem entlegenen Winkel ſeines Buchs gewidmet hat. Wenn indeß dieſe Theorie wahr iſt, ſo haben wir Grund zu glauben daß keiner der Planeten in ſich ſelbſt alle Nebelmaterie des Rings, aus welchem er urſprünglich gebildet war, aufgeſogen habe, ſondern daß für jeden derſelben noch ein Ueberreſt davon in der Geſtalt eines oder mehrerer Ringe, mit dem Planeten als ſeinem Mittelpunkt, vorhanden ſey. Was den Saturn betrifft, ſo ſind dieſe Ringe mittelſt unſerer Ferngläſer ſichtbar. Dem Jupiter haben ſolche Ringe vier Trabanten gegeben, und was unſern eigenen Erdball anlangt, ſo iſt Ein Trabant erzeugt worden. Wir dürfen daher wohl die Frage ſtellen: ob nicht annoch ein Reſt der Nebelmaterie des die Erde urſprünglich erzeugenden Rings übrig geblieben, und ob die Nebelſubſtanz dieſes Rings bei der Bildung unſerer Erde und ihres Monds nicht ganz erſchöpft worden ſey.

Könnten wir ein vom Vollmond erzeugtes Zodiakal-Licht unzweifelhaften Charakters haben, ſo würde dieſe Frage nicht nur gelöst ſeyn, ſondern man würde auch zeigen daß ſich der Ring innerhalb der Mondsbahn befinde; wie nahe wir einem derartigen Fall am Abend des 14 Febr. 1854 kamen, mag der Leſer für ſich ſelbſt entſcheiden. Auf keinen mit dieſen Beobachtungen in Verbindung ſtehenden Gegenſtand habe ich größere Sorgfalt gewendet, als auf dieſen; allein im Sommer, wenn der Mond voll iſt, muß er lange zuvor aufgehen ehe die Dämmerung aufhört, und nur in den Wintermonaten laſſen ſich befriedigende Beobachtungen dieſer Art machen; in den wenigen Fällen aber die ſich mir hiezu darboten, hinderte mich das Dazwiſchentreten von Wolken daran. Ich für meine Perſon hege keinen Zweifel daß das was ich, in allen auf meinen Karten verzeichneten Fällen, ſah, wirklich ein vom Mond hervorgebrachtes Zodiakal-Licht war. Als der Aequator und die Ekliptik am weiteſten von einander entfernt waren, hielt ſich das Licht noch eng bei der Ekliptik, und konnte daher kein atmoſphäriſches geweſen ſeyn, und die Gränzen, obwohl ſie nur in Einem Fall die Höhe des Zodiakal-Lichts der Sonne hatten, glichen immer noch, ſo weit ſie aufſtiegen, vollkommen den von der Sonne hervorgebrachten. Aus der oben erwähnten Schlußfolgerung geht klar hervor daß wir die Erwartung, eine Parallaxe dieſes Rings zu bekommen, nicht hegen dürfen, und nur auf annähernde Schätzungen bezüglich ſeiner Weite beſſen können. Bei den Morgenbeobachtungen habe ich, wie mir ſcheint, die volle Seitenausdehnung des ſtärkeren Lichts bekommen, etwa 30°, und des diffuſen Lichts 45°; allein die Abendbeobachtungen der Monate Junius, Julius und Auguſt 1853 weichen etwas von dieſen ab. Die Schlußfolgerung aus allen dieſen Angaben möchten, wie es ſcheint, ungefähr 60° für die volle Weite des ſtärkeren, und 90° für die des diffuſen Lichts ſeyn.

Dieſer Ring muß, den Geſetzen der Materie zufolge, auf ſeinem Mittelpunkt rotiren, und er ſcheint voller Aufregungen innerhalb ſeiner ſelbſt zu ſeyn. Das Vorhandenſeyn der mehr erwähnten Pulſationen ſcheint, da Beobachter in ſo entfernten Theilen des Erdballs ihrer gedenken, kaum noch einem Zweifel zu unterliegen. Sie waren meiſt nur ſehr dunkel markirt, zuweilen aber zeigten ſie ſich ſo entſchieden, daß ich an ihrer Wirklichkeit nicht mehr zweifelte. Sie konnten kaum von Unregelmäßigkeiten auf der Oberfläche herrühren; denn die Veränderungen ſcheinen für eine ſolche Urſache zu raſch und ausgedehnt geweſen zu ſeyn. Allein es iſt dennoch möglich. Folgende die Ringe des Saturn betreffende Stelle iſt Laplace's „Mécanique Céleste“ entnommen: „Hieraus folgt, ſagt der berühmte Gelehrte, daß die den Körper des Saturn umgebenden getrennten Ringe unregelmäßige feſte Körper ſind, und eine ungleiche Weite an den verſchiedenen Theilen ihrer Peripherien haben, ſo daß die Mittelpunkte ihrer Schwerkraft nicht mit den Mittelpunkten ihrer Geſtalt zuſammenfallen. Dieſe Mittelpunkte der Schwerkraft kann man als eben ſo viele Trabanten betrachten welche ſich um den Mittelpunkt des Saturn drehen, in Abſtänden die von den Unregelmäßigkeiten der Theile jedes einzelnen Rings abhängen, und mit Rotationsſchnelligkeiten welche gleich ſind denen ihrer reſpectiven Ringe.“ Wenn wir eine Unregelmäßigkeit der Weite in Bezug auf den Ring der Erde annehmen, ſo dürfte in dieſer Annahme auch die Erklärung liegen für die Veränderungen in ſeiner Lichtintenſität; das Zodiakal-Licht dieſes Frühjahrs (1856) iſt für viel heller gehalten worden als die in frühern Jahren beobachteten Erſcheinungen dieſer Art.

Die Polygamie bei den Mormonen.

Wir entnehmen einem von William Chaubleß unter dem Titel: „A Visit to Salt Lake; being a Journey across the Plains and a Residence in the Mormon Settlements at Utah,“ herausgegebenen Reiſewerke über die Vielweiberei bei den Mormonen unter andern folgende Stellen. Der Verfaſſer ſagt: „Außer der tieferen, die geſellſchaftlichen Verhältniſſe in hohem Grade berührenden Verſchlimmerung welche die Vielweiberei bewirken muß, wird ſie, überall wo ſie beſteht, mehr oder minder zu Zwecken der Sinnlichkeit ausgebeutet werden; nichtsdeſtoweniger wird da wo ſie nicht als unerlaubt und der Religion widerſprechend betrachtet wird, und wo Geſetz und Gewohnheit ſie ſanctioniren, die Allgemeinheit der Männer (wie ich glaube) durch bloß ſinnliche Gefühle kaum in einem höhern Grade dazu getrieben eine zweite oder dritte Frau zu nehmen, als dieß anderwärts bei der erſten Ehe der Fall iſt. Von den Mormonen kann ich, ſo weit ich aus Erfahrung zu urtheilen vermag, ſagen: 1) daß die Gemeinde, im ganzen genommen — denn von den wenigen welche große Harems halten, ſage ich nichts — die Sitte als zuläſſig und gut betrachten; 2) daß, was Thatſache iſt, die Mormonen keine beſonders ſinnlichen Leute ſind, und es überdieß, der Natur des Landes wegen, einem trägen Volke hier unmöglich wäre dem Hungertode zu entgehen. Die Anordnungen bezüglich der Ehe ſind (vom Geſichtspunkt dieſer Leute aus betrachtet) verſtändig abgefaßt, und darauf berechnet die äußern Uebel dieſes Syſtems einigermaßen zu mildern; allein die Ungleichheit der Geſchlechter iſt nicht nur eine Lehre ihres religiöſen Glaubens, ſondern auch Lebensregel. Der Hausvater wird als Patriarch betrachtet, und ſeine Familie iſt ihm als ihrem Oberhaupt unterthan: die Frauen ſind verbunden ihren Männern in allen Dingen, ſeyen ſie recht oder unrecht, zu gehorchen. Des Mannes Befehl gilt als Rechtfertigung in dieſer wie in der andern Welt; er ſoll, wie man ſagt, ihr „Prieſter und König“ ſeyn; ſie ſollen ihre Augen nur auf ihn gerichtet halten, und es läßt ſich faſt mit Gewißheit behaupten daß die Zeit kommen wird wo man ungehorſame Kinder nach der ganzen Strenge des moſaiſchen Geſetzes ſteinigt. Dieß darf indeß nicht fürchten laſſen daß nicht auch hier, wie überall, die Zeit ſolche extreme Theorien im praktiſchen Leben ſehr modificire. Salomo's Herz hatte ſich, wie wir wiſſen, ſeinen Weibern zugewandt, und ſo thun es viele andere nach ihm, die weit weniger weiſe ſind als er. Bei den Mormonen darf ein Mann nur ſo viele Frauen nehmen als er, wie ausgewieſen werden muß, anſtändig zu ernähren im Stande iſt, und ſelbſt in der unterſten Claſſe

Digitized by Google

wird wenigſtens ein abgeſondertes Schlafzimmer für jede Frau gefordert. Männer können nur Ehebruchs halber geſchieden werden, Weiber dagegen ſchon wegen ſehr geringfügiger Urſachen, z. B. wegen Unverträglichkeit mit andern Weibern. Scheidungen dieſer Art ſind nicht gerade gewöhnlich, doch auch nicht ſehr ſelten. Das Elend der Frauen in Utah iſt übrigens, meint der Verfaſſer, höchlich übertrieben worden. Es unterliegt zwar keinem Zweifel daß dort keine Stellung peinlicher ſeyn kann als die eines Weibes, das halb unwiſſend über das Beſtehen der Vielweiberei an den Salzſee gekommen, und, zu den Mormonen vielleicht nur darum gehörend weil ihr Mann ein Mormone iſt, nun ſehen muß daß er im Begriff ſteht noch eine zweite Frau zu heirathen. Viele leben auch in der That in beſtändiger Furcht vor einem ſolchen Ereigniß, und entgehen ihm vielleicht nur der Armuth halber; hinwieder haben diejenigen welche geſchieden worden, für dieſe „eigenthümliche Inſtitution," wenn auch aus mehr äußerlichen Gründen, keine beſondere Vorliebe. Allein man muß den Durchſchnitt im Auge behalten, nicht die Ausnahmen, und wenn die meiſten erſten Frauen einigen Verdruß fühlen über das Vorhandenſeyn einer Nebenbuhlerin, wie wir ſagen würden, oder einer „Schweſter," wie man ſie lehrt daß ſie ſich betrachten ſollen, ſo ſchwindet, wie die Erfahrung beweiſt, dieſes widrige Gefühl allmählich: die menſchliche Natur weiß ſich an Nothwendigkeiten zu gewöhnen, und viele haben bei ihren täglichen Beſchäftigungen keine Zeit dem Gram nachzuhängen, und finden ihr Leben im ganzen genommen als ein ziemlich glückliches. Was dagegen diejenigen betrifft welche von Geburt oder von den erſten Mädchenjahren an Mormonen geweſen, ſo ſcheint dieſen die Vielweiberei nicht bloß ein Geſetz der bürgerlichen Geſellſchaft, ſondern ſogar natürlich: ſie haben nie den Ehrgeiz gehegt „alleinige Frauen" zu ſeyn. Gewiß kann ein Mann jede ſeiner verſchiedenen Frauen lieben, und dieſe können auch Liebe für ihn hegen. Wenn indeß die Zuneigung bei der Verheirathung geringer iſt als in Ländern wo Monogamie herrſcht, ſo iſt doch die Untreue nicht häufiger; die meiſten Frauen die ich kenne, würden einen ihren ehelichen Pflichten zuwider laufenden Antrag eines andern Mannes mit der gleichen Verachtung als Beleidigung zurückweiſen wie die Frauen in jedem andern Land, obwohl die Treue hin und wieder in dem Schrecken vor dem „Verſchwinden," mehr aber noch in der Furcht vor der obdachloſen, hoffnungsleeren Lage eines auf die Straße geſetzten Weibes in Utah ihre Stütze findet. Was auch die Urſache davon ſeyn mag, kein vorurtheilsloſer Mann kann die Thatſache in Frage ſtellen, und die einzigen vorurtheilsfreien Zeitungs-Correſpondenzen des Landes die ich geleſen — eine Reihe Briefe im Eco du Pacifique, einem franzöſiſchen Blatte in San Francisco — ſagen dasſelbe. Die Grade innerhalb deren eine Heirath verboten iſt, ſind ſehr beſchränkt. Der patriarchaliſchen (d. h. vor-moſaiſchen) Sitte gemäß können zwei Schweſtern denſelben Mann haben; ſolche Ehen ſind nicht ungewöhnlich, und ſie gehören, da kein Begriff von Blutſchande an ihnen haftet, möglicherweiſe zu den glücklichſten. Ob nach dem Beiſpiel Abrahams Halbbruder und Schweſter einander heirathen können, iſt eine offene Frage, die bis jetzt wohl noch nicht beantwortet zu werden brauchte; allen Kindern Eines Vaters aber prägt man ein ſich als Brüder und Schweſtern zu betrachten, ohne Rückſicht auf Halbblütigkeit. „Wie ich glaube," ſagt Brigham, „iſt die Zeit noch nicht gekommen, aber ſie wird kommen" — eine regelmäßige Redensart der Mormonen. Wie der König von Perſien ſeine Schweſter nicht heirathen konnte, aber thun mochte wie ihm beliebte, ſo könnte wahrſcheinlich ſelbſt jetzt ſchon ein im Geruch hoher „Heiligkeit" ſtehender Mormone heirathen wen er wollte. Eine Mutter ſagte mir, ſie hoffe, ihre Tochter werde ihren Halbbruder heirathen, da ſie dann beide — Mutter und Tochter — in der andern Welt in einem und demſelben „Reiche" ſeyn würden. Dieſe Bemerkung gab wenigſtens Zeugniß für ihren Glauben an das Mormonenthum und ihre mütterliche Liebe. Daß hingegen Mutter und Tochter Schweſterfrauen Eines Mannes werden ſollten, iſt, wenn nicht blutſchänderiſch, doch wenigſtens allen Begriffen von Recht und Schicklichkeit widerſtrebend; man findet nur wenige derartige Fälle, und dieſe hauptſächlich unter den Vorſtehern der Kirche. Ich hörte viele Mormonen ſich mit Unwillen darüber äußern."

Dieſe Reſultate ſind allgemeine, Hr. Chandleß läßt es indeß auch nicht an Einzelheiten fehlen. Das Gemälde welches er von dem Innern eines Mormonenhauſes entwirft, in dem er während ſeines Aufenthalts in Utah wohnte, iſt höchſt belehrend, und ſpricht mehr zu Gunſten des Pluralitätsſyſtems als man dieß vieler Orten wohl erwarten möchte. Dieſes Gemälde der Behauſung eines „Heiligen" — illuſtrirt durch vier Frauen und zwölf Pfänder ihrer Liebe — dürfte wohl einiges Intereſſe in Anſpruch nehmen. „Ein bloßer Zufall, ſagt der Reiſende, führte mich zuerſt zu dem eigenthümlichen Hauſe; es war gut daß ich eintrat, denn ſicherlich wäre ich, wenn ich weiter gegangen, nicht ſo gut gefahren. Ich hatte natürlicherweiſe ein aufmerkſames Auge auf die eigenthümliche Inſtitution. Hätte ich meine Zeit in der Salz-See-Stadt in einem Hauſe zugebracht wo Monogamie herrſchte, ſo würde dieß meine Wißbegierde unbefriedigt gelaſſen, wo nicht Lachen erregt haben. Der Ausdruck des „Hrn. S. Kinder," welcher einer jungen hübſchen Frau entfiel an die ich meine erſte Frage richtete, hatte mich in meiner Wahl beſtimmt; allein ich wurde angenehm überraſcht als ich bei meiner Ankunft mehrere Hauswirthinnen fand. Deſſenungeachtet machte ich mir allerlei Gedanken: ich dachte an heftige Zänkereien und blutige Händel, die vielleicht meine Vermittlung, ſelbſt eine bewaffnete, in Anſpruch nehmen konnten. Ich dachte dabei unwillkürlich an meine Drehpiſtole, wußte aber noch nicht daß ſie mir geſtohlen worden war. Ich fragte mich: ſind dieſe Frauen Zänkerinnen, die Mitleid verdienten weil das Unglück ihr Gemüth verbittert hat, oder ſind es verſchämte oder ſchamloſe, ihres ehebrecheriſchen Lebens bewußte Weiber? Von all dem fand ich nichts; obgleich in einem eigenthümlichen geſellſchaftlichen Zuſtande lebend, unterſchieden ſie ſich doch weder ihrem Charakter, noch ihren Gefühlen, noch ihrer Lebensweiſe nach weſentlich von dem weiblichen Geſchlecht in andern Ländern der Welt. Die Familie, oder die drei- oder vierfache Familie, beſtand im ganzen aus ſechzehn oder ſiebenzehn Köpfen, deren Herr und Meiſter ein würdiger „Heiliger," der Mittelpunkt eines ſchönen Quartetts von Weibern, war. Hr. S., mein Gaſtwirth, war aus Maſſachuſetts gebürtig und, wie ich kaum beizufügen brauche, ein intelligenter und unternehmender Mann; durch ſeine eigenen Anſtrengungen hatte er ſich aus Armuth zu der Stellung eines wohlhabenden Farmers im „Bay-Staat" erhoben. Hier hatte er, obgleich einer der erſten Mormonen, bis zur Vertreibung aus Nauvoo gelebt; dann verließ er

Digitized by Google

alles, leitete die Auswanderung westwärts, und kam mit den ersten Ansiedlern im September 1847 in Utah an. Seitdem war er drei Jahre lang auf einer Mission in England abwesend gewesen, und kannte nun dieses Land fast so gut wie ich selbst. In all seinem Thun fand ich einen streng ehrenhaften Mann in ihm, obgleich er zu sehr Yankee war um nicht auch seine Handelsgeschäftchen zu machen; wenn man sich jedoch seiner Redlichkeit anvertraute, nahm er keinen Vortheil. Ihn einen musterhaften Gatten nennen zu wollen, möchte lächerlich klingen; allein er hatte wenigstens gut gewählt, und nicht ohne seine Augen auf Schönheit zu richten; auch unterliegt es keinem Zweifel daß er ein zärtlicher Vater war — keines seiner zwölf Kinder konnte sich über Vernachlässigung beklagen. Ja ich darf hinzusetzen: er war durchaus gutherzig und gastfreundlich, und etwa drei- oder vierundvierzig Jahre alt. Seine erste Frau war fünf oder sechs Jahre jünger, und aus demselben Theil des Landes wie er selbst. Sie sprach mit mir oft über ihr früheres Leben in Neu-England, wo sie Baumwollspinnerin war,[1] und einiges Geld erspart hatte ehe sie heirathete. Sie wurde die Frau eines Neu-England-Farmers, mußte Küche und Geflügel, Pfirsich- und Aepfelgarten besorgen, und Cyder und Ahornzucker bereiten. Vielleicht hatten diese Zeiten, so glücklich sie ihr schienen, auch ihre Mängel. Sie erzählte mir ferner wie sie und ihr Mann sich Nachts hinsetzten und Mormonenbücher und die Bibel laien bis sie glaubenssicher wurden; wie dann ihre Familie sie verstieß, aus Verdruß darüber daß sie das erste getaufte Mormonenweib in diesem Districte war; und wie sie nach jahrelanger Entfremdung mit den ihrigen nur zusammen kam um sich von neuem und auf ewig von ihnen zu trennen, nachdem sie ihr alle möglichen Anerbietungen, sie von der Reise an den Salzsee abzuhalten, gemacht hatten. Vergeblich; sie trat die lange, lange Reise über die Prairien an, gieng auf derselben an Erschöpfung fast zu Grunde, und begann dann ihr neues Leben am Salzsee. Hier fiel der Schleier: ob ihr die Anwesenheit einer zweiten Frau Kummer machte, davon ließ sie mich nichts merken, und würde es wohl auch nicht gethan haben, selbst wenn ich darnach gefragt hätte; doch ich bin kein Inquisitor. Einigemal sagte sie: „dieß war ehe Lizzy (die dritte Frau) kam" — doch nur als Datum. Wann die zweite Frau eintrat erfuhr ich nie; es geschah indeß, wie es scheint, unmittelbar vor oder gerade nach der Reise an den Salzsee; sie hatte diese, deren frühere Freundin sie war, unterwegs gepflegt, und da beide aufrichtige Mormonen waren, wurde das Gefühl der Bitterkeit, wenn es je bestand, dadurch vielleicht in etwas gemildert. Letztere gehörte zu denjenigen die um des Glaubens willen viel aufgegeben hatten: sie hatte Gatten, Kind und Heimath verlassen. Dieß würde natürlich niemand billigen, allein man darf nicht vergessen daß in Amerika Scheidungen aus sehr geringfügigen Ursachen stattfinden. Sie war eine Strenggläubige, und ihr Mann hatte sie am Uebertritt zu den Mormonen verhindern wollen. Möglicherweise hätte sie schon aus diesem Grund eine Scheidung erlangen können. Sie sprach indeß von ihrem ehemaligen Mann weder mit Haß noch mit Achtung, und ohne Zweifel waren Streitigkeiten ihrer Trennung voran gegangen. Sie gab zu daß er ein ehrlicher Mann gewesen, daß er aber seine Ohren dem Glauben verschlossen habe. Von ihrem „Buben" sprach sie zu wiederholtenmalen, und gern, und berechnete wie alt er sey, wenn er noch lebe — ach, daran zweifelte die Mutter! — seit mehr als acht Jahren hatte sie ihn nicht mehr gesehen, noch irgend etwas von ihm gehört: immer aber baute sie noch Luftschlösser für ein dereinstiges Wiedersehen, dann nämlich, wenn einmal die Stille-Meer-Eisenbahn am Salzsee vorbeigehe: sie hoffte er werde sie dann noch kennen — oder sich wenigstens erinnern wie seine Mutter aussah. „Lizzy," die dritte Frau, war sehr hübsch, und, obgleich sie ein nahezu vier Jahre altes Mädchen hatte, kaum selbst vollaufgeblüht. Sie war eine Engländerin aus Bedfordshire, allein schon so jung nach Nauvoo gebracht worden daß man sie thatsächlich für eine geborne Mormonin betrachten kann; sie hatte im fünfzehnten Jahr, fast gleich nach ihrer Ankunft am Salzsee, geheirathet. Die andern machten sich zuweilen lustig über sie, weil sie so jung ins häusliche Leben eingetreten war, und sprachen mir mehr als Einmal von ihrer „mädchenhaften Artigkeit." Trotz dem war sie gewiß die strengste Mutter von allen, konnte aber dessen ungeachtet, wie alle jungen Mütter, aufs unverdrossenste ihr krankes Kind pflegen, und stundenlang neben seinem Bettchen sitzen und mit ihm über seine Leiden weinen. Die vierte Frau war ebenfalls sehr hübsch, erst siebenzehn Jahre alt, eine Base ihres Mannes und noch nicht lange verheirathet; sie ist der Liebling aller ihrer Adoptiv-Kinder, unendlich nachsichtig gegen sie, und war zuvor vielleicht Gespielin derselben: „Gib mir zu trinken, Liddy." — „Stoß mit mir an, Liddy." — „Willst du mir nicht mein Kleid flicken, Liddy?" erschallte es ununterbrochen in diesem Haushalt. Die Kinder gaben ihr nie den Namen Tante, wie den andern; denn bei den Mormonen gilt, wie gesagt, der Grundsatz daß alle Frauen Schwestern sind. Auch besteht zwischen diesen Frauen und ihren Kindern, meinen Beobachtungen nach, wirklich gegenseitige Liebe, und die Anhänglichkeit der Kinder ist so groß wie sie nur immer wirklichen Tanten gegenüber seyn kann. Wollten die Kinder sich mit Spiel unterhalten, so versammelten sie sich stets in Tante Elisabeths (der ältesten Frau) Zimmer, die hinsichtlich des „Gewolters" weniger spröde war als die andern, und bei der es lange dauerte bis ihre Drohungen in Ausführung gebracht wurden; sie war außerdem so ungemein freundlich gegen die Kinder, daß sie einen fast zauberhaften Einfluß auf sie besaß. Kinder welche krank waren oder nicht schlafen konnten, wurden, als der besten Helferin, zu ihr gebracht; denn wie eine Henne nahm sie sich gleichzeitig der eigenen und der fremden Brut an. Sie besaß sechs eigene Kinder, ein Ueberrest von elf; zwei derselben waren beinahe erwachsen. Ich betrachtete es als ein gutes Zeichen der Familien-Eintracht daß ihre ältesten Knaben die jungen Halbbrüder und Halbschwestern beaufsichtigten. Die Frauen lebten zwei und zwei, im Arbeitszimmer nämlich, da nach mormonischem Gesetz jede Frau ihr abgesondertes Schlafzimmer haben muß — die älteste und die jüngste zusammen: ob aus größerer Sympathie oder nach dem mathematischen Lehrsatz: daß das Product der beiden Aeußersten gleich sey dem Product der Mittlern, muß ich dahin gestellt seyn lassen, obgleich letzteres mit der Wahrheit ziemlich übereinstimmte; sie theilten sich in die Haushaltung nahezu gleich, giengen auch be-

[1] Die amerikanischen Baumwollspinnerinnen dürfen nicht mit den europäischen Fabrikmädchen verwechselt werden, während diese gar häufig sich nicht sehr vortheilhaft in weiblichen Tugenden auszeichnen, sind jene so reinliche, muntere gewandte und niedlich aussehende Dingerchen als man es nur immer wünschen mag.

Digitized by Google

ſtändig von Zimmer zu Zimmer, und ſpeiſten während meiner Anweſenheit alle beiſammen."

Nach dieſem Blick in das Innere des Haushalts eines Mormonenheiligen dürften unſern Leſern ein paar Worte über den Oberprieſter der Mormonen, der faſt unumſchränkter Herr iſt, ebenfalls nicht unangenehm ſeyn. Brigham Young, der gegenwärtig dieſe Stelle bekleidet, iſt ein Mann von mittlerer Größe, etwa 45 Jahre alt, und ſein Geſicht zeugt für einen ſtarken gemeinen Menſchenverſtand. Als man im Gebet von ihm als dem „Propheten und Offenbarer" ſprach, ſuchte ich, obgleich vergeblich, ein Zeichen der Verachtung in ſeinem Geſichte zu erblicken. Nach der Predigt ſprach er ſelbſt einige Minuten lang; er klagte darüber daß die Männer ohne hinlänglichen Grund in ſein Haus kämen, daß die Weiber es ebenſo machten, nach der Schweſter Young (nach welcher?) fragten, ſein Hausweſen muſterten, und ſo Schaden ſtifteten: er habe Hemden verloren, und ſeinen Frauen ſeyen Kleidungsſtücke abhanden gekommen. Es gebe geräumige Bureaux zu Geſchäftsverhandlungen; dahin könnten Fremde kommen; Freunde ſehe er ſtets gern bei ſich, allein er wünſche allen Anweſenden jetzt die Warnung zu ertheilen daß er von London ein neues Paar Stiefel mit beſonders ſtarkem Obertheil erhalten, und er werde ſich keine Gewiſſensbiſſe daraus machen ſie gegen Eindringlinge zu gebrauchen. Dann kam er — ich weiß nicht mehr wie — auf die Inſpiration und den Unglauben der Amerikaner an Geſichte und Geiſter zu ſprechen, und bemerkte unter anderm: „Gott habe die Amerikaner ihrer Kleingläubigkeit wegen mit geiſtiger Blindheit geſchlagen, ſo daß ſie die Lüge für Wahrheit hielten, diejenigen welche Joſeph verwarfen, würden jetzt mit böſen Geiſtern überſchwemmt." Damit ſchloß er. Letztere Bemerkung verſtand ich damals nicht; man ſagte mir indeß, ſie enthalte eine Anſpielung auf das Tiſchrücken. Die Mormonen ſelbſt beziehen ſie auf das Wirken der böſen Geiſter, welche die Erlaubniß erhalten hätten, ja ſelbſt ausgeſandt ſeyen, um die „ſectireriſche Welt zu berücken." Die früheren Bemerkungen Brigham Youngs ſind eine charakteriſtiſche Probe ſeiner Beredſamkeit: er ſchmeichelt dem Volke nie, und äfft auch nie Miene und Sprache eines Propheten nach. Beides wäre ohne Erfolg; die Mormonen lieben „glatte Schmeichelreden" nicht, und würden aus der Ziererei Argwohn ſchöpfen. Er bedient ſich einer ziemlich groben und gemeinen Sprachweiſe, und läßt nur hin und wieder ſeine ſelbſtbewußte Ueberlegenheit durchblicken, in Redensarten wie die folgende: „Von dieſen Dingen zu ſprechen, iſt unter meiner Stellung und meinem Amte; allein die Leute ſind ſolche Tölpel und Narren, daß ich es thun muß." Seine Schlauheit und Thatkraft eignet ihn vollkommen zum Oberhaupt dieſer Menſchen, wiewohl er keineswegs der einſichtsvollſte und beredteſte in der „Kirche" iſt.

Der Nizam-Staat.

(Aus Thornton's Gazetteer of India.)

Wollte man die Geſchichte der zu den Beſitzungen des Nizam gehörenden Länder nach den älteſten der Benützung offen ſtehenden Quellenſchriften ſchildern, ſo würde dieß einen Raum erfordern wie er uns in unſern Blättern nicht zu Gebot ſteht; wir müſſen uns daher auf einen kurzen Abriß aus den neuern Zeiten beſchränken. Der Nizam ſelbſt leitet ſeine Autorität von einem Häuptling mit Namen Azof Dſchah her, welcher unter Aurengſeb eine hohe Befehlshaberſtelle bekleidete, und, während er dem Namen nach dieſem Monarchen Gehorſam leiſtete und als Vicekönig die Regierung des Deccan führte, ſich thatſächlich als unabhängiger Fürſt daſelbſt feſtſetzte. Dieſer Häuptling, bekannt als Nizam-ul-Mulk (Ordner des Staats), ſtarb im Jahr 1748 in einem Alter von mehr als hundert Jahren, und ſeine Nachkommen machten ſich das Nachfolgerecht in ſeine Gewalt und Autorität aufs bitterſte ſtreitig. Die begünſtigtſten Prätendenten waren zwei. Einer von dieſen, Naſir Dſchang, der zweite Sohn des verſtorbenen Herrſchers, war an Ort und Stelle als ſein Vater ſtarb; er bemächtigte ſich ſofort des Schatzes, gewann die Unterſtützung des Heeres, und verbreitete, um ſeinen Anſprüchen einen ſicherern Boden zu ſchaffen, das Gerücht von der Verzichtleiſtung ſeines ältern Bruders auf das Nachfolgerecht. Der andere, Mozaffer Dſchang genannt, war ein Enkel Nizam-ul-Mulks, von einer Lieblingstochter dieſes Häuptlings, und ihm ſoll die Nachfolge teſtamentariſch zugeſprochen worden ſeyn. Jeder dieſer beiden Thronbewerber hatte das Glück ſich die Gönnerſchaft und Unterſtützung einer der beiden europäiſchen Mächte zu ſichern welche damals die Laufbahn ihres Streits um die Obmacht im Morgenlande begannen; die Engländer nahmen ſich der Sache Naſir Dſchangs, die Franzoſen der ſeines Nebenbuhlers Mozaffer Dſchang an; ſehr bald aber veranlaßten die zwiſchen dem Befehlshaber und ſeinen Officieren ausgebrochenen Zwiſtigkeiten die Zurückziehung der franzöſiſchen Truppenmacht aus dem Felde, und Mozaffer Dſchang, ſeiner Stütze beraubt, wurde der Gefangene Naſir Dſchangs. Auch zwiſchen letzterem und ſeinen engliſchen Verbündeten erhoben ſich Weiterungen, ſo daß er ſeine Hülfstruppen gleichfalls verlor. Naſir Dſchang ergab ſich nun dem Müßiggang und Sinnengenuß; der größere Theil der Officiere ſeines Heers fiel, von den Franzoſen verführt, von ihm ab, und er ſtarb durch die Hand eines derſelben in einem Zuſammenſtoß mit einem franzöſiſchen Truppencorps, das zum Angriff auf ſein Lager zuſammengezogen worden war. Mozaffer Dſchang war nun der unbeſtrittene Vicekönig des Deccan, übte indeſſen ſeine Autorität unter der Oberaufſicht des franzöſiſchen Befehlshabers Dupleix aus, deſſen Wille ſein oberſtes Geſetz war. Allein Mozaffer Dſchang ſollte ſich ſelbſt des Scheins der Macht nicht lange erfreuen. Er fiel in einem Treffen mit einigen pataniſchen Häuptlingen, welche, nachdem ſie ihm auf den Thron verholfen, ſich in dem Betrag der Belohnung, auf die ſie durch ihre Dienſte ein Recht zu haben glaubten, getäuſcht fühlten. Man ſuchte einen neuen Inhaber für den erledigten Herrſcherſitz, und die Franzoſen wählten, mit Uebergehung eines noch im Kindesalter ſtehenden Sohns Mozaffer Dſchangs, einen Bruder Naſir Dſchangs zum Herrſcher von Deccan. Bald darauf tauchte indeß ein neuer

Prätendent in der Person Ghasi-eddins, des ältesten Sohns Nizam-ul-Mulks, auf, welcher an der Spitze eines großen Heers nach Aurengabad verrückte, um das Recht auf welches Nasir Dschang angeblich verzichtet haben sollte zu behaupten. Salabut Dschang rüstete sich, von den Franzosen unterstützt, zum Widerstand; allein der zwischen den Brüdern drohende Streit wurde durch den plötzlichen Tod des ältern, Ghasi-eddins, der durch Gift aus der Welt geschafft worden seyn soll, abgewendet, und obgleich die Mahratten, von denen er unterstützt worden war, die Feindseligkeiten auf eigene Faust und für eigenes Interesse fortsetzten, so machten doch ihre beständigen Unfälle sie geneigt, den Vorschlägen sich aus dem Kampfe zurückzuziehen unter den gewöhnlichen Bedingungen Gehör zu schenken. Engländer und Franzosen aber setzten den Kampf um Macht und Einfluß im Deccan fort; allein die letztern wurden durch die Gefahr für ihre eigenen Besitzungen gezwungen der Unterstützung Salabut Dschangs zu entsagen, der, solchergestalt geschwächt, und überdieß mißtrauisch gegen seinen jüngern Bruder, Nizam Ali, ein Uebereinkommen abschloß, in welchem er versprach die Franzosen aus seinem Land und Dienst zu entlassen und auf alle Verbindung mit denselben zu verzichten. Im Jahr 1761 wurde dieser schwache Fürst von seinem jüngsten Bruder, Nizam Ali, entthront, welchen er, dem Rathe der umsichtigsten seiner französischen Rathgeber zuwider, zur Macht erhoben hatte, und der diese nun dazu benützte sich an die Stelle seines Wohlthäters zu setzen. Zwei Jahre später gieng er in der Dankbarkeit gegen seinen Bruder sogar so weit, daß er ihn hinrichten ließ. Im Jahr 1765 verheerte er das Carnatic, und ließ sich auf seinem Zug eine alle Gränzen des Nothwendigen weit überschreitende Grausamkeit zu Schulden kommen; bei Annäherung eines brittischen Truppencorps zog er sich jedoch zurück. Immer aber noch suchte die brittische Regierung sich auf einen bessern Fuß mit ihm zu stellen, theils weil sie für die Zukunft von seiner Seite Feindseligkeiten im Bunde mit andern eben so gewissenlosen Machthabern wie er selbst fürchtete, theils weil sie seine Mitwirkung zur Beibehaltung eines unter dem Namen der nördlichen Circars bekannten Seebezirks zu erlangen wünschte. Dieser Bezirk war nämlich früher im Besitz der Franzosen gewesen, jetzt aber von den Engländern besetzt, welche ihr Recht durch einen Ferman des Kaisers gekräftigt hatten.

Nizam Ali war in Geldverlegenheiten (eine Krankheit an welcher der Heiderabad-Staat bis auf die gegenwärtige Zeit noch leidet); im Jahr 1766 wurde daher ein neuer Vertrag abgeschlossen, der für beide Parteien nicht unannehmbar war, und in welchem sich die ostindische Compagnie verbindlich machte: „ein Corps ihrer Truppen bereit zu halten um die Zwistigkeiten der Regierung Sr. Hoheit, in allem was recht und geeignet ist, zu schlichten;" dieses Corps aber sollte zurückgezogen werden können, wenn ihre eigenen Besitzungen, oder der Friede und die Ruhe des Carnatic, gefährdet wären; auch wolle sie, in Berücksichtigung der freien Ueberlassung der Circars, jedes Jahr in welchen der Beistand ihres Truppencorps nicht erforderlich seyn sollte, eine Summe von fünf Lak Rupien bezahlen. Noch andere Bestimmungen wurden getroffen: darunter eine welche das „Lebensrecht" Bazalut-Dschangs, eines Bruders Nizam Ali's, in einem der Circars wahrte, jedoch unter der Bedingung seines guten Betragens. Die Hülfe der brittischen Truppen wurde denn auch, den Bestimmungen des Vertrags gemäß, dem Nizam Ali angeboten, um ihn in den Stand zu setzen gegen Heider Ali Chan, dessen Macht damals in raschem Steigen begriffen war, einzuschreiten; nach vielem Schwanken aber zog Nizam Ali die Vereinigung mit diesem Abenteurer vor. Die Verbündeten waren indeß unglücklich, und der Nizam sah sich in die Nothwendigkeit versetzt um Frieden zu bitten, der denn auch im Jahr 1768 durch einen neuen Vertrag abgeschlossen wurde. Dem sechsten Artikel desselben zufolge sollten die ostindische Compagnie und der Nabob von Carnatic (der in diesem Vertrag mit inbegriffen war) stets bereit seyn zwei Bataillone Sipahis und sechs von Europäern bediente Kanonen abzusenden, so oft der Nizam sie fordere und die Lage der Dinge die Gewährung eines solchen Beistands gestatte; der Nizam werde, so lange eine solche Truppenmacht in seinem Dienst stehe, die Kosten derselben bezahlen. Im Jahr 1782 starb Bazalut Dschang; allein die Compagnie kam erst im Jahr 1788 in den Besitz des Circar. Der Peischcusch, oder die dem Nizam auf Rechnung der Circars zu machende Zahlung, war rückständig geworden, und wurde erst in einer späteren Zeit berichtigt. Nachdem diese Angelegenheiten endlich geordnet waren, schrieb der brittische General-Statthalter, Lord Cornwallis, im Jahr 1789 einen Brief an den Nizam, worin er den Vertrag von 1768 erläuterte und interpretirte, die Abschließung eines neuen Vertrags aber, wie ihm angerathen worden war, ablehnte. Dem Inhalt dieses Schreibens des Generalstatthalters trat später das Haus der Gemeinen durch einen förmlichen Beschluß bei, worin erklärt wurde: dieses Schreiben solle die volle Kraft eines in gehöriger Form ausgeführten Vertrags haben. Der Generalstatthalter genehmigt darin daß das im sechsten Artikel des Vertrags von 1768 stipulirte Armeecorps bewilligt werde, so oft man darum nachsuche, vorausgesetzt jedoch daß man es nicht gegen eine mit der Compagnie im Bündniß stehende Macht verwende. Im folgenden Jahr wurde, beim Ausbruch des Kriegs mit Tippu, dem Sohne Heider Ali's, ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen dem Nizam, dem Peischwa und der brittischen Regierung abgeschlossen. Tippu erkaufte den Frieden mit dem Opfer der Hälfte seiner Besitzungen, und der Nizam hatte keine Ursache mit seinem Antheil an der Beute unzufrieden zu seyn. Als später der Nizam in einen Krieg mit den Mahratten verwickelt wurde, nahm er den Beistand der englischen Regierung, den mit ihm bestehenden Beziehungen gemäß, in Anspruch; allein der Generalstatthalter Sir John Shore verweigerte denselben, und so sah sich der Nizam gezwungen mit seinem Feind einen schmachvollen Frieden einzugehen. Diese Weigerung Sir Johns und ihre Folgen erbitterten den Nizam dergestalt, daß er verlangte die zwei in seiner Hauptstadt als Hülfscorps stehenden Bataillone sollten zurückgezogen werden, und daß er seine Sicherheit in der Unterhaltung einer Abtheilung Franzosen suchte, welche indeß, den Bestimmungen eines im J. 1798 unter der Verwaltung des Grafen v. Mornington, spätern Marquis v. Wellesley, der dem französischen Einfluß in Indien ein Ende machen wollte, abgeschlossenen Vertrags gemäß bald wieder entlassen wurden. Durch diesen Vertrag ward ein auf 6000 Mann Sipahis vermehrtes Hülfscorps, mit der angemessenen Anzahl von Feldgeschützen, dem Nizam zur Verfügung gestellt. Beim Fall Tippu Sultans und der Vernichtung des Staats Seringapatam gewann der Nizam, kraft des Theilungsvertrags von 1799, einen großen Gebietszuwachs, der durch den Rücktritt des Peischwa vom Vertrag noch ver-

Digitized by Google

mehrt wurde. Im Jahr 1800 wurde die Hülfsmacht beim Nizam abermals verstärkt, und die Geldzahlung für deren Unterhaltung in eine Gebietsabtretung umgewandelt. Das hiefür abgetretene Gebiet bestand aus den Erwerbungen welche dem Nizam, kraft des im Jahr 1792 zu Seringapatam und des im Jahr 1799, nach der Vernichtung von Tippu's Macht und Regierung, abgeschlossenen Vertrags von den Besitzungen Tippu's zugewiesen worden waren. Auf solche Art sicherte sich der Nizam die künftige Vertheidigung seiner Person und seines Staats ohne alles Opfer an Geld oder irgend einem Theil seiner ursprünglichen Besitzungen, da das zur Bezahlung des Hülfscorps angewiesene Gebiet unter dem Schutz und Einfluß einer Macht erworben worden war, die es sich zur Aufgabe machte seine Autorität, durch Mittel die sie selbst ihm zur Verfügung stellte, aufrecht zu halten. Im Jahr 1804 erhielt der Nizam, nach Beendigung des ersten Mahrattenkriegs, eine weitere Gebietsvergrößerung, und nach dem Schlusse des zweiten, im Jahr 1817, fanden zwischen ihm und der ostindischen Compagnie einige Austauschungen statt, von welchen die einen der gegenseitigen Bequemlichkeit wegen, die andern um den Wünschen des Nizam zu willfahren, vorgenommen wurden. Die Stellung des Nizam gegenüber der brittischen Regierung ist durch die obenerwähnten Verträge genau bestimmt, und weicht nicht wesentlich von der anderer Staaten ab mit denen England Subsidiar-Bündnisse unterhält. Nizam Ali, dessen im Laufe dieser Erzählung keineswegs ehrenvoll Erwähnung geschehen, schloß sein langes, schuldbeladenes Leben im Jahr 1803. Nachfolger war sein Sohn Sicender Dschah, mit welchem die Compagnie alle bestehenden Verträge erneuerte. Seine schwache und ruhmlose Regierung endigte mit seinem Tod im Jahr 1829, worauf sein ältester, aber illegitimer Sohn an die Regierung gelangte, und auch ihm gegenüber die bestehenden Verpflichtungen bestätigt wurden. Die Mißregierung des Landes dauerte unter diesem Fürsten in noch erhöhtem Grade fort. Ein von ihm unterhaltenes Söldnerheer trug nicht nur nichts zum Schutze des Landes bei, sondern wurde der Schrecken der Regierung, wie des Volks. Die Justizpflege, selbst der Schein derselben, war fast unbekannt, dagegen häuften sich Staats- und Privatschulden zu einer ungeheuren Höhe an. Der brittischen Regierung schuldete dieser sorglose Regent einmal an Zahlungsrückständen die Summe von 5—600,000 Pf. St., und da keine Aussicht vorhanden war dem weitern Wachsthum dieser Schuld Einhalt zu thun, so mußte sich der Nizam, um die Sache doch endlich ins Reine zu bringen, zur Abtretung eines Gebietstheils bequemen, dessen Einkünfte nun zur Verminderung der Schuld und zur Unterhaltung seines Militär-Contingents verwendet werden.

Abbé Brasseur de Bourbourg über die frühere Civilisation von Tabasco.

Abbé Brasseur de Bourbourg wird binnen kurzem eine „Geschichte der civilisirten Nationen Mexico's und Central-Amerika's während der Jahrhunderte vor Christoph Columbus" im Druck erscheinen lassen. Die Nouv. Ann. des Voyages sind jetzt schon im Stande aus diesem Werk einige Capitel abzudrucken; wir theilen daher unsern Lesern die auf Tabasco, seine Civilisation und Götterlehre bezüglichen Stellen mit.

Der Staat Tabasco, sagt Abbé Brasseur, ist ein wahrer Freudenort für seine Bewohner, und dennoch ist er nicht gefahrlos für die zum erstenmal dahinkommenden Fremden. Die Zeit der Regen und der Hitze ist auch die der Wechselfieber und der blutsaugerischen Muskitos, besonders an dem Ufer der Lagunen. Allein diese Unzukömmlichkeiten verschwinden, sobald man den Gebirgen nahe kommt; Chiapas bietet in dieser Hinsicht unbestreitbare Vortheile vor dem Gränzdepartement. Dieß hatte der Begründer Palenque's, als er sich entschloß den Sitz seines Reiches an Orten aufzuschlagen wo man noch heute dessen Trümmer bewundert, ohne Zweifel verstanden. Palenque, die erste Stadt welche, wie man sagt, auf nordamerikanischem Boden gebaut worden, erhob sich auf dem Abhang' der Hügel, am Eingang in die steilen Berge von Tumbala', welche unter ernsten und unvorhergesehenen Umständen einen sichern Zufluchtsort bieten konnten. Zu jener Zeit bildete die anliegende, heutzutage von so vielen Bächen und natürlichen Canälen durchschnittene Ebene einen See von beträchtlicher Ausdehnung, der mit den Nebenflüssen des Uzumacinta in das Meer mündete, wie man noch jedes Jahr, wenn die Gewässer im Steigen begriffen sind, sehen kann.

Den unter den Tzendales gesammelten Ueberlieferungen zufolge soll an dieser Stelle, die wir etwas ausführlicher schildern wollen, Votan in Begleitung derjenigen erschienen seyn welche unter seiner Leitung von der Vorsehung bestimmt waren die Gründer der amerikanischen Civilisation zu werden. „Votan, wird gesagt, ist der erste Mensch welchen Gott schickte um diese Länder Amerika's zu theilen und zu vergeben. Diese Theilung deutet entweder auf eine Eroberung oder auf eine Colonisation; wahrscheinlich aber hat man sie unter diesen beiden Gesichtspunkten zu betrachten, da die Theilung des Bodens eine der ersten Bedingungen des Eigenthums und sonach der Civilisation ist. Votan kam also nicht um das amerikanische Festland zu bevölkern. Die Hand der Vorsehung, welche die den Kindern Noahs entsprossenen Völkerstämme auf der Oberfläche des Erdballs zerstreute, welche mit den Samenkörnern der Pflanzenerzeugnisse des indischen Archipels die Malayen auf allen Inseln des stillen Meers sich hatte ausbreiten lassen, hatte durch ähnliche Mittel auch für die ursprüngliche Bevölkerung dieses zwischenoceanischen Festlands gesorgt. Es ist unbekannt bis zu welchem Grad der Barbarei diese Bevölkerung vor der Ankunft Votans heruntergesunken war. Gewiß erscheint nur daß in einem beträchtlichen Theil der Landstriche zwischen der Landenge von Panama und den Gebieten Californiens die Menschen in einer ähnlichen Lage lebten wie die wilden Stämme des Nordens. Von der Natur gebildete Höhlen oder rohe Zweighütten schützten ihre nackten Leiber, und als einzige Kleidung dienten ihnen die Felle des auf der Jagd

Digitized by Google

getödteten Rothwilds. Sie lebten von den Früchten welche die Erde aus freien Stücken hervorbrachte, von den Wurzeln welche sie dem Boden entrissen, und aßen das rohe Fleisch der Thiere.

Es steht indeß sehr dahin ob alle amerikanischen Völkerstämme in diesen Zustand der Entartung herabgesunken waren. Trümmer von kolossalem Umfang, ähnlich den cyklopischen Gebäuden welche man in mehrern Theilen der alten Welt findet, sind auf dem westlichen Continent noch da und dort zu sehen. Es sind rohe, ungeheuer dicke, unregelmäßig und ohne Kitterverbindung übereinander gelegte Steinmassen, welche ein riesenhaftes Mauerganzes bilden. Keine Erinnerung, keine Sage weiß jetzt mehr anzugeben welchen Völkern diese Denkmäler ihr Daseyn verdanken; [1] und doch kann man sie nur einem, den wilden von Votan der Civilisation gewonnenen Völkerschaften überlegenen, kriegerischen Menschenschlag zuschreiben. Vielleicht existirte dieses Menschengeschlecht zu derselben Zeit wie dieser Gesetzgeber, durch welchen es besiegt oder in das Innere der Gebirge, wo wir diese interessanten Ueberreste in Augenschein genommen, zurückgedrängt worden ist. [2]

Das Dunkel in welches die Geschichte Votans gehüllt ist, gestattet keine befriedigende Kenntniß dieses geheimnißvollen Mannes; dessenungeachtet läßt sich an der Wirklichkeit seiner Existenz nicht zweifeln; bei der doppelten Gestalt in welcher die Ueberlieferung ihn darstellt, möchte man indeß zuweilen glauben es habe mehrere Votan gegeben, oder als sey dieser berühmte Name als Ruhmestitel andern Männern, die nach ihm auftraten und sich der öffentlichen Dankbarkeit ebenfalls würdig erwiesen, beigelegt worden. Bei mehrern Nationen unter dem Namen „Herz des Volks“ oder „Herz des Reichs“ angebetet, erscheint Votan bald als ein über die Menschheit erhobenes mythisches Wesen, an welches die Urvölker in ihren religiösen Speculationen ebenso glaubten wie an einen nothwendigen Vermittler zwischen dem Menschen und der Gottheit, und einen Repräsentanten ihrer Weisheit und ihrer Macht; bald ist er ein Fürst und Gesetzgeber welcher die wilden Stämme Amerika's der Barbarei entreißt, und sie in den Gesetzen, der Religion, der Regierungskunst, dem Ackerbau und den Künsten unterrichtet.

Die Aehnlichkeit welche man in den tzendalischen, quichéischen und mexicanischen Ueberlieferungen zwischen den unter den verschiedenen Namen Votan, Cucumatz, Gukulcan und Quetzalcohuatl [3] findet, möchte uns glauben lassen daß diese verschiedenen Benennungen ursprünglich allein in einem und demselben Mann ihren Vereinigungspunkt hatten. Die Vergleichung aller dieser Sagen veranlaßt uns dennoch zur Annahme zweier derartiger Männer, eines Votan und eines Quetzalcohuatl, da die Namen Cucumatz und Gukulcan eine vollkommen identische Bedeutung mit letzterm haben.

Wie dem auch seyn mag, so viel ist gewiß daß von ihnen, Helden, Priestern, Gesetzgebern oder Kriegern, Centralamerika die Elemente jener Gesittung erhielt welche ihre Nachfolger zu einem so hohen Grad der Vollkommenheit auszubilden verstanden. Die Kenntniß eines Gottes, des einigen Schöpfers Himmels und der Erde, scheint einer der ersten Lehrsätze gewesen zu seyn die sie den eroberten Völkerschaften einprägten; allein in den auf uns gekommenen Ueberlieferungen wird der Name des Gesetzgebers oft mit dem der Gottheit vermengt, und bei dem symbolischen Dunkel in das die Urgeschichte gehüllt ist, wird der Name desjenigen welcher die Amerikaner zu einem neuen Leben wiedergebar, indem er sie dem Zustand der Wildheit entzog, absichtlich mit dem Vater und Schöpfer des Weltalls gleichbedeutend gebraucht. Nach dem Geständniß der mit der Geschichte der alten amerikanischen Nationen sich beschäftigenden Schriftsteller gab es, zur Zeit als die Spanier ihren Fuß auf den Boden des westlichen Continents setzten, kein einziges amerikanisches Volk welches nicht das Daseyn einer obersten Gottheit, eines Schiedsrichters des Weltalls, gekannt hatte. Bei der Verwirrung der religiösen Ideen, der unausweichlichen Folge der Unwissenheit und des Aberglaubens, hatte der Begriff eines einigen, immateriellen Wesens, einer unsichtbaren Macht, den Schiffbruch der ursprünglichen reinen Glaubenslehren überlebt. Unter dem Namen „Tloque-Nahuaque“ beteten die Mexicaner denjenigen an welcher der Urquell aller Dinge ist, der sie erhält, sie durch seine Vorsehung unterstützt, und den sie aus diesem Grunde auch „Ipalnemoaloni,“ d. h. „denjenigen in welchem und durch welchen wir sind und leben,“ nannten. Es war derselbe wie „Hunab-Ku,“ der in der yucatekischen Halbinsel angebetete Alleinheilige, und wie „Hurakan,“ die Stimme welche ruft, das Herz des Himmels, bei den Quiché-guatemalteischen Völkern Mittelamerika's; derselbe endlich wie Teotl, Gott, — ein Name den man in den tzendalischen und mexicanischen Büchern findet.

Dieser „allreine“ Gott, wie er in einem mexicanischen Gebete heißt, war dennoch für den Gedankenkreis des gemeinen Volkes zu hoch. Man erkannte seine Existenz an, und die Weisen beteten zu ihm; allein er hatte weder Tempel noch Altäre, vielleicht weil man nicht wußte wie man ihn darstellen sollte; erst in den letzten Zeiten der aztekischen Monarchie widmete ihm Nezahualcoyotl, König von Tezcuco, einen „Teocalli,“ [4] ohne Standbilder, der auf neun Terrassenreihen, unter Anrufung des „unbekannten Gottes“ errichtet wurde. [5]

Diesem Gott der Götter schrieben die indianischen Nationen die Schöpfung des Weltalls zu. Die quichéischen Geschichten, die uns durch den P. Ximenes erhalten sind, haben das Andenken an ihn bewahrt, und gedenken seiner in Ausdrücken welche der Dichter und Geschichtschreiber der alten Welt nicht unwürdig wären. Allein in diesen durch den Aberglauben entstellten Erinnerungen ist der

---

[1] Trügt uns unser Gedächtniß nicht, so glauben wir in den Reisen Hrn. A. d'Orbigny's nach Peru gelesen zu haben daß er in jenen Gegenden Denkmäler derselben Art gesehen hat.

[2] Die von uns gesehenen cyklopischen Trümmer liegen etwa acht französische Stunden nördlich von Guatemala, auf den hohen Gebirgen welche die Zugänge zum Motagua beherrschen, in den Ländereien der Hacienda del Garrital, und nehmen einen ansehnlichen Flächenraum ein.

[3] Gue oder cue ist in der Quiché-Sprache der edle Vogel welchen die Mexicaner Quetzal nennen. Cumatz bezeichnet Schlange, gerade wie das mexicanische Wort Cohuatl. In der Maya-Sprache Yucatans findet man den nämlichen Sinn eben also wieder in dem Wort cuculcan; alle drei bedeuten eine befiederte oder mit Federn bedeckte, oder aber auch eine mit den Federn des Quetzal gezierte Schlange.

[4] Teocalli ist zusammengesetzt aus teo, Gott oder göttlich, und aus calli, Haus; d. h. also Gotteshaus, ein Name welchen die Mexicaner ihren Tempeln gaben.

[5] Der unbekannte Gott des großen Astrologen Nezahualcoyotl steht in großem Verdacht nichts anderes gewesen zu seyn, als die Sonne. A. d. R.

Digitized by Google

„Schöpfer“ faſt nie allein. Merkwürdigerweiſe hingegen wird er oft als eine Dreieinheit dargeſtellt, an die ſich mehrere Untergötter anſchließen, welche in Wirklichkeit nichts anderes als die erſten vergötterten Helden und die Urgeſetzgeber der amerikaniſchen Erde ſind. Wir wiederholen was wir oben geſagt: die Darſtellung des Schöpfungswerks ſcheint, obſchon in ſehr fern gelegener Zeit, abſichtlich in die Geſchichte der erſten Perioden der Civiliſation verflochten worden zu ſeyn. Aus der geheimnißvollen Dunkelheit der quichéiſchen und mexicaniſchen Texte läßt ſich die Hand der Prieſter der Urzeit erkennen, welche den Schleier des Symboliſmus über den heiligen Urſprung, dem ſie ihre Macht verdanken, herabzogen.

Im Anfang wird die Gottheit noch auf unmittelbare Weiſe genannt; ſie erſcheint in ihren Werken, beſonders in der Schöpfung des Weltalls, deren Schilderung wirklich etwas ſtaunenerregendes hat. „Als alles was am Himmel und auf Erden geſchaffen werden ſollte,“ ſagt die heilige Ueberlieferung der Quichés, „vollendet war, indem der Himmel gebildet, ſeine Winkel gemeſſen und abgeſteckt, ſeine Linien und Parallelen auf dem Himmel und auf der Erde an ihre Stellen geſetzt waren, fand ſich der Himmel geſchaffen, und Himmel wurde er genannt von dem Schöpfer und Bildner, von der Mutter und von dem Vater des Lebens und des Daſeyns, von demjenigen durch welchen alles wirkt und athmet, von dem Vater und Erhalter des Friedens der Völker, von dem Vater ſeiner Lehnsmannen, von dem Herrn des Gedankens und der Weisheit, von der Vortrefflichkeit alles deſſen was es im Himmel und auf Erden, in den Seen und auf dem Meere gibt. So hat er ſich genannt als alles ruhig und ſtill, als alles friedlich und ſchweigſam geworden war, als es noch keine Bewegung in der Leere der Himmel gab.“

In der dieſen Worten vorausgehenden Einleitung iſt zum erſtenmal auf das Auftreten der Perſonen hingedeutet welche mit dem höchſten Weſen die Ehren der Göttlichkeit theilen, und unter ſeiner Leitung die ganze Schöpfung ordnen. Allein bei dieſem Ordnungsgeſchäft liegt in den Texteswörtern, in welchen es geſchildert wird, faſt ſtets ein doppelter Sinn: die „Schöpfung und das Leben“ iſt die Civiliſation; das „Schweigen und die Ruhe der Natur vor dem Daſeyn der beſeelten Weſen“ iſt die Stille und Ruhe des Oceans, auf dem man ein Segel wahrzunehmen glaubt das einem unbekannten Lande zuſteuert, und der erſte Anblick der Geſtade Amerika's, mit ſeinen hohen Bergen, ſeinen großen Flüſſen und ſeinen Seen, ſcheint mit dem erſten Erſcheinen des animaliſchen und vegetabiliſchen Lebens auf dem Lande vermengt worden zu ſeyn. Der Menſch ſeinerſeits tritt nun auch auf: er geht aber nicht aus den Händen der Gottheit, ſondern der untergeordneten Schöpfer hervor. Er wird gebildet um denen zu huldigen welche ihn aus dem Koth gezogen: allein dieſe Bildung und Huldigung (cette formation et cet hommage) haben im Quiché-Text den nämlichen Doppelſinn welchen man dieſen Worten im Franzöſiſchen gibt; d. h. er empfängt die erſten Elemente des geſellſchaftlichen Lebens, um ſeinen göttlichen Herren als Zinspflichtiger zu dienen und ſie zu nähren. [1]

Dieſe treten anfangs mit dem generiſchen Titel von Schöpfern und Bildnern, von Zeugern und Vätern auf. „Allein ihre Namen, ſagt der Quiché-Text, ſind „Hunahpu Wuch,“ der Blasrohr-Schütze auf den Raben, „Hunahpu Utiu,“ der Blasrohrſchütze auf den Fuchs, „Zaki Nima Tziz,“ der Groß-Weiße Dornenjäger, [1] „Tepeu Gucumatz,“ der Herr des Berges, Schlange mit grünen Federn, das Herz des Sees, das Herz des Meers, der Herr der azurnen Oberfläche [2] — ſo nennt und bezeichnet man ſie alle zuſammen. Und dieſe hier ſind die Vorfahren und Alten welche genannt werden Epi-Yacoc und Xmucane, [3] die Stützen und Beſchützer, mit der doppelten Benennung Vorfahren und Alte in den Quiché-Geſchichten, zu der Zeit da ſie Rath pflogen über alles was für die Schöpfung und das Leben gethan werden ſollte.“

Die ganze Erzählung, die Aehnlichkeit der Namen und Thatſachen mit denen welche wir in andern der Quiché-Handſchrift analogen Urkunden finden, die Attributionen dieſer verſchiedenen Perſönlichkeiten, die Benennung der Orte wo ſie ſich befanden — alles trägt dazu bei, zu beweiſen daß man ſie unter die erſten Geſetzgeber Amerika's zählen kann. Woher kamen ſie, in welchen Himmelsſtrichen hatten ſie das Licht der Welt erblickt? Der anonyme Verfaſſer der Quiché-Handſchrift beantwortet dieſe Frage folgendermaßen: „Wir beſitzen das „Buch des Raths“ nicht mehr, aus dem man klar erkennen könnte daß man von der andern Seite des Meeres gekommen war, von dem Orte welchen man „Camuhibal,“ d. h. ſchattigen Ort nennt. [4] Dieſe Stelle iſt die einzige genaue welche wir über das Vaterland der erſten Geſetzgeber auffanden. Man ſieht ſie ankommen; allein man weiß nicht woher ſie kommen; man möchte ſagen, ſie ſeyen auf den Gewäſſern, aus denen ſie, gleich den Gottheiten der altgriechiſchen Mythologie, geheimnißvoll emporzutauchen ſcheinen; ſie landen wie vom Himmel hernieder geſtiegene göttliche Weſen.

„Hier alſo, fährt der Quiché-Text fort, iſt das erſte Wort und die erſte Rede. Es gab weder Menſchen, noch vierfüßige Thiere, noch Vögel, noch Fiſche, noch Krebſe; weder Holz noch Steine; weder Schluchten, noch Thäler, noch Kräuter, noch Wälder; es gab nur den Himmel. Das Bild der Erde zeigte ſich noch

---

[1] Aehnliche Einzelheiten und Vermengungen finden ſich ebenfalls in dem von Don Francisco Ernandez Arana, Fürſten der Abpozotzils, aus dem königlichen Geſchlechte von Guatemala, geſchriebenen Kakchiquel-Manuſcript, das ich (ſagt Hr. Braſſeur) unter dem Titel: „Mémorial de Tecpan Atitlan“ überſetzte. Deßgleichen trifft man ſie im Codex Chimalpopoca, einer in der Nahuatl- oder mexicaniſchen Sprache geſchriebenen Handſchrift, welche ich in Mexico entdeckt habe. Der Unterſchied beſteht nur in den Namen, welche in jede dieſer Sprachen überſetzt ſind. Die Thatſachen ſind durchgehends ganz dieſelben, was ein Beweis für ihre Wahrhaftigkeit und ihr Alterthum zugleich, ſowie für die gemeinſchaftliche Abſtammung der Bevölkerungen Guatemala's und Mexico's iſt.

[1] Dieſer Name weiſt auf die Gewohnheit der mexicaniſchen und mittelamerikaniſchen Indianer hin, ſich mittelſt eines Aloë-Dorns Blut zu entziehen, um es ihren Göttern zum Opfer darzubringen.

[2] Alle dieſe Titel ſcheinen ſich hier mehr auf Gucumatz ſelbſt als auf ſeine Begleiter zu beziehen.

[3] Wir haben bis jetzt keine genügende Etymologie für dieſe beiden Namen finden können. Die Perſönlichkeiten ſpielen in den quichéiſchen Geſchichten dieſelbe Rolle wie Cipactonal und Oxomoco in den mexicaniſchen Ueberlieferungen: allem Anſchein nach ſind ſie die gleichen.

[4] Das Franzöſiſche gibt den Sinn dieſer Worte, wie ſie in der Quiché-Sprache lauten, nur ſehr unvollſtändig. Wir wollen ihn lateiniſch zu geben verſuchen: „Jam non videndus est liber dominorum, in quo videbatur clare transfretavisse ex altero littore maris, quod dicitur obumbraculum, ubi videndum quod dicitur *zak qaslem*.“ Wir haben dieſe Stelle ſo ziemlich Wort für Wort überſetzt. Was die beiden durchſchoſſenen Worte anbelangt, ſo bedeuten ſie buchſtäblich das „weiße oder glänzende Leben.“ Der Sinn weiſt zugleich auf die guten Sitten, die guten Gewohnheiten, eine glückliche Lage, die Geſittung und auch auf die Schöpfung hin.

Digitized by Google

nicht. Es war nur das auf allen Seiten vom Himmel umringte Meer vorhanden: man sah nichts was einen Körper bildete, nichts was vom einen Ort zum andern gieng. Nichts hatte Bewegung, und nicht das geringste Säuseln des Windes regte sich in der Luft. Nichts ließ sich aufrecht stehend sehen: es gab nur ruhiges und friedliches Wasser, nichts als das Meer, welches windstill war. Inmitten dieser Windstille und dieser Ruhe war nur der Schöpfer und der Bildner vorhanden, Tepeu-Gucumatz, in der Dunkelheit der Nacht: es gab nur Väter und Erzeuger auf dem schäumenden Wasser, und sie waren in azurne [1] Gewänder gekleidet, woher diese berühmten Weisen, diese großen Meister der Wissenschaft, den Namen Gucumatz [2] haben. Und ihretwegen besteht der Himmel, und besteht auch das „Herz des Himmels," und dieses ist der Name Gottes. [3]

„Dann kam das Wort zu denen von Tepeu-Gucumatz in den Finsternissen der Nacht; es sprach zu Tepeu-Gucumatz, und sagte zu ihm: „es sey Zeit sich zu berathen, sich zu verständigen, sich zu versammeln, und Raths zu pflegen unter sich, ihr Wort und ihre Weisheit zu einigen, um den Weg zu erhellen und sich gegenseitig zu leiten." Dann sahen sie die Menschen erscheinen: [4] sie unterschieden das was gebildet war, das was bestand, die Wälder, die Lianen, alles was in der Dunkelheit der Nacht aus den Händen des Schöpfers der Himmel Leben und Daseyn erhalten hatte. Und der Name dieses Schöpfers ist „Eine Stimme welche brüllt," Hurakan; das erste ist die Stimme des Donners; das zweite ist der Blitz; der Donnerschlag [5] ist das dritte. Und diese drei sind aus dem „Herzen des Himmels;" sie stiegen herab zu Tepeu-Gucumatz, im Augenblick wo er das Werk der Schöpfung betrachtete, und wie sich die Saaten machen würden, wenn der Tag [6] gekommen wäre, und welche die Diener und Stützen [7] seyn sollten (et comment se feraient les semailles, lorsque le jour serai venu, et qui seraient les serviteurs et les soutiens). [1] „Wisset daß dieses Wasser sich zurückziehen und der Erde, welche überall daseyn und sich setzen soll, Platz machen wird. Es wird Saaten zu bestellen geben, und Licht daseyn am Himmel und auf der Erde; aber noch ist es nicht Zeit daß wir Wesen schaffen, die uns verehren und huldigen. Sie sprachen, und die Erde bestand alsbald ihretwegen. Und wahrlich, es war das Daseyn mit der Erde welches bestand (c'était l'existence avec la terre qui existait). [2] „Erde!" sagten sie, und alsbald bestand die Erde; ähnlich einer Wolke und einem Nebel war ihr Wesen, und ähnlich Seekrebsen, welche sich über das Wasser erstrecken und die man fischen will, erschienen alsbald die Gebirge, die großen Berge welche sich bildeten. [3] Sie machten sie durch ihre geheimnißvolle Kunst, und in einem Augenblick bemerkte man die Berge und die Ebenen, und man sah die Cypressen und die Tannen [4] erscheinen. So ward Gucumatz mit Freude erfüllt: „Gesegnet sey deine Gekommene, o Herz des Himmels! sagte er, o du, Hurakan, o Blitz, o Donnerschlag! Unser Werk und unsere Arbeit werden ihr Ende erreichen." Und zuerst bestand die Erde, und die Gebirge und die Thäler: die Bäche theilten sich, und zogen sich am Fuße der Berge, zwischen den Höhen, schlängelnd dahin; die Gewässer blieben in ihren Gränzen, während die hohen Cordilleren zum Vorschein kamen."

(Schluß folgt.)

---

[1] Das Wort rax im Quiché und im Cakchiquel bedeutet ebenso wohl grün als blau.

[2] Gucumatz, buchstäblich befiederte Schlange, in weiterem Sinn aber Schlange mit glänzenden Farben, grün oder azuren, bekleidet. Die Federn des Guc oder Quetzal haben dieselben beiden Färbungen. Der Sinn des Worts stimmt vollkommen mit dem mexicanischen Quetzalcohuatl überein.

[3] In der Quiché-Sprache wird qahowil für das Wort Gott gegeben. Die spanischen Missionäre übersetzen es fast alle mit dem Wort Götze. Ximenes ist der einzige welcher es manchmal mit dem Wort Gott übersetzt. Der vollständigste Beweis dafür daß „Gott" der wahre Sinn dieses Ausdrucks ist, liegt darin daß in der Cakchiquel-Handschrift oder der Denkschrift Tecpan-Atitlans, die cakchiquel'schen Fürsten von Guatemala den Alvarado, welchen sie für „einen Gott in den Anfängen" hielten, oder dem sie vielleicht schmeicheln wollten, mit „At Qahowil, o Gott!" anredeten. Und Alvarado ließ sich diese Vergötterung gefallen! Das Cakchiquel sagt qahowil statt qahawil, was der Quiché-Sprache angehört.

[4] Dann sahen sie die Menschen erscheinen, ohne Zweifel am Gestade, das, in dem Maß als die Schiffe sich demselben näherten, mehr und mehr sichtbar wurde.

[5] Cakulha, welches in den alten Sprachen des Quiché Donnerschlag bedeutet, besteht aus drei Sylben, cak oder gag, Feuer, ul, kommen, und ha, Wasser, d. h. Cakulha bedeutet buchstäblich das aus dem Wasser kommende Feuer. Für Blitz gibt es mehrere Ausdrücke; der hier sich findende, chipi cakulha, bedeutet so viel als kleiner Donnerschlag; „Donnerschlag" aber, wie wir dieses Wort verstehen, wird durch rara cakulha, rascher Donnerschlag, ausgedrückt. Rax oder raxa bedeutet grün, himmelblau ꝛc. Im figürlichen Sinne hat es auch die Bedeutung rasch, plötzlich. So sagt man rax camic, plötzlicher Tod.

[6] Der Tag, die Weiße, die Morgendämmerung, und in dem hier sehr gewöhnlichen figürlichen Sinn „die Gesittung."

[7] D. h. die Arbeiter, die Proletarier, diejenigen welche durch ihre Arbeit die Götter, die Mächtigen zu ernähren suchen mußten.

[1] Das spanische Original welches wir jetzt durch Dr. Scherzer besitzen, drückt sich anders aus: quien será hecho alimentador y sustentador, dad vuestro voto. (Gebt Eure Stimme wer zum Ernährer und Erhalter erhoben werden soll). Ximenes Origen de los Indios de Guatemala. Vienna 1857 p. 7. A. d. R.

[2] Das Original hat diesen schwerfälligen Sinn nicht, sondern es heißt einfach: de solo dezirlo se hizo la tierra y estuvo su ser formado. (Auf das bloße Wort wurde die Erde geschaffen und ins Daseyn gerufen). A. d. R.

[3] Diese Berge haben in Wahrheit die Gestalt riesenhafter Seekrebse, und der Ausdruck war für Central-Amerika sehr gut gewählt.

[4] Die Cypressen und Tannen sind auf den Gebirgen dieser Landstriche sehr häufig vorkommende Bäume.

Sitten und Gebräuche der Javanen.

III.

Legende vom Watu Gunong.

Es waren zwei Götter, Bruder und Schwester. Ersterer war der ältere und hieß Basa Endara, und die Schwester Dewi (Göttin) Basa Endari. Sie liebten sich gegenseitig, und da sie im Himmel nicht beisammen seyn konnten, so stiegen sie zur Erde auf den (Gunong Alit kleinen Berg), wo sie zwei Töchter zeugten, die Dewi Sinta und Dewi Landep. Als diese erwachsen waren, giengen die Eltern wieder in den Himmel, aber die Töchter verfielen in Elend und fasteten beständig auf dem genannten Berg.

Digitized by Google

Zu jener Zeit lebte ein Pandita (Halbgott), Namens Arſi Gana, den man zu einer Heirath zwingen wollte, und da er ſich hiezu nicht entſchloß, begab er ſich zur Erde und faſtete. Einſt träumte er daß er ſich bei Dewi Sinta und Landep befand, und für beide in Liebe entbrennend, begab er ſich auf die Reiſe um ſie zu ſuchen. Er fand die zwei Schweſtern auf dem Berge Alit. Der Pandita erklärte ihnen ſeine Liebe; doch die beiden Frauen hatten wegen der bereits verblühten Jugend des Pandita keine Luſt ſeinem Verlangen zu willfahren. Da aber ein Mann immer ſtärker iſt als eine Frau, ſo zwang der Pandita die beiden Schweſtern zur Ehe; doch mußten dieſe ſich ſeinen Lüſten zu entziehen. Endlich durch feurige Liebe angetrieben, ſagte der Pandita zu ſeiner Frau Sinta: „Theure Sinta, wenn ich dich nur einmal umarmen könnte, ſo wollte ich ſogleich ſterben; doch du wirſt durch mich einen ſchönen Sohn empfangen, den du Watu Gunong nennen wirſt.“ Als ſie einſt in einen feſten Schlaf verfiel, machte Arſi Gana davon Gebrauch ſeine Luſt zu befriedigen. Er verſchwand in ihrem Körper, und Dewi Sinta wurde ſchwanger. Nach beſtimmter Zeit gebar ſie einen Sohn, den ſie dem Befehl des Pandita gemäß Watu Guneng nannte. Er wuchs ſehr ſchnell heran und aß ungemein viel Reis, wovon er ſich keinen Augenblick enthalten konnte. Als er einſt ſeiner Mutter wieder um Reis läſtig fiel, ſchlug dieſe ihn aus Ungeduld mit dem Reislöffel auf den Kopf, wodurch er ein tiefe Wunde erhielt. Er lief in den Wald, wo ein Geiſt wohnte, der ihm Arzneien gab, wodurch er ſeiner Wunde genaß. Er gieng hierauf von einem Deſſa (Dorf) zum andern, um die Bewohner um Reis zu bitten. Er erhielt auch von jedem eine Gabe, ja die Bewohner der Umgegend brachten ihm Geſchenke nach den von ihm gegründeten Wohnplatz, Namens Sela-gringging. Dieſer Platz wuchs durch die vielen Menſchen, welche ſich um Watu Gunong ſchaarten, zur Stadt heran, ſo daß dieſer ein mächtiger Fürſt wurde.

Es lebte zu jener Zeit zu Tungala ein Fürſt, Namens Arſi Tama Brama Radſcha, welcher hörte daß auf dem Berge Lepit zwei ſehr ſchöne Frauen lebten, welche die Lebensweiſe eines Pandita angenommen hatten, mit Namen Dewi Dari und Dewi Dara. Sie hatten ſchon mehrere Panditas, die um ihre Hand angehalten hatten, zurückgewieſen, und gaben auch dem Arſi Tama eine abſchlägige Antwort. Um weitern Anforderungen zu entgehen begaben ſich beide Göttinen nach Giling Weſi, aber Arſi Tama folgte ihnen auch dahin.

Da träumte einſt Watu Gunong daß er mit zwei ſtarken Männern zu Tiſche ſaß, und zwei Widadari (himmliſche Frauen) ihm zur Seite. Als er erwachte, fühlte er ſtarke Liebe für ſolche Frauen. Deßhalb frug er ſeine Reichsbeamten, welche Auslegung er dem Traume geben könne. Einer von dieſen antwortete: Mächtiger Fürſt! Zu Giling Weſi befinden ſich wirklich zwei Frauen welche als Panditas leben, die aber von einem Fürſten jenes Landes in Obhut gehalten werden. Darauf begab ſich Watu Gunong mit dreihundert Kriegern nach Giling Weſi. Auf dem Wege dahin begegnete er dem Pati (Fürſt) von Giling Weſi, der ihm ſagte daß Arſi Tama bereits mit ſeiner Macht die dortigen Bewohner überfallen und dieſe geſchlagen hätte. Sollte es aber ihm, dem Watu Gunong, gelingen jenen Feind zu tödten, ſo würde er als Belohnung die beiden Frauen erhalten. Watu Gunong zögerte nicht zu dieſer Unternehmung überzugehen, und begann ſogleich ein Gefecht mit Arſi Tama, welches auf beiden Seiten mit Heftigkeit geführt wurde. Endlich erhielt Arſi Tama einen ſo heftigen Fauſtſchlag von Watu Gunong, daß er todt zur Erde fiel.

Der Fürſt von Giling Weſi hörte das Freudengeſchrei des Volkes, wußte es aber nicht zu deuten, und man berichtete ihm irrthümlich daß Arſi Tama im Anzug ſey. Er nahm hierauf in voller Wuth ſein Schwert, und als Watu Gunong herankam, hielt er dieſen für Arſi Tama, und ſchlug mit dem Schwert auf ihn. Watu Gunong aber war unverwundbar, dennoch aber fühlte er Schmerz durch den Schlag, worauf er in Zorn entbrannt dem Fürſten von Giling Weſi beide Arme und Beine abſchlug. Als der Fürſt in Folge ſeiner Wunden ſtarb, ließ ſich eine Stimme vom Himmel hören: Watu Gunong! ihr habt mich mißhandelt, deßhalb werdet ihr einſt auf eben ſo ſolche Weiſe ſterben, der Dewa Djemani wird euch auf ſolche Art tödten.

Watu Gunong wurde hierauf Fürſt von Giling Weſi, und heirathete die beiden Frauen Dewi Dara und Dewi Dari. Beide wurden mehrmals ſchwanger, ſo daß die Zahl der Söhne und Töchter ſich auf 27 belief, und die Zahl der Familienglieder demnach mit Watu Gunong und ſeinen beiden Frauen dreißig war. Eines der Mittel wodurch Watu Gunong ſeine Regierung befeſtigte, war daß er ſeine Söhne an die Spitze ſeiner Truppen ſtellte. Er war ein unternehmender Mann, und ſchlug einſt ſeinen Reichsbeamten vor, innerhalb 40 Tagen eine eiſerne Stadt zu bauen; doch kaum hatte er dieſen Vorſchlag gemacht, als ſich eine Stimme vom Himmel hören ließ daß er dieſes kühne Unternehmen nicht zur Ausführung bringen könne, wenn er nicht aufrichtige Gebete an Batara Guru richtete, und ſich eine geraume Zeit hindurch des Eſſens, Schlafens und der Frauen enthielte. Watu Gunong aber willfahrtete der himmliſchen Forderung, und vollendete die eiſerne Stadt in weniger als ſieben Jahren.

Einſt ſchlief Watu Gunong, während ſeine Frau Dewi Dara ihn lauste. (Solche unäſthetiſche Geſchichten finden ſich freilich in der griechiſchen Mythologie nicht). Da ſah Dewi Dara die Narbe welche dem Watu Gunong durch den einſt von ſeiner Mutter erhaltenen Schlag mit dem Reislöffel zurückgeblieben war. Als er erwachte frug ihn ſeine Gemahlin nach dem Urſprung dieſer Narbe. Er erzählte hierauf das Geſchehene, und Dewi Dara entdeckte dadurch zu ihrem Schrecken daß ſie mit ihrem eigenen Sohn verheirathet war. Denn die Dewi Dara und Dewi Dari waren die zwei Frauen welche einſt auf dem Berge Gunong Alit unter dem Namen Sihta und Landep lebten.

Die beiden Frauen waren über die traurige Entdeckung äußerſt beſchämt und dachten auf ein Mittel ihren Gemahl ins Verderben zu ſtürzen, damit ihre Schande nicht ans Licht käme. Um zu ihrem Zweck zu kommen, ſagten ſie beide daß es ihnen angenehm wäre wenn Watu Gunong eine Widadari zur Gemahlin nehmen wollte. Er ſah nicht daß dieſes zu ſeinem Verderben ihm gerathen würde, und berathete ſich hierüber mit ſeinen Söhnen und Beamten, worauf er ſeinen Sohn Prang Bakat nach dem Himmel ſandte, mit einem Brief an den Gott Sang Jang Giri Nata. In dieſem Briefe ſtanden zwei Räthſel welche Watu Guneng der ganzen Götterverſammlung zur Löſung vorlegte. Das eine der Räthſel lautete: Adikih awo adaka, adaka awo adikih (vom Kleinen kömmt

Digitized by Google

das Große, vom Großen kömmt das Kleine). Das zweite Räthsel bestand darin daß er zwei Vogelköpfe sandte und aufgab man möge bestimmen welcher Kopf vom Männchen und welcher vom Weibchen des Vogels sey. Er machte zum Bedingniß, daß wenn die Götter die aufgegebenen Räthsel nicht lösen könnten, er die Macht haben sollte, alle Götter zu vernichten, dem Sang Jang Giri Nata auf den Thron zu folgen und alle Widadaris als Frauen zu besitzen; doch wenn die Räthsel aufgelöst würden sollte Watu Gunong und sein ganzes Haus vernichtet werden.

Es entstand ein großer Lärm im Himmel. Es ward ruchtbar daß ein Sterblicher seine Mutter und seine Tante geheirathet habe als eben auch der Brief ankam. Der Gott ließ Batara Wisnu rufen, der sich in Verbannung auf der Erde befand. Der Gott Sang Jang ließ Wisnu sagen daß er wieder zurückkehren dürfe wenn er den Watu Gunong tödten wolle. Wisnu löste die Räthsel. Das erste Räthsel ist die Wassermelone Semanka und der Baum Waringin. Erstere ist eine große Frucht und kommt von einer kleinen Pflanze, letztere eine kleine Frucht die aber auf riesigem Baume wächst. Das zweite Räthsel löste er dadurch daß er eine Feder durch die Ohren der Vogelköpfe stach, beim Weibchenkopfe drang die Feder bis zur entgegengesetzten Seite durch, beim Männchenkopfe fand sie größern Widerstand.

Prang Bakat, der Ueberbringer des Briefes, war nicht wenig erstaunt die Räthsel aufgelöst zu sehen, und aus Scham hierüber entfernte er sich ohne Abschied zu nehmen. Alle Götter aber sandten ihm ihren Spott nach. Sang Jang aber gab Befehl zu den Waffen zu greifen und nach Giling Wesi zu ziehen. Watu Gunung saß in der Versammlung mit seinen Söhnen und Reichsbeamten, als Prang Bakat ankam mit dem traurigen Berichte daß die Räthsel gelöst, die Bitte um die Hand der Gattin abgewiesen ist, und daß er selbst kommen müsse wenn er darauf bestehe die Widadari (Sri Sekandi) zur Frau zu erhalten. Watu Gunong, sehr erzürnt, rief aus: kein Fürst weicht von dem einmal gefaßten Entschluß, weßhalb ich den Göttern den Krieg ankündige. Es entstand ein blutiger Krieg für die Menschen, ohne daß jedoch ein Gott umkam, denn diese sind unsterblich. Batara Wisnu konnte Watu Gunong auch nicht des Lebens berauben, da er unverwundbar war. Ein gewisser Semar Petruk aber gab den Rath jemanden zu senden, der auskundschaftete durch welches Mittel Watu Gunong getödtet werden könnte. Es wurde hiezu ein Sohn des Batara Wisnu gewählt, der Wilawuk hieß. Dieser hatte die Künste des Teufels und konnte seine Person verändern, weßhalb er sich nach Giling Wesi in Gestalt einer Schlange begab und in das Bett von Watu Gunong kroch. Da waren auch die beiden Frauen Dewi Dara und Dari, und Watu Gunong rühmte sich daß die Götter ihn nicht bezwingen könnten. Dewi Dari aber frug den Watu Gunong was denn eigentlich seinen Tod verursachen könnte, der Fürst aber antwortete ausweichend: meine Liebste, weßhalb fragst du mich über Dinge die ich geheim halten muß? Wenn ein Mann solche Dinge, die niemals bekannt werden dürfen, einer Frau offenbart, so können die Folgen nur nachtheilig seyn. Die beiden Frauen jedoch, sehr verlangend das Geheimniß zu wissen, sagten: Großer Fürst! Kein Gott kann sich mit dir messen. Wenn du uns aber lieb hast, so offenbare uns das Geheimniß, damit wir ruhig im Gemüthe sind und darüber wachen können daß dir kein Leid geschieht an der Stelle wo du verwundbar bist. Durch die schmeichelhafte Rede der Frauen bewogen, wie dieß öfter geschieht, gab Watu Gunong nach und entdeckte ihr daß sein Tod nur durch das Abschlagen seiner Arme und Beine erfolgen könne, sowie er den ehemaligen Fürst von Giling Wesi auf solche Art getödtet hatte. Auch kann dieses nur an einem „Ankara Kasi" oder Dienstag und zwar zur Zeit wenn die Sonne am höchsten steht geschehen. Sobald Wilawuk dieses vernommen hatte, kroch er in Gestalt einer Schlange aus der Stadt. Wilawuk berichtete dem Batara Wisnu was er vernommen, worauf dieser mit seinen Söhnen auszog um ihn zum zweitenmale zu bekämpfen, und zwar mit dem Erfolge daß Watu Gunong mit seinen Söhnen getödtet wurde. Die Frauen Landep und Sinta weinten sehr als sie die Nachricht vom Tode ihres Mannes und ihrer Söhne vernahmen.

Hierauf sandte Sang Jang Giri Nata den Gott Arsi Narada zu den beiden Frauen, um nach der Ursache ihrer Klage sich zu erkundigen. Sie baten hierauf daß sie mit ihrem Manne Watu Gunong und den 27 getödteten Söhnen in den Himmel möchten aufgenommen werden. Der Gott entsprach ihrem Verlangen und nahm jeden Sonntag einen der Personen im Himmel auf nach ihrem Alter, so daß Watu Gunong zuerst, und zuletzt der jüngste Sohn aufgenommen wurde, worauf die beiden Frauen folgten. Nach dieser Begebenheit ist die Zeitrechnung der 30 Wukus eingesetzt. Eine jede Wuku ist einem andern Gott oder einer Göttin gewidmet, und sie sind unter sich verschieden in Bezug auf das Gelingen verschiedener Unternehmungen, sowie das Schicksal der in einem bestimmten Wuku gebornen Kinder von der diesem Zeitabschnitt vorgesetzten Gottheit regiert wird. Auch hörte ich von unterrichteten Javanen daß sich die Eintheilung der Monate in 30 Tage von der eben erzählten Begebenheit datirt.

Eine Indianerscene im Staate Jowa.

Eines Abends im J. 1834, als ich meine Vermessungen im Staate Jowa beinahe vollendet hatte und schon mit den Vorbereitungen zu meiner Abreise beschäftigt war, entfernte ich mich in langsamen Schritten vom Zelte, in welchem meine Cameraden noch ihrem aus gekochtem Wildpret bestehenden Nachtessen ihre Aufmerksamkeit widmeten, und wandelte gemächlich am Ufer eines Flusses hin, welcher ein fruchtbares Thal durchströmte. Die Sonne stand schon tief im Westen, und ihre Strahlen drangen nur noch durch die Zwischenräume, welche die Aeste und Zweige von Eichen ließen, die schon Jahrhunderte hindurch dem Ungestüm des Wetters Trotz geboten hatten, zum frischen grünen Rasen, welcher sich länge des Waldes dahinzog. Schon suchten die lustigen Waldvögel die Nachtruhe, und man hörte zuweilen nur noch das Knacken dürrer Zweige,

Digitized by Google

welche von den Hufen des dahin eilenden Hirſches zertreten wurden. Die Richtung meiner Schritte außer Acht laſſend, war ich weithin am Ufer des Fluſſes entlang gekommen, und aus meinen Träumereien mich wieder ſammelnd, ſetzte ich mich nun auf einen Baumſtumpf, weil ich von dieſem aus die Gegend überſehen konnte, während dichtes Gebüſch mich den Augen anderer, falls jemand in der Nähe ſeyn ſollte, verbarg. Ich würde ſchwelgend in den Wonnen der Dämmerung vielleicht lange an dieſem Punkte ſitzen geblieben ſeyn, wenn meine ganze Aufmerkſamkeit nicht durch eine Truppe von Indianern in Anſpruch genommen worden wäre, welche am Fluſſe entlang heranahten.

Meine Hand fuhr unwillkürlich nach meinem treuen, nie verſagenden Piſtol, als plötzlich einer von den Indianern aus dem Dickicht in meiner Nähe hervortrat. Die andern folgten ihm ſchnell und eilten mit ihm zuſammen auf einen umgefallenen Baumſtamm zu, der eine Brücke über den Fluß bildete.

Ich erkannte in dem erſten den neuerwählten Anführer des Stammes, welcher die Gegend bewohnte in der ich mich ſeit längerer Zeit aufgehalten. Ich hatte ihn einmal beſucht und war von ihm mit der außerordentlichen Gaſtlichkeit empfangen worden, deren jeder Fremde unter den Indianern ſicher iſt. Sein Geſicht war bunt bemalt, ſein Anzug romantiſch; ſeine Moccaſſins waren mit eigenthümlich gearbeiteten Knöpfchen verziert, und ein herrliches Pantherfell hieng ihm über die breiten, hohen Schultern. Dieß alles ließ in ihm auf den erſten Blick den Anführer erkennen.

Während ſie nun, einer nach dem andern, über den Fluß ſchritten, ſah ich daß ſie alle feſtlich geſchmückt waren. Das ließ ein ungewöhnliches Ereigniß vermuthen. Ich hielt mich verſteckt, bis ſie alle das jenſeitige Ufer erreicht hatten; ſie ſchritten der Wohnung des alten Anführers zu, die, wie ich wußte, in der Richtung die ſie verfolgten lag. Als ſie meinen Augen entſchwunden waren, hörte ich bald Schritte die von hinten zu kommen ſchienen, und kaum war ich in meinen Verſteck zurückgeeilt, als ich einer herannahenden Geſellſchaft von ſechs Perſonen anſichtig ward. Wenige Schritte durch das Gebüſch von mir getrennt, machten ſie Halt. Einer von ihnen redete die übrigen in einem Gemiſch von Indianiſch, Engliſch und Franzöſiſch an, und ich merkte alsbald daß der Redende der Mann ſeyn müſſe von dem ich in der Umgegend ſchon ſo viel gehört, und mit dem ich ſelbſt ſchon mehreremal in kurze Berührung früher gekommen war. Er war der Sohn eines Franzoſen, welcher das Land zuerſt des Handels mit den Indianern wegen bis zu den großen Seen durchforſcht hatte. Seine Mutter war die Tochter des Indianerführers im nordweſtlichen Territorium. In ihm vereinigte ſich die Liſt und Tapferkeit des Indianers mit dem leidenſchaftlichen Ungeſtüm des franzöſiſchen Charakters, und einer unbändigen Rachſucht.

Aus dem was ich von der Anrede verſtehen konnte, entnahm ich daß er eine wahnſinnige Liebe zu der Tochter des alten Häuptlings, die heute oder morgen mit dem neuen Häuptling, den ich kurz zuvor den Fluß überſchreiten ſah, verbunden werden ſollte.

Der Franzoſe hatte ſich vorgenommen daß die Blüthe des Thals, wie das Mädchen genannt wurde, die ſeine werden ſollte. So oft er aber auch durch Liſt mit ihr in Berührung zu kommen gewußt, und ihr in den glühendſten Worten ſeine Neigung bekannt hatte, immer waren ſeine Werbungen vergeblich geweſen und ſeine Anträge mit Verachtung zurückgewieſen worden. Dennoch gab er ſeine Plane nicht auf. Heute, wo ſie ſich mit einem andern verbinden wollte, hatte er ſich entſchloſſen Gewalt zu gebrauchen; denn gehörte ſie einmal dem jungen Häuptling, ſo konnte nur der Tod ſie demſelben entreißen. Die Einzelheiten des Planes konnte ich nicht verſtehen, da er ſeine Gefährten mit gedämpfter Stimme inſtruirte.

Ich ſah einige von ihnen nun den Fluß überſchreiten, und ſehr ſchnell waren auch ſie meinen Blicken entſchwunden.

Im Begriff meinen Verſteck jetzt zu verlaſſen und meine Genoſſen herbeizurufen, hielt mich der Klang menſchlicher Stimmen abermals zurück. Es waren Indianer die zurückgeblieben waren; das geringſte Zeichen meiner Anweſenheit in dieſer Abendſtunde wäre das Signal zu meinem Tode geweſen, denn ich hätte weder den ſchnellen Füßen der Indianer entfliehen, noch mich der Uebermacht mit Erfolg entgegenſtellen können, und wäre ich auch wirklich dem Tomahawk entronnen, ſo hätten ihre vergifteten (?) Pfeile meinem Leben ein Ende gemacht.

Ich ſchlich nun ganz langſam, mich auf die Schärfe meiner Sinne verlaſſend, in der Richtung welche die Indianer eingeſchlagen hatten, vorwärts, indem ich zugleich alles um mich her genau beobachtete. Die Sonne war bereits geſunken, ein prächtiges Abendroth, wie man's nur im Weſten ſehen kann, vergoldete die Gegend, und im Oſten trat der Mond ſeine nächtliche Reiſe an.

In dieſer Betrachtung vernahm ich plötzlich einen grellen, durchdringenden Schrei des Entſetzens; ich richtete mein Auge ſcharf dem Punkte zu, von wo der Laut hergekommen zu ſeyn ſchien, und gewahrte ſofort rothe helle Flammen. Die Rufe wurden immer lauter und kamen immer näher, ich erkannte das Kriegsgeſchrei der Indianer. Die daher Eilenden ſchienen es darauf abgeſehen zu haben, mich zum Centrum ihrer Operationen zu machen. Auf einmal erblicke ich über dem jenſeitigen Ufer den Halb-Indianer, der in ſeinen Armen den wie es ſchien halb bewußtloſen Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft trug.

Zweimal verſuchte er, feſten Fuß auf dem ſchon oben erwähnten, eine Brücke bildenden umgefallenen Baumſtamm zu gewinnen, aber ſehr ermattet, mißlang es ihm jedesmal. Jetzt rief er ſeine am dieſſeitigen Ufer harrenden Bundesgenoſſen zu Hülfe.

Schon hatte einer von ihnen den Stamm betreten, um ſchnell ihm zu Hülfe zu eilen, als er, von einem Pfeile getroffen, ins Waſſer ſtürzte. Kaum war er gefallen, ſo ſprang ein anderer auf den Baumſtamm, aber auch dieſer fiel mit einem durchdringenden Schrei in den Fluß. Nun war der dritte und letzte im Begriff den Rubikon zu überſchreiten; wieder hörte ich das verhängnißvolle Pfeifen eines Pfeils, jedoch der Indianer ſchritt ruhig weiter. Das Geſchoß das ihn verfehlte, war in einen Baumſtamm gefahren, an den ich mich noch vor wenigen Minuten angelehnt hatte. Jetzt hörte man in den nahen Bergen das Echo eines Piſtolenſchuſſes, und in demſelben Moment ſank auch der dritte Indianer von einer Kugel getroffen in die verhängnißvolle Tiefe.

Die Flammen welche an jener Seite wütheten, zeigten mich dem Anſtifter all dieſes Unheils. Er erhob den Tomahawk, um ihn auf mich zu ſchleudern, aber in dieſem Augenblick erſchien der junge Häuptling hinter ihm; indeſſen gelang es der faſt übermenſchlichen Anſtrengung des erſten, mit ſeiner koſtbaren Beute feſten Fuß

auf der unsichern Brücke zu gewinnen. Schon hatte mein Finger den Drücker meiner Pistole berührt, um auf ihn zu feuern, als er den Körper des Mädchens vor sich hielt, um sich zu schützen. Allein es war vergebens, denn obgleich er dadurch meiner Kugel entgieng, warf ihm der junge Häuptling von hinten seinen Tomahawk in den rechten Arm, welcher die Sehnen so durchschnitt, daß sie nicht mehr im Stande waren das Mädchen zu halten. Schwer fiel sie auf den Baumstamm, und ihr Räuber, der das Gleichgewicht verlor, fiel ins Wasser, aber indem er sank, erfaßte er noch ihre Kleider und zog sie mit den Worten „Ich gehe nicht allein, Du sollst mit mir sterben!“ mit sich hinab.

Der Indianer sprang auf die Brücke, griff nach dem Kleide seiner Geliebten, die einige Augenblicke auf der Oberfläche wieder sichtbar geworden war; aber als er eben ihren Arm erfaßt hatte, kam sein Todfeind ebenfalls wieder über dem Wasser hervor und stieß ihr sein Messer in den Leib, ich vernahm einen durchdringenden Schrei, und sah das Herzblut der jungen Braut sich mit dem Wasser vermengen. Das Messer des in seiner schweren Verwundung wieder untergesunkenen Halb-Indianers hatte sein Werk vollbracht, der aber in seinem letzten Augenblicke diejenige seiner Rachsucht geopfert hatte welche nicht die seinige werden wollte und werden sollte.

Das gelbe Fieber in Montevideo.

Montevideo, dieses sonst so entzückende südamerikanische Neapel, welches weltberühmt war durch sein gesundes Klima und seine herrliche Luft, ist durch das furchtbare gelbe Fieber, das seit 6 Wochen (der Brief ist vom 2 Mai datirt) hier wüthet, in einen Zustand gerathen, der mich wahrhaft erschüttert hat. Die Krankheit trat durchaus mit denselben Symptomen auf, wie das gelbe Fieber in Havanna und Rio Janeiro, und zwar zum Theil in seiner bösartigsten Gestalt, als vomito negro. Sie wird vom Volke fast allgemein kurzweg la peste genannt. Nach der herrschenden Ansicht sind bereits über 2000 Menschen gestorben, doch läßt sich das bei den hiesigen mangelhaften Gesundheitspolizei-Einrichtungen schwerlich genau berechnen; die amtlichen Berichte gaben höchstens 30—40 tägliche Fälle, was bei einer Bevölkerung von etwa 30,000 Seelen auf eine Zeit von sechs Wochen immerhin sehr bedeutend ist, aber unsere europäische Cholerasterblichkeit keineswegs überschreitet. Der panische Schrecken der Bevölkerung ist ganz unglaublich und für den Psychologen interessant; das ganze gesellschaftliche und commercielle Leben der Stadt ist für den Augenblick bis in den Grund zerstört, als ob ein gewaltiges Erdbeben den festen Boden wankend gemacht hätte. Fast ein Sechstheil der Bevölkerung ist in das Campo ausgewandert, und bewohnt die viele Meilen weit zerstreuten Quintas (Landhäuser), die so überfüllt sind, daß ganz angesehene und reiche Familien in Panchos (indianischen Lehmhütten) ohne allen und jeden Comfort campiren. Die Straßen der Stadt, welche wie in Buenos-Ayres geradlinig und rechtwinkelig angelegt sind, machen einen öden, traurigen Eindruck mit ihren geschlossenen Läden und Fensterjalousien; ich habe ganze Quadros umwandert, in welchen ich kaum zwei offene Läden fand, und nur einigen Negern begegnete, welche die Sache viel phlegmatischer ansehen als die in ihren Häusern verbarricadirten zurückgebliebenen Weißen. Während in Europa bei derartigen Plagen Edelmuth und Aufopferung in das schönste Licht tritt, zeigt sich hier in den meisten Fällen kindische Furcht und grasser Egoismus in einem solchen Grade, daß die innigsten Familienbande kaum im Stande sind das Gegengewicht zu bilden, von Pflichtgefühl und Menschenliebe gar nicht zu reden. Es sollen z. B. die Fälle gar nicht selten vorgekommen seyn daß Eltern ihre kranken Kinder, unter dem Vorwande ihnen nicht die gehörige Pflege geben zu können, in das Hospital geschickt haben. Priester haben vielfach die letzte Beichte verweigert; fast alle Themisdiener, die ich natürlich als Collegen nicht anerkennen kann, haben zu meiner Empörung ihre Locale geschlossen. Die Aerzte dagegen, von denen mehrere gestorben sind, haben sich meist muthig und pflichtgetreu benommen. Einen eigenthümlichen Eindruck machte die einspännige Todten-Carreta des Hospitals: ich sah sie eines Tages mit nicht weniger als zehn eingewickelten Leichen beladen; bei einem heftigen Stoß des Wagens purzelten zwei herunter, die der Kutscher, dem ich es zurief, weidlich fluchend mit Hülfe eines Schwarzen wieder aufpackte. Seit vorgestern ist, Gott sey Dank, die Krankheit als gehoben anzusehen, die kühle klare Novemberluft (heute Morgen zeigte der Thermometer nur 7° R.) hat ihre Wirkung nicht verfehlt; wie mir so eben ein Arzt sagt, ist seit gestern Mittag kein neuer Fall zur Anzeige gekommen. Montevideo wird lange Zeit brauchen, um sich von dem Schlage zu erholen; sollte das gelbe Fieber aber, was Gott verhüte, auch hier periodisch wiederkehren, so ist sein bis jetzt so bedeutender Handel wenigstens zur Hälfte ruinirt. Nach den bisherigen Erfahrungen ist es allerdings höchst unwahrscheinlich daß sich diese Tropenkrankheit hier, in einem so durchaus gemäßigten Klima, einbürgern sollte, denn obgleich Montevideo auf dem 35sten Breitengrad liegt, und demgemäß dem nördlichen Afrika entsprechen würde, so ist doch die klimatische Differenz in denselben Breiten der beiden Hemisphären eine so bedeutende, daß Montevideo in der durchschnittlichen Temperatur als mit Neapel correspondirend angesehen wird. Gleichwohl könnte es fast scheinen als ob das gelbe Fieber eine entschiedene Progression gegen Süden nähme, denn erst in den dreißiger Jahren drang es bis Pernambuco und Bahia vor, und im Jahre 1840, wenn ich nicht irre, erreichte es den äußersten Vorposten der Tropen, Rio Janeiro, wo es jetzt alljährlich so furchtbare Opfer fordert.

Digitized by Google

Das Sacrament der Prieſterweihe oder der Ordination in der ruſſiſchen Kirche.

In der orientaliſchen Kirche iſt das Sacrament der Ordination die Krone und das Band aller andern Sacramente; es iſt das heilſame Werkzeug, vermittelſt deſſen die den Apoſteln verliehene Gnade durch Handauflegung den Dienern der Kirche bis an das Ende der Welt ertheilt werden wird. Jeſus Chriſtus erkor ſich aus der ganzen Schaar der Auserwählten zuerſt die 12 Apoſtel und dann die 70 Jünger, rüſtete ſie mit Wunder- und Heilkräften aus, und ſandte ſie in alle Welt das Evangelium zu verkünden, während er ſelbſt noch Buße und Vergebung der Sünde predigte, aber ſchon ſich vorbereitete als der höchſte Hoheprieſter ſich dem Vater für die Sünden der Welt zum Opfer zu bringen. Nach Vollendung desſelben gab er den Apoſteln Gewalt Sünden zu vergeben, und nach ſeiner Himmelfahrt goß er in Feuerflammen des hl. Geiſtes Fülle über ſie aus.

So ſind erfüllt die Worte der Propheten, die da geweiſſagt hatten daß der Geiſt Gottes ausgegoſſen werde über die Kinder Iſraels, und daß ein neues Prieſtergeſchlecht an die Stelle des leviticiſchen treten werde. Auch das Haupt der neuen Kirche, Chriſtus der Herr, war aufgeſtellt als Hoherprieſter nicht nach der Ordnung Aarons und den Gebräuchen der jüdiſchen Prieſter, ſondern nach der Ordnung des Melchiſedek, des Prieſters des lebendigen Gottes, wunderbar in ſeinem Anfang und in ſeinem Ende, geſalbt vom Vater durch den hl. Geiſt. Hier, bei dem größern Segen, der den 12 Apoſteln, und dem geringern der den 70 Jüngern zu Theil wurde, zeigen ſich gleich im Anfang der Verkündigung des Evangeliums zwei verſchiedene Stufen der Ordination: die des Biſchofs, und die des Prieſters — durch die Apoſtel ſpäter ſo beſtätigt daß ſie bei gleichen geiſtlichen Verrichtungen nur in der Gewalt unterſchieden ſeyn ſollten; denn obſchon die Prieſter gleich den Biſchöfen das göttliche Opfer des Leibes und Blutes Chriſti verrichten dürfen, ſo ſind ſie doch dieſen untergeordnet und werden von ihnen ordinirt. Die dritte oder unterſte Stufe iſt die der Diaconen, d. h. Diener die von den Apoſteln in der erſten Kirche angeſtellt wurden um den Gläubigen beim göttlichen Mahle zu dienen, damit die höhern Verwalter der göttlichen Geheimniſſe ſich ausſchließlich der Predigt und dem Gebet widmen könnten. In der Apoſtelgeſchichte VI, 6, hat ſich auch die Art der Weihe zum geiſtlichen Stande erhalten: daß nämlich die Apoſtel ihre Hände auf das Haupt der Erwählten legten unter einem allgemeinen Gebete und der Mittheilung der Gaben des hl. Geiſtes. Es dient dann die Handauflegung, auf griechiſch Cheirotonia genannt, von den Zeiten der Apoſtel an bis auf den heutigen Tag zur Beſiegelung des Sacraments der Ordination bei der Ertheilung zu den drei Hauptſtufen: eines Diacons, eines Prieſters, eines Biſchofs, wie ſie ſich in der apoſtoliſchen Kirche erhalten haben. Die übrigen geiſtlichen Würden aber ſind nichts anderes als Unterabtheilungen dieſer drei, und beſondere Benennungen der den Weltgeiſtlichen entſprechenden Kloſtergeiſtlichen; darum wird das Sacrament der Ordination bei denen die Mönche [1] werden, nicht wiederholt; ſo heißen gewiſſe Diaconen auch Archidiaconen oder Protodiaconen als die erſten unter ihren Brüdern bei der Perſon eines Biſchofs, dem ſie dienen; Hierodiaconen aber diejenigen alle welche zugleich Mönche ſind, ganz wie die Presbyter in den Klöſtern Hieromonachi, d. h. Mönchsprieſter genannt werden.

Der vornehmſte der Weltgeiſtlichen in einer Hauptkirche, der Protohiereus oder Protopope entſpricht im Rang dem Vorſteher eines Kloſters, welcher, je nach der Claſſe dieſes letztern Stroitel, Hegumen oder Archimandrit heißt. Dieſe beiden letztern Namen überſetzt man mit Abt, den erſtern aber mit Prior oder Subprior. Dieſes Wort heißt auch ſonderbarerweiſe im ruſſiſchen Erbauer, von ſtroitj, erbauen. Alle vier aber ſind im Grund nichts anderes als Presbyter mit einigen Vorrechten für Kirchengewalt und Dienſt. Vier Stufen finden ſich auch in der erzbiſchöflichen oder biſchöflichen Würde, die nach den Geſetzen der allgemeinen Kirchenverſammlungen von den Banden und Pflichten frei ſeyn ſoll, damit die Biſchöfe, d. h. die Weihenden, durch Entfernung von der Welt ſich als wahre Hirten, mit der ihnen vom Haupt Jeſus Chriſtus anvertrauten Heerde beſſer und ungehinderter beſchäftigen können. Sie heißen nach der Wichtigkeit ihrer Sprengel entweder Biſchöfe oder Erzbiſchöfe. Im Orient aber nannte man zuerſt Erzbiſchöfe ſolche die über den Biſchöfen einer Provinz ſtanden. Die Würde eines Metropoliten wird dem Erzbiſchof einer Hauptſtadt, doch nur mit biſchöflicher Gewalt ertheilt.

Der Titel Patriarch aber kömmt nur folgenden Erzbiſchöfen zu: dem von Jeruſalem als dem Biſchof von Zion und der Mutterkirche, dem von Antiochien als der zweiten Gemeinde welcher die Apoſtel Petrus und Paulus vorſtanden, und der wir den chriſtlichen Namen verdanken; dem von Alexandrien als dem Nachfolger des hl. Apoſtels Marcus, dem von Konſtantinopel als Erzbiſchof der Hauptſtadt des griechiſchen Reiches. Denſelben Rang, ſetzt Murawiew, der gelehrte ruſſiſche Schriftſteller naiv hinzu, hatte bis zu ſeiner Trennung von der orientaliſchen Kirche der Erzbiſchof von Rom als Nachfolger der Apoſtel Petrus und Paulus, und als Biſchof der alten Hauptſtadt. Als aber der Papſt ſich von der Gemeinſchaft mit den übrigen morgenländiſchen Patriarchen losſagte, ward die Würde ihres fünften Bruders unter allgemeiner Zuſtimmung auf die durch die Vorſehung verherrlichte ruſſiſche Kirche übertragen. Demnach ſind noch jetzt die Patriarchen von Konſtantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jeruſalem, im geiſtlichen Bunde mit dem hl. Synod, [1] der in Rußland den Patriarchen erſetzte, die Vorſteher der rechtgläubigen morgenländiſchen allgemeinen Kirche, welche, gegründet auf den Grund der Apoſtel und Propheten, zum Eckſtein hat, Chriſtus, den Herrn ſelbſt. Wir wollen dem Leſer etwas näheres über den hl. Synod, dieſe höchſte geiſtliche Behörde in Rußland hier mittheilen, zumal ſo viele unrichtige Beſchreibungen davon in Umlauf ſind.

Unter der Regierung Feodor I, des letzten Czaren aus Ruriks Geſchlecht in directer Linie (1584—1598), erhielt Rußland ſeinen erſten Patriarchen. Die Nachfolger dieſes letztern erlangten im 17ten Jahrhundert eine Gewalt die der des Czaren faſt gleich

[1] In frühern Zeiten war es Geſetz daß ein Weltgeiſtlicher Mönch werden mußte ſobald er Wittwer geworden war. Aber wie konnte ein ſolcher vor Gott ſchwören, er ſtrebe aus freiem Willen nach dem Mönchsleben, wie er doch ſchwören mußte, wenn er auch Abſcheu davor hatte. Seit Jahren zog man das in Erwägung, und es darf ſeitdem keiner mehr dazu genöthigt werden. Es gibt heutzutage eine Menge ſolcher Wittwer, die ihre Pfarrei behielten, und Popen blieben.

[1] Da dieſes Wort im Ruſſiſchen männlichen Geſchlechts iſt, ſo wollen wir daſſelbe in unſerer Beſchreibung beibehalten.

Digitized by Google

kam. Um diese hierarchische Macht zu beseitigen, schaffte Peter der Große das Patriarchat wieder ab und schuf statt desselben den gesetzgebenden Synod; daß die ganze Geistlichkeit ihm dabei außerordentlich große Schwierigkeiten machte, läßt sich denken. Allein Czar Peter war der Mann der keine Widerrede duldete, sondern seinen eisernen Willen durchzuietzen verstand. Als er sein Werk zu Stande gebracht hatte, machte er es im Februar des Jahres 1721 durch ein Manifest bekannt; die Gründe, die er anführte, welche ihn bewogen hätten zu dieser Umgestaltung des kirchlichen Regiments, sind interessant genug um sie hier, kurz zusammengefaßt, mitzutheilen. Er sagt in seinem Manifest:

I. Eine ganze Versammlung von Geistlichen ist geschickter um zu urtheilen und zu unterscheiden als ein einzelner Mann.

II. Die Beschlüsse einer Versammlung sind von größerem Gewicht und Ansehen, und müssen demgemäß bereitwilliger vollzogen werden als die eines einzelnen Mannes.

III. Da diese Versammlung vom Czaren selbst eingesetzt ist und nur unter seiner Aufsicht Beschlüsse faßt, so kann dabei weder Parteilichkeit noch Bestrafung stattfinden, weil der Czar nicht das Privatinteresse, sondern das allgemeine Wohl des Reiches zum Ziel hat.

IV. Die geistlichen Angelegenheiten können auf diese Weise in der besten Ordnung und ohne Verzögerung verrichtet werden, indem weder Krankheit noch Tod die Arbeit unterbrechen kann.

V. Da diese Versammlung aus Personen besteht, die aus verschiedenen Ordnungen erwählt sind, so ist weniger Gefahr vorhanden daß sie könnten bestochen oder durch Leidenschaft in ihrem Urtheil regiert werden.

VI. Viele Personen, die so einstimmig zusammen handeln, haben nichts von der Rache der Großen und Mächtigen zu fürchten; ein einzelner Mann aber kann die ihm möglicherweise drohende Rache der Großen leicht in Erwägung ziehen, was dann Einfluß auf sein Verfahren ausüben kann.

VII. Aufruhr und Empörung werden durch die neue Einrichtung verhindert; denn das gemeine Volk, welches den Unterschied zwischen der geistlichen und weltlichen Macht nicht versteht, kann gar leicht von der hohen Ehre und Würde eines vornehmen Prälaten verblendet werden, um zu glauben daß ein solches Oberhaupt ein anderer Monarch mit dem wahren Monarchen von gleicher Würde, ja, noch von größerer Hoheit sey, und daß die Geistlichkeit eine von dem Czaren verschiedene, unabhängige Herrschaft ausmache. Geschehe es daß ein ehrgeiziger Bischof, mit so hohem Ansehen bekleidet, dergleichen Vorurtheile des Volkes unterstütze und die Empörung gegen seinen Landesherrn einen Eifer für den Dienst Gottes nenne, welches Unglück könnte daraus nicht entstehen?

VIII. In einer Versammlung, wie unser gesetzgebender Synod eine ist, wird der Präsident, wenn er böses thut oder wenn er sich irrt, immer dem Urtheil seiner Mitbrüder unterworfen seyn. Ein Patriarch dagegen würde sich nimmermehr dem Urtheil der Bischöfe als dem seiner Untergebenen unterwerfen wollen; und wenn auch eine Macht da wäre, die ihn dazu zwänge, so würde das Volk, Gewaltthätigkeit darin wähnend, mit diesem Urtheil nicht zufrieden seyn, es hieße, der allerheiligste Patriarch sey gezwungen worden sich diesem Urtheil zu unterwerfen; daher, wenn ein so mächtiger Prälat Verbrechen begangen hätte, wäre es nöthig ein allgemeines Concil zu berufen, um ihn zu verhören, was aber schlechterdings mit großen Unruhen und Unkosten des Reiches verknüpft wäre, und heutzutag, da die morgenländischen Patriarchen schon länger als zwei und ein halbes Jahrhundert unter dem türkischen Joche seufzen, und die Türken auch unsere Freunde nicht sind, oft gar nicht möglich seyn könnte ein solches allgemeines Concil zu versammeln.

IX. Eine Synodalregierung aber, wie die unsrige ist, wird auch mit der Zeit eine Pflanzschule geschickter Geistlicher werden. Die Beisitzer machen sich zu höhern Aemtern geschickt, sie lernen die Einrichtung der Kirche kennen und verschaffen sich durch tägliche Erfahrungen richtige Begriffe, wie die Haushaltung der Kirche zu führen sey."

Um diesem neugeschaffenen Collegio die höchste und reinste Hochachtung zu verschaffen, gab der Czar demselben den Namen „eines hl. gesetzgebenden Synod" und gleichen Rang mit dem weltlichen Senat, der höchsten Gerichtsbehörde des Reiches.

Dieser hl. dirigirende Synod besteht aus den drei Metropoliten: von Nowgorod, St. Petersburg, Moskau und Grusien, dem Erzbischof von Twer, zwei Protopopen, einem weltlichen Oberprocurator und einem Stellvertreter desselben. Für jede der beiden Canzleien sind ein Obersecretär und drei Untersecretäre angestellt, von denen jeder wieder drei Gehülfen, zwei Executoren, zwei Protocollisten, zwei Archivare, zwei Quästoren, einen Registrator und einen Arzt hat. Die zweite und dritte Abtheilung des hl. Synod befindet sich mit derselben Einrichtung in Moskau und in Grusien. Der Metropolit von Kiew wie der von Grusien ist ordentliches Mitglied, aber nicht zur Anwesenheit in St. Petersburg verpflichtet. Jeder Metropolit steht in vollem Generals-Rang, der Erzbischof hat Generallieutenants- und der Bischof Generalmajors-Rang.

Kehren wir nun zu der Beschreibung der Ceremonien und den alten Sitten bei der Ordination eines Dieners der Kirche zurück.

Außer den Diaconen, Presbytern und Bischöfen sind hier noch die untersten Diener zu erwähnen, die einen Theil der Weihe empfangen. Man nennt sie die sogenannten Mitgezählten, d. h. solche welche man, ohne ihnen einen besondern geistlichen Rang zu geben, vorläufig zum Gottesdienst beruft, damit aus ihrer Zahl nachher Diaconen und Presbyter geweiht werden können; sie werden zur Zeit eines bischöflichen Gottesdienstes nach dem Katheder in die Mitte der Kirche geführt und ihnen zuerst Haare abgeschnitten, zum Zeichen daß sie nun Gott geweiht sind; darauf zieht man ihnen das weiße Sticharion, das Kleid der geistlichen Reinheit, von Symeon, dem Patriarchen von Thessalonich, Lichtgewand der Engel genannt, an; es entspricht der lateinischen Alba oder dem Chorhemd. In der alten Kirche fanden sich unter diesen zu Klerikern Auserwählten nicht bloß Lectoren und Kerzenträger, nach der Art der jetzigen Psalmleser, Vorsänger und Küster, sondern auch Exoreisten, deren Geschäft ausschließlich in Lesung der Beschwörungsformeln gegen die unreinen Geister und für die Kranken bestand. Der erste unter ihnen ist der Unterdiacon, der in gewissen Fällen beim bischöflichen Dienst die Stelle des Diacons einnimmt. Der zu dieser Würde Auserwählte wird ebenfalls in die Mitte der Kirche zum bischöflichen Sitze geführt, und die zwei Diaconen oder Unterdiaconen, die sich stets hinter diesem Stuhl des Bischofs befinden, ziehen dem neuen Diener Christi, nachdem er den bischöflichen Segen empfangen, das Orarium — ein handbreiter Streifen Zeug — kreuzweise über die Schultern an. Der Bischof aber bekreuzigt das Haupt desselben und spricht das Gebet der Ordination, in welchem die Worte, wie in der Ermahnung die er ihm später gibt, vorkommen: „Heiliger Gott, siehe, Iwan der

Digitized by Google

Knecht Gottes ist zu einem Subdiacon in der hl. Kirche „zum Erlöser," geweihet worden, im Namen des Vaters u. s. w.; indem er ihm die Hand auflegt, spricht er mit Salbung: „Gott, gib daß er die Schönheit deines Hauses lieb habe und stehe an der Thüre deines heiligen Tempels, und daß er würdig anzünde die Lampen des Tabernakels deiner Herrlichkeit." Jetzt empfängt er, zur Einführung in den neuen Dienst, ein Waschbecken und ein Handtuch, welches er zu halten hat während der Händewaschung des Bischofs.

Die Handauflegung für Diaconen und Presbyter wird fast auf gleiche Weise während des allgemeinen und öffentlichen Gottesdienstes — nur mit einem großen Unterschied der Gebete und der Sacramentalworte, und nicht zur selben Zeit der Liturgie, gehalten. Dem Diacon werden die Hände aufgelegt nach der Gabenweihe, zum Zeichen daß er bei dem vom Bischof oder Popen verrichteten Sacrament zwar dienen, dasselbe aber nicht verwalten könne. Der Priester hingegen nimmt schon nach empfangener Weihe Theil an der Darbringung des unblutigen Opfers. Mehr als eine Weihe: die eines Diacons, eines Priesters oder eines Bischofs sind nach den Kirchengesetzen während einer einzigen Liturgie nicht erlaubt. Zwei Diaconen führen den zu Weihenden zu den hl. Thüren, [1] und nachdem sie sich vor dem Bischof, der auf einem Stuhl nahe an der Ecke der hl. Tafel sitzt, gleichsam zur Rechten des unsichtbar auf diesem hl. Tische gegenwärtigen und durch den sichtbaren Dienst des Bischofs wirkenden Christus, gebeugt, rufen sie aus: Befiehl, befehlet, befiehl, hochwürdigster Herr! Das Befehlen geht die Gemeinde an, da in den ersten Zeiten der Kirche diejenigen, welche die Diener der Kirche erwählten, auch selber bei deren Ordination zugegen seyn mußten. Wird der angehende Kleriker Diacon, so führt ihn ein Protodiacon, wird er Priester, so führt ihn ein Archimandrit oder Protopope um die hl. Tafel gegen die Sonne, wie den Täufling bei der Taufe, auf den Weg des Aufganges und nicht des Niederganges, und heißt ihn zuerst alle vier Ecken des hl. Tisches küssen, als des Thrones des Herrn selbst, auf welchem sein Opfer für die Sünden der Welt gehalten wird; dann küßt er einige Theile der Kleider des Bischofs und endlich die Hand desselben als die Werkzeuge der bald auf ihn herabkommenden Gnade. Aber vorher wirft er sich dem Bischof noch demüthig zu Füßen nieder, zum Zeichen seines beständigen Gehorsams gegen die Kirchengewalt. Dann wird der Gang um die hl. Tafel dreimal wiederholt; es ist ein geheimnißvoller Gang! und während desselben singen die Chöre der Sänger feierliche Hymnen, welche die Seele des zu Weihenden zur Andacht hinreißen und ihm auf jede der drei geistlichen Stufen ein Beispiel zur Beherzigung vorstellen sollen: dem Diacon auf seiner Stufe das Beispiel der Martyrer daß er gelobe, den hl. Sacramenten mit Aufopferung seiner selbst bis zum Märtyrerthum zu dienen, gleich dem ersten Diacon und ersten Märtyrer Stephanus; dem Presbyter auf seiner Stufe das Bild der hl. Apostel, daß er ihre Lehre und ihr Beispiel bei Verwaltung der Sacramente und bei Verkündigung der christlichen Glaubenssätze befolge; dem Bischof auf seiner höchsten Stufe nicht bloß das Beispiel der Apostel, sondern auch der allerheiligsten Jungfrau, daß er die Gabe der Reinheit von Leib und Seele an ihr nachahme, und durch ihr Gebet unterstützt mütterliche Gefühle gegen die Kinder der Kirche in sich nähre und durch seinen höhern Dienst in ihnen göttliches Licht und des hl. Geistes Gaben befördere. Nachdem drei Hymnen, die auch bei Verrichtung des Sacraments der Ehe vorkommen, gesungen sind, steht der Bischof vom Katheder auf und stellt sich an die rechte Seite des hl. Tisches, und vor ihm beugt der zu Ordinirende das rechte Knie, wenn ihm die niedere Stufe des Diacons zugedacht ist, beide Kniee aber beugt er vor ihm, wenn er Priester wird, weil dieses Amt schon das ganze Joch Christi ist. Der Bischof aber legt mit dem Zeichen des hl. Kreuzes beide Hände auf das Haupt desselben nebst dem Zipfel seines Omophors — eines mit Kreuzen darauf gestickten Streifen Zeuges — und ruft darauf den Namen und die Würde jenes aus, und fordert die ganze Gemeinde zur Theilnahme an dem Sacramentalgebete auf.

(Schluß folgt.)

[1] Da wo in den katholischen Kirchen die Communicantenbank ist, befindet sich in der morgenländischen Kirche die Bilderwand, welche so hoch ist daß man aus der Mitte der Kirche nicht ins Heiligthum sehen kann, welches letztere sich dahinter befindet, und in welchem, in der Mitte ein Tisch (Altar) die hl. Tafel genannt, steht, auf welchem das Evangelium, das Kreuz zum Segnen und ein Gefäß mit geweihetem, vorher in Wein getauchtem Brode (Communion für Kranke) sich befinden. Hinter der hl. Tafel steht der Stuhl des Bischofs, den außer ihm niemand einnehmen darf. In der Bilderwand sind die drei hl. Thüren, durch die man aus dem Schiff der Kirche ins Heiligthum tritt. Kein Laie durfte in frühern Jahren durch diese Thüren gehen — heutzutag ist dieß nicht mehr ganz Gesetz — doch durch die mittlere darf keiner. Diese Thüren werden beim Gottesdienst sehr oft geöffnet, was so viel bedeutet als daß die Laien während der Liturgie ins Heiligthum, d. h. ins Himmelreich, schauen können.

Reisebriefe aus Indien.

XII.

(Von Dr. Georg v. Liebig.)

Am nächsten Tage erreichte ich Daud (Dohud), ein Städtchen von etwa 3000 Einwohnern in einem breiten Thaleinschnitte und an einem großen Teiche gelegen, der auf der einen Seite von einem Damm, beschattet von einer Allee großer voller Bäume, eingehegt war. Ich schlug mein Zelt nicht weit davon unter einem breiten indischen Feigenbaum, gewöhnlich Banianenbaum genannt, neben einem kleinen Hindutempel auf. Die unverkennbaren Wahrzeichen einer besseren Vergangenheit, zerfallene Brunnen und andere Ruinen sprechen auch hier für eine größere Ausdehnung des Ortes. Als ich meinen Brief eingeschickt hatte, erschien sogleich der Dschemadar (Jemadur, Lieutenant von der Armee, ein assistirender Beamter in der Ortsverwaltung), der Kotual (Kotual ist der oberste Polizeibeamter) und brachte uns den Nierack oder das Verzeichniß der Marktpreise. Er war voller Höflichkeit und Dienstfertigkeit. Die oberste Behörde des Orts ist zusammengesetzt aus Beamten der Sindia, und solchen die unter dem Gränzcommissär in Baroda stehen. Gegen Abend kamen alle um ihre Aufwartung zu machen mit einigem Gefolge, so daß sie mein kleines Zelt beinahe ausfüllten. Ich saß auf dem Bett, die übrigen auf meinen wenigen Stühlen und dem Fußboden, und durch die Zeltthür sahen noch mehrere Köpfe herein.

Es waren lauter Brahminen, und als solche aufgeweckte und zuvorkommende Leute, so daß die Unterhaltung obwohl anfangs etwas unverständlich auf beiden Seiten, doch zuletzt sehr lebhaft von statten gieng. Ich zeigte ihnen Bücher und Karten. Für euro-

Digitized by Google

päische Geographie, Sebastopol und die Russen schienen sie sich besonders zu interessiren — und wir wurden bald gute Freunde. Da sie erfahren hatten daß ich ein Hakiem oder Doctor sey, hatten sie auch mehrere kranke Freunde mitgebracht und stellten mir am nächsten Morgen noch mehrere Krankenbesuche in Aussicht. Am Abend stellten sich nicht weniger als acht Paagies (Puggy) ein, arme Viehs, von denen sich zwei nach jeder Weltgegend um mein Zelt herum an ihre Feuer setzten, als ob die ganze Gegend von Dieben schwärmte. Diese übertrieben zärtliche Sorge für meine Sicherheit verdankte ich meinem Brief von Baroda; ja die Liebenswürdigkeit der Brahminen erstreckt sich so weit daß, wie ich später erfuhr, von den frischen Wagen die am nächsten Tage für mein Gepäck bereit standen, einer, worauf ein Brahmine Korn geladen hatte und im Begriff war abzufahren, mit Gewalt abgeladen worden war um meinem Gepäck Platz zu machen; die Leute wissen es gar nicht anders und es wagte keiner mir ein Wort davon zu sagen, aus Furcht den Zorn der Gewaltigen auf sich zu ziehen. Wenn ich ohne Empfehlungsbriefe auf etwas dergleichen bestanden hätte, würde ich nicht geringen Widerstand zu überwinden gehabt, und später vielleicht Unannehmlichkeiten mit europäischen Behörden davongetragen haben, da die Eingebornen einen Europäer weit weniger fürchten als einen ihrer eigenen Leute. Die Brahminen haben von jeher in Indien das Ruder in der Hand gehabt als Diplomaten und Beamte, selbst die mohammedanischen Fürsten hatten oft Brahminen als Geheimschreiber und Agenten an fremden Höfen, und die Paishwahs oder erblichen Minister, welche die Herrschaft des Mahratten-Staates vor dessen Umsturz an sich gerissen hatten, waren ebenfalls Brahminen. Unter der englischen Regierung werden die Bureaudienste meist von Brahminen versehen, und sie sind ebenso häufig ausführende Beamte, wodurch sie großen Einfluß haben. Viele der noch bestehenden Mißbräuche und Erpressungen, worunter die zahlende Classe der Eingebornen zu leiden hat, sowie Unterschleife die bisweilen an den Tag kommen, werden von diesen eingebornen Unterbeamten ausgeübt, ohne Wissen ihrer europäischen Vorgesetzten, und das Uebel dann, von denen welche die Verhältnisse nicht kennen, diesen letzteren, d. h. der europäischen Verwaltung zugeschrieben. Die Vorfälle in Madras, die vor kurzem die Aufmerksamkeit des englischen Parlaments auf sich gezogen haben, scheinen auch von dieser Art gewesen zu seyn. In den Staaten der eingebornen Fürsten werden noch ganz offen verschiedene Arten von Folterqualen in Anwendung gebracht, von den Bauern das Geld auszupressen, wogegen indessen die englischen Agenten immer auf diplomatischem Weg einschreiten, wenn es ihnen zu Ohren kommt; die Brahminen unterscheiden sich von den andern Classen wesentlich durch ihre Aufgeweckheit, ihren Verstand und die Fähigkeit den Mantel nach dem Winde zu hängen. Sie sind entweder kriechend oder anmaßend.

Ich besuchte meine Freunde den nächsten Tag in ihrem Amtsgebäude oder Kota. Es ist dieses ein großes ummauertes längliches Viereck, mit zwei befestigten und übertürmten Thoren. Rund an den Mauern her liefen inwendig übermauerte Ställe und Wohnungen für die Soldaten, deren flache Dächer aus Mauerwerk nach außen hin Brustwehren hatten. In der Mitte waren ebenfalls in zwei regelmäßigen Straßen die sich kreuzten, solche Wohnungen errichtet, und außerdem eine Moschee, ein Gefängniß und eine Säulenhalle wo die öffentlichen Geschäfte abgemacht werden. Dort wurde ich empfangen, und nachdem wir uns gegenseitig begrüßt hatten, nach einem großen rothseidenen Polster an einem Ende der Halle geführt, auf dessen linker Seite einer meiner eigenen Rohrstuhle stand; ich schwankte einige Zeit zwischen dem Kissen und dem Stuhl, bis ich herausfand daß der letztere für mich bestimmt war. Die übrigen setzten sich in einem Halbkreis um das Kissen und mich herum; das Polster wird, wie ich später erfuhr, zu Ehren der Göttin Mata Dähie von der ich euch schon schrieb, leer gelassen, und an ihrer Seite ist der Ehrenplatz. Ich wurde dann im Gebäude herumgeführt und sah auch die mit Ketten belasteten Gefangenen, deren vornehmster ein entlassener Miethsoldat war. Er war mit seiner Truppe aus dem Dienst des Sindia oder eines seiner Vasallen entlassen worden, und machte seitdem das Land unsicher. Nach seinen Erzählungen hatte er nur Rückstände seines Soldes eingetrieben, und war selbst der unschuldige Unterdrückte. Es sind 50 Reiter und 100 Fußgänger Sipahis in dem Kota stationirt, und mehrere alte Kanonen die erst kürzlich neue Lafletten bekommen hatten, stehen bereit Befreiungsversuche der Gefangenen, die kürzlich stattfanden, für die Zukunft zu verhindern. Meine Begleiter waren sehr stolz auf ihr schönes Kota und versicherten mir daß Aurungzeb selbst es habe bauen lassen. Am Abend erhielt ich abermals einen Gegenbesuch, wobei ich Gelegenheit hatte, meine Dankbarkeit für die höfliche Behandlung mit einem Geschenk an Thee zu beweisen, den die Hindus sehr gerne trinken, wenn sie ihn erhalten können. Nachdem sie mir ihren Wunsch zu erkennen gegeben hatten, fragte ich meinen Butler, wie viel Thee er habe? Vier Pfund, war die Antwort. Gut, sagte ich, gib eines davon her. Da er aber zögerte, so war ich genöthigt ihm das Geständniß abzupressen daß er nur 2 Pfd. mitgenommen habe. Als ich ihm hierauf seine Lüge vorhielt, sagte er, er habe es in der besten Absicht gethan, „Sah'b-ta-Nam-tu-wastä — des Sahib's Namen halber" um meinen Reichthum bedeutender erscheinen zu lassen. Die Folge davon war daß wir hernach nur mit knapper Noth ausreichten. Nachdem ich meine Reiter mit einem Geschenk von gutem Schießpulver verabschiedet hatte, erhielt ich neue, mit denen ich in der Nacht aufbrach.

Ich schlug von Daud aus einen, von der gewöhnlich eingehaltenen Straße etwas abweichenden Weg ein, und kam früh um 9 Uhr am nächsten Morgen im Dorf Thanda an. Es ist dieß ein kleiner Ort, der an der Gränze zwischen des Sindias und Holkars Besitzungen liegt, und seit einem Jahr unter der Verwaltung des englischen Gränzverwaltungs-Commissariats steht. Es ist hier ein Thana oder Wachtposten von 12 Sipahis und 8 Sauars, der die orangegelbe Farbe der Sindia aufgezogen hatte. Da ich etwas früher ankam als mein Wagen, band ich einstweilen mein Pferd an einen Baum bei einem Brunnen, in dessen Schatten ich mich legte, und schickte meine Reiter in das Dorf um Lebensmittel und Futter für das Vieh zu besorgen. Bald sah ich den Herrn des Ortes der sich Malik nannte, gefolgt von dem Anführer oder Naib des Thana's, bewaffnet mit dem Säbel und dem kleinen runden Schild aus Büffelhaut mit Metallbuckeln, nebst mehreren Kehrern und Personen seines Haushaltes dem Ort sich nähern. Er war aus einem Radschputgeschlecht, über mittlere Größe, von schöner Gestalt und äußerst regelmäßigen und geistvollen Zügen, und hatte große braune Augen. Er führte an der Hand seinen kleinen Sohn den er mir vorstellte, und bewillkommnete mich aufs freundlichste. Die Kehrer machten sich sogleich daran einen schattigen Platz für mein Zelt zu säubern, und Leute wurden abgeschickt um für die Bedürfnisse meines Lagers zu sorgen. Unterdessen führte er mich zu einigen Anlagen, die er seit der Uebernahme des Districtes durch die Engländer begonnen hatte. Er hatte einen neuen Brunnen aus dem Thonschiefer graben lassen, der auf der einen Seite ein kleines Mohnfeld für die Agricultur, auf der andern einen freundlichen Garten mit Rosenhütten und Oleanderbüschen, und schmackhaften

Digitized by Google

Bananen nebſt verſchiedenen Arten von Gemüſepflanzen bewäſſerte. Er zeigte mir die Opiumgewinnung. Es war gerade die Zeit der Ernte und drückte ſich ſehr befriedigt über das Reſultat ſeiner Unternehmung aus, da das eigentliche gute Opiumland erſt in Malwa anfängt. Er theilte mir mit daß er Herr von 24 Dörfer ſey, von denen er der Regierung jährlich 5000, ſage fünftauſend Rupies Steuer zahle. Unter dem Sindia hatte er 100 Reiter unterhalten müſſen. Seine Zufriedenheit mit der engliſchen Verwaltung war augenſcheinlich, und er verſprach ſich unter der jetzt geſicherten Ordnung ein baldiges Emporblühen des Landes. Seither hatten die Räubereien und Erpreſſungen der entlaſſenen arabiſchen und afghaniſchen Miethstruppen den Beſitz gefährlich gemacht und der frühere Wohlſtand war zerfallen. Sein Dorf beſtand außer ſeinem eigenen Hof jetzt nur noch aus Ruinen und einigen Hütten, und ſtatt einer ganzen Straße von Banians (Händler mit Frucht und verſchiedenen Lebensbedürfniſſen, die auch Geldgeſchäfte machen) wie früher, genügt jetzt ein einziger Laden um die Bedürfniſſe des Ortes zu befridigen.

Als meine Sachen ankamen, betrachtete er alle europäiſchen Dinge, ſelbſt Stühle und Bettladen mit Moskitovorhängen mit großer Neugierde. Das meiſte war ihm neu, da ſelten Europäer in dieſe Gegend kamen, der erſte der mit einem vollſtändigen Haushalt bei ſeinem Dorf angehalten hatte, war der Gränzcommiſſär ſelbſt. Das Teleſkop und das Federmeſſer zogen ihn am meiſten an, und ich gab ihm mein kleines Opernglas zum Andenken, allein mein Federmeſſer konnte ich nicht entbehren. Als er mich verlaſſen hatte, ließ er mich auf einem Umweg durch einen ſeiner Leute fragen, ob ich ihm nicht eine Flaſche Branntwein könnte zukommen laſſen, nur als Medicin; allein da ich keinen hatte, nahm er auch mit Madeira vorlieb. Manche wohlhabende der beſſeren Hindukaſten und Mohammedaner betrinken ſich gern heimlich, wenn ſie guten Branntwein erhalten können, obwohl ſie es öffentlich nicht eingeſtehen mögen. Die niederen Kaſten thun es öffentlich in ſchlechten im Lande gebrannten Getränken aus einer getrockneten Frucht, Maura genannt, die etwa zwiſchen der Dattel und Roſine ſteht, und viel Zucker enthält. Einer meiner Reiter, der ein Mohammedaner war, hatte einen Fall mit ſeinem Pferd gehabt und ſich die Rippen etwas gequetſcht. Er bat mich um etwas Wein als Stärkungsmittel, wenn wir angekommen ſeyn würden. Auf unſerm Haltplatz am Abend befanden ſich aber mehrere andere mohammedaniſche Reiter, und als ich ihm die Medicin anbot, dankte er höflich, da es gegen ſeine religiöſen Principien gehe. Als wir uns aber zwei Tage ſpäter in Rutlam trennten, wo keine ſeiner Glaubensgenoſſen in der Nähe waren, erinnerte er mich an ſein Verſprechen, und nahm eine gute Quantität nachträglich; ich kehre nun wieder zu meinem Malik zurück.

Er hatte mich gebeten, da er denſelben Tag in Geſchäften über Land gehen müſſe, ich möge ihm meinen Gegenbeſuch zeitig machen und ſeine Gebäulichkeiten in Augenſchein nehmen. Die Gebäude ſeines Hofes waren ſchmal und einſtöckig aber lang, und aus Balken und Lehm gebaut. Das Ganze war mit einer dicken Lehmmauer umgeben, die mit zwei feſten Thoren verſehen war. Das Empfangzimmer war eine offene Halle oder Veranda, und mein Stuhl wurde hier ebenfalls neben das rothe Kiſſen geſtellt. Den Hintergrund bildeten ſämmtliche Sipahis und Sauars, die uns neugierig aus der Ferne betrachteten. Die ganze Anſtalt ſah einem ärmlichen Bauernhofe in Deutſchland ähnlicher als der Reſidenz eines Landedelmanns der 5000 Rupien Steuern bezahlte. Allein man muß hiebei berückſichtigen daß mein Malik nicht Herr und Eigenthümer, ſondern im Grund nur erblicher Verwalter und Vertreter ſeiner 24 Dörfer iſt, und daß das Maß ſeiner eigenen Einkünfte durch die Sitte geregelt wird. Obwohl ſeine Familie ſchon ſeit undenklicher Zeit die Vorrechte der Lenker und Richter über die Gemeinde unter ihm beſitzt — er zeigte mir ein Denkmal, einen Stein mit der halb erhaben gearbeiteten Figur eines bewaffneten Reiters zum Andenken eines ſeiner Vorfahren der hier im Kampf fiel — ſo hat er doch auch Verpflichtungen, und gehört ſo gut zum Lande wie das Land zu ihm, und kann ſich nicht durch die Bedrückung ſeiner Unterthanen bereichern. Gegen den Fürſten hat er mit dem unter ihm ſtehenden Bezirk die Verpflichtung Krieger zu ſtellen, die jetzt mit den Engländern in Rupies umgewandelt ſind. Sein Auftreten war einfach; er hatte weder Waffen noch Schmuck an ſeiner Perſon, noch Waffen- oder Pfeifenträger, ſein Gewand war der gewöhnliche paletotartige weiße baumwollene Rock, der auf der Bruſt übereinander klappt und auf der linken Seite gebunden wird.

Ein anderes iſt es mit denjenigen Vornehmen, Brahminen oder Mohammedanern die von dem Fürſten für Dienſte oder aus Gunſt Dörfer für ſich oder ihre Familien geſchenkt erhalten. Dieſe haben kein Intereſſe an dem Ort ſelbſt, ſondern ſind Fremdlinge, die ſo viel Einkünfte aus dem Dorf ziehen als ſie können. Sie leben nicht immer auf dem Land, ſondern haben ihre Statthalter in den Dörfern, die ſich dann auch als Herren gebärden; dieſe treten ganz anders auf als der einfache Malik. Sie gehen mit Gefolge umher, haben Schwert, Pfeifen- und Pantoffelträger, und ihre Dſchemadare führen reich verzierte Säbel, die ſie in der linken Hand tragen. Von ſolcher Art waren die Vornehmen, die im folgenden erwähnt werden. Der Malik begleitete mich zurück bis zu meinem Zelt und machte ſich dann auf den Weg; allein ich bin immer noch zweifelhaft ob ſeine Excurſion nicht bloß eine Kriegsliſt war, um der Lieferung von ein Paar friſcher Ochſen zu entgehen, die ſich nach ſeinem Weggang nicht, verſprochenermaßen, einfanden, und für die ich nach Sonnenuntergang noch nach einem andern Dorfe ſchicken mußte. Nach einem langen Marſche kam ich ſpät am nächſten Tage in dem Dorf Tandla an, das in einem freundlichen Thale liegt. Schon von weitem erregte das hervorragende Strohdach eines europäiſchen Bangala (Bungalaw), ein großes einſtöckiges Wohnhaus mit Veranda, meine Neugierde, allein bei meiner Ankunft fand ich es leer. Das Haus wurde vor mehreren Jahren von einem europäiſchen Officier gebaut, der hier ein Bielcorps errichtete, das jetzt ſein Hauptquartier in Bopaur hat. Der Bangala wird von einer Wache von drei Soldaten des Bielcorps gehütet, die mich beſuchten und ſich ſehr zufrieden mit ihrem Dienſt bezeigten. Es waren aber keine Biels, ſondern Hindoſtanies.

Das Dorf Tandla gehört zu ⅘tel dem Holka und zu ⅕tel dem Radſcha von Dſchabbua, gewöhnlich der Dſchabbuawala, oder der Herr von Dſchabbua genannt. In dem Theil des Holka gebietet ein Brahmine, in dem des Radſchah ein mohammedaniſcher Edelmann. Man findet dieſe Theilung eines Dorfes unter verſchiedene Herren hier ſehr häufig, und die Gebiete der meiſten Fürſten dieſer Gegend hängen nicht zuſammen, ſondern beſtehen aus einzelnen getrennten Fetzen Landes, ſo daß die politiſche Karte dieſes Theiles von Indien ſo bunt wie eine Narrenjacke iſt. Eine läſtige Folge dieſer Vertheilung iſt der häufige Wechſel der gangbaren Münze, ſo daß ich mein Geld mehrmals umwechſeln mußte. Kurz nach meiner Ankunft ſtellte ſich der Kotwal des Brahminen, den Säbel unter dem Arm mit Gefolge bei mir ein, und fragte mich im Namen ſeines Herrn, woher und wohin, und was ich brauche. Trotzdem daß er ſich äußerlich ſehr ſanft und fügſam zeigte, war es doch unmöglich auch das geringſte von ihm zu erhalten. Ich

Digitized by Google

wurde fortwährend vertröſtet, es werde gleich kommen. Nach langem Warten hieß es der Brahmine könne mir die Hälfte von meinen Bedürfniſſen liefern, der Muſelmann müſſe das übrige geben; ich ſchickte nun zu beiden Beamten und lud ſie ein zu mir zu kommen. Der Brahmine ließ mir das zweitemal ſagen, er halte eben ſein Mittagſchläfchen, allein der Mohammedaner ſtellte ſich mit einem kleinen Gefolge alsbald ein. Er war äußerſt artig, und wir hatten eine angenehme Unterhaltung, während welcher er mir den Stand der Dinge auseinanderſetzte, und ſich bereit zeigte augenblicklich zu ſchicken was auf ſeinen Theil komme, und er hielt auch Wort. Von dem Hindukomal konnte ich nicht eher etwas erhalten als bis ich grob wurde, und anfieng ihm alle erdenklichen Schritte anzudrohen die ich thun wolle um Genugthuung für eine ſo ſchlechte Behandlung zu erhalten. Ich fand bei dieſer und andern Gelegenheiten daß ſich die beſſern Claſſen der Mohammedaner durch ihr höfliches Benehmen, ohne Kriecherei und Anmaßung vor allen andern Eingebornen auszeichneten. Sie lieben den Verkehr mit Fremden und haben beſſere Manieren und Bildung. Viele leſen Perſiſch und lieben Poeſie. Die Ghaſelen des Hafis ſind ihnen geläufig, und ich machte eines Tages meinem Munſchi in Baroda großes Vergnügen als ich ihm erzählte, ſie ſeyen auch ins Deutſche überſetzt und würden viel geleſen. Von den vornehmen Radſchputs kann ich nicht viel ſagen, allein ſie ſtehen in dem Ruf das ſtolzeſte der indiſchen Geſchlechter zu ſeyn. Vor dem Rana von Dſchepur (Jyepoor) muß der engliſche Reſident bei der öffentlichen Audienz oder dem Derbar (Durbar) mit abgelegten Schuhen erſcheinen — d. h., er hat es ſeither noch gethan, um der Eitelkeit des Fürſten nicht zu nahe zu treten; allein es wird wohl bald aufhören, da unter den jetzigen Verhältniſſen den Radſchputs bald die Augen geöffnet werden müſſen. Die Radſchputs haben ſchöne ſchlanke Geſtalten und regelmäßige edle Geſichtszüge, mit geraden Naſen; ich glaube es iſt die ſchönſte Race in Indien und das reinſte Blut, da ſich ihre vornehmſten Familien rühmen, ſich niemals durch Heirath mit den mohammedaniſchen Eroberern oder andern indiſchen Stämmen vermiſcht zu haben. Viele zeichnen ſich durch eine eigenthümliche Barttoilette vor den übrigen Menſchen aus; ſie ſcheiteln nämlich den Bart in der Mitte des Kinns und tragen beide Hälften zurückgeſchlagen entlang des Unterkiefers nach dem Ohr zu, ſo daß die Haare, ſtatt auf die Bruſt herabzufallen, nach beiden Seiten und rückwärts abſtehen. Der Schnurrbart wird aufwärts gedreht, und das Ganze gewährt einen grimmigen Anblick. Dieſe Toilette erfordert natürlich etwas Zwang und wird im Stande gehalten durch ein Tuch, welches Nachts feſt um das Kinn geſchlungen und über dem Scheitel geknüpft wird. Anfangs glaubte ich immer die Leute hätten Zahnweh. Einer meiner Reiter von Godra war ein Radſchput, und ich hatte mehrmals das Vergnügen ſeiner Toilette beizuwohnen. Es nahm ihm nicht geringe Zeit in Anſpruch bis er mit orientaliſcher Langſamkeit das Kinn eingewickelt, den Bart geſtriegelt und um ſeine Lenden ein langes Tuch gewunden hatte, welches Säbel, Meſſer, Pfeife, Feuerzeug und mehrere andere Kleinigkeiten zuſammenhielt.

Einmal traf ich mit einem vornehmen Radſchput zuſammen, der mich nicht ſonderlich für ſich einnahm. Ich war von Pilanad ſpät am Nachmittag aufgebrochen und kam gegen 8 Uhr Abends, als es ſchon eine Zeitlang dunkel war, mit einem kleinen Schlafzelte in einem großen Dorfe an, das unglücklicherweiſe einen vornehmen Thakur hatte. Anſtatt daß mir, wie gewöhnlich, auf meine Anfrage Gras und Holz verabreicht worden wäre, kam mein Reiter unverrichteter Sache zurück, mit der Botſchaft der Thakur könne nichts hergeben, ohne einen Freipaß oder Perwanah von dem Radſcha oder dem Reſidenten zu ſehen. Ich ſchickte abermals und bekam dieſelbe Antwort. Nun machte ich mich ſelbſt auf den Weg mit einem Fackelträger, und traf in der Mitte des Dorfes den Dſchemadar oder Lieutenant des Thakur, den Bart grimmig in die Höhe geſtrichen und den Säbel im Arm, gefolgt von einem andern Säbelträger. Er ſetzte ſich zuerſt auf das hohe Pferd und ſagte, ich würde alles umſonſt erhalten haben, wenn ich ein Perwanah gehabt hätte, hier werde für ſolche Kleinigkeiten nichts abgenommen, er wolle ſich aber herablaſſen mir gegen eine Quittung die er dem Rana einſchicken müſſe, das Nöthige verabreichen zu laſſen. Ich verſprach ihm eine Quittung mit einer Beſchwerde über ſeine und ſeines Thakurs Unverſchämtheit, und außerdem den gewöhnlichen Preis; darauf erhielt ich denn was ich brauchte. Anfangs gebärdete er ſich zu ſtolz um Geld anzunehmen, dann wollte er kleines Geld holen um wenigſtens den Ueberſchuß herauszugeben, zuletzt als ihm dieſes erlaſſen wurde, ſteckte er doch die Münze ein und entfernte ſich unter dem Spott und Gelächter meiner Diener, wobei er ausſah als wenn er gerne den Pfauenſchwanz in ſeinem Geſicht heruntergelaſſen hätte, wenn es gegangen wäre. Auch bei ſpäteren Gelegenheiten hatte ich Urſache mich über die Radſchputs zu beklagen, indem ſich meine Leute mehrmals um die von den Thakurs in den Dörfern ihnen angewieſenen Ochſen mit den Eigenthümern balgen mußten.

Griechiſche Notizen.

Neugriechiſche Litteratur in Nordamerika. Mehr als man erwarten ſollte, macht ſich in Nordamerika auch ein litterariſches Intereſſe am neuen Griechenland geltend, wenn ſchon angenommen werden kann daß es in Folge des politiſchen Intereſſe geſchehe, welches Nordamerika an dem griechiſchen Unabhängigkeitskampfe vom Jahr 1821 faſt vom Beginne deſſelben an auf eine Weiſe genommen und bethätigt hat, die dem erſteren zu nicht geringer Ehre gereicht. Noch mehr iſt dieß inſofern der Fall, als dortige Gelehrte dieſes Intereſſe nun auch auf die geiſtige Wiedergeburt Griechenlands und auf die Fortſchritte übertragen, welche die Griechen, nach erlangter politiſcher Freiheit in dem kleinen Königreich Griechenland, namentlich innerhalb deſſelben auf dem Gebiet der Wiſſenſchaften gemacht haben. Für dieſes Intereſſe zeugen nicht nur die dießfallſigen Mittheilungen, die z. B. der ſeit mehreren Jahren in Athen erſcheinende, zur Kenntniß der Zuſtände des Orients im allgemeinen beſonders lehrreiche „Spectateur de l'Orient“ von Zeit zu Zeit enthielt, und aus denen namentlich zu entnehmen war mit welcher Befriedigung die in Griechenland reiſenden nordamerikaniſchen Gelehrten über die geiſtigen Fortſchritte der Griechen ſich geäußert, und mit welchem lebendigen Intereſſe die erſteren dieſe Fortſchritte der letzteren verfolgten, ſondern auch einzelne Schriften der erſteren, deren Gegenſtand das neue Griechenland und die neugriechiſche Sprache und Litteratur iſt. Beſonders zeichnet ſich unter dieſen nordamerikaniſchen Gelehr-

Digitized by Google

ten der Professor der griechischen Litteratur am Harvard-College in Cambridge, C. Felton, aus, dem wir bereits vor Jahren im „Spectateur de l'Orient“ in der angegebenen Beziehung begegnet sind. Von demselben ist neuerdings eine neugriechische Anthologie unter dem Titel: „Selections from modern Greek writers in prose and poetry“ (Cambridge 1856), erschienen.

*

École française in Athen. Eine solche besteht seit dem Jahr 1847 durch die Mitwirkung unsers gelehrten Landsmanns K. B. Hase in Paris, der, lange bevor unter uns Deutschen von einem neuen Griechenland und von Neugriechen, sowie von der neugriechischen Sprache weiter die Rede war, namentlich für die letztere besonders sich interessirte, da er an der königl. Specialschule der lebenden orientalischen Sprachen zu Paris die Professur des Neugriechischen bekleidete. Für diese École française werden alljährlich junge Philologen von Frankreich aus, nach gehöriger Prüfung, auf drei Jahre nach Griechenland geschickt, wo sie von der französischen Regierung auf großartige Weise unterhalten werden. Diese jungen Leute haben unter anderm den Auftrag alles was im Königreich Griechenland und in Konstantinopel griechisches gedruckt wird, sowie auch früher erschienene griechische Werke für die kaiserliche Bibliothek in Paris anzukaufen. Dieselbe ist daher auch im Fach der neugriechischen Litteratur reich ausgestattet. Uebrigens bemerkt Wilh. Vischer, der Basler Professor, in seinen vielfach anziehenden „Erinnerungen und Eindrücken aus Griechenland“ (Basel 1857), S. 530, unter dem Anführen daß er auf seiner Reise durch Griechenland (im Sommer 1853) wiederholt Engländer, Franzosen und Amerikaner, Gelehrte und bloße Touristen, aber keinen einzigen Deutschen angetroffen habe, daß für die Franzosen in dieser Hinsicht die Schule in Athen von Wichtigkeit sey, wo — wie er sich ausdrückt — junge Alterthumsforscher bedeutende Staatsunterstützungen genießen, um Griechenland aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Er setzt hinzu: „Es wundert mich, bei dem Eifer, mit welchem in Deutschland die Alterthumsstudien gepflegt werden, daß von den vielen Reisestipendien mit welchen deutsche Regierungen junge Gelehrte unterstützen, verhältnißmäßig so wenige (wo denn diese wenigen?) für Reisen in Griechenland verwendet werden.“

*

Die Styx.[1] Das Ausland brachte vor einiger Zeit (in Nr. 24) einen kurzen Aufsatz über die Styx von X. Landerer, dem Prof. der Chemie an der Universität in Athen — so viel wir wissen, dem einzigen Deutschen, welcher noch daselbst in einer solchen Stellung sich befindet. Da uns die Mittheilungen über diesen interessanten Gegenstand, als wofür wir die Styx aus mehr als einem Grund halten müssen, etwas ungenügend vorkamen, so finden wir uns veranlaßt sie in folgendem, namentlich nach dem neuesten deutschen Reisewerke über Griechenland (Wilh. Vischer: „Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland.“ Basel 1857), zu vervollständigen. — Wenn der Reisende in Arkadien von dem berühmten Kloster Megaspiläon, nordöstlich von Kalavryta (dem Geburtsort der griechischen Freiheit im Jahr 1821) gelegen, den beschwerlichen Weg verfolgt, der über das hohe Gebirge an der Nordseite des alten Aroaniaberges (heutzutage Chelmos, dessen höchster Gipfel 8000 Fuß hoch ist) in das obere Thal des Krathisflüßchens führt, so erblickt er nach einem mehrstündigen Marsche an der einen Seite des weiter aufwärts sich spaltenden, von zackigen, senkrechten Felswänden umschlossenen Thales schon aus weiter Ferne einen Silberfaden, oder vielmehr zwei, einen größeren und einen kleineren, die sich von der Höhe herabziehen. In einer Höhe von mehreren hundert Fuß (die Reisenden haben verschiedene Angaben: die einen sagen 150 und 200 Fuß, ein dritter dagegen vergleicht die Höhe mit der des Staubbachs in der Schweiz, die z. B. Cannabich zu 925 Fuß angibt), stürzt aus dem Felsen ein Wasserstrahl über die senkrechte Wand und fällt in Staub aufgelöst auf die glatten Kalkfelsen des steilen Abhanges hernieder: es ist die Styx, jetzt das Schwarzwasser (Mavroneri) genannt, vielleicht weil — so meint Vischer — der Felsen hinter dem Wasserfall von der Nässe immer schwarz erscheint. Er selbst spricht sich über die Höhe des Falles, wie sie ihm vorgekommen, nicht mit Bestimmtheit aus; aber er bemerkt daß der Wasserfall mit dem Staubbach allerdings nicht unpassend verglichen worden sey, wenn gleich die Umgebung des ersteren keine so liebliche, grüne Thalfläche sey, wie die, in welche der Bach im Lauterbrunnenthale sich stürzt, sondern dieses Schwarzwasser in die wüsteste, wildeste Einöde falle. Vielleicht hat die Styx eben von diesen düsteren Umgebungen ihren heutigen Namen Schwarzwasser. Der Platz wo das Wasser niederschlägt, ist noch immer so hoch daß, als der genannte Vischer dort war (es war im Monat April oder Anfang Mai), noch große Massen tiefen Schnees darunter sich ausbreiteten, die in der der Sonne nur wenig zugänglichen Schlucht das ganze Jahr, wie er gehört hatte, liegen bleiben. — Ein Wasserfall ist in Griechenland immer etwas seltenes, und gerade das in seiner Art einzige Schauspiel der Styx in einer wahrhaft schauerlichen Wildniß kann es erklären daß die Phantasie der alten Griechen vielfach damit sich beschäftigte, und daß die Styx selbst zu manchen Mythen Veranlassung gegeben hat. An der Styx pflegten die Arkadier in alten Zeiten zusammenzukommen um feierliche Eidschwüre vorzunehmen. Beim „herabträufelnden Wasser der Styx,“ wie Homer sagt, schwuren die Götter, und Iris holte nach Hesiod in goldener Kanne am Wasserfall das Wasser zum Schwur: in der That ein schöner poetischer Ausdruck für den im Staubregen sich bildenden Regenbogen. Ferner wurde die Styx in die Unterwelt versetzt, und wie andere Flüsse und Quellen zu einem belebten, wunderbaren Wesen gestaltet; das eiskalte Wasser der Styx sah man für todbringend an, und fabelte daß es alle Gefäße durchfresse, nur nicht die aus dem Huf eines Esels oder Pferdes, auch mit Ausnahme der aus Horn gefertigten, und von Alexander dem Großen, dessen Tod, wie sein Leben und seine Geburt wunderbar erschien, sagt man daß er durch Styxwasser vergiftet worden sey, welches ihm Antipater auf den Rath des Aristoteles beigebracht habe. — Auch heute noch, wie vor Jahrtausenden, gilt dort das Wasser der Styx für verderblich, und es wird von den Leuten der Umgegend allerlei davon gefabelt, die sogar die Kräuter in der Nähe für giftig halten. Manche wollen auch behaupten daß das Wasser des Falles in der Luft so vollständig sich auflöse daß kein Tropfen die Erde erreiche, und sie bleiben bei dieser Behauptung stehen, wenn gleich andere, die oben gewesen sind, mit Bestimmtheit erklären daß das Wasser allerdings niederfalle und abfließe. — Sehr ausführlich ist auch der Verfasser der Abhandlung: „Arkadien. Seine Natur, seine Geschichte, seine Einwohner, seine Alterthümer. Von Christoph Theodor Schwab“ (1852) in seinen Mittheilungen über die Styx, und namentlich stellt er in einer besonderen Beilage die Nachrichten der Alten über die Styxquelle in Arkadien zusammen, und betrachtet zugleich theils die religiöse, theils die naturhistorische

[1] Die Styx, nicht der Styx, muß es heißen. Aehnlich sagt und schreibt man häufig: das Parthenon (in Athen), aber es muß heißen: der Parthenon (ὁ παρθενών).

Digitized by Google

Bedeutung der Quelle. Er bezeichnet die Beschreibungen der Alten als den „vergrößerten phantastischen Wiederschein der noch heute vorhandenen Wirklichkeit.“ In der Phantasie der Umwohner spiegelt sich auch jetzt noch dieser Wiederschein ab. Dieselbe bevölkert die einsame, schauerlich wilde Umgebung mit unheimlichen Wassergeistern, welche die Griechen Neraïdes, Aneraïdes (die alten Nereïden, unsere Wasserfrauen, Najaden, Nixen, Elfen) nennen, und schreibt dem herabtropfenden Wasser, wenn es an einem bestimmten Tage des Jahres, den natürlich niemand weiß, getrunken wird, die Eigenschaft zu, den Trinker unsterblich zu machen. Schwab selbst erzählt von sich daß er seinen Becher fünf- oder sechsmal zum Theil mit den herabfallenden Tropfen, zum Theil mit dem auf dem Gestein weiter rieselnden Wasser gefüllt und jedesmal geleert habe, und er bemerkt daß die Temperatur zwar kalt, wie die der Alpenwasser, aber der Geschmack durchaus rein und die Wirkung nach dem erschöpfenden Felsenklettern wohlthätig erfrischend gewesen sey, ohne irgendeine Spur von Unwohlseyn zurückzulassen. Er hält es daher für ausgemacht daß das Styxwasser heutzutage nicht die Wirkung eines Giftes äußere; allein darüber, ob es deßwegen niemals giftig gewesen sey, will er die Entscheidung andern überlassen. Nur von den obenerwähnten Nachrichten der Alten und von dem Verdacht über das Ende Alexander des Großen, welcher sich überall mit der Sage von dem Gift des Styxwassers verknüpft, bemerkt Schwab daß, abgesehen davon daß die Nachricht selbst und der gedachte Verdacht von den urtheilsfähigsten und gewissenhaftesten der alten Historiker verworfen werde, diese Nachricht und dieser Verdacht einer jeden inneren Wahrscheinlichkeit entbehre. Der Verdacht würde auch sonst in sich selbst zusammenfallen, wenn man die heutige Unschädlichkeit der Styxquelle für einen hinreichenden Beweis ansehen wollte um die Nachrichten der Alten über die schädliche Beschaffenheit der Styxquelle zu verwerfen.

Miscellen.

Das Geldsystem an der Sklavenküste. Hr. T. J. Bowen sagt in seinem kürzlich unter dem Titel „Central Africa: Adventures and Missionary Labours in Several Countries in the Interior of Africa from 1849 to 1856“ über das Geldsystem der Sklavenküste: „Das baare Geld an der Sklavenküste und weit in das Innere hinein, bis nach Hausa und Buru, ist eine kleine Muschel, so groß wie das Ende eines Fingers; sie heißt Kauri (Cypraea moneta). Man findet diese Muscheln nicht in Westafrika, sondern sie werden von Europäern aus Indien und Zanzibar gebracht, und den Eingebornen gegen Palmöl und andere Landeserzeugnisse gegeben. Vierzig Kauris nennt man eine „Schnur,“ fünfzig „Schnüre“ oder zweitausend Kauris sind ein „Kopf,“ und zehn „Köpfe“ ein „Sack.“ Man rechnet gewöhnlich zweitausend Kauris auf einen Dollar, d. h. zwanzig auf einen Cent; neuerdings aber sind sie an der Küste allgemein wohlfeiler geworden. Man sagte mir daß der innere Werth guter Kauris in Europa, wo man sie zu Kunstgegenständen verwendet, ungefähr ihrem Current-Werth in Afrika gleichkomme. Das Eisengeld Lykurgs war nicht schwerer als Kauris, indem das Reingewicht eines Werths von zehn Dollars (20,000 Muscheln) zwischen fünfzig bis sechzig Pfund beträgt. Der gewöhnliche Preis eines Huhns beläuft sich auf 200—250 Muscheln, eines Schafs auf 4000—6000, eines Pferdes auf 60,000 bis 120,000; andere Dinge im Verhältniß. Beim Bau unserer Häuser sind wir genöthigt einen eigenen Menschen zu unterhalten um jeden Abend die Kauris, welche den Arbeiter als Lohn verabreicht werden müssen, zu zählen. Silber und Gold sind hier nicht gäng und gäbe, weil die Handelsleute an der Küste, welche die Kauris einführen, nichts als Muscheln oder Palmöl für das Tuch, die Gewehre, den Tabak, den Rum ꝛc., die sie an die Eingebornen verkaufen, nehmen wollen. Auch ist es nicht möglich Lebensmittel oder Arbeit mit Waaren irgendwelcher Art zu bezahlen, da Tauschhandel hier unbekannt ist, und man für alles und jedes Kauris verlangt. Die Badagrianer haben einen armen Boden, treiben aber einen hinlänglich starken Handel um sich dadurch die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen, und sind darum der Arbeit nicht sehr zugethan. Selbst der Fischfang, welcher von den Volksstämmen an der Gold-, Elfenbein- und Kornküste so schwunghaft betrieben wird, beschränkt sich hier auf den trägen Ossa-Fluß. Kein Badagrianer denkt daran mit einem Canoe aufs offene Meer hinauszufahren. Badagry schwärmt von Dieben und Trunkenbolden, deren Dichten und Trachten nur auf Sinnengenuß gerichtet ist. Nirgends auf der Welt traf ich so viele zudringliche und schamlose Bettler. Wenn ein Missionär einem Volkshaufen in den Straßen oder auf dem Marktplatz zu predigen versuchte, so falteten einige dieser Leute gewöhnlich ihre Hände über dem Magen, und sagten: „Weißer Mann, ich bin hungrig.“ Bald nach meiner Ankunft stellte sich mir ein Bursche als den „amerikanischen Häuptling“ vor, der von allen amerikanischen Besuchern Geschenke empfangen müsse. Ein zweiter nannte sich „englischer Häuptling,“ ein dritter „französischer Häuptling“ ꝛc. Diese habgierigen Häuptlinge können ihr Raubsystem nicht mehr in dem Grade treiben wie zur Zeit der Landers, weil sich eine starke Minderheit des Volks einem solchen Betragen entgegensetzt; wenn man sie aber sich selbst überlassen hätte, wäre es keinem Missionär möglich gewesen ohne den Verlust eines großen Theils seines Eigenthums durch Badagry zu gelangen.“

*

Nachrichten über Ladislaus Magyar. Nachdem dieser afrikanische Reisende zwei Jahre lang verschollen war und man ihn für todt hielt, sind jetzt einige Briefe an seinen Vater eingelaufen, aus denen hervorgeht daß er in Ohila einige Zeit krank gelegen, sich aber endlich erholt hat und glücklich nach Bihe auf seine Besitzungen zurückgekehrt ist. Die portugiesische Regierung hat ihm einen günstigen Antrag gemacht, damit er seine Reisen in portugiesischer Sprache ausarbeite und veröffentliche. Er wird in portugiesische Dienste treten und sich wahrscheinlich in Benguela niederlassen. Auf seiner Reise in das Innere hoffte er mit Livingston in Sekeletu zusammenzutreffen, hat ihn aber nicht mehr dort gefunden. Zugleich erhielten wir die Beschreibung seiner Reise auf dem Fluß Congo, die wir, nebst früheren Berichten, im nächsten Heft dieser Zeitschrift publiciren werden. (Peterm. Mittheilungen.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 30.

24 Julius 1857

Weitere Mittheilungen über die Volksgesänge der Turkman.

Die Werke welche über das Morgenland geschrieben wurden, sind zwiefacher Art: es sind entweder Schriften von Einheimischen selbst verfaßt, die den rohen Sammlungen oder künstlerischen Erzeugnissen der Westländer über die Erd- und Völkerkunde des Orients zu Grunde liegen; oder es sind Reisebeschreibungen aus der Anschauung, aus den Erfahrungen und Ansichten der Fremden hervorgegangen, die hin und hergezogen im Lande. Sind die letztern Werke von kundigen Männern verfaßt, welche die Zustände mit Einsicht und Unbefangenheit schildern, so wird sie der wissenschaftliche Forscher allen sogenannten Quellen zur Kenntniß des östlichen Lebens und Webens weit vorziehen. Es ist in keiner Literatur der orientalischen Völker ein Werk vorhanden, das sich im entferntesten mit den Reiseberichten des Herodot oder Marco Polo, mit der Beschreibung Arabiens von Niebuhr oder mit der Darstellung Afghanistans von Elphinstone messen könnte. Die geistigen Erzeugnisse der Orientalen, namentlich der Perser, bewegen sich beinahe durchgängig, wenn man so sagen darf, in den höhern Kreisen der Gesellschaft, in conventionellen, wesenlosen Formen; sie sind keineswegs das gesunde Erzeugniß eines geraden kräftigen Sinnes auf dem Fundament der wirklichen Zustände emporgewachsen, sondern das krankhafte Product einer schwankenden, feigherzigen Phantasterei und eines erlogenen Larvenlebens. Dieß gilt aber nicht bloß von den poetischen, sondern auch von einem großen Theil der sogenannten historischen Leistungen der Morgenländer; es sind Luftgebilde, welche mit dem wahren Leben und Weben der armseligen, verwilderten Geschöpfe in sehr geringem Zusammenhang stehen. Die Chinesen und Araber der frühern Jahrhunderte bilden in dieser wie in mancher andern Beziehung eine höchst rühmliche Ausnahme, es haben beide Völker vorzügliche historische Werke aufzuweisen. Die Chinesen sind jedoch die einzige Nation des Ostens, welche ein bürgerliches Drama geschaffen hat; sie allein haben den Roman der Wirklichkeit ausgebildet — eine Gattung der Literatur, die sich sonst nur bei den civilisirten Völkern des modernen Europa's findet. In diesen Romanen werden ebenfalls, gleichwie bei den bessern Erzeugnissen dieser Dichtgattung im Westen, die Vorfälle des gemeinen gewöhnlichen Lebens, die Familiengespräche und freundschaftlichen Ergüsse, das leidenschaftliche gehässige Getriebe im Frauengemach, wie die wandelbaren Geschicke einer Familie und die täglichen Plackereien des Hauswesens, um eine ihrer Entwicklung entgegeneilende Begebenheit gereiht, und mit Geschick und Einsicht zu einem Ganzen verbunden. Das Drama der Hindu, die religiösen, unförmlichen Spektakelstücke der indochinesischen Völkerschaften und Perser, die Ritter-Romane der Beduinen und die arabischen Märchen stehen in dieser Beziehung weit hinter den Erzeugnissen des östlichen Asiens zurück; sie schildern uns wohl manche Sitten und Gewohnheiten des Volkes, sie geben uns aber kein der Wirklichkeit entsprechendes Bild von dem ganzen Leben und Weben, von der Denk- und Fühlweise der Massen. Die Schönheit der Schirin und das reizende Wesen der Nur Mahal, die Hochherzigkeit des Nuschirwan und die Tugenden der Schah und Sultane alter und neuer Zeiten sind erfunden; von der Moral des Dschami und der Weisheit der Brahmanen sind in der Wirklichkeit kaum kennbare Spuren vorhanden. Und zeigt uns denn der vielgepriesene Rustem ein wahres Muster des Charakters, der Sitten und Bildung seiner persischen Landsleute der frühern Jahrhunderte oder der laufenden Zeiten? Ich glaube es nicht. Firdusi und Rustem mögen es mir verzeihen wenn ich ihnen Unrecht thue.

Was nun die ganze persische Literatur nicht leistet, das wird uns in den Mittheilungen aus der volksthümlichen Poesie der Perser von Alexander Chodzko [1] geboten. Durch die Volksdichtungen der Perser und Turkmanen, welche der gelehrte einsichtsvolle Pole während seines eilfjährigen Aufenthalts in Asien gesammelt hat, erhalten wir ein getreues Bild der gemeinen Wirklichkeit; es werden uns die Hoffnungen und Wünsche, die Tugenden und die bei weitem überwiegenden Laster dieser barbarischen und verwilderten Völkerschaften in ihren eigenen Geisteserzeugnissen vorgeführt, deren Treue und naturgemäße Auffassung keinem Zweifel unterworfen ist.

In allen Ländern und Zeiten, die des Lichtes der Buchdruckerkunst entbehren, wo Lesen und Schreiben und geistiges Treiben überhaupt nicht die nothwendige Eigenschaft eines jeden Menschen,

[1] Specimens of the popular poetry of Persia, as found in the adventures and improvisations of Kurreglou, the bandit — minstrel of northern Persia and in the songs of the people inhabiting the shores of the Caspian sea. Orally collected and translated, with philological and historical notes by Alexander Chodzko.

sondern als das Geschäft irgend einer bevorrechteten Classe der Gesellschaft betrachtet wird, finden wir Rhapsoden und öffentliche Erzähler, welche das Volk in seinen Mußestunden ergötzend belehren. Es sind diese Erzähler zweierlei Art: sie recitiren entweder bloß den vorhandenen Stoff mit mancherlei Ausschmückungen; oder es sind schöpferische Geister, die neue Welten des Denkens und Fühlens ins Daseyn rufen, und die wilden Geschlechter auf der Bahn der Menschlichkeit vorwärts treiben. Dieß sind die heiligen Sänger, mit welchen eine neue Aera in allen Völkergeschichten beginnt. Man erinnere sich an Linus und Orpheus, an die priesterlichen Lieder der alten Römer, und die Gebetsammlungen in den Vedas der Brahmanen. Homer und Ossian sind selbst bloß solche aus dem grauen Alterthum herüberschimmernde Bardengestalten. Die meisten Völker des Orients stehen aber heutigen Tags noch auf dieser niedern Stufe der Gesittung. Nur wenige Menschen haben die Mittel, und von diesen sind nur wenige geneigt sich einer geistigen Arbeit zu unterziehen; das Leben der bei weitem größern Massen ist abwechselnd der Jagd und dem Kriege, den Raubzügen und dem Müßiggang gewidmet. Diese langen Stunden der Trägheit zu verkürzen, bei Gelagen und Festlichkeiten für grobe Späße und feine Scherze zu sorgen, das ist das Amt einer eigenen Classe, des Erzählers oder Lustigmachers, von den Persern die verliebte Person genannt, ohne Zweifel aus demselben Grunde, weßhalb die Erzählungen in den romanischen Sprachweisen der mittlern Jahrhunderte bald die ausschließende Bedeutung von Liebesgeschichten erhielten. Das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander bildet ja fast allein den Inhalt, oder wenigstens den Hintergrund aller Ergebnisse der meisten gewöhnlichen Naturen, sowohl im Osten als im Westen der Erde.

Diese Barden, deren in jeder Stadt, ja in jedem größern Orte oder herumziehenden Stamme die sogenannten Jliat [1] Persiens und Mittelasiens mehrere sind, werden nach den Berichten die sie recitirend absingen in gewisse Classen eingetheilt. Die Erzähler des Firdusi heißen Heldenbuchs-Sänger, die des Karroglu, von dem sogleich die Rede ist, Karroglu-Sänger. Diese Gedichte sind aber von zu großem Umfang um auf einmal recitirt zu werden. Sie werden deßhalb, wie die Ilade und Odyssee, in gewisse Rhapsodien eingetheilt, im Persischen Versammlungen genannt, welche in einer Sitzung nach herkömmlichen höchst einfachen Melodien, wovon Chodzko ebenfalls einige Proben mitgetheilt hat, abgesungen werden. Es ist Sitte daß beim Schluß eines jeden Gesanges der Barde über das trenlose Geschick sich beklagt, das ihn mit so geringen Glücksgütern segnete. Er empfiehlt den Zuhörern Weisheit und Enthaltsamkeit in allen Dingen, und wünscht ihnen ein Leben von 999 Jahren; so lange nämlich hat Noah gelebt — natürlich dieß alles bloß in der Voraussetzung daß die dankbaren Zuhörer eine Fülle Goldes und Silbers in die leeren Taschen des süßen Sängers und Schmeichlers regnen lassen. Eine große Anzahl dieser Volksdichtungen wird niemals aufgeschrieben, sie gehen von Mund zu Mund, und jeder Barde schmückt sie aus nach eigener Weise. Es hatte der gelehrte Reisende viele Mühe bis er eine vollständige Abschrift der turkmanischen Volkslieder erhalten konnte, und zwar unverbrämt mit dem Phrasengeklingel persischer Rhapsoden. Ruschan, oder mit seinem Spitznamen Karroglu [1], der Sohn des Blinden genannt, ist eine Art Rinaldo Rinaldini, ein poetischer Räuberhauptmann, welcher plündert und mordet, aber von Zeit zu Zeit auf Unkosten anderer den Großmüthigen spielt: durch Tapferkeit und List überragt er die ganze Bande, welche aus davongelaufenem Gesindel besteht, und hält sich deßhalb für berechtigt alles an sich zu reißen was er mit Gewalt, mit Lug und Trug zu erreichen vermag. So lange der Sohn des Blinden vollauf hat, kennt seine Vergnügungssucht keine Gränzen. Tritt aber Mangel ein, so stürzt er wie ein hungriger Tiger aus seiner Höhle und zerreißt alles was ihm entgegentritt; doch kann er sich nicht gleich in den Kampf stürzen. Ein wildes Lied muß seinen Muth anfachen, ihm ist die Dichtkunst das Rasseln der Klapperschlange, das Zischen der Natter. Das turkmanische Volksepos des Karroglu besteht aus solchen Liedern, vor dem Beginn des Kampfes gedichtet und gesungen, und durch prosaische Erzählungen zu einem Ganzen verbunden. Die schönsten dieser Lieder leben im Gedächtniß eines jeden ächten Sohnes Turkestans. Während die Barden der Perser die Thaten des Rustem besingen, lassen die Turkmanen die Schlachtgesänge des Räuberdichters erschallen. Haben sie dann ihr Schwertlied vollendet, haben sie gesungen: „Es ist genug, genug des Redens und Prahlens! Was sind in meinen Augen 30, 60, 100 eurer Krieger? Was sind eure Felsen, eure Schluchten, eure Wüsten unter dem Huf meines Pferdes? In mir schaut ihr den Leoparden der Berge und der Thäler," [2] dann erst beginnen die blutigen Kämpfe zwischen den tapfern Jliat und dem feigen Gesindel der Schahnschah. Die ersten gehen, wie man sich leicht denken kann, gewöhnlich als Sieger aus diesen Kämpfen hervor.

Gleich der Eingang des Epos, welches zu den Zeiten Schah Abbas II von Persien (1641—1666) spielt, schildert uns den furchtbaren Zustand der schmachvollen Willkür und des gesetzlosen Wesens der turkischen Horden und ihrer Häuptlinge. Der Vater des Ruschan war Stallmeister irgend eines Sultans jenseits des Orus, der ihn des Augenlichts berauben ließ, weil unter den Fohlen des Gebieters zwei unwürdig dieses großen Herrn befunden wurden. Der Hirt aber war zu gleicher Zeit ein großer Astrolog; er wußte daß gerade diese schlechten Fohlen zu Wunderpferden heranwachsen sollten. Ruschan erhielt auf seine Bitte eines derselben geschenkt, das dann durch die astrologischen und Stallmeisterkünste des Vaters zu einem Rosse herangebildet ward wie man kaum jemals eines gesehen hatte. Doch wir wollen die Beschreibung des Kirat oder Castanienbraunen, welche bei den Pferdekennern und Pferdehändlern Persiens eines unbestreitbaren classischen Ansehens sich erfreut — sie dient selbst bei allen vorkommenden Streitigkeiten als Entscheidungsgrund — hier vollständig mittheilen:

„Fürst!" so singend tritt Karroglu dem erstaunten und erzürnten Sultan entgegen; „Fürst!" hier bin ich, vernimm, woran

[1] Jliat, wie die herumziehenden Horden in Persien genannt werden, ist eine ungewöhnliche barbarische Mehrheitsform von dem Worte Il, das im Türkischen und Mongolischen eine Horde, einen Stamm bedeutet. Der Häuptling heißt Jlchan, doch sollen jetzt nur noch Häuptlinge bedeutender Stämme, in Kurdistan und Hara, diesen Namen führen, und ein Schutzloser heißt Jlsiß, ein Stammloser. „Kann wohl irgendwas eine Festung etwas nützen," lautet es in einem turkmanischen Liede, „der kein Glück, keinen Stamm hat." (Jlsiß)?

[1] Der Name in turkisch: Oglu bedeutet Sohn, und Karr blind.

[2] Diese Stelle aus Karroglu ist das gewöhnliche Schlachtlied der Türken.

Digitized by Google

man ein Roß, mein edles Roß erkennt. Solch ein Roß iſt friſch und voller Leben. Schaue zu wie ſeine Naſenlöcher abwechſelnd aufſchwellen und zuſammenſchrumpfen, wie ſeine zarten Glieder den Gliedern der Gazelle gleichen, zu jeder Minute bereit den Wettlauf zu beginnen. Die Hüften gleichen den Hüften der Gemſe, und der zarte Mund folgt der leiſeſten Bewegung des Zügels, gleichwie der Mund des jungen Kamels. Wenn ſo ein Pferd iſt, ſo zermalmen ſeine Zähne die gleichwie unter einer Mühle zerkrachenden Haberkörner. Es iſt ein hungriger Wolf, der die Speiſe verſchluckt. Der Rücken erinnert an den eines Haſen; die Mähnen ſind weich und ſeiden, ſein Rückgrat ſteigt hoch empor und gleicht dem eines Pfauen. Solch ein Pferd muß zwiſchen dem vierten und fünften Jahre geritten werden. Schau ſeinen Kopf, er iſt klein und niedlich, die Augen ſtehen heraus wie zwei Aepfel, und die Zähne ſind Diamanten. Die Form des Mundes gleicht dem des Kamels, und die Glieder ſind niedlich gedreht und geformt; etwas rundlicht und länglich iſt ihre Geſtalt. Kommt ſolch ein Pferd aus dem Stall, ſogleich ſpielt es und macht Männlein. Seine Augen gleichen den Augen des Adlers, und es dreht ſich unruhig herum wie ein hungriger Wolf. Der Bauch und die Rippen füllen gerade die Gurte aus. Ein junger Menſch von guter Herkunft leiht ein geneigtes Ohr den Worten der Eltern und behandelt ſein Pferd mit der größten Aufmerkſamkeit; er kennt auswendig ſeine Abſtammung, ſein reines Blut und prüft häufig die Kraft der Gelenke in den Knien."

Karroglu ergreift, um die Unbill die ſeinem Vater widerfahren zu rächen, ein Freibeuterleben. Er hauſt anfangs in den Gegenden jenſeits des Oxus, dann zieht er ſich in die kurdiſchen Gränzprovinzen zwiſchen den beiden Reichen der Perſer und Türken zurück. Seine Thaten und Abenteuer bilden den Inhalt dieſes denkwürdigen Gedichtes.

Man wird es natürlich finden daß das Banditenhandwerk von den Perſern wie von den Türken mit ziemlich milden, hie und da ſelbſt mit reizenden Farben geſchildert wird. Ihr ganzes Staats- und bürgerliches Leben iſt ja ebenfalls bloß ein organiſirtes Räuberweſen; der Schah und der Sultan unterſcheiden ſich bloß von dem gemeinen Wegelagerer durch die Erblichkeit ihrer Würde und durch eine Art religiöſer Weihe, wodurch ihr geſetz- und rechtloſes Treiben in den Augen der dummen Menge geheiligt wird. Solch ein Gedanke tritt uns, obgleich noch nicht klar genug entwickelt, aus den dreizehn Geſängen des turkmaniſchen Volksepos entgegen. Die Oſchik, ſo werden die Rhapſoden genannt, laſſen zwar Karroglu zahlreiche Grauſamkeiten begehen; er mordet den Feind, und jeder Wohlhabende iſt des Räubers Feind, mag er ihm bewaffnet oder wehrlos entgegen kommen. Doch iſt der Räuber zu Zeiten bis zur Tollheit großmüthig und tapfer. Toller, Wahnſinniger, iſt auch einer ſeiner Lieblingstitel; ſo wird er von den Banditen angeredet, und der Hauptmann ſelbſt würdigt ſie dieſer Ehrenbenennung. Bei alledem ragt Karroglu über das ganze zahlreiche Geſindel der Paſchas und Weſire, der Aghas und Beglerbeg weit hervor; ſie werden uns ſämmtlich als feige und niederträchtige, jedes beſſern Gefühles unfähige Seelen geſchildert. Man kann Karroglu haſſen, ihn einen Wütherich und einen Menſchenräuber ſchelten, tollkühnen Muth und Hochherzigkeit, ja ſogar Anwandlungen von menſchlichem Gefühl wird man ihm nicht abſprechen können. Von dem allem keine Spur bei den betitelten Knechten und officiellen Gaunern des Sultans und des Schah; es iſt Geſindel durch und durch. Man erſchrickt in Wahrheit vor den Menſchen, wie ſie uns hier entgegen treten; ſie könnten ohne alle Religion, ja ohne einen Glauben an Gott und an Beſtrafung und Belohnung in einem jenſeitigen Leben nicht boshafter, nicht ſchlechter und ſelbſtſüchtiger ſeyn. Ja man wäre geneigt anzunehmen ſie ſeyen beſſer ohne dieſen äußerlichen Ceremonienkram, weil ſie hierin nicht ſelten eine Entſchuldigung für ihre Laſter, ja ſogar eine Aufforderung zu Mord und Todtſchlag finden. Der Raſchedi, d. h. der Gerechte, ſo nennen ſich bekanntlich die Schiiten ſelbſt, wähnt ein gutes Werk zu thun wenn er den Sunniten ausplündert und ermordet. Man erſieht aus dieſen Volksdichtungen daß das Herz dieſer verwilderten Muſelmanen weder Liebe noch Freundſchaft kennt. Die Vielweiberei zerknickt alle zarteren Gefühle, alle edlen häuslichen Tugenden, die zu allen Zeiten die einzige ſichere Grundlage eines geordneten Gemeinweſens bilden. Das Weib iſt dem Turkman ein liebliches Spielzeug, das er, wenn es ihn nicht mehr ergötzt, als abgenutzte Waare in den Winkel ſtellt; die Cameraden ſind ihm Zech- und Raubgenoſſen, für welche er weder Achtung noch Freundſchaft im Buſen hegt. Nur ſein Pferd, ſein Pferd iſt ihm alles, das liebt und vergöttert er; es bringt ihn ja eilenden Laufes zur reichen Karawane, und rettet ihn, wenn der Raub gelungen, durch ſeine Gewandtheit und Schnelligkeit vor den nacheilenden Feinden.

In gewiſſen halb verwilderten Zuſtänden der bürgerlichen Geſellſchaft iſt es ein kleiner Ruhm ein tüchtiger Freſſer und Säufer zu ſeyn; auch die Helden Homers laſſen es bekanntlich hierin nicht fehlen. Karroglu leiſtet aber hierin das unmögliche, beſonders wenn es von ſchöner Hand dargereicht wird. Die Schönen ſind alle in den kühnen Räuberhauptmann, der bald über eine Stadt von 8000 Seelen gebietet, und 777 tollkühne Gauner muſtert, zum Sterben verliebt; ſie ſind auch nicht blöde und tragen ſich ſelbſt ihm an, von der Tochter des Sultans zu Stambul und des Paſcha von Choi bis herab zum niedern Weibe. Es werden in dieſen Geſängen gar viele dieſer Weiber geſchildert, keine aber mit ſo reizenden Farben wie der Knabe Aiwas, der geſchändete Liebling und Erbe des Hauptmanns. „Krieger," ſo ſpricht die ſchöne Tochter des Haſſan Paſcha zum gefeſſelten Räuber, „ſey guten Muthes, ich befreie dich, wir wollen uns lieben und ewig treu bleiben im Glück und Unglück. Welche Speiſen willſt du haben? „Du wirſt mir wohl nicht genug ſchaffen können." — Was, ich, die Tochter eines ſo mächtigen Emir? — „Nun, nun, wir wollen ſehen, gib Papier und Tinte her, ich will den Küchenzettel machen." — Karroglu ſchrieb folgendes nieder: „Zum Frühſtück bereite jeden Tag 22½ Pfd. Fleiſch, 15 Pfund vom weißeſten Brod, 15 Pfund Branntwein und 15 Pfund Wein. Als Gabelfrühſtück bringe 15 Pfund von demſelben Fleiſch, 15 Pfund Brod, 7½ Pfund Branntwein und 15 Pfund Wein; und zum Abendeſſen einen Pillau von 22½ Pfund Reis von der Gattung die vorzüglich in Maſenderan wächſt, und ambraduftend genannt wird, auf welchem ein ganzes, gebackenes, noch nicht entwöhntes Lamm liegen muß, dann 22½ Pfund Wein, 15 Pfund Branntwein, und überdieß Wildbraten, allerlei Eingemachtes, Süßigkeiten und Leckerbiſſen — je mehr deſto beſſer." Die zarte Tochter des Paſcha zog zwar beſorgt die Schultern hinauf, ihre Neigung zu dem tüchtigen Mann ſchien ſich aber

Digitized by Google

durch dieſen einzigen Küchenzettel nur noch zu vermehren; ſie gab dem Hausmeiſter alsbald Befehl ſich pünktlich hienach zu richten, und Karroglu hat nichts übrig gelaſſen.

Abbas II hatte den Räuber mehrmals nach Iſpahan eingeladen. Der Schah verſprach ihn zum Feldmarſchall zu erheben; denn dem Gebote ſeines Vaters gemäß hatte der ſchiitiſche Gauner niemals die Waffen gegen die Seſi erhoben. Karroglu folgte dem Rufe nicht, und der erzürnte Schah ſetzte einen Preis auf ſeinen Kopf. In ſeinen alten Tagen, er zählte bereits 100 Jahre, wo kein ſchwarzes Haar auf ſeinem Haupte und keine Freude im Herzen war, entſchloß ſich der Räuber, ganz allein ohne alle Begleitung, auf ſeinem Wunderpferde ſitzend, nach Iſpahan zu ziehen. Schmerzlich war der Tag der Trennung, die Frauen weinten in ihren Gemächern, und die alten Banditen auf den Straßen von Tſchamlibill; ſo hieß der befeſtigte Ort der Bande unfern Choi, deſſen Ruinen man heutigen Tags noch ſieht. Der Hauptmann ritt von dannen, bog ſeitwärts in die Gebirge, wendete ſich plötzlich um zu ſeinen 777 Genoſſen, die ihn bisher begleitet hatten, und ſprach:

„Freunde und Cameraden, mein Herz iſt voll, ich muß zum letztenmal ein Lied euch ſingen," und der Geſang ſtrömte jetzt noch hervor wie ehemals in ſeiner Jugend:

„Der Frühling kommt, der Schnee ſchmilzt in den Bergen. Meine lieben Schweſterberge entſchleiern ihr Haupt vor meinen Augen. Hier iſt mein ägyptiſches Schwert, in Blut getaucht bis zum Ueberfluß! O meine Berge, meine Schachten werden ewig leben in eurem Wiederhalle. Wie glücklich war ich auf euerm Buſen hin und her wandernd! Lauernd lag ich unter euern Klippen verborgen, bis die Karawane an euern ſteilen Abhängen emporſtieg. O meine Berge, ihr habt niemals meine Geheimniſſe verrathen! Ich danke euch, ich danke!"

Karroglu weinte laut auf, und mit ihm alle Krieger. Nachdem er ſich erholt hatte, ſang er weiter:

„Mit Aiwas ließ ich mich nieder zu Tſchamlibill; wir tranken den rothen Wein, der in Strömen floß. O meine Berge! Mit meinen Schilden maß ich die Türkiſſe und die Perlen, das Gold, das Silber und die Edelſteine der ganzen Welt, auf euerem Rücken als Beute gewonnen. Ich habe bloß zwei Brüder, mein Schwert und mein Pferd; ihr Berge, ihr ſeyd meine Schweſtern."

Karroglu endigte, und alle ſeine Cameraden vergoſſen Thränen. Er küßte jedem die Augen, und ritt allein von dannen gen Iſpahan. Zu Kuhrud, einem kleinen Ort zwiſchen Iſpahan und Kaſchan gelegen, ward das Pferde Kirat auf hinterliſtige Weiſe getödtet; jetzt war alles zu Ende; das Leben hatte für den Turkman allen Reiz verloren. „Ihr Schandkerle," rief er aus. „Kommt herbei! Ihr habt mein Pferd getödtet, hier iſt auch mein Buſen, haut zu! Ich werde mich nicht länger vertheidigen; ſo nehmt denn mein Leben dazu! Ohne Kirat bin ich der Welt nutzlos, doch geſtattet daß mein Lied nochmals, und zwar zum letztenmal erſchalle:"

„Auf dem Schlachtfeld läßt der Held, läßt der tapfere Krieger ſein Leben. Flinten und Piſtolen ſingen ihm den Leichengeſang. O Tod! Wen verſchonſt du wohl? Babai Amir, [1] der ſchlaueſte der Menſchen, ſuchte dir zu entrinnen; da ſpringſt du aus dem Hinterhalt hervor und ſitzeſt ihm auf den Nacken. Aber das Herz des Widders Karroglu fürchtet dich nicht, wenn es Gottes Wille iſt.

Karroglu ließ ſich nun ohne Widerſtand tödten; vergebens hofften aber ſeine Mörder eine Belohnung vom Schahinſchah zu Iſpahan. Sie wollten den Räuber mitten unter ſeinen Getreuen zu Tſchamlibil gefangen genommen haben; die Wahrheit kam aber bald an das Tageslicht, und die Mörder wurden von den Banditen die als Zeugen gegen ſie auftraten, mit Erlaubniß des Seſifürſten in Stücke zerhauen. Kuhrud erhielt aber für ewige Zeiten Befreiung von allen Steuern unter der Bedingung daß deſſen Bewohner immerdar Gebete zur Gottheit emporſenden möchten für das Seelenheil des Gauners Ruſchan Karroglu. Auf Befehl des Schah ward dem Banditen überdieß ein prachtvolles Mauſoleum geſetzt; ſein Erbe Aiwas erhielt aber förmlich die Belehnung über Tſchamlibill und alle geraubten Schätze der 777 Köpfe zählenden Bande. Was kann nun ein ehrlicher Mann in ſolchen Ländern erwarten, wo Gauner auf dieſe Weiſe belohnt werden? Wir wollen jedoch hinzufügen daß mehrere der kleinen turkmaniſchen Lieder, die hier mitgetheilt werden, aus dem Gefühle für Recht und Tugend hervorgegangen ſind; ſie leben deſſenungeachtet im Munde aller Stämme. Vorzüglich zeichnen ſich in dieſer moraliſchen Beziehung die Geſänge der turkmaniſchen Barden Karajoglan und Mehrun Kuli aus, die Rückert der deutſchen Sprache aneignen ſollte. Man ſieht daß aus dieſen Menſchen durch eine beſſere Erziehung etwas zu machen wäre. Es ſind dieß Liebeslieder, oder ſie beſchreiben die Vorfälle bei einem Tſchappoh, wie man dort einen Raub oder Plünderungszug nennt, und ſind durchgängig in einer kühnen, Freiheit und Unabhängigkeit athmenden Sprache abgefaßt. Nicht ſo die perſiſchen Volkslieder. So weit die türkiſche Literatur hinter den Geiſteserzeugniſſen der Perſer ſteht, ſo weit bleibt das perſiſche Volkslied heutigen Tags hinter dem türkiſchen zurück. Die ſtaatlichen Verhältniſſe des Kadſcharen-Reiches mögen der Grund hievon ſeyn. Perſien iſt ſchwach und entmuthigt, es müht ſich ab zwiſchen den beiden mächtigen Nachbarn im Norden und Süroſten, wankend und ſchwankend zwiſchen Rußland und England, einen nichtigen Schein von Unabhängigkeit zu bewahren. Dieſe unſichere, kraft- und ſaftloſe Stellung ſpiegelt ſich ab in dem perſiſchen Volksliede, von welchem uns Herr Chodzko ebenfalls einige Proben mitgetheilt hat.

Bevor ein Tſchappoh unternommen wird, verſammelt ſich die ganze Horde und alle Familienhäupter ſetzen ſich im Kreiſe herum. Es wird nun über die Unternehmung, wohin ſie gehen ſolle, geſprochen. Am Ende fordern die Häuptlinge die Krieger auf ſich zu erklären ob ſie an dem Zuge Antheil nehmen wollen oder nicht. Iſt eine hinlängliche Anzahl Abenteurer beiſammen, ſo wählen ſie einen Häuptling, Sirdar genannt, deſſen Befehlen dann alle Theilnehmer des Tſchappoh, Häuptlinge wie Gemeine, unbedingt ſich fügen müſſen.

Von großem alterthümlichen und ſprachlichen Intereſſe ſind die Lieder welche auch zum Theil im Originale mitgetheilt ſind, aus den perſiſchen Provinzen ſüdlich des caſpiſchen Meeres zwiſchen dem Fluß Aſtara, der Perſien einerſeits von Rußland trennt, und dem Karaſu, auf der Gränze zwiſchen Perſien und den Turkmanen, die verhältnißmäßig erſt ſehr ſpät zum Islam übergiengen. Es iſt dieß bekanntlich das Land, worin nach den ſicherſten Ueberlieferungen

[1] Der bekannte Läufer des Schah Abbas I.

Zoroaster gelebt, geweissagt und geschrieben haben soll. Es werden hier drei verschiedene Dialekte gesprochen: das Taulische von der Wüste Moghan, bis zur Mündung des Flusses Dinachal, in welchem ein großer Vocalreichthum und viele andere Eigenthümlichkeiten und Elemente des Zend vorkommen. So vermeidet auch das Taulische beinahe durchgängig den Buchstaben l; das Ghilek von Dinachal bis zur Mündung des Flusses Pilorud, dann das Masenderani von dem Pilorud bis zur Mündung des Karasu. Die äußerliche Form der lyrischen Gesänge dieser Gegenden gleicht vollkommen der ältesten Weise der asiatischen Poesie, den Psalmen Davids und dem hohen Liede Salomons; sie bestehen in Distichen, innerhalb welcher ein Gedanke, die Beschreibung eines Gegenstandes oder die Darstellung eines Gefühls enthaltend, abgeschlossen ist. Die Bewohner nennen heutigen Tags noch ihre Gedichte Pahlewan, ein Wort, das bereits bei Hafis und Saadi in diesem Sinne vorkommt. Das Zend scheint zu einer gewissen Zeit hier die Landessprache gewesen zu seyn, denn jetzt noch finden sich eine Menge reiner Zend- und Sanscritwörter in den Sprachweisen dieser Gegenden, welche in dem modernen Persischen nicht mehr vorkommen, und deren Herr Chodzko einige gesammelt und zur Erklärung der geographischen und anderer Namen aus der alten und neuen Zeit benutzt hat. So heißt z. B. Wasch im Zend und Ghilek eine Pflanze (es ist dieß unstreitig das deutsche Wachsen, was in Riwasch oder Rhabarber wörtlich Rimpflanze, sich wieder findet). Es ist also jetzt einmal die richtige Etymologie des Wortes Rhabarber gefunden. Herr Chodzko findet heutigen Tags in Ghilan und Masenderan alle Namen wieder, welche in der Beschreibung dieser Gegenstände im eilften Buche des Strabo vorkommen.

Viele der Volksgesänge südlich des caspischen Meeres tragen ganz den Charakter der bayerischen Schnaderhüpfeln, die Schmeller so vortrefflich in seinem bayerischen Wörterbuche geschildert hat. Liebe- und Witzespiele, die Märlein des Korans und der Aberglauben des Landes bilden abwechselnd den Inhalt dieser Lieder, aus welchen ich nur einige zur Probe mittheilen will.

1.

Das Geschnatter des Kalun [1] ist lieblich meinen Ohren,
Ich sitze da und dampfe, in Gedanken verloren.
Ich denke über eine Fügung Gottes, zum Zeitvertreib,
Warum mein böser Nachbar hat ein so schönes Weib.

2.

O Mädchen, sey nicht so stolz,
Auch ich bin nicht von Holz.
Mit deinen brennenden Augen komm herbei,
Ich stecke am Spieß deiner Tyrannei.
O bei Gott, ich bitte dich gar sehr,
Mädchen verbrenne mich nicht mehr.

3.

Ich bestieg des Berges Gipfel, um die Heerde zu weiden; da sah ich ein
Mädchen, — ich war verloren. Ich sagte: „Mädel gib mir ein Küßlein.“ Sie sagte: Junge, gib mir ein Geldlein. „Ich sagte: das
Geld ist im Beutel, der Beutel im Schnappsack und der Schnappsack
Auf dem Rücken des Kamels und das Kamel ist in Kerman.“
Sie sagte: „Du wünschest einen Kuß von meinen Lippen, der Kuß liegt
Hinter den Zähnen, die Zähne sind verschlossen mit einem Schlüssel,
Den Schlüssel hat meine Mutter, und meine Mutter ist bei deinem
Kamel in Kerman.“

4.

O Hahn, du Teufelshahn, du laufst davon, weg zur Stiege des Hühnerhauses, o Hahn! Wenn ich dich füttere, da frißest du das beste Korn, Perlkern, du Hahn! Kommt's aber zum Kämpfen, lauft du ins Hühnerhaus, o Hahn! Schande über dich, du hast dich verkrochen in die Wasserleitung, in ein Ei, in einen Schlupfwinkel! Schande über dich, du weißt nicht was fechten heißt, du tapferer Hahn! Ich habe dir hundertmal gesagt, schrei's recht prächtig heraus dein Kikeriki oder sonst, warte, ich werde im Hühnerhause dich einsperren, o Teufelshahn!

5.

Eine Tochter zu ihrer Mutter.

Mutter! o halt mich nicht länger zu Hause, laß mich heirathen! Aber ach, gib mir keinen aus Aliabad. [1] Die Bewohner dieser Stadt haben immer die Feder in der Hand. O Mutter, meine Seele, werfe diese von Liebe berauschten Augen nicht weg an einen abgemagerten, gelben verfaulten Aliabruder!
Mutter, o halt mich nicht länger zu Hause, laß mich heirathen! Aber ach, gib mir keinen aus Barfrusch. [2] Diese Leute tragen häßliche Pelze im Winter. O Mutter, meine Seele, werfe mich nicht weg an einen Barfrusch, einen Ohrringtragenden, abgemagerten, verwitterten und verfaulten Barfruscher!
Mutter, o halt mich nicht länger zu Hause, laß mich heirathen! Aber ach, gib mir keinen Bauern aus Pahsawa. [3] Es sind Maulthiertreiber, über und über mit Schmutz bedeckte Kohlenbrenner! O Mutter, meine Seele, werfe diese, die meinigen, zu Liebe begeisternden Augen nicht weg, an solch ein schwarzes Gespenst, an einen abgemagerten, verwitterten und verfaulten Pahsawaner!

---

[1] Die Lieblingspfeife der Perser, wie die Narghila bei den Türken und die Hokka in Hindostan.

[1] Aliabad ist ein großes Dorf nahe bei Sary, der Hauptstadt Masenderans. Die Männer dieser Provinz sehen gewöhnlich so aus, wie sie hier beschrieben werden, die Frauen sollen aber reizend seyn und schön. Der Name Masenderan heißt höchst wahrscheinlich zu deutsch Hochwaldung.

[2] Barfrusch ist der vorzüglichste Handelsplatz Masenderans, der Fluß Babul geht durch die Stadt und ergießt sich $3^1/_2$ deutsche Meilen nördlich der Stadt ins caspische Meer.

[3] Pahsawar ist ein District Masenderans, aus welchem der berühmte Volksdichter Amirv stammt.

Digitized by Google

Die arktiſche Expedition der Lady Franklin.

(Aus dem Londoner Athenäum.)

Die Expedition welche Lady Franklin zur Einziehung weiterer Nachrichten über das Schickſal ihres Gatten, des Capitäns Franklin, ausrüſten ließ, beſteht aus der Schraubendampfer-Yacht Fox, die am 1 Julius Morgens 7 Uhr von Aberdeen unter den günſtigſten Auſpicien abſegelte. Die Expedition wird von Capt. M'Clintock, von der k. Marine, befehligt. Seine Officiere ſind Lieut. Hobſon, ebenfalls von der k. Marine, ein Sohn des bekannten Capt. Hobſon, frühern Gouverneurs von Neu-Seeland. Lieutenant Hobſon iſt ein der arktiſchen Gewäſſer ſehr kundiger Mann, indem er mehrere Jahre auf der Plover, als dieſes Schiff in der Behrings-Straße war, Dienſt that. Capt. Allen Young, von dem Transport-Dampfer Adelaide, iſt Segelmeiſter. Er gab einen Beitrag von 500 Pf. St. zur Ausrüſtung des Dampfers Fox, und iſt bei dem Erfolg der Expedition in hohem Grad betheiligt. Dr. David Walker wirkt als Wundarzt und Naturforſcher; Hr. Peterſen endlich, der auch an den Expeditionen des Cap. Penny und Dr. Kane's theilnahm, wird das wichtige Amt eines Dolmetſchers bekleiden. Außer dieſen Männern nimmt die „Fox" noch etwa zwanzig Matroſen, meiſt von k. Kriegsſchiffen, welche bereits bei frühern arktiſchen Expeditionen gedient haben, mit ſich.

Die „Fox" wird in Disco beilegen um Kohlen einzunehmen, und ſich eine große Anzahl Schlittenhunde, einen Hundstreiber und einen Eskimo-Dolmetſcher zu verſchaffen, und ſo möglichſt zuverläſſige Nachrichten von den Eskimos einzuziehen. Die „Fox" iſt auf nahezu drei Jahre verproviantirt. Ihre Vorräthe ſind der beſten Art, und es iſt erfreulich ſagen zu können daß ſich eine große Anzahl Geſchenke von Seiten verſchiedener Handelshäuſer darunter befinden. Die Ausrüſtung der Yacht iſt ſo vollkommen als möglich, und man hat alle bei den frühern arktiſchen Expeditionen gewonnenen Erfahrungen benützt. Außer dem großen Mahagony-Boot, deſſen merkwürdige Abenteuer die öffentlichen Blätter ſeiner Zeit erzählt haben, iſt die „Fox" auch mit einem Rettungsboot von neuer und bewundernswerther Bauart ausgeſtattet — es iſt ein Geſchenk ſeines Erbauers, des Hrn. White in Cowes, an Lady Franklin.

Capt. M'Clintock, welchem die „Fox" geſetzlich zugeſchrieben iſt, eignet ſich ganz beſonders für dieſe Unternehmung; außer der Befriedigung die er empfinden wird ein Schiff zu befehligen das in jeder Hinſicht für den Dienſt in arktiſchen Meeren paßt, beſitzt er auch von Seiten der Admiralität keine hemmenden Verhaltungsbefehle, und kann ſeine Fahrt, ſo weit ſie die Lady Franklin betrifft, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen einrichten. Er erbat ſich von Lady Franklin Inſtructionen, allein das Vertrauen dieſer Dame auf den tapfern und erfahrenen Officier — der, wie man ſich erinnern wird, an allen öſtlichen arktiſchen Expeditionen unter Sir James Roß, Capt. Auſtin und Sir Edward Belcher theilgenommen — iſt ſo groß, daß ſie erklärte: da keine Meinungsverſchiedenheit über die aufzuſuchende Oertlichkeit beſtehen könne, ſo ſey er am beſten im Stande zu beurtheilen wie er an Ort und Stelle zu gelangen vermöge. Der erſte Zweck Capt. M'Clintocks wird, wie wir behaupten dürfen, natürlicherweiſe auf die Rettung dieſes oder jenes noch lebenden Theilnehmers der Franklin'ſchen Expedition, wenn, wie neuere Berichte von Wallfiſchfängern vermuthen laſſen, noch einige am Leben ſeyn ſollten, gerichtet ſeyn. Sein zweites Hauptaugenmerk iſt dann die Entdeckung und Wiedererlangung irgendwelcher Urkunden oder anderer Ueberreſte der verlorenen Expedition; das dritte die Verificirung der von Franklin eingeſchlagenen Fahrt, und die Beſtätigung oder Nichtbeſtätigung des von Dr. Rae heimgebrachten Berichts, dahin lautend, es habe im Anfang des Frühjahrs von 1850 eine Abtheilung der Mannſchaft des Erebus und Terror an King William Land ein Boot gelandet — eine Thatſache welche die Priorität der Entdeckung einer nordweſtlichen Durchfahrt durch Sir John Franklin außer allen Zweifel ſtellen würde.

Man ſieht alſo daß von Lady Franklin und ihren Freunden alles geſchehen iſt um den Erfolg dieſer neuen Expedition zu ſichern, um aber die Bemühungen zur endlichen Auffindung der Spur der Verlorenen vollſtändig zu krönen, wäre es höchſt wünſchenswerth wenn man ein Schiff durch die Behringsſtraße längs der Küſte von Nordamerika abgehen ließe, um mit Capt. M'Clintock zuſammenzutreffen, deſſen Sicherheit durch dieſe Maßnahme vollkommen gewahrt wäre, während gleichzeitig die Ausſichten auf die Erreichung aller Zwecke dieſes Unternehmens ſich verdoppelten; denn man weiß ja daß die Anſichten ſachverſtändiger Gewährsmänner hinſichtlich der Vorzüge der Oſt- und Weſtrouten nach den arktiſchen Meeren und Ländern um King William Eiland, an der Mündung des Fiſch-Fluſſes, nahezu getheilt ſind.

Es iſt Pflicht zu ſagen daß die Admiralität, obgleich ſie anfänglich der Lady Franklinſchen Expedition keine Aufmunterung zu Theil werden laſſen wollte, doch, als ſie beſchloſſen und unter den Oberbefehl eines ſo umſichtigen Mannes wie Capt. M'Clintock geſtellt war, ihre früheren Einwendungen gegen dieſelbe zurücknahm, und ſie durch Beiſteuerung von Vorräthen weſentlich unterſtützte. Dieß läßt hoffen daß die Regierung die „Reſolute" für die weſtliche Fahrt gewähren werde, um ſo mehr als dieſes Schiff keine Auslagen erfordert, um es zum Dienſt in den Polarmeeren brauchbar zu machen.

Diejenigen — und es ſind ihrer nicht wenige — welche ſich für den endlichen Erfolg dieſer Seefahrten intereſſiren, werden gerne vernehmen daß die Officiere wie die Mannſchaft der „Fox" unſere Küſten in heiterſter Stimmung, und voll Vertrauen auf den Erfolg der Anſtrengungen welche ihrer harren, verlaſſen haben. Sollten ſie jedoch den Hauptzweck der Expedition unglücklicherweiſe nicht erreichen, ſo dürfen wir nicht überſehen daß trotzdem Geographie und Wiſſenſchaft hohen Gewinn aus ihren Bemühungen ziehen werden. Die aufzuſuchende Oertlichkeit befindet ſich in unmittelbarer Nähe des Nord-Magnet-Pols, eines der wichtigſten Punkte auf der Oberfläche unſers Erdballs, der jedoch, wie man ſich erinnern wird, nicht ſtationär iſt. In der Abſicht aus den ſo ſich darbietenden Gelegenheiten für magnetiſche Forſchungen Nutzen zu ziehen, hat der Rath der k. Geſellſchaft eine Summe Geldes aus dem Schenkungsfonds zum Ankauf magnetiſcher und meteorologiſcher Inſtrumente bewilligt und der Expedition zur Verfügung geſtellt, und ein aus ausgezeichneten Phyſikern beſtehender Ausſchuß den Capt. M'Clintock mit Deſideraten in Bezug auf Magnetismus und Meteorologie verſehen, während Sir W. Hooker und Dr. Hoo-

ler ihre Instructionen hinsichtlich botanischer Sammlungen gegeben und Wards Kästen für die Erhaltung und Aufbewahrung eßbarer Pflanzen ergänzt haben.

Schließlich können wir noch erwähnen daß die Expedition mit den besten photographischen Apparaten ausgestattet worden ist, und daß sich Dr. Walker, ein sehr geschickter Photograph, derselben zur Aufnahme interessanter Gegenstände bedienen wird. Die „Fox," ein sehr schneller Segler, dürfte, wie man erwartet, in etwa zehn Tagen die Eisregionen erreichen, und dänische Schiffe werden uns über die Fahrt nach Grönland, von Disco aus, Kunde bringen.

Abbé Brasseur de Bourbourg über die frühere Civilisation von Tabasco.

(Schluß.)

Beim Durchlesen dieser Zeilen hat der Leser wohl ebenfalls, wie wir, die Doppelsinnigkeit der Handlung bemerkt welche in einem und demselben Bericht die Geschichte einer Urschöpfung mit der der Ankunft der ersten Gesetzgeber in Amerika vermengt. Das Auftreten der Thiere der Felder, des Rothwilds und der Vögel trägt denselben Charakter. In der Schöpfung, oder vielmehr in der Bildung des Menschen, herrscht einige Verschiedenheit, und die Erzählung entfernt sich mehr von den Schöpfungssagen, wie wir es sogleich zeigen werden. Die Episode welche auf die Sündfluth anzuspielen scheint, bietet dieselbe Sonderbarkeit; wenn man aber die Erzählung der Quiché-Handschrift mit derjenigen vergleicht die wir in dem mexicanischen Texte des Codex Chimalpopoca [1] finden, so wird der doppelte Charakter, den sie an sich trägt, deutlicher und hervortretender. Man erkennt aufs klarste daß die Sage von einer ersten Wasserfluth in die einer neuern verflochten ist, welche auch diejenigen Orte heimsuchte an denen sich die ersten Gesetzgeber gerade aufgehalten hatten, und daß diese, inmitten ihrer Versuche zur Sittigung der Bewohner, von derselben überrascht worden waren.

„Die Alten wußten, sagt der Codex [2] daß sich Erde und Himmel im Jahr I Tochtli [3] bildeten; sie wußten daß, nach Erschaffung des Himmels und der Erde, viermal schon der Mensch gebildet worden war, und viermal das Leben sich kundgethan hatte.[4] Sie wußten auch Tag um Tag die Zeitläufte welche verflossen waren: man fügte bei daß Gott ihn (den Menschen) aus Asche gebildet und mit lebendigem Odem begabt hatte, und man sagte, Quetzalcohuatl sey es welcher denjenigen der am siebenten Tag Ehecatl [5] gemacht und belebt worden war, vervollkommnet habe."

Hat man diesen Wortlaut vor Augen, so löst sich jeder Zweifel: die Handlung ist doppelt; allein man unterscheidet die eine von der andern vollkommen. Es ist Gott welcher den Menschen geschaffen hat; er hat ihn aus der Asche hervorgezogen, und am siebenten Tag Ehecatl mit lebendigem Odem begabt; allein Quetzalcohuatl hat ihn vervollkommnet, und, dem Quiché-Text zufolge,[6] den amerikanischen Barbaren, nach vier verschiedenen Civilisationen, in drei Versuchen, dem gesittigten Leben zugeführt. Nach dem Erscheinen der Erde, nachdem die den Gucumatz begleitenden Götter gesehen wie die Berge und die Wälder sich mit Thieren jeglicher Art bevölkern, schreiten sie sofort zur Bildung des Menschen; allein zweimal schlugen ihnen die Versuche fehl. Das erstemal hatten sie ihn aus Thonerde gemacht; er war aber im Regen [7] bald weich und unbrauchbar geworden: hierauf hatten sie ihn vernichtet, und sich daran gemacht einen neuen zu schaffen. Da sie ihn aber nicht, wie sie gewünscht, allein bilden können, so rufen sie die geheimnißvolle Macht Ixi-Yacoc's und Xmucane's, der Häuptlinge der Zauberkunst, zu Hülfe. Diese zeichnen ihre Linien und ihre Kreise, werfen den Mais und den Tzite aus, rufen dabei die Sonne [8] an, und in ihren vereinigten Berathungen reift der Entschluß, der Mann müsse aus Holz, die Frau aus Cibak [9] gemacht werden. Nun kehren, bis auf einen gewissen Punkt, Aehnlichkeiten mit der biblischen Schöpfungssage wieder; bei der Verwirrung von Thatsachen und Ereignissen aber kann man zu keiner reinen Anschauung von der Sache selbst kommen.

In dem Mann aus Holz und dem Weib aus Cibak hatten, wie der Quiché-Text fortfährt, die Schöpfer die Fehler des aus Thonerde geschaffenen Menschen verbessern wollen, und sich fähig dazu geglaubt. Allein ihr Versuch fiel ganz anders aus als sie gehofft hatten. Es kamen zwei ziemlich schwerfällige Menschen zu Stande, welche weder Fett, noch Blut, noch eine sonstige Feuchtigkeit hatten; zwei anmuthlose und nicht sehr behende Körper, von ärmlicher und abgezehrter Gesichtsbildung, mit magern Händen, dürren Füßen, bleichen Gesichtern, schwachen und unbehenden Gliedern: mit einem Wort hölzerne Menschen, welche zwar sprachen

---

[1] Der Codex Chimalpopoca, eine Handschrift in der Nahuatl-Sprache, zu der Sammlung Boturini's gehörig, besteht aus drei Haupttheilen: der erste wurde von diesem Reisenden betitelt: „Historia Chronologica de los Reyes de Culhuacan y Mexico etc;" der zweite umfaßt einige Blätter mit Bemerkungen über die mexicanischen Götter; der dritte, in Nahuatl-Sprache, enthält Legenden und geschichtliche Stücke, denen wir den Titel „Histoire des Soleils," Geschichte der Sonnen, oder astronomische Epochen gegeben haben.

[2] Codex Chimalpopoca. Hist. Chron.

[3] Dieß ist das mexicanische und toltekische Jahr; es läßt den Ursprung dieser heiligen Legende erkennen.

[4] Diese Worte enthalten augenscheinlich eine Anspielung auf die vier verschiedenen Civilisationen oder auf die vier Civilisationsversuche, von welchen wir weiter unten sprechen werden.

[5] Eine Annäherung an die h. Schrift, die ein um so höheres Interesse hat als das Wort Ehecatl, welches der siebente und gleichzeitig der Tag der Schöpfung des Menschen ist, Odem oder Geist, spiraculum vitae, wie auch Wind bedeutet.

[6] Quiché-Handschrift von Chichicastenango. Es ist ganz dasselbe in der Cakchiquel-Handschrift oder der Denkschrift Tecpan-Atitlans.

[7] Sollte dieß eine Anspielung auf die allgemeine Fluth (die Sintflut, wie die ältere deutsche Sprache schrieb) seyn?

[8] Das Tzite oder Handholz ist ein mittelamerikanischer Baum, dessen Stücke noch heutzutage, wie die Maiskörner, zum Looswerfen unter den Indianern in diesen Gegenden dienen.

[9] Cibak ist in der Quiché-Sprache das Mark einer Art Schwertlilie, aus dem man Matten macht.

weil ſie eine Sprache hatten, denen aber der Verſtand und die Weisheit fehlte.

„Solcher Art waren der Mann aus Holz und das Weib aus Cibak, ſolcher Art die Kinder welche ſie zeugten, und deren Abkömmlinge ſich dergeſtalt vervielfältigten, daß ſie zur Bevölkerung der Welt ausreichten. Allein die Väter und die Kinder bedienten ſich, aus Mangel an Einſicht, der Sprache die ſie erhalten hatten nicht dazu um die Wohlthat ihrer Schöpfung zu preiſen, und dachten nie daran ihre Augen emporzuheben, um Hurakan zu verherrlichen. Sie wurden daher in einer Ueberſchwemmung vernichtet. Es fiel ein Pech- und Harzregen vom Himmel herab. [1] Ein Vogel mit Namen Xecotcowach riß ihnen die Augen aus; ein anderer Namens Camalotz ſchnitt ihnen den Kopf ab; ein vierfüßiges Thier, Cozbalam genannt, verſchlang ihr Fleiſch, und der Tecumbalam zerrieb ihre Knochen. [2] So war das Ende dieſer undankbaren Menſchen; denn ſie hatten unterlaſſen ihrem Vater und ihrer Mutter, dem Angeſicht des „Herzens des Himmels," deſſen Name Hurakan iſt, ihren Dank darzubringen. Und ihretwegen verdunkelte ſich die Erde, und es regnete Tag und Nacht. Und die Menſchen giengen und kamen außer ſich, wie von Thorheit befallen: ſie wollten auf die Dächer ſteigen, und die Häuſer ſtürzten ein; ſie wollten auf die Bäume klettern, und die Bäume ſchüttelten ſie von ſich ab. Und wenn ſie ſich in die Grotten und die Höhlen flüchten wollten, verſchloſſen ſich dieſe alsbald. Solcher Art war ihre Züchtigung und ihre Vernichtung. Allein die Schöpfer verſchonten, zum Gedächtniß der hölzernen Menſchen welche ſie gemacht hatten, eine kleine Anzahl: dieß ſind jene kleinen Weſen welche wir Affen nennen, und welche jetzt die Wälder bewohnen." [3]

Man erkennt auch in dieſem Texte wieder die gleiche Doppeldeutigkeit der Handlung die wir ſchon früher bemerkt haben, und findet darin eine Art dunkler, mit dem Andenken an andere ähnliche ſpätere Ereigniſſe vermiſchter Erinnerung an die bibliſchen Zeiten. Dieſelben Kataſtrophen kommen auch im Codex Chimalpopoca zum Vorſchein: nur die Ordnung der Umſtände ſcheint eine andere. In der mexicaniſchen Tradition tritt an die Stelle des Pech- und Harzregens ein gewaltſamer Ausbruch der Feuerberge dieſer Länder; in Folge der Sündfluth ſind die anfangs in Fiſche verwandelten, hernach in Chichime, vielleicht in Chichimeken [4] umgeſtalteten Menſchen die Barbaren des mitternächtlichen Amerika's; im Quiché-Text dagegen werden ſie in Affen oder Waldmenſchen verwandelt; die Aehnlichkeit liegt auf der Hand.

Die Erzählung des vierten Lebens, dem Codex Chimalpopoca zufolge, oder der dritten Schöpfung, der Quiché-Handſchrift nach, vervollſtändigt dieſe verſchiedenen Texte. Von nun an machen die Ideen der bibliſchen Weltſchöpfungsſage einer neuen Ordnung der Dinge Platz: unter dem Sittigungsverſuche der Geſetzgeber, die durch eine doppelte Schöpfung dargeſtellt ſind, entdeckt man Dinge von hohem geſchichtlichem Intereſſe. Wirklich kann man nicht umhin in Gucumatz und ſeinen Gefährten Männer von höherer geiſtiger Begabung anzuerkennen, welche, in den für ſie ganz neuen Gegenden, darauf hinarbeiteten die zuerſt durch Thonerde und dann durch Holz repräſentirten wilden Bewohner zu bewegen ihrem Antrieb zu folgen, ihnen zu gehorchen, ſich an die Arbeiten eines geſellſchaftlichen Lebens zu gewöhnen, kurz ihren neuen Herren und Lehrern, wie der Text ſich ausdrückt, als Zinspflichtige und Unterthanen zu dienen und ſie zu ernähren. Die Erzählung gibt zu verſtehen daß ihnen dieſes Unternehmen mehr oder minder gelang. Sie haben die Barbaren der Länder in welche das Schickſal ſie geworfen beſiegt; ſie haben ihnen endlich einige der Elemente der Geſittung eingeprägt, ſie dem Zuſtand der Wildheit entriſſen, ſonach den Menſchen gefangen genommen und gebildet. Allein es fehlen ihnen zwei Dinge, welche die Grundlage des geſellſchaftlichen Lebens ſind: es iſt ihnen unmöglich dieſen Wilden religiöſe Ideen und Liebe zur Arbeit einzuflößen, welche allein ſie auf dauernde Art zu feſſeln vermögen.

Unter dieſen Umſtänden kommt die Ueberſchwemmung gerade recht um ſie von einer ungelehrigen Bevölkerung zu befreien. [1] Bei der Dunkelheit und Unbeſtimmtheit womit dieſe alten Sagen umhüllt ſind, läßt ſich unmöglich beſtimmen was aus den Geſetzgebern geworden. Verließen ſie die Schauplätze ihrer erſten Verſuche, und begaben ſie ſich unter gelehrigere Völker? Nach der Folge des Texts läßt ſich dieß glauben. Sie unternehmen dann eine neue Schöpfung. Die Menſchen an die ſich wenden, ſcheinen geneigt ihrer Lehre Gehör zu ſchenken und ſich ihren Geſetzen zu unterwerfen; allein es bleibt ſtets eine große Schwierigkeit übrig. Ohne Zweifel aus einem Himmelsſtriche gekommen in dem es ganz andere Nahrungsmittel gab, ſahen ſie ſich nun in eine Gegend voller Wälder und unermeßlicher Ländereien verſetzt, wo nichts demjenigen was ſie in ihrem Vaterland zurückgelaſſen hatten; wo der Boden und die Bäume von freien Stücken jedwede Art unbekannter, zwar ſchmackhafter Früchte hervorbrachte, wo aber nichts vorhanden zu ſeyn ſchien was geeignet geweſen wäre den Menſchen zur Arbeit anzuhalten, ſich ſeines Gleichen zuzugeſellen, mit Einem Wort nichts was das Erzeugniß oder der Gegenſtand des Ackerbaues ſeyn konnte. Offenbar fehlte ihnen das Getreide, und ſie kannten den Mais noch nicht. [2] In ſo weit blieb ihr Werk unvollſtändig, und die Verlegenheit der Götter verrieth ſich, wie der mexicaniſche und quichéiſche Text zeigt [3], trotz des Symbolismus unter welchem die Ueberlieferung ſie zu verhüllen ſucht, auf naive Weiſe.

---

[1] Das Quiché-Manuſcript gibt gleichzeitig zwei Ereigniſſe welche in dem Codex Chimalpopoca, der „Geſchichte der Sonnen" und der Chronol. Geſchichte abgeſondert berichtet werden.

[2] Dieſe Namen ſind diejenigen verſchiedener gefräßiger Thiere und Raubvögel, die man noch heute in Mittelamerika kennt.

[3] Der Quiché-Text ſpielt auf eine Claſſe ſehr kleiner mittelamerikaniſcher Affen an, die man Coy nennt; ſie ſind noch heute der Gegenſtand des Aberglaubens der Indianer, von denen ſie als eine Art kleiner Menſchen betrachtet werden.

[4] Chichi oder Chichitl bedeutet in einigen mexicaniſchen Mundarten „Hund," und die regelmäßige Mehrheit wäre Chichime. Sollte dieß mit dieſem Wort geſagt werden wollen?

[1] Aus dem Verlauf des Textes ſcheint dennoch hervorzugehen daß mehrere von den Gefährten des Gucumatz bei dieſer Ueberſchwemmung zu Grunde giengen.

[2] Dieſer Text iſt einer der überzeugendſten Beweiſe dafür daß der Mais eine in Amerika einheimiſche Pflanze iſt, und daß Gucumatz von der andern Halbkugel kam.

[3] Codex Chimalpopoca, Geſchichte der Sonnen. — Quiché-Handſchrift von Chichicaſtenango. Die Cakchiquel-Handſchrift oder die Denkſchrift Tezpan-Atitlans berichtet die gleiche Thatſache, nur in kürzerer Faſſung, und mit Einzelheiten welche die beiden andern Urkunden nicht enthalten.

Digitized by Google

„Alle fiengen nun an, ſagt der Text, den Göttern zu dienen, und man nennt dieſe: Apanteuctli, Huictlollinqui, Tlallamanac und Tzontemoc. [1] Quetzalcohuatl blieb allein. Dann ſagten ſie: „die Lehnsmannen der Götter ſind geboren; ſie haben ſchon angefangen uns zu dienen.“ Und ſie fügten hinzu: „Aber was eſſet ihr, o Götter? Nun ſiehe da, er gieng aus zur Aufſuchung unſers Lebensunterhalts.“ Im Verlaufe dieſes Textes wird es klar daß Quetzalcohuatl ſich von ſeinen Gefährten nur getrennt hat um das Land kennen zu lernen, und zu erkunden ob es irgendeine zur allgemeinen Nahrung nützliche Getreideart erzeuge. Die Lücke welche hier der Codex Chimalpopoca enthält, wird durch eine andere Urkunde ausgefüllt. [2] Die Trennung Quetzalcohuatls von ſeinen Gefährten iſt nicht bloß ein Ausflug, ſondern eine wahre Forſchungsreiſe; denn ſie geht ſo weit bis er endlich entdeckt was er ſucht. „Dann, fährt der Verfaſſer des Codex fort, [3] nahm Azcatl [4] Mais im Tonacatepetl. [5] In dieſem Augenblick begegnete Azcatl dem Quetzalcohuatl, welcher zu ihm ſagte: „Wo haſt du dieſe Sache geſucht und gefunden? ſag es mir.“ Allein er wollte es ihm nicht ſagen, obgleich er ihn inſtändig bat. Und er (Quetzalcohuatl) wiederholte: „Wohin ſoll ich gehen?“ Dann giengen ſie miteinander fort. Nun ſiehe aber, Quetzalcohuatl verwandelte ſich in eine ſchwarze Ameiſe. [6] Hierauf begleitete er ihn, und gieng hinein. Sodann kamen ſie zuſammen heraus, indem Tlatlauhqui Azcatl (die gelbe Ameiſe) achtungsvoll den Quetzalcohuatl begleitete. Sie giengen nun und holten den Mais und brachten ihn nach Tamoanchan. [7] Alsdann fiengen die Götter an zu eſſen, und ſie gaben uns davon in den Mund, auf daß wir Kräfte gewännen.“

Die Quichés-Handſchrift ihrerſeits ergänzt die mexicaniſche: man iſt durch ſie in den Stand geſetzt die ganze Tragweite der Entdeckung, welche man dem ausdauernden Scharfſinn Quetzalcohuatls verdankt, nach ihrem vollen Werthe zu würdigen. „Hier, ſagt die Handſchrift, [8] fängt man an den Menſchen zu betrachten, und das zu ſuchen was in das Fleiſch des Menſchen übergehen kann. Und der Vater und Erzeuger, der Schöpfer und Bildner, ſo wie Tepeu Gucumatz urtheilten zuſammen: „Die Zeit iſt gekommen, ſagten ſie, wo der Tag anbrechen wird, [9] indem unſer Werk ſeine Vollendung erlangt hat; unſere Stützen aber, unſere Söhne und Lehnsmannen, ſind unglücklich, der Menſch vergeilt auf der Erde.“ Dann verſammelten ſie ſich in großer Anzahl, und kamen um Raths zu pflegen inmitten der Dunkelheit der Nacht. Während daß ſie ſuchten, ſchnitten ſie ſich die Haare ab, berathſchlagten, und wurden darauf von Traurigkeit erfüllt über den Ort an welchem ſie ſich verſammelt hatten. Jetzt aber that ſich die Weisheit dieſer aufgeklärten Weſen kund: denn ſie zogen fort auf die Entdeckung deſſen was in das Fleiſch des Menſchen übergehen könne. Nun aber fehlte wenig daß die Sonne, der Mond und die Sterne ſich über den Schöpfern und Bildnern zeigten. [1] Von Paxil und Cayalà [2] kamen Garben gelben und weißen Maiſes. Folgendes ſind die Namen der Barbaren welche dieſe Nahrung brachten: Yac, Utiu, Quel und Hoy. [3] Dieſe vier Barbaren machten ſie bekannt mit den Garben gelben und weißen Maiſes die es zu Paxil gab, und ſie machten ſich auf den Weg nach Paxil, wo ſie fanden daß dieß ein Nahrungsmittel ſey.

„Dieß alſo iſt's was übergieng in das Fleiſch des ſchon geſchaffenen und gebildeten Menſchen, das was das Blut war, das Blut des Menſchen, das ſich aus den Garben bildete welche der Schöpfer und der Vater in das Fleiſch eingehen ließen. Darum herrſchte unter ihnen eine große Heiterkeit, weil ſie ein ſo ſchönes, ſo annehmlichkeitsvolles, an gelbem und weißem Mais ſo reiches, an Pek [4] und an Cacao überfließendes Land entdeckt hatten: denn man kannte die Menge der Zapoten, Cocoten, Nancen, Matazanos und Honig die es darin gab; man ſah ringsum in dieſem Lande Paxil und Cayalà nur gute Dinge als Speiſe. Man fand dort Nahrungsmittel aller Art, kleine Sachen zum Eſſen und große, große und kleine Nahrungsmittel, zu denen der Weg ihnen von den Barbaren gezeigt worden war.“ [5]

Dieſe Einzelheiten geben ein werthvolles Zeugniß über die Lage welche die Sage den Oertlichkeiten anweiſt, an denen die erſten Geſetzgeber Nordamerika's landeten, und wohin man allgemein die Wiege der Urgeſittung verſetzt. Ihre Schilderung ſtimmt bewundernswerth mit der der Provinzen Mexico's und Mittelamerika's, den am atlantiſchen Ocean gelegenen Ländern. Dennoch würde es Mühe koſten die Lage von Paxil und Cayalà, den Ort wo die Gewäſſer fallend ſich theilen, genau zu beſtimmen; allein wir glauben daß es noch weniger leicht wäre dieſe Stelle anderswo zu ſuchen als im Staat Chiapas oder den von dem Uzumacinta bewäſſerten Ländern. Die Annehmlichkeit des Klima's, der Reichthum

---

[1] Apanteuctli bedeutet Herr der Flüſſe; Huitzilollinqui, derjenige welcher die Erde bewegt; Tlallamanac, derjenige welcher auf der Erde den Vorſitz führt, und Tzontemoc, derjenige deſſen Haare herniederwallen.

[2] Cakchiquel-Handſchrift oder Denkſchrift von Tecpan-Atitlan.

[3] Geſchichte der Sonnen.

[4] Azcatl bedeutet in der Nahuatl-Sprache Ameiſe; hier iſt dieſes Wort augenſcheinlich ein Eigenname. Ameiſen ſpielen im mexicaniſchen Text die Rolle der Barbaren im Quiché- und Cakchiquel-Text.

[5] Tonacatepetl, der Berg unſres Lebensunterhalts oder unſerer Ernährung.

[6] Weiſt dieſe Verwandlung darauf hin daß er ſich verkleidete, oder daß er die Gewohnheiten der Völker annahm bei denen er ſich befand, um Zutritt zum Tonacatepetl und das Geheimniß ihres Ackerbaues zu erlangen?

[7] Tamoanchan, ein Wort der Nahuatl-Sprache, deſſen Etymologie große Schwierigkeiten bietet. Sahagun legt es den erſten, in Panuco landenden, Totteken in den Mund, und überſetzt es mit folgenden Worten: Vamos o bajamos a nuestra casa, d. h. gehen und ſteigen wir zu unſerm Hauſe hinab. Dieß wäre richtig wenn es Temoanchan ſtatt Tamoanchan hieße; indeß kann ſich der erſte Vocal des Zeitworts temoa ſchon in alter Zeit geändert haben. Sahagun fügt bei daß die Nahoas, als ſie ſagten ſie giengen nach Tamoanchan, darunter eine Art irdiſchen Paradieſes verſtanden hätten.

[8] Quiché-Handſchrift von Chichicaſtenango.

[9] Ein ſymboliſcher Ausdruck der hier die „Erſcheinung der Civiliſation“ bedeuten dürfte.

[1] Der Sinn dieſer Stelle iſt ſehr dunkel. Will der Verfaſſer ſagen daß binnen kurzem die Geſetzgeber durch ihre Apotheoſe zum Rang der Sonne, des Mondes und der Sterne werden erhoben werden, oder iſt dieß nur eine Folge des Symbols der Erſcheinung der Civiliſation?

[2] Paxil Cayalà. Der Text ſagt Pan paxil, pa cayalà, der Ort wo die Gewäſſer ſich im Fallen theilen. Das Cakchiquel-Manuſcript oder die Denkſchrift von Tecpan Atitlan ſagt bloß pan paxil, wahrſcheinlich der Abkürzung halber.

[3] Yac, wilde Katze, Utiu, der Schakal; Quel oder ghel, der Papagai, und Hoh, der Rabe. Im Cakchiquel-Manuſcript ſind ihrer nur zwei: Utiuh und Koch, der Fuchs und der Rabe.

[4] Pek, das die Spanier Centralamerika's Pataſte nennen, iſt eine Art groben Cacao's, aus welchem die Eingebornen noch jetzt Getränke bereiten.

[5] Die Quichés, Cakchiquels, Tzutohiles ꝛc. gaben allen Völkerſchaften welche ſie im Beſitz der von ihnen mit Krieg überzogenen Länder fanden, obſchon mehrere der Stämme geſittigter waren als ſie ſelbſt, den Namen Barbaren.

und die Fruchtbarkeit des Bodens, die Fülle an allen Obst- und Getreidearten, welche die Vorsehung unter einem bezaubernden Himmel verschwenderisch ins Daseyn ruft — so viele Geschenke vereint finden sich in Wirklichkeit nur in den an diesem Flusse liegenden glücklichen Gegenden. Ueberdieß sieht man gerade dort die schönsten und ansehnlichsten Reste alter amerikanischer Gesittung. In diesen Gegenden zeigt noch heute die dem Botan zugeschriebene große Stadt jene Reihe von Palästen und Tempeln deren Anzahl und Pracht den Reisenden in Erstaunen versetzen. Nichts hindert daher in ihrer Nähe die Lage von Paxil und Cayalà zu suchen. In der fruchtbaren Provinz wo man ihre Ruinen bewundert, wo so viele vom Gebirge herabströmende Gewässer sich theilen, sichert die verschwenderische Natur den Bewohnern. neben den Genüssen eines ewigen Frühlings und einer durch eine lange Reihe von Jahrhunderten erprobten Gesundheit des Klima's, alles was ein üppiges Land von freien Stücken an zum Unterhalt und zum Leben nothwendigen Erzeugnissen zu bieten vermag.

Der Aufstand der bengalischen Armee.

Seit dem Blutbade in Kabul und der Niedermetzlung eines brittischen Armeecorps in den afghanischen Pässen ist England durch keine Schreckenspost überrascht worden, bis die neuesten Nachrichten von dem Soldatenaufstand im Gangesthale nach Europa gelangten. Diese Ereignisse haben die brittische Macht weit ernster getroffen als die Verdunklung im russischen Kriege oder die kleinmüthige Nachgiebigkeit in den centralamerikanischen Verwicklungen gegenüber den Vereinigten Staaten. Jene Vorfälle in Delhi werden zu einer dauernden Schwächung des brittischen Reiches als europäischer Großmacht führen, wie es jetzt bereits klarsehende Staatsmänner in England selbst eingestanden haben. Damit man aber den Sinn dieser Worte nicht mißverstehe, so sprechen wir sogleich aus daß der Aufstand selbst, obgleich er sogar den Sitz der Verwaltung, Calcutta, in Zittern und Aufregung versetzt hat, mit wenig Anstrengung und Blut niedergeschlagen werden wird. Die Armee der Rebellen, wenn sie wirklich 30,000 Mann stark wäre, ist schwach und hülflos gegen wenige europäische Regimenter. Asiatische Soldaten fechten nur gut unter europäischen Officieren. Die Orientalen erkennen willig die militärische Begabung der Feringhis an, die Gegenwart weißer Officiere gibt den Truppen Muth, weil sie des Sieges unter ihnen mit höchst geringen Ausnahmen immer sicher waren, und weil geübte Militärs Kräfte und Blut nicht unnütz verbrauchen. Ohne ihre Anführer, ohne Mannszucht, ohne ein Oberhaupt, ohne deutlich erkennbares Ziel, ohne Unterstützung der Bevölkerung — wie kann eine meuterische Bande, die sich zunächst durch Raub und Plünderung ernähren muß, sich lange halten, ohne innerlich zu zerfallen? Es wurde in diesen Blättern beim ersten Ausbruch der Unruhen und längst vor dem Aufstand in Delhi bemerkt, daß energische Feldherren das erste schwierig gewordene Regiment nicht etwa bloß entlassen, sondern exemplarisch bestraft hätten. Die größte Strenge wäre die größte Milde gewesen. Was hätte es gethan, wenn man nach Soldatenbrauch die Meuterer um ihr Leben hätte würfeln und den zehnten Mann erschießen lassen? Es wären 100 Opfer gefallen, aber der Schrecken hätte die verborgene Gluth erstickt. Jetzt wo die Nachsicht und Schwachheit der Gewalthaber den unruhigen Elementen Muth gegeben, werden Tausende bluten und Hunderttausende von Unschuldigen in das Elend eines Krieges gestürzt werden. Eine solche exemplarische Strafe aber war — wir wissen es recht wohl — in Indien unter den gegenwärtigen Umständen nicht zu vollstrecken. Zwei grundverschiedene Meinungen über die politische Behandlung der asiatischen Eroberungen bekämpfen sich im brittischen Volke. Nach der einen soll Indien nur mercantilisch und financiell ausgebeutet werden, nach der andern wäre eine wirkliche Herrschaft und Europäisirung Indiens zu erzielen. Zu der letztern Ansicht bekennt sich nur eine äußerst kleine Zahl, die andere Ansicht ist die herrschende im Directorenhofe, bei den Ministern und der officiellen Welt. Noch bis auf den heutigen Tag betrachten die meisten Engländer die Herrschaft über 150 oder 180 Millionen Menschen mit Hülfe von etwa 60,000 Europäern, Soldaten und Beamten ꝛc. wie eine Art Wunder, das einmal zusammenfallen wird wie ein Kartenhaus oder verschwinden wie ein schöner Traum beim Anklopfen des Weckers. Daher der ungeheuchelte Widerwillen bei jeder neuen Gebietserweiterung, der freilich in den letzten Jahren unter Lord Dalhousie sich minder stark geäußert hat. Auf dieser Furcht beruht die Politik welche bisher inne gehalten wurde, und diese Furcht ist zum Theil das Nachwirken der Lehre, welche die Losreißung der amerikanischen Colonien dem Mutterlande hinterlassen hatte. Nach dieser Ansicht soll Indien so wenig wie möglich die Gegenwart fremder Herrscher fühlen, die deßhalb auf Socken gehen und Stille wie in einem Krankenzimmer beobachten. Diesen Staatsmännern ist alles heilig und unverletzlich, worauf die Eingebornen Werth legen. Vor allen ist ihnen jede christliche Missionsthätigkeit, welcher Confession immer, ein Gräuel. Die Hindu möchten vielleicht besorgen daß man ihnen mehr abnehmen möchte als Steuern, nämlich ihren Glauben, und der Glaube im Morgenlande ist das Ding welches allein den Zaghaften zum Heroen machen kann. Die Religion oder die Religionen in Indien werden daher geschützt auf eine Art, die oft genug in Verfolgung der christlichen Missionäre ausartet. Erst ganz kürzlich und zu einer Zeit wo die ersten Regimenter schwierig geworden waren, hatte der Obrist eines eingebornen Regiments sich unterfangen bei seinen Sipahis durch eine Art von Predigt Bekehrungen zu versuchen. Die indische Presse hatte dem armen Obrist aber übel mitgespielt, weil er seine Stellung mißbraucht habe. Es sind nicht vierzehn Tage her daß ein glänzender Artikel im Athenäum erschien, der wegen der Schönheit, Kraft und Fülle des Styles vielfach an Macaulay erinnerte. Er bezog sich auf die bengalische Empörung, und bewies haarklein daß die Katastrophe habe ausbrechen müssen, seit in der letzten Zeit, namentlich unter Lord Dalhousie, allerlei Attentate gegen Religion und Gesellschaft in Indien von den Briten begangen worden seyen. Man bezog

Digitized by Google

ſich dabei ausdrücklich auf die Abſchaffung der Wittwenverbrennung und auf die zweite Ehe der Brahminenfrauen, oder vielmehr auf den Wegfall der bürgerlichen Nachtheile dieſer zweiten Ehe. Endlich erſchien die Fabrication der Patronen als ganz beſonders ſacrileg. Gewiß iſt mit den Vorurtheilen, wie wir ſagen, oder mit den anerzogenen Anſchauungen aſiatiſcher Völker nicht zu ſpaßen. Der Hindu hat ein blindes Vertrauen wie alle Orientalen auf den Feringhi als Hakim oder Arzt. Wäre er von einem Reptil geſtochen worden und ein Europäer reichte ihm Medicin, ſo würde er nach dem Schlucken ſo ſicher an ſeine Rettung glauben wie an eine Seelenwanderung nach dem Tode. Aber er würde die Arznei unwillig zurückſtoßen wenn ſie ihm in einem Hornlöffel gereicht würde, denn Horn iſt unrein, Verunreinigungen gefährden die Kaſte, gefährden ſie bei jeder Wiedergeburt. In der That iſt auch dieſer ſelbe Fall nicht etwa erfunden, ſondern wirklich vorgekommen. Wenn der Sohn des großen Chemikers, G. v. Liebig, erzählt daß man, um ſich der Treue der gemietheten Hindubegleiter zu verſichern, ihnen nur das metallene [1] Trinkgeſchirr abzunehmen braucht, um ſicher zu ſeyn daß ſie während des Marſches nicht entweichen, ſo ſieht man wie vollſtändig jene Menſchenwelt von ihren ſeltſamen Sitten und Bräuchen beherrſcht wird. Wehe dem Soldaten, der, einer verächtlichen Kaſte angehörig, unter falſcher Angabe ſeines frühern Gewerbes (Kaſte) in ein eingebornes Regiment eintritt. Seine Cameraden würden ihn unfehlbar erſchlagen wenn der Betrug ruchbar würde, und die Officiere würden ſie deßwegen nicht beſtrafen. Denn in der Armee, und gerade in der bengaliſchen Armee, wird die Kaſte ganz beſonders geachtet. Es gibt keinen Schnickſchnack und keine alberne Sitte, vorausgeſetzt daß ſie zu dem anerkannten morgenländiſchen Religionskram gehört, die nicht reſpectirt würde, und beklagt ſich der gemeine Mann über Verletzung, ſo wird immer gegen den Europäer entſchieden werden.

Die Kaſte iſt das erſte und letzte, um was ſich die indiſche Welt dreht, ſie iſt auch indirect das Motiv oder vielmehr der Vorwand zu dem Aufſtand der bengaliſchen Armee geweſen, wo man mit Vorliebe Brahmanen anwarb, während die Madras- und Bombaytruppen, vor allem aber die Seikhs bis jetzt vollſtändig treu blieben, obgleich bei den beiden ſüdlichen Armeecorps nicht auf Kaſte geſehen wird, und die Seikhs, wenn auch wieder in den Hinduismus zurückgefallen, doch noch ſo viel von den Lehren ihres Religionsſtifters beibehalten haben, daß ſie einen Kaſtenunterſchied nicht anerkennen. Die Britten haben das Kaſtenweſen bis jetzt nicht angetaſtet und aus gutem Grunde, denn ſie mochten ſich ſagen daß eine geſpaltene Geſellſchaft ſich leichter beherrſchen läßt als ein Volk ohne Rang und Stufe. Offenbar gab es noch einen andern Weg zum Regieren: die gedrückten oder niedrigen Kaſten zu heben und mit ihrem Beifall die höhern und ſtärkern Claſſen zu bändigen. Dieſen Weg ſind die Britten nicht gegangen. Sie haben vielmehr die höhere Kaſte, die Brahmanen, zu gewinnen geſucht. Es lag dieß auch nahe, erſtens weil bei ihnen wirklich höhere Intelligenz zu finden iſt, und weil die Brahmanen ſelbſt unter den mohammedaniſchen Fürſten immer die herrſchende Claſſe geblieben ſind. Sie behielten wegen ihrer Kenntniſſe die höhern und niedern Beamtenſtellen, die Richterämter, ſie pachteten die Steuern, ſie dienten als Dolmetſcher, kurz ſie blieben was ſie waren, die regierende und verwaltende Claſſe, die Organe der Sultane ſo gut wie der Generalſtatthalter. Auf der andern Seite iſt die Kaſte in Indien wirklich das Kennzeichen eines höheren Menſchenwerthes, nicht bloß in Beziehung auf Verſtand, ſondern auf ſittliche Haltung; denn die Leute niederer Kaſte entarten und werden laſterhaft, ſobald ſie zu höherer Freiheit und zum Wohlleben gelangen, ſo daß man ſie nicht einmal in den Regimentern avanciren laſſen darf, ſo wenig ſind ſie höherer Bildung und Entwicklung fähig. So ſind die Britten genöthigt geweſen gerade diejenige Schicht der indiſchen Geſellſchaft zu begünſtigen, zu liebkoſen, zu verhätſcheln welche allein fähig war die Gegenwart fremder Herrſcher zu bemerken und nach ſittlichen Impulſen zu handeln. Die Folgen dieſes Syſtemes ſind jetzt hell an den Tag gekommen. Der dritte Theil der einheimiſchen Streitkräfte, die bengaliſche Armee, exiſtirt nicht mehr, ſie läßt ſich auch ſchwerlich wieder bilden, und es ſind nicht die Schritte gegen indiſche Inſtitutionen, nicht die Rettung von Wittwen und ihres Vermögens, ſondern es iſt im Gegentheil die Schwäche und Nachſicht gegen die vornehmen Kaſten geweſen welche den Aufſtand groß gezogen haben. Militäriſch betrachtet iſt gerade die bengaliſche Armee die ſchlechteſte Truppe in Indien geweſen. Die beſten Soldaten liefern zunächſt die Mohammedaner, vor allen die Afghanen (Patanen) aus dem einfachen Grunde, weil ſie die Speiſeverbote der Hindus nicht kennen und ihnen die animaliſche Nahrung größere Muskelſtärke verleiht. Auf gleicher Stufe ſtehen mit ihnen die Seikhs, die Fleiſch nicht verſchmähen und nur die Kühe heilig halten. Vielleicht iſt es gerade die Pflanzenkoſt welche den Hindu ſo ſchwächlich und ſo feige macht, und welche die leichten Erfolge der islamitiſchen wie der europäiſchen Eroberer erklärt. Ebenſo hört man oft die Tapferkeit und Ausdauer der Regimenter rühmen die aus den Bhiels oder überhaupt aus der nichtariſchen Urbevölkerung Indiens, aus den verachteten Kaſten oder Kaſtenloſen gebildet worden ſind.

Die Folgen des Aufſtandes ſind vorderhand unberechenbar. Der Verluſt von etlichen 30,000 Mann iſt das wenigſte dabei. Schon die Möglichkeit eines ſolchen Ausbruchs, den man noch vor wenig Wochen als eine Chimäre betrachtet hätte, raubt der brittiſchen Herrſchaft den Glauben an ihre Feſtigkeit, ſie ermuntert zu Invaſionen, ſie erniedrigt das Anſehen der brittiſchen Regierung in allen Welttheilen, raubt ihrem auswärtigen Einfluß den Nachdruck, und macht ihre Widerſacher händelſüchtiger und ſpröder. In welche Lage wäre England gerathen wenn der bengaliſche Aufſtand zur Zeit des ruſſiſchen Krieges eingetreten wäre? Welche Rückwirkungen wird er auf Perſien und die afghaniſchen Staaten haben? Vor allen Dingen aber erſchrickt England bei der plötzlichen Offenbarung daß ſeine Kräfte nicht ausgereicht haben für den ungeheuren Länderbau ſeiner aſiatiſchen Reiche, denn 50,000 europäiſche Truppen (dieß ſieht man jetzt ein) ſind zu wenig für die Herrſchaft vom Indus bis zur Irawaddy. Man ſendet jetzt 15,000 Mann Truppen nach; man wird, wenn man klug iſt, noch mehr ſenden; man wird, was man bisher gänzlich vernachläſſigte, Feſtungen bauen; man wird die Schattenherrſchaft der Compagnie zu Grabe tragen, und nicht eher ruhen als bis man ſich wieder als Meiſter in In-

[1] Metall verunreinigt nicht. In Malabar muß in jeder Hütte ein metallenes Trinkgeſchirr ſich finden, damit, wenn ein Najer oder ein Mann der Kriegerkaſte dort einſpricht, will ſagen von der Hütte und von der Frau des Eigenthümers zeitweilig Beſitz ergreift, ein reines Geſchirr für ihn vorhanden ſey.

Digitized by Google

dien fühlt. Das alles wird mehr Geld kosten als die schlaffen Finanzen des indischen Reiches zu leisten vermögen, und nothwendig werden dann große Reformen und Aenderungen in dem Haushalt und im Steuersystem eintreten müssen. Was aber Großbritannien in Asien stärker macht, das büßt es nothwendig im Abendlande ein. Es ist nicht gut möglich eine asiatische und eine europäische Großmacht zu seyn, selbst nicht für die brittische Nation, selbst nicht für das reichste, für das politisch fähigste, nicht für ein Inselvolk welches die Meere beherrscht. Die Kräfte die unter allen Breiten und Meridianen vertheilt und gebunden sind, müssen dann fehlen bei den entscheidenden Momenten in der Geschichte unseres Welttheiles. England ist in dem letzten russischen Kriege als eine Macht zweiten Ranges neben Frankreich aufgetreten, seine Streitkräfte haben die Zahl von 30,000 nicht überstiegen. Was bleibt England noch übrig, wenn es jetzt seine europäischen Truppen in Indien auf 70,000 Mann bringt? Welchen Werth wird man noch auf eine englische Allianz legen, wenn man sich sagen muß daß über Nacht der Bundesgenosse in China, oder im malayischen Archipel, oder durch Unruhen in Indien, oder durch persischen Uebermuth, oder am Cap, oder in Amerika durch eine ehrgeizige Demokratie in Händel verwickelt werden kann, die vollständig ihm alle verfügbaren Kräfte entziehen?

Dieß sind die schlimmen Enthüllungen des bengalischen Aufstandes: die Unsicherheit des indischen Reiches, die trügerische Unterstützung eingeborner Truppen, die Nothwendigkeit einer Vergrößerung der europäischen Armee, die Schwächung der verfügbaren Streitkräfte und die Erschütterung des Glaubens an die brittische Macht, deren verwundbare Blößen jetzt enthüllt worden sind.

Die Erstürmung von Rangun im Jahr 1852.

(Aus dem Goldenen Dagon.)

Nachdem die Belagerung Ranguns bis zu einem gewissen Punkte vorgeschritten war, erhielt der „Phlegeton" Befehl die „Serpent" ans Schlepptau zu nehmen und sich, an Königs Werft und der oberen Palissadenverschanzung vorbei, nach Kemmendine zu begeben, das durch eine scharfe Krümmung des Flusses etwa vier oder fünf englische Meilen, zu Lande aber nicht halb so weit, entfernt ist.

Kemmendine ist stets ein Versammlungsplatz für Kriegsboote gewesen. Während des ersten birmanischen Kriegs wurden eine Menge Brander, deren Zündstoff aus Rohren, losen Brettern und Reisig bestand, und mit Steinöl getränkt war, dort gebaut und flußabwärts auf die brittische Flotte losgetrieben, welcher sie eben so gefährlich als lästig waren. Eine Truppenabtheilung, die von Sir Archibald Campbell zur Verbrennung des Platzes abgesendet wurde, stieß auf hartnäckigen Widerstand und erlitt in Folge dessen ansehnliche Verluste. Unsere Befehle lauteten dahin: Kemmendine zu nehmen und alle Palissadenverschanzungen und Kriegsboote zu zerstören. Am Königs-Werft vorbeikommend, wurden wir von den dortigen Batterien mit einem lebhaften Feuer empfangen. Wir machten daher Halt und setzten den Kampf eine halbe Stunde lang fort, worauf wir, da der „Salamander" zu unserer Unterstützung herbeieilte, die Bewältigung der Batterien ihr überließen und unsere Fahrt nach Kemmendine fortsetzten.

Als wir flußaufwärts und an dem Dorfe vorbeidampften, schienen die Einwohner dieses zu verlassen. Ihre kleinen Boote steuerten auf und ab und über den Fluß, und waren, wie wir glaubten, mit Hausgeräthen beladen. Bei unserer Fahrt durch diese Nachenflottille wurden wir freundlich begrüßt, und die Leute schwenkten zum Willkomm ihre Waffen. Einige an den Ghauts, an den Ufern und vor den Häusern aufgestellte Menschenhaufen empfiengen uns mit Gesängen und Siegestänzen, schlugen ihre Tam-Tams und Gongs, und ließen weiße Fahnen in den Lüften flattern. Ein Buriche, den wir nach seinen Mienen und seiner schönen Kleidung für einen höher gestellten Mann hielten, bewillkommte das Schiff mit einer Siegreisrede, worin er sagte, er sey hoch erfreut uns auf diesen Gewässern begrüßen zu dürfen, und bitte uns, im Namen Kemmendine's seine achtungsvollen Versicherungen ausgezeichneter Verehrung entgegennehmen zu wollen. Es gereiche ihm zum Glück sagen zu können daß sich ein wenig weiter oben im Fluß eine unverschämte, von einem wahnsinnigen Dacoit befehligte Palissaden-Verschanzung befinde, wo, wie er nicht zweifle, ein glänzender Sieg seiner tapfern, schönen und klugen Freunde, der Ingli-Radschahs, harre.

Wir verließen, unsere Fahrt fortsetzend, den Redner, und gelangten nach Verlauf einer halben Stunde an eine merkwürdig starke Verschanzung. Am Ufer, zwischen ihr und dem Fluß, richtete eine Abtheilung fast nackter Kerle, befehligt von einem geschäftigen roth behelmten Manne, eine ungeheure schwarze Kanone auf uns, welche sie über einige Teakbaumbalken gelegt hatten. Das Ding hatte unzweifelhaft ein furchtbares Aussehen, und wir hatten allen Grund zu der Befürchtung ein gut gezielter Schuß könnte unser Fahrzeug mitten entzwei schießen. Ehe wir aber noch unsere Vorderkanone in Schußrichtung bringen konnten — der Canal war zu eng und die Strömung zu stark, so daß wir nicht im Stande waren dem Schiff, belastet wie wir waren mit der „Serpent," die erforderliche Stellung zu geben — feuerten sie. Allein, obgleich sie nahezu die geeignete Richtung und Höhe gewonnen hatten, flog der Schuß doch weit über uns hinweg — wir konnten nicht entdecken wohin. Mit voller Dampfeskraft drängten wir nun vorwärts, entzielten uns aber des Schießens bis wir eines sichern Ziels gewiß waren. Mit überraschender Schnelligkeit hatten sie wieder geladen und abermals gefeuert, die uns zugedachte Ladung flog aber auch dießmal hoch über unsern Köpfen dahin. Die Explosion war fürchterlich — selbst das Schiff zitterte. Als die dichte Rauchsäule sich verzogen hatte, war alles was man von der Kanone oder den Kanonieren sehen konnte, ein unordentlicher Haufen rauchender Balken; einige Bruchstücke von Holz schwammen auf dem Flusse, ein halbes Dutzend geschwärzter Gestalten lag auf dem Bo-

Digitized by Google

den ausgestreckt und wand sich in Zuckungen, und einer oder zwei schreiende Wilde verkrochen sich in der Dschungel. Die Kanone war nur ein durchbohrter Teakbaumstumpen und mit Bambu- und Rattan-Streifen zusammengebunden; man hatte sie bis an die Mündung vollgestopft, so daß sie barst und die Kanoniere durch ihr eigenes Geschoß in die Luft geschleudert wurden.

Wir griffen nun die Palissadenverschanzung, welche sich muthig vertheidigte, plötzlich und lebhaft an. Als die Nacht hereinbrach, und unser heftigstes Feuer noch keine andern Erfolge erzielt hatte als daß wir ihre Kanonen für den Augenblick zum Schweigen brachten, steuerten wir wieder flußabwärts, legten uns dem Dorfe gegenüber vor Anker, und warteten zur Erneuerung unsers Angriffs den Anbruch des Tages ab. Die ganze Nacht hindurch waren, wie wir später erfuhren, die Dorfbewohner damit beschäftigt, nicht etwa in der Unschuld ihres Herzens ihre Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen, sondern ganze Ladungen Reis und frisches Wasser, so wie unter Matten versteckte Gewehre und zuweilen selbst Kanonen in ihren Booten nach der Verschanzung überzuführen. Jeder in diesen Booten befindliche Mann hatte eine Frau oder einen betagten Vater, jede Frau ein Kind oder eine junge Schwester als Geisel für die treue und erfolgreiche Ausführung der ihnen ertheilten Befehle im Dorfe zurückgelassen. An ihrem Muth und ihrer Verschlagenheit hieng manches theure Leben. Bei Tagesanbruch kehrten wir an die Verschanzung zurück, und begannen ein sechsstündiges ununterbrochenes Feuer, deckten jede Schießscharte und machten jeden Birmanen, der die Farbe seiner Beinkleider oder auch nur eine Haarlocke sehen zu lassen wagte, zur Zielscheibe unserer Schüsse. Allein trotzdem konnten wir ihnen nur geringen Schaden zufügen. Ihre Verschanzung war, wie gesagt, eine der stärksten im Lande. Sie bildete ein Quadrat von fünfhundert Fuß auf jeder Seite, und war von einer doppelten Reihe hoher, überaus dicker Teakbaumbalken umschlossen, welche gleich Pfeilern, so eng als möglich neben einander, tief in den Boden hineingetrieben waren. Dazu kam auf beiden Seiten ein zwölf Fuß hoher Damm ohne alle Oeffnung. Das Innere war nach jeder Richtung hin verschanzt — die Transcheen acht Fuß tief und mit dem schwersten Bauholz bedeckt, so daß sie vollständig bombenfest waren. Auf allen Seiten waren die Approschen mit einer Art vegetabilischer Bajonnette, kurzen, geschärften und aufrecht in den Boden gesteckten Bambus, bewaffnet. Unsere Schüsse erreichten sie selten, außer wenn sie sich von freien Stücken denselben aussetzten; so z. B. wenn sie mittelst großer, hohler, wassergefüllter Bambus die Flammen löschten welche unsere Brandkugeln achtmal vergeblich angefacht hatten — das Teakholz war grün, und wollte nicht brennen. Ein Mann — vielleicht einer der sich vom Opium berauscht für unverwundbar hielt — kletterte auf die Höhe der Verschanzung und führte einen Kriegstanz auf. Unser zweiter Officier schoß ihm mit einem Rundschuß seinen Kopf ab.

Wir machten nun einen Versuch eine Sturm-Abtheilung zu landen; kaum aber hatten sich die Boote von den Schiffen entfernt, so war auch schon die Vorderseite der Verschanzung voller Leben, und unsere Leute mußten sich unter einem ungeregelten, aber sehr gefährlichen Feuer aus nahezu tausend schlechten Gewehren augenblicklich wieder zurückziehen. Wir deckten ihren Rückzug mit unsern Kanonen, und die Stürmenden zogen sicher ab. Bei Einbruch der Nacht steuerten wir, da unsere Munition fast erschöpft war, abermals an das Dorf hinunter. Am nächsten Morgen sandten wir um Verstärkungen — eine zahlreichere Sturm-Abtheilung und schwerere Kanonen — nach Rangun. Im Verein mit dem „Mazaffer" und dem „Firus" nahmen wir dann die Verschanzung, ohne weitere Zufälle, innerhalb einer Stunde. Die übrigen Dampfer, mit der „Serpent," kehrten sogleich nach Rangun zurück; wir aber blieben, um die Palissadenverschanzung in Brand zu stecken.

Es war eine dunkle Nacht — kein Mond schien, der Himmel war tief umwölkt, und die Landschaft wurde, als wir so auf der Höhe von Kemmendine lagen, und auf das Brüllen unsers schweren Geschützes in Rangun, auf das Krachen der Mörser, auf das Schmettern der Trompeten, das Zischen der Raketen, das Knattern des Kleingewehrfeuers und hin und wieder auf die Hurrahs der Britten und das Geschrei der Birmanen horchten, von Zeit zu Zeit nur durch die über die Stadt dahinfliegenden Feuerkugeln erhellt, welche um den klingenden Tempel des Goldenen Dagon zischten, an dem hohen Sitze von Buddha's unerschütterter Ruhe in tausend Stücke zerplatzten, und den Himmel, im Verein mit dem Reflex des Flammenmeers, das Ranguns Häusermasse verzehrte, so wie dem knatternden Brande der Palissaden und den die nördlichen Hügel krönenden Wachfeuern, in eine einförmige dunkle Gluthröthe kleideten.

In der Dschungel herrschte panischer Schrecken, und die Stimmen aller ihrer Bewohner schlugen in wilder Disharmonie an unsere Ohren: die Tiger brüllten, und wilde Hunde raunten kläglich heulend hin und her. Flügel, schwärzer noch als die Nacht, gaben in schweren Schlägen die Angst ihrer befiederten Besitzer zu erkennen; in den Lüften wogte ein Gezisch als wären sie von lauter Hexen bevölkert, und die peguanische Nachtigall schrie mit den Zungen all der zornigen Nats und der Verdammten die inmitten des großen Steines Silipatavi in wildem Aufruhr toben.

Bei Anbruch des Tages kamen drei Tschittagong-Männer, welche früher Handelsleute in Rangun gewesen, aus der Dschungel, wo sie sich seit Beginn der Beschießung verborgen gehalten; sie baten uns um Rettung. Ihre weltlichen Güter, sagten sie, seyen alle dahin — mit Beschlag belegt von dem Wun, als sie die Flucht ergriffen; sie seyen jetzt Bettler und schwebten in Angst und Zittern um ihr Leben. Rangun sey genommen — unsere Leute befänden sich in der Pagode, und die Birmanen flüchteten in die Dschungel. Am zweiten Tage des Sturms habe der Statthalter mit seinem Haushalt und einigen Günstlingen seines Hofs Reißaus genommen, auf seiner Flucht Dörfer in Brand steckend und in ohnmächtigem Blutdurst unter seinem eigenen Volke wüthend.

Der „Pluto" kam und bestätigte die Erzählung — Rangun war in unsern Händen, und die brittische Fahne wehte auf der obern Gallerie des Goldenen Dagon!

An diesem Nachmittag landete ich mit dem Schiffszahlmeister und einer Truppenabtheilung, um Wasser einzunehmen, in Kemmendine — das Dorf schien verlassen und malerisch öde. Wenige Ruthen vom Landungsplatz kamen wir in eine lange, schmale Straße, mit schmutzigen Bambushütten, welche, der Linie der Küste folgend, einen Fußboden aus kleinen schwarzen Backsteinen und ein Dach aus vielerlei verschiedenem, überhängendem und dichtem Blätterwerk hatten. Ein oder zwei spionenartig herumschleichende Paria-Hunde,

Digitized by Google

eine oder zwei miauende und ängſtlich um ſich ſchauende vergeſſene Katzen, eine aus ihrem Käfig herausſchreiende Mina waren alle Bewohner dieſes Dorfs.

Zwei oder dreihundert Ellen vom Landungsplatz, zur Linken, in der Mitte des Dorfes und des Pflaſters, war der Brunnen aus welchem unſere Leute ihre Fäſſer füllten. Rechts, und viel näher, lag ein ſchattiger Banianen-Hain, durch welchen eine freundliche Allee zu einem mit mannichfachen Zinnen und groteskem Schnitzwerk verſehenen Tempel führte, worin ein über und über mit kleinen und großen, hölzernen und ſteinernen, bleiernen und gypſernen Bildern der „Ewigen Ruhe (Stagnant Calm)“ ausſtaffirtes Amphitheater war. Ein rohes Pfahlwerk ſchloß das Ganze ein, und zur Rechten befand ſich ein Dickicht dornigen Unterholzes. In dem Pflaſter vor dem Porticus war ein zweiter Brunnen, mit Seil und Eimer, und ich blieb daſelbſt, um, inmitten der Schönheit und Kühle, der Ruhe und Sicherheit, die mich umgab, zu baden. Der Zahlmeiſter ſtand Wache, mit einem Gewehr das wir mitgebracht hatten.

Plötzlich ließen ſich Fußtritte im Dickicht vernehmen, und fünf Birmanen, mit Gewehren bewaffnet, brachen durch die Paliſſade hervor an das Punghi-Haus, und rückten uns in furchtbare Nähe auf den Leib. Im Augenblick ihres Erſcheinens war der Rücken meines Leibwächters ihnen zugekehrt; er gieng, tändelnde Exercierübungen machend, die Allee hinunter; ich war nackt, wie faſt die Birmanen ſelbſt, und daher unbewaffnet. Der Zahlmeiſter, die Lage der Dinge raſch erkennend, machte ſchnell Kehrtum. Sein Gewehr, an welchem das Bajonnett aufgeſteckt war, fällend, rannte er auf die Burſche los und rief gleichzeitig unſere Leute herbei — eine Stimmübung der ich mich anſchloß. Die Birmanen kehrten plötzlich um, und flohen eiligſt davon. Ueber die Paliſſade hinüberſpringend und dann ſich duckend, ſchlichen ſie ſich durch das Unterholz, und verſchwanden. Wir kehrten zu unſern Leuten zurück, und ich bereitete mich zu einem Beſuch in Rangun vor.

Als ich durch die Straßen Ranguns und um die große Pagode herumwandelte, und die Befeſtigungswerke in Augenſchein nahm, wunderte ich mich höchlich über die Stärke derſelben, und wie es möglich geweſen daß die Stadt genommen werden konnte. Tauſend Engländer oder Amerikaner würden einen ſolchen Platz gegen zwanzigtauſend ihrer eigenen Landsleute ſicherlich auf immer behaupten. Die Beſatzung aber zählte fünfzigtauſend Mann.

Shway-Dagoung, der goldene Dagon — eine achteckige Pagode von ſolidem Mauerwerk, ohne eine Oeffnung, deren klingelnder Kranz den Bergleich ſelbſt mit der Spindel der ſtolzen St. Pauls-kirche aushält, die vom Fuße bis zur Zinne vergoldet iſt, die in den Regen der vielen naſſen Jahreszeiten ſich trübt, und in den ſonnigen Tagen der trockenen Monate in hellem Glanze funkelt — bildete den Mittelpunkt einer vier engl. Geviertmeilen haltenden Fläche von Befeſtigungswerken, die folgendermaßen angelegt waren: die Außenlinien waren durch eine Paliſſadenverſchanzung markirt, welche vier gleiche, je vier Meilen lange Seiten hatte, deren eine gegen den Fluß Fronte machte. Viele kleine Batterien flankirten dieſe an verſchiedenen Punkten, und der Grund zwiſchen ihr und dem Fluß, und auf beiden Seiten, ſtrotzte von jenen vegetabiliſchen Bajonnetten die wir in Kemmendine kennen gelernt hatten — kurze kieſelharte Bambus, dicht nebeneinander aufgeſtellt und mit ihren geſchärften Spitzen etwa ſechs oder acht Zoll aus dem Boden hervorragend. Außer dieſen Befeſtigungen entdeckte man Pulverminen, welche mittelſt in die Dſchungel geleiteter Lauffeuer entzündet werden konnten. Innerhalb dieſer größten Paliſſadenſchanze, welche die neue Stadt Rangun vollſtändig umringte — denn die alte vor einigen Monaten noch am Flußufer ſich hinziehende Stadt war ſo zu ſagen leibhaftig zwei engl. Meilen zurückgetragen und um die Pagode herum niedergeſetzt worden — befanden ſich zwei andere; die letzte oder innerſte war weitaus die ſtärkſte der drei Verſchanzungen, und ſchloß den Dagon unmittelbar in ſich. Dieſe Schanzen waren, alle gleich, aus dem ſchwerſten Tekholz gebaut, und in Zwiſchenräumen von wenigen Ellen mit Schießſcharten verſehen — das Holzwerk beſtand aus wahren Rieſenklötzen, zwanzig bis dreißig Fuß hoch; die Gräben waren tief, und das ganze Befeſtigungswerk war in der Fronte mit ſpaniſchen Reitern aus Bambus, innen und außen aber mit feſten, aus Backſteinen oder Erde erbauten Dämmen ausgeſtattet. Innerhalb hatten ſie überdieß noch zahlreiche, denen von Kemmendine ähnliche Laufgräben. Um die Paliſſaden herum und zwiſchen ihnen war der Boden mit heilloſem Dſchungelgeſtrüpp überdeckt, das bei Tage den birmaniſchen Musketieren, bei Nacht den Tigern, Dacoits und herumſchweifenden Hunden vollkommenen Schutz gewährte. Längs den Mauern, in den Gräben, auf den Plattformen unter den Kanonen fanden unſere Leute Hunderte von birmaniſchen Leichen.

Der Statthalter hatte ſeine Kanoniere an ihre eigenen Geſchütze anketten laſſen, und ſo gefeſſelt wurden ſie todt gefunden. Während die Frauen und die jungen Mädchen Pulver herbeitrugen, und man die Kanonen, aus Mangel an Kugeln, mit Kettengliedern lud, waren die Alten, die Verkrüppelten und die kleinen Kinder zitternd in die Laufgräben eingepferchi, um mit ihrem Leben einzuſtehen für den Muth und die Treue von Männern, deren Furcht größer war als ihre eigene, und welche nur durch Unterdrückung in ihrer Treue erhalten werden konnten.

Der einzige Durchgang durch dieſe concentriſchen Paliſſadenlinien und andere Befeſtigungswerke bis zum Dagon hinauf führte auf einer dritthalb engl. Meilen langen gepflaſterten Straße über neue aus quer über die Gräben geworfenen Balken gebildete Brücken; ſodann durch Thore an welchen die ängſtlichen Blicke eines Dutzends Kanonen in einem Focus geſammelt waren; weiterhin durch dunkle barbariſche Straßen, voller Erfindungen buddhiſtiſchen Teufelszeugs und aller Art bemitleidenswerther Unchriſtlichkeit — Straßen die einſt alle einen maleriſchen, durch Buſchwerk freundlich belebten Anblick darboten, die aber jetzt mit unbrauchbar gewordenem Kriegszeug angefüllt und voller Schutt waren; ſodann an manchem dunklen geheimnißvollen Punghi-Haus vorbei, deſſen groteske Götter innen grauſe Wache hielten, und deſſen Portale von den häßlichſten Wärtern gehütet wurden — ſtierenden, in Stein ausgehauenen, aus den Geſtalten des Hahns, des Krokodils und des Tigers zuſammengeſetzten Geſchöpfen.

Und ſo erreicht ihr den goldenen Dagon, die vornehmſte Pagode des Reichs, die unter ihren ſchweren Fundamenten Millionen von Rupien in Gold und Silber und Juwelen birgt, die — theils freiwilligen, theils erpreßten — Opfergaben von Millionen armer Fanatiker, über denen die Dhars ihrer Hauptleute und die Flüche ihrer Prieſter wie ein Damoklesſchwert ſchweben, und die aus dem Düſter das ihren Geiſt umlagert keinen rettenden Aus-

Digitized by Google

weg zu finden vermögen. Durch eine hohe Flucht dunkelsteinerner Treppen unter einem niedrigen, phantastisch sculpturirten Dach, und zwischen großen, durch Moos und Feuchtigkeit bald grün, bald schwarz erscheinenden Balustraden, worauf zwei schwärzliche Krokodile ihre ungeheuerliche Länge messen, und deren aufgesperrter Rachen von kolossalen Nats getragen wird, steigt ihr auf die oberste der beiden umfangreichen Terrassen, welche die Basis dieses stolzen, der „Ewigen Ruhe" errichteten Denkmals umringen.

Durch ein enges Thor tretet ihr sodann heraus auf die weite Plattform der obern Terrasse, und dort steht Shway-Dagoung in all seiner goldenen Herrlichkeit — Hunderte sinnloser Schreine auf seinen Knien, auf seinem dreihundertundfünfunddreißig Fuß über den Boden sich emporthürmenden Haupt aber eine Krone aus einer unzähligen Menge zinnerner Glocken, die im Spiel der Winde ihre Silbertöne weithin erklingen lassen.

Kleinere Pagoden, Greife, Sphinxe und alle Arten barbarischer Unbeschreiblichkeiten stehen auf dem Boden umher. Den vier „Airts" stehen vier mit Schnitzwerk und Pfeilern verzierte Tempel gegenüber, in welchen die hohe Begleitung Buddha's untergebracht ist. Der östliche derselben übertrifft durch seine arabischen Karnieße, sein dreifaches Dach, seine gewundenen Säulen und die luftige Spindel, selbst den Traum welchem Salomo in seiner Kindheit nachgehangen — den Traum eines goldenen Throns und eines über und über goldenen Tempels.

In der Nähe der Pagode hängt, unter einem geheiligten, aus vergoldeten Balken der stolzesten Teikbäume Pegu's gefertigten Thronhimmel, zwei Fuß vom Boden, die große Dagon-Glocke. Da ich mir unter ihrem schwingenden Rand meinen Arm von der Schulter ab verrenkt hatte, so konnte ich ihren innern Rand nur mit meinen Fingerspitzen berühren; nie aber hörte ich zartere Glockentöne als diese. Pali-Inschriften und Hieroglyphen bedecken ihre Oberfläche von oben bis unten, und ein Duzend komischer Dämonen von unbeschreiblicher Abgeschmacktheit bewachen das Portal ihrer Behausung. Den Birmanen sind diese Glocken die theuersten Gegenstände des Stolzes und der Verehrung. Bei der Einweihung einer wichtigen Pagode strömt das Volk aus dem ganzen Land umher zum Fuß ihrer großen Glocke herbei, und wirft in die geschmolzene Masse, mit reger Andacht, Kupfer-, Messing-, Silber- und Goldstücke, ja selbst Edelsteine. Die Silber-Scheiden und die goldenen Betelbüchsen der Männer, die polirten Krüge der Weiber; die Ohrringe und der übrige von koketten Jungfrauen so hoch geschätzte Tand, die Arm- und Knöchel- und Zehenspangen eitler Mädchen, selbst die kleinen Metallspielereien junger Kinder, und hie und da ein glänzendes mit dem Namen eines kleinen Knaben beschriebenes Blatt, werden ohne alle Einschränkung hineingeworfen, auf daß die Nats günstig gestimmt und die bösen Geister abgewendet werden.

Ueberall auf dem Boden der Pagoden sieht man kleinere Glocken von gleich kostbarer Composition und fast überirdischer Zartheit der Töne. Da sie alle ohne Klöppel und stationär sind, so beschwört ein Schlag mit einem Bambu-Schlägel auf ihren Rand die Melodie herauf. Die Hunderte junger Pagoden die sich im Schatten Shway-Dagoungs gesammelt, haben alle ihr Klingelkrönchen. Ungleich ihren riesigen Verwandten haben diese kleinen Glocken Klöppel, von denen zur Auffangung des Windes leicht vergoldete Blätter herabhängen, und überall wo man geht und steht, von Berg und Thal, vernimmt man ihre Lieder. Denn die Birmanen haben Ueberfluß an Pagoden, und scheinen sich aufrichtig der Arbeit, Gefahr und Geduld zu freuen, womit diese glänzenden Juwelen durch die Hand des Aberglaubens selbst auf den Gipfeln scheinbar unzugänglicher Klippen errichtet worden sind.

Während des ersten birmanischen Kriegs wollten die Britten die große Dagon-Glocke nach London bringen lassen, allein beim Einschiffungsgeschäft riß ihr großes Gewicht das Takelwerk hinweg; sie stürzte das Boot, in dem sie eingeschifft worden, um, und sank auf den Grund des Flusses. Die Birmanen fischten sie wieder heraus, und übergaben sie von neuem ihrem heiligen Dienst; seitdem verbreitete sich unter ihnen der Glaube daß, so lange man die Stimme dieser Glocke im Lande zu hören vermöge, Birma nicht getheilt werden könne.

Aber wo war all das Malerische, all die „Haltung" — wo waren die „ruhigen, ewigen Augen," als der Kramladen-Genius in dem hohen Sitze Buddha's saß, und die „18ten königl. Irischen" ihre Quartiere auf der Spitze der großen Treppe, inmitten schlanker vergoldeter Säulen und unerschütterlicher, wie abwesend aussehender, Götterriesen hatten — als Pfeifenerde in Fülle auf ihren Altären herumlag, und rothe Röcke und Flanellhemden, kurze Pfeifen und Baccy-Büchsen um die Hälse Gaudama's und seiner drei Vorläufer hiengen?

Und doch, schon so bald, strömte der ganze harmlosere Theil der Rangun'schen Bevölkerung, Kleinhändler und Handwerksleute, Salztrockner und Bootsleute, in Haufen von Tausenden herbei, um sich an ihren alten Plätzen wieder niederzulassen, voll Vertrauen auf brittische Großmuth und Gnade, und bereit die unbarmherzige Erpressungssucht und den tigerähnlichen Blutdurst ihrer einheimischen Herren gegen den fremden Schutz zu vertauschen. Viele Tage lang sahen wir, wenn wir von der obern Terrasse über die niedrig liegende Dschungel unsern Blick dahin richteten wo der silberne Saum des Salwin funkelte, langgezogene Processionen von Elephanten und Ponies, und ochsenbespannte Karren, und Menschen mit Theilen von Bambus-Häusern, und Weiber mit Hausgeräthen und Reis, und kleine Kinder mit Ferkeln und Geflügel und Kitzen, in die eroberte Stadt ihren Einzug halten — das hülflose Barbarenthum beugte sich in Vertrauen und Zuversicht vor der alles besiegenden Gesittung.

Digitized by Google

Briefe aus dem Weſten.

(Von Arthur Schott.)

Ethnographiſche Notizen.

1. Ein Skalptanz.

In einem der ſonoriſchen Gränzdörfer, wo wir, durch Dienſtgeſchäfte hingehalten, ein paar ſchöne Herbſtwochen verbrachten, konnten wir unter anderm auch mancherlei enthnographiſche Skizzen verzeichnen. Nichts erinnerte dabei ſo ſehr an ein halbwildes Gränzerleben als ein Skalptanz, der einmal hier aufgeführt wurde.

Nach früheren Notizen, die ich dieſen Blättern mitzutheilen die Ehre hatte, leben namentlich die Mexicaner in ſtetem Kampfe mit den ſie umgebenden wilden Apaches. Je nachdem im Verlaufe desſelben die Söhne der Wildniß, dieſes Racenkrieges müde, vorziehen ihr armes Erdendaſeyn auf ehrlichere Weiſe zu friſten, ſo ſchließen ſie ſich den Mexicanern an. Auf dieſe Weiſe kommen ihre wild verbleibenden Brüder in doppelten Nachtheil; denn mit ihrem numeriſchen Verluſt mehren ſich ihre natürlichen Gegner andrerſeits, die zudem im Wüſtenleben aufgewachſen, vollkommen vertraut ſind mit der Art und Weiſe den Kampf mit derlei Feinden mit nachdrücklichem Erfolg zu führen.

Dieſer unaufhörliche Räuberkrieg iſt es aber auch, welcher einen eben ſo ununterbrochenen, obwohl unfreiwilligen Verkehr zwiſchen den Wilden und Halbciviliſirten mit ſich führt. Heute z. B. überfallen Apaches eine friedliche Niederlaſſung, erſchlagen die Männer und führen Weiber und Kinder in die Sklaverei. Zugleich nehmen ſie alles Bewegliche mit fort, beſonders aber Pferde und Rindvieh. Morgen zieht dagegen ein Trupp Sonorier aus, begleitet von freundlichen Indianern, Papagos und zahmen Apaches, um für erlittenes Unrecht Rache zu nehmen. Gelingt der Ueberfall, ſo wird alles niedergemacht was ſich zur Wehre ſetzt, und wieder werden Kinder und Weiber in die Sklaverei mitgenommen, wo ſie dann ſchnell von Hand zu Hand als vollkommene Handelswaare verkauft werden. Auf dieſe Weiſe ſind beide Parteien ſtets vollkommen vertraut mit ihren gegenſeitigen Verhältniſſen, namentlich aber iſt auf keiner Seite Mangel an Dolmetſchern, die ſich während fünf- bis zehnjähriger Gefangenſchaft hüben oder drüben genügende Sprachkenntniß erworben haben. Beide Parteien haſſen und bekämpfen ſich auf Leben und Tod, und ſo iſt für die Apaches jeder erſchlagene Mexicaner ein Feſt, und jede erlegte Rothhaut ein Stein zum Gebäude des öffentlichen Friedens bei den Mexicanern. Bei beiden iſt der Skalptanz ein Feſt, nur daß die Mexicaner ihn nicht ſelbſt ausführen, ſondern dieſes den befreundeten Apaches überlaſſen. Die mexicaniſche Chriſtenheit beluſtigt und bekreuzt ſich ſegnend dabei, eine baldige Wiederholung der Scene zum Wohl der Menſchheit wünſchend.

Wenn ein Papago oder Apache das erwünſchte Glück hat einen wilden Stammverwandten zu erſchlagen, ſo kommt er zur nächſten Stadt oder ſonſt einer Niederlaſſung, um der dortigen Bevölkerung das wiederfahrene Heil zu verkündigen. Von ſeinen Weibern, einigen Anverwandten oder Freunden gefolgt, trägt er den an eine Stange gebundenen Skalp des erlegten Gegners, beſingt die glorreiche That, den Boden im Tact dazu ſtampfend. Erſt bringt er vor allen anſehnlichern, namentlich Wirthshäuſern, ein Ständchen, wozu ſein Gefolge um ihn einen Kreis bildet, der im Chorus den beſtialiſchen Mordgeſang nachſingt und nachtanzt, genau wie der vortretende Skalpträger. Die Glieder des ſcheußlichen Reigens ſind in die beſten Fetzen die ſie beſitzen gekleidet, und haben die Geſichter bemalt und beſchmiert. Sie ſchlingen gegenſeitig ihre Hände über ihren Rücken, und entleeren ſich ſo in etwas vorgebückter Haltung einer künſtlichen blutgierigen Wuth in einem Geſang, oder beſſer Geheul, das dem Hörer, wenn er auch die Worte nicht verſteht, einen tiefen Abgrund in die menſchliche Thiernatur eröffnet. Wie das „Allah il Allah“ türkiſcher Derwiſche, hebt dieſes Mordgeheul langſam mit gedämpfter Stimme an, nach und nach aber mehrt ſich die Kraft der Töne, die ſich ebenfalls mit beſchleunigtem Tact ſteigern, ſo daß ſich die Theilnehmer daran erhitzen, und endlich an Eifer und Wuth einander zu überbieten ſuchen.

Der Eindruck welchen eine ſolche Scene hervorbringt, iſt widrig und entſetzlich. Nicht der im Winde flatternde Haarwiſch des Erſchlagenen, nicht der Gedanke an ein genommenes Menſchenleben, nicht die darüber geäußerte Schadenfreude, Ruhe oder Gleichgültigkeit der Zuſchauer ſind es was den Eindruck ſo widrig macht, ſondern die nahe Verwandtſchaft zur Thierheit thut dabei das meiſte, wenn man eine ſolche Mänadengruppe ihr Mordfeſt begehen ſieht.

Das Geheul zu dem dieſe Thiermenſchen ihre Glieder recken, iſt ganz ähnlich dem welches die im Zwielicht ſich ſammelnden Präriewölfe (Coyotis) in der Nähe aufgewitterten Fraßes aufſchlagen, und es iſt mir mehr als wahrſcheinlich daß eben eine ſolche Thierſcene den Indianern das Muſter geliefert hat.

Der Gebrauch erheiſcht daß, wo immer der Skalptanz (Cabellera) vor einem Hauſe aufgeführt wird, die Inſaſſen aufgefordert ſind die Sänger und Tänzer mit Geld oder andern Kleinigkeiten zu beſchenken.

Digitized by Google

Die Südweſtprovinzen Perſiens Chuziſtan und Luriſtan.

Jenes, das alte Suſiana, wird nach Kinneir durch den Tabfluß im O. von Fars, im NW. durch den Tigris und im SW. durch den Schat-el-Arab, vom Paſchalik von Bagdad getrennt, im Süden eine kleine Strecke vom perſiſchen Meerbuſen begränzt. Die große Bergkette, die bei den Alten Zagros, jetzt namentlich im Süden die von Luriſtan heißt, erſtreckt ſich von SO. nach NW., iſt aber ihrer Unzugänglichkeit und der kriegeriſchen Stämme wegen, die ſie bewohnen und die ſeit Jahrhunderten den Perſern nur wenig unterworfen geweſen ſind, wie die ganze Provinz Luriſtan äußerſt unbekannt. Chuziſtan zerfällt in das Bergrevier und in die Niederung. Eine hohe Bergkette, welche in der Richtung von SO., zwiſchen Schiraz im SO. und Kermanſchah im NW. ſich hinzieht, und deren Gipfel an vielen Stellen mit ewigem Schnee bedeckt ſind, bildet nach Layard den Kern jenes; dazwiſchen liegen fruchtbare, wohlbewäſſerte Thäler mit Quercus ballota, Wallnüſſen, Granatäpfeln, Feigen, Wein, auch Korn, Gerſte und gutem Weideland. Auf der Straße von Schuſter nach Dizful ſieht man nach Loftus [1] im NW. eine Bergkette von 8—10,000′ ſich erheben. Sie gehört der Kreide und unteren tertiären Reihe an. Mitunter erheben ſich einzelne abgeriſſene iſolirte Felsmaſſen und dienen den wilden Bewohnern zum Rückhalt gegen die perſiſchen Statthalter, da ſie auf ihrer Plattform oft mehrere Acres mit reichem Gras und Quellen köſtlichen Waſſers enthalten. Dieſe natürlichen Fortereſſen heißen Diz. Der großen Kette parallel läuft weſtlich eine Hügelreihe 5—2000′ hoch, aus Sand- und Kalkſtein und Gyps, mit wenigen friſchen Quellen, aber voll Naphtha-Quellen und ſchwefeligen, brakiſchen Waſſern, auch Salzablagerungen. Weſtlich von dieſen niedern Hügeln erſtrecken ſich dann die weiten Ebenen Arabiſtans.

Wie man im Süden Perſiens auf den ſogenannten Leitern zum perſiſchen Plateaulande aufſteigt, ſo nach Loftus auch im W. von den Ebenen Meſopotamiens aus. Alle großen Flüſſe, die vom O. dem Tigris zufließen, haben ihre Quellen in jenen Bergen, die ſie diagonal durchſetzen. Statt nämlich in der ſüdöſtlichen Richtung in den Troge, der die beiden parallelen Sättel aus Kalkſtein trennt, zu fließen, ſchneidet jeder Fluß ſeinen frühern Lauf in einem rechten Winkel, und fließt durch einen eigenen Engpaß quer durch die Kalkſteinkette, folgt darauf eine kleine Strecke ſeiner natürlichen ſüdöſtlichen Richtung und durchſetzt dann wieder ebenſo quer die nächſte Kette, bis er die grünen Ebenen von Aſſyrien oder Suſiana erreicht. Mancher ſolcher Querdurchſchnitte iſt von mehr als 1000′ perpendiculärer Höhe, und ſie ſind nicht erſt ausgewaſchen, ſondern urſprüngliche Riſſe in der Bergmaſſe.

Von den vier großen Flüſſen, die dieſen Bergen entquellen, iſt der bedeutendſte der Karun (Kuran), der in dem gelben Berge (Zardah Kuh) entſpringt, wie an der Oſtſeite desſelben Berges die Quellen des lebendigen Stromes (Zendah Rud) ſind. Schah Abbas d. Gr. wollte den Berg durchſchneiden und beide Flüſſe nach Ispahan leiten. Er war angeblich beinahe damit fertig, als er ſtarb. Seine Nachfolger, die den Ruhm allein haben wollten, heißt es, begannen das Werk an einer andern Stelle, und nach Verſchwendung von viel Zeit und Geld wurde nichts daraus. Der Karun fließt zuerſt von O. nach W., nimmt von SO. den Abi Bors auf, durch Engpäſſe, über unzählige Felſen hindurchbrechend; unter 49° öſtl. L., oberhalb Schuſter, nimmt er eine ſüdliche Richtung; theilt ſich hier in zwei Arme, die nach Loftus ſich beim Bender-Ghil nach einem Lauf von 30 engl. M. wieder vereinigen. Der Oſtarm Abi-Gargar fließt als ein milchweißer Strom in einen künſtlichen Canal; der Weſtarm, Schuteyt genannt, in dem urſprünglichen Flußbette, hat eine röthliche Farbe und eine ſtärkere Strömung. Nach Wiedervereinigung beider Arme nimmt der Schuteyt von W. den Diz(ful) auf, durchſetzt bei Ahwaz (31° 18′ 30″ nördl. Br., 49° öſtl. L.) die letzte Reihe der Sandſteinhügel, was man benutzt hat einen Damm zur Bewäſſerung anzulegen, der dem bei Schuſter aber nachſteht. Der Fluß iſt da ¼—½ engl. M. breit und in der trockenen Jahreszeit 8′ tief. Von hier fließt er ſüdöſtlich. Unzählige Canäle ſind unterhalb Schuſter aus ihm abgeleitet, die aber jetzt bei Hochwaſſer ſelbſt weit über dem Flußbett liegen, ſo daß ſie künſtlich mit Waſſer verſehen werden müſſen. Nach Kinneir theilt er ſich dann bei Sabla (30° 32′ nördl. Br.) wieder in zwei Arme: der eine ergießt ſich bei Goban in die See, der andere, Hafar, theilt nach 14 engl. M. ſich wieder, und ergießt ſich, theils durch einen künſtlichen Canal, der 3 engl. M. lang iſt, in den Schat-el-Arab, theils unter dem Namen Bahniehſchir, ins Meer. Den Hafar ſoll Alexander d. Gr. erſt haben graben laſſen, und Loftus meint daß der Karun vorher durch einen oder durch beide Canäle, die Chor Kobban und Chor Bahmeh-Schir heißen, ſich in den perſiſchen Golf ergoſſen habe. Dieſen laſſen neuere Nachrichten 40 engl. M. lang, ½ breit und 4′ tief ſeyn, durch ihn und den 3 engl. M. langen künſtlichen Canal Hafar giengen ⅗ ſeiner Waſſer in den Schat-el-Arab (den vereinigten Tigris und Euphrat). Seit ſeiner Anlage habe dieſer offenbar an Größe zum Nachtheil des Hauptſtromes zugenommen. Kinneir nennt den Karun einen ſchönen Fluß, an vielen Stellen 300 Yard breit, und für Boote von 25 Tonnen, bis 4 engl. M. von Schuſter, ſchiffbar. Sein Lauf hat durch die Dämme, welche die Araber anlegten, viele Veränderungen erlitten.

Der Diz oder Fluß von Dizful, der ſich mit dem Karun zu Bender Ghil (Band i Kir) vereinigt, entſpringt in den Bergen nordweſtlich von Burujird. Sein Lauf iſt ſehr gewunden; er fließt erſt von N. nach S., dann nach SW. unter 32° nördl. Br., aber ſüdöſtlich dem Karun zu. Er wird zur Bewäſſerung ſtark benutzt, und zu dem Ende ſind mehrere Dämme in ihm angelegt. Auch der Lauf des Diz hat ſich ſehr verändert, und er ſoll ſich, einer Tradition bei Layard zufolge, früher weſtlich in den Kerkhah ergoſſen haben. Kinneir identificirt nach Rawlinſon irrig den Abi Zal, der nur ein Zufluß des Kerkhah iſt, mit dem Diz(ful), und macht dieſen zum Hauptfluß, da er nur ein Nebenfluß des Karun iſt. Ein Nebenfluß des Diz iſt der Schapur, der von N. nach S. ihm einigermaßen parallel fließt und im W. ſich in ihn ergießt. Der Kerkhah, bei Kinneir Kerah, auf Fraſers Karte von dem Ort auch Hawiza genannt, weſtlich vom vorigen, entſpringt in den Bergen bei Kermanſchah aus mehreren Quellen, fließt erſt ſüdlich, nimmt von NW. den Rudbar auf, geht dann ſüdöſtlich, dem Diz(ful) ſich nähernd, wendet ſich aber bei Sus (Schuſch) ſüdweſtlich, und ergießt ſich einige Meilen unterhalb der Tigrismündung bei Kornah in den Schat-el-Arab. Seine Ufer ſind oberhalb dicht bewaldet, durch Einreißung eines Dammes wurde er aus ſeinem alten Laufe gelenkt. Nach Loftus' Karte erreicht er

[1] William Kennett *Loftus*, Travels and Researches in Chaldaea and Susiana. London 1857. 8°.

jetzt gar nicht den Schat-el-Arab, sondern verliert sich in eine Masse Sümpfe, die sich am Ostufer des Tigris hinziehen. Nach S. 384 scheint nur bei hohem Wasser eine Verbindung mit dem Tigris stattzufinden. Vergebens hat man 1842 den Damm wiederherzustellen gesucht. Der Jerrahi, südöstlich von Karun, entspringt in den Bergen nordöstlich von Behbehan, nimmt den Abi Zard, (das gelbe Wasser) auf, und wird ein ziemlich breiter Strom, der anfangs gut bewaldet ist. Er fließt erst südlich, dann nordwestlich, südwestlich, endlich südlich, und ergießt sich in den persischen Meerbusen. Ein Canal verbindet ihn mit dem Karun. In seinem obern Laufe heißt er der Kurdistanfluß; bei Alt Dorak wird er durch künstliche Dämme in tausend Canäle zum Behuf des Ackerbaus getheilt; sein übriges Wasser bildet Moräste. Layard gibt eine Karte der Canäle, in welche der Jerrahi bei Fellahiyah abgeleitet ist; er ist dort 55—100 Yard breit und die Fluth steigt 5—6′.

Die jetzigen Flüsse mit den Namen welche die Alten aufführen zu identificiren, ist schwierig; sie haben ihren Lauf zu sehr geändert, die Veränderungen sind uns geschichtlich nicht genau bekannt, fehlt es uns doch noch vielfach an der detaillirten Kenntniß des Flußnetzes. Rawlinson nimmt den Karun für den alten Euläus, den Diz(ful) für den Coprates, und beide vereinigte Flüsse für den Pasitigris; den Kerkhah für den Choaspes, den Abi Zard und seine Fortsetzung, den Jerrahi, für den Hedyphon und Hedypnus; Long und ebenso Layard halten den Schapur für den Euläus der Alten, die Vereinigung desselben mit dem Karun und Dizful möge der Pasitigris seyn. Loftus erfuhr daß früher eine Bifurcation des Kerkah bei Pai Pul, bald nach seinem Austritt aus dem Gebirg existirt habe, und der Ostarm 2 engl. M. östlich von dem großen Erdhügel bei Schusch (Susa) vorbeigeflossen sey und nach Absorbirung des Schapur zu Ahwaz sich in den Karun ergossen habe. Er fand auch das Flußbett des alten Flusses (Schat Atik) noch 900′ breit, 12—20′ tief. Dieß war nach ihm der Euläus der Alten (Ulai) bei Daniel 8216, und er sucht aus dieser Annahme die Stellen der Alten zu erklären; eine alte Abbildung von Susa in Koyunjuk (Ninive) bei Loftus S. 428 soll es bestätigen.

Das Klima von Chuzistan, besonders das von Schuster, ist nach Kinneir gesund; aber im Sommer von 9 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends heiß, nur Nachts kühlt ein Nordwestwind die Luft ab. Die Einwohner ziehen sich daher den Tag über in unterirdische Kammern zurück, die Nächte auf den flachen Dächern zubringend. Die Winter sind milde, die Frühlinge gemäßigt und köstlich. Schnee liegt nur auf den Gipfeln der Berge; Stürme sind häufig und beschädigen die Saaten. Periodische Regen herrschen vom December bis März; aber der Anbau hängt meist von der Bewässerung ab. Loftus bemerkt daß, wenn man das salzhaltige Alluvium der untern Ebenen verlassen hat, und die Kies- und Sandsteinbette der Tertiärfelsen betritt, etwa bei Ahwaz, wo man die ersten Wellenlinien der fernen Berge ohne hervorragende Piks sieht, mit der kühlen stärkenden Luft die einen anweht, auch der Charakter der Vegetation sich merkwürdig ändert. Die Tamariske ist weniger voll; ihre Stelle vertreten große Büsche von Konar mit hübschen rothen Beeren; der Boden ist mit gelbem Gras bedeckt; er sah einige 50′ hohe der Eiche ähnliche Bäume. Weiter vom Karun, Dizful zu, nimmt mit der verschiedenen geologischen Gestalt des Bodens auch das Thier- und Pflanzenleben eine andere Gestalt an. Man sieht z. B. zahlreiche Eidechsen (Psammosaurus scincus), das Felsenrebhuhn (Perdix petrosa), die sogenannte arabische Nuß (Glossostemon Bruguieri), welche die Araber essen u. s. w. Der schwarzröthliche Boden bei Schuster ist reich; man hält jährlich zwei Ernten, baute früher sehr vielen Zucker, noch jetzt Indigo bei Dizful, Mohn bei Schuster; alle Früchte Persiens gedeihen. Doch ist der Charakter des Landes sehr verschieden.

Das Gebiet der Chab, von den Ufern des Tab bis zum Zusammenfluß des Karun mit dem Dizful und landein bis zu der Hügelreihe, die das Thal Ramhormuz im S. einschließt, zeigt, obwohl vom Karun, Tab und Jerrahi bewässert, doch meist nur sandige Ebenen und Moräste, ohne Anbau. Im O. ist eine Wüste, 30 Farsang lang, von verschiedener Breite, die 6—7 engl. M. von Dorak sich erstreckt. Des schneidenden Nordwestwindes wegen kann man sie während der Hitze nur mit Gefahr passiren. Nur am Ufer des Tab bei Endian ist an jeder Seite eine ½ engl. M. Anbau, und dann um Dorak und die Ufer des Schat el Arab. Da allein gedeihen Datteln und Reis, die bei künstlicher Bewässerung im August und September geerntet werden, wie Weizen und Gerste, weniger vom Regen abhängig, schon im April und Mai. Im N. und W. benutzen die Wanderhorden die Weiden. Beide Ufer des Karun von seiner Vereinigung mit dem Diz bis zu den Ruinen von Sabla sind unbewohnt; das Gestrüpp ist voll (!) Löwen und Eber; der See zu, zwischen Dorak und Karun, sind Sümpfe. Das Land scheint Layard sichtlich tief zu liegen und erst eine neue Ablagerung zu seyn. Im Winter von dem beständigen Regen ein großer Sumpf, findet man im Sommer in der dürren Ebene meilenweit kein Wasser, und sie wird dadurch unbewohnbar. Jenseits der Zeitunkette, die sie im O. begränzt, ist die Ebene von Ram Hormuz mit reichem Alluvialboden, Reis, Datteln, Fruchtbäumen, mit Resten zahlreicher Dörfer, welche auf eine frühere starke Bevölkerung hinweisen. Oestlich ist dann die Kette von Kalk- und Sandsteinhügeln mit Gyps.

In den Bergketten von Kirmanschah bis Schiraz wohnen die Luren, die unter dem Namen der Feili, Bakhtiyari, Kuhgelu im SO. und unter dem der Mahmaseni im S., dem persischen Golfe zu, bekannt sind, in den Ebenen westlich von diesen Bergen die Ali Kethir Araber am Karun und Kerkah in schwarzen Zelten, dann zwischen dem Karunflusse im W. und Hindian im O. nördlich bis Ahwaz die Chab-Araber, und westlich davon zwischen dem Kerkhah- und Tigrisflusse, zum Theil schon auf türkischem Gebiet, die Beni-Lam-Araber. Wir wollen hier in eine weitläufige Erörterung der Verhältnisse, Sitten und Einrichtungen dieser Wanderstämme (Iliat) nicht näher eingehen, wir werden vielleicht ein andermal darauf zurückkommen. Wir bemerken nur daß die Sprache der Luren nach Baron Bode und Layard ein gebrochenes Persisch, nach Rawlinson und Rich ein kurdischer Dialekt ist. Sie haben die Oberhoheit des Schah von Persien zwar immer anerkannt, aber Tribut faßt immer nur bezahlt wenn er mit einer Militärmacht eingetrieben wurde. Ist dieser erlangt, so zieht der Gouverneur wieder ab und überläßt die Stämme sich selbst; in den letzten Jahren hatte der Schah auch einige ihrer Häuptlinge zu Gouverneuren gemacht und diese den Tribut eintreiben lassen. Sie und die von ihnen abhängigen arabischen Stämme stehen demnach nur unter ihren eigenen erblichen Häuptlingen. Während des größten Theiles des Jahres sind nach Loftus die Ebenen von Schusch gänzlich verödet, man sieht nicht ein menschliches Wesen da; aber im Anfang des Frühlings kommen die Heerden der Araber an die Ufer des Kerkah und Diz, um die reichen Weiden aufzusuchen. Er schätzte die Zahl der Ali Kethir 1850 auf 15,000 Familien, ebenso Layard, ihr Tribut betrug 2500, nach andern 6000 Toman; sie standen unter ihren eigenen Häuptlingen. Die Macht des Scheikhs der Chab-Araber wurde auf 12,700 Mann geschätzt; der Beni-Lam-Araber

Digitized by Google

rechnete Layard 30,000 Familien; ihr Häuptling Mahhkur gebot aber nur über 15,000 Bewaffnete. Sie ſind, wie auch die erſtern, Schiiten. Jene hatten ſich nach Loftus ſeit länger mit den Bewohnern von Dizful vermiſcht und zeigten daher mehr perſiſchen als arabiſchen Charakter; ſie ſind ſehr bigott. Auch die Chab-Araber zerbrachen ſofort die Kaffeeſchalen, aus welchen die unreinen Chriſten getrunken hatten.

Chuziſtan, ohne das Gebiet der Chab-Araber, zahlte dem Schah nach Layard 46,000 Toman Abgaben; 6000 davon Hawiza, das übrige Schuſter, Dizful und die Araber-Stämme, die davon abhiengen. Mohammed Ali-Mirza ſoll von Arabiſtan 100,000 Toman erhoben haben. Der Localgouverneur von dieſem erhält außerdem 5000 Toman von Dizful, wo er reſidirt, und von Schuſter; in der übrigen Provinz beſitzt er aber nur wenig reelle Gewalt. Nach Baron Bode zahlte Luriſtan 1837 60,000, ſpäter 80,000 Toman, außerdem die Puſchti-Kuh 20,000 und die Piſch-Kuh 60,000 Toman. Es ſind dieß Abtheilungen der kleinen Luren; die letztern, ohne ein gemeinſames Oberhaupt, bilden eine Art von republicaniſchem Föderativſtaat, alles wird in den Gemeindeverſammlungen geregelt; bei den erſtern hat der Wali eine Art königliche Gewalt.

Um ſchließlich der Hauptorte zu erwähnen, ſo iſt in dem unteren oder arabiſchen Theile Alt Dorak, eine der acht Städte Suſiana's, jetzt verlaſſen. Es war der Hauptort des perſiſchen Stammes der Affcharen. Die Chab-Araber welche ſie vertrieben, bauten dafür Fellahiyah auf niederm Marſchgrund, an beiden Ufern des Jerrahi. Nach Kinneir hatte die Stadt 2 engl. M. Umfang, 16′ dicke Erdmauern mit runden Thürmen und 8000 Einw., die aber in den Vorſtädten unter Dattelbäumen wohnten. Der Palaſt des Scheikh war ein elendes Gebäude aus an der Sonne getrockneten Backſteinen; es iſt der Zufluchtsort der Chab-Araber. Ahwaz (das alte Aginis), nach Kinneir früher eine blühende Stadt, die Winterreſidenz des Partherkönigs Artabanes, iſt jetzt ein elender Ort von 6—700 Einw., nach Mignan von 1600 Einw., am Oſtufer des Karun, 48 engl. M. ſüdlich von Schuſter, nach Selby 31° 18′ 30″ nördl. Br., 49° öſtl. L. gelegen, nach Loftus am Fuß einer Kette von rothem Sandſtein und Hügeln aus Kiesconglomeraten, die ſüdöſtlich nach Zeitun ſich erſtrecken und ebenſo jenſeits des Karun Hawiza zu, dem Hauptausläufer der großen Bergkette. Man ſieht nach Kinneir noch Ruinen der alten Stadt und Reſte der Palaſtmauern und Aushöhlungen in Felſen. Nach Mignan nahm Kinneir aber irrig die Pfeiler eines Dammes für den Grund des Palaſtes des Artabanes. Die Ruinenhaufen mit Quadern voll Sculpturen ſtammen nach ihm erſt aus mohammedaniſcher Zeit. Der maſſive Damm unterhalb der Stadt, der die Schifffahrt auf dem Fluß hindert, war nach Loftus offenbar angelegt einen Theil des Stromes in Canäle zu beiden Seiten des Dammes zur Bewäſſerung des Landes zu leiten. Oberhalb der Stadt ſieht man das trockene Bett eines alten weiten Canals (Naher el Bahara), der Fellahyia vorbeifloß und den Jerrahi zu Bender erreichte; jetzt iſt ſein Bett ein Kornfeld. Die Stadt blühte noch unter den Abbaſſiden. Das Land war damals mit Zuckerpflanzungen bedeckt; es gab zahlreiche Zuckermühlen, und die Stadt verſorgte ganz Perſien mit Zucker und Rum. In den Kriegen der Abbaſſiden im 9ten Jahrhunderte verfiel die Stadt, die Einwohner zogen weg, Induſtrie und Handel hörten auf, das Land wurde eine Wüſte. Die alte Stadt war 4—5 Stunden lang, 2—2½ breit; die jetzige aus ihren Ruinen erbaut, nimmt nur einen kleinen Theil der alten Stadt ein, und hat nur ein ordentliches Gebäude, eine Moſchee. Die Stadt iſt von Rayſats bewohnt, die dem Scheikh der Chab-Araber unterworfen ſind. Das verlaſſene Dorf Sabla iſt merkwürdig, weil Soliman, der Scheikh der Chab-Araber, hier über den 200 Yard breiten Hafar durch einen gewaltigen Damm, den er anlegte, den Karun in ſeine Provinz Goban ableitete. Das Land wurde reich und blühend, bis die Perſer bei der zweiten Invaſion unter Kurim Chan den Damm durchſtachen und den Fluß wieder in ſein altes Bett leiteten, worauf der Diſtrict Goban ſchnell wieder verfiel. Mohammerah, an der Vereinigung des Euläus und Tigris an der Seeküſte, ſoll von Alexander dem Gr. gegründet ſeyn, der, um nicht den Euläus, den jetzigen Karunfluß, erſt hinabfahren zu müſſen und dann den Tigris hinauf, zwiſchen beiden Flüſſen eine künſtliche Verbindung herſtellte, die man noch in dem jetzigen Hafar, d. h. arabiſch der Gräber, der noch bei Mohammerah vorbeifließt, erkennen will. Die Stadt hieß damals nach ihm Alexandria, ſpäter vom Fluſſe zerſtört und von Antiochus wieder aufgebaut, Antiochia, noch ſpäter Charax. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts kam ſie in die Gewalt der Chab-Araber, die dem Schah von Perſien nur Geſchenke geben. Später machten dieſe es zum Freihafen. Der Gouverneur der Stadt Scheikh-Jaber hatte ſich aber von ſeinem Häuptling faſt unabhängig gemacht. Er treibt einen bedeutenden Handel mit Maſcat und Bombay, und kann eine bedeutende Anzahl Reiter und Musketiere ins Feld ſtellen. Der Tractat von Erzerum ſprach die Oberhoheit des Orts Perſien zu; die Türken erhoben aber Schwierigkeiten. Der Ort iſt nur ein Haufen elender Hütten mit 300 Familien, mit einem gut verſehenen Markt; aber nach Loftus höchſt ungeſund, während Capitän Selby 1842 ſeine geſunde Lage gerühmt hatte. Die Hitze war im Junius Tag und Nacht 124° F. im Schatten; es iſt äußerſt feucht da, und Myriaden gigantiſcher Moskitos plagen die Bewohner unausgeſetzt. Endian oder Hindiyanfluſſe, hatte nach Kinneir 2 engl. M. im Umfang, verfallene Mauern, 4—5000 Einw., und trieb Handel mit Baſſora und Behbehan.

(Schluß folgt.)

Notizen über die javaniſchen Frauen.

(Von Julius Kögel.)

Weil alljährlich viele tauſend Fremdlinge, namentlich Chineſen und Europäer, in das niederländiſche Indien einwandern, und bei den Einwanderern ſich nur ſehr wenige weibliche Individuen befinden, ſollte man wohl meinen daß der Mangel an Frauen den Fremdlingen ſehr fühlbar ſeyn müſſe. Auch in der That würde ein ſolcher Mangel von den Einwanderern umſomehr empfunden werden, wenn das javaniſche ſchöne Geſchlecht eben ſo große Antipathie gegen den Umgang mit Fremdlingen von gelber, weißer oder ſchwarzer Hautfarbe hätte, wie die Frauen und Mädchen auf vielen andern Inſeln des malayiſchen Archipelagus gegen fremde Männer zeigen. Allein ganz verſchieden von den Damen der meiſten andern dieſen Archipel bewohnenden Völker, begeben ſich

die 13—40 Jahre alten unverheiratheten javaniſchen Frauensperſonen ebenſo leicht zu den Fremden — gleichviel von welcher Religion und Hautfarbe — wie zu ihren hell- oder dunkelbraunen Landsmännern, und dienen jenen ebenſo wie dieſen entweder zur Gemahlin, oder aber freiwillig auch als unbeſoldete Dienſtboten und Lebensgefährtinnen nicht nur allein in ihrer Heimath, ſondern ſie folgen ihren [1] Duwan und Laki (Herr und Gatte in einer Perſon) auch nach fernen Ländern, ja ſelbſt mit in den Krieg und auf die Schiffe, oder auch wohl in die Verbannung. Die Heirathsluſt der javaniſchen Schönen iſt größer als bei den Mädchen anderer Völker von malayiſcher Race, denn ledig zu ſeyn, halten die javaniſchen Damen für eine Schmach, der ſie ſich nur nothgedrungen fügen, weßhalb man auch keine ſiebenzehnjährigen oder älteren javaniſchen Jungfrauen antrifft — wenn nicht etwa Geiſtes- oder Körperkrankheit ſolche Mädchen zum Cölibat zwangen. Weil nun den Bewohnern des malayiſchen Archipels der Unterſchied zwiſchen legitimer oder wilder Ehe keineswegs ſo koloſſal wie den Chriſten in Europa erſcheint, kann es auch gar nicht befremden, wenn unter den erwähnten Umſtänden, in den Theilen des niederländiſchen Indiens welche von Javanen und dieſen ähnelnden Madureſen bewohnt werden, die Population an Anzahl ſehr zunimmt, während es doch eigentlich auffallend ſeyn muß daß ſich die Bevölkerung Java's und Madura's nicht wenigſtens alle zehn Jahre verdoppelt. Denn ich halte mich für überzeugt daß, wenn bei uns, will ſagen auf dem Erzgebirg, ſolche Sitten und Gebräuche [2] wie auf Java herrſchten, und die Kindererziehung hier mit ebenſo wenig Schwierigkeiten wie in Niederländiſch-Indien verbunden wäre, es in dem erwähnten deutſchen Land, ſelbſt ohne fremde Einwanderungen, keines Decennium bedürfte um die Bevölkerung auf das Doppelte zu erhöhen.

Ungeachtet des ſtärkern Heirathstriebes der die javaniſchen Damen ſelbſt vor dem ſchönen Geſchlechte anderer Völker malayiſchen Urſprungs auszeichnet, ſind deren Ehen doch gar ſehr häufig unfruchtbar, weil viele javaniſche Frauen unzeitige Leibesfrüchte gebären, was ſehr oft durch den Genuß von Arzeneien veranlaßt wird welche Matronen ſchwangeren Frauen zukommen laſſen, wobei es indeß keineswegs Abſicht iſt die Leibesfrüchte abtreiben zu wollen. Wohl aber beabſichtigt man die Frauen, welche ſich während ihrer Schwangerſchaft oft unwohl fühlen, durch das Medicinaliren von der vermeintlichen Krankheit zu befreien. Sehr wahrſcheinlich iſt auch das hier übliche Pitjak (den Leib und Kopf mit Händen drücken und kneten, auch an den Gliedmaßen und den Haaren ziehen) ſchwangern Frauen nicht dienlich, wie denn auch der Umſtand daß ſehr viele Mädchen, noch bevor ſie mannbar ſind, ſich verheirathen, Urſache ſpäterer Unfruchtbarkeit iſt. Denn auf den Molukken, wo die Mädchen im Alter von 15—20 Jahren, und niemals bevor ſie mannbar ſind, ſich verehelichen, findet man daß die Ehen weit fruchtbarer als auf Java ſind.

Obſchon die javaniſchen Mütter für das Wohl ihrer Kinder ſehr beſorgt zu ſeyn ſcheinen, bleibt dieß für uns Europäer doch ſtets ein Räthſel, wenn wir anſehen wie erſtere bei der oft wohlverdienten Züchtigung der Kinder nicht Schläge oder Einſperrung, ſondern Beißen, Kneipen, Verbiegen und Verdrehen der Gliedmaßen ihrer Kinder in Anwendung bringen; denn wir vermeinen daß durch ſolche grauſam ſcheinende Züchtigungen die Gezüchtigten zum Krüppel werden müſſen, was indeß niemals der Fall iſt. Nichtsdeſtoweniger erregt die Fütterung javaniſcher Säuglinge öfters unſer Mitleid, da es üblich iſt den Kleinen täglich ein beſtimmtes Quantum Reis zukommen zu laſſen, das, wenn die Säuglinge auch keine Eßluſt zeigen, von denſelben doch verſchluckt werden muß, und zu dem Ende unbarmherzig eingeſtopft wird, bei welchem Actus die Kinder häufig blau im Angeſicht werden, ihres Schreiens gar nicht zu gedenken.

Die javaniſchen und maduraniſchen Frauen zeichnen ſich aber durch größeren Fleiß vor dem ſchönen Geſchlecht aller andern den malayiſchen Archipel bewohnenden Völker (die Malayen auf Weſt-Java darunter begriffen) rühmlich aus; das Pflanzen, Mähen und Dreſchen des Reiſes, die Cocosölfabrication, das Spinnen der Garne, das Weben und Bemalen der [1] Kattunzeuge und Tücher ſind nebſt der Beſorgung der Hauswirthſchaft Beſchäftigungen javaniſcher und maduraniſcher Frauen, während die Mädchen auch ſchon von zarter Jugend an zur Arbeit angehalten werden. Daher iſt es auch ganz natürlich daß ſehr viele weibliche Individuen in den Stand geſetzt ſind mit ihrem Verdienſt die Männer unterſtützen oder ernähren zu können, und ſo kommt es daß jeder Kuli ſich wenigſtens eine Rei (Frau) halten kann. Uebrigens iſt zu erwähnen daß die javaniſchen Damen einen unbärtigen Mann ſtets vor einem bärtigen vorziehen, denn in den Augen der Javanen iſt der Bart niemals eines Mannes Zierde: zu dem Ende wird alles bartähnliche Haar, welches auch am weiblichen Körper, z. B. unter den Armen wächſt, aber- und abermals ausgerottet. Am meiſten entſprechen aber die männlichen Lipplappen (kaukaſiſch-malayiſche Miſchlinge) dem Geſchmack des javaniſchen ſchönen Geſchlechts, wie denn auch Jünglinge im Alter von 14—16 Jahren ſich deſſen Gunſt vorzüglich zu erfreuen haben. Gewöhnlich haben die Einwanderer (Europäer, Chineſen, Araber), ſchon ehe ſie nach Java kamen, ein ſo jugendliches Alter überſchritten, und daher keine Anſprüche auf eine beſondere Gunſt der javaniſchen Schönen; allein es iſt hier üblich ſich nicht ſelbſt eine Frau anzuwerben, ſondern ſolche Dienſte verrichten die Mundji Käri (Matronen), die mit ihrer Ueberredungskunſt weit mehr über die jungen weiblichen Gemüther vermögen als die Männer welche ſelbſt auf Eroberungen ausgehen; nichtsdeſtoweniger wiſſen ſolche Mundji Käri die Eltern der erworbenen Tochter auch ſehr leicht zur Bewilligung des Heirathsgeſuches zu bewegen, wobei indeß zu bemerken iſt daß die Javanen ihre eigenen oder pflegbefohlenen Kinder nicht zur Verehelichung zwingen, obſchon ſie auch einen Brautſchatz annehmen.

---

[1] Duwan (Herr) nennen die javaniſchen Damen ihren Gemahl, wenn er ein Fremdling, Laki (Mann), wenn er ihr Landsmann iſt; allein in traulicher Geſellſchaft wird jener oder dieſer nur Laki genannt.

[2] Als eigenthümliche Sitten ſind zu erwähnen daß, während bei javaniſchen Männern Polygamie und bei den Frauen Polyandrie im Gebrauch iſt, ſich auch wenigſtens 50 Procent von den Einwanderern mit javaniſchen Concubinen verſehen, und weder vornehme noch geringe, bei längerem Aufenthalt in Niederländiſch-Indien, von dieſer Sitte abweichen. Nicht nur den Militärs — gleichviel von welcher Qualität und Hautfarbe — ſondern ſelbſt den Züchtlingen iſt es geſtattet Frauen in ihrem Schlafgemach bei ſich zu haben, und letztere nach Belieben zu verabſchieden und andere zu engagiren. Weder das Ernähren ſolcher Frauen noch die Kindererziehung iſt koſtſpielig, und wer etwa reiner Kinder genug zu haben wünſcht, findet unter den Javanen kinderreiche Leute genug, die dergleichen am Pflegeſtatt annehmen und mit Zärtlichkeit anſehen würden; denn, beiläufig geſagt, ſind die Javanen ſehr große Kinderfreunde und ſorgen, ihren Verhältniſſen angemeſſen, für ihre eigenen oder angenommenen Kinder gewöhnlich beſſer als viele civiliſirte Europäer für die ihrigen zu ſorgen pflegen.

[1] Da das javaniſche bunte Kattunzeug nicht gedruckt, ſondern bemalt wird, iſt es ganz natürlich daß der Preis dafür doppelt oder dreimal ſo theurer wie bei dem europäiſchen Fabricate iſt; indeſſen entſprechen die javaniſchen, maduraniſchen und makaſſariſchen Kains, Sarong und Tücher dem Geſchmack der Eingeborenen ſchon deßhalb beſſer, weil ſie nicht ſo dünn wie das europäiſche Fabricat, und zu dem Ende nach der erſten Wäſche auch noch nicht durchſichtig ſind, was umſomehr berückſichtigt wird, weil die Eingeborenen den Turus der Hemden nicht kennen und durch die allzudünne Kattunfabrikation die Waden, Schenkel u. dgl. m. durchſchimmern.

Digitized by Google

Allerdings ist es neuangekommenen Europäern auf Java stets sehr auffällig daß so viele ihrer Landsleute hier mit Liplappen oder eingebornen Frauen in wilder Ehe leben, allein viele werden dazu durch den Umstand gezwungen daß sie einer Haushälterin benöthigt sind. Nun dient aber ein braunes oder gelbes Fräulein hier einem Europäer viel lieber als unbesoldete Concubine wie als besoldete Haushälterin, während sie auch im ersten Falle weit treuer und ökonomischer für die Hauswirthschaft ihres Duwan sorgt.

Schließlich ist noch zu bemerken daß wohl viele Europäer auf Java die legitime einer wilden Ehe vorziehen würden; allein erstlich sind europäische Fräulein hier nur spärlich vorhanden, und ferner sind die Mischlinge und diejenigen weißen Damen welche noch niemals europäische [2] Luft einathmeten, gar sehr unwissend; auch unterscheiden sie sich oft nur durch ihren gelben, leichenfarbigen oder milch- und schneeweißen Teint von den dunkelfarbigern Frauen unvermischter malayischer Race; eben auch thut es manchem Europäer leid seine treugediente javanische Meit (so nennt man die Concubine) und Mutter seiner Kinder zu verabschieden.

Notizen aus den Vereinigten Staaten.

Die interessanteste Episode aus dem Leben New-Orleans in der jüngsten Zeit ist unstreitig die Durchreise Walkers, des — wie die hiesigen Zeitungen sagen — „so falsch beurtheilten Häuptlings der Flibustier." Was Walker selbst anbetrifft, so ist zwar die allgemeine Ansicht daß er der Aufgabe, welche er freiwillig übernommen, nicht gewachsen sey; manche, und zumal die deutschen Zeitungen, versuchen es auch seinen Charakter mit Unparteilichkeit zu schildern. Sie machen darauf aufmerksam, wie wenig er es verstanden habe den Geist seiner Untergebenen zu ermuthigen; wie er vielmehr sich zaghaft in dem allem Geschütz der Feinde zugänglichen St. George verschanzte; wie die natürliche Folge hievon die Desertion seiner schlechteren und der Tod seiner besseren Soldaten war, zu welchen letzteren die Obersten Leonard und O'Neal, sowie der Major Dusenberry gehörten. Und in der That muß man dem Tadel dieser Blätter gegen Walker beistimmen, wenn man erfährt wie wenig er seine Aufgabe aus einem höheren Gesichtspunkte betrachtete, sondern sich von der brutalsten Grausamkeit und der gemeinsten Plünderungssucht beherrschen ließ. Kein Wunder daß die Costaricaner sich mit Gut und Blut widersetzten, denn nur so konnten sie beides retten; in Walkers Lager fand man allein für 500,000 Doll. Tabak und ebenso viel Cacao, als sprechende Zeugen seines Freibeitszuges. Aber man irrt durchaus, wenn man damit fertig zu seyn glaubt daß man den Zug Walkers von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet; er war eben nichts weiter als was jeder Pioneer ist, der mit eigenen Mühen und Drangsalen das Terrain vorbereitet. Da schadet es gar nicht ob die Person früher oder später erliegt, die Sache bleibt doch und der Weg ist gebahnt. Hier darf man durchaus nicht das einzelne Ereigniß ins Auge fassen, oder wäre es so zufällig daß Caleb Cushing, der bekannte Generalanwalt unter Pierce's Regierung, gerade jetzt seine Rundreise macht und über „die Ausdehnung des Einflusses und des Gebietes der Union" zu großer Genugthuung seiner Zuhörer spricht: daß Blätter, wie die Washington-Union und die New-Yorker Staatszeitung seine Reden von A bis Z abdrucken? Wer sieht nicht daß dem Präsidenten Buchanan hiemit freundschaftlich sein Benehmen, nicht sowohl gegen Walker als vielmehr in der Sache selbst, vorgezeichnet wird? Hören wir des Redners eigene Worte: „Ich beharre — sagt er — auf meinen langjährigen Ideen, und erkläre daß jede Schiffsladung von Colonisten aus Irland und Deutschland — daß wir alle, und jeder von uns, nur die geringen Werkzeuge Gottes sind, bestellt um Amerika zu besetzen, anzubauen und zu civilisiren. . . . . Dieß ist ein uns von Gott aufgelegtes Werk, welches wir mit dem Segen Gottes vollbringen werden. . . . . England weiß dieses und läßt allmählich seinen Halt an Amerika fahren. Es wäre besser für England gewesen, wenn es dieß zur Zeit der Revolution gethan hätte; es würde dann statt Amerika's Asien gewonnen haben . . . . . Hinfort also ist Amerika unser, um darin die ewigen Rathschlüsse der Vorsehung auszuführen . . . . . Männer von . . . ., ich ersuche euch, zu eurem angemessenen Wirkungskreise euch emporzuschwingen ꝛc." Damit ist die Quintessenz der Reden Caleb Cushings gegeben; man bemerke nur daß stets nur von Amerika, nicht aber Nordamerika die Rede ist. Mir scheint, diese Worte bedürfen keiner Erläuterung in Anbetracht der gegenwärtigen Zeit und der vielfachen Streitpunkte zwischen England und der Union; sie geben aber den klarsten Beweis daß, wie sich auch Buchanan äußerlich benehmen möge, die Tendenz seiner geheimen Beweggründe mit ihnen übereinstimmen wird.

Europäische Blätter geben sich der Hoffnung hin daß Kansas endlich ein freier Staat werden dürfte. Ich habe schon früher darauf hingedeutet daß mir dieß durchaus nicht wahrscheinlich ist, und ich kann meine Ansicht auch heute nicht ändern. Ich halte mich an Thatsachen, an die massenhafte Auswanderung aus den älteren südlichen Staaten, besonders aus Virginien, den beiden Carolina's und Alabama. Ganze Haushaltungen, ganze Pflanzungen mit Sklaven und Vieh ziehen durch Louisiana fort ins westliche Gebiet, und ohne Zweifel wendet sich die Mehrzahl von ihnen nach dem Süden von Kansas. Die Ursachen dieses Entvölkerungsprocesses, welcher allerdings ernsthafter Mahnung gleicht, ist durchaus nicht in einer Uebervölkerung jener Staaten, sondern in ihrer unsinnigen Landwirthschaft zu suchen. Der Boden, welcher durch langjährige ununterbrochene Bestellung in dem Grad entwerthet ist daß er nur noch in seltenen Fällen den Anbau wirklich lohnt, ist ausgesogen, und die Auswanderer lassen eine Heimath hinter sich welche in kurzer Zeit verödet seyn wird. Solchen Facten gegenüber beschränke man einmal den Zug einer Auswanderung in einen ihr zusagenden Distrikt; da werden Kansas- und Nebraska-Bill unnütze Dinge.

Eine interessante Neuigkeit ist die Entdeckung sehr werthvoller Perlen an der Küste von New-Jersey. Ein Farmer unweit Patterson war der glückliche Entdecker dieses neuen Dorado, als er sich Muscheln aus dem North-Brook fischte, in deren einer er eine Perle fand, deren ursprünglicher, jetzt aber durch das Sieben verminderter Werth 25,000 Doll. betragen haben soll. Seit dieser Zeit geht der Muschelfang in großartigem Maß vor sich, und soll man auch einzelne Perlen im Werth von 1000 Doll. und mehr gefunden haben. Ungeheure Aufregung hat diese Entdeckung natürlich erregt,

---

[2] Den in Niederländisch-Indien gebornen Halbblut- und Vollblutweißen daselbst europäische Moralität und Cultur beizubringen, konnte bisher auf den sundischen und molukkischen Inseln noch nicht erzielt werden.

Digitized by Google

und die Zeitungen beeifern sich um die Wette, das Publicum zu unterrichten, wie die Chinesen künstlich Perlen zu erzielen verstehen. Uebrigens ist die Küste New-Jersey's, nach dem kürzlich erschienenen Berichte der geologischen Gesellschaft, in hohem Grad der Abspülung durch das atlantische Meer ausgesetzt. Bei Cape-Island hat die Brandung innerhalb der letzten 50 Jahre eine Strecke von der Breite einer engl. Meile verschlungen; bei Cape-May verschwand von dem Marschland (?) innerhalb zweier Jahre eine Strecke von der Breite einer Ruthe, und am Bay-Ufer ist das Land in 20 Jahren um 100 Yards zurückgedrängt.

Enorm sind augenblicklich die Fälschungen der Banknoten, und werden sich dieselben umsomehr in nächster Zeit häufen, als die Banken hier jetzt wie Pilze aus der Erde schießen. Man weiß hier oft nicht mehr welches Papiergeld gültig ist, und welches nicht. In Europa hat man aber auch keine Idee von dem Leichtsinn, mit welchem hiesm gehandelt wird. Hat nämlich eine Bank die erforderliche Garantie geleistet, so läßt sie Platten stechen und die bestimmte Zahl Noten drucken. Daß man bei diesen mehr darauf sieht durch recht künstliche Bilderchen das Fälschen zu erschweren, als darauf es durch Herstellung eines bestimmten Papieres annähernd unmöglich zu machen, ist schon ein großer Fehler. Aber daß nun die Platten nicht nur nicht vernichtet, sondern zum Zweck einer späteren Auction, wenn nämlich das Bankgeschäft nicht gedeiht, einfach zurückgesetzt, und, da letzteres häufig genug vorkommt, eventuell verkauft werden, dieß ist das non plus ultra der Sorglosigkeit. Und doch kommt es so häufig vor daß dergleichen Gerümpel verkauft wird, in dem nur die mittelste, aus Typen bestehende Schrift geändert zu werden braucht, um zum Abdruck neuer Noten zu dienen. Die Gesetzgebung zu Albany ist mit dem guten Beispiele vorangeschritten dieser Schändlichkeit zu steuern, indem sie eine Commission beauftragt hat ein Papier zu Banknoten zu verschaffen, welches keine Fälschungen gestatte.

Das Sacrament der Priesterweihe oder der Ordination in der russischen Kirche.

(Schluß.)

Endlich erhält der Ordinirte vom Bischof die für ihn bestimmten geweihten Kleider; ist er Diacon, so erhält er auch das Buch oder Organ des Dienstes, wobei der Bischof der Gemeinde laut und auf griechisch zuruft: Axios! d. h. würdig — er ist es würdig — und nach ihm wiederholen es die Sängerchöre dreimal, bis der neue Diacon bekleidet ist. Bis zum Vater-Unser muß er dann einen Fächer halten, d. h. einen Stab mit einem sechsmal beschwingten Engelskopf auf der Spitze, und einem Griff am andern Ende — in der Form eines Kreuzes. Einen solchen Fächer hat er bei vielen Gelegenheiten zu tragen. Wurde der Ordinirte Pope, so stellt er sich gleich in die Reihe der Priester an die hl. Tafel, wo communicirt wird; er bleibt hier in tiefen Gedanken versunken — stehen, zum Zeichen seiner Unwürdigkeit, bis er den Ruf hört: „Das Heilige den Heiligen!“ Dann findet die Communion unter den Priestern statt, an der er Theil nimmt. Schließlich gibt ihm der Bischof nach dem Gottesdienst noch eine heilsame Ermahnung.

Mit fast unbeschreiblicher Pracht aber wird die Weihe eines Bischofs gefeiert, einestheils damit die gläubigen Kinder der Kirche sehen sollen, zu welch einer hohen Stufe ihr Hirte erhoben worden, und auf daß sie mit Ehrerbietung gegen ihn erfüllt werden möchten, anderntheils aber damit der zu Weihende selbst durch die Gelübde, die er thun muß, und die übrigen feierlichen Gebräuche die ganze Erhabenheit und Pflicht seines Berufes erkenne.

Nach Peters des Großen Verordnung hat der hl. Synod drei Candidaten vorzuschlagen, aus denen der Kaiser dann einen wählt. Der Czar ist jedoch über das Gesetz erhaben, und wenn er einem gewogen ist, so ernennt er ihn zum Bischof, auch ohne daß er vom Synod vorgeschlagen worden. Gottesfürchtige Czaren aber handeln immer nach jener Verordnung.

Zur Einführung des Erwählten dienen vorbereitende Gebete, die bei seiner Ernennung von den versammelten Bischöfen nebst den rührenden Troparien [1] des hl. Geistes gebetet und gesungen — werden: „Gelobt seyst du, Christus, unser Gott, der du die weisen Fischer berufen und ihnen deinen hl. Geist herabgesendet und durch sie die ganze Welt gewonnen hast! O, du Freund der Menschen, Ehre sey dir!“

„Als der Höchste hernieder vom Himmel kam und die Sprachen verwirrte, da theilte er die Völker; aber als er die feurigen Zungen herabschickte, da vereinigte er sie, daß wir mit Einem Herzen und mit Einer Stimme preisen sollten seinen hl. Geist!“

Ein wundervoller Gegensatz ist in diesen Troparien ausgedrückt: in Babel die Sprachverwirrung von dem stolzen Thurmbaue her und die feindselige Theilung der Völker — aber in dem einfachen Gemache auf Zion die Feuerzungen, welche die Fischer zu Menschenfischern machten, auf daß alle Völker vereinigt würden zur Ehre Gottes.

Da bei der Weihe der erste Bischof nur den Namen und die Würde des zu Ordinirenden nennt, so wollen wir den hier zum Bischof erwählten Archimandrit Platon aus der Lawra (Kloster höchsten Ranges) des hl. Sergius u. s. w. heißen, wie wir jenen Subdiacon „Iwan“ hießen. In einem Saal wo der hohe geistliche Rath sich versammelt hat, wird dem Erwählten angezeigt daß er zum Bischof dieses oder jenes Sprengels gemacht werden soll; der erste in diesem Rath, wir wollen ihn immer Erzbischof nennen — spricht also zu ihm: „Ehrwürdiger Vater Platon, Archimandrit des Klosters des hl. Sergius! Der allerdurchlauchtigste großmächtigste Kaiser aller Reussen u. s. w., Alexander II, Nikolajewitsch hat durch einen besondern Ukas befohlen, und der hl. dirigirende Synod gibt seinen Segen dazu, daß Ihr, hl. Herr, Bischof der Eparchie Kaluga werden sollt.“

Der Erwählte antwortet: „Da der allerdurchlauchtigste, großmächtigste Kaiser u. s. w. befohlen, und der hl. dirigirende Synod mich für würdig dazu erachtet, so danke ich, übernehme das bischöfliche Amt und widerspreche auf keine Weise.“

Die Weihe fängt mit einer Prüfung des Glaubens des zu Ordinirenden und mit Beeidigung desselben an; denn der Bischof wird in der Kirche aufgestellt als einer der da leuchten soll nicht allein dem Volk, sondern auch den mit ihm dienenden Priestern, und sein Glaube soll zweifellos seyn; deßhalb versammeln sich alle hierzu berufenen Bischöfe in der Kathedrale der ausersehenen Hauptstadt

[1] Ein kurzer Gesang mit dem Namen des Heiligen des Tages, mit Angabe seiner Verdienste und Leiden. Der Name zeigt an daß er zum Weinen rühren soll. Die Zahl der Troparien ist bestimmt; darum werden von den letzten Versen der Oden nur so viel gesungen als Troparien sind.

Digitized by Google

und ſetzen ſich im vollen Ornate auf den großen Ambon. [1] Der Erwählte tritt aus dem Heiligthum zu ihnen heraus, begleitet vom älteſten Prieſter und älteſten Diacon, welche beide im Alterthum die Hierarchie der Stadt, die ſich einen Biſchof wählte, vorſtellten, und der großen Kirchenverſammlung, auf dem großen Ambon ſtehend, ſeine ſittlichen Eigenſchaften verbürgten. Er ſtellt ſich hier an das Ende eines ausgebreiteten Teppichs, auf welchem ſich ein Adler befindet, der auf oder in den Teppich gewebt oder geſtickt iſt. Dieſer König der Vögel ſteht mit ausgebreiteten Flügeln auf einer mit Mauern und Thürmen befeſtigten Stadt, durch welche drei große Bäche fließen — ein ziemlich räthſelhaftes Bild! Auch während der Liturgie ſteht und geht der zu weihende Biſchof auf ſolchen Teppichen, die aber kleiner ſind als jener; dieſelben ſollen ihn erinnern an den Eid, den er hier auf den römiſchen Adlern einherſchreitend zu leiſten hat. Indem der Erwählte aus dem Heiligthum tritt, um ſich vor die Biſchöfe zu ſtellen, verkündet der ihn begleitende Diacon ſeine Annäherung laut mit folgenden Worten: „Der Geliebte Gottes, der hochwürdigſte Hr. Archimandrit Platon, der Erwählte und Beſtätigte, kommt hieher, um geweiht zu werden zum Biſchof der Eparchie Kaluga, die Gott erhalten möge.“ Der Erwählte, die Bibel in der Hand, ſtellt ſich nun auf den großen Teppich auf den Schweif des Adlers u. ſ. w., und der Erzbiſchof fragt ihn: „Warum biſt du hieher gekommen? Was verlangſt du? Und was bekennſt du?“ — Ich verlange, hl. Herr, die Auflegung der Hände zum biſchöflichen Amte, antwortet er, und lieſt dann mit lauter Stimme das Glaubensbekenntniß.

Der Erzbiſchof gibt ihm darauf mit kreuzweiſe gelegten Händen den Segen, indem er ſpricht: „Die Gnade Gottes des Vaters und des Sohnes und des hl. Geiſtes ſey mit Euch.“ Darauf fragt er zum zweitenmal: „Erkläre uns ausführlich was iſt dein Bekenntniß, wie ſteht es um deinen Glauben an die Menſchwerdung Chriſti?“ Der Erwählte tritt jetzt in die Mitte des abgebildeten Adlers und lieſt ein der Frage entſprechendes Bekenntniß ab, in welchem es unter anderm heißt: „Ich glaube an die Traditionen von Gott und göttlichen Dingen, welche in der allein apoſtoliſchen Kirche aufbehalten werden. Ueberdieß verdamme ich den Arius, [2] Macedonius und alle Irrlehrer, Feinde des heiligen Geiſtes, den Neſtorius und alle die mit ihm übereinſtimmen. Mit lauter Stimme rufe ich nachdrücklich aus. Anathema allen Ketzern! Anathema allen Ketzern an allen Orten. Ich bekenne daß die allerreinſte Jungfrau Maria einen aus der Dreieinigkeit, dem Fleiſch nach, geboren hat.“

Der Erzbiſchof ertheilt ihm abermals mit kreuzweiſe zuſammengelegten Händen den Segen, und der Erwählte tritt jetzt auf den Kopf des Adlers, um die dritte Frage des Erzbiſchofs: „erkläre uns wie du die Canones der hl. Apoſtel und hl. Väter hältſt,“ zu beantworten. Er lieſt nun ein ſehr langes Bekenntniß und Verſprechen ab, das er eigenhändig geſchrieben und unterſchrieben haben muß. Das ganze Formular, ſowie überhaupt die Gebräuche bei der Wahl und Ordination der Biſchöfe, wurde von dem großen Czaren revidirt und zum Theil ganz neu geſchaffen, und erſchien im Jahr 1725 zu St. Petersburg im Druck.

Es heißt unter vielem andern darin: „Ich verſpreche daß ich die Canones der hl. Apoſtel, der ſieben allgemeinen Concilien und der neun beſondern Synoden beobachten will — was ſie angenommen haben, nehme ich an; was ſie verworfen haben, verwerfe ich. In allen Dingen will ich übereinſtimmen mit den frömmſten und berühmteſten Metropoliten, Erzbiſchöfen, Biſchöfen, und will ſowohl dem Orden nach dem göttlichen Geſetze als auch die Canones der hl. Apoſtel und hl. Väter vertheidigen. Ich verſpreche die mir anvertraute Heerde von den Irrthümern der lateiniſchen Kirche und von allen andern Ketzereien abzuziehen. Ich verſpreche feierlich, keine fremden Gebräuche in die Traditionen der Kirche und in die bekannten Ceremonien, noch weniger einige von den Lateinern erfundene Neuerungen einzuführen. Ich will nicht zugeben daß die Mönche aus einem in das andere Kloſter laufen, und daß ſie in die Häuſer der weltlichen Leute ohne mein Wiſſen gehen, außer in Fällen der dringendſten Noth. Ich will nicht bauen noch erlauben daß überflüſſige Kirchen um des Gewinnſtes willen erbaut werden, auf daß ſie nicht nachher aus Mangel an Capital zu ihrer Erhaltung in Verfall gerathen. Ebenſo wenig will ich die Anzahl der Presbyter und Diaconen, um des abſcheulichen Gewinnſtes willen oder wegen der Erbſchaft derer die geweiht ſind, über die nothwendige Zahl vermehren. Ich verſpreche auch, jährlich oder doch zum wenigſten einmal in zwei, höchſtens drei Jahren die mir anvertraute Heerde zu beſuchen und gründlich zu unterſuchen, damit nicht unbekannte und von der Kirche nicht beſtätigte Gräber für Begräbniſſe der Heiligen geachtet, und mit gottesdienſtlicher Anbetung verehrt werden. Betrüger, die ſich für Beſeſſene ausgeben, und mit bloßen Füßen und bloß in ihren Hemden herumgehen, will ich nicht allein vermahnen, ſondern auch der weltlichen Obrigkeit überliefern, die dann mit der Knute ihnen die unreinen Geiſter austreiben wird. Ich will mich fleißig bemühen allen Betrügereien die von Geiſtlichen oder Weltlichen unter dem Vorwand der Frömmigkeit begangen werden, auf die Spur zu kommen und ſie auf das ſtrengſte zu verbieten. Ich will dafür ſorgen daß die Gott allein gebührende Ehre nicht den hl. Bildern erwieſen und ihnen nicht falſche Wunder zugeſchrieben werden u. ſ. w.“ Wer fühlt nicht in dieſem „Bekenntniß und Verſprechen“ den gewaltigen Geiſt Peters des Großen! Wie muß es vor ihm in der ruſſiſchen Kirche ausgeſehen haben! Ferner verſpricht der zum Biſchof Erwählte noch daß er der Obrigkeit unterthan ſeyn und ſich in keine weltlichen Händel miſchen wolle, und daß er ſtets Folgſamkeit gegen den hl. Synod hegen werde. Von ſeiner Ueberzeugung in der Abendmahlslehre ſpricht er, er glaube und halte dafür daß die Verwandlung, Tranſubſtantiation, bei den Worten des Biſchofs oder Presbyters: „Mache dieſes Brod zu dem Leib, und dieſen Wein zu dem Blut deines Chriſtus,“ durch den Einfluß des hl. Geiſtes bewirkt wird, ganz ſo wie die morgenländiſche apoſtoliſche Kirche lehrt.

Nach Ableſung dieſes ſehr langen Bekenntniſſes, wobei er öfter Gott als Zeuge anruft für die Wahrheit deſſen was er der Kirche verſpricht, tritt er vor die Biſchöfe hin um ihrer aller Segen zu empfangen; darauf kehrt er unter feierlichen Geſängen der zwei Chöre ins Heiligthum zurück, und die Liturgie beginnt auf die gewöhnliche Weiſe. Wenn aber nach dem Eingang mit dem hl.

---

[1] Ein erhöhter Platz, der griechiſchen Ableitung nach, befindet ſich in der Mitte der Kathedrale. Man vergleicht ihn mit der Bamah in den Synagogen. Wenn ein Biſchof Gottesdienſt hält, wird er vorher auf dieſem Ambon ſtehend im Angeſicht der Gemeinde gekämmt und ihm werden dann auch noch die Hände gewaſchen; dieß ſoll erinnern an frühere Zeiten, wo die Biſchöfe, wenn ſie ihre Sprengel unterſuchten, auf den mühſamen Wanderungen keine andere Herberge hatten als die Kirche.

[2] Ein gelehrter Presbyter von Alexandrien, deſſen Glaubenslehren aber auf dem erſten allgemeinen Concil zu Nicäa im Jahr 325 verdammt wurden. Er lehrte: Chriſtus ſey das erſte, edelſte und göttlichſte aller aus Nichts hervorgegangenen Dinge, der erhabenſte aller erſchaffenen Geiſter, aber nicht der von Ewigkeit geborne Sohn des Vaters, für welchen die Kirche ihn hält, er ſey demnach nicht von gleichem Weſen mit Gott, weil man ſich ſonſt Gott als theilbar denken müſſe. Macedonius und Neſtorius, zwei Patriarchen und Geiſtesverwandte des Arius, wurden ebenfalls auf den Concilien, jener auf dem zweiten allgemeinen im Jahr 381, dieſer auf dem dritten 431 ſammt ihren Lehren verdammt.

Digitized by Google

Evangelium die Bischöfe ins Heiligthum schreiten und das Trisagion: „Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unsterblicher, erbarme dich unser!“ gesungen wird, dann wird auch der Erwählte wieder von dem Protopopen und von dem Protodiacon zu den hl. Thüren geführt. Hier empfängt ihn die Versammlung der Bischöfe, in deren Mitte er die Kniee beugt — gerade vor der hl. Tafel, als ob er dem Heiland, der hier unsichtbar gegenwärtig ist, unmittelbar sich hingäbe. Die Bischöfe legen ihm das aufgeschlagene Evangelium, so daß die Blätter nach unten gekehrt sind, aufs Haupt — es bedeutet dieß die Hand des Herrn selbst, die da ruft zur Verkündigung des Wortes Gottes — zugleich legen auch alle Bischöfe ihre Hände ihm auf, und der Erzbischof ruft die das Sacrament vollendenden Worte aus: „Durch Wahl und Prüfung der gottgeliebten Bischöfe und der ganzen Geistlichkeit. Die göttliche Gnade, die immerdar das Schwache heilt und das Mangelnde ersetzt, befördert durch Handauflegung diesen frömmsten hochwürdigsten Archimandriten Platon zu dem hohen Amt eines Bischofs der Eparchie Kaluga. Lasset uns für ihn beten, daß die Gnade Gottes über ihn komme.“

Nachdem er ihn abermals dreimal bekreuzigt im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, spricht er leise ein Gebet über ihn aus, in dem es heißt daß Gott ihn bestätigen möge, wie er ehemals die Propheten und Apostel bestätigt habe, zu salben die Könige und zu weihen die Priester. Während dessen halten alle andern Bischöfe noch ihre rechte Hand auf seinem Haupt, denn nach den allgemeinen Kirchengesetzen kann ein einziger Bischof einen andern nicht weihen, indem die Handauflegung von drei, wenigstens von zwei Bischöfen unumgänglich nothwendig ist. Dabei betet einer eine Litanei leise, und die andern antworten leise: Herr, erbarme dich! In diesem Gebet bittet man um das Wohl der Kirche und um das des neuen hohen Würdenträgers derselben. Endlich schließt der Erzbischof die Sacramentshandlung mit einem sehr rührenden Gebete, in welchem er den Herrn anfleht, diesen neuen Spender der Sacramente zu seinem würdigen Nachfolger zu machen, zu einem Führer der Blinden, zu einem Lichte derer die im Finstern wandeln, zu einem Zurechtweiser der Unweisen, zu einem Lichte der Kinder, daß es leuchte in die Welt, daß er die ihm in diesem Leben anvertrauten Seelen einst vor Christi Richterstuhl stellen könne, ohne daß sie sich zu schämen haben, und daß er den großen Lohn verlange, welcher bereitet ist allen die muthvoll fürs Evangelium gelitten und gestritten haben.

Nach dem allgemeinen „Amen“, das von sämmtlichen Bischöfen gesprochen wird, nimmt der Erzbischof den dastehenden Diaconen die heiligen Gewänder ab und gibt sie, den Sakkos, [1] das Panagion und das Omophorion, dem neuen Bischofe, indem er mit der ganzen Versammlung ihm zuruft: „Axios!“ Er aber bittet beim Empfang eines jeden dieser hl. Kleidungsstücke um den Segen der übrigen Bischöfe, was die dann auch thun, und wofür sie von ihm die Hand geküßt erhalten. Nachdem er auch noch mit der Mitra gekrönt worden, geben ihm alle die an der Handauflegung theilgenommen haben den Bruderkuß. Nach der Liturgie und hl. Communion, an der auch die Presbyter theilgenommen, vereinigen sich sämmtliche Bischöfe in ihren Mandyen, und der Erzbischof zieht dem Neugeweihten den Mandyas mit den drei doppelfarbigen, die Ursprünge und Quellen des Segens, der aus seinem Munde fließen soll, darstellenden Streifen an. Endlich steigen sie alle auf den Ambon, und der Erzbischof überreicht mit einer Pastoralermahnung dem neuen Bischof seinen Hirtenstab.

Notizen über die Sandwichinseln. Eine amtliche Mittheilung von Mr. R. C. Wylie, Minister der äußern Angelegenheiten an die Consuln der Vereinigten Staaten, Frankreichs und Englands gibt den Flächeninhalt der verschiedenen Inseln, die das hawayische Königreich bilden, wie folgt an:

Hawayi	enthält ungefähr	4000	engl. Quadratmeilen.
Maui	„	„	600	„
Oahu	„	„	520	„
Kauai	„	„	520	„
Molokai	„	„	170	„
Lanai	„	„	100	„
Niihau	„	„	80	„
Kadoolawe	„	„	60	„

Eine Anzahl kleiner, nackter und unbewohnbarer Felsen sind in die Meilenzahl mit eingeschlossen. Die Abnahme der die Sandwichsinseln besuchenden Wallfischfänger gibt den dortigen Insulanern Stoff zu unangenehmen Betrachtungen. Im Jahr 1852 besuchten die Inseln 275 Schiffe, und dieß Jahr werden dieselben kaum ren 150 besucht werden. Der Grund zu dieser Abnahme soll darin liegen daß die Schiffe sich mehr mit dem Fang der Spermfische beschäftigen, und zu deren Jagd einen anderen Curs einschlagen. In seiner einheimischen Litteratur ist Honolulu um einen in hawayischer Sprache geschriebenen Band bereichert worden. Eine Gesetzsammlung ist von T. W. H. Kanawaki zusammengestellt worden.

---

[1] Eigentlich ein aus Ziegenhaaren oder andern groben Stoffen gemachtes Kleid — Trauerkleid — aber auch das Oberkleid der Erzpriester beim Gottesdienst. Es bedeutet nach der Auslegung jenes Symeons von Thessalonich die Sorge des Hirten für seine Heerde und seine Fürbitte beim Allbarmherzigen.

Das Panagion, das Allerheiligs, ein emaillirtes Gemälde eines Heiligen oder auch ein Crucifix, das die Bischöfe an einer goldenen Kette um den Hals tragen. Es hat seinen Namen davon daß dieses Bild ursprünglich das der hl. Maria war, die allein neben den Personen der Dreieinigkeit den Ehrentitel „Panagia“ hat.

Omophorion, ein Streifen Zeuges, gut eine Hand breit, eine Art Pallium — an beiden Enden zusammengenäht, daß es wie ein länglicher Ring über beide Schultern gehangen und, bis an die Herzgrube reichend, auf der Brust getragen werden kann — ein Streifen davon hängt über die Kniee herab. In der Zeit der alten Kirche bestand es aus Schafswolle und soll mystisch das verlorene Schaf andeuten, das Christus, der gute Hirt, auf seine Schultern legte. Seit Jahren besteht es aus Seide mit vielen Kreuzen darauf gestickt. Es wird auch Polystaurion genannt, von dem Kreuz, das Christus auf seinen Schultern getragen. Dem Wortsinne nach könnte man es Scapular-Schulterblatt nennen. Es war schon in den ersten Jahrhunderten der Kirche im Gebrauch. — Mandyas, ein vor dem Jahr 1382 nur den Metropoliten ertheilter langer, bei der Brust und den Füßen zusammengebundener Mantel von violetter Farbe, mit zwei weißen und einem rothen Querstreifen, gleich Bächen — Bäche der Gnade bedeutend — oder wie die Erklärer sagen: Pomata und Potama (griechisch für Getränke und Flüsse). An den beiden Enden, die zur Zusammenknöpfung des Mandyas auf der Brust dienen, sind zwei Schilder mit Gemälden darauf, die mit Edelsteinen besetzt sind, angebracht. Sie sollen von dem Brustbild Aarons, von den Urim und den Thummim herrühren.

Mitra, das hebräische Wort für den Hut des jüdischen Hohenpriesters, ist Mignâghet, und dieses gibt die griechische Uebersetzung zweimal mit Kidaris. Symeon will in dieser Kopfbedeckung der Bischöfe die Dornenkrone und das Schweißtuch erkennen; die Mitra der Griechen weicht, was die Form betrifft, von der der Lateiner ganz ab, denn diese ist bekanntlich eine oben spitzige in zwei Theile gespaltene Mütze, während jene ganz rund, und, da wo sie auf dem Kopf sitzt, schmäler als oben ist und sich in einem Halbbogen schließt. Auch der griechische Hirtenstab hat eine andere Form als der der Lateiner, er hat zwei Hörner, die gegen einander stehen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

№ 31.

31 Julius 1857.

Edward Shortland über Neu-Seeland.

Die Waffen und die Kriegführung der Neu-Seeländer.

Wir haben unſern Leſern aus Edward Shortland's Traditions and Superstitions of the New-Zealanders im „Ausland" vom Jahre 1855 (S. 107, 159, 577 u. 805) bereits mehrfache Schilderungen mitgetheilt. So eben iſt nun von dieſem intereſſanten Werke in London die zweite Auflage erſchienen, bei welcher mehrere ſeitdem über Neu-Seeland herausgekommene Werke zweckmäßig benützt und einzelne Capitel ganz umgeſchrieben wurden. Wir ergänzen daher unſere früheren Auszüge durch die Mittheilung einiger weiteren Capitel aus dieſer zweiten Ausgabe, und beginnen zunächſt mit der Schilderung der Waffen und der Kriegführung.

Die alten Waffen der Neu-Seeländer, ſagt Shortland, waren alle für den Kampf von Mann gegen Mann beſtimmt. Die beliebteſten darunter waren 1) die Patu-Punamu: man trug dieſe Waffe in der rechten Hand, befeſtigte ſie mittelſt eines Stricks und einer Schleife an das rechte Handgelenk, und gebrauchte ſie auf dieſelbe Art wie einen Tomahawk; 2) die Taiaha, eine Art zweihändigen, aus dem härteſten Holz verfertigten Schwerts; 3) die Tinhatinha, eine hölzerne Streitaxt, die, um ſie auch als Speer gebrauchen zu können, eine ſcharf geſpitzte Handhabe hatte. Eine andere Art zweihändigen Schwerts war aus dem Rippenknochen des Wallfiſches gemacht, und ſoll eine furchtbare Waffe geweſen ſeyn; denn wegen der natürlichen Krümmung des Knochens war die eine Seite derſelben concav, die andere convex, und ein damit geführter Schlag ließ ſich, bei dieſer eigenthümlichen Form, nur ſchwer abhalten. Außer dieſen Waffen können wir noch zweier Speere Erwähnung thun: des Timata und des Tao; letzterer ein langer ſchwerer Speer, der beim Angriff auf einen Pa als Stoßwaffe zwiſchen den Paliſſaden diente. Bogen und Pfeile, oder irgendeine andere Art Wurfgeſchoß außer den Steinen waren im Kriege bei den Neuſeeländern nie üblich geweſen. Im Gefecht waren die Leiber der Kämpfenden gewöhnlich nackt. Indeſſen banden einige ſicherlich eine Matte von ſtarker und grober Textur um Bauch und Lenden; man tauchte ſie zuvor in Waſſer, damit der Faden durch Zuſammenziehung feſter werde, und ſo dem Wurf eines Speers beſſern Widerſtand zu leiſten vermöge.

Seit ihrem Verkehr mit den Europäern haben die Neu-Seeländer dieſe Waffen gegen die Muskete oder das doppelläufige Gewehr und den Stahl-Tomahawk vertauſcht, und letztern mit einer kurzen Handhabe für eine Hand, oder mit einer langen Handhabe für zwei Hände verſehen. Dieſe Handhabe wird aus hartem, am Ende zugeſpitztem Holze gemacht, und eine ſolche Waffe bildet nun das Lieblingsrüſtzeug ihrer tapfern Krieger, welche dieſelbe mit großer Wirkung zu führen verſtehen, und als Stoß- wie als Hiebwaffe gebrauchen.

Bei der erſten Gelegenheit eines Zuſammentreffens mit unſern Truppen zu Okaihau verſuchten ſie ihre Kraft mit denſelben im offenen Felde, und ſtürzten ſich mit dieſen langgriffigen Tomahawks kühn auf die Bajonnette einer Compagnie des 58ſten Regiments. Sie waren indeß für eine disciplinirte Mannſchaft keine ebenbürtigen Gegner, und wurden ſchlimm zugerichtet. Später verſteckten ſie ſich ſtets hinter ihre Paliſſaden und Verſchanzungen, und hielten ſich in den Wäldern, welche ſie ſcherzhaft, aber vollkommen wahr, ihre beſten Verbündeten nannten.

Die Pa's, oder die Befeſtigungswerke der Neu-Seeländer, beweiſen große Geſchicklichkeit in der Wahl vortheilhafter Stellungen, ſo wie in künſtlichen Vertheidigungsmitteln gegen Streitkräfte von denen ſie einen Angriff zu befürchten haben. Einer der gewöhnlichſten Orte war der Gipfel eines Hügels oder der Grat einer Klippe an der Seeküſte. In letzterm Fall bot die Klippe wirkſamen Schutz auf der einen Seite des Pa, während auf den andern drei Seiten ein breiter und tiefer Graben ausgegraben wurde, und ſo das verſchanzte Lager einen viereckigen oder oblong geſtalteten Raum einſchloß. Die auf ſolche Art gebildete Bruſtwehr ward durch eine oder mehrere Reihen Paliſſaden gebildet. Jede Seite war eine gerade Linie oder eine Curve, je nach der Beſchaffenheit des Bodens; flankirende Vorſprünge aber wurden früher nie gebaut, und konnten auch von keinem Nutzen ſeyn, ſo lange mit der Hand geworfene Steine die einzigen Wurfgeſchoſſe waren. Sobald jedoch die Feuerwaffen in Gebrauch kamen, zeigte ſich der militäriſche Geiſt des Volks in den Verbeſſerungen welche ſie, wie wir ſpäter darthun werden, an ihrem Befeſtigungsplan vornahmen.

Die Kenntniß der in dieſem Land früher üblichen Kriegführung, ſowie die Behandlungsweiſe der Beſiegten, bietet ein eigenthümliches Intereſſe, inſofern viele der vorherrſchenden Gebräuche

ein helles Licht auf den Aberglauben dieſer Inſelbewohner werfen, indem die Kriege ſtets unter der angeblichen Schirmvogtei der Schutzgeiſter und feſtbeſtimmten Geſetzen gemäß geführt wurden. Der Umſtand daß ein gewiſſes Gefühl religiöſer Pflicht in ſolchen Zeiten Einfluß auf ſie übte, mindert einigermaßen unſern natürlichen Abſcheu vor der ungeheuren Barbarei vieler ihrer Handlungen, die wir ſonſt als einzig und allein von der blutdürſtigen und rohen Gemüthsart der Bewohner eingegeben betrachten würden. Ein großer Theil deſſen was wir hier über dieſen Gegenſtand folgen laſſen, iſt aus Erzählungen überſetzt welche von einigen Neu-Seeländern niedergeſchrieben worden, und auf die man ſich daher als authentiſch verlaſſen kann. Tarapipipi, der Verfaſſer mehrerer der folgenden Stellen, iſt ein ſehr verſtändiger junger Häuptling und der Sohn eines Kriegers.

Tarapipipi's Erzählung.

Geſetzt es ſey jemand von einem Mann eines andern Stammes getödtet worden — alsbald bricht eine bewaffnete Abtheilung, Taua-toto genannt, auf. Wenn ihr Prieſter, während dieſe Truppe auf dem Marſch iſt, bei Nacht träumt, und einige Leichname auf dem Boden ſieht, ſo hält er, wenn er erwacht, augenblicklich folgende Anrede an die Krieger: „Horchet, o Krieger, auf den Traum welchen ich heute Nacht geträumt habe. Als ich in geſundem Schlafe lag, ſah ich einen auf dem Boden ausgeſtreckten Leichnam. Es wird nicht lange dauern bis wir jemanden getödtet haben.“ Dann iſt die Kriegsmannſchaft freudig. Groß iſt ihre Freude wenn ſie den Traum hört; und wenn er ſich als wahr erweiſt, rücken die Leute auf den Feind los und greifen ſeinen Pa an. Wenn ſie den Pa nehmen, tödten ſie einen jeden den ſie darin finden, ſey es Mann, oder Weib, oder Kind, mit Ausnahme derer welche zu Sklaven gemacht werden ſollen. Von den Erſchlagenen werden einige gebraten und gegeſſen. Der erſte Getödtete wird dem Atua geweiht, um ihn günſtig zu ſtimmen. Er heißt der Mata-ati, und man verfügt folgendermaßen über denſelben. Sein Herz wird augenblicklich herausgeſchnitten und auf die Spitze eines Pfoſtens geſteckt. Sein Ohr und einiges von dem Haare ſeines Haupts wird aufbewahrt, um bei der ſogenannten Whangaihau-Feier gebraucht zu werden. Das Ohr iſt für die weibliche Ariki des Stammes, um es bei der Feierlichkeit zu eſſen die man Ruahine nennt, und durch welche die Kriegsmannſchaft noa gemacht wird. Das Herz iſt für die männliche Ariki, um es zu eſſen bei der Feierlichkeit die man Tautane heißt. Der zweite Erſchlagene, der Matatohunga genannt, iſt auch geheiligt, indem nur der Prieſter deſſen Fleiſch eſſen darf.

„Wenn die Kriegsmannſchaft in ihre Niederlaſſung zurückkehrt, verrichtet ſie die Ceremonie des Whangaihau, worauf ſie noa ſind, und die Befugniß erhalten ihren gewöhnlichen Geſchäften nachzugehen. Was die Ueberreſte des Fleiſches anbelangt von welchem die Kriegsmannſchaft gegeſſen hatte, ſo werden ſie in einen Buſch geworfen, denn die Weiber dürfen dieſes Fleiſch nicht eſſen. Solches Fleiſch iſt heilig. Die Männer allein dürfen es koſten. Sollte irgend etwas davon durch ein Weib verzehrt werden, ſo würde dem Stamm ein Unglück widerfahren.

„Ein anderer Kriegsgebrauch iſt dieſer. Geſetzt die Taua oder die Kriegsmannſchaft beſtehe aus einer großen Anzahl Leute — wenn ſie das feindliche Land betreten, ſo nehmen ſie eine feſte Stellung ein, ſchlagen ein Lager auf und bauen ſich Hütten; ſodann machen ſie ſich an die Arbeit und ſammeln Nahrung, und bringen ſie ins Lager. Haben ſie Nahrung genug aufgehäuft, ſo gehen ſie hinaus um mit den Leuten des Platzes zu kämpfen. Wenn die Männer des Platzes aus ihrem Pa ihnen entgegenkommen, ſo ziehen ſie ſich ein wenig zurück, um die erſtern in einige Entfernung vom Pa hinwegzulocken. Gelingt ihnen dieſer Verſuch, dann ziehen ſie ſich noch weiter zurück, bis der Feind in ziemlich beträchtliche Entfernung von ſeinen Befeſtigungswerken gelangt iſt. Auf dem Rückzug bleiben die tapferſten Männer in der Nachhut, während die alten und die Häuptlinge die Vorhut führen. Endlich rufen die letztern: „Whakahokia! (Kehrt euch um!) und in einem Nu gehorchen alle dem Commandowort, und werfen ſich auf ihre Verfolger. „Kei ahau te mata-ati (mir gehört der Mata-ati)“ ruft ein Tapferer, indem er ſich anſchickt den erſten Mann des Feindes niederzuſchlagen. „Kei ahau te tatao!“ (mir gehört der Tatao!) ruft ein zweiter Tapferer, und ſpringt unter den dickſten Haufen des Feindes.

„Dieß bricht die Schlachtlinie der Leute des Platzes, und ſie fliehen. Sobald ſie aber ihre alten Männer erreichen, werden ſie zurückgetrieben und gezwungen den Kampf zu erneuern, und bald nöthigen ſie dann ihrerſeits die Angreifenden wieder zur Flucht. Wenn aber letztere ihre alten Männer und Häuptlinge erreichen, werden auch ſie zurückgetrieben, und der Kampf wird mit größerer Heftigkeit als je fortgeſetzt. Endlich weichen die Leute des Platzes, und dießmal können ihre Häuptlinge ſie nicht zurücktreiben, denn ſie ſind vollſtändig geſchlagen, und ihre Tapferſten liegen todt auf dem Schlachtfeld. Dann ſtürzen die Sieger, ihnen auf dem Fuße folgend, mit den Beſiegten in den Pa, und werden ſo Herren deſſelben. Die Angriffsmannſchaft iſt tapfer, wenn ſie zuerſt die Schlacht im offenen Felde gewinnt, und dann den Pa nimmt.

„Wenn die Taua oder Kriegsmannſchaft nur ſchwach an Zahl iſt, ſo iſt ihre Verfahrungsart eine ganz andere. Kein Wort wird geſprochen, damit nicht irgend ein unter ihnen wohnender Verwandter des Feindes es vernehme und einen Boten abſende um dem Feind von ihrer Abſicht Kunde zu geben, ſintemal ſie geheim gehen und nicht entdeckt werden wollen. Dieſe Taua wird eine Konihi oder Whakatoke genannt. Ihre Kriegführung iſt ſo böſe daß ſie von jedermann höchlich gefürchtet wird; denn ſie liegt im Hinterhalt, um Abends, beim Niedergang der Sonne, oder um Mitternacht, oder in der Morgendämmerung, oder wenn die Menſchen bei Tagesanbruch aufſtehen, ihr Mordwerk zu beginnen. Wenn die Leute irgend eines Landſtrichs hören es ſey eine ſolche Taua aufgebrochen, ſo iſt ihre Furcht vor derſelben ſo gewaltig, daß ſie ſich nicht zu ſchlafen getrauen, ſich nicht von ihrem Pa entfernen, ihre angebauten Grundſtücke nicht beſuchen und ſelbſt bei Nacht nicht ausgehen.

„Eine andere Kriegsgewohnheit iſt folgende: die Taua bricht auf, und raſtet außerhalb des feindlichen Pa während der Nacht. Gerade vor Tagesanbruch wird der Angriff unternommen. Mittlerweile ſind die Leute des Pa erwacht, die Kriegsmannſchaft befindet ſich unter ihnen. Sie werden dann keinen großen Widerſtand leiſten. Mit dem Tomahawk allein wird alles abgemacht. Dieſe

Digitized by Google

Art Tana heißt Tuki-ata (Schlagen am Morgen). Was die Erſchlagenen betrifft, ſo wird, ſelbſt wenn zufällig ein Verwandter ſich unter denſelben befinden ſollte, kein Unterſchied gemacht; alle werden in gleicher Weiſe in den Ofen geworfen, und gegeſſen ſobald ſie gebraten ſind. Allein während man ihr Fleiſch verzehrt, ſagt man einen Zauberſpruch her."

In dieſer Erzählung iſt nichts geſagt über die Art und Weiſe der Belagerung ſtarker Befeſtigungen, welche man durch Liſt oder durch einen Handſtreich nicht nehmen konnte. In ſolchen Fällen werden, wenn die Angreifer viel zahlreicher ſind als die Belagerten, zuweilen Paliſſadenhecken errichtet, welche rings um den Pa herumgehen, und jeden Ein- oder Ausfall verhindern, bis ihre Inwohner endlich Hungers ſterben. Dieſen Plan nannte man Karapoti. Ein anderer Plan gieng dahin, ſo viel als möglich Farrenkraut und Reiſig zu ſammeln und es an einer Seite des Pa aufzuhäufen — dann einen ſtarken in der gehörigen Richtung wehenden Wind abzuwarten, den Haufen in Brand zu ſtecken und die Vertheidigungswerke zu verbrennen.

Der Gebrauch der Feuerwaffen zwang die Neu-Seeländer bald viele ihrer einſtmaligen Kriegsgewohnheiten aufzugeben. Statt Mann gegen Mann zu kämpfen wie früher, lernten ſie Schutz ſuchen hinter Bäumen und Felſen; und wo die Deckung derart iſt daß ſie den Leib zwar verbirgt, ihn aber nicht ganz gegen eine Kugel ſchützt, da wechſelt jeder einzelne, ſo wie er gefeuert hat, augenblicklich ſeine Stellung, und kriecht hinter irgend einen andern Buſch. Da ſie ſich durch dieſen Kunſtgriff, wenn der Feind ſein Feuer auf die Punkte richtet von denen aus er hat ſchießen ſehen, bereits aus der Schußlinie entfernt haben, ſo ſind ſie im Stande ihr Gewehr in vergleichsweiſer Sicherheit wieder zu laden. Die ältern Männer, welche wegen ihrer Stärke und Geſchicklichkeit im Gebrauch ihrer einheimiſchen Waffen Ruf erlangten, hört man oft das Bedauern ausſprechen daß die Muskete ſie weniger tapfer gemacht habe als ſie dereinſt geweſen. Thatſache iſt daß ihnen ihre Gewandtheit in der Führung ihrer alten Waffe jetzt nur noch wenig nützt, und daß ſie alſo jenes Selbſtvertrauen verloren haben welches aus dem Gefühl der Ueberlegenheit entſpringt.

Die folgende Erzählung des von dem berühmten Häuptlinge Te Rauparaha gegen den die Mittel-Inſel bewohnenden Stamm geführten Kriegs gibt einen faßlichen Bericht über einen Neu-Seeländer-Feldzug. Er wurde von ſeinem Sohn, welcher den Vater damals als Knabe begleitete, geſchrieben. Zur gedachten Zeit waren die Feuerwaffen, obgleich ein neues Kriegszeug, im Beſitze beider Parteien, und ihr kriegeriſcher Genius trat auf merkwürdige Weiſe durch den Umſtand an den Tag, daß wir ſehen wie ſie ſchon ſehr bald bei ihren Befeſtigungswerken und ihren Angriffsarten zu Planen griffen welche den unter europäiſchen Völkern üblichen gleichen, und zwar ohne auch nur im geringſten daran zu denken daß ſie ihre Ideen den Europäern entlehnt hätten.

Te Rauparaha's Kriege in der Mittel-Inſel.

„Die Urſache unſers Kriegs auf der andern Inſel war eine Drohung Rerewaka's, des Häuptlings von Kaikura (der Zuſchauer). Dieſer Häuptling berühmte ſich nämlich, er wolle Te Rauparaha's Bauch mit den Zähnen eines Fiſches aufſchneiden. Der Ruf von Te Rauparaha's Muth war bis nach Kaikura gedrungen, und darum ſtieß Rerewaka dieſe Drohung, die man den Fluch Nihomanga's (Barkuta-Zahn) nennt, aus. Als dieß dem Te Rauparaha zu Ohren gebracht wurde, machte er ſeine Canoes ſegelfertig, und fuhr mit einer Kriegsſchaar ab zum Kampf in Kaikura. So wurde Rerewaka getödtet, und eine große Anzahl ſeiner Leute gieng mit ihm zu Grunde, während diejenigen deren man ſchonte zu Sklaven gemacht wurden.

„Nachdem der Kampf vorüber war, beſtand einer unſerer Häuptlinge, mit Namen Te Pehi, darauf weiter zu gehen nach Kaiapohia (wo ſich gegenwärtig die Canterbury-Niederlaſſung befindet), um von den Leuten dieſes Platzes ein Patu-Punamu zu bekommen. Eine Schaar von etwa hundert an der Zahl brach zu dieſem Kriegszug auf, und verließ das Hauptcorps in Kaikura. Sie machte den ganzen Weg zu Land, und erreichte Kaiapohia am vierten Tage. Bei der Ankunft in Kaiapohia wurden Te Pehi und ſeine Freunde aufgefordert ſich an den Pa zu begeben um einige Punamu-Steingeſchenke zu holen. Allein Te Rauparaha fürchtete Verrätherei, und ſagte dem Te Pehi warnend, er ſolle ſich nicht in den Pa begeben, er könnte ſonſt getödtet werden. Sein Rath gieng dahin außerhalb der Vertheidigungswerke Gewehre auszutauſchen gegen Punamu. Deſſen ungeachtet ließ ſich Te Pehi nicht überreden; denn er beſaß einen Freund daſelbſt mit Namen Tamaiharanui, den er früher in Port Jackſon kennen gelernt hatte, und ſo gieng er denn mit ſeinen Freunden in den Pa hinein, und ſchlief dort eine Nacht. Allein ſobald der Morgen tagte, wurden ſie angefallen, und zwanzig von ihnen, lauter Männer von Rang, an Ort und Stelle ermordet. Die übrigen entwichen, indem ſie über die Hecke ſprangen, und ſo, aus dem Pa heraus gelangend, zur Hauptſchaar flohen.

„Wie ſollte man nun den Leuten des Pa beikommen? Hätten ſie herauszukommen gewagt, ſo hätte man ſich durch eine Schlacht bezahlt machen können. Allein ſie wollten ſich nicht zeigen, und daher kehrte die Kriegerſchaar zu dem in Kaikura gelaſſenen Hauptcorps zurück, und dann begaben ſich alle zuſammen wieder nach Kaputi. Als wir Kaputi erreichten, kam die Frage zur Erörterung: „welches ſoll die Sühne für Te Pehi und die andern ſeyn?" Der Beſchluß lautete dahin, man ſolle Verrätherei mit Verrätherei — Mord mit Mord — ſühnen, und nachdem man dieſen Entſchluß gefaßt, blieben wir ein Jahr lang ruhig.

„Gegen das Ende dieſer Zeit zeigte ſich ein Schiff, und Te Rauparaha ſagte zu dem Schiffsführer: „Willſt du mich und meine Leute nicht nach Wangaroa bringen, um daſelbſt einen Schlag auszuführen? Deine Bezahlung ſoll Flachs ſeyn — Flachs genug um dein Schiff zu beladen." Dieſer Vorſchlag gefiel dem Führer des Schiffs: er nahm hundert und vierzig kämpfende Männer an Bord, ſegelte von Kaputi ab, und warf nach drei Tagen Anker in Wangaroa. Sodann wurde Tamaiharanui, der Häuptling von Ngaitahu, durch folgende Kriegsliſt in die Falle gelockt: Man ſandte einen Boten ab als käme er von dem Führer des Schiffs, und forderte ihn auf einiger Fäſſer Schießpulver halber herbeizukommen. Tamaiharanui, welcher die Botſchaft für wahr hielt, kam ſogleich und brachte ſein Weib und ſeine Tochter mit ſich. Kaum aber hatte er ſeinen Fuß an Bord geſetzt, ſo ward er ergriffen und in Feſſeln geſchlagen. Alsbald hernach ſtiegen die hundert und

vierzig Mann ans Land um den Stamm von Wangaroa anzugreifen; nachdem ſie alle ſeine Niederlaſſungen an dieſem Platz zerſtört und die Bewohner getödtet oder in die Berge getrieben hatten, kehrten ſie mit ihren Gefangenen wieder in das Schiff zurück, und giengen unter Segel. „Während das Schiff in See war, erwürgten Tamaiharanui und ſein Weib ihre Tochter — denn das Weib und die Tochter waren nicht gefeſſelt worden — und niemand erfuhr etwas davon bis das Mädchen ganz todt war. Was den Häuptling und ſein Weib betrifft, ſo wurden ſie nach Otaki gebracht, und dort dem Weibe Te Pehi's, deren Name Tiaia war, überantwortet. Von Otaki wurden beide nach Waitohu geführt um getödtet zu werden. Sechs Weiber, lauter Perſonen von Rang, tödteten Tamaiharanui und ſein Weib: nachdem ſie zuerſt eine Oeffnung in ihren Hals geſtochen, tranken ſie ihr Blut, um vollſtändige Genugthuung zu erlangen. Dieß geſchah weil Tamaiharanui ein Mörder war.

„Nach dem Tode Tamaiharanui's blieben wir mehr als ein Jahr lang in Kaputi, und giengen dann wieder, um in demſelben Lande Krieg zu führen wie zuvor. Es war im achten Monat als unſere Canoes ausliefen, etwa in der Jahreszeit in welcher die Frucht des Karaka roth iſt; und zur Zeit als wir nach Kaiapohia gelangten, hatten die Kartoffeln ihre volle Größe erreicht. Kaiapohia war ein ſtarker Pa, auf drei Seiten von einem Sumpf umringt, und die vom Sumpf nicht vertheidigte Seite war durch Pfoſten umzäunt. Auf dieſer Seite waren drei flankirende Vorſprünge, mit Oeffnungen für die Musketen durchſtochen. Dort befanden ſich auch zweihundert Mann innerhalb des Pa. Wenn dieſe Leute die Vortrefflichkeit ihrer Veſte betrachteten, und den Ueberfluß an Lebensmitteln ſchauten die zur Unterhaltung ihrer Kraft in den Vorrathshäuſern aufgehäuft waren, ſo waren ihre Herzen voll Prahlens. So riefen ſie der Kriegsmannſchaft in deren eigener Mundart zu: „E ta mai, hara mai ra, kia komotia o kutu ihu ki roto i Tarutu“ (kommt hieher, ihr Herren, und wir wollen eure Naſen im Tarutu begraben). Tarutu war der Name des Sees. Drei Monate lang ward der Pa vergeblich belagert. Unſere Aelteſten verſammelten ſich daher zu einem Rathe, um einen Plan zu faſſen durch welchen dieſe Veſte ſchnell genommen werden könne.

„Unſere Häuptlinge ſinnen viel über Plätze nach welche ſchwer zu erſtürmen ſind. Nur der gewandteſte wird die richtige Methode zur Wegnahme der ſtärkſten Plätze angeben können. Dieſer Art war die Ueberlegenheit des Muths Te Rauparaha's. Er war nicht nur tapfer, ſondern auch geſchickt in Erſinnung von Kriegsliſten.

„So verſammelten ſich denn die alten Männer im Rathe. Einige Häuptlinge riethen, man ſolle einen Kahupapa oder einen Schild machen, breit genug für zwanzig Mann, welche ihn vor ſich her gegen den Pa ſchieben ſollten. Flugs ward dieſes Werk begonnen; als es aber vollendet war, fand man daß es ſchlecht ſey, und gab es auf. Sodann wurde vorgeſchlagen Zickzack-Gräben in dem Boden auszugraben, die bis an den Pa reichten. Dieſem, als der geeigneten Methode, ſtimmte jedermann bei, und das Graben begann unverzüglich. Drei Gräben wurden ausgehöhlt — einer war das Werk Ngatitwa's — einer das Ngatiawa's — und einer das Ngatiraukawa's. Die Grabungsarbeit wurde auf ſolche Art getheilt, damit man den Muth jedes Stammes zu erkennen vermochte.

„Als die Gräben bis nahe an die Schießſcharten vorgerückt waren, wurde das Graben eingeſtellt, und alle Leute giengen und ſchnitten Reiſig und Farrenkraut um den Pa in Brand zu ſtecken. Sie arbeiteten hart, und machten Manuka-Bündel, und warfen ſie beſtändig ſo nahe als möglich an die Schießſcharten, bis ein großer Haufen aufgerichtet war. Mittlerweile dachten die Männer des Pa darauf wie ſie den Manuka in Brand ſtecken und ihn ſo ſchnell als möglich, ohne Schaden für die Paliſſadenhecke, verbrennen könnten. Sie ſagten daher am erſten ſchönen Tage, als man nicht das geringſte Fächeln des Windes wahrnahm, zu einander: „Laßt uns jetzt Feuer an den Haufen legen, denn es iſt heute ein ſchöner Tag, und der Manuka, welchen unſere Feinde mit großer Mühe aufgerichtet haben, wird von den Flammen bald verzehrt ſeyn.

„Unſere Gedanken dagegen waren auf den erſten großen Wind gerichtet der gerade nach dem Ende des Pa wehen würde, um dann das Reiſig in Brand zu ſtecken, auf daß die Flamme des Feuers nach der Paliſſadenhecke getragen würde, und ſie niederbrenne. So ſteckten denn eines Morgens in der Frühe, bald nach Sonnenaufgang, während wir, die Kriegsſchaar, unſer erſtes Mahl einnahmen, die Leute des Pa den Haufen in Brand, indem ſie glühende Aſche aus den Schießſcharten, aus denen ſie auf uns gefeuert hatten, herausſchoben, und der Manuka fieng an zu glühen.

„Als aber das Feuer bemerkt wurde, riefen unſere Häuptlinge zur augenblicklichen Erſtürmung des Pa auf. Es erhoben ſich daher alle die ſechshundert; keiner dachte an den Tod, ſondern drückte ſeine Naſe an die Naſe ſeines Weibes oder Kindes, und ſtürzte entſchloſſen gerade dem Tod entgegen; denn der Manuka brannte, und wir fürchteten er würde außerhalb des Pa vergeblich verzehrt werden. Dann belud ſich jeder Mann mit Manuka-Bündeln: wenn er ein Gewehr auf ſich gerichtet ſah, gieng er dennoch gerade vorwärts, bis er ganz nahe an die Schießſcharten kam. Für jede Schießſcharte waren zwei Mann da, ſo daß, wenn einer von ihnen getödtet werden ſollte, der andere ſie verſtopfen könnte. Auf dieſe Weiſe wurden alle Schießſcharten verſtopft, und da das Reiſig ganz nahe an die Paliſſadenhecke geworfen worden war, ſo fieng auch die Hecke Feuer. Dann waren die Herzen der Krieger froh, und ſie ließen den Ngeri erſchallen um das Seufzen der Verwundeten, das man hörte, zu übertäuben, auf daß nichts den Kampf unterbreche. So ſangen denn die Sechshundert ihren Ngeri zuſammen:

„Wann wird euer Muth zu raſen beginnen?
Wann wird euer Muth ſtark ſeyn?
Ah! wenn die Fluth murmelt,
Ah! wenn die Fluth dröhnt.
Sagt Lebewohl euren Kindern,
Denn was anders könnt ihr thun?
Ihr ſeht wie die Tapfern herankommen,
Gleich den hoch empor ſich thürmenden Epheu der Berge.
Sie weichen, ſie weichen, o Ruhm!“

„Der Klang dieſes Ngeri flößte uns neuen Muth ein. Als aber Ngaitahu, d. h. die Männer des Pa, ihn hörten, und gleichzeitig ſahen wie das Feuer ihre Paliſſaden verzehrte, überkam ſie ein paniſcher Schrecken. So wurde ihr Pa im Sturm genommen,

Digitized by Google

und der größere Theil ihrer Leute ward getödtet oder zu Sklaven gemacht.

„Einige Zeit nach dieſen Ereigniſſen brachen wir, Ngai-toa, allein von Kaputi auf, mit der Abſicht Paradies-Enten in Te Karaka (Cap Campbell) zu fangen. Und während wir in Wairau raſteten und einer Windſtille harrten, auf daß wir um ſo vergnüglicher nach Te Karaka ſegeln möchten, hatte unſer Prieſter bei Nacht einen Traum. In ſeinem Traum hörte er eine Stimme ihm folgende Worte zuſingen: „Kei Wairau ia; kei Waiharakeke ke tumau atu. In Wairau iſt er jetzt; in Waiharakeke will er bleiben.“ Die Männer der Nacht, d. h. Geiſter, ſangen dieſen Geſang.

„Dann ſprang der Prieſter auf aus ſeinem Schlaf, und wiederholte die Worte die er gehört hatte, und da er ſie für ein ſchlimmes Vorzeichen hielt, ſo ſuchte er uns von dem Gedanken nach Te Karaka zu gehen abzubringen, damit wir nicht von Ngaitahu getödtet würden. Allein Te Rauparaha zeigte Verachtung vor dem Prieſter, und wollte nicht auf ſeinen Rath hören. So ſegelten wir weiter, ein Theil von uns in einem Boot, die übrigen in vier Canoes, und die ganze Schaar belief ſich auf vierzig Mann. Wir die wir in dem Boot waren, hatten die Küſte zuerſt erreicht und landeten alsbald; da wir aber die Spuren von Füßen am Strande bemerkten und einige friſche Blätter wilden Kohls umherlagen, ſo giengen wir nur vorſichtig vorwärts, Te Rauparaha voraus, mein älterer Bruder hinter ihm, und dann die zehn andern. Wir waren auf dieſe Weiſe noch nicht weit gegangen, als wir der Männer der feindlichen Kriegsſchaar anſichtig wurden, welche im Hinterhalt lagen und, ſo wie ſie ſich entdeckt ſahen, einen plötzlichen Angriff auf uns machten. Dann ergriff Te Rauparaha einen großen Stein um ihn auf den vorderſten der Bande zu ſchleudern. Der Mann ſtutzte, und wenn wir nur um einige wenige mehr geweſen wären, ſo würden wir zurückgekehrt ſeyn um mit ihnen zu kämpfen, obgleich ſich ihre Anzahl auf mehr als hundert belief; allein da wir unſerer nur zehn waren, ſo flohen wir nach unſerm Boote. Das Boot wurde erreicht — in einem Nu ſchwamm es auf dem Meer — wir ſprangen an Bord: allein in der Eile hatten wir die Ruder zurückgelaſſen, denn ſie waren unter den Kiel des Boots gelegt worden, um uns bei der Wiederabfahrt dienſam zu ſeyn. Raſch näherten ſich daher die Ngaitahu, bemächtigten ſich des Boots beim Bug, und fingen an es ans Land zu ziehen.

„Keinen andern Weg des Entrinnens vor uns ſehend, ſprangen wir ins Meer, und ſchwammen nach einem der Canoes, welches eben angekommen war und abſeits ein wenig wartete. Wir gelangten alle unverſehrt an Bord; allein da das Canoe durch das Hinzukommen unſers Gewichts zu ſchwer beladen war, ſo ſtand es im Begriff zu ſinken; wir warfen daher einige Sklaven über Bord um es zu erleichtern, und rüſteten uns dem Feind entgegen zu gehen.

„Mittlerweile machte Ngaitahu von den Rudern Gebrauch, und ſtieß zu unſerer Verfolgung vom Land. Sie kamen uns indeß nicht ſehr nahe; denn als ſie bemerkten daß wir die Abſicht hegten das Boot wo möglich durch Entern wieder zu nehmen, kehrten ſie an die Küſte zurück. Was den Prieſter betrifft welcher den Traum hatte, ſo fiel er in die Hände von Ngaitahu, und wurde an der Küſte niedergeſchlagen. Wir erkannten daher alle daß dieſer Traum Wahrheit ſey. Der Name des Prieſters war Te Rahe.“

Die Fortſetzung dieſer Erzählung berichtet wie ſie von der Kriegerſchaar von Ngaitahu bis nach Cloudy Bay verfolgt wurden, wo ſie dann Halt machten und Nachts ein Canoe um Beiſtand über die Meerenge abſandten. Nach der Ankunft von Verſtärkungen fand ein entſcheidendes Scharmützel ſtatt; allein die ſüdlichen Stämme, die keine allgemeine Schlacht wagen wollten, benützten einen günſtigen Wind, ließen ihre Canoes und Boote nächtlicher Weile ins Meer, und ſegelten in ihr Land zurück.

Der raſchen Verbreitung des Chriſtenthums iſt es zu verdanken daß der Krieg von keiner Partei mehr erneuert wurde; einige Jahre ſpäter begaben ſich die beiden Söhne Te Rauparaha's auf eine Friedensmiſſion, und predigten das Evangelium eben denſelben Stämmen welche von ihrem Vater und ſeinen Kriegern ſo viel gelitten hatten.

Die Wichtigkeit der Ureinwohner als bewaffneter Widerſacher wurde von den Coloniſten faſt allgemein unterſchätzt, bis die Erfahrung ſie zur Anerkennung dieſes Uebelſtands nöthigte. Dieſer Verkennung der wahren Sachlage muß das widerwärtige Ereigniß unſers erſten Zuſammenſtoßes mit ihnen zu Wairau zugeſchrieben werden; denn hätte Capitän Wakefield die Art Leute gekannt mit denen er ſich in Kampf einzulaſſen im Begriff ſtand, ſo würde ein ſo erfahrener Officier wie er nie daran gedacht haben eine Abtheilung undisciplinirter Menſchen, meiſt Arbeiter mit von ihnen abhängigen Familien, gegen dieſelben in das Feld zu führen — Menſchen welche, da ſie kein perſönliches Intereſſe am Streit hatten, nur ungern Kriegsdienſte thaten und bei dem erſten Anſchein von wirklicher Gefahr davon liefen. Dieſes unglückliche Treffen raubte uns das Präſtigium des Muths und der Tapferkeit, deſſen wir genoſſen, und das, beim Mangel an wirklicher Macht, uns in unſerm Verkehr mit den Eingebornen ſo großen Nutzen gewährt hatte. Unſere Ueberlegenheit im Waffenhandwerk war bis zu dieſer Zeit von ihnen als eine ſich von ſelbſt verſtehende Sache betrachtet worden; denn unſere Ueberlegenheit in allen ihrer Beobachtung zugänglichen Sachen hatten ſie wohl bemerkt, und ſchloſſen natürlich daraus daß, wenn unſere Zimmerleute und andere Arbeiter ihre Werkzeuge mit ſo wundervoller Geſchicklichkeit zu gebrauchen verſtünden, wir dieſelbe Vortrefflichkeit auch in unſern Kriegsunternehmungen an den Tag legen würden.

Die Kunde von dem unerwarteten Erfolg ihrer Landsleute verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle durch alle Inſeln, und ſetzte die Coloniſten großen Gefahren aus. Ungefähr acht Monate nachher blieb ich, auf einer Reiſe in einem von den beſiedelten Bezirken entfernten Theile Neu-Seelands begriffen, in einem Dorfe an den Ufern des Rotorua-Sees über Nacht. Das Dorf gehörte einem Häuptling mit Namen Hikairo, welcher erſt jüngſt aus der Inſeln-Bucht zurückgekehrt war. Von ihm erfuhr ich zu meinem Erſtaunen daß die Leute bei denen er ſich aufgehalten hatte, übles gegen die Regierung im Schilde führten. Er ſagte, es ſey einmal in dem Hauſe Kawiti's, des ſpäter ſo berühmt gewordenen Häuptlings, die Frage beſprochen worden ob ſie im Stande ſeyen mit Soldaten zu kämpfen, und Kawiti habe große Luſt bezeugt ſeine Kraft an ihnen zu verſuchen. Die Kunde welche ich indirect auf dieſem Weg erhielt, war eine der erſten Andeutungen welche der Regierung über die wachſende Unzufriedenheit zukamen.

Unglücklicherweiſe geſchah es daß ungefähr um dieſe Zeit alle

unſere auſtraliſchen Colonien mit großen commerciellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, und dadurch die Eingebornen Neu-Seelands mancher einträglichen Beſchäftigung, durch welche ſie ſich früher die Zeit vertrieben, und welche weſentlich zur Beſchwichtigung ihrer ruheloſen Gemüther beitrug, beraubt waren. Sobald daher ihre friedlichen Beſchäftigungen aufgehört hatten, ſannen ſie um ſo begieriger auf neue Unternehmungen. Heke, welcher der Anſtifter des bald erfolgten Ausbruchs war, benützte die ſeinen ganzen Stamm durchdringende Unzufriedenheit. Sich einen Namen zu machen — worauf das Dichten und Trachten eines Neu-Seeländers ſtets gerichtet iſt — lag ohne Zweifel theilweiſe mit in ſeinem Plan; gleichzeitig aber dürfen wir nicht verhehlen daß ihn bis zu einem gewiſſen Grad auch der patriotiſche Wunſch beſeelte der Vorkämpfer für die Freiheiten ſeiner Landsleute zu werden; denn er that alles was in ſeiner Macht ſtand, um ſeine Anhänger zu überzeugen daß ſie gerechte Urſachen zum Hader mit der Regierung hätten, und ſeine Gründe für die Niederhauung des Flaggenſtocks in Kororarika erhielten noch größeres Gewicht durch eine ſehr merkwürdige Erklärung, die damals zum erſtenmal, auf die Autorität hin daß er der Schwiegerſohn des berühmten Häuptlings Hongi ſey, veröffentlicht wurde.

Dieſe Erklärung war nichts geringeres als eine angebliche Unterredung zwiſchen Hongi und König Georg, in welcher der König von England ſeiner Behauptung nach zu Hongi, in Beantwortung der an ihn geſtellten Fragen, geſagt habe: er (Hongi) habe nie zu fürchten daß die Engländer die Abſicht hegten Beſitz von Neu-Seeland zu ergreifen wenn ſie nicht ſeine Flagge daſelbſt aufpflanzten. „Nun, ſagte Heke, zuerſt kamen die Miſſionäre mit ihrer Flagge; dieß hatte nichts zu bedeuten. Dann kam Hr. Busby mit ſeiner Flagge; [1] auch dieß hatte nichts zu bedeuten. Endlich kam der Gouverneur mit der Flagge der Königin von England. König Georg hatte die Wahrheit geſagt: die Bedeutung dieſer Flagge iſt eine Beſitzergreifung des Bodens."

Nachdem ſeine Plane zur Reife gediehen, trat Heke plötzlich auf, hieb den anſtößigen Flaggenſtock ohne Widerſpruch um, und gieng dann wieder nach Hauſe. Als der Gouverneur Fitzroy einen neuen aufpflanzen ließ, berief ſich Heke auf dieſen Act als einen weitern Beweis zu Gunſten ſeiner Sache. „Seht, ſagte er, der Flaggenſtock bedeutet eine Beſitzergreifung; wäre dieß nicht der Fall, warum würden ſie auf der Wiederaufrichtung deſſelben beſtehen?" Dieſe Bemerkung bezog ſich auf einen in Neu-Seeland üblichen Gebrauch, darin beſtehend daß derjenige welcher ein Grundſtück als ſein Eigenthum angeſehen wiſſen will, einen Pfoſten auf daſſelbe ſetzt. Wenn zwei Stämme ſich das Recht auf einen Platz ſtreitig machen, ſo ſetzt einer von ihnen einen ſolchen Pfoſten auf denſelben. Die Widerſacher kommen dann bald herbei und hauen ihn um. Wahrſcheinlich tragen auch beide Parteien Sorge daß ſie einander auf dem ſtrittigen Boden nicht eher begegnen als bis der Pfoſten mehrmals umgehauen und wieder aufgerichtet worden iſt. Gibt keine der beiden Parteien nach, ſo artet der Streit zuletzt in einen Kampf aus.

Zum Schutz des neuen Flaggenſtocks wurde jede für nothwendig erachtete Vorſichtsmaßregel ergriffen. Der Stock, ein mächtiger Kauri-Balken, wurde bis zur Höhe von ſieben oder acht Fuß über dem Boden mit Eiſenblech überzogen, und auch in einer aus Paliſſaden und einem Blockhauſe beſtehenden Befeſtigung aufgepflanzt. Zwanzig Mann bewachten dieſen Poſten. In einer andern Paliſſadenverſchanzung, am nördlichen Ende des Stadtgebiets, waren dreißig Soldaten mit etwa ſechzig Freiwilligen aus der männlichen Bevölkerung aufgeſtellt, und in der Bucht von Kororariki lag Ihrer Maj. Schiff Hazard. So geſchützt, hielten ſich die Coloniſten jeglicher Streitmacht, welche Heke und Kawiti gegen ſie aufbringen konnten, für hinlänglich gewachſen. Sie täuſchten ſich indeß — zumeiſt wegen ihrer Unkenntniß der Taktik der Eingebornen.

Eines Morgens vor Tagesanbruch wurde die kleine Beſatzung des Blockhauſes am Flaggenſtock durch den Schall von Gewehrfeuer auf der ſüdlichen Seite von Kororarika, dem von ihnen entfernteſten Punkte, aus dem Schlafe geweckt, und da ſie von ihrer Station aus nicht ſehen konnte was vorgieng, ſo verließ ihr Officier, ein ſehr junger Fähndrich, mit allen ſeinen Leuten, vier ausgenommen, das Blockhaus, und marſchirte auf den eine Ueberſicht über die Stadt gewährenden Hügel. Von den vier zurückbleibenden lagen zwei im Bett, und die Thüre war offen gelaſſen worden. Das Feuern, welches ſie gehört, rührte von einem Angriff her den die Abtheilung Kawiti's unternommen hatte — denn er und Heke hatten ihre Streitkräfte getheilt — Heke ſelbſt mit den Seinigen hatte ſich in einem Geſtrüpp, ungefähr hundert Ellen vom Flaggenſtock entfernt, in den Hinterhalt gelegt. Das Reſultat läßt ſich ahnen. Wenige Minuten nachdem die Soldaten ihren Poſten verlaſſen hatten, war Heke im Beſitz deſſelben; der Flaggenſtock wurde raſch umgehauen, ſeine Leute ergriffen ſofort von dem die Paliſſadenverſchanzung in der Stadt überblickenden Hügel Beſitz, und machten auch dieſen Poſten unhaltbar.

Es iſt beſtändige Praxis der Neu-Seeländer ihre Streitkräfte, wenn ſie aus mehr als *einem* Stamm zuſammengeſetzt ſind, zu theilen, ſo daß jeder Häuptling ſeine eigenen Leute gegen den Theil des feindlichen Pa führt wo diejenigen ſich aufhalten mit denen er in Fehde lebt. Der Verluſt des Blockhauſes und der daraus folgende Verluſt von Kororariki iſt daher durch eine irrige Auffaſſung des Standes der Dinge von Seiten eines ſehr jungen Officiers, ſo wie durch die Unkenntniß des genannten taktiſchen Princips des Feindes herbeigeführt worden.

Mittlerweile ſtieß Capitän Robertſon, von der „Hazard," mit einer kleinen tapfern Schaar Matroſen und Seeſoldaten auf Kawiti's Leute auf der andern Seite der Stadt, und trieb dieſelben, obgleich ſie ihm an Zahl bedeutend überlegen waren, mit großem Verluſte zurück. Dieſer Umſtand allein machte einen Theil des ſchmerzlichen Verluſts von Kororarika wieder gut; denn die Neuſeeländer ſind große Bewunderer ſelbſt der Tapferkeit ihrer Feinde. Dieß zeigte ſich in merkwürdiger Weiſe durch die Aufmerkſamkeit womit man in entfernten Theilen des Landes den Erzählungen von der Tapferkeit des Capitäns der „Hazard" zuhörte.

Bei der erſten Nachricht von dem Schickſal Kororarika's erhielt ich die Weiſung von meiner Station in Maketu aus mich zu

[1] Als die Nationals-Unabhängigkeit Neu-Seelands von der brittiſchen Regierung im Jahr 1835 förmlich anerkannt wurde, erſann Hr. Busby, der brittiſche Reſident, oder ſonſt jemand, eine der amerikaniſchen nachgebildete, aus Sternen und Streifen beſtehende Nationalflagge, welche ſpäter von der brittiſchen Regierung anerkannt ward.

Digitized by Google

Lande nach Port Nicholſon zu begeben. Ich und meine eingebornen Diener waren die erſten welche nähere, als authentiſch zu betrachtende, Kunde über die Vorgänge im Norden ins Innere brachten, und unſere Ankunft war daher in jedem Dorfe eben ſo willkommen wie „die heutige Times“ in einer Provincialſtadt in England. Einer meiner Eingebornen, der den Leuten eine ſehr intereſſante, wenn auch etwas übertriebene Verſion der Thatſachen zum Beſten zu geben wußte, machte ſtets den Sprecher, und überall wo wir anhielten, verſammelte ſich, während man die benöthigten Lebensmittel für uns vorbereitete, ein Haufe Neugieriger um ihn. Am meiſten Anziehungskraft ſchien der Theil ſeiner Erzählung auszuüben welcher die Thaten des Capitäns des Kriegsſchiffs ſchilderte. Er ließ ihn fünf Mann mit eigener Hand tödten; der letzte von dieſen, ſagte er, ſey ein Häuptling Namens Pumuka geweſen, welchem Capitän Robertſon ſeinen Säbel gerade in dem Augenblick durch den Leib rannte als Pumuka ſein Gewehr abfeuerte, ſo daß beide mit einander zu Boden fielen. Dieſer Höhepunkt der Erzählung wurde nicht nur gut aufgenommen, ſondern man forderte den Erzähler häufig auch auf die Geſchichte zu wiederholen. In Taupo ward einer von den Zuhörern davon ſo ſehr bezaubert, daß er unwillkürlich ausrief: „Ka ahua au ki te toa o Te Pakeha“ (Trefflich, trefflich, ich bin bezaubert von der Tapferkeit des Fremden).

Auf dieſer Reiſe blieb ich eine Nacht hindurch in Taupo, im Hauſe Te Heuheu's, eines der größten Häuptlinge Neu-Seelands. Er wünſchte natürlich zu wiſſen, warum ich nach Cook's Straits gehe, indem er glaubte es geſchehe um Beiſtand von der dortigen weißen Bevölkerung, zur Rächung unſerer Verluſte im Norden, zu erlangen — ein Verfahren das er nicht billigte. „Es iſt beſſer,“ ſagte er, wenn man die weißen Leute der Inſelnbucht ihren Hader mit Nga-Puhi ausfechten läßt; dann wird der übrige Theil Neu-Seelands vom Kriege nicht berührt werden.“ Im Verlaufe des Abends machte er eine Anſpielung auf einen Umſtand, deſſen ich nie zuvor hatte Erwähnung thun hören, der aber klar genug zeigte wie viel wir in der Achtung der Eingebornen durch die Niederlage zu Wairau verloren hatten. Wie es ſchien, hatte jemand den Ausdruck, „mate ngaro (vergeſſene Unbill) auf dieſe Sache angewandt, weil wir keine Genugthuung dafür erlangt hatten. Dieſer Ausdruck iſt bei den Neuſeeländern ein tadelnder, da ſie es für eine Schande halten den Verluſt einer Schlacht ungerächt hinzunehmen. Niemand, glauben ſie, werde dieß thun wenn er keine Furcht hege; wenn daher ein Häuptling den Ausdruck „mate ngaro“ auf einen andern Häuptling anwendet, ſo liegt darin eine Beleidigung. Te Heuheu wünſchte demgemäß, ich ſolle dem Gouverneur ſagen, es ſey nicht wahr daß er (Te Heuheu), wie man behauptet, der Urheber des ſchimpflichen Epithetons ſey; allein unwillkürlich kam mir dabei der Gedanke, es würde ihm, wäre er ganz unſchuldig geweſen, die Abſchüttelung der Verantwortlichkeit dafür nicht ſo ſehr am Herzen gelegen ſeyn.

Jeder Vorurtheilsfreie und mit den Thatſachen Bekannte wird zweifelsohne das herausfordernde Benehmen der Europäer in Wairau mißbilligen, allein welchen Abſcheu ihm auch das unbarmherzige allen Kriegsgebräuchen civiliſirter Nationen widerſprechende Niedermetzeln ihrer Gefangenen durch die Neuſeeländer bei dieſer Gelegenheit einflößen mag, wird er doch nicht umhin können anzuerkennen daß dieſe Grauſamkeit aufs innigſte mit den Sitten der Eingebornen verſchmolzen war, und daß ſie dieſelbe mit noch blutriefenden Händen, im erſten Siegestaumel, verübten.

Das Benehmen welches der Gouverneur von Neu-Seeland ſich zur Richtſchnur nahm, war daher ganz im Einklang mit den Grundſätzen der Gerechtigkeit; unglücklicherweiſe aber beſaß er nicht die Macht anders zu handeln, ſelbſt wenn er es gewünſcht hätte. Da jedoch den Eingebornen dieſe Schwäche ſichtbar wurde, ſo ſchrieben ſie das ſchonende Verfahren des Gouverneurs allein dieſem Umſtand zu. Dadurch alſo bewährte ſich abermals der alte Satz: daß Gerechtigkeit die der Schwache übt, nie in ihrem wahren Werthe gewürdigt wird.

Ein Ausflug nach dem Plateau von Mosquitia.

Julius Fröbel hat mit der Veröffentlichung ſeiner Reiſe-Eindrücke in Amerika begonnen.[1] Aus dem intereſſanten Buche geben wir vorläufig einige Fragmente über Mosquitia und die Mosquitoſtämme, die kürzlich Squier geſchildert hat, aber in einer Weiſe, welche gewiſſe Vorſtellungen über das engliſche Protectorat der Küſte bei ſeinen amerikaniſchen Landsleuten erwecken ſollte. Fröbel trat ſeine Reiſe ins Innere von Acoyapa, dem Hauptort der Landſchaft Chontales, an. „Der Weg führte mich in nordnordöſtlicher Richtung zuerſt über die offene Thalebene hinter dem Städtchen, dann über Hügel mit Gebüſch und Bäumen bewachſen, endlich ein Thal hinauf durch welches ſich das mit Geröllen und Steinblöcken erfüllte und von hohen Bäumen beſchattete, jetzt trockene Bett eines in der Regenzeit wilden Bergſtromes herabzieht. Unter den Geröllen ſah ich nur porphyritiſche Geſteine, die zum Theil von vorherrſchender Feldſteinmaſſe und außerordentlicher Härte waren. Hier und da war das Bett von kleinen Dickichten von Bambusrohr und einer Miniaturpalme eingeſchloſſen die von den Nicaraguenſern Pijivaye, von den Wulwa-Indianern aber Supa genannt wird. Das Bäumchen wird wenig über mannshoch und ſein Stamm nicht viel über fingerdick. Es trägt eine Traube von Nüſſen, welche ungefähr die Größe von Wallnüſſen erreichen. Sie werden gegeſſen und ſchmecken geröſtet ungefähr wie Caſtanien. Die Seiten der Hügel und Berge ſind ſteinig, jedoch mit Gras und Gebüſch bewachſen. Das letztere beſteht vorzugsweiſe hier wie in ganz Chontales aus einem Strauche den man Nancite nennt, und der auch im unteren Lande, z. B. bei Granada, vorkommt. Dieſer Strauch iſt für die Berglandſchaften von Chontales eine wahre Charakterpflanze. Sein Wuchs iſt knorrig wie der einer Steineiche. Die Rinde ſoll das beſte Material zum Gerben ſeyn, und

[1] Aus Amerika von Julius Fröbel. Leipzig 1857. Erſter Band.

Digitized by Google

seine rothen Beeren, welche in kleinen Trauben stehen, sind von angenehmem säuerlichen Geschmack, und werden gesammelt und eingemacht. Hier und da steht auf den Hügeln ein Yucca-Baum mit seiner Strahlenkrone steifer schwertförmiger Blätter. Aus dem Thale führte der Weg endlich den steilen Abhang eines Berges hinauf, wo in einer Hütte eine Familie wohnte, dabei einige Hühner umherliefen und Ziegen umherkletterten. Dann lief er eine Strecke weit hart am Rande eines mindestens fünfhundert Fuß tiefen Abgrundes hin. Unten lag ein waldiges Thal, aus welchem das löwenartige Gebrüll der Gongo-Affen heraufschallte.

„Endlich war die äußerste Höhe erreicht. Gerade auf der Wasserscheide zwischen dem See von Nicaragua und dem Bluefieldsflusse steht hier ein Haus. Vor mir lagen grüne Bergwiesen welche zu einem blühenden Parklande mit Gebüschen, Baumgruppen und kleinen Wäldchen gehörten, wo sich aus vielen in der gebügelten Fläche zerstreuten Quellen in kleinem Raume das Wasser des Rio Mico sammelt. Da und dort sah ich in der Ferne ein Haus liegen, und in den Savannen grasten, wohin auch das Auge blickte, zerstreute Rinder und Pferde. Aus Nordosten wehte mir eine kühle stärkende Luft entgegen. Die ganze Scene war so verwandelt, daß ich plötzlich eine Entfernung von hundert Meilen zurückgelegt zu haben schien. Indem ich den Blick rückwärts wandte, konnte ich mir den ganzen Contrast unmittelbar gegenwärtig machen. Zwischen Bergen von ansehnlicher Höhe, zu denen rechts der Gebirgsstock von Juigalpa gehört, sieht man südsüdwestwärts durch das Thal hinaus und über das flachere Land bei Acoyapa hinweg auf den See, welcher am Fuße des Berglandes ausgebreitet daliegt. Gerade vor dem Thalausgang erhebt sich aus seinem Spiegel die Insel Ometepe mit ihren beiden Gipfeln. Hinter ihr sieht man blasser die Hügel des Isthmus von Rivas. In der äußersten Ferne sind noch die Umrisse der costaricanischen Vulcane erkennbar. Etwas zur rechten Hand aber bezeichnet der Mombacho die Lage von Granada ... Die Fortsetzung meines Weges zeigte mir den großen Quellenreichthum dieser Gegend. In einem Raume vom Durchmesser weniger Meilen läuft hier ein Fluß zusammen welcher für die Canots der Indianer schiffbar ist, so daß man von hier zu Wasser nach Bluefields an der Küste von Mosquitia gelangen kann. Um diese Quellen stehen Baumgruppen, Gebüsche und Dickichte von Bambusrohr und der kleinen Supa-Palme. Indem ich an einer dieser Quellen unter dem Gipfel eines Baumes durchritt, störte ich eine Affenfamilie in ihrer Ruhe. Die kleine Gesellschaft floh mit unwilligem Geschnatter in das Dickicht der Zweige, wo sie sich leicht vor meinem Blicke verbergen konnte. Bei dieser eiligen Flucht war aber ein junges Aeffchen zurückgelassen worden, welches, so niedrig daß ich es mit dem Lauf meiner Flinte erreichen konnte, auf einem Ast über dem Wege saß und mit furchtsamer Miene auf mich herabsah. Ich hielt mein Pferd an um das Thierchen zu betrachten, als die Mutter desselben mit ängstlichem Geschrei aus ihrem Versteck zurückkehrte um ihr Kind zu retten. Der Kampf zwischen Furcht und Mutterliebe drückte sich in allen Bewegungen und Gebärden der Aeffin aus. Jetzt that sie einen Sprung vorwärts, jetzt wieder einen Sprung rückwärts; jetzt floh sie in das Dickicht zurück, jetzt kam sie wieder hervor. Mehrmals streckte sie einen Arm nach dem Kleinen aus, aber indem ihre Augen den meinigen begegneten, fehlte ihr der Muth ihren Vorsatz auszuführen. Endlich überwog die Liebe der Mutter; mit einigen verzweifelten Sprüngen war sie bei dem kleinen Geschöpfchen, hatte es im Arme, und war mir aus dem Gesichte ... Es war noch früh genug am Tage, bei einer benachbarten indianischen Familie einen Besuch abzustatten. Don Tomas begleitete mich dahin. Wir mochten drei Meilen geritten seyn, wobei uns der Weg durch den Rio Mico führte — hier einen krystallhellen kleinen Fluß, der über Porphyrkiesel strömt — als wir an einem Dickicht von Gebüsch und Rohr anhielten. Wir stiegen ab, wo fast unmerklich das Röhricht sich für einen kaum wahrnehmbaren Pfad öffnete, banden hier unsere Pferde an, und folgten, in die Oeffnung dringend, dem Pfade, der sich, wie der Eingang in eine Festung, im Zickzack durch das Dickicht wand, bis wir plötzlich vor einem großen offenen Dache standen, unter welchem acht bis zehn Indianer — Männer, Weiber und Kinder — sich befanden. Augenscheinlich wurde die Familie durch unsere Ankunft überrascht und durch meine Person insbesondere beunruhigt. Ihr guter Nachbar, Don Tomas, bemühte sich zwar die Besorgnisse welche ich ihnen einflößte zu zerstreuen, und ich that das meinige mich liebenswürdig zu machen, indem ich einer alten Frau, welche die Großmutter oder Urgroßmutter in der Familie zu seyn schien, ein ganzes Bündel Cigarren schenkte; es wollte indessen, namentlich bei den alten Weibern, nicht gelingen ein argwöhnisches und rückhaltendes Wesen zu beseitigen. Don Tomas gab mir auf dem Rückweg einen Aufschluß über die Gründe des Mißtrauens. Man hielt mich nämlich für einen Engländer von Bluefields, der vom König von Mosquitia geschickt sey um irgend eine Forderung an sie zu stellen. Die Regierung von Bluefields hat schon mehrmals in die oberen Gegenden des Landes kleine Executionspartien geschickt, um die hier wohnenden Stämme zu Dienstleistungen als Holzhauer zu nöthigen, und der Verdacht lag nahe daß ich in einer ähnlichen Absicht komme. Ich hatte bis dahin nicht geglaubt daß die von England geschaffene Autorität des Königs von Mosquitia wirklich bis in diese inneren Gegenden an der Gränze von Chontales reiche; allein diese Leute bekannten sich selbst als Unterthanen des Ré-king, wie sie — das spanische und englische Wort für König zusammensetzend — den Regenten von Bluefields nannten. Ich vernahm daß man fürchte, „der Sohn des Ré-king" — also der jetzige König, da dieser noch ein junger Mensch ist — komme selbst mit Soldaten herauf, um die Männer mit Gewalt hinab an die Küste zu führen. Augenscheinlich also stieß ich hier auf die Anfänge eines despotischen Regiments und gewaltthätiger Civilisationsbestrebungen.

„Als wir ankamen, waren diese Menschen sämmtlich nackt, allein die Weiber eilten sich Schürzchen vorzubinden, die Männer thaten, wenn auch mit mehr Muße, das nämliche, so daß in kurzem die ganze Familie sich konnte mit Anstand sehen lassen. Es fiel mir an den älteren Leuten auf daß sie sämmtlich an Hautkrankheiten litten oder gelitten hatten. Ihre Haut, welche im gesunden Zustande von einem dunklen Braun war, zeigte große Flecken von hellerer Farbe, die sich schälten, und da und dort waren Narben von Geschwüren oder Ausschlägen sichtbar. Ihr Körperbau war bei den Jungen wie bei den Alten durch unförmliche Bäuche entstellt. Der Gesichtsausdruck war dagegen nicht unangenehm, obschon breiter, mehr der mongolischen Bildung sich nähernd, als die aztekischen und chorotegischen civilisirten Indianer des untern Lan-

Digitized by Google

des. Wenn mein Gedächtniß den Eindruck treu bewahrt hat, ſo hat die Phyſiognomie große Aehnlichkeit mit der der Indianer im ſüdlichen Californien, wie ich ſie zwiſchen dem Colorado und Los Angeles geſehen habe.

„Unter dem Dache brannte ein Feuer, an welchem einige Fiſche und Plantanen gebraten wurden. Die Fiſche waren von der Art welche man zu Granada Guapote nennt, wonach alſo dieſe auch im Bluefields-Fluſſe zu Hauſe iſt. Außer den erwähnten Nahrungsmitteln ſah ich hier noch Vorräthe von Yucca-Wurzeln (Mandiocca), Zuckerrohrſtängeln, Ananas, Supa-Nüſſen, ſo wie eine Guanávana — eine bekannte und vorzügliche Frucht, welche zu den Anonen gehört und zu Granada ſehr ſelten iſt. Wahrſcheinlich iſt dieſe in der Gegend wild zu finden. Yucca, Zuckerrohr und Ananas werden von dieſen Indianern in der Nähe ihrer Hütten gebaut. Der Fiſchfang wird mit Bogen und Pfeil betrieben, wozu die Pfeile eine eigene Conſtruction haben. Sie ſind ſechs Fuß lang und aus zwei beſondern Stücken zuſammengeſetzt, von denen das eine, den hintern Theil des Pfeiles bildend, aus Rohr, das andere, den vordern Theil ausmachend, aus einem wohlgeglätteten Stäbchen ſehr harten Holzes beſteht. Dieſes trägt eine lanzettförmige eiſerne Spitze. Iſt dieſe mit einem Theil des Holzes in den Fiſch gedrungen, ſo gehen die beiden Stücke des Pfeiles durch die Bewegung des Thieres auseinander, bleiben jedoch durch eine lange Schnur ſo an einander gebunden, daß das Rohr auf dem Waſſer ſchwimmen kann und dadurch den Fiſch auffinden hilft. Die eiſernen Pfeilſpitzen ſind von engliſcher Fabrication und werden über Bluefields eingeführt. Fiſche ſcheinen eine Hauptnahrung dieſer Menſchen zu ſeyn, und um ſie zu erlegen, gleiten ſie in ihren Baumſtamm-Canots leiſe unter den Laubgewölben des Fluſſes hin. Ihr Land iſt aber zugleich ein reiches Jagdrevier. Der Fluß enthält Manatis, in den Dickichten ſeines Ufers findet ſich der Tapir (Danta), Hirſche, verſchiedene Arten von Haſen und Cavien, und große und kleine hühnerartige Vögel ſind in Menge in allen Theilen der Prairie zu Hauſe."

Fröbel nennt dieſe Indianer mit Berufung auf Squier Wulwas. Nachdem er ein Wortverzeichniß ihrer Sprache mitgetheilt, und ſie für Einwanderer aus Nicaragua erklärt hat, wagt er ſie mit den Chontales der alten ſpaniſchen Geſchichtſchreiber, namentlich des Oviedo, zu identificiren. „So iſt denn, bemerkt er, auch der Name Chontales oder Chondales ſelbſt, welcher in der Ethnographie von Mexico und Central-Amerika ſo vielfach wiederkehrt, nach Buſchmann von aztekiſchem Urſprung, und iſt in der Gegend von welcher ich hier ſpeciell rede, ohne Zweifel gebraucht worden um gerade die Wulwas und ihre Stammesgenoſſen zu bezeichnen.

„Chontalli iſt nach Buſchmann ein aztekiſches Wort, welches einen Fremden oder Ausländer bezeichnet. Buſchmann vergleicht es dem griechiſchen βάρβαρος und dem ſanskritiſchen mlétscha. Die Landſchaft Chontales wäre alſo das Land der Wilden. Den gleichen Namen führt eine Gebirgsgegend im Staate San Salvador, nicht weit von der Stadt dieſes Namens, wo ebenfalls Azteken oder Nahuatlaken nebenan wohnten.

„Es gibt oder gab Völkerſtämme, welche unter dem Namen Chontales aufgeführt werden, bei Tlascala, in Oaxaca und Tabasco. Als die Tlascalteken Cortes um Frieden baten, ſchoben ſie die Schuld der Feindſeligkeiten auf die wilden Stämme der benachbarten Gebirge — Chontales und Otomis. In San Salvador ſind die Chontales, wie ſchon erwähnt, ebenfalls Nachbarn der Nahuatlaken, ſpeciell, nach Scherzer, der Tlascalteken von Iſalco, welche einerlei Sprache haben mit den Pipiles. In Nicaragua endlich hat es ſich augenſcheinlich auf ähnliche Weiſe verhalten. Die Chontales in Nicaragua waren die roheren Stämme der Gegenden, welche noch jetzt danach ihren Namen führen, und wenn Oviedo und andere ältere Schriftſteller hier eine beſtimmte Race und Sprache im Auge haben, indem ſie dieſen Namen gebrauchen, ſo iſt kein Grund vorhanden anzunehmen daß dieſe Race und Sprache eine andere geweſen ſey als die von welcher Doctor B. die Reſte zu Lovago fand, wo ſie ſich mit Coloniſten aus dem Gebiete der aztekiſchen Civiliſation vermiſcht, und welche noch unvermiſcht und in ihrem urſprünglichen Zuſtand an den oberen Theilen des Bluefields River zu finden iſt, nämlich die Wulwas und ihre Stammesgenoſſen.

„Der Doctor B. erhielt von den Leuten zu Lovago einige Aufſchlüſſe über die alten Sitten der Race, bei welchen Angaben ſie ſich durchaus mit den Indianern des Hochlandes identificirten. Zu Lovago, ſagte man dem Doctor, ſey von den alten Gewohnheiten wenig mehr übrig; bei den Leuten im Innern aber — denen „por dentro" — ſehen dieſe noch unverändert. Dieſe haben noch Polygamie. Ein Mann hat nie mehr als drei Frauen, die meiſt getrennt unterhalten werden und in der Regel viele Kinder zur Welt bringen. Sie nähren ſich von Jagd und Fiſchfang, pflanzen jedoch auch die Früchte und eßbaren Gewächſe welche in Nicaragua gezogen zu werden pflegen. Will ein Mann ſich verheirathen, ſo ſchießt er ein Reh, und legt es mit einer Ladung Brennholz vor die Thüre des Mädchens um das er ſich bewirbt. Nimmt daſſelbe dieſes Geſchenk auf, ſo findet die Verbindung ſtatt. Stirbt der Mann oder die Frau, ſo ſcheert der überlebende Gatte ſich das Haar und verbrennt das Haus. Der Todte wird mit ſeinem ſämmtlichen Geld und Gut begraben, und eine Zeit lang wird täglich Maisbrei auf das Grab geſtellt, welcher, wie ſie behaupten, immer von dem Todten verzehrt wird. Sie haben gewiſſe Jahresfeſte, bei welchen weder ein Fremder, noch Weiber und Kinder des eigenen Stammes zugelaſſen werden. Bei dieſen Feſten führen ſie mit lautem Geſchrei ihre Tänze auf, „wobei ihnen ihr Gott Geſellſchaft leiſtet" — bailan con su Dios, „ſie tanzen mit ihrem Gotte," ſagte auch der Alcalde von Acoyapa. Dabei machen ſie Kraftproben, indem einer über den andern ſpringt. Der Springende gibt dem Stehenden einen Hieb über die Schultern, und wenn dieſer letztere keine Miene verzieht, iſt er ein hombre valiento — ein tapferer Mann. — Aehnliche Sitten ſind von den verſchiedenſten Völkerſchaften auf einer ſehr niedrigen Entwicklungsſtufe bekannt. Sie haben wenig Intereſſe; ich habe das obige jedoch nicht übergehen wollen, weil es eben die Entwickelungsſtufe des Stammes, von welchem hier die Rede iſt, bezeichnet."

Capitän de Bonnemain in der Oase R'dâmes. (Gadâmes).

(Aus den Nouvelles Annales des Voyages.)

Gegen drei Uhr Nachmittags am 17 Dec. 1856 machte die Karawane vor dem Hauptthore von R'dâmes, das sich nach Westen öffnet, Halt. Man hatte die Ankunft eines Christen angekündigt, und die Oasenbewohner hatten seit der Durchreise James Richardsons keinen Christen mehr gesehen. Eine Menge Neugieriger hatte daher die Oase verlassen um dem Fremden entgegen zu gehen. Inmitten dieses zudringlichen, wie Schafe aneinander gedrängten Menschenhaufens hielt Capitän Bonnemain seinen Einzug in die Stadt. Seine erste Sorge war sich in das Haus des Hâkem oder Statthalters zu begeben. Man wies ihn durch eine tunnelartig gewölbte Straße, welche durch da und dort angebrachte Luftlöcher nur spärliches Licht erhielt. Das Wohnhaus des Häuptlings hat ein unansehnliches Aeußeres, im Innern aber ist es dem Klima gemäß eingerichtet. Alle Zimmer öffnen sich auf den Hof, und sind düster. Man darf hier keinen orientalischen Luxus suchen. Höchstens gleicht diese Wohnung der der reichen Privatleute Konstantinopels und Algiers. Der Hâkem nahm den neuen Ankömmling ziemlich frostig auf. Nach den Begrüßungen, mit denen die Eingebornen stets verschwenderisch umgehen, trat man in einen länglichen Saal, in welchem ringsherum matten- und teppichbedeckte steinerne Bänke angebracht sind. Eine ganz einfache Matte lag über dem Fußboden. Man setzte den Capitän zur Rechten des Häuptlings — ein Umstand welcher ihm gestattete den Hâkem bequem ins Auge zu fassen, ohne die Notablen des Landes, welche seine Ankunft herbeigezogen hatte, aus dem Gesicht zu verlieren. Der Statthalter von R'dâmes ist ein Kulugli, dessen Manieren zeigen daß er nicht immer im Schoße dieser Halbwildniß gelebt hat. Er ist kaum dreißig Jahre alt, und in Tripolis geboren. Wie alle Männer türkischer Abkunft, besitzt er eine ausdruckslose Gestalt, welcher das Alter dann jene Miene des Ernstes aufdrückt von der die Europäer so sehr erbaut werden. Osman-Bey — dieß ist sein Name — trägt, mit Ausnahme einiger geringen Abänderungen, die Tracht der Osmanli-Officiere; allein seine schwarzseidenen Pantalons, seine gefirnißten Schuhe und sein Hemd mit zurückgeschlagenem Kragen stehen in starkem Gegensatz zu dem Saharischen Burnus, womit seine Schultern drapirt sind. Er rief zwei seiner Diener, ertheilte ihnen Befehle bezüglich der kleinen Karawane, und gieng dann in eine umständlichere Unterhaltung ein, aus welcher man erkannte daß er kein Feind der arabischen Gastlichkeit war. Dieser erste Besuch hatte etwas ceremoniöses. In einem muselmanischen Lande gibt man sich seinen Gästen nicht gleich anfangs aus vollem Herzen hin. Nach einstündiger Unterhaltung wurde der Capitän, in welchem die Anwesenden den angemeldeten Rumi nicht erkannt hatten — mit so großer Leichtigkeit versteht er die algierische Mundart zu sprechen — in das Haus eines reichen Stadtbewohners geführt, das ihm für die ganze Dauer seines Aufenthalts zur Verfügung gestellt war. Das Wort Gefängniß würde für diese Art Wohnung besser passen. Man stelle sich einen weiten und düstern Saal vor, in welchem ringsherum geschlossene Magazine sich befinden, und der sein Licht nur durch ein vergittertes Fenster erhält, wenn anders man einem im Plafond angebrachten viereckigen Loch diesen Namen geben kann. Es wollte Hrn. v. Bonnemain bedünken, als habe man ihn absichtlich in diesem Sicherheitsort untergebracht, und als könne die oberhalb seines Kopfes offen stehende Luke nur ein Sicherheitsposten seyn. Er täuschte sich nicht; denn er sah wie Tag und Nacht eine Negerin damit beschäftigt war zwei große dumme Augen auf ihn gerichtet zu halten. Wie dem auch sey, seine Gefährten und er selbst richteten sich in dem Saale, so gut es eben möglich war, jeder in einer Ecke ein, die einen auf einer Steinbank, die andern auf einer Matte, und warteten das Mittagmahl ab. Die Diffa wurde ihnen von Seiten des Hâkem servirt. Gleichzeitig erhielten sie den Besuch einiger in R'dâmes seßhafter Suafas, welche ihre Freunde begrüßen wollten. Von diesen erfuhr denn auch der Capitän mit Gewißheit welchen Eindruck seine Ankunft auf die Oasenbewohner gemacht hatte. Man forschte nach dem Beweggrund seiner Reise. Die Notablen besonders legten das größte Mißtrauen an den Tag, und brachten, sey's aus Unwissenheit oder Bosheit, die abgeschmacktesten Gerüchte in Umlauf. Da man von Seiten einer durch die Lügen einiger schlechten Rathgeber fanatisirten Bevölkerung alles zu fürchten hatte, so beschloß Hr. v. Bonnemain die Gefahr dadurch von sich abzuwenden daß er sich mit dem Statthalter verständigte, und sich ganz allein in seine Behausung begab. Nachdem er ihm ausgedrückt wie sehr er sein freundliches Entgegenkommen zu schätzen wisse, und ihm aufrichtig dafür gedankt hatte, redete er ihn folgendermaßen an: „Si-Osman, der edelmüthige Empfang den du mir in deinem Gebiete bereitet hast, fordert gebieterisch Offenherzigkeit. Ich will dir daher den Zweck meiner Sendung nicht vorenthalten. Ebenso ist es auch nothwendig den Argwohn zu zerstreuen, den, wie ich weiß, ein vom Suf geschickter Brief in deinem Gemüth erregt hat. Ich bin im Dienste Frankreichs, und habe den Capitänsgrad in einem Sipahi-Regiment. Der Marschall-Statthalter von Algerien hat mich beauftragt die Straße zu studieren welche von El-Wed nach R'dâmes führt, und die Handelsverhältnisse in eurem Land einer Prüfung zu unterziehen. Ein gesicherter Handelsverkehr liegt in eurem wie im Interesse der Franzosen. Der Handel ist das Band welches die Völker mit einander verbindet. Die Franzosen, welche wissen daß der Wassermangel ein Hinderniß ist für das Fortkommen wie für das Wohlergehen der Karawanen, haben den edlen Entschluß gefaßt den Saharern zu Hülfe zu kommen, und auf den besuchtesten Verkehrslinien Brunnen zu graben. Tamerna und Sidi-Rasched sind ein Beispiel dessen was die französischen Ingenieure zu leisten vermögen. Sie haben diese Oasen, aus denen das Leben sich zurückzog, mit unversiegbaren Flüssen ausgestattet. Dieselben Vortheile werden euch angeboten, wenn ihr eure Einwilligung dazu gebt. Was den Handel betrifft, so wird er unbestreitbaren Nutzen daraus schöpfen können. Die Franzosen wollen das Wohl der Bevölkerungen welche Algerien umgeben. Du bist zu weise als daß du dieß nicht einsehen solltest. Meine Sendung, welche eine ganz friedliche ist, hat daher einen wahren Nützlichkeitszweck."

Osman-Bey hörte seinem Gast mit Aufmerksamkeit zu; zuweilen drückte sich selbst ein gewisser Grad von Zufriedenheit in seiner anscheinend gleichgültigen Miene aus, und die Unterhaltung dauerte im freundschaftlichsten Tone fort. Man plauderte über den orientalischen Krieg, und Osman-Bey erzählte daß er im Jahr 1854

Digitized by Google

auf Malta der Einſchiffung der franzöſiſchen und der engliſchen Truppen nach Konſtantinopel beigewohnt habe.

Von dieſem Tag an wurden die beiderſeitigen Beziehungen angenehm. Am Freitag, dem Tage des feierlichen Gebets, begleitete Hr. v. Bonnemain den Hâkem in die Hauptmoſchee.

R'dâmes, welches die Sudanbewohner mit Recht Gadâmes nennen, indem ſie aus dem arabiſchen r'aïn ein g machen, wird von Plinius unter dem Namen Cydamus aufgeführt. Das Wort Cydamus, von den Afrikanern raſch und abgekürzt ausgeſprochen, mußte den Ton Cdamus oder Cdams geben — dieß iſt die wahrſcheinlichſte Etymologie. Auch Abulfeda ſpricht in ſeiner Beſchreibung Afrika's von dieſem Mittelpunkt Saharaiſcher Bevölkerung: „Nach Ibn Sayd liegt dieſe Stadt unter 39° 10 Min. der Länge und 29° 10′ der Breite. Die Lage von Gadâmes iſt in der Mitte des Bilad Aldſcheryd, in der Sahara, im dritten Klima.“ Nach dem Bericht Ibn-Sayds bereitet man daſelbſt vortreffliche Felle, und die Stadt liegt an der zu den „Kanem“-Negern führenden Straße. Im Azyzy wird geſagt: „Die Stadt Gadâmes iſt hübſch und bevölkert. In ihren Mauern befindet ſich eine unverſiegbare Quelle, über welcher die Ueberreſte eines von den Römern erbauten prächtigen Gebäudes ſtehen. Das hervorſprudelnde Waſſer wird in beſtimmtem Maß an die Einwohner vertheilt, und dient zur Bewäſſerung der angeſäeten Felder. Die Einwohner ſind Berbern, die ſich zum Islam bekennen; ſie haben eine Moſchee, in welcher jeden Freitag Gottesdienſt abgehalten wird. Sie werden von keinem unumſchränkten Herrn, ſondern von den Aelteſten der Stadt regiert.“

R'dâmes hat keine Aehnlichkeit mit den andern Oaſen. Es iſt eine ziemlich große, mit einem mehr als drei Meter hohen Wall umgebene Stadt, [1] in welche mehrere Thore führen deren vornehmſtes im Weſten geöffnet iſt und von einer Art Wachhaus flankirt wird. Von dieſem Punkt aus verliert ſie ſich in das Dickicht der Palmbäume, welche eine zweite faſt unüberſteigliche Ringmauer bilden. Sämmtliche Gärten ſind von einer aus geſtampfter Erde gemachten, der ganzen Dicke nach mit einem ſteinernen Fundament verſehenen Mauer umſchloſſen. Die Häuſer, terraſſenartig gedeckt, berühren ſich alle am Giebel, und dienen ſonach als Grundlage zu einer unermeßlichen Plattform, unter welcher ſich die Straßen wie eben ſo viele, durch vergitterte Luken kaum erhellte, unterirdiſche Gänge dahin ſchlängeln. Jede Terraſſe hat ein Bett, das nach Art der muſelmaniſchen Gräber gemauert und an den beiden Enden mit kleinen Auszackungen verziert iſt. Man ſieht in den Straßen und auf den Plätzen nur Männer, Sklaven und Negerinnen. Die Frauen der R'dâmeſen wohnen gewiſſermaßen auf den Dächern; ſie halten dort den Gemüſemarkt ab. Der Brunnen, welcher Stadt und Gärten mit Waſſer verſieht, befindet ſich in einer 25 Meter langen und 15 Meter breiten Umzäunung. Er bildet ein Becken, das man bahr nennt. Von jedem der Winkel geht ein Canal oder Saguia aus, welcher ſeinen Wächter hat. Der Wächter, Kaïd-elma (Kaïd des Waſſers) genannt, bringt hier den ganzen Tag in einer Art Schilderhaus zu, das ungefähr 150 Meter vom Brunnen aufgeſtellt iſt, und verfährt bei der Vertheilung des Waſſers für die angebauten Grundſtücke folgendermaßen. Von Zeit zu Zeit füllt er ein aus der Zwergpalme verfertigtes und mittelſt einer Theerſchicht undurchdringlich gemachtes Gefäß, Daum, mit Waſſer. Dieſes Gefäß bildet eine Art Waſſeruhr, die er an die Mauer ſeines Schilderhäuschens hängt. Iſt ſie durch das Abtropfen der Flüſſigkeit leer geworden, ſo füllt er ſie von neuem, und ruft dann mit lauter Stimme: „Jetzt kommt der und der an die Reihe!“

Ein ſolches Waſſerrecht kann man vermiethen, nicht aber verkaufen; einige Eigenthümer beſitzen ſolcher Rechte bis zur Zahl von fünf, und ziehen ein gutes Einkommen daraus. Wenn der Beſitzer dieſes Waſſerrechts, der Säheb-ed-dâla, ohne Nachkommenſchaft ſtirbt, erbt es der Beylik. Dieſer Brunnen iſt indeß nicht die einzige Hülfsquelle von R'dâmes; die Stadt beſitzt außerdem noch einige Ziehbrunnen, welche von Negern bedient werden, denen man dafür 50 Centimes zahlt.

Die Gärten ſind, Dank der wohlthätigen Feuchtigkeit welche hier das ganze Jahr hindurch herrſcht, beſtändig grün. Es gedeihen unter dem ſchützenden Schatten der Palmen hier eine Menge Bäume, Feigen-, Aprikoſen- und Quittenbäume; auch erzeugt der Boden einige Gemüſe. Die Datteln von R'dâmes, welche der Gattung sylvestris angehören, ſind cylinderförmig und ſo dick wie eine Olive; ſie ſind mit einer glatten und ziemlich ſchwarzen Haut bedeckt. Die von mir verkoſteten waren nicht ſehr ſchmackhaft.

Die meiſten Häuſer ſind aus Erde aufgeführt, die der Reichen indeß aus Gypsbruchſteinen gebaut, welche durch einen aus gebranntem Gyps und feinem Sand verfertigten Mörtel mit einander verbunden werden, wie in Tuggurt. Der Ort bildet mehr eine launenhafte Anhäufung von Wohnungen, als eine wirkliche Stadt, wo die Mauern, wie die Menſchen, jede ihnen beliebige Haltung annehmen, ohne alle Beihülfe des Senkbleies.

Die Tracht der Eingebornen beſteht im Durchſchnitt aus einer langen baumwollenen Gandura mit weiten Aermeln, einem weißen leinenen und ſeidenen Haik, der die ganze Geſtalt einhüllt und um den Leib herumgewickelt wird, aus einem Turban oder zuweilen aus einer kamelhärenen Torſade, und einem Burnus. Die Füße ſind mit gelb- oder rothledernem Schuhwerk bedeckt, das bis an den Knöchel heraufreicht. Zwiſchen der Kleidung der Frauen dieſer Oaſe und derjenigen welche die Frauen der algeriſchen Sahara tragen, herrſcht große Aehnlichkeit. Bei den einen bemerkt man eine weiße Tunica und ein aus einem Stück farbigen Zeugs beſtehendes Gewand, deſſen beide Enden man zuſammengenäht hat. Bei den andern — denjenigen z. B. welche unter dem Zelt oder in den Gurbis der Gärten leben — findet man ein Kleidungsſtück deſſen Herſtellung kein großes Kopfzerbrechen gekoſtet haben dürfte, das aber dennoch ziemlich gut gegen die Unbilden der Witterung ſchützt. Es ſind dieß zwei Stücke Wollenzeug, die von vorn und von hinten an den Leib angelegt werden, und die man auf jeder Schulter mittelſt großer ſilberner Broſchen, krelâla (Mehrheit krelâïl) genannt, zuſammenheftet. Einige fügen dieſer Ausſtaffirung noch einen blauen grobbaumwollenen Zeug (r'emnaça) bei, den ſie um ihren Kopf befeſtigen, und wie einen Brautſchleier bis auf den

[1] Eine merkwürdige Thatſache iſt daß R'dâmes von zwei verſchiedenen Stämmen bewohnt wird, welche neben einander leben, ohne, wie Ritter (Allg. vergl. Geographie Bd. III.) ſagt, irgendwelche Verbindung mit einander zu unterhalten. Eine große kreisförmige Mauer ſchließt beide ein; die Stadt ſelbſt aber wird diametral von einer ſehr breiten Mauer durchſchnitten und in zwei Theile geſondert, welche nur durch ein Thor, das beim geringſten Anſchein von Unruhen geſchloſſen wird, mit einander in Verkehr treten können.

Digitized by Google

Boden herabhängen laſſen. Sie tragen ebenfalls einen Turban, Flechten aus blauer Baumwolle an den Wangen, und ungeheure, nicht in den Ohren, ſondern in den Zöpfen befindliche ſilberne Ringe. Die Frauen von R'dâmes gehen nur in Rihla. [1] Es dürfte manchem unſerer Leſer nicht unangenehm ſeyn wenn wir, auf die örtlichen Nahrungsmittel übergehend, zwei Gerichte anführen, welche nach der Ausſage der Eingebornen hier ſehr beliebt ſind, die ich aber weit unter den Cuscuſſu herunterſetze. Das erſte iſt die Aeida, das andere die Scherſchucha oder Tſchertſchucha. Die Aeida iſt ein Gemengſel aus Mehl, Butter und Honig, was man zuſammen kochen läßt. Die Scherſchucha iſt ein dünner, von der Hand der Frauen bereiteter Teig, ziemlich ähnlich demjenigen der unter dem Namen Reſchta in Algier bekannt iſt. Man backt ihn in Butter oder Oel, mit Zwiebeln, ſpaniſchem Pfeffer und getrockneten, „Förmas" genannten Aprikoſen. Letzteres Ingrediens gibt ihm einen ſäuerlichen Beigeſchmack, und erſetzt mit Vortheil den Eſſig und ſelbſt die Citrone. Man trägt das Ganze mit Schaf-, oder mit in ſeiner Brühe gebratenem Hühnerfleiſch auf. Die Oaſenbewohner ſind, wie geſagt, große Freunde dieſes Gerichts, in deſſen Bereitung ſich El-Kantara einen weit verbreiteten Ruf erworben hat.

Juden ſind in R'dâmes keine anſäſſig. Diejenigen welche man von Zeit zu Zeit ſieht, ſind durchreiſende Goldſchmiede. In dem den Tuariks angewieſenen Stadttheil ſind die Häuſer, wie in den Städten des nördlichen Afrika's, von einander getrennt. In R'dâmes werden die Waaren in Magazinen untergebracht welche geſchloſſen bleiben; man ſieht dort keine Buden, und die Geſellſchaft iſt nicht conſtituirt. Jeder einzelne bleibt in ſeiner Gaſſe oder überwacht ſeine Palmbäume.

Die Stadt iſt in ſieben Corridore oder ununterbrochene Gewölbe abgetheilt. Sie zählt ſieben leidlich unterhaltene und in zwei Abtheilungen, deren hintere den Frauen vorbehalten iſt, geſchiedene Moſcheen.

Wie der Sonntag in unſern europäiſchen Dörfern, ſo iſt hier der Freitag ein Feſttag, an welchem ſich die verſchiedenen Claſſen der Bevölkerung unter einander mengen. Man verſammelt ſich nach dem Mittagsgebet auf dem etwa in der Mitte der Stadt liegenden kleinen Marktplatz. Der Vorgeher der Handelsleute, der die Geſchäfte zu überwachen, die Münzen und den Goldſtaub oder Tebör zu wägen hat, befindet ſich in einer Art an den Markt ſtoßender Bude. Man ruft Neger, Kamele, Schafe, Kleider, Felle, Elephantenzähne, ſpaniſche Stiefel, Glaswaaren, mulinirte Seide, Specereiwaaren, Kupfer, Baumwollenzeuge und Goldſtaub zum Verkauf aus.

Am Freitag wird auch der große Medſchleß oder Rath der Notablen, nöthigenfalls unter dem Vorſitz des Hâkem, abgehalten. Die andern Mitglieder ſind der Mufti, der Kadi, der Chodſcha oder Schriftführer des Statthalters, der Vorgeher der Handelsleute und die Amin der verſchiedenen Nationen. Der Unterricht iſt in R'dâmes weniger vernachläſſigt als in vielen andern Oaſen. Die Kinder werden einen großen Theil des Tags hindurch in den Moſcheen behalten, unter der Oberaufſicht der Schulmeiſter. Man läßt ſie in den Gärten und den Straßen nicht frei herumlaufen. Die ganze Einwohnerſchaft kann leſen, und nicht ſelten trifft man eine Frau welche ihre Gebete in dem Buch der Offenbarung lernt, d. h. es gibt Gelehrte in R'dâmes. Ich für meine Perſon kenne nur einen, und habe in dem Werke Ahmed-Baba's, des Tombuktiers, ſeine Lebensbeſchreibung geleſen.

Die Stadt wird im Weſten von einem halbkreisförmigen Sandhügel beherrſcht, von dem aus man ihre Gärten und Dattelbäume zählen könnte. In dem zwiſchen dieſer Anhöhe und dem Wall befindlichen Raum liegt der Gottesacker, auf dem man einige mit Straußeneiern verzierte Gräber ſieht, die meiſt Reichen angehören.

Der Aufenthalt Hrn. v. Bonnemains in R'dâmes dauerte nicht über eine Woche; allein dieſer Zeitraum genügte ihm zum Studium der Hülfsquellen einer Oaſe, die übrigens in ethnographiſcher und commercieller Hinſicht bereits von James Richardſon, der ſich im Jahr 1845 drei Monate lang daſelbſt aufhielt, geſchildert worden iſt. Hr. v. Bonnemain hat auch den Grundriß der Stadt gezeichnet, und damit die in dem Werke des engliſchen Reiſenden vorhandene Lücke ausgefüllt.

Als Hr. v. Bonnemain dem Hâkem ſeine Abreiſe ankündigte, erklärte dieſer, er werde ſich ſelbſt mit den Reiſevorbereitungen beſchäftigen, und ertheilte die nöthigen Befehle zur Verproviantirung. Er ſtieg dann zu Pferd, und geleitete den Gaſt bis nach Sidi-Maabed. Unterwegs ſprach er von den Franzoſen mit großem Lob, und drückte den Wunſch aus Frankreich möchte ſeinen Schutz auf alle Karawanen ausdehnen welche ſich in den Süden der Regentſchaft begeben. Indeß fügte er mit dem Ausdruck des Bedauerns bei: daß, ſo ſehr auch die R'dâmeſen innigere Beziehungen zu Frankreich wünſchten, dieß doch große Eiferſucht unter den umliegenden Stämmen erregen würde. Denn ſelbſt wenn man annehme dieſe Leute könnten bei dem Transport der Waaren Beſchäftigung finden, würden die Suafas, die Uled-Jakub und die Schaambas nur höchſt ungern den Gewinn aufgeben welchen ſie aus einem nicht unbedeutenden Handel ziehen. In Sidi-Maabed bei der Zawia ſchieden ſie von einander.

[1] Der Rihla iſt ein leichtes, ſchaftloſes, façonnirtes Schuhwerk, welches die Frauen der Städte im Innern der Häuſer tragen. Dieſer Name hat zur Wurzel das Wort râha, was Ruhe oder Wohlſeyn bedeutet.

Biographiſche Notizen über William Walker.

In dem Augenblicke wo bereits der Freibeutercapitän Walker von dem Schauplatz in Central-Amerika abgetreten iſt, erſcheint in Braunſchweig eine deutſche Ueberſetzung von William V. Wells' Expedition nach Nicaragua. [1] Der Verfaſſer, Generalconſul der

[1] Walkers Expedition nach Nicaragua von W. V. Wells. Aus dem Engliſchen. Braunſchweig. Schulbuchhandlung 1857.

Ver. Staaten in Honduras, hat die Schrift veröffentlicht um die erlöschenden Sympathien für Walker noch einmal anzufachen. Uns interessirt hier nur die frühere Lebensgeschichte des Abenteurers, da sein Auftreten in Nicaragua, seine ersten Erfolge dort und sein schließlicher Untergang noch frisch in jedermanns Gedächtniß sind. Die neue Welt ist nicht arm an solchen Figuren wie Walker, während Europa, mit einziger Ausnahme des Sir James Brooke, keinen Conquistador in unserm Jahrhundert aufzuweisen hat. Absichtlich gebrauchen wir den Titel den sich die spanischen Eroberer Amerika's ehrenhalber selbst gaben, weil gar viele Kinder der transatlantischen Demokratie sich zu dem historischen Beruf geboren fühlen, wie früher die Spanier den Ureinwohnern, so jetzt sie selbst als Angelsachsen den entarteten Creolen das tropische Amerika zu entreißen.

Walker ist der Sohn eines schottischen Bankiers, der 1820 angeblich mit einigem Vermögen in Nashville (Tennessee) sich niederließ, wo ihm 1824 William geboren wurde. „Der Sohn, versichert der Biograph, genoß einer guten Schulbildung, zeichnete sich aber vor seinen Cameraden durch einen abenteuerlichen Sinn aus. Nachdem er die Schule verlassen, erwarb er sich auf einer der Akademien des Staates einen akademischen Grad, und begann darauf, mit achtbaren Kenntnissen in der classischen Litteratur ausgerüstet, das Studium der Rechte, wurde desselben jedoch bald überdrüssig und gieng nach New-Orleans, wo er nach einiger Zeit seine Studien wieder aufnahm. Bald wurde er indessen abermals flügge, und wir finden ihn zunächst in Philadelphia als praktischen Arzt, ein Beruf den er einige Monate fortsetzte, bis seine Neigung zu einem herumschweifenden Leben wieder erwachte. Er besuchte hierauf Europa und durchreiste dasselbe ein Jahr lang, wobei sein ausgebildeter Verstand und sein umfassender Gesichtskreis es ihm möglich machten mit der feinen und gebildeten Gesellschaft zu verkehren. Hier erwarb er sich eine gründliche Einsicht in die Politik einiger der bedeutendsten Regierungen."

Walker begann seine Laufbahn als Redacteur von „The Crescent" in New-Orleans, er gieng 1850 nach Californien, arbeitete dort an der Zeitung „The Herald," und zog sich wegen seiner dreisten Angriffe gegen die Gerichtsbehörden einen Preßproceß zu, der mit Geld- und Gefängnißstrafe endigte. Im Jahre 1853 erwachten in ihm Eroberungsgelüste, und er warb Mannschaften zu einem Einfall nach Sonora. Am 15 October gieng er mit seinen Freibeutern von San Francisco in der Barke Carolina ab, landete bei La Paz in Nieder-Californien am 25 October, wo er am 3 Nov. Nieder-Californien als Republik und sich, den „Oberst" Walker, als Präsidenten ausrief. Am 7 November erschien das erste Bülletin über die „Schlacht" bei La Paz. Seine Armee bestand aus 45 Mann, sein Sieg darin daß er die spanische Flagge vom Hause des Gouverneurs riß, die Verluste des Feindes aus 6—7 Todten, die der Amerikaner in Verwundungen „durch Dornen oder Cactushecken bei der Verfolgung." La Grulla und Santo Tomas fielen dem Freibeuter in die Hände, der in seinem Ministerium bereits einen „Staats-," einen „Kriegs-" und einen „Marinesecretär" zählte, und in seiner Proclamation der neugebornen Republik die Beruhigung geben konnte: „Unsere Regierung ruht auf fester und sicherer Grundlage." Am 7 December 1853 sollte ihm die Barke Anita 100 Mann Succurs aus San Francisco zuführen, und zwar unter den Augen der Behörden. „Etwa halbwegs abwärts von Front-street wurde plötzlich eine Thür geöffnet, und wie durch einen Zauber kamen Rollwagen und Karren zum Vorschein. Männer sprangen heraus, stellten sich in eine Reihe und reichten einander Quantitäten Pulver aus dem Magazin, sowie Munition aller Art zu. Unterdessen hielt ein Detachement im tiefsten Stillschweigen Wache, und die Bewegungen geschahen mit solcher Schnelligkeit, daß der Beobachter kaum bemerken konnte woher und wie die Sachen zum Vorschein kamen. Ein heftiger Regenschauer war eben über die Stadt hinweggezogen, der Himmel war wieder blau und klar, und das Mondlicht beleuchtete das seltsame Gemälde, und gab demselben das Ansehen einer Schmuggelscene in einem Drama. Die Munition wurde rasch nach der Anita escortirt, und ebenso eilig an Bord gebracht. Unterdessen hatte sich eine Anzahl von etwa hundert Personen versammelt, und da der Lärm zunahm, geboten die Officiere des Expeditionscorps Schweigen, was indessen wenig half. Freunde die von einander Abschied nahmen, schnell ertheilte Befehle, die Commandoworte des Schiffscapitäns an seine Mannschaft, das fortwährende Geräusch der Tritte von Männern die nach dem Schiffe giengen, oder von demselben herkamen, das Geheimniß welches über der ganzen Sache schwebte — alles dieß bildete eine eben so frappante wie neue Scene. Es war kaum zu glauben daß ein bewaffnetes Corps so die Stadt verlassen konnte, ohne das geringste Hinderniß von Seiten der Behörden."

Am 3 März brach Meuterei im Lager aus. Zwei Leute wurden erschossen, zwei andere mit 50 und 25 Peitschenhieben bestraft. Der Stern des neuen Eroberers von Mexico war aber bereits im Sinken, und sein Zug nach Sonora brach ihm vollends den Hals. Der Biograph berichtet darüber umständlich: „General Walker verließ San Vicente am 20 März mit 100 Mann, und nahm 100 Stück Vieh mit sich. Beim Uebergang über die Berge welche zwischen ihnen und dem Golf lagen, desertirten zwei Mann und zwanzig Stück Vieh giengen verloren. Bald nach dem Uebergang über die Berge stießen dreißig Cucupas zu ihnen, und folgten ihnen bis zum Flusse, wo sie einige dreißig Stück Vieh stahlen. Fünf von den Indianern wurden als Geiseln für die Rückgabe des gestohlenen Gutes ergriffen, und drei derselben bei einem Versuche zur Flucht erschossen.

„Um diese Zeit waren die Rationen ausschließlich auf Rindfleisch beschränkt worden, und auch von diesem gab es nur wenig. Das Getreide welches vorhanden gewesen, war so zusammengeschmolzen daß es nur in kleinen Quantitäten zu haben war.

„Sie erreichten den Fluß 6 Meilen oberhalb seiner Mündung und etwa 70 Meilen vom Fort Yuma. Der Colorado ist hier etwa 400 Yards breit, sehr tief, aber nicht reißend. Die Leute setzten auf Flößen über. Bei dem Versuche die Ochsen hinüberschwimmen zu lassen, ertranken einige, andere liefen davon, und der Versuch wurde aufgegeben.

„Das erste Floß setzte unter anderen den Capitän Douglas und einen Engländer Namens Smith über, und für Douglas gieng auch eine Pinte gekochter Mais mit, welche auf den Boden gestellt und von Smith gestohlen wurde. Als Douglas sich überzeugt hatte daß er der Dieb war, zog er sein Pistol und schoß ihn kaltblütig todt.

„Das Expeditionscorps blieb drei Tage an diesem Orte. Am zweiten Tage nach dem Uebergang herrschte im Lager viel Unzu-

Digitized by Google

friedenheit. In einem unfruchtbaren Lande, in welches ſie in feindlicher Abſicht eingedrungen waren, ohne Mittel ſich eines Angriffs zu erwehren, erſchöpft, nackt, den Hungertod vor Augen, machten viele von den Leuten Anſtalt das wankende Glück der Expedition zu verlaſſen und nach Hauſe zurückzukehren.

„Nach drei Tagen erreichte die Geſellſchaft Fort Yuma, wo der Major H. ſie artig empfieng, und für ihre nothwendigſten Bedürfniſſe ſorgte. Ehe ſie das Fort verließen, kamen noch viele andere in demſelben an, und es ſtellte ſich heraus daß 50 Mann den General Walker bereits verlaſſen hatten, andere im Begriffe waren es zu thun — kurz, es trat eine allgemeine Auflöſung ein.

„Als Walker ſah daß ſeine Mannſchaft ſo zuſammengeſchmolzen war, und daß er das Vieh, welches einzig und allein ſeinen Mundvorrath bildete, nicht durch Schwimmen überſetzen konnte, beſchloß er nach San Vicente zurückzukehren. Etwa am 7 April kam eine Geſellſchaft von 10 bis 12 ſeiner Leute das Sonora-Ufer des Colorado hinauf und gieng am Fährorte hinüber, faſt nackt und halb verhungert. Sie gaben keine befriedigende Erklärung weßhalb ſie ſich von Walker getrennt hatten, und ſagten aus daß letzterer etwa zehn Tage vorher einige vierzig Meilen unterhalb der Einmündung des Gila auf Flößen und durch Schwimmen über den Fluß gegangen ſey. Ihrer Schilderung nach befand ſich das ganze Corps im Zuſtande der größten Entblößung, und die Leute trugen noch dieſelben Kleidungsſtücke mit welchen ſie ins Land gekommen waren, und dieſe waren zerfetzt und zerlumpt. General Walker ſelbſt war nicht beſſer gekleidet als die übrigen, und hatte nur einen Stiefel und ein Stück von dem zweiten. Bei ihrem Uebergang hätten ſie 70 bis 80 Armaturſtücke verloren. Hier habe man entdeckt daß die Cucupa-Indianer ihnen einiges Vieh geſtohlen, und bei einem Angriffe auf dieſelben ſeyen 7 bis 8 (der Indianer) getödtet worden. Nicht lange nachher gieng General Walker an derſelben Stelle mit nur 25 Mann wieder über den Fluß und eilte nach San Tomas zurück; die Leute waren ohne alle Subſiſtenzmittel als Rindfleiſch, wovon ſie ſchon früher allein gelebt hatten. Wie ſie ſagten, ſey General Walker in gänzlicher Verzweiflung umgekehrt, ohne ein Ziel zu haben (oder wenigſtens ohne ſich darüber zu äußern), und weil es das einzige war was er thun konnte."

Dem „Eroberer" blieb jetzt nichts übrig als die Gränze zu ſuchen. Bei San Diego machten mexicaniſche Truppen Anſtalt ihm dieſen Rückzug abzuſchneiden, ſtoben aber auseinander als die „Avantgarde" — neun Mann — herzhaft ihnen entgegen gieng. Walker ergab ſich an der Gränze den Truppen der Ver. Staaten auf Ehrenwort, und ſtellte ſich dann wegen ſeines Friedensbruches vor die Gerichte in Californien, die ihn nach einer „gründlichen Prüfung des Sachverhaltes" — freiſprachen! Am Montag den 4 Mai 1855, alſo ein Jahr ſpäter, verließ Walker in der „Veſta" abermals San Francisco mit einem „Heere" von 62 Mann, dießmal zur Eroberung Central-Amerika's.

Beſteigung des San Miguel in San Salvador.

Der Vulcan San Miguel liegt zwei Stunden von der Stadt gleichen Namens entfernt. Von jedem freien Platze und den Hofräumen der Häuſer kann man ihn ganz deutlich ſehen. Die Spitze, oben abgeplattet, iſt meiſtens in Wolken gehüllt, die in Form einer Krone auf dem Plateau feſtlagern. Des Morgens in der Frühe und des Nachmittags gegen Abend iſt der Berg jedoch gewöhnlich ganz von Wolken frei und auffallend klar und rein, wenn kein Gewitter am Himmel heraufzieht. Er erſcheint dann dem Auge auf eine kleine Entfernung nahe gerückt. Er ragt als ein iſolirter Kegel weit über alle andern Berge in die Höhe, und wurde von mir ſchon auf einem Bergrücken hinter San Antonio del Norte in Honduras wahrgenommen. Nur eine niedere Gebirgskette mit dem viel kleinern Chinameca lehnt ſich gegen Weſten an ihn an. Die beträchtliche Rundung am Fuße verengert ſich allmählich nach oben, ſo daß die eigentliche Spitze ſich dadurch noch ſchroffer und ſteiler über dieſe Gebirge erhebt. Man ſieht von der Stadt aus daß der oberſte Theil von Schluchten durchriſſen, ganz kahl und ohne alle Vegetation iſt, während die untern zwei Drittheile von Wald und Gras bewachſen ſind.

Ich war kurzſichtig genug geweſen, mich auf einem Spaziergange durch die Gärten und Bananenpflanzungen der Vorſtadt immer weiter verlierend, einmal einen Verſuch zu machen den Vulcan zu Fuß zu erſteigen. Mir erſchien dieß auch ohne Weg und Führer leicht, da mir der Wald wie Gebüſch und niederes Gras vorkam. Am Fuße des Berges angelangt, kehrte ich natürlich wieder um, da ich dort erſt eine richtige Idee von der Höhe bekam. Ein anderer Verſuch zu Pferde mit drei Landsleuten am letzten Sonntag mißlang ebenfalls, da uns urplötzlich am Fuße des Berges der Weg ausgieng und uns die Sonne ſchon hoch in das Geſicht brannte, obgleich wir mehr als vorſichtig und ſehr weiſe zu handeln glaubten wenn wir Morgens 4 Uhr ſchon hier aufbrachen. Vorgeſtern machten wir uns, nach gehöriger Erkundigung nach Weg und Führer, nun wieder auf den Weg. Wir ritten bis zu einem Indianerhauſe am Fuße des Vulcans, wo wir über Nacht blieben und uns für den nächſten Morgen einen Führer nach einem noch höher gelegenen Gehöfte nahmen. Die Bewohner ließen uns bereitwillig ihre Hängematten und Ochſenfelle als Schlafſtätten ab; aber wie ſehr wir auch alle für dieſe einfachen Einrichtungen eingenommen ſeyn mochten und uns behaglich auf unſern wollenen Decken ausſtreckten, der Schlaf wollte nicht kommen. Eine ungeheure Maſſe Flöhe (die Hunde waren natürlich auch innen) peinigte uns faſt zu Tode. Man iſt hier ſehr gegen das Schlafen im Freien eingenommen wegen des nachtheiligen Thaues, was mich im Vergleich mit Texas immer ſehr wunderte. Dann laufen die Schweine auch überall frei herum und incommodiren mit ihren Rüſſeln einen Schläfer ſehr. Es war uns ſomit ſehr leicht früh Morgens ſchon aufzubrechen, nachdem uns der preußiſche Conſul einen ſehr guten ſchwarzen Kaffee bereitet hatte. Lichter haben die Reiſenden bei ſolchen Excurſionen hier zu Lande überall mit ſich zu führen. Beim Aufſatteln wurde ein ſolches mit dem eigenen Fette kunſtgerecht an die äußere Wand des Hauſes geklebt. Es war ſo dunkel daß wir unſern Führer, der dicht vor uns ritt, kaum ſehen konnten, und unſere Geſichter öfters von ſtark be-

Digitized by

thantem Gebüſche friſch gewaſchen wurden. Zuweilen hatte auch einer abzuſteigen und ſeinen Hut wieder zu ſuchen, den ihm ein herabhängender Aſt heruntergeriſſen. An dem härtern Athmen und Puſten der Pferde und Maulthiere konnten wir es deutlich merken daß wir ſehr ſtark bergan ſtiegen. Der Weg führte meiſtens durch Wald, nur einmal verſpürten wir an dem tiefen Einſinken der Pferde und an dem Schwefelgeruch, daß wir über ein Lavafeld hinritten. Einzelne ſteile und gefährliche Stellen kamen hier ſchon, und wir waren genöthigt abzuſteigen und die Thiere in der Dunkelheit hinter uns her zu führen.

Bei Tagesanbruch ſahen wir den Kegel des Berges dicht zu unſerer Linken: wir waren von der Linken zur Rechten an der gewaltigen Einbiegung in die Ebene hinan geritten, immer der natürlichen Rundung folgend, und ſahen uns jetzt auf der Spitze der Gebirgskette, welche die andern Vulcane mit dem San Miguel verbindet. Hier iſt das letzte Haus, wo wir einen andern Führer auf die Spitze zu nehmen hatten. Es iſt ein beträchtliches Gehöfte mit Maispflanzungen auf gutem ſchwarzen Boden. Der friſchgrüne junge Mais ſah überall ſehr ſchön aus, und die Bäume ſind dort von einem weit kräftigeren Wuchſe, namentlich die Cedern, als ich ſie irgendwo zwiſchen Comayagua und hier geſehen. Sie hatten viel mehr Aehnlichkeit mit dem reicheren Baumſchlage bei Omoa und am Humaya, obgleich hier ſonſt alles viel kahler und dürftiger iſt und eine große Verſchiedenheit von jener üppigen Vegetation herrſcht. Wir waren um 4 Uhr aufgebrochen, und kamen ziemlich ſcharf reitend um 7 Uhr an dem Gehöfte an. Die Bewohner beſteigen den Berg um Schwefel daraus zu holen, ein höchſt mühſames Geſchäft für die kärgliche Bezahlung, welche ſie hier in der Stadt dafür erhalten.

Der alte Familienvater empfieng uns lachend, da er uns die Ausdauer nicht zutraute unſer Unternehmen auszuführen. Er beorderte jedoch ſeinen Sohn ſich bereit zu halten, und uns ſo weit zu führen als wir kämen. Trotz der Höhe war die Hütte ziemlich leicht und luftig gebaut, von Holzſtäben übereinander gekreuzt und dann mit Erde beſchmiert. Nachdem wir ein Frühſtück mit guter friſcher Milch — ſonſt hier eine Seltenheit auf dem Lande — eingenommen und die Thiere einige friſche Maisſtengel gefreſſen hatten, machten wir uns wieder auf den Weg, mit unſerm rüſtigen Führer voran. Er war ganz barfuß, was mich der vielen ſcharfen und ſpitzen Steine wegen ſehr wunderte. Sonſt tragen die Landleute allgemein Sandalen. Sein Hemd hieng, wie es hier Brauch iſt, frei herunter, die Oberſchenkel waren nur noch ein wenig von einem Paar kurzer Beinkleider bedeckt. Er trug in einem netzartigen Sack unſere Lebensmittel mit einer Flaſche Wein und Cognac, ſo wie einer Calabaſſe Waſſer ganz leicht und ohne Mühe auf ſeiner einen Schulter, indem er oft ſpielend damit abwechſelte. Wir hatten ihm oft zugerufen nicht zu raſch zu gehen, da die Pferde ihm nicht leicht folgen konnten. Bald kamen wir aus dem Walde mit tiefem, ſchwarzem Boden heraus, und ſahen eine weit ausgedehnte, ganz ſterile Fläche vor uns. Es iſt ein großes Lavafeld, das ſich nach allen Seiten hin ausdehnt und nur weiter aufwärts am Vulcan durch grüne Strecken Graſes begränzt wird. Es dehnt ſich weit in das Thal hinab, und iſt daſſelbe über das wir am Morgen geritten waren. Im Jahre 1844 fand ein bedeutender Ausbruch nach dieſer Seite hin ſtatt. Der Strom floß an dem Hauſe vorüber in dem wir gefrühſtückt. Der Alte erzählte uns ſpäter, daß ſie ſchon alles zum Abzug bereit gehalten, daß ſie aber glücklich verſchont geblieben ſeyen. Im letzten Jahr war eine Eruption nach der Seite von Uſulatan hin, von der die Indianer auf dieſer Seite und die Stadtbewohner erſt lange Zeit nachher etwas erfuhren.

Das Reiten wurde auf dieſem Lavafelde ſehr beſchwerlich; der Strom hatte vollſtändig kleine Thäler gebildet mit ſcharfen abſchüſſigen Stücken. Hier mußten wir abſteigen und die Thiere, die vorher ſchon bis an die Kniee eingeſunken waren, hinter uns herziehen, was uns natürlich ungemein ermüdete. Der Führer ſagte uns nämlich, wir könnten eine gute Strecke weiter bis an den letzten ſteilſten Abſatz reiten, keiner wollte aber ſein Thier der furchtbaren Ermattung preisgeben. Auf der Lava fanden ſich zuweilen Stellen, wo ſich ſchon ein fetterer Boden wieder angeſetzt hatte; hier wuchſen niedere Stauden mit einem friſchen Grün, und auf dem Boden ſah ich zuweilen Schlinggewächſe von dem Winde loſe hin und hergetrieben. Am merkwürdigſten erſchienen ganz abgedürrte ſtarke Baumſtämme, die mit feſten Wurzeln noch in dem todten Boden ſtaken. Auch weiter aufwärts der Spitze zu ſah ich ſie zuweilen ganz horizontal aus dem zerriſſenen Boden herabhängen, ganz geſpenſtiſch und unkenntlich anfangs. Die Gluth hatte ihnen die Aeſte und das Leben genommen, die Wurzeln hielten ſie aber noch immer im Boden feſt. Ehe wir eine mit dichtem langen Riedgraſe bewachſene Stelle erreichten, bekamen wir jetzt ſchon eine ganz herrliche Ausſicht, und ſahen erſt deutlich, wie viel wir ſeit dem Morgen geſtiegen waren. Das Haus, wo wir gefrühſtückt lag tief unter uns in einem Thale oder Joche, die Berge welche ſich darüber erheben und mit den andern Vulcanen in Verbindung ſtehen, lagen ſchon weit zu unſern Füßen, und der Chinameca mit ſeinem breiten bewaldeten Rücken kam uns ſehr unbedeutend vor. An ſeinem linken Abhange ſahen wir die Waſſerfläche des ſtillen Oceans; eine ſilberglänzende Lagune dehnte ſich noch weit in das Land und ſchien ſich faſt mit der Mündung des San Miguel zu vereinen. Der Tecapa erhob in weiter Ferne über Wolkenſchichten hinweg ſeine ſcharfe Spitze in lichtblauer Färbung, was uns eine Höhe ahnen ließ welche die des Chinameca und Uſulatan weit übertrifft. Wolken die ſich unter uns bewegten, raubten uns für einige Zeit die Ausſicht. Ganz deutlich konnten wir jetzt die Ausdehnung des Lavafeldes ſehen, über das wir am Morgen geritten, grüne Indigo- und Maisfelder mit Indianerhütten zu beiden Seiten. Die Hügel und Berge welche die Bäche und Flüſſe einfaſſen, waren für unſer Auge zu einem ebenen Ganzen verſchmolzen, das mehr einer großen Ebene glich, begränzt im Norden von den Bergen von Honduras und gegen Südoſten von der Gebirgskette welche ſich auf dem linken Ufer des San Miguel zwiſchen der Seeküſte hinzieht, den Conchagua anſcheinend unter ſich aufnehmend. Wir konnten nun wieder kurze Strecken reiten, der Weg war feſter aber trotzdem ungemein beſchwerlich für die Pferde, da das Gras ſehr hoch und dicht über den Pfad gewachſen und dieſer wenig betreten war, überhaupt nur durch den vorausgehenden Führer für uns kenntlich wurde. Zu Fuße konnten wir viel bequemer gehen, indem wir unter dem Graſe durchſchlupften. Weiter aufwärts fanden wir auf demſelben Grasboden Föhren, einzeln zerſtreut, mit lang herabhängenden Nadeln, und Eichen mit gerippten Blättern, der untere Theil röthlich, gerade ſo wie ich

ſie in Honduras geſehen. Die Strecke bis zu dem Platze, wo wir die Pferde laſſen ſollten, war gar nicht ſo leicht zurückzulegen, ſo nahe die Spitze des Kegels, die ſich gerade über uns befand, uns auch erſcheinen mochte. Der Pfad wurde immer verwachſener und ſchien zuletzt gar nicht mehr gangbar zu ſeyn. Die Geſellſchaft war ſo furchtbar ermüdet daß die meiſten von einem Umkehren ſprachen. Nach mehrſtündigem Steigen und öfterem Ausruhen brachte uns der Führer endlich nach der letzten Station. Die Vegetation wurde hier ärmlicher, und Bäume kommen weiter oben nicht mehr vor. Der Führer benützte die letzten auf einem ſchmalen ebenen Flecke, um die Thiere daran anzubinden. Trotz eingenommener Erfriſchungen hatte doch niemand mehr Luſt weiter zu ſteigen, die Sonne ſtand ſchon hoch und brannte heiß auf den Lavaboden. Man ſtellte es mir frei, ob ich mit dem Führer die letzte Strecke noch zurücklegen wolle, und verſah dann denſelben mit den nöthigen Lebensmitteln an Fleiſch, Brod, Cognac und Waſſer. Man verſprach hier auf mich zu warten, um dann gemeinſchaftlich den Berg hinunter zu reiten. Der Weg gieng immer an derſelben Wand hinauf, an der wir am Morgen aufzuſteigen begonnen hatten; er war wo möglich noch verwachſener und ſchwieriger wie vorher, indem die Füße von „Bejucos“ (ſeilartigen Geflechten) oft umſchlungen und aufgehalten wurden. Bald kamen wir jedoch auf vollſtändig freien Boden und bogen in eine tief ausgeriſſene Schlucht (barranca) ein, in der wir faſt ſenkrecht ſteil in die Höhe ſtiegen. Die Wände der Schlucht waren von ſenkrechten Felslagern gebildet, die an manchen Stellen von einer bläulichen Lettenſchichte überzogen waren. Die Spitze über uns ſah röthlich und an andern Stellen wieder gelbgrünlich aus. Der Weg gieng anfangs durch ein weiches Bette röthlicher Lava, dann aber von Fels zu Fels aufwärts, wobei ein öfteres Ausgleiten und Fallen häufig vorkam. Die letzte und beſchwerlichſte Strecke war über ein ſteiles Lettenfeld, wobei man die Füße feſt in den Grund zu ſtemmen hatte. Von ihr aus trat ich auf die ſcharfkantige Spitze, welche in vielen zerriſſenen Zacken über mir lag. Zum Glücke für den müden Erſteiger, der auf dem ſchmalen Rücken kaum Platz für ſeine Füße findet, dehnt ſich auf der anderen Seite gegen Oſten ein weites Lettenfeld in geringer Tiefe von der Höhe, ſo daß man nicht unmittelbar in die Thalebene hinabſchaut. Der Blick den Bergabhang hinab nach Weſten iſt ſchon ſchwindelerregend genug. Ich ſtieg mit dem Führer in den ebenen Grund hinab, er war ſo ſchlüpferig daß wir nur mühſam darin gehen konnten. Heiße Schwefeldämpfe ſteigen aus einer Maſſe kleiner Oeffnungen hier in die Höhe und wirken ungemein betäubend. Ein alter tiefer Krater, einer Rotunda ähnlich, befindet ſich auch auf dieſer Fläche, mit ſenkrechten Felswänden, in deren Tiefe bedeutende Ablagerungen von Schwefel ſich finden. Ein ſehr ſtarkes Echo iſt hier, am Rande ſtehend, ſehr vernehmlich.

Von dem äußeren Rande des ebenen Bodens, nach Oſten hin ſteil abfallend, hatte ich eine herrliche Ausſicht. Ueber das Thal des San Miguel und die rothen Ziegeldächer der Stadt hinweg, über die Bay von Fonſeca und am Conchagua vorüber bezeichnete mir der Führer in der weiten Ebene von Leon die Vulcane Nicaragua's als deutlich ſichtbar. Er nannte außer dem Viejo und Telica noch den Momotombo. Von dem ſchmalen Kamme aus hatte er mir vorher die Vulcane von San Salvador, den Iſalco und Apenaca gezeigt. Gegen Norden iſt die Ausſicht beſchränkter durch die hohen Berge von Honduras.

Der Nebel, welcher den Morgen über zeitweiſe den Berg belagert hatte, war zum Glück verſchwunden, des Nachmittags kehrte er wieder, und einen Theil des Weges legte ich in Wolken zurück. Man ſagte mir ſpäter unten im Gehöfte, es ſey bei dieſer Jahreszeit, dem Beginne der Regenzeit, höchſt unſicher den Berg beim Beſteigen klar zu finden.

Beim Zurückkehren ſah ich deutlich daß die Schwefelausſtrömungen die Urſachen des vermeintlichen Rauches ſind, der ſich in Wolken um den Berg ſammelt, bei klarem Wetter aber wie lichte Rauchſäulen aufſteigt.

Auf der Spitze wehte ein ſcharfer Wind und mir kam es ziemlich friſch vor, ſo daß ich meinen Rock feſter zuknöpfte. Barometer und Thermometer wurden beim Aufſteigen zerbrochen, ſo daß ich weder Höhe noch Wärmegrad genau angeben kann. Im Vergleich mit andern Bergen ſchätze ich die Höhe des Vulcans auf 6000 Fuß im geringſten.

Als ich wieder bei der Geſellſchaft eintraf war es 2 Uhr. Um 7 Uhr waren wir von dem letzten Hauſe aufgebrochen, und um 10 Uhr hatte ich mich von der Geſellſchaft getrennt, um die letzte Strecke zurückzulegen.

Mein Maulthier trug mich ſicher den ſteilen Bergabhang hinab. Von den Herren ſtürzte einer zweimal vom Pferde und rollte den Abhang hinunter, was uns gegen unſern Willen zum Lachen hinriß; zu unſerer Ermattung wollte es nicht ganz gut paſſen.

Wir hatten ſehr zu eilen raſch nach Hauſe zu reiten, denn bereits erſchienen drohende Wolken, die Anzeichen der nun täglichen Nachmittagsgewitter. Wir verſpürten gerade noch die erſten Regentropfen als wir in die Vorſtadt einritten. Der Vulcan war in dichte Wolken eingehüllt und gar nichts von ihm zu ſehen.

Digitized by Google

Reiſebriefe aus Indien.

(Von Dr. Georg v. Liebig.)

Adſchmir.

Die größte Merkwürdigkeit in Adſchmir iſt die Ruine eines alten Tempels, von einer Form wie dieſelben noch an mehrern Stellen, wie bei Delhi, Benares und andern Orten, anzutreffen ſind, und die gewöhnlich Jaintempel (Dſchain) genannt werden. Die Religion der Jains, die wie die Buddhiſtiſche, vieles mit der Hindureligion gemeinſam hat, beſteht noch in Indien und zählt viele Anhänger, allein die jetzigen Tempel derſelben welche ich geſehen habe, wie z. B. der kleine auf dem Berg Parisnath, 200 Meilen nördlich von Calcutta, beſitzen eine ganz moderne, charakterloſe Form. Daten die man in ſolchen alten Tempeln aus Inſchriften entziffert hat, gehen bis wenige Jahrhunderte nach Chriſti Geburt hinauf; ich habe indeſſen von Alterthumskundigen Zweifel darüber ausſprechen hören daß dieſe Tempel Jaintempel ſeyen, indem man die Figur von Buddha häufig dabei vergraben findet. Die berühmten Felſen- oder Höhlentempel bei Ellora in den Vindias, die ich nicht geſehen habe, ſollen zum Theil von Jains ausgegraben ſeyn, aber von den meiſten der übrigen, wie z. B. dem ſchönen Höhlentempel von Karli bei Poona (Punah), iſt es ausgemacht daß ſie den Buddhiſten angehören.

Da es ſchwer iſt einen Begriff dieſer Bauwerke zu geben, wenn man nicht eine allgemeine Bekanntſchaft mit den gewöhnlichen Formen vorausſetzen kann, will ich einige Vorbemerkungen machen. Man trifft in dem nordweſtlichen Indien hauptſächlich drei Formen religiöſer Gebäude: den gewöhnlichen Hindutempel, die Moſchee und dann eben die alten Jaintempel, von denen ich ſpreche. Der Hindutempel in ſeiner einfachſten und originellſten Geſtalt beſteht aus der bekannten birnenkorbförmigen Structur, die zwar urſprünglich viereckig iſt, aber durch die Vervielfältigung der Kanten und Ueberhäutung von Sculptur von weitem rund erſcheint. Die vier Seiten legen ſich nach oben mit allmählicher Krümmung um ein ſtumpfes Ende zuſammen. Dieſer Tempel hat immer eine Vorhalle, einen viereckigen Raum von nicht viel größerem Flächeninhalt als der Tempel und ebenſo breit als dieſer, mit flacher, von 2—4 Stützen auf beiden Seiten getragener Bedeckung, welche, etwa bis zur halben Höhe des Bienenkorbs reichend, ſich über dem Eingang an dieſen anlehnt. Stufen führen in die Halle, und ein engerer Eingang von dieſer zum Bildniß des Götzen. Die Moſchee, deren Plan ich als bekannt vorausſetze, zeichnet ſich durch ihre runden Kuppeln und Minarets aus. Der alte Tempel zu Adſchmir beſitzt, verglichen mit den beiden andern Formen, einen ſehr einfachen und urſprünglichen Plan. Der Tempel ſteht auf einer erhabenen viereckigen Grundlage aus Erde, die rings von ſenkrechten Mauern aus Quadern eingefaßt und an den vier Ecken von, die Kanten umfaſſenden Steinpfeilern geſtützt iſt; dieſe Pfeiler gefielen mir beſonders, von breiter, im Umriß einen Theil eines regelmäßigen Vielecks bildender Baſis, deren Umfangslinie aber nicht glatt, ſondern durch verſchiedenartige Wiederholungen regelmäßig unterbrochen war, ſtiegen ſie in immer enger werdenden Aufſätzen, die harmoniſch auseinander hervorgiengen, nach oben. Sie beſaßen ein ſolches Verhältniß zu dem erhabenen Stück Boden, welches ſie ſtützten daß dieſes gleichſam auf vier Füßen feſt gegründet zu ruhen ſchien. Von der einen Seite führte eine Anzahl Stufen hinauf. Die eigentliche Höhe dieſer Baſis war kaum zu beſtimmen, weil unten viel Schutt herumlag und Häuſer dicht dabei ſtanden, allein man konnte ſie wohl auf dreifache Manneshöhe ſchätzen. Die Treppen fiengen ſchon tiefer an, da der Platz, worauf das Ganze ſtand, etwas höher als ſeine Umgebung war. Die Breite und Tiefe der Grundlage waren ſich etwa gleich. Wenn man die Treppe hinaufgeſtiegen war, trat man in einen rings von bedeckten Galerien mit Hallen oder Abtheilungen umgebenen Hof; der Tempel ſelbſt iſt auf der dem Eingang gegenüber liegenden Seite, wo er etwa das letzte Drittheil des Hofes einnimmt. Es iſt ein bedeckter Raum, deſſen flaches Dach von vier Reihen Säulen getragen wird. Die die Grundlage ſtützende Mauer iſt hier ungefähr noch einmal ſo hoch aufgeführt und bildet die hintere Wand des Tempels, mit welcher die vier Säulenreihen parallel laufen. Vorn und an den Seiten iſt er offen, die letzteren ſtehen etwa ſo weit von den Seitenmauern ab als die Breite der ſchon erwähnten Galerie beträgt, die aber nicht ſo weit geht. Die Köpfe von je zwei Säulen ſind durch lange Platten von einem Stein aus der Reihe der granitiſchen Schiefer verbunden, und dieſe dienen dann zur Grundlage für die ähnlichen Steinplatten der Decke die darauf ruhen. Die aus dieſer Anordnung hervorgehenden Vierecke ſind mit ſchönen Roſetten aus Steinhauerarbeit verziert. Der Eintritt in dieſen Säulenraum ruft, obgleich ein Theil der Deckplatten eingefallen und ein Theil der Säulen zerbrochen ſind, ein angenehmes Gefühl der Bewunderung hervor, welches durch die Leichtigkeit der Bauart und durch die gefälligen Verhältniſſe der Theile zum Ganzen und den Geſchmack der Verzierungen erweckt wird. Die ſchlanken Schäfte ſtreben mit einer Leichtigkeit empor, welche der geringen Maſſe die ſie zu tragen haben, ganz angemeſſen iſt, und dem Beſchauer das Gefühl benimmt als wenn er ſich unter einer geſtützten Decke befände. Ihre Reihen, wie ſie herantreten und ſich wieder entfernen, machen den Eindruck als wenn gar kein ſeitlicher Abſchluß vorhanden ſey, obgleich der Raum den der ganze Tempel einnimmt, nicht ſehr groß iſt. Die Säulen ſtehen zu der mit Steinhauerarbeit verzierten Maſſe der Decke eher im Verhältniß des Bambusſchaftes zu der durchbrochenen Blätterausbreitung die er trägt, als zu dem des Eichenſtammes zu ſeiner Krone. Die Säule wird zwar dünner nach oben, allein ihre Baſis ſelbſt iſt nicht ſehr breit, und da ſieht ſie denn mehr einem Rohre ähnlich als einer Stütze die etwas zu tragen hat; Abtheilungen, unten und in der Mitte etwas hervortretend, erſcheinen wie die Knoten des Rohrs. Jede Säule beſteht nämlich aus drei, der Anlage nach ganz gleichen Stücken die aufeinander ſitzen, und von denen jedes eine ungefähr würfelförmige breitere Baſis und einen Schaft hat, der achtſeitig oder rund iſt, oder auch bis zur Hälfte achtſeitig und oben rund. Jeder Stein, der dieſe kleineren Säulen zuſammenſetzt, iſt beſonders bearbeitet, und gleichſam ein in ſich vollkommenes Glied des Ganzen. Die Steine an entſprechenden Orten ſind aber nicht alle von gleicher Größe, ſondern man richtete ſich mit der Verzierung nach dem Stein, was mannichfache Abwechslung gewährt. Man hat ſich alſo bei Errichtung dieſer Tempel nicht die Mühe genommen die Säulen die

man bereits kannte, in größeren Proportionen auszuführen, ſondern hat einfach drei Säulen von gewöhnlicher Größe aufeinandergeſtellt. Auch die Verzierungen ſind in jedem Stück und in jeder Säule gleich angelegt, allein die Ausführung der einzelnen iſt bei jeder verſchieden, und damit iſt die nöthige Abwechslung gewahrt, welche Ermüdung verhütet. Eine beſonders charakteriſtiſche Verzierung welche an jeder Säule dieſelbe bleibt, iſt die der Baſis der mittleren und oberſten Abtheilung. Sie zeigt auf jeder der vier Seiten die nämliche Sculptur, welche aus einem tiefer liegenden inneren und einem erhabeneren äußeren Theile beſteht. Betrachtet man den inneren für ſich, ſo iſt es eine Glocke mit dem offenen Ende nach unten, aus welcher der Schwengel etwas hervorſieht. Nimmt man den äußeren hinzu, ſo iſt was vorher die Glocke war, der ſichtbare Theil einer Vaſe, aus welcher nun Schnörkeleien in Stein über den Rand hängen und das übrige zu beiden Seiten bedecken. Beide zuſammen füllen das Parallellegramm oder Quadrat aus. Das Charakteriſtiſche dieſer Darſtellung, wenn man die Sache in einer oder der andern Weiſe auffaßt, iſt ſo groß daß der General, der mit mir war, lange Zeit nichts als den Blumenkorb, und ich ſelbſt nur die Glocke ſehen wollte, bis wir uns zuletzt vereinigten. Die Figur einer Schelle oder Glocke, iſt an allen Gebäuden ähnlichen Styles ein ſehr häufiger Zierrath. Sie hängen immer an Ketten. So findet man z. B. bei Delhi Guirlanden aus Köpfen, die durch in Bogen hängende Ketten, welche ſie im Munde tragen, verbunden ſind, und außerdem hängt aus jedem Munde ein Stück Kette ſenkrecht herab, welches am Ende eine Schelle trägt. Wenn man bedenkt daß die Schelle jetzt noch ein beliebtes Tempelmuſik-Inſtrument in Indien iſt, ſo läßt ſich kaum bezweifeln daß ſie als Kirchenglocke auch bei uns von Aſien aus eingeführt wurde. Eine andere ſehr gewöhnliche Verzierung iſt die Figur einer Raute Viele, etwa 3—4 Zoll lang, ſtehen neben einander, indem ſich die ſtumpfen Winkel beinahe berühren, und bilden ſo ein Band. An der Baſis vieler der Säulen ſind ſie auch ſehr groß, 1—2 Fuß lang. Auf den Säulen ſind noch manche Figurenkreiſe eingehauen, ſpielende und tanzende, allein die Mohammedaner haben allen die Naſen und Ohren abgeſchlagen, wie ſie das mit allen indiſchen und mythologiſchen Figuren gethan haben, wo ſie nur immer daran konnten. Auch einen kleinen Thierkreis habe ich auf einigen gefunden, aber keinen aſtrologiſchen; es war ziemlich hoch oben. Von den ſechs Figuren konnte ich fünf deutlich erkennen, nämlich Schlange, Scorpion, Fiſch, Eidechſe und Schildkröte; die ſechste war kreisrund und hatte einen gekrümmten Schwanz, was es aber vorſtellen ſollte, blieb mir dunkel.

Die ſchlimmſte Barbarei haben aber die Mohammedaner verübt, indem ſie gerade vor den Tempel ſeiner ganzen Länge nach eine ungeheure Pforte mit fünf Bögen gebaut haben, der mittelſte höher als die auf den Seiten, der den Tempel etwa noch um ein Drittheil ſeiner Höhe überragt, und deſſen Anſicht natürlich dadurch verſperrt wird. Dieſe Pforte iſt dieſelbe, wie man ſie als Eingangsthor an den großen Moſcheen der Sultane findet. Sie ſteht nicht einmal dicht an dem Tempel, ſondern einige Fuß davon, aber parallel damit und ganz iſolirt, ſo daß man recht ſieht ſie gehört nicht dazu. An und für ſich betrachtet, iſt ſie in dem guten mohammedaniſchen Styl aufgeführt. Koranſprüche und der Name Allahs laufen in kunſtvoll geordneten Buchſtaben in breiten Bändern um die Bogen herum, bis auf die Erde. Man hat zwei Alphabete, das Perſiſche und ein indiſches benutzt. Die Bogen ſind nicht rund, ſondern auf geraden Seiten aufgeſetzt, vereinigen ſich zwei geſchwungene Linien zu einer Spitze in der Mitte.

Die gewöhnliche Erklärung dieſer Pforte iſt die daß man ſagt, der Kaiſer von Delhi, der ſie erbaut habe, ſey von der Schönheit des Tempels angeregt worden der Welt zu zeigen daß die Mogule auch zu bauen verſtänden, und habe dann ſeine Pforte gerade vor den Tempel geſetzt. Es iſt aber klar daß man es nur gethan hat zum Behuf der Umwandlung des Tempels in eine Moſchee, als welche er auch jetzt noch dient. In der Mitte des Tempels hat man unter einem runden Ausſchnitt in der Decke, deſſen Bedachung ſich zur flachen Halbkugel wölbt, und zu den verſchiedenartigſten, geſchmackvollſten, kreisförmigen Verzierungen Anlaß gibt, eine Art Kanzel angebracht. Zu beiden Seiten dieſer größeren Halbkugel ſtehen noch ſymmetriſch zwei kleinere, die ganz im Geſchmack des Tempels verziert ſind, und die Eleganz des übrigen nur noch erhöhen, ſo daß ſie wahrſcheinlich den urſprünglichen Erbauern zugeſchrieben werden müſſen, obgleich ich in einem andern ähnlichen Tempel, den ich bei Delhi ſah, die flache Decke nicht unterbrochen fand. Die ſtallartigen Galerien um den Hofraum werden von reiſenden Fakirs als Abſteigquartier benützt.

Oberſt Todd, der in ſeinem Werk über Radjaſtan oder Radſchputana eine, beſonders in der Höhe der Säulen etwas ſchmeichelhafte Abbildung des Tempels gibt, die aber den Eindruck des Ganzen nicht übertreibt, legt die Entſtehung des Tempels in dieſelbe Zeit mit den Höhlentempeln, und die Erbauung der Pforte unter die Kaiſer aus dem Hauſe der Ghori im 10ten Jahrhundert, er gibt aber keine Begründung jener Ausſprüche.

Wenn ich nun eine Idee von der Größe des Tempels geben ſoll, ſo bin ich etwas in Verlegenheit, da ich keine Maße genommen habe; ich werde aber wohl nicht viel fehl geben, wenn ich die Länge einer Seite der Grundlage des Tempels auf 80 Fuß, den Tempel ſelbſt auf etwa 60 Fuß Länge und 20 Fuß Tiefe annehme, mit 10 Säulen in einer Reihe. Die Höhe wohl 15 bis 20 Fuß, und die Höhe der mohammedaniſchen Pforte etwa 30 bis 35 Fuß. Nachdem wir den Tempel verlaſſen hatten, giengen wir nach dem Zollhaus um die ausgegrabenen Buddhas zu ſehen, die man bei Anlegung eines mohammedaniſchen Kirchhofes unverſehrt fand. Sie ſind aus weißem Marmor und der Körper mit den Verhältniſſen der Glieder iſt, gut. Buddha wird dargeſtellt als eine unbekleidete Figur, mit untergeſchlagenen Beinen ſitzend, die Fußſohlen in die Höhe gekehrt und die Hände mit den Flächen nach oben im Schooß zuſammengelegt. Das Geſicht iſt breit und die Naſe gerade und glatt. Der Ausdruck des Geſichts iſt beabſichtigt nachdenkend und ruhevoll zu ſeyn, allein das iſt ſchwer zu machen, und die Züge ſind meiſtens nichtsſagend. Auf dem Kopf hat er kleine krauſe Locken wie die Afrikaner, welche durch eine Anzahl Knollen dargeſtellt werden. In der Herzgrube trägt er eine kleine Raute.

Die Inſeln Samos und Patmos.

Zu den wichtigeren und intereſſanteren Inſeln des griechiſchen Archipelagus gehört unſtreitig auch die Inſel Samos. Im griechiſchen Alterthum nahm ſie unter denſelben einen beſonders ausgezeichneten Rang ein. Die Schönheit ihrer Hauptſtadt, die Pracht und Erhabenheit der Denkmäler, mit denen ſie geſchmückt war, vor allem aber die Bedeutſamkeit ihrer Seemacht hatten ſie faſt

Digitized by Google

bis zu einer Nebenbuhlerin von Athen erhoben, und es bedurfte für Perikles, der auf ihren glücklichen Zustand und auf die Entwicklung ihrer Macht nicht wenig eifersüchtig war, seines ganzen militärischen Genies und der beträchtlichen Streitkräfte Athens, über welche er selbst gebot, um der Insel Samos nach einem längeren Kampfe das Uebergewicht zu entreißen, wornach sie trachtete. An den Polykrates und an dessen Herrschaft über Samos erinnern noch die vorhandenen Trümmer der alten Stadt und Burg an der südöstlichen Küste. Auch in der neuesten Zeit, während des griechischen Freiheitskampfes in den Jahren 1821 u. f., hatte Samos eine einflußreiche und rühmliche Rolle gespielt, indem sie mehrere Jahre lang den Flotten und Heeren der Türkei einen energischen Widerstand mit Erfolg entgegensetzte und dabei ihr Gemeinwesen, vornehmlich unter dem Einflusse des trefflichen Lykurgos Logotheti, eines Bürgers der Insel selbst, in ausgezeichneter Weise geordnet hatte. Zwar hat Samos weder damals, noch später bei wiederholten Befreiungsversuchen die Emancipation von der Pforte sich endgültig erstreiten können, indeß hat der Muth ihrer kriegerischen Bewohner und deren Beharrlichkeit ihr doch wenigstens zahlreiche Vorrechte zu verschaffen gewußt, wie sie keine andere Insel unter türkischer Herrschaft genießt, und sie erfreut sich in dessen Folge mindestens eines Schattens von Freiheit und Unabhängigkeit, wobei es ihr umsomehr vergönnt ist das Werk ihrer materiellen, politischen und geistigen Wiedergeburt vorzubereiten und dereinst die volle Freiheit sich zu verdienen.

Die Insel Samos ist sehr gebirgig, gleichwohl aber unter den Einwirkungen eines schönen, gesunden Klima's besonders fruchtbar. Winter gibt es dort in der Regel nur auf den Bergen. Im Februar blühen bereits die Mandelbäume, und die Wiesen und Gärten bedecken sich mit Blumen. So war es schon im Alterthum. Fast alles gedieh dort in ausgezeichneter Weise, und der griechische Lustspieldichter Menander wandte daher auf Samos das Sprüchwort an, daß „dort sogar die Hühner Milch gäben." Vorzüglich wird jetzt auf Samos Oel- und Weinbau eifrig und mit Nutzen betrieben, und der dortige Wein, der an Ort und Stelle, ehe er über das Meer verschifft worden ist und die Seekrankheit überstanden hat, wahrhaft köstlich ist, gilt für einen der besten des Archipelagus, während das Oel an und für sich von einer Beschaffenheit ist daß es, wie ein Franzose bemerkt, bei besserer Bereitung mit den feinen Oelen der Provence würde wetteifern können. Uebrigens hat dort der Weinbau das eigenthümliche daß die Weinstöcke, welche von niedrigem Wuchs sind und weder, wie am Rhein und in Frankreich, an Pfählen festgebunden werden, noch, wie in Italien, an andern Bäumen sich heraufwinden oder, gleich Festons, von einem Baum zum anderen sich hinüberranken, gleichsam auf dem Erdboden sich hinziehen. Oel und Wein sind daher auch die Haupterzeugnisse der Insel; von ersterem werden in guten Jahren gegen 700,000 Okka's (eine Okka = zwei und ein halb Pfund), zu einem Geldbetrag von drei Mill. Piaster (etwas über 150,000 Thaler), dagegen an Wein alljährlich fünf Mill. Okka's zu vier Mill. Piaster, und an Rosinen, welche im Handel sehr gesucht sind, zwei Mill. Okka's zu einem Betrag von 1,500,000 Piaster gewonnen. Auch an Zwiebeln erzeugt Samos durchschnittlich im Jahr 1,500,000 Okka's für 300,000 Piaster, so daß im ganzen ihre jährlichen Einkünfte gegenwärtig zu ungefähr neun Mill. Piaster (über 450,000 Thlr.) angenommen werden können. In früheren Jahren wurden auf ihr noch zwei andere Mill. Piaster für Johannisbrod, Citronen und Orangen gewonnen; allein der überaus strenge Winter von 1849 auf 1850 hat diesen Culturzweig vernichtet.

Der öffentliche Unterricht war früher vor 1821 und auch nachher noch längere Zeit, während der Anarchie auf Samos, in hohem Grad vernachlässigt. In vielen Gemeinden gab es gar keine Schulen, und die angestellten Lehrer sahen sich in Folge der schlechten Besoldung oft genöthigt, eine Stellung aufzugeben wobei sie in Gefahr kamen vor Hunger zu sterben. Jetzt gibt es dort nur wenige Dörfer, in denen sich nicht wenigstens eine Schule des wechselseitigen Unterrichts befände, und es werden alljährlich 100,000 Piaster für den Unterhalt der Schulen und für die Besoldung der Lehrer verwendet. Fünf Gemeinden haben, außer einer Schule des wechselseitigen Unterrichts (Elementarschule), zugleich auch eine sogenannte hellenische gelehrte Schule, auf denen die Gegenstände des Elementarunterrichts weiter entwickelt und die Schüler vor allem in der altgriechischen Sprache unterrichtet werden. Mit Inbegriff der erwähnten 100,000 Piaster steigen die öffentlichen Ausgaben der Insel Samos alljährlich bis zu 800,000 Piaster, von denen 400,000 den Tribut ausmachen, welchen die letztere der türkischen Regierung zu zahlen hat.

Was die obgedachten Vorrechte anlangt, so ward im Jahr 1832 unter der Vermittlung Frankreichs, Englands und Rußlands festgesetzt: daß Samos ein besonderes Fürstenthum unter dem unmittelbaren Schutz dieser Mächte bilden sollte. Ein auf der freien Wahl aus den vornehmsten der Insel beruhender Rath sollte die innere Verwaltung besorgen und über Fragen in Betreff des Handels, der Religionsübung und der Ausbesserung der Kirchen entscheiden. Dieser Verwaltungsrath sollte unter dem Fürsten von Samos stehen, welchen die Pforte ernennen würde, und welcher von der Religion der Samioten sein, jedoch einen Stellvertreter (Kaimakam) gleichen Glaubens statt seiner sollte ernennen dürfen. Truppen sollten sich niemals auf Samos aufhalten dürfen, und der dortige Erzbischof sollte, wie bisher, vom griechischen Patriarchat in Konstantinopel ernannt werden. Der obgenannte Lykurgos, welcher, nach den von ihm zu Gunsten der Unabhängigkeit seiner Insel gemachten Anstrengungen, mit diesen Resultaten keineswegs zufrieden war, schlug die ihm selbst angebotene Fürstenwürde aus, und der Phanariot Stephan Vogorides aus Konstantinopel übernahm 1834 die Verwaltung der Insel als Fürst von Samos. Er hatte ein eigenes Wappen angenommen und führte als Flagge seiner Insel das weiße griechische Kreuz im blauen Felde an einem schmalen rothen Streifen, der seine Abhängigkeit von der Pforte andeutete. Allein jene Bestimmungen vermochten auch ebenso wenig die Gemüther der übrigen Samioten zu beruhigen und zufrieden zu stellen. Fürst Vogorides selbst hielt sich für seine Person nur kurze Zeit auf der Insel auf; seine Stelle vertraten dagegen hintereinander fünfzehn Kaimakams; allein die Mißbräuche und die Erpressungen derselben waren so arg daß im Jahr 1849 ernste Unruhen auf Samos ausbrachen, in deren Folge der Kaimakam und die Agenten des Vogorides die Flucht ergreifen mußten. Die Pforte befürchtete daß die Samioten von neuem es versuchen möchten sich frei und unabhängig zu machen, und sie gewährte ihnen daher mittelst eines organischen Fermans weitere Rechte und Begünstigungen. Namentlich sollte ein aus dem Volk erwählter Senat über die Einnahmen und Ausgaben, über die Art und Weise der Erhebung der Abgaben, über Angelegenheiten des Handels ꝛc. sich entscheiden. Nunmehr ward Kallimachis Fürst von Samos, und sein Kaimakam, Komenenos, wußte mit Klugheit und in liberalen Sinne die Verwaltung bis zum Jahr 1854 zu großer Zufriedenheit der Samioten zu führen.

So viel die besonderen Eigenthümlichkeiten der Einwohner selbst anlangt, insoweit sich nämlich dieselben von den anderen

Digitized by Google

Griechen in Vorzügen und Fehlern unterscheiden, so zeichnet die Samioten vornehmlich ein männlicher energischer Charakter vor anderen aus, der sie entweder zu Helden oder zu — Räubern macht. Die rauhe und gebirgige Natur ihrer Insel, ihre Gewohnheit von Jugend an auf dem Meer mit den Winden und mit den Wellen zu kämpfen, und die ewigen Kriege mit den Türken, zu welchen die Lage der Insel und die Nähe Kleinasiens stets Anlaß gab, haben dem ganzen Wesen der Samioten etwas stolzes und kühnes aufgedrückt. Mit leidenschaftlichem Eifer auf ihre Unabhängigkeit bedacht, haben sie seit dem Jahr 1821 und besonders in Folge der Bemühungen des Lykurgos, der als Anführer der Insel mit Einsicht und Kraft deren Angelegenheiten zu leiten und namentlich eine wohlgeordnete Militärmacht zu begründen bemüht war, zu guten Soldaten sich ausgebildet. Der Schrecken ihres Namens hatte sich über ganz Kleinasien verbreitet, und die Samier feierten in jener Zeit eine Art Triumph, auch wenn die Siege selbst, deren sie damals zugleich im Interesse des gesammten Griechenstamms und der Freiheit Griechenlands selbst sich zu erfreuen hatten, ihnen nicht weiter zu gute kamen. Leider artete jene Energie und Kühnheit, sowie der den Samioten eigenthümliche Thätigkeitstrieb nicht selten in eine für sie selbst gefährliche Anarchie, sowie Räubereien zu Wasser und zu Lande aus. Allein später, nachdem Behörden und Gerichte eingesetzt worden waren, war auch Ordnung und Sicherheit auf die Insel zurückgekehrt, und ein gesetzlicher Zustand begründet worden, der selbst während des orientalischen Kriegs nur auf kurze Zeit eine Störung erlitten hatte.

Die in südwestlicher Richtung von Samos gelegene Insel Patmos wird in den Zeiten des griechischen Alterthums kaum erwähnt und hat auch erst in der christlichen Zeit durch das Exil des Evangelisten Johannes, welcher dort in einer Grotte die Offenbarung geschrieben haben soll, eine Art eigenthümlicher Berühmtheit erlangt. Diese Grotte führt darnach noch jetzt den Namen Grotte der Apokalypse, und auch sonst haben dort in Betreff einzelner Punkte der Insel mannichfache Erinnerungen an den heil. Johannes, sowie unter den Einwohnern viele Legenden von ihm und von seiner Wunderthätigkeit sich erhalten. Die Insel Patmos mit allen jenen Punkten, namentlich mit der Grotte der Apokalypse und dem Kloster des heil. Johannes, ist daher noch immer für viele, für Griechen und Katholiken, das Ziel begeisterter Wallfahrten. Von dem Hafen La Scala, der einer der besten und sichersten im Archipelagus ist, führt eine, wenn auch nicht besonders gut erhaltene Chaussee bis nach den Höhen des Bergs des heil. Johannes. Sie existirt seit dem Jahr 1818, und man verdankt sie der Großmuth eines Mönchs von Patmos, Namens Nectarios, nachmaligen Erzbischofs von Sardes. Auf der Mitte des Abhanges, auf einem Felsenvorsprung und über der gedachten Grotte liegen die Gebäude der hellenischen Schule. Diese Schule ward bereits zu Anfang des 18ten Jahrhunderts und zwar vom Kloster aus gegründet, und dieselbe erfreute sich längere Zeit unter den Inseln des griechischen Archipelagus und in dem ganzen Gebiet der Türkei eines verdienten Rufes, den sie vornehmlich den vorigen Lehrern Makarios, Gerasimos und Daniel verdankte. Unter dem letzteren, der im Jahr 1801 starb, zählte sie mehr als 200 Schüler, die von den benachbarten Inseln und selbst vom griechischen Festlande, sowie aus der Moldau und Walachei kamen, um dessen Unterricht zu genießen. Nur die altgriechische Sprache ward do t, aber mit großer Ausführlichkeit und Genauigkeit gelehrt, und in dieser Hinsicht hat damals die Schule namentlich insofern viel genützt, als von dort aus sowohl öffentliche, wie Privatlehrer nach allen Gegenden sich verbreiteten. Gegenwärtig hat jene Schule allerdings von ihrem früheren Ansehen viel verloren und sie zählt vielleicht kaum 40 Schüler, die daselbst nur die Anfangsgründe des Altgriechischen, sowie etwas Geschichte und Geographie lernen. Die Insel Patmos ist von geringem Umfang, sehr felsig und gebirgig und ziemlich unfruchtbar. Nur in einigen Thälern ist es dem angestrengten Fleiße ihrer Einwohner gelungen, etwas Cultur hervorzubringen. Früher war sie reich an Waldungen, aber schon seit langer Zeit ist sie deren beraubt, und ein Baum ist dort eine Art Seltenheit. Ein Franzose, welcher im Jahr 1853 sich längere Zeit auf der Insel aufhielt, zählte daselbst nur einige dünne Oelbäume, etwa 30 Maulbeerbäume, mehrere Orangen- und Citronenbäume, sieben bis acht Johannisbrod-Bäume, drei schöne Kork-Eichen, 20 hier und dort zerstreut wachsende Cypressen, und zwei oder drei Fichten — außerdem fand er nur niedriges Strauchwerk, das im Sommer auch nicht den geringsten Schatten zu gewähren vermag. Das Verschwinden der Wälder hat auch auf der Insel Patmos fast durchgehends das Austrocknen der Bäche und der Gebirgswasser zur Folge gehabt. Die felsigen Küsten welche die Insel umgeben, sind gleichwohl an vielen Stellen zugänglich und gewähren den Fahrzeugen einen natürlichen Schutz gegen die Stürme. Dieß ist auch der Grund gewesen, warum die Seeräuber die Insel oftmals heimgesucht haben, und eben deßhalb zogen sich die Einwohner zu ihrer Sicherheit auf die Spitze des Berges des heil. Johannes in die Nähe des Klosters zurück. Erst vor einigen Jahren haben gegen 140 Familien es gewagt, nach La Scala herabzukommen und in der Nähe des Hafens sich anzubauen. Die gesammte Einwohnerzahl der Insel beträgt zwischen 4—5000, worunter 3—400 Seeleute; im Jahr 1841 besaßen sie ein Dutzend Briggs und Goeletten, außer den kleineren Fahrzeugen. Das Kloster des heil. Johannes, welches die Stelle einzunehmen scheint wo im Alterthum ein Tempel der Artemis sich befand, liegt auf der Spitze des gleichnamigen Berges und hat mit seinen dicken crenelirten Mauern das Ansehen einer wahren Festung. Dasselbe ward im 11ten Jahrhundert vom heil. Christodulos, dessen Leichnam auch noch dort aufbewahrt wird, gegründet, und steht übrigens unmittelbar unter dem griechischen Patriarchen in Konstantinopel. Es enthält in weitläufigen Gebäuden, außer der ansehnlichen, mit alten jonischen, sowie mit byzantinischen Säulen, auch mit nicht ganz werthlosen Malereien geschmückten Klosterkirche und einer kleinen Capelle, mehrere Höfe mit den Wohnungen der Mönche, Betsälen ꝛc. Von oben genießt man eine der schönsten Aussichten, die den Blick zu fesseln vermag; man übersieht die Küsten Kleinasiens und eine Menge der benachbarten griechischen Inseln des Archipelagus. Das Kloster enthält auch zwei Bibliothekſäle, in denen seit dem Jahr 1828 die dort aufbewahrten Handschriften (etwa 240), und gedruckte Bücher (gegen 2000) in einiger Ordnung, zum Theil hinter Glasschränken, sich aufgestellt finden. Namentlich die Handschriften haben keinen besonderen Werth. Früher lag dieß alles in größter Unordnung untereinander, und die Würmer, sowie die Feuchtigkeit haben vieles davon zerstört oder beschädigt. Das Kloster hatte früher eine weit größere Anzahl Mönche als jetzt; vor einigen Jahren waren es nur noch 30, wovon jedoch sechs nicht auf der Insel selbst wohnten, sondern auf Kreta, Samos und Santorin zur Beaufsichtigung der Besitzungen sich aufhielten, welche daselbst dem Kloster gehören. Letzteres besitzt auch außerdem auf der Insel Patmos und auf andern kleineren Inseln in der Nähe, sowie in Kleinasien, nicht unbedeutende Meiereien, und man schätzt dessen jährliche Einkünfte im Ganzen auf 36,000 Franken, die zum größeren Theile den Mönchen zu gute kommen.

Digitized by Google

Die Stadt Patmos ſelbſt liegt um das Kloſter herum, und ward einſt zunächſt durch Flüchtlinge aus Konſtantinopel und Kreta im 15ten und 17ten Jahrhundert gegründet, die vor den Türken geflohen waren und nach der Inſel Patmos ſich gewendet hatten. Ihre Straßen ſind krumm und eng und ſchlecht gepflaſtert, indeß iſt in Patmos doch mehr Wohlſtand und Bildung als auf den benachbarten Inſeln, was erſteres, außer dem Kloſter und ſeiner Schule, dem Handel verdankt, welchen es ſchon früher trieb. Der dortige Aufenthalt iſt in Folge der ſtehenden und faulen Waſſer, die ſich daſelbſt häufig anſammeln, gerade kein ſehr geſunder. Die Kirchen in Patmos bieten, mit Ausnahme einiger alten Marmorſtücke, korinthiſcher Säulencapitäler ꝛc., welche man in ihnen antrifft, nichts bemerkenswerthes dar. In einem Nonnenkloſter, das im Jahr 1602 gegründet ward, lebten noch vor einigen Jahren 40 Nonnen, und auch hier ſind die daſſelbe umgebenden Mauern zur Sicherheit des Kloſters mit Schießſcharten verſehen. Die jährlichen Einkünfte der Inſel betragen ungefähr 600,000 Piaſter, die vornehmlich durch die Ausfuhr von Ziegeln und irdenen Kochgeſchirren, die ſie aus einer auf ihrer Inſel vorhandenen röthlichen Thonart in vorzüglicher Güte verfertigen und welche nach Smyrna, Rhodos und Alexandrien in ganzen Schiffsladungen verſendet werden, ſowie von baumwollenen Strümpfen, mit deren Stricken die dortigen Frauen jedes Standes ſich beſchäftigen, gewonnen werden.

Die Sitten und Gewohnheiten der Bewohner von Patmos haben gerade nichts beſonderes eigenthümliches. Das Oberkleid der Männer beſteht in einer geſtickten oder ganz einfachen Weſte und in weiten Beinkleidern, die bis zu den Knieen herabreichen. Den Kopf bedecken ſie mit dem Feß oder mit einer hohen Mütze; nur ſelten trifft man bei ihnen die europäiſche Tracht. Das Coſtüm der Frauen hat an Feſttagen etwas ſehr gefälliges. Vornehmlich zu Weihnachten iſt es dort Brauch daß die Verwandten und Freunde ſich unter einander beſuchen, und bei dieſer Gelegenheit putzen ſich namentlich die jungen Mädchen mit allem was ſie an koſtbaren und in die Augen fallenden Gegenſtänden beſitzen. Die Töchter der Vornehmeren ſchmücken ſich mit ſilberbeſetzten Stoffen, mit Armbändern und reichverziertem Halsgeſchmeide. Ihr Haar binden ſie natürlich in Flechten und Locken, die ſie entweder in Geſtalt einer Pyramide oder als Kranz um den Kopf legen; bisweilen durchziehen ſie dieſelben auch auf ſehr geſchmackvolle Weiſe mit Seidenſchnüren. Sonſt trugen dort die Frauen einen mit Flor beſetzten cylinderähnlichen, mit Silberfäden geſtickten Kopfaufſatz, der ſich nach hinten zu neigte; und den ein Reiſender als einen ſeltſamen hohen Kopfputz beſchreibt, welcher aus einem mit farbigen Tüchern umwickelten Gerüſte beſtand und an Umfang und an Gewicht nur mit der Bärenmütze eines Grenadiers ſich vergleichen ließ; allein gegenwärtig iſt dieſe Sitte faſt ganz abgekommen und nur die älteren Frauen auf der Inſel ſind ihr noch treu geblieben. Die dortigen Frauen ſind im ganzen hübſch zu nennen, und ſie verlieren dadurch keineswegs daß ſie ſchon ſeit einiger Zeit angefangen haben die ſmyrniatiſche Kleidung ihrer alten Landestracht vorzuziehen. Bei den jungen Frauen fällt beſonders die Friſche ihrer Geſichtsfarbe auf, und ſehr angenehm wirkt der ſanfte Ausdruck ihrer Phyſiognomien. Sie haben nicht die zarten Umriſſe die der Fremde an den griechiſchen Frauen Smyrna's bewundert, aber die Geſichtszüge der jungen Frauen auf Patmos athmen eine natürliche Beſcheidenheit und ein züchtiges zurückhaltendes Weſen, das wahrhaft entzückt. Auch die Inſel Patmos gehört noch, wie Samos und andere längs der Küſte Kleinaſiens gelegene Inſeln des Archipelagus zur Türkei.

San Francisco's Straßenjugend.

(Aus dem San Francisco Journal.)

Jede größere Stadt hat ihre Jugend, die vom Aufenthalt auf den Straßen Straßenjungen genannt werden. San Francisco entwickelt ſich in großem Zuſchnitt, und deßhalb ſchon muß es ſeine Straßenjungen haben, die hier ein ganz eigenthümlicher Typus zu werden verſprechen. Der San Francisco Gamin ſteht jedem Exemplar der bekannten Welt unähnlich, er iſt mehr cosmopolitiſch als irgendwo und die Race celtiſch, äthiopiſch, ſächſiſch gekreuzt, gibt ein Specimen, an dem ſich unſere Phyſiologen mit ihren Hypotheſen verſuchen ſollten. Der celtiſche Straßenjunge hat hervorſtehende Nagezähne, die an die Ratten erinnern; auf Händen und Geſicht mit Sommerſproſſen bedeckt, correſpondiren ſeine fuchsgelben Haare, mit den kleinen grauen Augen, die aus den Winkeln mit halbbedeckter Pupille liſtig ausſchauen. Stets hut- oder mützenlos gleicht ſein Haar einem Werghauſche, der darauf wartet zum Calfatern eines Schiffes verwendet zu werden. Gefräßigkeit iſt ſeine Haupttugend, die Nähe der Fruchtſtände iſt ſein Boulevard, und mit affenartiger Geſchwindigkeit greift er die fallende Orange, die rollende Nuß auf und entflieht. Iſt er im Beſitz zweier Früchte, dann tauſcht er eine für einen Cigarrenſtummel aus. Mit ſeinem neunten Jahre trinkt er Branntwein, angetrunken iſt er boshaft, und die Hunde denen er alte Blechbüchſen an den Schwanz bindet, ſind dann die Gegenſtände ſeiner Aufmerkſamkeit. Der celtiſche Straßenjunge iſt niemals ſorgenlos, ſein Gehirn, beſchäftigt wie ſeine Augen, brütet Diebſtahl oder Bosheit; er iſt zu raſtlos um nicht irgendeinem Plan zu folgen, den er mit der Leichtigkeit wechſelt, wie die Schuhe an ſeinen Füßen, wenn ihm das Schickſal ein Paar beſſere auf der Straße zuführt. Da er praktiſch iſt, macht es ihm keinen Unterſchied ſich mit einem Stiefel und einem Schuh an ſeinen Pedalen zu ſchmücken, wenn ihm eines ſeiner Fußkleider undienſtauglich geworden und ſich ein ſolcher Erſatz bietet. Zu kleinen Dienſten aufgefordert, verlangt er dreifache Preiſe, kehrt nie mit anvertrauten Sachen oder Geldern zurück, niedrigere Gebote als ſeine Forderungen, weiſt er mit den Worten ab: I don't like to work for nothing.

Der äthiopiſche Gamin liebt die Nähe der Boardinghäuſer, deren Küchen er wie das Innere ſeiner Hoſentaſche kennt mit dem Koch befreundet, erwirbt er ſich Duldung durch ſeine Grimaſſen und beißt ſich zum Ergötzen der Einwohner mit dem Haushund, den er in der Regel beſiegt. Er iſt zu faul um boshaft ſeyn zu können, zu klug um an dem Platz zu ſtehlen wo er ſein Hauptquartier aufſchlägt, bis der Reiz einer alten ſilbernen Uhr ihn beſiegt, dann flieht er, und wird nie wieder geſehen; zufällig erwiſcht, ſchwört er daß er ſeinen alten Vater, der blind und lahm, ernährt und ſteht: not to be harsh with a poor nigger. Glatt wie ein Aal entſchlüpft er dem geſchwungenen Stock; mit der Geſchicklichkeit einer Katze ſchlüpft er in ein Kellerloch oder in ein mit Kehricht gefülltes Faß. Er iſt ſtets wohlgenährt, in der Regel fett, trägt niemals Schuhe, ſeine Hoſen ſind allemal zu kurz und zeigen die runden Knöchel ſeiner wadenloſen Beine. Will er ſich in gute Geſellſchaft begeben, ſo ſucht er den puer vialis celticus auf, ſtreicht mit ihm Arm in Arm durch die Straßen, beſchmiert die Fenſterſcheiben der chineſiſchen Bordelle mit Straßenkoth und bezahlt den Branntwein, den der Celte trinkt. Die Chineſen als unter ſich ſtehend betrachtend, iſt er der Quälgeiſt dieſer Race, ſinnreich in der Erfindung höhnender Gebärden lebt er mit dieſen in ſtetem Kampf, und freut ſich ſeiner leicht erworbenen Siege.

Die chilenische und mexicanische Griſette ſind ſeine intimen Beſchützer. Er kennt ihre Geheimniſſe, ſie behandelt ihn leutſelig läßt ihn beim Regenwetter unter ihrem Bett ſchlafen und verſteckt ihn vor der verfolgenden Polizei, mit der ſie beide gemeinſchaftlich im Krieg leben. Ihr allein iſt er treu ergeben, die Sympathie der Hautfarbe unterſtützt die Sympathie der Seelen, und das braune Weib ſieht in dem ſchwarzen Knaben das eigene Schickſal abgeſpiegelt. Im Grunde genommen harmlos, wird der puer vialis niger nur boshaft durch ſchlechte Behandlung. Er hat ein gutes Gedächtniß für Wohlthaten, die er, wenn ſich Gelegenheit bietet, dadurch abträgt daß er nicht ſtiehlt, wo ſie ihm erwieſen. Seine Gabe zum Lügen iſt erſtaunlich, er lügt aber nur um ſeiner Schwatzhaftigkeit zu genügen, denn ſein Reflexionsvermögen iſt ſchwach.

Der angloſächſiſche Straßenjunge iſt der Prinz unter ſeines Gleichen. Er wäſcht ſich mitunter und trachtet darnach durch Kleidung ſeine Blößen zu verdecken. Schlau, durchtrieben und neugierig lernt er leſen. Er treibt ein Gewerbe bald als Zeitungsjunge, bald als Laufburſche, bald als Flaſchenſammler. Zum Betteln zu ſtolz, ſind kleine Betrügereien ſein Haupterwerb. Mit allen Winkeln der Stadt bekannt, wird er von Dieben und anderem Gelichter zu Botendienſten benutzt. Die Miethkutſcher ſind ſeine Freunde, er kennt die Wohnungen der Nymphen, öffnet ihnen den Kutſchenſchlag und ſtiehlt, wenn er kann, dabei das Taſchentuch. Unfläthig in ſeiner Sprache, iſt er ſtolz darauf, einen abgedankten Soldaten im Fluchen zu überbieten. Prahleriſch und großmäulig, iſt er feig, aber ſparſam. Sein Lieblingsgedanke iſt ſein achtzehntes Jahr, um Feuermann zu werden, mit Sehnſucht erwartet er etwas Flaum unter der Naſe, damit er unter dem Anſchein der Berechtigung abſtimmen kann. Sein Aufenthaltsort iſt überall und nirgends — an den Wharfs, wenn Schiffe ankommen, in der Polizei Court, wenn er glaubt daß kein Haftsbefehl ihm im Weg ſteht. Bald ſchläft er in einem Lodginghauſe, bald unter einer überbrückten Straße oder in einer leeren Gondel. Treu iſt er keinem Menſchen, es iſt ſeiner Natur zuwider, aber rachſüchtig bis zur Teufelei iſt er aller Schlechtigkeit fähig. Mager und knochig blickt das Laſter aus ſeinen großen Augen, die vom Tabak gefärbten Zähne ſind weitſtehend, die Lippen dünn. Wenn in guten Verhältniſſen, iſt er beinahe ſauber und ſucht in Manier und Haltung einem Mann nahe zu kommen. Retourbillete zum Theater oder zu ſonſtigen Vergnügungen ſind ſein Abenderwerb. Er begnügt ſich mit einem Act und verſucht zur Schlußſcene einem Kommenden ſein Billet zu verkaufen.

Die Oran-Menado auf Celebes.

(Von Julius Kögel.)

Der europäiſche Reiſende welcher zum erſtenmal die Küſten der Inſel Celebes beſucht, wird gewiß auf angenehme Weiſe überraſcht wenn er bei den, den nordöſtlichen Theil dieſes Eilandes bewohnenden Oran-Menado ankommt; denn mehr als bei irgendeinem anderen auf dieſer 3300 Quadratmeilen großen Inſel ſeßhaften Volk hat europäiſche Civiliſation bei den Oran-Menado (zu holländiſch Menadoreзen) Eingang gefunden, und ſchon gegenwärtig ſind dieſe das gebildetſte Volk auf Celebes. Von den 100,000 Menſchen welche die auf Nordcelebes gelegene [1] Reſidentie (Statthalterſchaft) Menado bewohnen, iſt bereits die größere Hälfte getauft; noch fortwährend werden in dieſem Land heidniſche Eingeborne (Oran-Alfuru) zum Chriſtenthum bekehrt (in welchem Fall man ſie alsdann nicht mehr Oran-Alfuru, ſondern Oran-Menado nennt), und die Zeit wo ganz Menado eine chriſtliche Statthalterſchaft ſeyn wird, liegt wohl nicht mehr fern. Leider bedient man ſich aber auch hier, ebenſo wie auf den molukkiſchen Inſeln, beim Unterricht der Chriſten nur in hochmalayiſcher Sprache abgefaßter Bücher, von deren Inhalt die Oran-Menado — weil ſie dieſer Sprache nicht mächtig ſind — ſehr wenig verſtehen; allein deſſen ungeachtet findet man unter ihnen viele gute und beſſere Chriſten wie unter den Miſchlingen auf den Sunda-Inſeln. Während die Menados auch keineswegs ſo hochmüthig wie die chriſtlichen Amboineſen, Bandaneſen und Ternatanen ſind, gleichen ſie den Javanen an Gutmüthigkeit, obſchon ſie weder vor den europäiſchen Herren noch vor ihren Häuptlingen eine ſo knechtiſche Furcht zeigen wie dieß bei den Javanen der Fall iſt. Auch ſind die Menados nicht rauf- und raubſüchtig wie die Bugis, Makaſſaren und andere Völkerſchaften auf Celebes. An dem bei dieſen Völkerſchaften ſo ſehr beliebten Opiumrauchen finden ſie ebenfalls keinen Geſchmack; dahingegen ſind ſie große Verehrer von rothem und weißem Palmwein (Sagowier), den Menado von beſter Qualität und in Menge erzeugt. Friſch, wie er aus den oben unter der Krone angebohrten Palmbäumen gewonnen wird, hat dieſer Wein einen zuckerſüßen und gewürzhaften, einige Stunden ſpäter einen weinſäuerlichen Geſchmack und iſt berauſchend; den darauffolgenden Tag ſchmeckt er eſſigſauer. Schon der Umſtand daß man ſich bei den Menados unter einem Volk befindet das den Genuß des Palmweins dem des Opiumrauchs vorzieht, hat für uns Europäer viel anziehendes, während die hellere (meiſt erbſengelbe) Hautfarbe dieſer Leute unſerm Geſchmack auch beſſer entſpricht, wie der braune Teint der Javanen und Malayen. Nichtsdeſtoweniger bemerkt man auch mit Wohlgefallen daß die menado'ſchen Damen durch regelmäßigere Geſichtsformen vor den malayiſchen, und manche derſelben ſogar durch röthliche Wangen vor den hier heimiſchen Frauen kaukaſiſcher Race ſich auszeichnen. Bekanntlich werden rothe Wangen bei den hieſigen weißen Damen nur mit Schminke erzielt. Freilich trägt das angenehmere Aeußere wodurch die menado'ſchen ſich vor vielen anderen Damen im niederländiſchen Indien auszeichnen, häufig viel zu ihrer Demoraliſation bei, weil die zu Kema und Menado (Hafenplätze in der Reſidentie Menado) ankommenden Europäer — faſt ſämmtlich Seeleute und Militärs — ſich die Verführung der menado'ſchen Schönen ſehr angelegen ſeyn laſſen.

Von menado'ſchen Baumfrüchten ſind namentlich Kaffee und Cacao als Exporte zu erwähnen; erſterer iſt Ausfuhrartikel des Gouvernements von Batavia, und geht daher über Java nach den Niederlanden; letzterer wird meiſt nach den Philippinen verſchifft. Die Agricultur der Menados liefert Reis, Mais, Zuckerrohr und Gemüſe, wobei indeß ſehr auffallend iſt daß ſich dieſe Leute zur Bearbeitung ihrer Felder nur der Patjol (Hacke) und ihrer eigenen, nicht aber der Pflüge nebſt den Rinder- oder Pferdekräften bedienen.

---

[1] Nach holländiſcher Geographie liegt die Reſidentie Menado auf den Molukken, wie uns denn die Holländer auch belehren daß die Colonie Surinam eine weſtindiſche Volkspflanzung iſt. Der zu Parimaribo in Guiana reſidirende Landvogt wird Gouverneur van de weſtindiſche volksplantingen genannt.

Digitized by Google

Ziegen, Schweine, Pferde und Sapi (Javarinder) beſitzen die Menados in Menge, wie es ihren Waldungen auch an Wild, namentlich an Hirſchen nicht fehlt; wie die Hühnerzucht in den Kompongs iſt der Fiſchfang am Strande ergiebig. Bei einem ſolchen Ueberfluß an Fleiſch kann man nun freilich ſein Befremden nicht bergen, wenn man vernimmt daß die Menados auch häufig noch Hunde mäſten und ſchlachten, nur um ſich den Genuß des Hundefleiſches nicht verſagen zu wollen. Die Kleidertracht der Bewohner iſt dieſelbe wie die der farbigen Chriſten zu Ternate, Banda und Amboina, nur daß man zu Menado ſehr wenige nach europäiſcher Mode gekleidete Frauen antrifft. Eine Sitte die noch aus heidniſcher Vorzeit den Menados verblieben, iſt die daß der Brautbewerber einen Brautſchatz (jedoch nur ſelten die Summe von 45 Gulden überſteigend) an die Familie ſeiner Geliebten zu entrichten hat.

Die Bekehrung der Eingebornen auf dem nordöſtlichen Theil von Celebes iſt aber für die Herrſchaft der Holländer auf dieſer Inſel wichtig, denn während in den mohammedaniſchen Reichen dieſes Eilandes die Befehle dieſer europäiſchen Herren wenig reſpectirt werden, und der Weiße ſtets Gefahr läuft daſelbſt beraubt oder ermordet zu werden (dieß iſt ſelbſt noch oft in und bei Makaſſar der Fall), hat man ſolche Unbilden unter den Menados nicht zu fürchten. Die Garniſon in der Statthalterſchaft Menado iſt nur 20—30 Mann ſtark und wird von einem Lieutenant befehligt, auch befindet ſich ein Officier van Gezondheit (Militärarzt) bei derſelben.

Ein engliſcher Ball in der Präſidentſchaft Bombay.

Viscounteß Falkland, welche im Jahr 1848 ihren zum Statthalter von Bombay ernannten Gemahl nach Indien begleitete, hat in London ein zweibändiges Reiſewerk erſcheinen laſſen; es führt den Titel: „Chow-Chow; being Selections from a Journal kept in India, Egypt and Syria,“ und ſchildert in abgeriſſenen Scenen ihre Reiſe-Eindrücke, die, wenn ſie auch nichts auffallendes an ſich haben, doch immerhin eine angenehme und unterhaltende Lectüre bilden. Wir theilen unſern Leſern daraus die Schilderung eines engliſchen Balles in Indien mit. „Bei einer denkwürdigen Gelegenheit, ſagt die vornehme Schriftſtellerin, als es ungewöhnlich heftig geregnet hatte, die Straßen überfluthet und die Flüſſe ſo hoch geſtiegen waren, daß ihre Gewäſſer nicht nur die Gärten, ſondern auch die Bungalows überſchwemmten, fand in Dapuri ein Ball ſtatt. Es macht den Eingebornen Freude wenn ſie zu einem, wie ſie ſagen, „Europäiſchen Natſch“ eingeladen werden, und an dieſem Abend kamen zwei Emire von Sindh auf den Ball; ſie wohnen, ſeit ihnen ihr Land entriſſen iſt, in Puna. Einer derſelben war ein ältlicher Mann mit ſchneeweißem Bart, der andere ein junger Mann mit ſchwarzem Bart. Ihre Kleidung war maleriſch — der erſtere trug volle rothſeidene Pumphoſen und ein langes weißes Kleid, über welchem ein goldverbrämter Carmeſin-Pelz hieng. Der jüngere hatte eine ähnliche Tracht, mit dem Unterſchied jedoch daß er eine reich mit Goldſpitzen verzierte grüntuchene Jacke trug. Beide hatten rothe Mützen quer über dem Kopfe, ſehr ähnlich der eines Lanciers, und ungemein ſchöne Säbel. Nachdem ſie den Statthalter gegrüßt, giengen ſie feierlichen und ſtattlichen Schrittes auf ein für ſie hergerichtetes Sopha zu; der ältere ſetzte ſich mit unterſchlagenen Beinen, die Pantoffeln auf dem Boden laſſend, auf daſſelbe nieder, während der jüngere ſich bereit machte um die „Natſch“ in ſehr ſonderbarer Stellung, mit faſt bis zur Naſe heraufgezogenen Knieen daſitzend, mit anzuſehen. Ich meinte, er hätte eine ſchicklichere Stellung wählen können. Ihre Diener ſtanden hinter dem Sopha, mit kleinen Hand-Punkas (Handfächern), welche ſie über den Köpfen ihrer Herren in beſtändiger Bewegung erhielten. Bei ihren morgenländiſchen Begriffen muß ihnen das Polken und Walzen ſehr ſonderbar vorgekommen ſeyn, und ſie betrachteten die Tanzenden mit weit geöffneten, verwunderten Augen. Dieß ſetzte mich nicht in Erſtaunen, denn das Tanzen auf einem engliſchen Ball geht nicht mit jener Würde und Ruhe vor ſich welche ein „Natſch-Mädchen“ in einem Durbar an den Tag legt. Nachdem der Regen aufgehört hatte, flogen eine Menge Blaſenmücken in den Saal, und es folgte eine Scene die ich nie vergeſſen werde. Dieſe Inſecten laſſen ſich oft auf Menſchen nieder ohne daß man deſſen gewahr wird, und wenn jemand unwiſſentlich eines dieſer Thierchen auf Geſicht oder Hals zerdrückt, ſo entſteht augenblicklich eine Blaſe, welche großen Schmerz und Unannehmlichkeit verurſacht. An dieſem Abend hatte ſich ein ganzer Schwarm ſolcher Fliegen hereingedrängt. Einige dieſer kleinen Quälgeiſter ſteckten ſich in die Falbeln, verbargen ſich in Schleierfalten, machten Beſuche in den geheimnißvollen Schlupfwinkeln der Kleidereinfaſſungen; einige krochen die Aermel der Herren hinauf, andere verbargen ſich in einem Dſchungel von Backenbart, und es hatte etwas eigenthümlich anziehendes, wenn man ſah wie ſich ſolche Inſecten auf einem Kahlkopf feſtſetzten, und dann der Eigenthümer, wenn er ſie entfernen wollte, eine Menge Blaſen an Hand oder Kopf, oder an beiden zugleich, bekam. Man hörte den ganzen Abend hindurch kaum mehr ein anderes Wort als: „Erlauben Sie mir, mein Herr, Ihnen dieſe Blaſenfliege wegzunehmen, die ſich in Ihrem Halstuch verſteckt;“ oder „Geſtatten Sie mir, Madame, dieß da von Ihrem Arm wegzuthun.“ Alles dieß aber brachte die Tänzer nicht außer Faſſung: ſie polkten und walzten über Myriaden von Inſecten dahin, welche durch das weiße Bodentuch angezogen worden waren, und es am Schluſſe des Ballabends mit ihren verſtümmelten Leichnamen vollſtändig überfärbt hatten.“

Dr. Bleek über die Religion der Zulu-Kaffern.

(Aus einem Briefe an Dr. M. Haug. dd. Entumeni, Zululand, Südafrika, 29 Mai 1856.)

— Du möchteſt gern etwas über die Zulus, unter denen wir leben, hören. Dieß iſt ein Capitel, an dem ich nicht weiß wo zu beginnen. Vielleicht intereſſiren dich noch am meiſten ein paar Bemerkungen über die Zulureligion. Ihre Offenbarung beſteht in den Inhlamon. Das Wort heißt urſprünglich Beere, Kern, hat dann aber auch die Bedeutung von Abtheilung, Capitel. Den Inhlamon zufolge hat am Anfang Umkulunkulu die Menſchen

Digitized by Google

erſchaffen (wa-dabula abuntu oder wa-veza abuntu), ebenſo die Rinder, Ziegen, Schafe, Hunde und überhaupt alle Dinge. Umkulunkulu ließ alles hervorgehen ohlanga, d. h. aus dem Rohr, was urſprünglich Anfang bedeuten ſoll, nun aber von den Zulus eigentlich gefaßt wird. Dann ſprach Umkulunkulu zu dem Chamäleon (unoaba): Gehe hin und ſage den Menſchen daß ſie nicht ſterben ſollen. Dann ſchickte Umkulunkulu das Intulo, eine Art Eidechſe, den Menſchen zu ſagen daß ſie ſterben müſſen, alle Menſchen und alle Thiere. Dieß iſt die Grundſage. Umkulunkulu iſt den Zulus die letzte Urſache aller Dinge; alle ihre Einrichtungen, Sitten, Gebräuche, ihre leibliche und geiſtige Beſchaffenheit rührt von Umkulunkulu her. Sie ſagen z. B.: es ſagte Umkulunkulu, die Männer ſollen die Weiber ſchlagen welche ſündigen; ferner: die Weiber ſollen gekauft werden für Rindvieh von dem Vater. Ueberhaupt der ganze ſociale Codex der Kaffern iſt wie ihre Ohren und Naſen durch Anordnung von Umkulunkulu beſtimmt. Umkulunkulu wird übrigens trotz alledem von den Zulus ſo gut wie gar nicht verehrt. Gebete und Opfer werden an die a mahlozi gerichtet. Dieß ſind die Geiſter der verſtorbenen Häupter der Familie oder des Stammes, die ihre Erſcheinung auf Erden in der Geſtalt von Schlangen (imnyoka, einer unſchuldigen Art von Hausſchlangen) machen. Ihnen werden zur Verſöhnung Opfer dargebracht, und wenn ein Unglück die Zulus befällt, ſo hat es der Ihlozi geſchickt, den man erzürnt hatte. Paſſirt ihnen etwas gutes, ſo danken ſie dem Ihlozi, der ihnen gnädig geweſen, und preiſen ihn. Ein religiöſer Zulu wird bei jedem Nieſen ein Gebet an den Ihlozi richten. Ich kann hier nicht alle Gelegenheiten aufzählen, bei denen den Mahlozi Opfer gebracht werden von Rindern oder Ziegen, und alle die Ceremonien beſchreiben, die dabei, beſonders bei großen Feſten, beobachtet werden. Der Ihlozi wird erwartet an dem Opfer Theil zu nehmen, indem er von einem im Hintergrund der Hütte aufgehangenen Stücke zehrt. Sie haben Erſcheinungen von den Mahlozi in der Geſtalt von Schlangen. So ſtritten ſich vor einigen Jahren ein Paar dieſer Schlangen im königlichen Kraale. Die Weiſen des Landes erklärten daß es die Geiſter Tſhaka's und Dingani's, der Brüder und Vorgänger Mpanda's ſeyen, die ſich auch nach dem Tode noch bekämpften. Darauf ordnete Mpanda an, den Ihlozi, den man als Dingani zu erkennen glaubte, zu ergreifen und zu tödten. Dieß war eigentlich eine unerhörte, ja bis dahin unter den Zulus wohl unerdachte Freveltat; aber was der König thut, muß immer recht ſeyn. So wurde die Schlange ergriffen und getödtet. Nach einiger Zeit zeigte ſich aber an einem andern Orte wiederum eine Schlange, in der die Weiſen wieder Dingani erkannten. Auch ſie wurde verbrannt und die Aſche verſtreut. Aber noch einmal zeigte ſich Dingani, und noch einmal verbrannt fand er ſich wieder, bis endlich der König daran verzweifelte Dingani zerſtören zu können und nun das Schlangenbrennen aufgegeben hat. Mpanda iſt hiedurch im ganzen Lande zum Gelächter geworden. Seitdem ſagen viele: „wie konnte Mpanda denken einen Ihlozi zu zerſtören? Die Schlange kann er freilich tödten, aber der Ihlozi entflieht und nimmt eine andere Geſtalt an; der Ihlozi iſt ja unſterblich.“ Früher hatten namentlich die roheren Gemüther wohl nicht an eine Unterſcheidung zwiſchen Ihlozi und der Schlangengeſtalt (innyoka) gedacht. Dieß iſt eine neue Phaſe in ihrer Dogmengeſchichte. — Der Titel des Zulufürſten iſt: „Schöpfer der Welt,“ und es glauben viele Leute im Zululande wirklich daß Mpanda die Welt erſchaffen habe. Es gibt in der Zulumythologie noch eine Perſon, die ſehr wenig hervortretend iſt, u Condo, über die ich vielleicht ſpäter genaueres erfahren kann. (Zeitſchrift der deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft.)

Miscellen.

Tod des Urbilds Onkel Tom. Das Indianopolis-Journal meldet den am Sonntag, den 28 Jun., in Indianopolis erfolgten Tod Thomas Magruders, eines etwa 110 Jahre alten Negers. Man hält ihn für denjenigen welcher der Beecher-Stowe'ſchen Novelle „Onkel Toms Hütte“ Namen und leitende Charakterzüge gab. Dieſe Vermuthung gründet ſich auf das Zuſammentreffen von Namen und Charakter und auf die Thatſache, ſagt obengenanntes Tagblatt, „daß Henry Ward Beecher, während ſeines Aufenthalts in Indianopolis ein beſtändiger Beſucher Onkel Toms, mit ſeiner Lebensgeſchichte genauer bekannt und ein aufrichtiger Bewunderer ſeiner Tugenden war. Wie man uns ſagte, hat Mrs. Stowe ſelbſt zuweilen den alten Mann beſucht. „Onkel Toms Hütte“ war überdieß der Name welchen ſeine Bekannten der Wohnung dieſes Negers beilegten, und lange vor der Verewigung deſſelben durch Mrs. Stowe eine übliche Benennung. Jedenfalls wiſſen wir daß alle Freunde der Mrs. Stowe und ihres Bruders in Indianopolis die Ueberzeugung hegen daß Alt-Onkel-Tom das Original des Helden der Hütte, oder wenigſtens die Veranlaſſung dazu war.“

*

Mittheilung künſtlicher Gerüche an geruchloſe Pflanzen. Ein Blumenfreund in Aricia hat, wie eine Mittheilung im Emporio Italiano beſagt, Verſuche angeſtellt um geruchloſen Pflanzen künſtliche Wohlgerüche mitzutheilen. Seine Bemühungen wurden von vollſtändigem Erfolg gekrönt; er erzielte dieſes Reſultat dadurch daß er die Wurzeln der Blumen mit wohlriechendem Dünger überdeckte. Mittelſt eines Abſuds von Roſen z. B. hat er dem Rhododendron den vollkommenen Geruch der Roſe gegeben. Zur Sicherung des Erfolgs indeſſen ſollten ſchon die Samen der Pflanze welcher man einen ſolchen Wohlgeruch mittheilen will, auf dieſe Art behandelt werden. Man tauche ſie daher zwei oder drei Tage lang in eine beliebige Eſſenz, trockne ſie dann im Schatten, und ſäe ſie bald darauf. Dieſes Verfahren ſoll denjenigen Pflanzen welche bisher keinerlei Geruch hatten einen Wohlgeruch geben. Wird es jedoch erforderlich einen der Pflanze natürlichen Wohlgeruch durch einen andern zu erſetzen, ſo muß man die Menge der Eſſenz verdoppeln oder verdreifachen, und außer der Zubereitung des Samens wird auch die Aenderung der Nahrungsſtoffe der Pflanzen nicht am unrechten Platze ſeyn. Um den Wohlgeruch dauernd an die Pflanze zu heften, muß man die Befeuchtung mit der wohlriechenden Subſtanz mehrere Tage hindurch während des Frühlings, zwei oder drei Jahre hintereinander, wiederholen. Auch läßt ſich nach dem Willen des Gärtners jeder Pflanze oder jedem Baum Wohlgeruch mittheilen, wenn man von der einen Seite des Stengels oder Stamms bis zur andern, oder durch die Wurzeln, eine Oeffnung bohrt, und die wohlriechenden Ingredientien in dieſe Oeffnung hineingießt.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 32. 7 August 1857.

Ueber einige Räthsel des Fixsternhimmels.

(Aus Chambers's Journal.)

Wenn man die entfernten Regionen des Himmelsgewölbes mittelst sehr kraftvoller Teleskopen einer genauen Beobachtung unterzieht, so entdeckt man über dasselbe zerstreut Miniatur-Sternsysteme, deren einige nur wie winzige Flecken einer schwachen Wolke aussehen, weil das Collectivlicht dieser blinkenden Heerschaar, der ungeheuren Entfernung wegen, fast bis zum Verschwinden abgeblaßt ist; andere dagegen haben besondere, auf ihren Scheiben in verschiedener Weise punktirte und getüpfelte Sternpunkte, so daß sie individuelle und charakteristische Formen annehmen, welche stets sogleich erkannt werden können, so oft die Astronomen auf sie stoßen.

Unter diesen individualisirteren Sternsystemen des entfernten Firmaments befinden sich etwa zwölf oder vierzehn, welche, wegen des Verstands der aus ihren Gesichtszügen strahlt, ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Eine Familien-Aehnlichkeit zeigt sich bei allen Mitgliedern dieser Gruppe, indem die Grundidee der Physiognomie eine spiralförmig gewundene Ordnung der Lichtstreifen ist, mit funkelnden, in der Mitte concentrirten und von den äußern Extremitäten der Spirallinien abhängenden Kugeln. Sie haben fast ganz das Ansehen als wären sie etwa im Wirbel sich drehende Feuerwerke gewesen, deren Funken plötzlich, und mitten im Fluge, in unauslöschliche Licht-Versteinerungen fixirt wurden. Einige dieser Stern-Räder sieht man in voller Scheibe, alle ihre Zusammenwickelungen stehen offen vor dem Auge, gerade wie es der Fall ist wenn man eine Nautilus-Muschel im zerlegten Zustand und vom Rand aus betrachtet; andere sind zu drei Viertheilen voll, und wieder andere zeigen nur das Profil, und die Rollen ziehen sich seitwärts von dem Beobachter. Die Wissenschaft ist der Geschicklichkeit und der Ausdauer Lord Rosse's für die Kenntnisse welche sie von diesen eigenthümlichen Gegenständen besitzt, zu hohem Dank verpflichtet. Die vortrefflichen Instrumente dieses erlauchten Beobachters brachten uns diese Sternmuscheln aus der Tiefe des Himmels zuerst zur Anschauung.

Bei diesen spiralförmigen Stern-Systemen ist die gerollte oder gewundene Ordnung so klar und vollständig, daß über die eigenthümliche, die herrschende Wirksamkeit irgend einer besondern Kraft ausdrückende Gestalt kein Zweifel herrschen kann. Die Spirallinien dieser Stern-Miniaturen erklären den thätigen Einfluß irgend einer aufrollenden Kraft eben so sehr, wie die feurigen Wirbel des Katharinen-Rads andeuten daß der funkensprühende Körper in rascher Umdrehung begriffen ist. Daher folgten der Entdeckung der gerollten Nebelflecken durch Lord Rosse sehr bald Speculationen der wißbegierigen Philosophie in Betreff der Kräfte die sich wahrscheinlich im Innern dieser Rollen befänden. Wissenschaftliche Männer stellen nun dringend die Frage auf: „Welche Bedeutung können diese geheimnißvollen hieroglyphischen Inschriften des Himmels haben? Auf welche Vorgänge in der Natur weisen diese gedrehten und gewundenen Charaktere hin?

Die Flügel einer Windmühle drehen sich herum, weil ihre Windfänge seitwärts gedrückt werden, wenn der Wind auf dieselben weht. Nun aber stelle man sich der Deutlichkeit halber vor daß der Wind auf die Schaufeln bläst, und denke sich ferner daß die Flügel mittelst einer, auf die innerhalb befindliche Centralspindel wirkenden, Maschinerie in wirbelnde Bewegung gesetzt werden, gerade wie die Blätter der Schraube am Hintertheil des Schraubendampfers durch die Spindel in Wirbelbewegung gelangen. Dann würden sie, so wie sie sich drehten, Widerstand finden durch den Wind, und müßten die Strömungen desselben aus ihrem Wege schaffen, wie die Blätter der Dampfschraube durch ihre Umdrehung die Wasserströmungen rückwärts treiben. Den Flügeln der Windmühle würde es bei dieser Voraussetzung hauptsächlich darum gelingen die Luft aus ihrem Wege zu schaffen, weil ihr Sparrwerk aus hartem, unbiegsamem Bauholz gemacht war. Wäre es aber aus nachgiebigem Fischbein oder Gummielasticum verfertigt, statt aus starrem Bauholz, wie würde dann die Sache stehen? Die elastischen Rippen der Flügel würden bis zu einem gewissen Grad dem Widerstand, den sie erfahren, weichen, und sich davor biegen, wie das Fischbeingestell eines Regenschirms sich bei einem heftigen Windstoß krümmt. Die in Umlauf befindlichen Mühlenflügel würden dann, wenn man sie von einiger Entfernung sieht, aufhören einem sich drehenden Kreuz zu gleichen, und dafür das Aussehen zusammengewickelter, auf ihren Mittelpunkten umlaufender Spirallinien annehmen. Sie würden in der That das allgemeine Ansehen gewinnen wie die aufgerollten Nebelflecken der Stern-Systeme, welche durch die Forschungen Lord Rosse's ans Tageslicht gebracht

Digitized by Google

worden ſind. Für dieſes alſo möchten viele Naturforſcher dieſe zuſammengerollten Objecte halten. Sie glauben, dieſelben ſeyen Flügel welche ſich umdrehen, und deren Skelette und Rippen beſtünden aus einer nachgebenden Maſſe, nicht aus ſtarrem Material, ſo daß die ſtrahlenden Arme ſich zu ſpiralförmigen Curven umbiegen, wenn ſie, inmitten einer Widerſtandskraft welche ihrer Bewegung hemmend in den Weg tritt, wirbelnd herumgedreht werden.

Schon an der Schwelle dieſer Erklärung tritt uns eine ſcheinbare Schwierigkeit entgegen, welche auf den erſten Blick ihre Principien auf ungünſtige Weiſe berührt; man kann die Drehflügel einer Windmühle in ihrem Rundgang ſehen; man kann ihre Bewegung mit dem Auge verfolgen; allein man kann in den Sternen-Rollen keine Bewegung entdecken; keine derſelben hat mit der Zeit, in welcher man ſie zum erſtenmal beobachtete, bis jetzt merkbar die Stellung ihrer ſpiralförmig gekrümmten Arme verändert. Sie ſieht man nicht ſich herumbewegen. Bei weiterer Betrachtung beſeitigt ſich indeß dieſes Hinderniß leicht von ſelbſt. Wenn ein Beobachter nahe bei einer Windmühle ſteht, fliegen die Enden der Drehflügel mit ſchrecklichem Ungeſtüm und Eilfertigkeit an ſeinen Augen vorbei; entfernt er ſich dann aber allgemach von der Mühle, ſo wird er bemerken daß ſich die Flügel immer ſachter zu bewegen ſcheinen, obgleich in der That die Schnelligkeit ihrer Bewegung in keiner Weiſe verändert iſt. Dieſer Erfahrung gegenüber gelangt man bald zur Erkenntniß daß die Exiſtenz derartiger gewaltiger Mühlenflügel durchaus im Reiche der Möglichkeit liegt, und daß, obgleich ihre Enden mit faſt unbegreiflicher Schnelligkeit vorüberfliegen, ſie nichtsdeſtoweniger von einer Entfernung aus geſehen werden können, in welcher der Umdrehungsfortſchritt während des auf die Beobachtung zu verwendenden kurzen Zeitraums dem Auge wahrnehmbar zu ſeyn aufhört. Wenn die Sternrollen ſpiralförmige Drehflügel ſind, ſo iſt es einleuchtend daß ſie wirklich in dieſe Kategorie, und in keine andere, gehören. Es iſt bekannt daß ſich ihre erſtaunlichen Formen durch Entfernungen erſtrecken welche das Licht in Tauſenden von Jahren nicht durchwandern konnte, obgleich es ſich in einer Secunde ſechsmal um die Erde bewegt, und daß ſonach, wenn die äußern Extremitäten ihrer Spirallinien mit einer Geſchwindigkeit vorwärts getrieben würden welche vielmal größer wäre als diejenige mit der die eiſerne Kugel aus der Mündung der Kanone fliegt, dieſe Geſchwindigkeit nichtsdeſtoweniger gänzlich unwahrnehmbar wäre für Beobachter welche ſie von Minute zu Minute und von Tag zu Tag im Auge behielten. Die Kreiſe durch welche dieſe himmliſchen Mühlenflügel ihren Rundlauf machen, müſſen ſo ungeheuer ſeyn, daß ſie dieſelben, wie groß auch immer die Schnelligkeit ihrer Bewegung ſeyn mag, nur in Tauſenden und Tauſenden von Jahren durchlaufen können. Bei einem ſolchen Zuſtande der Dinge iſt es offenbar daß das kurze Leben eines Menſchen nicht ausreicht um auch nur eine Andeutung von dem mächtigen Fortſchritt dieſer Geſtirne wahrnehmen zu können. Ihr faſt unendlicher Gang muß nothwendigerweiſe dem endlichen Sinne, der nur wenige kurze Jahre dauert, gänzlich entgehen.

Nachdem nun dieſe gewichtige Schwierigkeit beſeitigt iſt, erheben ſich drei andere ſehr belangreiche Betrachtungen: Welches iſt die Natur der Bewegung wodurch dieſe rieſenhaften Mühlenflügel des Fixſternhimmels in ihren Rundlauf verſetzt werden? Welches iſt der Charakter des Widerſtandes der ihre ungeheuren Arme krümmt? Und woraus beſtehen dieſe Arme, daß ſie ſtark genug ſind zuſammen zu halten, und doch biegſam genug um dem Druck nachzugeben? Wir müſſen wiſſen woraus jene firmamentlichen Mühlenflügel gemacht ſind, warum ſie ſpiralförmig gebogen ſind, und warum ſie ſich im Wirbel herumdrehen.

Der geradeſte Weg zur Löſung dieſer Fragen liegt uns viel näher als die entfernten Regionen, in welchen jene ſonderbaren Objecte ihre Stelle gefunden haben. Man wende ſeine Aufmerkſamkeit einen Augenblick wieder der Erde zu — was iſt dieſer Körper? Er iſt nicht nur ſehr groß, ſondern auch ſehr ſchwer. Man nehme eine Million Tonnen von irgend einer feſten Subſtanz, z. B. Eiſenerz — d. h. ſo viele Tonnen als man in eilf und einem halben Tage zählen könnte, wenn man in jeder Secunde Eine Tonne abrechnen würde — ſtelle ſie alle auf einen Haufen, mache dann eine Million ſolcher Haufen, und werfe ſie als eine Billion Tonnen zuſammen. Hierauf bilde man ſo viele Billion-Haufen als einzelne Tonnen im Klumpen ſind, füge den vierten Theil davon noch hinzu, und rolle das Ganze in eine Kugel auf — und man wird, was die Maſſenhaftigkeit betrifft, die Erde haben. Die Erdkugel wiegt $1\frac{1}{4}$ Billion Tonnen!

Wie aber wird dieſer ſchwere Ball im Raume gehalten? Wo iſt der Pfeiler auf welchem ſeine ungeheure Maſſe ruht? oder wo ſind die Ketten an welchen er hängt. Man gehe rund um die ganze Erde von Oſten nach Weſten, und vom Norden nach Süden, und man wird nirgend eine materielle Stütze ſehen. Alles iſt Durchſichtigkeit und Leere, bis das Auge die weit entfernten Himmelskörper erreicht welche am tiefſten Grunde des Firmaments erglänzen. Die Erde iſt eine Inſel der Materie in dem Ocean der Unermeßlichkeit, und wird nur von Wellen eines ungreiflichen und unzuſammenhängenden, an ihren Küſten ſich brechenden Aethers beſpült.

Wie ſich alſo vorausſetzen läßt, fällt dieſe ſchwere Kugel, da ſie im Raum keine Stütze beſitzt, durch denſelben, und ſchießt fort und immer fort, und ewig fort, mit furchtbarem Ungeſtüm. Die Schnelligkeit ihrer Bewegung iſt ſechzigmal ſo groß als die einer aus einem Gewehr abgeſchoſſenen Kugel; neunzigmal ſo groß als die Geſchwindigkeit des Schalls, und eilftauſendmal ſo groß als die Schnelligkeit eines Eiſenbahn-Eilzugs! Die Erde bewegt ſich auf ihrer Bahn mit der erſtaunlichen Schnelligkeit von nahezu achtundſechzigtauſend Meilen in der Stunde.

Allein wohin fällt die Erde? Nach welchem Punkte ſtrebt ihre reißend ſchnelle Bewegung? Das ihr inwohnende Bewegungsſtreben iſt nach dem nächſten ſehr großen ſubſtantiellen Körper gerichtet, der als ihr nächſter Nachbar draußen im Raume liegt. Sie ſucht auf dieſen benachbarten Körper zu fallen, wie ein Stein ſtets auf ſie ſelbſt zu fallen ſtrebt, wenn er von der Erdoberfläche in die Höhe geſchleudert wird. Das ſchöpferiſche Werde welches die Ordnung in der Natur herſtellte, hat die Einrichtung getroffen daß alle ſchweren Körper wie Magnete aufeinander wirken. Jeder zieht alle andern an ſich, und wird von ihnen angezogen. Wenn man eine Anzahl ſchwerer Körper, wie die Erde, gleichzeitig in verſchiedene Lagen im Raum niederlegte, und dann, ohne alle äußere Controle dort ließe, ſo würden ſie unter dem Einfluß dieſer magnetartigen Anziehungskraft alsbald aufeinander ſtürzen.

Digitized by Google

Der nächſte ſehr große ſubſtantielle Körper der im Raume draußen liegt, als Thürnachbar der Erde, iſt die Sonne. Dieſer Nachbar iſt in der That eine ſehr große Kugel; er hat in ſich ſelbſt eine Maſſe welche gleich iſt anderthalb Millionen Erden, und ſpielt ſonach für ſeinen irdiſchen Begleiter die Rolle eines verhältnißmäßig mächtigen Magnets. Wäre die Erde dieſem mächtigen Magnet überlaſſen, ſo würde ſie nothwendigerweiſe zur Sonne gezogen, und nach einem Eilflug weniger Stunden daſelbſt feſtgehalten werden. Sie iſt indeß der Anziehungskraft der Sonne nicht überlaſſen, denn ſie wurde in der Zeiten Anfang ſo zu ſagen in den Raum *geworfen*, und nicht darin niedergeſetzt, und ſie ward in ſolcher Richtung geworfen daß ihr eigener Bewegungsanſtoß ſie nicht *gegen* die Sonne, ſondern *quer über die Richtung* führte, in welche die Sonne ſogleich ſie trieb. Die Folge war daß ſie bei ihrer Bewegung weder die Linie einhielt in der ſie durch die Hand des Schöpfers in den Weltenraum geſchleudert worden, noch auch die Richtung in welche die Sonne ſie trieb, ſondern eine mittlere zwiſchen beiden, oder eine aus beiden zuſammengeſetzte. Auf dieſe Art alſo wird die ſchwere Erde ohne materiellen Stützpunkt in der Schwebe gehalten. Sie fliegt dahin mit der Bewegungskraft mit welcher ihre ungeheure Maſſe urſprünglich in den Raum geſchleudert wurde; indem ſie aber dieß thut, iſt ſie wie durch Stränge an die Anziehungskraft der Sonne gebunden, und muß ſich um die Sonne herumdrehen, wie ein Stein in den Strängen einer Schleuder ſich um den Kopf eines Schleuderers drehen muß. Der Vorwärtsbewegungstrieb der Erde wird durch die Anziehungskraft der Sonne in einen Kreislauf verwandelt. Die ſchwere Erde *fällt in einem Kreiſe um die Sonne herum*, oder, genauer geſprochen, in in einer Ellipſe, die ewig faſt ganz wieder in ſich ſelbſt zurückkehrt.

Auf welchem Pfeiler aber ruht oder hängt ihrerſeits die noch ſchwerere Sonne? Auch die Sonne hängt an nichts. Sie fällt durch den Raum. Mit der von ihr abhängigen Erde fliegt ſie ewig mit einer Schnelligkeit dahin, die ſo groß iſt daß ſie im Lauf eines Jahrs die ungeheure Entfernung von hundertundvierundfünfzig Millionen Meilen durchmißt. Allein indem ſie dieß thut, iſt auch ſie der Anziehungskraft unterworfen, und muß, ſtatt gerade vorwärts zu fliegen, eine Kreisbewegung machen. Sie dreht ſich um Weltkörper herum die ſo groß ſind wie ſie ſelbſt, die aber, der unendlichen Entfernung halber, den menſchlichen Augen nur wie blinkende Sterne erſcheinen.

Was wahr iſt in Betreff der Erde und der Sonne, iſt auch wahr in Bezug auf die andern materiellen Mitglieder des Weltalls. Alle die funkelnden Sterne drehen ſich wie ein Rad durch den Weltenraum, und fliegen vorwärts mit der Bewegungskraft die ihren verſchiedenen Maſſen urſprünglich gegeben worden, dabei aber biegen ſie ſich, unter dem Einfluß der wechſelſeitigen Anziehungskraft, anmuthig um einander. Die Sterne haben im Weltenraum ihre Stütze gerade auf dieſelbe Weiſe wie die Erde und die Sonne: Bewegung und Anziehungskraft halten ſie eben ſo ſicher als wenn ſie in materiellen Ketten hiengen. Die blinkenden Sterne, welche in ſo bunter Miſchung über das nächtliche Firmament hin zerſtreut ſind, ſind durch die Maſchen wechſelſeitiger Anziehungskraft alleſammt in ein feſtes Syſtem verbunden, halten aber die Fäden dieſer Maſchen beſtändig angeſpannt durch ihre gyratoriſchen Kräfte. Sie können nicht auseinander fliegen, weil jeder durch den magnetartigen Halt ſeines Nachbars daran gehindert wird; ſie können nicht zuſammenſtoßen, weil jeder durch einen in ihm ſelbſt liegenden Antrieb großer Kraft einen andern Weg einſchlägt: alſo drehen ſich alle im Kreiſe herum wie die Waſſertropfen in einem gewaltigen Strudel. Wenn irgendein übermenſchlicher Verſtand, befreit von den Beſchränkungen des Raumes und der Zeit, auf der fernen Küſte der Unermeßlichkeit ruhen, und in Betrachtung verſunken auf die funkelnde Brüderſchaar zurückblicken könnte, er würde ſehen wie dieſer Sternenſtrudel das glatte Angeſicht des Firmaments gerade ſo uneben macht, wie der Menſch den glatten Spiegel des Mühlſtrudels durch die Waſſerwirbel uneben gemacht ſieht.

Ebenſo ſieht auch der Aſtronom, wenn er mit Hülfe des Teleſkops in den ihn umgebenden Raum hinausſchaut, Unebenheiten oder Vertiefungen auf der Fläche des Firmaments, die durch Sternen-Wirbel verurſacht werden. Er hat zwar keine Zeit der Bewegung zu folgen, allein er ſieht die Thatſache der Bewegung in der Form des Wirbels. Jene ſpiralförmigen Rollen welche Lord Roſſe entdeckte, ſind im Act der Kreisbewegung erfaßte Sternenwirbel. Die elaſtiſche und biegſame Verbindung welche die Spiralarme zuſammenhält, iſt die magnetartige Anziehungskraft des einen Sterns an den andern; der Widerſtand welcher die Arme in Spirallinien krümmt, iſt das Uebergewicht der magnetartigen Anziehungskraft in der Richtung in welcher die meiſten Sterne gerade concentrirt ſind, und die Bewegung welche den Kreislauf hervorbringt, iſt der Impuls der den Sternen durch die Hand des Schöpfers mitgetheilt worden iſt. Die Sterne in den fernen und äußern Syſtemen, die man jenſeits der äußerſten Gränzen der unmittelbareren Sternengruppe der Erde entdeckte, werden ganz durch dieſelbe Kraft im Raume gehalten wie jene näheren Himmelskörper.

Dieß iſt die Deutung welche die Meiſter der Wiſſenſchaft uns als die richtige Lesart dieſer Stern-Hieroglyphen gaben. Sie ſagen uns daß in jenen ſpiralförmigen Nebelflecken Sterne geſehen werden, die, wie die Bienen beim Schwärmen, in Bündeln übereinanderhängen, und die doch durch die Geſchwindigkeit mit welcher ſie ihre Wirbelbewegung vollziehen, außerhalb einer wirklichen Berührung gehalten werden. Streifen und Knoten von höherem Glanze zeigen ſich überall wo die kreiſenden Sterne eine Zeitlang näher bei einander ſtehen. In den reichen Tiefen des Weltalls gibt es aller Wahrſcheinlichkeit nach Sternenſyſteme von jeglichem Grade der Verſchiedenheit. Bei einigen z. B. drehen ſich die verſchiedenen Weltkörper in concentriſchen Ellipſen um einen gemeinſchaftlichen Focus, wie die Planeten ſich in concentriſchen Bahnen um die Sonne wälzen; bei andern fliegen die Sterne in jeder Richtung, Schicht um Schicht, ſphäriſch geordnet, wie Muſchel hinter Muſchel, vorwärts, und bei noch andern kreiſen tieferliegende untergeordnete Sterne in comprehenſiveren Bahnen, gerade wie die Trabanten ſich um die Planeten, und die Planeten um die Sonne drehen.

Allein daraus folgt keineswegs daß irgend eines dieſer Sternſyſteme einen feſtgeſtellten und unveränderlichen Charakter hat; es ſteht mit dem Plan des cykliſchen Fortſchritts, welcher im Weltall ſo allgemein vorherrſchend zu ſeyn ſcheint daß der jeweilige gegenwärtige Zuſtand derſelben nur eine Figur in einem wirren eine lange Reihe von Veränderungen durchmachenden Tanze iſt, mehr im Einklang daß ſie endlich nach und nach auf ſich ſelbſt zurück-

Digitized by Google

kehren, gerade wie jede veränderte Gestaltung der Planeten und Monde nach verlängerten Zeitläuften sich erneuert. Diese Spiralrollen erscheinen dem Auge in der That als wenn sie ihre Sternströme öffneten. Möglicherweise werden sie sich in Myriaden von Jahrhunderten in hohle Ringe ausgebreitet haben, und dann nach abermals Myriaden von Jahrhunderten in compacte sphärische Bündel verdichtet gefunden werden, um sich ihrerseits abermals in Spirale zu öffnen. Es ist eine sehr merkwürdige Thatsache daß man Hohlring-Sternsysteme und sphärisch compacte Systeme am Firmament unterscheidet, gerade als ob verschiedene Mitglieder einer und derselben Organisation dem Auge in den aufeinanderfolgenden Stufen ihrer fortschreitenden Veränderung gezeigt würden, um dem Menschen für seine Unfähigkeit, den Fortschritt der Veränderung in jedem einzelnen Falle zu verfolgen, Entschädigung zu bieten.

Die Insel Sansibar an der Küste von Ostafrika.

(Von Dr. L. Krapf.)

Was vorerst den Namen „Sansibar" betrifft, so habe ich, wenn ich mich noch recht erinnere, in meiner Beschreibung der Masai- und Wakuafi-Stämme bemerkt, daß die Araber denselben von der herrlichen physischen Beschaffenheit der Insel ableiten, indem sie übersetzen: „San, oder sen-had-el-bar — schön ist dieses Land, das schöne Land." Ich habe aber auch, wenn ich nicht irre, bemerkt daß man das Wort wohl richtiger von „Sangue und bar, Sklavenland, ableitet, als welches die Ostküste Afrika's von dem Aequator bis Bukini (Madagaskar), von den arabischen und indischen Kaufleuten seit vielen Jahrhunderten betrachtet worden ist. Auch mag man bei dieser Ableitung daran denken daß vielleicht der Volksstamm Sandsch oder Dschandsch, von dem sich noch am Sufidschi-Fluß Ueberreste finden, in frühern Zeiten an der ostafrikanischen Küste sehr ausgebreitet war, und daß von diesem Stamm die meisten Sklaven, die nach Arabien, Persien und Indien kamen, bezogen wurden. Das Sandschen- oder Dschandschen-Land wurde somit von den fremden Sklavenhändlern als das Sklavenland bezeichnet, und von den Arabern gieng der Name „Sansibar," womit ein großer Theil der Ostküste Afrika's bezeichnet wurde, auf die Europäer über, welche nach der englischen und französischen Weise Zanzibar schrieben. Daß diese Küste von den Eingebornen „Uzuhael" genannt wird, habe ich schon früher berichtet. Eben so habe ich erwähnt daß die Insel Sansibar (manche Araber sprechen auch Sandschibar und Dschanschibar) in dem Dialekt der Eingebornen „Ungudscha" heißt (was eigentlich „heiß seyn, brennen" bedeutet) — eine Benennung, die an die Insel Mauritius erinnert, welche nach der Erzählung der alten Geographen an der Ostküste Afrika's gelegen seyn soll.

Die Insel Sansibar liegt unter dem 6ten Grad südl. Breite, und ist etwa 6 Stunden von dem festen Land entfernt, das hier eine sehr niedrige Küste hat, die von den Wasegua-Stämmen bewohnt wird. Sansibar dehnt sich etwa 20 Stunden von Norden nach Süden aus; seine größte Breite beträgt 6 bis 7 Stunden. Die Hauptstadt, in welcher der Imam von Maskat residirt und die den Mittelpunkt des ostafrikanischen Handels gegenwärtig bildet, liegt auf der Westseite, und zwar so ziemlich in der Mitte des westlichen Ufers der Insel, wo sich ein geräumiger Seehafen mit einem Ankergrund für Schiffe jeder Art ausbreitet. Die kleinern Schiffe können dem Ufer ziemlich nahe kommen bei einer Tiefe von 6 bis 8 Klaftern. Die größte Tiefe beträgt 26 bis 39 Faden, wie die Seekarte des Capitän Owen zeigt, der von 1822 bis 1826 die ostafrikanischen Gewässer auf Befehl der englischen Regierung untersucht hat.

Die Ufer erheben sich meist unbedeutend über das Meer, und die höchste Höhe der Insel erreicht schwerlich 300 Fuß. Da wo man landet und sich dem Zollhaus der Hauptstadt naht, macht das Seewasser immer mehr Eingriffe in das trockene Land, so daß das Gebäude des englischen Consulats, daß dem Meer am nächsten ist, immer mehr in Gefahr geräth von dem furchtbaren Element zerstört zu werden.

Korallenlager findet man 60 bis 80 Fuß über dem Wasser, was in der That merkwürdig ist, und vermuthen läßt daß die Insel sich entweder durch vulcanische Wirkungen erhoben, oder daß das Meer seine frühere Höhe verloren hat, gegenwärtig aber wieder im Zunehmen begriffen ist, oder es müßte bewiesen werden können daß der Entstehungsgrund und Bildungsproceß der Korallen auch über dem Meer stattfinden könne. Das Innere der Insel gewährt den Anblick von wellenförmigen kleinen Hügeln, deren Abhänge sanft sinken, an deren Ende sich tiefer Morastboden befindet, welchem zur Regenzeit, die vom April bis Junius mit Unterbrechung stattfindet, kleine Flüsse ihr kurzes Daseyn verdanken. Diesem Sumpfboden, in dem das Wasser nach der Regenzeit stagnirt, ist es aber auch zuzuschreiben (in Verbindung mit der Ausdünstung einer üppigen Pflanzenwelt) daß die Gesundheit der Insulaner im Innern stark gefährdet wird, und ein Europäer es daselbst nicht lange aushalten kann.

Der Boden in der Nähe des Ufers ist leicht und sandig, nimmt aber im Innern an Güte zu, daher das Pflanzenleben sich dort sehr reich und üppig gestaltet und die Empfänglichkeit für verschiedene ausländische Gewächse durch den Boden gegeben ist.

Was das Klima von Sansibar betrifft, so muß man, wie schon angedeutet, allerdings sagen daß das Innere der Insel sehr ungesund ist, besonders für einen Europäer. Die Sümpfe, die Kokosbaumwälder und der übrige üppige Pflanzenwachsthum, die Lebensart, die Wohnungen der Einwohner sind die Hauptursachen der Gesundheitsstörungen im Innern der Insel. Besser steht es jedoch in der Hauptstadt, welche zwar sehr niedrig liegt, aber doch frei ist von Kokoswaldungen, üppiger Vegetation und stagnirenden Sümpfen, wiewohl der während der Ebbe offen gelegte Meeresboden im Osten der Stadt gerade keine angenehmen Düfte verbreitet. Man darf annehmen daß von 20 Europäern in einem

Digitized by Google

ordentlichen Jahrgang der dritte Theil dahinſtirbt. Ich habe jedoch auch mehrere Jahrgänge erlebt wo die Hälfte geſtorben iſt. Zu große Anſtrengung im Arbeiten, Schlafen auf dem bloßen Boden, zu lange Ausſetzung der Sonne, beſonders um die Mittagszeit, Bloßſtellung des Kopfes, anhaltendes Wachen und Arbeiten bei Nacht, beſonders aber Unmäßigkeit im Eſſen und Trinken, welche ſich hauptſächlich die Matroſen ſo leicht erlauben, das ſind Urſachen der verſchiedenen Fieber, welche die Europäer oft ſchnell dahin raffen wenn nicht zeitige ärztliche Hülfe angewendet wird, was freilich oft nicht einmal möglich iſt, indem ſich nicht immer ein tüchtiger europäiſcher Arzt [1] auf der Inſel aufhält. Es ereignen ſich oft ſehr tragiſche Fälle. Manchmal hat ein Europäer 4 bis 5 Jahre in Sanſibar gelebt, hat ſich ein bedeutendes Vermögen durch den gewinnreichen Handel erworben, und ſiehe! wenn er eben im Begriff iſt mit guter Gelegenheit nach Europa zurückzukehren und ſeine Errungenſchaft dort zu genießen, ſo erhitzt oder erkältet er ſich, bekommt das Fieber und iſt in kurzem eine Leiche.

Die Hitze iſt ſehr groß und unangenehm wenn kein Wind von irgend einer Seite her weht. Die ſchwülſten und drückendſten Tage und Nächte kommen hauptſächlich vor den Veränderungen der Monſuns oder Paſſatwinde vor. Sind dieſe eingetreten, ſo weht meiſtens von 9 Uhr Morgens an den ganzen Tag ein Wind, der das Leben erträglich und oft ſogar angenehm macht, wenn man anders eine paſſende, dem Wind ausgeſetzte Wohnung hat.

Sanſibar hat oft ſehr ſtarke Regenzeiten, wiewohl man hat bemerken wollen daß, ſeitdem die Kokoswaldungen bedeutend gelichtet worden ſind, die Regen an Stärke abgenommen haben. Während der Regenzeit iſt die Luft feucht, der Himmel immer mit Wolken bedeckt, und Ströme von Regen fließen oft Tag und Nacht. Während meines Aufenthalts in Sanſibar fand ich den Thermometer gewöhnlich zwiſchen 80—88 Grad Fahrenheit, ſelten über 90 im Schatten.

Unter den Krankheiten der Eingebornen ſind vorzüglich zu nennen Fieber, Dyſenterie, Epilepſie, Störungen im Unterleib, Kopfleiden, veneriſche Krankheit u. ſ. w.

Die Bevölkerung der Inſel Sanſibar beſteht aus Arabern, aus Banianen und andern Eingebornen aus Hindoſtan, ferner aus freien Suahelis und Sklaven von der Küſte und dem Innern von Afrika. Die Zahl der Einwohner der ganzen Inſel iſt von einigen Europäern und Amerikanern mit 150,000 Seelen angegeben worden, während einige Große am Hof des Imam ſie auf 300,000 geſtellt haben. Andere Europäer glaubten die ganze Inſel enthalte nicht mehr als 50,000 Seelen, nämlich 20,000 in der Stadt und 30,000 auf dem Lande. Nach meiner Schätzung ſtellen die erſteren die Seelenzahl zu hoch, und die letzteren zu niedrig. Wenn man die Berechnung auf 80 bis 100,000 Seelen ſetzt, wovon etwa 60,000 auf die Stadt und die übrigen auf die Inſel ſich vertheilen, ſo wird man wohl der Wahrheit näher ſeyn. Von dieſer ganzen Seelenzahl ſollen eigentlich nur 8 bis 10,000 wirklich freie Leute ſeyn, während die übrigen dem Sklavenſtand angehören oder überhaupt eine untergeordnete Stellung haben.

Das Innere der Inſel wird bewohnt theils von den Sklaven der Araber (der Imam allein ſoll gegen 4000 Sklaven auf ſeinen Zucker- und Gewürznelkenpflanzungen beſchäftigen), die in der Hauptſtadt wohnen oder in Arabien des Handels wegen ſich aufhalten, theils von freien Suahelis, welche Machädem heißen und als die Aborigines der Inſel zu betrachten ſind. Sie ſollen in 48 Dörfer eingetheilt ſeyn und vom Imam und den Großen am Hofe ziemlich hart behandelt werden, worauf allerdings ſchon der Name „Machädem, Diener, Sklaven," ſchließen läßt. Da ſie nirgends Schutz und Hülfe zur Wahrung ihrer alten Rechte finden können, ſo müſſen ſie eben, obgleich einſt die Herren der Inſel, es ſich gefallen laſſen daß die Araber ſie beinahe wie Sklaven behandeln, trotzdem daß ſie freie Leute ſind. Banianen, Parſis, Radſchputs und andere Einwanderer aus Indien ſind 7 bis 800 in Sanſibar. Ueberhaupt findet man Banianen an allen Hauptorten der Oſtküſte, wo nur einige Ausſicht zu Handel und Gewinn vorhanden iſt. In Barawa, Lamu, Mombas, Tanga, Pemba, Pangani, Killoa u. ſ. w. findet man überall Banianen welche ſich mit dem Kleinhandel befaſſen oder als Agenten von größern Handelshäuſern in Sanſibar figuriren.

Die Europäer und Amerikaner haben auch lieber mit den Banianen zu thun als mit den handelnden Arabern, in welche ſie nicht viel Vertrauen ſetzen. Die Banianen in Sanſibar haben ihre Familien in Indien, wohin ſie ſich von Zeit zu Zeit begeben. An den Küſten des rothen Meers und im ſüdlichen Arabien war es ihnen früher verboten ihre Frauen bei ſich zu haben — ein Verbot das zur Folge hatte daß die Banianen entweder ſich afrikaniſche Sklavinnen verſchafften oder in unnatürliche Laſter hinein geriethen. Iſt ja doch bei den Arabern ſelbſt, ihrer vielen Weiber ungeachtet, Päderaſtie an der Tagesordnung! Im übrigen verharren die Banianen in Sanſibar bei ihren gewohnten indiſchen Sitten und Gebräuchen, in welche der duldſame Imam von Maskat nicht ſtörend eingreift, noch eingreifen darf, da die Banianen als Unterthanen der engliſchen Regierung unter dem Schutz des in Sanſibar allgewaltigen engliſchen Reſidenten ſtehen. Sie enthalten ſich aller berauſchenden Getränke und der Fleiſchkoſt, und leben bloß von Reis, Pflanzenkoſt, Milch und Butter. Ihre Todten verbrennen ſie wie in Indien.

Der Imam ſetzt großes Vertrauen in ſie und hat Banianen als Zolleinnehmer überall an der Küſte und auf der Inſel aufgeſtellt. Ein reicher Baniane aus Bombay hat ſeit einer Reihe von Jahren die Zölle und andere Abgaben in dem ganzen afrikaniſchen Gebiet des Imam gepachtet für die jährliche Summe von 200,000 Conventionsthalern. Natürlich gewinnt er dabei noch eine hübſche Summe für ſich ſelbſt. Kein Wunder wenn der engliſche Conſul in Sanſibar von dieſem Banianen ſagen konnte er ſey wenigſtens 500,000 Pfund Sterling werth. Der Imam kennt den Gewinn wohl, den der Baniane aus ſeinem Pachtweſen zieht, aber er weiß auch daß er mit ſeinen eigenen Unterthanen, den betrügeriſchen Arabern, noch viel weniger auskommen könnte.

Die Bewohner von Sanſibar ſind alle Mohammedaner, die Banianen und Europäer natürlich ausgenommen. Der Mohammedanismus tritt aber in Sanſibar und auf dem Feſtland nicht in

[1] Eingeborne Quackſalber gibt es im Ueberfluß, die ſich für ihre Zaubermittel oder ſonſt unnütze und gefährliche Arzneien gut bezahlen laſſen. So hat z. B. ein ſolcher Afterarzt ſeine Waare angeprieſen, indem er vorgab er habe mit ſeiner Arznei dem Mohammed Ali Paſcha von Aegypten das Leben gerettet.

Digitized by Google

der ſtrengen und fanatiſchen Geſtalt auf wie in Arabien, Perſien und in andern mohammedaniſchen Ländern. Die Urſachen dieſer mildern Geſtalt ſind folgende. Erſtens haben die Mohammedaner, die von Arabien kamen, an der Oſtküſte Afrika's unter dem Aequator nie religionskriegeriſch auftreten können, indem ſie urſprünglich zufrieden ſeyn mußten wenn ihnen von den heidniſchen Einwohnern nur geſtattet wurde Handelsniederlaſſungen zu gründen. Zweitens blieben die mohammedaniſchen Kaufleute und Emigranten in Beziehung auf Handel und Lebensmittel vielfach abhängig von den heidniſchen Volksſtämmen an der Küſte und im Innern. Ein religionskriegeriſches Vorgehen hätte den weltlichen Intereſſen der Mohammedaner ſehr geſchadet, indem die Heiden ſich ins Innere zurückgezogen und von dort aus beſtändige Ueberfälle auf die Küſte gemacht hätten. Drittens hätten die Mohammedaner, wenn ſie die Heidenvölker zum Mohammedanismus bekehrt hätten, ſich die Quelle verſtopft aus der ſie ihre Sklavenausfuhr ſchöpften, da ihnen der Koran verbietet Mohammedaner zu Sklaven zu machen. Viertens hat die reiche Naturfülle der Oſtküſte, welche die Armuth des ſandigen Arabiens vergeſſen machte, die Auswanderer entnervt und ſo das religiöſe Intereſſe zurückgedrängt. Fünftens hat die Unzahl von Sklaven, welche die Mohammedaner an dieſer Küſte ſich verſchafften, einen bedeutenden Einfluß auf ihr Leben, ihre Sitten und Gebräuche ausgeübt, ſo daß ſie ſelbſt zum Theil in das Heidenthum zurückgefallen ſind und daher weder Luſt noch Kraft gewannen religiöſe Eroberungen zu machen. Endlich ſechstens hat die göttliche Vorſehung politiſche Ereigniſſe an der Oſtküſte herbeigeführt, welche dem Fortſchritt des Mohammedanismus hemmend in den Weg traten, als er auf dem Punkte war Afrika von Oſt nach Weſt zu überſchwemmen, wie er einſt verſucht hatte Europa von Spanien aus nach Konſtantinopel zu überfluthen. Während nämlich die Portugieſen, die Afrika umſegelt und von Sanſibar und Malinde aus den Seeweg nach Indien gefunden, und zur Behauptung dieſes Weges Moſambik, Kiloa, Melinde und Barawa an der Oſtküſte in Beſitz genommen hatten, die mohammedaniſche Macht im Zaum hielten, erſchienen unter dem Aequator die wilden Galla, gegen welche die Mohammedaner nichts ausrichten konnten. Ueberhaupt war damals eine große Völkerbewegung im Innern, welche den Beſtrebungen der Mohammedaner an der Küſte nicht günſtig ſeyn konnte. Auch gelang es dieſen nicht der abeſſiniſchen Chriſtenheit ſich zu bemeiſtern, und ſo mißlang der Verſuch, Oſtafrika dem Propheten von Mekka zu unterwerfen. Gegenwärtig iſt der Fanatismus der Mohammedaner an der Oſtküſte durch den Einfluß der europäiſchen Politik, durch die Toleranz des Hofes von Maskat und durch die Sucht der Araber nach irdiſchen Gütern, wozu ihnen der europäiſche Handel Gelegenheit bietet, niedergehalten. Doch kann man noch nicht wiſſen was die Söhne des im vorigen Jahr verſtorbenen liberalen Imam thun werden, die ſich jetzt um die Thronfolge ſtreiten.

Die Hauptſtadt der Inſel Sanſibar liegt, wie oben erwähnt wurde, am weſtlichen Ufer, ungefähr in der Mitte der Inſel. Zur Fluthzeit bildet ſie ein Inſelchen für ſich, iſt aber mit dem Boden der Inſel durch eine Brücke verbunden, welche der Imam aus Korallengeſtein hat erbauen laſſen. Sie iſt etwa 150 Ellen lang, aber ſehr ſchmal, entſpricht jedoch ihrem Zweck in einem Land, in dem der Wagen noch nicht eingeführt iſt. Die Verbindung zwiſchen Stadt und Land iſt wenigſtens offen und geſichert zu allen Zeiten.

Die Straßen der Stadt ſind, wie es in allen orientaliſchen Städten der Fall iſt, ſehr unregelmäßig, eng und ſchmutzig. Ein Europäer ergeht ſich nicht gern in der Stadt, da ſie keine beſonderen Merkwürdigkeiten darbietet, und die verſchiedenen Bazare, auf denen er etwa einige Gegenſtände ſehen oder kaufen möchte, zu ſehr zerſtreut und von einander abgelegen ſind. Wer dem abſcheulichen Geruch einmal ausgeſetzt geweſen iſt, der in der Nähe des Zollhauſes beim Landungsplatz und nahe am Palaſt Seiner Hoheit des Imam die Luft verpeſtet, der muß ſchon von vornherein einen Abſcheu vor dieſer Stadt faſſen. Der üble Geruch wird nämlich verurſacht theils durch die Maſſe von getrockneten, an der Südküſte Arabiens gefangenen und in Sanſibar verkauften Fiſche, die neben dem Zollhauſe in Haufen liegen, theils durch die Excremente der Menſchen, welche die Straßen, beſonders das Ufer in der Nähe des brittiſchen Conſulats, des Zollhauſes und des Palaſtes zum Abtritt machen, ohne daß von einer Straßenpolizei, die überhaupt nicht exiſtirt, Einſprache erhoben würde. Wie unendlich viel hat doch das civiliſirte chriſtliche Europa voraus vor den Ländern des Orients, die ſonſt ſo geprieſen werden.

Die Häuſer in Sanſibar ſind entweder bloße einfache Hütten, die mit Kokosblättern bedeckt ſind, oder viereckige Gebäude, bei denen eine hölzerne, aus dicken Stangen beſtehende, im Boden befeſtigte Mauer von 6 bis 8 Fuß aufgeführt oder aufgerichtet wird, auf der dann ein Dach, ebenfalls aus Stangen zuſammengeſetzt, ſich erhebt, das von drei Pfeilern getragen wird, auf denen eine Querſtange ruht, welche die Dachſparren, wenn man ſo ſagen will, auf beiden Seiten zuſammenhält. Das Dach wird mit Kokosblättern bedeckt. Die beſſern Häuſer, welche von den Banianen, Europäern und reichen Arabern bewohnt werden, ſind aus Stein (Korallen) erbaut nach arabiſchem Styl. Korallenfelſen gibt es genug auf der Inſel und auf einigen benachbarten Inſelchen. Dieſe Steine, die nicht viel bearbeitet zu werden brauchen, geben feſte Mauern, und, wenn gebrannt, einen vorzüglichen Mörtel, den die Suahelis „Tola," die Hindus „Tſchunam" nennen. Nur muß verhütet werden daß kein Seewaſſer unter dieſen Kitt kommt, weil ſonſt die Mauern feucht werden bei feuchter Luft, oder in der Regenzeit, und alſo Hausgeräthe ſehr beſchädigt werden können. Die größern, aus Stein erbauten Häuſer haben gewöhnlich zwei Stockwerke, ſehr dicke Mauern und ein flaches Dach mit Korallen, Tola und Sand waſſerdicht gemacht, und auf Balken von hartem Holz ruhend. Die Zimmer ſind gewöhnlich finſter und machen einen melancholiſchen Eindruck auf einen Europäer, der ſie zum erſtenmal bewohnt. Die arabiſche Bauart bekümmert ſich eben wenig um Licht und Luft und andere Bequemlichkeiten in ihren Häuſern. Da kann man ſehen welchen Einfluß die religiöſen Begriffe und überhaupt die Sitten und Gebräuche auf die mechaniſchen Arbeiten und Geſchicklichkeiten eines Volkes ausüben. Der arabiſche Baumeiſter muß hauptſächlich auf die Unterbringung der vielen Frauen und Sklaven Rückſicht nehmen, und dieſe verlangen mehr die Finſterniß als das Licht in ihren Wohnungen. Will daher ein Europäer dieſe Häuſer bewohnen, ſo muß er viele Veränderungen mit ihnen vornehmen, bis ſie ſeinem Geſchmack und ſeinen Bedürfniſſen entſprechen.

Der Imam hat einen Palaſt in ſeiner Gewürznelkenplantage,

Digitized by Google

zwei Stunden von der Stadt. Ein anderer ſteht eine Stunde von der Stadt an dem Flüßchen Mtóni. Ein dritter Palaſt befindet ſich in der Hauptſtadt ſelbſt, nahe beim Landungsplatz. Vor dem Palaſt ſtehen ein paar Soldaten welche den Eintritt auf höhern Befehl dem Beſuchenden erſt erlauben müſſen, ehe dieſer eine kunſtloſe kleine Treppe aufſteigt und in das Audienzzimmer gelangt, welches etwa 30 Fuß lang und 16 Fuß breit iſt, und hinreichenden Luftzug hat. Der Boden iſt mit Marmorplatten belegt. Auf beiden Seiten des Zimmers ſtehen amerikaniſche Stühle, und in der Mitte hängt ein großer Armleuchter. Die Fenſter der Zimmer im zweiten Stockwerk ſind mit Glas verſehen, und die Zimmer ſelbſt ſind reich ausgeſchmückt mit großen Spiegeln, Tiſchen, Vaſen mit künſtlichen Blumen, Stühlen und Armleuchtern. Nur ſchade daß alles ungeordnet durcheinander ſteht, und Staub die Geräthſchaften allzuſehr bedeckt und beſchädigt — ein Beweis daß die europäiſche Civiliſation eben nur nachgeahmt und noch nicht rationell in dem Palaſt Seiner Hoheit betrieben wird.

Ganz in der Nähe des Palaſtes, der von außen angeſchaut einem europäiſchen Fabrikhauſe gleicht, ſteht das Zollhaus, das eine kleine Mauer von Stein hat, mit einem Mattendach bedeckt iſt, und überhaupt einen armſeligen Anblick darbietet. Nicht weit davon iſt ein altes Caſtell von Stein, das etwa 36 Fuß hoch iſt und 16 Kanonen zählt, welche den Seehafen beherrſchen. Vor dem Caſtell iſt eine Redoute angebracht, wo etwa zwölf engliſche Schiffskanonen ſich befinden. Neben dem Caſtell liegen acht oder zehn alte portugieſiſche Kanonen von 10 oder 12 Fuß Länge, welche jetzt noch die ſtillen Zeugen der ehemaligen Macht und Größe dieſer Nation ſind.

Dem Palaſt gegenüber, etwa 300 Schritt vom Ufer, liegt eine der größten Fregatten welche die Flotte des Imam beſitzt. Die übrigen Kriegsſchiffe des Fürſten liegen vor dem zweiten Palaſt außerhalb der Stadt in der Nähe von Mtóni. Sie bewachen den Hafen und die Stadt von Norden her.

Die Hauptſtadt liegt ſehr niedrig, kaum ein paar Fuß über dem Meer zur Zeit der Fluth, welche eine Höhe von 10 bis 12 Fuß erreicht. Während der Ebbe haben die Eingebornen die Unart, das Ufer mit allerlei menſchlichem und thieriſchem Unrath zu beſudeln. Krepirte Thiere werden ohne weiteres auf das Ufer geworfen, damit ſie die zurückkehrende Fluth wegſchwemme und der träge Menſch keine Mühe mit dem Begraben derſelben habe. [1] Dieſe Unſitte iſt jedoch ziemlich beſchränkt worden durch die Energie des brittiſchen Conſuls, der ſich vom Imam die Vollmacht ausgewirkt hat, jeden Eingebornen der die Nähe des Conſulates beſudelt, ohne weiteres zu peitſchen. Ueberhaupt verdanken die Europäer viele Verbeſſerungen die in Sanſibar vorgenommen worden ſind, dem kräftigen Einſchreiten des engliſchen Reſidenten Major Hamerton, den die Eingebornen den europäiſchen Löwen zu nennen pflegen, und den ſie ebenſo fürchten als ſie ihn hochachten wegen ſeiner unbegränzten Freigebigkeit welche er gegen Eingeborne wie gegen Europäer entfaltet. Ich zweifle ob England viele Conſuln hat welche an Freigebigkeit und Gaſtfreundſchaft dem Major Hamerton gleichkommen, geſchweige ihn übertreffen. [2]

Die Hauptſtadt Sanſibar hat zwar viele Brunnen innerhalb ihres Weichbildes, aber ſie alle enthalten ſalziges Waſſer, das nur zur Noth getrunken wird. Das Süßwaſſer muß außerhalb der Stadt an dem Flüßchen Mtóni geholt werden durch Sklavinnen, welche es in großen irdenen Krügen auf dem Haupte in die Stadt tragen, da andere Transportmittel noch nicht eingeführt ſind. Das Wort „Mtóni“ heißt eigentlich in der Suaheli-Sprach, „am Fluß.“

Da Sanſibar den Mittelpunkt des oſtafrikaniſchen Handels bildet zwiſchen Madagaskar und Cap Guardafui, ſo läßt ſich leicht denken welches Völker- und Sprachengemiſch in der Hauptſtadt herrſchen muß. Hier kann man Leute von allen Nationen Oſtafrika's ſehen, ſogar ſolche welche des Handels wegen nach der Weſtküſte von Afrika reiſen, wie z. B. die Leute von Uniaméſi, welche alle Jahre in Karawanen, von 3 bis 4000 Mann ſtark, Elfenbein und Sklaven an die Suaheli-Küſte bringen, und 3 bis 400 Stunden aus dem Innern kommen.

Die Moralität der Bewohner von Sanſibar hat keinen guten Klang, indem daſelbſt Verbrechen und Gräuel vorkommen welche man ſonſt nur von Paris und London zu hören gewohnt iſt. Unzucht aller Art wird ſchamlos verübt, Betrug und Diebſtahl iſt an der Tagesordnung. Trotzdem daß ein Dieb mit Abhauung der Hand geſtraft wird wenn man ihn erhaſcht. Leider hat der europäiſche Branntwein und Wein, der beſonders durch Franzoſen eingeführt und verbreitet worden iſt, zur Demoraliſirung der Eingebornen viel beigetragen. Zwar ſind bekanntlich geiſtige Getränke den Mohammedanern im Koran verboten, aber die Schlauheit der Araber und Suahelis weiß dieſes Verbot meiſterhaft zu umgehen durch die Behauptung daß man dieſe Getränke als Arznei wohl genießen dürfe. Da nun ſehr viele Eingeborne durch frühe und beſtändige Steigerung des Geſchlechtstriebes ſich impotent gemacht haben, ſo glauben ſie dieſen Trieb durch ſtarken Genuß von Wein und Branntwein wiederherſtellen zu können, und laſſen daher ihrer Luſt die Zügel ſchießen zu ihrem eigenen baldigen Ruin. Ich lernte einmal einen türkiſchen Bey kennen, der, obgleich auf einer Pilgerfahrt nach Mekka begriffen, eine Flaſche Branntwein nach der andern leerte, und ſich unausgeſetzt ſo voll ſoff daß er die Matroſen und den Capitän des arabiſchen Schiffes fortwährend durch Schläge mißhandelte, ſo daß große Gefahr für die Führung des Schiffes entſtand, und ich erklären mußte im nächſten Hafen auszuſteigen oder eine Klage bei dem engliſchen Conſul einzureichen. Der Bey benahm ſich dann beſſer gegen den Capitän, aber ſeine Beſoffenheit dauerte fort, bis wir die Inſel Jambo erreichten, wo er zur allgemeinen Freude das Schiff verließ, um nach Medina zu gehen. Ein einflußreicher Araber aus Mombas bat mich einmal um eine Bouteille Wein. Als ich erwiederte daß er nach dem Koran ja keinen Wein trinken dürfe, ſo ſagte er: „El-chamr“ ſey zwar verboten, aber „du vin“ ſey erlaubt. Ich bemerkte ihm natürlich daß die Sache ein und dieſelbe ſey, nur daß Wein auf Arabiſch „El-chamr“ heiße, und auf Franzöſiſch „du vin.“ Man ſieht hieraus, wie der Menſch überall durch Sophiſterei ſich zu helfen ſucht, und wie wahr es iſt was der Dichter ſagt: „nitimur in vetitum, semper cupimusque negata.“

[1] Der Begräbnißplatz der Eingebornen iſt außerhalb der Stadt. Die Europäer begraben ihre Todten auf einem Inſelchen weſtlich von Sanſibar.

[2] Der brittiſche Conſul iſt in Sanſibar und an der Küſte hauptſächlich unter dem Namen „Balos oder Balios“ bekannt, was, wenn ich nicht irre, im Türkiſchen einen politiſchen Agenten bedeutet, und in dieſer Eigenſchaft ſteht Hamerton in Sanſibar. Er iſt nicht bloß Conſul, ſondern zugleich politiſcher Reſident.

Wie in moraliſcher, ſo auch in induſtrieller Hinſicht kann man den Sanſibarern kein großes Lob geben. Die freien Leute verſchaffen ſich ihren Unterhalt durch Sklaven, die für ſie arbeiten müſſen, während ſie (die Freien) den ganzen Tag umherlaufen, mit ihren Freunden und Genoſſen an irgend einem ſchattigen Platz ſchwatzen und lachen, oder mit europäiſchen Karten ſpielen, zwiſchen hinein wieder in die Moſchee laufen und zur geſetzten Stunde beten, und die übrige Zeit dann bei ihren Weibern im Sinnengenuß zubringen. Dieß iſt ſo die Haupttätigkeit der freien und wohlhabenden Inſulaner, während die unterdrückten Sklaven ihnen die Subſiſtenzmittel herbeiſchaffen müſſen, und ſollten ſie auch darüber zu Grunde gehen.

Sobald ein Eingeborner ſich ein paar Thaler erworben hat daß er einen Sklaven kaufen kann, ſo hört alle anſtrengende Arbeit auf welche der freie Mann für eine Schande achtet, da nach ihrem Begriff „Arbeiten" Sache der Sklaven, und „Beten und Weiberbeſuch" die Aufgabe eines freien Moslems ſey, wie mir manche offen entgegneten. Daher iſt es auch ſo ſchwer für die Europäer freie Leute, die als Knechte und Bediente des Hauſes ſich anſtellen laſſen, zu finden. Deßhalb ſind auch die europäiſchen Kaufleute genöthigt ihre Arbeiten meiſt durch Sklaven verrichten zu laſſen, welche ſie von arabiſchen und Suaheli Herren miethen, weil ſie ſelbſt keine Sklaven kaufen dürfen. Auf dieſe Weiſe wird aber leider die Sklaverei ſehr befördert, indem die Eingebornen ihren Vortheil wahrnehmen und die Zahl ihrer Sklaven durch Ankäufe auf dem Feſtland mit dem Gewinn des Miethlohnes beſtändig vermehren. Es iſt dieß ein Uebelſtand, der jeden gewiſſenhaften Europäer ſehr betrübt, dem aber nicht ſo ſchnell abzuhelfen iſt in einem Lande, wo die Sklaverei alle Verhältniſſe durchdrungen und umgekehrt hat. Wie wohlthätig wäre es doch wenn die Sklaveneinfuhr verboten und die freien Bewohner der Inſel genöthigt würden ſelbſt zu arbeiten, ſtatt ihre Zeit mit Nichtsthun und Unfug todtzuſchlagen!

Ein freier Suaheli wird ſelten als Knecht bei einem Europäer dienen, wenn er nicht einen monatlichen Gehalt von 5 bis 6 Conventionsthalern erhält nebſt freier Station. Auch wird er noch mehrere Mitknechte verlangen, da jeder nur ein beſtimmtes Geſchäft übernehmen will. Und dann — welche Mühe hat man mit dieſen trägen, ungeſchickten und oft ſehr bigotten Leuten! Ich erhielt einſt ein ſchönes Stück Fleiſch von einem Nichtmohammedaner, der gerade eine Kuh ſchlachtete. Ich gab es meinem Diener, um es nach Hauſe zu tragen, aber dieſer weigerte ſich beharrlich meinen Befehl zu vollziehen, ja das Fleiſch nur anzurühren, weil es von einem Heiden geſchlachtet worden ſey.

Die Europäer zu prellen, haben die Sanſibaren meiſterhaft gelernt. Wenn ein Europäer etwas auf dem Bazar kaufen will, ſo fordern die Leute immer dreimal mehr als ſie von den Eingebornen verlangen. Beſonders muß der Beutel der Engländer herhalten, und die Eingebornen fragen meiſt vorher, ob der Käufer ein Ingleſe, oder Americani, oder Faranſáwi, oder Nimſáwi (Deutſcher) ſey. Es iſt daher immer beſſer Einkäufe durch die Knechte zu machen, obgleich dieſe dann auch ihren Profit dabei nehmen. Das Hintergangenwerden muß man ſich eben einmal in dieſen Ländern gefallen laſſen, will man ſich nicht beſtändig ſein Leben durch Ungeduld und Klagen verbittern.

(Schluß folgt.)

Edward Shortland über Neu-Seeland.

Civiliſationszuſtände zur Zeit der Entdeckung. — Ackerbau und mechaniſche Künſte.

Zur Zeit der Entdeckung Neu-Seelands fand man daß die Bewohner dieſer Inſeln die erſten Schritte zu geſittigteren Zuſtänden bereits zurückgelegt hatten. Sie lebten in bequemen, mehr oder minder mit Schnitzwerk verzierten Häuſern, deren Pfoſten und Balken mit roth- und weißfarbigen Schnörkeln bemalt waren. Ihre Dörfer waren mit Paliſſaden und Gräben befeſtigt, und von umfangreichen, mit ſüßen Kartoffeln, der Taro, und mit Melonen bepflanzten Gärten umgeben. Ihre Kenntniſſe in der Gartenbaukunſt waren nicht unbeträchtlich; denn ſie wandten ſelbſt die Methode der Bildung eines künſtlichen Bodens an, indem ſie Sand mit dem natürlichen Boden vermiſchten, um ihn leicht und porös und ſo zum Gedeihen der ſüßen Kartoffel geeigneter zu machen. In den Theilen des Waikato-Bezirks, wo dieſe Nahrungspflanze früher viel gebaut wurde, ſtößt der Reiſende auf große, zwanzig bis dreißig Fuß tiefe Aushöhlungen, gleich den Kiesgruben die man in Europa häufig in der Nähe der Staatsſtraßen ſieht. Fragt man welchen Zweck dieſe Aushöhlungen haben, ſo erfährt man zu ſeinem Erſtaunen daß die Leute Jahr um Jahr ſich dahin begeben, um Sand zu holen und ihren Boden auf die angegebene Weiſe damit zu düngen. Ihre Anſtelligkeit und Betriebſamkeit tritt durch die Art des Anbaues der gewöhnlichen Kartoffel in ein noch helleres Licht. Die zur Anpflanzung dieſer Knollenfrucht ausgewählten Plätze liegen gemeiniglich in Wald-Ländereien, und zuweilen in Sümpfen, welche zuvor ausgetrocknet werden mußten. Nehmen wir an, man habe den Platz dazu in einem Walde gewählt — das erſte was dann geſchieht, iſt daß man alle kleinen Bäume und Geſtrüppe niederhaut, und hierauf die großen Bäume fällt, bis ein hinlänglicher Raum gelichtet iſt. Dieß geſchieht im Monat Julius. Die Bäume und das Aſtwerk werden zuſammengebunden, und bleiben auf dem Boden liegen bis zum Januar oder Februar des folgenden Jahrs, um welche Zeit ſie, nachdem ſie dürr geworden, in Brand geſteckt werden. Nun geſchieht nichts mehr bis zum folgenden September, wo dann die größeren Baumblöcke, welche das Feuer nur theilweiſe verzehrt hat, in kleine Stücke geſpalten, in Haufen aufgeſchichtet und verbrannt werden. Iſt dieſe Arbeit vollendet, ſo holt man die Kartoffeln herbei, und legt ſie eine um die andere in kleine mit einem ſcharf zugeſpitzten hölzernen Werkzeug, Ko genannt, gemachte Gruben. Während des Sommers ſchneidet man das aufkeimende Unkraut ſorgfältig ab, läßt es aber zwiſchen den jungen Kartoffelpflanzen, damit es von der Sonne verſengt werde, auf dem Boden liegen; im Monat Februar iſt die Ernte reif, man nimmt ſie aus dem Boden und bringt ſie in das Vorrathshaus. Während der beiden folgenden Jahre pflanzt man die Kartoffeln auf ähnliche Weiſe mittelſt des Ko in demſelben Grund und Boden an. Im vierten Jahr wird der Boden zum erſtenmal mit dem Spaten aufgegraben, und werden die Kartoffeln in kleine Erdhaufen, drei oder vier in jedem gepflanzt. Dieſe Erdhaufen ſind mit großer Regelmäßigkeit in Quincunx-Form (⁘) angelegt, und geben dem Garten ein überaus niedliches Ausſehen. Die gleiche Methode befolgt man im fünften, im ſechsten und im ſiebenten Jahre — ein ſchla-

Digitized by Google

gendes Beiſpiel von der Fruchtbarkeit des Bodens. Der Boden wird nun aber nicht umgebaut, ſondern der Ueberreſt des im ſiebenten Jahr im Boden gelaſſenen Ernte-Ertrags erzeugt im achten Jahr eine Frühernte, und jetzt erſt gräbt man im Sommer den Boden um. Noch viele Jahre indeß benützt man den Garten zur Anpflanzung der Farnkrautwurzel, welche, wenn ſie auf ſolchen Oertlichkeiten gewachſen iſt, ſehr geſchätzt wird.

Die umfangreichen Kenntniſſe der Neu-Seeländer in Bezug auf die wilden Pflanzen und Inſecten ihres Landes haben mich zuweilen in Erſtaunen geſetzt. Die verſchiedenen Arten der Flachspflanze (Phormium tenax), deren mehrere auf dieſen Inſeln einheimiſch ſind, werden alle durch Namen unterſchieden; ſie kennen die Eigenſchaften derſelben genau, und bauen die beſſeren Sorten oft auch an. Ich erhielt ſogar von einem Eingebornen eine genaue Beſchreibung über die Art des Wachsthums jenes merkwürdigen Schmarotzerſchwamms den man als die vegetabiliſche Raupe kennt, die eine der Eigenthümlichkeiten des Landes bildet, und das Staunen und die Verwunderung vieler Europäer erregt.

Gegenwärtig (während des orientaliſchen Kriegs nämlich), wo die Zufuhr ruſſiſchen Hanfs unterbrochen iſt, muß der neuſeeländiſche Flachs um ſo werthvoller werden, und die Aufmerkſamkeit der Kaufleute und anderer Gewerbsmänner wird ſich ohne Zweifel der Auffindung eines Mittels zuwenden, ihn raſch und zu wohlfeilem Preis in großen Quantitäten, ſo wie in einem für den Markt geeigneten reinen Zuſtande zu bekommen. Bisher iſt aller aus Neu-Seeland nach England gebrachte Flachs durch die Handarbeit der Eingebornen hergerichtet worden, was aber ein ſehr langweiliges Verfahren iſt, und ſich nur für die Herbeiſchaffung von ganz geringen Quantitäten eignet; die wenigen zu verſchiedenen Zeiten gemachten Verſuche Maſchinen zur Trennung der Fibern von den andern Theilen des Gewächſes zu verwenden, ſind fehlgeſchlagen. Dieß iſt um ſo mehr zu bedauern, als die Pflanze in den theilweiſe ſehr umfangreichen Sumpfgründen, ſo wie an den Ufern der Flüſſe und Ströme, in ſolchem Ueberfluß wächst, daß eine Erſchöpfung des Vorraths, beſonders wenn man für Erhaltung und Anbau der Pflanze Sorge trägt, gar nicht möglich zu ſeyn ſcheint.

Bei der Auswahl des Blätter, um ſich Flachs zu verſchaffen, werfen die Eingebornen ſtets die außerhalb wachſenden weg, da deren Spitzen todt ſind, weil ſie, dadurch daß ſie der Witterung lange ausgeſetzt blieben, ihre Kraft verloren haben: dieſe unnützen Blätter heißen Pakawka. Innerhalb derſelben wachſen die ſtets für den Flachs der Eingebornen gewählten Blätter: ſie werden Muka genannt. Innerhalb der Muka endlich wächst das Rito, das Mittelſchoß oder Herz der Pflanze. Wenn das Rito zur Reife gelangt, trennt es ſich in vier Blätter, innerhalb deren dann ein neues Rito aufſchießt, und ſo fort. Iſt aber die Pflanze alt, ſo wächst ein Stiel, welcher Blumen erzeugt. Dieſer Stiel wird Korari genannt; hat er geblüht, dann wächst kein neues Rito oder Korari mehr aus dem Innern heraus, ſondern neue Schoße ſproſſen aus den Seiten der alten Pflanze hervor.

Die Flachsbereiter begeben ſich an irgendeinen die Pflanze in großer Menge erzeugenden Sumpfgrund, ſchneiden dort ſo viele der ſogenannten Muka-Blätter als ihnen beliebt, binden ſie in einen Bündel zuſammen, und tragen ſie nach Hauſe. Hier nun ſchneiden ſie die untere, fleiſchigere Oberfläche des Blattes in der Entfernung einiger Zolle von ihrer Spitze, ganz der Quere nach, mit einem ſcharfen Ngapipi (einer kleinen zweiſchaligen Muſchel) ab, ſo daß ſie den fleiſchigen Theil trennen ohne die unmittelbar darunter liegenden Fibern zu verletzen. Dann ziehen ſie das Blatt raſch zwiſchen dem Finger und dem Rand einer Muſchelſchale, am getrennten Theil beginnend, hindurch. Dieſe Operation, Takiri (Ausziehen) oder Haro (Schaben) genannt, entfernt den größten Theil des Fleiſches, und läßt die Fibern theilweiſe gereinigt zurück. Sind eine hinlängliche Anzahl Blätter auf dieſe Weiſe behandelt, ſo bindet man ſie in kleine Bündel zuſammen, hängt ſie auf, und läßt ſie an der Sonne trocknen.

Der den Europäern zum Verkauf angebotene Flachs hat ſelten eine andere Behandlung erfahren als dieſe, und da das Trocknungsgeſchäft insgemein unvollkommen verrichtet, und der Flachs in halbfeuchtem Zuſtande verpackt wird, ſo muß ſeine Stärke während der langen Reiſe nach England weſentlichen Schaden erleiden. Hierin liegen, neben der ſorgloſen Art in welcher die für die Bereitung verkäuflichen Flachſes beſtimmten Blätter von den Eingebornen ausgewählt werden, ohne Zweifel die Hauptgründe warum dieſer Flachs ſeinen auf den europäiſchen Märkten anfangs, als er noch ſorgfältiger gereinigt wurde, erlangten Ruf eingebüßt hat. Demjenigen Flachs welchen die Neuſeeländer zur Verfertigung ihrer eigenen Kleider gebrauchen, wird größere Sorgfalt zugewendet; denn nachdem er geſchabt und an der Sonne getrocknet iſt, taucht man ihn eine gewiſſe Zeit lang ins Waſſer, worauf er herausgenommen und mit einem hölzernen Inſtrument geſchlagen wird. Hat man ihn neuerdings in der Sonne getrocknet, ſo reibt man ihn tüchtig mit den Händen, um ihn von den Parakoka, oder dürren Fleiſchtheilen des Blattes, welche an den Fibern hängen, zu befreien. Dieſe verſchiedenen Proceſſe wiederholt man drei- oder viermal, wenn man die Fibern vollſtändig reinigen und bleichen will; denn die Säfte der Pflanze ſind von ſehr klebriger Beſchaffenheit, ſo daß die dürren Fleiſchtheile feſt an der Fiber hängen bleiben, und nur durch dieſe wiederholten Waſchungen und Reibungen davon abgelöst werden können. Indeß können Handelsleute nicht genug bezahlen um die Eingebornen zu veranlaſſen den Flachs auf dieſe Art zum Verkauf herzurichten, beſonders jetzt, wo die letztern viele andere Wege haben ihre Arbeit, mit größerm Nutzen für ſie ſelbſt, zu verwerthen.

Daſſelbe Verfahren das Blatt mit einer Muſchelſchale zu ſchaben, wendet man auch an um die Fibern aller oben genannten Varietäten zu erhalten. Allein noch eine andere, den Namen Oue oder Tapoto führende Varietät iſt, der beſondern Eigenſchaft ihres Flachſes halber, einer Bemerkung werth. Wenn das Blatt dieſer Pflanze mit der Muſchelſchale geſchabt iſt, iſt der gewonnene Flachs ſteif und ſpröde; wird dagegen die fleiſchige Subſtanz, welche die Fiber bedeckt, mit der Hand abgeſtreift, was leicht geſchehen kann, ſo iſt ſie glatt und gleicht faſt der Seide. Dieſes Umſtands wegen nennt man ſie insgemein Tihore, ein Wort welches „abſtreifen“ bedeutet. Indeß hat dieſer Flachs, obgleich er dem Anſchein nach beſſer iſt als jede andere Sorte, doch zwei wichtige Mängel. Seine Fibern ſind kürzer und ſchwächer, und er wird daher nur zur Verfertigung von Mänteln und Zierſchnüren oder Trodbeln gebraucht.

Das Oue iſt keine gewöhnliche Varietät im wilden Zuſtande, und es unterſcheidet ſich auch von allen früheren durch ſeinen Wohn-

Digitized by Google

platz, da es nicht, wie sie, an feuchten und sumpfigen Stellen wächst, sondern einen reichen und tiefen, mäßig trockenen Boden vorzieht. Es wird von den Eingebornen vielfach angebaut, und von ihnen so hoch geschätzt, daß, wenn jemand die Blätter einer seinem Nachbar gehörenden Pflanze abschneidet, diese Handlung wie jeder andere Diebstahl geahndet wird. Aus den verschiedenen Flachsarten die wir genannt, verfertigen die Neuseeländer eine Menge Kleidungsstücke. Die beste Probe ihrer Geschicklichkeit im Weben, dem Kaitaka, liefert eine weite fliegende Toga, welche mit einem sechs oder acht Zoll breiten Rande versehen, und mit einem niedlichen, auf dem Grunde der natürlichen Farbe des Tuchs aufgetragenen, Muster in Braun und Schwarz verziert ist. Das Korowai ist ein sehr hübscher, nur von den Frauen getragener Mantel, und die schwarzen Troddeln, mit denen er über und über bedeckt ist, passen sehr gut zu der dunkeln Gesichtsfarbe der Trägerinnen. Das geschätzteste Kleidungsstück wird gemacht indem man auf scharfsinnige Weise schmale Streifen von Hundshaut auf einen Grund grober, von ihnen selbst verfertigter Sackleinwand befestigt, genau in derselben Weise wie unsere Kürschner die Damenkrägen machen. Alle diese Manufacturgeschäfte werden von Frauen getrieben, die sich dabei einer Art rohen Gestells bedienen, über welchem ihre Arbeit ausgestreckt ist.

Um den Flachs zu färben, wird einiges von der Rinde des Hinau (eines zum Genus Elaeocarpus gehörigen Baumes) mit einem Hammer so lange zermalmt bis sich eine weiche Masse gebildet hat. Diese wird dann mit dem zu färbenden Flachs in ein hölzernes Gefäß geworfen, und mit einer hinlänglichen Menge Wasser verdünnt. Nachdem der Flachs eine ganze Nacht hindurch im Wasser geblieben, wird er herausgenommen und getrocknet, binnen welcher Zeit er eine röthlichbraune Farbe gewonnen hat. Wünscht man ihn schwarz zu färben, so überreibt man ihn mit einer besondern Art schwarzen Schlamms, welcher diese Farbe seinen Eisenoxyd- und Tannin-Bestandtheilen verdankt, den man in verschiedenen Bezirken Neuseelands vielfach findet, und dessen Farbe, wenn er vollkommen getrocknet und gereinigt, ein tiefes, ungemein dauerhaftes Pechschwarz ist.

Von der mechanischen Geschicklichkeit dieses Volksstammes haben wir einen schlagenden Beweis in dem Bau ihrer Häuser und ihrer Canoes, deren viele mit vollendeten Schnitzarbeiten verziert, und so groß sind daß siebenzig bis achtzig Personen Platz darin finden können. Ihr Lieblingswerkzeug, das Krummbeil (adze), entspricht seiner Gestalt nach nahezu demjenigen dessen sich unsere Zimmerleute bedienen; das Blatt desselben ist ein eben so harter als zäher Stein, der sich zu einer ziemlich guten Schneide schleifen läßt. Sie nehmen jetzt das Eisen eines Hobels dafür, haben indeß ihre eigenen Handhaben beibehalten, welche ihnen für leichte Arbeit lieber sind; für alle schwere Arbeit aber gebrauchen sie das europäische Krummbeil. Im Gebrauch dieses Werkzeugs sind sie außerordentlich geschickt, und können mittelst desselben einen Span von einem Brett eben so fein abhauen als dieß mit einem Hobel möglich ist. Es ist wirklich erstaunlich wie sie mit ihrem früheren Steinbeil das sämmtliche für ihre Häuser und die Maréseiten ihrer Canoes erforderliche Bretterwerk behauen konnten. Und wenn man im Auge behält daß man nur Ein Brett aus einem einzelnen oft nahezu zwei Fuß im Durchmesser haltenden Baum bekam — denn jede Seite des Baums wurde so lange behauen bis das Brett die nöthige Dicke erlangt hatte — so kann man nicht umhin ihren Fleiß und ihre Ausdauer zu bewundern. Hier mag auch noch bemerkt werden daß die Neu-Seeländer einen Knoten zu schürzen verstehen der selbst unsern Matrosen unbekannt ist; wenigstens hatte weder der Hochbootsmann noch irgend jemand an Bord des North Star je einen solchen Knoten gesehen; er eignet sich auf wunderbare Weise zur festen Zusammenbindung zweier so schlüpferigen Enden wie die eines flächsernen Taues. Noch eine Menge anderer Beweise ihrer vielfachen mechanischen Geschicklichkeit ließen sich anführen, wie z. B. die ungeheure Größe der Schleppnetze für die Meerfischerei, und ebenso die Größe und Festigkeit der mit soliden Pfosten in den Flüssen, mit Erddämmen in den Sümpfen zu dem Zweck errichteten Wehre um die Aale in die an gewissen Ausläßen niedergelegten Netze zu leiten. Diese und viele andere, große und anhaltende Arbeit erheischenden, Werke sind oft Gegenstand der Bewunderung der Fremden gewesen, welche nicht wenig erstaunt waren ein wildes Volk zu finden das dieselben auszuführen vermochte.

Der Ausdruck „wild" hat indeß im vorliegenden Fall etwas unbestimmtes; denn wenn man alle wilden Stämme und alle gesittigten Völker in Classen absonderte, so würde man ohne Zweifel einen eben so großen Unterschied zwischen den höchsten und den niedrigsten Graden des wilden Zustandes, wie zwischen den höchsten und den niedrigsten Graden der Civilisation bemerken. Die Neu-Seeländer und die Polynesier überhaupt stehen auf der Gränzscheide an welcher die zu beiden Kategorien gehörenden Zustände sich berühren, was klar aus der Bereitwilligkeit hervorgeht mit der sie ihre verwerflicheren wilden Gewohnheiten ablegen, und dafür die Sitten der civilisirten Völker, mit denen sie in Berührung kommen, annehmen. Gleich den übrigen Polynesiern scheinen auch die Neu-Seeländer den Gebrauch des Bogens und des Pfeils nicht gekannt zu haben. Als Ersatz für den Mangel dieser Waffe hatten sie jedoch sehr scharfsinnige Methoden zum Fangen der Vögel. Die folgende war die gewöhnlichste. Eine Art Aufsitzstange wurde an das Ende einer langen dünnen Ruthe gebunden, der entlang vom einen Ende bis zum andern eine Schnur gezogen war, gleich der Leine einer Fischruthe; an ihrem Ende war eine Schleife angebracht, so daß ein Vogel auf der Stange nicht aufsitzen konnte, ohne seine Füße hineinzubringen. Die Aufsitzstange war, gleichsam als Lockspeise, mit einigen Früchten oder Blumen verziert, und der Vogelsteller, seine Waffe in den nächsten Hain mit sich nehmend, verbarg sich an einem geeigneten Platz, bedeckte sich mit Baumzweigen, und begann dann, seine Ruthe allmählich zwischen die Baumäste ausspannend, den Ruf des Vogels welchen er zu fangen wünschte nachzuahmen. Im Nu ließ sich der Vogel auf der Stange nieder, die Schnur ward angezogen, und der Vogel war gefangen. Diese Waffe richtete, wenn sie in den Händen eines geschickten Mannes war, unter den befiederten Zweifüßern viel größere Verheerungen an als ein Gewehr, da die Vögel durch dieselbe nicht in Unruhe versetzt werden, sondern auf demselben Baume, selbst wenn mehrere gefangen worden sind, ununterbrochen umherhüpfen. Ist ein Vogel gefangen, so wird die Ruthe sachte zurückgezogen und, wenn der Vogel in Sicherheit gebracht ist, wieder an ihre frühere Stellung gelegt, um einen zweiten in die Falle zu locken.

Ihre Art und Weise den wilden Papagai zu fangen, ist eben-

falls merkwürdig. Zahme Papagaien werden als Lockvögel abgerichtet. Der Vogelfänger nimmt einen von dieſen mit ſich, wählt ſich irgendeinen Platz in einem von wilden Vögeln beſuchten Gehölz aus, und baut ſich dann aus grünen Zweigen eine Hütte, gerade groß genug um ſeine Perſon zu verbergen. In dieſer ſitzend, befeſtigt er zwei Stöcke in geneigter Richtung (\/) vor ſich in den Boden. Der Lockvogel, an deſſen Fuß eine Schnur gebunden iſt, ſtellt ſich zwiſchen die beiden Stöcke auf den Boden. Augenblicklich fängt der zahme Papagai zu kreiſchen an, ſchwingt ſeine Flügel und läuft an den Stöcken auf und ab. Nach einer Weile wiederhallt die Luft von dem Geſchrei der durch die vertrauten Töne herbeigelockten wilden Papagaien. Sie fliegen beſtändig näher und näher, bis endlich der kühnſte derſelben auf das Ende eines der Stöcke aufſitzt. Da der zahme Papagai ſich zurückzieht, ſo folgt ihm der wilde, bis er, wenn er den Boden erreicht hat, von der Hand des Vogelfängers ergriffen wird. Andere folgen nach, und werden auf dieſelbe Weiſe gefangen, ſo daß ein Mann im Verlauf eines Tags ſo vieler Vögel habhaft zu werden im Stande iſt, als er mit ſich fortzuſchleppen vermag.

Die Stellung der Juden im griechiſch-römiſchen Alterthum.

Die Stellung der Juden in der alten Welt bietet mehr als eine auffallende Analogie mit ihrer Stellung in der Gegenwart. Nicht erſt ſeit der Tempel in Jeruſalem gefallen war, ſondern ſchon ein Jahrhundert vorher finden wir ſie über alle Länder verbreitet, durch das parthiſche und durch das römiſche Reich, „überall und nirgends heimiſch und überall und nirgends mächtig.“ Schon damals zeichneten ſie ſich eben ſo ſehr durch enges Zuſammenhalten unter einander und thätige Theilnahme an dem Schickſal von Glaubensgenoſſen aus, als durch ſtrenge Abgeſchloſſenheit gegen fremde Confeſſionen und Nationen. Die gründliche Verſchiedenheit der Race, der Religion und der ganzen geiſtigen Richtung brachte zwiſchen ihnen und den Griechen und Römern eine gegenſeitige gründliche Antipathie hervor, die durch ihre Concurrenz im Handel ohne Zweifel noch erhöht wurde.

Der Hauptſitz der Juden außerhalb Paläſtina's war zum zweitenmal Aegypten geworden, ſeit Alexander der Große eine jüdiſche Colonie dahin verpflanzt hatte; ſchon hundert Jahre ſpäter hatten ſie ſich mit der ihnen eigenthümlichen Fruchtbarkeit ſo ſehr vermehrt, daß ihre Zahl eine Million betragen haben ſoll, den ſiebenten Theil des damals dicht bevölkerten Landes, deſſen Einwohnerſchaft heute nur auf dritthalb Millionen veranſchlagt wird. Sie ſaßen vom Ufer des mittelländiſchen Meeres bis an die äthiopiſche Gränze, und auch die weſtlich an Aegypten ſtoßende Landſchaft Cyrenaika hatte eine ſtarke jüdiſche Bevölkerung. In Aegypten wie in Cyrene hatten ſie volles Bürgerrecht. In Alexandrien bewohnten ſie von den fünf Stadttheilen beinahe zwei ganz allein, an der Spitze der Gemeinde ſtand ein Ethnarch (Volksfürſt) aus prieſterlichem Geſchlecht, der zugleich im Innern eine richterliche Gewalt übte und die Erhebung der Staatsſteuern beſorgte, und ein hoher Rath von ſiebzig Aelteſten. Sie genoſſen beſondere, von den Ptolemäern herrührende Privilegien, die Cäſar und dann Auguſt beſtätigten, namentlich in Bezug auf Schifffahrt. Es war ohne Zweifel nicht zufällig daß ſie gerade nach Alexandrien, dem größten Handelsplatz der alten Welt, ſich am zahlreichſten gezogen hatten, noch auch daß ihr Quartier in unmittelbarer Nähe der königlichen Werfte und des Hafens lag. Der Wohlſtand und die Zahl der alexandriniſchen Juden gab ihnen nicht ſelten einen bedeutenden Einfluß auf die politiſchen Verhältniſſe Aegyptens; einzelne nahmen am Hof und in der Armee hervorragende Stellungen ein. Die Anregungen, denen ſie ſich an dem Hauptſitz griechiſcher Wiſſenſchaft und Litteratur unmöglich ganz entziehen konnten, blieben nicht unfruchtbar; ſie modificirten und milderten die einſeitige Starrheit des Judenthums, und die alexandriniſch-jüdiſche Litteratur, die aus ihnen hervorgegangen iſt, bietet manche intereſſante Erſcheinungen. Selbſt die bildende Kunſt, zu der das Volk von jeher am wenigſten Begabung gehabt zu haben ſcheint, fand unter den alexandriniſchen Juden Pflege; es bildete ſich eine eigene Zunft von Handwerkern und Künſtlern, deren Mitglieder fortan zu den im Tempel von Jeruſalem erforderlichen Arbeiten berufen wurden, während man ſich früher deßhalb hatte nach Phönicien wenden müſſen. Nicht mit Unrecht hat man dieſe alexandriniſchen Juden mit den Juden im mauriſchen Spanien verglichen.

Auch die Stadt die mit Alexandrien um die Ehre des zweiten Ranges (nächſt Rom) rivaliſirte, Antiochia in Syrien, hatte eine große jüdiſche Gemeinde, wie denn überhaupt in Syrien die Juden einen großen Theil der Bevölkerung bildeten, und die dortige Synagoge war eine der glänzendſten und reich mit Weihgeſchenken geſchmückt. Eben ſo waren ſie in Kleinaſien ſehr verbreitet; von den fünf Synagogen auswärtiger Gemeinden in Jeruſalem, welche die Apoſtelgeſchichte nennt, gehörten zwei den alexandriniſchen und cyrenäiſchen, zwei den kleinaſiatiſchen und die fünfte den römiſchen Juden. Wir erfahren aus der Rede Cicero's für Flaccus, daß damals ein römiſcher Prätor in Kleinaſien Anſtand nahm eine den Juden mißliebige Maßregel zu treffen: in einer einzigen Stadt (Apamia in Bithynien) betrug die nach Jeruſalem zu ſendende Tempelſteuer beinahe hundert Pfund Gold (im Werth von etwa 2800 Thalern). Daß ſich in Athen, Korinth, Theſſalonich und Philippi (und ohne Zweifel überall in Griechenland und an den Küſten des ſchwarzen Meeres) jüdiſche Colonien befanden, iſt aus der Apoſtelgeſchichte bekannt.

Daß in Italien und namentlich in Rom zahlreiche Juden ſich aufhielten, würde man ſchon aus der Richtung des alexandriniſchen Handels ſchließen dürfen, durch welchen die Hauptſtadt einen großen Theil ihres Getreidebedarfs und die ſämmtlichen Luxuswaaren des Orients bezog. Sie wohnten in Rom größtentheils nicht weit von dem jetzigen Ghetto, auf der Tiberinſel und am linken Tiberufer am Abhang des Vaticans; eine Tiberbrücke behielt noch lange den Namen pons Judaeorum. Sonſt war dieſe Gegend faſt nur von

Digitized by Google

bettelhaftem Geſindel, Kleinkrämern und Lohgerbern (die der Nähe des Fluſſes bedurften) bewohnt. Was die Juden bewogen haben kann ſich vorzugsweiſe hier niederzulaſſen, iſt unbekannt; ein Zwang kann es durchaus nicht geweſen ſeyn, möglicherweiſe aber der Wunſch den Abladeſtellen der Tiberſchiffe nahe zu ſeyn. Ueber ihre Menge in Rom gibt die erwähnte Rede Cicero's für Flaccus überraſchende Aufſchlüſſe. Die Anklage, die gegen Flaccus wegen ſeiner Verwaltung Kleinaſiens erhoben worden war, warf ihm unter anderm auch vor, daß er die von den kleinaſiatiſch-jüdiſchen Gemeinden nach Jeruſalem zu ſendende Tempelſteuer confiscirt hatte, beiläufig geſagt auf Grund eines Senatsbeſchluſſes, der die Ausfuhr von Gold aus römiſchen Provinzen überhaupt verbot. Die Anklage rechnete auf den Einfluß der römiſchen Juden; man wiſſe, ſagt Cicero, wie ſtark an Zahl ſie ſeyen, wie eng ſie zuſammenhielten, welchen Einfluß ſie in Verſammlungen übten. Um ſo mehr müſſe die Charakterfeſtigkeit des Mannes anerkannt werden der „dieſer barbariſchen Sekte" entgegenzutreten gewagt, dieſer aufgeregten Maſſe, dieſer ſchmähſüchtigen und argwöhniſchen Nation Trotz geboten habe.

Außerordentliche Begünſtigungen hatten ſich die Juden von Cäſar zu erfreuen, deſſen Kosmopolitismus über nationale Vorurtheile erhaben war, und der überdieß im ägyptiſchen Krieg von Juden eine ſehr fördernde Unterſtützung erhalten hatte. Er beſtätigte die bürgerliche Gleichſtellung und die beſondern Privilegien der alexandriniſchen Juden, geſtattete ausdrücklich die Ausführung der Tempelſteuer, und ſchützte die angefochtene Religionsfreiheit der kleinaſiatiſchen Gemeinden, denen nicht bloß Synagogen zu bauen erlaubt wurde, ſondern auch daß ſie am Sabbath nicht vor Gericht erſcheinen durften. Was er für die römiſchen Juden gethan hat, iſt nicht bekannt; unbedeutend kann es nicht geweſen ſeyn, denn Nacht für Nacht kamen ſie an ſeinem Grabhügel zu trauern. Auch Auguſt begünſtigte ſie, Tiber dagegen war ihnen feindlich geſinnt; unter ſeine Regierung fällt (im Jahr 19) die erſte Judenverfolgung in Rom. Die Veranlaſſung gab die Bekehrung einer vornehmen Römerin Fulvia, der Gemahlin des Senators Saturninus, zum Judenthum; ſie ſandte durch ihre jüdiſchen Lehrer eine Tempelſteuer nach Jeruſalem, und dieſe würdigen Männer unterſchlugen die fromme Gabe. Die Sache wurde ruchtbar und machte Aufſehn. Die ſtrenge Abſonderung und landsmannſchaftlich enge Verbindung der Juden in Rom hatte ohne Zweifel Beſorgniſſe erregt, nun ſchien ihre Proſelytenmacherei überhand nehmen zu wollen. Der Senat faßte einen Beſchluß, der nur durch eine wirkliche oder vorausgeſetzte Gefahr erklärlich iſt. Viertauſend waffenfähige Männer aus dem Stande der Freigelaſſenen, die, wie Tacitus ſagt, von jüdiſchem und ägyptiſchem Aberglauben angeſteckt waren, wurden auf die Inſel Sardinien zur Bekämpfung der dort hauſenden Räuberbanden abgeführt; „würden ſie von dem ungeſunden Klima aufgerieben, ſo wäre der Schaden gering, die übrigen ſollten Italien verlaſſen, wofern ſie nicht vor einem feſtgeſetzten Tage ihren unheiligen Glauben abgeſchworen hätten." So hoch man eine Bevölkerung veranſchlagen muß die eine ſo große waffenfähige Mannſchaft ſtellen konnte, ſo ſollte man doch glauben daß durch dieſen Schlag die jüdiſche Gemeinde in Rom ſo gut wie vernichtet worden ſey. Aber kaum dreißig Jahre ſpäter (48) waren die Juden in Rom (nach Dio Caſſius) zu ſolcher Menge angewachſen, daß ſie ohne Unruhen zu erregen nicht wohl ausgewieſen werden konnten, weßhalb Kaiſer Claudius ſich begnügte ihre religiöſen Verſammlungen zu verbieten. Nach Sueton jedoch wäre damals eine abermalige Maſſenausweiſung erfolgt, weil ſie auf Anſtiften eines gewiſſen Chreſtus (den man ganz irrthümlich mit Chriſtus hat identificiren wollen) unaufhörlichen Aufruhr erregt hätten. Trotz aller dieſer Maßregeln blieb, wie man aus zahlreichen Andeutungen der Schriftſteller ſieht, ihre Zahl in Rom immer ſehr bedeutend. Der tolerante Alexander Severus (222—235) beſtätigte ihre Privilegien von neuem. Daß von Rom aus jüdiſche Colonien ſich nach den Küſten des weſtlichen Mittelmeers, nach Südfrankreich, Nordafrika und Spanien verbreitet haben, darf man annehmen, wenn ſich auch zufällig keine Nachrichten davon erhalten haben. In Algerien iſt ein Grabſtein gefunden worden, den ein Synagogenvorſteher (er nennt ſich Pater Synagoges, ein öfter vorkommender Titel, es gab auch Synagogenmütter) M. Avilius Januarius ſeiner „ſüßeſten Tochter Avilia Eſther, von jüdiſchem Glauben" geſetzt hat, und ſicherlich werden ſpätere Nachforſchungen an den Küſten des Mittelmeers noch manche Spur dieſes über den ganzen Erdboden wandernden Volkes auffinden.

Noch größer vielleicht als im Occident war die Verbreitung der Juden öſtlich vom Euphrat. Um das Jahr 20 gründeten zwei Juden aus der Stadt Naarda in Syrien am Euphrat einen Raubſtaat, der 16 Jahre beſtand, und von dem parthiſchen König Artaban nicht nur anerkannt, ſondern auch durch den Antrag eines Bündniſſes geehrt wurde. Aſinai und Anilai waren die Namen der beiden Brüder, die der Lehre eines Webers entliefen, eine Schaar Unzufriedener um ſich ſammelten, und durch Streifzüge, Ueberfälle und Brandſchatzungen der Umgegend ihre Macht ſo weit vergrößerten, daß der König des mächtigen Parthiens ſich herbeiließ mit ihnen zu verhandeln. Das Ende dieſes kleinen Raubſtaats war nicht minder romanhaft als ſein Anfang. Anilai hatte eine ſchöne heidniſche Gefangene bei ſich, der er auf ihre Bitten geſtattete ihren Göttern zu opfern. Dieß erregte die Unzufriedenheit der Zeloten in ſeiner Schaar, und namentlich des ältern Bruders. Die heidniſche Schwägerin reichte Aſinai Gift. Bald darauf brach im Angriff, den der Schwiegerſohn des Königs von Parthien aus Rache für eine in Naarda erduldete Gefangenſchaft unternahm, die Macht des jüdiſchen Räuberſtaats; auf einem Streifzuge gegen die Babylonier wurde auch Anilai erſchlagen. Nach der Zerſprengung und Vernichtung der Seinigen wandten ſich die Babylonier gegen die in ihren Städten wohnenden Juden, um auch an dieſen die von den Räubern in Naarda erduldeten Uebelthaten zu rächen. Viele ſuchten in Seleucia am Tigris eine Zuflucht, aber auch dort wurden ſie verfolgt, und (im Jahr 41) von den vereinigten Griechen und Syrern ihrer fünftauſend erſchlagen; die übrigen flohen nach Kteſiphon, der Hauptſtadt von Parthien, oder zogen ſich in die beiden befeſtigten, und von Juden bewohnten Städte Naarda und Nißibis zurück. Auch in den Ländern jenſeits des Tigris ſo wie in Armenien wohnten Juden zahlreich. Ein Schreiben des Synhedrialpräſidenten Gamaliel des ältern (in der erſten Hälfte des erſten Jahrhunderts nach Chriſtus) iſt an „die Brüder in Babylonien, Medien und Griechenland" gerichtet. Er meldet ihnen daß der Frühling ſich verſpätet habe, die Lämmer noch zart, die Tauben noch nicht flügge ſeyen, daher habe es ihm und ſeinen Genoſſen

gefallen das laufende Jahr um dreißig Tage zu verlängern. Einen merkwürdigen Beleg für die Ausbreitung des Judenthums im Osten gibt die Bekehrungsgeschichte der Königsfamilie von Adiabene, eines kleinen Staates östlich vom obern Tigris, der, zwischen den beiden Großmächten Rom und Parthien gelegen, mehrere Jahrhunderte seine Unabhängigkeit behauptete. Das hier am Anfang des ersten Jahrhunderts regierende Königspaar Monobaz und Helena lebte nach der Sitte orientalischer Höfe in einer Geschwisterehe; der Thronfolger Izates wurde an einem befreundeten Hofe am nördlichen Ufer des persischen Meerbusens erzogen. Dort bekehrte ihn ein jüdischer Kaufmann Anania, und ohne von diesem Religionswechsel des Sohnes zu wissen, trat auch Helena zu demselben Glauben über. Nach dem Tode Monobazens (um 36) bestieg Izates den Thron und bekannte sich mit all seinen Verwandten nun öffentlich zum Judenthum, ja er ließ sogar die Beschneidung an sich vollziehen. Dieser Abfall von der Landesreligion erregte Unzufriedenheit, aber Izates dämpfte glücklich alle Aufstandsversuche seiner Gegner, und regierte 24 Jahre (bis 60) unangefochten. Er sandte von seinen vierundzwanzig Söhnen fünf nach Jerusalem, um sie dort in der jüdischen Religion unterrichten zu lassen. Helena pilgerte selbst dahin (um 46), beschenkte den Tempel königlich, und trug zur Linderung einer Hungersnoth bei, von der sie das Land gedrückt fand, indem sie in Alexandrien Getreide, in Cypern Feigen aufkaufen und unter die Bedürftigen vertheilen ließ. Als sie (nach ihrem Sohn Izates) gestorben war, ließ dessen ebenfalls dem Judenthum ergebener Nachfolger Monobaz der zweite die Leichen der Mutter und des Sohnes nach Jerusalem führen und in dem dort von Helena erbauten Mausoleum beisetzen. Noch jetzt sind Trümmer dieses Denkmals vorhanden, die man unter dem Namen der Königsgräber kennt. Auch später bewies die Adiabenische Königsfamilie ihre Anhänglichkeit an das Judenthum durch Bauten in Jerusalem und Geschenke an den Tempel.

Bei dieser Verbreitung des Judenthums über die ganze bewohnte Erde kann das kleine Palästina nur insofern als das Hauptland der jüdischen Nation angesehen werden, als es für sie den religiösen Mittelpunkt bildete. Die Bevölkerung Jerusalems, als es von Titus belagert wurde, schätzt Tacitus auf 600,000 Seelen; aber als einst am Passahfest eine Zählung der aus allen Ländern zusammengeströmten Pilger vorgenommen wurde, ergab sich eine Zahl von mehr als zwei Millionen. Die Zahl der Synagogen für die auswärtigen Gemeinden soll in Jerusalem 380 betragen haben. Man darf nicht vergessen daß diese Zerstreuung der Juden in der ganzen heidnischen Welt wesentlich beigetragen hat, die Verbreitung der aus dem Schooß des Judenthums hervorgegangenen Weltreligion zu fördern und zu beschleunigen.

Obwohl so in allen Ländern der alten Welt angesiedelt, assimilirten die Juden sich doch mit keinem Volk. In den größern Städten, wie Rom, Alexandrien, Cyrene, bewohnten sie abgesonderte Quartiere, und ihre Gemeinden hatten ihre eigene Verwaltung. Sie giengen keine Ehen mit Weibern anderer Nationen ein, sondern enthielten sich auch, wie Tacitus, einer ihrer bittersten Gegner, bezeugt, aller und jeder Berührung nichtjüdischer Frauen. Sie hielten eben so wenig die Mahlzeiten der Heiden als sie zu den ihrigen einluden. Sie sahen auf den Götterdienst der Griechen und Römer, der Aegypter und Syrer überall mit gleichem Abscheu, mit gleicher spottender Verachtung. Sie nahmen an den religiösen Festen, an denen das Gefühl der gemeinsamen Andacht so wie der gemeinsamen Festfreude das stärkste Band der Einigung um alle Mitfeiernden schlang, keinen Theil. So erschienen sie den Griechen und Römern nicht bloß als ein fremdartiges Element; sie wurden nicht bloß mit der Antipathie des Occidentalen gegen den Morgenländer betrachtet, sondern zu diesem Racenhaß kam noch der Widerwille gegen ihre politische Absonderung, und ganz besonders der Widerwille des heitersinnlichen, gestaltlosen unduldsamen Glauben. Wohl mögen wir glauben was in den (am Anfang des ersten Jahrhunderts gedichteten) jüdischen Sibyllinen gesagt wird:

> Jegliches Land und jegliches Meer ist von dir erfüllet,
> Jegliches ist dir feindlich gesinnt ob deiner Gebräuche.

Der Grieche wie der Römer begriff die Idee der Gottheit nur in einer Gesammtheit göttlicher Gestalten, in einer Götterwelt: einen einzigen, bildlosen, unsinnlichen Gott denken hieß ihm Gotteslängnerei, und darum sahen die Heiden im Christenthum wie im Judenthum eine entgötterte finstere Leere, und Christen wie Juden erschienen als Atheisten. Tacitus nennt von diesem Standpunkt aus die Juden ein der Religion abgeneigtes, dem Aberglauben ergebenes Volk. „Unheilig ist bei ihnen alles, was bei uns heilig ist, gestattet was bei uns abscheulich." Bei den Götterfesten Griechenlands und Roms schauten die Marmor- und Erzbilder der Olympier auf die andächtige Menge nieder, folgte dem Opfer Schauspiel und Schmaus: es waren Feste der Freude und Geselligkeit. Die Juden duldeten in ihren Tempeln kein Bild, und häufige Fasten und unaufhörliche Gebete gaben ihren Feiertagen einen düstern Charakter. Einige, sagt Tacitus, haben geglaubt, sie verehrten den Bacchus, weil ihre Priester Flöten- und Paukenspiel gebrauchen, Epheukränze tragen, auch im Tempel sich eine goldene Weinrebe fand; aber die Gebräuche der Bachusfeste passen nicht zu ihren Satzungen, sie sind heiter und festlich, die der Juden dagegen widersinnig und gemein. Am unverständlichsten mußte den Heiden die Intoleranz des Judenthums seyn. Eine gränzenlose Expansivität liegt in der Natur des Polytheismus. Griechen und Römer erkannten in den Göttern anderer Nationen entweder ihre eigene wieder, oder waren doch stets bereit ihnen auch als fremden zu huldigen. Sie, die das Weltall von zahllosen göttlichen Mächten erfüllt glaubten, mußten jeden neuen Cultus als eine Erweiterung ihrer noch unvollständigen Erkenntniß der Götterwelt begrüßen, und konnten nie fürchten einen Gott durch Verehrung eines andern zu erzürnen, wohl aber den Zorn eines Gottes durch Uebergehung auf sich zu laden. Man weiß daß die Athener „dem unbekannten Gott" einen Altar errichteten. Welches Recht konnte in ihren Augen der räthselhafte Judengott haben eine ausschließliche Anbetung zu verlangen? Und welches Recht sein Volk, die ewigen Olympier, deren segnendes Walten schon Aeonen dankbar verehrt hatten, als todte Götzen aus Stein, Holz oder als böse Geister und Gespenster zu verachten und zu verspotten?

Diese dem Heidenthum völlig unbegreifliche Verachtung dessen was ihnen Religion war, der zelotische Fanatismus der Juden, und die wilden Verzweiflungskämpfe die jeder Versuch ihnen einen heidnischen Götterdienst aufzudringen hervorrief, ließ dieß Volk als ein allen menschlichen Gefühlen entfremdetes erscheinen; und ihre Absonderung von Tisch und Bett anderer Nationen nahm man als

Digitized by Google

unzweideutigſte Beſtätigung ihres Menſchenhaſſes. Sehr natürlich blieb die judenfeindliche Litteratur nicht bei den Anklagen ſtehen die ſich auf Thatſachen begründeten, ſondern erfand neue dazu, um das verhaßte Geſchlecht noch verhaßter zu machen. Wer zu ihrem Glauben übertritt, ſagt Tacitus, den unterrichten ſie vor allem in Verachtung der Götter, Verläugnung des Vaterlandes, Geringſchätzung der Eltern, Kinder und Geſchwiſter. Nach Juvenal lehrte Moſes, nur Beſchnittenen ſolle man den Weg weiſen wenn ſie verirrt ſind, nur ſie an die Quelle führen wenn ſie in der Wüſte verſchmachten. Ja auch eine der finſtern Fabeln, um derentwillen im Mittelalter ſo viel unſchuldiges Blut vergoſſen worden iſt, taucht ſchon im Alterthum auf. Der Alexandriniſche Philologe Apion, ein windiger Charlatan, hatte eine Schrift gegen die Juden geſchrieben, die durch die Widerlegung des Flavius Joſephus bekannt geworden iſt. In dieſer behauptete er, Antiochos Epiphanes habe im Tempel von Jeruſalem nicht nur einen Eſelskopf geſehen, den die Juden verehrten, ſondern auch einen Griechen, der das ganze Jahr hindurch mit Leckerbiſſen gemäſtet wurde, um an einem beſtimmten Tage feierlich in einem Walde geopfert zu werden. Dieß thäten die Juden Jahr für Jahr, genöſſen dabei die Eingeweide des Geſchlachteten, und ſchwören den Griechen ewige Feindſchaft. Solche Vorſtellungen erhielten durch die furchtbare todesverachtende Wildheit, welche die Juden in ihren Kriegen und Aufſtänden gegen die Römer bewieſen, neue Nahrung, und influirten dann auch wieder auf die Berichte der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller von ſolchen Ereigniſſen. So erzählt Dio Caſſius von dem Aufſtand der Juden in Cyrene unter Trajan (117): „Sie machten alles nieder was Römer oder Grieche hieß; ſie aßen das Fleiſch der Gemordeten, umwanden ſich mit ihren Eingeweiden, beſtrichen ſich mit ihrem Blut und zogen die Haut ihrer Leichen über ſich her. Andere durchſägten ſie vom Scheitel herab der Länge nach, und warfen ſie wilden Thieren vor, oder zwangen ſie im Zweikampf einander umzubringen, ſo daß im ganzen zweihundertundzwanzigtauſend Menſchen auf dieſe Weiſe ihr Leben verloren. In Aegypten und Cypern verübten ſie ähnliche Gräuelthaten, und auch hier fanden zweihundertvierzigtauſend Menſchen ihren Tod. Seit dieſer Zeit darf auch kein Jude letztere Inſel betreten, und wenn je einer durch einen Sturm dahin verſchlagen wird, muß er ſterben." Iſt nun gleich dieſer Bericht mit offenbarer Uebertreibung ins gräßliche ausgemalt, ſo haben doch auch die unverdächtigen Schilderungen des Joſephus von den Racenkämpfen zwiſchen Juden und Heiden, die dem Fall des jüdiſchen Reichs vorausgiengen, an Furchtbarkeit kaum ihresgleichen in der Geſchichte.

Wenn die Jahrhunderte hindurch mit ungleichen Pauſen fortwährenden blutigen Reibungen zwiſchen den Nationen von verſchiedenem Stamm und Glauben einen bittern feindſeligen Haß gegen die Juden in der griechiſch-römiſchen Welt verbreiteten, ſo erſchienen dagegen ihre ſeltſamen Gebräuche und Satzungen thöricht und lächerlich, und deren peinliche Befolgung abergläubiſch. Ganz beſonders wurde natürlich die Beſchneidung beſpöttelt, ſodann die Sabbathruhe, wodurch ſie, wie Seneca ſagt, den ſiebenten Theil ihres Lebens verlieren. Auch die Speiſegeſetze gaben viel Anlaß zu Witzeleien. Man war im Ernſt zweifelhaft ob die Juden ſich des Schweins aus Verehrung oder Abſcheu enthielten. Bei Judenverfolgungen zwang der Pöbel ſie wohl dieſes verhaßte Fleiſch zu genießen. Auguſtus bemerkte, als Herodes ſeinen dritten Sohn hinrichten ließ, er möchte lieber Herodes Schwein ſeyn als ſein Sohn.

Die gründliche Antipathie der Römer gegen die Juden zeigt ſich am deutlichſten darin daß weder Veſpaſian noch Titus nach der Unterwerfung Judäa's den Beinamen „der Jüdiſche" annahmen, während es ſich ſonſt bekanntlich ſiegreiche Feldherren zur Ehre rechneten den Namen des eroberten Landes zu führen, wie Scipio Africanus, Metellus Macedonicus u. ſ. w.

Nach all dieſem wird es wunderbar erſcheinen daß das Judenthum nicht nur im Orient, ſondern auch im Weſten, und namentlich in Rom ſelbſt, zahlreiche Proſelyten machte. Der Grund dieſer auffallenden Erſcheinung liegt freilich größtentheils außerhalb des Judenthums, ſie kann nur in den religiöſen Zuſtänden der damaligen heidniſchen Welt ihre Erklärung finden. Der Moſaismus war im allerhöchſten Grad excluſiv, und hatte an der Bekehrung der Heiden kein Intereſſe. Ueberdieß mußte der von den ſtärkſten Motiven zur Annahme dieſes Glaubens getrieben ſeyn, der nicht durch die Hunderte von läſtigen Geboten und Verboten zurückgeſchreckt wurde, durch die fortan auch ſeine geringfügigſten Handlungen geregelt werden ſollten. Die Zahl derer die aus äußern Rückſichten übertraten, namentlich um Jüdinnen zu heirathen oder am Hof zu Jeruſalem ihr Fortkommen zu finden, kann immer nur ſehr gering geweſen ſeyn. Daß die Schriften die das Judenthum auf Koſten des Polytheismus erhoben und namentlich die Reinheit des moſaiſchen Sittengeſetzes prieſen, große Wirkungen gethan haben, iſt nicht zu glauben. Zwar berichtet Philo daß in Aegypten manche Heiden mit der Annahme des jüdiſchen Glaubens auch ihr Leben gebeſſert und die Tugenden der Milde, Mäßigkeit und Menſchenliebe geübt hätten; doch dieß ſind ſicherlich ſehr vereinzelte Erſcheinungen geweſen. Dagegen ſtimmen judenfreundliche und judenfeindliche Schriftſteller darin überein daß die Zahl derer überall ſehr groß war die ganz oder theilweiſe die moſaiſchen Geſetze befolgten. „Solche Macht," ſagt Seneca, „haben die Bräuche dieſes höchſt verruchten Volks bereits gewonnen, daß ſie in allen Ländern eingeführt ſind; ſie, die Beſiegten, haben ihren Siegern Geſetze gegeben." Am auffallendſten war dieß in Rom ſelbſt ſchon im Anfang der Kaiſerzeit. Es gab viele Römer die am Sabbath kein Geſchäft beſorgten, faſteten und beteten, Lampen anzündeten und Kränze aufhängten, das moſaiſche Geſetz ſtudierten, jüdiſche Bethäuſer beſuchten und die Tempelſteuer nach Jeruſalem ſchickten. Am meiſten neigten die Frauen zum Judenthum, theils weil ſie glaubensbedürftiger waren als die Männer, beſonders aber weil ſie ſich keiner Beſchneidung zu unterwerfen brauchten. Wie nach Joſephus in Damaskus die Mehrzahl der Heidinnen zum Judenthum übergetreten war, ſo waren zu Rom in allen Schichten der Geſellſchaft bedingte oder unbedingte Anhängerinnen dieſes Glaubens zu finden. Aber daß es auch an Männern keineswegs fehlte die alle Bedingungen eines förmlichen Uebertritts erfüllten, zeigen wiederholte, gegen Beſchneidung von Nichtjuden erlaſſene kaiſerliche Edicte. Antoninus Pius geſtattete ſie nur Juden, und belegte jeden der ſie an andern vollziehen würde mit der auf Entmannung geſetzten Strafe; und ſo verbieten noch mehrere ſpätere Geſetze den förmlichen Uebertritt zum Judenthum bei ſchwerer Ahndung.

Dieſe Ausbreitung eines Glaubens der ſo wenig Gemüth und Phantaſie anziehendes, ſo viel zurückſtoßendes bot, deſſen Be-

Digitized by Google

kenner ſo verhaßt waren, und Bekehrungen eher zurückwieſen als beförderten, wird, wie geſagt, erſt dann begreiflich wenn man die Glaubensloſigkeit wie das Glaubensbedürfniß des ſinkenden Heidenthums erwägt. Der römiſche wie der griechiſche Polytheismus war theils durch die Entwicklung der Philoſophie, theils durch andere Einflüſſe zu einer Schattenexiſtenz herabgeſunken. Für die ungeheure Mehrzahl der römiſch-griechiſchen Welt waren die Götter von Hellas ſchöne, aber inhaltsleere Masken, die des alten Rom wie „Urväter Hausrath" halb lächerlich, halb unverſtändlich geworden, und die ungeheure Mehrzahl ſuchte mit ſchmerzlicher Sehnſucht nach einer poſitiven Befriedigung ihres religiöſen Bedürfniſſes. Daher die zahlloſen Experimente der frühern und ſpätern Kaiſerzeit, die verſchiedenſten Glaubensformen des Orients im Weſten einzubürgern: jede Religion war willkommen die einen poſitiven Inhalt zu haben ſchien, wie häßlich und ſeltſam auch ihre Götzen, wie läſtig ihre Satzungen ſeyn mochten. Die halb menſchlich, halb thieriſch geſtalteten Idole Aegyptens, die leidenden und ſterbenden Gottheiten, die geheimnißvollen Naturmächte des Orients, alle fanden in der römiſchen Welt nach und neben einander gläubige und leidenſchaftliche Verehrung. Auch der Gott der Juden fand ſie. Mochten auch die wenigſten die Erhabenheit ſeines Weſens faſſen, ſo mußte doch gerade das Geheimnißvolle ſeines Cultus, die Unſichtbarkeit ſeiner Geſtalt, die Unausſprechlichkeit ſeines Namens in einer der Myſtik ſo ganz verfallenen Zeit auf manches glaubensbedürftige Gemüth eine unwiderſtehliche Anziehungskraft üben. Dazu kam der Glaubenseifer der Juden; ihre unerſchütterliche Ueberzeugung daß ihre Religion die einzig wahre ſey, mußte manchen ſchwankenden und ſuchenden hinreißen. Auch die Unſterblichkeitslehre war geeignet Geängſtete, an der Fortdauer Verzweifelnde zu beruhigen. Endlich werden die meſſianiſchen Prophezeiungen, die ſowohl vor als nach Chriſtus für die Gläubigen den Anbruch eines neuen goldenen Zeitalters, für die Heiden ein göttliches Strafgericht weiſſagten, zur Ausbreitung des Judenthums nicht am wenigſten beigetragen haben.

Skizzen aus Kleinaſien.

Von Dr. A. Mordtmann.

V.

Im Auguſt 1851 führte der Zufall mir drei Reiſende zu, welche den Wunſch äußerten gemeinſchaftlich in Kleinaſien etwas umherzuſtreifen, gleichviel in welcher Gegend, vorausgeſetzt daß ſie an einem beſtimmten Tage die Dardanellen erreichten. Da die Unternehmung ganz in meinem Geſchmack war, auch die anberaumte Zeit mit meinen anderweitigen Geſchäften ſich vertrug, ſo ſchloß ich mich ihnen an; der Plan war bald gemacht, auf der Kiepert'ſchen Karte wurden einige weiße Stellen ausgeſucht, die wir durchſchneiden wollten, und die wir mit einigen andern intereſſanten Punkten und geographiſchen und antiquariſchen Fragezeichen in Verbindung brachten. Von meinen drei Reiſegefährten war der eine ein lothringiſcher Gutsbeſitzer, der andere ein Rheinpreuße, der dritte ein junger öſterreichiſcher Officier, welcher, in der Schlacht bei Novara ſchwer verwundet, eine langwierige und ſchmerzliche Cur durchzumachen hatten, und jetzt einen Urlaub benutzte, um theils ſeine Geſundheit zu ſtärken, theils ſeine rege Wißbegierde zu befriedigen; die beiden erſten waren große Jagdliebhaber und lieferten manchen ſchätzbaren Beitrag zur Verbeſſerung unſerer Nahrungsverhältniſſe. Nachdem wir alle unſere Vorbereitungen getroffen hatten, verließen wir am Dienſtag, den 12 Auguſt Konſtantinopel und landeten nach kurzer Ueberfahrt in dem Hafen von Gemlek. Selten hat der Reiſende Zeit ſich die Umgegend etwas genauer anzuſehen, weil die Dampfboote ſo fahren daß man in Gemlek ſich beeilen muß Pferde zu ſuchen, um vor Sonnenuntergang Bruſſa zu erreichen. Auch wir durften uns nicht viel umſehen; bei einem frühern und ſpätern Beſuch hatte ich jedoch das Glück etwas länger im Orte verweilen zu können, und bei der Gelegenheit mich abermals zu überzeugen wie genau die Alten topographiſche Beſchreibungen abfaßten. Theokrit ſchildert in ſeiner dreizehnten Idylle (der Raub des Hylas) die Umgegend von Gemlek (damals wie noch heutigen Tags Kios genannt), und man erkennt faſt jeden Punkt wieder, ſowie auch der Botaniker ohne alle Mühe die von dem Dichter angegebenen Pflanzen auf der großen Wieſe von Gemlek findet. Die ſpäteren Schickſale des Hafens bis zu ſeiner Eroberung durch die Türken im J 1334 einzeln aufzuzählen, iſt hier nicht der Ort. Jetzt hält Gemlek ungefähr 3000 Einwohner, meiſtens Griechen, welche von der Seidencultur, den Oelbäumen und Granatenbäumen und von der Spedition von und nach Bruſſa ihren Erwerb haben. Die Granatäpfel von Gemlek ſind ſeit Jahrhunderten berühmt; die Oliven werden hier nicht zu Oel ausgepreßt, ſondern geſalzen nach Konſtantinopel ausgeführt. Ueber die Handelsbewegung von Gemlek habe ich nur ziemlich veraltete Notizen, vom J. 1847, und noch dazu ziemlich unvollkommen, doch mögen dieſelben hier ſtehen, indem ich nachher bei Bruſſa ziemlich ausführliche und friſchere Notizen geben kann. Die Ausfuhren des Hafens von Gemlek im J. 1847 waren wie folgt:

Artikel.		Quantum.	Werth in Tauſenden von Piaſt.
Seide	Ausfuhr des Hafens von Bruſſa.	800 Ballen (50,000 Okken)	8,000
Cocons		50,000 Okken friſche oder 16,666 Okken getrocknete	675
Seidenzeuge		30 Kiſten (3000 Okken)	360
Wein		60,000 Okken	150
Häute und Felle		12,000 Okken	60
Wolle		100 Ballen (10,000 Okken)	40
Petmes (Traubenſyrup)		96,000 Okken	96
Diverſe Artikel			284
Weizen		500,000 Konſtant. Kilo	10,000
Mais		150,000 „	1,500
Gerſte		200,000 „	1,200
Früchte		720,000 Okken	180
		Total	22,540

Die Einfuhren wurden auf circa 12 Mill. Piaſter geſchätzt. Am 1 Sept. 1856 brannte der ganze Ort ab, nach officiellen Angaben wurden in Aſche gelegt 600 Häuſer, 200 Boutiken und Kaffeehäuſer, eine Moſchee, 6 Kirchen, die Mauth, die Quarantäne und die Wage. Es blieben nur ſtehen 2 Magazine, 1 Han, 10 Häuſer und das Amthaus. Der Schaden an verbrannten Gebäuden wurde auf 19½ Mill. Piaſter, und an verbrannten Waaren, Maſchinen, Werkzeugen und Hausgeräth auf 7 Millionen Piaſter geſchätzt.

Wir brachen um 3½ Uhr Nachmittags von Gemlek auf und paſſirten zuerſt das Dorf Engari (Enguridſchik), dann eine kleine Thalſchlucht, Gemlek Derbendi, d. h. Engpaß von Gemlek, wo ein einzelnes Kaffeehaus ſteht, 2 Stunden Wegs von Gemlek. Hier hat offenbar ein Tempel geſtanden, weil man noch verſchiedene Ueberreſte von Marmorſtücken, geſtempelten Ziegelſteinen u. ſ. w. findet. Etwas weiter bildet ein Ausläufer des Katirlü Dag einen Engpaß, zu deſſen beiden Seiten man noch Ueberreſte von cyklopiſchen Mauern findet, welche von der Höhe herab in die Schlucht liefen und den Engpaß befeſtigten. In der That iſt dieß ein wichtiger militäriſcher Punkt, welcher den Eingang zur Ebene von Bruſſa und zur Hauptſtadt von Bithynien vertheidigte, weßhalb die Alten ſeine Bedeutung wohl erkannten. Auf einer Anhöhe, von welcher man den erſten Blick auf Bruſſa hat, iſt ein Kaffeehaus angelegt, dieſe Stelle heißt Riza Paſcha Derbendi (Engpaß des Riza Paſcha), hier wurden im Junius 1851 die Arbeiten zur Herſtellung eines neuen Weges zwiſchen Bruſſa und dem Meer begonnen, indem ſolche nach beiden Seiten fortſchreiten ſollten. Damals, wo ich gleichfalls dieſe Strecke paſſirte, waren ungefähr 200 Arbeiter beſchäftigt, dießmal ſahen wir wenigſtens 1200 Arbeiter, drei walachiſche Ingenieure leiteten den Bau, und das Journal de Conſtantinople verfehlte nicht in regelmäßigen Zwiſchenräumen den Fortſchritt der Kunſtſtraße zu jedermanns Kunde auszupoſaunen. Jetzt, wo ich dieſe Zeilen ſchreibe (Junius 1857) iſt noch immer nicht die Straße fertig, obgleich die ganze Strecke nur 32,000 Metres beträgt. Eine Geſchichte dieſes Baues würde ein ſehr treffendes und anſchauliches Bild der modernen Türkei geben, und da ich als gewiſſenhafter Reiſebeſchreiber vor allen Dingen die Kenntniß des beſuchten Landes zum Zweck haben muß, ſo will ich hier einige Andeutungen geben, wie es möglich iſt daß eine vom Sultan befohlene, vom Miniſterium angeordnete und für ein großes Reich verhältnißmäßig ſehr geringfügige Arbeit binnen ſechs Jahren nicht hat beendigt werden können. Um dieß zu verſtehen, muß man wiſſen daß die türkiſche Regierung im allgemeinen nicht geneigt iſt für den Wegebau etwas ernſtliches zu thun, weil ſie noch bis auf dieſen Augenblick an der Idee feſthält daß gute Straßen und Wege das Eindringen feindlicher Armeen erleichtern. Aber nicht die Regierung allein trägt die Schuld, ſondern auch die Bevölkerung, welche dieſe Abneigung gegen gute Communicationsmittel theilt. So räthſelhaft dieß ſcheint, ſo wahr iſt es dennoch, die Bevölkerung Kleinaſiens iſt, mit Ausnahme der Küſtenſtrecken, faſt durchgängig mohammedaniſch. Die Türken aber ſind bekanntlich weder ſehr induſtriell noch ſpeculativ, und fühlen daher recht gut daß die Raja, namentlich die Griechen und Armenier, den meiſten Nutzen von guten Straßen ziehen würden, und ſind daher im allgemeinen Gegner ſolcher Projecte. Zu den hartnäckigſten Gegnern des Bruſſa-Straßenbaues gehörte der Vorſteher der Municipalität von Bruſſa, und eben dieſem Mann iſt die Verwaltung der Baucaſſe übergeben. Außer den regelmäßigen Arbeitern um 6 Piaſter Tagelohn wurden eine viel größere Anzahl Landleute der Umgegend gezwungen, um 2 Piaſter Tagelohn Roboten beim Straßenbau zu verrichten. Dieſe Leute wurden alſo mit Gewalt ihren Geſchäften entzogen, und zu einer Arbeit gezwungen die ſie auf längere Zeit nachher zu ihren eigentlichen Berufsarbeiten unfähig machte, da der Seidenbau und die damit verknüpften Arbeiten ſich nicht mit Chauſſeearbeiten vertragen. Es iſt daher kein Wunder daß ſie den Straßenbau verwünſchten und haufenweiſe davon liefen. Dazu kam daß ſpäter ein Regenguß faſt alle ſchon beendigten Arbeiten zerſtörte, man kann ſich denken wie dieſe beſchaffen waren, da ein einziger Regenguß ſolche Verwüſtungen anrichten konnte; noch wunderbarer aber war daß in Folge eben desſelben Regens (im October) circa 80 Paar Ochſen erfroren, ſo lautete wenigſtens der amtliche Bericht, obgleich dazu mehr als Köhlerglaube gehört.

Angeſichts ſolcher Thatſachen weiß man nicht was man ſagen ſoll, wenn die öffentlichen Blätter in Konſtantinopel Eiſenbahnprojecte von Konſtantinopel bis Bagdad, oder von Antiochia bis zum perſiſchen Meerbuſen beſprechen. Ich habe nun ſchon wenigſtens ein Dutzend Eiſenbahnprojecte hier zu Lande erlebt, und alle fielen ins Waſſer. Das letzte Project, welches noch am weiteſten gedieh und alle Bedingungen der Ausführbarkeit und der Lebensfähigkeit im höchſten Grad vereinigte, das Project einer Bahn von Smyrna nach Aidin, iſt ſchon faſt wieder der Vergeſſenheit anheim gefallen. Jetzt iſt wieder ein anderes Project auf dem Tapet, aber es iſt widerwärtig nur davon zu reden, ſo lange die Türkei nicht den Beweis geliefert hat daß ſie auch nur eine Kunſtſtraße fertig machen kann.

Vier Stunden von Gemlek und zwei Stunden von Bruſſa hört das Gebirge auf, und es beginnt die Ebene von Bruſſa. Hier liegt das große Dorf Demirdeſch (eigentlich Demirtaſch, d. h. Eiſenſtein), welches ausſchließlich von Griechen bewohnt iſt, die ſich von der Seideninduſtrie nähren. Die hieſige Seide iſt nicht nur die werthvollſte der ganzen Provinz, ſondern vielleicht die beſte im ganzen türkiſchen Reich, und kein Reiſender ſollte verſäumen ſich von der Emſigkeit und Induſtrie dieſes Dorfes durch den Augenſchein zu überzeugen. Nicht nur die Männer, ſondern auch die Frauen und Kinder ſind ohne Ausnahme dabei beſchäftigt; im Dorfe ſind auch vier Spinnereien angelegt, zuſammen von 160 Gängen, und der Wohlſtand des Ortes fällt auf den erſten Blick in die Augen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Delhi.

Delhi war lange die Hauptſtadt des ſogenannten Großmoguls; die Mahratten bedrängten ihn, bis die Britten am 30 Dec. 1803 den Kaiſer von den Anſprüchen Scindia's befreiten und General Lake 1804 Holcar zur Aufhebung der Belagerung zwang. Der Kaiſer war aber ſeitdem nichts als ein Penſionär der Britten. Er nahm es erſt zwar ſehr übel daß Lord Haſtings ſich in ſeiner Gegenwart ſetzte, aber auch die Geſchenke (Nuzurs) — 4 Gold-Moburs (8 Louisdor), für welche ein Ehrenkleid gegeben ward und die britiſche Beamte welche ihm aufwarten wollten, ihm machen mußten — verbot Lord Ellenborough 1845 und erſetzte ſie durch eine Geldſumme. Der König von Delhi wollte aber niemanden empfangen, der ohne dieß Zeichen der Unterthänigkeit erſchien; ſo daß alſo ſeit jener Zeit kein Engländer mehr vorgeſtellt wurde. So wurde auch dem Generalgouverneur ein Stuhl zum Sitzen verſagt, und eine Audienz konnte nie ſtattfinden. Er duldete auch keinen Sonnenſchirm (Chattah), das Attribut königlicher Herrlichkeit, ſelbſt bei Damen in ſeiner Nähe. So oft der König hindurchzog, waren Muſikanten in den obern Räumen einer Thorfahrt aufgeſtellt. Das alte Prärogativ der Krone daß niemand bedeckten Hauptes oder zu Pferde vor dem König erſcheine, ihm begegnende Elephanten niederknieen ſollen, ward manchmal in der Stadt und Umgebung ſelbſt Europäern gegenüber erzwungen; deſto mehr erniedrigte ſich dieſe Höflingswelt vor den engliſchen Großen. Der König konnte nur noch Titel an ſeinen Haushalt ertheilen, war für ſeine Perſon, wie ſein Erbprinz, von aller Civil- und Criminaljuriſdiction der Britten, ſeine andern Söhne und Brüder nur von der engliſchen Civiljuriſdiction eximirt, und nur in ſeinem Palaſt noch Herr. Durch Vertrag mit dem Erbprinzen 1852 hatte dieſer aber auch den Palaſt den Britten abtreten müſſen, und nur eine beſchränkte Juriſdiction über die königliche Familie behalten. Er erhielt jährlich 12 Lakh Rupien gerieth aber in Schulden, und es wurden ihm drei zugelegt, um ſeinen Verpflichtungen gegen ſeine zahlreichen Angehörigen genügen zu können. Er hat alſo 150,000 Pf. St. Penſion, früher nur 125,000 Pf. St. Er träumte lange noch daß er Kaiſer der Welt ſey, hielt auf königlichen Pomp, mit Fahnen, Muſikanten u. dgl. Wenn der Repräſentant des Generalgouverneurs vor ihm erſchien, geſchah es mit gefalteten Händen, wie ein Bittender; er empfieng keine Briefe, ſondern nur Petitionen, erwies den Britten eine große Gunſt, indem er das monatliche Geſchenk annahm, und ſanctionirte dafür alles was ſie thaten, ließ bei allen ihren Siegen Salutſchüſſe abfeuern. Außer ſeinem Palaſt ohne Macht lebten in demſelben noch Tauſende Familien von ihm. Die königl. Familie — 6000 (darunter 80 Kinder des Königs) im Palaſt nach Görtz, der 15,000 Einw. hat — beſtand ſelber aus 12,000 Perſonen, und die Fabrik hatte noch immer Fortgang. Es geht ja auf John Bulls Koſten. Die Engländer tröſten ſich aber damit daß ja ganz Europa beſteuert werde die kleinen deutſchen Fürſten aufrecht zu erhalten, um den verſchiedenen ſouveränen Häuſern des Continents Weiber und Männer zu liefern. Die armen Prinzen erhalten zum Theil nur 25 Rupien den Monat, 13 Sh. 6 P. die Woche. Die Stadt Delhi (richtiger Dehly), von ſeinem Gründer, dem Brahmanen Delu, im 7ten Jahrhunderte v. Chr., genannt; 28° 39′ Br., 77° 18′ L., 1 engl. M. am rechten Ufer der Dſchumna, 800′ über dem Meer, hatte nach dem Miſſionary Regiſter von 1828 300,000 Einw., aber nach dem neueſten Cenſus von 1845 nur 137,977 Einw. — nach Roberts bei Görtz 145,000 — und zwar 71,530 Hindu, 66,120 Mohammedaner und 327 Chriſten, ohne die Vorſtädte Iſlington, Clerkenwell ꝛc. 1847 mit 22,302 Einw., alſo zuſammen über 160,000 Einw. Viele Europäer wohnen, was in Indien ſelten iſt, innerhalb der Mauern, aber die Cantonnements des Militärs und viele Bungalows der Civilbeamten liegen vor dem Kaſchmirthor, in einer ſtaubigen troſtloſen Einöde, denn außer am Fluß iſt der Boden ſehr dürftig, von Schluchten und Riſſen durchfurcht, in der heißen Jahreszeit ohne Graswuchs, wie dieſer ganze Theil Indiens. Ueber 100,000 Büffel, 84,000 Mäuler und Ponies, und 65,000 Hackeris paſſirten 1852 die Schiffsbrücke. Die zahlreichen Denkmäler in Trümmern von Agra her im SO. machen einen Eindruck von früherer Größe und Glück. Die jetzige Stadt, von Schah Jehan 1631 gegründet, iſt nach Görtz eine der wenigen, vielleicht die einzige in Indien, die einige Regelmäßigkeit, erträglich weite Straßen und eine leidliche Ordnung zeigt, und ein geſchloſſenes Ganzes bildet. Die Dſchumna begränzt ſie auf der Oſtſeite und dort iſt der Palaſt; die übrigen Seiten ſind von hohen Granitmauern mit Zinnen, die von 12 prachtvollen ſoliden Thoren durchbrochen ſind, eingeſchloſſen. Die Stadt hat 7 engl. M. im Umfang, das alte Delhi ſoll nach Wilford 30 engl. M. längs den Ufern der Dſchumna ſich ausgedehnt haben. Die Britten haben die Feſtungswerke verſtärkt. Wenige Häuſer ragen über den Mauern hervor, vor allem die Hauptmoſchee; Franklin nennt ſieben Thore, aber vier ſind nach der Weſtſeite; das Kaſchmirthor iſt caſemattirt. Die Straßen ſind meiſt enge, nur die weiße oder glänzende Hauptſtraße (Tſchandni-Tſchauk), die vom Palaſtthor zum Delhithor von N. nach S. geht, iſt in Indien an Breite und Schönheit ohne Gleichen, ¾ engl. M. lang, 50 Yards breit, mit guten Läden und ſtattlichen Häuſern an beiden Seiten, reinlich, mit einem großen Waſſercanale aus rothem Stein in der Mitte, der die Stadt mit gutem Trinkwaſſer verſieht, und von einer Allee beſchattet. Das Gedränge darin iſt erſtaunlich. Aehnlich, nur ſchmäler iſt eine zweite Straße, die vom Lahorethor zum Palaſt von O. nach W. geht; doch ſind die Straßen durch Häuſer in der Mitte entſtellt. Am Ende von Tſchandni-Tſchauk erhebt ſich das prachtvolle Thor des kaiſerlichen Palaſtes, nach Heber einer der glänzendſten der Welt; er übertrifft weit den Kremlin, obwohl er Windſor nicht gleichkommt. Es iſt ein unregelmäßiges Viereck, mit tiefem Graben, an drei Seiten von einer Mauer aus rothem Granit, 1 engl. M. im Umfang, 40′ hoch mit Thürmchen und Kuppeln eingeſchloſſen, ſchön gebaut mit zwei edlen Thorwegen, mit Warten; an der vierten Seite, wo ein Arm der Dſchumna fließt, führt eine ſchmale Brücke zum alten Fort von Selinghur, in ſchwerem maſſivem Styl von einem früheren Patanenfürſten erbaut. Man tritt in den Palaſt durch eine Reihe hoher Thorwege aus rothem Granit mit vieler Bildhauerarbeit, deren eines Heber beſchreibt, durch zwei Höfe, von welchen einer 300 Schritte lang, der zweite viereckig, 200 Schritte lang und breit iſt. Das Thor des Palaſtes iſt prachtvoll. Ein langer gewölbter Gang führt in den erſten Vorhof; durch eine Thorfahrt gelangt man in einen unregelmäßigen Hof, verunziert mit Bauwerken des verſchiedenſten Geſchmacks — ein Bungalow mit Strohdach in einer Ecke iſt nach Görtz die Wohnung des Thronfolgers; die Seite gegenüber dem Thorweg nimmt die große Audienzhalle (Dewani-Zum) aus weißem Marmor, von 32 Säulen in zwei Reihen getragen, ein; im Hintergrund iſt der Thron, 8′

Digitized by Google

hoch, nur durch verborgene Treppen von der Seite zugänglich, während der König von hinten durch eine vergoldete Thür eintritt. Die Säulen, die ihn tragen, und der Baldachin über ihm sind aus weißem Marmor sehr schön — der Hintergrund enthält Mosaikdarstellungen von Vögeln und darüber eine Mosaikcopie eines Orpheus, wie man sagt von Raphael, [1] aber alles verstaubt. Die orientalischen gezackten Bogen der Halle der mittleren Räume sind nach Görz von hoher Schönheit, mit Mosaikguirlanden ausgelegt, das Dach ist vergoldet und die Wände über dem Bogen haben leichte Einfassungen, zwischen welchen in vergoldeten persischen Lettern die berühmte Inschrift erscheint: „Wenn es ein Paradies auf Erden gibt, so ist es dieß!"

Die Halle ist seenhaft schön und die Aussicht auf die grüne Ebene, und die in der Regenzeit eine Stunde breite Dschumna, welche die Mauern des Palastes bespült, eine der anmuthigsten. Ein marmornes Piedestal bezeichnet die Stelle des von den Mahratten geraubten Pfauenthrones. Er stand in der Mitte und bestand aus Goldtafeln mit Diamanten, Rubinen, Smaragden, Perlen überzogen, zwischen zwei goldenen Pfauen; Tavernier schätzte ihn auf 6½ Mill. L. Nadir Schah raubte was noch zu rauben war. Durch ein Labyrinth von Höfen und Thoren, unregelmäßig und verfallen, gelangt man zum geheimen Rathszimmer (Dewani-Chas), nach Franklin ein kleines oblanges Gebäude aus weißem Marmor, mit purpurnen Zeltvorhängen ringsum, mit vier ähnlichen Kuppeln, nach der einen Seite dem Palaste zu, nach der andern dem Garten zu offen, Pfeiler und Bogen ausgesucht verziert mit Arabesken, Vergoldungen, Blumen, Inschriften in den schönsten persischen Charakteren; ein reicher silberner Blätterschmuck, der die Decke zierte, ist weggebrochen. Nach Bacon ist diese glänzende Halle, vom Kaiser jetzt selten besucht, der Aufenthalt von Raben und andern Vögeln. Der schöne Garten mit eleganten Springbrunnen aus weißem Marmor, von einer Wasserleitung gespeist, und mit einem achteckigen Pavillon aus weißem Marmor mit Springbrunnen und schön verziertem Bad, und drei Domen aus weißem Marmor ist jetzt vernachlässigt, alles verstümmelt und beschmutzt. So auch die Privatmoschee des Hofes (Moti-Musjid), ein kleines, elegantes Gebäude aus weißem Marmor mit schönem Schnitzwerk und vergoldeten Kuppeln. In der Hauptstraße ist die kleine hübsche Moschee mit vergoldeten Kuppeln, von der Nadir Schah 1739 der Niedermetzelung der Einwohner zusah. Die prachtvollste Moschee Indiens aber ist die Hauptmoschee (Jumma-Musjid). Sie erhebt sich in der Mitte der Stadt auf der Westseite auf einer 30′ hohen Felshöhe, von 450′ Quadratfläche, die mit rothen Steinen gepflastert ist und zu der drei große Thorwege mit steinernen Treppen hinaufführen, hat in der Mitte ein Marmorbaissin zu den Abwaschungen, das aus mehreren Fontänen durch eine Maschinerie gefüllt wird, und an drei Seiten offene Arkaden. Im W. ist die eigentliche Moschee, ein Oblong von 261′, zu dem man auf einer prächtigen Treppe emporsteigt; die Fronte mit weißen Marmorplatten belegt; der Karnis mit vielen Inschriften aus dem Koran in schwarzem Marmor; Fußboden und Wände mit 3′ langen, 1½ breiten Marmorplatten belegt, das Ganze von drei Domen aus weißem Marmor mit schwarzen Streifen überragt, an jedem Ende vorne ein Minaret nach Franklin (Account of Delhi As Rech. T. IV.) 130, nach v. Orlich 150′ hoch; eine Treppe aus rothem Stein von 130 Stufen führt hinauf und gewahrt oben eine schöne Aussicht; dabei ist ein großer tiefer Brunnen in Felsen gehauen, von den Britten 1809 ausgebessert, wie auch die Moschee 1851, die Schah Jehan in 6 Jahren mit 100,000 L. Kosten baute. Das Innere ist, wie immer, ganz einfach; nur die Stufen für den Ausleger des Koran, aus einem Block geschnitten, und die nach Mekka gerichtete Nische (Kibla) enthaltend. In einem Nebengebäude bewahrt man eine wunderbare Reliquie, den Bart Mohammeds! Eine andere Moschee, die schwarze (Kala) in massivem Styl, nach dem Plan der ursprünglichen arabischen Moscheen gebaut: ein viereckiger Hof, von einer Arkade umgeben, von einem kleinen übelaussehenden Dome überragt, verdient noch Erwähnung. Lieutenant Lewis und Hr. Gope (A. I. of B. XVI. 1) haben sie beschrieben. Feroz Toghluk III soll in den 38 Jahren seiner Regierung 50 Dämme und 30 Wasserbehälter zur Bewässerung, 40 Moscheen, 30 Collegien, 100 Serais, 150 Brücken, 100 Hospitäler und 100 öffentliche Bäder gebaut haben. Diese Moschee ist eine Probe seiner Bauten. Sie meinen, sie heiße eigentlich Kalan-Musjid, die Hauptmoschee, im Gegensatz von sechs kleineren, die ihm zugeschrieben werden. Sie besteht aus zwei Stockwerken auf einer Erhöhung; unten sind kleine Gemächer, wohl zum Vermiethen, wie es jetzt auch noch den Monat für 6.3 R. geschieht. Der Stein ist aus der Nähe Delhi's. Einer Inschrift nach wurde sie im Jahr 789 der Hedschra vollendet; 29 Stufen führen hinauf. Die Inschrift ist in Marmor geschnitten und dann mit Blei ausgegossen. Obwohl die Hälfte der Einwohner Hindu, sind ihre Tempel doch gemein, wohl ihrer Armuth wegen. Die englische Kirche am Kaschmirthor hat Oberst Skinner mit einem Aufwand von 10,000 L. bauen lassen. Die glänzenden Paläste des Adels haben die Rohillas und Mahratten meist zerstört und das Holzwerk verbrannt. Die Britten haben seit ihrer Besitznahme die Stadt gereinigt, ein Gerichtshaus, einen Palast für den Residenten und mehrere Häuser im italienischen Styl gebaut. Zur Zeit der Blüthe der Stadt war sie durch einen freigebigen Perser Ali Murdan Chan, der unter Schah Jehan 1638—56 ein hohes Commando bekleidete, überall mit Wasser reichlich versehen, das aus dem Canal von Feroz Schah, 70 engl. M. von der Stadt hergeleitet war. In die Nähe der Stadt führte er das Wasser längs einem künstlichen Damm, höher als die Umgegend, mittelst eines gemauerten Aquäducts und zuletzt durch einen Canal, 3 engl. M. durch den Felsen gehauen, 25′ breit, 25′ und an einer Stelle nach Franklin 60′ tief. Das Wasser floß dann in der Stadt durch einen offenen Canal, erreichte weiterhin wieder durch einen großen Aquäduct nach Colvin (on the Ancient Canals of the Delhi Territory A. I. of B. 1833), den Palast, und verzweigte sich durch alle Theile desselben in offenen oder bedeckten Wasserläufen mit Ausflüssen in die Jumna, so überall Ströme frischen Wassers verbreitend.

Die Stadt hat eine Druckerei, worin die Delhizeitung erscheint, eine Steindruckerei, Baumwollen-, Papier-, Pfeifen-, Säbel-, Flinten-, Tabak-, Zucker- und Indigofabriken. Delhi ist nach Goetz noch das Emporium für die herrlichen Kaschmirshawls von Amritsir u. a. Orten, die in Calcutta oder Bombay bei den mangelhaften Handelsverbindungen schon um die Hälfte theurer sind. Die schönsten sind aus einer Menge kleiner Stückchen zusammengesetzt. 1824 bewachten die Truppen der ostindischen Compagnie den Palast; den Dienst im Innern hatte ein Corps unter dem Befehl des Kaisers und von ihm ausgehoben. Zu Bacons Zeit stand ein Corps in der Stadt, die übrige Garnison draußen. Im Arsenal am Ufer der Dschumna fand v. Orlich 1843 110 Kanonen und viele Waffen. Berühmt sind die Schahlimargärten; der Name ist eigentlich eine Corruption von Schahlamarad, das Königs-

[1] Darauf und auf den Grabsteinen mehrerer Italiener auf dem katholischen Kirchhof zu Agra schließt man daß alle die herrlichen eingelegten Werke von Europäern herrühren.

Digitized by Google

gebäude. Von Schah Jehan 1632 angelegt, 1 engl. M. im Umfang, sollen sie 1 Million L. (25,000,000 Franc) gekostet haben, sind aber nach Franklin jetzt beinahe vernichtet, bloß noch ein großer Park. Sie waren voller Pavillone, Lusthäuser, Bäder, Grotten, schönen Baumgruppen; das Ganze von einem hohen Backsteinwalle umgeben; der brittische Resident hat sich vor einiger Zeit ein Landhaus darin gebaut. Südlich von dem jetzigen Delhi sind die Trümmer des alten, mit den Palästen der Patanenkaiser, dabei der merkwürdige sogenannte Stab (Lath) des Feroz Schah, 42′ hoch (37′ über der Erde), unter 10′ 4″ im Umfang, ein einzelner Schaft aus rothem Sandstein, wie Prinsep meint, aus den Sewalikhügeln, mit mehreren Inschriften, einigen neuern in Sanskrit aus dem 12ten Jahrhundert, andere älter in einer mittlern Sprache zwischen Sanskrit und Pali. Nach Prinsep, der die Inschriften enträthselt hat (A. I. of B. 1837), enthält die älteste ein Decret Asoka's (325—288 v. Chr.) gegen das Tödten lebender Thiere, und sie wiederholen sich auch in Allahabad und dann noch an zwei Orten. Er steht jetzt auf dem Dach von einem dreistöckigen gewölbten Gebäude, vielleicht einem Sonnenhause; Heber sagt irrig daß der Stab aus Metall bestehe. Der Volksname rührt daher daß Feroz Schah 1355 wohl an dem jetzigen Orte ihn aufrichtete. Wenige hundert Schritte westlich von der Stadt ist das enorme Observatorium von Jeisingh, Radja von Amber, der unter Mohammed Schah (1718—48) den Kalender verbesserte, und ähnliche Sternwarten zu Jeipur, Muttra, Benares und Oudjein anlegte, erbaute. Unter den kolossalen Instrumenten, alle gemauert, ist nach Hunter (A. Rech. T. V.) eine Aequatorial-Sonnenuhr, deren Uhrzeiger 118′ 7″ lang, mit einer Basis von 104′ 1′ und perpendiculären Höhe von 56′ 9″ aus Stein ist, die Ecken aber aus weißem Marmor; zwei kleinere haben einen Zeiger von 35′ 4″. Nie vollendet, wurde das Observatorium von den Jats zerstört. Neun engl. M. im S. von der Stadt ist der berühmte Kuttab (Kutb) Minar, wohl die höchste Säule der Welt; an der Basis ein Polygon von 27 Seiten, erhebt sie sich als Säule 242′ 6″ hoch, und hat an der Basis 48′ 2″ Durchmesser, 156′ im Umfang, oben verjüngt, nur 10′ im Durchmesser; sie ist nach Blunt (A. Rech. T. IV.) cannelirt; vier Galerien umgeben sie, gestützt von starken, steinernen Unterlagen, in einer Höhe von 90, 140, 180 und 203′; den fünften Stock zerstörte Blitz und Erdbeben 1803. Bis 180′ besteht sie aus feinem rothem Sandstein, von da aufwärts wo sie rund ist, aus weißem Marmor, acht viereckige Pfeiler tragen einen kleinen Dom auf der Spitze, umgeben von einer eisernen Galerie; eine Wendeltreppe von 383 Stufen nach v. Orlich führt inwendig hinauf, ist aber wegen des ruinösen Zustandes nicht mehr zu ersteigen. Ein brittischer Ingenieur hat sie nach Bacon wieder ausgebessert. Von den vielen Inschriften im Innern der Säule sind vier persische von Ewer (A. Rech. T. IV). bekannt gemacht. Darnach wurde sie 1210—36 von Schams eddin Altamisch, einem Türken-Sultan in Delhi, errichtet.

Sie soll wohl den Triumph des Islams über den Brahmanismus verewigen. Ruinen von großen indischen Tempeln sieht man überall; in einer, 130′ im NW. von Kuttab Minar, einen eisernen Pfeiler, nach Jacquemont 16′ über dem Boden, 1′ im Umfang, der nach den Hindus auf dem Rücken der Schildkröte ruht, welche die Erde trägt. 26′ nordwestlich von dem Pfeiler ist das Grab Schams-ed-din's Altamisch mit Inschrift; nicht weit davon das des Kaisers Schah Alum und dicht dabei der Palast der jetzigen kaiserlichen Familie, nach Heber ein großes armseliges Gebäude, in schlechtem italienischem Baustyl. Delhi's Umgegend, wo öfter die Hauptstadt großer Reiche war, enthält noch die Ruinen von vielen großen Städten, die älteste Indraprastha, von Yudisthira mehrere 1000 Jahre v. Chr. gegründet und von Anungpal erneuert, geht über die historische Zeit hinauf.

Wir haben unsere Darstellung Delhi's ganz objectiv gehalten; es leuchtet aber aus ihr genugsam ein wie bedeutsam die Einnahme dieser ehemaligen Hauptstadt des Großmoguls durch die Aufständigen im Augenblick ist, ebenso erhellt daraus, wie tief verletzt der Nachkomme desselben sich durch die Engländer fühlen muß. Es ergibt sich ebenfalls welchen Glanz diese ehemaligen Herrscher ringsum verbreiteten, wo jetzt ein Paar englische Beamte und Officiere ihren verhältnißmäßig geringen Sold nicht einmal gänzlich verzehren, sondern für England aufsparen, und die englischen Manufacturwaaren die indische Industrie noch fast gänzlich erdrücken, nachdem der Untergang aller der glänzenden Nabobs schon viele Zweige derselben längst vernichtet hatte. Solche glänzende Bauten, zum Theil doch zum allgemeinen Nutzen, wie die von Feroz, haben die Engländer noch nirgends in Indien aufgeführt. Die Canäle und Eisenbahnen, namentlich diese, datiren erst aus ganz neuerer Zeit und möchten letztere namentlich kaum im Sinn der Hindu seyn; den Brahmanen wird nicht entgehen daß der so sehr vermehrte Eisenbahnverkehr aller Stände und Kasten durch einander ihrem Kastensystem den härtesten Schlag versetzen würde.

Eine Reise nach Island und Spitzbergen.

Von Lord Dufferin sind in London Letters from High Latitudes (Briefe aus hohen Breitegraden) erschienen; sie enthalten die Schilderung einer Reise welche der edle Lord in der Schooner-Jacht „Foam" nach Island, Jan Mayen und Spitzbergen unternahm. Der „Economist" bespricht dieses Reisewerk in einem umfassenden Artikel, aus welchem wir unsern Lesern folgendes mittheilen.

Die ersten zwei oder drei Briefe, sagt die genannte Zeitschrift, sind von verschiedenen Punkten Schottlands datirt; unser Verfasser hatte sich zu Lande dorthin begeben, um in Oban den Schooner zu besteigen. In Greenock machte er die Bekanntschaft Sigurdr's, eines Isländers, welchen ein beiderseitiger Freund bei Lord Dufferin eingeführt hatte, und der sich bewegen ließ den Verfasser zu begleiten und die Honneurs seines Heimathslandes zu machen. Eine mehrtägige Verzögerung ward durch die plötzliche Erkrankung des Segelmeisters veranlaßt; nachdem dieser aber durch einen Glasgower Kauffahrteischiffer ersetzt war, lichtete endlich das kleine Fahrzeug am 8 Jun. 1856 seine Anker nach Island.

Kaum waren unsere Reisenden auf hoher See, so erhob sich ein frischer Wind, welcher ohne Unterbrechung zehn Tage lang fortdauerte, und sie rasch in den Hafen von Reykjavik brachte, wo sie Anker warfen. Wir wollen den Verfasser mit seinen eigenen Worten den Eindruck schildern lassen welchen der Anblick der Küste, als er der Hauptstadt des Landes sich näherte, auf ihn machte. „Das Panorama der Bay von Faxa Fjord, sagt er, ist

prächtig; die Bucht hat von Horn zu Horn eine Breite von fünfzig engl. Meilen; die eine dieser Spitzen läuft auf einen felsigen Bimsstein-Rücken hinab, die andere thürmt sich fünftausend Fuß hoch zu einer Pyramide ewigen Schnees auf, während in dem zwischenliegenden Halbkreis die Gipfel von hundert edlen Bergen zusammengedrängt sind. Bei der Annäherung an die Küsten wird man vielfach an das Gestade West Schottlands erinnert, nur daß hier alles intensiver, die Atmosphäre klarer, das Licht lebhafter, die Luft spannender, die Berge steiler, höher, gewundener und so zu sagen knochiger sind, während sich zwischen ihrem Fuß und dem Meer ein schmutzig grünlicher Abhang erstreckt, der mit Häusern bedeckt ist, welche, Dach wie Mauern, schimmelig grün sind, als wäre ein vor unvordenklichen Zeiten bewohntes Land aus der Meerestiefe herausgefischt worden. Die Wirkungen des Lichts und der Schatten sind die reinsten die ich je gesehen, die Farbengegensätze die erstaunlichsten — eine Geröllfronte eines Berges ragte goldglänzend neben der Flanke eines andern in das dunkelste Purpur gekleideten empor, und über ihnen war das azurblaue Himmelsgewölbe ausgespannt, welches schnee- und eisfunkelnde Pfeile fast zu berühren schienen."

Als unser Verfasser Reykjavik erreichte, entschloß er sich plötzlich Vorbereitungen zu einer Expedition an die Geyser und in das Innere des Landes zu machen. Sein Plan gieng dahin: nach dem Besuch der heißen Quellen in die Stadt zurückzukehren, und dann einen Ausflug mitten über die Insel an die Nordküste, die kaum je von Fremden besucht worden, zu machen. Nachdem er daher einige Tage mit Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt zugebracht, mit den vornehmsten Einwohnern, deren Gastlichkeit er nicht genug loben kann, Bekanntschaften angeknüpft, und einen Tag dem Besuch eines Bauernhofs in Bessestad, der alten Heimath Snorro Sturleisons, dessen Geschichte er erzählt, gewidmet hatte, traten die Reisenden ihre Wanderung an. Da es in Island keine Straßen gibt und „aller Handelsverkehr mittelst Pferden über Pfade getrieben wird welche seit Jahrhunderten in den Lavaflächen breitgetreten sind," so waren sie genöthigt sich derselben Reiseart zu bedienen. Die Schilderung dieser Binnenlandreise bildet, unsers Dafürhaltens, einen der interessantesten Briefe dieses Buchs. Wir bekommen dadurch neben einer vollen Anschauung der berühmten Geyser, welche die Reisenden unter sehr günstigen Umständen besichtigen konnten, auch eine umständliche Beschreibung von Thingvalla. Letzteres ist, nach der Ansicht unsers Verfassers, weit wundervoller und wunderbarer als die erstern. Er sagt: „Ehe ich nach Island kam, hatte ich alles gelesen was frühere Reisende über Thingvalla geschrieben hatten, und als ich es sah, glaubte ich es sey ein Platz von dem ich noch nie etwas gehört hatte .... Ich ward in vollem Lauf aufgehalten durch einen fürchterlichen Absturz oder vielmehr eine Kluft, welche plötzlich unter meinen Füßen gähnte, und die unfruchtbare Hochebene, die wir so mühsam durchwandert hatten, vollständig von einer lieblichen, freundlichen, sonnigflachen, zehn Meilen breiten Ebene trennte, welche, hundert Fuß unter uns, zwischen uns und den gegenüberliegenden Bergen lag. Meine Ueberraschung war die größte welche ich je erlebt hatte, und Sigurdr's unbestimmte Schilderung unsers Haltplatzes erklärte sich dadurch. Wir hatten das berühmte Almanna Gja erreicht. Wie ein schwarzer fernet Wall durchschnitt die entsprechende Kluft der Hrafna Gja den niedrigen Abhang der entlegenen Hügel, und zwischen ihnen schlief nun in Schönheit und Sonnenglanz die breite grüne Ebene von Thingvalla."

Die Reise über die Insel an die Nordküste, wie sie von unserm Verfasser zuerst beabsichtigt war, wurde nun, eines Anerbietens des Prinzen Napoleon halber, der seitdem in Island angekommen, aufgegeben. Da sich der Prinz beim Verlassen dieser Insel nach Jan Mayen begeben wollte, so machte er dem Lord den Vorschlag die „Reine Hortense" solle den Schooner Foam ans Schlepptau nehmen. Auf diese Weise kreuzten unsere Reisenden den Polarkreis, und machten die erste Bekanntschaft mit dem Eis. Je weiter sie kamen, desto schlimmer ward allmählich das Wetter, und das Eis zuweilen so dick, daß man alles Ernstes daran dachte umzukehren, und die Hoffnung eines Besuchs auf Jan Mayen aufzugeben. Endlich gieng auch der Kohlenvorrath der „Reine Hortense" zu Ende, und man hielt es bei dem eisbedeckten Zustand des Meers für geeignet sogleich nach Reykjavik zurückzukehren. Unser Verfasser wünschte so bald nicht alle Hoffnung aufzugeben, und beschloß daher die Fahrt so weit als möglich allein fortzusetzen. Nachdem er bei Erzwingung eines Durchgangs auf mehrere Schwierigkeiten gestoßen, gelang es ihm endlich in Sicht von Beerenberg zu kommen, und am Nordende der Insel eine Landung zu bewerkstelligen.

„Ein nicht mehr als fünfzehn Ellen breiter, aus Eisensand, Augit und Pyroxen bestehender, unter dem basaltischen, mehr als tausend Fuß hohen Absturz, welcher dem Berg als eine Art Plinte dient, sich dahinziehender Strandstreifen war der einzige Raum zum Stehen den dieser Theil der Küste bot. Nachdem wir eine Strecke weit an der Küste hingegangen und einige Beobachtungen über die Natur der Insel gemacht hatten, fanden wir daß es hohe Zeit sey uns zu entfernen, da das Eis heftig an die Küste getrieben zu werden anfieng. Wir bahnten uns mit großer Mühe und Ausdauer den Weg durch das Eis zurück, und gaben, auf unserm Schooner angelangt, diesem die Richtung nach Hammerfest, wo wir nach Zurücklegung von achthundert englischen Meilen in acht Tagen eintrafen. Hier hatte unser Verfasser Gelegenheit Lappländer zu sehen, und Erkundigungen über sie einzuziehen. Hier erhielt er auch Nachrichten welche seiner weiteren Fahrt nach Spitzbergen kein günstiges Augurium zu stellen schienen.

„Die meisten Schaluppen, sagte man, welche sich des Seepferds- oder Wallroßfangs halber jeden Sommer dahin begäben, seyen, außer Stand das Land zu erreichen, mit leeren Händen wieder von dort zurückgekehrt. Zwei derselben waren nach einem ähnlichen erfolglosen Versuch so eben wieder in Hammerfest angekommen. Sie hatten nicht einmal die Bären-Insel erreicht. Zweihundert Meilen Eis, so sagte man, lägen auf der Höhe der Süd- und der Westküste von Spitzbergen (die Ostküste ist stets mit Eis bedeckt), und dieses erstrecke sich in einem ununterbrochenen Halbkreis ringsum nach Jan Mayen zu. Indeß war unser Verfasser entschlossen, wo möglich, Spitzbergen zu erreichen, und da er erwog daß der Winter selbst in diesen Breiten nicht viel vor September beginne, und daß in der Zwischenzeit der hintere Theil des Golf-Stroms immer noch im Eis einen Canal nach dem Pole hin bilde, so entschloß er sich jedenfalls abzusegeln, und zu sehen wie eigentlich die Sachen stunden. Er war im Stande bis auf sechs Meilen von der Bären-Insel zu gelangen, dort aber verhinderte eine undurchdringliche Schranke Packeis, das sich, so weit das Auge reichen konnte, in gerade Richtung von Osten nach Westen erstreckte, seine Landung. Der Schooner nahm daher einen westlichen Lauf, fuhr unausgesetzt am Eisrande dahin, und segelte stellenweise, wo immer es möglich war, nach Norden, wo es aber nicht möglich war, nach Westen, und so gelangte er endlich am 2 Aug. auf eine Linie am südlichen Ende von Spitzbergen, obgleich er vom Lande selbst immer noch durch eine funfzig (engl.) Meilen breite Eisstrecke getrennt war. Die Kälte fieng an em-

Digitized by Google

pfindlich zu werden, und rings herum war der ganze Horizont, mit Ausnahme nach Süden hin, eine vom Himmel erleuchtete Eisblinkflamme.

„Der Eisblink ist eine Lichterscheinung, die sich von den stets unterhalb des Horizonts liegenden Eisfeldern am Himmel reflectirt, und bildete also dießmal ein unumstößliches Anzeichen von dem bedeckten Zustande des vor uns liegenden Meers.“

Unsere Reisenden waren jedoch, nachdem sie sich so weit gewagt, nicht dazu verurtheilt in ihren Hoffnungen getäuscht zu werden; es gelang ihnen, unter fernerer Mühsal und Anstrengung, und oft der Verzweiflung nahe, „am 6 Aug. in dem stillen Hafen der Englischen Bay auf Spitzbergen Anker zu werfen.“

„Und nun, sagt Lord Dufferin, wie soll ich euch einen Begriff von dem wundervollen Panorama geben, in dessen Mitte wir uns befanden? Der auffallendste Charakterzug der Landschaft war, glaub' ich, vielleicht die Stille — die Todtenruhe — und gänzliche Unregsamkeit dieser neuen Welt: Eis und Fels und Wasser umringte uns; kein Ton irgendwelcher Art störte das düstere Schweigen; das Meer brach sich nicht an der Küste; kein Vogel, kein lebendes Wesen irgendwelcher Art war zu erblicken; die mitternächtliche Sonne — dießmal in einen durchsichtigen Nebel gehüllt — warf ihre Schatten in ehrfurchtgebietendem, geheimnißvollem Glanz auf Gletscher und Gebirge; kein Atom einer Vegetation gab ein Zeichen von der Lebensfähigkeit der Erde; eine allgemeine Erstarrung und Stummheit schien über dieser ganzen Oede zu herrschen ..... Uranfängliche Felsen und ewiges Eis bilden die Landschaft.“

Wenn wir aus der Beschreibung welche der Verfasser von seiner übrigen Umgebung, sowie von der Englischen Bay macht, einen Schluß ziehen, so können wir uns denken daß die Neuheit und Großartigkeit der Scene jede Vorstellung übersteigt welche wir uns davon bildeten. Zwei oder drei Tage wurden mit Erforschung der Umgegend zugebracht. Der wichtigste Charakterzug der Landschaft scheinen die Gletscher zu seyn; „der Boden jedes Thals, in jedem Theil der Insel, ist von ihnen eingenommen und vollständig angefüllt.“ Einmal bemerkten unsere Reisenden, als sie über einen niedrigen flachen Gürtel schwarzen Mooses wanderten, und sich mit der Hoffnung schmeichelten irgendein Rennthier zu finden, tief im Grund eingesunken, zu ihren Füßen einen grauen tannenen Sarg, der vor Alter fast zerfiel. „Der Deckel war verschwunden, und innerhalb lagen ausgestreckt die bleichenden Gebeine eines menschlichen Skeletts. Eine rohe holländische Inschrift nannte Namen und Alter des Verstorbenen; er war offenbar ein armer Wallfischfänger aus dem letzten Jahrhundert.“

Kein Rennthier wollte sich während des Besuchs sehen lassen; eines Tags aber, als der Verfasser, Sigurdr und der Arzt von einem Ausflug auf den Schooner zurückzukehrte, fanden sie daß während ihrer Abwesenheit ein weißer Bär seine Aufwartung gemacht hatte, der denn auch sogleich in Banden gelegt wurde. Von Spitzbergen aus begab sich der Schooner direct nach Trondhjem, der alten Hauptstadt Norwegens, von welcher, ebenso wie von Bergen, eine Schilderung gegeben wird. Von letzterer Stadt aus nahmen die Reisenden ihren Weg nach Kopenhagen, wo Lord Dufferin sich von seinem isländischen Freunde verabschiedete, und seine Fahrt nach Hause fortsetzte.

Die Halbinsel Methana und ihre Thermen.

(Von L. Lauterer.)

Als ungeheure Trachytmasse erscheint diese steil sich erhebende Halbinsel, welche südlich von Aegina nur durch eine schmale Landenge mit Argolis, östlich von Epidauros zusammenhängt und durch ein Castell vertheidigt wird. Hier war der Sammelplatz der Athenienser um Hermione, und Trözene zu verwüsten, und dieß war der letzte Zufluchtsort der Griechen gegen die Uebermacht der Türken. Diese Halbinsel ist vulcanischer Ursprungs und die Existenz ungeheurer Massen übereinander gestürzten Felsen, die porphyrischen Trachyte, hie und da geschmolzene, lavaähnliche Steinmassen, in der Mitte die verschiedenartigsten plutonischen Gebilde, kraterförmige Einsenkungen welche durch nachgestürzte Hügel wieder ausgefüllt, Emporhebungshügel, die Gegenwart der sogenannten verbrannten Stadt Καυμένη χώρα, Oeffnungen, aus denen nach Pausanias Feuersäulen emporstiegen, das Vorfinden von Schwefel, sowie einer siedendheißen Schwefelquelle, dieß alles sind Beweise für die Entstehung dieser Halbinsel durch vulcanische Kräfte. Was nun diese sogenannte verbrannte Stadt anbelangt, so will ich selbe mit einigen Worten näher beschreiben. Vier Stunden von der hübsch gelegenen Ortschaft gleichen Namens in der Mitte plutonischer Gebilde als Kalk- und Gypsformationen erhebt sich ein Berg, welcher schon in ziemlicher Ferne durch seine Schwärze, durch die gewaltigen Massen übereinander gestürzter Felsen, welche dieselben von dem Gipfel bis zu seinem Fuß bedecken, und gewaltigen Strömen gleich sich von dem Gipfel in die ihn umgebende Ebene herunterwälzten, dem dieses Eiland durchstreifenden Fremden auffällt. Zwischen diesen vulcanischen Steinmassen, ist nur hie und da eine Pflanze zu sehen, die daselbst nur kümmerliche Nahrung findet, so daß sich der Mensch daselbst traurig und verlassen fühlt. Aus Ovid entnehme ich die Beschreibung eines blasenartigen Auftretens eines Hügels bei Trözene in Morea, und zweifle nicht daß dieser phantasiereiche Dichter, dessen Worte ich anführen will, dieses Eilandes vulcanische Emporhebung darunter versteht.

„Bei Trözene, des Pittheus Stadt, erhebt sich ein Hügel,
Steil und baumlos, einst eine Fläche gebneten Landes,
Jetzt ein kleiner Berg, denn schauerlich ist die Erzählung.
Ausgeblasen der Strom, denn nirgends ein Riß in dem Krater.
Nirgends öffnet sich den gepreßten Dämpfen ein Ausweg.
Da erhoben sie jählings das schwellende Erdreich als wie
Dehnet der Hauch die Blas' aus, oder des doppelt gehärteten
Bockes geschmeidige Haut. Die Erhebung blieb an der Stelle,
Bildet die ragenden Hügel und hat sich durchs Alter erhärtet.“

Gleich auf den andern vulcanischen Inseln des griechischen Archipels findet sich auch auf diesem Eiland eine der großartigsten Schwefelthermen, die an dem Fuß eines aus Hippuritinkalk und Trachyten bestehenden Berges aus Hunderten von kleinen Spaltöffnungen entspringen, und die Gegenwart dieser Theiotherme gibt sich schon aus weiter Ferne durch den Schwefelgeruch kund; dieselbe wird ihres üblen Geruches halber von den Bewohnern „stinkender Teich βρωμολίμνη, genannt. Aus Pausanias erhellt daß unter der Regierung des Antigonus und Demetrius, des Macedoniers 361 v. Chr., 30 Meilen von der Stadt Methana, worunter wohl die heutzutag sogenannte verbrannte Stadt zu verstehen seyn dürfte, heiße Quellen zum Vorschein gekommen seyn sollen. Es stieg nämlich, sagt Pausanias, aus der Erde eine Feuersäule

Digitized by Google

empor, und nachdem dieſe erloſchen, kam ein ſtark heißes, ſalziges Waſſer zu Tage.

Ob nun wirklich aus dieſen Oeffnungen, aus denen dieſes Thermalwaſſer entſprudelt, Feuerſäulen emporgeſtiegen ſind, läßt ſich nicht beſtätigen; dieſe Spaltöffnungen ſind jedoch mit Incruſtationen von Schwefel und Alaun bedeckt, und im Innern dieſer Höhlungen iſt die vulcaniſche Thätigkeit noch nicht erloſchen, die ſich durch häufige Erdbebenſtöße, von denen dieſe Inſel beunruhigt wird, den Bewohnern kundgibt.

Das Waſſer dieſer Schwefeltherme ſammelt ſich in einem großen Waſſerbecken, indem ſich das Thermalwaſſer mit dem Meerwaſſer vermiſcht, und intereſſant iſt es daß alle durch die Meeresfluthen ſich dahin verirrenden Fiſche ſogleich zu Grunde gehen, und eine Menge todter Fiſche auf der Oberfläche dieſes Schwefelwaſſers ſich findet. Dieſes großartige Baſſin hat ungefähr 300 Fuß in der Länge, 120 in der Breite, eine Tiefe von 15 und an andern Stellen von 5—10 Fuß. Das Waſſer dieſer Schwefeltherme hat ein milchiges Anſehen, indem ſich daſſelbe im Contact mit der Luft zerſetzt, und der Schwefel in Form eines weißen Pulvers, das ſich in dem Waſſer ſuspendirt hält, aus demſelben ausſcheidet. Das dem mütterlichem Schooß entquellende Thermalwaſſer zeigt eine Temperatur von 23° R., und dieſes Baſſin dient den zu dieſen Thermen Flüchtenden als ein Gemeinbad. Unter günſtigen Verhältniſſen könnte dieſe Therme von Methana eine der großartigſten und beſuchteſten des ganzen Orients werden, im Fall es der ſo väterlich ſorgende Regierung unſeres allgeliebten Königs gegönnt ſeyn würde, dieſem Gegenſtand durch Errichtung eines Badehauſes die nöthige Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

Die Einführung einer neuen Pferde-Art in Amerika.

Die Patent Office in Waſhington hat bekanntlich auf eine ſehr thätige energiſche Weiſe Acclimationsverſuche angeregt, die ſich anfangs hauptſächlich auf die Einführung neuer für den Ackerbau und die Gewerbe nützlicher Pflanzen, Sträucher und Bäume erſtreckten, die ſie von allen Weltgegenden her bezog und großentheils unentgeltlich an amerikaniſche Einwohner und Anſiedler in allen Staaten der Union vertheilen ließ.

Durch den guten Erfolg der Experimente ermuntert, kommen nun in neuerer Zeit die Amerikaner auch auf die Einführung nützlicher fremder Hausthiere. In Texas wurde zuerſt ein Verſuch der Einführung von Kamelen gemacht, und nunmehr ſollen auch Verſuche mit dem aus der Mongolei eingeführten Dſchiggetai oder Hemione (Equus Hemionus) und dem Daw, einer aus den Gebirgsgegenden des ſüdlichen Afrika ſtammenden Zebra-Art gemacht werden.

Der Dſchiggetai ſoll in einem Klima, wie z. B. Frankreichs, ſehr gut gedeihen, er zeigt ſich eingeſpannt als ein ſehr brauchbares Zugthier, gleicht in vieler Beziehung dem Maulthier, hat eine lichtbraune Farbe wie Milchkaffee, die Mähne iſt ſchwärzlich, von ihr aus geht ein ſchwarzer Streifen der ſich längs des Rückens hinzieht, und im Schwanz mit einem Büſchel ſchwarzer Haare endet; die äußere Seite der Hinterſchenkel iſt zebraartig geſtreift, was dem Thier ein eigenthümliches fremdartiges Anſehen gibt. Der Bauch iſt weiß.

Eine Kreuzung des Dſchiggetai mit Pferden konnte bis jetzt noch nicht bewirkt werden, man zweifelt aber nicht daß dieß noch gelingen werde.

Die durch Kreuzungen mit dem Eſel und dem Daw erlangten Baſtarde ſind nicht, wie man vermuthen ſollte, gleich dem Maulthier unfruchtbar, ihre Fruchtbarkeit iſt im Gegentheil eine außerordentliche (!).

Der Dſchiggetai kann auch als Reitpferd benützt und dreſſirt werden.

In ſeiner Heimath findet ſich der Dſchiggetai in großen Heerden, läßt ſich aber wegen ſeiner außerordentlichen Schnelligkeit und Ausdauer nur ſchwer fangen; dieß iſt die Hauptſchwierigkeit die einer ſchnellen allgemeinen Einführung deſſelben und der Bereicherung der übrigen Welt durch ein neues außerordentlich nützliches Hausthier entgegenſteht.

Die Südweſtprovinzen Perſiens Chuziſtan und Luriſtan.

(Schluß.)

In dem bergigen Theile der Provinz, der unter dem Gouverneur von Schuſter ſteht, gibt es fruchtbare Ebenen, die zu Strabo's Zeit 100—200fältigen Ertrag gaben an Baumwolle, Zucker, Reis, Korn. Unter dem Druck der Tyrannei liegt es jetzt aber meiſt wüſte, ſo nach Kinneir von Abi Zal (Kerkhah) bis zum Tigris und vom Karun bis zum Schat-el-Arab, und von Schuſter 60 M. öſtlich bis zum Eingang in das Thal von Ram Hormuz; nur bei Hawiza, Dizful und Bundekil trifft man da Anbau. Das Thal von Ram Hormuz iſt 15 Farſang lang, 6—8 breit und vom Jerrahi durchfloſſen; aber fünf feindliche Häuptlinge, vier Perſer und ein Araber, machten jeder von ſeinem befeſtigten Caſtell aus Ausfälle und raubte ihren Gegnern Korn und Vieh. Schuſter (Toſter), das iſt die lieblichſte, nach Loftus aber Kleinſuſch (Suſa), 32° nördl. Br., 48° 59′ öſtl. L., 8—9 Stunden von der Bakhtiarikette, die frühere Hauptſtadt von Chuziſtan und Reſidenz des Beglerbeg, verſorgte einſt mit ihren Baumwollen-Manufacturen den Markt von Baßra; aber ſeit der Einführung der fremden Baumwollenſtoffe ſtehen die Webſtühle ſtill, und durch die Cholera 1832 war ſie nach Rawlinſon faſt entvölkert. Der Druck der Regierung machte das Elend voll. Wenige Orte fielen nach Lagard ſo plötzlich, ſelbſt in dem Lande wo der Wechſel ſo ſchnell und häufig iſt. Auch Loftus erſchien die Stadt wie von Erdbeben kürzlich verwüſtet, die einſt ſo berühmten Bazare waren verlaſſen, die Häuſer zum Theil nur Ruinenhaufen. Es iſt dieß indeſſen nur Folge des Drucks der tyranniſchen Regierung. Wenn die

Digitized by Google

perſiſchen Städte überall unrein, ſind Schuſter und Dizful ein non plus ultra davon, die Hunde ſelbſt verſchmähen es die Straßen zu reinigen, wie ſonſt in orientaliſchen Städten; Fieber, Cholera und andere Krankheiten herrſchen daher häufig. Die Stadt ſoll früher 45,000 Einwohner gehabt haben; Kinneir rechnet nur 15,000, Layard nur 10,000, Selby im Jahr 1842 8000, Baron Bode ſogar nur 4—5000 Einw., Perſer und Araber. Der Diſtrict Schuſter war zu 20,000 Toman taxirt; die Pacht von den Bewäſſerungscanälen betrug 3530, die Landtaxe vom Winterkorn (Gerſte, Weizen) 3350, die von den Sommerproducten (Reis, Baumwolle, Seſam) 6550 Toman. Das Leben iſt billig daſelbſt. Die Stadt ſtand nach Layard unter mehreren Häuptlingen, die Seyyids oder Nachkommen des Propheten waren, daher mit den Mollahs großen Einfluß hatten. Von den 40 Quartieren der Stadt beſaß der mächtigſte ſieben, die fünf andern theilten ſich in die übrigen; jeder hatte ein kleines Corps Infanterie und Cavallerie. Die Häuptlinge und die Einwohner ſind oft uneinig, was die Regierung, welcher jene wenig geneigt ſind, befördert; der Zwiſt endet meiſtens mit Blutvergießen. Ebenſo fand es noch Loftus. Man zieht die arabiſche Tracht der perſiſchen vor, obwohl perſiſche Sprache vorherrſcht. Man ſieht ſo ſelten die perſiſche Mütze aus Lammfell, ſtatt deſſen wird ein ſchwarzer Stoff um den Kopf gewickelt. Die Straßen ſind eng und ſchmutzig, die Häuſer, aus Stein, gut gebaut. In die gewölbten Keller derſelben ziehen die Einwohner bei der Hitze ſich zurück. Dieſe Serdabs ſind nach Loftus in dem ſoliden Fels ausgehauen und wie mit Rauchfängen, gleich Schornſteinen, verſehen, um einem friſchen Luftzug Eingang zu gewähren. Ohne ſolche könnte man bei den heißen austörrenden Winden hier nicht exiſtiren. Abends kommt man heraus und ſchläft auf den Terraſſen. Die Stadt war im Weſten durch den Fluß, auf der andern Seite durch eine Steinmauer, die aber jetzt verfallen iſt, geſchützt. Die Brücke über den Karun aus einem 80′ hohen Bogen, die Kinneir 1810 ſah, war nach Rawlinſon 1832 durch das hohe Waſſer weggeriſſen, nach Baron Bode neuerdings aber repartirt worden. Der Damm über den Karun, von König Schapur (Sapores) gebaut, den Ibn Haukal eine Viertelſtunde breit nennt und zu den Wundern im Lande rechnet, iſt 20′ breit, 400 Schritte lang und hat zwei kleine Bogen; in der Mitte vom Strom eingeriſſen, war er 1806 vom Gouverneur von Kermanſchah wieder hergeſtellt worden. Loftus will dieſen Damm dem vom Sapores hier gefangen gehaltenen Kaiſer Valerian zuſchreiben. Aus behauenen Quadern beſtehend, die mit eiſernen Krampen befeſtigt ſind, geht er quer über den reißenden Karun. Er diente der Brücke zur Grundlage und ließ vor dem Caſtell eine hübſche Waſſermaſſe ſich anſammeln. Von den urſprünglichen Werken möge wenig mehr übrig ſeyn. Die Brücke war wiederholt beſchädigt worden; im Winter zuvor waren namentlich drei Bogen in der Mitte eingeſtürzt. Es ſtanden noch 36 große und 20 kleine Bogen in jedem möglichen Style. Unterhalb der Brücke ſind mehrere Waſſermühlen. Der Caſtellberg iſt faſt ganz zu Grotten ausgearbeitet, und in Serdabs und in unterirdiſche Waſſerleitungen verwandelt. Das Caſtell iſt neu, und überhaupt fanden Rawlinſon und Layard in Schuſter keine einzige vorſaſſanidiſche Ruine. In der Umgegend baut man viel Indigo. Man trägt nämlich nur blaue baumwollene Gewänder, Tunikas, wie Hoſen. Der Weg von Schuſter nach Dizful zeigt nach Loftus nichts bemerkenswerthes, das kleine Dorf Schahabad (die Königswohnung) iſt auf den Ruinen Jundi Schapurs gebaut, das in der letzten Zeit der Saſſaniden und unter den erſten mohammedaniſchen Herrſchern einigen Anſehens genoß, ſpäter aber der beſſern Lage wegen Schuſter und Dizful weichen mußte.

Dizful, nach Rawlinſon die jetzige Hauptſtadt, 28 engl. M. nordweſtlich von Schuſter, hält dieſer für eine alte Saſſanidenſtadt, der Name iſt aber neu und kommt erſt im 13ten Jahrhundert vor. Die Stadt liegt nach Loftus am linken Ufer des Diz, der einen tiefen Canal zwiſchen Klippen von Kieſeconglomeraten durchfließt und zeigt nichts anmuthiges. Die Brücke (Pul) über den Dizfluß, die der Stadt den Namen gegeben hat, und deren Pfeiler noch aus Sapores Zeit ſtammen, war nach Loftus, wie die in Schuſter, urſprünglich ein ſchöner Bau, iſt aber jetzt ebenſo im Verfall. Von den 21 Bogen, alle ſpitz, und nur aus Backſteinen von neuerem Datum, war einer eingeſtürzt und durch einen Weg von Bäumen, mit Erde bedeckt, erſetzt. Die Stadt zeigt nur Erdmauern, einige weiße Moſcheen. Häuſer aus Sandſtein, wie in Schuſter, mit Serdabs in Felſen gehauen, die Straßen ſind noch enger und ſchmutziger. Doch hatte die Stadt ein größeres Ausſehen von Wohlſtand; die obſchon elenden Bazars waren beſſer mit Waaren verſehen, die Häuſer nicht ſo verfallen. Wenige Jahre zuvor hatte der Oheim von Suleyman Chan den Indigo aus Ispahan eingeführt; in der Nachbarſchaft reichlich angebaut, bildete er jetzt ein Stapelproduct, und an den Ufern des Fluſſes fanden Hunderte als Färber Beſchäftigung. Man rechnete früher 20,000, Layard 15,000, Loftus nur 15—18,000 mohammedaniſche Einw.; es gab an 30 Familien von Sabäern, aber keine Chriſten daſelbſt. Seyyids und Mollahs hatten hier eine ebenſo große Gewalt wie in Schuſter. Die politiſche Lage war nach Layard auch wie dort. Wie in den italieniſchen Städten des Mittelalters ſtanden von den acht Quartieren der Stadt vier unter einem Häuptling (Chan), zwei unter einem andern, und die beiden letzten je wieder unter einem. Jeder hielt eine kleine bewaffnete Truppe und übte eine unbeſchränkte Gewalt in ſeinem Quartier aus; uneinig unter ſich, gab es alle Augenblicke Scharmützel und Mord. Den Bedrückungen zu entgehen, wanderten täglich Familien von Schuſter und Dizful zu den Beni-Lam- und Chab-Arabern und nach Baſra aus. Täglich ſah Layard Häuſer geplündert, die Ernten verbrannt, Dörfer vernichtet, die einflußreichſten Einwohner gemartert, keiner wagte ſich in die Straße. Die Abgaben wurden dreimal im Jahr erhoben und die Häuptlinge mußten noch Geld von ihren Anhängern erpreſſen, um nur die Habgier des Motamid zu befriedigen. Mit Befehlen von der Regierung ſchwärmten Steuereinnehmer in den Straßen umher und erpreßten auch noch Geld; die perſiſchen Soldaten liehen den armen Einwohnern kleine Summen gegen enorme Zinſen. Männer und Frauen ſah man ihrer Kleider beraubt, nackt in den Straßen; Mordthaten kamen alle Tage vor. Die Truppen, ohne Sold, ſelbſt ohne Lebensunterhalt, lebten vom Plündern. Die Häuptlinge jedes Quartiers erhoben die Abgaben für die Regierung, behielten aber das Geld für ſich und erpreßten, gedrängt, es noch einmal. Man ſieht wie in Schuſter eine Menge grüner und weißer Turbane, jeder dritte Mann ſcheint nach Loftus ein Abkömmling des Propheten oder Prieſter zu ſeyn, ſie ſind aber nur um ſo verderbter und intriganter.

Von Dizful geht es 4½ Stunde durch bebautes Land, dann kommt man zu den Ruinen von Schuſch (Sus), die 12 engl. M. (4½ Stunden) weit bis zum Oſtufer des Kerkhah ſich erſtrecken. Wie die von Teſiphon, Babylon, Ninive, beſtehen ſie aus Bergen von Schutt, mit Bruchſtücken von Backſteinen und bunten Ziegeln oder Trümmern davon, in einer öden Wildniß, voll Hyänen, Löwen und andern wilden Thieren. Die ſogenannte Burg Kala ſchätzte Monteith 3—400′ hoch. Er fand einen Marmorblock mit Keilſchrift und ein Fragment einer canelirten Säule. Wenn D'Anville, Vincent, Mannert und von Hammer daher in

Digitized by Google

Schuſter das alte Suſa ſuchten, fanden Rennel, Ouſeley, Goſſelin, Kinneir, Long es hier im jetzigen Schuſch, da Schuſter gar keine alte Ruinen zeige. Rawlinſon nahm hier das perſiſche Suſa am Choaipes an, welches Alexander der Große einnahm, das Suſa Daniels im Lande Elam aber zu Suſan, am obern Karun, was aber Layard ſchon verwarf, da dort ebenſo wenige Ruinen als in Schuſter ſich fänden; das alte Suſa habe zweifelsohne hier im jetzigen Sus gelegen und dieſe Meinung haben auch die neuen Nachgrabungen unter Leitung des Generalmajor Sir Williams von Kars 1849—52, über welche Loftus berichtet hat, beſtätigt. Das nähere darüber ein andermal.

Weiter abwärts am Kerkhah liegt Hawizah. Vor 1832 floß der Kerkhah nach Loftus bei dieſer damals bedeutenden arabiſchen Stadt vorbei. Ein Mann mit Namen Haſchem, um die Gegend im NO. der Stadt anbaufähig zu machen, grub 15 engl. M. höher hinauf einen Canal. Der Fluß durchbrach aber 1837 in einer Nacht den Damm, der ihn in dem Canal feſthalten ſollte und verließ ſein früheres Flußbett ganz, ſo daß Hawizah bis auf die Brunnen ganz waſſerlos wurde. Mehrere Gouverneure von Chuziſtan ſuchten vergebens den Fluß in ſein altes Bett zurückzuleiten, namentlich hatte Khanler Mirza 7000 Tomans (3500 L. St.) auf die Anlage eines Dammes über den Kerkhah verwandt. Der Fluß durchbrach ihn alsbald und zerſtörte alle ſeine Bauten. Die Stadt war ſo nach Layard plötzlich in eine waſſerloſe Wüſte verſetzt. Die meiſten Einwohner verließen ſofort den Platz und bauten ſich temporäre Hütten an dem neuen Flußbett. Da keine Maßregeln getroffen wurden, kehrte der Fluß in ſein altes Bett nicht zurück, bildete große Marſchen bis 8 engl. M. oberhalb ſeiner Mündung in den Schat-el-Arab; die Canäle vertrockneten, der Anbau hörte auf. Die Häuſer der Stadt verſchwanden, nur 500 Einw. blieben, und während ſonſt mäßig große Schiffe den Strom hinaufſuhren, erreichen jetzt nur ganz kleine (Bellan) die Stadt. Die Einwohner, Araber, wohnen im Sommer und Herbſt an den Ufern des Fluſſes, im Winter und Frühling ſuchen ſie Weide für ihr Vieh zu beiden Seiten desſelben. Früher in einer fruchtbaren Gegend gelegen, lieferte die Stadt dem Markt von Baßra $^2/_3$ des Korns. Sie ſtand unter einem mächtigen Wali, der über Schuſter, Dizful, die Schab, Beni-Lam- und Montifik-Araber gebot, und 130,000 Mann ins Feld ſtellen konnte. Jetzt gebietet er nur noch über wenige Araberſtämme.

Miscellen.

Die „Djoe-tongo“ oder Judenſprache in Surinam. Die erſten Anſiedler Surinams waren theils Engländer, theils portugieſiſch redende, aus Braſilien und Cayenne eingewanderte Juden. Beide redeten zu ihren zahlreichen Negerſklaven in der eigenen Sprache, die aber von den Negern nur unvollkommen aufgefaßt und geſprochen wurde. So bildeten ſich unter den Negern der Colonie von Anfang an zwei neue, unter ſich verſchiedene Sprachen aus, die Negerengliſche und die Negerportugieſiſche, die jedoch, wie ſcharf ſie urſprünglich geſchieden ſeyn mochten, mit der Zeit ſich gegenſeitig ergänzten und manche Worte und Wendungen mit einander gemein hatten. Letztere Sprache, urſprünglich ein verdorbenes Portugieſiſch, wurde auf den zahlreichen, jüdiſchen Eignern zugehörigen Plantagen geſprochen und iſt nun, mit dem Wohlſtand derer die ſie einführten, aus der Colonie faſt verſchwunden. Sie wird nur noch von einem Stamm der freien Buſchneger geſprochen, dem der ſogenannten Saramakkaner an der oberen Suriname, welche meiſt von den genannten Plantagen abſtammen und beim Friedensſchluß 1760 die Wälder an der oberen Saramakka, tief im Innern, bewohnten, jetzt aber ihre Wohnſitze an der oberen Suriname haben. Doch lernen und verſtehen dieſe Saramakkaner, unter denen die Herrnhuter ſeit nun faſt hundert Jahren eine Miſſion haben, wenigſtens diejenigen unter ihnen welche in Verkehr mit der eigentlichen Colonie ſtehen, außer ihrer eigenen „Djoe-tongo,“ d. h. Judenſprache, auch die Negerengliſche. Dieſe, von den Negern ſelbſt gewöhnlich „Ningre-tongo,“ d. h. Negerſprache genannt, oder auch ſchlechweg „Ningre,“ d. h. Negeriſch, häufig aber auch „Bakra,“ d. h. Europäiſch (!), iſt auch, nach Eroberung der Colonie durch die Holländer und Abtretung derſelben von Seiten Englands an Holland im Frieden zu Breda, Negerſprache geblieben, und iſt nun, mit obiger Ausnahme, die allgemeine Umgangsſprache der Neger unter einander und zugleich die, in welcher Europäer mit ihnen verkehren. (Zeitſchrift der deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft.)

•

Der Mädchenmord in Indien. Das jüngſt in London unter dem Titel: „Indian Infanticide: its Origin, Progress and Supression,“ von J. C. Brown erſchienene Werk über dieſe grauenhafte Sitte der Indier liefert uns einen Ueberblick über die Maßregeln welche, ſeit Jonathan Duncan zuerſt das Verbrechen in den Bezirken des Benares'ſchen Collectorats im Jahr 1789 entdeckte, zur Unterdrückung desſelben bis zum heutigen Tage ergriffen worden ſind. Dieſe Maßregeln haben ſich auf die Urſachen bezogen aus welchen das Verbrechen entſprang, und die ſich in zwei Worten anführen laſſen: Stolz und Armuth. Die Radſchputen geben ihre Töchter nicht gerne Männern einer niedrigeren Kaſte in die Ehe, und ſelbſt wenn ſie die Hochzeiten ihrer Kinder feiern, ſo thun ſie es mit einem ſo abſurden Prunk und ſolcher Verſchwendung, daß ſie dadurch an den Bettelſtab gerathen. Sie haben Barden und Minneſänger, deren unerſättliche Habgier befriedigt werden muß, und der Ruf „Geſchenk!“ darf an der Thüre des ritterlichen Radſchputen nie vergeblich erhoben werden. Kurz, ehe er ſich mit der Auslage ſeines halben Vermögens einen Schwiegerſohn niedrigern Rangs erkauft, oder als Alternative ſich den Sarkasmen und Verwünſchungen jedes „Kindes des Geſangs“ ausſetzt, zieht der Radſchpute lieber keine Töchter, ſondern nur Söhne auf. In einigen Fällen hat man, um dieſes Verbrechen beſtrafen zu können, die Spionerei als ſpecifiſches Mittel dagegen angewendet. Andere haben als das beſte Präventivmittel koſtſpielige Geſetze im Vorſchlag gebracht. Beide Behandlungsweiſen hatten unzweifelhaft beträchtliche Erfolge. Im October 1853 traten ſämmtliche Sikhhäuptlinge und leitende Sirdare der umliegenden Provinzen, mit Einſchluß der noch lebenden Stützen des ehemaligen Hof Randſchit Singhs, zu einer großen Verſammlung zuſammen, mißbilligten das Verbrechen des Mädchenmords, und einigten ſich über ſolche Heirathsbedingungen und Beſchränkungen der Heirathskoſten, daß das Verbrechen, das ſie ſelbſt als gehäſſig anerkannten, nun völlig zwecklos wird.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 33.

14 August 1857

Die englisch-indische Armee.

Die ersten Truppen der ostindischen Compagnie waren der Auswurf der Kerker, Deserteure u. dgl. Volk, ihre Zahl erst sehr gering. Die ganze Besatzung von Madras bestand bis 1652 nur aus 26 Mann. Ihre Waffen waren Piken, Hellebarden, Schwerter. Anfangs des 18ten Jahrhunderts kamen die Piken ab; die Officiere führten bis 1786 leichte Flinten, die Sergeanten behielten noch die Hellebarden; 1828 wurden die doppelt gezogenen Flinten, später Percussionsgewehre eingeführt.

Das Heer besteht jetzt aus drei sehr verschiedenen Bestandtheilen: I. den königlichen Truppen, Infanterie und Cavallerie; II. den europäischen Truppen der ostindischen Compagnie, Ingenieure, Artillerie und Infanterie; III. den eingebornen Truppen der Compagnie, Artillerie, Cavallerie und Infanterie. Dazu kommen dann noch IV. die indischen Hülfstruppen.

Die Zahl der drei erstern ist natürlich wechselnd, hat sich im ganzen aber fortwährend vermehrt. Montgommery Martin gibt nach den frühern Reports die Zahl der europäischen Truppen von 1793—1833 und die Kosten derselben jedes Jahr von 1813—33 und für 1830 den Betrag nach den einzelnen Truppengattungen und den verschiedenen Präsidentschaften an; der Report [1] von 1852 p. 408 eine detaillirte Uebersicht der brittisch-indischen Heeresmacht in den einzelnen Präsidentschaften, mit Unterscheidung der königlichen Truppen von denen der Compagnie, für jedes Jahr von 1834 bis 1851, dann (p. 410) ihre Vertheilung im Jahr 1851 und die Kosten jeder Gattung von $18^{34}/_{35}$—$18^{49}/_{50}$. Die Zahl schwankte, nachdem Krieg oder Frieden war, von 1826—1851 zwischen 183,760 im Jahr 1835 und 291,145 im Jahr 1826, oder 291,796 im Jahr 1847. Wir können nur einige mehr von einander abweichende Zahlen ausheben. Es betrugen überhaupt:

	1784	1793	1814	1826	1835	1842	1845	1847	1848	1850	1851	
Die Truppen	124,000	88,429	194,438	291,145	183,760	254,737	286,421	291,796	265,161	277,728	289,529	M.
davon die europäischen .		18,768	31,651	30,872	30,822	42,113	46,111	44,323	44,270	49,280	49,480	M.
und zwar königliche . .			20,047	16,848	17,679	24,153	28,285	26,954	24,906	29,381	29,408	M.
einheimische		69,661	162,787	260,273	152,938	212,624	240,310	247,473	220,891	228,448	240,121	M.
Die Kosten waren . . .	7,578,881	12,824,099	7,041,162	9,193,745	9,634,985	10,598,016		9,932,209	10,098,926			Pfd. St.
davon für die k. Truppen	964,509	734,783	656,395	804,025	913,380	884,226		781,926	959,799			Pfd. St.

Ein Sipahiregiment kostete 1830 40,000 Pfd. St., ein europäisches das Doppelte; genauer ein Dragonerregiment von 745 M. in der brittischen Armee das Jahr 72,400 Pfd. St., in der der Eingebornen nur 47,900 Pfd. St.; ein Infanterieregiment von 1114 M. resp. 66,300 und 25,320 Pfd. St. Das Verhältniß der Kosten eines europäischen Regiments zu denen eines einheimischen war also bei den Dragonern wie 3 : 2, bei der Infanterie wie 12 : 5.

Wir geben noch eine nähere Nachricht vom Bestand der Vertheilung und dem Kostenbetrag der einzelnen Theile des Heeres im Jahr 1850. Es standen

I. königliche Truppen:

in Bengalen	3 R.	Dragon.	mit	99	Offic.	und	2027	Gem.;	15 R.	Infant.	mit 580 Offic. und Gemein. 15,418.
in Madras	1	„		30	„		703	„	4	„	185 „ „ 4160.
in Bombay	1	„		27	„		667	„	5	„	179 „ „ 5306.
	5 R.	„		156	Offic.		3397	Gem.	24 R.	„	944 „ „ 24,884.

außer den Ausgaben in England, seit 1822 jährlich 60,000 Pfd. St. für Halbsold, Rückzugsgehalt u. s w.

[1] Report from the Select Committee on Indian Territories London 1852 Folio. Aus dem East India Register and Army List for 1855, compiled from the official returns by T. Clark. London 1855 gab die Allgemeine Zeitung 1856 Nr. 8 schon Auszüge.

Digitized by Google

II. Compagnie-Truppen.

A. 1) Ingenieure und Sappeure:

	europ. Offi.	Noncommiſ.	Eingeb.	zuſammen
in Bengalen	86	70	1034	1290
in Madras	47	23	804	874
in Bombay	40	38	459	537
	173	131	2297	2701

2) Artillerie:

a) zu Pferde.

	Reg.	Offic.	Europäer	Eingeb.	Kanoniere.
in Bengalen	3	70	1113	460	349
in Madras	1	34	472	214	—
in Bombay	1	21	475	—	99
	5	125	2060	674	448

b) Artillerie zu Fuß.

α) Europäer.

	Bataill.	Offic.	Gemeine.	Lascars.	Fuhrleute.
in Bengalen	6	100	2294	812	731
in Madras	4	87	1562	558	751
in Bombay	2	36	1004	260	247
	12	223	4860	1630	1729

β) einheimiſche Artillerie zu Fuß.

	Bataill.	europäiſche Offic.	Non-commiſſioned	eingeborne Gem.	Kanoniere.
in Bengalen	3	70	23	1864	—
in Madras	1	20	2	653	142
in Bombay	2	40	4	1009	176
	6	130	29	3526	318

B. Eingeborne Cavallerie.

1) reguläre.

	Regim.	eur. Offic.	Noncommiſ.	Eingeb.	Zuſammen.
in Bengalen	10	137	30	4971	5138
in Madras	8	115	25	3456	3596
in Bombay	3	39	6	1450	1495
	21	291	61	9877	10,229

2) irreguläre Cavallerie.

	Corps.	eur. Offic.	Eingeborne.	Im ganzen.
in Bengalen	21	79	11,209	11,288
in Madras	—	—	—	—
in Bombay	9	15	6359	6374
	30	94	17,568	17,662

C. Infanterie.

1) Europäiſche.

	Regim.	Offic.	Gemeine.	im Ganzen.
in Bengalen	2	84	2098	2182
in Madras	2	74	2080	2154
in Bombay	2	77	1944	2021
	6	235	6122	6357

2) Eingeborne.

a. reguläre.

	Regim.	Eur. Offic.	Eur. Unter-Officiere.	im Ganzen.
in Bengalen	74	1299	145	86207
in Madras	52	1019	104	45592
in Bombay	29	525	20	26696
	155	2843	269	158,445

b. irreguläre.

	Reg.	Eur. Offic.	Eur. Unter-Offic.	Eingeborne Gemeine.	im Ganzen.
in Bengalen	24	96	44	19892	20032
in Madras	—	—	—	—	—
in Bombay	14	30	4	10406	10430
	38	126	48	30298	30462

Nach dem Report S. 348 waren in jedem Regimente an Officieren

		Obersten	Oberstl.	Majore	Capitäne	Lieuten.	Sect. Lieut. u. Fähndrich.	
bei der europäiſchen Infanterie	1834	2	2	2	2	16	8	
	1851	1	1	1	5	8	4	
in der einheimiſchen Infanterie und bei jeder Art. Brig. zu Pferde und jedem Bataillon zu Fuß	1834	1	1	1	5	8	4	
	1851	1	1	1	6	10	5	
bei der Cavallerie	1834	1	1	1	5	8	4	
	1851	1	1	1	6	8	4	
Nach der Verordn. vom 5 März 1853 aber, welche die Zahl der Officiere in einem Regiment der Königin ändert,[1] in den der Königin:		1	1	1	10	18	4	bei der Cavallerie
		1	1	1	12	20	4	bei der Infanterie
		1	1	1	12	18	6	bei der leichten Infant.

Von den Truppen Indiens im Ganzen 289,529 Mann i. J. 1851, die der Königin, 29,480, abgezogen, blieben die der oſtindiſchen Compagnie 260,049 und zwar 240,121 eingeborne und 19,928 Europäer, nämlich 321 Ingenieure, 7436 Artilleriſten, 469 Cavalleriſten, 9648 Infanteriſten, 1111 Mann ärztliches Perſonal, 700 Veteranen und 243 Aufſeher (Warrants). Dazu kommen nun noch 32,311 Mann Hülfstruppen der einheimiſchen indiſchen Fürſten unter brittiſchen Officieren, nämlich die des Nizam: 5 Regimenter Cavallerie, 8 Infanterie und 4 Comp. Artillerie, zuſammen 8094 Mann; die des Scindia 8401, die von Kotah 1148, die von Myſore 4000 Reiter, die des Guicowars 3756, von Bhopal 829, von Malwa 4617, das Bhilcorps in Malwa 648, das Bhilcorps in Mewar 1054, 1 Regiment Cavallerie und 1 Infanterie von Jodpur 1246, die Local-Cavallerie in Kolapur 907, von Sawunt-

[1] Ind. News 1853 p. 301.

Digitized by Google

Warri 611, außer 3000 Mann vom Holkar und 1000 Reitern vom damaligen Radjah von Nagpur. Dagegen betrug die Militärmacht der einheimischen Fürsten damals noch 398,918 Mann, in Bengalen 354,573, in Madras 2472, in Bombay 41,673, also in Bengalen allein 45,044 mehr als die Truppenmacht der Britten in ganz Indien! aber schlecht bezahlt, wenig organisirt und eingeübt, können sie kaum für Polizeisoldaten gelten.

Die europäischen Offiziere sind wenig zahlreich. Abgesehen davon daß sie auch die eingebornen Truppen commandiren, sind viele auf Urlaub oder zu Civilämtern und politischen Stellen detachirt oder auf militärische Missionen ausgesandt. Nach dem Report p. 348 waren 1851 im activen Dienst Officiere und Aerzte in der Armee der Königin und der Compagnie 4233, nämlich in Bengalen 1913, in Madras 1841, in Bombay 979; 2tens auf Urlaub 688 (und zwar in Privatangelegenheiten 146, wegen Krankheit 542), Aerzte 111 (resp. 18 und 93), außer 149 Obersten; 3tens detachirt zu a) Civil- und politischen und b) zu militärischen Missionen in Bengalen resp. 151 und 430, in Madras 44 und 208, in Bombay 42 und 165, ohne die Ingenieure; 4tens nach zehnjährigem Dienste hatten sich zurückgezogen 1060, nämlich in Bengalen 500, in Madras 369, in Bombay 191, und es benutzten einen längern Urlaub 607, nämlich in Bengalen 223, in Madras 228, in Bombay 156. 1848 waren bei den 5 Regimentern Cavallerie und 26 Regimentern Infanterie k. Truppen 1440 europäische Officiere; bei der Armee der ostindischen Compagnie von 24 Regimentern Artillerie, 8 Reg. Ingenieure, 21 Reg. Cavallerie und 161 Reg. Infanterie, bei 240 Bataillons, etwa 200,000 Mann, nur 5161 europäische Officiere, davon 686 auf Urlaub, 1000 beim Generalstab, 395 beim Regimentsstab, so daß nur 3080 übrig blieben, wovon noch 500 Kranke etwa abgiengen. Nach dem Ind. New. vom 4 Jul. 1857 sind jetzt 1234 Officiere der Compagnie und 84 der k. Truppen in Civil oder andern Diensten von ihren Regimentern abwesend, und 800 Officiere, die in Europa sind, haben Befehl erhalten, sofort zu ihren Corps sich zu begeben.

Die starke Verwendung der Officiere im Civildienst, obwohl den Officieren vortheilhaft, erregte schon lange vielfaches Bedenken, und eine Verordnung des General-Gouverneurs vom 10 Jul. 1858 bestimmte daher: keiner der nicht drei Jahre in der Linie gedient habe, könne zum Generalstab oder zu einer Militär- oder Civilstelle detachirt werden, nur ein Adjutant schon nach einem Jahr; wer nicht Major ist oder 20 Jahre in Indien gedient hat, könnte nicht General-Adjutant, General-Quartiermeister, General-Auditor und General-Commissär werden. Das Urlaubssystem war schon früher dahin bestimmt daß ein Officier (Krankheitsfälle abgerechnet) erst nach 10 Jahren Dienst in Indien ein Recht auf 8 Jahre Urlaub und nach 20 Dienstjahren auf 2 weitere Jahre erhält. Während des Urlaubs erhält er einen freilich geringern Sold; ein Oberst bei der Cavallerie z. B. 1 Pf. St. 12 Sh. 8 P., einer bei der Infanterie 1 Pf. St. 5 Sh., ein Hauptmann bei der Cavallerie 14 Sh. 7 P., bei der Infanterie 10 Sh. täglich.

Zuletzt sind noch die Krankheitsverhältnisse und Sterbefälle in der indischen Armee für Indien von Wichtigkeit. Sykes Vital statistics of the Indian army und nach ihm das Calcutta Review T. 16 hat jüngst diesen Punkt behandelt.

Das Reg.	3 in Mynpuri	753 M. stark,	verlor in	3 J.	26 M.	od.	3	Proc.	In Barakpur,	665 Mann stark,	in 3 Jahren	233 Mann oder $27^1/_6$ Proc.
— Reg.	57 in Benares	749 M. stark	„	„	35 M.	„	$4^2/_5$	„	—	692	„	240 „ „ 27 „
— Reg.	58 i. Jumaulpur	751 M. stark	„	„	24 M.	„	$3^1/_5$	„	—	679	„	208 „ „ $23^1/_3$ „
	Zusammen	2253 M.			85 M.					2636 Mann		731 Mann

Nach jenem betrug in den letzten zwanzig Jahren die jährliche Sterblichkeit, den Feldienst und die Cholera in Scinde ungerechnet, in Bengalen doppelt so viel als in Madras, auf 1000: 74: hier nur 38. Es starben:

	in Bengal,	Bombay,	Madras,
Europäer	7.38	5.078	3.846 Proc.
Eingeborne	1.79	1.291	2.095 „

Die Stationen sind nach D. Martin (On tropical climates) in Bengalen freilich in gesundheitlicher Hinsicht sehr verschieden. Auf 9 Stationen in Bengalen erkrankte jeder europäische Soldat im Durchschnitt im Jahr zweimal.

Zum Vergleich dient folgende Tabelle über die Sterblichkeit auf andern brittischen Stationen aus Thompson (On the influence of climate). Darnach ist die der brittischen Truppen in den tropischen Klimaten größer als in den temperirten, und zwar in Indien viermal größer, in den Inseln die über dem Wind wie die Antillen liegen, und denen die gegen den Wind zu liegen 7mal, in Jamaica gar 10mal größer als in Großbritannien, dem Malta gleichkommt, vor welchem Canada aber noch einen Vorzug hat.

	In Canada,	Großbrit.,	Madras,	Bengalen,	den Inseln windward u. leeward,	Jamaica.
Vom Jahre	1816—32	1819—28	1827—30	1826—32	1810—28	1810—28
Bei einer mittlern Truppenstärke v.	2975	46,460	11,820	8700	5768	2528 M.
Todesfälle auf 1000	11	15	48	57	113	155 „

Die Officiere starben nach Dr. Hutchinson in tropischen Klimaten nicht so häufig als die gemeinen Soldaten, im Durchschnitt von 1000 nur 29, während 78 Soldaten; von 226 Officieren im 6ten Regiment, z. B. in 8 Jahren im Durchschnitt 1 von $37^1/_2$, also weniger als 3 Proc., in Madras 1846/47 von 5963 Soldaten 251 oder 4.21 Proc., 1847/48 von 6040 Mann 227 oder 3,76 Proc. Ueber die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle der europäischen Truppen im Verhältniß zu ihrer Stärke 1842—49 in Madras gab die Madras Government Gazette vom 28 Febr. 1851 werthvolle statistische Tabellen. Wir heben nur das erste und letzte Jahr aus.

Digitized by Google

		Bestand.	Erkrankt.	Todesfälle.	Procente der Erkrankten zum Bestande.	Procente der Todten zum Bestande.	Procente der Todten zu den Erkrankten.
Europäische Truppen	1842	12,080	19,490	508			
	1849	9559	15,589	245	163.061	2.563 [1]	1.571.
Einheimische „	1842	74,618	55,380	1887			
	1849	50,030	43,785	610	85,517	1.219 [2]	1.393.

Es werden da auch die einzelnen Krankheiten angegeben, an welchen die Truppen starben. In acht Jahren starben

	überhaupt	an Cholera,	Fieber,	Leberkr.,	Diarrh.,	Ruhr,	Bruſtkr.,	Rheumts.,	Beuer.,	Waſſerſ.,	Andere Krankh.
Europ. T.	3134	672	282	269	180	806	192	47	44	54	588
Einh. T.	10,820	4356	1646	91	736	488	395	393	109	673	1933

Von den in England geborenen Kindern, die mit den Regimentern nach Indien kamen, ſtarben bis zum 8ten Jahre von 159:112, im Waiſenhauſe zu Calcutta 1 Kind von 15, von Civilbeamten ſtarben 2½ Proc., von europäiſchen Privaten aber 5—7 Proc.

Der Grund der Sterblichkeit, bemerkt ſchon Sykes, liegt weniger am Klima als daran daß die Europäer nicht nach der Weiſe der Eingebornen leben, dann aber auch an der ſchlechten Wahl der Stationen auf ſumpfigem Boden, in ſchlechter Luft, bei heißem Klima. In Secanderabad, der ungeſundeſten Station in Madras, ſtarben durchſchnittlich in den fünfzehn Jahren vor 1846/47 jährlich von 1000 Mann 75, in 4 Jahren 117 mehr als auf den andern Stationen. Da jeder Soldat, der in Indien landet, 100 Pf. St. koſtet, ſo macht dieß im Jahr einen Verluſt von 11,700 Pf. St., und durch den Erſatz derſelben noch mehr. Oft zu ſpät erſt ſind die ungeſundeſten Stationen aufgegeben worden, ſo Ludianah und Kurnaul, Barrackpur, Maſulipatam, Burhampur. Die letztere wurde 1835 von Lord Bentinck nach 77jährigem Beſtand aufgegeben, in welcher Zeit ſie, wie man berechnet hat, einen Aufwand von 16,800,000 Pf. St. erforderte, da im Durchſchnitt von 13 Jahren von 1000 Mann jährlich 103 ſtarben.

Eine Haupturſache der vielen Todesfälle unter den europäiſchen Truppen iſt nach Sykes die Ueberreizung mit animaliſcher Koſt und der Genuß des Branntweins. Der europäiſche Soldat in Indien erhält täglich der Mann 1 Pfd. Brod, 1 Pfd. Fleiſch, 4 Unzen Reis, 1⅞ Unzen Zucker, 1 Chittack Salz, 3 Pfd. Brennholz und je 7 Mann 5 Unzen Thee. Das Fleiſch iſt in Bengalen Rindfleiſch, Pharao's magere Kühe würden fett dagegen erſcheinen. Ein europäiſcher Sergeant, der in Indien nie trank, war in 21 Jahren nur 5 Tage in einem Hoſpitale. Die geringere Sterblichkeit der europäiſchen Soldaten in Madras rührt nach ihm daher, daß der Soldat dort Porter trinkt; die größere der Eingeborenen in der Madras-Armee aber davon daß dort mehr Mohammedaner — bei der Cavallerie 6—7 — auf einen Hindu kommen, bei der Infanterie zwar nur 1 Mohammedaner auf 1½ bis 1⅓ Hindu, aber dieſe meiſtens aus niedrigen Kaſten, die ſich über die Speiſegeſetze wegſetzen; in der Bombay-Armee ſind dagegen ⅞ Hindu, die, wie die Hälfte der ganzen Armee von Hindoſtan, nie Fleiſch und Spirituoſa berühren, ſondern von ungeſäuerten Waizenkuchen leben. Im Hoſpital zu Bombay ſtarben 1838 von Europäern, die zur Mäßigkeitsgeſellſchaft gehörten, täglich nur 3.65 Proc., von den übrigen 10.20 Proc. Der Verbrauch der Spirituoſa bei einem Regiment hatte ſich daher auch von 14,000 Gallonen im Jahre auf 2516 vermindert. Andere Beiſpiele zeigen dasſelbe; auch die Officiere leben weit länger ſeit ſie Bitter-Ale ſtatt Wein und Spirituoſa bei Tiſch trinken. Die europäiſchen Indigopflanzer ſind ganz kräftig; von 130 ſtarben nach Dr. Mackinnon in 10 Jahren nur 19 (1.46 Proc. d. J.).

Welche Verluſte die Heere in Indien im Kampfe erleiden, davon nur einige Beiſpiele? Bei der 6monatlichen Belagerung von Mangalore 1782 blieben von der brittiſchen Beſatzung von 1840 Mann, halb aus Europäern, halb aus Eingebornen beſtehend, 986 Mann; bei der von Bhurtpur im Jahr 1805 150 Officiere und 1500 Mann; in der Schlacht von Aſſeh im Jahr 1803 vom 74. Regiment 13 Officiere und 401 von 600 Mann; in der von Chilleau-Wallah im Jahr 1848 von 2 Brigaden, aus 3 europäiſchen und 2 Seapoy-Regimentern beinahe die Hälfte; vom 24ſten k. Regiment 23 Officiere und 459 von 600 Mann. Das Verhältniß der Truppen zu den Verwundeten war in 5 Schlachten von 1803—1848 wie 1 : 3 bis 5, ſtärker als bei Waterloo, wo es nur 1 : 6 war.

Was zunächſt die königlichen Truppen betrifft, ſo werden ſie jedes ſiebente oder zehnte Jahr abgelöst. Neuerdings iſt beſtimmt worden daß alle direct von Großbritannien dahin gehen und nach 10 Jahren dortigen Aufenthalt 5 Jahre in Auſtralien zu bleiben haben, wo ihnen Vorſchub gethan wird ihnen die Anſiedlung zu erleichtern, theils auch um dort eine Localmacht aus den Penſionärs zu bilden. [1] Die oſtindiſche Compagnie gibt für die Unterhaltung nur einen jährlichen Zuſchuß von 800,000 bis 1,000,000 Pf. St.; 1851 wurden für die Bengal-Armee aus 180 Officieren, 899 Unterofficieren und 15,960 Soldaten, 597,522 Pf. St. von ihr bezahlt. Früher herrſchte große Eiferſucht zwiſchen den königlichen Truppen und denen der Compagnie. Dieſe ſollten einen beſſern Gehalt und beſſere Cantonnements haben, die königlichen hatten dagegen den Vorrang ohne Rückſicht auf das Dienſtalter; 1796 erhielten die Officiere der Compagnie indeß bei Localcommiſſionen gleichen Rang mit den königlichen, aber nicht weſtlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung. Beide Truppen ſind aber auch von einander getrennt, ſo daß die Officiere nicht aus einer Armee in die andere verſetzt werden können; doch gebührt jetzt im Falle des Zuſammenſeyns dem älteſten Officier das Commando, gleichviel in welchem Dienſt er ſich befindet.

Was die europäiſchen Truppen der oſtindiſchen Compagnie betrifft, ſo iſt die Compagnie durch das Parlament autoriſirt jährlich eine gewiſſe Anzahl in England anzuwerben. Die Zahl betrug

[1] außer 2791 an der Cholera.
[2] außer 1011 an der Cholera.

[1] Ind. News. 1852. p. 58.

Digitized by Google

etwa 17—20,000. Das Depot iſt in Chatham und der Dienſt geſucht. Es iſt ein Gemiſch aus allen Ständen Großbritanniens, es ſind geſtählte, waghalſige Naturen, welche die Hoffnung auf ein beſſeres Geſchick aufgegeben und ihr Leben auf 15 — früher 20 Jahre — verkauft haben.

Die höhern Officiere, ſowohl der europäiſchen als indiſchen Truppen und ein Theil der niedern, ſind lediglich Engländer. Sie gehen als Cadetten hinüber. Dieſe ſollten eigentlich in der Militärakademie von Adiscombe gebildet werden. 1810 gegründet, gab die oſtindiſche Compagnie vom Jahre 1810—30: 366,154 Pf. St. für Adiscombe aus, und bildete dort 2090 Cadetten, à 98 Pf. St. Koſten. Jeder Cadet zahlte das erſte Jahr noch 65 Pf. St., das zweite 50, nach dem Report jetzt 100 Pf. St., und hat das Jahr überhaupt 120—130 Pfund Sterling Ausgaben. Die Prüfung findet ſtatt im Latein, Franzöſiſchen, Hinduſtani, Militär- und Civil-Zeichnen, Mathematik, militäriſchen Vermeſſungen und Fortification. Die am beſten beſtehen, werden Ingenieure und gehen von da nach Chatham, wo ſie ihre Studien mit den Ingenieuren der königlichen Armee vollenden; die nächſtbeſten werden Artilleriſten, die übrigen bei der Infanterie angeſtellt. Um eine Officierſtelle (commission) zu bekommen, müſſen die Adſpiranten nicht jünger als 16 und nicht älter als 20 Jahre ſeyn, eine Gymnaſialbildung nachweiſen und jetzt auch eine Prüfung vor Examinatoren, die der Hof der Directoren der O. J. Compagnie ernennt, beſtehen. Die Directoren der O. J. Compagnie mit dem Präſidenten des Board vertheilen die Stellen der Cadetten. In Indien erhalten ſie Stellen, ſobald eine Vacanz eintritt, und avanciren nach dem Alter, die Artillerie und Ingenieure in ihren eigenen Corps, die Infanterie und Cavallerie in ihren Regimentern. Zu Stabsofficieren avancirt ein jeder in ſeiner Reihe. Die Bezahlung namentlich in den untern Graden iſt nicht ſo groß als man in Europa denkt; nach der Revue des deux Mondes 1857 erhält der Fähndrich monatlich 404 Sh., ein Lieutenant 512, ein Capitän 830, ein Major 1560, ein Oberſt 2064 Sh. — ein Compagnie-Chef aber noch 100 Sh., ein Bataillon-Befehlshaber noch 800 Sh. Monatszulage, ein Brigadier, der zwei Bataillone commandirt, 5000 Sh. (1666 Thlr.) Monatsgehalt. Aber nach dem Aſ. Journ. (1832 T. 7.) iſt die Bezahlung nicht gleichmäßig, und die Bengal-Armee klagte deßhalb. In den obern Provinzen erfolgt die Bezahlung nämlich in Sicca R., unterhalb Benares aber in Sonaut oder Furuckabad R., deren 100 gleich 95 Sicca R. ſind. Da nun Calcutta mit Dumdum, Barackpur, Berhampur und Dinagepur zu Half-Batta-Stationen gemacht ſind, während die Stationen oberhalb Benares vollen Batta-Gehalt bekommen, ſo ergibt ſich daraus eine neue Benachtheiligung. Die folgende Ueberſicht der Monatsgehalte wird dieß deutlich machen.

	Ganzer Batta-Gehalt oberhalb Benares.		Half-Batta-Gehalt	
Oberſt	1,280	1,222,6	1,280	1,222,6
Oberſt-Lieut.	1,020	974,2	820	783,2
Major	780	744,15	635	606,7
Capitän	411	392,8	371	354,5
Lieutenant	254	242,10	224	213,15
Fähndrich	200	191,0	180	171,14

in Sonaut Rupien = Sicca R., in Sonaut R. = Sicca Rup.

Jede Präſidentſchaft hat ihre beſondere Armee mit eigenem Befehlshaber, deren alſo drei ſind, mit ſechs Stäben je einem der königl. und Compagnie-Truppen; der Commandeur en Chef hat aber eine allgemeine Autorität über alle Truppen. Das Avancement nach dem Alter iſt ſehr langſam; viele unter den Capitäns dienten 25 Jahre, die durchſchnittliche Dienſtzeit bis zum Major ſoll 28 Jahre betragen Nach 25 Jahren konnten ſie ſich mit dem Range, den ſie ſo eben bekleideten, zurückziehen; ſeit 1836 nach 23 Jahren mit Capitänsſold, nach 27 mit Majors-, nach 31 mit Oberſt-Lieutenants-, und nach 35 Dienſtjahren mit Oberſten-Gehalt. In der bengaliſchen Armee war 1850 der älteſte Oberſtlieutenant 1804 als Cadet hinübergegangen, 2 Cadetten von 1818 waren Oberſtlieutenants, 22 Majore waren 1818, der jüngſte 1831 nach Indien gekommen; von den 219, die 1805 nach Bengalen gegangen waren, noch 21; von den 207, die nach Madras giengen, nur 5; von den 11, die nach Bombay giengen, keiner mehr auf der Armeeliſte; von der Geſammtzahl von 437 nur 26 noch übrig. Man rechnet im Jahre durchſchnittlich 185 Vacanzen, 130 bei der Infanterie à 450 Pf. St., 21 bei der Cavallerie à 840 Pf. St. und 35 Stellen von Militärärzten à 500 Pf. St. Bei dem ſchlechten Avancement nach der Anciennetät hat man eine Beförderung durch Brevets eingeführt, wie der grado graduale in der ſpaniſchen Armee, die keine Gehaltserhöhung mit ſich führt. Nach 16 Jahren wird der Lieutenant Brevetcapitän, nach 22 Jahren der Brevetcapitän Brevetmajor. Das Privilegium der Charge ſoll indeß eigentlich nur im Felde zur Anwendung kommen. Ein Stellenverkauf, wie in der engliſchen Armee, findet nicht ſtatt, aber ein Auskauf, indem die Officiere eines Regiments einen aus ihnen durch eine Geldzahlung zum Abſchiede bewegen und dadurch eine Beförderung veranlaſſen. Ein Majorspatent gilt demnach im Durchſchnitte 3000 Pf. St., ein Capitänspatent 2500 Pf. St. Der älteſte Capitän, der ſo Major wird, gibt allein dazu 1200 Pf. St., der älteſte Lieutenant, der dadurch Capitän wird, 350 Pf. St.

Dem Officier in Indien eröffnen aber die Commiſſionen und Civil-Anſtellungen noch einen bedeutenden und belehrenden Wirkungskreis, der freilich das Heer oft, wie ſchon bemerkt, ſeiner beſten Kräfte beraubt und ſie den Truppen entfremdet. Ein Capitän hatte bei 20jähriger Dienſtzeit nur zwei Jahre beim Heere geſtanden, beim 66ſten Regiment waren nach dem Ind. News p. 160 auf ſeinem Marſche nach dem Pendſchab von 19 Officieren, außer den Fähndrichen, nur 8: 1 Major, 2 Capitäne und 5 Lieutenants im Dienſte beim Corps. Der Oberſt auf Urlaub; der Oberſtlieutenant befehligte das Contingent von Gwalior, der dritte Capitän war beim Contingent des Nizam, der vierte Lieutenant zweiter Befehlshaber des 16ten unregelmäßigen Cavallerie-Regiments. Einer ſtand bei einem Bataillon in Arrakan, einer verſah einen Civildienſt an der Gränze Tübets. (J. R. p. 160).

Der Comfort des Lebens, den der Engländer ſchon zu Hauſe liebt, ſteigert ſich hier noch. Ein Lieutenant hat ſelten unter zehn Dienern, ein Capitän vierzehn, ein General einige zwanzig. Jeder Officier hat ſein Landhaus (Bungalow) mit einem ſchönen Garten; die Caſernen der europäiſchen Regimenter ſind mit Rückſicht auf das Klima luxuriös gebaut. Jedes Officiercorps hat ſein Speiſehaus (Mess-bungalow) mit Verſammlungs-, Speiſe-, Billard- und Bibliothekszimmer; ein Blumen-, Gemüſe- und Obſtgarten ver-

Digitized by Google

sieht die Tafel mit dem nöthigen. Die Tafel ist reich besetzt, man hat selten unter 10 Gerichten, silberne Aufsätze u. s. w.

Was endlich die eingebornen Truppen betrifft, die Sipahis eigentlich Bogenschützen, von Sip, so bestehen sie, Gemeine wie Officiere, ungefähr zu einem Drittel aus Muselmanen, zu zwei Dritteln aus Hindu, seit der Eroberung des Pendschab sind hier auch ein Zehntel Seikhs. Man findet in der indischen Armee Brahmanen, Kaufleute, Landleute, Handwerker, Radschputen, Schutries und Gwallahs (Hirten). Die Madras-Armee besteht nach Hrn. v. Orlich meist aus sehr niedern Kasten und ist eine wandernde Colonie für sich, die dem Körper des Hindu-Volkes eigentlich fremd ist. Nur diese konnten die Engländer zur See verschicken, da die höheren Kasten auf Schiffen keine Nahrung kochen dürfen. In der Bengal-Armee sind die meisten Radschputen und von hoher Kaste, und an 20,000 Brahmanen, ein grosser Theil gehörte früher fremden Ländern an, den Nordwest-Provinzen und dem Königreiche Audh. Ausstoßung aus der Armee ist für sie die höchste Strafe, gleichsam bürgerlicher Tod. Die Bombay-Armee recrutirt sich nicht allein aus den reinen Kasten, wie in Hindostan, sondern es sind darunter auch Kholis, Boras und nicht wenige Juden von Cambay u. s. w., ohne besondere Rechte und Privilegien, die der Vertheidigung werth wären. Der Hindu hat kein Nationalgefühl, und von seinem Lande und dessen Verwaltung weiß der Soldat nichts. Die Reiterei besteht zur Hälfte aus Hindus, zur Hälfte aus Muselmanen.

Die Recrutirung geschieht mittelst Werbung durch die Officiere, durch freiwillige Anmeldung und Einstellung von Soldatenkindern, die aber 16 Jahre alt seyn müssen. Die Recruten zählen im Durchschnitt 18—22 Jahre. Es gibt immer überzählige Soldaten welche einen Dienst suchen, und beim Abgang anderer eintreten, Conscription ist also nicht nöthig. Während der englische Soldat auch in Indien seine Stockschläge, wie zu Hause, freilich nur nach Kriegsrechtsspruch genießt, werden beim Eingebornen körperliche Strafen nicht angewendet, nur Arrest mit Fesselung. Bei entehrenden Verbrechen wird er aus dem Dienst entfernt oder erschossen. Ein Sipahi erhält 7—9 Rupien (14—18 Sh.) den Monat, je nach der Dauer seiner Dienstzeit — wovon 1 R. 8 Anas für Bekleidung in Abzug kommt — der Naik oder Corporal 12 R., der Tschemmadar 40 und der Subadar — die höchste für den Eingebornen erreichbare Stellung 60 R. — Die Compagnie gibt ihnen außer Bezahlung, Wohnung und Waffen nichts, sondern liefert ihnen die Ausrüstung, wie bemerkt, gegen Abzug, und im Felde 130 Pf. englisch Mehl für 1 R.; die Nahrung kostet dem einzelnen 1 R. den Monat, so daß der Hindu das Jahr 36 R. (72 Sh.) sich ersparen kann; der Mohammedaner, weniger ökonomisch, erspart aber nichts. Subadar, oder indischer Hauptmann, und Tschemmadar, indischer Lieutenant, sind die einzigen Officierstellen, zu denen der Eingeborne aufsteigen kann; nur daß bei jedem Regiment ein Subadar-Major ist; der älteste indische Officier steht aber unter dem jüngsten europäischen Fähndrich. Veteranen werden wohl Fortscommandanten (Killadars). Der Report von 1852 unterscheidet die eingebornen Officiere nicht von den Gemeinen. 1835 gab es 3416 eingeborne Officiere, inbegriffen 387 eingeborne europäisch gebildete Aerzte (deren 1850 661 waren), bei einem einheimischen Heere von 152,938 Mann. Etwa 1000 Mann bilden ein Bataillon von 10 Compagnien mit je zwei einheimischen Officieren und je zwei Bataillone ein Regiment. [Von europäischen Officieren stehen, wie schon bemerkt, bei jedem Sipahi-Regiment 1 Oberst, 1 Oberstlieutenant, 1 Major, 5 oder 6 Capitäne, 8—10 Lieutenants, 4—5 Fähndriche, von welchen aber nach Abzug der Abwesenden, Kranken, der im Stabe Angestellten, und der in Civil-Aemtern selten über 8—12 im Dienste sind.] Nur bei den Unregelmäßigen und den Hülfstruppen stehen Eingeborne noch als Officiere, indem diesen Regimentern nur je 2 bis 3 europäische Officiere beigegeben sind, einer, der den Befehl führt, ein Adjutant und ein Arzt. Bis zum Jahre 1796 hatte jedes Bataillon einheimischer Truppen auch einheimische Commandanten, die das Patronat im Corps übten; die europäischen Officiere avancirten für sich. So traten Hindu von hohem Rang in den Dienst, die sich mit Protegirten von guter Familie und Kaste umgaben, ohne daß diese oft früher Dienste gethan hatten. Sie besaßen unabhängig von ihrem Militärcharakter eine große Gewalt über ihre Leute. Dieß schien aber gefährlich, und es wurde deßhalb geändert. An der Spitze stehen jetzt bloß europäische Officiere, kein Eingeborner kann Inhaber einer Compagnie werden, welche Verdienste er auch habe. Das Avancement hängt in den Regimentern ganz von dem Obersten ab; nur die Officierstellen (Dschemmadar und Subadar) vergibt der commandirende General nach dem Vorschlage des Obersten; ohne Rücksicht auf Familie und Kaste, geschieht die Beförderung möglichst nach dem Alter. Die einheimischen Officiere gehen jetzt aus den Sergeanten hervor, statt daß früher Motive der Ehre und des Ehrgeizes Männer von Rang Stellen im Heere suchen ließen. Sie erhalten den Tag 6 Pence. Die Eingebornen engagiren sich nur für drei Jahre, diese dienen aber viele Jahre, und nachdem sie ihre besten Lebensjahre verwandt haben, haben sie vielleicht das Jahr 30 Pf. St., so viel als ein Kellner in England, bringen nach einigen weitern Jahren durch Vorrücken im Alter es auf 50 Pf. St. und erhalten zuletzt als Invaliden Pensien, wenn sie verwundet sind, den ganzen Gehalt lebenslänglich als Invaliden-Pensien. Es gibt auch zwei Orden für die Compagnie-Truppen, den sehr seltenen Verdienst-Orden in drei Classen für Beweise ausgezeichneter Tapferkeit, und den Orden von Brittisch-Indien in zwei Classen, jede Classe des letztern zählt nun 100 Ritter; mit der ersten Classe ist eine Soldzulage von 2 R., mit der zweiten von 1 R. täglich verbunden. Die Belohnung wird nach dem Dienstalter vertheilt, und die Ritter sind daher meist außer Dienst. Da die Soldaten meist aus Classen hervorgehen die damit zufrieden sind wenn sie bei ihrer Lebensweise den Tag 6 Pence, das Jahr 9 Pf. St. 2 Sh. 6 P., und im Alter eine Pension von 30 Pf. St. haben, ohne ihren Namen schreiben zu können, so ist es nach Ritchie kein Wunder daß Freiwillige sich zu den Fahnen drängen, da sie lebenslänglich versorgt sind und unparteiisch befördert werden, der Sold den Lebensverhältnissen nach liberal ist, und sie nach 15 Jahren mit einer geringen Pension sich zurückziehen können. Der öftere Urlaub und zwei Drittel des Soldes, den er seiner Familie zukommen läßt, entfremdet ihn dieser nicht; er lebt an der Spitze seiner Familie in Wohlstand und Ansehen und vererbt die Liebe zur Compagnie auf seine Kinder. Es gab früher wohl einzelne Insubordinationen, aber keine allgemeine Abneigung. Desertionen waren unbekannt. Die englische Herrschaft, meinten Engländer, beruhe zwar auf der Militärgewalt, diese aber auf der

Digitized by Google

öffentlichen Meinung; die obern eingebornen Officiere seyen zwar entfernt, die untern bildeten aber die Verbindungsglieder zwischen Heer und Volk. Dieß muß sich jetzt zeigen.

Zur Ausbildung des Sipahi sind neun Monate erforderlich, die Ausrüstung ist der englischen ähnlich, nur tragen sie kein schwarzes Lederhalsband und keinen Tschako, sondern eine breite Wollmütze und eigene schwarze Hüte, gelbe Schuhe, rothe Jacken mit blauen Aufschlägen, ein weißes Unterhemd mit blauem Gürtel, weißem Baudelier und Halsband, hinten die Patrontasche. [1] Das Commando ist in englischer Sprache. Nur sechs Regimenter haben jedes eine Schützen-Compagnie. Die Bengal-Armee hat 10 Regimenter Reiter mit Säbel und 2 Pistolen, 15 Mann pr. Schwadron sind mit Carabinern bewaffnet. Die Pferde sind außerordentlich kostspielig zu beschaffen, die europäischen verlieren schon in der zweiten Generation durch das Klima die hinreichende Kraft zum Militärdienste. Die Pferde, die man vom Cap der guten Hoffnung bezieht, kommen das Stück auf 80 Pf. St. zu stehen. Die irreguläre Cavallerie besteht aus Eingebornen im Landescostüm, die sich selbst beritten machen. Der Mann erhält für sich und die Unterhaltung seines Pferdes monatlich 20 R., jeder Officier hat das Recht 5 Pferde zu stellen, jeder Unteroffizier 1. Die Reiter erhalten dann 7 R. den Monat, der Officier behält 13 für das Pferd zurück. Wird ein Pferd im Felde getödtet, so erhält der Reiter 125 R. Entschädigung.

Von der Artillerie waren früher die Eingebornen nicht nur, sondern auch Katholiken und mit katholischen Frauen verheirathete Männer ausgeschlossen. Jetzt besteht von den 4 Brigaden reitender Artillerie je eine der 4 Batterien (à 6 Geschütze) der 1ten und 3ten Brigade aus Eingebornen, die 8 Batterien der 2ten und 4ten sind bloß von Europäern bedient. Jede Batterie hat außerdem 28 Lascars. Die Bespannung besteht aus 169 Pferden und 14 Ochsen für die Trainwagen. Die ersten 6 Bataillone der Fuß-Artillerie à 4 Compagnien sind ebenfalls europäisch, die andern 3 à 6 Compagnien indisch. Die 42 Compagnien bedienen 19 Feld- und 14 Belagerungs-Batterien. Von den 19 erstern sind 10 mit Pferden, 8 mit Ochsen und 1 mit Kamelen bespannt. Das Ochsengespann hat aber zu den schlechtesten Resultaten geführt. Die Feldfußbatterien haben 5 Neunpfünder und 1 Vierundzwanzigpfünder-Haubitze.

Jeder Sipahi führt sein Kochgeschirr mit, baut im Lager seinen kleinen Herd und umgibt ihn mit einem Kreise, die Uneingeweihten von seinem Essen, das er allein kocht, abzuhalten. Bei der Cavallerie hat ein jeder Soldat einen Diener, der das Pferd putzt, je zwei Soldaten haben einen Wasserträger, und je zwei Pferde immer einen Grasschneider, dazu noch besondere Zeltaufschläger und Wäscher. Als die englische Armee aus Afghanistan zurückkehrte, brauchten die 36,000 Mann mit 102 Geschützen nach v. Orlich 400 Elephanten, 25,000 Kamele, 6,000 Zugochsen und 100,000 Diener aller Art. Bei einem Heere von 200,000 Mann setzen sich 2,000,000 Menschen oft in Bewegung. Die Frauen der Truppen aus der Halbinsel folgen dem Heere, die Bengalesinnen bleiben zu Hause. Doch schlug Charles Napier den Troß zu hoch an, wenn er auf jeden fechtenden Soldaten in der Bombay-Armee drei, in der Bengal-Armee fünf Diener rechnete. Nach dem blauen Buche über Afghanistan hatte das 30ste und 53ste Regiment eingeborner Infanterie 2053 Soldaten mit 59 Officieren — 860 Diener, 599 Kamele für die Bagage, 650 für das Commissariat, 71 für das Geschütz und die Vorräthe und 150 Pferde; bei einer europäischen Brigade aus Infanterie, Cavallerie und Artillerie mit Geschütz 3034 Soldaten mit 93 Officieren waren 865 Syces und Grasschneider, 3614 Bediente, 953 Pferde, 370 Tattus, 3648 Kamele und 5 Hackeries.

[1] Vgl. Costums of the Ind. Army. London bei Ackermann 1851 Nr. 1—32 und dessen Indian Battles.

Die Religion der Mormonen.

Hr. Chandleß, dessen Mittheilung über die Polygamie der Mormonen wir unsern Lesern bereits S. 676 ff. des „Auslands“ vorgelegt, sagt in einer längern Abhandlung über die Religion der Mormonen im wesentlichen folgendes:

Die Mormonen glauben an die Dreifaltigkeit, d. h. an drei an Macht und Majestät gleiche, in einem einzigen Gott vereinigte göttliche Personen. Sie glauben an ein göttliches, ewiges, aus sich selbst bestehendes Wesen, von welchem sie das Daseyn und die Macht der andern ableiten. Diesen höchsten Gott aber können sie sich nicht als einen reinen Geist vorstellen, sie denken sich ihn als ein materielles Wesen unter menschlicher Gestalt. Jede andere Auffassung in dieser Hinsicht scheint ihnen unmöglich.

Indeß stehen nicht alle Mormonen in vollkommenem Einklang weder über den Begriff der Gottheit noch über den unsers eigenen Ursprungs, und wenn man ihre Glaubenslehre untersuchen will, läuft man, wofern man sich nicht sehr in Acht nimmt, Gefahr einige Einzelansichten als allgemeine Glaubenssätze anzunehmen. Folgendes ist eine der Theorien welche ich von mehreren verständigen Mormonen mit dem Ton der Ueberzeugung entwickeln hörte. Ehe wir auf dieser Erde leben, sagen sie, haben wir bereits in einer andern Region, in der Region der Geister gelebt. Ein Beleg hiefür liegt darin daß wir zuweilen Personen wieder erkennen welche wir in dieser Welt nie gesehen haben; allein wir hatten sie in jener andern Welt gesehen, in welcher wir durch Gott den Vater und . . . . durch geistige Mütter erzeugt worden sind.

Wer sind diese geistigen Mütter? Dieß mir erklären zu lassen, war keine leichte Aufgabe. Nach mehreren Fragen begriff ich endlich daß es Frauen seyen welche mit geistigem Wesen von der Gottheit selbst zu eigener Befriedigung geschaffen worden. Sonach besteht das Gesetz der Polygamie nicht bloß im Himmel, sondern es ist thatsächlich von dem Allerhöchsten selbst auf den Thron erhoben. In keiner Mythologie ließe sich eine die Gottheit entwürdigendere Idee auffinden.

Ein ziemlich gut erzogener Mormone, welcher auch einige astronomische Kenntnisse besaß, erklärte mir, er glaube daß jedes Son-

Digitized by Google

menſyſtem von einer beſondern Gottheit regiert werde. Als er von dem unſerm irdiſchen Daſeyn vorangegangenen Leben ſprach, äußerte er: alle Seelen würden von ihrer Geburt an auf die Probe geſtellt, und je nach ihren Schwächen oder Tugenden in mehr oder minder glückliche Gegenden verſetzt. Die meiſten Mormonen betrachten den Geiſt Chriſti als dem unſrigen gleich; nur ſey Chriſtus von reinerer und heiligerer Natur, und leiblich wie ſeeliſch von ſeinem göttlichen Vater gezeugt worden, während die Menſchen zwei Väter beſäßen, einen welcher ihren Leib, und einen andern welcher ihre Seele ins Daſeyn rufe.

Die Mormonen ſtellen ſich das künftige Leben als eine Wiedergeburt des irdiſchen in himmliſchen Sphären vor. Man werde dort alle phyſiſchen Genüſſe haben, die man in dieſer Welt genießen könne, von den Feſſeln der Materie aber befreit ſeyn. So werden Sie, ſagte mir einer der Würdenträger der Kirche der Mormonen, körperlich von einem Ort zu einem andern gehen, wie Sie jetzt in Gedanken vom Salzſee nach England reiſen. An welchen Ort aber die Guten und die Böſen nach dem Tode kommen, darüber iſt noch kein Beſchluß gefaßt worden. Es gibt Mormonen welche glauben es gebe keine andere Hölle als unſern Erdball; andere hinwieder ſind der Meinung eben dieſer Erdball müſſe ein Paradies werden, und noch andere glauben mit Dante, wir würden dereinſt in verſchiedene Planeten wandern. Die neuen Religionsgenoſſen fügen freundlich genug bei, der Himmel ſey nicht ausſchließlich den Jüngern Joe Smiths vorbehalten: diejenigen welchen die reine Lehre nicht verkündigt worden, oder welche ſie nicht begreifen konnten, würden in das Reich der Heiligen zwar ebenfalls Zutritt finden, allein nur in untergeordnetem Rang, in einer Art Sklavenzuſtand. Einige Mormonen haben mir zum Eintritt in das Himmelreich aufs freundlichſte ihre Beihülfe angeboten, wofür ich ihnen ſehr dankbar ſeyn muß.

In dieſem Himmelreich wird jeder erſte Gläubige, d. h. jeder welcher ſich aus ſeiner Familie zuerſt zum Mormonenthum bekehrt hat, ein Königreich regieren, und unter ſeinen Unterthanen auch ſeine Frauen und ſeine männlichen Nachkommen haben. Seine Töchter aber gehören den Reichen ihrer Ehemänner an. „Aber, ſagte ich zu dem Prediger der dieſe ſchöne Theorie entwickelte, kann eine Wittwe, wenn ſie ſich wieder verheirathet, in der andern Welt von zwei Männern in Anſpruch genommen werden?“ — „Nein,“ antwortete er, „denn es gibt eine Heirath für die Zeit, und eine Heirath für die Ewigkeit. In der erſten Ehe iſt ein junges Mädchen faſt unabänderlich an ihren Gatten als ſeine geiſtige Frau für die Ewigkeit gebunden. Wenn ſie Wittwe wird, kann ſie ſich wieder verheirathen, allein nur auf eine beſchränkte Zeit. Nach ihrem Tod gehört ſie in das Reich ihres erſten Mannes.“

Ueber die Bibel der Mormonen habe ich wenig zu ſagen. Wenn ich die aus der heiligen Schrift in dieſelbe eingeſchalteten ſchönen Stellen ausnehme, iſt ſie eines der langweiligſten Werke das man ſich denken kann. Bekanntlich erzählte Joe Smith: Lichtengel ſeyen ihm erſchienen und hätten ihm den Ort geoffenbart an welchem die goldenen Tafeln begraben lägen, und mit Hülfe zweier himmliſchen Geiſter habe er dann den auf dieſe Tafeln eingegrabenen Text überſetzt. Man ſagte daß, wenn er länger gelebt hätte, er ohne Kenntniß weder des Griechiſchen noch des Hebräiſchen auch eine neue Ueberſetzung der ganzen Bibel veranſtaltet haben würde. Die Mormonen behaupten, der erſte Theil ihres religiöſen Geſetzbuches ſchreibe ſich aus dem fünften oder ſechsten Jahrhundert vor Chriſtus her; allein die Prophezeiungen welche derſelbe enthält, ſind nur ein Gewebe von Betrügereien. In dieſem erſten Theil findet ſich die Geſchichte von zwei Menſchenracen, deren bis jetzt noch keine Chronik Erwähnung gethan: der Nephiten und der Lamaniten. Sie ſtammen aus einer jüdiſchen Familie ab, welche unter der Regierung des Königs Zedekias Jeruſalem verließ, lange vor Chriſtoph Columbus die Geſtade Amerika's erreichte, und ſich dort vervielfältigte. Chriſtus, welcher dieſen andern Kindern Iſraels durch Propheten und mehrere auffallende Naturerſcheinungen verkündigt worden war, erſchien ihnen nachdem man ihn in Judäa gekreuzigt, gab ihnen Apoſtel, bekehrte ſie, und ſtieg wieder gen Himmel. Bald aber fielen ſie in den Götzendienſt zurück, und wurden durch grauſame Plagen für ihre Untreue beſtraft. Die Mormonen ſagen, die Indianer Nordamerika's ſeyen die Abkömmlinge der Lamaniten, und dieſem in Armuth verſunkenen, ausgearteten Menſchenſchlag ſey, ohne Zweifel durch ſeinen Beitritt zur Lehre Joe Smiths, noch eine glänzende Zukunft vorbehalten.

Die Taufe iſt in ihren Augen ein Symbol der Vergebung. Das Kind empfängt ſie erſt in einem Alter von acht Jahren, wenn es bereits zu ſündigen im Stande war. Der Mann welcher ſich einer ſchlechten Aufführung ſchuldig machte, wird, wenn er ſeine Fehle aufrichtig bereut, von neuem getauft; bei einem dritten Rückfall in die Sünde aber aus der Kirche ausgeſtoßen. Der fremde Proſelyt wird erſt bei ſeiner Ankunft in Utah getauft. Außer dieſem haben ſie noch ein zweites Sacrament dem ſie den Namen „Morgengabe“ (endowment) beilegen, über das ich indeß nur ſehr unbeſtimmte Aufklärungen erhalten konnte. Ich weiß nur daß es eine etlichen Bevorrechteten zugeſtandene Gunſtbezeugung, eine durch die furchtbarſten Eide geheiligte Art Einweihung in religiöſe Geheimniſſe iſt.

Die mormoniſche Kirche wird, unter dem Beiſtand zweier Räthe, von dem Präſidenten regiert. Der Präſident oder Vorſaß kann ſeinen Nachfolger und ſeine Räthe ſelbſt beſtimmen; dieſe Wahlen aber müſſen von der allgemeinen Verſammlung genehmigt werden. Sodann kommen die zwölf Apoſtel, deren einſtimmiges Votum dieſelbe Kraft beſitzt wie die drei vereinigten Stimmen der oberſten Häupter. Die Apoſtel reiſen manchmal in verſchiedene Länder, die Präſidentſchaft aber verläßt den Salzſee nie. Man zählt in der Gemeinde außerdem ſiebenzig Großprieſter, denen die Pflicht obliegt bei gewiſſen Gelegenheiten mit dem Volk ſich zu beſprechen, und Biſchöfe, welche ungefähr dieſelben Amtsverrichtungen zu erfüllen haben wie die Diakonen der Urkirche: ſie ſorgen für die Armen, leiten die Schulen, ſammeln den Zehnten, ſchreiben Frohnden aus, und führen ferner bei den religiöſen Verſammlungen den Vorſitz. Jeder Biſchof hat, wie der Präſident, zwei Gehülfen oder Räthe. Dieſe Organiſation findet ſich überall wieder wo die Mormonen eine Proſelyten-Verſammlung bilden. In mehreren Städten Amerika's und Englands haben ſie einen Präſidenten welcher dem des Salzſees unterworfen bleibt und ihm Gehorſam ſchwört.

Im allgemeinen iſt die männliche Bevölkerung der Mormonen mit einer Art prieſterlichen Charakters bekleidet. Sie rühmt ſich daß ſie ein Volk von Prieſtern ſey, und ſpricht mit Verachtung

von den armen Sectirern der Welt, welche um Lohn arbeiten. Die Mormonen arbeiten unentgeltlich für ihre Religion, und müſſen ſich ohne Einſchränkung den Intereſſen der Religion widmen. Auf die Stimme eines ihrer Chefs verlaſſen ſie ihre Frauen, ihre Kinder, ihren Herd, begeben ſich an den ihnen angewieſenen Ort, und bleiben dort ſo lang ihre Vorſchrift es fordert. Hierin liegt, wie im Jeſuitenorden, ein bemerkenswerthes Element der Kraft. Ueberdieß muß angeführt werden daß die Mormonen ihre Lehre als die einzig wahre betrachten, und daß alle insgeſammt zur Verbreitung derſelben beizutragen ſuchen. Wenn ſie predigen, ſind ſie überzeugt daß der heilige Geiſt in ihnen wirkt und durch ihre Stimme ſpricht, während bei den chriſtlichen Secten die Prediger, wie ſie ſagen, genöthigt ſeyen ſich erſt durch lange Studien auf ihre Predigten vorzubereiten.

Die Miſſionäre werden von der Präſidentſchaft in der allgemeinen Verſammlung ernannt, und in die entfernteſten Länder abgeſchickt. Ihre Sendung dauert gewöhnlich drei bis fünf Jahre. Bei ihrer Rückkehr werden ſie mit Ehrenerweiſungen empfangen, und legen in der Stiftshütte Rechenſchaft ab von dem Werke das ſie vollbracht.

Viele von ihnen erwerben ſich durch ihre fernen Reiſen, ihren Aufenthalt in den vornehmſten Städten der alten und der neuen Welt Kenntniſſe, welche ſie in die Thäler von Utah zurückbringen. Merkwürdig iſt daß der Gegenſatz in welchem die reizendſten Gegenden Europa's zu ihrem kalten und wilden Vaterland ſtehen, keinen Eindruck auf ſie macht, und daß ſie ſich weder durch den Luxus, noch durch die Annehmlichkeiten der großen Städte verführen laſſen. Wir verurtheilen ihre Religion als eine Ungeheuerlichkeit, und ſie verurtheilen in der Einfalt ihres Glaubens ebenfalls alle unſere alten kirchlichen Einrichtungen. Von Jahr zu Jahr — dieß läßt ſich nicht in Abrede ziehen — machen ſie Fortſchritte. Woher aber rühren dieſe? Zuvörderſt von der Verfolgung welcher ſie ausgeſetzt geweſen, welche ihren Namen in die Ferne getragen und ihnen eine Art Heiligenſchein gegeben hat. Sodann verlieren ihre Miſſionäre die Zeit nicht damit daß ſie die Reichen zu bekehren ſuchen. Sie wenden ſich vorzugsweiſe an die Leute aus dem Volke, leben und arbeiten mit den Arbeitern, und wenden alle Arten von Mitteln an um ſie auf ihre Seite zu bringen. Unter den armen verwahrloſten Bewohnern der Dorfſchaften und den kleinen Handelsleuten der Städte gewinnen ſie die meiſten ihrer Proſelyten. In ihrer Unwiſſenheit laſſen ſich die Bauern durch die geſchickte Unterhaltung über das Mormonenthum leicht berücken, und Leute denen es vielleicht weniger an einem gewiſſen Grad von Bildung als an einem ruhigen Geiſte fehlt, hören gern auf das Wort eines Mannes der ihnen ſagt: „Glaubet, und ihr werdet keinen Zweifel mehr haben; gehorchet, und ihr dürft nicht fürchten daß ihr euch täuſchet.“

Ich glaube nicht daß das Geſetz der Polygamie von den Miſſionären als Verführungsmittel angewendet wird. Ich habe vielmehr allen Grund anzunehmen daß man es den meiſten Neophyten verhehlt, um ihnen kein Aergerniß zu geben. Allein es iſt wahrſcheinlich daß man ſich deſſelben bedient um viele Neubekehrte zu beſtimmen ihr Geburtsland zu verlaſſen, und ſich nach Utah zu begeben.

Edward Shortland über Neu-Seeland.

Eigenthümlicher Tauſchhandel. — Kalenderweſen.

Die Einwohner der Dörfer am oberen Theil des Wanganui-Fluſſes ſind berühmte Papagai-Fänger, und halten eine große Anzahl zahmer Vögel um ſie als Lockvögel zu gebrauchen. Um den Monat Junius wandert ein großer Theil der Bevölkerung in die zwiſchen jenem Fluß und den inneren Theilen der Inſel liegenden unermeßlichen Wälder, zu keinem andern Zweck als um Papagaien zu fangen. Jeden Abend werden die den Tag über gefangenen Vögel auf Feuern gebraten, und dann, weil ſie ſehr fett ſind, in Calebaſſen in ihrem Fett eingemacht. So eingemacht, gelten die Papagaien und andere Vögel als ein Leckerbiſſen, und werden als Geſchenke nach denjenigen Theilen des Landes verſendet, in denen ſie nur ſpärlich zu haben ſind; zu gehöriger Zeit erhalten dann die Abſender ein Gegengeſchenk an getrockneten Fiſchen, oder an andern im Binnenlande nicht erreichbaren Gegenſtänden.

Dieß war die Art Tauſchhandel welcher früher auf Neu-Seeland im Schwange war. Ein Mann ſandte einem andern ein Geſchenk; allein er erwartete ſtets ein Gegengeſchenk und deutete oft auch an was er dafür wünſche. Bewunderte oder lobte man irgend etwas was dem andern angehörte, ſo lag darin Wink genug. Oft hat man mir einen Gegenſtand zum Geſchenk gemacht den ich unverſehens bewundert hatte; allein immer hat man mir auch, bald früher, bald ſpäter, wenn ich dem Geber nicht zur gehörigen Zeit ein im gleichen Werth ſtehendes Gegengeſchenk gemacht hatte, einen ſolchen Wink zukommen laſſen.

Als ich in ſolchen Dingen noch unerfahrener war, wurde mir einmal die Annahme eines Geſchenks wirklich aufgenöthigt, und zwar aus keiner andern Urſache als weil der Geber ſich dadurch einen Anſpruch begründen wollte etwas dafür zu erhalten was er gerade wünſchte, aber kein anderes Mittel kannte in den Beſitz des erſehnten Gegenſtandes zu gelangen. Die Sache amüſirte mich damals, und ich erzähle ſie jetzt zur Erläuterung deſſen was ich geſagt habe, und dann noch aus einem andern Grund, den ich ſpäter erwähnen werde.

Te Awhe, der Häuptling eines mächtigen Stammes, welcher in einer Entfernung von etlichen ſechzig engliſchen Meilen von Auckland lebte, wünſchte ſehnlichſt alle die ihm zu Ohren gekommenen Wunder der Stadt des weißen Mannes zu ſehen; allein er hegte, wie viele ſeiner Claſſe in den erſten Zeiten der Colonie, einiges Bedenken die Reiſe dahin zu unternehmen, wenn es nicht unter dem Geleite einer dem Platz angehörenden Perſon geſchehen konnte. Eines Tags nun äußerte er dieſen ſeinen Wunſch gegen mich, und da ich bei verſchiedenen Gelegenheiten von ſeiner Freundſchaft und Gaſtlichkeit Nutzen gezogen hatte, ſo willigte ich ein ihn mitzunehmen. Mehrere Monate ſpäter, als ich nach Auckland zurückkehrte, beſuchte ich ſein Dorf wieder, das auf dem höchſten Punkte, und zwar an der Stelle lag wo der Themſe-Fluß (Waihon) für kleine Fahrzeuge ſchiffbar wird. An demſelben Tag kam ein halbgedecktes, der Colonialregierung gehörendes Segelboot, die frühere Pinaſſe des k. Schiffs Buffalo, um mich abzuholen. Ich forderte den Te Awhe auf, er ſolle ſich bis früh Morgens reiſefertig machen, damit wir nach Sonnenaufgang flußabwärts fahren könnten. Sein Sohn

Digitized by Google

und fünf andere Personen sollten ihn begleiten. Als indessen der Morgen kam, zeigte er sich nicht. Nachdem ich ungeduldig bis zwischen 9 und 10 Uhr gewartet hatte, glaubte ich, er habe vielleicht seinen Sinn geändert. Endlich fiengen die Doribewohner an, sich zu versammeln, und setzten sich gruppenweise am Ufer des Flusses nieder. Dann und wann kam ein Mann, der ein Ferkel vor sich hertrieb, und es an einen dem Boote gerade gegenüber in den Boden gesteckten Pfahl band. Als auf solche Art sieben oder acht Ferkel zusammengebracht worden waren, kam endlich, und zuletzt von allen, auch der alte Häuptling an. Er zeigte indeß keine Eile an Bord zu steigen, sondern setzte sich gemächlich auf den Boden neben seine Ferkel nieder. Augenscheinlich gieng etwas vor was ich nicht verstand. Das Geheimniß klärte sich jedoch dadurch auf daß mein Freund sich erhob, und mir in einer förmlichen Rede zu verstehen gab, die Ferkel seyen zum Geschenk für mich bestimmt. Das Geschenk war kein willkommenes, und ich schlug es aus, mit der Bemerkung, wir hätten keinen Raum für Ferkel in dem Boote. Te Awhe schien durch meine Weigerung sehr mißgestimmt, und erklärte endlich, als er sah er konne mich zur Annahme seines Geschenks nicht überreden, aufrichtig daß er, wenn er nach Auckland komme, zweifelsohne viele bewundernswerthe Dinge sehen werde; daß er aber, wenn ich das was er mir jetzt zu geben wünsche nicht annehmen wolle, sich schämen würde mich zu bitten ihm einige von den schönen Dingen zu geben auf die sein Auge in meinem Lande fallen würde. Ich erzählte die Sache dem Thomas Duder, der lange auf einem Kriegsschiffe gedient und nun seine Anstellung auf diesem Boote gefunden hatte; da er zu glauben schien, es ließen sich drei oder vier der Ferkel ohne große Unzukommlichkeit unter den Sitzbänken des Boots unterbringen, so willigte ich endlich in die Annahme einiger derselben. Eines gab ich den Bootsleuten, welche es sogleich tödteten und schabten, und dann an den Mast aufhiengen; von den andern wurden, wie ich glaube, vier lebendig an Bord mitgenommen. Auch wurden von dem Häuptling und seinen Leuten einige Körbe Kartoffeln auf eigene Rechnung mitgebracht.

Mit dieser Ladung kamen wir am nächsten Morgen in Auckland an, und meine Gäste, sieben an der Zahl, blieben acht oder zehn Tage daselbst unter meinem Dache. Te Awhe vergaß nicht mir zu sagen welche Geschenke er vorzugsweise wünsche, und er kehrte, glaub' ich, nicht unbefriedigt nach Hause zurück. Wie sich natürlich vermuthen läßt, aß er mit seinen Leuten keinen kleinen Theil der Ferkel die er mir gegeben hatte, ungerechnet eine beträchtliche Menge Mehl, Reis, Zucker ꝛc., womit sie auf meine Kosten versorgt worden waren.

Die hier angeführten Beleuchtungen des frühern Civilisationszustandes der Neu-Seeländer sind, so weit als möglich, ihrem eigenen Tagesleben entnommen worden, das der Beachtung von Schriftstellern, welche keine Gelegenheit zu unausgesetztem Verkehr mit ihnen hatten, leicht entgehen konnte. Ich will das gegenwärtige Capitel mit einer Uebersicht ihrer astronomischen Kenntnisse und der Art ihrer Zeiteintheilung schließen, die manchem Leser theilweise neu seyn dürfte.

Gleich den alten europäischen Nationen halten die Neu-Seeländer den Morgen- und Abendstern für verschiedene Planeten. Tawera ist ihr Lucifer, und Merimeri ihr Hesperus, und unter diesen beiden Namen wird die Schönheit des Planeten Venus häufig in ihren Dichtungen gefeiert. Sie theilen das Jahr in Monde, deren erster durch den Aufgang der Pleiaden, von ihnen Matariki genannt, bestimmt wird.

Hrn. Ellis zufolge theilten die Gesellschaftsinsulaner das Jahr in zwei Jahreszeiten: „die erste begann wenn Abends die Pleiaden am Horizont erschienen, und sie nannten das halbe Jahr während dessen die Pleiaden unmittelbar nach Sonnenuntergang über dem Horizont gesehen wurden, Matarii i nia (Pleiaden oben). Die andere Jahreszeit begann wenn bei Sonnenuntergang diese Sterne unsichtbar waren, und dauerte bis zu derjenigen Stunde in welcher sie wieder oberhalb des Horizontes erschienen. Diese Jahreszeit hieß Matarii i raro (die Pleiaden unten). Die Pleiaden würden auf dem Meridian des Ostcaps von Neu-Seeland um Mitternacht seyn, oder, was dasselbe ist, sie würden dort auf dem östlichen Horizont ungefähr am 15. Tag des Monats Junius gesehen werden. Dieß stimmt vollkommen mit dem Anfang des Jahrs bei den Neu-Seeländern überein, und wenn man die vergleichende Tabelle der Mundarten der Neu-Seeländer und der Eingebornen der Gesellschaftsinseln einer nähern Prüfung unterzieht, so wird man sehen daß letztere das k fallen lassen, und das Wort also Matarii aussprechen. Auch die Sandwichs-Insulaner und die übrigen Polynesier halten, wie wir von zuverläßigen Gewährsmännern [1] wissen, die gleiche Art der Jahreseintheilung, indem sie dasselbe ebenfalls mit dem Aufgang dieses Gestirns [2] beginnen.

Häufig führt man, statt die Jahreszeiten durch Monde zu bezeichnen, diese oder jene regelmäßig wiederkehrende Naturerscheinung, z. B. das Reifen einer Frucht, dafür an. So gebraucht man den Ausdruck „Te werongo o te karaka (die Zeit in welcher die Frucht der Karaka rothreif ist)" gewöhnlich statt des achten Monds.

Folgende vergleichende Tafel der Monate der Neu-Seeländer mit unsern eigenen dürfte nicht ohne Nutzen seyn.

Neuseeländische Monde:	Europäische Monde: [3]
1. Mond. Te Tahi.	Junius.
No Te Tahi ka kitea a Matariki.	Während des ersten Monats wird Matariki gesehen.

[1] Pickering's Races of Man, p. 93.

[2] Man sieht die Pleiaden als eine nahe beisammenstehende glänzende Sternengruppe inmitten eines fast sternlosen Raums, und zwar so nahe beisammen, daß es kaum möglich ist sie mit bloßem Auge zu zählen. Gerade aber weil sie so isolirt dastehen, fallen sie um so mehr in die Augen. Die Pleiaden haben eine wichtige Stelle in der Achtung der alten europäischen Nationen eingenommen, und ihren Namen davon erhalten daß sie den Seefahrern, der Regen und Stürme wegen die sich häufig mit ihnen erheben, Furcht einflößten (?). Prof Mädler hat den gemeinschaftlichen Mittelpunkt der Schwerkraft und der Umdrehung der unser Sonnensystem bildenden Sternenwelt in die Mitte dieser Gestirne versetzt. Es dürfte nicht uninteressant seyn, wenn man nähere Nachforschungen anstellen wollte ob der Anfang des Jahres bei den Eingebornen der Carolinen- und Philippinen-Inseln ebenfalls mit dem Aufgang der Pleiaden zusammentrifft, und wie weit es möglich ist diesen Jahresanfang durch die Inseln des indischen Archipelagus bis zum Festland Asiens, vielleicht bis nach Cochin-China zu verfolgen, wo die cochinesische Sprache immer noch hervorragende Verwandtschaftspunkte mit derjenigen des eigentlichen Polynesiens hat. Ein so merkwürdiges Zeichen als Merkmal des einmal angenommenen Jahresanfangs würde wahrscheinlich von verwandten Volksstämmen beibehalten worden seyn, während ihre Sprachen einer Menge Veränderungen unterlagen.

[3] Die hier angestellten Vergleichungen sind natürlich nur approximativ; denn da der erste Mond durch den Aufgang der Pleiaden bei Sonnenuntergang bestimmt wird, was in Neu-Seeland etwa am 15 Jun. stattfindet, so kann es geschehen daß der erste Mond einem Theil des Mai und Junius, oder nur dem Junius, oder einem Theil des Junius und Julius entspricht. Da im Jahr 1856 der neue Mond am 2 Junius war, so entsprach der erste Monat der Polynesier ganz diesem Monat.

Digitized by Google

2. Mond, Te Rua.	Julius.
3. „ Te Toru.	August.
4. „ Te Wha.	September.
5. „ Te Rima.	October.
6. „ Te Ono.	November.
7. „ Te Whitu.	December.
Ka kaigna te hua hou.	Neue Kartoffeln werden gegeſſen.
8. Mond, Te Waru.	Januar.
Ka hauhake ki te rua.	Die Kartoffeln eignen ſich zum Ausgraben für die Vorrathskammern.
9. Mond, Te Iwa.	Februar.
E hauhake ana ano i te rivvai.	Das Ausgraben der Kartoffeln dauert fort.
10. Mond, Te Ngahuru.	März.
Ka rarangа te kete mo te kumara.	Körbe für Kumara werden geflochten.
11. Mond, Te Ngahuru-tahi.	April.
Ka hauhake i te kumara.	Die Kumarawurzel wird ausgegraben.
12. Mond, Te Ngahuru-rua.	
13. „ Te Ngaharutahi-aratua.	Mai.
Ko te timatanga tenei o te makaridi. Na-ka mate tenei Marama ka huri te tau.	Nun beginnt das kalte Wetter. Und wenn dieſer Mond ſtirbt, hat das Jahr eine Umdrehung gemacht.

Die Tageszeit wird insgemein mit irgend einem Ausdruck bezeichnet der ſich auf die Helligkeit des Lichts, oder auf den Höheſtand der Sonne am Himmel bezieht. So —

Deutſch:	Maori:	Wörtliche Ueberſetzung:
Tagesanbruch.	Ka whakaataata te ata.	Die Schatten des Morgens tauchen auf.
Sonnenaufgang.	Ka eke te Ra.	Die Sonne ſteigt empor.
Tageslicht.	Awatea.	Tageslicht.
Vormittag.	Ka mo-runga te Ra.	Die Sonne iſt auf ihrem Weg aufwärts.
Mittag.	Ka poutumaro [1] te Ra.	Die Sonne ſteht aufrecht wie ein Pfoſten.
Nachmittag.	Ka titaha te Ra.	Die Sonne iſt hinüber geneigt.
Abend.	Ahiahi.	Die Zeit der Feuer.
Sonnenuntergang.	Ka to te Ra.	Die Sonne geht unter.
Mitternacht.	Ka waea te po, ka waea te ao.	Nacht und Tag ſind getheilt.

Bei der Berechnung der Zeit zählen die Neu-Seeländer nach Nächten, und nicht, wie wir, nach Tagen. So würden ſie, anſtatt jemand zu fragen: „Wie viele Tage waret Ihr unterwegs?“ ſagen: „Wie viele Nächte waret Ihr unterwegs?“ [2]

[1] Der feſtſtehende Pfoſten.
[2] Po-whia koe ki te huarahi.

Die Inſel Sanſibar an der Küſte von Oſtafrika.

(Von Dr. L. Krapf.)

(Schluß.)

Die Lebensmittel ſind gewöhnlich in Sanſibar ſehr wohlfeil, nur müſſen ſie oft aus den entfernteſten Winkeln der Stadt herbeigeſchafft werden. Auch hat der Käufer große Mühe und Schwierigkeit darin daß Maß und Gewicht nicht von der Regierung feſtgeſetzt iſt, ſondern jeder ſeinem eigenen Gebrauch folgt, vorausgeſetzt daß er ſein Maß voll und gerüttelt gibt. Der Fürſt läßt eben alles gehen wie es geht, und die Unterthanen ſind ebenſo wenig neuerungsſüchtig, weil ſie ihre täglichen Bedürfniſſe leicht befriedigen können, und weil ſie das Abweichen von der hergebrachten Sitte für den Ruin der Nation halten.

Europäiſches Brod kann man in Sanſibar nicht haben, da es noch keine Bäcker daſelbſt gibt. Major Hamerton hatte einen indiſchen Koch, der gutes Brod backen konnte. Hamerton war ſo freundlich, die meiſten Europäer die zu meiner Zeit in Sanſibar waren, täglich mit neuem, ſchmackhaftem Brod zu verſehen. Ueberhaupt pflegte er, wie ein Patriarch, für die Bedürfniſſe ſeiner europäiſchen Umgebung, beſonders der neu Angekommenen zu ſorgen. Da es intereſſant ſeyn dürfte, etwas über den Victualienmarkt von Sanſibar zu hören, ſo will ich das wiſſenswürdigſte hier beifügen.

Zu meiner Zeit (zwiſchen 1844 — 53) kaufte man auf dem Markte 20 Hühner für einen Conventionsthaler (à 2 fl. 24 kr.)

1 Ziege für 1 bis 4 Thaler.

1 Ochſen für 6 bis 7 Thaler.

Rindfleiſch kann man bisweilen auf dem Markt haben, aber man muß dann für ¼ oder ½ Thaler auf einmal nehmen.

8 bis 10 Maß Reis für einen Thaler. Ein Maß (genannt Kéle) wiegt 4 bis 5 Pfund.

40 Kéle Kaffer- oder Wälſchkorn für einen Thaler. Früher hat das Kafferkorn als Kaufmittel für kleinere Gegenſtände gedient, ſeit 6 Jahren aber hat der Imam die kleine Münze der oſtindiſchen Compagnie eingeführt. Die Pies (arabiſch péſa) ſind von Kupfer, und in Sanſibar erhielt man 32 für einen ¼ Thaler.

10 bis 14 Flaſchen Milch für ¼ Thaler.

17 Kéle Salz (das aber nicht ſehr rein iſt) für einen Thaler.

1 Farásala (35 Pfund) Schmalz für 3 — 4 Thaler. Das beſte Schmalz kommt von der Inſel Pemba, nördlich von Sanſibar.

1 Farásala Kokosnußöl für 1 oder 1½ Thaler.

1 Farásala Zwiebel, die aus Arabien gebracht werden, für 1 Thaler.

1000 Orangen für einen Thaler. Die Mangos und Bananen ſind ſehr wohlfeil.

130 bis 160 Stücke Holz (zur Feuerung) von 2—3 Fuß Länge und 2—3 Zoll dick für einen Thaler. Dieſes Holz wird von dem gegenüber liegenden Feſtland gebracht.

Ein Krug Süßwaſſer koſtet einige Kele Kafferkorn.

Schwarze Wäſche wird von Hindus beſorgt. Ein Dobi (Waſcher) fordert 2—3 Thaler für 100 Stücke. Schmiede, Schreiner, Maurer u. ſ. w. ſind ſehr theuer, ſehr träge, und machen gar oberflächliche und grobe Arbeit. In Beziehung auf obige Preisangabe muß ich noch bemerken daß die Lebensmittel und überhaupt

Digitized by Google

alle Gegenſtände in Sanſibar von Jahr zu Jahr theurer werden, je mehr der europäiſche Handel ſich ausdehnt.

Eine große Plage iſt für die Eingebornen das Wucherſyſtem, an dem ſie ſehr feſthalten. Will ein Mann z. B. 50 Gulden entlehnen, ſo muß er am Ende von 6 Monaten 10 Gulden Intereſſe zahlen. Das iſt übrigens noch recht billig, denn oft verlangen ſie daß das Intereſſe dem Capital gleich ſeyn ſoll nach Jahresfriſt. Ein Thaler zeugt wieder einen Thaler nach Abfluß eines Jahrs. Es iſt einleuchtend wie hemmend dieſes Syſtem, das die Regierung nicht abſchafft, für die Ausdehnung des Handels und Verkehrs ſeyn muß.

Im ganzen kaufen die Eingebornen Sanſibars gern die Gegenſtände, die von Europa gebracht werden, nur müſſen dieſe nicht zu theuer ſeyn und ein gefälliges Aeußere haben. Auch ſehen ſie es gern daß Europäer ſich unter ihnen niederlaſſen, weil ſie vielen Nutzen von ihnen ziehen, und weil durch die Europäer die Kunde von manchen Mißbräuchen vor die eingeborne Regierung gelangt, und dieſe genöthigt iſt das den Fremden Anſtößige abzuſchaffen oder zu mildern, wie z. B. das Sklavenweſen.

Ich komme nun an die kurze Beſchreibung der Producte Sanſibars, von denen einige bereits angedeutet worden ſind. Das Thierreich der Inſel enthält wenig von Bedeutung, und auch keine große Verſchiedenheit. Wilde Thiere finden ſich nicht, höchſtens hie und da ein wildes Schwein in den Dſchungels. Die zahmen und nützlichen Thiere werden eingeführt, z. B. das Kamel, welches von der Somáli-Küſte gebracht wird. Das Pferd kommt theils vom Gallaland, theils von Oman und Nedſched im ſüdöſtlichen Arabien. Das Rindvieh gehört meiſt zum Höckergeſchlecht, und Ochſen mit Hörnern werden ſelten geſehen. Ziegen und Schafe ſind von tatariſcher Art, und die Eſel ſind klein, haben meiſt graue Farbe wie die wilden Eſel, und werden zum Tragen, nicht zum Reiten gebraucht. Für letzteres gibt es ſchöne und ſtarke Eſel aus Arabien, die aber 25 bis 40 Thaler koſten, während man für die andern nur 4 bis 6 Thaler zahlt.

Aus dem Pflanzenreich ſind zu erwähnen: Bananen von verſchiedenen Arten; Cocosnüſſe im Ueberfluß; Mangos, Limonen, Feigen, Bohnen, Ananas (pine-apple), Caſſáda (in Suaheli Mahógo genannt), Yams, rother Pfeffer, ſüße Kartoffeln (wiáſi genannt), vortreffliche Orangen, die ſchon vor der Portugieſen Zeit einheimiſch geweſen ſeyn müſſen, da die erſten portugieſiſchen Seefahrer ſie erwähnen; Baumwolle, Tabak, der aber nicht gut zubereitet wird; Reis von vorzüglicher Qualität, Hirſe, Wälſchkorn, Zuckerrohr, aus dem der Fürſt rohen Zucker bereiten und nach Europa verkaufen läßt; Muscatnuß, Pfirſiche, Trauben, die aber nie zur rechten Reife kommen in Folge des Regens, und wohl überhaupt wegen der ſchnellen Entwicklung, welche die Gewächſe in dieſer Gegend haben. Kartoffeln ſind eingeführt worden und gedeihen ordentlich. Am wichtigſten iſt die Gewürznelke, welche den Einwohnern den meiſten Profit abwirft. Der Imam ſelbſt hat die meiſten Nelkenplantagen, die er durch ſeine vielen Sklaven bebauen läßt. Sie ſollen ihm jährlich über 60,000 Thaler [1] eintragen, trotzdem daß die Sklaven einen bedeutenden Theil entwenden und heimlich verkaufen. Der Nelkenbaum kam nach Sanſibar von Isle de France, wo er im Jahr 1770 von den Molukken-Inſeln her eingeführt wurde. Der Baum iſt ſtets grün, zwiſchen 12—30 Fuß hoch, und am Boden 7—9 Zoll dick im Durchmeſſer. Man bekommt zwei Ernten im Jahr. Wenn die Knoſpen roth zu werden beginnen und die Blüthe noch nicht offen iſt, ſo beginnt die Ernte, und die Nelken werden von den Sklaven abgebrochen, welche auf Dreifüßen ſtehen damit die Bäume nicht beſchädigt werden. Das Trocknen der abgebrochenen Nelken geſchieht nach der Weiſe wie die Abeſſinier die Tabaksblätter trocknen. Sie legen letztere auf einen Haufen und laſſen ſie, der Sonne ausgeſetzt, eine zeitlang in Gährung gerathen. Eben ſo werden die Nelken aufgehäuft und einige Tage lang erhitzt, hernach werden ſie ausgebreitet und recht getrocknet.

Noch verdient unter den Producten hauptſächlich das Copalharz genannt zu werden, das ſich auf der Inſel Sanſibar und an vielen Orten der Küſte findet, und den Eingebornen ſo wie den Europäern großen Gewinn bringt. Man findet es in und nach der Regenzeit wenn das Waſſer den Boden weggewaſchen hat. Zu andern Zeiten iſt es ſchwer nach Copal zu graben, indem der Boden zu hart iſt und das Graben nicht geſtattet. Es ſcheint der Saft eines Baumes zu ſeyn der in die Erde rinnt, dort verdichtet und ſich kryſtalliſirt. In Wäldern graben die Eingebornen immer in der Nähe der Bäume die ſie Copalbäume nennen. Nun findet man aber auch Copal an Orten wo gar keine Bäume ſtehen, wo man aber annehmen darf daß früher Waldung geweſen iſt. Doch iſt mir die Sache trotz aller Nachforſchungen immer noch etwas räthſelhaft, namentlich warum das Copal ſich nur in der Nähe der Küſte findet, da doch im Innern auch ungeheure Waldungen ſind, in denen es noch nicht gefunden worden iſt. Am geſchätzteſten iſt das Copal von Killoa und Tanga, das von Sanſibar und Mombas iſt nicht ſo gut und daher nicht ſo geſucht.

Die Inſel hat wie das feſte Land mehrere Baumarten von hartem Holz, aus welchem Dielen und Bretter gemacht werden. Es werden daher viele Schiffe von und für die Eingebornen in Sanſibar gebaut, womit ſie nach Arabien und Indien ſegeln.

Was Getränke betrifft, ſo iſt der Tembo ſehr beliebt bei denjenigen welche ſich nicht ſtreng an den Koran halten. Der Tembo iſt eine ſüße Flüſſigkeit, welche durch das Anzapfen eines Aſtes vom Cocosnußbaum gewonnen wird. Unter den abgeſchnittenen Zweig wird ein Gefäß gebunden, in welches die Flüſſigkeit langſam rinnt. Wenn dieſe friſch iſt, iſt ſie ſüß und angenehm, nach ein paar Tagen aber wird ſie ſauer und äußerſt berauſchend. Manche Suahelis, beſonders aber die Heiden auf dem Feſtland geben oft ihr ganzes Vermögen hin für dieſes Getränk, wenn ſie einmal leidenſchaftlich daran gewöhnt ſind. Auch aus dem Zuckerrohr bereiten ſie ein Getränk das etwas berauſchend iſt, und eben ſo aus der Hirſe. Gewöhnlich verkaufen die Mohammedaner dieſe Getränke an die Heiden, welche, mehr im Innern wohnend, keine Cocosnußbäume haben, indem dieſe nur an der Küſte gedeihen, wo die Nüſſe ſo wohlfeil ſind daß man für einen Viertelthaler 60—70 bekommt in gewöhnlichen Zeiten; denn auch in jenen Ländern kann man bemerken daß die Lebensmittel immer theurer werden im Verhältniß zu frühern Zeiten. Es iſt wie wenn eine Vertheurungsſtrömung über die ganze Erde hinzöge. In Abeſſinien habe ich

[1] Dieß wäre doch ein hinreichender Erſatz für die 60,000 Thaler welche der Imam jährlich zu verlieren vorgibt in Folge des Geſetzes, welches die Ausfuhr von Sklaven nach Arabien verbietet.

Digitized by Google

dieſelbe Bemerkung machen können, als ich nach 10 Jahren wieder in die früher beſuchten Gegenden kam.

Die Dſchungels der Inſel haben ſehr dickes und hohes Gras, Stauden verſchiedener Art und Schlingreben (creeping vines). Was die Plantagen der Eingebornen betrifft, ſo hat jeder Eigenthümer ſeinen Bezirk meiſt mit Dornenhecken eingefaßt und geſchützt.

Der Handel in Sanſibar iſt bedeutend und im Wachſen begriffen von Jahr zu Jahr. Ungefähr 20 bis 25 amerikaniſche, engliſche, deutſche (Hamburger) und franzöſiſche Schiffe betreiben den Handel nach Amerika und Europa. Gegen das Ende der Paſſatwinde kann man im Hafen von Sanſibar mehrere hundert eingeborne Schiffe ſehen, darunter viele die 100 bis 150 Tonnen tragen, und nach Indien und Arabien gehen, ſobald der günſtige Nord- oder Südpaſſat eintritt, denn gegen den Wind wagen die Eingebornen nicht zu ſteuern. So lange der Wind heftig iſt, iſt für ſie, wie ſie ſagen, das Meer gänzlich geſchloſſen. Die ganz kleinen Boote ankern jeden Abend in einem Hafen oder hinter Korallenfelſen, von denen das Meer der Küſte entlang voll iſt. Manche Schiffe kommen auch vom rothen Meer und vom perſiſchen Meerbuſen, von Madagaskar und Moſambik. Die indiſchen Boote bringen hauptſächlich Kupfer, Zinn, Blei, Glas- und Töpferwaaren, Wohlgerüche, Glasperlen (beads), gemeinen und wohlfeilen Reis, den man Mora heißt, allerlei Stoffe von Kleidern u. ſ. w. Nach Indien nehmen ſie aus Sanſibar Elfenbein (hauptſächlich die kleinern Elephantenzähne), Copal, Gewürznelken, Amber, Häute, Cocosnüſſe, Cocosnußöl u. ſ. w. Die Schiffe von Maskat bringen Kleider in Arabien verfertigt, lange Schwerter, Datteln, Salz, Feigen, Roſinen u. ſ. w., und nehmen dann nach Arabien zurück: Cocosnüſſe, Schmalz, Bauholz, Wälſchkorn und Hirſe, Reis, beſonders aber Sklaven, obwohl ſeit 1847 die Sklaveneinfuhr nach Arabien verboten iſt. Von Makalla und Shaher (an der Südküſte Arabiens) bringen ſie getrocknete Fiſche, Salz, Theer, niedliche Körbe u. ſ. w. Die Suaheli-Boote welche nach Madagaskar oder Bukini (wie dieſe große Inſel in der Suaheli-Sprache heißt) ſegeln, führen dorthin hauptſächlich indiſche Waaren und bringen von dort zurück: Reis, eingeſalzenes Rindfleiſch, Holz zu Brettern, wohlriechendes Holz. In Moſambik holten ſie früher hauptſächlich Sklaven. Die portugieſiſchen Behörden haben aber dieſen Handel auf engliſche Anregung verboten; doch wird er im geheimen fortgeſetzt. Man hat ſchon Sklaven in Kiſten entdeckt welche die Sklavenhändler von der Stadt Moſambik aus auf die Schiffe bringen wollten.

Die amerikaniſchen und europäiſchen Schiffe bringen alle Artikel welche vorausſichtlich bei uncivilisirten Nationen Eingang finden können. Die Amerikaner gewinnen viel durch das Americano (wie die Suaheli es heißen), einen Baumwollenzeug, der hauptſächlich im Staat Maſſachuſetts von Millne in Lowel verfertigt wird, und der in ganz Oſtafrika ſehr geſucht iſt. Die Europäer machen den meiſten Profit mit Glasperlen von verſchiedener Farbe und Größe, welche die Oſtafrikaner leidenſchaftlich lieben und als Tauſchmittel gebrauchen. Kupfer- und Meſſingdraht, Spiegel, Meſſer, Uhren, farbige Kleiderſtoffe, blauer Vitriol, Eiſen u. ſ. w. gehört unter die europäiſche Einfuhr in Sanſibar. Die Ausfuhr nach Amerika und Europa beſteht hauptſächlich in Elfenbein, Copal, Gewürznelken, Aloë, Wohlgerüchen, Häuten, Cocosnußöl, Cocosnüſſen, Amber, Indigo, roher Zucker, Kauris (nach Weſtafrika), ſchönen Matten u. ſ. w. Die europäiſchen Kaufleute haben zwar bedeutenden Profit, aber auch große Mühe in ihrem Verkehr mit den trägen und langſamen Eingebornen. Auch iſt die europäiſche und amerikaniſche Concurrenz in der neueſten Zeit bedeutend geworden, und hat den frühern Gewinn vermindert. Die Boote der Eingebornen ſegeln gewöhnlich im Anfang vom April nach Norden, da am Ende vom März oder im Anfang des April der Südwind zu wehen beginnt. In der Mitte des November verlaſſen ſie dann wieder die nördlichen Länder, und erreichen Sanſibar um Weihnachten oder im Januar. Die indiſchen Boote gehen gewöhnlich im Mai nach Indien, und kehren im Januar und Februar zurück. Um ſich gegen den Regen zu ſchützen, verfertigen ſie auf ihren Schiffen ein Dach aus Matten oder Cocosnußblättern. Merkwürdig ſind die Boote der Eingebornen der Inſel Patta, welche zwei Grade ſüdlich vom Aequator liegt. Sie ſind gewöhnlich 60 Fuß lang und 12 bis 16 Fuß breit. Ihr Vordertheil endet in einer langen, ſcharfen, hornähnlichen Spitze, während das Hintertheil ſehr hoch iſt und über die Seiten hinaushängt. Das ganze hat das Anſehen eines Keils. Die Bretter ſind mit Seilen zuſammengebunden, und kein einziger Nagel findet ſich am ganzen Boot. Das Segeltuch beſteht meiſtens aus einer ungeheuren viereckigen Matte. Dieſe Boote, die man Patſchuni heißt, ſegeln ſehr ſchnell, ſie gehen nicht tief, und ſind daher ſehr bequem zum Landen und überhaupt zum Gebrauch in der Nähe der Küſte. Sie haben ſelten eiſerne Anker, ſondern gebrauchen dafür große Steine, welche mit Seilen umbunden ſind und in die Tiefe geſenkt werden. Sehr waſſerfeſt ſind freilich dieſe Boote nicht, und ich unternahm eine Küſtenfahrt auf dieſen Booten nur aus Noth, wenn keine anderen Schiffe vorhanden waren. Zur ſchnellen Ausſchiffung von Truppen möchten dieſe Boote allerdings ſehr geeignet ſeyn, da ſie ſich ſehr der Küſte nähern können.

Die fremden (amerikaniſche und europäiſche) Kaufleute haben im Hafen von Sanſibar 5 Procent von allem was ſie einführen zu zahlen, dagegen haben ſie keinen Ausfuhrzoll zu entrichten. Ganz anders iſt es mit den Eingebornen, wenn ſie auch Unterthanen des Imam ſind. Die Einwohner von Mombas, Tanga und Sanſibar müſſen 20 Procent zahlen; die Leute von Pemba zahlen 10 Procent bei der Einfuhr. Und auf dieſe Weiſe wechſeln die Zölle, je nach der Gegend von woher die Waaren kommen, und je nachdem die Macht des Imam an einem Ort feſt gegründet iſt oder nicht. Wo ſeine Macht nicht feſtſteht, wagt er es nicht die Zölle zu ſehr zu erhöhen, damit keine Unzufriedenheit entſtehe.

Die Münze die in Sanſibar gangbar iſt, beſteht in Maria Thereſia,- oder Conventions (2 fl. 24 kr.)- und in ſpaniſchen Thalern. Amerikaniſche Thaler und das Geld der oſtindiſchen Compagnie wird nach und nach auch angenommen. Die ſpaniſchen $^1/_2$, $^1/_4$ und $^1/_8$Thaler ſind ſehr beliebt. Das indiſche Kupfergeld dient als kleine Münze. Die in Sanſibar gangbare Münze hat ſich nach und nach auch nach der Küſte des Feſtlandes verbreitet, aber iſt noch nicht ins Innere gedrungen, wo der Tauſchhandel noch fortbeſteht.

Da ich mir vorbehalte einmal einen beſondern Artikel über die Sklaverei und den Sklavenhandel in Oſtafrika zu ſchreiben, ſo

Digitized by Google

will ich mich nur auf das nöthigste in Betreff dieses Handels in Sanſibar beſchränken. Ehe die Sklavenausfuhr von Sanſibar nach Arabien und Perſien verboten wurde, kamen jährlich 15 bis 20,000 Sklaven auf den Markt von Sanſibar. Jetzt iſt dieſe Zahl bedeutend geringer geworden, weil die Sklaven nur innerhalb des dem Imam in Afrika angehörenden Gebiets verkauft werden dürfen. So lautet das Geſetz in Folge des Anno 1847 zwiſchen England und Sanſibar abgeſchloſſenen Vertrags. Die Sklaven dürfen nicht über 2 Grad nördlich vom Aequator und nicht unter 10 Grad ſüdlich verkauft werden. Alſo innerhalb 12 Breitengraden iſt die Sklaverei und der Sklavenhandel erlaubt, gerade ſo weit als ſich das eigentliche oſtafrikaniſche Gebiet des Imam erſtreckt.

Die Sklaven, die nach der Inſel Sanſibar gebracht werden, kommen vom Innern des afrikaniſchen Continents, wo ſie in Folge von Kriegen, hauptſächlich aber durch Sklavenjagden gewonnen werden. Solche Jagden waren bis in die neueſte Zeit gewöhnlich in dem Sanſibar gegenüber liegenden Gebiet der Waſegúa, wo es oft vorkam daß ein Kaufmann aus Sanſibar einen Contract mit einem Häuptling machte, ihm eine beſtimmte Anzahl Sklaven für eine gewiſſe Anzahl Feuergewehre zu liefern. Flinten ſind in jenem Lande ſehr beliebt. Der Häuptling überfällt bei Nacht ein Dorf, mit dem er etwa in keinem guten Verhältniß ſteht, zündet die Hütten an und nimmt die flüchtigen Einwohner gefangen, und leiſtet dem Kaufmann ſeine Zahlung. Ein Sklave wird im Werth zu 3—4 Thaler gerechnet, was gewöhnlich eine Flinte in Sanſibar koſtet. Die Feuergewehre kommen aus Belgien, England, Frankreich und Amerika.

Aber auch in Sanſibar ſelbſt iſt Menſchendiebſtahl ſchon entdeckt worden. Man hat nicht lange vor meiner erſten Ankunft in Sanſibar in einem Hauſe eine große Grube entdeckt, in welcher 40 geſtohlene Kinder verborgen waren. Die arabiſchen Seeleute ſtehlen oft kleine Kinder, wenn ſie auf ihr Schiff gehen und abfahren wollen. Der Imam hat deßwegen eine Wache im Norden des Hafens aufgeſtellt, die jedes abſegelnde eingeborne Schiff unterſuchen ſoll, aber die Wächter, die perſönlich jedem Sklaven-Abolitionsproject abgeneigt ſind, laſſen ſich leicht durch ein gutes Trinkgeld zufrieden ſtellen, denn in dieſen Ländern iſt Beſtechung an der Tagesordnung und macht jedes Geſetz zu Schanden.

Der Imam ſelbſt war früher ein großer Sklavenhändler, wie er denn überhaupt der größte Kaufmann ſeines Landes iſt, und ſein Haupteinkommen vom Handel bezieht. Er hat viele Sklaven in Sanſibar, Pemba, Mombas und an andern Orten zu dem Zweck, ſeine Plantagen, aus denen er wichtige Handelsartikel gewinnt, zu cultiviren.

Noch in ſeinem Alter hat er Agenten von Barawa aus ins Innere geſandt, um ſchöne Gallaſklaven für ſein Harem anzukaufen.

Die meiſten Sklaven jedoch, die nach Sanſibar gelangen, kommen von Kiloa 8 Grade ſüdlich, wo die Suahelis immer ein Depot haben von Sklaven welche von den Stämmen am Niaſſa-See nach der Küſte verkauft werden. Ueberhaupt iſt an jenem See das Hauptquartier der oſtafrikaniſchen Sklaverei.

Der Sklavenmarkt in Sanſibar war früher am Ufer, im Angeſicht der Stadt und des Frankenquartiers, aber die Vorſtellung des engliſchen Conſuls beſtimmte den Imam, denſelben in das Innere der Stadt zu verlegen.

Den Sklaven derjenigen Eingebornen die Plantagen haben, werden kleine Landſtücke angewieſen, auf denen ſie Caſſava, Welſchkorn u. ſ. w. pflanzen können zu ihrem Unterhalt. Sie haben zwei Tage in der Woche frei um ihre eigene Arbeit zu beſorgen. Die Moralität der Sklaven ſteht auf der niedrigſten Stufe, und der Mohammedanismus übt wenig Einfluß auf ſie aus. Wenn ein Sklave aus dem Heidenland in Sanſibar ankommt, ſo muß er ſich zuerſt baden, dann wird ihm das Haar abgeſchnitten, und die Aufforderung ergeht an ihn, ſich beſchneiden zu laſſen und die mohammedaniſchen Gebete und Ceremonien nachzumachen, was ganz natürlich auf mechaniſche Weiſe geſchieht. Ich ſah einmal wie ein mohammedaniſcher Scheich ſeinen Zögling bei dieſer Dreſſur anzankte und ſchlug.

Ich will nun noch einiges über das Gebiet, die Land- und Seemacht, und das Verhältniß des Imam zu den Europäern mittheilen. Die Beſitzungen des Imam in Arabien erſtrecken ſich von Aden bis Ras El Had und bis zum perſiſchen Meerbuſen. Er beanſprucht auch die ganze Seeküſte und die Inſeln in dem perſiſchen Meerbuſen, mit Einſchluß der Bahrein-Inſeln und der Perlenfiſchereien in deren Nachbarſchaft. In Afrika beanſprucht er die ganze Küſte von Ras Hafun an bis an die Gränze der portugieſiſchen Beſitzungen in Moſambik. Aber nur ein kleiner Theil dieſer ungeheuren Beſitzungen iſt mit Truppen beſetzt. Es iſt ſchwer die Zahl der Landtruppen des Imam anzugeben, da keine regelmäßige Armee vorhanden iſt. Der Imam hat höchſtens 1200 Mann Garniſon an der ganzen afrikaniſchen Küſte. Dieſe Soldaten, die aber nicht disciplinirt ſind, ſind meiſt Söldner aus Arabien und Beludſchiſtan, die 3 bis 4 Thlr. (per Mann) im Monat erhalten. Wenn irgendwo Krieg erklärt wird, ſo beordert der Imam die Gouverneure der Hauptorte, ihre Contingente zu ſtellen. Es würde ſchwer halten, wenn der Imam eine Armee von 20,000 Mann zuſammen bringen müßte.

Mehrere Urſachen ſcheinen die Territorial-Anſprüche des Imam begünſtigt zu haben. Erſtens haben viele Eingeborne in Arabien und in Afrika ſich freiwillig unter die Herrſchaft des Imam geſtellt, entweder weil eine unzufriedene Partei von ihm Schutz und Hülfe ſuchte gegen ihre verrätheriſchen Gegner, oder weil die Eingebornen fürchteten von den Europäern unterjocht zu werden. Sie wollten ſich lieber einem Herrſcher unterwerfen der ihrer Religion zugethan iſt, als den verabſcheuten Ungläubigen. Zweitens hat der Imam ſelbſt es den Eingebornen erleichtert ihn als ihren Herrſcher anzuerkennen. Er benahm ſich mild und freigebig gegen ſie, und war zufrieden mit nomineller Anerkennung, geſtattete viele Privilegien, und ſuchte die einflußreichſten Männer durch Geſchenke zu beſtechen. Wo gute Worte nicht fruchteten, wurde Waffengewalt angewendet. Drittens wurde der Imam bei ſeinen Länderanſprüchen unterſtützt von der europäiſchen Politik, namentlich von der engliſchen, welcher es ſehr gelegen kam daß der Imam in Arabien und Afrika die kleinen bisher unabhängig geweſenen Staaten für ſich beanſpruchte, weil auf dieſe Weiſe die Europäer und Amerikaner ausgeſchloſſen, oder nicht veranlaßt waren Beſitz von denſelben zu ergreifen; denn das Land hatte ſchon einen großen Herrn, der ſich ja zu einem freundlichen Verhältniß mit Europa und Amerika bereitwillig herbeiließ. Freilich bei einem Einkommen von etwa 500,000 Thalern im Jahr kann von einer gehörigen Verwaltung, und noch weniger

Digitized by Google

von Civiliſirung dieſer ungeheuren Ländermaſſen, nicht die Rede ſeyn, ebenſowenig von gehöriger Beſchützung derſelben. Er braucht ſich aber auch nicht viel um ſeine Staaten zu bekümmern, da er mit der nominellen Anerkennung und mit den Zöllen zufrieden iſt, und da er auf europäiſche Hülfe zählen kann im Fall eine Empörung irgendwo ihn ernſtlich beſchäftigen ſollte. Die Eingebornen nehmen die vom Imam eingeſetzten Behörden auf, leiſten ihnen aber wenig Gehorſam, und dieſe bemühen ſich auch den Eingebornen ſich ſo viel als möglich anzubequemen und keine Neuerungen einzuführen. So bleibt zwar alles in Ruhe, aber von einer Verbeſſerung der ſocialen Zuſtände iſt keine Rede. Der Imam hatte weder den entſchiedenen Willen noch die Macht dazu. Wenn nur ſeine Einkünfte geſichert waren, ſo war ihm alles recht. Uebrigens muß man nicht vergeſſen daß der Fürſt einen ſchweren Stand haben würde welcher unter den Arabern und Suahelis europäiſche Zuſtände und Verbeſſerungen einführen wollte.

Die Flotte des Imam beſteht aus ungefähr 20 europäiſchen Kriegsſchiffen verſchiedener Größe. Außerdem hat er eine große Anzahl von Booten, welche von den Eingebornen gebaut worden ſind. Ein Theil der Flotte iſt an der arabiſchen Küſte ſtationirt. Die meiſten Kriegsſchiffe werden übrigens zu Handelsreiſen benützt, welche dem Imam größern Gewinn bringen als Kriegsunternehmungen. In Europa würde eine ſolche Flotte große Koſten verurſachen, aber in Sanſibar werden die eingebornen Seeleute ſehr dürftig bezahlt. Der Capitän der größten Fregatte des Imam erhält monatlich 60 Thaler. Natürlich werden an die Leiter dieſer Schiffe auch keine europäiſchen Anſprüche gemacht in Beziehung auf Kenntniſſe und Erfahrung. Da der Imam keine auswärtigen Feinde hat, ſo genügt ſeine Flotte und ihre Bemannung, um jeden einheimiſchen Feind zur See zu unterdrücken. Freilich iſt es in gewiſſer Beziehung eine bedenkliche Sache um dieſe Flotte; denn ein oder zwei entſchloſſene Seeräuber könnten an einem ſchönen Morgen die ganze Flotte zerſtören oder wegnehmen, und Sanſibar plündern, auch die ganze Küſte berauben, ehe von Aden, oder Bombay oder dem Cap der guten Hoffnung fremde Hülfe kommen könnte. Man kann deßhalb nicht ſagen daß dieſe Flotte, ſo lange ſie nicht beſſere Seeleute hat, wahren Schutz der Inſel und der Oſtküſte überhaupt gewähren könne, und die Fremden dürfen ſich keineswegs auf dieſe Schutzwehr verlaſſen.

Der Imam Said Ben Said iſt der Sohn des Sultan Said, welcher im Kampf mit den Seeräubern im perſiſchen Meerbuſen getödtet wurde. Nach ſeinem Tod nahm der Sohn Beſitz von ſeinem Thron im Jahr 1807. Während ſeiner Minderjährigkeit regierte ſein Onkel Buder, welcher, um Selbſtherrſcher zu werden, ſeinen Mündel tödten wollte, aber dieſes Verbrechen mit dem Tod büßen mußte. Said wurde nach Buders Hinrichtung als Imam, oder als Vicar Mohammeds und Fürſt der Gläubigen eingeſetzt. Er hatte dabei drei Bedingungen zu erfüllen Erſtens mußte er eine Rede halten vor den Großen, welche ſeine theologiſche Gelehrſamkeit prüfen ſollten; zweitens mußte er verſprechen, nie auf ein Schiff zu gehen; drittens wurde ihm auferlegt, arm zu ſeyn und ſeine Habe unter die Gläubigen zu vertheilen. Unter dieſen Bedingungen ſollte er die Imamſchaft erlangen, die ihm großes Anſehen vor den Leuten gab. Allein einmal zum Thron gelangt, erfüllte er dieſe Bedingungen nicht, wollte aber auch nicht Imam, ſondern nur Sultan genannt werden; daher er ſich auch nie als Imam, ſondern nur als Sultan unterzeichnet. Nur die Europäer nennen ihn Imam, die Eingebornen heißen ihn bloß Sultan. Seine Macht in Mascat, wo er zuerſt lange reſidirte, wurde, wenn ich nicht irre, im Jahr 1819 von den Wahabiten, den fanatiſchen und grauſamen Anhängern des bekannten Abd el Wahab, angegriffen, und wäre gänzlich vernichtet worden, wenn nicht die Engländer dem Imam zu Hülfe gekommen wären. Nachdem ſein Thron hergeſtellt und ſeine Macht bedeutend geworden war, lenkte er ſeine Aufmerkſamkeit auf die afrikaniſche Küſte, auf der ſchon ſein Großvater vor 90 Jahren Eroberungen gemacht hatte, ſeit welcher Zeit die Inſel Sanſibar in ein gewiſſes Abhängigkeitsverhältniß zu Mascat kam. Said Ben Said verlegte im Jahr 1840 ſeine Reſidenz von Mascat nach Sanſibar, theils um den Beläſtigungen und Betteleien ſeiner arabiſchen Großen zu entgehen, theils und hauptſächlich um die Eroberungen und den Handel an der afrikaniſchen Küſte kräftiger zu betreiben. Ein weiterer Grund war wohl auch der daß das Klima von Mascat zu ungeſund iſt, als daß die fremden Conſuln ſich zu dem dortigen Aufenthalt hätten verſtehen können. Die Höflichkeit erforderte auf Seiten des Imam, ſeinen Freunden zu lieb ein perſönliches Opfer zu bringen.

Said Ben Said kam vom Anfang ſeiner Regierung an in ein freundliches Verhältniß zu England, deſſen Macht in Indien ihm wohl bekannt war, und die er bei der Schwäche ſeiner begonnenen Regierung gegen die Angriffe der Wahabiten und der Seeräuber im perſiſchen Meerbuſen und an der ſüdarabiſchen Küſte wohl brauchen konnte. Das Reſultat dieſes freundlichen Verhältniſſes war ein offenſives und defenſives Bündniß, das zwiſchen Mascat und England abgeſchloſſen wurde. Im Jahr 1835 wurde ein Handelsbündniß zwiſchen Mascat und den nordamerikaniſchen Freiſtaaten abgeſchloſſen durch Hrn. Roberts, der nach Mascat geſandt wurde. Von der Zeit an bemühten ſich fremde Staaten um die Freundſchaft des Imam, nicht ſowohl ſeiner Macht wegen, die ja unbedeutend iſt im Vergleich mit europäiſchen Mächten, ſondern darum weil man die Wichtigkeit ſeiner Staaten für den Handel und die Politik erkannte, namentlich in Oſtafrika. Die Franzoſen ſchloſſen i. J 1846 ein Bündniß mit dem Imam und ſandten ihren erſten Conſul i. J. 1847, der aber bald ſtarb.

Lange vor dem Abſchluß des Bündniſſes mit Amerika hatten amerikaniſche Wallfiſchfänger Sanſibar beſucht, und dort ihre Schiffe verproviantirt und ausgebeſſert. Dieſer Umſtand machte auf die Wichtigkeit von Sanſibar aufmerkſam, und führte eine nähere Verbindung zwiſchen Amerika und Mascat herbei. Vor dem Bündniß bezahlten die Amerikaner in Sanſibar 7½ Procent für Einfuhren und die gleiche Summe für Ausfuhren, aber der Vertrag von 1835 beſtimmte nur 5 Procent für die Einfuhr, und erklärte die Ausfuhr völlig frei. Der engliſche Vertrag hatte für die Britten 5 Procent für Ausfuhr und 5 Proc. für Einfuhr feſtgeſetzt. Dieſe Beſtimmung wurde aber in Folge des amerikaniſchen Vertrags verändert, und die europäiſchen Kaufleute wurden überhaupt auf gleichen Zollfuß geſtellt. Wie ſehr die Engländer ſich in ein freundliches Verhältniß mit dem Imam zu ſetzen ſuchten, zeigt die Thatſache daß ſie ihm im Jahr 1836 die Inſel Mombas übergaben, welche die Eingebornen unter engliſche Botmäßigkeit freiwillig geſtellt hatten, um der Uebermacht des Imam zu entgehen; ferner daß ſie dem Imam im Jahr 1837 eine ſplendide Yacht von Georg dem IV überſandten.

Digitized by Google

Der Imam beſuchte die Yacht, war aber ſehr unzufrieden über die Bilder, welche in den Cabinen angebracht waren. Er zupfte ſeinen Bart und ſagte: „La illa, ha illalla.“ „Es iſt kein Gott, außer dem einigen Gott, was ſoll mir dieſes Schiff mit ſo vielen Götzen?“ Und in der That, die Yacht wurde zurückgeſandt, ſo ſehr auch der Imam ein Liebhaber von Schiffen iſt. Schiffe, Weiber und Uhren ſind nämlich, wie Major Hamerton oft zu ſagen pflegte, die Gegenſtände, denen Said Ben Said leidenſchaftlich ergeben iſt. Uebrigens hat ſich auch der Imam zu allen Zeiten eifrig bemüht, ſeine freundlichen Geſinnungen gegen die Fremden, beſonders gegen die Engländer an den Tag zu legen. Im Jahr 1835 ſandte er das ſchöne Schiff Liverpool nach England, und von Zeit zu Zeit wurden arabiſche Pferde und andere Gegenſtände für die Königin von England und ihren erlauchten Gemahl, den Prinzen Albert, überſandt. Said Ben Said war ein freundlicher, milder, freigebiger Fürſt, wie man gegenwärtig wohl wenige im Orient antrifft, aber es fehlte ihm an Erziehung, Kenntniß und Energie um gründliche Reformen in ſeinen ausgedehnten Staaten durchzuführen. Indeſſen hat er doch den Grund gelegt zu einer Macht in Oſtafrika, die noch ſehr bedeutend werden kann, da ihr ganz Innerafrika offen ſteht.

Skizzen aus Kleinaſien.

Von Dr. A. Mordtmann.

V.

(Fortſetzung.)

Schon unmittelbar bei Demirdeſch beginnt die üppige Vegetation der Ebene von Bruſſa, welche in der Türkei faſt nicht ihres Gleichen hat. Von Gemlek bis Demirdeſch iſt hauptſächlich Waldwuchs, jedoch nur in niedern Baumarten, einigen Zwergeichen, Fichten, Wachholdern ꝛc. Die Ebene von Bruſſa, bewäſſert durch den Nenufar oder Nilufer (Odryſes), welcher vom Olymp entſpringt und durch eine Menge kleiner Bäche verſtärkt wird, producirt Maulbeeren, Weintrauben, Melonen, Mais, Getreide, Granatäpfel und Nüſſe. Auch Reis wurde hier früher gebaut, da man aber fand daß das durch die Seidencultur ſchon nachtheilig gemachte Klima noch ungeſunder wurde, ſo hat man dieß aufgegeben. Hin und wieder ſieht man Cypreſſen, welche trotz ihres düſtern Anſehens dennoch ein ganz anderes Bild gewähren als die aſchgrauen, beſtäubten pfahlgleichen Cypreſſen in und um Konſtantinopel.

Auf der Mitte des Wegs von Demirdeſch nach Bruſſa, am Ufer des Nilufer, liegt ein Landgut, welches dem damaligen (ſeitdem verſtorbenen) Statthalter von Bruſſa, Sarym Paſcha, gehört. Hier überſchreitet man den Fluß auf einer ſteinernen Brücke, worauf man ſich plötzlich in eine Art Tropenvegetation verſetzt ſieht, die bis an die Häuſer von Bruſſa reicht. Trotz dieſes Reichthums der Natur an Hülfsquellen wird auch auf dieſer Ebene der Wanderer von dem troſtloſen Anblick von Grabſtätten ergriffen, zu denen er ſich vergebens das dazu gehörige Dorf ſucht: es iſt verſchwunden, die Einwohner ſind ausgewandert.

Bruſſa (Prusa ad Olympum, türkiſch Burſſa) iſt eine von den fünf Hauptſtädten des alten Bithyniens, wahrſcheinlich die letzte, aber gewiß nicht die ſchlechteſte (die andern ſind Boli=Bithynium, Ueskül=Pruſias ad Hypium, Izmid=Nicomedia, Iznik=Nicäa, ſämmtlich ſchon früher in dieſen Skizzen geſchildert), ſondern diejenige welche noch jetzt eine der ſchönſten Zierden des türkiſchen Reiches iſt. Ihre frühern Schickſale hier durchzugehen verlohnt nicht der Mühe; ich bemerke nur daß ſie im Jahr 1326, kurz vor dem Tode des erſten osmaniſchen Beherrſchers, Osman, durch deſſen Sohn Orchan erobert wurde und ſeitdem bis zur Eroberung von Adrianopel die Reſidenz der türkiſchen Herrſcher war. Bis zum Jahr 1326 beſtand das ganze osmaniſche Reich aus einem kleinen Diſtrict zwiſchen dem Olymp und dem Sangariusfluſſe mit wenigen unbedeutenden Städten. Nichts beweiſt mehr die Unfähigkeit der damals in Konſtantinopel herrſchenden Dynaſtie der Paläologen, als daß ſie es ruhig anſahen wie Orchan ihnen Bruſſa entriß. Zugegeben ſelbſt daß dieß durch Verrath bewerkſtelligt wurde, ſo hätten ſie doch alles daran wenden müſſen um es wieder zu erobern; aber daran dachte niemand. Damals ſtanden Andronikus d. ä. und ſein gleichnamiger Enkel, im hitzigſten Kampfe mit einander, und das ganze Reich war in zwei feindſelige Parteien geſpalten. Statt an eine Wiedereroberung Bruſſa's zu denken, ſetzten ſie noch viele Jahre ihre Streitigkeiten fort. Kantakuzen macht es der damaligen Regierung zum Vorwurf, aber er ſelbſt hat es um nichts beſſer gemacht; im Gegentheil, er und die Kaiſerin Mutter verſchmähten es nicht ſich wechſelsweiſe um die Gunſt Orchans zu bemühen, und ſchließlich ſchickte Kantakuzen ſeine Tochter in Orchans Harem. Vergebens bemühten ſich hundert Jahre ſpäter die Staatsklugheit Johannes II Paläologos und die Tapferkeit des Konſtantin Dragoſes das Unvermeidliche abzuwenden; Andronikus II, Andronikus III und Kantakuzen hatten die Grundlagen des Reiches zu ſtark erſchüttert. Es iſt aber Sache des Hiſtorikers und nicht des Reiſebeſchreibers ſich in ernſthafte Betrachtungen einzulaſſen über das was unrettbar verloren iſt; und ſtatt wie Tiberius den Deputirten von Ilium ſein Beileid über Hektors Tod auszudrücken, will ich lieber verſuchen den Leſern des Auslands einen Begriff von der heutigen Induſtrie Bruſſa's zu geben, welche in Europa lange nicht ſo bekannt iſt wie ſie es verdient.

Der vornehmſte Erwerbszweig Bruſſa's iſt die Seidencultur. Ueber die Einführung derſelben iſt es mir bis jetzt nicht gelungen etwas ſicheres aufzufinden; es iſt jedoch glaublich daß Juſtinian die herrliche Ebene von Bruſſa zur Anpflanzung von Maulbeerbäumen benutzte, als Mönche ihm 550 die erſten Eier der Seidenraupe brachten. Wenigſtens fand Marco Polo im 13ten Jahrhundert die Seidenzucht in Kleinaſien im Gange; er berichtet von den Städten Konia, Kaiſſarie und Sywas: „Die Griechen und Armenier, welche zwiſchen den Türken wohnen, beſitzen die Städte und beſchäftigen ſich mit der Seidenzucht“ (Buch I, Cap. 12). Die Byzantiner erwähnen der Seideninduſtrie in Bruſſa mit keiner Sylbe, wiewohl hin und wieder Andeutungen von dem blühenden Zuſtand der Stadt vorkommen. Aber ihr Schweigen beweiſt gar nichts, da ſie für dergleichen Dinge gar keinen Sinn hatten und ſich faſt nur auf das beſchränkten was mit Krieg und Blutvergießen oder

Digitized by Google

mit theologischen Zänkereien in Verbindung stand. Ihre Nachfolger, die türkischen Reichs-Annalisten, sind um kein Haar besser, und vergebens wird man bei ihnen irgendwelche Notizen über Handel, Industrie und Cultur des türkischen Reiches suchen. Erst in dem türkischen Geographen Kiatib Tschelebi, der um 1648 eine Erdbeschreibung unter dem Titel „Dschihan numa" (Weltspiegel) zum Theil nach europäischen Quellen verfaßte, findet sich eine kurze Notiz. Es heißt dort Seite 658: „Die Einwohner von Brussa beschäftigen sich mit der Seidenzucht und erzeugen viele Seide; die Seide ist sehr gut; auch sind in Brussa Fabriken von Kissen- und Bettzeugen und Aba, ferner machen sie Kleiderstoffe, wie Sammt und Damast." Spon, Wheler und Lucas, welche erstere im Jahr 1675 und letzterer im Jahr 1700 Brussa besuchten, hatten nur Augen für alte Münzen, und erwähnen bloß beiläufig daß man in Brussa Seide spinne. Erst der Botaniker Tournefort, der um 1700 reiste, gibt uns bessere Berichte. Nach ihm erzeugte Brussa und die Umgegend jährlich gegen 100,000 Tesse Rohseide. Da nun ein Tesse 610 Dram wiegt, so wären es 152,250 Okken Rohseide, eine Angabe die sich nicht allzuweit von der Wahrheit zu entfernen scheint. Der Abbate D. Sestini, welcher im J. 1779 in Brussa war und als Botaniker und Naturforscher sich lebhaft für diese Industrie interessirte, gibt uns sehr ausführliche Berichte über die Cultur der Maulbeerbäume, die Zucht der Seidenwürmer u. s. w., gibt aber schließlich eine ganz unverständliche Auskunft über das Product, indem er sagt daß Brussa jährlich 2000 Tesse erzeugt, also 3050 Okken, während er unmittelbar darauf erzählt daß die Abgabe von der Seidenspinnerei dem großherrlichen Schatze mehrere Millionen Piaster einbringt. [1] J. v. Hammer, welcher im J. 1804 Brussa besuchte, berichtet in seiner Reisebeschreibung („Umblick auf einer Reise nach Brussa") S. 69: „Die Seidenfabricate Brussa's bestehen in gewirkten Seidenzeugen, von denen jährlich allein mehr als 100,000 Stücke ausgeführt werden sollen." Bei der Schwierigkeit in der Türkei statistische Daten zu sammeln, ist es v. Hammer nicht zu verdenken daß er seine Verantwortlichkeit für diese Angabe mit dem Worte „sollen" deckt. Nimmt man das Gewicht eines Stückes Seidenzeugs zu ½ Okka an (die zu Damenkleidern bestimmten Stücke sind etwas größer und wiegen ¾ Okka), so gäbe dieß 50,000 Okken, während jetzt im Ganzen nur 3000 Okken Seidenstoffe aller Art ausgeführt werden. Ein so ungeheurer Rückschritt der Industrie ist aber gar nicht denkbar, obgleich noch jetzt in Konstantinopel Kaufleute leben, die sich recht gut der Zeiten erinnern wo fast kein Stück ausländischer Seidenzeuge eingeführt wurde, während jetzt jedes von Marseille und Triest ankommende Dampfschiff ganze Ballen von Seidenzeugen aus Lyon, Mailand und der Schweiz einführt. Die einheimische Seidenindustrie ist mit etwa 50—60 Procent Abgaben belastet (Zehnten, Grundsteuer, Stempel und 12 Proc. Zoll für den Transport nach Konstantinopel), während die ausländischen Seidenzeuge nach Erlegung von 3 Proc. Eingangs- und 2 Proc. Consumtionssteuer im ganzen Reiche verkauft werden können. Ein so unnatürliches Verhältniß kann auf die Länge nicht bestehen, und muß je früher desto lieber gänzlich umgestaltet werden.

[1] D. Sestini, Voyage dans la Grèce Asiatique à la péninsule de Cyzique, à Brusse et à Nicée. Trad. de l'Italien. Londres et Paris 1789 p. 192 u. 194.

Im Jahr 1847 betrug die Seidenproduction circa 66,000 Okken, nämlich:

Ausfuhr, Rohseide	50,000	Okken
Seidenzeuge	3000	„
Cocons 50,000 Okken, welche liefern würden . . .	4000	„
Inländischer Consum	9000	„
	66,000	Okken.

Die hohen Preise in Europa, und die Aufmunterung welche sowohl die Regierung als speculative Privatleute dieser Industrie gewährten, haben sie aber seitdem bedeutend vermehrt. Bis zum Jahr 1845 wurde die Seidenspinnerei in Brussa nach dem alten System mit dem hohen Haspel betrieben. Damals errichtete aber ein daselbst etablirter Schweizer, Hr. Falkeisen, eine Spinnerei mit Dampfmaschine und kurzem, 5 Fuß im Umfang haltenden Haspel; aber so groß war noch die Abneigung und Opposition gegen jede Neuerung daß niemand in seiner Fabrik arbeiten wollte; dazu kam daß sie im Jahr 1847 abbrannte. Aber Hr. Falkeisen ließ sich durch nichts abschrecken; er baute seine Fabrik wieder auf, und jetzt liefert sie auf 104 Haspeln jährlich 6000 Okken Rohseide. Im Jahr 1851 waren schon 5 Spinnereien mit 370 Haspeln im Gange, welche jährlich 21,800 Okken lieferten; 1855 existirten schon folgende Spinnereien:

in Brussa	23	mit	1572	Haspeln.
„ Mudania	3	„	168	„
„ Biledschik	4	„	180	„
„ Küplü	3	„	160	„
	33	mit	1980	Haspeln,

welche folgendes Product lieferten:

Rohseide	300,000 Okken	à 300 Pr. . .	Pr.	90,000,000
Cocons	150,000 „	à 20 „ . . .	„	3,000,000
Frisons	15,000 „	à 20 „ . . .	„	300,000
			Pr.	93,300,000

Das Jahr 1856 brachte einen neuen Aufschwung, und am Schluß desselben bestanden folgende Spinnereien:

in Brussa	45	mit	1674	Haspeln.
„ Mudania	3	„	168	„
„ Biledschik	4	„	180	„
„ Küplü	3	„	160	„
„ Demirdesch	4	„	160	„
„ Filadar	1	„	80	„
„ Triglia	1	„	12	„
„ Nicäa	1	„	60	„
„ Jenigöl	2	„	100	„
	64	mit	2594	Haspeln.

Das Product betrug

zur Ausfuhr 84,420 Rohseide à 580 Pr. . .	Pr.	48,963,600
zum Verbrauch in den inländischen Fabriken:		
75,580 Rohseide à 400 Pr.	„	30,232,000
Cocons 75,000 Kilo à 180 Pr.	„	13,500,000
Frisons 10,000 Okken à 40 Pr.	„	400,000
Durchstochene Cocons 4000 Okken à 40 Pr. .	„	160,000
Seidenwürmer. Eier, 2650 Okken à 5 Pr. Dram	„	5,300,000
	Pr.	98,555,600

Digitized by Google

Die Spinnarbeiten werden hier meiſtens von griechiſchen und armeniſchen Mädchen verrichtet. Anfangs hatten die Fabrikherren große Noth mit ihnen, da ſie oft ohne allen Grund wegliefen und in die Dienſte anderer traten. Die Fabrikherren aber einigten ſich daß ſie ihren Spinnerinnen Bücher gaben, worin der Eintritt des Dienſtes u. ſ. w. verzeichnet iſt, und daß keiner eine Spinnerin aufnimmt, welche ſich nicht durch ihr Buch ausweiſen kann daß ſie ihren Herrn aus genügenden Gründen verlaſſen hat. In den Ortſchaften die nur von Türken bewohnt ſind, können die Spinnarbeiten nur von Männern verrichtet werden, weil der Koran nicht geſtattet daß ein Mädchen ſich unverſchleiert zeigt, wodurch leider eine große Menge Hände zur Unthätigkeit verurtheilt ſind.

Die Seidenwebereien haben noch nicht die Stufe erreicht die ſie in Europa haben; aber einzelne Fabriken haben ſchon europäiſche Werkführer, und werden bald ebenbürtig daſtehen. Die Zeuge haben die Eigenſchaft daß ſie nach jeder Wäſche glänzender und ſchöner werden. Das Waſſer deſſen man ſich in Bruſſa zum Abſpinnen der Cocons bedient, iſt eiſenhaltig und gibt der Seide eine gewiſſe Mattigkeit des Glanzes; aber das in der Seife enthaltene Kali wirkt als Reagens und gibt allmählich der Seide ihren vollen Glanz.

Die Muſter der Bruſſaer Fabriken ſind etwas einförmig, nämlich geſtreift, und verrathen daher eine gewiſſe Geiſtesarmuth. Aber ſeitdem mehrere Ausländer, namentlich Franzoſen, ſich mit der Seidenfärberei in Bruſſa befaſſen, erſcheinen auch ſchon mehrere Variationen. Einzelne Fabriken liefern ſchon ausgezeichnetes, während andere in der Kunſt des Färbens nicht nur zurückbleiben, ſondern ſelbſt entſchiedene Rückſchritte machen und zum Theil wahre Sudelarbeiten liefern. Im ganzen iſt der Speculationsgeiſt noch nicht recht lebendig; ſo z. B. können ſich die Leute ſchwer entſchließen den Preisſchwankungen der europäiſchen Märkte in richtigen Verhältniſſen zu folgen. Einzelne Artikel ſind gar nicht in Konſtantinopel, wo doch die Hauptniederlage iſt, zu finden, und man muß deßhalb geradezu nach Bruſſa reiſen.

(Fortſetzung folgt.)

Reiſebriefe aus Indien.

(Von Dr. Georg v. Liebig.)

Pokah oder Pokur.

Man hatte mir ſo viel von Pokah, einem etwa ſechs Meilen von Adſchmir gelegenen Wallfahrtsort erzählt daß ich nicht weggehen wollte, ohne dort geweſen zu ſeyn. Eines Morgens machte ich mich mit dem General auf, um hinzureiten. Wir verließen das Längsthal, worin Adſchmir liegt, auf der, der Richtung unſeres Einzugs entgegengeſetzten Seite, und nachdem wir einen ziemlich hohen Paß überſtiegen hatten, zu dem eine Art Felſenmeer ſtatt der Straße hinauf und auf der andern Seite hinabführte, befanden wir uns in einem andern der erwähnten Parallelthäler. Der Weg wurde nun ſehr ſandig, und von Wind und Waſſer zuſammengetragene Sandhügel bildeten einen Theil der Landſchaft im Thal. Das Thal iſt ſo beſchaffen daß weder Waſſer noch Sand herauskommen kann, aber das erſtere verdunſtet zum Theil, und was übrig bleibt, bildet den ſchönen See von Pokah. An günſtigen Plätzen der Abhänge bemerkt man hie und da Einſiedlerhütten zwiſchen den Felſen, bewohnt von ſchmutzigen, mehr als halbnackten indiſchen Einſiedlern, die man Tſchogie's nennt (die Fakirs gehören der mohammedaniſchen Religion an), und die ihr Leben mit der Betrachtung und der ſtrengen Ausübung religiöſer Vorſchriften hinzubringen vorgeben. Sie leben vom Bettel und freiwilligen Geſchenken, und ſehen immer wohlgenährt aus. Man begegnet ihnen über ganz Indien und erkennt ſie oft ſchon von weitem an ihrer grauen Farbe, indem ſie ſich Körper und Geſicht mit Aſche einreiben und auch das Haar damit beſtreuen. Ein Bach führte uns zuletzt, indem die niedrigere Hügelreihe zur Rechten aufhörte, in eine erweiterte Thalfläche, und es öffnete ſich die Ausſicht auf eine hübſche Landſchaft. Am Fuß eines iſolirt ſtehenden, äußerſt ſteilen und faſt zuckerhutförmigen Berges, aus deſſen grüner Bekleidung von niederem Buſchwald auf der Spitze ein kleiner weißer Tempel weithin hervorglänzte, breitete ſich der See in der Form einer unregelmäßigen Ziffer 8 nach rechts hin aus, ſo daß das Waſſer der linken Abrundung den Raum zwiſchen dem ankommenden Beſchauer und dem Berg ausfüllt. Um die rechte Ausbuchtung der ∞, wo ſich das Land in ſanftem Abhang etwas erhebt, ſtanden größere Tempel bis dicht an das Ufer des Sees in Reihen. Es iſt eine wahre kleine Tempelſtadt, bevölkert durch die zu den Tempeln gehörigen Brahminen und Bettler. Jeder Radſchputſtaat iſt durch einen Tempel vertreten, den die Freigebigkeit der Fürſten gegründet hat. Außerdem ſind viele von reichen Hindus gebaute Tempel da. Die älteren zeigen den im vorigen Brief erwähnten Hinduſtyl, aber einfacher und ſchöner als jetzt: ein bienenkorbartiger Thurm mit Vorhalle, umgeben mit einem Hof; allein ſie ſind größtentheils zerſtört durch die Mohammedaner.

Eine andere Tempelart, aber gut erhalten, und daher wahrſcheinlich neuer als die vorige, hat Aehnlichkeit in der allgemeinen Anlage mit dem ſogenannten Dſchaintempel in Adſchmir, und auch mit den Moſcheen. Ein großer, viereckiger ummauerter Hof, ziemlich nahe einem Quadrat, iſt von der Mauer entlang laufenden Hallenreihen oder Säulengängen umgeben. In der Mitte der einen Seite des Quadrats iſt der Eingang, und dieſem gegenüber an

Digitized by Google

der entgegengeſetzten Mauer führen Stufen hinauf zum Götzenbild. Ueber dem Eingang iſt eine Art Thorhäuschen, wie über den Stadtthoren europäiſcher und indiſcher alter Städte; es iſt ein Raum, worin mehrere Gongs, Schellen, Trommeln und Hörner aufbewahrt werden, welche die dienſtthuenden Brahminen alle zwei Stunden ſchlagen und blaſen, wodurch eine Art gemeſſenen Lärms entſteht. Auf der Mauer, oder vielmehr dem Dach der Galerie an derſelben, kann man um den ganzen Tempel herumgehen. Hier iſt alles von Stein, offen und in größern Verhältniſſen ohne viel Verzierung aufgeführt. Der Tempel des Brahma hier, welcher der einzige dieſem Gott geweihte in Indien ſeyn ſoll, iſt in dieſem Styl aufgeführt.

Die neueren Tempel reinen Styls ſind nach Art der Wohnhäuſer mancher reichen Hindus gebaut, nicht von Stein ſondern von Holz und Backſteinen, aber immer nach dem allgemeinen Plan des vorigen: ein Viereck den offenen Hof umſchließend, das Heiligthum dem Eingang gegenüber. Sie ſind im ganzen kleiner, und die Galerien um den Hof nehmen mehr Raum im Verhältniß zu dieſem ein; ſie ſind mehr wie Hallen, ihre Dächer ſind flacher, die Säulen ſind von Holz und mit Schnitzwerk geziert. Vergoldung iſt nicht geſpart, und eine Mannichfaltigkeit von Holzſchnitzerei iſt inwendig und auswendig angebracht, und Malereien, Entführungen und Kämpfe darſtellend — wahrſcheinlich aus der Göttergeſchichte, bedecken die Wände.

Außer den Tempeln des Brahma und Mahadev ſind auch ſolche dem Kriſchna, Hannuman, Gunnäs und mehreren andern gewidmet.

Im Anfang November jedes Jahres verſammeln ſich hier die Pilger aus weiter Umgebung, um in der Capelle auf dem ſpitzen Berge ihre Andacht zu verrichten, und ihren Lieblingsgöttern in den Tempeln zu huldigen, und wie bei den chriſtlichen, ſo iſt auch mit dieſer Pilgerverſammlung ein Jahrmarkt verbunden, der beſonders wegen der Pferde und des Rindviehs berühmt iſt. Die religiöſen und gewöhnlichen Bettler haben dann eine reiche Ernte. Jetzt ſchon — im October — fanden wir eine ziemliche Anzahl auf den Straßen, die wohl anſäßig ſind; ſie verfolgten uns mit dem wiederholten Ausrufe „Bolbalia, Bolbalia" — deſſen eigentliche Meinung mir ſelbſt ein guter Sanſkritgelehrter, der hier die Direction der Schule hat, nicht erklären konnte. Soviel ich aus einem unſerer Führer herausbekommen konnte, hat es für den der angerufen wird, eine auszeichnende Bedeutung. Es iſt wohl gar nicht aus dem Sanſkrit abzuleiten; ich habe den Ausdruck ſonſt nirgends gehört. Wir nahmen unſer Abſteigquartier in einem kleinen Hauſe am See, welches von dem engliſchen Agenten hier für Europäer erbaut wurde, und welches, nach Art der Bangala's, einen Aufſeher hat. Eine Veranda über dem Waſſer gab uns eine herrliche Ausſicht. Rings um das nächſte Ufer ſtiegen die Tempel zwiſchen Bäumen bis an den Rand herab, und breite Stufen führten überall ins Waſſer, auf denen die Hindus täglich ihr vorgeſchriebenes Bad nehmen. Etwas rechts vom andern Ende des Sees, welches uns gegenüber lag, ſtand der ſpitze Berg und warf bei der Nachmittagsſonne ſeine Schatten über die ruhende Waſſerfläche. Grüne Inſeln im Waſſer bildete die Lotospflanze mit ihren breiten ſchwimmenden Blättern, und zwiſchen dieſen ſchwammen weiße Pelikane ruhig umher, den langſamen Alligator vermeidend, der wie ein dunkler Baumſtamm im Waſſer lag, nur den braunen Rückenkamm und die Naſe herausſtreckend.

Ehe ich Adſchmir verlaſſe, muß ich noch einige Worte über das Blei ſagen, welches man hier gewinnt. Als ich mir die Vorräthe anſah welche im hieſigen Arſenal — es iſt in der Burg am einen Ende der Stadt — für die Rajputana Fieldforce aufbewahrt werden, wurden mir eine Anzahl Bleikugeln gezeigt, welche hier an Ort und Stelle gewonnen werden. Sie ſind von der Größe eines Tellers ohne den Rand, und jeder Kuchen iſt das Reſultat einer Operation des hier gebräuchlichen Reductionsproceſſes. Die Bleimine iſt in dem ſchon erwähnten Berge dicht bei der Stadt, welcher die Ruinen einer zerfallenen Burg trägt. Das Geſtein iſt der zuſammengebackene Sandſtein oder Quarzit, von dem ich ſprach, und der da wo er Blei enthält (kohlenſaures Bleioxyd), ein ausgefreſſenes Anſehen hat. Die Mine, dem Bleigang nachgehend, windet ſich in den Berg wie ein Holzwurm in den Stamm, und iſt ein Gang von höchſt unregelmäßiger Ausdehnung und Richtung. Ich konnte darin ſelten gerade ſtehen, und mußte häufig auf dem Bauch kriechen. Man hat unter der Mine die bearbeitet wird, wie man mir ſagte, eine Art Stollen angelegt um das Waſſer etwas abzuleiten, welches aber dennoch ſehr unangenehm ſich fühlbar machte, indem ich öfters durchwaten mußte. Es ſpeiſt den Behälter, von welchem ich ſchon erzählte.

Von Adſchmir führte mich mein Weg immer in den flachen Längsthälern nordwärts, zuerſt nach Parbatſir (Purbutſir) einem kleinen Landſtädtchen, in einer Entfernung von etwa 45 Meilen, und von da nach Makrana (Mukrana), einem Dorf welches ſchon außerhalb des Gebirges auf der Nordweſtſeite der Arawallis liegt und wo die berühmten Marmorbrüche ſind. Ich war dießmal durch die Güte des Regierungsagenten mit einem ſogenannten Perwanah für das Gebiet des Rana's von Dſchaudpor, verſehen, durch welches mein Weg vorzugsweiſe gieng. Ein Perwanah iſt eine Art Paß, oder vielmehr ein officieller Empfehlungsbrief an die Behörden der dem Fürſten untergebenen Orte gerichtet, die dem Reiſenden darauf hin aufwarten und ihn mit den nöthigen Lagerbedürfniſſen auf Koſten des Dorfes verſehen. Dieſer Perwanah wurde mir von dem Vakiel (Vakeel) oder Agenten des Fürſten in Adſchmir, ausgefertigt. Ein Sauar, gleichſam eine reitende Landpolizei, von der ich ſchon früher geſprochen habe, begleitete mich. Ein kleines Schlafzelt, welches ich in Nuſſirabad geliehen hatte, ſchickte ich mit den Kamelen und einem zweiten Sauar zwei Märſche voraus, um mich in Makrana zu erwarten. Die Strecke bis in die Nähe von Parbatſir legte ich in einer Nacht in dem Bullockgarry meines Freundes, des Artillerie-Officiers, mit Hülfe eines friſchen Relais-Ochſen zurück, und beſtieg gegen Morgen mein Pferd, welches mich an einem beſtimmten Ort erwartete. Der Sauar bat mich, als wir kurz vor Sonnenaufgang in die Nähe von Parbatſir kamen, vorausreiten zu dürfen um die Ortsvorſtände zu benachrichtigen. Obwohl ich nun jedem Aufenthalt abgeneigt war, und mich auf keinen Empfang im Dorf ſelbſt einlaſſen wollte, ſo mußte ich doch inſoweit nachgeben daß ich auf der andern Seite unter einem Baum zu halten und ihn zu erwarten verſprach, da er nothwendig ſeine Ankunft anzeigen müſſe. Im Genuß der letzten Augenblicke der Morgenkühle niederſitzend, erwartete ich den Aufgang der Sonne, die mit ihrer glühenden Scheibe bald hinter dem Hügelkamm hervorſchlüpfte, und bei wolkenloſem Himmel einen heißen Tag ankündigte. Bald darnach kamen auch mein Sauar und Pferdeburſch, begleitet von einem Haufen Radſchputs, den Säbel im Arm und gefolgt von Leuten welche Backwerk, Butter u. ſ. w. brachten, um mir ihre Gaſtlichkeit zu beweiſen. Die Höflichkeit dieſer Leute iſt ſo groß, wenn ſie Urſache dazu zu haben glauben, daß es in meinem Fall den Dorfhäuptern zur größten Betrübniß zu gereichen ſchien, mich nicht würdevoller in einem Haus empfangen zu können.

Digitized by Google

Sie baten mich inständigst, wenigstens einen Tag zu verweilen; ich machte mir ihre Gefälligkeit zu Nutze um etwas Milch für mich, und Gras für mein Pferd zu erhalten, und erwartete ungeduldig die baldige Rückkehr meiner beiden Begleiter, die sich unter irgendeinem Vorwand wieder entfernt hatten. Da sie nicht kamen, so machte ich mich zuletzt allein auf den Weg, um nicht von der Tageshitze zu viel leiden zu müssen. Ich befand mich in einem, mehrere Meilen breiten Längsthale, welches, wie die meisten übrigen, einen kleinen See und dessen Zuflüsse enthielt. Die Wasser waren von den letzten Regen noch übergetreten und überschwemmten theilweise die Wege und Felder, so daß ich Mühe hatte den rechten Pfad zu finden, den mir endlich nach mehrerem Hin- und Herreiten einer der Leiter einer langen Reihe Kamele die mir begegneten, andeutete. Der Weg führte eine Zeit lang am See her, und zuletzt quer durch das Thal nach der äußersten nordwestlichen Kette zu. So weit die Einwirkung des Wassers geht, ist das Land fruchtbar, und man findet Dörfer in nicht zu großer Entfernung von einander. Weiter aber treten wieder die felsigen Abhänge auf, die entweder nackt, oder mit niedrigem Buschwerk und Euphorbien bewachsen sind. An der Gränzkette angelangt, erstieg ich den Paß welcher mich in die gebirgslose Ebene führen sollte, die sich ununterbrochen bis zum Indus erstreckt, und ungeduldig erwartete ich den Anblick des Landes auf der andern Seite. Der Charakter der Gegend, welche ich alsbald vor mir sah, war gänzlich verschieden von dem auf der Seite von welcher ich kam. Ich hatte vor mir eine große weite Sandfläche, die hie und da nur mit kleinen Sträuchern und Bäumen und vergilbtem Gras besetzt war. Gegenüber, in der Entfernung von etwa zwei Meilen, wurde sie durch die Linie einer niedrigen, wellenförmigen Anschwellung des Landes unterbrochen, welche mit der Gebirgsrichtung mehr oder weniger parallel zu laufen schien. Die allgemeine Farbe zeigte sich nicht mehr, wie im Thal, braun, sondern wüstengelb, und die Rückstrahlung der Sonne vom Boden war empfindlich. Ich hatte erwartet ein Dorf vor mir zu sehen und fand mich daher unangenehm getäuscht, als ich nichts erblickte was mich hätte zurechtweisen können. In der Entfernung unterschied man dicht an der erwähnten Erhebung zwei Plätze die bewohnt schienen, an der dunkleren Färbung, welche durch dichter stehende Bäume oder Hütten hervorgebracht seyn mochten, allein keiner der beiden Plätze schien ein eigentliches Dorf zu seyn; dem Auge nach mußten sie mehr als eine Stunde Wegs auseinander liegen. In meiner Rathlosigkeit ritt ich den Paß hinunter und folgte der deutlichst erkennbaren Spur, hoffend jemand zu finden, den ich fragen könnte. Noch ehe ich die Hügel ganz verlassen hatte, erblickte ich rechts auf einer felsigen Erhöhung einen Hirten mit einer Heerde magerer Kühe. Ich ritt auf ihn zu, und er ließ mich auch näher kommen, allein als ich in Sprachweite kam, und rief und winkte, entfernte er sich etwas; ich näherte mich wieder, und er entfernte sich abermals, die Heerde mit sich nehmend. So trieb er es wie ein Irrlicht, bis ich ärgerlich wurde und anfieng den Wolf zu spielen, indem ich ihm Stücke seiner Heerde abzuschneiden suchte, um ihn zum Herbeikommen zu zwingen. Allein er traf seine Anstalten so geschickt daß die Thiere, die seinen Pfiff verstanden, immer zur rechten Zeit einschlupften. Nun stieg ich ab und dachte ihm mit der Peitsche nachzulaufen, da mein Pferd müde war, und ihm auch ohnehin zwischen die Steine nicht hätte folgen können, indem er sich immer an unzugänglichere Stellen begab. Allein da waren nichts als kleine Dornsträucher und dürres Gras, so daß ich das Pferd nicht anbinden konnte. So blieb denn also nichts übrig als höchst verdrießlich über die Unhöflichkeit des Hirten wieder aufzusitzen, und durch den Sand und die kleinen Dornen und Disteln aufs gerathewohl nach der wellenförmigen Erhebung hinzusteuern, indem ich die Richtung nach der Mitte zwischen den beiden wahrscheinlich bewohnten Flecken, von der mich der Hirt ein gutes Stück abgelenkt hatte, wieder zu gewinnen strebte. Die Sonne brannte immer heißer, der Boden gab wieder zurück was er von oben empfangen hatte, und die erhitzte Luft zitterte und wogte über der Fläche. Sehnlichst wünschte ich Schatten zu finden, und fast gab ich die Hoffnung auf, vor Abend meine Leute mit dem kleinen Zelte entdecken zu können. Meine üble Laune wurde erhöht durch Betrachtungen über das eben erfahrene ungastliche Benehmen von Seiten des Hirten, dessen Züchtigung ich mir möglich dachte.

Unterdessen war ich, ohne es zu bemerken, in die Mitte einer kleinen Heerde jener schönen Antilopenart mit schwarzen geraden Hörnern gerathen, von deren Jagd, mit abgerichteten Leoparden oder Tschita' (Cbita), in den Ebenen bei Baroda, ich euch schon bei einer früheren Gelegenheit erzählt habe. Die Büsche waren an dieser Stelle hoch genug um die Thiere, die nicht größer als Rehe sind, zu verbergen.

In meinem Unmuth wurde ich daher angenehm überrascht, als ich plötzlich ein zierliches Köpfchen erblickte, welches mich zwischen den Büschen durch, mit großen Augen neugierig betrachtete. Um mich schauend, bemerkte ich noch mehrere, die, anstatt wegzulaufen, wie der Hirtenjunge, mir im Gegentheil zu folgen schienen. Wenn ich vorbei war, eilten sie mit Sprüngen hinter dem Buschwerk voraus, um mir an der nächsten günstigen Stelle wieder aufzupassen, und gaben mir so volle Gelegenheit ihre unerfahrene zutrauliche Wildheit, und die Schönheit ihrer Bewegungen zu beobachten. Sie blieben endlich zurück, als die Ebene mehr entblößt wurde.

Ich näherte mich allmählich den Abhängen der erwähnten, vor mir liegenden Erhöhung, wo der Sandboden wieder bearbeitet wurde, und den Anbau magerer Felder gestattete. Einzelne im Felde beschäftigte Kinder, die ich anreden wollte, flohen, bis ich auf ein altes Weib stieß, die sich vor dem fremdartigen meiner Erscheinung nicht mehr entsetzte. Sie zeigte mir den Weg nach Makrana, der zur Rechten, entlang dem Rücken führte, bis dieser aufhörte und sich in die Ebene verlor. Das Dorf lag etwas versteckt, und bei dem alten gemauerten Wassertank, mit halbzerfallener Einfassung, sah ich mein kleines Lager zwischen zwei schattigen Bäumen aufgeschlagen, mich erwartend.

Der transatlantische Telegraph.

(Aus Chambers's Journal.)

Die amerikanische Fregatte Niagara ist kürzlich in England angekommen, um ihren Antheil an einer sehr interessanten Ladung, dem metallischen Tau, einzunehmen, das eben jetzt über die Tiefen des atlantischen Oceans gespannt werden soll, auf daß einer der ungeheuren Schlünde der Erde commerciell vernichtet werde. Der englische Agamemnon, ruhmreichen Angedenkens von

Digitized by Google

Sebaſtopol her, hatte in Portsmouth ſchon lange auf die andere Hälfte der Ladung gewartet. Am 13 Jul. ungefähr werden dieſe mächtigen Kriegsſchiffe ihre Schrauben herrichten und auf die Mitte des atlantiſchen Oceans abfahren, um in edlem Wetteifer zu verſuchen welches von ihnen zuerſt an ſein heimiſches Geſtade das Ende des Bandes zu tragen vermöge, das hinfort die neue mit der alten Welt verbinden ſoll. Die beiden Hälften des Kabels werden auf der Mitte des Oceans feſt zuſammen gepfliſt werden, worauf dann jedes Schiff, von der Macht des Dampfes unterſtüzt, ſeinen eigenen Weg einſchlägt: das eine gen Weſt, das andere gen Oſt fährt, und von ſeinem Hintertheil das metalliſche Tau in die Tiefe verſenkt. Wie man hofft, wird das Tau im Verlaufe von acht oder höchſtens zehn Tagen ſicher in die Tiefe ſeines naſſen Ruheplatzes hinab gelangt ſeyn. Das Tau beſteht aus einem ſiebenfächtigen, feſt zuſammengezwirnten Kupferdrath, der zunächſt innerhalb einer dicken Guttapercha-Umkleidung ſich befindet, um ihn von allen leitenden Einflüſſen abzuſondern; ſodann iſt er mit einer Schicht Taugarn umwickelt, das man mit einer Miſchung von Theer und Oel geſättigt hat. Der Kupferkern, der Guttapercha-Ueberzug und die Hanfumhüllung haben nun noch eine weitere Umkleidung von Eiſendrath, der feſt um das Ganze herumgebunden iſt, um ihm Zähigkeit und Stärke zu geben. In dieſer äußern Umkleidung ſind achtzehn Strähne, deren jeder aus ſieben Drähten beſteht. Die Drähte ſind gezwirnt um den Strähn zu bilden, und die Strähne ſind mit Garn und Guttapercha umwunden, um das Tau zu bilden. Der Kupferſträhn und die Eiſenſträhne haben je $^1/_{16}$ Zoll im Durchmeſſer, und das Tau ſelbſt iſt etwa $^{11}/_{16}$ Zoll dick. Trotzdem aber daß es ſo viel Metall in ſeiner Zuſammenſetzung enthält, iſt dieſes ſcharfſinnig conſtruirte Tau doch ſo biegſam, daß es mit der größten Leichtigkeit aufgewickelt werden kann.

Die Fabricanten welche die Herſtellung dieſes rieſenhaften Taues unternahmen, haben ſich verbindlich gemacht 2800 Meilen davon bis Mitte Julius zu vollenden und zur Verſchiffung bereit zu halten. Die Arbeit iſt unter die HH. Newall von Birkenhead und die HH. Glaß und Elliott von Oſt-Greenwich gleich vertheilt. Durch die Anwendung des Dampfes fertigt jede dieſer Firmen täglich ſiebenzig Meilen Tau, mit einem Koſtenaufwand von etwa 100 Pfd. St. für die Meile. Beinahe alle Drathzieher Englands ſind faſt bis zur Ueberſpannung ihrer Kräfte in Anſpruch genommen, um den nothwendigen Vorrath des metalliſchen Theils des Rohmaterials zu liefern. In der Umgebung ihrer Werkſtätten ſieht man beſtändig leichte, je von vier Pferden gezogene Wagen in großer Schnelligkeit mit ungeheuern Trommeln gezwirnten Draths vorwärts und rückwärts eilen.

Der telegraphiſch wichtige Theil des Taues iſt jener kleine Strähn Kupferdraths welcher innerhalb der dicken Guttapercha-Röhre liegt. Schwach in der That ſieht dieſer Sechzehntelszoll Strähn aus für das Werk zu welchem er beſtimmt iſt — der Hin- und Herbeförderung der Botſchaften zweier nahezu 2000 Meilen von einander entfernten Welttheile. Für das Auge ſcheint das Tau eher geſchaffen um die Pfoſten des Trocknungsgrundes einer Wäſcherin, als den Oſten und Weſten der Welt mit einander zu verbinden. Wer in dem Hofraum der Fabrik zu Greenwich geſtanden, und geſehen hat wie die theergeſchwärzten Leute dieſes dünne Tau in den Gruben des Hofes, ſo wie es aus den Mauern der Fabrik herauskam, aufwickelten, wird ſich nicht wundern daß viele Männer, darunter ſelbſt ſolche welchen reiche Erfahrungen in der Anwendung der Elektricität und in der Maſchinenkunde zur Seite ſtehen, an der Möglichkeit zweifeln, das Tau werde den Dienſt, für welchen es beſtimmt worden, je wirkſam verſehen können. Dem unermüdlichen, ſcharfſinnigen, in elektriſchen Dingen ſehr erfahrenen Leiter der Geſellſchaft, Hrn. Whitehouſe, ſtehen aber eine große Menge ſehr gewichtige Thatſachen zu Gebot, um auch die Ungläubigſten eines beſſern zu belehren, wenn anders ſie ſeinen Erfahrungen Vertrauen und Glauben ſchenken wollen.

Schon als bloßer Act der Befriedigung der Neugier iſt es der Mühe werth ſich wo möglich Eingang in die ziemlich ſtreng bewachte Tauſchatzkammer zu verſchaffen, und auf Hrn. Whitehouſe, den Blitzkönig, einen Blick in ſeinem Cabinet zu werfen. In einem kleinen Zimmer, von wo aus man die Gruben überblickt, in welchen Hunderte von Meilen Tau in flachen Schichten aufgewickelt ſind, kann man ihn täglich finden, umgeben von ſcharfſinnig erſonnenen und complicirt gebauten Werkzeugen, den Inſignien ſeiner Herrſchaft. In einer Ecke des Inſtrumental-Repertoriums befindet ſich eine ungemein zarte, einer Schnellwage ſehr ähnliche Wage — mit dieſer wägt der gewandte Manipulator die Kraft der elektriſchen Strömung. Er läßt die Kraft des Voltaiſchen Stroms durch einen um eine ſchwache Eiſenſtange aufgewickelten Drath laufen, die dann ein Magnet wird, und das eiſenbeſetzte kurze Ende der Schnellwage mit einer Kraft anzieht welche durch die Anzahl der am andern Ende aufgehobenen Körnchen gemeſſen wird. Dieſe Wage wurde von Hrn. Whitehouſe Magneto-Elektrometer getauft. Sie iſt augenſcheinlich eines ſeiner Lieblingskinder, und verdient dieſe Zuneigung in der That vollkommen; denn eine ſchönere praktiſche Anwendung eines Grundprincips der Wiſſenſchaft hat der Verſtand eines erfinderiſchen Menſchen noch nie erſonnen. Man braucht nur den alten Maßſtab der elektriſchen Kraft, den Galvanometer, und dieſe Erfindung Hrn. Whitehouſe's neben einander arbeiten zu ſehen, um die unendliche Ueberlegenheit des leztern über den erſtern zu begreifen. Die Nadel des Galvanometers ſpringt, wenn ein elektriſcher Strom zur Prüfung an ſie gebracht wird, plözlich mit einer Reihe von Purzelbäumen, ſich über und über drehend, wie toll ab, und ſtößt ihre magnetiſchen Enden dahin und dorthin, und es iſt gut wenn ſie nach zwei oder drei Minuten eines ſolchen umherirrenden, hyſteriſchen Benehmens ruhig in einer Abweichung ſtehen bleibt, daß Wiſſenſchaft Kopf oder Schwanz daraus machen kann. Der Magneto-Elektrometer ſtößt unter den gleichen Umſtänden in ſtätiger Geſchäftigkeit eine gegebene Anzahl Körnchen auf das Ende der Schnellwage, weigert ſich dann ein weiteres aufzuheben, und beſtimmt ſo durch ſeine Weigerung die Gränze der elektriſchen Kraft.

Hr. Whitehouſe hat in ſeinem Cabinet noch ein anderes nicht minder ſcharfſinnig erdachtes Inſtrument, das rückſichtlich der Schnelligkeit der elektriſchen Strömungen dasſelbe leiſtet was der Magneto-Elektrometer in Beziehung auf ihre Kraft thut. Da iſt ein langer Papierſtreifen, der von einer Trommel mittelſt eines Uhrwerks aufgerollt wird; der Papierſtreifen iſt mit einer farbloſen Subſtanz geſättigt, welche, wenn ein elektriſcher Strom durch denſelben hindurch gelaſſen wird, einen tiefen purpurfarbenen Fleck erhält. Zwei Metallſtifte ſind vorhanden welche auf das Papier, unter dem eine Metallplatte liegt, niedergedrückt werden, und ein ſich hin und her ſchwingender Secunden-Pendel lenkt einen elektriſchen Strom an die Stifte oder von denſelben ab. Auf dieſe Weiſe entſtehen auf der Oberfläche des Papiers, wie es von der Trommel abgezogen wird, zwei eine Secunde lange Parallellinien, mit weißen zwiſchen ihnen liegenden Secunden-Intervallen. Allein der eine Stift läßt ſich mit dem Anfang eines langen Draths in Verbindung bringen, während der andere mit dem Ende desſelben communicirt, und ſo läuft die eine Linie hinter ihrem Ge-

Digitized by Google

fährten gerade ſo lange einher, als der elektriſche Strom Zeit braucht um durch die Drathſtrecke zu fließen. In Wirklichkeit wird das Drucken von zwei Relais-Batterien, einer für jeden Stift, verrichtet, welche durch den erſten Strom, ſo wie er durch eine auf einer ſchwachen Eiſenſtange aufgewundene Drathrolle zieht, und dieſelbe in einen Magnet verwandelt, in Thätigkeit geſetzt werden. Wenn die Stange ein Magnet wird, öffnet ſie, ſo zu ſagen, die Schleußen der Relais-Batterien, und übt einen Druck auf dieſelben aus. Dieß macht indeß keinen Unterſchied in dem von der Einrichtung angezeigten praktiſchen Reſultat: die Relais-Batterien drucken im Nu wenn der erſte durchziehende Strom ihnen gebietet es zu thun.

Unter den höchſt intereſſanten Antworten welche Hr. Whitehouſe dem atlantiſchen Telegraphen-Tau, während er ſich mit deſſen Anfertigung beſchäftigte, entlockt hat, verdienen zwei dieſſeits wie jenſeits des Meeres allgemein bekannt zu werden. Dieſer iſolirte Kern wird, wenn er den atlantiſchen Ocean in ſeiner ganzen Breite durchſchneidet, die elektriſchen Botſchaften nicht wie ein einfacher Leitungsdrath, z. B. wie diejenigen welche zu telegraphiſchen Zwecken in der Luft hängen, ſondern durch gehäufte Ladung und darauffolgende Entladung befördern. Das Tau wird eine geräumige, der ganzen Breite des atlantiſchen Oceans entſprechende Leydener Flaſche ſeyn; indem der Guttapercha-Ueberzug ihre iſolirende Schicht, der Kupfer-Strähn ihr inneres Leitungskleid, und die Eiſendecke und das Waſſer des Meers ihre äußere Hülle iſt. So oft man ein Signal durch dieſelbe ſendet, muß die ganze Flaſche mit Elektricität gefüllt und entladen werden. Es iſt daher gut daß der Kupferſträhn in der Mitte ein kleiner iſt. Wäre er eben ſowohl ein breiter wie ein langer, ſo würde er einen verhältnißmäßig ungeheuren Elektricitätsaufwand erfordern, um ſeine Aufgabe zu vollführen. Hr. Whitehouſe beweiſt die Thatſache daß dieß die wirkliche elektriſche Natur des Taues iſt dadurch, daß er die beiderſeitigen Enden zweier Stücke deſſelben, deren eines 15, das andere 200 Meilen lang iſt, in die Luft lenkt, und ſo iſolirt. Das fünfzehn Meilen lange Stück wird dann geladen, und durch ſeine Entladung hebt es 1075 Körner auf den Magneto-Elektrometer, da die Entladung die Eiſenſtange magnetiſirt. Thut man daſſelbe mit dem 200 Meilen langen Stück, ſo hebt die Entladung 2300 Körner. Das lange Taufstück erhält und faßt mehr Elektricität als das kurze, und die größere Menge thut ſich kund durch die Ausübung der größern Kraft, wenn ſie aus dem ſtatiſchen in den bewegenden Zuſtand übergeht.

Wie viel Elektricität aber braucht man in Wirklichkeit um einen hundert Meilen langen Drath zu laden? Wenn das atlantiſche Tau ſeiner Krümmungen wegen Tauſende von Meilen lang ſeyn ſollte, wird es dann Tauſende von Paaren Voltaiſcher Platten erfordern um es telegraphiſch benutzbar und thätig zu machen? Dieß wäre der Fall wenn man es eben ſowohl breit als lang machte; iſt aber nicht der Fall bei ſeiner jetzigen Conſtruction. Hr. Whitehouſe nimmt ſieben kleine dreieckige Zinkſtücke, bekleidet ſie mit Siegellack, und ſchneidet dann mit einem Meſſer, von einer der Spitzen eines jeden, das Siegellack ſo weit hinweg bis es nur noch ſo groß iſt wie ein lateiniſches o der Petitſchrift; wenn man nun an dieſe Platten den Kupferdrath befeſtigt, dieſelben hierauf in ſieben kleine, mit einer verdünnten Säure gefüllte Glaszellen taucht, ſo wird das Ganze eine lilliputiſche Voltaiſche Batterie, deren ſieben winzige Zinkſpitzen der einzige wirkende Theil ſind. Mit dieſer lilliputiſchen Batterie hat der Verfaſſer dieſes Aufſatzes deutlich umriſſene und genaue telegraphiſche Zeichen auf den gewöhnlichen Streifen chemiſch-präparirten Papiers, durch 660 Meilen Tau hindurch, gemacht; die Länge der Zeit welche der Durchgang dieſes ſchwachen Stromes durch die 660 Meilen Tau brauchte, betrug nicht mehr als $^{9}/_{10}$ einer Secunde. Dieſes merkwürdige Druckſtück hat der Verfaſſer dieſer Zeilen als freundliche Erinnerung bei ſich behalten, um ſich darauf ſtützen zu können, wenn er je geneigt ſeyn ſollte von irgendetwas zu ſagen: „dieß kann nicht ſeyn.“ Er will dieſes kabbaliſtiſche Stück Papier fürderhin als ein antiſeptiſches Zaubermittel bei ſich tragen.

Ein einfacher Voltaiſcher Strom, den man von 72 je 16 Geviertzoll breiten Platten abſendet, hebt 25,000 Körner auf den Magneto-Elektrometer, wenn man den Strom auf einmal auf ſeine magnetiſirende Rolle wirft. Er hebt 10,500 Körner, wenn man ihn durch 200 Meilen Tau an den Magneto-Elektrometer ſchickt; 3250, wenn er durch 400 Meilen geht, und 1400 Körner, wenn er 600 Meilen durchzieht. Aus dieſem Verhältniß erſieht man daß von der bloßen Breite des atlantiſchen Oceans — in elektro-telegraphiſchem Sinn geſprochen — nichts zu fürchten iſt, wenn man dabei im Auge behält daß die lilliputiſche Batterie von ſieben Spitzen durch 660 Meilen Tau hindurch ihre Abdrücke macht, und wenn man ferner berückſichtigt daß der geſchwächte Strom, bei ſeiner Ankunft auf der andern Seite des Oceans, abgeſetzt werden wird nicht um ſchwere mechaniſche Arbeit zu verrichten, ſondern ganz einfach um Relais-Batterien in Thätigkeit zu ſetzen, damit die Pricker oder Stichel des Morſe'ſchen Apparats ihre Arbeit auf dem Papierſtreifen beginnen können. Der erſte Strom wird ſich ſo oftmal um eine ſchwache Eiſenſtange ziehen, als hinreichend iſt um ſeine Stärke wieder zu vervielfältigen; ſo erſtarkt wird er einen zeitweiligen Magnet der Eiſenſtange bilden, und dieſer zeitweilige Magnet dann die Armatur herabſtoßen und die berichterſtattenden Stichel in Arbeit verſetzen.

Zweiundſiebenzig Paar ſechzehnzöllige Voltaiſche Platten — d. h. durch den chemiſchen Einfluß von Säuren elektriſch thätig gemachte Zinkplatten — können auf eine Entfernung von 600 Meilen 1400 Körner in die Höhe heben. Sie vollführen dieſe Aufgabe mit einem Verluſt von einer halben Secunde für die unterwegs verbrauchte Zeit. Zehn Platten von 100 Geviertzollen, welche durch die Magnetiſirung von Eiſenſtangen und die durch den Magnetismus in aufgewickelten Drähten erzeugten ſecundären Ströme wirken, ſenden einen Strom aus, deſſen Einfluß nur 745 Körner in der Entfernung von 600 Meilen in die Höhe zu heben vermag; dieſer Strom aber verliert nur $^{19}/_{100}$ einer Secunde. Einfache Voltaiſche Elektricität hat weniger bewegende Kraft als die Elektricität magnetiſcher Induction; allein die ſchwache Elektricität magnetiſcher Induction bewegt ſich, ſonderbar genug, durch das iſolirte und drathumbundene Tau mit einem höheren Maß von Schnelligkeit als die ſtarke Elektricität von Voltaiſchem Charakter. Da die Botſchaften zweier mächtigen Nationen, eine Zeitlang wenigſtens, mittelſt eines einzigen Taues befördert werden müſſen, ſo iſt es in hohem Grade wichtig daß man den flinkſten Boten für dieſes Geſchäft auserwähle — daß man lieber den Ariel als den Caliban zu dieſem Dienſt verwende. Es wird einen Unterſchied von einigen hundert Pfund wöchentlich in der Einnahme der Compagnie machen, ob zwei oder ſechs Worte in der Secunde durch das telegraphiſche Tau befördert werden können; daher wird man magnetiſche Inductions-Rollen bei der Thätigkeit des atlantiſchen Telegraphen lieber gebrauchen als die einfache Voltaiſche Batterie. Hierin liegt abermals ein Beleg für die praktiſche Weisheit welche lieber ein kleines Tau zu einem Koſtenbetrag von 100 Pfd. St. und mit einem Gewicht von weniger als

Digitized by Google

einer Tonne per Meile, als ein größeres, schwereres und kostspieligeres, bezüglich seiner Stärke von dem transmittirenden Kern abhängiges wählte. Bei einem solchen Transmissions-Werkzeug hätte man die schwachen Inductions-Rollen nicht anwenden können. Mehrere Paar Inductions-Rollen, die fünf Fuß lang sind, aber einen Strom von sehr beschränkter Intensität erzeugen, werden durch große, Platten von 2000 Quadratzoll enthaltende Voltaische Zellen in Bewegung gesetzt werden. Man glaubt daß die Arbeitskosten dieser im Dienst der atlantischen Telegraphie befindlichen Batterien einen Shilling per Stunde nicht überschreiten werden.

Gesetzt aber dieses dünne Tau solle durch sein eigenes Gewicht sich ausspannen — was wird geschehen, wenn ein sechs Meilen langes Stück davon mitten in den atlantischen Ocean hinabhängt, und seine Curve die Meerestiefe noch nicht erreicht? Wird es, wenn der an sich schon feine und unbestreitbar schwache und biegsame Kern weiter in die Länge gezogen und durch diese Anspannung noch feiner werden sollte, als telegraphisches Mittheilungsmittel über einen so weiten Raum noch zu gebrauchen seyn? Wird es nicht mehr im Stande seyn Elektricität genug hinüber zu befördern, um den operirenden Magnet an der jenseitigen Küste des breiten Oceans in Bewegung zu setzen? Als Antwort auf diese Frage nimmt Hr. Whitehouse 600 Meilen Tau, und findet daß, durch diese hindurch, 745 Körner von 72 Paar Platten auf den Magneto-Elektrometer gehoben werden, und dann fügt er eine ganze Meile Drath, elfmal so klein als der Kupferkern, mitten in das Tau hinein, und durch die ganze Länge, Tau und eingeschobenen Drath, hindurch werden 725 Körner von denselben 72 Paar Platten aufgehoben. Das Längerziehen einer ganzen Meile des Kupferkerns im Betrag von zehn Elfteln seiner ganzen Dicke schwächt seine Leitungsfähigkeit nur um den 37sten Theil. Man hat behauptet, der Kupferkern des atlantischen Taues werde sich um zwei Fuß in einer Meile verlängern, und diese Verlängerung werde seine Transmissionskraft für telegraphische Zwecke zerstören. Hr. Whitehouse gibt die Antwort darauf, indem er zeigt daß, wenn es sich auch um 96 Fuß in jeder Meile verlängerte, sein Verlust an Transmissionsfähigkeit kaum bemerkt werden würde.

Die äußere Umhüllung des Taues ist aus gezwirnten Eisendräthen gebildet, diese Dräthe erscheinen aber dem Auge als so unbegreiflich fein, daß man sie für den Zweck, zu welchem sie bestimmt sind, kaum brauchbar halten, und glauben möchte, sie müßten, wenn sie sich einige Monate lang unter Wasser befinden, nothwendiger Weise vom Rost gänzlich zerfressen werden. Sollte diese Zerfressung eintreten, was würde dann aus dem entblößten Tau werden? Welche Aussicht würde, wenn die schützende Umhüllung verschwunden ist, der inwendig befindliche schwache Kern für weitere nützliche Verwendung haben? Ingenieur Bright, der würdige Gehülfe Whitehouse's, hat eine sehr befriedigende Antwort auf diese Frage. Der eiserne Ueberzug des Taues mag sich, wenn es ihm beliebt, schon am Tage nach seiner Versenkung in die Meerestiefen in Rost auflösen; er hat bloß die Bestimmung den wichtigeren Theil des Taues während des Legungsprocesses, und so lange es dem Zufall der Verletzung durch mechanische Kräfte ausgesetzt ist, vor Gefährdung zu schützen. Hat er diesen Zweck erfüllt, und hat das Tau einmal seinen endlichen Ruheplatz erreicht, so bedarf es keines Schutzes mehr, weil es dann in einer und derselben Lage mit allen andern Dingen auf der Erde ist, und keine schädliche Einwirkung mehr zu fürchten hat. In den Tiefen des atlantischen Oceans wird ihm keine Gewalt angethan, dort herrscht fast ununterbrochene ewige Ruhe; die Wellen welche seine Oberfläche in Aufruhr versetzen, reichen nicht in den großen oceanischen Wasserbehälter hinab; selbst Strömungen erstrecken sich nur einige Faden tief, und Anker dringen nie in diese geheimnißvollen Meeres-Reiche, außer wenn sie hinabfallen um nie mehr erhoben zu werden. Das atlantische Tau wird die denkbar sanfteste Liegerstätte haben, denn nichts ist ruhiger und stiller als das stille Wasser. Wo das Tau, in der Nähe jeder Küste z. B., eine zugänglichere Gegend durchzieht, hat es einen viel bedeutenderen Umfang und eine beträchtlich größere Stärke.

Geschichtliche Ueberlieferungen der Chippewas, Odjibwas oder Odjibwa-Algonquins.

Von alle den in Amerika vorhandenen Zweigen des Algonquinstammes hat das oben genannte weit verbreitete und zahlreiche Geschlecht durch seine Ueberlieferungen den größten Anspruch auf geistige Bedeutung, soweit wir es wenigstens nach den gemachten Forschungen beurtheilen können. Es besitzt in seinen kunstreich erdichteten Legenden und Hüttensagen einen mannichfaltigen und unerschöpflichen Schatz, der sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, und der den wilden Menschen des Nordens die gleiche Unterhaltung und Belehrung gewährt, wie uns etwa die Märchenbücher. Auch die Bilderschrift findet man bei diesem Volk in einem Grade erhalten, der anzeigt daß es entweder glücklicher oder sorgfältiger in der Bewahrung dieser sehr alten Kunst des Menschengeschlechts gewesen ist.

Obgleich Krieger — und die tapfersten Krieger — zeichnen sich die Odjibwas doch durch die Entwicklung ihrer geistigen Kräfte vortheilhaft vor andern Stämmen aus. Ihre geschichtlichen und religiösen Ueberlieferungen stimmen in Bezug auf die Entstehung des Erdballs und das Daseyn eines höchsten Wesens in vielen Dingen mit den unsrigen überein. Sie glauben daß der große Geist durch die Macht seines Willens Erde und Himmel hervorrief; dann Thiere und Menschen aus der Erde bildete, und den übrigen Raum durch untergeordnete Geister belebte, denen er etwas von seinem eigenen Wesen, sowie einen Theil seiner Macht gab.

Er schuf einen großen Geist, den Herrn des Bösen, dem er dienende böse Wesen unterordnete, die dessen Willen ausführen sollten.

Auf dem Glauben daß zwei sich bekämpfende Mächte, welche stets um den Vorrang streiten, und Glück und Leben der Menschen in ihren Händen hatten, die Welt regieren, beruht die Grundlage ihrer Religion, die in Anbetung und Opferungen besteht.

Nach ihren Ueberlieferungen sind die Thiere vor dem Menschen erschaffen und haben ursprünglich auf der Erde geherrscht, bis einige von ihnen, durch die Macht der Zauberkunst in Menschen verwandelt, in dieser neuen Gestalt Krieg gegen ihre ehemaligen Brüder führten, und sie jagten und verfolgten.

Trotzdem sind die Odjibwas der Ansicht daß auch die Thiere in einem künftigen Leben menschliche Gestalten annehmen werden, und daß sogar die Vögel, Reptilien und Insecten vernünftige Fähigkeiten besitzen und eine Seele haben.

Die einsichtsvollsten Priester dieser Race theilen uns mit daß ihre Vorfahren die Sonne anbeteten, und daß dieser leuchtende

Digitized by Google

Körper als Symbol des göttlichen Geiſtes betrachtet wurde. Mit dieſem Symbol bezeichnen ſie in ihrer rohen Bilderſchrift den großen Geiſt, und man findet daſſelbe häufig in den Bildern des Medicine- und Wabeno-Tanzes, ſowie in andern geheiligten Formeln.

Sie glauben daß in jedem Menſchen zwei Seelen wohnen, die eine fleiſchlich oder körperlich, die andere geiſtig oder unkörperlich.* Die fleiſchliche Seele geht unmittelbar nach dem Tod in das Land der Geiſter zur künftigen Seligkeit ein; die geiſtige Seele weilt bei dem Körper und ſchwebt um ſeinen Begräbnißplatz.

Sie verbinden mit dem künftigen Leben nur den Gedanken an Lohn, nicht an Strafe, und hoffen dort ein Paradies zu finden mit allem angefüllt was dem Auge, Ohr und Geſchmack die vollkommenſte Befriedigung gewähren kann.

Nach ihrer Ueberzeugung gehen in der unbegränzten göttlichen Barmherzigkeit alle andern Eigenſchaften des großen Geiſtes auf, außer ſeiner Macht und Allgegenwart, und ſie glauben daß dieſe Barmherzigkeit jedem zu Theil wird.

Im allgemeinen offenbart ſich hierin weder ein ſehr unterſcheidender moraliſcher Sinn, noch ein feineres Gefühl in Bezug auf die Verantwortlichkeit ihrer Handlungsweiſe.

Freilich hat ſich unter ihnen die unbeſtimmte dunkle Sage von einem tiefen, finſtern Strom erhalten, den die Seele befahren müſſe um in das Land der Seligkeit zu gelangen; aber dieſe und ähnliche Ueberlieferungen ſtreiten doch nicht mit ihrem Glauben an die Barmherzigkeit des großen Geiſtes, der alle, ohne Unterſchied, in die Gefilde der Seligen aufnimmt.

Dieſer Glaube iſt ſo feſt bei den Odjibwas daß die nur ihnen eigenthümliche, die höchſte Verehrung ausdrückende Benennung für den großen Geiſt Gezha Monedo, auch Gitchy Monedo iſt, d. h. gnädiger oder barmherziger Geiſt. Der Ausdruck Wäzheaud bedeutet ſo viel wie Schöpfer, und ſie bedienen ſich desſelben wenn ſie von den belebten Werken des großen Geiſtes ſprechen, ſowie auch im allgemeinen der Bezeichnung Wäſemigoyan oder Vater des Alls.

Der große Geiſt des Böſen: Mudje Monedo und Matche Monito genannt, wird als ein erſchaffenes und nicht als ein von Anbeginn beſtehendes Weſen gedacht. Die untergeordneten böſen Geiſter heißen Monetoſh, ein Wort, das aus Monedo oder Moneto durch die Anhängung von „ſh“ gebildet wurde. Die außerordentliche Biegſamkeit ihrer Sprache iſt ſehr geeignet eben ſolche Abſtufungen zuzulaſſen.

Die Sagen der Odjibwas erzählen auch von einer Sündfluth welche die ganze Erde bedeckte, und aus deren Gewäſſer nur die Bäume hervorragten, die auf den Spitzen der höchſten Hügel oder Berge ſtanden. Ein einziger Menſch rettete ſich, indem er den Gipfel eines dieſer Bäume erklomm, aus jener furchtbaren Ueberſchwemmung. Dieſer Mann, Manabozho, war der Halbgott ihrer Dichtungen, der den Waſſern ſtill zu ſtehen gebot und die Erde von neuem ſchuf.

Auf ſeinen Befehl mußten nun verſchiedene Thiere in die Fluthen tauchen, um etwas von der urſprünglichen Erde aus der Tiefe zu holen. Der Biber war endlich ſo glücklich ein kleines Theilchen davon heraufzubringen, und dieß bildete den Keim oder Kern des neuen, oder beſſer wieder erſchaffenen Planeten.

Ob dieſer Sage beſondere Allegorien zum Grunde liegen, iſt ungewiß; obgleich die Indianer gewöhnlich ihre geſchichtlichen Ueberlieferungen und Glaubenslehren unter Allegorien und Symbolen zu verbergen pflegen. Die Legenden der Algonquinſtämme theilen uns mit daß dieſe Sündfluth durch den Häuptling der böſen Geiſter hervorgerufen wurde, den die Sage ſinnbildlich als eine große Schlange darſtellt, die den Halbgott Manabozho zu bekämpfen ſucht. Dieſer Manabozho iſt derſelbe, den die alten Geſchichtſchreiber mit den Namen Abou, Michabou oder der „große Haſe“ bezeichnen.

Ueber ihre wirkliche Abkunft und Geſchichte wiſſen die Odjibwas nichts beſtimmtes, außer daß ſie von „Wabenong“ einwanderten, welches ſo viel heißt als „vom Lande des Oſtens.“ Doch kann man als gewiß annehmen daß ſie vom atlantiſchen Ocean kamen, als ſie ſich am Geſtade des Sees Superior, ihrem gegenwärtigen Aufenthalt, niederließen. Auch ihr Name gibt keinen Aufſchluß in dieſer Beziehung. Sie nennen ſich ſelbſt Od-jib-wäg, welches der Plural von Odjibwas iſt. Dieſer Ausdruck, der, wie es ſcheint, eine Eigenthümlichkeit in ihrer Stimme oder Ausſprache bezeichnet, wurde von der angelſächſiſchen Race in Amerika „Chippewa“ ausgeſprochen, und hat ſich unter dieſer Benennung in unſern Unterhandlungen und unſerer Geſchichte erhalten.

Sie ſind in Sprache, Sitten, Gewohnheiten und andern Kennzügen ein gut ausgeprägter Typus des Algonquinſtammes und in der That der wichtigſte, volkreichſte und verbreiteſte Zweig, welcher ſich von dieſem Geſchlecht noch auf dem Feſtlande findet.

Der Name Chippewa kann ſchon durch den allgemeinen Gebrauch als feſtſtehend betrachtet werden, und nur die Schriftſteller geben bei philologiſchen oder andern wiſſenſchaftlichen Forſchungen der wahren und richtigern Benennung den Vorzug.

Der Name Algonquin, welcher von den Franzoſen noch immer einer kleinen Abtheilung dieſes Stammes in der Nähe von Montreal beigelegt wird, diente vormals lange als Bezeichnung für das ganze Geſchlecht, welches in den Vereinigten Staaten und dem britiſchen Amerika durch eine gleiche, urſprüngliche Sprache verbunden war. Eine Eigenthümlichkeit dieſes Volkes bildet der Glaube an die geheimnißvolle und heilige Bedeutung des Feuers.

Die heilige Flamme welche ſie durch den Gebrauch des Feuerſteins gewinnen, darf weder bei ihren Volksfeſten, noch bei den religiöſen Feierlichkeiten fehlen.

Selbſt die Pfeifen, die eine ſo große Rolle bei allen Verhandlungen ſpielen, werden an dieſem Feuer entzündet. Es iſt für ſie das Symbol der Reinheit. Demgemäß dient ihnen die Flamme als ſinnbildliche Bezeichnung für die Seele, welche, durch den Tod geläutert, in das Land der Seligen eingeht. Sie opfern auch dem Feuer einen Theil der erſten Jagdbeute.

Alle dieſe Eigenthümlichkeiten beziehen ſich wahrſcheinlich auf die Anbetung der Sonne, welche ſie, wie ihre Ueberlieferungen und Sagen berichten, in frühern Zeiten als Gottheit verehrten.

Auch findet man unter den Odjibwas eine zahlreiche Claſſe von Leuten, die noch jetzt die Magier der weſtlichen Wälder bilden und unter dem Namen Joſſaheeds oder Murmler bekannt ſind. Man bezeichnet mit dieſem Wort diejenigen welche, am Boden liegend, leiſe Töne gleichſam in die Erde hinein murmeln.

Die Ausübung dieſer Kunſt, ſowie die eigenthümlichen Begriffe in Bezug auf ein heiliges Feuer und die Lehre von der Seelenwanderung möchte Veranlaſſung geben ihre Abſtammung eher von den Schülern Zoroaſters (!) und dem fruchtbaren perſiſchen Stamme herzuleiten, als von den geiſtig ſehr wenig verfeinerten mongoliſchen Horden.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 34. 21 August 1857.

Das indische Kastenwesen und die Eingriffe der Engländer in dasselbe.

Von den übrigen indogermanischen Völkern unterscheiden sich die Inder durch das Kastenwesen, das eher an das alte Aegypten erinnert, mit dem Freund Bohlen und andere es auch, wie wir sehen werden, irrig in Verbindung gebracht haben. Die neuesten Forschungen von Roth (Brahma und Brahmanen, in der Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellschaft Bd. 1 zur Litteratur und Geschichte der Wedas) und Lassens, dem auch Duncker folgt, haben das interessante Resultat ergeben, daß auch bei den Indern in der ältesten Zeit es gar keine Kasten gegeben habe, und diese sich erst in Indien gebildet haben.

Im Rig Weda werden sie noch gar nicht genannt, außer in einem einzigen Hymnus (10. 6. 12), wo die Erschaffung der Kasten wie in Manu's Gesetzbuche (1. 31) dargestellt wird, welcher Hymnus aber sicher erst der Periode der Upanischads angehört. Der Name der Kriegerkaste (Kschatrija) kommt in den Wedas gar noch nicht, der der Brahmanen aber nur selten vor, und sie erscheinen nur als bei der Anbetung der Götter zur Darbringung der Opfer und Vermittlung der Gunst dieser besser befähigt; sie heißen daher die Vorangestellten (Purohita). Die Lieder des Rig Weda weisen auf das Land der sieben Ströme als den Wohnsitz der damaligen arischen Inder hin; die jüngern Gesänge nennen nur die Jamuna, nicht die Ganga. So lange die vom N. W. eingewanderten Inder dort ansässig waren, hatten sie also noch keine Kasten. Ein wirkliches Priesteramt zeigt sich erst in nachwedischer Zeit. Auch die dritte Kaste, die der Waiçjas, wird noch später unter dem gemeinsamen Namen der Arier mitbegriffen. Arja heißen die Ehrwürdigen. Waiçja, vom Sanskrit Wesa, das Haus — verwandt mit οἶκος, vicus, bedeutet die Zusammenwohnenden, und ihnen stehen in der ältesten Zeit allein die Dasju, von der Wurzel Dasa, Diener, Unterworfener — im Zend bedeutet das entsprechende Dagju gar bloß Land, Provinz — gegenüber. Der jüngste König, den der Rig Weda nennt, der letzte Kuru, wird aber in die Mitte des 15ten Jahrhunderts v. Chr. gesetzt. Was die vierte Classe, die der Sudras, betrifft, so meint Lassen daß, da dieser Name auf kein Sanskritwort zurückgeführt werden kann, und da das Epos die schwarzen Sudra an der Mündung des Indusdelta erwähnt, daß es ursprünglich der Name eines Stammes der Urbewohner war, den die Arier unterwarfen.

Ktesias unterscheidet schwarze und weiße Inder, und auch Herodot im Heere des Xerxes die eigentlichen Inder von den Aethiopen des Osten. Auch die Abhira, eine spätere Mischkaste an der Ganges-Mündung, bei Ptolemäus (7. 1) Abiria, eigentlich Kuhhirten, bezeichnen ein solches ursprüngliches Hirtenvolk, das sich noch in den Ahirs, die aus Sindh in Kutsch eingewandert sind, erhalten hat.

Wir sehen also hier den Ursprung und das eigentliche Wesen der Kasten. Eine stärkere, höher civilisirte, weiße Race drang von N. W. in Indien ein, unterwarf sich die schwächere, wenig civilisirte dunkle Race und machte sie zu ihren Knechten. Es ist also ursprünglich ähnlich, wie wenn der Jude in Kanaan eindringt, die Urbewohner unterjocht und den Gegensatz zwischen Juden und Heiden (Goim) strenge festhält, der Grieche den zwischen Griechen und Barbaren, der Spartaner den von Spartaner und Heloten, der Burgunder und Franke sich gesetzlich höher stellt als den unterjochten Römer, der Christ und der Muhammedaner mit dem Heiden lange keine Gemeinschaft pflegten, und die Nordamerikaner noch den Neger und Indier keineswegs sich gleichstellen und mit ihm in gleichberechtigter Gemeinschaft leben. Wir haben diese nationalen, politischen und religiösen Gegensätze mit Absicht dem indischen Kastenwesen gegenüber gestellt, weil die ursprünglich bloß nationale und politische Scheidung der Einwohner-Classen noch durch religiöse Dogmen verstärkt wurde, als die Brahmanen, da sie bis in das Ganges-Thal auf ihrer Wanderung gelangt waren, durch die indische Natur angeregt, die im ewigen Wechselkreise stets sich erneuert, dort ihr wunderbares System von der beständigen Regeneration und Zerstörung der Welten und der Seelenwanderung schufen, und mit den politischen Verhältnissen in Verbindung brachten, indem sie die Unterdrückung der untern Kasten als selbst verdiente Strafen für Sünden, die diese in früheren Lebensperioden begangen hatten, darstellten.

Wie die einzelnen Kasten sich allmählich ausbildeten, nachdem die arischen Inder zwischen dem Himalaya und Vindhya, an der Jamuna und dem Ganges sich ausgebreitet hatten, läßt sich, wenigstens was die erste Kaste betrifft, einigermaßen geschichtlich verfolgen. Wir finden zwar früh einzelne Männer, wie Wischwanitra und Wasistha, die, als zu Priestern besonders befähigt, auch als

Digitized by Google

ſolche auftreten, aber noch am Schluſſe der Wediſchen Zeit konnte ein Sohn des Königs das Amt eines Prieſters (Purohitha) verwalten, obwohl der König ſchon geprieſen wird, der einen Brahmanen hält und freigebig ihn behandelt. Die epiſchen Gedichte nennen noch Brahmanen-Geſchlechter, die von Königen ſtammen, und Brahmanen Söhne, welche Königstöchter heirathen. In dem jüngern Geſetzbuche Manu's erſcheint dagegen die bürgerliche Verfaſſung in den Geſetzen für die einzelnen Kaſten ſchon ganz abgeſchloſſen, und der König (7. 37—42) in völliger Unterwürfigkeit unter der Macht der Brahmanen. Manu's Geſetze müſſen aus vorbuddhiſtiſcher Zeit, alſo vor 540 v. Chr. ſeyn. Der erſte Schritt zur Bildung der Brahmanen-Kaſte ſcheint geweſen zu ſeyn daß das Amt erblich wurde. Schon in der wediſchen Zeit waren einige Familien durch ihre Lieder, die beim Cultus bruchſtückweiſe benutzt wurden, berühmt. Es bildeten ſich verſchiedene Schulen welche die Texte überlieferten und erklärten. Aus dem ausſchließlichen Beſitze der heiligen Bücher und der Kenntniſſe die zu den Opfern nöthig waren, ſcheint nun die abgeſchloſſene Brahmanen-Kaſte hervorgegangen zu ſeyn. Wo aber eine ſolche Scheidung einmal eintritt, folgen mehrere nothwendig nach. Auch der Krieger erzeg ſeinen Sohn zum Krieger. Die Waiſjas ſcheinen erſt allmählich (Manu, 1. 90) ausſchließlich auf die drei Beſchäftigungen des Ackerbaues, Handels und der Viehzucht beſchränkt und dann zunächſt in drei Abtheilungen ſich geſchieden zu haben. Auch die gemiſchten Kaſten ſcheinen früher nicht ſo ſcharf getrennt geweſen zu ſeyn. Einige, die Manu nennt, haben den Namen wohl von Stämmen der Urbewohner, ſo die Tſchandala oder Kandala, κανδάλοι am Tapti bei Ptolemäus (7. 1. 66), andere von ihrer Beſchäftigung.

Der Unterſchied zwiſchen Indien und den europäiſchen Verhältniſſen iſt nun der daß, während hier die oben erwähnten feindlichen Gegenſätze ſich allmählich milderten und auflöſten, in Indien, ſelbſt als die Verhältniſſe ſich gänzlich geändert hatten, und die vier Kaſten nicht einmal mehr in ihrer Reinheit beſtanden, doch die Trennung und Zerſplitterung nicht nur fortdauerte, ſondern noch immermehr zunahm und ſich zuletzt ſo verknöchert wie jetzt zeigt.

Es iſt freilich ein in Europa noch immer ſehr verbreitetes Vorurtheil, als ob, wie überhaupt im Orient, ſo auch in Indien immer alles ſeit Jahrtauſenden unverändert geblieben ſey, was doch ſchon allen Geſetzen der Natur widerſpricht. Schon bei Manu und im Brahma Vairarta Purana ſind verſchiedene Miſchkaſten aufgeführt, während die Wedas noch gar keine kennen, und dieſe haben ſich jetzt noch vielmehr vermehrt und gegen einander abgeſchloſſen, wie man aus Colebrooke's Abh. (As. Res. T. 5) ſehen kann. In Bengalen wenigſtens ſind die beiden unterſten Kaſten als ſolche erloſchen; von der Kriegerkaſte gibt es auch nur wenige, ſo daß die Brahmanen die Kaſte der zweimal Wiedergeborenen allein noch bilden. Dagegen haben mehrere Miſchkaſten ſich ſehr gehoben. So macht die Kaſte der Aerzte (Baidyas) jetzt Anſprüche auf die Privilegien der doppelt Wiedergeborenen. Die Schreiberkaſte (Kayaſtas), ihnen am Rang die nächſte, hat großen Einfluß ſelbſt über die Brahmanen gewonnen, deren Anſehen durch die Mohammedaner und andere Fremde ſo geſunken iſt daß z. B. in Calcutta der Präſident des Dharma Sabha ein Kayaſtha iſt, während ein Brahmane nur ſein Secretär; und jüngſt hat ein Kayaſtha in mehreren Pamphlets darzuthun geſucht daß ſie keine Unterabtheilung der Sudras bildeten, ſondern nach Stellen der Wedas und Puranas zur Kriegerkaſte gehörten oder ihr wenigſtens gleichſtänden. Der Urheber dieſer neuen Lehre, Radjnarayas Mitra, hat ſie in einer alle 14 Tage erſcheinenden Zeitſchrift (Kuſtabah Kiruna) und in einem eigenen Werke, das in Calcutta in 3 Bänden erſchienen iſt, zu verbreiten geſucht, und es hat ſich eine eigene Partei gebildet welche die heilige Schnur anlegt, die myſtiſche Gayatri herſagt u. ſ. w., die den einmal Wiedergeborenen auch nur anzuhören verboten iſt. An ihrer Spitze ſteht der Radja von Andur. Da aber die meiſten Kayaſthas dieſem Beginnen ſich widerſetzten, ſo veranlaßte dieß nur wieder eine neue Abſonderung.

Wir folgen hier vorzugsweiſe einem Inder, Kriſchna Mohana Banerje (Hindoo Caste, an Essay. Calcutta, 1851. 8.). Noch beſteht die fortdauernde geiſtige Suprematie der Brahmanen, wenigſtens in der Theorie und bei den gläubigen Hindu, ſo ſehr ihr Einfluß durch die Buddhaiſten, Mohammedaner, Britten auch geſunken iſt, während die Kriegerkaſte ſeit lange ihr Anſehen verloren hat, die beiden andern Kaſten als reine Kaſten nicht mehr exiſtiren. In Calcutta lebte nach dem „Friend of India" noch jüngſt ein Gewürzkrämer, der den Staub von einem Lal Brahmanen ſammelte und drachmenweiſe als Specificum gegen gewiſſe Krankheiten verkaufte. Die Hindu reiben ſich damit die Stirne, ehe ſie an ein ſchwieriges Geſchäft gehen. Man lehrt noch den Sudra, daß wenn er ſich beſtändig der Blätter, von welchen ein Brahmane gegeſſen hat, beim Eſſen bediene, er als Brahmane wieder geboren werden könne; ein Sudra, Kaſi Ram Das, der den Mahabharata in die Volksſprache überſetzt hatte, wurde dagegen von den Brahmanen auf ewig verflucht. Indeß enthalten ſich die Brahmanen nicht mehr der Beſchäftigungen die mit ihrem Gelübde eigentlich unverträglich ſind, wenn ſie nur etwas abwerfen, nehmen Dienſte bei jedem, verkaufen ihre Kenntniſſe, was nach den Schaſtras ein Verbrechen iſt, und leben von der Feder und was ſonſt ihnen Gewinn bringt. Nach Orlich wäre das ſklaviſche Verhältniß der Sudras zum Brahmanen jetzt nicht mehr ſo ſtrenge. Ihn täuſchte aber wohl die anſcheinende Gleichſtellung im engliſchen Lager, wo das Heer ſich aus verſchiedenen Kaſten recrutirt, welche die Disciplin dann zuſammenhält. Unter den andern gemiſchten Kaſten werden 9, die Nobosakh, mit größerer Rückſicht als die übrigen behandelt. Der Brahmane hat nichts dagegen ſie als Waſſerträger u. ſ. w. zu benutzen, während die übrigen, wie Mechaniker und Handwerker, die Verachtung der Sudra's wie in Manus Zeitalter noch jetzt theilen. Der Brahmane hält ſich durch ihre bloße Berührung verunreinigt. Vor 40 Jahren wurde bei Calcutta ein Brahmane, weil er von einem Goldſchmied Nahrung angenommen hatte, verurtheilt zwei Tage zu faſten, hunderttauſendmal einen heiligen Text zu wiederholen und den verunreinigten Mund zu reinigen, indem er ihn mit heiligem Kuhmiſt ausfüllen mußte. Drittens findet jetzt ein gänzliches Verbot der Heirathen und des geſelligen Verkehrs unter den verſchiedenen Kaſten ſtatt; gerade in dieſen beiden Punkten zeigt ſich jetzt die Kaſtenbeſchränkung vorzugsweiſe. Die Zwiſchenheirathen unter den verſchiedenen Kaſten ſuchte man zwar immer zu entmuthigen, aber ſie waren nie ſo ſtrenge verboten als jetzt, wo einer durch Eingehung einer Ehe und den dadurch entſtandenen Verkehr mit einer Perſon einer verſchiedenen Kaſte ſeine Kaſte ſofort verwirkt, während früher der Brahmane durch Verbindung mit einer

Digitized by Google

Sudra ſeine Kaſte nicht verlor, ſondern nur das Kind aus dieſer Verbindung einen niedern Rang erhielt. Radſcha Kriſchna von Nadiya, der als Begünſtiger der indiſchen Literatur berühmt iſt, ließ noch 1750 einen Sudra hinrichten, weil er eine Brahmanin geheirathet hatte. Viertens iſt eine und dieſelbe Kaſte jetzt in eine Menge Zweige getheilt, und der Brahmane und der Kavaſtha darf nicht nur keine Frau aus einer andern Kaſte heirathen oder mit ihr verkehren, ſondern ſelbſt nicht mit vielen Familien ſeiner eigenen Kaſte, was dem urſprünglichen Geſetze gänzlich fremd iſt. So ſind die Brahmanen in Bengalen in verſchiedene Srenies getheilt, die Rauries, Barenders, Vaidiks und Sapteſatis, die weder unter einander ſich verheirathen noch mit einander verkehren dürfen. Die Srenies zerfallen wieder in Unterabtheilungen: in Kulins, Srotriyas und Bangſajas, die mit einander verkehren, aber nicht ſich mit einander verheirathen dürfen. Von Mahratta-Brahmanen werden fünf Claſſen genannt; ſie hängen zum Theil verſchiedenen Secten an, oder haben ſich verſchiedenen Beſchäftigungen ergeben; einige dienen als Sipahis (Soldaten) oder thun noch niedere Dienſte, während andere nur die Wedas und Schaſtras leſen und natürlich jene höchlichſt verachten und von ihnen ſich ferne halten. Aehnliches findet auch bei den andern Kaſten ſtatt. So bilden im Süden nach Percival die Sudras der rechten Hand (die Landbeſitzer, Ackerbauer, Barbiere, Töpfer), und die der linken (die Handwerker u. ſ. w.) zwei ſolche Hauptabtheilungen. Fünftens gibt es, abgeſehen von der Urbevölkerung, auch noch gänzlich Ausgeſtoßene (Outcasten), wie im Norden die Tſchandalas, im Süden die Pariars. Auch dieſe vereint nicht etwa ihre gedrückte Lage, ſondern ſie theilen ſich wieder in unzählige Unterabtheilungen, die ſich wieder eine von der andern abſondern, und ſich Wunder was der niedrigen gegenüber zu ſeyn einbilden.

Wenn das Kaſtenweſen in der älteſten Zeit durch Vererbung der Kenntniſſe eine Halbciviliſation fördern konnte, übte es ſpäter nothwendig den verderblichſten Einfluß auf die Entwicklung des menſchlichen Geiſtes. Obwohl der Sohn weder das Talent noch die Neigungen des Vaters hat, wird er durch ſeine Geburt ſchon auf gewiſſe Studien oder Gewerbe beſchränkt, für die er vielleicht gar nicht geeignet iſt. Ohne eigenes Verdienſt macht der Brahmane, bloß ſeiner Geburt wegen, Anſprüche auf Achtung, während der Sudra durch dieſe auf Dienſtbarkeit und Verachtung angewieſen iſt. Alles Mitgefühl gegen ſeine Mitmenſchen muß ſo erlöſchen, der Verkehr wird beſchränkt oder wohl gar gänzlich gehemmt. Zu den verſchiedenen Dienſten werden in einem großen Hauſe eine Menge Perſonen erfordert. Ein Zuſammenwirken zu großen Induſtrie-Unternehmungen ſcheint kaum möglich zu ſeyn. Die Künſte und Gewerbe müſſen nothwendig leiden, wenn man den Maler, Goldſchmied, Architekten, Zimmermann, die in civiliſirten Ländern geehrt und belohnt werden, zu einer verworfenen Kaſte rechnet. Wie können Künſte da blühen? Da es Mann von Mann, einen Stand vom andern, ein Gewerbe vom andern trennt, konnte bei dieſer unendlichen Zerſplitterung der Hindu auch nie eine einige Volksmacht entſtehen, und die Eroberung Indiens durch die Mohammedaner und Europäer war eine natürliche Folge einer ſolchen nationalen Schwächung.

Man muß indeß nicht glauben daß es in Indien nicht ſeit lange einſichtsvolle Männer gegeben habe, die das Unvernünftige und Unwürdige des Kaſtenweſens nicht eingeſehen hätten. Hr. Bower in ſeiner Preisſchrift (An Essay on Hindoo Caste. Calcutta, 1851. 8. S. 19 ff.) hat intereſſante Stellen, beſonders aus ſüdindiſchen Dichtern und Schriftſtellern darüber zuſammengeſtellt. Wir können nur ein Paar beiſpielsweiſe anführen. Vemana, der populärſte der Telugu-Dichter, lehrt unumwunden die Gleichheit aller Menſchen, „alle ſeyen Brüder, die jetzigen Unterſcheidungen der Kaſten ſeyen abſurd.“ Der Weiſe Agaſtya, den man als den Vater des Tamul betrachtet, ſagt: „die Wedas und Puranas ſeyen erfunden um, wie in einem Spinngewebe, die Fliegen darin zu fangen;“ und Subramanyar in ſeinem Gnaman ſagt: „Hört es, von Geburt ſind alle gleich, und alle unterliegen dem Tode. Alles Leben geht von einer Quelle aus. Sprechet daher nicht übel von gewiſſen Kaſten. Alle ſind gleich, da es keinen Unterſchied gibt.“ Und dergleichen noch mehr. In der Wirklichkeit erhoben ſich auch in alter wie in neuerer Zeit Sudras ſelbſt bis zu Königen, und ſo ſpottete die Wirklichkeit der Theorie. Wie der Brahmanismus den Süden Indiens eigentlich nie ganz durchdrang, ſo auch das Kaſtenweſen nicht. Den erſten Hauptſtoß in Indien erlitt aber das Kaſtenweſen offenbar durch den Buddhismus. Der Stifter desſelben beſchränkte ſeine Lehre nicht auf die Schule, ſondern predigte ſie auf offenem Markte, nicht nur den Wiedergebornen (Dwidjas), ſondern auch Sudras und Tſchandalas und allem Volke verſtändlicherweiſe in der Volksſprache und nicht im Sanſkrit. Niemand wurde ausgeſchloſſen die Wahrheit zu vernehmen. „Mein Geſetz, ſagte der Stifter, iſt ein Geſetz der Gnade für alle.“ „Die Tugenden fragen nicht nach den Kaſten.“ Er nahm Tſchandalas, Sklaven, Verbrecher und auch Weiber unter ſeine Schüler auf. Er leugnete nicht ſchlechtweg den Unterſchied der Kaſten. In dieſer oder jener Kaſte geboren zu werden, war, auch nach ihm, eine Folge der Tugenden oder Laſter in einer früheren Exiſtenz; aber dieß dürfe auch den Niedrigſten nicht hindern die wahre Lehre zu hören, um zum Heile und zur Befreiung zu gelangen. Dasſelbe Sittengeſetz ſollten alle Kaſten beobachten. Das Kaſtenweſen ſcheint daher durch den Buddhismus auch in Indien nie gänzlich beſeitigt worden zu ſeyn, und erſt als er ſich nach Hinderindien, China u. ſ. w. verbreitete, wo die Verhältniſſe nicht exiſtirten die in Indien das Entſtehen des Kaſtenweſens veranlaßt hatten, fiel es weg. In Ceylon wenigſtens, wo der Buddhismus noch herrſcht, beſteht wenigſtens auch jetzt noch eine Art Kaſtenweſen, wohl aus vorbuddhiſtiſcher Zeit. Die Landbauer (Vellalas) bilden die höchſte Kaſte, und auch die niedrigſten Kaſten ſind in unzählige Gewerbskaſten geſpalten. Die Verheirathung der höhern Kaſten mit den niedrigern iſt unterſagt; es gibt Ausgeſtoßene (Outcaste) die keinen Tempel betreten dürfen, nur ein Prieſter beſucht ſie, „da die Religion für alle Menſchen ſey.“ In Indien hielt ſich bekanntlich der Buddhismus nicht; die Jainas, die ſpäter einigermaßen ihre Stellen eingenommen zu haben ſcheinen, accommodirten ſich dem Brahmanismus unter anderm auch durch die Deferenz gegen die Wedas und das Kaſtenweſen.

Aber nach dem Einfall der Muhammedaner, und wohl mit in Folge der daraus entſtandenen Verwirrung und Vermiſchung der Kaſten, erhoben ſich im Zeitalter der Reformation in Deutſchland, und ſpäter noch auch in Indien nacheinander verſchiedene Secten, deren Stifter, von den untern Ständen ausgehend, ihre

Digitized by Google

Lehre in den Volksdialekten niederschrieben und verbreiteten, und zum Theil auch die Kastenunterschiede aufhoben. So unter den Waischnavas die Ramanandis in Oberindien, deren Stifter Wilson Ende des 14. oder 15. Jahrhunderts setzt, und andere. Auch Tschaitanyn (geboren 1485, gestorben 1527), dem nach Ward die meisten Krischna-Verehrer, wohl $^1/_5$ der ganzen an 30 Millionen betragenden Bevölkerung Bengalens, folgen, ließ alle Kasten und selbst Muhammedaner zu. Auch unter den Saivas haben die Jangamas, die in Südindien häufig sind, nach Brown mit den Brahmanischen Observanzen auch dem Kastenwesen entsagt, obwohl einige Brahmanen, die sich ihnen anschlossen, die Aradhyas, sich des Kastenwesens nicht ganz haben entschlagen können, die dafür aber auch nicht für ächte Jangamas gelten. Die Secten die den Muhammedanismus mit dem Hinduismus zu vereinigen suchten, konnten natürlich einen Kastenunterschied noch weniger aufrecht erhalten; so auch die Schüler Nanaks, des Stifters der Religion der Seikhs.

Erwägen wir schließlich noch, wie die Herrschaft der christlichen Engländer und das Christenthum sich gegen das Kastenwesen verhielt. Während die Holländer in Ceylon früher die Eingebornen zum Bekenntnisse des Christenthums zu verlocken suchten, indem sie das Gesetz gaben daß keiner Land pachten dürfe, den Rang eines Mudaliars oder ein einträgliches Amt erlangen könne, der sich nicht taufen ließe und das helvetische Glaubensbekenntniß unterschriebe, dadurch aber nur heuchlerische Scheinchristen bildeten, kümmerte die englisch-ostindische Handelscompagnie, die es nur auf einen ruhigen Gelderwerb abgesehen hatte, sich durchaus nicht um den Glauben ihrer neuen Unterthanen, und ließ diesen und eben so das Kastenwesen unangetastet bestehen. So galt nach dem indischen Gesetz jeder der zum Christenthum übertrat oder die Gesetze der Kaste brach, für bürgerlich todt. Er konnte keine Erbschaft antreten, keinen Vertrag eingehen, vor Gericht kein Zeugniß ablegen; aus dem Hause seiner Eltern war er ausgestoßen, seine nächsten Verwandten durften nicht mit ihm umgehen, und letzterer entbehrte aller Tröstungen der Religion. Ein Brahmane unserer Bekanntschaft, Rama Ayen, der 1840 — der zweite Brahmane seit 100 Jahren — in Trankebar zum Christenthum übertrat und 1842 nach Hamburg kam, wo er erst in Brüners Missionsanstalt eintrat, später aber entschlüpfte und eine Schulmademoiselle heirathete, bestätigte uns dieß [1] noch. Erst als die ostindische Compagnie als Handelsgesellschaft aufgehört hatte, änderte sich dieses allmählich; aber erst durch die lex loci vom 11 April 1850 wurde bestimmt daß alle bestehenden Gesetze und Gebräuche, die im Gebiete der ostindischen Compagnie eine Person persönlicher Eigenthums- oder Erbrechte verlustig erklären, weil sie aus einer religiösen Gemeinschaft ausgetreten oder ausgestoßen oder ihrer Kaste verlustig erklärt worden sey, als Gesetze in den königlichen Gerichtshöfen wie in denen der ostindischen Compagnie nicht mehr angewandt werden sollten. Dieses Gesetz hat aber bei den Hindu vielen Widerspruch erfahren, und ist wohl eine der Hauptursachen (?) des jetzigen Aufstandes mit, so preiswürdig es der europäischen Aufklärung, Toleranz und Indifferenz des 19. Jahrhunderts erscheinen mag. Die Politik der alten ostindischen Compagnie würde es nie den christlichen Missionären zu Liebe erlassen haben.

Was die Stellung der Christen dem Kastenwesen gegenüber betrifft, so hatten die syrische und römische Kirche und eben so die Holländer und die dänische Mission in Trankebar das Kastenwesen unangetastet unter ihren Neubekehrten bestehen lassen. Die Synode zu Diamper, die 1599 zu Malayalim unter dem Vorsitze des Erzbischofs Menezes gehalten wurde, erlaubte Session 9, Decret 2 sonderbarerweise „dem Christen in Gegenwart von Heiden aus einer höhern Kaste sich der Berührung von Personen niederer Kaste zu enthalten, untersagte aber alle solche Scrupel, wenn bloß Christen gegenwärtig seyen." Da die katholischen Priester sich selbst für Brahmanen, aus W. Jambudwipa gekommen, ausgaben, um von ihren indischen Brüdern zu lernen, war es nicht zu verwundern wenn sie im Hause eines Pariars nicht mit ihm essen, ihm nicht das Abendmahl reichen wollten, und Katechisten von niederer Kaste nie Hindu von höherer Kaste unterrichten durften. Die Pariars hatten ihre besonderen Kirchen und durften die der höheren Kasten nicht betreten.

Die protestantischen Missionäre machten es indeß lange nicht besser, sie bedienten sich besonderer Becher beim Abendmahl, gründeten besondere Schulen für die verschiedenen Kasten u. s. w. Ziegenbalg und Grundler 1712 fühlten wohl das Unchristliche darin, aber um nur einige Inder für das Christenthum zu gewinnen, mußte man dem tief eingewurzelten Vorurtheile nachgeben, und erst die Missionäre Schreivogel, Rhenius und Haubroe griffen diesen Mißbrauch kräftig an, appellirten aber 1824 umsonst an das Diöcesan-Comité zu Madras, und noch 1826 den 21 März suchte Bischof Heber das Kastenvorurtheil bei Christen zu entschuldigen, doch wurden Fragen über die eigentliche Lage der Sache den Missionären zur Beantwortung zugestellt. Es ergab sich daß in der Kirche die Christen höherer Kasten rechts, die niederer links von der Kanzel saßen, sie giengen zu verschiedenen Zeiten zum Abendmahle, bedienten sich aber keines besondern Kelches. Christen aus verschiedenen Kasten aßen und tranken an besonderen Plätzen dieselben Gerichte, wenn sie von einer Person höherer Kaste, aber nicht wenn sie von einer aus niederer Kaste bereitet waren. Zwischen den verschiedenen Kasten fanden auch keine Verheirathungen statt. Die Kinder in der Schule waren vorurtheilsfreier, die verschiedenen Kasten saßen beisammen, wenn auch der Lehrer oft von einer niedern Kaste war.

Nach Bischof Hebers Tode erklärte Bischof Wilson in seinem Circular vom 5 Julius 1833 sich entschieden gegen die Beibehaltung des Kastenunterschiedes unter Christen. Es vertrage dieser und die Beibehaltung von heidnischen Hochzeitsgebräuchen sich durchaus nicht mit dem Christenthume. „Da gäbe es weder Juden noch Griechen, weder Sklaven noch Freie, weder Mann noch Weib, wir alle seyen eins in Jesus Christus." Mit Weisheit, Liebe und Festigkeit sollten die Geistlichen die Abschaffung der Kasten durchsetzen, die Katechumenen vor der Taufe von der Entscheidung des Bischofs unterrichten, Kinder, die nicht der Kaste entsagten, nicht zur Communion zulassen, nur gegen alte Christen nachsichtig darin, alle Kastentrennung in der Kirche aber abgeschafft seyn. Dieses Circular, in den Kirchen von Tanjore vorgelesen, wurde von den

[1] Er hat kürzlich herausgegeben: „Die vier Geheimraths-Minister," eine indische Geschichte in Gleichnissen. Aus dem Tamulischen übersetzt von dem frühern Brahmanen Christian Rama Ayen. Hamburg im Selbstverlag des Verfassers. 1855. 8. Welches Büchlein wir dem Leser hiemit empfohlen haben wollen, um den Verfasser zu ähnlichen Uebersetzungen zu ermuntern.

Digitized by Google

eingeborenen Chriſten ſehr mißfällig aufgenommen. Als Madras in Spencer einen eigenen Biſchof erhielt, erklärte indeß auch er, keinen zum geiſtlichen Stande zulaſſen zu wollen, der chriſtliche Brüder nicht gaſtlich empfange. Eine Commiſſion wurde niedergeſetzt, und berichtete den 29 October 1845 über die dortigen Verhältniſſe in Bezug auf das Kaſtenweſen, und 1848 unterzeichnete der Klerus der Präſidentſchaft eine Erklärung gegen die Beibehaltung des Kaſtenunterſchiedes unter Chriſten, die der Metropolitan in Calcutta den 2 Februar 1849 beſtätigte, ſo daß man die Verwerfung desſelben, bei der Epiſkopalkirche wenigſtens, jetzt als Regel annehmen kann. Die Ausbreitung des Chriſtenthums in Indien wird dadurch gewiß nicht erleichtert, es werden die Bekehrten jedenfalls aber ächtere Chriſten, nicht bloße Namen-Chriſten ſeyn. Die Miſſionäre verſammeln die Mitglieder ihrer Kirche jetzt wohl zu einem Liebesmahle, wo alle gemeinſam von der Speiſe, die irgend einer bereitet hat, genießen.

Die Wirkungen der engliſchen Erziehung beginnen ſelbſt unter den Hindu etwas Licht zu verbreiten und auf die Abſchaffung des Kaſtenweſens hinzuwirken. Perceval (The Land of the Veda, London 1854, 8.), der im Anhange nebſt Bower die Actenſtücke über das Verhalten der engliſchen Hochkirche gegen das Kaſtenweſen unter den Chriſten geſammelt hat, erwähnt daß gelegentlich einer Preisaufgabe über das Kaſtenweſen, 4 — 5 Jahre zuvor mehrere gute Abhandlungen von Hindu über dasſelbe erſchienen waren, die das Verderbliche desſelben für Indien anerkannten und ſchilderten. „Obwohl kein Chriſt, ſagte einer, Babu Schaſchi Tſchandra Datta, muß ich doch die Schönheit der geoffenbarten Lehre, die keinen Unterſchied als den zwiſchen Tugendhaften und Laſterhaften anerkennt, nur auf Reinheit des Herzens ſieht, und nur einen gemeinſamen Himmel für den Aermſten und Stolzeſten hat, einſehen und die Gleichheit unter den Menſchenkindern, die das Chriſtenthum lehrt, anerkennen. Alle vernünftigen Hindu ſollten daher für dieſe geiſtige Freiheit ſtreben, keine Erdenmacht könne ihnen helfen, wenn ſie ſich nicht ſelber hülfen; der tödtliche Upas-Baum, deſſen verderbliche Ausdünſtung ſie zu dem gemacht habe was ſie ſeyen, müſſe zuvor ausgerottet werden, ehe ſie vernünftigerweiſe erwarten könnten reelle Vortheile ſelbſt unter der erleuchteſten Regierung der Erde zu erlangen."

Edward Shortland über Neu-Seeland.

Geſellſchaftliche Zuſtände.

Die Abtheilungen in welche wir die ganze Bevölkerung Neu-Seelands geſchieden ſehen — jedenfalls die drei Hauptabtheilungen, die aus den von den Mannſchaften der Tainui, Te Arawa und Te Mata-atua abſtammenden Stämmen beſtehen — werden zuweilen mit dem Wort Waka (Canoe) bezeichnet, um damit anzudeuten daß ſie ihre Herkunft von Mannſchaften verſchiedener Canoes herleiten. Der gewöhnlich mit Stamm überſetzte Ausdruck Iwi findet auf dieſe Abtheilungen ebenfalls Anwendung, doch gebraucht man ihn mehr noch in Bezug auf die größeren Unterabtheilungen; kleinere Unterabtheilungen heißen Hapu. So enthält jede Waka mehr oder weniger Iwi, und jede Iwi mehr oder weniger Hapu. Auch damit will man auf die Abſtammung dieſer Unterabtheilungen hinweiſen. Iwi und Hapu ſind Namen von Vorfahren dieſer Stammgenoſſen, die man, um dieſelben zu ehren, beibehalten hat. Die erſten Coloniſten ſcheinen nicht in einem Verband bei einander gelebt, ſondern ſich bald nach ihrer Landung zerſtreut, und jede Familie für ſich eine ihr zuſagende Oertlichkeit für ihre Anſiedlung geſucht zu haben. In der dritten Generation finden wir einen Theil der Mannſchaft der Arawa in Taupo, gerade mitten auf der Inſel, angeſiedelt. Als die Abkömmlinge jeder dieſer Gemeinden an Anzahl zunahmen, unterſchieden ſie ſich endlich durch den Namen irgend eines gemeinſchaftlichen angeſehenen Stammvaters von einander. So nennen ſich zwei der Iwi, in welche die Abkömmlinge der Mannſchaft der Arawa jetzt getheilt werden, Tapuika und Waitaha; erſteres iſt der Name des Enkels Tia's, letzteres der des Enkels He's, beide aber ſind Männer von denen man annimmt ſie hätten die Fahrt von Hawaiki nach Neu-Seeland gemacht. Ein anderer wichtiger Iwi, Ngati-Wakaue genannt, leitet ſeinen Namen ab von Wakaue, einem Abkömmling Hou's in der ſiebenten Geſchlechtsfolge, der auch einer der Häuptlinge der Mannſchaft der Arawa war. Wir könnten auf dieſe Weiſe den ganzen Stamm der Iwi, welche dieſe große Abtheilung der Neu-Seeländer bilden, und jeden einzelnen Zweig derſelben auf einen auf der Mannſchaft der Arawa zurückführen

Wie ein Iwi zahlreich und mächtig wurde, zerſplitterte er ſich in kleinere, Hapu genannte Abtheilungen; auch dieſe werden mit dem Namen des Ahns bezeichnet, unter welchem ſie ein abgeſonderter Körper wurden. Wenn wir uns die Aufgabe geſtellt hätten genealogiſche Unterſuchungen über irgend einen Stamm anzuſtellen, ſo würden wir, indem hieraus auf ihre gegenſeitigen Landanſprüche geſchloſſen werden könnte, zunächſt Gewißheit über die Namen aller die fragliche Abtheilung der Eingebornen bildenden Iwi zu erlangen ſuchen. Dann würden wir jeden dieſer Iwi, nach den Nachweiſungen welche uns die zuſtändigſten und glaubwürdigſten ihrer gegenwärtigen Vertreter gäben, bis auf ſeinen Urſprung verfolgen. Hierauf würden wir, durch ein ähnliches Verfahren, die Abkunft der in jedem dieſer Iwi inbegriffenen Hapu bis zu ihrem gemeinſchaftlichen Stammvater, von welchem die Iwi ihren Namen erhielten, ſicher ſtellen. Solche genealogiſche Tafeln dürften, wie man glaubt, die bei den Eingebornen zu bewerkſtelligenden Landankäufe ſehr erleichtern. Ohne derartige vorläufige Forſchungen bliebe man immer in Ungewißheit über die Frage ob diejenigen welche Land zum Verkauf anbieten, auch wirklich die rechtlichen Eigenthümer desſelben ſeyen; denn die Neu-Seeländer haben den vollen Antheil an jener Schwäche der menſchlichen Natur, welche geneigt iſt zu betrügen wo es mit Ausſicht auf einigen Gewinn geſchehen kann. In der That fand ich, bei jedem Fall der zu meiner Kenntniß kam, daß ſie ſyſtematiſch die Namen aller derer im Dunkeln ließen

Digitized by Google

welche Ansprüche auf das zum Verkauf ausgebotene Land erhoben, und nur diejenigen genau angaben welche ihrer eigenen Partei angehörten.

Ngati ist dasjenige Wort welches zur Bezeichnung der Nachkommen am gewöhnlichsten dem Namen eines Ahns vorgesetzt wird. Dieses Wort ist aus Nga-ati zusammengesetzt, und bedeutet Abstammung. Die andern auf ähnliche Weise gebrauchten Wörter sind: Te-ati, die Einzahl von Nga-ati; Ngaiti (Naiti unter den Stämmen welche n statt ng aussprechen) für Nga-aiti; Te Aitanga, wie in Te Aitanga-Kuri, dem Namen eines Stammes auf der Mittelinsel; Nga, die Mehrheit des bestimmten Artikels, wie in Nga-Puhi. Bisweilen gebraucht man den Namen eines Bezirks, um damit mehrere denselben bewohnende Iwi zu bezeichnen, wie Waikato für die Stämme welche an den Ufern des gleichnamigen Flusses hausen.

Die Bevölkerung Neu-Seelands wird in drei Classen eingetheilt, Rangatira (Edelleute und Häuptlinge), Tangata-ware (Plebejer) und Ponenga oder Taurekareka (Sklaven). Jeder Mann indeß welcher kein Sklave ist, kann, wenn er von Natur aus tapfer und beredt, Einfluß erlangen, und so ein Häuptling werden; die Kinder eines ausgezeichneten Mannes oder Häuptlings werden ihre Standesvorzüge, obgleich sie dieselben erben, nichtsdestoweniger allmählich verlieren, wenn es ihnen an Fähigkeit und Tapferkeit fehlt. Den abergläubischen Religionsansichten der Neu-Seeländer zufolge besteht eine ununterbrochene innige Verbindung zwischen den Lebenden und den Seelen der Abgeschiedenen. Daher sind sie natürlich der Meinung daß ihre mächtigsten Atua — Geister ihrer Häuptlinge — besondere Sorge tragen für die lebenden Mitglieder ihrer eigenen Familie, weßhalb man annimmt daß die Familien der Häuptlinge in höherem Grad unter dem Einfluß der Tapu-Gesetze stehen als Personen von minderer Bedeutung. Es besteht jedoch keine Schranke durch welche ein Tangata-ware gehindert wäre sich zum Rang eines Häuptlings zu erheben, wenn die Natur ihn mit den Eigenschaften eines Häuptlings — Muth und Geschicklichkeit im Krieg, sowie Beredsamkeit — ausgestattet hat.

Der Einfluß eines Häuptlings ist, mit Ausnahme der Kriegszeiten, fast ganz auf seinen eigenen besondern Hapu oder Iwi beschränkt. Nichts einer Königswürde gleichkommendes hat jemals bestanden. Die Macht einzelner Häuptlinge beruht einzig und allein auf der öffentlichen Meinung, und wichtige Angelegenheiten werden nicht unternommen, wenn sie nicht zuvor der öffentlichen Verhandlung unterworfen waren. Kein Volk in der Welt liebt die Freiheit mehr als die Neu-Seeländer, und der beste Begriff den man von der politischen Verfassung ihrer Gesellschaft geben kann, wird seyn, wenn man sie als eine durch patriarchalischen Einfluß in etwas beschränkte Demokratie schildert. Hr. Ellis sagt in seiner Schilderung der Bewohner Tahiti's und der Gesellschaftsinseln, es bestehe daselbst eine Königswürde, diese Würde sey erblich, und gelange vom Vater auf dessen ältesten Sohn. Auch behauptet er, es herrsche in jenen Ländern die Sitte daß der Vater bei der Geburt seines ältesten Sohnes dem Thron entsage. „Dieß" — um seine eigenen Worte anzuführen — „war eine unveränderliche und ist, wie es scheint, eine althergebrachte Gewohnheit gewesen .... In welchem Alter auch der König stehen mochte, der Monarch wurde, sobald ihm ein Sohn geboren ward, Unterthan und das Kind zugleich als Souverän des Volks ausgerufen." [1]

Wenn ich diese Schilderung eines so merkwürdigen Gebrauchs mit einer auf Neu-Seeland herrschenden ähnlichen Sitte vergleiche, kann ich nicht umhin zu glauben Hr. Ellis sey in der Wahl seiner Ausdrücke König, Monarch, Souverän ziemlich extrem gewesen. Ja es scheint selbst zweifelhaft ob der sogenannte König von Tahiti in Wirklichkeit mehr ein König war, als der vornehmste Häuptling eines Stammes auf Neu-Seeland König dieses Stammes ist; denn das Wort Arii, das von Hrn. Ellis und den Missionären der Gesellschaftsinseln mit König oder Souverän übersetzt wird, entspricht genau dem auf Neu-Seeland gebräuchlichen Wort Ariki, indem erstere, nach der gewöhnlichen Dialektsverschiedenheit, das k in allen Wörtern auswerfen in welchen die letzteren es hören lassen. Wir haben früher angeführt, es herrsche allgemein der Glaube der Ariki stehe ganz besonders unter dem Schutz der Atua, und sey, so zu sagen, heiliger und wichtiger als jedes andere zur Familie gehörende Individuum. Indeß bedeutet das Wort Ariki mehr nicht als männlicher oder weiblicher Erbe einer Familie, woraus natürlicherweise folgt daß, sobald dem Ariki irgend einer Familie ein Sohn geboren wird, dieser Sohn sogleich, statt seines Vaters, der Ariki wird.

In Tahiti scheint die von Hrn. Ellis geschilderte Ersetzung des Vaters durch seinen Sohn nicht bloß auf eine besondere Familie beschränkt gewesen zu seyn, sondern herrschte, wie uns der Verfasser an einer andern Stelle sagt, unter den Familien aller Edelleute, indem der älteste Sohn bei seiner Geburt „die Ehren und Titel erhielt welche sein Vater früher getragen hatte." [2] Aus diesem Umstand, so wie aus der fast völligen Gleichheit der Sprachen Tahiti's und Neu-Seelands, wird man auf ganz natürliche Weise zu dem Schlusse geführt daß der Titel Arii in ersterem Lande dieselbe Bedeutung habe wie das gleiche, im Ton nur schwach modificirte Wort in letzterm, weßhalb, wie ich glauben möchte, die Uebersetzung des Worts Arii durch „König" und „Souverän" nur dazu geeignet ist einen irrigen Begriff von der gesellschaftlichen Verfassung in Tahiti und auf den Gesellschaftsinseln zu geben.

Daß Hr. Ellis die Titel „Souverän und König" gebraucht, wo die meisten Personen lieber einen minder bedeutenden Titel angewendet haben würden, geht ferner aus folgenden Worten an einer andern Stelle seines sehr interessanten Werkes (ibidem, Vol. III. p. 250.) hervor: „Der Vater Pomare's II., Otu, war zur Zeit des Besuchs Capitän Cooks Souverän der größern Halbinsel. Später wurde er, unter Beihülfe der Meuterer der Bounty, König der ganzen Insel, und nahm den Namen Pomare an, welcher bei seinem Tod auf seinen Sohn übergieng, und seitdem der erbliche Name der regierenden Familie geblieben ist." Diese Angabe zeigt klar genug daß die sogenannte königliche Gewalt von Pomare's Vater sich nur über etwas mehr als die Hälfte der unbedeutenden Insel Tahiti erstreckte, und ist ein weiterer Grund zu der Schlußfolgerung daß man mit eben so wenig Recht sagen kann, es habe auf Tahiti eine Königswürde bestanden als sich dieß von Neu-Seeland behaupten läßt.

[1] Polynesian Researches. Vol. III.
[2] Polynesian Researches, Vol. III. p. 100.

Digitized by Google

Das auf Neu-Seeland anerkannte Rechtsprincip war das alte: „Aug' um Auge, Zahn um Zahn." Wenn jemand in einer Schlacht getödtet wurde, kam es seinen Verwandten zu den Sieger, wenn sie ihn gefangen nehmen konnten, oder irgend einen der Verwandten desselben, wie entfernt diese Verwandtschaft auch seyn mochte, bei irgend einer künftigen Gelegenheit zu tödten. Wenn derselbe aber nicht nur getödtet, sondern überdieß auch gebraten und gegessen worden war, so mußten dessen Verwandte ebenfalls einen im gleichen Rang stehenden Mann ihrer Feinde braten und essen. War aber jemand, statt ehrlich in einer Schlacht getödtet zu werden, verrätherischerweise ermordet worden, so erheischte dieser Mord noch eine weitere Genugthuung. Zu welcher Zeit auch immer sich Gelegenheit zeigte — und wenn sie selbst erst nach zwei oder drei Generationen eintrat — man durfte sie nicht vorübergehen lassen: die Sühne war eine absolute Nothwendigkeit. Das Andenken an die Unbill gieng wie ein Erbstück von Geschlecht zu Geschlecht, und der Name irgend eines aus dem Stamme des Mörders, den man zur Abbüßung der Blutschuld ausersehen, wurde von dem Vater seinem Sohne noch auf dem Todbett ins Ohr geflüstert. Sobald der Mörder oder dessen Ersatzmann ergriffen wurde, bestand seine Strafe nicht bloß darin daß man ihn tödtete und auaß, sondern seine Gebeine wurden Zwecken gewidmet welche vor den Gesinnungen der Neu-Seeländer Abscheu einflößten. Der Hände und Finger bedienten sie sich zum Halten der Speisekörbe, die Knochen der Arme und Beine verwandelten sie in Fischangeln, und die Augen wurden von dem Ariki der Familie roh verschlungen. Diese gräßliche Blutrache nannte man Uto, während die gewöhnliche Rache, welche nur eine entsprechende Genugthuung erheischte, Utu hieß.

Die Neu-Seeländer anerkannten gewisse durch die Sitte geheiligte Regeln des Betrugens, welche sie Tikanga oder Ritenga (Gerad- oder Ebenmachen) nennen, und die Ueberlegung mit der sie gewöhnlich handeln, ist so groß, daß sie in ihren wilderen Tagen selten selbst die schlimmsten Thaten verübten, ohne das was man zu thun vorgeschlagen vorher zu überdenken und zu besprechen, und sich zu überzeugen daß es in Uebereinstimmung mit ihren rohen Begriffen von Gerechtigkeit stehe. Ein englischer Missionär, mit dem ich auf sehr vertrautem Fuße lebte, unterhielt sich eines Tags mit einer Abtheilung Neu-Seeländer in Maketu über den Grund einer Fehde die sich gerade zwischen ihnen und einem benachbarten Stamm erneuert hatte, und von vielen der in ältern Zeiten üblichen Gräuelthaten begleitet gewesen war. Er that natürlich alles was in seinen Kräften stand, um ihnen die Ungerechtigkeit und Schlechtigkeit ihres Verfahrens zu zeigen, und der Häuptling der Partei hörte seine Beweisgründe mit anscheinender Aufmerksamkeit an. Sie überzeugten ihn indeß keineswegs davon daß seine eigene Denkungsweise eine unrichtige sey, und er erwiederte, der Missionär habe, da er nach dem Gesetz der weißen Leute urtheile, ohne Zweifel Recht; er aber, der nach dem Gesetz *seines* Landes urtheile, habe gleichfalls Recht. Der Gegenstand, sagte er, sey von ihnen selbst einläßlich erörtert worden, man habe jeden angeführten schwierigen Punkt als mit den Grundsätzen des Maori-Gesetzes im Einklang stehend befunden, und sey so zu Schlußfolgerungen gelangt welche, wie er sich sein ausdrückte, so gerad und eben seyen wie ein vom Zimmermann gehobeltes Brett.

Die Neu-Seeländer hegen auch große Achtung vor Präcedenzfällen, und eine Hinweisung auf einen derartigen Fall richtet oft mehr aus als alle Vernunftgründe. Als zwischen Heke und den Colonisten Krieg ausbrach, schwebten die andern Stämme fast durchaus in Angst und Ungewißheit ob und wie sie von dieser Sache berührt werden würden. Sie hätten, bemerkten sie, kein Tikanga zur Richtschnur in dieser Angelegenheit. Bei einem frühern Streit unter ihnen selbst konnte auf einmal durch Verweisung auf einen alten Gebrauch bestimmt werden wie ein besonderer Stamm zu handeln habe, wogegen sie jetzt nicht im Stande waren sich auf irgend einen ähnlichen Vorgang zu beziehen, und viele meinten deßhalb es sey angemessen dem Beispiel Heke's zu folgen. Sobald aber Nini sich zu Gunsten der Europäer erklärte, hatte die Ungewißheit ein Ende; denn Nini besaß großen Einfluß, und sein Beispiel zog die andern unfehlbar nach sich. In welchem Theil des Landes auch die Anhänger Heke's sich gegen die Europäer erhoben, es unterlag fortan keinem Zweifel mehr daß sich außer Nini noch viele andere finden würden um auf europäischer Seite zu kämpfen. Der Werth des entschiedenen Benehmens dieses Häuptlings unter so kritischen Umständen läßt sich für die Colonie nicht hoch genug anschlagen. Bei dieser seiner Handlungsweise aber befolgte Nini nur diejenige Verhaltungsregel gegen die Europäer die er bisher stets beobachtet hatte, und dieser Umstand rechtfertigte ihn in den Augen derjenigen seiner Landsleute welche die Dinge aus einem andern Gesichtspunkt betrachteten. Ich habe Eingeborne, die diesem Stamm fremd und der europäischen Sache keineswegs günstig waren, als genügenden Grund für Nini's Parteinahme gegen Heke anführen hören: daß „die Beschützung der Pakeha" ein Gesetz sey das er für sich selbst gemacht habe (Tana tikanga). Sie verwiesen auf einen merkwürdigen Fall in welchem er sich zur Vertheidigung Fremder erhoben hatte.

In den gesetzloseren und wilderen Tagen der Neu-Seeländer kam ein Handelsschiff in den Hafen von Tauranga, um eine Ladung Flachs zu kaufen; gleichzeitig aber befand sich gerade eine zum Nga-Puhi-Stamm gehörende starke Anzahl Leute auf einem Kriegszuge daselbst. Man konnte deßhalb keine Ladung bekommen, und der Capitän wurde von einem der Häuptlinge der Nga-Puhi überredet sein Schiff nach dem etwa vierzig englische Meilen entfernten Wakatane zu führen, indem man ihn glauben machte er könne dort ohne alle Schwierigkeit Flachs erhalten, so viel er wolle. Der Häuptling sandte einen seiner Leute, vorgeblich als Führer, auf das Schiff, in Wirklichkeit aber war er der Ueberbringer einer verhängnißvollen Botschaft; denn sie enthielt die Weisung an den Häuptling von Wakatane sich des Schiffes und alles in demselben befindlichen Eigenthums zu bemächtigen.

Der Nga-Puhi-Häuptling wußte daß er gegen dieses Schiff, so lange es in Tauranga war, nichts unternehmen konnte, weil es dort unter dem Schutz der Eingebornen des Platzes stand, und diese mit den Fremden einen vortheilhaften Handel führten, der durch eine Gewalthandlung vollständig zu Grunde gerichtet worden wäre. Er verfiel daher auf den Gedanken Schiff und Ladung den weniger bedenklichen Eingebornen von Wakatane zum Geschenk zu machen, um dann einen Theil der Beute für sich in Anspruch nehmen zu können. Der Capitän gieng in die Falle: er und seine

Digitized by Google

Mannſchaft wurden getödtet, und das Schiff ward dann geplündert und zerſtört.

Ein Geheimniß wird von dem Volke dieſes Landes ſelten, wenn je, gut bewahrt. Mit der Nachricht von dem Schickſal des unglücklichen Schiffs erfuhr man in Tauranga auch die Urſache und ſelbſt die Worte der Botſchaft. (Tenei tou rahui poaka. Schauet eine für euch heilig gemachte Heerde Schweine — ein für einen Neu-Seeländer ſehr bedeutungsvoller Ausſpruch.) Alsbald ward das Ereigniß Gegenſtand öffentlicher Erörterung. Nachdem Nini ſeinen Unwillen gegen die Urheber der That ausgeſprochen, fragte er den anweſenden Häuptling der Nga-Pnhi: ob es wahr ſey daß er die zur Kataſtrophe führende Botſchaft nach Wakatane geſchickt habe. Der Häuptling läugnete es nicht. „Dann," ſagte Nini, „ſollſt du die Sühne für die weißen Männer ſeyn," und mit dieſen Worten erſchoß er ihn. Die That geſchah ſo plötzlich und unerwartet, daß niemand ſich zur Verhinderung derſelben ins Mittel legen konnte; auch waren die Begleiter des Häuptlings nicht zahlreich genug um deſſen Tod zu rächen, denn Nini's raſcher Act der Gerechtigkeit erhielt faſt allgemeine Billigung.

Da die Neu-Seeländer bei der Beſtrafung von Vergehen mehr die Erlangung einer Schadloshaltung für die Unbill als die Verhinderung eines Verbrechens durch eine heilſame Züchtigung des Schuldigen im Auge hatten, ſo waren ihre anerkannten Verfahrungsweiſen Genugthuung zu erzielen häufig höchſt ungerecht, indem Unſchuldige für die Fehler anderer leiden mußten. In Fällen des Ehebruchs z. B. waren die Verwandten der ſchuldigen Perſonen, und manchmal ſelbſt die Verwandten des beleidigten Ehemanns, der Strafe unterworfen.

Als bei einer gewiſſen Gelegenheit das Weib eines jungen Häuptlings ſich einer Untreue ſchuldig gemacht hatte, begaben ſich ihr Vater, ihre Oehme und andere nahe Verwandte, etwa hundert an der Zahl, in das Dorf ihres Gatten und Schwiegervaters, blieben drei Tage daſelbſt, und verzehrten deren Schweine, welche ſie ohne Widerſpruch fiengen und tödteten. [1] Der Grund den ſie für dieſe ihre ungewöhnliche Handlungsweiſe anführten, war der: das Weib ſey in Verſuchung geſetzt worden den Fehler zu begehen, um ſich für die Vernachläſſigung ſeitens ihres Mannes zu rächen. Ihr Buhle ſey ein Sklave, und habe ſich klugerweiſe durch die Flucht gerettet, der Mann aber ſey außer Stand jemanden Genugthuung zu leiſten.

Iſt der Buhle ein Edelmann, ſo beſteht die regelmäßige Verfahrungsart für den Ehemann darin daß er ſich mit einer Abtheilung ſeiner Freunde, mit einem, den Namen Timata führenden, leichten Speer bewaffnet, in die Wohnung des Beleidigers begibt, der, von der Ankunft desſelben in Kenntniß geſetzt, ihn mit einer ähnlich bewaffneten Anzahl ſeiner eigenen Freunde erwartet. Die Timata iſt die geſetzmäßige Waffe zur Entſcheidung derartiger Angelegenheiten. Sie iſt für ſie in der That dasſelbe was der Degen für europäiſche Edelleute war, und ſie ſind in der Führung derſelben ſehr gewandt. Man verſtändigt ſich zuvor gewöhnlich wie die Sache geſchlichtet werden ſolle, ob dadurch daß man Schadloshaltung gibt und empfängt, oder durch einen Einzelkampf. In erſterem Fall iſt wahrſcheinlich ſelbſt der Entſchädigungsbetrag, oder wenigſtens der weſentliche Beſtandtheil desſelben, durch die Vermittelung der beiderſeitigen Freunde zuvor beſtimmt worden, indem dieſe die Beſchaffenheit der Bedingungen welche von der einen Partei möglicherweiſe geſtellt, von der andern möglicherweiſe angenommen werden, kennen zu lernen ſuchen, und Bericht erſtatten. Sind die Präliminarien auf ſolche Weiſe geordnet, ſo finden der Ehemann und ſeine Freunde einen freundlichen Empfang, und man ſchreitet nun zur öffentlichen Erörterung der Ausgleichungsbedingungen, als wäre zuvor kein Einverſtändniß erzielt worden. Als die ehrenvollſte Sühne bei ſolchen Gelegenheiten gilt der Empfang von Land. „Land," ſagen ſie, „iſt der einzige Schatz welcher dem Werth eines Weibes gleich kommt. Die meiſten andern Schätze ſind vergänglich, Weiber und Land aber ſind Schätze welche ewig dauern: Weiber gebären Kinder, und Land erzeugt Nahrung zur Erhaltung des Lebens." Das geforderte Stück Land wird indeß nur mit großem Widerſtreben abgetreten, Canoes, Gewehre, Schweine und jede andere Art werthvollen Eigenthums dagegen bietet man mit aufſchwellender Bereitwilligkeit.

Wird eine derartige Entſchädigung von der einen oder der andern Partei, oder von beiden, verweigert, ſo muß der Streit mittelſt eines Einzelkampfs durch den Speer geſchlichtet werden. Der Ehemann iſt dann ſtets der angreifende Theil. Sein Gegner empfängt ihn in einer zwiſchen Sitzen und Stehen die Mitte haltenden Stellung, indem er mit dem einen Knie den Boden berührt, aber bereit iſt augenblicklich auf ſeine Füße zu ſpringen. Ihm gegenüber hält er ſeinen Speer aufrecht in beiden Händen, gerüſtet einen Stoß abzuwarten. Der beleidigte Ehemann ſchreitet, von ſeinen Freunden unterſtützt, mit dem Speer in der Hand voran, und führt, wenn er nahe genug iſt, einen Stoß nach der Bruſt ſeines Gegners. Wird der Stoß parirt, ſo kann er einen zweiten oder dritten führen. Nach dem dritten Stoß aber wird die Ehrenſchuld als geſühnt betrachtet; ſollte der Ehemann jedoch auf der Fortſetzung des Kampfs beſtehen, ſo ſpringt ſein Gegner auf die Beine, und beide fechten nun unter gleichen Bedingungen ihren Strauß aus. Die erſte Wunde endigt den Kampf gewöhnlich; iſt aber der eine oder der andere tödtlich verwundet, ſo ſpringt ſogleich irgend ein Verwandter auf, und verlangt Genugthuung; das Gefecht wird dann bald allgemein, und hört nur auf wenn eine der beiden Parteien vollſtändig geſchlagen iſt.

Bei einem meiner Beſuche in Tauranga fand ich die ganze Bevölkerung dieſes Bezirks in großer Aufregung, weil man entdeckt hatte daß das Weib eines der vornehmſten Häuptlinge, Namens Te Mutu, eine Untreue begangen habe. Der Häuptling und ſeine Freunde, zweihundert an der Zahl, waren an dieſem Morgen in ihren Canoes in das Dorf Maunga-Tapu gekommen, wo der männliche Beleidiger und ſeine Freunde wohnten, um Genugthuung zu erlangen, und da die Pflicht mir gebot ſo viel als möglich jeden Friedensbruch zu verhindern, ſo folgte ich ihnen unverzüglich. Als ich an Ort und Stelle kam, hatte ſich die Taua, oder Kriegspartei, mit einer Menge Einwohner der Niederlaſſung auf einem großen offenen Platze nahe bei dem Hauſe des Häuptlings verſammelt. Dieſer Häuptling nahm ſich der Sache Te Mutu's warm an, weil er ſein Verwandter war, während die Miſſionäre des Dorfs,

[1] Dieſe Art Genugthuung zu erhalten, Muru genannt, iſt eine unter allen Umſtänden ſehr beliebte Verfahrungsweiſe, und hin und wieder ſelbſt gegen europäiſche Siedler in Anwendung gebracht worden.

Digitized by Google

trotz der Natur des Vergehens, dem Beleidiger ihre Unterſtützung angedeihen ließen, weil er zu ihrer Partei gehörte. Te Mutu hegte indeß nicht den Wunſch zur Gewalt zu ſchreiten, ſondern bot Ausgleichungsbedingungen an. Er verlangte zwei beſondere Stücke Land und ein großes Canoe — Eigenthum des Verbrechers — ſowie außerdem noch eine Menge nicht näher angegebener, von den Verwandten desſelben beizuſteuernder werthvoller Gegenſtände gemiſchter Art. Gleichzeitig erbot er ſich, auf das treuloſe Weib, die nur eine Sklavin war, alle ſeine Anſprüche aufzugeben. Die andere Partei kam nicht zu der Verſammlung, ſondern hielt ſich abgeſchloſſen im eigenen Theil ihres Dorfs, einem für die Vertheidigung ſehr günſtig gelegenen Hügel, auf, und weigerte ſich trotzig Land oder Weib aufzugeben. Sie traf ſogar Anſtalten zum Widerſtand, wenn ſie angegriffen werden ſollte, und ſchoß, um ihre feindlichen Geſinnungen an den Tag zu legen, von Zeit zu Zeit einige Gewehre in die Luft ab.

Die freundliche Vermittlung eines Fremden in ihren Streitigkeiten wird von den Neu-Seeländern nie übel aufgenommen, und ich habe oft die Erfahrung gemacht daß ſie ſich ſehr nützlich erwies, indem ſie die ſchwächere Partei in den Stand ſetzte ohne Schädigung ihrer Ehre nachzugeben. Ich entſchloß mich deßhalb in dem Dorfe zu bleiben bis der Streit beigelegt ſey, in der Hoffnung meine Anweſenheit könne zu einer freundſchaftlichen Ausgleichung desſelben beitragen.

Eine feſtſtehende Regel iſt bei dieſem Volke auch die: nie einen ſtrittigen Punkt aufzugeben ohne zuerſt, ſelbſt wenn ſie in ihrem Innern den feſten Entſchluß gefaßt haben der Nothwendigkeit zu weichen, große Schwierigkeiten zu erheben. Im vorliegenden Fall war die in vollem Unrecht und alſo auch in der Minderheit befindliche Miſſionspartei weitaus die lärmendere und gewaltthätigere, und Rev. Davis, der mich von der benachbarten Miſſionsſtation hieher begleitet hatte, um ſeinen Einfluß auf ſeine irrende Heerde auszuüben, ſah ſich genöthigt nach Hauſe zurückzukehren ohne daß er im Stande geweſen ſie zu überreden der Vernunft Gehör zu ſchenken. Es ſchien mir indeß als ob der lärmende Widerſpruch, welchen dieſe Leute erhoben, mehr ein conventioneller ſey, und ihm nur die Abſicht zu Grunde liege dem Ehrgefühl Genüge zu leiſten, kurz als ob er nur das ſey was ſie in ihrer Sprache Whakaputa (glauben machen) nennen. Und ſo war es auch; denn nach einer langen Beſprechung mit der Oppoſitionspartei ermäßigte dieſe ihre Forderungen ſo ſehr, daß ſie mich aufforderte am nächſten Morgen wieder zu kommen, und ihre endgültige Entſchließung in Betreff der Landabtretung zu vernehmen.

Am Morgen hatte aller Widerſpruch aufgehört; die beiden Landſtücke wurden bewilligt, und das große Canoe mit ziemlich vielem Eigenthum in der Geſtalt von Gewehren, eiſernen Töpfen, Werkzeugen ꝛc. ward auf der Stelle ausgeliefert. Auch wurden zur Veranſtaltung eines Feſtes mehrere Schweine getödtet, und Te Mutu und ſeine Partei zogen vollkommen befriedigt von hinnen.

Die Art der Beute-Theilung ſcheint indeß etwas ſonderbar. Te Mutu nahm nichts für ſich ſelbſt, ſondern ließ das Canoe und den Haufen anderer Gegenſtände von ſeinen Leuten wegtragen. In dieſem zur Sitte gewordenen Brauch liegt jedoch zugleich der Grund, warum es möglich iſt einen großen Menſchenhaufen für ſolche Kriegszüge zuſammen zu bekommen.

Diebſtahl wird nicht als ſchändlich betrachtet, und iſt daher ein gewöhnliches Laſter bei der Jugend dieſes Landes. Wird jedoch ein Dieb entdeckt, ſo kommt er nicht ungeſtraft davon. Als ich einmal abweſend war, wurde mein Haus in Maketu von zwei jungen Leuten untergraben; ſie bahnten ſich auf dieſe Weiſe einen Eingang in dasſelbe und nahmen mehrere unbedeutende Dinge mit fort. Man kam ihnen jedoch bald auf die Spur, und ich erhielt die meiſten Gegenſtände wieder. Später berief man eine öffentliche Verſammlung, um die Natur der den Verbrechern aufzulegenden Strafe zu erörtern.

Der Zufall wollte es daß einer derſelben der Sohn eines Häuptlings war welcher neben meinem Haus ein Stück Land beſaß. Dieſes Landſtück, ungefähr einen halben Acre umfaſſend, hatte ich mit denjenigen Ländereien zu vereinigen gewünſcht die ich kurz zuvor für die Colonialregierung gekauft hatte, um einen übelausſehenden Bruch in der Gränzlinie zu vermeiden. Der Eigenthümer wollte ſich indeß nicht davon trennen, da der Boden reich war und ſich vortrefflich zu einem Garten eignete; jetzt bot er es freiwillig als Entſchädigung für den Diebſtahl an.

Bei der Einſetzung einer brittiſchen Regierung auf Neu-Seeland ereigneten ſich in den europäiſchen Niederlaſſungen vielfache kleine Diebſtähle, allein man fand es ſchwer die von unſerm Geſetz für ſolche Vergehen verhängten Strafen in Anwendung zu bringen. Söhne mächtiger Häuptlinge waren hin und wieder die Thäter, und ihr Stamm wollte ſich der Schmach, ſie in ein gewöhnliches Gefängniß einſperren zu laſſen, nicht unterwerfen, war jedoch ſtets bereit Entſchädigung dafür zu leiſten. Statthalter Fitzroy faßte daher den ſehr verſtändigen Plan die Strafe für Diebſtahl auf den vierfachen Werth der geſtohlenen Gegenſtände feſtſetzen zu laſſen, was denn auch, durch entſprechende Stellen aus der Bibel erhärtet, allgemein als befriedigend angenommen wurde.

Kleinere Beleidigungen und Streitigkeiten zwiſchen Einzelnen werden von den Betreffenden meiſt durch Thätlichkeiten, Haarzerreien ꝛc. geſchlichtet, und oft ſind Reiſende in den der Berührung mit Europäern nicht ausgeſetzten Landestheilen Zeugen ſonderbarer, aus ſolchen Urſachen entſprungener, Scenen geweſen. So gieng ich eines Tags mit einem Freund in dem großen Pa in Roturua ſpazieren, als unſere Aufmerkſamkeit auf einen lärmenden Rauſhandel gerichtet wurde. Wir näherten uns dem Platze woher der Lärm kam, und entdeckten zwei ältliche, beinahe nackte Weiber, deren jede einen Stock in ihrer Hand ſchwang und mit außerordentlicher Lebhaftigkeit auf die andere losſchlug. Die Wuth in welche ſie verſetzt waren, ſchien ſo ungeſtüm und unlenkſam zu ſeyn, daß ich auf einmal erkannte wie Recht die Alten gehabt die Furien als Weiber darzuſtellen.

Das männliche Geſchlecht hätte nie, weder in Worten noch in Gebärden, ein ſo übernatürlich abſcheuliches Ausſehen gezeigt. Bei letzterem wäre die Sache wahrſcheinlich mit Schlägen und Blutvergießen abgemacht worden; bei erſterem ſchien nur phyſiſche Erſchöpfung den Streit beendigen zu können. Ein großer Haufe Zuſchauer ſtand oder ſaß umher, ohne ſich im geringſten um das Treiben der beiden Wüthenden zu kümmern, die in ihren Wortſtreit ſo ſehr vertieft waren, daß ſie lange Zeit unſere Ankunft gar nicht bemerkten. Als indeß endlich eine uns gewahrte, ſchien ſie ſich zu ſchämen daß Fremde ſie in ſolchem Zuſtande geſehen, ließ, ihre Wuth ver-

Digitized by Google

geſſend, den Stock fallen und lief davon, um ſich mit ihrem Mantel, den ſie in ihrem Paroxysmus abgeworfen hatte, zu bedecken. Ihre Kampfgenoſſin ahmte dieſes Beiſpiel raſch nach, und ein allgemeines Gelächter von Seiten der Zuſchauer ſchloß die komiſche Scene.

Unter gewöhnlichen Umſtänden ſind die Neu-Seeländer nicht ſtreitſüchtig. Das Betragen der Einzelnen gegen einander iſt, möchten wir faſt ſagen, merkwürdig wohlerzogen; eine beleidigende Bemerkung oder ſcherzhafte Schläge ſind ihren Schicklichkeitsbegriffen gleich fremd. Ein Schlag mit der Fauſt wird nie ausgetheilt, denn er würde zu einem Kampf mit Waffen führen. Ja ihr Anſtandsgefühl geht ſo weit, daß, wie groß auch die Anzahl der Verſammelten bei feſtlichen Gelegenheiten ſeyn mag, man nie Zeuge von Streitigkeiten und Händeln iſt, welche in England bei den niedern Claſſen ſo häufig vorkommen.

Radſchah Sir James Brooke und Sarawak.

(Aus Chambers's Journal.)

Als Hr. Brooke auf dem „Royaliſt“ zum erſtenmal in Kutſching ankam, machte er nach ſeiner Landung dem Muda Haſſim, dem malayiſchen Radſchah des Platzes, ſeine Aufwartung, und lud hinwiederum dieſen Fürſten mit mehreren ſeiner Edlen und ihrem Gefolge ein ihn an Bord ſeiner Yacht zu beſuchen. Ich bin, wie viele andere, ebenfalls ſehr erſtaunt geweſen daß Hr. Brooke einen malayiſchen Fürſten und ſein Gefolge zu einem Beſuch an Bord ſeiner Yacht einlud — Leute von denen er vergleichsweiſe nichts wußte, als daß ſie zu einem Stamm gehörten deſſen Name im Oſten gleichbedeutend iſt mit Grauſamkeit, Verrätherei und Blutdurſt, und die, überall wo man ſie kennen gelernt, wegen ihres Hangs zur Seeräuberei berüchtigt ſind. Sie ſind zwar keineswegs ſo ſchlimm als man ſie darſtellt; auch beſitzen ſie viele edle Eigenſchaften, welche man bei näherer Bekanntſchaft an ihnen entdeckt; immerhin aber iſt der allgemeine Charakter welchen ſie tragen, und unter welchem Brooke allein ſie kennen lernen konnte, der — verrätheriſcher Seeräuber. Hr. Brooke beſchloß indeß Muda Haſſims Gaſtfreundſchaft zu erwiedern ohne Furcht oder Argwohn zu zeigen, während er gleichzeitig wirkſame Maßregeln ergriff um jeden Verſuch der Verrätherei, falls er gemacht werden ſollte, zu vereiteln. Auf dem Verdeck wurde die Bemannung unter Waffen geſtellt, mit dem Schein jedoch als ſey ſie eine Ehrenwache zum Empfang des Fürſten, aber vorbereitet nöthigen Falls zu Feindſeligkeiten ſchreiten zu können; gleichzeitig wurden die Schiffskanonen mit Kartätſchen geladen, und ſo gerichtet daß das Verdeck durch die erſte Salve gereinigt werden konnte. In der Cajüte, wo Hr. Brooke ſeine Beſucher empfangen ſollte, ſetzte er ſich auf ein Sofa mit einem breiten Tiſche davor, um jeden mit einem Kriß geführten plötzlichen Streich zu verhindern, und unter dem Polſter, das nachläſſig neben ihm lag, waren ein Paar geladene Piſtolen verborgen. Ueber dem Sofa hieng ein großer Spiegel, hinter welchen vier, mit je vier geladenen Gewehren ausgerüſtete, Leute aufgeſtellt waren, die auf ein gegebenes Zeichen den Spiegel herabwerfen und ſich bewaffnet zeigen ſollten. Unter ſolchen Vertheidigungsanſtalten nahm Brooke ruhig ſeinen Sitz ein, und empfieng ſeine ausgezeichneten Beſucher mit gentlemanlicher Höflichkeit. Es wurde kein Verſuch zu Gewaltthätigkeiten gemacht, und es blieb Muda Haſſim bis zu ſeinem Todestage ein Geheimniß welche Vorſichtsmaßregeln gegen ſeine mögliche Verrätherei ergriffen worden waren.

Bei einer andern Gelegenheit, nach Einführung der gegenwärtigen Regierung auf Sarawak, machte ein Häuptling der Sarebas-Deiaks, Namens Lingire, einen Verſuch auf Brooke's Leben. Er kam, angeblich um den malayiſchen Datus oder Obrigkeitsperſonen dieſes Platzes einen Beſuch abzuſtatten, mit mehreren Kriegsbooten nach Sarawak, und band ſeine Boote im Fluß, ihren Campongs gegenüber, einige Hundert Ellen oberhalb Radſchah Brooke's Haus, an. In einer Nacht endlich, als die Fluth ſeine Abſicht begünſtigte, ſegelte er ſtill flußabwärts bis an das Werft des Radſchah, befeſtigte dort ſeine Boote, und landete mit achtzig bewaffneten Leuten. Dann gieng er auf das Haus zu, trat in den Saal wo der Radſchah mit ſämmtlichen europäiſchen Bewohnern der Niederlaſſung am Mittagsmahl ſaß, und ſeine Leute, die ſich im Halbkreis um die Tafel herumſtellten, kauerten nieder, um in der Verwirrung bei Aufhebung der Mahlzeit über ihre Opfer herzufallen. Sobald Brooke den Lingire mit ſeinen vielen Leuten hereintreten ſah, muthmaßte er die Abſicht deſſelben, rief einen malayiſchen Diener, welcher glücklicherweiſe engliſch verſtand, und befahl ihm über den Fluß zu ſetzen, und den Datus zu ſagen ſie möchten ſo ſchnell als möglich ihre Mannſchaft herüberbringen. Da dieſer Befehl in engliſcher Sprache gegeben wurde, ſo war er den Deiaks unverſtändlich, welche, in der Meinung der Radſchah habe bloß irgend einen das Mittagmahl betreffenden Befehl ertheilt, den Diener ohne Argwohn das Zimmer verlaſſen ſahen, ruhig, ſtill und mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf das was vor ihnen vorgieng ſich niederſetzten, und auf das Angriffszeichen ihres Führers warteten. Mittlerweile ſetzten die Europäer ihre Mahlzeit mit beſtmöglichem Appetit fort, und da ſie wußten daß ihre Sicherheit von der möglichſten Verlängerung des Mahls abhieng, ſo eilten ſie damit keineswegs raſch zum Ende. Aus dieſem peinlichen Zuſtand der Ungewißheit, in welcher ſie ſchwebten, wurden ſie endlich befreit durch die Ankunft des Datu Tummang-gong — eines tapfern alten Seeräubers, welcher ſeiner Zeit die Raubzüge bis nach Singapur ausdehnte, und jetzt an der Spitze von dreißig Malayen in das Gemach trat. Er ſtellte ſich ſogleich zwiſchen die Europäer und die Deiaks, wandte ſich dann zu Lingire, apoſtrophirte ihn auf eine Weiſe in welcher nichts weniger als Complimente lagen, ſagte ihm er wiſſe warum er gekommen ſey, und befahl ihm ſich augenblicklich nach ſeinen Booten zu begeben. Der Deiak ſchwieg; die Partie ſtand achtzig gegen dreißig, und er ſchien geneigt die Wechſelfälle eines Kampfs zu verſuchen; allein während er noch in ſeinem Entſchluß ſchwankte, trat Datu Bandar mit fünfzig Mann ein, und nun ſchlich er ſich

Digitized by Google

wie ein geſchlagener Hund zu ſeinen Booten hinweg. Als er in Sarebas anlangte, erklärte er öffentlich, ſein Zweck ſey geweſen dem Radſchah den Kopf abzuſchlagen, und er verharre annoch auf dieſem Entſchluß; ja, er gieng ſoweit daß er einen Korb eigens zu dem Zwecke machen ließ das Haupt des Radſchah, wenn er ſeiner habhaft geworden, darin aufzubewahren. Er hat indeß, ſcheint es, die Sache beſſer überdacht; denn als ich ihn zuletzt ſah, ſaß er an des Radſchahs Tiſch, ſchwatzte, lachte und trank Arrack.

Das Sarawakgebiet zeigt ſich, wenn man es von der See aus betrachtet, als langer niedriger dunkler Küſtenſtrich, der bis an den Rand des Waſſers mit Bäumen bedeckt, und hin und wieder von Flußmündungen durchſchnitten, oder von kühnen weit in das Meer hervorſpringenden Felſenvorgebirgen unterbrochen iſt. Hinter der Küſtenlinie erhebt ſich der Grund an vielen Stellen zu Hügeln und Bergen, von denen einige rund und anſchwellend und, wie das ganze übrige Land ringsherum, mit dunklem Dſchungelgebüſch bedeckt, andere ſteil und ungemein rauh ſind, auf denen aber aus jeder Ritze Bäume und Gebüſche emporſprießen, und Schling- und Schmarotzerpflanzen aus jeder Klippe und von jedem Baume herabhängen.

Bei der Einfahrt in einen der Flüſſe welcher ſich ſeinen Weg durch das ſcheinbar undurchdringliche Dunkel bahnt, ſieht ſich der Reiſende in einem weiten offenen Canal, deſſen beide Seiten dicht von demſelben dunkeln und ſchweren Blätterwerk, das die Küſte bedeckte, überſchattet ſind; das aber, nicht zufrieden mit dem Beſitz des Landes, auch noch nach dem des Waſſers zu trachten ſcheint, indem es ganze Maſſen von Mangelbäumen weit in den Fluß hineinſendet. An andern Theilen ſind die Ufer von Tauſenden von Nipa-Palmen beſetzt, deren lange, gebogene Blätter mit ihrer dunklen, ſcharf zugeſpitzten Einfaſſung anmuthig im Winde fächeln, und den Vordergrund der mächtigen Dſchungel bilden die ſich dahinter bergan zieht. Höher am Fluſſe hinauf, wo die Ufer nicht mehr ſumpfig ſind, verſchwinden die Mangelbäume und die Nipas, immer noch aber dauert der Urwald in unverminderter und unveränderter Pracht fort, und da der ſtille Strom uns ſchnell über ſeine ruhigen und ſanften, in der Farbenpracht eines tropiſchen Abendhimmels erglühenden Gewäſſer dahin trägt, ſo paſſiren wir Spitze um Spitze, ſegeln von Geſtade zu Geſtade, und jedes Ufer und jede Scenenveränderung bietet denſelben Charakter wilder und einſamer Größe und Naturreichthums. Wenn eine Taube über den Kopf hinwegfliegt, ein Affe vom einen Aſt zum andern ſpringt, oder der laute und disharmoniſche Geſang einiger befiederten Bürger des Waldes durch die Luft dringt, ſo iſt dieß das einzige Lebenszeichen welches die weite Dſchungel äußert, mit Ausnahme etwa des ſchrillen Gezirps der Baumheuſchrecken die ihr Abendlied angeſtimmt haben, oder der aufreizenden Angriffe der Sandfliegen und Moskitos, auf deren Daſeyn man durch ihre Stiche aufmerkſam gemacht wird.

Wenn wir flußaufwärts fahren, wird der Canal außerhalb des Bereichs der Fluthen, obgleich er immer noch tief iſt, ſehr eng, und oft ſcheint durch die Vegetation welche die Ufer bekleidet gleichſam ein Bogen über denſelben geſpannt zu ſeyn. Nicht nur ragen ungeheure Bäume mit ihren rieſenhaften Formen mehrere Hundert Fuß hoch in die Lüfte, ſondern der Rand des Ufers zwiſchen den Bäumen und dem Strome ſelbſt iſt mit einer dichten Pflanzenmaſſe bedeckt, die ſo dick und undurchdringlich, und zehnmal ſo hoch iſt wie eine lebendige Hecke. Eine der merkwürdigſten Pflanzen welche dieſe Einfaſſung am Rande des Stromes bilden, wird von den Dejaks Mudiang genannt, und gleicht genau der Ananasſtaude, nur daß ſie auf einem etwa zwanzig Fuß hohen Stängel wächst. Auch ihre Frucht gleicht dem Aeußern nach ſehr der Ananas, iſt aber hart und inwendig holzig, und zur Nahrung ganz untauglich. Dieſe Pflanzen wachſen in großer Menge in dem den Rand des Stromes bildenden Schlamme, und ſind der Aufenthaltsort einer unzähligen Menge von Affen, welche während des Tags unter denſelben herumſpringen, Grimaſſen machen und ſchreien, und bei Nacht, innerhalb Ruderlänge von dem vorbeifahrenden Boote, darauf ſchlafen. Weiter flußaufwärts ändert der Strom abermals ſein Ausſehen; ſtatt tief und ſchlammig zu ſeyn, wird er ſeicht und hell, und nimmt in hohem Grade den Charakter eines Gebirgsſtroms an. Der Grund iſt ſandig oder ſteinig, und man ſieht Fiſche im Waſſer ſpielen; die Ufer ſind trocken und ſchlammfrei, und die großen Bäume der Dſchungel können vom Rande des Stroms aus emporwachſen und ihre rieſenhaften Aeſte hoch oben ineinanderflechten. Dann erſt ſieht man den Wald in ſeiner ganzen Schönheit und Großartigkeit. Hohe Stämme, gerade wie ein Pfeil, bilden die Stütze für den ungebrochenen Schatten des Grüns das an ihren Aeſten hängt, während lange und phantaſtiſche Schlingpflanzen die mächtigen Säulen mit ihrem wirren Netzwerk umarmen, und wie Guirlanden von einem zum andern hinüberhängen. Hin und wieder hat der Zufall einen beträchtlichen Raum längs den Ufern gelichtet, und einen einzigen mächtigen Baum in vergleichsweiſer Einſamkeit ſtehen gelaſſen — an ſolchen Stellen zeigt ſich dann der Monarch des Waldes in all ſeiner Herrlichkeit. Ein umfangreicher, maſſiger Stamm thürmt ſich in gerader Richtung wie ein Schiffsmaſt, und ohne einen einzigen Zweig, bis zur Höhe von 200 Fuß und darüber empor, und vom Gipfel dieſer rieſenhaften Säule herab breiten ſich die Aeſte weit auseinander, bedeckt mit ihren ſchweren Maſſen dunkelgrüner Blätter, und einen ſo ſchönen Anblick bildend als das Auge nur immer einen finden kann.

Zuweilen ſieht man dieſe großen Bäume in einer dem Reiſenden unbequemen Nähe bei einander: ſie fallen quer über den Strom und hemmen ſeine Weiterfahrt. Wenn der Stamm ſo tief eingeſunken iſt, daß er überall drei oder vier Zoll tief unter Waſſer liegt, ſo muß das Fahrzeug umgeladen werden; die Bemannung ſpringt ins Waſſer, und ſchleppt das Boot über die geſperrte Stelle hinweg, während es, wenn ein ſolcher Stamm etwa fünf oder ſechs Zoll über der Oberfläche des Waſſers ruht, abermals ausgeladen und darunter hindurch getrieben wird.

Da die Bäume ſelten vollkommen flach über die Oberfläche des Fluſſes fallen, ſo iſt allgemein die eine oder andere dieſer Methoden bei der Befahrung desſelben gebräuchlich; manchmal aber kann keine von beiden befolgt werden; in dieſem Fall gibt es dann kein anderes Hülfsmittel als das mühſame und zeitraubende Durchhauen des Stammes. Da es auch Untiefen und Stromſchnellen, ſowie Holzblöcke in den Flüſſen gibt, ſo läßt es ſich leicht denken daß das Befahren dieſer kleineren Flüſſe mit vielen Mühſeligkeiten verknüpft iſt. Die Hinderniſſe der einen oder der anderen Art ſind ſo

Digitized by Google

zahlreich, daß ich zuweilen die Mannschaft mehrere Stunden lang ununterbrochen im Wasser waten oder schwimmen gesehen habe.

Ich habe solchergestalt eine Anschauung von dem Lande zu geben gesucht wie man es von einem der großen Flüsse aus sieht. Ich will den Leser nun bitten einen Spaziergang mit mir in die Dschungel zu machen. Es gibt zwei Arten Dschungeln — alte und junge. Die alte Dschungel ist einfach der Wald, die junge Dschungel ist der Pflanzenwuchs welcher aufsteimt wenn man die alte Dschungel niedergehauen hat. Sie besteht aus einer dichten Masse Gras, Riet und Gebüsch, unwegsam für einen Menschen; zwingt ihn aber die Nothwendigkeit seinen Weg durch dieses Gestrüpp zu nehmen, so muß er sich mit seinem Parang oder Hackmesser Bahn brechen, und mit jedem Schritt vorwärts einen Pfad aushauen. Das Herumgehen in einer alten Dschungel ist ein ganz anderes. Hier gibt es vergleichsweise wenig Unterholz. Der Boden ist von den verwesenden Blättern feucht und weich; die Luft ist kühl und angenehm, und die ungeheuren Bäume, deren Blätterwerk die Sonne vollständig abhalt, bilden ein „Laublabyrinth" im großartigsten Charakter. Jeder zehnte Baum ist ein Riese, dessen umfangreicher Stamm, strack in die Höhe gerichtet wie ein Schiffsmast, in fast gleicher Dicke emporschießt, bis sein Gipfel sich unter dem Laubdache seiner rings um ihn her stehenden Genossen verbirgt, und aus der Größe der niedrigeren Bäume können wir einen Schluß auf die höheren machen. Einige derselben sind mit den sonderbarst aussehenden Schling- und Schmarotzerpflanzen bedeckt, welche den Stamm umhüllen und Astgewinde bilden. Hin und weder kommen wir an einen in voller Blüthe stehenden Baum, der, wenn er theilweise so vereinzelt steht daß man ihn von unten auf sehen kann, eines der schönsten Schauspiele bietet das die Pflanzenwelt uns vor Augen führt. Kurz, obgleich das allgemeine Aussehen des Waldes, mit Ausnahme dessen was die Größe der Bäume betrifft aus denen er besteht, sehr große Aehnlichkeit mit dem eines unserer heimischen Gehölze hat, wird doch die flüchtigste Untersuchung bald einen sehr großen Unterschied gegenüber der Vegetation gemäßigter Klimate zeigen. Vielleicht ist indeß einer der auffallendsten Charakterzüge der Dschungel der fast gänzliche Mangel animalischen Lebens — ein Mangel der für den europäischen Besucher, welcher, weil die Dschungel vom Menschen nur höchst selten betreten wird, sie mit Thieren aller Art angefüllt zu finden hofft, etwas sehr überraschendes hat. Getäuscht in seiner Erwartung geht er mitten durch diese Herrlichkeit der Pflanzenwelt hindurch, und sieht kaum ein Thier. Fast die einzigen Lebenszeichen die er entdeckt, sind das heisere Geschrei des Hornvogels, das klägliche Gewimmer des Wawa oder langarmigen Affen, und das laute, aber melancholische Geheul des Nassjong oder langnasigen Affen; oder vielleicht der Anblick einer den rauhen Stamm irgend eines dicken Baums hinankletternden Eidechse, oder einer unter den gefallenen Blättern rasselnden oder um die Aeste sich windenden Schlange. Wo es viele Obstbäume gibt, ist die Scene allerdings eine ganz andere: da sieht man Affen in Fülle, sie springen auf den Aesten umher und treiben allerlei Kurzweil; bald erschüttern sie den Wald durch den Lärm ihres Muthwillens, bald sitzen sie bedächtig auf irgend einem niedrigeren Aste und spotten in eingebildeter Sicherheit ihrer zweibeinigen Brüder drunten, behandeln mit majestätischer Verachtung die Anstrengungen der Dajaks sie in Schrecken zu setzen, und gaffen mit dem glücklichen Gefühl der Unwissenheit auf die Schrecken des Gewehrs. Sie sind an Farbe wie an Größe unendlich verschieden: von dem Orang-Utang an, dessen Leib so groß ist wie der eines hochgewachsenen Mannes, bis herab zu den kleineren, nur eine Spanne langen Arten, trifft man sie in buntem Gewimmel beisammen. Auch eine Menge Vögel der verschiedensten Arten findet man hier; sie haben im Durchschnitt heisere Stimmen und ein glänzendes Gefieder, verbergen sich unter dem dichten Laub oder flattern ganz nahe auf einen heran. Solche Thier-Anhäufungen gehören indeß zu den Seltenheiten; die Hauptrolle im Walde spielt, wie ich bereits gesagt, der große Reichthum der Pflanzenwelt und die große Spärlichkeit thierischen Lebens. In dieser Hinsicht hat Borneo jetzt, glaub' ich, einige Aehnlichkeit mit England, wie es von den Geologen während der Kohlenbildungszeit geschildert wird. Ist dem so, so ist es auffallend den Zustand unserer eigenen heimischen Insel, wie er vor vielen tausend Menschenaltern gewesen, nachgebildet zu sehen in dem Zustand eines andern viele tausend Meilen entfernten Eilandes.

Noch von einem andern Gesichtspunkt aus will ich das Land zu schildern suchen — nämlich von dem Gipfel eines hohen Berges herab. Von einer solchen Stellung aus schweift der Blick des Beschauers, so weit das Auge reichen kann, im allgemeinen über ein flaches, wenn auch einigermaßen wellenförmiges Land; Hügel von verschiedenen Formen und Größen wechseln mit scharf abschüssigen Piks und Bergrücken, deren einige ungemein steil und rauh sind, alle aber bedeckt dasselbe dunkle und schwere Grün, welches sich weithin über die Oberfläche des Landes verbreitet, und nur da verschwindet wo irgendeine Kalksteinklippe aus der Pflanzenfülle emportaucht. Im Tieflande sieht der Beschauer wie die Flüsse in gewundenem Laufe durch den ungebrochenen Wald sich schlängeln, bald in hellem Silberlicht vors Auge treten, bald roth und schlammig fast unter seinen Füßen dahin rollen, bald unter den ihre Ufer umsäumenden hohen Bäumen sich verstecken, und dann in einiger Entfernung heller und glänzender als je wieder zu Tage kommen. Die weite Ausdehnung des vor dem Beschauer ausgebreitet liegenden Waldlandes führt ihn auf Gedanken, welche einigermaßen mit denen verwandt sind die durch die Betrachtung des Oceans von der dem Meere zugekehrten Seite einer Klippe erweckt werden. Man hat hier dieselbe weite Fernsicht, dieselbe Eintönigkeit der Scene, und dasselbe Gefühl der Einsamkeit, und diese Aehnlichkeit der Landschaft führt zu einer Aehnlichkeit der Ideen, welche die Seele, so zu sagen, von der unmittelbaren Berührung mit den Nebenmenschen abschneiden, und sie zugänglich machen für die Größe und Majestät jener Macht, aus deren Schöpferhänden der Ocean wie der Wald hervorgegangen.

Digitized by Google

Skizzen aus Kleinaſien.

Von Dr. A. Mordtmann.

V.

(Fortſetzung.)

Viel jünger, und daher noch lange nicht ſo ausgebildet als die Seideninduſtrie, iſt der Weinbau in Bruſſa. Zwar hat es von jeher in der Umgegend Weingärten gegeben, aber bis zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts durfte aus den Trauben kein Wein bereitet werden, weil der Koran dieß nicht geſtattete. Ueberhaupt kannte man in Europa bis dahin nur zwei Sorten türkiſcher Weine, den Cyperwein und den Malvaſierwein. Seitdem aber die Regierung eingeſehen hat daß die Ausdehnung der mohammedaniſchen Geſetzgebung auf Nichtmohammedaner die Landescultur hemmt und dem Staatsſchatz nachtheilig iſt, hat ſich die Weinerzeugung ſchnell über alle von Nichtmohammedanern bewohnten Theile des Reiches verbreitet und in unglaublich ſchneller Zeit Fortſchritte gemacht. Das Land erzeugt ſchon jetzt eine Menge Weinſorten, welche wohl in Europa Liebhaber finden würden, wenn ſie näher bekannt wären. Außer dem Cyperwein, deſſen Ruhm längſt begründet iſt, nenne ich nur die Weine von Samos, Chios, Mitylene, Tenedos, den Dardanellen, Paſcha Liman (im Marmorameer), Adrianopel. Der Bruſſawein hatte das Glück, die Aufmerkſamkeit eines ſpeculativen Kopfes, des ſchon vorhin genannten Hrn. Falkeiſen auf ſich zu ziehen, der die Weinbereitung in großem Maßſtabe treibt und in ungeheurer Menge nicht nur in der Türkei, ſondern auch in Europa abſetzt. Ich weiß aus ganz ſicherer Quelle daß in Deutſchland manches Oxhoft Bruſſawein unter dem Namen „Rheinwein" conſumirt wird, weil er mit dieſem eine große Aehnlichkeit hat. Kenner ſind freilich nicht zu täuſchen, denn bis jetzt iſt es weder Hrn. Falkeiſen noch ſeinem Concurrenten Hrn. Storck (aus Frankfurt a. M.) gelungen, dem Bruſſawein das Bouquet des Rheinweins mitzutheilen; aber man muß auch bedenken daß der Weinbau in der Türkei noch im Stadium der Kindheit iſt, und noch ziemlich naturaliſtiſch betrieben wird. So z. B. wird hier zu Lande der Weinſtock im März beſchnitten ſtatt im September, und zwar mit Stumpf und Stiel, alte und neue Reben, kurz alles wird abgehackt, und nur der Stock bleibt. Wäre nicht dieſer faſt unverwüſtlich, ſo würde der Weinbau in der Türkei bald ſein Ende erreicht haben. Die Folgen dieſer Behandlung aber bleiben nicht aus, ſelten hat ein Stock mehr als ein Duzend Trauben. Seit mehreren Jahren aber haben einzelne ſpeculative Köpfe ſich um die Behandlung des Weinſtocks in Europa bekümmert und verbeſſerte Methoden auf ihren Weinbergen eingeführt, und die Nachbaren welche den Erfolg ſehen, fangen nun auch an beſſeren Grundſätzen zu folgen. Kürzlich zählte ich auf einem ſolchen Weinberg an einem einzigen Stock 85 Trauben. Leider hat die Traubenkrankheit auch ſchon hier ihre Verheerungen angefangen.

Die reiche Vegetation der Ebene von Bruſſa liefert aber außer Maulbeerbäumen und Weinſtöcken noch viele andere geſchätzte Producte; berühmt ſind noch die Kaſtanien und die Pfirſiche, von denen letztere hier eine unter dem Namen Hule bekannte Sorte ſehr ſchmackhaft iſt.

Noch iſt unter den Culturzweigen die Jasminzucht zu erwähnen, weil ſie hier zu Lande einen ſchönen Erwerb liefert. Die Gärtner verſtehen es durch feſte Umwicklung des Stammes dieſen nicht nur ſchnurgerade, ſondern auch faſt ohne Ausläufer und Knoſpen zu ziehen, und dieſe ſchönen leichten Stämme werden zu Pfeifenröhren benutzt. Ein ächter türkiſcher Raucher bedient ſich im Winter des Tſchibuks aus Weichſelkirſchen und im Sommer des Tſchibuks aus Jasminſtämmen. Letztere ſind ſehr theuer, und die Preisſteigerung nimmt faſt im Quadratverhältniſſe der Länge zu, d. h. ein Rohr von 6 Fuß Länge koſtet ungefähr viermal mehr als eins von 3 Fuß Länge. Auch bei dem Rauchen des perſiſchen Tabaks aus ſogenannten Waſſerpfeifen (Nargile) iſt oder vielmehr war Bruſſa betheiligt; man findet nämlich in den Kaffeehäuſern eine ganz elegante Art von Kapſeln oder Deckeln aus Meſſing auf den Pfeifenköpfen der Nargile; bei näherer Erkundigung aber konnte mir niemand ſagen woher ſie ſtammten, einige ſagten mir, es wäre eine ausländiſche Arbeit, andere behaupteten mit mehr Wahrſcheinlichkeit (da ich dieſen Gegenſtand in keinem andern Theile der Türkei geſehen habe) daß es eine jetzt verloren gegangene Induſtrie Bruſſa's ſey.

In Europa iſt man gewohnt ſich die Bewohner der Türkei als halbe Wilde vorzuſtellen, und ich habe hier während des Krieges Speculanten mit ganzen Ladungen von Glasperlen, Groſchenſpiegeln und ähnlichen Schnurrpfeifereien ankommen ſehen, indem ſie glaubten wir ſtänden hier mit den Negern der Guineaküſte auf einer Culturſtufe. Ich mache dieſe Bemerkung eben bei Anlaß des Tabakrauchens, wo ſich das Raffinement der Orientalen recht augenfällig zeigt. Zu einer guten Pfeife Tabak liefert Macedonien, namentlich Jenitſche Vardar, den Tabak, Konſtantinopel und Ruſtſchuk den Pfeifenkopf, Bruſſa das Jasminrohr und die preußiſche Oſtſeeküſte das Bernſtein-Mundſtück. Zu dem Nargile aber liefert Schiraz in Perſien den Tabak, Konſtantinopel den Pfeifenkopf, das meſſingene Gerüſt deſſelben und den ledernen Schlauch, Böhmen die Glasflaſche und Bruſſa den meſſingenen Deckel zum Schutz gegen den Wind.

Bruſſa, gleich allen bithyniſchen Städten, liefert den Beweis daß die alten Bithynier einen ſehr richtigen Blick bei der Anlage ihrer Städte hatten, indem ſie alle ohne Ausnahme eine ſolche Lage haben, welche ihnen die Lebensfähigkeit zuſichert. Mit Ausnahme Nicäa's (deſſen Verkommen zu Ende des 17ten Jahrhunderts aus ganz unbekannten Urſachen ſtattfand) ſieht man daher auch in ganz Bithynien keine Ruinenſtädte, d. h. alte Städte, die jetzt ganz oder faſt ganz unbewohnt ſind, wie man ſie in jedem andern Theile der Türkei antrifft, und deren Ruin nicht gerade allemal den Türken zur Laſt gelegt werden kann; wer möchte ihnen den Ruin von Cyzikus, Troja, Ninive, Babylon, Palmyra, Heliopolis, Anzani u. ſ. w. aufbürden? Mit Ausnahme von Cyzikus waren faſt alle dieſe Städte ſo angelegt daß ihr Wiederaufbau eine national-ökonomiſche Thorheit geweſen wäre. Bruſſa dagegen iſt ein lebendiges Zeugniß von der zähen Lebenskraft der Völker. Von den byzantiniſchen Kaiſern vernachläſſigt, von den Comnenen gemißhandelt, von den Paläologen ſogar ganz im Stich gelaſſen, war es dennoch im Stande länger als ein Jahrhundert als Reſidenz der Osmanen aufzutreten, und als die Sultane ihre Reſidenz nach Konſtantinopel verlegten, blieb Bruſſa fortwährend eine der gewerbfleißigſten Städte

Digitized by Google

ihres Reichs. In den letzten Jahren wurde Brussa hart geprüft, aber die oben mitgetheilten statistischen Daten beweisen, daß Cholera, Erdbeben, Traubenkrankheit und der Krieg (der auch Brussa indirect sehr hart mitnahm) nicht im Stande waren den Fleiß, die Thätigkeit und die Industrie der Einwohner zu beugen.

Als erste Residenz der Osmanen bietet Brussa sehr viele geschichtliche Denkmäler dar. Ich enthalte mich aber hier einer Beschreibung derselben, theils weil man sie in jeder Beschreibung findet, theils weil die Erdbeben vom Februar bis Mai 1855 sehr vieles zerstört haben, und ich seitdem nicht nach Brussa gekommen bin, so daß ich nicht weiß was von diesen Denkmälern zerstört und was erhalten ist. Dagegen kann ich versichern daß ich, so oft ich nach Brussa kam, niemals Fanatismus bei der dortigen Bevölkerung wahrgenommen habe. Die Moscheen und die Grabmäler der osmanischen Sultane und Prinzen (von Osman I bis auf Murad II ruhen sie fast alle hier) stehen jedem Fremden offen, es bedarf keines Fermans, und selbst das sonst so lästige Ausziehen der Schuhe wird hier nicht verlangt, mit Ausnahme der Ulu Dschami (Hauptmoschee). Hat der Reisende Achtung vor Häusern die zur Gottesverehrung bestimmt sind, und vor den Grabmälern ausgezeichneter Männer, und nimmt er sich in Acht bei schmutzigem Wetter die Teppiche zu betreten auf denen die Türken ihre Gebete verrichten, so wird er bei allen Imamen und Türbedars in Brussa nicht nur eine gute Aufnahme, sondern selbst freundliche Zuvorkommenheit finden, besonders wenn er ihre Sprache redet und einigermaßen mit der Geschichte bekannt ist; auch sind sie nicht unbescheiden in ihren Forderungen, ein geringfügiges Bakschisch von wenigen Piastern genügt. Da ich so oft genöthigt war von so manchen andern Orten in der Türkei über einen widerwärtigen und heuchlerischen Fanatismus zu berichten, so erfordert es die Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe daß ich auch das Gegentheil berichte, wo ich es angetroffen habe, und ich erledige mich dieser Pflicht mit großem Vergnügen.

Ein glänzender Vorzug Brussa's vor Konstantinopel ist sein Wasserreichthum. Der Olymp liefert eine solche Menge des schönsten Wassers daß fast jedes Haus nicht nur seinen eigenen Brunnen hat, sondern man findet selbst viele Häuser mit eignen Behältern für Trinkwasser, für Waschwasser, für Bäder und zum gewerblichen Gebrauche. Oberhalb Brussa's, am Fuße des Olymps, liegt Bunarbaschi, d. h. Quellenhaupt, der Lieblingsspazierort der Bewohner. Am Ufer eines Baches mit krystallhellem kaltem Wasser sind einige Kaffeehäuser wo man die herrlichste Aussicht auf Brussa, die Ebene, das Arganthonius-Gebirge u. s. w. hat. Hier findet man noch den Medda (Märchenerzähler), der aus Konstantinopel so gut wie verschollen ist. Damals war es ein unglückseliger Krüppel, dessen Aeußeres sehr unscheinbar war, aber schon die kindliche Liebe, die den alten hülflosen Mann auf den Schultern hieher trug und wieder zurück, sowie die ausgesuchte Reinlichkeit, die sich in jedem Theile seines Anzuges zeigte, machte einen wohlthuenden Eindruck. Sein Betriebs-Capital ist den Tausend und Einer Nacht entlehnt, aber er localisirt alle seine Märchen in Konstantinopel. So oft ich in Brussa war, versäumte ich es nicht ihn zu hören; wer die 1001 Nacht bloß aus Uebersetzungen kennt, hat gar keine Ahnung von dem Reiz den sie für den Kenner des Orients im Munde dieses Erzählers haben. Je weiter er in seinem Märchen fortschreitet, desto mehr vergeistigt sich sein sonst fast mumienartiges Angesicht, er wird immer lebendiger, und wenn man die Augen schließt, so sollte man wähnen die handelnden Personen wären selbst gegenwärtig. Ich hörte einmal von ihm das Märchen von den drei Buckligen, welches er so originell und komisch vortrug daß selbst der grämlichste Hypochonder dabei hätte herzlich lachen müssen; und so ernsthaft sonst der türkische Philister ist, so sah ich dießmal keinen seinen Ernst behalten. Ob der Alte noch lebt, ist mir nicht bekannt.

Das Kaza (Arrondissement oder Amt) Brussa, wozu auch die kleinen Orte Kete, Eski Dag, Trilia und Siki gehören, enthält nach den letzten Zählungen in 128 Gemeinden 64,087 Mohammedaner, 27,123 Griechen, 9243 Armenier, 2007 Juden und 447 Zigeuner, zusammen 102,907 Einwohner, welche 1,188,925 Piaster an Grundsteuer, 1,151,729 Piaster an Zehnten und 808,581 Piaster an sonstigen Abgaben zahlen.

Die berühmten Bäder von Brussa sind außerhalb der Stadt in Tschekrije und Gögürtlü, und sind schon so oft von Reisenden beschrieben worden, daß der Leser es mir danken wird wenn ich ihn damit verschone, ich bin auch nicht fähig dazu, da ich weder Arzt noch Liebhaber von heißen Bädern bin. Ueber ihre ältere Geschichte habe ich nichts auffinden können, sie werden zuerst im Jahre 796 erwähnt, wo Kaiser Constantin VI sich hier einen Monat mit seiner Mutter aufhielt, um die Bäder zu gebrauchen. Ich glaube daß sie im Alterthum gar nicht existirten und erst durch ein Erdbeben oder sonstiges Naturereigniß zum Vorschein kamen. Denn Plinius der jüngere, des Kaisers Trajan Statthalter in Bithynien, führte mit dem Kaiser eine amtliche Correspondenz über die Erbauung eines neuen Bades in der Stadt statt des alten, welches schmutzig und verfallen war (Epist. Lib. X, 34. 35. 75. 76). Bei der aus jedem Briefe durchscheinenden Sorgfalt des wegen seiner Herzensgüte berühmten Kaisers, für die Provinz so wenig als möglich und nur das unerläßlichste zu thun (er hatte sogar Angst vor einem Spritzencorps von 150 Mann in Nicomedien, indem er für die Sicherheit des römischen Reiches besorgt war), hätte er gewiß nicht die Erlaubniß gegeben, wenn schon damals die natürlichen warmen Bäder vorhanden gewesen wären.

Am Donnerstag den 14 August bestiegen wir den Olymp. Man reitet in der Regel früh weg um auf dem ersten Absatze den Sonnenaufgang zu sehen, erreicht in 5½ Stunden den Fuß des Kammes, von wo noch weitere zwei Stunden erforderlich sind um den Gipfel zu Fuß zu erreichen und wieder zum Haltpunkt zurückzukehren, und in 5 Stunden reitet man hinunter, so daß man gegen Sonnenuntergang wieder in Brussa ankommt. Bis zur ersten Region ist die Vegetation sehr üppig, namentlich das Laubholz; die Roßkastanien und Platanen sind von vorzüglicher Schönheit. Die Steigung beträgt 30 bis 35 Grad, und man erreicht in zwei Stunden die „Siegerwiese," Gazi Tschairi, von welcher die Sage behauptet daß Orchan hier sein Lager hatte, als er Brussa angriff, und daß Osman hier starb; letzterer Umstand ist der glaubhaften Geschichte zufolge ganz unbegründet, und der erstere Umstand jedenfalls zweifelhaft. Von der Siegerwiese, welche die erste Region des Olymp abschließt, ist die Steigung nur unbedeutend; das Laubholz verschwindet, und Fichten, Tannen, Pinien, Lärchenbäume und Wachholder herrschen vor; der Blick auf Göldere ist ent-

zückend, und in der Ferne erblickt man die ganze Ebene von Bruſſa, den See von Apollonia und das Marmorameer. Bald aber verſchwindet alles, indem die geringe Steigung jede Ausſicht abſchneidet. Endlich erreicht man das Ende der zweiten Region, durch „die Kaiſerwieſe," Tekfur Tschairi bezeichnet. Von nun an hört die Baumvegetation auf, und man trifft nur noch an einzelnen Stellen verkrüppelte Tannen; kriechendes Wachholdergeſtrüpp iſt vorherrſchend. Bei der Kaiſerwieſe erregen maſſenhafte zerſtreute Granitblöcke in grotesken Geſtalten die Aufmerkſamkeit des Reiſenden; die heutige Sage macht daraus allerhand Theile eines ehemaligen Kaiſerpalaſtes; die Vorzeit ſah in dieſen Maſſen, unter Uebertragung der Traditionen des theſſaliſchen Olymps auf den myſiſchen, die Steine, womit die Titanen den Sitz der Götter beſtürmen wollten, und in der Kaiſerwieſe den Götterſaal. Die dritte Region wird immer kahler, und in einer Thalſchlucht, wo das Waſſer mächtig hervorrauſcht und ſchon in der Ferne hörbar iſt, muß man vom Pferde ſitzen, w der Reſt nicht mehr für Thiere zu erſteigen möglich iſt. Ein See mit ſchönen Forellen iſt ſchon vorher paſſirt. An der Quelle erfriſcht man ſich durch einen ſtärkenden Trunk des reinſten Kryſtallwaſſers und durch ein kräftiges Frühſtück, und tritt dann den letzten Theil der Wanderung an; zum Theil muß man über Schneefelder ſchreiten und oft ausruhen; man erreicht endlich die oberſte Spitze (faſt 8000 Fuß über dem Meeresſpiegel), wo eine Ausſicht auf die Umgegend für alle Mühen lohnt. Der Olymp iſt der einzige Berg in der Nähe Konſtantinopels welcher das ganze Jahr hindurch Schnee hat, und da der Conſum von Eis und in Eis abgekühlten Getränken in der Türkei ziemlich ausgedehnt iſt, ſo findet man hier oben immer Leute, welche damit beſchäftigt ſind Schnee zu ſammeln und nach Bruſſa und Konſtantinopel zu ſenden. Es ſteht aber dieſes Geſchäft nicht jedermann frei, ſondern es gibt in Konſtantinopel einen eigenen Beamten, bei welchem man ſich die dazu erforderliche Erlaubniß holen muß. Da der Gipfel des Olymp oft von gewaltigen Stürmen umbrauſet wird, ſo haben die Schneeſammler ſich dort einige Steinhaufen zum Schutze angelegt. Die Flora des Olymp, vielleicht die reichſte Bergflora in der gemäßigten Zone, folgt den Tritten des Wanderers faſt bis zum Gipfel.

Leider war es uns nicht vergönnt aller dieſer Genüſſe theilhaft zu werden; der Gipfel des Berges war ſchon an den vorhergehenden Tagen in Wolken gehüllt, und auch der heutige Tag ſchien nicht viel beſſeres zu verſprechen. Bis zur erſten Region gieng es leidlich, doch gelang es uns nicht einen Blick auf das Meer zu erhaſchen, und ich konnte nur auf einen Moment den See von Apollonia wahrnehmen; ehe ich meine Reiſegefährten darauf aufmerkſam machen konnte, hatten Wolken ihn ſchon den Blicken entzogen. Von da an ritten wir beſtändig in den Wolken, ſo daß wir auf die kühnen Schluchten und Thäler keinen Blick erlangen konnten. Es wurde auf der dritten Region etwas beſſer, aber noch ehe wir die Spitze erreicht hatten, grollte ſchon der Donner unter unſern Füßen. Auf dem Kamm erhaſchten wir einen flüchtigen Blick auf die Landſchaft Olympana, jedoch war die Ausſicht vielfach von Wolkenzügen unterbrochen, und das ganze dauerte nur einen Moment. Dennoch erklimmten wir den Gipfel, wo wir noch etwas Schnee fanden. Beim Herabſteigen aber ſchien der Himmel ſeinen ganzen Zorn über uns ausſchütten zu wollen. Anfangs leiſe, dann ſtärker und zuletzt in Strömen ergoß ſich der Regen, und in einem Nu waren wir bis auf die Haut durchnäßt. Wir ſuchten Schutz unter Felſen, da aber der Regen nicht nachließ und wir doch nicht auf dem Berge bleiben konnten, im Gegentheil es dringend nöthig war daß wir vor Eintritt der Dunkelheit die Stadt erreichten, ſo reſignirten wir uns, und begaben uns zu unſern Pferden. Der Regen hatte etwas an Heftigkeit nachgelaſſen, aber ehe wir unſere vor Kälte ſchlotternden Glieder durch einen Schluck Wein erwärmen konnten, erfolgte eine zweite Ladung von gleicher Stärke. Im beſten Regenſchauer ritten wir zurück, und die Bäche welche wir Vormittags nur an ihrem Bette erkennen konnten, waren nun zu reißenden Strömen angeſchwollen. Im vollen Trabe gieng es vorwärts; aber in der Nähe der Kaiſerwieſe ſollten wir noch eine Anklage in voller Stärke erleben; es war der letzte Guß, aber unangenehm war der dichte Nebel der uns faſt bis zu den Thoren von Bruſſa begleitete, und ſo ſtark war daß wir auf 10 Schritte weit nichts unterſcheiden konnten; unſere Karawane mußte ſich alſo eng an einander ſchließen, um nicht den Führer und mit ihm den Weg zu verlieren. Da wir ziemlich raſch ritten, ſo erreichten wir noch vor Sonnenuntergang Bruſſa, wo wir uns von den Mühſeligkeiten des Tags erholten.

Der Olymp iſt nicht unbewohnt; ein ganzer Nomadenſtamm mit zahlreichen Heerden zieht im Sommer auf die Höhe, im Winter in den niedriger gelegenen Gegenden umher, und der Reiſende kann bei ihnen geronnene Milch und Forellen erhalten; unſere heutige Tour freilich mußte ohne dieſe Genüſſe vor ſich gehen, weil der Zuſtand der Witterung es nicht erlaubte. Der türkiſche Name des Olymp iſt Keſchiſch-Dagi, d. h. Mönchsberg, weil er zur Zeit des griechiſchen Kaiſerthums mit vielen Klöſtern beſetzt war. Ob noch jetzt Klöſter daſelbſt vorhanden ſind weiß ich nicht.

Eine Monographie des myſiſchen Olymp könnte ein Menſchenleben erfordern, und der Autor müßte zugleich Geologe, Botaniker, Zoologe, Phyſiker, Chemiker, Aſtronom, Geograph, Hiſtoriker und Archäologe ſeyn, weil der Berg für jedes dieſer Fächer vielerlei Ausbeute gewährt.

Wir verbrachten noch den folgenden Tag in Bruſſa, um dort noch einige Sehenswürdigkeiten in Augenſchein zu nehmen und die letzten Vorbereitungen zu unſerer Weiterreiſe zu treffen.

Sonnabend, 16 Auguſt. Wir brachen um 7½ Uhr Morgens auf; unſere Karawane beſtand aus 10 Pferden, nämlich vier für uns, zwei für unſere Diener, zwei für die beiden Sürüdſchi und zwei Packpferde. Da die Erntezeit war, ſo waren die meiſten Pferde bei den Feldarbeiten beſchäftigt, und wir fanden daher nur mit großer Schwierigkeit die benöthigten Pferde, die noch dazu ein trübſeliges Anſehen hatten, und doch mußten wir bis Balikeſri mit ihnen aushalten. Wir kamen zuerſt durch Tſchekrije, dann über den Niluſer, wo wir eine Furt ſuchen mußten, weil die Regengüſſe der vorhergehenden Tage ihn bedeutend angeſchwellt hatten. Die Brücke welche Niluſer, Orchans Gemahlin, hatte erbauen laſſen, iſt in einem elenden Zuſtande. Der Niluſer hatte große Maſſen aufgehäuftes Brennholz fortgeriſſen, wodurch die gewöhnliche Furt verſtopft und verſperrt war.

Nach zwei Stunden erreichten wir das Dorf Miſſiköi am Fuße des Miſſi-Dag. Auf Kieperts Karte heißt das Dorf Biſſiköi. Um ſicher zu ſeyn daß ich den Laut richtig aufgefaßt hatte, ließ ich mir

Digitized by Google

den Namen von mehreren Bauern wiederholt vorſprechen, und überzeugte mich daß der Name Miſſiköi und nicht Biſſiköi iſt. Dieß iſt inſofern intereſſant als dadurch der erſte Anfang unſerer eigentlichen Entdeckungsreiſe mit einer ſchönen Entdeckung belohnt wurde; denn das Wort Missi, welches im Türkiſchen keine Bedeutung hat, führt uns offenbar auf das alte Mysia; Miſſiköi iſt Mysiae pagus, ſo wie der Ausläufer des Olymp, an deſſen Fuße das Dorf liegt, und welcher Miſſi-Dag heißt, nichts weiter als Mysius mons bedeutet. Von den Namen der alten Provinzen Kleinaſiens hat ſich nicht viel erhalten; außer Myſien, deſſen Name in den erwähnten Localitäten ſo wie in dem bei Mudania belegenen Miſſepoli noch lebt, iſt mir nur noch der Pontus bekannt, deſſen Name ſich zufällig in der Stadt Penderaklia (Heraclea Ponti) erhalten hat.

Nach einer weiteren halben Stunde paſſirten wir die Dörfer Demirdſchi, Tſchaliköi, Jailaköi und Tachtalü, welche wir ſämmtlich ſeitwärts links liegen ließen; die letzteren drei liegen in gerader Linie und in gleicher Entfernung von einander nach dem See von Apollonia zu. Auf der Kiepert'ſchen Karte iſt ihre Lage ganz falſch angegeben.

Eine halbe Stunde weiter erreichten wir das Dorf Jenidſche, und nach einem fünfſtündigen Ritt, wovon die letzten zwei Stunden durch eine üppig bewachſene Schlucht auf wunderſchönen Wegen führten, erreichten wir um 12¼ Uhr eine Quelle in einer Thalenge, Kapu-Kiaja, d. h. Kammerherr, wo wir frühſtückten.

Um 2 Uhr brachen wir wieder auf, und hatten jetzt einen fürchterlichen Steinweg zu paſſiren; die Vegetation beſtand faſt nur aus Nadelholz und Eichen; einige Buchen welche ſich im Anfang zeigten, verſchwanden bald. Um 3 Uhr waren wir in Grindiler („ſie ſind geſchmolzen"); die Häuſer des Dorfes ſind aus Lava gebaut, und die ganze Umgegend iſt vulcaniſch, wodurch ſich der Name hinlänglich erklärt. Um 4 Uhr paſſirten wir das Dorf Kalinler („Holzpantoffel"). Gegen 6 Uhr erreichten wir den Rhyndacus bei dem Dorfe Jürükler („Nomaden," auf Kieperts Karte irrig Tſchörükler); gegenüber auf der andern Seite des Fluſſes am Abhange eines Berges liegt das Dorf Gerendſchik. Der Rhyndacus welcher auf den europäiſchen Karten keinen andern Namen als Adranos Tſchai, d. h. Fluß von Hadriani hat, heißt im Munde des Volks Kodſcha-Sſu, d. h. der alte Fluß, amtlich aber Göl-Sſu, d. h. der blaue Fluß. Wir erreichten kurz vor Sonnenuntergang Karabag, d. h. der ſchwarze Weingarten, ein Landgut welches dem Sohn eines alten Derebej, Jazydſchi Oglu, gehört. Der Weg von Jürükler bis Karabag geht längs dem rechten Ufer des Rhyndacus auf einer kleinen Anhöhe; Karabag liegt in einem Thale auf dem linken Ufer des Fluſſes, den man kurz vorher paſſirt, indem man ein Dorf, Ak Tſchibuk, d. h. der weiße Stock, links liegen läßt.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus dem Weſten.

(Von Arthur Schott.)

Ethnographiſche Notizen.

2. Ein Papagograb.

Nahebei etwas weſtlich von einem Waſſerplatze, der ſonſt unter dem ſpaniſchen Namen Pozo verde bei den Landesbewohnern bekannt iſt, befindet ſich das Grab eines Papagohäuptlings, der hier die Seinigen führend unter den Pfeilen einer übermächtigen Zahl Apaches ſeinen Tod fand. Ein kleiner Kreis roher Steine etwa 3 Fuß im Durchmeſſer bezeichnet die Stelle. Dieſe zeugt jetzt von hundertfältigen Papagogelübden daß an den Apaches Blutrache genommen werden ſoll. Die ganze Kreisfläche iſt nämlich ſo mit darein geſchoſſenen Theilen angefüllt daß kein weiterer mehr darin Platz finden konnte, bis er von unſerer Reiſegeſellſchaft aufgefunden und einer Anzahl ſeiner Wahrzeichen beraubt worden war.

Jeder dieſer Pfeile, die übrigens nur in der Federung einander gleich waren, ſteckte hier in der Vergeltung heiſchenden Erde den Schwur eines Papago-Indianers bezeichnend. Die Sitte wird, wie wir verſichert wurden, von Freund und Feind ſo heilig gehalten daß ſelbſt ein erbittertſter Feind es nicht wagen würde einen der Pfeile herauszuziehen oder gar zu nehmen. Ein ſolcher Eingriff in den unwandelbaren Lauf der Geſchicke und in die Wagſchalen ausgleichender Gerechtigkeit würde der Himmel mit ſchnellem Tode beſtrafen.

Der Brauch dieſer Gelübdepfeile erinnert mich an das Stein- und Erdelegen auf Gräber griechiſcher und römiſcher Chriſten durch vorüberkommende Glaubensgenoſſen. Hier iſt es freilich nicht mehr das Blut des Feindes welches ein Unrecht ſühnen ſoll, ſondern der aufs Grab gelegte Stein oder Erdſcholle ſind ein Wahrzeichen eines dem Todten gewidmeten Gebets oder frommen Wunſches.

Die heilige Scheu mit welcher die heidniſchen Söhne der Wildniß dieſen Gebrauch halten, iſt ähnlich der Gläubigkeit der Türken und wahrſcheinlich auch anderer orientaliſcher Völker, womit dieſe die von ihren Feinden gebauten Brunnen, Brücken oder Tempel in ihren Verheerungskriegen ſchonten, aus Furcht eine Sünde gegen den Allmächtigen zu begehen. Während ſie ſonſt alles mit Feuer und Schwert zerſtörten und der Erde gleichmachten, begnügten ſie ſich aufgepflanzte Kreuze oder die auf Mauerwerken gemalten chriſtlichen Heiligen dadurch zu verunſtalten, daß ſie ihnen die Augen als den lebendigſten Theil der Malerei herauskratzten oder ſchnitten. Auf dieſe Weiſe ließen ſie ihre Wuth nur am kirchlichen, nicht am lebendigen Glauben ihrer Gegner aus.

Digitized by Google

Die geheimen Geſellſchaften der Chineſen in und außer China.

Die geheimen Geſellſchaften der Chineſen kommen ſchon früh vor, wenn ſie auch nicht, wie Keſſon will, bis zum dritten Jahrhundert nach Chriſto hinauf ſich verfolgen laſſen. Sie führten zu Zeiten verſchiedene Namen, den der Rothbärte, der Weißjacken, der Kurzdegen, der Verbindung der weißen Waſſerlilie, der Geſellſchaft des Ruhmes und Glanzes, der See- und Landſocietät u. ſ. w. Die bedeutendſte war die der Pelien-kiao, die im vorigen Jahrhundert öfter als die Urheber von revolutionären Bewegungen genannt wird und die Verfolgung der Chriſten, die man damit verwechſelte, mit veranlaßte. Ihr Zweck ſoll Sturz der Mandſchu-Dynaſtie und Wiederherſtellung der Ming geweſen ſeyn. Eine Prophezeiung ließ eins ihrer Glieder Kaiſer von China werden, und bei ihren Privatzuſammenkünften gaben ſie ihrem Haupt daher den Kaiſertitel. Der Aufſtand in Schan-tung 1771—74 unter Weng-lun und einem Bonzen Fan-wei (ſ. m. Geſch. des öſtl. Aſiens II. 697 fgg.), und der in Schen-ſi 1777 ſoll nach P. Bourgeois von ihnen ausgegangen ſeyn. Unter Khia-king breitete die Secte der Waſſerlilie — vielleicht ein Zweig der vorigen — ſich in fünf Provinzen aus und ſoll nach Keſſon in acht Jahren 1 Mill. ſtark geworden ſeyn. 1830 entdeckte man in Peking die wunderreiche Aſſociation. Das Haupt wurde ſtrangulirt, die Anhänger verbannt. Eine andere gefährliche Geſellſchaft war die Tſing-tſchha-men-kiao, d. i. die Theeſecte, ſo genannt, weil ſie ihrer Gottheit Theeſpenden machte. Nach Milne (Hindo-Chines. Gleaner No. IV) war es eine buddhiſtiſche Secte. Sie verehrten Himmel, Erde, Sonne, Mond, Feuer, Waſſer, die Ahnen und drei Buddhas: Amida, deſſen Zeit vorbei, Schakia, den der gegenwärtigen Periode, und Mile, den der künftigen. Den 1ſten und 15ten jeden Monats verbrannten ſie zu ihren Ehren und zu den der Stifter Weihrauch. Ihr Haupt wurde in Stücken gehauen, ſeine Verwandten verbannt, ihre Güter confiscirt. Eine andere geheime Geſellſchaft, die Vereinigung der Himmelskönigin (Thian-heu-hoei), die in ihren geheimen Verſammlungen gegen den Kaiſer conſpirirte, ſollte 1807 vernichtet ſeyn, erſchien alsbald aber in Korea, Siam, Cochinchina und den Südprovinzen wieder. Später kommt in Canton und Fu-kian die Geſellſchaft Thian-ti-hoei, d. i. „die Vereinigung von Himmel und Erde," auch San-ho-hoei, d. i. „die Geſellſchaft der drei Vereinigten" genannt, vor. Milne (Trans. of the As. soc. 1827. T. 1.) gab über ſie einige Nachrichten. Von Canton und Fu-kian breitete ſie ſich über Malakka, Java und den indiſchen Archipel aus, conſpirirte gegen die Regierungen, trieb Seeräuberei, hemmte die Juſtiz, und wollte auch die Mandſchu vertreiben und die Ming wieder herſtellen. In Canton ließ der neue Vicekönig 2—3000 Theilnehmer feſtnehmen. Die Aufnahme geſchah Nachts; der Aufzunehmende mußte das aus Papier geſchnitzte Bild des regierenden Kaiſers zerreißen. 1824 wurden ſie in Schan-tung entdeckt. Sie waren förmlich organiſirt. Viele wurden hingerichtet. Sie unterſtützten arme Brüder; ein geheimer Handgriff und das Paßwort empfahl den hungrigen Bruder der Gaſtfreundſchaft des Reichern. So breiteten ſie ſich auch außerhalb China aus; neue Ankömmlinge wurden gleich eingeladen ſich dem Bunde anzuſchließen oder verfolgt, Verräther ermordet, Mördern durchgeholfen. Sie warben beſonders unter Kulis, faulen Arbeitern, Vagabunden, den Spiel ergebenen Soldaten und bankerrotten Kaufleuten. In Malakka machten ſie ſich 1826 in einem Auflauf bemerkbar; ſie ſollten in den verſchiedenen Pflanzungen und Zinnminen 4000 Waffenfähige zählen, hatten mehrere Mordthaten begangen und überfielen 1834 im September die Malayen. Sie wollten, wie ſie erklärten, den furchtbaren Contraſt zwiſchen Elend und übertriebenem Reichthum auf Erden vernichten. Die Erben irdiſcher Gewalt und die Reichen ſeyen ganz wie ihre unterdrückten Brüder auf die Welt gekommen; der Höchſte beabſichtige nicht daß Millionen Himmelsſöhne für wenige Tauſende zur Sklaverei verdammt würden, und dieſe verſchwendeten was gleichmäßig Millionen gehöre. Die Erde mit ihren reichen Schätzen ſey ein Gemeingut aller, das den Händen der Tauſende entriſſen werden müſſe, um die Millionen nackter Brüder zu erfreuen. Es ſey die Pflicht des Vereins die Welt von Unterdrückung und Elend zu befreien, und dieß müſſe geſchehen durch Einheit, Muth und Unternehmungsgeiſt. Das Unternehmen ſey ſchwierig, man ſolle anſcheinend den Mandarinen gehorſam ſeyn und die Polizei durch Geſchenke zu gewinnen ſuchen, bis die Mehrzahl der Bewohner in allen Städten ihnen zufalle, dann werde das alte Königthum ſich zertrümmern und das neue ſich errichten laſſen; ein unzeitiger Aufſtand vereitle nur den Plan. Man ſieht hier einen Communismus, der die Gewalt nicht ſcheut und nur klug den rechten Moment abwartet. Zum gemeinſamen Handeln und zur Sicherung des Geheimniſſes war aber eine Organiſation nöthig. Die oberſte Leitung hatten drei, das Haupt Ko, mit einem ältern und jüngern Bruder, Hiung und Ti, von denen alle Anordnungen ausgiengen. In jeder Stadt konnten die drei fähigſten Glieder dieſelben Titel annehmen, waren aber jenen drei obern verantwortlich. In Malakka — Zweige der Geſellſchaft — hießen die drei: der große oder älteſte, zweite und dritte Bruder (Tai-Ji und San-ko); jede Geſellſchaft hat auch einen Schatzmeiſter, dem jedes Mitglied beim Eintritt 2 Pfd. St. zu den Koſten des Locals für die Zuſammenkünfte zahlt. Vor dem Eintritt muß ein jeder den Eid der Treue und der Verſchwiegenheit ſchwören, auf deſſen Bruch bei der Entdeckung unmittelbar der Tod ſteht. Das neue Mitglied kniet vor einem Bild und während es den Eid, den der Ko ihm vorſagt, nachſpricht, halten der ältere und jüngere Bruder, ebenfalls knieend, jeder ein ſcharfes Schwert, ſo daß ſie ein Dreieck bilden, über ſeinem Haupt. Unter den 36 Artikeln der Eidesformel iſt der wichtigſte: „Ich ſchwöre daß ich weder Vater noch Mutter, Bruder noch Schweſter, Weib noch Kind, ſondern die Brüderſchaft allein anerkenne; wohin dieſe führt, dahin will ich folgen, und was ſie erſtrebt, ich erſtreben, und ihr Feind ſoll der meinige ſeyn." Der Novize macht dann mit dem Meſſer, das er zuvor von dem Vorſtand erhalten hat, einen Einſchnitt in ſeinen Finger und läßt drei Tropfen Blut in eine Schale mit Arak fallen; die drei Obern thun dasſelbe, miſchen Blut und Arak zuſammen, und trinken ſtehend jeder einen Theil davon. Das neue Mitglied haut dann einem weißen Hahn den Kopf ab, was bedeutet daß, ſowie dieſem mit ſeiner weißen (reinen) Seele der Kopf abgehauen ſey, ſo das neue Mitglied ſeinen Kopf verlieren ſolle und ebenſo alle die der Vereinigung untreu oder feind würden. Tomlin (Journ. of As. soc. T. VI) hat die 36 Geſetze der Geſellſchaft überſetzt. Jedes endet mit einer Verwünſchung, wenn er eins nicht erfülle. Sonſt athmen ſie nur brüderliche Liebe und praktiſches Wohlwollen: z. B. kommt ein Bruder zu dir, und du haſt Reis oder dickes Reiswaſſer, gib es ihm oder du ſollſt an einem großen Geſchwür umkommen. Ein Bruder muß die Speiſe mit ihm theilen oder ein Tiger ſoll ihn verſchlingen — wenn er

Digitized by Google

arm ist — ihm helfen, oder er soll auf dem Weg sterben. Dem Bruder, der für seine Mutter nicht sorgt, gib 36 Bambusblebe: wer, wenn er Zeit hat, an seines Bruders Hochzeit nicht theilnimmt, erhält 12; wer eines Bruders Wort nicht respectirt 108; die mit einander streiten 96; die die 36 Artikel der Brüderschaft verrathen 216 Hiebe mit dem rothen Holze; wer Ehebruch mit eines Bruders Weib treibt, den durchbohre mit dem Schwert; verkauft einer Opium und der Vorsteher (Kung-sí) erfährt es, dem schneide beide Ohren ab; hat der Verstorbene kein Geld zu einem Grabstein, so muß jeder Bruder etwas dazu beitragen oder er soll einsam umkommen; besitzt er eine Dschunke und ein Bruder will in ein fremdes Land gehen, so muß er ihm die Ueberfahrt zugestehen; will er Geld borgen, um es nach China zu schicken und du leihst es ihm nicht, so magst du als Waise sterben u. s. w.

Das Buch der Gebote ebenfalls 36, das der Tai-ko der Gesellschaft bewahrt, enthält Ermahnungen zu ähnlichen Tugenden und zur Gastfreundschaft. Die Mitglieder werden aufgefordert die Gebräuche der Gesellschaft nicht zu verrathen, fleißig zu seyn, nicht zu stehlen, das einem Bruder gestohlene Eigenthum wieder zu erstatten, den Armen zu leihen, die Kranken zu unterstützen, Almosen zu geben, den armen Bruder nicht gering zu schätzen, noch seine schlechte Lage kund zu geben, für eines Bruders Haus in seiner Abwesenheit Sorge zu tragen, einen fernen Bruder gastlich zu bewirthen; wenn ein armer Bruder unter die Geister gegangen ist, ihn beerdigen zu helfen, keine Bestechungen anzunehmen, um einen Bruder zu fahen.

Die Mitglieder erkennen sich wie die Freimaurer an verschiedenen geheimen Zeichen, zumal am Siegel der Gesellschaft, das jeder, auf ein Stück rothes Zeug gedruckt, gewöhnlich bei sich führt. Andere solche Zeichen sind z. B. beim Eintritt in ein Haus, seinen Zopf mit der Rechten zu fassen und von der Linken zur Rechten zu drehen; mit drei Fingern hebt ein Mitglied seinen Sonnenschirm, seine Tasse Thee, oder Arak auf; mit drei Fingern macht er den Händedruck, und bringt die Zahl drei bei Spruchwörtern und in bildlichen Reden öfter an. Ein Bruder gibt sich weiter zu erkennen, indem er seinen rechten Arm aus dem Aermel zieht und durch die Oeffnung vorne in die Weste (Badju) steckt. Jeder hat in den weiten Aermeln seiner Jacke (Ma-kua) einen röhrenförmigen Stock von 9 Zoll Länge, mit einem Stück rothseidenen Bandes umwunden, der ihn jedenfalls kenntlich macht; ebenso wenn er sagt: er bete den 9ten, 15ten und 25sten jeden Monats. Will einer vom andern borgen und betritt dessen Haus, so nimmt er eine Schale Thee oder Arak und stellt sie, ohne zu trinken, an die Ecke des Tisches; will der Wirth ihm Geld leihen, so muß er die Schale nehmen und davon trinken; wo nicht, stellt er sie auf die Mitte des Tisches, ohne den Trank zu kosten. Auf ihrem Siegel steht eine chinesische Ode, deren Reime ein jeder auswendig wissen muß, sich im Dunkeln zu erkennen; begegnet einer dem andern und sagt Jng, d. i. Huld, so muß der andere antworten Hung, d. i. Treue; legt beim Eintritt in ein Haus einer mit drei Fingern seinen Sonnenschirm nieder, so frag der andere ob er von Osten (Ehian-fung) komme, und wenn er es bejaht, erkennen sie sich als Brüder; wie wenn zwei auf der Straße sich begegnen, er auf die Frage: woher er komme, antwortet: „aus der Brüderfamilie (Ko-kay," und auf dessen Gegenfrage, „wie schwer seine Last, antwortet: 2 Catis 13 Tael," das ist das Gewicht des Schwertes, das einst ein Kaiser von China der alten Pfirsichgarten-Gesellschaft die ihm das Leben rettete, angeblich der Mutter der jetzigen, verliehen haben soll, nach andern das Gewicht der Vase mit Asche, das ursprünglich vor dem Idol stand. Jedes Mitglied besitzt einen Abdruck des Siegels (Tschop) der Gesellschaft. Es ist fünfeckig, in den Ecken stehen die Namen der fünf Elemente, die den fünf Planeten entsprechen. E. H. Böttger [1] und nach ihm Kesson geben einen Abdruck mit der Erklärung: „Der ältere Bruder vereinige sie zur Schlachtordnung; jeder bereite sich dazu auf das Signal der Chefs vor; der geschwollene Bergstrom ergießt sich in Canäle; die 10,000 Jahre sind jetzt verflossen." Dieß soll darauf gehen daß nach dem Ablauf einer Periode von 10,000 Jahren (1851) ein Himmelssohn erscheinen, die alte Ming-Dynastie wiederherstellen und Frieden auf Erden bringen werde.

Diese geheimen Gesellschaften haben gewiß einen bedeutenden Antheil an dem jetzigen Aufstande in China, obwohl das Haupt der Aufständigen (der Thai-ping), Hung-sieu-tsuen, sich später von ihnen losgesagt hat.

Wir erwähnen noch ihrer geheimen Gesellschaften (Hoeis) in Pinang, die wir etwas näher kennen. Es gab deren fünf. Die beiden erstern nähern sich der Dreieinigkeitsgesellschaft China's, die eine davon die Gi-hin, correspondirt mit der Bruderschaft des Himmels und der Erde (Thian-ti-hoei), besteht vorzugsweise aus Macao-Leuten und soll in Pinang und Wellesley 15,000 Mitglieder zählen; die zweite Ho-seng — die auch Malayen, Portugiesen, Klings und jedermann zuläßt — 3—5000; die Tschin-tschin Tschinesen-Männer 2—3000; die Tope-king desgl. 3—4000; die Hyn-san 1—2000. Die drei letztern haben sich in Pinang gebildet, alle sind aber einander ähnlich; keine läßt Frauen zu. Ueber ihre Einrichtung erfuhr man etwas durch einen mohammedanischen Malayen, der 3—4 Jahre Mitglied mehrerer Gesellschaften war, durch seinen Priester aber zum Austritt veranlaßt wurde und den geleisteten chinesischen Eid auf Geheimhaltung, da er nicht auf den Koran geschworen war, für nicht bindend hielt. Man wird durch ein Mitglied eingeführt, der Name in das Gesellschaftsbuch eingetragen, wofür 25 Cents bezahlt werden. An der Thüre stehen zwei Männer mit Schwertern; der Candidat erklärt seine Absicht ein Bruder werden zu wollen und schwört (?) vor einem Priester, alle Befehle strenge befolgen und nichts was er sehe oder höre, verrathen zu wollen. Die Gebote lauten den obigen ähnlich, einen Bruder nicht zu betrügen, noch zu bestehlen, dessen Frau und Tochter nicht zu verführen und seinen Frieden nicht zu stören. Bei Uebertretung derselben unterwirft er sich der Züchtigung und Strafe der Gesellschaft, und darf deßhalb nicht an die Polizei oder an das Gericht gehen; begeht er aber ein schweres Verbrechen, wie Mord, Raub, so stößt die Gesellschaft ihn aus und kein Bruder nimmt ihn auf. Einen Bruder, der ein Verbrechen begeht, darf er nicht anzeigen, aber auch dem Justizbeamten, der ihn festnehmen will, nicht in den Weg treten, einen schuldigen Bruder der Polizei zwar nicht entziehen, aber einem unschuldigen auf alle Weise beistehen. Die Brüder erkennen sich an bestimmten Zeichen, die ihnen mitgetheilt werden. Für die Aufnahme zahlte der Malaye 1 Doll. 10 Cents. Ihre Versammlungen, zu Zeiten 3000 Mann stark, finden an keinem festgesetzten Tage statt. Hat einer ein Vergehen begangen, so wird der Verein zusammen berufen und der Betheiligte, wenn er für schuldig erklärt wird, gepeitscht, mit Geld gestraft, ausgestoßen u. s. w. Einzelne erlangen durch diese Verbindungen großen Einfluß. Ein chinesischer Uhrmacher z. B. der in Bengalen geboren, aber schon 50 Jahre in Pinang war und sehr

[1] Thien-ti-hoei, Geschichte der Bruderschaft des Himmels und der Erden, der communistischen Propaganda Grund. Berlin 1852. 8. John Kesson The Cross and the Dragon or the Fortunes of Christianity in China with some account of the Chinese secret Societies. London 1854. 8.

Digitized by Google

wohlthätig, ein kleines Hospital für Kranke errichtet hatte, und auch sonst noch viel Geld zu milden Zwecken verwandte, brauchte bei einem Auflaufe nur die Chinesen aufzufordern nach Hause zu gehen, und alle gehorchten. Diese geheimen Gesellschaften, wie die Genossenschaften, die wir früher erwähnt haben, stiften zwar manches gute, schlichten kleine Streitigkeiten und bestrafen kleine Vergehen, namentlich die ersteren treten aber wohl der englischen Justiz häufig bei ihrer Ausübung in den Weg; die Jury findet keinen Zeugen gegen einen Beklagten der zur Genossenschaft (Kung-si) gehört; denn diese hat sie nach China fortgeschafft. Sie betrachten ihre Genossenschaft als die einzige legitime Gerichtsbehörde, die englische als Werkzeug der Tyrannei. Nach Abdullah [1] scheinen Mitglieder derselben sich auch wohl zu Räubereien und Diebstahl zu verbinden, wenigstens die der Thian-ti-hoei in Singapore. Er sah einer Versammlung zur Aufnahme neuer Mitglieder zu.

Die chinesischen Auswanderer zu Lande sind Colonisten; sie erweitern China, wie Nordamerikaner die nach Westen ziehen; die zur See aber sind bis auf Siam zum großen Theile nur arme Handwerker, Tagelöhner, die draußen Arbeit suchen, wie an manchen Orten bei uns, und wenn sie irgend können, mit dem Erübrigten heimkehren, dort in Genossenschaften zu gegenseitigem Schutz und Trutz vereinigt leben, und isolirte Gemeinden bilden.

Was den Charakter der chinesischen Auswanderer betrifft, so gesteht selbst Bowring (Siam I. S. 242), daß unter geeigneter Controle keine Classe von Ansiedlern so nützlich sey als diese; selbst ihr Streben Reichthum zu erwerben, welches sie alles wagen läßt, empfehle sie. Ihr Geist der Subordination, ihr angeborner Respect vor der Autorität, ihr Associationsgeist könne ebenso preiswürdig als gefährlich werden; es bedürfe aber einer tiefen Kenntniß ihres Charakters, um alles dieses zum Guten zu wenden. Ihre geheimen Gesellschaften sind freilich eine böse Krankheit, sie entstanden aber nur aus und unter dem Druck der Fremdherrschaft in China, und in ihrer verlassenen traurigen Lage in der Fremde und unter dem Druck der europäischen Machthaber. Bei geeigneter, humaner Behandlung der Europäer werden sie gegen diese nicht mehr conspiriren. Freilich bleibt ihre selbständige, so eigenthümlich ausgeprägte Nationalität, an welcher sie auch im Auslande so fest halten und die Abneigung der europäischen, namentlich der angelsächsischen Race, sich mit ihnen zu vermischen, immer eine Hauptschwierigkeit, da sie zu intelligent und kräftig sind und die Zeit auch vorbei ist, wo die Europäer sie zu einer neuen Sklaverei herabdrücken könnten.

Das Schulwesen in Nordamerika.

Bisher ist die Witterung hier eine sehr angenehme gewesen, und da im ganzen nicht übermäßig viel Regen gefallen ist, steht es auf den hiesigen Pflanzungen köstlich aus. Ich höre daß man in diesem Jahr eine reiche Ernte an Zuckerrohr hofft; schade nur daß im allgemeinen eine sehr geringe Anzahl von Acres bestellt worden ist. Jetzt kommt die Hitze indessen mächtig ins Land, und die schwachen Seewinde vermögen sie nicht mehr zu mäßigen. In New-Orleans ist daneben das gelbe Fieber für diesen Sommer sehr früh aufgetreten und wird voraussichtlich eine böse Ernte halten; deßhalb gehen in diesem Jahr noch mehrere Familien fort als es sonst der Fall zu seyn pflegt, und wer irgend die Mittel dazu hat, scheint dießmal seine Reise bis nach New-York ausdehnen zu wollen. Denn wenn jene Krankheit hier in einem höheren Grade als gewöhnlich auftritt, so hat sie leider eine arge Zerrüttung der bürgerlichen Verhältnisse zur Folge: Raub und Mord, Balgereien und Sittenlosigkeit — obwohl auch sonst keine Seltenheiten in New-Orleans — gehen meistens Hand in Hand mit der Geißel Gottes. Die Polizei scheint auch hier, wie im ganzen Lande, nur da zu seyn wenn eine Sache — und sey sie noch so eclatant — ausgefochten ist; doch das ist natürlich, da von dem ganzen Corps der Polizeidiener 99 Procent ausgemachte Schurken sind. Seit der Präsidentenwahl vergeht keine Woche ohne die blutigsten Raufereien zwischen Knownothings und Demokraten herbeigeführt zu haben; seit Walkers Durchreise sind die ersteren gänzlich unbändig und gehen nie ohne Waffen auf die Straßen, in ihrem Gefolge eine Bande Galgenkerls mit sich führend, welche sie eigens zum Zweck des Draufschlagens gemiethet haben. Es ist also kein Wunder daß die besseren Familien sich der doppelt gefährdeten Stadt entziehen. Auch ich habe meine Schule für dieß Semester geschlossen und meine Sachen gepackt.

Die Schulverhältnisse sind hier von den europäischen wesentlich unterschieden; im ganzen beginnt der Unterricht der Kinder hier später und währt länger, d. h. es nehmen hier auch Erwachsene an den niedrigsten Stunden Theil, wenn sie aus irgendeinem Grunde bisher nicht genügend unterrichtet waren. Durch kein Gesetz geregelt, ist der Schulbesuch ein unregelmäßiger und wird sehr häufig von den Kindern, zumal den Knaben, nur als Nebenbeschäftigung betrachtet. Die niedrigsten Schulen sind die Public oder District Schools, in welchen, verschieden auf dem Lande und in den Städten, die ersten Anfangsgründe des Unterrichts gelehrt werden. Auf dem Lande beschränkt man sich gewöhnlich aufs Lesen, Schreiben, Arithmetik, Grammatik, Geographie u. dgl.; die Lehrenden sind sehr oft Frauen und bekommen ohne Kost etwa 20—25 Doll. monatlichen Gehalt in den nördlichen, etwa das Doppelte in den südlichen und etwa 15—20 Doll. in den atlantischen Staaten. Doch kommt es nicht selten auch vor daß der Lehrer bei den Eltern der Kinder wohnt, und abwechselnd einige Tage bei jeder Familie zubringt. In den Städten sind die Public Schools ungefähr wie die Bürgerschulen in Deutschland eingerichtet, obwohl sie den pompösen Namen Highschools, Hochschulen, führen. Der Cursus ist ziemlich umfassend, außer den genannten Lehrgegenständen Mathematik, Landmeßkunst, Französisch, Lateinisch, Buchhalten u. s. w. In den größeren Städten, z. B. in New-Orleans, sind diese Schulen recht gut, weßhalb auch viele Kinder wohlhabender Eltern sie besuchen. Hier sind außer dem Principal, welcher einen jährlichen Gehalt von 1800 Doll. bezieht, 5—6 Hülfslehrer, deren Besoldung 600—1000 Doll. beträgt. Die Lehrer werden, wo ein solcher existirt, aus dem Schulfonds, sonst aus den Schultaxen bezahlt, doch ist es auf dem Lande nicht selten daß Wohlhabende jährlich aus eigener Tasche eine Summe beisteuern, um für ein höheres Gehalt bessere Lehrer zu bekommen. In einigen Staaten richtet sich die Besoldung lediglich nach der Zahl der Zöglinge, wird jährlich berechnet und in den Zeitungen die Summe veröffentlicht welche auf jede County oder Districtsschule fällt. Oft ist in einem District nicht Geld genug vorhanden um einen Lehrer besolden zu können; man wartet alsdann bis sich Mittel

[1] S. Hikayat Abdullah bin Abdul Kadir Moou-hee, übersetzt von T. Bradell; auch im Journal of the Indian Archipelago T. 6.

Digitized by Google

accumulirt haben um einen solchen auf einige Monate zu engagiren; dieß habe ich häufig in North-Carolina erfahren, wo dann ein solcher Lehrer während seiner kurzen Berufszeit täglich wohl 12 Unterrichtsstunden geben mußte. Sonst beträgt die gewöhnliche Schulzeit, wie in Europa, 6—8 Stunden, doch hängt dieß von den Vorstehern, Trustees, welche jede Schule hat, ab. Der Gehalt der auf einige Monate engagirten Lehrer ist ein so geringer, daß man in den südlichen Staaten selten einen Mann findet: im Norden freilich gibt es immer Leute genug welche nach irgendeinem Erwerb greifen. Es versteht sich von selbst daß die Kenntnisse solcher gewöhnlich mit ihrer Liebe zum Amte Hand in Hand gehen; sobald sie einen anderen Verdienst bekommen können, laufen sie — je eher, je lieber — davon. Ueberdieß ist es nicht gesagt daß der Lehrer die Sachen welche er seinen Schülern beibringen soll, versteht, es ist dieß nicht einmal nöthig. Alle Schulbücher welche in den Vereinigten Staaten gebraucht werden ihr Stoff sey Arithmetik oder Geschichte, Physik oder Chemie sind in katechetischer Form in Fragen und Antworten getheilt. Die Schüler lernen letztere auswendig und das Geschäft des Lehrers besteht durchaus nur darin, daß er ihnen die vorgeschriebenen Fragen vorlegt; dazu gehört eben nicht viel, und wer lesen und schreiben kann, ist zum Lehramt geschickt: daraus erklärt sich aber auch, wie ein Mensch zur Abhaltung von 12 täglichen Schulstunden fähig ist.

Privatschulen finden sich überall sehr häufig; man nennt diese hier Akademien oder Seminarien. Letzteres Wort wird für etwas hochklingender gehalten und meistens den Schulen für junge Mädchen gegeben. In den südlichen Staaten nennt man jedoch auch manche Privatschulen noch jetzt Collegien, obwohl sonst diese höher stehen sollen als jene. Die Gründung der Privatschulen geht theils von einem Privatmann, Principal, aus, welcher sie als seinen Broderwerb ansieht, theils von der Gemeinde selbst unter Direction von Vorstehern. Im letzteren Falle einnehmen diese einen Principal, welcher entweder einen festen Gehalt oder die eingehenden Schulgelder bekommt. Die Hülfslehrer, Professoren (!) werden vom Principal in beiden Fällen engagirt. Einzelne Staaten tragen auch zu der Erhaltung der Akademien bestimmte Jahressummen bei, so z. B. gab der Staat New-York eine beträchtliche Summe an die Akademie für junge Mädchen zu Sing-Sing, als ich daselbst Lehrer war. Auch ist es gewöhnlich daß, wenn die Vorsteher eine Summe zur Anschaffung von Apparaten, Naturalien, Bibliotheken u. dgl. aufbringen, der Staat diese Summe aus eigenen Mitteln verdoppelt, sie muß jedoch mehr als 150 Doll. betragen. Eine sehr nützliche Einrichtung, welcher die vielen — freilich oft nur unbedeutenden, doch immer ermunternden — hiesigen Bibliotheken ihren Ursprung verdanken. Die meisten Privatschulen, besonders auf dem Lande, sind eine Vereinigung von Boarding und Day Schools, d. h. ein Theil der Schüler wohnt in ihnen zur Kost, ein anderer nimmt nur an dem Unterricht Theil. Alle Principale ziehen es natürlich vor, regular boarders, Kostgänger zu bekommen, weil ihr Verdienst von diesen weit größer ist. Die gewöhnlichen Preise für Tagesschüler sind 4—6 Doll. in den nördlichen und westlichen, etwa 10 Doll. in den Golfstaaten für das Semester. Dabei werden für die neueren Sprachen jährlich 20—25 Doll. extra bezahlt, nicht aber für die alten Sprachen, welche nicht die Hälfte von jenen kosten, immer aber für Musik, für welche die Stunde in der Akademie ½—1 Doll. kostet. Die Preise für Kostgänger sind durchschnittlich im Norden und Süden ziemlich gleich. 150 Doll. ist etwa der mittlere Preis für Beköstigung, die sogenannten englischen Branchen (english branches) und meistens auch die classics. (Unter den englischen Branchen versteht man alle Unterrichtsgegenstände, mit Ausnahme der neueren Sprachen, der Musik und gewöhnlich auch der Mathematik; classics sind die alten Sprachen). Ich kenne jedoch viele Boarding-Schools, in welchen das Kostgeld 3—400 Doll. beträgt, und einige Schulen für junge Damen von 16—21 Jahren, die Seminarien, besonders in New-York, nehmen 800 Doll.; dazu kommen dann noch 200 Doll. für den Unterricht in der Musik, und einzelne junge Damen bringen es auf diese Weise bis auf 1800 Doll. jährlich. Die Unterrichtsweise ist überall dieselbe, wie in den Districtsschulen, man hat dort wie hier die Lehrbücher mit Fragen und Antworten. Die Unterrichtsstunden belaufen sich auf 8—9 täglich, von welchen man zwei oder drei am Morgen und Abend „Arbeitsstunden" nennt, obwohl sie sich in nichts von den Schulstunden unterscheiden als darin daß der Lehrer keine Aufgaben abhört; dieß Abhören dauert natürlich auch in den Schulstunden nicht lange, da der Lehrer in wenigen Minuten hören kann was ein Schüler in der Stunde lernt. So hat jener denn darin seine Hauptaufgabe daß er zusieht und das Lernen überwacht. Dieß gilt jedoch nicht für die neueren Sprachen und Mathematik, worunter man hier die Arithmetik nicht begreift. Die Sprachen werden gewöhnlich nach einer von Ollendorf's Methoden gelehrt, wobei denn, zumal in den Mädchenschulen, französisch gesprochen wird oder doch gesprochen werden soll. Die Mathematik lehrt man hier auf sonderbare Weise. Man gibt den Schülern die Sätze in Aufgaben und Beweisen Wort für Wort zu lernen und examinirt dann, indem man fragt: Capitel so und so, Lehrsatz Nro., Zusatz Nro.? Der Schüler sagt alsdann die ganze Geschichte verbotenus, wie er sie gelernt hat, her, ohne vielleicht ein Wort davon zu verstehen. Oft versteht aber auch der Lehrer nicht viel mehr von der Sache; denn auch an diesen Instituten lehrt man nicht gern, wenn die Noth nicht zwingt. Das Studium der alten Sprachen, classics, wird sehr oberflächlich betrieben und niemand denkt an griechische und lateinische Exercitien. Daß bei dieser Unterrichtsweise eine gründliche Belehrung nicht stattfinden kann, ist klar, und ich habe auch in der That nur wenige, mehr als oberflächlich gebildete Lehrer kennen gelernt. In Deutschland rühmt man die Bildung der hiesigen Damen; es ist wahr daß sie in manchen Fächern des Wissens Bücher auswendig gelernt haben und viel zu sprechen wissen in Kreisen, wo deutsche junge Damen nicht zu Hause sind. Indessen ist die Bildung der letzteren gewöhnlich gründlicher; selbst in den so fleißig betriebenen lebenden Sprachen zeichnen sie sich hier mehr durch die richtige Aussprache als durch grammatische Kenntniß aus. Dieß ist auch natürlich schon deßhalb, weil man hier mit einemmal zu viel beginnt und nicht gern länger als zwei Jahre dabei bleibt. So umfaßt der Cursus für beide Geschlechter hier, und zwar oft, bevor sie richtig englisch schreiben können: Logik, Physik, Astronomie, Chemie, Anatomie, Physiologie, alle möglichen Sprachen, Zeichnen, Malen, Musik, Staatenwissenschaft u. s. w. Die jungen Männer in den Akademien werden fürs College vorbereitet, die Erziehung der jungen Damen ist hiemit zu Ende; es ist zu denken, welchen Ballast sie mit sich nehmen, wenn sie entlassen werden. Die Principale sind genöthigt, alle möglichen Wissenschaften wenigstens auf ihren Katalogen zu verzeichnen; denn nur wenn diese, welche umhergesandt werden, möglichst vollständig sind, dürfen sie auf Schüler hoffen.

In den nördlichen Staaten beginnt man seit einigen Jahren sehr große Institute für 3—600 Kostgänger zu bauen, theils um durch eine billigere Beköstigung anzuziehen, theils um aus der Menge der Einnahme tüchtigere Lehrer besolden zu können. In dieser Hinsicht sind jene also ein Fortschritt zu nennen. Beköstigung

und Unterricht kosten in ihnen zusammen nur 80—100 Doll. für den Zeitraum von 10 Monaten (2 Monate Ferien). In Hinsicht der Sittlichkeit werden diese Institute wahre Eiterbeulen am Staatskörper zu nennen seyn; es ist großartig, wie raffinirt die Jugend hier in ihren Vergnügungen ist. Die Hülfslehrer an diesen Instituten bekommen im Norden bei freier Kost nur 150—300 Doll. jährlich, ohne Kost 100 Doll. mehr, im Süden und großen Städten bis gegen 800 Doll. Die Principale selbst unterrichten selten und bekümmern sich nur um die häuslichen Angelegenheiten, in welchen der Schwerpunkt ihre Verdienstes liegt.

Collegien sind nun die Anstalten welche die Akademiker aufnehmen, die sich wissenschaftlich weiter bilden wollen. Man darf diese nicht mit den deutschen Universitäten zusammenstellen, theils weil jede einzelne Facultät hier ein Collegium genannt wird, theils weil ein solches in seinen wissenschaftlichen Leistungen und auch in seinen Einrichtungen den deutschen Gymnasien nahe steht. Wohl alle Collegien sind in vier Classen getheilt: freshman class (die niedrigste, Füchse), dann sophomore cl., junior und senior cl. In jeder Classe bleibt der Schüler ein Jahr, und wird alsdann — er mag etwas gelernt haben oder nicht — in die höhere Classe expedirt. Bei der Aufnahme wird im Virgil, Cicero, Geometrie, Algebra, den Graeca majora u. s. w. examinirt, und die Forderung ist etwa dieselbe, welche für die dritte Classe deutscher Gymnasien gilt. Man liest gewöhnlich die auch dort gebräuchlichen lateinischen und griechischen Autoren, jedoch in oberflächlicher Art; in den beiden unteren Classen studirt man daneben ebene und sphärische Trigonometrie, analytische Geometrie, Kegelschnitte, Integral-, Differenzialrechnung u. dgl. Einige dieser Studien werden mit in die junior genommen und daneben in den beiden oberen Classen angewandte Mathematik, z. B. Mechanik, Astronomie u. s. w., Physik, Chemie, Geologie, Feldmessen, Rhetorik, Logik u. dgl. getrieben. Sehr oft sind mit den Collegien auch Schulen für Rechtsgelehrsamkeit, Medicin und das Ingenieurfach verbunden, oft auch ein preparatory department, in welchem Knaben fürs Colleg herangebildet werden. An vielen Collegien steht es den Studirenden frei, statt des classischen Cursus den „wissenschaftlichen" zu nehmen; sie treiben alsdann neuere Sprachen und besonders Mathematik. Eine Ausnahme von allen übrigen Collegien macht die Universität von Virginien, wenn ich nicht irre, die einzige ihrer Art. Sie ist wesentlich den deutschen Universitäten nachgebildet und unterscheidet sich von diesen nur darin, daß sie zugleich Gymnasium und Universität ist. Es gibt eine Masse verschiedener Unterrichtszweige, in deren jedem man graduiren kann, z. B. classics, neuere Sprachen, Mathematik, Ingenieurfach, Medicin, Jurisprudenz, Geschichte u. a. m. Jedes einzelne Fach erfordert nur zwei Jahre; von demjenigen welcher graduiren will, wird jedoch vorausgesetzt daß er mehrere Fächer zu gleicher Zeit getrieben habe; nur in der Medicin und Rechtsgelehrsamkeit genügt ein einziges Fach.

In die Kategorie der Collegien sind noch einzelne Stiftungen zu rechnen, von welchen ich hier nenne: das Smithsonian-Institute in Washington, gegründet mit einer halben Mill. Doll. von dem Engländer Smithson, ein großes Gebäude mit Bibliothek und Professoren, welche besonders meteorologischen und astronomischen Beobachtungen obliegen, und solche in den Druck geben. Das Girard-College in Philadelphia, von dem Franzosen Girad mit 2 Mill. Doll. gegründet, ein kostbares Marmorgebäude, höhere Erziehungsanstalt für arme Kinder. Der Gründer stellte die Forderung daß den Kindern kein religiöser Unterricht gegeben werde, damit sie, zu Verstande gekommen, selbst wählen könnten, zu welcher religiösen Gemeinschaft sie gehören wollten. Ferner die militärische Schule in West-Point, New-York, und die Seeschule in Annapolis, zwei Anstalten, welche unter der Leitung der Staatsregierung stehen und die besten im ganzen Lande seyn sollen. In West-Point bleiben die Schüler vier Jahre, im Winter in den Gebäuden, im Sommer in einem Lager auf freiem Felde.

Daß der Cursus in jeder einzelnen Facultät der Collegien nur zwei Jahre währt, ist schon gesagt; die jährliche Studienzeit beträgt gewöhnlich fünf Monate. Man lernt in 10 Monaten natürlich nicht viel; es ist aber auch gar nicht nöthig die juristische Facultät (law-schools) zu besuchen, da man die nöthigen Bücher sehr gut wo man will, studiren und nach wenigen Monaten eine License als Advocat vom Richter im supreme court bekommen kann. In den medicinischen Schulen dauert der Cursus gleichfalls nur 10 Monate in zwei Jahren; die Studenten haben jedoch häufige Gelegenheit Operationen zu machen, da Verstümmelungen sehr vielfach vorkommen und ein Leichnam oft nur 1 Doll. kostet. Die Schulen besitzen auch gewöhnlich große Sammlungen sehr guter Präparate.

Die meisten Collegien sind auf dem Lande und haben 10—20 Professoren, deren Gehalt zwischen 800—2000 Doll., in den Städten selbst 3500—4000 Doll. beträgt. Die Anstalten müssen sich jedoch gewöhnlich mit dem Schulgeld bezahlt machen; wo dieß nicht ausreicht, wird öffentlich gesammelt. Es ist natürlich daß hiedurch eine höchst lästige und für die Zwecke der Wissenschaft beengende Abhängigkeit der Professoren von den Schülern hervorgerufen wird, welche sich dann in allerlei Rohheiten und Verwilderungen zeigt. In den Unterrichtsstunden ist zwar eine stricte Disciplin, die größte Stille waltet in ihnen; die Schüler müssen immer nach der Glocke aufstehen, essen, zu Bette gehen u. s. w. In manchen Akademien hat man sie in Uniformen gesteckt, läßt sie exerciren und wie in einer Caserne leben. Ja selbst die älteren Schüler der Collegien müssen die Bet- und Schulstunden streng besuchen, dürfen weder um Geld spielen, noch Spirituosen genießen, und haben überhaupt gesetzlich nicht die Freiheit welche auf deutschen Gymnasien herrscht. Indessen, wie gesagt, das Gesetz ist Gesetz, und die Schüler folgen ihrem freien Willen. Ich enthalte mich Beispiele anzuführen, welche man überall finden kann. Was den amerikanischen Studenten dem Deutschen nahe stellt, ist die Lust nach geheimen Verbindungen. Hier freilich läßt man diese passiren, und so gibt es denn auf jedem Colleg eine Gesellschaft welche oft wissenschaftlich, öfter religiös ist, zuweilen eigene Zeitungen herausgibt, den Prüfungen bachischer Gaben obliegt, stets aber einen sehr geheimnißvollen Namen, gewöhnlich einen einfachen griechischen Buchstaben an der Stirne trägt. Die Studenten der Theologie sind meistens von den übrigen getrennt, lernen aber, obgleich die Amerikaner streng religiös sind, im ganzen nur wenig. Ich glaube nicht daß im Durchschnitt von 100 Theologen nur Einer hebräisch versteht, und die Kenntniß der Exegese ist ebenfalls eine sehr dürftige. Die theologischen Schulen zählen nicht zu den Collegien.

Obwohl demnach die Amerikaner meistens sehr viel für das Schulwesen thun, ist ihre Bildung, zumal die wissenschaftlich-strenge, bei weitem nicht so tief, wie besonders diejenige der Deutschen. Was jenen ihr unläugbares Uebergewicht auf dem Felde der Praxis, der Mechanik und Technik, verleiht, das ist die Noth des Lebens, der Sporn und Drang des eigenen Ich und die Freiheit in der Bewegung. Die 30,000 Meilen Eisenbahn, die 60,000 Meilen Telegraphen, die Tausende von Dampfschiffen, Zeitungen und neuen Erfindungen — dieß sind Lehrgegenstände welche den Verstand schneller reifen, als manche todte Lehrbücher.

Digitized by Google

Die polytechniſche Schule in Athen und die ſchönen Künſte in Griechenland.

In einem Lande, wie Griechenland, in welchem vor dem Freiheitskrieg (im J. 1821 u. f.) von Ausübung einer Kunſt faſt gar nicht, dagegen von Induſtrie und Gewerbe nur wenig die Rede ſeyn konnte — in dieſem Lande mußte, nachdem nun Ruhe und Ordnung zurückgekehrt waren, und namentlich mit Errichtung des Königreichs ein feſter und geregelter Zuſtand begründet worden war, in Bezug auf Induſtrie, Gewerbe und Kunſt, und behufs ihrer Entwicklung alles gleichſam von neuem begonnen, es mußte zu allem erſt die rechte Grundlage gewonnen werden. Wir finden auch bereits um das Jahr 1840 in Athen ein Modellcabinet, in Verbindung mit einer, im J. 1837 unter der Direction des Bayern Zentner nach dem Muſter der École des arts et métiers in Paris errichteten polytechniſchen Sonntagsſchule, wo alle Sonn- und Feiertage Handwerkern unentgeltlicher Unterricht ertheilt ward, und zwar in jeder Art von Zeichnen, Mathematik, praktiſcher Geometrie, Mechanik, Technologie und Plaſtik. Indeß war dieſe ſogenannte polytechniſche Schule, nach ihren eigenthümlichen Zwecken und nach ihrer inneren Einrichtung, weniger als eine Gewerbſchule, vielmehr als eine Kunſtſchule zu betrachten. Während im J. 1841 auf 1842 nur 190 Schüler Unterricht daſelbſt erhielten, war dieſe Zahl bereits in dem J. 1844 zu 1845 bis auf 635 angeſtiegen, unter denen allerdings mehr als die Hälfte (390) aus dem freien Griechenland, die übrigen aber aus Epirus, Theſſalien, Macedonien, Thracien, Kleinaſien, den joniſchen Inſeln, aus Serbien, den Donaufürſtenthümern und ſogar aus Venedig waren. Seit jener Zeit hat nun die griechiſche Regierung fortwährend dafür nach Kräften geſorgt, durch zweckmäßige Einrichtungen und Veranſtaltungen die Intereſſen der polytechniſchen Schule möglichſt zu befördern. Sie gewährt bei den jährlich ſtattfindenden Prüfungen und mit Hinſicht auf die zu dieſem Zweck aufgeſtellten Preisfragen, und auf den damit zuſammenhängenden Wettkampf mancherlei Auszeichnungen und Geldunterſtützungen; auch iſt ſeit zehn Jahren eine jährliche Ausſtellung der Arbeiten der Schüler eingeführt, und alſo auch in dieſer Beziehung dem Wetteifer und einem edlen Ehrgeize volle Gelegenheit gegeben, ſich zu üben und auszuzeichnen. Alljährlich findet deßhalb eine öffentliche Feier ſtatt, wobei der verdiente Director der Schule, Kantanzoglu, in einer Rede über die Angelegenheiten der letzteren und über ihren Zuſtand ſich auszuſprechen, und die Ergebniſſe der Prüfungen und des Wettkampfes bekannt zu machen pflegt.

Für das Jahr 1856 hatte die Sache einen beſonderen Reiz und ein vorzügliches Intereſſe dadurch gewonnen, daß ein patriotiſcher Grieche, Namens Kontoſtavlos, die Summe von 2000 Drachmen als einen Kampfpreis für das beſte Gemälde und für die beſte Sculpturarbeit beſtimmt hatte. Es verdient jedenfalls die vollſte Anerkennung daß in einem Land, wie Griechenland, wo in Folge des Mangels an Reichthum die ſchönen Künſte keine beſondere Aufmunterung genießen, dennoch ſo viele Jünglinge, ohne eine jede beſtimmte Ausſicht auf eine ſichere Zukunft, das Studium der ſchönen Künſte erwählen; denn es beweiſt daß der Grieche, der von Natur ehrgeizig iſt, den Ruhm dem Gewinn vorzieht, und zwar nicht gerade den perſönlichen Ruhm, ſondern den Ruhm und die Ehre des Landes und Volkes, welchem er ſelbſt angehört. Den Preis für die beſte Sculpturarbeit gewannen zwei Brüder Phytalis von der Inſel Tenos,[1] die ſchon früher durch ähnliche Arbeiten (auch auf der Ausſtellung in Paris 1855) ſich ausgezeichnet hatten, und die man daher der Regierung zu fernerer Berückſichtigung und Unterſtützung mit dem Wunſch empfohlen hat, daß dieſelbe ſie zu ihrer weiteren künſtleriſchen Ausbildung nach Europa ſenden möchte. Unter den im J. 1856 in Athen ausgeſtellten Kunſt- und Induſtriegegenſtänden wurden ein Reliquienkaſten des Mönchs Agathangelos mit Holzſchnitzarbeiten in der Art und Weiſe der unter den Griechen erhaltenen byzantiniſchen Kunſt, ferner Photographien von Phil. Margaritis, Gemälde von Markettis, Porträts von Lykos, welcher unter andern auch bereits manche Bilder verſtorbener Profeſſoren der Univerſität in Athen für die letztere ſelbſt gemalt hat, und an denen beſonders die treffende Aehnlichkeit und der phyſiognomiſche Ausdruck gerühmt wird; deßgleichen Seide aus der Fabrik von Duruttè in Athen, namentlich ausgezeichnet. Die polytechniſche Schule in Athen zählte gegen Ende des Jahres 1856 486 Schüler, von denen 115 bei Handwerkern daſelbſt ein Gewerbe oder Handwerk erlernten, die übrigen dagegen verſchiedene Schulen der Hauptſtadt beſuchten. Die Gegenſtände, in denen dieſelben unterrichtet wurden, ſind: Oelmalerei, Zeichnen, architektoniſche Ornamentik, Plaſtik, Holzſchneidekunſt, Kupferſtechen, Kalligraphie (im Griechiſchen, Franzöſiſchen und Deutſchen) Geometrie, Anatomie, Chemie, Muſik, Geſchichte, Mythologie.

Athen hat bereits ſeine Bildhauerwerkſtätten aufzuweiſen. Eine ſolche Werkſtatt hatte vor einigen Jahren ein Grieche, Joannis Koſſos aus Tripolitza im Peloponnes; derſelbe hatte die Anfangsgründe der Kunſt von ſeinem Vater, einem geſchickten Holzſchneider, erlernt, hatte nachher zwei Jahre lang die polytechniſche Schule in Athen beſucht, wo er durch Talent und Fertigkeit ſich auszeichnete, und gieng ſodann nach Rom, wo er auf der Akademie von S. Luca ſich weiter vervollkommnete und zweimal den Preis gewann. Nach einem vierjährigen Aufenthalte in Rom beſuchte er zu ſeiner ferneren Ausbildung Paris und London, und blieb daſelbſt zwei Jahre. Nach Athen zurückgekehrt, hatte er von einem patriotiſchen und vermögenden Griechen Laskaridis aus Bruſſa in Kleinaſien, den Auftrag erhalten von mehreren durch den Freiheitskampf ausgezeichneten Griechen und Philhellenen, ſowohl Kriegshelden als Staatsmännern, Marmorbuſten zu fertigen (z. B. vom Alex. Ypſilantis, Byron u. a.); dieſelben ſollten in einer Art von Nationalmuſeum aufgeſtellt werden, und zugleich hatte der genannte Laskaridis dabei die Abſicht, ſeinen Landsleuten Veranlaſſung zur Beſchäftigung mit den ſchönen Künſten zu geben. Er hatte dazu eine anſehnliche Summe Geldes beſtimmt. Von dem nämlichen Koſſos war auch das Grabdenkmal für den vor einigen Jahren in Athen verſtorbenen reichen Griechen und Nationalwohlthäter, Konſtantin Zontdis, verfertigt worden, welches deſſen Erben beſtellt hatten. Drei Seiten dieſes Denkmals ſtellen die Tugenden des Zontdis in den Figuren der Frömmigkeit, der Wohlthätigkeit und des Kunſtſinns dar, und dieſelben ſind von einem der geſchickteſten Holzſchneider in Athen, Skiadopulos, durch Holzſchnitt vervielfältigt worden. Bei dem bekannten Patriotismus der reichen Griechen im Auslande und der ihnen eigenthümlichen Freigebigkeit, womit ſie nationale Zwecke und Intereſſen in Griechenland ſelbſt befördern und unterſtützen, iſt wohl auch darauf zu rechnen daß ſie nach dem Vorgang des obgenannten Laskaridis ſich veranlaßt finden werden, für Begünſtigung und Unterſtützung der ſchönen Künſte in Griechenland ebenfalls das ihrige beizutragen, damit die Klage ihre Berechtigung

[1] Wie Roß in ſeinen „Reiſen auf den griechiſchen Inſeln“ (Thl. 1. S. 18) aus dem J. 1835 anführt, ſind die Einwohner dieſer Inſel den meiſten der übrigen Griechen in Hinſicht auf Induſtrie und Handwerksfertigkeit voraus. Handwerker aus Tenos, Marmorarbeiter, Schreiner und Maurer, ſagt Roß, ſind über alle Hauptſtädte Griechenlands, in Smyrna und Konſtantinopel verbreitet.

Digitized by Goo

verliere, welche in dieſer Beziehung der Director der polytechniſchen Schule in Athen in ſeiner Rede im J. 1856 ausſprach; dagegen mögen die Griechen dasjenige beherzigen, was der berühmte italieniſche Bildhauer in Florenz, C. Bartolini, den dort die Künſte ſtudirenden Griechen vor Jahren zurief: daß ſie, um auch auf dem Gebiet der Kunſt wieder zu werden was ſie geweſen, nur darauf ſich beſchränken ſollten, die lebende Natur nachzuahmen, nicht aber an die falſchen Lehren der deutſch-italieniſchen Aeſthetik ſich zu halten; ſie würden dann das Erhabene und Edle in der Kunſt erreichen, und — ſagt er, „wir werden genöthigt ſeyn, euch zu bewundern.“ (Revue des deux mondes 1855, 15 Sept.)

Was die Architektur anlangt, ſo ſind die von deutſchen und franzöſiſchen Architekten in Athen geleiteten Bauten des Königspalaſtes und der Univerſität, ſowie einiger Kirchen daſelbſt, für die Griechen eine gute Schule in Anſehung des Techniſchen der Baukunſt geweſen, und ſie haben dabei ihre Anſtelligkeit dargethan. Einzelne Griechen, namentlich auf den Kunſtakademien Europa's gebildet, haben Beweiſe eines beachtenswerthen Talentes für die Baukunſt geliefert. Manche öffentliche und Privatgebäude in Athen und in anderen Städten Griechenlands, welche ihnen zur Zierde gereichen, ſind nach den Angaben von Griechen ausgeführt worden; dieß gilt z. B. von der, aus der erſten Zeit des Chriſtenthums herrührenden Nikodemuskirche in Athen, welche der Grieche Vlaſſopulos, Lieutenant beim Geniewesen, mit großem Glück und mit einem tiefen Verſtändniſſe der byzantiniſchen Kunſt reſtaurirt hat, ſo daß jene Kirche gegenwärtig zu den werthvollſten Baudenkmälern Griechenlands aus einer früheren Zeit gehört. Ebenſo hat der Capitän vom Geniecorps, Metaxas, in Hermupolis auf der Inſel Syra die Kirche des hl. Nikolaos gebaut, ein Gebäude von den edelſten Verhältniſſen und nach einem großartigen Plane, wobei er den reinſten byzantiniſchen Styl mit dem Schmuck der altgriechiſchen Ornamentik glücklich zu vereinigen gewußt hat.

Ein Zweig der Sculptur hat ſich in Griechenland von alten Zeiten her erhalten, nämlich die Kunſt, in Holz zu ſchneiden, und man hat es dort in derſelben ſogar zu einer Art von Vollkommenheit gebracht. Die Mönche des hl. Berges (Monte Santo, Berg Athos) in Macedonien hatten die Ueberlieferungen früherer Jahrhunderte erhalten, und ſie übten dieſe Kunſt unter den Einflüſſen des Chriſtenthums und der Kirche, indem ſie kleine Kreuze und Bilder aus Holz ſchnitzten, die oft von ausgezeichneter Feinheit waren. Sie thun dieß noch gegenwärtig. Einer von jenen Mönchen iſt der obgenannte Agathangelos, der ſich ſeit einiger Zeit nach Athen gewendet hat und an der polytechniſchen Schule Lehrer der Holzſchneidekunſt iſt. Seine Arbeiten in Holz haben den Beifall der Kenner gefunden. Als der Prinz Napoleon vor einigen Jahren in Athen war, beſuchte er auch deſſen Werkſtatt und fand beſonderen Geſchmack an den Kunſtwerken des geſchickten Mönchs. Vorzüglich war es ein Relief in Holz von halberhabener Arbeit, das die Aufmerkſamkeit des Prinzen auf ſich zog. Es ſtellte auf dem Raum von etwa zwei Quadratfuß die ganze Geſchichte des alten und neuen Teſtaments in Gruppen von vielen Tauſenden ſo fein geſchnitzter Figuren dar, daß man zur Betrachtung der Einzelnheiten der Lupe bedurfte.

Auch die Malerei erhielt ſich in Griechenland, wenn ſchon ſie im Schatten der Kirche nur ein kümmerliches Daſeyn hatte, doch unter dem Einfluß gewiſſer Ueberlieferungen der byzantiniſchen Kunſt auch während der türkiſchen Herrſchaft. Allein ſie beſchränkte ſich faſt ausſchließlich auf die Anforderungen einer gewiſſen mechaniſchen Induſtrie, denen ſie nothdürftig genügte. Auch hier waren es vorzugsweiſe die Klöſter des Athos, in welche ſich dieſe Anfänge oder Ausgänge der Malerei retteten. In der neueſten Zeit hat die polytechniſche Schule in Athen durch den an ihr vorzugsweiſe eingeführten, aber auch außerdem in allen Schulen des Königreichs ſtattfindenden Zeichnenunterricht eine heilſame Aenderung herbeigeführt. Zugleich wurden die Gemälde, mit denen Ludwig Thierſch, welcher einige Zeit lang den Unterricht in der Malerei an der polytechniſchen Schule ertheilt hatte, in Verbindung mit dem Franzoſen Boulanger das Innere der oberwähnten Kirche des hl. Nikodemus geſchmückt hat, ſelbſt eine Art Schule der Malerei für die Griechen. Haben auch jene Gemälde den ſtrengen Styl der byzantiniſchen Kunſt an ſich, ſo vereinigen ſie doch mit innerer Wahrheit die Schönheit der Formen und die Harmonie der Farben. Außer dem obgenannten Tzokos aus Zante, der ſein Atelier in Athen hat und von dem es bereits einige größere Arbeiten, z. B. den Tod des Präſidenten Kapodiſtrias, gibt, werden im Ausland noch andere griechiſche Maler nicht ohne Auszeichnung genannt. So z. B. Perikles Lewidis und Paulidis, die in Italien ſtudirt haben. Auch eine Griechin, die Tochter eines Primaten der Inſel Spezzia, Buduris, hat ſich in Italien der Malerei gewidmet, und ihre Gemälde finden daſelbſt ihre Bewunderer. Von Theodor Bryſakis aus Theben, welcher ſich längere Zeit unter Cornelius und Kaulbach in München gebildet hatte, wurden einige Gemälde: die Einnahme von Miſſolonghi (1826) und die Belagerung Athens unter Karaiskakis (1827), öffentlich ausgezeichnet. Zwei andere Maler, die Brüder Margaritis aus Smyrna, die gegenwärtig Lehrer der Zeichnenkunſt in Athen ſind, haben ſich ebenfalls auf Akademien Frankreichs und Italiens gebildet; der eine von ihnen iſt der obgenannte Photograph, deſſen photographiſche Arbeiten in Athen den Beifall des Prinzen Napoleon fanden und bei der Ausſtellung in Paris, namentlich wegen der Vollkommenheit ihrer Ausführung, ſogar die Aufmerkſamkeit der Akademie der ſchönen Künſte auf ſich zogen. Die Gemälde eines andern Griechen, Georg Miniatis aus Cephalonia, ſind ebenfalls in Italien, ſowie in London und Paris, ausgeſtellt worden und haben dort Beifall gefunden.

Schließlich werde hier noch bemerkt daß die vor einiger Zeit verſtorbenen reichen Griechen, Sturnaris und Toſitzas, für Errichtung einer Kunſtſchule in Griechenland bedeutende Summen ausgeſetzt haben: ein deutlicher Beweis dafür daß einzelne unter den Griechen es recht wohl einſehen, daß auch in dieſer Beziehung die Rückſicht auf die Vergangenheit und auf die Zukunft Griechenlands ihr Recht habe und geltend mache, und es in der Gegenwart eher den einzelnen zukomme, für die Entwicklung der Künſte in Griechenland Sorge zu tragen als der Regierung.

Miscellen.

Die ſüdauſtraliſche Erforſchungs-Expedition. Die Expedition zur Erforſchung des Innern von Auſtralien iſt, auf der Alice Martin, nach Port Lincoln abgegangen. Sie beſteht aus dem Führer, Stephen Hack; dem Vermeſſer Harris, T. J. Clarke, Richard Lynch, Charles Hurley, Braund, Connor und einem Aboriginer aus Sydney mit Namen Sydney Bill. Die Theilnehmer ſind gut bewaffnet, um allen Vorkommniſſen welche aus der möglichen Feindſeligkeit der Eingebornen entſtehen könn-

Digitized by Google

ten, gewachsen zu seyn; auch führen sie einen guten Vorrath geeignete Kleidung bei sich. Die Lebensmittelvorräthe welche sie mit sich nehmen, sind auf sechs Monate berechnet, selbst wenn sie zur Vermehrung derselben nichts schießen sollten. Die Expedition wird von der Streaky Bay hundert Schafe mit sich nehmen, und ist auch mit 13 Pferden und einer Schleife versehen. Bei ihrer Ankunft in Port Lincoln wird sie sich landeinwärts nach Streaky Bay begeben, wo sie der Regierungsschooner Yatala treffen wird — ein Schiff das binnen einem oder zwei Tagen, mit den erforderlichen Vorräthen und einem eisernen Hause zur Hinterlegung der Vorräthe in Streaky Bay, abgesendet werden wird. Von Streaky Bay aus wird die Expedition ihren Weg nördlich und später östlich nehmen, um in das Land nördlich vom Torrens-See einzudringen, und ihre Reise so lange fortsetzen bis ihre Route mit der des Capitäns Sturt bei Coopers Creek, die im Jahr 1842 von ihm besucht wurde, zusammentrifft. Ihre Weiterreise hängt dann von den Umständen ab, namentlich von der Beschaffenheit des Bodens den sie durchzogen, von der Wahrscheinlichkeit werthvolles Land zu entdecken, von den ihnen zu Gebot stehenden Lebensmittelvorräthen und von andern derartigen Dingen. Sämmtliche Theilnehmer schienen bei der Einschiffung vollkommen gesund und wohlgemuth zu seyn. (Australian Register.)

•

Chinesische Notizen.

Elfenbeinkugeln. Man liest in W. C. Milne's „Life in China" folgendes über die Elfenbeinkugeln: „Was sollen wir über die ausgeschnitzten, concentrischen Elfenbeinkugeln sagen — zehn, zwölf oder mehr, die eine innerhalb der andern ausgeschnitten werden? Man hat sich lange darüber gewundert wie eine so verwickelte Arbeit gemacht werden könne. Man hat vermuthet, sie seyen ursprünglich in Halbkugeln geschnitten, und dann mittelst eines Gummi's oder eines Cements so stark und genau zusammengefügt worden, daß es unmöglich sey die Verbindung zu entdecken. Ich habe allen Ernstes erzählen hören, man habe Versuche gemacht die Vereinigung durch das Einweichen und Sieden einer concentrischen Kugel in Oel aufzulösen — natürlicherweise waren diese Versuche fruchtlos. Die einfache Lösung, die mir mehr als Ein einheimischer Handwerker gegeben, ist folgende: „Ein Stück Elfenbein, das vollkommen rund gemacht ist, hat mehrere in dasselbe hineingearbeitete conische Oeffnungen, so daß ihre verschiedenen Spitzen im Mittelpunkt der Kugelmasse zusammentreffen. Der Arbeiter fängt dann an die innerste von allen Kugeln loszumachen. Dieß geschieht durch Einschiebung eines mit einer gebogenen und sehr scharfen Spitze versehenen Werkzeugs in jede Oeffnung. Dieses Instrument ist so eingerichtet, daß das Elfenbein durch jede Oeffnung, in gleichen Abständen von der Oberfläche, abgeschnitten oder weggeschafft werden kann. Das Werkzeug arbeitet auf dem Grunde jeder conischen Oeffnung nacheinander das Elfenbein weg, bis die Einschnitte zusammentreffen. Auf diese Weise wird die innerste Kugel losgetrennt; um sie zu glätten, auszuschnitzen und zu verzieren, werden ihre verschiedenen Facen, eine nach der andern, einer der größten Oeffnungen gegenüber gebracht. Die andern Kugeln, die größer sind je näher sie an die äußere Oberfläche gelangen, werden alle ganz auf dieselbe Weise geschnitten, ausgearbeitet und polirt. Die äußerste Kugel kommt natürlich zuletzt von allen in die Arbeit. Was die zu dieser Operation nothwendigen Geräthschaften betrifft, so ist die Größe des Schafts des Werkzeugs wie die Krümmung an seiner Spitze abhängig von der Tiefe in welcher jede einzelne Kugel von der Oberfläche entfernt liegt. Auf diese Weise wird eine der zartesten und verwickeltsten Arbeiten, die man in China oder anderwärts findet, hergestellt. Die „Räder innerhalb Rädern" werden hauptsächlich zum Verkauf an Fremde gemacht, und eine Menge Muster davon alljährlich nach England und Amerika geschickt."

•

Milchverkauf in China. Als ich, sagt Hr. Milne an einer andern Stelle, zum erstenmal Milch in einer chinesischen Straße zu sehen bekam, geschah es bei einem Weibe, das, wie mir dünkte, einen Becher ächter, unverfälschter Waare trug. „Was ist dieß?" fragte ich sie. — „Es ist Milch," erwiederte sie. — „Was für Milch? von einer Kuh oder von einer Ziege?" — „Frauenmilch, mein Herr!" — „Frauenmilch! zu welchem Gebrauch?" — „Sie wurde für einen alten Nachbar gekauft." — „Und was kostet dieser Becher voll?" — „Etwa achtzig Casch." Später entdeckte ich daß es bei stillenden Frauen nicht ungewöhnlich sey ihre eigene Milch für mutterlose Kinder oder achtzigjährige in zweiter Kindheit befindliche Greise zu verkaufen, und daß die Ammen ihre eigene Milch abzapften, um sie zu 2 oder 3 Pence (6—9 kr.) den Becher zu verkaufen.

•

Landwirthschaftliche Statistik der Vereinigten Staaten. Die Zahl der Farmen im Verhältniß zur Bevölkerung beträgt in folgenden Staaten der Union:

	Farmer.	Bevölkerung.	Eine Farm auf
Maine	46,670	282,169	1 : 13 Seelen
Massachusetts . .	34,099	994,514	1 : 30 „
New-York . . .	170,621	3,697,394	1 : 18 „
Pennsylvania . .	127,576	2,311,786	1 : 19 „
Virginia	76,013	1,401,661	1 : 19 „
North-Carolina . .	57,963	869,039	1 : 15 „
Tennessee	72,785	1,002,017	1 : 15 „
Louisiana	13,442	517,762	1 : 40 „
Ohio	143,808	1,908,329	1 : 14 „
Indiana	93,096	988,416	1 : 11 „
Illinois	76,203	851,470	1 : 11 „

Die Summe der cultivirten Acres und die mittlere Größe der Farmen beträgt in

Massachusetts .	3,356,009 Acres,	im Mittel	99 Acres.
New-York . .	49,009,084 „	„	113 „
Virginia . . .	26,152,311 „	„	340 „
Tennessee . . .	18,984,022 „	„	261 „
Ohio	17,997,493 „	„	125 „

Die Summe der cultivirten Acres im Verhältniß zur ländlichen Bevölkerung beträgt in

Massachusetts	auf die Person 2 Acres.
New-York	„ „ „ 4 „
Ohio	„ „ „ 5 „
Tennessee	„ „ „ 5 „
Virginia	„ „ „ 7 „

Der Mittelertrag des Acres ist in

New-York,	Büschel	12	Weizen,	27	Mais,	25	Hafer,	100 Kartoffeln.
Ohio	„	12	„	36	„	21	„	75 „
Tennessee	„	7	„	21	„	19	„	120 „
Virginia	„	7	„	18	„	13	„	75 „

Ohio ist hiernach derjenige Staat welcher die größte Menge von landwirthschaftlichen Producten jährlich ausführen kann.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 35.

28 August 1857.

Marktscenen in Damascus.

Die nachfolgenden Bruchstücke haben wir für unsere Leser aus einer Arbeit des Dr. J. G. Wetzstein [1] auserwählt, in der Hoffnung manchen anzuregen das Original nachzulesen, welches wegen der kunstvollen launigen Schilderung zu den Meisterstücken deutscher Prosa gerechnet werden darf. Der Genuß steigert sich dort noch für den Orientalisten, denn der Verfasser welcher neun Jahre unter den Arabern lebte, nennt jedes Ding mit seinem Localnamen. Wir dagegen mußten der Kürze und des leichteren Verständnisses wegen die Erklärungen der Ausdrücke, die in den Noten gegeben wurden, in den Text heraufziehen und diesen dadurch verstümmeln. Aber auch in dieser Gestalt wird die Schilderung noch Vergnügen und Heiterkeit erwecken, denn der Verfasser besitzt die räthselhafte Gabe auf drei Druckbogen uns zu fesseln, obgleich über Damascus wie vieles Gute, wie viel mehr noch Mittelmäßiges geschrieben und gelesen worden ist! Die Scenen selbst fallen auf den Morgen, Mittag und Abend, unsere Auswahl aber gehört den beiden ersten Tageszeiten an.

„Zuerst kommen die Bauern aus den Gartendörfern, um auf ihren wohlgenährten Eseln (denn Fuhrwerk gibt es aus Mangel an Straßen in Damascus wie in ganz Syrien nicht) der volkreichen Stadt ihren täglichen Bedarf an Gemüsen, Salaten, Knollen und Wurzeln, und die Früchte vieler einjähriger Culturpflanzen, wie die Gurke, die Zucker- und Wassermelone, Bohnen, Schoten u. s. w. zuzuführen, und schütten ihre Ladungen, um sie durch öfteres Besprengen mit frischem Wasser vor dem Welkwerden bewahren zu können, in der Nähe der zahlreichen „Meere" auf die Erde. So heißen die marmornen, oft mit schönem Mosaik bekleideten Bassins fließenden Wassers in den Sälen der Damascener Häuser, und so heißen auch jene durch ein merkwürdiges, seit uralten Zeiten über die ganze Stadt verbreitetes Wasserleitungsnetz aus dem Baradâ-Flusse gespeisten öffentlichen Wasserbehälter, welche, meist Werke patriotischer Mildthätigkeit, sich in allen Straßen der Stadt finden. Unter diesen Bauern sehen wir manchen stattlichen Mann, und das Thier welches ihn, und oft noch seine Ehehälfte oder sein Kind als Hintermann trägt, ist nicht selten eine ächte Kheli-Stute. Wer möchte sich auch darüber wundern? Der Mann ist ja Bewohner der Guta. Welch süßer Laut für das Ohr des Arabers! Alles was die Erde schönes und wünschenwerthes besitzen mag, denkt man vereinigt in dem Worte el Guta, dem meilenweiten Park um Damascus mit seinen Rosendörfern Misraba, Airbin u. a., seinen Myrthengärten, Wallnußalleen, Aprikosenwäldern, Pfirsichpflanzungen, Granatenbüschen, Olivenhainen. Die Guta ist überäet mit einzelnen Meierhöfen, größeren und kleineren, durch die üppige Vegetation oft in nächster Nähe dem Anblick entzogenen Ortschaften, deren Getreideernten — etwas in unserem Norden unerhörtes — unter dem Schatten ihrer Bäume reifen. Allenthalben schwingt sich in diesem reizenden Erdenwinkel die sich selbst überlassene Rebe in vielfachen, oft einem Dutzend unter sich verstrickter Riesenschlangen nicht unähnlichen Verzweigungen den schimmernden Stamm der hohen Silberpappel oder den mächtigen Nußbaum hinauf, springt von Gipfel zu Gipfel, und fällt endlich, einem grünen Sturzbach gleich, in viele Klafter langen, meist traubenreichen Ranken herunter um den weidenden Edelziegen und den Edelrindern einen Theil ihres wuchernden Laubes zu überlassen. Wer einmal unter dem Schatten der Trauerweide oder des wilden Feigenbaums an dem grünen Ufer der Flüsse und Quellen der paradiesischen Guta gesessen, während der dienstfertige arabische Landmann daneben das Feuer der Gastfreundschaft anzündete, und Frau und Kinder dem Fremdlinge die besten Früchte der Jahreszeit pflückten und vorlegten, und wenige Schritte davon entfernt der Storch, furchtlos unter den weidenden Lämmern stehend, in die klare Fluth hinein schaute, in der es glitzerte und wimmelte von kleinen Fischen, und die süßen Laute der Turteltaube den Beginn der kühleren Tageszeit ankündigten, der wird das Bild davon sein Lebenlang nicht vergessen. . . .

In langen Reihen kommen die reichen Bewohner von Dareja mit ihren traubenbeladenen Eseln und Pferden, auf jeder Seite des Thieres eine gefüllte, mit Weinlaub bedeckte Kiste. Sie bringen die Lieblingstraube des Damascener's. Es ist in der That eine merkwürdige, vielleicht die edelste Frucht welche die nördliche Hemisphäre hervorbringt. Die Traube ist groß und schwer, und ihre grünweißen Beeren sind lang, oft bis zu zwei Zoll, und von der Dicke eines mittelstarken Fingers, daher auch die feinste Species dieser Traube „Mädchenfinger" genannt wird; und so gedrängt ist

[1] Zeitschrift der D. Morgenländ. Gesellschaft. 1857. 3. Heft.

Digitized by Google

Beere an Beere daß dieſe nicht immer die cylindriſche Form behalten kann, ſondern, namentlich in der Mitte der Traube, vier- und fünfſeitig gedrückt iſt. Sie iſt nicht ſehr ſaftvoll, dagegen deſto fleiſchiger, weßhalb ſie ſich auch zum Keltern nicht eignen ſoll, was ein anderweiter Vorzug derſelben iſt, wenigſtens in den Augen des Muſelmanns. Dabei iſt ſie vollkommen durchſichtig, ſo daß man nicht nur die beiden Kerne, ſondern auch das feinſte innerſte Zellengewebe auf das deutlichſte durchſcheinen ſieht. Die Haut der Beere hat ſo wenig Körper daß es vergebliche Mühe wäre ſie beim Eſſen abſondern zu wollen. Die Rieſentraube, welche nicht ſelten über 10 Pfund ſchwer wird, und deren kreisrunde, braunrothe Beere faſt die Größe eines kleinen Apfels erreicht, und wie dieſer ohne Saft zu verlieren in viele kleine Stücke zerſchnitten werden kann, braucht zu ihrer Zeitigung die ſiebenmonatliche Gluth der ſyriſchen Sonne. Sie wird wohl die Traube des Joſua und Caleb ſeyn. Werfen wir noch im Scheiden einen Blick auf jene kaum einen Zoll im Durchmeſſer haltende, kreisrunde, weiße, faſt durchſichtige Frucht mit wachsartigem Glanze: es iſt die berühmte Aprikoſe von Hama. Sie reift im Mai. Der Damascener nennt ſie die Königin der Früchte, und glaubt daß man davon ohne alle Beſchwerde einen mudd (Viertelcentner) zu ſich nehmen könne. Und jene zarte, haſelnußgroße, langſtielige, weiße, mitunter ins Grünliche ſpielende Frucht iſt die Myrthenbeere. Sie hat einen feinen harzigen Geſchmack, der faſt dem Geruche des Myrthenblattes gleicht, und iſt eine Lieblingsnäſcherei der Frauen. Wir ſind ſchon zufrieden, wenn die Myrthe bei uns zur Blüthe kommt; hier trägt ſie Blüthen und Früchte. . . .

In dem bis 6 Ellen weiten Bogenfenſter einer Bäckerei ſteht eine lange, breite Tafel, auf welcher unaufhörlich jene kleinen, gelben Brodkuchen, unmittelbar aus dem Ofen kommend, noch dampfend und einen angenehmen Geruch verbreitend aufgeſchichtet und eben ſo raſch unter großem Tumult vergriffen werden. Hier ſtößt der Neger einer vornehmen Familie einige Jungen beiſeite, um raſcher bedient zu werden, dort rollt ſich ein Arnaute ein Paar Brode zuſammen um ſie bequemer oberhalb der langen Piſtolenſchäfte in den Bruſtlatz zu ſtecken, während er ſich über eine kleine Abeſſinierin luſtig macht, die, indem ſie ſich mit dem täglichen Brode ihrer Herrſchaft belud, das Unglück hatte daß ihr der Geſichtsſchleier herunterfiel, und da ſie dieß allzu haſtig zu verhindern ſuchte, die Brode dem Schleier nachfolgten; dabei trat ſich die Arme mit dem ungeſchlachten Pantoffel auf den izâr, zog dieſen zu Boden, und ſtand nun in der ganzen Spärlichkeit der Morgentoilette einer damasceuer Haremszofe vor dem Volke. Aber die Frauenehre iſt dem Damascener heilig. Dienſtfertige Hände helfen ihr, und bald entläuft ſie weinend. Ein Alter trägt ihr die Schuhe und die letzten Brode nach, und die Kleine, entzückt über dieſe Artigkeit, lüftet nun freiwillig den rothblumigen Schleier und dankt ihm mit den ſüßen Worten: Gott erhalte uns dieſen Bart! — Unterdeſſen hat ein anderer eine Schicht Brode gekauft, um ſie unter die längſt mit erhobenen Köpfen in langer Reihe daſtehenden und ihr Frühſtück erwartenden herrenloſen Hunde unparteiiſch zu vertheilen, ohne ſich nach dem Bettler umzuſehen der ſich mit dem Rufe: ein Brod, ihr Jünglinge! herandrängt. Wer gibt mir den Preis eines Brodes? ruft dringend ein anderer, den ein dritter mit den Worten überſchreit: beim Leben unſers Hrn. Johannes, ich habe noch nicht gefrühſtückt! Dann wendet er ſich raſch und nicht ohne Brodneid, aber doch höflicher als Homers Irus, gegen einen jüngeren Concurrenten mit der Frage: Mein Bruder, du ſcheinſt mir nicht zur Zunft zu gehören, ich kenne dich nicht. „Mein Herr," antwortet ihm Ulyß, „ich ſtehe ſeit langer Zeit im Zunftbuch; unſer Zunftmeiſter iſt mein Vetter. Aber ich bin ſelten in der Stadt; ich ziehe es vor auf dem Lande zu betteln, wo ich als Gaſt in der Herberge einkehre, meine Taſſe Kaffee trinke, meine Waſſerpfeife rauche, meinen Brei eſſe, mein gutes Bett habe, und des andern Tags weiter gehe" . . . .

Alle Arbeit iſt in Damascus öffentlich. Das Haus gehört ausſchließlich der Familie und der Erholung; das Geſchäft, wie es immer heißen mag, gehört auf den Markt. Auf der Straße hat der Fleiſcher das halbe Dutzend Schafe geſchächtet, aufgeblaſen und abgezogen, das wir an ſeinem Kaufladen hängen ſehen. Die bunten, oft mit Gold- und Silberfäden geſtickten Schuhe und Stiefeln, welche in langen Reihen, vom ungeheuern rothen Stiefel des Derwiſchs an bis zum kleinen gelben Pantoffel der Dame, aus jener Bude glänzen, ſind ebendaſelbſt verfertigt worden, und darunter hämmert der Schuſter rüſtig auf die ungeheure Sohle von Kameelhaut los, ſo daß ſie ſich ſchüſſelförmig ausdehnt, gleich der Kupferplatte unter dem Hammer ſeines Nachbars, des Kupferſchmieds, welcher an einem Kohlenbecken arbeitet, und draußen vor den Kaufläden hat der Nachbar Sattler die Straße entlang mehrere Büffel- und Pferdehäute ausgebreitet, um ſie unter den Füßen der Vorübergehenden und den Hufen der Thiere gerben zu laſſen. Ebenſo ſehen wir den Schwertfeger in ſeinem Laden mit einem Panzerhemde beſchäftigt, das ihm vielleicht vom Stamme der Kinder Nuwalâ zum Ausbeſſern zugeſchickt worden, das er aber beim Nahen eines vornehmen Herrn ſchnell fallen läßt, um, wie von ungefähr, eine Klinge von ächtem Damascener hin und her zu wenden, damit dieſer ſehen möge, wie es an ihr lebt und webt von wunderſamen Ameiſen. [1] Die zahlloſen Paſteten- und Zuckerbäcker, deren Berühmtheit wir ſchon aus der Tauſend und einen Nacht kennen, haben ihre leckern Kuchen und namenreichen Zuckerwaaren, ihre gewürzigen, ſüßen und pikanten Tränkchen, ihre farbenreichen Gelées und Fruchtſäfte in Dutzenden von Täßchen und Schüſſelchen auf dem langen Ladentiſch ſo bequem aufgeſtellt daß der Vorübergehende nur die Hand auszuſtrecken braucht, um ſeinen Appetit im Huſch zu befriedigen, während ſie ſelber beſchäftigt ſind einige Ladungen Schnee zu bergen, der, in dicke wollene Decken verpackt, lange vor Sonnenaufgang in Menin geladen und trotz der Hitze des Monats Auguſt wohlbehalten als vollkommen feſte Maſſe angekommen iſt. Gleich darauf erſcheint die Eismaſchine. Ihre Miſchung iſt bald beendigt, und während die herbeigelockten Näſcher mit Ungeduld ihren Schwingungen folgen, kommen die Diener der Nachbarn mit der weißen Serviette, um das tägliche Quantum Schnee zu holen, ohne welches der wohlhabendere Damascener in der wärmeren Jahreszeit ſelten ſein Waſſer trinken mag. Dießmal aber ſcheint man im Hauſe Gäſte zu haben, denen man eine Schneelimonade reichen

[1] Ameiſen (niml) nennt man in der Kunſtſprache die gleichſam beweglichen, in einander laufenden Kreiſe und Wellenlinien der Damascener Klinge, die bekanntlich nicht mehr in Damascus verfertigt wird, ſondern in beſter Qualität aus den nördlichen Provinzen Perſiens und ziemlich häufig, aber weniger werthvoll, aus Iſpahaner Fabriken kommt.

will; denn der Diener nimmt aus dem benachbarten Laden noch einige Citronen mit, die ihm der Verkäufer von der Mündung kleiner Glasflaschen herabreicht, auf denen sie balanciren. Daneben ist die Bude des Herrn Sanitätsraths, dort schlechthin Hakim genannt; aber der türkische Soldat, der herantritt und unter Zähnklappern erklärt daß er einen Anfall vom kalten Fieber heute schon zum sechsteumale habe und Chinaholz wünsche, nennt ihn als civilisirter Mensch doch schon Herr Oberarzt. Auch der Araber fängt an für Titel empfänglich zu werden, und unser Doctor ist nicht unempfindlich. Er erklärt dem kranken Soldaten daß er ihm Kinin geben wolle, was besser sey als das Holz; es komme aus Marsilia. „Sind denn die Franken gute Aerzte? Ich habe mein Fieber verheimlicht, um nicht in ihre Hände zu fallen; denn in unserem Militärhospital sind fast lauter fränkische Aerzte.“ „„Mein Sohn, haben sie uns denn nicht alle guten Bücher weggetragen und daraus die Geheimnisse unserer Väter gelernt? Sie haben gute Aerzte, aber diese kommen freilich nicht hieher.““ Der Kranke entfernt sich mit der Medicin, und der Doctor, hinter welchem seine ganze selbstgeschaffene Apotheke in zwei kleinen Reihen Büchsen und Fläschchen steht, nimmt sein unterbrochenes Geschäft des Pillendrehens wieder auf. Der Mann würde ganz zufrieden seyn, machte ihm nur nicht der Barbier sein Nachbar, das Leben sauer. Die Butike dieses Mannes ist laternenartig durchsichtig, damit auf der Straße jedermann sich überzeugen mag, mit welcher Geschicklichkeit er den vollsten Schopf in eine totale Glatze zu verwandeln oder einem zwischen die Kniee geklemmten Kinnbacken den bösen Zahn auszubrechen versteht. An der Wand hängt ein altes messingenes Astrolabium, um anzudeuten daß der Mann auch die seltene Kunst besitze in den Sternen zu lesen. Sein bescheidener chirurgischer Apparat liegt offen da, während ein stattlicher weißer Bagdader Esel, wie ihn sonst nur sehr vornehme Leute reiten, mit rothsammtnem ägyptischem Sattel und vergoldetem Stirnbande vor der Thüre angebunden ist, damit man vermuthen könne, er sey eben im Begriff, wegzureiten, um irgendwo Schröpfköpfe oder Blutegel zu setzen oder zur Ader zu lassen, ohne welche Ausleerung keine Damascenerin einen Monat existiren kann, oder auch um eine gefährliche Hieb- oder Stichwunde zu verbinden, dergleichen dann und wann in den Gärten vorkommen, wo sich die verderbtere junge Generation oft bei einer Flasche griechischen Branntweins zusammenfindet und dabei wegen einer leichtfertigen Schönen über das Mein und Dein in Streit geräth. Wie ungerecht doch die Welt ist! Dieser Barbier dürfte eigentlich dergleichen Operationen gar nicht verrichten, denn er hat nicht einmal das Fähigkeitszeugniß eines Wundarztes; auch ist es bekannt daß er nicht einmal lesen und schreiben kann, also auch die kufischen Charaktere des alten andalusischen Toledo-Astrolabiums nicht versteht, das übrigens, wie der Doctor genau weiß, nicht einmal vollständig ist, denn der Sonnenzeiger fehlt daran und die innern Platten ebenfalls; während dagegen unser Doctor in Masr [1] an der großen Hochschule die innere und äußere Medicin wirklich studirt hat und sein ägyptisches Diplom besitzt, auch fortwährend noch im Galinus und Bukrat (Galenus und Hippokrates) liest, die in vier großen Folianten neben ihm in der Butike liegen. Wie sicher tritt dort jener stämmige Bauer, der uns mit der schweren Axt auf der Schulter entgegen kommt. An seinem Arme hängt ein großer Henkelkorb aus Weidengeflecht voll Granatäpfel, und ein Knabe der ihn begleitet und gleichfalls zwei Körbe voll rother Trauben und gelber Feigen trägt, ruft mit lauter Stimme: Waare von Halbun! Weiße Baalfeigen, Baaltrauben, Baalgranaten! Wie? Hören wir recht? Kennt man noch einen Baal? Allerdings! Der alte syrische Gott des Himmels, dessen Sonne das Land verbrannte und dessen Regen die kahlen Berge befruchtete, zu dem die Kinder Israel in großen Nöthen (wohl meist in Hungerjahren) so oft abfielen, er lebt immer noch. Alles Land, das von keines Menschen Hand bewässert, von keiner Quelle berieselt werden kann, das seine Nahrung nur vom Himmel bekommt, heißt Land des Baal, und alle Bäume, Früchte, Getreidearten und Kräuter, welche daselbst wachsen, tragen seinen Namen.

Wie oft sahen wir, heimkehrend von der Steinbock- oder Bärenjagd auf dem Dschebel Kalamun und in das stille, kleine, zauberisch schöne Thal von Halbun kommend, die Einwohner, versammelt um ihre reiche Quelle inmitten des Dorfes unter dem Dache antiker, schraubenförmiger Säulen, schweigsam ihre Spinnräder schnitzen oder aus dem Marke einer Gebirgspflanze für den Markt von Damascus Lampendochte verfertigen. Wie träumend schauten die armen, weil hoch besteuerten Leute auf die Sculpturen der mächtigen Steinblöcke, gleich als hätten sie eine Ahnung davon, daß ihre Vorfahren sich wohler befunden haben, als sie noch des Perserkönigs Weinlieferanten waren. Die Halbuner sind stark, muthig, und haben — große Ideen. Leider wird das Edle so oft verkannt. Sie gelten für Böotier oder gar für Abderiten, und Halbun ist seit undenklichen Zeiten das Krähwinkel von Syrien. Mit finsterer, fast verächtlicher Miene schreitet der Alte den Markt entlang. Da nähern sich ihm ein paar Gassenbuben vorsichtig mit der Frage: wie steht's, Schech, mit eurem Berge? Der Alte ist aber nicht bei guter Laune und antwortet barsch: laß mich, Junge! Da ruft der zweite: Gott lasse es eurem Dorfe wohlergehen, Schech! Was wäre Damascus ohne eure Lampendochte? — Jetzt ist des Alten Geduld zu Ende: er will zuschlagen, aber lachend entlaufen die Buben. Wer möchte auch kaltes Blut behalten, wenn er an fehlgeschlagene Projecte erinnert wird? Einmal, erzählt man sich, wollten die Halbuner einen Berg etwas abseits rücken, der ihrem Dorfe die Mittagssonne entzieht; da riß unglücklicher Weise der an eine Eiche gebundene Strick, und viele thaten dabei einen bösen Fall. Ein andermal wollte sich die Gemeinde an der Ungerechtigkeit der Damascener dadurch rächen, daß sie diesen ihre Lampendochte vorenthielt. Sie rechneten nämlich darauf, daß die Leute nun des Nachts im Dunkeln herumtappen würden. Leider war ihre Rechnung falsch; denn die klugen Damascener fanden, wenn auch begreiflicher Weise mit großer Noth, Mittel und Wege, der allgemeinen Verfinsterung vorzubeugen. . . .

Betrachten wir uns nun jene Beduinenmädchen, deren jede ein Kamel hinter sich her am Stricke zieht. Ihr bronzenes Gesicht ist rund, ihre Auge hat die Farbe des schwarzen Sammets, ihr kleiner Kopf, von dem ein langes schwarzes Haar niederfällt, ist schleierlos. Ihre einfache, grobe, oft selbstgewebte Kleidung ist schwarzblau, umhüllt einen magern Leib und läßt wunderbar kleine Hände und Füße sehen. Die Kinder der Wüste tragen keine Schuhe. Wie die Gazelle ihrer Heimath blicken sie ängstlich umher. Gewiß haben

[1] Statt Misr, Aegypten.

Digitized by Google

ſie ſo eben mit reichlichen Thränen und mit dem Verluſt eines Theils der Ladung ihrer Kamele von der habſüchtigen Thorwache den Eingang in die Stadt erkauft. Vor ihnen iſt ein freier Platz, wo ſie die Kamele niederknieen laſſen und, ſich gegenſeitig Handreichung leiſtend, ihre Ladungen, Sack um Sack, auf die Erde ſchütten. Wie? Kartoffeln aus der Wüſte? Aber nein, die Knollen ſind etwas zu braun; wahrhaftig, wie das Geſicht der Mädchen ſelber. Bald iſt ein bekannter alter Eckenſteher in Lohn genommen, und dieſer ſchreit nun aus voller Lunge: Braune, Braune der Wüſte! Mädchen der Wüſte! Kauft! Die armen Weiber müſſen, um Käufer für ihre Trüffeln anzuziehen, ſich ſelber mit ihnen vergleichen und ſcheinbar ausbieten laſſen. . . .

Ein unmittelbarer Handel zwiſchen Käufer und Verkäufer iſt eine beſchwerliche Sache, zumal wenn einer von beiden ein Schafeit iſt oder beide Schafeiten ſeyn ſollten, denen eine Vorſchrift ihres Imams angeblich empfiehlt bei Kauf und Verkauf zu handeln bis ihnen der Schweiß auf die Stirne tritt, widrigenfalls der Handel nichtig ſey. Iſt der Käufer grüßend an den Laden getreten, ſo erhebt ſich der Verkäufer und bittet ihn Platz zu nehmen, worauf jener ſich dem Verkäufer gegenüber niederläßt, welcher nun (vorausgeſetzt daß es ſich nicht um den Kauf einer Kleinigkeit handelt) meiſtens ſeinem Burſchen befiehlt aus dem nächſten Kaffeehauſe eine Nargile und zwei Taſſen Kaffee zu holen. Verbittet ſich der andere beides, ſo bedeutet dieß daß er Eile hat, und man geht ohne weiteres ans Geſchäft. Aber es kommt ſelten vor daß der Damascener Eile hat, und der Burſche muß faſt immer gehen. Es dauert aber ein Viertelſtündchen, bis er zurückkommt, und bis dahin darf anſtandshalber nicht von Geſchäften geſprochen werden. Man plaudert. Iſt man nicht bekannt, ſo ſtellt man ſich gegenſeitig vor, und das Geſpräch iſt raſch im Gange, weil es in Damascus immer tauſend Dinge zu erzählen gibt. Gewöhnlich beginnt einer: ich hörte, der Gouverneur ſey abgeſetzt —? Er hat in der That nichts dergleichen gehört, aber da dieß alle halbe Jahre mindeſtens einmal geſchieht, ſo iſt es zur ſtehenden Einleitung eines Geſprächs geworden, wie ungefähr in Norddeutſchland: wir werden bald ſchlechtes Wetter haben, was auch immer zutrifft. Hier würde dieſe letztere Anknüpfungsweiſe nicht möglich ſeyn, denn ſechs Monate lang gibt es faſt keine Wolke am Himmel, und über acht Monate lang regnet es nicht. Der andere erwiedert: mögen ſie thun, was ſie wollen! Die geſtrige Nacht faßte die Scharwache zehn oder zwölf junge Leute im Hauſe des und des, lauter Söhne guter Familien. „Warum, mein Herr?“ Warum? Wie gewöhnlich: ſie aßen, tranken, ſangen und waren guter Dinge. Ob ſie Weiber bei ſich hatten, weiß ich nicht. (Bei dieſen Worten faßt er mit der linken Hand das Obertheil ſeines Mantels, und ſchüttelt dieſen mehrmals, um anzudeuten daß er dabei jeden Verdacht, als wolle er unbegründetes zum Nachtheile der Leute ausſagen, auf das entſchiedenſte zurückweiſe, gleichſam abſchüttle.) Sie brachten die Nacht im Gefängniſſe zu, und heute früh entließ man ſie. „Um wie viel?“ Jeder zahlte nach Kräften, zwei Liren, vier Liren, auch mehr. Das iſt ein ergiebiges Thema. Zwar finden ſie es alle ſehr drückend daß die Polizei willkürlich zu allen Stunden der Nacht gewaltſam die Häuſer erbrechen kann, aus denen die Töne des Geſangs und der Fröhlichkeit ſchallen; aber der Damascener iſt zu ſchadenfroh, als daß er nicht mit beſonderem Vergnügen die Erzählung eines Vorfalls hören ſollte bei welchem faſt immer Glieder einer angeſehenen, reichen Familie betroffen werden. Wäre der Burſche ſelbſt eine halbe Stunde im Kaffeehauſe geweſen, bei einem ſolchen Geſpräche käme er immer noch zu früh. Aber Pfeife und Kaffee ſind da, und man muß ans Geſchäft gehen. Bald iſt das Gewünſchte ausgeſucht, aber es wird, wie immer, zu theuer gefunden und die Hälfte geboten, worauf, ebenfalls wie immer, der Verkäufer freundlich ſagt: wie, handelt es ſich zwiſchen uns um Geld? Nimm es umſonſt, mein Lieber, als Geſchenk von mir; thue dir durchaus keinen Zwang an! In Europa würden dieſe Worte eine Grobheit ſeyn, ziemlich gleichbedeutend mit dem bekannten: Glaubſt du, ich habe meine Waare geſtohlen? Das ſind ſie aber hier keineswegs; ſie bedeuten in artiger Form nichts mehr und nichts weniger als: du bieteſt zu wenig. Nun beginnt der lange Handel, der damit endigt daß der Käufer beim Haupte des Johannes ſein letztes Gebot thut, und der Verkäufer mit den Worten: ich thue es aus beſonderer Rückſicht für dich, die Waare zuſchlägt. Iſt die Differenz zwiſchen Forderung und Angebot zu groß, ſo einigt man ſich oft auf folgende Art. Der Käufer verlangt den Einkaufspreis der Waare zu wiſſen, welchen er nebſt ſo und ſo viel Procenten Zuſchlag zahlen wolle. Das iſt eine Appellation an die Ehrenhaftigkeit des Kaufmanns. Dieſer hält es für ſeine Pflicht den Preis zu nennen, und kann nur noch verlangen daß der Zuſchlag um einige Procente erhöht werde. . . .

Schaarenweiſe kommen nach dem Mittagsgebet die Frauen aus den Bädern, wohin ſie ſich ſchon mehrere Stunden zuvor begeben hatten, die einen um der geſetzlichen Vorſchrift zu genügen, die andern aus Gewohnheit, und alle aus Geſelligkeitstrieb, denn die Bäder ſind hier für die Frauen die Orte traulicher Zuſammenkünfte. Nachdem ſie die engen, immer nur für eine Perſon eingerichteten Badezellen, wo ſie, auf dem weißen glatten Marmorboden bald ſitzend, bald liegend, von den Badefrauen eingeſeift, gewaſchen, gerieben, gekämmt und friſirt werden, verlaſſen haben, und — um ſich die reinen Füße nicht wieder zu beſchmutzen — auf hohen Holzpantoffeln in das Empfangszimmer zurückgekehrt ſind, liegen ſie nun hingegoſſen auf weichen Pfühlen rings an den Wänden der weiten Rotunde, in deren Mitte ein plätſcherndes Baſſin Kühlung verbreitet, und trinken ihre Taſſe Kaffee oder ihre ſüßen Waſſer, und rauchen ihre Pfeifen, deren Füllung man mit kleinen Stückchen Aloëholz miſcht um den Wohlgeruch zu verſtärken, laſſen ſich von den Bademädchen die mit kühlen Linnen luſtig umwickelten Glieder beſtreichen, um das Behagen zu erhöhen, und kommen endlich regelmäßig auf das bekannte Capitel der Stadtchronik, in der die Damascenerinnen immer ſehr bewandert ſind, wovon wir aber freilich nichts verrathen können, da natürlich die Frauenbäder den Männern verſchloſſen, oder vielmehr verhängt ſind. Ein kleines beſcheidenes, oft nicht einmal ausgebreitetes Tuch, welches über der Hausthüre hängt, zeigt an daß hier ein Frauenbad iſt oder wenigſtens jetzt Frauen darin baden. Wie leicht kann ein Fremder dieſes ſo ganz unſcheinbare Warnungszeichen überſehen und durch die ſtets unverſchloſſene, oft nur angelehnte Thüre eintreten; aber welch ein Zetergeſchrei würde ihn empfangen, welch eine ungeheure Entrüſtung über eine ſo freche Verletzung des Harems in der ganzen Stadt ausbrechen! Da liegen ſie, eine jede ihre Freundinnen erwartend, mit denen ſie heute „Luft riechen,“ d. h. auf den Märkten oder in

Digitized by Google

einem Garten ſich ergehen will. Endlich brechen einige auf. Wir wollen ihnen eine Zeitlang folgen; iſt eine unter ihnen hübſch, ſo wird ſie ſchon Sorge tragen daß wir ſie ſehen können; denn etwas coquett ſind ja alle Evastöchter, und man kann ſicher ſeyn daß jede Damascenerin entweder von geſetzten Jahren oder häßlich iſt, welche, in einer nicht belebten Gaſſe einem hübſchen Manne begegnend, niemals ihr mendil [1] abnimmt und niemals ſich mit der bloßen Hand langſam das Haar aus der Stirne ſtreicht. „Laſſen wir Fräulein Fatimchen vorüber!" Seht, ſie hat es gehört und wird den Schleier abnehmen. O weh, wir haben an der großen ſchwarzen Hand genug! Es wird eine Negerin aus Darfur ſeyn. Die totale Vermummung iſt hier zu Lande ein übles Ding; man kann bei ihr niemals wiſſen wen man vor ſich hat. Aber gerade darin liegt die Freiheit der Damascener Frau. Sie kann unerkannt gehen wohin ſie will, ſprechen mit wem ſie will, niemand weiß wer ſie iſt. Der Mann wird die eigene Frau niemals kennen, wenn ſie ihm auf der Straße begegnet, und die gute Sitte verlangt daß ſie ihn nicht anrede, damit nicht der Mann in den böſen Ruf komme öffentlich mit Weibern zu verkehren, von denen man nicht weiß wer ſie ſind, und von denen jeder Vorübergehende, jeder Nachbar vermuthen könnte daß ſie zu ſeinem eigenen Harem gehören. Daraus folgt daß ein Mann niemals mit ſeiner Frau, Tochter, Mutter, Schweſter zuſammen ausgehen kann, und wollen einmal zur Roſen- oder Apricoſen- oder Myrtenbeerenzeit die Glieder einer Familie in einem Garten einen frohen Tag verleben, ſo reiten die Frauen, kleinen Kinder und weiblichen Dienſtboten auf ihren Eſeln unter dem Schutz eines bewaffneten Sklaven voraus, und die Männer folgen auf ihren Pferden ſpäter nach. — Schauen wir uns wieder nach der Negerin um. Sie wendet ſich gegen eine alte Frau, die auf der Erde ſitzt und eine Menge Toilettenrequiſiten in der Geſtalt kleiner, länglich viereckiger, buntbemalter hölzerner Käſtchen neben ſich ausgebreitet hat. Alle Verſchönerungsmittel einer Damascener Modedame umſchließen dieſe Käſtchen: als Kryſtalle und Salbe, hennä zum Röthen der Fingernägel und zum Tätowiren der innern und äußern Hand, Maſtix zum Kauen und zum Putzen der Zähne, Carmin zum Schminken, Pflaſterchen, die ſich reifere Schöne ins Geſicht kleben, um beim gewaltſamen Abreißen derſelben jene ſtärkeren Härchen mit auszuziehen die dem zarten Frauenkinne im Laufe der Jahre boshaft entſproſſen. Man hat uns bemerkt und macht das Käſtchen zu. Dort treten mehrere Frauen an den Laden eines jungen Kaufmanns der bunten Schweizer Kattun verkauft, und einige entſchleiern ſich. Sie thun es faſt immer an den Kaufläden, theils um die Waaren beſſer betrachten zu können, theils um den Verkäufer durch ihre Reize zu bethören und dadurch billiger zu kaufen. Jene mit dem ſchlanken Körper, der ſchneeigen Hand, dem weißen makelloſen Teint, der hohen Stirn und dem länglichen Geſicht repräſentirt gleichſam die eine Species der Damascenerinnen. Sie wird für eine glückliche Miſchung arabiſchen, griechiſchen und georgiſchen Blutes gehalten. Ihr ſelten ganz dunkles, meiſt hellbraunes, graues, auch wohl blaues Auge iſt lebhaft, aber ſie liebt die Bequemlichkeit, und ihr Charakter ſoll heftig, ſelbſt boshaft ſeyn. Sie heißt die Weiße, und gilt für eine große Schönheit. Die andere, weit häufigere Species iſt die bräunliche, und wir erkennen an ihr im allgemeinen den Typus wieder der uns oben in den Mädchen der Wüſte entgegentrat. Ihre Stirn iſt niedrig, und der Hinterkopf fehlt oft ganz, was bei dem reichen ſtarken Haar eher eine Schönheit iſt. Ihr Charakter iſt mild, und in ihren Zügen liegt etwas leidenſchaftsloſes, faſt träumeriſches. Sie iſt eine treue Gattin, thätige Hausfrau und zärtliche Mutter. Sie ſoll reines arabiſches Blut ſeyn. Einige meinen, es fließe von der Großmutter oder Ahnfrau her etwas abeſſiniſches, vielleicht ſelbſt Negerblut in ihr. Aber es iſt eine unbeſtrittene Thatſache daß die Negerinnen wenigſtens äußerſt ſelten von den ſyriſchen Arabern Nachkommenſchaft haben. Alle ihre Kinder ſterben kurze Zeit nach der Geburt. Doch wir verlaſſen nun die Weiber, deren Nähe zu ſuchen hier für ſehr unanſtändig gilt, und eilen uns vor der Sonne zu bergen; denn wir haben keine Stunde mehr bis zum Nachmittagsgebet, und jetzt iſt die Gluth immer am ſtärkſten. Der Markt wird auffallend ſtill, und hin und wieder ſchließt man ſchon ein Magazin oder eine Bude.

[1] Frauenſchleier.

Sitten und Gebräuche der Javanen.

IV.

Näheres über die urſprünglichen Gottheiten der alten Javanen.

Der älteſte Cultus auf Java war der Brahmaniſche, dem der Buddhiſtiſche folgte. Der chineſiſche Geſchichtſchreiber Fahian, von deſſen Werke es eine franzöſiſche Ueberſetzung von Remuſat und Klaproth gibt, berichtet daß er auf der Inſel Ja-pho-thi (Djawa-Dwipa) meiſtens Buddhiſten und nur wenige, die der alten Lehre Brahma's anhiengen, fand. Die Reiſe dieſes chineſiſchen Autors fällt in das Jahr 349 n. Chr. [1]

Die jetzt bekannten Monumente und Tempel aus der alten Zeit weiſen uns alle auf die Buddhareligion hin, die auch trotz des ſich eingeniſteten Islamismus noch nicht aus dem Gemüthe des Volkes gewichen iſt. Die Ehrerbietung mit welchem die Javanen im allgemeinen von den Göttern ihrer Ahnen ſprechen, ſowie die innige Verflechtung ihrer Mythologie und Geſchichte, und die jetzt noch lebenden Nachkommen aus dem alten Geſchlechte der Mataram, die wieder ihre Abkunft von den Göttern herleiten, verhindern die Vertreibung der alten Götter aus ihrem himmliſchen Sitze.

Es gibt, ſo belehrten mich javaniſche Prieſter, neun Claſſen von Göttern, die alle eine beſondere Macht haben. Der höchſte,

[1] Dieſe Angaben beruhen auf einen Irrthum. Fahian der am Beginn des 5ten Jahrhunderts Java beſuchte, fand nur Brahmanen und bemerkt ausdrücklich: Il n'y est pas question de la loi de Foe. Vrgl. Foekoueki. ed. Rémusat. Paris 1836 p. 360. D. R.

Digitized by Google

erhabenſte aller Götter iſt Sang-Jang Batara Guru, dem ſein Bruder als „Pati“ oder Vollführer ſeines Willens beigegeben iſt. Darauf folgen etwa 20 Dewas, welche im Reiche Suralaja, dem Götterſitze, Himmel, wohnen. Die nach denſelben folgenden 14 Dewas wohnen nicht im Reiche der Götter, ſondern üben ihren Einfluß auf irdiſche Dinge unmittelbar aus. Eine weitere Claſſe von Göttern beſteht aus 5 Dewas, die über Land und Meer regieren. Die ſieben folgenden Dewas ſind vom Reiche Suralaja gänzlich abgeſchieden, ſowie auch die auf denſelben folgenden zwölf Widadaris, welche in der javaniſchen Legende „Setami“ vorkommen. Noch unterſcheidet man acht Widadaris, welche mit den Göttern noch in inniger Beziehung ſtehen, ſowie weitere vierzehn die wie Menſchen auf der Erde leben, während noch vier Widadaris in der Sapta Patala oder der ſiebenten Vertiefung der Erde, das iſt in großer Tiefe leben, und endlich noch vier auf dem Grund des Meeres wohnen.

Die allgemeinen Benennungen der Götter ſind: 1) Dewa, oder mit weiblicher Endung Devi, das iſt jemand der geehrt, angebetet und erhoben wird. 2) Sang, Jang. Erſteres Wort bezeichnet erhaben, letzteres eigentlich Großvater oder Geehrter. 3) Batara, welches den Superlativ der Erhabenheit und Majeſtät bezeichnet. 4) Widadari, himmliſche Frau.

Den Urſprung der Götter ſetzen die Javanen mit jenem der Menſchen gleich, und ſie haben für beide merkwürdigerweiſe einen Adam und eine Hawa. Die Ueberlieferung ſagt daß Adam und Hawa, nachdem ſie vierzig Kinder gezeugt hatten, hinſichtlich der zu ſchließenden Ehen ihrer Kinder unter ſich uneins waren. Adam glaubte daß man die guten mit den ſchlechten Kindern verbinden ſollte, was Hawa nicht gut hieß. Adam zeugte hierauf durch ſich ſelbſt (ohne ſein Weib Hawa) einen Sohn Sis (Schet?), von welchem die Könige von Java ihren Urſprung haben ſollen. Von Sis nämlich ſtammen zuerſt eine Menge Götter, deren Geſchichte theils in Ueberlieferungen theils in geſchriebenen Werken niedergelegt iſt. Unter den letztern iſt das bekannteſte: Sidjara Radja Djawa oder Geſchichte der Könige Java's, wovon auch eine holländiſche Ueberſetzung von Gordyn beſteht. Der Anfang dieſes Geſchichtsbuches, das die Javanen wie eine Bibel verehren und in welchem niemand leſen wird bevor er es nicht erſt auf ſein Haupt gelegt hat, iſt ganz mythiſch, indem es von Adam beginnt, die Genealogie und Geſchichte der Götter in bildlicher Sprache behandelt, und allmählich geſchichtlich wird indem es die auf Java vorgefallenen Begebenheiten ſowie die Dauer der Regierungen der einzelnen Fürſten, nebſt Angabe der jetzt noch mit denſelben Namen belegten Orte der Begebenheiten genau angibt. Auf dieſes Werk vorzüglich muß der Geſchichtsforſcher, oder dem es ſonſt um die nähere Kenntniß der javaniſchen Geſchichte zu thun iſt, verwieſen werden. Es erzählt die Begebenheiten bis zum Könige Kiai Gede Seſale, welcher einen Sohn Kiai Gede hie hatte, von welchem Valantyn (Oud en nieuw Oost Indie) ſeine Geſchichte der javaniſchen Könige beginnt. Ferner exiſtiren einige javaniſche Werke von alter Zeit, als: Hikajat Radja Kuripan, ſowie: Hikajat Radja Rila pati, wovon jedoch meines Wiſſens keine Ueberſetzungen in eine europäiſche Sprache vorhanden ſind.

Der oberſte Gott wird mit verſchiedenen, ſeinen Eigenſchaften entſprechenden Benennungen belegt, als:

1) Sang jang Batara Guru, d. i. Lehrer (Guru), der Götter
2) S. j. Prameſti Guru, der unentbehrliche nothwendige Lehrer.
3) S. j. Girinata, der Fürſt (nata), der Gebirge (giri).
4) S. j. Djagatnata, Beherrſcher der Welt.
5) S. j. Djaja Djampa, der Allerſchönſte.
6) S. j. Paſapati, der Klügſte
7) S. j. Sri Padjantika, der ewige, unveränderliche Herr.
8) S. j. Renemeni, der Wahrhaftige.
9) S. j. Nilakantha, der buntbalſige. (Bezieht ſich auf eine Mythe, gemäß welcher der Gott bei ſeiner Geburt bunte Flecken auf ſeinem Halſe hatte, die ihm zur beſondern Zierde gereichten).
10) S. j. Borda, der Allwiſſende.
11) S. j. Eswara, der zierlich Sprechende.
12) S. j. Seſa oder Wiſeſa, der alles Beherrſchende.
13) S. j. Aju, der Untadelhafte.
14) S. j. Trilokasrana, der Wohlthäter.

Der Gefährte oder Pati des oberſten Gottes, der ſeine Befehle in Ausführung bringt, wohnt zu Suduk Wangſul und wird als klein und häßlich abgebildet.

Die eben erwähnten 19 Dewas, welche nach dem höchſten Gott folgen, ſind:

1) Batara Brama, Sohn von Guru dem höchſten Gott. Er iſt etwa der Apollo der javaniſchen Götterlehre. Er verbreitet das Licht und die Wärme und hat fünf Söhne und zwei Töchter, welche letztere zur Erde herab ſich ließen und von dieſem Augenblick an aufhörten Göttinnen zu ſeyn.

2) Batara Indra, ebenfalls ein Sohn des Guru, hat die Aufſicht über den Himmel („Swarga Loka“ der Olymp der javaniſchen Mythologie).

3) Batara Baju, Sohn von Narada, der Aeolus der javaniſchen Götterlehre.

4) Batara Surja, Sohn von Narada, hatte die Aufſicht über die Sonne.

5) Batara Djandra, hat die Aufſicht über den Mond, wohnt zu Sumu Wendu, und iſt ausgezeichnet durch ſeine Schönheit.

6) Batara Denda, Sohn des Narada, iſt oberſter Richter.

7) Batara Siwa, Sohn des Narada, iſt Herr der Verſtorbenen. Er wohnt zu Batradikſna und wird als halb roth, halb ſchwarz abgebildet.

8) Sang Jang Kama Djaja, Sohn des Fürſten von Tjitrabaja, war von früher Jugend an ſehr gelehrig, hatte viel Verſtand, aber verweigerte jedwede Herrſchaft, weßhalb ſein Vater beſchloß ihm ſehr ſchöne Pferde und Kleider zu geben, wodurch ſein Bruder Daſa Muka ſehr eiferſüchtig wurde und ihm einſt bedeutende Wunden beibrachte. Guru nahm ihn hierauf zu ſich in den Himmel und machte ihn zum Vorſteher über die Vergnügungen des Himmels. Er wohnt zu Saradja Sita und iſt ſchön von Angeſicht.

9) Sang Jang Jama Dipati, Sohn des Narada, iſt beauftragt mit der Vereinigung der Seelen. Er wohnt zu Grabo ab Mo, hat ein wildes Ausſehen und iſt groß und ſtark wie ein Rieſe.

10) Sang Jang Tjitra Gada. Zu dieſem Gott verfügt ſich jeder der irgend eine Unterſuchung anſtellen will. Er iſt ſcharfſinnig und weiß geheime Dinge ans Tageslicht zu bringen.

11) S. j. Tjitra Sena, ein Abkömmling des Pandita Bagawan, war Hirte ſeines Berufes. Der Fürſt von Galenga [1] begab ſich einſt zu ihm um ihn zu bitten daß er ſeine Heerde als Opfer bringen ſollte, damit eine im Lande herrſchende Krankheit aufhöre. Der Hirte aber weigerte ſich deſſen, worauf der Fürſt Gewalt brauchte, und Tjitra Sena ſehr mißhandelte. Dieſer weinte ſehr, ſo daß Guru ihn im Himmel aufnahm, wo er daſſelbe Amt als Tjitra Gada verſieht.

12) S. j. Tjitra Gatra, Geheimſchreiber des oberſten Gottes.

13) S. j. Penſarekam, hat daſſelbe Amt.

14) S. j. Temburu, hat die Aufſicht über die Brücke welche zum Wohnſitz der Götter leitet (Wat Sagal agil agil).

15) Batara Gana bewacht alle Böſewichter in der Unterwelt und bringt die Götter nach dem Himmel. Er hat das Antlitz eines Elephanten.

16) S. j. Samadi, hat die Aufſicht über alle von den Menſchen gehegten Wünſche. (Iſt daher Referent in menſchlichen Geſuchen an den Himmel.) Er hat ein ſchönes Antlitz und wohnt zu Djandi Pawelingan.

17) S. j. Tankaro Bale, iſt der Portier am Palaſte des Batara Guru. Er wird als Rieſe dargeſtellt.

18) S. j. Bale Hawato, hat denſelben Dienſt am Thore des Palaſtes.

19) S. j. Kendari Brama, iſt der Gott der Schmiede, ein javaniſcher Cyklop. Er wohnt zu Gatto Lombok und iſt groß und ſtark.

Die dreizehn Dewas welche die dritte Claſſe unter den Göttern bilden, ſind:

1) Sang jang Baruna, Gott des Firmamentes und der Wolken, iſt häßlich und wohnt zu Djamuna.

2) S. j. Sri Gati, Sohn von Batara Wiſnu, der Gott der Blumen, wohnt zu Paſhalaja und iſt ſehr ſchön von Antlitz.

3) Batara Tjantra, der Hüter der Menſchen. Er kennt jeden einzelnen Menſchen und wehrt Unglücke ab.

4) S. j. Sakri, hat dieſelbe Function.

5) S. j. Angſoar, der Gott des Schlafes.

6) S. j. Pandjaresmi, der Gott der ſinnlichen Liebe.

7) S. j. Guritna, der Gott des Regens, wohnt zu Prasni Upata und iſt groß und ſtark.

8) Guna Dewa, der Gott über alle guten und böſen Handlungen. Er realiſirt das Gute wie das Böſe, folgt daher dem Willen des Menſchen.

9) S. j. Bisma, der Gott der Berge, ein großer ſchlanker Mann.

10) S. j. Singa Djana, der Gott der Thiere. Er hat das Angeſicht eines Tigers.

11) Batara Gana, der Gott der thieriſchen Gifte. Er hat zwei große Eckzähne wie die reißenden Thiere.

Die beiden übrigen zu dieſer Claſſe gehörigen Dewas ſind mir unbekannt geblieben.

Die Dewas des Landes und des Meeres ſind:

1) Sang jang onta Baga. Er wohnt unter der Erde, hat das Ausſehen einer Schlange und wohnt zu Sapta patala.

2) S. j. onta Gombang, der Gott der ſüßen Gewäſſer, wohnt zu Gottamamt, und hat ebenfalls die Geſtalt einer Schlange.

3) S. j. Ganga Pernala, der Gott des Meeres, wohnt zu Puter Taſſik, und iſt groß und mächtig.

4) S. j. Ganga Nala, der Gott der Flußmündungen.

5) S. j. Bedawang Nala, der Gott der Flüſſe. Er hat die Geſtalt einer Schildkröte.

Dewas welche vom Himmel abgeſchieden ſind, und mit der Erde in beſonderer Beziehung ſtehen:

1) Batara Wiſnu. Er ſtarb wie ein Menſch. Er erwachte aber in Geſtalt von Ardjuna Wedjaja. (Noch heißt ein Vulcan im öſtlichen Theile Java's Ardjuna.)

2) Batara Beſuki erwachte nach ſeinem Tode in Geſtalt von Bala Dewa, Fürſten von Madura.

3) Sang jang Asmara. Erwachte nach ſeinem Tode in Geſtalt von Ardjuna.

4) Maha Dewa.

5) S. j. tamba Huna.

6) S. j. Baſu Endara iſt nach dem Tode ſeiner Frau in den Himmel geſtiegen.

7) Batara Kala, der Gott des Unglücks, und hat die Geſtalt eines mächtigen Rieſen.

Die nun folgenden 12 Göttinnen Widadari wurden verſchiedenen oben genannten Göttern als Frauen gegeben. Eben ſo ſind alle Göttinnen niedern Ranges in der Regel durch Gunſt des Batara Guru irgend einem Gott als Geſchenk gegeben.

Ich überlaſſe es größern Geſchichts- und Sprachkennern aus der javaniſchen Götterlehre, wovon man mehreres, wiewohl nicht immer richtiges, in den Werken von Raffles und Crawfurd findet, Vermuthungen über die alte Geſchichte Java's aufzuſtellen. Eigentliche geſchichtliche Quellen beſitzen wir über Java erſt vom vierzehnten Jahrhundert an, wo der Islamismus durch Schech Ibn Mulana [1] und noch zweien aus Arabien kommenden Perſonen eingeführt wurde (1374 nach Chr.). Von dieſer Zeit an erloſch mit dem alten Cultus auch die Bau- und Bildhauerkunſt der Javanen, von deren Ausbildung die herrlichen Ruinen der alten Tempel noch heutigen Tages ein rühmliches Zeugniß ablegen. Zugleich bereitete ſich mit der Einführung der neuen Religion ein politiſcher Umſturz vor. Das alte Reich von Madjapait, deren Fürſten aus dem uralten von den Göttern hergeleiteten Stamme mehrere Jahrhunderte hindurch den Thron behaupteten, wurde in ſeinen Grundveſten erſchüttert, indem die zahlreichen Vaſallen und ein großer Theil der Unterthanen zum Islamismus übergiengen, und ſomit die von der alten Religion gebotene Verehrung der von den Göttern abſtammenden Fürſten von Mataram aufgaben. Der Anfang des politiſchen Sturzes des javaniſchen Reiches datirt ſich von der Einführung des Islamismus. Denn Staat und Kirche waren bei den alten Javanen innig verſchmolzen, und dem frommen Sinn der gedrückten Unterthanen verdankten die in zügelloſer Willkür regierenden Fürſten den beharrlichen Gehorſam, den man nur dem Götterſohne unverdroſſen ſchenkte. Im Jahr 1478 wurde das mächtige Reich von Madjapait geſtürzt, die Hauptſtadt gleichen Namens zer-

[1] Kalinga?

[1] Crawfurd ſetzt das Erſcheinen Maulana Ibrahims in das Jahr 1334 der jav. Aera. (1412 n. Chr.) Die Red.

Digitized by Google

ſtört, und auf den Trümmern des alten Staates erhoben ſich mehrere kleine Fürſtenthümer, deren Herrſcher den Glauben Mohammeds angenommen hatten. Solche Staaten waren: Grißé, Pajang, Demak, Cheribon, Jakatra, Bantam, Samarang und Banjalang. Die Fürſten nannten ſich nicht nur wie die alten Könige von Madjapait Susuſuman und Gede (der Große), ſondern nahmen auch den modernen Titel Sultan an. Bald aber erhob ſich der Sultan von Mataram, der in der neu erbauten Stadt dieſes Namens reſidirte und aus dem alten Fürſtenhauſe von Madjapait ſtammte, neuerdings über alle ſeine Rivalen, indem die Anhänglichkeit der Javanen an die hohe Herrſcherfamilie trotz des Unterganges des alten Glaubens nicht erloſch. Aber nur von kurzer Dauer war die Blüthe des Reiches von Mataram, und als die Holländer im Jahr 1596 in Bantam zuerſt ankamen, war die Macht der Sultane von Mataram ſchon im Abnehmen, indem ein junger Fürſt von Bantam, der ſich der Protection der Portugieſen erfreute, großen Einfluß gewann. Kurz darauf errichtete die holländiſche Handelsgeſellſchaft eine Factorei auf demſelben Platze wo jetzt das ſchöne Batavia, die „Königin des Oſtens," ſteht. Der Platz wurde mit einem Wall und einem Graben umgeben, und ſohin zum kleinen Fort umgeſchaffen. Indem ſowohl holländiſche Beamte und Soldaten als auch Chineſen aus der Umgegend ſich innerhalb des befeſtigten Platzes, wo ſie vor Räubereien und Gewaltthaten geſchützt waren, niederließen, wuchs das Fort allmählich zur Stadt, die bald eine ſolche Bedeutung gewann daß die Sultane von Mataram vergebens zweimal ſie zu erobern trachteten. Eben ſo wurde ein Anfall der engliſchen Flotte ſiegreich abgewendet. Es wurde hierauf mit dem Sultan von Mataram im Jahr 1646 ein Schutz- und Trutzbündniß geſchloſſen, welches zur Baſis der nachherigen Macht und der Fortſchritte der Holländer wurde. Denn in dieſem Bündniß wird die holländiſche Handelscompagnie nicht nur als Souverän in ihrem Gebiete anerkannt, ſondern auch der Vergrößerung der Herrſchaft durch diplomatiſche Clauſeln, welche dem ehrlichen Javanen entgiengen, ein großer Spielraum gegeben. Im Jahr 1796, als die ſouveränen Kaufleute, genannt „de hollandsche handelmaatschapij" zu herrſchen aufgehört hatten, indem die Colonien von nun an als dem Staate, nicht aber der Handelsgeſellſchaft gehörend angeſehen wurden, war bereits der größte Theil Java's im Beſitze der Holländer, und es regierten nur noch zu Djokjakarta und Surakarta die beiden Sultane aus dem Geſchlechte des Mataram. Nachdem aber durch einen blutigen, fünfjährigen Krieg (1825—1830) die Macht dieſer Sultane gänzlich gebrochen war, hatte ihre Regierung auch factiſch aufgehört. Zwar reſidiren noch bis zum heutigen Tag in den genannten Städten die Sultane aus dem alten Hauſe des Mataram, aber umgeben von europäiſchem Militär, das ihnen als ſogenannte Ehrenwache aufgedrängt wird, ſo wie belauert von holländiſchen Beamten die ſie der Mühe des Regierens überheben, indem ſie ſelbſt nach dem Auftrage des Generalgouverneurs von Batavia die innern Angelegenheiten leiten. Sie ſind demnach zu Schattenkönigen herabgekommen die einen Theil der Landeseinkünfte beziehen, aber nur einen ſehr beſchränkten Einfluß auf die Regierung ausüben.

Eine Fahrt um Cap Horn.

Von allen Seefahrten hat wohl keine den allgemeinen Ruf der Gefährlichkeit in ſo hohem Grade wie die um das Cap Horn, und ich hätte für meine Reiſe von Montevideo nach Lima ſowohl aus dieſem Grunde, als auch um das Innere von Süd-Amerika näher kennen zu lernen, bis Valparaiſo den Landweg über S. Luiz und Mendoza vorgezogen; dieß war aber jetzt unausführbar, weil in den drei Wintermonaten Junius, Julius und Auguſt die Communication im Innern theils durch das Austreten der Flüſſe, theils durch die Schneefälle auf den Cordilleras de los Andes, oft auf Monate unterbrochen iſt. So entſchloß ich mich denn zur Seereiſe und begab mich am 14 Mai an Bord eines nach Callao — dem Hafen von Lima — beſtimmten, und gerade ſegelfertigen, ſchwediſchen Dreimaſters von 500 Tonnen, der auch ſofort nach meiner Ankunft die Anker lichtete. In zehn Tagen hatten wir die Falklands-Inſeln erreicht, wurden aber hier von einem wüthenden Südweſt-Sturm empfangen, der vier Tage und vier Nächte anhielt und uns einige Grade zurücktrieb. Erſt am zweiten Pfingſtfeiertag paſſirten wir die Staaten-Inſel und traten ſomit in die Cap-Region ein, in der wir 14 Tage herumgeſchleudert wurden. Dieſe 14 Tage werden mir nie aus dem Gedächtniſſe ſchwinden, ſie waren in der That gräßlich, und wenn nicht unſer Schiff ſeinen Namen „Superier" in vollem Maße verdiente, ſo würden wir wohl ſchwerlich ohne große Havarie durchgekommen ſeyn. Die Stürme, die mit wenigen Unterbrechungen andauerten, kamen anfangs aus Südweſt, ſpäter aus Südoſt, waren faſt ſtets mit Schnee und Hagel begleitet und zum Theil ſo heftig, wie unſer Capitän, der ein Indienfahrer iſt, ſie trotz ſeiner 20jährigen Praxis noch nicht erlebt hatte. Die Atmoſphäre war ſo dick und dunſtig daß wir in 10 Tagen keine Beobachtung machen konnten, der Thermometer variirte zwiſchen 2 bis 1° R., was an ſich zwar keine große Kälte, uns jedoch empfindlicher war, als — 15° unter gewöhnlichen Verhältniſſen, weil der direct vom Südpol wehende Sturm alles durchdrang; die Temperatur in unſerer wohlverſchloſſenen Cajüte variirte zwiſchen + 3° und + 5° und ich fror oft im Bett, obgleich ich mit fünf wollenen Decken, Schlafrock und Burnus zugedeckt war. Die See gieng ungewöhnlich hoch: wir haben uns vielfach Mühe gegeben, die ſo verſchieden angegebene Höhe der Wellen bei abnehmendem Sturm ungefähr abzuſchätzen, was außerordentlich ſchwer iſt und uns nur einmal annähernd gelang, als ein anderes Schiff, von derſelben Größe als das unſrige, ziemlich nahe bei uns vorbeitrieb; danach ſtellte ſich das Maximum der Wellenhöhe auf 60—65 Fuß. Bei dieſer Gelegenheit bekam ich denn auch ein Bild von unſerer eigenen angenehmen Lage, indem ich unſeren Leidensgefährten beobachtete: oft ſchien es unmöglich daß das Schiff ſich je wieder erheben könnte, nachdem es von einer Welle in ſo ſchiefer Richtung herabgeſtürzt daß die Spitzen der Maſten ſcheinbar das Waſſer berührten, und doch richtete es ſich im Augenblick wieder auf und der Tanz gieng von neuem an. Das Rollen, Schütteln und Stoßen unſeres wackeren Superier war Tage und Nachte lang ſo arg, daß alle Gegenſtände im Schifferaum und der Cajüte, die nicht Wand-, nied- und nagelfeſt waren, in buntem Chaos durcheinander geworfen wurden; wie es dabei mit der Beſorgung unſerer Küche ausſah, kann man ſich vorſtellen. Aber der Menſch gewöhnt ſich an alles: dieſe furchtbaren

Stürme, die wir im ganzen 14 Tage und 15 Nächte — also nicht weniger als 348 Stunden — lang in allen Stadien genoſſen, wurden uns mit der Zeit wie das tägliche Brod, und ich habe Nachts, nachdem ich mich zwiſchen zwei Sophakiſſen feſt eingekeilt hatte, ſo daß mein Körper keine ſelbſtſtändige Bewegung machen konnte, gewöhnlich vorzüglich geſchlafen, trotz des Heulens des Sturms und des unaufhörlichen wahrhaft betäubenden Krachens, Knaſterns und Aechzens des Holzwerks, und trotzdem daß gar oft die See mit einem ſolchen Praſſeln übergieng als wäre es nicht eine Waſſer- ſondern eine gewaltige Eismaſſe die über unſern Häuptern zerſchellte.

Wenn auch im Sommer die Capſtürme oft eben ſo ſtark ſeyn mögen, ſo werden ſie doch im Winter, abgeſehen von der durchdringenden Kälte, dadurch weit beſchwerlicher, weil Segel und Tauwerk mit einer zolldicken Kruſte von Eis und Schnee überzogen, und das Deck unter dem Schnee ſpiegelglatt iſt, was natürlich das Manövriren unendlich erſchwert, andererſeits iſt die Kürze der Tage ſehr ſtörend: auf unſerem ſüdlichſten Punkt, der dem 60. Grad ziemlich nahe war (Breite von Petersburg und Stockholm), gieng die Sonne um 9 Uhr auf, um 3 Uhr unter, und ſtand Mittag 12 Uhr nur 9 Grad über dem Horizont; um 2½ Uhr konnte man nicht mehr leſen, überhaupt hatte die Sonne ſo wenig Glanz daß wir zweimal die Venus mit bloßen Augen bis 11 Uhr Vormittags bei Sonnenſchein beobachten konnten. Unerklärlich war uns ein Phänomen das wir auf dem 57. Grad ſ. B. und 75. Grad w. L. Greenwich Abends 8 Uhr bei —3 Grad R. und ſchwarzbewölktem Himmel zu beobachten Gelegenheit hatten: es zeigten ſich nämlich etwa 5 Grad über dem Horizont im Weſten drei ziemlich ſcharf abgegränzte, runde helle Flecken, von denen der größte der Mondſcheibe gleich kam; die Flecken erſchienen ſo wie man bisweilen den Mond hinter leichten Wolken durchſchimmern ſieht, ſie hielten ſich faſt zwei Stunden, und verſchwammen dann allmählich. — Eisberge oder Treibeis haben wir auffallenderweiſe gar nicht bemerkt, obgleich ſie in dieſen Breiten im Winter hier gewöhnlich angetroffen werden.

Am 14 Junius hatten wir das Cap glücklich paſſirt und ſteuerten nun auf dem 80. Grad w. L. direct nach Norden. Längs der ganzen Weſtküſte von Patagonien war das Wetter kalt und regneriſch, und wir kamen bei Stille und widrigen Winden nur ſehr langſam vorwärts. Hier fand ſich auch die Thierwelt wieder ein. Schwärme von Seetauben begleiteten das Schiff, dieſelben ſind in der Größe und Farbe unſerer Tauben; wenn es ſtill iſt, ſetzen ſie ſich auf das Waſſer und laſſen ſich mit Angelhaken, an denen man Speck befeſtigt, fangen. Die 50 Stück die auf dieſe Weiſe in unſere Speiſekammer ſpaziert ſind, haben uns, ragoutartig zubereitet, eine ſehr ſchätzenswerthe Abwechſelung von dem ewigen leidigen Salzfleiſch gewährt. Auch folgten uns viele ſchwarze, graue und weiße Albatroſſe, dickköpfige gefräßige Raubvögel, von denen die größten etwa 7 Fuß mit ausgebreiteten Flügeln meſſen konnten. Von Fiſchen haben wir nur 6 Wallfiſche bemerkt, die gleich uns nach Norden giengen, weil es ihnen unter dem Cap jetzt zu kalt iſt (?), was ich ihnen nicht verdenken kann. — Auf dem 30ſten Grad ſ. B. traten wir endlich in den friſchen Südoſtpaſſat ein, mit dem wir täglich im Durchſchnitt 210 Meilen zurücklegten, und demnach in fünf Tagen, am 6 Julius Morgens 4 Uhr, nachdem wir von Montevideo 52 Tage gebraucht hatten, in Callao Bay die Anker warfen.

Ladislaus Magyars letzte Reiſen in Südafrika.

Wir haben kürzlich erſt angezeigt daß Nachrichten von dem ungariſchen Abenteurer nach Europa gelangt ſind. Petermanns Geogr. Mittheil. (Heft 4 und 5) bringen jetzt ſeine brieflichen Mittheilungen. Er ſchreibt ſeinem Vater unter anderm: „Auf deine Fragen über meine häuslichen Verhältniſſe bemerke ich daß von meinen fünf Kindern die ich hatte, nur noch zwei am Leben ſind; das älteſte iſt 3½ Jahre alt, befindet ſich jetzt in Yah-Quilem und heißt Gonga. Dieſen Knaben beſtimmte ich dazu, in Europa erzogen zu werden, damit er einſt als Enkel des Fürſten von Bihe würdig auftreten könne. Hier iſt die Vielweiberei gebräuchlich, doch nenne ich nur eine meine Frau, nämlich die gutherzige Tochter des geweſenen Fürſten von Bihe, genannt Ina-Kullo-Ozoro. Da ich ſchon vor drei Jahren mein Weib und die Sklavinnen von meiner Reiſe zurückgeſchickt habe, ſo habe ich wenig Nachrichten von ihnen erhalten, und konnte auch weder mein Weib noch meine Kinder in irgend etwas unterrichten."

Wir empfangen auch genaueres über ſeine ältern Reiſen. Im Jahr 1848 war er von Ambriz (8° ſ. Br.) an der Küſte bis zum Congo hinaufgegangen, deſſen Ufer er ſehr lebendig ſchildert. „Als ich die Ponta de Padrao (6° 7′ ſ. Br. und 12° 12′ öſtl. L. von Greenw.), welche das ſüdliche Ufer der Zaire-Mündung bildet, umſchifft hatte, breitete ſich vor meinen Augen ein herrliches Panorama aus: der mächtige Strom erſcheint hier in all ſeiner Schönheit. Durch ſeine ſechs Seemeilen breite Mündung ergießt er ſein gelbes, trübes Waſſer mit ſolcher Gewalt in das Meer daß er ſeine Farbe und ſeinen ſüßen Geſchmack noch drei Seemeilen weit im Meere behält. Die beiden Ufer des Rieſenſtromes bedecken dichte, hohe Waldungen, und auf dem nordweſtlich ſich erhebenden hohen Ufer erblickt man die Neger-Dörfer Kabenda und Manda-maſia. Die Schnelligkeit des Fluſſes beträgt gewöhnlich ſechs bis ſieben Seemeilen auf die Stunde; deßhalb kann man denſelben ſtromaufwärts nur bei günſtigem Winde und hoher See befahren. Die Fluth der See iſt im Fluſſe noch in einer Entfernung von 150 Seemeilen bemerkbar."

Ueber die Bewohner der Congo-Ufer in der Nähe von Punta da Lenha, einer großen Factorei der Sklavenhändler, äußert Ladislaus: „Die in dieſem Fluß-Delta wohnenden Eingebornen gehören zu dem Kabendaſtamm, ſtehen unter mehreren Häuptlingen (Mani-Mufuque), und bilden eine Art ariſtokratiſcher Republik, in welcher die privilegirte Kaſte eine weiße, aus den Wurzeln einer ſmilax-artigen Pflanze verfertigte ſehr ſchöne Mütze als Abzeichen trägt. Dieſe Völkerſchaften ſind entſchiedene Feinde der ſüdlich vom Fluſſe wohnenden Mu-ſſorongo. Beide Geſchlechter haben einen ſtarken, großen und ſchönen Körperbau, und verwenden große Sorgfalt auf ihre Kleider, die immer aus verſchiedenfarbigem europäiſchen Baumwollenzeug verfertigt ſind, welches ſie von den Sklavenhändlern eintauſchen. Die Frauen ſchmücken ſich auch mit lebhaft gefärbten, verſchieden geſtalteten Glasperlen von verſchiedener Größe, ſowie auch mit Arm- und Fußringen von Meſſing. Ihre Sprache iſt ein Dialekt der Congoſprache, ſie beſitzen keine Literatur, ſind aber auffallend geſchickter als die andern ſüdafrikaniſchen Stämme. Beſonders ſind ſie gewandte Seeleute und beſitzen viel Geſchicklichkeit im Schiffsbau, und zwar ohne geeignete Werkzeuge zu haben.

Digitized by Google

Schon manche von ihnen gebaute Schiffe sind mit 400 bis 500 Sklaven beladen nach Brasilien und den Antillen abgegangen. Ihr Boden bringt viel Mais, Mandioka, Mandubi, Tabak, Bohnen und andere Gemüse hervor, auch besitzen sie Schafe, Ziegen und Schweine; von Geflügel bemerkte ich bei ihnen nur Hühner; das Pferd und das Rind sind hier unbekannt. Ihre Religion ist ein sehr beschränkter Polytheismus; Priester haben sie nicht, aber desto mehr Wahrsager, die sie für die Deutung ihrer abergläubischen Gebräuche sehr gut bezahlen. Ihre Todten begraben sie je nach dem Range des Gestorbenen früher oder später, einen Häuptling (Mufuque) oft erst nach Verlauf eines Jahres, während welcher Zeit sie den unter freiem Himmel ausgesetzten Leichnam, der in Verwesung übergeht, fortwährend mit neuen Kleidungsstücken bedecken, bis sie ihn endlich in ein weites Grab versenken; Menschen aber opfern sie nicht auf seinem Grabe. Nach der Beerdigung erkundigen sich die Verwandten des Gestorbenen, nach der allgemeinen Sitte der südafrikanischen Völker, bei den Wahrsagern, wer der Urheber des Todes sey — Die Haupthandelsartikel sind Sklaven und Palmöl; der Handel wird immer durch Tausch vermittelt, und das Geld ist bei ihnen unbekannt." Am 5 Junius näherte er sich dem großen Sklavenmarkte Boma. Die Scenerie am Congo änderte sich hier etwas. „Wegen der vielen Sandbänke konnte ich nur mit Mühe weiter kommen, aber die Gegend war sehr freundlich und ich konnte mich an dem Anblick derselben nicht satt sehen. Die aufsteigenden Südufer werden nicht mehr von den grellgrünen Manglebäumen allein bedeckt, sondern es zeigen sich verschiedenartige Bäume, die in größern und kleinern getrennten Waldgruppen mit den gegenüberliegenden hohen, schlanken Palmen der Insel einen schönen Contrast bilden. Es waren viele hin- und herfahrende Kähne zu sehen, die mit ihren Segeln von feinem Binsengeflechte mit Pfeilesschnelle dahinflogen. Die im Fluß häufig daherschwimmenden Flußpferde steckten oft ihre Köpfe hoch aus dem Wasser, stießen in der Nähe meines Kahnes aus ihrer Nase mit großer Gewalt einen Wasserstrahl aus und senkten sich dann, beinahe ohne eine Bewegung zu machen, in die Tiefe. Am sandigen Ufer des Flusses sah man schlafende Krokodile in Haufen liegen; sie sahen von weitem wie Eichenstämme aus, wenn ich aber eine Kugel zwischen sie feuerte, stürzten sie sich aufgeschreckt mit großem Geschrei in das Wasser." In der Umgegend von Boma sind die Imbunderobäume (Pitneraceen)[1] sehr häufig, über deren Wichtigkeit der Reisende uns belehrt. „Dieser Baum ist ein wahrer Segen für die afrikanischen Völker; seine Frucht, die zwei Spannen lang und verhältnißmäßig dick ist, eine gelbgrünliche Farbe und unter einer sammetähnlichen Decke einen in harte Schalen geschlossenen schneeweißen Kern hat, der säuerlichsüß schmeckt — gibt unter diesem heißen Himmelstrich eine sehr wohlschmeckende und gesunde Nahrung. Der Stamm hat oft einen Umfang von mehr als zehn Klaftern, der Bast unter der Rinde ist fein faserig, so daß man daraus Kleiderzeuge weben kann. Aus den Wurzeln macht man starke Stricke. Die harte Schale der Frucht wird als Hausgeräth benutzt.

In den mit sanften Hügeln abwechselnden Thälern gibt es häufig Quellen, die Abhänge sind mit verschiedenen Pflanzen bebaut, auf den entblößten Gipfeln der Hügel sieht man im Schatten der hohen Imbunderobäume die runden Hütten der Ortschaften. Ich fand diese offene Landschaft um so angenehmer, als bisher die dichten Waldungen den Gesichtskreis sehr beschränkt hatten. Auch die Temperatur war hier viel niedriger, denn das Thermometer zeigte nie mehr als 27° bis 29° R., während es bei Punta da Lenha auf 33° bis 35° R. steigt.

Die Einwohner gehören zum Congo-Stamm, und stehen unter einem König Mani-Boma, der dem König von Congo jährlich Tribut zahlt, sonst aber unabhängig ist. Die Eingebornen sind im allgemeinen von kleiner Statur, aber wohlgebaut, geschickt und freundlich gegen die Fremden. Ihre Gewohnheiten und Lebensart stimmen mit denen der Congovölker überein. Nur werden die mannbaren Mädchen an einem besonderen Ort unter der Aufsicht einiger alten Weiber gehalten, wo sie neben einigen nützlichen Dingen auch manches unnütze lernen, nackt einhergehen und ihren Körper mit Takula roth malen, weßhalb auch ihr Aufenthaltsort Kubata an kujuka (rothes Haus) heißt. Wer nun eine Braut heim holen will, wählt sich unter Vermittelung der alten Weiber gegen eine bestimmte Bezahlung von den dort befindlichen Mädchen eine aus, jedoch mit ihrer Zustimmung, und führt sie heim. Nach zwei Tagen, wenn sie sich wechselseitig gefallen, zahlt er ihren Anverwandten je nach ihrer Güte und Schönheit einen höheren oder geringern Preis; dann führt er sie auch seinen übrigen Frauen zu, und sie ist von nun an sein Eigenthum.

Die Reise auf dem Congo beschloß ein Besuch der Wasserfälle, die uns der Ungar sehr glücklich beschreibt. „Das Toben der Katarakten wurde immer hörbarer. Ich hatte in dieser steinigen Gegend schon mehr als vier Stunden zurückgelegt, ohne eine Hütte zu finden. Als ich mich nach der Ursache dieses auffallenden Umstandes erkundigte, antworteten mir meine Führer, daß in der Nähe der Katarakten niemand wohne, weil dort der Aufenthalt der Seelen der Verstorbenen sey.

Wir setzten unsern Weg etwa eine halbe Stunde vom Ufer des Flusses entfernt — denn das Ufer ist hier von tiefen Schluchten zerrissen — zwischen dichtem Dornengesträuch fort, welches mir die Aussicht ganz versperrte. Als ich ins Freie gelangte, breitete sich vor meinen Augen eines der herrlichsten Natur-Phänomene aus. Eine ungeheure Masse Wasser stürzt hier jählings 16 Fuß hinab, die Luft erschütternd und in ihrem hoch aufsteigenden Schaumnebel die Sonnenstrahlen zu dem schönsten Regenbogen brechend. Ich stand lange wie betäubt da, vertieft in das großartige Schauspiel. Der Wasserfall ist, wie gesagt, 16 Fuß hoch; in der Mitte erhebt sich ein hoher Felsen, der die ganze Wassermasse in zwei Arme spaltet; der nördliche Wasserfall ist noch einmal so mächtig wie der südliche. Der Strom fällt schon weiter oben stufenweise, hier wird er von den Felsen bis zu einer Breite von etwa 30 Klaftern eingeengt und stürzt sich dann plötzlich 16 Fuß hinab, dann rauscht er etwa eine halbe Stunde weit mit wildem Ungestüm dahin, macht eine Krümmung und wird dann auf einmal siebenmal breiter, wonach er dann ruhig weiter fließt. Ich bemerkte daß keiner von meinen Begleitern mir gefolgt sey, und argwöhnte schon einen Verrath, mußte also die weitere Erforschung des Stromes aufgeben und zurückeilen. Doch traf ich bald meine Begleiter, die verwundert über meine Tollkühnheit mir entgegenriefen: Kindele, kindele! asai vakolun (Weißer, Weißer, du bist ein gewaltiger und kühner

[1] Pitcairnia? D. R.

Mann!). Sie würden ſich um alle Schätze der Welt nicht bewegen laſſen, in die Nähe der Katarakten zu gehen."

Die zweite Reiſe nach der Oaſe Kamba zwiſchen 16 und 17° ſ. Br., 18 bis 19° öſtl. L. Greenw. fällt in das Jahr 1852. Am 5 Julius erreichte Ladislaus ein bisher völlig unbekanntes Object, den Kamba-See. „In Begleitung von mehreren meiner bewaffneten Leute und einigen Eingebornen, und verſehen mit den nöthigen Lebensmitteln, machte ich mich an dieſem Morgen auf, um den See aufzuſuchen. Mein Weg gieng in ſüdöſtlicher Richtung. Nach einem etwa ſechsſtündigen Marſch durch bewohnte Strecken ſtiegen wir in eine Thalebene hinab, wo ſich die Vegetation immer üppiger und namentlich auch der Wald dichter als bisher zeigte. Die Zweige der großen Bäume bedeckte ein langes Filix-Gras, welches dieſen Waldungen einen mehr ſüdamerikaniſchen als afrikaniſchen Charakter verlieh. An den feuchteren und beſchatteten Stellen ſtanden in prächtiger Blüthentracht die rothe Lantana, Heliconia und Brumelia. Ich wanderte etwa zwei Stunden in dieſem Wald, als ſich eine herrliche Ausſicht vor meinen Augen entfaltete: der See Kamba, umringt von Wäldern und in den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet, bot hier dem Auge ein Panorama, wie man es vielleicht ſelten auf dem weiten Erdenrund findet. Ich konnte mich an dem Anblick dieſes Sees nicht ſättigen, bis endlich die dunkle Nacht meinem Genuß ein Ende machte.

Auf eine ſehr feuchte Nacht folgte ein brennendheißer Tag, der aber die Schönheit der herrlichen Gegend nicht beeinträchtigte. Die Geſänge der in der Umgegend des Sees wohnenden Vögel bilden hier ein unbeſchreiblich mannichfaltiges Concert, deſſen reizendes Zuſammenwirken der Menſch kaum begreifen kann. Man konnte hier haufenweiſe herumfliegende Biſam-Enten (Anas moschata) ſehen, ferner herrliche ſcharlachgefiederte Flamingo's (Phoenicopterus ruber) und Löffelreiher (Platalea leucorodia), welche mit aller Bequemlichkeit an den Ufern des Sees einherſtolzirten; auch viele Kolibri-Arten habe ich hier geſehen, unter welchen am meiſten auffielen der blaugefiederte und rothſchnäblige Trochilus sapphirinus und der rothgefiderte und gelbgekrönte Trochilus ornatus. Aber was meine Aufmerkſamkeit am meiſten auf ſich zog, war ein mittelgroßer Affe, den man wegen ſeiner völlig goldenen Farbe Simia aureata nennen könnte. Alle dieſe Thiere hüpften haufenweiſe auf den Zweigen der großen Bäume und zeigten über unſere Anweſenheit gar keine Furcht, was mich beſonders von den Affen überraſchte. Ich erinnere mich nicht, dieſe Affenart in andern Theilen Afrika's geſehen zu haben, und ich hatte große Luſt, auch ſchon wegen ſeiner Zahmheit, mir einen zu verſchaffen; aber die Führer widerſetzten ſich der Jagd und dem Schießen, und erklärten mir daß ich dieſe Acquiſition nicht machen dürfe, weil hier das Jagen für Jedermann bei Todesſtrafe verboten ſey, da in dieſer Gegend das Begräbniß ihres verſtorbenen Fürſten ſich befinde. Unter den rieſenmäßigen Bäumen zeichnen ſich vor allen aus die Sapukaia- (Lecythis), Barriguda- und Takulla-Arten. Dieſer letztere Baum liefert eine ſchöne rothe Farbe. Die Ufer des Sees fanden wir überall mit ſaftigem Cypreſſengras bewachſen, welches ſich als herrliche Einfaſſung im Waſſer abſpiegelte, ſo daß man ſagen konnte: die Natur hat hier nichts geſpart, um die Umgebung des Sees mit der üppigſten Vegetation zu bekleiden, während ſchon in einer geringen Entfernung eine dürre und verſengte Gegend unſerem Auge entgegenſtarrte. In der Nähe dieſes Sees hätte ich mir einbilden können, an den Ufern eines ſüd-amerikaniſchen Stromes zu ſtehen, wenn die im Waſſer ſchwimmenden Flußpferde es nicht bewieſen hätten daß ich mich in Afrika befände. Dieſe und Krokodile werden in großer Menge im See gefunden. Die letzteren ſind hier ſo ſchrecklich daß man ſich nicht ohne Lebensgefahr unbedacht dem Ufer nähern kann, denn dieſes trügeriſche Amphibium liegt unter dem Waſſer verborgen und lauert auf die Beute, die es, ſobald es ſie erreichen kann, mit ſeinem Schweif, der eine mächtige Waffe iſt, mit Blitzesſchnelligkeit niederſchmettert und in ſeine Klauen bekommt.

Ich war Zeuge einer Scene, die mir Gelegenheit gab zwei Krokodile in der Nähe zu ſehen. Zwei meiner Hunde liefen, durſtig von der Hitze und vom Marſche, dem Waſſer zu, aber dort blieben ſie mit niedergeſchlagenem Schweif und voll Furcht ſtehen und bellten nur gegen das Waſſer, ohne einen Schritt weiter zu wagen. Neugierig, die Urſache des Bellens zu ſehen, eilte ich dahin, und indem ich mit einer langen Stange im Waſſer plätſcherte, hatte ich Gelegenheit, die zwei Ungeheuer fortſchwimmen zu ſehen.

Der See hat eine Ausdehnung von etwa 15 geographiſchen Meilen und bildet ein regelmäßiges Parallelogramm. Er hat ſein Daſeyn den Ueberſchwemmungen des mächtigen Kunene-Fluſſes zu verdanken, mit welchem er durch einen ausgedehnten Flußarm in Verbindung ſteht. Das Becken des Sees iſt niedriger als das des Fluſſes, daher überſchwemmt ihn derſelbe zur Regenzeit ganz, bei welcher Gelegenheit viele Flußpferde und Krokodile aus dem Fluß in den See kommen, die ſich dann in dieſer von Menſchen wenig beſuchten Einſamkeit ſehr wohl befinden.

Am 9 Julius wurde Kombála die Reſidenz des Negerkönigs Kikundeſſu's erreicht, der den Reiſenden ziemlich brutal behandelte, weil er ihm von drei Schnapsfäßchen, die er mit ſich führte, nur eins verehrte. Bald darauf wurde aber der König von ſeinem Bruder Bitepa ermordet. „Dieſes geſchah zwei Tage nach meiner Audienz, am 12 Julius, und machte meinen am vorigen Tage gefaßten Entſchluß, meinen Weg nach dem Land Humbi einzuſchlagen, um von da aus die Reiſe fortzuſetzen, rückgängig. Der Hergang dieſes Vorfalls war folgender: am 12 Julius früh zwiſchen drei und vier Uhr weckte mich ein furchtbarer Lärm, meine Leute ſtürzten ins Zelt und riefen: „Enguna vita! vita!" („Herr, der Feind! der Feind!"). Ich griff zu den Waffen und gieng hinaus um die Urſache des Unfalls und Lärms zu erfahren; da ſah ich die in verſchiedenen Richtungen rennenden Haufen, das Jammern und Hin- und Herlaufen der Weiber und Kinder, konnte aber aus allem dieſem nicht ſehen was für ein Feind, und woher er drohte. Ich rüſtete mich auf jedes Ereigniß und ermuthigte meine Leute zum Widerſtand; denn ich war entſchloſſen mein Leben theuer zu verkaufen, was mir unſere Schießgewehre auch möglich gemacht hätten. Aber zum Glück kam es nicht dazu, obgleich ich, ſoweit ich den räuberiſchen und blutdürſtigen Charakter dieſer Wilden aus ihren Schlachten kannte, eher alles erwarten konnte als daß man mich in Ruhe laſſen werde."

Am 15 Julius ſollte der Ungar vor dem neuen König erſcheinen. „Als ich, bemerkt er, in die Nähe des Lagers kam, hörte ich ein dumpfes Geräuſch, welches wegen des dichten Waldes nicht unterſchieden werden konnte; als ich aber aus dem Dickicht hinaus gelangte, öffnete ſich meinen Augen ein ſehr intereſſantes Schauſpiel,

Digitized by Google

wofür mancher Europäer einen hohen Eintrittspreis gezahlt hätte. Auf der von rieſenmäßigen Baobab-Bäumen beſchatteten Hochebene hatten ſich, in kleinere und größere Haufen getheilt, die aus verſchiedenen Völkern geſammelten Krieger des Bitepa zerſtreut. Hier feſſelten meine Aufmerkſamkeit die Muhanda, dort die Haufen der Oukanyama. Jene hatten ihre Waffen — eiſerne Speere, Pfeile und hölzerne Keulen — in mehrere Haufen geſtellt, einige rauchten, andere brateten Rindfleiſch und verzehrten es halb roh, während noch andere, ihren ſchlanken hohen Wuchs zeigend und ihr Haupt mit hellfarbigen Federn geſchmückt, in Begleitung der Töne ihrer beliebten Marimba-Muſik, den Mintenge, Kriegstanz, tanzten, einen Tanz der bei dieſen Völkern ſehr allgemein iſt. Die Krieger ſtehen ſich in Parallel-Reihen gegenüber, und mit den Waffen in der Hand ſtellen ſie durch ihre Bewegungen die Weiſe ihres Kampfes dar. Dabei ſingen ſie allerlei wilde Schlachtlieder, z. B.: „Wenn Du tapfer biſt, jetzt iſt's Zeit, ziehe auf das Schlachtfeld, aber ſey ein Mann! Denn noch heute werde ich Deine Eingeweide der Sonne ausſetzen.“ Ein anderes lautet: „Das Gift meines Speeres iſt ſo wirkſam daß meinem Feinde, wenn ich ihn damit treffe, nicht einmal Zeit bleibt von ſeiner Geliebten Abſchied zu nehmen.“

.... Sobald mich Bitepa bemerkte, begrüßte er mich freundlich und hieß mich niederſitzen. Er iſt ungefähr 35 Jahre alt, hat eine hohe Statur und iſt feiſt. Seine angenehmen Geſichtszüge beleuchteten gleichſam ſeine zwei großen runden Augen, in welchen ſich Sanftmuth ſpiegelte, und wenn ſeine Züge um den Mund und ſein ſtark hervortretendes, ſpitzes Kinn den entſchloſſenen und feſten Willen nicht verkündet hätten, ſo würde ich nicht im Stande geweſen ſeyn in ihm den Vollzieher einer entſchloſſenen That zu vermuthen. Sein Haupt bedeckte eine aus Straußfedern gefertigte und dem Tſchako eines Grenadiers ähnliche Kopfbedeckung, an welcher die ſchwarzen und weißen Federn des Vogels in natürlicher Anordnung herabhiengen. Ich geſtehe, ich konnte mich an dem Anblick dieſes ſtattlichen Neger-Kriegers nicht ſatt ſehen.“

Ueber die Bewohner von Kamba, welche er auf 12,000 Köpfe ſchätzt, äußert der Reiſende: „Das allgemeine Kennzeichen dieſer Negerſtämme iſt der Mangel von drei Zähnen die ſie vorn aus der unteren Kinnlade gewaltſam ausbrechen; nur die fürſtlichen Familienglieder beiden Geſchlechts beobachten dieſe Sitte nicht. Die Beſchneidung iſt nicht allgemein, nur die Häuptlinge ſind dazu verpflichtet. Kamba erſcheint mitten in den Sandwüſten wie eine wahre Oaſe. Es hat ein ſehr warmes Klima und verdankt ſeine Fruchtbarkeit nur der Nähe des Kunene, der es zur Regenzeit überſchwemmt und ſo zum Landbau fähig macht. Dieſer beſteht aber nur in Pflanzungen von Mandiok (Jatropha Manihot), Maſſango, Maſſamballa und etwas Tabak. Hier ſind nur zwei Jahreszeiten bekannt, nämlich die trockene und naſſe; die letztere dauert nur drei Monate, Februar, März und April. In dieſen Monaten iſt der Regen ſehr reichlich und anhaltend, dann kleidet ſich dieſe Ebene in Folge der Ueberſchwemmung ſchnell mit üppigem Graswuchs, welcher das ganze Jahr hindurch den unzähligen Rinderheerden hinreichende Nahrung liefert. In den andern Monaten iſt die Luft ganz trocken und rein, es herrſcht aber eine große Hitze, die ſich durch die vom Sande reflectirten Sonnenſtrahlen bis zu 40° R. ſteigert.

Die Regierungsform iſt eine beſchränkte Monarchie. Die Eingebornen ſtehen auf einer ſehr niederen Culturſtufe, und zeigen nur einige Geſchicklichkeit im Verfertigen der Waffen. Die Kleidung beſteht aus ſelbſtzubereiteten Ochſeneingeweiden. Ihre Waffe iſt der Saga (ein ſechs Spannen langer eiſerner Speer), an deſſen Stiel in der Mitte ein Ochſenſchweif befeſtigt iſt. Dieß iſt eine ſo furchtbare Waffe daß ſie damit auf 25 bis 30 Schritt mit großer Sicherheit den Feind durchbohren können. Ferner haben ſie auch Pfeile und eine drei Spannen lange hölzerne Keule. Ihre Hauptbeſchäftigung iſt der Raub; darum ſtehen ſie beinahe fortwährend im Krieg mit ihren Nachbarn; gegen Fremde aber ſind ſie freundlich und gaſtfrei. Die Polygamie iſt allgemein; die Heirath geht ohne Ceremonien vor ſich. Die Zeit zählen ſie von einem Mond zum andern; von der Wocheneintheilung wiſſen ſie nichts. Ihr auswärtiger Handel beſteht in Elfenbein, welches ſie an die Bangela's (Negerkaufleute die von den Küſten aus das Innere Afrika's bereiſen) für Tauſchwaaren, namentlich für Glasperlen, Branntwein u. ſ. w. verkaufen.

Ihre Religion iſt eine Art Monotheismus, deſſen Hauptdogma einen guten und einen böſen Genius annimmt. Nach ihrer Meinung aber hat das Böſe eine doppelt größere Gewalt auf Erden; darum opfern ſie nur dem böſen Genius, meiſtens Rinder. Prieſter und Gebethäuſer haben ſie nicht, dafür aber unzählige Wahrſager (Quimbanda). Dieſe Wahrſager ſpielen eine große Rolle. Stirbt nämlich jemand, ſo gehen nach Beendigung der Trauerfeierlichkeiten die nächſten Verwandten zu einem Wahrſager, um den Urheber des Todes zu erforſchen. Der Wahrſager bezeichnet dann nach allerlei zweideutigen Ceremonien den Urheber des Todesfalles, gewöhnlich den welchem er oder die Verwandten des Verſtorbenen zürnen. Dieſer wird dann vor den Häuptling geladen zum ſogenannten Eidestrank oder Bulongo, welche abergläubiſche Ceremonie auf folgende Weiſe vor ſich geht. Der Kläger und der Angeklagte ſitzen ſich gegenüber, umringt von vielen Neugierigen; jeder hält in der Hand ein Trinkhorn, in welches der Zauberer Hela gießt. Dann ſpricht dieſer unter allerlei Sprüngen, und eine lederne Taſche in der Hand haltend, folgende Worte: „Wer ſchuldig iſt, bekenne es ſolange es noch Zeit iſt, denn wenn ich von meinem Pulver nur ein Körnchen in ſeinen Trank ſchütte, ſo ſtirbt er augenblicklich.“ Nachdem er dieß dreimal wiederholt hat, ſchüttet er aus ſeinem Beutel einen Löffel voll weißes Pulver in das Trinkhorn eines jeden, dann leeren ſie es aus, und in etwa 20 Minuten kämpft ſchon der eine an den Symptomen der Vergiftung, während der andere ruhig die Beglückwünſchungen ſeiner Freunde über den glücklichen Ausgang empfängt.

„Ich erfuhr, ſetzt der Ungar hinzu, daß der Beutel der Zauberer inwendig in zwei Theile getheilt iſt, und in einem Theil Maſſambalamehl, im andern aber ein ſtark wirkendes Gift ſich befindet, womit der Betreffende, wenn er nicht zahlen konnte, in die andere Welt geſchafft wurde. Wer da zahlt, wird auch noch mit dem Tode kämpfend durch ein Gegengift gerettet; es gelang mir aber noch nicht, zu erfahren wie daſſelbe bereitet wird.“

Digitized by Google

Skizzen aus Kleinaſien.

Von Dr. A. Mordtmann.

V.

(Fortſetzung.)

Der Beſitzer von Karabag empfieng uns als ſeine Gäſte mit alttürkiſcher Gaſtfreiheit, d. h. was die Heuſchrecken ihm gelaſſen hatten, bot er uns dar; was er nicht hatte, konnte er nicht geben; ſo z. B. beſaß er an Tiſchen und Stühlen in ſeinem ganzen Vermögen nur einen kurzen vierbeinigen Rohrſtuhl ohne Lehne, den wir als Tiſch benutzten. Er ſelbſt war ſehr wortkarg, ſey es daß er wirklich nicht viel zu ſprechen wußte, oder weil er mißtrauiſch war, wozu er Grund haben mochte. Sein Vater, ein ehemaliger Derebej, war einen Monat vorher nach Konſtantinopel berufen, wo er vermuthlich in einer milden Gefangenſchaft iſt; da das Inſtitut der Derebej mit dem heutigen Regierungsſyſtem durchaus nicht ſtimmt, ſo iſt eine ſolche Verbannung nach Konſtantinopel das beſte Mittel den Einfluß ſolcher Derebejs in ihren heimathlichen Thälern zu brechen. Der Sohn, unſer Wirth, ſchien mir aber mit dem was ich ſonſt hin und wieder an alten Reſten dieſer Derebejs geſehen habe, nicht die entfernteſte Aehnlichkeit zu haben, und die Regierung wird wohl derſelben Anſicht ſeyn, da ſie ihn ganz in Ruhe läßt. Wir unterhielten uns, ſo gut es gieng, über die Producte des Landes, über die Verheerungen der Heuſchrecken, über den in voller Thätigkeit begriffenen Bau der Straße von Bruſſa nach Gemlek, als er mir plötzlich die Frage vorlegte: „Aber wozu nützt eigentlich dieſe Straße?“ Ich geſtehe es, dieſe Frage von einem Gutsbeſitzer zu vernehmen, brachte mich ganz aus meinem Concept, und ich ſtand da wie die Ochſen am Berge.

Der Name der ehemals hier in der Nähe befindlichen Stadt Hadriani lebt noch heutzutage fort; der ganze Complex von Dörfern, Landgütern, Ruinen u. ſ. w. heißt Trianes oder Adranos, und mag in ältern Zeiten ziemlich bevölkert geweſen ſeyn. Jetzt iſt die Gegend berühmt durch ihren Reichthum an wilden Schweinen, welche bei Nacht in den Hirſefeldern große Verwüſtungen anrichten. Die Einwohner erwehren ſich ihrer durch häufige Jagden in den mondhellen Nächten, wobei jedoch jeder Jäger vorher Anzeige macht daß er in der nächſten Nacht auf die Saujagd gehen will, um nicht die durch die Münchner fliegenden Blätter ſo kunſtvoll im Bilde dargeſtellten Bauernjagden in Wirklichkeit wieder zu geben. Für unſere beiden jagdliebenden Reiſegefährten war dieß ein verdrießlicher Umſtand, denn ſie hätten gern noch in der Nacht einen Keuler erlegt, aber es fehlte die materielle Zeit um den erforderlichen Avis zu geben. Ganz ohne Jagdfreuden aber ſollte die Nacht nicht vergehen, denn kaum hatten wir uns ſchlafen gelegt, als zuerſt der Lothringer ſich über „terrible démangeaison“ beklagte, worin unſer Rheinländer einſtimmte; beide erkundigten ſich nach der Urſache dieſes Juckens, die mir von früheren Reiſen im Orient, ſowie dem Officier von der Campagne in Oberitalien hinlänglich bekannt war. Jene beiden räumten endlich das Schlachtfeld, nahmen ihre Betten auf und legten ſich draußen auf die Veranda, ohne zu ahnen daß ſie auf dieſe Weiſe ihre Feinde mitnahmen, und alſo nur den Kampfplatz verlegten.

Sonntag, 17 Auguſt. Wir vertheilten uns auf verſchiedene Wege; die beiden Nimrode ſuchten ſich ein Jagdabenteuer auf und ſchoſſen einige Rebhühner; der Officier und ich, wir ſuchten die Ruinen von Hadriani auf. Unſer Weg führte uns längs dem linken Ufer des Rhyndakus; die Umgegend beſteht aus Feldern die mit Hirſe, Weizen, Gerſte, Roggen, Mais und Tabak bewachſen ſind oder vielmehr waren, weil die Heuſchrecken alles verzehrt hatten. Etwa ¾ Stunden von Karabag liegt am Eingange eines Thales Kyr Tſchiftlik, d. h. Steppenlandgut, die Beſitzung des alten Jazydſchi Oglu; eine Viertelſtunde weiter erreichten wir einen einzeln ſtehenden Hügel, den der Rhyndakus auf zwei Seiten umfließt. Auf der Spitze desſelben ſind die Ruinen eines mittelalterlichen Caſtells, viereckig mit 8 Thürmen, indeſſen faſt ganz verfallen. Die Kiepert'ſche Karte nennt dieſen Punkt Atar Kaleſſi; der hier übliche Name iſt Begidſche Kaleſſi oder Adranos Kaleſſi. Es iſt offenbar dasjenige Caſtell welches Orchan auf ſeinem Zuge nach Bruſſa eroberte und ſchleifte. Frühere Ausgrabungen hatten unter andern einen Grabſtein aus vorchriſtlicher Zeit ans Tageslicht gebracht mit einer griechiſchen Inſchrift.

Wir ſuchten nun die Ruinen der eigentlichen Stadt Hadriani auf. Kyr Tſchiftlik, Begidſchik Kaleſſi und Hadriani bilden ziemlich genau ein gleichſeitiges Dreieck, in deſſen Mitte ein Berg liegt. Wir fanden die Ruinen bald auf, indeſſen beſtehen ſie faſt nur aus Steinhaufen. Bloß von einem großen Gebäude, offenbar einem kaiſerlichen Palaſt, fanden wir eine Seitenwand noch faſt ganz erhalten; das Gebäude war 80 Schritte breit und 100 Schritte lang; die ſtehende Mauer war von der breiten Seite, und aus ſchönen Marmorquadern aufgeführt. Eine Oeffnung in der Mauer war offenbar der Eingang, und neben der Mauer lag auf der Erde ein Architrav mit ſchönen Sculpturen; acht Geſichter, zum Theil verſtümmelt, von Arabesken umgeben, waren der Gegenſtand des Basreliefs. Auf der entgegengeſetzten Seite war eine Art Gewölbe, ſowie mehrere einzelne Gemächer noch aus den Grundmauern zu erkennen ſind. Außerdem ſieht man noch die Reſte des weſtlichen Stadtthors, welches drei Eingänge hatte, einen breiten in der Mitte und zwei ſchmale zur Seite. Von dem Theater u. ſ. w., wovon einzelne Reiſebeſchreiber berichten, war nichts zu finden; es iſt zwar glaublich daß ein Theater da war, aber welcher von den noch vorhandenen Steinhaufen zum Theater gehört hat, wage ich nicht zu ſagen. Ein Bauer, welcher uns den Weg zeigte, ſagte uns, auf ſeinem Felde befänden ſich noch die Ruinen eines alten Bades; auch beſitze er eine Quelle welche im Winter warm und im Sommer kalt iſt. In Serdſchiler, dem Dorfe in welchem er wohnte, ſollen noch andere Alterthümer ſeyn, doch kamen wir nicht dahin. Wir giengen jetzt nach Kyr Tſchiftlik zurück, wo ebenfalls einige Alterthümer vorhanden ſeyn ſollen; wir fanden aber nichts als drei Burſchen, welche auf einer Veranda lagen und ihre Pfeifen rauchten, aber als ächte Trappiſten auf alle unſere Fragen keine Sylbe antworteten. Da jedes Mittel umſonſt war die Burſchen zur Rede zu bringen, ſo mußten wir unverrichteter Sache umkehren.

Um noch ein Stück Weges zurückzulegen, beſtiegen wir um 4 Uhr unſere Pferde, und ritten eine Stunde lang durch das Thal des Rhyndakus bis zum Dorfe Sunlar, von da ſtiegen wir das Gebirge hinauf und erreichten nach weiteren zwei Stunden das

Digitized by Google

Dorf Argün. Wir ſchlugen unſer Lager vor der Moſchee im Freien auf, und es iſt allen Reiſenden zu empfehlen ein gleiches zu thun, ſo oft es die Witterung erlaubt. Der Zuſtand der Häuſer iſt ſo gräulich daß nur die äußerſte Noth den Reiſenden veranlaſſen könnte im Sommer in ihnen zu übernachten. Argün enthält ungefähr 40 Häuſer, von lauter Mohammedanern bewohnt; die Umgegend erzeugt Roggen, Mais, Hirſe und Gerſte, und die Grundſteuer beträgt 6500 Piaſter. Auch hier hatten die Heuſchrecken faſt alles verzehrt, und nur die Hirſe verſchont.

Montag, 18 Auguſt. Weil wir vor der Moſchee unſer Quartier aufgeſchlagen hatten, waren wir Gäſte des Imams geweſen, der uns eine über alle Begriffe unverſchämte Rechnung machte. Wir brachen um 6¾ Uhr auf und erreichten um 7¼ Uhr das Dorf Kyrjer (Wüſte) und um 8 Uhr das Dorf Dſchuma Bazari (Freitagsmarkt) oder vielmehr die Stelle wo dieſes Dorf geſtanden hatte; auf der Kiepert'ſchen Karte ſteht es noch unter dem Namen Bazar köi, jedoch irrthümlich auf der Nordſeite des Fluſſes, während es auf der Südſeite gelegen war. Jetzt iſt nur noch die Moſchee übrig, welche laut der Aufſchrift von einem Jazydſchi Ogln errichtet iſt, ein öffentlicher Brunnen iſt noch im Jahr 1832 erbaut worden; jetzt aber ſind alle Einwohner verſchwunden, doch verſammeln ſich hier noch jeden Freitag die Bauern der umliegenden Dörfer zu einem Wochenmarkt, zu welchem Behuf ein großer Schuppen errichtet iſt. Unſer Gepäck hatte ſich unterwegs verirrt, und wir verloren daher eine Stunde in Dſchuma Bazari um darauf zu warten. Um 9 Uhr endlich konnten wir wieder aufbrechen. Unſere Sürüdſchi, zwei grobe Geſellen, fingen jetzt ihre gewöhnlichen Manöver an, indem ſie ſich weigerten weiter zu reiſen, weil der Weg mit Räubern beſetzt ſey; allein das Widerſinnige und Unnatürliche einer ſolchen Induſtrie in einem ſo entvölkerten Diſtrict, der von Reiſenden ſo ſelten beſucht wird, ſprang in die Augen, und überdieß war unſere Karawane gut bewaffnet, ſo daß wir im Nothfalle es mit einem Rudel Buſchklepper ſchon aufnehmen konnten. In ¾ Stunden erreichten wir Urhanlar, ein Dorf am Abhange eines Gebirges, wo wir ſehr ſchönes Brod fanden. Da faſt überall die Heuſchrecken die Ernte vernichtet hatten, ſo legten wir hier einen Vorrath für unſere Karawane ein, ſowohl für heute Mittag als für heute Abend, da wir nicht wiſſen konnten ob wir weiterhin Brod finden würden. Die folgende Strecke gieng äußerſt langſam; die Sürüdſchi blieben immer zurück, und alle Augenblick mußten wir halten um den Weg zu erfragen; kaum ließen wir ſie voran, als ſie auch ſchon wieder in der nächſten Minute zurückblieben. Endlich nach zwei Stunden erreichten wir das Dorf Kuſchlar (die Vögel) am Eingang einer waldigen Thalſchlucht. Hier beſchloſſen wir zu frühſtücken, und als wir unſer Gepäck vornahmen um das Brod zu ſuchen — ſiehe da, es war alles bis auf die letzte Krume verſchwunden; die Schufte von Sürüdſchi hatten unſer Gepäck geöffnet, ohne Zweifel im Einverſtändniß mit dem Kawaſſen, und in den zwei Stunden nicht weniger als acht große Brode mit wahrhaft thieriſcher Gefräßigkeit verſchlungen, und der Grund ihres Zurückbleibens war uns nun klar geworden. Was war zu machen? Zorniges Aufbrauſen hätte nichts geholfen; ich rief alſo die drei Sünder zuſammen, conſtatirte den Thatbeſtand, und verſprach Abrechnung zu gelegener Stunde. In Kuſchlar aber war nichts zu machen; außer einem alten Weib welches Brod knetete und einem vor Furcht ſchreienden Buben war im ganzen Dorfe keine lebende Seele zu finden, alle waren auf ihren Feldern mit der Ernte beſchäftigt, und wir mußten weiter reiten. Durch enge Schluchten und Bergpfade erreichten wir nach ¾ Stunden das Dorf Erdſchek. Unterwegs ſahen wir an zwei verſchiedenen Stellen die Wälder brennen, meiſtens eine Folge der Fahrläſſigkeit von Hirten oder Karawanen.

Auch Erdſchek ſchien wie ausgeſtorben; nur Weiber und Kinder zeigten ſich, erhoben aber bei unſerm Anblick ein Geſchrei als wäre der helle ††† mit allen ſeinen Schaaren hier eingezogen; alles flüchtete in die Baracken nur ein altes taubes Weib hielt Stand, antwortete aber auf alle Fragen des Kawaſſen, daß ſie von nichts wüßte. Da brach er in die zornentbrannten Worte aus: „Du von Gott mit Taubheit geſtraftes Weib, mit deſſen Mutter ich Unzucht getrieben habe, möge Gott dir auch deine Augen nehmen und euer Dorf mit Feuer zerſtören!“ Aber machtlos wie an einem gefeiten Panzer prallten dieſe Worte ab, die Alte wiederholte ihren Refrain, daß ſie von nichts wüßte. Ueberzeugt von der Nutzloſigkeit dieſer Bemühungen, hielten wir es für das beſte uns ſelbſt zu helfen: aide-toi et le ciel t'aidera! Das zeigte ſich auch hier; ich nahm einen Krug um aus einem Brunnen Waſſer zu holen, während ein anderer Holz ſammelte und Feuer machte, ein dritter die Pferde beſorgte, ein vierter die Vorräthe herbeiholte u. ſ. w.; kaum bog ich um eine Ecke als eine junge Bäuerin mir entgegen kam, mir ein Brod reichte und den Krug aus meinen Händen nahm, den ſie nach einigen Minuten mit Waſſer gefüllt uns wieder brachte. Bald brannte ein luſtiges Feuer, wir kochten uns Kaffee und verzehrten unſere Vorrathsreſte. Bis zum Aufſatteln unſerer Pferde nahmen wir eine müßig liegende Dreſchmaſchine in Augenſchein; ſie beſteht aus einem ſchlittenförmigen Brett aus Buxbaumholz, welches wie ein Sieb durchlöchert iſt; in die Löcher ſind Flintenſteine eingeklemmt, welche mit ihren ſcharfen Kanten das Getreide durchſchneiden und die Körner vom Halme trennen. Das Getreide wird auf einer Tenne ausgebreitet, und ein Ochſe zieht das mit ſeinem Führer und mit mehreren Steinen beſchwerte Brett im Kreiſe über das Korn, wobei die von Moſes gegebene Vorſchrift (5 Moſ. 25, 4) gewiſſenhaft beobachtet wird.

Um 2 Uhr brachen wir wieder auf und waren um 4 Uhr in Ak Dere (weißes Thal), einem Dorfe welches auch Mazlum Aga (Hr. Mazlum) heißt; gegenüber auf einem andern Berge, links von unſerm Wege, liegt ein Dorf Osman Aga, über welches der Weg nach Tſchavdir (Aezani) und Kiutahia führt; die Verſuchung lag nahe, in dieſer Richtung ein noch ziemlich unbekanntes und wenig durchforſchtes Land zu betreten, aber damals waren die Häupter der ungariſchen Revolution noch in Kiutahia, und ein loyaler öſterreichiſcher Officier konnte ſich alſo nicht gut in dieſer Richtung bewegen. Wir warfen den phrygiſchen Bergen einen flüchtigen Blick zu und ſchlugen den Weg nach Balat ein. Zuerſt kamen wir in ein Thal, von einem ziemlich breiten Fluß durchſchnitten, über welchen eine Brücke führte; aber die Brücke bot einen wenig vertrauenerregenden Anblick dar, und wir wateten durch eine Furt, und ſtiegen wieder den Berg hinan, auf deſſen entgegengeſetztem (weſtlichem) Abhange das Dorf Göneh liegt. Von da kamen wir in ein reizendes Platanenthal, dann über ein ausgetrocknetes Flußbett, als die Sonne untergieng. Weitere Beob-

Digitized by Google

achtungen zu machen verhinderte uns die Dunkelheit; wir ritten noch irre, wurden aber durch Feldwächter zurecht gewiesen. Nur so viel konnten wir aus dem eigenthümlichen Knistern der Pferdehufe im Sande wahrnehmen daß der Berg, auf dessen Gipfel wir ritten, ein Vulkan war, in dessen Krater wir uns gerade befanden. Endlich gieng es abwärts, und wir erreichten Balat gegen 9½ Uhr Abends, und hielten unsern Einzug in einem Han, der nur noch wenige freie Zimmer hatte. Aber als uns eins derselben geöffnet wurde, zogen wir schnell unsere Köpfe zurück, denn ein pestilenzialischer Gestank kam heraus; eben so war es fast mit allen übrigen; einige waren so verfallen und durchlöchert daß wir während der Nacht alle unsere Hälse darin gebrochen hätten; kurz wir zogen es vor auf dem luftigen Corridor unser Lager aufzuschlagen. Da es schon ziemlich spät war, so erhielten wir mit Mühe etwas kümmerliches Essen.

Dienstag, 19 August. Wir blieben fast den ganzen Tag in Balat, indem wir die Stadt und Umgegend in Augenschein nahmen. Da ich aber in der Beschreibung von Balat, welche ich bei Gelegenheit eines andern Besuches dieser Stadt in diesen Blättern gab, [1] schon alles angemerkt habe, was ich hier sah, so verweise ich darauf.

Nach Beendigung unserer Untersuchungen blieb uns noch ein kleiner Tagesrest, den wir benutzten, um nach dem 4 Stunden entfernten Dorfe Ak Baschlar (die weißen Köpfe) zu reiten. Unterwegs ließen wir Idisch (Wallach) rechts liegen. Weitere Beobachtungen konnten wir wegen eingebrochener Dunkelheit nicht machen. Ak Baschlar liegt am Abhange eines Berges auf vulcanischem Boden. Unser Nachtquartier schlugen wir auf dem flachen Dache eines Hauses auf.

Mittwoch, 20 August. Wir brachen um 6½ Uhr auf, und erreichten in 2 Stunden das Dorf Sarnydsch (Cisterne), welches auf einem Berge liegt, dann gieng es hinab in ein allerliebster Thal, in dessen Tiefe ein Bach rauschte. Der Ort wo wir denselben erreichten, liegt eine Stunde von Sarnydsch, es ist hier eine Mühle, und der Müller nannte den Bach Degirmendschik deressi, d. h. Thal des Mühlchens. Nun stiegen wir wieder in die Höhe, passirten eine von Waldbrand verwüstete Stelle und ritten auf dem Abhange des Kapaklü Dag. Bei Sarnydsch sahen wir Mohnfelder, sonst war die Valonea-Eiche vorherrschend, und diese beiden Gewächse bilden durch Opium und Knoppereicheln den Hauptverwerb der Bewohner, welche vielleicht keine Ahnung davon haben daß ihr Fabrikat bis tief ins Innere China's verführt wird.

Unsere Führer verirrten sich hier, und wir mußten uns durch ein scheußliches Gewirre von stachlichten Akazien hindurch arbeiten, wobei alle unsere Kleidungsstücke mehr oder weniger Havarie litten — bis zur Stunde begreife ich nicht, wie unsere Packpferde hindurch gekommen sind; dabei hatten die Kerle die Frechheit zu behaupten daß dieß der rechte Weg sey. Endlich war auch dieß überstanden, und wir erreichten ein Thal, wo Kühe weideten, aber kein Hirte war zu sehen, später trafen wir einzelne Nomaden, welche uns über den richtigen Weg Auskunft gaben. Nach 6 Stunden erreichten wir um Mittag eine Quelle in einem angenehmen Thale, wo wir uns ein Feuer machten und aus eingekochten Fleischspeisen uns ein Frühstück bereiteten und zweistündige Rast hielten.

Um 2¼ Uhr brachen wir wieder auf, der Weg gieng anfangs über waldige Hügel und Berge, dann über eine Ebene welche reichlich mit Mais und Hirse bewachsen war. Sieben Stunden von Ak Baschlar trafen wir das Dorf Beskói, und nach einer weiteren Stunde erreichten wir Kepsid um 5½ Uhr. Unser Kawaß verschaffte uns Aufnahme in dem Kiosk des Mudirs, am äußersten Ende des Ortes, dem Kile-Flusse zugekehrt, wo wir uns von den Beschwerden des Tages erholten und uns recht gemüthlich einrichteten. Leider hatte weder der Kile-Fluß noch der Simav-Fluß, in welchen letzteren sich der erstere hier ergießt, damals Wasser genug um ein Bad zu nehmen, doch reichte der Wasserstand hin, um wenigstens dem Bedürfnisse nach Reinlichkeit zu genügen.

Was ich über Kepsid zu sagen habe, ist bereits in diesen Blättern [1] angemerkt.

Donnerstag, 21 August. Wir brachen um 7½ Uhr auf und folgten anfangs dem rechten Ufer des Simav-Flusses (Macestus), später wateten wir durch und hatten bis Balikesri eine wellenförmige Ebene, deren Hauptbestandtheil Kalkstein ist. Die Anhöhen sind unfruchtbar, die Ebenen aber mit Mais und Hirse, hin und wieder auch mit Maulbeerbäumen besetzt. Von Kepsid bis Mendura (welches wir links liegen ließen) sind 2 Stunden, Mendura ist wahrscheinlich das Mandrae des Hierokles. Von Kepsid bis Korköi und Karamanköi sind 3 Stunden. In Korköi sahen wir einen Neger das Feld düngen, eine Operation welche durch die magere Beschaffenheit des Bodens wohl geboten ist. Das Dorf Tschandür (auf Kiepert's Karte Tschanlü) in der Biegung des Simav-Flusses, ließen wir ebenfalls links liegen.

Die Strecke von Balat bis Balikesri zeigt trotz ihrer Fruchtbarkeit größere Spuren von Entvölkerung als irgend ein anderer Theil von Kleinasien, den ich bis jetzt gesehen habe. Zwischen je zwei Dörfern sahen wir gewöhnlich fünf bis sechs Begräbnißplätze.

Sobald wir Balikesri im Angesicht hatten (was schon früh Morgens der Fall war) wurden unsere Sürüdschi auffallend freundlich, dienstfertig und zuvorkommend, wahrscheinlich weil sie uns dadurch zu bestechen gedachten; indessen hatten wir die ganze Zeit hindurch von ihrem tückischen Wesen so viel zu leiden gehabt daß dieß wenig Eindruck auf uns machte. Zwar unterließen wir es in Balikesri bei dem Postamte uns über sie zu beschweren, aber kaum hatten wir den Han erreicht, als wir sie mit den Pferden entließen, ohne ihnen einen Pfennig Trinkgeld zu verabreichen, sie machten noch einen Versuch, durch den Kawassen unser Mitleid zu erregen, aber die Erinnerung an das was wir von ihnen haben erdulden müssen, und an unsere Pflicht gegen künftige Reisende machte uns unerbittlich. Der Han, in welchem wir uns einquartirten, war noch ganz neu und daher ziemlich reinlich, doch war dieß nur äußerer Schein, unser Zimmer war schon eben so schmutzig, wie alle Hans in der Türkei.

Balikesri habe ich schon früher in diesen Blättern beschrieben [2] und übergehe daher dessen Beschreibung.

---

[1] Ausland, Jahrg. 1855, Nr. 25. p. 589.

[1] Jahrg. 1855, Nr. 25. S. 588.

[2] Jahrgang 1856, Nr. 31. S. 736.

Digitized by Google

Freitag, den 22 Auguſt. Wir erhielten neue aber eben ſo ſchlechte Pferde und Sürüdſchis, nur waren letztere weniger ungehobelt, jedoch hatten ſie andere Eigenſchaften, die ſie dem Reiſenden ſehr unangenehm machten. Der Hauptführer hatte nämlich eine Vorliebe für Fußſteige und Nebenwege, und da er unſere Reiſeroute wenig oder gar nicht kannte, ſo führte er uns alle Augenblicke in Sackgaſſen. Wir nöthigten ihn alſo in jedem Dorfe, welches wir paſſirten, ſich genau nach dem Wege zu erkundigen, er aber erkundigte ſich nie weiter als nach dem nächſten Fußſteige, der zum Dorfe hinausführte, und in den erſten zehn Minuten waren wir in der Regel ſchon feſt. Wir verloren den erſten Tag unglaublich viel Zeit durch dieſe Schrulle, und waren daher gezwungen mittelſt Karte und Compaß uns ſelbſt zurechtzufinden, was auch über alle Erwartung gelang.

Wir brachen um 6½ Uhr auf und erreichten um 8 Uhr 40 Minuten das Dorf Neibli („mit einem Unter-Richter verſehen"), ein elendes türkiſches Dorf von ungefähr 25 Häuſern am innern Südrande eines Kraters, nach einer kleinen halben Stunde erreichten wir am entgegengeſetzten Nordrande des Kraters das Dorf Bakadſchak („er wird zuſehen"), welches ungefähr 70—80 Häuſer und eine große Moſchee hat. Das Dorf liegt am Fuße eines etwa 300 Fuß hohen Lavahügels, den der Officier und ich erſtiegen, während unſere Nimrode ein Jagdabenteuer ſuchten und unſere türkiſchen und armeniſchen Begleiter ihren Rauchapparat in Function ſetzten. Auf der Spitze des Hügels ſteht ein aufgerichteter Marmorſtein, welcher das Grab irgend eines mohammedaniſchen Heiligen bezeichnet. Das Grab ſelbſt iſt daneben in der Lava ausgehauen und leer. Da ein Dorfbewohner ſich zu uns geſellt hatte, der alle in Sicht befindlichen Dörfer und Bergſpitzen kannte, ſo konnten wir auf dieſem Punkte ſehr ſchätzbare Beobachtungen machen, die ein heiterer Auguſthimmel außerordentlich begünſtigte, und wir hatten das Glück eine auf Kiepert's großer Karte von Kleinaſien weiß gelaſſene Stelle faſt ganz auszufüllen. Eine andere nicht minder intereſſante Beobachtung war daß der Compaß auf der Lava ſogleich von Norden nach Oſten umſprang, ein zweiter Compaß zeigte daſſelbe Phänomen, auf dem Marmorblatt aber oder ſonſt von der Lava iſolirt zeigten beide Inſtrumente normal. Es geht alſo daraus hervor daß die Lava ſtark eiſenhaltig iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus dem Weſten.

(Von Arthur Schott.)

Ethnographiſche Notizen.

3. Schonung von Schlangen bei Quellen und ſonſtigen Waſſerplätzen.

Ein ſonderbarer Brauch unter den Apaches- und Papago-Indianern und vermuthlich auch bei den ihnen ſtammverwandten Pimos, Maricopas, Yumas und Kokapas, verbietet Schlangen und ſelbſt die gefürchtetſten Vipern, namentlich auch Klapperſchlangen, in der Nähe von Quellen und andern Waſſerplätzen zu tödten, weil ſonſt, wie der Glaube feſtſteht, das Waſſer verſiegen würde. Es iſt darum nichts ungewöhnliches an ſolchen Stellen ungemein viele Schlangen zu finden, was Wüſtenreiſende ſich der giftigen Species wegen wohl merken dürfen.

So erinnere ich mich an einem der ſüdlichen Ausläufer der Sierra Babuquibari in Pimeria alta (Sonora) an einem Lagerplatz binnen 12 Stunden vier Klapperſchlangen erlegt zu haben. Sie ſchienen die gewöhnliche Scheu wilder Thiere vor der Nähe der Menſchen nicht zu theilen, ſondern krochen gemächlich in die Nähe der Kochfeuer, und eine ſogar unter ein Zelt, trotzdem daß ſolches belegt war. Drei ſpäter nach Waſhington gebrachte Exemplare dienten zu nachmaliger Feſtſtellung einer bis jetzt unbeſchriebenen Species, die ihrer Farbenzeichnung nach Crotolus tigris benannt wurde.

In ihrer Vertheidigung zeigten ſich dieſe Tigerklapperer beſonders wild und lebhaft, und ich weiß nicht kommen dieſe Eigenſchaften dieſer Art beſonders zu, oder ſind ſie nur die Folge eines ungeſtörten Beſitzes dieſer Oertlichkeit.

Was dem ſie heilig haltenden Glauben der Indianer eigentlich zu Grunde liegen mag, konnte ich nicht ausfinden, zweifle aber nicht daß er ſittlich tiefer liegt, als oberflächliche Anſchauung dafür halten möchte. Die Indianer als Kinder der Wüſte, und gleichſam Geſchwiſter der dieſe beſeelenden Thiere, tödten kein Leben ohne Zweck. Die Papagos wohnen oder lagern zudem nie in unmittelbarer Nähe von Waſſer, ſomit ſtört ſie die Gegenwart giftiger Schlangen nicht. Dieſe Reptilien andererſeits bedürfen beſonders im Sommer zur Zeit ihrer Häutung des Waſſers, und ziehen deßhalb dieſem nach. Es könnte dann wohl ſeyn daß der wilde Mann, der die Thiere der Wildniß als Genoſſen anſieht, und deren Stellung in der großen Schöpfungskette mit richtigerem Urtheil betrachtet, den Nutzen fleiſchzerſtörender Reptilien, wie Schlangen ſind, wohl erwogen hat, wenn er die Feinde vegetationsfeindlicher Nagethiere ſchont.

Ueber die Midſcherthinſtämme der Somali-Neger im öſtlichen Afrika.

(Aus Guillains „Afrique Orientale.")

Die Religion der Midſcherthin iſt, wie die der Somali, der Muhammedanismus, deſſen Verbreitung in dieſem Lande man jenem Hadſchi zuſchreibt von welchem die Somaliſtämme des Nordens ihre Abſtammung herleiten. Die Ausübung dieſer Religion beſchränkt ſich für ſie auf einige äußerliche Gebräuche, nämlich auf Abwaſchungen und auf Gebete zu beſtimmten Tagesſtunden. Sie haben ebenfalls einen Theil der Sitten und die hauptſächlichſten Gebräuche der Moslims angenommen: ſo die Enthaltung von gewiſſen Fleiſcharten und ſtarken Getränken, die Beſchneidung, die Vielweiberei ꝛc. Allein trotzdem haben ſie, ſey's aus Trägheit, ſey's aus Anhänglichkeit an die Sitten ihrer Vorfahren, alle die alten Gewohnheiten beibehalten welche mit den neuen Religionsgrundſätzen nicht in gar zu ſtarkem Widerſpruch ſtanden. Erſt ſehr lange nach ihrem ſcheinbaren Uebertritt zum Islam haben ſie ſich den Vorſchriften des Korans unterworfen. So verrichteten anfangs nur ſehr wenige der Bekehrten die vorgeſchriebenen Gebete, keiner faſtete; die Beſchneidung wurde nicht, wie heutzutage, ſchon im ſiebenten Jahre, ſondern erſt in vorgerückterem Alter vorgenommen, und hieng allein von der Laune des Einzelnen oder der Eltern ab. Hierauf unternahmen einige begeiſtertere Somali die Wallfahrt nach Mekka; andere beſuchten des Handels wegen die Küſten von Arabien. Nach ihrer Rückkehr in die Heimath unterrichteten die einen wie die andern ihre Landsleute, und wurden, wegen der genaueren Kenntniß der Geſetze und der Grundſätze der Religion, welche ſie ſich auf ihren Wanderungen erworben, von ihren Mitbrüdern vorzugsweiſe zu Kadis gewählt. Dieſer, äußerſt langſame, Fortſchritt des Islam im Somali-Lande machte ſich natürlich zuerſt am Küſtenlande bemerkbar; auch ſind die Bewohner der Meeresgeſtade treuere Beobachter der religiöſen Vorſchriften als die im Innern, und darum auch fanatiſcher und unduldſamer als die letztern. Eine nicht minder merkliche Verſchiedenheit thut ſich in allem kund was die Gewohnheiten des Lebens betrifft.

Die Somali des Innern, Beduinen genannt, bilden eine bald da, bald dort ſich niederlaſſende Hirtenbevölkerung; ſie wählen ſich nach den Jahreszeiten diejenigen Oertlichkeiten aus welche ihnen die beſten Weiden bieten, oder diejenigen welche in der Nähe der Gebirge liegen, wo ſie dann Gummi ſammeln. Dieſes Geſchäft und die Viehzucht nehmen ihre Thätigkeit faſt ausſchließlich in Anſpruch, und ſind neben der Jagd ihre einzigen Gewerbszweige. Sie nähren ſich von Milch und Fleiſch. Dem Fleiſch der Schafe und jungen Ziegen ziehen ſie das des Kamels und beſonders der Gazellen weit vor. Das Ochſenfleiſch wird von ihnen weniger geſchätzt. Kamelmilch trinken ſie am liebſten. Aus der Milch der Kühe und Ziegen machen ſie Semen. Faſt nur wenn ſie ſich an die Küſte begeben, wo eine ziemlich große Menge Reis, Hirſe und Datteln aus Indien und Arabien eingeführt wird, ſtehen ihnen andere Nahrungsmittel zur Verfügung. Einige kaufen dann einen kleinen Vorrath dieſer Waaren, und bewahren ihn bis zur trockenen Jahreszeit auf, während welcher die Heerden ihnen weniger Milch liefern. Auch machen ſie nur auf dieſen Reiſen Gebrauch vom Kaffee, und zwar, wie ſie ſagen, aus dem Grunde weil ſie, wenn ſie ſich denſelben angewöhnten, nach der Rückkehr in ihre Berge die Mittel nicht mehr beſäßen dieſes Bedürfniß zu befriedigen.

Die den Somali eigenthümliche Nüchternheit verſchwindet, wenn man ſie zu einem Gaſtmahl einladet; bei ſolchen Gelegenheiten verzehren ſie ungeheure Maſſen Fleiſch, Reis und Semen, und entſchädigen ſich, ſo viel ſie können, für ihre gewöhnliche magere Koſt. Außer dieſer haben ſie hin und wieder noch eine andere Gelegenheit ſich gütlich zu thun, dann nämlich wenn ſie an einen Reiſenden ein Stück Vieh verkaufen. Soll das Thier ſofort zur Nahrung des letztern dienen, ſo hält ſich der Verkäufer berechtigt einen Theil davon für ſich in Anſpruch zu nehmen. Die Somali ſind übrigens gegen Fremde ungemein höflich, und reden dieſelben, wie dieß unter ihnen ſelbſt gebräuchlich iſt, ſtets mit dem muhammedaniſchen Gruße „Selamu aleikum" an. Wenn man ihr, in Sachen der Unabhängigkeit ihres Gebiets ſehr reges, Mißtrauen nicht aufſtachelt, ſo zeigen ſie ſich im allgemeinen gaſtfreundlich. Allein ihre elenden Hütten entbehren ſo ſehr aller Bequemlichkeit, daß die von ihnen gewährte Gaſtfreundſchaft von keinem großen Nutzen iſt.

Die Bewohner der Küſten, welche in häufige Berührung mit den arabiſchen Handelsleuten kommen, ſcheinen die Fehler dieſer letztern ſich angeeignet zu haben; ſie ſind bis zum Uebermaß geizig und voller Unzuverläſſigkeit. Ihr ganzes Dichten und Trachten iſt darauf gerichtet, den Gummi und die andern Waaren welche die betriebſameren Beduinen von ihren Bergen herabbringen, ſo wohlfeil als möglich zu erlangen, und dieſe Gegenſtände dann wieder an die zu gewiſſen beſtimmten Zeiten in den verſchiedenen Häfen der Küſte landenden Araber und Indier zu verkaufen. Einige beſchäftigen ſich wie Mäkler im Innern, führen auf dem Rücken von Kamelen die Waaren dahin welche man ihnen anvertraut hat, und liefern dafür ihren Committenten eine beſtimmte Menge Gummi. Sie ſind es auch welche mit Landeserzeugniſſen auf gewiſſen Märkten am rothen Meer Handel treiben, und ſich auf Fahrzeugen dahin begeben die entweder ihnen ſelbſt oder einigen ihrer Landsleute gehören, aber eine arabiſche Bemannung haben. Mehrere endlich widmen ſich dem kleinen Fiſchfang. Obſchon die Einwohner der Hafenplätze gewöhnlich reicher ſind als die Beduinen, iſt ihre Nahrung doch keine gewähltere. Etwas grobes Brod, Hirſe und Datteln bilden ihren ganzen Speiſevorrath. Beim Nordoſt-Paſſatwind, wo die Menge der Futterkräuter die Milcherzeugung vermehrt, verzehren ſie mehr. Eine Platte Mangalore-Reis iſt für ſie ein Luxusgericht, und ein Stück geſalzenen Haifiſchs koſtet zu viel als daß es einen gewöhnlichen Beſtandtheil ihrer Mahlzeiten bilden könnte. Nur ſelten, und dann meiſt zu Ehren eines Gaſtes, kommt das Fleiſch ihres Viehs auf den Tiſch; in dieſem Fall aber, wenn ſie ein Schaf ſchlachten, ſetzen ſie voraus, der Gaſt werde ſo hochherzig ſeyn das ihm gebrachte Opfer anzuerkennen, und ihnen ein entſprechendes Gegengeſchenk dafür machen.

Sie rauchen nie, viele von ihnen aber kauen Tabak in Blättern, und miſchen ein wenig Holzaſche darunter um das Pikante dieſes Genuſſes zu erhöhen.

Bei den Somali ruht alle Arbeit auf dem Weibe: die Pflege und Erziehung der Kinder, die Unterhaltung des Hausweſens, die Zurichtung der Speiſen, das Holzhauen, das Herbeitragen des Waſſers und ſelbſt der Bau der Hütte. Die Männer haben ſich nur den Krieg, die Jagd, das Einſammeln des Gummi, die

Digitized by Google

Schließung der Viehparke und das Hüten der Kamele (ein sehr gefährlicher Posten) vorbehalten.

Die Heirathen werden im Alter von fünfzehn Jahren bei den Knaben und von dreizehn Jahren bei den Mädchen vollzogen. Dieß Band bildet sich von Seiten der beiden Betheiligten in voller Freiheit, vorausgesetzt daß sie nicht zu einer und derselben Familie und, wo möglich, auch nicht zu einem und demselben Stamme gehören. Indessen gibt es eine Ausnahme von der die Heirath unter Verwandten verbietenden Regel: beim Tode des Mannes wird die Wittwe die Frau eines Schwagers, wenn sie einen solchen besitzt, und dieser Gebrauch gilt als eine so gebieterische Pflicht daß einzelne, um ihr Genüge leisten zu können, sich nöthigenfalls von einer ihrer gesetzmäßigen Frauen, deren Anzahl nach mohammedanischem Gesetz nicht über vier betragen darf, scheiden lassen.

Wenn an den Vater des jungen Mädchens eine Brautwerbung gestellt wird, mag diese nun von dem eventuellen Bräutigam oder von einem zu diesem Zweck abgeordneten Freunde des letztern geschehen, so wird unter den Parteien zuvörderst über die Geldsumme welche der Vater erhalten soll, dann über die Morgengabe verhandelt welche die Frau von ihrem künftigen Mann zu bekommen hat. Die Ziffer wird nach dem Stande der beiden Familien festgesetzt. Die dem Vater zugewiesene Summe beläuft sich häufig auf 500 Piaster; sie wird ihm vor der Vollziehung der Heirath ausbezahlt, theils in Geld, theils in andern Werthen; sie kann bis auf 1000 Piaster steigen, wenn der Bewerber der Sultan oder ein Mitglied seiner Familie ist. Die Morgengabe welche stets kleiner ist als die dem Vater bestimmte Summe, bleibt Eigenthum der Frau, und wird erst nach der Heirath, entweder ganz oder theilweise, je nach dem Begehren der letztern, ausbezahlt; sie verfügt darüber nach Gutdünken, ist aber genöthigt sie im Fall einer durch ihren eigenen Willen oder durch ihre schlechte Aufführung hervorgerufenen Scheidung zurückzuerstatten. Das persönliche Beibringen der Braut besteht aus Matten für die Hütte, aus dem Bett und einigen Hausgerätschaften. Der Hochzeitsschmuck, einige Glaskorallen, ist ein Geschenk der Freundinnen der Braut. Die Heirath wird, wo möglich, von dem Kadi genehmigt; in dessen Abwesenheit aber kann jeder, welcher den Koran zu lesen im Stande ist, dessen Stelle vertreten. Zuweilen läßt sich die Braut aus Schüchternheit durch einen Bruder oder nahen Verwandten bei der Hochzeitsceremonie vertreten; handelt es sich aber nicht um eine erste Heirath, so ist sie stets persönlich anwesend.

Die Scheidung ist sehr häufig; sie erregt nur dann Aergerniß oder Unehre für die Frau, wenn die Ursache davon in ihrem Mißverhalten liegt: man beklagt, ja man achtet sie hingegen, wenn diese Maßregel keine andere Ursache hat als die Laune oder grobe Unbilden ihres Mannes gegen sie. Um die Scheidung gültig zu machen, genügt es daß das Begehren dreimal erklärt, in Gegenwart zweier Zeugen, gestellt werde; drei Monate nachher steht es der Frau frei einen andern Gatten zu nehmen.

Der Mann besitzt das Recht sein ehebrecherisches Weib zu tödten, und diese Art Ehrenrächung wird als die einzige eines Mannes von Stand würdig betrachtet. Die dem Tod entgehende ehebrecherische Frau wird verstoßen und mit Schimpf und Schande aus dem Stamme verjagt; ihr Mitschuldiger aber mit einer Geldbuße bestraft. Ein Mädchen kann ihre Gunstbezeugungen einem Manne nur auf die Gefahr hin bewilligen daß sie für immer auf den Titel einer rechtmäßigen Gattin verzichtet.

Die Somali sind keine so strengen Moslims, und auch nicht so eifersüchtig um ihren Frauen zu verbieten sich unverschleiert zu zeigen, darum aber im Punkte der ehelichen Treue nicht minder empfindlich. Wenn ihr einer der Somalifrauen einen galanten Vorschlag macht, so wird sich niemand daran stoßen; gibt sie sich euren Wünschen hin, so nimmt man sie euch nicht weg; legt ihr aber Hand an sie, als ob ihr ihrem Willen Gewalt anthun wollt, so betrachtet man dieß als eine sehr ernste Thatsache die euch das Leben kosten kann. Um ein Beispiel von der Empfindlichkeit der Somali in diesem Punkte zu geben, will ich einen Vorfall erzählen der sich während unsers Aufenthalts in Hafun zugetragen hat.

Bei unserer Ankunft an der Somali-Küste hatte ich, wie gesagt, den Plan der Halbinsel und ihrer beiden Buchten aufnehmen lassen. Die Arbeiten waren unter die Officiere vertheilt, und einer derselben begegnete, beim Durchstreifen des Landes, in einiger Entfernung vom Dorfe, einem jungen Mädchen, das Ziegen hütete. Da er seit dem Morgen unter der sengenden Sonnenhitze in den steilen Schluchten von Hafun sich herumgetrieben, und man in dieser Jahreszeit dort nicht das geringste Bächlein findet, so hatte er sehr vom Durst zu leiden, und keine Hoffnung ihn vor seiner Rückkehr ans Gestade zu stillen. Er zeigte daher große Freude beim Anblick der Somali-Hirtin, und da er nicht daran zweifelte daß sie ihm einige Ziegenmilch werde zukommen lassen, so suchte er ihr, statt durch Worte welche sie nicht verstanden hätte, sein Anliegen durch Zeichen verständlich zu machen. Wie es scheint, hatte sie diese aber eben so wenig verstanden, denn sie nahm, als wolle man ihr Gewalt anthun, voll Schrecken Reißaus. Der arme Officier, ebenso überrascht als getäuscht durch diese plötzliche Flucht, setzte traurig seinen Weg fort, nicht ahnend daß er sich eines schweren Vergehens gegen die Gesetze der Schamhaftigkeit schuldig gemacht habe. Dennoch war dieß, wie man sehen wird, die gegen ihn vorgebrachte Beschuldigung, und man wandte sich, um Genugthuung für einen so ungeheuren Frevel zu erlangen, natürlicherweise an mich.

Als ich Abends ans Land stieg, bemerkte ich vor dem Dorfe eine sehr belebte Gruppe, von welcher sich einige trennten und in Begleitung des Dschiuled auf mich zukamen. Dieser wandte sich an den Dolmetscher, den ich bei mir hatte, erzählte ihm mit tiefem Unwillen den eben geschilderten Vorfall, behauptete der Officier habe sich eines Verführungsversuchs schuldig gemacht, und verlangte Gerechtigkeit. Er endigte seine Anklage damit daß er anführte, eine solche Handlung werde hier zu Lande mit einer starken Geldbuße, in Ermanglung deren aber mit blutiger Genugthuung bestraft. Obgleich ich die Wahrhaftigkeit des Erzählers stark in Zweifel zog, glaubte ich doch die Sache in ernste Erwägung nehmen zu müssen. Ich versprach daher eine strenge Untersuchung, nach welcher ich, wenn Grund vorhanden sey, ihrer Forderung das gebührende Recht werde widerfahren lassen.

Bei meiner Rückkehr an Bord erkundigte ich mich nach dem Urheber der verbrecherischen Handlung, und erlangte über dieses Abenteuer bald alle wünschbaren Aufklärungen. Es wurde mir dann klar daß der Schuldige mehr zu beklagen als zu tadeln war. Wie aber hatte ein so einfacher Act eine so schwere Anklage hervorrufen können? Ich konnte es mir anfangs nicht erklären, und argwöhnte unsere Wirthe hätten die Thatsachen entstellt um einiges Geld von mir zu erpressen. Als ich jedoch genauere Kenntniß der Sitten und Gewohnheiten des Landes erlangt hatte, begriff ich daß der Angeschuldigte seinen Anklägern hinreichenden Grund zu ihrer Beschuldigung gegeben. In der That hat das Zeichen dessen sich der Officier, sehr unschuldigerweise, bediente, um das Bedürfniß das er befriedigen wollte anzudeuten, bei den Somali einen ganz andern Sinn als bei uns, und gilt in den Augen einer Frau für die Kundthuung eines indiscreten

Wunſches. Uebrigens wurde die Sache, nach gegenſeitigen Erklärungen, auf die allerfriedlichſte Weiſe beigelegt.

Auch die folgende Anekdote dürfte einen Beitrag zur Sittenſchilderung der Somali geben.

In einiger Entfernung von dem Dorfe befand ſich ein Brunnen, den wir zu unſerm Gebrauch hergeſtellt hatten. Um den Einwohnern nicht unbequem zu werden, und um ſtets friſches Waſſer zu haben, holten wir unſere Vorräthe immer nur während der Nacht. Ungefähr zwanzig leere Fäſſer wurden Abends am Geſtade niedergelegt, und dann an den Brunnen gewälzt, wo vier Mann blieben um dieſelben zu füllen; die Leute wurden von Viertel- zu Viertelſtunde abgelöst, und brachten um 4 Uhr Morgens die vollen Fäſſer auf die Schaluppe, und von da an Bord. Die Bemannung der Schaluppe beſtand aus vierzehn muntern, vierſchrötigen Burſchen, welche das klare Waſſer nicht ſehr liebten; indeß zeigten ſie bei Vollziehung ihres täglichen Dienſtes ungemeinen Eifer, und ſchienen die Sache als eine Luſtpartie anzuſehen. So giengen die Dinge mehrere Tage hindurch, als der Lieutenant bemerkte daß die Mannſchaft der Schaluppe keine rothen Cravatten mehr habe; bald verſchwanden auch die ſchwarzſeidenen Cravatten. Gleichzeitig bildeten Cravatten von rother Baumwolle und Cravatten von ſchwarzer Seide geſuchte Gegenſtände bei den Frauen des Dorfes, wo keiner von uns Einkäufe machen konnte, ohne daß man als Zahlung dafür das Stück Zeug verlangte welches er am Halſe trug. Kurz, man hätte glauben können, dieſe Damen wollten ſich Venusgürtel anſchaffen. Bei dieſem eigenthümlichen Zuſammentreffen gab es ein Anzeichen welches dem ſprüchwörtlichen Scharfſinn des Rüſtmeiſters, des mit der innern Polizei des Schiffs beauftragten Marine-Officiers, nicht entgehen konnte. Der Sache einmal auf der Spur, wollte er aber die ganze Wahrheit kennen: der Patron wurde gerufen und aufgefordert über das Verſchwinden der Cravatten ſeine Erklärung abzugeben. Da erfuhr man nun daß der Brunnen ein wahrer Pfuhl des Verderbens war! Alle Morgen, bei Tagesanbruch, erſchien ein Haufen Dorfbewohnerinnen, welche hier ohne Zweifel ihre gewöhnlichen Abwaſchungen vornahmen, und die Gelegenheit nun benützten um auf ächt orientaliſche Weiſe anderweitige Geſchäftchen zu machen.

Wenn den Somali ein Kind geboren wird, gibt ihm der Vater einen Namen; ſieben Tage lang nach der Entbindung bleibt die Mutter zu Hauſe, und enthält ſich alles Verkehrs mit andern Perſonen; ſie pflegt den Säugling, trägt ihn überall auf ihrem Rücken mit herum, und legt ihn ſelbſt während der Arbeit nicht ab. Kann das Kind einmal gehen, ſo treibt es ſich unter den wachſamen Augen ſeiner Mutter in der Nähe des Hauſes herum, und bleibt bis zum Alter der Mannbarkeit, zuweilen ſelbſt bis es ſich verheirathet, unter ihrer Oberaufſicht. Dieſe Verhältniſſe ſind natürliche Folgen der Vielweiberei. Die meiſten Kinder wachſen ohne alle Erziehung auf; die übrigen lernen, ſo gut es gehen mag, eine Anzahl Koranverſe und die gebräuchlichſten arabiſchen Wörter auswendig. Nur ſehr wenige können ſchreiben, und dieſe gehören wohl meiſt den Familien des Sultans und der reichen Kaufleute an. Die Antwort auf den Brief welchen ich an erſtern richtete, und die von ihm oder von einem der Schriftgelehrten ſeiner Umgebung geſchrieben ſeyn muß, zeigt aber daß ſie es weder in orthographiſcher noch in kalligraphiſcher Beziehung ſehr weit gebracht haben: die Buchſtaben waren faſt nicht zu entziffern, und der Sinn kaum verſtändlich. Von allen Individuen welche die Bevölkerung von Hafun bildeten, oder ſich während unſers Aufenthalts in der Bucht zeigten, konnte nur Einer leſen.

Was ich hier von der Erziehung der Somali geſagt, gilt von den Küſtenbewohnern überhaupt; denn im obern Lande, wo die Bevölkerung von aller Berührung mit den Arabern ausgeſchloſſen iſt, erhalten die Kinder nur Unterricht im Bogenſchießen, im Reiten und in ſolchen Dingen welche zur Beaufſichtigung der Heerden gehören.

Achtung der Kinder für ihre Eltern ſcheint den Somali ein unbekanntes Gefühl zu ſeyn; wenigſtens zeigt ſie ſich durch keine äußere Handlung, ſelbſt nicht durch einfache Willfährigkeit. Die Furcht allein treibt die kleinen Weſen zum Gehorſam; ſind ſie aber groß geworden, ſo haben ſie nichts eiligeres zu thun als die väterliche Herrſchaft abzuſchütteln, und unterhalten dann mit Vater und Mutter keine andern Verbindungen mehr als die unter den Mitgliedern des Stammes beſtehenden. Sie machen, wie geſagt, häufige Reiſen, zeigen aber bei der Trennung wie beim Wiederfinden dieſelbe Gleichgültigkeit.

Wenn jemand einem Freund in einem benachbarten Stamm einen Beſuch abſtattet, ſo wird er gut aufgenommen, und während der ganzen Zeit ſeines Aufenthalts feſtlich bewirthet. Bei der Abreiſe erhält er ein Geſchenk, deſſen Werth im Verhältniß ſteht mit dem Rang den er einnimmt, und der Auszeichnung die man ihm zu Theil werden läßt.

Obſchon der Sultan, nach muſelmänniſcher Sitte, von Rechtswegen Herr alles Grundes und Bodens iſt, beſteht doch Grundeigenthum bei den Somali, denn das Recht des Sultans wird wirkungslos, ſobald ſich ein individuelles Eigenthum durch Beſitzergreifung der Oertlichkeiten gebildet hat; man erwirbt dieß durch Kauf oder durch Schenkung, oder auch durch Erbſchaft. Bei den Erbſchaften bekommen die Frauen aber nur die Hälfte von dem Antheil der Männer.

Die Felder werden vermiethet, und zwar oft nur für eine einfache Ernte. So z. B. geſchieht es daß der Eigenthümer eines Grundſtücks auf welchem Gummi- und Weihrauchbäume wachſen, dasſelbe, wenn er an der Nutzbarmachung für den Augenblick verhindert iſt, für eine Jahreszeit gegen eine feſtgeſetzte Summe vermiethet, die bezahlt werden muß, mag das Erträgniß der Ernte ausfallen wie es will.

Jeder Stamm hat ſeinen Kadi, der mit der Rechtspflege und der Vollziehung der Geſetze in Civil- und Criminalangelegenheiten beauftragt iſt, mit Ausnahme jedoch der dem Souverän oder den Mitgliedern ſeiner Familie, die in ihrem Stamm alle das Recht der oberſten Rechtspflege beſitzen, vorbehaltenen Rechtsfälle. Die beiden einzigen Strafformen ſind Geldbußen oder Todesſtrafen. Letztere kommen bei den Midſcherthin faſt nie in Ausführung; ſelbſt der Mord, der hier übrigens ziemlich ſelten iſt, wird meiſt nur mit einer Geldbuße beſtraft, die man den Blutpreis nennt. Dieß findet beſonders dann ſtatt, wenn der Mörder nicht der angreifende Theil geweſen. Die Buße beſteht in hundert Ziegen mit ihren Jungen, oder in einer entſprechenden Geldſumme, wobei jedes Thier zu einem Piaſter angeſchlagen wird. Blutige Streitfälle ſind nicht ſehr häufig. Wer von einem andern verwundet wird, zieht der perſönlichen Rache an ſeinem Gegner die Verurtheilung desſelben zu einer Geldbuße vor. Der Anwendung des Geſetzes gehen meiſt ſehr lebhafte Debatten voraus: die verſchiedenen Gegner beleidigen und bedrohen einander, die Meſſer werden gezückt, die Sagaien geſchwungen, und wenn ein Fremder alle dieſe Zornausbrüche mit anſieht, ſo zweifelt er keinen Augenblick daß aus dieſem Hader plötzlich ein blutiger Kampf entſtehen werde. Allein die Alten und die Freunde beider Parteien legen ſich zeitig ins Mittel, um ein Handgemenge zu verhindern; ſie nehmen den

Digitized by Google

Gegnern die Waffen, und ſelbſt die Wüthendſten ſetzen dieſer Entwaffnung nur einen ſcheinbaren Widerſtand entgegen.

Die Midſcherthin rühmen ſich übrigens ihres friedlichen Charakters, und zwar mit Recht; denn die unaufhörlichen Streitigkeiten welche bei einigen andern Somaliſtämmen faſt zur Gewohnheit geworden ſind, beſtehen bei ihnen nicht. Die Kriege die ſie mit ihren Nachbarn führen, ſind keine ernſten, und koſten nur wenig Blut. Die Einheit der Religion, die Aehnlichkeit der Sitten und der Sprache, die Heirathen welche die Mitglieder verſchiedener Völkerſchaften in großer Menge unter einander ſchließen, erklären die geringe Erbitterung unter den kriegführenden Parteien zur Genüge.

Da kein Somali den andern zum Sklaven machen darf, und die Streitigkeiten nur aus zufälligen Urſachen entſpringen, ſo ſucht man auch keine Gefangenen zu machen. Bleiben Kämpfende in den Händen des Feindes, ſo ſind es faſt nur ſolche welche durch ihre Wunden am Verlaſſen des Schlachtfeldes verhindert waren. Der in der Gewalt der Sieger gebliebene Verwundete findet in ihren Reihen ſtets einen Verwandten oder Freund, welcher ihn zu ſich nimmt, ihn pflegt und ihm nach Beendigung des Kriegs die Rückkehr zu den Seinigen erleichtert. Die Waffen bilden einen integrirenden Theil der Somali-Tracht; eine eigentliche Militärmacht beſteht bei ihnen nicht. Die Häuptlinge und der Sultan ſelbſt haben als Gefolge nur die Männer ihres Stammes.

Die Auswanderung der Chineſen zur See.

In Siam wohnt noch die alte Urrace, und bei dem tropiſchen entnervenden Klima das den Menſchen niederdrückt, unthätig macht und ihn ſich unter jede höhere Gewalt beugen läßt — das Auf-der-Erde-Hinkriechen der Siameſen vor jedem Oberen (ſ. Bowrings Siam I. p. 128) charakteriſirt ſchon genugſam dieſe deprimirte Race — vermögen ſie dem Eindringen der energiſchen, kräftigeren Chineſen nicht zu widerſtehen. Dieſe ſind nirgends ſo zahlreich in neuerer Zeit als hier geworden, beſonders ſeit 1769, wo einer vom chineſiſchen Halbblut die Herrſchaft uſurpirte. Während La Loubère 1714 nur 3—4000 Chineſen in Siam zählte, hörte Crawfurd ſchon von 100,000 über 20 Jahre, welche die Kopfſteuer zahlten, außer 20,000 in den ſiameſiſch-malayiſchen Staaten, und ſchlug darnach die ganze Anzahl derſelben zu 420,000, andere ſogar zu 750,000 an. Eine ſpätere Schätzung von 1827 rechnet 1½ Millionen Chineſen, und ſo auch Pallegoix bei einer Bevölkerung nach letzterem von 6, nach Bowring von nur 4½—5 Mill. Einw. überhaupt, unter welchen nur 1,900,000 eigentliche Siameſen (Thai) ſind. Beſonders ſind viele in der Hauptſtadt Bangkok. Tomlin rechnete 1828 dort unter 401,300 Einw. 310,000; Neale indeß unter 350,000 Einw. nur 70,000, Bowring jetzt 200,000 Chineſen; alle dieſe Zahlenangaben mögen indeß ſehr unſicher ſeyn. Gegen 3 Doll. Gewerbeſteuer alle Jahr treiben ſie da freien Handel und alle Gewerbe. Jährlich ſollen an 7000 Paſſagiere ankommen, nach Crawfurd aus Kuang-tung und Fokien, aber auch aus Ningpo in Tſche-kiang und Schang-hai, und Su-tſcheu-fu in Kiang-nan und aus der Inſel Hai-nan. Sie pflanzen Zucker, Pfeffer, Indigo, und ſind die Seele der Handelsunternehmungen in Siam. Siam ſcheint ein neues China zu werden. Alles thätige Geſchäft iſt nach Bowring in ihren Händen, $^9/_{10}$ der ſchwimmenden Bazare, die mehrere engliſche Meilen weit die Ufer des Menam bedecken, nehmen Chineſen ein. Viele heirathen ſiameſiſche Frauen die, von ihnen gut behandelt, arbeitſamer und fleißiger werden, und bei der Liebe die den Chineſen zu ihren Kindern eigen iſt, werden dieſe ganz zu Chineſen. Aber nicht nur Bangkok occupiren die Chineſen, ſondern auch in das Innere dringen ſie überall ein und verſehen jedes Haus, wo nur ein Profit zu machen iſt, mit Lebensbedürfniſſen und Luxusartikeln. Sie halten ſich von den Siameſen, obwohl ſie wie dieſe Buddhiſten ſind, ganz getrennt. Ein chineſiſcher Kaufmann, der durch das Opiummonopol und noch 90 andere Monopole enorm reich geworden war, war zum Rang eines Adeligen emporgeſtiegen, und Bowring ſah, als der Tractat mit England, der das Monopolſyſtem im ganzen abſchaffte, im April 1856 verleſen wurde, ihn mit den andern Großen in Mandarinentracht am Boden liegen; wüthend wegen der Aufhebung der Monopole, obwohl anſcheinend reſignirt, blieb ihm doch das Opiummonopol noch. Es hatte in Siam nicht an Streitigkeiten und Unruhen unter den Chineſen gefehlt. In Folge einer neuen oder erhöhten Auflage auf die Zuckerraffinerie kam es 1847 ſogar zu einem Aufſtand unter den Chineſen. Die chineſiſchen Arbeiter bemächtigten ſich des Gouverneurs zu Petriu, enthaupteten ihn und zerſtreuten ſich dann in der Umgegend; in Leukonchek tödteten ſie nicht nur den Gouverneur, ſondern beſetzten auch das Fort. Ohne alle Kriegserfahrung — ſie ſchoſſen aus den Kanonen des Forts nur mit Bohnen — vermochten ſie indeß den ſiameſiſchen Truppen, die gegen ſie ausgeſendet wurden, nicht zu widerſtehen, das Thor wurde erſtürmt, und Männer, Weiber, Kinder, die keinen Widerſtand leiſteten, feige maſſacrirt. Einer allgemeinen Erhebung der Chineſen, meint Bowring, würden die Siameſen indeſſen nicht haben widerſtehen können.

In den Laosſtaaten gibt es auch Chineſen, es fehlen uns aber nähere ſtatiſtiſche Nachrichten. Sie treiben hier in den Gränzprovinzen vornehmlich den Bergbau, wie in Birma den Silberbergbau; es ſind vielleicht mehr Arbeiter die aus China herüberkommen, als feſte Anſiedler.

In Birma ſind verhältnißmäßig wenige, wohl in Folge des Mißtrauens der Regierung gegen ſie. China unternahm mehrmals Kriegszüge gegen Birma: ſo noch den unglücklichen Feldzug 1767 (ſ. m. Geſch. des öſtl. Aſiens Bd. I. S. 665 fgg.). Sie kommen meiſt aus Yun-nan; einige aus den Küſtenprovinzen; dieſe ſind meiſt Zimmerleute, und liefern in einem Monat dreimal ſo viel Arbeit als ein Birmane, und verdienen 15 Tical, während dieſer nur fünf.

Auf der malayiſchen Halbinſel kommen ſie in den kleinen malayiſchen Staaten mehr oder minder vor, z. B. in Patani 2—300, in Songora 1000, in Tringano 600, in Pahang 12 bis 15,000. Sie ſind hier zum Theil mit dem Zinnbau beſchäftigt, z. B. in Sungin-ujong 1828 1000, 1830 400 Zinngräber, beſonders aber ſtrömen ſie nach den neuen brittiſchen Anſiedlungen in der Straße von Malakka.

Der lebhafte freie Handel und die gerechte, alle Unterthanen gleich behandelnde europäiſche Regierung mußte ſie heranziehen. Sie bezahlen keine beſondern Abgaben beim Eintritt in die brittiſchen Beſitzungen, noch beim Abzug. So kommt es daß ſie dort nach Crawfurd ⅓, in Singapore gar ⅔ der Bevölkerung bilden.

Digitized by Google

während sie unter holländischem und spanischem Druck in Java nur 1/100, auf den Philippinen nur 1/400 der ganzen Bevölkerung ausmachen. In Singapore waren 1825 3500, 1826 5500 Chinesen, 1849 gab es schon 27,988, darunter aber 24,790 Männer und nur 1460 Frauen. Die Zahlen wechseln aber sehr, weil sie ab- und zugehen; so waren 1845 ihrer 32,132. 1849/50 wanderten allein 10,928, 1850/51 8205, 1851/52 9685, 1852/53 11,484 Chinesen ein. In Malakka kamen nach Crookewit jährlich im März oder April 2500—3000 Chinesen an; in Pinang 2—3000, und verbreiteten sich von hier aus über Wellesley und die malayischen und siamesischen Gebiete. In Malakka, wo die Portugiesen schon 1511 Chinesen fanden — Crawfurd meint freilich nur als Kaufleute — waren 1836 doch nur 4102, 1847 10,589, 1849 10,608; in Pulo-Pinang 1847 8751, 1849 15,457; in Wellesley 1847 2259, 1849 8731; in den brittischen Besitzungen in der Straße von Malakka 1849 im ganzen 62,784, nach Crawfurd sind jetzt 85,000 Chinesen da. Einige Chinesen sind nach Davidson schon 200 Jahre in Malakka und sprechen besser malayisch als chinesisch. Das Journal of the Indian Archipelago T. 8 hat über die Chinesen in Pinang neuerdings interessante Nachrichten mitgetheilt, aus welchen wir das Wesentlichste ausheben. Während die mohammedanischen und Hindu-Ansiedler in Pinang sich allmählich vermischen, beide zur Moschee in George Town subscribirt haben, ihre religiösen Ceremonien gegenseitig nachahmen, an ihren Festtagen wie die Chinesen den Gong schlagen und Raketen abbrennen, und der gegenseitige Haß und die Verachtung, die beide sich in Indien beweisen, aufhört, das Kastenwesen der Hindu aufgegeben wird, ein Moslim im Hause eines orthodoxen Hindu an demselben Tische mitißt, beide in demselben Teich baden, der Hindu eine Malayin zur Frau nimmt, was ihn in Indien zu einem Auswürfling machen würde, hängen die Chinesen nach 60jährigem Verkehr mit den Eingebornen aus allen Ländern noch eifersüchtig an ihren alten Sitten und Gewohnheiten. Die Uebervölkerung China's treibt zur Auswanderung; ein oder mehrere chinesische Kaufleute rüsten aber auch in Pinang, z. B. im April oder Mai, ein Schiff nach Makao oder Emuy aus. Der Unternehmer geht als Supercargo mit, dingt, dort angekommen, Agenten, die für jeden Auswanderer, den sie bringen, 1 Doll. per Kopf bekommen. Diese ziehen im Lande herum und locken durch Versprechungen eines schnell zu erwerbenden Vermögens oft arglose Einwohner an ein Handgeld zu nehmen und bringen sie schnell auf die Schiffe, wo sie eng zusammengepreßt, aber im ganzen gut behandelt werden. Die Ueberfahrt kostet 8—12 spanische Doll. Ein Capitalist legt das Geld aus, und schießt den Auswanderern auch zur Nahrung und Kleidung vor. Im Januar bis März, wie die Schiffe ankommen, eilen die Chinesen in Pinang an Bord, Sin-gke's, d. i. neue Menschen — wie sie sagen — zu kaufen. Für einen Goldschmied, Zimmermann, Schneider geben sie 10—15 Doll., für einen Kuli 6—7, für einen kränklichen Mann 3—4 oder weniger. Der Angeworbene verpflichtet sich ihm dafür 12 Monate gegen Nahrung, Kleidung und einige Doll. Lohn zu dienen. Nahrung und Kleidung rechnet man den Monat zu 2—4 D. Wenn die Ueberfahrt für einen nicht bezahlt ist, wird er zurückbehalten, bis ein Käufer kommt, der ihn dann nicht eben gut behandelt. Klagt er indeß bei der Behörde, so befiehlt diese seine Freilassung gegen eine Verschreibung das Ueberfahrtsgeld zahlen zu wollen. Nach 12 Monaten ist der neue Ankömmling immer frei, und kann sich seinen Lebensunterhalt erwerben und in die Genossenschaften seines Stammes eintreten. Thätig, industriös, ausdauernd und intelligent erhält ein Chinese monatlich 6—8 spanische Doll., wenn ein Kling aus Telinga nur 3—4½, ein Malaye nur 2—4½ Doll. bekommt; ein chinesischer Zimmermann 15, wenn ein Kling nur 8, ein Malaye nur 5 erhält. Die Chinesen lernen nach Fontanier leicht englisch, einer sprach auch französisch; manche werden reich. Einer gab nach H. St. John jüngst in Singapore einen Ball, wobei ein Geschmack und eine Eleganz, wie nur in London und Paris, entfaltet wurden.

Unter den Einwanderern unterscheidet man die aus Kuangtung und Fukian (Tschin-tscheu); die erstern sind robuster und unterziehen sich härteren Arbeiten. Alle Zimmerleute, Grobschmiede, Schuster sind aus der erstern Provinz; die Goldschmiede, Schneider, Ladenbesitzer, Kaufleute, Besitzer der Gewürzpflanzungen und die reichern Chinesen dagegen aus letzterer. Jene sind vortreffliche Squatters (Uransiedler). Wenn die 12 Monate ihrer Dienstbarkeit vorüber sind, erhalten sie von ihren Freunden einen Vorschuß, klären ein Stück Land und bepflanzen es mit Gemüsen, Platanen, Indigo, später Gewürzbäumen. Die Gränzen werden bestimmt und ihnen vom Landamt eine Landverleihung (Grant) ertheilt. Da der Ertrag aber nur langsam zunimmt, sind sie nach einigen Jahren genöthigt ihr Land zu verkaufen, um ihre Gläubiger zu befriedigen, und da kaufen es dann die Tschin-tscheumänner, die vermögender, aber auch mehr dem Opium und Spiel ergeben sind. In die Beschreibung ihrer Sitten können wir hier nicht weiter eingehen, es sind ziemlich die chinesischen. Mit einem Kuhhorn ruft man die Arbeiter zusammen, die Frau kocht, Thee wird den ganzen Tag getrunken und häufig gebadet. Man versäumt nicht Morgens vor dem Götzenbild (To-kang) wohlriechende Stöckchen anzuzünden. Vor 60 Jahren haben sie in der Stadt sich einen Tempel gebaut, der vor 30 Jahren erweitert wurde. Beide Tempel trennt ein offener Raum von der Priesterwohnung mit Schlafraum, Kochhaus, Capelle u. s. w. Drei Priester aus Fukian sind am Tempel angestellt, werden durch eine Subscription bezahlt und erhalten auch 1 Doll. für jede Beerdigung und jeden Wayang. Jährlich werden zwei Lutschus gewählt, das Geld für die Wayangs und Feste einzusammeln. Vor jeder Unternehmung befragt man die Loose. Die Makaoleute, von der Gränze Kuang-tungs, Fukian zu, sind in sieben große Genossenschaften getheilt; jeder läßt nur Leute aus seinem District zu. Sie besitzen Häuser mit Zimmern für Kranke und Arme, die dort Wohnung und Nahrung finden und auf Kosten der Genossenschaft beerdigt werden. Sie haben keine Abzeichen, noch geheime Eide, jedes Mitglied subscribirt nach seinen Mitteln. Jährlich wird eine Anzahl Verwalter (Towkays), um die Subscriptionen einzusammeln, gewählt, und auf ein Jahr ein Vorstand (Lutschu), der die Fonds verwaltet; die Wahl beider geschieht durch Loose, und in Procession wird dann das Bild des Schutzgottes in das Haus des neuen Vorstandes gebracht, wobei Abends Theater (Wayang) ist; jede Genossenschaft feiert auch jährlich ein Todtenfest. Die Tschin-tscheumänner aus Fukian und dem Nordwesten haben ähnliche Genossenschaften, aber jeder Stamm (Seh) bildet für sich eine; weniger ausschließlich indeß als die Makaomänner, lassen sie auch diese darin zu. Die eingebornen Chinesen bilden eine besondere Genossenschaft, die 12 Verwalter wählt.

Rührend ist es in Singapore zu sehen, wie die Arbeiter, wenn die Schiffe nach der geliebten Heimath zurückkehren, aus den Pfefferpflanzungen zur Stadt eilen, den ihrigen einen Theil ihres Gewinnes zu übermitteln. Sie geben das Geld einem heimkehrenden Landsmann oder einem Mitreisenden, der ihnen bekannt ist, mit, oder einem Agenten, der dafür 10 Procent Gebühren bekommt, oder das Geld auf sein Risico in seinem Geschäft anlegt. Der arme Kuli übersendet so 1—10 Doll., während der reiche Hun-

Digitized by Google

derte. Der Betrag iſt in verſchiedenen Jahren verſchieden, nach dem Journ. of th. Ind. Arch. (I. p. 36), 30—40, 70,000 ſpaniſche Doll. das Jahr, nachdem es ertragreich war. Arme Kulis, die nicht ſchreiben können, laſſen ſich von öffentlichen Schreibern ihren Brief für 3—6 Cent ſchreiben; 40—50 dieſer ſchlagen zu dem Ende ihre leichten Buden in den Straßen auf. Alle Chineſen ſind dem Spiel und Opiumrauchen leidenſchaftlich ergeben, der Fukianmann iſt nur kälter und ſchlauer.

Nächſt Hinderindien iſt der oſtindiſche Archipel ſeit lange das Hauptziel der chineſiſchen Auswanderung. Auf einen frühen Verkehr mit dieſem weiſen nach Crawfurd die chineſiſchen Münzen aus den Jahren 967, 1067 und 1085 im Muſeum der aſiatiſchen Geſellſchaft zu London, welche 1827 aus den Ruinen einer alten malayiſchen Niederlaſſung zu Singapore, welche 1160 n. Chr. gegründet, 1252 aber ſchon von den Javaneſen zerſtört worden ſeyn ſoll, und ebenſo chineſiſches Porcellan, das unter den wilden Urbewohnern von Borneo, ſowie Porcellanvaſen, die 1844 im alten Angapura auf Java, 9000 Fuß hoch, gefunden wurden, hin. Ein chineſiſches Werk im brittiſchen Muſeum, das er von einem brittiſchen Creolen in Java erhielt, läßt die Chineſen dort ſchon 421, dann 964 n. Chr. erſcheinen, und der buddhiſtiſche Reiſende Fahian, der Verfaſſer des Fo-kue-ki, d. i. der Geſchichte der buddhiſtiſchen Reiche, der 414 nach China zurückkehrte, hielt ſich auf ſeiner Rückreiſe fünf Monate in Java auf; die Araber trafen Chineſen ſchon im 9ten Jahrhundert daſelbſt. Kublai Chans erfolgloſer Feldzug gegen Java 1292 iſt bekannt, auch unter den Ming, den Nachfolgern der Mongolen fanden Verbindungen mit China ſtatt. Nach Friedemann waren die Chineſen ſchon im 10ten Jahrhundert in Südoſt-Sumatra, Th. Herbert traf ſie 1626 in Bantam, Dampier 1688 in Atſchin (Sumatra). Doch meint Crawfurd daß ſie in dieſer alten Zeit nur als Handelsleute dort hinkamen, nicht als Coloniſten, die einheimiſchen Regierungen boten ihnen nicht Sicherheit genug, um ſich da niederzulaſſen. Ihre Niederlaſſungen datirten daher aus der Zeit der europäiſchen Herrſchaft. Nach dem chineſiſchen Werke, das Raffles von einem Chineſen auf Java erhielt, und wovon Crawfurd Hist. of the Ind. Arch. T. 2 eine Ueberſetzung gegeben hat, führte die erſte Bekanntſchaft der Chineſen mit Java allerdings zu keiner bleibenden Niederlaſſung, doch ließen ſich 960—66 chineſiſche Schiffbrüchige in Japara, Samarang und Tegal nieder, und ein Chineſe der ſich bei dem Häuptling des letztern Ortes einzuſchmeicheln wußte, erlangte von ihm große Privilegien. Ihre Nachkommen ſtifteten aber Unruhen an, unterlagen in Gefechten und zerſtreuten ſich über die ganze Inſel. Schon im 11ten Jahrhundert zahlreich, wurde ihr Einfluß indeß erſt im 15ten Jahrhundert belangreich. 1838 gab es in Java bei 7,956,323 Eingeborne, ohne die javaniſchen und malayiſchen Frauen, aber mit den gemiſchten Nachkommen, 100,987 Chineſen und nur 13,960 Europäer nach Temminck. 1845 nach Bleeker 9,373,989 Eingeborne, 105,983 Chineſen — davon 31,764 in und um Batavia — 16,270 Europäer, überhaupt 9,542,045 Einwohner; 1852 überhaupt 9,943,075 Eingeborne, darunter 125,407 Chineſen und 17,285 Europäer. Roorda von Eyſinga rechnete 200,000 Chineſen, auf Java Crawfurd 1850 mit den umliegenden Inſeln nur 130,000. Obwohl dieſe Anzahl gegen die der Eingebornen nur gering iſt, ſind ſie den Europäern, wie man ſieht, an Zahl doch weit überlegen. Sie ertragen auch das Klima weit beſſer als dieſe und arbeiten weit anhaltender, daher dieſe im Kleinhandel, in der Induſtrie und im Ackerbau mit ihnen nicht concurriren können. Früher wanderten jährlich 2000 ein, die Regierung hat aber die Zahl der Aufzunehmenden beſchränkt. Nicht ſo unterwürfig und geduldig als der Hindu oder Malaye, haben ſie oft ſchon den Holländern wie den Spaniern Beſorgniſſe erweckt. 1723 verbot die Localregierung in Java daher die Einwanderung der Chineſen ganz. Dieſes Verbot wurde freilich nie beobachtet, indeß durften die Chineſen ohne Paß die Gränzen des Stadtgebiets von Batavia nicht überſchreiten, und die bei den europäiſchen Behörden ſich nicht genugſam ausweiſen konnten, wurden eingekerkert und nach China zurückgeſchickt. Dieſe Härte empörte die Chineſen. Den 26 Sept. 1740 wurde das chineſiſche Quartier in Batavia vom europäiſchen Pöbel, Soldaten, Matroſen und Eingebornen angegriffen und in zwei Tagen ſollen an 10,000 Chineſen erſchlagen worden ſeyn; ihre Häuſer wurden geplündert und verbrannt. Die bewaffneten Chineſen, die entkamen, flüchteten ins Innere und ſetzten den Kampf viele Jahre hindurch fort. Die Localregierung ſchickte einen Brief voll Entſchuldigung an den Kaiſer von China, der ſie keiner Antwort würdigte. Die Chineſen hatten früher bekanntlich Formoſa den Holländern abgenommen, welche, auch in Java ſehr ſchwach, ihre Ausbreitung ſehr fürchteten. Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Chineſen auf Java haben wir intereſſante Nachrichten von dem Prinzen Aquaſie Boachi, Sohn des Königs von Aſhanti, der, in Europa gebildet, jetzt in Buitenzorg auf Java als königl. niederländiſcher Bergingenieur fungirt, in der Zeitſchr. der deutſchen morgenl. Geſellſchaft 1855, Bd. 9. Heft 4 erhalten, aus welchen wir einiges mittheilen wollen. Man trifft ſie vorzugsweiſe längs der Nord- und Oſtküſte, weniger im Innern und höchſt ſelten in Süd-Java; die meiſten ſind in den drei Hauptſtädten Batavia, Samarang und Surabaya. Der wirklichen Chineſen ſind nur ſehr wenige, die Chineſen auf Java ſind meiſtens nur Abkömmlinge von Chineſen, die mit Javanern ſich miſchten. Ueberall haben ſie ſich niedliche Wohnungen gebaut, die, regelmäßig nebeneinander geſtellt, den ſogenannten chineſiſchen Camp bilden. Außerhalb dieſes Camps darf kein Chineſe ohne Erlaubniß der Behörde wohnen, und dieſe wird nur ſehr ſchwer ertheilt. In größern Städten, wie den drei genannten, haben ſie einen großen und einen kleinen Prieſter; wo ihrer wenige ſind, nur den kleinen, an manchen Orten, wie Buitenzorg, wo ihrer doch 3000 ſind, gar keinen, und es muß bei Feierlichkeiten einer von Batavia herkommen. Die Prieſter wohnen in dem Tempel, wo ſie den Gottesdienſt verrichten und gelegentlich den Eid abnehmen. Beide werden von den Chineſen ſelbſt gewählt; zum erſten nimmt man gewöhnlich nur ſolche, die erſt kürzlich aus China angekommen ſind. Er muß eigentlich ein Schwarzkünſtler ſeyn. Der große Prieſter wie der kleine, raſirt ſein Haar, darf keinen Zopf (Todjang) tragen, wie dieſer, doch nicht heirathen, was dieſem geſtattet iſt. Beide dürfen nichts genießen was von einem lebenden Weſen herkommt; der große Prieſter wird nach ſeinem Tod verbrannt, der kleine beerdigt. Was der Aſhanti-Prinz über ihren Glauben ſagt, iſt ungenügend; der große Prieſter ſcheint ein buddhiſtiſcher Bonze, der kleine ein Taoſſe zu ſeyn. Der Glaube an die Seelenwanderung weiſet offenbar auf den Buddhaismus hin. Uebrigens haben die drei Religionen China's im Mutterlande ſchon ſich vermiſcht und ſind wie eine. Die neu angekommenen Chineſen beſitzen auch hier meiſt nichts und werden anfangs von ihren Landsleuten unterſtützt, bei welchen ſie arbeiten bis ſie die baaren Auslagen abverdient haben, und Land und Leute genug kennen, um ſich ſelbſt etabliren zu können. Unter dem doppelten Druck der habſüchtigen, kaufmänniſchen Regierung und ihrer Armuth kann begreiflich kein Adel des Charakters bei ihnen ſich ausbilden. Ueberaus thätig, ſuchen ſie auf alle Weiſe zu erwerben, ſind Pflanzer, Künſtler, Handwerker, Fabrikanten und Landwirthe, und

Digitized by Google

den ganzen Kleinhandel haben ſie in ihren Händen. Solange ſie arm ſind, ſind ſie arbeitſam, demüthig, kriechend; wenn ſie reich werden, läſſig, ſtolz, immer ſchlau, geld- und habſüchtig, laſſen den Javaner ſchwere Arbeiten für ſich thun, und bedrücken ihn. Einige ihrer Hauptleute und Kaufleute gelangen ſo zu großen Reichthümern an Geld, Landereien, Fabriken. Der Major-Chineſe von Surabaya ſoll bei ſeinem Tod 1851 an 5,000,000 Gulden (2,777,777⅞ Thlr.) hinterlaſſen haben; dergleichen Reichthum einzelner rührt wohl von ihren großen Zuckerraffinerien, der Abgabenpacht u. ſ. w. her. Viele Zuckermühlen in Java ſind in ihrem Beſitz und den meiſten Zucker, den die Inländer conſumiren, bereiten ſie. Die Theecultur welche die Holländer verſucht haben, wird durch ſie allein betrieben. Sie treiben für die Regierung die Zölle und Abgaben ein, und pachten von ihr die Steuer auf die kleinen Wirthshäuſer. Ihr großes Ehrgefühl und die Furcht vor entehrenden Strafen läßt ſie Verbrechen, auf welche dieſe ſtehen, wie Diebſtahl, Gewaltthat, Mord, höchſt ſelten oder nie begehen, und ehe ſie der Strafe verfallen, nehmen ſie ſich lieber das Leben.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Der Great Eaſtern, das größte Dampfſchiff der Welt, worüber bereits im Ausl. 1856. S. 515 berichtet wurde, naht jetzt ſeiner Vollendung, der eiſerne Rumpf wenigſtens iſt jetzt fertig. Die neueſten Vorgänge im Morgenland geben dem Rieſenbau einen beſondern Werth, wenn wir uns erinnern daß das Schiff in einem Monat aus England nach Indien 500 Paſſagiere erſter, 1800 zweiter, 1200 dritter Claſſe, und außerdem 10 000 Mann Soldaten ſammt ihrer Ausrüſtung zu befördern vermag. Ueber dieſes Schiff von 22,000 Tonnen, welches 10,000 Tonnen Kohlen an Bord nehmen kann, gibt Dinglers polytechn. Journal noch folgende Notizen: Die Dampfmaſchinen für die Ruderräder ſind direct wirkende mit oscillirenden Cylindern, und können verbunden oder getrennt betrieben werden, um beide Ruderräder zugleich oder nur je eines in Bewegung zu ſetzen. Dieſe Maſchinen ſind ohne Vergleich größer als alle bisher zu Marinezwecken gebauten; ihre reelle Pferdeſtärke wird auch viel größer ſeyn als die nominelle. Die zehn Keſſel der Maſchinen werden mit fünf Kaminen verſehen; jeder Keſſel kann von dem benachbarten abgeſperrt und nach Belieben benutzt werden. Dieſe Keſſel werden longitudinal auf der Mittellinie des Schiffes angebracht, und jeder erhält zehn Oefen, deren es alſo im Ganzen hundert ſeyn werden. Als Brennmaterial will man Anthracit anwenden. Die Tauchung des Schiffes wird, wenn es beladen iſt, 30 (engl.) Fuß betragen; unbeladen 20 Fuß. Eine Eigenthümlichkeit deſſelben iſt daß ſein Deck eben (flach) wird, ausgenommen an den Stellen für den Cajüten-Eingang und ähnliche Zwecke; bei ſeiner großen Länge können daher die Paſſagiere eine Promenade von mehr als einer (engl.) Viertelmeile um das Deck herum machen. Hr. Brunel ſchätzt die Geſchwindigkeit dieſes Schiffes auf fünfzehn Knoten per Stunde, ohne Verminderung bei jedem Wetter; mit dieſer Geſchwindigkeit kann es die Reiſe zwiſchen England und Indien um das Cap in 30—35 Tagen machen; die Reiſe zwiſchen England und Auſtralien in 33—36 Tagen. Zum Bau des Schiffes ſind beiläufig 7000 Tonnen Schmiedeeiſen erforderlich. Das Capital der öſtlichen Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft beträgt 1,200,000 Pfd. St.; ſie iſt ermächtigt, es auf den Betrag von 2,000,000 Pfd. St. zu erhöhen.

*

Die Eiſenbahn-Kettenbrücke über den Niagara hat eine Spannweite von 822 Fuß im Lichten und beſteht im weſentlichen aus einem nach Howe's Syſtem aus Holz conſtruirten Rahmwerke (frame-work) von 23 Fuß Höhe, welches mittelſt Hängeſeilen von Drath ſo an die aus Drathkabeln gebildeten Tragſeile angehängt iſt, daß die untere Kante des Rahmwerks in der Höhe des tiefſten Punktes der Trag- (oder Spann-) ſeile liegt. Die Brückenbahn iſt nur angehängt und liegt auch an den Enden in den Widerlagern nicht auf. Die unteren und oberen Verbindungshölzer der beiden Rahmwände tragen zwei Brückenbahnen, von welchen die untere für die Chauſſee, die obere für ein einfaches Eiſenbahngeleis benutzt wird. Das Rahmwerk iſt von gutem Holz ohne weitere Präparatur hergeſtellt und bisher ohne Schutz durch Verſchalung oder Bedachung. Von den die Brücke tragenden Kabeln ſind an jeder Seite 2 Stück über einander angewandt, alſo im Ganzen 4 Stück; jedes derſelben hat einen Durchmeſſer von 10 Zoll und beſteht aus 9 Litzen, welche einzeln mit Drath umwunden und mit einem Theerüberzuge verſehen ſind; ebenſo ſind die ganzen Kabeln behandelt. Der Drath iſt von Eiſen, Nr. 9 des Drathmaßes (etwa 1 Linie dick). Unterſtützt werden die Kabeln an jedem Ufer durch 2 Stück 39 Fuß hohe Thürme, von welchen rückwärts herabgehend ſie im Felſen verankert ſind. Der Pfeil der Kettenlinie entſpricht etwa der Höhe der Thürme. Die Brückenbahn liegt ungefähr 260 Fuß über dem Waſſerſpiegel. Die Brücke wird von den ſchwerſten Eiſenbahnzügen, aber nur mit drei engl. Meilen Geſchwindigkeit (ungefähr der des menſchlichen Schrittes) befahren und iſt dabei eine Durchbiegung der Brücke mit dem bloßen Auge kaum zu bemerken; dieſelbe ſoll nach vorgenommenen Meſſungen in maximo 10 Zoll betragen. Durch den von der Geſellſchaft der canadiſchen großen weſtlichen Eiſenbahn ausgeführten Bau der Niagarabrücke wurde einem lange ſchwer gefühlten Bedürfniſſe entſprochen, indem mittelſt derſelben die Verbindung der durch die großen Seen getrennten weitläufigen Eiſenbahnſyſteme Canada's und der Vereinigten Staaten hergeſtellt worden iſt. Die Brücke liegt etwa 2 engl. Meilen unterhalb der Niagarafälle, an einem Punkt wo der Fluß in einem engen tief eingeriſſenen Felsbette ſo reißend fließt, daß derſelbe mit keinerlei Schiffen zu befahren iſt, während von ½ engl. Meile oberhalb der Brücke an kleine Dampfſchiffe ungefährdet bis nahe unter die Fälle hinauffahren. Man ſchätzt die Waſſertiefe unter der Brücke auf 150 Fuß; durch Peilung iſt dieſelbe nicht zu ermitteln geweſen, da bei einem angeſtellten Verſuche die an einem Drath herabgelaſſene Kanonenkugel durch die Heftigkeit des Stromes der Art abgetrieben wurde daß ſie den Grund nicht erreichte. (Zeitſchrift des hannover'ſchen Architekten-Vereins.)

*

Reſte von Säugethieren im Juraſyſtem. Unter den neueren Bereicherungen welche die Geologie durch urſprüngliche Forſchung erhielt, ſind wenige, vielleicht keine, intereſſanter und belehrender als die kürzlich von Hrn. Beeles gemachte Entdeckung der Ueberreſte von nicht weniger als **vierzehn, zu acht Geſchlechtern gehörenden, Kippen von Säugethieren** in einer nur fünf Zoll dicken, als das „Kothbett" (dirt-bed) bekannten Schicht am Fuße des Middle Purbeck, welcher einen Theil der obern oolithiſchen Schichten in der Grafſchaft Dorſet bildet.

Digitized by Google

Einen ausgeführten Bericht über dieſe Entdeckung (nebſt andern minder bedeutenden neuen Erſcheinungen) gibt Sir C. Lyell in einer Beilage zu ſeinem „Manual of Elementary Geology;“ er legt darin klar dar daß ſie die von ihm ſtets mit ſo ausgezeichneter Geſchicklichkeit vertheidigte Lehre rechtfertige, wonach die Nichtentdeckung von Säugethier-Ueberreſten in dem größeren Theil der ſecundären Formationen noch keinen genügenden Beweis von dem Nichtvorhandenſeyn der Thierclaſſe in dieſer Periode liefere. Es iſt auffallend daß kaum irgendwelche andere Theile des Skeletts als die untern Kinnladen dieſer Thiere bis jetzt aufgefunden worden ſind — eine Thatſache die, wie man ſich erinnern wird, auch für die Stonesfielder Ueberreſte wahr bleibt, die ſo lange Zeit hindurch die einzigen bekannten Vertreter der Säugethiere in der ſecundären Fauna waren. So weit man einen beſtimmten Schluß aus dieſen Ueberreſten ziehen kann, ſcheint es daß einige der Thiere welchen ſie angehörten, Inſectenfreſſer oder Raubthiere waren, während ein anderes ſich augenſcheinlich nur von Gras nährte; einige ſcheinen, wie ſich mit ziemlicher Gewißheit annehmen läßt, Beutelthiere geweſen zu ſeyn, während ſich von andern nicht mit Sicherheit angeben läßt welchen Arten ſie angehört haben. Es iſt eine höchſt merkwürdige und belehrende Thatſache daß, obgleich dieſe beſondere Schichtengruppe ſorgfältig vermeſſen und, wie man glaubte, von erfahrenen Geologen vollſtändig unterſucht worden iſt, doch die Oeffnung dieſes dünnen Kothbetts, unter der ausdauernden Leitung Hrn. Beccles', der, um dazu zu gelangen, viele Tauſend Tonnen Steine wegbringen ließ, in wenigen Wochen die Erinnerungsmale ſo vieler Arten foſſiler Säugethiere enthüllte, daß ſie bereits zahlreicher ſind als diejenigen mancher Unterabtheilung der tertiären Reihenfolge, und die aller andern ſecundären Geſteine zuſammengenommen übertreffen. (Weſtminſter-Review.)

*

Ein unterſeeiſcher Vulcan in der Nähe der Aleuten. Der Capitän des Barkſchiffs „Alice Frazer“ hat einen intereſſanten Bericht erſtattet über einen unterſeeiſchen Vulcan in 54° 36′ nördl. Breite und 135° weſtl. Länge. Er ſagt darin unter anderm: Ein Theil unſerer Wallfiſchſchiffe, vier an der Zahl, ſegelte am 26 Julius vor. J. durch die Meerenge Unimack. Während ihrer Durchfahrt ereignete ſich ein Ausbruch eines unterſeeiſchen Vulcans, der eine mehrere hundert Fuß hohe Waſſerſäule emportrieb; unmittelbar darauf wurden ungeheure Maſſen Lava in die Luft geſchleudert, und das Meer war meilenweit und noch mehrere Tage nachher mit ſchwimmenden Bimsſteinſtücken bedeckt. Die Schiffe Scotland und Enterpriſe waren dem Vulcan näher als die Schiffe Frazer und William Thomſon; auf das Verdeck der beiden erſtern fielen ziemlich viele Bimsſteine, Lava und Aſche. Es befanden ſich zur Zeit des Ereigniſſes ſieben Schiffe in der Meerenge; ich konnte aber die Namen dreier nicht erfahren. Der Ausbruch war von heftigen Erdſtößen begleitet. Capitän Newell, von der Alice Frazer, iſt der Anſicht, die vielen Untiefen auf die er ſtieß ſeyen die Folge dieſer unterſeeiſchen Thätigkeit. (American Journal of science and Arts.)

*

Einwanderungen in Italien. Seit mehreren Jahrhunderten haben griechiſche und albaneſiſche Colonien ihre Wohnſitze im Königreich Neapel bis auf dieſen Tag gehabt, und zwar erſtere größtentheils in Calabrien und letztere in der Capitanata. Indeß haben beide die Sprache und die Sitten ihres Heimathlandes ſchon längſt aufgegeben, und ſie unterſcheiden ſich daher nur noch durch ihre eigenthümliche, ächt orientaliſche, übrigens außerordentlich kleidſame Tracht. Auch auf Capri, ſowie in Sicilien und Corſica gibt es von alter Zeit her griechiſche Einwanderer, wie denn bekanntlich gegen Ende des 17ten Jahrhunderts mainotiſche Familien aus dem Peloponnes erſt nach Toscana, dann nach Corſica einwanderten. Ebenſo war die Stadt Lucera in der Provinz Capitanata einſt ausſchließlich von mehr als 30,000 Saracenen bewohnt, welche für treue Anhänger der ſchwäbiſchen Beherrſcher des Königreichs galten und von ihnen beſonders begünſtigt wurden. Indeß kehrten dieſe Saracenen unter der Herrſchaft ſpäterer Dynaſtien faſt durchgängig wieder nach Afrika zurück, oder ſie verſchwanden ſpurlos unter dem Druck der Verfolgungen, ſowie unter dem Einfluß des Bekehrungseifers, der ſich an ihnen verſuchte. Weniger bekannt iſt es daß vielleicht ſeit länger als 500 Jahren eine ſlawiſche Colonie in der neapolitaniſchen Provinz Moliſe, 15 Miglien vom adriatiſchen Meere entfernt, noch heutzutage beſteht. Sie macht etwa 3000 Seelen aus und bewohnt den Ort Wodajwa (ſlawiſch, von Woda, d. i. Waſſer), der im Italieniſchen Acquaviva genannt wird. Ihre Sprache hat große Aehnlichkeit mit der croatiſchen Mundart, doch ſpricht der gebildetere Theil unter ihnen auch italieniſch, und zwar, was als auffallend erſcheinen muß, beſſer und wohlklingender als in der Umgegend. Der Elementarunterricht in der Ortsſchule iſt ſlawiſch, und ebenſo wird auch von den Geiſtlichen, die in der Regel den theologiſchen Unterricht im Prieſterſeminar zu Termoli erhalten, ſlawiſch gepredigt. Ebenſo muß es auffallen daß dieſe ſlawiſche Colonie nicht nur der Civiliſation ihres urſprünglichen Heimathlandes weit voran iſt, ſondern auch auf einer höheren Bildungsſtufe ſteht als die Bewohner der umliegenden Ortſchaften. — Die ſogenannten Comuni in Oberitalien, und zwar die tredici (13) Comuni mit mehr als 50,000 Einwohnern, in der Provinz Verona, ſowie die Sette (7) Comuni mit mehr als 40,000 Einw. und dem Hauptort Aſiago, in der Provinz Vicenza, welche, urſprünglich Deutſche, auch deutſche Sprache, Sitte und Verfaſſung bewahrt haben, und in engem Gemeinverbande leben, ſind bekannt. Man hält ſie zum Theil für die Nachkommen der alten Cimbern und Teutonen, und vorzüglich die ſieben Gemeinden nennen ſich ſelbſt Cimbern. Das deutſch, das in den sette Comuni geſprochen wird, iſt ein Dialekt der älteren deutſchen Sprache (altdäniſch und frieſiſch), und die dortige Landescultur gleicht der im nördlichen Deutſchland und in Friesland, ſowie auch die dortigen Häuſer ohne Schornſteine und mit Stroh gedeckt ſind. Nach einer älteren Mittheilung in Kotzebue's Reiſe nach Rom und Neapel, III. 429, hat der Erzherzog Johann hiſtoriſche Unterſuchungen über die sette C. angeſtellt, und glaubt gefunden zu haben daß die Einwohner dieſer Dörfer zu den Zeiten des Kaiſers Friedrich Barbaroſſa in jene Gegenden verſetzt worden ſeyen; auch ſoll er ein Vocabularium ihrer Sprache geſammelt haben, woraus ſich ergibt daß ſie ein uraltes deutſch iſt. Dagegen bemerkt v. Strombeck „Darſtellungen aus meinem Leben,“ Thl. III. S. 247. (Braunſchweig 1836), daß eine Stammableitung von den alten Cimbern ganz unbegründet ſey, und vielmehr müſſe als unbezweifelt angeſehen werden daß jene ſieben und dreizehn Gemeinden zu einem Stamm mit den Tirolern gehörten und ſie in ſprachlicher Hinſicht nichts weiter als Tiroler ſeyen. [1]

[1] Die werthvollſten Unterſuchungen über die ſieben Gemeinden hat gewiß der große Sprachkenner Schmeller hinterlaſſen. D. R.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 36.

4 September 1857.

Die Surrogate der Presse im römischen Alterthum.

Keine Erfindung hat in so hohem Grade beigetragen der neueren Zeit ihren eigenthümlichen Charakter aufzuprägen als der Bücherdruck, und nirgend ist ihr Abstand vom Mittelalter größer als auf dem litterarischen Gebiet. Wenn aber das Mittelalter eine Periode von verhältnißmäßig geringer literarischer Productivität und eben so geringem literarischem Bedürfniß bildet, so ist dieß in den hoch cultivirten Zeiten des Alterthums, besonders des römischen, ganz anders gewesen. In der Zeit von Cicero bis Marc Aurel wurde schwerlich weniger gelesen und geschrieben als heutzutage. Daß dieß ohne den Bücherdruck möglich war, wurde durch Zustände und Institutionen der römischen Welt bedingt, die dem Mittelalter eben so fremd sind als der neuern Zeit.

Wenn man sich die Vervielfältigung der Bücher durch Schrift, die einzige die das Alterthum kannte, nach der Analogie der Gegenwart oder gar des Mittelalters vorstellt (was gewöhnlich geschieht), so kommt man zu einem ganz falschen Resultat. Heutzutage wird die Vervielfältigung durch Schrift nur in seltenen Ausnahmen erfordert und ausgeübt; im Mittelalter war sie eine von wenigen verstandene Kunst, und ihre mühsamen Productionen für ein sehr kleines Publicum bestimmt. Im Alterthum war es eine im großartigsten Maßstabe betriebene Industrie, die auf einen ungeheuern Absatz rechnen konnte: und die Art des Betriebes so wie die Größe der Nachfrage bewirkten das unglaubliche, nämlich daß die Bücher nicht wesentlich theurer, vielleicht zuweilen billiger waren als jetzt und die Auflagen nicht kleiner.

Beide Thatsachen, so erstaunlich sie sind, beruhen auf ausdrücklichen Zeugnissen. Martial hatte eine Sammlung von Xenien herausgegeben, die noch existirt und in der neuesten (Teubnerschen) Ausgabe vierzehn Octavseiten füllt. Er sagt daß der Buchhändler Tryphon sie zu vier Sesterzen (d. h. 7⅔ Silbergroschen) verkaufte: doch meint er es sey zuviel, Tryphon könne das Buch um die Hälfte geben, und doch noch einen Gewinn machen. Wenn hiernach der Druckbogen eines neuen Dichterwerkes noch immer auf etwas mehr als vier Silbergroschen heutigen Geldes zu stehen kommen würde, so muß man von diesem Preise noch zwei Abzüge machen. Erstens füllten die Xenien in einem damaligen schriftlichen Exemplar ohne Zweifel einen beträchtlich größern Raum als in dem compressen Druck der Teubnerschen Ausgabe, zweitens aber verkauften die alten Buchhändler die Bücherrollen nie ohne Enveloppen, die unserm Einbande entsprechen. Diese wurden oft sehr elegant ausgestattet und bunt gefärbt, vertheuerten daher die Bücher sehr. Man darf also wohl annehmen daß die bloße Materie kaum höher als auf zwei Silbergroschen für den Druckbogen zu stehen kam.

Von der Größe der Auflagen können wir uns nach einer gleichzeitigen Notiz einen Begriff machen. Der jüngere Plinius erzählt in einem seiner Briefe daß Regulus (ein unter Domitian sehr einflußreicher Senator) bei dem Tode seines Sohnes eine Gelegenheitsschrift verfaßt habe. Diese las er zuerst selbst in Rom vor einer ungeheuern Versammlung vor, und versandte dann tausend Exemplare durch ganz Italien und die Provinzen. Es gelang ihm zu bewirken daß in jeder Stadt ein Mitglied des Municipalraths mit besonders wohltönender Stimme erwählt wurde, um diese Trauerschrift öffentlich vorzutragen. Wenn ein Privatmann auf eigene Kosten von einer Schrift so rein persönlichen Inhalts eine Auflage von solcher Stärke veranstaltete, so dürfen wir annehmen daß die Auflagen die große Buchhändler von den Werken beliebter und berühmter Schriftsteller machten, nicht selten das drei- und vierfache betragen haben werden. Die Dichter die sich so oft rühmen daß ihre Gedichte in der ganzen römischen Welt gelesen würden, übertreiben also nicht.

Diese gewaltige Vervielfältigung durch Schrift war nur durch das Institut möglich, auf dem überhaupt die Industrie des Alterthums beruhte, die Sklaverei. Sie bewirkte daß der Mangel von Maschinen hundertfältig durch persönlichen Dienst compensirt werden konnte: so hatte man, um nur dieß eine anzuführen, z. B. Uhrensklaven, deren ganzer Dienst darin bestand jeden Augenblick die Zeit zu wissen und angeben zu können. So wurde auch was heutzutage eine Presse leistet, durch Hunderte oder Tausende von Händen vollbracht. Zu jedem großen Haushalt gehörte eine Anzahl Schreiber und Vorleser, die häufig sogar eine gewisse literarische oder wissenschaftliche Bildung besaßen; selbst die Damen hatten ihre Schreiberinnen. Diese Sklaven wurden unter andern auch zur Anlegung und Vermehrung der Privatbibliotheken benutzt. Aber schon zu Cicero's Zeit finden wir einen Capitalisten, der die Vervielfältigung von Büchern als Geschäft betrieb, den Bankier

Digitized by Google

Pomponius Atticus. Er hatte unter ſeinen Sklaven zahlreiche Arbeiter in jedem Zweige der Bücherfabrik: Handwerker die den Papyrus glätteten und leimten, andere welche die Einbände kunſtmäßig und elegant beſorgten, geſchickte Copiſten und Stenographen, endlich ſachverſtändige und gelehrte Correctoren. Kurz hier war ein Geſchäft das man in mancher Beziehung den großen Buchdruckereien des ſechzehnten Jahrhunderts vergleichen kann. Die Gründung der Monarchie vermehrte die literariſche Productivität und das literariſche Bedürfniß ungeheuer: denn da das Feld der Politik, das bisher zahlloſe Kräfte in Anſpruch genommen hatte, nun verſchloſſen war, wandten ſich Thätigkeit und Intereſſe der Literatur zu, und Vielleſerei wie Vielſchreiberei nahm überhand. Nun bildete ſich das Geſchäft des Buchhandels aus, der wie die meiſten Geſchäfte hauptſächlich von Freigelaſſenen betrieben wurde: wir kennen die Namen zahlreicher Verleger, und wiſſen wo im alten Rom ihre Läden ſtanden; wer erinnerte ſich nicht wenigſtens der Gebrüder Soſius, bei denen Horaz ſeine Gedichte erſcheinen ließ? Wie alle Läden befanden ſich auch die Buchläden unter den Colonnaden welche die Straßen einfaßten, oder waren an den Häuſerfronten angebaut (da das untere Stockwerk in der Regel keine Fenſter nach der Straße hatte, verlor es durch ſolche Anbauten nicht); an den Pfeilern und Säulen dieſer Läden waren die Anzeigen der Novitäten (vermuthlich mit Farbe) angeſchrieben. Dieſe Läden gehörten ganz beſonders zu den Localen, in denen man ſich (wie auch heutzutage in Italien) zur Converſation zuſammenfand.

Soviel wir wiſſen, war der Bücherfabricant (d. h. derjenige der die Vervielfältigung eines Manuſcripts, ſowie die äußere Ausſtattung beſorgte) immer zugleich auch der Verkäufer: dasſelbe Wort (librarius) bezeichnet beide. Es verſteht ſich von ſelbſt daß er über eine große Anzahl von Schreibern disponiren mußte Die Kunſtfertigkeit dieſer Leute, und namentlich ihre Virtuoſität im Schnellſchreiben, können wir uns ſchwerlich groß genug vorſtellen. Die Stenographie war eine im Alterthum ſehr verbreitete Kunſt, bei den Senatsverhandlungen wurden z. B. die Protokolle ſtenographiſch geführt. Dieß blieb auf die Schrift im allgemeinen nicht ohne merklichen Einfluß, es wurden zahlreiche Abkürzungen eingeführt, die ohne Zweifel allgemein verſtändlich waren: bekanntlich hat ſich der Gebrauch derſelben bis ins Mittelalter herein erhalten, ſie ſind in den Handſchriften der alten Claſſiker zum Theil in ſehr ausgedehnter Weiſe angewendet. So konnten alſo die gewöhnlichen Ausgaben ſehr ſchnell geſchrieben werden, da das leſende Publicum natürlich mit der Bedeutung der Abkürzungen ſehr wohl bekannt war, und gewiß nur in beſonders glänzend ausgeſtatteten Büchern die Worte ganz ausgeſchrieben wurden. Man bedenke ferner daß immer eine große Menge von Schreibern mit demſelben Buch beſchäftigt war (denn dieſe Sklavenarbeit war natürlich billig), und ohne Zweifel ſo daß ihnen dictirt wurde (wenn dieß auch nirgend ausdrücklich geſagt iſt, ſo verſteht es ſich doch geradezu von ſelbſt), ſo wird man es nicht mehr unbegreiflich finden daß die Schrift die Preſſe bis auf einen gewiſſen Grad erſetzen konnte.

Aber die Schrift war nur das eine Surrogat der Preſſe: das andere war der mündliche Vortrag vor einem großen Auditorium. Auch dieſe Art der Mittheilung wurde zur Sitte erſt im Anfang der Kaiſerzeit, erhielt aber nun ſchnell eine ſehr umfaſſende Organiſation. Aſinius Pollio, unter den geiſtigen Zierden des Auguſteiſchen Hofs die hervorragendſte, zugleich der Stifter der erſten öffentlichen Bibliothek in Rom, war auch der erſte welcher förmliche Einladungen zu einer Vorleſung ergehen ließ: und fortan war dieß der Weg den die meiſten neu auftretenden Schriftſteller einſchlugen, um ſich bekannt zu machen. Die Wichtigkeit dieſes Mittels zur Verbreitung literariſcher Erzeugniſſe iſt man leicht geneigt zu unterſchätzen, wenn man auch hier nach modernen Analogien urtheilt: nur durch eine Zuſammenſtellung der darauf bezüglichen Aeußerungen, von denen die Schriften des erſten Jahrhunderts voll ſind, gewinnt man einen Begriff von der Bedeutung der Vorleſungen für den damaligen literariſchen Verkehr. Wenn aus dieſen Aeußerungen hervorgeht daß das Inſtitut der öffentlichen Vorträge zu einer wahren Landplage geworden war, ſo zeigt dieß ſchon allein daß es ſich ins Gränzenloſe ausgedehnt hatte; denn es gehörte viel dazu dem Bedürfniß des damaligen literariſchen Publicums auch nur zu genügen, geſchweige denn die lehr- und hörbegierigen Kreiſe ſo zu überſättigen wie es in der That geſchah.

Der Autor, der auf dieſe Weiſe ſeine Werke bekannt machen wollte, verſchaffte ſich, wenn er nicht in ſeinem eigenen Hauſe einen geräumigen Saal beſaß, ein paſſendes Auditorium mit Bänken und Seſſeln entweder für Geld oder durch die Gunſt eines reichen Gönners. Er ſandte Ankündigungen, Einladungen, Billete umher, und warb perſönlich um die Gegenwart von Zuhörern, die in der wirklichen oder literariſchen Welt den Ton angaben. Kam endlich der große Tag, ſo erſchien er in eleganteſter Kleidung und Friſur, und trug, auf einer Erhöhung ſitzend, ſein Werk vor; an Affectation in Sprache und Gebärden ließ man es nicht fehlen. Die Zuhörer ſpendeten reichlichen Beifall, oder ſtellten ſich doch wenigſtens aufmerkſam und befriedigt. Viele von ihnen ſchrieben ſelbſt, und rechneten bei ihren eigenen Vorleſungen auf Gegendienſte, andere klatſchten aus Höflichkeit oder Freundſchaft für den Autor. Uebrigens wurde kein Mittel verſchmäht um eine möglichſt zahlreiche und wohl geſinnte Zuhörerſchaft zuſammenzubringen. Gar manches Brave, das bei ſolchen Gelegenheiten erſcholl, war durch eine Einladung zum Mittageſſen, das Verſprechen eines abgelegten Kleidungsſtücks, ja wohl gar einige baare Denare erkauft.

„Der Vorleſer hat ein gewaltiges Heft mitgebracht, ſagt Seneca, ſehr klein geſchrieben, in viele Falten zuſammengelegt, und wenn er einen großen Theil vorgeleſen hat, ſagt er: ich will aufhören, wenn Ihr es wünſcht. Lies, lies, wird ihm von allen Seiten zugerufen, während ſeine Zuhörer doch wünſchen daß er auf der Stelle verſtummen möchte!“ Und doch glaubten die Autoren ſo gern was ſie zu glauben wünſchten. Der jüngere Plinius, bei dem die Schriftſtellereitelkeit in der That einen ungewöhnlich hohen Grad erreichte, erzählt mit großer Befriedigung, wie er ſeine Lobrede auf Trajan zwei Tage hintereinander vor einem trotz des abſcheulichen Wetters ſehr gefüllten Auditorium vorgeleſen, obwohl er nicht einmal durch Billete, ſondern nur mündlich eingeladen hatte, falls man Zeit und Luſt habe. Als er nun am zweiten Tage die unvollendete Vorleſung abbrechen wollte, habe man darauf gedrungen daß er noch am dritten leſen ſolle. Er fügt beſcheiden hinzu daß dieſe Ehre vielmehr der Literatur als ihm ſelber gegolten habe.

Wenn Horaz den „bittern Vorleſer“ mit einem Blutegel vergleicht, der den Hörer nicht losläßt als bis er ihn zu Tode gemartert hat; wenn Juvenal die Vorleſungen der Dichter im Auguſt

Digitized by Google

neben häufigen Bränden und Häuſereinſtürzen zu den gefährlichſten Uebeln Roms rechnet, um derentwillen man einen andern Wohnort aufſucht; wenn Martial den Dichter ſchildert bei deſſen Erſcheinen eine allgemeine Flucht entſteht, und der mit dem Manuſcript in der Hand ſein Opfer ſelbſt bis in das geheimſte Gemach verfolgt, ſo ſind dieß freilich alles poetiſche Uebertreibungen, die aber keinen Sinn gehabt hätten, wenn nicht wirklich ganz unmäßig viel geleſen worden wäre. Der Sommer (vom April an) war die eigentliche Saiſon dafür. Dieſes Jahr, beginnt ein Brief von Plinius, iſt ungemein reich an Dichtern geweſen. „Im ganzen Monat April erging faſt kein einziger Tag, an dem nicht jemand las. Ich freue mich daß die Wiſſenſchaften blühen, die Geiſter ſich hervorthun und zeigen. Doch kommt man zum Hören träge zuſammen. Die meiſten ſitzen auf Poſten und unterhalten ſich, und laſſen ſich von Zeit zu Zeit benachrichtigen, ob der Vorleſer bereits eingetreten iſt, ob er ſchon die Vorrede geſprochen, ob er ſchon ein großes Stück heruntergeleſen hat. Dann erſt kommen ſie, und auch dann nur langſam und zögernd, und doch bleiben ſie nicht bis zu Ende, ſondern gehen vorher fort, einige heimlich und verſtohlen, andere öffentlich und ohne Hehl. Auch wer noch ſo wenig zu thun hat, läßt ſich ſehr bitten, und wenn er wiederholentlich erinnert worden iſt, kommt er doch entweder gar nicht, oder klagt, falls er kommt, daß er den Tag verloren habe.“ Er ſelbſt, ſagt Plinius, habe beinahe bei keiner Vorleſung gefehlt. Aehnliche Schilderungen könnten noch manche angeführt werden. Die Qual der Vorleſungen iſt für die Schriftſteller des erſten und zweiten Jahrhunderts ein eben ſo geläufiges Thema als die Qual der muſikaliſchen Unterhaltungen und Concerte für heutige Journaliſten. Wie dieſe zu dem Schluß berechtigen, daß für Verbreitung muſikaliſcher Productionen gegenwärtig mehr als ausreichend geſorgt iſt, ſo dürfen wir aus jener folgern daß auch die Vorleſungen, wenn ſie gleich vielen langweilige Stunden bereiteten, und bis zum Unfug ausarteten, denn doch auch für das Bekanntwerden literariſcher Erzeugniſſe ein wichtiges Mittel waren.

Durch die wetteifernden Bemühungen der Autoren und der Buchhändler verbreitete ſich die griechiſch-römiſche Literatur bis in die entfernteſten Provinzen, die letztern ſandten ihre Abſchriften überall umher, die erſtern reiſten zuweilen ſelbſt und ließen ſich in öffentlichen Vorträgen hören. Römiſche Bücher fanden wohl in allen, und griechiſche wenigſtens in den meiſten Provinzen Leſer: ein gutes Buch, ſagt Horaz, bringt dem Verleger Geld ein und geht übers Meer. Ein beliebter Dichter mochte ſich mit Recht rühmen, auch am Ebro, an der Rhone und Themſe gekannt zu ſeyn. Daneben gelangten aber auch gerade die ſchlechteſten Bücher in die Provinzialſtädte, weil ſie in Rom keinen Abſatz fanden. An vielen bedeutendern Orten beſtanden ſogar Buchbinder, zum Theil wahrſcheinlich Filialgeſchäfte, der römiſchen. In Lyon z. B. wo noch der jüngere Plinius durch die Exiſtenz einer Buchhandlung überraſcht wurde, iſt die Grabſchrift eines Beſitzers einer „Hauptbuchhandlung“ (taberna major) gefunden worden, es muß alſo deren mindeſtens zwei gegeben haben.

Es iſt kaum zu viel behauptet, daß die Vervielfältigung durch Schrift und der mündliche Vortrag dem augenblicklichen literariſchen Bedürfniß jener Zeit in ähnlicher Weiſe genügte als die Preſſe dem heutigen. Die Zerſtörung und Conſumtion der Bücher zu erſetzen, war ſie freilich ganz und gar außer Stande, und darum haben wir den Untergang des bei weitem größten Theils der alten Literatur zu beklagen.

Der König von Audh und die Beraubung desſelben durch die Engländer.

Die unabhängigen eingebornen Könige, die Audh früher hatte, erlagen Ende des 12. Jahrhunderts nach Eroberung von Kanudſch durch die Mohammedaner dem Vicekönig der Sultane von Ghazna, und Audh wurde ſpäter ein Theil des Reiches des Großmogul. Als dieſe Macht geſchwächt wurde, bemächtigte ſich der Vezier Schudſcha-ed-daulah 1760 als Vicekönig von Audh des Landes. Er war der Sohn von Sefdarjang aus Niſchapur in Chorafan, der ein Nachkomme Ali's und auch Abbas des Großen, des Schah von Perſien, ſeyn wollte. Sein Mutterbruder Saadut Ali Chan, auch aus Niſchapur, der 1719 nach Indien gezogen war, und dort 1722 den hohen Poſten eines Vezier und Nabob von Audh erſtiegen hatte, gab ihm, als er 1735 nach Indien zog, ſeine Tochter zur Frau, und als jener geſtorben war, folgte ſein Schwiegerſohn ihm in der Regierung von Audh. Wir gehen nicht weitläufig in die Geſchichte hier ein; genug, ſein Sohn folgte ihm und ſeine Familie herrſchte bis zur Abſetzung des letzten Königs in dieſem Jahre. Nur ihre Verhältniſſe zu den Engländern müſſen wir noch kurz erwähnen. 1764 gegen die Britten ins Feld gerückt und von ihnen geſchlagen, mußte Schudſcha-ed-daulah 1765 dem Großmogul Allahabad und Corah abtreten. Da er ſich 1768 ſtark rüſtete dieſe Diſtricte wieder zu erobern, nöthigten die Britten im Tractate[1] von 1768 ihn, nicht über 35,000 Mann Truppen, darunter 10,000 Mann Cavallerie zu halten. Als der übel berathene Kaiſer Schah Alum aber darauf ſeine Anſprüche auf Corah und Allahabad den Mahratten übertrug, erklärten die Engländer ſie für verwirkt und übertrugen ſie im Tractat von 1773 für 5,000,000 Rupien dem Nabob von Audh. 1774 unterwarfen ſie ihm auch den größten Theil von Rohilkand, nachdem die brittiſchen Truppen als Hülfstruppen des Nabob die Rohillas geſchlagen hatten. Sein Sohn Aſoph-ed-daulah, der ſeinem Vater bei deſſen Tode 1775 gefolgt war, trat in demſelben Jahre der oſtindiſchen Compagnie Benares, Jounpur und einige benachbarte Diſtricte ab, und die Engländer verpflichteten ſich dafür in einem Vertrage für alle Zeiten Audh zu vertheidigen. Eine Brigade brittiſcher Truppen, beſtehend aus zwei Bataillons Europäern, einer Compagnie Artillerie und 6 Bataillons Seapoys (Sipahis), ſollte dafür in Audh ſtationirt und immer zur Dispoſition des Vezier ſeyn. Er verpflichtete ſich

[1] Treaties with Native Princes. Calcutta, 1845.

Digitized by Google

zu ihrem Unterhalte monatlich 260,000 Rupien oder jährlich etwa 312,000 Pf. St. ihnen zu zahlen. 1781 wurde zum Schutze des Schatzes und der Perſon des brittiſchen Reſidenten zu Lakno noch ein Regiment Seapoys, mit 30,000 Pf. St. jährlicher Koſten, hinzugefügt, und da der Rohilla-Häuptling ſeine Unabhängigkeit verwirkt hatte, ließ man den Nabob ſein Land occupiren und ihn dieſem nur eine Geldſumme zahlen. 1787 wurden ſämmtliche Subſidien des Nabob auf 500,000 Pf. St., 1797 auf 555,000 Pf. St., 1798 auf 760,000 Pf. St. erhöht. Der Nabob, ſeit 1798 Saadut Ali, der Bruder von Schudſcha-ed-daulah, trat den Engländern die Veſte Allahabad ab, und zahlte noch 80,000 Pf. St. zur Ausbeſſerung derſelben, und 30,000 Pf. St. zu der von Futtihgur; die Compagnie verpflichtete ſich dagegen das Gebiet von Audh gegen alle ſeine Feinde zu vertheidigen, und zu dem Ende 10—13,000 Mann einheimiſche und europäiſche Truppen zu halten; wenn mehr erforderlich ſeyen, ſollte er für die weiteren Koſten ſtehen. Durch den Tractat vom 10 Novbr. 1801 wurde die Geldſubſidie in eine Gebietsabtretung verwandelt; der Nabob trat ihnen die Diſtricte des Süd-Duab, Allahabad, Azimgurh und Weſt-Gorukpur mit einem jährlichen Einkommen von 1,352,347 Pf. St. ab. Er hatte während ſeiner Regierung einen bedeutenden Schatz, wie es heißt von 13 Millionen Pf. St., geſammelt, indem er die Einnahmen auf 3,000,000 Pf. St. hob, und von ſeinem Bruder und andern die keine Erben hinterließen, noch viel Geld erbte. Sein Nachfolger Ghazi-ed-din-Hyder ſeit 1814 lieh im October desſelben Jahres der oſtindiſchen Compagnie eine Million Pf. St. und im folgenden Jahre im Kriege gegen Nepal eine gleiche Summe. Nach Beendigung des Krieges traten die Britten durch den Vertrag vom 1 Mai 1816 dafür das ganze Terrain an der NO.-Gränze Audhs, den Nepal ihnen hatte abtreten müſſen, an Audh ab, und liquidirten damit die von ihm angeliehene eine Million Pf. St. Im Jahr 1819 erklärte der Nabob-Vezier ſich unabhängig vom Großmogul, und nahm den Titel eines Königs von Audh an, den die Britten anerkannten. Im Kriege gegen Birma 1825 hatten die Engländer Geld nöthig, und erhielten vom Könige auf ihr Anſuchen ein beſtändiges Anlehen wieder von einem Cror Rupien oder einer Million Pf. St. Im Jahr 1829 waren ſie ſo gnädig von ſeinem Sohne Naßr-ed-din-Hyder, der ſeinem Vater 1827 auf dem Throne gefolgt war, ein Anlehen von 624,000 Pf. St. anzunehmen, deſſen Intereſſen für gewiſſe Mitglieder ſeiner Familie beſtimmt waren, und 1833 wieder 30,000 Pf. St., deren Intereſſen den Armen in Lakno zu gute kommen ſollten. Bei ſeinem Tode 1837 folgte ihm, als er ohne legitimen Erben ſtarb, ſein Oheim Mohammed Ali Schah, nicht ohne Widerſpruch der Begum [1], den der brittiſche Reſident Oberſt Lowe aber im Beginn unterdrückte. Ein Vertrag der mit dem neuen Fürſten geſchloſſen wurde, ſollte die genauere Erfüllung der beſtehenden Verpflichtungen regeln. Die Britten hatten Audh gegen Abtretung eines Theiles des Gebietes Schutz gegen fremde und einheimiſche Feinde verſprochen; der König ſollte dagegen ein ſolches Verwaltungsſyſtem einführen, das zum Glück ſeiner Unterthanen führe, und Leben und Eigenthum derſelben ſicher ſtelle, und zu dem Ende den Rath der Beamten der Compagnie annehmen und ſich darnach richten. Dieſe Clauſel, ſchon im Tractate von 1801 und öfter nachher noch wiederholt, blieb indeß bei der ſchlechten Regierung unausgeführt, und wurde endlich unter ſeinem Sohne Surva Tah oder Wajid Ali Schah, der ihm 1842 bei ſeinem Tode gefolgt war, nachdem verſchiedene dringende Ermahnungen, ſchon 1834 und noch 1847, 1850, 1851 und die folgenden Jahre an ihn gerichtet eine beſſere Verwaltung einzuführen, mit der offenen Drohung, widrigenfalls das Land unter brittiſche Verwaltung zu ſtellen, völlig unwirkſam geblieben waren, im Februar 1856 zum Anlaß genommen, nicht etwa nur eine ſolche brittiſche Adminiſtration einzuführen, ſondern ihn und ſein ganzes Haus gänzlich zu entſetzen und zu penſioniren, und das Land den übrigen Beſitzungen der oſtindiſchen Compagnie zu annectiren, was, wenn auch zum Vortheile des Volkes, nach den beſtehenden Verträgen kaum gerechtfertigt werden kann. Der Vertrag von 1837, den der Generalgouverneur und der Nabob von Audh genehmigt hatten, ſetzte für dieſen Fall wörtlich feſt: „Wenn (was Gott verhüte) eine grobe, ſyſtematiſche Unterdrückung oder Anarchie je in Audh herrſchen ſollten, ſo daß die öffentliche Ruhe ernſtlich gefährdet würde, ſo behält die brittiſche Regierung ſich vor in dem größern oder kleineren Theile von Audh, wo ſolche Unruhen herrſchen, ſolange ſie es für nöthig erachtet, ihren Beamten die Verwaltung derſelben zu übergeben; es ſolle aber der Ueberſchuß der Einkünfte, nach Abzug aller Ausgaben, in den Schatz des Königs ausbezahlt und ihm über Einnahme und Ausgabe in dieſen Gebieten gewiſſenhaft Rechnung abgelegt werden.“ Die Britten wenden aber dagegen jetzt ein, daß dieſer Tractat von der oberſten Behörde in England nie ratificirt worden ſey, wobei es aber immer auffallend bleibt daß dieß dem König von Audh nie angezeigt wurde, und der brittiſche Reſident in Lakno noch 1851 auf dieſen Tractat als in voller Kraft beſtehend ſich bezog (Ind. News 1856 S. 147, 277 und 419).

In jeder der 12 Provinzen war nach R. Montgommery [1] ein Nazim mit der ganzen Verwaltung in Civil-, Criminal- und Adminiſtrativſachen betraut; über jede ihrer mehreren Unterabtheilungen waren Tſchukladars geſetzt, und unter dieſen verwalteten Tehſildars die einzelnen Pergumahs; allen dreien ſtand ein Militär-Detaſchement zu Gebote; dazu ein Mufti und Pandit, jener das mohammedaniſche, dieſer das Hindugeſetz auslegend, und in jeder Provinz Kadis, welche die Geburtslliſten führten und die Heirathen der Mohammedaner vollzogen. In der Hauptſtadt waren drei oberſte Behörden für die genannten drei Verwaltungszweige. In Criminal- und Fiscalſachen, die bei den meiſten Aemtern verbunden waren, konnte man an den König appelliren, — Todesurtheile mußte er unterzeichnen — aber nicht in Civilſachen; von einer beſondern Polizei wußte man nichts. Die alten Hindu-Einrichtungen der Dorfſchiedsrichter (Panchayets) mit Criminal-Juriſdiction der erſten Grundeigenthümer der Potails, Grams und Deſadhikars waren verſchwunden, und der mohammedaniſche Strafcodex durch die mohammedaniſchen Eroberer eingeführt. Ueber kleinere Vergehen entſchieden die Grundeigenthümer; Verbrechen unterſuchten die Tehſildars, berichteten darüber an die Tſchukladars, die dann in der Sache erkannten, oder ſie an den Nazim verwieſen, der, in allen Sachen wo nicht Todesſtrafe eintrat, endgültig entſchied. In

[1] Königin-Mutter.

[1] Statistical Report of Cawnpore, 1849.

Digitized by Google

Civilſachen mochte jede Volksabtheilung ihre eigenen Geſetze befolgen; die Nazims und Tſchukladars entſchieden nach Befragung der Muftis und Pandits; Appellationen fanden von den Unterbehörden an die höhern ſtatt. Der Nazim und die andern Beamten pachteten meiſt die Einkünfte ihrer Provinz oder Unterabtheilung; ſeltener erhielten ſie einen feſten Gehalt oder zahlten eine beſtimmte Summe. Die Grundabgabe ward jährlich zur Saatzeit beſtimmt und bei der Ernte revidirt, damit die Regierung möglichſt viel aus dem Lande ziehe. Da das Volk ohne Capital war, mußte der Staat oft die Saat, das Vieh, den Hausrath, ſelbſt Nahrungsmittel und Kleidung vorſchießen, was aber nur gegen 25—30 Procent Zinſen geſchah; der Reiche mußte für den Armen einſtehen; Wächter bewachten die Ernte, auf Unterſchlagung ſtand körperliche Züchtigung und Tortur. Das Privateigenthum ward nicht geachtet. Man ſollte zwar ſein Land behalten, ſolange man ſeine Abgaben richtig zahlte, wurde aber dann auch oft überboten; nur die Radſchputen-Brüderſchaften hielten Speculanten zurück. Mit einer Truppenmacht beſetzte der Abgabenpächter das Feld, und wenn der Zemindar ſeinem Begehren nicht nachgab, ließ er ſie ſchießen, freilich oft nur mit hölzernen Kugeln. Neben der Grundſteuer gab es noch den Sayer, eine Abgabe von allen Producten, Manufacturen, dem Handel und Gewerbe, die ſchwer auf dem Nichtackerbauer laſtete, da ſie doppelt, von der Regierung und dem Zemindar, erhoben ward.

Der Betrag der Abgaben iſt wenig ſicher bekannt. Campbell rechnete 1½ Millionen Einkünfte. Vor einigen Jahren ſchlugen die Britten vor, die Ausgaben, entſprechend der Einnahme, auf ein Cror 14 Lacks Rupien (1,140,000 Pf. St.) zu beſchränken. Die Armee rechnete Sutherland 1814 zu 60,000 Mann, Butler 45 Regimenter à 1200 Mann, alſo 54,000 Mann, es war aber nur ein unordentlicher, ſchlechtbezahlter Haufe unter den Abgabenerhebern, um die Zemindars zu zügeln, die erhobenen Abgaben nach Lacknow zu geleiten, und Räuberbanden, die häufig das Land plagten, im Zaume zu halten; vor 1837 übten aber die Königsboten (Tſchaprafis) ſelbſt alle möglichen Gewaltthaten, drangen in die Häuſer von Perſonen jeden Ranges ein, und führten Frauen und Mädchen mit Gewalt weg. 1845 wurde eine Polizeimacht von 560 Mann organiſirt, aber ſpeciell nur zum Schutz der Gränze. Die Britten ſahen dem allem viele Jahre ruhig zu, und obwohl ſie ſich eine bedeutende Strecke Landes für ihren Schutz hatten abtreten laſſen, hielten ſie 1849 doch nur 5600 Mann brittiſcher Truppen in Audh, wovon 2000 Mann einheimiſche Infanterie, die übrigen meiſt reguläre Infanterie der Compagnie mit weniger Artillerie waren.

Von den Europäern hatte der König nur einige Aeußerlichkeiten angenommen; er gieng engliſch gekleidet, hatte ſchon 1810 eine eiſerne Hängebrücke über den Gumti, und 1820 das erſte Dampfſchiff auf dem Ganges bauen laſſen, ſonſt herrſchte an ſeinem Hofe aber der Luxus und die unnütze Pracht des Orients. Er hielt eine Menge Elephanten, Kamele, Rhinocerosſe, Tauſende von Pferden; Palankine, Equipagen mit Teppichen, von Gold und Silbe. ſtrahlend, ſtanden immer bereit. Feſte, Thiergefechte von Tigern, Büffeln, Hähnen waren die großen Staatsangelegenheiten, das Halten und Abrichten dieſer und großer Taubenſchwärme die Luſt der Bewohner. Der Fürſt vergeudete Zeit und Schätze an Muſikanten, Tanzmädchen und Spielzeug, nur ſeinem Vergnügen lebend: der Miniſter war ſorglos und habgierig; Intriquen, Ungerechtigkeit und Corruption herrſchend; der Landbauer (Ryot) war grauſam gedrückt, viele Diſtricte unbebaut, obwohl das Land in mancher Beziehung andere Theile Indiens übertrifft.

In das Leben an dieſem indiſchen Hofe gewährt „das Privatleben eines Königs im Oſten," das vor zwei Jahren in London erſchienen iſt, [1] einen Blick. Der Verfaſſer erſchien nach ſeiner Angabe 1835 am Hofe von Nasr-eddin zu Lucknow (Lacknow). Der König hatte damals fünf Europäer in ſeinem Dienſte, einen Hofmeiſter und engliſchen Sprachlehrer, einen Bibliothekar, einen Porträtmaler, den Hauptmann ſeiner Leibwache und den Barbier, einen entlaufenen Londoner Haarkräusler, der als Schiffsjunge nach Calcutta gekommen war und ſpäter als Flußſchiffer auf dem Ganges Handel trieb, dann in die Dienſte des damaligen Reſidenten trat, der nichts ſehnlicher wünſchte als gebrannte Locken zu tragen, wie der General-Statthalter. Die Wunder, die er an dem Schädel des großen Sahib verrichtete, ließen den König von Audh den Wundermann in ſeine Dienſte nehmen. In den Adelſtand erhoben, unter dem Titel Sofraz Chan (glorreicher Häuptling), wurde der Barbier bald ſo einflußreich daß ſich jedes Knie vor ihm beugte. Schon der damalige König trug ſchwarze Tuchkleider nach franzöſiſchem Schnitte, einen engliſchen Hut, trank viel Eisclaret und Champagner in Geſellſchaft der fünf Europäer, die meiſt ſehr ſchmutzige Wege gegangen waren. In beſtändiger Angſt vor Vergiftung, nahm er nur Wein aus dem Keller des Barbiers, die Küche beſorgte ein franzöſiſcher Koch, der kleine Speiſeſaal war völlig nach engliſchem Geſchmacke eingerichtet; „die Zuflucht der Welt" war öfter betrunken, ſpielte mit dem Sprachlehrer Damm um 100 Gold-Mohur (à 16 R. oder 18 fl. 12 kr.), und gieng auf die Jagd; der Verfaſſer hatte monatlich 1000 R. (1200 fl.) Gehalt. Als Wache des Harems diente eine Compagnie weiblicher Sipahis; von einem europäiſchen Officier der königlichen Armee gedrillt, exercirten ſie im Feuer und mit dem Bajonnet. Ein Engländer Smith, mit deſſen Frau der König noch beſſer befreundet geweſen ſeyn ſoll als mit ſeinem „beſten Freunde," ſoll Lacknow mit einem Vermögen von 75 Lack Rupien, d. i. 9,000,000 fl. verlaſſen haben, er ſchickte ihr noch eine Uhr und Kette, 18,000 Franken werth, nach, der Ueberbringer erhielt 9000 fl. Dieſe Verſchwendung zu decken, ließ er wohl einem Großen den Kopf abſchlagen. Der König hatte Macht über Leben und Tod aller Eingebornen, ihm widerſprechen, hieß ihn nur reizen. Einer der angeſehenſten Radjas wurde wie ein wildes Thier im Käfig herumgeführt, bis ſeine Laune ihn wieder in den königlichen Dienſt zurückrief. Der Barbier hielt ſich einen Journaliſten in Indien, der für 10 Pf. St. monatlich die Angriffe der Zeitungen zu beantworten hatte, während er in der indiſchen Preſſe nur „der gemeine Schuhwichſer" hieß, nutzte er ſeine Gewalt, und jedermann und jede Tänzerin, die in Lacknow ihr Glück machen wollte, mußte ihm etwas in die Hand drücken. Als Oberſt Lowe, der brittiſche Reſident, endlich mit Nachdruck ſeine Entlaſſung verlangte, ſchied der wür-

[1] The private Life of an Eastern King by a Member of the Household of his Late Majesty, Nussir-u-deen, King of Oude. London 1855. 8°. Der Verf. ſoll ſeyn Edw. Cropley, früher Bibliothekar des Königs von Audh (D. N. 53. 66).

Digitized by Google

dige Mann mit einem Vermögen von 240,000 L. So war die Wirthſchaft in Audh ſchon vor 20 Jahren, und dieß die wohlthätigen Einflüſſe der europäiſchen Civiliſation nach obigem Werke, das freilich neuerdings in England apokryph ausgegeben worden iſt. Daß jene Regierung und ebenſo auch die letzte indeß ſchlecht war, iſt allgemein zugegeben. Aus Anlaß zur Einverleibung benutzte man in Calcutta den Kampf, der zwiſchen Mohammedanern und Hindu kurz zuvor ausgebrochen war.

Der fanatiſche Amir Ali war den 9 November 1855, nachdem der Miniſter von Audh ihm vergebens 10,000 R. zu einer Pilgerfahrt nach Mekka angeboten hatte, wenn er von ſeinem Unternehmen abließe, mit ſeinem Anhange, Pathanen, Arabern und Tataren von Daryabad, etwa 48 engl. Meilen von Lackno aufgebrochen, wurde aber vom 1ten leichten Infanterie-Regimente von Audh unter dem Oberſten Barlow daſelbſt geſchlagen und er ſelbſt fiel im Treffen. Die Proclamation des Marquis von Dalhouſie vom 6 Febr. 1856, welche die Annexion Audhs ausſpricht (Ind. News 1856 S. 123), wirft dem Könige nur die ſchlechte Regierung vor, da er nach dem Tractate von 1801 eine gute Verwaltung einzuführen verpflichtet geweſen ſey. An Widerſtand war nicht zu denken. Die britiſchen Truppen, die ſchon an der Gränze ſtanden, rückten 12,000 Mann ſtark ungehindert ein, man brauchte nicht einmal die Einwohner, wie im Pendjab, zu entwaffnen. Von den 60,000 Mann, die der König ungefähr hielt, nahm man 20,000 in die Local-Corps auf und entließ die andern, ohne daß es dem Anſchein nach Gefahr brachte. Eine britiſche Verwaltung durch eine Commiſſion wurde ſofort eingeſetzt.

General Outram — den, als Krankheit ihn bald darauf Urlaub nach England zu nehmen nöthigte, Jackſon und, als dieſer bald darauf mit dem Finanzcommiſſär in Streit gerieth, Sir Henry Lawrence erſetzte — wurde als Chief Commiſſioner an die Spitze der Landes-Verwaltung geſtellt. Was die Organiſation betrifft, ſo wurde nach dem Friend of India (Ind. News p. 367) die des Pendjab mit einigen örtlichen Modificationen zum Muſter genommen. Eine Polizei aus drei Bataillons Infanterie, jedes unter einem europäiſchen Officier und neun Schwadronen Cavallerie, das Ganze unter dem Capitän Weſton, wurde organiſirt. Nur in Lackno wurde das Tragen von Waffen — es ſey denn gegen eine ſchriftliche Erlaubniß — verboten, da die Polizei dort ſtark genug ſey Leben und Eigenthum zu ſchützen, und bei der Bigotterie der ſich ſo feindlich gegenüber ſtehenden Hindu und Mohammedaner ſonſt nur Blutvergießen zu fürchten wäre. Das ſtrenge, aber einfache Geſetzbuch des Pendjab von Temple wurde, wie auch in Berar, eingeführt. Der Dacoit wird gehängt, ein Räuber, der auch nur mit einer Keule oder einem Knittel bewaffnet iſt, gilt aber ſchon für einen Dacoit. Wie im Pendjab wurden ſtädtiſche Acciſen eingeführt. Den Ertrag verwalten Deputy Commiſſioners unter Aſſiſtenz der Bürger. Man hofft dadurch Lackno und die andern Städte, die jetzt ſo unreinlich und halb in Ruinen ſind, im Aeußern allmählich zu verbeſſern. Die Städte Bengalens ſind gar zu ſehr vernachläſſigt, die in den nordweſtlichen Provinzen ſchon viel beſſer gehalten.

Das Unterhaus des britiſchen Parlaments wurde den 22 Febr., als eine Interpellation wegen der angeblichen Annexion Audhs vorgebracht wurde, vom Präſidenten des Board of Control Vernon Smith kurz abgefertigt: „es ſey ungebräuchlich, die Correſpondenz über eine Sache, die noch nicht zum Schluſſe gediehen ſey, auf die Tafel des Hauſes zu legen. Im verwichenen Sommer habe der General-Gouverneur auf den Bericht des General Outram: die ſchlechte Verwaltung in Audh ſey der Art daß man ſie nicht weiter dulden könne, bei der Regierung angefragt was zu thun ſey, und dieſe habe den 21 November 1855 bei ſeiner großen Erfahrung ihm die Entſcheidung überlaſſen; wie dieſe ſchlüßlich ausgefallen ſey, wiſſe man noch nicht.“ Man ſieht, wie ohne allen Einfluß die parlamentariſche Regierung in England auf die Entſcheidung der wichtigſten Sachen in Indien iſt, denn es handelte ſich doch um die Einverleibung eines großen Reiches von 24,000 engl. Quadratmeilen Fläche mit 5,000,000 Einwohnern.

In der vierteljährlichen Verſammlung der Beſitzer der oſtindiſchen Actien (Court of Proprietors of East India Stock) im India House den 24 September 1856 erhob ſich ein Mitglied Lewin [1] und beantragte die Reſolution: „daß die Einnahme von Audh eines der ſchlechteſten Beiſpiele von Beraubung in Indien ſey, und ein Act der niedrigſten Undankbarkeit gegen die Familie eines einheimiſchen Fürſten, die 1815 in der äußerſten Noth — als der Schatz der oſtindiſchen Compagnie erſchöpft war und die Regierung kein Geld geborgt bekommen konnte um der Conföderation der Mahratten entgegen zu treten, und die ganze Regierung wankte — ihre Koffer öffnete und gegen einen bloßen Handſchein des General-Gouverneurs Lord Haſtings ihr mit einem Anlehen von 2½ Mill. Pf. St., und ebenſo 1825 wieder, bei einer ähnlichen Bedrängniß der oſtindiſchen Compagnie, mit einem weitern Anlehen von 1½ Mill. Pf. St., und wiederum 1842, als es der oſtindiſchen Compagnie an Fonds fehlte den Krieg gegen die Afghanen zu führen, ihr nochmals mit einem Anlehen aushalf.“ Jones, der ihn wie gewöhnlich unterſtützte, und er hoben hervor, die Anarchie und Corruption in Audh ſeyen nur Folge der britiſchen Einmiſchung geweſen. Der Antrag wurde indeß ſchon nach wenigen Bemerkungen des Präſidenten, des Oberſten Sykes, verworfen.

Es fehlte auch nicht an Widerlegungen! Die Rechtfertigung des Verfahrens gegen Audh ſollte das blaue Buch über Audh (Oude Papers. London 1856) enthalten. Als eine Widerlegung der engliſchen Beſchuldigungen gegen den König erſchien Reply to the Charges against the King of Oude. Calcutta 1857. Printed by J. F. Bellamy, at the Englishman Press, und beſonders nahm ſich der Wakil des Königs von Audh, Mohammed Muſſih Erdin, deſſelben an, theils in einer eigenen Schrift: Oude, its Princes, and its Government vindicated, London 1857, theils in mehreren Aufſätzen gegen die ſeinem Könige feindlichen Artikel in Allen's Indian Mail, dem Organ der oſtindiſchen Compagnie, in den Ind. News 1857 p. 108, 132, 155 u. ſ. w. Die erſt erwähnte Schrift ſucht in ſieben Capiteln zu zeigen daß die Könige von Audh ſeit dem Abſchluſſe des erſten Vertrages mit der oſtindiſchen Compagnie immer ihre Verpflichtungen treu erfüllten, dieſe dagegen die Beſtimmungen der verſchiedenen Verträge verletzt habe, widerlegt die Angaben in den Berichten der frühern Reſidenten in Audh, des Oberſten Sleeman und des Generals Outram, welche

[1] Er gab heraus das Pamphlet: Has Oude been worse governed by its native princes than our Indian territories by Leadenhall Street? by Malcolm Lewin. London 1857.

Digitized by Google

die Grundlage aller der Verleumdungen bildeten, die man gegen Audh publicirt habe. Der Verfaſſer derſelben zeigt dann die Widerſprüche in den Angaben Lord Dalhouſie's, der Mitglieder des oberſten Rathes und des Generals Outram, und daß Audh nicht ſo ganz ſchlecht regiert wurde, es andererſeits aber auch in dem Gebiete der oſtindiſchen Compagnie nicht an Verbrechen, Mordthaten u. ſ. w. fehlte, es unmöglich aber zu Recht beſtändig ſey unter ſolchem Vorwande die Verträge zwiſchen zwei Nationen zu beſeitigen. Die Organe der oſtindiſchen Compagnie behandelten den Gründer der Familie als einen Abenteurer, der nur durch Verrath gegen ſeinen Lehnsherrn, den Groß-Mogul, zur Herrſchaft gelangt ſey — als ob viele europäiſche Fürſtenhäuſer auf einem andern Grunde ruhten — und ſchmäht das Andenken der frühern Fürſten. Der Wakil des Königs vertheidigt ſie in den Einzelaufſätzen gegen dieſe Angriffe. Aus ſeinem beſondern Werke möchte die Verhandlung über das Anleihen der oſtindiſchen Compagnie 1815 hervorgehoben zu werden verdienen. Die Regierung der oſtindiſchen Compagnie erſcheint dabei in einem ſonderbaren Lichte. Der damalige Nabob hatte der oſtindiſchen Compagnie bereits ein Cror R. oder eine Million Pf. St. geliehen, als der Regierungs-Secretär Ricketts ſich den 10 Dec. 1814 an den derzeitigen Reſidenten in Lackno, den Oberſten Baillie, wendet: „er meine als von dem erſten Anlehen beim Nabob die Rede geweſen ſey, habe er geäußert, dieſer werde bei ſeinem vollen Schatz ein zweites Cror vorſchießen. Es ſey dieſes auch jetzt noch nicht zu ſpät, und hier könne ſein bewunderungswürdiges Geſchick zu ſolchen Verhandlungen ſich recht nützlich zeigen.“ Baillie will nicht recht daran, und gibt anheim der Begum von Feiſabad lieber etwas abzupreſſen. Dieß will Lord Moira aber lieber als letztes Zufluchtsmittel aufſparen, und Ricketts ſchreibt daher dem Reſidenten den 2 Jan. 1815: „er möge ja keine Zeit verlieren mit dem Nabob wegen des weitern Anlehens in Verhandlung zu treten, dieſer habe ja ſeine Bereitwilligkeit erklärt, noch ein zweites Cror vorſchießen zu wollen, und würde es mit Recht (!) übel nehmen können, wenn man ſich an die Begum ſtatt an ihn wende.“ Der Reſident erwiederte am 10 Januar, er entſinne ſich nicht daß der Nabob ein zweites Cror angeboten habe, ſondern er habe ſich nur der bekannten orientaliſchen Redensart bedient: „ſein Leben und Eigenthum ſtänden dem General-Gouverneur zu Gebote.“ Der Reſident ſoll ſich nun wieder erinnern wie der Nabob das erſte Cror als freie Gabe und nicht als Anlehen angeboten habe, und noch mehr als ſolches, aber des Oberſten untreues Gedächtniß weiß nichts davon, und zieht das ſchriftliche Anerbieten des Nabob vielmehr an: „Ein Cror wolle er wohl leihen, aber mehr ſey unmöglich.“ Den 18 Februar meldet Ricketts, wie Lord Moira ungeduldig ſey daß die Verhandlung mit dem Nabob nicht vorwärts gehe; die Regierung müſſe durchaus noch ein Cror haben, er möge ſich daher an die Begum wegen einer Anleihe wenden. Der Reſident ſcheint den Nabob nun noch um ein halbes Cror angegangen zu haben, der aber meinte: „die Truppen die er ihnen angeboten, hätten ſie abgelehnt, und nun verlangten ſie Geld, angeblich um Truppen ausheben zu können!“ Endlich den 18 März verſteht ſich der Nabob dazu noch ein Cror herzugeben, nachdem er vom Reſidenten beſchwatzt iſt, er ſolle dafür ein gewiſſes Gebiet von Nepal erhalten, wenn — die Engländer es erobert haben würden! Im ganzen hatten die Engländer von den Königen von Audh, einer neuern Angabe zufolge, 1815 bis 1846 20,850,000 R. zu 6 Procent, 21,240,000 R. zu 5 Procent, und zuletzt noch 53 Lakh zu 4 Procent angeliehen, davon aber nur 7,242,765 R. oder in runder Summe — wie die früheren Zahlen angaben — 72 und ſpäter 88, und 1835 noch 33 Lakh baar zurückbezahlt; für ein Cror ihnen, wie geſagt, Land abgetreten, und verzinsten dem Könige das übrige, das für ſeine Familie oder die Armen beſtimmt war. Aber werden ſie mit dieſer Verzinſung jetzt noch immer fortfahren? Man gibt dem König für eine bedeutende Summe ein Stück Land, und raubt es ihm nachher wieder ſammt allem was er hat. Nur die Gebietsabtretung die ſie von ihm früher gegen die Verpflichtung, ihn beſtändig im Beſitze ſeines übrigen Landes, das ſie ihm jetzt nehmen, dafür zu beſchützen, erſchlichen haben, kommt dieſer Unverſchämtheit gleich! Was die angebliche ſchlechte Regierung Audhs betrifft, die engliſcherſeits behauptet, der aber von dem Wakil des Königs widerſprochen wird, ſo wollen wir doch hervorheben daß der Generalmajor Low, der früher Reſident in Lackno war (in den Oude Papers), die Verwaltung ſelbſt nicht ſo ſchlecht fand, der Wakil des Königs aber in dem „Oude Catechism, or Answers to Questions concerning Oude, its History, and its Wrongs, London, 1857 den guten Zuſtand Audhs gegen jetzt unter den Engländern hervorhebt, und ihn dem in ihren oſtindiſchen Beſitzungen gegenüberſtellt (!); die Mängel darin aber ihrem Verfahren gegen Audh zuſchreibt. Die Einkünfte ſeyen von 3 Millionen jetzt auf 1,350,000 Pf. St. herabgekommen; die Juſtizverwaltung ſey nach dem Zeugniſſe des Lieutenant-Governor von Bengalen, Halliday ſelbſt, in Audh nicht ſchlechter geweſen, als in den Beſitzungen der oſtindiſchen Compagnie. Raub und Diebſtahl ſeyen jetzt unter engliſcher Herrſchaft dort an der Tagesordnung, die vielen Leute die vom Hofe lebten, ſeyen ihrer Subſiſtenzmittel beraubt, eben ſo viele Beamte; der Handel in geſtickten Seiden- und Baumwollenzeugen und in vielen andern einheimiſchen Manufacturen ſtehe gänzlich ſtill, und tauſend Gewerker und Arbeiter ſeyen ihres täglichen Brodes beraubt; die Paläſte des Königs ſeyen in Beſitz genommen, ſeine Elephanten, Kamele, Pferde weit unter dem Preis verkauft, brittiſche Officiere ſeyen in die Reſidenzen der Prinzeſſinnen gewaltſam eingedrungen und hätten ſie aus ihren Gemächern vertrieben, da das Eindringen in den Harem im Oriente doch überall ſchon bei Privaten als Frevel gilt. Der König ſelbſt ſoll nach einer Nachricht nicht eben rückſichtsvoll behandelt ſeyn. Er wollte begreiflich in die Abtretung ſeines Landes nicht willigen, General Outram drang aber den 9 Februar 1856 mit den beiden andern Commiſſären, dem Militärſecretär und einer Anzahl Truppen zum Palaſte vor. Als der Eintritt ihm verweigert wurde, ließ er den Schloſſer kommen, und brach mit Gewalt ein. Der König, von ſeiner weinenden Familie umgeben, erhielt auf eine rohe Weiſe den Befehl ſeinen Palaſt zu verlaſſen, weigerte ſich deſſen aber feſt. Ein hoher engliſcher Beamter ſoll ihm ſogar die Reiherfeder mit Juwelen vom Turban geriſſen und ſie in ſeine Stiefel verborgen haben, und der Palaſt drei Tage über von der engliſchen Soldateska beraubt worden ſeyn. Das Volk, heißt es, ertrug dieſe Spoliation ſeines Fürſten mit tiefem, bitterem Unwillen. Es ſcheint noch keine Uebereinkunft mit dem Könige getroffen worden zu ſeyn. Er wollte erſt ſelber nach England gehen, ſeine Klage vorzubringen, gab dieß aber

Digitized by Google

auf, und man weiß daß ſeine Mutter ſtatt ſeiner hingerelst iſt. Ein engliſcher Major Bird, ihr Begleiter, läßt ſich viel Geld bezahlen (?) ſeine Intereſſen zu vertreten. Der König ſelbſt begab ſich mit einem großen Gefolge langſam nach Calcutta, und das Volk bezeigte ihm noch auf dem Weg ſeine Anhänglichkeit. Wenn er in Calcutta mit Salutſchüſſen begrüßt wurde, ſo klingt das nur wie Hohn, und man weiß nicht was man zu dem heuchleriſchen Brief des Marquis v. Dalhouſie an den König vom 29 Februar 1856, in welchem er von ſeiner beſtändigen Freundſchaft gegen ihn ſpricht (Ind. News 1856 S. 293), ſagen ſoll. Er hat für dieſe ſeine letzte Heldenthat eine Penſion von 5000 Pf. St. erhalten. Die vielen entlaſſenen und brodlos gewordenen Truppen mußten die Unzufriedenheit in der Heimath verbreiten. Die engliſche Armee in Bengalen hatte ſich vorzugsweiſe mit aus Audh recrutirt; ſie ſoll an 40,000 Eingeborne aus Audh enthalten haben; ſie alle mußten von dieſem Schlage betroffen werden. Iſt es nun zu verwundern, wenn, mit Ausnahme der Hauptſtadt, welche Lawrence noch hält [1], wir Audh im vollen Aufſtande gegen die Engländer ſehen? Das ungerechte Verfahren derſelben gegen den König von Audh iſt, wenn auch nicht die erſte Urſache des jetzigen Aufſtandes des bengaliſchen Heeres, doch ſicher ein Hauptgrund der großen Ausbreitung desſelben. Die Soldaten von Audh ſind Jackſon als eine beſonders kräftige, zum Theil athletiſche Race.

Der Selbſtmord in Frankreich.

Ein kürzlich in Frankreich erſchienenes, von der kaiſerlichen Akademie der Medicin gekröntes Werk, das einen Hrn. Lisle zum Verfaſſer hat, enthält ſehr intereſſante Notizen über den Selbſtmord in dieſem Lande. Wir entnehmen demſelben (nach Chambers's Journal) folgendes. In Frankreich kamen von 1836 bis einſchließlich 1852 im ganzen 52,126, oder durchſchnittlich im Jahr 3066 Selbſtmorde vor. Die Zahl derſelben ſtieg in ſtätigem Verhältniß von 2340 im Jahr 1836 auf 3674 im Jahr 1852. Von 1827 bis 1830 belief ſich die Durchſchnittszahl jährlich nur auf 1800. Vor 1836 kam ein Selbſtmord auf je 17,693 Einwohner; im Jahr 1836 einer auf 14,207, im Jahr 1852 aber einer auf je 9340 Einwohner. In den Jahren 1838 und 1839 hatte England einen Selbſtmord auf je 15,900 Einwohner; Frankreich einen auf je 12,489. Zwiſchen London und Paris, in denſelben Jahren, iſt der Unterſchied noch merkwürdiger, denn in London war damals unter 8250 Einwohnern ein Selbſtmörder, in Paris einer unter 2221.

Der Norden Frankreichs iſt an Selbſtmorden am fruchtbarſten, indem beinahe die Hälfte der ganzen Anzahl dieſem Landestheil angehört, deſſen eigene Verhältnißzahl ſich um ein Drittheil vermehrt hat. Der Norden hat einen Selbſtmörder auf 6483 Einwohner; der Oſten einen auf 13,885; der Süden einen auf 20,457. Im Departement der Seine, in welchem Paris liegt, ſtieg die Zahl der Selbſtmörder mit furchtbarer Schnelligkeit; allein Paris und Marſeille, wie alle großen Bevölkerungsmittelpunkte, ſind in ſehr hohem Umfang die Herde der Selbſtmorde. Rußland nimmt auf dieſer Stufenleiter der europäiſchen Staaten die niedrigſte Stelle ein: ſeine Selbſtmörder betragen nur einen auf je 49,182 Seelen; während Preußen einen auf 14,404, Oeſterreich einen auf 20,900, New-York einen auf 7797, Boſton einen auf 12,500, Baltimore einen auf 13,650, und Philadelphia einen auf 11,873 hat.

Das Klima hat mit dieſer Angelegenheit nicht viel zu ſchaffen. In der Breite von 42° bis 54° beträgt das Verhältniß einen auf 38,882; von 54° bis 64° einen auf 56,577. Ueberdieß ſchließen die letztern Breitegrade Moskau und St. Petersburg in ſich, die ein viel ſtrengeres, dumpferes, unfreundlicheres und freudeloſeres Klima beſitzen als die erſtern.

Ohne allen Zweifel hat der niedrige Stand der Civiliſation zwiſchen dieſen Breitegraden auf die ſtatiſtiſchen Verhältniſſe gerade eben ſo viel Einfluß wie irgend eine andere nachgewieſene oder nachweisbare Urſache; allein daß die bloße Temperatur und das Klima wenig mit der Frage zu ſchaffen haben, beweiſt die Durchſchnittszahl der in den verſchiedenen Monaten des Jahrs in Frankreich vorfallenden Selbſtmorde, die in den ſonnigſten, heiterſten und lieblichſten Jahreszeiten am häufigſten ſind. Wir können uns nicht enthalten hier die ganze Tabelle zu geben, da ſie uns einen von dem gewöhnlichen ganz abweichenden Geſichtspunkt erſchließt. Das Verzeichniß gibt den mittleren Durchſchnitt einer ſiebenzehnjährigen Berechnung. Für den Januar gibt die Mittelzahl dieſer ſiebenzehn Jahre 3761, für den Februar 3529, für März 4423, für April 4872, für Mai 5436, für Junius 5722, für Julius 5517, für Auguſt 4652, für September 3959, für October 3845, für November 3282, für December 3227. Was will nun, mit dieſer Liſte in der Hand, der Franzmann über die Nebel und das Miasma Englands ſagen?

Was das Alter anlangt, ſo wächst die Verhältnißzahl allmählich von etwa dem ſechzehnten bis zum vierzigſten Lebensjahr, und nimmt dann langſam ab bis zum achtzigſten und darüber. Die meiſten fallen in das mittlere Alter, in der jüngſten Zeit dagegen zeigte ſich eine merkliche Zunahme der Selbſtmorde bei Kindern, die jetzt bei Kindern unter ſechzehn Jahren ſiebenmal, und bei jungen Leuten von ſechzehn bis zwanzig Jahren zwölfmal größer ſind als vor dreißig Jahren.

„Ein Jüngling, ſagt Esquirol, verfaßt, ehe er ſich tödtet, ein Schreiben, in welchem er ſeinen Eltern bittere Vorwürfe über die ihm ertheilte Erziehung macht; ein anderer verwünſcht Gott und die Welt; ein dritter tödtet ſich „weil er nicht Luft genug behaglich einzuathmen hat;“ zwei der wiſſenſchaftlichen Laufbahn ſich widmende Jünglinge von 21 Jahren erſticken ſich im Steinkohlendampf, weil ein von ihnen verfaßtes Theaterſtück keinen Erfolg hatte; ein dreizehnjähriges Kind erhängt ſich, und hinterläßt einen Brief, der mit den Worten beginnt: „Ich vermache meine Seele dem Rouſſeau, und meinen Leib der Erde;“ ein zwölfjähriger Knabe erhängt ſich aus Zorn darüber daß er bei einer Locationsaufgabe in der Schule

[1] Mittlerweile iſt er geſtorben.

Digitized by Google

nur der Zwölfte geworden war, während er einen beſſern Platz erwartet hatte, und ein anderer, dreizehnjähriger, erhängt ſich in einer Zelle in welcher man ihn ungerechter Weiſe eingeſperrt hatte." Welch eine ſchmerzliche Menge ungeregelter Leidenſchaften und falſcher Lebensrichtungen liegt in dieſen wenigen traurigen Zeilen!

Dem Geſchlecht nach iſt die allgemeine Verhältnißzahl 1 Weib zu 3.35 Männern in den Städten, und eins zu 4.35 auf dem Lande; die verhängnißvollſten Perioden für das weibliche Geſchlecht ſind die Zeit vom 14ten bis zum 20ſten, ſowie vom 40ſten bis zum 50ſten Lebensjahre. Weibliche Dienſtboten ſind in relativem Verhältniß dem Selbſtmord mehr ausgeſetzt als männliche; die abſoluten Zahlen ſind beinahe die gleichen; wenn man aber das Verhältniß der beiden Geſchlechter im häuslichen Dienſt in Rechnung bringt, ſo erhöht ſich die beſondere Zahl auf eigenthümliche Weiſe. Unter den Unglücklichen findet man, obgleich dieſe Volksclaſſe ein ſehr großes Contingent in die Gefängniſſe und Irrenhäuſer abgibt, nur ſehr wenige Selbſtmörder.

In der Salpetrière gehörten, von 264 Weibern welche in Einem Jahr dort eingeſperrt waren, 33 dieſer Claſſe an, und doch hatten ſich in einem Zeitlauf von ſiebenzehn Jahren nur 53 Selbſtmorde ereignet. Auch unter den lebenslänglich Verurtheilten kommen nur ſehr wenig Selbſtmorde vor — nur 6 in 21 Jahren unter der ſtarken Bevölkerung der Bagnos; mehrere dagegen unter den auf kurze Zeit in Haft Befindlichen und den einfach Angeſchuldigten. Im ganzen genommen wächſt, ſo traurig ein ſolches Bekenntniß iſt, und ſo anomal es auf den erſten Blick erſcheint, die Zahl der Selbſtmorde bei Erziehung und Civiliſation. Der Wilde nimmt ſich ſelten, wenn überhaupt je, ſein eigenes Leben; [1] der empfindliche, hoch organiſirte und fein gebildete Mann der Litteratur und der Wiſſenſchaft endet ſeine Tage mit der Piſtole oder dem Strang.

Die zum Selbſtmord angewandten Mittel ſind Erhängen in der Jugend, Feuerwaffen und Gift in den Jahren der Reife, und wiederum Erhängen im Alter. Weiber greifen ſelten zu Feuerwaffen: ſie ziehen das Erhängen, Ertränken, Gift und — in Frankreich — Erſticken durch Steinkohlendämpfe vor. Allein ſonderbar iſt es wenn man die ſtatiſtiſchen Tabellen lieſt, und ſieht wie ſich jedes Jahr das gleiche Verhältniß zwiſchen den Tödtungsmethoden zeigt; wie viele aus einer gegebenen Zahl ſich erhängt, wie viele ertränkt, wie viele Gift genommen oder ſich erſchoſſen haben und ſo fort — und wie alles dieß mit eben ſo großer Genauigkeit ausgerechnet iſt wie die Höhe der Fluthen oder algebraiſcher Größen.

Die von Hrn. Lisle nachgewieſenen Selbſtmordsurſachen ſind eigenthümlicher Art: Geiſtesſtörung ſteht in vorderſter Linie; dann folgt phyſiſches Leiden, dieſem häusliche Zwiſtigkeiten, Schulden, Armuth, Trunkſucht — eine Urſache welche, fürchten wir, in England eine höhere als bloß die ſechste Stufe einnimmt — ſchlechte Aufführung, Lebensüberdruß, getäuſchte Liebe. Dieſe Urſachen folgen ſich der Reihe nach, und haben bei weitem den größten Einfluß bei den einzelnen Fällen. Indeß gibt es auch noch andere Urſachen. So werden acht Selbſtmorde der „Handelseiferſucht" zugeſchrieben; ſiebenundſiebenzig dem „Ueberdruß an einer gewiſſen geſellſchaftlichen Stellung;" ſechsundzwanzig (lauter Männer) dem „Kummer in Verbannung" (alſo dem Heimweh); die gleiche Anzahl, unter welcher neunzehn Männer ſind, der „Eiferſucht zwiſchen Brüdern und Schweſtern;" achtzig dem Müßiggang (worunter nur vier auf Weiber kommen); ſiebenundſiebenzig dem Kummer beim Verlaſſen eines gewiſſen Platzes oder Meiſters; andere andern eben ſo ſonderbaren als gekünſtelten Urſachen. Die hervorragendſten aber ſind, wie ſchon geſagt, Geiſtesſtörung und Krankheit.

In dem Capitel über Geiſtesſtörungen werden folgende auffallende Beiſpiele unfreiwilligen Selbſtmords angeführt: Ein Mann welcher glaubt er öffne die Thüre zu ſeinem Zimmer, ſchließt das Fenſter auf, und ſtürzt ſich auf die Straße, wähnend er ſteige die Treppe hinab. Ein anderer meint, er ſtehe auf dem Stubenboden, und ſpringt aus ſeinem Fenſter im fünften Stock. Ein Dritter, der einem Weibe, das ihm entwiſcht, Gewalt anzuthun verſucht, ſtürzt ſich aus dem dritten Stock in die Halle, indem er über das Geländer der Brunnentreppe ſpringt, um dem die Stiege hinabeilenden Weibe den Weg abzuſchneiden. Ein vierter hört eine himmliſche Stimme ihm zuflüſtern: „Mein Sohn, komm und ſetze dich an meine Seite," ſtürzt ſich geradenwegs aus dem Fenſter und bricht ein Bein. Beim Aufheben äußert er das größte Erſtaunen über ſeinen Fall, vor allem aber über den Beinbruch. Ein Jüngling der von einer geheimnißvollen Furcht vor der Strafe wegen gewiſſer eingebildeter Verbrechen verfolgt wird, faßt den Entſchluß Hungers zu ſterben. Ins Hoſpital gebracht und dort als Kranker behandelt — was er in der That bald wird — durch mechaniſche Mittel genährt und ſorgſam gepflegt, erholt er ſich dergeſtalt daß er wieder arbeiten darf. Kaum aber kommt er in Marſeille an, ſo kehren ſeine Leiden zurück, und er ſtirbt, trotz allem was zur Linderung derſelben gethan wird, in Selbſttäuſchung befangen, nach Verlauf von wenigen Tagen des Hungertods. Ein Stiefelmacher in Venedig, Mattéo Lovat, kreuzigte ſich, nachdem er ſich zuvor gräßlich verſtümmelt hatte, „gehorſam Gottes Willen, der ihm geoffenbart worden war." In das Irrenhaus von San Servolo gebracht, hungerte er ſich zu Tode. Religiöſer Wahnſinn oder Selbſtmord ſind in Frankreich nicht ſo häufig als in England; eine vergleichende Liſte der Selbſtmordsurſachen in England würde in andern Dingen, insbeſondere aber hierin, ſehr verſchiedene Reſultate aufweiſen.

Am 11 Dec. 1847 wurde ein ärmlich gekleideter Mann in der Nähe der Brücke von St. Cloud aus dem Fluſſe gezogen. In ſeiner Taſche fand ſich folgender Brief: „Mangel an einer Heimath und Hunger zwingen mich einen Selbſtmord zu begehen. Seit vier und einem halben Jahr wohnte ich in der Straße Guérin-Boiſſeau, 32, mit meiner Frau und meinem Töchterchen, welches nahezu neun Jahre alt iſt. Da ich in meinem Einkommen zurück kam, ſo verweigerten ſie mir meinen Schlüſſel. Philipp Touſſaint." Dieſer arme Menſch war ein öffentlicher Schreiber, welchen die ganze Nachbarſchaft als ehrlichen, fleißigen, pünktlichen und in ſein hartes Schickſal ergebenen Mann kannte. — Vor einigen Jahren war ein, im Bicêtre-Spital unter den Mondſüchtigen befindlicher, armer Knabe in dem Augenblick verhaftet worden als er ſich in die Seine ſtürzen wollte. Obgleich vollkommen geſund, war er

[1] Das iſt ein grober Irrthum. Die Urbevölkerung der Antillen und des Feſtlandes von Amerika gab ſich Dörferweiſe den Tod, auf den Inſeln meiſt durch Gift aus dem Saft der Maniokwurzel (Jatropha Manihot). D. Red.

Digitized by Google

doch in einem ſolchen Zuſtand äußerſter Armuth, daß er die größte Freude und Dankbarkeit an den Tag legte über die Zufluchtsſtätte ſelbſt in einem Irrenhauſe und unter ſtrenger Aufſicht. In ſehr frühem Alter Waiſe geworden, wurde er einem Freunde ſeines Vaters zur Pflege übergeben, und von dieſem ſo übel behandelt daß er deſſen Grauſamkeiten nicht mehr ertragen konnte, und nach Paris davon lief. In wenigen Tagen war er geldlos, und da er keinerlei Hülfsquellen für ſeinen Lebensunterhalt beſaß, ſo hielt man ihn für einen Landſtreicher und verurtheilte ihn zu ſechsmonatlicher Einſperrung. Von Kummer und Scham überwältigt, verfiel er in eine gefährliche Krankheit, die ſo lang und ſchwer war, daß, als die Zeit ſeiner Befreiung kam, er nur ſechs Francs verdient hatte. (Franzöſiſche Gefangene dürfen ſich einen Sparpfennig zurücklegen, der ihnen dann bei ihrer Freilaſſung eingehändigt wird.) Da dieſe Summe nur einige Tage ausreichte, ſo wurde P — abermals wegen Streunerei vor die Polizeibehörde gebracht; dießmal jedoch, aus Mitleid mit ſeinem traurigen Schickſal, nur mit einmonatlicher Haft beſtraft. Er kam nach La Force, und ſah ſich hier von den alten und verhärteten Gefängnißvögeln allen Verſuchungen ausgeſetzt welchen junge und unverdorbene Menſchen gewöhnlich zur Beute werden; allein obgleich unglücklich, war er doch ehrlich, und ließ ſich nie auf böſe Wege verleiten. Da bis vor wenigen Jahren weder bei Tag noch bei Nacht Trennung der Verhafteten noch ſonſt irgendwelche Mannszucht in den franzöſiſchen Gefängniſſen ſtatt fand — ſelbſt jetzt noch ſieht es damit ſehr ſchlimm aus — ſo hatte der unglückliche Knabe eine furchtbare Prüfung durchzumachen. Den ganzen Tag über ein Gegenſtand des Spottes, der Verachtung und des Hohns der ruchloſen Rotte, ließ man ihn ſogar bei Nacht nicht im Frieden, ſo daß ein dreißig- oder ſechzigtägiger längerer Aufenthalt in dieſem Höllenpfuhl ihn entweder ins Grab bringen oder ſittlich ganz zu Grunde richten mußte. Da er ſich bei ſeiner Freilaſſung hülfs- und mittellos ſah, keine Ausſicht auf Beſſerung ſeiner Lage vor ſich erblickte, und ihm keine andere Wahl blieb als das Verbrechen oder der Hungertod, ſo faßte er, als einzigen Weg ſich aus ſeinem Elend zu retten, den Entſchluß zum Selbſtmord. Er wurde abermals verhaftet, und zwar gerade zur rechten Zeit um dieſen Selbſtmord zu verhindern. Man erklärte ihn für irrſinnig, und brachte ihn, wie wir oben geſagt, nach dem Bicêtre-Spital.

Ein hochgeſtellter, ſehr vermöglicher, anſcheinend vollkommen geſunder und in glücklichen häuslichen Verhältniſſen lebender Arzt wurde eines Tags von eigner Hand getödtet in ſeinem Zimmer gefunden. Er hatte alle ſeine Vorbereitungen mit der äußerſten Ruhe und Beſonnenheit getroffen, kurz zuvor ſeinen letzten Willen ſchriftlich abgefaßt, ſeine Angelegenheiten geordnet, und für ſeinen einzigen Sohn, den er zärtlich liebte, Sorge getragen. Kein Zeichen von Wahnſinn oder unbedachtſamer Uebereilung lag in ſeiner Handlung; ſie war eine ruhige, beſonnene, reif überdachte und ſelbſtbewußte That, welche niemand für Wahnſinn oder Geiſtesſchwäche erklären konnte, und für die niemand einen Grund anzugeben vermochte, bis einer ſeiner vertrauten Freunde, ein Arzt, welchen er zu Rathe gezogen hatte, äußerte, der Unglückliche ſey von einer Augen-Täuſchung gequält geweſen, welche ihn nie verlaſſen und ſein Glück und ſeinen Geiſtesfrieden gänzlich geſtört habe. Wohin er gieng — überall, auf der Straße, im Geſellſchaftszimmer, neben ſeinen Patienten, vor dem Altar, ſah er ſtets eine ungeheure ſchwarze Kuh, welche ihn mit ihren Hörnern bedrohte. Er kannte die Natur der Täuſchung, und behandelte ſich wie er einen gewöhnlichen Patienten behandelt haben würde. Ueberdieß verſchrieb ſein Freund ihm die Arzneien; allein die ſchwarze Kuh mit ihren drohenden Hörnern blieb ihm ſtets zur Seite. Außer Stande den Jammer ihrer Anweſenheit länger zu ertragen, begieng er, zum Erſtaunen aller welche nur ſein ruhiges, nützliches, verſtändiges und edles Leben kannten, einen Selbſtmord. Der gleiche Fall trug ſich mit einem Rechtsgelehrten zu — einem Mann der ſich durch ſeine beſondere Auffaſſungsgabe und Genauigkeit der Beobachtung, ſo wie durch die ſeinen Standesgenoſſen eigenthümliche logiſche und kritiſche Schärfe im Urtheil auszeichnete. Er wurde von einer ungeheuren ſchwarzen Katze verfolgt, welche ihn nie verließ; nach einiger Zeit verwandelte ſich die Katze in einen Sheriffsbeamten, in voller Amtstracht, der ihm, beſonders die Stiegen hinauf, ſtets vorangieng, und ſich, ſeiner Einbildung nach, ſo benahm als wolle er ihn, hauptſächlich wenn er einem Ball oder einer ſonſtigen Feſtlichkeit beizuwohnen gedachte, der Geſellſchaft anmelden. Dieß dauerte einige Jahre ſo fort, worauf eine Periode völliger Ruhe eintrat. Der arme Rechtsgelehrte glaubte ſich in den ſiebenten Himmel verſetzt, und war der Meinung er habe ſeinen Feind überwunden. Als er aber eines Morgens die Augen öffnete, ſah er ein ekelerregendes häßliches Skelett an der nämlichen Stelle ſtehen wo ſonſt der Sheriffsbeamte geſtanden war. Dieſer letzten und ſchlimmſten Heimſuchung entgieng er nicht mehr: er ſtarb, außer Stande eine ſolche Wucht von Elend lebendigen Leibes zu ertragen.

Der Selbſtmord iſt unglücklicherweiſe in gewiſſem Grad erblich. Gall kannte eine Familie, von welcher die Großmutter, die Schweſter und die Mutter ſich tödteten, und der Sohn und die Tochter der letztern ihrem Beiſpiel folgten. Eine andere Familie von ſieben Brüdern, alle wohlhabend und in guten Stellungen, endeten in einem Zeitraum von vierzig Jahren insgeſammt ihr Leben nacheinander durch Selbſtmord. Zwei Brüder, Zwillinge, beide im Heere, beide glücklich und in gedeihlichen Verhältniſſen, machten wenige Tage nacheinander ihrem Leben ebenfalls durch Selbſtmord ein Ende, und zwei ihrer Schweſtern wurden nur durch äußere Gewalt daran gehindert.

Ein reicher Kaufmann, leidenſchaftlicher und tyranniſcher Gemüthsart, hatte ſechs Kinder, welche er, ſobald ihre Erziehung vollendet war, gut ausgeſtattet in die Welt entließ. Der jüngſte Sohn ſtürzte ſich in ſeinem ſechsundzwanzigſten Jahre vom Dache des Hauſes herab. Der zweite Bruder ſtarb im folgenden Jahr an hartnäckiger Enthaltſamkeit von aller Nahrung; im nächſtfolgenden Jahr hatte ein anderer Bruder einen Anfall von Wahnſinn, in welchem er indeß an der Ausführung eines verſuchten Selbſtmords verhindert wurde; ein vierter Bruder, ein Arzt, der ſein Schickſal vorausſah und ſich machtlos dagegen fühlte, tödtete ſich ſelbſt; zwei oder drei Jahre ſpäter wurde eine Schweſter wahnſinnig, und verſuchte Selbſtmord, und einige Jahre darauf endigte der letzte Bruder, der an der Spitze eines großen Geſchäfts ſtand, und bisher vor dem gleichen ſchrecklichen Schickſal nur durch die Sorgfalt und Zärtlichkeit ſeiner Frau bewahrt worden war, durch Selbſtmord, wie die übrigen. Solchergeſtalt entgiengen von der ganzen Familie nur

Digitized by Google

zwei dem Selbſtmord, und dieſe zwei waren zugeſtandenermaßen wahnwitzig, und daher gegen ſich ſelbſt geſchützt.

Allein die ſogenannte „erbliche Neigung“ iſt oft bloße Sache der Nachahmung, oder eingebildeter erblicher Nothwendigkeit; in der That iſt Nachahmung die Urſache von mehr Verbrechen, Selbſtmorden und ſelbſt Wahnſinn, als irgend eine andere Eigenſchaft der menſchlichen Natur. Folgendes iſt ein Beiſpiel hievon. Eine 35jährige Dame wurde in einem Zuſtand melancholiſchen Wahnſinns in ein Hoſpital aufgenommen. Sie war verheirathet und Mutter mehrerer Kinder; allein das Gefühl der Nothwendigkeit einen Selbſtmord begehen zu müſſen, machte ſie ſehr betrübt; dieſes Gefühl hatte ſich bei ihr ſo zu ſagen zur fixen Idee geſteigert durch den Umſtand daß ſowohl ihr Vater als ihr Ohm durch Selbſtmord geendigt hatte, und ſie daher glaubte ſie ſey durch „erbliche Prädisposition“ demſelben Schickſal verfallen. Von dieſem Gefühl beherrſcht, ſchrieb ſie einen Brief an ihre Mutter, kündigte derſelben ihre Abſicht an, und ſtürzte ſich in einen an ihrer Wohnung vorbeifließenden Fluß. Sie wurde augenblicklich gerettet, von dieſer Nacht an aber melancholiſch und monomaniacal, mit dem unaufhörlichen Trieb zur Selbſtvernichtung. Endlich entſchloß ſich die Mutter zur Enthüllung eines Geheimniſſes das bisher niemand geahnt hatte: ihre Tochter war nicht das Kind ihres Gatten, ſondern eines Mannes in deſſen Familie nicht der Schatten einer Neigung zum Selbſtmord vorgeherrſcht hatte. Die Dame hatte eine Unterredung mit ihrem wirklichen Vater, und von dieſer Stunde an wurde ſie wieder vollkommen geſund, und war nie mehr von dem Wunſche zur Selbſtvernichtung gequält. So viel in Betreff der Nachahmung und der Einbildung.

Ein Prieſter öffnete einen Brief, und verſchluckte die Oblate, ohne daran zu denken was er thue. „Nehmen Sie ſich in Acht,“ ſagte ein Freund lachend, „Sie haben ſich inwendig verſiegelt.“ Der arme Mann nahm den Scherz ernſt, gieng nach Hauſe, und tödtete ſich durch Aushungerung, indem er aufs feſteſte glaubte, er habe wirklich ſeine Eingeweide verſiegelt, eſſen ſey daher überflüſſig, und würde ihm nur Schmerzen verurſachen.

Wir ſchließen dieſe Bemerkungen mit einer kurzen Ueberſicht der Ergebniſſe, die der Beachtung unſerer Leſer wohl werth ſeyn dürften: 1) Die Selbſtmorde nehmen, beſonders in Frankreich, mehr und mehr zu. 2) Die Selbſtmorde in Frankreich übertreffen an Zahl weit die in irgendeinem andern Lande der Welt. 3) Sie laſſen ſich nicht ſtets geiſtigen Affectionen oder phyſiſchen Leiden zuſchreiben, obgleich die aus dieſen Urſachen herrührenden Selbſtmorde einen beſondern Zweig der Arzneikunde bilden. 4) Sie ſtehen im Zuſammenhang mit der Zunahme der Geſittung und der Verbreitung einer gewiſſen Art Bildung — jener nämlich welche dem Verſtand ein zu großes Gewicht beilegt, und darüber die Sorge für körperliche Ausbildung außer Acht läßt. 5) Sie entſpringen hauptſächlich aus ſittlichen und geſellſchaftlichen Urſachen, und müſſen daher durch ein heilſameres Syſtem öffentlicher Erziehung und geſündere Anſichten über das öffentliche Leben gehoben und vernichtet werden. Die ungemeine Entwickelung des Nervenſyſtems, bei dem Verluſt der Muskelkraft und der phyſiſchen Harmonie im allgemeinen, hat ebenfalls zur Vermehrung der Selbſtmorde beigetragen; zudem iſt die Ueberbildung der geiſtigen Fähigkeiten bei den jungen Leuten eine weitere fruchtbare Quelle desſelben Uebels geweſen. Das beſte Mittel dieſer traurigen Gewohnheit Einhalt zu thun, iſt daher die Rückkehr zu einem natürlicheren und geſünderen Syſtem in der Ammenſtube, im Schulzimmer und im öffentlichen Leben, ſo daß die Kinder nicht mehr an überreizten Verſtandeskräften ſterben, und ſich ihre Tage nicht durch geſellſchaftlichen Ueberdruß und künſtlich herbeigeführte Krankheit verkürzen.

Skizzen aus Kleinaſien.

Von Dr. A. Mordtmann.

V.

(Fortſetzung.)

Nach Beendigung unſerer Aufnahme ſtiegen wir wieder hinab und ritten um 10½ Uhr fort, und waren genau um 12 Uhr in Al Demirdſchi (der rothe Schmied), einem großen Dorfe mit einer Moſchee, welche ein Minaret hat. Al Demirdſchi iſt der Hauptort des Diſtricts oder Amtes Balia Maden, welches 42 mohammedaniſche und 2 griechiſche Dörfer enthält.

Um 2½ Uhr brachen wir wieder auf, und kamen zuerſt in ein langes Thal, wo der Kara Dere Sſu (Schwarzthal-Fluß) fließt. Derſelbe entſpringt auf dem Mendura Dag, fließt vor Avſchar und Al Demirdſchi vorbei, und ergießt ſich in den See von Manias. Der Lauf des Fluſſes iſt alſo auf Kieperts Karte ganz ſchief angegeben. Nachdem wir den Fluß überſchritten hatten, ſtiegen wir einen ſehr hohen Berg hinan, dann wieder hinab auf einem ſehr ſchönen Wege bis Balia Maden. Vom Kara Dere Sſu bis hier beſteht die Vegetation faſt ausſchließlich aus Eichengehölz.

Balia Maden heißt „die alten Minen,“ indem Balia eine Corruption von παλαιός iſt; der Ort führt auch den ächt türkiſchen Namen Kodſcha Maden, was daſſelbe bedeutet, oder vollſtändiger: „Kodſcha Gümüſch Maden“ (die alten Silberminen). Schon Mannert, Reichard und Prokeſch v. Oſten haben dieſen Ort für identiſch mit dem Ἐργαστήρια des Galenus und dem Argeſis der Peutinger'ſchen Karte erklärt, indem beide Autoren es auf den Weg zwiſchen Cyzicus und Pergamum ſetzen, wie es wirklich der Fall iſt. Dagegen macht die Real-Encyclopädie der claſſiſchen Alterthumswiſſenſchaft von A. Pauly (Th. 1 S. 723 unter Argiza) daraus zwei Orte, indem der Verfaſſer des Artikels den Galenus bloß citirt, aber verſchweigt daß Galenus ſein Ergaſteria eben dahin verlegt, wo ſich auf der Peutinger'ſchen Karte Argeſis findet. Daß der Synekdemus des Hierokles Argiza und Ergaſteria als zwei verſchiedene Ortſchaften aufführt, kann vorſtehendes nicht entkräften, und ich kann daher nur den oben angeführten Autoritäten folgen. Ich gehe aber noch einen Schritt weiter, indem ich behaupte daß der Synekdemus des Hierokles dieſer Anſicht nur ſcheinbar widerſpricht, in der That aber den Galenus und den Verfaſſer der Peutinger'ſchen Karte aufs ſchönſte beſtätigt. Balia Maden nämlich beſteht noch heutigen Tages aus zwei verſchiedenen Orten, die durch einen Thalweg getrennt ſind, auch noch ſonſt durch allerlei Um-

Digitized by Google

ſtände. Es liegen ungefähr 25 Häuſer auf einem Hügel, und ungefähr ebenſo viele auf einem andern Hügel, die eine Hälfte wird von Mohammedanern bewohnt, die andere von Griechen, jene haben Moſchee und Imam, dieſe Kirche und Papas; jene zahlen 5000 Piaſter Grundſteuer, dieſe 2000 Piaſter, woraus hervorgeht daß die türkiſche Gemeinde wohlhabender iſt als die griechiſche. Wenn ich aber ſagen ſoll, welche Hälfte das Ergaſteria des Galenus und Hierokles, und welche Hälfte das Argeſis der Peutinger'ſchen Karte oder Argiza des Hierokles iſt, ſo muß ich erklären daß ich mit meinem Latein zu Ende bin; es genügt mir bewieſen zu haben daß die verſchiedenen Quellwerke nicht im Widerſpruche ſind, und alle den Ort oder vielmehr Doppelort bezeichnen, der jetzt Balia Maden heißt.

Wir wohnten bei dem griechiſchen Geiſtlichen, deſſen Wohnung von öſterreichiſchen Bergleuten ſechs Jahre vorher erbaut war. Dieſe Oeſterreicher bearbeiteten die Bergwerke ein Jahr lang, überließen ſie dann aber wieder den Eingebornen, wahrſcheinlich weil ſie zu wenig eintrugen.

Die Minen von Balia Maden enthalten Eiſenocher, Schwefelkies, ſilberhaltigen Bleiglanz und ſilberhaltigen Sand; da man nur nach Silber ſucht, ſo iſt der Sand am meiſten geſchätzt, dann der Bleiglanz, die übrigen Erze werden vernachläſſigt. Die Bearbeitung iſt ganz empiriſch, d. h. man gräbt auf Gerathewohl irgendwo einen Schacht, arbeitet darin ſo lange als er etwas liefert, oder bis Waſſer ihn verdirbt. Daher ſieht die ganze Umgegend wie ein Sieb durchlöchert aus. Das Erz wird am Orte ſelbſt gereinigt, und das Silber über Panderma nach Konſtantinopel geſchickt. Früher war die Minenarbeit Robot, die Einwohner mußten eine gewiſſe Anzahl Tage unentgeltlich arbeiten, waren aber dafür frei von Abgaben, ſeit der Einführung des Tanſimat erhalten die Arbeiter ſechs Piaſter Tagelohn, müſſen aber Abgaben zahlen. Die Oefen, in welchen die Reinigung der Erze vorgenommen wird, ſind ſehr roh und werden in der Regel am Eingang des Schachtes improviſirt.

Ueber die ältere Geſchichte der Minen iſt es mir nicht möglich etwas aufzufinden, ich glaube mich aber nicht zu irren, wenn ich annehme daß die mineralogiſchen Producte des Ortes ſchon von jeher, wie noch jetzt, ihren Weg nach Norden nahmen und in Cyzicus verarbeitet wurden, ſo daß wir in den cyziceniſchen Drachmen Silber aus dieſen Minen hätten. — Hadſchi Kalfa in ſeinem Dſchihannuma gibt ſonſt von den Bergwerken und Minen in Kleinaſien viele intereſſante Berichte, hat aber unter der Rubrik Biga (in welcher Provinz Balia Maden liegt) ſtatt der ausführlichen topographiſchen Beſchreibung ſeinen türkiſchen Leſern die Geſchichte von Paris und Helena und vom trojaniſchen Pferde aufgetiſcht, aber türkiſch, d. h. nicht mit der Anmuth Homers und Virgils.

Andere Producte von Balia Maden ſind Weizen, Gerſte, weiße und rothe Hirſe, etwas Mais und Tabak; die Heuſchrecken hatten aber auch hier alles verzehrt, und es koſtete Mühe für uns etwas zu eſſen zu ſchaffen; für die Pferde fand ich nur ein Kilo Gerſte im ganzen Dorfe, Stroh aber gar nicht, und die armen Thiere mußten alſo am folgenden Tage ihre Arbeit mit hungrigem Magen antreten.

Sonnabend, 23 Auguſt. Wir brachen um 9 Uhr auf. Unſer Sürüdſchi hatte ſich nach dem Wege erkundigt, der zum Orte hinausführt und nicht weiter; dann führte er uns auf einem Ziegenpfade in abſcheuliches Geſtrüppe, und nun mußten die hungrigen Pferde ſich durch Unmaſſen des dichteſten Gebüſches über Müſtedſchab nach Bengiler arbeiten, wo wir frühſtückten, und auch für die Pferde etwas Futter fanden. Am Eingange des Dorfes fanden wir einen Burſchen, der auf die Kunde von unſern Wünſchen uns nach der Schule wies; in der Meinung, es walte ein Mißverſtändniß ob, wiederholten wir durch unſern türkiſchen Begleiter unſere Anträge, er aber blieb dabei, wir müßten zur Schule gehen. Es blieb uns nichts anderes übrig als dieſem Rath zu folgen, und der Burſche hatte uns auch wirklich die richtigſte Auskunft gegeben, da alle Einwohner auf den Feldern beſchäftigt waren, und nur der Schullehrer mit ſeinen Rangen die einzigen lebenden Inſaſſen des Dorfes waren. Das Dorf hält 40 bis 50 Häuſer, lauter Türken, und zahlt 9000 Piaſter Grundſteuer; die Producte ſind Weizen, Gerſte, Roggen, Hirſe, Weintrauben, Mais und Tabak; die Heuſchrecken hatten aber faſt die ganze Ernte vernichtet.

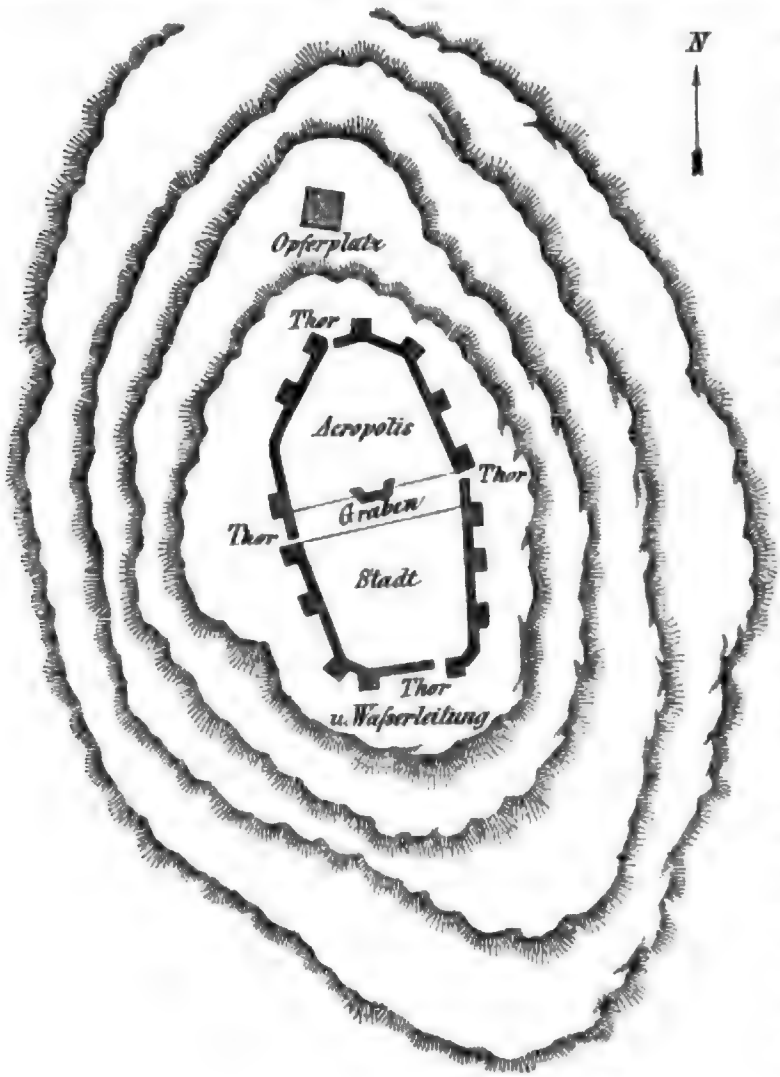
Um 3 Uhr ritten wir weiter und paſſirten um 4 Uhr das Dorf Jailadſchyk. Von da an war der Weg eben und wellenförmig, zum Theil an Thälern vorbei welche mit den ſchönſten Partien der ſächſiſchen Schweiz wetteifern. Die Vegetation war ein herrliches Eichengehölz, mit Platanen, Fichten u. ſ. w. vermiſcht. Gegen Sonnenuntergang erreichten wir das Dorf Tſchiftiler, und 10 Minuten ſpäter das auf einem gegenüberliegenden Hügel befindliche Dorf Kowantſchi, wo wir übernachteten. Die Heuſchreckenplage hatte auch hier verheerend gewirkt, ſo daß wir mit genauer Noth ſo viel erhielten um unſern Hunger zu ſtillen; etwas Ungaſtlichkeit ſchien mir übrigens auch vorhanden zu ſeyn.

Sonntag, 24 Auguſt. Da wir nunmehr in der Nähe des Aeſepus waren, und zwar da wo nach den etwas unbeſtimmten Angaben der alten Geographen die Stadt Skepſis ungefähr geweſen ſeyn mußte, ſo zogen wir die ſorgfältigſte Erkundigung ein. Vor allen Dingen ergab ſich daß ein Ort Schkuptſche oder Eski Uptſche in der Nähe gar nicht exiſtirte; die Laute ſind ſchon ſo daß weder ein Grieche noch ein Türke ſie mit Leichtigkeit ausſprechen kann; woher Lechevalier dieſen Namen hat, weiß ich nicht, aber einer der beſten Kenner Kleinaſiens, Kiepert, hat wahrſcheinlich aus denſelben Gründen dieſen Namen von ſeiner Karte verbannt. Wir erkundigten uns nun ferner nach alten Gebäuden, Ruinen, Ueberreſten, Säulen, Inſchriften oder ähnlichen Dingen, aber keiner wollte von etwas wiſſen; die älteſten Bauern wurden gerufen, aber alles umſonſt. Endlich wurde uns ein Bauer zugeführt, der uns nach einer Kiliſſa zu führen verſprach. Kiliſſa, wörtlich Kirche, in welchem Sinne es auch die Griechen ausſchließlich verſtehen, bedeutet bei den Türken zweierlei, nämlich (gleich wie bei den Griechen) die zur Gottesverehrung der Chriſten beſtimmten öffentlichen Gebäude, und Ruinen von alten Gebäuden, deren Beſtimmung den heutigen Bewohnern unbekannt iſt. Bei genauerer Nachfrage aber erfuhren wir daß er die noch jetzt im Gebrauche befindliche Kirche eines zwei Stunden entfernten griechiſchen Dorfes meinte; da überdieß die angezeigte Richtung ganz abwärts vom Aeſepus war, ſo hielten wir es für das beſte uns nicht darnach umzuſehen. Das war freilich unrecht von uns, der eigentliche Entdecker par excellence darf nichts verſchmähen, ſelbſt wenn er von vornherein überzeugt iſt daß es nichts nützt; wir aber waren beſcheidener, ohne Anſprüche

Digitized by Google

auf wiſſenſchaftliche Entdeckungen, und hatten überdieß nicht viel Zeit mehr zu verlieren. Wir ritten alſo weiter über den Aeſepus nach Gargadſchi (oder Gargadſchik) und Tſchiftlik, welches letztere Dorf gerade auf der Stelle liegt wo in Kieperts Karte Skepſis angezeigt iſt. Hier begannen unſere Nachfragen von neuem, aber mit ebenſowenig Erfolg. Verdrießlich über ſo viele unnütze Unterſuchungen ritten wir weiter nach Karabej, einem Dorfe auf einer Ebene zwiſchen zwei andern Dörfern, von denen das zur Linken Kojun Eli (Hammelpfote) und das zur Rechten Ahlar (Ach und Weh) heißt. Kojun Eli hat ungefähr 25 Häuſer, Karabej gegen 40 bis 50, von lauter Mohammedanern bewohnt. Letzteres iſt der Hauptort des Amtes Aunia (vierſylbig), welches 40 türkiſche Dörfer und ein griechiſches umfaßt. Wir ſtiegen im Amthauſe ab; der Bej war abweſend, aber ſein Kiaja und der Schreiber, welche uns empfiengen und Frühſtück verſchafften, beſtätigten daß es in der Umgegend durchaus keine Ruinen gebe; dagegen, ſagten ſie, würden wir auf der Höhe des Azar Dagh eine „Dſchenevis Kaleſſi," d. h. eine alte Ruine finden. Mit dem Worte Dſchenevis, d. h. genueſiſch, bezeichnet der Türke alle Ruinen, deren Urſprung ihm in vorbyzantiniſche Zeiten hinaufzureichen ſcheint, indem ſich „Genien" oder „Dämonen" (dſchin) mit den Genueſen bei ihm zu einer ſonderbaren Ideen-Aſſociation vereinigen; byzantiniſche Bauwerke werden ohne weitere Umſtände dem Koſtandi, d. h. Conſtantin dem Großen, zugeſchrieben.

Um 11 Uhr brachen wir auf, das Azar-Gebirge iſt eine der ſchönſten Partien der Troas; Eichen, Platanen und Nadelholz bedecken die ganze Oberfläche des Berges vom Fuße bis zum Gipfel; die Thalgründe bieten einen unvergleichlichen Anblick dar, und die Wege über das Gebirge ſind ſo eben und angenehm daß man in ungeſtörter Ruhe ſich dem vollen Eindrucke ſo mannichfacher Naturſchönheiten überlaſſen kann. Auf der Höhe des Gebirges, auf halbem Wege zwiſchen Karabej und Jenidſche Köi ſtiegen wir von den Pferden, um einen links am Wege liegenden Kegel zu beſteigen, den ein Hirte uns als den vom Kiaja bezeichneten Platz beſtätigte. Der Kegel iſt oben abgeplattet und zwar, wie es ſcheint, durch Kunſt, und das Plateau enthält die Ueberreſte einer alten Stadt und Akropolis mit Mauern, Thürmen, Waſſerleitungen u. ſ. w. Die Mauern ſind aus Quadern aufgeführt, von denen eine der größeren 80 Centrimetres lang und 50 Centrimetres breit war; die Mauer der Akropolis iſt 6 Fuß dick, die der Stadt 3 Fuß, ſie iſt aus ſchwarzem Porphyr aufgeführt, aus welchem der ganze Kegel beſteht. Aus der Mauer war eine Eiche herausgewachſen, deren Stamm 530 Centimetres im Umfang hielt und als Beweis dienen mag, wie lange die Stadt wüſte gelegen hat.



Aber die ganze Anlage der Mauer zeugt für ihr ungemein hohes Alter. Die Thürme welche in unregelmäßigen Zwiſchenräumen folgen, ſind bei den vier Thoren zur Rechten des Eintretenden; da nun die linke Seite des angreifenden Feindes durch den Schild gedeckt war, ſo mußte ſich die Vertheidigung nothwendig auf die unbedeckte Seite, die rechte, richten, und ſomit war die Anlage völlig im Sinne des alten Angriffs- und Vertheidigungskrieges. — Bei dem ſüdlichen Thore ſieht man noch die Röhren in der Mauer, welche ohne Zweifel als Waſſerleitung dienten. Außerhalb der Stadt, nach Norden, etwas niedriger als das Niveau der Stadt, iſt ein viereckiger Platz, welcher vermuthlich einen Tempel oder Opferplatz enthielt, wovon aber nichts mehr zu ſehen iſt.

Nach Beendigung unſerer Ueberſchau und Abmeſſung erhob ſich ſofort die Frage: „was haben wir geſehen?" So ungewiß und ſchwankend die Angaben der Alten über die Lage von Skepſis waren, ſo war mir und dem Officier doch ſo viel klar daß es nicht Skepſis war, „alſo vielleicht Paläſkepſis?" entgegnete der Officier. Zur Beantwortung dieſer Frage an Ort und Stelle aber fehlten uns alle Mittel, da wir nur zum Behuf anderer Unterſuchungen Plutarch und Arrian, aber keinen Strabo mitgenommen hatten. Aber kaum war ich nach Konſtantinopel zurückgekehrt, als ich im Strabo fand daß die Frage meines militäriſchen Reiſegefährten unzweifelhaft mit Ja zu beantworten ſey, wovon ich ihn ſofort nach Salonichi, wo er ſich damals aufhielt, in Kenntniß ſetzte. Von der Wichtigkeit und Neuheit unſerer gemeinſchaftlichen Entdeckung überzeugt, ließ ich ſie dann in Konſtantinopel und England bekannt machen, und ſo viel ich weiß, haben die erſten Autoritäten in geographiſchen Dingen dieſelbe adoptirt. Da ich es aber gerade heute, wo ich dieſes ſchreibe,

Digitized by Google

erleben muß daß ein Deutſcher im hieſigen Journal de Conſtantinople die ganze Ehre der Entzifferung der perſepolitaniſchen Keilinſchriften dem Oberſten Rawlinſon zuſchreibt, und ſomit die unſterblichen Verdienſte unſerer deutſchen Landsleute um dieſe Wiſſenſchaft, namentlich des ehrwürdigen Groteſend, über deſſen Grabe ſich kaum die Erde geſchloſſen hat, ſo gänzlich ignorirt, ſo wird der freundliche Leſer des „Auslands“ es mir nicht verargen, wenn ich die mit meinem hochverehrten Freunde und Reiſegefährten gemeinſchaftlich gemachte Entdeckung hier noch einmal dem deutſchen Publicum, und zwar ausführlicher als bisher geſchehen iſt, vorlege. Da aber das „Ausland“ keine gelehrte Rüſt- und Rumpelkammer iſt, ſondern ein Blatt für gebildete Leſer, ſo will ich zwar meine Belege anführen, jedoch nicht im griechiſchen Original, ſondern in wörtlicher Ueberſetzung; der Kritiker aber mag die Originalſtellen aufſuchen, und prüfen ob ich ſie richtig verſtanden und überſetzt habe.

Außer Strabo werden die beiden Städte Skepſis und Paläſkepſis von Plinius, Plutarch, Athenäus, Ptolemäus, Xenophon und Skylax erwähnt; da alle dieſe Stellen über die Lage nichts erwähnen, ſo erwähne ich ſie nur kurz. Ptolemäus (V, 2, 14 und V. 2, 5) ſo wie Skylax (ed. Müller, p. 69) geben nur den Namen; Xenophon (Hellen. III. 1, 15) ſagt, Skepſis ſey befeſtigt geweſen, und von dem Schwiegerſohn der Manias, der Beherrſcherin von Aeolis, in Beſitz genommen. Athenäus (I, 54) und Plutarch (in Themiſtokl.) wiederholen bloß die alberne Erzählung, daß Xerxes dem Themiſtokles die Städte Magneſia, Myus, Lampſakus, Perkote und Paläſkepſis zum Behuf ſeiner Verſorgung mit Brod, Fleiſch, Wein und Bekleidung geſchenkt habe — eine Freigebigkeit, die ungefähr eben ſo viel bedeutet, als wenn heute der Sultan dem Marſchall Peliſſier die Städte Algier, Athen, Ofen, Odeſſa und Tebriz ſchenken wollte. Plinius endlich (Hist. Nat. V, 32) nennt bloß eine Regio Scepsis und zählt Paläſkepſis zu den untergegangenen Städten.

Alle dieſe verſchiedenen Stellen verbreiten wenig oder gar kein Licht über dieſen Gegenſtand; um ſo ausführlicher aber iſt Strabo in ſeinen Auszügen aus Demetrius, die um ſo werthvoller ſind, da Demetrius ſelbſt ein Eingeborner von Skepſis iſt. Folgende Stellen (die ich nach der Tauchnitzer Ausgabe citire, da ich keine andere beſitze) gehören hierher.

Buch XIII, Cap. 1. (Tauchnitzer Ausg. Vol. III, p. 105): „(Demetrius ſagt) Die Landſchaft Kebrenia erſtreckte ſich bis Skepſis; der Skamander bilde die Gränze, indem er zwiſchen beiden Landſchaften fließe; die Kebrenier und Skepſier hätten beſtändig in Feindſchaft und Krieg gelebt, bis Antigonus ſie nach Antigonia, jetzt aber Alexandria [1] verſetzt habe; die Kebrenier hätten ſich mit den andern Bewohnern von Alexandria vermengt, die Skepſier aber wären mit Erlaubniß des Lyſimachus in ihre Heimath zurückgekehrt.“

Ibid. S. 113. „Man glaubt, der Ida ſey wegen der Menge auf ihm entſpringender Flüſſe „quellenreich“ genannt worden; dieß iſt vorzüglich der Fall da, wo die Landſchaft Dardanike an ihn ſtößt und bis nach Skepſis; eben ſo die Umgegend von Ilium. Ein Kenner dieſer Gegenden, der daſelbſt gebürtig iſt, Demetrius, behauptet es. Ein Gipfel des Idagebirges, Namens Kotylos, liegt ungefähr 120 Stadien oberhalb Skepſis; auf dieſem entſpringt der Skamander, der Granikus und der Aeſepus; die beiden letzteren, die aus der Vereinigung mehrerer Quellen entſtehen, fließen nach Norden in die Propontis; der Skamander aber, der aus einer einzigen Quelle entſteht, nach Weſten: alle dieſe Quellen aber ſind nahe bei einander, nicht weiter als 20 Stadien von einander entfernt; am meiſten aber entfernt ſich die Mündung des Aeſepus von ſeinem Urſprunge, nämlich ungefähr 500 Stadien.“

S. 115. „In dem Thalbette des Aeſepus, und zwar auf dem linken Flußufer, liegt zuerſt Polichna, ein ummauerter Ort; darauf Paläſkepſis; darauf Alizonium; [1] dieß letztere iſt jedoch nur der Alizonier wegen, von denen wir geſprochen haben, erdichtet; darauf das verwüſtete Kareſos und Kareſene und der gleichnamige Fluß, welcher ebenfalls ein beträchtliches Thalbett bildet, jedoch kleiner als das des Aeſepus. Weiter hinaus iſt die Ebene von Zelia und eine ſehr gut angebaute Hochebene; auf dem rechten Ufer des Aeſepus, zwiſchen Polichna und Paläſkepſis liegt Nea Kome (Neudorf) und Silberminen, welche jedoch ebenfalls zu Gunſten deſſelben Syſtemes als erdichtet anzuſehen ſind, damit die Stelle des Dichters:

. . . . . wo der Urſprung des Silbers ſich findet

gerettet werde.“

S. 116. „Er (Demetrius) ſagt, Paläſkepſis ſey von Aenea 50 Stadien und vom Aeſepus 30 Stadien entfernt. Von dieſem Paläſkepſis aber ſey der gleiche Name auf mehrere andere Ortſchaften ausgedehnt worden.“

S. 120. „Oberhalb der Kebrenier ſind die Dardanier bis Paläſkepſis und bis zum eigentlichen Skepſis.“

S. 121. „Paläſkepſis liegt oberhalb Kebren, auf dem höchſten Theil des Ida, nahe bei Polichna; es wurde aber damals Skepſis genannt, entweder aus irgend einer andern Urſache, oder weil der Ort ringsum geſehen werden konnte (wenn es geſtattet iſt barbariſche Namen aus damaliger Zeit von griechiſchen Wörtern abzuleiten). Später wurden die Bewohner von Skamandrius, dem Sohne Hektors, und von Askanius, dem Sohne des Aeneas, nach dem heutigen Skepſis, 60 Stadien unterhalb verpflanzt; dieſe beiden Familien ſollen lange Zeit in Skepſis geherrſcht haben; ſpäter nahmen die Einwohner eine oligarchiſche Regierungsform an; dann verbündeten ſie ſich mit den Mileſiern unter einer demokratiſchen Regierung; nichts deſtoweniger führten die Nachkommen jener Familie den Königstitel und genoſſen gewiſſer Ehren. Darauf führte Antigonus die Skepſier nach Alexandria; Lyſimachus entließ ſie wieder, und ſie kehrten in ihre Heimath zurück. — Der Skepſier (Demetrius) glaubt auch daß Skepſis die Reſidenz des Aeneas geweſen ſey, indem es auf der Hälfte des Weges zwiſchen Aenea und Lyrneſſus gelegen habe, und wohin er ſich auf der Flucht vor Achilles begeben haben ſoll.“

Dieß ſind die Hauptſtellen welche zur Beſtimmung der Lage von Skepſis und Paläſkepſis dienen; es kommen noch einige weitere Stellen im Strabo vor, die aber zu unſerem Zwecke nicht gehören. Aus den mitgetheilten Stellen aber ergeben ſich folgende Reſultate:

---

[1] Alexandria Troas, ſpäter Eski Stambul, Tenedos gegenüber.

[1] In der Ausgabe des Strabo, die uns vorliegt, finden wir den Namen Allazonion geſchrieben. D. R.

1) Paläſkepſis liegt auf dem linken Ufer des Aeſepus, auf der höchſten Stelle des Ida und kann von allen Seiten geſehen werden. Dieſe Angaben ſtimmen auf das genaueſte zu der von uns entdeckten Ruine. Die Entfernung vom Aeſepus im Betrage von 30 Stadien ($^1/_{20}$ eines Erdgrades) ſtimmt ganz genau.

2) Paläſkepſis wurde unmittelbar nach dem trojaniſchen Kriege verlaſſen, und die Einwohner ließen ſich in der Ebene, 60 Stadien ($^1/_{10}$ eines Erdgrades) von Paläſkepſis entfernt, nieder, wo ſie die neue Stadt Skepſis bauten. Dieſe Angabe ſtimmt ebenfalls vortrefflich zu der Beſchaffenheit der Ruine, welche die Spuren des grauеſten Alterthums an ſich trägt.

3) Paläſkepſis liegt auf halbem Wege zwiſchen Aenea und Lyrneſſus, 50 Stadien von Aenea, 60 Stadien von Neu-Skepſis, 30 Stadien vom Aeſepus; Neu-Skepſis liegt 120 Stadien von den Quellen des Skamander, Granikus und Aeſepus. Dieſe Angaben können zur Beſtimmung der Lage von Aenea, Lyrneſſus und Skepſis dienen. Was Skepſis (das neue) betrifft, ſo ergibt ſich eben hieraus daß es etwas weiter weſtſüdweſtlich von der bisher angenommenen Stelle liegt, ziemlich genau in der Mitte zwiſchen Karabej und Gümiſch Maden; doch iſt dieß erſt durch ſpätere Unterſuchungen an Ort und Stelle feſtzuſetzen. Das ſo eben erwähnte Gümiſch Maden aber beweiſt daß Homer gegen Strabo Recht behält, und daß die auf dem rechten Ufer des Aeſepus befindlichen Silberminen kein Phantaſiegebilde des Dichters ſind, ſondern in aller Wirklichkeit bis auf den heutigen Tag exiſtiren. Polichna bleibt noch aufzufinden. Da ſpäter, im Verlaufe dieſer Skizzen, noch von Aenea die Rede ſeyn wird, ſo erlaube ich mir hier noch einen ganz kleinen Excurs über Lyrneſſus.

Lyrneſſus, die Heimath der ſchönen Briſeis, um derentwillen Agamemnon und Achilles ſich entzweiten und welchem Zwiſt wir eins der ſchönſten Denkmäler des Alterthums, die Ilias, verdanken, verdient wohl eine nähere Unterſuchung: Fellows glaubt ihre Ruinen 4 engl. Meilen nördlich von Karavarin gefunden zu haben,[1] was ſicherlich falſch iſt, denn nach Plinius (Hist. Nat. V. 32) lag es am Fluſſe Evenus. Leider iſt der Lauf dieſes Fluſſes noch ein geographiſches Räthſel. Aus dieſer Angabe des Plinius ſowohl, als aus Strabo (Theil III, p. 122, 129) geht hervor daß es oſtwärts von Adramyttium (Edremid) gelegen habe, doch iſt dieſe Stelle noch zu ermitteln. Ein kleiner Widerſpruch ſcheint in den Angaben Strabo's zu liegen, wenn er einmal ſagt, Paläſkepſis ſey 50 Stadien von Aenea entfernt, während es mitten auf dem Wege von Aenea nach Lyrneſſus liegt, denn von Paläſkepſis bis Lyrneſſus ſind wenigſtens 150 Stadien. Man darf freilich das μέσον des Strabo nicht wörtlich für das geometriſche Mittel nehmen, aber dieſer Ausdruck paßt doch nicht für einen Punkt, der von der einen Stadt 50, von der andern Stadt 150 Stadien entfernt iſt.

[1] Reiſen in Lycien, deutſche Ueberſetzung p. 25.

(Fortſetzung folgt.)

Maſchinen und Arbeitslohn.

Dinglers polytechniſches Journal vom 27 Julius enthält folgende Ueberſicht über Großbritanniens Production an Geſpinnſten und Geweben. Die Anzahl der Fabriken, in denen Geſpinnſte und Gewebe mit Benutzung von Dampf- und Waſſerkräften angefertigt werden, betrug am Schluß des Jahres 1856 im ganzen 5117, nämlich:

Baumwollfabriken (Spinnereien und Webereien) . .	2210
Streichwollſpinnereien und Fabriken für tuchartige Wollenzeuge	1505
Kammwollſpinnereien und Fabriken für kammwollene Zeuge	525
Leinenfabriken (Spinnereien und Webereien) . .	417
Seidenfabriken	460

Die durchſchnittliche Zunahme dieſer Fabriken von 1838 bis 1850 betrug 32 jährlich, während ſie von 1850 bis 1856 um 86 jährlich zunahmen.

Die Anzahl der in den bezüglichen brittiſchen Fabriken im J. 1856 angewendeten nominellen Pferdekräfte belief ſich auf 161,435, welche ſich folgendermaßen vertheilen:

	Dampf.	Waſſer.	Zuſammen.
Baumwolle-Fabriken .	88,001	9,131	97,132
Streichwolle- „ .	17,490	8,411	25,901
Kammwolle- „ .	13,473	1,431	14,904
Leinen- „ .	14,387	3,935	18,322
Seiden- „ .	4,360	816	5,176
Summe	137,711	23,724	161,435

Die obigen Zahlen bezeichnen die Nominalkraft der Dampfmaſchinen und Waſſerräder, nicht die wirklich verwendete oder möglicherweiſe zu verwendende Kraft. Eine neuere Dampfmaſchine von z. B. 100 Pferdekräften kann aber eine weit bedeutendere Kraft entwickeln als es bei den ältern möglich war, in Folge der Verbeſſerungen in der Conſtruction, der größeren Räumlichkeit der Keſſel u. ſ. w. Dieß wird dadurch beſtätigt daß jetzt durch 1 Pferdekraft weit mehr Spindeln in Betrieb geſetzt werden, als dieß vor ſechs Jahren der Fall war, nämlich:

	1850.	1856.
in Baumwollſpinnereien . . .	275	315
in Kammwollſpinnereien . . .	86	102

Man kann dieß auch durch Vergleichung der Pferdekräfte und der Maſchinen, welche 1850 und 1856 angewendet wurden, nachweiſen. In dem erſtgenannten Jahre gebrauchten die brittiſchen Fabriken 134,217 Nominal-Pferdekräfte zur Bewegung von 25,638,716 Spindeln und 301,445 Webeſtühlen; im Jahre 1856 betrug die Anzahl der erſteren 33,503,580 und die der letzteren 369,205. Wollte man nun die Nominal-Pferdekraft von 1856 der von 1850 gleichrechnen, ſo würde man in dieſem letztern Jahre 175,000 Pferdekräfte zu den erwähnten Leiſtungen bedurft haben, während dieſelben nach den Angaben nur 161,435, alſo weit weniger betragen, daher eine Nominal-Pferdekraft jetzt größer iſt oder mehr leiſtet als vor ſechs Jahren.

Die Anzahl der Maſchinenwebeſtühle betrug im Jahre 1836 nur 115,801, im Jahre 1856 ſchon 369,205.

Digitized by Google

Die Steigerung der Production an Geſpinnſten und Geweben aller Art läßt ſich auch durch Vergleichung des Werthes der ausgeführten Fabricate nachweiſen. Im Jahre 1850 waren 1932 Baumwollefabriken im Betriebe und der mittlere Werth der ausgeführten Geſpinnſte und Gewebe belief ſich im Durchſchnitt auf 24,600,000 Pf. St. Wenn nun die Ausfuhr der 2210 Baumwollefabriken, welche im Jahre 1856 vorhanden waren, in demſelben Verhältniß ſtände, ſo würde der Werth ihrer Ausfuhr 28 Mill. Pf. St. betragen haben, während er in Wirklichkeit ſich auf 31 Mill. Pf. St. belief. — Daſſelbe zeigt ſich bei den Streichwolle- und Kammwolle-Fabriken; 1850 waren 1998 ſolche Fabriken im Betriebe und expertirten an Garnen und Geweben durchſchnittlich für 7,700,000 Pf. St. Im Jahre 1856 waren 2030 Wollefabriken im Betriebe und der Werth ihrer Ausfuhr würde verhältnißmäßig 7,800,000 Pf. St. betragen haben, er belief ſich aber in Wirklichkeit auf 10 Mill. Pf. St.

Die bei dieſen verſchiedenen Fabricationszweigen in den Jahren 1835 und 1856 verwendete Anzahl von Arbeitern betrug in den Jahren:

	1835.	1856.
Baumwolle-Fabriken . . .	219,386	379,213
Streichwolle- „ . . .	55,461	79,091
Kammwolle- „ . . .	15,880	87,794
Leinen- „ . . .	33,212	80,262
Seiden- „ . . .	30,745	56,137
Summe	354,684	682,497

Da nun immer das Vorurtheil noch herrſcht daß mit der Zunahme von Maſchinenthätigkeit die menſchliche Arbeit erſetzt und im Preiſe gedrückt werde, ſo iſt es nothwendig hier hinzuzuſetzen daß der Fall ſich erfahrungsmäßig ändert, daß nämlich mit der Steigerung der Production auch der Arbeitslohn ſteigt, natürlich in größeren Zeiträumen, wo ſich gute und ſchlimme Conjuncturen ausgleichen. Dieſer Anſicht iſt wenigſtens Tooke, der Verfaſſer der claſſiſch gewordenen History of Prices. Nach den Tafeln die er (tom. VI. p. 172) vorlegt, ſtieg der Arbeitslohn der Maſchinenſpinner in der Zeit von 1850—1856 um 25 Procent, indem er eine Höhe von wöchentlich 20—35 Sh. (12—21 fl.) erreichte. Der Arbeitslohn von Maſchinenwebern hob ſich nur um 15 Proc. Er ſtand aber ohnedieß enorm hoch, denn er betrug täglich 7 Sh. 3 Pence und ſtieg auf 8 Sh. 3 P. von 4 fl. 27 kr. auf 5 fl. 6 kr. Dieſe Erhöhung des Lohnes mag man vielleicht als eine ſecundäre Folge der Goldproduction betrachten, inſofern durch das pacifiſche Gold große Nachfrage nach Gewerbserzeugniſſen hervorgerufen wurde. Auch ſtiegen die Arbeitslöhne bei Handwerkern (Maurern, Zimmerleuten, Schreinern) gleichzeitig um 20, bei Handlangern ſogar um 48 Proc. Dennoch meint Tooke, daß der Arbeitslohn der Spinner und Weber zunächſt abhängig ſey von der Vervollkommnung der Maſchinen: „die Verbeſſerungen der Spinnmühlen, bemerkt er, ſind ſo beträchtlich geweſen, daß es ſchwer hält den durchſchnittlichen Werth des Arbeitslohnes genau zu ermitteln. Denn während in den alten Fabriken ein Spinner nur 20 Sh. (wöchentlich) gewinnen kann, ſteigt ſein Lohn in den neuen mit allen Vervollkommnungen ausgeſtatteten Garnmühlen bis zu 35 Sh. In den einen hantiert ein Mann nur mit 500 Spindeln, in den andern vermag er 1500 bis 2000 Stück zu überwachen. Als Beweis läßt ſich anführen daß die Spinner der höchſten und feinſten Nummern vor 35 Jahren nur mit 150 Spindeln an einem Stuhl, jetzt aber bereits mit 880 Spindeln arbeiten, deren Zahl ſich noch jährlich vermehrt. Kurz bei den Spinnereien und Webereien iſt die Steigerung des Arbeitslohnes nur eine Folge der geſteigerten Production durch Verbeſſerung der Maſchine geweſen. Auch darf man nicht vergeſſen daß im Jahre 1841 Spinner und Weber noch 69, ſeit 1851 aber nur 60 Stunden arbeiteten, ſo daß ſie bei weniger Arbeit noch höheren Lohn erzielten."

Dieſe Sätze laſſen ſich nicht anfechten, doch müſſen wir hinzuſetzen daß auch der Lohn der Handweber geſtiegen iſt, wo alſo, wenn die Erfahrung allgemein gültig ſeyn ſoll, eine Verbeſſerung der Maſchinen (Webſtühle) eingetreten ſeyn müßte, denn der Arbeitslohn hob ſich von 1851—56 von 5 Sh. 8 P. auf 7 Sh. 1 P. die Woche. Wie tief der Arbeitslohn der Handweber ſank, dafür beſitzen wir folgende belehrende Ueberſicht.

1825	betrug der wöchentliche Arbeitslohn	13 Sh.	6 P.
1827	„ „ „ „	9 „	— „
1829	„ „ „ „	7 „	6 „
1831	„ „ „ „	6 „	6 „
1834	„ „ „ „	8 „	— „
1837	„ „ „ „	7 „	— „
1848	„ „ „ „	6 „	— „
1851	„ „ „ „	5 „	8 „
1856	„ „ „ „	7 „	1 „

Man ſieht hier daß ein Maſchinenweber gegenwärtig in einem Tage mehr verdient als ein Handweber in einer Woche, und in etwa 1½ Tagen ſoviel als ein Handweber zur Blüthezeit des Handwerkes (1825) in einer Woche, womit alſo die Hauptſache bewieſen iſt.

Digitized by Google

Bemerkungen über die ungariſche Wein-Induſtrie.

(Von A. 2)

Die von uns zu ſeiner Zeit im „Ausland“ über die ungariſchen Weine gelieferten Aufſätze haben vielfachen Anklang gefunden, und es ſind dieſelben von öſterreichiſchen Blättern mehrfach nachgedruckt worden; dieß veranlaßt uns von Zeit zu Zeit auf den Zuſtand der ungariſchen Wein-Induſtrie zurückzukommen und hierauf bezügliche Notizen, Daten und Bemerkungen nachzutragen. Schon der Umſtand daß Ungarn keinen „Moniteur vinicole,“ d. h. gar keine Zeitſchrift für Weincultur aufzuweiſen hat, deutet zur Genüge an daß das erſte Weinland der Welt, Ungarn, in intellectueller Beziehung in der Wein-Induſtrie gegen die Franzoſen zurück iſt, wogegen die Thatſache daß Ungarn in früherer Zeit ebenfalls eine Zeitſchrift für Weincultur aufzuweiſen hatte, gar nicht mehr in Anbetracht kommt, obgleich es gewiß iſt daß jene Zeitſchrift unter des praktiſchen Vinologen Schams Leitung für die ungariſche Wein-Induſtrie ihrer Zeit von weſentlichem Einfluß war, und die Vervollkommnung verſchiedener Weinſorten in der That herbeigeführt hat. Durch ein billiges Organ könnte der ungariſche Weinproducent und ſelbſt der gemeine deutſche Weinbauer in Oedenburg, Ruſt, Ofen, Fünfkirchen u. ſ. w., wenn der größeren Verbreitung wegen eine ſolche Zeitſchrift in deutſcher Sprache erſcheinen ſollte, ſehr bald zu der Ueberzeugung geführt werden daß derſelbe beim Ausleſen der Trauben und auch bei der Moſtmanipulation eine größere Sorgfalt anzuwenden habe, wenn man in der Rivaliſirung mit Frankreich eine größere Quantität ungariſcher Rothweine in den auswärtigen Handel bringen will. Die ſogenannten ober- und niederungariſchen weißen Weine, obenan mit dem herrlichen Tokajer, Maſchlaſch u. ſ. w., haben bereits ohnedieß und trotz mangelnder Kellerwirthſchaft vor allen anderen Weinen den Vorzug erhalten.

Welche falſche Nachrichten in Ermangelung ſpecieller ſtatiſtiſcher Ausweiſe über die Ausfuhr ungariſcher Weine in die Welt geſendet werden, geht aus einem Artikel des Wanderer in der Nummer vom 26 Junius 1857 hervor. In dieſem Artikel wird der Weinexport aus der öſterreichiſchen Monarchie für das Jahr 1855 mit 11,686 Centnern und für das Jahr 1856 mit 13,951 Centnern angegeben, und es wird geſagt daß hievon 1856 auf das Königreich Ungarn nur 426, ſage vierhundertundſechsundzwanzig Centner kommen! Wo immer her der Verfaſſer des Artikels dieſe Zahlen, die in der gegebenen Weiſe die größte Lächerlichkeit ſind, auch geſchöpft haben möge, ſo liefern dieſelben den deutlichſten Beweis daß der Verfaſſer von ſtatiſtiſchen Berechnungen nur ſehr geringe Begriffe hat. Bei einer Production von faſt 30 Millionen Eimern würde für Ungarn ein Export von nur 426 Centnern als = 0 zu betrachten ſeyn, zumal hier, wie es eben bei der centnerweiſen Beſteuerung der Fall iſt, noch ein beträchtlicher Antheil auf die Fäſſer kömmt. Wir wiſſen aber daß es allein in Preußen einzelne Handlungshäuſer gibt, welche jährlich 5—6000 Centner Ungarwein mit den Fäſſern à 8 Rthlr. pro Centner beſteuern, und wenn man nun noch in Anbetracht zieht daß ſehr viel Ungarnwein nach Polen, Rußland, in die Zollvereinsſtaaten, neueſter Zeit auch nach Frankreich, England, Amerika u. ſ. w. geht, ſo muß man bekennen daß eine ſtatiſtiſche Angabe, wie die obige, mehr als lächerlich erſcheint. Wenn aber derſelbe Verfaſſer ſagt daß Ungarn bei einer Production von faſt 30 Millionen Eimern allein 10 Mill. Eimer bei beſſerer Moſtelung und Behandlung der Weine zur Ausfuhr bringen müßte, ſo iſt dieſe Ausſage wieder ſehr übertrieben, und man muß ausſprechen daß ſich die Extreme hier berühren. Abgeſehen davon daß ſelbſt Frankreich, wo die Kunſt der Weinbereitung am weiteſten vorgeſchritten iſt, bei weitem kein ſolch glänzendes Verhältniß der Ausfuhr zur Production aufzuweiſen hat, muß man in Wahrheit von Ungarn bekennen daß es noch lange die Stufe nicht erreichen wird welche erforderlich iſt um eine ſolche bedeutende Quantität Wein, der auch den auswärtigen an ſeine franzöſiſche Weine gewöhnten Käufern ſchmeckt, in den Handel bringen zu können. Und wenn man bedenkt daß die ungariſchen Weine beſſerer Qualität allein im Verlauf von wenigen Jahren eine Preiserhöhung von 15 fl. per Eimer erfahren haben, ſo würde Ungarn bei einer Ausfuhr ſchon von 5 Mill. Eimer guter Weine, den Preis durchſchnittlich zu 30 fl. gerechnet, da das Ausland nur die beſſeren und daher auch theureren Weine gebrauchen kann, die enorme Summe von jährlichen 150 Mill. fl. für ſeine Weine allein aus dem auswärtigen Handel beziehen. Von einem ſolchen Ziele iſt aber Ungarn noch ſehr entfernt, und wenn man auch von vielen großen Weingebirgen dieſes geſegneten Landes, wie z. B. von der Hegyalja, von Syrmien, Ofen, Fünfkirchen, Serard u. ſ. w. mit Varro fragen kann, an Phrygia magis vitibus cooperta? — ſo wird doch ein ſehr großer Theil der in Ungarn producirten Weine in der Ebene, oder auch wohl in Hügellandſchaften und in ſolchen Gegenden erzeugt daß dieſelben meiſt an Ort und Stelle conſumirt werden müſſen, und ihrer geringen Qualität wegen nicht einmal für den Weinhandel im Inland geeignet ſind. Wir wiſſen mehrere Beiſpiele daß Weine von ſolcher geringen Qualität, und deßhalb nur für weinarme Gegenden des Inlandes beſtimmt, ganz zu Eſſig geworden ſind. Und es iſt der Export im Großen auch bei Weinen beſſerer Qualität keine kleine Sache, da das Ausland in der Wahl ſeiner Weine ſehr ſtreng zu Werke geht; daher werden Weine welche in Ungarn einen anerkannt guten Namen haben, wie z. B. der Neßmelyer, in den beſſern ausländiſchen Weinhandlungen nur zum ſogenannten „Verſchneiden“ gebraucht. Auch der in Ungarn beliebte und ſo gern getrunkene Magyaráberwein, hat in neueſter Zeit im nördlichen Deutſchland, wohin er ausgeführt worden iſt, nur ſo wenig Anhänger gefunden daß ſeine fernere Ausfuhr nicht mit Erfolg betrieben werden kann. Wie die Sachen alſo jetzt ſtehen, muß ſich Ungarn bei der Ausfuhr ſeiner Weine meiſtentheils auf jene berühmten Sorten beſchränken, welche im auswärtigen Handel bereits einen guten Namen haben. Es iſt alſo eine Thatſache daß die in außerordentlich großer Menge producirten ungariſchen Weine in gar keinem Verhältniß zum Abſatz derſelben nach dem Ausland ſtehen. Wir wollen demnach kurz erwähnen was im Verlauf von zwei Jahren in Ungarn geſchehen iſt, um dieſes Mißverhältniß zwiſchen Production und Abſatz in ein günſtigeres Verhältniß zu ſtellen.

Es haben ſich in Ungarn kürzlich mehrere Geſellſchaften gebildet, welche den Fortſchritt der ungariſchen Wein-Induſtrie und das Bekanntwerden des ächten unverfälſchten Weines guter Qualität zum Zweck haben. Solche Geſellſchaften ſind:

Digitized by Google

1) Der Sexarder Weinhandlungsverein mit mehreren Filialen in den Provinzen der österreichischen Monarchie. Von dieser Gesellschaft bezieht man die Sexarder Rothweine in bester Qualität und zu soliden Preisen. Die Mitglieder dieser Gesellschaft, welche Weinbergsbesitzer in Sexard sind, verwenden eine bisher in Ungarn nicht üblich gewesene Sorgfalt bei den zur Mostelung kommenden Trauben. Die Summe von 50,000 fl. welche diese Gesellschaft zu ihren Zwecken besitzt, ist allerdings noch keine beträchtliche.
2) Die Erlauer Weinhandlungsgesellschaft, welche gleiche Zwecke verfolgt und 1000 Actien à 100 fl. besitzt. Auch die Erlauer Weine gehören zu den besten ungarischen Rothweinen, welch letztere seit einigen Jahren im Ausland ein gesuchter Artikel sind, seitdem die guten französischen Rothweine sehr selten geworden und auf sehr hohe Preise gestiegen sind.
3) Die kroatisch-slavonische Weinproducentengesellschaft, welche die kroatischen und slavonischen Weine gleichfalls nach Einführung einer besserer Mostmanipulation und Anwendung einer besseren Kellerwirthschaft dem ausländischen Trinker genehm machen will. Besonders Slavonien erzeugt gute Weine, und es war der rothe Syrmier schon zu den Zeiten des Königs Matthias Korvinus von großer Berühmtheit, und auch heute hat der Karlowitzer Wein den Weg in das Ausland gefunden. Die kroatisch-slavonischen Weine dürften, der geographischen Lage von Kroatien und Slavonien gemäß, besonders in Italien Abnehmer finden, wo die Wein-Industrie, selbst vom Oidium abgesehen, schon seit langer Zeit sowohl in Bezug auf Qualität als Quantität sehr im Sinken ist. Italien erzeugt selbst in guten Jahren nicht mehr als zwei Mill. Eimer Wein, und der alte Ruf seiner berühmten Weine ist fast verschollen. In Deutschland ist nach dem berühmten Wein „lacrymæ Christi" keine Nachfrage mehr, und der Wein von Montefiascone [1] lebt nur noch in dem Est, est, est, einer alten Anekdote, dessen Held, wie die Italiener behaupten, ein deutscher Prälat war und der ein Opfer des von ihm in obiger Weise bezeichneten Weines wurde.

Außer den genannten drei Gesellschaften sind für den Fortschritt der ungarischen Wein-Industrie auch einzelne Handlungshäuser in Ungarn und auch in Wien thätig. So liefert die Wiener Firma „Schwarzer" mit Anwendung der französischen Kellerei einen ausgezeichneten Ofner Wein, besonders Adelsberger in den Handel, welcher an Güte dem Burgunder gleich und doch zu weit billigeren Preisen zu haben ist. Es findet daher in neuerer Zeit der Ofner Adelsberger in allen größeren Städten Deutschlands Eingang. Auch hat die Wiener Firma Höninger nicht nur in Amerika, sondern selbst in Frankreich mit ungarischen Rothweinen glücklich operirt, und es sind verschiedene ungarische Weinsorten während der letzten ungünstigen Weinjahre in Frankreich dort als vaterländisches Product getrunken und auch ausgeführt worden. So wird das Vorwärtsstreben in der Wein-Industrie endlich auch dem Weinbauer in Ungarn einen lohnenderen Gewinn als bisher bringen.

[1] Wo ächter Montefiascone zu haben ist, wird er noch immer andächtig in Deutschland getrunken.

Die häuslichen und geselligen Gewohnheiten und Sitten der Indianer in ihren Winterlagern

(Nach amerikanischen Ueberlieferungen von L. v. Schéman.)

Der Indianer, wenn er als Redner seines Volkes vor eine Versammlung weißer Männer tritt, kann meistens als ein Schauspieler betrachtet werden, der eine Rolle durchzuführen hat.

Er fühlt daß er eine Stellung einnimmt, in welcher aller Augen prüfend auf ihn gerichtet sind, und bietet alles auf sich durch Bedächtigkeit und angenommenen Stoicismus auszuzeichnen. Selbst die Vortheile der ausübenden Kunst müssen ihn bei einer solchen Aufgabe unterstützen, die er ruhmvoll durchzuführen weiß, denn — indem er für seine rothen Brüder spricht — äußert er Gefühle, welche seiner und ihrer würdig sind.

Dieß ist die einer Bildsäule gleichende, künstlerische Erscheinung des Redners. Hier kann man in Wahrheit von ihm sagen: „Ein Mann ohne jede Furcht — ein Stoiker des Waldes."

Alles dieß — insoweit es angenommen — legt er ab, wenn er den Blicken der „weißen Gesichter" nicht mehr ausgesetzt ist. Wenn er sich mit seinen Verwandten und Freunden wieder in der tiefen Abgeschiedenheit der Wälder vereint, wo er aufhört ein Gegenstand öffentlicher Neugierde zu seyn.

Wir wollen dem Indianer in diesen Zufluchtsort folgen, und sehen welches seine häuslichen Sitten, seine Gewohnheiten, Vergnügungen und Ansichten sind.

Ich selbst habe ein indianisches Lager in den abgelegenen Flächen des Nordwestens, in der Todtenstille des Winters und unter Umständen besucht, die ebenso sowohl geeignet waren sein gewöhnliches Mißtrauen zu verscheuchen als ihm Vertrauen einzuflößen, und war erstaunt über den auffallenden Wechsel der sich dort in seinem geselligen Naturell, seinem Charakter und seiner Gemüthsart offenbarte.

Dasselbe Zeugniß geben ihm die Handelsleute, die oft jahrelang unter den indianischen Stämmen an diesen abgeschiedenen Plätzen weilen, und stets wie Freunde oder Verwandte von ihnen empfangen werden. Alle, in der That, die öfters Augenzeugen von dem Leben des rothen Mannes in seinen Jagdgründen sind, rühmen seine geselligen und gastfreien Sitten und Gewohnheiten; seine Aufrichtigkeit und Heiterkeit, sowie den gegenseitigen freundlichen Verkehr, der auf der breitesten Grundlage der Menschenliebe beruht.

Die Zurückhaltung und das immer rege Mißtrauen, welche die Indianer in den Gränzorten oder in andern Plätzen, wo sie den Ausforschungen und der Habgier der weißen Männer ausgesetzt sind, zeigen, weichen hier der Geselligkeit und dem Frohsinn.

Sie fühlen, wenn sie sich in dem Schatten ihrer heimathlichen Wälder verbergen, eine Sicherheit, die ihrer Brust in jeder andern Lage fremd ist.

Es scheint als wetteiferten sie sich gegenseitig in Liebesdiensten, Freundschaftsbezeugungen und Festlichkeiten zu übertreffen. Ist auf der Jagd einer glücklicher im Pfeilschießen oder Speerwerfen gewesen wie der andere, so wird die Beute für ein Fest aufbewahrt, zu welchem alle Erwachsenen ohne Ausnahme eingeladen werden. Am Tage des Festes nimmt jeder — dem alten Gebrauche gemäß — seine Schüssel und seinen Löffel, und begibt sich zu des Festgebers Hütte. Die Lebensmittel sind mit gewissenhafter Sorgfalt aufgetragen, so daß jeder von den besten Theilen erhält.

Bei dem Mahl, welches durch heitere Unterhaltung, Anekdoten und kleine Erzählungen persönlicher Abenteuer belebt wird, sind

Digitized by Google

die Frauen meiſtens nur Zuhörerinnen und keine — außer den bejahrten — wagt es ſich in dieſe Unterhaltung zu miſchen. Die Mädchen offenbaren ihre Theilnahme an der allgemeinen Fröhlichkeit nur durch Lächeln, und wenden ihre Aufmerkſamkeit ſtets dem ältern Theile der Geſellſchaft zu. Die alten und die ſchon in den reifern Jahren ſtehenden Männer, ſowie die Häuptlinge führen allein das Wort. Jünglinge, die darnach ſtreben einen Rang zu erwerben, erlauben ſich ſelten eine Bemerkung, und wenn ſie reden, geſchieht es mit der größten Beſcheidenheit.

Die Geſprächsgegenſtände bei dieſen öffentlichen Feſtlichkeiten erörtern entweder die Jagd, Neuigkeiten die man gehört hat, und Erlebniſſe die ſich im Dorfe zugetragen, oder wirkliche und fabelhafte Begebenheiten aus alten längſt vergangenen Zeiten; doch all dieſes wird in einer lebhaften, heitern und nicht in einer ernſten Weiſe beſprochen.

Geſchäfte, wenn ich mir dieſen Ausdruck, für das was ihren Handel und ihre Regierungsform betrifft, erlauben darf, bleiben den Feſten fern, und gehören in förmliche Rathsverſammlungen, die zu dieſem Zweck eigens zuſammen berufen, und feierlich durch das Rauchen der Pfeife eröffnet werden. Auch die Religion — man verſteht unter dieſem Begriff alles was ſich auf den großen Geiſt, heilige Träume und die Feierlichkeiten des Meda oder Medicin-Tanzes bezieht — iſt gleich den Geſchäften davon ausgeſchloſſen.

Wie ſchon erwähnt, unterhalten ſich die Indianer bei dieſen nüchternen Feſtlichkeiten — denn ſie ſind in ihren Winterlagern des Genuſſes aller geiſtigen Getränke beraubt — hauptſächlich von ihren Jagden und Abenteuern. Dabei wird alles was eine heitere Wendung zuläßt, und Scherz und Frohſinn hervorrufen kann, wie z. B. die Erzählung eines lächerlichen Mißgeſchicks oder eines komlichen Unfalls, ſtets mit großem Beifall aufgenommen. Was irgend gegen die geſelligen Rückſichten verſtoßen oder unpaſſend ſeyn könnte, wird übergangen.

So entſchwinden ihnen die Stunden in ungezwungener, aber nicht lärmender Heiterkeit, und ſie geben ſich ſo ganz dem Genuß des gegenwärtigen Augenblickes hin, als beſtände der Hauptinhalt des Lebens in den Worten: iß, trink, und ſey guter Dinge.

Iſt das Feſtmahl beendigt, ſo nehmen die Männer die Pfeifen zur Hand, während die Frauen zu den Hütten heimkehren und ſich mit der Wiederholung des Gehörten, bis zur Rückkehr ihrer Gatten, die Zeit vertreiben. Zum Schluß werden gewöhnlich den Kindern noch einige gute Lehren gegeben.

Die Geſellſchaft dieſer öffentlichen Feſte iſt ſo allgemein, wie ſie nur die unbegränzteſte Gleichheit der Rechte machen kann; dabei wird jedoch der Rang und das Alter der Gäſte ſtets berückſichtigt.

Doch es beſteht in dieſer Jahrözeit noch eine andere Feſtlichkeit, an welcher — außer dem Feſtgeber, ſeiner Gattin und zwei andern ältern Perſonen, die den Vorſitz führen und die Feierlichkeiten leiten — nur die jungen Leute Antheil nehmen. Der Zweck derſelben ſcheint die Belehrung der Jugend zu ſeyn, und dieſe geht den eigentlichen Beluſtigungen voraus.

Der Wirth oder eine andere Perſon, welche die Gabe der Rede beſitzt, erhebt ſich und ermahnt ſie ungefähr in folgenden Worten, zum Guten und zur Dankbarkeit gegen den großen Geiſt:

„Seyd aufmerkſam und rückſichtsvoll gegen ältere Leute, und hört auf ihren Rath. Verſpottet nie die Altersſchwachen, Ungeſtalteten und Blinden. Gehorcht euren Eltern. Seyd beſcheiden in eurem Betragen, ſowie barmherzig und gaſtfrei. Fürchtet und liebt den großen Geiſt, welcher der Geber des Lebens und jeder guten Gabe iſt.“

Dieſe Vorſchriften werden langſam und mit Nachdruck ausgeſprochen, und durch Beiſpiele guter und ſchlechter Männer und Frauen verſtärkt; die ſchlechten Menſchen werden beſonders hervorgehoben, und es iſt Gebrauch ſich immer wieder auf ſie zu beziehen, indem hinzugefügt wird: „Wenn ihr nicht auf die Gebote hört, ſo werdet ihr dieſen gleichen.“

Am Schluß jedes Spruches drücken die Zuhörer ihren Antheil und ihre Aufmerkſamkeit durch ein allgemeines „hää“ aus.

Nach dieſer Rede wird zum großen Geiſt gebetet und ihm für die Speiſe, ſowie für die Erhaltung des Lebens gedankt. Der Redner fährt dann fort:

„Der große Geiſt hat euch reichlich mit Nahrung verſehen; handelt recht und betragt euch gut, ſo wird er immer ſo großmüthig für euch ſorgen.“

Nun beginnt das eigentliche Feſt; die ältern Perſonen legen für dieſe Zeit ihre ſtrengeren Sitten ab, und miſchen ſich unter die Jugend, ſind dabei aber ſorgſam bedacht die Ordnung und ein verſtändiges, rückſichtsvolles Benehmen unter den Gäſten aufrecht zu erhalten.

Das indianiſche Leben in den Winterlagern iſt aber nicht immer ein Kreislauf von Feſten. Im Gegentheil, ihnen folgen oft lange und peinvolle Faſten; der Mangel an Wild und Fiſchen, der häufig aus der Strenge der Jahreszeit entſpringt, führt den Indianer und ſeine Familie zuweilen an den Rand des Hungertodes; um dieſem zu entgehen, ſieht ſich der Jäger genöthigt einen andern Lagerplatz zu ſuchen. Die Arbeit, die aus einer ſolchen Veränderung erwächst, fällt bekanntlich auf den weiblichen Theil der Familie.

Die Frauen müſſen die Rollen mit Birkenrinde, die zur Bedeckung der Hütte dienen, die Binſenmatten und Geräthſchaften tragen, und dieſe Laſt wird vermittelſt eines Lederriemens, der um die Stirn geht, auf ihren Rücken befeſtigt und aufrecht erhalten.

Hat man einen paſſenden Platz zum Niederlaſſen gefunden, ſo wird der Boden von Schnee gereinigt, mit herbeigeholten Cedernzweigen bedeckt, die Hütte errichtet, die Geräthſchaften hineingetragen, Holz geſammelt, ein Feuer angezündet, und erſt dann — nicht eher — iſt es den Frauen vergönnt ſich niederzuſetzen, um ihre Füße zu wärmen und ihre Morcaſins zu trocknen.

Sind noch Lebensmittel vorräthig, ſo wird ein Abendeſſen gekocht; hat man keine, ſo ſucht jeder ſeinen Hunger und ſeine Erſchöpfung zu verbergen, und beides in einer Unterhaltung über andere Gegenſtände zu vergeſſen. Die kleinen Kinder ſind die einzigen Mitglieder der Familie welche klagen, und die überhaupt das Vorrecht haben zu klagen; doch auch dieſen wird in frühem Alter gelehrt ſchweigend zu leiden.

Wenn die Nahrung ſpärlich zu werden beginnt, bewahrt gewöhnlich die Mutter etwas für ſie auf, um die Kleinen in den Zeiten gänzlichen Darbens damit zu beſchwichtigen, und ſie ſind ſchon mit wenigem zufrieden geſtellt.

Muß ſich die Familie ohne Abendeſſen zu Ruhe begeben, ſo ſtehen der Vater und die Söhne bei Anbruch des Tages auf, um Nahrung zu ſuchen. Hat einer das Glück ein Rebhuhn oder ein Eichhörnchen zu tödten, ſo wird es ſogleich in die Hütte gebracht, gekocht und in ſo viele Theile zerlegt als Perſonen da ſind. Bei dieſer Gelegenheit machen ſich oft die ältern Männer ein Verdienſt daraus, auf ihren Antheil zu Gunſten der Frauen und Kinder zu verzichten.

Wenn der Jäger auf ſeinen Schneeſchuhen, die Flinte in der Hand, vergebens die Wälder durchſtreift und Nachts ohne Beute heimkehrt, ſo geht er ſchweigend zu ſeinem aus Cedernzweigen und Binſenmatten beſtehenden Lager, weder über die erfolgloſe

Digitized by Google

Jagd, noch über Ermüdung klagend. Oft entſchwinden Tag um Tag, Woche um Woche, ohne daß irgendeine Beute ſein geduldiges Ausharren belohnt.

Ich habe von glaubwürdig verbürgten Beiſpielen gehört daß das Haupt der Familie dieſen elenden Zuſtand ſo lange ertrug, bis es aus Schwäche auf ſeinem Pfad niederſank und erfror.

Wenn es kein anderes Mittel mehr gibt das Leben zu friſten, ſo eſſen die Indianer die Felle, welche ſie geſammelt hatten um Kleidung und Kriegsbedarf dafür zu kaufen; dieſe werden von den Haaren gereinigt und dann geröſtet.

Unter allen Leiden iſt die Pfeife der Haupttroſt des Jägers, und eine Erquickung der er oft zuſpricht.

Rauch-Zuſammenkünfte werden am häufigſten da veranſtaltet, wo es an Nahrung fehlt; der Indianer ſucht dadurch ſeiner übeln Laune vorzubeugen.

Die Einladung, die er in ſolchen Fällen an ſeinen Freund ſchickt, beſteht gewöhnlich in folgenden Worten: „Komm und rauch mit mir, ich habe keine Nahrung, aber wir werden den Abend auch ebenſo gut ohne dieſelbe hinbringen.“

Aus dem Glauben daß ihr Leben in der Hand des großen Geiſtes liegt, entſpringt die Ueberzeugung daß alles von ihm kommt, und daß, obgleich er zuläßt daß ſie leiden, er ihnen doch Erſatz dafür gewähren wird.

Dieſe Ueberzeugung beſchwichtigt alle ihre Beſorgniſſe: ſie ſind Fataliſten und unterwerfen ſich geduldig und ſchweigend dem Schickſal.

Sind Hunger und Elend vorüber, ſo ſind ſie auch vergeſſen. Die Indianer genießen die Gegenwart zu unbedingt um ſich durch die Erinnerung an die Vergangenheit bedrückt zu fühlen, oder um Vorräthe für die Zukunft zu ſammeln, welche ſie vor ähnlichem Mangel ſchützen könnten.

Kein Volk erträgt ruhiger und ſtiller die ſchwerſten Leiden, und keines ſchwelgt vollſtändiger im Genuſſe des Glückes.

Die höchſte Fluth im Fluſſe Tſian-tſchang.

Die Eagre (höchſte Fluth), oder wie ſie in Indien genannt wird, die Bore des Fluſſes Tſian-tſchang (welcher an der Stadt Hang-tſcheu-fu vorüberfließt), iſt in der chineſiſchen Geſchichte berühmt. Es iſt dieß eins der drei Weltwunder nach einem chineſiſchen Sprüchwort, wo denn die beiden andern die Dämonen zu Tang-tſchan und der Donner zu Lung-tſchan ſind. Wie in andern Ländern tritt die Eagre gewöhnlich am zweiten und dritten Tage nach dem Vollmond ein, oder bei den ſogenannten Springfluthen, und hauptſächlich im Frühling und Herbſt um die Zeit wo die Sonne den Aequator paſſirt. Sollte es ſich gerade ſo treffen daß um dieſe Zeit heftige öſtliche Stürme wehen, ſo braust die Eagre in ihrer ganzen Größe einher und treibt alles vor ſich hin. Dr. Margowan, der bekannte ärztliche Miſſionär zu Ningpo, entwirft nachſtehende maleriſche Schilderung von derſelben, wie er ſie bei einem Beſuch in Hang-tſcheu-fu miterlebte.

„Zwiſchen dem Fluſſe und den Stadtmauern, die eine engl. Meile entfernt ſind, dehnen ſich dichte Vorſtädte mehrere Meilen an dem Fluſſe hin aus. Als die Stunde des Hochwaſſers herankam, ſammelten ſich Maſſen von Menſchen in den Straßen, die in gehöriger Entfernung in einem rechten Winkel mit dem Iſſentang laufen; ich hatte mich auf eine Terraſſe vor dem Tri-naar-Tempel poſtirt, die mich die ganze Scene überblicken ließ. Auf einmal hörte aller Verkehr auf dem dichtgedrängten Markte auf; Arbeitsleute ſchafften alle Arten von Waaren von der Straße, Schiffer hörten auf ihre Fahrzeuge zu beladen und zu löſchen, und legten in die Mitte des Stromes hinaus, ſo daß wenige Minuten hinreichten um dem belebteſten Theile von einer der belebteſten Städte Aſiens ein verödetes Ausſehen zu verleihen. Die Mitte des Fluſſes wimmelte von Fahrzeugen, von den kleinſten Booten zu großen Barken, wobei auch die bunten „Blumenboote“ nicht fehlten. Lautes Geſchrei von der Flotte kündigte das Erſcheinen der Fluth an, welche, ſo weit das Auge reichte, wie ein glänzendes weißes Tau quer über den Fluß geſpannt erſchien. Das Getöſe derſelben, von chineſiſchen Dichtern dem des Donners verglichen, übertäubte bald das der Schiffer, und wie ſie mit wunderbarer Schnelle vordrang — ich möchte dieſelbe auf 25 Meilen per Stunde veranſchlagen — nahm ſie das Ausſehen einer Alabaſterwand oder vielmehr eines vier oder fünf Meilen breiten, und etwa 30 Fuß hohen Waſſerfalls an, der ſich mit ſeiner ganzen Maſſe vorwärts bewegte. Bald erreichte ſie die erſte Reihe der gewaltigen Maſſe von Fahrzeugen, die ihre Annäherung erwarteten. Da ich wußte daß die Bore des Hugly, die doch gegen dieſe nichts bedeuten will, regelmäßig Boote die nicht ganz geſchickt geſteuert wurden, umſchlagen ließ, ſo war ich natürlich ſehr beſorgt um das Leben der einherſchwimmenden Menge. Wie nun die brauſende Waſſerwand ungeſtüm daher ſtürmte, wurden ſie zum Schweigen gebracht, indem alle damit beſchäftigt waren das Vordertheil ihres Schiffes der Woge entgegenzuhalten, die alles auf dem Waſſer zu verſchlingen drohte; aber ſie ſprangen, ſo zu ſagen, alle ohne allen Schaden auf die Höhe hinauf. Der Anblick war beſonders intereſſant, als die Eagre etwa den halben Weg zwiſchen den Fahrzeugen zurückgelegt hatte. Auf der einen Seite lagen ſie ruhig auf der Oberfläche des glatten Stroms, während die auf der andern Seite in ſchrecklichſter Verwirrung auf der Fluth auf- und niedertanzten, andere wieder mit der Behendigkeit von Lachſen über den furchtbaren Waſſerfall hinwegſchnellten.

Die großartige und aufregende Scene dauerte nur einen Augenblick; ſie gieng im Umſehen den Fluß hinauf, aber von dieſem Punkt an mit allmählich abnehmender Gewalt, Umfang und Schnelle, bis ſie ganz aufhörte bemerklich zu ſeyn, was nach chineſiſchen Berichten 80 Meilen von der Stadt der Fall iſt. Von Ebbe zu Fluth war der Uebergang faſt augenblicklich. Die Fluth hielt nach jener großen Woge noch etwas an, aber bald trat die Ebbe ein. Da ich meine Notizen verloren, ſo muß ich aus dem Gedächtniß ſchreiben: mir däucht daß der Fall etwa 20 Fuß betrug; die Chineſen ſagen daß der Unterſchied bisweilen 40 Fuß in Hangtſcheu iſt. Das Maximum des Steigens und Fallens bei Springfluthen iſt wahrſcheinlich an der Mündung des Fluſſes oder dem obern Theil der Bay, wo die Eagre kaum wahrzunehmen iſt. In der Fundy-Bay, wo die Fluth mit gewaltiger Schnelle aufläuft, gibt es an einer Stelle ein Steigen von 70 Fuß, aber dort ſcheint die prachtvolle Naturerſcheinung gar nicht bekannt zu ſeyn. Man trifft daher die Woge nicht da wo die Fluthſtrömungen am reißendſten ſind oder das Maximum des Steigens und Fallens erreichen, ſondern wo ein Fluß und ſeine Mündung eine beſondere Geſtaltung haben.

Eine ſehr kurze Zeit verſtrich zwiſchen dem Eintritt der Eagre und der Wiederaufnahme des Verkehrs; die Fahrzeuge waren bald wieder am Ufer befeſtigt, und Weiber und Kinder waren darüber

Digitized by Google

aus Gegenstände aufzufischen, welche von nachlässigen oder ungeschickten Leuten in dem Melée verloren waren. Die Straßen waren mit Schaum überspritzt und eine gewaltige Wassermasse ergoß sich über die Ufer in die Mündung des einige Fuß entfernten Canals."

Die Abergläubischen und Unwissenden unter den Eingebornen erklären dieß Phänomen in der folgenden Weise. Ein Wú-Tsz-ssï, der etwa 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung lebte, hatte das Unglück seinen Herrscher zu beleidigen, der ihm höflich ein Schwert zum Geschenk machte — er verstand dieß so, daß er sich aus seiner Gegenwart und zugleich aus dieser Welt entfernen sollte. Nachdem er dieß ausgeführt, ward sein Leichnam in den Fluß Tsientang geworfen und wurde nachmals die Gottheit der Bagre. Sein Unwillen und Zorn über eine derartige Behandlung, während er noch auf Erden lebte, zeigt sich nun stellenweise in der Heftigkeit der Fluthwoge, die in ihrem Lauf alles vor sich wegreißt, die Ufer des Flusses durchbricht und das anliegende Land überschwemmt. Monarchen fast aller Dynastien haben ihn mit Titeln geehrt; Tempel sind seinem Andenken errichtet worden, und Gebete und Opfer werden periodisch vom Volk dargebracht um seinen Zorn zu besänftigen.

Obschon es am Eingang der Bay von Hang-tscheu oder Tschaphu, wie sie auch wohl heißt, keine Bore gibt, so sind die Springfluthen den Schiffern als sehr reißend und gefährlich bekannt. Sir R. Collinson hatte, als er mit dem Dampfer der ostindischen Compagnie „Phlegeton" die Durchfahrt nach Hang-tscheu-fu ausfindig zu machen suchte, 19 Meilen von den Tschaphu-Hügeln und zwei vom Ufer, eine Fluth von 11 und einen halben Knoten gegen sich. Während der „Phlegeton" dieser Fluth ausgesetzt war, hatte er einen Anker ausgeworfen mit einem ganzen Kabeltau (zuvor hatte er bereits einen Anker und Kabeltau verloren), war unter vollem Dampf mit allen Segeln auf und trieb doch noch. (Athenäum.)

Die Auswanderung der Chinesen zur See.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wir kommen jetzt zu den Chinesen in den übrigen Besitzungen der Holländer im Archipel. In Madura waren 1845 6544, auf Banka 1840 unter 36,000 Einw. 18,000 Chinesen. Die Zinnminen, die 1710 zufällig bei Anlage eines Reisfeldes durch den Brand der gefallenen Bäume entdeckt wurden, gab der Sultan schon nach 12 Jahren den Chinesen in Pacht, und sie bearbeiten sie noch jetzt allein. Die Regierung zahlt für den Pecul von 125 Pfd. Zinn 13 holländische Gulden und verkauft ihn nie unter 45 fl., liefert den Minenarbeitern Reis, Oel, Salz, zu stets gleichen Preisen, den Reis zu 6, das Salz zu 5 fl. den Pecul, und macht ihnen zur Eröffnung der Mine Vorschüsse. Die Maßregel, die Schulden verarmter Mineninhaber auf alle zu vertheilen, veranlaßte 1839 einen Aufstand der Chinesen. Die Arbeiter stehen unter einem Oberhaupt, wohnen gemeinsam, casernenartig; die verheiratheten Männer besonders. Sie sind tüchtige Esser, trinken Thee und Reisbranntwein, arbeiten von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends, nur von 1—3 Uhr pausirend. Der Ankömmling, der gut arbeiten kann, erhält bei freier Kost und Wohnung monatlich 9 fl. holl., das zweite Jahr mehr, und später einen Antheil an der Mine. Auf den Rhio-Inseln waren nach Röttger 1840 von 88,000 Einw. ⅓ Chinesen, auf Pintang und Linga 1843 unter 30,000 Einw. 10—13,000 Chinesen, ab- und zugehend. Sie betreiben hier besonders die Pfeffer- und Gambieranpflanzung,[1] über welche wir Netscher nähere Nachrichten verdanken. Bei jeder Pflanzung von 300 Quadratfaden, die 70 bis 80 Duzend Bäume faßt, wohnen bei der Fabrik, die mit Atap gedeckt ist, fünf Chinesen, und erhalten die zwei Blattschneider und ein Gambierkocher jeder den Monat 7 fl., die andern beiden jeder 5½ fl., außer der Kost, à 50 Cattis Reis der Mann — die für die fünf Mann also 10 fl. beträgt — und zu Salz, Tabak u. s. w. noch à 2 fl. Der Pfeffer wird nur nebenbei, auf jedem Gambierladang 500—1000 Pfefferranken, gezogen. Eine mäßige Pflanzung fordert zwei Chinesen, die auf den Monat 7 fl. nebst Kost und Tabak erhalten. Der Gambieranbau gewährte 6000 Chinesen die Mittel zum Bestehen und sich etwas zu ersparen. Bei dem wechselnden Preise beider Producte arbeitete der Besitzer der Pflanzung oft mit Verlust.

Die Zahl der Bewohner von Sumatra ist wenig gewiß. Junghuhn rechnete 1840 3,361,738 Einw., Logan und H. St. John 2,186,410 viel zu bestimmt, Temminck 1840 allein 3½ Millionen, die den Niederländern unterworfen waren. Der Chinesen sind hier viel weniger als auf Java und Borneo. Nach einem Gesetz des Sultan von Palembang durften sie gar nicht auf dem Land, sondern nur auf dem Wasser wohnen. In Borneo nehmen sie dagegen eine bedeutende Stellung ein. Die meisten auf Borneo's Westküste sind aus den Bergen Kuang-tungs und Kuang-si's, einige Händler aus Emui. Im Januar und Februar kommen die Dschunken an, die Reise wird meist auf Credit gemacht. Ritter rechnete jährlich 1500—2000 Ankömmlinge. Unter den eingebornen Fürsten zahlten sie nur nominell einen Tribut und regierten sich selbst. Da sie in den Bergwerksdistricten unabhängig leben wollten, wurden sie vom holländischen Generalgouverneur van der Capellen 1826 sehr beschränkt. Seitdem die Holländer diese Länder unter ihre Herrschaft gebracht haben, muß jeder 2 fl. für die Erlaubniß sich anzusiedeln, jährlich ebenso viel Kopfsteuer, und für die Erlaubniß nach China zurückkehren zu dürfen 30 fl. bezahlen. Dadurch ist die jährliche Einwanderung nach Crawfurd von 3000 auf ½ dieser Zahl gefallen. Obgleich aber jährlich 2—300 im Junius oder Julius nach China zurückkehren, ist ihre Anzahl auf Borneo doch bedeutend. Die Schätzung derselben ist freilich sehr verschieden. Raffles rechnete 100,000, Muntinghe 110,000, Temminck 1836 130,000, Earl an der Westküste 150,000 (90,000 in den Minendistricten und 60,000 unter den Malayen zerstreut), Brooke in Sambas allein 100—150,000, Veth 60—70,000, Ritter 60,000, Melville van Carnbee 57,000, Francis nur 33,000, Tobias 27,000, und während Crawfurd früher von 200,000 sprach, meint er jetzt daß die Angabe der Holländer von 30,000 die wahrscheinlichere sey.[2] Die Chinesen scheinen früh nach Borneo gekommen zu seyn. Nach den Annalen der Ming bei Klaproth (Nouv. Journ. Asiat. 1832, T. 10) hätte schon unter Thang Kao-tsung (648—683) ein Staat in Nordost-Borneo Pha-la China Tribut bezahlt, d. h. wenigstens mit ihm Verkehr gehabt. Jacquet (ibid. T. 11) hat herausgebracht daß dieß Pappal, zwischen Maluda und Bruni, ist; die Chinesen verstümmeln bekanntlich die fremden Namen bis zur

[1] Uncaria Gambier, wird von Färbern und Gerbern benutzt.

[2] So Crawfurd Dictionary S. 97, S. 62 rechnet er aber nach den Holländern 130,000 Chinesen blos an der Westküste und S. 359 im Jahr 1825 17,693 Chinesen in Pontianak mit Gebiet, unter überhaupt 36,676 Einwohner.

Digitized by Google

Unkenntlichkeit. Wir haben Spuren einer chinesischen Colonie 1405 daselbst, über welche Klaproth einige chinesische Nachrichten mittheilt. Die Bewohner von Bruni sprechen von den Chinesen wie von Malayen und Arabern als ihren Vorgängern, und die Annalen von Sulu von einem Chinesen der 1375 viele seiner Landsleute nach Borneo führte und sich an der Nordküste niederließ. Van Noort fand 1600 viele chinesische Kaufleute zu Bruni, der Handel von Banjermassin war nach Blomärt 1609 ganz in den Händen der Chinesen, die auch nach Sukkadana kamen, und Behrns in Roggeweins Reise spricht von großen Flotten der Chinesen, die jährlich Borneo besuchten. Auch nach Valentyn war der Handel von Banjermassin vornehmlich in den Händen der Chinesen, und noch 1775 traf Forster in Bruni sieben chinesische Dschunken. Nach Jesse bauten sie 1775 am Borneo-Flusse die wohlfeilsten Schiffe für 4250 Doll., die Tonne zu 30 Sh., das Eisen aus China mitbringend; bei Bruni sollen früher 30,000 Chinesen Pfeffer gebaut haben. Der Handel blühte, als die Chinesen aber von da fortgingen, verfielen die Malayen in ihre alte Indolenz. 1819 waren nach Hunt nur noch 500 in Bruni ansässig. „Wo nur Chinesen sind," sagt Brooke, „da hört man die Axt und Säge im Wald; sie sind Zimmerleute, Schmiede, Haus- und Landbauer, während die Mehrzahl Gold wäscht oder in den Minen arbeitet. Mit solchen Bewohnern, wenn man ihnen freien Spielraum gewährte, müßte das Land gedeihen." Belcher hält die Einführung der Chinesen in Borneo für unentbehrlich. Brittische Constitutionen seyen in dem Klima nicht geeignet der harten Arbeit chinesischer Kulis, z. B. beim Bergbau und Binnenhandel sich zu unterziehen. Die gutmüthigen Dajaks werden von den Chinesen freilich vielfältig mißbraucht. Sie machen ihnen Geldvorschüsse, veranlassen sie Sachen zu kaufen die sie nicht bezahlen können, rechnen ihnen hohe Zinsen an und nehmen ihnen dann ihre Ernten, zwingen sie zu allerlei Diensten, zum Grasschneiden, Holzhauen, Wassertragen. Jeder Dajak auf ihrem Grund und Boden muß ihnen nach van Kerrel jährlich 1—4 fl. zahlen. Indessen verbinden viele Chinesen sich mit Dajak-Frauen, nehmen die Familie dann unter ihren Schutz und verschmelzen sie mit sich. Die Gräuel des Kopfabschneidens bei den Dajaks hören auf.

Die Goldwäsche scheinen die Chinesen erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, durch die malayischen Fürsten herbeigerufen, angefangen zu haben. Tobias meinte im Jahr 1828 in Sambas vor 85 Jahren, also 1743. Ritter 1840 vor 80 Jahren, also 1760, so auch von Kerrel und Francis. Von Larah breiteten sie sich nach Montradok aus. Der Ruf von Borneo's Schätzen zog viele herbei, und sie bildeten Genossenschaften zu einer gemeinsamen Bearbeitung der Minen; drei Jahre nach der Gründung der Colonien in Sambas zählte man deren in Larah 12 und in Montradok 24. Der Anbau des Landes und der Großhandel war ihnen da zuerst untersagt. Sie mußten 500 Tael Gold (32,000 holl. fl. werth) jährliche Schatzung zahlen. Der Fürst bedient sich die Lieferung von Eisen, blauem Leinen, Reis, Salz und Opium zu seinem großen Vortheile vor. Es wurden ihnen Anreizer gesetzt, die sie aber, nachdem sie sich heimlich Waffen verschafft hatten, sich 1770 vom Halse schafften. Viele entstehen von da später nach Mampawa, in den goldreichen Distrikt Mandor (1787), wo sie ebenfalls eine Abgabe in Gold zahlen mußten.

Merkwürdig sind ihre socialistisch-republicanischen Vereine, die bis zum Anfang ihrer Niederlassung auf Borneo zurückgehen sollen. Statt einer Menge kleiner Vereine, die es anfangs gab, bestanden später an der Westküste eine, die von Mandor oder Lanfong in Pontianak und sieben in Sambas. Letztere schmolzen später in zwei große, die Tai-(Ir) Kung von Montradok und die Sin-ta-kiao zusammen. 1837 schied sich aber von ersterer wie letzterer je eine ab; beide geriethen mit einander in Streit. Die größere Vereinigung, gewissermaßen zu föderalistischen Republiken, erfolgte um den malayischen Fürsten und den Dajaks besser widerstehen zu können. Man hat sie mit den geheimen Gesellschaften in Süd-China zusammenzubringen gesucht, aber, wie Veth bemerkt, wohl mit Unrecht, obwohl in neuerer Zeit diese geheimen Gesellschaften sich auch im indischen Archipel ausbreiteten, weßhalb Brooke als Radja von Sarawak 1850, und der Generalgouverneur von Niederländisch-Indien den 8 November 1851 gegen die geheimen Gesellschaften der Chinesen Proclamationen erließen. Ihre Verbindungen in Borneo haben indeß allerdings manches mit diesen gemein. Alle verpflichten sich durch einen Eid zum Gehorsam gegen die Häupter der Brüderschaft und zur Treue gegen jeden Genossen in Gefahr und Noth; jeder zahlt dem Oberhaupt zwei Realen, erhält ein besiegeltes Papier (Tjap) und die Erkennungszeichen werden ihm mitgetheilt. Bei dem Eid, den man zweimal im Jahr, an den großen chinesischen Opfertagen, den neuen Ankömmlingen abnimmt, wird einem Hahn der Kopf abgeschnitten und sein Blut, oder wohl vielmehr das aus dem kleinen Finger des neuen Mitgliedes, mit Thee und Arak vermischt, gemeinschaftlich getrunken. Es gehören nicht nur die Minenarbeiter, sondern auch die Chinesen, die vom Handel und Gewerb leben, zu diesen Vereinen; diese haben aber kein Stimmrecht, und wohnen zerstreut in Kampongs und mitten in den Ladangs.

Jede Minengesellschaft hat ihren Vorstand (auch Kung-si genannt), zwei oder mehrere Schreiber welche die Verwaltung und die Finanzen führen, und einen oder mehrere Aufseher (Ma-lim), welche die Minenarbeiten leiten. Gewöhnlich werden sie, wenn man mit ihnen zufrieden ist, auf vier Monate ernannt, nach welcher Zeit sie als Arbeiter in die Minen zurückkehren. Die Kong-si wählen einen, nach Ritter auch zwei oder drei Capitäns (Panglima), denen ein Rath von 6—7 Abgeordneten aus den einzelnen Kung-si mit zwei Schreibern, einem zur Verwaltung der Gelder, einem zur Anschaffung der Lebensmittel, und einen Malim zur Aufbewahrung der Güter und Gelder, zur Seite steht. Bei besondern Gelegenheiten berufen diese die Schreiber der untergeordneten Kung-si, die wieder ihre Constituenten befragen. Ueberschreitet einer seine Gewalt, so beraumt eine Volksbewegung ihn. Die Kampongs haben gewöhnlich ein kleines Kung-si-Haus in der Mitte. Die Rechtspflege üben die Mitglieder des Kung-si, jeder in seinem Bereich; auf Todesurtheile erkennt, wie es scheint, nur der große Kung-si oder der Gouverneur. Der Koch jeder Vereinigung ist der Scharfrichter. Die Strafen sind barbarisch; bei Diebstählen z. B. Abschneiden von einem, bei Wiederholung von beiden Ohren und beim drittenmal des Halses. Wer Gold entwendet, wird ohne weiters mit dem Tod bestraft, wer Nachts in der Nähe der Mine gefunden wird, gebrandmarkt oder ein Stück vom Ohr ihm abgeschnitten; auch die Tortur kommt vor. Das Eigenthum ist dadurch indeß sicher. Aus der gemeinschaftlichen Casse bestreitet jede Minenvereinigung den Unterhalt ihres Kung-si Hauses und die Besoldung ihrer Oberen, des Schreibers mit 16 fl., des Aufsehers mit 32 fl. den Monat; der große Kung-si unterhält die gemeinschaftlichen Gebäude, besoldet den Capitän und die Orangtuahs, sorgt für den Unterhalt fremder Gäste, bestreitet die Kosten der Festtage, eines Krieges und andere allgemeine Ausgaben. Zu dem Ende werden von jedem wehrbaren Manne 1—2 fl. Kopfgeld, von jeder Kiste Opium vom Käufer 50 fl., von den 14 Opiumbuden zu Montradok monatlich 10 fl., von jedem geschlachteten

Digitized

Schwein 1 fl., von jedem Gantang Oel 5 Duiten, von jedem G. Reis 2 D. erhoben. Der Verkauf von Arak, der Fiſchfang, das Halten von Spielhäuſern, der Anbau von Grünwaaren und Reis, iſt verpachtet. Außer Wohnung und Unterhalt erhält der Capitän den Monat 40 fl. oder mehr, die übrigen Glieder des großen Kung-ſi 16 fl. Auch die ſehr unregelmäßig bezahlten Abgaben an die Niederländer werden aus dieſer Caſſe beſtritten. Nach Earl bekleidete der chineſiſche Gouverneur in Montradok die Stelle ſchon 10 Jahre. Weth gibt den Plan ihres Kung-ſi Hauſes zu Mandor im Jahr 1822. Es ſind hohe luftige Gebäude, durch Paliſſaden und Baſtionen verſtärkt. Sie enthalten hinten einen Tempel (Tai-pe-kung), voran in der Mitte große Verſammlungszimmer, zur Seite Gemächer für den Capitän und die Schreiber, zwiſchen beiden Gaſtzimmer, vorne links Magazine zum Aufbewahren von Waffen, Werkzeugen, Lebensmitteln und den Metallſchätzen, rechts Küchen. Alle wehrbaren Männer ſind verpflichtet beim Aufruf ihrer Kung-ſi die Arbeit zu verlaſſen und zu Felde zu ziehen. Sie nehmen Poſitionen ein, ſchneiden dem Feind die Lebensmittel und die Zufuhr ab, vergiften die Brunnen. Weth gibt eine Abbildung ihrer Waffen; es ſind kleine tragbare Kanonen, Luntenflinten, Schwerter, Spieße, Speere u. ſ. w. Der Tai-kung ſoll 10,000 Bewaffnete, der Sin-ta-kiao 5000 Mann haben ſtellen können.

Die kleinen Minen heißen Sanga, fordern weniger Capital und Arbeiter, und haben eine einfachere Organiſation. Brooke rechnet an 35,000 chineſiſche Minenarbeiter. Die Goldwäſchen beſchreiben wir hier nicht, ſie haben nichts beſonderes. Die Geräthſchaften der chineſiſchen Arbeiter ſind ſehr einfach, außer dem Bohrer, die Kettenpumpe, Hauen, Schaufeln u. ſ. w. Man arbeitet von Morgens 4 Uhr bis Sonnenuntergang. nur von 11—1 Uhr iſt Ruhezeit, die ſie meiſt verſchlafen. Fünfmal den Tag erhalten ſie für Rechnung der Vereinigung Koſt: Reis, Salz, getrocknete Fiſche und einen Trank aus einem Abſud von Goſaveblättern. An großen Feſten bekommen ſie auch Schweinefleiſch und Thee. Der chineſiſche Minenarbeiter erhält zur Beſtreitung ſeiner Ausgaben aus der Kung-ſi-Caſſe den Monat 16 fl.; das erſte Jahr aber nur die Hälfte. Alle vier Monate wird Abrechnung gehalten, und nach Beſtreitung der Ausgaben der Ueberſchuß in die allgemeine Caſſe des großen Kung-ſi gethan. Van de Graaf hat eine andere Schätzung.

300 Arbeiter à 180 fl., im Jahr 54,000 fl.; Koſt à 96 fl., im Jahr 28,800 fl.; Unkoſten der fünf Minen 21,000 fl.; zuſammen 103,800 fl.

Die fünf Minen in Montradok ertragen nach ihm 1050 Tael Gold im Jahr, 75,000 fl. Werth. Brooke läßt die 35,000 chineſiſchen Minenarbeiter früher das Jahr im Durchſchnitt gar 1,237,500 L. (5,005,000 ſpan. Doll.), jetzt indeß nur ½ Mill. L. gewinnen. Die niederländiſche Regierung erhielt 4000 fl. Recognitionsgelder das Jahr. Nach dem Pangerang von Sambas bei van Kerwel ſollte die allgemeine Caſſe des Kung-ſi von Montradok indeß einige Millionen beſitzen. Die Chineſen mögen ihre Schätze vor den Europäern verbergen; ſie pflegten auch ſchon zu Raffles Zeit ihren Blutsverwandten nach China einen Tael Gold oder 60—70 fl. zu ſchicken. Jeder hat Antheil an Gewinn und Verluſt, beſitzt einer mehrere Antheile an einer Mine, ſo muß er für jeden einen Arbeiter ſtellen.

Was die übrigen Inſeln des Archipels betrifft, ſo rechnete Olivier auf Celebes in Macaſſar 1317, Temminck 1840 in Menado 510, auf der Inſel Timor 500, auf Ternate 401 Chineſen u. ſ. w.

Es bleiben noch die Chineſen auf den Philippinen unter ſpaniſcher Herrſchaft uns übrig. Malat rechnete 1839/40 10,000 Chineſen, wohl zu wenig; Ferrière 1844 in Manilla allein 70,000, aber 240,000 Meſtizen; Wilkes 1842 unter 3,000,000 Einw., worunter nur 3000 Weiße, 40,000 Chineſen in und um Luçon; De la Gironière 1845 unter 3,507,277 Einw. [1] nur 4050 Spanier und Creolen, 9901 Chineſen und 180,000 chineſiſche Meſtizen. 1850 gab es nach Crawfurd auf Luçon unter 2,373,765 Einw. 9372 Chineſen und 56,000 chineſiſche Meſtizen, ohne die Soldaten aber nur 319 Spanier oder ſpaniſche Creolen und 5242 ſpaniſche Meſtizen. Früher unterſchied man fünf Claſſen von Einwohnern, jetzt gelten alle für Weiße, außer den Chineſen, die zur gelben Race gerechnet werden. Die Chineſen treiben nach Lafond auf den Philippinen ſelten perſönlich den Landbau, ſondern laſſen durch Eingeborne die Feldarbeiten ausführen. Sie erboten ſich Land urbar zu machen und Fabriken anzulegen, wenn das urbar gemachte Land ihnen als Eigenthum abgetreten und der Abgabendruck erleichtert würde; aber die ſpaniſche Regierung gieng nicht darauf ein, wohl in Erinnerung an ihre wiederholten Aufſtände. Schon 1574, 3 Jahre nach der Gründung Manilla's, hatte der chineſiſche Korſar Li-ma-hong mit 40,000 Mann die Spanier angegriffen. Im Jahr 1603 in und um die Hauptſtadt zahlreich angeſiedelt, führte die ſpaniſche Regierung voll Furcht und Eiferſucht große Beſchränkungen der Chineſen ein, die ſie zum Aufſtand trieben. An 23,000 ſollen damals umgekommen ſeyn; 100, die ſich ergaben, wurden zu den Galeeren verurtheilt. In Binondo allein ſollten an 25,000 Chineſen ſich verſchworen haben, alle Europäer umzubringen und ſich der Inſel zu bemächtigen. Eine Tagalin entdeckte das Complot einem Landpfarrer, und der Gouverneur, durch dieſen gewarnt, konnte ſich rüſten. Doch tödteten ſie 150 Mann, und nur die Ermordung einiger Tagalen, welche dieſe nun veranlaßte ſich mit den Spaniern zu verbinden, rettete dieſe. Die Chineſen mußten ſich in die Berge von Batangas flüchten, wo die Nachkommen aus ihrer Vermiſchung mit indiſchen Frauen noch unter den Namen Sanglayes vorkommen. Auch die Japaner, die damals da waren und ſich ihnen anſchloſſen, wurden geſchlagen, ihr ſchönes Dorf Dilao verbrannt, viele zuſammengehauen, die andern eingeſchifft. Die Bürgerkriege in China hatten 1639 indeß ſchon wieder 30,000 Chineſen nach den Philippinen geführt. Neue Verfolgungen der Spanier trieben dieſe wieder zum Aufſtand. 1639 erhoben 20,000 Chineſen vom Lande ſich wieder mit denen in Binondo gegen die Spanier, bemächtigten ſich der Vorſtädte Manilla's; acht Tage währte der Kampf, 7000 ergaben ſich, viele Chineſen zogen ſich zuletzt in die Gebirge zurück, wo die Spanier ſpäter zu ihrer Verwunderung zahlreiche Dörfer mit Anbau fanden, deren Einwohner noch die charakteriſtiſchen Züge der Chineſen an ſich trugen. 1759 gebot eine Verordnung, die aber nicht ins Leben trat, ſogar die Vertreibung aller Chineſen welche die chriſtliche Religion nicht annähmen. Bei ihrem Handel ſollten ſie beſchränkt werden, wie die Holländer auf Japan. Die Folge war daß, als die Engländer drei Jahre ſpäter Manilla einnahmen, die Chineſen ſich zu ihnen ſchlugen. Die ſpaniſche Regierung beſchränkte dann die Zahl der Chineſen in der Colonie auf 20,000, welche Zahl aber nicht eingehalten wurde. Lafond meinte, es gäbe wenigſtens 80,000 auf den Philippinen, und im ganzen indiſchen Archipel 400,000. Jährlich landeten in Manilla 1800—2000, nur Männer, welche Frauen des Landes heiratheten, daher nur ⅓ reine Chineſen, ⅔ Miſchlinge ſeyen. Bei der Landung mußten ſie gleich 6 Piaſter 6 Real (37 Fr. 90 C.) Zopfſteuer (Derecho de cola) zahlen, nach Craw-

[1] Mac Micking ſchätzte die Bevölkerung auf etwas unter 3,000,000, und ähnlich Lavollée; Spencer rechnet 5,942,628 Einw.

Digitized by Google

furd vor 1828 6 span. P. das Jahr; damals dünkte den Spaniern dieß aber noch nicht genug, sie meinten bei ihrem großen Gewinne könnte man ihnen noch mehr abpressen, und sie wurden in vier Classen getheilt, wovon die erste, die der Kaufleute, monatlich 10 P., die zweite, die der Ladenbesitzer, 4 P., die dritte, die der Handwerker, 2, die vierte, die der Tagelöhner, 1 P. zahlen mußte. [1] Die chinesischen Mestizen brauchten nur die doppelte Kopfsteuer der Eingebornen zu zahlen. Die Vorsteher der Chinesen weigerten sich diese schwere Abgabe von ihren Landsleuten zu erheben, und die Spanier mußten es selber thun, vermochten es aber nur mit der größten Schwierigkeit auszuführen. Es ergab sich nur die Zahl von 5708 Chinesen, darunter nur 7 Kaufleute, 166 Ladeninhaber, 5509 Handwerker, 830 Tagelöhner; 196 waren wegen Alters von der Taxe befreit worden. 800 waren nach China zurückgekehrt, was ihnen gestattet war, 430, die das Geld dazu nicht hatten, wurden deßhalb zur Strafarbeit verdammt, 1083 waren zu den Eingebornen in die Berge geflohen, wo sie freundliche Aufnahme fanden. Wenn der Tagelöhner auf den Philippinen nicht über drei P. den Monat verdient, wie in Singapore, nimmt diese Kopfsteuer ihm ⅓ seines sauer erworbenen Verdienstes. Nach einem spanischen Autor [2] betrug die Zahl der einregistrirten Chinesen nicht über 6000, die jährlich über 100,000 P. Kopfsteuer aufbringen mußten, während die gesammten 3,000,000 Eingebornen nicht mehr als den achtfachen Betrag zahlten; nach Malat 1841 zahlten die Chinesen 93,432, die Inder und Mestizen 951,333 Piaster, die Europäer zahlten nichts. Viele Chinesen mögen sich indeß der Steuer entziehen.

Da die Ueberfahrt von China auch 15 Piaster kostet, welche die Ankömmlinge selten haben, helfen ihre Landsleute ihnen aus der Verlegenheit; sie müssen ihnen dafür dienen. Während dieser ihrer Lehrzeit lernen sie dann das Land und die Verhältnisse kennen; obwohl der Chinese, von Natur sinnlich, eine gute Tafel und das Vergnügen liebt, vergißt er doch nicht daß er ausgewandert ist etwas zu erwerben, lebt mäßig und sehr ökonomisch, obwohl immer gut logirt, gekleidet und genährt, und mit einem gewissen Comfort; üppig nur bei Hochzeiten, bei der Geburt eines Kindes und bei andern festlichen Anlässen. Er treibt alle Gewerbe, vom Schuster bis zum Mechaniker, Juwelier und Uhrmacher, und hat ein großes Nachahmungstalent; Landbauer waren kaum 2000 darunter, und diese zogen nur Blumen und Hülsenfrüchte. Obwohl viele Ankömmlinge arm sind, können sie doch nach Laufond lesen und schreiben. Der kleinste Kaufmann in Binondo führt seine Bücher mit einer Ordnung und Regelmäßigkeit daß man sieht, sie sind für den Handelsstand geboren.

Miscellen.

Nachrichten aus Aegypten, die d'Escayrac'sche Expedition, der Suez-Canal u. s. w. Ein Correspondent schreibt uns aus Cairo vom 28 April d. J.: „Wie kläglich die d'Escayrac'sche Expedition geendet hat, werden Sie längst wissen. Jedes Mitglied hat jetzt noch 1500 Fr. zur glücklichen Heimreise und eine Partie türkischer Chicanen als Andenken mit auf den Weg erhalten. Wer die meiste Schuld an den zwischen den Mitgliedern und d'Escayrac sich entwickelten Differenzen hat, ist wirklich schwer zu bestimmen; ich für meinen Theil glaube daß jede der Parteien gefehlt hat. Von hier nicht viel neues. Die Suez-Canalfrage und die der Organisation einer Dampfschifffahrtsgesellschaft für das rothe Meer ist ziemlich still; von einer in die Katarakten von Dongola gesandten Mission zur Untersuchung der Fahrbarmachung des Nilstromes ist noch kein Bericht erfolgt. Ein hier angestellter preußischer Ingenieur, Baron Gotberg, steht an ihrer Spitze und ist vor ungefähr vier bis sechs Wochen per Dampfschiff nach Wadi Halfa abgegangen. Auch hat der Vicekönig, wie er mir kürzlich sagte, Ordre gegeben zum Graben von Brunnen in der Bajuda-Wüste, vorläufig zwischen Chartum und Gebra; überhaupt soll auf diese Straße jetzt mehr Rücksicht genommen und eine Organisation sämmtlicher Karawanen-Verbindungen mit dem Sudan hergestellt werden." (Peterm. geogr. Mitth.)

*

Die Zustände im Mormonenland werden im San Francisco Journal, 20 Jul., freilich aus sehr trüber Quelle, nämlich nach den Aussagen von Flüchtlingen und Renegaten, als sehr trostlos geschildert. Bereits sollen sich alle Symptome der Auflösung zeigen. Etwa die Hälfte der Bevölkerung soll bereit seyn abtrünnig zu werden, wenn sie nicht durch die Furcht zurückgehalten würde. Ein genügender Schutz durch Vereinigte Staaten-Truppen wäre alles was nothwendig ist, um die Spaltung vollständig zu machen. Um so thätiger ist die andere Partei, die der Getreuen. Mord, Raub und falsche Anklagen sind die Mittel, die, andern zur Abschreckung, gegen alle Verdächtigen in Anwendung kommen. Die Flüchtigen, worunter acht Frauen, verließen unter Mr. Wilkins Anführung Salt Lake Ende Mai. Sie wurden bald darauf von einer großen Masse Mormonen eingeholt und unter der Anklage des Pferdediebstahls verhaftet. Vor der Court erschien kein Zeugniß gegen sie, und sie wurden entlassen. Sie machten sich wieder auf den Weg, und man stellte ihnen Tag und Nacht nach. Bei den Goose Creek Mountains, 100 Meilen von Salt Lake, machten die Mormonen einen Angriff und tödteten ihnen 6 Stück Vieh. Die „Engel der Vernichtung" treiben ihr Werk offener als je. In einer öffentlichen Versammlung wurde der Vorschlag gemacht zwei „heidnische" Kaufleute nahe der Stadt, die sich mit Elder Snow gezankt, wenn sie nicht bis zum 1 Jun. fortgiengen, umzubringen. Sie können sich noch glücklich schätzen daß man ihnen zu fliehen erlaubt. Williams, der Advocat, war geflohen, und sofort machten sich die „Engel der Vernichtung" auf seine Fährte. Das meiste Mißvergnügen wird dadurch gestiftet daß junge Mädchen alten Leuten „angesiegelt" werden. Mehrere Familienhäupter, die sich Einsprache erlaubten, sind „aus dem Weg gebracht" worden, niemand weiß wohin. Brigham hat ein neues Gesetz zur Bestrafung widerspenstiger Weiber eingeführt, wodurch dieselben aller Rechte, auch des Rechtes zur Ehe oder einen Beschützer zu haben, beraubt und zu regulären Parias gemacht werden können. Offene Rebellion gegen alle Versuche der Vereinigten Staaten-Behörden festen Fuß in Utah zu fassen, wird gepredigt. Brigham hat die Leute ermahnt, wenn es zum Fechten kommt, nur jeder seinen Mann zu tödten und seine Erlösung sey sicher. Wenn die „Heiligen" treu zu ihm hielten, so könne er in 10 Jahren Präsident der Vereinigten Staaten seyn. Brigham ist gegenwärtig mit einem Train von 80 Wagen auf einer Expedition nach dem Norden begriffen, wie manche glauben um einen neuen, besser zu vertheidigenden Centralpunkt für das Mormonenthum aufzusuchen.

---

[1] Malat sagt, 50—48, 24—12 Piaster.

[2] Informe sobre el estado de las Islas Filipinas en 1842. Madrid.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 37.

11 September 1857.

Die Fortschritte der Naturwissenschaften im verflossenen Jahre.

In der dießjährigen Versammlung der British Association in London gab Dr. Lloyd als Vorsitzender über die neuesten Fortschritte auf naturwissenschaftlichem Gebiet hergebrachtermaßen eine Art Bülletin.

Die Asteroiden. Die Laufbahn planetarischer Entdeckungen, sagt der berühmte Gelehrte, welche in den ersten Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts ihren Anfang nahm, und im Jahr 1845 von neuem betreten wurde, ist seitdem mit ungeschwächtem Eifer verfolgt worden. Seit 1846 ist nicht Ein Jahr an uns vorübergegangen, ohne daß die Zahl der Planetoiden, oder kleinen Planeten, um einen oder mehrere sich erhöht hätte. Im Jahr 1852 allein sind nicht weniger als acht solcher Himmelskörper entdeckt worden. Das verflossene Jahr hat den bis damals bekannten fünf neue hinzugefügt, und im laufenden sind drei weitere aufgefunden worden: einer von Hrn. Pogson in Oxford, die beiden andern von Hrn. Goldschmidt in Paris. Die bekannte Zahl dieser Himmelskörper beträgt nun fünfundvierzig. Ihre Gesammtmasse indeß ist sehr klein. Der Durchmesser des größten beträgt nicht einmal vierzig (englische) Meilen, während der des kleinsten (Atalanta) vier Meilen nur wenig übersteigt. Diese Entdeckungen wurden sehr erleichtert durch Sternkarten und Sternkataloge, zu deren Anlegung sie einen mächtigen Sporn bildeten. Zwei sehr umfangreiche Werke dieser Art schreiten jetzt rasch voran: der Stern-Katalog Hrn. Chacornac's, der auf der Sternwarte von Marseille angelegt und von der französischen Regierung veröffentlicht wird, und der von Hrn. Cooper auf seiner Sternwarte zu Markree in Irland verfaßte, welcher eben jetzt von der königl. Gesellschaft, mittelst der Gelder die das Parlament ihr zur Verfügung stellte, dem Publicum übergeben werden soll. Es ist ein merkwürdiges Resultat der letztern Arbeit daß nicht weniger als siebenundsiebenzig Sterne, welche in frühere Kataloge aufgenommen waren, jetzt fehlen. Dieser Umstand ist ohne Zweifel theils den Irrthümern früherer Beobachtungen zuzuschreiben, theils dürfte der Grund, bis zu einem gewissen Grad wenigstens, wohl auch in den Veränderungen liegen welche gegenwärtig im Sternensystem vor sich gehen. Das plötzliche Erscheinen eines neuen Fixsterns am Himmel, seine allmähliche Glanzveränderung und sein endliches Verschwinden sind Phänomene welche zu allen Zeiten die Aufmerksamkeit der Astronomen auf sich gezogen haben. Etwa zwanzig derartige Erscheinungen sind beobachtet worden. Arago hat die Geschichte der merkwürdigsten geschildert, und die verschiedenen Hypothesen erörtert welche ihm zu ihrer Erklärung an die Hand gegeben waren. Die plausibelste davon ist diejenige welche dieses Phänomen dem ungleichen Glanz der Sternscheiben beimißt wie sie sich nacheinander, in Folge der Umdrehung des Sterns um seine Achse, der Erde darbieten. Nach dieser Hypothese wäre das Erscheinen ein periodisches. Hr. Goldschmidt hat dieser Erklärung neuerlich eine weitere Bekräftigung dadurch gegeben daß er den neuen Stern von 1609 als wahrscheinlich denselben darstellte, dessen Erscheinen in den Jahren 393, 798 und 1203 berichtet wurde. In diesem Fall beträge seine Umdrehungszeit 405½ Jahre. Der größere Theil der Himmelserscheinungen ist in den Bewegungen der Himmelskörper und den darauf beruhenden Configurationen inbegriffen; sie lassen sich meistentheils auf dasselbe Gesetz der Schwerkraft zurückführen welches die planetarischen Bewegungen leitet.

Die Ellipticität der Erde. Die Forschungen in Bezug auf die Gestalt der Erde und die Fluthen stehen in innigster Verbindung mit der Astronomie, und nehmen zunächst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Resultate der feldzeugamtlichen Vermessung in Britannien, so weit sie sich auf die Gestalt der Erde und die mittlere Dichtigkeit beziehen, sind kürzlich von Oberst James, dem Oberinspector der Vermessungscommission, der königlichen Gesellschaft vorgelegt worden. Die daraus hervorgehende Ellipticität beträgt $1/_{299\cdot33}$. Die mittlere specifische Schwerkraft der Erde, wie man sie aus der Attraction von Arthur's Seat, bei Edinburg, erhielt, ist $5_{\cdot316}$ — ein Ergebniß das ziemlich mit dem Mittel der durch die Torsionswage erlangten Resultate übereinstimmt.

Terrestrischer Magnetismus. Man wußte schon lange daß die Elemente der magnetischen Kraft der Erde gewissen regelmäßigen und rückkehrenden Veränderungen unterworfen waren, deren Perioden beziehentlich ein Tag und ein Jahr waren, und welche man daher hinsichtlich ihres Ursprungs auf die Sonne bezog. Diesen periodischen Veränderungen fügte Dr. Lamont in München eine andere zehnjährige bei, indem er fand daß die tägliche Reihe

Digitized by Google

der magnetiſchen Abweichung, in ungefähr dieſer Zeit, von einem Maximum zu einem Minimum übergehe, und umgekehrt. Allein außer dieſen langſamen und regelmäßigen Veränderungen gibt es andere einer ganz andern Claſſe, die in unregelmäßigen Zwiſchenräumen wiederkehren, und ſich durch eine ſtarke Abweichung der magnetiſchen Elemente von ihrem Normalzuſtand, ſo wie insgemein auch durch raſche Fluctuation und Veränderung kennzeichnen. Dieſe Phänomene, welche A. v. Humboldt „magnetiſche Stürme“ nannte, treten, den Beobachtungen zufolge, in den entfernteſten Theilen der Erde gleichzeitig ein, und weiſen ſo auf eine den ganzen Erdball berührende Urſache hin. Allein ſo zufällig ſie ſcheinen, fand man doch daß dieſe Wirkungen ihren eigenen Geſetzen unterworfen ſind. Prof. Kreil war der erſte welcher entdeckte daß ſie an einem gegebenen Orte zu gewiſſen Tagesſtunden häufiger wiederkehrten als an andern, und daß ſonach ihre mittlern Wirkungen periodiſchen, von der Stunde auf jeder Station abhängigen, Geſetzen unterworfen ſeyen. Die Geſetze dieſer Periodicität hat General Sabine in einer Erörterung über die Reſultate der brittiſchen Colonial-Sternwarten geſchickt ausgearbeitet, und die wichtige Thatſache beigefügt daß dieſelben Phänomene auch die beiden andern bereits angeführten Perioden, nämlich die jährlichen und die zehnjährigen, innehalten. Er iſt ferner zu dem ſehr merkwürdigen Ergebniß gelangt daß die zehnjährige magnetiſche Periode, ſowohl in ihrer Dauer wie in den Epochen der Maxima und Minima, mit der von Schwabe in den Sonnenflecken beobachteten zehnjährigen Periode zuſammenfällt; woraus man ſchließen muß daß die Sonne einen magnetiſchen Einfluß auf die von der Beſchaffenheit ihrer Lichthülle abhängige Erde ausübt. Wir haben ſonach zwei Thatſachen vor uns welche einander auf den erſten Blick zu widerſprechen ſcheinen — nämlich die abſolute Gleichzeitigkeit magnetiſcher Störungen auf allen Theilen der Erde, und ihr Vorherrſchen zu gewiſſen örtlichen Stunden an jedem Orte. General Sabine erklärt dieſen ſcheinbaren Widerſpruch durch den Umſtand daß die Stunden der Maximumsſtörung verſchieden ſind für die verſchiedenen Elemente, ſo daß es eine abnorme Beſchaffenheit der magnetiſchen Kraft geben kann, die in einem und demſelben Augenblick ihre Wirkung über den ganzen Erdball erſtreckt, ſich aber am einen Platz hauptſächlich im einen, an einem andern Platz im andern Element kund thut. Ich wage als einen Gegenſtand der Forſchung die Frage aufzuwerfen: ob die Phänomene die man bisher unter der Bezeichnung „zufälliger“ Wirkungen zuſammengeſtellt hat, möglicherweiſe nicht zwei Claſſen von Veränderungen in ſich ſchließen, welche beſondern Geſetzen gehorchen, indem die eine derſelben ſtreng periodiſch iſt und einen Theil der regelmäßigen täglichen Veränderung bildet, während die andere ſtreng abnormal und auf allen Theilen des Erdballs gleichzeitig iſt. Wäre dieß der Fall, ſo würde daraus folgen daß wir kein Recht haben die größeren Veränderungen von den übrigen, bloß ihrer Größe wegen, zu trennen, und daß eine andere Analyſe der Phänomene erforderlich iſt.

Die bisher in Erwägung gezogenen Wirkungen ſind alle auf die Sonne als ihre Urſache beziehbar. Prof. Kreil entdeckte indeß daß ein anderer Körper unſers Sonnenſyſtems, nämlich unſer eigener Trabant, der Mond, eine Wirkung auf die Magnetnadel ausübe, und daß die magnetiſche Abweichung eine kleine und ſehr regelmäßige Schwankung erleide, deren Größe von dem Moudſtundenwinkel abhänge, und deren Periode daher ein Moudstag ſey. Dieſes eigenthümliche Reſultat wurde ſpäter von Hrn. Broun in der Erörterung der Makerstowner Beobachtungen beſtätigt, und ſeine Geſetze ſind ſeitdem, für alle magnetiſchen Elemente, von General Sabine in der Abhandlung über die auf den magnetiſchen Colonial-Obſervatorien erzielten Reſultate vollſtändig feſtgeſtellt worden. Die vorſtehenden Thatſachen ſtehen in engem Zuſammenhang mit der Frage von den Urſachen der magnetiſchen Schwankungen. Man hat die periodiſchen Veränderungen der magnetiſchen Kraft der Erde gewöhnlich der Wärme-Thätigkeit der Sonne zugeſchrieben, die entweder direct auf den Magnetismus der Erde wirkt, oder ihn durch die Einleitung der thermo-elektriſchen Strömungen in Mitleidenſchaft verſetzt. Hier indeß haben wir einen beſondern Fall magnetiſcher Thätigkeit, ohne alle Beiwirkung der Wärme; es drängt ſich daher natürlich die Frage auf: ob die größere tägliche Veränderung nicht ebenfalls von der Temperatur unabhängig ſeyn könne. Die wichtigſte Thatſache, in ihrer Beziehung auf dieſe Frage, iſt das Vorhandenſeyn einer jährlichen Ungleichheit in der von der Abweichung der Sonne abhängigen täglichen Schwankung, auf welche General Sabine neuerlich hingewieſen hat. Wenn wir die Ordinate der Curve welche die mittlere tägliche Schwankung für das ganze Jahr darſtellt, aus denen für die Curven reſpective des Sommer- und Winterhalbjahrs ableiten, ſo findet man daß die Differenzen gleich und entgegengeſetzt, und daß die Curven ſelbſt daher ähnlich, aber entgegengeſetzt geſtellt ſind, rückſichtlich der Achſe der Abſciſſe. Hieraus zieht General Sabine den Schluß: daß die tägliche Schwankung eine unmittelbare Wirkung der Sonnenthätigkeit, und nicht das Ergebniß ihrer Wärme-Wirkung iſt.

Zur Theorie der Wärme. In der ganzen Reihe der Experimentalwiſſenſchaft iſt nichts länger und genauer bekannt als die Entwicklung der Wärme durch Reibung. Der unwiſſendſte Wilde iſt damit vertraut, und ſie iſt wahrſcheinlich ſchon den erſten Menſchen bekannt geweſen. So vertraut man indeß damit iſt, ſo iſt doch die Wiſſenſchaft, deren Keim ſie bildet, noch ſehr jung — erſt wenige Jahre alt. Aus Blacks Zeit wußte man daß Wärme verſchwand wenn man gewiſſe Zuſtandsveränderungen in Körpern hervorbringe, und wieder erſchien wenn die Ordnung jener Veränderungen umgekehrt wurde, und daß der Betrag einer ſolchergeſtalt umgewandelten Wärme in einem gegebenen Verhältniß zu der hervorgebrachten Wirkung ſtand. Bei einer dieſer Veränderungen — der Verdampfung nämlich — entwickelt ſich eine beſtimmte mechaniſche Kraft, welche aufgeſogen wird wenn man den Dampf durch Druck wieder in flüſſigen Zuſtand verſetzt. Es war daher nicht unnatürlich zu muthmaßen daß man, in allen Fällen in denen ſich durch mechaniſche Thätigkeit Wärme entwickelt, oder umgekehrt, finden werde es beſtehe ein beſtimmtes Verhältniß zwiſchen der Summe der Thätigkeit und der Summe der entwickelten oder aufgeſogenen Wärme. Die Muthmaßung wurde im Jahr 1842 von den HH. Mayer und Joule einer Erprobung unterzogen, und durch das Reſultat derſelben beſtätigt. Man fand daß Wärme und mechaniſche Kraft gegenſeitig verwandelbar ſeyen, und daß das Verhältniß zwiſchen ihnen ein beſtimmtes ſey, 772 Fußpfund bewegender Kraft = einer Wärme-Einheit, d. h. gleich der

Digitized by Google

Summe Wärme welche erforderlich iſt um ein Pfund Waſſer durch einen Grad Fahrenheit zu heben. Die Wiſſenſchaft der Thermodynamik, auf dieſe und einige andere einleuchtende Thatſachen oder an ſich ſelbſt klare Principien gegründet, iſt unter den Händen der HH. Clauſius, Thomſon und Rankine weit gediehen, und macht jeden Tag noch neue Eroberungen im Gebiete des Unbekannten. In ſo weit beruht die Lehre von der Wärme ganz auf den Thatſachen des Experiments, und iſt unabhängig von irgendeiner Hypotheſe hinſichtlich der Molecularbildung von Körpern. Die dynamiſche Theorie der Wärme hat indeß weſentlich zur Feſtſtellung der wahren phyſiſchen Begriffe von der Natur der Wärme beigetragen. Die alte Hypotheſe eines Wärmeſtoffes als einer beſondern Subſtanz, ward in der That durch die Experimente Rumfords und Davy's und durch die Raiſonnements Youngs unwahrſcheinlich gemacht; allein ſie behauptete fortwährend ihren Boden, und iſt in die Sprache der Wiſſenſchaft verwoben. Man hat nun klar gezeigt daß ein innerer Widerſpruch in ihr lag, und daß ſie zu dem Reſultat führte daß die Summe der Wärme im Weltall ins unbeſtimmte vermehrt werden könne. Andererſeits ließ die Identificirung ſtrahlender Wärme mit Licht, und die Aufſtellung der Undulationstheorie wenig Zweifel übrig daß die Wärme in einer vibrirenden Bewegung ſey's der Moleculen von Körpern oder des Aethers, innerhalb derſelben, beſtand. Dennoch deuten das Verhältniß der Wärme zu den Körpern und die Phänomene der Leitung auf einen Mechanismus noch verwickelterer Art als der des Lichts, und laſſen fernerer Speculation weiten Spielraum. Die bloß mechaniſche Hypotheſe, welche (ſo viel ich weiß) mit dem gegenwärtigen Stand unſerer Kenntniß der Wärme-Phänomene übereinſtimmt, iſt die Theorie der Molecular-Wirbel Hrn. Rankine's. Dieſer Theorie gemäß nimmt man an, alle Körper beſtünden aus Atomen, welche aus mit elaſtiſchen Atmoſphären umringten Kernen zuſammengeſetzt ſeyen. Die Strahlung des Lichts und der Wärme ſchreibt man der Fortpflanzung von Oscillationen der Kerne zu, während man von der thermometriſchen Wärme annimmt ſie beſtehe aus kreiſenden Strömungen oder Wirbeln, unter den Theilchen ihrer Atmoſphären, wodurch ſie von den Kernen zurückzuweichen und einen größern Raum einzunehmen ſtreben. Aus dieſer Hypotheſe hat Hr. Rankine, mittelſt Anwendung der bekannten Grundſätze der Mechanik, alle die Geſetze der Thermodynamik hergeleitet. Er hat auch aus denſelben Principien Beziehungen (welche durch Erprobung beſtätigt worden ſind) zwiſchen dem Druck, der Dichtigkeit und der abſoluten Temperatur elaſtiſcher Flüſſigkeiten, und zwiſchen dem Druck und der Siede-Temperatur der Flüſſigkeiten abgeleitet. Die dynamiſche Theorie von der Wärme ſetzt uns in den Stand einige Muthmaßungen aufzuſtellen, um die Fortdauer ihrer Erſetzung zu erklären und ſelbſt ihrer Quelle nachzuſpüren. Die Wärme der Sonne wird durch die Strahlung zertheilt, und geht verloren; ſie muß ſich allmählich vermindern wenn ihre Wärmkraft nicht erſetzt wird. Den Meſſungen Hrn. Pouillets zufolge iſt die von der Sonne in einem Jahr ausgegebene Wärmemenge gleich derjenigen welche durch die Verbrennung einer ſiebenzehn (engl.) Meilen dicken Steinkohlenſchicht hervorgebracht würde; nimmt man daher die Capacität der Sonne für Wärme gleich der des Waſſers an, und ſetzt voraus daß die Wärme gleichförmig ihrer ganzen Maſſe entzogen werde, ſo würde ihre Temperatur dadurch alljährlich eine Verminderung von 2°.4 Fahrenheit erleiden. Andererſeits befindet ſich in unſerm Syſtem ein ungeheurer Vorrath an Kraft, welcher die Fähigkeit beſitzt in Wärme verwandelt zu werden. Wenn, wie die geringe Dichtigkeit der Sonne und andere Umſtände andeuten, dieſer Himmelskörper den Zuſtand der Incompreſſibilität noch nicht erreicht hat, ſo haben wir, bei der künftigen Annäherung ſeiner Theile, einen Wärmefonds, der wahrſcheinlich groß genug iſt um die Bedürfniſſe des Menſchengeſchlechts bis zum Ende ſeines Aufenthalts hienieden zu befriedigen. Man hat berechnet daß eine Verdichtung, welche den Durchmeſſer der Sonne um nur den zehntauſendſten Theil verminderte, hinreichen würde die in 2000 Jahren entäußerte Wärme wieder zu erſetzen. Hinwieder wird, auf unſerer eigenen Erde, die vis viva zerſtört durch die Reibung bei der Ebbe und Fluth in jeder Gezeit (d. h. in dem Zeitraum in welchem beide Phänomene auseinander liegen), und muß daher als Wärme wieder erſcheinen. Der Betrag dieſer Wärme muß beträchtlich ſeyn, und man ſollte ihn bei einer Schätzung der phyſiſchen Veränderungen unſers Erdballs nicht überſehen. Der Berechnung Beſſels zufolge fließen 25,000 Kubikmeilen Waſſer in je ſechs Stunden aus einem Theil der Erde in einen andern. Der Vorrath an mechaniſcher Kraft wird ſonach vermindert, und die Temperatur unſers Erdballs durch jede Fluth vermehrt. Wir beſitzen die Data nicht welche uns befähigen würden die Größe dieſer Wirkungen zu berechnen. Alles was wir mit Gewißheit behaupten können, iſt daß die reſultirende Wirkung aller Wärme-Agentien, denen die Erde ausgeſetzt iſt, innerhalb der geſchichtlichen Periode keine merkliche Veränderung erlitten hat. Wir verdanken dieſe ſchöne Deduction Hrn. Arago. Damit die Dattelpalme ihre Frucht zur Reife bringe, muß die mittlere Temperatur des Platzes mehr als 70° Fahrenheit betragen, und andererſeits kann der Weinſtock nicht mit Erfolg gepflanzt werden wenn die Temperatur 72° oder darüber beträgt. Hienach mußte die mittlere Temperatur irgend eines Platzes in welchem dieſe beiden Pflanzen blühten und Frucht trugen, zwiſchen dieſen engen Gränzen liegen, d. h. ſie konnte von 71° Fahrenheit nicht um mehr als einen einzelnen Grad differiren. Aus der Bibel nun erſehen wir daß beide Pflanzen in den Binnenthälern Paläſtina's zu Moſis Zeit gleichzeitig gebaut wurden, und ihre damalige Temperatur iſt ſonach definitiv beſtimmt. Sie iſt die gleiche noch bis zur Stunde, ſo daß die mittlere Temperatur dieſes Theils des Erdballs im Laufe von dreiunddreißig Jahrhunderten ſich nicht merklich geändert hat.

Die Zukunft der Naturwiſſenſchaft ſcheint auf dem Wege zu liegen welchen drei unſerer tüchtigſten brittiſchen Naturforſcher ſo kühn betreten, und auf welchem ſie bereits ſo große Fortſchritte gemacht haben. Es dürfte mir daher geſtattet ſeyn kurz die aufeinanderfolgenden Schritte in dieſer Generaliſirung zu berühren, und das Ziel anzudeuten nach dem ſie ſtreben. Es war ſchon lange bekannt daß viele der verlorenen Naturkräfte wiederhergeſtellt werden. So wird Wärme erzeugt durch mechaniſche Thätigkeit, wenn man dieſe ſo anwendet, daß die Atome der Körper durch Zuſammendrückung einander näher gebracht werden, oder wenn man ſie in Reibung verbraucht. Wärme wird entwickelt durch Elektricität, wenn man den freien Durchgang der letztern hemmt. Sie erzeugt ſich ſo oft Licht aufgeſogen wird, und ſie wird hervorgebracht durch chemiſche Thätigkeit. Eine gleiche Wechſel-

Digitized by Google

wirkung besteht wahrscheinlich unter allen andern Naturkräften, obgleich in vielen die Beziehungen noch nicht so gar lange zum Verständniß gediehen sind. So schreibt sich die Entwicklung der Elektricität aus chemischer Thätigkeit erst von den Beobachtungen Galvani's, die Erzeugung des Magnetismus durch Elektricität aus der Entdeckung Oersteds her. Der nächste große Schritt war die Wahrnehmung daß die Beziehung der physischen Kräfte eine wechselseitige war, und daß von irgend zweien die mit einander verglichen werden, beide in ursachlicher Beziehung zu einander stehen können. Rücksichtlich der Wärme und der mechanischen Kraft ist dieß schon lange bekannt gewesen. Wenn ein Körper durch mechanische Kraft zusammengedrückt wird, gibt er Wärme aus, und andererseits, wenn er erwärmt ist, dehnt er sich aus und entfaltet Kraft. Die Kenntniß der Thätigkeit der Elektricität bei Auflösung der Bande chemischer Vereinigung folgte rasch auf die des umgekehrten Phänomens, und der Entdeckung des Elektro-Magnetismus durch Oersted folgte bald die der Magneto-Elektricität durch Faraday. Mit Recht kamen daher viele auf den Gedanken die Beziehungen von irgend zweien der Naturkräfte seyen wechselseitig — diejenige welche bei der einen Art dieser Wechselwirkung Ursache ist, könne, wenn die Ordnung der Phänomene sich ändere, Wirkung werden, und daher lasse sich, mit den Worten Hrn. Grove's, eines der geschicktesten Erläuterer dieser Ansichten, sagen daß, während sie „correlativ," oder gegenseitig abhängig sind, „keine von beiden, abstract genommen, die wesentliche Ursache der andern sey." Allein es blieb noch ein weiterer Schritt zu thun. Wenn diese Kräfte nicht nur wiederhergestellt, sondern gegenseitig wiederhergestellt wurden, war es dann nicht wahrscheinlich daß die Beziehung auch eine bestimmte war? Durften wir, wenn solchergestalt Wärme durch mechanische Thätigkeit entwickelt wird, nicht erwarten daß ein gewisses bestimmtes Verhältniß unter den gegenseitig aufeinander wirkenden Kräften bestehe, so daß, wenn eine im Betrag verdoppelt oder verdreifacht wurde, die andere eine verhältnißmäßige Veränderung erleide? Diese Muthmaßung ist, wie bereits angeführt, von Mayer und Joule verwirklicht worden. Der Entdeckung des mechanischen Aequivalents der Wärme ist rasch die anderer Kräfte gefolgt, und wir wissen nun nicht nur daß Elektricität, Magnetismus und chemische Thätigkeit, in gegebenen Größen, je einen bestimmten Betrag mechanischer Arbeit hervorbringen werden, sondern wir wissen ferner auch — hauptsächlich durch die Bemühungen Hrn. Joule's — welches dieses Verhältniß, oder, mit andern Worten, welches das mechanische Aequivalent jeder Kraft ist. Der erste Schritt auf dieser wichtigen Bahn der Entdeckung — obgleich in seiner Beziehung zu den übrigen lange nicht erkannt — war ohne allen Zweifel Faraday's große Entdeckung der bestimmten chemischen Wirkung des Volta'schen Stroms. Der letzte wird wahrscheinlich der seyn daß man alle diese Phänomene auf Bewegungsarten reducirt, und auf sie die bekannten Principien der Dynamik in solcher Weise anwendet, daß sie nicht nur die Gesetze jeder Art Bewegung, wie sie in sich selbst ist, sondern auch die Verbindung und Abhängigkeit der verschiedenen Classen der Phänomene ausdrücken.

Ein kühner Versuch zu einer solchen Generalisirung ist von Hrn. Helmholtz gemacht worden. Die Wissenschaft der Thermodynamik entspringt aus dem Princip daß beständige Bewegung unmöglich ist, oder, mit andern Worten, daß wir durch keinerlei Verbindung von Naturkörpern Kraft aus Nichts hervorbringen können. Bei mechanischer Kraft läßt sich dieses Princip auf das bekannte Gesetz der Erhaltung der lebendigen Kraft (conservatio vis vivae) zurückführen. Hr. Helmholtz hat sich demgemäß bemüht zu zeigen daß dieses Gesetz aufrecht erhalten ist in der Wechselwirkung aller Naturkräfte; während gleichzeitig die Annahme seiner Wahrheit zu einigen neuen, durch Experimente noch nicht bestätigten, Folgesätzen in den Naturwissenschaften führt. In seiner allgemeinsten Form ausgedrückt, behauptet dieses Princip: daß der Gewinn an vis viva während der Bewegung eines Systems gleich ist der in Hervorbringung derselben verbrauchten Kraft. Daraus folgt daß die Summe der vires vivae und der vorhandenen Kräfte constant ist. Dieses Princip nennt Hr. Helmholtz Erhaltung der Kraft. Eine sehr wichtige Folge der Aufstellung desselben muß seyn daß alle Naturthätigkeiten von anziehenden und abstoßenden Kräften herrühren, deren Intensität von der Entfernung abhängt — die Erhaltung der vis viva gilt nur für solche Kräfte. Man führt in mechanischen Werken gewöhnlich an daß es einen Verlust an vis viva gebe bei der Collision unelastischer Körper, oder bei Reibung. Dieß ist wahr rücksichtlich der Bewegung von Massen, welche den Gegenstand der mechanischen Wissenschaft, wie sie jetzt beschränkt ist, bildet; allein es ist nicht wahr in weiterem Sinne. In diesen und ähnlichen Fällen wird die Massenbewegung in Molecular-Bewegung verwandelt, und erscheint solchergestalt wieder als Wärme, Elektricität und chemische Thätigkeit, und die Summe der verwandelten Thätigkeit entspricht bestimmt der mechanischen Kraft welche scheinbar verloren gieng. In den eben betrachteten Fällen wird mechanische in Molecular-Thätigkeit verwandelt. Allein Molecularthätigkeiten verschiedener Arten sind gegenseitig auf die gleiche Weise veränderbar. Wenn z. B. Licht aufgesogen wird, ist vis viva anscheinend verloren; allein — zu geschweigen von Phosphorescenz, bei welcher das aufgesogene Licht, oder ein Theil desselben, wieder ausgegeben wird — in allen solchen Fällen werden Wärme und chemische Thätigkeit entwickelt, und zwar in einem dem Verlust entsprechenden Betrag. Hienach sind die scheinbaren Ausnahmen vom Princip in Wirklichkeit Bestätigungen desselben, und wir ersehen daß die Kraftmenge in der Natur eben so unveränderlich ist wie die Stoffmenge. Dieß ist indeß nicht wahr bezüglich der nutzbaren Kraft. Aus Carnots Gesetz folgt daß Wärme in mechanische Arbeit nur dann verwandelt werden kann wenn sie aus einem wärmern in einen kältern Körper übergeht. Allein die Strahlung und Leitung, wodurch dieß bewirkt wird, streben nach Herstellung eines Gleichgewichts der Temperatur, und vernichten sonach mechanische Kraft. Die gleiche Kraftvernichtung geht auch bei andern Naturprocessen vor Statten. Sonach folgt, wie Prof. Thomson gezeigt hat, aus Carnots Gesetz daß das Weltall nach einem Zustand ewiger Ruhe strebt, und daß sein Vorrath an nutzbarer Kraft endlich erschöpft werden muß. Rankine hat, nach einer andern Methode, die Naturwissenschaften dadurch in ein System zu bringen gesucht daß er die Eigenthümlichkeiten unterschied welche die verschiedenen Classen von Naturerscheinungen gemeinschaftlich besitzen, und als Axiome Sätze annahm in denen ihre Gesetze inbegriffen sind. Die solchergestalt erlangten

Principien sind auf jede physische Veränderung anwendbar, und sie besitzen die ganze Gewißheit der Thatsachen aus denen sie durch Induction abgeleitet sind. Der Gegenstand der so gebildeten Wissenschaft ist die Bewegungskraft oder die Fähigkeit Veränderungen zu bewirken, und ihre Grundprincipien sind: 1) daß alle Arten von Thatkraft und Arbeit gleichartig (homogen) oder, mit andern Worten, daß irgendeine Art Thatkraft zu einem Mittel gemacht werden kann irgendeine Art Arbeit zu verrichten, und 2) daß die Gesammtthatkraft einer Substanz durch die wechselseitige Thätigkeit ihrer Theile nicht alterirt werden kann. Aus diesen Principien hat der Verfasser einige sehr allgemeine Gesetze über die Umwandlung der Bewegungskraft hergeleitet, welche die bekannten Beziehungen der Naturkräfte in sich schließen.

Der Geldverkehr im römischen Alterthum.

Das älteste Tauschmittel war bekanntlich in Griechenland wie in Italien Vieh, in der homerischen Zeit (d. h. etwa noch im 9ten Jahrhundert v. Chr.) schätzte man eine goldene Rüstung hundert Rinder werth, eine kupferne neun u. s. w., im alten Rom wurden kleine Vergehen mit Einziehung von zwei Schafen, große von dreißig Rindern bestraft. Aber in Griechenland, das seinen alten und intimen Verbindungen mit dem hochcultivirten Orient eine frühe Cultur verdankte, wurde sehr bald Metall zum Werthmesser erhoben. Schon um die Mitte des achten Jahrhunderts wurde durch Vermittlung der Phönicier das babylonische Maß-, Gewicht- und Münzsystem eingeführt, das wahrscheinlich von den chaldäischen Priestern herrührt. In Italien haben die Etrusker, das älteste italische Handelsvolk, die ersten Münzen geschlagen, und zwar nach dem Vorbilde uralter griechischer Silberstücke, von denen einige Exemplare auch an der alten Bernsteinstraße im Posenschen gefunden worden sind. In Rom dagegen soll erst Servius Tullius (um die Mitte des sechsten Jahrhunderts) Maß und Gewicht geordnet, und das formlose Kupfer, das bereits die Stelle des Viehs als Tauschmittel vertrat, zu Barren haben gießen lassen (daher pecunia von pecus). Aber diese Barren, obwohl mit Marken, als Figuren von Rindern und anderm Vieh versehen, wurden im Handel immer noch nach dem Gewicht angewendet. Erst in der Zeit der Decemvirn (um die Mitte des fünften Jahrhunderts) hat Rom Münzen geschlagen, nach dem Vorbilde der in den griechischen Colonien Unteritaliens gangbaren. Diese, aus Kupfer mit einem Zusatz von Blei oder Zinn, entsprachen dem Werth eines römischen Gewichtpfundes (22½ Loth), wurden aber, um das Einschmelzen zu verhindern, nicht im vollen Gewicht ausgeschlagen, sondern 2—5 Loth leichter. Obwohl nun damit weiter kein Fortschritt gemacht war als daß die Werthbezeichnung das jedesmalige Wägen überflüssig machte, und die Unbehülflichkeit der Münze Auszahlungen von größern Summen sehr erschwerte — in der That mußten sie auf Lastwagen angefahren werden — so ist dieß zwei Jahrhunderte hindurch die gangbare Münze in Rom geblieben. Von da ab hat dieses Kupfergeld zahlreiche Reductionen erfahren; schon nach dem Ende des ersten punischen Krieges, in welchem die Steigerung des Militärbudgets eine große Finanznoth herbeiführte, wurde es auf den sechsten Theil seines Gewichts herabgesetzt, im zweiten punischen Kriege auf den zwölften, und auch dieser Halbirung folgten noch mehrere andere. Aber schon seit der ersten großen Reduction war das Kupfer zur Scheidemünze geworden, denn gleichzeitig (um das Jahr 269 v. Chr.) wurde Silber als Courant eingeführt und blieb es auch bis ans Ende der Republik. Es scheint dabei das Verhältniß von Kupfer zu Silber 1 : 280 zu Grunde gelegen zu haben. Die gangbaren Silberstücke entsprachen, auf heutige Werthe reducirt, ungefähr einem Franc (der Denar), einem halben (der Quinar) und einem Viertelfranc (der Sesterz). Durch Cäsar fieng das Gold an Courant zu werden; er ließ die ungeheuren Massen dieses Metalls, die sich in den vier letzten Jahrhunderten in dem Staatsschatz aufgehäuft hatten, in die Münze bringen. Nach Plinius hatte es im Jahr 390 v. Chr. in Rom überhaupt nur 2000 Pfd. Gold gegeben; im J. 157 v. Chr. waren im Staatsschatz an Gold allein 17,410 Pfund, im Jahr 91 v. Chr. 1,620,831 Pfund; Sulla brachte durch seinen Triumph im Jahr 83 15,000 Pfund hinein. Das neue Goldcourant beruhte etwa auf dem Verhältniß von Gold zu Silber 1 : 12. Die beiden von Cäsar ausgegebenen Goldstücke von 25 und 12½ Denar, die ursprünglich $\frac{1}{40}$ und $\frac{1}{80}$ Pfund wogen, behielten zwar ihren Feingehalt, wurden aber in ihrem Gewicht während der Kaiserzeit mehrmals reducirt, bis Constantin das Goldstück (solidus) auf $\frac{1}{72}$ Pfund normirte, welches sich dann bis zum Untergang des oströmischen Reichs erhalten hat. Diese Unveränderlichkeit des Goldgeldes rührt daher daß man nun wieder das Gewicht zu Grunde legte, und nach Pfunden (72) und Centnern (720 Goldstücken) rechnete. Das Silber verschlechterte sich schon unter Nero und sank zur Scheidemünze herab; später gaben die Regierungen selbst plattirte Kupfer- und Eisenstücke aus, die einen Zwangscurs erhielten. Endlich führte dieser Betrug zu einem Staatsbankerott: unter Heliogabal und Alexander Severus nahmen die kaiserlichen Cassen nur Gold, wiesen also das von ihnen selbst ausgegebene Silbergeld zurück. Erst Diocletian gelang es durch Herstellung des Silberdenars auf den Werth der Neronischen Zeit der entsetzlichen Verwirrung der Geldverhältnisse ein Ende zu machen. Die Prägung des Kupfers hörte in der Kaiserzeit allmählich auf, und als die Regierung unter Gallienus weißgesottenes Kupfer als Silber ausgab, kam das Kupfergeld wie natürlich außer Curs.

Eine oberste Münzcommission, „bestehend aus drei Mitgliedern zum Gießen und Schlagen des Kupfers, Silbers und Goldes," scheint in Rom erst um die Zeit des ersten Silbercourants eingesetzt zu seyn; seit August fiel die Prägung des Gold- und Silbergeldes an die Regierung, das Kupfer behielt der Senat. Einzelnen größern Städten wurde zwar auch unter den Kaisern die Prägung eigenen Kupfer- und Silbergeldes gestattet, namentlich Alexandrien und Antiochia, aber im ganzen römischen Reich war von nun an römisches Maß und Gewicht eingeführt. Im Occident hatte man

Digitized by Google

nur römiſches Geld, auch im Orient wurde darnach gerechnet, und die landesüblichen Münzen ſcheinen in ein feſtes Verhältniß zum Denar geſetzt worden zu ſeyn.

Nicht bloß im Verhältniß zu den übrigen Werthen war der Werth des Goldes im Alterthum höher als jetzt, ſondern auch der Metallwerth des Silbers war größer. Während das Verhältniß des Silbers zum Gold jetzt etwa 1 : 15 iſt, war es damals kaum 1 : 12. Der Denar, der nach heutiger Silberwährung 6½ Silbergroſchen gelten würde, galt in Cäſars Zeit als der 25ſte Theil des Goldſtücks 8½. Zur Beſtimmung des Geldwerths im Verhältniß zu den käuflichen Gegenſtänden können uns einige gelegentlich erhaltene Angaben über den Preis des Weizens dienen, der faſt im ganzen römiſchen Reich das Hauptnahrungsmittel war. Roggen und Hafer ſind erſt im Mittelalter gewöhnlich geworden. Obwohl durch exceptionelle Einflüſſe, wie Mißwachs, ungewöhnlich geſteigerter Bedarf u. ſ. w. unerhört hohe, wie andrerſeits durch locale Verhältniſſe, namentlich Mangel an Ausfuhr, äußerſt niedrige Preiſe des Weizens bewirkt wurden, ſtellt ſich doch der Durchſchnittspreis in den letzten Jahrhunderten der Republik und in den erſten der Kaiſerzeit erheblich geringer heraus als der heutige. Vor dem zweiten puniſchen Kriege, als Italien noch ein vorzugsweiſe getreidebauendes Land, die Production größer war als der Bedarf, Ausfuhr und Einfuhr aber ſo gut wie gar nicht ſtattfand, war der Weizen natürlich ungemein billig; der preußiſche Scheffel koſtete damals ungefähr 10 Sgr. Der zweite puniſche Krieg brachte eine ſolche Theurung hervor, daß im achten Jahr (210 v. Chr.) der Preis etwa auf 4½ Thaler ſtieg. Im Jahr 368 n. Chr. koſtete in Afrika der Scheffel vor der Ernte ungefähr 2½ Thaler, und fiel nach der Ernte auf 25 Sgr. Kurz vor Verres' Verwaltung war in Sicilien der Preis bis zu der enormen Höhe von 9 Thlr. für den Scheffel hinaufgegangen. Der Durchſchnittspreis jedoch, für den in den letzten Zeiten der Republik der Staat einkaufte, war 1⅓ Thlr., unter Nero galt 1 Thaler für einen niedrigen Preis, aus ſpäterer Zeit wird einigemal 1⅔ Thlr. als Preis angegeben. Man wird daher wohl nicht ſehr irren, wenn man 1⅓ Thlr. als wohlfeilen Durchſchnittspreis annimmt.

Die Concentration des römiſchen Reichs zog auch die Capitalien mächtig nach Rom, und je mehr Rom ſich zur Weltſtadt ausbildete, deſto mehr wurde es eine Stadt von Lazzaronen und Millionären. Das Vermögen des reichſten Mannes der Republik, des Triumvirs Craſſus, iſt nirgend vollſtändig angegeben; an Ländereien allein beſaß er über 14 Mill. Thaler. In der Kaiſerzeit beſaßen die reichſten Leute 20—27 Millionen, und noch aus dem fünften Jahrhundert nach Chriſtus haben wir eine Angabe über den Reichthum der damaligen hohen Ariſtokratie, die von einem glaubwürdigen Zeitgenoſſen herrührt. Nach derſelben hatten die reichſten Senatoren ein jährliches Einkommen von 40 Centnern Gold allein in baarem Geld, d. h. mehr als eine Million, und ſelbſt Senatoren zweiten Ranges noch 10—15 Centner (280,000 bis 430,000 Thlr.) jährlich.

Auch die Höhe des Zinsfußes war natürlich von Umſtänden abhängig und großen Schwankungen unterworfen, im allgemeinen jedoch darf er für wenig höher gelten als der jetzige. In der älteſten Zeit war der Zins unbeſchränkt, und wie immer in der Kindheit des Handels ſehr hoch. Das Fruchtdarlehen, das älteſte Darlehen, blieb noch in ſpäter Zeit üblich, und im 4ten Jahrhundert nach Chriſtus war es keineswegs unerhört, im Winter einen Scheffel Weizen mit der Bedingung zu leihen daß man nach der Ernte anderthalb Scheffel zurückerhielt. Ein geſetzlicher Zinsfuß wurde zuerſt durch die Decemviralgeſetze eingeführt, und zwar von zehn Procent, welche jährlich erhoben wurden, was in einer Zeit natürlich war wo das Einkommen vom Ertrag der Ernte abhieng. Dieſer Procentſatz wurde ein Jahrhundert ſpäter auf die Hälfte herabgeſetzt, aber weder dieſe Herabſetzung noch zahlreiche Wuchergeſetze vermochten der zunehmenden Verarmung der untern Claſſen und der Tendenz der Capitalien zur Concentration in den Händen weniger zu ſteuern. Durch die Zunahme der Handelsverbindungen mit Griechenland und dem Orient kam etwa in Sulla's Zeit die in dieſen Ländern übliche monatliche Zinſenberechnung in Aufnahme, und von nun an wurde ein Procent monatlich, alſo zwölf jährlich das geſetzliche Maximum. Durch die Anhäufung des Geldes auf dem römiſchen Markt ſank aber der Zinsfuß in der letzten Zeit der Republik bis auf vier Procent, und wenn Cicero im Jahr 54 v. Chr. an Atticus ſchreibt, er ſey auf acht geſtiegen, wenn er in den Bürgerkriegen auf mehr als zwölf ſtieg, um nach der Schlacht bei Actium wieder auf vier zu fallen, ſo dürfen wir für jene Zeit ſechs als den Durchſchnitt annehmen. Dieß ſcheint er auch ungefähr in der erſten Kaiſerzeit geblieben zu ſeyn, wenigſtens werden hundert Jahre ſpäter 11 — 12 Procent als Wucher bezeichnet. Die Juſtinianiſche Geſetzgebung beſtimmt ebenfalls ſechs Procent, für Kaufleute acht, für überſeeiſche Geſchäfte (wobei früher der Gläubiger unbeſchränkt geweſen war) zwölf. Der geſetzliche Zins hat alſo im römiſchen Alterthum zwiſchen fünf und zwölf Procent geſchwankt. Natürlich wurden aber bei Wuchergeſchäften dieſe Sätze bedeutend überſchritten. Der Wucher blühte namentlich in den Provinzen, deren unglückliche Bewohner zur Aufbringung der drückenden Abgaben Anlehen auf Anlehen bei römiſchen Capitaliſten machen mußten und ſich ſo immer tiefer in Schulden ſtürzten. In Gallien, ſagt Cicero, wird kein Geſchäft ohne Vorſchuß eines römiſchen Bankiers abgeſchloſſen, mit denen das Land überſchwemmt iſt; jeder Pfennig der in Verkehr iſt, ſteht in ihren Büchern. In Kleinaſien brach nach dem Kriege zwiſchen Octavian und Antonius ein Staatsbankerott aus, dem Auguſt durch einen Steuererlaß abzuhelfen ſuchte. Zum Ausbruch der Inſurrection in Britannien unter Claudius trug hauptſächlich der Wucher des Philoſophen Seneca bei: er hatte die Provinz zur Annahme einer Anleihe von drittehalb Millionen zu unerſchwinglichen Zinſen genöthigt, und Zinſen und Capital plötzlich und mit Härte eingefordert.

Verres lieh in Sicilien auf 24 Procent, M. Junius Brutus, der Mörder Cäſars, auf Cypern (unter fremdem Namen) zu 48. Da es erlaubt war die am Ende des Jahrs verfallenen und unbezahlten Zinſen zum Capital zu ſchlagen, und für das nächſte Jahr auch von dieſen Zinſen neuen Zins zu erheben und ſo fort, war die Schuld der unglücklichen Cyprier in kurzem von 150,000 Thaler auf 300,000 geſtiegen. Brutus' Agent verlangte und erhielt zur Eintreibung derſelben von dem Proconſul Appius, Statthalter Ciliciens, zu welcher Provinz Cypern damals gehörte, ein Detachement Soldaten, mit welchen er den Senat der Hauptſtadt von Cypern in dem Rathhauſe ſo lange blokirte, bis fünf Senatoren buchſtäblich vor Hunger geſtorben waren. Der Nachfolger des Appius war

Digitized by Google

Cicero. Sobald er den Boden Kleinasiens betrat, schickten ihm die Cyprier eine Gesandtschaft entgegen, die um Schutz gegen diese Gräuel bat, und Cicero rief allerdings sogleich das Detachement ab, und nahm dem Agenten das Commando. Aber mehr geschah nicht. Denn obwohl er selbst zwölf Procent jährlich mit Capitalisirung der verfallenen Zinsen als den höchsten erlaubten Zinsfuß erklärt hatte, und die Cyprier sich bereitwillig zur Zahlung ihrer Schuld nach dieser Berechnung erboten, so verweigerte der Agent des Brutus die Annahme, und bestand auf seiner Forderung von 48 Procent. Cicero sah selbst ein daß die Eintreibung derselben die Insel völlig ruiniren würde, aber er wagte, um Brutus nicht zu erzürnen, nicht seine eigene Bestimmung aufrecht zu erhalten und den Agenten zur Annahme der von den Salaminiern angebotenen Summe zu zwingen, sondern er wusch seine Hände in Unschuld und überließ seinem Nachfolger eine Entscheidung, die er zu treffen zu viel Schamgefühl hatte. Wenn man bedenkt daß Brutus wegen seiner Rechtschaffenheit einen in vieler Beziehung verdienten Ruhm genoß, und daß Cicero einer der besten Statthalter war die Rom je in eine Provinz sendete, so mag man auf die furchtbaren Mißbräuche schließen, deren Opfer die Provinzen unter römischer Verwaltung überhaupt gewesen sind. Selbst wenn die Statthalter für ihre Person durchaus rechtlich und unbestechlich waren, wagten sie fast niemals der mächtigen Coterie der Bankiers zuwiderzuhandeln, am wenigsten in der Zeit wo die Geschwornengerichte aus der Geldaristokratie berufen wurden, und erst mit der Einsetzung der Monarchie besserte sich die materielle Lage der Provinzen.

Staatsbanken sind in Rom nur ausnahmsweise und auf kurze Zeiten errichtet worden, z. B. während des zweiten punischen Krieges (211 v. Chr.) behufs einer freiwilligen Anleihe, bei deren Einzahlung ein solcher Zudrang stattfand, daß die Commission kaum im Stande war die angebotenen Capitalien in Empfang zu nehmen und zu registriren. Auf andere Weise eröffnete Tiberius (im Jahr 33 n. Chr.) einen Staatscredit. Die Schuldklagen hatten sich dermaßen gehäuft und die Untersuchungen so vielfache Ueberschreitungen der Wuchergesetze ergeben, daß der Vorsitzende des betreffenden Gerichtshofs für nöthig fand an den Senat zu referiren. Da nun, wie Tacitus sagt, kaum einer in dieser erlauchten Körperschaft war der nicht selbst unerlaubte Geldgeschäfte machte, und folglich eine gesetzliche Untersuchung zu fürchten hatte, erbat und erhielt der Senat vom Kaiser eine anderthalbjährige Frist zur Ordnung der sämmtlichen Geldverhältnisse. Nun forderten plötzlich alle Gläubiger die unter ungesetzlichen Bedingungen geliehenen Capitalien ein, und es entstand eine allgemeine Geldnoth, die durch andere Umstände noch gesteigert wurde. Um diese Krise zu beenden, bestimmte Tiber ein Capital aus dem Staatsschatz von ungefähr sieben Millionen Thalern, die gegen doppelte hypothekarische Sicherheit auf drei Jahre ohne Zinsen ausgeliehen wurden. Es wurde jedoch keine Staatsbank errichtet, sondern das Capital an verschiedene Bankiers vertheilt, welche die Geschäfte im Namen des Staats abschlossen.

Das Bankiergeschäft war also in Rom um so bedeutender, als der Staat ihm keine Concurrenz machte. Die bedeutendsten Comptoire waren auf dem Forum, namentlich an drei dort errichteten Bogenhallen, die jetzt bis auf die letzte Spur verschwunden sind, und der römische Ausdruck für Bankerott machen ist „das Forum räumen." Die meisten Geldgeschäfte giengen durch die Hände dieser Bankers, und ihre Bücher, zu deren genauer Führung sie gesetzlich verpflichtet waren, hatten auch gesetzliche Beweiskraft. Sie leisteten in der Regel die Zahlungen für ihre Geschäftsfreunde, die bei ihnen ein Capital niederlegten, und dann ihre Gläubiger auf ihren Bankier anwiesen; häufig erfolgte die Zahlung auch nur durch Umschreibung der Summe vom Soll ins Haben und umgekehrt in den Büchern der Bankiers. Uebrigens machten sie Geldgeschäfte aller Art, brachten Capitalien zinsbar unter, trieben ausstehende Gelder ein, besorgten auch Verkäufe und Auctionen, z. B. von Erbschaften, und kamen natürlich auch nicht selten in den Fall, selbst Geld auf Zinsen zu leihen, um es zu höhern Zinsen zu verwerthen. Daneben gab es auch bloße Wechselgeschäfte, obwohl diese in der Regel mit dem Bankiergeschäft verbunden gewesen zu seyn scheinen. Beide standen in der Kaiserzeit unter Aufsicht der Behörde, in Rom unter dem Civilgouverneur, in den Provinzen unter dem Statthalter. Diese schritten allerdings zuweilen ein, wie z. B. der nachherige Kaiser Galba als Statthalter von Spanien einem betrügerischen Wechsler beide Hände abhauen und an den Zahltisch nageln ließ; indessen orientalisch wie diese Justiz in ihrer Barbarei war, war sie es auch in ihrer Unregelmäßigkeit und Zufälligkeit.

Skizzen aus Kleinasien.

Von Dr. A. Mordtmann.

V.

(Fortsetzung.)

Bei diesem Anlaß muß ich leider wieder eine Bemerkung machen, wie unpraktisch die meisten Sammelwerke und Hülfsmittel unserer deutschen Gelehrten sind. Wer, wie ich, von jeder öffentlichen Bibliothek auf Monate weit entfernt, solche Untersuchungen anstellt, ist genöthigt jede noch so geringfügige Notiz selbst mit größter Mühe aufzusuchen und zurecht zu machen, denn Handbücher und Compendien sind meistens unverantwortlich vornehm in solchen Dingen. Ich suchte in der „Real-Encyklopädie der classischen Alterthumswissenschaft" von A. Pauly, welche in 7 mächtigen Octavbänden erschienen ist, im Bande 6 den Artikel Stadium auf, und fand daselbst die geistreiche Notiz daß es eine Strecke von 600 Fuß sey; ohne weiter zu erwähnen welches Fußmaß gemeint sey, verweist der Autor sofort auf Bd. IV S. 1832, um eine fast 2 Seiten lange Beschreibung der Laufbahn zu geben, die nicht zu meinem Zweck gehörte. Im 4. Bande enthält der Artikel Mensura nicht weniger als acht enggedruckte Seiten, und als der Verfasser endlich auf das Stadium kam, verweist er mich, ohne ein Wort

Digitized by Google

weiter zu ſagen, ganz höhniſch auf den Artikel Stadium, von dem er mich eben vorher weggewieſen hatte. Dieß iſt, gelinde ausgedrückt, eine Ungezogenheit des Autors gegen ſein Publicum. Endlich fand ich doch in der Beſchreibung der Rennbahn, daß das Längenmaß 600 griechiſche, 625 römiſche oder 569 Pariſer Fuß enthalten habe, aber wer ſucht dieſe Notiz an ſolcher Stelle? Da nun aber Karten nicht nach Fuß und Zoll, ſondern nach Graden und Meilen conſtruirt werden, ſo mußte ich aus dieſer kümmerlichen und verzettelten Notiz erſt berechnen wie viel Stadien auf einen Meridiangrad gehen, was mir freilich, der ich viele Jahre lang mathematiſche Studien getrieben habe, ein leichtes iſt, aber nicht jedem Archäologen ſo leicht wird.

Um 4½ Uhr erreichten wir das ziemlich große Dorf Jenidſche-Köi, 3 Stunden von Karabej, wo wir übernachteten. Um unſere heutige Tour mit ihren Ergebniſſen ſo genau als möglich darzuſtellen, beſchäftigten wir uns den ganzen Abend mit der Aufnahme und Copie des Grundriſſes und mit der Redaction unſeres Tagebuches und verſäumten darüber uns über Jenidſche-Köi näher zu erkundigen. Ich ſah nur daß die Einwohner ſich auf die Tabakscultur legen, ſo wie auch die Cornelkirſche in der Umgegend häufig vorkommt.

Montag, 25 Auguſt. Wir brachen um 6 Uhr auf in der Richtung nach dem Dorfe Mawris, welches wir vor uns liegen ſahen. Anfangs hatten wir einen ſchönen Weg, aber der Sürüdſchi konnte der Verſuchung nicht widerſtehen; er ſchlug einen Nebenweg ein, und ſiehe da, in 5 Minuten waren wir feſt; wir fanden den Weg noch einmal wieder, der Sürüdſchi lenkte wieder ab, und ſiehe da, wir ſaßen in einem Bruch[1], wo ſich jede Spur vom Wege verlor. Glücklicherweiſe wurde ein Hirte aufgefunden der uns einen Weg zeigte, der zwar nicht nach Mawris, aber doch wenigſtens nach Bekten, Turaſſan und Inowa führt. Unterdeſſen war einer unſerer Reiſegefährten abſeits geritten um einen Weg zu ſuchen; als er aber ſah daß wir in einer andern Richtung fortritten, kam er uns nach, und indem er über einen Graben ſetzen wollte, ſtürzte ſein Pferd ohne daß wir es bemerkten. Nach etwa zehn Minuten vermißten wir unſern Gefährten, den wir nirgends mehr ſahen; endlich hörten wir daß er eine Piſtole abfeuerte, was wir mit Piſtolenſchüſſen beantworteten, wie unſere Abrede für dieſen Fall lautete. Aber ehe er wiedergefunden war und zu uns kam, war eine ſchöne Stunde verloren gegangen. Der erwähnte Bruch iſt übrigens wohl eine Folge der Ueberſchwemmungen des Kareſusfluſſes, den wir hier kurz zuvor paſſirten.

Um 8¼ Uhr erreichten wir Bekten, 2 Stunden von Jenidſche-Köi, wo der Imam des Ortes uns ſagte, Inowa wäre noch 5 Stunden entfernt, aber einen Weg dahin gebe es nicht. Da er von Bauern umringt war, ſo erreichte er damit einen doppelten Zweck, einmal gab er uns Europäern einen ausgezeichneten Beweis von ſeiner Verlegenheit, und zweitens ſeinen Bauern eine ſehr gute Lection im Lügen. Uns war dieſes kein Hinderniß, denn wir ſahen Turaſſan vor uns liegen, weil die Ebene ziemlich öde war; wir erreichten es in drei Viertelſtunden. Es muß dieß ſchon ein im Alterthum bewohnter Ort geweſen ſeyn, da wir hier allerlei Fragmente liegen ſahen. Da alle Bauern auf dem Felde waren und die Weiber und Kinder von gar nichts zu wiſſen ſchienen, ſo hielt es ſchwer eine genaue Auskunft über den weitern Weg zu erhalten; glücklicherweiſe kam ein Bauer zum Dorfe herein der uns auf den Weg brachte; kaum hatte er uns verlaſſen, als der Sürüdſchi wieder einen andern Weg einſchlug, und in 5 Minuten waren wir wieder mitten auf einem Kornfelde, ohne Weg und Steg zu ſehen. Verdrießlich über dieſe endloſen Dummheiten übernahmen wir nun ſelbſt die Führung; bald war der Weg gefunden, den wir trotz aller Proteſtationen des Sürüdſchi einſchlugen; es war ein ſchöner, breiter und ebener Weg, faſt wie eine Kunſtſtraße, dabei links und rechts die ſchönſte Waldvegetation, und in zwei Stunden trabten wir nach Inowa.

Inowa, d. h. Höhlenebene, hält nach den Angaben des Orts-Imams 4 bis 500 Häuſer, die von lauter Mohammedanern bewohnt ſind; ein Bauer dagegen ſprach nur von 18 Häuſern; in der That konnte ich keine 40 entdecken; allein ein dritter ſagte mir die Hauptmaſſe der Häuſer läge weiter entfernt. Von Höhlen wollte niemand etwas wiſſen; zuletzt, als wir wieder unſere Pferde beſtiegen, ſagte ein Bauer es gäbe in dem oſtwärts gelegenen Gülgen-Gebirge, in der nördlichen Abdachung desſelben, Höhlen; da wir aber noch Biga erreichen wollten und der bezeichnete Punkt uns zu weit abführen würde, ſo unterließen wir die Unterſuchung und ſtiegen um 2¼ Uhr wieder zu Pferde.

Die vorhin aus Strabo angeführten Stellen ſcheinen anzudeuten daß man in dieſer Gegend das alte Aenea zu ſuchen habe. Da aber außer Strabo niemand dieſen Ort erwähnt, ſo ſind wir auf die beiden Angaben beſchränkt daß es 50 Stadien von Paläſtepſis liege, und daß letzteres auf dem Wege von Aenea nach Lyrneſſus ſich befinde. Ich habe vorhin ſchon erwieſen daß die Zahl 50 wahrſcheinlich falſch iſt; die Entfernung von Paläſtepſis bis Inowa iſt ungefähr 120 Stadien, was ſchon beſſer zu der andern Angabe paßt, und da auch Inowa mit Aenea einige Aehnlichkeit im Laute beſitzt, ſo bin ich geneigt dieſe beiden Orte für identiſch zu halten; die Lage eignet ſich auch recht gut zu einer Burg und Reſidenz, und ich bedauere daß die Kürze der Zeit uns keine längere Unterſuchung geſtattete.

Der Weg führte nun erſt ſüdweſtlich, um das Gebirge zu vermeiden, dann weſtlich, und als wir die andere Seite des Gebirgs erreicht hatten, gerade auf Biga zu in den Richtungen Weſtnordweſt, Nordweſt und Nordnordweſt. Ich habe ſchon ſo viele ſchöne Wege in verſchiedenen Theilen Kleinaſiens, von Smyrna bis zur Gränze von Armenien geſehen, daß ich es kaum für möglich hielt noch etwas maleriſcheres zu finden, und doch muß ich ſagen daß der Weg von Inowa nach Biga, 5 Stunden, der ſchönſte Weg iſt den ich je in Kleinaſien angetroffen habe. Er gieng beſtändig durch ein reizendes Thal mit einer etwas nordiſchen Vegetation von Eichen, Buchen, Ulmen, Erlen und Fichten, ſo wie orientaliſchen Platanen in voller Ueppigkeit und Pracht; der Weg ſelbſt glich einer Kunſtſtraße, und wir durchſchritten wenigſtens fünfzigmal einen Nebenfluß des Granikus; zuletzt vertrocknete der Fluß; wir durchſchnitten das Bett noch einigemal und kamen darauf in das Thal des Granikus, den wir auch ein paarmal durchſchnitten. Endlich erreichten wir die Höhe und kamen gerade um Sonnenuntergang in Biga an.

[1] In meiner norddeutſchen Heimath nennt man Bruch einen niedrigen, ſumpfigen, mit Bäumen bewachſenen Ort.

Digitized by Google

Biga gibt der ganzen Statthalterſchaft den Namen, iſt aber nicht die Reſidenz des Statthalters, der vielmehr in dem Dardanellenſchloſſe wohnt. Biga ſelbſt ſcheint ſehr armſelig zu ſeyn; es liegt am Fuße eines langgeſtreckten Gebirges in einer fruchtbaren Gegend, aber ſchmutzig iſt die Stadt wie nur wenige in der Türkei; Steine gibt es im Ueberfluß, aber alle Häuſer ſind aus Lehm gebaut. Es gibt hier zwei Hane, einer noch enger und ſchmutziger als der andere, und wir nahmen daher das Anerbieten eines Boutiquiers, der uns ſeine Bude zum Nachtquartier einräumte, mit Vergnügen an. Faſt ſpaßhaft klingt es daß ein ſo elender Ort einen doppelten Namen hat, einen officiellen, Biga, den aber hier in der Stadt kein Menſch kennt, und einen im Munde des Volks, Bogaſchehr, den man aber vergebens in Büchern und officiellen Schriften ſucht. Für den Reiſenden in dieſen Gegenden iſt dieß ein ſehr unangenehmer Umſtand, denn kennt er aus Schriften und gedruckten Werken bloß den Namen Biga, ſo wird er ſich im Lande vergebens nach dieſem Orte erkundigen. Ich erfuhr dieſen Umſtand erſt in Inowa von dem Imam, der mich darüber belehrte.

Was den vulgären Namen Bogaſchehr betrifft, ſo ſey es fern von mir das Richtige dieſer Benennung zu beſtreiten; wie die Stadt aber zu dem Namen Biga kommt, iſt mir ein Räthſel; jetzt heißt ſie in officiellen Schriften allerdings ſo, aber die Thatſachen welche frühere Geſchichtſchreiber von Biga berichten, laſſen ſich ſchwer mit der heutigen Localität in Einklang bringen. Alle Hiſtoriker, ſowohl die frühern Reichshiſtoriographen als die ſpätern Sammelwerke (das Mirat Al Kiainat, das Gülſcheni Mearif, die jetzt von Cheirullah Efendi ausgearbeitete osmaniſche Geſchichte, eben ſo Joſeph v. Hammer) melden übereinſtimmend, daß Biga im Jahre der Hidſchret 766 (alſo im J. Chr. 1365) von Sultan Mürad I eingenommen worden ſey, alſo mehrere Jahre nachdem die Türken ſchon in Europa feſten Fuß gefaßt hatten. Auf den erſten Blick muß es auffallen daß ein ſo elendes Neſt in der Nähe der Straße von Bruſſa nach Gallipoli, wo alſo ſchon Jahre lang türkiſche Heereszüge paſſirten, ſich der Unterwerfung unter die Macht der Osmanen habe entziehen können, ohne irgend welche Verbindung mit der Hauptſtadt des byzantiniſchen Reiches; andrerſeits verſteht man nicht wie die türkiſchen Heerführer es wagen konnten mit wenigen Truppen nach Europa überzuſetzen, und in ihrem Rücken, wenige Stunden von ihrem Abfahrtshafen, einen mit feindlichen Soldaten angefüllten Platz zu laſſen. Aber was ſoll man ſagen, wenn man die Originalquellen aufſucht? Der älteſte türkiſche Reichshiſtoriograph, Chodſcha Seadeddin, ſagt folio 41 verso: [1]

„Er (Sultan Mürad I) umzingelte das Schloß von Biga zu „Meer und zu Lande.“ Zu Meer! Wie iſt das möglich? Bogaſchehr liegt am Granikus, 4 Stunden von deſſen Mündung. Das fühlten auch alle ſpätern Bearbeiter, und ſchon die von Löwenklau (Leunclavius) herausgegebene Ueberſetzung dieſes Werkes läßt dieſe Stelle aus, und alle folgenden Geſchichtſchreiber, von denen doch jeder behauptet den Seadeddin vor Augen gehabt zu haben, übergehen dieſen Punkt mit Stillſchweigen. Aber die Autorität des alten Chodſcha läßt ſich nicht beſtreiten, denn ſchon vorher (Fol. 40 recto), wo er von den Zurüſtungen des Sultans zu dieſer Unternehmung berichtet, ſagt er:

„Er ließ alle in Erindſchik und Gallipoli befindlichen Schiffe herbeiführen.“ Alle dieſe Umſtände nöthigen mich zu der Annahme daß das heutige officielle Biga nicht das alttürkiſche Biga iſt, ſondern daß Seadeddin von einem ganz andern Orte redet, den wir auch ſpäter kennen lernen werden. Wer etwa in Zweifel darüber ſeyn ſollte, ob ein ſolches totales Vergeſſen oder vielmehr Verſchieben aller Localtradition möglich ſey, erinnere ſich nur an Odeſſa und an den Leanderthurm im Bosporus, welche beide Localitäten von ihren urſprünglichen ächten Repräſentanten ziemlich weit entlegen ſind; Jahrhunderte lang hat man Bagdad und Babylon, Kairo und Memphis für identiſch gehalten, und Hammer und Cheirullah verwechſeln beide in ihrer osmaniſchen Geſchichte Cyzicus mit Erindſchik; um ſo leichter alſo konnte eine ſo conſtcirte Localität wie Bogaſchehr, die vielleicht erſt in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts bekannt wurde, [1] mit einer andern nahe gelegenen und faſt gleichnamigen Ortſchaft verwechſelt werden.

Dienſtag, 26 Auguſt. Wir ließen unſer Gepäck auf geradem Wege nach Akſas am Meere gehen, wo wir zu übernachten gedachten, wir ſelbſt aber ritten am Granikus entlang, um das welthiſtoriſche Schlachtfeld aufzuſuchen und die Ruinen des alten Priapus zu beſichtigen. Der Lauf des Granikus iſt von Bogaſchehr bis zu ſeiner Mündung durch eine ſchöne Baumvegetation kenntlich, während alles übrige rings herum eine zwar äußerſt fruchtbare oder faſt baumloſe Ebene iſt. Von den Geſchichtſchreibern Alexanders fehlt uns im Curtius die Beſchreibung der Schlacht, was gewiß ſehr zu beklagen iſt, denn trotz aller Fehler des Curtius ſind ſeine Localſchilderungen nicht nur ſehr lebendig, ſondern auch durchgängig ſehr wahrheitsgetreu; Arrian iſt über den Marſch von Troja bis an den Granikus ſehr confus und daher ſo gut wie unbrauchbar; Diodor gibt ſehr wenig, und wir ſind daher ausſchließlich auf Plutarch reducirt, dieſer aber gibt zwei ſehr bemerkenswerthe Umſtände an welche zur Auffindung des Schlachtfeldes dienen, nämlich 1) eine ſolche Stelle des Fluſſes, wo das linke, von den Macedoniern beſetzte Ufer niedrig, dagegen das rechte vom perſiſchen Heere beſetzte Ufer ſteil und abſchüſſig iſt; 2) nach der Niederlage der Perſer zogen ſich die unter Darius dienenden griechiſchen Miethstruppen auf einen Hügel zurück, wo ſie noch einigen Widerſtand leiſteten. Indem wir nun auf dieſe beiden Umſtände achteten, hatten wir kaum Demotika paſſirt, als wir ziemlich genau auf der Mitte des Weges von Bogaſchehr bis zur Mündung des Fluſſes das Geſuchte fanden, denn hier und ſonſt nirgendwo auf der ganzen Strecke boten die Ufer dieſe Bildung dar, während ſie ſonſt durchgängig flach waren; das rechte Ufer iſt hier ſehr ſteil und etwa 10 Fuß hoch; um zu Pferde hinauf zu kommen, muß man entweder einen Bucephalus zwiſchen den Schenkeln haben, oder mit den Spießen ſtützend dem Gaule zu Hülfe kommen, wie die Macedonier thaten. Auch der Hügel war da in einer Entfernung von etwa einer Viertelſtunde. Eine Aufnahme des Schlachtfeldes aber, wie ſie auf einer handſchriftlichen Karte von Kleinaſien, die mir vorher vorgelegt war, als wünſchenswerth angegeben war, dürfte den gehegten Erwartungen ſchwerlich entſprechen, denn der Gelehrte in Europa,

[1] Da dieſes Werk noch nicht gedruckt iſt, ſo citire ich ein mir vorliegendes Manuſcript.

[1] Büſchings Erdbeſchreibung von der aſiatiſchen Türkei das vollſtändigſte Repertoire alles deſſen was bis dahin über Anatolien bekannt war, kennt in der dritten Auflage, die im Jahr 1781 erſchien, noch nicht dieſen Ort.

Digitized by Google

der nur europäiſche Schlachtfelder geſehen hat, kann ſich keine Vorſtellung machen von den Verhältniſſen in Anatolien, die Aufnahme würde mit dem beſten Willen nichts weiter geben können als eine endloſe Ebene mit einem einzigen Hügel und einem mit Bäumen beſetzten Fluſſe; andere ſichtbare Ruhepunkte ſind nicht vorhanden, und es wäre ein Mitleid erregendes Unternehmen, wenn man hier, mit dem Arrian, Diodor und Plutarch in der Hand, die Stellungen der einzelnen Infanterie- und Küraſſier-Regimenter ſowie der einzelnen beiderſeitigen Generale auf Fuß und Zoll beſtimmen wollte; Platz iſt genug da, und ſelbſt zehnmal größere Heere als des Alexander und Darius könnten ſich hier nach Herzensluſt herumbalgen. Für mich aber iſt es ein Genuß in der Erinnerung, die beiden Schlachtfelder wo zwei der größten Feldherren des Alterthums, Alexander und Cäſar, ihre Talente entwickelten, geſehen zu haben. [1]

(Schluß folgt.)

Die oſtindiſche Compagnie und die oberſte Regierung Indiens in England.

Die oſtindiſche Compagnie, die dem Namen nach Indien noch regiert, war urſprünglich eine Handelsgeſellſchaft und die Bereicherung durch den Handel die Hauptſache; der Landbeſitz bloße Nebenſache, das Beſte des indiſchen Volkes kam gar nicht in Betracht. Sie gewann auch durch den Handel 1795 bis 1812 185 Millionen Pf. St.; da ſie aber den Handel nach Indien und auch mit China ausſchließlich hatte, erregte dieß die Eiferſucht des engliſchen Volks, und nur dieſe, nicht die Monſtroſität daß eine kleine Anzahl Kaufleute über 100 Millionen Menſchen regieren oder vielmehr ſie ausbeuten wollte, brachte, als ihr Privilegium (1834) ablief, 1833 die neue Einrichtung, die auch ſonderbar genug war, zuwege. Vermöge dieſer hörte 1) die Compagnie auf eine Handelsgeſellſchaft zu ſeyn, der Handel wurde frei; 2) die Compagnie aber regierte noch 20 Jahre bis April 1854 Indien fort, unter Aufſicht des Board of Control. Man ſcheute ſich der Krone eine ſo große Beſitzung zuzuweiſen, und glaubte die Miniſter würden dadurch eine zu große Macht bekommen. 3) Unter gewiſſen Beſchränkungen konnten britiſche Unterthanen ſich in Oſtindien niederlaſſen und Landbeſitz erwerben, was erſt ſtrenge verboten, und wozu ſpäter eine Licenz nöthig war, weßhalb die Zahl der britiſchen Anſiedler in Oſtindien noch jetzt nicht viel über 10,000 betragen ſoll. 4) Die Actien-Inhaber aber erhielten von ihrem Grundcapital von 6 Millionen [2] Pf. St. ſeit 1793 jährlich 10½ Proc. Intereſſen, alſo 630,000 Pf. St. Rente, ein Aequivalent der damaligen Dividende, auf die Einkünfte Indiens verſichert. Indien ſchickt nach China Opium; den Thee und das Geld, welches es dafür erhält, ſendet es mit ſeinem Indigo und Zucker nach England. 5) Wurde ein Tilgungs-Fonds von 2 Mill. Pf. St. angelegt das Grundcapital der Actieninhaber mit 12 Mill. Pf. St. einzulöſen; ſo hoch wächst dieſes durch die 3½ Proc. Zinſen bis 1874 an. Nach 20 Jahren können die Actionäre ihr Capital zurückfordern; geſchieht es aber nicht, ſo behalten ſie die Rente von 630,000 Pf. St. noch 20 Jahre, dann alſo, nach 40 Jahren, 1874 kann das Parlament nach dreijähriger Aufkündigung mit 200 Pf. St. für jede 100 Pf. St. Capital — der dermalige Werth von 100 Pf. St. war 288—299 Pf. St. — ſie einlöſen. 6) Von den magaziniſirten Vorräthen der Compagnie (Thee, Zucker, Indigo), den 1 Mai 1829: 21,103,000 Pf. St. im Werthe, wurden die obigen 2 Millionen zum Tilgungs-Fonds abgeſetzt, 8,423,000 Pf. St. zur Amortiſation der Schulden der Compagnie beſtimmt, und der Reſt zu Verbeſſerungen innerhalb Oſtindiens.

Als 1854 das Privilegium der oſtindiſchen Compagnie wieder ablief, wurde durch Parlamentsbeſchluß die Regierung Indiens der oſtindiſchen Compagnie mit aller bisherigen Gewalt und allen Beſchränkungen wie Privilegien erneuert, aber nicht mehr auf eine beſtimmte Anzahl Jahre, ſondern bis das Parlament anders verfüge, ſo daß dieſes jetzt jeden Augenblick eine Aenderung darin vornehmen und die Compagnie noch ihrer übrigen unbedeutenden Gewalt berauben kann. Die übrigen Beſtimmungen dieſer ſehr übereilt abgefaßten neuen Karte betrafen nur Einzelbeſtimmungen über die Zuſammenſetzung des Hofes der Directoren, den Eintritt in die Studienanſtalten und den Dienſt der Compagnie, die der allgemeinen Mitbewerbung eröffnet wurden, die Stiftung einer neuen Statthalterſchaft in Bengalen, eines geſetzgebenden Rathes in Calcutta und einer temporären Commiſſion in England, die Verbeſſerung des Gerichtsweſens u. ſ. w., [1] die wir an den betreffenden Stellen hervorheben werden.

Was zunächſt die oſtindiſche Compagnie betrifft, ſo war das Grundcapital derſelben von 6 Mill. Pf. St. im J. 1835 unter 3579 Perſonen vertheilt; dieß wechſelt aber natürlich, da die Actien verkauft werden. Der Beſitz einer Actie von 500 Pf. St. gewährt nicht das Recht mitzuſtimmen, der von 1000 Pf. St. — damals 2540 Pf. St. werth — gewährt eine Stimme, der von 3000 Pf. St. zwei, der von 6000 Pf. St. drei Stimmen, der von 10,000 Pf. St. und darüber nicht mehr als 4 Stimmen. Es muß einer 12 Monate im bona fide - Beſitz der Actie ſeyn, und gegen abgekartete Uebertragung der Actien für beſondere Gelegenheiten ſind Maßregeln getroffen. Frauen wie Männer, Fremde wie Engländer, die Actien beſitzen und die in London ſind, können mitdebattiren und votiren. 53 hatten 4 Stimmen, 54: 3, 347: 2, 1454: 1 und 221, die nur 500 Pf. St. beſaßen, wie 396, die noch weniger, und 220, die ſie noch nicht die gehörige Zeit beſaßen, konnten nicht mitvotiren. 1852 waren 2,583 Votanten, darunter 372 Frauen, 20 Peers, 10 Parlamentsmitglieder, 50 Directoren, 86 Geiſtliche, 19 Aerzte, 222 Landofficiere, 28 Seeofficiere, die meiſten waren im

---

[1] Vergl. Ausland, Jahrgang 1856. Nr. 10. S. 223.

[2] Das urſprüngliche Capital betrug: 2,000,000 Pf. St., dazu
unter Anna . . 1,200,000 Pf. St.
„ Georg III a. 26: 800,000 Pf. St. zu 160 Proc.
„ „ a. 29: 1,000,000 Pf. St. zu 170 „
„ „ a. 33: 1,000,000 Pf. St. zu 200 „

[1] Ind. News 1853 p. 259.

Digitized by Google

J. 1836 Kaufleute, Bankiers und Krämer. Vor 1834 eine Handels-Compagnie, die mit der Regierung Indiens betraut worden, nach der Acte von 1834 aber auf diese beschränkt, war die Folge nach dem Report, [1] dem wir einen großen Theil der folgenden Mittheilungen entnehmen — da es neuere officielle Darstellungen nicht gibt — daß seitdem die Zahl der Kaufleute unter den Stockinhabern sich minderte. Auch durch die Abschaffung der geheimen persönlichen Abstimmung durch Kugelung im J. 1834 und Ersetzung derselben durch eine offene Abstimmung mit Zulassung von Stellvertretern hatte die Zahl der Abstimmenden, doch nur bei Wahlen oder wichtigen Vorkommnissen, zugenommen.

Die Stockinhaber versammeln sich regelmäßig alle Vierteljahre, und außerdem, wenn sie berufen werden besondere Sachen zu discutiren. 1814—1830/31 hatten sie 212 Sitzungen. Sie wählen die Directoren, geben Neben-Verordnungen (Bylaws) für die Compagnie, die aber nicht gegen Parlamentsacte verstoßen dürfen; Pensionen und Besoldungen über 200 Pf. St. das Jahr und Gratificationen über 600 Pf. St., welche die Directoren machen, bedürfen ihrer Bestätigung, sie können Geldbelehnungen an indische Staatsmänner bewilligen, die aber der Genehmigung des Board of Control bedürfen, können die Vorlage öffentlicher Documente, die den Hof, nicht aber solche welche die geheime Committee betreffen, verlangen und darüber discutiren, aber gegen keinen Befehl des Court of Directors einschreiten, der vom Board of Control genehmigt ist. Der Präsident des Court of Directors präsidirt, man debattirt wie im Parlamente, stimmt und wählt, abwesende Stockinhaber können bei Wahlen sich durch einen Anwalt vertreten lassen. Die Versammlung der Stockinhaber hat aber wenig zu sagen; die langen Reden, die vor einem kleinen Publicum gehalten werden, erregen außer dem India House wenig Aufmerksamkeit. Die Anwesenheit einer bestimmten Anzahl ist nämlich nicht erforderlich. Zu Anfang mögen gewöhnlich nach Sykes 40, 50 — 100 anwesend seyn, oft bleiben aber nur 3—4 den Sprecher zu hören, nur der Präsident muß aushalten. Die Versammlungen veranlassen indessen, daß manches der Publicität übergeben wird. In der Sitzung vom 17 Dec. 1856 waren z. B. nur 15 Mitglieder zugegen. Wie überwiegend die Stimme der Directoren in dieser Versammlung ist, zeigt z. B. die Sitzung vom 22 März 1854. Lewin brachte die Sache eines entlassenen Richters im Sudder Court in Bombay zur Sprache. Neunzehn Stockinhaber und ein Director waren für seinen Antrag, aber 9 Stockinhaber und 15 Directoren dagegen, und so wurde der Antrag verworfen. Die Directoren, wie er bemerkte, entschieden also in ihrer eigenen Sache (Ind. News 1854 p. 140). Ebenso vergeblich war Lewins Opposition gegen die dem Marquis von Dalhousie zu bewilligende Pension von 5000 Pf. St. den 14 Mai 1856. (Ib. 1856 p. 236). Freilich werden in dieser obersten Versammlung mitunter sonderbare Vorschläge gemacht, z. B. von Lewin den 18 Junius 1856, daß der Hof der Directoren jedem Stockinhaber ein Exemplar von Thorntons Gazetteer of India geben möchte. Auf des Präsidenten Sykes Bemerkung, der Hof der Directoren wolle zwar die Verbreitung dieses schätzbaren Werkes gerne fördern, könne auf seine Kosten ihnen aber keine Exemplare geben, nahm er seinen Antrag zurück. (Ibid. p. 307).

Die Geschäfte leitet der Hof der Directoren (Court of Directors), ursprünglich 24 Männer, geborne oder naturalisirte englische Unterthanen, die 2000 Pf. St. in Actien besitzen, und in London residiren müssen, und nicht Directoren der englischen Bank oder der Südsee-Compagnie seyn dürfen. Sechs giengen bis 1853 jährlich im April nach einer Reihenfolge ab, waren erst nach einem Jahre wieder wählbar, wurden dann aber in der Wirklichkeit auf Empfehlung des Hofes durch Kugelung fast immer wieder gewählt. Shepherd wußte nur von einem Falle, wo ein Director einmal nicht gleich nach einem Jahre, indeß doch später wieder gewählt wurde. Die Wahl der Directoren war also nur nominell, thatsächlich war, wer einmal gewählt war, es für seine ganze Lebenszeit, und eine eigentliche neue Wahl fand nur beim Tode oder Austritte eines Directors statt. Der Hof bestand 1834 aus 10 Civil-Beamten der Compagnie, 4 Land- und 4 See-Officieren, 3 Kaufleuten, die nach Indien handelten, 9 Londoner Kaufleuten und Bankiers; bei den neuen Wahlen hatte die Zahl der Londoner Bankiers abgenommen, die der Civil- und Militärbeamten der Compagnie aber zweckmäßiger Weise zugenommen. Von den obigen waren 15 unter 10 Jahren seit ihrer ersten Erwählung, 11 von 10 — 20 Jahren, 2 von 20—30, und 2 über 30 Jahre im Amte. So milderten sich praktisch die Mängel der Einrichtung. Es waren indeß noch viele Klagen daß die Stellen — Männern, die in Indien sich ausgezeichnet hatten, schwer zugänglich seyen. Einige meinten zwar, es liege nur an ihnen, aber Oberst Sykes bemerkte daß seine Wahl zum Director ihm 2228 Pf. St. für Bezahlung eines Schreibers, das Zimmer u. s. w. gekostet habe, und er 7 Jahre, ein anderer gar 11 sich habe bewerben müssen, was viele abschrecke. Die letzten Jahre waren indeß fast lauter Männer zu Directoren gewählt worden, die in Indien gedient hatten. Von den 15 von 1834 — 52 neu gewählten Directoren war nach Melvill nur einer, der nicht mit Indien in Verbindung stand, und es müssen auch Leute in der Direction seyn, die mit den englischen Verhältnissen vertraut sind. Unter den Directoren 1852 hatte der General-Major Lushington 30 Jahre, General Caulfield noch länger in Indien gedient; Oberst Sykes war 25 Jahre in Bombay und Statistical Reporter in Dekan gewesen; Capitän Eastwick hatte 23 Jahre in der Armee von Bombay, Major Oliphant und Sir G. Campbell über ein halbes Jahrhundert ebenfalls in der Armee gedient. Willock war ebenfalls Officier und lange bei der Gesandtschaft in Persien, Prinsep General-Secretär der Regierung von Indien und 5 Jahre Mitglied des obersten Raths gewesen; Muspratt und Macnaghten waren alte Civilbeamte der Compagnie, Melvill 33 Jahre. Dent etwas kürzere Zeit im bengalischen Civildienste; Hogg ein berühmter Advocat in Calcutta und dann General-Registrator; Shepherd und Wigram hatten den größten Theil ihres Lebens in der Handelsmarine der Compagnie gedient. (Ind. News 52 p. 326). Man sieht daß es nicht an befähigten Männern fehlt, und eine Regierungsform welche der Theorie nach fast unsinnig erscheint, macht sich so in Praxi nicht so ganz übel. Die Parlamentsacte von 1853 änderte die bisherige Zahl und Zusammensetzung des Hofes der Directoren dahin daß er künftig statt aus 24, nur aus 18 Mitgliedern bestehen sollte, 12 von der Compagnie, wie bisher, erwählt, und 6 von der Krone aus Männern, die in Indien eine bestimmte Zeit gedient haben müssen, ernannt. Für das erstemal sollte der Hof der Di-

[1] Report from the select committee of Indian Territories. London 1852. Fol.

Digitized by Google

rectoren aus den bisherigen 30 Directoren — da die 6 austretenden wieder nach einem Jahre einzutreten pflegten, werden diese mitgerechnet — 16 auserwählen und die Krone nur 3, bei den ersten 3 Vacanzen aber 3 weitere ernennen, bis die Zahl 6 voll wäre. Ein Drittel, ſowohl der von der Compagnie gewählten, als der von der Krone ernannten Directoren tritt jedes zweite Jahr aus, iſt aber jetzt unmittelbar wieder wähl- und ernennbar. Die Privilegien, Qualificationen und die Gewalt der Directoren blieb dieſelbe wie bisher. Die Regierung ernannte 1854 den General Pollock, Mr. Willoughby und Sir [1] Currie zu Directoren, welche Wahlen vielen Beifall fanden; alle hatten in Indien lange mit Auszeichnung gedient, der erſtere in der Armee, der zweite lange in Bombay, der dritte in Bengalen im Civilfache. Als General Pollock abgieng, ernannte die Regierung Rawlinſon zum Director, als aber nach Melvills Tode von ihr ſtatt deſſen der General Vivian im April 1856 zum Director ernannt wurde, meinte man ſchon ſie habe, ohne Rückſicht auf die Fähigkeiten des Mannes, ihn dadurch nur für den Verluſt des aufgelöſten türkiſchen Contingents in der Krim, das er befehligt hatte, entſchädigen wollen. Er war zwar früher General-Adjutant der Madras-Armee geweſen, aber das ſchien nicht zu genügen. (Ind. News 1857 p. 204).

Der Hof der Directoren wählt den erſten oder zweiten Mittwoch im April auf Vorſchlag eines der Directoren durch die Majorität auf ein Jahr ſeinen Präſidenten und Vicepräſidenten (Chairmann und Deputy Chairman). Die Kugelung war nach Sykes abgeſchafft, iſt aber wieder eingeführt. Nach der Reihe erfolgt die Ernennung zum Präſidenten nicht, und mancher Director wird Zeitlebens nicht Präſident. Gewöhnlich wird der Vicepräſident das nächſte Jahr Präſident. Der Report p. 346 gibt die Namen beider von 1834—52. Darnach war Lufhington beides dreimal, Shepherd, Hogg und Tucker beides zweimal. Beinahe alle hatten 10 Jahre in Indien gedient. Den 8 April 1857 wurde Currie, der von der Regierung ernannt war, vom Hofe der Directoren zuerſt zum Deputy Chairman erwählt.

Der Hof der Directoren hat die Initiative in allen Indien betreffenden Fragen; 13 anweſende Mitglieder genügten früher, jetzt wohl 9, zu einem Beſchluſſe. Nach Melvill waren an Hoftagen früher von den 24 wohl 20 Directoren, an gewöhnlichen aber nur 8 anweſend. Sie hatten eine Buße von 19 Sh. feſtgeſetzt für jeden der fehlte. Der Betrag derſelben wurde jährlich unter die Directoren vertheilt. Nach Shepherd war die Zahl der Anweſenden aber im Durchſchnitt größer als 8. Die Abſtimmung geſchieht mit verſchloſſenen Zetteln. Sie leiten die ganze Angelegenheit gemäß der Parlamentsacten und unter Aufſicht des Board of Control und in gewiſſen Sachen unter Billigung des Court of Proprietors. Für die Verwaltung der Geſchäfte theilt der Hof der Directoren ſich bei der erſten Zuſammenkunft nach der jährlichen Wahl in 3 Committeen: 1) für das Finanzweſen, die innern Angelegenheiten und die der Marine; 2) für die Politik und das Kriegsweſen; 3) für die Rechtspflege und Geſetzgebung. Jedes der beiden letztern beſtand früher aus 7, und das erſte aus 8 Mitgliedern, jetzt wohl aus 5 und 6. Der Präſident und Vicepräſident ſind Mitglieder aller drei. Nach dem Alter traten die drei erſten Directoren nach der Reihenfolge in die drei Committeen, und ſo fort. Innerhalb der erſten Woche konnten ſie nach Melvill indeß ihre Stellen gegen einander austauſchen, ſo daß jeder das Fach bekam worin er am meiſten bewandert war. Das urſprüngliche Verfahren ſchildert Sykes ſo: wenn eine Depeſche aus Indien ankommt, bringt das Präſidium ſie an die betreffende Committee, die ſich wöchentlich einmal verſammelt. Der Präſident legt ihr den Entwurf eines Beſchluſſes vor, ſie erwägt ihn eine Woche, macht in der Sitzung der nächſten Woche ihre Bemerkungen dazu, die discutirt werden; dann wird der Beſchluß den andern Directoren mitgetheilt, die erwägen ihn auch eine Woche oder darüber, man ſtimmt darüber durch Kugelung ab, und der Präſident theilt den Beſchluß dem Board mit, ſo daß die Sache aufs ſorgfältigſte erwogen wird. Doch iſt dieſes Verfahren nur zum Theil noch geltend. Jede Depeſche aus Indien iſt nach Melvill von einer Sammlung von Papieren, die auf die Sache ſich beziehen, begleitet. Der Secretär ſchickt ſie an das betreffende Departement, da wird ein Auszug daraus gemacht und lithographirte Abdrücke werden dem Präſidenten, Vicepräſidenten und den Mitgliedern des Departements und der Committee mitgetheilt. Ein Beamter entwirft nach Rückſprache mit den Präſidenten die Antwort. Dieſe wird dann als vorläufige Mittheilung (P. C., d. i. previous communication) an den Präſidenten des Board geſandt, [1] der ſie ändert oder genehmigt, und dann erſt wird ſie jetzt den Committee-Mitgliedern und ſpäter allen Directoren vorgelegt, und erſt wenn ſie von dieſen genehmigt wird, officiell mit allen betreffenden Papieren dem Board vom Secretär zugeſandt. Er heißt den Beſchluß gut, oder verändert ihn noch; im erſten Falle wird er dann abgeſchrieben und von 13, jetzt 10 Mitgliedern des Hofes unterzeichnet nach Indien abgeſandt. Sind beide Gewalten nicht einig, ſo finden erſt weitere Mittheilungen ſtatt. Verlangt der Board eine Maßregel, ſo muß der Hof der Directoren die betreffende Depeſche entwerfen; thut er es binnen 14 Tagen nicht, ſo kann der Board ſelbſt eine entwerfen; ſagt der Entwurf des Hofes dem Präſidenten des Board nicht zu, ſo macht er einen Strich durch, und es muß eine neue gemacht werden; dem Präſidenten des Hofes bleibt bloß eine wirkungsloſe Remonſtration. Gewöhnlich währte es früher ſechs bis acht Monate bis zur endlichen Abfertigung. Man ſucht ſich aber zu verſtändigen; über die Hälfte der P. C. kam ſo unverändert zurück, und die Veränderungen waren oft unweſentlich; von den officiell an den Board geſandten kamen nur 5 Proc. verändert zurück; die ſchließliche Entſcheidung hat der Board. Seit 1834 hatte der Hof nie ſeinen Diſſens zu Protokoll gegeben. Der Aufenthalt von 6 bis 8 Monaten ſcheint ſehr lange. Es ſind dieſe Depeſchen aber ſehr weitläufige Actenſtücke, z. B. die ganze Verwaltung der Einkünfte, oft 60, 100, 200 Sachen betreffend, mit vielen Beilagen, deren Erwägung Zeit erfordert. Die Militär-Correſpondenz wird ſehr ſchnell befördert; oft erfolgt ſchon mit nächſter oder dritter und vierter Poſt die Entſcheidung. Die P. C. des politiſchen Departements blieben nach Waterfield 1851 mitunter nur ein, zwei

[1] Vorname?

[1] Dieſes Verfahren, durch vertrauliche Mittheilungen mit dem Vorſtande des Board die Sachen abzumachen, datirt nach Melvill ſeit 1793; erſt auf principielle Fragen beſchränkt, iſt es allmählich auf das ganze Detail der Correſpondenz ausgedehnt worden. Es erleichtert allerdings die Verhandlung ſehr, mindert aber auch den Einfluß der Committee und Hofes überhaupt.

Tage beim Board, gewöhnlich einen Monat bis sechs Wochen; von dem politischen Departement kamen nach ihm aber nur wenige unverändert zurück. Der ganze Hof der Directoren bekommt die entworfene Antwort dann erst zu sehen, so daß mit Ausnahme der reinen Administrativsachen die Präsidenten des Hofes mit dem Präsidenten des Board das Meiste abmachen. Keiner Mittheilung an den Board bedürfen nämlich die Sachen die nach Regulativen bestimmt werden, wie Pensionen u. s. w. Die Depeschen von Indien sind so voluminös, weil alle Berichte, Schreiben u. s. w. der indischen Localbehörden, kurz die ganzen Acten mit allen Belegen aus Indien in zwei Abschriften, eine für den Hof der Directoren und eine für den Board mit übersandt werden. Eine financielle Depesche hatte z. B. 13,511 S., eine aus dem Revenue-Departement 16,263 S., eine 1845 gar 46,000 S. Bei der erleichterten Verbindung mit Indien hat die Vielschreiberei noch zugenommen. Nach Lord Broughton kamen von den verschiedenen Gouvernements in Indien 1830 602, 1849 2445 Depeschen an; P. C. gingen an den Board resp. 173 u. 404, Entwürfe von Depeschen nach Indien 617 u. 909; Beilagen zu beiden 1830 1440 von 103,710 Seiten, 1849 5729 von 212,075 S.; Briefe zwischen dem Board, dem Hof und der Regierung wurden resp. 1000 und 1332 gewechselt. Dieß macht natürlich in Indien wie in Europa viele Arbeit, gewährt aber auch den Directoren und dem Board alle mögliche Belehrung, da sie zu ihren Entscheidungen das ganze Material wie die Behörden in Indien haben. Die Antworten des Hofes gehen nur an den General-Gouverneur und die Gouverneure von Madras und Bombay, nicht an den von Agra und Bengalen, die Correspondenz mit diesen wird durch den G.-Gouv. geführt. Es häuft sich so freilich ein ungeheurer Papierwust; die Depeschen von 1793 bis 1813 nahmen schon 9094, die vom Jahr 1814—29 12,414 Foliobände ein — und es werden natürlich viele Beamte dazu erfordert.

Die Beamten theilten sich in 4 Departements, 1) das Secretariat mit dem Secretär, dem Deputy-Secretär und 6 Branchen für die Entwürfe, die Correspondenz, das Rechnungswesen, die Auszahlungen u. s. w.; an der Spitze einer jeden Branche steht ein Assistent; 2) das der Examinatoren mit 3 Assistenten und 2 Schreibern; 3) das Militär-Secretariat mit 1 Assistenten; 4) das statistische Departement, alle natürlich noch mit Clerks, Schreibern u. s. w. Die Zahl aller war indeß seit 1833 von 686 auf 281, und die Kosten waren von 212,077 Pf. St. auf 109,688 Pf. St. reducirt worden; früher machte der Handel noch viel mehr Beamte nöthig. Die Anstellungen haben die Directoren nach einer Reihenfolge. Vom Präsidenten anfangend besetzt einer eine Stelle wie sie frei kommt, und der nächste die folgende; Söhne und Verwandte werden natürlich zunächst bedacht. Die Beförderung geht nach dem Alter, die Bezahlung ist liberal; alte Beamte werden pensionirt, alle können aber beliebig entlassen werden. Jeder Director hatte früher selbst nur 300, die beiden Präsidenten 500 Pf. St. Gehalt; 1853 ist dieser resp. auf 500 und 1000 Pf. St. erhöht worden. Ihre Hauptbelohnung fanden sie daher bisher in dem Patronat, d. i. der Vergebung nicht nur obiger Stellen und der Ertheilung des Zutritts zu den Schulen in Haileybury und Addiscombe, sondern auch aller untern Stellen im Civil- und Militärdienste in Indien (writers, cadets u. assistant-surgeons), die den ersten nothwendigen Schritt zu allen Aemtern und Ehren in Indien bahnen. Im Durchschnitt gab es nach Melvill seit 1834—35 im Jahre 35 Civilanstellungen, 286 Cadet-Ships, 44 Anstellungen als Aerzte und 9 bei der indischen Marine. Der Report S. 351 gibt eine Uebersicht der Anstellungen Jahr für Jahr 1835—1851. Diese erfolgen nicht vom Hofe gemeinsam, sondern die einzelnen Directoren vergeben auch die Stellen in Indien wie sie freikommen nach der Reihe; jeder Director eine, die Präsidenten je zwei, und den Präsidenten des Board ließ man aus Artigkeit auch zwei vergeben. Die Directoren hatten aber in den letzten Jahren vor 1858 schon zu kämpfen. Die ostindischen Beamten und Officiere glaubten nämlich sie müßten besonders bedacht werden, und würden es nicht genug. Directe Ansprüche an den Hof wurden zwar zurückgewiesen, aber die Bewerber der Berücksichtigung der einzelnen Directoren empfohlen, und es zeigte sich daß die Beamtensöhne mehr und mehr berücksichtigt wurden. Während 1813—1833 von 5092 Anstellungen als Cadet nur 401, oder im Jahre 19, also $^1/_{13}$ auf die Officiers-Söhne kamen, erhielten 1840—1851 von 3752 solchen Stellen die Kinder von Militär-, Medicinal- und Marine-Beamten der Compagnie 1857. Die eigentliche Aemtervergebung und die weitere Beförderung hat die Regierung in Indien.[1] Einen bedeutenden Einfluß hat die Krone 1853 im Patronate durch ihre Ernennung von 6 Directoren und die nöthige Genehmigung der Ernennung zu Mitgliedern des Raths und des Advocat General in jeder Präsidentschaft erlangt. Die Professoren in Haileybury, wo die jungen Civilbeamten gebildet wurden, stellte der Hof der Directoren mit Genehmigung des Board an. Das Erziehungssystem hat nur dieser zu bestimmen. Durch die Bestimmung der neuen Karte, welche auch in andern Collegien gebildete junge Männer nach bestandener Prüfung den Zutritt zum Dienste der ostindischen Compagnie gewährte, wurde auch das Monopol des Civildienstes von Leadenhall Street gebrochen. Haileybury soll jüngst ganz eingegangen seyn. Die Candidaten zur Stelle eines Assistent-Wundarztes müssen ein Diplom beibringen, und nachweisen daß sie gewisse medicinische Schulen besucht haben, und werden dann vom Arzt der Compagnie geprüft; die Anstellung als Wundärzte erhalten sie von der Localregierung nach dem Alter.

Wichtig sind die geheime Committee (Secret Committee) und der Board of Control. Jenes besteht aus dem Chairman, dem Deputy Chairman, und — so ist es üblich — dem ältesten Mitglied des Hofes der Directoren. Vor 1834 wurden eine Menge Angelegenheiten ohne Controle des Board vom Hofe der Directoren verwaltet. Die Wirksamkeit der geheimen Committee beschränkte sich auf Krieg und Frieden, und die Verhandlungen mit den einheimischen Staaten und Fürsten. Damals wurde sie aber sehr erweitert. Die geheime Committee ist jetzt ein bloßes Werkzeug des Board, dem sie die Depeschen aus Indien gleich unmittelbar zusendet, so wie sie die seinigen nach Indien expedirt, von beiden nur Abschriften zurückbehaltend. Alle Fragen die auf Kriegserklärung, Friedensschlüsse und sonstige politische Verhandlungen und Verträge sich beziehen, sind daher den Beschlüssen des Hofes gänzlich ent-

[1] Eine Neuerung war daß der Hof der Directoren den 8 März 1855 6 Ingenieure und 6 Aufseher, die ersten von beiden mit 750 und 400, die andern mit 600 und 300 Pfd. St. Gehalt von sich aus ernannte und nach Indien sandte. (Ind. News. 1855 S. 206—225.)

Digitized by Google

zogen. Die geheime Committee kann nicht einmal Vorſtellungen gegen den Präſidenten des Board machen. Das einzige iſt daß dieſe drei Mitglieder des Hofes wenigſtens erfahren was die Miniſter in Indien vorhaben; ſie müſſen es aber bei ſich behalten und dürfen ihren andern Collegen nicht einmal Mittheilungen darüber machen, da auch der Hof der Stockinhaber nur die Papiere des Hofes der Directoren, nicht die der geheimen Committee zur Einſicht vorgelegt erhalten kann. Jeder Beamte in dieſer iſt auf Stillſchweigen beeidigt. Die geheime Committee muß die Befehle des Board unterzeichnen und expediren; wenn die Mitglieder auch ganz entgegengeſetzter Meinung ſind, können ſie nicht einmal remonſtriren, wenn der Board auch andere Sachen, die nicht dahin gehören, in den Bereich der geheimen Committee zieht. Dieſe führt Krieg, wie in Afghaniſtan, erobert ganze Provinzen, wie Sind, verwaltet ſie 2, 3 Jahre militäriſch, ohne daß der Hof der Directoren etwas mehr davon erfährt als das Publicum, bis dem Board die Geheimhaltung nicht mehr nöthig ſcheint, und er die Verwaltung und dann die darauf bezüglichen Papiere dem Hofe mittheilt, der dann erſt, wenn die Sache nicht mehr geheim iſt, Beſchlüſſe faſſen kann, aber nicht eher. Sykes meint, wenn der Hof der Directoren das Recht gehabt hätte früher Einſprüche zu thun, wäre der Krieg gegen Afghaniſtan wohl vermieden worden. Der Hof wußte eben ſo nichts über Grund und Urſache des Birmanenkrieges. Sykes verlangte zweimal Mittheilung der Papiere, es hieß aber es ſey nicht wünſchenswerth ſie dem Hofe mitzutheilen. Die Geheimhaltung ſcheint wohl nöthig, aber oft doch zu lange gedauert zu haben. Wenn die geheime Committee ein Anſinnen des Board nach Berathung mit ihrem beeidigten Rechtsanwalt für ungeſetzlich hält, können die Mitglieder zum Präſidenten des Board ſagen, wir unterzeichnen die Depeſche nicht. Und da der Board direct mit Indien nicht verkehren kann, ſondern nur durch den Hof der Directoren oder das geheime Committe, ſo kann er die Depeſchen nicht überſenden. Doch erſtreckt ſich die Remonſtration nicht auf Krieg, Frieden u. ſ. w., ſondern nur auf Sachen die nach der Beſtimmung der Parlamentsacte zur Sphäre der geheimen Committee nicht gehören. Der Board könnte alſo ganz Birma oder China annectiren, ohne daß das engliſche Volk oder der Hof der Directoren etwas davon erfährt. Muthet der Board der geheimen Committee etwas zu, was ſie für ungeſetzlich oder doch zu ihrer Sphäre nicht gehörend hält, und weigert dieſe ſich deßhalb, ſo kann der Board ſich noch an den Hof der Directoren wenden, und wenn auch der ſich weigert, er oder der Hof eine Entſcheidung der drei Richter der Queens Bench anrufen, um von dieſer ein Mandamus zu erwirken; es iſt dieß aber noch nie vorgekommen; die geheime Committee kann aber auch das nicht. So war die Meinung Melvill's, des Secretärs des Hofes der Directoren, während Waterfield, der älteſte Clerk des Board, meinte, die geheime Committee könne ſich gar nicht weigern eine Depeſche des Board abzuſenden. Iſt ſie einverſtanden mit dem Board, ſo kann ſie factiſch wenigſtens alles in ihr Gebiet ziehen. Der Präſident des Board nimmt von den Mitgliedern der geheimen Committee gar keine Remonſtration an, kommt oft gar nicht mit ihr vor der Beantwortung zuſammen; wenn ſie etwa ihren Diſſens zu Protokoll gäbe, ſo hätte das gar keine officielle Bedeutung. Die ganze geheime Committe dient alſo nur dazu die Fiction aufrecht zu erhalten, als ob die oſtindiſche Compagnie Indien noch regiere. Von allen geheimen Depeſchen die nach Indien gehen, werden übrigens zwei Abſchriften, eine im India Houſe, eine im Board aufbewahrt. Die Berathungen des Präſidenten des Board mit der geheimen Committee ſind privatim, und kein Secretär iſt dabei zugegen. Canning wollte einmal einen Secretär zuziehen, aber die Mitglieder vom Hofe widerſetzten ſich; ein Senior und drei jüngere Clerks ſind bei der geheimen Committee angeſtellt.

Der Board of Commissioners for the Affairs of India wurde 1784 errichtet. Er ſollte urſprünglich aus ſechs Mitgliedern des geheimen Raths — und darunter immer einem der Staatsſecretäre und dem Kanzler der Schatzkammer — nach der Beſtimmung von 1793 aus letzterem und den zwei erſten Staatsſecretären, einer beliebigen Anzahl geheimer Räthe und zwei andern Perſonen beſtehen. Nach der Beſtimmung von 1833 konnte der Souverän eine beliebige Anzahl von Mitgliedern aus dem geheimen Rathe oder ſonſt ernennen. Vermöge ihres Amtes waren Mitglieder der Lord Preſident of the Council, der Lord Priv Seal, der erſte Lord der Schatzkammer, die drei Haupt-Staatsſecretäre und der Kanzler der Schatzkammer. Bis 1834 waren beſoldete Beamte: die Mitglieder eines der Häuſer des Parlaments, der Präſident (1793 mit 2000 Pf St., 1811 mit 5000 Pf. St., 1831 mit 3500 Pf. St.), zwei Commiſſäre (1793 mit 1500 Pf. St., 1811 mit 1800, 1831 mit 1200 Pf. St.) und der erſte Secretär (mit 1500, nur 1811 mit 1800 Pf. St. Gehalt); ſeit 1834 ſind aber nur beſoldet der Präſident mit 3500, und zwei Secretäre, die Mitglieder des Parlaments ſind, mit 1500 Pfd. St. Das Beamtenperſonal beſtand zuletzt aus 6 ältern, 7 Aſſiſtent- und 13 jüngern Clerks, von Lord Broughton auf 12 reducirt. Die Koſten ſind auf 26,000 Pfd. St. das Jahr feſtgeſetzt, 1851 wurden aber nur 23,200 Pf. St. verbraucht; das übrige erhält die oſtindiſche Compagnie zurück, der über die Verwendung im Einzelnen keine Controle zuſteht. Seit 1781 mußte der Hof der Directoren von allen Befehlen die er nach Indien ſandte, von dem was Krieg und Frieden und die Verhandlungen mit fremden Mächten betraf, den Commiſſären des Königs eine Abſchrift mittheilen. 1784, bei Errichtung des Board, erhielt dieſer die Einſicht und Controle über ihre ganze Verwaltung, und 1833 wurde die Gewalt des Board noch erweitert und auch die Controle über den Schatz der oſtindiſchen Compagnie in England ihm damals übertragen. Nur die Anſtellung und Entlaſſung der Diener der Compagnie ſteht dem Board nicht zu, wohl aber die Feſtſetzung der Zahl der Civil- und Militärbeamten jährlich; er hat mit den Dienern der Compagnie in England nichts zu thun, aber die Koſten dafür im allgemeinen zu bewilligen, kann die Gehalte nicht erhöhen, aber, außer bei den Beamten in England, eine Reduction der Gehalte befehlen; eine Erhöhung bedarf ſeiner Beſtätigung, nur mit den Beamten und Dienern zu Hauſe und den Rechtsanwälten der Compagnie kann der Hof ohne Controle verkehren. Das Hauptgeſchäft des Board iſt die Aufſicht über die Depeſchen die nach Indien gehen. Zu dem Ende beſtehen 6 Departements, nach Lord Broughton 1850 — andere Ausgaben weichen etwas ab — 1) für die Einkünfte und Einſammlung derſelben in Indien; 2) die Finanzen und das Rechnungsweſen (Ausgaben, Remittiren der Revenüen, die Münzen); 3) das Militärweſen; 4) die Marine, das Kirchenweſen und Ver-

Digitized by

mischtes; 5) das Politische; 6) das Gerichtswesen und die Gesetzgebung. Bei jedem Departement ist ein Senior Clerk, einer mit 1200, 2 mit 1150, 2 mit 1000, einer mit 900 Pf. St. Gehalt, dann sind bei jedem je ein Assistant-Clerk, einer mit 800, zwei mit 600, drei mit 500 Pf. St. Gehalt, dann ein oder mehrere, im ganzen 12 Junior Clerks, einer mit 550, einer mit 400, zwei mit 300, drei mit 250, zwei mit 200, und zwei mit 150 Pf. St. Gehalt angestellt. Ein Senior Clerk gelangte zu der Stelle und dem Gehalte vom Jahre 1850 nach 48 bis 32, ein Assistant Clerk nach 32—21, ein Junior Clerk nach 17—6 Dienstjahren. Der Privat-Secretär des Präsidenten hatte 300, der Bibliothekar 400 Pfd. St. Gehalt. Jeder der Secretäre hatte drei Departements unter seiner Aufsicht. Dem geheimen Departement steht der Präsident selbst vor. Die Depeschen dieses Departements werden von ihm vorbereitet, nicht im India House, wie die aller andern Departements. Die Secretäre sind erst die letzten Jahre mit dem geheimen Inhalt der Depeschen vertraut worden, als die Präsidenten des Board Lord Ripon und Broughton, Mitglieder der Peerskammer wurden, um die vom Board ergriffenen Maßregeln im Oberhause vertreten zu können. Der Geschäftsverkehr mit dem Hofe und der geheimen Committee ist schon geschildert, sowie auch seine Gewalt. Das merkwürdigste ist daß nach Waterfield der Board of Commissioners, der früher bestand, eigentlich gar nicht mehr existirt, und seit 20 Jahren sich nicht mehr versammelte, wie doch gelegentlich, als es noch einen Präsidenten und zwei bezahlte Commissäre gab, diese es thaten, sondern seit der Präsident der einzig bezahlte Commissär ist, ist er jetzt alles in allem. [1] Er leitet allein das Ganze, wie jeder Staatssecretär sein Departement, nur besteht die lästige Vorschrift daß noch ein Mitglied des Cabinets jedes officielle Document unterzeichnen muß; dieses bleibt aber beim Board, die Actenstücke, die an den Hof der Directoren gehen, unterzeichnet nur ein Secretär. Er und die Secretäre, Mitglieder des Parlaments, die er oder eigentlich zwei Staatssecretäre, als ex officio Mitglieder des Board — ernennen, wechseln natürlich mit der Administration. Man hat daher gemeint, es wäre besser wenn es einen permanenten Secretär gäbe, unabhängig vom Wechsel der Parteien im Parlament; es schien Waterfield aber nicht nöthig, da die andern Beamten permanent seyen. Die gewöhnlichen Ernennungen zu Aemtern in Indien kann der Board nicht vornehmen, nur zu den Stellen der Bischöfe und der Richter des höchsten Gerichts macht er der Krone den Vorschlag, zu den Stellen des General-Gouverneurs und der beiden Gouverneure von Madras und Bombay, des Oberbefehlshabers, des vierten oder gesetzgebenden Rathes, bedurfte der Hof der Directoren schon früher der Einwilligung der Krone, und daher seiner Contrasignatur, seit 1853 auch zur Ernennung aller Mitglieder des Rathes und der des Advocat General jeder Präsidentschaft. Aus bloßer Artigkeit gewährte man dem Präsidenten des Board schon früher, wie gesagt, einen doppelten Antheil am Patronat, wie den Vorsitzern des Hofes der Directoren. Die Entscheidung aller indischen Angelegenheiten liegt eigentlich in seiner Hand, da selbst die Bestimmung, bei Uneinigkeit mit dem Hofe der Directoren das Gericht entscheiden zu lassen, nicht ins Leben getreten ist. Er ist natürlich aber nicht unabhängig vom Cabinet und wie jeder Minister dem Parlament verantwortlich. Sein Einfluß ist um so bedeutender, als er nach Waterfield beständig mit dem General-Gouverneur von Indien correspondirt. Diese Correspondenz aber, die bloß privater Art ist, kommt daher auch nicht zu den Acten. Ist er mit ihm und dem Ministerium einverstanden, so erklärt er auch gegen den Willen des Hofes der Directoren Krieg, erobert ganze Länder, langt in den Schatz der ostindischen Compagnie, der Präsident erläßt seine Befehle an die geheime Committee, welche, durch den Eid gebunden, seinen Collegen im Hofe nicht einmal Mittheilungen darüber machen darf, und will der Hof den Generalgouverneur zurückrufen und er genehmigt es nicht, so unterbleibt es.

Die Zahl der Beamten der ostindischen Compagnie in England betrug 1856 im ganzen 526, ihr Gehalt 128,731 Pf. St., 2144 Pf. St. mehr als das vorige Jahr, die Pensionen 4100 Pf. St. mehr. (Ind. News 1856 p. 307).

Während unsere Gelehrten sich mit der Organisation des römischen Senats und eines kleinen griechischen Freistaats viel beschäftigen, ist die innere Einrichtung der obersten Behörden des großen englisch-ostindischen Reiches wenig bekannt, und es schien daher, unter gegenwärtigen Zeitverhältnissen zumal, eine genaue Darstellung derselben angemessen. Trägt man auch der geschichtlichen Entwicklung vollständig Rechnung, und erkennt gern an daß die Männer an der Spitze mehr geleistet haben als von der so unvollkommenen Regierungs-Maschine zu erwarten war, so springt doch die Unbehülflichkeit und Ungeeignetheit dieser Regierungsform zu sehr in die Augen. Eine Compagnie von Stockinhabern an der Spitze, die so gut als nichts zu sagen hat, sondern von Indien nur ihre Rente bezieht, ein Hof der Directoren, den sie anscheinend noch zu zwei Drittheln ernennt, der sich eigentlich aber selber ergänzt und dann sich im Amt erhält; dieser in seinen wichtigsten Prärogativen seiner Macht durch die geheime Committee so weit beraubt, daß er die wichtigsten Verhandlungen erst nach Jahren erfährt; diese geheime Committee selbst ohne Macht und nur der oft widerwillige Bediente des Board, der selber als Collegium nicht mehr existirt, sondern seine Macht in die Hände seines Präsidenten hat übergehen lassen, der doch seinerseits keinen Befehl direct nach Indien ergehen lassen, sondern nur durch die nominelle Regierung des Hofes der Directoren, und ebenso wenig einen Beamten dort anstellen kann, da die Beförderung zu den untersten Stellen vom Patronat der einzelnen Herren des Hofes der Directoren abhängt — eine solche Regierung ist zu absurd, um länger bestehen zu können. Indien kann nur von Indien aus regiert werden. Ein königlicher Prinz, der sich mit den Capacitäten Englands und des Landes umgäbe, als Vicekönig scheint die einzige ordentliche Spitze der Regierung bilden zu können. Kaum war die neue Karte Gesetz geworden, so versammelten sich die Eingebornen in Calcutta und Madras, und petitionirten auch schon gegen das Ungenügende derselben, namentlich gegen die doppelte Regierung, und verlangten unmittelbar unter die Krone gestellt zu werden.

[1] Die Unkunde dieser Verhältnisse veranlaßte die irrige Behauptung, in England sey die Verwaltung Indiens collegialisch, in Indien mehr in der Hand eines Einzelnen.

Digitized by Google

Ueber das Verbrennen der Frauen auf der Inſel Bali.

(Von Julius Kögel.)

Dem europäiſchen Reiſenden, der das oſtindiſche Feſtland und die Länder des malayiſchen Archipelagus beſucht, wird es gewiß auffallen, bei den buddhiſtiſchen und mohammedaniſchen Bewohnern der erwähnten Inſeln viel weniger Bigotterie als bei den Eingebornen auf dem beregten Continent zu gewahren; nichtsdeſtoweniger wird es den Europäer auch befremden daß die oſtindiſchen Inſulaner keineswegs die Vorſchriften ihrer Religionen gebührend beachten. So z. B. bemerkt man auf Celebes und den Sunda-Inſeln ſehr häufig — um nicht zu ſagen faſt täglich — daß viele vornehme Malayen und Javanen nur deßhalb nicht öfters Wein trinken, weil er ihnen nicht ſüß genug ſchmeckt, während dergleichen Herren (ſelbſt die Sandri und Pantita, ſo heißen die mohammedaniſchen Prieſter) in Geſellſchaft mit Europäern ein ihnen angebotenes Glas Wein niemals verſchmähen. Mehrmals war ich Augenzeuge wie mohammedaniſche Eingeborne, die ihrer Ausſage nach ſich des Genuſſes von Schweinefleiſch enthielten, doch europäiſchen Ham (Schinken) kauften und verkauften, ja zuweilen auch ein mageres Stückchen davon aßen. Dieſe Schinkenhändler meinten nachher, dieß ſey ja kein Taking-Babi (Schweinefleiſch), ſondern ſey Ham. Es beachten aber Prieſter, Häuptlinge und wohlhabende Leute hier zu Lande die Geſetze ihrer Religion viel beſſer als der Plebs dieſe zu befolgen pflegt, und ſo kommt es daß auf vielen oſtindiſchen Eilanden die Maſſe der Eingebornen auch nur dem Namen nach mohammedaniſch oder buddhiſtiſch iſt, natürlich in Folge des mangelhaften Unterrichts.

Daher geſchieht es auch daß bei den Bewohner mancher Inſeln ſolche religiöſe Ceremonien die große Unkoſten verurſachen, verſchoben und immer wieder verſchoben werden, bis ſie endlich gänzlich unterbleiben; zu dergleichen koſtſpieligen Ceremonien gehört das Verbrennen der balineſiſchen Wittwen. Denn wenn im britiſchen Indien, alles Verbotes ungeachtet, dennoch dann und wann Hinduwittwen verbrannt werden, ſo kommt dieſe grauſame Sitte bei den dem Namen nach den Holländern unterworfenen Balineſen doch nur noch höchſt ſelten vor, obſchon letztere Glaubensgenoſſen der Hindus ſind, und auch bei beabſichtigter Wittwenverbrennung keineswegs eine holländiſche Contreordre fürchten würden.

Bei meinem Aufenthalt auf der Inſel Bali im Jahr 1849 bemühte ich mich einiges nähere über das Verbrennen der balineſiſchen Wittwen zu erfahren, fand aber nur wenig Eingeborne welche eine ſolche Grauſamkeit ſelbſt angeſehen hatten. Von denjenigen welche Augenzeugen von Wittwenverbrennungen auf Bali geweſen waren (und dieſe waren Prieſter), erfuhr ich: „daß auf Bali auch nur Frauen fürſtlicher Perſonen dem Feuertode geweihet würden, wenn nämlich dieſelben ſelbſt damit einverſtanden wären. Sind ſie dieß nicht, nun ſo läßt man ſie am Leben, ſie müſſen aber fortan jeglichen Umganges mit männlichen Individuen ſich enthalten, und werden deßhalb bewacht. Diejenigen Wittwen aber die geneigt ſind den Feuertod zu ſterben, können noch ein Jahr lang nach dem Verſcheiden ihres Gemahls auf Bali alle Freuden des Lebens genießen, und müſſen von den Blutsverwandten des verſtorbenen Fürſten deßhalb mit dem benöthigten Geld verſehen werden.

Während dieſes Jahres muß der älteſte männliche Erbe (Erbprinz) des verſtorbenen Fürſten auch dafür ſorgen daß eine Urne aus Gold gefertigt wird, die groß genug iſt die Aſche der zu verbrennenden Leiche (welche einſtweilen im vorherbewohnten Hauſe liegen bleibt) nebſt der der zu verbrennenden Frauen zu bergen, was einen ſolchen Fürſten gewöhnlich in große Schulden ſtürzt. Hierauf wird ein Katafalk errichtet und mit theuern Gewändern decorirt; die fürſtliche Leiche wird im untern Theile des Trauergerüſtes liegend, deſſen Wittwen aber im obern Theile dieſes Katafalks ſtehend und koſtbar gekleidet placirt, und der Katafalk dann angezündet. Durch Gebärden nehmen dieſe Wittwen von der verſammelten Menge Abſchied, und erſticken gewöhnlich ſehr ſchnell durch den Rauch; das Gerüſt bricht zuſammen, und die todten Frauen fallen auf den ſchon verkohlten fürſtlichen Leichnam. Wenn Mann und Frauen nun völlig zu Aſche verbrannt ſind, wird dieſe geſammelt, und die goldene Urne damit gefüllt, die nunmehr im Palaſt vergraben wird. Da die Verbrennung ſeiner Mutter und Stiefmütter oder reſpec. Tanten dem neuen Fürſten viele Koſten verurſacht, ſuchen dieſe Herren das Frauenverbrennen ſelbſt möglichſt zu verhindern, und ſo kommt es daß auf Bali in mehrern Decennien keine Frau dem Feuertode geweiht wird.

Digitized by Google

Mit welchem Recht nennen ſich die Südſlawen Illyrier?

(Von A. L.)

Es gibt gegenwärtig ein Königreich Illyrien, ſowie auch eine illyriſche Nation, welche beide Benennungen aber in der Wirklichkeit mit einander nichts gemein haben, denn im Königreich Illyrien wird die ſloweniſche Sprache geſprochen, während ſich die katholiſchen Slaven in Dalmatien, Bosnien, Slavonien und in Ungarn Illyrer oder Illyrier nennen, und ihrer Ausſage gemäß die illyriſche Sprache ſprechen. Alle dieſe gebrauchen in ihrer Schrift das lateiniſche Alphabet; dagegen wollen jene Slaven in den genannten Ländern und in Serbien, welche der orientaliſchen Kirche angehören und das ſogenannte cyrilliſche Alphabet gebrauchen, von einer „illyriſchen“ Benennung nichts wiſſen, und es nennen ſich dieſelben kurzweg und mit Recht „Serben“ und ihre Sprache die ſerbiſche. Und dennoch nannte man vor etwa 100 Jahren die Adminiſtration dieſes Volkes in Oeſterreich die „illyriſche“ Hofkanzlei. Die ſerbiſche Grammatik des Wuk Stepanowitſch (Wolf Stephansſohn) lehrt keine andere Sprache als die „illyriſche Sprachlehre“ von Berlitſch, und dennoch können beide Grammatiken von den gegenſeitigen Parteien wegen Verſchiedenheit des Alphabets in der Regel gar nicht geleſen werden. Für jeden Buchſtaben hat auch der Serbe eine eigenthümliche Bezeichnung, das a z. B. nennt er as, das g glagol, d dobro u. ſ. w.; und dieſe Benennungen haben auch in der Sprache einen Sinn. Will nun der Serbe das Wort „dan“ Tag buchſtabiren, ſo ſagt er: dobro as nash, welch letztere Benennung für n iſt, und ſomit hat er erſt das Wort dan gefunden. Es macht einen poſſierlichen Eindruck, wenn man die Kinder in den ſerbiſchen Volksſchulen in obiger Weiſe mit Mislete, m, Jest, e, Pokoj, p, u. ſ. w. buchſtabiren hört. Die ſerbiſche, illyriſche, ſlavoniſche und dalmatiniſche Sprache ſind alſo eine und dieſelbe Sprache, obgleich dieſelben von Nichtkennern oft als ſpecielle Sprachen angeführt werden. Im weiteren Sinne gehört auch die kroatiſche Sprache zur illyriſchen, und Kroatien ſelbſt iſt ein Beſtandtheil des ſogenannten „illyriſchen Dreiecks,“ und wenn auch die Slavonier ſtets einen Unterſchied in den geringen Abweichungen der beiden Sprachen finden, ſo gehört doch das Volk, welches die kroatiſche Sprache ſpricht, zu dem über fünf Millionen zählenden ſerbiſchen Volksſtamm, und es iſt die Zeit vielleicht nicht mehr fern, wo alle Serben oder alle ſogenannten Illyrier wenigſtens eine gemeinſchaftliche Schriftſprache haben werden, wenn auch an ein gemeinſchaftliches Alphabet, bei der Hartnäckigkeit der Anhänger der orientaliſchen Kirche, nicht ſo bald zu glauben iſt.

Wenn nun der in neuerer Zeit wieder aufgetauchte Name „Illyrier“ gegenwärtig auf die Serben oder Südſlaven angewendet wird, ſo muß man vorausſetzen daß die alten Illyrer einen ſlaviſchen Dialekt geſprochen haben; dieſe Vorausſetzung aber wäre ganz falſch, denn die alten Illyrer waren griechiſcher Abkunft, und ſprachen demnach auch einen griechiſchen Dialekt. Nach dem Zeugniß des Solinus ſind die Illyrer griechiſcher Abkunft — originis graecanicæ — und haben ihren Namen von Hyllus, einem Verwandten des Herkules erhalten.

Die zweite Periode der Illyrer beginnt mit der aus Aſien erfolgten Ankunft der Liburner im Jahr 1184 vor Chriſti Geburt. Die Liburner breiteten ſich an den Küſten des adriatiſchen Meeres zwiſchen den Flüſſen Arſia und Titius aus, weßhalb das Land Dalmatien auch Liburnien genannt wurde. Es waren aber die Liburner auch keine Slaven, denn ſie ſprachen einen italiſchen Dialekt, und es florirten zu dieſer Zeit in Illyricum zwei Sprachen, nämlich die illyriſch-griechiſche und die liburniſch-italiſche. Von ſlaviſchen Völkern war in jener Gegend keine Spur vorhanden.

Die Liburner ſind ſpäter nach dem Zeugniß des Plinius von den Umbriern vertrieben worden, welche denn auch wieder den Hetruriern — Etruſken — weichen mußten, bis endlich die Celten — Gallier — mit verſchiedenen Völkern vermiſcht, in Illyricum einfielen, und daſelbſt der Herrſchaft der Etruſken ein Ende machten und alle illyriſchen Völker unterdrückten. Die Herrſchaft der Celten war für Illyricum der glänzendſte Zeitpunkt. Endlich aber wurden die Celten von Alexander dem Großen gänzlich beſiegt, und Illyricum wurde dem macedoniſchen Reich einverleibt. Doch unter den Wirren, welche dem Ableben Alexanders des Großen folgten, befreiten ſich die Illyrer im Verein mit den Thraciern vom macedoniſchen Joche im Jahr 322 v. Chr. Geburt. Im Verlauf dieſer Zeit hatte ſich die urſprüngliche griechiſch-illyriſche Sprache mit celtiſchen und lateiniſchen Wörtern vermengt, aber von einer ſlaviſchen Beimiſchung war natürlich keine Rede.

Den Celten folgten in der Beherrſchung Illyricums die Römer, und unter dieſen hatte ſich das illyriſche Reich ſo erweitert daß es in 17 Provinzen eingetheilt wurde, in welchen allerdings nicht überall die illyriſche Sprache geſprochen wurde. Als endlich Theodoſius das römiſche Reich in das abendländiſche und morgenländiſche theilte, wurde auch Illyricum in zwei Theile getheilt. Außer der griechiſch-illyriſchen Sprache herrſchte daſelbſt die thraciſche und pannoniſche Sprache.

Vom Jahr 459 bis 530 war Illyricum der Schauplatz großer Verwüſtungen durch die wandernden Völkerſchaften. Die Hunnen, Gothen, Gepiden, Longobarden und Avaren wechſelten nach einander in der Beherrſchung dieſes Landes, das ſich nun bis an die Donau erſtreckte. Die Avaren regierten nur etwa 15—20 Jahre in Illyricum, denn um das Jahr 620 machten die mit dem Zugeſtändniß des Kaiſers Heraclius aus dem nordiſchen Karpathenlande Bagibaria herbeikommenden Kroaten und Serben auf die Avaren einen Ueberfall und verdrängten dieſelben, die illyriſchen Lande in Beſitz nehmend. Und zwar ſetzten ſich die Kroaten in Dalmatien, Liburnien und in der Gegend Save (Sau) feſt, während ſich die Serben nordöſtlich am Scardusgebirge bis zum Drinusfluß ausbreiteten. Auch in Obermöſien ließen ſich dieſelben ſpäter mit Zuſtimmung des Kaiſers Juſtinianus nieder, und nur die am adriatiſchen Meere liegenden Städte des ehemaligen Illyricums blieben in der Gewalt des römiſchen Kaiſers, und behielten den Namen Dalmatia, aber das illyriſche Volk war verſchwunden, und die etwaigen geringen Ueberbleibſel desſelben giengen unter der ſlaviſchen Uebermacht auf. Mit dem verſchollenen Volke der Illyrer hörte auch der Name Illyricum gänzlich auf, und überall in dieſer Gegend war unter dem Wechſel griechiſcher, ſerbiſcher, kroatiſcher, ungariſcher, venetianiſcher und türkiſcher Herrſchaften das ſlaviſche Element bis auf den heutigen Tag vorherrſchend. Serbien, welches im 11ten Jahrhundert vom griechiſchen Reiche abgefallen war und längere Zeit von Schupanen und Czaren regiert wurde, war endlich auf dem Punkt ſich zu einer welthiſtoriſchen Bedeutung zu entwickeln, als es plötzlich unter den Schlägen der Türken zuſammenbrach und

Digitized by Google

erst in neuerer Zeit als selbständiges Reich wieder auftauchte. Während des Drucks, welchen die Türken gegen die Südslaven in Bosnien, in der Herzegowina und in Serbien ausübten, wanderten viele Bewohner dieser Länder nach Ungarn aus, und als die Türken Ungarn bis Ofen beherrschten, breiteten die griechischen und katholischen Serben sich in diesem Land noch mehr aus, und gründeten selbst bei Ofen die Vorstadt Tabor oder Raizenstadt genannt, weil man in Ungarn die Serben Raizen oder wohl richtiger Razen nennt, welcher Name von dem mittelalterlichen Rascia hergeleitet wird, und welcher dann wieder von Thracia seinen Ursprung, ebenso wie Raz von Thrax haben soll. So kannte man in Ungarn seit Jahrhunderten die razische oder serbische Sprache, aber es fiel niemanden ein dieselbe die illyrische Sprache zu nennen. Endlich aber, nach langem Ruhen in der Vergessenheit, kam der alte Name Illyricum wieder an das Tageslicht. Im Jahr 1718 erhielt nämlich in dem Frieden zu Passarowitz das alte Land Rascia den Namen Illyricum turcicum, während Dalmatien und die sogenannte Croatia maritima den Namen Illyricum Venetum erhielten. Im Jahr 1797 kam in dem Frieden zu Campo Formio das venetianische Illyrien an Oesterreich, und im Jahr 1809 wurde von Napoleon diese Provinz bedeutend vermehrt. Später hielt auch Oesterreich die Benennung „Königreich Illyrien" für die Herzogthümer Kärnthen, Krain u. s. w. bei, und der Kaiser führt den Titel König von Illyrien. Allein den Bewohnern des Königreichs Illyrien, welche größtentheils die slowenische Sprache sprechen, fällt es mit Recht gar nicht ein ihre Sprache die illyrische zu nennen. Es sind also die Südslaven, welche sich Illyrier nennen, keine Illyrer, und dieselben sprechen auch nicht die illyrische Sprache, welche ein griechischer Dialekt war, sondern die serbische Sprache, welche in Slavonien auch die slavonische und in Dalmatien auch die dalmatische Sprache genannt wird, und von welcher wieder die sogenannte kroatische Sprache nur ein Dialekt ist. Vielleicht vereinen sich alle diese Dialekte in eine gemeinschaftliche Bezeichnung, und sowie diese Völker nur ein Stamm sind, so dürften sie auch bald um einen gemeinsamen Namen für ihre fast gleiche Sprache haben, aber die Bezeichnung „illyrisch" ist unhistorisch.

Wanderungen im Westen von Amerika.

Von Chicago nach Louisville.

I.

Verschiedene Beinamen Chicago's. — Ursachen einer schnellen und geschichtenreichen Erbauung der Stadt. — Gewerbsleute in Amerika. — Bauart der Landschwemmungen des Michigan-See. — Sittliche Zustände. — Deutsche Bevölkerung. — Materielle Verwirrung herrschen in Chicago. — Theaterzweifelgasten. — Deutsche Zeitungsgründung vergebens versucht. — Gesellschaft über den See.

Chicago hat sich schon seit Jahren den hochklingenden Beinamen „Metropole des Westens" zugelegt, und es leidet wohl keinen Zweifel mehr daß sie sehr bald dahin gelangen wird den allerdings etwas voreilig in einer Anwandlung des Uebermuthes sich beigelegten Namen mit vollem Recht zu verdienen. Man hat dieser rasch emporschießenden Vereinigung von Menschen aus allen Gegenden der Welt auch noch einen andern Beinamen gegeben, den der „Gartenstadt" nämlich, von dem ich in der That nicht weiß worin er begründet seyn kann, da Chicago nicht einen einzigen nennenswerthen Garten besitzt, und, solange der Grund und Boden ein Gegenstand der wucherischen Speculation bleibt, wie er es bisher gewesen ist, auch nicht wohl zu einem solchen gelangen kann. Aber es gibt einen Chicago vor allen anderen amerikanischen Städten auszeichnenden Beinamen, und den ihr gewiß so leicht keine streitig machen wird, den der „Schmutz- und Schlammstadt" nämlich, auf den sie sich insbesondere seit dem letzten Winter die unläugbarste Anwartschaft erworben hat. Ich will weiter kein Gewicht darauf legen daß Wagen und Karren stecken bleiben, daß Pferde umfallen und gleich einem in einer Schlammlache gelagert gewesenen Schweine aussehen; aber daß sogar Hunde versinken und nur durch die helfende Hand ihres Herrn wieder frei gemacht werden können, ist doch wohl ein Fall der unerhörtesten Art. Zur Erklärung einer Erscheinung so seltsamer Art muß ich übrigens beifügen daß man sich mit einer durchgehenden Erhöhung der Straßen beschäftigt, und das zu diesem Zweck aufgefahrene Erdreich eine mitwirkende Veranlassung der entstandenen Unergründlichkeit geworden war.

Den Männern in deren Hand die Gründung und das erste Aufblühen Chicago's lag, gebührt offenbar der Ruhm eines richtigen Blickes und einer seltenen Beharrlichkeit. Ohne das, ich möchte sagen, schon in den Kinderschuhen der Stadt begonnene und rasch zum Ende geführte große Werk der Grabung eines Canals vom Michigan-See bis zum Illinois-Fluß, und der dadurch hergestellten Wasserverbindung mit der Pulsader Amerika's, dem Mississippistrom: ohne die Anlegung eines scheinbar für lange Zeit ausreichenden Hafens, der aber bereits viel zu enge zu werden beginnt; ohne die beispiellos schnelle Erhebung Chicago's zum Centralpunkt eines Eisenbahnnetzes von so weitgreifender Ausdehnung daß keine andere Stadt der Union sich eines gleichen zu rühmen hat — ohne diese und andere minder belangreiche Umstände würde Chicago die materiell bedeutsame Zukunft nicht gesichert seyn, die ihm jetzt wohl keine der mitwerbenden westlichen Städte mehr nehmen kann.

Es thut sich eine auffallende Abweichung in der materiellen Entwicklung dieses Landes von der aller früheren Zeiten kund. Zuerst war es die Viehzucht, dann Viehzucht und Ackerbau, bald Viehzucht, Ackerbau und Handel, angemessen in einander greifend, wodurch die Menschen zu Wohlhabenheit und Reichthümern gelangten. Aber durch alle Zeiten und alle Völker hindurch blieb der Handel der Weg auf welchem regelmäßig am schnellsten Reichthum zu erwerben war. In der ganzen übrigen Welt ist sich das auch gleich geblieben; nur in diesem Land ist der Handel mit seinen beiden Gefährten, dem Ackerbau und der Viehzucht, in eine mittelbare Stellung zurückzutreten gezwungen worden, indem eine bisher noch unbekannte Erwerbsart, die Speculation mit Grund und Boden, durch die Umstände allen übrigen vorangestellt ward. Nirgend mehr als in Chicago, fällt das in die Augen, indem es hier wahrhaft fabelhafte Vermögens-Bildungen und Vergrößerungen auf dem Weg der Landspeculation gibt, hinter denen ein auch noch so einträglicher Handel bedeutend zurückstehen muß. Und was hier und an hundert anderen Orten des Westens sich täglich vor unsern Augen begibt, was so lange fortdauern wird bis die Besiedelung dieses Landes auch den noch großen Raum zwischen dem Mississippi und dem stillen Meer ausgefüllt hat, das ist seit längerer Zeit schon

in allen beſiedelten Theilen Amerika's der Fall geweſen: die reichſten Gewinne, die ſchnellſten und zum Theil koloſſalſten Vermögensbildungen ſind nicht aus der Betriebſamkeit des Menſchen hervorgegangen auf den zu dieſem Ende bisher benutzten drei großen Feldern des Handels, der Viehzucht und des Ackerbaues, ſondern ſie ſind das Ergebniß geweſen einer Speculation die faul in ihren Urſachen, verderblich in ihren Folgen iſt, und ſtets bleiben wird. Auch dürfte hierin vielleicht eine der Hauptquellen amerikaniſcher Corruption zu finden ſeyn, was zu unterſuchen und näher nachzuweiſen indeſſen einem andern Ort vorbehalten bleiben muß. Jedoch mögen beiſpielsweiſe einige Fälle jenes blinden, den Menſchen ſo leicht irre führenden Glückes angegeben werden, welches hier eine Hauptrolle ſpielt.

Während man jetzt noch in den angebauteren Theilen Chicago's mitunter an einer ſumpfigen Bauſtelle vorübergeht, die an und für ſich, d. h. abgeſehen von ihrer Lage, wohl nicht den Werth einiger Thaler hätte, effectiv aber nicht unter 20, 30, oder noch mehr 1000 Dollars zu verkaufen iſt, gab es begreiflicherweiſe vor fünf, ſechs, ſieben oder zehn Jahren weite Strecken ſolchen theils trockenen, theils naſſen Landes, deſſen man ſich um ſo lieber entledigte, je ſeltener das Geld war. So war auch einem Handwerker ſein Arbeitgeber 60 Doll. ſchuldig geworden, der, außer Stande baare Zahlung leiſten zu können, deßhalb ſtatt ſolcher ihm 12 Acker Land abtrat. Der auf ſolche Weiſe ohne ſeinen Willen zum Grundbeſitzer Gewordene fühlte ſich ſehr unheimlich in ſeinem Beſitz, den zu verwerthen nicht möglich war. Da auf einmal fieng der Bau der Eiſenbahnen in und bei Chicago an, und nur ein Theil des widerwillig für 60 Doll. angenommenen Terrains wurde dem Eigenthümer mit 20,000 Doll. bezahlt, der nun auf einmal ſich in einer niemals geträumten Glückslage befand.

Einer der thätigſten Speculanten im Großen arbeitete ſeiner Zeit mit Karſt und Schaufel, und beſitzt gegenwärtig ein Vermögen von vielen Millionen, obgleich er erſt ein Mann von mittleren Jahren iſt. Vor ungefähr einem Jahr verkaufte er eine Strecke Landes von 40 Morgen, die er einſt für 37 Doll. erſtanden hatte, für deren 74,000 jetzt, und zwar an einen anderen Speculanten, der durch Vereinzelung noch ein bedeutendes daran gewinnt; derſelbe Mann erſtand ſpäter eine Farm, die jetzt zum Stadtgebiet gehört, für 5000 Doll., verkaufte vor etwa anderthalb Jahren davon einen Theil für 400,000 Doll., und blieb noch im Beſitz eines andern Theils derſelben, deſſen Werth man über eine Million ſchätzt. Aber was ſagt der europäiſche Leſer endlich dazu daß eben dieſer Mann eine Strecke Landes an der Nordſeite Chicago's, hart am See gelegen, beſitzt, und daß vermöge einer Eigenheit des Michigan-Sees, der an gewiſſen Stellen bedeutende Maſſen von Erdreich abreißt und an andern ebenſo bedeutende wieder anſetzt, dem glücklichen Beſitzer alljährlich ſo viel neuer Boden angeſchwemmt wird, daß er den Werth desſelben auf jährlich 40,000 Doll. anſchlagen kann! Ich habe, durch die Seltſamkeit des erwähnten Umſtandes veranlaßt, den Anſchwemmungen im Laufe des vorigen Winters näher nachgeforſcht und folgendes beobachtet. Sobald der See Eisſchollen zu bilden und mit dieſen bei jedem Sturm begreiflicherweiſe vornehmlich ſeine Ufer zu peitſchen beginnt, verbinden ſich Erdtheile, kleine Steine, und überhaupt das abgeſtoßene Geröll zu compacten Maſſen mit dem ſchwimmenden Eiſe ſelbſt; dieſes lagert ſich nun, nachdem es auf die erwähnte Art mit fremden Beſtandtheilen geſchwängert worden iſt, da wo ihm von dem Zuge des Waſſers und einer niedrigen Geſtaltung des Ufers ſeine Niederlaſſung beſtimmt iſt, und gruppirt ſich hier auf eine nicht ſelten höchſt maleriſche Weiſe, wie das z. B. im Laufe des vorigen Winters der Fall war. Je länger und anhaltender die Dauer des Winters iſt, deſto mehr ſondern ſich ſchon während ſeines Laufes die Erdtheile von den gefrornen Waſſertheilen ab, mit dem Eintreten der wärmeren Jahreszeit aber findet ein vollſtändiger Scheidungsproceß ſtatt, in Folge deſſen die Erdtheile ſich ſenken und an dem Orte verbleiben, wohin ſie geführt worden ſind, während die Waſſertheile in den See ſich zurückziehen.

Es iſt ein allgemeiner Erfahrungsſatz daß mit einer zu leichten oder zu überſchwänglichen Glücksüberſchüttung des Menſchen ſeine Entartung Hand in Hand geht. Verſchiedene Städte und Oertlichkeiten bieten, im Gegenſatz zu der Monotonie Amerika's in anderen Verzweigungen ſeiner ſocialen Entwickelung, hier doch beachtenswerthe Mannichfaltigkeiten dar, und ſo iſt es auch mit Chicago der Fall. Nirgend, auch in den größten Städten des Oſtens nicht, habe ich eine Ueppigkeit, eine ſo gemeine und widerwärtige Genußſucht der ungebildeten Beſtandtheile der Geſellſchaft gefunden, wie hier. Auch in die mehr gebildeten greift das zum Theil mit ein, während denſelben beſonders Aufſchneiderei, Windbeutelei, Schwindelei, und im ganzen ein Grad von Unzuverläſſigkeit eigen iſt, wovor ſelbſt ein Gascogner die Segel zu ſtreichen veranlaßt ſeyn dürfte. Leider iſt es die deutſche Bevölkerung der Metropole des Weſtens, die an dieſem allem ſehr bedeutend participirt, indem ſie hier vorzugsweiſe in jener Nachahmungsſucht excellirt, die ſo ſelten das Beſſere ſich anzueignen weiß, ſondern in der Regel nur nach dem Schlechten und Verächtlichen greift. Die Deutſchen Chicago's wären eine ganz andere Rolle zu ſpielen berufen als ſie es wirklich thun; denn hier ſind ſie nicht, wie es in vielen anderen Theilen Amerika's der Fall iſt, auf das Uebergewicht ihrer noch nicht zur Anerkennung gekommenen Bildung beſchränkt; ſondern indem ſie einen ſehr bedeutenden Antheil genommen haben an dem erſten und raſchen Emporkommen des Orts, ſind ihnen auch von den materiellen Ergebniſſen reiche Quoten zugefloſſen, die mit einem ſolchen Emporkommen unzertrennlich in Verbindung ſtehen. Aber wenn die Deutſchen in Amerika einmal Energie zeigen, ſo iſt es in der Regel nur gegen, ſelten oder niemals mit und für einander daß ſie das thun. Auch in Chicago ereignete ſich gegen das Ende des vorigen Jahres ein ſehr eclatanter Fall ſolcher Art. Wegen des Auftretens eines Schauſpielers auf der Bühne im „deutſchen Hauſe" entſtand ein Zwieſpalt zwiſchen dem Directorium des Theaters und einem Theil des Publicums, welcher wohl geeignet war das gedachte Directorium zu anderen Maßregeln zu veranlaſſen, ſelbſt wenn dazu nur eine zeitweilige gänzliche Abtrennung von der eigenwilligen Partei hätte führen mögen. Aber ſtatt zu einem ſolchen Mittel zu greifen, das, weil es dem Theater einen Theil ſeiner Hülfsquellen entzog, und ſeiner Gerechtigkeit wegen in der allgemeinen Anerkennung ſteigen mußte, jedenfalls bald zum Ziel geführt haben würde; ſtatt bei einer unter Volksgenoſſen ſtets verzeihlichen Defenſive ſtehen zu bleiben, zog man eine unter allen Umſtänden höchſt gefährliche Offenſive vor.' Man ſchritt nämlich alſobald zur Begründung eines zweiten deutſchen Theaters, ein Verfahren das folgende tiefliegende Nachtheile in ſich ſchloß: zuerſt wurde dadurch die ganze deutſche Bevölkerung Chicago's als zwei ſehr feindliche Parteien ſich einander gegenüber geſtellt, denn das neu errichtete Theater gieng mit nichts geringerem als mit einer gänzlichen Zugrunderichtung des neben ihm beſtehenden um; zweitens wurde dadurch die Exiſtenz des „deutſchen Hauſes," dieſer ſchon ſo kümmerlich ausgefallenen und theilweiſe ganz verfehlten gemeinſamen Unternehmung der Deutſchen Chicago's, in Frage geſtellt; drittens wurde eine Maſſe von Geld nutzlos verſchleudert, das zu höchſt dringenden allgemeinen Zwecken, z. B. zur Errich-

Digitized by Google

tung einer ſchon längſt als nothwendig erachteten Schule, hätte verwandt werden können.

Als dieſer Krieg ſeinen Anfang nahm, und von einer Menge eigenſüchtiger Parteigänger eifrig geſchürt ward, war man in der That auf das Eingehen beider Theater gefaßt. Glücklicherweiſe hat nun zwar die ſolidere Stellung des ſchon beſtehenden eine ſolche Gefahr abgewandt, die Gefährdung des „deutſchen Hauſes“ nämlich ſelbſt, während die andern beiden — die Creirung einer neuen Animoſität zwiſchen den Deutſchen Chicago's, zu den andern ſchon beſtehenden noch hinzu, und die nutzloſe Verſchwendung bedeutender Geldſummen — geblieben ſind. Das Oppoſitions-Theater hat denn auch gegen Ende des Winters ein ziemlich ſchmähliches Ende genommen.

Ich verlaſſe hier einen Ort, der vielleicht die bedeutendſte Zukunft aller Städte Amerika's vor ſich hat, und über den ich ein Buch ſchreiben könnte, weil mich die Verhältniſſe zu einem viel längern Aufenthalt in demſelben gezwungen haben, als eigentlich in meinem Reiſe- und Lebensplane lag; dadurch habe ich allerdings auf der einen Seite viele Zeit verſäumt, aber auf der andern Seite auch eine Tiefe der Einſicht in manche Zuſtände des amerikaniſchen Lebens gewonnen, die mir unter andern Umſtänden wohl nur ſehr oberflächlich bekannt geworden, oder vielleicht ganz verborgen geblieben ſeyn würden. Für den Einwanderer füge ich noch hinzu daß er ſich Chicago nur mit großer Vorſicht nahen und ſein etwaiges Verbleiben daſelbſt erſt von allen Seiten überlegen ſoll. Auf keinen Fall laſſe er ſich vorderhand auf einen irgend bedeutenden Grundankauf daſelbſt ein; denn Chicago iſt jedenfalls nicht ſehr weit von einem bedeutenden Rückſchlag entfernt, der noch an keiner der bedeutenderen Städte Amerika's vorübergegangen iſt, dieſe Stadt aber um ſo weniger verſchonen kann, weil alles künſtliche und ſchwindelnde Emporſchrauben von Verhältniſſen und Zuſtänden bei ihr den möglich höchſten Grad erreicht hat.

Am 29 April Abends 9 Uhr verließ ich Chicago, um mit der „Michigan-Centralbahn“ bis Michigan-City, von da aber rechts ab nach Indianopolis zu gehen. Im landreichen Amerika hat dieſe Bahn keinen feſten Boden mehr für ihren Ausgangspunkt finden können, ſondern dem See alles das Terrain abgewinnen müſſen, deſſen ſie für ihren Bahnhof, ihre Werkſtätten und die erſten Meilen ihres Zuges bedürftig war. Es hat ſchon an und für ſich, und mit Hinzurechnung der amerikaniſchen Unvorſichtigkeit, ein doppelt ängſtliches Anſehen, wenn man auf zwei Doppelreihen in den See gerammelter Pfähle die zahlreichen Züge von drei oder vier verſchiedenen Eiſenbahnen aus der erſt kürzlich vollendeten geräumigen Halle abgehen oder derſelben zueilen ſieht. Daß auf dieſer Strecke, auf der ein jedes erhebliche Verſehen Hunderte von Menſchen in die Tiefen des Sees ſchleudern würde, noch kein Unglück vorgefallen iſt, ſcheint mir eine beſondere Wachſamkeit der betreffenden Directionen zu verrathen, deren Generaliſirung wohl zu wünſchen und ſicher leicht zu erhalten wäre, wenn man über den Zweck des Staates und ſpeciell ſeine ſicherheitspolizeilichen Pflichten etwas nachzudenken ſich die Mühe nehmen wollte. Aber ſonderbarerweiſe ſcheint für dieſen hochwichtigen Gegenſtand, unter deſſen Vernachläſſigung doch nicht allein die Armen, ſondern auch die Reichen leiden müſſen, in den Köpfen der Amerikaner gar kein rechter Sinn zu ſeyn, als Ausfluß vielleicht jener Einſeitigkeit die ohne allen Zweifel eins ihrer charakteriſtiſchſten Merkmale iſt.

Die Bevölkerung von Paſummah Lebar auf der Inſel Sumatra.

Das „Journal of the Indian Archipelago“ enthält die Schilderung einer Reiſe E. Presgrave's nach Paſummah Lebar und Gunung Dempo im Binnenlande der Inſel Sumatra; wir entnehmen derſelben folgendes, auf die Bevölkerung Paſummah Lebars Bezügliche. Das Land Paſummah Lebar, ſagt der Verfaſſer, liegt in einem ausgedehnten und fruchtbaren Thale. Wenn man die Küſte verläßt, ſchlägt man eine nordöſtliche Richtung ein, über drei hohe Gebirgsreihen. Reiſt man drei Tage in dieſer Richtung, ſo kommt man nach Paſummah Ulu Manna, und ſetzt man die Wanderung auf dieſem Wege noch drei weitere Tage fort, ſo gelangt man in das Herz des Landes Paſummah Lebar. Im Hintergrunde desſelben befindet ſich abermals eine Hügelreihe, welche mit den weſtlichen Gebirgszügen parallel läuft, und dadurch eine Ebene oder ein Thal bildet, das ſich wahrſcheinlich durch das ganze Binnenland der Inſel in nordöſtlicher und ſüdweſtlicher Richtung erſtreckt. Das Klima unterſcheidet ſich hier in ſeiner Temperatur nur wenig von dem des Paſiſir. Den Tag über iſt es ſehr heiß, in der Nähe der Gebirge aber verhältnißmäßig kälter, und in Gunung Agung, dem erſten Dorf von Paſummah Lebar, nachdem man Paſummah Ulu Manna verlaſſen, und nahe von Gunung Dempo gelegen, iſt es ſehr kalt. Wir kamen zu einer ungünſtigen Jahreszeit an, und konnten uns alſo kein Urtheil über das Klima bilden, da die Regenzeit bereits begonnen hatte.

Die Oberfläche des Landes zeigt eine ſchöne Abwechſelung von Berg und Thal, und hat faſt ganz daſſelbe wellenförmige Ausſehen wie an der Küſte. Die Schluchten ſind im allgemeinen ſehr tief, und der Bewegung von einem Platz zum andern hinderlich. Der Boden hat ein ſchönes ſchwarzes lehmiges Ausſehen, und könnte bei ſehr wenig Arbeit faſt alle Gewächſe hervorbringen welche unter den Wendekreiſen wachſen, während andererſeits bei der Mannichfaltigkeit der Klimate, die man hier findet, viele auswärtige Pflanzen mit Ausſicht auf den günſtigſten Erfolg angebaut werden könnten. Gegenwärtig ſind Reis, Tabak und die ſogenannte Kalawi-Pflanze beinahe die einzigen Ackerbau-Artikel. Die Sawah-Gründe ſind ſehr ausgedehnt. Der Preis des Reiſes unmittelbar nach der Ernte iſt fünfzig Bambus Küſtenmaß, oder hundert Kulah Ulu, für den ſpaniſchen Piaſter, und nicht ſelten noch wohlfeiler. Für die Ausfuhr, glaub' ich, wird nichts gepflanzt. Den Tabak hält man für ſchlechter als den von Lintang, den Pulas aber für beſſer. Der Pulas, oder Zwirn, bildet in vielen Handelsgeſchäften das Tauſchmittel der Einwohner, und wird im Verhältniß von zehn oder zwölf Ticals auf den ſpan. Piaſter verkauft. Gewöhnlich tauſcht man ihn bei den Palembangern oder Lamatangern gegen ihr Salz aus — ein allgemeiner Verbrauchsartikel, in Betreff deſſen ſie ganz von Palembang abhängig ſind. Der Pulas wird auch von den Küſtenbewohnern gekauft, bei denen er ſehr geſucht iſt, und meiſt zur Verfertigung der Fiſchnetze gebraucht wird, wozu er ſich ſehr gut zu eignen ſcheint, da er vom Waſſer wenig oder keine Beſchädigung erleidet. Könnte man daraus nicht einen nützlichen und werthvollen Handelsartikel machen? Könnte er nicht dereinſt einmal ein Nebenbuhler des Hanfs werden? Allein wie weit er beſſer iſt als letzterer, oder ob er wirklich nicht ſchlechter iſt als der Hanf, darüber zu urtheilen bin ich nicht im Stande. Indigo wird in kleinen Quantitäten zur Färbung der Baumwollenzeuge angebaut. Auch Caſſia brachte man uns, verlangte aber einen enormen Preis dafür. Wenn man auf gehörige Weiſe darnach

Digitized by Google

ſucht und Sorge dafür trägt, ſo laſſen ſich, wie ich nicht zweifle, große Vorräthe gewinnen. Die Einwohner ſuchen uns auf alle Weiſe glauben zu machen, es gebe zwei Artikel welche ihr Land nicht hervorzubringen vermöge, den Kapuk und den Pfeffer. Was den erſtern Artikel betrifft, ſo beziehen ſie ihn vom Paſiſir; letzterer iſt ihnen von keinem Nutzen, und ich kann mir leicht erklären warum ſie ſagen die Pfefferrebe werde bei ihnen nicht gedeihen. Der Cocosnußbaum kommt hier nicht gut fort. obgleich er einen größeren Ertrag abwirft als in Paſummah Ulu Manna, wo das Klima ſicherlich viel kälter iſt. Cocosnußöl kann man keines bekommen; ſtatt deſſelben brennen ſie Damar, welches ſie ſich aus den Wäldern weſtlich von Paſummah Ulu Manna verſchaffen. Betelbäume gibt es in Menge, und ſie ſcheinen zu gedeihen. Obſt aller Art, mit Ausnahme der Paradiesfeigen, iſt nur ſpärlich vorhanden; wir ſahen kaum einiges. Den Orangenbaum findet man im Lande nicht.

Ich habe oben bemerkt, dieſe Leute ſeyen in Betreff des Salzes und der feineren Kleidung von Palembang abhängig, und da ſie ihre Baumwollenzeuge aus dem Paſiſir beziehen, ſo hängen ſie auch hinſichtlich ihrer gröberen Kleidungsſtücke von ihren weſtlichen Nachbarn ab. Die Natur hat dieſem Volk eine Fülle von Nahrungsmitteln gegeben, ihm aber die Kleidungsſtoffe zur Bedeckung ſeines Leibes verſagt; deſſen ungeachtet gehorchen ſie den Befehlen der Natur nicht in ihrem ganzen Umfang, denn die höheren Claſſen zeichnen ſich durch die Nettigkeit und Reinlichkeit ihrer Kleider aus. Die Männer tragen, wenn ſie zu Hauſe und in ihren Ladangs beſchäftigt ſind, gewöhnlich ein grobes weißes Tuch, das von der Hüfte bis zum Knie reicht, zuweilen noch eine Jacke, und ein Tuch für den Kopf von derſelben Art, alles eigene Arbeit. Die Weiber kleiden ſich in Zeuge die ſie ſelbſt gewoben haben, die jungen unverheiratheten aber, welche es, wenn ſie in Bimbangs erſcheinen, für nothwendig finden ein wenig ſchöner zu ſeyn um die Aufmerkſamkeit der jungen Männer auf ſich zu ziehen, tragen manchmal eine ſeidene Schärpe von Palembanger Arbeit, obgleich dieſe häufiger noch das Werk ihrer eigenen Hände iſt. Sie züchten die Würmer um ſich Seide zu dieſem Zweck zu verſchaffen.

Das Volk von Paſummah Lebar hat alte Ueberlieferungen, denen zufolge es von den Javaneſen abſtammt. Man erzählt daß zur Zeit der Blüthe des Königreichs Madſchapahit zwei Perſonen, ein Bruder und eine Schweſter, mit mehreren Anhängern, deren Namen und Titel man mir ebenfalls nannte, die ich aber vergeſſen habe, dieſes Königreich verließen, und auf der Oſtküſte der Inſel Sumatra landeten; die Schweſter ſiedelte ſich in Palembang an, wo ſie binnen kurzem eine mächtige Fürſtin wurde; der Bruder dagegen, der ſich mehr landeinwärts von dieſem Platze zog, ließ ſich in dem fruchtbaren Thal Paſummah nieder. Auf dieſe Weiſe wurde das Land in erſten Beſitz genommen und bevölkert, und von dieſen Anſiedlern ſtammen, wie die Sage berichtet, die gegenwärtigen Einwohner, welche wirklich in vieler Hinſicht bedeutende Aehnlichkeit mit den Javaneſen haben. Wie weit ſie von den Sitten und Gewohnheiten ihrer Vorfahren, oder angeblichen Vorfahren, abgewichen ſind, darüber kann ich nichts ſagen; allein es iſt wahrſcheinlich daß eine ihren ganz andern Lagen und Zuſtänden entſprechende, bedeutende, wo nicht faſt gänzliche Veränderung ſtattfand. Auf dieſe brüderliche Verbindung mit Palembang gründet ſich ihre bis vor kurzem noch herrſchende und ſelbſt annoch dem Namen nach beſtehende Gewohnheit, ſich dorthin zu begeben um der Fürſtin dieſes Platzes, welche, reicher und mächtiger, von ihren ärmeren Verwandten dieſen Beweis der Auszeichnung verlangte, ihre Huldigung darzubringen, und da ſie, wie ſich denken läßt, öfters des Beiſtands der Fürſtin benöthigt waren, ſo zeigte ihnen ſowohl das eigene Intereſſe wie die Blutsverwandtſchaft den Vortheil mit ihr auf gutem Fuße zu ſtehen, und ſich dieſer ſo natürlichen Ceremonie zu unterwerfen. Die Häuptlinge behaupten ſtets ihre vollſtändige Unabhängigkeit von der Sultana von Palembang, und nennen ihren jährlichen Beſuch in dieſer Stadt bloß ein Compliment, das ein armer Bruder einer mächtigen und reichen Schweſter zolle. Auch iſt es eine ausgemachte Thatſache daß das Volk von Paſummah Lebar nie, wie ſeine Nachbarn rings umher, den Fürſten von Palembang zinsbar war, und iſt dieſes Zeichen der Unterwerfung von Seiten der Sultane auch nicht in Anſpruch genommen worden, obgleich ſtets ein Freundſchaftsbündniß zwiſchen ihnen beſtand. So wird dieſe Sache von den Häuptlingen ſelbſt dargeſtellt, die ohne Zweifel nur die vortheilhafteſte Seite ihrer Geſchichte hervorkehren; allein ich habe keinen Grund ihren Angaben allen Glauben zu verſagen. Sie zeigten mir einen alten Kriß, der ihren Verſicherungen zufolge aus einer madſchapahitiſchen Werkſtätte herrührt, als eine heilige Reliquie betrachtet und von ihnen in hohen Ehren gehalten wird. Gleiche Achtung zollen ſie einem Speer, der, wie man ſagt, ebenfalls noch aus dem Königreich Madſchapahit ſtammt, und den die erſten Anſiedler mit ins Land gebracht haben ſollen. Außer dieſen haben ſie noch andere Zeichen javaniſcher Abkunft; viele ihrer Buchſtaben und die Namen ihrer Dörfer ſcheinen aus dem Javaneſiſchen hergeleitet zu ſeyn. Auch ſagten ſie uns, ſie könnten einige Wörter der javaneſiſchen Sprache verſtehen; wahrſcheinlich enthält ihre eigene eine Anzahl javaneſiſcher Ausdrücke. In einem Verzeichniß der Namen der Gottheiten oder Halbgötter und Seelen ihrer Vorvordern, die in Gunung Dempo wohnen ſollen, ſcheinen einige derſelben große Aehnlichkeit mit javaneſiſchen Titeln zu tragen.

Gegenwärtig wird das Land von getrennten Stämmen bewohnt, deren vornehmſte die Sumbei Beſar, Sumbei Ulu Lura, Mungkuanum und Tanjung Raya ſind. Der Anakanjalang-Stamm iſt der älteſte, jetzt aber der mindeſt zahlreiche und unbedeutendſte, obgleich ihn ſein Alter unabhängig macht von den vier Paſirahs; er wird mordeka oder frei genannt. Er ernannte früher die Paſirahs für die andern Stämme, und wurde in Streitigkeiten zwiſchen Stamm und Stamm oft zum Schiedsrichter gemacht. Jeder Stamm hat ſeinen Paſirah, welcher bei den Verſammlungen den Vorſitz führt, und die vier zuſammen ſind die Souveräne des Landes, und als ſolche die einzigen Eigenthümer des Grundes und Bodens. Ihr Unterthan oder Ana Buas kann ſich darauf anſiedeln, und einen Theil davon vollkommen abgabenfrei bebauen; allein keiner erlangt ein wirkliches Eigenthumsrecht darauf; die Souveräne können es jederzeit nach Belieben wieder zurücknehmen und einem andern überlaſſen. Dafür hat der Unterthan, wie erwartet wird, gewiſſe Dienſte für ſeinen Häuptling zu verrichten, oder eine beſtimmte Anzahl Tage hindurch beim Säen oder Einheimſen der Padi-Ernten in ſeinem Ladang zu arbeiten. Dieſer Termin überſchreitet nie drei oder vier Tage, allzeit aber muß der Unterthan, wenn er dazu aufgefordert wird, ſeinem Häuptling in den Krieg folgen. Jeder Paſirah iſt, was ſeinen eigenen beſondern Stamm anlangt, unabhängig; wenn aber ein Stamm mit einem andern in Zwieſpalt liegt, und der Streit nicht befriedigend unter denſelben geſchlichtet werden kann, ſo beruft man gewöhnlich eine Verſammlung der andern Paſirahs mit ihren Unterhäuptlingen, wo dann die Sache beſprochen und durch die Verſammlung, nicht auf willkürliche Weiſe, ſondern der Landesſitte gemäß, beigelegt wird. Für derartige Verſammlungen gibt es keine beſtimmte Zeit und keinen beſondern Platz; ſie treten zuſammen, ſo oft die Geſchäfte

Digitized by Google

es erheischen, und wo es ihnen beliebt: bald in dem Dorf eines Pasirah, bald in einem Bimbang, wo sie vielleicht zufällig zusammentreffen; das Balei oder ein Privathaus ist zuweilen der Ort ihrer Berathungen, und es ist nichts ungewöhnliches eine Anzahl Personen mitten in einem Dorfe sich unter dem Schatten eines Baumes, oder um ein Feuer, niederkauern und einen Gegenstand von allgemeinem Belang berathen zu sehen. In solchen Versammlungen fehlt es häufig an aller Ordnung und allem Schicklichkeitsgefühl; sie verhandeln laut und lärmend, und lassen ihren Gefühlen zuweilen den vollen Zügel schießen; auch bietet die Partei welche sich durch die Entscheidung der Versammlung beschwert glaubt, der Autorität derselben häufig durch eine Berufung an die Waffen Trotz. Da die Häuptlinge keine Mittel besitzen ihren Beschlüssen durch irgendeine von der Gemeinde selbst in ihre Hand gelegte zwingende Gewalt, auch nicht durch eine ihnen stets zu Gebot stehende bewaffnete Macht, Gehorsam zu verschaffen, so haben die Oberhäupter mehrerer Stämme zur Aufrechthaltung ihrer eigenen Autorität es für angemessen befunden eine Art Bundniß unter sich abzuschließen, so daß, wenn ein Stamm hartnäckig auf seinem Widerspruch gegen die Entscheidung der Versammlung beharren sollte, die drei übrigen Stämme augenblicklich sich vereinigen und durch Waffengewalt die widerstrebende Partei zum Gehorsam gegen die Stimme des Landes zwingen. Sollte dieser Widerspruch von einem einzelnen erhoben werden, den, mit Ausnahme des eigenen Dorfs, der Stamm nicht unterstützt, so vereinigen sich sämmtliche vier Stämme, begeben sich in das Dorf und verlangen augenblickliche Nachgiebigkeit. Wird diese verweigert, so beginnen sie Feindseligkeiten gegen die Einwohner: verharren diese trotzdem noch auf ihrem Eigensinn so wird das ganze Dorf bis auf den Grund abgebrannt. Diese Vereinigung zu gegenseitiger Unterstützung heißt in der Landessprache „Pelurakan;" allein man läßt die Sachen selten bis zu diesem Aeußersten gelangen. Die Art der Anhangigmachung eines Processes wegen Schulden, oder eines Mords halber, ist folgende. Wenn der Bewohner eines Dorfs an den eines andern eine Schuld zu entrichten hat, und sich der letztere, auf gestelltes Ansuchen, keine Bezahlung verschaffen kann, so sucht er eine Gelegenheit den Schuldner selbst, häufiger aber noch einen der Verwandten desselben, in seine Gewalt zu bringen; er nimmt diesen dann in sein eigenes Dorf mit und behält ihn, als Geisel für die Bezahlung des schuldigen Geldes, gefangen in seinem Hause. Sobald diese Gefangennehmung der andern Partei zur Kenntniß gelangt, greift das ganze Dorf zu den Waffen, und begibt sich so ausgerüstet an Ort und Stelle wo der Gefangene sich in Haft befindet. Die Bewohner dieses Dorfs aber sind bereits gerüstet den feindlichen Angriff, welchen die Partei des Schuldners etwa unternehmen möchte, zurückzuweisen. Es geschieht indeß selten daß in diesen kriegerischen und lärmenden Versammlungen Blut vergossen wird, da gewöhnlich die Häuptlinge und Aeltesten der hadernden Dörfer den Streit an Ort und Stelle schlichten, oder aber die Sache an die Entscheidung der Pasirahs verweisen. In Mordfällen ist die Verfahrungsweise dieselbe, endigt aber nicht selten mit abermaligem Blutvergießen; kann die Sache auch so nicht beigelegt werden, so trennen sich die Parteien als unversöhnliche Feinde. Eine so angesponnene Fehde geht dann durch zwei oder drei Generationen vom Vater auf den Sohn über, und die gesammte Dusun auf jeder Seite hat die Verpflichtung ihren Gliedern zu unterstützen. Auf solche Weise bleiben die beiden Dörfer in fortwährendem Kriegszustand, und von Zeit zu Zeit ergreift man Repressalien gegen einander. Fehden dieser Art sind sehr zahlreich. Radin Lawangan, einer der Pasirahs, lag im Zwist mit einem andern Dorfe, und gieng nie aus ohne eine starke Bedeckung bewaffneter Leute. Ich sah ihn einmal in Begleitung von fünfzehn oder zwanzig Speerträgern und fünf oder sechs Musketieren. Ein anderer Pangeran, welcher uns von Paimmah Ulu Manna nach Gunung Agung begleiten sollte, war genöthigt uns bei Nacht zu folgen, weil wir nahe an einem Dorf vorüberkamen mit welchem er in Fehde oder, wie man es nennt, in Gawei lag. In Fällen in welchen ein Mord durch Vergleich geschlichtet wird, bezahlt der Angreifer das Bunghun oder Blutgeld. Sind im Verlauf der Fehde auf beiden Seiten mehrere getödtet oder verwundet worden, so wird ein Ueberschlag gemacht, und jede Partei bezahlt das Bunghun für Mord, das Tappung für Verwundungen. Ist auf beiden Seiten eine gleiche Anzahl von Personen getödtet und verwundet worden, so wird die Sache dadurch beigelegt daß jede Partei einen Büffel schlachtet und hundert Bambus Reis gibt. Dieß nennt man Baio Lurah; wenn aber auf der einen Seite eine größere Anzahl gefallen ist als auf der andern, so wird die Bilanz an diejenige Partei bezahlt welche die größten Verluste erlitten hat, und das Baio Lurah wie zuvor. So hält man es auch an der Küste, und in jeder andern Hinsicht sind die Gesetze des einen Landes ähnlich denen des andern. In kleinen Diebstahlsfällen wird das Kalimowit, der fünfmalige Werth des gestohlenen Eigenthums, von der überführten Person gezahlt; betrifft der Diebstahl eine bedeutende Geldsumme, so wird das Lipat, oder der doppelte Werth mit einer Geldbuße für die Häuptlinge, bezahlt wie im Pasisir. Die gesetzlichen Bestimmungen in Betreff einer Heirath unterscheiden sich in nichts von den bei den Küstenbewohnern eingeführten. Kulo, oder Dichudichur, und Ambil Anna sind die einzigen unter ihnen üblichen Heirathsarten. Scheidungen werden auf dieselbe Weise vorgenommen wie an der Küste. Jedes Dorf wird von seinem Häuptling regiert, welcher den Titel Pangeran oder Dupati führt. Er schlichtet alle minder bedeutenden Streitsachen, empfangt Fremde, und trifft Vorsorge für dieselben ꝛc. Der Titel Pangeran ist übrigens hier zu Land ein sehr gewöhnlicher, da fast jeder kleine Dorfvorstand ihn annimmt.

(Schluß folgt.)

Die Ausführung der Chinesen durch Europäer als Kulis nach Westindien und Südamerika, und ihre Auswanderung nach Californien und Australien.

Die Chinesen werden jetzt auf europäischen Schiffen nach den Sandwichsinseln, Calcutta, Mauritius, St. Helena, Westindien, wie Jamaica, Cuba, Peru, Callao gebracht, meist um die Negersklaven zu ersetzen, besonders aber gehen sie nach Californien und Australien, zum Theil durch das dort aufgefundene viele Gold angezogen. In Australien dienen sie auch als Schafhirten, in Peru graben sie Guano, in Westindien und Cuba übertreffen sie die Neger im Zuckerbau. Ihre Arbeit wird so vortheilhaft gefunden daß manche Contrahenten sie zu Tausenden umsonst einschiffen. Die Mandarinen suchen sich ganzer Schwärme armer Unglücklichen zu entledigen. Die Auswanderung nach Californien begann 1841, die nach Australien erst 1853.

Sie gehen entweder als freie Arbeiter hinüber nach Californien und Australien, und bezahlen dann die Ueberfahrt selbst mit

45—75 Piaſter (225—375 Fr.) — nach Heurtier 40—60 Piaſter — einſchließlich Waſſer, Nahrung und andere Bedürfniſſe; die ſich als Arbeiter verdingen, erhalten einen kleinen Geldvorſchuß. Auf jeden Emigranten rechnet man 3 Meter oder 18′ engl. Raum bei 6′ Höhe, und 1 Paſſagier auf 2 Tonnen, incl. die Officiere. Die Kulis, die ſich nach Callao, Panama und Weſtindien einſchiffen, verpflichten ſich nach Heurtier zu 7—8 Jahren Dienſten — auf längere Zeit thun ſie es nicht — à 7—12 Piaſter monatlich, außer Kleidung und Nahrung, und erhalten 4—8 Piaſter Vorſchuß; drei davon bekommen die eingebornen Mäkler, fünf der europäiſche Agent und einen ſie, zur Beköſtigung bis zur Einſchiffung. Die Koſten der Reiſe von 120 Tagen ſind 15 Piaſter; man gibt ihnen zwei Monate Sold à 4 Piaſter voraus, vier Kleider und einiges Geld für Reis, zuſammen etwa 12 Piaſter, wofür ihnen nach der Ankunft in Cuba monatlich 1 Piaſter am Lohn abgezogen wird. Der Contrahent zahlte dem Capitän für jeden, den er an den Ort der Beſtimmung brachte, per Kopf 60—80 Piaſter. Sie hatten oft nur 10′ Raum, die Lebensmittel lieferten die Contrahenten den Kulis. Eine Verordnung des Gouverneurs von Hong-kong vom 31 Dec. 1853 ſchreibt vor daß er jedem auf der Ueberfahrt liefern muß: den Tag Reis, 1½ Pfd.; geſalzenes Schweinefleiſch, ½ Pfd.; Oel oder Fett, ½ Un.; Hülſenfrüchte, 3 Un; Tabak oder Opium, ½ Un.; Waſſer, 1 Gallone; Brennholz 3 Pfd. die Woche; Salz, 1 Un.; Pfeffer, 1 Un.; Thee, 4 Un.; Weineſſig, ½ Pinte. Jedes Schiff muß Schiffszwieback für drei Wochen haben, für den Fall daß man bei ſchlechtem Wetter nicht kochen kann, oder der Chirurg es verordnet, um für den Tag jedem 2 Pfd. liefern zu können. Kinder unter 10 Jahren bekommen ½ Ration; die Vertheilung der Lebensmittel ſoll täglich, der ihnen zugemeſſene Raum 12′, ſtatt 15′ nach der Parlamentsacte ſeyn, das Schiff muß auch genug Waſſer haben. Die Ueberſchiffung muß beim Nordoſt-Monſun in den kalten Monaten October oder November bis Anfangs April ſtattfinden, ſonſt brechen Epidemien aus, wie 1852. Freie Rückfahrt bedingen ſie ſich gewöhnlich nicht aus. Ehe 300 zuſammengebracht werden, währt es oft zwei Monate, während welcher Zeit der Agent die ſucceſſiv Ankommenden verköſtigen muß. Auf Cuba erhalten ſie den Monat 4 harte Piaſter, außer der Nahrung, und für das Jahr ein Paar leinene Strümpfe, eine Bettdecke, zwei Kleider und ein Flanellhemd; zur Nahrung täglich 8 Un. Rindfleiſch, 1½ Pfd. andere Nahrung, freie Medicin bei Krankheiten, wenn dieſe über 14 Tage dauert, aber mit Abzug ihres Lohnes. Dieſer beginnt 24 Stunden nach der Ausſchiffung. Ihre Arbeit in der Colonie iſt übertragbar.

Californien findet man ſie nach der holländiſchen Zeitſchrift „der Indier“ vom 25 Febr. 1854 als Hötelinhaber und Minenarbeiter, wegen ihrer Sparſamkeit beneidet. Sie ſcheinen dort dem Chriſtenthum gar nicht abgeneigt, hatten nach dem San Francisco Herald vom 6 Sept. 1853 2000 D. für das Zuſammenkommen einer Miſſion zu ihren Gunſten gezeichnet und es erſchien dort eine chineſiſche Zeitung Kin-ſchan-pao, d. i. der Californien Herald — Kin-ſchan, d. i. Goldberg, iſt der chineſiſche Name für Californien. Die maſſenhafte Auswanderung der Chineſen veranlaßte aber die Einwohner dort ſchon dem Einwanderungsſtrom Hemmniß entgegenzuſetzen. Das abgeſchloſſene, geizige, ſchmutzige, zum Theil auch liederliche Weſen der Chineſen ſteigerte die Abneigung der Einwohner gegen ſie. Den 18 April 1855 war die chineſiſche Frage der Gegenſtand ausführlicher Verhandlungen der geſetzgebenden Verſammlung in San Sacramento, über welche die Zeitung „Union“ und daraus das „California Chronicle“ vom 1 Mai 1855 berichtet. Nach einem früheren Beſchluſſe der californiſchen Gerichtsbehörden konnten die Chineſen das californiſche Bürgerrecht dort ſchon nicht erlangen; viele wollten ſie jetzt gleich ganz vertreiben, da ſie, fremd den amerikaniſchen Geſetzen und Sitten, mit völlig unbekannter Sprache und Schrift, von geheimen Geſellſchaften regiert, den Amerikanern nur die Arbeit ſchmälerten, und den Zufluß europäiſcher und amerikaniſcher Einwanderer, die mit ihnen zu einem Gemeinweſen zuſammenſchmolzen, nur hinderten. Man begnügte ſich indeß damit, ihnen nach und nach den Boden abzugraben und ſie ſo mittelbar am Ende aus dem Lande zu treiben. Das neue Chineſen-Geſetz, das vom Statthalter Bigler ſofort genehmigt wurde, lautet: Fremde, zur Erlangung der Bürgerrechts geeignete Minenarbeiter zahlen dem Staat monatlich 4 Dollars Abgabe; die nicht dazu geeignet ſind (die Chineſen), bis zum 1 Oct. 1855 ebenſo viel, von da an aber jedes Jahr monatlich 2 Doll. mehr, alſo 1857/58 den Monat 10 Doll., 1860/61 16 Doll., 1862/63 20 Doll. den Monat. So werden arme, fleißige Chineſen in chriſtlichen Staaten behandelt, während die ſogenannten Chriſten mit Gewalt und Liſt in China eindringen, und die erſte beſte Gelegenheit benutzen den chineſiſchen Staat um die tractatenmäßig feſtgeſetzten billigen Zölle zu betrügen.

Auch in Auſtralien, wo man ſchon an 20,000 eingewanderte Chineſen zählte, erregte der ſtarke Zufluß derſelben in wenigen Monaten einen Allarm unter der indolenten ungebildeten Maſſe, die Zeitungen ſuchten dem Volk zu ſchmeicheln und auf die Regierung dahin einzuwirken daß ſie veranlaßt würde die Chineſen gänzlich auszuſchließen. Täglich ſchimpften ſie dieſe einen Haufen Räuber und Verbrecher; aber die Handelskammer zu Melbourne vertrat die Sache der Humanität und des Rechts. In einer beſondern Generalverſammlung kam ſie zu dem Beſchluß daß es nach ihrer Meinung dem Geiſte des Zeitalters, den Intereſſen der Colonie und dem Tractat Englands mit China entgegen ſey, ein Geſetz zu erlaſſen das die Chineſen hindere in der Colonie zu landen, und die wetterwendiſchen Zeitungen ſtimmten jetzt gleich einen ganz andern Ton an. Wir bedauern hier die Adreſſe, die der Chineſe Kuang-tſcheu bei dieſem Anlaß erließ, nicht mittheilen zu können,[1] da ſie voll geſunden Menſchenverſtandes und ſehr mäßig gehalten iſt.

In China dehnte ſich indeß der Sklavenhandel mit Chineſen auf eine ſchreckliche Weiſe aus. Von 442 Chineſen, welche das Schiff Waverly nach Peru bringen ſollte, kam nach dem Friend of China vom 15 Nov. 1855 bei einem kurzen Aufenthalte in Manilla über die Hälfte aus Mangel an Luft im untern Schiffsraume um, wie überhaupt gewöhnlich über ⅓ durch ſchlechte Behandlung und Selbſtmord auf der Ueberfahrt. Ein Amerikaner ſchreibt, er habe 700 ſolcher Kulis am Bord, und dächte noch 200 aufzunehmen und mit ihnen nach Callao unter Segel zu gehen, das ſie in 75 Tagen erreichen würden. Die Armen werden oft gewaltſam von Eltern und Freunden weggeriſſen, auf eine Dſchunke gebracht, bis der Capitän ſie nach einigen Wochen auf ſein Schiff führt. Ein Schiffsarzt beſichtigt ſie hier, ſie müſſen hüpfen, ſpringen, tanzen, damit die Beſitzer ſich überzeugen daß ſie geſund ſind. Bewaffnete Matroſen ſtehen auf dem Schiff Tag und Nacht Schildwacht, und da ſie häufig ſich zu befreien ſuchen, ſind zwei Kanonen ſo gerichtet daß ſie jeden Augenblick auf die Meuterer ſpielen können. Das Geſchäft iſt gefährlich, wirft aber einen guten

[1] S. The rise and progress of Australia, Tasmania, and New Zealand. London 1857. p. 90—97.

Digitized by Google

Gewinn ab, wenn auch ¼ oder ⅕ auf der Fahrt ſtirbt oder ſich umbringt. Für 20—30 Doll., die man in China für einen gibt, erhält man in Cuba, Peru und Chili 250—300 Doll. wieder. Kein Wunder, wenn ſie, auf dem Schiff ſchlecht verköſtigt und roh behandelt — da ſie, ohne Dolmetſcher, ſich auch nicht mit dem Befehlshaber verſtändigen können — ſich öfters empören und die Schiffsmannſchaft morden. Die Allgemeine Zeitung vom 7 Mai 1857 erzählte noch kürzlich Beiſpiele, wo ſie über die Mannſchaft herfielen, das Schiff anzündeten und 200 ein Raub der Flammen wurden. Die Entrüſtung des engliſchen Publicums nöthigte den Board of Trade eine Unterſuchung anzuſtellen, deren Ergebniſſe erſt kürzlich in einem Blaubuch veröffentlicht wurden. Auch der Congreß zu Waſhington gelangte ſchon 1856 zu einer Reſolution, den Präſidenten um Nachrichten über die etwaige Betheiligung amerikaniſcher Bürger an ſolchem Sklavenhandel nach Cuba zu erſuchen, und der jetzige Präſident von Peru, Caſtilla, hat 1856 die Einfuhr von Chineſen dorthin verboten, um nicht, wie er ſagt, eine neue Sklaverei einzuführen und die Miſchung der Peruaner mit dieſer ſchlechten Race zu verhindern. Ueberall als eine beſondere Nation unter Fremden ſich zuſammenſchaarend, verſetzten ſie durch ihre geheimen Bündniſſe die Behörden in Unruhe und Ungelegenheiten.

Miscellen.

Ueber Burtons oſtafrikaniſche Expedition erfahren wir von einem eben aus Sanſibar zurückgekehrten Reiſenden, folgendes: „Wenn der vor einigen Tagen angezeigte Tod des Dr. Vogel, der in Wara hingerichtet worden ſeyn ſoll, die Freunde Afrika's ſchmerzlich berührt haben muß, ſo wird es Sie auf der andern Seite gewiß freuen, zu hören daß die HH. Speke und Burton (letzterer rühmlich bekannt durch ſeine Reiſe nach Mekka und Härrar) im Januar dieſes Jahrs in Mombas und Sanſibar angekommen ſind; daß ſie ſofort eine Reiſe nach Uiambara (ein Gebirgsland, das ich Anno 1848 und 52 beſuchte) gemacht haben, wo ſie erkrankten und nach Sanſibar zurückkehren mußten. Sobald ſie geneſen ſeyn werden, gedenken ſie nach Kiloa zu ſegeln, um von jener Küſtenſtadt aus nach dem See Niaſſa vorzudringen, und die Unterſuchung des großen Binnen-Sees Ukereme zu verſuchen. Sie haben ein eiſernes Boot von Bombay nach Sanſibar mitgebracht, werden es aber hier laſſen müſſen, da es in Kiloa an Transportmitteln zur Fortſchaffung nach dem Innern fehlt. Es iſt zu hoffen daß bald wichtige Mittheilungen von Oſtafrika in Ausſicht ſtehen. Die Abreiſe nach Kiloa wird im Juniuß erfolgt ſeyn, falls die beiden Herren glücklich geneſen ſind."

Bemerkungen über die Zulu-Kaffern. Man lieſt in Joſ. Shooter's „The Kafirs of Natal and the Zulu Country" unter anderm. Ein gewiſſer Häuptling in Natal, welcher von den jungen Frauen allgemein bewundert wurde, beſuchte einen ihm an Rang gleichſtehenden Freund. Eine Schweſter desſelben verliebte ſich in ihn, als er beim Tanze die ganze barbariſche Anmuth ſeiner Geſtalt entfaltete. Dem Häuptling wurde der Eindruck welchen er gemacht hatte, erſt bekannt als ſich die Maid in ſeinem Kraal zeigte, und ihm ihr Herzensanliegen kund that. Die Bewunderung welche er eingeflößt hatte, rührte ihn nicht, und er hieß ſie nach Hauſe gehen. Sie weigerte ſich rundweg, und da ihm kein anderes Mittel ſie fortzuſchaffen zu Gebot ſtand, ſo ſchickte er einen Boten an ihren Bruder, der ſie denn auch zurückbringen ließ. Bald aber erſchien ſie wieder vor dem ſchönen Häuptling, und bat ihn, ſie zu tödten wenn er ſie nicht zu ſeiner Frau machen könne. Noch immer fühlte er keine Rührung, und ſchickte eine zweite Botſchaft an ſeinen Freund, welcher dem Mädchen nach ihrer Rückkehr eine tüchtige Tracht Schläge ertheilen ließ. Die Schläge waren indeß eben ſo unwirkſam als die Vorſtellungen, und ehe eine Woche verfloſſen war, befand ſie ſich zum drittenmal dem Häuptling gegenüber, und wiederholte ihre Betheuerungen — allein ohne Erfolg. Als die Kunde hievon ihrem Bruder zukam, verlor er alle Geduld, und antwortete: ſein Nachbar würde beſſer thun wenn er ſie heirathete. Der Häuptling beſtand aber auf ſeiner Weigerung, was zu einem großen gegenſeitigen Botenwechſel führte. Endlich indeß gab er den Vorſtellungen ſeiner Räthe nach, und willigte in die Heirath. — So viel zur theilweiſen Charakterzeichnung des weiblichen Geſchlechts in dieſen Ländern. Regt ſich dagegen die Bewunderung für ein weibliches Weſen zuerſt im Herzen eines Kriegers, ſo hat dieſer nicht ſelten mit allerlei Kritteleien und Spötteleien ſeiner Angebeteten zu kämpfen. Er muß ſich an den Fluß begeben, baden und ſeinen Leib ölen; hat er dieß gethan, ſo kann er mit Schild und Speer vor ihr erſcheinen. Er ſetzt ſich dann nieder, und wartet auf genaue Beſichtigung ſeines Körpers. Sie würdigt ihn der Anrede nicht, ſondern ſagt ihrem Bruder, oder ſonſtigen nahen Verwandten, er ſolle ihn aufſtehen heißen. Hat ihr ſeine Vorderſeite gefallen, ſo befiehlt ſie ihm ſich umzudrehen. Iſt ſie auch damit zufrieden, ſo heißt ſie ihn fortgehen, und die Gelenkigkeit ſeiner Gliedmaßen zeigen. Allein nicht alle Mädchen ſind ſchön oder verzärtelt genug, um dieſes Vorrecht zu genießen, und dieſe beſcheidenern Mädchen werden, wenn ſie eine annehmbare Heirath ſchließen können, und ſich ſträuben, für ihre Halsſtarrigkeit gepeitſcht. Sind ſie verheirathet, ſo haben ſie von der Eiferſucht ihrer Colleginnen und Nebenbuhlerinnen viel zu leiden, denn manche ältere Weiber haben eine Jüngere ſchon oft gekränkt oder zu Tode gepeitſcht. Aus folgendem Beiſpiel erſehen wir daß ein Weib von dem Bruder ihres Gatten getödtet wurde. Ein wohlhabender Mann, der eines ſeiner Weiber verloren hatte, erhielt von dem „Propheten" die Verſicherung ſie ſey durch ein Weib ſeines Bruders vergiftet worden. Dieſer war anderer Meinung, und ſchrieb ihren Tod der Rache der Geiſter zu. Sumali wurde daher verſchont; bald nachher aber, als ein andres Weib ſtarb, fiel neuerdings Verdacht auf ſie, und der beraubte Gatte beſchloß ihren Tod. Von einigen ſeiner Leute begleitet, begab er ſich in ſeines Bruders Kraal, und kündigte ſeinen Entſchluß an „die Uebelthäterin" zu tödten. Ihr Gatte weinte, denn ſie war ſein Liebling, und ſeine Mutter rieth ihm, er ſolle Widerſtand leiſten. Er fürchtete ſich deſſen; ſein Weib war von dem Propheten angeſchuldigt worden, er war ein armer Mann und von ſeinem Bruder abhängig, und hielt es endlich für das Beſte ſich in ſein Schickſal zu fügen. Sumali, welche wußte daß ihr Loos unabänderlich ſey, hatte ihre Tanzkleider und Zierathen angezogen, und mußte ihren Henkern in den Hain folgen. Sie küßte nun ihre Kinder, drückte das jüngſte an ihre Bruſt, und bat man möchte es mit ihr ſterben laſſen — allein vergebens. Man entriß das Kind mit Gewalt ihren Armen, führte ſie dann hinaus und erdroſſelte ſie. (Athenäum.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 38.

18 September 1857.

Die Arbeitseinstellung in Preston im Jahr 1853

(Aus Tooke's und Newmarch's History of Prices.)

Die Berichte der Factorei-Inspectoren für die sechs Monate welche am 31 Oct. 1853 endeten, enthalten werthvolle Bemerkungen über diesen Gegenstand. Sie weisen auch sehr klar auf die Veränderung hin welche sich im Begehr für Manufacturwaaren um den Monat Julius kundzugeben angefangen hatte. Hr. Howell, der über Irland und die mittlern und südlichen Theile Englands berichtete, schrieb am 31 October 1853: „Der ungemein blühende Zustand mehrerer in die Factorei-Acte einschlagender Manufacturzweige hielt während des ersten Theils des verflossenen Halbjahrs an. Neuerlich indessen haben die Manufacturisten an verschiedenen Orten ihre Geschäfte mehr beschränkt, und die Production ihrer Fabriken vermindert, indem sie die Arbeitszeit auf nur vier Tage in der Woche festsetzten, sey es daß sie die täglichen Arbeitsstunden verkürzten, oder aber ihre Arbeiter zwei Tage in der Woche müßig gehen ließen. Auch in Stockport ward in den ersten Monaten des Halbjahrs die Arbeit durch einen „Strike" (Arbeiterauflehnung) eingestellt: Veranlassung dazu war der Streit um eine Lohnerhöhung von zehn Procent. Am Schluß des Halbjahrs wurde die Arbeit in Wigan und seiner Umgebung durch einen ähnlichen „Strike" eingestellt, der noch fortdauert."

Hr. Horner berichtete (31 Oct. 1853) über den Lancashirer Bezirk bezüglich des Standes des Handels folgendermaßen: „Die Flauheit welche seit einigen Monaten besonders im Baumwollenhandel bestand, ist so wohl bekannt, daß ich mich nicht näher darüber auszusprechen brauche. Die bestunterrichteten Personen schreiben diese Flauheit dem Zusammenwirken mehrerer Ursachen zu: dem politischen Zustand Europa's und des Morgenlandes, der schlechten Ernte und dem hohen Preise der Lebensmittel, der verminderten Nachfrage im heimischen Handel, hauptsächlich unter den Arbeiterclassen, und der Ueberproduction. Immer mehr nimmt unter den Besitzern von Baumwollenfabriken die Ueberzeugung überhand daß die Ursache für das Fallen der Preise und die Verminderung der Verkäufe, welche sich bei einzelnen Häusern fühlbar mache, in nicht geringem Grad in der großen Vermehrung der Fabriken liege, da hiedurch eine Waarenmenge erzeugt werde die den Begehr auf den vorhandenen Märkten, mögen diese auch noch so zahlreich und ausgedehnt seyn, weit übersteige. Ueber letztere Ursache kann ich Einzelnheiten anführen welche darthun daß die Vermehrung der Production während der jüngstverflossenen drei Jahre eine äußerst große gewesen seyn muß."

Hr. Horner fügt seinem Bericht sodann eine Tabelle bei, die folgende Hauptpunkte enthält, nämlich: während der zwölf Monate vom 1 Nov. 1852 bis 31 Oct. 1853 gab es in Hrn. Horners Bezirk an neuen Fabriken, Erweiterungen alter Fabriken und Fabriken welche während der zwölf Monate unbeschäftigt waren:

Fabriken.	Neue Fabriken.		Erweiterungen alter.		Unbeschäftigt gewordene	
	Zahl.	Pferdekr.	Zahl.	Pferdekr.	Zahl.	Pferdekr.
Baumwollspinnereien und Webereien	98	2917	34	970	23	277
Wollspinnereien und Webereien	10	172	3	64	3	56
Seide- und Kleinwaaren-Fabriken	5	106	1	15	1	17
Zusammen	113	3195	38	1049	27	350

Zieht man die unbeschäftigten Fabriken ab, so beträgt die reine Zunahme 3894 Pferdekraft, und rechnet man vier Personen auf eine Pferdekraft, so beläuft sich die erhöhte Arbeiterzahl in diesem einzigen Bezirk nahezu auf 16,000 Personen.

Hr. Horner geht sodann auf die Besprechung der Ursachen über die zu dem Begehren nach höhern Löhnen und zu der Ausdehnung geführt haben welche die „Strikes" am Schlusse des Monats October 1853 gewonnen hatten. Er sagt: „Es ist klar daß eine so bedeutende Vermehrung der Production einerseits dazu angethan ist die Preise des Rohmaterials und der Maschinerie zu halten oder zu erhöhen, und, wenn nicht eine verhältnißmäßige Vermehrung der Baumwolle, der Maschinerie und der Arbeiter eintritt, auch die Löhne zu steigern, und so die Erzeugungskosten zu vermehren; andrerseits muß die bei den Verkäufen daraus erwachsende Concurrenz noch weit mehr dazu beitragen den Gewinn zu verringern. Eine fortdauernde Flauheit, aus welcher Ursache sie auch entstehen mag, wird daher den Fabrikbesitzer zwingen auf

Digitized by Google

Verminderung seiner Verluste durch kürzere Arbeitszeit zu sinnen, wie es jetzt in vielen Theilen meines Bezirks, abgesehen von den gänzlich geschlossenen Fabriken, der Fall ist, und es steht zu erwarten daß, wenn nicht eine große Verbesserung in dem Zustande der Märkte eintritt, eine nur drei- oder viertägige Arbeitszeit fast allgemein werden wird. Die unglücklichen Streitigkeiten welche in einigen Theilen meines Bezirks mehrere Wochen lang zwischen den Fabrikeigenthümern und ihren Arbeitsleuten gedauert haben, sind eine sehr ernste Erschwerung des Uebels. In dem Handelscircular Hrn. G. E. Maudley's, d. d. 31 Oct. 1853, wovon mir eine Abschrift zugeschickt wurde, finde ich folgende Angabe über die Anzahl der in den darin genannten Städten geschlossenen Fabriken — eine Angabe welche, wie ich voraussetze, auf sorgfältiger Nachforschung beruht. „„Nach einer oberflächlichen, aber auf zuverlässigsten Quellen beruhenden Schätzung, heißt es in dem genannten Rundschreiben, scheinen gegenwärtig „geschlossen" (locked up) und die Arbeiter „ausgekehrt" (turn out, lautet der Kunstausdruck wenn die Arbeiter ihre Arbeit einstellen) zu seyn: in Preston und seiner unmittelbaren Umgegend 64 Fabriken („Mühlen," wie die Engländer sagen) von 2400 Pferdekraft und mit 1,100,000 Spindeln, welche im Stand sind wöchentlich im Durchschnitt für 800,000 Pf. St. Garn Nr. 32 zu erzeugen; sie haben 20,000 Webstühle, welche jetzt stille stehen, während sie, wenn in Thätigkeit, wöchentlich ungefähr 90,000 Stück India Shirtings, zu je 8¼ Pf. St., verfertigen könnten. Die Anzahl der in gezwungenem Müßiggang liegenden Hände beträgt etwa 25,000, und der durchschnittliche Wochenlohn derselben soll sich, wenn sie beschäftigt sind, auf nahezu 12,000 Pf. St. belaufen. In Wigan und Hindley sind 25 Fabriken mit etwa 1300 Pferdekraft geschlossen, wodurch 400,000 Spindeln, meist in Garn von geringern Nummern beschäftigt, und 1800 Webstühle außer Thätigkeit gesetzt sind. Die Zahl der am Strike betheiligten Hände beträgt etwa 7500, deren Wochenlöhne sich auf nahezu 2000 Pf. St. belaufen würden. In Wigan und seiner Nachbarschaft gibt es auch 4500 Kohlengräber und Karrenzieher, welche ungefähr sechs Wochen lang „auf Strike" gewesen sind, und sonach befinden sich in diesem Bezirk etwa 12,000 Menschen außer Beschäftigung. In Burnley und Padiham sind 58 Fabriken, von 2300 Pferdekraft, 510,086 Spindeln und 12,067 Webstühlen, geschlossen; die unbeschäftigten Hände belaufen sich auf ungefähr 12,000, deren gewöhnliche Wochenlöhne etwa 5800 Pf. St. betragen würden. In Bacup sind 36 Fabriken, von 1400 Pferdekräften, 300,000 Spindeln und 8000 Webstühlen, geschlossen; etwa 8600 Hände gehen müßig, und 5000 Pf. St. Wochenlöhne werden dadurch dem Umlauf entzogen. Sonach sind, abgesehen von mehrern kleinern und vereinzelteren Strikes in Manchester und Bury, wo etwa 1000 Hände „ausgekehrt" sind, in Bolton, Newton, Heath &c., in den vier Mittelpunkten Burnley, Bacup, Preston und Wigan 183 Fabriken, von zusammen 7400 Pferdekräften, mit 2,316,086 Spindeln und 41,867 Webstühlen geschlossen, und 47,100 Arbeiter unbeschäftigt. Es ist keine übertriebene Schätzung — wenn man die Anzahl der am Strike sich betheiligenden Arbeitsleute in dieser Grafschaft auf 50,000 Personen, und den mittlern Lohnverlust auf wöchentlich 26,000 Pf. St. anschlägt."" Man hat mir stets gesagt daß, wenn man die verschiedenen Qualitäten Garn und andern Fabricaten in den Baumwollenmanufacturen, in welchen die Anzahl der Hände zu der für die Treibung der Spinn- und Webmaschinen erforderlichen Pferdekraft beträchtlich schwankt, in Rechnung bringt, durchschnittlich 4½ Hände auf die Pferdekraft der Wahrheit ziemlich nahe kommen würden. Wenn dem so ist, so ist die oben erwähnte Anzahl von 50,000 unbeschäftigten Arbeitern, gegenüber der angegebenen unbeschäftigten Gesammtpferdekraft, viel zu groß. In meiner Schätzung der für die Arbeit der neuen und der erweiterten Fabriken erforderlichen Händeanzahl habe ich, um die Gefahr einer Zuvielangabe zu vermeiden, vier Personen auf durchschnittlich eine Pferdekraft angenommen."

Ueber die Umstände welche zu dieser ausgedehnten Arbeitseinstellung führten, sagt Hr. Horner: „Ich habe mich bemüht den Ursachen des Anfangs und der Fortdauer dieser Streitigkeiten nachzuspüren; allein die mir von beiden Theilen zugegangenen Angaben stehen in starkem Widerspruch zu einander. Während der Handel in sehr schwunghaftem Gange war, und die neuen Fabriken eine vermehrte Nachfrage nach Händen veranlaßten, war es natürlich daß die Arbeiter höhere Löhne zu erzielen suchten: unglücklicherweise aber sind diejenigen welche sich dabei am thätigsten zeigten, über die Gränzen des mit den Principien „eines freien Handels" auf dem Arbeitsmarkt Verträglichen hinausgegangen; sie haben einen Weg eingeschlagen welchen die Fabrikbesitzer als für die individuelle Freiheit in der Leitung ihrer Angelegenheiten verderblich betrachten, und der geeignet ist jene so wünschenswerthen guten Beziehungen zwischen dem Herrn und seinen Arbeitern zu zerstören. Der augenblickliche Geldverlust muß für beide Theile sehr groß seyn, und, insoweit die Arbeiter dabei betheiligt sind, die Lage derselben und ihrer Familien auf lange hinaus empfindlich berühren. Allein ein noch größeres Uebel ist dadurch geschaffen worden: ein Gefühl des Mißtrauens und der Entfremdung zwischen dem Beschäftiger und dem Beschäftigten wird, wie zu befürchten steht, noch lange nach der Wiedereröffnung der Fabriken fortdauern, komme diese nun durch gegenseitige Zugeständnisse, oder durch die Uebermacht der stärkeren Partei zu Stande."

Ueber die große Arbeitseinstellung in Preston, welche während der sieben Monate vom October 1853 bis zum April 1854 dauerte, gibt Hr. Henry Ashworth, einer der Fabricanten des Bezirks in welchem der Zusammenstoß stattfand, einen umständlichen und interessanten Bericht. Hr. Ashworth ist keineswegs frei von einer augenscheinlichen Neigung für die Sache der Fabricanten in dieser Frage, und es ist wahrscheinlich daß ein von persönlichen und örtlichen Parteilichkeiten freierer Geschichtschreiber dieses Kampfs von vielen damit verknüpften Ereignissen eine ganz andere Darstellung gegeben haben würde. Dennoch ist Hrn. Ashworths Erzählung ungemein werthvoll, und selbst diejenigen welche die von den Arbeitern eingeschlagene Bahn fast unbedingt loben, müssen zugestehen daß sie thörichterweise noch mehrere Monate lang auf ihrem Vorhaben verharrten, als bereits die Nachfrage nach Manufacturwaaren offenkundig so gering geworden war, daß eine Lohnerhöhung gänzlich unmöglich wurde.

Der Versuch in Preston läßt sich als der erste organisirte, systematische von Seite der Fabrikarbeiter in großem Maßstab angelegte Versuch betrachten für sich einen höhern Lohnansatz zu erringen, und so den hauptsächlich von den Golderdeckungen herrührenden blühenden Handel sich zu nutze zu machen. Wir können

Digitized by Google

daher mit Vortheil dem Thatſächlichen dieſer Angelegenheit unſere Aufmerkſamkeit ſchenken.

Hr. Aſhworth datirt den Anfang des Streiks vom 22 Aug. 1853, und er ſchildert die Begehren der Arbeiter als zwei Punkte umfaſſend, nämlich 1) eine allgemeine Lohnerhöhung um 10 Procent und 2) für die Zukunft eine Ausgleichung der Löhne in jedem Zweig der Fabrikarbeit mittelſt einer, von Beſchäftigern und Beſchäftigten gegenſeitig feſtgeſetzten und für das ganze Land gültigen, feſtbeſtimmten Preisliſte. Hr. Aſhworth behauptet, die Fabrikinhaber von Lancaſhire, einſchließlich Preſtons, hätten einige Monate lang vor dem Auguſt 1853 die Löhne allgemein bis zu dem Betrage der geforderten 10 Procent erhöht gehabt. Er ſagt, zweiunddreißig von den ſechsunddreißig Firmen in Preſton haben dieſen Mehrbetrag wirklich gegeben. Er führt ferner an daß zwiſchen 1847 und dem Monat Auguſt 1853 die Löhne der Krempler in Preſton ſich um 22 Proc., der Selfacting-Minders um 16 Proc., der Weber um 11½ Proc., und der Mule-Spinner um 6¾ Proc., oder im ganzen genommen um 14 Proc., erhöht haben; auch bemerkt er daß die vier oder fünf Preſtoner Firmen, welche die zehn Proc. verweigerten, zu dieſem Schritt gezwungen waren, weil die eigenthümliche Natur der in ihren Fabriken erzeugten Gegenſtände eine ſolche Erhöhung nicht geſtattete. Was das Begehren einer Ausgleichung der Löhne betrifft, ſo betrachtet er eine ſolche Anordnung als geradezu unmöglich.

Um die 10 Procent Lohnerhöhung als eine allgemeine Maßregel zu erreichen, und um den Ausgleichungsplan durchzuſetzen, nahm man zur Arbeitseinſtellung ſeine Zuflucht. Die gegenwärtige (1853) Einſtellung der Arbeit fand erſt Ende Octobers ſtatt. Die Fabriken wurden geſchloſſen, und 17,000 Fabrikarbeiter, deren Geſammtwochenlöhne nicht weniger als 10,000 Pf. St. betrugen, wurden von den Geldern der Trades Union abhängig. Hr. Aſhworth ſagt daß 17,000, und nicht 25,000 oder 30,000, die wirkliche Anzahl der Arbeiter waren welche die Arbeit verließen; daß von dieſen nicht mehr als die Hälfte dem männlichen Geſchlecht angehörte, und daß von dieſen 8500 männlichen Arbeitern nicht mehr als 1700 25 Jahre und darüber alt waren. Der Conflict dauerte den ganzen Winter von 1853/54.

Dem Preſtoner Ausſchuß kamen allwöchentlich Beiträge von den Arbeitern in andern Theilen Lancaſhire's, und des Landes überhaupt, zu. Die leitenden Sprecher der Arbeiter waren George Cowell und Mortimer Grimſhaw. So unheilvoll aber auch die Folgen des Kampfs waren, ſo muß man doch zugeſtehen daß er ſeitens der Arbeiter mit einer Syſtemmäßigkeit und Geſchicklichkeit geführt wurde wie ſelten je zuvor. Es war, in That und Wahrheit, eine Schlacht zwiſchen zwei furchtbaren, das Capital und die Arbeit von Lancaſhire vertretenden Phalangen.

Endlich waren die Gelder der Union erſchöpft — die reichen auswärtigen Beiſteuern kamen nicht mehr an, und in den erſten Tagen des Mai 1854 nahmen die Fabriken in Preſton ihre Arbeit wieder auf, allein nur zu Arbeitslöhnen wie ſie *vor* dem Strike waren, d. h. zu um 10 Proc. *geringeren* als den im Auguſt 1853 verlangten. Von der Forderung der Ausgleichung der Löhne wurde gänzlich Umgang genommen.

Nach Hrn. Aſhworth laſſen ſich die durch dieſen 13 Wochen lang dauernden Strike erlittenen Verluſte folgendermaßen berechnen:

1) Verluſte der Arbeitgeber:

Handelsverluſte		50,000 Pf. St.
Entwerthung, Zinſen ꝛc. . .		67,000 „
Unvermeidliche Feuerungskoſten ꝛc.		28,000 „
Unzulänglich beſchäftigte Maſchinen		22,000 „
zuſammen		165,000 Pf. St.

2) Verluſte der Arbeiter: eingeſtellte Löhne 250,000 Pf. St.

Beiträge aus dem Strike-Fonds von

Blackburn . .	30,000 Pf. St.	
Stockport . .	10,000 „	
Preſton . .	7,000 „	
Aſhton, Hyde, Gloſſop und Stalybridge	10,500 „	
Over Darwen .	4,000 „	
Allen anderen Plätze u. Gewerben . .	35,000 „	97,000 „
	zuſ.	347,000 Pf. St.

3) Verluſte mittelbar Betheiligter:

Handelsverluſt der Krämer ꝛc. .	11,250 Pf. St.
der Fuhrleute und Eiſenbahnen .	10,000 „
	21,230 Pf. St.
Geſammtverluſt	533,250 Pf. St.

(Das auf die Etabliſſements der aſſocirten Fabricanten in Preſton verwendete Capital läßt ſich auf 1 Million Pf. Sterling ſchätzen.)

Einer der Hauptklagepunkte der Arbeiter lautete dahin: daß die Löhne in Preſton niedriger ſeyen als in andern Städten Lancaſhire's; ſo ſeyen ſie z. B. um 10 Proc. niedriger als in Blackburn. Es iſt indeß kaum denkbar daß ſich eine ſo große Lohnverſchiedenheit in einander ſo nahen Plätzen wie Preſton und Blackburn, und für eine und dieſelbe Art Arbeit, auf die Länge halten kann.

Skizzen aus Kleinaſien.

Von Dr. A. Mordtmann.

V.

(Schluß.)

Etwas weiter unterhalb des Schlachtfeldes verläßt der Weg nach Karaboga das Ufer des Granikus, und da wir unſern Zweck erreicht hatten, ſchlugen wir dieſen Weg ein. Karaboga iſt ein ziemlich großer Ort am Meere, von lauter Mohammedanern bewohnt, welche einen kleinen Ausfuhrhandel treiben. Der Hafen iſt durch die vorſpringende Halbinſel, die Marmora-Inſeln und die Küſte des Feſtlandes gegen alle Winde geſchützt, jedoch können die Schiffe nicht unmittelbar am Land anlegen, der Hafen ſelbſt iſt verſach-

Digitized by Google

läſſigt, und die Verſchlammung nimmt fortwährend zu, er kann Schiffe bis zu 10,000 Kilo (250 Tonnen) Gehalt aufnehmen, jedoch wahrſcheinlich von ſolcher Größe nur an ſehr wenigen Stellen; es lagen gegen 20 Schiffe, lauter Küſtenfahrer, im Hafen, welche Getreide, Bau- und Brennholz, Kohlen, Früchte u. ſ. w. ausführen; der Ort hat keine eigene Rhederei, weil das dazu erforderliche Element, eine griechiſche Bevölkerung, fehlt; die Einwohner beſitzen nicht einmal Fiſcherboote. Am Strand iſt ein Zollhaus, ein Geſundheitsbureau, ein Kaffeehaus und eine Taverne. Karaboga ſelbſt liegt weiter einwärts, und hat einige Alterthümer, die von dem alten Priapus herrühren. Unter andern lieſt man an einem Brunnen eine Inſchrift, welche den Kaiſer Hadrian als Gründer der Colonie preiſt.

Fig. 1.

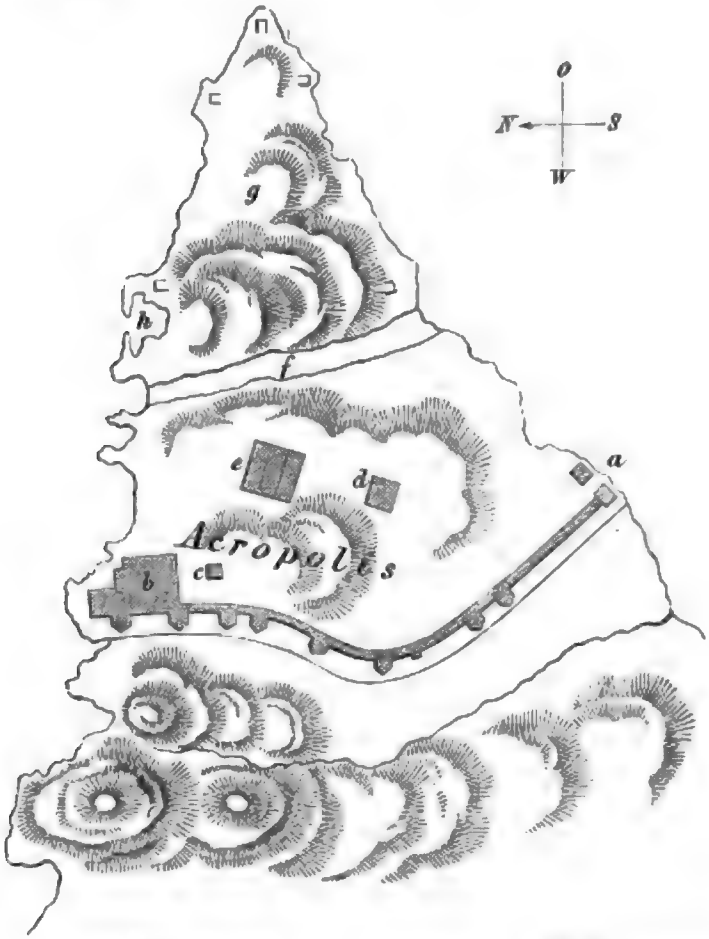


Fig. 2.

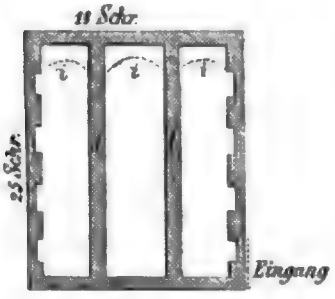


Fig. 3.

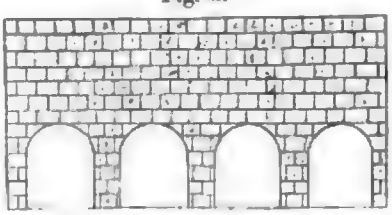


Fig. 1.

a Eingang und Auffahrt, b Ciſterne, c Ciſterne, d unterirdiſches Gewölbe, e deßgleichen in drei gewölbte Kammern getheilt, f Graben, g Stadt, h Hafen, durch zwei vorſpringende Felſen geſchützt, i i i Ueberreſte von Gewölben, j und l ſind die in Fig. 3 vorgeſtellten Mauern, Fig. 2 und 3 Vogelperſpective des Gewölbes e.

Die nordweſtlich vorſpringende Landzunge enthält auf ihrer Spitze die Ruinen einer vollſtändigen Feſtung, welche ungefähr ½ Stunde von Karaboga entfernt iſt. Die Mauern der Seeſeiten ſind faſt ganz verſchwunden, nur ſieht man hin und wieder Spuren von viereckigen Thürmen; die Mauer der Landſeite dagegen iſt noch ganz vollſtändig vorhanden, ſie iſt aus Ziegelſteinen erbaut, und hat acht fünfſeitige Thürme, ebenfalls aus Ziegelſteinen, alle noch ziemlich gut erhalten; außerdem iſt dieſe Hauptmauer durch eine Zwingermauer aus Kalkſtein geſchützt, gleichwie die Thürme eine Art Stütze oder Unterlage von Kalkſtein haben. Am nördlichen Ende der Mauer iſt eine Ciſterne von bedeutender Größe, und eine andere etwas kleinere in der Nähe; auf dem höchſten Punkte des innern Raumes iſt eine unterirdiſche gewölbte Kammer und in ihrer Nähe ein anderer unterirdiſcher Bau, in drei gewölbte Kammern abgetheilt. Eine Art Graben trennt die Akropolis von der eigentlichen Stadt, welche letztere die äußerſte Spitze der Landzunge einnimmt. Die Stadt hatte auch einen kleinen Hafen, der aber nur für Boote zugänglich iſt.

Der ſo eben beſchriebene Ruinen-Complex gehört ſicherlich nicht zum alten Priapus, man findet nicht ein einziges Stück, welches griechiſch oder römiſch ſeyn könnte, namentlich aber ſind die Mauern und Thürme nicht gegen antike, ſondern gegen mittelalterliche Angriffswaffen gerichtet; auch ſind ſie für eine vorchriſtliche Periode viel zu gut erhalten, und wir ſind daher zu der Annahme gezwungen daß wir die Ruinen einer mittelalterlichen Feſtung vor uns haben. Priapus aber wird meines Wiſſens zuletzt im Solinus und auf der Peutinger'ſchen Karte erwähnt.

Dieſe Bemerkungen führen uns unwillkürlich zu dem Schluſſe daß Karaboga (d. h. das ſchwarze Boga) die Stadt Biga oder Boga (die Orthographie Biga iſt neu) vorſtelle, welche im J. 1365 von den Türken erobert wurde; die Bedenken welche gegen das binnenwärts am Granikus liegende Biga erhoben wurden, verſchwinden hier gänzlich, denn dieſes liegt am Meere, und kann alſo eben ſo gut von der Seeſeite wie zu Lande angegriffen werden.

Digitized by Google

Ebenſo erklärt dieſe Lage hinlänglich, wie es möglich war daß ein ſolcher Ort ſich noch mehrere Jahre gegen die mit großer Uebermacht herandringenden Osmanen halten konnte. Zum Ueberfluß erwähne ich noch daß die Ueberſetzer des Chodſcha Seadeddin, deren Arbeit Löwenklau veröffentlichte, den Ort Boga und Buga, nicht Biga nennen, ein Beweis daß man damals, im 16ten Jahrhundert, noch nichts von Biga wußte.

Anknüpfend an dieſe Thatſache, können wir nunmehr mit Sicherheit annehmen daß das heutige Karaboga nicht nur das antike Priapus, ſondern auch das mittelalterliche Pegä repräſentire, welches zur Zeit der Kreuzfahrer eine bedeutende Rolle ſpielte. Um jedoch mich nicht mit fremden Federn zu ſchmücken, beeile ich mich zu erwähnen daß ſchon Hr. Haſe in einem Aufſatz über die Geographie von Bithynien (im Anhang zum 19. Bande der Hiſtoire du Bas Empire von Lebeau) dieſe Vermuthung aufgeſtellt hat, die er mit verſchiedenen ſehr ſcharfſinnigen Gründen belegt. Unter andern entnehme ich aus dieſem Aufſatze daß die Lateiner zur Zeit der Kreuzzüge dieſen Ort in ihren Chroniken Spiga benannten, und auf der catalaniſchen Karte heißt das Vorgebirge, welches die oben beſchriebene Ruine enthält, Cap de Spiga. Das vorgeſchobene S macht dem Kenner der neugriechiſchen Sprache nicht die geringſte Schwierigkeit. Dagegen wurde Hr. Haſe in Betreff des heutigen Namens durch die Lapie'ſche Karte in Irrthum geführt, wo der Ort Karabougaz genannt wird. Die Frage des Hrn. Haſe: „N'y a-t-il plus, dans ce lieu, à peu de distance de l'embouchure du Granique, aucun vestige d'églises et de fortifications?“ iſt durch meine Beſchreibung der Localität hinlänglich beantwortet. Mit Hülfe des beigegebenen Grundriſſes wird man alle Ereigniſſe, die Georgius Akropolita, Nicetas Choniates, Pachymeres und Kantakuzenos von Pegä erzählen, vollſtändig verſtehen; doch will ich mich nicht dabei aufhalten, ſondern den weitern Verfolg und Schluß unſerer Excurſion berichten.

Nach Beſichtigung der Ruinen ſchlugen wir den Weg nach Alſas ein, unſer Sürüdſchi hatte ſich unterdeſſen genau nach dem Weg erkundigt der zum Dorf hinausführt, fünf Minuten weiter war ſeine Weisheit zu Ende, und er ſchlug einen Weg ein der uns in kurzer Zeit unter den Füßen entſchwand; wir mußten alſo wieder eine Strecke zurück, und ohne ihm weiter zu folgen, ſchlugen wir die Richtung ein welche die Karte uns angab; dieſer Weg war aber auch ſchlecht, durch Dornen und ſtachlichte Akazien; wir verſuchten wieder die Höhe zu erreichen, wo aber durchaus gar kein Weg war, alſo wieder zurück, und indem wir trotz der Proteſtationen des Sürüdſchi conſequent in der Richtung nach Alſas fortritten, erreichten wir endlich einen ſchönen Weg; unterdeſſen gieng die Sonne unter, der ſchöne Weg erlaubte uns aber raſch vorwärts zu traben, und in kurzer Zeit erreichten wir das Meer; Hirtenknaben ſagten uns, wir müßten noch einen Berg überſchreiten, und hätten noch eine Stunde bis Alſas. Ihre Ausſage war richtig, und wir gelangten mit völliger Dunkelheit ins Dorf. Um unſere vorausgeſchickten Leute aufzufinden, feuerten wir eine Piſtole ab, welcher Schuß, zu unſerm größten Jubel, von unſern Leuten am andern Ende des Dorfes beantwortet wurde. In unſerm Quartier war durch die Bemühungen unſerer Leute ſchon ein Luculliſches Mahl bereitet, wenigſtens ſchien es uns ſo nach längerer Hungerkoſt, denn wir hatten Truthühner, Reis und ſchönes ſchmackhaftes Brod.

Mittwoch, 27 Auguſt. Vor allen Dingen wurde ein reinigendes und erfriſchendes Seebad genommen. Da heute griechiſcher Feſttag (Mariä Himmelfahrt) war, ſo waren alle Leute zur Kirche gegangen. Nach beendigtem Gottesdienſte hatte ein Finanzbeamter die Gemeinde zu einer Verſammlung berufen. Sie betraf gewiſſe Rückſtände in den Abgaben, und der Redner bedeutete den Saumſeligen daß ſie binnen 24 Stunden zahlen oder ins Gefängniß wandern müßten.

Alſas hält 100 Häuſer, und iſt nur von Griechen bewohnt, welche von Fiſcherei und Schifffahr leben; der Ort hat zwei Häfen, einen Sommerhafen und einen Winterhafen, beide aber können nur ganz kleine Fahrzeuge aufnehmen. Das Saliane beträgt 25,000 Piaſter. Es befinden ſich auch einige unbedeutende Alterthümer hier.

Wir ritten über Degirmendſchick (das alte Pityä) nach Parium, an deſſen Stelle jetzt Kemer ſteht. In Kemer finden ſich ſehr viele Alterthümer, faſt in oder bei jedem Hauſe ſieht man Capitäle, Frieſe, cannellirte oder glatte Säulenſchäfte, Altäre, Grabſteine u. ſ. w. Sonderbarerweiſe ſteht vor dem Brunnen eine Säule mit einer Inſchrift, welche der vorhin in Priapus gefundenen völlig gleichlautend iſt, nämlich zu Ehren des Kaiſers Hadrian als Gründer der Colonie, obgleich ſchon Plinius (H. N. V. 40) Parium als Colonie bezeichnet. Die alte Stadt Parium hat etwas öſtlicher gelegen und einen ziemlich großen Raum eingenommen, ſie lag höher als das heutige Kemer. Die Ringmauern laſſen ſich noch ziemlich verfolgen, außerdem ſieht man noch die Reſte von zwei bis drei Gebäuden, deren Beſtimmung ſich jedoch ſchwer ermitteln läßt; ſo z. B. ſieht man ein kubiſches Gebäude, von außen mit Quadern bekleidet, ohne Fenſter und ohne ſichtbaren Eingang, freilich iſt eine untere Ecke weggebröckelt, aber erſt im Laufe der Zeit, wie es ſcheint. In dem Atlas zu den Reiſen des Herzogs v. Choiſeul-Gouffier iſt dieſes ſonderbare Gebäude ſehr gut abgebildet. Ein anderes Gebäude iſt gewölbt geweſen, alſo aus römiſcher Zeit. Nur an dem öſtlichſten Ende des Hafens ſieht man nahe bei einer Windmühle verſchiedene weiße Marmorquadern als Theile einer Mauer welche wahrſcheinlich zum Theater gehörte, denn am Strande liegt außer andern Frieſen, Säulen u. ſ. w. eine Säule zu Ehren des Schauſpielers P. Publius. — Jetzt iſt Kemer von Griechen und Türken bewohnt und hat einen Hafen, welcher etwas größer iſt als der von Alſas, aber kleiner als der von Karaboga, es lagen 4 kleine Schiffe in demſelben.

Von Kemer nach Lampſacus führen drei Wege, von denen der eine noch ſchlechter und unſicherer ſeyn ſollte als der andere. Was die Unſicherheit der Wege betraf, ſo waren wir ſchon an dieſe Redensart gewöhnt, die ſchlechte Beſchaffenheit des Weges aber war keine Mythe, ſondern reine Wahrheit ohne alle Uebertreibung. Wir nahmen einen Griechen aus Kemer mit, um uns nach Göridſchi, einem 3 Stunden entfernten Dorfe, zu führen. Die ſchlechte Beſchaffenheit des Weges und der Pferde und der Eintritt der Dunkelheit verlängerten den Weg auf 7 Stunden. Als wir Kemer verließen, paſſirten wir eine Brücke; links auf dem entgegengeſetzten Ufer ſieht man noch die Trümmer einer römiſchen Waſſerleitung, welche wahrſcheinlich dem Orte ſeinen heutigen Namen verſchaffte (Kemer heißt eine mit bogenförmigen Durchgängen und Oeffnungen verſehene Waſſerleitung).

Digitized by Google

In Göridschi, wo wir um 9 Uhr ankamen, trafen wir nur einen alten Hirten, der uns ein Haus zeigen sollte, um dort zu übernachten, der Hirte führte uns zum Kiaja, wo wir alle Bauern versammelt und in ernstlicher Berathung sahen. Verwundert, was diese Berathung bei so später Stunde bedeute, sagte man uns, es handle sich um das Birgü (Grundsteuer), dessen Betrag am folgenden Tag eingeliefert werden müßte.

Donnerstag, 28 August. Göridschi ist jedenfalls ein sehr alter Ort, man sieht verschiedene Säulen und Grabsteine im Dorfe zerstreut, am meisten jedoch in der Nähe der Moschee; hier sieht man zwei Säulen in geringer Entfernung von einander mit ihren Capitälen aus der Erde hervorstehen, so wie nahe dabei ein uraltes hölzernes Haus zwei schöne antike Säulen zu Stützen hat. Auch ist hier eine Quelle mit Bäumen, so daß es mir ziemlich wahrscheinlich ist daß die Moschee den Platz eines alten Tempels und später einer christlichen Kirche einnimmt. Zur Erklärung des heutigen Namens (Göridschi, d. h. Zuschauer) erzählte man mir folgende Geschichte: „In ältesten Zeiten, als nur erst ein einziges Haus dort war, kamen Genueser dahin, man fragte sie nach dem Zweck ihrer Reise, sie sagten, sie wären nur gekommen, um das Land zu besehen, hätten sich dann aber dort festgesetzt, worauf der Name für den Ort geblieben wäre." Ob unter Göridschi der alte Name Gergithes oder Gergithium steckt, ist mir nicht recht klar, denn verschiedene Angaben der Alten über Gergithium stimmen nicht mit der Lage des heutigen Göridschi.

Wir brachen um 7½ Uhr auf und hatten bis zum Meeresstrande einen schönen Weg durch einen reizenden Platanenwald von einer Stunde, der Rest unsers Weges gieng längs dem Strande bis Tschardak. Nach ¾ Stunden ritten wir bei einem Berge vorbei, auf dessen Gipfel die Ruinen einer alten Festung stehen, es dürfte keinem Zweifel unterliegen daß es die Ruinen von Päsus sind. Der Fluß Päsus heißt jetzt Beiram Deressi.

Um Mittag erreichten wir Tschardak, von wo meine Reisegefährten ihre Reise nach den Dardanellen fortsetzten, während ich mich hier von ihnen verabschiedete und in Gallipoli das Dampfboot abwartete, welches mich am 31 August nach Konstantinopel brachte.

Indem ich nun auch Abschied von den Lesern des Auslands nehme, sehe ich mich aus verschiedenen Gründen veranlaßt die Anonymität, welche ich bisher beobachtete, aufzugeben, um so mehr, da ich schon in den früheren Aufsätzen theilweise erkannt worden bin. Ich bekenne mich also hiermit öffentlich als Verfasser der in fünf verschiedenen Aufsätzen unter dem Titel „Skizzen aus Kleinasien, von C. L. H." im Ausland erschienenen Reiseberichte. — Da ferner mein militärischer Begleiter auf dieser zuletzt geschilderten Reise einen so wesentlichen Antheil an den wichtigsten Entdeckungen und Ergebnissen derselben, namentlich an der Wiederauffindung von Palästepsis hat, und die Gründe welche ihn damals veranlaßten incognito zu reisen, seitdem längst aufgehört haben, so bemerke ich daß es Se. Hoheit Wilhelm Herzog von Württemberg, jetzt Oberstlieutenant im Kaiser Franz Joseph I Infanterie-Regiment ist, mit welchem ich die Ehre hatte vorstehende Reise zu machen.

Die Engländer in den nordwestlichen Gränzlanden ihres indischen Reiches.

Die Ansichten der englischen Staatsmänner und der ostindischen Compagnie über die Stellung Großbritanniens zu den einheimischen Fürsten haben im Laufe der Zeit mannichfachen Wechsel erfahren. Mit diesen Ansichten hängen die Ereignisse innig zusammen, sie sind großentheils aus ihnen hervorgegangen. Man könnte ihnen gemäß die Geschichte der Engländer in Asien in drei verschiedene Zeiträume eintheilen. Bald nach der Festsetzung in Bengalen erschien eine allzugroße Ausdehnung der Herrschaft für die Macht selbst gefährlich. Ueberdieß galt es manchem Staatsmann und vielen aus dem Volke für ein Unrecht die legitimen Fürsten ihrer Herrschaft zu berauben. „Nur ein Einbruch großer Massen welche im fremden Lande sich niederlassen, berechtige zu solchen Maßnahmen." Diese Ansicht blieb lange die herrschende, und bewirkte die so häufige Einsetzung neuer Fürstengeschlechter, oder die Wiedererhebung der abgesetzten innerhalb der eroberten Reiche in Hindostan und Dekhan. Da fehlte es nicht an unangenehmen Erfahrungen. Entweder suchten die neuen Fürsten das lästige Joch der Franken abzuschütteln und sich unabhängig zu machen, oder sie ergaben sich einem liederlichen Despotismus, der die brittischen Eroberungen in Räuberhöhlen verwandelte. Beides konnte man nicht dulden. Am besten wäre es wohl, so dachten manche, diese Fürsten der Macht zu entkleiden und ihre Länder unter Sequester zu regieren. Das ist auch während der letzten Jahrzehnte wiederholt geschehen, und hie und da mit gutem Erfolg. Ein brittischer Beamter trat dann an die Stelle des entsetzten Fürsten; alle andern Einrichtungen und einheimischen Gesetze sind geblieben. So geschah es namentlich zu Maisor, worüber die anglo-indische Regierung (1856) eine ausführliche Darstellung veröffentlicht hat.

Mit solchen Maßregeln, sagen die Gegner der Sequestrationen, haben wir nur wenig gewonnen. Mehrere Classen der Bevölkerung sehen immer noch zu den einheimischen Fürsten empor und bauen auf sie thörichte Hoffnungen künftiger Unabhängigkeit. Bevor nicht alle ehemals regierenden Familien, alle einheimischen aristokratischen Classen zu Grabe gegangen, ist unsere Herrschaft nicht gesichert; erst dann sind wir auch moralisch die Gebieter von Hindostan und Dekhan. Alles Volk jener Länder, die öffentliche Meinung selbst wird nur uns kennen. Dieser Ansicht, der herrschenden im indischen Hause und bei den englischen Staatsmännern, huldigte auch Oberstatthalter Lord Dalhousie. „Eine friedliche zuwartende Politik, wie zu den Zeiten des Lords Cornwallis, des John Shore und anderer Statthalter war schon damals und vielmehr jetzt ganz ungeeignet. Wellesley ist das nachahmenswürdige Beispiel. Alle indischen Großen müssen bei passender Gelegenheit, unter diesem oder jenem Vorwande, beseitigt werden."

Nach solchen Grundsätzen verfuhr der Lord im anglo-indischen Reiche, gleichwie ein Selbstherrscher. Einen mehr andeutenden als ausführlichen Bericht über alle äußern und innern Ereignisse während seiner achtjährigen Verwaltung gibt seine Denkschrift welche auf Befehl des Unterhauses der Oeffentlichkeit übergeben wurde. [1]

[1] Minute by the Marquis of Dalhousie, reviewing his Administration from January 1848 to March 1856.

Der Oberſtatthalter Lord Hardinge hielt nach der Unterzeichnung des Friedens mit den Sikh die Ruhe im Fünfflußgebiete der Art geſichert daß er meinte, es könnten im Kriegsweſen bedeutende Verminderungen eintreten. Das anglo indiſche Heer war von 1837 bis 1846 um 120,000 Mann aller Waffengattungen und 834 Officiere vermehrt worden. Hardinge hat (1847) 50,000 Sipahis entlaſſen und nicht lange hernach um ſeine Enthebung gebeten. Lord Dalhouſie landete am 12 Januar 1848 zu Bengalen und übernahm alsbald die Leitung der indiſchen Regierung. In England rechnete man ſo ſicher auf den dauernden Frieden im öſtlichen Reiche, daß bei der Wahl des neuen Oberſtatthalters vorzüglich ſeine Handels- und Geſchäftskenntniſſe berückſichtigt wurden.

Die Anordnungen Hardinge's hatten ſich nicht bewährt. Das Pendſchab mußte, wäre auch der Oberſtatthalter nicht aus Princip dieſer Anſicht geweſen, unter die unmittelbare Herrſchaft der Engländer geſtellt werden. Nur ſo konnte man neuen Kriegen, neuen Verlegenheiten vorbeugen. Dieß geſchah mittelſt einer Bekanntmachung des Oberſtatthalters am 29 März 1849. An dieſem Tage wurde dem Volke der Sikh die Vereinigung des Reiches des Maharadſchah Dhalip mit Brittiſch-Indien verkündet. „Die Sikh," erklärte Lord Dalhouſie, „hätten die auferlegte Kriegsſteuer nicht bezahlt und die Darlehen niemals zurückerſtattet; ſie hätten ſich durch die Erneuerung des Krieges undankbar bewieſen und jeden Anſpruch auf Milde verwirkt. Die indiſche Regierung wäre der eigenen Sicherheit wegen und gegen ihren Willen gezwungen die Familie des Ranadſchit des Thrones zu entſetzen. Das ganze Eigenthum dieſer Familie, alle liegende und fahrende Habe, beſonders die Juwelen, ſeyen die rechtmäßige Beute des Siegers; Dhalip erhalte einen Gnadengehalt; den friedlich geſinnten Häuptlingen verbleiben ihre Lehen; die andern verlieren ſie ſammt dem übrigen Beſitzthum. Alle Burgen, außer die von den Engländern beſetzten, werden geſchleift und auch die andern Feſtungswerke werden niedergeriſſen. Von nun an gebe es keine Staatsreligion mehr im Lande der Fünfflüſſe: Brahmanen, Sikh und Muſelman genießen gleiche Rechte." Dieß alles wurde im vollen Staatsrathe zu Lahor verkündet. Dhalip unterzeichnete mit kindiſcher Sorgloſigkeit ſeine Abdankungs-Urkunde, ihm folgten die Häuptlinge. Nur ein einziger wagte einen leiſen Widerſpruch. „Ihr Engländer," ſprach Diannath, „habt 200,000 Sikh ermordet und jetzt nehmt ihr noch unſer Land."

Die brittiſchen Farben flaggten auf dem Schloſſe zu Lahor und hundert Kanonenſchüſſe verkündeten den Untergang des Reiches der Sikh. Gholab behielt, vielleicht zur Belohnung geheimen Verraths, ſein Fürſtenthum Dſchamu unter den Bedingungen des Vertrags von Amritſir. Auf die Nachkommen wird es der Maharadſchah ſchwerlich vererben. Die Bewohner innerhalb der Fünfflüſſe wurden entwaffnet und das Land durch 33,000 Mann militäriſch beſetzt; die meuteriſch geſtimmte Hauptſtadt, mit einer Bevölkerung von 80,000 Seelen, worunter aber kaum 4000 Sikh, erhielt allein eine Garniſon von 8000 Mann; überdieß blieben 38,000 an den Gränzen ſtehen. Alle Truppen zuſammen im Pendſchab, dem Dſchalandher Zwiſchenflußgebiet und an der Nordweſtgränze, beliefen ſich auf 71,000 Mann. Das Fünfflußgebiet kam unter die unmittelbare Aufſicht des Oberſtatthalters; Dalhouſie wollte über die neue Eroberung unumſchränkt ſelbſt gebieten. Einigen einſichtsvollen Männern wurde die Regierung übertragen, welche nach öſtlicher Weiſe alle höchſten Gewalten in ſich vereinigten. Sie haben auch innerhalb weniger Jahre eine vollkommene Umgeſtaltung erwirkt; das Pendſchab gehört jetzt ſchon zu den ruhigſten und glücklichſten Ländern im Morgenlande, [1] es hat unter allen den vielen Aufſtänden im Reiche, bis jetzt (Jul. 1857) die Ruhe erhalten.

Die Entwaffnung geſchah ohne Widerſtand; die Sikh haben wiederum, wie ihre Ahnen gethan, zum Pfluge gegriffen; ſie erfreuen ſich, wie niemals vorher, der Früchte ihres Fleißes, geſtützt durch die ſtarke Hand des neuen Gebieters. Andere haben das Kriegshandwerk vorgezogen; ganze Maſſen ließen ſich anwerben und fochten unter den früher ſo ſehr verhaßten Fahnen gegen die Birmanen und andere Feinde der Britten. Dieſe Sikh zählen, wie die Erfahrung der letzten Monate lehrt, zu den tapferſten und verläſſigſten Kriegern im anglo-indiſchen Heere. Die großen Lehen, von Ranadſchit Singh ſeinen Getreuen und dem ſchwelgeriſchen Hofgeſinde verliehen, wurden eingezogen; es galt den Adel und alle die höhern Claſſen zu ſchwächen und zu vernichten. Die frühern Schenkungen an die Gotteshäuſer blieben den Geiſtlichen, jedoch nur auf Lebenszeit. Auch ſie werden beim Tode der jetzigen Beſitzer zum Staatsgute geſchlagen.

Die Canaliſirung des Baridoab oder Barizwieflußgebietes zur Berieſelung des Landes zwiſchen dem Ravi und der Satledſch iſt ein Werk ſolcher Größe, daß ſie nur von dem Ganges-Canal übertroffen wird. Ihre Hauptlinie ſammt den Nebenzweigen erſtreckt ſich auf 465 (engl.) Meilen. Selbſt während der trockenen Jahreszeit wird der Canal bei ſeinem Beginn in jeder Secunde eine Waſſermenge von 3000 Kubikfuß einherwälzen. Zu Multan ſind die künſtlichen Rinnſale, ein Werk der ehemaligen afghaniſchen Gebieter des Landes, ſchnell wieder hergeſtellt, in einer Ausdehnung von 60 (engl.) Meilen. Den Indus und ſeine Nebenflüſſe ließ die Regierung wiederholt durch Dampfer befahren. Man kann, nach Angabe des Oberſtatthalters, mittelſt ſolcher Dampfer bis unfern Kalabagh, und, ſind einſtens nur geringe Flußcorrectionen geſchehen, nach Atak gelangen. Das Rinnſal des Indus wurde die Heerſtraße zwiſchen Europa und den nordweſtlichen Marken des angloindiſchen Reiches; Truppen kommen und gehen auf dieſem Wege; der koſtſpielige und mühſame Umweg über Calcutta blieb beſeitigt. An der großen Hauptſtraße des anglo-indiſchen Reichs, welche von Calcutta über Delhi, Karnal, Ludianah, Lahor und Peſchawer ſich zieht, in einer Länge von 1423 Meilen, wurde alsbald nach der Einziehung des Landes, auf der Strecke durch das Pendſchab, von Ludianah längs des Dſchalandher Duab, über den Bias nach Amritſir und Lahor, dann von Lahor über Weſtrabad und den Dſchelam nach Rawel-Pindi, Atak und Peſchawer ſo tüchtig gearbeitet, daß man nächſtens, ungeachtet der großen Schwierigkeiten, ihrer Vollendung entgegenſieht. Die Strecke dieſer Hauptlandſtraße durch das Pendſchab erheiſcht 103 große ſteinerne Brücken und 460 kleinere. Für die Schiffbrücken über den Ravi, über den Dſchenab, Dſchelam und Indus ſind 325 größere Boote beſtimmt; die hängende Brücke bei Atak, über den Indus geführt, hat eine Spannung von 750 Fuß. Die Unkoſten dieſes großartigen Römerwerkes von Calcutta nach Peſchawer ſind in runder

[1] First Punjab Report 33, 58. Second Punjab Report 212.

Digitized by Google

Summe auf eine halbe Million, und die Unterhaltungskoſten auf 50,000 Pf. St. berechnet. [1]

Nicht bloß in politiſcher und militäriſcher Beziehung, ſondern auch für den innern Verkehr und für den Handel nach Mittelaſien muß dieſe Heerſtraße eine große Wichtigkeit erlangen. Die Karawanen von Turkeſtan und Tübet, von Afghaniſtan und Kaſchmir werden auf dieſem Wege ihre Rohproducte zu Markt bringen und dafür Fabricate mit in die Heimath nehmen.

„Wir haben bald nach der Einverleibung des Pendſchab in Erfahrung gebracht," ſchreibt Lord Dalhouſie, „daß die Radſchputen, dann die Nachkommen des Nanak, des Begründers der Secte der Sikh, mehrere Clane in Sindh, die Suddoſi Afghanen, die Wanderſtämme innerhalb der Steppen des Pendſchab und ſelbſt die Muſelmanen in Multan mehr oder weniger dem Verbrechen der Ermordung weiblicher Kinder ergeben ſind. Der Urſachen werden vorzüglich zwei angegeben: Geburts- und Beſitzſtolz. Die Eltern ermorden ihre Töchter weil ſie fürchten ſie könnten dieſe nicht ebenbürtig verheirathen oder die hiefür nothwendigen Unkoſten nicht auftreiben." [2] Auf einer vom Oberſtatthalter im Rathe gutgeheißenen Verſammlung der Stammhäupter zu Amritſir (1853) ſind mehrere Verordnungen zur Beſeitigung dieſer zwei Urſachen des Verbrechens angenommen worden. Sie wurden in allen Gebieten des Pendſchab gebilligt; auch Maharadſchah Gholab Singh fügte ſich ihnen; alle Radſchputen ſeines Fürſtenthums mußten ſich daran halten. „Würden dieſe Maßnahmen," wie der Vorſtand der Regierungs-Commiſſion im Pendſchab ſich ausdrückt, „vom Erfolg gekrönt ſeyn, ſo müßten ſie in gewiſſer Beziehung eine vollkommen bürgerliche Umgeſtaltung zur Folge haben. Nicht bloß daß man ein barbariſches und geheimes Verbrechen beſeitigt hätte, ſondern endloſe Mißbräuche bei Verheirathungen würden aufhören, die Moralität in den Familien wäre verbeſſert und die Stellung des weiblichen Geſchlechtes geſichert."

Gegen andere vorgefundene Gräuel ſind die neuen Gewalthaber ſtreng und entſchieden eingeſchritten, ſo gegen das erbliche, während des Jahres 1851 auch im Pendſchab entdeckte Räuberthum der Thag. Man gewann jedoch bald die Ueberzeugung daß die Thag im Fünfflußgebiet nicht ſo gefährlich ſind wie ihre Genoſſen jenſeits des Satledſch. Sie entbehrten den großen Scharfſinn, die hinterliſtige Standhaftigkeit, den dunkeln Aberglauben, die heiligen Ceremonien, die beſondere Mundart und das geheimnißvolle Vereinigungsband, wodurch die erblichen Räubergenoſſenſchaften im übrigen Indien ſich ſo furchtbarer Weiſe auszeichnen. Die Thag des Pendſchab waren bloß Straßenräuber und Mörder, rohe, verwilderte und verzweifelte Leute, welche den niederſten Sikhclaſſen angehörten. [3] Jeder dieſer Räuber, welchem ein Mord nachgewieſen werden konnte, wurde hingerichtet und die Dorfſchaften für das Verhalten verantwortlich gemacht. Dieß wirkte derart, daß ſchon 1853 nur ein einziger Mord ſtattgefunden hat. Im Jahre 1856 war vom ganzen Thagweſen keine Spur mehr übrig. Thag ſind jetzt bloß in der gutgeordneten Gemeinde von Dſchabbalpor vorhanden, wo ehemalige Bandenmitglieder ſammt ihren Verwandten und Nachkommen unter ſtrenger Aufſicht leben und eine ruhige Anſiedlung bilden. Die Bewohner von Dſchabbalpor zeichnen ſich aus durch ihre Induſtrie und trefflichen Handarbeiten; ihre Fabricate ſind ſelbſt auf den Weltausſtellungen zu London und Paris bemerkt, und als rühmlichſte Beweiſe indiſcher Induſtrie geprieſen worden. [1]

Bei ſolch einſichtsvollen Vorkehrungen wurde es möglich gemacht daß ſchon nach wenigen Jahren die jährlichen reinen Erträgniſſe des Fünfflußgebietes vom Oberſtatthalter ſelbſt, dann durch den Vorſitzenden des Directorenhofes, Major Sykes, in einer Verſammlung der Actienbeſitzer (14 Mai 1856), auf die runde Summe von 1½ Mill. Pf. St. angegeben werden konnten. Die Ausgabe für das Heer an des Reiches Nordweſtgränze und im Pendſchab ſelbſt ſind mit gutem Grunde hievon nicht abgezogen. Waren doch immer große Truppenmaſſen in jenen Gegenden nothwendig; die Einverleibung des Sikhreiches hat ihre Anzahl eher gemindert als vermehrt.

[1] Statistical Papers relating to India. Auf Befehl des Hauſes der Gemeinen gedruckt, 30 April 1853. S. 60.
[2] Second Punjab Report §. 171. §. 177. Minute by the Marquis of Dalhousie 38.
[3] First Report §. 187.

Der Zuſtand der Armen im chineſiſchen Reich und der Portugieſen in Macao.

In einem ſo dicht bevölkerten Lande wie China findet man natürlich auch eine große Anzahl Arme. Die bei weitem bedeutendſte Anzahl beſteht aus ſolchen Armen welche ehemals reich oder vermögende Leute waren, dann aber in Folge plötzlicher, unvorhergeſehener Unglücksfälle, wie z. B. durch das Austreten eines Fluſſes, durch Feuersbrünſte und Mißgeſchick ähnlicher Art, ihre ganze Habe einbüßten, und in die Nothwendigkeit verſetzt wurden bei der Obrigkeit um die Erlaubniß zum Betteln nachzuſuchen. Solche Leute ſehen ſich aber nur dann genöthigt den Bettelſtab zu ergreifen, wenn ihre ganze Sippſchaft ebenfalls des Vermögens verluſtig geworden; denn in China iſt es Brauch daß die vermöglichen Glieder der Familie für den Unterhalt ihrer armen oder herabgekommenen Verwandten Sorge tragen.

Die übrigen welche das öffentliche Mitleid in Anſpruch nehmen, ſind ſolche welche durch körperliche Gebrechen arbeitsunfähig gemacht wurden. Sie zerfallen in zwei große Claſſen, in die reinen und unreinen. Die reinen Bettler beſtehen aus den Blinden, den Lahmen und den Taubſtummen. Zu den unreinen gehören die Ausſätzigen.

Erſtaunlich groß iſt die Zahl der blinden Bettler in China. Ich bin jedoch, ſagt der engliſche Doctor Collin, nicht im Stande geweſen ihre Anzahl im Verhältniß zur ganzen Bevölkerung auch

[1] Minute p. 38.

Digitized by Google

nur annähernd zu ermitteln. Die Bestunterrichteten scheinen es nicht zu wissen oder wollen es vielleicht nicht sagen, denn gewöhnlich geben sie ausweichende Antworten, wie z. B.: diese Unglücklichen kämen aus andern Theilen des Landes u. s. w. Einige von ihnen können musikalische Instrumente spielen und Märchen erzählen, und verschaffen sich dadurch ihren Unterhalt, denn sie machen so lange Lärm bis man ihnen etwas gibt. Diese sind daher eher als von ihrer Arbeit Lebende denn als Bettler zu betrachten. Aber bei weitem der größte Theil von ihnen zieht als gemeine Bettler umher, häufig in Gesellschaften zu zehnen oder zwölfen vereint, und in diesem Falle von einem Führer geleitet. Nicht selten halten sich zwei oder drei zusammen, ohne eigene Führer, die dann bloß durch Herumtasten mit langen Stöcken ihren Weg ausfinden.

In allen Gassen und auf den Landstraßen sitzen Blinde und Lahme in großer Anzahl, und suchen das Erbarmen der Mitleidigen rege zu machen. Am schrecklichsten ist die Lage der vom Aussatze Befallenen. Die mit dieser Krankheit Behafteten sind für immer aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, und werden sogar von ihren Verwandten gemieden, selbst wenn sie ihre Gesundheit wieder erlangen. Am zahlreichsten sieht man sie in der Nähe des europäischen Quartiers zu Canton. Eine einzige kalte Winternacht richtet unter diesen unglücklichen Wesen schreckliche Verheerungen an. Es könnte ihnen leicht wieder zur Gesundheit verholfen werden, aber wozu würde dieß nützen? Nach den abergläubischen Begriffen der Chinesen sind sie ein für allemal von allen Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens ausgeschlossen und dürfen nicht einmal zur Arbeit verwendet werden.

Anstalten zur Unterstützung und Ernährung der armen und altersschwachen Personen, der Blinden und Lahmen, finden sich in allen großen Städten. Allein zu Canton finden wir deren sechs, wovon eine jede, wie schon sein Name andeutet, zu einem eigenen Zwecke bestimmt ist. Thi-liu-so, Ort der Ruhe für Landstreicher, dient zum Unterhalt der fremden Bettler welche nach Canton kommen; Ju-jing-tang, Halle für Ernährung der Säuglinge, zur Aufnahme der Findelkinder vorzüglich weiblichen Geschlechts, deren jährlich, obgleich das chinesische Gesetz es verbietet und die Moral solche Handlung verdammt, eine Menge ausgesetzt werden. Diese Anstalt, wozu eine Anzahl Aerzte und Säugammen gehören, ward von der privilegirten Compagnie der Salzhändler gegründet. Das Hospital Ma-fong-juen ist ein Leprosenhaus, dessen Ausgaben durch besondere Kreisumlagen gedeckt werden. Im Ku-mu-juen werden die Blinden, im Nan-pu-tsi-juen die armen kinderlosen Greise, und im Nü-pu-tsi-juen die armen mittellosen Frauen aufgenommen, und theils auf Kosten des Staats, theils auf Kosten der Gemeinde unterhalten. Es gibt besondere Getreidemagazine, um Alte, Waisen, Arme und Kranke zu ernähren.

Eintheilungen des Landes ähnlich unsern Sprengeln sind in China nicht bekannt; außer der administrativen Eintheilung in Kreise und Districte existirt keine andere, und mit diesen sind keine Einrichtungen zur Unterstützung der Armen verbunden. Es ist alles den einzelnen Städten und Ortschaften überlassen.

Die Tempel und gottesdienstlichen Häuser der Chinesen sind zu manchen Zeiten weiter nichts als Orte wo Almosen gespendet werden, hie und da vielleicht mehr aus Prahlerei denn aus wahrer Barmherzigkeit. Auch die Districtsbeamten vertheilen in ihren Tempeln zuweilen Geschenke an die Armen, an die Bejahrten, Blinden u. s. w., aber Stiftungen zu barmherzigen Zwecken scheinen mit keinem ihrer Tempel verbunden zu seyn. Jedoch findet man in der Vermessung des Reiches gewisse Stiftungsländereien besonders aufgeführt. Ziemlich allgemein ist der Glaube verbreitet daß Werke der Barmherzigkeit dem Himmel wohlgefällig sind und durch sie bevorstehendes Unheil abgewendet werden kann. Hievon handelt im besondern das Werk über die verborgenen Wohlthaten. Deßhalb werden an gewissen Tagen barmherzige Gaben in Geld, gewöhnlich aber in Reis ausgetheilt. In einem Lande, wo die nothwendigsten Lebensbedürfnisse in gewöhnlichen Zeiten so wohlfeil sind, wo ein wenig Reis, ein wenig Schweinefleisch oder Fisch, etwas Gemüse und einige Früchte selbst dem Bemittelten zur Mahlzeit genügen, ist, wie sich leicht denken läßt, die Lage des Armen nicht sehr schlecht. Selbst der Aussätzige scheint, eben wegen der Beschaffenheit seines Gebrechens, mit Leichtigkeit Eßwaaren zu bekommen, und fügt sich mit einer Art von Ergebung in sein sonst hartes Geschick.

Die hier gegebenen Notizen lassen sich vielleicht im allgemeinen nun auf die südlichen oder wärmeren Provinzen China's anwenden. In den nördlichen Theilen des Reiches, wo kein Reis gebaut wird und die Winter strenge Kälte mit sich bringen, hat der Arme natürlich ein viel härteres Leben. Zum Beweise dafür kann angeführt werden daß Bettler aus dem Norden oft in Macao angetroffen werden.

Die den einheimischen Religionen ergebene chinesische Bevölkerung von Macao wird gemeiniglich auf 35 bis 40,000 angegeben; die christliche Bevölkerung, worunter begriffen sind die Portugiesen und portugiesisch gekleideten Chinesen, ferner die durch Vermischung dieser mit ursprünglichen Ansiedlern aus Europa, aus Indien, Afrika, aus den benachbarten Philippinen und malayischen Inseln entstandenen Abarten, beläuft sich auf nicht ganz 10,000 Seelen. Dazu werden noch aus Timor und den portugiesischen Niederlassungen in Afrika jährlich gegen hundert Sklaven eingeführt. So hat sich im Verlaufe von 250 Jahren die gegenwärtige Mischlingsrace von Macao aus diesen mannichfachen Quellen gebildet. Diese christlichen Einwohner zerfallen in zwei Classen: in die von fremder Abkunft und in Nachkömmlinge der Chinesen. Erstere haben allen Stolz, alle Starrheit der ersten Ansiedler beibehalten; mehr reellen Werth dagegen findet man unter der zweiten Classe. Doch gleichen sich beide Classen darin daß sie es unter ihrer Würde halten zu arbeiten; sie haben diejenigen Beschäftigungen welche zur Ausrüstung und Führung der Schiffe unumgänglich nothwendig sind, allein ausgenommen alle andern Zweige der Industrie, bis zur Führung der Geschäfte des Hauswesens hinab, den Chinesen überlassen. Eine solche Ansicht der Dinge, wie die der christlichen Bewohner von Macao, nicht zu arbeiten und kein Gewerbe zu treiben, mußte, wie sich wohl erwarten läßt, eine ganz sonderbare Art von Armuth zur Folge haben: wir meinen damit das staunenerregende Phänomen von Bettlern welche in Seide und Spitzen, mit Schwert und Federhut einherschreiten, „um Gottes willen" ein Almosen erbetteln und dann mit einem „Vergelts Gott!" danken.

Diese eigenthümliche Erscheinung verdient noch mit einigen Worten erläutert zu werden. Die ersten Missionäre waren mit allen Mitteln wohl versehen die Verhältnisse der Neubekehrten zu

Digitized by Google

verbeſſern, und der ermuthigende Erfolg welcher ihre erſten Verſuche krönte, verſchaffte ihnen bedeutende Mittel zur Erbauung prächtiger Kirchen und zur Errichtung umfangreicher milder Stiftungen. Aus dieſen konnte man leicht Unterſtützungen erhalten; dann waren die Miſſionäre auch, da ſie das mögliche Eingehen dieſer Stiftungen nicht berückſichtigten, nicht genug darauf bedacht ihren Untergebenen die Nothwendigkeit des Arbeitens einzuſchärfen. Ueberdieß iſt die Zahl der Heiligentage, an denen jegliche Art von Arbeit ohne ausdrückliche Erlaubniß ſtreng verboten, ſo groß daß jegliche Art von Arbeit dadurch gehemmt wird. Gibt es doch kaum einen Tag im ganzen Jahre, an welchem die Chriſten nicht eine religiöſe Entſchuldigung für die Vernachläſſigung ihrer weltlichen Geſchäfte haben. Die heidniſchen Chineſen hingegen werden durch ihre Religion gar wenig von den Geſchäften abgehalten; ein paar Feſttage zur Zeit des neuen Jahres und des Gräberbeſuchens ſind ſo ziemlich die einzigen Unterbrechungen in ihren Beſchäftigungen. Daher würden die Chriſten Macao's, auch wenn ſie noch ſo ſehr zum Fleiß geneigt wären, es nie ſo weit bringen können als die heidniſchen Chineſen. Dieſer Umſtand mag ihnen anfangs das Arbeiten verleidet haben. Mit der Zeit aber gewöhnten ſie ſich an völligen Müßiggang.

Die Stiftungen Macao's zur Unterſtützung der Armen ſind in neueſter Zeit ſehr in Verfall gerathen. Wäre es nicht ſo leicht ſich eine Quantität Reis zur Befriedigung der dringendſten Bedürfniſſe des Leibes zu verſchaffen, ſo würden viele Hungers ſterben müſſen. Ja in der ganzen Welt gibt es vielleicht keine Claſſe von Armen, welche ſo ſehr unglücklich iſt und ſo ſehr dieß verdient als die hier beſchriebenen, denn ihre Armuth iſt nur dem gänzlichen Mangel an jedem Schamgefühl zuzuſchreiben, welches vielleicht am beſten gegen Trägheit ſichert — die Mutter ſo vielen Elendes auf Erden.

Aus derſelben Quelle entſpringt wohl auch jene Gleichgültigkeit gegen weibliche Unbeſcholtenheit, die gewiß nirgends geringer geachtet wird als hier zu Macao. Und wenn wir dann wieder den Grad der Achtung dieſer Tugend als den richtigen Maßſtab annehmen, alles desjenigen was würdig, was edel, was tugendhaft iſt im Charakter des Mannes — ſo wird ſich am Ende herausſtellen daß dieſe Eigenſchaften nirgendwo ſeltener gefunden werden als unter den verworfenen Nachkommen der Portugieſen in China und wo ſie ſich immer finden mögen, allenthalben in Aſien.

Eine Petition von Hindus an die engliſche Behörde gegen die Kaſtenanmaßung der Brahmanen.

Wir haben in Nr. 34 dieſer Blätter das Kaſtenweſen in Indien geſchildert. Eine merkwürdige Petition von 32 Pantſchalars aus Salem vom 17 Febr. 1840 an den Board of Revenue zu Madras zur Beſeitigung der Kaſtenanmaßung der dortigen Brahmanen, die ſich bei Bower im Anhange findet, verdient noch Erwähnung. Sie lautet:

Wir die unterzeichneten Nachkommen vom Punja Brahma in Salem erlauben uns Euer ehrenwerthes Amt zu unterrichten, daß in den fünf Wedas und in unſern Schaſtras verſichert wird, daß Sanaga Riſchi aus der O.-Seite des Geſichts von Punjamuga Brahma entſtand, begabt mit der Fähigkeit in Eiſen zu arbeiten; Sanathama Riſchi aus der S.-Seite mit der Fähigkeit in Holz zu arbeiten; Abuvana Riſchi aus der W.-Seite mit der Fähigkeit in Kupfer zu arbeiten; Prattana Riſchi aus der N.-Seite mit der Fähigkeit in Stein zu arbeiten, und endlich Subarna Riſchi aus der Seite dem Himmel (sky) zu, mit der Fähigkeit in Gold zu arbeiten. Daraus erhellt unwiderleglich — man ſieht die Logik der Inder iſt eine ganz andere als unſere in Europa — daß wir, die Eiſen-, Kupfer- und Goldſchmiede, die Zimmerleute und Maurer die Nachkommen von Brahma Riſchi's ſind und wir daher allein Brahmanen heißen ſollten; daß unſere fünf Gewerke Acte von Brahma ſind, wir daher auch die drei wichtigen Werke des Schaffens, Erhaltens und Zerſtörens beſtändig üben; die Männer unſerer Kaſte daher auch die Perſonen waren, die bei den Hindu ſeit undenklichen Zeiten und noch unter der Herrſchaft der Kſchatriya-Könige allein als Prieſter (Purohitas) fungirten.

Gegentheils erwähnen unſere Upaniſchads und die Puranas daß Waſchiſchtha von einer Hure Urwaſi geboren wurde, daß Naratha aus der Kaſte der Wäſcher war, daß Vyaſa ein Fiſcher, Walmega ein Jäger, daß Sankia Riſchi, Cabiler und Paraſa Pariars waren, Tanka Riſchi ein Schuhflicker, daß Karkayer der Sohn eines Eſels, Sawnaga Riſchi der Sohn eines Hundes, [1] Kandamia Riſchi der Sohn einer Wittwe, Sambuga Riſchi der Abkömmling eines Schakal, Gutama der eines Haſen, Mondawia Riſchi der von einem Froſch, Agaſtia der von einem Waſſertopf, und Pattuwaſanagar der eines Vogels war — von dieſen Riſchis, die Miſchlinge von höhern und niedern Kaſten waren, entſprangen aber die vorgeblichen Brahmanen, die auch Dorfbewäſſerer heißen, die alſo bloße Blendlinge ſind. Durch allerlei Mittel wußten ſie nun vor 5 bis 600 Jahren ſich in die Gunſt des damaligen Königs von Carnatic, von ungebildeter Herkunft, und ſeines Miniſters zu ſetzen, und ſie gegen uns ſo einzunehmen daß ſie durch ihren Einfluß eine Trennung zwiſchen uns und den Welallers hervorbrachten, indem ſie uns die Kaſte von der linken Hand (Edenkeyer) und jene die der Rechten (Walankeyer) nannten und ſo eine Eiferſucht bei den letztern erregten, daß ſie ſeitdem unſere Feinde wurden, uns überall herabſetzten, von Privilegien, die uns allein zukamen, uns ausſchloſſen, und wenn wir dieſe anſprachen, uns mißhandelten und ſchimpften. Wohl wiſſend daß die Wedas und Schaſtras Zeugniß ablegen, daß wir beide Nachkommen Brahma's, und wir allein die Opfer (Punja) darzubringen berechtigt ſind, und fürchtend daß wenn das Volk ſie leſe, es entdecken möchte daß ſie — die Brahmanen — von einer niedern Kaſte ſeyen und ſo ſie verachtet, wir aber verehrt werden möchten, haben ſie Stellen der heiligen Schriften

[1] Der Glaube daß Menſchen und ganze Völkerſtämme von Thieren abſtammen, herrſcht noch bei mehrern Stämmen im oſtindiſchen Archipel, und hängt wohl mit der Lehre von der Seelenwanderung zuſammen.

Digitized by Google

(die allein unſere Beglaubigung enthalten), zu verbrehen geſucht und haben andere gehindert ſie zu leſen, wie ein Dieb der einem andern Juwelen ſtahl, ſie entſtellt und vor dem Publicum verbirgt, damit ihr Eigenthümer ſie nicht entdecke. Da es aber unmöglich iſt nur einen einzigen Buchſtaben in den Wedas zu verkehren, ſo hinderten ſie die andern Kaſten ſie zu leſen, mit der Drohung, wer ſie leſe oder nur vorleſen höre, deſſen Nachkommen treffe Vernichtung. Nur die Puranas dürften ſie leſen, aber auch in dieſen hätten jene mehrere Stellen zu ihren Gunſten entſtellt und dem Charakter der Pantſchalars allerlei angedichtet. Sie hätten aber immer ehrbar gelebt, ihr Gewerbe ruhig betrieben, und Purohitas aus ihrer eigenen Kaſte, mit Ausſchluß der Brahmanen, beſtellt. Eiferſüchtig darüber, hätten dieſe nun die Walankeyer aufgehetzt, und bei ihrem Einfluſſe auf die Regierung — da ſie vorzugsweiſe die Aemter bekleideten — ſetzen ihre Klagen beim Zillah-Richter, beim Steuereinnehmer und andern Beamten, daß ſie Beweiſe aus den Schaſtras über ihre Anſprüche auf das Prieſterthum beſäßen, bisher unbeachtet geblieben. Ein Circular, das ſie an die angeſehenſten Kaufleute und Bewohner des Landes über den Urſprung der ſogenannten Brahmanenkaſte nach den Wedas gerichtet, hätten dieſe, beſtochen von den Brahmanen, zu prüfen, wie ſie gebeten wurden, ſich geweigert und ſie an die Regierung verwieſen, welche die Brahmanen, wie früher die Könige von Carnatic, beide von ihnen getäuſcht, irrig für die edelſte Kaſte der Welt halte. Die Wedas enthielten aber keine Sylbe zu Gunſten ihrer Anſprüche. Wären ſie Nachkommen des großen Schöpfers, ſo müßten ſie doch auch wohl wenigſtens einige Schöpferkraft haben, wie Brahma; ſie erwürben ihren Lebensunterhalt aber nur durch Betteln und Handarbeit. Die Unterſuchung ihrer Stammbäume, die ihre Safanams enthalten, werde auch zeigen daß ſie nur eine niedere Kaſte ſetzen. Sie ſchwören auch nicht auf die Wedas, wie die Chriſten auf die Bibel, die Mehammedaner auf den Koran, und wollten den Europäern weiß machen, der Ramajana ſey ihr wahrer Weda; das ſey aber nur eine Erzählung von einem Kriege zwiſchen zwei Perſonen, von welchen eine mit der Frau des andern davongieng, und ſey noch dazu voller Fabeln, auf dieſen könne man unbedenklich einen falſchen Eid leiſten. Auch den Polygars hätten ſie, unter dem Vorwande daß ſie ein den Göttern gleicher Stamm wären, bedeutende Landvergabungen abgeſchwindelt und dieſe durch ihren Einfluß unter der folgenden Herrſchaft des Nabob ſich erhalten. Da dieſe Regierungen aber nicht nach dem Willen des Allmächtigen gehandelt hätten, habe er die Herrſchaft ihnen genommen und ſie den Engländern gegeben, die nach Geſetzen, wie ſie jeder Claſſe angemeſſen ſetzen, im Frieden das Land regierten. Die Engländer brauchten die Brahmanen nicht wie jene als Gurus, noch lieferten ihnen dieſe die Kalender, die Brahmanen leiſteten ihnen überhaupt keine Dienſte; die Tamulier dagegen bauten ihr Land, zahlten der Regierung ihre Abgaben, dienten in den Heeren der Compagnie und ließen für dieſe ihr Leben. Sie möge daher die Brahmanen auch ferner nicht mehr bevorzugen, Abgaben von ihnen wie von den Tamuliern erheben, das werde bei keiner andern Kaſte Anſtoß erregen; es ſtreite mit der bekannten Gerechtigkeit und Billigkeit der Engländer daß ſie nur Brahmanen Aemter gäben, die nur andere hintergiengen und zu dem Ende bei den Verhandlungen ſich der Mahratta-Sprache bedienten. Es ſey abſurd daß jene allein zu Aemtern geeignet ſeyn ſollten; wenn auch ein Kuhjunge in einem Schlachthauſe gebraucht werde, werde das Sircar-Werk darum nicht minder regelmäßig von ſtatten gehen. Sie bäten daher die Regierung, Männer aller Claſſen ohne Unterſchied, Inder und Mohammedaner, in öffentlichen Aemtern als Teſſildars anzuſtellen und dem Betruge der Brahmanen in Anmaßung des Prieſterthums nachzuforſchen, ihre Rechte auf daſſelbe aber anzuerkennen, das Tempelland fortbeſtehen zu laſſen, nur die Anſprüche der Brahmanen zu beſeitigen.

*

So weit die Bittſchrift. Zur Erläuterung haben wir nur noch weniges hinzuzuſetzen. Die Pantſchalars oder die fünf Gewerbe der Metall-, Stein- und Holzarbeiter werden nach Buchanan [1] von den Brahmanen für eine niedrige Kaſte von Sudras gehalten, ſie ſelbſt halten ſich aber für die Abkömmlinge der fünf Söhne Wiſchwa Karma's, der im Himmel lebt und ein Haupt-Artiſt der Brahma Loka's iſt. Sie eſſen mit einander und verheirathen ſich unter einander. Jedes der fünf Gewerbe hat ſeinen Vorſtand; der Vorſtand der Goldſchmiede iſt das erbliche Haupt der linken Hand, der im beſtändigen Streite mit dem der rechten iſt. Dieſer war ſo heftig daß die Stadt Comibatore in zwei Theile getheilt und jeder auf einen Theil angewieſen ward, den der andere nicht betreten durfte, wie in Frankfurt a. M. es öfters mit der preußiſchen und bayeriſch-öſterreichiſchen Bundesbeſatzung nöthig erachtet wird. Einige ſind Sivaiten, andere Wiſchnuiten, dieß trennt ſie aber nicht. Letztere haben eine erbliche Prieſterfamilie; ihr Guru iſt kein Brahmane, ſondern aus ihrer Kaſte und übt eine gewiſſe geiſtliche Gerichtsbarkeit. Ehebrecher werden vor ihn gebracht. Der Mann muß eine Geldſtrafe geben, die Frau wird ausgepeitſcht. Sie leſen den Wiſchwa Puranam.

Riſchis ſind die erſten Brahmanen, die aus Brahma's Haupte entſprangen, als er den Menſchen ſchuf. Sie leben noch mit wunderbarer Kraft begabt.

Prof. Loomis über gewiſſe elektriſche Phänomene in den Vereinigten Staaten.

(Ein Vortrag gehalten auf dem Meeting der Britiſh Aſſociation.)

Atmoſphäriſche Elektricität iſt in den Vereinigten Staaten in reicher Fülle vorhanden, und oft bietet ſie merkwürdigere Erſcheinungen dar als dieß in den meiſten europäiſchen Ländern, beſonders in England und Deutſchland, der Fall iſt. Dieſe Phänomene

[1] Journal from Madras through Mysore, London 1807 T. I. p. 250 II. 268.

Digitized by Google

beſchränken ſich nicht auf eine beſondere Jahreszeit, kommen aber im Sommer unter einer ganz andern Form vor als im Winter. Im Sommer zeigt ſich freie Elektricität hauptſächlich in der Form des Blitzes während der Gewitter, und dieſe Erſcheinungen gehören oft zu den erhabenſten und eindrucksvollſten Phänomenen die man in irgend einem Theil des Erdballs beobachten kann. Die Telegraphendräthe ſind ungemein empfindlich für die Herannäherung eines Gewitters. Die Dräthe ſind zuweilen mit Elektricität geſchwängert von den Wirkungen eines Gewitters, das ſo entfernt iſt daß man weder den Donner hören noch den Blitz ſehen kann. Ich ſtand in ſolchen Zeiten oft in einem Telegraphenamt, und brachte meinen eigenen Leib in den elektriſchen Bereich, indem ich in die eine Hand einen Telegraphendrath nahm und mit der andern einen mit der Erde in Verbindung ſtehenden Drath ergriff. In den Armen und zuweilen durch die ganze Bruſt fühlt man dann häufig ein gewiſſes Zwicken. Der Schlag iſt heftig und ſchmerzlich, ſelbſt wenn man kaum den geringſten Funken dadurch aufzufangen vermochte daß man die Dräthe in nahe Berührung mit einander brachte. Derartige Experimente ſind unſicher wenn die elektriſche Wolke in der Nähe iſt. Läßt man während eines Gewitters den Telegraphen-Apparat mit den langen Telegraphen-Dräthen in Verbindung, ſo kann man faſt mit Sicherheit darauf rechnen daß die ſchönen Dräthe der Elektromagnete ſchmelzen, und die Magnete dadurch unbrauchbar werden. Bisweilen ereignet ſich in Telegraphenämtern eine Exploſion, welche große Dräthe ſchmelzt und dem menſchlichen Leben gefährlich iſt. Die Wirkung eines ſchwachen Stroms atmoſphäriſcher Elektricität auf die Telegraphendräthe iſt dieſelbe wie die eines Stroms aus einer galvaniſchen Batterie. Sie macht einen Punkt auf dem Telegraphen-Regiſter, und wenn ein Gewitter in der Nähe einer Telegraphen-Linie vorbeizieht, ſo ſind dieſe Punkte eine beſtändige Erſcheinung; wenn ſie aber zwiſchen die Punkte der Telegraphiſten hineingerathen, ſo machen ſie die Schrift verwirrt und oft unleſbar. Die Telegraphiſten ſind daher gewöhnlich genöthigt ihre Arbeit, wenn ein Ungewitter in der Nähe irgendeines Theils der Linie ausgebrochen iſt, zu verlaſſen. Das Nordlicht (aurora borealis) iſt in den Vereinigten Staaten etwas ſehr gewöhnliches, ſelbſt im Sommer; der lange dauernden Dämmerung wegen ſieht man es aber im Sommer ſelten in ſolchem Glanze wie im Winter. Während des Winters kommen Gewitterſtürme in den Vereinigten Staaten ſehr ſelten vor; allein ſelbſt in dieſer Jahreszeit ſind ſie keine unbekannte Sache. Manchmal erhebt ſich mitten im Winter, nach einer Reihe ungewöhnlich warmer Tage, plötzlich ein heftiger Weſtwind, von Regenſchauern begleitet, während denen man mehrfach Blitze und Donner wahrnimmt. Einem ſolchen Regenſchauer folgt unabänderlich ein ſtarkes und plötzliches Fallen des Thermometers. Allein während man elektriſche Entladungen in der Form des Blitzes im Winter nur ſelten beobachtet, kommen andere höchſt intereſſante elektriſche Phänomene faſt täglich vor. Dieſe Phänomene beſtehen aus freier, beinahe allen auf der Erde ruhenden, jedoch genugſam iſolirten Körpern inwohnender Elektricität. Dieſe freie Elektricität iſt beſonders bemerklich an den Kleidern und dem Haare des menſchlichen Leibes. Während der kalten Wintermonate iſt das menſchliche Haar gewöhnlich elektriſch, vorzugsweiſe jedoch wenn man es mit einem feinen Kamm ſtriegelt. Oft ſieht man in ſolchen Zeiten die Haare aufrecht ſtehen, und je mehr man ſie kämmt um ſie glatt zu machen, deſto hartnäckiger weigern ſie ſich ihren gehörigen Platz einzunehmen. Wenn man die Finger an ſolche elektriſche Haare bringt, ſo fliegen ſie denſelben entgegen, gleich einer Locke trockenen Haars das an dem Hauptleiter einer Elektriſirmaſchine befeſtigt iſt. In ſolchen Fällen gibt es nur ein Heilmittel: das Haar muß durchaus feucht gemacht werden. Iſt dieß geſchehen, ſo läßt es ſich leicht in die geziemende Lage bringen. Während derſelben Jahreszeit werden alle wollenen Kleidungsgegenſtände in hohem Grade mit freier Elektricität geſchwängert. Bei den Beinkleidern hauptſächlich findet man daß ſie leichte, ſchwimmende Staub- und Flaumtheilchen ꝛc., beſonders in der Nähe der Füße, anziehen, und daß man völlig außer Stande iſt ſie mittelſt einer Bürſte hinwegzubringen. Je länger man bürſtet, deſto mehr werden die Kleider mit Staub und Faſern bedeckt. Nur mit einem naſſen Schwamm vermag man dieſelben wirkſam zu reinigen. Wenn man Nachts die Beinkleider auszieht, hört man ein knitterndes Geräuſch, und bemerkt in einem dunkeln Zimmer eine Reihenfolge von Funkenſprühungen. Fährt man mit den Fingern über die Kleider hinab, beſonders in der Nähe der untern Extremitäten, ſo nimmt man eine Wiederholung des knitternden Geräuſches ſammt dem Funkenſprühen wahr. Zieht man die Flanellbeinkleider aus, ſo hört man das Knittern abermals, und zwar lauter als zuvor, und die Funkenſprühungen ſind lebhafter. Nimmt man eine wollene Decke vom Bett, hält ſie ſchwebend in der linken Hand, und ſtreift mit den Fingern der rechten Hand darüber hin, ſo iſt das Knittern gleichfalls laut, und dauert länger an. Die Finger ſcheinen in eine Lichtflamme gehüllt, und das Funkenſprühen kann mehrmals erneuert werden. Auch Thiere entgehen dem allgemeinen elektriſchen Einfluß nicht. Streift man in einer kalten froſtigen Nacht mit der Hand ſanft über den Rücken einer Katze, ſo hört man deutlich ein knitterndes Geräuſch, während die Katze unwiderlegliche Zeichen ſchlechter Laune zeigt, und nicht mit ſich ſpielen laſſen will. Menſchen die während eines Schneeſturms in der Nacht auf einem Pferde reiten, haben häufig die Beobachtung gemacht daß die Ohrſpitzen ihres Pferds in einem Lichte leuchteten das einer blaſſen, ſtätigen Flamme glich. Die genannten Phänomene ſind im Sommer unbekannt, oder werden nur hin und wieder, und in ſchwächerem Grade, wahrgenommen; allein das Nordlicht ſieht man in den Vereinigten Staaten während des Winters oft, und häufig erreicht es einen ſolchen Glanz daß man ihn nur in wenigen Theilen des Erdballs ſchöner ſehen kann. Während der Winterſtrenge beobachtet man, beſonders in Häuſern welche mit ſchweren Teppichen ausgeſtattet ſind und durchaus warm gehalten werden, oft noch merkwürdigere elektriſche Phänomene. Geht man mit leicht ſchlurfender Bewegung über einen ſolchen Teppich, und bringt dann die Knöchel der Finger an irgend einen metallichen Gegenſtand, z. B. an den Knopf einer Thüre, ſo wird man einen entſchiedenen Funken und ein ſchwaches Krachen wahrnehmen. Wenn man raſch zwei- oder dreimal rückwärts und vorwärts geht, ſo läßt ſich der Funken vermehren, er wird dann vielleicht einen Viertelszoll lang, oder noch länger, und hat eine große von einem lebhaften Krachen begleitete Intenſität.

Dieſes Phänomen iſt keinem beſondern Hauſe oder Teppich eigenthümlich, ſondern man kann es in den kalten Monaten in faſt

Digitized by Google

jedem Hauſe in New-York, wo es einen dicken wollenen Teppich gibt und das Zimmer gewöhnlich gut geheizt und trocken gehalten wird, beobachten. In einigen Häuſern ſind dieſe Phänomene ſo merkwürdig, daß Perſonen welche niemals Zeuge derſelben geweſen ſind, die Erzählungen darüber mit augenſcheinlicher Ungläubigkeit anhörten. Vor einigen Wintern erhielt ich von einer Freundin eine Schilderung einiger Phänomene, von welchen ſie im Hauſe der Miſtreß C. in New-York Augenzeuge geweſen war, und die ſo merkwürdig ſchienen daß ich den Bericht darüber für höchlich übertrieben hielt. Ich ſtattete daher der Miſtreß C. einen Beſuch ab, und bat ſie mir ihre elektriſchen Kräfte zu zeigen, was ſie bereitwillig that. Wir nahmen in einem mit einem ſchweren Sammetteppich bedeckten und mit Gas beleuchteten Salon Platz. Miſtreß C. erhob ſich von ihrem Stuhle, gieng einen oder zwei kurze Schritte vorwärts, und machte einen leichten Sprung nach dem Gasleuchter empor, der, als ihre Füße auf dem Boden ruhten, in ziemlicher Höhe über ihr hieng. Als ſich ihr Finger dem Metall näherte, bemerkte ich einen glänzenden Funken, und hörte ein Knattern, das die Aufmerkſamkeit einer zufällig durch den von dem Salon mittelſt einer Thüre getrennten Saal gehenden Perſon auf ſich gezogen haben würde. Der Funke war glänzender als derjenige welchen ein gewöhnliches Elektrophor in ſeiner höchſten Erregtheit liefert, aber nicht ſo lang. Einige Schritte auf dem Teppich genügten zur Erneuerung der elektriſchen Entladung, und der Funke wurde bemerkt, ſo oft Miſtreß C. einen metalliſchen Gegenſtand, z. B. den Knopf einer Thüre oder den vergoldeten Rahmen eines Spiegels berührte. Die mir erzählten Thatſachen hatten nun ihre Unglaublichkeit verloren, und ich fand die meiſten derſelben durch meine eigenen Beobachtungen beſtätigt. Bei der Annäherung an das Sprachrohr, um den Dienſtboten Befehle zu ertheilen, bekam Miſtreß C. wiederholentlich einen ſehr unangenehmen Schlag in den Mund, und wurde von der Elektricität ungemein beläſtigt, bis ſie endlich das Sprachrohr ſtets zuerſt mit ihrem Finger berührte. Wenn ſie von einem Zimmer in ein anderes gieng, und zufällig auf die eherne Platte trat welche als Gleitſtelle für die Flügelthüren diente, ſo erhielt ſie ebenfalls einen unangenehmen Schlag in den Fuß. Wenn ein Beſucher in das Haus trat und der Miſtreß C. die Hand reichen wollte, ſo bekam er einen Schlag der ſehr bemerkbar und nicht eben angenehm war (?). Eine Dame welche ihr einen Kuß zu geben verſuchte, wurde von einem Funken aus ihren Lippen begrüßt. (?!) Ihr Töchterchen erhielt, als es den Thürknopf in die Hand nahm, einen ſo ſchweren Schlag daß es voll Furcht davon lief. Größere Kinder erluſtigten ſich oft damit daß ſie auf dem Teppich herumſchlurften, und einander Funken aus ihren Fingern gaben. Dieß iſt der merkwürdigſte Fall von welchem ich ſelbſt Zeuge geweſen bin; allein man erzählte mir von mehreren andern Häuſern in New-York, die ungefähr gleich elektriſch ſchienen; überhaupt iſt man mit den meiſten dieſer Phänomene in New-York ſo vertraut geworden, daß ſie aufgehört haben Staunen zu erregen. Die ſo entwickelte Elektricität zeigt die gewöhnlichen Phänomene der Anziehung und Abſtoßung, und iſt im Stande brennbare Körper in Brand zu ſtecken. Wenn man mit ſchlurfender Bewegung einigemal durch das Zimmer geht, und dann den Fingerknöchel an einen offenen Gasbrenner hält, ſo kann ſich das Gas entzünden. Dieſes Experiment ſchlägt indeß fehl wenn der Brenner nicht warm iſt; löſcht man aber, nachdem ein Strahl eine Zeitlang gebrannt hatte, die Flamme aus, und zieht dann mit dem Knöchel einen Funken aus dem warmen Brenner, ſo wird das Gas leicht entzündet. Nach einer ſorgfältigen Prüfung mehrerer derartiger Fälle bin ich zu der Schlußfolgerung gelangt daß die Elektricität durch die Reibung der Schuhe der Inwohner auf den Teppichen des Hauſes erregt wird. Ich habe durch directen Verſuch gefunden daß ſich Elektricität durch die Reibung von Leder auf wollenem Tuch entwickelt. Zu dieſem Ende ſtand ich auf einem Iſolirſtuhl, breitete ein kleines Teppichſtück auf einem vor mir befindlichen Tiſch aus, und rieb ein Stück Leder kräftig darauf; ich brachte dann das Leder in die Nähe der Kappe eines Goldblatt-Elektrometers, und fand daß die Platten mit großer Heftigkeit zurückgeſtoßen wurden. Die Elektricität des Leders war negativer Art. Elektricität muß daher nothwendig erregt werden, ſo oft jemand mit ſchlurfender Bewegung über einen Teppich geht; allein merkwürdig bleibt immer daß die Elektricität ſo ſtark iſt daß ſie einen hellen Funken gibt. Um die höchſte Wirkung hervorzubringen, müſſen mehrere günſtige Umſtände zuſammenkommen. Der Teppich, oder wenigſtens ſeine äußere Oberfläche, muß ganz aus Wolle verfertigt und feſt gewoben ſeyn. Aus meinen eigenen Beobachtungen ſchließe ich daß ſchwere Sammetteppiche dieſem Zweck am beſten entſprechen. Ein Drogett (ein aus Leinwand und Wolle gemiſchter Zeug), über einen in der Wolle gefärbten Teppich ausgebreitet, gibt einen guten Vorrath an Elektricität. Die vermehrte Dicke bewirkt augenſcheinlich eine erhöhte Iſolirung des Teppichs. Der Teppich muß ganz trocken ſeyn, ebenſo der Fußboden des Zimmers, ſo daß das Fluidum nicht weggeleitet werden kann wenn es ſich entwickelt hat. Dieſe Bedingungen werden insgemein nur im Winter und in Zimmern vorhanden ſeyn welche gewöhnlich ganz warm gehalten werden.

Die merkwürdigſten Fälle von denen ich in New-York gehört habe, ſind in geſchloſſenen, gut gebauten und durch Oefen ſehr warm gehaltenen Häuſern vorgekommen. Dieſe Oefen werden im Keller errichtet und mit Braunkohlen angefüllt, welche vom Herbſt bis zum Frühling beſtändig brennend gehalten werden. Die erwärmte Luft wird in den Saal, die Sprechzimmer und überhaupt in jeden Raum im Hauſe, wo man es wünſcht, durch große in den Mauern angebrachte, etwa einen Quadratfuß Durchſchnitt haltende Röhren geleitet. In einem ſolchen Hauſe wird das Holz während des Winters ſehr trocken, und alle Möbel ſchrumpfen ein und krachen. Bei ſehr kaltem Wetter iſt die Elektricität in Fülle vorhanden; bei warmem Wetter dagegen bekommt man nur ſchwache Zeichen von Elektricität. Der Reiber, nämlich der Schuh, muß wie der Teppich ebenfalls trocken ſeyn, und auf dem Teppich ziemlich ſtark gerieben werden. Geht man ein oder zweimal mit ſchlurfender Bewegung der Füße durch ein Zimmer, ſo wird man im hohen Grade mit Elektricität beladen, und bringt man dann den Knöchel nahe an irgend einen metalliſchen Körper, beſonders wenn dieſer in guter Verbindung mit der Erde ſteht, ſo ſpringt ein heller Funke hervor. In beinahe jedem Zimmer das mit einem dicken wollenen Teppich ausgeſtattet und erträglich warm und trocken gehalten wird, muß man auf ſolche Art im Winter einen Funken erlangen; in einigen Zimmern aber iſt die Iſolirung ſo gut, und ſind die Teppiche ſo elektriſch, daß man unmöglich über

Digitized by Google

den Stubenboden gehen kann ohne die zur Entwicklung eines Funkens erforderliche Elektricität zu erregen. Man sollte denken daß, wenn man über ein Zimmer geht, nur wenig Reibung zwischen dem Schuh und dem Teppich stattfindet; allein man darf nicht vergessen daß der Reiber mit ungewöhnlicher Kraft auf den Teppich gebracht wird, indem das ganze Gewicht des Leibes dabei behülflich ist, so daß eine geringe schlurfende Bewegung der Füße mit großer Energie wirkt.

Alexander v. Humboldt über Möllhausens Reise nach der Südsee.

Die Nähe nordamerikanischer und europäischer Ansiedler gereicht den unabhängigen Stämmen, wie eine traurige Erfahrung fast in allen Zonen lehrt, zum Verderben. Allmählich auf engere Räume zusammengedrängt, und wo der nahe Contact Beute verheißt, an Verwilderung zunehmend, reiben sie sich meistentheils in ungleichen Kämpfen auf. Wenn im frühesten Anfang des Inca-Reiches von Peru, in den Cordilleren von Quito, auf der Hochebene von Neu-Granada (dem alten Cundinamarca) und in dem mexicanischen Anahuac, südlich von dem 28sten Parallelkreise, die alte indianische Bevölkerung sich erhalten, ja sogar an einigen Punkten ansehnlich vermehrt hat, so ist die Ursache davon größtentheils darin zu suchen daß viele Jahrhunderte lang vor der spanischen Conquista die Bevölkerung dort aus friedlichen, ackerbauenden Stämmen bestand. Alles was sich in Hrn. Möllhausens Reiseberichte auf Ethnographie und auf die physischen und sittlichen Verhältnisse der selten kupferfarbigen, häufiger mehr braunrothen Ureinwohner zwischen dem Missouri und den Rocky Mountains, zwischen dem Rio Colorado und dem Littoral der Südsee bezieht, ist auf zwiefache Weise anziehend. Es berührt entweder allgemeine Betrachtungen über die bald fortschreitende, bald in ihrem Fortschritt gehemmte Cultur, oder besondere, locale, mit historischen Erinnerungen zusammenhängende Verhältnisse. Bei Verallgemeinerung der Ansicht reizen die mannichfaltigen Stufen unentwickelter Intelligenz in dem Urzustande der Horden, welche man so unbestimmt und oft so unpassend Wilde (Indios bravos) nennt, die Einbildungskraft dazu an, aus der eng begränzten Räumlichkeit der Gegenwart zu einer geheimnißvollen Vergangenheit, zu der Zeit aufzusteigen wo ein großer Theil des Menschengeschlechts, der jetzt sich einer hohen Blüthe der Cultur, in Wissenschaft und bildender Kunst erfreut, in eben solcher Rohheit der Sitte lebte. Wie oft habe ich selbst die lebendigste Anregung zu diesen Betrachtungen erfahren auf einer Flußschifffahrt von mehr als 380 deutschen Meilen in den Wildnissen des Orinoco, südlich von den Katarakten von Atures, auf dem Atabapo, Cassiquiare und Rio Negro! Aber auch in den Zuständen der Ungesittung erkennt man hier und da mit Erstaunen einzelne Spuren des Erwachens selbstthätiger Geisteskraft; man erkennt sie in dem gleichzeitigen, den Verkehr zwischen nahen Stämmen erleichternden Besitz mehrerer Sprachen; „in Ahnungen von einer überirdischen, furcht- oder freudebringenden Zukunft, in traditionellen Sagen, die kühn bis zur Entstehung des Menschen und seines Wohnsitzes aufsteigen."

Die Horden welche zwischen Neu-Mexico und dem Rio Gila leben, ziehen aus örtlichen Ursachen noch darum die Aufmerksamkeit auf sich, weil sie auf der Straße der großen Völkerzüge zerstreut sind, die, von Norden gegen Süden gerichtet, vom 6ten bis zum 12ten Jahrhundert unter dem Namen der Tolteken, der Chichimeken, der Nahuatlaken und der Azteken das südliche tropische Mexico durchwandert und theilweise bevölkert haben. Bauwerke und Reste des Kunstfleißes dieser, zu einer Art höherer Cultur gelangten, Nationen sind übrig geblieben. Man bezeichnet noch, durch alte Traditionen und historische Malereien geleitet, die verschiedenen Stationen, d. h. das Verweilen der Azteken am Rio Gila und an mehreren süd-süd-östlichen Punkten. Es sind dieselben in meinem mexicanischen Atlas angegeben; und die 1846 vom Ingenieur-Lieutenant W. Abert und später von Möllhausen gesehene, vielstöckige Bauart großer Familienhäuser (Casas Grandes), zu denen man durch nächtlich eingezogene Leitern aufstieg, bietet noch jetzt Analogien der Construction bei einzelnen Stämmen.

Da die übrig gebliebenen, zum Theil gigantesken Sculpturen, wie die Unzahl religiöser und historischer Malereien der pyramidenbauenden, der Jahrescyclen kundigen Tolteken und Azteken sehr übereinstimmend menschliche Gestalten darstellen, deren physiognomischer Charakter besonders in Hinsicht der Stirn und der außerordentlich großen, weit hervortretenden Habichtsnasen von der Bildung der jetzt Mexico, Guatemala und Nicaragua in der Zahl vieler Millionen bewohnenden, ackerbautreibenden Eingebornen abweicht: so ist von großer ethnographischer Wichtigkeit die Lösung des, schon von dem geistreichen Catlin behandelten Problems, ob und wo unter den nördlichen Stämmen sich Gestalten und Gesichtbildungen finden lassen, die nicht bloß als Individuen, sondern racenweise mit den älteren monumentalen übereinstimmen. Sollten nicht bei der amerikanischen nord-südlichen Völkerwanderung, wie bei der asiatischen ost-westlichen, zu welcher der Anfall der Hiungnu auf die blonden Yueti und Usün den frühesten Anstoß gab, nördlich vom Gila, wie dort im Caucasus (auf dem pontischen Isthmus), einzelne Stämme zurückgeblieben seyn? Alles was in dem neuen Continent mit den gewagten Vermuthungen über die Quelle eines gewissen Grades erlangter Civilisation, was mit den Urſitzen der wandernden Völker (Huehuetlapallan, Aztlan und Quivira) zusammenhängt, fällt bisher wie in den Abgrund der historischen Mythen. Unglaube an eine befriedigende Lösung des Problems, bei dem bisherigen noch so bedauernswürdigen Mangel von Materialien, darf aber nicht dem fortgesetzten Bestreben nach muthiger Forschung Schranken setzen. Die Frage nach solchen Ueberbleibseln der wandernden Völker im Norden findet in Catlins auf dem Berliner Museum aufbewahrten Oelbildern wie in Möllhausens Zeichnungen mannichfaltige Befriedigung. Auch hat sie eine werthvolle Arbeit auf dem Felde der Sprachen veranlaßt, welche die Spuren des

Digitized by Google

Azteken-Idioms (Nahuatl) auf der Westseite des nördlichen Amerika's verfolgt. Professor Buschmann, mein talentvoller, vieljähriger Freund, hat in einem von ihm unternommenen Werk einige vor einem halben Jahrhundert von mir geäußerte Ueberzeugungen bekräftigt und in Arbeiten, die er gemeinschaftlich einst mit meinem Bruder, Wilhelm v. Humboldt, unternommen, seine tiefen Kenntnisse der alten Azteken-Sprache historisch nutzbar gemacht.

Neben dem ethnologischen und historischen Interesse, das sich an den so wenig bekannten Erdraum knüpft, dessen genauere Beschreibung der Gegenstand der nachfolgenden Blätter ist, tritt in gleichem Maß anregend hervor das politische Interesse des allgemeinen Weltverkehrs wie der Culturverhältnisse des Bodens, welche durch jenen Verkehr mittelbar begünstigt werden. Die reichen atlantischen Staaten, die am Ohio und Mississippi, fühlen sich durch den Lauf der Begebenheiten gedrängt, die geeignetsten Wege nach den neu errungenen und in den mächtigen nordamerikanischen Staatenbund aufgenommenen Küstenländern des stillen Meeres zu finden. Diese Küstenländer sind reicher als das Europa gegenüber liegende östliche Littoral, mit sicheren und schönen Häfen, mit Schiffsbauholz und dem gesuchtesten aller Mineralproducte versehen. Die neue Heimath, lange von Mönchen, streng, aber friedlich, regiert, und dem einträglichen Fischerfange geöffnet, ist durch ihre natürlichen Verhältnisse und in den Händen einer rastlos thätigen, unternehmenden, intelligenten Bevölkerung berufen eine wichtige Rolle in dem chinesischen, japanischen und langsam aufkeimenden ost-sibirischen Handel zu spielen.

Wenn zu der Zeit der zweiten Entdeckung von Amerika durch Christoph Columbus Ackerbau, bürgerliche und staatliche Einrichtungen, weite Verbreitung derselben Form des religiösen Cultus; wenn Verkehr, durch Kunststraßen über hohe Gebirge befördert; monumentale Sculpturen, wie große Bauwerke (Tempel, Treppen-Pyramiden, Wohnungen der Fürsten und Befestigungsmittel) sich vom mexicanischen Anahuac bis Chili allein Asien gegenüber, im westlichen Theile des neuen Continents fanden: so war der vielfach größere, verhältnißmäßig flächere, von Flußnetzen durchzogene östliche Theil ein Sitz der Wildheit, von Volksstämmen bewohnt welche vereinzelt, selten in Conföderationen zu kriegerischen gemeinsamen Unternehmungen verbunden, sich fast allein vom Jagdleben und Fischfang ernährten. Dieser sonderbare alte, nach den Weltgegenden zu bezeichnende Contrast der Cultur und Uncultur begann aufgehoben zu werden, seitdem in zwei, durch ein halbes Jahrtausend getrennten Epochen, von dem nördlichsten und südlichsten Theile Europa's aus, das große oceanische Thal überschritten wurde, welches zwei Continente scheidet. Die erste, scandinavisch-isländische Ansiedelung, veranlaßt von Leif, dem Sohne Eriks des Rothen, war schwach, von vorübergehender Art und sittlich fruchtlos gewesen, ohne alle Einwirkung auf den Zustand der Eingebornen, obgleich die amerikanischen Küsten in der kalten und gemäßigten Zone vom 73sten Grade (von der kleinen Gruppe der west-grönländischen Weiber-Inseln) bis zu 41½° der Breite von kühnen christlichen Seefahrern besucht wurden.

Erst zu der Zeit der zweiten Entdeckung von Amerika durch Christoph Columbus, der Entdeckung innerhalb der tropischen Zone hat sich recht eigentlich eine Erdhälfte der andern zu offenbaren angefangen. Des Astronomen und Arztes Toscanelli alte Verheißung: buscar el levante por el poniente, den goldreichen Orient durch eine Schifffahrt nach Westen aufzufinden, wurde erfüllt. Steigt man in der Erinnerung zu den Weltaltern hinauf, in welchen den Culturvölkern die das Becken des Mittelmeeres umwohnten, durch die Gründung von Tarteſſus und die wichtige Irrfahrt des Coläus von Samos die gaditanische Pforte, die mittelländische Meerenge, geöffnet wurde, so erkennt man in derselben ostwestlichen Richtung ein unausgesetztes Streben atlantischer Seefahrer nach der jenseitigen Ferne. Die weltgeschichtlichen Begebenheiten, in denen sich ein großer Theil der Menschheit von einer gewissen Gleichmäßigkeit der Tendenz belebt zeigt, bereiten Großes langsam und allmählich, aber um so sicherer vor; sie entwickeln sich aus einander nach ewigen Gesetzen, ganz wie die welche walten in der organischen Natur.

Obgleich die Südsee erst sieben Jahre nach dem Tode Christoph Columbus von dem Gipfel der Sierra de Quarequa auf dem Isthmus von Panama durch Vasco Nuñez de Balboa gesehen und wenige Tage darauf in einem Canot von Alonzo Martin de Don Benito beschifft wurde, so hatte doch schon Columbus im Jahre 1502, also 11 Jahre vor Balboa, auf der vierten Reise, in welcher er am meisten die Thatkraft seines Geistes erwiesen, im Puerto de Retrete an der Ostküste Veragua's eine genaue Kenntniß von der Existenz der Südsee erhalten. Er bezeichnet in der Carta rarissima vom 7 Julius 1503, in dem Briefe in welchem er so poetisch seinen großartigen Wundertraum beschreibt, auf das deutlichste die zwei einander gegenüberliegenden Meere, oder, wie der Sohn in der Lebensbeschreibung des Vaters sagt, die „gesuchte Verengung (estrecho) des Festlandes." Dieser ihm durch die Eingebornen offenbarte Ocean sollte nach seiner Meinung ihn führen nach dem Gold-Chersones des Ptolemäus, nach dem ostasiatischen Gewürzlande; dahin, wo einst in großer Zahl, durch Chronometer geleitet, nordamerikanische, in San Francisco gebaute Schiffe segeln werden. In einer Zeit, wo Entwürfe zu riesenhaftem Bau sowohl von Eisenbahnen (die geradlinige Entfernung der atlantischen Küste zu der Küste von San Francisco in Californien ist ungefähr 550 deutsche Meilen), als von oceanischen Canälen: durch den Naipi und Cupica, durch den Atrato und Rio Truando, durch den Huasacualco und den Chimalapa, durch den Rio de San Juan und den See Nicaragua auf das lebhafteste den Menschengeist beschäftigen, gedenkt man gern an den ersten kleinen Anfang der Kenntniß vom stillen Meere, an das was Columbus auf seinem Todtenbette davon wissen konnte. Der große, schon von seinen Zeitgenossen, wie ich an einem andern Ort erwiesen, halb vergessene Mann starb in Valladolid den 20 Mai 1506 in dem festen Glauben, welchen auch noch Amerigo Vespucci bis zu seinem Tode in Sevilla (am 22 Febr. 1512) theilte, nur Küsten des Continents von Asien und *keines neuen Welttheiles* entdeckt zu haben. Columbus hielt das Meer, welches den westlichen Theil von Veragua bespült, für den Gold-Chersones, so nahe daß er das Lagenverhältniß der Provinz Ciguare in West-Veragua zum Puerto Retrete (Puerto Escrivanos) verglich mit dem von „Venedig zu Pisa, oder von Tortosa an der Mündung des Ebro zu Fuenterabia an der Bidassoa in Biscaya;" auch rechnete er von *Ciguare* bis zum *Ganges* nur 9 Tagreisen. Sehr beachtungswerth scheint mir dazu noch der Umstand daß heutiges Tages der Goldreich-

Digitized by Google

thum welchen die Carta rarissima des Columbus in den öſtlichen Theil Aſiens ſetzt, in Californien an der Weſtküſte des neuen Continents zu finden iſt.

Eine überſichtliche Schilderung dieſer Contraſte zwiſchen der Jetzt- und Vorzeit, wie des großen Gewinnes, welchen verſtändige Durchforſchungen der Terra incognita des fernen Weſtens in dem Gebiet der Vereinigten Staaten der allgemeinen Länderkenntniß noch für viele Jahrzehnte werden darbieten können, iſt der Hauptzweck dieſes Vorwortes geweſen. Es bleibt mir am Schluß deſſelben noch die angenehme Pflicht zu erfüllen übrig, den Leſer daran zu erinnern daß der Verfaſſer des nachfolgenden Reiſeberichtes vom Miſſiſſippi und Arkanſas zu den Ufern des ſtillen Meeres den Vortheil gehabt hat, durch eine frühere Reiſe nach dem Nebraska-Fluſſe an das Leben unter Indianerſtämmen lange gewöhnt zu ſeyn. Nachdem er, der Sohn eines preußiſchen Artillerie-Officiers, den Militärdienſt im Vaterland mit belobenden Zeugniſſen ſeiner Oberen verlaſſen, gieng er, kaum 24 Jahre alt, nach dem weſtlichen Theile der Vereinigten Staaten: unabhängig, allein; unwiderſtehlich getrieben (wie es bei ſtrebſamen und kräftigen Gemüthern vorzugsweiſe der Fall iſt) von einem unbeſtimmten Hang nach der Ferne, nach dem Anblick einer wilden, freien Natur. Nahe bei den Ufern des Miſſiſſippi erhielt er Kunde von dem ſchönen, vielverſprechenden naturhiſtoriſchen Unternehmen, das Se. königl. Hoheit der Herzog Paul Wilhelm von Württemberg nach dem Felſengebirge (den Rocky Mountains) eben vorbereitete. Der junge Mann bat um die Erlaubniß ſich dieſem Unternehmen anſchließen zu dürfen, und erhielt ſie auf eine edle, wohlwollende Weiſe. Die Expedition gelangte ohne Unfall bis in die Gegend des Forts Laramie am Platte Fluß als große Unwegſamkeit des Bodens, ein furchtbarer, allgemeines Augenübel erregender Schneefall, wiederholte Raubanfälle der Eingebornen und das Abſterben der ſo nothwendigen Pferde den Herzog für jetzt zum Aufgeben des Unternehmens nöthigten. Von dieſem getrennt, aber ſich anſchließend vorbeiziehenden Ottoe-Indianern, die ihn mit einem Pferd verſahen, wandte ſich Hr. Möllhauſen nun nördlicher nach Bellevue, dermalen dem Sitz einer Agentur und Niederlage des Pelzhandels. Nach einem dreimonatlichen Aufenthalt und thätigen Jagdleben bei den Omahas ſchiffte er den Miſſiſſippi herab und hatte die Freude, wieder mit dem Herzog Paul Wilhelm von Württemberg zuſammenzutreffen und in mehrfachen Excurſionen an der Vermehrung der wichtigen zoologiſchen Sammlungen dieſes Fürſten mitzuarbeiten. Im Jahr 1852 ſchiffte er ſich in New-Orleans nach Europa ein, von dem verdienſtvollen preußiſchen Conſul, Hrn. Angelrodt, in St. Louis an der Mündung des Miſſouri, beauftragt, während der Reiſe für die glückliche Ueberkunft einer Zahl intereſſanter, dem Berliner zoologiſchen Garten beſtimmter Thiere einige Sorge zu tragen.

Der muthigſte Entſchluß, mit vermehrten Kenntniſſen und vermehrter künſtleriſcher Ausbildung, wenn gleich mit ſehr beſchränkten Mitteln, eine zweite Excurſion nach dem Weſten der nordamerikaniſchen Freiſtaaten zu wagen, ſtand bei Hrn. Möllhauſen feſt. Meinem innigen und vieljährigen Freunde, dem geheimen Medicinalrath und Profeſſor Lichtenſtein, verdanke ich die Bekanntſchaft des jungen Reiſenden. Wie ſollte ich, vielleicht der älteſte unter den Reiſenden dieſes Jahrhunderts, der ich mich in früheſter Jugend von ähnlicher, unbeſtimmter Wanderungsluſt gedrängt fühlte, nicht Intereſſe für den mir ſo warm Empfohlenen gewonnen haben? Die Huld des hochherzigen, jedem aufkeimenden Talente gern hülfreichen Monarchen geſtattete es daß Balduin Möllhauſen ſeine ſehr ausgezeichneten, phyſiognomiſch wahren Reiſeſkizzen aus dem Leben der Indianer ihm perſönlich vorlegen durfte. Bei dem wachſenden Wohlwollen, deſſen meine Arbeiten und Beſtrebungen ſich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu erfreuen haben, bei den edlen Aufopferungen, welche ſo viele der einzelnen Regierungen dort zur Beförderung des freien geiſtigen Fortſchrittes, beſonders in allen Theilen des aſtronomiſchen, geographiſchen und naturhiſtoriſchen Wiſſens machen, durfte ich hoffen daß Empfehlungen von mir, vereint mit denen eines anderen mir theuren Freundes, des preußiſchen Geſandten, Hrn. v. Gerolt, dem Zurückkehrenden bei den oberſten Behörden und bei der edeln Smithſonian Inſtitution von erſprießlichem Nutzen ſeyn würden. Unſere Hoffnungen ſind bald erfüllt worden. Hr. Möllhauſen hat ſelbſt im Eingang zu dem Reiſebericht ſeine Anſtellung als Topograph und Zeichner bei der, auch wiſſenſchaftlich wohl ausgerüſteten Expedition des Lieutenant Whipple erzählt.

Trotz der Mühſeligkeiten, die von einem, bloß auf dem Landweg 11 Monate dauernden, ernſten Unternehmen unzertrennlich ſind, hat der Reiſende doch während deſſelben mehrmals Abhandlungen an die geographiſche Geſellſchaft zu Berlin geſandt, unter denen zwei von allgemeinem Intereſſe waren. Die eine Abhandlung betraf die Sitten und die Verſchiedenheit des Körperbaues der am großen Colorado und im nahen Gebirge lebenden, wenig bekannten Indianerſtämme: der Mohawes, Cutchanas und Cosninos; die andere den ſogenannten verſteinerten Urwald zwiſchen der „alten Stadt“ (Pueblo de Zuñi) und dem kleinen Colorado. Dieſes merkwürdige Phänomen, in welchem Coniferen mit einigen baumartigen Farren vereinigt ſind, iſt auch von dem Geologen der Expedition, Hrn. Jules Marcou, jetzt Profeſſor an der föderalen polytechniſchen Schule zu Zürich, in ſeiner ſo überaus lehrreichen „allgemeinen Orographie von Canada und den Vereinigten nordamerikaniſchen Staaten“ beſchrieben worden. Der nachfolgende Reiſebericht hat durch wiſſenſchaftliche Auszüge aus den gelehrten, bereits gedruckten Arbeiten des Hrn. Marcou bereichert werden können. Der Zweck der großen Expedition unter den Befehlen des Lieutenants Whipple ward glücklich erreicht am 23 März 1854 durch die Ankunft an der Küſte der Südſee bei dem Hafen San Pedro, nördlich von dem californiſchen Miſſionsdorfe San Diego. Die ſchnelle Rückreiſe gieng von San Francisco über den Iſthmus von Panama nach New-York, ſo daß Hr. Möllhauſen nach einer Abweſenheit von einem Jahr und fünf Monaten mit ſeinen Sammlungen aus dem Far West und einer großen Zahl intereſſanter, im Angeſicht der Naturſcenen ſinnig aufgefaßter, maleriſcher Entwürfe in Berlin ankam.

Digitized by Google

Die Seikhs.

Die Seikhs sind jüngst vielfach genannt worden bald als treue Anhänger der Engländer, bald als mit den übrigen Aufständigen ihre englischen Officiere mordend. Es wird daher von Interesse seyn, über sie etwas näheres zu erfahren. Es ist zwar früher von ihnen vielfach die Rede gewesen, indeß die neuesten Verhältnisse derselben nach Eroberung des Pendschab durch die Engländer, die eine gänzliche Umgestaltung derselben hervorbrachte, sind so gut als unbekannt. Wir müssen freilich auf ihren Ursprung und ihre früheren Verhältnisse zuvor etwas zurückgehen, um verständlich zu seyn.

Die Seikhs, eigentlich Nanak Seikhs, von Seikh, der Jünger, haben in neuerer Zeit durch ihre Lehre Aufsehen erregt, besonders aber seit sie zu einer politischen Macht unter Ranschit Singh gelangten. Der Stifter Nanak, 1468 im Dorf Mari [1] in Lahore geboren, hatte alle heiligen Orte Indiens besucht, eine Wallfahrt nach Mekka und Medina gemacht, und versuchte den Islam und Brahmanismus zu versöhnen. Das Hauptwerk der Secte, der Adi-Granth, d. i. das erste (heilige) Buch, ist keine systematische Darstellung der Lehre und enthält Vorschriften, Rituale, eine Compilation von Versen mystischen moralischen Inhalts, ohne Zusammenhang, von Nanak und seinen Nachfolgern, aber auch von früheren Sectenhäuptern, Kabir, Ramanand, Mira Bhai u. s. w., die vom 4ten Guru Arschumal erst am Ende des 16ten Jahrhunderts gesammelt wurden. Es ist ein Hindudialekt des Pendschab und in Gurumukhi-Charakteren geschrieben. Die Wedas wie der Koran wurden verworfen. Die friedliche Religionssecte verwandelte sich erst später, vorzugsweise aber nur im Pendschab unter Guru Gowind, dem zehnten Nachfolger Nanaks, in eine kriegerische Truppe, die nach der Eroberung des Pendschab durch die Engländer, wie wir sehen werden, aber wieder nach und nach erlischt, während die religiöse Secte durch ganz Indien fortblüht.

Die Anhänger Nanaks zerfallen nach Wilson in sieben Secten, die aber nicht alle genug bekannt sind. Einige, die Nagas, ziehen als nackte Bettelmönche herum, die Nirmales führen ein ganz religiöses Leben, beobachten das Cölibat, oft nackt gehend; ohne besondern Gottesdienst, beschränken sie sich auf speculative Meditation und den Gebrauch der Werke Nanaks, Kabirs und anderer unitarischer Lehrer. Sie leben immer einzeln und erhalten von ihren Schülern und reichen Individuen Unterhalt, und sind oft geschickte Ausleger der Wedanta-Philosophie; einige sind in Benares. Dagegen leben die Udasis gewöhnlich in Conventen (Sanaats) zusammen, sich dem Gebet und der Meditation widmend, pilgern auch viel zu den Wallfahrtsörtern; immer bekennen sie sich zum Gelübde der Armuth, legen aber kein Verdienst darauf schlecht zu gehen, sind vielmehr gut gekleidet, tragen einen Bart und haben ein ehrwürdiges Ansehen; obwohl meist im Cölibat lebend, scheint es doch nicht nothwendig. Als Priester lesen und erklären sie Nanaks und Gowind Sind's Schriften, singen auch Hymnen von Kabir, Mira Bhai u. a., dafür erhalten sie Geschenke und am Ende vertheilen sie Zuckerwerk an die Versammlung.

Nanaks Lehre scheint wenig verschieden von der Kabirs, überhaupt unbedeutend von dem alten Hinduglauben abgewichen zu seyn. Das ganze Corpus indischer, poetischer mythischer Fiction ist beibehalten, während die Befreiung des Geistes von den Täuschungen der Maja und die Reinigung durch Handlungen des Wohlwollens und der Selbstverläugnung, um sich schon im Leben mit der göttlichen Quelle zu identificiren, der große Gegenstand der Devoten ist. Dazu zeigen sie eine große Zärtlichkeit für das Leben der Thiere, wie Kabir; allgemeine Toleranz; sie suchen Hindu und Mohammedaner zu überzeugen daß die wesentlichen Glaubenslehren beiden gemein sind und sie nur die Verderbnisse der Lehre zu entfernen hätten um den einigen Gott anzubeten, sie mögen ihn nun Allah oder Hari nennen. Die Gowind Singhs indeß galten lange für die eigentlichen Seikhs. Obwohl ihr Nationalglaube von Nanak abgeleitet, ist er doch weit abweichend von dem Quietismus des Reformators. Der ganz weltliche und kriegerische Geist Guru Gowinds weihte seine Anhänger dem Dienst des Schwertes gegen Hindu und Mohammedaner, hieß seine Anhänger Haare und Bart wachsen lassen, blaue Gewänder anlegen, erlaubte ihnen alles Fleisch außer Kuhfleisch zu essen, ließ alle Kasten zu, die den Mohammedanismus und Hinduismus gegen seine Waffenbrüderschaft aufgeben. Durch ihn wurden die Seikhs erst ein Volk, getrennt von den Hindu in politischer Constitution und Glaubenslehre. Doch blieben sie immer gewissermaßen Hindu, verehren die Götter derselben, feiern ihre Feste, entnehmen ihre Litteratur und Legenden derselben Quelle und bezeugen den Brahminen große Ehrerbietung. Die Lehre der Seelenwanderung wurde beibehalten, die Seele als Ausfluß von Gott betrachtet; sich dem Sufismus der Mohammedaner nähernd, wird Gott als der Geliebte und die Seele als der Liebende gedacht, und den Wedas und Puranas nur der Adi Granth und die Compilation Guru Govind's, Das Padschah Ka Granth, d. i. das Buch der zehn Könige, auch eine Compilation von verschiedenen Verfassern, aber mehr erzählender Natur, substituirt. Guru Govind, der zehnte Nachfolger Nanaks, schuf auch die erste politische Organisation der Seikhs, die Föderalversammlung der Chefs (Guru Mata) zu Amritsir. Das Land wurde vertheilt, die Führer bekamen den größeren, jeder Krieger einen kleineren Theil, aber unabhängig von jenen. Das Land blieb den Ryots, diese mußten aber zur Treue und zum Gehorsam sich verpflichten und den neuen Herren die Abgaben zahlen. Die Krieger schlossen sich freiwillig den Chefs an und bildeten — in den Tagen des Glanzes 12 — Associationen (Missals), die sich gelegentlich zu einer Nationalversammlung (Guru Mata), wo aber jeder gleiche Stimme hatte, versammelten. Die nordwestlich des Satledsch verschlang Ranschits Singh's Ehrgeiz, die zwischen Satledsch und Dschumna löseten sich freiwillig unter brittischer Schutzherrschaft auf. Die letzte Nationalversammlung der Seikhs wurde 1805 gehalten, als Lord Lake, Holkar verfolgend, in das Pendschab eindrang. Wir erzählen hier nicht das schnelle Aufblühen des Reiches von Ranschit Singh und den plötzlichen Verfall desselben nach seinem Tod. Er hatte nach Schaham-Ali die alten Serdare bis auf sechs vernichtet, die andern waren von neuerm Datum oder Nachkommen der alten, über welche er despotisch herrschte. Nur die Größe seiner Militärmacht wollen wir des Vergleiches wegen angeben. Nach Prinsep S. 183 fgg. bestand sie aus 12,811 Mann Cavallerie und 14,941 Mann Infanterie, zusammen 27,752 Mann regulärer Truppen, außer der Garnison von 3000 Mann Cavallerie und 23,950 Mann Infanterie, dazu noch die Contingente der Serdare 27,312 Mann — die der Ebene

[1] Nach andern in Rayppur, 12 d. Meilen westl. von Lahor. D. Red.

Digitized by Google

Infanterie, die der Hügel Cavallerie — im ganzen also 82,014 Mann mit 376 Stück Artillerie und 370 Trebbassen (Swivels) auf Kamelen. Schaham Ali S. 23 rechnete 31 Regimenter Infanterie und 9 Regimenter Cavallerie mit 288 Stück Artillerie, 143 von Pferden, 147 von Ochsen gezogen, 8 Haubitzen, 11,800 unregelmäßige Sowars. Die Hälfte wurde von europäischen Officieren commandirt, den Generalen Allard und Avitabile; Court, Foulkes und Steinbach hatten untergeordnete Commandos. Außerdem stellten die Jagbirdars 6460 unregelmäßige Sowars, 9 Regimenter reguläre Infanterie und 5 Regimenter Cavallerie, mit 87 Stück Artillerie. Mit dieser Macht beherrschte er Multan, das Dschalander Doab, das zwischen Schenab und Dschelum, den District Westrabad, die Hügelstaaten zwischen Satledsch und Ravi, Kaschmir und Ladakh, endlich Peschawer. Die Seikhs, zum Theil auf europäische Art bewaffnet, organisirt und disciplinirt, ohne Kastenvortheile, Fatiguen aufs beste ertragend, schienen eine sichere Stütze seiner Macht. Aber es zeigte sich bald daß diese bloß auf seiner Person beruhte. Kaum hatte der Alte sein einziges Auge den 27 Jun. 1839 geschlossen, so zerfiel sein Reich trotz der 70—80,000 Mann Truppen, mit 30,000,000 fl. jährlichen Einkommens und über 4½ Mill. Einwohnern alsbald. Die Intriguen und Mordthaten am Hof ließen die Chalsa oder die alte Herrschaft der Auserwählten, wie sie Nanak und Govind gewollt hatten, wieder erstehen. Das Heer gelangte zur Herrschaft, gerieth mit den Engländern in Streit, setzte über den Satledsch und der erste Seikhskrieg nöthigte nach den Siegen der Engländer bei Aliwal den 28 Jan. 1846, wo die Seikhs 60 Kanonen, ihre ganze Artillerie verloren, und bei Sobraon, wo sie 8—10,000 Mann, und 67 große und über 200 kleinere Kanonen einbüßten, zum ersten Frieden von Amritsir den 9 März 1846. Alles Land zwischen Satledsch und Biae, und ihre Besitzungen in den Alpen des Himalaya mußten abgetreten und 1½ Crore Rupien (1½ Mill. L.) Kriegskosten bezahlt werden. Da sie nicht einmal die erste Rate bezahlen konnten, mußten sie Kaschmir abtreten und Gholab Singh, der bisher von Lahor abhängige Häuptling von Jamu (Dschamu), kaufte es den Britten für 50 Lakh R (½ Mill. L.) ab und wurde unabhängig von Lahor. Dieses durfte nach Artikel 7 des Friedensvertrages nur 25 Bataillone Infanterie à 800 Mann und 12,000 Mann Cavallerie halten. (Mac Gregor II p. 229—234). Der Friede währte aber nicht lange. 1848 im Sept. waren bereits die meisten Häuptlinge und die ganze Chalsa im Aufstand, bei Gudscherat fiel die Entscheidungsschlacht; die Seikhs waren 60,000, die Engländer nur 25,000 Mann stark. Pardon wurde weder genommen, noch gegeben. Schir Singh und andere Häuptlinge ergaben sich, die Gemeinen legten ihre Flinten nieder, man sammelte deren an 20,000, und den 29 März 1849 erklärte Lord Dalhousie die Annexation des Pendschab. Dalip unterzeichnete seine Abdankungs-Urkunde.

Das blaue Buch über das Pendschab vom Jahr 1854 berichtet über das Verfahren der Engländer darelbst. Das ganze Land wurde unter Commissionäre für die Civil- und Fiscal Administrationen — 79 Commissionäre und 52 Covenanted officers — gestellt. Die Soldateska wurde zunächst entwaffnet, den Truppen ihr rückständiger Sold ausbezahlt und sie entlassen, die Festen desarmirt. Merkwürdigerweise fügte sich die Chalsa, die so viele Jahre ihrer Regierung getrotzt hatte, dieser Demüthigung ohne Murren. Eine bewaffnete Polizei zu Fuß und zu Pferd wurde organisirt, den innern Frieden aufrecht zu erhalten und die Westgränzen zu schützen, zu welchem Ende 5 Cavallerieregimenter — in jedem nicht über 100 Seikhs — und 5 Infanterieregimenter, mit je 200 Seikhs angeworben wurden. Jede Brigade hatte drei Batterien Artillerie zu Pferd, mit je 6 9Pfündern und 1 24Pfünder. Es gab zwei Compagnien Sapeure und Minirer, ein Kamel- und ein Guidencorps, zusammen von 840 Mann Infanterie und Cavallerie. Der unregelmäßigen Truppen waren 8896 Mann. Die Präventivpolizei des Pendschab bestand aus 6 Regimentern zu Fuß und 27 Zügen zu Pferde, alle regelmäßig bewaffnet und equipirt. 11,000 Mann beschützten eine Gränze von 500 engl. M. und eine Inlandpolizei von 14,000 Mann erhielt den Frieden von den Gränzen des Satledsch bis zum Indus, und von denen Sindhs bis zum Himalaya, trotzdem daß 50,000 Mann entlassene Soldaten in die Gesellschaft geworfen waren. (Ind. News 1854, p. 259.)

Das auffallendste war daß die früher herrschende Race der Seikhs nie vernichtet war; selten sah man einen. Fragte man 1855 einen Bauern, wo die früher so gefürchteten Herrscher geblieben seyen, so sagte er, die Engländer hätten alle getödtet. Und doch kamen, als Ahmed-Schah 1762 sie aus der Ebene vertrieben hatte, wie er kaum nach Kabul heimgekehrt war, sie alsbald zurück und stürzten seine Macht über den Haufen, und ebenso, nachdem er sie 1771 in die Gebirge zurückgetrieben hatte, sowie er nur eben den Rücken wandte. Wo waren sie jetzt geblieben? Die Antwort ist, sie hatten nach der Niederlage bei Gudscherat ihr langes Haar abgeschnitten, den Namen Seikh abgelegt und waren in die Reihen der Ackerbauern, aus welchen sie hervorgegangen, wieder zurückgetreten. Aber wird mit dem Haare nicht, wie einst bei Simson, ihre Kraft wieder zunehmen? und schlummert der Löwe nicht bloß? Nur die Macht hält sie nieder. Schon 1855 äußerte sich ein Brief aus Sialkote (Ind. News 1855, p. 561): „Man ziehe nur ein Dutzend Regimenter weg, entblöße das Land von Truppen, um gegen innere Feinde sie zu brauchen, und dann gute Nacht Ruhe! Die Seikhs-Häuptlinge werden an der Spitze der Heere wieder erscheinen, und die in Schrecken gesetzte Regierung wird erfahren was es heißt, wenn man bloß durch physische Kraft allein regiert."

Werfen wir schließlich einen Rückblick auf den gegenwärtigen Zustand der Seikhs nach dem Friend of India. Wenn man gesagt hat daß die Seikhs aussterben, so muß man nach obigem zweierlei Seikhs unterscheiden. Die Seikhs des Guru Govind, die Eroberer, die wir in Europa vorzugsweise gewöhnlich unter dem Namen begreifen, und die Seikhs Nanaks. Jener wollte, wie bemerkt, eine neue, sociale Ordnung gründen. Seine Anhänger sollten allem Kastenwesen, allen Ortsgebräuchen und bisherigen Glaubenseigenthümlichkeiten entsagen, sie durften nie Bart oder Haar scheeren, noch den Haarbüschel vom Haupt entfernen, nie Tabak rauchen, nur in Blau oder Schwarz als einer Art Uniform sich kleiden. Statt der demüthigen Fortaufe Nanaks „hatten sie die Schwerttaufe Govinds." Etwas Zucker und Wasser wurde mit dem Schwert zusammengerührt und der Novize trank einen Theil davon, während ein Theil über sein Haupt gesprengt wurde; es brauchten nur fünf Seikhs dabei zugegen zu seyn. Nachdem der große Führer die Conföderation beruhigen hatte, ließen sich Tausende von Tschats einweihen. Die Schwerttaufe war der einzige Paß zum Militärdienst, und dieser allein führte zu Macht, Reichthum und Ansehen. Alle Recruten im Depot nahmen diesen Glauben auf einmal an; Dutzende von Dörfern drängten sich zur Einweihung; aus jeder Familie trat ein Mitglied in den Dienst, und die ganze Familie nannte man nun Seikhs. Es waren alle aber bloße Tschats. Die tapfersten Soldaten, die geschicktesten Anführer, die bedeutendsten Missionäre — Bhadschi, d. i. Brüder, genannt — gingen aus ihnen hervor. Schere Singh, Tschuter

Singh, Ranſchit Singh waren alle von dieſer Race. Irdiſche Vortheile, Hoffnung auf Macht, die herrſchende Richtung führte ſie den Gowind Singhs (Löwen, wie ſich dieſe Seikhs nannten) zu, und kurz vor der Annexation des Pendſchab war dieſe Secte offenbar die überwiegende. Aber nach dem Fall der Seikhs-Macht verfiel ſie ebenſo ſchnell; die Stämme in den Hügeln, die gewaltſam zu dieſem Glauben bekehrt worden waren, fielen zunächſt wieder ab. Viele hatten ihn nur angenommen als Mittel, Militärſtellen zu erlangen. Die auch nicht zurücktraten, ließen ihre Kinder ſich einer Ceremonie doch nicht unterziehen, die ſie von ihren Brüdern trennte, da ſie jetzt zum Waffendienſt keine Gelegenheit hatten, während, als Capitän Nattray den Gowind Singhs den Vorzug gab, ſie ſich alsbald wieder einweihen ließen. So begreift ſich die Abnahme dieſer Seikhs. Wenn unter Ranſchit Singh man mit den Frauen 2½—3 Mill. Seikhs zählte, kann man jetzt kaum 1 Million rechnen, wenn man das Verhältniß der Lahor-Abtheilung zu Grunde legt.

Wenn aber dieſe kriegeriſche Secte der Seikhs, nachdem ihnen das Kriegshandwerk gelegt iſt, in natürlicher Folge bis zur Unbedeutenheit abnahm, blieb die urſprüngliche, friedliche Secte der Anhänger Nanaks fortwährend und breitet ſich noch durch ganz Indien aus. Er ſuchte gewiſſe Principien zu verbreiten, wollte aber keine beſondere Organiſation erſchaffen. Wer ihm anhieng, brauchte nicht nothwendig ſeine Kaſte zu opfern, er blieb Hindu und hatte nur einen neuen Schaſter. Er mag ſein Haupt ſcheeren oder nicht, einen Bart tragen oder keinen, Tabak rauchen oder es laſſen, darf Kleider tragen welche er will, und was Heirathe- oder Verwandtſchaftsverhältniſſe betrifft, die gewöhnlichen Vorſchriften der Kaſte befolgen. Nanak verlangt nur die Befolgung gewiſſer moraliſcher Lehren. Als Symbol der Einweihung gilt „die Fußtaufe“ (Tſcharun da Pahul). Ein bißchen Waſſer wird über die Zehe des Lehrers gegoſſen; dieß trinkt der Schüler öffentlich, ein wenig Waſſer wird über ſein Haupt geſpritzt und er iſt ein Seikh. Eine Ceremonie, die ſo leicht mitzumachen war, mußte dieſen Glauben reißend ſchnell verbreiten. Er bildet jetzt das Bekenntniß des größten Theiles der Seikhs.

Was das Verhältniß der Seikhs zu den Mohammedanern und Engländern betrifft, ſo war nach obiger Darſtellung das der Nanak Seikhs zu jenen urſprünglich kein feindſeliges; er wollte ja Hindu und Moslem vereinigen. Als aber ſeine Anhänger ſpäter von den mohammedaniſchen Kaiſern verfolgt und mehrere ſeiner Nachfolger hingerichtet wurden, erſtanden eben die Gowind Singhs, welche blutige Rache gegen die Mohammedaner übten. Die Bauern des Pendſchab vertauſchten die Pflugſchar mit dem Schwert und wurden erſt Räuber und ſpäter geſchulte Krieger; hatten die Mohammedaner ihr Heiligthum in Amritſir entweiht und verheert, ſo zerſtörten die Seikhs dafür ihre Moſcheen. Nach der Eroberung des Pendſchab durch die Engländer mußte mit dem Kriegsgetümmel auch der kriegeriſche Geiſt und der Haß der Seikhs gegen die Mohammedaner erlöſchen. Bis auf eine geringe Anzahl, die im Heer der Engländer und der einheimiſchen indiſchen Fürſten dienen, griffen ſie wieder zur Pflugſchar, und der milde, verſöhnende Geiſt Nanaks wurde unter ihnen herrſchend.

Die Paläſte der Könige von Frankreich, der erſten und zweiten Dynaſtie.

(Rev. Archéol.)

Wie von allen Schriftſtellern berichtet wird, waren die Franken leidenſchaftlich dem Jagdvergnügen ergeben, welches nach der Mühſal ihrer Kriegszüge ihnen als Erholung diente.

Ihre Könige ließen an dem Rand der Wälder Landhäuſer erbauen, welche villæ regiæ, publicæ, dominicæ, oder auch nur einfach villæ genannt wurden.

Wenn ſie ausgedehnter waren, nannte man ſie palatia, Paläſte.

Sie brachten einen guten Theil des Jahres daſelbſt zu, was nicht nur durch die Geſchichtſchreiber, ſondern auch durch eine große Anzahl Vergabungsbriefe und andere Urkunden, in dieſen Paläſten ausgefertigt, beſtätigt wird.

Gleich den Königen und Fürſten Homers lebten ſie in dieſen Villas ohne allen Aufwand, indem ſie ſich dem Feld- und Ackerbau hingaben. [1]

König Childebert vergnügte ſich, mit eigener Hand Fruchtbäume in ſeinem Palaſt der Thermen zu veredeln.

Wenn dieſe Herrſcher ſich nach ihren Landhäuſern begaben, waren ſie zuweilen nur von einem einzigen Diener begleitet.

Die meiſten dieſer Luſthäuſer oder Villas waren von ſehr einfacher Bauart. Innen waren Anbaue zugefügt, worin die Könige Münzen ſchlugen. [2] Sie ließen ſich aber auch zuweilen tragbare Werkſtätten unter der unmittelbaren Aufſicht des Schatzmeiſters nachführen, und aus dieſen gieng die Münze hervor, welche recht eigentlich moneta palatinlis genannt wird.

Im Valois gab es mehrere Paläſte oder Pfalzen. Zu dieſer Zahl gehörte Quiſe, wohin ſich oftmals Chilperich und Frebegonde begaben, wo Königin Adelheid, Mutter Ludwig VII wohnte.

Dieſer Palaſt war merkwürdig durch die ſchönen Gehege welche ihn umgaben, und die Waſſerzuflüſſe wodurch ſeine Gärten belebt wurden. Weite Wieſengelände, mit Canälen eingefaßt, boten eine liebliche Ausſicht dar. Das Schloß Verberies, an einer alten Römerſtraße gelegen, war noch bedeutender durch die Pracht ſeiner Bauart und den Umfang ſeiner Dependenzen.

„Man ſah dort, ſagt Carlier, einen prächtigen Bau von außerordentlicher Höhe, welcher zwei Stockwerke bildete. Die Mauern waren von behauenen Steinen aufgeführt, mit Bildwerk verziert, und von Fenſteröffnungen und Fenſterblenden mit wohlangebrachtem Zierath unterbrochen. Der Hauptbau lehnte ſich an zwei runde Thürme welche nach der Capelle Karls des Großen einerſeits, und andrerſeits nach dem Verſammlungsſaal führten.“

„Auch waren mehrere niedrigere Gebäude vorhanden mit hohen breiten Fenſterbogen, ähnlich den Kirchenfenſtern des 13ten Jahrhunderts. Dazwiſchen ſtanden große viereckige Thürme, breiter als hoch, ähnlich unſern Domen in den Paläſten. Die Capelle war gegen Süden gerichtet. Die Gärten dehnten ſich längs der Oiſe hin zwiſchen dem Palaſt und dem Fluß.“

Nicht weit von da ſtand das Schloß Aſeux, wo Gold, Marmor und Moſaik durch Karl den Großen verſchwenderiſch angebracht

[1] In den Capitularien Karl des Großen ſieht man, wie auch dieſer Fürſt ſich mit ſeinem Haushalt beſchäftigte, indem er die Eier von ſeinen Meierhöfen und die Fiſche aus ſeinem Teich zu Markt bringen ließ.

[2] Zur Zeit der Römer waren die Münzſtätten in geringer Zahl vorhanden, während ſie unter den fränkiſchen Königen vermehrt wurden.

Digitized by Google

wurden, der diesen Aufenthalt unendlich liebte, wegen der Schönheit seiner Teiche und Wasserzuflüsse. Die Paläste von Choisy-au-Bac, [1] Mail, Berry, [2] Compiègne, der Lieblingsaufenthalt der Karolinger, Senlis, Essonnes, Luzarches, ehedem Lusarca, berühmt als Sitz der Reichsräthe unter Thierry III und Clovis III, dürfen nicht unerwähnt bleiben.

Karl der Große hielt sich oftmals dort auf; es wird einer Urkunde dieses Fürsten aus dem Jahr 775 erwähnt, worin er der Kirche St. Denis bei ihrer Stiftung die Meierhöfe zu Lusarches verschreibt. Villas nostras nuncupantes Lusarca, quæ ponitur in pago parisiaco super fluvio cum illa ecclesia in honore S. Cosmæ et Damiani.

Aber besonders in dem Soissonais fanden sich die Villas in großer Anzahl.

Dieses Land wurde nach Clovis Tode der Sitz von vier Königreichen, welche seine Kinder errichtet hatten, und die Fruchtbarkeit, vereint mit der Annehmlichkeit dieses Landstriches, zog oftmals die Könige dahin. Außer dem Schloß von Soissons besaß der Besieger des Syagrius noch die Lusthäuser Juvigny, [3] (Juviniacum), Crouy [4] (Croniacum), welches später durch das berühmte Kloster von Saint-Médard ersetzt wurde. Braine, [5] wo Chlotar seine Schätze bewahrte, deren sich Chilperich 561 bemächtigte, und wo Fredegonde Kriegsschaaren sammelte, welche Childebert zu Toucy in die Flucht jagten und ersteren Soissons wieder gewinnen ließen.

Quierzy (Carisiacum) war ebenfalls eine Villa des Soissonais, bei Noyon gelegen; ihrer wird zuerst 686 erwähnt. Hier starb Karl Martel 751.

Die Normannen plünderten und zerstörten diesen Palast zu Ende des 9ten Jahrhunderts.

Die merovingischen Könige bewohnten auch zuweilen Vailly sur Aisne, das von einer Römerstraße durchschnitten wird; Micy, ein Dorf, wohin St. Radegunde zur Zeit ihrer Vermählung mit Chlotar geführt wurde; Chateau-Thierry, das seinen Namen einem Schloß verdankt das durch Karl Martel für Thierry IV erbaut wurde. [6]

Wenn diese Fürsten sich nicht allzu sehr von ihrer Hauptstadt entfernen wollten, begaben sie sich wechselsweise nach ihren Landhäusern von Toule, Issy, Sannois, Gentilly ꝛc., wo Pipin im Jahr 762 vollen Hof hält.

In einem entferntern Umkreise der Hauptstadt sah man den Palast von Vernon, wo die Karolinger sich dem Jagdvergnügen in den umliegenden Wäldern hingaben. Hier residirte Sainte Baudrun, Regentin von Frankreich und Mutter Chlotars III.

Hieher zu Ludwig dem Freigebigen führten Adelgarius und der Graf Egilo 838 die Geiseln der empörten Völker, die seiner Herrschaft unterworfen waren.

Dieser Fürst empfieng hier 865 mit großer Huld die Prälaten und Großen von Aquitanien, und gestattete auf ihre dringenden Bitten daß sein Sohn Karl sie als König anführen durfte.

Außer dieser Villa in der Normandie gab es noch mehrere im Orleanais, und an den Ufern der Loire, unter andern Vitry aux Loges, Chateauneuf und Lorris, das später der Aufenthalt Philipp I, Ludwig des Dicken, und Ludwig des Jungen wurde.

---

[1] In der Kirche dieses Dorfes wurde Clovis III beigesetzt. Guide du Voy. en France p. Rendu 1856.

[2] Berry besaß 630 eine prächtige Villa von den klaren Gewässern der Aisne erfrischt, welche Dagobert bisweilen besuchte.

[3] Man sah noch zu Ende des verflossenen Jahrhunderts zwei römische Heersäulen zu Juvigny.

[4] Begräbnißstätte des heiligen Medardus und Chlotar.

[5] Die Stadt Braine liegt eine Stunde von Soissons, ihr Name leitet sich nach Bullet von dem celtischen Worte Bren ab, welches Wald bedeutet. Es wurden in ihrer Nähe verschiedene gallische und römische Alterthümer aufgefunden.

[6] Dieser Hausmeier ließ unfern dieser Villa eine andere erbauen, zuerst Mont-Martel genannt, und später les Chêneaux (Quercetti). Noch vor fünfzig Jahren sah man Trümmer eines Thürbogens, der sich an Mauerwerke lehnte.

Wanderungen im Westen von Amerika.

Von Chicago nach Louisville.

II.

Abfahrt von Chicago. — Farmbrand und Waldbrände. — Der „Liebe Bruder." — Bekanntschaften. — Eindruck und Lage von Indianopolis. — Plan zur Hebung des Deutschthums in Amerika. — Keine bedeutende Stadt im Staat Indiana. — Verhältnißmäßige Armuth des Staates. — Ueberschwemmungen. — Jeffersonville und New-Albany. — Ankunft in Louisville.

Unsere Abfahrt von Chicago war sehr glücklich von statten gegangen, und rasch fuhren wir die schmale, dem Wasser abgewonnene Straße entlang, die man, in Folge stets fortgesetzter Verschüttungen von Erde, vielleicht einst mit dem festen Lande in Verbindung bringen wird. Es war eine ziemlich finstere Nacht, aber zuerst waren es näherstehende menschliche Wohnhäuser oder Fabrikgebäude, dann ferne Brände, die dem Auge und der Phantasie Gegenstände der Unterhaltung darboten. Zwischen Chicago und Michigan-City stand eine Farm in hellen Flammen, und nach der Dauer des Feuers und seiner Ausdehnung zu urtheilen, konnte dem Eigenthümer wohl nicht viel übrig geblieben seyn von dem was er außer dem Grund und Boden sein Besitzthum genannt. Nachdem wir in Michigan-City die Wagen gewechselt hatten, traten verschiedene beschränktere und ausgedehntere Holzbrände in unsern Gesichtskreis ein, und erinnerten uns daran daß wir in eine Gegend gekommen waren in welcher der Mensch noch mit den Rudimenten einer beginnenden Landwirthschaft beschäftigt ist. Erst mit der Ankunft in Lafayette brach der Tag an und wurde uns ein Frühstück serwirt, bei dem wenigstens der Kaffee ziemlich gut war. Von hier bis Indianopolis, der Regierungs-Hauptstadt des Staates Indiana, fiel nichts bemerkenswerthes vor, und gegen acht Uhr Morgens fand ich mich daselbst in einem ganz leidlichen Zimmer installirt; das mir empfohlene Gasthaus heißt eigentlich „Farmers Hôtel," aber weil sein befahrter Inhaber einen jeden seiner Gäste mit der Anrede: „Lieber Bruder!" zu begrüßen pflegt, ist auf das Haus selbst eben diese Benennung übergegangen, und im ganzen Westen, vielleicht im ganzen Bereiche der Vereinigten Staaten, bezeichnet man es so. Seltsamerweise entdeckte sich mir in der Person des „lieben Bruders" ein alter Hildesheimer, der zur Zeit als ich daselbst das protestantische „Andreanum" besucht hatte, ein Schüler des katholischen „Josephinums" gewesen war. Ursprüng-

Digitized by Google

lich zum Prieſterthum beſtimmt, war er, nach Kreuz- und Querfahrten durch die halbe Welt, endlich zum Gaſtgeber in Indianopolis geworden, als welcher, wenn er ſich gut hält, er auch wohl ſeine Lebenslaufbahn beſchließen wird.

Mit einem Empfehlungsſchreiben, das mir von Chicago aus nach Indianopolis gegeben, war nichts zu machen, weil der Adreſſat desſelben vor kurzer Zeit nach Kanſas überſiedelt war, dieſem Eldorado der Gegenwart, dem aber im Laufe des nächſten Winters vielleicht eine böſe Prüfungszeit bevorſtehen wird, weil es möglicherweiſe nicht angemeſſen mit Lebensmitteln wird verſehen werden können. Statt der mir unter ſolchen Umſtänden abgehenden Bekanntſchaft des Hrn. B. machte ich die zwei anderer ſehr intereſſanter Leute, von denen der eine, ein alter Burſchenſchafter ſchon ſeit dem Jahr 1824, alſo ſeit 33 Jahren in Amerika war, aber als gebildeter, vollkommen mit ſeiner Zeit vorangeſchrittener Mann nicht zu denen gehört die da ſagen: „ich gleiche (oder wir gleichen) den Achtundvierzigern nicht;“ der andere dagegen iſt ein junger Mann, Redacteur eines in Indianopolis erſcheinenden freiſinnigen Blattes, welches mit ſeltener Energie und Conſequenz alle reactionären Bewegungen in Kirche und Staat vor ſeinen Richterſtuhl zieht und, wie es ſcheint, im Staat Indiana eines bedeutenden Einfluſſes ſich erfreut. Im Kreiſe dieſer beiden Männer habe ich ſehr angenehme und belehrende Stunden verlebt, aber das ganze Gebahren und Getriebe in der etwa 20,000 Einwohner zählenden Stadt hat durchaus keinen angenehmen Eindruck auf mich hervorgebracht. Wenn man noch ſo wenig für das lärmende Getriebe großer Städte eingenommen iſt, wenn man auch noch ſo gründlich dieſes fieberiſche Laufen und Haſchen nach Gewinn und ſogar um jeden Preis haßt, welches dem amerikaniſchen Leben überhaupt eigen iſt, aber vorzugsweiſe als die Charakteriſtik einiger großen Städte, New-York voran, den Fremden ſo widerlich berührt, ſo gibt es doch eine Leere in dem Leben kleinerer amerikaniſcher Städte, zu denen ich auch Indianopolis rechnen muß, die noch ſchwerer zu ertragen iſt, die, wie mir ſcheint, unter Umſtänden zur Verzweiflung bringen muß. Ich bin nur ſechs Tage in der Hauptſtadt von Indiana geweſen, und es iſt möglich daß auch unter nicht ganz zuſagenden äußern Verhältniſſen dem Leben in einer ſolchen Stadt eine freundliche Seite abzugewinnen iſt, aber bis jetzt habe ich noch zu keinem Verſtändniß hierüber kommen können, und der Gedanke, an einem ſolchen Orte in Amerika leben zu müſſen, iſt mir fürchterlich.

Hr. Dr. H., die ältere Perſönlichkeit meiner beiden in Indianopolis gemachten intereſſanten Bekanntſchaften, theilte mir einen Plan zur Hebung des Deutſchthums in Amerika mit, der, wie mir ſcheint, ſehr erfolgreiche Reſultate haben könnte, dem aber als größtes Hinderniß ſeiner Durchführung wohl eben jene Gleichgültigkeit für höhere Intereſſen und dieſe Zerriſſenheit entgegenſteht, welche an und für ſich ſchon die bedenklichſten Widerſacher aller unſerer gemeinnützigen Beſtrebungen in dieſem Lande des gemeinſten Materialismus ſind.

Die Lage von Indianopolis iſt eine ſehr freundliche zu nennen. Berge gibt es hier nicht, aber eine hügelige Geſtaltung iſt dem Boden eigen, und eine angenehme Abwechslung zwiſchen bebautem Land und Wald findet ſich in den nächſten Umgebungen der Stadt. Im Innern hat dieſe, wie das mit allen amerikaniſchen Städten der Fall iſt, ihren ziemlich ſcharf geſonderten Geſchäftstheil, um den herum die übrigen zum Wohnen dienenden Straßen einen anſprechend ländlichen Charakter an ſich tragen. Es iſt übrigens eine Eigenheit des Staates Indiana daß derſelbe nicht eine einzige hervorragende Stadt beſitzt. Indianopolis, Evansville, New-Albany und Hamilton ſind ſich ungefähr gleich, und beſitzen eine jede nicht mehr oder wenigſtens nicht bedeutend mehr als 20,000 Einwohner. Der Staat ſoll ſich nur ſehr ſtrichweiſe einer mittelmäßigen Fruchtbarkeit erfreuen, wird von der Einwanderung wenig geſucht, iſt jedenfalls der ärmſte der ganzen Genoſſenſchaft und hat wenig Ausſicht auf einen raſchen Entwicklungsgang, obgleich neuerdings durch Anlegung und ſchnelle Vollendung von Eiſenbahnen ſehr viel geſchehen iſt. Dieſes zu bemerken, hatte ich auf der Fahrt von Indianopolis nach Louisville die beſte Gelegenheit. Aber auf der ganzen weiten Strecke iſt auch nicht eine einzige belangreiche Stadtanlage bemerklich, der Boden faſt noch durchgehends bewaldet, von mehreren Flüſſen ſehr geringen Falles und mit ſehr niedrigen Ufern durchzogen, die bei der geringſten Anſchwellung das Land weit und breit überſchwemmen, was auch bei meiner Durchreiſe der Fall war. Auf weiten Flächen von fünf und mehr engliſchen Meilen waren häufig nur die Eiſenbahnen geborgen, während alle übrigen Verkehrsſtraßen und mit ihnen, ſo weit das Auge reichte, alles in dieſem lehmigen, von den Flüſſen abgegebenen Waſſer ſtand. Der Verkehr der Menſchen mit einander ſchien mir unter ſolchen Umſtänden ein Räthſel zu ſeyn.

Der Ausgangspunkt der von Indianopolis nach Louisville führenden Eiſenbahn iſt Jeffersonville, eine am Ohio ſehr glücklich gelegene Stadt, von wo aus man nach Louisville hinüberfährt. In den Bewohnern von Jeffersonville, einer nach amerikaniſchen Begriffen ſchon alten Stadt, ſcheint aber niemals der Geiſt ihres Taufpathen geſteckt zu haben; niemals iſt ihnen die Benutzung ihrer günſtigen Lage, die ſie zu Rivalen des ſo bedeutenden Louisville machte, gelungen, und dann hat ſogar das junge, ganz nahe gelegene New-Albany ſie gänzlich überflügelt, und ſich binnen kurzer Zeit ſo gehoben daß man bald die überwiegend erſte Stadt von Indiana in ihm zu ſehen glaubt.

Ein Omnibus, mit vier ſchönen Schweißfuchſen beſpannt, nahm uns am Bahnhof in Jeffersonville auf, ſetzte mit uns auf dem Fährboot über den Ohio und vertheilte uns in die betreffenden Gaſthöfe von Louisville. Gegen zwei Uhr Nachmittags traf ich im City-Hôtel ein.

Die Bevölkerung von Pasummah Lebar auf der Inſel Sumatra.

(Schluß.)

Was die Körperverhältniſſe anlangt, ſo ſind die Einwohner von Pasummah Lebar nicht ſo groß und ſtark wie die von Pasummah Ulu Manna. Die Urſache hievon liegt wohl in der Verſchiedenheit des Klima's; die gebirgige Lage des letztern eignet ſich zur Bildung eines ſtarken und kräftigen Körperbaues beſſer als die ebenen Flächen und die leichten Hügel des erſteren. Ihre Haltung iſt gelaſſen und ernſt, und ihr Geſicht erheitert ſich ſelten durch ein Lächeln. Die höhern Claſſen zeigen Artigkeit und Höf-

Digitized by Google

lichkeit in ihren Manieren, während wir bei den niederen Classen einem Benehmen begegneten das man nur bei ganz wilden Völkerstämmen zu finden erwarten sollte. Sie sind offen und hochherzig, und scheinen nicht ganz jenes Gefühls baar zu seyn das man gewöhnlich Ehre nennt. Eine Beleidigung würde augenblicklich zurückgewiesen, eine Unbill gerächt werden, nicht durch den unter dem Schirm der Dunkelheit verborgenen Dolch, sondern öffentlich und bei hell-lichtem Tage. Sie sind keusch und mäßig, kühn und verwegen, aber leidenschaftlich und rasch in ihren Handlungen. Sie zeigen große Anhänglichkeit an ihre alten Sitten, und betrachten jede Neuerung als ein Abweichen von Wahrheit und Gerechtigkeit; sie besitzen einen ungemein lebendigen Unabhängigkeitssinn und überwachen ihre alten Freiheiten mit eifersüchtigsten Augen. Sie sind fleißig und weniger von dem Laster des Spiels angesteckt als die Unterthanen der Compagnie, oder das Volk von Pasummah Ulu Manna. Opiumrauchen ist unter ihnen unbekannt; sie betrachten das Opium als ein Gift. Andrerseits aber legen sie keine besondere Wahrheitsliebe an den Tag, und gehen leichten Sinns über den Eidbruch hinweg. Ehrlichkeit und Redlichkeit in Handelsgeschäften ist ihnen eine höchst gleichgültige Sache; sie rechnen sich das Betrügen als ein Verdienst an. Sie sind kriegerischer als die Bewohner der Küste und ungemein geschickt im Gebrauch ihrer Waffen. Sie betrachten einen Passisier mit Verachtung, und reden sprüchwörtlich von ihm. Den Ausdruck Kuli wollen sie auf sich selbst nicht anwenden lassen, ja ihn nicht einmal hören, und weigerten sich unbedingt uns im Tragen unsere Gepäcks unter jenem Namen behülflich zu seyn.

Sie sind sehr mäßig in ihrer Lebensweise, und essen selten Fleisch irgendwelcher Art. Der — auf ihren Ebenen nicht einheimische — Büffel wird nur bei wichtigen Gelegenheiten geschlachtet. Ziegenfleisch, obgleich reichlicher vorhanden, und Geflügel, dessen es eine Menge gibt, dienen ebenfalls selten zur Speise, mit Ausnahme bei den ihren Göttern dargebrachten Opfern. Schweinefleisch wird nicht gegessen; außer diesem Vorurtheil aber sind sie in Betreff ihrer Nahrungsmittel nicht sehr heikel. Die Eingeweide der für unsere Mahlzeit getödteten Vögel wurden von ihnen sorgfältig aufgelesen, einigermaßen gereinigt und dann gierig verschlungen. Zu diesem Zweck begleiteten sie den Koch täglich bei seinen Küchengeschäften, und trugen alles weg was er beiseite warf. Sie tragen sogar kein Bedenken ein aufgefundenes todtes Thier zu verspeisen, obgleich sie nicht wissen wie es seinen Tod fand: so ward das unglückliche Pferd welches in einem der Dörfer verendete, von ihnen fast ganz aufgezehrt, und einige erklärten, es habe eine ganz vortreffliche Mahlzeit abgegeben. Da das Thier bei seinem Tode ziemlich fett war, so zweifle ich nicht im geringsten daran daß sein Fleisch geschmackvoller gewesen als das welches die Metzger von Fort Marlborough gewöhnlich zum Verkauf bringen. Das einzige berauschende Getränk das sie bereiten, ist eine gegohrene Reisflüssigkeit, Bram genannt; sie genießen dieses Getränk jedoch nur bei Festgelagen. Gegen die Milch und alles daraus Bereitete haben sie dieselbe Abneigung wie die Javanesen und andere morgenländische Völker. Ein Häuptling, den man fragte ob er zu seinem Thee keine Milch nehmen wolle, erwiederte: er sey kein Kind. Die Dörfer sind im allgemeinen nett und reinlich, die Häuser gut gebaut und ziemlich bequem eingerichtet, auch luftig; viele derselben, besonders die der Häuptlinge, sind aus Brettern erbaut und mit Schnitzwerk verziert.

Die gesittigteren Einwohner dieser Insel sind, wie sich mit Gewißheit behaupten läßt, nicht ohne religiöse Grundsätze. Wenn man durch ihre Dörfer wandert, so ist das erste was einem Fremden in die Augen fällt, der Tempel, ein kleines viereckiges, stets in der Mitte des Dorfs errichtetes Gebäude. Dieß beweist nicht nur daß sie eine Religion haben, sondern auch daß sie ziemlich viel Anhänglichkeit an dieselbe besitzen. Diese Religion ist ohne Zweifel eine heidnische mit geringer Beimischung mohammedanischer Lehren, welche zu dieser oder jener Zeit einige Fortschritte unter ihnen gemacht zu haben scheinen. Die Beschneidung ist allgemein üblich, und sie legen, wie schon erwähnt, dieselbe Abneigung gegen das Schweinefleisch an den Tag wie die Bekenner der mohammedanischen Religion; allein die Aehnlichkeit mit den Ceremonien und Einrichtungen des Islam besteht hauptsächlich, ja fast ganz, in diesen beiden Dingen. Ziemlich merkwürdig aber ist es daß Ein Stamm, Anak Semundo genannt, zu den strengen Anhängern der Grundsätze der Religion Mohammeds gehört. Diese Leute lesen den Koran, beten zu bestimmten Perioden des Tags, üben Mildthätigkeit, welche den Mohammedanern zufolge nur im Almoisenspenden besteht, feiern den Puasa oder das Ramazanfest, und befolgen andere von der mohammedanischen Religion vorgeschriebene Dinge. Das Oberhaupt dieses Stammes führt den Namen Nabi Panghulu. Sowohl die Dschudschur als die Ambil-Anak-Heirathen sind sehr selten unter ihnen; die Semundo-Art ist die fast ausschließlich herrschende. Doch genug hievon; obgleich der größere Theil der Einwohner dieses Landes, wie ich bereits gesagt, Heiden sind, so beten sie doch weder Götzen noch sonstige äußere Gegenstände an, und haben auch keinen Priesterorden. Sie besitzen keinen Begriff von einem ewigen höchsten Wesen das alle Dinge geschaffen; obgleich sie sich häufig des Ausdrucks Allah Taallah bedienen, mit welchem die Araber jenen Begriff ausdrückten und den die Malayen zu gleichem Zwecke von diesen borgten, legt ihm der unwissendere Pasummah doch keine derartige Bedeutung bei. Wenn man ihn fragt was er darunter verstehe, so wird er antworten: es ist einer der Dewas. In der Mythologie dieses Volks sind die Dewas die höchste Classe der lebendigen Wesen, und die Leute betrachten dieselben mit abergläubischer Verehrung. Sie gelten ihnen als gütige Geister, deren Einfluß dem Menschengeschlecht wohlthätig ist. Diese Gottheiten horchen der Gebete, und haben eine Freude an den Opfern welche ihnen die Sterblichen darbringen. Sie wissen alles was auf der Erde vorgeht; sie haben eine allgemeine Oberaufsicht über die Menschheit und alle weltlichen Angelegenheiten; die Geschicke der Menschen liegen in ihren Händen, und alle Ereignisse stehen zu ihrer Verfügung. Diesen gütigen Wesen ist der Mensch für das ihm inwohnende Lebensprincip zu Dank verpflichtet, und diese Verpflichtung wächst, wegen der Fortdauer und der Erhaltung dieses Princips, unaufhörlich mit jedem Augenblick seines Daseyns. Es scheint Classen und Stufen dieser Wesen zu geben — sie haben nicht alle die gleiche Bedeutung für den Menschen. Sie besitzen ihre Wohnungen auf der Erde, und erküren sich verschiedene Theile der Erdoberfläche zu Wohnsitzen; einige verbergen sich in den tiefsten und düstersten Gehölzen und Wäldern; andere wohnen auf Hügeln und Bergen; einige gebieten über den rauschenden Gießbach, während andere, erfreut durch das sanfte Gemurmel des klaren Stroms, an dessen schattigen Ufern weilen. Besondere Bäume sind diesen schattigen Gottheiten geweiht: so breitet der geheiligte Bringin-Baum oder die verehrungswürdige Baniane ihre Schatten in eigenthümlicher Weise aus, um die heilige Wohnung eines Dewa zu schirmen. Selbst der Kalapo Gading (eine Art Cocosnußbaum) erzeugt, nach der Meinung dieses abergläubischen Volks, unter dem gnädigen Einfluß eines in seinen Zweigen wohnenden Dewa, eine vortrefflichere Fruchtart.

Außer dieſen aber gibt es noch eine andere Claſſe von Weſen, deren Einfluß weit weniger wohlthätig iſt. Man nennt ſie Dſchins, oder böſe Geiſter, und betrachtet ſie als die Urheber alles Böſen. Alle Mißgeſchicke und Unglücksfälle von welchen das menſchliche Leben heimgeſucht wird, rühren von ihnen her. Auch ſie haben ihre Wohnſitze auf verſchiedenen Theilen der Erde, und wenn ein Menſch zufälligerweiſe ſich dem unheiligen Platze nähert, ſo fühlt er gewöhnlich den Groll dieſer rachſüchtigen Geiſter.

Noch eine dritte Claſſe von Weſen lebt in der Einbildungskraft dieſes Volks. Man weiſt ihnen, ihrer Eigenſchaften und Befugniſſe wegen, eine Mittelſtellung zwiſchen den Dewas und den Dſchins an; ſie nähern ſich jedoch mehr den erſtern als den letztern. Man nennt ſie Orang Alus, d. h. ſchöne, ungreifbare oder unſichtbare Menſchen. Ich kenne die eigentlichen Verrichtungen oder die Natur dieſer feenartigen Weſen nicht. Sie ſcheinen eine Miſchung materieller und immaterieller Geſchöpfe zu ſeyn, und theils die Natur der Menſchen, theils die der Geiſter an ſich zu tragen. Ich habe einen Mann geſehen der, wie man ſagte, mit einer dieſer Orang Alus verheirathet war. Ich ſchloß daraus daß ſeine Kinder einen Theil der Natur ihrer Mutter geerbt haben würden; er hatte eine zahlreiche Familie, niemand aber hatte je ein Mitglied derſelben geſehen. Der Name des Mannes war Tupati Radſcho Wani; dem Aeußern nach glich er einer Eidechſe. So lächerliche Ideen hegt dieſes Volk! Sind ſie aber gröber als diejenigen welche Griechen und Römer über ihre Gottheiten hegten?

Die Manen ihrer abgeſchiedenen Vorfahren werden aufs höchſte verehrt, und den Göttern ſelbſt gleich geachtet. Man iſt der Meinung ſie nähmen Antheil an dem Wohlergehen ihrer Nachkommenſchaft, über welche ſie ſtets ein wachſames Auge haben. Dieſes Volk zeigt große Achtung und Anhänglichkeit für den Platz wo ſeine Vorväter begraben wurden, und wäre Alexander der Große in dieſen Theil des Erdballs vorgedrungen, und hätte die Eingebornen in ihren Gehölzen und Wäldern zu beläſtigen verſucht, ſie würden ihm dieſelbe Antwort gegeben haben wie die Scythen. Sie glauben feſt an die Lehre von der Seelenwanderung, obgleich nur gewiſſe Thiere die Eigenſchaft beſitzen die Seelen der Todten in ſich aufzunehmen; dieſe Thiere aber brauchen weder im Temperament noch in ihrer Gemüthsart Aehnlichkeit mit denjenigen Perſonen zu haben deren Seelen nach dem Tod in ſie übergiengen. Der Tiger gilt ihnen als dasjenige Thier welches vorzugsweiſe von einer menſchlichen Seele belebt iſt. Hierin liegt auch der Grund warum ſie dieſe grauſame Beſtie als heilig betrachten, und ſie mit ſo unverdienter Milde und Achtung behandeln. Selbſt wenn die Kinnbacken dieſes Thiers von Menſchenblut beſudelt ſind, kann niemand es über ſich bringen es zu tödten, um es an der Wiederholung ſeiner blutigen Mahlzeit zu verhindern. Iſt ein naher Verwandter ihm zum Opfer gefallen, ſo wird vielleicht ein Familienangehöriger ſich ermannen und deſſen Tod rächen; ſelbſt in dieſem Fall aber tragen die abergläubiſchen Vorurtheile und die Furcht zuweilen den Sieg davon über den brennenden Rachedurſt.

Wenn ein Mann in Noth verſinkt, und die dunklen Wolken des Unglücks ſich über ſeinem Haupte ſammeln, ſo begibt er ſich in den Tempel oder Kramat, um dort die Gunſt der Dewas zu erflehen, und die Manen ſeiner abgeſchiedenen Vorfahren anzurufen ihm Beiſtand zu leiſten in ſeinen Nöthen. Dieß geſchieht dadurch daß er, je nach der Dringlichkeit der Sache, einen Büffel, eine Ziege oder ein Stück Geflügel opfert, und betet und faſtet. Man hat mir erzählt daß einzelne zuweilen volle vierzehn Tage im Faſtenzuſtande blieben, und während dieſer ganzen Zeit keinen Biſſen Nahrung über ihre Lippen brachten; nur ein wenig Waſſer war ihnen erlaubt. Andere haben dieſen Zuſtand ſieben Tage lang ausgehalten; zwei oder drei Tage aber ſind die gewöhnliche Zeit für dieſe heilige Buße. Man kann nicht ſagen daß ſie während derſelben beten, da ſie einen Theil der Zeit mit ſtillen Klagen über ihr Elend hinbringen, und dabei einige Worte ausſprechen, deren Bedeutung ſie nicht verſtehen. Das Hauptverdienſt dieſer Ceremonie beſteht darin daß die Büßer ihre Dewas mit den ihnen gebührenden Titeln und in gehöriger Reihenfolge anrufen; denn jeder Dewa hat ſeinen beſondern Titel und Rang. Sodann ſagen ſie die Namen ihrer Nenek Puyang, oder Vorväter, her und bitten ſie um Befreiung aus ihrer Trübſal. Man nennt dieſe Art der Anrufung der Gottheiten in der Landesſprache Bertarak, nimmt jedoch nur in den allerdringendſten Fällen ſeine Zuflucht hiezu. In Kriegszeiten z. B. unterzieht man ſich häufig dieſer ſtrengen Ceremonie um ſich den Sieg zu ſichern. Den Gunung Dempo betrachtet man als die geheiligte Wohnung der Dewas, und die Seelen der abgeſchiedenen Vorfahren haben ihren Sitz in den Regionen der Gebirge aufgeſchlagen.

Miscellen.

Eine Art braſilianiſcher Färberröthe. In der Verſammlung des Vereins für Gewerbfleiß in Preußen im Monat Mai l. J. berichtete Hr. Profeſſor H. Roſe über eine aus Braſilien ſtammende, dem Krapp ähnliche Färbewurzel. Frühere, in der Fabrik des Hrn. A. Löwe angeſtellte Verſuche mit einer kleinen Quantität gaben Veranlaſſung zur Beſchaffung einer größeren Menge der Wurzel und der Pflanze ſelbſt in getrocknetem Zuſtande. Der unterſuchenden Commiſſion konnte aber nur etwa ein Pfund zur Diſpoſition geſtellt werden. Es ergab ſich bei fortgeſetzten Verſuchen, wovon auch die Muſterkarten vorgelegt wurden, daß der Farbſtoff der braſilianiſchen Wurzel ſich ähnlich wie der aus Krapp verhalte, und daß auch die Stengel der Pflanze Farbſtoff liefern; in Hinſicht auf Ergiebigkeit fand man daß der in der Wurzel enthaltene Farbſtoff dem Krappfarbſtoff nachſtehe. Zur Anſtellung von Verſuchen im Großen erſchien es wünſchenswerth, größere Quantitäten des neuen Färbematerials zu erhalten. (Polyt. Journal.)

*

Künſtliche Fabrication des Eiſes in Nordamerika. An den Ufern des Cuyahoga, in den Vereinigten Staaten, wendet man mit Erfolg ein ſehr einfaches Mittel an, um das Eis künſtlich zu fabriciren. Der Apparat, womit man eine Tonne (20 engl. Centner) Eis in einer Operation erzeugt, beſteht in einem länglichviereckigen Kaſten, welcher mit einer dicken Hülle von Kohlenpulver umgeben iſt. In dieſer Kammer befindet ſich ein ganzes Syſtem von gußeiſernen Gefrierbüchſen, welche Waſſer enthalten und ſo auf Gitterſtangen liegen daß auf allen ihren Seiten leere Räume vorhanden ſind. Eine Dampfmaſchine treibt eine Luftpumpe, welche

Digitized by Google

in dem Kaſten das Vacuum erzeugt, wornach man längs der leeren Räume auf jeder Seite der Gefrierbüchſen einen Strom Aether hinziehen läßt, wodurch die in jeder Büchſe enthaltenen 14 Kilogr. Waſſer in feſtes Eis verwandelt werden. Beiläufig eine Stunde nach dem Beginn der Operation ſinkt das Queckſilber des im Kaſten angebrachten Thermometers von + 12° Celſius auf — 9° C. Dieſer Apparat geſtattet das Eis zum Preis von 15 Francs per Tonne zu erzeugen. (Génie industriel.)

*

Eine Hochzeitfeier bei den Kaffern. Deutſche Miſſionäre unter den Kaffern beſchreiben eine ſolche Feier, der ſie ſelbſt beiwohnten, in folgender Weiſe. Die Hochzeit ward in einer Viehkraale, einem Raum wo gegen 1000 Stück Vieh eingetrieben werden konnten, gehalten. Vier bis fünfhundert Kaffern waren zugegen. Der Bräutigam war nur an einem großen, rothen Bart und daranhängendem langen, rothen Zopf, aus rothem Garn gemacht, und die Braut an einem großen Meſſer und einem großen Ringe erkennbar. An dem einen Ende der Kraale ſtand ein Baum, in deſſen Schatten ſich die älteſten Männer gelagert hatten. Von da aus quer durch die Kraale ſaßen gegen hundert Kaffern, Männer und Frauen durcheinander. Dieſen ſtanden ebenſo viel Kaffern, auch Männer und Frauen, gegenüber, um den Hochzeitstanz aufzuführen, und weiterhin in dem Zaun, welcher die Kraale einſchloß, ſaß und ſtand ein anderer Haufe von Zuſchauern. Als der Tanz begann, ſtellten ſich gegen vierzig Männer den Sitzenden gegenüber, in Reihe und Ordnung, an ihrer Spitze ein Obertanzmeiſter, der das Ganze commandirte. Die erſte Reihe unter den Tanzenden nahmen die Alten ein, dann kamen die verheiratheten und zuletzt die jungen Männer, hinter den Männern die Frauen und Mädchen. In der Mitte zwiſchen den Sitzenden und Stehenden waren einige alte Mütter, ſchon krumm von der Laſt der Arbeit und der Jahre, die aber gleichwohl vor Begierde brannten, wenn der Tanz losgeht, ihre alten Beine in der Luft herumzuwerfen. Die Männer waren faſt ganz nackt, nur Kopf, Hals und Leib mit rothem Garn umwunden, in den Händen Stöcke und Schilde haltend, welche letztere von Fellen gemacht waren. Zum Theil hatten ſie auch auf der Bruſt ein Kreuz von rothem Garn. Auf das Commandowort des Obertanzmeiſters begann der Tanz mit einem eintönigen, brüllenden Liede, das die Tänzer anhoben. Singend näherten ſie ſich den Sitzenden unter einem entſetzlichen Stampfen mit den Füßen daß die Erde erbebte. Während deſſen ſprang hie und da einer von den Sitzenden auf, lief wie wahnſinnig mit verzerrten Gebärden in erſtaunlicher Schnelligkeit einigemal hin und her, vorwärts und rückwärts, ſprang dann vier- bis fünfmal in die Luft, und ſetzte ſich dann wieder mit einer ſo ernſten Miene an ſeinen Platz als ob er die allerwichtigſte Staatsaction ausgeführt hätte. Eine beſondere Kunſt bewieſen die Tänzer darin daß ſie im Tanz aufſprangen und mit dem einen Beine die innere flache Seite des Schildes trafen, welches ſie trugen, ſo daß ein lautes Klappern entſtand. Ueberhaupt war Lärmmachen die Hauptſache bei der Hochzeitfeier. Da es gerade ein ſehr heiterer, warmer Tag war und die Sonne den Leuten auf die Köpfe brannte, lief ihnen der Schweiß ſtromweis am Leibe herunter, aber ſie wurden weder vom Tanzen und Lärmen, noch von der Hitze ermüdet und ermattet. Damit übrigens die Kräfte nicht ausgehen ſollten, wurden fortwährend große Töpfe voll berauſchenden Getränks in die Kraale gebracht, und da hat keiner der Tänzer ans Müdewerden denken können.

*

Engliſche Zeitſchriften über Griechenland. Seit einiger Zeit beſchäftigen ſich einzelne engliſche Zeitſchriften nicht ohne ein beſonderes lebendiges Intereſſe mit dem intellectuellen Zuſtande des Königreichs Griechenland und der Griechen, mit der neugriechiſchen Sprache und mit dem was für deren Veredlung und Ausbildung geſchehen, ſowie mit dem Schulweſen in Griechenland; und wir erfahren aus den Mittheilungen in jenen Zeitſchriften, daß in den letzten Jahren ſogar einige Engländer nach Athen gereiſt waren, um dort während eines längern Aufenthalts die Sprache der Neugriechen ſelbſt zu ſtudieren. Sie haben nach ihrer Rückkehr es nicht unterlaſſen, ihren Landsleuten die von ihnen in den angegebenen Beziehungen in Griechenland gemachten Erfahrungen und Beobachtungen mittheilen, und dießfallſige Vorurtheile und Irrthümer zu beſeitigen. So z. B. in einem längern Artikel in der Eclectic Review, einer der ausgezeichnetſten Zeitſchriften Schottlands, der in gleichem Grade Beachtung und Anerkennung verdient, als er ſelbſt in ſeinen Mittheilungen die Wichtigkeit desjenigen anerkennt was in Griechenland für Bildung und Unterricht, für Litteratur und für die Sprache geſchehen iſt, und fortwährend geſchieht. Der Verfaſſer des Artikels ſagt geradezu daß das was dort in dem kleinen Königreich Griechenland für die Einrichtung der Schulen geſchehen ſey, die Vergleichung mit den gebildetſten Völkern Europa's aushalte. Das arme und kleine Griechenland habe mehr Schulen obern Ranges als Schottland; in Schottland gebe es keine Univerſität welche vierzig Profeſſoren, wie die in Athen, aufzuweiſen habe, von denen manche, wie Aſopios, Philippos Joannou, Rangavis, Manuſſis, P. Argyropulos, Kontogonis, der Stolz einer jeden europäiſchen Univerſität wären, und es würden an der Univerſität in Athen Gegenſtände gelehrt, welche ſelbſt auf den beſten Lehranſtalten dieſer Art in England noch zur Zeit nicht vorgetragen würden, z. B. Staatswirthſchaft (πολιτικὴ οἰκονομία). In Betreff der neugriechiſchen Sprache findet beſonders die in Athen ſeit einigen Jahren herausgegebene, unter der Redaction gelehrter und tüchtiger Männer ſtehende, monatlich in zwei Heften erſcheinende wiſſenſchaftliche Zeitſchrift: *Νέα παρθέναι*, namentliche Erwähnung und vorzügliche Anerkennung, indem dieſelbe „von Anfang bis zu Ende in ſchönem Griechiſch geſchrieben ſey, kein Wort darin ſich finde, welches nicht altgriechiſch oder nach Analogie der alten Sprache gebildet ſey" ꝛc. Die Betrachtungen über die neugriechiſche Litteratur und Poeſie, ſowie über das was für dieſe letztere durch den, ſeit dem Jahr 1850 auf Anlaß des freigebigen Patriotismus des reichen Griechen Ambroſios Rallie in Trieſt alljährlich ſtattgefundenen poetiſchen Wettkampf gewonnen worden ſey und gewonnen werden müſſe, ſchließt der Verfaſſer des engliſchen Artikels mit der Hinweiſung auf eine nicht geringe Gefahr, welche der neugriechiſchen Litteratur und der Bildung des griechiſchen Volkes durch die Litteratur drohe, und welche der aufgeklärte Patriotismus der Griechen zu beſeitigen ſuchen müſſe: nämlich die daß, während man Kenntniſſe zu verbreiten ſich bemühe, man es ſich zu wenig angelegen ſeyn laſſe ächte Moral und wahre Frömmigkeit zu verbreiten. Die Sache iſt allerdings in Ordnung, aber — gilt denn das heutzutage nur von Griechenland und von der neugriechiſchen Litteratur?

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 39.

25 September 1857.

Die Mohammedaner in Indien.

Was zunächst die Gesammtzahl der Mohammedaner in Indien betrifft, so rechnete Montgommery Martin an 15, andere 20, Murray wohl zu wenig, nämlich nur 10 Millionen; sie beträgt nach Hamilton nicht über $^1/_8$ der Bevölkerung Indiens, was nach 800jähriger Herrschaft, den gewaltsamen Bekehrungen und der großen, beständigen Einwanderung nicht viel ist. Die Vertheilung derselben [1] über das Land ist aber sehr ungleich. In mehrern Theilen Bengalens betragen sie $^1/_4$, während sie in West-Bihar und Benares nicht über $^1/_{12}$ oder $^1/_{18}$ der Einwohner ausmachen, und nach Buchanan verhalten sie sich in ganz Dekhan zu der Gesammtzahl der Einwohner nur wie 6—8 : 100. Nach Sykes betragen sie in Punah 4.38 Proc., nicht ganz $^1/_{20}$, in Dharwar 8.49 Proc. oder $^1/_{11}$, in Khandeisch 6.38 Proc., in Ahmednagar nicht $^1/_{15}$ der Einwohner, nur in der mohammedanischen Hauptstadt 29 Proc. In Meysor rechnete Buchanan 1804 unter 482,612 Familien oder 2,171,754 Einwohner nur 17,000 mohammedanische Familien; — der Report rechnet 1851 da 2,002,785 Einw. — In der Stadt Broach waren 1812 60,448 Hindus und 15,895 Mohammedaner, in der Stadt Sorate 1822 nach M. Martin unter 124,406 Einw. 31,183 Mohammedaner und 10,507 Parsis. Die Stadt Bombay hatte 1848 289,995 Hindus, 124,155 Mohammedaner, 114,698 Parsis, 5088 Europäer, 7456 eingeborne Christen u. s. w. Ueber das Verhältniß der Mohammedaner zu der Gesammtzahl der Einwohner in der ganzen Präsidentschaft Bombay haben wir keine neuern Angaben. M. Martin rechnete 6—8 Proc. Mohammedaner, bei 5—10 Proc. Brahmanen, 60—70 Mahratten, 3—5 Radschputen und 9—10 Proc. Kastenlosen.

In der Präsidentschaft Madras rechnete man 1850/51 unter 22,301,697 Einw. nur 1,679,889 Mohammedaner; speciell in 4 Districten Malabars Hamilton 1800 Mohammedaner und 12,581 Hindus. In Trichinopoly mit 709,196 Einw. waren 1852 $^1/_5$ M. Da das Land von den Mohammedanern erst spät unterworfen wurde, so sind die meisten Einwohner brahmanischen Glaubens, nur in den Städten Mohammedaner, z. B. in der Stadt Guty mit 4386 Einw. $^1/_4$. In den North Circars waren in dem District Gantur von 570,089 E. 1851 $^1/_8$, im District Masulipatam 1851 mit 544,672 E. nach Thornton nur $^1/_{20}$ Mohammedaner, aber eben so viele Einwohner gibt M. Martin für das Jahr 1830/31, und da die Unveränderlichkeit unwahrscheinlich ist, gibt Thornton offenbar in seinem Report dem Parlament ganz veraltete Angaben, nur mit veränderter Jahreszahl. Man sieht daraus wie unzuverlässig diese officiellen parlamentarischen Berichte sind. Dasselbe gilt von seinen Angaben über Ganjam und Vizjajapatam. Jenes, wie Radjamandary hat nur wenige Mohammedaner.

Auch über die Präsidentschaft Bengalen haben wir nur vereinzelte Angaben. In der Hauptstadt Calcutta gab es nach Cap. Birch (A. J. of Bengal T. VIII.) 1837 nur 229,705 feste Bewohner und 177,000 ab- und zugehende, mit diesen 1850 413,482 E., und zwar 1837 137,651 Hindus, 58,744 Mohammedaner, 263 Chinesen ꝛc.; 1850 274,335 Hindus, 110,918 Mohammedaner, 817 Chinesen, 6233 Europäer, 892 Amerikaner u. s. w. In der Stadt Dacca waren 1830 nach Walter (A. R. T. 15.) 31,429 Hindus und 35,288 Mohammedaner, etwas mehr Mohammedaner auch im ganzen District mit 600,000 Einw. In Murschidabad 1851 mit 1,045,000 E. waren dagegen nach dem Bengal and Agra Guide 1842 $^2/_3$ Mohammedaner, nach Hawthorn (A. J. of B. T. II.) 1829 aber 465,224 Hindus und 356,746 Mohammedaner, in der Stadt 90,086 Hindus und 56,090 Mohammedaner.

Ueber das Pendschab haben wir nur unvollständige Nachrichten. Im allgemeinen kann man sagen daß die Zahl der Mohammedaner nach Westen zunimmt, nach Osten dagegen die der Hindus. In Peschawer mit 498,790 Einw. 1851 sind die meisten Einwohner Mohammedaner; in der Stadt waren 48,339 Mohammedaner und nur 7706 Hindus; in Multan waren $^2/_3$ Mohammedaner und $^1/_3$ Hindus unter den 800,000 Einw.; in Amballah mit 67,134 Einw. dagegen über $^2/_3$ Hindus. Auch in Bahawalpur mit 600,000 Einw. ist die Mehrzahl der Einwohner mohammedanisch; die Hindus sind tolerirt. Auch Sindh ist bis auf einige Städte vorwaltend mohammedanisch. In Sihwan mit 10,000 E. sind nach Westmacot nur $^1/_5$ Hindus; in Schikarpur nach Postans dagegen 20,000 Hindus und 10,000 Mohammedaner.

[1] Wir beschränken uns auf die brittischen Besitzungen, da die Nachrichten über die der einheimischen Fürsten gar zu unvollständig sind. Im Gebiet des Scindia sollen $^1/_{20}$ der Einwohner Mohammedaner seyn.

Digitized by Google

Die Mohammedaner Indiens ſind ſehr verſchiedenen Urſprungs. Araber ſchifften früh nach Dekhan und hatten da Colonien gegründet. Ibn Batuta, Mitte des 14ten Jahrhunderts, fand ſchon eine große Anzahl mohammedaniſcher Kaufleute dort etablirt. Seit Muhammed dem Gaznevviden begannen im Jahre 997 n. Chr. im Norden die Einfälle der Mohammedaner mit dem erklärten Zweck das Heidenthum auszurotten und den Glauben an einen Gott herrſchend zu machen. Die verſchiedenen folgenden Dynaſtien der Ghuriden (ſeit 1186), der Ghildſchi (ſeit 1448) und der Baberiden (das Reich des großen Mogul ſeit 1526) führte die verſchiedenſten Stämme, Türken, uneigentlich ſogenannte Mongolen, Afghanen, Perſer u. ſ. w. nach Indien; Raubſucht trieb ſie oft weit mehr als Glaubenseifer.

Der Mohammedanismus in Indien hat, wie Garcin de Taſſy gezeigt hat, durch die Berührung mit dem indiſchen Glauben unmerklich manches von dieſem angenommen. Der mohammedaniſche Glaube war zu einfach für eine Gegend wo der Götzendienſt ſo vorherrſchte. Zu den wenigen Feſten welche die Sunniten hatten, wurden daher eine Menge Feſte zum Andenken von Heiligen (Pirs) und die Wallfahrten zu ihren Gräbern hinzugefügt. Die Trauer um Huſſein gleicht in mancher Hinſicht dem indiſchen Feſte Durga Putja, beide währen 10 Tage, und wie dort das Bild der Göttin, wird hier die Darſtellung des Grabes mit einer großen Proceſſion unter dem Rauſchen der Muſik in den Fluß geworfen. Auch die Devotion, welche die Mohammedaner Indiens gewiſſen apokryphiſchen Denkmälern erweiſen, ſo den angeblichen Gräbern Seths und Hiobs bei Audh, dem Lamechs in einem Dorfe bei Kabul, der angeblichen Fußſpur Muhammeds bei Benares und das lächerliche Monument zu Kadapah, das 1723 errichtet wurde; ein Barthaar Mohammeds in einer goldenen Büchſe aufzunehmen — erinnern an die Buddhiſten.

Unter ihren Heiligen verehren die Mohammedaner ſelbſt einige die ſich zum Glauben an die Vedas bekannten, wie andrerſeits mehrere mohammedaniſche Heilige von den Hindus in Indien verehrt werden. Die untern Stände der Mohammedaner nehmen ſogar an den Feſten der brahmaniſchen Religion Theil, und bringen ſelbſt den Idolen Opfer dar. Uebte doch Akbar der Große (1556—1605) nicht nur eine weiſe Duldung der verſchiedenen Religionen in ſeinem Reiche, ſondern hatte den Plan gefaßt ein neues Religionsſyſtem einzuführen, das, von den Schlacken des Islamismus, des Brahmanismus und des durch Inquiſition wie durch Jeſuitismus verunſtalteten damaligen portugieſiſchen Chriſtenthums gereinigt — wir wollen es nicht katholiſch nennen — nur auf reine Gottesverehrung und Menſchenliebe gegründet ſeyn ſollte.

Die Mohammedaner Indiens zerfallen in vier Claſſen, die Seids oder Nachkommen Mohammeds durch Huſſein, die Scheiks oder Araber, gewöhnlich Mohren genannt, die Afghanen oder Patanen, und die Mogul (eigentlich Türk-Tataren). Jede hat ihre beſondere Art von Heiligen. Die der erſten heißen Pir, die der Patanen Khan, die der Mongolen Mirza, Pegh, Agha u. ſ. w.; Pir heißt eigentlich ein Alter, dann geiſtlicher Führer. Man wendet ſich bei ihren Lebzeiten an dieſe um ihre Fürbitte, und um Amulette von ihnen zu erhalten; zu ihren Gräbern, meiſt in Form einer Capelle, in der Mitte mit einem Schrein des Heiligen, zieht man beſonders Donnerſtags, aber auch Freitags in Proceſſion, in den Händen Lanzen mit Flaggen, die dort aufgepflanzt werden, und bringt Opfergaben von Blumen, Zuckerwerk, auch Oel und Melaſſe dar; eigentliche Opfer ſind es nicht, und man betet ſie auch nicht eigentlich an. Die vielen Pilger die ſich da verſammeln, ziehen neben den Fakirs, Muſikanten, Courtiſanen, Tanzmädchen u. ſ. w. auch Kaufleute herbei, und ſo entſtehen Jahrmärkte (Melas). Wir können die einzelnen Feſte und Heiligen der Mohammedaner, die Garcin de Taſſy aufführt, nicht weiter verfolgen. Es ſind beſonders fünf oder ſechs ſolcher Heiligen: Madar, Meyen Eddin Tſchiſthi, deſſen Grab in Ajemere ſich befindet; Salar, deſſen Grab in Barotſch (Broach) iſt u. ſ. w. Schah Lohanis Grab zu Monghir und Schah Arzani's Schrein in der Weſtvorſtadt von Patna werden von Hindus und Mohammedanern beſucht und ihnen Opfer dargebracht. Alle haben beſondere Feſte.

Die Mohammedaner Indiens zerfallen beſonders in drei Schulen, die nach drei Pirs: Tarikha i Quadiria (Kadiria) von Abdul Quadir (Kader), aus Ghilan, T. i. Tſchiſchita vom Stifter Tſchiſti und die T. i. Nakſchbandia von Nakſchband genannt werden. Aus der Schule des letztern gieng der indiſche Reformator des Mohammedanismus, Seid Ahmed, hervor, der eine neue Schule T. Mohammedia gründen wollte. Wie die Wahabiten in Arabien und wie die Padris auf Sumatra, wollte er den reinen Mohammedanismus wiederherſtellen, und bekämpfte unter andern Neuerungen die Verehrung der Heiligen und die Wallfahrten zu ihren Gräbern. Er hatte den Propheten im Traum geſehen, der ihn mit Datteln geſpeiſt, und die heilige Fatima, die Tochter des Propheten, mit ihren heiligen Händen ihn gebadet und ihn gewaſchen wie ein Kind. Erſt ein Freibeuter unter Amir Khan in Malva, wurde er dann eifriger Mohammedaner, der alle abergläubiſchen und abgöttiſchen Neuerungen verwarf, pilgerte 1822 nach Mekka, regte die Mohammedaner auf, kämpfte gegen die Seikhs, und fiel 1826 in einer Schlacht. Er näherte ſich einigermaßen den Sufis in der gänzlichen Abſtraction von weltlichen Intereſſen, unter heißer, ununterbrochener Anbetung und Liebe zur Gottheit.

Es gibt in Indien Sunniten und Schiiten. Die Patanen und Moplahs gehören zu jenen, der reichere, induſtriöſere aber kleinere Theil der Boras zu dieſen, mit einer Hinneigung zum Sufismus; zwiſchen beiden hat es blutige Kämpfe gegeben, und die engliſchen Sipahis mußten die Ruhe ab und zu wiederherſtellen. Doch hat die Toleranz der Hindus den Fanatismus der Mohammedaner in Indien einigermaßen gemildert. Sunniten und Schiiten zeigen nicht immer die feindliche Geſinnung gegen einander wie Türken und Perſer, leben oft im guten Vernehmen beiſammen, und nehmen mit wenigen Ausnahmen an ihren religiöſen Feſten gegenſeitig Theil.

Die Mohammedaner bekehren manche Inder, aber jetzt weniger durch ihre Fakirs und andere religiöſe Perſonen, als dadurch daß ſie Sklaven kaufen, ſie gütig behandeln und für den Mohammedanismus gewinnen, obwohl dieß, ſeit ſie die Herrſchaft verloren haben, begreiflich ſehr beſchränkt werden mußte. In Bihar ſtammt nach Hamilton die Hälfte der Mohammedaner von Hindumüttern ab. Die angeſehenſten Mohammedaner ſtehen nicht an Hindufrauen zu nehmen, und ein Brahmane, Radja Mitrabit, der von einer Mohammedanerin einen Sohn hatte, ließ ihn ſogar mohammedaniſch erziehen. Durch die Bekehrung wird aber der alte Aber-

Digitized by Google

glaube nicht abgethan, ſondern ſie nehmen oft noch zu den Hindugöttern ihre Zuflucht.

Auch manches dem Kaſtenweſen Analoge hat ſich unter den Mohammedanern eingeſchlichen. Kein Mohammedaner in Patna ſpeist mit Ungläubigen; mit vielen Stämmen verbindet man ſich nicht durch Heirath. Die Nachkommen des Propheten die Seids, an 13,500 Familien, geben ihre Töchter keinem Mogul zur Frau, deren übrigens nur 600 Familien da ſind; die Patanen an 6000 Familien nehmen bekehrte Radſchputten auf; die bekehrten Kaufleute aber halten ſtrenge auf den Kaſtenunterſchied.

Durch das lange Zuſammenleben hat zum Theil auch die Schärfe der Gegenſätze zwiſchen Hindus und Mohammedanern ſich etwas abgeſchliffen. Zu Benares vermiethen die Mohammedaner den Hindus ſelbſt ihre Moſcheen zu den großen Feſten derſelben. Die mohammedaniſchen Herrſcher müſſen jetzt auch auf ihre Hinduunterthanen große Rückſicht nehmen. Zu Lakno ſtiftete der König von Audh Schuja ed Daulah das indiſche Kloſter Hanuman Gurh mit 50,000 Rupien Einkünfte unter einem Malik mit 500 Hindu-Bettelmönchen, und auch der letzte König von Audh machte noch Stiftungen, an welchen Hindus und Mohammedaner gleichmäßig Theil haben. Doch zeigt ſich der Fanatismus der Mohammedaner im S. wie im N. noch oft in den heftigſten Ausbrüchen, welche die Engländer Mühe hatten zu unterdrücken. Dort namentlich in Bombay noch 1851, als zwei Parſis zum Islam bekehrt worden waren, und eine Zeitung in Gudſcherate einen Aufſatz über Mohammed mit einer ſchlechten Lithographie des Propheten brachte, wie die Mohammedaner meinten, ihn lächerlich zu machen. Sie verſammelten ſich den 17 October in der Hauptmoſchee, ſchrieen nach Rache. Vergebens ſuchte ſie der Kadi zu beſchwichtigen, die Schuld eines Parſi dürfe man nicht allen entgelten laſſen und er habe ſich ſchon an die Regierung gewandt. Ein Araber ſtand auf, ihre Religion ſey inſultirt, eine Schlacht (Jehad) müſſe den Ungläubigen geliefert werden. Mit Knitteln u. ſ. w. bewaffnet, zogen ſie aus, plünderten eine Anzahl Häuſer der Parſis, verwundeten 16 Perſonen, bis die bewaffnete Macht einſchritt und an 100 arretirte. Die Aufläufe erneuerten ſich und die Parſis wurden in den Straßen inſultirt, bis der Regierungsſecretär Lumsden eine Verſammlung der vornehmſten Parſis und Mohammedaner nebſt einigen Europäern unter dem Vorſitze des Oberrichters veranſtaltete. Der Kadi war durch die gedruckte ſchriftliche Erklärung des Herausgebers der Zeitung (Schitra dahan durpun) des Parſi Biramji Curſetji, daß er die Mohammedaner nicht habe beleidigen wollen, und er Mohammed für einen der bedeutendſten Männer, die je gelebt hätten, halte, befriedigt worden, und zum Zeichen der Verſöhnung fuhren die Europäer, Parſis und Mohammedaner zuſammen durch die vornehmſten Straßen Bombay's bis zum Hauſe des Kadi. Das Volk ſah der Cavalcade antheillos zu. (Ind. News 1851 p. 541 und 1852 p. 12).

Vor allem fanatiſch ſind im Süden die Moplahs, in Malabar, über welche wir durch Burton [1] neuere Nachrichten erhalten haben. Es ſind Nachkommen der erſtern arabiſchen Anſiedler, welche Frauen des Landes heiratheten. Sie zeigen noch den arabiſchen Einfluß, doch nur in den höheren Ständen, durch ihre hellere Farbe, zarten Hände und Füße, den langen buſchigen Bart und den ſtolzen Ausdruck des Geſichtes, auch die Tracht hat noch manches eigenthümliche. Sie ſind wild und fanatiſch, voll Haß gegen die Ungläubigen, den die Prieſter noch nähren, indem ſie durch die Verheißung des Paradieſes zu Gewaltthaten antreiben. Wüthend fallen ſie den Richter an, der einen von ihnen verurtheilt; ein halbes Dutzend Bewaffnete bemächtigen ſich eines feſten Hauſes und bieten dem Steuereinnehmer Trotz. Sie führen ein bis zwei lange Meſſer, eines haben ſie in der Hand, das andere zwiſchen den Zähnen. Durch einen Aufguß auf Hanfſamen (Baug) und Opium aufgeregt, kämpfen ſie wie Verzweifelte, geben und nehmen nie Quartier und ſterben als Märtyrer, um ſo glorreicher je mehr Ungläubige ſie erſchlagen haben. Ein Dutzend ſolcher deſperater Kerls ſtürzte aus dem Fenſter auf ein Quarré von einer Compagnie Sipahis und brauchten ihre Meſſer ſo, daß dieſe davonliefen, ſie ſahen in ihnen etwas übernatürliches. Früher waren ſie Seeräuber an der malabariſchen Küſte; da ihnen dieſes Handwerk jetzt gelegt iſt, treiben ſie in Banden Räuberei und Schmuggelei, beſonders in Tabak und Salz, den Monopolen der Regierung. Einige Nairen, obwohl ſonſt ihnen todfeind und Hindus der unterſten Kaſten, verbinden ſich zu dem Ende mit ihnen. An der Küſte ſind die Moplahs unternehmende Händler, induſtriös und verſchmitzt, mitunter reich und verfeinert; im Innern bauen ſie Reis und Gartenland, ſind ſparſam und ſtrenge Beobachter ihrer religiöſen Ceremonien und Gebräuche. Leidenſchaftlich ſuchen ſie Proſelyten zu machen. Der Islam breitet ſich daher immer weiter aus; nach dem Friend of Indian vom Jahre 1855 bekehren ſie Tauſende. Die Zahl ihrer Moſcheen hatte ſich von 637 im Jahr 1836 auf 1058 im Jahr 1851 vermehrt, und die der Bekenner des Islam von 269,624 auf 382,330. Sie ſind fanatiſch wie die Wahabiten. Ihre Prieſter (Tanguls [1]), von vornehmer arabiſcher Abkunft aus Aden, ſind gegen das Verbrennen der Todten, weil der Engel bei der Auferſtehung der Leiber dieſe dann nicht mehr zuſammenleſen könne. Sie folgen der Form Schafei's, verfolgen die Haneſiten, was die Hindus meiſt ſind. Kein Schiite darf ſeinen Glauben in Malabar bekennen, ſie betreiben eifrig die Zweige der mohammedaniſchen Gelehrſamkeit, Grammatik, Syntax, Logik, die Tradition und den Koran. Perſiſch können ſie ſelten, aber ihre Kenntniß des Arabiſchen iſt nach Burton ausgedehnt, da ſie alsbald arabiſch ſprechen lernen, die untern Claſſen durch die Prieſter unterrichtet, die höhern Claſſen durch Hauslehrer, oft Araber. Ihr Erbrecht iſt das mohammedaniſche, doch erben in einigen Familien die Schweſterkinder, wie bei den Nairen. Von den guten Vorſchriften des Islam beobachten ſie wenige, genießen geiſtige Getränke und andere berauſchende Mittel in Menge; unmoraliſch und verdorben helfen ſie

[1] Goa and the Blue Mountains.

[1] Nach Buchanan II. 421 war der Tangul ihr Oberprieſter. Er reſidirte in Panjani und wollte ein Nachkomme Ali's und der Fatima ſeyn. Die Stelle vererbte an den Sohn der Schweſter, wie es bei den Nairen üblich iſt; ebenſo beſetzte er die Stellen der Imams und Mollahs an den Moſcheen mit einem Schweſterſohne des Verſtorbenen. Tippu beachtete aber das Erbrecht nicht und machte einen Araber zum Tangul. Er beſaß abgabenfreies Land, die untergeordneten Geiſtlichen waren aber auf die Beiträge der Gemeinde angewieſen. Ihre Schrift war ganz verſchieden von dem jetzigen Arabiſchen, wenige konnten nach ihm Arabiſch, die Landesſprache aber auch nicht ordentlich, ſondern ſie ſprachen eine Art Hinduſtani. Die Bibi von Cananore war auch eine Moplah, ſie beſaß die meiſten Lakediven, die auch von Moplahs bewohnt waren.

Digitized by Google

Verbrechern ihres Glaubens immer durch, den Meineid nicht scheuend, wenn er zum Zwecke dienlich ist. Man sieht leicht, wie diese unruhigen Elemente den Engländern nicht erlauben, den Süden von Truppen zu entblößen. Noch 1855 wurde ein hoher Beamter in Malabar Conolly, der zum Mitgliede des Rathes ernannt war, als er in seinem Hause bei seiner Frau saß und ihr etwas vorlas, von drei Moplahs überfallen und grausam ermordet. (Ind. News 1855 p. 495). Es wurde vom legislativen Rathe eine eigene Bill gegen die Moplahs eingebracht und schnell angenommen. Die rückwirkende Kraft, die man ihr gab, erregte aber, als mit allen Principien der Gerechtigkeit streitend, heftigen Widerspruch. (Ibid. 1856 p. 199).

Nicht minder fanatisch zeigten sich die Mohammedaner in N. Indien in Audh. Wir müssen einen Augenblick noch dabei verweilen, da der förmliche Kampf der zwischen Mohammedanern und Hindus dort ausbrach, von den Engländern mit zum Vorwande genommen wurde Audh zu annectiren, und der Aufruf zum heiligen Kriege und zur Ausrottung aller Ungläubigen, der damals erschien, als ein Vorspiel der jetzigen Kämpfe betrachtet werden kann.

Dieser Kampf fand in Feisabad, der alten Hauptstadt Audhs, zwischen den mohammedanischen Bewohnern und den schon erwähnten Hindubettelmönchen (Mahunts) statt. Die Hindus haben da einen befestigten Tempel, den Hanuman Gurh (die Hanumansfeste), zu dem jährlich Tausende pilgern. Kaiser Aurangseb hatte in der Nähe eine Moschee gebaut, die man aber längst hatte verfallen lassen, um den Hindus keinen Anstoß zu geben. Von ihren Mollahs aufgehetzt, drangen die Mohammedaner den 28 Julius 1855 in großer Anzahl bewaffnet in den Hindutempel ein und entweihten ihn, indem sie eine Kuh darin schlachteten. Wüthend über diese Tempelschändung stürzten 3—4000 Mahunts herbei und brachten den Mohammedanern eine große Niederlage bei, 130 Mohammedaner wurden getödtet, während nur 17 Mönche fielen. Der Minister sandte alsbald Truppen und suchte die Hindus zu beschwichtigen, während der König zuerst that als wollte er sich an die Spitze der Mohammedaner stellen, um diese Unbill zu rächen. Als Urheber dieses Angriffs der Mohammedaner ward später ein zum Mohammedanismus bekehrter Hindu, Schah Gholam Hussein genannt, der die Mohammedaner durch die falsche Angabe fanatisirte, die Hindu hätten jüngst eine Moschee bei dem Hindutempel zerstört. Unter Anrufung Gottes und des Propheten eröffneten sie ihr Feuer auf das Hanuman Fort, wurden aber, wie bemerkt, von den Hindus geschlagen, 70—80 flüchteten in eine nahe Moschee, aber die Radschputten unter dem Rufe Vom Mahadeo stürmten die Moschee und massacrirten nach der Delhi Gazette vom 4 October alle.

Die Aufregung der Hindus war auf das höchste gestiegen, sie hatten alle Hindu Radjas in den Hügeln auf ihrer Seite, ebenso die Radschputten-Stämme und die Hindus in einem Umkreise von 500 engl. Meilen. Dadurch wuchs ihr Anhang zu 200,000 Mann an. Den 6 October kam von Benares die Excommunication des Königs von Audh und seines Durbar durch den dortigen Hohenpriester an, und wurde zu den Füßen Hanumans vom Oberpriester, den tausend Brahmanen welche den Tempel bedienten, verlesen. Der König von Audh sey durch Tractate und Herkommen verpflichtet die Tempelschänder zu züchtigen und nicht zu schützen. Thue er das nicht, so sey es gesetzlich sich einen andern Oberherrn zu wählen, ihm den Tribut nicht zu zahlen, ja selbst ihn bewaffnet entgegenzutreten. Er habe an einem Feste die ehrwürdigen Byragis verhöhnt, indem er sich als einen solchen verkleidete und dadurch die Moslim ermuthigte sie zu insultiren; in einer feierlichen Sitzung des Pantschayet sey daher beschlossen, alle Hindus in Audh ihres Eides gegen den König zu entbinden, ihm keinen Tribut zu zahlen, bis er Genugthuung geleistet habe; dieser solle inzwischen den Vertheidigern des Heiligthumes gegeben werden. Alle Hindus vom Fürsten bis zum Sudra wurden zu dessen Vertheidigung aufgerufen; wer den Tempel nur einen Tag vertheidigt, sey sein Lebenlang der Pilgerschaft dahin überhoben; alle die für ihn kämpften, erlangten Vergebung aller Sünden für sich und ihre Kinder; alle die in der Vertheidigung des Tempels stürben, aber solche für 14 Generationen. Zuletzt wurde sein gläubiger Sohn, der König von Nepal, zur Vertheidigung des Tempels aufgerufen. Diese Excommunication wurde im Allerheiligsten über dem Haupte Hanumans angeklebt. Die Apologie des Königs aber über dem Thore des innern Tempels. Der König hatte nämlich, um sie zu beruhigen, seinen aufgeregten Hinduunterthanen Concessionen, nämlich in der Person ihres Oberpriesters, angesichts seiner Garden, eine Entschuldigung machen müssen. Er brachte ihm zwei Ziegen zum Opfer dar, und gab Tausend Rupien zur neuen Einweihung des Tempels. Sein Repräsentant und der erste Mollah von Feisabad unterzeichneten die Entschuldigung. Vierzig kupferne Ghurras mit Ganges-Wasser standen an den Stufen des Ghurri.

Diese Nachgiebigkeit des Königs gegen die Götzendiener erbitterte aber begreiflich die Mohammedaner, und ein fanatischer Mollah Mansur oder Amin Ali sammelte eine Schaar zu einem Kreuzzuge gegen den Hanuman Gurh, namentlich in Barretsch an der Gogra, wo zwei Drittel der Einwohner Mohammedaner sind, in Amati und Rai Bareilly, welche drei Orte an 100,000 Einwohner haben sollen. Die Hindus waren zum Schutze ihres Tempels herbeigeeilt, Benares hatte 150 Priester und 8000 Krieger gesandt. Unter den 3000 auserwählten Vertheidigern des Tempels sah man 300 verabschiedete Compagnie-Soldaten und pensionirte Subadars, Dschemadars und Havildars mit englischen Medaillen auf der Brust. (Ind. News 1855 p. 562 sq.) Der König sandte 7000 Mann unter Capitän Barlow, die ihn mit seinen 3000 Anhängern bei Daryabad einschlossen. Vergebens wurden acht ehrwürdige Mollahs gesandt, ihn aufzufordern seine Truppen zu entlassen; 6000 Patanen stießen zu ihm, in jeder Moschee predigte der Mufti den heiligen Krieg und sammelte jeden Freitag für ihn. Da er nicht nachgab, kam es endlich zur Schlacht, er unterlag und fiel selber im Treffen.

Der Aufruf zum heiligen Krieg, der damals erschien, verdient noch speciell erwähnt zu werden. Er war weit in Nord-Indien verbreitet, circulirte in Audh, wurde in Agra gesehen, und 300 Exemplare in Kahnpur weggenommen. Einige Verse aus dem Pamphlet hebt der Friend of India 1855 vom 13 Dec. aus. Vers 1 lautet: „Unrecht ist es um der Herrschaft willen Krieg zu führen, aber preiswürdig für unsern Glauben zu kämpfen. Vers 3. Der, dessen Fuß den Staub des Schlachtfeldes berührt, wird befreit von allem Elend der Welt und von der Hölle und steigt zum Himmel empor. 9. „Wer den Kriegern Lebensmittel reicht, erwirbt sich ein gleiches Verdienst, als wenn er sein Leben im Kampf ließe.

12. Wer auch ſein ganzes Leben zügellos zugebracht hat, erlangt Vergebung wenn er im Kampf fällt. 13. Die im Schatten oder einer Krankheit erliegen, ſtehen erſt vom Tode auf wenn die letzte Trompete erſchallt; die aber im heiligen Krieg umkommen, brauchen nicht erſt zu warten oder zu leiden. 15. O ihr Moslim, ihr habt von dem Conflict gehört, verlaßt eure Behauſung und ſchließt euch an! 17. Verlaßt eure Güter und Kinder, eilet reinen Herzens in die Schlacht! 18. Siegt ihr, ſo kehrt ihr freudig heim, kommt ihr um, ſo ſteigt ihr gen Himmel empor. 19. Die Moslim ſind ſchwach, die Ungläubigen ſtark, die Zahl jener iſt im Abnehmen. 24. Vor zwölfhundert Jahren kämpfte ein Imam den heiligen Krieg. Er iſt dahingegangen, aber nach ſo langer Zeit iſt ein Führer uns geboren, ſo ſegnet uns der Himmel. 25. Die Moslim waren arm und ohne Führer, aber ein Anführer iſt jetzt geboren aus der Familie des Propheten. 44. Freunde, ihr habt eure größten Pflichten vergeſſen, ihr hängt euch an Irdiſches und an euere Familien, ihr vergaßet Gott. 55. O Gott! ſtärke die Moslim, daß in Hinduſtan nur der eine Ruf ertöne: „Gott iſt Gott" (Allah il Allah)."

Der mohammedaniſche Cultus wird in Hinduſtan nur ſehr nachläſſig beobachtet. Die Beſchneidung findet ohne religiöſe Ceremonie ſtatt; die Kadis verheirathen die untern Claſſen; bei den Begräbniſſen derſelben fungiren herumbettelnde Muſikanten (Daphalis), die einige Stellen aus dem Koran auswendig wiſſen. Fakire ſind hier wenig; in Patna etwa 1200 Häuſer, in Gorukpur an 900, in Bhagalpur etwa 600; ſie ſind meiſt verheirathet. Den ganzen Koran konnten drei Perſonen auswendig, aber ohne ein Wort davon zu verſtehen; in 2—3 Moſcheen zu Patna verſammelten ſich Mittags jeden Freitag höchſtens 40—50 Schiiten, der Imam lieſt Stellen aus dem Koran, und die Verſammlung wiederholt ſie. Von den Kaſchmirern mögen 20—25 zuſammenkommen; in Gorukpur iſt auch kein Prieſter der den Gottesdienſt leitet oder den Koran erklärt; wenige verſtehen ihn.

Nur an den Tagen Id und Buturid verſammelt ſich etwa ¼ der Mohammedaner, beſonders aus den höhern Ständen in der Moſchee; ½ derſelben in Patna und ¼ etwa auf dem Lande faſtet am Ramaſan.

Den Charakter der Mohammedaner betreffend, ſind ſie nach Tennant, da ſie nicht ſo früh heirathen als die Inder, weit ausſchweifender; die meiſten ſchlechten Mädchen ſind Mohammedanerinnen, berauſchenden Getränken, dem Opium und Tabakrauchen ſind ſie, trotz des Verbots ihrer Religion, ſehr ergeben; ſtolz, zorn- und rachſüchtig, übermüthig, unruhig; von hunderten kennt nicht einer den Koran, und wendet ſeine guten Lehren noch weniger an; ganz der Gegenſatz von den Hindus ſind ſie bekehrungsſüchtig, und jedes Mittel dazu iſt ihnen recht. Alle Kenntniß außer dem Koran gilt, wie er ſagt, ihnen für ketzeriſch. Dieß leidet wohl manche Einſchränkung, und Heber urtheilt günſtiger über die Mohammedaner, die er für beſſer als die Hindus hält.

Die Vorurtheile der Europäer über den Zuſtand der mohammedaniſchen Frauen zu berichtigen, ſchrieb Abu Taleb Khan aus Lacknow ein eigenes Buch, und eine Engländerin, die einen Mohammedaner, Mir Haſſan [1] Ali geheirathet, hat über den Zuſtand derſelben und der Mohammedaner überhaupt intereſſante Aufſchlüſſe gegeben. Jener erklärt aber mehr die Verſchiedenheit, die in den europäiſchen und aſiatiſchen Sitten ſtattfindet, aus der Natur der Verhältniſſe, als daß er jene rechtfertigte; hat die Frau auch Umgang mit ihres Mannes Vater und männlichen Verwandten, wie er ſagt, ſo fehlt doch viel an einem freien Verkehr der Geſchlechter, der unſere Geſellſchaften würzt und veredelt. Richtig iſt aber was er gegen die Meinung von der herrſchenden Polygamie in Aſien erinnert: ganz irrig ſey die Meinung daß der Mann in Aſien 3 bis 4 Frauen habe, gewöhnlich habe er nur eine, von 1000 hätten etwa 50 : 1—2, und von dieſen nur 10 mehr als 2, „denn man könne eher mit 2 Tigerinnen leben als mit 2 Frauen;" auch was er gegen den Vorwurf ſagt, daß die aſiatiſchen Mädchen ihre Männer nicht wählen, läßt ſich hören.

Die Verhältniſſe und Umſtände beſtimmen in Europa auch meiſt die Ehen, und es iſt zuletzt auch wohl einige Vernunft darin. Die Engländerin rühmt vor allem die Menſchenfreundlichkeit der Mohammedaner, die ſich ſelbſt auf Thiere, bis auf den unreinen Hund erſtrecke. Die Männer ſeyen wohl erzogen, die Frauen achteten auf die Meinungen und Ausſprüche ihrer männlichen Verwandten, wie Kinder auf die ihres Vaters, und ſo ſeyen beim natürlichen Verſtand der Frauen ihre Geſellſchaften nicht ſo inſipid und ſo intereſſelos als man in Europa meine, ihre Abſchließung auch nicht ſo groß; nur manchen nichtigen Zerſtreuungen der Europäerinnen ſeyen ſie entzogen. Sie erwarten übrigens einen Propheten oder Meſſias Imam Mehdy, den XII. Imam, der die Welt von allem Uebel befreien und mit Chriſtus bei ſeiner Wiederkunft alle Welt eines Sinnes, eines Glaubens machen werde.

Nähere und ſpeciellere Nachrichten über die Sitten und Gebräuche der Mohammedaner in Indien gibt der Qanoon-i-Islam von einem Eingebornen aus Ellora Jaffir Schurrif, den Herklots überſetzt [1] hat, und der die Angaben der Engländerin und de Taſſy's beſtätigt.

Die Indianer Nordamerika's.

(Auszug aus einer in der Revue Contemporaine enthaltenen Abhandlung Em. Domenechs.)

Vor zwei Jahrhunderten zählten die Indianer Nordamerika's, die mexicaniſchen nicht eingerechnet, ungefähr ſechzehn bis ſiebenzehn

---

[1] Meer Hasan Ali. Observations on the Musulmans of India. London 1832. 2 Bd. 8°.

[1] Qanoon-e Islam or the Customs of the Moosulmans of India, comprising a full and exact account of their various rites and ceremonies by *Jaffeer Shurreef* transl. by G. A. *Herklots* London 1835. 8.

Digitized by Google

Millionen Seelen (?); seitdem hat die Civilisation ihnen zwei Drittheile ihres Gebiets genommen, und das Eisen, das Feuer, der Branntwein, die Blattern und die Cholera haben unter ihnen gleichfalls mehr als vierzehn (!?) Millionen Opfer gefordert. Einige amerikanische Schriftsteller gestehen daß seit der Ankunft der sächsischen Race in Nordamerika durch Kriege und Krankheiten ungefähr zwölf Millionen Rothhäute ihren Untergang gefunden haben. Seit dem Ende des letzten Jahrhunderts hat sich die indianische Bevölkerung in der That sehr vermindert, dennoch aber ist keiner der Stämme welche damals bestanden vollständig abgestorben. Am meisten trägt zur Ausrottung dieses unglücklichen Volks das Feuerwasser bei, wie sie den Whiskey, eine Art schlechten aus Mais oder gegohrner Gerste verfertigten Branntweins, nennen. Die amerikanische Regierung hat, aus lobenswerthem Menschlichkeitsgefühl, Gesetze erlassen welche bei schweren Strafen die Ausfuhr alkoholischer Flüssigkeiten unter diese Volkerschaften verbieten. Die Blattern traten zum erstenmal im Jahr 1837, durch Weiße eingeschleppt, unter den Indianern auf. In dem Zeitraum eines Monats rafften sie bei den Arikariern, den Assiniboins, den Krähen, den Mandanen, den Minatariern und den Schwarzfüßen mehr als 12,000 Personen hinweg. Diese Geißel warf Bestürzung und Verzweiflung unter die indianischen Bevölkerungen: man sah wie Einzelne, im Paroxysmus ihres Schmerzes, sich erdolchten, in Abgründe stürzten, oder unter herzzerreißendem Geschrei sich im Sande wälzten, während andere in das kalte Wasser der Seen und Flüsse sprangen, wo sie, statt der Linderung welche sie gegen das sie aufreibende innere Feuer suchten, den Tod fanden.

Die innern Kriege sind seit der Einführung der Feuerwaffen bei den Rothhäuten minder häufig geworden; man darf daher künftig diesen Kämpfen allein nicht mehr die Abnahme der Bevölkerung zuschreiben, die sich sogar, statt abzunehmen, vermehren würde, wenn eine verständige und dem Charakter und der Lebensweise dieser Völkerschaften angepaßte Civilisation ihnen zu Hülfe käme. Wir sehen in der That daß die getrennt lebenden und einer günstigen äußern Lage sich erfreuenden Indianer in beträchtlichem Verhältniß an Anzahl zunehmen. So war bei den Tschirokesen, welche vor ihrer gezwungenen Auswanderung an die Gränzen von Arkansas den Staat Georgia bewohnten, die jährliche Ziffer der Geburten, im Vergleich mit den Todesfällen, durchschnittlich 700 auf 10,000 Seelen. Wir wollen ferner, als letzte Ursache der Verkommung der indianischen Völkerstämme, die gezwungene Auswanderung anführen. Die Rothhäute sind nur aus Nothwendigkeit Nomaden; sie haben eine leidenschaftliche Liebe für den Boden auf dem sie das Licht der Welt erblickt, und für die Erde in welcher die Gebeine ihrer Vorvordern ruhen. Einige unbedeutende Ausnahmen abgerechnet, wohnen die gegenwärtigen Stämme in den Ländern die sie seit unvordenklicher Zeit stets bewohnt haben. Weder die Ungenüglichkeit an Wild noch sonst eine andere materielle Ursache wurde die Indianer zur Auswanderung bewegen, wenn die amerikanische Regierung sie zu diesem Schritt nicht dadurch zwänge daß sie die Geburtsländer dieser Stämme käuflich an sich brächte, um die Besitzlosgewordenen dann in ferne, ihnen unbekannte Gegenden zu schicken. Die Weiber, Kinder und Kranken werden untereinander, neben dem Gepäck, auf Wagen aufgehäuft; die Männer gehen zu Fuß oder zu Pferd, geleitet von Dragonern oder Freiwilligen, welche die Auswanderer als Uebelthäter betrachten und sie oft mit empörender Rohheit behandeln. Viele dieser armen Leute sterben unterwegs in Folge des Verdrusses, der Mühsale, der Leiden, der Hitze oder des Durstes. Die überlebenden langen düster und niedergeschlagen auf dem Gebiet an das ihnen durch den Verkaufsvertrag angewiesen ist. Sie geben allmählich ihre Gewohnheiten und Gebräuche auf, um die blassen Gesichter nachzuahmen, weil sie, da Büffel und Ziegen hier nur spärlich vorkommen, ihres Lebensunterhalts wegen den Boden bebauen müssen. Sie verlieren mehr und mehr ihren ursprünglichen Charakter, und behalten nur ihre Tracht bei, die aber auch oft durch europäische Fabrikzeuge Abänderungen erleidet. Da dieses Leben ihrem Geschmack und ihrer Natur zuwider ist, so pflanzen sie den Mais und die Gemüse, deren sie zu ihrer Nahrung bedürfen, mit Nachläßigkeit, gerade wie Menschen es thun würden welche zu Zwangsarbeiten verurtheilt sind. Traurig und entmuthigt, setzen sie sich auf die Schwelle ihrer Hütten, rauchen die rothe Pfeife des heiligen Brunnens, und sehen zu wie die silberfarbigen Spiralen des Rauchtabaks der Weißen in den Lüften verschwinden, wie sie den Ruhm ihrer Vorfahren haben schwinden gesehen. Die jahrhundertealten Sagen erregen ihnen ein schmerzliches Bedauern, und machen das Gefühl ihrer Lage für sie nur noch drückender. Die Erinnerung an die Vergangenheit, mit ihren fröhlichen Tänzen, ihren heitern Festen, ihren gefährlichen Jagden und heroischen Kämpfen, vermehrt ihre düstere Schwermuth. Dann stürzen sie sich in Trunkenheit um dieser Erinnerungen an eine Zeit der Freiheit und Unabhängigkeit los zu werden; die Kaufleute bieten ihnen von allen Seiten jenes gehässige Gift an, das sie Feuerwasser nennen, und der Indianer trinkt es mit Gier, denn Haß und Wuth und Verzweiflung erfüllen seine Seele. Da er nun aber machtlos ist und der Rache ihren Lauf nicht mehr lassen kann, so will er lieber in Verkommenheit und Entwürdigung sterben, als mit den edlen Leidenschaften leben welche dereinst sein Ruhm und sein Stolz gewesen. In diesem langsamen moralischen und physischen Selbstmord wird er, man muß es gestehen, mächtig begünstigt von der amerikanischen Civilisation und der schmutzigen Selbstsucht der Weißen, die ein Gelüste fühlen nach dem Fleck Erde den er inne hat, und nach den reichen Pelzwerken die er in den Einöden der neuen Welt findet.

Es ist schwer eine genaue Ziffer von der gegenwärtigen Bevölkerung der Indianer Nordamerika's zu geben, denn alle Angaben darüber sind nur annäherungsweise richtig. Die amtlichen Zählungen sind unvollständig in Bezug auf die Stämme welche nicht im Innern oder in der unmittelbaren Nachbarschaft der Vereinigten Staaten wohnen, ebenso bezüglich derjenigen mit denen die amerikanische Regierung in keiner Verbindung steht. Der Nomadenzustand der meisten Rothhäute, das Mißtrauen das sie gegen die Weißen hegen, und die Schwierigkeit die man hat alle indianischen Mundarten gut zu verstehen, sind die Ursache daß die bei den Häuptlingen eingezogenen Nachweisungen übertrieben oder ungenügend sind. Nachdem wir sämmtliche statistische Werke über die Indianer, allgemeiner sowohl als besonderer Art, studiert haben, glauben wir behaupten zu können daß die gegenwärtige Anzahl der Indianer sich auf etwas weniger als zwei Millionen Seelen beläuft. Die einzige allgemeine Statistik die wir in den Annales de la Propagation de la Foi gefunden haben, gibt folgende Ziffern:

Digitized by Google

Indianische Bevölkerung.

Oestlich vom Mississippi	81,236
Westlich von demselben Flusse	265,537
Im Norden, Texas und Mexico	2,600,000
Im Norden, englische und russische Besitzungen	1,400,000
Zusammen	4,346,773

Wir halten diese Gesammtzahl um so mehr für übertrieben, als der Süden, selbst Mexico mit inbegriffen, und der Norden unendlich weniger bevölkert sind als der Westen, wo sich die großen Mittelpunkte des rothen Volks und das eigentlich sogenannte indianische Gebiet befinden. Der westliche Abhang der Felsengebirge und Neu-Mexico's enthalten schon für sich allein mehr als 200,000, und die Gränzen von Arkansas und Missouri mehr als 120,000. Diese beiden Ziffern dürften uns in gleicher Weise darthun daß die Statistik Schoolcrafts unvollständig ist. Dieser ausgezeichnete amerikanische Schriftsteller hat in seinem amtlichen Bericht an die Washingtoner Regierung eine Reihe von Tabellen abgefaßt, in denen die Stämme und ihre Bevölkerungen gruppenweise geordnet sind. Wir haben daraus folgenden Auszug gemacht:

Gruppen.	Zahl der Stämme.	Indianische Bevölkerung.
der Irokesen	15	6,000
der Algonquinen	14	17,000
der Dacotas	32	7,000
der Appalachen	11	5,000
von Texas	17	30,000
von Neu-Mexico	41	93,000
von Californien	18	33,000
von Oregon	59	23,000
von Florida	5	500
von Utah	7	11,500
Zusammen	219	226,000

Dieser Ziffer fügt Hr. Schoolcraft noch 30,000 Indianer für die unerforschten Länder bei, was eine Gesammtzahl von 256,000 Seelen ausmacht. Später, bei einer Revision seiner Statistik, macht der gelehrte Verfasser einige Verbesserungen und Zusätze, wodurch die schlüßliche Gesammtzahl der Indianer auf 423,229 gebracht wird. Allein der ungeheure Unterschied der noch zwischen dieser letztern Ziffer und der erstern besteht, so wie die Analyse gewisser Gruppen, der der Dacotas z. B., die auf zweiunddreißig Stämme nur 7000 Seelen aufweist, geben uns die Ueberzeugung (?) daß diese allgemeine Gesammtzahl kaum den vierten Theil von der wirklichen Anzahl der indianischen Bevölkerung ausmacht. Hierin stimmt unsere Ansicht übrigens mit derjenigen einiger andern Schriftsteller überein, welche, mit Einschluß der englischen Besitzungen, ebenfalls 2 Millionen Indianer rechnen.

Was diejenigen Stämme betrifft welche sich annoch einen besondern Namen bewahrt haben, so zählt man deren 482. Die meisten sind zwar beinahe erloschen, dessen ungeachtet gibt es ihrer noch viele welche ihre Macht, ihr Prästigium, ihre Sagen, Sitten und Gebräuche behauptet haben. Wir müssen, um mehr Klarheit in unsere Arbeit zu bringen, hier die Namen der wichtigsten Stämme aufführen und einige Worte über ihre geographische Lage, so wie über ihre Bevölkerung sprechen. Wir wollen uns dabei auf die hauptsächlichsten beschränken.

Abenakis. Diese Nation wohnt im Staate Maine und in Canada, und ihr entsprossen sechs bedeutende Stämme. Die Abenakis waren die getreuen Verbündeten der Franzosen, und kämpften, zur Zeit der amerikanischen Kriege im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert, lange an ihrer Seite gegen die Engländer; jetzt sind sie bis auf ungefähr 5000 Seelen zusammengeschmolzen!

Die Algonquinen waren die mächtigste und zahlreichste Nation des amerikanischen Festlands; sie umfaßten neun Stämme, darunter (?) die Irokesen, der wildeste und kriegslustigste von allen. Die Algonquinen wohnen nördlich vom St. Lorenzstrom, und zählen gegenwärtig kaum 6500 Seelen.

Die Apatschen. Eine Völkerschaft im Nordwesten von Texas, von Neu-Mexico und im Süden Ober-Californiens. Die Apatschen sind tapfer und diebisch. Die Anzahl ihrer Krieger läßt sich auf 10,000 anschlagen.

Assiniboins. Diese Indianer, ungefähr 14,000 Seelen, leben im Norden von Ober-Missouri, und gehen bis an den Winnebago-See auf die Büffeljagd. Sie zeichnen sich nur durch ihre Kühnheit aus.

Caddos. Ein texanischer Stamm, welcher die Ufer des Red-River (Rothen Flusses) bewohnt. Ihre Anzahl ist nicht bekannt. Sie sind mittlerer Größe, aber sehr kräftig.

Tschoctas. Einer der ältesten Stämme Nordamerika's. Vor ihrer Auswanderung wohnten sie in den Staaten Missouri und Alabama; sie haben sich jetzt an den Gränzen von Arkansas niedergelassen. Ihre Volkszahl beläuft sich auf ungefähr 15,000 Seelen. Sie sind ein heiteres, ackerbautreibendes und gewerbfleißiges Völklein.

Tschirokesen. Eine große Völkerschaft des Staats Georgia, welche nur theilweise auf das neue indianische Gebiet ausgewandert ist. Die Tschirokesen zählten noch vor wenigen Jahren 22,000 Köpfe; sie sind halbcivilisirt und sehr gute Ackerbauer, besitzen Druckschriften, und hatten vor ihrer Auswanderung selbst zwei in ihrer Sprache gedruckte Tagblätter.

Tschippewähs. Dieser große Stamm, welcher 30,000 Seelen umfaßt, lebte in mehrern Dörfern an den Gestaden des Oberen-Sees. Die Tschippewähs sind sehr verständig und sehr tapfer.

Comantschen. Die mächtigste und zahlreichste der texanischen Völkerschaften. Die Comantschen besitzen mehrere vom Waschita und Red-River bis an den Rio-Grande oder del Norte hin zerstreut liegende Dörfer, welche 40,000 Krieger enthalten sollen. Sie sind tapfer, unerschrocken und unwissend.

Krähen. Die Krähen sind die schönsten Indianer Nordamerika's. Sie wenden große Sorgfalt auf ihre Kleidung, die eben so reich als originell ist. Ihre Bevölkerung beträgt acht- oder neuntausend Seelen.

Criks. Dieser große Stamm bewohnte ehedem den Norden Florida's und Theile der Staaten Mississippi und Alabama; ihre Anzahl beläuft sich auf 20,000; die meisten sind an die Gränzen von Arkansas ausgewandert.

Dacotas. Muttervolk mehrerer Stämme welche in Minnesota leben; sie sind dergestalt getheilt, daß es schwer ist ihre Kopfzahl genau anzugeben.

Digitized by Google

Delawaren. Von dieſer ehemals ſo mächtigen Völkerſchaft, welche noch vor ihrer Auswanderung 15,000 Seelen zählte, ſind nur noch tauſend Köpfe übrig, die im Norden von Kanſas leben.

Huronen. Dieſe große Nation wurde im verfloſſenen Jahrhundert von den Irokeſen beinahe ganz aufgerieben, ſie wohnt an den Geſtaden der großen Seen, und iſt etwa 2500 Seelen ſtark.

Lipmanen. Dieß ſind Indianer, deren Haut mehr ins Braune als ins Rothe ſticht. Die Volkszahl beträgt 10,000 Individuen, und ihr Charakter iſt faſt derſelbe wie der der Comantſchen. Sie wohnen im Nordweſten von Texas.

Mandanen. Dieſer Stamm, einer der intereſſanteſten des Weſtens, ſowohl ſeiner Gewohnheiten als ſeiner Ueberlieferungen wegen, hatte zwei Dörfer in Ober-Miſſouri am Ufer des Gelb-Peter-Fluſſes, deren jedes vor der Heimſuchung durch die Blattern, welche fürchterliche Verheerungen anrichteten, mehr als tauſend Einwohner hatte.

Meuomonies. Eine alte Völkerſchaft, die in Wisconſin und nördlich vom Michigan-See lebt; ſie zählt nur 3000 halbciviliſirte Individuen.

Mohicaner. Eine durch den Roman Fennimore Coopers volksthümlich gewordene Völkerſchaft, die aber beinahe ganz erloſchen iſt; ihre Trümmer, noch 500 an der Zahl, leben zerſtreut in den Staaten Wisconſin und New-York.

Navajos. Dieß ſind die einzigen Indianer welche zahlreiche Heerden aufziehen. Gute Hirten und verſtändige Ackerbauer, leben ſie in Wohlſtand an den Gränzen Neu-Mexico's und Ober-Californiens. Ihre Volkszahl beträgt 15,000 Seelen.

Nipmucken. Mutternation von neun Stämmen, welche jetzt vereinigt ſind, und aus kaum 15,000 in Maſſachuſetts verbreiteten Individuen beſtehen.

Oſagen. Dieß ſind die Rieſen der Wüſte; ſie leben, 6000 an der Zahl, in mehrern Dörfern in den großen Prairien des Weſtens.

Odſchibwähs.[1] Indianer auf engliſchem Gebiet, am Fluſſe der Aſſiniboins und am Red-River, unterm 52. Grad nördlicher Breite. Bevölkerung 6000 Seelen. Die Odſchibwähs wohnten früher an den Geſtaden des Oberen-Sees, und ohne Zweifel ſind es ihre Voreltern welche die Kupferbergwerke in der Umgegend dieſes Sees ausbeuteten.

Ottawas. Dieſe Völkerſchaft iſt eine derjenigen welche die Erinnerung an die alten Jeſuiten-Miſſionen am beſten bewahrt haben. Die Ottawas ſind mild und geduldig; ſie leben an den Ufern des Oberen-Sees und zu Machilimackinak, und zählen ungefähr 3000 Seelen.

Päuies. Dieſe große Völkerſchaft iſt von Kanſas bis nach Nebraska hin zerſtreut. Die Päuies ſind tapfer, gewandt und muthig; ihre Anzahl beläuft ſich mindeſtens auf 10,000 Seelen; ſie haben nichts gemein mit den Päuies-Picten, welche, 12 bis 15,000 Köpfe ſtark, die Landſtriche an den Quellen des Red-River des Südens bewohnen.

Schwarzfüße. Ein zahlreicher Stamm, ein kriegeriſches und grauſames Volk. Sie führen den Namen Schwarzfüße von der Farbe ihres Schuhwerks; einige Schriftſteller ſchlagen die Volkszahl dieſes Stammes auf mehr als 40,000 Köpfe an; andere rechnen nur 30,000. Sie dehnen ihre Jagden über das ganze zwiſchen Ober-Miſſouri und den Felſengebirgen liegende Land aus.

Pottowatomier. Von dieſer einſt großen Nation ſind nur noch 3500 bis 4000 Indianer übrig, welche am Michigan-See, ſo wie in den Staaten Indiana und Illinois ein kümmerliches Leben führen.

Puants und Winnebagos. Von allen Rothhäuten ſind die Puants gewiß die ſchmutzigſten und in Folge des unmäßigen Branntweingenuſſes verdummteſten. Sie wohnen am weſtlichen Ufer des Michigan-Sees, an den Geſtaden des Wisconſin und in der Hundsprairie. Einige Schriftſteller berechnen ihre Anzahl auf 10 bis 12,000 Seelen.

Schawanos. Dieſe alte und einſt zahlreiche Völkerſchaft iſt aus Pennſylvanien und New-Jerſey in die Staaten Ohio und Indiana ausgewandert; es ſind kaum noch 1500 Individuen davon übrig. Einer der Schawanos-Häuptlinge wollte vor einigen Jahren alle Weißen, gegen welche er einen Vertilgungskrieg führte, aus den indianiſchen Gebieten verjagen. Zu dieſem Zweck wanderte er von Stamm zu Stamm, gab ſich für einen Propheten aus, und wußte die Häuptlinge zur Abſchließung eines Schutz- und Trutzbündniſſes veranlaßte. Dieſe Verſchwörung ſcheiterte aber durch ſeine Feinde, welche die nämliche Reiſe unternahmen wie er, und ihn als Narren und Betrüger ſchilderten.

Schoſchonen, auch Wurzelausgraber genannt. Dieſe wichtige Nation, welcher mehrere Stämme entſproſſen, iſt eine der armſeligſten des amerikaniſchen Feſtlandes, obſchon ſie noch 30,000 Köpfe zählt, welche in den Felſengebirgen, in Utah und Ober-Californien leben.

Sioux. Eine große Völkerſchaft von mindeſtens 30,000 Seelen; ſie iſt in zwei Abtheilungen getheilt, deren eine Ober-Miſſiſippi, die andere Ober-Miſſouri bewohnt. Die Sioux ſind kriegeriſch und grauſam.

Plattköpfe. Eine große Nation, welche in mehrere, den weſtlichen Abhang der Felſengebirge bewohnende Stämme getheilt iſt. Die meiſten von ihnen, mit Ausnahme der Tſchinuks, haben die Gewohnheit den Kopf ihrer Kinder platt zu drücken aufgegeben — eine Gewohnheit die ihnen den Namen verſchafft hat unter welchem ſie bekannt ſind. Sie ſind tapfere, muthige und mildgeſinnte Indianer. Ihre wirkliche Bevölkerung findet ſich in keinem ſtatiſtiſchen Werk angegeben.

Dieſem Namenverzeichniß könnte man noch beifügen die Abſowkas, die Tſchinuks, die Eiowähs die Kaskaskias, die Kitſchaſäs, die Kanſas, die Keiowähs, die Kayagunen, die Minetaris, die Nez-Percés oder „Naſendurchſtochenen," die Ottogamier, die Omahas, die Perrias, die Piankeſchas, die Padomas, die Scheyennen, die Wecos, die Wapatus, die Wampanoagen, die Jutas und mehrere andere eben ſo zahlreiche als durch ihre Geſchichte und ihre Ueberlieferungen berühmte Völkerſchaften.

Die Indianer ſind in Nationen und in Stämme getheilt. Den Namen Nation gibt man den Völkerſchaften welche ihren Urſprung von einer und derſelben Quelle ableiten. So ſind die „Schlangen," die Comantſchen und mehrere andere Völker-

[1] Die Odſchibways und Tſchippewähs ſind ja doch derſelbe Stamm. D. Red.

Digitized by Google

schaften Neu-Mexico's, Ober-Californiens und des texanischen Gebiets Abkömmlinge der Schoschonen. Die Stämme hinwieder theilen sich in Banden oder Dörfer, welche zuweilen ihren ursprünglichen Namen aufgeben, um denjenigen des Landes das sie bewohnen, oder des Flusses an dem sie leben, anzunehmen. Es gibt Stämme welche nur Ein Dorf haben; andere besitzen deren mehrere. Die Banden bestehen gewöhnlich aus 100 bis 500 Hütten, Wigwams oder Zelten. Eine beträchtlichere Anhäufung von Familien würde den Völkerschaften welche ausschließlich von dem Ertrag der Jagd leben, einen langen Aufenthalt an einem und demselben Ort unmöglich machen. Jede Hütte enthält durchschnittlich zehn Personen. Was die Krieger anbelangt, so schwankt deren Anzahl nach der Lage und dem Zustand der Indianer. Gewöhnlich rechnet man einen auf vier, manchmal einen auf fünf Individuen. Bei den armen oder von feindseligen Nationen umgebenen Stämmen findet man häufig auf zehn oder selbst zwölf Personen nur einen Krieger, denn die Kriege, die Jagden und die Strapazen raffen eine Menge Leute dahin.

Man trifft auch Bünde oder Conföderationen, welche ein großer und mehrere kleine Stämme mit einander abgeschlossen haben, und manche Schriftsteller führen dann solche Stämme unter einem und demselben Namen auf. Bei aufmerksamer Prüfung könnten sie in keinen solchen Irrthum verfallen; denn bei diesen Verbündungen, die zum Zweck gegenseitiger Beschützung und Erhaltung geschlossen worden, stößt man häufig auf sehr große Verschiedenheiten in Sprachen, Gewohnheiten, Gebräuchen und Ueberlieferungen. Die Abtheilungen der Stämme, die anfangs nur ein und dasselbe Volk ausmachten, konnten sich auf verschiedene Weise bilden. In einem Krieg oder bei einer großen Jagd mußte man mehr oder minder starke Abtheilungen haben, welche sich dann von dem Hauptcorps trennten, und da die Wiedervereinigung allzu große Schwierigkeiten und Gefahren darbot, haben sich die Einzelabtheilungen in denjenigen Gegenden niedergelassen welche ihnen die meiste Sicherheit und die größten Hülfsquellen gewährten. Trotz dieser Spaltung haben sich die Sprachen so wie die religiösen und geschichtlichen Ueberlieferungen in den Familien ununterbrochen fortgepflanzt. So erkennt man daß die Odschibwähs nur eine Fraction der Tschippewähs sind. Die gleiche Verwandtschaft haben die Assiniboins mit den Sioux, und mehrere andere Völkerschaften befinden sich in demselben Fall. Eine andere nicht minder einflußreiche Ursache dieser Trennung ist die im Charakter der Indianer liegende Neigung zu unbedingter Unabhängigkeit; kein Band knüpft die Mitglieder eines Stammes an einander, und nichts nöthigt sie beisammen zu leben; wenn dann überdieß noch der Selbsterhaltungstrieb seine Wirkung äußert, so darf man sich nicht wundern daß sie sich trennen, und anderwärts einen Nahrungszweig aufsuchen, den ihnen ein allzu stark bewohntes Land nur noch spärlich zu reichen vermag.

(Schluß folgt.)

Die Bonin-Inseln, ein Vorposten gegen Japan.

In keinem Zweige der Wissenschaft werden mehr Thatsachen und Wahrnehmungen vergessen als in der Länder- und Völkerkunde. Es sind der Reisen und erdkundlichen Schriften zu viele; wer könnte wohl sie alle lesen und, sobald das Bedürfniß eintritt, die in tausend Werken zerstreuten Notizen gegenwärtig haben? Deßhalb geschieht es so häufig daß manches als eine neue Entdeckung gepriesen wird, was schon vor Jahrhunderten von diesem oder jenem Seefahrer beobachtet, was schon von diesem oder jenem Reisenden untersucht wurde. Am meisten jedoch ist dieß der Fall bei den zahlreichen Inseln und Inselgruppen im stillen Ocean, welche in den zwei ersten Jahunderten nach der Umschiffung Afrika's verhältnißmäßig nur geringe Aufmerksamkeit erregten. Auf ihren wiederholten Fahrten von Acapulco nach den Philippinen haben die Spanier im stillen Ocean viele dieser Inseln entdeckt, und ihnen, wie ihre Karten zeigen, allerlei willkürliche Namen geschöpft; sie hielten es aber, weil sich keine edlen Metalle zeigten und die Armuth der Eingebornen keine Handelschaft gestattete, nicht der Mühe werth den Grund und Boden in Besitz zu nehmen. Eben so verfuhren die Holländer — eine arge Verblendung bei diesem sonst so betriebsamen, kaufmännischen Volk. Die früh gefundene Bonin-Gruppe ward von den Spaniern bald unter dem Namen der Erzbischofs-Inseln — Islas del Arzobispo — bald anders bezeichnet; die Holländer hießen sie Wüste Inseln — Woest Eiland — was bloß eine Uebersetzung ist der japanischen Benennung Bonin oder Monin Sima, [1] d. h. menschenleere oder unbewohnte Inseln. Lange bevor Europäer in jenen Gewässern erschienen, ist die Gruppe den benachbarten Japanen bekannt geworden; die Unterthanen der Dairi nannten sie anfangs beim Namen des ersten japanischen Entdeckers, Ogasa Wara. Von Idsu aus segelten sie mehrmals dahin und suchten Ansiedlungen zu gründen. In den Reichsannalen wird unter dem Jahre 1675 von einer Expedition dreier Einwohner Nangasaki's erzählt, wovon auch Kämpfer hörte, [2] welche die Lage der Gruppe mathematisch bestimmten, eine Karte davon aufnahmen und eine ausführliche Beschreibung aller der Inseln und Klippen — es sind 89 — durch den Druck veröffentlicht haben. Sie fanden sie alle unbewohnt, und gaben ihnen deßhalb den Namen Bonin Sima, welcher im Zeitverlaufe den frühern vollkommen verdrängte. Nun herrschte, seit den frühesten Jahrhunderten seiner Geschichte, in Japan die Sitte auf den benachbarten, schwer zugänglichen Inseln Verbrechercolonien anzulegen, so wie heutigen Tags noch auf dem steilen, in der Richtung der Bonin-Gruppe sich hinziehenden Eiland Fatschio. Die Bonin wurden [3] alsbald zu demselben Zweck verwendet. Diebe und Mörder hat man in Menge dahin gebracht und zum Anbau des Landes gezwungen. Die unfreiwilligen Ansiedler befinden sich bald sehr wohl auf jenen fruchtbaren Inseln; sie errichten Plantagen und bilden mehrere Gemeinden. Daher die

[1] Nach der chinesischen Aussprache lauten die Schriftzeichen: Wuschin tao.

[2] Kämpfer Geschichte und Beschreibung von Japan. Lemgo 1777 I. 83.

[3] Aperçu général des Trois Royaumes. Traduit par J. Klaproth. Paris 1832 S. 239. Klaproth hat sicherlich die holländische Uebersetzung des Werkes aus den Papieren Titsingh's bei seiner französischen Uebersetzung benutzt, was der Mann, nach seiner gewöhnlichen Weise, verschweigt.

Digitized by Google

Dörfer-Bezeichnung der japaniſchen Karten aus der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts. Die japaniſche Coloniſation war aber, man weiß nicht weßhalb, von keiner langen Dauer. Fünfzig Jahre ſpäter ſind die Inſeln eben ſo menſchenleer wie zur Zeit ihrer erſten Entdeckung. Vielleicht daß Japan durch die unerhörte Abſperrung zum Entſchluß gebracht wurde, dieſe etwas ferne Beſitzung aufzugeben.

Mehrere der Inſeln erfreuen ſich eines lieblichen, geſunden Klima's, eines mit allen Südfrüchten geſegneten Bodens. Zehn ragen an Größe und Fruchtbarkeit beſonders hervor; die andern erſcheinen, wie wir ſie jetzt aus der Beſchreibung der amerikaniſch-japaniſchen Expedition kennen, als ſteile Felſenriffe und werthloſe Eilande. Auf jenen findet man den anmuthigen Wechſel von Hoch- und Tiefländern, von Bergen und Thälern, wo eine Menge klarer Bäche langſam zum Meere zieht. Die Berge ſelbſt ſind ringsum bis hoch hinauf zum Gipfel mit Bäumen bewachſen, unter welchen ſich die Kohl- oder Fächerpalmen auszeichnen. Längs der vielen fandreichen Buchten werden grüne Schildkröten nicht ſelten ſo häufig gefunden, daß ſie die Ufer ringsum in grüne Pracht kleiden. Die See liefert, wie gemeinhin in jenen Gegenden, eine unerſchöpfliche Menge verſchiedener Fiſche, Barben, Hechte, Hornfiſche und Rochen, dann Wallfiſche in großer Zahl. An Klippen und in den Schluchten hangen Krappen und Muſcheln; auf den Küſten ſieht man Schnepfen, Regenpfeifer, wilde Tauben und anderes Geflügel in Maſſe.

Capitän Beechey beſuchte (1827) die Gruppe, und nannte ſie bei ihrem ſpaniſchen Namen, Erzbiſchofs-Inſeln. Beechey, vom gewöhnlichen Mißtrauen der Europäer gegen die Nachrichten oſtaſiatiſcher Völker ergriffen, bezweifelt ihre Identität mit den Bonin-Inſeln. [1] Vergleicht man aber ihre Lage, ihre Beſchaffenheit und die verſchiedenen Beſchreibungen, ſo wird der Unbefangene alsbald erkennen daß die Japanen und Europäer von denſelben Inſeln ſprechen. Die weſtlichen Seefahrer hatten, bis auf Commodore Perry, nur wenige Inſeln der zahlreichen Gruppe beſucht und dargeſtellt, woraus ſich einiger Widerſpruch zwiſchen den japaniſchen Angaben und den Beobachtungen dieſer Seefahrer leicht erklären ließ. Auch mögen die Japanen die Gradmeſſung nicht genau verſtanden, oder mag in ihrer Entfernungsangabe von Fatſchio nach Bonin ein Fehler ſich eingeſchlichen haben.

Die engliſchen Seefahrer bringen die Bonin, welche ſämmtlich vulcaniſchen Urſprungs ſind, unter drei Abtheilungen: eine nördliche, Parry's Gruppe, eine mittlere, die Inſeln Peel, Buckland und Stapleton, und eine ſüdliche, Baily geheißen, die ſich im ganzen von 26° 50′ bis 27° 44′ 35″ nördlicher Breite, vielleicht auch noch weiter hinauf erſtrecken. Auf einer von Beechey nach dem Namen des berühmten Staatsmannes genannten Inſel Peel waren kurz vorher zwei engliſche Matroſen eines geſtrandeten Wallfiſchjägers freiwillig zurückgeblieben. Nur der eine war Engländer von Geburt, der andere ſtammte aus Raguſa und hieß Matteo Mezaro. Ihr Hafen auf der Weſtſeite der Peelsinſel, nach einem Biſchof von Oxford Lloyd geheißen, [2] kann ganze Flotten faſſen und ihnen gegen Wind und Wetter ſichern Aufenthalt gewähren. Beechey nahm von der Gruppe im Namen Englands Beſitz und ließ zum ewigen Andenken auf Peel eine Kupferplatte zurück folgender Inſchrift: „Seiner brittiſchen Majeſtät Schiff Blossom, Capitän F. W. Beechey, hat zu Gunſten Seiner brittiſchen Majeſtät Georg IV von dieſer Inſelgruppe feierlichſt Beſitz genommen am 14 Junius 1827.“ Man ſcheint aber von Seiten der Regierung dieſe Beſitzergreifung nicht genehmigt zu haben. Die Bonin ſind nirgendwo als engliſche Colonie aufgeführt. Nicht einmal ihr Name findet ſich in dem Werke des Earl Grey (1853) über ſeine Colonialverwaltung während der Verwaltung des Lord John Ruſſell. [1]

Die beiden Matroſen giengen bald nach Beechey's Abfahrt in einem Wallfiſchjäger zu den Sandwichsinſeln und gewannen dort zwei Amerikaner, einen Dänen und einige Unterthanen Tamehameha III, fünf Männer und zehn Frauen. Sie haben, im ganzen zwanzig Köpfe ſtark, am 21 Mai 1830 Hawai verlaſſen und ſteuerten frohen Muthes nach der neuen Heimath. Der engliſche Conſul, Herr Richard Charlton, gab ihnen eine Unionsflagge mit dem Zeugniß daß ſie verdienſtvolle Männer wären, welche das Abenteuer der Anſiedelung auf Bonin mit eigenen Mitteln ausgerüſtet hätten.

Das Häuflein der beiden Anführer vermehrte ſich noch durch einen Theil der Mannſchaft des Schooners, welcher ſie an den Beſtimmungsort brachte. Drei Mann, ein Amerikaner und zwei Sandwichsinſulaner deſertirten, ſo daß die Colonie jetzt 23 Perſonen zählte. Im folgenden Jahre bekam ſie friſchen Zuwachs durch neun Matroſen, welche engliſchen Wallfiſchjägern entlaufen waren. Ein engliſcher Wallfiſchjäger ſcheiterte (1833) unfern der Bonin, nur 12 Mann retteten ſich auf Peel, wovon vier ſich zum Bleiben entſchloſſen. Die herrlich aufblühende Colonie lief jedoch während der nächſten Zeit Gefahr in ihrer Jugendfriſche vernichtet zu werden. Ein engliſcher Wallfiſchfänger ließ nämlich, trotz der Widerrede von Seiten der Anſiedler, vierzehn meuteriſche Matroſen in der Gruppe zurück, welche mit anderem ankommenden ſchlechten Geſindel ſich verbanden und allen Gegnern Tod und Verderben drohten. Sie ſteckten Häuſer der Anſiedler in Brand und verführten allen erdenklichen Unfug. Die Hälfte dieſer Ruchloſen fand, zum Glück der Bonin, durch einen Zufall ihren Tod, und die andern wurden nach Neu-Süd-Wales transportirt.

Die junge Niederlaſſung erhielt nun von Zeit zu Zeit durch einzelne entlaufene Matroſen friſchen Zuzug, jedoch nur auf kurze Dauer. Die Flüchtigen haben gewöhnlich, nach längerem oder kürzerem Aufenthalt, die Inſeln wieder verlaſſen. Als im Auguſt 1837 das Schiff Raleigh im Hafen Lloyd anlegte, beſtand die Bevölkerung aus 42 Perſonen, wovon die größere Anzahl Sandwichsinſulaner. Im Mai 1838 gieng der Zeitraum zu Ende, für welchen ſich dieſe Leute den beiden Begründern Mozaro und Millichamp als Arbeiter verdungen hatten. Vom Tag, wo die dem Müßiggang ergebenen Autochthonen der Südſee wieder ihre eignen Herren wurden, haben ſie wenig oder gar nichts gethan, obgleich die Arbeit in dem äußerſt fruchtbaren Boden nicht anſtrengt und großen Gewinn darbietet. Alle dieſe und andere Arbeitsſcheue ſind von der Natur verurtheilt zu Grunde zu gehen, und gehen auch zu

[1] Beechey's Reiſen in der neuen Bibliothek der Reiſebeſchreibungen. Weimar 1832. Bd. 61. 317.

[2] Nach Beechey liegt er 27° 5′ 35″ n. Br. und 142° 11′ 30″ ö. L. Nach der Beobachtung des Commodore Perry 142° 16′ 30″.

[1] The Colonial Policy of Lord John Russell's Administration. By Earl Grey 1853. 2 Bde. 8.

Digitized by Google

Grunde. Die Bevölkerung der Hawaigruppe war 1850, von den vier- bis fünfmalhunderttausend zu Cooks Zeiten, auf 80,000 herabgesunken. Im Jahre 1852 sind 2,898 mehr gestorben als geboren worden, so daß, wenn die Sterblichkeit in diesem Maße fortschreitet, 1950 kaum mehr ein Eingeborner vorhanden seyn wird. Im Lloydhafen allein konnten schon zu der Zeit (1838) 30 — 40 Familien ein bequemes und gutes Unterkommen finden, wenn mit angemessenem Capital ausgerüstet, um sich von den anlandenden Schiffen Kleidungsstücke und Geräthschaften zu kaufen. Nach dem Berichte des Commodore Perry an seine Regierung waren (1853) auf der ganzen Peelinsel bloß 150 Acker Landes angebaut, aus Mangel an Arbeitskräften. Der Boden sey vortrefflich, ähnlich dem Madeira's und der canarischen Inseln — diese liegen unter derselben Breite — und eigne sich vortrefflich zur Anpflanzung von Wein, Weizen und andern werthvollen Erzeugnissen. Zucker und Tabak gewinnen die Ansiedler jetzt schon mehr als sie für den eignen Bedarf brauchen.

Sehr fühlbar war früher und ist wahrscheinlich noch jetzt der Mangel einer mit Macht bekleideten Obrigkeit. Herrscht doch unter den Ansiedlern beständiger Hader und Uneinigkeit. Bald will dieser, bald will jener die Verproviantirung der Wallfischfänger an sich reißen, um allein den Vortheil zu ernten; bald entstehen Streitigkeiten zwischen den Bewohnern der Peelinsel und den fremden Schiffsmannschaften, und kein Richter, keine executive Gewalt ist vorhanden. Zügellosigkeit ist die Plage der Bonin. Dieß ist die Ursache daß Schiffe mit guter Mannschaft nicht gerne nach Lloyd kommen, fürchtend, ihre Leute möchten zu allerlei Unfug und endlich zur Desertion verleitet werden. Fahrzeuge mit schlechter Mannschaft lassen den Auswurf hier zurück und gefährden so die Sicherheit des Lebens und Eigenthums der Bevölkerung. Die Ansiedler baten mich, erzählt Herr Mich. Quin, dem wir den ausführlichen Bericht über Colonisation der Peelinsel verdanken, [1] einige ihrer Streitigkeiten zu schlichten; da ich aber mit keiner öffentlichen Gewalt bekleidet war, so konnte ich die Leute nur zur Einigkeit ermahnen. Aller dieser Nachtheile ungeachtet hat sich die neue Niederlassung immer mehr gehoben, sie erhielt vom englischen Consul auf der Sandwichsinsel manche Forderung, mittelbar auch von der brittischen Regierung. Würde man sich entschließen hier eine Behörde zu ernennen, die Gesetze erließe und Ordnung erhielte, so würde sich, wie von verschiedenen Seiten versichert wird, [2] ein großer Theil des Handelsverkehrs in der Südsee nach der Boningruppe ziehen. Während der vier Tage, wo die amerikanische Expedition nach Japan im Hafen Lloyd vor Anker lag (Junius 1853), verkehrten drei Wallfischfahrer, zwei amerikanische und ein englischer, mittelst ihrer Boote mit den Ansiedlern, tauschten viele Vorräthe ein, wofür die Boninleute am liebsten geistige Getränke nahmen.

Man baut auf der Peel-Insel süße Bataten, Taro, indianisches Korn, Zwiebel, Yams, Kürbisse, Wassermelonen und Zuckerrohr in bedeutender Menge. Auch Tabakspflanzungen hat man versucht, und zwar mit solchem Erfolg daß die Insassen fürchteten, dadurch möchten andere Erzeugnisse allzusehr vernachlässigt werden, oder es könnte an Händen fehlen die Blätter zu sammeln und zuzubereiten. Der Tabak ist von ausgezeichneter Güte. Auch einige Citronenbäume gibt es dort, aus Samen gezogen; sie geben guten Ertrag, sind aber, weil sie wenig einbringen, nicht sehr beachtet. Die Schweinezucht wird stark betrieben; man erhält von den hier anlegenden Schiffern, je nach Größe, 4 bis 9 Dollars für das Stück; als Futter bedient man sich des indianischen Korns. Auch Wildschweine gibt es auf Peel in bedeutender Menge; man macht Jagd auf sie mit Hunden aus Hawai, die so kräftig und gut abgerichtet sind, daß sie unter Leitung ihres Herrn die Fährte des Thieres auffinden und selbst das stärkste zu Boden bringen. Geflügel ist im Ueberfluß vorhanden. Die Colonisten giengen anfangs mit dem von ferne gebrachten sparsam um, damit es sich vermehre; jetzt ist's verwildert und bringt den Saatfeldern großen Schaden. Auf der Südspitze der Insel, welche bei hoher See vom übrigen Lande völlig abgeschnitten ist, findet man wilde Ziegen in großer Anzahl. Von gefährlichem Wild weiß man hier nichts; Schlangen gibt es keine, wohl aber Ratten und viele Mäuse. Die zahlreichen Haifische an der Küste sind klein und schwach; wo das Wasser seicht ist, machen selbst die Hunde auf sie Jagd, und ziehen was sie fangen können ins Trockene hinaus auf die Sandbänke.

Wiewohl an Bauholz kein Mangel ist, so würde es doch, wenn mehrere Leute sich ansiedelten, für den Bedarf kaum ausreichen. Zu Masten taugt es nicht. Besonders häufig kommt eine Holzgattung vor, Tumana genannt, welche man zu Brettern und Dielen schneidet und Möbel daraus verfertigt. Der Maulbeerbaum wird der Härte wegen zu Pfosten und Thürstützen verwendet. Auch etwas Sandelholz findet sich auf Peel, doch nur in sehr geringem Maße. Mozaro konnte binnen drei Monaten mit acht Mann nur 30 bis 40 Zentner davon sammeln. Von der ehemaligen japanischen Bevölkerung haben die gegenwärtigen Ansiedler, so wenig wie Hr. Quin, welcher die Gruppe nach allen Richtungen durchsuchte, nicht die geringste Spur auffinden können. Die von Commodore Perry der amerikanisch-japanischen Expedition ausgesandten Officiere, um in Begleitung unseres Landsmannes Wilhelm Heine die Inseln zu durchforschen und zu beschreiben, sind nicht glücklicher gewesen. Perry erwarb in der Nähe des Lloyd eine größere Landesstrecke zur Kohlenstation, wo die in nächster Zukunft von Westamerika nach Ostasien regelmäßig ziehenden Dampfer landen und frische Feuerung einnehmen können. Die Amerikaner suchen sich die Bonin-Leute in mancherlei Weise zu verpflichten. Man ließ auf Stapleton einige Schanghai-Schafe und Ziegen zurück, und an der Sandbucht auf Peel zwei Ochsen und zwei Kühe aussetzen, um nach und nach alle Inseln der Gruppe mit jenen nützlichen Thieren zu bevölkern. Bilden doch die Bonin eine äußerst wichtige Station längs der großen Wasserstraße von Californien über Hawai nach Japan und den andern zahlreichen Inseln und Küstenländern im stillen Ocean.

---

[1] Correspondence relating to China dem Parlament vorgelegt im Jahre 1840, 218.

[2] Captain Belcher: Voyage round the world. London 1843. I. 63.

Digitized by Google

Indiſcher Fürſtenluxus eines Nabob von Audh. [1]

Weſir Ali, der älteſte von den angenommenen Söhnen des Aſoph ed-Daula, des nunmehr längſt verſtorbenen Nabob von Audh, ſollte verheirathet werden. Der Bräutigam war dreizehn Jahre alt, von dunkler Farbe und nicht ſchön; ſeine Braut war zehn Jahre alt, noch dunkler von Farbe und wo möglich noch häßlicher als er. Die eingeladenen Gäſte, worunter viele Engländer waren, begaben ſich Abends zu dieſer Feier, und der Augenzeuge dieſer Hochzeit ſchloß ſich namentlich vier engliſchen Damen und zwölf Herren an, und jede Perſon wurde auf einen ſchön behangenen Elephanten geſetzt, die der Nabob geſchickt hatte.

Auf der Ebene bei Lackno hatte der Nabob zum Empfange der für die Hochzeitsfeier ſich verſammelnden Geſellſchaft viele Zelte aufſchlagen laſſen, von denen ſich beſonders zwei durch ihre große Pracht auszeichneten. Dieſelben waren aus ſtarkem baumwollenen Stoff gemacht und mit dem feinſten, engliſchen Tuch gefüttert, ſo wie mit dicken Seidenſchnüren befeſtigt und geziert. Jedes dieſer beiden Zelte hatte eine Länge von 120 und eine Breite von 60 Fuß, die Zeltſtangen waren 60 Fuß hoch und hielten 10 Fuß hohe Wände. Beide Zelte hatten 50,000 Pfd. St. gekoſtet.

Vor demjenigen dieſer beiden Prachtzelte, welches zur Aufnahme der Gäſte beſtimmt war, befand ſich ein hundert Fuß langes und eben ſo breites Vordach vom feinſten engliſchen Tuch verfertigt, von ſechzig, mit Silberblech beſchlagenen Stangen getragen; ein ſolches Vordach wird Schumiana genannt. Als die Gäſte auf ihren geſchmückten Elephanten vor dieſem Zelt anlangten, empfieng ſie der gutgelaunte Nabob mit großer Höflichkeit, und führte ſie in das Zelt, wo ſie eine Stunde verweilen mußten. Der Nabob blitzte von Juwelen, und ein Kennerauge ſchätzte den Werth der Kleidung des Nabob auf mindeſtens zwei Millionen Pfund Sterling. Nunmehr führte der Nabob ſeine Gäſte unter das Schumiana, das unterdeſſen durch zweihundert zierlich gearbeitete, europäiſche Wandleuchter und eben ſo viele unter Glas geſtellte Wachskerzen ſowie viele hundert wohlriechende Fackeln erleuchtet war, ſo daß die Augen geblendet wurden.

Hier befanden ſich über hundert reichgekleidete Bajaderen, welche die Hochzeitsgäſte mit ihren üppigen Tänzen und ſanften Geſängen, meiſt in perſiſcher Sprache, angenehm unterhielten. Gegen 7 Uhr erſchien der Bräutigam, Weſir Ali, ſo mit Juwelen beladen daß er kaum gehen konnte. Seine Ankunft war das Zeichen daß die Geſellſchaft ihre Elephanten beſteigen ſollte, um nach einem etwa eine halbe Stunde Weges entfernten großen und ſchönen Garten ſich zu begeben; es geſchah dieſes in Form einer Proceſſion, die unbeſchreiblich prachtvoll und feenhaft war. Sie beſtand aus mehr denn 1200 Elephanten, auf das glänzendſte und verſchwenderiſchſte ausgerüſtet, und die wie eine geregelte Reiterei in gerader Linie marſchirten. Etwa hundert dieſer Elephanten in der Mitte des Zuges trugen mit Silberblech reich beſchlagene Haudahs oder Sättel auf ihren Rücken, und in der Mitte dieſer Gruppen ſaß der Nabob auf einem ungewöhnlich großen und mit Goldſtoffen behängten Elephanten, und ſein Haudah war ganz mit Goldblech beſchlagen und reich mit Edelſteinen geziert. Zu ſeiner Rechten ſaß der engliſche Reſident an ſeinem Hofe, ein Hr. Johnſtone, zur Linken der junge Bräutigam Weſir Ali.

Zu beiden Seiten der Straße hatte man hohe Gerüſte aus Bambusrohr errichtet, welche Baſtionen, Bögen, Minarets und andere thurmähnliche Gebäude vorſtellten; alle waren mit Lampen bedeckt, die eine wahrhaft zauberiſche Illumination darboten. Auf jeder Seite des Zuges, ſo wie vor den Elephanten waren die Bajaderen, welche von Palankin-Trägern auf leichten, hölzernen Plattformen getragen wurden, die einen reichen Schmuck von Gold- und Silberſtoffen hatten und zu beweglichen Bühnen dienten, auf deren jeder zwei Bajaderen fortwährend tanzten und ein Muſikant die Muſik dazu machte. Auf jeder Seite der Proceſſion waren an hundert ſolcher getragener Tanzbühnen.

Der ganze Boden von den Zelten bis zu dem großen Garten war mit Feuerwerk bepflanzt, ſo daß bei jedem Schritt den die Elephanten vorwärts thaten ſich die Erde zu öffnen ſchien, und Tauſende von Feuerſternen und Leuchtkugeln in die hohe Luft ſprühte, die mit den Sternen des klaren Abendhimmels wetteiferten; von allen Seiten ſauſten Raketen empor oder donnerten hölzerne Bomben auf, die in der Höhe zerplatzten und zahlreiche feurige Schlangen auswarfen, die den hellſten Tagesſchein über die Gegend verbreiteten. Die Proceſſion bewegte ſich nur ſehr langſam vorwärts, um den Feuerwerken Zeit zu laſſen ſich im Weiterrücken zu entzünden. Außerdem wurde der Zug noch von dreitauſend Fackelträgern begleitet.

So erreichte der Zug mit ſtolzem Gepränge den Garten, der, obgleich nur eine Viertelſtunde entfernt, doch erſt nach zwei vollen Stunden erreicht wurde. Im Thore dieſes Gartens angekommen, verließen die Perſonen ihre Elephanten und traten in dieſen feenhaften Park ein, der mit unzähligen, aus durchſcheinenden, gefärbten Papieren gemachten Laternen erleuchtet war, welche überall an den Zweigen der Bäume hiengen. In der Mitte des Gartens befand ſich ein großes Gebäude, zu dem die Geſellſchaft hinaufſtieg und in einen großen Saal gelangte, der mit unzähligen Wand- und kryſtallenen Hängeleuchtern von engliſcher Fabrik geziert war, die ſämmtlich brennende Wachskerzen trugen.

Hier bewirthete der Nabob ſeine Gäſte mit einer ausgewählten, eleganten Mahlzeit, die aus vortrefflich bereiteten einheimiſchen und europäiſchen Gerichten beſtand, nebſt allen Gattungen von Früchten und Zuckerwerk; während der Mahlzeit tanzten über hundert Bajaderen und unterhielten mit ihren fröhlichen Geſängen.

So verfloß die Zeit, bis die Sonne des kommenden Tages aufſtieg und an den Aufbruch mahnte; man zog in derſelben Ordnung und Pracht auf den Elephanten wieder zurück, und der Nabob, in der Eigenliebe ſeines orientaliſchen Stolzes und Prachtgefühls, entließ ſeine Gäſte mit der zufriedenen Bemerkung, daß man nie in Indien ein ſolches Schauſpiel geſehen habe und auch niemals wieder ſehen würde. Dieſe Hochzeitsfeierlichkeit dauerte auf die nämliche Weiſe drei Nächte hintereinander, die Gäſte fanden ſich jeden Abend von neuem ein, und die ganze Luſtbarkeit koſtete dem Nabob an 300,000 Pfd. St.

Für den zur Hochzeit eingeladenen Europäer hatte es etwas befremdendes weder eine Braut, noch Hochzeitsfeierlichkeit zu ſehen, wobei die Gäſte dem Ceremoniell der ehelichen Verbindung beiwohnen oder doch durch das junge Paar daran erinnert werden konnten.

[1] Aus Bh. v. Möſern's Oſtindien. 2ter Bd. Leipzig 1857.

Digitized by Google

Es war nichts als Pomp und Genuß, ohne daß die Braut aus ihrem Frauengefängnisse, dem Zenana, herausgekommen wäre. — Was im engern Kreise des Nabob übrigens als wirkliches Hochzeitsceremoniell vorgefallen war, blieb den Gästen unzugänglich.

Wir nehmen hier Gelegenheit noch einiges über den Nabob von Audh, Asoph ed Daula, und seinen Luxus hinzuzufügen. Derselbe hatte sehr sanfte Sitten, er war großmüthig bis zur Verschwendung, besaß aber bei einem guten Herzen nur wenig Kopf. Seine großen Einkünfte verwendete er gern auf Gärten, Paläste, Pferde, Elephanten, besonders auch auf alle Gattungen europäischer Manufacturen und Fabrikproducte, namentlich feine Flinten, Leuchter und Spiegel, die er gern aus England bezog. Er sammelte Gemälde, und man fand bei ihm, ohne Geschmack und Kennerschaft, Bilder auf kleinen Brettchen, die Enten und Gänse darstellten und in Europa für ein paar Pfennige Werth gehabt haben mochten, neben den schönsten Bildern von Claude Lorrain; — er kaufte schlechte Laternen, wenn sie nur aus Europa kamen, aber dann auch Wandspiegel und Kronleuchter, die das Stück 2—3000 Guineen kosteten. Jedes Jahr gab er für englische Manufacturen aller Art über 200,000 Pf. St. aus.

Er besaß über hundert Lustgärten, zwanzig Paläste, zwölfhundert Elephanten, dreitausend schöne Reitpferde, zehnhundert herrliche Doppelflinten, siebenzehnhundert prächtige Kronleuchter und dreißigtausend große Gläser ohne Boden von verschiedenen Formen und Farben, in die man die Wachskerzen steckte, um sie im Freien vor dem Winde zu schützen; er hatte mehrere hundert große Wandspiegel, Wandleuchter, Wanduhren, er war im Besitze der vier größten Spiegel, die zu seiner Zeit jemals in Europa gemacht waren und besonders für ihn in London gegossen werden mußten. Und doch waren diese Spiegel, die damals ein Weltwunder hießen, nur 12 Fuß hoch und 6 Fuß breit und aus einem einzigen Stücke, aber sie hatten dem Nabob, mit den kostbar vergoldeten Rahmen, 8000 Pf. St. gekostet.

Einige seiner Wanduhren waren merkwürdig und reich mit Edelsteinen besetzt, von denen ein Paar 30,000 Pf. St. werth war. Er besaß jedes Instrument und jede Maschine, welche Kunst oder Wissenschaft construirt hatten, ohne deren Gebrauch zu kennen. Er kaufte alles was ihm neu war, oder aus Europa kam, und mancher schlaue Verkäufer hat für geringfügige Dinge schwere Kaufsummen von ihm gezogen.

Sein Zenana war groß und prachtvoll und enthielt über fünfhundert der schönsten Weiber von Hindustan, die hier zwischen hohen Mauern ihr Leben verschmachten mußten und das Gefängniß nur auf der Todtenbahre verließen.

Er besaß auch große Wagen, die von einem oder zwei Elephanten gezogen wurden, und groß genug waren um einem Dutzend Menschen darin ein bequemes Mittagsessen zu geben; — er hatte eine unzählige Menge Bedienten und eine zahlreiche Armee, obgleich er mit seinen Nachbarn im fortwährenden Frieden lebte und von der englischen Compagnie hinreichend geschützt wurde.

Seine Einkünfte beliefen sich auf drei Millionen Pfund Sterling und dennoch hatte er immer Schulden, wie man sich aus obigen Mittheilungen erklären kann. Seine Juwelen aber wurden auf acht Millionen Pfund Sterling geschätzt.

Die französische Flotte bei Salamis.

(Aus Wilhelm Vischers Eindrücken aus Griechenland.)

Trotz der französischen Flotte trat aber doch vor Salamis die Vergangenheit mit ganzer Kraft vor den Geist. Die berühmte Seeschlacht hat sich über einen großen Theil der Meerenge ausgedehnt und auch besonders der Ort wo die französischen Schiffe jetzt ankerten, ist der Schauplatz großer Verluste der Perser gewesen. Zehn Jahre nach der Niederlage des Datis und Artaphernes bei Marathon führte bekanntlich der König Xerxes zahllose Völker des Orients gegen Griechenland. Eine Flotte von zwölfhundert Kriegsschiffen folgte den Bewegungen des Landheeres. Die kleine Heldenschaar bei Thermopylä war gefallen, ganz Mittelgriechenland unterworfen, Attika selbst, dessen Bevölkerung sich auf die Flotte und in befreundete Orte geflüchtet hatte, ohne Widerstand besetzt. Nur auf der Akropolis hatte sich eine Handvoll Leute, welche die hölzernen Mauern des Orakels in einem Pallisadenwerke suchten, erfolglos vertheidigt. Die griechische Flotte hatte sich zwar an der Nordküste der Insel Euböa dem übermächtigen Feinde tapfer entgegengestellt, aber, nachdem die Thermopylen in die Hände des Feindes gekommen waren, zurückziehen müssen. Die persische Armada war durch den Euripos und um Sunion gefahren und lag in der weiten Bucht von Phaleron, südöstlich vom Piräeus. Nach Persien war die Siegesbotschaft geschickt worden daß das Hauptziel des Krieges erreicht, Athen in den Händen des Großkönigs sey. Und die Geschwader der Griechen standen indessen vor Salamis und — haderten. Denn die egoistischen, kurzsichtigen Peloponnesier wollten sich nach ihren Häfen zurückziehen, in der Hoffnung, durch die Mauer, die sie quer über den Isthmus bauten, hinlänglich gesichert zu seyn. Geschah es, so war alles verloren. Aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Sie hatte den Griechen einen jener seltenen Männer gegeben die den Gang der Weltgeschichte bestimmen, den Themistokles, der nicht nur mit scharfem Blick das Herannahen des Krieges längst gesehen und das einzige Widerstandsmittel, die athenische Flotte, geschaffen hatte, sondern von keiner Gefahr erschreckt, nur um so größere Gaben des Geistes entwickelte, je unüberwindlicher die Schwierigkeiten der Lage zu seyn schienen. Es läßt sich über Themistokles' Charakter vielerlei mit Recht sagen, und ist noch viel mehr gesagt worden, aber kein anderer griechischer Staatsmann oder Feldherr hätte damals Griechenland gerettet. Seine Entschlossenheit und Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel hat den Sieg wider Willen eines Theils der Hellenen erzwungen. Anfangs hatte er durch Ueberredung und Drohung die Flotte, deren Oberbefehl der Spartaner Eurybiades führte, zurückzuhalten gewußt, aber als das nicht mehr fruchtete, sondern der Kriegsrath durch Stimmenmehrheit Salamis zu verlassen beschlossen hatte, griff er zu jenem bekannten verzweifelten Mittel. Er ließ dem Könige durch einen Vertrauten alles wahrheitgemäß berichten, und forderte ihn auf durch Umstellung und Angriff der Flucht der Griechen zuvorzukommen; leicht werde der Sieg über die Uneinigen seyn. Xerxes gieng in die Falle. Was Themistokles rieth, war ja nur die rasche, vollständigere Ausführung dessen was von persischer Seite bereits ohnedieß beschlossen war. In einem Kriegsrathe hatte sich die große Mehrheit der Stimmen für den Angriff ausgesprochen;

Digitized by Google

nur die Fürsten von Halikarnassos, Artemisia, hatte gerathen, zuzuwarten, bis die Griechen aus Mangel an Lebensmitteln und Angst für den Peloponnes ihre Stellung verlassen und sich zerstreuen würden. Ihr kluger Rath war von Xerxes belobt, aber nicht angenommen worden. Noch denselben Abend setzte sich die Flotte in Bewegung, um den folgenden Tag anzugreifen. Aber noch stand den Griechen der Rückzug offen durch die westliche Meerenge zwischen Salamis und der Küste von Megara. Da kam mit Anbruch der Nacht der Bote von Themistokles. Hocherfreut glaubte nun Xerxes, es handle sich nicht sowohl um eine Schlacht, als darum, keine Flüchtlinge entwichen zu lassen. Um Mitternacht wurden zweihundert Schiffe detachirt, um die schmale westliche Meerenge zu sperren und so den Weg nach dem Peloponnes abzuschneiden, die Hauptmacht [1] füllte den ganzen Canal zwischen der Südspitze von Salamis und Attika. Die Griechen waren gänzlich umgarnt und zu aller Fürsorge eine auserlesene Mannschaft persischen Fußvolks auf das Inselchen Psyttaleia gebracht, um dahin verschlagene Griechen zu tödten, Perser zu retten. Mit Tagesanbruch fuhr die Perserflotte weiter in den Canal vor, in der Art daß der rechte Flügel mit den phönikischen Schiffen am weitesten gegen Eleusis zu stand, während der linke mit den asiatischen Griechen seine Stellung am meisten ostwärts dem Piräeus zu hatte. [2]

An dem letzten südlichen Abhange des Aegaleosberges über der Bucht saß König Xerxes, von seinen Großen umgeben. Seine Gegenwart sollte die Kämpfenden zur Tapferkeit anfeuern, und Schreiber waren nach persischer Sitte bereit die Namen und Thaten derer die sich auszeichneten in die Chroniken des Reiches einzutragen. Die anstoßenden Höhen waren von persischen Landtruppen bedeckt, von denen ein Theil gegen den Isthmos vorgerückt war. Aber die Griechen waren nicht unvorbereitet. Schon am Vorabende hatten sie alle ihre Schiffe in Bereitschaft gesetzt, freilich ein Theil in der Absicht zu fliehen. Als aber die Nachricht von der Einschließung erst durch Aristides und dann durch ein von den Persern übergelaufenes Schiff der Insel Tenos gebracht worden war, da hörte das Hadern auf, und alle rüsteten sich freudig zur Schlacht. Wie die Perserflotte sich näherte, die Phönikier auf dem rechten Flügel, die asiatischen Griechen auf dem linken, ruderten ihnen die dreihundertachtzig griechischen Fahrzeuge entgegen, auf dem linken Flügel die Athener mit hundertachtzig Schiffen den Phönikiern gegenüber, auf dem rechten die Spartaner mit zehn und dann zunächst die tapfern, seegeübten Bewohner der Insel Aegina mit dreißig Schnellseglern. Einige Zeit versagten sie, wie es scheint aus absichtlicher Berechnung, den Kampf, bis der kühne Angriff eines athenischen Schiffes das Zeichen zur allgemeinen Schlacht wurde. Doch hören wir, wie ein Mitkämpfer selbst den Vorgang schildert. Ein Bote berichtet in den „Persern" des Aeschylos der Königin Mutter Atossa: [1]

Sobald mit weißer Rosse Zug der Tag
Das ganze Land erleuchtend kam im Strahlenglanz,
Da scholl zuerst von jenen her mit Klang ein Ruf
In froher Liedesweise, hell auf gab zugleich
Den Kriegesruf des Felsgestades Widerhall
Zurück, und Furcht empfanden alle Barbaren da
Getäuscht in ihrem Hoffen: denn zu keiner Flucht
Das stolze Kriegslied stimmten jetzt die Hellenen an,
Vielmehr zur Schlacht zu stürmen kühn in tapferm Muth.
Trompetenruf dann alles überschmetterte,
Und alsobald der lauten Ruder Zusammenschlag
Gelenkt vom Tactruf traf der Salzflut brausend Feld.
Und schnell vor Augen standen sichtbar alle da:
Zuerst der rechte Flügel wohlgereihet fuhr
Voran in Ordnung, hinter ihm der ganze Zug
Kam angerückt; zu hören war zu gleicher Zeit
Vielfacher Ruf: Hellenensöhne dringet vor,
Die Freiheit schafft dem Vaterland, die Freiheit schafft
Für Weib und Kind und heim'scher Götter Heiligthum
Und der Ahnen Grabmal, jetzt für alles gilt der Kampf.
Und auch von uns in Persersprache scholl Getön
Entgegen, nicht mehr säumen ließ der Augenblick.
Eindrang nun alsbald Schiff auf Schiff mit ehernem
Vorsprung; den ersten Anfang bot ein hellenisches
Fahrzeug, das eines Phönikerschiffes Zeichen ganz
Abriß, auf andre lenkten andre dann den Kiel.
Und wohl zuerst hielt Stand der Schwall des Perserheers,
Doch bald gerieth im engen Sund der Schiffe Zahl
Ins Gedräng, und Hülfe bot dem Nachbar keiner der,
Vom eignen Volk durch erzbewehrten Schnabels Stoß
Traf Schlag und Riß allüberall die Ruderwehr.
Der Hellenen Schiffe währenddeß nicht unbedacht
Umdrängten rings im Kreise, hoch auf schlug der Bauch
Der Schiffe, nicht des Meeres Fläche sah man mehr
Von Schiffstrümmer überdeckt und Männermord.
Das Ufer war, der Klippenrand von Leichen voll,
Und jedes Schiff in wilder Flucht fortruderte,
So viel sich fanden in der Barbaren Heereszug;
Indessen wie auf Thunfisch' oder ein volles Netz
Mit Ruderstücken, losgerissnem Trümmerwerk
Die Feind' einschlugen, spießten, Jammerlaut zumal
Mit Wehgeschrei des Meeres Salzflut rings umfieng,
Bis hin im Blick der dunkeln Nacht das Ganze schwand
Die Schaar der Uebel, ob ich gleich zehn Tage hier
Fortredend spräche, nicht zu Ende brächt' ich sie,
Das wisse sicher, nimmermehr an einem Tag
Erlag dem Tod ein Menschenheer von solcher Zahl.

Und weiter:

So viel der Perser Körperkraft auszeichnete,
An Muth die ersten, prangend auch in Adelsglanz,

---

[1] Wenn Herodot VIII, 66 richtig rechnet, daß die frühern Verluste der Perser durch die von den Inseln gekommenen Verstärkungen vollständig ersetzt worden seyen, so betrug dieser Haupttheil der Flotte etwa 1000 Schiffe. Aeschylos gibt dagegen die Gesammtzahl auf 1000 an, worunter 207 Schnellsegler, also bleiben nach Detachirung jener 200 Schiffe 800. Vgl. Leake, die Demen Attika's, deutsche Uebersetzung, S. 187 ff. Die Erklärung, Aeschylos rechne 1000 gewöhnliche Schiffe und 207 Schnellsegler, ist durchaus erzwungen und sprachwidrig.

[2] Der Verfasser einer neueren Schrift über die attischen Demen (Recherches sur la Topographie des Dèmes de l'Attique, Napoléon Vendée 1853), E. Haurlot, stellt S. 37 die Jonier umgekehrt auf den rechten Flügel, indem er sich wohl die Schlachtordnung von der attischen Küste bis nach Salamis quer durch die Meerenge aufgestellt denkt. Allein Herodot sagt ausdrücklich, die Phönikier seyen am meisten gegen Eleusis gestanden, was nur möglich ist wenn sie den rechten Flügel hatten, und Diodor XI. 17 sagt bestimmt, die Athener seyen auf dem linken Flügel den Phönikiern gegenüber gestanden, folglich diese auf dem rechten persischen. Aus der Angabe Herodots, daß gleich als die Griechen von Salamis in die See fuhren, die Perser auf sie eindrangen (VIII, 84 ἀνηγομένοισι δὲ σφι αὐτίκα ἐπεκέατο οἱ βάρβαροι), folgt auch entschieden daß diese ziemlich weit in die Meerenge vorgefahren waren, wenn auch vielleicht nicht so weit, als Leake und Kiepert auf ihren Plänen angeben.

[1] Aeschylos Perser, V. 386, nach der Uebersetzung von Salomon Hegelin.

Digitized by

Dem Herrscher selbst an Treue stets die Vordersten,
Die starben kläglich. Schmach bedeckt ihr Todeslos.

— — — —

Es liegt ein Eiland vorn an Salamis Gegend dort,
Klein, schwer zur Landung, oft vom reigenliebenden
Gott Pan betreten, nach dem Saum der Meeresbucht.
Dorthin entsandt' er diese, daß sie, sobald vom Schiff
Gestürzt der Feind sich Rettung sucht' am Inselstrand,
Umbrächten leicht bewältigend der Hellenen Heer,
Die Freunde aber vom Meergewog errretteten;
Wohl schlecht der Zukunft kundig. Denn nachdem der Gott
Den Hellenen jenes Schiffgefechtes Ruhm verliehn,
Noch selben Tags mit fester ehrner Wehr den Leib
Umschirmt aus seinen Schiffen springt und ganz im Ring
Umstellt der Feind die Insel, nirgends fanden sie
Zur Flucht den Ausweg, viel von Hand zerschmetterten
Sie Felsenstücke, Pfeile viel der Bogensehnur
Entsendet brachten wo sie trafen Todesnoth.
Zuletzt zum Angriff angerückt in Einem Sturm
Einhaut, zerhackt ihr Schwert der Unglückseligen Leib,
Bis insgesammt das letzte Leben allen schwand.
Und Xerxes schrie da solches Unheils Tief er sah,
Denn ganz das Meer überschauend war ein Sitz ihm dort
Ein hoher Hügel nah am Rand der Meeresflut,
Sein Kleid zerriß er, hellen Lauts aufjammert er,
Und gab dem Landheer alsofort des Zugs Befehl
Und fuhr dahin in wilder Flucht.

So Aeschylos, der, wie früher bei Marathon, so damals bei Salamis mitgekämpft hatte und der zuverlässigste Zeuge der Schlacht ist. Jenes Schiff, das den Kampf eröffnete, war das eines Atheners Ameinias aus Pallene, der nach der Schlacht den Preis der Tapferkeit erhielt, nach einer freilich kaum glaubwürdigen Nachricht ein Bruder des Aschylos. Die Schwerbewaffneten aber, welche die Perser auf Psyttaleia niedermachten, hatte Aristides dahin gefährt. Die eigentliche Entscheidung des Kampfes hatte in dem mittlern Theile des Canals statt, aber der Hauptverlust der Perser in der südlichen Mündung, wo die Aegineten vom rechten Flügel her sich in den Weg stellten und schreckliches Verderben unter den Flüchtigen anrichteten. Die Schiffe welche entkamen, fanden im Phaleron eine Zuflucht. Die Perser hatten auch hier, in noch höherm Grade als bei Marathon, Fehler, fast unbegreifliche Fehler begangen; denn hätten sie ruhig zugewartet, so wäre nach aller menschlichen Berechnung die Sache der Griechen verloren gewesen. Daß sie überhaupt eine Seeschlacht lieferten, war gefehlt, noch mehr daß sie sie in so engen Gewässern lieferten, wo ihre Ueberzahl ihnen mehr schadete als nützte. Die Verblendung begreift sich aber, wenn man bedenkt daß bei dem Mißverhältniß der Streitkräfte die meisten persischen Flottenbefehlshaber gar nicht am Siege zweifelten, und gern die Gelegenheit benutzen wollten um unter den Augen des Monarchen ohne Gefahr Auszeichnung zu gewinnen, und manche die vielleicht anders dachten, mochte die Angst für feig zu gelten zurückhalten ihre wahre Meinung zu äußern, besonders gegenüber den kampflustigen Führern des persischen Landheeres. Und der Fehler ist um so eher zu entschuldigen, wenn man erwägt daß ohne Themistokles die Perser auch so ohne Zweifel ihr Ziel erreicht hätten. Nicht als ob die Peloponnesier feige gewesen wären, sie haben im Kampf das Gegentheil bewiesen; aber beschränkte Ortspolitik ließ sie das Richtige verkennen, gerade wie im Jahre 1798 die kleinen Kantone Bern im Stich ließen, und dann zu spät an der Schinbeleggi und am Rothen Thurm Wunder der Tapferkeit verrichteten. Themistokles kam einem ähnlichen Ausgang zuvor, indem er die Schlacht in der Meerenge herbeiführte, und mit Recht schrieben die Athener den glücklichen Erfolg sich bei, weil sie die drei wichtigsten Dinge für den Sieg gestellt hätten: die größte Zahl der Schiffe, den einsichtigsten Führer und die unverdrossenste Kampfesfreudigkeit. Athen hat hier zum zweitenmal die Civilisation und Freiheit Europa's gerettet, und das in einer Schlacht wo sich Menschenmassen gegenüberstanden wie selten zur See. Zwischen zwei- und dreimal hunderttausend Mann haben an jenem Tag in den engen Gewässern gegen einander gestritten.

Eigenthümliche Gedanken drängten sich bei dem Besuch dieser welthistorischen Stätte unwillkürlich auf. Die Meere und Inseln sind dieselben geblieben, wenn auch alles öder und kahler ist, und nur spärliche Mauerreste den Platz anzeigen wo einst die Stadt Salamis lag. Die Bucht von Salamis ist so schön geschweift, ihre Ufer sind so malerisch geformt wie vor Jahrtausenden, als „des Felsgestades Widerhall" den Kriegsruf zurückgab; noch ist das Inselchen Psyttaleia „schwer zur Landung," und noch überschaut man vom Abhang des Aegaleos den ganzen Kampfplatz, wie König Xerxes. Aber welche Gegensätze boten sich im übrigen dar! Wo damals die Tausende von Kriegsschiffen der Asiaten in übermüthiger Siegesgewißheit sich drängten, um bald in schmählicher Flucht zu bezeugen daß der freie Geist des Occidents hoch über den unorganischen Massen des despotischen Orients stehe, da ankerte auch jetzt eine stolze Kriegsflotte, aus dem fernen Westen gesandt, der, zur Zeit der salaminischen Schlacht den Griechen noch wenig bekannt, Barbarenland hieß. An Zahl der Fahrzeuge und auch der Bemannung war sie mit jener Perserflotte, ja selbst mit der griechischen lange nicht vergleichbar, und doch wie weit überlegen! Welch ungeheurer Fortschritt von jenen Ruderschiffen mit einigen Bogenschützen und Speerschleuderern zu den Dampflinienschiffen mit ihren Geschützreihen, deren eines ganze Flotten des Alterthums wie Spreu zerstreuen würde; und wie bemerkenswerth doch andrerseits, daß die heutige Schiffsmechanik, nach langem ausschließlichen Gebrauch der Segel, wieder zu dem Princip der alten Kriegsschiffe zurückgekehrt ist, das Fahrzeug durch Ruder zu bewegen und so vom Wind fast unabhängig zu machen. Nur ist freilich an die Stelle der Menschenhände eine andere viel mächtigere Bewegungskraft getreten, wodurch eine unglaubliche Ersparniß an Menschen eingetreten ist. Die größten Flotten neuerer Zeit brauchen nicht so viele Seeleute als mäßige des Alterthums. Und diese Flotte einer großen Westmacht war nicht etwa gekommen den orientalischen Barbaren, unter dessen Joch noch die meisten Länder des südöstlichen Europa schmachten, der noch fast bis an die Thermopylen Gebieter heißt, in das Land, in das er gehört, nach Asien, zurückzuweisen, sondern auch hier ist die Lage der Dinge so verändert daß das Umgekehrte der Fall war. Sie war da, um ihn in seinem Besitz zu schützen gegen seinen mächtigern halbeuropäischen nördlichen Nachbar, dessen Herrschaft in jenen schönen Ländern allerdings das westliche Europa ganz anders bedrohen würde als die hinsiechenden Türken. Die Erhaltung einer Macht, die ihrem Grundwesen nach nothwendig mit unserer ganzen Civilisation im Widerspruch steht, und die sich auflösen muß sobald sie es nicht mehr ist, wird jetzt als eine Hauptaufgabe der Völker bezeichnet die sich rühmen an der Spitze

Digitized by Google

der Civiliſation zu gehen, oder vielmehr ſie wurde es, als die Flotte bei Salamis lag. Denn ſchon hat ſich das wahre, natürliche Verhältniß ſo weit hergeſtellt, daß die eifrigen Helfer zu höchſt läſtigen Beſchützern und unbequemen Freunden geworden ſind, und den Boden des wankenden Osmanenreiches vollends untergraben haben.

Thierfabeln der Tuareg.

1. Der Windhund und der Knochen.

Ein Windhund fand einen Knochen und fieng an ihn abzunagen. Der Knochen ſagte zu ihm: „Ich bin ſehr hart.“ — Der Windhund erwiederte: „Sey ruhig, ich habe Zeit, da ich nichts zu thun habe.“

2. Der Löwe, der Panther, das Taſſurit [1] und der Schakal.

Ein Löwe, ein Panther, ein Taſſurit und ein Schakal waren gute Freunde. Als ſie ſich eines Tags zuſammen auf der Jagd befanden, begegneten ſie einem Schaf und tödteten es. Der Löwe nahm das Wort und ſagte: „Wer von uns ſoll dieſes Fleiſch theilen?“ — „Der Schakal,“ antwortete man ihm, „welcher der Kleinſte von uns allen iſt.“ — Der Schakal nahm daher die Theilung vor, ſchnitt das Fleiſch in vier Theile, und ſagte: jeder möge nun ſeinen Antheil nehmen. Der Löwe kam herbei und fragte: „Wo iſt mein Antheil?“ Der Schakal entgegnete: „Sie ſind alle gleich; nimm den welcher dir gefällt.“ — „Schakal,“ erwiederte der Löwe, du verſtehſt keine Theilung zu machen!“ Und damit ſchlug und tödtete er ihn. Als der Schakal todt war, ſollte einer der andern die Theilung des Fleiſches vornehmen. Das Taſſurit ſagte: „Ich will es thun.“ Es vermiſchte das Fleiſch des Schafs mit dem des Schakals, nahm die Theilung vor und machte ſechs Theile. Als der Löwe dieß ſah, ſagte er: „Wir ſind nur drei, warum ſechs Theile?“ Das Taſſurit antwortete: „Der erſte Theil iſt der des Löwen, der zweite iſt für dich, unſer Oberhaupt, und der dritte für die rothen Augen. [2] „Wer hat dich dieſe Theilungsart gelehrt?“ fragte der Löwe. „Der Schlag durch den du den Schakal getödtet haſt,“ war die Antwort des Taſſurit.

3. Der Bock und der Eber.

Zur Zeit als die Thiere ſprachen, erhob ein brunſtiger Bock, im Frühling, ein gewaltiges Rufgeſchrei, und erfüllte die ganze Gegend rings umher mit dem Gelärm ſeiner Stimme. Ein Eber hörte ihn, und redete ihn alſo an: „He, Freund Bock, warum machſt du dieſen Lärm?“ — „Ich bin Ziegen auf der Spur, antwortete er; ſie bringen bei dieſem Geſchrei gewöhnlich Junge zur Welt.“ — „Wie viel Kleine wirft eine Ziege gewöhnlich?“ fragte der Eber. — Eine fruchtbare kann zwei auf einmal werfen.“ — „Nicht mehr als das?“ erwiederte der Eber. „Komm, ich will dir meine Jungen zeigen.“ Bock und Eber giengen mit einander fort, und kamen an einen Ort wo die Sauen die Tageszeit zubrachten. Sie fanden deren fünf oder ſechs, und jede hatte zwanzig Friſchlinge bei ſich. „Du ſiehſt dieſe Friſchlinge, ſagte der Eber; alle ſind meine Kinder. Ich pflege keinen ſolchen Lärm zu machen wie du, und doch ſind meine Kinder zahlreicher als die deinigen.“ Wer Lärm zu machen pflegt, hat nichts in ſich als Lärm.

4. Die Frau und der Löwe.

Eine Frau war von den Feinden gewaltſam geraubt und weggeführt worden. Sie entwiſchte ihnen unterwegs, und begegnete einem Löwen, der ſie auf ſeinen Rücken nahm und bis ins Dorf trug. Die Landsleute dieſer Frau freuten ſich über ihre Rückkehr, und fragten ſie wer ſie gebracht habe. „Ein Löwe,“ antwortete ſie; „er iſt gut gegen mich geweſen, aber er riecht aus dem Halſe.“ Der Löwe, welcher nahe davon ſich niedergelegt hatte, hörte dieſes Wort, und zog weiter. Einige Nächte verfloſſen hierauf; da gieng die Frau in den Wald und begegnete einem Löwen, der zu ihr ſagte: „Nimm ein Stück Holz, und ſchlage mich.“ — „Ich ſchlage dich nicht, ſagte ſie, denn ein Löwe hat mir einen großen Dienſt geleiſtet, und ich weiß nicht ob du es biſt oder ein anderer.“ — „Ich bin es,“ entgegnete er. — „Dann kann ich dich nicht ſchlagen.“ — „Schlag mich mit dieſem Stück Holz, oder ich freſſe dich.“ — Sie nahm alſo ein Stück Holz, ſchlug und verwundete ihn, worauf der Löwe zu ihr ſagte, jetzt könne ſie gehen. Zwei oder drei Monate ſpäter begegneten ſich Löwe und Frau abermals, und der Löwe ſagte zu ihr: „Sieh nach der Stelle an der du mich verwundet haſt; iſt ſie geheilt oder nicht?“ — „Sie iſt geheilt,“ antwortete die Frau. — „Iſt das Haar wieder gewachſen?“ — „Gewiß.“ — „Eine Wunde heilt gewöhnlich,“ ſagte dann der Löwe, „nicht aber das Uebel das ein böſes Wort anrichtet. Ich will lieber einen Degenſtoß als Verletzungen von der Zunge eines Weibes.“ Und damit packte er ſie und fraß ſie auf. (Revue Africaine.)

---

[1] Taſſurit (Tazourit) iſt der Name eines fleiſchfreſſenden Thiers, das ſich wieder im Teli noch in der algeriſchen Sahara findet. Der Beſchreibung nach glaube ich daß es eine Art Hyäne, aber größer als die uns bekannte iſt. Es ſcheint zwei Arten davon zu geben, eine weiße und eine ſchwarze. Das weiße Taſſurit iſt ſehr furchtſam, denn die Imuſchar ſagen ſprüchwörtlich: Ameksudh hund tassurit tamellet, er iſt eine Memme wie ein weißes Taſſurit. Daſſelbe Thier heißt in der Sprache der Hauſſa-Neger Kura. Die Araber des Tuat nennen es Gabu, und die Neger von Timbuktu Kura.

[2] Ein Beiname des Löwen.

Die Chineſen auf den molukkiſchen Inſeln.

(Von Julius Kögel.)

Die vielen Chineſen welche ihr Vaterland verlaſſen und fern von der Heimath, namentlich auf den Eilanden des malayiſchen Archipels ſich angeſiedelt, haben nebſt ihren männlichen Nachkommen auf den meiſten dieſer Inſeln — ungeachtet des Mangels an Frauen chineſiſcher Vollblutsrace — dennoch ihre Religion und Nationalität vor fremdem Einfluß bewahrt, auch ihr eigenthümliches Coſtüm beibehalten. In Folge deſſen hat ſich dieſe auf den malayiſchen Inſeln heimiſch gewordene vollblütige und halbblütige Race nicht nur häufig ſchon Calamitäten zugezogen, ſondern ſie wurde auch ſtets und wird noch immer auf dieſen Ländern mit ſchwerern Contributionen, wie andere dort wohnende Völker gedrückt. Allein deſſenungeachtet findet man bei den Chineſen auf faſt allen malayiſchen Inſeln viel mehr Einigkeit und beſſeren Patriotismus als bei den braunen Eingebornen, und den hier heimiſch gewordenen Fremdlingen kaukaſiſchen Urſprungs. Merkwürdigerweiſe ſind aber die auf den molukkiſchen Inſeln [1] Ternate, Banda und Amboina wohnenden Chineſen von ihren Landsleuten auf andern Inſeln weſentlich verſchieden, denn hier gewahrt man daß ſie mehr und mehr die Sitten und Gebräuche der hieſigen Chriſten und Mohammedaner angenommen, und nur die chineſiſche Kleidertracht noch beibehalten haben; aber auch dieſe iſt nur bei Männern üblich, da die Chineſinnen faſt immer malayiſch und nur bei ſeltenen Feſtlichkeiten chineſiſch gekleidet ſind.

Faſt alle auf den Molukken ſeßhafte Chineſen können das „r" ausſprechen und bedienen ſich im häuslichen Kreiſe faſt immer der malayiſchen Sprache, auch wird es bei dieſen immer mehr Gebrauch mit lateiniſchen Buchſtaben zu ſchreiben, wobei ſie ſich nicht der Pinſel, ſondern europäiſcher Schreibfedern bedienen. Viele dieſer Leute ſchreiben eine recht hübſche Hand, und mehrere derſelben ſind ſchon als Kanziſten und Calculatoren in den Collegien des Gouvernements angeſtellt worden. Um die Speiſen zum Munde zu befördern, benutzen die hieſigen Chineſen nicht hölzerne Stäbchen (wie dieß die Chineſen anderer Länder thun), ſondern ebenſo wie die inländiſchen Weißen Gabeln, Löffel und zuweilen gar nur ihre Finger; auch ſind die Wohnungen der erſtern ebenſo wie die der letztern meiſt nur mit Möblement nach europäiſchem Modell verziert. Gewöhnlich findet man aber in den Häuſern und Zimmern der Chineſen ſehr viele Handelsartikel aufgehäuft, da bei weitem die meiſten dieſer Geldhäute hier mit dem Handel, nur wenige mit Handwerken oder mit Schreiben ſich ernähren, während chineſiſche Laſtträger und Handarbeiter auf den Molukken auch nur unter den hieher verwieſenen Sträflingen anzutreffen ſind. Jeden Europäer, der den oſtindiſchen Archipelagus beſuchte, muß letzteres allerdings befremden, denn auf den philippiniſchen und ſundiſchen Inſeln ebenſowohl wie zu Makaſſar, Singapur und andern Ländern dieſes Inſelmeers wo Chineſen angetroffen werden, verdient das Gros derſelben mit ſchwerer Arbeit ſein tägliches Brod. Noch auffallender iſt es uns daß die hier heimiſchen Chineſen bei den braunen und weißen Chriſten, und den Mohammedanern auf den Molukken ſehr geachtet und beliebt ſind (was doch auf andern Eilanden des malayiſchen Archipels nirgends der Fall iſt), und daher auch keineswegs von jenen ſo verächtlich behandelt werden wie die Javanen oder die Bugis, Makaſſaren u. dgl. m. hier ankommende braune Fremdlinge. So z. B. würde es eine Geſellſchaft hieſiger farbiger Chriſten für entehrend halten, wenn man Javanen oder Bugineſen an einem chriſtlichen Verlobungs- Hochzeit- oder Kindtaufffeſte theilnehmen ließ, während doch Chineſen zu dergleichen Feierlichkeiten nicht nur eingeladen werden, ſondern gewöhnlich daſelbſt ſehr viel mit chriſtlichen Damen tanzen. Bei dem ſchönen Geſchlecht auf den Banda-Inſeln ſtehen junge Chineſen ganz beſonders in Gunſt, und um ſich dieſe zu erhalten, beraubte ſich daſelbſt ſchon mancher Chineſe ſeines langen Zopfes (der nach dem Geſchmack der banda'ſchen Schönen wohl zur Friſur einer Dame, aber nicht für die eines Mannes paßt); Hr. Ongſeng, der chineſiſche Gemeindevorſtand (Kapitein-chinees) zu Neira friſirte ſich ſeit 1854 deßhalb ebenfalls nach Pariſer Mode, und gieng ſomit ſeinen Landsleuten mit gutem Beiſpiel voran. Jedoch es ſind nicht nur gute, ſondern auch weniger rühmenswerthe Sitten welche die Chineſen auf den Molukken von den daſigen Chriſten und Mohammedanern ſich angeeignet haben, denn obſchon ſie im allgemeinen noch immer fleißiger wie letztere ſind, beſitzen ſie hier doch bei weitem nicht die rühmliche Thätigkeit ihrer Landsleute auf den Sunda-Inſeln, laſſen ſchwere Arbeiten und Hauſierhandel durch Sklaven und Sklavinnen verrichten, und ſind dazu meiſt ebenſo hochmüthig wie die hieſigen Chriſten.

Mit Chineſen anderer Länder ſtehen die hieſigen zwar fortwährend in Handelsverbindungen, aber übrigens iſt ihnen die Freundſchaft ſolcher Landsleute meiſt gleichgültig, und ſehr gewöhnlich betrachten ſie dieſe Leute als eine niederere Kaſte. Die chineſiſchen Feiertage werden indeß von den Chineſen auf den molukkiſchen Inſeln auch gefeiert — aber wie? An dergleichen Tagen wurden ihre religiöſen Ceremonien in dazu hergerichteten Localen — da es weder zu Amboina noch zu Ternate, oder zu Banda chineſiſche Pagoden gibt — ſehr oft von interimiſtiſchen Prieſtern verrichtet, welche nicht einmal die dabei benöthigten Formeln auswendig gelernt hatten und deßhalb von einigen Souffleurs unterſtützt werden mußten, was, wie ich ſelbſt mehrmals mit anſah und anhörte, bei den anweſenden Chineſen allgemeines Lächeln veranlaßte. Nichtsdeſtoweniger fügen ſie ſich doch auch bei Familienfeſten den Gebräuchen ihres Stammlandes, obſchon ihre dazu gehörenden ernſthaften Mienen öfters erzwungen zu ſeyn ſcheinen, namentlich iſt dieß bei Hochzeitsfeierlichkeiten der Fall. Manche chineſiſche Braut erſcheint alsdann hier wohl zum erſtenmal in ächt chineſiſchem Coſtüm, und während vor der Hausthür von malayiſchen Muſikern chineſiſche Concerte nachgeahmt werden, müſſen die Neuvermählten in feſtlich decorirten, von chriſtlichen und mohammedaniſchen Zuſchauern reichlich beſtandenen Zimmern erſt Abende und Nächte lang ernſthaft neben einander auf Stühlen ſitzen, ohne ſich anzuſehen und ſprechen zu dürfen. [1] Dieſes Ceremoniell muß mehrere- (gewöhnlich ſieben-) mal wiederholt werden, bevor Liebkoſungen erlaubt ſind; wie läſtig dieß dem jungen Brautpaar ſeyn muß, kann man leicht denken, wenn man erwägt daß bei den hieſigen Chineſen nur höchſt ſelten Zwangsheirathen ſtattfinden, und die

[1] Chineſen findet man auf den Molukken nur in den Städten der Inſeln Amboina, Banda-Neira und Ternate.

[1] Wahrſcheinlich ſoll durch dieſen theatraliſchen Gebrauch angedeutet werden daß die Brautleute nur der Stimme ihrer Eltern und nicht der ihres Herzens folgen?

Digitized by Google

beiderseitige Geneigtheit solcher Brautleute den meisten Bewohnern des Kampong schon seit einiger Zeit bekannt ist. Zu Hochzeitsfestlichkeiten werden von den Festgebern aus Reciprocität viele christliche Gäste, namentlich weiße, eingeladen und das Brautpaar fühlt sich geschmeichelt wenn vornehme Europäer dasselbe ihrer Anschauung würdig achten.

Daß Verstellung auch eine sehr gewöhnliche Eigenschaft der hiesigen chinesischen Damen ist, hatte ich ebenfalls Gelegenheit beim Leichendienst zu beobachten. Bekanntlich bleibt der gestorbene Chinese wenigstens noch sieben Tage nach seinem Dahinscheiden in einem großen und sehr schweren hölzernen Sarge in seiner Behausung liegen, ehe er beerdigt wird; dabei werden nun täglich zur bestimmten Stunde durch eine gewisse Anzahl Hammerschläge große Nägel immer tiefer durch den Deckel in den Sarg eingeschlagen; während nun dieß Hämmern geschieht, erheben ein oder mehrere weibliche Anverwandte des Verblichenen ein so lautes, jämmerliches Klagegeheul, daß es bei einem jeden mit dergleichen Tragödien Unbekannten gewiß Mitleid erregt, bis man sich überzeugt hat wie auch dieselben heulenden und schreienden Damen sowohl wenige Minuten vor als nach dieser Traueraction ganz fröhlich und wohlgemuth erscheinen können.

Schließlich sey noch erwähnt daß die Trauer- und Beerdigungskosten der Chinesen im Verhältniß zu denen anderer Völker sehr hoch sind, daß sie diese Ausgaben (denen sie sich bei Unterlassung ihres Trauer- und Beerdigungsceremoniells entziehen könnten), dennoch nicht scheuen, und die allein mehrere hundert Gulden betragenden Gebühren den holländischen Beamten lieber entrichten als ein verstorbenes Mitglied ihrer Gemeinde nicht nach chinesischer Manier zu begraben. Dieß ist allerdings sehr auffallend, weil die hiesigen Chinesen und Chinesinnen von denen anderer Länder in vielen Stücken wesentlich verschieden sind.

Die indische Presse.

Man hat die indische Presse als eine der Ursachen des gegenwärtigen Aufstandes bezeichnet, und die Regierung daher die Preßfreiheit dort, wenigstens was die indischen Zeitschriften betrifft, beschränken zu müssen geglaubt, was indeß im freien England schon Unwillen zu erregen angefangen hat, welches eine freie Presse mit Recht, trotz aller nicht zu verkennenden Mißbräuche, als eines der Hauptförderungsmittel jeder und so auch der indischen Bildung betrachtet. Man kann Munro in seinem Memorandum vom 22 April 1822 vollkommen recht geben daß die Preßfreiheit mit der Fremdherrschaft — und dem Despotismus setzen wir hinzu — in einem eroberten Lande unverträglich sey; aber es folgt daraus nur daß dieser Despotismus und diese Fremdherrschaft nicht ewig dauern darf. Die alte ostindische Handelsgesellschaft würde freilich Indien nie die Preßfreiheit gewährt haben, ebenso wenig als die Holländer bisher Java, und der alte Schlendrian ließ sich so freilich viel gemächlicher und ungestörter fortführen. Aber von den Indern gieng das Zeitungswesen auch nicht aus; sie für sich haben nie Zeitungen gehabt; unter allen Völkern Asiens von sich aus wohl nur die Chinesen; die einzelnen Zeitungen in Persien, der Türkei, Sibirien, wie im indischen Archipel, giengen erst in neuerer Zeit von Europäern aus, und so haben auch die Engländer den Indern erst das Bedürfniß darnach eingeimpft oder einoculirt. Es ist allerdings ein Blatterngift; aber es schützt zur rechten Zeit angewandt gegen die Entstellung durch die natürlichen Blattern; das Pfropfreis verlangt einen Einschnitt in den alten Baum, aber er trägt dafür auch veredelte Früchte. 1814 existirte in Indien bloß die Calcutta Government Gazette, in Madras die Gazette, der Courier, die Army List und der Almanack; in Bombay die Gazette, der Courier, die Army-List und der Calendar. Im Jahr 1820 kamen dazu der Bengal Hurkaru (Bote), die Indian Gazette, das Calcutta-Journal, das 1830 untergieng, und das Calcutta Monthly-Journal und in Madras der Advertiser, der Commercial Circulator, Brown's Oriental-Magazin. Die Titel ergeben schon daß es bloße officielle Anzeige- oder Handelsblätter, und etwa ein gelehrtes Journal waren.

Die volle Preßfreiheit erlangte Indien eigentlich gegen den Willen der Oberbehörde in England unter der interimistischen Verwaltung von Metcalfe 1835; dem Dr. Henderson, der die Zeitung Agra Akbar herausgab und darin gegen die Regierung loszog, war als Officier der Compagnie vom commandirenden General kurz zuvor deren Herausgabe noch untersagt worden.

Nach dem Quaterly Friend of India hatten die einheimischen Zeitungen 1820—1835 von 1 zu 6 zugenommen, 4 in Bengali und 2 in persischer Sprache. Die 6 hatten indeß nur 100 Subscribenten, und jedes Blatt etwa 5 Leser. Der Subscriptionspreis betrug monatlich 1 Rupie. Das Satyarnab oder das Meer des Glaubens in Bengali-Sprache, wovon in Calcutta monatlich 16 Seiten zu 4 Pice mit einem Absatz von 500 Exemplaren erschien, war eine Art Pfennigmagazin und wurde von eingebornen Christen herausgegeben; ebenso der Bote des Nectar (Sumbad Sudhansu) in Calcutta, der Neuigkeiten für 4 Pice brachte. Im Jahr 1830 erschienen in Calcutta schon 33 Journale. Der Absatz war freilich nicht groß, nämlich:

Politische.

Täglich: Bengal-Hurkaru 1849, 726 E.; Indian Gazette 378 E.; Englishman 306 E.; Calcutta Courier 175 E.

Dreimal die Woche: Bengal Chronicle 208 E.; Indian Gazette 195 E.; 2mal d. Woche: Calcutta Courier 222 E.

Wöchentlich: Bengal Herald 242 E.; Reformer 400 E.; Inquirer 200 E.; Indian Registrar Commercial Price Current 200 E.; Calcutta Government Gazette officiell E. Literary Gazette 338 E.

Monatlich: Bengal Registrar, Sporting Magazine, Monthly Journal 270 E.

Vierteljährlich: Calcutta quarterly Review [1] 200 E.; Bengal Army-List 250 E.

Jährlich: Bengal Annual 350 E.; Oriental Pearl, Bengal Souvenir, Calcutta Directory 1200 E.

Handelszeitungen: Tullohs Bazar, Exchange Gazette, Daily Advertiser. Zahl der Exemplare unbekannt.

Handelszeitungen: Calcutta Domestic Exports and Exchange, Retail and Imports, East Indian Telegraph.

Literarisch: Oriental Observer 230 E.; Asiatic Society Journal 200 E.; Observer 380 E.; E. J. United Serv. Journal 130 E.; Bengal ditto and Almanack 1200 Exemplare.

---

[1] Ursprünglich Oriental Magazine and Calcutta Review.

Digitized by Google

M. Martin, welchem wir diese Nachrichten entlehnen, gibt keine nähern Nachrichten über die folgenden: Calcutta Asiatic Observer (1824), Quarterly Oriental Review, B. Indian Mil. Repository, Unit. and Christ. Miscellany, Trifler, Oriental Mercury, Calcutta Monthly Miscel., Bengal Directory, Spy, Bengal Weekly Messenger, Weekly Gleaner, Scotsman in the East (oder Columbian Press), Indian Magazine, Calcutta Chronicle, Gospel Investigator, Commercial Chronicle, Kaleidoscope, Miror of the Preß, Calcutta Magazine, Commercial Guide. Später erschienen noch Star, Morning Chronicle, Overland Calcutta Price Current, 1849 noch The Friend of India, Englishman und das Military Chronicle.

Provinzialzeitungen waren: Meerut Observer, ditto Universal Magazine, Cawnpore Examiner, ditto Omnibus, ditto Free Preß, Central India Free Preß, Delhi-Gazette, Agra Akbar, Mofussil Akbar; später noch Agra Messenger, Lahore Chronicle, Curachee Government Gazette (1814—1830);

in Madras: Madras Gazette, Courier (1814), Times, Standard, Conservative, Hurkaru, Advertiser (1820), The Plain Mans Friendly Visitor, Carnatic Chronicle, Literary Gazette, The Seventh Day, Commercial Circulator (1820), Brown's Oriental Magazine (1820), Army List (1814), Register Almanack (1814), später noch Spectator und Athenäum;

in Bombay: Gazette, Courier, Army List, Calendar (alle seit 1814) Chronicle, Iris, Guide, Commercial Advertiser, Registry and Directory, Oriental Christian Spectator, Sporting Magazine, Indian Calendar, Bentons Price Current, später noch Bombay Times, Poona Chronicle. [1]

Indische Zeitschriften: erschienen 1830 Lumachur Darpun (bengalisch mit englischer Uebersetzung), Banga boot (seit 1849 Bengali, Persisch, Hindustani), Britant Bauhak (Englisch und Bengalisch), Jami Jhan Numa, Subha Rasendra (beide persisch), 9 noch im Bengali, eine im Bengali und Englisch; meist erschienen sie wöchentlich einmal, einige zwei- und dreimal, und seit 1846 die Indian Sun, 10 S. in Folio in 5 Sprachen: Persisch, Hindi, Englisch, Bengali und Urdu, in 5 Columnen neben einander gedruckt; die bengalischen waren meist sehr orthodox gehalten, aber der Mond der Intelligenz (Sumbad Kaumaddy) trat ihnen 1823 entgegen. Zwei englische Zeitungen, der Reformer und Inquirer, wurden von Hindu redigirt, und viel verdankte die indische Presse dem Brahmanen Rammohun Roy und der Freigebigkeit von Dwarkana Tagore. Sumachur Tschandrika, 1821 gegründet, dauerte 1850 schon 29 Jahre; sie ist orthodox und fordert z. B. das Verbrennen der Wittwe als ein Recht; dagegen trat das Journal Kaumaddi, das Organ Rammohun Roy's seit 1823 auf. Ein anderes Blatt war der Timir Nasak, d. i. der Verächter der Finsterniß, der aber den Aberglauben der Hindus nur förderte. 1850 erschienen in Calcutta 16 Bengali-Journale, drei täglich, alle gegen das Christenthum, mit 20,000 Lesern, eins 3mal die Woche, zwei 2mal; 7 1mal, 2 alle 14 Tage, 1 jeden Monat; der Tatwa Bodhini verbreitet europäische Ideen (Calcutta Review 13. 161). In der Präsidentschaft Madras kam 1830 nur eine indische Zeitschrift heraus, der Mirat Ulkhbar; in der Präsidentschaft Bombay eine englisch und mahrattisch täglich und noch vier andere, darunter ein Handels-Journal. Nach Dr. Sprenger (in D. d. M. G. 1849. III. 2. p. 344) besaß Delhi 1848 6 politische Journale, jedes 2mal wöchentlich erscheinend, wovon 2 auch litterarische Artikel brachten und 1 rein litterarische Monatsschrift; 1 Journal ist persisch, 1 Hindi, die übrigen erscheinen in der Urdusprache. In Calcutta erscheinen ½ Duzend bengalischer Zeitungen und 2—3 persische; Bombay, Agra, Bareilly, Ghasipur und Benares hatten ebenfalls ihre Zeitungen. Politische Gegenstände wurden darin freimüthiger und bisweilen vernünftiger besprochen als in Deutschland. Die Regierung, heißt es unter anderm in einem solchen Blatt, sey nicht mißtrauisch gegen ihr Kind, die Aufklärung. Außerdem wurden in jenen Blättern litterarische Erscheinungen angekündigt und neue Erfindungen beschrieben, auch manchmal durch Bilder erläutert. Es sey zum Erstaunen, wie viel Bücher in lebenden wie in gelehrten Sprachen erschienen. In Lackno seyen 12 lithographische Officinen beständig beschäftigt. Er nennt 18 persische, 42 arabische Schulbücher und 17 Commentare über den Koran, die gedruckt worden waren, manche in 10—30 Ausgaben — eine Regsamkeit wie in Europa zu Ende des 15ten Jahrhunderts.

Es gab mehrere Druckereien. Samuel Smith hielt in Calcutta ein schönes Lesezimmer, das besser war als eines in London, die Buchhandlung von Thacker und Compagnie nur stand ihm nach. Auch mehrere lithographische Anstalten gab es in Calcutta und eine in Cahnpur. Englische Bücher erbot sich die Buchhandlung Pharao und Compagnie in Madras 1852 mit 10 Proc. Aufschlag für die Preise in England zu liefern. Nach dem Report waren die drei Bombay-Zeitungen 1852 alle oppositionell. Die Regierung von Madras und auch Lord Ellenborough verboten ihren Beamten auf Zeitungsangriffe zu erwiedern, und in Bengalen wurde ein Oberst abgesetzt, weil er einen solchen Brief publicirte. Die Presse discutirte frei die Regierungsmaßregeln und die Verbesserungen die sie vorschlug, und die Regierung behinderte sie neuerdings nicht nur nicht, wie die holländische in Java, sondern die Beschwerden die sie erhob, wurden von ihr aufmerksam berücksichtigt. Wenn sie von Zügellosigkeit und Privatscandal sich freihält, kann die Presse ein Segen für das Land werden.

Manche von den oben genannten Zeitungen sind später eingegangen, andere dauern noch fort und neue sind dazu gekommen. Wir nennen nur noch den Telegraph and Courier, den Benares Recorder, den Calcutta Phönix, die Agra Gazette, den Bangalore Herald, den Hindu Intelligencer, den Crescent, den Mofussulite, die Dacca News, den Parsee Reformer in Bombay, den Moulmein Advertiser, und Guardian, die Rangoon Chronicle, den Scindian und die Scinde News u. s. w. Aus allen diesen bringen die Indian News größere oder kleinere Auszüge. Wie eine neue Provinz erworben wird, entstehen daselbst auch alsbald neue Zeitungen. Sie bringen natürlich zunächst Local- und Provincialnachrichten, doch auch raisonirende Artikel. Wir sind weit davon entfernt eine vollständige Liste geben oder sie gar alle charakterisiren zu können. Die große Anzahl, der meist sehr geringe und noch dazu künstliche Absatz derselben, wie noch einiges andere Charakteristische wird sich aus unserer kurzen Nachricht aber schon ergeben haben. Die Bombay Times gab ab und zu Listen der Publicationen der einheimischen Presse der dortigen Präsidentschaft nach eigenen Ermittelungen. Sie war aber noch so wenig beachtet daß Reid, ein intelligenter Mann, der lange in hohen Staatsämtern gestanden hatte, noch 1847 im Parlament die Existenz derselben sogar fast ignorirte. Die Regierung der Nordwest-Provinzen publicirte 1855 zuerst eine Nachricht [1] über die einheimische Presse

[1] Auch Ceylon hatte schon länger Zeitschriften, die aber nur ephemere Erscheinungen waren. Der Morning Star, der 1842 in Jaffna (?) herauskam, lebte von diesen 1849 allein noch.

[1] Selections from the Records of the Government of the North-West-Provinces No. 19.

Digitized by Google

in diesem Gouvernement im Jahr 1853, der wir das folgende noch entnehmen; das Mißtrauen der Eingebornen ließ sie diese Nachrichten nur mit vieler Mühe erlangen. 1853 arbeiteten dort 40 Pressen und publicirten 37 Blätter (New-papers), doch nur in 1839 Exemplaren mit etwa 19,950 R. Porto-Brutto-Einnahme; manche Blätter wurden aber gratis vertheilt, andere ausgetauscht. Von den 40 Pressen waren in dem Jahr fünf neu errichtet und vier hörten in derselben Zeit wieder auf, ebenso entstanden 5 neue Blätter und 5 alte giengen dagegen wieder ein. Bücher wurden in diesen Pressen 195 nach einem Anschlag in 103,615 Exemplaren herausgegeben. Zwei Hauptdruckereien, eine zu Benares und eine zu Delhi, welche die Zahl ihrer Abdrücke nicht angaben, sind dabei indessen wohl zu niedrig, jedes Werk nur zu 200 Exemplaren, veranschlagt.

Der Koh i Nur zu Lahor, von Munschi Hursukh Rae geschickt geleitet, setzt 259 Exemplare ab, bringt mancherlei nützliche Publicationen im Jahr, schreibt im Sinn der Regierung und wird daher von der Regierung des Pendschab unterstützt und manche Beamte subscribiren darauf. Der Nur el Abiar von Suda-sukh Lall, unter dem Patronat des Generalvisitators der Schulen dieser Provinzen Reid, erscheint in 244 Exemplaren in der Urdu-Sprache und in 217 im Hindi. 200 Exemplare von jeder Ausgabe nimmt die Regierung aber allein und vertheilt sie in den Schulen der Eingebornen; 7 Exemplare von der Urdu-Ausgabe und 2 von der Hindi werden ausgetauscht und für die übrigen, resp. 37 und 15 Exemplare hat das Blatt eigentlich allein Subscribenten; das scheint freilich wenig. Aber an dem Ort wo es erscheint, in Jigra (?) hat es mit — 8 Rivalen zu kämpfen! Es bringt zwar Neuigkeiten, dient aber mehr nützliche Kenntnisse aus der Zoologie, Geographie, besonders der neuern Geschichte und über Erziehung in kurzen Artikeln und einfacher Sprache zu verbreiten, und kein Blatt in dieser Provinz, mit Ausnahme von 2—3, die in größern Städten ohne Rivalen erscheinen, hatte mehr Subscribenten. Von 2 andern guten Blättern, die auch wissenschaftliche Gegenstände behandelten und gut geleitet waren, war eins schon wieder verschieden; das andere — welches von einem Lehrer am Delhi College herausgegeben wurde — am Verscheiden; es hatte nur 14 Subscribenten. Ein Lehrer an der Schule zu Indor gab unter dem Patronat des Holkar und Sir Hamiltons den Malwa Akhbar heraus, der gut geleitet wurde; er enthielt Nachrichten über die benachbarten Staaten, die der Verfasser selbst besucht hatte. Auch die Sudahkur Preß in Benares lieferte gute populäre Artikel über gegenseitige Hülfe, Volksirrthümer, den Einfluß des Mondes auf die thierische und vegetabilische Schöpfung (!) eine Uebersetzung von Shakespeare's Sommernachtstraum u. s. w. Dieß waren die besten Zeitschriften; dagegen war der Nur-i-Mughribi, der in Verbindung mit dem Indian Standard und Delhi Advertiser zu stehen schien, voll Schmähungen gegen Beamte, wie auch der Delhi Urdu Akhbar voll Persönlichkeiten und Angriffe gegen angesehene eingeborne Edelleute war, deren Religionsansichten von denen des Herausgebers verschieden waren. Ein Blatt in Sialkote hatte der Assistant-Commissioner des Ortes durch Unterstützung vom Untergang gerettet (J. N. 1855. p. 319).

Bei dem Oppositionsgeist, der nach obigem schon mehrere Jahre in der indischen Presse herrschte, der freilich bei dem geringen Absatze der einzelnen Zeitungen, gegenüber der großen Anzahl der Einwohner Indiens, im Augenblick kaum von Belang seyn konnte, darf es uns nicht Wunder nehmen wenn das Madras Athenäum schon 1856 von Gerüchten spricht, nach welchen man die Freiheit der Presse in Indien beschränken wollte. Es hebt bei diesem Anlaß die Bedeutung der indischen Presse hervor. Sey das Publicum auch klein, so sey es dafür ein gewähltes; der Herausgeber eines Blattes müsse, seinen Beifall zu gewinnen, Gegenstände von allgemeinem Interesse behandeln, und zwar so daß sie der Aufmerksamkeit eines wohlerzogenen Mannes nicht unwerth seyen. Es sagt, es habe in den letzten wenigen Jahren seinen Absatz verdreifacht, setze jetzt 1000 Exemplare ab und jedes werde wohl von 5 Personen im Durchschnitt gelesen, so daß es die Woche dreimal zu 5000 wohl erzogenen Leuten spreche. Die Persönlichkeit des Redacteurs sey überall bekannt; das bringe eigene Conflicte hervor. Wenn man über Persönlichkeiten die das Blatt enthalte, klage, so würde man nichts dagegen haben, wenn es nur den Namen wegließe; aber wer Tadel verdiene, müsse den Tadel auch ertragen.

Die Straßen des alten Paris.

(Rev. Archéologique.)

Wirft man einen Blick auf einen Plan von Paris, welcher die Quartiere der innern Stadt umfaßt, wie sie vor nicht langer Zeit waren, so wundert man sich über den fast gänzlichen Mangel an Regelmäßigkeit, der sich darin kund gibt. Mit Ausnahme einer einzigen Straße welche ihre antike Geradlinigkeit bewahrt hat, sind alle Hauptzugänge winkelig und krumm; die Nebenstraßen beschreiben noch auffallendere Krümmungen, und in diesem Gewirr von Gassen und Gäßchen mit ihren bizarren Windungen sind kaum einige Spuren angebrachter Vertheilung zu gewahren, so daß es scheint als müsse das ganze Netz nur zufällig entstanden seyn. Dieses Wirrsal findet sich übrigens nicht allein in Paris, auch die meisten andern alten Städte des Abend- und Morgenlandes bieten denselben Anblick dar, so Athen und selbst Rom, bevor Nero es verbrannte.

Warum lebten unsre Altvordern anstatt in geradlinigen, systematisch angelegten Straßen, in solchen Labyrinthen von unbequemen Verbindungen? Diese Frage wurde unseres Wissens niemals genügend erörtert, obgleich sie zu verschiedenenmalen aufgeworfen wurde. Wäre anzunehmen daß die Bevölkerung im Mittelalter absichtlich die Richtung ihrer Straßen unterbrochen habe um dem Windzug ein Hinderniß entgegenzusetzen, oder um die Leichtigkeit einer längern Vertheidigung im Fall eines Angriffes zu vermehren? Dieß läßt sich kaum glauben, und widerspricht aller Wahrscheinlichkeit; es bedarf keines so weiten Umweges die Wahrheit aufzufinden. Durchstreift man das platte Land und beobachtet aufmerksam die verschiedenen Pfade welche dasselbe durchschneiden, so wird man bald gewahr daß die meisten dieser Wege gegen alle Regel keineswegs gerade ausgehen, sondern sich schlängeln, ohne daß die Ursache davon zu entdecken wäre. Was waren im Beginn mit wenig Ausnahmen die Straßen der Städte? Wege oder Pfade, welche ein Eigenthum von dem andern schieden. Den Hecken welche die äußern Umrisse bezeichneten, folgten Umfassungsmauern um Haus und Hof einzuschließen, und mit der Vorliebe für Grund und Boden, welche jenen Zeitraum bezeichnet, um keinen Fußbreit ihres Eigenthums zu verlieren. Die Besitzer errichteten

Digitized by Google

ihre Gebäude am äußersten Rande des Weges, der, allmählich sich in eine Gasse verwandelnd, seine Richtung und ehemalige Breite beibehielt. Ohne Zweifel gab es hie und da Uebereinkommen die Straße zu rectificiren, aber dieß geschah nur ausnahmsweise, in seltenen Fällen, wo die Interessen der Anwohnenden sich begegneten. Daher die Beibehaltung des ursprünglichen Zustandes bis zu dem Augenblick der uns sehr nahe liegt, wo dieser unerträglich wurde, und einer Gewalt weichen mußte gegen die jeder Widerstand vergeblich gewesen wäre.

Die Unregelmäßigkeit der Straßen gieng daher nicht aus irgendeiner Berechnung hervor, sondern aus Ursachen welche überall täglich ähnliche Ergebnisse herbeiführen, wo ihnen kein Hinderniß entgegensteht. Freilich hatte man im Mittelalter nicht dieselben Ansichten über Symmetrie, wie sie uns so anerzogen werden daß man sie angeboren glauben könnte, und deßhalb läßt sich vermuthen daß die phantastischen Windungen der Straßen des Lombardquartiers einem Stadtherrn des 13ten Jahrhunderts nicht so häßlich vorkamen wie heutzutage den Mitgliedern des Municipalrathes. So sehr man indeß an solche seltsame hindernde Verschlingungen gewöhnt war, denen nicht leicht abgeholfen werden konnte, begriff man mindestens deren Unbequemlichkeit, und suchte ihnen auszuweichen wo es möglich war. Aigues-Mortes, Montpellier und andere Städte, im 13ten Jahrhundert erbaut, wo die Häusergruppen vollkommen rechtwinkelig angelegt sind, geben Zeugniß dafür; aber auch selbst zu Paris findet sich ein solcher Beweis in der geradlinigen Anlage aller jener Straßen welche nicht Wege waren, sondern die zumal entstanden, an den Durchbrüchen (rues percées); die neue Straße Notre-Dame, welche aus dem Ende des 12ten Jahrhunderts stammt, liefert einen Beweis dafür; die Straße von Arras aus dem Beginn des 13ten Jahrhunderts; die Straße der Cordiers (Saint Jaques) [1] aus dem Ende desselben Jahrhunderts ꝛc.

Vor dem 12ten Jahrhundert, um welche Zeit Paris sich beträchtlich vergrößerte, findet man nur wenige Urkunden, worin neue Straßendurchbrüche erwähnt sind. Die Gründung der Halle durch Ludwig den Dicken, gegen 1136, und die Erwerbung der Güter von Lans (Quartier St. Andrée) durch den Abt von St. Germain 1179 führten die Anlage mehrerer Straßen herbei, als der Predigerstraße Pavée, Poitevins, welche durch ihre Geradlinigkeit sehr mit den großen Straßen contrastiren in die sie einmünden, und welche weit älter sind. Allein besonders von der Errichtung der Umfassungsmauern, unter Philipp August, 1199 begonnen, vermehrten sich die neuen Straßen und wurden eine Menge cultivirter Ländereien, die fortan gegen Ueberfälle gesichert waren, zum Bauen verpachtet. Es ist wahrscheinlich daß ohne die Brände und Verwüstungen der Normannen die Cité von Paris (wenn auch nicht die Vorstädte, welche nicht regelmäßig gebaut waren), ein symmetrischeres Straßennetz dargeboten hätte als das uns bekannte; und ohne die Regelmäßigkeit sich übertrieben vorzustellen welche die Alten bei dieser Art von Arbeiten zu beobachten pflegten, läßt sich annehmen daß die römische Gesittung nicht an der Insel Lutetia vorübergegangen seyn werde, ohne einige Straßen nach der Richtschnur gezogen zu haben. Von diesen Straßen, welche in die Römerherrschaft zurückreichen, läßt sich besonders eine auf den ersten Anblick erkennen; es ist diejenige welche von dem Petit pont nach der Notre-Dame Brücke führt, und sich ohne Abweichung mit den Straßen Saint Jaques und St. Martin fortsetzt. Sie bildete den Hauptzugang des antiken Paris. Vielleicht bezeichnet auch die Rue aux Fèves, sicher gleichzeitig mit den Merovingern, weil sie dem Kloster St. Eloi als Gränze diente, ein altes römisches Straßenbett; alle andern aber mußten verlegt worden seyn. Als die Rue de Constantine 1844 eröffnet wurde, hat man den Beweis erlangt daß die Straße der Vieille Draperie auf einer antiken Anlage ruhe, aber die nördliche Seite derselben, weit entfernt mit der Straße zusammenzulaufen, wandte sich um 2—3 Meter südlicher; dieß mag seltsam erscheinen, da es bei der Wiederanlage natürlicher gewesen wäre die alte Richtung beizuhalten, die aber oft durch Trümmer früherer Constructionen verändert und der Baugrund ausgefüllt wurde. So liegen zu Trier mit Ausnahme der Hauptstraße alle alten und neuen Gassen in ganz verschiedenen Richtungen und kreuzen sich, während erstere sich 3—5 Meter unter dem gegenwärtigen Niveau befinden. Zu Paris ist dieses weit weniger verschieden und wechselt zwischen 2—3 Meter, auch weicht die Anlage des antiken und des gegenwärtigen Plans bei weitem nicht so sehr ab wie zu Trier. Der neueste Plan der Cité vor der Revolution mag eine sehr annähernde Vorstellung von dem des 12ten Jahrhunderts geben, wenigstens was die Straßen betrifft; die Unähnlichkeit ist nur in dem Perimeter vorhanden, der durch die Verbindung mit den Grundstücken um die Spitze des Chores der Kathedrale verändert wurde, indem eine Insel, Galiläa genannt, hinzugezogen ward und mit dem südöstlichsten Theile der Gärten des Palastes und zwei andern Inselchen, worauf der Dauphinplatz angelegt wurde, sich verband, und durch Errichtung des Quai, des Marché-Neuf, der Orfévres und Lunettiers, welche alle in den Flußgrund vorgeschoben sind. Was die äußern Umrisse der Stadt betrifft, und inwieweit die Cité des 12ten Jahrhunderts der gallisch-römischen glich, ist weit schwerer zu bestimmen. Die Hauptzüge im Centrum mögen dieselben gewesen seyn, aber die Umfassungen waren ganz verschieden und weit weniger ausgedehnt.

Nicht nur die Unregelmäßigkeit der Straßen des alten Paris erregt unser Staunen, auch ihre außerordentliche Schmalheit, die uns aber mehr auffällt im Vergleich zu der ungeheuren Breite jetziger Straßen in welchen sich die Menge drängt; deren Bedürfniß im Mittelalter nicht existirte, wo nur Fußgänger, Reiter und einzelne Karren mit Lebensmitteln sich in den Gassen zeigten, und Carrossen unbekannt waren. Auch waren die Häuser minder hoch, besonders in den weniger bewohnten Quartieren, und deßhalb der Mangel an Luft und Sonne nicht so fühlbar. Allein mit der Zeit führte die Ausdehnung des Verkehrs, die Zunahme der Bevölkerung, Uebelstände herbei die sehr lästig wurden. Vor dem 17ten Jahrhundert geschah indeß wenig um durch Verbreiterung der engsten Durchgänge denselben abzuhelfen. Ein regelmäßiges Expropriationsgesetz zu Verbesserung und Erweiterung der Straßen ist verhältnißmäßig sehr neu. [1]

Die Gesetzgebung und besonders das Administrationssystem im Mittelalter sind noch zu wenig bekannt als daß sich mit Leichtigkeit sagen ließe wie bei der Expropriation verfahren wurde, wenn es sich um Eröffnung neuer Straßen handelte. Wenn ein Stück öden Landes zum Bauen verpachtet wurde, ist es klar daß der Grundbesitzer den Pächtern die Anlage der Wege vorschreiben konnte wie sie ihnen tauglich waren, oder diesen selbe zu über-

[1] Dieselbe wurde in einer Urkunde von 1319 Vicus novus Corderiorum und rue neuve in einer Aufnahme von 1292 genannt.

[1] Die Ordonnanz von Orleans (31 Januar 1561) befiehlt daß alle Grundbesitzer des Königreichs durch die Richter der Orte angehalten seyn sollen, auf ihre Kosten Vorsprünge der Häuser an den Straßen zu entfernen, und zwar in einem Zeitraum von zwei Jahren. Sie verlangt überdieß daß die Mauern der Wohngebäude an öffentlichen Straßen nur aus Werksteinen, Ziegeln oder Rollkieseln aufgeführt werden dürfen.

Digitized by Google

laſſen mit dem Vorbehalt ihrer Benützung; aber wenn es ſich darum handelte eine neue Straße durch eine Gebäudegruppe zu brechen, wurde die Frage eine ganz andere, durch die verſchiedenſten entgegenſtehenden Intereſſen complicirte.

(Schluß folgt.)

Notizen vom 27 Meeting der Britiſh Aſſociation.

Meteoriſche Lichterſcheinungen. In dem von Prof. Powell in der mathematiſch-phyſikaliſchen Section erſtatteten Bericht über dieſe Phänomene finden ſich einige allgemeine Angaben bezüglich der Urſachen der Meteore, beſonders aber der durchſchnittlichen ſtündlichen Schwankungen in der Menge derſelben während der Nacht. Sie rühren von Hrn. E. C. Bompas her, und gründen ſich auf die Beobachtungen der HH. Coulvier und Boguſlawski. Das allgemeine Reſultat dieſer Beobachtungen iſt daß die Anzahl der Meteore während der verſchiedenen Stunden von 6 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens in regelmäßiger Zunahme begriffen iſt. Die Anzahl derjenigen welche im Oſten auftauchen, iſt mehr denn doppelt ſo ſtark als die im Weſten entſtehenden, während die aus Norden und Süden nahezu gleich ſind. Mit andern Worten, faſt zwei Drittheile der geſammten Anzahl entſtehen in der öſtlichen Hemiſphäre des Himmels. Aus den Beobachtungen Boguſlawski's und anderer iſt erſichtlich daß die durchſchnittliche Geſchwindigkeit der Meteore ungefähr die doppelte iſt von der der Erde in ihrem Kreislauf. Hr. Bompas leitet aus der Zuſammenſtellung dieſer Thatſachen folgende, allein auf den Bedingungen der Erdbewegung ruhende, Theorie ab. Die größte Anzahl von Meteoren trifft man, wenn der Meridian des Beobachters in der Richtung der Erdbewegung iſt, was um 6 Uhr Morgens ſtattfindet; ſie nimmt dann ab um 6 Uhr Abends. Wenn die Erde in Ruhe wäre, ſo würden die Meteore (vorausgeſetzt daß ſie gleich vertheilt ſind) von allen Seiten gleich auf ihr convergiren. Allein da die Erde factiſch in Bewegung iſt, mit einer Geſchwindigkeit gleich der Hälfte der mittleren Geſchwindigkeit der Meteore, ſo ſtößt ſie auf nahezu zwei Drittheile der Anzahl auf der Seite nach welcher ſie ſich bewegt. — Eine anſehnliche Reihe von Reſultaten verdankt man den Forſchungen Hrn. A. Poey's: ſie betreffen die Farben der Lichtmeteore, und ſtützen ſich auf die von Hrn. E. Biot geſammelten ausgedehnten Beobachtungen die man in China vom ſiebenten Jahrhundert v. Chr. bis zum 17ten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung gemacht hat; ſodann auf die in den Berichten der Britiſh Aſſociation geſammelten und auf die von Coulvier-Gravier angeſtellten. Unter dieſen Hauptrubriken bemerken wir folgendes: Bei den chineſiſchen Beobachtungen ſind Meteore von einfachen primitiven Farben ſehr ſelten; die große Mehrheit derſelben zeigt zuſammengeſetzte Färbungen. Bei den europäiſchen Beobachtungen iſt der Fall umgekehrt. Die chineſiſchen Beobachtungen zeigen eine merkwürdige Beſtändigkeit der Farben während einer langen Periode von Jahren, wo dann eine gleich conſtante, aber verſchiedene Farbenſcala vorherrſcht, und zwar mehrere aufeinanderfolgende Perioden hindurch. Fälle complementärer Farben in dem Körper des Meteors, und in dem Schweif oder in Fragmenten, hat man vielfach bemerkt. Auch Farbenveränderungen ſind während des Laufs des Meteors beobachtet worden: meiſt aus Weiß, nahe dem Zenith, in Blau, nahe dem Horizont; zuweilen aber auch aus Weiß in Roth. Dieß, bemerkt der Verfaſſer, ſtimmt überein mit dem Geſetz Hrn. Doppler's, daß ein gegen den Beobachter ſich bewegender Lichtkörper ſeine Farbe der Reihe nach von Weiß bis zum violetten Ende des Spectrum ändern werde, indem er ſich vom Beobachter aus nach dem rothen Ende bewegt. Dieſes Geſetz, fügt er bei, wird beſonders durch die Pariſer Beobachtungen beſtätigt. Auch macht er auf die Nothwendigkeit aufmerkſam die perſönlichen Unterſchiede in der Farbenſchätzung der Beobachter genau zu beachten — eine Bemerkung die vollkommen beſtätigt wird durch die großen Widerſprüche welche in den Beſchreibungen der Farbe vieler der glänzendſten zu einer und derſelben Zeit und an demſelben Orte von verſchiedenen Männern beobachteten Meteore vorkommen. Er gibt die Reſultate der verſchiedenen Beobachtungen, indem er in Tabellen die Anzahl der Meteore jeder Farbe für jeden Monat zuſammenſtellt, und ihnen andere von Meteoren beifügt welche unter mehreren Rubriken nach ihren phyſiſchen Eigenthümlichkeiten geordnet ſind. — Einer der intereſſanteſten und wichtigſten Punkte für die Bildung einer geſunden Theorie über die Meteore iſt die nach ihren ſcheinbaren Durchmeſſern und dem berechneten Abſtand zu beſtimmende wirkliche Größe derſelben. In allen den gewöhnlich angegebenen Reſultaten wird dieſe Berechnung nach anerkannten geometriſchen Principien bewerkſtelligt, indem man annimmt daß die ſcheinbare Scheibe die wirkliche iſt, vermindert nur durch die Größe des Abſtands von der Erde. Prof. J. Lawrence Smith, aus den Vereinigten Staaten, hat einige ſehr merkwürdige optiſche Inſtrumente mitgebracht, um die ganze Trüglichkeit irgendwelcher Schlußfolgerung aus dem ſcheinbaren Durchmeſſer eines in der Ferne geſehenen Lichtkörpers zu zeigen. Dieſe Experimente bieten eine auffallende ſcheinbare Vergrößerung der ſichtbaren Scheiben kräftiger Lichtkörper von bekannter Größe, wenn man ſie nacheinander in Entfernungen von 100 Ellen, einer Viertel- oder einer halben Meile beobachtet; in ſolchen Entfernungen erſchien z. B. der mit elektriſchem Licht erhellte Körper von Kohlenpunkten (0.3 Zoll wirklichen Durchmeſſers) beziehentlich ein halb, dreimal und vierthalbmal im Durchmeſſer des Monds; bei andern glühenden Körpern in ähnlichem Maßſtab hieng dieß von dem Grad der Erhitzung ab.

Lebensfähigkeit der Samen. In dem von Dr. Daubeny aus Orford in der zoologiſchen und botaniſchen Section vorgetragenen Bericht des zur Unterſuchung der Lebensfähigkeit der Samen beſtellten Ausſchuſſes ſagt derſelbe unter anderm: der Ausſchuß habe Jahr um Jahr alle Samen, die er zu ſammeln im Stande geweſen, gepflanzt, von nur vier Pflanzenarten aber ſeyen die Samen ununterbrochen aufgegangen. Dieſe Arten gehörten den Gattungen Ulex, Dolichos, Malva und Ipomaea an. In einem Regiſter war jedes von Hrn. Barter, vom botaniſchen Garten, angeſtellte Experiment verzeichnet. Aus dieſem Regiſter erſah man daß die kürzeſte Periode für welche einer der Samen ſeine Lebenskraft behalten hatte, acht Jahre, die längſte dagegen dreiundvierzig Jahre war [1]. Wenn man die Pflanzen nach ihrer natürlichen Ordnung gruppirt, ſo werden folgende ausgewählte einen Begriff von den Pflanzen geben deren Samen ihre Lebensfähigkeit am längſten behalten: Gramineæ acht Jahre, Liliaceæ zehn Jahre, Malvaceæ 27 Jahre, Leguminoseæ 43 Jahre, Rhamneæ 21 Jahre, Bora-

[1] Daß Weizenkörner, die man in altägyptiſchen Grabſtätten aufgefunden, dort 3000 Jahre geruht haben ſollen, ohne ihre Keimfähigkeit zu verlieren, wird jetzt allgemein für eine Täuſchung gehalten. D. Red.

Digitized by Google

ginaceæ acht Jahre, Convolvulaceæ 14 Jahre, Compositæ acht Jahre, Myrtaceæ 18 Jahre, Umbelliferæ acht Jahre, Cruciferæ acht Jahre.

Lebende elektrische Fische. Prof. G. Wilson sagt in seinem Werke „über die Anwendung der lebenden elektrischen Fische als medicinische Stoßmaschinen:" er habe im Verfolg seiner Forschungen über die frühere Geschichte der Elektrisirmaschine anfangs nicht die Absicht gehabt weiter als ins siebenzehnte Jahrhundert zurückzugehen, oder ein älteres Instrument ins Auge zu fassen als Otto Guericke's Schwefelkugel von 1670. Seine Aufmerksamkeit sey indeß zufälligerweise auf die Anwendung des Zitteraals als eines Heilmittels von Seiten der griechischen und römischen Aerzte gerichtet worden, und er halte sich nun für überzeugt daß ein lebender Fisch nicht nur das früheste, sondern auch das vertrauteste elektrische Instrument gewesen sey dessen sich die Menschheit bedient habe. Als Beweis daß man schon im Alterthum einen praktischen Gebrauch von solchen Fischen gemacht, führte er das Zeugniß eines Galen, Dioscorides, Scribonius und Asklepiades an, deren Werke beweisen daß man schon vor der christlichen Zeitrechnung bei paralytischen und Nervenleiden den Schlag des Zitteraals als Heilmittel benutzt habe. Ein noch höheres Alterthum habe man muthmaßlich für den elektrischen Silurus (Wels) oder den Malapterurus (stachellosen Wels) des Nil in Anspruch genommen, auf die Voraussetzung hin nämlich daß sein arabischer Name, Raad, Donnerfisch bedeute, und damit die Stoß- und Blitzkraft ausgedrückt sey; allein die vorzüglichsten arabischen Gelehrten hätten hervorgehoben daß die Wörter für Donner (raad) und für den elektrischen Fisch (ra'ád) verschieden seyen, und daß letzteres „Verursacher des Zitterns" oder „Krampfveranlasser" bedeute, so daß keine Gründe vorhanden aus welchen sich annehmen ließe die alten Aegyptier, oder selbst die Araber, hätten die Silurus-Kraft für identisch mit der elektrischen Kraft gehalten. Als einen Beweis dafür wie allgemein in der Gegenwart die lebendige zoo-elektrische Maschine in Anwendung komme, berief sich der Verfasser darauf daß die Abessinier den Zitteraal, die südamerikanischen Indianer den Gymnotus (Finnaal), und die Uferbewohner des Alt-Calabar-Flusses, der in die Bay von Benin fließt, den neuerlich entdeckten elektrischen Fisch (Malapterurus Beninensis) als Heilmittel benutzten. Bei den einheimischen Calabar-Frauen sey es üblich einen oder mehrere dieser Fische in einem Wasserbassin zu halten und ihre Kinder täglich darin zu baden, um sie durch die elektrischen Schläge welche sie bekommen zu stärken. Die Schläge seyen ohne Zweifel stark, denn lebende Exemplare des Calabar-Fisches befänden sich jetzt in Edinburg, und ein einziger gebe der Hand einen Stoß dessen Empfindung bis an den Ellbogen oder selbst an die Schulter reiche. Die erwähnten Gebräuche schienen seit unvordenklicher Zeit unter den sie befolgenden Nationen vorgeherrscht zu haben, so daß sie einen Beweis lieferten nicht nur für das Alterthum, sondern auch für die Allgemeinheit dieser Praxis. Der Verfasser schloß damit daß er die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf die Wahrscheinlichkeit der Entdeckung weiterer elektrischen Fischarten richtete, und hervorhob wie wichtig es sey daß man die Ansichten der mit denselben vertrauten Eingebornen in Bezug auf die Quelle der Kraft und ihre therapeutische Anwendung kennen lerne.

Die Gälen in Irland und Schottland. Dr. J. O'Donovan sagt in seinem der geographischen und ethnologischen Section vorgelegten Werk „On the Characteristics, Physical and Moral, of the Gaels of Ireland and Scotland": „Die Gelehrten geben nun allgemein zu daß die Gradhil oder die alten Einwohner Irlands und der Hochlande Schottlands, sowie die Cymri, oder alten Britten, die Abkömmlinge der Celten Galliens sind, und annoch Mundarten reden welche von der Sprache dieses Volks herrühren. Die unveränderliche Sage der Gradhil selbst lautet dahin daß sie aus Spanien nach Irland gekommen seyen. Der älteste Schriftsteller welcher der Celten Erwähnung thut, ist Herodot, der ums Jahr 413 vor Christus gelebt hat. Er führt an daß die Celten und Cyneter in den fernsten Theilen Europa's, gen Sonnenuntergang, wohnen; den umfangreichsten und werthvollsten Bericht über dieselben aber findet man in Julius Cäsars „Commentaren über den gallischen Krieg," in denen sie als ein zahlreiches und kriegerisches Volk geschildert sind, das nahezu die Hälfte Galliens inne habe. Eine Colonie desselben Volks besetzte einen großen Theil des nördlichen Spaniens, wo man sie, da sie aus Gallien über die Pyrenäen gezogen waren und sich zuerst am Iberus-Fluß, oder dem Ebro, niedergelassen hatten, Celtiberer nannte. Diese, wahrscheinlich die Vorfahren der Celten oder Gradhil Irlands, werden als der mächtigste und kriegslustigste aller spanischen Stämme geschildert. Cäsar sagt daß das in seiner eigenen Sprache sich Celten nennende Volk in der römischen oder lateinischen Zunge Gallier genannt werde; allein es findet sich in Cäsars Commentaren über den gallischen Krieg nichts was einiges Licht auf diese Namensverschiedenheit werfen könnte. Am wahrscheinlichsten ist daß die Römer sie, wegen ihrer Prahlsucht und ihres Muthes, Galli, d. h. Hähne, nannten — eine Ansicht welche aber nicht von allen Gelehrten getheilt wird, indem einige behaupten, das Wort Galli sey nichts anderes als das romanisirte Celta. Tacitus sagt in seinem „Leben Agricola's," es herrsche nur eine sehr geringe Verschiedenheit zwischen dem Boden und Klima, der Gottesverehrung und der Gemüthsart der Einwohner Irlands und Britanniens. Dr. O'Donovan führt sodann eine Anzahl gallischer Wörter aus claisischen Schriftstellern an, aus denen sich mit großer Wahrscheinlichkeit schließen läßt daß die Sprache eine mit den ursprünglichen Mundarten der brittischen Inseln verwandte war. Der Name Celten wurde den Iren vor dem siebenzehnten Jahrhundert nie gegeben; auch wenden sie ihn nie auf sich selbst an, sondern verstehen unter Celten stets die alten Bewohner Frankreichs — „Scoti sumus, non Galli," sagten sie. „Wir sind Gälen, keine Gallier." Aus dem sechsten Buch von Cäsars Commentaren geht auch klärlich hervor daß die Celten Galliens beträchtliche Fortschritte in der Civilisation gemacht hatten; daß sie Priester oder Druiden besaßen, welche an die Unsterblichkeit der Seele und an die Seelenwanderung glaubten, und diesen Glauben verkündeten; daß sie verschiedene Opfer darbrachten, und den Merkur als ihren Lieblingsgott verehrten, weil sie ihn als den Erfinder aller Künste und den Förderer der Handelsgeschäfte betrachteten. Von den Germanen dagegen sagt Cäsar daß sie keine Druiden als Leiter ihrer religiösen Angelegenheiten besäßen, daß sie den Opfern keine Aufmerksamkeit schenkten, und daß sie nur solche Götter anbeteten welche sie mit eigenen Augen sehen könnten, so die Sonne, den Vulcan oder das Feuer, und den Mond. In diesen Stellen hat der große römische Feldherr und Staatsmann die wahre Unterscheidungslinie zwischen den teutonischen und den celtischen Volksstämmen gezogen — eine Unterscheidung welche nahezu bis auf unsere Tage nach einem Zeitlauf von neunzehn Jahrhunderten und mannichfaltigen Beimischungen beider Völker, Stich gehalten hat.

Der Berg Everest. Nach Hrn. Robert Schlagintweit ist dieser im Nepalesischen liegende Berg der höchste bis jetzt bekannte; er erhebt sich um mehr als 29,000 Fuß über die Meeresfläche. Die Eingebornen haben zwei Namen für denselben: den einen

Digitized by Google

davon, Gorischanta, der mythologisch ist, findet man nur im Nepalesischen, und der andere, Tschingosanmara, ist derjenige unter welchem die Tübetaner ihn kennen. Der Name Dsodunga, der von Hrn. Hodgson in Verbindung mit diesem Pik erwähnt wird, war überhaupt nicht der Name dieses Berges, sondern eines kleinen, etwa 8000 Fuß hohen, der in derselben Richtung liegt.

Der Great-Eastern. In der Section für mechanische Wissenschaft machte Hr. J. Scott Russell folgende Angaben: „Ich bin, sagte er, kein Vertheidiger großer Schiffe, sondern das Gegentheil. Der Great-Eastern hat das Eigenthümliche daß er das kleinste Schiff ist welches für den Dienst, zu dem er bestimmt, gebaut werden konnte. Man hat erkannt daß sich ein Dampfschiff, welches kleiner als eine Tonne auf die Meile seiner Fahrt war, und seinen eigenen Kohlenvorrath mit sich führen sollte, nicht mit Nutzen verwenden lasse. Die Reise nach Australien und zurück beträgt 25,000 Meilen. Die Tragfähigkeit des Great-Eastern sollte daher, diesem Princip gemäß, 25,000 Tonnen seyn, während sie sich in Wirklichkeit nur auf 22,000 Tonnen beläuft. Hr. Brunel verfiel zuerst auf den Gedanken ein Dampfschiff zu erbauen, das im Stande sey die Reise nach Indien oder Australien und zurück ununterbrochen zu machen, und das Resultat seines Raths ist das jetzt der Vollendung nahe große Schiff. Der Great-Eastern ist nach der Undulationstheorie gebaut, die ich vor zwanzig Jahren schon, bei der früheren Versammlung der Gesellschaft in Dublin, zuerst in Vorschlag gebracht habe, und die nun als richtig anerkannt und allgemein angenommen ist. Wenn ein Schiff für eine gewisse Schnelligkeit, von zehn Meilen und mehr in der Stunde, gebaut werden soll, so zeigt ein Blick auf die Tabelle der Undulationstheorie wie lang Vordertheil und Hintertheil desselben seyn und welchen eigenthümlichen Bau es haben muß um das gewünschte Resultat zu erzielen. Diesem Princip gemäß mußte, damit die erforderliche Schnelligkeit dieses Schiffs erreicht werde, die Länge des Bug 330, die Länge des Stern 250, der Mitte 120 Fuß, die Gesammtlänge also, nebst 10 Fuß für den Schrauben-Propeller, 680 Fuß betragen. Während man also die tragende oder zahlende Kraft des Schiffs in ungemein großem Maße vermehrte, ist die Bauart desselben doch so daß der Widerstand den ihm das Wasser entgegensetzt, ein verhältnißmäßig nur geringer ist, so daß das Schiff, trotz seiner gewaltigen Größe, eben so ökonomisch verwendet werden kann wie ein kleineres."

Miscellen.

Europäisches Proletariat auf den Fidschi-Inseln. Capitän Wells und Hochbootsmann Stermann von dem in der Nähe des Fidschi-Archipels gescheiterten Wallfischfahrer „Logan," die wir, nach Tonga steuernd, an Bord aufgenommen hatten, um sie auf die Schiffer-Inseln überzuführen, erzählten uns daß sie während ihres dreiwöchentlichen Aufenthaltes auf den Fidschi-Inseln, wo sie auf ein Fahrzeug warteten, welches sie fortbringen konnte, gräuliche Schilderungen über den Charakter weißer Männer vernahmen, deren 35, meist Engländer und Amerikaner, nebst einigen Spaniern von Manilla und 50 Halbkastenmännern, auf der Insel Oralu, und in der Stadt Levoca sich aufhielten. Einige dieser Leute selbst hatten offen gestanden, oder sich vielmehr gegen den Capitän gerühmt daß Verbrechen der scheußlichsten Art etwas alltägliches unter ihnen seyen, daß weder ein göttliches noch weltliches Gesetz über ihren Handlungen walte, und der hier anwesende Missionär sie viel zu sehr scheue als daß er an die geeignete Stelle hierüber zu berichten wagte. Capitän Wells versicherte daß viele von ihnen offenkundig den kannibalischen Festen der Eingeborenen beiwohnten, und jeder eine Menge Weiber oder vielmehr Sklavinnen halte, denen sie bei den geringfügigsten Anlässen die peinlichsten Martern zufügen, und dieß sey es auch worüber der Missionär am meisten klage. So wurde nur beispielsweise erwähnt daß ein Weib bei langsamem Feuer lebendig geröstet wurde, und daß man sie manchmal in Fesseln schmachten lasse, bis sie die Gelenke durchschnitten. Mord sey an der Tagesordnung, wie die Trunksucht, sobald man nur Getränke habhaft würde — kurz, es scheine jene Rotte mehr aus Teufeln zu bestehen denn menschlichen Wesen. Das Individuum aber, welches sich dortselbst den Titel eines amerikanischen Consuls zueigne, sey in keinerlei Weise im Stande irgendwelche Hülfe zu gewähren. (China, Australia and the Pacific Islands in the years 1855—56 by J. D'Ewes, Esqu.)

•

Der Lotus oder die heilige Bohnenpflanze Indiens. Es gehört diese Pflanze zu der mit den Wasserlilien verwandten Familie der Nelumbiaceen, und ist das Nelumbium speciosum der Botaniker. Dr. Buist behauptet, es gäbe mindestens drei Species dieser Art. Die von ihm in Indien beobachtete Varietät hat blaß rosenrothe Blumen, deren Knospen, ehe sie sich noch geöffnet, eine Kugel von 6—7 Zoll im Durchmesser vorstellten. Das Blatt ist 14—16 Zoll lang, die Blatt- und Blüthenstengel haben eine Länge von 6—8 Fuß und enthalten eine Menge Spiralgefäße, die Dr. Wright zufolge von den Hindus herausgenommen und in den Lampen ihrer Götzenaltäre verbrannt werden. Dr. Buist versichert dagegen daß die Spiralgefäße aller Lotuspflanzen Indiens vom Himalaya bis zum Aequator herab keine Lampendochte lieferten, die eine Elle lang wären und die Dicke eines Fingers hätten. Die Stengel sind mit Luft gefüllt, die Blätter schwimmen über dem Wasser, die Blüthen sind klein, gleich denen der Tunkin-Bohnenpflanze. Außer einer Schilderung des äußern Aussehens der Pflanze gibt der Verfasser noch eine Beschreibung der innern Structur der Wurzel, der Blume und Blätterstengel. Das luftgefüllte Gewebe der Stengel ist so construirt daß dadurch das Eindringen des Wassers verhindert wird. Ein feiner, die Oberfläche der Blätter bedeckender Filz silberfarbener, wärzchenförmiger Härchen, die unter dem Mikroskop das Ansehen von gegen die Spitze zu schmäler werdenden Perlenschnürchen haben, verhütet deßgleichen von oben ein Eindringen des Wassers. Dieses filzartige Gewebe hält in seinen Maschen die hereinziehende Luft zurück, und gibt dem Blatt so in hohem Grad die Fähigkeit sich schwimmend über dem Wasser zu erhalten. Es ist dieselbe Structur, welche der Rose, Nelke, den jungen Kohlblättern und Schößlingen des Getreides und der Gräser das Vermögen ertheilt, die Thautropfen in Perlenform zurückzuhalten und das Wasser von der Blattoberfläche abfließen zu lassen. Es ist endlich dieselbe Structur, welche die gleiche Aufgabe bei den Flügelfedern der Tauchervögel erfüllt. Die Lotusblätter sondern beständig von ihrer Oberfläche Luft ab. Dr. Buist, der dieß Verhältniß nicht näher prüfte, fand nur daß Eine Pflanze innerhalb einer Stunde von der Schnittfläche eines Blüthenstengels 33 Kubikzoll Luft absonderte, und zwar war die Menge der ausgeathmeten Luft zwei Stunden nach Sonnenaufgang am beträchtlichsten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 40. 2 October 1857.

Ein Raubzug dajakischer Piraten auf Borneo.

Von Oscar v. Kessel.

Man kann die malayischen Seeräuber füglich in drei Classen theilen, und zwar:

1) In solche die mit größeren Fahrzeugen, in Flotten von 5 bis 20 Segeln auslaufen. Ihre Schiffe (Prauh) sind mit Masten und Segeln versehen, zugleich aber auch mit Rudern, nach Art der Galeeren; die größeren Fahrzeuge haben sogar zwei übereinander liegende Reihen Ruderbänke.[1] Zum Ruderdienst werden meist Sklaven verwendet, Leute, die an den Küsten oder von erbeuteten Fahrzeugen geraubt wurden. Jede Prauh führt wenigstens ein schweres Geschütz (6- bis 12Pfünder), außerdem einige von kleinerem Kaliber. Die Räuber selbst sind mit Feuergewehren, Lanzen, Säbeln, Schilden und Dolchen bewaffnet. Auch tragen einige Panzerhemden von Eisendrath.

Sumatra, Malacca, die Nordküste von Borneo, die Solok-Inseln (zwischen Borneo und Mindanao) waren noch vor wenig Jahrzehnten der Sitz dieser Classe Räuber. Die Fürsten genannter Länder waren es selbst welche die Flotten ausrüsteten und bemannten. Ihnen fiel der Hauptgewinn zu, wenn die Räuberflottille heimkehrte; ein nur sehr geringer Theil der Beute, kaum ein Zehntel, den Räubern selbst. Gewöhnlich commandirte ein Anverwandter des Fürsten als Admiral die Flotte. Außer den Handelsfahrzeugen, die sie auf dem Meere anfielen, raubten sie hauptsächlich Sklaven an den Küsten. Diese wurden später entweder verkauft oder mußten in der Heimath der Räuber Feldarbeit verrichten, oder dienten, wenn die Flotte auslief, als Ruderer.

Während die auf Sumatra und Malacca bestehenden Raubnester durch die Bemühungen der Engländer und Niederländer mehr oder weniger ausgerottet wurden, blieben sie auf der Nordküste von Borneo und auf den Solok-Inseln bis in die jüngste Zeit ziemlich unangetastet. Ungestraft raubten sie an den Küsten von Java, Celebes und Borneo Menschen, ja sogar bis nach den spanischen Besitzungen, den Philippinen, dehnten sie ihre kecken Raubzüge aus. Vielfache Reclamationen fanden von Seiten der niederländischen und spanischen Regierung an den Sultan von Solok statt, ohne daß dieser Räuberfürst viel Notiz davon zu nehmen schien. Er baute auf seine stark befestigten Städte. Eine Verfolgung durch gewöhnliche Kriegsschiffe war bei den windstillen Gewässern der ostindischen See stets fruchtlos gewesen, denn die Räuber-Prauhen ruderten entweder schnell davon, oder liefen in irgend eine Flußmündung ein, wo man ihnen nicht folgen konnte.

Erst durch Anwendung von Dampfschiffen wurde es möglich sie wirksam zu verfolgen, und sie erlitten daher auch häufige und große Verluste auf dem Meere. Endlich zerstörte im Jahre 1840 Sir James Brooke die Räubernester der Nordküste von Borneo, indem er die Piraten in ihren Schlupfwinkeln angriff. Und die Spanier, der Frechheit des Sultans von Solok überdrüssig, rüsteten im Jahre 1850 eine aus 6000 Mann Landungstruppen bestehende Expedition, mit einer entsprechenden Anzahl Kriegsschiffe, gegen Solok aus. Die zwei oder drei stark befestigten Hauptstädte wurden nach hartnäckigem Widerstande erstürmt, viele Sklaven befreit, und die Räuber theils vernichtet, theils zerstreut.

2) Eine zweite Classe Räuber treibt ihr Handwerk mehr versteckt. Sie sind zugleich Fischer und unternehmen weite Reisen, namentlich nach den östlichen Gegenden der ostindischen Inselgruppe, wo der Trepang häufig ist. Da, wo sich Gelegenheit darbietet, fallen sie kleine Handelsfahrzeuge an, rauben auch wohl einzelne Menschen an den Küsten. Wenn sie nicht auf frischer That ertappt werden, so ist ihnen schwer beizukommen, indem sie stets, wenn irgend ein Kriegsschiff ihnen begegnet, die Rolle friedlicher Fischer spielen. Die Waffen, die man bei ihnen vorfindet, sind kein hinreichender Grund sie festzunehmen, da sie derselben zu ihrer eigenen Vertheidigung auch wieder bedürfen können.

Bisher haben wir nur von mohammedanischen, malayischen Seeräubern gesprochen. Es gibt noch eine dritte Classe heidnischer Räuber, die auf der Nordküste von Borneo ihren Sitz hat. Es sind dieß die dajak'schen Stämme von Seribas und Battang-Luxar, die auf ihren langen, aus einem Stamm verfertigten, und mit 60 bis 70 kurzen Rudern bemannten Kähnen pfeilschnell längs den Küsten dahin, und den ersten besten Fluß aufwärts fahren, um die in ruhigem Schlummer liegenden Bewohner irgend eines am Ufer erbauten Dorfes zu überfallen. Ihnen ist es nicht sowohl um

[1] Es sind hierunter keine wirklichen Bänke zu verstehen, die malayischen Ruderer sitzen mit gekreuzten Beinen auf dem Deck.

Digitized by Google

Beute, als um die Köpfe der Erſchlagenen zu thun, und ſie morden alles, gleich viel ob Mann, Frau oder Kind, um nur eine möglichſt große Anzahl Siegestrophäen nach ihrer Heimath zu bringen.

Ein erbeuteter Kopf iſt für einen daijak'ſchen Krieger der größte Ruhm, die Gunſt der Schönen des Stammes ſeine Belohnung. Der erſte Kopf iſt gleichſam die erſte Ritterthat für einen jungen Mann, und es iſt ſonderbar daß die Art und Weiſe wie derſelbe erlangt wurde, ganz gleichgültig iſt. Ob im Schlaf abgeſchnitten, ob im Kampf, es iſt einerlei, ob Frau, Mann oder Kind, es iſt einerlei. Ja bei einigen Stämmen wird ſogar der Kopf einer Frau höher geſchätzt als der eines Mannes, und die einzige Erklärung, die man hierfür geben kann, iſt nur die daß namentlich bei Todesfällen von angeſehenen Perſonen oder Häuptlingen die daijak'ſche Sitte unbedingt verlangt, daß entweder Menſchenopfer gebracht, oder wenn hierzu weder Gefangene noch Sklaven vorhanden ſind, Köpfe zur Stelle geſchafft werden. In der Meinung daß die Seelen der Gemordeten dem Verſtorbenen dienen müſſen, liegt wohl der Grund daß der Kopf einer Frau höher geachtet wird als der eines Mannes, indem man annimmt daß ihre Dienſte dem Verſtorbenen werthvoller ſeyn werden.

Jeder Krieger der einen Kopf erbeutet hat, trägt zur Auszeichnung die Schwanzfeder des Rhinocerosvogels an ſeiner Kopfbedeckung, und man kann an der Anzahl ſolcher Federn leicht und mit Sicherheit die Anzahl abgeſchlagener Köpfe erkennen. Der Rhinocerosvogel hat ungefähr die Größe eines Birkhahns, und die Schwanzfeder iſt ſchwarz und weiß gezeichnet.

Im Jahre 1847 reiſte ich von Pontianak, [1] dem niederländiſchen Etabliſſement auf der Weſtküſte Borneo's, den Kapuas aufwärts, um ſo weit als möglich ins Innere der Inſel vorzudringen. Der Kapuas iſt ein gewaltiger Strom und gibt an Größe dem Rhein oder der Donau nichts nach. Als ich drei Tagereiſen den Fluß aufwärts gefahren war, kam ich an das aus etwa 20 Hütten beſtehende Dorf Succalanting. Noch vor 12 bis 15 Jahren hatten hier 60 bis 70 Hütten geſtanden, aber durch einen nächtlichen Ueberfall der Räuber von Seriöas waren zwei Drittel der Bevölkerung ums Leben gekommen. Die Räuber waren alſo längs der Nord- und Weſtküſte von Borneo bis an die Mündung des Kapuas gekommen, und waren dieſen Fluß noch 20 Meilen aufwärts gerudert, im ganzen hatten ſie über 100 deutſche Meilen zurückgelegt. Ich muß hier noch erwähnen daß der Kapuas ſich bei Succalanting in zwei Arme theilt. Der Hauptſtrom mündet unterhalb Pontianak, der andere fließt durch moraſtige unbewohnte Gegenden und mündet 10 Meilen ſüdlicher. Ich war den erſteren aufwärts gefahren. Die Räuber hingegen waren auf dem andern Arm bis nach Succalanting gelangt.

Nachfolgender Verſuch einer Erzählung jenes nächtlichen Ueberfalls enthält eine treue Schilderung malayiſcher und daijakiſcher Sitten. Ich muß noch erwähnen daß nur ausſchließlich die mohammedaniſche Bevölkerung der oſtindiſchen Inſeln Malayen genannt werden, während die vielen verſchiedenen Heidenſtämme, obſchon auch zum malayiſchen Stamm gehörend, weder malayiſch ſprechen noch Malayen heißen, ſondern verſchiedene Stammnamen führen, je nach den Gegenden oder Inſeln die ſie bewohnen. Ihre Sprachen verhalten ſich zu dem eigentlichen Malayiſch wie Engliſch zu Deutſch, oder Italieniſch zu Franzöſiſch ꝛc. „In Succalanting war die Ernte beendigt. Es war Ruhe und Behaglichkeit bei den Dorfbewohnern eingetreten. Die Männer lagen auf der Bärenhaut — welches in Indien indeß nur geflochtene Matten ſind — ſtellten Hahnengefechte an, oder jagten und fiſchten. Die Frauen allein hatten nach wie vor zu thun; ſie mußten Holz im nahen Walde ſammeln, die gewonnenen Reiskörner ſtampfen, um ſie von den Hülſen zu befreien, und endlich, da es einmal die Zeit der Ruhe und des Vergnügens war, Oué backen, das heißt, ſüßes Backwerk, aus Reismehl oder Sago, mit Zucker, Kokosmilch oder Kokosöl.

Treten wir einen Augenblick in die anſehnlichſte Hütte des Dorfs. Sie iſt die Wohnung des durch den Sultan von Pontianak angeſtellten Häuptlings, Dato-Abu, denn die Bewohner von Succalanting ſind Unterthanen des genannten Fürſten.

Wir müſſen eine 5 bis 6 Fuß hohe Stiege hinanklimmen, um vor die Thür zu gelangen, denn die Hütte ſteht wie die meiſten malayiſchen Häuſer auf Pfählen. Dato-Abu iſt wohlhabend, und lebt nur vom Ertrag ſeines Feldes, denn er bezieht keinen Gehalt. Sein Hausrath iſt deſſenungeachtet ſo armſelig als der aller übrigen Dorfbewohner. Ein mit Erde gefüllter Kaſten macht den Feuerherd aus; der Rauch ſucht ſich eine Oeffnung wo er eine findet. Einige irdene Töpfe, 5 bis 6 Näpfe von grobem chineſiſchen Porcellan, einige aus ſpaniſchem Rohr geflochtene Körbe verſchiedener Größe und Form, und eine Anzahl feiner und gröber geflochtener Matten zum Sitzen iſt beinahe alles was man erblickt. Doch dort an der kleinen Oeffnung, welche die Stelle des Fenſters vertritt, ſteht noch eine mit Schnitzwerk und Malerei verzierte Kiſte; dieſe enthält die Schätze des alten Dato-Abu, und zwar, wenn wir gut unterrichtet ſind, nächſt einigen Feſtkleidungsſtücken und einem alten werthvollen Dolch (Kris), auch 10 Bunkul Goldſtaub (etwa 1000 Gulden an Werth). Neben dieſer Kiſte an der Holzwand aber prangt noch ein altes Gewehr mit Feuerſchloß, und einige Wurflanzen.

Der alte Abu ſelbſt ſitzt mit untergeſchlagenen Beinen auf ſeinem Lieblingsplatz in der Nähe der Kiſte, die ſeine Reichthümer enthält, und berechnet mit einem Burſchen von nicht mehr ganz jugendlichem Alter den Ertrag ſeiner Reisernte. Betrachten wir letztern etwas genauer, denn er ſpielt eine Hauptrolle in unſerer Erzählung. Er iſt erſt 25 Jahre alt, aber nach ſeinen etwas ſchlaffen Geſichtszügen zu urtheilen, würde man ihn für 30 halten. Er iſt von kleinem, unterſetztem Körperbau, und ſeine Geſichtszüge wären für einen Malayen nicht häßlich, wenn der ſchlaue Blick nicht widrig wirkte. Er war noch vor ſechs Monaten Seeräuber, und fand einſt in großer Noth ein Aſyl bei dem alten Abu. Mit mehrern ſeines Gelichters auf einem Raubzug längs der Weſtküſte von Borneo begriffen, wurden die Räuber durch einen engliſchen Dampfer überraſcht und ihre Prauen vernichtet. Der größte Theil von ihnen kam um, und nur einige wenige, worunter Malas, retteten ſich bei dem Dunkel der Nacht durch Schwimmen nach der nahen Küſte. Von hier gelangte Malas mit einem malayiſchen Handelskahn nach Succalanting, und trat in die Dienſte des Dato-

[1] Pontianak iſt nächſt Sambas die bedeutendſte Stadt der Weſtküſte mit 3 bis 4000 Einwohnern.

Abu, mit dem Verſprechen dem Seeräuberleben für immer zu entſagen.

Es beſteht eine eigenthümliche Art von Dienſtbarkeit auf Borneo. Diener, gegen monatlichen oder überhaupt beſtimmten Lohn, kennt man nicht. Wer ſich vermiethen will, borgt eine Summe Geld von 10 bis 100 Gulden, und ſolange dieſe Schuld nicht zurückgezahlt iſt, wird man nach dem Geſetz dem Gläubiger dienſtbar, und muß alle Arbeiten, nur gegen Gewährung von Nahrung und Kleidung, verrichten. Gefällt dem Diener ſein neuer Herr nicht, ſo geht er zu einem andern, borgt ſo viel um ſeine Schuld zu bezahlen, und tritt nun bei dem zweiten in Dienſt u. ſ. w. Malas, ſo hieß der geweſene Räuber, war unter ähnlichen Bedingungen bei Dato-Abu eingetreten. Im Anfang hatte er ſein Verſprechen gehalten, der Opiumpfeife, der er ſehr ergeben war, entſagt, und hatte keine Veranlaſſung zur Klage gegeben. Doch leider dauerte dieß nur wenige Monate; er ſuchte bald wieder ſeine Pfeife hervor, rauchte an heimlichen und verſteckten Oertern, und vergrößerte ſeine Schuld bei dem alten Abu, indem er unter dieſem und jenem Vorwand kleine Summen entlehnte. Doch dieß war es nicht allein was dem alten Häuptling ſehr mißfiel, er hatte auch eine heftige Leidenſchaft für deſſen Tochter gefaßt, und verlangte ſie unverſchämterweiſe zur Ehe. Er ſprach von großen Reichthümern die er vergraben haben wollte, und deren Beſitz ihm gewiß war, und ließ ſich durch die ſichtbare Kälte und Abneigung des Mädchens nicht abſchrecken ſeine Bewerbungen fortzuſetzen.

Wir beobachteten im Vorhergehenden den alten Abu, wie er mit Malas über den Ertrag der Ernte ſprach. Hören wir das Ende dieſer Unterhaltung. „Du biſt dem Geſetz nach mein Knecht, Malas! ſolange du mir die 20 Gulden nicht zurückgezahlt haſt," verſetzte der alte Abu auf einen neuen Heirathsantrag des Exräubers. Aber weil die Ernte gut ausgefallen iſt, ſchenke ich dir das Geld; hörſt du! und du kannſt gehen wohin du willſt. Mädchen gibt es die Menge, mache dir daher kein ſchwer Herz um meine Tochter! ſuch dir eine andere.

Iſt das euer letztes Wort, Abu? rief Malas in großer Aufregung und bleich vor Zorn. Mein letztes Wort, Malas! verſetzte dieſer ruhig, oder vielmehr, meiner Tochter letztes Wort, denn ſie will nichts von dir wiſſen. Als Malas dieſen kurzen abſchläglichen Beſcheid vernahm, griff ſeine Hand unwillkürlich nach dem Dolch. Der alte Abu hatte jedoch dieſe Bewegung bemerkt: „Laß den Dolch ſtecken, Burſche!" rief er, „meiner ſitzt auch nur loſe in der Scheide; doch das habe ich nicht nöthig — ich laſſe dich als Landſtreicher mit den Füßen in Block ſetzen, damit iſt es abgemacht; deine Seeräuberſtreiche ſind hier in Succalanting nicht angebracht. Teufels-Sohn! Wir ſtehen hier unter der Regierung des Sultans von Pontianak und des niederländiſchen Reſidenten." Zugleich rief er zwei in der Nähe des Hauſes arbeitenden Leuten zu und befahl ihnen den Malas feſtzuſetzen. Schnell ſeine Aufregung bekämpfend, ſtürzte Malas zu den Füßen des alten Abu, umklammerte deſſen Knie und flehte um Vergebung ſeines Vergehens. Er ſchalt ſich ſelbſt einen Wahnſinnigen, einen nichtswürdigen Hund, bat den Abu, indem er ihm ſeinen eigenen Dolch darreichte, ihn zu durchbohren, er ſolle ihn nur nicht aus dem Hauſe weiſen. — „Geh! ſagte der Alte — geh, und verlaß mein Haus! Die 20 Gulden hab' ich dir geſchenkt, ich gebe dir noch 5 dazu, du thuſt hier nichts gutes; du biſt auch außerdem ein Opiumraucher, und ſolche Leute ſind nicht nach meinem Sinn." — „Ich gehen?" rief der Ex-Räuber, „o niemals! Dato (Häuptling) niemals! vergeſſt meine Rede, laßt mich in eurem Hauſe, wenn ich das Mädchen nicht mehr ſehe, ſo ſterbe ich vor Gram." — „Nichts da!" rief der Alte unerſchütterlich, „ich gebe dir drei Tage Zeit, ſieh dich nach einem andern Herrn um; wer ſo ſchnell nach dem Dolch greift, paßt nicht in mein Haus."

In dieſem Augenblick trat Bunga, die Tochter des alten Abu, ſelbſt mit einem Korb voll Reis in die Hütte. Es war ein ſchlankes ſchönes Mädchen, mit feurigen ſchwarzen Augen und einer ſeltenen Weiße der Haut und jener jugendlichen Friſche, die ein Alter von 14 Jahren verleiht. Die Augen des Exräubers funkelten und ſeine Geſichtsfarbe wechſelte mehrmals. Ohne die Anweſenden weiter zu beachten, ſchüttete das Mädchen den Reis in ein großes Gefäß von Baumrinde, und ſtieg wieder die Leiter abwärts, um eine neue Bürde zu holen. Malas folgte. Das Feld befand ſich dicht hinter dem Hauſe, es lag einiges Gebüſch dazwiſchen. Bunga eilte mehr als gewöhnlich; ſie ſchien jede Annäherung mit Malas vermeiden zu wollen. „Bunga! rief dieſer, Bunga! ich will dir nur ein Wort ſagen bevor ich Succalanting verlaſſe, dein Vater hat mich aus dem Hauſe gewieſen." — Auf dieſe Rede blieb das Mädchen ſtehen. — „Nun, und was geht das mich an," verſetzte ſie, eben nicht ſehr freundlich ihren Verfolger anblickend. — „Was dich das angeht, Bunga? nun ich frage dich zum letztenmal ob du meine Liebe erwiedern willſt oder nicht, zum letztenmal, hörſt du! Ich laſſe dich nicht! Willſt du mich nicht, ſo ſoll dich ein anderer auch nicht haben." — „Laß meine Hand los, frecher Menſch! rief das Mädchen zornig, ich will weiter nichts von dir hören, und kehre mich an deine Drohungen nicht. Du haſt mir nun ſchon zehnmal gedroht daß du mich morden willſt; ich werde aber heirathen wen ich will und dich nicht fragen." Mit dieſen Worten riß ſie ſich von ihm los und ſchritt dem Felde zu. — „Iſt das dein letztes Wort? Bunga," rief der Exräuber mit von Liebe und Wuth zitternder Stimme ihr nach. — „Mein letztes Wort, und wird auch mein letztes Wort bleiben." — „Nun ſo denke an mich, denke an Malas!" — „Denke an Malas! Denke an Malas!" höhnte das Mädchen. „Ich werde an dich denken, und zwar ſtets mit Widerwillen!"

Gegen Abend desſelben Tages ertönten die lauten Schläge eines Tawak (Kupferbeckens) [1] aus der Ferne, und benachrichtigten die Bewohner von Succalanting, daß ein malayiſches Handelsfahrzeug den Fluß aufwärts fuhr. Es war Said Haſſan der Araber. Er legte in Succalanting an, um ſeine Leute ein halbes Stündchen ruhen zu laſſen. Malas beſtieg einen am Ufer liegenden kleinen Kahn, ruderte eine Strecke ſtromabwärts bis zu einer ihm bekannten Stelle am Ufer. Hier griff er mit der Hand ins Waſſer, nahm einen kleinen, aus ſpaniſchem Rohr geflochtenen Behälter, in dem ſich Fiſche befanden, und ruderte nach dem gegenüberliegenden Ufer, wo der Kahn von Said Haſſan lag, und es entſpann ſich ungefähr folgende Unterhaltung. — „Was bringſt du, Malas?" rief Haſſan, der ihn kannte. — „Ein Gericht Fiſche, und wenn

[1] Die malayiſchen Kaufleute führen große Kupferbecken, die ſie hin und wieder auf ihren Reiſen anſchlagen.

Digitized by Google

ihr einen Ruderer nöthig habt, könnt ihr mich mit in den Kauf nehmen." — „Wie viel bist du schuldig?" — „Ich bin nichts schuldig, Dato-Abu hat mir die Schuld erlassen." — „Gegen Lohn kann ich dich nicht gebrauchen, Malas, aber willst du gegen Essen und Zirie (Bethel) rudern helfen, so kannst du mich begleiten." — „Wo fahrt ihr hin, Herr Hassan?" [1] — Nach Selimbau!" — „Gut, ich gehe mit bis nach Selimbau, von da habe ich noch zehn Tagereisen bis Seribas." — „Was willst du in Seribas, Junge? Willst du dir den Hals abschneiden lassen?" — „Oh, es ist nicht das erstemal daß ich dort war, Hr. Hassan, ich habe jahrelang in jener Gegend Handel getrieben." — „Ja, ich hatte vergessen daß du selbst eine Art Gurgelabschneider bist, Malas; du hast auch wohl Menschenhandel getrieben in jener Gegend, he? da muß was zu verdienen seyn? Wir wollen weiter über diesen Punkt sprechen, vielleicht können wir Geschäfte zusammen machen. Nun geh und hole deine Sachen, ich fahr sogleich ab." — „Sachen? die hab ich nicht, Hr. Hassan, ich habe all mein Vermögen bei mir." — „Nun so übergib deinen Kahn hier an jemand, daß er bei Gelegenheit an Dato-Abu abgegeben wird; unser Contract ist also bis Selimbau geschlossen." — Zehn Minuten später ertönte der Tawak von Said Hassan von neuem, und verkündigte den Dorfbewohnern daß er seine Reise weiter stromaufwärts fortsetzte.

Malas hatte ein Ruder ergriffen, er suchte seine innere Bewegung zu verbergen, indem er ein malayisches Liedchen sang. Sein ohnehin blasses Gesicht war erdfahl geworden, und seine Augen stierten nach dem Haus des alten Abu, in der Hoffnung noch einmal die schöne Bunga zu erblicken, in der Hoffnung daß ihr harter Sinn sich geändert haben könne, daß sie ihn vielleicht zurückrufen würde. — Was hofft der Liebende in solchem Augenblick nicht noch? — Und die Hoffnungen des Malas wurden auch wirklich theilweise erfüllt. Bunga hatte das bekannte Zeichen des Tawak gehört, sie hatte Malas nach dem Kahn des Hassan rudern, ihn daselbst einsteigen und das Ruder ergreifen gesehen; sie wußte daß er Succalanting verließ, — dieß hatte sie alles aus der kleinen Fensteröffnung ihrer väterlichen Hütte gesehen, und sie eilte jetzt selbst dem Ufer zu, um die Abfahrt in Augenschein zu nehmen. Dieß war der Augenblick wo Malas voll Erwartung das Ruder sinken ließ, wo sein Gesicht feuerroth wurde von freudiger Hoffnung, wo sein Ohr aufmerksam lauschte, um kein Wort zu verlieren, wenn ihm die schlanke Bunga zurufen würde: „Malas! kehre um! es war nicht so böse gemeint." — Und richtig, sie that ihren kleinen Mund auf, die schwarzäugige schöne Bunga, sie hob ihre kleine Hand in die Höhe und lachte hell auf, dann rief sie recht vernehmlich: „Slammat jallan, Malas, glückliche Reise, Malas!" lachte noch einmal hell auf daß es hinübertönte bis zum andern Ufer, wo ein junger Bursche an der Thüre einer Hütte stand, und wie ein Echo mit hellem Gelächter drauf antwortete, und zugleich verschiedene Scherzreden dem munteren Mädchen zurief. Diese Täuschung war für das Herz des Malas zu viel, er warf das Ruder hin, griff nach seinem Kris, und wollte sich ins Wasser stürzen, um das Hohngelächter seines vermeinten Nebenbuhlers zu unterbrechen. Die Hand Said Hassans schleuderte ihn zurück ins Innere der Cajüte. — „Wenn du ein Händelmacher bist, Malas, rief er, so kann ich dich nicht gebrauchen, kränkt dich das so daß der Mensch lacht? Wenn du bei mir bist, müssen alle alten Händel vergessen werden; geh, nimm dein Ruder und vergiß deine Opiumpfeife auf 3 Wochen, du scheinst eine etwas zu starke Ladung heute genommen zu haben, das fällt nun ganz weg — Opiumrauchen dulde ich nicht in meinem Kahn." Malas ergriff mechanisch das Ruder, er gewann es über sich noch einmal ein Liedchen anzustimmen, und hinter jeder Strophe lachte er laut und höhnisch auf, so daß man nicht wußte ob dieß mit zu dem Lied so gehöre oder nicht. — Die malayischen Völker sind nicht ohne Poesie, und haben große Fertigkeit im Improvisiren, bisweilen in Reimen, bisweilen auch nur indem sie irgend eine Geschichte absingen. Wuth und Rache erfüllten die Brust des Exräubers bis zum Zerspringen. Er hoffte in Seribas Gelegenheit zu finden, früher oder später seine Rache befriedigen zu können, und diese Hoffnung linderte seinen Schmerz, gab ihm eine momentane satanische Fröhlichkeit. Ja er hoffte nicht allein seine Rache zu befriedigen, er hoffte auch die schöne Bunga noch einst in seine Gewalt zu bekommen. Während Malas seine Reise den Kapuas aufwärts bis nach Selimbau fortsetzt, wollen wir uns nach einer andern Gegend der Insel wenden. Es war 4 Wochen später als in Tana-mera, einem daijak'schen Dorfe vom Stamm Seribas, jenen berüchtigten Räubern der Nordküste Borneo's, der alte Häuptling Allang-laut (Seeadler) nach kurzem Krankenlager verschied. Vergebens hatten die Beschwörer von Tana-mera den Kranken mit Steinen bestrichen die ihnen die Geister der Berge gegeben hatten, die Trommel und den Tawak geschlagen, und Beschwörungsformeln gesungen um die Krankheit zu vertreiben. Es war alles fruchtlos gewesen, die Seele des Seeadlers war dahingefahren.

Das Dorf Tana-mera bestand nur aus zwei, etwa 100 bis 120 Schritt langen Gebäuden von Holz. Wie alle daijak'schen Häuser von Nordost-Borneo ruhten sie auf 20 Fuß hohen Pfählen. Mit Einschnitten versehene Baumstämme dienten als Stiegen, übrigens hatte jedes Haus nur zwei Eingänge. In diesen langen schwebenden Casernen wohnten 150 bis 160 Familien, etwa 80 in jedem Hause, jede Familie in einer besondern kleinen Zelle. Drei bis vier andere ganz ähnliche Dörfer befanden sich in der Umgegend von Tana-mera und gehörten mit zu demselben Stamm.

Als der große kupferne Tawak [1] in dumpfen Tönen erschallte, die Lilas [2] abgebrannt wurden, um den nächstgelegenen Dörfern das wichtige Ereigniß, den Tod des obersten Häuptlings des Stammes zu verkündigen, war die Aufregung groß. Die Frauen liefen geschäftig hin und her, es galt Reis zu stampfen für die Gäste, die unfehlbar sich bald einfinden mußten, Tuwak zu brauen zu dem bevorstehenden großen Todtenfeste. — Fünfzig bis sechzig junge Männer aus den nächstgelegenen Dörfern waren bereits herbeigeeilt und saßen oder standen in Gruppen, vor und in dem Hause.

Es waren schlanke kräftige Gestalten diese nackten braungelben Krieger, meist von untadelhaftem Wuchs und einige sogar mit schön geschnittenen Gesichtszügen. Die pechschwarzen Haare waren so verschnitten daß Stirn und Schläfe frei, Genick und Hals aber

[1] Die Araber werden von den Malayen Herr (Tuwan) genannt.

[1] In allen daijak'schen Dörfern findet man diese Kupferbecken, die bei verschiedenen Gelegenheiten geschlagen werden.

[2] Lila heißen kleine kupferne Kanonen, die Kugeln von 2 und 3 Loth schießen.

Digitized by Google

bedeckt waren, vielleicht um diese Theile vor Schwerteshieben zu schützen. Dagegen war keine Spur von Bart sichtbar, alle derartigen Keime waren sorgfältig, sobald sie zum Vorschein kamen, ausgerupft worden. Als einziges Kleidungsstück trugen sie nur einen um die Hüften gewundenen weißen Schawl von grobem baumwollenen Stoff, mit rothen eingewebten Verzierungen. Die Frauen von Seribas sind berühmt wegen ihrer Kunstfertigkeit im Weben. Ihre Schmuckgegenstände bestanden in Arm- und Beinringen von Ebenholz, Flechtwerk, Elfenbein oder Metall, und in Ohrringen, die aus 10 bis 12 Kupferringen mit aufgereihten Muscheln oder Leopardenzähnen bestanden. Bewaffnet waren sie mit Schwert, Blaserohr [1] und einem 3 Fuß hohen hölzernen Schild.

Die meisten dieser Krieger trugen bereits das Zeichen der daijak'schen Ritterschaft, die Schwanzfeder des Rhinocerosvogels (Angang) an ihren Kriegsmützen, einige andere sollten sich diesen allgemein beneideten Schmuck noch verdienen. Wenn die Ehre des Stammes, die Ehre des verstorbenen Häuptlings nicht befleckt werden sollte, so mußten Menschenopfer gebracht oder Köpfe herbeigeschafft werden. Sklaven oder Kriegsgefangene, die man hätte tödten können, waren aber nicht vorhanden, es war also die unerläßliche Pflicht der Verwandten des Verstorbenen, der Krieger des Stammes, für Köpfe zu sorgen, und hierzu waren die anwesenden Männer bereit, es handelte sich nur darum, zu bestimmen nach welcher Gegend der Kriegs- oder vielmehr Mordzug unternommen werden sollte.

Doch nicht alle Anwesenden waren Daijaken, es befanden sich auch 3 bis 4 Malayen dabei, die von den nackten Gestalten der Daijaker durch ihre Kleidung sich leicht unterscheiden, denn im übrigen war ihr Aeußeres ganz dasselbe. Es waren Händler von der Küste, die schon seit Jahren in Tana-mera verkehrten, und von den Mordgelüsten der Bewohner nichts zu fürchten hatten. Während die Köpfe der Daijaken meist unbedeckt, ihre Haare nach der bereits beschriebenen Weise abgeschnitten waren, trugen die Malayen Kopftücher auf den meist kahl geschorenen Köpfen. Weder in ihren Ohren noch an irgend einem andern Theil ihres Körpers gewahrte man Schmuckgegenstände. Sie waren übrigens mit enganschließenden Jacken und weiten, nur bis an die Knie reichenden Beinkleidern bekleidet. In einem Leibgürtel trugen sie als Waffe den malayischen Dolch (Kris). Ihre mohammedanischen Vorurtheile schienen sie vorläufig abgelegt zu haben, denn sie tranken sogar von dem Tuwak mit, der den Gästen credenzt wurde. Sie wußten daß sie sich unter freien daijak'schen Stämmen befanden und hier keinen höhern Rang einnahmen. Dort im Hintergrunde aber sitzt mit gekreuzten Beinen auf einer Matte unser bekannter Malas, er spricht dem Tuwak, der in Bambusbechern credenzt wird, tapfer zu, und rühmt den um ihn her sitzenden Daijakern seine Thaten zur See, zählt ihnen vor wie viele Morde er begangen, wie viele Sklaven er an den Küsten geraubt, und daß nur ein verfluchtes englisches Feuerschiff diesem herrlichen Leben ein Ende gemacht habe, welches ihre Räuberflottille, aus vier Prauhen bestehend, in Grund schoß, so daß nur er, Malas, und einige wenige Cameraden der Vernichtung entgiengen.

Die Daijaker hörten mit Interesse dieser Erzählung zu, sie hatten von diesen gefährlichen Feuerschiffen bereits gehört. — „Doch," fuhr Malas fort, „ich begebe mich zum Sultan von Solok, und nehme als Pirat wieder Dienste, ich bin im Stande eine Expedition nach einer Gegend der Westküste zu leiten, wo 40 entschlossene Männer in einer Nacht 50 bis 60 Sklaven rauben können — und herrliche Köpfe gibt es da auch für euch Daijaken, wenn ihr die alten Weiber und Männer todtschlagt, und nur die Kinder und jungen Mädchen mitnehmt; — aber dieser Streich ist nur von jemand auszuführen der die Gegend und den Fluß genau kennt." — Hier nahm Malas einen neuen Zug aus dem Bambusbecher, — in Ermangelung der Opiumpfeife.

Da ertönte der Tawak wieder in abgemessenen, langsam auf einander folgenden Schlägen, und berief die anwesenden Krieger zu einer allgemeinen Berathung in den Mittelpunkt des Gebäudes. Hier lagen auf einem mit Feindeshaaren und Malerei geschmückten, 3 Fuß hohem Schild die Waffen des verstorbenen Häuptlings: Schwert, Blaserohr und Pfeilköcher, nebst einem Panzer aus künstlich zusammengefügten Fischschuppen, und die mit 22 Federn des Rhinocerosvogel geschmückte Kriegsmütze. Im Kreise herum aber, um Schild und Waffen, standen 22 Schädel, und blickten melancholisch die Werkzeuge an, durch welche sie in die Gewalt ihrer Feinde gelangt waren.

Die Wittwe des Häuptlings saß mit einigen andern Weibern vor diesen Trophäen, und sang Klagelieder. Sie rief den Hinterbliebenen noch einmal alle Raubzüge, alle Thaten des Seeadlers ins Gedächtniß zurück; die andern Weiber vereinigten abwechselnd ihre Stimmen mit der ihrigen, während die dumpfen Töne von zwei daijakschen Trommeln den Gesang begleiteten. Unterdessen hatten 70 bis 80 Männer, durch den Tawak zur Berathung berufen, einen Kreis um die Sängerinnen geschlossen, und sich auf die ausgebreiteten großen Matten theils niedergekauert, theils auf malayische Weise mit untergeschlagenen Beinen niedergesetzt. Malas hatte für gut gefunden an der Berathung theilzunehmen. Diese war kurz; es handelte sich nur darum nach welcher Gegend der Mordzug unternommen werden sollte, denn Theilnehmer waren genug vorhanden um einen Kriegskahn zu bemannen. Es wurden verschiedene Vorschläge gemacht und die Vor- und Nachtheile erwogen. Die Meinungen waren aber getheilt wo der beste Erfolg zu erwarten sey, und man konnte zu keiner Entscheidung kommen. Da glaubte Malas daß der günstige Augenblick gekommen sey seine Stimme zu erheben. Er erbot sich als Führer zu dienen, und ein einsam gelegenes Dorf der Westküste in die Hände der Mörder zu liefern, wenn man ihm fünf Gefangene als Belohnung versprechen wollte, vor allen Dingen aber müßte unter diesen sich ein Mädchen befinden, deren Haus er genau bezeichnen würde, und deren Leben unter allen Umständen als sein Eigenthum geschont werden müsse. Nach einigen Fragen und Widersprüchen wurde ihm dieß zugesagt, und beschlossen daß der Zug noch dieselbe Nacht stattfinden sollte, doch mußten Flug und Geschrei der Vögel noch vorher erforscht werden, ob sie für die Unternehmung auch Glück verkündeten.

Einige Stunden später stellten die Häuptlinge Speisopfer in kleinen Bambusbehältern am Ufer des Flusses auf, um die Geister

[1] Das Blaserohr ist die Nationalwaffe der Daijaken. Sie blasen aus demselben kleine mit Upasgift überzogene Pfeilchen. Es ist zugleich Lanze, indem am obern Ende eine eiserne Spitze künstlich befestigt ist.

Digitized by Google

des Waldes und Stromes für die Unternehmung günstig zu stimmen. Der Flug und das Geschrei der glück- und unglückbringenden Vögel wurde sorgfältig geprüft und günstig befunden.

Gegen Abend desselben Tages lag das große Kriegsboot (Bong) unfern dem Eingang des Dorfs bereit. Es war dieß ein schmales, aus Einem Stamm verfertigtes Fahrzeug von 60 bis 70 Fuß Länge. Die Lilas von Tanamera ertönten als Abschiedsgruß, und 70 mit Schild, Schwert und Lanzen bewaffnete Krieger schritten dem Flusse zu, um das Fahrzeug zu besteigen. Am Ufer aber stand die schöne Nanga, die Tochter des verstorbenen Häuptlings, und theilte Bethel und Tabak an die Vorüberziehenden aus. Sie lächelte ihnen gar holdselig zu und war nicht karg mit schmeichelhaften Abschiedsgrüßen. Sie war der Preis für den Sieger, für den Glücklichen der die meisten Köpfe heimbringen würde. Nanga war nicht nur ein schönes Mädchen, sondern auch eine reiche Erbin, und viele Stimmen riefen ihr zu: „Bald wirst du mein seyn, Nanga! — Bald wirst du mir Reis kochen, Nanga! — Bereite die Federn des Angang für meine Kriegsmütze, Nanga!“ u. s. w. — Dicht an einander gedrängt, in zwei langen Reihen, saßen die Krieger im Innern des Kahns, vorn am Schnabel zwei der ältesten Häuptlinge mit Malas, und zwei andere am Hintertheil des Fahrzeugs. Da erhoben sich auf ein gegebenes Zeichen der vornansitzenden Häuptlinge 70 Ruder, und senkten sich zugleich ins Wasser; der Kriegsgesang ertönte in kurzem abgemessenen Takt, und in demselben Takt bewegten sich die Ruder, bald schneller, bald langsamer. Wie ein Pfeil durchschnitt der schmale Kahn unter dem gleichmäßigen Einschlagen von so vielen Armen das Wasser. Es gieng stromabwärts nach der etwa 10 Meilen entfernten Seeküste zu, und in weniger als zwei Stunden hatte man diese erreicht. In den Gewässern der ostindischen Inseln herrscht gewöhnlich anhaltende Windstille, und man kann die meiste Zeit ohne Gefahr selbst in dem kleinsten und erbärmlichsten Nachen das Meer längs den Küsten befahren. Auch dießmal war die See ganz ruhig, kein Lüftchen bewegte die Wellen, und der Räuberkahn durchzog die spiegelglatte Fluth wie ein schnell dahinschießender Hai. Kein Dampfer wäre im Stande gewesen das Fahrzeug an Schnelligkeit zu übertreffen. Kein Wunder also wenn die Räuber in einer Nacht 40 bis 50 Meilen zurücklegten.

Als der Bong so längs der Nordküste von Borneo dahinglitt, die Nordwestspitze passirte und nun südlich längs der Westküste hinfuhr, ahneten die Bewohner von Sarawak, Sadong und Sambas nicht, welche mordlustige Bande in ihrer Nähe vorüberzog; sie hätten sonst so ruhig nicht geschlummert, denn mit dem Namen Seribas brachten in jenen Gegenden die Mütter ihre Kinder zum zitternden Schweigen. Tausende von Bewohnern jener Küstenstriche hatten in den letzten Jahrzehnten unter den Mörderhänden von Seribas und Battang-Lupar ihr Leben ausgehaucht. Die Gegend war allmählich durch diese Mordgesellen entvölkert worden, und nur die größern Städte, wie Sarawak, Sambas, Pontianak, waren vor ihren Ueberfällen sicher geblieben. Kleinere Dörfer fand man in der Nähe der Küste nicht, denn es wagte niemand mehr sich daselbst anzubauen, obschon die Gegend überaus fruchtbar und der Fischfang ergiebig ist.

Nachdem die Räuber den Tag über in einer einsamen Gegend der Westküste im Gebüsch zugebracht, und von den Anstrengungen der Nacht sich ausgeruht hatten, passirten sie die zweite Nacht die Mündung des Kapuas unterhalb Pontianak, und hier wäre der nächste Weg nach Succalanting gewesen; doch wagten sie es nicht diesen Fluß aufwärts zu fahren, man hätte ihnen in Pontianak leicht den Rückweg abschneiden können. Es gab ja einen weit sicherern Weg. Auf Anrathen des Malas beschloß man den zehn Meilen südlicher gelegenen Arm, der durch morastige, unbewohnte Gegenden floß, aufwärts zu fahren, und hoffte auf diese Weise unbemerkt bis Succalanting zu gelangen. Dieß war geschehen, die Räuber befanden sich zu Ende der zweiten Nacht nur noch 15 Meilen von Succalanting. Sie hatten ihren Kahn ans Land gezogen, und brachten auch diesen Tag unthätig im Gebüsch zu. Die folgende dritte Nacht sollte der Ueberfall stattfinden.

Kehren wir einen Augenblick zu der Hütte des alten Dato-Abu in Succalanting zurück. Es ist noch früh am Morgen vor der verhängnißvollen Nacht. Viele der Dorfbewohner haben die Thüren ihrer Hütten noch nicht geöffnet. Die schöne Bunga ist aber aufgestanden und befindet sich auf dem Floß (Rakit), das vor der Thür der elterlichen Hütte auf dem Fluß schwimmt. Sie befindet sich hier um zu baden, und schöpft mit einem Gefäß von Baumrinde (Timba) Wasser, und gießt dieß über Kopf und Körper. Dieß ist die gewöhnliche Art der Malayen zu baden, da es im Fluß selbst, der Krokodile wegen, gefährlich ist. Während Bunga, in ein Stück Baumwollenzeug gehüllt, sich auf diese Weise erfrischt, besteigt am gegenüberliegenden Ufer der junge Si-Mara, seit einigen Wochen ihr Verlobter, einen Nachen, um dem alten Abu einen Besuch abzustatten. Das Mädchen, erstaunt über den ungewöhnlich frühen Besuch, ruft ihm scherzend zu: „Bist du so ungeduldig daß du nicht warten kannst bis der Vater aufgestanden ist? Si-Mara!“ — „Nun, es ist weiter nichts,“ versetzte dieser, „als daß ich den Vater bitten will uns auf die Hirschjagd nach Kapala-Babi zu begleiten; es ist niemand der einen guten Hund hat als dein Vater, und außerdem ist er auch ein erfahrener Jäger. Du kannst uns begleiten, Bunga, und bei den Töchtern des alten Dale bleiben, während wir im Walde sind.“ — „Da ist der Vater selbst,“ versetzte das Mädchen, auf den alten Abu weisend, der eben die Stiege der Hütte abwärts stieg, um das tägliche Morgenbad zu nehmen.

„Nach Kapala-Babi? Junge!“ versetzte der Alte. — „Nun meinetwegen; ich habe überdieß wegen 20 Pikol Reis mit dem Tawi zu sprechen. — Gut, nimm den großen Sampan (Kahn) von mir, meine zwei Knechte können mit rudern helfen; doch wir essen erst? denk ich.“ Einige Stunden später fuhren 3 bis 4 Kähne mit Jagdlustigen stromabwärts, willens erst den folgenden Tag mit einigen feisten Hirschbraten zurückzukehren.

Es war ungefähr Mitternacht als die Mörder von Seribas in Succalanting anlangten. Die Häuser des Dorfs befanden sich, wie bereits erwähnt, auf beiden Seiten des Flusses. Malas ließ am rechten Ufer anlegen, wo das Haus des alten Abu nebst noch 30 andern Hütten stand. Hier angelangt, vertheilten sich die Räuber stillschweigend. Zwei bis drei Mann stellten sich vor der Thür jeder Hütte auf, während ein vierter an der entgegengesetzten Seite das Strohdach in Brand steckte und einen Alarmruf ausstieß; 20 Hütten standen auf diese Weise plötzlich in Flammen, und die aus dem Schlaf aufgeschreckten Bewohner stürzten der Thüre zu um dem Feuertod zu entgehen. Hier fielen sie aber ohne Ausnahme und ohne Barmherzigkeit unter den Wurflanzen und Schwertern

Digitized by Google

der lauernden Mörder; da galt kein Unterschied des Geschlechts, kein Alter, alles wurde niedergemetzelt. Malas stand vor der Hütte des alten Abu, er hatte sich als Hauptbelohnung das Leben der schönen Bunga ausbedungen. Doch vergebens weg der Bandit die Lanze in seiner rechten Hand um den alten Abu zu durchbohren; der alte Mann kam nicht zum Vorschein. Vergebens schlug sein Herz und zitterte sein Arm, um die schöne Bunga zu umfangen — sie erschien nicht. Niemand war sichtbar. Bunga! rief er endlich in fieberhafter Aufregung, Bunga! rette dich, dein Leben wird geschont. Doch niemand antwortete. Das Dach der Hütte war von dem Feuer beinahe verzehrt, und es war hell genug um das ganze Innere des Hauses zu übersehen. Das Nest war leer. Die Daijaken, die mit Malas vor dem Hause gestanden hatten, eilten in ihren Erwartungen getäuscht hinweg nach einem andern Hause. Wer aber vermag die Wuth und Verzweiflung des Mörders zu schildern; er stürzte nach einer andern Gegend des brennenden Dorfs, immer noch in der Hoffnung seine Opfer zu finden. Die durch das Prasseln der Flammen, durch das Siegesgeheul der Mörder und Angstgeschrei der Verzweifelnden aufgeschreckten Bewohner des gegenüberliegenden Ufers überblickten bei dem hellen Schein des Feuers mit Entsetzen das ganze schreckliche Trauerspiel. Die nackten Gestalten der blutdürstigen Wilden mit ihren großen Schilden sahen grauenvoll aus, wenn sie einen frisch abgeschlagenen Kopf in die Höhe hoben und mit dem Munde das Blut auffingen, denn dieß gilt als Kühnheit bei den Bewohnern von Seribas. Sie mußten ruhig zusehen wie ihre Bekannten und Verwandten geschlachtet wurden; sie konnten keine Hülfe bringen, denn die am Morgen nach Kapala-Babi gezogenen Jäger hatten die 5 bis 6 Gewehre mitgenommen, mit denen man mit Erfolg die Mörder hätte angreifen können; nur eins war zurückgeblieben, und dieß war in nicht besonders gutem Zustand. Es waren auch nur 10 bis 15 Männer anwesend, und ohne Feuergewehre war gegen die fünfmal überlegene Zahl der Daijaken keine Hoffnung des Sieges. Trostlos flüchteten die Weiber und Kinder dem nahgelegenen Walde zu.

Eine halbe Stunde später ertönte der Siegesgesang der abziehenden Räuber, die wieder tactmäßig die Ruder bewegten und den Heimweg einschlugen. Alles war fröhlich und siegestrunken, nur zwei traurige Gestalten saßen im Vordergrunde des Kahns. Es war Malas, der in seinen Erwartungen fürchterlich getäuscht war, und ein junger Daijaker, der mit leeren Händen heimkehrte, weil er mit Malas sich vor der leeren Hütte des Abu aufgehalten hatte. Er überhäufte nun diesen mit Vorwürfen, und durch die Spöttereien der übrigen Räuber noch mehr gereizt, rief er plötzlich aus: „Kopf ist Kopf," und der deine so viel werth als ein anderer. Zugleich hob er die Lanze drohend in die Höhe. Vielleicht war es nicht so ernstlich gemeint, und wäre Malas sitzen geblieben, so hätten die Häuptlinge den Frieden wohl wieder hergestellt. Doch Malas sprang voll Wuth auf und erhob ebenfalls seine Waffe in drohender Stellung, indem er zugleich über Verrath und Treulosigkeit schrie. In diesem verhängnißvollen Augenblick gab der zunächst hinter Malas sitzende Daijaker ihm mit seinem kurzen Ruder einen so unsanften Stoß daß er in dem durch die Bewegung ohnehin schwankenden Kahn das Gleichgewicht verlor, und hintenüber ins Wasser stürzte. Pfeilschnell flog der Bong dahin, und nur das schallende Gelächter der Räuber tönte in seine Ohren. Ehe er völlig zur Besinnung kam, war das Räuberfahrzeug schon weit stromabwärts, und nur wie aus weiter Ferne vernahm er noch das durch die einsame Nacht weithin tönende Hohngelächter und die tactmäßigen Ruderschläge der Daijaker.

„So befinde ich mich denn nach so viel Mühe wieder hülflos auf dem Gebiet von Succalanting," dachte Malas, und schwamm dem Ufer zu. Er bemerkte bei dem Dunkel der Nacht nicht daß ein Gegenstand ihm folgte und sich mehr und mehr näherte. Als er beinahe das Ufer erreicht hatte und einen überhängenden Ast ergriff um einen Augenblick zu rasten, öffnete sich hinter ihm der Rachen eines riesenmäßigen Krokodils. Sein Angstgeschrei verstummte unter den Wellen. — Malas war verschwunden.

Als der Tag anbrach, versammelten sich die wenigen in den Wald geflüchteten Bewohner von Succalanting bei ihren Hütten, denn wunderbarer Weise waren diese nicht in Brand gesteckt worden. Die Hauptursache war allerdings die daß die Daijaker wußten daß die Bewohner derselben nicht mehr im Schlaf überfallen werden konnten, und somit weiter keine Köpfe zu erbeuten waren. Was die wenige Habe anbelangte, so vermutheten sie mit Recht daß die Flüchtlinge das Werthvollste bereits in Sicherheit gebracht haben würden. Doch diese Gründe wären wohl nicht hinreichend gewesen die Räuber abzuhalten das linke Flußufer zu betreten. Es gab einen andern Grund, der weit lauter sprach und mächtiger wirkte. Wie ich bereits erwähnte, hatte sich noch ein Gewehr in einer der Hütten vorgefunden, und hiermit schoß man ununterbrochen nach den bei dem Scheine des Feuers sichtbaren Räubern. Die Breite des Flusses konnte ungefähr 170 Schritte betragen, und wäre das Gewehr besser und der Schütze geschickter gewesen, so hätte mehr als ein Räuber ins Gras beißen müssen, so aber pfiffen die Kugeln meist an ihren Köpfen vorüber, nur zwei oder drei wurden leicht verwundet und einer todt niedergestreckt. Doch dieß war Grund genug daß die Daijaker es vorzogen sich aus dem Staube zu machen, ohne sich weiter mit den Hütten des linken Ufers aufzuhalten. Hätte man statt einem Gewehr die fünf bis sechs gehabt welche die Jäger nach Kapala-babi mitgenommen hatten, wobei sich auch wohl geschicktere Schützen befinden mochten, so hätte man die Daijaker wohl eher in die Flucht getrieben.

Doch auch in diesem Fall hätte man schwerlich das Blutbad verhindern können. Dieß gieng, da die Niedermetzelung sämmtlicher Hüttenbewohner fast zu gleicher Zeit geschah, zu schnell von statten. Die Mörder waren in ihrem Handwerk zu geübt. Doch wäre es möglich gewesen, wenn ein Angriff mit Feuergewehren schnell stattfand, daß vielleicht einige wenige entkommen wären. Es ist merkwürdig daß Blitz und Knall von Feuergewehren eine so gewaltige Wirkung auf die Daijaker ausübt, ungeachtet man hin und wieder auch bei ihnen einzelne Gewehre findet. Sie verstehen aber nicht damit umzugehen, schießen schlecht, verstehen nicht zu laden, und in wenigen Jahren ist das Schloß des Gewehres in der Regel defect und die Waffe unbrauchbar. Was die kleinen messingenen Geschütze anbelangt (Lila), die man häufig bei ihnen findet, so dienen dieselben auch mehr zum äußern Tand. Sie schießen zwar im Fall von Belagerung ihrer Dörfer mit kleinen Steinen aus denselben, doch mit welcher Wirkung? Es ist auch hierbei meist nur aufs Knallen abgesehen, wodurch ein daijak'scher Feind allerdings erschreckt wird.

Digitized by Google

Weit beſſer verſtehen die Malayen mit Feuerwaffen umzugehen, und man findet geſchickte Schützen unter ihnen. Zwei Drittheile der daijak'ſchen Bevölkerung von Borneo ſteht gegenwärtig unter malayiſcher Herrſchaft, und es iſt gewiß daß die Malayen nur mittelſt Feuergewehren die Daijaker beſiegten, und durch dasſelbe Mittel bisher ihre Herrſchaft behaupteten.

Es war eine traurige Scene als die Jäger den folgenden Tag von der Hirſchjagd heimkehrten, und die verſtümmelten Körper ihrer Angehörigen, ihre Hütten in Aſche fanden. Doppelt ſchmerzlich für malayiſche Herzen, weil der Troſt der Rache fehlte. Die Landſchaft Seribas war zu entfernt, die Stämme zahlreich und kriegeriſch, das Land ein Gebirgsland, wo man weder Weg noch Steg kannte. Was die malayiſchen Fürſten von Pontianak, Sambas, Sarawak ꝛc. bisher nicht zu unternehmen gewagt hatten, obſchon dieſelben häufige und große Verluſte durch die Banden von Seribas und Battang-lupar erlitten hatten, was konnten die Einwohner eines ſo armſeligen Dorfs wie Succalanting thun!

Man begrub die traurigen Ueberreſte, und die wenigen Jäger die obdachlos waren, legten friſch Hand ans Werk und holten Holz und Bambus aus dem nahen Walde zum Bau neuer Hütten. Dato-Abu, dem eigentlich dieſer Schlag hauptſächlich gegolten hatte, hatte verhältnißmäßig nur wenig verloren. Er und ſeine Tochter waren wunderbar dem Tode entgangen, und den koſtbaren Inhalt ſeiner Kiſte ſchürfte der alte Häuptling mit geringem Verluſt aus der Aſche wieder hervor.

Die ſchöne Bunga dachte aber jetzt mit Schaudern an jene verhängnißvollen Abſchiedsworte des Malas. Sie verließ mit ihrem Vater und Bräutigam Succalanting. Die Familie ſiedelte ſich mehr ſtromabwärts in der Nähe von Pontianak an.

Die Indianer Nordamerika's.

(Auszug aus einer in der Revue Contemporaine enthaltenen Abhandlung Em. Domenechs.)

(Schluß.)

Die Tſchektas und die Tſchickaſſas erzählen daß ſie einſtmals im Weſten, auf der andern Seite der großen Schneeberge (wahrſcheinlich der Felſengebirge) gelebt hätten. Da ſey ein großer Medicin-Mann (ein Weiſer oder Wunderthäter) gekommen, und habe ihnen den Rath gegeben, ſie ſollten gen Sonnenaufgang auswandern. Die Indianer brachen alsbald auf, und hatten zum Führer eine geheimnißvolle Stange oder einen großen Stock, welchen der Medicin-Mann in ſeinen Händen trug, und zum Wächter einen Hund, der um ſie herumſchweifte, und die Thiere hinderte ihnen zu ſchaden. Jeden Abend, wenn man das Lager aufſchlug, wurde die Stange in den Boden gepflanzt, und neigte ſich naturgemäß gen Südoſt, was ihnen als Zeichen galt für den Weg den ſie einſchlagen ſollten. Endlich kamen ſie in Alabama an einem Ort an welcher der neigende Hügel hieß; hier verſchwand der Hund, und die Stange blieb gerade und feſt im Boden ſtecken. Die Tſchektas und die Tſchickaſſas erkannten hieraus daß ſie am Ende ihrer Wanderſchaft angelangt ſeyen, und ließen ſich in dieſem Lande nieder, wo ſie bis zu ihrer neuen Auswanderung an die Gränzen von Arkanſas lebten. In allen Erzählungen der Indianer hört man von phantaſtiſchen oder geheimnißvollen Gegenſtänden, von imaginären Thieren ſprechen, welche nur Sinnbilder ſind und nur in figürlichem Sinn aufgefaßt werden dürfen.

Die geſchichtlichen Sagen der Comantſchen beſchränken ſich ebenfalls auf die Erinnerung an ihr Auswandern von den Felſengebirgen, von den Ufern des Gila und Colorado in Ober-Californien, bis nach Texas. Sie erinnern ſich daß, als ihr Stamm vor mehr als drei Jahrhunderten auszuwandern anfieng, ſie kleine ſpaniſche Colonien (wahrſcheinlich Mexicaner aus Neu-Mexico) antrafen, bei denen ſie eine Zeitlang lebten. Die Spanier heiratheten indianiſche Frauen, und die Indianer Spanierinnen. Später zogen die Comantſchen in die Prairien hinab auf die Büffeljagd, und verbündeten ſich mit den dort anſäſigen Stämmen. Endlich kamen ſie, nachdem ſie hundert Jahre in den Gegenden des Nordweſten zugebracht, in Texas an. Zu dieſer Zeit kannten ſie den Gebrauch des Tabaks noch nicht. Dieſe Pflanze wurde ihnen von den Wecos gegeben, welche dieſelbe ſchon lange bauten. Die Comantſchen glauben daß der jetzt von ihnen bewohnte Theil von Texas früher von einer großen Nation bevölkert geweſen ſey. Vielleicht meinen ſie darunter die Azteken, deren zahlreiche Niederlaſſungen ſich, vor ihrem Abzug zur Eroberung des Toltekenreichs, bis nach dem jetzigen Neu-Mexico erſtreckte.

Was die Mandans betrifft, ſo behauptet ihre Ueberlieferung ſie ſeyen das erſte Volk welches der „große Geiſt" geſchaffen habe. Anfangs lebten ſie im Mittelpunkt der Erde, wo ſie Weinſtöcke pflanzten. Da eines der Schoſſe eine Oeffnung fand, ſo wuchs es bis an die Oberfläche der Erde hinauf. Einer der Jünglinge des Stammes kletterte daran empor, und kam an den Ort wo jetzt das Dorf liegt. Nachdem er die Fruchtbarkeit des Bodens und die Menge der Büffel auf den benachbarten Prairien wahrgenommen, tödtete er mehrere dieſer Thiere, und ſtieg wieder hinab um ſeine Gefährten von den Wundern die er geſehen in Kenntniß zu ſetzen. Viele derſelben kletterten nun ebenfalls herauf, und ſahen die gleichen Dinge. Unter dieſen befanden ſich zwei junge und hübſche Mädchen, von den Häuptlingen und den Kriegern hoch geachtet, weil ſie Jungfrauen waren. Auch eine dicke und fette Frau war in dieſer unterirdiſchen Wohnung: man wollte ſie hindern ebenfalls hinaufzuſteigen; allein da ſie ſehr neugierig war, ſo benützte ſie einen Augenblick des Alleinſeyns, um ebenfalls heraufzuklettern. Der Weinſtock aber brach unter ihrer Laſt, und ſie fiel gefährlich verwundet wieder hinab. Die Mandans wurden voller Zorn über das Brechen des Weinſtocks, der ihnen als Leiter gedient hatte; denn in Folge dieſes Unfalls konnten ſie nicht mehr an die Oberfläche der Erde emporſteigen, und ihre Genoſſen, die zuerſt dort angelangt waren, vermochten nicht mehr in ihr unter-

Digitized by Google

irdisches Vaterland zurückzukehren. Letztere bauten deßhalb das Dorf, das sie noch inne haben.

Die Minataries, von den Franzosen Dickbäuche genannt, wohnen 1500 an der Zahl, in drei kleinen Dörfern, einige Stunden von den Mandans entfernt. Diese Indianer leben unter dem Schutz ihrer Nachbarn, deren Gewohnheiten sie angenommen haben, obgleich ihre Sprachen dergestalt von einander verschieden sind, daß sie sich gegenseitig nicht verstehen können. Sie erzählen, sie hätten ehedem zu einer großen Nation gehört, sich aber in Folge eines Kriegs von derselben getrennt. Vor ihren Feinden fliehend, seyen sie arm, ohne Pferde und ohne Zelte, bei den Mandans angekommen, welche sie in ihre Dörfer nicht aufnehmen, noch sie näher bei sich ansiedeln lassen wollten. Da die Minataries im Kampf und auf der Flucht die meisten ihrer Krieger verloren hatten, so blieben ihnen fast nur noch Frauen übrig. Sie forderten ihre Nachbarn auf ihnen beim Bau ihrer Hütten behülflich zu seyn, wozu sich diese gern bereit zeigten, und seitdem bestand ein, noch jetzt dauerndes, Schutz- und Trutzbündniß zwischen beiden Stämmen.

Die Osagen haben eine nicht minder merkwürdige Ueberlieferung als die vorstehenden; sie betrifft den ersten Menschen ihres Stammes. Er wurde aus einer Muschel [1] am Gestade des Meeres geboren. Als er am Land umherspazierte, begegnete er dem „großen Geist," der ihn fragte wo er wohne und was er esse. Er erwiederte: er habe keine feste Wohnung, und esse durchaus nichts. Hierauf gab ihm der „große Geist" einen Bogen, Pfeile und Feuer, und sagte ihm, er solle in die Prairien auf die Jagd gehen, das Wild das er finde erlegen und kochen, und sich mit dem Fell des ersten getödteten Thiers bedecken. Als eines Tags der Jägersmann, von einem Ausflug zurückkehrend, beinahe vor Durst starb, kam er an das Ufer eines Flusses, wo er eine große Anzahl Biber sah. Das Oberhaupt der Familie saß auf dem Gipfel seiner Hütte, und fragte den Indianer wer er sey, und woher er komme. Der Osage antwortete ihm, er komme von der Jagd und habe Durst. „Gut," sagte der alte Biber, „ich sehe daß du ein ehrlicher Mann bist; ich wünsche du möchtest bei uns leben; ich habe mehrere Töchter zu verheirathen und will dir eine davon abtreten." Der Indianer nahm das Anerbieten an, verheirathete sich, und hatte viele Kinder, welche den Anfang der Osagen-Nation bildeten. Hierin liegt der Grund warum diese Indianer der einzige Stamm sind, der keinen Biber tödtet, denn sie betrachten diese als Mitglieder ihrer Familie.

Die Ottawas, so wie mehrere andere Völkerschaften an den Ufern der großen Seen, sind wahrscheinlich jüdischen Ursprungs (?); sie haben den jüdischen Typus und bewahren noch mehrere Gewohnheiten die ganz dieselben sind wie bei den Hebräern. Ihre geschichtlichen Ueberlieferungen sind sehr dunkel, und gleichen denen der Mehrheit der Rothhäute. Sie leiten ihre Abstammung bald von der Sonne, bald von der Erde, oder gar von dem weißen Vogel, einem See oder einem phantastischen Wesen her. Wie man sieht, ist es schwer aus diesen Sagen einige Aufklärung in Betreff ihres Ursprungs so wie ihrer Thaten und Leistungen während der Jahrhunderte zu schöpfen welche seit ihrer Auswanderung nach Amerika bis zur Entdeckung Christoph Columbus' verflossen ist.

Der Pfeifen-Steinbruch, der in den Hiawatha-Sagen eine so große Rolle spielt, liegt südlich vom Abhang der Prairien, zwischen dem 97. und 98. Längen-, und dem 44. und 45. Breitengrade. Der Abhang der Prairien ist eine kleine Hügelkette, welche von Norden nach Süden streicht, und in dem von der Verbindung des Missouri und Mississippi gebildeten Delta, so wie in der Mitte einer unermeßlichen Ebene liegt, die sich in ihrer Richtung gen Ost und West leicht abdacht. Der südliche Theil dieser Kette besteht aus feinkörnigen Quarzfelsen oder einer Art rothen Speckstein, der sich ohne Böschung senkrecht dreißig bis vierzig Fuß hoch emporthürmt. Einige Gehölzgruppen zieren den Gipfel, der mit granitischem Sand und Achaten bedeckt ist, während ein in den Horizont aufgehender Grasteppich sich über die Ebene ausbreitet. Die Felsen sind lebhaft roth, abgeschliffen und leuchtend. Einige tragen Spuren von in den Fels eingegrabenen oder gemalten Hieroglyphen. Dieß sind Erinnerungen welche die Rothhäute hinterlassen, wenn sie wallfahrend Materialien zur Verfertigung ihrer Pfeifen, ihrer Ohrgehänge und anderer Zierathen suchen. Man findet hier auch viele Gräber und Ruinen von Denkmälern, welche Festungswerke oder Gräber berühmter Krieger gewesen sind. Dieser Ort wird von den Indianern stets besucht, die, bevor sie ihre Ausgrabungsarbeiten beginnen, den Geistern des Steinbruchs Opfer darbringen. Es ist für Weiße nicht leicht bis dorthin einzudringen, denn der Indianer ist auf seine Vorrechte eifersüchtig, und der Besitz des Bodens an diesem Ort dünkt ihm ein ausschließliches Eigenthum, ein Geschenk des „großen Geistes." Er betrachtet die Anwesenheit der blassen Gesichter an diesem Ort, den er den Pfeifenbrunnen nennt, als eine Entheiligung welche unfehlbar den Zorn des Himmels nach sich ziehe. Man bricht die Steine für die Pfeifen nur auf einer zwei bis drei Kilometer langen Strecke, während der Abhang eine Ausdehnung von ungefähr vierhundert Kilometern hat. Vier Flüsse haben hier ihren Ursprung: im Norden der rothe Fluß (Red River), der sich in den Winnebago-See ergießt; im Westen der Jakobsfluß, der in den obern Missouri fällt; im Süden der große Sioux und seine Nebenflüsse: der Eiowaty, die rothe Ceder und der Mönchesfluß; im Osten der St. Petersfluß, welcher etwas unterhalb der St. Antonio-Fälle in den Mississippi mündet.

Ein anderes geologisches Phänomen, das dieser Wallfahrtsort darbietet, ist die Vereinigung mehrerer ungeheurer Cylinder aus Gneiß, Feldspath, Glimmer, Granit und Schiefer, blau, weiß, roth und schwarz, von denen man, selbst auf die größten Entfernungen hin, sonst keine Spur mehr findet. Sind diese Felsen durch die Indianer dahin gebracht worden? Dieß ist nicht wahrscheinlich; die Gesittung dieser Völkerschaften ist nie so weit vorgeschritten gewesen, daß man muthmaßen könnte sie hätten Maschinen oder andere mechanische Hülfsmittel gehabt, um solche Massen in Bewegung setzen und verführen zu können. Muß man das Vorhandenseyn dieser natürlichen Cylinder einigen Erdrevolutionen zuschreiben? Die Wissenschaft hat noch keine Aufklärung darüber gegeben.

Ein in der Unterscheidung des einen Stamms von dem andern nicht sehr geübtes Auge könnte auf den ersten Blick sämmtliche Roth-

[1] Die Muscheln sind in mehrern indianischen Hieroglyphen das Symbol eines Schiffs. Die Osagen werden in späterer Zeit das Symbol für die darunter verstandene Sache genommen haben — ein Umstand auf den man in den indianischen Sagen gar oft stößt.

Digitized by Google

hänte für Mitglieder einer und derſelben Familie halten, denn ſie haben, wie geſagt, im Aeußern wie in den Sitten und Gewohnheiten große Aehnlichkeit mit einander. Die Kunſt der Nachahmung, die bei den Indianern ſehr weit getrieben wird, iſt die Haupturſache dieſer Aehnlichkeit. In ihren Beziehungen zu einander, auf ihren Reiſen, in ihren freiwilligen oder zufälligen Communicationen haben ſie bald dieſes, bald jenes von einander angenommen und ſich gegenſeitig copirt, ſo zwar daß es auf den erſten Blick ſchwer iſt ſie von einander zu unterſcheiden, wenn man eine zu verſchiedenen Stämmen gehörige, aus dieſer oder jener Urſache verſammelte große Anzahl derſelben antrifft. Allein die Trapper und die Weißen welche mit ihnen reiſten und lebten, erkennen ſie leicht an einer Menge charakteriſtiſcher Einzelheiten. Die Statur, die Farbe der Haut, die Haare, der Kopfputz, die Form der Kleidung ꝛc. ſind mehr oder minder bei jeder Völkerſchaft anders, nie durchaus gleich.

Die Schwarzfüße und die Kniſtineaux, ihre Feinde, ſind der Typus herculiſcher Kraft; ihre Statur iſt mittelgroß, aber wohlgeſtaltet, Bruſt und Schultern ſind breit, die Geſichtszüge ſtark und plump. Dieſe beiden Stämme liegen in beſtändigem Hader mit einander, und die Kniſtineaux werden, da ſie die ſchwächeren ſind, endlich alle ihre Krieger auf den Schlachtfeldern laſſen.

Die Scheyennen und die Oſagen zeichnen ſich durch ihren rieſenhaften Wuchs aus; die erſtern ſind im Durchſchnitt ſechs engliſche Fuß hoch, die letzteren noch größer: nicht ſelten ſieht man Leute unter ihnen welche ſieben Fuß meſſen. Die Scheyennen ſind, neben den Comantſchen und den Pänies, die beſten Reiter der Wüſte. Sie beſitzen die meiſten und ſchönſten wilden Pferde des amerikaniſchen Feſtlandes. Sie fangen ſie nach mexicaniſcher Art, mittelſt des Laſſo, und treiben damit einen vortheilhaften Handel bei den andern Stämmen und den Weißen. Die Oſagen ſind nicht ſo ebenmäßig gebaut wie die Scheyennen: ſie haben ſchmale Schultern und einen kleinen Kopf. Letzterer Mangel rührt weniger von natürlicher Körperbildung als vom Eindrücken des Hirnſchädels gleich nach der Geburt der Kinder her. Obſchon dieſe Völkerſchaft an den Gränzen von Arkanſas wohnt, hat ſie von ihren Nachbarn, was die Civiliſation betrifft, doch nur, als Erſatz für die Büffelfellmäntel, die Decken angenommen.

Die „Krähen“ haben eine ziemlich eigenthümliche Geſtalt: die Stirn iſt dergeſtalt zurückgeſchoben und der Geſichtswinkel ſo ſcharf, daß das Profil dieſer Indianer Aehnlichkeit beſitzt mit dem Vogel deſſen Namen ſie tragen. Trotz dieſer Sonderbarkeit aber macht der edle Ausdruck ihres Geſichts, die Majeſtät ihres Körperbaues, der Reichthum und die Originalität ihrer Kleidung dieſe Krieger zu den ſchönſten Kindern der Einöden, wie ſie auch die eleganteſten und die am meiſten ariſtokratiſch geſinnten ſind. Noch mehr aber charakteriſirt ſie die ungewöhnliche Länge ihrer Haare. Die meiſten Rothhäute widmen dieſer Naturzierde große Sorge; ſie pflegen und pomadiſiren ſie täglich mit Bärenfett; allein kein Stamm hat Haare wie die der „Krähen,“ welche im Durſchnitt eine Länge von fünf bis ſechs Fuß erreichen. Glaubwürdige Reiſende verſichern daß ſie einen Häuptling dieſes Stammes geſehen haben deſſen Haare vom Pferde herab bis auf den Boden hiengen. Eine bis ins Kleinſte gehende Unterſuchung habe erwieſen daß ſie ächt, und auch nicht Ein Haar falſch geweſen ſey.

Die Sioux, welche das Delta des Miſſiſſippi und Miſſouri bewohnen, bilden einen ſchlagenden Gegenſatz zu denjenigen deſſelben Stamms welche im weſtlichen und öſtlichen Theil der Felſengebirge leben. Die erſtern ſind, in Folge ihrer vielfachen Beziehungen zu den Weißen und den Branntweinhändlern, wie die Mehrheit der Indianer in den Vereinigten Staaten, durch den Whiskey mager, ärmlich und dumm geworden. Sie führen ein elendes und armſeliges Leben und ſind ſchlecht gekleidet, obgleich der Ackerbau, dem ſie ſich widmen, ſie wohlhabend machen könnte; ihre Landsleute im Weſten dagegen ſind ſchöne, ſtarke und kräftige Männer.

Moraliſch geſprochen, bildet der Indianer keinen beſondern Typus. Wir finden bei ihm mehr als Einen Aehnlichkeitszug mit den Arabern der Sahara und des Sudan, den Mongolen und Tataren. Der Indianer legt einen unzerſtörbaren Gleichmuth an den Tag, welchen die Natur ihm nicht gibt, ſondern den er ſich durch Willenskraft und Ausdauer erwirbt. Da er eine wahrhaft außerordentliche Empfindlichkeit und nervöſe Reizbarkeit beſitzt, ſo könnte ein Blick oder ein Wort ſeine Gedanken verrathen; da er aber mißtrauiſch und voll Furcht iſt, ſo bezähmt er ſelbſt den Ausdruck ſeiner Geſinnungen, um auch nicht das geringſte von dem ahnen zu laſſen was in ihm vorgeht. Der Geiſt ſowohl als das Muskelſyſtem wird bei ihm von früher Jugend an einem beſtändigen Druck unterworfen, um äußerlich nur kalte Gleichgültigkeit an den Tag legen zu können. Seine Schweigſamkeit iſt übrigens nothwendig in ſeinen Beziehungen zu ſehr zornſüchtigen, vielfach empfindlichen und auf ihre Vorrechte und ihre Würde eiferſüchtigen Menſchen. Ohne dieſe Schweigſamkeit würden ſich die Indianer beſtändig in den Haaren liegen. Sie ſind die lebendigen Zeugen des Sprüchworts: „Reden iſt Silber, Schweigen iſt Gold.“

Die indianiſche Gleichgültigkeit iſt daher mit Recht ſprüchwörtlich geworden. Wenige Menſchen könnten mit der gleichen Ruhe und Ergebenheit die Leiden ertragen welche das Gebot der Nothwendigkeit oder der Sinn für Religion ihnen auferlegt. Wenn ein Familienoberhaupt nach einem kalten Wintertag, von den Mühſalen einer langen unfruchtbaren Jagd entkräftet, in ſeine Hütte zurückkehrt, ſo ſetzt er ſich an ſein Feuer ohne eine Klage auszuſtoßen über ſeine Müdigkeit und den Hunger der ihn quält. Sein Weib, das ſeine Rückkehr erwartete um eine Mahlzeit bereiten zu können, muß faſten wie er, und bleibt traurig, ergeben und arbeitend neben ſeinem Bette. Die Kinder allein ſchreien und weinen — ſie haben durch ihr Alter das Recht dazu. Dauert das Faſten allzu lang, ſo ißt man die zum Verkauf beſtimmt geweſenen Häute. Durch dieſe Nahrung gewinnt der Indianer wieder Kräfte um ſich aufs neue einer eben ſo beſchwerlichen und zuweilen eben ſo unfruchtbaren Jagd, wie die vorhergehende, zu unterziehen. Als Gegenſatz hiezu müſſen wir beifügen daß die Indianer ihre Frauen und Kinder, wenn ſie auch keine großen Liebkoſungen an ſie verſchwenden, zärtlich lieben, und es nicht verſchmähen ſie zu umarmen, wenn ſie wiſſen daß niemand ſie ſieht. Dieſe Familienliebe dauert bis über das Grab hinaus, wie wir ſpäter ſehen werden, und wenn ſie zur Auswanderung genöthigt ſind, nehmen ſie, wofern ſie's ohne ernſte Unzukömmlichkeiten thun können, ſtets die Gebeine ihrer verſtorbenen Verwandten mit. Wir wollen hier ein Beiſpiel anführen, das uns eine Gefühlsfülle vor Augen führt, deren Vorhandenſeyn man bei dieſen ſtolzen Wilden nicht vermuthen ſollte.

Ein Mitglied des Stammes Kennebeck, das ſich durch ſein gutes Betragen und ſeinen vortrefflichen Charakter auszeichnete, hatte von der amerikaniſchen Regierung ein Stück Land bei einer von Weißen bewohnten neuen Stadt erhalten. Obſchon er deßhalb nicht mißhandelt wurde, ſo zeigten die Weißen, in Folge ihrer Vorurtheile gegen die Rothhäute, doch auch keine Theilnahme für ihn. Als nun eines Tages ſein Sohn ſtarb, kam keiner der Weißen zu ihm um ihn zu tröſten, und ihm ſein Kind begraben zu helfen. Einige Zeit darauf gieng er auf eine Gruppe Einwohner zu, und ſagte zu ihnen: „Wenn das Kind eines Weißen ſtirbt, iſt der Indianer traurig; er hilft den Weißen die geliebten Ueberreſte in ihre letzte Wohnung niederlegen. Als mein Sohn ſtarb, iſt niemand zu mir gekommen und hat mich getröſtet, und ich habe ſein Grab ganz allein gegraben. Ich kann nicht mehr hier leben.“ Er grub den Leichnam ſeines Sohnes wieder aus, nahm ihn mit ſich, verließ ſein Bauerngut und begab ſich 200 Meilen weiter, in die Wälder, zu den Indianern Canada's.

Dennoch darf man nicht glauben daß dieſe Indianer zu Hauſe traurig und mürriſch ſind. Im Gegentheil, ſie ſchwatzen, ſcherzen und ſtreiten gern, gerathen aber in der Wärme der Unterhaltung ſelten in Zorn. Sie unterbrechen den Zwiſchenredner nie; es läge darin ein Mangel an Schicklichkeitsgefühl und Würde, der von allen Anweſenden bitter getadelt werden würde. Sie überlegen bei ſchwierigen Fragen lange ehe ſie antworten, und thun dieß manchmal erſt am folgenden Tage, aus Furcht ihre Antwort möchte ſonſt oberflächlich und folgewidrig ausfallen. Seelengröße, Würde, Weisheit in Worten und Handlungen ſind für ſie die hohen Eigenſchaften die ſie mit allen Kräften zu erlangen ſtreben. Tapferkeit und Geſchicklichkeit im Kampfe kommen erſt nach dieſen. Wir wollen dieſen Charakter durch einen Zug einfacher und ungeſchminkter Großmuth, der die natürlichen Tugenden dieſer als Barbaren und Wilde verrufenen Menſchen bewundernswerth ſchildert, in ſeinem ganzen Lichte zeigen.

Ein Indianer Virginiens, der auf die Jagd gegangen war, kam bei der Verfolgung ſeines Wilds bis an die Niederlaſſungen der Amerikaner. Das Wetter war ſchlecht, regneriſch und kalt; er bat um Gaſtfreundſchaft bei einem Pflanzer, allein ſie wurde ihm verweigert. Da er Hunger und Durſt hatte, ſo bat er den Amerikaner um ein Stück Brod und ein Glas Waſſer. Auf jede Bitte aber antwortete ihm der Pflanzer: „Nein, du wirſt hier nichts bekommen! Pack dich, Hund von Indianer!“ Mehrere Jahre nach dieſem Vorfall hatte ſich, durch eine Schickung Gottes, dieſer nämliche Pflanzer in den Wäldern verirrt, und kam an die Hütte eines Wilden. Er bat um Gaſtfreundſchaft, die ihm alsbald freundlich bewilligt wurde. Nachdem er ſich nach der Entfernung von den Niederlaſſungen der Weißen erkundigt hatte, antwortete ihm ſein freundlicher Gaſtwirth: „Ihr ſeyd zu fern davon um heute noch dahin gelangen zu können; legt Euch ruhig in meiner Hütte nieder, und morgen will ich Euch ſelbſt nach Hauſe führen.“ Der Amerikaner nahm dieſes verbindliche Anerbieten dankend an, erfriſchte ſich, aß und brachte die Nacht bei dem Indianer zu, der ſich ein Vergnügen daraus zu machen ſchien ſeinen Gaſt beſtmöglich zu bewirthen. Tags darauf wurde dieſer, dem gegebenen Verſprechen gemäß, von ſeinem edlen Führer mitten durch den Wald bis an ſeine Pflanzung geleitet. Im Augenblick des Abſchieds ſah ihm der Indianer ſcharf ins Geſicht, und fragte ob er ihn nicht kenne. Der Pflanzer betrachtete ihn aufmerkſam, und ward plötzlich von Schrecken ergriffen, als er erkannte daß ſein Führer kein anderer ſey als der Indianer welchen er einige Jahre zuvor ſo roh behandelt hatte. Die Furcht ſich in den Händen eines Mannes zu ſehen den er beleidigt hatte, und die Schmach für ſeine Unmenſchlichkeit mit ſo viel Hochherzigkeit und Rückſicht belohnt worden zu ſeyn, übermannten ihn, und er ſuchte ſein Benehmen mit einigen abgebrochenen Worten zu entſchuldigen. Der Indianer aber ließ ihn nicht ausreden, ſondern ſagte: „Wenn Ihr ein andermal arme, vor Ermattung, Hunger und Durſt dem Tode nahe Indianer ſeht, und ſie bitten Euch um ein Glas kaltes Waſſer, ſo ſagt nicht mehr: pack dich, Indianerhund, du wirſt hier nichts bekommen!“ Und damit drehte er ſich um, und kehrte ruhig in die Wälder zurück. (Das ſcheint die alte von Seume beſungene Anekdote.)

Man könnte ſolche Züge eines bei geſitteten Völkern nicht ſehr gewöhnlichen, bei dieſen armen Wilden aber ganz natürlichen Seelenadels zu Tauſenden anführen. In Beziehung auf Beſcheidenheit könnten uns die Indianer noch ſehr oft höchſt nützliche Lehren ertheilen. Wenn wir in ihrem Charakter, ihren Trachten und Sitten Stoff zum Tadel und zum Spott finden, ſo bringen wir auf ſie dieſelbe Wirkung hervor mit unſern ſonderbaren und anmuthloſen Kleidern, unſern ſpießbürgerlichen und ofenhockeriſchen Sitten, unſern kleinlichen und proſaiſchen Ideen, unſerm einförmigen, ruhm- und gefahrloſen Leben. Allein der Indianer iſt beſcheidener, zurückhaltender und würdevoller in ſeiner Kritik. Er mißbilligt nicht was er nicht begreift. Er lacht eben ſo wenig über unſere Lächerlichkeiten als er unſer eintöniges, ihm unbegreifliches Leben tadelt — ein Leben bei dem er, wie die Schwalbe in einem Käfig, ſterben würde wenn er uns nachahmen müßte. Er liebt, wünſcht und begreift nur die Freiheit, die Luft, den Raum, die Sonne, das abenteuerliche, zufallreiche Leben, und dennoch ſpottet er nicht darüber wenn er ſieht daß wir unſere rauchigen, ſchmutzigen Städte lieben, wo Luft und Raum fehlen, wo der Himmel ſtets düſter iſt, wo wir in einem Zimmer leben und ſterben das nicht ſo groß als ſein Wigwam iſt, in einem Zimmer wo wir ein halbes Jahrhundert damit zubringen zu eſſen und zu trinken und regelmäßig auf einem Stuhl und in einem Bett zu ſchlafen. Da die geiſtigen Genüſſe, welche das Daſeyn des geſitteten Menſchen verſchönern, dem Indianer nicht bekannt ſind, ſo hält er uns für eben ſo unglücklich wie von Langweile geplagt. Er bildet ſich ein, die Traurigkeit begleite uns von der Wiege bis zum Grab, und um alles Gold in der Welt würde er ſeine Lage nicht mit der unſrigen vertauſchen.

Wenn ein Wilder in eine der großen Handels- oder Manufacturſtädte Amerika's oder Europa's geführt wird, ſo nimmt ſeine für äußere Eindrücke empfängliche Natur alles in ſich auf was er ſieht oder hört, und er vergißt nichts. Seine Erinnerungen bilden dann einen wahren Ohren- und Seelenſchmaus für ſeinen Stamm, der ſich, um die wunderbaren Erzählungen aus den Ländern der blaſſen Geſichter anzuhören, um ihn verſammelt, wenn an einem ſchönen Sommerabend die Blätter des Weidenbaums ihm durch ihre Größe kundthun daß die Zeit der Ruhe und der langen Plaudereien gekommen ſey. Dann rauchen die Männer, auf Büffelfellen vor ihren Hütten ſitzend, gemächlich ihre ſchönſten Pfeifen;

Digitized by Google

die Weiber, die Kinder und die Hunde, ihre unzertrennlichen Gefährten, stellen sich gruppenweise hinter das Oberhaupt ihrer Familie, und alle hören mit religiöser Aufmerksamkeit und im tiefsten Schweigen auf die außerordentlichen Worte des Reisenden. Dieser erzählt daß er auf einem großen hellsehenden Canot der großen Medicin [1] gewesen, welches zwei oder drei Dörfer in sich aufnehmen könnte. Er hat Medicin-Maschinen (Dampfmaschinen) gesehen, welche sich schneller drehten und giengen als der Wind, und ein Geräusch machten gleich dem Rollen des Donners. Er ist in spitzige Wigwams (Kirchen) eingetreten, die höher waren als die höchsten Bäume der jungfräulichen Wälder, und so groß daß tausend Krieger sich darin niedersetzen und ihre Friedenspfeife rauchen könnten. Er hat Männer bemerkt welche hinter ihren Kleidern Knöpfe trugen die nichts zuknöpften; Frauen die an den beiden Extremitäten dick und rund waren und in der Mitte winzig dünn, und die er von Ferne für wandelnde Kürbißflaschen gehalten. Er spricht von der Größe der Städte, von der Menschenmenge die in den Straßen spazieren geht, von den Pferden welche große Kästen (Omnibusse) voller Männer und Frauen ziehen; von Büchsen welche verliebt sprechen (Drehorgeln), wenn man ein kleines in der Nähe des Deckels befindliches Eisenstück dreht. Und während er alle diese Wunder, die tiefen Eindruck auf seinen Geist gemacht, herzählt, steht die erstaunte Zuhörerschaft schweigend um ihn herum, ohne ein Wort zu sprechen, ohne einen Tadel auszudrücken, ohne die geringsten Zeichen der Bewunderung oder der Kritik zu äußern, welche diese Erzählungen natürlicherweise bei Menschen hervorbringen müssen die an nichts anderes als an das Schauspiel ihrer großartigen Natur gewöhnt sind.

[1] Dampfboot. Die Indianer müssen, in diesem Fall wie in vielen andern, um ihren Gedanken wieder zu geben, zu einem zusammengesetzten, mehrere Begriffe ausdrückenden, Wort ihre Zuflucht nehmen. Für sie sind alle Seefahrzeuge, von der Pirogue bis zu den großen Schiffen, Canots. Das Wort hellsehend, das sie hier gebrauchen, will besagen: welches seinen eigenen Weg sieht und ihm ganz allein folgt. Große Medicin ist bei diesem zusammengesetzten Wort gleichbedeutend mit sehr geheimnißvoll oder sehr wunderbar, denn die Indianer wundern sich wirklich über die Größe, die Form und das Geräusch der Dampfboote. Hr. Catlin erzählt in einem seiner Briefe daß er Zeuge einer wahrhaft komischen Scene war, welche ihm der Capitän eines Dampfboots verschaffte, auf dem er sich, zur Zeit seiner Reise bei den Rothhäuten, befand. Als nämlich das Boot bei einem Indianerdorf beigelegt hatte, strömten die Einwohner in Menge herbei, und stiegen auf das Schiff um es zu untersuchen. Der Capitän, welchem ihre Bewunderung gar zu lange dauerte, und der nicht wußte wie er diese Leute sich vom Halse schaffen sollte, ließ einen Kanonenschuß abfeuern um zu sehen welche Wirkung dadurch auf die Neugierigen hervorgebracht würde. Die Wirkung war eine plötzliche: die Indianer stürzten sich voll Schrecken in den Fluß. Männer, Greise, Weiber, Kinder und Hunde sprangen über einander hinweg und unter schrecklichem Geschrei über Bord.

II. Schlagintweits Bericht über einige Thiergattungen Tübets und Indiens.

Das Vorkommen des Yak [1] oder tübetanischen Rindes im wilden Zustande ist zu wiederholtenmalen angestritten worden. Wir haben deren gleichwohl häufig angetroffen, zumeist auf beiden Seiten der Bergkette die den Indus vom Satladsch scheidet, am obern Indus und in der Umgegend von Gartok und vor allem am nördlichen Abhang des hohen Karakorumgebirges und südlich vom Küenluen in Turkestan. Kommen auch im westlichen Tübet, besonders in Ladak keine Yaks im wilden Zustande mehr vor, so bezweifle ich doch keineswegs daß es deren hier früher gab. Der Grund ihrer Ausrottung scheint dort in dem etwas stärkern Anwachsen der Bevölkerung gelegen zu haben; auch mag der zufällige Umstand, daß Ladak von Reisenden mehr besucht wird, die Meinung veranlaßt haben daß die Yaks gar nicht mehr wild angetroffen werden. Unter sämmtlichen Vierfüßern ist es der Yak, den man auf den höchsten Höhen vorfindet, er hält am besten die Kälte der Schneeregion aus und leidet am wenigsten von ihrer verdünnten Luft. Gleichwohl ist die Temperaturhöhe, in der er fortzukommen vermag, eine sehr beschränkte; so kann er während des Sommers auf Höhen von 8000′ kaum ausdauern. Wir trafen oft auf Heerden wilder Yaks von 30—40 Stücken in einer Höhe von 18,600′ bis zu 18,900′ ja einmal fanden wir ihre Spuren auf einer Höhe von 19,300′ — die immerhin eine bedeutende ist, da sie in beträchtlichem Maße über die Gränzen der Vegetation hinaus liegt und selbst mehr denn 1000′ über der Schneegränze sich befindet.

Die Bastardart des Yak und der indischen Kuh heißt Tschubu, und ist durch ihre Fruchtbarkeit besonders ausgezeichnet. Sie sind den Bewohnern der Himalayagebirge höchst nützliche Hausthiere. Man bringt sie in die Thallandschaften herab wo keine Yaks vorkommen, und wo sie sich deßhalb weder mit diesen, noch mit dem indischen Rinde kreuzen können. Wir hatten Gelegenheit, die Abkömmlinge von Tschubus bis zur siebenten Generation zu sehen und zu prüfen, und fanden in allen Fällen die letzten Generationen weder viel verändert noch entartet, vielmehr belehrte man uns daß man in dieser Beziehung noch keine Gränzlinie wahrgenommen habe.

Das Kiang, oder wilde Pferd, wurde nicht selten mit dem Gorkhar oder wilden Esel verwechselt, obwohl sie augenfällige Unterscheidungsmerkmale tragen, und hinsichtlich des Klima's in sehr verschiedenartigen Landstrichen vorkommen. So das Kiang auf den hohen und kalten Bergregionen Tübets, der Esel aber in den heißen Sandwüsten von Sindh und Beludschistan. Man trifft das erstere in großen Rudeln fast in denselben Gegenden wie den Yak, wo es zwar zu den Höhen aufsteigt wie dieser, dagegen aber sich über einen weitern Umkreis verbreitet. Der höchste Punkt, wo wir noch Kiangs antrafen, betrug 18,600′, während wir in einer Höhe von 19,300′ Yaks angetroffen hatten. Die Landschaften wo man den Yak und das Kiang vorfindet, tragen, vom Gesichtspunkt der Zoologie aus betrachtet, das merkwürdigste und interessanteste Gepräge. Die absolut höchste Erhebung der Erdrinde fällt hier mit dem höch-

[1] Bos grunniens, der Grunzochse

Digitized by Google

sten Punkte der Schneelinie zusammen — oder ist vielmehr Ursache daß diese hier höher hinaufgerückt ist. Diese weiten Hochebenen und Bergregionen bleiben, obwohl sie zur Sommerzeit frei von Eis und Schnee sind, jahraus jahrein Wüsten. Ihr gesammter Pflanzenwuchs steht noch dem der Wüste zwischen Kairo und Suez in Aegypten nach. Aber gleichwohl sind jene hohen, unfruchtbaren Landstriche von zahlreichen Heerden großer Vierfüßer bewohnt, und kommen außer den oben erwähnten vielfache Varietäten wilder Schafe, Antilopen und einige Arten aus der Familie des Hundes, vorzüglich Wölfe vor und nicht minder Hasen. Die Grasfresser können hier nur zu ihrer Nahrung gelangen wenn sie, da es wenig grüne Stellen gibt, den ganzen Tag über weite Strecken durchziehen. Der hohe Grad von Vegetationsarmuth, besonders der gänzliche Mangel der Moose und Flechten, bestimmt in eigenthümlicher indirecter Weise das Vorhandenseyn von Vögeln.

Den vornehmlichen Aufenthalt der Insecten bilden die kleinen Pflanzen; da nun aber das Nichtvorhandenseyn der Moose und Flechten, das auf einem gänzlichen Mangel an Humusboden beruht, die Anzahl der Insecten auf ihr Minimum beschränken muß, diese aber auf allen Hochländern, wo keine Getreidkörner mehr vorkommen, das ausschließliche Futter der kleinen Vögel abgeben, so läßt sich daraus auch auf ihr geringes Vorkommen schließen. Wir bemerkten auch in der That während einer ununterbrochenen 20tägigen Wanderschaft zwischen Bergen von 14,000 bis 18,200′ nur drei Individuen aus der Familie der Finken, dagegen hin und wieder große fleischfressende Vögel, wie Geier u. a.

Der erwähnte wilde Esel oder Gorkhar hält sich am liebsten in den Hügellandschaften Beludschistans, in der Wüste Sindhs und westlich von Beludschistan, in Persien auf, und heißt dort Kulan. Dr. Barth hielt diese Esel, der Beschreibung zufolge die ich ihm gab, für identisch mit denen welche er in Afrika gesehen.

Noch will ich des fabelhaften Einhorns, des Thieres erwähnen, das nur Ein Horn tragen soll. Es wurde bereits von Huc und Gabet, den berühmten Wanderern durch das östliche Tübet, nach der Schilderung die man ihnen davon machte, als eine Art Antilope beschrieben, deren Kopf ein unsymmetrisch aufgesetztes Horn trägt. Wir verschafften uns, zwar nicht von dieser Antilopenart, aber von wilden Schafen Nepals einige Exemplare von Hörnern, die ein sonderbares Ansehen hatten. Auf den ersten Anblick hätte man die zwei Hörner für eins halten können, das mitten auf der Stirn säße, bei näherer Besichtigung aber, und nachdem man das Horn horizontal durchschnitten, ergab sich daß es aus zwei verschiedenen Theilen bestand, die in Eine Hornhülle geborgen waren, wie wenn man etwa zwei Finger in Einen Handschuhfinger steckte. Das junge Thier hat zwei gesonderte Hörner, die indeß einander so nahe sind daß sich ihre innern Ränder fast berühren; geschieht nun später in Folge einer Irritation eine Absonderung von flüssiger Masse, so bildet sich die erwähnte beide Hörner umschließende Scheide.

Schließlich will ich noch einiger Wandervögel erwähnen. Nirgends nahmen wir im Himalaya jene Züge von Vögeln wahr, wie man deren viele über die Alpen zwischen Deutschland und Italien hinziehen sieht. Die Vögel der Himalayakette wechseln ihren Aufenthalt nicht auf weite Entfernungen, da deren mannichfache Höhenabstufungen sie die ihnen nöthig werdenden Klimate nicht lange aufsuchen lassen.

Im indischen Tiefland indeß, namentlich in Bengalen, geht um die Brutzeit eine große Anzahl Vögel fort, die zwar Indien nicht verlassen, aber ihren Aufenthalt in den am niedrigsten gelegenen, unzugänglichen Dschungeln des Ganges- und Brahmaputradelta, den sogenannten Sundabunds wählen, wo es dann von ihnen förmlich wimmelt, während sie aus dem eigentlichen Bengalen völlig verschwunden sind. (27 Meeting der Brit. Assoc.)

Landwirthschaft der alten Römer.

(Nach Chas. Daubeny's Lectures on Roman Husbandry.)

Virgils Georgica sind eine sehr angenehme Sommer-Lecture, und wir können uns nur Glück wünschen daß uns Daubeny's Buch gerade in die Hände kam, als wir (sagt der Referent über dieses Werk im Athenäum) mit dem Durchlesen derselben beschäftigt waren. Nur von wenigen unter den den classischen Studien sich Widmenden läßt sich erwarten daß sie mit der Agricultur bekannt sind; die Agricultur Virgils aber ist die des Südens, und liegt den Jüngern Cairds und Mechi's ganz abseits. Besondere Gelahrtheit über einen solchen Zweig menschlicher Kenntnisse muß nothwendigerweise sehr selten seyn, und wir nennen daher das Werk Prof. Daubeny's doppelt willkommen. In der That gibt es in anmuthiger und bescheidener Sprache eine Fülle von Belehrung. Hr. Daubeny macht, so zu sagen, einen Spaziergang durch die italienischen Felder wie ein altrömischer Grundbesitzer aus der besten Zeit der römischen Republik, und spricht über Bodenarten, Oliven und Weine so leicht und gewandt, daß man glauben sollte ein Mitglied der Familie der Cornelier zeige einem Senator aus der Stadt seinen Landsitz in allen Einzelheiten. Der Titel des Buchs darf niemand abschrecken, denn bei aller Gelehrsamkeit ist dasselbe doch eines der lesbarsten die uns seit langer Zeit in die Hände gekommen sind.

Die Römer haben der menschlichen und geistigen Seite ihres Lebens nie Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie waren, wie sich nicht in Abrede stellen läßt, ein strenges, eroberndes, praktisches Volk — sie machten die größten Abzugscanäle und die größten Eroberungen, und „annectirten" ein umfangreicheres Gebiet als irgend ein anderes bekanntes Volk. Daneben aber besaßen sie viel Leutseligkeit in ihrem Benehmen, Liebe für ländliche Scenen und Freuden, einen angeborenen Humor, wie ihn ihre Satire erzeugte, die keine Nachahmung der attischen ist; sie hegten Achtung für häusliche Beziehungen, so daß, unsern modernen Begriffen nach, eine römische Frau besser behandelt wurde als eine griechische. Der angenehmste ihrer Charakterzüge ist aber vielleicht der Geschmack den sie für den Ackerbau an den Tag legten, und die Ehre welche sie ihm zollten, die schon in ihren frühesten Ueberlieferungen erwähnt wird, ihre besten Zeiten überdauerte, selbst ihre schlimmsten überlebte, und uns den Schriften des Lu-

Digitized by Google

crez und Cicero, des Horaz, Tibull und Virgil, ſelbſt des Ovid mit ſeiner künſtlichen Anmuth, des Juvenal mit ſeiner ſtädtiſchen Heftigkeit, und des Plinius mit ſeiner Buchgewandtheit, wie friſche, freie Luft wohlthätig anweht.

Dieſes ihr Gefühl hatte ſeinen ſentimentalen und ſeinen politiſchen Charakter. Der erſtere war nicht ganz der moderner Zeiten. Er war zwar nicht minder reell, denn der Menſch war zu vollkommen entwickelt, als daß er in den claſſiſchen Zeitaltern nicht Wohlgefallen an aller natürlichen Freude hätte finden ſollen. Der Unterſchied iſt nicht leicht zu beſtimmen. Vielleicht kann man ſagen daß ihr Gefühl für die Natur einfacher war als das unſrige; daß es nicht ſo oft myſtiſch wurde, und die Kräfte ihrer Imagination nicht ſo tief aufregte. Der alte Römer liebte die freie Luft, die Schönheit und die Ruhe des Landes, den Schutz einer Platane, den Frieden eines Olivenhains, allein er brütete nicht darüber wie wir. Cicero würde kaum Geſchmack gefunden haben an Wordsworth, wie ſehr er auch vielleicht Goldſmiths „Verlaſſenes Dorf“ bewundert hätte. Er ließ ſich gern Kiſſen herbeibringen, und ſetzte ſich unter die Pappeln an den Ufern des Siris. Wahrſcheinlich ſang er mit Vorliebe die folgenden Ariſtophaniſchen Zeilen:

„Mein Leben war hübſch ländlich und nach meinem Sinn,
So recht im Schmutze wohlbehaglich, ſchlecht und recht,
Und Lämmer, Bienen, Oel und Wein im Ueberfluß.“ [1]

Und er theilte ſein Gefühl mit andern ſeiner Landsleute, beſonders mit dem Dichter Tibull, den eine ächte Luft ländlichen *Sentiments*, in der eigentlichen Bedeutung des Worts umweht. Allein immer noch fühlt man einen mächtigen Unterſchied, wenn man in dieſer Materie von einem claſſiſchen Dichter zu einem modernen übergeht. Man wird daran gemahnt daß die Vorfahren der modernen die ſchweigſamen und leeren Haine ſelbſt anbeteten, nicht aber liebliche durch dieſelben gleitende Geſtalten, nicht das Abbild der menſchlichen Schönheit ihres eigenen Volksſtammes.

Wenden wir uns jedoch zu einer andern Seite des Römers, zu ſeiner Achtung vor der Landwirthſchaft, welche bei ihm allen andern Beſchäftigungen vorangieng. So erklärt Cicero im erſten Buche ſeiner Abhandlung „über die Pflichten,“ nachdem er ſich gegen den Kleinhandel, die Handwerke ꝛc. als „illiberal“ ausgeſprochen (hievon nur die Baukunſt, die Arzneikunde und dergleichen ausnehmend; wogegen Cäſar dem was wir „Profeſſionen“ nennen, zuerſt Gerechtigkeit widerfahren ließ), daß „nichts beſſer, reicher, ſüßer oder eines freien Mannes würdiger ſey als Ackerbau.“ In der That ergänzten die Landwirthe die erſten römiſchen Heere, große Familien hatten ihre Namen von ländlichen Gegenſtänden; Feldherren giengen aus Bauernhöfen hervor, und kehrten wieder dahin zurück. Demgemäß blickte ein Volk, das ſo voll Verehrung war für ſeine Nationalität und ſeine Ueberlieferungen, natürlich auf die Zeiten ſeines landwirthſchaftlichen Lebens als auf die Wiege ſeiner Größe zurück. Es dachte gerne eines alten bebarteten Conſularen, der in den Kriegen geweſen war, und dann mit dem villicus über ſein Land gieng, nach der Kornrechnung fragte oder das Einpökeln der Schweinsfüße beaufſichtigte. Ein ſolcher Charakter war bei ihnen dasſelbe was bei uns in England ein „feiner altengliſcher Gentleman,“ und entſprach unſerm Feudalideal unter den offenkundigen Freunden alter Zeiten. Ferner müſſen wir der religiöſen Feſte gedenken die ſich um ihr Landleben ſammelten: der Anbetung der Hausgötter, der Libationen für den Silvanus und den Schutzgeiſt, des mit Opfern und Schmauſereien gefeierten Geburtstags, an welchem eine amphora guten Stoffs aus der cella vinaria herbeigebracht wurde; des heiligen Tanzes mit ſeinem dreitheiligen Tacte; der Blumen an dem zur Seite des Weges ſtehenden Brunnen; des Aberglaubens, der Zauberkünſte, der Reime und Lieder, die bei nichts fehlten. Solche Dinge boten nicht nur Erſatz für Dichter und Künſtler, ſondern giengen auch in den öffentlichen Geiſt über, und modificirten jenes große und wachſende römiſche Cocknetythum, das um dieſelbe Zeit als römiſcher Imperialismus zu voller Reife gedieh.

Erſt nachdem die junge Blüthe altrömiſcher Tugend abgeſtreift war, gewann dieſer Zuſtand der Dinge eine andere Geſtalt. Die Hauptſtadt nahm einen großen Theil der alten Landbevölkerung in ſich auf. Große Oligarchen erlangten Macht über die kleinen Grundeigenthümer. Sklaven ſchwärmten haufenweiſe herum, und bearbeiteten überall die Felder. Rom beſaß eine Menge gefährlicher Menſchen, die Provinzen dagegen waren reich an Armen und Bedrängten. Wenige Andeutungen über die Sitten zeichnen die Veränderung aufs ſchlagendſte. So führt Daubeny folgende Stelle aus Columella an: „Es war eine gute Regel unſerer Vorfahren, ſagt Columella, *obgleich ſie jetzt veraltet iſt*, daß der Villicus ſein Mahl mit den Sklaven abhielt, und an einer und derſelben Mahlzeit theilnahm, ſo daß er die Ueberzeugung gewinnen konnte ihre Nahrung ſey von guter Beſchaffenheit.“

Horaz ſpricht von „inopes coloni,“ als wenn dieß ihr natürlicher Zuſtand wäre; außerdem droht er ſeinem Diener ihn zur Strafe nach dem ſabiniſchen Gute ſenden zu wollen. Demnach müſſen wir letztere als eine untergeordnetere Form der Ueberlieferung, die ſchöne Liebe zum Landleben aber als nur ärmlich dargeſtellt betrachten durch den Geſchmack für Blumengärten und Fiſchteiche, welche unter dem Kaiſerreich ſo berühmt wurden. Das Landleben wurde nun ein bloßer Luxusgegenſtand für die überſättigten, alten, kuechtiſchgeſinnten Edelleute, die ſich auf ihre Landſitze zurückzogen wenn ſie ſich vom Genuß des Cäcubum-Weins, des Pfauen-, Schellfiſch- und Wildſchweinfleiſches geſchwächt fühlten, um dort wieder Kräfte zu ſammeln und ſich geiſtig zu ſtärken für beſchauliche Betrachtungen über das Geraſſel eines von ſilberbeſchlagenen Maulthieren durch die Straßen gezogenen Wagens einer kaiſerlichen Maitreſſe.

Nach einem kurzen Ueberblick des Werks des ältern Cato, der von Plutarch ſo maleriſch gezeichnet iſt, und der, neben einem nicht ſehr liebenswürdigen Charakter, Franklin-ähnlichen Verſtand und Schlauheit beſaß, geht Hr. Daubeny zu Varro über, und gibt uns eine kurze Analyſe des Werks auch dieſes Schriftſtellers. Dann aber macht er den Columella zur alleinigen Grundlage ſeiner weiteren Auseinanderſetzungen, und führt nur hin und wieder die Georgica an, wenn ſie einen ſeiner Sätze beleuchten oder wenn er ſelbſt ſie erläutern kann. Columella (ein uns nur wenig bekannter Zeitgenoſſe Seneca's) nahm die Erfahrungen vieler Menſchenalter in ſeine Abhandlung auf, welche daher ein Hauptwerk über die Landwirthſchaft zu den Zeiten der Römer bildet. Wir beſitzen in den

[1] Droyſens Ueberſetzung der „Wolken.“ S. 25.

Blättern Hrn. Daubeny's also wahrscheinlich alles was der Gelehrte über diesen Industriezweig bei den Alten zu wissen vonnöthen hat; der gewöhnliche Leser dagegen wird von uns nicht erwarten daß wir in eine umständliche Erörterung über die verschiedenen Theile des römischen Pflugs eingehen, oder darüber streiten ob stiva oder buris richtiger übersetzt sey durch Pflugsterze, oder nicht. Allein diese Punkte — die Natur des Bodens, des Düngers, die Viehzucht ꝛc. werden von Hrn. Daubeny so lesbar besprochen als der Gegenstand es nur immer zuläßt.

Einer oder zwei Punkte mögen indeß hier etwas umständlicher hervorgehoben werden. Dabei wollen wir zunächst die Frage über Sklavenarbeit ins Auge fassen, die sich, zum großen Schaden für die Landwirthschaft, allmählich über Italien ausgebreitet hatte. Aus zwei Paragraphen werden wir das Wesentliche der Ansichten Hrn. Daubeny's kennen lernen.

„Die Nothwendigkeit welche in den letzten Zeiten der Republik und wahrscheinlich während der ganzen Dauer des Kaiserreichs eingetreten war, Sklaven zur Verrichtung der landwirthschaftlichen Arbeiten zu verwenden, muß die Schwierigkeit Pächter für große Landstriche zu finden bedeutend vermehrt haben, da neben dem erforderlichen Betriebscapital auch noch eine große Summe Geldes zum Ankauf von Sklaven für die Bebauung der Felder aufgewendet werden mußte. Hiernach scheint es daß die Coloni, von denen Columella spricht, größtentheils kleine Pächter, vielleicht etwas mehr als die irischen Häusler waren, welche kleine Grundstücke pachteten, die sie dann durch eigene Arbeit und mit Hülfe einiger Hausſklaven anbauten, wogegen die größeren Bauerngüter sich gewöhnlich in den Händen der Grundherren befanden, welche dieselben durch einen Vogt oder villicus verwalten ließen .... Während die Unkosten der Sklavenarbeit kaum geringer waren, blieb die Productivität des Feldes weit hinter der von Freien bearbeiteten Grundstücke zurück, und in der That schreibt sich das Sinken der Landwirthschaft in Italien aus der Zeit der Ueberhandnahme der Sklaverei her. Es ist daher vielleicht nicht zu verwundern daß, trotz der Fruchtbarkeit des größern Theils von Italien, der Anbau der Cerealien in keinem blühenden Zustande war, und daß die Römer sich gewöhnlich aus Sicilien, Afrika und andern Gegenden mit Getreide versorgten. So wurde von ihnen also ein System befolgt, das dem bis zu den letzten politischen Veränderungen bei uns vorherrschenden gerade entgegengesetzt war, und dieser Stapelartikel für den Lebensunterhalt kam den römischen Bürgern wohlfeiler zu stehen, als wenn sie ihn selbst erzeugt und dem Steigen der Preise durch künstliche Regulirungen Einhalt zu thun versucht hätten."

Die Römer aßen vieles was wir essen, und einiges was wir nicht essen; merkwürdig aber ist wie verhältnißmäßig wenig sie sich um Schlachtvieh bekümmerten. Hr. Daubeny zeigt an vielen Beispielen daß sie keine solchen Fleischesser gewesen seyn können wie wir; die Mühe jedoch welche sie sich im Mästen der Vögel gaben, verdient hervorgehoben zu werden. Wer nur immer die classischen Werke der Römer gelesen hat, wird sich ihres Geschmacks an turdus oder Krammetsvögeln erinnern: „Die Römer hatten große Vorräthe nicht nur von Hühnern und Tauben, sondern selbst von Krammetsvögeln und Wachteln, die in Gehegen eingeschlossen waren welche man Ornithonen (Vogelhäuser) nannte; aus diesen entnahm man dann nach Belieben den Vorrath für die Tafel. Man nennt uns zwei Arten von Ornithonen, deren eine ein bloßes Vogelhaus war mit Vögeln zum Vergnügen des Eigenthümers; die andere Art war mit Rücksicht auf den Nutzen gebaut und zuweilen sehr umfangreich, um die Bedürfnisse des römischen Markts an solchen Luxusartikeln befriedigen zu können. Im Sabinerlande besonders gab es, wie wir lesen, ausgedehnte, mit Vögeln zu letzterm Zweck angefüllte Gehege. Für Krammetsvögel hatte man große Räume hergerichtet, in deren jeden man mehrere tausend Vögel unterbringen konnte. Da man sie des Mästens halber in diese Oertlichkeiten brachte, so ließ man gerade nur so viel Licht ein daß die Vögel im Stande waren ihr Futter zu sehen; frisches Wasser aber hatten sie in Fülle. Ich darf hier wohl bemerken daß die römischen Schriftsteller über das Mästen der Ochsen und Schafe nichts erwähnen, dagegen umständliche Anleitungen zum Mästen der Hühner und anderer Vögel geben, was ein weiterer Beweisgrund dafür seyn dürfte daß sie den größern Thieren keine besondere Wichtigkeit als Nahrungsmittel beilegten."

Sie hatten nur wenige Früchte, diejenigen nämlich welche auch jetzt noch in Europa die gewöhnlichen sind, nicht aber die Erzeugnisse der wärmern Gegenden des Erdballs. Es ist zweifelhaft ob sie die Melone kannten, die im Süden jetzt so verbreitet und (besonders die gelbe) an einem mittelmeerischen Sommertag eine so köstliche Gabe ist. Ihr Geschmack im Gartenbau war kein sehr ausgebildeter; sie huldigten dabei der Mode die Bäume künstlich zu allerlei Formen zuzustutzen — eine Mode die bei uns jetzt glücklicherweise für barbarisch gilt. Mit Freuden aber ersehen wir aus Daubeny's Abhandlungen wie nach Verlauf von mehrern tausend Jahren das was in der römischen Landwirthschaft gut und weise war, auch heute noch gut und weise ist; wie viele nützliche und schöne Gegenstände wir mit den Römern gemein haben; wie der moderne Reisende oft auf ein Feld oder eine Blume stößt, die in ihren modernen Charakterzügen genau denen entsprechen welche Columella oder Virgil davon gegeben haben. Eine „liberale" Landwirthschaft (um ihre eigene Lieblingsphrase zu gebrauchen) erheischt annoch die Beihülfe ihrer Weisheit und Erfahrung — beide aber, auf eine liberale Wissenschaft angewendet, wird man in dem Buche finden für das wir Hrn. Daubeny unsern Dank abzustatten haben.

Ueber die Pampas.

(Aus einem Schreiben H. Burmeisters an Hrn. A. v. Humboldt.)

Zunächst einiges von den Pampas, von denen ich mir eine durchaus andere Vorstellung gemacht hatte. Ich habe dieselben von Rosario her in 14 Tagen durchschnitten, indem ich der Poststraße nach Mendoza folgte, welche die alle vier Wochen einmal fahrende Diligence zurückzulegen pflegt, meistens in 10 bis 12 Tagen, wenn nicht unvorhergesehene Hindernisse eintreten. Daß dieser Weg von 250 Leguas in so kurzer Zeit nur in reißender Schnelle im Ga-

Digitized by Google

lopp zurückgelegt werden kann, versteht sich von selbst, auch mein Wagen fuhr nie anders; da ich mich aber stellenweis länger aufhielt als nöthig war, so brauchte ich 2 bis 3 Tage mehr als die Post. Indem ich mich auf die bekannte Karte zu Woodbine Parish Werk beziehe, berichte ich über das Terrain einiges, was vielleicht von Interesse seyn mag, schicke indessen meinen Angaben die Bemerkung voraus daß die genannte Karte mancherlei Unrichtigkeiten enthält, und die viel kleinere Darstellung von Kiepert in dessen Süd-Amerika im allgemeinen richtiger ist. Das gilt namentlich vom Laufe des Rio Carcaranal, der bei Woodbine Parish zu südlich mit seiner Biegungsstelle bei Esquina gehalten ist, wodurch auch die beiden ihn bildenden Flüsse Rio Terceiro und Rio Quarto verzerrt sind; Esquina und Saladillo liegen nördlicher als Rosario, nicht südlicher, wie es die Karte angibt. Außerdem ist der Ort Rio Quarto entschieden zu weit nach Osten gesetzt; er gilt bei den Einwohnern für die Hälfte des Weges, muß also weiter westlicher seyn. Nicht bloß bis dahin, sondern noch weiter westlich, bis Rio Quarto, ist das Terrain eine durchaus gleichförmige Ebene, ohne alle erheblichen Ungleichheiten, daher man täglich einen sehr weiten Horizont vor Augen hat. Nirgends ist auch nur ein einziger Gegenstand von Interesse auf dieser unabsehbaren Ebene wahrzunehmen; selbst die engen grabenförmigen Flußthäler oder vielmehr Flußfurchen bemerkt man durchaus nicht aus der Ferne, weil sie ohne allen Unterschied in den Boden eingegraben sind und sich durch keinerlei eigenthümliche Umgebungen verrathen. Nur der Rio Carcaranal hat bis in die Gegend von Fraile muerto hinauf und weiter nordwärts, gleich den flachen Ufern des Rio Parana, einen ziemlich kräftigen Baumwuchs zur Seite, etwa wie bei uns die Elster- und Elbniederungen bei Leipzig und Dessau; die Bäume sind aber entschieden kleiner als unsere Eichen, und bestehen größtentheils aus feinblättrigen Leguminosen oder einer hier sehr weit verbreiteten Weiden- (Salix-) Art, die mich am meisten an S. Babylonica erinnert. Nordwärts vom Rio Carcaranal sind keine wahren Pampas mehr, weil Baumwuchs in diesen Gegenden allmählich die Oberhand gewinnt; ja selbst zwischen dem Rio Terceiro und Rio Quarto trifft man stellenweis ziemlich dichtes Gebüsch, selbst Bäume von der Größe und dem Ansehen starker dichter Apfelbäume mit niedrigem Stamm und breiter flacher Krone, doch ebenfalls ohne Ausnahme Leguminosen. Südlich vom Rio Quarto und westwärts bis gegen S. Louis hin ist die Ebene baumlos und hier die wahre Pampasnatur vollständig entwickelt, aber durchaus nicht eine unfruchtbare Einöde, sondern ein mit dichtem knichohen Grase bekleidetes Wachfeld, zwischen dem allerhand niedrige Pflanzen, zum Theil Stauden, sich erheben. Das Gras dieser Gegenden bildet freilich keinen zusammenhängenden Rasen, wie auf unsern Weiden, sondern es besteht aus ziemlich gleichmäßig vertheilten Grasbüschen, zwischen denen der Boden kahl und unbewachsen bleibt. Hauptsächlich sind es zwei Grasarten, die ich aber beide nicht mit ihren botanischen Namen bezeichnen kann; das eine feinere Gras gehört den ganz trockenen Flächen an, ist knichoch und gelblich glänzend, d. h. der Blumenbüschel ganz wie feiner Flachs; das andere wird mannshoch, hat eine viel derbere Structur, eine lebhaft grüne Farbe, und prachtvolle federweise, gegen 2 Fuß lange Rispen, die auf hohen graten Schäften noch über die Köpfe der Reiter hervorragen. **Dieß Gras steht nur an feuchten Stellen**, begleitet die Fluß- und Bachfurchen, verbreitet sich in dichten Büscheln über moorartige Gründe, und gibt den Orten wo es gesehen wird ein schönes frisches kräftiges Ansehen. Als Viehfutter taugt es nicht, es ist viel zu hart; auch das Gras der trockenen Pampas wird nur, solang es frisch und jung ist, vom Vieh genossen, und daher kommt es daß diese immensen Flächen nur so wenig natürliche Bewohner aus dem Thierreich aufzuweisen haben; eigentlich nur drei Pflanzenfresser, das Vizcacha, den Cervus campestris und den Strauß, Rhea americana, der indessen hier viel seltener gesehen wird als in der Banda oriental, weil diese bei weitem besseres Viehfutter liefert als die eigentlichen Pampas. Unter dem trockenen feineren Pampasgras, dessen man sich hauptsächlich zum Dachdecken bedient, stehen als Decorationsmittel der Flur allerhand kleine Pflanzen, zum Theil Stauden, deren Ansehen vollständig mit ähnlichen verwandten Gewächsen Europa's harmonirt. Sehr gemein besonders an den Rändern der Fahrwege, deren Gleise wegen der schweren Karren tief eingeschnitten zu seyn pflegen, steht ein Solidago ganz wie unser S. virgaurea aussehend, andererseits, besonders wo der Boden salzhaltig ist, sah ich viel eine Artemisia, der A. Absinthium und A. salina ähnlich; dann besonders auf den höheren Stellen und neben den Ansiedelungen eine Klette (Arctium) oder eine ihr sehr ähnliche Pflanze; außerdem Melden (Atriplex) und ein langstacheliges Gewächs, welches derselben Familie anzugehören scheint. Unter den Pflanzen mit schönfarbigen Blumen sind besonders zwei rothe häufig, die ich beide nicht botanisch bestimmen kann; die eine sieht wie eine Primula mit gezackten Blättern aus und erinnert an Pr. farinosa; die andere hat eine große prachtvoll karminrothe Blume, die unserm großen Riesengranium ähnelt, aber die Blätter des Gewächses sind klein, einfach, dick und geben dem Ganzen mehr das Ansehen eines kleinblättrigen Mesembryanthemum, was freilich hier nicht erwartet werden darf. Große schöne Blumen sah ich nirgends, dagegen mitunter eine kleine hübsche feuerrothe Malwe, vielleicht Althea, und die bekannte Zierpflanze unserer Gärten, welche man Ochsenauge zu nennen pflegt; eine Syngenesiste, mit Tagetes verwandt, dessen Name mir leider, wie so mancher andere aus früherer Zeit, entfallen ist. Ganz öde, kahle Stellen kommen nur da vor, wo der Boden so stark mit Salz geschwängert ist daß letzteres ihn als weiße Kruste überzieht. Hier fehlt alle Vegetation, nur einzelne Pflanzen, der Salsola nicht unähnlich, vertheilen sich über den mitunter sehr umfangreichen, stets vertieften und stellenweis zu großen Lachen erweiterten Raum. Es sind das die Reste des ursprünglich in diesen Gründen zurückgebliebenen Meerwassers, die Niederschläge seines Salzgehaltes als das Wasser verdunstet war; sie bilden den ärmlichsten Theil des hiesigen Landes, werden von den Ansiedlern gemieden und dienen nur den Sumpfvögeln zu Sammelplätzen. Aber auch diese sind nur dann da, wenn kein süßes Wasser in der Nähe ist; viel häufiger sieht man sie an den größeren oder kleineren mit grünem Schilf bekleideten Seen, welche durch die ganzen Pampas vertheilt sind und stets als Lieblingsplätze von den Ansiedlern gewählt werden. Manche dieser Seen haben einen beträchtlichen Umfang. (Zeitschr. für Erdkunde.)

Cruickſhank über den Fetiſchismus an der Goldküſte.

Der Glaube der Neger an eine mächtige, übernatürliche, alle geſchaffenen Dinge durchdringende Gewalt iſt der Art daß ſie ſich dieſe Gewalt in ſo lange als unthätig und ſich um die Angelegenheiten der Menſchen nicht kümmernd vorſtellen, als bis der Menſch durch einen Act des Glaubens und der Verehrung dieſe Macht in einem beſondern Gegenſtande fixirt, ihre Aufmerkſamkeit geweckt und ihre Dienſte gleichſam erkauft hat, in welchem Fall ſie dann vom Menſchen benützt werden können zu einem Segen oder einem Fluch.

Der Neger iſt daher in ſeiner Verehrung ſtets durch Zweifel und Befürchtungen geleitet, denn er hat keine Gewißheit über die Form ſeiner Verehrung und die ſeinen Götzen angenehmen Gebräuche, daher die große Mannichfaltigkeit ſeiner Verehrungsbezeugungen, ſeine Zweifel über ihre Wirkſamkeit und den Einfluß der Fetiſchmänner, welche vertrauten Verkehr mit dieſer übernatürlichen Macht zu haben vorgeben, und von denen er glaubt daß aus ihren Bitten eine endloſe Mannichfaltigkeit von Emanationen von dieſen Götzen ausgehen, die aber auch in irgendeinem Augenblick ein unglückſeliges Ziel herbeiführen können, wenn die Fetiſchmänner aus unglücklichem Zufall oder aus Unwiſſenheit, oder in Folge beſonderer, von einem andern Fetiſchmann an einen Götzen gerichteter Gebete, d. h. alſo durch entgegenwirkende Ceremonien und Zaubermittel den beabſichtigten Erfolg nicht bewirken können.

Der Neger unterläßt ſehr ſelten Morgens und Abends ſeinem Fetiſch ein Opfer darzubringen, oder wenn er ißt oder trinkt, demſelben ſeine Verehrung zu bezeugen. Er unternimmt nichts, ohne ſeine Gedanken zu einer unſichtbaren Gewalt zu erheben, und ſie durch irgendeine Ceremonie ſich günſtig zu machen.

Krieg wird von Königen oder Staaten nie unternommen, ohne die Nationalgottheiten zu fragen: Die Fetiſchmänner „gehen hinauf ſie zu fragen,“ nachdem Opfer dargebracht worden ſind, und wenn die Antwort nicht günſtig iſt, wird der Krieg nicht unternommen. Erneute Opfer werden dargebracht um die Gunſt und den Beiſtand der Götter, und ein Verſprechen des Erfolgs zu erlangen.

Iſt dieß gewonnen, ſo ziehen ſie den Feinden zuverſichtsvoll entgegen, und verlaſſen ſich ebenſo ſehr auf den Schutz ihrer Götter als auf ihre eigene Tapferkeit. Nach dem Sieg, deſſen Ruhm dem Fetiſch gehört, ſuchen ſie ſeine fortdauernde Gunſt ſich zu erhalten durch Opferung vieler Kriegsgefangenen, denn dieſe werden als den Schutzgöttern beſonders angenehm betrachtet.

Fetiſchmänner begleiten die Krieger ins Feld und treiben ſie zu kühnen, tapfern Thaten durch das Verſprechen übernatürlicher Hülfe und durch unaufhörliche Anrufungen. Die Fetiſchmänner der beiden Kriegsparteien handeln auf gleiche Weiſe, obwohl dieſen nie zweifelhaft iſt daß eine der Parteien nothwendig unterliegen muß, und darin liegt der Volksbetrug.

Die gefangenen Feinde werden als Feinde des ſiegreichen Fetiſch betrachtet, und kein Opfer iſt daher ſo angenehm als ihr Blut. Das maſſenhafte Niedermetzeln der beſiegten Feinde nach den Siegen der Könige von Aſchanti und Dahomey gieng nicht ſowohl aus der blutdürſtigen Stimmung des Negers, als aus einem religiöſen Pflichtgefühl gegen ſeine Götter hervor.

Niederlagen werden manchmal, aber nicht immer, der geringern Macht der Götter der Beſiegten zugeſchrieben. Die Fetiſchmänner geben ſo leicht die Vertheidigung der letztern nicht auf, und häufig gelingt ihnen die Beſiegten zu überzeugen daß die Niederlage ihrem Mißfallen über unterlaſſene Ceremonien, über die Gottloſigkeit des Volks u. ſ. w. zuzuſchreiben ſey.

Nach der Beſiegung der Fantis im Jahr 1807 durch den Aſchantikönig Tutu Quanimo war der Glaube der Fantis an den Braffo Fetiſch zu Mankaſſim, der bisher die Gunſt der Nation in außerordentlichem Maß genoſſen, bedeutend erſchüttert.

Die Fetiſchmänner waren indeß ſtets dem Krieg abgeneigt geweſen, benützten dieß um die Niederlage zu erklären, und bald waren die Verehrer zu ſeinen Altären wieder zurückgebracht. Beachtenswerth iſt daß die Aſchantis zwar Mankaſſim zerſtörten, aber den ganz nahe dabei liegenden Fetiſchwald reſpectirten.

Auch in dem Gerichtsweſen herrſcht das Fetiſchelement vor; der Eduntrank, den der Angeklagte trinken muß um ſeine Schuld oder Unſchuld zu erproben, iſt bekannt, und auch zu vielen andern Gottesurtheilen nimmt man ſeine Zuflucht; denn da der Neger Unglück und Tod übernatürlichen Urſachen zuſchreibt, ſo werden Fetiſchmänner unaufhörlich angewendet um den Schuldigen zu entdecken. Ein Beiſpiel dieſer Art fiel vor 16 Jahren in der Nähe von Anamboe vor. In dem Dorf Aggreyfuah wurde ein Mann, Namens Jau Nocun, von einem Siechthum ergriffen, das allen Noſtrums der Doctoren und Fetiſchmänner Trotz zu bieten ſchien. Eier waren an den Thürpfoſten zerſchlagen worden, Schnüre und Lumpen an den Zweigen des Fetiſchbaums im Hof aufgereiht, die leere Flaſche über der Thüre aufgehängt worden, man hatte Zaubermittel um ſeinen Leib gebunden, Steine mit Lumpen und Federn umrahmt, Brod mit Palmöl beſchmiert, Yams mit Pfählen an den Boden genagelt und weißes Geflügel geopfert, um den böſen Geiſt zu beſchwichtigen, alles umſonſt — er ſtarb.

Der Abrah-Fetiſch wurde befragt um den Urheber des Todes zu entdecken, und ſeine Familie erhielt darauf den Befehl, den Todten zu befragen, was in folgender Weiſe geſchah. Die Bewohner von Aggreyfuah waren in der Nähe des Dorfes verſammelt und ſetzten ſich nach den verſchiedenen Quartieren in einen Kreis. In der Mitte desſelben wurde ein mit Blättern und Zweigen bedeckter Pfahl aufgeſtellt; die Leiche wurde auf den Köpfen von Trägern herausgetragen, während die Fetiſchtrommeln gerührt wurden, und die Träger mit ihrer Laſt um den Kreis tanzten. Endlich machten ſie vor einem der Quartiere des Orts Halt; ſie ſchienen alle Kraft anzuſtrengen um vorwärts zu gehen, hatten aber kaum den Fuß ausgeſtreckt als ſie durch eine unſichtbare Kraft zurückgehalten wurden. So blieben ſie, vorwärts ſtrebend gegen den Geiſt, ſtehen bis ſie durch die Anſtrengung erſchöpft unter der Leiche zu Boden ſanken. Die andern Quartiere erhoben ſich jetzt und erklärten, der Mörder Jau Nocuns ſey einer aus dem Quartier, vor dem des todten Mannes Geiſt die Träger gezwungen habe zu halten. Dieß gieng vor ſich unter dem Lärm der Fetiſchtrommeln und dem Tanzen der Träger, während jede der verſammelten Abtheilungen fürchtete das Loos möchte auf ſie fallen. Man brachte jetzt die Leiche ins Dorf, trug ſie in derſelben Weiſe vor allen Häuſern des ſchuldigen Quartiers herum, bis endlich die Träger, anſcheinend unwillkürlich, vor einem Haus hielten, wo nun natürlicherweiſe der Mörder ſich befinden mußte. Alle Inwohner dieſes Hauſes wurden nun dem Gottesgericht unterworfen, und der Geiſt zwang die Träger zu den Füßen eines alten Mannes, Namens Cogo Fi, niederzufallen, der nun einſtimmig für einen Zauberer erklärt wurde; in derſelben Nacht noch wurde der Unglückliche von den Vorſtehern

Digitized by Google

des Orts ertränkt. Dieser Vorfall kam erst 14 Jahre später zu den Ohren der englischen Behörden, alle Umstände wurden vollständig einbekannt, und die Schuldigen auf eine Anzahl Jahre zum Gefängniß verdammt. Es war zur Zeit des Vorgangs natürlich abgeredet worden wer das Opfer dieses Gottesgerichts seyn sollte, und die Träger hatten die Weisung erhalten demgemäß zu handeln.

Häufig werden Leute der Hexerei und Zauberei angeklagt, gefährliche Fetische, welche ihren Nachbarn Unheil bringen, in ihrem Besitz zu haben. Ein Bewohner von Akim forderte eine Fetischfrau vor Gericht, und beschuldigte sie den Tod mehrerer seiner Verwandten herbeigeführt zu haben; seine Angabe war, diese Frau sey eine Sklavin eines Häuptlings von Akim, der kürzlich gestorben. Der Fetisch wurde über die Ursache des Todes befragt, und erklärte, der böse Fetisch dieser Frau trage die Schuld. Sie ward ergriffen und sollte hingerichtet werden, als es ihr gelang zu entwischen und ihren Fetisch mit sich zu nehmen. Einige Zeit nachher wurde sie in einem andern Theile des Landes von einem Mitglied der Familie des Häuptlings entdeckt, angepackt, geschlagen, und ihr der Fetisch den sie trug, vom Kopf gerissen. Wüthend über diese Behandlung, goß die Frau eine Libation Rum vor ihrem Fetisch aus und rief seinen Zorn über die Familie des Angreifers herab. Seit dieser Zeit waren sechs Mitglieder seiner Familie gestorben, und ein siebentes lag zur Zeit, wo er seine neue Klage vorbrachte, tödtlich erkrankt darnieder. Diese Unfälle wurden dem Fluch der Frau zugeschrieben; er verlangte daß sie ihm vorerst als seine Sklavin ausgeliefert, und zweitens daß ihr Fetisch weggenommen werde. Nichts gieng über den Ernst, womit er seine Klage vorbrachte, und der abergläubische Schrecken, der ihn befallen, zeigte sich in dem Zittern seiner Stimme und in den großen Schweißtropfen, die ihm vom Gesicht herabrannen.

Die Frau bekannte daß sie seine Sklavin sey und daß ihre Tochter und vier Kinder sich noch in seinem Haus zu Akim befänden. Sechs Jahre waren es, seit sie aus dem Lande floh, um ihr Leben zu retten. Sie gestand daß sie in der Hitze des Zorns ihren Fetisch angerufen ihres Herrn Haus zu verfluchen, das sey aber lange her; sie schien indeß nicht zu läugnen daß sie glaube, das Unheil seines Hauses sey dem Zorn ihres Fetisch zuzuschreiben, und in der That zeigte auch ihr Benehmen daß ihr Stolz auf die Macht ihres Fetisch sich befriedigt fühle. Sie bat sehr dringend daß man sie desselben nicht berauben möchte, da sie dadurch ihren Lebensunterhalt gewinne. Man stellte ihr vor daß sie wenigstens dem Herzen nach an dem Mord schuld sey, da sie Glauben an die Macht ihres Fetisch hatte als sie den Fluch auf ihren Herrn herabrief, und daß, solange er und sie den Glauben hege, es nicht angemessen sey daß sie einen so gefährlichen Fetisch behalte.

Es ist für die Engländer äußerst schwierig solche Fälle zu behandeln, da es ganz unmöglich ist sich mit den Negern hierüber auf vernünftige Gründe einzulassen. In dem vorliegenden Fall wurde von der englischen Behörde angeordnet daß die Frau den Fetisch verlieren, aber von ihrem Herrn frei seyn solle. Aber es genügte nicht der Frau den Fetisch zu nehmen, der Häuptling von Akim verlangte daß derselbe ihm ausgeliefert werde, damit er ihn in sein Land nehme und seinen Zorn durch Gebete und Opfer versöhne, um den auf seiner Familie lastenden Fluch los zu werden. Sonst erachte er sich für verloren, da er glaube, wenn er den Fetisch nicht beschwichtige, so würde er mit seiner Familie unfehlbar sterben müssen. Man benützte dieß, um auch die Freiheit der Familie der Frau zu erlangen, und der Fetisch wurde ihm unter der Bedingung zugesagt daß er die Verwandten der Frau alsbald freilasse. Er erklärte sich bereit hiezu, allein die Frau weigerte sich und zog den Fetisch ihren Kindern vor, und man mußte sie zur Auslieferung desselben zwingen. Ihre Tochter und ihre vier Enkel, mit Freiheits-Certificaten versehen, wurden ihr überliefert, und der Fetisch dem Häuptling von Akim übergeben.

Man kann sich einen Begriff von der Wirkung dieses Aberglaubens machen, wenn man erwägt daß dieser Mann fünf Sklaven aufgab, und eine Reise von mehr als hundert englischen Meilen machte um in den Besitz dieses Fetisch zu gelangen, und daß die Frau denselben höher schätzte als ihre Kinder. Man brachte den Fetisch in den Gerichtshof, sorgfältig eingewickelt in ein weißes Tuch, und als man dieses zurückschlug, zeigte sich — eine kupferne Pfanne mit einem Klumpen Lehm, worin Papagaienfedern staken. Mit diesem gefürchteten Gott gieng der arme Teufel von Negerhäuptling getröstet fort, aber das schreckenvolle Gesicht, mit dem er denselben seinem Sklaven auf den Kopf legte, zeigte zur Genüge mit welcher abergläubischen Furcht er denselben ansaßte. Die Frau hingegen, jetzt mit dem gebrachten Opfer versöhnt, tröstete sich mit der glaubensvollen Hoffnung daß Jankompon (Gott) sie in der Wahl eines neuen Fetisch leiten werde.

Die Neger wenden sich an die Fetischmänner fast in allen Angelegenheiten ihres Lebens, um Diebstähle, Ehebruch, sowie alle Verbrechen gegen die Gesellschaft zu entdecken, um Unheil abzuwenden, einen Segen zu gewinnen und die Zukunft zu enthüllen. Leute die um solche priesterliche Hülfe bitten, bringen den Fetischmännern Geschenke, machen in ihrem Eifer deren Dienst zu gewinnen sich oft arm und bringen sich in Sklaverei. Das Volk ist dermaßen leichtgläubig daß die unverschämtesten Betrügereien unbeachtet und ungerügt vorgehen, und nur wenn ein ernstes Unheil daraus erfolgt, wendet man sich an die englischen Magistrate. Ein solcher Fall kam namentlich in Cormanthyne vor. Eine Frau verklagte den Fetischmann aus Dixcove, er habe ihren Sohn fälschlich des Diebstahls beschuldigt, und in Folge dessen sey sie selbst und ihre Kinder verkauft worden, um aus dem Erlös den Werth des angeblich gestohlenen Eigenthums zu ersetzen und auch die Dienste des Fetischmanns, ihres Gegners, zu bezahlen. Ein Nachbar der Frau hatte nämlich seine Foutra oder Börse, in der viel Geld enthalten war, verloren; dieser wandte sich nun an den Fetischmann von Dixcove um den Dieb zu entdecken, was dieser durch Beschwörung zu thun vorgab und den Sohn der Frau als den Schuldigen bezeichnete. Dieser Fetischmann erschien nun auf Vorladung im Gerichtshof in einem weißen mauritischen Kleide, das er in einer merkwürdigen Weise mit einem Gürtel um die Lenden gebunden hatte; auf dem Kopf trug er einen mitraartigen Hut von seinem Geflecht, eine starke Schnur weißer und schwarzer Korallen hieng um den Hals bis über die Brust herab; kleine Glocken waren an seiner Kleidung befestigt und eiserne Castagnetten an seinen Knöcheln, welche bei jeder Bewegung seines Körpers ein Geklingel und Geschetter verursachten. Es war ein kräftiger junger Mann mit einer Miene selbstbewußter Wichtigkeit in jedem Blick und jeder Bewegung. Er gestand daß er den Dieb entdeckt und seinen wie seiner Mutter Verkauf veranlaßt habe um den verursachten Verlust zu decken, oder wenn die Börse mit dem Geld noch vorhanden wäre, diese zu entdecken. Es stellte sich heraus daß das durch den Verkauf erlöste Geld dem angeblich Bestohlenen zugestellt worden war und der Fetischmann selbst fünf Pfund davon für seine Mühe empfangen hatte. Er gab zu daß er für die Schuld des jungen Menschen, ja für das Vorhandenseyn der gestohlenen Börse durchaus keinen andern Beweis habe als den er durch Beschwörung erlangt. Man forderte ihn auf zu zeigen wie er bei der Sache verfahren, und kaltblütig nahm er aus seinem Säckchen, das er an

der Seite trug, sechs Lederriemen, warf sie auf den Boden und sagte, diese hätten ihm die Weisung gegeben. Weiter befragt: auf welche Art? — flocht er die Riemen, brachte die Enden derselben in einen verwirrten Knäuel zusammen, und sagte dann, sie sprächen jetzt zu ihm und versicherten daß der Knabe der Dieb sey.

Auf die Frage: ob er glaube wir könnten ebenfalls hören was die Riemen sagten, antwortete er: allerdings, wenn wir sie nur auf die rechte Weise betrachteten. Wir gaben uns nun den Anschein sie aufmerksam zu untersuchen, und erklärten dann, wir verstünden sie jetzt; sie sagten zu uns aber etwas ganz anderes als zu ihm. Auf seine Frage was sie sagten, vernahm er, sie befählen den Fetischmann sogleich zu binden und ihn als Betrüger zu peitschen. Dieser Spruch, der einer Masse im Gerichtshof versammelten Volks großes Vergnügen zu machen schien, ward sogleich vollzogen, und der Fetischmann erhielt zwei Duzend Hiebe mit seinen weissagenden Riemen. Die Frau und ihre Kinder wurden aus der Sklaverei erlöst, indem der Fetischmann und seine Mitschuldigen gezwungen wurden sie herauszugeben. Er machte sich nach dem abschreckenden Vorgange aus diesem Theil des Landes fort, doch wahrscheinlich nur um seine Betrügereien anderswo, wohin das Gerücht von seiner Behandlung, und der in Zweifel gerathene Credit seiner magischen Kraft nicht gedrungen, wieder fortzusetzen.

Beim Verdacht eines Ehebruchs wird die Frau vor den Fetischmann geführt, und um vor ihm ihre Unschuld zu bezeugen, muß sie sich einem Gottesgericht, nicht unähnlich dem im levitischen Gesetz vorgeschriebenen, unterwerfen. Der bittere Trank, den sie trinken muß, soll im Fall ihrer Schuld die Kraft haben ihren Leib zum Bersten zu bringen, und der Schrecken vor einer solchen Probe führt nicht selten zum Geständniß. Dem Beweis dieses Verbrechens mit einer Frau des Königs folgt der Tod des Mitschuldigen, und ursprünglich scheint dieß allgemein der Fall gewesen zu seyn, jetzt aber ist Geldentschädigung Landesbrauch. Die Neger halten zu bestimmten Zeiten allgemeine Fasten, die einen Theil ihrer Religion ausmachen und von sehr mannichfaltigen Ceremonien begleitet sind. Die Priester berechnen die Zeit ihrer Annäherung und fordern das Volk auf sich zur Beobachtung derselben vorzubereiten.

Nationalopfer der ersten Früchte werden stets dargebracht, ehe die Könige oder das Volk von der neuen Ernte genießen, und außer dieser allgemeinen Feier bringt noch jeder einzelne besondere Opfer für sich und seine Familie dar am Tage wo sie zuerst davon essen. Um die Zeit wo diese Ceremonie beobachtet wird, ist es Sitte daß alle Männer durch das Dorf u. s w. ziehen, und die Wege nach dem Fetischwald aufräumen. Während dieser Aufzüge singen sie laut das Lob der Gottheiten des Landes.

Es konnte nicht fehlen daß dieser Fetischdienst und das Christenthum in harten Zusammenstoß kamen. In dem kleinen Dorfe Assafa, nicht weit von dem großen Brassofetisch zu Mankassim, hatte Hr. Freeman eine Schule gegründet, und auch eine kleine Anzahl Erwachsener in die Christengemeinde aufgenommen. Es erzürnte die Fetischmänner höchlich daß ihr Cultus in der unmittelbaren Nähe des Hauptfetisch des Landes verworfen werden sollte, und sie begannen eine Reihe lästiger Verfolgungen.

Um diesen Belästigungen zu entgehen, entfernten sich die Bekehrten von Assafa, und ließen sich unter dem „alten Quaschi," der den Fetischdienst aufgegeben hatte, in einem kleinen Dorfe nieder. Dieß brachte sie aber dem Fetischwald nur noch näher, und setzte sie noch mehr der Rache der Fetischmänner aus. Dabei war das Benehmen der Neubekehrten in mancher Hinsicht der Art daß es Anstoß erregen mußte, denn die beste Art ihren christlichen Eifer zu zeigen, war, die Fetischmänner zu verhöhnen, indem sie die Fetischverehrung in spöttischer Weise nachahmten und auf die Verehrer übermüthig herabsahen; sie räumten ferner in der unmittelbaren Nähe des heiligen Waldes das Buschwerk hinweg und legten dort ihre Pflanzungen an. Nun drangen die Fetischmänner in die Fantihäuptlinge, die Verhöhnung ihres Gottes zu rächen. Die Fetischgläubigen im allgemeinen hielten dieß nicht für nöthig, da sie an die Macht ihrer obersten Gottheit glaubten sich selbst zu rächen. Diese Hoffnung ward indeß getäuscht, denn die Pflanzungen welche, wie sie meinten, versengt werden müßten, waren ausnehmend fruchtbar, und auch eine noch erfolgte stärkere Unbill weckte den Zorn des Gottes nicht. Einer der christlichen Neubekehrten nahm keinen Anstand im Umkreis des Fetischwaldes ein Reh zu schießen, was als eine so schreiende Verachtung des großen Fetisch betrachtet wurde daß die Priester endlich die Fantihäuptlinge bewogen die Sache in ernste Erwägung zu ziehen. Eine Berathung fand statt, und hier wurde beschlossen daß die Häuptlinge einander gegenseitig beistehen sollten die nächste Verhöhnung ihrer Gottheit zu strafen. Adu, der Häuptling von Mankassim, der Repräsentant der früheren Fantikönige, wurde als Wächter des Fetisch aufgestellt, die andern Häuptlinge versprachen ihn zu unterstützen, und die Verantwortlichkeit jeder Maßregel zu theilen.

So standen die Sachen, als ein Fetischmann, der ein untergeordneter Diener am Altar des großen Fetisch gewesen war, dieser Gottesverehrung entsagte und Christ wurde. Dieser Abfall beunruhigte die Fetischmänner noch mehr, und sie warteten nur eine Gelegenheit ab ihn auf die Seite zu schaffen. Diese bot sich bald, denn er erregte einen Renegatenhaß gegen seine alten Gefährten und sparte keine Mühe ihnen seine Verachtung zu zeigen. So ließ er nebst zwei andern sich beigehen in dem Wald etwas Holz zu hauen, was die Fetischmänner nicht sobald gehört hatten als sie Adu aufforderten die Verbrecher zu strafen. Er kam mit Tagesanbruch, ehe die Bewohner aufgestanden waren, ließ die Christen ergreifen und binden, gefangen nach Makassim führen und steckte ihre Wohnungen in Brand.

Nachricht von dieser Unthat kam an den Gerichtsbeisitzer durch einen Brief von einem unterrichteten Eingebornen der Nachbarschaft. Vor Empfang dieser Mittheilung hatten die englischen Behörden keine Kenntniß von den Berathschlagungen der Häuptlinge gehabt, noch von den andern den Vorfall betreffenden Umständen.

Ein Soldat wurde sogleich nach Mankassim geschickt um die Freilassung der Gefangenen zu verlangen, und Adu aufzufordern sein Benehmen zu erklären und zu rechtfertigen. Ueberzeugt daß eine so grobe Mißachtung der englischen Autorität, wie sie seit dem Schluß des Aschantikriegs nicht vorgekommen war, nur von einem Mann begangen seyn konnte der auf das Schlimmste gefaßt war, forderte der Gerichtsbeisitzer zugleich den Häuptling von Anamboe, Ammuney, auf, bei Adu seinen Einfluß aufzubieten daß er sich der Autorität unterwerfe und der Aufforderung Folge leiste. Inzwischen trieben ihn die Fetischmänner an, den Renegaten ertränken zu lassen; aber Adu schreckte vor diesem entscheidenden Schritte zurück. Immer noch achtete er die englische Regierung, und konnte sich nicht entschließen eine That zu begehen, die er als vollständige Aufkündigung des Gehorsams betrachten mußte. Während sie hin- und herstritten, kam die Ladung an ihn, die, vom Ammuney's kräftigem Zureden unterstützt, die Wirkung hatte ihn zum Gefühl seiner Gefahr zu bringen. Er willigte ein zu Cap Coast an einem bestimmten Tage zu erscheinen, entschuldigte sich aber, den Soldaten nicht begleiten zu können, da er seine Leute,

Digitized by Google

die ihn begleiten müßten, erſt in einigen Tagen zuſammenbringen könne. Er verſprach die Gefangenen, denen kein Leid geſchehen ſolle, mitzubringen.

Dieſe Antwort ward nicht angenommen, und ein zweiter Bote an ihn abgeſchickt, mit dem Begehren, der Einladung ohne Verzug zu folgen.

Indeß hatte er ſich fertig gemacht, und da ſämmtliche Fantihäuptlinge ſeine Sache als die des Fetiſch zu der ihrigen gemacht hatten, rüſteten ſie ſich ihn zu begleiten und ihn bei dem Proceß zu unterſtützen. Als ſie nun nach Anamaboe gekommen waren, ſchrieb er einen Brief an den damaligen Gouverneur Hrn. Bannermann, und bat ihn, nicht darauf zu beſtehen daß ſie nach Cap Coaſt kämen, da ſie ein großes Gefolge bei ſich hätten, und es ihnen ſchwer würde ſolches dort zu erhalten; er bat deßhalb den Gerichtsbeiſitzer nach Anamaboe zu ſenden „um das Palaver zu hören," und gab zugleich die ſtärkſten Verſicherungen daß ſie der Entſcheidung ſich völlig unterwerfen würden.

Dieß Verlangen wurde gewährt, und die Sache zu Anamaboe unterſucht, aber der Beiſitzer war nicht wenig erſtaunt bei ſeiner Ankunft daſelbſt ſämmtliche Fantihäuptlinge mit mindeſtens 3000 Mann in ihrem Gefolg vorzufinden.

Er hatte bald den wahren Stand der Sache ausgemittelt. Es gieng aus dem Zugeſtändniß der Chriſten, wie aus dem Zeugniß anderer augenſcheinlich hervor daß die erſtern abſichtlich die Fetiſchverehrer beleidigt hätten, und ihr Benehmen darauf berechnet geweſen ſey ſie zu reizen. Auch Adu ſuchte ſein Verfahren nicht zu läugnen, es vielmehr zu rechtfertigen als eine Pflichterfüllung gegen die Götter. Leicht war es den Sachverhalt zu ermitteln, aber nicht ſo leicht die Sache in angemeſſener Weiſe zu behandeln. Man mußte die Vorurtheile des Volks, das an ſeinen Fetiſch glaubte, ſchonen, und im höchſten Grade unparteiiſch gegen Chriſten und Heiden handeln. Die Entſcheidung fiel dahin aus: Adu ſolle den Chriſten den vollen Werth ihres verbrannten Eigenthums, der auf 56 Pfd. berechnet wurde, bezahlen, ferner eine Buße an die Regierung von 40 Pfd. wegen offenkundiger Verletzung der Geſetze; die aber welche den Fetiſch verhöhnt hatten, mußten 20 Pfd. an die Fantihäuptlinge als Genugthuung für die ihnen durch ihren Fetiſch angethane Beleidigung erlegen. Man könnte vielleicht annehmen, die erlittene Behandlung ſey hinreichend geweſen die Chriſten von weiterer Strafe zu befreien, aber ohne die Entſcheidung auf den urſprünglichen Sachverhalt zu gründen, wäre es unmöglich geweſen die Fetiſchverehrer zu überzeugen daß man ſich nicht parteiiſch für die Chriſten benommen habe.

Sobald das Urtheil gefällt war, verlangten die Häuptlinge, wie ſie dieß oft thun, daß man ihnen geſtatte ſich zurückzuziehen um darüber zu berathen. Als ſie zurückkehrten, erkannten ſie die Gerechtigkeit desſelben hinſichtlich der ihnen zugeſchiedenen Entſchädigung, ſowie der ihnen wegen Geſetzesverletzung auferlegten Strafe an, und drückten ihre Bereitwilligkeit aus ſich dem Theil des Spruches zu unterwerfen, aber alle ihre Gefühle empörten ſich gegen den Gedanken die Chriſten für ihre Verluſte zu entſchädigen. Dieſe waren in ihren Augen eine ganz ungenügende Beſtrafung für die dem Fetiſch angethane Beleidigung. Sie verlangten ferner daß die Chriſten nicht mehr in ihr Dorf und in die Nähe ihrer Pflanzungen ſollten zurückkehren dürfen, als ein Zeichen der Achtung für den Fetiſch, die zur Abwendung ſeines Zorns von dem ganzen Lande weſentlich ſey.

(Schluß folgt.)

Der Urſprung der Omnibus.

(Aus dem Athenäum.)

Man ſollte doch annehmen können, die Omnibuſſe ſeyen ſchon in alten Zeiten erfunden, ihr Beſtehen ſey etwa bereits 200 Jahre alt? Und ſo verhält es ſich auch in der That. Im Jahr 1662 autoriſirte — wie wir aus den Angaben eines jungen und unternehmenden Zeitgenoſſen, des Courrier de Paris, erfahren — ein königliches Decret Ludwig XIV die Errichtung einer Omnibuslinie, Fahrten zu 5 Sous. An der Spitze der Geſellſchaft ſtand der Herzog von Roanès nebſt einigen Marquis, und der Name Pascals gereichte ihr nicht zu geringer Zierde. Die Verordnung beſtimmte ausdrücklich daß dieſe Kutſchen, deren urſprünglich ſieben waren, die je mit acht Sitzplätzen verſehen waren, zu beſtimmten Stunden zwiſchen entlegenen Pariſer Stadttheilen hin- und herfahren müßten, gleichviel ob ſie mit Perſonen beſetzt wären oder nicht. Dieſe Einrichtung ſollte „für Leute dienen die deren nothwendig bedurften, die vor Gerichten zu thun hätten, für ſchwächliche und andere Perſonen, die nicht die Mittel haben Wagen zu benützen die man nicht unter einer Piſtole oder ein paar Kronen für den Tag miethen kann." Da nun eine Piſtole 11 Frcs. und die Krone (écu d'or) 5 Frcs. galt, ſo mußte die Errichtung ſo billiger Omnibuſſe allgemeinen Beifall unter der Bevölkerung der Hauptſtadt finden, und hatte auch die öffentliche Inauguration derſelben, die an einem Märzmorgen im Jahr 1662 um 7 Uhr Morgens ſtattfand, die Bedeutung eines großen und erfreulichen Actes. Drei der „Buſſe" giengen von der Porte St. Antoine und vier vom Palais Luxemburg ab. Ehe der Act vor ſich gieng, hielten zwei Commiſſäre des Châtelet [1] in ihren Amtsgewändern, begleitet von vier Gardiſten des oberſten Richters, einer Schaar Stadtbogenſchützen und vieler Reiterei vor den entzückten Maſſen des Volkes einen feierlichen Aufzug. Dieſe Commiſſäre ließen unter dieſes eine ſchriftliche Anſprache über die Vortheile der Omnibuſſe austheilen, ermahnten die berittenen Soldaten gute Ordnung zu halten, und wandten ſich hierauf zu den Kutſchern, um jedem einen langen blauen Rock anzulegen, der an der Vorderſeite die Wappen des Königs und der Stadt in zierlicher Stickerei trug. Mit dieſem wunderlichen Aufzug angethan, ſetzten nun die Kutſcher ihre Wagen in Gang, und jenen ganzen Tag über ritt ein Gardiſt neben einer jeden der Kutſchen einher, während Fußſoldaten und Berittene dem Weg entlang die erforderliche Ordnung herſtellten.

Eine Zeitlang war ganz Paris darauf verſeſſen in dieſen Omnibuſſen zu fahren, und denen die das Glück hatten eben Plätze zu bekommen, ſah alles neidiſchen Blickes nach. Die 5 Sous-Kutſche bildete das Ereigniß des Tages, ſelbſt der „große Monarch" fuhr in einer ſolchen eine Strecke weit nach St. Germain, und die Schauſpieler des Marais führten auf ihrem Poſſentheater die „Intrigue um eine 5 Frcs-Kutſche" auf. Und ſo ſcheint es daß die wohlhabendern Claſſen eine gute Weile dieſe Fuhrwerke für ſich in Beſchlag genommen haben; eigenthümlich aber iſt der Umſtand daß, als die Luſt daran bei ihnen nachließ, die ärmern Claſſen ſich der Omnibuſſe nicht bedienen wollten. So ſchlug das Unternehmen fehl. Gleichwohl tauchte dieß Fahrſyſtem mit einigen Modificationen wieder im Jahr 1820 in London auf, und wie es einſt in Paris

[1] Le grand Châtelet, d. i. das Gebäude des großen Gerichtshofes von Paris; es wurde während der Revolution zerſtört.

geschah, so kam das neue Fuhrwerk auch hier auf die Bühne, da es stürmischen Beifall und eine hübsche Casse eintrug durch die Aufführung „the Omnibus, or a Convenient distance.“

Saracenen in der Schweiz.

Die Revue des Sociétés savantes bringt folgende Analyse eines in den Denkschriften der Züricher Alterthumsfreunde enthaltenen interessanten Aufsatzes. „In den letzten Jahren des neunten Jahrhunderts, und bis zum Jahr 974 ungefähr, sagt sie, hatte sich eine Bande saracenischer Räuber aus Nordafrika in den Engpässen der Alpen und namentlich in den Schluchten des großen St. Bernhard niedergelassen, von wo aus sie den Süden und den Osten der Schweiz unablässig plünderten. Ihre Ausflüge erstreckten sich bis nach Savoyen und Piemont, und im Jahr 954 bedrohten sie sogar St. Gallen. Die Gefangennahme des heiligen Majolus im Jahr 973 bestimmte endlich den Grafen von Provence diese gefährlichen Banditen, deren Anzahl sich auf mehr als tausend belief, mit allen seinen Streitkräften anzugreifen, und ihnen mit einemmal den Garaus zu machen, was ihm auch vollständig gelang. Der Verfasser dieses Aufsatzes in der Zürcher Zeitschrift begnügt sich indeß nicht mit diesen den abendländischen Schriftstellern über die Colonie der Saracenen in der Schweiz entnommenen Angaben, sondern er sucht sie auch durch die Denkmäler zu bestätigen welche für die Anwesenheit der Saracenen in der Schweiz Zeugniß ablegen. Außer einer vergleichenden Tabelle in lateinischer Sprache führt er unerklärbare Namen von Engpässen im Wallis, die er mit Recht aus dem Arabischen herleitet, Mauern, Fußpfade und Höhlen an, welche man als „saracenisch“ bezeichnet, und die mit dieser Niederlassung in Verbindung stehen können. Er sucht ferner Beweise dafür in den vielen in der Schweiz gemachten Münzfunden. Allein dieser Theil seiner Beweisführung kann nur mit Einschränkungen zugelassen werden. Die zunächst in Sternbeck gefundenen Münzen, welche, wie Frähn gezeigt, den letzten Abassidischen Statthaltern von Nordafrika angehören, können zwar von dieser aus dem Reich der Aglabiten zu Keruan oder dem der Idrisiten gekommenen Bande herrühren; nicht so aber verhält es sich mit den bei Moudon (Milden) gefundenen, deren Inschriften unrichtig gelesen wurden. Es sind dieß Münzen von Samanid-Ismaïl-Ebn-Ahmed (874—907) und von zwei Buiden, deren einer von 935—976, der andere von 977—983 regierte; sie wurden nicht, wie Hr. Keller vermuthet, in Aegypten, sondern in Samarkand und Bagdad geschlagen; die letzteren namentlich zu einer Zeit in welcher die St. Bernhard-Colonie nicht mehr bestand. Es ist viel einfacher, wenn man annimmt daß sie italienischen, mit Bagdad in ununterbrochenen Handelsverbindungen stehenden Kaufleuten angehörten, und diese sie verloren haben. Der Mantel von Loire (einem Flecken an der Rhone im Lyonnais) mit seiner kufischen Inschrift rührt ebenfalls aus dem nördlichen Italien her, wo man in mehreren Kirchen ähnliche sieht. Es scheint uns zweifelhaft ob man sein Alter bis in die Zeit der genannten Colonie versetzen kann; wahrscheinlich stammt er aus Sicilien, welches noch unter den Hohenstaufen eine große Fabrik arabischer Seidengewebe besaß.“

Wissenschaftliche Notizen aus der 27. Versammlung der British-Association.

Einfluß des Mondes auf irdische Temperaturen. Ueber ein auf dem Mondeinfluß beruhendes Temperaturgesetz sagte Hr. J. P. Harrison: obgleich man im allgemeinen annehme daß die Frage bezüglich des Einflusses des Mondes auf die Atmosphäre unsers Planeten durch die Forschungen Arago's entschieden sey, so glaube er doch, ohne Widerspruch befürchten zu dürfen, in der Lage zu seyn das Gesetz zu erweisen. Er habe 280 Lunationen mit den entsprechenden mittleren Temperaturen [1] reducirt und in die Form von Tabellen und Curven gebracht; die Gesetze zu welchen er dadurch gelangte, seyen: 1) zwischen der ersten und zweiten Octante ist die Temperatur unmittelbar nach dem ersten Viertel, sowohl durchschnittlich als auch, mit seltenen Ausnahmen, in jeder einzelnen Lunation höher als die Temperatur kurz vor dem ersten Viertel; 2) insbesondere aber ist die mittlere Temperatur der jährlichen Mittel des zweiten Tags nach dem ersten Viertel (oder am zehnten Tag des Mondsalters) stets höher als die des dritten Tages vor dem ersten Viertel (oder dem fünften Tag der Lunation). Die Tabellen und Curven von denen die Abhandlung begleitet waren, erläuterten dieses Gesetz sehr umständlich.

•

Lichtstärke der Sonne. Aus einer Vergleichung des Sonnen-, Mond- und künstlichen Lichts ergibt sich, nach den Bestimmungen Eulers und Wollastons, daß die Sonnenstrahlen eine Leuchtkraft haben gleich der von 14,000 Kerzen in einer Entfernung von einem Fuß, oder von 3500 Quadrillionen Kerzen in einer Entfernung von 95 Millionen (engl.) Meilen. Hieraus folgt daß die Lichtmasse welche der Sonnenscheibe entströmt, sich durch die tägliche Verbrennung von 200 Talgkugeln, deren jede der Erde an Größe gleich ist, kaum hervorbringen ließe. Eine Kugel brennbaren Stoffs, viel größer als die Sonne selbst, würde bei Unterhaltung ihres wundervollen Glanzes alle zehn Jahre aufgezehrt werden, und ihre Atmosphäre, wäre sie reines Oxygen (Sauerstoff), sich binnen wenigen Tagen bei einem so großen Brande verbrauchen.

•

Torf-Leuchtgas. Hr. R. L. Johnson bemerkte, es sey nun nahezu ein halbes Jahrhundert, seitdem ein von der Regierung zur Berichterstattung über irischen Torf bestellter Parlamentsausschuß die Stadt Sligo und die Hügel von Howth als die äußersten Punkte einer geraden Linie, und Galway und

[1] Leider ist nicht gesagt ob die Beobachtungen an verschiedenen Orten angestellt wurden, so daß man nicht weiß ob eine allgemeine oder nur eine locale Erfahrung gewonnen wurde.

Digitized by Google

Wicklon Head als die äußersten Punkte einer andern geraden Linie bezeichnete, zwischen welchen sechs Siebentel alles Torfes in Irland liegen; das letzte Siebentel sey an Oertlichkeiten auf beiden Seiten dieser Linien vertheilt. Nachdem Hr. Johnson die verschiedenen Oertlichkeiten an denen der Torf vertheilt ist namhaft gemacht, und dabei die Gesammtzahl der Acres auf drei Millionen geschätzt hatte, gieng er in eine umständliche Schilderung der Art und Weise ein wie er aus gemeinem Torf, durch doppelte Zersetzung der Torfbestandtheile, Leuchtgas erzeugte. Er führte an, man habe zur Erzeugung des Gases neuerlich Werke errichtet, welche an zwei Orten in Irland in Thätigkeit seyen. Das erzeugte Gas sey gut, und die Kosten beliefen sich, nach den Angaben eines Mannes der dasselbe benütze, auf nicht ganz 2 Shillinge für tausend Kubikfuß. Aus einem einzigen Pfund gewöhnlichen Torfs lasse sich Licht für eine Zeitstunde bereiten, und da die Kosten so außerordentlich gering seyen, so werde man es endlich in ganz Irland in ausgedehntem Maß gebrauchen; auch gebe es bei Erzeugung desselben ein Drittheil Kohle.

•

Ueber einige beim Schmelzungsprocesse gewisser Substanzen beobachtete Erscheinungen, v. J. Nasmyth. Man hielt bisher dafür, das Wasser mache eine besondere Ausnahme von dem Gesetz daß die Stoffe in dem Verhältniß specifisch leichter würden als ihre Temperatur erhöht würde. Wird nämlich Wasser von 32° F. noch weiter erhitzt, so wird es dichter und specifisch schwerer, bis es 40° erreicht, wonach aber bei noch weiterem Erhitzen seine Dichte in einem bestimmten Verhältnisse wieder abnimmt. Aus den von Nasmyth angegebenen Thatsachen geht indeß hervor daß das Wasser in dieser Beziehung keine besondere Ausnahme bilde, sondern daß jenes Phänomen der Veränderung des Dichteverhältnisses im Moment des Festwerdens bei den Schmelzungsprocessen aller uns bekannten Stoffe vorkomme, und zwar so augenfällig daß Nasmyth jene beim Wasser geltende Ausnahme zum allgemeinen Gesetze für alle Substanzen angenommen wissen will, da er jedesmal gefunden daß eine geschmolzene Substanz dichter, oder specifisch schwerer ist als im ungeschmolzenen Zustand. Als Beweis hiefür mag dienen daß, wirft man ein Stück festes Blei in einen mit geschmolzenem Blei gefüllten Topf, das feste, also ungeschmolzene, auf dem flüssigen, also geschmolzenen, Metalle obenauf schwimme. Nasmyth behauptet, er habe dieselbe Erscheinung bei allen Stoffen wahrgenommen, mit denen er Versuche angestellt habe, so bei Silber, Kupfer, Eisen, Zink, Zinn, Antimon, Wismuth, Glas, Theer, Harz, Wachs, Talg ꝛc., und daß das gleiche der Fall sey bei allen Gemengen und Mischungen jener Stoffe. Ebenso behauptet er daß der normale Dichtegrad bei den meisten Stoffen, kurz nachdem sie fest geworden, wieder eintrete, und nur bei einigen schon während des Vorganges des Festwerdens. Auch glaubt Nasmyth auf Grund von ihm angestellter Versuche die Vermuthung aussprechen zu dürfen daß bei Erhitzung geschmolzener Metalle weit über ihren Schmelzpunkt hinaus der höchste Dichtegrad eintrete, wie dieß beim auf 40° erhitzten Wasser der Fall sey, und die Wiederabnahme des Dichteverhältnisses bei noch weiterer Temperaturerhöhung eintrete; doch sey er bisher nicht in der Lage letztern Umstand mit völliger Gewißheit nachzuweisen.

•

Die Straßen des alten Paris.

(Schluß.)

Wenn im Mittelalter die Expropriation zum Besten des öffentlichen Wohles bestand, so wurde sie doch nur selten in Wirkung gesetzt, obgleich sie Gesetzeskraft besaß. Eine Ordonnanz Philipp des Schönen von 1303 besagt daß die Besitzer von Grundstücken welche zu Gründung und Vergrößerung von Kirchen oder Presbyterien erworben werden sollen, sie zu einem billigen Preise abgeben müssen. Philipp der Schöne wendete dieses Recht auch auf die Vergrößerung seines Palastes in der Cité an; aus zwei Actenstücken geht hervor daß im Monat August 1312 seine Bevollmächtigten in seinem Namen von zwei Häusergruppen Besitz nahmen, von der einen um die Gebäude des Palastes weiter auszudehnen, von der andern zu Verbreiterung der Straße, und daß er den Schadenersatz bestätigte, welchen nach Ansicht der Pariser Geschworenen und anderer Urkundspersonen diese Bevollmächtigten den Besitzern zugesprochen hatten.

Aber nicht allein die königliche Macht beschränkte die Rechte der Grundherren, auch der Municipalrath that es, dessen Gewalt, durch das Königthum unterstützt, sich stets zum Nachtheil derselben ausdehnte. Im 15ten Jahrhundert waren es die Wegbauer der Lehensherren, welche die Richtung der Neubauten angaben, vom Beginn des 17ten Jahrhunderts an waren es die der Stadt.

Die zu Paris aufgedeckten Römerstraßen sind höchstens sieben Meter breit; es scheint nicht daß im Mittelalter von diesen Vorbildern abgegangen worden. Die Straße Neuve-Notre-Dame, welche am Ende des 12ten Jahrhunderts eröffnet worden, zeigt wie eine solche nach damaligen Begriffen angebracht und des Prachtbaues, zu dem sie führte, würdig angelegt wurde. Sie hatte ungefähr sieben Meter Breite. Nach einer Verordnung von 1222 sollte der Weg am Rande des Wassers nur 18′ breit seyn; diese Dimension scheint noch im 16ten Jahrhundert für beträchtlich gehalten worden zu seyn, da die Straße der Juiverie in der Cité, in welcher ein sehr lebhafter Verkehr stattfand, im Jahr 1507 nur bis zu 20′ verbreitert wurde. Was die Nebenstraßen betrifft, so wechselte die Breite bedeutend, und gieng in den Gäßchen bis zu 3 und 4′ herab. Zwei Toisen und eine halbe war die gewöhnliche Breite.

Im Mittelalter hatten die Straßen keine andern Namen als die welche sie dem Belieben ihrer Bewohner verdankten; die Obrigkeit schritt weder bei ihrer Einführung noch Beibehaltung ein; auch war es gewöhnlich daß eine Gasse verschiedene Namen hatte. So führte die Straße der Ebevet-Saint-Landry vier verschiedene Namen, außer dem welcher ihre Lage bezeichnet; man nannte sie in demselben Jahrhundert kurzweg Saint-Landry, Rue de la Couronne de Verseuil, und de la Pomme. Die Gewohnheit, eine Straße nach ihren verschiedenen Abschnitten anders zu benennen, mußte viele Irrungen herbeiführen, erleichterte aber andrerseits das Aufsuchen der Häuser, da noch keine Numerirung stattfand.

Die großen Verbindungsstraßen (die Straßen St. Denis, St. Honoré ꝛc.) wurden Chausseen caboceiæ genannt; das Wort rue (Gasse), wird in den meisten Urkunden mit vicus gegeben, aber es findet sich auch strata, ruga, und selbst der barbarische Ausdruck rua dafür; ruelle (Gäßchen) wurde durch ruella und viculus übersetzt. Viculus Sanctæ Crucis steht in einer Urkunde von 1119, eine der ältesten welche einen Straßennamen enthält, mit Ausnahme der von 862, durch welche Karl der Kahle dem Bischof von Paris die steinerne Brücke vergabt, welche er erbaut hatte, und worin die Straße St. Germain l'Auxerrois erwähnt wird, via et rua Sancti Germani und eine andere von 820, worin

Digitized by Google

ebenfalls von der Straße St. Germain die Rede ist, ruga Sancti Germani, wie auch von einem Königswege, regalis via, welcher die Straße St. Martin seyn muß. In dem merkwürdigen Census des 9ten Jahrhunderts, worin die Besitzungen und Lehen von St. Maur des Fossés, welche in Paris gelegen waren, aufgezählt sind, werden die Wege welche die Grundstücke begränzen, allgemein durch via publica bezeichnet, was glauben läßt daß die meisten Straßen anfänglich gar keine besondern Benennungen besaßen.

Die Namen der Straßen sind von verschiedenen Ursprüngen, und es lassen sich die neun folgenden Kategorien derselben annehmen.

1) Straßen welche ihren Namen irgendeinem bemerkenswerthen Bauwerke in ihrer Nähe, oder zu welchem sie führten, verdankten. Diese waren zu allen Zeiten die häufigsten und machten ein Viertheil der Gesammtzahl aus. Die Hauptzugänge der Stadt, die Straßen St. Denis, Saint-Martin, St. Jaques ꝛc. geben Zeugniß davon, und wurden bei Beginn des 13ten Jahrhunderts oftmals in ihren dem Mittelpunkt entfernter gelegenen Theilen Chaussées oder Hochstraßen genannt, weil man noch nicht gewöhnt war sie als wahrhafte Gassen, sondern eher als Wege anzusehen. In diese Kategorie gehören auch alle jene welche ihren Namen von dem Hôtel oder den Besitzungen irgendeines weltlichen oder geistlichen Herrn entlehnen, wie die Straßen des Königs von Sicilien, Herzogs von Burgund ꝛc.

2) Straßen welche ihren Namen von irgendeinem Individuum entlehnen, welches sie bewohnte oder Besitzungen darin hatte. Im 13ten Jahrhundert, wo noch viele Gassen keine eigentliche Benennung hatten, nahmen die Pariser oftmals ihre Zuflucht zu dem Namen irgendeiner bekannten Persönlichkeit; so kamen die Namen Pierre Sarrazin, Jean Paix-Mollet, Jean Tison ꝛc. bis auf uns. Schon zu Ende dieses Jahrhunderts aber waren viele derselben verschwunden, und im 17ten Jahrhundert findet sich kaum noch eine Spur dieser Art die Straßen zu benennen, wenn es nicht durch die Könige zu Ehren irgendeines Staatsmannes geschah.

3) Straßen die ihren Namen einem Aushängschild entlehnen. Nach dem Steuerbuch von 1292 zu urtheilen, was durch andere Documente bestätigt wird, verhielten sich diese zu den übrigen wie Eins zu Zwanzig, während dieselben mit Personen-Namen mehr als ein Fünftheil ausmachten; später fand das Gegentheil statt, und die Straße André Mallet wurde in Rue du Coq, Jaques-Gentier, in Rue des Coquilles ꝛc. verwandelt.

Wenn im 13ten Jahrhundert die Straßen-Namen nach Aushängschilden noch selten waren, so gab es doch schon in seiner ersten Hälfte eine Rue du Cerf (später de la Monnaie), und die Straße Serpente, Vicus Serpentis. Noch älter ist die Benennung der Straße St. Antoine als Rue de l'Aigle.

4) Straßen nach Gewerben oder Kramladen benannt; diese machen ein Neuntheil aus und haben meist Namen bis auf unsere Zeit bewahrt. Im Mittelalter hatten Handwerker und Handelsleute, welche dasselbe Gewerbe trieben und dieselben Waaren verkauften, eine große Vorliebe sich an einem gegebenen Punkte zu sammeln und zu gruppiren. Diese Tendenz, wovon noch im 17ten Jahrhundert der Quai des Orfèvres Zeugniß gibt, der durch die zahlreichen Schuhmachersbuden in der Straße Guérin-Boisseau noch vorhanden ist, hatte ein Recht zu ihrem Bestehen, und verwandelte eine Straße gleichsam in einen Markt, wo der Käufer Auswahl und billige Preise fand, indem dadurch eine Art Börse gebildet wurde, die dem Handel und dem Gewerbe gleich sehr zu statten kam, und wo jeder sich über Preis und Nachfrage belehren konnte; daher die Namen der Tonnellerie, Ferronnerie ꝛc.

In dem alten Paris hatten Handel und Gewerbe ihren Sitz in der innern Stadt am rechten Flußufer, wo sich die meisten Straßen-Namen nach Gewerben finden. Doch gab es deren auch einige in der Cité, wie la Pellerie, Vieille Draperie ꝛc., aber sie waren in dem ruhigen wissenschaftlichen Quartier der Universität selten, wo die freien Künste ihren Sitz hatten, wie die Schreiber in der Straße der Parcheminerie, und die Maler welche die Straße Boute-Brie bewohnten.

5) Straßen welche ihren Namen einem Gebiet oder Grundbesitz verdankten; diese behielten den Namen des Gebietes in welchem sie lagen, wie es bei der Straße der Sept-Voies, Lans (Hachette), des Clos-Bruneau, der Fossés St. Germain ꝛc., und vielen andern geschah.

Viele haben auch den Namen des Pfades behalten, an dessen Stelle sie getreten sind, wie die Rues de Vaugirard, des Chemin-Vert ꝛc. Die Rue Garlande hat ihren Namen von dem Edelsitz Garlande an welchem sie anstreifte, und die Rue de Virouette von der Herrschaft Virouette in Thérouenne.

6) Straßen deren Name einer besondern Einwohnerclasse entnommen ist; diese sind ziemlich zahlreich und beziehen sich auf das Amt des Individuums, wie die Straßen au Chantre und au Maire, dann von den Landsmannschaften, welche durch die Lombardstraße, Bretonnerie ꝛc. vertreten wurden. Es gab zu Paris mehr als vier oder fünf Judenstraßen, die bedeutendste derselben durchschneidet die Cité und war einer der wichtigsten Verbindungswege der Stadt. Sie war im 12ten Jahrhundert, wie auch ihre Umgebungen, vor allem die Vieille Draperie, von einer Masse Juden bewohnt, welchen nach Rigord die halbe Cité gehörte, die bei deren Verfolgung 1182 alle vertrieben wurden. Ihren Namen hat sie aber noch nahezu sieben Jahrhunderte beibehalten.

7) Straßen welche nach irgendeiner Eigenthümlichkeit benannt werden. Unter diesen sind als Straßendurchbrüche bemerkenswerth: Où Dieu fut bouilli (Billettes), Fumier, Orties, rue perdue, à deux Portes ꝛc. Letztere zählt man wohl ein Dutzend, worunter aber nicht alle enthalten sind die diesen Namen verdienten. Die Straßen Jouarre, des Orfèvres waren gleichfalls zu beiden Enden verschlossen, eine nicht überflüssige Vorsicht gegen die Uebelthäter, welche mit einbrechender Nacht die Stadt durchstreiften.

8) Straßen mit lächerlichen oder zweideutigen Namen. Unsre Altvordern waren scherzhafter Laune und bedienten sich ihrer Sprache nicht mit besonderer Zartheit, sondern bestrebten sich eher sich derb und figürlich auszudrücken, unbekümmert um jene Ziererei, von der man heutzutage nicht abweichen darf, und welche sehr lästig ist, wenn man gewisse Ausdrücke niederschreiben soll, welche noch zu Voltaire's Zeiten ohne Scheu gedruckt werden konnten. Vor 300 oder 400 Jahren nannte man noch bezeichnend Coupe-gueule eine Straße, wo man leicht Gefahr lief niedergemacht zu werden, und Breneuse eine andere, welche bewies wie nothwendig die Parlamentsverordnungen von 1533, 1538 und 1553 über die Abtrittsgruben gewesen. Aus ähnlichen Ursachen trugen mehrere Gäßchen den gemeinen Namen jenes unseligen Geräusches, welches eines Tages der Herzog von Mercoeur vernehmen ließ, als er sich vor Heinrich IV verneigte, und welches ihn zum Gespött des ganzen Hofes machte. Zwei andere Straßen, Trasse- (Trans-) Nonnain, bisweilen noch deutlicher bezeichnet, und Pute-y-Muse (Petit-Muse), spielten auf den wenig erbaulichen Lebenswandel der „Filettes" oder „Meschinettes" an, welche sie bewohnten. Mehrere andere, wahrscheinlich in Beziehung auf die weibliche Bevölkerung nicht minder wohl ausgestattet, wurden durch so unverschleierte Benennungen bezeichnet daß sie kaum zur Hälfte geschrieben werden

Digitized by Google

können (Gratte ..., Tire boudin ꝛc.). Man würde ſich übrigens täuſchen, wenn man glauben ſollte daß dieſe Namen nur ausſchließlich von den rohern Claſſen gebraucht worden wären; man findet ſie noch im 16ten Jahrhundert ſogar in dem Cenſus des Bisthums, wo ſie gewiß ohne alle Abſichtlichkeit figuriren.

9) Straßen deren Namen unbekannten Urſprungs ſind; dieſe ſind nur in geringer Zahl vorhanden, und laſſen ſich großentheils deuten. So halten wir dafür daß die Straßen Beaurepaire, Montorgueil, Malaparole ihre Namen einem Individuum verdanken. Einer der ſchwierigſten zu erklären iſt des Arcis, welchen eine Straße und auch eine Kirche der Cité führt, was wir zu unſerm Bedauern bisher vergeblich verſucht haben.

Miscellen.

Zur Charakteriſtik M'Clure's, des Entdeckers der nordweſtlichen Durchfahrt. Wir haben in dieſen Blättern ſeiner Zeit bemerkt daß während der der Ankunft Lieutenants Pim in der Mercy-Bay vorausgegangenen Nacht der erſte Todesfall an Bord des Inveſtigator, ſeit der Abfahrt dieſes Schiffs im Januar 1850 von England, ſich ereignet hatte. Die Wirkung auf die Gemüther der Mannſchaft war eine ſolche wie man ſie erwarten konnte, denn Hunger und Verzweiflung hatten ihr bereits faſt allen Muth benommen, und dieſe Stimmung machte ſich an Körper und Geiſt fühlbar. Capitän M'Clure berief daher, in der Abſicht die Leute zu beruhigen und ihren ſinkenden Muth aufzurichten, „alle Hände" auf das Quarter-Deck, und bat ſie in einer kurzen Rede, in welcher er auf den Tod ihres Schiffsgenoſſen hinwies, ſich ſelbſt und dem Dienſt welchem ſie angehörten treu zu ſeyn; nicht zu verzweifeln, ſondern vorwärts zu blicken in die Zukunft, mit dem feſten Entſchluß die Schwierigkeiten ihrer jetzigen Lage zu bewältigen, und die Wechſelfälle welche über ſie kämen mit der ganzen Mannhaftigkeit brittiſcher Seeleute zu tragen. Am Schluß erinnerte er ſie daß ſie in der Hand eines gnädigen Gottes ſtünden, hier wie anderswo, und ſo ſchärfte er ihnen dieſelben Grundſätze ein wie Sir Humphrey Gilbert, welcher (in den Worten des begeiſterten Longfellow) zu ſeinen erſchreckten Matroſen ſagte:

Do not fear! Heaven is as near
By water as by land.

(Fort mit der Furcht. Gott iſt ſo nah auf dem Waſſer wie am Land.) Capitän Mac Clure ſchmückte ſeine Anrede damit aus daß er auf eine Wolke deutete, deren Rand hell beleuchtet war, und daß er ſeinen Zuhörern die Verſicherung gab daß nicht dieſe nur, ſondern jede Wolke ihren Silberſaum habe; dann fügte er bei: „Es iſt meine feſte Ueberzeugung daß die Wolke des Unglücks die jetzt über uns ſchwebt, keine Ausnahme von dieſer Regel machen wird!" An demſelben Tage noch traf die Forſchungsabtheilung aus der „Reſolute" bei ihnen ein. Am folgenden Morgen verſammelte der Capitän die Mannſchaft abermals um ſich, wies in ſeiner Anrede auf die augenſcheinliche Einwirkung eines alliebenden Gottes, wie ſie ſich jetzt an ihnen kundgethan, hin und ſchloß mit den Worten: „Ich hatte alſo Recht, liebe Leute, wenn ich ſagte, jede Wolke habe ihren Silberſaum — die Ankunft der kleinen Schaar von der „Reſolute" iſt der unſrige. Seyd daher, meine Mannen, bei eurer Rückkehr zu euren Familien und in eure Heimath, ich bitte euch darum, eingedenk daß es in England ebenſowohl Kirchen als Wirthshäuſer gibt." (M'Dougalls Voyage of the Resolute.)

*

Der größte Banianenbaum. Im Dekhan iſt ein berühmter Banianenbaum (Ficus indica), der größte in Indien. Man denke ſich einen Baum der drei bis vier Morgen Landes bedeckt. Es thun ſich unter ihm zahlloſe Viſtas auf, welche vollkommene Alleen bilden, und der Schatten iſt ſo vollſtändig daß man ſelbſt um die Mittagszeit unbedeckten Hauptes unter ihm ſitzen kann. Ein Dutzend Pic-nic-Partien können ſich in ſeine waldigen Abgeſchiedenheiten gleichzeitig zurückziehen, ohne daß die eine von der Anweſenheit der andern etwas erfährt. Der Baum bildet in der That einen kleinen Wald für ſich ſelbſt. Die Eingebornen betrachten ihn als eine Gottheit, und man kann ihn leicht für einen Tempel halten, denn die tauſend Schoſſe die von allen Seiten emporwachſen, ſehen aus wie Säulenreihen welche die gebogenen Aeſte ſtützen, und da und dort zeigen ſich offene Plätze welche Capellen gleichen, während das büſchelartige Blätterwerk ein düſteres religiöſes Licht über das Ganze verbreitet. (United Service Magazine.)

*

Tod des Oberſten Hamerton in Sanſibar. Wir entlehnen einem Brief d.d. Sanſibar, 8 Jul. 1857, das folgende: „Da ich weiß daß Sie alles intereſſirt was auf Oſtafrika Bezug hat, ſo benütze ich die gegenwärtige Schiffsgelegenheit, um Ihnen den Tod des Colonel Hamerton zu melden. Er war ſchon ſeit geraumer Zeit leidend, und wartete nur bis ſeine Dienſtzeit zu Ende wäre, um dann Sanſibar zu verlaſſen und nach Europa zurückzukehren. Vor einem Monat vollendete er ſeine 32jährige Dienſtzeit, bei welcher Gelegenheit er ein Feſteſſen veranſtaltete, zu welchem wir auch eingeladen wurden. Bald darauf beſtieg er mit den HH. Burton und Speke das Schiff Said Suleiman, und reiſte dann unter Entfaltung der Flagge und dem Donner der Kanonen, die ſalutirten, nach Bagamojo [1] ab. Dort verweilte der Conſul bis zur Abreiſe der Expedition, welche am 26 Jun. ſtattfand. Er hatte dann die Abſicht noch etwa 10 Tage an der Küſte hin und her zu kreuzen, bekam aber Dyſenterie, welche ſchnell ſo bedenklich wurde, daß der Arzt Dr. Froſt auf die ſchleunige Rückkehr des Schiffs nach Sanſibar drang, wo er auch wirklich am Sonntag den 28 Jun. ankam, aber ſchon Abends um halb 9 Uhr todt war, und am nächſten Morgen unter dem Geleite aller Europäer und des Sultans Madſched und ſeiner Verwandten begraben wurde. Es ſchien daß er noch ſo lange erhalten werden mußte, bis unter ſeinem mächtigen Einfluß für die Sicherheit der HH. Burton und Speke, welche nach dem Innern reiſen, geſorgt war. Capitän Burton beſuchte mich öfters, und ſprach von der großen Genauigkeit der Karte Erhardts. Die Reiſenden fanden eine Karawane von 200 Mann, von denen 150 Feuergewehre haben. An ihrer Spitze ſtehen einflußreiche Araber, ſo daß für ihre Sicherheit und ihren Erfolg hinreichend geſorgt iſt, ſo weit es eben Menſchen möglich iſt. Rebmann."

[1] Bagamojo auf dem Feſtland gegenüber von Sanſibar iſt ein Dorf, wo die Karawanen ſich verſammeln, wenn ſie nach dem großen Binnenland Uniamesi aufbrechen.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 41.

9 October 1857.

Die Verbreitung der Gladiatorenspiele im römischen Alterthum außerhalb Italiens.

Mit der Vereinigung der gesammten alten Welt unter römischer Herrschaft beginnt die letzte Periode des Alterthums. Eine mehr oder minder vollständige Romanisirung aller Länder von Schottland bis Kabylien, von der pyrenäischen Halbinsel bis zum Euphrat, zum Theil schon in den letzten Jahrhunderten der Republik vorbereitet, vollendete sich unter den Kaisern. Die Particularrechte wichen überall dem allgemein gültigen Recht der Universalmonarchie, die Landessprachen wurden von dem welterobernden Latein nicht nur aus den Verwaltungsbureaux und Gerichtssälen, sondern zum großen Theil auch aus den Zusammenkünften der gebildeten Gesellschaft verdrängt; die griechische war die einzige die sich behauptete und den Untergang des Weltreichs überlebte. Ueberall wo der römische Soldat seine Standquartiere absteckte, der römische Colonist seine Aecker einfriedete, an der Donau und an der Themse, am Euphrat und am Nil, siedelte sich auch der römische Bankier und der römische Handelsmann mit an, zogen aus Italien der Feldmesser und der Architekt, der Opferpriester und der Rechtsgelehrte, der Schullehrer, der Künstler und der Handwerker nach. Mehr und mehr wurden die Gegensätze nivellirt, welche die Nationalitäten sonst so streng geschieden hatten; und neben der äußern Uniformität der officiellen Sprache, des Geldes, der Administration und Rechtspflege beweist die Durchdringung des ganzen Lebens mit römischen Elementen eine immer zunehmende Ausgleichung auch der innern Differenzen. Schon Plinius bezeichnete die Vollendung dieses Processes als die Aufgabe des römischen Reichs. Italien schien ihm von den Göttern ausersehen die zerstreuten Herrschaften zu vereinen, die Gebräuche zu mildern und die wilden und dissonirenden Sprachen so vieler Völker durch eine gemeinsame Verkehrssprache zu ersetzen, die Annäherung der verschiedenen Nationen zu befördern, die Gesittung zu verbreiten, mit einem Wort das Gesammtvaterland aller Stämme des Erdballs zu werden. Und mit demselben Recht erkannten die christlichen Schriftsteller in dieser Vereinigung aller Nationen eine Vorbereitung zur Weltherrschaft des Christenthums; nicht zufällig sey der Erlöser erst unter August geboren worden, dem Begründer der Universalmonarchie, in der die einzelnen Reiche aufgiengen. Unter allen Himmelsstrichen, sagt Prudentius, leben die Menschen in gleicher Weise als wenn die ganze Welt eine Stadt wäre. Die fernsten Völker kommen auf einem Forum zusammen, sie sind nicht bloß durch Gemeinsamkeit des Handels und des Cultus verbunden, sondern auch durch verwandtschaftliche Bande, da aus der Vermischung verschiedenartigen Blutes eine gemeinsame Nachkommenschaft erwächst. Dieß ist durch so viele Triumphe der römischen Gewalt vollbracht; und so ist für das Kommen Christi der Weg bereitet.

So gewiß wir wissen daß die ganze alte Welt in der Zeit des sinkenden Kaiserreichs das gleichförmige Gepräge römischer Cultur getragen hat, so wenig sind wir leider über den Verlauf dieses Processes im einzelnen unterrichtet. Es wäre von höchstem Interesse zu wissen welche Nationalitäten ihre Eigenthümlichkeit gegen den Druck der allgemeinen Nivellirung am längsten behaupteten, welche Elemente der universellen Cultur, und in welchen Ländern, leichter oder schwerer oder gar nicht Eingang fanden, auf welche Weise die Individualitäten der Völker durch den fremden Einfluß modificirt wurden. Auf alle diese Fragen erhalten wir nur sehr spärliche Antworten. Doch sind wir in einzelnen Fällen im Stande die Ausbreitung eines specifisch römischen Instituts über die ganze alte Welt zu verfolgen. Dieß ist z. B. bei den Gladiatorenspielen der Fall, von denen wir wissen daß sie von mehreren Nationen des Alterthums verabscheut wurden, und annehmen dürfen daß sie allen außer den Italienern fremd waren. Nichtsdestoweniger bezeugen die Ruinen der Amphitheater in den meisten Theilen Europa's, Afrika's und Asiens, die unter römischer Herrschaft gewesen sind, daß der Geschmack an diesem blutigen Schauspiel, einer der schlimmsten Flecken des Römerthums, überall eingedrungen war wo römische Cultur und römische Sitten sich befestigt hatten.

Daß die Sitte Kämpfe von Menschen gegen Menschen auf Leben und Tod als Schauspiel zu veranstalten ursprünglich italisch ist, darüber ist kein Zweifel. Ebenso gewiß ist daß Rom sie nicht nur unter den Königen, sondern auch noch ein Jahrhundert nach dem gallischen Brande noch nicht kannte. Nur das ist zweifelhaft, ob diese Pest ihren Ursprung in Mittelitalien (Etrurien) oder Unteritalien (Campanien) hatte. Der Blutdurst gesellt sich bekanntlich gern zu der Wollust, die unter dem glühenden Himmel, auf dem unerschöpflichen Boden Campaniens seit dem höchsten Alterthum heimisch war. Von den Campanern wird erzählt daß sie, um

Digitized by Google

die Schwelgerei ihrer Gaſtmähler zu würzen, während des Schmauſes Gladiatoren fechten ließen, und bei Einladungen die Zahl von Paaren angaben die ihr Blut zur Unterhaltung der Gäſte vergießen würden. In Etrurien dagegen ſcheint es Sitte geweſen zu ſeyn ſolche Gefechte zur Feier von Leichenbegängniſſen zu veranſtalten. Dieſe Sitte fand um die Mitte des dritten Jahrhunderts vor Chriſtus Eingang in Rom. Das blutige Schauſpiel wurde bald ſo beliebt daß es von niemanden unterlaſſen werden konnte der ſich um die Gunſt der Menge bewarb. Schon gegen das Ende der Republik hatte es koloſſale Dimenſionen angenommen, in der Kaiſerzeit wuchſen ſie noch. Bei großen Feſten wurden Tauſende von Menſchen in der Arena geſchlachtet, die aus den fernſten Ländern nach Rom geſchleppt worden waren.

Der erſte Verſuch, dieſe nationale römiſche Ergötzlichkeit auf griechiſchen Boden zu verpflanzen, wurde nicht im eigentlichen Hellas, ſondern in dem helleniſirten Syrien gemacht, das bei allem Firniß griechiſcher Cultur innerlich ein halbbarbariſches Land geblieben war, und deſſen prächtige Hauptſtadt Antiochia eine ſtarke Beimiſchung von orientaliſchem Charakter bewahrte; ſie mag ſich zu Athen und Korinth in mancher Beziehung ſo verhalten haben wie das jetzige Petersburg zu den Hauptſtädten des Abendlandes. Aber ſelbſt hier fand das grauſame Schauſpiel nicht nur keine Sympathie, ſondern ſtieß wenigſtens anfangs auf entſchiedenen Widerwillen. Der König Antiochos, den ſeine Höflinge Epiphanes (den Erlauchten) nannten, dem das Volk aber wegen ſeiner Excentricität den Beinamen Epimanes (der Tolle) gab, ein äußerſt prachtliebender Herr, gab ſeinen Unterthanen zum erſtenmal das Schauſpiel der Gladiatorengefechte (ungefähr 175 v. Chr., etwa 90 Jahre nachdem ſie in Rom eingeführt waren). Anfangs, ſagt Livius, verurſachte es den ſolchen Anblicks ungewohnten Zuſchauern mehr Entſetzen als Vergnügen. Dadurch aber daß er es nachher öfter veranſtaltete, und bald ſo daß ſchon bei der Verwundung, bald ſo daß erſt bei dem Fall eines Fechters der Kampf aufhörte, brachte er es dahin daß man ſich an das Blutvergießen gewöhnte, und anfieng an dem Schauſpiel Geſchmack zu finden. Bald wurde in der Jugend die Luſt zu Waffenübungen rege; und während der König anfangs die Gladiatoren für ſehr hohe Belohnungen hatte aus Rom verſchreiben müſſen, konnte er ſpätere Schauſpiele ſchon mit einheimiſchen Fechtern veranſtalten. Dieſelbe Bemerkung, die Livius hier über die allmähliche Gewöhnung an grauſame Scenen macht, findet ſich bei einem nicht minder großen Geſchichtſchreiber bei einer ſehr verſchiedenen Veranlaſſung. Macaulay erwähnt, daß die Richter welche Jeffreys bei den blutigen Aſſiſen im Weſten von England (im J. 1685) begleitet hatten, von der Schlächterei zu Taunton in einem Zuſtande wilder Aufregung zurückkehrten. „Es iſt in der That nur zu wahr daß der Geſchmack an Blut ein Geſchmack iſt der ſelbſt Menſchen die von Natur nicht grauſam ſind, ſich durch Gewohnheit nur zu ſchnell aneignen können.“ Die ungeheure Macht der Gewohnheit iſt einer der Hauptfactoren, deren Wirkung man das Behagen des römiſchen Alterthums an jenen cannibaliſchen Vergnügungen zuſchreiben muß.

Wie im eigentlichen Griechenland die erſten Verſuche zur Einbürgerung der Gladiatorenſpiele aufgenommen wurden, iſt zwar nicht überliefert, doch dürfen wir überzeugt ſeyn daß hier die Antipathie noch viel größer war als in dem oberflächlich helleniſirten Syrien. Nichtsdeſtoweniger gelang es der Allmacht der römiſchen Domination auch dieß humanſte und am höchſten gebildete Volk des Alterthums an das unmenſchlichſte Schauſpiel zu gewöhnen. Zwar ſind in Griechenland keine Ruinen von Amphitheatern erhalten, aber häufige Erwähnungen des Gegenſtandes bei den ſpätern Schriftſtellern, Grabdenkmäler von Gladiatoren, Inſchriften die ſich auf die Kämpfe der Arena beziehen, beweiſen daß in der römiſchen Kaiſerzeit Gladiatorenſpiele in Griechenland gewöhnlich waren, ja daß man ſich ihrer bediente um die Gunſt der Stadtbevölkerungen zu erwerben. Vermuthlich wurden ſie in Ermangelung von Amphitheatern theils in Theatern und Rennbahnen, theils an Orten veranſtaltet die ſich von Natur zu ſolchen Aufführungen eigneten. Am beliebteſten ſcheinen ſie in Korinth geweſen zu ſeyn, dem großen Doppelhafen, der den Verkehr zwiſchen Orient und Occident vermittelte, dem der Welthandel unermeßlichen Reichthum zuführte, wo eine halborientaliſche Ueppigkeit herrſchte, und der Auswurf aller Nationen zuſammenſtrömte. Aber ſelbſt Athen, das „Hellas von Hellas“ ſchändete ſeinen Ruhm durch die Einführung dieſer rohen Metzeleien, und wenn ſie hier geduldet wurden, können ſie ſchwerlich in irgend einer andern griechiſchen Stadt verpönt geweſen ſeyn.

Aber wenn die Gladiatorenſpiele auch in Griechenland allerdings ſeit der Kaiſerzeit gewöhnlich geworden waren, ſo war die Oppoſition der Gebildeten dagegen ſtark und nachhaltig und blieb es. Ganz anders in Rom. Hier waren nicht nur die Maſſen von Leidenſchaft für das ſcheußliche Vergnügen erfüllt, auch die Gebildeten waren theils aufrichtig dafür eingenommen, theils verhielten ſie ſich indifferent dagegen. Cicero, Marc Aurel, Tacitus, der jüngere Plinius und andere ausgezeichnete römiſche Schriftſteller ſprechen von den Fechterſpielen theils mit einer Gleichgültigkeit, theils mit einer Sympathie, die uns inne werden läßt welch ungeheurer Abſtand zwiſchen unſerm ſittlichen Bewußtſeyn und dem des römiſchen Alterthums iſt. In Griechenland dagegen kann es nur der Pöbel geweſen ſeyn der dieſe Schauſpiele gern ſah; die Gebildeten, deren Schriften auf uns gekommen ſind, ſprechen nie ohne Widerwillen und Abſcheu davon; und ihre Aeußerungen über dieſen Punkt, die mit denen ihrer römiſchen Zeitgenoſſen aufs ſtärkſte contraſtiren, beweiſen daß griechiſche Bildung auch in römiſcher Dienſtbarkeit ihr Weſen zu bewahren wußte.

Mit tiefer Entrüſtung erwähnt der Redner Dio, dem die Bewunderung der Mitwelt den Chryſoſtomus (d. h. Goldmund) verlieh — er lebte unter Trajan — daß die Athener ſeiner Zeit in der Leidenſchaft für dieß „unſelige“ Schauſpiel ſelbſt die Korinther übertreffen; daß ſie ſelbſt das Theater des Dionyſos unter der Akropolis dadurch entweihen daß die Seſſel der Prieſter und Hierophanten von dem in der Arena vergoſſenen Blut beſpritzt werden. In einer Schrift Plutarchs wird die Jagd beſonders deßhalb gerühmt, weil ſie ein Ableitungsmittel ſey für den Trieb der Seele an Kämpfen von Menſchen ſich zu erfreuen, „mag er nun angeboren oder anerzogen ſeyn;“ und weil ſie in dem Gegenſatz des mit Kunſt verbundenen Muths gegen rohe, verſtandloſe Kraft ein ähnliches, aber unſchuldiges und nicht corrumpirendes Schauſpiel gewähre. In einer Pythagoräiſchen Abhandlung gegen die thieriſche Nahrung wird der Genuß derſelben als die Quelle roher und brutaler Begierden verdammt. Durch die Entartung des Geſchmackſinns, ſagt der unbekannte Verfaſſer, erkranken die übrigen Sinne mit;

Digitized by Google

das Ohr verlangt von der Muſik weichen und buhleriſchen Kitzel, das Auge hört auf ſich an Tanz, an Gemälden und Statuen zu ergötzen, und gewöhnt ſich an den Anblick von Blut und Wunden, von Mord und Todtſchlag, als an das köſtlichſte Schauſpiel. Lucian erzählt von dem Philoſophen Demonax, der zu ſeiner Zeit den Ruf eines hervorragenden Vertreters der Sokratiſchen Richtung genoß: als die Athener, um mit den Korinthern zu wetteifern, auch bei ſich die Gladiatorenſpiele einzuführen im Begriff waren, ſey er vor dem Volke aufgetreten und habe geſprochen: „Bevor ihr dieſen Beſchluß faßt, o Athener, müßt Ihr erſt den Altar umſtürzen, der der Gottheit des Erbarmens errichtet iſt.“ In einem Geſpräch von Solon und Anacharſis läßt Lucian den erſtern die Hahnen- und Wachtelkämpfe billigen, weil in dieſem Anblick ein Antrieb zur Tapferkeit liege (?) „aber fort mit den Kämpfen bewaffneter Männer bis auf Blut und Wunden; denn das iſt nicht nur thieriſch und roh, ſondern auch höchſt ſchädlich, gerade die tapferſten abzuſchlachten, deren man ſich mit viel größerm Nutzen gegen Feinde bedienen könnte.“ Die Männer aller Richtungen, die Philoſophen aller Schulen, die Frommen wie die Ungläubigen, alle ſtimmten in Griechenland in den Abſcheu gegen das Schauſpiel überein, deſſen Eindringen ſie nicht zu verhindern vermochten.

In dem jüdiſchen Orient ſtieß die Einführung der Gladiatoren auf noch viel ſtärkere Antipathien als in Griechenland. Was hier eine geiſtige Veredlung bewirkte, deren die große Mehrzahl der Nation theilhaft war, bewirkte dort die unverbrüchliche Treue, mit der die Bekenner des Moſaiſchen Glaubens an ihrem Sittengeſetz feſthielten. Auch war es nicht ein Jude, ſondern ein Idumäer, der das Schauſpiel in das gelobte Land einführte, gegen deſſen Inſtitute und Satzungen es ſo gründlich verſtieß: der König Herodes, dem eine ungewöhnliche Thatkraft und politiſche Befähigung in der That einige Anſprüche auf den Namen des Großen gaben. Der Schwerpunkt ſeiner Macht lag in ſeinen Beziehungen zu der oberſten Gewalt in Rom; er war erſt ein Anhänger Marc Antons, dann nach deſſen Fall Octavians, beiden unbedingt ergeben und von beiden hochgeſchätzt: alſo ſehr natürlich ein eifriger Förderer alles römiſchen Weſens, deſſen Gepräge er mit ſeiner ganzen Energie der ſpröden und widerſtrebenden Natur ſeines Volkes aufzudrücken bemüht war. Sein mächtiger Wille ſchmückte das heilige Jeruſalem mit Prachtgebäuden, mit denen die Städte des heidniſchen Weſtens prangten, mit Theater, Hippodrom und Amphitheater; und die von ihm in eilf Jahren (23—12 v. Chr.) erbaute und Octavian zu Ehren Cäſarea (griechiſch Sebaſte) genannte Hafenſtadt hatte völlig das Anſehen einer heidniſchen Stadt; ſie enthielt unter den erwähnten Bauten (namentlich einem großen Amphitheater mit der Ausſicht auf das Meer) auch einen Tempel des Auguſtus und der Göttin Roma. Um ſich dem römiſchen Kaiſer zu verbinden, feierte Herodes auch in Paläſtina das in vierjährigen Terminen wiederkehrende Feſt, das Auguſt zum Andenken des Sieges bei Actium geſtiftet hatte. Seine Prachtliebe und Freigebigkeit lockte von allen Seiten Tänzer, Schauſpieler, Muſiker, Wagenlenker und Fechter herbei, die ihre Dienſte zur Verherrlichung des Feſtes anboten. Wie in Rom wechſelten Wettrennen mit Schauſtellungen ſeltener und ſchöner Thiere, Kämpfen von Thieren unter einander oder gegen verurtheilte Verbrecher. Die herbeigeſtrömten Fremden waren von der königlichen Pracht des Schauſpiels entzückt; die Landeskinder aber, ſagt Joſephus, hielten es für gottlos Menſchen zur Ergötzung anderer wilden Thieren vorzuwerfen, und ſahen darin mit Recht einen Bruch ihrer heiligen Geſetze. Die allgemeine Erbitterung nahm einen drohenden Charakter an. Zehn Männer verſchwuren ſich die Schändung des Geſetzes an Herodes zu rächen; unter ihnen war ein Blinder, der an der Verſchwörung theilnahm, nicht um die That mitauszuführen, ſondern um mit den Thätern zu leiden falls ſie mißlänge. Sie mißlang in der That. Einer von Herodes Spionen entdeckte das Complott, die Verſchwornen wurden verhaftet, und nachdem ſie einmüthig erklärt hatten die That nur um des Geſetzes willen unternommen zu haben, dem man bereitwillig ſein Leben opfern müſſe, wurden ſie martervoll hingerichtet. Der Angeber der Verſchwörung wurde ein Opfer der Volkswuth, man riß ihn in Stücke: und neue Hinrichtungen waren die Folge dieſer Lynchjuſtiz. Späterer Verſuche zur Einführung der amphitheatraliſchen Spiele in Paläſtina thut Joſephus keiner Erwähnung; die Folgen des erſten waren allerdings unheilvoll genug um für immer davon abzuſchrecken. Doch als Jeruſalem im Jahr 70 gefallen, das Land römiſche Provinz geworden und der national-religiöſe Widerſtand gebrochen war, wird das römiſche Schauſpiel vermuthlich hier ſo gut wie in andern Provinzen gewöhnlich geworden ſeyn. Schon Titus hatte, zur Feier ſeiner Siegesfeſte in Cäſarea, Philippi und Berytos, die gefangenen Juden ſich in der Arena gegenſeitig morden oder Thieren vorwerfen laſſen; bei der Geburtstagsfeier ſeines Bruders Domitian (24 Oct.) kamen nach Joſephus 2500, bei der ſeines Vaters Veſpaſian eine nicht geringere Menge ums Leben.

Wenn die nationalrömiſche Lieblingsbeluſtigung des Gladiatorenſpiels weder in Judäa noch in den Ländern griechiſcher Bevölkerung ſich völlig einbürgerte, ſo war der Grund ohne Zweifel die Differenz zwiſchen der eigenthümlichen und ſelbſtändigen Cultur dieſer Länder mit der ihnen aufgedrungenen römiſchen. Anders war es im Occident. Dieſer, durchaus von mehr oder minder uncivilifirten Barbarenſtämmen bewohnt, empfieng erſt von den Römern die Cultur, welcher die unvollkommene einheimiſche Entwicklung keinen nachhaltigen Widerſtand zu leiſten vermochte, und während der Oſten ſeinen eigenthümlichen Charakter im weſentlichen unverändert bewahrte, wurden die Länder von der Themſe bis zum Atlas im Lauf der Jahrhunderte völlig romaniſirt. In der Litteratur iſt zwar nirgends eine Kunde über die Aufnahme der amphitheatraliſchen Spiele in dieſen Provinzen erhalten, um ſo deutlicher aber reden hier die Monumente. In den griechiſchen Ländern wie im Orient iſt ſo gut wie nirgend die Ruine eines Amphitheaters mit Sicherheit nachzuweiſen; wurden die Schauſpiele hier auch häufig gegeben, ſo wurden ſie doch, wie geſagt, nicht populär oder national, das Bedürfniß eigener dafür beſtimmter Gebäude machte ſich nicht fühlbar (man benutzte ſtatt ihrer keſſelförmige Thäler oder Theater), und wenn es ſich ausnahmsweiſe fühlbar machte, wohl nirgend auf die Dauer. So wurden die aufgeführten Amphitheater vernachläſſigt und geriethen in Verfall. Im Weſten dagegen gehören dieſe Ruinen bekanntlich zu den ſtattlichſten und impoſanteſten aus der Römerzeit. Aller Wahrſcheinlichkeit nach ſind ſie ſämmtlich erſt unter den Kaiſern erbaut. Hier ſollen nur die bedeutendern Reſte erwähnt werden. In England hat ſich zwar keine größere Ruine eines Amphitheaters erhalten, doch fehlt es nicht an Spuren ihres

Digitized by Google

Vorhandenſeyns, auch iſt gerade hier (in Suſſex) ein großes Moſaik mit ſehr detaillirten Darſtellungen von Gladiatorenkämpfen entdeckt worden. Frankreich, das nächſt Italien am früheſten und gründlichſten romaniſirte Land Europa's, hat auch nächſt Italien die meiſten Ruinen von Amphitheatern, von denen hier nur die beiden von Arles und Nimes genannt ſeyn mögen; die Größe beider, beſonders des erſtern, contraſtirt ſeltſam mit dem jetzigen Umfang dieſer eingeſchrumpften Städte. In Deutſchland beſitzt Trier noch Reſte eines Amphitheaters, jetzt in Weinbergen zerſtreut; es war hier, wo im Jahre 306 der große Konſtantin die beiden Frankenfürſten Aſcarich und Ragais von wilden Thieren zerreißen, und die kriegsgefangenen Bructerer in ſolcher Maſſe den Beſtien vorwerfen ließ, „daß ſie über die Menge der Opfer ermatteten.“ Auch die Schweiz hat, namentlich zu Avenche und Augſt (Augusta Rauracorum) Ueberbleibſel dieſer Bauten aufzuweiſen. Die große und durch den Patriotismus der Bürger von Verona ſo wohl erhaltene Ruine in dieſer Stadt, ſowie die ebenfalls ſehr bedeutende zu Pola in Iſtrien ſind weltbekannt. In Spanien ſind die bedeutendſten bei Tarragona und Merida. Verhältnißmäßig die meiſten ſind (außer Italien und Frankreich) an der Nordküſte von Afrika; wir dürfen annehmen daß hier die amphitheatraliſchen Schauſpiele auch der einheimiſchen Bevölkerung vorzugsweiſe zuſagten. Das große Amphitheater zu Tysdrad el Deſchemm hat 96 Fuß Höhe, ſeine beiden Durchmeſſer betragen 429 und 368 Fuß.

Es iſt wohl der Mühe werth auf die Schickſale einen Blick zu werfen, die dieſe Ruinen ſeit dem Untergang der römiſchen Welt betroffen haben. In einſamen und verlaſſenen Gegenden ſind ſie unter günſtigen Einflüſſen des Bodens und der Atmoſphäre faſt unverſehrt erhalten, und legen ein unvergängliches Zeugniß ab von der Solidität der römiſchen Gewölbeconſtruction und der Trefflichkeit der Ziegelmauern. Anderwärts ſind ſie unter den zerſtörenden Einflüſſen der Naturkräfte langſam in Trümmer geſunken; die Arena hat ſich mit Waſſer gefüllt, das die Fundamente lockerte und zerſtörte, eine friſche Vegetation hat die alten Mauern überwuchert, und ihre Wurzeln, in den Fugen der Quadern treibend, haben den Zuſammenhang des Gebäudes langſam aber ſicher gelöst. In bewohnten Gegenden ſind ſie in den Stürmen des früheren Mittelalters wohl überall als Feſtungen benutzt worden, und Mauerbrecher donnerten und Brände flogen gegen die Bogenthore, durch die einſt eine feſtlich geſchmückte Menge gewogt war. Mit der Wiederkehr friedlicherer Zeiten hat in der Regel erſt die eigentliche Zerſtörung begonnen; dann wurden Pfeiler und Bögen eingeriſſen, um aus ihren Quadern und Ziegeln neue Gebäude aufzurichten.

Auf die Geſchichte des Coloſſeums, die am beſten bekannt iſt, ausführlich einzugehen, würde zu weit führen: es iſt im Mittelalter eine Burg römiſcher Barone, ſpäter ein unerſchöpflicher Steinbruch geweſen, aus deſſen Material die größten Paläſte noch des ſechzehnten Jahrhunderts aufgeführt worden ſind, namentlich Barberini, Farneſe und die Cancelleria. Ueber die Schickſale des Amphitheaters zu Verona hat der höchſt verdienſtvolle Veroneſer Gelehrte, Marcheſe Maffei, in ſeinem Werk degli anfiteatri eine Anzahl intereſſanter Notizen zuſammengeſtellt. Noch im zehnten Jahrhundert diente es als Feſtung, ſpäter als Schauplatz für gottesgerichtliche Zweikämpfe, auch als Richtplatz, auf dem Enthauptungen vollzogen wurden. Im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts wurden ſeine Gewölbe von den öffentlichen Dirnen Verona's als Wohnungen benutzt, die dafür einen Zins an die Stadt entrichteten. Nebenbei fand eine fortwährende Ausbeutung der Ruinen als Steinbruch ſtatt. Aber früher als in irgend einer andern Stadt war in Verona der Localpatriotismus darauf bedacht dieſer Zerſtörung zu ſteuern und das merkwürdige Monument zu erhalten. Schon in einem Statut vom Jahr 1228 verſpricht der Podeſta: „Ich werde zur Herſtellung und Ausbeſſerung der Arena aus der Stadtkaſſe während meiner Regierung innerhalb ſechs Monate vom Anfang meiner Regierung an gerechnet fünfhundert Lires verwenden“ (in reparatione et refectione arenae de communi expendam in meo regimine infra sex menses ab initio mei regiminis quingentas libras). Im Statut des Jahres 1376 wird verordnet daß die Thore geſchloſſen und das Gebäude nicht verunreinigt werden ſoll. Im Statut von 1475 wird verboten Steine daraus wegzunehmen. Im Jahr 1480 nennt ein Gedicht die Arena „leer von Stufen“ (gradibus vacua). Die jetzigen Sitzſtufen, die dem Innern des Gebäudes ein ſo ſtattliches Anſehen geben, ſind nämlich durchaus moderne Reſtauration: hier ſo wenig als in irgend einem andern Amphitheater Europa's ſind die antiken Sitze an Ort und Stelle geblieben, und nur im Coloſſeum und im Amphitheater zu Pola ſind einige abgeſtürzte Trümmer derſelben auf dem Boden der Arena gefunden worden. Eine ſyſtematiſche Reſtauration des Amphitheaters zu Verona begann ums Jahr 1500, die Koſten wurden durch Steuern und freiwillige Beiträge gedeckt. Im 17ten Jahrhundert wurden hier (wie auch früher mehrmals, z. B. im Jahr 1222) Turniere gehalten; noch 1716 fand zu Ehren des Kurfürſten von Bayern in der Arena ein Ringſtechen ſtatt.

Nicht minder wechſelvoll ſind die Schickſale der Amphitheater zu Arles und Nimes geweſen. Die obere Ringmauer des letztern iſt von zwei hohen viereckigen Thürmen überragt, von denen man einen weiten Blick auf die einförmige, mit dem tiefſten Grün endloſer Oelpflanzungen überdeckte Fläche des Rhonethals hat. Dieſe Thürme ſind bald nach dem Fall des weſtrömiſchen Reichs von den Weſtgothen gebaut, die zu Chlodwigs Zeit hier von den Franken belagert wurden. Später diente das Gebäude den über die Pyrenäen her eingedrungenen Saracenen als Feſtung, und wurde von Carl Martell mit Sturm genommen und mit Feuer verwüſtet, deſſen Spuren noch ſichtbar ſind. In den folgenden Jahrhunderten wurde dieſe „Burg der Arena“ (castra arenarum heißt ſie in gleichzeitigen Quellen) von einer Verbindung von Rittern behauptet, die ſie 1226 an Ludwig VIII abtraten, ſich aber 1270 wieder darin feſtſetzten. Im Jahr 1278 ließ Philipp der Kühne den Graben vertiefen, den die Weſtgothen um das Gebäude gezogen hatten; es blieb bis 1391 Feſtung, in welchem Jahr Karl VI ein anderes Fort in der Nähe der Porte des Carmes bauen ließ. Von ſeiner kriegeriſchen Beſatzung verlaſſen, fiel es der ärmern Bevölkerung anheim, deren elende Wohnungen bald die ganze Arena überdeckten, natürlich auf Koſten des Gebäudes, das nun immer mehr zur Ruine ward. Doch ſeine äußern Ringmauern und ein großer Theil der Gewölbe trotzten fort und fort den Einflüſſen der Zeit und der Zerſtörung. Im Jahr 1533 beſuchte es Franz I, der bekanntlich von lebhafter Bewunderung für die Reſte des Alterthums erfüllt war; man ſah hier den tapfern König am Boden knien und mit ſeinem Schnupftuch den Staub abwiſchen, der die

Buchstaben römischer Inschriftsteine bedeckte. Sein Befehl verschiedene an- und eingeflickte moderne Mauern, welche die ehrwürdigen Ruinen entstellten, abzubrechen, wurde nur sehr unvollkommen ausgeführt. Das Amphitheater fuhr fort unter dem Namen les arènes ein eigenes Quartier zu bilden, dessen Einwohnerschaft auf zweitausend Seelen stieg und sich durch einen besondern Dialekt auszeichnete. Erst 1809 wurde es gründlich geräumt, und nun abermals der Schauplatz für blutige Schauspiele, die Stierkämpfe, die über die Pyrenäen in den Süden Frankreichs eingedrungen waren, aber von der Regierung verboten wurden. Das Amphitheater von Arles hat ungefähr dieselben Schicksale gehabt.

Alt- und Neuindien von dem amerikanischen Missionär David Allen. [1]

Die Geschichtschreiber der englischen Eroberungen in Asien und der Regierung der ostindischen Hansa sind zweierlei Art. Die einen, wie James Mill und der Franzose Barchou de Penhoen, lieben es allenthalben schwarze Farben aufzutragen. Der Verrath und die Grausamkeit der Statthalter, die Bedrückungen und Gaunereien ihrer Werkzeuge, die Beschränktheit und Selbstsucht der Actienbesitzer und Handelsherren werden aus der Fülle der Ereignisse hervorgehoben und als das leibhaftige Conterfei der englischen Wirthschaft in Indien ausgestellt. Die andern, wie John Malcolm und Eduard Thornton, findet man immerdar geneigt über alle Schandthaten und jegliche Hinterlist im Kriege, über unbefugte Eingriffe und den Unverstand so vieler Maßregeln in Friedenszeiten leisen Tritts hinwegzugehen, oder dieß alles für unerläßliche Naturnothwendigkeit, in Folge der Eroberung, auszugeben.

Eine dritte historische Anschauung kam während der letzten Jahre wiederholt in einheimisch-indischen Zeitungen zur Sprache, — ein bedeutsames Vorspiel der indischen Revolution, welches, gleichwie so viele andere, ebenfalls übersehen wurde. Diese Ansicht ist selbst bei Gelegenheit des Bet- und Demüthigungs-Tages, welcher im Beginn des westöstlichen Krieges, nicht bloß in Großbritannien, sondern in allen englischen Besitzungen gehalten wurde, in scharf bestimmten Umrissen hervorgetreten. Das religiöse Volk der Hindus hat sich bei diesem Buß- und Bettag zahlreich betheiligt. „Wir haben allen Grund," — solche schlauersonnene Worte sind damals in den verschiedenen Sprachen Hindostans gedruckt und im ganzen Lande verbreitet worden — „ja wir haben allen Grund Gott zu bitten daß er die Waffen Großbritanniens segnen möge. Sind wir doch in Wahrheit kein erobertes, kein unterdrücktes Volk, welches den Untergang seinen Gebietern herbeiwünscht."

„Zur Zeit der Eroberung Bengalens, und mehr oder weniger ist dieß in allen asiatischen Ländern der Fall, sind die moralischen Bande welche Fürsten und Unterthanen zu einem Ganzen verbinden, längst zerrissen gewesen. Die Fürsten waren grausam, schwelgerisch, und übertraten die den Unterthanen schuldigen Pflichten. Mit Recht hielten sich diese jeder Verbindlichkeit bar, standen auf gegen ihre Unterdrücker und suchten den Beistand der Engländer. Diese gewährten ihn, unser Volk focht an ihrer Seite. Die Engländer sind keine fremden Eroberer, sondern die Gehülfen unserer Revolution. Spricht man, Bengalen sey durch die Schlacht bei Plassey erobert worden, so könnte man mit demselben Grunde sagen: Wilhelm von Oranien hat mittelst der Schlacht an der Boyne England erobert. In beiden Fällen hatten die regierenden Dynastien ihre Herrscherrechte verwirkt; das Volk griff zu seinem angebornen Rechte und setzte sich andere, menschlichere Gebieter. Die Engländer haben anfänglich den Bundesgenossen zur Belohnung ihrer Hülfe einen Antheil an der Landesregierung gegeben. Nach und nach haben sie, mittelst allerlei schlauer Künste, die vollständige Herrschaft über unser Vaterland errungen. Wir müssen dieß ändern. Wir wollen suchen die Usurpation abzuschütteln, aber nur durch friedliche, löbliche Mittel. Wir wollen von unsern englischen Mitbürgern das wieder zu erlangen suchen was uns gebührt von Gott und Rechtswegen. Wie könnten wir aber gegen diese unsere englischen Mitbürger den mindesten Groll hegen? Helfen sie denn nicht uns selbst zur Erlangung unserer Rechte, zur Heranbildung des Volkes, damit es einstens sich selbst regieren könne! Wir besitzen seit zwanzig Jahren Preßfreiheit im ausgedehntesten Sinne des Wortes. Das Vereinsrecht war uns niemals benommen. Auf die Erziehungsanstalten werden, freilich erst in neuester Zeit, große Summen verwendet. Unsere Flüsse werden von Dampfschiffen befahren; bald wird ein Eisenbahnnetz alle Völker und Stämme Hindostans einander nahe bringen; eine Telegraphenkette ist bereits über das ganze Land gezogen. Neue Canäle werden gegraben und die alten ausgebessert, die Flußbetten regulirt um die Bewässerung über die durstigen Gemarkungen zu leiten. Man sucht in aller Weise die Bodenerzeugnisse zu vermehren, zu verbessern und den unter der Erde liegenden Reichthum, die edlen wie die unedlen Metalle, Kohlen und andere Fossilien ans Tageslicht emporzubringen. Hat doch die Regierung vor kurzem erst für alle diese Zwecke vier Millionen Pfund Sterling bewilligt."

Dieser Ansicht, daß die verschiedenen Bewohner des anglo-indischen Reiches unter der brittischen Fremdherrschaft jetzt eines erfreulichern Looses genießen als ehemals unter ihren einheimischen Fürsten, huldigt auch der Verfasser des vorliegenden Werkes über Alt- und Neuindien, der Amerikaner Allen. Herr Allen kennt Hindostan aus langer Erfahrung; er verlebte 25 Jahre, von 1827 bis 1853, als Sendbote der amerikanischen Missionsanstalt, im Lande. Nach der Heimkehr sollte der Missionär diesem und jenem über den Schauplatz seiner vieljährigen Thätigkeit Auskunft geben; es war ihm unmöglich allen Anfragen mündlich zu genügen, und er entschloß sich mittelst eines Buches die Wißbegier zu befriedigen. Von diesem Standpunkt muß seine Beschreibung Indiens beurtheilt werden. Sie ist weder ein gelehrtes noch ein künstlerisches Erzeugniß. Mehrere einzelne, auf Indien bezügliche Abhandlungen sind äußerlich aneinander gereiht und unter einer allgemei-

[1] India ancient and modern. By David O. Allen. Boston 1856.

Digitized by Google

nen Ueberschrift veröffentlicht worden. Sie tragen überdieß nicht selten die Spuren der Eilfertigkeit womit dieß geschehen, vorzüglich die Abschnitte in Betreff der Gegenstände, wie Regierung und Verwaltung, Handelsverkehr, Gewerbe und Industrie, welche außerhalb des Gesichtskreises eines Missionärs liegen. Die Abschnitte über die religiösen und geistigen Zustände der Bevölkerung, über die Geschichte des Christenthums und der Missionen sind die lehrreichsten und gelungensten des Buches. Hr. Allen war, wie er gelegentlich erzählt (S. 561), 13 Jahre lang Secretär der Bibelgesellschaft zu Bombay und 10 Jahre Secretär des Uebersetzungsausschusses. Die Uebertragung der heiligen Schrift in die Mahrattaisprache, welche von 7 bis 8 Millionen Menschen gesprochen wird, beschäftigte den Verfasser viele Jahre, — es seyen die fruchtbarsten und angenehmsten seines Lebens gewesen.

Das Werk beginnt mit einer geographischen Darstellung, und geht dann zur Geschichte Hindostans über, welche in drei Zeitabschnitte zerfällt: die indische, die muselmanische und die europäische. Sie sind sämmtlich sehr kurz und in ungenügender Weise behandelt. Dasselbe gilt von der Regierung Indiens und von jener Abtheilung welche die europäische und indobrittische, die sogenannte halbkast- oder eurasische Bevölkerung bespricht. Eurasia ist nämlich ein neues, aus Europa und Asia zusammengesetztes Wort, um die von europäischen Vätern und asiatischen Müttern Abstammenden zu bezeichnen. Die zwei letzten Abschnitte, die einheimische Bevölkerung und das Christenthum in Indien, bilden, wie gesagt, den besten Theil des Werkes. In einem Anhang werden noch die Stellung und die Aussichten der englischen Sprache in Indien, der Charakter der Sanskritlitteratur, die Ansichten über Polygamie und die „Tattwabodhini-Sabha," d. h. der wissenschaftliche Verein zu Calcutta, besprochen. Hr. Allen ist — und kein menschenfreundlicher Forscher kann anderer Ansicht seyn — voll Lobes der Regierung des William Cavendish, Lord Bentinck, mit dessen Oberstatthalterschaft (4 Julius 1828 bis 20 März 1835) die großartigen Reformen in der Geschichte des angloindischen Reiches beginnen. Solchen Unternehmungen waren Zeit und Umstände günstig in hohem Grade. Indien erfreute sich am Ende der zwanziger und im Beginn der dreißiger Jahre einer dauernden Ruhe, wie wohl niemals zuvor im Verlauf seiner ganzen Geschichte. Großbritannien brauchte auf keiner Seite seiner Weltmacht die Waffen zu ergreifen. Der Janustempel war geschlossen; dem Geschäft des Friedens, den Verbesserungen ward allenthalben, im Mutterlande wie in den auswärtigen Besitzungen, ungetheilte Aufmerksamkeit gewidmet. Die Mündigerklärung der Katholiken und die Aenderung des Wahlgesetzes sind gleichzeitig mit dem Verbot der Wittwenverbrennung, mit den erweiterten Befugnissen der Hindu und Muselman. Grey's Reform-Ministerium in England und Bentincks Reformregierung in Hindostan sind innig verwandte Erscheinungen, in den Ursachen wie in ihren Wirkungen. — Die Familie des Oberstatthalters, in der rheinischen Pfalz sitzend, flüchtet vor den Gräueln des von den Jesuiten angezündeten dreißigjährigen Bürgerkrieges nach dem geistesfreien, glücklichen Holland. Wilhelm Graf von Bentinck, der vertraute Geschäftsfreund des Statthalters Wilhelm III, geht mit nach England, wo er zum Peer des Reichs und Herzog von Portland erhoben ward. König Wilhelm lohnt sogar seine Treue und Hingebung mit solch reichen Lehen im Fürstenthum Wales, daß das Parlament gegen die massenhafte Vergeudung des Staatsguts Widerspruch erhebt. „Meine Herren! erwiedert der König den entschieden mißbilligenden Worten des an der Spitze des Unterhauses erscheinenden Sprechers (22 Januar 1696), Lord Portland besitzt meine Liebe in hohem Grade; sie ist durch lange und treue Dienste erworben. Ich hätte ihm jedoch diese Ländereien nicht verliehen, würde ich gewußt haben daß die Verleihung dem Hause der Gemeinen mißfalle. Sie ist zurückgenommen." Für die Güter in Wales erhält Bentinck so viele englische Lehen, daß die Familie eine der reichsten im Lande ward. Der Freund des Königs hatte beim Tausch nichts verloren.

William Cavendish, der Nachfolger Amherst's in der Oberstatthalterschaft Indiens (4 Julius 1828) war ein jüngerer Bruder des dritten Herzogs von Portland. Der Lord war kein Neuling in seinem Geschäft. Er hatte sich seit vielen Jahren, aus Neigung und Pflicht, mit den Verhältnissen Hindostans und den Zuständen seiner Bevölkerung beschäftigt. Seine Statthalterschaft zu Madras (1803—1807) bildet sogar einen denkwürdigen Abschnitt in der Geschichte des angloasiatischen Reiches, nicht sowohl wegen der blutigen Meuterei zu Vellor, sondern wegen der neuen Weise der Steuererhebung, wovon man glaubte daß sie, höchstens mit einigen Verbesserungen, allen Ländern zwischen dem Himalaja und dem Meer zum Vortheil gereichen könnte.

Nach brahmanischem Gesetz gehört das Feld demjenigen der es von Bäumen und Gesträuch reinigt und urbar macht; demjenigen gehört das Wild, dessen Spieß es erlegt; die königliche Gewalt ist zur Regierung der Menschheit, zur Ausrottung des Bösen eingesetzt. Hiefür erhebt der Fürst Steuern und empfängt Strafgelder; ein Eigenthumsrecht an Grund und Boden ist ihm nicht gegeben. Könnte man ihn doch mit gleichem Grunde Herr nennen der Häuser und alles Besitzthums seiner Unterthanen! Nicht dem König, lehrt ein indischer Weltweiser, gehört die Erde; sie ist das Eigenthum der Wesen die darauf leben; der eigenen Arbeit Früchte sollen ihnen bleiben. Die Steuer, für die Staatsbedürfnisse erhoben, richtet sich nach Beschaffenheit des in dreifache Ordnung getheilten Landes. Die erste zahlt ein Sechstel, die zweite ein Achtel, und die dritte ein Zwölftel des Rohertrags. In Kriegsläuften ist der Fürst, wird auch ein Viertel erhoben, der Sünde bar.

Den berühmten Reformator Rammohun Roy hat Hr. Allen und auch der Schreiber dieses persönlich gekannt. Eine kurze Darstellung des Mannes und seines Wirkens ist von Interesse.

Rammohun ward 1774 in einer angesehenen Familie der Kulin-Brahmanen zu Radahnagar, des Districtes Burdwan, in Bengalen geboren. Die Kulin oder Trefflichen führen ihre Abstammung auf die ersten Ansiedler Bengalens zurück. König Ballal Sen soll durch Tugend und Gelehrsamkeit hervorragende aus den übrigen gesondert und damit den Klan der Kulin gebildet haben. Sie wurden mit Grundbesitz und Feudalrechten begnadigt, fortererbend zum heutigen Tag. Gleich im ersten Unterricht werden die Kulin belehrt, sie seyen so alt wie Sonne und Mond, gleichzeitig den Göttern auf dem Meru und dem Ganges auf Erden. In solchem Stolze ist auch Rammohun erzogen worden. Seine Mutter hieng mit ganzer Seele an allem Aberglauben ihres Landes und Standes, und selbst noch in späten Jahren, obgleich sie durch des

Digitized by Google

Sohnes Umgang eines Bessern belehrt war. „Rammohun, sprach sie nicht selten, du hast recht, aber bedenke daß ich ein schwaches Weib bin, daß ich diese Gebräuche seit meiner Kindheit mitgemacht habe und sie mir zum Trost gereichen.“ Schon in frühern Jahren wurde der Brahmane zum Studium des Arabischen und Persischen angehalten, denn wer zu jenen Zeiten ein Staatsamt erlangen wollte, mußte beide Sprachen vollkommen verstehen. Die Vielgötterei, die tausend Abenteuerlichkeiten seiner Religion erblaßten schnell vor der Lehre des Korans: „Es gibt keinen Gott außer Gott.“ Sein Ideengang erhielt eine höhere Richtung. Bald folgten Aristoteles, Euklid und Ptolemäus, woran sich muselmännische Philosophen, Historiker und Geographen seit den frühern Jahrhunderten des Mittelalters heranbilden. Der freie Geist der Griechen hat Rammohun auch aus der arabischen Umkleidung angeweht und ihn zu einem neuen Leben emporgerufen.

In solcher ganz anderer Weise, wie seine Genossen zu thun pflegten, vorbereitet, hat Rammohun die hohe Schule zu Benares bezogen, um sich dem Studium des Sanskrit und des Veda hinzugeben. Dem durch Araber und Griechen gebildeten jungen Mann widerstanden die Abenteuer, Mythen und Heiligengeschichten, die tausenderlei Schöpfungen und Vernichtungen des alleinigen Alls, von Priestern zur Verdumpfung des Volkes ersonnen, und in den unerquicklichen Sammelwerken, Puranas genannt, enthalten. Der Jugend rascher Geist, welcher des Lebens Hemmnisse mißkennt und mißachtet, setzt alsbald die Hand an Vernichtung alles Bestehenden. Kaum 16 Jahre alt, hat Rammohun ein Werk gegen Abgötterei und Kastenwesen geschrieben. Vergebens droht der Vater, ein eifriger Altgläubiger, mit Kastenverlust, d. h. mit Enterbung und Bann aus der bürgerlichen Gesellschaft; der Jüngling bleibt unerschütterlich, und der Vater gestattet ihm endlich eine Bildungsreise in die benachbarten Länder. Rammohun durchzieht Indien, geht nach Tübet und verweilt lange Zeit in jenem Hauptsitz des Buddhismus. Auch diese Religion ist ihm bald verhaßt. Mit jugendlichem Uebermuth verspottet er der Lama Formelwesen, geht als Sieger aus wiederholten Streitgesprächen hervor, und kehrt mit mannichfacher Welterfahrung bereichert nach fünfjährigem Verlauf in die Heimath zurück.

Im väterlichen Hause setzt der Brahmane seine Studien fort. Alle Kenntnisse will er erwerben welche zum Reformator seines herabgewürdigten Volkes befähigen. Die altklassischen Sprachen, Englisch und Hebräisch, dienen ihm zur Eröffnung der Quellen europäischer Religionen und Wissenschaften. Bengali, Urdu und Hindostani sollten Mittel werden zur Verbreitung eines reinern Glaubens und nützlicher Kenntnisse unter seinen Landsleuten. Einige dieser Mundarten schrieb er vortrefflich, und im Bengali gilt Rammohun für den besten Schriftsteller. Mit ihm beginnt ein neuer, der klassische Zeitraum bengalischer Litteratur. Es ist diese Tochtersprache des Sanskrit erst in später Zeit, im 15ten Jahrhundert, geschrieben worden. Als die Serampor-Missionäre ihre Thätigkeit begannen (1800), war, mit Ausnahme der Landesgesetze und eines Wörterbuchs, kein gedrucktes Werk in Bengali vorhanden. In ihrem Dienst haben fähige Eingeborne die ersten prosaischen Bücher geschrieben; aus den Serampor-Pressen sind die ersten Drucke in Bengali hervorgegangen. Die junge Litteratur nimmt jetzt raschen Fortgang; nach 40 Jahren sind bereits 223 Werke erschienen in den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft. Sie ist jetzt (1852) bis auf 400 herangewachsen und schreitet fort in großem Maßstab. Mehr als 40 Pressen der Eingebornen sind zu Calcutta beschäftigt, und sie vermögen kaum die Nachfrage, das Bildungsbedürfniß zu befriedigen. In letzter Zeit wurden jährlich nicht weniger als 30,000 Bände verkauft, und mehrere in Bengali erscheinende Zeitschriften machen gute Geschäfte. In ganz Hindostan sind während des Jahres 1851 hundertundzehn verschiedene selbständige Werke erschienen.

Diese bengalische Litteratur und jene der andern indischen Mundarten wird, gleich wie ehemals die unserer europäischen Sprachen, an Uebersetzungen herangebildet; das Englische vertritt die Stelle des Griechischen und Lateinischen, seine Kenntniß hält gleichen Schritt mit dem Wachsthum der einheimischen Litteraturen. Krischna Mohan Bannerdschi, ein zur bischöflichen Kirche bekehrter Brahmane — er ist Geistlicher und Professor am Bischofscollegium zu Calcutta — hat eine bengalische Encyklopädie herausgegeben, worin man eine große Anzahl Artikel der brittischen findet: das Leben und die Darstellung der Verdienste von Copernicus, Galilei, Newton, Grotius, Linnäus und vieler andern. Kaum wird man einen Zweig des menschlichen Wissens und Denkens auffinden, worüber nicht in der bengalischen Litteratur Werke existiren. Auch die Geschäfte der Landesgerichtshöfe werden seit längerer Zeit (1839) in der Volkssprache verhandelt, so daß jetzt schon, ungeachtet der immer wachsenden Verbreitung des Englischen, das Bengali doch als ein passenderes Werkzeug zur Bildung der Einheimischen befunden wird. Die Gründung einer Universität zu Calcutta, welche, wenn auch gegen den Willen des indischen Hauses, sicherlich zu Stande kommt, kann die Ausbildung und den Einfluß dieser Sprache nur befördern. Der Erziehungsrath hat bereits einen Vorschlag dieser Art eingereicht, er ward aber vom Directorenhof mit der Bemerkung, es sey noch nicht an der Zeit, zurückgewiesen.

Des Vaters Tod (1803) bringt nur auf kurze Zeit eine Störung in Rammohuns geistiges Leben. Der Sohn muß jetzt für sich, für seine Familie sorgen, und Rammohun ist immer ein guter Sohn geblieben. Die Erträgnisse einer Anstellung im Steueramte zu Rangpor haben ihn bald zum reichen Mann gemacht. Der Brahmane kann sich jetzt, ohne Rücksicht auf äußerliche Verhältnisse, ungestört seinem höhern Beruf, dem Reformationswerk seines Volkes widmen.

In Calcutta, der gebildetsten Stadt Hindostans, tritt (1814) Rammohun zuerst öffentlich in Wort und That als Reformator hervor. Ein Kreis Gleichgesinnter, Gleichstrebender sammelt sich schnell um den außerordentlichen Mann, unter welchen Dwarkanath Tagore durch Einsicht, Edelsinn und Reichthum hervorragte. Dwarkanath verwendete große Summen auf Anstalten zur Minderung des physischen Elends und der geistigen Beschränktheit, welche er für das bei weitem schrecklichere Elend hielt. Ein großes Handlungshaus wird auf europäischem Fuß begründet, um auch in dieser Beziehung den Hindu als Musterbild vorzuleuchten. „Sie mögen von Engländern lernen, wie man durch Handel und Gewerbfleiß Reichthümer erwirbt; Wohlhabenheit und Reichthum sind Grundbedingung der Macht gebildeter Staaten, nur dadurch erlangen einzelne die Mittel höherer Ausbildung.“

Die Priester wollten aller Zeiten und bei allen Völkern ihre

Digitized by Google

offenbarten Schriften in Geheimniß hüllen. Ihren Worten möge das Volk glauben und gehorchen. Laien darf der Veda nicht mitgetheilt werden. Rammohun bricht das Gebot. Er läßt eine Vedanta-Capelle bauen, wo jedem die Geheimlehre, die göttliche Einheit verkündet wird. Anfangs erscheinen nur wenige. Bald zählt der Vedanta-Verein 3 — 400 gebildete junge Männer Calcutta's. Monotheistische Lieder werden gesungen, worauf sich ein Brahmane erhebt, moralische Sprüche der Vedas verliest, sie erläutert und die Versammlung zum Guten ermahnt. Es sind Monotheisten. Diesen immer noch beschränkten mündlichen Unterricht sollte die Presse ergänzen. Rammohuns erstes gedrucktes Werk war eine Uebersetzung der Vedanta (1816), in bengalischer, hindostanischer und englischer Sprache. „Man hat mich," so heißt es im Vorwort, „den Gläubigen des einen wahren und guten Gottes verfolgt, weil ich von der Vielgötterei zur Einheit zurückkehrte. Wohlan, zur Vertheidigung meines eigenen und des altväterlichen Glaubens habe ich es seit langer Zeit unternommen, den eigentlichen Sinn unserer Urschriften zu erforschen; sie sind voll der Lehre eines einzigen Gottes, wie diese Schrift unwidersprechlich zeigt." Diesen Gottglauben suchte Rammohun später auch mittelst einzelner Vedatheile, der Upanischadas, zu beweisen. Es bestehen nämlich die vier Sammlungen sogenannter Wissenschaft oder Veda in zwei verschiedenen Stücken: einer gottesdienstlichen oder äußerlichen, und einer geistigen, das Wesen umfassende Abtheilung. Die Trennung ist jedoch keineswegs eine systematisch-durchgreifende. Man findet nicht selten in einer abgehandelt was man in der andern erwarten konnte. Zur esoterischen Abtheilung zählen die Upanischadas, das heißt, die unaussprechlichen Worte. Sie gehörten ursprünglich nicht zu den heiligen Schriften, es sind spätere Anhänge. Der tapfere, hochherzige und freisinnige Dara, Erstgeborner des Großmongols Schah Tschehan, ließ die meisten dieser Upanischadas ins Persische übersetzen, wonach Anquetil du Perron sie ins Lateinische übertragen hat. Es wollte nämlich Dara, gleichwie sein Ahne Akber, aus höhern politischen Gründen, Muselman und Hindu auf dem Grund des Monotheismus zu einem Glauben, zu einem Volk verschmelzen. Hiefür hat man, wie in der Abtheilung meiner Geschichte des engl. Reiches in Asien „Baber und die Großmongolen" nachgewiesen ist, die heilige Schrift alten und neuen Testaments, den Koran und die Vedas erforschen und theilweise übersetzen lassen. Es sollte die Einheit und Allmacht des höchsten Wesens, und daß Gott allein von den Begründern der verschiedenen Religionen verehrt wurde, bewiesen werden. In Wahrheit ist dieß nicht der Fall. Die Hindu-Wissenschaft bleibt bei des Geistes und der Materie Einheit stehen; die bloße Naturanschauung und die abstracteste Wissenschaft treffen in demselben Ergebniß zusammen. Aber nur Einzelne, im ganzen Verlauf der Weltgeschichte, hatten gleichwie Spinoza Muth genug ihre Erkenntniß der Welt zu offenbaren. Unitarier, Freidenker und Atheisten des Ostens suchen, gleichwie ihre Geistesgenossen im Westen, mittelst allerlei Auslegungskünste und Dunkelheiten ihre Ansichten und Wünsche in die Denkmale früherer Jahrhunderte hineinzutragen, um sie entweder mit leichter Mühe herauslesen oder verhüllen zu können. Der Deisten vorzüglichste, von den Bewohnern Indiens vielgelesene Zeitschrift ist die Einheitserkenntniß, Tattwabodhini Patrika, welche das Volk zur moralischen Besserung aufruft, und ihm die Ueberzeugung beizubringen sucht, daß man ohne Sündhaftigkeit, ohne heiligen Wandel weder Brahma gefallen, noch hienieden des höchsten Glückes theilhaftig werden könne.

Schimpf und die Verfolgungen gläubiger Hindu, welche Rammohun einen Ketzer und Atheisten nannten, ertrug der Reformator mit großer Seelenruhe. Er wußte daß nur unter Selbstverläugnung hervorragender Männer gedankenlose Massen zur höhern Menschheitsstufe erhoben wurden. Rammohun fühlt selbst Muth genug, bei den in Glaubenssachen so beschränkten Engländern sich ans Christenthum zu wagen, und alle Lehren des Evangeliums in der göttlichen Einheit aufzulösen. Seine „Vorschriften Jesus, des Führers zum Frieden und zur Glückseligkeit" (1820) verwickeln den tüchtigen Mann in unerquicklichen Hader mit den Baptist-Missionären zu Serampor. Mehrere Streitschriften werden von beiden Parteien ausgegeben, die natürlich zu keinem Ergebniß führten. Unter allen diesen Zwistigkeiten und Beschäftigungen wächst die Zahl seiner Anhänger immer mehr. Neben dem Vedanta wird ein Brahmaverein gegründet. Die Mitglieder sammelten sich an einem bestimmten Tag, wo ebenfalls abwechselnd die Vedas gelesen und geistliche Reden in bengalischer Sprache gehalten wurden. Gesänge, von Rammohun selbst gedichtet, schlossen den unitarischen Gottesdienst. Die junge begeisterte Gemeinde gründet eine eigene Druckerei, die Einheitliche genannt, und sucht durch Flugschriften in bengalischer Sprache oder auch durch Herausgabe von Werken über die Vedanta in ihrem Sinne zu wirken. Dem Brahmaverein stellte sich bald der Dharma oder Gesetzverein entgegen, um die Vielgötterei und alle im Zeitenlauf entstandenen Auswüchse indischer Religion gegen die reformatorischen Bestrebungen zu wahren und zu vertheidigen. So ist doch wenigstens ein kleiner Theil der versumpften indischen Menschheit in Gährung versetzt worden. Sie wird sich durch Erziehungsanstalten und andere europäische Einrichtungen in nicht langer Zeit über ganz Hindostan verbreiten und das unglückliche Volk zu einem neuen und sittlichen Daseyn emporrufen. Vielleicht wird dann auch aus den getrennten Kasten und Stämmen, die sich keiner gemeinsamen Interessen, keines gemeinsamen Gefühles der Heimath erfreuen, im Laufe der Jahrhunderte eine Nation herangebildet.

Ein Besuch in einer Kohlengrube.

(Aus Chambers's Journal.)

Einer angenehmen und löblichen Gewohnheit unsers Jahrhunderts gemäß willigte das Parlamentsmitglied Hussey Vivian im Januar des verflossenen Jahres ein, im Truro-Institut eine Vorlesung zu halten. Er wählte zum Text derselben einen Gegenstand mit welchem Besitzthum und Pflichten ihn vertraut gemacht hatten — die

Digitized by Google

Steinkohlen. Er ſprach ſich über die Steinkohle in allen ihren Beziehungen, in geologiſcher, commercieller und geſellſchaftlicher oder politiſcher, mit höchſter Sachkenntniß aus. Die Vorleſung iſt bei den HH. Heard und Söhnen in Truro im Druck erſchienen, und wir wählen aus ihren vielen intereſſanten Einzelheiten folgende lebhafte Schilderung der Abfahrt eines Gentleman in eine Kohlengrube, wobei wir bemerken müſſen daß dieſe Grube in Süd-Wales liegt.

Unſer erſtes Geſchäft bei einem ſolchen Unternehmen iſt, daß wir uns umkleiden: man gibt uns einen ſtarken Anzug aus blauem Matroſentuch. Wir fragen, wie es komme daß dieſes Kleid ganz Wollen ſey, und man ſagt uns es brenne nicht, und ſey im Fall eines Brandes ſehr nützlich. Ein unbehagliches Gefühl überſchleicht uns, und wir erinnern uns der Exploſionen, deren grauenhafte Schilderungen wir in öffentlichen Blättern geleſen haben. Wir ſchreiten auf die Grube zu: ein Mann begegnet uns, und überreicht jedem von uns eine Davy-Lampe. Das unbehagliche Gefühl überkommt uns von neuem, und wir fragen ängſtlich ob ſich ſehr oft eine Exploſion ereigne. Der Führer bleibt ſtehen, und gibt uns die beruhigende Verſicherung: „es habe nie eine einzige ſtattgefunden ſeit ſie die Luftzüge bekommen hätten; die Grube werde jetzt von 90,000 Kubikfuß Luft in jeder Minute durchzogen und durch eigene Oeffnungen vom Gas gereinigt; er wolle uns am fernſten Punkt, den wir erreichten, ein Beiſpiel davon geben. Wir drücken unſerm Cicerone ſtillſchweigend unſern Glauben an die 90,000 Kubikfuß und an die vollkommene Reinigung der Grube vom Gas aus, verbitten uns aber jede Erprobung ſeiner Ausſage. Wir erreichen den Grubeneingang: die mechaniſchen Vorbereitungen zur Hinabfahrt werden getroffen; alles iſt endlich in Ordnung und wir hören den Ruf: „Mann geht nieder!“ Unwillkürlich ſträuben wir uns, Leben und Geſundheit dem Inſtrument an dem vor uns hängenden Seil und der Stätigkeit und Kraft des Maſchiniſten anzuvertrauen. Ich frage nach dem Fußweg. Unſer Cicerone ſchaut uns ſcharf an, unſer Kohlengrubenfreund aber bemerkt: „Glücklicherweiſe gibt es keinen. Wir können Leben und Geſundheit unſerer Leute durch Leiterkletterei nicht aufs Spiel ſetzen, auch wäre es zu koſtſpielig. Es iſt übrigens keine wirkliche Gefahr mit einer ſolchen Grubenfahrt verbunden: wir wechſeln täglich dreihundert Mann, und haben dieß ſeit Jahren gethan, ohne einen einzigen Mann zu verlieren. Die Ladung Kohle iſt fünfmal größer als die Ladung Menſchen, und Sie werden mit einer Schnelligkeit von nur fünf, ſtatt zehn, Meilen in der Stunde hinabgehen.“ Wider unſern Willen überzeugt, ſchritten wir auf die Maſchine zu, und fuhren mit Eiſenbahngeſchwindigkeit hinab. Unſer Kopf wirbelt; wir fühlen einen ſtarken Druck an unſern Ohren; wir hören die Führer über Hals und Kopf an uns vorübereilen; wir wiſſen kaum ob wir auf- oder abwärts gehen; endlich ſtößt unſere Maſchine ſachte auf, und wir ſind gelandet in einem großen leeren Raum, mit Seiten-, Kreuz- und Abgangswegen, gleich einer in lilliputiſchem Maßſtab gezeichneten großen Eiſenbahn-Station. Wir werden weiter geführt, und kommen an einer Menge gleicher Maſchinen vorüber, die theils voll, theils leer ſind, und aus welchen ein beſtändiger Menſchenſtrom die Grube hinauf und hinabſteigt. Wir ſtaunen über die Geſchäftigkeit und die Ordnung und die Fülle der Arbeit welche augenſcheinlich hier verrichtet wird. „Wie viel heben Sie?“ — „Oh, wir befördern gerade 600 Tonnen täglich die Grube hinauf.“ Man ſtelle ſich dieſe ungeheure Menge aus Einer Grube und Einem kleinen Raume vor — die active Fläche, der Schauplatz einer vieljährigen Arbeit beträgt vielleicht 200 Acres! Wie herrlich hat die Vorſehung für unſere Bedürfniſſe geſorgt, indem ſie Lager unter Lager ſchuf, ſo daß wir im Stande ſind mit den geringſt möglichen Mühen und Koſten dieſen werthvollen Schatz ſo bequem und wohlfeil zu heben! Wir werden in eine comfortable Hütte mit Sitzen ringsherum geleitet; man heißt uns niederſitzen, und warten bis unſer Auge ſich an dieſes unterirdiſche Licht gewöhnt habe. Unſer Cicerone fängt an ſich damit zu unterhalten den Docht ſeiner Lampe zum höchſten Grad der Vollkommenheit herzurichten, und während er dieß thut, ſtellen wir einige Fragen an ihn, und bemerken bald daß er ein Landsmann aus dem Norden iſt. „Wie könnt ihr 150,000 oder 180,000 Tonnen Kohle jährlich aus der uns geſchilderten kleinen Bodenfläche gewinnen?“ iſt unſere erſte Frage. Er zeigt auf den Winkel in welchem das Geſtein ſtreicht, und ſagt: „Wir treiben quer durch die Schichten, und durchſchneiden ſo alle Kohlenlager. In dieſer Tiefe haben wir einundzwanzig Kohlenlager in einer Entfernung von etwa 600 Ellen durchſchnitten. Dieß ſind die weitberühmten niedrigeren Fundgruben von Süd-Wales; auf dieſen liegen alle großen Kohlengruben und Eiſen-Minen. In dieſer Kohlengrube haben wir zweiundſiebenzig Fuß Kohle gewonnen, darunter einundſechzig Fuß in Lagern von drei Fuß und darüber. Jeder Fuß Kohle, der ſich über eine Fläche in der Größe eines Acre erſtreckt, wird auf 1500 Tonnen berechnet, und ſonach enthält jeder Acre in dieſer Grube 91,000 Tonnen Kohle. Wenn auch viele dieſer Lager für jetzt nicht verkäuflich ſind, ſo beſtehen ſie doch aus Kohlen, und können künftig verwerthet werden. Meine Berechnung wird Ihnen zeigen wie es kommt daß wir eine ſo große Maſſe aus einem ſo kleinen Raume gewinnen. Mit den flachen Gruben hat es eine verſchiedene Bewandtniß. In meiner Grafſchaft, Durham, haben wir nach dem Erträgniß von einem oder höchſtens zwei Adern auf einmal zu ſchauen, und wenn dieſe aufgearbeitet ſind, müſſen wir tiefer ſinken; allein wir gewinnen oft 1000 Tonnen täglich aus Einer Kohlengrube, und vermögen dieß einzig und allein in Folge der Flachheit der Schichten, welche uns geſtattet in allen Richtungen auszutreiben, und ſo dieſelbe Anzahl von Diſtricten im Gang zu halten wie im Süd-Wales-Lager.“

„Sie ſagen aber, daß dieſe Lager nicht alle gleichen Werth haben: wie kommt dieß?“ Unſer Freund, der eben hereintritt, erwiedert: „Für einen Grubenbeſitzer haben ſie alle gleichen oder nahezu gleichen Werth. Das Dach des einen oder der Boden des andern ſind vielleicht nicht gleich gut; im Durchſchnitt aber laſſen ſich etwa drei Fuß, oder ſelbſt zwei Fuß und darüber, bearbeiten. Allein dieß iſt eine Oberflächen-Frage: das eine Lager kann ein Dach haben das ſo feſt an der Oberfläche hängt daß es nicht abzulöſen iſt, und wenn ich es bearbeiten und verſchiffen laſſe, ſo bekomme ich ſtets die Frage zu hören: „Warum haben Sie mir nichts als Steine geſchickt?“ Einige Lager enthalten vielleicht Schwefel, und gerathen, wenn man ſie in Haufen läßt, leicht von freien Stücken in Brand: wir müſſen ſie alſo beiſeite laſſen; wo nicht, ſo ſchreibt unſer Geſchäftsfreund: „Ihre Kohle iſt ſo roſtig geworden wie ein altes Hufeiſen, und ich mußte eigens einen Mann anſtellen um Waſſer darauf zu gießen damit ſie ſchwarz wurde.“ Ich ſage: bewahre

Digitized by Google

mich vor meinem Freund; aber dieſes Lager kann nicht bearbeitet werden. Ein anderes iſt dünn, und unſer Freund ſchreibt uns: „Ihr habt mir lauter Schlacken geſendet.“ Wieder ein anderes erzeugt zu viel Aſche; noch ein anderes iſt zu frei und hat keine Bindekraft, oder aber eine Schicht (parting) in ſich. Kurz, das rechte Ding am rechten Platz in Kohlengruben iſt, wie in allem andern, nicht leicht zu bekommen.“ — „Sie ſagen: eines hat eine Schicht in ſich; was bedeutet das? Ich glaubte ein Kohlenlager ſey ſolid und homogen.“ — „Weit entfernt, mein Herr! Ein Kohlenlager iſt ſelten, wenn je, ohne einige, ſeiner ebenen und fortlaufenden Fläche parallel gehende, Abſonderungen in ſich gebildet; bald hat dieſe Schicht nur die Dicke einer Meſſerklinge; bald iſt ſie einen Zoll oder einen Fuß dick; bald liegt Kohle auf Kohle; bald iſt Schieferthon dazwiſchen, was für den Verkauf ſehr nachtheilig iſt, da man ihn nur mit großer Mühe herausbringen kann. Man kennt Beiſpiele, in welchen dieſe Schicht zu einer viele Faden dicken Geſteinmaſſe ſich verdickt, und ſo das Lager entzwei theilt.“ — „Gut nun, ſagt unſer fremder Freund, laßt uns hören wie ihr es bearbeitet.“ — „Das Bearbeitungsſyſtem läßt ſich in zwei Claſſen theilen, nämlich „Stand und Pfeiler“ und „Langwand.“ Erſteres beſteht darin daß man einen Theil der Kohle wegnimmt, z. B. ein Fünftel, und den Reſt zurückläßt, um das Dach zu ſtützen, bis die Zeit für die Rückbearbeitung kommt, wo dann der zurückgelaſſene Pfeiler getheilt und abtheilungsweiſe hinweggenommen wird, indem man die Schichten fallen läßt. Iſt dieß geſchehen, ſo erhält der Diſtrict den Namen gouf. Die Langwandarbeit hingegen beſteht darin daß man eine breite Bruſt reiner Kohle auf einmal hinwegnimmt. In vielen Lagern iſt dieß unthunlich; allein mehr und mehr gewinnt die Anſicht die Oberhand daß dieſes Syſtem, da wo es ausführbar, vorzuziehen iſt. In beiden Fällen werden Hauptgänge eingetrieben, längs denen man Schienenwege legt, und ſie unterhält bis die Kohle, welche ſie beherrſchen, erſchöpft iſt. Dieſe Hauptgänge (main levels) bilden auch die Luftwege des Bergwerks; in allen gut bearbeiteten Kohlenwerken aber wird der Waſſerweg abgeſondert gehalten.“

Unſer Cicerone, der den Docht ſeiner Lampe unterdeſſen aufs beſte hergerichtet hatte, ſagt nun: „Ich glaube, mein Herr, wir würden gut thun wenn wir unſern Gang begännen. Ihre Augen werden ſich jetzt an unſer Licht gewöhnt haben, nicht wahr?“ — „Man kann eine Nadel aufklauben, wenn man will“ — und damit giengen wir hinweg. Unſer Freund bückt ſich als wenn er fürchte er könne ſeinen Kopf anſtoßen. — „Oh, behalten Sie Ihren Kopf in der Höhe! Wir haben ſieben Fuß auf zehn hier; dieß iſt einer unſerer Hauptluftwege, und in jeder Minute durchziehen ihn ungefähr 70,000 Kubikfuß, und wir müſſen ihn breit haben. Es iſt unſer Haupteingang durch die Schichten längs desſelben; die Luft wird abgetheilt und in fünf oder ſechs verſchiedene Diſtricte geführt, von welchen jeder auf dieſe Art mit friſcher Luft verſehen wird. Jede Säule, deren es 10 ſind, wird, nachdem ſie den ihr angewieſenen Diſtrict gelüftet, in die Höhe geführt; jeder Diſtrict hat am andern Ende einen Regulator, durch welchen, wenn man ihn öffnet oder ſchließt, der Haupt- oder Vaterſäule mehr oder weniger Luft entzogen wird, ſo daß die Bedürfniſſe der Kohlengrube in dieſer Hinſicht auf ganz einfache Weiſe befriedigt werden können. Dieß iſt die allgemeine Ventilationsordnung. Lenken wir unſere Aufmerkſamkeit jetzt auf die Schichten. Wenn wir dieſen Gang entlang wandeln, werden wir an 133 bemerkenswerthen Veränderungen in den Schichten vorbeikommen, ungerechnet die 21 Kohlenadern in 320 verticalen Ellen Grundes. Der leitende Typus dieſer Gruben iſt Cliſt, der, wenn er pulveriſirt und dem Wetter ausgeſetzt wird, ſich in Schlamm oder Thon verwandelt; allein wir haben auch Fels, welcher, wenn man ihn in ſeine Elemente auflöst, Sand wird. Dazwiſchen eingemengt ſind viele Lager Eiſenſtein, und unter jedem Kohlenlager befindet ſich ein Lager Eiſenthon; dieſen Thon findet man unwandelbar unter jedem Lager ſowohl in England als anderwärts wo Steinkohlen vorkommen, und eben ſo unwandelbar enthält er das unter dem Namen Stigmaria bekannte merkwürdige Foſſil. Was Sie in dieſem Gang bezüglich der Aufeinanderfolge der verſchiedenen Schichten ſehen, findet Anwendung auf die ganze Section des Kohlenfeldes, deſſen Dicke auf etwa 2000 Faden angegeben wird. Die niedrigern und obern Fundgruben indeſſen enthalten mehr Cliſt oder Thon, und die mittlern mehr Sandſteinfels. Die Kohlengruben von ganz England haben faſt ganz dieſelben Kennzeichen, obgleich ſie örtlich unter verſchiedenem Namen bekannt ſind. Wohl, nun endlich kommen wir an die Kohle, und gerathen in Erſtaunen über ihre Dicke: zwölf Fuß ſolider Kohle, ungefähr die Höhe für die Gallerie eines geräumigen Zimmers. Schlägt man mit dem Spitzhammer daran, ſo klingelt es ſo hell und ſo freudig wie eine Hochzeitsglocke. Man zeigt uns die volle Dicke des Lagers, ſeine Scheidungen, ſeine Spaltung, ſeine Höhlung, ſein Dach, ſeinen Unterthon. Seine Verdienſte werden gerühmt wie die eines vertrauten Freundes, und unſer Cicerone gibt uns mit Stolz die Verſicherung daß dieſer „ältere Bruder,“ obgleich nur acht Fuß dick, eben ſo gut oder noch beſſer ſey. Wir wenden uns nun rechts oder links dem Laufe des Lagers entlang, und treten bald in einen Stand oder Bord. Man zeigt uns wie man mittelſt einer leichten hölzernen Verbretterung, brattice genannt, die Luft hinauf und dann auf der andern Seite hinableitet. Wir finden am Ende des Standes, der etwa fünf Ellen weit iſt, einen Mann an der Arbeit, vielleicht in liegender Stellung und ellenweit unter der Kohle aushöhlend; vielleicht kniend oder ſtehend um tief in eine Seite einzuhauen; vielleicht bohrend zur Sprengung durch Pulver. Er hört auf. Unſer Cicerone nimmt den Pickhammer, klopft damit an eine Stelle wo er weiß daß die Kohle am ſolideſten iſt, und zieht einen hellklingenden Ring heraus mit den Worten: „Gut, Davy, 's iſt alles recht; Kohle ſtark.“ — „Allerdings, Meiſter; ich ſah ſie nie ſo ſtark in meinem ganzen Leben; aber der Lohn iſt zu gering. — „Oh, Unſinn, Mann; warum, Ihr machtet ja dreißig Schillinge in letzter Woche.“ — „Dieß iſt der beſte Mann den wir in der Grube haben, mein Herr!“ Davy macht ein bitteres Geſicht, und wir begeben uns an den Ofen. „Wie, Sie fürchten bei dieſem ungeheuren Feuer nicht daß es die Kohlen ergreifen werde?“ — „O nein; wir haben Luftwege und Gegenbögen, zum Schutz derſelben.“ Wir können nicht davor ſtehen bleiben; er gemahnt uns an Dante's Schilderung der hölliſchen Regionen — ein vollkommenes Flammen- und Rauchmeer, das ſich in düſtern Wolken wir wiſſen nicht wohin wälzt, und Licht in die Dunkelheit bringt, und doch thut die ſo verzehrte Kohle ihre „Pflicht“ mehr als irgend ein Theoretiker ihr zugeſteht, und der Ofen, mit ſeinem 500 Fuß tiefen Backſtein-Schaft erfüllt ſeine Aufgabe im

Digitize

ganzen Umfang. Nun, ein Schritt in die Wendungen (returns), und dann zum herrlichen Lichte des Tages. Einige Worte zur Erklärung. Die Wendungen eines Kohlenbergwerks gereichen ihm nicht zum Nutzen. Ich fürchte, wir möchten, wenn wir sie zu finden suchten, vergebens uns bemühen; unser Suchen könnte, wie dieß bei einer Kohlengrube ohne Wendung sicherlich der Fall wäre, leicht mit einer „Explosion" endigen.

Eine Kohlenbergwerkswendung ist gewissermaßen ein Maßstab für die Luft in der Grube, auch setzt der Kohlenarbeiter seinen Stolz darein zu zeigen daß seine Wendungen nicht geladen, d. h. nicht mit entzündbarem Gas geschwängert sind. Wir gehen durch eine Thür die hinter uns zuschlägt als wenn alle ihre Fibern bersten sollten. Herab geht die Drathkappe der Lampe unseres Cicerone; ein seltsames Gefühl überkommt uns; seine Hand beschattet die Flamme, und er bittet uns zu bemerken daß wenig oder keine Elongation oder Hof um sie spielt. Er nimmt uns an einen abgeschiedeneren Platz, und zeigt uns, die Drathkappe auf der Lampe, einen um die Flamme spielenden schönen dünnen Hof; er erhebt seine Lampe — sie füllt sich mit Flamme; er senkt sie langsam und sagt: „Nun, mein Herr! wäre Sir Humphry Davy nicht gewesen, so würden Sie und ich nun versengte und geschwärzte Leichname seyn." Ganz zufrieden mit dem Erfolg seines Experiments, sind wir froh, mit derselben tollen Geschwindigkeit mit der wir hinabgefahren, aus der Grube emporgezogen zu werden und, dem düstern Schooß der Muttererde entflohen, wieder unter Gottes freiem, schönem Himmel zu wandeln und hier oben unsers Lebens uns zu freuen.

Chicago und der amerikanische Getreidehandel mit Europa.

Liest man Blätter die in Chicago, sey es in englischer oder deutscher Sprache erscheinen, deren eben eine hübsche Anzahl vor mir liegt, so blickt uns überall aus den Spalten derselben die siegesgewohnte Zuversicht der werdenden Weltstadt an, die sich jetzt schon Städten, wie New-York, Paris, London, Wien, und namentlich den großen Handelsmittelpunkten der neuen und alten Welt vollkommen ebenbürtig fühlt. Und die Berechtigung zu diesen stolzen Ansprüchen? Wer J. G. Kohls Reisen im Nordwesten der Vereinigten Staaten gelesen hat, der erinnert sich mit welcher Vorliebe und Anerkennung der berühmte Tourist und Geograph diese Stadt, ihr wunderbares Aufblühen, ihre commercielle Bedeutung und die Strebsamkeit ihrer Einwohner schildert. „Rom — sagt er — wurde nicht an Einem Tage gebaut. Aber Chicago? — es ist noch nicht ganz ein Rom. Aber es ist im Jahr 1856 eine Stadt von beinahe 100,000 Einwohnern, d. h. eine Stadt zweiten Rangs in Amerika, nachdem es noch vor zwei Jahrzehnten ein kleiner, unbekannter Ort, ein Nichts war. Außer Karakorum, der großen Zeltstadt, die der Mongolen-Eroberer Tschingis-Chan in seinem Mannesalter auf der Stelle schuf wo er als Jüngling die Pferde seines Vaters geweidet hatte, ist noch kein Stück Sumpf, ein Aufenthalt von Büffeln und Prairie-Wölfen so schnell in einen menschlichen Wohnort von 15,000 Häusern, jedes Haus mit „Verandas," „Parlors" und Gärten in einen Schauplatz von Transactionen und Bewegungen, die von Tag zu Tag für die Welt eine größere Bedeutung gewinnen, verwandelt worden wie Chicago."

In der That, im Jahr 1825 wußte man noch nichts von einer Stadt Chicago. Keine Zeitung, keine Karte der Vereinigten Staaten aus jener Zeit nennt sie. Vor 36 Jahren etwa standen auf dem Platz wo jetzt die „Metropole des Westens" steht, ein paar armselige Blockhäuser, die unscheinbaren Vorörfer der Städte, wie der Dörfer, in Nordamerika.

Stadt und Hafen Chicago liegt an dem südlichen Ende des Michigan-Sees, an der Ausmündung des gleichnamigen Flusses. Die Stadt liegt beiläufig unter dem 42° nördl. Br. und dem 86° westl. Länge, also im Mittelpunkt der dem Weizen- und Maisbau vorzugsweise günstigen Getreidezone. Sie liegt im Staat Illinois, und beherrscht durch ihre schiffbaren Flüsse und sonstigen Verbindungswege die weit ausgedehnten Ebenen von Michigan, Illinois, Missouri und Indiana. Diese Getreidedistricte, denen fortwährend eine zahlreiche, arbeitskräftige Bevölkerung zuströmt, umfassen ein Territorium von 230,000 Quadratmeilen oder beinahe 150 Mill. Acres, etwa 61 Mill. Hectaren. Der Boden, arm an Hochland, ist fast überall das tiefste, ergiebigste Humusland. Die Lage von Chicago an der Südspitze des Michigan-Sees macht sie zur Beherrscherin einer Binnenseeschifffahrt, die auf der ganzen Welt ihres Gleichen nicht hat, und die sie zum großen Stapelplatz aller landwirthschaftlichen Producte des „Fernen Westens" bestimmt und bereits gemacht hat. Die Kaufleute welche hier Etablissements gegründet haben, ermangelten nicht die Vortheile auszubeuten welche ihnen diese Lage bot, einen der größten Getreidemärkte der Welt in Chicago zu gründen, und zu diesem Zweck colossale Kornspeicher und Magazine zu errichten. Die HH. Gibbs, Griffith u. Comp. haben hier einen Speicher erbaut, der sich von den Docks bis zur Eisenbahn 190 Fuß weit erstreckt; die Façade gegen den Fluß hat 60 Fuß, die gegen die Eisenbahn 110, die Mauer hat eine Höhe von 62 Fuß, zwei Kuppeln, jede 100 Fuß hoch, enthalten die nöthigen Apparate zum Wägen; 62 Behälter, jeder 5000 Bushel (1 Bushel ungefähr = ⅓ Hectoliter, genau = 36 Liter, 344) befinden sich im ersten Stock, alle so fest verbunden und vernagelt, daß sie den stärksten Druck an den Seitenwänden aushalten. Zwei „schwimmende" Behälter fassen je 12,000 Bushel (4361 Hect. 28), und das Erdgeschoß ist geräumig genug um 50,000 Barrel ein- und auszuladen und zu magaziniren. In den höhern Stockwerken befinden sich alle zum Trocknen und in Säckefassen des Getreides nöthigen Vorrichtungen. Der Umfang dieses Kornspeichers ist so groß daß er mindestens 500,000 Bushel (161,720 Hekt.) Getreide faßt, die im Erdgeschoß durch vier Krahnen aufgenommen werden, welche in der Stunde 10,000 B. (3634 Hekt.) zu verladen im Stande sind. Auf der Flußseite ist noch ein Krahnen, der das Getreide aus den Canalbooten hebt, 3000 Bushel in der Stunde, während man an einer andern Stelle 8000 auf die Schiffe verladen kann. Eine Dampfmaschine mit Riesendruck von 100 Pferdekräften leitet und regelt alle diese verschiedenen Bewegungen. Das Etablissement ist

Digitized by Google

äußerſt ſolid gebaut, ganz von Holz, Eiſen und Backſtein; das Ganze iſt mit einem feuerfeſten, eiſernen Dach gedeckt.

Nach officiellen ſtädtiſchen Erhebungen ſind im Jahr 1855 in Chicago nicht weniger als 2000 Häuſer gebaut worden, die hölzernen Trottoirs hatten im Jahr 1856 bereits eine Länge von 200 Meilen, die mit Planken belegten Straßen waren ſchon 40 engl. Meilen lang. Während vor einem Menſchenalter auf dieſem Erdfleck kaum ein paar Kälber und ein Dutzend Schweine grunzten und blökten, ſchlachten jetzt „Hubbard, Hayward u. Co.“ allein jährlich 15,000 Schweine, und zahlloſe Ochſen. Vor 30 Jahren noch konnte man nach Kohls Ermittlungen das ganze Areal der Stadt für einen kleinen Wechſel auf ein New-Yorker Haus kaufen, und jetzt wäre ſelbſt der Großmogul nicht reich genug um ein Stadtquartier zu bezahlen. 1830 konnte eine einzige kleine Barke leicht den ganzen Ertrag und Ueberſchuß des Marktes exportiren, jetzt haben einhundertundfünfzig große Dampfer und eine Flotte von Bricks und Corvetten tagtäglich alle Hände voll zu thun, und fliegen wie Tauben aus und ein, um einen Waarenwerth von vierzig Millionen Dollars jährlich ab- und zuzuführen.

Und alles dieß, das behauptet jeder der Chicago kennt, iſt gar nichts, iſt kaum der Notirung werth in Vergleich mit dem was nach fünf oder zehn Jahren der Statiſtiker darüber zu hören haben wird. „Was wir hier geben, ſchrieb ein ſolcher Statiſtiker Chicago's, iſt leider ſchon etwas veraltet, da ſich der Druck unſerer Arbeit etwas verzögert hat. Die Entwicklung der Stadt iſt uns jetzt in allen Stücken ſchon wieder um zwei und einen halben Monat voraus.“ Zwei und einen halben Monat, ruft Kohl aus; es iſt unerhört lange! Was will man mit einer ſo alten Statiſtik noch anfangen? So ein Buch iſt nur gut für Antiquare. Chicago ſteigt empor wie ein Luftballon, der, wenn man eben wettet wie hoch er jetzt iſt, den Sternen ſchon wieder um 200 Klafter näher kam, und bei einer ſolchen Stadt kann man ſtatiſtiſche Nachrichten nur wie friſchgebackene Semmeln denſelben oder den andern Tag ſchmackhaft finden.

Viele Reiſende haben Chicago als eine häßliche Stadt geſchildert. Das iſt ſie nicht. Zu Zeiten allerdings, wenn es lange geregnet hat, und die Oberfläche der Straßen und die ganze weiche, fette Ackerkrume der Umgegend ſich in einen halbflüſſigen Schlamm auflöst, und die Wagen und die Fußgänger dann ſelbſt in den Löchern der leicht zerſtörten Plankenwege ſtecken bleiben, gewährt die Stadt keinen anſprechenden Anblick. Die Natur hat freilich auch, den ſchönen Seeſpiegel, den man immer im Angeſicht hat, ausgenommen, wenig für die Ausſchmückung der Stadt gethan. Die ganze Umgegend iſt ſo flach und einförmig wie eine Tiſchplatte, und allerdings würde, außer Geſchäftsmännern, niemand dieſen Erdfleck zu ſeinem Wohnort gewählt haben. Aber die Stadt als bloße Handels- und Geſchäftsſtadt hat dennoch viel mehr freundliche und gefällige Elemente in ſich, als manche andere alte Handelsſtadt z. B. in Europa. Man hat mit Gartenanlagen und Baumpflanzungen reichlich nachgeholfen, und wenn man die Stadt von einer Anhöhe überblickt, ſcheint ſie faſt in einem Gehölz mitten in der Prairie zu liegen. Die Amerikaner nennen ſie ſogar — vielleicht etwas übertrieben — die Gartenſtadt, the Garden City. Und was die bei Regenwetter abſcheulichen Schlamm- und Holzlöcherſtraßen betrifft, ſo iſt dieſer Uebelſtand eben im Verſchwinden. Schon hat man in den letzten Jahren einige Straßenenden erhöht und mit Steinen gepflaſtert, und bei der Rapidität mit der hier alles fortſchreitet, wird man bald die Ausdehnung dieſer Straßenpflaſterung nach Meilen zählen. Der großen, maſſiven Gebäude ſind bereits ſo viele vorhanden, daß man ungläubig den Kopf ſchüttelt, wenn man einem erzählt daß ſie alle zuſammen erſt von 1851 oder 1852 oder 1853 oder 1854 datiren, oder erſt „geſtern Morgen“ fertig geworden ſind. Wenn Pompejus keine Soldaten, ſo können die Amerikaner wenigſtens Städte aus dem Boden ſtampfen.

Den deutſchen und andern fremden Architekten gibt man das Lob, daß ſie vielfach vortheilhaft auf Reformirung des architektoniſchen Geſchmacks in der Stadt hingewirkt haben. Die Grundlage zu dem ſchönſten Quartier der Stadt iſt im vorigen Jahr gelegt worden. Der See Michigan hat nämlich durch Aufſchwemmung eines merkwürdigen Sandfeldes von einer Meile Länge dem Gebiet der Stadt ein unſchätzbares Terrain hinzugefügt. Auf dieſem wird nun nach einem regelmäßigen Plan ein neuer Stadttheil angelegt, der das „Weſtende“ von Chicago, der Sitz der Wohlhabenden zu werden beſtimmt iſt. Das Baumaterial iſt der ſogenannte „Canalſtein,“ Canal Stone, ein ſehr feinkörniger Kalkſtein, der dem Marmor ähnlich ſieht, und ſeinen Namen davon hat daß er beim Graben des großen Illinois-Michigan-Canals entdeckt wurde. Der Stein hat eine weißlich-gelbliche Farbe, die den Häuſern faſt beſſer ſteht als das blendende Weiß des Marmors, mit dem man in New-York und in andern öſtlichen Städten baut. Wer da weiß wie vielerlei unternommen und eingerichtet werden muß, bis 100,000 Menſchen auf demſelben Fleck auf eine vernünftige und angenehme Weiſe geſund, bequem, hübſch und reinlich, bei Nacht und Tag gut erleuchtet, mit Waſſer und friſcher Luft ſtets wohl verſehen, auch mit dem nöthigen Raum für Ellbogen, Wagen, Pferde und Schiffe neben einander wohnen und ſich bewegen können, wer weiß wie viel Mißbräuche und Uebelſtände ſich gleich von vornherein einſchleichen, und wer es erfahren und beobachtet hat wie ſchwer es iſt mit ſtädtiſchen Reformplanen und innern Umgeſtaltungen durch die Maſſe der verſchiedenartigſten Intereſſen, welche eine ſolche Stadt darbietet, durchzugreifen — ein Bürgermeiſter oder Gemeinderath irgend einer deutſchen Stadt, der es verſuchte dieſe Stadt in allen ihren Abtheilungen und Räumen mit gutem, wohlfeilem Waſſer zu verſehen, den Unrath wegzuräumen und rentabel für die Stadt zu machen, um nicht von Napoleon III zu reden, der das ſchmutzige, unordentliche, ſtickluftige und ungewaſchene Paris in die Hand nahm, ſeine Augiasſtälle ausfegte, und es dann allmählich, mit Anwendung ſeiner ganzen unumſchränkten Gewalt, dahin bringt daß man anfängt dieſe Stadt die beſtregulirte in der Welt zu nennen — — wer auch nur ein wenig davon weiß wie langſam alle ſtädtiſchen Reformen, deren Bedeutung für das Heil der Bürger man erſt in der Neuzeit recht einzuſehen angefangen hat, ſich überall Bahn brechen, der wird gewiß mit einiger Bewunderung vernehmen mit welcher Energie die Leute in Chicago fortſchreiten, wie viel ſie ſchon ausgerichtet haben, und welche großartigen Plane ſie beſtändig vorbereiten und mit Ueberwindung aller Hinderniſſe in der nächſten Zeit ausführen. Unter dieſe Hinderniſſe gehörte auch die frühere ſchlechte Stadtverwaltung, deren Mitglieder „Demokraten“ (jetzt regiert dort die republicaniſche Partei) waren, deren einige ſogar ins Zuchthaus gewandert ſind.

Die vortrefflich redigirte Illinois-Staatszeitung hat wiederholt Betrachtungen über die lawinenartig schnellen Fortschritte Chicago's angestellt, deren Hauptgedanken wir im folgenden bündig zusammenstellen.

Wenn die fortschreitende Cultur von einem neuen Landstrich Besitz ergreift, so wächst sie daran fest, und ist gezwungen eine Reihe von Entwicklungen durchzumachen, um in veränderter Form wieder zu sich selbst zu gelangen. Der hungrige Magen des Hinterwäldlers und der Emigranten, die Habgier des Speculanten, beide vereint, oder für sich, sind die ersten Angreifer. Streckenweise erliegt die rohe Natur der Macht der Menschen, aber das Eroberte wird nur Mittel zu weiterem Angriff. So spinnt sich das Netz der Cultur über ungeheure Länder, und erreicht bald an einzelnen besonders günstigen Punkten die Höhe des Jahrhunderts. Lange kann hier der Ackermann noch warten bis ihm die Wissenschaft zum Bedürfniß wird — die Masse fruchtbaren Urlands ist vorläufig noch so unerschöpflich, daß fast nichts erforderlich ist zur Erzeugung der Früchte, als mechanische Arbeit der Hände und Maschinen. Ebenso verhält sich es mit dem Bergland.

Betrachten wir aber die Punkte wo die Rohproducte verarbeitet oder verstapelt, wo die Culturproducte vertauscht, der Verkehr vermittelt, die Maschinen, die Schiffe gebaut, die großen Projecte entworfen und ausgeführt werden, so haben wir vor uns ein anderes Gebiet. Die Sammelplätze der Speculanten, Handwerker und Krämer, die Städte, sind bei weitem charakteristischer für das amerikanische Leben als das flache Land. Kaum hat der Fortschritt einige Mittel flüssig gemacht, so legt man diese in „Improvements," in Verbesserungen der noch mangelhaften städtischen Anstalten, an. Die Berechnung lebt nicht mehr bloß von einem Tag zum andern, sie spinnt sich weiter hinaus, die Calculation gewinnt sichern Boden, Häfen, Werfte, Gasanstalten, Wasserwerke treten schnell nach einander ins Leben. Erfolg macht kühn. Hurtig wirft die werdende Stadt die Kinderschuhe, das Spielzeug fort, schlägt mit der Hand auf die Brust, und nennt sich „Queen of the Lakes," Königin der Seen.

Das ist das Bild von Chicago in seiner Entwicklung, wie es ein Deutscher in Chicago entwirft. Chicago hat sich durch seine erste, in mannichfacher Hinsicht ungünstige Culturperiode hindurchgearbeitet. Die Zeiten des blinden, zweifelhaften Wagens, des leeren Vermuthens sind vorüber. Chicago ist eine Großstadt, und wird als solche ihre weitere Entwicklung naturgemäß und ohne Aufenthalt durchmachen. Man baut kein öffentliches Gebäude mehr, das nach wenigen Jahren unter dem Niveau der Straße steht, kein Wasserwerk, keinen Hafen mehr, die kaum dem Bedürfniß des Tags genügen.

Nach der Times hat sich der Getreidehandel in den Häfen des Westens erhoben von 1,341,393 Bushel (476,895 Hekt. 67) im Jahr 1835, auf 17,033.931 (6,210,811 Hekt. 88) im Jahr 1853. Diese letztere Ziffer ist nämlich die Quantität, die in diesem Jahr in Buffalo die Schleuße des Welland-Canals passirt hat. In den beiden folgenden Jahren wurde diese Ziffer nicht erreicht, der mittelmäßigen Ernte von 1854 wegen; aber unter dem Einfluß der wachsenden Zunahme der Bodenerzeugnisse des Westens und der steigenden Nachfrage mag der Getreideexport, Mehl und Korn in einander gerechnet, in den letzten zehn Jahren sich verdoppelt haben, und beträgt jetzt etwa 34,000,000 Bushel (12,356,960 Hekt.).

Die ganze Masse dieser Cerealien gieng bisher über New-York nach Europa. Bekanntlich ist aber in neuester Zeit mehreremal der gelungene Versuch gemacht worden Getreide direct durch die Seen, Canäle und den Lorenzstrom in das atlantische Meer und nach England zu bringen. Bereits spricht man von einer Concurrenz der Lorenzo-Linie mit der Linie von New-York. Keine dieser Linien wird die andere „entthronen," das ist sicher, ihre Rivalität wird nur dazu dienen den Getreidehandel zu beleben, und die Wichtigkeit eines Centrums der Production und des Verkehrs, wie Chicago, in steigender Progression zu erhöhen.

Vor einigen Jahren fand man die Dimensionen des Welland-Canals, der den Erie-See mit dem Ontario verbindet, zu klein für die enormen Productenmassen, die auf demselben befördert werden sollten. Er wurde erweitert, und man gab ihm Proportionen, die man für die Entwicklung des Handels auf fünfzig Jahre hinein genügend erachtete. In diesem Augenblick genügt er bereits wieder nicht mehr den Bedürfnissen des Transports, und ein Schiff das den Canal sonst in 20 bis 30 Stunden passirte, braucht dazu jetzt eine Woche, weil immer nur Ein Schiff zugleich die Schleußen passiren kann.

Das spricht aber gerade gegen die Buffalo-New-Yorker-Linie. Die Schiffe welche bis jetzt die Lorenzo-Linie passirt haben, sind glücklich und rasch in Liverpool angelangt; das erste brachte 400 T. Getreide, und hatte, ehe es den Weg von Quebec nach Liverpool machte, schon 2400 Meilen auf Binnengewässern zurückgelegt. Die „Liverpool Daily Post" vom November 1856 berichtete ausführlich über diese erste Fahrt, nach Notizen die sie vom Eigenthümer und Capitän des Schiffes selbst eingezogen hatte. Nach diesen Angaben hätten wir oben über Chicago's Größe und Zukunft eher zu wenig als zu viel gesagt.

Die Bevölkerung Chicago's betrug diesen Mittheilungen zufolge im Jahr 1850 nicht mehr als 29,000 Seelen. Im J. 1856 hatte sie bereits die Ziffer 104,000 erreicht. Im Hafen von Chicago hatte man im vorigen Jahr eingeschifft 2,200,000 Quarter Getreide, die größte Quantität die überhaupt je aus irgend einem Hafen der Welt auslief; ferner: 77,000 Barrel Speck und 56,000 Barrel Ochsenfleisch. Die Einfuhr betrug 40,000 Tonnen Eisen, 110,000 Tonnen Kohlen, 325 Millionen Quadratfuß Bretter und andere Schnittwaaren. Im Hafen von Chicago waren eingelaufen 6610 Schiffe von 1,608,845 T. Gehalt. Der Hafen hat die erforderlichen Räume um 500,000 Quarter (1,450,000 Hektoliter) Getreide zu lagern, und in vier Stunden ein Schiff von 400 T. mit solchem zu befrachten.

Die nordwestlichen Staaten von Amerika mit ihren Eisenbahnen und Canälen können in die Häfen der Binnenseen die größten Quantitäten Getreide bringen und nach England liefern, mit ungleich geringeren Kosten und viel schneller als dieß aus den Ländern am schwarzen Meer bis jetzt möglich war.

Die Cerealien welche bisher von Chicago über New-York nach England kamen, giengen durch drei, vier verschiedene Hände, deren jede ihre Commissionsgebühr erhob — vom Zeitverlust und sonstiger Vertheurung der Fracht gar nicht zu reden. Die Fracht auf dem directen Wege von Chicago nach England stellt sich un-

Digitized by Google

gleich billiger als die über New-York, ja auch als die vom ſchwarzen Meer; die Fahrt dauert etwa 50 Tage, und die Waare kommt beſſer conſervirt an ihrem Beſtimmungsort an. So behaupten engliſche und amerikaniſche Blätter. Mag es ſich aber damit verhalten wie es will, ob England ſeinen Getreidebedarf über New-York oder über den Lorenzſtrom erhält — klar iſt, daß im weſtlichen Amerika Europa in Zukunft ſeinen größten Getreidemarkt finden wird.

Zur Ergänzung deſſen was wir über Chicago als Hauptcerealienmarkt geſagt haben, müſſen wir hier über Canada, ſeine Producte und ſeine künſtlichen und natürlichen Waſſerwege ein paar Worte einſchalten.

Was die Waſſerſtraßen Canada's betrifft, ſo iſt bekanntlich der Lorenzſtrom der waſſerreichſte aller Flüſſe Nordamerika's, und die Länge ſeines Laufs beträgt weit über hundert (deutſche) Meilen. Er iſt auf dieſe große Entfernung ſchiffbar für Schiffe von dreimal größerem Tonnengehalt, als die waren auf denen einſt Chriſtoph Columbus und Jacques Cartier Amerika und Canada entdeckten, reſpective wieder entdeckten. Vom Meer aufwärts bis Quebec trägt der Lorenzſtrom die allergrößten Schiffe, von da bis Montreal Seeſchiffe von 500—600 Tonnen. Hier ſtieß nun aber die Schifffahrt auf ein Hinderniß, den Fall von St. Louis. Oberhalb St. Louis war der Fluß wieder für große Schiffe fahrbar, aber von Montreal bis Kingſton waren 41 Meilen Stromſchnellen der Schifffahrt hinderlich. Nun kam der Ontario-See. Vom Ontario bis zum Erie-See zeigte ſich für eine Strecke von etwa 9 Stunden eine Steigung von 330 Fuß, und der Niagara-Fall. Von da an bis zum Huron- und zum Michigan-See war die Waſſerſtraße offen, aber der Eingang zum Oberen See war verſchloſſen durch den Waſſerfall Ste. Marie.

Nun, all dieſe gewaltigen, von der Natur aufgehäuften Hinderniſſe ſind verſchwunden. Ein Schiff von 200 Tonnen und mehr kann von irgend einem Hafen am atlantiſchen Ocean bis tief in die canadiſchen Binnen-Seen hineingehen, ohne auch nur ein einzigesmal umladen zu müſſen. Der Fall von St. Louis bei Montreal wird umgangen durch den Lachine-Canal, der drei Stunden Länge hat, die Stromſchnellen, genannt Cedern-Fall, Coteau, Long-Saut, Gallops und einige andere, durch die Canäle Beauharnais, Cornwall und Junction, 11 Stunden, die Niagarafälle, durch den Welland-Canal, endlich der Waſſerfall Ste. Marie durch einen von den Amerikanern erbauten, ganz kurzen Canal. Die Schifffahrts-Linie correſpondirt mit allen amerikaniſchen Eiſenbahnen, welche die Seen berühren, in Buffalo, Cleveland, Sandusky, Toledo, Detroit, Chicago, Milwaukie, ſowie mit den Bahnen von Canada, ſoweit ſie fertig ſind. Im Jahre 1855 belief ſich die Zahl der Schiffe welche die canadiſchen Canäle zu Berg und zu Thal paſſirten 20,406, mit einem Tonnengehalt im Ganzen von 2,138,564. Durch den Wellandcanal allein giengen 71,000 Tonnen Mehl und über 100,000 Tonnen Eiſen. Dieſe Canalbauten haben Canada ungefähr 70 Mill. Francs gekoſtet.

In Betreff der Production von Canada haben wir keine anderen zuverläſſigen ſtatiſtiſchen Notizen als die officiellen vom Jahre 1851. Es unterliegt keinem Zweifel daß die Production ſeit dieſem Jahr theils in Folge der Einwanderung, theils in Folge der Culturfortſchritte ſich erheblich geſteigert hat. Die Bevölkerung von Canada beſaß damals 17,039,796 Acre Land, darunter Culturland 1,300,839, Wälder 10,638,937. Die Production an Cerealien betrug in jenem Jahre

	In Ober- und Nieder-Canada. Buſhels.	Minots. [1]
Weizen	12,675,603	3,480,343
Roggen	639,246	530,417
Gerſte	625,355	764,144
Hafer	11,186,161	10,248,679
Mais	639,264	530,417

Die Viehzucht des Landes ergab folgende Ziffern:

	Ober-Canada.	Nieder-Canada.
Ochſen	193,982	111,819
Kälber und Rinder	254,988	180,317
Kühe	296,924	294,514
Schafe	968,022	629,827
Schweine	569,257	255,219

Der Werth ſämmtlicher Cerealien wurde geſchätzt
zu 112,485,360 Francs
des Viehs zu 218,950,740 „

Der Weizen koſtete im J. 1851	4	Fr.	00	Cts. das Buſhel
der Roggen	2	„	05	„ „
Gerſte	3	„	00	„ „
Hafer	1	„	00	„ „
Mais	2	„	50	„ „
Eingepöckeltes Ochſenfleiſch	30	„		das Barrel.
Eingeſalzener Speck . .	50	„		„

(Schluß folgt.)

Bruchſtücke finniſcher Kosmogonie aus dem Kalewala.

(Nach Frasers Magazin.)

Die Völker haben gewöhnlich, wie Einzelne, ihr goldenes Zeitalter gehabt, von dem ſie mit Stolz ſprechen, wenn ſie zu einer gewiſſen Reife gelangt ſind, und deſſen ſie ſich mit einem Gefühl des Bedauerns erinnern. Wir haben alle in unſerm Arkadien gelebt, alle die lebendige Friſche eines fröhlichen Morgens geathmet. So gefallen ſich in den Steppen Sibiriens oder auf dem ſumpfigen Boden von Suoni die finniſchen Völkerſchaften darin daß ſie in ihren Sagen dieſes goldene Zeitalter, jene wundervolle Zeit ſchildern in welcher der Honig von den Aeſten der Eichen träufelte und Milchbäche die Erde berieſelten, die Zeit in der man weder Peſt noch Hungersnoth kannte, und alle Menſchen weiſe, ehrlich, ſtark und glücklich waren. Damals lebten die Helden welche jetzt von dieſer Erde verſchwunden ſind. Sie nahmen eine erhabene Stellung ein zwiſchen den Menſchen und den Göttern, und erwarben ihren Ruhm nicht bloß durch ihren Muth und ihre Kriegsthaten, ſondern auch durch ihre Weisheit, ihre Zauberkraft, ihre Gei-

[1] Landesübliches Maß à 1¼ Buſhel

Digitized by Google

ſiegsgröße als Dichter und ihre Geſchicklichkeit als Feuerarbeiter. Auch die Frauen dieſes Heldengeſchlechts waren mit bewundernswerther Kraft und Unerſchrockenheit ausgeſtattet.

In der eſthniſchen Mythologie ſind dieſe Helden die Söhne der höchſten Gottheit. Sie ſind geboren vor der Schöpfung der Welt; ſie lebten bei ihrem Vater in himmliſchen Paläſten. In der finniſchen Mythologie ſind die zwei berühmteſten Helden, Wäinämöinen und Ilmarinen, aus einer übernatürlichen, vom Winde befruchteten Jungfrau geboren, deren Name Ilmatar iſt. Wir wollen zuvörderſt den Mythus der Eſthen ins Auge faſſen, und dann über die Sagen der Finnen ſprechen.

Wanna-Iſſa (das höchſte Weſen) wohnt in den hohen Regionen des Himmels. In ſeinem Palaſte ſpiegeln ſich die Strahlen der Sonne. Er hat die Helden geſchaffen, um ſich ihrer Rathſchläge, ihrer Kraft und Betriebſamkeit zu bedienen. Der erſte unter ihnen iſt Wäinämöinen. Gott hat ihn alt geſchaffen vom erſten Tag an; er hat ihm einen grauen Bart und die Weisheit des Greiſes gegeben; zugleich aber hat er ihn mit einem jugendlichen Herzen und dichteriſcher Begeiſterung ausgerüſtet. Wenn Wanna-Iſſa unruhig iſt, wenn Sorgen ſeine Stirn umwölken, nimmt Wäinämöinen ſeine Harfe und ſtimmt köſtliche Weiſen an. Der zweite der Helden iſt Ilmarinen. Er ſteht in der Blüthe des Alters, iſt voll Kraft und Feuer, trägt den Ausdruck der Weisheit auf ſeiner Geſtalt, und tiefes Denken ſprüht aus ſeinen Augen; er iſt ein geſchickter Künſtler. Der dritte iſt Lämmekeinen, leichtmüthig, glänzend, kauſtiſch. Der vierte iſt ein kräftiger Bogenſchütze. Dieſe vier Helden, ſo wie andere, minder hervorragende, betrachten ſich als Brüder, und das höchſte Weſen nennt ſie ſeine Kinder.

„Und ſiehe da, Wanna-Iſſa erhebt ſich vor ihrem Angeſicht, und ſagt zu ihnen: „Ich habe beſchloſſen die Welt zu ſchaffen.“ Die Helden betrachten ihn mit Erſtaunen und antworten ihm: „Du kannſt keinen ſchlechten Gedanken haben.“ Während ſie nun in Schlaf verfallen, ſchafft Wanna-Iſſa die Welt. Die Helden reiben ſich bei ihrem Erwachen die Augen, und betrachten mit Erſtaunen das neue Werk; allein ihr Vater verſinkt nun, ermüdet von der Arbeit, ſeinerſeits ſelbſt in Schlaf. Ilmarinen nimmt eine Stahlklinge in die Schmiede, erbreitert ſie und ründet ſie gleich einem Zelt über die Erde, nagelt den Mond und die Sterne daran, faßt das Licht welches in dem Vorhof des Palaſtes glänzt, und befeſtigt es mit einem wunderbaren Mechanismus, ſo daß es auf- und abſteigt, an dieſes Zelt. Von erhabener Begeiſterung ergriffen, nimmt Wäinämöinen ſeine Harfe, ſingt ein Freudenlied, und ſteigt auf die Erde herab; wo er ſeinen Fuß hinſetzt, ſprießen Blumen empor; wo er ſtille ſteht, entkeimen dem Boden Bäume mit ihrem Blätterwerk, und die Vögel ſchaukeln ſich auf ihren Zweigen, um dem himmliſchen Sänger zu lauſchen. Gleichzeitig ergeht ſich Lämmekeinen auf den Hügeln und in den Thälern, und verbreitet überall Freude und Luſt. Wibboane ſchleudert die Pfeile ſeines Bogens in die Ferne.

„Bei dem ungewohnten Geräuſch das rings ihn umtönt, erwacht Wanna-Iſſa, und ſagt zu ſeinen Kindern: Die Welt welche ich geſchaffen, war nur eine unförmige Maſſe; ihr müßt ſie verſchönern, und ich will Thiere aller Art auf ſie verſetzen, und auch den Menſchen ſchaffen, den ich aber ſchwach machen will, damit er ſich ſeiner Kraft nicht überhebe. Ihr ſollt Freunde der Menſchen ſeyn, und werdet ſie beſuchen, auf daß ſie nicht ſo leicht dem Böſen unterliegen, denn ich kann das Böſe, welches das Maß und der Sporn Gottes iſt, nicht zerſtören.“

Der kosmogoniſche Mythus der Finnländer iſt dunkler und eigenthümlicher, und wir finden darin jenes Zeugungs-Ei wieder, welches in den alten Sagen der Hindus, der Chineſen, der Perſer eine ſo große Rolle ſpielt — für die finniſche Race ohne Zweifel eine der älteſten Spuren ihres aſiatiſchen Urſprungs.

Folgendes iſt der Mythus, wie er in dem erſten Geſang des Kalewala erzählt wird:

„Oft hab' ich es ſagen, oft hab' ich es ſingen hören. Die einſame Nacht erdehnte ſich über uns; die einſame Dämmerung ſtrahlte auf uns; einſam war auch Wäinämöinen, das Kind der Tochter der Winde. Sie iſt Jungfrau, die Tochter der Winde; ſie iſt die ſchöne Tochter der Schöpfung. Lange hat ſie allein gelebt in ihrer Jungfräulichkeit, inmitten der Lüfte, in den hohen Regionen. Sie war allein und traurig; ſie ſteigt auf die Gewäſſer herab, auf den weiten Ocean. Ein Sturm erhebt ſich, aus dem Abgrund thürmen die Wogen ſich empor, und der Sturmwind wiegt die Jungfrau auf den ſchäumenden Wellen, und der Wind und die Waſſer befruchten ſie. Dann beginnen ihre Frauenwehen. Sie leidet ſiebenhundert Jahre lang, während neun Geſchlechtsfolgen von Sterblichen, ohne daß ſie das Kind, welches ſie in ihrem Schooße trägt, zur Welt gebären kann. Sie irrt umher von Morgen gen Abend, und von Mitternacht gen Mittag, und kann ſich ihrer Bürde nicht entledigen. In ihrer Angſt ſeufzt und ruft ſie: „Wehe mir, der Vielgereiſten, wehe mir, der Wandrerin durch den unermeßlichen Raum der Gewäſſer, der von den Winden Gewiegten. Beſſer würd' es ſeyn, wär' ich noch die Jungfrau der Winde. Ukko, mächtiger Gott, komm mir zu Hülfe, ich rufe dich an; tröſte mich in meinen Qualen, komm eiligſt, ich flehe demüthiglich zu dir.“

„Plötzlich bemerkt ſie eine wilde Ente (anderswo heißt es einen Adler), einen herrlichen Vogel, der einen Ort ſucht an dem er ſeine Wohnung aufſchlage und ſein Neſt anlege. Auch er fliegt überall hin: er fliegt gen Mitternacht und gen Mittag, und ſucht für und für einen günſtigen Ort. Da taucht die Jungfrau aus den Wogen empor, und erhebt ihre Schultern und ihre Kniee auf die Oberfläche des Oceans; der Vogel bemerkt ſie, er glaubt einen grünen Hügel zu ſehen und baut ſein Neſt auf die Kniee der Meeres-Königin; er legt ſeine Eier hinein, ſechs glänzende Eier aus Gold, und ein ſiebentes aus Eiſen.

„Die Tochter der Winde brütet dieſe Eier; ſie brütet ſie drei Tage lang. Am dritten Tage fühlt ſie daß ſie ſich erwärmen und daß ſie allmählich heiß werden. Sie macht eine Bewegung; ſie läßt ſie in die Tiefe der Wellen fallen, und ſie zerbrechen in Stücke. Eines dieſer Eier aber blieb unverſehrt; die Jungfrau nimmt es. Aus einer der Hälften ſeiner Schale macht ſie die Erde, aus der andern das Gewölbe des Himmels; aus dem Dotter die Sonne, aus dem Weißen den Mond und die Sterne.

„Noch neun Jahre bringt ſie in den Wellen zu. Im zehnten ſteigt ſie zur Sommerszeit daraus empor, und beginnt ihre Schöpfung. Da wo ſie die Hand aufhebt, bilden ſich Hügel und Berge; da wo ſie ihren Fuß aufſtellt, entſtehen Abgründe. Dann zeichnet ſie den Lauf der Flüſſe, und rundet Rheden und Golfe; noch aber hat ſie das Kind nicht gebären können mit welchem ſie ſchwanger

Digitized by Google

war, den Helden Wäinämöinen, den Gott der Dichtkunſt. Dieſer zerbricht durch ſeine eigene Kraft die Feſſeln welche ihn gefangen halten, und entſchlüpft dem Schooße ſeiner Mutter."

Die natürliche Ergänzung dieſer kosmogeniſchen Fabel iſt: der Genius der Ordnung, der Gott der Harmonie erſcheint in der Welt, wenn die Elemente der Welt geſchaffen ſind. Kein anderer Gott nimmt in den Sagen der Finnländer eine ſo hohe Stelle ein; und ich kenne in den Urmythologien der verſchiedenen Völker keine poetiſchere Fiction als die Sage des Kalewala, welche die Wunder der von Wäinämöinen erfundenen Harfe erzählt.

„Eines Tags ſieht der Gott, auf einem Fluſſe ſchwimmend, ſeinen Nachen von einem gewaltigen Hecht gehemmt. Er tödtet dieſen Fiſch mit Degenſtößen, nimmt ſeine Gräten, fügt ſie in Harfengeſtalt, beſaitet ſie mit den Haaren der ungeſtümen Pferde Hiiſi's, der Füllen Lempo's, des geheimnißvollen Geiſtes, und die Harfe iſt vollendet — die Harfe welche in ihren tiefen Melodien bald den ſchrecklichen und feierlichen Ton der Wogen, denen der Gott ſeine Elfenbeinzweige entnommen, bald das melancholiſche Seufzen der Wälder haben muß, in denen er ſeine Saiten gebildet.

„Wäinämöinen bietet dieſes Inſtrument den Greiſen an. Dieſe verſuchen es in klingende Bewegung zu ſetzen, aber ihre Hand zittert. Accord folgt nicht dem Accord; kein freudeweckender Ton entſpricht dem andern. Er übergibt ſie den jungen Leuten; ſie ſuchen darauf zu ſpielen, und ihre Hände zittern; der Accord den ſie ihr abgewinnen, iſt kein wahrer Accord; kein freudeweckender Ton entſpricht dem andern. Der heitere Lämmekeinen nimmt ſie nun, dann der geſchickte Ilmarinen, und beide vermögen ihm den harmoniſchen Klang nicht zu geben. Der Greis erwacht aus ſeiner Ruhe, und ruft mit Ungeduld: „Laſt ab von dieſem Inſtrument, ſein Seufzen ermüdet mein Ohr, ſeine rauhen Klänge werden eine ganze Woche lang meinen Schlaf ſtören. Wenn die Harfe des finniſchen Volks nicht melodiſcher iſt, ſo laſſet ſie in Ruhe ſchlafen, werfet ſie in die Tiefe des Meeres, oder übergebt ſie den Händen des Meiſters."

„Die Harfe antwortet: „Ich verdiene nicht in die Tiefe des Meeres geworfen zu werden, ich werde ſanft erklingen unter den Fingern des Meiſters."

„Der weiſe Wäinämöinen ſetzt ſich dann, nachdem er ſeine Hände gereinigt, auf einen Felſen, am Rande der Silberwelle, nimmt die Harfe auf ſeine Kniee, hält ſie zwiſchen ſeinen Armen, und ruft mit erhobener Stimme: „Wer die Süßigkeit der Geſänge den Zauber der Melodie noch nicht gehört, der komme heran und lauſche." Und er ſpielt ohne Anſtrengung, und ſingt. Seine Finger laufen auf den Flanken, auf den Saiten der Harfe; der harmoniſche Klang hebt ſich in die Lüfte, ein fröhlicher Ton entſpricht dem andern. Muſikaliſcher Wohllaut entfließt den Elfenbeinzweigen der Harfe und ihren Haarſaiten.

„Kein Thier im Walde ſetzt ſeinen Lauf, kein Vogel in den Lüften ſeinen Flug fort. Das Schwein lauſcht auf in ſeiner ſchlammigen Höhle; der Bär kommt hervor aus ſeinem tannenumgebenen Verſteck. Er ſtürzt los auf die Schranke des Waldes; die Schranke fällt. Er erklettert die Bäume, und ſchaukelt ſich auf den Aeſten, während Wäinämöinen nach allen Seiten ſeine fröhlichen Klänge verbreitet.

„Der alte Herr des Waldes, der düſtere Tuopia, mit ſeinem langen Barte nähert ſich auch, ſpitzt die Ohren, und alle Thiere, deren König er iſt, folgen ihm. Seine Frau zieht ihre blauen Strümpfe an, knüpft rothe Bänder um ihre Schuhe, erſteigt eine Birke, ſchaukelt ſich auf den Aeſten des Baumes, und lauſcht den Tönen der Harfe.

„Es iſt kein lebendes Thier in dem Walde, kein lebendes Weſen in der Luft, kein leichter Vogel, der nicht herankommt, und den Kopf ſenkt, um auf die Töne dieſer ſüßen Accorde zu hören. Der Adler eilt herbei aus fernen Regionen, der Geyer ſteigt herab aus den Wolken, die Möve hält an auf den Wellen, der Storch verläßt die Seen; die kleinen Finken und Lerchen fliegen herbei, und laſſen ſich nieder auf den Schultern des Gottes. Die Sonne mit ihren blendenden Strahlen, der Mond mit ſeinem milden Lichte machen Halt in ihrem Lauf am Himmel, und beleuchten die Harfe. Es gibt kein lebendes Thier in den Gewäſſern, das nicht ſeine Floßfedern regt, und herankommt um zu hören. Die Lachſe und die Forellen, die Hechte und die Seehunde nähern ſich zumal; die kleinen Fiſche gleiten an die Ränder der Welle, und bleiben ſtehen um dem Geſang Wäinämöinens zu horchen.

„Ahto, der König der Wellen, der grünbärtige Greis, kommt heran auf ſeinem Perlenmuſchelſitze; die Königin der Gewäſſer kämmte ſich mit einem goldenen Kamm ihre langen Haare, und trocknete ſie ab mit einer ſilbernen Bürſte. Als der harmoniſche Geſang ihr Ohr erreicht, entfällt der goldene Kamm ihren Fingern und die ſilberne Bürſte ihren Händen; ſie ſtürzt in aller Eile empor, erhebt ſich über die Wellen, ſtützt die Bruſt an einen Felſen, und lauſcht bezaubert den wunderbaren Weiſen des Geſangs.

„Es gibt auch keinen Helden, keinen Mann mit verhärtetem Herzen, keine Frau welche nicht bis zu Thränen gerührt wird. Die Jungen und die Alten weinen, die Verheiratheten wie die Ledigen, die Knaben und die Mädchen wie die kleinen Kinder; alle weinen als ſie die rührenden Harmonien der finniſchen Harfe hören. Auch Wäinämöinen weint; die Quelle der Zähren öffnet ſich ſanft in ſeinem Herzen. Die Thränen ſammeln ſich an unter ſeinen Augenlidern, und fließen zahlreicher als die Früchte des Waldes, als die Köpfe der Lerchen, als die Eier des Auerhahns; ſie ſtrömen auf ſeine breiten Wangen, auf ſeine ſtarke Bruſt, auf ſeine Kniee und ſeine Füße. Sie dringen durch ſeine fünf wollenen Wämmſer, ſeine ſechs goldenen Gürtel, ſeine ſieben blauen Gewänder, ſeine acht Barmelkleider; ſie rollen an die Ufer der Wogen, fallen von dieſen Ufern in klare Wellen, und verwandeln ſich in Perlen."

Ein anderer Geſang erzählt, Wäinämöinen habe ſich aus den Zweigen einer einſamen Birke und den Haaren eines jungen Mädchens eine zweite Harfe gemacht. Als er ſodann den Menſchen Unterricht im Saitenſpiel gegeben, erhob er ſich auf einem kupfernen Schiff in die Lüfte, und ſtieg wieder in die himmliſchen Regionen empor. Seine Harfe aber hat er auf der Erde gelaſſen, und ſeine Muſik auf dem Boden Suomi's, zur ewigen Freude des Volks, für die edlen Söhne Finnlands.

So endigt der Kalewala, deſſen zerſtreute Ueberreſte Hr. Carſten ſorgfältig geſammelt, und in denen er den Linguiſten wie den Mythologen die Epopöe eines Volks in die Hände gegeben hat, welche ein Gegenſtand intereſſanter Forſchung für ſie iſt.

Nepal und die Gurkhas. [1]

Smith nennt Nepal die indiſche Schweiz; es iſt aber dreimal ſo groß als dieſe und nur ⅓ ſo ſtark bevölkert. Es liegt 26° 25′—30° 17′ nördl. Br. und 80° 15′—88° 15′ öſtl. Länge v. Gr., iſt 500 engl. Meilen von Oſten nach Weſten und 160 engl. M. breit, [2] und wird auf 43—54,500 engl. Quadratmeilen Fläche geſchätzt. Hamilton unterſcheidet vier Stufen, Hodgſon, die erſte und zweite zuſammenfaſſend, nur drei. Die erſte bildet der Terai oder das Sumpfland am Fuß der Vorketten des Himalaya, das ſich vor Nepal 20 engl. M. breit hinzieht. 10 engl. M. von der Gränze beginnt der große Wald. Durch die von den Höhen herabſtürzenden Waſſer welche die Flüſſe bei vorliegenden Hügeln nicht faſſen können, bildet ſich dort unter der tropiſchen Sonne eine üppige Vegetation, die wilde Thiere birgt, während der Menſch und das zahme Thier durch die Malaria darin verkommen. Die zweite Stufe nimmt das ſchmale Hügelland ein; es iſt auch etwa 20 geogr. M. breit, ſteigt nach N. ſtufenweiſe auf und iſt der große Sitz der Salwaldungen, die bis 70—80′ hoch werden, der Dalbergien, Cedrelen; höher hinauf gedeiht dann die Goyalpara, auf den nördlichen Hügeln die Pinus longifolia. Nepal zeigt hier nach Royle europäiſche Pflanzenformen ſtark mit tropiſchen gemiſcht. Die dritte Stufe iſt die Bergregion, wo Berge über Berge 3—10,000′ hoch ſich auftürmen, mit nur ſchmalen 3—5000′ hohen Thälern, ſie iſt 30—40 engl. M. breit. Etwas weitere Thäler gibt es nur zwei, das eigentliche Groß- und Klein-Nepal, das 12 engl. M. von N. nach S. und 9 von O. nach W. ſich erſtreckt, und 40 im Umfang hat. Die Temperatur und Pflanzenphyſiognomie des Ganzen iſt natürlich ſehr verſchieden. Während an einigen Stellen enorme Rotangs und Bambu, Ananas und Zuckerrohr wachſen, gedeihen in andern nur Eichen, Fichten, Gerſte und Hirſe. In 3—4 Tagen, ſagt Kirkpatrick, kann man Bengalens Klima mit dem Rußlands vertauſchen. Im ganzen iſt es nach Hodgſon 10—20° F. kälter als Hinduſtan, etwa wie die Gegend am Mittelmeere, und ſo feucht wie Nord-Behar; nicht ⅟₅₀ hat angebautes Feld. Wohl wegen der zu üppigen Weide gedeiht das Hornvieh nicht, auch nur wenig Wild iſt da. Intermittirende Fieber und Kröpfe herrſchen. Im N. gedeihen Wein und Pfirſiche, in wärmeren Gegenden Orangen, Ananas, und wo genug Waſſer iſt, auch Reis, an wenigen Stellen zieht man daneben auch noch eine Winterernte von Weizen und Gerſte. Wo das Land zum Beackern zu ſteil iſt, wird es umgehackt und dann Mais und Baumwolle darauf gezogen, daneben Hülſenfrüchte, Senf, Färberöthe, Zucker, Ingwer. Die Eichen, Fichten, Birken, Caſtanien u. ſ. w. liefern Zimmerholz. Die vierte Stufe oder die Hochgebirgsregion kannte Hamilton nur von Hörenſagen; er ſchätzte ſie 30—40 engl. M. von N. nach S.; nach Hodgſon iſt ſie aber nur 10 breit. Die hohen Berge ſind das halbe Jahr in Schnee begraben; ungeheure Piks mit hohen Felſenmaſſen erheben ſich, mit ſchmalen Thälern dazwiſchen. In einigen wird etwas Bergreis gebaut; man hat Föhren, Birken, Rhododendrons, Wachholder u. a. m., das kurze, geſunde, gute Gras nährt ſchöne Heerden von Schafen, Kühen, Ziegen, die Sommerhitze währt nur kurz. Das Thal von Nepal iſt im N. und S. von ungeheuren Bergen umgeben; im O. und W. ſind ſie niedriger. Die Hauptflüſſe Nepals ſind die Karnali, der Gandaki, die Triſulaganga, der Bori-Gandaki, die Koſy und der Bhagmutti. Die Jahreszeiten ſind wie in Oberindien, der Regen kommt etwas früher von SO., Schnee liegt auf den Bergen um die Hauptſtadt mehrere Tage im Winter und fällt gelegentlich auch im Thal; ſtehende Gewäſſer bedecken ſich mit Eis, aber nie frieren die Flüſſe zu. Die böſen Fieber in Terai ſind beſonders tödtlich von Mitte März bis Mitte November.

Die Einwohner, deren Zahl von Thornton auf 1,940,000 geſchätzt wird, beſtehen außer den herrſchenden Ghurkas und den Newars, den Urbewohnern, von denen das Land den Namen hat, aus mehreren kleinen Völkerſtämmen, die erſt neuerdings etwas bekannter geworden ſind, den Mechis im waldigen Terai vom Brahmaputra bis zum Konki auf 250 engl. M. Länge und 15 M. Breite, nach Campbell (A. J. of B. T. 8 u. 9) Unterthanen theils von Nepal, theils aber auch von Sikkim und Bhutan. Sie ſind Siwaiten, treiben einen nomadiſchen Ackerbau und ſcheinen meiſt indiſchen Urſprungs zu ſeyn. Die Lepchas, 120 engl. M. von NW. nach SO., in Oſt-Nepal und durch ganz Sikkim bis Bhutan ſind Lamaiten; ihre Sprache, der tübetaniſchen verwandt, wird mit einem verwickelten Alphabet geſchrieben. Die Limbus, zwiſchen der Dud-Koſi und dem Kankaſi, mongoliſchen Anſehens, ſind dem Lamaismus oder Brahmanismus ergeben, nachdem der eine oder andere an der Gränze überwiegend iſt. Sie haben eine eigene Sprache, die den vorigen und folgenden nicht verwandt iſt; ſo auch die Hajus in den mittleren und niederen Bergreihen von Oſt-Nepal zwiſchen Arun und Kankaſi, mit mongoliſcher Phyſiognomie, und die Murmis, zwiſchen Gandaki und Mechi, wenige in Sikkim. Sie wohnen in Steinhäuſern mit Gras bedeckt, ſind Lamaiten; ihre Sprache iſt wohl ein tübetaniſcher Dialekt.

Es gibt alſo viele Stämme hier, mehrere ſind tübetaniſcher Race und Buddhaiſten, andere ſind Hindus oder zum Hinduglauben bekehrt, andere weder Tübetaner noch Inder. Der urſprüngliche Grundſtock der Bewohner der Gebirge öſtlich von der Kali und in Nepal iſt nach Smith mongoliſch. Dieſes ſteht deutlich auf ihren Geſichtern geſchrieben, und ihre Geſtalten und ihre Sprachen beſtätigen es. Während der Einfälle der Mohammedaner in Indien ſeit dem 12ten Jahrhundert flüchteten aber eine Menge Brahmanen aus der Ebene Hinduſtans in dieſe Gebirge, ließen ſich da beſonders im W. nieder und verbanden ſich mit eingebornen Frauen, und die Brahmanen ertheilten ihren Sprößlingen von dieſen den Rang von Kſchatriyas und bekehrten die Einwohner zum Brahmanismus. Auch Radſchputen flüchteten aus der Ebene hin, miſchten ſich aber weniger mit den Eingebornen, und ihre Nachkommen nehmen daher noch einen höhern Rang in Anſpruch. Die Magar und Gurung ſind eingeborne Kriegerſtämme, die noch weniger den brahmaniſchen Einfluß als die erſtern erfahren haben. Ihre kalmückiſchen Geſichter und ihre dem Tübetaniſchen verwandte Sprache zeigen noch deutlich ihren Urſprung, obwohl ſie den brahmaniſchen Glauben mehr oder minder angenommen haben. Die Newars, die Bewohner des Thales von Nepal, gehören nicht zum indiſchen Stamm, ſondern, wie Hodgſon meint, zur mongoliſch-chineſiſchen Race, die ſich aber mit Tübetanern und Hindus gemiſcht hat; früher Lamaiten, hatten ſie ſchon vor der

[1] Richtiger Gorkhas und Nipal.

[2] Smith rechnet 750 engl. M. Länge und 170 engl. M. Breite; die Nordgränze ſey auf unſeren Karten aber nicht richtig angegeben. Narrative of a five years Residence at Nepaul. By Cap. Thom. Smith. London 1852. 8. II Vol.

Digitized by Google

Herrschaft der Ghurkas den Siwa-Cultus und das Kastenwesen angenommen. Die Parbatwas sind dagegen schon Gebirgshindus, Anbeter Siwa's und Wischnu's, mit indischer Sprache. Die Heimath der Gurkha Radschas liegt 53 engl. M. nordwestlich der Hauptstadt von Kathmandu, wo ein gleichnamiger Ort 27° 52′ nördl. Breite, 84° 28′ südl. Länge noch sich findet. Sie wollen von Radschputenfürsten zu Udajapur abstammen, gehören aber zu den Magars. Es war einer der 24 kleinen Bergfürsten, von welchen einer Pritbwi Narain 1768 die Herrschaft über das Ganze errang. Statt der Radschas setzten sie nur Subahs ein, zugleich Revenue-, Justiz- und Polizeibeamte, welche die Einkünfte des Districts pachten und selbst einziehen oder wieder verafterpachten; dazu gibt man Geschenke für den Hof, und eine Einkommensteuer (Raichanka) wird nach Bedürfniß erhoben. Kirkpatrick schätzte 1792 die Einkünfte auf 25—30 Lakh Rupien; sie kamen aus Grundsteuern, Zöllen, Bußen, und den Minen. 1806 wurde in den Kronlanden eine Art beständige Schatzung (Settlement) eingeführt. Man zahlt die Abgaben in natura oder in Geld zum Marktpreise; viel Land im eigentlichen Nepal ist aber als Leben an milde Stiftungen vergeben. Auf die fünf großen Strafen durften die Subahs nicht erkennen. Das Darma-Schastra ist Grundlage ihrer Jurisprudenz. Der Radscha hat einen großen Rath (Bharadar) von 12 Großbeamten unter sich und beruft bisweilen eine Versammlung der Notabeln, die frei ihre Meinung äußern darf, aber sonst wenig Einfluß hat. Die Truppen sind meist auf Land angewiesen, führen Luntenflinten, ohne Bajonnet und Säbel und Dolch, gehen in Tuch, das die Regierung liefert; ihre gelben Fahnen führen das Bild Hanumans. Diese Hochländer Soldaten sind nach Smith in einer halben Stunde mit ihrem Mahl fertig, und alle ihre Ceremonien bestehen darin daß sie, ehe sie kochen, Hände und Gesicht waschen und ihre Turbans abnehmen. Sie lachen über die pharisäische Strenge der Sipahis, die, ehe sie ihr Mahl bereiten, von Kopf bis zu Fuß sich baden und ihre Andacht (Puscha) verrichten müssen, und beim kältesten Wetter fast nackt die Speise zu sich nehmen, so daß die Bereitung der Mahlzeit auf dem Marsch oft drei Stunden wegnimmt. Die Nepaleien tragen bereitwillig Mundvorrath für mehrere Tage auf ihrem Rücken mit sich, was dem Hindu unerträglich herabwürdigend dünken würde. Jene sehen im fremden Militärdienste nur die Aussicht auf Ruhm und Beute, diese scheuen ihn, indem sie eine Verunreinigung und Gefahr von den unreinen Fremden wie Gespenstern oder bösen Geistern fürchten. Man rechnet in Nepal an 30,000 Soldaten, die abwechselnd in die Armee eintreten. Alle haben nach Smith (I. p. 150) eine große Neigung zum Soldatendienst; man drängt sich sogar dazu derart daß die Regierung für den Eintritt in den Militärdienst nicht nur kein Handgeld zu zahlen braucht, sondern man noch je nach Vermögen 30—60 Mori Rupien gibt, um nur eintreten zu können. Ihr Sold ist sehr gering; in einigen Regimentern nur 4 Mori Rupien = 3 Compagnie's Rupien oder 6 Sh. den Monat. Abwechselnd treten alle ein. In dieser Art lernen binnen 7 Jahren alle nach und nach mehr oder minder das Soldatenhandwerk. Im Frieden beträgt die stehende Armee Nepals etwa 16,000 Mann. In sieben Jahren haben also 112,000 Mann wenigstens den Gebrauch der Muskete, einige Märsche und Contremärsche, die Formation von Carrés und Heersäulen, und das Paradiren gelernt. Gute Schützen sind sie von Haus aus und brauchen daher nicht erst nach der Scheibe zu schießen. In Massen haben sie ein unverwüstliches Vertrauen auf sich, und bei ihrer Freiheit von Kastenvorurtheilen und ihrem energischen, unternehmenden Charakter haben die Engländer schon länger daran gedacht sie als Soldtruppen anzuwerben. Sie sind für die besten Soldaten Indiens anerkannt. Ihre Artillerie ist aus Erz gegossen; sie haben mehrere 12Pfünder und verstehen vollkommen Kupfer, Zinn und Zink zu dem Ende zusammenzuschmelzen. Berühmt ist ihr Glockenmetall; einige ihrer Gongs erregten, wie ihr Pelzwerk, auf der Londoner Ausstellung Aufsehen.

Von ihren Sitten und Einrichtungen mögen als charakteristisch nur noch ihre Schiedsgerichte (Puntschayats), die namentlich unter den Kaufleuten allgemein sind, erwähnt werden. Durch diese entscheidet man Streitsachen die noch nicht vor die Gerichtshöfe gekommen, und solche die schon bei den Gerichten anhängig sind. Die Parteien wählen sie, der präsidirende Richter (Dilha) ernennt sie dann auf Verlangen der Parteien, und verpflichtet diese sich ihrem Ausspruch zu unterwerfen; selten wählt der Gerichtshof sie. Die Hälfte aller Gerichtssachen wird nach Smith durch diese Schiedsgerichte entschieden. Wie Geschworene geben sie ihr Verdict ab; sie selbst besitzen keine Macht die Vorlage von Papieren oder die Aussage von Zeugen zu erzwingen, nur der Gerichtshof. Sie müssen einig seyn, oder doch in großer Mehrheit sich entscheiden. Sie erhalten keine Entschädigung. Es ist diese Gerichtsform den einfachen Verhältnissen und dem offenen geraden Charakter dieser Bergbewohner angemessen. Ein alter Spruch sagt: „Wer Gelehrsamkeit sucht, muß nach Benares gehen, wer aber Gerechtigkeit, nach Nepal oder vielmehr nach Gurkah, 50 engl. M. weiter nördlich." Der Ehebruch wird sehr streng bestraft. Wurde eine Frau ihrem Manne während dessen Abwesenheit untreu und es wird entdeckt, so gilt seine Ehre für befleckt und er ist aus seiner Kaste ausgestoßen bis der Flecken an seiner Ehre getilgt ist; er kann mit seinen Freunden und Verwandten weder essen, noch rauchen, noch sie auch nur besuchen, bis dieß geschehen ist. Natürlich sucht er alsbald sich zu rächen. Der Verführer verbirgt sich oft Jahre lang, bis er endlich ihn ereilt und mit einem Hieb seines Schwertes das schuldige Haupt vom Leib trennt. Jetzt ist Gerechtigkeit geübt, seine Ehre gerächt, er hat seine Kaste wieder erlangt; doch eine Kleinigkeit bleibt ihm noch zu thun: er hat seinem Weib die Nase abzuschneiden, damit niemand künftig sich in sie wieder verliebe!

Die frühere Geschichte Nepals ist nur wenig bekannt. Die jetzigen Herrscher giengen von einer Bergstadt Gurkah aus und ihre Herrschaft datirt sich erst seit 1760. Der Stifter der Dynastie Pritbwi Narain oder Prithi Naryan-Sah hatte nach englischer Art ein Truppencorps disciplinirt, und mit Hülfe dieses gelang es ihm zuletzt im Laufe von 10 Jahren das Thal von Nepal zu unterjochen. Vergebens hatte der Nabob von Murschedabad Kasim Ali Chan 1762 und 63 dem frühern Fürsten des Landes zu Hülfe zu kommen gesucht, er wurde unter den Mauern von Muckwanpur total geschlagen. Auch der Versuch der Engländer unter dem Major Kinloch, dem letzten Fürsten der Surui Lundsie Dynastie 1767 zu Hülfe zu kommen, schlug fehl; er wählte die rechte Zeit nicht, im October waren die Bergflüsse übergetreten: Pritbwi Narain starb 1771, sein Sohn Singh Pertab schon 1775, und da sein Enkel Run Bahadur noch ein Kind war, führte ein anderer Sohn des Stifters, Bahadur Sah, für ihn die Regierung, längere Zeit mit seines Bruders Witwe darüber im Streit. Ein Handelsvertrag, den der damalige Resident in Benares, Duncan, mit diesem Regenten abschloß, ließ die Eifersucht derselben keinen Bestand gewinnen. Wegen der Ansprüche die Nepal an den Dalai Lama in Tübet, der damals schon unter China's Schutz stand, erhob, kam es 1792 mit China zum Krieg. Eine große chinesische Armee rückte von Tübet her in Nepal ein;

Digitized by Google

der Regent ſuchte Hülfe bei den Britten, aber der kaufmänniſche Geiſt der damaligen oſtindiſchen Compagnie, die ihren Handel in Canton dadurch ſchon vernichtet ſah, ſchlug die materielle Hülfe ab und bot nur die Vermittlung der Regierung an. Da dieſe angenommen wurde, ſandte der Generalgouverneur den Capitän W. Kirkpatrick nach der Hauptſtadt Nepals Chatmandu. Aber er kam zu ſpät; aus Furcht vor der Macht der Chineſen hatten die Gurkhas ſchon mit dieſen Frieden geſchloſſen. Wir haben dieſen Krieg Nepals in unſerer Geſchichte des öſtlichen Aſiens (II. p. 659—64) ausführlicher erzählt, auf welche wir hier verweiſen müſſen. Wir verdanken Kirkpatricks Beſuche die erſtern genauern Nachrichten über Nepal. [1]

Nachdem Run Bahadur 1795 zum männlichen Alter gelangt war, ergriff er den Scepter, vernichtete den Einfluß ſeines Oheims des Regenten, mußte bald aber ſeiner Tyrannei wegen nach Benares entfliehen. Während ſeiner Verbannung verſuchte der Marquis von Wellesley wieder einen Handelsvertrag mit Nepal abzuſchließen, aber Capitän Knox, der zu dem Ende 1801—1804 ſich in der Hauptſtadt Nepals aufhielt, mußte unverrichteter Sache wieder zurückkehren. Run Bahadur gelangte indeß wieder auf den Thron, er war aber immer noch der alte Tyrann. Um für ſeine Nachkommen Kaſte zu erlangen, wollte er eine indiſche Brahmanin zur Frau nehmen, und da er gutwillig keine erhielt, raubte er eine mit Gewalt. Sie gebar ihm drei Kinder, wurde aber unmittelbar darauf von den Kinderblattern überfallen. Er war außer ſich; alle einheimiſchen Doctoren (Hakims) wurden befragt und ihnen große Belohnungen geboten, wenn ſie ihre Geneſung bewirken könnten. Auch den Göttern wurden täglich Opfer dargebracht. Vergebens; mit der Geſundheit der Königin gieng es immer ſchlechter. Da hieß es: in Benares ſeyen berühmte Männer, die man einladen müſſe. Es geſchah unter großen Verſprechungen. Sie kamen, aber ihre Kunſt war vergebens. Die Königin genaß, aber als ſie ihr einſt ſo ſchönes Geſicht jetzt im Spiegel, den ſie ſich bringen ließ, betrachtete, hatten die Blattern es ſo entſtellt daß ſie in der Verzweiflung Gift nahm. Der König eilte auf die Nachricht herbei, und als er ſeine geliebte Königin als eine Leiche und ſie ſo ſchrecklich entſtellt ſah, wurde er wüthend; er ließ die unglücklichen Doctoren aus Benares als Lügner und Betrüger tüchtig durchpeitſchen, und jedem dann in ſeiner Gegenwart das rechte Ohr und die Naſe abſchneiden. Aber auch die Götter ſollten es büßen. Was? Hatte er ihnen nicht 12,000 Ziegen, viele hundert Pfund eingemachte Früchte und 2000 Gallonen Milch geſpendet? Er ließ alle ſeine Kanonen ſcharf laden und, vor dem größten Heiligthum des Landes zu Pas Pat Nath angekommen, ſie gegen die Götterbilder richten. Die Soldaten, von Schrecken ergriffen, ſtanden erſt an auf ſie zu feuern; er ließ ein Paar zuſammenhauen, und in ſechs Stunden waren alle Götterbilder ſammt ihren Tempeln zuſammengeſchoſſen.

Er ſchwur, kein Gott ſolle wieder einen Tempel haben, bis die geſtorbene Königin wieder zurückgegeben ſey. Seine Tyrannei ließ ihn dieſe That aber nicht lange überleben. Eine Verſchwörung brach aus und er wurde 1805 in voller Rathsverſammlung von ſeinem Halbbruder umgebracht. Ein ſchrecklicher Streit entſtand nun, in welchem der Brudermörder ſelbſt mit vielen der Häuptlinge umkam und die königliche Familie faſt vernichtet wurde. Ein Sohn desſelben, der im Frauengemach mit Mühe verborgen worden war, wurde von Bhim Sen Thappa als König proclamirt. Da jener noch unmündig war, übernahm dieſer die Regentſchaft. Kriegeriſchen Sinnes dachte er auf eine Vergrößerung des Reiches W. bis zum Satladſch, wo er alle Gebirgsradſchas unterwarf. Da er aber auch im O. die brittiſchen Beſitzungen bedrohte, kam er mit dieſen darüber ſchon 1807 in Conflict. Lange wurde hin und her verhandelt, namentlich über die Herausgabe von einigen Diſtricten in Sarun und Goruckpur. Commiſſäre wurden ernannt die Sache zu unterſuchen, aber ihre Vorſchläge wurden nicht angenommen. Die Nepaleſen fielen in Bhotwal ein, überwältigten die Polizeimannſchaft, tödteten 18 Mann, banden den Befehlshaber, der ſich ergab, an einen Baum, erſchoſſen ihn mit Pfeilen, und nahmen dann dieſen und den andern beanſpruchten Diſtrict in Beſitz. Die Kriegspartei hatte geſiegt, man ließ es zum Kampf mit den Britten kommen, der, obwohl die Gurkhas ſich tapfer ſchlugen, und das gebirgige Terrain ihnen ſehr zu Hülfe kam, doch zuletzt mit bedeutenden Verluſten für ſie endete.

Wir können hier in das Detail der Kriegsgeſchichte nicht eingehen. [1] Smith (I. p. 187—212) gibt die ſehr weitläufige Kriegserklärung vom 1 Nov. 1814, durch welche man damals noch den Krieg rechtfertigen zu müſſen glaubte. Vier beſondere Corps von 600, 3500, 4500 und 8000 Mann, zuſammen 21,989 Mann ſtark, außer 12,000 Irregulären und den Contingenten der eingebornen Fürſten mit 68 Kanonen, wurden gegen Nepal aufgeboten. Der Erfolg entſprach aber erſt nicht der Erwartung der Engländer, obwohl die Gurkhas zu Anfang des Krieges ihnen nur 12,000 Mann reguläre Truppen entgegenzuſetzen hatten, die noch dazu über die weite Gränze vertheilt waren. Die Veſte Kalunga wurde von ihnen auf das tapferſte vertheidigt und die letzten 70 Mann ſchlugen ſich noch durch. Sie kämpften wie Männer, ohne Grauſamkeit gegen Verwundete oder Gefangene, nicht mit vergifteten Pfeilen, und zeigten eine gewiſſe Ritterlichkeit und auch Vertrauen zum Feind. Verwundete kamen ins engliſche Lager ſich heilen zu laſſen, und geneſen kehrten ſie zu ihren Corps zurück, den Feind des Landes wieder zu bekämpfen. Sie ließen die Engländer aber auch ihre Todten immer beſtatten. Einer ihrer Generale, welcher der Feigheit beſchuldigt wurde, mußte im Durbar in Weiberkleidern erſcheinen. Nur der General Ochterlony [2] drang mit ſeinen Corps langſam, aber ſicher vor, die andern Befehlshaber machten keine Fortſchritte oder erlitten ſelbſt Niederlagen. Das Jahr 1816 war den Britten günſtiger. Sie nahmen Kumaon, das von Truppen entblößt war, und deſſen Einwohner ſich den Gurkhas abgeneigt zeigten, weil ſie beſtändig ihre Frauen und Kinder raubten und als Sklaven verkauften. Friedensverhandlungen, die angeknüpft wurden, hatten lange keinen Erfolg. Selbſt als der Friedensvertrag ſchon zum Abſchluß ſtand, ſiegte die Kriegspartei in Nepal noch einmal, und es kam zu einem neuen Kampf, nach welchem die Nepaleſen mehr abtreten mußten als ſie vorher genöthigt waren.

Intereſſant iſt auch ein Brief von Amir Singh von der Kriegspartei (bei Smith II. p. 35—51). „Die Engländer würden es mit Nepal nur wie mit Tippu machen, und wenn man ihnen auch ein Stück Land abträte, nur wieder neue Händel ſuchen, um ihnen auch das übrige zu nehmen.“ Der Radſcha von Nepal entſagte allen Anſprüchen auf das Land weſtlich von der Kali, verſprach den Radſcha von Sikkim nicht zu beunruhigen, keinen Europäer oder Amerikaner

[1] Kirkpatricks Account of the Kingdom of Nepaul. London 1811 in 8.

[1] S. Nepaul Papers, printed for the Court of Proprietors. Narrative of the War.

[2] Neben ihm zeichnete ſich der Capitän Joſhua Pickersgill aus. Es verdient erwähnt zu werden daß eine Novelle, die er in ſeiner Jugend ſchrieb, The Three Brothers von Lord Byron bei einem ſeiner Dramen genannt worden ſeyn ſoll. (Smith II. p. 177.)

Digitized by Google

ohne Bewilligung der brittischen Regierung aufzunehmen und einen brittischen Residenten in seiner Hauptstadt zuzulassen. Für die 2 Lakh Rupien, welche die ostindische Compagnie den Häuptlingen, die im Terai ihre Besitzungen verloren, um sie zu gewinnen als Entschädigung erst geben wollte, wurden Nepal, später einige Theile des Terai, und was im letzten Feldzug erobert worden war, aus Politik zurückgegeben.

(Schluß folgt.)

Crnickshank über den Fetischismus an der Goldküste.

(Schluß.)

Man antwortete ihnen mit einer festen Hinweisung auf die Grundsätze der Gerechtigkeit, die man um ihrer Vorurtheile willen nicht umstoßen könne; die Regierung sey entschlossen Sicherheit und Schutz für alle aufrecht zu erhalten, und eine aus ihrer Vorliebe für den Fetisch entspringende Ungerechtigkeit könne hier keine Ausnahme bilden. Sorgfältig wurde ihnen auseinandergesetzt daß das Benehmen der Christen nicht gebilligt werde, und daß die Regierung eine absichtliche Entweihung des Fetischheiligthums ebensowohl bestrafen werde als die Beraubung einer Capelle; die den Christen auferlegte Buße sey ein Beweis für die unparteiische Behandlung der Sache. Zugleich drückte der Gerichtsbeisitzer ihnen seine Bereitwilligkeit aus, zu Vermeidung künftiger Streitigkeiten vermittelnd einzutreten; er könne die Verweisung der Christen von ihren Pflanzungen nicht gut heißen, aber um die Gefühle der Fetischverehrer zu schonen, wolle er den Christen anempfehlen sie zu verkaufen; wenn es den Häuptlingen ernst sey mit ihrem Wunsch dem Fetisch Ehre anzuthun, so würden sie gegen ein kleines Opfer, um die Unverletzlichkeit seines Aufenthalts zu sichern, nichts einwenden.

Obwohl diese Gründe für die Neger weder genügend noch überzeugend waren, so erzeugten sie doch bei Häuptlingen und Volk die Gewißheit daß die Regierung auch in diesen, wie in andern Angelegenheiten, das gleiche System unparteiischer Gerechtigkeit verfolge; sie hatten Verstand genug, einzusehen daß ein Versuch diese Politik zu ändern zu nichts führe, und so unterwarfen sie sich endlich der Entscheidung mit den Worten: „wenn unser Herr diese zehn Christen dem ganzen Fantivolk vorzieht, so können wir's nicht ändern; wir sind traurig, aber wir unterwerfen uns. In diesen Worten liegt ein vortrefflicher Beweis für ihre Ansicht von Gerechtigkeit. Ihnen fiel nicht ein daß man einen Grundsatz gegen eine so zahlreiche Opposition aufrecht erhalten könne. Auch enthielt sie zum Theil eine Auflösung der freundlichen Bande, die sie bisher an die englische Regierung gefesselt. Denn ihre große Anhänglichkeit an ihren Fetisch machte ihre dießmalige Unterwerfung zu einem heftigen Kampfe zwischen ihrem Glauben und ihrer Pflicht gegen eine Regierung welche sie achteten, und von deren Macht ihnen Wohlthaten zu erweisen sie völlig überzeugt waren. Da keine Aussicht vorhanden war daß der Gerichtsbeisitzer nachgebe, so verbürgten sich Ottu, Häuptling von Abrah und Ammuney, Häuptling von Anamaboe, für die Bezahlung der Buße und der Entschädigungsgelder auf den nächsten Tag, und verließen das Fort, sehr herabgestimmt durch den Ausgang der Untersuchung.

Es war nöthig gewesen die Thore zu schließen um das Gefolge der Häuptlinge nicht hereinzulassen, und nur 200 der Vornehmsten hatten in dem Gerichtssaal Platz gefunden, die andern hatten außen den Verlauf der Dinge abzuwarten. Sobald er ihnen verkündet war, ergriffen sie die Waffen, und in weniger als 10 Minuten war Adu von tausend Bewaffneten umgeben, die ihn über ihre Köpfe emporgehoben in trotzigem Triumph durch die Stadt trugen. Diese Demonstration war nur von einem Theil der Häuptlinge, ohne Wissen der Abrahs und Anamaboes, verabredet worden. Während sie Adu durch die Straßen trugen, sangen sie das Lob des Fetisch, priesen die Verdienste des Häuptlings als seines Helden, und häuften die ärgsten Schmähungen auf die Christen und alle jene welche dieselben unterstützten. Adu, nachdem er das Innere der Stadt verlassen hatte, überhäufte jetzt den auf Seite der Regierung gebliebenen Häuptling Ammuney, sowie dessen Meinungsgenossen Ottu mit Schmähungen, und bezeichnete sie als Verräther am Fetisch und dem zu Aufrechthaltung seiner Verehrung beschworenen Vertrag; ihrer Unterwürfigkeit schrieb er es allein zu daß die Weißen gewagt haben sie zu bestrafen — nun sollten sie auch ihre eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllen!

Unter dem Hohn und den Verwünschungen der Weiber in den Dörfern, wo auch in Afrika die gelehrigsten Schülerinnen der Priester wohnen, und welche sämmtlich auf der Seite des Fetischhelden Adu waren, kehrte Ammuney trostlos heim. Adu und andere Häuptlinge aber nahmen eine entschiedene feindliche Stellung gegen die Regierung ein.

Viele Versuche wurden gemacht Adu zur Unterwerfung zu bewegen, er mißachtete aber sowohl die Aufforderungen des Gouverneurs als die Zureden seiner Landsleute, versah sich mit Pulver und Blei, zog Kriegspfade durch den Wald, und blieb vier Monate lang in einer Stellung bewaffneten Trotzes. Viele Häuptlinge unterstützten ihn in seinem Widerstand, versammelten sich in der Nähe des Fetischwaldes und hielten Wache, daß Adu weder plötzlich überfallen und weggeschleppt, noch die heilige Wohnung zerstört werden konnte.

Die Behörden zogen es vor, den Gang der Dinge möglichst lang abzuwarten, in der Absicht daß der Zustand von Ungewißheit, in welchem sich Adu und seine Freunde befanden, und daß die Unterbrechung des Handels durch seine eingenommene feindliche Stellung bald allen Theilen unerträglich werden und sie zu einer friedlichen Beilegung geneigt machen müsse.

Die Regierungsklugheit vermied auch die Volksstimmung in Bezug auf den Fetisch in keiner Weise zu reizen, denn Adu war in einem heiligen Krieg begriffen und hatte die Stimmung der Massen für sich; man konnte sich nicht leicht auf irgend jemand verlassen, wenn man gegen ihn marschirt wäre.

Erst als man bemerkte daß im ganzen Lande über den unsichern und täglich sich mehr verschlimmernden Stand der Sache Unzufriedenheit allgemein laut wurde, dachte man daran ernstliche kraftvolle Maßregeln zu beschließen.

Demgemäß wurde der König und die Vornehmsten von Cap Coast aufgefordert, vor dem Gouverneur und seinem Rath im Schloß zu erscheinen — hier eröffnete den Erschienenen der Gouverneur die Absicht der Regierung, eine Expedition gegen Adu zu senden, und sie wurden zugleich befragt ob sie dazu Beistand leisten wollten.

Digitized by Google

Diese Frage setzte sie in große Verlegenheit — sie zogen sich zurück um über die zu ertheilende Antwort zu berathen.

Bei ihrer Rückkehr erklärten sie zwar daß das Benehmen Adu's ein sehr ungeeignetes sey, und erkannten die Nothwendigkeit an ihn zum Gehorsam zu bringen, allein um gegen den Braffofetisch zu kämpfen, dazu wissen sie kein Mittel; zwar setzen die Leute vom Cap Coast allerdings Soldaten des Forts, und bei gewöhnlichen Gelegenheiten immer bereit für ihren englischen Herrn zu kämpfen, aber der Gouverneur müsse Rücksicht haben, wenn sie zögerten sich in einen Kampf einzulassen der die religiösen Gefühle des Volks so tief berühre. Sie baten nun die Kriegsmaßregeln wenigstens um eine Woche noch zu verschieben, während welcher Zeit sie durch eine Deputation mit Adu in Unterhandlung treten wollten, um ihn zur Unterwerfung zu bewegen.

Setzen ihre Vorstellungen vergebens — dann wollten sie ihren Beistand nicht länger verweigern.

Der Gouverneur nahm dieses bedingte Versprechen bereitwillig an, aber um den Vorstellungen der Deputation desto mehr Nachdruck und Gewicht zu geben, wurden zugleich mit großem Aufsehen Kriegsvorbereitungen gemacht, und da die Deputation vor ihrem Abgang Gewißheit darüber zu erlangen wünschte daß Adu unter keinen Umständen gefänglich eingezogen werde, erklärte der Gouverneur daß er in dieser Beziehung keinerlei Verpflichtung eingehe, daß er übrigens von der Deputation erwarte die Unterwerfung Adu's im friedlichen Wege vollständig und unbedingt zu erlangen, worauf die nächste Unterhandlung das weiter Angemessene herbeiführen werde.

Adu und seine Anhänger gaben endlich dem Andringen der Deputation nach, und begleitet von den meisten Fantihäuptlingen mit ihrem zahlreichen bewaffneten Volke begab er sich mit der Deputation nach Cap Coast. Der kecke Versuch den Gouverneur zu vermögen das Palaver außerhalb des Schlosses zu halten, da darin für eine so zahlreiche Versammlung nicht Raum genug sey, ward rund abgeschlagen und von Adu verlangt daß er sich dem Gouvernement auf jede Bedingung unterwerfe.

An dem hiezu bestimmten Tage bot Cap Coast eine außerordentlich belebte Scene. Alle Straßen waren gedrängt voll Menschen, welche über das große Ereigniß des Tages und den wahrscheinlichen Ausgang sich unterhielten. Artillerie war in Fort Williams aufgestellt, welche Thurm, Schloß, Stadt und Zugänge vollständig beherrschte. Die Garnison stand unter den Waffen, die Thore waren geschlossen und nur ein enges Pförtchen zum Eintritt der Häuptlinge offen gelassen, neben oder vielmehr hinter welchen nur noch den Vornehmsten der Eintritt gestattet wurde.

Um 10 Uhr nahmen sie ihre Sitze in dem großen Saal des Schlosses ein. Adu aber erschien erst kaum vor dem Schlag 12 Uhr in Begleitung der Deputation von Cap Coast; er betrat das Schloß in großem Staat und Pomp, und schien beleidigt daß seine Trommler und Hornbläser ihn nicht begleiten durften; er trug ein sehr reiches Kleid von gelbem Seidendamast; an Handgelenken und Knöcheln hatte er eine Menge Goldzierathen, während eine Schnur werthvoller Korallen untermischt mit Stücken rothen Goldes bis auf die Brust herabhieng. Sein Auftreten zeigte eine seltsame Mischung von staatlicher Würde, kecker Prahlerei und heimlicher Besorgniß. Die Spuren langer Ausschweifung zeigten sich deutlich auf seinem Gesicht, und bewiesen daß er während seiner langen Contumaz in sinnlichen Genüssen Befriedigung und Beruhigung gesucht hatte. Ihm voran schritten mehrere Schwertträger, sein Dolmetscher mit dem silberknopfigen Amtsstock, und hinter ihm gieng ein Diener mit seinem königlichen Stuhl und Kissen.

Sobald er in dem Rathssaal seinen Platz eingenommen hatte, erhielt der Gouverneur Nachricht daß die Häuptlinge ihn erwarteten, worauf er sich sogleich dahin begab in Begleitung seines Raths, der Magistrate und mehrerer Officiere der Besatzung. Als sie am andern Ende des Saals sich gesetzt und Muße hatten die Versammlung näher zu betrachten, schien der seltsame Anblick derselben nicht geringen Eindruck auf sie zu machen. Ueber 600 der Angesehensten und Einflußreichsten des Landes saßen auf Sesseln oder landesüblichen Stühlen längs der Mauern, und bis in die Mitte des weiten Saals, in welchem nur noch ein schmaler Raum nach dem Sitz des Gouverneurs hin offen gelassen war.

Der ganze Rest war nur Eine dichte Menschenmasse, so eng gedrängt daß man nirgends den Boden sah. Die große Ungleichheit der Höhe der Stühle, und das Sitzen der Diener auf dem bloßen Boden vermehrte noch das Groteske des Anblicks, während die reichen bunten, von der dunkeln Hautfarbe abstechenden Gewänder, das Flimmern von Gold- und Silberschmuck bei vielen Anwesenden, die Staatsdegen mit Goldgriff einiger Häuptlinge, die damit ihre Stellung zur Regierung bezeichnen wollten, das Schwenken der Elephantenschweife durch die kleinen Pagen, und die affenartigen Mützen der Ausrufer der Häuptlinge — das Buntscheckige der Scene erhöhten.

Nimmt man dazu die ernste Haltung der Häuptlinge mit ihren schwarzen oder grauen Bärten, das gespannte stechende Hinschauen aller auf die gegenüber befindlichen weißen Männer, die feierliche, würdige Haltung des Gouverneurs und der Magistrate, die Anwesenheit eines christlichen Geistlichen, umgeben von einer Schaar eingeborner Christen, die bei dem Ausgang der Sache so tief betheiligt waren, und hinter allen die kriegerischen Gesichter der englischen Officiere in voller Uniform, so hat der Leser eine Mannichfaltigkeit von Bildern vor sich, die in religiösen Erwägungen eines tiefen Eindrucks nicht verfehlen konnten.

Die Verhandlung begann damit daß die Fantideputation von Cap Coast vortrat, und durch ihren Dolmetscher alles was seit der Aufforderung des Gouverneurs vorgegangen, bis zur Ankunft des Adu in der Halle aufs formellste erzählte. Hierauf wandten sie sich zu letzterem um, führten ihn vor den Sitz des Gouverneurs und setzten sich dann selbst nieder. Adu machte eine tiefe Verbeugung, und warf hierauf sein Schnupftuch zu Boden, zum Zeichen der von ihm eingenommenen unterwürfigen Stellung; jetzt verbeugte er sich gegen die Officiere und Magistrate, und nahm hierauf dem Gouverneur gegenüber eine achtungsvolle Haltung an.

Vom Gouverneur aufgefordert sein Benehmen zu erklären, bekannte er seinen Irrthum, bat um Verzeihung, und fuhr fort: „er betrachte den Streit nicht sowohl als seinen eigenen, sondern als den des ganzen Faativolks, er habe in Vertheidigung seines Fetisch nach dem mit den andern Häuptlingen eingegangenen Vertrage gehandelt. Er sey zwar im Unrecht daß er so lange den Ladungen des Gouverneurs widerstanden, aber er habe den Einfluß des Gerichtsbeisitzers gefürchtet, den er als seinen persönlichen Feind ansehe, da er ihn bei mehreren frühern Gelegenheiten hart gestraft habe. Er protestire gegen das Urtheil desselben im gegenwärtigen Falle, bitte den Gouverneur und die Magistrate, die Sache in Verbindung mit den Fantihäuptlingen nochmals zu untersuchen, und erklärte endlich, sich ihrer Entscheidung zu unterwerfen.

Der Beisitzer zeigte sich hiemit einverstanden, die Sache wurde nochmals, wie zu Anamaboe, verhandelt, und dann zogen sich Gouverneur, Magistrate und die vornehmsten Häuptlinge ohne den Beisitzer zur Berathung zurück. Nach deren Rückkehr in den Saal wurde Adu angekündigt daß es bei der früheren Entscheidung sein

Digitized by Google

Verbleiben, und daß er ſich der Bezahlung der früher erwähnten Summen zu fügen habe. In Anbetracht der Bitte der andern Häuptlinge, und in der Anſicht daß die Gewalt des Gouverneurs vollkommen gewahrt worden ſey, willigte letzterer ein, Adu wegen ſeines hartnäckigen Widerſtands zu verzeihen, und ihm keine weitere Strafe aufzulegen. Indeß müſſe er zur Sicherheit daß er vollkommenen Gehorſam beobachten werde, auf zwei Jahre lang 50 Unzen Goldſtaub im Schloß niederlegen. Mit Bezahlung der Strafe und der Entſchädigung an die Chriſten ward dieſe mühſelige Angelegenheit ſchließlich beigelegt.

Aber damit waren die Folgen nicht beſeitigt; während des viermonatlichen Streits war die öffentliche Aufmerkſamkeit ſtärker und eifriger mit dem Syſtem der Fetiſchverehrung beſchäftigt geweſen als je vorher. Der Abfall mehrerer Prieſter und ihre Enthüllungen über die Künſte der Fetiſchmänner erſchütterten den Glauben der Eingebornen überhaupt. Mehrere Häuptlinge, die bisher blinde Fetiſchanhänger geweſen waren, wünſchten daß die Weißen das Verfahren der Fetiſchmänner unterſuchten, augenſcheinlich entſchloſſen das läſtige Joch abzuwerfen, wenn ſich Lüge und Betrug herausſtelle.

Die Folge dieſes hervorgetretenen ungläubigen Geiſtes war eine noch entſchloſſenere Anſtrengung der Fetiſchmänner um ihre wankende Macht zu ſtützen; dieſe Beſorgniſſe waren es auch ſchon früher mehr als die erfahrene Beleidigung von Seiten der Chriſten, warum die Fantihäuptlinge die gewaltthätige Handlungsweiſe Adu's nicht bloß unterſtützten, ſondern auch noch zu ſteigern ſich bemühten, und beſonders das Zureden der Fetiſchmänner, die ſich auf angebliche Geſpräche mit dem großen Fetiſch ſtützten, hatten Adu bisher, und ſo lange in ſeiner Widerſpenſtigkeit beſtärkt. So oft er eine Ladung des Gouverneurs erhalten, hatte er ſie mit der gebührenden Achtung aufgenommen, ſtets die Engländer als ſeine Herren anerkannt, und ſeine Bereitwilligkeit, nach Cap Coaſt zu kommen, erklärt, ſobald es ihm nur der Fetiſch geſtatte. Er befragte jedesmal den Gott. Selbſt als die Deputation von Cap Coaſt zu ihm kam, blieb er demſelben Verfahren treu. Er opferte und fragte, und dießmal endlich erhielt er die Antwort vom Gott: „er könne ohne Furcht gehen.“ Viele Umſtände wirkten zuſammen, die Fetiſchmänner von längerem Widerſtand abzuhalten. In den erſten Stadien des Streits hatten ſie gehofft, die Fetiſchverehrer zum allgemeinen Aufſtand zu bringen, um die Obergewalt des Fetiſch zu behaupten, aber der Abfall der Häuptlinge von Anamaboe und Abrah war ein beunruhigendes Zeichen ihrer ſinkenden Macht. Dennoch verzagten ſie noch nicht und ſchickten drohende Botſchaften ihres Gottes aus, um ihren Zweck zu erreichen. Sie ergriffen jeden eintretenden ungünſtigen Umſtand, und ſchrieben ihn dem Zorn des großen Fetiſch zu. Seit Monaten war kein Regen gefallen, und das Land ſchmachtete vor Dürre; das war das Werk des Fetiſch und ein Zeichen ſeines Zorns, das ſeine Einwirkung auf die Eingebornen nicht verfehlte. Während der Unterſuchung zu Anamaboe fiel Ottu, der Häuptling von Abrah, ohnmächtig in der Halle nieder, und ſtarb zwei Monate ſpäter mitten unter der noch andauernden Aufregung; dieß war ein noch bedeutſameres Zeichen von dem Zorn des Fetiſch, da Ottu die engliſche Obergewalt ſtandhaft unterſtützte, ſtieg der Verdacht auf daß ſein Tod durch die Fetiſchprieſter veranlaßt worden ſey, wenigſtens zeigt die Folge daß ſie wohl fähig waren mit Gift umzugehen.

Hr. G. Blankſon, ein eingeborner Kaufmann zu Anamaboe, Hr. Haylron, der Dolmetſcher des Forts, und die HH. Parker und Stanhope, Geiſtliche der wesleyaniſchen Kirche und eifrige Beförderer des Chriſtenthums, hatten an dem Vorgefallenen thätigen Antheil genommen; die Fetiſchmänner glaubten, wenn ſie dieſe aus dem Weg ſchaffen könnten, ſo werde es nicht ſchwer ſeyn ihren abergläubiſchen Anhängern einzureden daß der große Fetiſch ſie getödtet habe. Zu dieſem Zweck wurde in tiefer Nacht, an einer einſamen Stelle am Ufer eines kleinen Salzſees in der Nähe von Anamaboe, ein Rath von Fetiſchmännern und Fetiſchfrauen abgehalten. Hier verbanden ſie ſich durch einen Eid die Sache geheim zu halten, und verabredeten hierauf ihre teufliſchen Plane. Eine Sammlung ward veranſtaltet um die Dienſte eines in der Anwendung von Gift gewandten Fetiſchmanns zu erkaufen.

Während ſie ſolchergeſtalt ihre Anſtalten trafen um das Anſehen des großen Fetiſch auf ſo gewiſſenloſe Weiſe neu zu begründen, beunruhigte das wachſende Mißvergnügen des Volks und die thätigen Vorbereitungen des Gouverneurs viele Fetiſchmänner, welche den Braſſoprieſtern die Nothwendigkeit vorſtellten Adu nach Cap Coaſt geben zu laſſen. Viele von ihnen ſahen ein daß ihre Brüder zu Mankaſſin, indem ſie Adu zu fortdauerndem Widerſtand riethen, das Ziel überſchoſſen hätten, und ſie fürchteten bei fortgeſetzter Widerſpenſtigkeit einen gänzlichen Sturz ihrer Macht. Sämmtliche Fetiſchprieſter befanden ſich während dieſer Zeit in großer Aufregung. Ihr Trugſyſtem — durch das ſie ihren Unterhalt gewannen — und ihr Anſehen war in Gefahr. Einige hielten es für rathſam, zeitig noch ſich von der Genoſſenſchaft zu trennen, um dadurch der unvermeidlich ſcheinenden Strafe zu entgehen, während andere den Prieſtern des großen Fetiſch die Nothwendigkeit vorſtellten, ihre Anſprüche zu mäßigen, wenn ſie nicht alle ihre Vorrechte gefährdet ſehen wollten.

Dieſe Vorfälle wurden um dieſelbe Zeit vor Adu's Ankunft zu Cap Coaſt dem Gerichtsbeiſitzer insgeheim von einem Fetiſchmann verrathen, welcher der Mordberathung in der Nähe des Salzteichs zu Anamaboe beigewohnt hatte; derſelbe händigte ihm ferner eine Liſte der dabei anweſenden Männer und Frauen ein, und lieferte ihm noch andere Beweiſe ihrer Schuld; er enthüllte ferner ihm die ganze Maſchinerie der Braſſo-Fetiſchmänner, ſowie das Verfahren, einverſtandene Perſonen in den dichtbelaubten Verſtecken des heiligen Waldes aufzuſtellen, welche in unnatürlichen Tönen und Stimmen die Orakel des Gottes geben, und andere in den Zweigen über den Köpfen der Bittenden aufzuſtellen, um die Opfergaben derſelben in der Art in Empfang zu nehmen, daß die mit niedergeſchlagenen Augen aber mit gen Himmel aufgeſtreckten Armen und Händen unten ſtehenden Gläubigen nicht anders glauben konnten als ſehen die emporgehaltenen Opfer von dem Gott ſelbſt in Empfang genommen worden.

Der Fetiſchmann Coſt Cumah, dem der Beſitzer dieſe Enthüllungen verdankte, hatte vor kurzem ſelbſt noch keine perſönliche Kenntniß dieſer Umſtände, und er anerkannte daß er als Fetiſchmann ſelbſt ſolche trügeriſche Streiche mitgeſpielt habe, in dem Wahn daß die Braſſoprieſter ihre Zuflucht zu keinem ſolchen Syſtem von Trug und Liſt nähmen, und übernatürliche Kräfte beſitzen. Wie er aber zu der Entdeckung gelangt und was ihn zur Aenderung ſeiner Anſicht und zum Bruch mit den Braſſoprieſtern führte, war die Schändung ſeiner eigenen Frau durch einen andern Fetiſchmann. Seine Frau war zu demſelben gegangen um ihn wegen der Krankheit eines Kindes zu fragen, bei welcher Gelegenheit ſie derſelbe in eine Lage zu bringen wußte, um die Umarmung des Prieſters zu dulden. Sie klagte dieß ihrem Mann, der darüber mit dem Prieſter in heftigen Streit gerieth; dieſer beſchuldigte die Frau, ſie lüge, und er betheuerte ſeine Unſchuld. Nun beſtand Coſt Cumah darauf daß ſie beide zu dem großen Fetiſch gehen, und den Braſſoprieſter um die Wahrheit befragen ſollten. Da ſagte man ihm nun: „der

große Fetisch sey kein Gott," und „die Fetischmänner seyen so große Betrüger als sie selbst, die nur das Volk im Aberglauben bestärkten, und er selbst sey bisher gebraucht worden um ihnen bei diesem Betrug zu assistiren, er habe oft die Orakel ausgesprochen, über welche die Priester kaum zuvor einig geworden seyen." Gosi Cumah nannte dem Gerichtsbeisitzer diesen Mann und noch mehrere andere Personen, welche das ganze System des Trugs vollständig enthüllen könnten.

Mit der Kenntniß dieser Thatsachen beschloß nun der Beisitzer die Fetischmänner vor dem ganzen Volke bloßzustellen, und als Adu's Sache abgemacht war, kündigte er der erstaunten Versammlung an, er wolle ihr nun zeigen welche Leute sie unterstützt und dadurch das Land an den Rand des Verderbens gebracht hätten.

Er beschuldigte die Fetischmänner einer Verschwörung zum Mord; er sagte, er werde die Beweise ihrer Schuld, sowie ihrer groben Betrügereien vorlegen, zu welchem Ende er sie hiemit auf morgen wieder auf dem Schloß zu erscheinen vorlade.

Diese Ankündigung wurde mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen; die Häuptlinge befahlen die Fetischmänner ihrer verschiedenen Districte in den Gerichtshof zu bringen, und die Schnelligkeit mit der man nach ihnen schickte, zeigte den herrschenden Wunsch die Sache vollständig ergründet zu sehen. Adu's Proceß war vor diesen mächtigen Anklagen zu gänzlicher Unbedeutendheit herabgesunken.

In dem neuen Proceßverfahren genügt hier die Notiz daß die Giftverschwörung völlig bewiesen und von den Fetischmännern selbst sogar Bekenntnisse abgelegt wurden. Neunzehn Männer und Frauen wurden überführt, und der Beisitzer hatte die Genugthuung daß die Häuptlinge noch strenger als er seyen, und die Verbrecher zum Tod verurtheilen wollten. Die Männer wurden zur öffentlicher Auspeitschung und fünfjähriger harter Arbeit verdammt, die Weiber kamen ihres Geschlechts wegen mit zweijährigem Gefängniß davon. Die öffentliche Auspeitschung der gefürchteten Fetischmänner fand auf dem öffentlichen Marktplatz zu Cap Coast unter allgemeinem Beifall des enttäuschten Volks statt.

Hinsichtlich der Betrügereien der Fetischpriester war die Neugierde nicht geringer. Diese Darlegung traf ihren Glauben an der Wurzel. Drei Tage lang dauerte die Untersuchung, und der große Saal war stets so gedrängt voll wie bei Adu's Proceß. Als endlich das Volk vollständig überzeugt war, zeigte sich ein sehr merkwürdig verschiedener Eindruck auf die Gemüther. Einige waren erfreut, andere traurig, einige lachten, andere waren zornig.

Mehrere Mitschuldige der Fetischmänner, durch die man die Orakel hatte aussprechen lassen, enthüllten das ganze Verfahren, und gaben Beweise für die Wahrheit ihrer Behauptungen, indem sie die Fälle erwähnten wo sie den Bittenden geantwortet hatten, von denen viele anwesend waren. Ein in Zorn gerathener Häuptling drängte sich gegen einen vorwärts und fragte ihn: „warst du der Gott, der mich des Meineids schuldig erklärte?" „Hast du mich mein Gold umsonst bezahlen lassen für die Krankheit meines Kindes? Hast du mich der Hexerei beschuldigt?" Und wie dieser, so geriethen noch andere in heftige Zornausbrüche, am stärksten aber von allen — Adu.

Als endlich die Ordnung einigermaßen wieder hergestellt war, stand ein ehrwürdiger alter Häuptling auf, wies auf seinen langen weißen Bart und sagte: „Das zeigt mir daß ich zu alt zum Lernen bin, aber es verstärkt den Rath, den ich jetzt allen gebe, die noch jung sind — daß sie den Fetisch verlassen und in die Schule gehen."

Man konnte unmöglich ihre einzige Stütze so gänzlich gebrochen sehen, ohne mit diesen Leuten Mitleiden zu haben. Viele verließen das Schloß traurig und niedergeschlagen, und man hörte sie zu einander sagen: „Was können wir jetzt thun in Noth und Krankheit? An wen können wir uns um Hülfe wenden? Unsere Götter sind keine Götter! Unsere Priester haben uns betrogen!"

Als der Verfasser die Küste verließ, war der Altar des großen Fetisch, der Jahrhunderte lang eifrig verehrt worden war, gänzlich verlassen, und um die sonst geheiligten Personen der Priester kümmerte sich niemand mehr. Adu, der ihnen sein Unglück zuschrieb, hatte sie genöthigt ihm wenigstens seinen Verlust, nämlich das Geld, das sie ihm abgenommen, wieder herauszuzahlen.

Mit dieser Schilderung will ich keineswegs auch behaupten daß die Nachweisung der Spitzbüberei dieser Fetischpriester auch den Wunsch, Fetische zu machen, im Lande entwurzelt habe.

Dieser Wunsch vielmehr wird bleiben, bis das Christenthum überall festen Fuß gefaßt hat, aber jedenfalls zeugt es für die Gelehrigkeit des Negervolks daß eine solche Bewegung ohne Blutvergießen vorübergehen konnte.

Eine Zeitlang zitterte die englische Herrschaft in der Wagschale, aber die ruhige und gemäßigte Haltung der Regierung hat furchtbares Unheil verhindert.

Miscellen.

Englischer Handel mit Indien. Es ist gegenwärtig, sagt der Economist, von einigem Interesse unsere Leser daran zu erinnern daß der brittische Handel mit Indien der zweitwichtige Zweig unsers Handelsverkehrs überhaupt ist. Am 11 v. M. veröffentlichten wir eine Uebersicht über unsere Ausfuhren nach den verschiedenen Ländern in den Jahren 1855 und 1856. Daraus geht hervor daß der Werth unsers Handels nach Indien — 20,400,000 Pfd. St. in zwei Jahren — den Betrag unsers Handels nach irgendeinem andern Lande, sey es eine fremdländische oder brittliche Besitzung, mit Ausnahme dessen der Vereinigten Staaten, weit überschreitet. In der eben angegebenen Summe sind die Ausfuhren nach Ceylon und Singapur, denen wir für die beiden Jahre 2,200,000 Pfd. St. beifügen müssen, nicht enthalten, so daß also der Gesammtwerth sich auf 22,600,000 Pfd. St. beläuft. Wenn wir auf die Jahre 1853 und 1854 zurückgehen, wo die Leute australientoll waren, so finden wir daß unsere Ausfuhren nach diesem Welttheil in jenen zwei Jahren mehr als 26,000,000 Pfd. St. betrugen, und den Werth unserer Ausfuhren nach Indien in den Jahren 1855 und 1856 übertrafen. Im Durchschnitt indessen ist unser Handel mit Indien numerisch der zweite an Bedeutung. Wenn dagegen unsere Macht in Indien gesichert ist und bleibt, so wird er wahrscheinlich der wichtigste werden. Wie der am 11 d. veröffentlichte Bericht zeigt, sind folgendes die fünf Länder welche die meisten unserer Ausfuhren in den Jahren 1855 und 1856 bezogen:

Declarirter Werth der Ausfuhren in Pfd. St.
(mit Ausschluß von Ceylon und Singapur.)

	nach den V. Staaten.	— Indien.	— Hansestädten.	— Austral.	— Frankreich.
1855	17,000.085	9,949,154	8,350,228	6,278,966	6,012,650
1856	21,476,126	10,546,190	10,134,813	9,912,575	6,432,658

Digitized by Google

Der indiſche Handel, jetzt ſchon von ſo hoher Wichtigkeit, nimmt reißend zu. Der Werth der Ausfuhren nach Indien, mit Einſchluß von Singapur und Ceylon, war in den fünf Jahren von 1842—1846 — den erſten welche in dem „Statiſtiſchen Abſtract“ enthalten ſind — und in den fünf Jahren von 1852 bis 1856 folgender:

Werth der Ausfuhren nach Indien.

Jahre		
1842	Pfd. St.	5,169,888
1843	„	6,404,519
1844	„	7,695,666
1845	„	6,703,778
1846	„	6,434,456
		32,408,307
Durchſchnitt der fünf Jahre	Pfd. St.	6,481,661
Jahre		
1852	Pfd. St.	7,352,907
1853	„	8,185,695
1854	„	10,025,969
1855	„	10,927,694
1856	„	11,807,439
		48,299,704
Durchſchnitt der fünf Jahre	Pfd. St.	9,659,941.

Sonach hat der Handel vom Jahr 1842 an beſtändig zugenommen, beſonders aber ſeit 1852, von welcher Zeit er Jahr um Jahr geſtiegen iſt. In den zehn Jahren zwiſchen 1844 und 1854 hat er ſich durchſchnittlich um 49 Proc. vermehrt, und zwiſchen 1842 und 1856 mehr als verdoppelt. Der Handel iſt nicht nur bereits ſehr ausgedehnt, ſondern dehnt ſich, zum großen Nutzen beider Länder, noch mehr und mehr aus.

Ueber den Werth unſerer Einfuhren aus Indien ſind wir für die ganze Periode nicht ſo gut unterrichtet. Erſt im Jahr 1854 hat man mit der Veröffentlichung des berechneten wirklichen Werths unſerer Einfuhren den Anfang gemacht. In jenem Jahr wurden unſere Einfuhren aus Indien auf 10,762,876 Pfd. St., und im Jahr 1855 auf 12,668,774 Pfd. St. geſchätzt. Die Rechnung für 1856 iſt noch nicht veröffentlicht; allein da die Quantitäten der meiſten eingeführten Waaren von 1851 bis 1855 ſtetig zugenommen haben, ſo waren ſie im Jahr 1856 wahrſcheinlich größer als im Jahr 1855. Die zehn Hauptartikel unſerer Einfuhren aus Indien ſind folgende:

		1854.	1855.
Baumwolle	Pfd. St.	1,641,714	2,241 979
Indigo	„	1,546,143	1,518,097
Reis	„	875,927	1,559,601
Zucker	„	883,754	1,027,888
Hanf- und Flachsſamen	„	601,996	1,297,303
Dichut	„	510,092	431,781
Salpeter	„	596,695	263,831
Rohſeide	„	404,376	559,319
Wolle	„	404,481	490,977
Häute	„	381,793	451,911.

•

Eine japaniſche Grammatik. Die Einleitung zum Studium der japaniſchen Sprache, von L. Léon de Rosny, welche die erſte in einheimiſchen Charakteren gedruckte japaniſche Grammatik enthält, iſt ſo eben in der orientaliſchen Buchhandlung von Maiſonneuve u. Comp., 15, Quai Voltaire, in Paris erſchienen. Dieſes neue Werk bildet einen ſchönen Quartband, für welches vier Sorten japaniſcher Buchſtaben unter der Anleitung des Verfaſſers auf Stahl gravirt worden ſind. Es iſt von einer Reihenfolge von Kupfertafeln und ſorgfältigſt lithographirten Tabellen begleitet. (Moniteur.)

•

Reiſen in Griechenland. Im Jahr 1822 erſchien in Leipzig das erſte Heft einer Schrift über Cultur, Geſchichte und Litteratur der Neugriechen von Dr. Iken unter dem Titel „Hellenion.“ Daſſelbe enthielt unter anderm ein Verzeichniß der Reiſenden in Griechenland ſeit 1453, mochten nun dieſelben bei ihren Reiſen irgendwelche wiſſenſchaftliche oder ähnliche Zwecke gehabt und Beſchreibungen ihrer Reiſen veröffentlicht haben oder nicht.[1] Die Zuſammenſtellung ſelbſt hatte etwas willkürliches und war in nicht geringem Grade mangelhaft. Seitdem und namentlich in den letzten 20 Jahren hat ſich nun aber die Zahl der Reiſenden in Griechenland, die bei ihren Reiſen wiſſenſchaftliche, beſonders archäologiſche Zwecke verfolgten, bedeutend vermehrt, und in gleicher Weiſe mag dieß auch von den Mittheilungen der einzelnen über die gemachten Reiſen und von deren Beſchreibungen gelten. Einer der neueſten derſelben iſt der deutſche Wilh. Viſcher, Prof. an der Univerſität in Baſel, welcher nun auch eine höchſt anziehende Schilderung ſeines Aufenthalts in Griechenland und ſeiner dortigen Wanderungen in den von ihm herausgegebenen „Erinnerungen und Eindrücken aus Griechenland“ (Baſel 1857) veröffentlicht hat. Auffallend iſt das was derſelbe darin mittheilt und was ihm ſelbſt bemerkenswerth erſchien, daß er nämlich auf ſeinen Reiſen (Viſcher war im Frühjahr 1853 in Griechenland) wiederholt Engländer, Franzoſen und Amerikaner, Gelehrte und bloße Touriſten, aber nicht einen einzigen Deutſchen antraf. Für die Franzoſen, bemerkt er weiter, iſt in dieſer Hinſicht die Schule in Athen von Wichtigkeit, wo junge Alterthumsforſcher bedeutende Staatsunterſtützungen genießen, um Griechenland aus eigener Anſchauung kennen zu lernen, und es ſind dadurch eine Anzahl mehr oder weniger werthvoller Arbeiten hervorgerufen worden, welche jedoch zum Theil in Deutſchland weniger bekannt als ſie es verdienen. Er fährt fort: „Es wundert mich, bei dem Eifer mit dem in Deutſchland die Alterthumsſtudien gepflegt werden, daß von den vielen Reiſeſtipendien mit welchen deutſche Regierungen junge Gelehrte unterſtützen, verhältnißmäßig ſo wenige (oder vielmehr, ſoviel wir wiſſen, keine) für Reiſen in Griechenland verwendet werden.“ — Gelehrte aus Nordamerika, wo überhaupt ein nicht geringes, politiſches und wiſſenſchaftliches Intereſſe für Griechenland in erfreulicher Weiſe ſich zeigt, ſind in den letzten Jahren häufig in Griechenland geweſen, und ſie haben auch nicht unterlaſſen öffentlich ihre gemachten Erfahrungen und ſonſtigen dießfallſigen Ergebniſſe und Erlebniſſe mitzutheilen; das neueſte Werk dieſer Art iſt von H. M. Baird und erſchien in New-York 1856 unter dem Titel: Modern Greece: A Narrative of a Residence and Travels in that Country, with Observations on its Antiquities, Literature, Language, Politics and Religion.

---

[1] Außerdem enthielt jenes erſte und einzige Heft die Verdeutſchung des „Mémoire sur l'état actuel de la civilisation dans la Grece,“ von Korais, aus dem Jahr 1803. Dieſes Mémoire, welches zuerſt über die moraliſch-intellectuellen Eigenthümlichkeiten und Vorzüge der Neugriechen aufklärte, iſt noch heutzutage in hohem Grade lehrreich.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 42.

16 October 1857.

Dr. Krapf's Seereise an der südarabischen Küste von Aden bis Sihut, an der ostafrikanischen Küste vom Cap Guardafui bis zur Insel Sansibar.

Unternommen am 10 Nov. 1843, und vollendet am 7 Jan. 1844.

Da ich während meines Aufenthalts in Aden vernommen hatte daß in der Nähe des Aequators nahe an der Seeküste einige Gallastämme wohnen, und da ich schon lange gewünscht hatte eine Missionsstation unter diesem wilden Volk, das sich vom 9ten Grad nördlich bis zum 4ten Grad südlich vom Aequator ausbreitet, zu gründen, so entschloß ich mich in Begleitung meiner seligen Gattin eine Untersuchungsreise der ostafrikanischen Küste entlang zu machen, und miethete zu diesem Zweck für die Summe von 100 Conventions-Thalern die Kabine eines arabischen Bagalo (Schiff), das am 10 Nov. 1843 von Aden nach der Insel Sansibar absegeln wollte. Gerne hätte ich das heiße Aden, das in dem Kessel eines erloschenen Vulcans liegt, schon früher verlassen, allein die Boote der Eingebornen können erst in der Mitte Novembers nach Süden steuern, wo der Ostwind an der arabischen Küste schwächer wird, und ihnen gestattet der Südküste Arabiens entlang zu kreuzen bis nach Makalla oder Schaher und Sihut, von wo sie dann südwärts nach der Insel Sokotora und nach dem Cap Gerdaf (Guardafui) steuern, und den Nordostwind zu ihrer ostafrikanischen Küstenfahrt benützen. Wer in jenen Gewässern auf den Booten der Araber und Suahili segeln will, muß sich die Periode der Abfahrt wohl merken, weil es für diese Boote eine reine Unmöglichkeit ist, zur Unzeit der Gewalt des Windes und der Wellen zu widerstehen. Vor der Mitte Novembers kann kein Boot nach Süden steuern, ebenso kann kein Boot vor dem ersten April und Ende September von Sansibar nach Arabien segeln, indem um diese Zeit die gehörigen Monsune eintreten und das Meer wieder offen wird, das, wie die Araber sich ausdrücken, außer dieser Zeit makful, d. h. verriegelt ist.

Vor meiner Abreise von Aden hatte ich noch den Schmerz, einige Freunde aus Indien begrüßen zu müssen welche auf dem schönen Dampfschiff Memnon gewesen waren, das in der Nähe von Guardafui Schiffbruch gelitten hatte, ohne zu ahnen daß ich nach wenigen Tagen ebenfalls der Gefahr des Schiffbruchs ausgesetzt seyn würde. Nachdem nämlich mein Schiff etwa 15 Stunden östlich von Aden der Küste entlang gesegelt hatte, wurde der Ostwind so heftig daß der Capitän am 14 November erklärte, in einen Hafen einlaufen zu müssen um den schwächern Wind abzuwarten. Aber die Wahl eines Hafens war sehr schwierig. Der Port Muggadin war noch zu ferne, und in den Hafen von Schugra durfte kein Schiff einlaufen das einen Europäer an Bord hatte, weil es mehr als wahrscheinlich war daß der Scheich Fatali, den die Engländer aus Aden vertrieben hatten, und der deßwegen die Engländer und überhaupt alle Europäer grimmig haßte, mich und meine Frau ermorden oder zu Sklaven machen würde. Während nun über die Wahl des Hafens zwischen mir und dem Capitän hin und her verhandelt wurde, schlug eine furchtbare Welle an das schwache und alte Boot, das sofort einen Leck bekam, den man auf der hohen See nicht ausbessern konnte. Das Wasser drang mit Macht in das Boot, welches zum Glück nur geringe Ladung hatte. Der einzige gute Rath war jetzt, nach Aden zurückzukehren. Das Schiff wurde gedreht, und die ganze Mannschaft von 20 Personen war in Thätigkeit, mit Schüsseln, Pfannen und Krügen das eindringende Wasser hinauszuschaffen, denn andere Werkzeuge hatten die gleichgültigen Araber nicht. Ich und meine Gattin unterstützten die Matrosen in der Arbeit mit unserm Küchengeschirr so gut wir konnten, allein das Wasser wurde immer tiefer im Schiffsraum und das Schiff immer schwerer. Gegen Mittag fiengen die Leute an zu ermatten, und das schwere Schiff begann trotz des guten Windes nur langsam sich zu bewegen. Da in einiger Entfernung ein paar Boote bemerkt wurden, gaben wir ihnen ein Zeichen von unserer Noth, allein unser Signal wurde entweder nicht bemerkt, oder hielten die stumpfen Araber es nicht für der Mühe werth uns zu Hülfe zu kommen. Es wurde deßhalb wieder mit aller Anstrengung an dem Ausschöpfen des Wassers gearbeitet, um dem Wassergrab zu entgehen, das uns alle zu verschlingen drohte. Zwar hatten wir ein Boot in unserem Schiffe, allein dieses war zu klein als daß es hätte 24 Personen aufnehmen und sich auf die hohe See hinauswagen können; somit war von dieser Seite keine Rettung möglich, wie denn überhaupt unsere Lage eine sehr bedrängte war, in der uns nur der Glaube an die schützende Macht Gottes, dessen Gelegenheit des Menschen Verlegenheit ist, stärken und aufrichten konnte.

Gegen Abend gelang es endlich, dem Eingang in den Hafen von Aden nahe zu kommen, allein jetzt bewegte sich das Schiff

Digitized by Google

äußerſt langſam, indem der ganze innere Raum bis an das Verdeck voll Waſſer war, und noch dazu der Oſtwind nachließ und der Wind vom Land her zu wehen anfieng und uns in die offene See hinauszutreiben drohte. Zudem war die finſtere Nacht im Anbruch. Wir machten Signale und feuerten unſere Gewehre ab, allein niemand wollte uns im innern Hafen bemerken. Als es zum äußerſten gekommen war, ſahen wir ein Boot an uns vorüberſegeln, das von Somali-Matroſen bemannt war und Proviant nach Aden führen wollte. Ich erſuchte den Capitän Halt zu machen und uns an Bord zu nehmen, allein er weigerte ſich ſtandhaft, bis er endlich durch Bitten, Drohungen und Verſprechungen ſich bewegen ließ, uns und unſer Gepäck, das auf dem Verdeck aufgeſchichtet lag, aufzunehmen. Kaum waren wir eine halbe Stunde auf dem neuen Boot, als unſer Schiff ſank, oder vielmehr, wie ein Stück Holz auf die Seite ſich legte und im Waſſer ſchwamm. Am nächſten Morgen hatte unſer Freund Capitän Chriſtopher (der ſpäter bei Multan in Afghaniſtan umkam) die Güte, das umgelegte Schiff ans Land zu bringen und zwei von unſern Kiſten zu retten, in denen aber alles, namentlich unſere Uhren, vom Seewaſſer verdorben war.

Durch die Freundlichkeit des Capitän Haines, des Commandanten von Aden, gelang es uns in kurzer Zeit ein anderes Schiff für die gleiche Summe von 100 Thalern zu finden. Zwar war dieſes etwas kleiner (es war ein Bedden) als das erſtere, und der Capitän wollte uns nur die Hälfte der Kabine einräumen, da er die andere Hälfte für ſich und ſeine zwei Sklavinnen in Anſpruch nahm; allein wir hatten den großen Vortheil daß der Eigenthümer und Capitän dieſes Schiffes ein Suahili war, gebürtig von Mombas und wohnhaft in Takaungu, ein großes von Mohammedanern bewohntes Dorf in der Nähe von Malindi. Durch dieſen Umſtand war mir die willkommene Gelegenheit angeboten, die wirklichen Verhältniſſe der Suahiliküſte kennen zu lernen, und die Hauptorte der oſtafrikaniſchen Küſte perſönlich zu berühren, während der Capitän des erſten Schiffes ein Araber war und direct nach Sanſibar ſegeln wollte, ohne die Zwiſchenorte an der Küſte zu berückſichtigen. Ich bereute deßhalb den Schiffbruch, den Verluſt von Eigenthum und die im voraus bezahlten 10 Thaler nicht, da dieſer obwohl ſehr widrige und gefährliche Umſtand mir meine Unterſuchungsreiſe und den Zweck derſelben weſentlich fördern mußte. Den Aufenthalt und die damit verbundene Mühe in Aden brachte ich ohnehin nicht in Anſchlag, und auch meine theure Gattin konnte ſich trotz der vor wenigen Tagen durchlebten Angſt und Noth nicht entſchließen in Aden zurückzubleiben, oder nach Cairo zu gehen und dort das Reſultat meiner Unterſuchungen abzuwarten.

Nachmittags den 21 Nov. lichteten wir den Anker bei ſchwachem Oſtwind. Den 25 Nov. hatten wir eine ſehr unruhige Nacht, da die See ziemlich hoch gieng, ſo daß das Schiff beſtändig hin und her geworfen wurde, was meiner lieben Frau die Seekrankheit in hohem Grade verurſachte, während ich ganz geſund blieb. Ich bin überhaupt nur einmal ſeekrank geweſen auf meiner erſten Fahrt, die ich im Jahre 1837 mit einem griechiſchen Segelſchiff von Marſeille nach Malta machte. Später habe ich nie mehr etwas von Seekrankheit erfahren, obwohl ich zwei volle Jahre zur See geweſen bin, wenn ich die vielen Fahrten auf dem Mittelmeere, im rothen Meer und im indiſchen Ocean zuſammenrechne.

Am 26 Nov. ſahen wir noch immer die ſchwarzen Berge von Aden, indem die Fahrt wegen des widrigen Oſtwindes nur langſam von ſtatten gieng. Am 27. befanden wir uns in der Nachbarſchaft der Berge von Schugra, wo wir uns nicht heimlich fühlten bei dem Gedanken an den feindlichen Sultan Fatali, deſſen Stamm übrigens im Verlauf der Zeit nicht blind bleiben konnte gegen den großen commerciellen Gewinn, den andere mit Aden befreundete Stämme von dieſer Stadt der Koſar (d. h. der ungläubigen Engländer) von Jahr zu Jahr in immer reicherem Maße zogen. Die Berge von Schugra erheben ſich gegen 4000 Fuß über das Meer, und im Innern ſieht man größere Berge, die wenigſtens 6000 Fuß hoch ſeyn müſſen. Die ganze Gebirgskette, die wir von Babelmandeb (Thor der Trübſal, Bab-el-Mandeb) an bis hieher beobachtet haben, hat einen impoſanten Charakter. Die kahlen Felſen ragen oft hoch empor und ſind von mannichfaltiger, oft recht grotesker Geſtalt, ſcheinen aber von der Hand der Vorſehung wie aufgerichtet zu ſeyn um die arabiſche Halbinſel gegen die Wucht des indiſchen Meeres zu ſchirmen. Dieſe luftigen Höhen möchten wohl einen beſſern Aufenthalt gewähren als die von den brennenden Sonnenſtrahlen durchglühten Ebenen, allein ſie ſind nicht bewohnt, denn der herumziehende Beduine fragt wenig nach einer angenehmen Wohnung, er dürſtet nur nach Geld und kennt überhaupt keinen wahren Lebensgenuß, ja er weiß nur ſich und andern das Leben zu verbittern, ſeine ſcharfe Lanze iſt ſtets bereit jeden Feind niederzumachen, ja auch unſchuldig Blut zu vergießen, um ſeine gierigen Hände nach fremdem Eigenthum ausſtrecken und auf jede Weiſe ſich bereichern zu können. Es ſcheint überhaupt daß dieſer Theil von Arabien in einem beſonders geſetzloſen Zuſtand iſt, ſo daß oft ungeſtraft die ſchändlichſten Thaten begangen werden. Ein Mann aus Makalla, der auf unſerm Schiff war, erzählte uns daß ein ſolcher Araber, der einen Feind hat welchen er gerne aus der Welt räumen möchte, einen Mann dingt um ihn zu ermorden, wofür er ihm einen Thaler Belohnung verſpricht. Dieſer ſagt „Marhabba" (es geſchehe), geht aber darauf zu dem Mann den er zu tödten verſprochen hatte, und ſagt ihm, „dein Feind hat mich gedungen um dich zu ermorden, allein wenn du mir 2 Thaler gibſt, ſo werde ich ihn umbringen." Unſer Berichterſtatter meinte, die Landſchaft, in welcher ſolche Scenen vorkommen, heiße deßwegen Hadramaut, d. h. Bereitſchaft des Todes, der Ort wo jeder jeden Augenblick ſein Leben verlieren kann. Mit dieſer Bedeutung, meinte er weiter, hänge auch der Vaher-e-Safi zuſammen, welcher eine bodenloſe Sandfläche ſeyn ſoll, in der jedes lebendige Weſen, das ihr nahe komme, unterſinke. Dieſer Sandſee ſoll aus weißem, allerfeinſtem Sand beſtehen und ſo gefährlich ſeyn daß die Karawanen nach dem Compaß reiſen müſſen, um ihm gehörig auszuweichen. Ich wäre geneigt geweſen die ganze Sache für eine Fabel zu erklären, wenn nicht ein europäiſcher Reiſender, den ich in Aden kennen gelernt hatte, und der gerade von jenem Theil Arabiens herkam, wohin er ſich als Mohammedaner verkleidet begeben hatte, mich von der wirklichen Exiſtenz des Vaher-e-Safi verſichert hätte, in den er ein Bleiloth geworfen habe, das in fünf Minuten 60 Fuß tief geſunken ſey. Da ich ſpäter erfuhr daß auf der Inſel Harmus im perſiſchen Meerbusen ſich ein ähnliches Vaher-e-Safi befindet, das Salztheile unter dem Sand verbergen ſoll, ſo mußte ich meinem Unglauben in Beziehung auf die wenſtröſe Sandebene in Hadramaut Schranken ſetzen, und vermuthen

es möchte am Ende eine Saline seyn, vor der die Eingebornen so sehr erschrecken, und deren Entstehen sie sich nach ihrer abergläubischen Weise dadurch erklären daß ein arabischer Fürst Namens Safi mit seinem ganzen Heer daselbst umgekommen sey und seine vielen Schätze in diesen unterirdischen Tiefen verborgen habe, die jetzt durch Geister bewacht werden, welche jeden in die Tiefe ziehen der diese Schätze heben will.

28 Nov. Auch diese Nacht ruhten wir wörtlich keinen Augenblick; die Matrosen, um sich wach zu erhalten, hatten ihre musikalischen Instrumente hervorgeholt und eine ganz barbarische Musik aufgeführt in Begleitung von mancherlei Gesängen, die indessen nicht ganz unmelodisch klangen. Der Gesang der Suahili ist gewiß angenehmer als das eintönige Singen der Araber, oder das näselnde Gesumm oder laute Geschrei der Abessinier. Die Suahili sind überhaupt eine fröhliche, rührige Nation und große Liebhaber von gesellschaftlichen Unterhaltungen.

29 Nov. Da wir uns mit Sonnenaufgang der Küste genähert hatten, erblickten wir unfern vom Meeresstrand ein Dorf, genannt Erga; wir sahen davon einige Steinhäuser, und das größte von ihnen ließ sich leicht als die Moschee erkennen. Eine Heerde Ziegen suchte ihr spärliches Futter zwischen mancherlei Seepflanzen, und ein schwarzer Hirte saß am Strande und schaute unserm Schiffe nach. Ein kleines Fischerboot konnte sich uns nähern, da die See ruhig war. Die Leute boten uns Fische an, das Hauptnahrungsmittel der Bewohner der Südküste Arabiens. Die kleine Barke war für uns eine ganz neue und interessante Erscheinung. Sie bestand einfach aus armsdicken Hölzern, die fest zusammengebunden sind. Daß das Boot nicht wasserfest seyn kann, läßt sich leicht errathen. Die zwei Fischer saßen mit halbem Leib im Wasser. Als sie sich entfernten, ergriffen sie ein starkes Seil von unserm Schiff und ruderten damit schnell davon. Unsere Matrosen suchten dasselbe zurückzuziehen, allein die Fischer waren nicht geneigt den Raub fahren zu lassen, und so entstand ein komischer Zweikampf. Die Fischer zogen aus Leibeskräften und errangen auch den Sieg; allein ihre Barke erhielt auch einen so gewaltigen Stoß daß sie untersank, und sie es nur der Leichtigkeit derselben zuzuschreiben hatten daß sie wieder flott wurde. Triumphirend und mit einem Regen von Scheltwörtern von Seiten unserer Schiffsleute eilten sie hierauf dem Ufer zu.

Um Mittag erhob sich ein frischer Wind, welcher uns an Hora und Scheich Abd-Errachman Baddan vorbeiführte. Bekanntlich wird den Scheichs oder geistlichen Führern der Mohammedaner nicht nur bei ihren Lebzeiten, sondern auch nach ihrem Absterben die tiefste Hochachtung und Verehrung von den Gläubigen gezollt, weil nach ihren Begriffen die Seele des Abgeschiedenen im Grabe schlummert bis zum Tage des Gerichts. Ihre Ruhestätten werden daher für heilig gehalten, Sarkorphage werden errichtet, und kein Frommer wird an einer solchen Stätte vorbeigehen ohne ein kurzes Gebet zu verrichten, und dem Verstorbenen zu Ehren wird die Stadt oder das Dorf wo er begraben liegt, nach seinem Namen genannt. Ein solches Grabmal war hier zu Ehren des genannten Scheichs.

30 Nov. Hatten wenig Wind bis Sonnenaufgang, da wir uns der Küste näherten, die übrigens nicht die gefährlichen Klippen des rothen Meeres hat, wo die arabischen Boote bei Nacht nicht zu fahren, sondern jeden Abend in einen Hafen einzulaufen pflegen. Es gewährte uns eine sehr angenehme und interessante Unterhaltung der Küste entlang segeln zu können, und oft wünschten wir uns die geschickte Hand eines Malers, um die merkwürdigen, so abwechselnden Formen der Gebirge stets unserer Erinnerung aufbewahren zu können, denn der Feder ist es nicht möglich einen richtigen Begriff von der in hundertfältigen Formen und Abwechslungen sich präsentirenden Gebirgskette zu geben. Es sind meistens kahle Felsen, oft von bedeutender Höhe, die, wenn man so sagen darf, von einer launenhaften, ungeregelten Phantasie erdacht und in größter Unordnung dahingeworfen zu seyn scheinen. Hier bildet eine Masse zerstreuter Felsen eine Gruppe, die das getäuschte Auge leicht für Häuser ansehen könnte, dort steht das Plateau eines Berges wie eine große Festung aus, die zum Schutz einer Stadt erbaut worden ist, die man am Fuß des Berges zu erkennen glaubte. Bald bilden die Felsen, wie von vulcanischer Kraft getrennt, ein schmales Thal, auf arabisch Wadi genannt. Solche Thäler sind fast der einzige Aufenthaltsort der Araber des Innern; sie haben gewöhnlich reiche Wasserquellen, und unterhalten schöne Wälder von Dattelbäumen, von deren Frucht die Beduinen meistens leben. Eine andere Bemerkung drängte sich uns auf beim Anblick der Südküste von Arabien, welche zahllose kleine Vorgebirge (Ras) bildet, die alle Namen führen, nach denen sich die arabischen Seefahrer bei ihren Fahrten richten. Nur Schade daß die Buchten gewöhnlich einen schlechten Hafen darbieten, der gegen den Ost- und Südwind nicht gehörig geschützt ist.

1 Dec. Unsere Seereise ging sehr langsam vorwärts und wurde uns eine wahre Geduldsprobe. Der Wind war schwach und stets gegen uns, und doch waren wir dankbar daß er nicht zu heftig wurde. Wir hofften vor Einbruch der Nacht durch zwei Felsen, genannt Rotel und Magda, hindurchzukommen, allein unsere Hoffnung wurde getäuscht, so daß wir die Nacht mit einiger Bangigkeit hereinbrechen sahen; doch kamen wir glücklicherweise noch vor Mondesaufgang in ihre Nähe. Dem Magda kamen wir so nahe daß die Seevögel, die auf ihm übernachteten, erschrocken krächzten und davonflatterten. Uns selbst war unheimlich zu Muth, so nahe an diesem Inselfelsen vorbeifahren zu müssen. Das Wasser war zwar sehr tief, was wir aus dem Erscheinen großer Fische schließen konnten, die, auf die Oberfläche auftauchend, einen Wasserstrahl in die Höhe spritzten. Der Wind war nur ein schwaches Lispeln, doch war die Strömung für uns, und so kamen wir glücklich nach Verfluß von einer Stunde aus unserer Klemme heraus. Bald darauf passirten wir das Dorf Magda auf dem festen Land, das dem isolirten Felsen seinen Namen verliehen hat. Dieser Felsen ist zu einem wichtigen Erwerbszweig für das Dorf und dessen Sultan geworden, der den an der Küste wohnenden Stamm Haggar beherrscht. Unsere Schiffsleute hatten uns schon den Tag vorher auf einige Felsen des festen Landes aufmerksam gemacht, die an vielen Stellen mit einem weißen Stoff ganz überzogen waren. Sie erzählten uns daß dieß von den Seevögeln herrühre, deren Abgang ein vorzügliches Düngungsmittel (Guano) für Dattelbäume liefere und deßhalb sorgfältig gesammelt werde. Wir hielten die Felsen zuerst für ein Kalkgebirg, allein an vielen Stellen schaute die wahre Gestalt des grauen Felsens hervor, und unzählige Schaaren von Vögeln, die wir in dieser fischreichen Gegend herumfliegen sahen,

Digitized by Google

ließen uns kaum mehr an der Aussage unserer Matrosen zweifeln. Besonders zahlreich halten sich die Vögel auf dem Felsen Magda auf, der etwa eine englische Meile vom festen Land entfernt ist. Die Einwohner sollen etwas Futter auf dem Felsen zurücklassen, was die Vögel anzieht (?). Der Gewinn aus dem Guano soll sich jährlich auf 600 Thaler belaufen und dem Sultan gehören. Wir sahen bald nach Sonnenaufgang einen Zug Kamele von Magarra nach Magda zurückkehren, sie hatten einige Lasten Guano nach Magarra gebracht. Magarra ist ein kleiner Fluß, der in Hadramaut entspringt. Seine Ufer sind wohl bevölkert und bebaut, er ergießt sich ins Meer nahe bei Ras-el-kelb (Hundsvorgebirge). Ein anderer Fluß, genannt Wadi Mesila, soll dieselbe Quelle wie der Magarra haben und bei Sihut ins Meer fließen. Das Ras-el-Kelb hat seinen entehrenden Namen von der starken Strömung, welche die Seefahrer oft wochenlang hinhält, weßhalb ihr Unmuth es das Hundsvorgebirge genannt hat. Wir passirten es glücklich am 2 December, und gelangten bis Ras Borun, wo unser auch eine Geduldsprobe wartete. Aus Mangel an Wind ließen unsere Matrosen schon vor Sonnenuntergang die Segel herunter, und warfen Anker in der Tiefe unter dem üblichen Gesang, „Bab allah Kerim," (das Thor Gottes ist groß), worauf einige Matrosen antworteten: „Rabbana Bab-el-Kerim" (unser Herr ist das große Thor.).

3 Dec. Kein Lüftchen kräuselte die See, da wir versuchten Ras Borun zu verlassen. Unsern Matrosen war diese Windstille nicht unangenehm, sie saßen zusammen, scherzten oder sangen, andere nähten ihre Kleider, während einige sich viel in der Küche zu schaffen machten. Sie bereiteten den gewöhnlichen Morgentrank, der ihnen die Stelle des Kaffees vertritt und gewiß höchst unschädlich ist, bestehend aus Wasser und Reis. Der Reis wird zu Mehl zermalen und mit einer Zugabe von Wasser und Pfeffer gekocht. Diese leichte Speise würde freilich einem Suahili-Magen nicht genügen; allein dazu wird ein frisch gebackener heißer Kuchen aus Mais genossen, zu dessen Verdauung es wieder eines Suahili-Magens bedarf. Ist diese Mahlzeit vollendet, so wird, weil die See eben ruhig ist, zu Vorbereitungen zum Mittagessen geschritten. Diese sind sehr einfach. Der Reis wird mit ein wenig Seewasser gewaschen und dann in einem großen Topf übers Feuer gestellt. Als Zugabe lieben die Suahili frische oder gesalzene Fische, die schlecht zubereitet oft den unangenehmsten Geruch hinterlassen, allein dieß ist die Würze der Mahlzeit. Abends genießen sie wieder Brod und Reis. So einfach leben diese Leute. Mit demselben Appetit gehen sie Jahr aus Jahr ein zu derselben Mahlzeit. Man hört sie nie sagen: „O wie langweilig immer dasselbe."

Ich benützte die Gelegenheit des Stilleliegens zu einer ungestörten Unterhaltung mit einem Mann Namens Ismael aus Barawa, welchen Capitän Christopher mir empfohlen hatte als Dolmetscher, und überhaupt als einen Mann dem vielerlei Nachrichten über die Aequinoctialländer zugekommen sind. Auf die Frage warum die Suahili nicht lieber mit andern Dingen als mit Sklaven Handel treiben, antwortete er kurz und entschieden: „Wir wollen keinen andern Handelsartikel als Sklaven, weil die Sklaven uns den meisten Gewinn bringen, und wir sie noch überdieß zu Mohammedanern machen, also ein gutes Werk thun können." Ismael erzählte daß die Sklavenhändler der Suahiliküste einige Tage landeinwärts einen Sklaven für 2 bis 3 Thaler ankaufen, aber nicht mit Geld, sondern in Kleidern, die dort in hohem Werthe sind. Der Unterhalt eines Sklaven bis zur Küste kostet dem Käufer etwa ¼ Thaler, dann einen Thaler Abgabe in Sansibar oder an andern Orten; hierauf verkauft er den Sklaven um 15 bis 20 Thlr. Die Weise wie die Unterhändler Sklaven machen, geschieht nicht immer durch Krieg: einer verräth und verkauft den andern, der Stärkere den Schwächern. Ismael sprach auch von Zwergen im Innern von Afrika. Er sagte daß ein ganzer Stamm, Namens Makonre, aus lauter Zwergen bestehe, davon ein Individuum in Barawa zu sehen sey. Schon in Schoa hatte ich von diesen Leuten sprechen hören, und habe dem Major Harris (dessen Dolmetscher ich bei seiner Gesandtschaftsreise in Schoa war) manches über die sogenannten Doko im Süden von Kaffa mitgetheilt, was er seinem berühmten Buche (die Hochländer von Aethiopien) einverleibt hat. Später, nämlich im Jahr 1849 und 1851, habe ich in Ukambani, 150 Stunden von der Küste von Mombas, von Zwergen gehört, die im Norden vom Aequator existiren sollen, so daß ich geneigt bin zu glauben daß es im Innern eine diminutive Race von Menschen gibt, vielleicht wie die Eskimo, nicht aber so klein wie die afrikanischen Berichterstatter sie zu beschreiben pflegen. Es können ja wohl klimatische Umstände und Lebensverhältnisse zur Verkümmerung dieser Race beitragen oder Anlaß geben. Merkwürdig ist es daß die verschiedenen, von einander völlig unabhängigen Berichte die Pygmäen in die Nähe des Aequators versetzen. Die Wahrheit oder Falschheit dieser Berichte wird sich herausstellen, wenn es einmal den Reisenden gelungen ist entweder von Barawa aus westwärts, oder vom obern Lauf des weißen Flusses ostwärts in die Nähe des Aequators vorzudringen. Derjenige der die wahre Nilquelle entdeckt, und von dort aus westlich und östlich bedeutende Ausflüge zu machen im Stande ist, wird uns manche afrikanische Mysterien offenbaren. Die Entdeckung der Nilquelle sollte um jeden Preis versucht werden, und zwar auf den Wassern des Nils selbst, denn die Landreise ist fast unmöglich für einen Einzelreisenden.

(Fortsetzung folgt.)

Straßen, Karten, Post- und Wirthshäuser im römischen Alterthum.

In keiner Beziehung haben die Römer ihren Beruf zur Administration der von ihnen unterworfenen alten Welt so glänzend bewährt, als durch Herstellung der Communication der verschiedenen Länder mit einander und mit dem Centralpunkte des Weltreichs selbst. Der gewaltige Umfang und die zweckmäßige Vertheilung der einem Netz gleich die ganze ungeheure Ländermasse überziehenden Straßenanlagen, die unverwüstliche Solidität der Chaussirung, die

Kunst und die Massenhaftigkeit der damit verbundenen Arbeiten, wie Biaducte, Brücken, Abzugsgräben und andere Wasserbauten, alles ist gleich sehr geeignet das Staunen der Nachwelt zu erregen. Um so mehr als in vielen Ländern die jetzigen Communicationsmittel weit hinter den altrömischen zurückstehen, und die noch benutzten Reste der Römerstraßen gegenüber der Verkommenheit und Dürftigkeit des gegenwärtigen Wegebaues in doppelter Herrlichkeit erscheinen; oft reitet jetzt (wie z. B. im Königreich Neapel) der einsame Wanderer auf Saumpfaden durch unwegsame und unsichere Wildnisse, wo im Alterthum lange Karawanen auf prachtvollen Kunststraßen hinzogen.

Seine erste Chaussee empfieng Italien im Jahr 312 v. Chr. durch den Censor Appius Claudius, die von ihrem Erbauer genannte Appische Straße, die von Rom nach Capua führte; ein Prachtbau, dessen Fahrdamm aus Basaltpolygonen ohne Füllung zusammengefügt noch heute bewundert wird, wie es in Justinians Zeit von dem byzantinischen Geschichtschreiber Prokop geschah. Diese Südstraße erhielt in den folgenden Jahrhunderten Verlängerungen sowohl nach den östlichen und südlichen Häfen (Tarent und Brundusium) wie nach der sicilischen Meerenge. Seit 212 überschritt auch eine Nordstraße den Apennin und die Ostküste; von Fano bis Rimini entlang geführt, verband sie zum erstenmal die beiden italischen Meere, und wurde später nordwärts bis über den Po hinaus verlängert. Dann folgten die beiden Hauptstraßen durch Toscana, deren eine die Westküste entlang laufend Rom mit Pisa und Carrara (im Alterthum Luna) verband, die andere über Sutri und Chiusi nach Arezzo und Florenz führte. Im Jahr 148 wurde mit der großen posthumischen Straße, die quer durch Oberitalien von Genua (über Piacenza, Cremona und Verona) ans adriatische Meer führte und durch eine nach Carrara abzweigende Seitenchaussee in directe Verbindung mit Rom gesetzt war, das Straßennetz Italiens im Großen vollendet. Wie Appius Claudius der Begründer, so war Cajus Gracchus der Reformator der italischen Wegeanlagen. Indem er bei der Vertheilung der Aecker längs den großen Landstraßen Grundstücke anwies, auf denen die Verpflichtung der Ausbesserung haftete, sicherte er ihre Instandhaltung. Außerdem wird ihm die Errichtung von Meilensteinen beigelegt, die in Entfernungen von tausend römischen Schritten (etwa einem Fünftel der deutschen Meile) von einander standen, und die Aufstellung von Steinen, von denen Reiter sich (in Ermangelung von Steigbügeln) aufs Pferd schwingen konnten. Bekanntlich haben sich römische Meilensteine von den verschiedensten antiken Straßen erhalten; die Entfernungen sind überall nach dem noch jetzt in Italien üblichen, oben angegebenen Miglienmaß gemessen, nur in Gallien und dem sogenannten Zehntlande nach Leugen (lieues), die ungefähr den vierten Theil einer deutschen Meile beitragen.

Auch die Communication mit dem Orient und Occident hatte die Republik zu eröffnen wenigstens angefangen; eine große Straße führte an der Küste von Südfrankreich hin, über die Pyrenäen nach Spanien, andere von den östlichen Hafenplätzen des adriatischen Meeres nach dem Binnenlande. Aber erst die völlige Centralisation der Verwaltung und Regierung in Rom, die mit Begründung der Monarchie eintrat, machte ein umfassendes, über das ganze ungeheure Ländergebiet ausgedehntes Straßensystem zum unabweislichen Bedürfniß, in administrativer, militärischer, mercantiler und politischer Hinsicht. Die Hauptlinien dieses Systems sind für die ganze Monarchie schon von August gezogen worden, der hier eine Lebensfrage für das unter seiner Herrschaft vereinigte Weltreich erkannte und dem Gegenstand eine seiner Wichtigkeit ganz angemessene Aufmerksamkeit widmete; er selbst übernahm die Aufsicht über den Straßenbau in der nächsten Umgebung Roms. Auf dem Forum errichtete er die sog. goldene Meilensäule (miliarium aureum), vermuthlich so genannt weil hier auf vergoldeten Bronzetafeln die Zielpunkte der in den Hauptrichtungen auslaufenden Heerwege nebst den Entfernungen angegeben waren; noch jetzt sieht man in der Nähe des Severusbogens den Unterbau des Monuments, eine dreifach abgestumpfte Basis mit Ziegelbekleidung. Die spätern Kaiser setzten das von August angefangene Werk fort und führten es zur Vollendung; um die Mitte des dritten Jahrhunderts nach Chr. ungefähr, darf man annehmen, umfaßten die Straßenzüge schon das ganze römische Reich von der schottischen Gränze bis zu den Nordküsten Afrika's, und wieder vom atlantischen Meer bis zum Euphrat. Um das Jahr 333 n. Chr. ist eine Wegesacte mit Angabe der Stationen und Entfernungen für Pilger nach dem heiligen Lande abgefaßt; ein zusammenhängender, mit Meilensteinen versehener Bau leitete damals den Reisenden von Bordeaux nach Jerusalem, und von hier nach der Südgränze Aegyptens oder zum westlichen Ufer von Afrika. Die Kosten der Wegebauten in den Provinzen wurden aus den Einnahmen derselben bestritten, die Ausführung sehr durch die Verwendung der Garnisonen zu diesen Arbeiten erleichtert. Die Arbeitskräfte der Legionen wurden überhaupt in ruhigen Zeiten in ausgedehntester Weise zu gemeinnützigen Zwecken verwendet, ohne daß man dadurch der militärischen Ehre zu nahe zu treten geglaubt hätte, und gar manche imposante Werke der Kaiserzeit, als Canäle, Brücken, Häfen u. s. w. sind durch sie ausgeführt oder in Stand gehalten worden. Uebrigens arbeiteten auch Verbrecher an den Reichschausseen.

Nicht minder wichtig für das Centralisationswerk Augusts als die Anlage des großen Straßensystems war ein anderes gleich kolossales Unternehmen, die geographische Vermessung des ganzen römischen Reichs. Begonnen wurde sie schon durch Julius Cäsar, ausgeführt und vollendet ward sie unter der Oberleitung des Mannes, der nach August der erste in der römischen Welt war, des Siegers von Actium, Marcus Agrippa. Das ganze ungeheure, durch die Bürgerkriege in die Länge gezogene Geschäft soll im Todesjahre Cäsars (44 v. Chr.) angefangen, von vier Directoren in vier Abtheilungen für den Orient, Occident, Norden und Süden ausgeführt und nach 24 Jahren und einem Monate (am spätesten für den Süden) im Jahre 19 v. Chr. abgeschlossen worden seyn. Die Resultate dieser Vermessungsarbeiten veröffentlichte Agrippa in einem eigenen Werke, aus dem Plinius häufig geschöpft hat. Die Ländermaße scheinen darin so angegeben gewesen zu seyn daß die weitesten Entfernungen der Länder in Länge und Breite und außerdem der peripherische Umfang verzeichnet waren, z. B. der Umfang von Sicilien 618 römische Meilen, die Breite der Provinz Illyrien 325, die Länge 530; ferner die Distanzen der topographisch wichtigsten Hauptstädte, z. B. von Byzanz bis an die Donau 560, von der Donau bis Kertsch (Panticapäum) 635 römische Meilen. Uebrigens hatte Agrippa auch von den Ländern die nicht unter römischer Herrschaft standen, so viel als möglich Messungen machen

Digitized by Google

laſſen. Nach dieſen Meſſungen wurde eine Weltkarte entworfen, und an der langen Wand einer von Agrippa's Schweſter, Polla, begonnenen, von Auguſt vollendeten Säulenhalle zu Rom ausgeführt. Die im Verhältniß zur Länge ſehr geringe Höhe einer ſolchen Wand entſprach vollkommen dem Gebiet, das die damalige Geographie umfaßte; man kannte genau die Länder die das Becken des Mittelmeers einſchließen, aber je weiter die Continente ſich nach Norden und Süden erſtreckten, deſto ſporadiſcher, unſicherer und unzuverläſſiger wurden die Anſchauungen und Angaben. Die Länge der alten Weltkarte in der Richtung von Oſten nach Weſten war alſo unverhältnißmäßig größer als die Höhe. Nach dieſem orbis pictus waren ohne Zweifel zahlreiche Copien im ganzen römiſchen Reich angefertigt, vermuthlich mit Eintragung ſpäterer Vermeſſungen; man darf annehmen daß ſie öfter in größern Städten an Wänden von Säulenhallen zu allgemeiner Belehrung angebracht waren, wenigſtens wird eine ſolche im vierten Jahrhundert in Autun, einem damals ſehr beſuchten Studienſitz, erwähnt. Die Worte eines dortigen Profeſſors Eumenius ſind geeignet das Ausſehen ſolcher Wandkarten zu vergegenwärtigen, daher mögen ſie hier einen Platz finden. Nachdem er die Thaten Diocletians und ſeiner Mitregenten, unter andern auch ihre Verdienſte um die Bildung der Jugend geprieſen hat, fährt er fort: „In jener Säulenhalle kann die Jugend alle Länder und alle Meere anſchauen und täglich betrachten, und alle Städte, Völker und Nationen, welche die unbeſiegten Herrſcher entweder durch ihre Gnade wieder aufrichten oder durch ihre Tapferkeit vernichten oder durch Schrecken überwältigen. Denn dort ſind behufs des Schulunterrichts, damit durch Anſchauung ſich leichter einpräge was von dem Gehör ſchwerer aufgefaßt wird, von allen Gegenden Lage, Ausdehnung, Zwiſchenräume nebſt den Namen gemalt; ferner alle Quellen und Mündungen der Ströme, alle Biegungen der Ufer, und das bald ins Land vordringende bald die Küſten umſtrömende Weltmeer. Jetzt erſt (d. h. unter einer ſo vortrefflichen Regierung) iſt es ein Vergnügen den Erdkreis im Bilde zu betrachten.“ Daß tragbare Copien theils der ganzen Weltkarte, theils einzelner Länder zum Privatgebrauch verbreitet geweſen ſind, verſteht ſich von ſelbſt. Doch häufig dürften ſie erſt in der ſpätern Kaiſerzeit geworden ſeyn. Wenigſtens gehörte unter Domitian der Beſitz einer Weltkarte auf Pergament zu den Indicien, auf welche die Anklage und Verurtheilung eines Senators wegen hochverrätheriſcher Plane begründet wurde. Eine Anſchauung der antiken kartographiſchen Leiſtungen gibt wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad die berühmte (gegenwärtig in der k. k. Hofbibliothek zu Wien aufbewahrte) Peutingerſche Tafel, eine in ſpätrömiſcher Zeit gefertigte, durch unwiſſende Copiſten im Mittelalter entſtellte Wegekarte, der aber doch wenigſtens mittelbar das Werk des Agrippa zu Grunde liegt. Das Verhältniß der Höhe zur Länge iſt 1:21¼.

Vollendet wurde die Centraliſation des römiſchen Reichs erſt durch die Reichspoſt, den ſogenannten cursus publicus, welche gleichfalls erſt von Auguſt eingerichtet worden iſt. Ein wenngleich unvollkommenes Vorbild dazu bot ihm die altperſiſche Monarchie, die ein nicht minder umfangreiches Ländergebiet unter einer Centralregierung vereinigte. Xenophon, Herodot und andere griechiſche Schriftſteller haben dieſe ihnen ganz fremde Einrichtung mit Bewunderung beſchrieben. So viel Tagereiſen, ſagt Herodot, der ganze Weg lang iſt, ſo viel Pferde und Leute ſind aufgeſtellt, für jede Tagreiſe ein Mann und ein Pferd, welche weder Schneegeſtöber noch Sonnenbrand, noch Regen, noch die Nacht abhält den ihnen zugemeſſenen Lauf aufs ſchnellſte zu vollenden. Der erſte übergibt, wenn er ſeinen Weg zurückgelegt hat, die ihm anvertrauten Depeſchen dem folgenden, dieſer dem dritten, und ſo gehen ſie fort von einem zum andern bis an den Ort ihrer Beſtimmung. Dieſe Einrichtung, die für große Deſpotien unentbehrlich war, hat ſich im Orient auch in ſpätern Zeiten erhalten; in Griechenland hat ſie natürlich nie exiſtirt, da die Kleinheit der einzelnen Kantone, ihre politiſche Zerriſſenheit und die Natur des Landes, in dem man am leichteſten zur See communicirte, den Gedanken dazu nie aufkommen ließ. Auch die römiſche Republik hat das Bedürfniß nicht empfunden, dem Begründer der Monarchie ſtellte es ſich dagegen als ein unabweisliches dar. Die Hauptzwecke der von ihm ins Leben gerufenen, von den ſpätern Kaiſern, namentlich Trajan, weiter gebildeten und vervollkommneten Reichspoſt faßt der byzantiniſche Geſchichtſchreiber Prokop folgendermaßen zuſammen: „Die römiſchen Kaiſer haben dieſe Einrichtung in der Abſicht getroffen, daß alles ihnen aufs ſchleunigſte und ohne Verzögerung gemeldet würde, ſowohl was in jedem feindlichen Lande ſich ereignete als auch was ſich in den Städten des Reichs zutrüge, ſey es ein Aufruhr oder eine andere unvorhergeſehene Begebenheit, deßgleichen was die Statthalter, die Beamten und alle übrigen Einwohner in allen Theilen des römiſchen Reichs unternehmen, endlich damit die Sendung der jährlichen Tribute ohne Aufenthalt und Gefährdung vollendet würde.“ So erſt wurde Rom in der That zum Mittelpunkt der alten Welt, von dem aus man wie von einer die Ebene beherrſchenden Höhe ihre entfernteſten Theile zu überſehen im Stande war. „Der Kaiſer, ruft ein griechiſcher Schriftſteller, der Rom in der Zeit Marc Aurels beſuchte, bewundernd aus, leitet die ganze Welt aus ſeinem Cabinet. Kaum ſind ſeine Depeſchen geſchrieben, ſo ſind ſie auch ſchon wie von Vögeln getragen an ihrem Beſtimmungsort.“

So überſchwänglich dieſe Ausdrücke der Bewunderung im Zeitalter der Eiſenbahnen und Telegraphen klingen, ſo natürlich waren ſie in jener Zeit. Die Einrichtung der römiſchen Reichspoſt war folgende. Jede Hauptſtraße war in Tagreiſen abgetheilt, an dem Ende jeder Tagreiſe befand ſich eine Station (mansio, wovon das franz. maison). Hier waren öfters größere Anlagen zum Theil mit palaſtartigen Gebäuden für die Nachtquartiere der Kaiſer und hohen Beamten, ausgeſtattet mit allen luxuriöſen Bequemlichkeiten, namentlich Bädern. Auf jede dieſer Hauptſtationen kamen 5 bis 8 Umſpannungsſtationen (mutationes); wo möglich waren ſowohl die erſtern wie die letztern in Städte und Dörfer verlegt. Auf jeder Umſpannung ſtand eine Anzahl von Zugthieren bereit; die Zahl vierzig, die einmal angegeben wird, kann man wohl nur für die frequenteſten Straßen annehmen. Es waren Pferde (veredi, mit welcher Bezeichnung das deutſche Pferd ohne Zweifel zuſammenhängt), Maulthiere, Ochſen, Eſel, im Orient auch Kamele, namentlich in Oberägypten, wo ſich die Vertheilung der Stationen nach den Brunnen und Ciſternen richtete.

Außer den Zugthieren befanden ſich auf den Stationen überall die nöthigen Wagen; das Dienſtperſonal beſtand aus Staatsſklaven. Der Dienſt war ein dreifacher, für Couriere, Eilwagen und Packwagen; auf den erſtern hatte ſich die urſprüngliche Einrichtung Auguſts beſchränkt, doch hatte er ſelbſt ſpäter noch die Beförderung

Digitized by Google

zu Wagen eingerichtet. Die Couriere hatten die Depeschen hinter sich in einem Felleisen auf dem Pferde, das sie auf jeder Station wechselten. Das Gewicht des Felleisens war anfangs auf dreißig Pfund normirt, wurde aber, als die Sitte von Reitfesseln aufkam, auf einen Centner erhöht. Gewöhnlich nahm der Courier noch ein (zuweilen mehrere) Beipferde von der Station mit, auf dem zweiten Pferd ritt ein Postillon, der die Thiere wieder nach der Station zurückbrachte. Die Eilwagen waren dreierlei Art. Die größten hatten im Sommer eine Bespannung von acht, im Winter von zehn Pferden oder Maulthieren, und durften bis zu zehn Centnern belastet werden, die mittlern bis zu sechs, die kleinsten bis zu zwei (diese waren dreispännig). Ihre Schnelligkeit kam der der heutigen Eilwägen ziemlich gleich; denn Libanus, der Freund des Kaisers Julian, rechnet auf den Weg von Konstantinopel bis Antiochia (150 geogr. Meilen) nicht volle sechs Tage. Endlich die Lastwagen führten schwerere Frachten (bis fünfzehn Centner) und hatten Ochsenbespannung. Auf Nebenstraßen oder an Punkten wo keine regelmäßigen Posteinrichtungen bestanden, mußten die Ortsbehörden eine Anzahl von Pferden disponibel haben, um außerordentliche Beförderungen von Briefen und Personen veranlassen zu können.

Da die Post ausschließlich für Regierungszwecke bestimmt war, wurde sie in der Regel auch ausschließlich zu Sendungen und Beförderungen von ganz officiellem Charakter verwandt. Die Erlaubniß zur Benutzung wurde durch eine besondere Urkunde (diploma) ertheilt, auf der die Person des Reisenden, die Art seiner Beförderung, die Reihe der Stationen, die Dauer der Gültigkeit u. s. w. genau verzeichnet waren. Außer dem Kaiser konnten nur die höchsten Beamten diese Postscheine ausstellen, selbst die Statthalter der Provinzen besaßen das Recht dazu nicht zu allen Zeiten. In der Regel, wie gesagt, wurden sie nur Beamten, besonders Ueberbringern von Staatsdepeschen ertheilt, und nur in seltenen Ausnahmen Privatpersonen. Der jüngere Plinius entschuldigt sich in einem Brief an Trajan, daß er (als Statthalter der kleinasiatischen Provinz Bithynien) sich erlaubt habe seiner Frau ein Diplom für die Staatspost zu geben, da diese den Tod ihres Großvaters erfahren hatte und schleunig zu ihrer Tante zu reisen wünschte: dieß sey das erstemal wo er eine Verwendung der Post anders als in Regierungssachen veranlaßt habe. Natürlich konnten die Kaiser selbst so viel Diplome ertheilen als ihnen beliebte. Constantinus ruinirte die Post beinahe durch die von ihm angeordneten kirchlichen Synoden, da er alle dazu reisenden Geistlichen durch sie befördern ließ.

Die Kosten der Verwaltung der Post lasteten ganz und gar auf den Provinzen und den Communen, und der Druck dieser Last war um so härter und schwerer, als gar keine Entschädigung stattfand. Einzelne Kaiser ließen zwar Erleichterungen eintreten (obwohl man nicht recht weiß von welcher Art diese waren), aber nicht auf die Dauer noch von gründlicher Wirkung. Fast wie Ironie klingt es, wenn in einem kaiserlichen Erlaß die Provinzialen auf den Mist der Zugthiere als eine Entschädigung angewiesen werden. Die Verwaltung erforderte ein ganzes Heer von Postbeamten, die subalternen Stellen pflegten mit ausgedienten Soldaten besetzt zu werden. Mit der Zeit nisteten sich Mißbräuche aller Art ein, Bedrückungen und Erpressungen, Bestechungen und Unterschleife, und um diese zu verhindern, wurden außerordentliche Postinspectoren ernannt. Sie sollten controliren daß niemand mehr Beförderungsmittel beanspruche als er berechtigt sey, oder für längere Zeit, z. B. keinen Wagen erster Classe, wenn er nur einen zweiter Classe fordern dürfe u. s. w.; um sie der Gefahr der Bestechung zu entziehen, gab man ihnen eine eigene Besoldung; aber dieser Zweck wurde selten erreicht, ja die zur Abhülfe eingesetzten Beamten verbanden sich häufig mit den Statthaltern und deren Personal, um die Noth der unglücklichen Provinzen noch zu steigern. Es wurde mit Postscheinen ein förmlicher Handel getrieben, Privatpferde widerrechtlich eingespannt, den Postillonen die Mäntel gewaltsam weggenommen und dergleichen mehr, so daß selbst in einem kaiserlichen Erlaß erklärt wird: die Provinzen leiden durch die Postverwaltung in hohem Grade, einzelne bereichern sich auf Kosten der Gesammtheit, vermögende Leute werden ruinirt, und kaum ist es noch möglich der Habsucht der Beamten zu steuern. Hiernach kann man sich nicht wundern, wenn in den letzten Jahrhunderten des Alterthums die Post als eine unerträgliche Landplage verrufen war. Unter Justinian existirte sie noch im oströmischen Reich, im weströmischen war sie vermuthlich damals schon längst eingegangen.

Bei der ausschließlichen Bestimmung der Post zu Staatszwecken waren im römischen Reich alle Reisenden, außer den Beamten und wenigen Begünstigten, genöthigt selbst für ihre Beförderung zu sorgen. An frequenten Straßen muß das Geschäft der Vetturini sehr blühend gewesen seyn, da zu allen Zeiten des römischen Alterthums sehr viel gereist wurde, erwähnt aber wird es äußerst selten. Cäsar, der mit unglaublicher Geschwindigkeit reiste, soll öfter mit einer Miethekutsche hundert römische, d. i. zwanzig deutsche Meilen an einem Tage zurückgelegt haben, was ohne öftern Pferdewechsel undenkbar ist. Vornehme und reiche Leute reisen natürlich in der Regel mit eigenen Wagen und Pferden, und selten ohne ein großes Gefolge. Numidische Vorreiter eröffneten den Zug. Der herrschaftliche Wagen war oft ein Prachtstück, mit Verzierungen aus Metall überladen, mit seidenen Vorhängen vor der Sonne geschützt, von wohlgefütterten Maulthieren oder kleinen französischen Pennies gezogen, die purpurne oder gestickte Decken auf den Rücken und vergoldetes Gebiß im Munde trugen. Eine Reihe von Wagen führte die unentbehrliche Dienerschaft und das unentbehrliche Gepäck nach. In Städten und Flecken durften angesehene Personen überall auf bereitwillige Aufnahme bei den Honoratioren des Ortes rechnen, überraschte sie aber die Nacht auf der Landstraße, so schlugen die Sklaven Zelte auf und richteten sich wohnlich ein. Die Gasthäuser wurden daher in der Regel nur von den mittlern und untern Classen benutzt; daher scheinen sie sich selten über den Zuschnitt von Herbergen erhoben zu haben, die den Bedürfnissen von herumziehenden Händlern, Schiffern, Maulthiertreibern und Landleuten entsprachen, obwohl es auch (namentlich in der Nähe besuchter Badeorte) keineswegs an eleganten und comfortabeln Etablissements fehlte. Es war allgemeine Sitte daß Besitzer von Grundstücken an den Landstraßen dort Ställe, Schenken und Herbergen errichteten, die dann von ihren Sklaven oder Freigelassenen verwaltet wurden; entweder waren diese Wirthe, Pächter, oder der ganze Gewinn floß in die Casse der Herren. Man wird sich diese Locanden im Durchschnitt so vorstellen dürfen, wie man sie jetzt in Italien in abgelegenen Orten findet. Auf dem ungerieften Estrich des Salone (der nicht selten zugleich Küche ist) picken und gackern die Hühner. Der Wirth ist zugleich Kellner, Secretär, Hausknecht

Digitized by Google

und Koch, falls nicht am Herde seine dicke Ehehälfte waltet. Die Gastzimmer sind nothdürftig geweißte Kammern, deren ganzes Ameublement aus riesenhaften Betten, fast so breit als lang, besteht. Schon im Alterthum gehörten Flöhe zu den unvermeidlichen Unannehmlichkeiten der italienischen Locanden: Plinius bezeichnet sie sogar als „die sommerlichen Thiere der Herbergen, lästig durch behenden Sprung." Was die Bewirthung betrifft, so erfahren wir aus einer gelegentlichen Schilderung daß die rothe Wurst aus Majorcabüscheln einladend hervorglänzte, und daß die dampfenden Gerüche der rauchenden Küche den Eintretenden zwangen sich die Nase zuzuhalten, und die Luft verfinsterten. Um die Aehnlichkeit mit der Gegenwart vollzumachen, standen die Gastwirthe in keinem besondern Ruf. Für die Wirthshausschilder wurden häufig Thiere zum Abzeichen genommen. Ein Gasthaus „zum Kamel" wird von einem griechischen Schriftsteller erwähnt, und noch existirt die Grabschrift eines römischen Gastwirths „zum Hahn" zu Narbonne im südlichen Frankreich. Ja der Zufall hat eine steinerne Tafel aufbewahrt, die einst an der Front einer Herberge zu Lyon prangte. Die Inschrift lautet: „Hier verspricht Mercur Gewinn, Apoll Gesundheit, Septumanus (der Wirth) Aufnahme nebst Bewirthung. Wer einkehrt, wird sich wohl befinden. Fremder, sieh zu, wo du anhältst!"

Chicago und der amerikanische Getreidehandel mit Europa.

(Schluß.)

So viel über Canada und seine Producte. Kehren wir nach Chicago zurück, der Stadt die trotz ihrer Jugend bereits die ersten Getreidemärkte der Welt überflügelt hat. „Mark Lane Expreß," der aus authentischen Quellen zu schöpfen versichert, liefert den Zahlenbeweis hiefür in folgender Tabelle, in der das Mehl auf sein Aequivalent in Weizen zurückgeführt und 1 Sack Mehl für 5 Bushel Getreide gerechnet ist; die Ziffern für den Export aus den europäischen Häfen beruhen auf einer Durchschnittsberechnung mehrerer Jahre, die des von St. Louis auf den Ergebnissen des J. 1853, des von Chicago und Milwaukie auf denjenigen des Jahres 1854, und die des von New-York sind nach den ersten 11 Monaten desselben Jahres berechnet.

	Weizen. Bushels.	Mais. Bushels.	Hafer, Gerste und Roggen. Bushels.	Im Ganzen: Quarters.	Hektoliters.	
Odessa	5,600,000	—	1,440,000	880,000	2,552,000	
Galatz und Ibraila	2,400,000	5,600,000	320,000	1,040,000	3,016,000	
Danzig	3,080,000	—	1,328,000	546,000	1,583,400	
Petersburg	Cerealien aller Art und Provenienzien.			900,000	2,610,000	
Archangel	—	—	—	316,000	916,400	
Riga	—	—	—	500,000	1,450,000	
Saint Louis	3,082,000	918,384	1,081,078	635,125	1,841,812	50
Milwaukie	2,723,574	181,937	841,650	451,323	1,308,836	70
New-York	5,802,542	3,627,813	—	1.178,789	3,418,488	10
Chicago	2,946,924	6,745,588	4,034,216	1,715,840	4,375,936	

Vergleicht man die Getreideausfuhr dieser verschiedenen Handelsplätze, so ergibt sich daß Chicago 4,296,393 Bushel (1,691,767 Hekt.) mehr ausgeführt hat als New-York, 250 Proc. mehr als St. Louis, 400 Proc. mehr als Milwaukie, 100 Proc. mehr als Petersburg, das der bedeutendste Getreideplatz in Europa ist, und daß die Ausfuhr von Chicago die von Galatz und Ibraila zusammen um 5,406,727 Bushel übersteigt.

Vor zwanzig Jahren noch importirte die Stadt Chicago sowie das ganze umliegende Land, von dem sie jetzt ihre immensen Vorräthe bezieht, nicht nur Mehl, sondern Nahrungsstoffe jeder Art zu ihrer eigenen Consumtion. Jetzt ist sie für Getreide ein Hauptstapelplatz, und übertrifft alle Häfen der übrigen Welt auch hinsichtlich der Quantität wie der Qualität ihres Exports an gesalzenem oder geräuchertem Ochsenfleisch. Ein Hauptstapelplatz sagen wir, denn wenn auch New-York, Liverpool und einige andere Haupthandelsplätze größere Quantitäten Nahrungsstoffe erhalten als Chicago, so ist doch keiner darunter der direct von den Producenten die gleiche Masse Cerealien bezöge.

Nehmen wir die allerneuesten statistischen Notizen zur Hand, die uns zu Gebot stehen, so werden wir noch mehr erstaunen über die schnellen, fast unglaublichen Fortschritte welche dieser Handelsplatz macht. Hiernach ist die Ausfuhr an Cerealien für das Jahr 1856 geschätzt zu 3,000,000 Quarter (8,700,000 Hekt.). Schon in den ersten 9 Monaten hatte das Mehr der Ausfuhr gegen das Vorjahr 203,000 Quarter Mais und 137,000 Quarter (397,300 Hekt.) Weizen betragen.

Im Jahr 1854 hatte man 1,715,800 Quarter Cerealien verschifft, im Jahr 1855 2,200,000 Quarter, im Jahr 1856 drei Millionen!

Im gleichen Verhältniß ist auch der Export an Ochsen- und Schweinefleisch gestiegen.

Aber der Handel von Chicago beschränkt sich nicht bloß auf Lebensmittel. Im vorigen Jahr wurden etwa 1,000,000 Tonnen Werkholz dort eingeführt, mehr als in irgend einem Hafen der Vereinigten Staaten, und eben so viel als in Quebec. Die Bre-

Digitized by Google

ter ꝛc. kamen meiſt aus Canada, und gehen größtentheils per Eiſenbahn und auf den Canälen den Miſſiſippi hinunter.

Der Preis des Getreides war am 3 Sept. 1856: 16 Schilling für Mais, 45 Schilling für weißen, 40 für rothen Weizen, 35 Schilling für rothen Frühlingsweizen. Die Fracht nach Liverpool betrug 10 Schilling, nach Cork oder nach andern Getreideplätzen Englands 11—12 Schilling für 480 Pfund, etwa 3 Hektoliter. Bereits ſind neue Fortſchritte im Verkehrsweſen im Werk, die dem ſchon weit ausgedehnten Handel neuen Schwung geben werden; die canadiſche Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft vermehrt die Zahl ihrer Fahrten nach Montreal, und die Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft von London und Montreal folgt ihrem Beiſpiel. Ein neuer Canal für Seeſchiffe verkürzt die Fahrt vom Oberen See und vom Michigan-See zum Meer. Das erſte Schiff das im vorigen Jahr direct von Chicago nach Liverpool fuhr, der Dechant Richmond, conſignirt an das Haus Bigland Athaia u. Comp., war ein Schooner von 380 Tonnen mit einer Fracht von 300 Tonnen Weizen. Es hatte 3 bis 4 Wochen Vorſprung vor mehrern Schiffen von Quebec. Es iſt das größte Schiff das bisher die Canäle paſſirte, aber mit geringen Koſten könnten dieſe ſo hergeſtellt werden daß ſie Schiffe von 800 bis 1000 Tonnen tragen.

Die Vortheile dieſer directen Linie ſpringen in die Augen, es iſt das Vorhandenſeyn eines immenſen Stapelplatzes für Nahrungsſtoffe, größere Schnelligkeit des Transports, Verminderung der Fracht, und ein beſſerer Zuſtand der transportirten Waare, in welchem ſie in Europa anlangt. Mit dieſer Linie, wenn ſie einmal regelmäßig leiſtet was ſie leiſten kann, eröffnet ſich eine neue Aera für den Weltgetreidehandel. So ſieht auch die Times die Sache an. Es iſt, ſagt ſie, nichts geringeres als eine Revolution im Getreidehandel, der bisher allzu ſehr in den Händen einiger griechiſchen Häuſer concentrirt war. Man nehme die nächſte beſte Karte von Nordamerika zur Hand, und betrachte die Lage von Chicago als Stapelplatz für die getreideproducirenden Staaten. Sie liegt gerade im Mittelpunkt derſelben, und zwiſchen Chicago und Liverpool iſt die Möglichkeit eines Handelsverkehrs gegeben, wodurch eine ernſtliche Concurrenz für den Handel mit dem ſchwarzen Meer entſteht, wovon die nächſte Folge eine Verminderung der Frachtkoſten ſeyn muß. In der That vom Michigan- zum Huron-See, vom Huron- zum Erie-See iſt die Waſſerſtraße offen und ungehindert. Am Weſtende des Erie-Sees finden wir den Welland-Canal (von dem wir bereits geſprochen haben), einen Canal von unbedeutender Länge, durch den die Schiffe in den Ontario-See gehen. Von da an iſt die Straße frei um den Lorenzſtrom hinabzuſchiffen, und über das atlantiſche Meer einen Hafen von Großbritannien zu erreichen. Würde man ſtatt des Hafens von Chicago, an der Südſpitze des Michigan-Sees, zum Ausgangspunkt Detroit oder irgend eine andere Stadt am weſtlichen Ende des Erie-Sees nehmen, ſo könnten noch etwa 10 Tage an der Fahrt erſpart werden. Die Entfernung zwiſchen dieſen beiden Punkten, zu Land von keinem Belang, iſt zu Waſſer deßwegen bedeutend weil man die ganze Halbinſel von Michigan umſchiffen muß. Es iſt dieß ein Einwurf gegen die Lorenzſtrom-Linie, der ſich machen läßt, und der nur durch längere Erfahrung widerlegt werden kann. Immerhin aber iſt die Lage von Chicago günſtig genug um den Sieg über alle rivaliſirenden Plätze davonzutragen, denn man kann, wie die Sachen jetzt ſtehen, ſchwerlich einen beſſern finden. So weit die Times.

Um ſich einen Begriff von der Wichtigkeit des amerikaniſchen Marktes überhaupt zu machen, wird es hinreichen daran zu erinnern, daß während der erſten acht Monate des Jahrs 1856 die Einfuhr fremder Waaren ſich auf den Werth von 150,000,000 Dollars (810,000,000 Francs) erhoben hat, und daß ſie dieſe Ziffer nur erreicht hat in Folge der enormen Ausfuhr an Landesproducten, hauptſächlich Baumwolle, Getreide und Pöckelfleiſch. England hat von jeher den größten Theil der Brodſtoffe conſumirt welche Nordamerika liefert, und man hat die Bemerkung gemacht daß, mag die Ernte ausfallen wie ſie will, immer die Hälfte durchſchnittlich nach fremden Häfen exportirt werden könnte.

Nach England kommen in zweiter Linie als Abſatzplätze Braſilien und Weſtindien; allein der Abſatz dorthin ſteht in keinem Verhältniß zu dem nach den engliſchen Häfen. So giengen von 18,583,157 Buſhel Weizen, die vom 1 Julius 1849 bis zum 30 Junius 1855 nach fremden Häfen expedirt worden, nicht weniger als 14,061,212 nach den brittiſchen Inſeln, und von 43,757,597 Buſhel Mais hatten 36,563,951 dieſelbe Beſtimmung.

Der Handelsverkehr zwiſchen beiden Ländern iſt überhaupt fortwährend im Steigen. Der Export von England nach den Vereinigten Staaten überſchritt im Jahr 1847 nicht den Werth von 274,354,025 Francs, ſtieg allmählich bis zum Jahr 1852 auf 414,198,426 Francs, und erreichte im J. 1853 die Summe von 591,460,675 Francs. Die Einfuhr ſtieg in gleichem Maße in dieſem Jahr, und gegen das Jahr 1852 ergab ſich ein Mehr von 48 Proc. für Weizen, von 40 Proc. für Mais, von 90 Proc. für Reis, von 53 Proc. für eingeſalzenes Ochſenfleiſch, von 465 Proc. für eingeſalzenes Schweinefleiſch, von 466 Proc. für Speck.

Wir erlauben uns hier noch einige Bemerkungen über die amerikaniſche Production zu machen, die uns einen Blick in den dortigen Ackerbaubetrieb und zugleich in den Zuſtand der amerikaniſchen Geſellſchaft überhaupt thun läßt. Eine genaue Prüfung der ſtatiſtiſchen Thatſachen, betreffend die Production der letzten Jahre, ergibt als Reſultat daß die Production der Brodſtoffe in den Vereinigten Staaten ſich nicht in gleichem Verhältniß mit der Bevölkerung, die ſich dort niedergelaſſen, vermehrt hat, und doch ſcheint die Productionskraft jener weiten Länderſtrecken eine faſt gränzenloſe zu ſeyn. Dieſe Thatſache erklärt ſich aus zwei Haupturſachen. Einmal vermehrt ſich die induſtrielle und commercielle Bevölkerung in Nordamerika viel ſchneller und viel ſtärker als die ackerbauende; zweitens wird, was eine natürliche Folge davon iſt, die Bevölkerung in den Städten allmählich weit zahlreicher als die der ländlichen Bezirke. In zehn Jahren hat ſich die Getreideproduction nur um 20 Proc. geſteigert, während die Bevölkerung um 36 Proc. zugenommen hat. Jede Ernte ergab ein Deficit, nur die Maisernte nicht, in dem Sinn nämlich daß die Bodenerzeugniſſe ſich nicht im Verhältniß zu der wachſenden Bevölkerung vermehrten. Eine große Quantität Mais, die man auf wenigſtens 15 bis 20 Millionen Buſhels ſchätzen kann, wird jährlich zur Whiskey-Bereitung verwendet, und kann alſo unter der Conſumtion nicht inbegriffen werden. Eine weitere große Quantität Mais dient dazu Schweine und anderes Vieh zu mäſten. Mais ſcheint das Hauptnahrungsproduct Nordamerika's bleiben zu

Digitized by Google

wollen, und wirklich der wachſenden Bevölkerung entſprechend ſich zu vermehren.

Von 1840 bis 1850 hat die Maisproduction ſich um 57 Proc. vermehrt, ſie iſt von 377 und einer halben Million geſtiegen auf 592 Millionen Buſhels. Seitdem hat ſie ſich verdoppelt, und die Ernte von 1856 erreichte die Summe von 300 Millionen Buſhels, was einem Werth gleichkommt von 80,000 Pf. St. oder 200 Mill. Francs, wenn man auch nur einen halben Dollar auf das Buſhel rechnet. Zwei Drittel dieſer reichen Production kommen aus dem Ohio-Thal und den benachbarten Bezirken, aus dem Weſten von Pennſylvanien und Virginien, aus Ohio, Kentucky, Tenneſſee, Indiana, Illinois und Miſſouri. In den beiden letzten Jahren haben die Vereinigten Staaten 7 bis 8 Millionen Buſhels Mais exportirt, im J. 1848 noch einmal ſo viel. Würde das weſtliche Europa ſich dauernd daran gewöhnen Maismehl zu conſumiren, in dem Maß wie es Kartoffeln und Tabak conſumirt, ſo würde dieſe Frucht einen enormen Abſatz gewinnen. Es gibt verhältnißmäßig wenige Länder in Europa wo der Mais billig zu ſtehen kommt, und ſo würde Amerika immer reiche Vorräthe davon zu liefern haben. Boden und Klima in allen Theilen der Vereinigten Staaten ſcheinen ganz wunderbar geeignet für den Anbau einer oder der andern Varietät des Mais. Der kurze heiße Sommer des Nordens iſt gerade lang genug um die Reife der Maisſorten mit gelbem Korn und niederm Stengel zu ſichern, während die heiße Jahreszeit, die im Süden länger dauert, die großen Varietäten mit weißem Korn vollkommen zur Reife bringt.

Es iſt höchſt wahrſcheinlich daß in nicht langer Friſt die Vereinigten Staaten 150 Millionen Buſhels Mais exportiren können, einen Werth von 20 Millionen Pf. St. oder 500 Mill. Francs, daß ſie alſo eine Goldgrube im Mais beſitzen, reicher als alle Minen von Californien. Bedenken wir daß die Production dieſer Frucht in Nordamerika ſich verdreifacht hat in einem Zeitraum von nur 15 Jahren, ſo läßt ſich leicht vorherſagen daß dieſes Product noch bedeutendere Abſatzquellen finden wird als bisher. Der Preis deſſelben war in den letzten 7 oder 8 Jahren großen Schwankungen unterworfen. Von 27 Cents für das Buſhel — ſo tief war der Preis im J. 1849 gefallen — iſt der Preis im letzten Jahre auf 95 Cents geſtiegen, und im Anfang dieſes Jahres ſchwankte er in New-York zwiſchen 61 und 62 Cents.

Die große Unregelmäßigkeit in den Preiſen iſt einer der Gründe warum die Weizencultur in Nordamerika ſich weniger raſch und weit verbreitet. Anders verhält es ſich mit dem Mais, der unter allen Umſtänden mit Vortheil zum Mäſten der Schweine und des Viehs verwendet werden kann. Lohnende Arbeit, ſichere Abſatzquellen und gute Marktpreiſe ſind die weſentlichen Elemente auf denen die Calculation des Landwirths beruht.

England braucht gegenwärtig 3 Mill. Quarters (8,700,000 Hectoliter) fremdes Getreide und drei Millionen Centner Mehl. Nachſtehende Tabelle gibt, aus officiellen Quellen geſchöpft, die Quantitäten und den Werth von Weizen und Mais, den Amerika in den Jahren 1849 bis 1855 nach Europa und ſpeciell nach England geliefert hat. Die Berechnung richtet ſich nach dem amerikaniſchen Finanzjahr, das mit dem 30 Junius endet.

Jahr bis zum 30 Junius.		Englands Quantität.	Andere Häfen. Quantität.	Totalwerth in Dollars.	Totalwerth in Francs.	Cent.
1849	Weizen, Buſhels . . .	1,072,780	1,525,534	1,756,848	9,486,979	20
	Weizenmehl, Barrels . .	953,815	2,108,013	11,280,582	60,915,142	80
	Mais, Buſhels . . .	12,396,242	13,257,309	7,966,369	43,018,392	60
1850	Weizen	316,926	608,661	643,645	3,475,683	00
	Weizenmehl	370,777	1,385,448	7,098,570	38,832,278	00
	Mais	5,957,206	6,595,392	3,892,193	21,017,842	20
1851	Weizen	592,583	1,026,725	1,025,732	5,538,952	80
	Mehl	1,004,783	3,292,335	10,524,331	56,731,387	40
	Mais	2,760,329	3,426,811	1,762,549	9,517,764	60
1852	Weizen	2,049,557	2,694,540	2,555,209	13,798,128	60
	Mehl	1,532,094	2,799,339	11,869,142	64,093,366	80
	Mais	1,894,700	2,627,075	1,540,225	8,117,215	00
1253	Weizen	3,574,248	3,890,141	4,354,403	23,413,776	20
	Mehl	1,388,065	2,920,918	14,783,324	79,829,949	60
	Mais	1,653,840	2,274,009	1,374,077	7,420,015	80
1854	Weizen	6,058,903	8,036,665	12,420,172	67,068,930	80
	Mehl	2,026,221	4,022,386	27,701,444	149,587,787	60
	Mais	5,965,850	7,768,816	6,074,277	32,791,095	80
1855	Weizen	396,215	798,884	1,329,246	7,177,928	40
	Mehl	198,712	1,204,540	10,896,938	58,843,465	20
	Mais	5,935,284	7,807,685	6,961,511	37,592,843	40

Es iſt bemerkenswerth daß im Anfang dieſer Periode Amerika noch keine directe Getreideſendung nach Frankreich gemacht hatte, das ſich in Theurungsjahren bis dahin in den Häfen des Mittelmeers und des ſchwarzen Meers verproviantiren mußte. Im Jahr 1849 kam kein Mehl und nur die kleine Quantität von 108 Buſhels Getreide (39 Hect. 21) aus den Vereinigten Staaten nach Frankreich. Im J. 1852 empfieng Frankreich von Amerika 2700 Barrels Mehl und 1853 8,784 Barrels. In dem Jahre das mit dem 30 Junius 1854 ſchließt, wurden aus amerikaniſchen Häfen direct nach Frankreich verſchifft 1,041,069 Buſhels Getreide, 728,279 Barrels Mehl und 39,400 Buſhels Mais. Im folgenden Jahr fiel die Ausfuhr aus amerikaniſchen Häfen nach franzöſiſchen auf 8557 Barrels herab, die Maiseinfuhr aber ſtieg auf 312,740 Buſhels. Im J. 1855 veranlaßte die theilweiſe Fehlernte in Europa bedeutende directe Sendungen im Werth von mehr als 100 Mill. Frcs, und die Einfuhr amerikaniſcher Brodſtoffe in franzöſiſchen Häfen war größer als je zuvor.

Der cultivirbare Boden in Frankreich wird auf 56,810,000 Acres geſchätzt, wovon 34,580,000 oder 14,000,000 Hectaren dem Getreidebau gehören. Die mittlere Jahresernte beträgt 495,000,000 Buſhels Weizen, Hafer, Roggen, Mais und Miſchkorn, darunter etwa ein Viertel Hafer und 198,000,000 Buſhels (circa 75,000,000 Hectoliter) Weizen. Bei einer mittleren Ernte reichte Frankreich bisher aus für den Bedarf ſeiner eigenen Conſumtion, und konnte noch einen Ueberſchuß von 5,500,000 Buſhels oder den Werth davon in Mehl nach England exportiren. Im Jahr 1855 betrug dieſer Export aus ſämmtlichen franzöſiſchen Häfen 880,000 Buſhels oder deren Werth in Mehl, aber es war lauter ausländiſches Product.

England hatte in dieſem Jahr eine ſehr gute Ernte, aber dennoch war ſie unzureichend für den Bedarf der Nation. Während der letzten drei Jahre hat England eingeführt an Getreide (das Mehl mitgerechnet):

Jahre, beginnend mit dem 1 Januar.	Buſhels.
1853	84,419,632
1854	63,267,240
1855	50,227,688

Selbſt in guten Jahren braucht England, um den Bedürfniſſen ſeiner Conſumtion zu genügen, 40,000,000 Buſhels Getreide oder den Werth davon in Mehl. Davon lieferte bisher durchſchnittlich (die Kriegsjahre abgerechnet) das ſüdliche und das nördliche Rußland 10,000,000 Buſhels, Preußen 10,000,000, auch mehr, die übrigen europäiſchen Länder 5,000,000. Das Fehlende decken die Vereinigten Staaten mit 15,000,000 Buſhels. Stehen die Getreidepreiſe niedrig, wird alſo mehr conſumirt, dann beträgt der amerikaniſche Export 20—25,000,000 Buſhels.

Aus dieſen Nachweiſungen geht hervor daß Nordamerika, nachdem es für ſeinen eigenen Bedarf geſorgt hat, in den Fortſchritten des Ackerbaues und in der Steigung ſeiner Getreideproduction die Mittel finden möchte, um nach europäiſchen Häfen noch circa 40,000,000 Buſhels Getreide oder Mais abführen zu können.

Sämmtlicher angepflanzte Boden in den Vereinigten Staaten iſt in dem officiellen Bericht vom Jahr 1850 angeſchlagen zu 113,032,614 Acres, wovon 51,700,000 Acres Nahrungsſtoffe produciren. Nach den Berichten von 1840 und 1850 betrug die Production im einzelnen

	1840. Buſhels.	1850. Buſhels.
an Weizen	84,823,272	100,485,944
Roggen	18,645,567	14,188,813
Hafer	123,071,341	146,584,179
Mais	377,531,875	592,071,104
Gerſte	4,161,504	5,167,015
Buchweizen	7,291,745	8,956,912
	615,525,302	867,453,967

Seit dem Jahr 1850 wurde viel Land geklärt und neu angebaut, und wohlunterrichtete Statiſtiker verſichern daß ſeit jenem Jahr die Weizenproduction ſich um 50 Proc., die der übrigen Cerealien um 20 bis 25 Procent vermehrt hat. Das ergäbe alſo eine Geſammtproduction an Weizen von 150,000,000. Am Ende des Jahrs 1856 koſtete ſchöner weißer Weizen in den amerikaniſchen Häfen 1 Dollar 60 Cents, rother 1 Dollar 50 Cents. Ohne Zweifel iſt er ſeitdem bei den guten Ernteausſichten, die dann auch faſt überall glänzend in Erfüllung gegangen ſind, bedeutend im Preis geſunken.

Der höchſte Preis amerikaniſchen, in Europa importirten Mehls betrug 14 Dollars 75 Cents das Barrel, das war im J. 1847. Der niedrigſte 4 Dollars 24 Cents, im J. 1851. In den letzten zwanzig Jahren koſtete das exportirte Mehl aus allen amerikaniſchen Häfen durchſchnittlich:

	Dollars.	Cents.		Dollars.	Cents.
1836	7	50	1846	5	18
1837	10	25	1847	5	95
1838	9	50	1848	6	32
1839	6	75	1849	5	35
1840	5	35	1850	5	00
1841	5	20	1851	4	77
1842	5	00	1852	4	24
1843	4	50	1853	5	60
1844	4	75	1854	7	88
1845	4	51	1855	10	10

Der mittlere Preis des Jahrs 1856 ſtand überall unter dem des Vorjahrs. Im April des Jahrs 1857 koſtete in Chicago Sommerweizen 85—86 Cents, rother Winterweizen 1 Dollar 5 Cents, weißer 1 Doll. 15 Cents bis 1 Doll. 25 Cents, Mais 42 bis 50 Cents.

Die Getreideproduction und der Getreidehandel in Amerika hob ſich bekanntlich erſt von dem Augenblick an wo England ſeine Getreidegeſetze abſchaffte. Erſt ſeit jener Epoche datirt der amerikaniſche Welthandel in Getreide. Die Aufhebung jener Prohibitivgeſetze begründete die Handelsgröße New-Yorks, gab den Städten des Weſtens eine immenſe commercielle Bedeutung, und machte zu ihrem Centralpunkt, zur Metropole des Weſtens, Chicago, die Königin der Seen.

Digitized by Google

Die häuslichen Verhältniſſe der indianiſchen Stämme.

Nach amerikaniſchen Ueberlieferungen von X. von Schönau.

Die Stämme, welche in den fruchtbaren Thälern und Ebenen am Ohio und Miſſiſſippi ihren Mais bauen, haben reichere Mittel für ihre körperliche und geiſtige Entwicklung als die welche genöthigt ſind ſich ihren ſpärlichen Lebensunterhalt an den kalten und ſumpfigen Geſtaden der großen Seen zu ſuchen.

Wieder finden ſich ganz eigenthümliche Züge in den Sitten der Prairie-Stämme weſtlich vom Miſſiſſippi, welche den Auerochſen jagen und für ihren Lebensunterhalt größtentheils auf ſein Fleiſch und den Verkauf ſeiner Haut angewieſen ſind.

Die wohlgenährten Muscogees, Cherokees oder Choctaws, welche in den ſonnigen Thälern von Ober-Georgia, Alabama und Tenneſſee leben, der ſtarke Oſage, der in dem Ueberfluß des Korns und dem Fleiſch des Wildes im Süden von Miſſouri ſchwelgt, und die magern, abgehärteten Montagnards, Muskegos und Keniſtenos, welche mit ihren Canoes, die ſie mit Waſſerunkraut und wildem Reis beladen, die Wellen durchfurchen, zeigen alle eben ſo viele verſchiedene Bilder von Häuslichkeit innerhalb ihrer Hütten. Aber im weſentlichen offenbaren ſie dieſelben Ideen, dieſelben Gefühle und denſelben Kreislauf der Pflichten und Verbindlichkeiten zwiſchen Vater und Mutter, Schweſter und Bruder, Mann und Weib.

Der Originaltypus der menſchlichen Familie iſt unter den Indianern wohl erhalten, beſſer in der That als man bei einem ſolchen Zuſtand der Rohheit von den Stämmen eines Volkes erwarten konnte, die ſich ſchon ſo lange getrennt hatten und ſo vielen harten Veränderungen unterworfen waren.

Es würde nutzlos ſeyn in dieſer Hinſicht eine Parallele zwiſchen den verwandtſchaftlichen Beziehungen der Glieder einer Familie inner- und außerhalb der Gränzen der Civiliſation zu ziehen. Man könnte nichts in dieſer Art thun, ohne Bilder aus dem Jägerleben aufzuführen, welche gänzlich unbekannt in den ackerbautreibenden Staaten ſeyn möchten.

In Uebereinſtimmung mit den gemachten Beobachtungen darf man annehmen daß das Gefühl der Blutsverwandtſchaft in dem Mann der Wälder ſehr ſtark und freier von jenem ſelbſtſüchtigen Intereſſe iſt, das oft die verwandtſchaftlichen Bande in der verfeinerten und reichern Geſellſchaft ſchwächt.

Die wahre Idee der Ehe zeigt ſich auch im indianiſchen Leben, wenngleich durch Jahrhunderte des Herumſtreifens in ihren Eigenſchaften ausgeartet, ihrer wahren Ceremonien beraubt und entwürdigt in ihrem heiligen Charakter.

. Ich habe bemerkt daß Vielweiberei unter den nördlichen Stämmen hauptſächlich bei denjenigen gefunden wird deren Niederlaſſungen am günſtigſten gelegen, und welche die beſten Mittel des Fortkommens beſitzen.

Eben hier iſt es nicht ehrenvoll, wenn auch der Einfluß eines Indianers bei ſeinem Stamm oder Volk dadurch vergrößert wird. Finden ſich doch in den wildeſten Wäldern Männer, die eine ſolche Handlungsweiſe weder für anſtändig noch für recht halten. Selbſt in den niedrigſten Schichten der indianiſchen Gemeinſchaft offenbart ſich immer noch ein Schimmer für das Wahre.

Das eheliche Verhältniß zwiſchen Mann und Weib in den Wäldern bildet ſich im allgemeinen unter gleichförmigen Umſtänden. Verſchiedene Zufälle oder Beweggründe beſtimmen eine Heirath. Zuweilen wird ſie durch Vermittlung von Freunden zu Stande gebracht, zuweilen durch eine plötzliche Regung der Bewunderung, manchmal mit und manchmal gegen die Wünſche der ernſtern und klügern Verwandten der betheiligten Perſonen.

Wenn der Gatte annehmlich iſt und nicht ſchon verheirathet war, ſo wird er für die erſte Zeit ſeiner Ehe in der Hütte ſeiner Schwiegermutter aufgenommen. Gewöhnlich weilt er dort ſo lange, bis der Zuwachs an Kindern oder andere Umſtände ihn beſtimmen ſich eine eigene Häuslichkeit zu gründen. Geſchenke ſind für einen Jäger immer der beſte Weg ſeine Bewerbung annehmbar zu machen. Es gibt Beiſpiele wo anſehnliches Gepränge und die Einladung von Freunden den erſten Empfang des Bräutigams begleiteten. Aber dieß geſchieht meiſtentheils nur bei Verbindungen die wir Standes- oder Convenienz-Heirathen nennen würden, wo ein Dorf ſeinem Häuptling als Lohn der Tapferkeit oder anderer öffentlicher Verdienſte ein Weib gibt. Im allgemeinen wird der Bewerber durch die Braut und deren Eltern empfangen und ihre ausgeſprochene oder ſchweigende Einwilligung ohne andere Zeugen gegeben. Der einzige feierliche Gebrauch von dem ich jemals hörte iſt, daß dem Bräutigam durch die Mutter oder Herrin der Hütte — die in ſolchen Sachen zu befehlen hat — ein beſtimmter Platz angewieſen wird. Nun iſt er empfangen und als ein beſtändiges Mitglied der Familie eingeführt. Die einfache Regel heiſcht daß der welcher ein Recht hat bei der Braut zu ſitzen, ihr Gatte iſt.

Die Hütte ſelbſt mit ihrer ganzen Einrichtung bildet den Regierungsbezirk des Weibes. Sie weiſt jedem Bewohner ſeine Schlafſtelle an und einen Platz an den er ſeine Sachen legen kann. Dieſe Plätze ſind bleibend, und werden durch ihren Willen nur dann gewechſelt, wenn es bei Tag oder Nacht einen Gaſt zu beherbergen gibt. In einem ſo kleinen Raum wie die Hütte, erhält dieß Syſtem die Ordnung, und indem alles unter den Augen der Herrin geſchieht, macht es ſich durch beſtändige Aufſicht geltend.

Der Gatte hat keine Stimme in ſolchen Sachen, und ich habe nie von einem Beiſpiel gehört, in welchem er ſeine Stellung ſo unterſchätzt hätte ſich in dieſe geringern Einzelnheiten zu miſchen. Die Hütte iſt ihr, der Wald ſein Gebiet.

Es gibt weder ein Geſetz noch eine Macht, die den Indianer an ſeiner eigenen Eheſcheidung verhindern. Er kann ſein Weib verlaſſen und ein anderes nehmen, wenn irgend ein zureichender Grund einen ſolchen Schritt in etwas rechtfertigt. Der beſte Schutz erſteht den verheiratheten Frauen in ihren Kindern, welche in dem Mann die ſtarke, natürliche Zuneigung des Herzens wach erhalten. Im Durchſchnitt iſt die Zahl der Kinder welche das Alter der Erwachſenen erreichen, klein und überſteigt kaum zwei. Theils rührt dieß ungewöhnliche Ergebniß von dem Wanderleben und den beſchränkten Mitteln des Fortkommens her, theils liegt die Urſache in den Zufällen und gefahrvollen Lagen, denen die jungen Kinder ausgeſetzt ſind, aber am meiſten wohl in der groben Unkenntniß der Heilmittel.

Ich weiß daß ein krankes kaum drei Jahre altes Kind durch eine ſtarke, aus Schierling bereitete Tinctur getödtet wurde, die ihm ſein eigener Vater — um es wieder herzuſtellen — als Arznei eingab.

Der Häuptling Jaba-Waddick, welcher an einer kleinen Bucht am Ufer des Sees Superior wohnte, wo er hinlängliche Mittel zu seinem Lebensunterhalt fand, wurde durch sein Weib Vater von 14 Kindern. Jaba-Waddik war ein ausgezeichneter Jäger und von ruhiger, sanfter Gemüthsart. Er hatte sehr jung geheirathet, und es fehlte ihm nie an zureichenden Mitteln seine Familie mit angemessener Kleidung und Nahrung zu versorgen. Alle seine Kinder überlebten ihn, obgleich er selbst ein hohes Alter erreichte und an einer Krankheit starb, die durch seinen Körperbau hervorgerufen wurde, und nicht an der natürlichen Abnahme seiner Lebenskräfte.

Die Pflichten und Arbeiten des indianischen Lebens sind gleichmäßig zwischen Mann und Frau vertheilt. Diese Vertheilung ist auch so natürlich wie möglich, und beruht in der Eigenschaft des Mannes als Jäger. Es ist die Pflicht des Gatten für Nahrung zu sorgen, und die des Weibes sie zu bereiten.

Bei dieser Anordnung fällt auf den Antheil des Mannes alles was sich auf äußerliche Angelegenheiten bezieht, und alles was die innern betrifft auf den der Frau, vollständig wie im civilisirten Leben. Dem Mann kommt nicht allein das Geschäft der Jagd zu — denn dieß ist eine Beschäftigung, kein Zeitvertreib — sondern auch die Sorge für sein Gebiet, die Abwehr von Eindringlingen und Feinden, sowie die Herrichtung der Canoes zum Reisen, und die Verfertigung von Waffen und Kriegsgeräthschaften.

Das Kochen und Zubereiten des Wildes und Geflügels, und was sonst die Jagd liefert, fällt der Gattin anheim, sowie das Aufbauen und Abbrechen der Hütte, ihre Ueberwachung und Einrichtung. Der höchste Ehrgeiz einer guten genügsamen Jägersfrau besteht darin dieselbe stets zierlich und sauber zum Empfang ihres Gatten und seiner Gäste in Bereitschaft zu halten. Sorgfältig fegt sie den Boden um das Feuer herum mit einem aus den Zweigen der Ceder verfertigten Besen.

Die Hütte ist, wie ich wohl kaum zu erwähnen brauche, nicht aus Balken, Pfosten und schwerem Zimmermannswerk errichtet, sondern aus dünnen Stangen, die ein Kind heben kann. Sie werden in einen Kreis in den Boden gesteckt, oben zusammengebogen, dann zu einer Spitze vereinigt, und zuletzt mit langen Stücken weißer Birkenrinde bedeckt. Unten schließt sich an die Birkenrinde ein Rand von Cedernholz, ungefähr wie die Rolle an einer Landkarte; auf diesen Rand werden bei stürmischem Wetter Steine gelegt um ihn festzuhalten. Der Stock dient zu gleichem Gebrauch wie der an einer Karte, denn wenn die Hütte verlegt werden soll, wird die Rinde um die Rolle gewickelt und in dieser Form zu dem Canoe geschafft, um bei einer neuen wieder als Bedeckung gebraucht zu werden. Der Kreis von Stangen bleibt stehen, denn es wäre überflüssig das Canoe damit zu belasten, da man sie leicht in jeder Waldgegend wieder ersetzen kann.

Dieß ist die Errichtung der Jägerhütte, und überhaupt der Hütte wie wir sie bei den Stämmen 42° n. Breite finden. Sie bildet in ihrer Form eine Halbkugel, und wegen ihrer Leichtigkeit und der wie aus Zweigen geflochtenen Bauart könnte man sagen sie gleiche einem umgekehrten Vogelnest.

Der ganze Betrag dieser beweglichen Bestandtheile beläuft sich im allgemeinen auf ein halbes Duzend mit Rinden umwickelter Rollen und eben so vieler Binsenmatten, die sich sehr leicht fortragen lassen. Die Matten, welche statt Teppiche und als Schlafstellen dienen, sind aus großen glatten Binsen gearbeitet, die in der geeigneten Jahreszeit abgeschnitten und mit einem feinen hänfenen Faden als Einschlag gewoben werden, so wie der indianische Handel sie noch jetzt liefert. Ein Theil dieses zierlichen, vegetabilischen Gewebes ist in verschiedenen bunten Farben gefertigt.

Diejenigen welche im Sommer die obern Seen besuchen, können Hütten die in solcher Weise ausgestattet sind an allen Hauptpunkten sehen an denen die Indianer sich in der wärmern Jahreszeit niederlassen, z. B. bei Michillimackinac, Sault Ste. Marie und Green Bay. Bei Michillimackinac, wo es schwierig ist frische Hüttenstangen zu erhalten ohne größere Entfernungen zurückzulegen, haben die Eingebornen, die sich in den letztern Jahren dort ansiedelten, einen sehr sinnreichen Einfall, der die Frauen der Mühe überhebt neue Binsen zu suchen.

Es ist bekannt daß das Rinden-Canoe selbst nur eine vergrößerte Art von Flechtwerk ist, welches aber nicht stark genug seyn würde um befrachtet zu werden, deßhalb legt man zur festern Stütze vorher eine Anzahl Stangen der Länge nach in den Boden. Sind die Canoes nun auf die kiesigen Ufer jenes Eilands gezogen, so werden die Stangen herausgenommen, die untern Enden — wie schon erwähnt — in die Erde gesteckt, die obern zusammengebunden, so daß sie eine Art Kegel bilden, und die Rindenteppiche um die Stäbe gehangen. Nun steht eine indianische Hütte da, zur Besitznahme bereit, in so wenig Minuten nach der Landung, wie der geschickteste Soldat braucht um sein Zelt aufzuschlagen.

Obgleich es auf der einen Seite scheinen könnte daß die Zubereitung und Verfertigung der Rinden und Matten, das Errichten und Abbrechen der Hütte eine verhältnißmäßig große und beschwerliche Arbeit für eine Frau wäre, so muß auf der andern Seite doch erwähnt werden daß die Indianerin außerdem viel von ihrer Zeit dem Müßiggang opfert, nicht bloß einen Theil von jedem Tag, sondern auch gewisse Zeiten des Jahres. Sie hat nicht gleich dem Weibe des Farmers ihre Kühe zu melken, Butter und Käse zu bereiten und ihren Flachs zu spinnen. Sie braucht ihre Kinder nicht jeden Morgen zur Schule anzuziehen, und besitzt weder viele noch feine Kleidung, auf die sie Obacht haben müßte. Sie kennt auch keine Bücher. Für sie hat die Zeit daher wenig Werth, und dieß ist überhaupt ein charakteristisches Zeichen ihrer ganzen Race.

Ist die Bedeckung der Hütte und die Belegung des Fußbodens vollendet, so sind dieß dauerhafte Stücke des Eigenthums, die keiner öftern Erneuerung bedürfen. Ist das Fell des Wildes zugerichtet und zur Kleidung bereitet, so wird es bis zur Abnutzung getragen.

Häufiges Waschen und Wechseln des Anzugs scheint vorzugsweise ein Zeichen höherer Civilisation, und gehört nicht zu den Sitten einer Jägerhütte.

Von den Gegenständen welche in die Geheimnisse der Waschküche eindringen, findet man nur wenige in einer Waldhaushaltung.

Es bleibt dem indianischen Weib daher zu jeder erfinderischen Thätigkeit genug unbeschäftigte Zeit, während ihr Gatte durch die Nothwendigkeit gezwungen wird weite Strecken in jedem Wetter zu durchwandern und große Beschwerden zu erdulden, um Nahrung zu suchen. Er muß seine Jagdgründe im Krieg und Frieden vertheidigen, und setzt täglich sein Leben aufs Spiel. In seiner Abwesenheit nun kann die Indianerin während der mildern Jahres-

Digitized by Google

zeit ihre Geschäftigkeit zeigen. Im Herbst nimmt sie ihre Kinder zu sich in das Canoe, und hat sie keine, so ladet sie eine Bekannte ein mit ihr den Strom entlang zu fahren und Binsen zu schneiden, die sie im Winter in ihren Mußestunden zu Matten verarbeitet. Es gehört auch zu ihren Pflichten zu allen Jahreszeiten Holz für das Hüttenfeuer zu sammeln, das sie stets sehr sorgsam zum Empfang ihres Gatten unterhält, damit er bei der Rückkehr von der Jagd ein behagliches Eckchen findet, wo er sich ausruhend seine Pfeife anzünden und sein geistiges Gleichgewicht wieder gewinnen kann, während sie seine nassen Moccasins trocknet und ihm das Mahl bereitet.

Freilich ist es wahr daß die Indianerin wenigstens eine ungebührliche Arbeit verrichtet, indem sie Holz hackt, um diesen nothwendigen Haushaltungsgegenstand nicht zu entbehren. Doch diese Arbeit ist sehr verschieden von dem Begriff welchen civilisirte Menschen vom Holzhacken haben.

Der Auswanderer schwingt eine 6 Pfund schwere Axt Tag ein Tag aus gegen die höchsten und umfangreichsten Bäume in den dichtesten Wäldern, bis er das Land den Strahlen der Sonne geöffnet und eine ungeheure Masse Holz aufgehäuft hat um sein Feuer damit zu nähren.

Der Jäger lichtet keine Wälder, er pflegt sie vielmehr, als das Gehege des Wildes. Er errichtet seine Hütte an dem Rande von natürlichen Lichtungen und Wiesen, um seinen wenigen Mais zu bauen. Vor dem Jahre 1492 kannte er keine Metallaxt, und verstand sogar bis zum Jahre 1844 noch keine zu führen.

Sein Weib unterhält das Hüttenfeuer mit dem gesammelten Reisholz, sie bedient sich dazu eines Beiles, das 1 bis 2 Pfund schwer seyn mag; wenn sie trockene Zweige gesammelt hat, hackt sie dieselben ungefähr in der Länge von 16 Zoll durch, vereinigt sie dann zu Bündeln und trägt sie in die Hütte. Obgleich diese Reisigbündel nur klein in ihrer Länge und ihrem Durchmesser sind, braucht sie doch sehr wenige um ihr Essen zu kochen. Da die Hütte von geringem Umfang ist, so erfordert es wenig Hitze um die Luft zu erwärmen, und da der Topf an einer Sehne über dem Feuer hängt, so genügt schon eine kleine Flamme um die Speise zu bereiten.

Die Indianer kennen jenen unermeßlichen Holzverbrauch nicht welcher zu ihrem höchsten Erstaunen die prasselnden, mit Baumstämmen genährten Feuer der Auswanderer charakterisirt. Das wenige Land welches sie in den nördlichen Breiten urbar gemacht haben und zu Kornfeldern benutzen, vergrößert sich nur sehr langsam. Ich habe bemerkt daß wenn die Indianer den Werth ihrer Felder und die Verbesserung des Landes anschlagen und festsetzen sollen, sie immer die erste Urbarmachung am höchsten schätzen. Als ob es schon ein großes Verdienst wäre einen halben Morgen Land angebaut zu haben, wo der Eigenthümer eben so gut zehn Morgen anpflanzen konnte. Und dieser halbe Morgen ist die ganze Summe des Gewerbfleißes von jedem Alter und jedem Geschlecht seit vielleicht zehn Generationen.

Könnte man die Bebauung des Landes nur den weiblichen Händen zuschreiben, würde es wenigstens für diese keine zu harte Arbeit seyn, aber ich weiß aus Erfahrung daß auch die alten Männer und die Knaben am Ackerbau theilnehmen.

Nach alledem sind die häuslichen Pflichten der Frauen doch weniger beschwerlich als es anfangs erscheinen könnte, und das harte Urtheil, das sehr oft den stelzen, die Arbeit hassenden Jäger trifft, ist nicht ganz gerecht. Nach unserer Ansicht hat er den wichtigsten Theil der verwandtschaftlichen Pflichten des indianischen Lebens zu tragen.

In der Hütte ist er ein milder, umsichtiger Mann, der weder schilt noch widerstreitet. Er kann in der That als Gast seines Weibes betrachtet werden, obgleich man ihn oft fälschlich als ihren Tyrannen darstellt. Sie ehrt ihn durch ihre Aufmerksamkeit und Rücksichten als Herr der Hütte.

Er ist ein Mann von wenig Worten: zankt sie, so lächelt er, ist er mißvergnügt, so wandert er in den Wald; das ist das Reich in welchem seine Stimmungen das Recht haben zu herrschen, das Gebiet in welchem sein Stolz und seine Mannhaftigkeit ihn über die Thorheiten des Streites und Wortwechsels erheben.

Aus den Memoiren eines russischen Schauspielers. [1]

(Erman's Archiv zur Kunde Rußlands.)

Der Anfang des Jahrs 1816 war für mich aus verschiedenen Gründen ein höchst trauriger; aber mein Kummer wurde noch größer als ich erfuhr daß das Theater in Kursk eingehe. Das Haus der Adels-Versammlung, in welchem sich das Theater befand, sollte umgebaut werden und, wie es hieß, würden die hierzu nöthigen Arbeiten gegen zwei Jahre dauern. Während dieser Zeit konnte man natürlich nicht darin spielen, und ein eigenes zu errichten hatten die Entrepreneure kein Geld. Ganz vernichtet reiste ich aufs Land, wo ich aus Verzweiflung die Rollin'sche Geschichte in der Uebersetzung des Tredjakowskji von einem Ende bis zum anderen durchlas. Ausgangs Julius erhalte ich plötzlich ein Schreiben von einem der ehemaligen Theaterunternehmer, nämlich von P. F. Barsow. Er meldete mir daß er einen Ruf aus Charkow von Stein erhalten habe, der ihn bitte, noch jemand für komische Rollen zu engagiren, weßhalb er sich mit dieser Einladung an mich wende. Wäre ich hiermit zufrieden, so möchte ich nach Kursk kommen und von dort mit ihm nach Charkow reisen; dort sey etwas zu verdienen. Meine Freude zu beschreiben ist unmöglich. Der Gedanke, in Charkow zu spielen, entzückte mich. Ich wußte daß in Charkow schon längst ein Theater bestehe und daß man dort alles spiele; und da dort auch eine Universität war, so müsse das Publicum gebildeter seyn und folglich auch größere Ansprüche machen. Dieser letzte Umstand flößte mir, bei aller meiner Freude, auch einige Besorgniß ein;

---

[1] Ein im Russkji Wjestnik mitgetheiltes Bruchstück aus den Memoiren des Schauspielers Schtschepkin, der als Komiker in seinem Vaterlande einen großen Ruf erworben hat, und dessen Aufzeichnungen man als Beitrag zu der in Europa vollständig unbekannten Geschichte des russischen Provinzialbühnenwesens nicht ohne Interesse lesen wird. Wie es scheint, war S. ursprünglich Leibeigener einer Gräfin W(oronzow?) im Gouv. Kursk, die ohne Zweifel, wie viele russische Große, ein Haustheater besaß, auf dem er seine erste dramatische Bildung erhalten haben mag.

Digitized by Google

mit einem Worte, ich begann Furcht zu haben. Indeſſen erinnerte ich mich daß von der Charkower Truppe ſchon ein gewiſſer Muraſchkin bei uns geſpielt habe, der doch auch „die Sterne nicht vom Himmel herunter langte;“ außerdem hatte ich den berühmteſten Charkower Bühnenkünſtler, Hrn. Götz, geſehen, der auf der Durchreiſe durch Kurſk den „Sohn der Liebe“ gab; [1] an ihm war viel gutes, aber im ganzen ſtand unſer Barſow doch höher. Nachdem ich mir alles dieſes überlegt, faßte ich wieder etwas Muth und bat ohne Zeit zu verlieren die Gräfin W * um Urlaub, indem ich ihr mit einem gewiſſen Stolz erklärte daß ich einen Ruf von dem Theater in Charkow erhalten hätte. Sie entließ mich mit der ſcherzenden Ermahnung: „Sieh zu, daß du dich nicht blamirſt!“ Reiſefertig war ich bald. Dem Vater und der Mutter war es angenehm daß von der ganzen Truppe Barſow nur mich und keinen anderen eingeladen hatte: ich müſſe doch etwas bedeuten. Selbſt meine Frau fühlte ſich, ungeachtet der Trennung, durch einen ſolchen Ruf geſchmeichelt. So küßte ich denn meinen Eltern die Hand, empfieng ihren Segen und zwei Rubel in Kupfergeld, umarmte meine Frau und meine Kinder und reiſte in den erſten Tagen des Auguſt ab, um Barſow von dort aus nach Charkow zu begleiten.

Ich werde nicht erzählen, wie ich nach Kurſk gelangte, wie wir dann zuſammen mit Lohnpferden nach Charkow abgiengen; es lief alles in ſehr gewöhnlicher Manier ohne beſondere Abenteuer ab. Charkow erreichten wir am 15 Auguſt, ungefähr zehn Uhr Morgens, und hielten bei der Wohnung des Schauſpielers Ugarow an, den Barſow ſchon kannte und mit dem er in Briefwechſel ſtand. Ugarow ſelbſt trafen wir nicht zu Hauſe, er war zur Probe des Luſtſpiels „Don Juan“ von Molière gegangen. Dieß erfuhren wir von Ugarow's Frau, einer ſehr liebenswürdigen und äußerſt ſchönen Perſon, die uns mit der größten Freundlichkeit aufnahm, uns ein Zimmer anwies, uns Thee und Kaffee vorſetzte, und bat daß wir uns von der Reiſe ausruhen möchten. Barſow war hierzu auch faſt bereit, aber mir ließ „Don Juan“ keine Ruhe. Ich hatte Molière faſt ganz durchſtudiert, obwohl auf unſerem Theater nicht mehr als drei von ſeinen Stücken geſpielt wurden. Den „Don Juan“ hatte man nicht geben können, weil unſere Bühne weder mit Verſenkungen, noch mit Flugwerken verſehen war, und in dieſem Stücke die Furien erſcheinen und mit Don Juan davonfliegen. Alles dieſes intereſſirte mich und regte mich auf, und ich bat meinen Freund Barſow dringend, mit mir ins Theater zu gehen und der Probe beizuwohnen. Barſow willigte ungern ein. Ich zog meinen einzigen ſchwarzen Frack an, mein Camerad ſchminkte ſich ein wenig — er war kokett — und ſo begaben wir uns nach dem Theater. Der Anblick desſelben enttäuſchte mich vollſtändig; in einer Stadt wie Charkow hatte ich mir unter dem Theater ein ſchönes Gebäude gedacht, und ſah ſtatt deſſen etwas das eher einer Bretterbude glich. Als wir über eine halbverfallene Treppe zur Bühne hinaufſtiegen, konnten wir anfangs wegen der Dunkelheit nichts unterſcheiden; ſobald wir uns endlich zurechtzufinden begannen, ſtellte Barſow, der ſchon mit den hieſigen Theaterunternehmern bekannt war (es gab ihrer zwei: Stein, einen Deutſchen, und Kalinowski, einen Polen), mich ihnen als den tüchtigſten von ſeinen Collegen vor. Zugleich machte er mich mit unſerem Wirth, dem erſten Komiker der Charkower Bühne, Ugarow, bekannt. Ugarow war ein merkwürdiger Menſch — ein koloſſales Talent. Ich kann mit gutem Gewiſſen ſagen daß ich ein größeres nie geſehen habe. Natürlichkeit, muntere Laune, Lebendigkeit, die wunderbarſten Mittel — alles vereinigte ſich in ihm, aber leider ſpielte er ganz ohne Methode, wie es eben gieng. Glückte es ihm jedoch, irgend einen Charakter richtig aufzufaſſen, ſo war es, meiner Ueberzeugung nach, unmöglich ſich etwas vollendeteres vorzuſtellen. Zum Unglück ereignete ſich ein ſolcher Fall nur ausnahmsweiſe, da das Denken für ihn eine Nebenſache war, aber trotzdem riß er das Publicum durch das ihm eigenthümliche Leben und heitere Weſen hin. Als Menſch wie als Schauſpieler ſchienen in ihm die verſchiedenartigſten Eigenſchaften durcheinandergemengt; in ſeltſamer Unordnung miſchte ſich Gutmüthigkeit mit Spitzbüberei, Kunſtliebe mit Spielſucht und Hang zur Liederlichkeit. Ein guter Familienvater, war er, um den letzten beiden Leidenſchaften zu fröhnen, bereit ſeine Familie ohne einen Biſſen Brod zu laſſen. Doch genug von ihm; ich kann nicht die Hälfte von dem erzählen, was über dieſe merkwürdige Perſönlichkeit zu ſagen wäre. Ich werde nur hinzufügen daß ich in der Folge bei allen ſeinen Mängeln ihn ſtets als Menſchen liebte und als Talent achtete.

Nachdem man uns mit einander bekannt gemacht, nahm er mich ſogleich beim Arm und führte mich zu der Frau Kalinowski's mit den Worten: „Anna Iwanowna Kalinowskaja, unſere erſte Actrice — ein Weib mit Feuer!“ Unterdeſſen ſetzte die Truppe die durch unſeren Eintritt unterbrochene Probe von „Don Juan“ fort. Kalinowski ſpielte den Don Juan und Ugarow den Leporello. Als ich auf den Dialog der handelnden Perſonen zu horchen begann, wurde ich ganz beſtürzt; ich kannte Molière's „Don Juan,“ aber dieß war ein ganz anderer. In der That war der Charkower „Don Juan“ aus dem Polniſchen von einem Herrn Petrowski überſetzt, der offenbar der ruſſiſchen Sprache nicht ganz mächtig war; ſeine Verſion war ein ſolcher Galimathias, daß ich nicht begriff wie man ein derartiges Stück in einer Univerſitätsſtadt ſpielen könne. Um das Unglück voll zu machen, ſprach Kalinowski mit polniſchem Accent! Aus Beſcheidenheit ſagte ich darüber kein Wort, konnte mich aber nicht enthalten, Kalinowski zu fragen wie die letzte Scene eingerichtet ſey, in der die Furien erſcheinen. „Gegenwärtig — antwortete er — wird dieſe Scene nicht einen ſolchen Effect machen wie früher. Es pflegte ein Decorationswechſel ſtattzufinden: die Bühne ſtellte die Hölle vor, die Furien ſtürzten oder flogen herein oder ſtiegen aus der Tiefe empor und ſchleppten Don Juan fort. Dieß geht nicht mehr, da auf der Reiſe von Krementſchug der Regen die Farben von der Decoration abwuſch, welche die Hölle vorſtellte, und jetzt wird daher einfach eine Furie von oben herabſtiegen, Don Juan ergreifen und ihn forttragen.“ — Aha! dachte ich, alſo hat man hier Maſchinerie, und gieng mich auf der Bühne umzuſehen, bemerkte jedoch zu meinem Erſtaunen nichts als einige Balken, welche ſehr treuherzig quer über der Bühne lagen. Ich ſchämte mich weiter zu fragen und ſo meine Unwiſſenheit zu zeigen, um ſo mehr da ich eine Volksſchule beſucht und dort die Anfangsgründe der Mechanik gelernt hatte — wenigſtens die Kraft des Hebels, den Nutzen des Flaſchenzuges und die Wirkung des Krahns kannte; aber hier war nichts dergleichen zu entdecken. Mit Ungeduld erwartete ich das Ende der Probe, in der Vorausſetzung daß

[1] Wahrſcheinlich Kotzebue's „Kind der Liebe.“

Digitized by Google

man auch das Flugwerk probiren würde; aber nein! Die Probe gieng zu Ende, und als ich Kalinowski fragte, ob man nicht auch den Flug verſuchen wolle, erwiederte er: „Es iſt nicht nöthig, die Maſchine iſt zweckmäßig conſtruirt und braucht keine Probe.“ Ich begriff nicht, wie ich die Maſchine nicht hatte finden können.

Wir waren bei Kalinowski zu Mittag eingeladen. Ich werde nicht alle Liebenswürdigkeiten der Wirthin und alle Bonmots Ugarow's wiedergeben. Gegen Ende des Mittagsmahls trat ein Mann von ſehr großer Statur, in einem langen blauen Oberrock, mit einem Kuſchak umgürtet, die Haare rund um den Kopf geſchnitten, aber mit glattgeſchorenem Bart herein, und ſagte, ſich zu Kalinowski wendend: „Oſip Iwanowitſch, ich bitte um Geld für die Maſchine.“ Ich fuhr von meinem Sitze auf. „Welche Maſchine?“ rief ich. „Nun, um Don Juan in die Höhe zu ziehen,“ antwortete man mir. Ich bat um Erlaubniß mir die Maſchine anzuſehen. „Bring' ſie herein,“ ſagte Kalinowski zu dem langen Oberrock, der, wie ich ſpäter erfuhr, der erſte Theater-Maſchiniſt war. Er gieng hinaus, und kehrte bald zurück mit zwei dicken Riemen, ungefähr wie diejenigen, die als Springfedern bei Droſchken gebraucht werden. Beide Riemen waren mit ſtarken eiſernen Schnallen verſehen. In die Mitte des einen war mit Pechdrath ein eiſerner Haken von anſehnlicher Größe befeſtigt, und an dem anderen befand ſich ein eben ſo ſtarker eiſerner Ring. Ich verſtand den Mechanismus nicht, und fragte was man damit machen werde. Da nahm Kalinowski den Riemen mit dem Haken und gürtete ihn ſich mit der Schnalle um den Leib, ſo daß dieſe nach hinten und der Haken nach vorne kam. „Dieſer Gürtel — ſagte er — mit dem Haken nach vorne, wird um die Furie geſchnallt, und um Don Juan wird der andere mit dem Ring hinten befeſtigt. Wenn nun die Furie von oben herabfliegt, umfaßt ſie mit einem Arm Don Juan, ſteckt mit dem anderen den Ring in den Haken, und trägt ihn davon.“ — So, dachte ich, dann habe ich mich eben nicht recht umgeſehen, irgendwo muß ein Krahn und Flaſchenzug ſeyn. Dieſe Ueberzeugung ſteigerte ſich zur Gewißheit, als ich den Maſchiniſten ſagen hörte: „Oſip Iwanowitſch, geben Sie mir gefälligſt noch Geld für ein Tau, das alte iſt ganz verfault.“ Indem er ihm das Geld reichte, ſetzte Kalinowski hinzu: „Aber vergiß nicht, das Tau mit ſchwarzer Farbe anzuſtreichen, damit es weniger bemerklich ſey.“

Mit unſäglicher Ungeduld erwartete ich den Abend, um ins Theater zu gehen; der Mechanismus ſpannte meine Neugier auf die Folter. Um 7 Uhr kamen wir endlich nach dem Theater. Ich eilte ſogleich auf die Bühne, um alles recht ſorgfältig in Augenſchein zu nehmen und die Maſchinerie aufzuſuchen. Nach langem Nachforſchen fand ich auch wirklich etwas: zwiſchen der zweiten und dritten Couliſſe hieng in der Mitte der Bühne von einem Querbalken zum anderen ein runder Holzblock, von welchem zwei ungeheure Nägel 1½ Werſchock von einander hervorragten. Außerdem befand ſich ein ganz ähnlicher Holzblock auf demſelben Querbalken, und mit eben ſolchen Nägeln verſehen, hinter den Couliſſen. Alles dieſes war vorher nicht da geweſen. Ich ſuchte den Mann im langen Oberrock auf, und fragte ihn wozu dieſe Holzblöcke beſtimmt ſeyen. „Das iſt die Maſchine um Don Juan in die Höhe zu ziehen.“ war die Antwort. — „Aber wie denn? Bitte, belehren Sie mich.“ — „Sie ſehen doch die beiden Nägel auf jenem Block hinter den Couliſſen? Ein Tau wird zwiſchen durchgezogen und bis zur Mitte der Bühne geſpannt, wo es wieder zwiſchen die Nägel am anderen Holzblock durchgeht: ſehen Sie? Die Furie ſitzt oben auf dem Querbalken, das Tau wird ihr hinten feſtgebunden, und wenn ſie herabfliegen ſoll, werden die Nägel das Tau nicht abgleiten laſſen und die Furie wird ruhig zur Erde niederſinken.“ Wie ſo? wird es durch einen Krahn hinaufgezogen? fragte ich. „Nein — erwiederte der lange Rock — einfach durch Menſchenhände.“ Aber es iſt eine ſchwere Laſt, warf ich ein. „Je nun — verſetzte er — hinter den Couliſſen ſind immer viele Leute, und außerdem wollen wir das Tau mit Fett einſchmieren, dadurch geht es leichter.“

Ich ſchüttelte den Kopf und begab mich nach dem Parquet. Die Vorſtellung begann: Ugarow erregte allgemeines Entzücken, und ſelbſt Kalinowski, an deſſen polniſchen Accent das Publicum augenſcheinlich ſich gewöhnt hatte, wurde zu wiederholtenmalen applaudirt. Vor dem fünften Act konnte ich mich nicht enthalten wieder hinter die Couliſſen zu gehen, wo die Furie ſchon auf ihrem Querbalken ſaß und etwa ein Dutzend Leute das Tau feſthielten. „Wer macht denn die Furie?“ fragte ich. „Mein Gehülfe, Minjem,“ erwiderte der Maſchiniſt. Ich kehrte ins Parquet zurück, um das Ende des Stücks abzuwarten. Endlich näherte ſich die Kataſtrophe: Don Juan ruft in der Verzweiflung die Furien an! Da erſcheint plötzlich aus den Soffiten in der Mitte des Theaters ein Paar rothe Stiefel, dann ein weißer Unterrock mit Treſſen und ſchließlich die ganze Figur der Furie.

Ihr Coſtüm genau zu beſchreiben, bin ich nicht im Stande; eine Art Schärpe war ihr um die Schultern geworfen, und auf dem Kopf trug ſie etwas das einer Krone mit Hörnern ähnlich ſah. Aber das Beſte kam nach: ſobald die Furie ihren Balken verlaſſen hatte und am Tau hieng, begann dieſes, da es neu war, ſich von der Laſt zu ſtrecken und auszudehnen, und da die Furie langſam herunterſank, ſo drehte ſie ſich erſt ein Dutzendmal um und um, wodurch ihr natürlich etwas ſchwindelig wurde (ſie hatte ſchon ſo, um ſich Muth zu machen, einen guten Schluck getrunken). Auf terra firma gelangt, konnte ſie anfangs nichts unterſcheiden; mit der einen Hand hielt ſie den Haken, und mit der andern ſuchte ſie Don Juan, aber in einer ganz entgegengeſetzten Richtung. Kalinowski vergißt in ſeiner Wuth daß er auf der Bühne iſt, und ſchreit laut: „Canaille! hieher! hieher!“ Endlich tappt die Furie ihren Weg bis zu Don Juan, umſchlingt ihn mit einem Arm, und bemüht ſich mit dem andern den Ring durch den Haken zu ſtecken, kann jedoch damit nicht zu Stande kommen. In Verzweiflung faßt Kalinowski, um der Sache abzuhelfen, mit der Hand nach ſeinem Ring, während er zugleich die Furie mit Scheltworten überhäuft; aber alles umſonſt: die Furie kann ſich durchaus nicht an Don Juan feſthaken. Das Publicum begleitete dieſen ganzen Auftritt mit tobendem Gelächter, in das ſich Ziſchen und ironiſche Bravorufe miſchten. Alles dieſes war für mich etwas unerhörtes, und verſetzte mich in eine wahre Beſtürzung. Ich ſtürzte auf die Bühne, riß dem Maſchiniſten die Schnur aus der Hand und ließ den Vorhang nieder. Und da hätte man ſehen ſollen mit welchem Grimm Don Juan über die Furie herfiel und ihr den Kopf zu zerzaufen begann ... So endete die Vorſtellung von „Don Juan.“

Digitized by Google

Ladislaus Magyars Schilderung der Negerreſidenz zu Kambambi.

(Aus dem Peſther Lloyd.)

Am 18 Julius brach ich mit meiner Begleitung, die, durch einige hieſige Jäger vermehrt, ungefähr 60 Mann ſtark war, auf. Unſer Weg gieng theils durch bewohntes Land, theils durch Dornengeſtrüpp, in ſüdlicher Richtung, und ward bei einer Hitze von 30° Réaumur durch Waſſermangel ſehr erſchwert. — Am 20ſten wurde die Gegend bereits um vieles lebhafter; an die Stelle des Geſtrüpps trat dichter Munyangowald, und die reichere Vegetation verrieth die Nähe des Fluſſes. Ehe wir dieſen erreichten, kamen wir in das größtentheils von Schiffern und Fiſchern bewohnte Dorf Muſanka, wo ich die nöthigen Vorbereitungen zum Ueberſetzen traf. Am 21ſten um 10 Uhr des Morgens ſtand ich endlich, im Innern mächtig ergriffen, an jenem Kuneneſtuß, zu dem zu gelangen ich vor Kikundeſſu mein Leben gewagt hatte. Er iſt größer als unſere Theiß, und ſeine klaren Wellen gleiten ruhig über das ſandige Bett, ſo daß man die langſam umherſchwimmenden Flußpferde und Krokodile tief unter der Oberfläche erblickt; beſonders ſind aber die letztern, dieſe Plage afrikaniſcher Flüſſe, hier ſehr zahlreich. Der Fluß iſt ſchiffbar, und entſpringt zwiſchen dem 11ten und 12ten Grade der ſüdlichen Breite auf der Hochebene Galungue, ſcheidet die Länder Molondo, Kambe, Humbi und Hinga von dem großen Reiche Oukunyama, und ergießt ſich durch Muzimba, das von den Geographen fälſchlich Ambebes genannt wird, unter dem 18°—19° ſüdl. Br. in den atlantiſchen Ocean.

Wir ſetzten auf zwei roh gearbeiteten Kähnen nach dem jenſeitigen Ufer über. Hier brachte ich die Nacht mit Jagen zu, und es gelang mir ein Flußpferd zu erlegen. Die Jagd auf dieſe Thiere geſchieht auf folgende Weiſe: Spät in der Nacht zünden die Jäger ein großes Feuer an, um das ſich die am Ufer weidenden Flußpferde ſammeln, und dem lauernden Jäger in Schußweite kommen. Nach dem Schuß ſtürzen die Thiere freilich ins Waſſer, aber ein bis zwei Stück bleiben dennoch auf dem Platz, deren Fleiſch und Fett die Eingebornen eben ſo hoch wie wir jenes der Schweine ſchätzen; die Haut wiſſen ſie nicht zu gebrauchen.

Am 22 Jul. früh verließen wir den Fluß, mit Trinkwaſſer für zwei Tage verſehen, und ſetzten unſere Reiſe ſüdwärts fort. Nach einigen Stunden hatten wir den vom Fluß befruchteten Landſtrich hinter uns, und kamen auf dürres öedes Land, wo wir ſtatt des Waldes nur einzelne Ufatabäume (eine Art Pappel) antrafen, unter deren Schatten ſich die wilden Thiere, Giraffen, Zebra, wilden Ochſen, Strauße u. ſ. w. ſammeln. Die Hitze ſtieg bis 35° und 36° R., und doch ſtießen wir Tage lang auf kein Waſſer, mußten zweimal ohne Waſſer übernachten, und bloß mit Mandiocamehl unſern Hunger ſtillen, weil wir nichts hatten um unſer Fleiſch zu kochen. Endlich gelangten wir am 26ſten auf weniger ſandigen Boden, wo auch das Gras nicht ganz verſengt war, erreichten nach Mittag den auf eine halbe Meile ausgedehnten, mit Rohr und Schilf ſtark bewachſenen Muzumbo-See, und da wir mehrere leere Hütten der Hirten aus Oukanyama fanden, beſchloß ich einige Tage auszuruhen und inzwiſchen Elephanten zu jagen.

Des andern Tages gegen Mittag riefen mehrere zugleich Dſchamba! Dſchamba! Elephant! Elephant! Und wir ſahen auch in der That einen ganzen Haufen dieſer Thiere dem See zuſchreiten, worauf wir im Wald geeignete Poſten einnahmen, um ſie anzugreifen, ſobald ſie nach dem Trinken zu weiden anfangen würden. Ein intereſſanter Anblick war es dieſe Rieſenthiere ſpielen zu ſehen, wie ſie das Waſſer in ihre Rüſſel aufſogen und wieder ausſpritzten, oder wie die Mutter ihr Junges ſanft und zärtlich mit dem Rüſſel wuſch, bis ſie ſich nach und nach zerſtreuten und zu weiden anfiengen. Der Elephant wird entweder aus der Flinte geſchoſſen, indem man ihm mehrere Kugeln zu gleicher Zeit in den Bauch zu treiben ſucht, was aber theils gefährlich, theils unthunlich iſt, weil das Thier auch 40—50 Kugeln wegträgt, und man es alſo weit verfolgen muß, bis es zuſammenbricht, oder man beſchießt ihn mit vergifteten Pfeilen, in Folge deren er nach einer Stunde das Leben aushaucht; oder man gräbt auf ihren Pfaden Gruben, die man oben mit Zweigen bedeckt, oder man greift ihn endlich mit dem Temo an; dieſer iſt eine eiſerne, äußerſt ſcharfe, wie eine Schaufel geſtaltete Waffe, die an einem ſtarken und langen Holzſtiele befeſtigt wird. Da nun das Weiden der Elephanten immer mit Geräuſch geſchieht, beſchleicht der Jäger ſie gegen den Wind, und wenn er nahe genug gekommen iſt, durchſchneidet er ihnen mit einem kühnen kräftigen Stoß die Sehnen der Hinterfüße, worauf das Thier ſogleich zuſammenſtürzt und mit Lanzen getödtet wird. Dieß iſt die beſte und in dieſen Gegenden gebräuchlichſte Art der Elephantenjagd. Auf dieſe Weiſe gelang es auch uns einen alten Elephanten zu erlegen, von deſſen Stoßzähnen ich jeden auf 90—95 Pfund und deſſen ganzen Körper ich auf 200 Centner ſchätzte. Uebrigens hat der Elephant ein bitteres, ſchwer verdauliches Fleiſch, ſein Rüſſel und ſeine Eingeweide aber geben ein ſehr ſchmackhaftes Eſſen. Den ganzen folgenden Tag brachten wir mit dem Zerlegen, Auswühlen und Trocknen des Fleiſches zu; die Zähne aber bedeckte ich leicht mit Erde, weil ich ſie nicht mit mir nehmen konnte.

Am 29 Jul. brachen wir wieder auf, und uns mehr ſüdals oſtwärts haltend fanden wir daß ſich das Land zwar unmerklich, aber dennoch ſenkte, fruchtbarer wurde, und mehr und beſſeres Trinkwaſſer darbot. Die Ebenen waren mit hohem, von der Hitze ausgetrocknetem Gras bedeckt, in welchem eine Menge wilder Thiere ſich zeigten, die bei unſerm Anblick mit Blitzesſchnelligkeit in die Ferne entſchwanden. Wir ſtießen auf unzählige Rindviehheerden, deren Hirten durch meine weiße Farbe erſchreckt davonflohen, nachdem ich aber unter ſie Tabak vertheilt hatte, endlich zurückkamen, mir mit Salzſteinen von 4—5 Pfd. ein Gegengeſchenk machten, mich mit Fleiſch, Milch und Butter bewirtheten, und die Nacht über mit ihrer Muſik (Bondolo) unterhielten. Am 31 Jul. erreichte ich das erſte oukanyamiſche Dorf Mulama. Als der Schekulu (Richter) erfuhr daß ich reiſe um ihren König, Haimbiri, kennen zu lernen, nahm er uns ſehr freundlich auf, gab uns einen Ochſen und mehrere Töpfe Hela, und ſendete Boten an den König, ihm unſere Ankunft zu melden. Daſſelbe widerfuhr uns am darauf folgenden Tage in La-Laminto, wo ich wegen Ueberfluß an Fleiſch den angebotenen Ochſen nicht annehmen wollte, mich aber zu deſſen Annahme entſchließen mußte, weil der Schekulu erklärte: Haimbiri würde ihn und ſeine ganze Familie tödten laſſen, wenn er erführe daß ich ohne Nachtmahl blieb. Das Thermometer ſtand auf 32° Réaumur.

Am 2 Auguſt kam ich in Schirifuka, dem Sitz des Hamba (Vicekönigs), an, deſſen Wohnung, von hohen in die Erde ein-

Digitized by Google

gegrabenen Balken umgeben, einer hölzernen Burg ähnlich ſieht. Vor derſelben bilden hohe Bonbob-, Gongo- und wilde Feigenbäume eine Allee, unter deren angenehmem Schatten ich mein Zelt aufſchlug. Hieher drängten ſich, wie in den übrigen Ortſchaften, haufenweiſe die Neugierigen, ſtaunten aber nur aus der Ferne den noch nie geſehenen weißen Mann an; näher zu kommen wagten ſie aus Furcht vor ihrem ſchrecklichen König nicht, welcher der geringſten Klage wegen fähig wäre die ganze Bevölkerung auszurotten. Bald kamen auch die Boten des Hamba, mich abzuholen. Ich fand dieſen in einem geräumigen viereckigen Hof auf einer Ochſenhaut liegend; er war ein hoher fetter Mann, etwa 60 Jahre alt; ſein ganzer Schmuck und Anzug beſtand in einigen Schnuren weißer Glasperlen um den Hals, einem Gürtel um die Lenden von ausgearbeitetem rothen Ochſenfell, an dem vorn und hinten eine Schürze aus demſelben Stoffe hieng; ſein Körper war mit rothgefärbter Butter ſo ſtark eingeſchmiert daß die ſchwarze Haut wie ein Spiegel glänzte. Die ſchwarze Excellenz nöthigte mich zum Sitzen, und richtete mehrere Fragen an mich, unter andern auch über mein Vaterland und deſſen Sitten; da ich aber ſah daß ich mich vergebens abmühte ſeinem ſchwerfälligen Kopf etwas begreiflich zu machen, bat ich, in mein Zelt zurückkehren und ausruhen zu dürfen; auch machte ich zugleich die Anzeige hier die Antwort des Königs abwarten zu wollen. Am folgenden Tag erhielt ich das gewöhnliche Geſchenk, einen Ochſen und etliche Töpfe Hela, das ich mit Glasperlen und Tabak erwiederte. Ich machte einige Ausflüge in die Umgegend, und fand ſie bevölkert und angebaut, doch ſchien alle Vegetation, von der Hitze verſengt, wie ausgeſtorben, mit Ausnahme einiger großen Baumgattungen, die ihr Laub behalten. Unter dieſen befindet ſich auch der Gongo, der ausgebreitete Zweige, kleine blaßgrünen Blätter, und eine der gelben Pflaume ähnliche Frucht hat; dieſe ſchmeckt ſäuerlich ſüß, und geht, in Haufen geſchüttet, ſchnell in Gährung über; nun ſondert man die runden Kerne ab, preßt den Saft aus, und bereitet daraus ein ſehr berauſchendes Getränk, das Hela-Gongo genannt wird.

Am 7 Auguſt trafen die Abgeſandten des Königs ein, die mich im Namen ihres Herrn bewillkommten, und mir Sicherheit und gute Aufnahme verhießen; auch brachten ſie mehrere Sklaven zum Tragen meines Gepäckes mit. Ich brach noch denſelben Tag auf, und kam am 9 Auguſt nach Kufula, das ausſchließlich von den Schmieden des Königs bewohnt wird, die für ihn Waffen und Fußringe aus Kupfer bereiten. Dieſe Ringe ſind der ausgeſuchteſte Schmuck der oukanyamiſchen Frauen. Ich hatte ſpäter Gelegenheit im Harem des Königs junge Mädchen zu ſehen, die an jedem Bein vier ſolche Ringe trugen, deren jeder vier Pfund wiegen mochte! Am 10 Auguſt erreichten wir endlich Nambambi, die Hauptſtadt von Oukanyama.

Kaum war ich angekommen, ſo erſchien auch ſchon ein Abgeordneter des Königs, mich zu begrüßen und mir eine Wohnung anzubieten, die ich aber ablehnte; zugleich wurde mein Empfang auf den 13ten feſtgeſetzt. Nambambi, die Hauptſtadt des ausgedehnten Reiches, hat etwa 6000 Einwohner, iſt auf einem Hügel erbaut, der ſich aus einer Ebene erhebt die in der Regenzeit überſchwemmt iſt, und bietet dem Reiſenden einen recht angenehmen Anblick dar. Die königliche Wohnung mit ihrer ſtarken Holzumzäunung und ihren Verſchanzungen bildet ein regelmäßiges Viereck, an deſſen vier Seiten ſich Thore befinden, deren oberer Theil mit vielen Todtenköpfen ausgeſchmückt iſt. Der Raum außerhalb der Umzäunung, in einer Breite von etwa 1000 Schritten iſt mit Bäumen bepflanzt, aber Leibwächter des Königs, die ſeine Reſidenz Tag und Nacht hüten, verwehren es dieſe angenehme Promenade zu betreten. Derſelben gegenüber ſtehen, in einer Reihe erbaut, die Häuſer der Beamten; die Wohnungen der übrigen Einwohner liegen zerſtreut inmitten der dazu gehörigen Felder. In der Ebene befinden ſich die Brunnen, die ſehr breit und von Bäumen dicht beſchattet ſind; zur Zeit der Ueberſchwemmung ſammeln ſich in denſelben viele hecht- und karpfenartige Fiſche, die auch dem Waſſer einen Fiſchgeſchmack geben. Den königlichen Brunnen darf ſich bei Todesſtrafe niemand nahen. — Die Stadt iſt recht lebhaft, da immer Abgeordnete der zinspflichtigen Fürſten hieher kommen, theils um Tribut zu zahlen, theils um Geſchenke zu überbringen, die aus Elfenbein, Straußfedern, Rindvieh, Kupfer und Sklaven beſtehen; dazu kommen noch die vielen die hier Recht ſuchen, und die Leibwächter des Königs.

Am 13 Auguſt gegen 9 Uhr ward ich ſammt meinen Leuten feierlich abgeholt, zuerſt in einem Hof mit kleingeſchnittenem gekochten Rindfleiſch bewirthet, und ſodann allein vor den König geführt. In einem Hof, den zierlich mit Stroh bedeckte Wohnungen umgaben, fand ich Se. Maj. in einem Armſeſſel, über den eine Löwenhaut gebreitet war, ſitzend und aus einer langen Pfeife rauchend, die er aber bei meiner Ankunft auf die Seite legte. Ich konnte nicht genug ſtaunen daß dieſer mächtige Negerkönig mich ohne allen Hofſtaat empfieng. In ſeiner Nähe knieten zwei Mädchen, ſeiner Befehle harrend, und in einiger Entfernung hockte ein ſtarker großer Mann am Boden, der Oberhenker, wie ich ſpäter erfuhr, der höchſte Würdenträger und einzige geheime Rath dieſes furchtbaren Herrſchers. Auf einem leerſtehenden Sitz Platz nehmend, wartete ich nach daſiger Sitte daß mich der Herrſcher zuerſt begrüßte; bald ſprach auch der König: Freund, ſey willkommen, geſund, ſehr geſund, jedes Uebel ſey ferne! Dieſen Gruß erwiederte ich, und nun fragte Haimbiri eines und das andere, darunter auch: Iſt mein Name in deinem Vaterland bekannt? Ohne Zweifel, ſagte ich, da du ein ſo großer König biſt, wie ſollte man deinen Namen nicht kennen? — Aber ich habe gehört, fuhr er fort, daß der weiße König noch viel mächtiger iſt, und daß er, wie die Bangela (Negerkaufleute) berichten, auf dem Meer viele große Schiffe voll Waaren hat; iſt dieß wahr? — Es iſt wahr. — Als er ſich über die bei uns herrſchenden Sitten erkundigte, ſchien ihm nichts ſo unbegreiflich als daß ein Mann nur eine Frau hat. — Endlich übergab ich ihm meine Geſchenke: ein Fäßchen Branntwein, Glasperlen, einen Regenſchirm und zwei Piſtolen, nebſt Pulver und Blei, welche letzteren, als er hörte daß man damit einen Ochſen tödten könne, ihm eine außerordentliche Freude verurſachten.

Nachdem ich von ihm einige Ochſen und einen zahmen Strauß erhalten hatte, trennten wir uns für dieſen Tag. Haimbiri iſt ungefähr 65 Jahre alt, mager und von mittlerer Größe, aber in Folge ſeines unordentlichen Lebens ſchon ganz abgeſchwächt. Seine Geſichtszüge verrathen Grauſamkeit, und in der That, er gleicht mehr einem blutgierigen Tiger als einem Menſchen; während meines 40tägigen Aufenthalts an ſeinem Hof ſchauderte ich zurück vor den Grauſamkeiten und Hinrichtungen, die er täglich verübte. Seinen Kopf bedeckte eine zierlich geflochtene ſchwarze Strohkappe: um ſeine Lenden gieng ein Gürtel von Ochſenleder mit Muſcheln aus dem Klambegi beſetzt, die hier außerordentlich hoch geſchätzt werden; von dem Gürtel hieng eine lederne Schürze hinab, und an ſeinen Füßen hatte er zierliche Sandalen; Finger und Zehen waren noch überdieß mit vielen Kupfer- und Eiſenringen verſehen, der übrige Körper aber bloß und mit rothgefärbter Butter

eingeſchmiert. Gegen mich war er ſehr freundlich, und als ich ihn einige Tage ſpäter von einer Krankheit heilte, faßte er unbegränztes Vertrauen zu mir, und that mir alles zu Gefallen, ſo daß es mir gelang mehrere zum Tod verurtheilte Schlachtopfer zu retten. Als ich ihm erklärte daß ich nun abreiſen müſſe, willigte er nur mit Bedauern darein, verſprach mir ſeinen Schutz, ſoweit ſich ſein Einfluß erſtrecke. Du glaubſt nicht, fügte er hinzu, welch böſe Menſchen die Kaffern ſind; vormals zitterte alles vor mir, aber jetzt wird der Löwe alt, und die Völker fürchten ihn weniger.

Oukanyama liegt zwiſchen 19° und 23° ſüdl. Br., und 21° und 26° öſtl. L.; es iſt nur von kleineren Flüſſen bewäſſert; in ſeinen ſüdöſtlichen Gegenden erheben ſich hohe Gebirge, in denen viel Eiſen, Kupfer und Salz gefunden wird; ſein Klima iſt ſehr heiß. Die Bevölkerung läßt ſich auf 800,000 Köpfe anſchlagen, die eine eigene Abtheilung unter den Nationen Südafrika's bilden und dieſelbe Sprache reden. Ich vermochte keine Spur einer Religion unter ihnen zu entdecken; wie es ſcheint, verehren ſie den König als höchſte Gottheit; er iſt die Urſache des Regens und des Donners, des Glückes und des Uebels; ihn ſuchen ſie durch viele Menſchen- und Thieropfer zu gewinnen. Im Donner ſpricht der verſtorbene König mit dem lebenden. Artikel der ſpärlichen Ausfuhr ſind: Elfenbein, Straußfedern und Sklaven, wofür ſie Glaskorallen und Geſchirre eintauſchen. Der Ackerbau liegt ganz den Frauen ob, und beſteht aus dem Anbau von Meſango, Meſambala und etwas Tabak. Die Männer raſiren vorn ihr Haupthaar, laſſen es aber hinten in einen Schopf auswachſen. Die Mädchen flechten ihre Zöpfe lang und tragen ſie hinabhängend; die Frauen flechten an ihre Zöpfe eine Grasgattung, winden ſie wie eine Mütze um ihren Kopf, und geben dieſer vorn und hinten eine Spitze. Sie haben ſehr viel Rindvieh, Schafe und Schweine, weßhalb viele unter ihnen Hirten ſind, die meiſten aber leben in immerwährendem Krieg mit den Nachbarn, und beſchäftigen ſich nur mit Raub. Ihre Waffen ſind ein Speer, ein zweiſchneidiger Dolch, ein hölzerner Morgenſtern, die ſie mit ſchnell tödtendem Gift, das aus einer Cactusart bereitet wird, beſtreichen. Sie lieben den Tanz.

Ihre Muſikinſtrumente ſind Pauken und das Marimba, das aus längern und kürzern, zwiſchen eiſernen Reifen ſtark geſpannten eiſernen Stäbchen beſteht, und nicht unangenehm klingt. — Das Feſt Jeluva feiern ſie wenn das Vieh von ſeinen entfernten Weiden heimkehrt; an einem andern Feſte verſammeln ſich die Mädchen, die heirathen wollen. Diejenigen von ihnen die rein befunden werden, flechten ihr Haar wie die Frauen, und überlaſſen ſich allen Ausſchweifungen einen ganzen Monat hindurch; iſt das Feſt vorüber, holen ſie aus dem Haus des Häuptlings Feuer, tragen dieſes in das Haus des Bräutigams, den ſie etwa gefunden haben, und die Ehe iſt geſchloſſen. — Ihre Todten begraben ſie nicht, ſondern legen ſie im Wald in ſitzender Stellung den Thieren zur Beute aus. Nur ihren Königen erweiſen ſie die Ehre des Begräbniſſes, aber auf eine furchtbare Art. Der verſtorbene König wird nämlich in ein großes Grab gelegt, in welches ſie mit ihm zu ſeiner Bedienung viele Sklaven beiderlei Geſchlechts lebendig begraben. Nun wird der Grabeshügel hoch aufgerichtet, und auf dieſem abermals zu Ehren des Verſtorbenen eine Menge von Thier- und Menſchenopfern dargebracht. Haben die hieſigen Herrſcher zu ihrer Sicherheit dieſe Leichenfeier ausgedacht? Oder zur Beſtrafung des Volkes, das nicht gut genug war, damit der König ewig lebe?

An dem Abend wo ich die Hauptſtadt verließ, hörte ich von neu angekommenen Kaufleuten daß acht Tagereiſen von hier ſüdwärts mehrere Weiße angelangt ſeyen. Es ſind dieß wahrſcheinlich engliſche Reiſende; ich wünſchte zwar ſehr ſie zu ſehen, wollte aber dennoch einer ungewiſſen Ausſicht zu lieb meinen Plan nicht aufgeben, und ſetzte meine Reiſe nach Oſten fort."

So weit reichen die Nachrichten die wir bis jetzt von Ladislaus Magyar beſitzen.

Die Dattelpalme.

(Aus Chambers's Journal.)

Ein Araber, welcher mit der größten Aufmerkſamkeit der Schilderung der wundervollen und ſchönen Dinge in England zugehört hatte, fragte uns plötzlich: „Habt ihr viele Palmbäume in eurem Lande?" Als wir ihm ſagten daß wir zwei oder drei auf Nationalkoſten in einem Glashauſe zu Kew unterhielten, ward er von dem unverſtellteſten Mitleiden für uns erfüllt, wollte fürder nichts mehr von England hören, und drückte auch nie mehr den Wunſch aus dahin zu gehen. Was iſt für einen Araber ein Land ohne Dattelbäume? Was können Schienenwege und elektriſche Telegraphen, dampfgetriebene Webſtühle und Gaslichter zu dem Glück von Menſchen beitragen welche der Dattelbäume entbehren müſſen? Smaragdauen und Eichenwälder und Roßcaſtanien können für eine ſolche Entbehrung nicht entſchädigen. „Woran ergötzt ihr eure Augen an einem Sommertage, wenn keine fächelnden Palmzweige ob euren Häuptern die drückende Luft mildern? Womit vergleichen eure Dichter den ſchlanken Leib ihrer Geliebten, wenn ſie keine Palmbäume haben um ſich auf ſie beziehen zu können? Ich verſtehe jetzt, ſagte unſer Araber ſchließlich, warum ſo viele Franken alljährlich nach Aegypten wandern."

Die Dattelpalme iſt in der That in gewiſſen weit ausgedehnten Landſtrichen unſers Erdballs ein ſo weſentliches Bedürfniß für das Leben, und liefert den Bewohnern dieſer Gegenden ſo viele unumgänglich nöthige Gegenſtände, daß wir nicht überraicht ſeyn dürfen wenn ein Land wo keine Dattelbäume wachſen nur wenig Reize für ſie hat. Die Dattelpalme gilt ihnen als ihre Obſt- und Weinleſe wie als ihre Vorrathskammer für faſt alle Bedürfniſſe ihres einfachen Lebens. Die hohe Bedeutſamkeit dieſes Baums geht auch aus einer alten Sage hervor, welche erzählt wie die Dattelpalme dem Ueberreſt des Thons entſproſſen aus welchem Gott den Adam erſchaffen, und in Bezug hierauf ſagt der arabiſche Prophet: „Liebe den Dattelbaum wie deine väterliche Muhme." Die Datteln gehören unter die Früchte des mohammedaniſchen Paradieſes, und ein arabiſches Sprüchwort behauptet, der Dattelbaum wachſe nur in den Ländern des Islam — eine Ruhmredigkeit die, ſonderbar genug, bis auf den gegenwärtigen Tag faſt buchſtäblich wahr iſt.

Ein phantaſiereicher Araber ſtellte, nachdem er dieſe Thatſachen angeführt, eine Vergleichung an zwiſchen einem Menſchen und einer Dattelpalme, und zeigte welch große Aehnlichkeit ſie in vieler Hinſicht mit einander haben, gleichſam als Beweis dafür daß beide nahe Verwandte ſeyen. „Wie der Menſch, ſagte er,

Digitized by Google

ſich vor allen andern lebenden Geſchöpfen durch ſeine aufrechte Haltung auszeichnet, ebenſo erhebt die hohe, ſchlanke und geſchmeidige Palme ihr Haupt unter den Bäumen. Welches Thier iſt ſo ſchön wie der Menſch, und welcher Baum iſt ſo ſchön wie die Palme unter den Bäumen des Waldes? In ihrem Haupt iſt eine Subſtanz gleich dem Gehirn des Menſchen; wenn ihr Haupt abgeſchnitten wird, ſtirbt der Baum; wenn das Gehirn verwundet iſt, welken die Zweige, und der ganze Baum leidet vom Kopfweh. Werden ſeine Aeſte abgeſchnitten, ſo wachſen ſie eben ſo wenig wieder wie der abgenommene menſchliche Arm. Sein Haupt hat eine Haarbedeckung wie das des Menſchen. Die Geſchlechter ſind getrennt, und ſo iſt ein vereinzelt gepflanzter Baum zu ewiger Unfruchtbarkeit verurtheilt. Die männliche Palme, umringt von ihrem Gefolge weiblicher Bäume, gleicht einem Sultan in ſeinem Harem, und man behauptet ſogar daß zuweilen mitten in einer Pflanzung eine launenhafte Schöne Abneigung gegen ihren Herrn zeige, und ſich von ihm nicht befruchten laſſe. Sie iſt bezaubert von den Reizen eines in irgendeiner benachbarten Pflanzung ſtehenden Baums; ihre Aeſte verwelken dann aus Liebesgram, und man ſieht wie ſich ihr Haupt der Richtung zuwendet in welcher der Gegenſtand ihrer Sehnſucht grünt. Wenn ein Baum ſolche Liebesqual leidet, beſteht das einzige Heilmittel darin daß man einen Bündel Blüthen des Geliebten unter ihre Aeſte bindet — und ſtets iſt dieſes Mittel vom ſchönſten Erfolg gekrönt."

Kein Mitglied des Pflanzenreichs hat in der Religion, der Geſchichte und Dichtkunſt eine ſo wichtige Rolle geſpielt wie die Palme; nicht der ägyptiſche Lotus, nicht die celtiſche Miſtel, nicht die franzöſiſche Lilie, nicht der normanniſche Ginſter. In den hl. Schriften, in der morgenländiſchen und claſſiſchen Mythologie, erſcheint die Palme als das Sinnbild der Schönheit oder des Siegs. Sie ward auserwählt den Einen Tag des Triumphs zu verherrlichen welchen unſer Herr und Heiland ſich hienieden geſtattete; das Chriſtenthum nahm ſie an zur Bezeichnung des Siegs über den Tod, der Auferſtehung, denn ihr griechiſcher Name iſt identiſch mit dem Phönix der Fabel, der aus ſeiner Aſche wieder erſtand. Das Leben der Palme liegt in ihrer Krone, und ſie iſt daher auserſehen als die Krone des Martyrers, deſſen Lohn das ewige Leben iſt.

Auch die Kunſt hat, nicht weniger als Poeſie und Religion, ihre Begeiſterung von der Palme geſchöpft. Sie gab das erſte Modell für die Säulenreihen welche die Tempelbauten in Aegypten und Griechenland zieren, und in der That iſt der vollkommenſte der ägyptiſchen Tempel der von Edfu, wo die Nachahmung die allergetreueſte iſt, und wo wir die Palme, zuſammt ihrer laubigen Krone und ihren hängenden Früchten, in Bildhauerwerk dargeſtellt ſehen. Selbſt die Künſtelei in der Form der Säulen, welche ſich in den größten Werken Aegyptens ſowohl als auf der Akropolis von Athen wahrnehmen läßt, und ſo weit geht daß man in der Mitte der Säulenhöhe eine Schwellung anbrachte, iſt eine Nachahmung der Palme, deren Stamm in einer gewiſſen Höhe vom Boden im Durchmeſſer anſchwillt.

Der Einfluß welchen die Palme, von den früheſten Zeitaltern an, auf die Einbildungskraft und den Erfindungsgeiſt der innerhalb der Zone ihres Wachsthums Lebenden ausübte, iſt daher leicht erklärlich. Für das Auge des Reiſenden entfaltet die Natur keine anmuthigere oder majeſtätiſchere Scene als einen Palmenhain, und bei Betrachtung der Lage welche derlei Haine gewöhnlich einnehmen, können wir uns nicht wundern wenn ſelbſt das Kind der Natur, obgleich für äſthetiſche Eindrücke nicht ſehr empfänglich, von ihrer Schönheit tief ergriffen wird. Nur ein Augenzeuge vermag die freudige Erregung zu faſſen welche der Anblick eines fernen Palmenhains in dem Herzen eines ermüdeten Reiſenden erweckt. Seine Karawane hat ſich Tage lang durch die baum- und pfadloſe Wüſte abgemüht, unter den brennendheißen Strahlen der Sonne qualvoll ihren Weg fortgeſetzt, und ringsum nichts anderes erblickt als die dunklen glaſigen Felſen oder den gelben, Hitze und Licht wiederſtrahlenden Sand, unter deren Einfluß jene frühzeitigen Runzeln erſcheinen welche das Antlitz durchfurchen, und ſelbſt die Augenlider jugendlicher Wanderer zuſammenziehen. Den Tag über brannten ihnen die Füße von der Gluth des Wüſtenſtaubes, und eiſige Kälte durchzuckte ihren Leib während der Nacht; kein Grashalm, kein Dorngebüſch, kein Inſect und kein Gewürm deutete auf Leben, alles war ewige, ununterbrochene Monotonie; nur hin und wieder fließ das Auge auf einige Haufen loſer Steine, welche das Mitleid früherer Wanderer aufgeſchichtet hatte, um den Weg zu zeigen über die beweglichen Wellen des Sandes, die eben ſo wankend und eindruckslos ſind wie Waſſer. Da erſcheint endlich ein dunkler Fleck am Horizont, Schatten und Waſſer und wahrſcheinlich auch eine Wohnſtätte für den Menſchen verheißend, und alles bricht in freudigen Jubel aus: von freien Stücken ſchlagen die Kamele einen raſcheren Schritt an, die wundfüßigen Wanderer eilen, ihrer Mühſale vergeſſend, vorwärts um den willkommenen Ruheplatz zu erreichen; erneute Lebenskraft durchdringt die ganze Karawane, und je näher man ans Ziel gelangt, deſto größer wird die allgemeine Ungeduld; alle Ordnung löst ſich auf, und der ſonſt ſo langſame Marſch artet endlich in ein wahres Wettrennen aus. Kein Urwald bietet kühleren Schatten als die Palmenhaine der Oaſe; die Sonnenſtrahlen dringen nicht durch ihr dickes Dach, die ſchlanken Säulen der Bäume aber ſind jedem Luftzug offen. Mitten aus einer Welt des Todes, einem ewigen Chaos, ragt der Palmenhain empor. Der Wind ſäuſelt in ſeinen Zweigen, die Vögel flattern munter in der lieblichen Friſche ſeiner Blätter; der langſchwänzige Jerboa (eine Kaninchen- oder Haſenart) macht ſeine Luftſprünge um die Stämme herum, und bezeichnet den Boden an ihren Wurzeln mit ſeinen winzigen Fußtritten. Wohin das Auge blickt, ſproſſen zarte Pflanzen auf, unter denen die Coleoptera in endloſer Mannichfaltigkeit ihre ſummenden Flügel ſchwingen. Lärm und Lebensfülle folgten auf die Stille des Grabes. Wahrlich, „der Anblick iſt gut für kranke Augen," wie das ſchottiſche Sprüchwort ſagt.

Doch all dieß iſt nur ein kleiner Theil deſſen was der Menſch der Palme verdankt. Er kann leben ohne glänzende Bauten; die Religion wird nie um Sinnbilder in Verlegenheit ſeyn, und die Dichtkunſt, angenommen daß ſie ein Bedürfniß des Lebens iſt, hat ſtets Bilder und Ideen der Schönheit zu finden gewußt ohne an unſere „väterliche Muhme" anknüpfen zu müſſen. Ohne Nahrung aber kann der Menſch nicht leben; er fordert Schirm und Schutz; er fühlt ſich unwiderſtehlich gedrungen ſich mit einigen Luxusartikeln zu verſorgen — all dieß, und mehr als dieß — gewährt ihm der Dattelbaum. Seine Frucht liefert ihm den nahrhafteſten Theil ſeiner Pflanzenkoſt, gleich eßbar ob friſch oder getrocknet, gekocht oder ungekocht. Die fleiſchigen Theile der jungen Zweige am Stamm der Krone — in Geſtalt dem Laub einer Artiſchocke nicht unähnlich — ſind eßbar, und ein werthvolles Schutzmittel gegen den Scorbut. Das weiße Mark der Krone oder das Gehirn hat den Geſchmack einer Cocosnuß, und reicht aus zur Sättigung von ſechs Menſchen. Alle Hausthiere, Pferde, Hunde, Schafe ꝛc., ſind Freunde der Dattel, und gedeihen dabei. Selbſt ihre Steine, in Waſſer erweicht und zu grobem Mehl gemahlen, ſind eine nahrhafte Speiſe für das Kamel und die Kuh. Kein

Theil dieſes werthvollen Baumes iſt nutzlos. Aus den Haaren macht man Matten und Körbe, und die Aeſte aus welchen, dem Herodot zufolge, die Aethiopier ihre Bogen fertigten, werden jetzt zu Korbgeflechten und vielen Hausgeräthen benützt. Ferner werden die Aeſte mit ihrem Laub zur Deckung der Dächer und zur Ausſtopfung der Seiten an den rohen Hütten der Oaſenbewohner verwendet, und der untere Theil des Aſtes bildet, in Waſſer gelegt und dann ausgeſchlagen, einen trefflichen Beſen. Die zwiſchen den Aeſten und dem Stamme wachſende Fiberſubſtanz, das Lif, liefert den arabiſchen Bädern einen willkommenen Erſatz für den Schwamm; auch verfertigt man Seile und Segeltuch daraus. Der Stamm ſelbſt liefert das beſte Bauholz zu Sparrwerk und Säulen, und ſoll die Eigenthümlichkeit beſitzen ſich unter einem Druck aufwärts, ſtatt einwärts, zu biegen. Der gute alte Plutarch, dieſer gemüthliche Plauderer des Alterthums, erwähnt dieſer Eigenthümlichkeit des Palmholzes, und vergleicht damit den wahren Athleten, den Athleten in der Schule der Tugend ſowohl als in der der Pentathla, der durch den edlen Kampf in die Höhe gerichtet und geſtützt, nicht niedergeworfen und gebeugt wird. Der ganze Baum, von ſeiner Wurzel bis zur oberſten Spitze des letzten Zweigs, iſt ſolchergeſtalt dem Menſchen dienſtbar, und was den Saft betrifft, ſo wird dieſer, wenn man die Krone bloß legt, täglich, drei bis vier Monate lang, eine Gallone milchiger Flüſſigkeit liefern, welche ein Lieblingsgetränk der Araber bildet. Am erſten Tag iſt ſie ſüß, und in dieſem Zuſtand trinkt man ſie allgemein; am zweiten Tag wird ſie leicht ſauer und perlend, und iſt nun auch berauſchend, wenn man ſie in großen Quantitäten trinkt. Am dritten Tage iſt ſie Eſſig. Dieſes Lagby iſt nicht die einzige ſtimulirende Maſſe welche der Palmbaum liefert, denn die Datteln, in Waſſer erweicht, geben einen Wein den man zehn oder zwölf Monate aufbewahren kann, und der, durch Deſtillation, ein farbloſer Spiritus wird.

Eine gute arabiſche Hausfrau wird, außer dem Syrup — Herodot nennt ihn den Honig der Dattel, und die Araber haben dieſe Benennung bis zum heutigen Tage beibehalten, obgleich der gewöhnliche Name dieſes Saftes dibs (Syrup) iſt — ihrem Herrn und Meiſter einen ganzen Monat hindurch jeden Tag ein anderes Dattel-Gericht vorſetzen; denn ſie können aus dieſer Frucht ebenſo viele Arten Speiſen kochen wie die Franzoſen aus den Eiern und die Engländer aus der Kartoffel; die Dattel aber iſt für die Hauswirthſchaft wichtiger als beide letztere. In Europa iſt ſie noch immer nur als Luxusartikel bekannt; wenn man aber dermaleinſt ihre werthvollen Eigenſchaften gehörig zu würdigen verſteht, kann ſie bei unſern Handwerkern ebenſo beliebt werden wie bei dem Araber der Wüſte. Datteln von guter Beſchaffenheit könnte man in England zu etwa 4 Pence (12 kr.) das Pfund verkaufen; ſie ſind nahrhafter und zugleich verdaulicher als dreimal dasſelbe Gewicht Brod. Den Mangel an einer ſolchen anregenden Nahrung hat man in unſern Fabrikbezirken bereits gefühlt. Die Dattel enthält eine noch größere Zuckermenge als die Korinthe. Dabei ſind die Quantitäten welche, ſelbſt bei vermehrter Nachfrage, ohne ein Steigen der Preiſe auf den Markt gebracht werden könnten, ungemein groß. Das ganze Nilthal eignet ſich zur Dattelbaum-Cultur, und die Linie der Oaſen von Aegypten bis nach Fezzan iſt im Stande einen faſt unbegränzten Vorrath davon zu liefern. Die Dattelpalme übertrifft alle andern Bäume an Werth, wie an Mannichfaltigkeit der Producte. Wir hatten das Vergnügen die Bekanntſchaft eines Aegyptiers zu machen, der früher an der Spitze von Mehemed Ali's Ackerbauſchule ſtand. Er iſt der Eigenthümer eines Landguts in der Nähe von Cairo, bei deſſen Anbau er alle ſeine theoretiſchen Kenntniſſe in praktiſche Anwendung bringt. Er erzählte uns, er habe in den letzten Jahren große Dattelbaumpflanzungen aus Samen gezogen, und bereits einen über alle Erwartung großen Nutzen davon gehabt. Es iſt eine allgemein bekannte Thatſache daß der Schatten von Dattelbäumen, die rund um ein Feld herumgepflanzt ſind, dem Erträgniß nicht nachtheilig iſt; er iſt der einzige Baum unter welchem die Araber ſäen, und der Raum den ſein Stamm oder ſeine Wurzeln einnehmen, iſt ſo klein daß ſich ſein Erträgniß in einer ſolchen Lage als reiner Gewinn betrachten läßt. Die Bäume beginnen in fünf Jahren Früchte zu tragen, und in fünfzehn wird jeder einen reinen jährlichen Nutzen von etwa zehn Shillingen, in günſtigen Lagen ſogar von ſechzehn Shillingen (6 fl. bis 9 fl. 36) abwerfen. Die Bäume haben eine Lebensdauer von 200 Jahren, und ihr Ertrag ſcheint vom Alter keine Verminderung zu erleiden. Wenn man die geringfügige Ausgabe für das Säen und Auferziehen des Baumes, und die unbedeutende Mühe welche die weitere Pflege koſtet, in Betracht zieht, ſo läßt ſich nicht im geringſten in Frage ſtellen daß die Ergebniſſe vom Geſichtspunkt des Ackerbaues aus vortreffliche ſind. Zehn auf einen Acre Land gepflanzte Bäume werden deſſen Erträgniß an Zucker, Baumwolle oder Getreide nicht merklich vermindern, dagegen innerhalb ſechs Jahren das daraus entſpringende Einkommen beträchtlich erhöhen. Wie wir bereits bemerkt, iſt der Dattelbaum eingeſchlechtig, und da man beim Säen Gefahr läuft eine viel zu große Anzahl männlicher Bäume zu bekommen, ſo gibt ſich unſer Freund alle mögliche Mühe, um ein Mittel ausfindig zu machen wodurch ſich das Geſchlecht des Samens ſchon vor der Anpflanzung unterſcheiden läßt, und ſo der Verluſt an Raum, wie die Mühe welche die unnöthige Pflege vieler überflüſſigen männlichen Bäume verurſacht, vermieden werden kann. Bis jetzt iſt ihm dieß noch nicht gelungen; als er aber kürzlich bei dem Regiment, deſſen Oberſt er iſt, in Sa'id war, erhielt er von zwei alten Männern Aufſchlüſſe hierüber, auf welche hin er nun Verſuche anſtellen will. Sie ſagten ihm daß wenn man die Samen dreimalvierundzwanzig Stunden ins Waſſer lege, das Gefäß ſorgfältig zudecke, und das Waſſer täglich wechſle, ſo würden die Samen keimen, und das Geſchlecht werde ſich durch die Form des Keims kenntlich machen (?). Ein anderer behauptete, er ſey im Stande das Geſchlecht an der Form des auf der einen Seite des Steins befindlichen Einſchnitts zu unterſcheiden (?). Die ſonderbarſte und mindeſt wahrſcheinliche Angabe die man ihm hierüber machte, war aber: man könne das Geſchlecht eines Baums ändern, wenn man eine chirurgiſche Operation an der Pflanze vornehme (!). Auf unſere Bemerkung hingegen, eine mikroſkopiſche Unterſuchung der Steine würde ihm wahrſcheinlich eine Verſchiedenheit aufdecken, erwiederte er, dieß würde ihn nicht fördern, da er die weiblichen wegwerfen und nur die männlichen behalten möchte. Verſuche allein könnten dieſe Schwierigkeit heben, ein Verſuch aber der ſich auf drei oder vier Jahre erſtreckt, iſt für arabiſche Geduld zu viel.

Man kennt jetzt mindeſtens 150 Arten der Dattelpalme, deren jede ihren eigenen Wohnplatz hat, und die man ſonſt nirgends findet. Sie trägt Früchte nur zwiſchen dem 31ſten und 18ten Grad nördlicher Breite, und leidet von der Seeluft Schaden; ihr Anbau hört auf in Höhen wo Schnee fällt. Gleich verheerend wirken die tropiſchen Regen auf ſie. Sie iſt ein Baum der ſich nur für diejenigen Breiten eignet in welchen Jahre lang kein einziger Regenſchauer fällt. Die Region der Palme erſtreckt ſich von den ſüdlichen Theilen Perſiens, Multans, des Pendſchab weſtlich durch ganz Nordafrika bis zu den canariſchen Inſeln; ihre ſchönſten

Digitized by Google

Früchte aber trägt sie in Arabien und einzelnen Theilen Nordafrika's — in Ländern welche ohne sie dem Menschen keine Nahrung darböten. Daher der ungemein hohe Werth ihrer mannichfaltigen Erzeugnisse. Der Palmbaum wächst in den Vertiefungen jener unermeßlichen Ebenen welche die große Wüste bilden. Hier findet sich in einer Tiefe von drei oder vier Fuß unter dem Sand ein leichter Lehm, der ihr Nahrung bietet, und ihren Wurzeln, die bis zu großer Tiefe perpendiculär in den Boden eindringen, die nothwendige Feuchtigkeit gewähren. Süßes und brackisches Wasser sind ihrem Anbau gleich günstig; die Salze von denen die Wüste geschwängert ist, thun ihrem Wachsthum keinen Eintrag, und sie trägt Frucht ohne alle weitere Sorge als die jährliche Beschneidung der Aeste. Derartige Früchte sind indeß, obschon eßbar und gesund, natürlicherweise nicht von der schönsten Beschaffenheit. Es ist ein Gesetz der Natur daß alles zum Gebrauch des Menschen Bestimmte erst durch seine Arbeit zur Vollkommenheit gelangen soll; an allen Orten welche wegen der Vortrefflichkeit ihrer Datteln berühmt sind — dem Beled-el-Dscherid, Siwah, Medina und einzelnen Theilen Yemens — wenden daher die Eigenthümer die größte Sorgfalt auf die Herrichtung des Bodens, auf die Bewässerung und künstliche Düngung der Bäume. Für diese Sorgfalt aber — die mehr nicht als einen einzigen Tag in jeder Woche für eine große Pflanzung erheischt — werden sie durch eine reichliche Ernte belohnt. Ein Jahr ins andere gerechnet, trägt die Dattelpalme, wenn sie ihre volle Größe erlangt hat, 300 bis 400, an einigen Oertlichkeiten sogar 600 Pfund Früchte. Die schönsten aller Datteln sind die von Ibrim am nubischen Nil. Einige der Bäume tragen fünfzehn Bündel Früchte, deren jeder ungefähr sechzig Pfund wiegt; die Datteln selbst sind je drei Zoll lang. Es ist wahr, wie der Prophet und König sagt: „Ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, bringet seine Frucht zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht, und was er machet, das geräth wohl."

Nepal und die Gurkhas.

(Schluß.)

Interessant ist noch das Verhalten China's während dieses Kampfes. Nepal galt seit dem früheren Kriege für China tributär; es sandte alle drei Jahre Gesandte mit Huldigungsgeschenken nach Peking. Als nun der Krieg mit England ausbrach, suchte es chinesische Hülfe gegen dieses. Sie stellten vor, sie hätten als treue Bundesgenossen den Engländern den verlangten Durchzug durch die Päße von Himatschul verweigert, und würden deßhalb bekriegt. Die Chinesen glaubten das aber nicht, bis ihnen das englische Manifest von H'lassa zukam, und sie, dadurch mißtrauisch geworden, eine Heeresmacht an die Gränze zu senden beschlossen; dieß gieng aber so langsam, daß der Krieg zu Ende war ehe man von ihrer Ankunft hörte. Im September 1816 erhielt der Generalgouverneur durch den Radscha von Sikkim einen Brief in kaum verständlichem Persisch vom ersten Minister in H'lassa und einem Oberbefehlshaber an der Gränze, um sich nach den Absichten der brittischen Regierung zu erkundigen, während die Gurkhas andrerseits, als sie von der Ankunft einer chinesischen Armee in Digartschi im August hörten, sich an den Residenten wandten ob Nepal, wenn die Chinesen weitere Ansprüche machten und jenes sich dem widersetze, auf Englands Beistand rechnen könne. Der Generalgouverneur schlug letzteres ab, um die Nepalesen nicht zu ermuntern mit den Chinesen Streit anzufangen, und theilte andrerseits diesen durch den Radscha von Sikkim das Vorgefallene mit, die sich, was die Britten betraf, dadurch vollkommen befriedigt erklärten; Nepal sollte aber Gesandte schicken, um auch seinerseits Aufklärungen zu geben. Die Gurkhas mußten dabei vom chinesischen Gesandten hören, sie seyen eine schlechte Race, die den Ruin vieler Radschas verursacht habe; Digartschi hätten sie ohne Grund angegriffen und geplündert, jetzt hätten sie gedacht mit den Engländern es ebenso zu machen, und, nachdem sie doch mit ihnen einen Vertrag geschlossen, deren Polizeimannschaft überfallen und ermordet, sie seyen mit Recht dafür bestraft worden. Auf die Frage ob die Chinesen denn nicht ihre guten Dienste dazu thun wollten, wenigstens den brittischen Residenten wieder aus Khatmandu zu entfernen, erwiederte der Chinese, sie hätten ja erst gesagt, es sey bloß eine Factorei von Kaufleuten, und hätten eingewilligt den Residenten aufzunehmen; sie hätten auch fälschlich vorgegeben, die Engländer hätten die Päße nach Khotan verlangt; wenn die Engländer nach China kommen wollten, geschähe es nicht auf diesem Weg. Die Gurkhas bildeten sich ein, in den Hügeln gebe es keine andern Soldaten als die ihrigen, wie viele möchten deren denn seyn? Er meine etwa 2 Lakh. Der Vakil gestand dieß ein, und daß ihre Einkünfte nicht über 5 Lakh Rupien betrügen. In der That, ihr seyd eine mächtige Nation, sagte der chinesische Gesandte spöttisch, und entließ ihn damit. Die Chinesen, völlig befriedigt, zogen ihre Truppen von Digartschi zurück, erklärten aber den Engländern doch daß es besser wäre, und sie sich ihnen verpflichten würden, wenn sie ihren Residenten von Khatmandu wieder abberiefen. (Smith II. p. 82—88.)

Der König von Nepal starb jung den 20 Nov. 1816 an den Kinderblattern, und ihm folgte wieder ein Kind, Radscha Indur Vikram Sah, während dessen langer Minderjährigkeit der General Bhem Sing Thapa die Regentschaft führte. 22 Jahre gab er den Engländern keinen Anlaß zur Klage, und das Land erfreute sich des dauernden Friedens. Da heirathete der mannbar gewordene König die Tochter eines Zemindars aus Goruckpur, die herrschsüchtig den Minister zu verdrängen suchte. Sie hatte aber keine Kinder; dieß benutzte Bhem Sing, den König zu bereden eine zweite Frau zu nehmen, die Tochter eines andern Zemindars aus Goruckpur. Der Minister glaubte nun zu triumphiren; aber die geschiedene Königin, wüthend darüber, verband sich mit der Familie Pandi, dem geschworenen Feinde des Clans Thapa, und beschuldigte den Minister mehrerer Verbrechen. Der König ließ ihn gefangen setzen, und man fand ihn schrecklich verstümmelt eines Tages todt im Kerker; seine Leiche wurde an die Ufer des Bhagmatti geworfen, und Tag- und Nachtwachen dabei gestellt, daß nur Schakals und Geier sich ihr nähern durften. Sein Vermögen wurde confiscirt, und sein Neffe Matabar Sing mußte zu den Britten flüchten. Der Friede mit diesen schien alsbald bedroht. Gesandte giengen nach Lahor und Gwalior, auch nach China, eine Coalition gegen die Britten zu veranlassen. Der Kaiser empfieng aber ihre Gesandten sehr schlecht, schickte ein großes Heer an ihre Gränzen, und der König mußte, um Verzeihung zu erlangen, alle fünf Jahre einen Extra-Tribut von 10,000 L. nach

Digitized by Google

Peking ſchicken und die Oberhoheit des Kaiſers anerkennen. Die Gurkhas hatten ſich ſchon 400 engliſcher Dörfer bemächtigt; der damalige Reſident Hodgſon verfolgte mehr wiſſenſchaftliche Zwecke, dieß regte ihn aber doch auf; ein engliſches Heer rückte an die Gränze, und blieb da zwei Jahre ſtehen ohne einen Schuß zu thun. Dieß genügte aber: die Kriegspartei in Nepal wurde geſtürzt, das Tſchuntra-Miniſterium trat an die Stelle der Pandi, und bat nun ſogar die Engländer ihre Truppen an der Gränze ſtehen zu laſſen, weil es ſich ſonſt nicht halten könne. Da dieß abgeſchlagen wurde, war der König gegen die Britten und ſeine Miniſter erbittert, und rief Matabar Sing zurück und bot ihm die Stelle eines Premier-Miniſters an. Er verlangte die Vernichtung ſeiner Todfeinde, der Pandi. Sie wurden feſtgenommen, verurtheilt und nach wenigen Stunden lagen die kopfloſen Leichen von neun Pandihäuptlingen an den Ufern des Bhagmatti. Aber nun ſollte der Miniſter auch die Tſchuntra vernichten, denen der König gram war, weil ſie ſeiner Invaſion des brittiſchen Gebiets entgegengetreten waren. Aber die Vernichtung der Pandi hatte alle Häuptlinge vereinigt, der Miniſter konnte ſeine Abſicht nicht ſogleich ausführen. Erbittert ließ der Radſcha Nachts um 11 Uhr ihn holen, ſchalt ihn einen Verräther, der die Pandi unſchuldig vernichtet habe. Auf den Wink des Königs traten 20 Soldaten mit geladenen Gewehren ein, und er gebot ihnen den Verräther niederzuſchießen. Schwer verwundet ſank er zuſammen und bat um Gnade. Aber der König befahl den Soldaten wieder zu laden und ihn abzuthun. Seine Leiche wurde dann vier Stock hoch zum Fenſter hinausgeworfen, und auf einem ſeit mehreren Tagen bereit gehaltenen Scheiterhaufen verbrannt. Das Tſchuntra-Miniſterium bekam wieder die Gewalt; aber bald brachen neue Streitigkeiten aus, ein furchtbares Blutbad währte drei Tage, 70 Häuptlinge, darunter der Miniſter, wurden erſchlagen, und der König ſelbſt mußte nach Benares flüchten. Ihm folgte der jetzige König Maharadſcha Girivan Juddha Bickram Sah, der friedlich geſinnt iſt. Er war nach Smith (?) 1852, 25 Jahre alt, hatte eine europäiſche Phyſiognomie mit Adlernaſe, nichts von dem Typus der Gurkhas; ſeine Mutter und Großmutter ſtammten aus Indien.

Das bemerkenswertheſte unter ſeiner Regierung war die nepaleſiſche Geſandtſchaft, die 1850 in London erſchien. Da es gerade an einem Lion fehlte, erregte ſie großes Aufſehen. An der Spitze ſtand der General- und Premierminiſter, auch eine Zeitlang Oberbefehlshaber Jung Bahadur Thapa, Neffe von Matabar Sing, 28 Jahre alt, thätig, intelligent und ein guter Schütze. Zwei Brüder und noch vier Hauptleute und Lieutenants begleiteten ihn. Ein Capitän Cavanagh übernahm die politiſche Leitung, und ein früherer Advocat in Calcutta Macleod machte den Dolmetſcher. In die höchſten ariſtokratiſchen Cirkel erhielt er Zutritt, die oſtindiſche Compagnie gab ihm ein Diner, die Peninſular and Oriental-Company, der er 5000 L. für die Ueberfahrt bezahlt hatte, einen Ball, die Artillerie in Woolwich und die Garden im Park mußten vor ihm die Revue paſſiren, und erfreuten ſich ſeines hohen Beifalls. Für die Populace diente ſeine Anweſenheit öffentlichen Schauſtellungen als Lockſpeiſe; die Zeitungen waren voll von Artikeln von ihm, und dem Glanz ſeiner Juwelen, bis eines ſchönen Sommermorgens ein anderer Lion ihn verdrängte. Ein Hippopotamos von den Ufern des Nil war an der Themſe angelangt! Die Königin lag gerade in den Wochen; als ſie geneſen war, wurde er im St. Jamespalaſt vorgeſtellt und erhielt auch eine Einladung an den Hof. Statt prächtiger Geſchenke brachte er ihr ſeltene Waffen von verſchiedenen Häuptlingen, was anſprach. Seine Aeußerungen waren mitunter recht naiv. Auf die Frage des Miniſters was ihm am Hof am meiſten aufgefallen ſey, erwiederte er daß die erſte Dame des Landes ſtundenlang ſtehe um die Huldigungen der niedrigſten ihrer Unterthanen entgegenzunehmen. Auf die Frage Lord Goughs: Was ſein Name Jung Bahadur bedeute, ſagte er: Der Mächtige im Krieg, und auf deſſen Bemerkung, das ſey ein recht paſſender Name für einen ſo tapferen Mann, bemerkte er, ſein Name ſey ihm nur zufällig bei ſeiner Geburt ertheilt, Se. Lordſchaft ſey aber der wahre Jung Bahadur; er habe den Titel verdient. Seinen entſchiedenen Charakter zeigte er bei folgender Gelegenheit: er liebte Pferde, ſah eines Morgens ein ſchönes Pferd in Piccadilly und fragte nach dem Preiſe: es wurden 300 Guineen gefordert. Er wollte es zuvor verſuchen, und ließ ſeinen Bruder ein gezogenes Schwert einige Fuß über den Boden halten, beſtieg es und ſetzte mit dem Pferd darüber weg. Der Händler verlangte nun 400 Guineen; er bot ihm 200; ließe er ihn aber ſeinen Wagen beſteigen, ſo bekäme er nicht mehr als 100. Der proteſtirte, jener ſprang aber in ſeinen Wagen, und der Händler mußte nun mit 100 Guineen zufrieden ſeyn. Er gab ihm 125. Er war ſonſt kein Knicker; er hatte Sir Benjamin Brodies' ärztliche Hülfe in Anſpruch nehmen müſſen, und legte ihm einen Beutel mit 500 Sovereigns auf den Tiſch; der nahm nur 100 davon und ſandte ihm für 75 L. noch chirurgiſche Inſtrumente. Der Geſandte beſuchte auch Schottland und Frankreich, wo General Changarnier ihm ſeinen Beſuch machte, und Napoleon ihn empfieng. Seine Körperkraft war außerordentlich. Er hatte ſich ſchon in den früheren Parteikämpfen in Nepal hervorgethan. Nach ſeiner eigenthümlichen Lebensart genoß er in Paris nur Fiſche, Vegetabilien und etwas Wild; jeder mußte in ſeinem Zimmer allein für ſich eſſen. Vor einem Gauner, einem Baron von Ardennes, der ihn ſeines Schmuckes berauben wollte, ſchützte ihn der Director der Oper; aber einer Tänzerin, der er ſich hingab, mußte er von ſeinem Schmuck laſſen. In Marſeille ſchiffte er ſich nach Alexandrien und Indien ein. Heimgekehrt mußte er viele üble Nachreden erdulden, er habe ſeine Kaſte verloren, indem er mit den Parias in England gegeſſen und getrunken habe; dieß war indeß keineswegs der Fall geweſen, vielmehr hatte er ſtreng ſeine religiöſen Vorſchriften beobachtet. Er verſammelte daher die Truppen in Parade, berief den Verleumder, und da der ihm zu Füßen fiel und um Verzeihung bat, überſchüttete der General ihn mit einem Strom von Schimpfworten, woran die Hinduſprache ſo reich iſt, und ließ ihn dann von ſeinen Soldaten mißhandeln. Er hat ſich als Oberbefehlshaber in Nepal behauptet, und ſpäter 1855 einen Feldzug gegen Tübet mit Erfolg unternommen, über den wir aber nur unvollkommen unterrichtet ſind. Die Tübetaner ſollen in die Nordoſtgränze Nepals eingefallen ſeyn, 25 Hirten ermordet und 7000 Kühe und Schafe weggetrieben haben. Aus dieſem Anlaß drangen die Nepaleſen in Tübet ein, nahmen am 22 April 1855 Kirung mit 24 Dörfern ein, während eine andere Abtheilung das tübetaniſche Heer ſchlug, und eine dritte mit alten und neudiſciplinirten Soldaten und 44 Kanonen, 1—12 Pfündern, zum Angriff gegen Digartſchi vorrückten und 7000 Tübetaner, die ſich in einen Hinterhalt gelegt hatten, am 5 Jun. ſchlug (Ind. News 1855. p. 370). Später hieß es, Jung Bahadur habe mit Tübet Frieden geſchloſſen gegen Bezahlung von 3½ Mill. L. oder Abtretung von ganz Unter-Tübet (ib. p. 390); dieß war aber nicht wahrſcheinlich, und nach dem Brief des erſten Miniſters von Nepal an den frühern brittiſchen Agenten in der Times von 1856 ſtipulirt der Friedensvertrag nur die Aufhebung aller frühern Zölle und andern Abgaben für die nach Tübet handelnden Nepaleſen, die Errichtung zweier neuen Factoreien für dieſe, davon eine

Digitized by Google

in H'laſſa, neben den 32 alten, und die Zahlung von 16,000 Rupien jährlichen Tributs an Nepal.

Wir haben die charakteriſtiſchen Züge über die Gurkhas hervorgehoben, da die Engländer beim Abfall der Hindu-Sipahis neben den Sikhs auf die Gurkhas vorzugsweiſe bauen, die ſie als die beſten Soldaten rühmen. Schon 1815 hatten ſie nach Smith (II. p. 230) aus den aufgelöſten Nepaltruppen vier Bataillone, jedes von 10 Compagnien, aus einem Subadar, vier Dſchemadars, ach: Havildars, acht Naicks, zwei Horniſten (Buglers) und 120 Gemeinen beſtehend, gebildet. Das eine Bataillon ſtand in Sirmor, zwei andere in Sabathu, eins in Kumaon. Die Gurkhas trugen ihr Bergcoſtüm; ſie waren mit Zelten nicht beſchwert, ſie waren an Bivouacs unter freiem Himmel gewöhnt. Oberſt Nicols traute den kleinen Hochländern erſt nicht; er meinte, ſie würden gegen ihre Brüder in Nepal nicht fechten. Ihr Befehlshaber lächelte aber darüber. Als bloße Glücksſoldaten würden ſie treu und brav für den der ſie bezahle kämpfen. Der Generalgouverneur im Rath konnte auch bald die kleinen Gurkhas beloben. 1825 wurde das Sirmor-Bataillon, das zuſammengeſchmolzen war, wieder auf 10 Compagnien gebracht. Sie vertrugen ſich gut mit den Europäern, und gewannen durch ihre Bravour bald deren Achtung. „Die Europäer, meinten ſie, ſind tapfer wie Löwen; es ſind prächtige Sipahis, und ſie kommen beinahe uns gleich.“ Das Gurkhacorps iſt mit Flinten bewaffnet, ihre Uniform gleicht der der Sipahis von der Linie: Grün mit ſchwarzen Aufſchlägen, ſchwarzer Koppel, grünem Tſchako mit Bronzeverzierung. Eigenthümlich iſt ihnen der Khokery, immer ihr Eigenthum, von der Form eines gekrümmten Meſſers, 14—16″ lang, 2½″ breit, eine treffliche Waffe. Die Scheide birgt zugleich mehrere kleine Meſſer, Scheere, Nadel und Draht, und eine getrocknete Baumrinde, ſtatt Zunder. So iſt der Soldat unabhängig von einem Commiſſariat. Hat er Hunger, ſo ſchießt er ſich ein Wild, macht ſich Feuer an, haut ſich Brennholz. Auch die Pfahlwerke, die den Nepaleſen eigen ſind, und welche die Engländer als ſehr zweckmäßig nachahmten, zuſammenzuhauen, iſt die Waffe vorzüglich geeignet.

Der ächte Gurkha iſt an ſeinen hohen Backenknochen, ſeinem breiten tatariſchen Geſichte, ſeinen kleinen langgeſchlitzten Augen und dem Mangel alles Backenbartes kenntlich. Nur auf der Oberlippe hat er einzelne Haare, die ſorgfältig gepflegt werden. Er iſt bedeutend kleiner als der Hindu, von breiter Bruſt, mit einem ſtierartigen Nacken, die Muskeln an Schenkel und Bein ſind enorm entwickelt. Sie ertragen große Strapazen; auf ihren Jagdzügen in den wilden Wäldern machen ſie Tagemärſche, die dem Europäer unglaublich dünken, und kehren mit ſchwerer Jagdbeute beladen heim. Der Gemeine erhält nur fünf Rupien acht Anas Sold, und die Jagdbeute muß oft aushelfen. Seine beſtändigen Jagdzüge machen ihn von ſelbſt ſchon zu einem guten Schützen, der ſparſam mit ſeiner Munition umgeht. Sie ſind ſehr tractabel, zwar leicht reizbar, aber der Unwille verfliegt auch ſchnell wieder, ſie ſind nicht rachſüchtig. Dem Spiel ſind ſie ergeben; das Geld wird nicht geachtet. An Feſttagen ergeben ſie ſich berauſchenden Getränken, aber nicht im Dienſt. Sie ſind ſehr abergläubiſch; beim Opfer haut der geübteſte Schwertmann wohl einem Büffel mit einem Hieb den Kopf ab. Männer, Frauen und Kinder reiben dann wohl mit dem Blut ihre Hände und Füße. Ihre europäiſche Uniform beachten ſie nicht beſonders, und die Invaliden kehren meiſt zum Pflug zurück.

Miscellen.

Eine Colonie von Albatroſſen und Pinguinen (Sturmvögeln und Fettgänſen). Man lieſt in W. Parker Snow's „A two years' Cruise off Tierra del Fuego“ etc. unter anderm: „Da Sturmvögel und Fettgänſe ein ſehenswerther Anblick waren, ſo ſtieg ich die faſt ſenkrechten Felſen hinan, und traf dort ein mein Auge in hohem Grad befriedigendes Schauſpiel. Das Lager war ein gelichteter oblonger Raum von vielleicht einigen Hundert Ellen in der Länge, hatte aber eine unregelmäßige Breite von nicht mehr als zwölf oder zwanzig Ellen. Auf dieſem Platze befanden ſich, in ruhiger Würde, eine Menge Pinguinen und Mollemocken, die ihre Jungen warteten und pflegten, welche auf becherartigen, etwa einen Fuß hohen Neſtern beiſammenhockten. Es waren junge Mollemocken, deren Federn erſt anfiengen ihre flaumige Geſtalt zu verlieren. Als ich ihnen nahe kam, ſpuckten ſie eine ölige Subſtanz aus ihrem Schnabel nach mir, und babbelten laut; ſonſt aber machten ſie keine weitere Bewegung. Die Alten flogen in allen Richtungen umher — theils nach der See um Futter zu holen, theils zurück um die Brut zu äzen. Die Alten machten keinen Lärm, ſondern flogen, als ob ſie meiner gar nicht achteten, ruhig hin und her. Die jungen Pinguinen waren in einer andern Art Neſt, und ließen mich ohne weitere Umſtände vorüberwandeln. Sie ſchienen in gewiſſe Claſſen eingetheilt zu ſeyn, denn einige waren ausgewachſener als die andern, und hockten, wo dieß der Fall war, hauſenweiſe beiſammen. Beſonders fiel mir die augenſcheinliche Anhänglichkeit auf, welche zwei der Mollemocken für einander an den Tag legten, und wäre mir meine Zeit nicht ſo ſpärlich zugemeſſen geweſen, ſo hätte ich ſtundenlang bei dieſer Vögelcolonie ſtehen und ſie beobachten können.“

*

Das Grab des Pontius Pilatus? Nicht weit von der Stadt Vienne, im franzöſiſchen Departement der Iſère, ſteht im Feld eine hohe Pyramide, die gar berühmt iſt. Das Volk ſagt, es liege da der bekannteſte Menſch in der ganzen Welt begraben, der Mann den bei uns nicht bloß jeder Profeſſor, jeder Gelehrte und Dorfſchulmeiſter, ſondern im allgemeinen ein jeder Bürger und Bauer, ja jede Frau und jedes Kind kennt, und der ſeit faſt zweitauſend Jahren mehr als irgendein anderer Menſch genannt worden iſt; der Mann von dem der Hottentotte und Kaffer, der Indianer im hohen Norden, wie der Bewohner der Süd-See-Inſeln, der Amerikaner und Aſiate, ſo wie wohl ein jeder Europäer weiß der ſeit achtzehnhundert Jahren gelebt hat, nämlich Pontius Pilatus, und allerdings ſagt die Kirchengeſchichte wirklich daß dieſer römiſche Statthalter und Landvogt in Judäa, welcher nach der Verurtheilung Jeſu abberufen und quieſcirt worden, in die Gegend von Vienne, und zwar cum ape pendendi, d. h. mit der Ausſicht gehangen zu werden, verſtoßen worden ſey. Dagegen glauben andere Gelehrte daß dort ein anderer Landvogt begraben ſey als Pontius Pilatus, und nach der Legende iſt vielmehr der auf dem Pilatusberg im Schweizer Kanton Luzern befindliche Pilatus-See das Grab des Pontius Pilatus.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitize

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 43. 23 October 1857.

Die Wunder der Eisenbahnen.

(Aus dem Athenäum.)

Als Georg Stephenson von einer Locomotive sprach welche den Weg von Newcastle nach London im Verhältniß von fünfzehn englischen Meilen in der Stunde zurücklege, gab es keinen Kutscher auf der ganzen Straßenlinie, der, die Aeußerung vernehmend, nicht Mitleid mit dem armen Gentleman gehabt hätte von welchem dieselbe ausgegangen war. Als der Ingenieur seine Plane vor einem Parlamentsausschuß entwickelte, überhäuften ihn die geistreichsten wie die geistlosesten Männer mit Vorwürfen, Spott und Verachtung. Zeitschriften, die wußten daß Brief- und Fahrposten, welche zehn Meilen in der Stunde zurücklegten, hin und wieder umwarfen, sprachen mit Widerstreben für die Eisenbahn, baten aber die Legislatur, sie möge eine größere Schnelligkeit als acht oder zehn Meilen in der Stunde verbieten. „Ruin," war der ewige Refrain des Liedes, das die achtbare Mehrheit der Neuerungsfeinde sang. Noch jetzt gibt es viele Leute die sich der Eilfertigkeit erinnern womit die mancherlei Wagen von den verschiedenen Enden der Stadt aufbrachen „hinab" nach ihren Bestimmungsorten im Lande. Es war eine der köstlichsten Unterhaltungen Sir Henry Peytons diesem „Spectakel" im White House Cellar zuzuschauen. Da herrschte denn manche Verwirrung und Ungewißheit, letztere besonders; denn Reisende welche ihre Plätze nicht gebucht hatten, konnten nicht mit Sicherheit darauf rechnen auch wirklich Platz zu finden, und die verschiedenen Claims von „Gütern" und „Gepäck" führten oft zu einem von seinen Besitzungen getrennten Reisenden. Wenn die „Langkutschen" abgegangen waren — und es geschah sehr selten daß mehr als vier nach einer und derselben Stadt abgiengen — gab es auf dem Fahrpostamt bis Abends nur sehr wenig zu thun, ausgenommen etwa mit solchen Reisenden die nach Zwischenstationen fahren wollten. Um diese Zeit aber war man dann stundenlang über und über beschäftigt. Jetzt drängen sich die Geschäfte Tage lang, und alles ist in Bewegung. Die Zunahme der Reisenden ist so groß, daß, falls man zum alten Beförderungssystem zurückkehren müßte, dieß unmöglich wäre, wenn die Reisenden nicht 60 Millionen jährlich zusammen schössen. Jetzt werden sie nebst den „Gütern" für zwanzig Millionen befördert. So hoch belief sich die Summe im Jahr 1854. Der Kostenunterschied beträgt also vierzig Millionen — eine Summe welche, wie Hr. Robert Stephenson (der talentvolle Sohn Georgs) bemerkt, um 50 Proc. die Zinsen der Nationalschuld übersteigt!

Es liegt etwas staunenswerthes in der Thatsache daß in weniger mehr als einem Viertel Jahrhundert ein volles Drittheil des Betrags des Capitals der Staatsschuld auf etwa zehntausend Meilen Eisenbahn verausgabt worden ist. Die Länge dieser Schienenwege beträgt ungefähr die Hälfte des Durchmessers der Erde, und übertrifft die eines Dutzends der längsten Flüsse in Europa. Die Großartigkeit dieser Unternehmungen zeigt sich bei einzelnen Linien sowohl als bei dem ganzen System überhaupt. Das Capital der Nordwestbahn beläuft sich auf mehr als dreiunddreißig Millionen, und ihre jährlichen Einkünfte betragen ungefähr den dritten Theil ihres Anlagecapitals. Ihre Bediensteten sind zahlreicher als einige Heere welche entscheidende Schlachten geschlagen haben: sie belaufen sich auf dreizehntausend Köpfe. Stationen auf dieser einzigen Linie gibt es etwa dreihundert und fünfzig. Mehr als zweimalhunderttausend Züge jährlich führen (in runden Zahlen) zehn Millionen Reisende, und durchlaufen in derselben Zeit nahezu eben so viele Millionen Meilen. Rechnet man auf jeden Reisenden die von ihm durchwanderte Anzahl Meilen, so beträgt die Gesammtsumme für alle — fortwährend jährlich — zweihundert und zweiundvierzig Millionen. Diese Gesellschaft hat einen Geschäftsverkehr mit einundsechzig Eisenbahnen, und fünf Millionen Tonnen Güter und Kohlen finden eine leichte und rasche Beförderung, welche den West-Countryman, der da glaubte daß Straßen nur für den Taglöhnerskarren von Nutzen seyen, in Erstaunen versetzt haben würde.

„Die Menschen werden hin und her gehen, und die Kenntnisse sich mehren," sagte der Prophet, und wahrlich dieser Zeitpunkt scheint jetzt gekommen zu seyn. Als das „Kutschiren" seinen Höhepunkt erreicht hatte, machten sämmtliche im Wagen unternommene Reisen, lange wie kurze, das ganze Jahr hindurch keine sechs Millionen aus. Vor einem Jahr wurden hundert Millionen gesonderte Reisen vollendet, und die dabei vorgekommenen Unglücksfälle beliefen sich auf einen bei je sieben Millionen Reisenden. Zehntausend Wagen und hunderteundfünfzigtausend Pferde würden für die wandernde Bevölkerung heutigen Tags kaum genügen.

Es läßt sich als Thatsache annehmen daß ohne die Schiene

Digitized by Google

das wohlfeile Posttaxſyſtem nicht hätte durchgeführt werden können. Binnen zwei Jahren ſind drei Viertheile eines Jahrhunderts verfloſſen ſeit der erſte Briefpoſtwagen in Briſtol eingeführt wurde. Vor dieſer Zeit beförderten Pferde oder Karren, die beide gleich leicht ausgeraubt werden konnten, die „Correſpondenz“ derjenigen welche einen brieflichen Verkehr unterhielten. Die Beſchränktheit dieſes Verkehrs läßt ſich aus dem Umſtand entnehmen daß es nichts ungewöhnliches war wenn das Londoner Brieffelleiſen mit einem einzigen Brief in Edinburg ankam. Jetzt werden täglich mehr als 21,000 Briefe aus dem Süden in jener Stadt abgeliefert. Viele Tauſende paſſiren dieſelbe, außer den 12 oder 13,000 Zeitungen und den ſechs oder ſiebentauſend Büchern und Flugſchriften welche die Eiſenbahnen befördern. Zur Zeit der Errichtung der Briefpoſtwagen betrugen die Einkünfte des Poſtamts nur 146,000 Pfd. St. jährlich. Nach Verlauf eines halben Jahrhunderts beliefen ſich dieſelben auf mehr als 2,000,000 Pfd. St.! Die Briefpoſtzüge haben das Poſtamt in den Stand geſetzt die verminderte und gleichförmige Poſttaxe allmählich zu ertragen. Bei den alten Pferdepoſten würden die Ausgaben zu groß geweſen ſeyn für ein ſolches Opfer, und ſo ſind die Eiſenbahnen nicht nur eine Wohlthat für Reiſende, ſondern auch für diejenigen welche bei einer wohlfeilen und ſchnellen Briefbeförderung betheiligt ſind. Im Jahr 1838 wurde die Geſammtmaſſe der Londoner Briefe von achtundzwanzig Briefpoſtwagen, deren jeder etwa 3¼ Centner Briefe und Zeitungen mitnahm, aufs Land befördert. Jetzt gibt es auf einer einzigen Eiſenbahnlinie, der London und North-Weſtern, nicht nur ein fliegendes Poſtamt, ſondern es werden auch ſechs- oder achtmal in der Nacht die Correſpondenzen und Zeitungen befördert welche an Perſonen gerichtet ſind die innerhalb der an dieſe Linie anſtoßenden Bezirke wohnen.

Die Kutſchen-Eigenthümer galten insgemein für „Geldleute,“ allein was war all ihr Reichthum, wirklicher oder eingebildeter, gegen den der Schienenweg-Eigenthümer, als einer Körperſchaft? Mit Einſchluß von Schottland und Irland, und mit Einrechnung der Seitenwege, haben wir 18,000 M. Eiſenſtraße. Zur Vollendung dieſes mächtigen Werks hat das Parlament die Ermächtigung ertheilt zu der Aufnahme eines Capitals von nahezu 400,000,000 Pf. St. Faſt 300,000,000 Pf. St. ſind wirklich verausgabt worden. Dieſe ungeheure Summe repräſentirt mehr als ein Drittheil der Nationalſchuld, und iſt mehr denn viermal ſo groß als das Realeigenthum in Großbritannien. Es läßt ſich in Wahrheit ſagen daß das durch dieſe Summe Erkaufte von weit augenfälligerem Werth iſt als das was durch die binnen zwei Jahren in Sebaſtopol verſunkenen Summen gewonnen ward.

Wahrſcheinlich verweilen weder Reiſende noch Spazierfahrer lange bei der Herrlichkeit, oder den Koſten, der Werke durch welche ſie in den Stand geſetzt werden ihren betreffenden Beſtimmungsorten „zuzufliegen.“ Als Johnſon zu Voltaire ſagte, er ſey im Begriff nach den Hebriden zu gehen, ſchaute ihn der franzöſiſche Schriftſteller voll Erſtaunen an, und wünſchte ſich ſelbſt Glück dazu daß der Engländer ihn nicht zwingen könne ebenfalls in einen ſo entlegenen und barbariſchen Himmelsſtrich zu reiſen — einen Himmelsſtrich, dem die Reiſenden jetzt ſicher und ſchnell mittelſt der Eiſenbahn in einem einzigen Tag faſt auf Geſichtsweite nahe gebracht werden!

Zur Erreichung von Endzwecken dieſer Art haben wir Werke vollbracht welche weder Römer noch Aegypter mit verächtlicher Gleichgültigkeit betrachten könnten. Unſere Tunnel haben mehr als ſiebenzig Meilen Ausdehnung. Im Laufe von fünfundzwanzig Jahren haben wir durchſchnittlich tauſend Eiſenbahnbrücken jährlich gebaut. Alle andern Brücken in England kommen dieſer Anzahl nicht gleich. Was die Erdwerke betrifft, ſo können wir dieſelben kaum begreifen, wenn man uns ſagt daß ihre Ausdehnung 550 Millionen cubiſche Ellen zählt. Wir können uns das Großartige derſelben beſſer verſtellen, wenn wir hören daß die ſo bewegte Erde, auf einen Platz zuſammengeführt, einen Berg bilden würde der eine halbe Meile im Durchmeſſer hätte und anderthalb Meilen hoch wäre. Daß das Werk von dem Publicum gewürdigt wird, ergibt ſich als ausgemachte Thatſache ſchon daraus: daß dritthalb Meilen Eiſenbahn jede Secunde das ganze Jahr hindurch bedeckt ſind! Wir führen dieß auf die Gewährſchaft Hrn. Robert Stephenſons an, aus deſſen Schriften wir erſehen daß die jetzt im Gebrauch befindlichen Locomotiven, mehr als 5000, in Einer Linie aufgeſtellt, über dreißig Meilen Grund und Boden bedecken würden. Die Wagen verſchiedener Arten, mehr als 150,000, würden 500 Meilen erreichen, und der Werth des rollenden Capitals allein beläuft ſich auf 25,000,000 Pf. Sterling! Wir haben von Einer Geſellſchaft geſprochen welche ein kleines Heer von Bedienſteten unterhält. Die vereinigten Geſellſchaften beſitzen eine Heerſchaar welche, Diener und Beamtete zuſammengerechnet, ſich auf etwa 100,000 Köpfe beläuft. Wir fürchten unſere Leſer irre zu machen mit den Millionen Säcken Steinkohlen welche verbraucht werden, dürften aber vielleicht einen ziemlich genauen und anſchaulichen Begriff von der Summe geben, wenn wir anführen daß auf den Straßen in Großbritannien und Irland vier Tonnen Kohlen und zwanzig Tonnen Waſſer in jeder Minute das ganze Jahr hindurch in Dampf aufgehen! Hier iſt eine Thatſache die einen denkenden Mann, in welcher Wagenclaſſe er auch reiſe, mit Ehrfurcht erfüllen wird.

Der Zauber welchen die Leiſtungen ausüben, kommt dem mächtigen Wunder der Vollendung gleich. Welche Linie alter Poſtwagen ließe ſich mit den Fuhrwerken vergleichen die alljährlich 120 Millionen Reiſende befördern? Rechnet man vierzehn auf die Tonne, ſo iſt das Geſammtgewicht leicht zu beſtimmen. Und dieſe Laſt wird mit einer Schnelligkeit, einer Sicherheit und einem durchgängigen Erfolg von der Stelle gebracht, daß die emeritirten Fuhrleute noch jetzt die Hände über dem Kopf zuſammenſchlagen. Reiſende und Güter zahlen für ihre Fortbringung das hübſche Sümmchen von 20 Mill. Pf. St. jährlich!

Andererſeits waren aber auch große Auslagen erforderlich, ehe Reiſende um die wenigen Halfpence per Meile, die in ihrer Geſammtheit zu den oben erwähnten Millionen Pfd. Sterling aufkaufen, befördert werden konnten: 14,000,000 Pfd. St. wurden allein für Parlamentsacten — für die Erlaubniß das Werk beginnen zu dürfen, verausgabt! Wir haben geſagt, das aufgenommene Capital belaufe ſich auf nahezu 300,000,000 Pf. St. Ein Viertheil dieſer Summe wurde zum Ankauf von Land und dergleichen, d. h. für Oertlichkeiten verwendet, auf denen man zum Beginn des Werkes ſchreiten konnte. Dieß war nur ein vorbereitender Schritt. Ehe das Syſtem vollſtändig entwickelt war, mußte man für folgende kleine Items ſorgen: zuerſt für 26,000,000 „Schläfer“

Digitized by Google

(Querſchwellen), welche indeß den ſtabilen Charakter der in ihrem Namen liegt, durchaus nicht verdienen, da alljährlich im Durchſchnitt 2,000,000 davon verſchwinden. Auch die Schienen, die, wie jedes andere Eiſenbahn-Item, nach Millionen rechnen, müſſen im Durchſchnitt von 20,000 Tonnen jährlich erſetzt werden. Steinkohlen und Eiſen braucht man in einem Umfang welcher denkende Menſchen mit einiger Sorge auf unſere Bergwerke blicken läßt; gleich ängſtliche Blicke mögen ſie auf die Wälder richten. Wir haben der „Schläfer" Erwähnung gethan. Zur Herbeiſchaffung dieſer allein iſt das Fällen von jährlich 300,000 Bäumen vonnöthen. 5000 Acres Waldung müſſen jährlich gelichtet werden um die benöthigte Maſſe „Schläfer" zu bekommen — ein gut gewachſener Baum aber liefert nur ſechs.

Ferner dürfen wir, nachdem wir von der Anzahl der regelmäßigen Diener der verſchiedenen Geſellſchaften geſprochen, nicht vergeſſen daß die Eiſenbahnen außerdem noch 50,000 Perſonen Beſchäftigung geben. Rechnet man die Beamten, die Diener, die Arbeitsleute welche durch das Eiſenbahnſyſtem in Thätigkeit verſetzt werden, ihre Frauen und Familien, ſo haben wir ungefähr eine halbe Million Menſchen, oder 1 auf 50 der Geſammtbevölkerung, die, unmittelbar oder mittelbar, von der Schiene abhängen. Das Kutſchirſyſtem brachte nie, auch nur verhältnißmäßig, etwas gleich wohlthätiges zu Stande. Allein die Poſtwagen beförderten in einem ganzen Jahr kaum ſo viele Perſonen als jetzt in vierzehn Tagen befördert werden. Eine merkwürdige ſtatiſtiſche Berechnung iſt bezüglich derartiger Unterſchiede angeſtellt worden. Zum Beiſpiel: 111,000,000 Menſchen reiſen jährlich zwölf (engl.) Meilen weit, und brauchen dazu eine halbe Stunde. Der Poſtwagen befuhr dieſelbe Strecke in anderthalb Stunden. Die ſolchergeſtalt an der obenerwähnten Anzahl erſparten Stunden ſind gleich 38,000 Jahren. Nehmen wir nun an, dieſe Zeiterſparer ſeyen Menſchen welche täglich acht Stunden, zu 3 Shillingen täglich für ihre Mühewaltung, arbeiten, ſo haben wir eine offenbare Erſparniß von 2,000,000 Pf. St. jährlich. Die wirkliche Erſparniß iſt ohne Zweifel ſehr groß. Wir erinnern uns noch recht wohl der Zeit in welcher man unter einer halben Krone nicht von Brentford nach London gelangen konnte. Die doppelte und ſehr langſame Tagreiſe machte die Ausgabe ſo groß, daß dieſer Ort (und andere gleich ihm, in Bezug auf London) außerhalb der Gränzen lag welche ein arbeitender Mann zu ſeinem Vergnügen erreichen konnte. Er war nicht im Stande ſeine Familie um weniger als ſeinen Wochenlohn mit ſich zu nehmen. Jetzt kann er eine fünfmal ſo große Entfernung um die Hälfte Geldes zurücklegen, nämlich nach Reading. Ja, es gibt Gelegenheiten wo er zu einem niedrigeren Preiſe ſelbſt noch weiter reiſen kann, und dieſe Gelegenheiten ſind häufiger als jene ausnahmsweiſen Fälle zu den Zeiten in welchen die Fuhrleute einander gegenſeitig Oppoſition machten, die Fahrpreiſe herabdrückten, die Reiſenden durch Verſprechungen unentgeltlicher Beförderung anlockten und ſie überdieß noch mit einer Flaſche Wein bewirtheten.

Die Poſtkutſche behauptet ſich aber immer noch im Beſitz von einigen unſerer hügeligen oder bergigen Diſtricte. In den meiſten dieſer Plätze iſt das Syſtem gut durchgeführt; in keinem aber beſſer als auf den 100 Meilen Straße zwiſchen Dunkeld und Inverneß. Dieſe Strecke wird in einem langen Sommertage zurückgelegt; die Koſtſpieligkeit dieſes Syſtems aber läßt ſich daraus entnehmen daß dieſe 100 Meilen, für die Hin- und Herreiſen, ſo wie zum Erſatz bei Unglücksfällen, nicht weniger als 200 Pferde erfordern. So groß auch die Koſten des Eiſenbahnſyſtems ſind, hat es doch, wo immer es mit dem Poſtwagen in Concurrenz tritt, den letztern von der Straße verbannt, und zwar hauptſächlich darum weil eine große Menge Reiſender faſt um dieſelben Koſten befördert werden kann wie einzelne wenige, und noch dazu mit einer Schnelligkeit von 40 oder 50 engliſchen Meilen in der Stunde.

Dr. Krapfs Seereiſe an der ſüdarabiſchen Küſte von Aden bis Sihut, an der oſtafrikaniſchen Küſte vom Cap Guardafui bis zur Inſel Sanſibar.

(Fortſetzung.)

4 Dec. Wir brachten die letzte Nacht ſchlaflos zu, da das Hin- und Herrollen des Schiffes erſchütternd war. Die See wurde ſehr unruhig gemacht durch ſtarke Brandungen, die an die Küſte und einige einzeln ſtehende Felſen mit donnerähnlichem Getöſe ſchlugen. Die Matroſen hatten uns Hoffnung gemacht daß ſich heute ein friſcher Landwind erheben werde, weil ſie den Abend zuvor Wolken am Horizont beobachtet hatten, die über den Bergen im Innern des Landes hiengen, und in der That erhob ſich nach Sonnenaufgang ein ſanfter Landwind, der uns hoffen ließ bald aus unſerm Geduldsſtand erlöst zu werden und nach Makalla zu gelangen, wohin wir uns angelegentlich ſehnten, da unſer Proviant und Waſſer zu Ende gieng. Wir wünſchten ſchon Ras-Borun ein letztes Lebewohl zu ſagen, aber ſiehe! da ſtirbt der Wind weg, und wir ſind wieder wie angefeſſelt, ja die Strömung bringt uns immer mehr zurück. Nach einigen Stunden erhebt ſich wieder ein Lüftchen, unſere Hoffnung wächst, allein bald zerrinnt ſie wieder in dumpfe Windſtille. Endlich erhob ſich doch ein friſcher Wind, der uns bald aus dem Geſicht von Ras-Borun brachte, an dem wir drei Tage gehalten waren.

Wir erreichten am 5 Dec. Nachmittags die wichtige Küſtenſtadt Makalla, wo wir ans Land ſtiegen. Makalla liegt am Fuß eines ſteilen Hügels, auf welchem mehrere kleine Forts angebracht ſind zur Vertheidigung der Stadt gegen Land- und Seefeinde. Die Forts ſcheinen aber in einem ſehr erbärmlichen Zuſtand zu ſeyn. Der Hafen iſt ſehr gut und liegt in einer Bucht, die freilich gegen den Südweſtwind nicht ganz geſichert iſt. Die Boote können ganz nahe an das Ufer gelangen. Der Anblick der Stadt von außen her iſt intereſſant. Hohe weiße, aus Stein gebaute Häuſer ragen ins Meer hinaus, und werden von ſeinen Wellen beſpült. Die

Digitized by Google

Straßen ſind aber ſehr eng, und wahrſcheinlich abſichtlich ſo eng gebaut, um die Ueberfälle der Beduinen leichter abzuwehren. Dieſe Steinhäuſer bilden den ſchönſten Theil der Stadt, der nur von den Vornehmen und Kaufleuten bewohnt wird. Er enthält auch die Reſidenz des Fürſten. Der andere Theil der Stadt, der von dieſem etwa hundert Schritt entfernt liegt, wird von der ärmern Claſſe und den Beduinen bewohnt; er enthält größtentheils Strohhütten, und bildet das äußerſte Ende der Stadt gegen das Land hinaus, das von einer Mauer umgeben iſt, die ſich gegenwärtig in einem ſo zerriſſenen Zuſtand befindet, daß die Beduinen die Stadt leicht überfallen könnten.

Makalla iſt eine bedeutende Handelsſtadt, welche Verkehr hat mit allen Häfen des rothen Meeres, beſonders mit Mocha, Dſchidda und Maſſowa, ſodann mit der ganzen Suahili-Küſte, ferner mit Mascat, mit dem perſiſchen Meerbuſen, ja ſelbſt mit Bombay.

Die Engländer ſind hier ſehr geachtet, ja gefürchtet, ſeit Capitän Haines im J. 1842 ein Kriegsſchiff dahin geſandt hat, um den Fürſten für allerlei Erpreſſungen die er gegen engliſche Unterthanen (Banianen) begangen hatte, zur Rede zu ſtellen und zur Rückerſtattung zu zwingen.

Als ich mit meiner Frau ans Land gieng, verſammelte ſich augenblicklich eine große Menge Menſchen um uns her, die in höchſte Verwunderung über die europäiſche Frau geriethen. Als wir Arm in Arm durch die Straßen wandelten, wuchs die Menge und das Erſtaunen, das ſich oft laut in Worten ausſprach. Ein finſterer Beduine rief aus: „O du Sohn des Teufels.“ Ein anderer der an uns vorbei gieng, und als fürchtete er etwas böſes von uns, rief betend aus: „Im Namen Gottes des Barmherzigen.“ Ein dritter ſtellte ſich vor meine Frau und ſchrie: „Gott, was für ein Weſen iſt das?“ Die Kinder die uns auf den Gaſſen nachliefen, erhoben ein Geſchrei und riefen: „Horma, Horma, d. h. Frau, Frau.“ Wir waren froh das Haus des Banianen Lala Mohammed zu erreichen, der als engliſcher Agent figurirte, und der ſich alle Mühe gab ſich durch Dienſtleiſtungen zu empfehlen, damit wir ihn bei Capitän Haines empfehlen möchten. Lala führte uns in das oberſte Gemach ſeines Hauſes, wo hohe Fenſter der Luft freien Zugang geſtatteten; in den untern Gemächern iſt es nicht auszuhalten, dieſe ſind für die Frauen beſtimmt und wie Gefängniſſe erbaut.

Lala brachte uns köſtliche ſüße Milch, Nüſſe aus Mascat, Weinbeeren ꝛc. In Begleitung Lala's begab ich mich zum Fürſten (Emir), um ihm meine Aufwartung zu machen. Das Haus das er bewohnt, erregte in mir grauenhafte Gefühle, indem ich durch ein Labyrinth finſterer Gänge und Gemächer wandern mußte, aus denen ich nicht hätte entfliehen können, im Fall der Fürſt böſe Abſichten gegen mich gehabt hätte. Ich konnte nur mit Schaudern auf dieſen Mann blicken, der vor einem Jahr ſeinen Bruder ſammt deſſen Familie ermordet und ſich zum Fürſten von Makalla erhoben hatte. Er war übrigens äußerſt höflich, gab mir ſeinen Stuhl, während er ſich auf den Boden ſetzte. Ich lehnte natürlich dieſe Ehre ab, allein es half mir nichts, ich mußte den Stuhl behalten. Offenbar wollte er durch dieſe Höflichkeit einen guten Eindruck auf mich machen, und mich veranlaſſen ihn bei dem Gouverneur in Aden zu empfehlen. Es iſt doch erſtaunlich wie hoch der britiſche Name geachtet wird in dieſen Ländern, zumal da wo die Britten ihre Macht mit Kriegsſchiffen oder Soldaten fühlbar gemacht haben. Ein Europäer, welcher Nation er auch ſeyn mag, der den Schutz der britiſchen Macht erfahren hat, wird ſich wohl hüten die britiſche Herrſchaft in fremden Ländern zu verwünſchen, im Gegentheil, er wird es bedauern wenn dieſe Macht je ſinken ſollte, ohne daß eine andere an deren Stelle träte; denn im Augenblick ihres Aufhörens würde die Perſon und das Eigenthum der Reiſenden gefährdet werden von den Eingebornen, welche nur die Furcht vor den Europäern im Zaum halten kann. Wie ſchnell würde das rothe Meer, der perſiſche Meerbuſen und die Oſtküſte von Afrika mit arabiſchen Seeräubern wimmeln, wenn die britiſche Macht aufhören würde. Wer es nicht erfahren, weiß gar nicht wie viel Europa den Britten in jenen Gewäſſern zu verdanken hat, und derſelbe Europäer der in Europa aus Unverſtand die Engländer verwünſchen würde, wird im Augenblick ſeines Eintritts in den fernen Oſten froh ſeyn wenn er ſich unter den Schutz Englands ſtellen kann und darf, da man dort von Franzoſen und Amerikanern nur wenig, und von Deutſchen u. ſ. w. gar nichts weiß.

Nach meiner Rückkehr vom Hauſe des Fürſten, der ſich vielfach über das Verhältniß der Engländer und Franzoſen zu einander erkundigte (eine Frage die ich der Wahrheit getreu ſo zu beantworten ſuchte daß die eine Nation mehr zur See, die andere mehr zu Land das Uebergewicht habe), aßen wir bei Lala zu Mittag. Reis und Fleiſch und Brodkuchen mit Zucker beſtreut wurden aufgetragen. Nach Sonnenuntergang machten wir eine Tour durch die Stadt. Wir kauften einige zierlich geflochtene bemalte Körbchen, aus Palmblättern gefertigt. Dieſe Körbchen aller Art werden nirgends ſo niedlich gemacht als in Makalla. Auf dem Markt war zu dieſer Jahrszeit faſt nichts als friſche Rettige zu haben. Auf dem Waſſermarkt wurden Lederſäcke mit Waſſer gefüllt feilgeboten. Makalla hat ſchlechtes und gutes Waſſer. Das gute muß auf Kamelen weit hergebracht werden.

Die Beduinen haben häufig Verkehr mit der Stadt. Der Anblick dieſer Leute iſt faſt furchterregend, zwei bis drei Meſſer ſtecken in ihren Gürteln, oft ſchön und reich mit Silber verziert, dazu noch eine lange Lanze oder ein Schwert, oft auch eine Flinte. Denkt man ſich dazu ein finſteres Geſicht, das langes ſchwarzes und unordentliches Haar umgibt, ſo hat man ein getreues Bild der Söhne der Wüſte. Nach dieſem Spaziergang wollten wir auf unſer Boot zurückkehren, allein unſer Freund bat uns das Abendbrod bei ihm zu eſſen. Er begab ſich in einen kleinen Hofraum, der an unſer Zimmer gränzte, und verrichtete ſeine Gebete mit großer Andachtsloſigkeit, obwohl er ſeine zehn Finger hinter den Ohren, den Daumen aufs Ohr gedrückt, ausgebreitet hatte als Zeichen ſeiner vollkommenen Sammlung zu Gott. Allah akbar, Gott iſt groß, rief er feierlich aus, und legte ſich auf ſeine Kniee um dieſelben Worte zu wiederholen. Da fiel es ihm ein daß der Knabe die Milch noch nicht gebracht habe, er rutſchte auf ſeinen Knieen zu der Mauer und ſchrie auf die Straße hinunter: o Knabe bringe ſchnell die Milch! und darauf fieng er wieder ſeine Bücklinge und Niederfallungen an. Seine Lippen liſpelten noch die Worte „Allah akbar,“ als ein Sklave etwas zu ihm ſagte; hol (nimm's weg) rief er ihm zu. Als er ſodann hörte daß ſein verzärteltes Söhnlein weinte, rief er die Treppe hinunter: „Ihr Hunde, was macht ihr mit dem Kinde?“ und in demſelben Augenblick wandte er ſich

freundlich zu uns und ſagte: „So Gott will, werdet ihr eine glückliche Reiſe haben.“ Dieſe Geſchichte mag einen Begriff von der ſo viel geprieſenen Andacht der Mohammedaner geben.

7 Dec. Wir verließen Makalla ſehr frühe, immer der Küſte entlang ſegelnd. In der Morgenſtunde paſſirten wir das Dorf Rukub, das ſich ſehr hübſch in Mitte eines Palmwaldes ausnimmt. Die Beduinenſtämme welche hier an der Küſte wohnen, heißen Hemum und Bachſan. Eine lange Gebirgskette erſtreckt ſich bis Sihut.

8 Dec. Obgleich wir vor Einbruch der Nacht die Häuſer von Schaher deutlich erkennen konnten, ſo war es uns doch nicht möglich ſeinen Hafen zu erreichen, aus Mangel an Wind, und weil unſer Capitän nicht gerne bei Nacht fahren wollte. Der Ankerplatz war natürlich ſchlecht, an Ruhe war wenig zu denken. Der reine Horizont gewährte uns einen recht lieblichen Anblick beim Aufgang des Mondes.

Am andern Morgen ſahen wir uns bald im Hafen von Schaher. Dieſe Stadt iſt größer als Makalla, und dehnt ſich dem Meer entlang weit in einer großen Ebene aus. Die Häuſer ſind aber nicht ſo gut als die in Makalla. Die Wohnung des Fürſten iſt allein von Bedeutung. Die Flagge des Imams von Maskat wehte auf ihrem Gipfel, weil dieſer Fürſt nominell die ganze Küſte von Makalla an bis Maskat in Anſpruch nimmt. Schaher hat viel Seeverbindung, doch iſt der Handel nicht ſo blühend als in Makalla. Ich wollte dem Fürſten meine Aufwartung machen, wurde aber abgewieſen unter dem Vorwand daß es heute Freitag ſey. Dieß war das erſtemal daß mir von einem Mohammedaner aus Achtung vor ſeinem Feſttag ein Beſuch abgeſchlagen wurde. Sie machen ſich ſonſt wenig aus ihrem Sonntag.

Die Leute in Schaher waren übrigens nicht ſo freundlich und dienſtfertig als in Makalla, wahrſcheinlich weil ſie noch nicht gelernt haben vor den Europäern zu zittern.

Der Hafen von Schaher iſt ſehr ſchlecht und jedem Wind ausgeſetzt. Am Ufer ſind ſtarke Brandungen, welche das Landen ſehr beſchwerlich, ja gefährlich machen.

9 Dec. Nach einigen Stunden weiteren Aufenthalts entſchloß ſich endlich unſer Capitän zur Abreiſe von Schaher, die wir ſchon geſtern gewünſcht hatten. Immer noch ſegelten wir der Küſte entlang; der Wind war uns nicht günſtig. Um 3 Uhr Nachmittags erreichten wir das Dorf Hami, wo unſere Schiffsleute Waſſer einnehmen wollten. Wir waren begierig die mineraliſchen Quellen zu ſehen, von denen uns die Matroſen erzählt hatten. Unſer Wunſch wurde geſteigert beim Anblick des ſchönen Dorfes, hinter welchem ſich eine ſchöne Anpflanzung von Dattelbäumen hinzieht. Welch ein Zuſammenlauf, welch Erſtaunen erregte unſere Erſcheinung! Die Leute ſagten, ſie hätten noch nie einen Weißen geſehen. Ich konnte dieß nicht glauben. Wohl mögen ſie noch keine europäiſche Frau geſehen haben. Die ſchon in Makalla gehörten Ausdrücke: „Bei Gott, beim Satan, was für ein Weſen iſt das?“ wiederholten ſich auch hier.

Das Dorf Hami (heiß, Hitze) beſteht aus einigen großen Steinhäuſern, ſonſt aber ſieht es ganz ländlich aus, es iſt kein öffentlicher Bazar da, es pflanzt ein jeder ſo viel er bedarf, in dem großen Garten, in den wir eingeführt wurden. Er liegt hinter dem Dorf. Eine ſchmale Pforte führt in dieſen überaus freundlichen Ort. Wir waren beide ganz erſtaunt und freudig überraſcht, unſer Auge ſchaute überall friſches Grün. Wir wandelten auf einem ſchmalen Pfad zwiſchen Beeten von Zwiebeln (die ſelbſt nach Sanſibar ausgeführt werden), Kürbiſſen, Bananen, Klee und anderen Gemüſearten zu einem ziemlich großen Teich, dem das Waſſer durch einen ſchmalen Canal zugeführt wird. Hier ſchöpfen die Leute ihr Waſſer, obgleich es ſo heiß iſt daß man die Hand nicht einen Augenblick darin halten kann. In nicht großer Entfernung ſind drei Quellen von ſiedend heißem Waſſer, die alle mit Schwefelkruſten überzogen ſind. Das Waſſer kommt aus einem Hügel welcher vollkommen kahl und öde iſt. Das Dorf Hami iſt abhängig von dem Fürſten von Makalla, während Boran, das weſtlich von Makalla liegt, unter dem Fürſten von Schaher ſteht. Dieſe Ordnung iſt ſehr ſonderbar und hat ihren Grund in den politiſchen Verhältniſſen dieſer Küſtenſtämme.

Dadurch daß der Fürſt von Schaher ein Beſitzthum im Weſten von Makalla hat, und der Fürſt von Makalla eine Herrſchaft im Oſten von Schaher beſitzt, ſind beide Herrſcher genöthigt mit einander auf einem freundlichen Fuße zu bleiben. Wer weiß ob nicht auch einmal noch in Europa ein ſolches Staatenſyſtem in einem großen Maßſtab entſtehen wird, wenigſtens zwiſchen den drei großen Continentalſtaaten Frankreich, Deutſchland und Rußland?

Wären dieſe heißen Schwefelquellen in Aden, wo man ſie für ärztliche und agriculturale Zwecke benützte, ſo würden ſie die Bedeutung dieſer britiſchen Beſitzung vielfach erhöhen. Unſere Matroſen brachten einen guten Vorrath von dieſem Waſſer aufs Schiff, wo es bald abgekühlt wurde. Es ſchmeckt nicht ſchlecht, aber gekocht macht es die Speiſen etwas bitter.

11 Dec. Wir fuhren an mehreren Dörfern vorbei, welche die Seeleute alle unter dem Namen Mahara zuſammenfaßten. Ich erfuhr ſpäter daß die Leute von Mahara einen von der arabiſchen Sprache ſehr abweichenden Dialekt reden, der auch auf der Inſel Sokôtora (nicht Sokotra) geſprochen wird. Ich habe ſpäter eine Wörterſammlung in der Mahara-Sprache angelegt, und bin im Jahre 1853 mit einem Schiff aus Mahara nach Aden gereist, und hatte ſo eine Gelegenheit dieſe Sprache kennen zu lernen, welche in der That von der arabiſchen bedeutend abweicht. Ich bin durch meine Forſchungen auf die Vermuthung gekommen, ob nicht dieſe Sprache ein Ueberreſt der alten hamiaritiſchen iſt, in welcher, wie es ſcheint, die Inſchriften in Sana niedergelegt ſind.

13 Dec. Nachdem wir mehrere Tage durch Windſtille und ſtarke Strömung hingehalten worden waren, konnten wir erſt heute Sihut erreichen, von wo wir unſere Richtung ſüdlich nehmen werden nach der Inſel Sokotora und Cap Guardafui. Die Stadt Sihut iſt in zwei Theile getheilt mit einem freien Raum in der Mitte. Beide Abtheilungen der Stadt ſtehen ſich meiſt feindlich gegenüber. Der Gouverneur wird nicht ſehr geachtet und jedermann thut wie es ihm wohlgefällt.

Vor einigen Jahren gieng unſer Capitän in den größern Theil der Stadt um ſeine Einkäufe in Fiſchen u. ſ. w. zu machen; darüber wurden die Bewohner der kleinen Stadt ſo erbittert, daß ſie vor den Augen des Capitäns den Mann erſtachen der ihm Schutz gewährt hatte. Er warnte mich deßhalb nicht ans Land zu gehen — ein Rath den ich befolgte.

Einige Banianen, die man überall findet wo es etwas zu ge-

Digitized by Google

winnen gibt, halten ſich oft längere Zeit hier auf, allein ſie ſind genöthigt Geſchenke zu machen, wenn ſie von ihnen gefordert werden. Boote die nach Sanſibar gehen, ſprechen gewöhnlich hier ein, um getrocknete Fiſche und Fiſchöl zu kaufen, denn die Bucht von Sihut iſt äußerſt fiſchreich, wie überhaupt die ſüdarabiſche Küſte, an der die Leute meiſt von Fiſchen und Datteln leben. Unſere Matroſen durften in Sihut nur die Angeln auswerfen, ſo waren ſie gewiß einen Fang zu thun. Die Bewohner von Sihut haben wenig oder keine Verbindung mit dem Innern von Arabien, aber viel mit Socotora, und der Gouverneur von Sihut herrſcht oft über dieſe Inſel. Wir konnten keinen Proviant in Sihut kaufen, was uns leid that, da wir bis zur afrikaniſchen Küſte keine Gelegenheit mehr zum kaufen hatten.

Nachdem unſer Capitän ſein Oelgeſchäft vollendet hatte, gab er am Abend des 15 Dec. Befehl, nach der afrikaniſchen Küſte hinüberzuſteuern. Unſer mühſames Kreuzen hatte jetzt ein Ende und wir konnten den Oſtwind zu unſerer Fahrt nach Süden und Südweſten trefflich benützen.

Am Abend des 17 Dec. ſahen wir in weiter Ferne zu unſerer Linken die Inſeln Derſa und Socotora, und zur Rechten die Inſel Abd-el-Kor, aber wir konnten ſie vor Einbruch der Nacht nicht erreichen, was uns ſehr bange machte, weil wir fürchten mußten in der Nacht auf die Inſeln hingetrieben zu werden, und das Schickſal des Memnon und eines Kohlenſchiffes zu erleben, die deßwegen in der Nacht zu Grunde giengen, weil die Capitäne glaubten den gefährlichen Oertern noch nicht ſo nahe zu ſeyn. Um Mitternacht, da nach der Vermuthung unſers Capitäns die Inſel Abd-el-Kor nicht mehr ferne ſeyn konnte, erhob ſich ein wüthender Sturm der uns vollends in Angſt verſetzte. Die Nacht war rabenſchwarz, kein Sternlein war ſichtbar und der Sturm tobte, eine Welle ſchlug zum Fenſter unſerer Cajüte herein, warf alles durcheinander und löſchte unſere Lampe aus, wodurch die Verwirrung ſchrecklich wurde. Ein jedes fühlte in welcher Gefahr wir ſchwebten, jeden Augenblick mußten wir befürchten auf Felſen zu gerathen und im Waſſer unſern Tod zu finden, da in der dunkeln Nacht und bei der allgemeinen Verwirrung und Beſtürzung der Matroſen an kein Entrinnen zu denken war. Wir konnten in nichts Troſt und Beruhigung finden als im Gebet zu Gott, deſſen Hülfe wir ſchon ſo oft in großen Nöthen erfahren hatten. Nach einigen Stunden ließ der Sturm etwas nach, und mit Sonnenaufgang ſahen wir Cap Gerdaf (Guardafui) von Ferne. Wie froh und dankbar wir den Morgen des 18ten bewillkommten wird jeder begreifen können der ähnliches erlebt hat. Es gibt in der That verzweifelte Lagen im Seeleben, wo einem eine Stunde banger Erwartung eine lange Ewigkeit zu ſeyn dünkt. Da reicht wahrlich der menſchliche Muth nicht aus, er muß eine höhere Grundlage haben.

Das Wort „Guardafui“ iſt jedenfalls eine Corruption des Wortes „Gerdaf,“ womit die Araber (Ras Gerdaf) dieſes berühmte Cap zu bezeichnen pflegen, das einen hohen und ausgedehnten Felſenhügel bildet, der unbeweglich ſich der Wuth des Meeres entgegenſtemmt. [1] Wäre Oſtafrika nicht durch dieſes ſteinerne Horn geſchützt, ſo müßte das vom Oſtwind oft ſo furchtbar aufgeregte Waſſer des indiſchen Oceans ſchon lange große Eingriffe auf das feſte Land gemacht haben.

13 Dec. Da wir jetzt den Wind zu unſern Gunſten hatten, ſo wurde unſer Schiff mit Schnelligkeit vorwärts getrieben. In der Nacht paſſirten wir Ras [1] Hafun, das einen vortrefflichen Seehafen nebſt einem Dorfe hat, das von Somali bewohnt wird. Die ganze Küſte von Seila und Berbera bis zum Aequator, oder eigentlich bis zum Dſchubfluß wird von Somali bewohnt, die alle Mohammedaner ſind und aus vielen Stämmen beſtehen, die ihre Häuptlinge haben. Doch wohnen die Somali ſelten unmittelbar an der Seeküſte, ſondern mehr im Innern, da die felſige Küſte völlig kahl und unfruchtbar iſt, ſelten trinkbares Waſſer darbietet, und überhaupt ſo recht das Bild des Todes gewährt.

Der ganze Küſtenſtrich von Seila an bis Mukdiſcha wird von den Arabern Bar Agam oder Adſcham genannt, nicht Ajan, wie auf manchen deutſchen Karten unrichtig geſchrieben wird. Agam oder Adſchami bedeutet im Arabiſchen fremdes oder Barbarenland, weil die Araber alle diejenigen die nicht ihre Sprache reden, Agami oder Adſchami nennen. So heißen die Abeſſinier und Danakil Agami, und ſo auch die Somali und Suahili, ferner die Perſer. Die Araber reden daher von einem Bar Agam in Perſien, an der abeſſiniſchen Küſte des rothen Meeres, und an der Somali- und Suahili-Küſte (ſonſt ſagen ſie kurzweg bar-e-danakil, bar-el-Habeshi, bar-e-Somal, bar-e-ſuahel).

20 Dec. Wir waren dieſen Morgen der Küſte, genannt Haſin, nahe, ſo wie dem Ras-el-chel (Vorgebirg des Pferdes), das man auch Ras-el-cher, d. h. glückliches Vorgebirge nennt.

Von Ras Hafun bis Ras-el-Chel wohnt der Somali-Stamm Mugerdin, und von Ras-el-Chel bis zur Seeſtadt Mukdiſcha iſt die Küſte von dem Somali-Stamm Hawia beherrſcht. Zwiſchen Mukdiſcha und Barawa lebt der Stamm Dickel, welcher in drei kleinere Abtheilungen zerfällt und alles Land einnimmt bis an das nördliche Ufer des Dſchubfluſſes. Die erſte Abtheilung, die Abgal heißt, wohnt im Mukdiſcha, die zweite, genannt Bimal, beherrſcht die Stadt Marka, und die dritte, genannt Tunne, bewohnt die Seeſtadt Barawa, deren Gründer ein Scheich aus Arabien, Namens Barawa Ben-Ali geheißen haben ſoll. In gleicher Weiſe werden die Städte Marka und Mukdiſch nach ihren Begründern genannt, woran ich übrigens Anſtand nehme. Landeinwärts, weſtlich von dem Stamm Mugerdin, erſtrecken ſich die Stämme Darot, Gawindowe, Awadim, Ormalle und Ugadin (alle Somali und Mohammedaner). Von Ras-el-chel wird die Küſte ſehr niedrig, und erſtreckt ſich in dieſer Form weit hinunter; deßhalb nennen die Araber dieſes Ufer Sefa tauwil, der lange Strand, oder das lange Schwert.

Ich hatte große Mühe dieſe Erkundigungen von den Eingebornen zu erhalten, denn es iſt überhaupt ſchwer Nachrichten von den Eingebornen über ihr Land einzuziehen, weil ſie, wenn man ein beſonderes Intereſſe zeigt und vielerlei über ihr Land fragt, leicht

[1] Das eigentliche Cap heißt Ras Aſſer bei den Eingebornen und Gebel Gerdaf (oder Gerdafun) iſt der hohe Berg, der unmittelbar ſüdlich von Ras Aſſer liegt. Nahe am Berg Gerdaf ſoll ein Teich mit friſchem Waſſer ſeyn.

[1] Die Portugieſen hatten früher Beſitz von Ras Hafun genommen und angefangen den Iſthmus zu durchſtechen, welcher die Halbinſel mit dem feſten Land verbindet. Unter Louis Philipp wollten die Franzoſen Ras Hafun kaufen, allein der Somali-Häuptling wollte ſein Gebiet nicht an Fremde abtreten.

argwöhniſch werden, die Hand auf den Mund legen, oder ſo fabelhafte und verworrene Berichte geben daß man die Unterhaltung höchſt unbefriedigt abbricht. Manche meinen man wolle ihr Land bekriegen oder bezaubern, Krankheiten und Hungersnoth bringen, andere wiederum finden es ſonderbar daß man nach Flüſſen, Bergen u. ſ. w. fragt, und ſie können die naive Gegenfrage machen: „gibt es denn bei euch keine Berge und Flüſſe, daß ihr nach unſern Bergen und Strömen ꝛc. fragen müßt?“ Hat dort einmal ein Eingeborner auf die Frage nach einem Wurzelwort geantwortet, „bei uns treiben die Wörter keine Wurzeln.“

(Fortſetzung folgt.)

Die Engländer in China und die Cantoner Chineſen.

Die Behörden auf Hongkong haben einen Fehler begangen von unberechenbaren Folgen. Sie haben Krieg begonnen, ohne die Mittel zu beſitzen einen großen Schlag zu ſchlagen. Hätten ſie gleich im Anfang der Wirrniſſe Furcht und Entſetzen im feindlichen Lager verbreitet, verbreiten können, ihre Forderungen würden genährt und das Anſehen der engliſchen Nation nicht zu Schaden gekommen ſeyn. Bowring und Genoſſen ſind von der Anſicht ausgegangen, Oberſtatthalter Jeh würde, gleichwie (1847) ſein Vorfahr im Amt, Kijing, nach Empfang einiger Drohſchriften, oder wenigſtens nach Zerſtörung der Burgen innerhalb des Perlenfluſſes und bei Canton in Demuth erſcheinen und ſich jedem Begehr der Fremden unterwerfen. Die Herren hatten vergeſſen daß mit der Thronbeſteigung des Hienfong (25 Febr. 1850) ein neues, das alte Syſtem, wieder auf den Drachenſitz gelangte. Der Sohn und Nachfolger des Taokuang will die Würde und Macht des Mittelreiches, bloßgeſtellt und arg beſchädigt während des anglochineſiſchen Krieges, in ihrem ehemaligen Glanze erneuen, wozu vorzüglich gehört jede fernere Anmaßung der immer „Böſes ſinnenden engliſchen Barbaren“ in ſchroffer Form zurückzuweiſen, und wenn nothwendig gewaltſam niederzuſchlagen. Kijing ſo wie die andern einſichtsvollen und nachgiebigen Räthe des Vaters ſind aus der Nähe des jungen Fürſten entfernt und zum Theil hart beſtraft worden. Hochmüthige und unwiſſende, die Fremden und alles Ausländiſche verachtende Altchineſen, Mandſchu und Mongolen, welche dem europäiſchen Feind niemals gegenüber ſtanden, welche von den außerhalb der Blume der Mitte lebenden Völkern, von ihrer Machtſtellung und den Bedürfniſſen der Neuzeit keine Ahnung haben, ſolche Leute werden ins kaiſerliche Cabinet und zu andern wichtigen Stellen berufen. Sie regieren jetzt das chineſiſche Reich. Einer von ihnen iſt Jeh Mingſchin, Oberſtatthalter der beiden Provinzen Kuangtong und Kuangſi — ein tüchtiger Mann nach ſeiner Art. Jeh ließ ſich nicht einſchüchtern; die zahlreichen wilden Thaten des Feindes konnten den feſten Sinn des Patrioten nicht brechen. Bei der Plünderung ſeines Palaſtes in Canton durch die Barbaren — als ſolche haben ſich die zwiefach getheilten Angelſachſen, Engländer und Amerikaner, in der That benommen — bei der Einäſcherung der Kreishauptſtadt, mitten unter den Leichenhaufen ſeiner Freunde und Landsleute, iſt Jeh derſelbe unbeugſame Staatsmann geblieben. Wir finden ihn umſichtig und raſtlos thätig nach den verſchiedenſten Seiten; er zeigt ſich unter höchſt ſchwierigen Umſtänden den mannichfachſten Geſchäften gewachſen. „Das treuloſe Barbarengezücht ſoll ausgerottet, muß von der Erde vertilgt werden.“ Selbſt die freundlich kriechenden Gefälligkeiten und andere Lockungen der engliſchen Behörden können den Oberſtatthalter nicht zu mildern Maßnahmen bewegen. „Zuvor ſollen ſich die Barbaren unterwerfen und für den unermeßlichen Schaden Erſatz leiſten, dann, dann erſt würden die kaiſerlichen Behörden reiflich berathen, ob und unter welchen Bedingungen die unthwilligen Rebellen nochmals in Gnaden aufgenommen werden könnten.“

Die Verluſte der Chineſen und der Fremden durch die kriegeriſchen Ereigniſſe und Brandſtiftungen in und um Canton müſſen in der That zu ungeheuern Summen angewachſen ſeyn. Alle welche Hab und Gut verloren, verlangen Entſchädigung; die Chineſen verlangen ſie von den Fremden, und die Fremden werden mit ihren Anſprüchen auf künftige Vereinbarung mit dem chineſiſchen Reiche vertröſtet. „Die Regierung von Hongkong,“ ſprechen die Kaufleute verſchiedener Nationen, welche bei der Verbrennung der Factoreien und bei andern Gelegenheiten Verluſte erlitten, „hat einen Krieg begonnen, ohne uns davon zu benachrichtigen. Beim Anfang des Brandes war es nicht mehr möglich unſere reichen Waarenvorräthe wegzubringen. Früher ſchon hatten wir, als ernſtliche Mißhelligkeiten entſtanden, dem Conſul Parkes Verzeichniſſe aller Habe in den Factoreien übergeben; wir glaubten unſer Beſitzthum unter dem Schutz der brittiſchen Marine innerhalb der chineſiſchen Gewäſſer geborgen. Wir wünſchen nun zu erfahren, wo und wann wir Schadenerſatz erhalten ſollen, und zwar nicht bloß für das verbrannte und geraubte Beſitzthum — in den chineſiſchen Lagerhäuſern allein hatten wir für 1½ Million Waaren [1] — ſondern auch für unſere großen Ausſtände bei den chineſiſchen Kaufleuten. Sie müſſen, vorderhand wenigſtens, wo nun jeder Verkehr zwiſchen den beiden Nationen aufgehört hat, als verlorne Schulden betrachtet werden.“ Hierauf ließ der Statthalter von Hongkong erklären, „er zweifle nicht daran daß die Art und Weiſe der chineſiſchen Kriegsführung, beſtehend in Meuchelmord und Brandſtiftung, wogegen ein ausreichender Schutz kaum möglich, die Regierung Ihrer Majeſtät bewegen werde mit aller Macht einzuſchreiten und auf Schadenerſatz zu dringen. Die brittiſchen Unterthanen hätten hierauf beſondere Anſprüche. Sie möchten nur Verzeichniſſe ihrer Verluſte und Schuldforderungen einreichen, ſie würden alsbald abſchriftlich dem auswärtigen Amt in London überſandt werden.“ Durch den Cantoner Brand ſind auch mehrere koſtbare Werke der chineſiſchen Litteratur zu Grunde gegangen.

[1] Papers relating to the Proceedings of Her Majesty's naval Forces at Canton. Den beiden Häuſern des Parlaments vorgelegt im Jahre 1857 p. 114.

Digitized by Google

Einige werden wohl niemals wieder gedruckt, und mögen in Zukunft zu den seltensten und kostbarsten Büchern zählen auf Erden. Dieß sind die zwanzig Bände des Chinese Repository — ein sehr wichtiges Sammelwerk zur politischen und Culturgeschichte des östlichen Asiens. Dann die Chinese Chrestomathy in der Cantoner Mundart von dem evangelischen Sendboten Bridgman; das English und Chinese Vocabulary von Wells Williams; das vortreffliche Lehrgebäude der chinesischen Sprache von dem Jesuiten Premare und mehrere andere unbedeutendere Bücher, im ganzen über 10,000 Bände. Auch die große Typensammlung welche viele tausend Pfund kostete, womit die verschiedenen Wörterbücher des Dr. Morrison gedruckt wurden, hat in den Flammen ihren Untergang gefunden.

Sir John Bowring mochte zu mancher Zeit wegen der Verantwortung große Besorgniß fühlen. Hatte ihm doch Graf Granville (19 Jan. 1852) geschrieben, es sey der sehnlichste Wunsch der Regierung Ihrer Majestät alle aufreizenden Erörterungen mit China zu vermeiden. Gewaltmaßregeln dürften aber erst nach Antrag bei der heimathlichen Regierung ergriffen werden. [1] Der Statthalter von Hongkong hat nun, wir vermögen sein Benehmen nicht anders zu erklären, zu allerlei Mitteln, auch den verwerflichsten gegriffen, um die Gunst des Oberstatthalters und der andern chinesischen Behörden wieder zu erlangen. Eine Anzahl gefangener Piraten, worunter der Häuptling des Aufstandes zu Amoy (1855), im ganzen 72 Personen, wurden den Mandarinen, das heißt einem qualvollen Tode überliefert. Bowring erließ an die Statthalter mehrerer Provinzen freundliche Schreiben, um sie von der friedlichen Gesinnung der Engländer zu unterrichten. Die Beamten wurden gebeten dieses ihrem Hofe zu berichten, was sie natürlich, weil die Cantoner Händel nicht zu ihrem Geschäftskreise gehörten, sämmtlich verweigerten. Dieß alles hat nichts geholfen. Solche Schritte trugen nur dazu bei, Yeh und seine Freunde in ihrer Ansicht von der Schwäche der englischen Barbaren noch mehr zu bestärken. In der That, die Unkunde des ganzen chinesischen Wesens, die Unkunde der chinesischen Denkweise, welche aus diesen theils grausamen, theils thörichten Handlungen hervorleuchtet, ist unbegreiflich, unverzeihlich. Die chinesische Bevölkerung selbst konnte, wie wir aus einem aufgefangenen Briefe ersehen, dieses Verfahren der englischen Barbaren gar nicht verstehen. Mit Recht ist die ganze anglochinesische Presse einstimmig in dem Wahrspruche: Schande über Doctor Bowring.

Nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten im Perlenflusse hat die Hongkonger Regierung eine Botschaft nach Calcutta gesandt und um ein zahlreiches Truppencorps gebeten. Der Oberstatthalter Lord Canning ist hierauf nicht eingegangen. „Zuvor wolle und müsse man Verhaltungsbefehle aus der Heimath erwarten, es könne füglich bezweifelt werden ob den brittischen Behörden in China, ohne besondere Ermächtigung, das Recht zustünde Krieg zu beginnen.“ Bowring und Seymour sind dadurch in große Verlegenheit gekommen. Landoperationen konnten in Ermangelung eines Heeres nicht unternommen werden, die Herren mußten sich auf die wiederholte Beschießung der Castelle und Cantons beschränken. Später wurde sogar der Rückzug aus Canton und der Umgegend (10 Jan. 1857) für nothwendig erachtet. Zu Whampoa allein hat man Schiffswerfte, Boote, Waaren und allerlei Geräthe, im Werthe von wenigstens 200,000 Dollars — dieß ist die Schätzung des Overland-Register (15 Januar 1857) — den Mandarinen als Beute hinterlassen. Die wenigen Fremden welche in diesem Hafenorte Cantons zurückblieben, wurden von den Chinesen überfallen und ermordet. Unter ihnen auch ein Deutscher aus Bayern, Bischeff mit Namen.

Die Chinesen, vom Standpunkt ihrer Unwissenheit urtheilend, mußten die Barbarenmacht für völlig gebrochen halten. „Endlich ist die Zeit gekommen zur Ausrottung dieses englischen Raubgesindels, dieser Tiger und Wölfe welche, unbekümmert um himmlisches und menschliches Recht, unser leuchtendes Herrscherhaus mit Verachtung behandeln. Sind sie doch, diese Banditen, plötzlich hereingebrochen zu einer Zeit wo wir keine Kriegsmacht bereit hielten, zerstörten unsere Festungen, verbrannten zahllose Häuser der Provinzialhauptstadt und vernichteten die Habe der fleißigen Arbeiter. So erhebet euch jetzt Krieger, Landwehr und Menschen aller Classen! Sind nur einmal diese Vater- und Kindermörder [1] ausgerottet, so wird das Glück der goldenen Tage des Yao und Schun wieder aufblühen.“ Diese und andere Worte, in zahlreichen öffentlichen Erlassen, haben im Herzen der Bevölkerung Cantons und der ganzen Provinz, welche ohnedieß von ererbter Abneigung gegen die anmaßlichen habsüchtigen englischen Barbaren erfüllt ist, hellen Widerklang gefunden. Ein wahrer Volkskrieg hat begonnen, woran sich alles betheiligt: Alte und Junge, Frauen und Männer, Rebellen und Kaiserliche.

Umsichtige Staatsmänner hätten diese Volksbewegung, diesen Volkshaß leicht voraussehen können. Es sind mehrere Ursachen vorhanden welche zu unsern Zeiten die Massen des Mittelreichs noch mehr den Fremden abgeneigt machen als in frühern Tagen. Seit den erzwungenen Verträgen der Westmächte und der großen Vermehrung der Seeräuber im chinesischen Meere und längs der Uferlandschaften haben sich die Fremden, vorzüglich die Engländer, eines großen Theiles des Küstenhandels in mittelbarer oder unmittelbarer Weise bemächtigt. Bald verführen sie selbst die Waaren von einem Hafen zum andern, bald begleiten sie für gute Bezahlung die chinesischen Kauffahrer mittelst bewaffneter Fahrzeuge, um sie gegen Seeräuber zu schützen. Die Kauffahrer und Rheder des Mittelreiches haben zum großen Theil ihren Verdienst verloren. „Diese Barbaren, gefräßig wie die Seidenraupe, suchen alles zu verschlingen.“ Dann sind einzelne Fremde in die Dienste der Rebellen getreten und haben ihren Räubereien mannichfachen Vorschub geleistet. Die ganze Erhebung der Gottgläubigen, der Taiping, wenigstens die biblische Form in welcher sie auftreten, ist aus den Bestrebungen der evangelischen Sendboten hervorgewachsen. Der furchtbare und grausame Sklavenhandel welcher während der letzten Jahre mit Chinesen getrieben wird, die sogenannte Kuliausfuhr, hat ebenfalls nicht wenig zur Erbitterung der Bewohner des Mittelreiches gegen die Fremden beigetragen. Ueberdieß mögen manche heimkehrende Colonisten von den Verfolgungen und Widerwärtigkeiten er-

[1] Correspondence relating to entrance into Canton 1857, p. 3.

[1] Die chinesischen Wörter lassen sich nur annähernd übersetzen. Das eine Wort wird mit einem Bilde, zusammengesetzt aus Vogel und Mutter, das andere mit einem vierfüßigen Thiere und Vater geschrieben. Sie bedeuten Vater- und Muttermörder, — alle nur erdenkbaren Scheusale.

zählen, mit welchen sie in Californien und Australien heimgesucht wurden. Alle diese Ursachen haben gleich im Beginne den englisch-chinesischen Zwistigkeiten eine andere, eine volksthümliche Richtung gegeben. Der erste anglochinesische Krieg war bloß ein Krieg der Regierung gegen die Fremden, jetzt hat es allen Anschein als wenn die Engländer in ihrem zweiten Krieg gegen China nicht bloß gegen die Behörden, sondern gegen ganze Volksmassen zu kämpfen hätten. Dieß läßt sich unter andern an den zahlreichen, äußerst feindseligen Erlassen der verschiedenen Einwohnerclassen erkennen, sowie an den Aufständen oder wenigstens an den aufrührerischen Bewegungen der Chinesen allenthalben wo sie unter oder neben den Engländern wohnen, auf Borneo, zu Singapur, in Pulo Pinang und andern Orten.

Yeh, Oberstatthalter von Kuangtong, hat alsbald, wie ehemals Brauch war, zur Zeit als die ostindische Compagnie sich noch des Sonderrechtes des chinesischen Handels vermittelst der Hong erfreute, die Einstellung eines jeden Verkehrs mit den aufrührerischen Barbaren anbefohlen. Alle getreuen Unterthanen des Himmelssohnes wurden aufgefordert ihre Verbindungen mit den englischen Barbaren abzubrechen, die Kaufleute dürfen keine Geschäfte mit ihnen treiben, die Handwerker nicht mehr für sie arbeiten, und die Diener müssen ihre Herren verlassen. Die auf Hongkong angesiedelten Insassen des Mittelreiches, so befahl der Bezirks-Director von Hiangschan (25 Dec. 1856), sollen die Höhle der Barbaren verlassen und nach ihrer Heimath zurückkehren. Widerstrebende werden als Staatsverräther behandelt, und demnach ihre im Mittelreich zurückgebliebene Familie und ihre Verwandten hingerichtet und all ihr Besitzthum eingezogen.[1] Keine Dschonk darf künftig mehr nach Hongkong fahren. Selbst Macao ist in Blokadestand erklärt, weil aus der portugiesischen Besitzung Lebensmittel und andere Vorräthe nach der brittischen Insel gebracht würden. Eine große Anzahl Chinesen der bessern Classe fügte sich alsbald dem Gebote ihrer vaterländischen Behörden. Die reichern Kaufherren haben Hongkong verlassen, selbst Arbeiter, Bediente und Matrosen sind schaarenweise davongezogen. Manche Zeitung, wie das Overland Register, konnte ihre Abonnenten nicht rechtzeitig befriedigen, weil „mehrere in der Druckerei beschäftigte Chinesen, die Austräger, Compraboren und anderes Dienstpersonale die Flucht ergriffen haben." Ende 1856 war die Einwohnerzahl Hongkongs bloß 71,730 Personen, während sie im vorhergehenden Jahre 72600 betragen hatte. An Fremden, Europäern und Amerikanern, wohnen hier bloß 840 Personen. Den Chinesen welche auf Hongkong in dieser oder jener Eigenschaft zurückblieben, mußte man mißtrauen und, wie die Folge und der aufgefangene Briefwechsel lehrte, mit gutem Grunde. Seit dem Anfang der Feindseligkeiten waren allerlei beunruhigende Gerüchte im Umlauf. Bald hieß es, die Stadt Victoria solle angezündet werden, — selbst der Tag (10 Januar 1857) wurde angegeben; — bald trug man sich mit der Nachricht ein allgemeines Hinschlachten der Engländer werde nächstens mittelst geheimer, über die ganze Insel verbreiteter Emissäre beginnen. Gedruckte Maueranschläge hat man vorgefunden, worin allen welche die Ausrottung der Fremden beförderten, große Löhne und Ehren versprochen wurden. Dadurch fühlte sich die Regierung von Hongkong veranlaßt mehrere strenge Ordonnanzen zur Erhaltung des Friedens in der Colonie zu erlassen (6 Januar 1857). „Jeder Chinese welcher des Nachts ausgehen will, bedarf einer schriftlichen amtlichen Erlaubniß. Jeder Chinese welcher von 8 Uhr Abends bis Sonnenaufgang außerhalb seiner Wohnung ohne solch einen Paß gefunden wird, unterliegt, je nach den Umständen, einer höhern oder geringern Geldstrafe, einer größern oder geringern körperlichen Züchtigung. Der Friedensrichter kann solch einen verdächtigen Insassen Hongkongs einsperren lassen, und selbst des Landes verweisen."

Der Stadt Victoria zu Hongkong gegenüber, auf der Halbinsel Kéulong — Kaulum nach der Cantoner Mundart — d. h. des gewundenen Drachen, wurde unter der Leitung des Doctors Tschan Kueitsik, ein „Barbaren-Vertilgungsausschuß" eingesetzt, welcher in ununterbrochenem brieflichen Verkehr stand und steht mit zahlreichen Affiliirten in der brittischen Besitzung und an andern Orten, vorzüglich in der Kreishauptstadt Canton. Ein Theil dieses Briefwechsels ist in die Hände der Engländer gefallen, wodurch wir über mehrere seiner Plane und Anzettelungen unterrichtet werden. Doctor Tschan Kueitsik, ein Mann in den besten Jahren, zwischen 40 und 50, ist im Finanzministerium zu Peking angestellt, — eine Thatsache, woraus allein hervorgeht daß der Hof über die Vorfälle in und um Canton genau unterrichtet ist. Niemand, und wenn er nur eine oberflächliche Kenntniß des chinesischen Verwaltungsorganismus besitzt, konnte dieß bezweifeln. Und doch sind solche Zweifel, wunderbarlich genug, auf Hongkong vielfach geäußert worden. Die Ursachen, weßhalb die Berichte des Oberstatthalters der beiden Kuang bis jetzt noch nicht im Hofherold abgedruckt wurden, liegen nahe genug. Es sollten die Ansichten und Plane der Kreisregierung nicht an die auswärtigen Barbaren verrathen werden. Ein Censor, Su Tingkuri zu Canton, ertheilt dem Vertilgungsausschuß zu Kéulong Aufträge und macht ihn mit den Ereignissen bekannt welche seinen Planen förderlich seyn könnten. Der Censor handelte wohl als die Mittelsperson zwischen dem Oberstatthalter und dem Doctor Tschan Kueitsik.

In den aufgefangenen Schriftstücken ist wiederholt von englischen Barbarenköpfen die Rede, welche nach Canton gebracht wurden. Die Kopfabschneider seyen sehr unzufrieden, man habe ihnen nämlich aus Mangel an Fonds nicht den ganzen versprochenen Lohn gegeben. Am Ende des Jahres (1856) hätte sich die Regierung sogar gezwungen gesehen den Preis für die Barbarenköpfe herabzusetzen. Sie zahlt jetzt (Januar 1857) anstatt der 100, bloß 30 Dollars, und sieht scharf darauf daß was früher so häufig geschehen, keine Unterschleife mit andern Köpfen stattfinden. Die Brodvergiftung wird einigemal erwähnt; von wem sie ausgegangen, ist nicht bemerkt. „Die rathlose Regierung von Hongkong habe wegen dieser Vergiftung eine Anzahl englischer Teufel, 40 Personen, eingesperrt."

Der Vertilgungsausschuß sandte von Zeit zu Zeit Spione nach Hongkong; ihre Berichte enthalten sehr lehrreiche Thatsachen nach jeder Richtung. „Die Barbaren," erzählen die Kundschafter, „sind ganz entmuthigt; sie wissen nicht was sie beginnen, was sie lassen sollen. Man hat sie ringsum mit Dieben umgeben, welche gute Geschäfte machen. Lebensmittel werden, weil sich die Chinesen zum großen Theil dem Gebot ihrer Behörden fügen und keine

[1] The fundamental Laws of China. Translated from the Chinese by G. Th. Staunton. London 1810, p. 269.

Digitized by Google

dahin bringen, nach und nach selten. Es sey zu hoffen daß die englischen Barbaren am Ende Hungers sterben. Damit diese Teufel nicht ganz verzweifeln, so läßt ihre Regierung während der Nacht Kanonen losfeuern. Die schwarzen Truppen, die Sipahis, exerciren unaufhörlich; sie befinden sich in einem elenden Zustand. Mehr als die Hälfte hat keine Hosen; sie gehen in allerlei Bettzeug und Tüchern eingewickelt herum. Noch eine Schlacht, heißt es, wollen die Barbaren wagen. Unterliegen sie, so kommen sie und bitten um Frieden. Wird ihnen dieser verweigert, so gehen sie nach Hause." Daß China mittelbar oder unmittelbar zu dem englischen Budget, in der Heimath und Indien, 9 Millionen Pfund beiträgt, und daß eine Verbindung mit dem Mittelreich für Großbritannien unumgängliche Nothwendigkeit ist, davon haben diese Leute keine Ahnung. Die Amerikaner halten die Lage für so gefährlich, daß sie bereits ihre Schiffe heimschicken. Auch haben die barbarischen Kaufleute verschiedener Stationen jemand nach England beordert, um den englischen Teufelshäuptling anzuklagen. „Da nun diese englischen Barbaren jetzt schon derart in Unruhe und Besorgniß leben, so müssen wir noch eine Zeitlang zuwarten bis sie ganz erschöpft sind. Wir können sie dann mit einem Schlag zu Grunde richten."

Der Vertilgungsausschuß hat einige hundert oder tausend Mann Landwehrtruppen — der Dörferkraft, wie die Chinesen sagen — unter seinem Befehl, welche ihm wenig nützen und vielen Verdruß bereiten. Die Vorstände verweisen ihnen allerlei Unfug. „Sie sollen die Bäume in den Ortschaften stehen lassen und nicht umhauen; sie sollen die Weiber nicht angreifen, ihren Muth und Uebermuth für die Tage der Schlacht aufsparen. Habe man doch Hoffnung nächstens eine große That auszuführen; die Stadt Victoria müsse verbrannt werden. Für die frühern Verdienste der Tapfern sind die Belohnungen aus Canton bereits eingetroffen: 30 vergoldete Mandarinenknöpfe und 1000 Dollars." Daß die chinesische Landwehr, wird nicht mit der größten Vorsicht verfahren, in einzelnen Fällen mittelst Hinterlist und Uebermacht unerwartete Schläge ausführen kann, das lehrt die Wegnahme mehrerer Passagierdampfer und kleinerer Fahrzeuge innerhalb der Cantoner Gewässer. So haben sich unter andern 11 Personen der Cantoner Landwehr des Bataillons, welches den Ehrentitel Tschijong, „kluge Tapferkeit" führt, als gemeine Passagiere verkleidet auf dem Postdampfer Thistle, der regelmäßig von Canton nach Hongkong fuhr, begeben, in der Absicht sich des Schiffes zu bemächtigen. Ihnen folgte eine Chinesin, welche nach allen äußerlichen Kennzeichen dem gebildeten Stande angehörte — sie hatte die kleinen verkrüppelten Füße — mit einem Kästchen in der Hand. Darin waren die zweischneidigen Messer enthalten, womit die „klugen Tapfern" die Fremden auf der Thistle ermordeten (30 Dec. 1856). Bei dieser Gelegenheit hat der spanische Consul zu Macao, ein eifriger Agent zur Aufgreifung und zum Einkauf chinesischer Kulis für Cuba, den wohlverdienten Tod gefunden. Die Köpfe der Ermordeten wurden in Tüchern eingewickelt nach Canton getragen und dort gegen den versprochenen Mördersold, welcher damals noch vollständig ausbezahlt wurde, den Mandarinen übergeben.

Die wichtigste Thatsache welche aus diesen Briefschaften des Ausschusses zur Vertilgung der Barbaren hervorleuchtet, ist die vollkommene Unwissenheit über die Macht und die Mittel Großbritanniens, ist die völlige Unkenntniß der Stellung der andern Staaten und der großen Weltbewegung unserer Tage. Dieß gibt uns zu gleicher Zeit den richtigen Maßstab zur Beurtheilung des Werthes jener magisterhaften Gelehrsamkeit und der ganzen so gepriesenen Bildung der Blume der Mitte. So furchtbar rächt sich das kindische, eingebildete Wesen der Doctoren und die volksthümliche Abgeschlossenheit von den übrigen Reichen der Erde. Kann doch ein in so vielen Beziehungen tüchtiger Mann, wie Yeh Mingschin, wirklich glauben, die englischen Barbaren seyen derart gedemüthigt daß sie sich nächstens unterwerfen und demüthiglich um Frieden nachsuchen werden? Die Vertilgungsausschüsse sollen jetzt, dieß ließ man ihnen insgeheim wissen, mit Brand und Gift nachlassen; es sey zu befürchten die verzweifelten fremden Teufel möchten wild werden, gleich wie ringsum eingeschlossene Bestien. Auch habe bereits das Oberhaupt der Barbaren in der Heimath, Königin Victoria, dem militärischen Teufelshäuptling wegen seines rasenden Beginnens einen derben Verweis gegeben.

Von solcher Unwissenheit über die Macht und die Weltstellung ihres Feindes geben auch die Briefschaften Zeugniß, welche man bei der Dschonkenrazzia während der letzten Tage des Mai und im Beginn des Junius (1857) auf den weggenommenen Fahrzeugen vorgefunden hat. Die Folgen der Unbesonnenheit der Hongkong-Behörden einen Krieg zu beginnen ohne die Mittel zu besitzen ihn alsbald mit Nachdruck führen zu können, erscheinen hier in ihrer ganzen Bedeutung. Die Chinesen sind ermuthigt, sie schlagen sich mit einer Kraft und Nachhaltigkeit wie niemals zuvor, sie scheinen überzeugt aus diesem Barbarenkampf am Ende als Sieger hervorzutreten. Wären die Söhne der Mitte im Gebrauch der Artillerie gut unterrichtet, verstünden sie richtig zu zielen, die Engländer würden eine noch größere Menschenzahl verloren haben. Mit guten Kanonen und Flinten, mit vielschüssigen Pistolen und andern Mordinstrumenten nach den neuesten Verbesserungen sind sie reichlich versehen. Viele hiemit angefüllte Kisten hat man auf den weggenommenen Dschonken vorgefunden. Unter andern ersieht man aus den Briefschaften daß Oberstatthalter Yeh durch seine Spione vortrefflich bedient war; man wußte zu Canton daß die „rebellischen Barbaren" einen Angriff gegen die chinesische Flotte vorbereiten. In seinen Instructionen an den Admiral der südlichen Gewässer vom 3ten Tag des 5ten Monats im 7ten Jahr Hienfong (29 Mai 1857) sagt der Oberstatthalter: „Die Capitäne der einzelnen Schiffe müssen strenge Mannszucht halten und die größte Wachsamkeit beobachten. Sie sollen unaufhörlich Tag und Nacht hin- und herfahren wie das Weberschiffchen im Zettel. Die gesetzlosen Bagabunden führen böses im Schilde. Bei der leisesten Bewegung dieser Leute außerhalb der Civilisation muß man über sie herfallen und sie sämmtlich hinschlachten erbarmungslos." Die Zerstörung seiner Flotte, der Verlust einer großen Truppenmasse scheint Yeh nicht entmuthigt zu haben; beim Abgang der letzten Post aus Hongkong (24 Julius 1857) hatte sich in der Stellung der beiden Parteien nichts geändert. Wie früher, stehen sich in der Provinz Kwangtong die Engländer und Chinesen immer noch als Feinde gegenüber, während beide Parteien in den andern vier geöffneten Häfen friedlich mit einander verkehren.

Digitized by Google

Die ägyptiſche Bilderſchrift.

(Aus Chambers's Journal.)

Ein natürliches Auskunftsmittel unter einem rohen Volke, um wichtige Ereigniſſe der Nachwelt zu überliefern, iſt die Darſtellung derſelben auf Holz oder Stein, wie die nordamerikaniſchen Indianer es noch heute thun. Dieß ſcheint der Urſprung der berühmten ägyptiſchen Hieroglyphen geweſen zu ſeyn, welche in ihrer erſten Form einfach eine Art Bilderſchrift waren, und, ungeachtet der Name — buchſtäblich heilige Bildhauerei — einen ausſchließlich religiöſen Charakter andeutet, allgemein im Gebrauch geweſen ſeyn dürften. Wir können uns indeß leicht einbilden daß man es bald gar zu mühſam fand ſämmtliche Einzelheiten eines Ereigniſſes auszuhauen, und daher zu einem kürzern Verfahren griff. Augenſcheinlich war der erſte Schritt hiezu die Verſtändigung über conventionelle Zeichen. Denn ſtatt z. B. eine Schlacht durch eine Combination der Bilder von Menſchen, Pferden und Kriegswerkzeugen darzuſtellen, fand man daß ſie ſich auch durch zwei gekreuzte Schwerter abbilden ließen; oder aber konnte man einen Sieg dadurch andeuten daß man den Kopf des Beſiegten dem Sieger zu Füßen legte. Außer dieſen ſichtbaren Gegenſtänden wünſchten die Menſchen wohl bald unſichtbare Dinge darzuſtellen: ſie gebrauchten z. B. vielleicht bei der Berechnung der Zeit die Geſtalt des Mondes, um damit einen Monat zu bezeichnen. Allgemach machten ſie ſich dann auch daran abſtracte Ideen auszudrücken: ſo konnten ſie hier die Stärke oder die Kraft etwa durch den Kopf und den Hals eines Bullen darſtellen. Dieſe Art des Gedankenausdrucks, ſey es durch mittelbare Gemälde oder durch offenbare conventionelle Zeichen, paßt ganz für ein auf den erſten Stufen der Geſittung ſtehendes Volk; mit ſeinen Fortſchritten in der Civiliſation dagegen muß es nothwendig ſeine Schrift, oder die Mittheilung von Ideen durch Zeichen, noch weiter ausdehnen. Die Eigenſchaften der Gegenſtände, ſo wie die Leidenſchaften und Geſinnungen der lebenden Weſen die keine ſichtbaren Urbilder in der Natur hatten, ließen ſich im Verlaufe der Zeit durch willkürliche Zeichen oder Charaktere ausdrücken, welche, auf die geſprochene Sprache angewandt, die Repräſentanten von Wörtern oder Theilen von Wörtern wurden, wie bei den Chineſen, d. h. man erfand ein Alphabet und führte es ein. Die Aegyptier, welche die älteſte der geſittigten Nationen ſind, langten ſchon ſehr frühzeitig auf dieſem Punkt an — ſchon zu den Tagen Moſis ſcheinen ſie jenes Maximum der Wiſſenſchaft erreicht zu haben, bei welchem die Völker gewöhnlich für eine längere oder kürzere Periode ſtehen bleiben.

Die wahre Bedeutung der Hieroglyphenſchrift wurde zuerſt enthüllt durch die ſcharfſinnigen Arbeiten des Engländers Dr. Thomas Young und den ausgezeichneten franzöſiſchen Archäologen Champollion, nahe dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts. Ehe wir aber einen Abriß der Kunſt geben wie ſie in neuern Zeiten erläutert worden, dürfte es nicht unintereſſant ſeyn zu ſehen welches Licht alte Schriftſteller über dieſelbe verbreitet haben. Wir hätten erwartet daß wir über dieſen Punkt bei dem Vater der Geſchichte einige werthvolle Aufſchlüſſe fänden; allein während die Schriften Herodots reich ſind an Einzelheiten über die Geſetze, Sitten und Gebräuche, über Topographie und Bauten des alten Aegyptens, liefert er uns zu unſerm Leidweſen nur wenige dürftige Notizen über die Litteratur und Sprache und, hierin inbegriffen, über die Schreibmethode der Aegyptier. Er ſagt nichts über ihre Bilderſchrift, ſondern erwähnt bloß daß ſie zwei Arten Buchſtaben hatten — heilige und volksthümliche — ohne daß wir dadurch auf die Vermuthung gerathen könnten daß beide in naher Verbindung zu einander ſtänden. Diodor von Sicilien iſt der erſte, in deſſen Schriften wir einiges Erhebliche der Art finden. Er lebte im erſten Jahrhundert vor der chriſtlichen Zeitrechnung, und ſetzt uns in Kenntniß daß die Hieroglyphenkunſt auf die Prieſter beſchränkt war, und daß dieſe nur ihre eigenen Kinder in dieſelbe einweihten, allein er thut mit keinem Wort jenes phonetiſchen Charakters Erwähnung, welcher, wie die neuere Forſchung gezeigt hat, eines ihrer weſentlichen Principien iſt. Er ſagt uns daß alle Arten von Thieren und Werkzeugen, beſonders die des Zimmermanns, gebraucht wurden um Gedanken auszudrücken; neuere Forſchungen und Entdeckungen haben jedoch bewieſen daß er bei vielen der von ihm angeführten Beiſpiele im Irrthum iſt. Ein alter Kirchenvater, Clemens von Alexandria, der am Schluſſe des zweiten Jahrhunderts lebte, hat uns in ſeinen Stromata, oder vermiſchten Schriften, eine Beſchreibung des Syſtems in folgenden Worten gegeben: „Diejenigen welche unter den Aegyptiern erzogen werden, lernen vor allem andern diejenige Methode ägyptiſcher Schrift die man epiſtolographiſch nennt; ſodann die hieratiſche, deren ſich die heiligen Schreiber bedienen, und endlich, die vollſtändigſte Art, die hieroglyphiſche. Von dieſen iſt die eine Art die gewöhnliche Schreibweiſe, die andere die ſymboliſche.“ Von der ſymboliſchen beſchreibt er drei Arten: „Eine, ſagt er, ſtellt Gegenſtände durch Nachahmung dar; eine andere drückt ſie tropiſch aus; die dritte führt ſie durch gewiſſe allegoriſche Räthſel vor Augen.“ Neuere Entdeckungen haben erwieſen daß der Bericht des Alexandriniſchen Presbyter wundervoll genau iſt. Apulejus, ein Schriftſteller aus derſelben Zeit, hat ebenfalls über dieſen Gegenſtand geſchrieben; allein ſeine Darſtellungen ſind verwirrt und befriedigen nicht. Porphyrius, ein Schriftſteller aus dem dritten Jahrhundert, iſt glücklicher geweſen, und hat einen mit dem des Clemens von Alexandria ziemlich übereinſtimmenden Bericht über die Hieroglyphen gegeben. Am umfaſſendſten verbreitet ſich über dieſen Gegenſtand ein griechiſcher Grammatiker des fünften Jahrhunderts, Horapollo, ein geborner Aegyptier. Sein Werk, urſprünglich in ägyptiſcher Sprache verfaßt, iſt in griechiſcher Ueberſetzung auf uns gekommen. Es handelt beſonders von den Hieroglyphen, iſt aber voller Irrthümer, und daher, gleich den Angaben des Diodorus, geeignet den Studierenden auf Abwege zu führen. Die Schriftſteller des Mittelalters und ſpäterer Jahrhunderte ſcheinen den ägyptiſchen Hieroglyphen wenig oder keine Aufmerkſamkeit geſchenkt zu haben. Der erſte Verſuch zur Entzifferung derſelben in neuerer Zeit wurde von De Guignes gemacht, welcher in den Memoiren der Akademie im Jahr 1759 erklärte, „er glaube alphabetiſche Charaktere unter denſelben entdeckt zu haben“ — eine Muthmaßung indeß welche zu nichts führte. Die Auffindung des Roſetter Steins im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts war, wie wir ſpäter darthun werden, das Mittel zur Enthüllung dieſer geheimnißvollen Schriftart, deren Bedeutung Jahrtauſende lang der Menſchheit verborgen geblieben war.

Digitized by Google

Champollion, welcher dem Studium der ägyptischen Hieroglyphen mehr als zwanzig Jahre widmete, gieng zur Fortsetzung desselben mit einer Expedition gelehrter Männer im Jahr 1828, auf Kosten des Königs von Frankreich nach Aegypten, und zeigte daß, wenn man die Hieroglyphen auf ein System zurückführe, sie aus drei Arten von Charakteren oder Zeichen bestünden: 1) figurative Zeichen, oder unmittelbare Bilder der angedeuteten Dinge; 2) symbolische Zeichen, und 3) phonetische oder solche Buchstaben welche einen Ton ausdrücken. Da natürlich alle sichtbaren Gegenstände inner den Bereich hieroglyphischer Charaktere kommen, so sollte man vermuthen sie möchten gar kein Ende nehmen; allein sie scheinen beschränkt gewesen zu seyn; denn die ganze von Champollion beobachtete Anzahl derselben betrug, nach der sorgfältigsten und minutiösesten Forschung, etwa 800 wirkliche Figuren von Naturgegenständen, und ungefähr sechzig weitere von geometrischen Figuren und phantastischen Formen.

I. Figurative Zeichen. Diese Classe führt auch zuweilen den Namen reine Hieroglyphen, und wird von Champollion geschieden in 1) eigentliche figurative, 2) conventionelle figurative und 3) abgekürzte figurative. Alle directen Bilder bezeichneter Dinge, als Sonne, Mond, Stern, sind Beispiele der ersten Art. Als ein Beispiel der zweiten Art mag erwähnt werden ein Abschnitt einer Zimmerdecke, um den Himmel oder das Firmament darzustellen — ein sehr einleuchtendes, obgleich kein directes Symbol. Ein Beispiel der dritten Art ist, wenn nur ein Theil des darzustellenden Gegenstandes gegeben wurde, wie der Plan eines Hauses für das Haus selbst.

II. Symbolische Zeichen. Abstracte Ideen, welche keine sichtbaren Gegenstände haben unter denen sie unmittelbar dargestellt werden können, wurden durch symbolisch gebrauchte Bilder ausgedrückt. So drückten zwei gen Himmel erhobene Arme das Wort Opfer aus; der Wind wird bezeichnet durch einen Falken auf einem Flügel; Schrift, durch ein Schilfrohr und ein Dintenzeug ꝛc. Diese symbolischen Figuren haben alte Schriftsteller, wenn sie von Hieroglyphen sprachen, gewöhnlich im Sinne gehabt. Sie sind für die Auslegung natürlich schwieriger als unmittelbare Bilder, und da die irrige Ansicht herrschte daß alle Figuren auf ägyptischen Denkmälern symbolisch seyen, so veranlaßte dieser Irrthum Jahrhunderte lang unter den Gelehrten die ausschweifendsten und widersprechendsten Auslegungen, deren man erst dann los wurde als die Forschungen Youngs und Champollions die Schwierigkeit hoben. Es mag im Vorbeigehen bemerkt werden daß Hieroglyphen symbolischer Art auch unter Christen gebräuchlich sind: so z. B. wird ein Dreieck in einem Kreise angewendet um die Dreieinigkeit in der Einheit darzustellen, und zuweilen wird in der Mitte ein Auge angebracht, als Anspielung auf die Allwissenheit Gottes. Hinwiederum gebraucht man einen Anker als Sinnbild der Hoffnung und der Beständigkeit eines Christen, und die Figur eines Hahns für christliche Wachsamkeit.

III. Phonetische Zeichen. Die zwei bereits beschriebenen Arten hieroglyphischer Zeichen reichten nicht aus, um die Anschauungen eines so hoch civilisirten Volkes wie die Aegyptier auszudrücken, und dieß führte ohne Zweifel zur Erfindung der dritten, sogenannten phonetischen Classe, oder derjenigen welche Töne ausdrücken sollten, deren Constructionsprincip folgendes ist. Die Figuren gewisser Gegenstände wurden gebraucht um die Anfangstöne oder Buchstaben der Worte darzustellen welche das Aegyptische oder Koptische für diese Gegenstände enthielt. In dieser Sprache ist z. B. ahom ein Adler, und die Gestalt eines Adlers wird daher gemacht um die Stelle des Anfangsbuchstabens a einzunehmen; berbe ist ein Rauchfaß, und so steht die Figur eines Rauchfasses für b da; jal ist eine Schwalbe, und die Figur dieses Vogels steht für j, und so fort bei andern Wörtern bis ein Alphabet gebildet ist. Allein da die Figur jedes Gegenstandes welcher mit einem a im Koptischen begann, für diesen Buchstaben stehen konnte, so ließ sich denken daß dieses Princip zu endloser Verwirrung und Schwierigkeit führen würde. Dieß wäre auch der Fall gewesen, wenn man die Zeichen nicht beschränkt hätte. Allein sie sind wirklich beschränkt gewesen, indem achtzehn oder neunzehn die größte Anzahl von Bildern sind welche man irgend einem Buchstaben zugewiesen, während nur wenige mehr als fünf oder sechs, und einige nur eins oder zwei haben.

Das Verdienst der Entdeckung des phonetischen Alphabets ist von Einigen Hrn. Champollion zugeschrieben worden; allein es ist, wie wir später sehen werden, unwiderleglich dargethan daß Dr. Th. Young der ursprüngliche Entdecker war, und zwar schon lange vor dem Jahr 1818. Unglücklicherweise setzte Young seine Forschungen in dieser Richtung nicht fort, indem sich seine Aufmerksamkeit hauptsächlich einem andern Zweig der Forschung zuwandte; allein seine Entdeckung läßt sich als der Grundstein des späteren Erfolgs Champollions auf diesem Felde der Forschung betrachten. Es unterliegt keinem Zweifel daß der unternehmende Franzose sich schon lange zuvor mit dem Studium der Hieroglyphen beschäftigte, und er erklärte später in seinem großen Werke: „Précis du Système Hiéroglyphique," daß „dieß phonetische Alphabet der wahre Schlüssel des ganzen Hieroglyphen-Systems sey," und daß „sämmtliche hieroglyphische Legenden und Inschriften hauptsächlich aus rein alphabetischen Zeichen bestünden." Dieß mag der Fall seyn; es ist aber Thatsache daß alle Arten von Charakteren, figurative, symbolische und phonetische, miteinander gebraucht werden. Es ließ sich vermuthen daß eine solche Verflechtung die Entzifferung hieroglyphischer Denkmäler im höchsten Grad schwierig machen mußte; allein Champollion und andere erwarben sich große Geschicklichkeit in der Auslegung dessen was Jahrtausende hindurch so geheimnißvoll gewesen war, und konnten die meisten dieser Zeichen mit ziemlicher Leichtigkeit lesen.

Noch eine andere wichtige Unterscheidung muß bei diesem Gegenstand ins Auge gefaßt werden. Der gewöhnliche Hieroglyphenstyl, wie man ihn in Basreliefs und Gemälden an den Mauern öffentlicher Gebäude, in der Schilderung geschichtlicher Scenen, so wie bürgerlicher und religiöser Feierlichkeiten, dargestellt findet, war ohne Zweifel allen gut erzogenen Aegyptiern verständlich; allein im Innern ihrer Tempel und Gräber hatte man noch eine andere Art Hieroglyphen, welche einen räthselhaften Charakter besaßen, eine strenger ideographische und geheimnißvolle Sprache redeten, und eine allegorische Darstellung der religiösen und philosophischen Lehren der Aegyptier bildeten. Gleich den esoterischen Lehren der alten Philosophen durften nur die Eingeweihten von denselben Kenntniß nehmen — der Schlüssel dazu lag ausschließlich in den Händen der Priester. Aus diesem Grunde wurde dieser Zweig der Hieroglyphen

Digitized by Google

der hieratiſche genannt, und damit angedeutet daß er vorzugsweiſe, wo nicht ausſchließlich, der Prieſterſchaft angehörte. Er iſt eine Art hieroglyphiſcher Stenographie, oder Geſchwindſchrift, in welcher die Form der Zeichen beträchtlich abgekürzt wird. Mehrere noch vorhandene Manuſcripte geben dieſe Art hieroglyphiſcher Schrift, welche den pharaoniſchen, griechiſchen und römiſchen Epochen der ägyptiſchen Geſchichte angehörte, und auf die Ueberſchreibung von Texten und Inſchriften, die mit religiöſen Dingen in Verbindung ſtanden, beſchränkt geweſen zu ſeyn ſcheint. Sie wird unterſchieden von jener andern bereits erwähnten Schriftart, welche Dr. Young, als in dieſem Land in beſonderm Gebrauch, die enchoriale, Champollion dagegen die demotiſche nannte, weil ſie die Charaktere oder den Schriftſtyl in ſich begriff deſſen ſich das gemeine Volk bediente. Sie iſt auch, wegen ihrer Brauchbarkeit zur Briefſchrift, die epiſtolographiſche genannt worden. Sie iſt faſt ganz alphabetiſch, enthält nur wenige ſymboliſche Zeichen und kaum einige unmittelbare Figuren, die überdieß ſo vereinfacht ſind daß ſie nahebei alle Aehnlichkeit mit den ausgedrückten Gegenſtänden verlieren. Sie bildet eine Art Currentſchrift, und gleicht, da ſie in der Richtung von rechts nach links geſchrieben wurde, der Schrift der Hebräer und anderer morgenländiſchen Völker.

Allein wir kommen nun zu dem intereſſanteſten Theil dieſes Gegenſtandes — der merkwürdigen Entdeckung des Roſetter Steins, wodurch die Auslegung der Hieroglyphen auf eine wahre und ſolide Grundlage geſtellt wurde. Man hat geſagt daß, wenn man die Erfindung der Fluxionen von Newton, und des Differentialcalculs von Leibnitz als den glänzendſten Beweis der berechnenden und abſtractiven Kraft des menſchlichen Verſtandes betrachte, die Entzifferung der Hieroglyphen, welche Jahrtauſende hindurch wie ein verſiegeltes Buch vor uns lagen, wohl das Meiſterſtück der Kritik genannt werden könne. Als die Franzoſen im Jahr 1798 Unterägypten in Beſitz nahmen, bildete es einen Theil der Politik jenes berühmten Mannes der damals die Geſchicke Frankreichs lenkte, und der kurz zuvor dem Inſtitut von Frankreich die denkwürdige Erklärung gemacht hatte: „die wahren Eroberungen, die einzigen die keine Thränen koſten, ſind diejenigen welche über die Unwiſſenheit davongetragen werden" — bildete es, ſagen wir, einen Theil von Napoleons Politik ſeinem Heer eine Anzahl Gelehrter zuzugeſellen, zum Zwecke der Erforſchung der Geographie, der Naturgeſchichte und der Alterthümer jenes einſt berühmten Landes, der Amme der Wiſſenſchaft und der Civiliſation — eine Erforſchung an welcher niemand größeres Intereſſe zu nehmen ſchien als jener ausgezeichnete Feldherr ſelbſt. Im Verlaufe dieſer gelehrten Forſchungen nun wurde die erwähnte Entdeckung gemacht — ſie war eine rein zufällige, einer jener vom Menſchen nicht hervorgerufenen Zwiſchenfälle die aus böſem oft gutes erzeugen; denn in dieſem Fall trug das was zu tödtlichem Krieg beſtimmt war, bei zur Erweiterung der menſchlichen Kenntniſſe in den Künſten des Friedens.

Während die franzöſiſchen Truppen mit der Ausgrabung des Grundes zu einem Fort beſchäftigt waren, das in Roſette, einer Stadt an der Mündung des Nils, errichtet werden ſollte, ſtießen ſie auf einen großen Baſaltblock, der eine Inſchrift in drei, je einen beſondern Charakter tragenden, Abtheilungen enthielt. Als der Muth Abercromby's durch die Schlacht von Alexandria im März 1801 Aegypten von dem republicaniſchen Joche befreite, gab auch dieſer Stein viel zu ſprechen, und ſein Schickſal iſt wohl einiger Bemerkungen werth. Ohne den Werth deſſelben zu kennen, ſtritten ſich die gegenüberſtehenden Parteien um ſeinen Beſitz, und deuteten ſo, gewiſſermaßen prophetiſch, auf ſeine künftige Wichtigkeit hin. Als durch die Uebergabe Alexandria's Ende Auguſt dem Krieg ein Ziel geſteckt ward, wurde in Vorſchlag gebracht, die von den franzöſiſchen Gelehrten angelegten Sammlungen von Alterthümern ſollten als Staatseigenthum betrachtet und den Britten übergeben werden; in der Verhandlung aber welche ſich über dieſen Vorſchlag entſpann, ſtellte Menou, der franzöſiſche Befehlshaber, die Behauptung auf, ſie ſeyen Privateigenthum; demgemäß nahm er den Roſetter Stein für ſich in Anſpruch, und ließ ihn ſorgfältig verpacken. Nach vielem Streit wurden indeß die Denkmäler und Manuſcripte dem brittiſchen Befehlshaber Lord Hutchinſon übergeben, die Inſecten und andere Thiere aber den Franzoſen abgetreten, welche im Aerger die Decke von dem Roſetter Stein abriſſen und ihn umgekehrt auf den Boden warfen. Endlich wurde er mit vielen andern werthvollen Reliquien ſicher an Bord einer weggenommenen Fregatte eingeſchifft, im Februar 1802 nach England gebracht, und auf Befehl Georgs III im brittiſchen Muſeum hinterlegt, wo man ihn im ägyptiſchen Saale, Nr. 24, ſehen kann

Bei näherer Unterſuchung fand man daß der Stein ein Edict zu Ehren des Ptolemäus Epiphanes enthalte, und die unterſte Abtheilung, welche in griechiſcher Sprache geſchrieben iſt, ſchließt mit folgenden Worten: „Dieſes Edict ſoll auf einen harten Stein eingegraben werden, in heiligen, enchorialen und griechiſchen Charakteren." Es bietet alſo eine Probe von Hieroglyphen mit doppelter Ueberſetzung, und zwar erſtens in enchorialen oder gemeinen Buchſtaben des Landes, und zweitens in griechiſcher Sprache. Die Geſellſchaft der Alterthumsfreunde ließ ein Facſimile der Inſchrift unter die Gelehrten Europa's und Amerika's vertheilen. Porſon in England und Heyne in Deutſchland, die beiden größten Kenner der claſſiſchen Philologie zur damaligen Zeit, lieferten eine Ueberſetzung des Griechiſchen; allein wie ſchwer auch dieſe Aufgabe der verſtümmelten Beſchaffenheit des Steins wegen ſeyn mochte, ſo lag die größte Schwierigkeit doch nicht hierin. Von der erſten und der zweiten Inſchrift, der hieroglyphiſchen und der enchorialen, war damals nicht ein einziger Buchſtabe bekannt, und daher konnte vorerſt zwiſchen denſelben und dem Griechiſchen keine Vergleichung angeſtellt werden.

Der ausgezeichnete Orientaliſt Sylveſtre de Sacy in Paris widmete ſich der Entzifferung der Enchorialſchrift, und fand da zwei Gruppen von Buchſtaben in Stellungen welche den Wörtern Aleander und Alexandria in der griechiſchen Abtheilung entſprachen, und von denen er daher annahm daß ſie die gleichen Namen darſtellten. Weiter aber vermochte er nicht zu gelangen, und gab den Verſuch als hoffnungslos auf. Hr. Akerblad, Attaché der ſchwediſchen Geſandtſchaft in Paris, nahm die Forſchung da auf wo Hr. de Sacy ſie gelaſſen, und bewies, was der andere nur gemuthmaßt hatte, daß der Enchorialtext griechiſche, in ägyptiſchen oder koptiſchen Buchſtaben geſchriebene, Eigennamen enthalte. Er kam der Herſtellung eines Alphabets um einige Schritte näher; ein ganzes herzuſtellen mißlang ihm aber aus zwei Urſachen: erſtens

Digitized by Google

weil er annahm die ganze Inſchrift ſey alphabetiſch, und zweitens weil er irrthümlich erwartete, er werde alle Vocale in den ägyptiſchen Wörtern finden, während er dieſe dem Hebräiſchen, Arabiſchen und andern morgenländiſchen Sprachen, in denen die Vocale meiſt ausgelaſſen ſind, hätte aſſimiliren ſollen.

Im Jahr 1814 machte ſich Dr. Thomas Young, gebürtig aus Somerſetſhire und auswärtiger Secretär der königlichen Geſellſchaft, an das Werk welches ſeiner Vorgänger geſpottet hatte. Er begann mit der Enchorial-Inſchrift, und war, mit Hülfe von Akerblads „muthmaßlichem" Alphabet und durch ſorgfältige Vergleichung der verſchiedenen Theile mit dem griechiſchen Text, nach einer Arbeit von mehrern Monaten im Stande eine Ueberſetzung zu bilden, welche er in der Archäologia im Jahr 1815 dem Publicum übergab. Vier Jahre ſpäter brachte er in dem Artikel „Aegypten," in der Beilage zur Encyclopaedia Britannica, die weitern Ergebniſſe ſeiner Forſchungen zu Tage — Ergebniſſe welche man „die größte Anſtrengung der Gelehrſamkeit und des Scharfſinns nannte deren die neuere Litteratur ſich berühmen kann." Das Reſultat der Arbeiten Dr. Youngs gieng dahin, zu zeigen daß ſowohl in dem hieroglyphiſchen als dem enchorialen Texte des Roſetter Steins gewiſſe Charaktere phonetiſch, oder um Töne darzuſtellen, angewendet worden ſeyen. Auf ſolche Art erhielt er ein phonetiſches, vergleichsweiſe ſo ausgedehntes Alphabet, daß ſeitdem nur wenige Zuſätze von einigem Werth daran gemacht worden ſind, und indem er den Grund zu einem hieroglyphiſchen Alphabet legte, zeigte er den Weg zu der wahren Kenntniß dieſer bisher ſo geheimnißvollen Schriftart.

Champollion arbeitete auf demſelben Felde, und es iſt viel darüber geſtritten worden ob ihm oder dem Dr. Young die Priorität der Entdeckung gebühre. Eine vollſtändige und treue Darſtellung der Sachlage findet der Leſer im Edinburgh Review vom December 1826; der Verfaſſer des betreffenden Aufſatzes in dieſer Zeitſchrift kommt daſelbſt zu dem Schluſſe daß „Dr. Young das ausſchließliche Verdienſt beſitzt, ein Räthſel gelöst zu haben welches Jahrhunderte lang allen Hülfsquellen der Gelehrten geſpottet hat." Dieß thut indeß dem großen Verdienſt Champollions, durch ſeine unermüdlichen Arbeiten und ſeine Ausdauer einen erweiterten Oberbau auf den von Dr. Young gelegten Grundlagen aufgeführt zu haben, keinen Abbruch.

Der Roſetter Stein enthält nur die letzten vierzehn Zeilen des Hieroglyphentextes, und zwar überdieß in einem verſtümmelten Zuſtande. Der Theil des griechiſchen Textes welcher dieſen Zeilen entſpricht, iſt unglücklicherweiſe ganz verwiſcht, mit Ausnahme eines einzigen Wortes, ſo daß eine umfänglichere Vergleichung zwiſchen dieſen beiden Inſchriften unmöglich gemacht iſt. Allein Champollion hatte das gute Glück ein anderes Denkmal zu entdecken, das geeignet war Licht über den Gegenſtand zu verbreiten, in Philä nämlich, einer Nilinſel, die einſt, zu den Zeiten der Pharaonen, berühmt war wegen ihrer Wichtigkeit in religiöſen Dingen, und die noch jetzt merkwürdig iſt ob der Menge ihrer Ruinen. Dieſes Denkmal iſt ein Obelisk mit einer hieroglyphiſchen Inſchrift, welcher auf einer eine griechiſche Inſchrift tragenden Baſis ruhte. Mittelſt dieſer Inſchriften war er im Stande ein hieroglyphiſches Alphabet zu bilden, mit dem er an die Entzifferung der auf den Tempeln und andern Gebäuden Aegyptens eingeſchriebenen Eigennamen gieng, und endlich gab er im Jahr 1824 ſein bereits erwähntes großes Werk: „Précis etc." heraus — eine höchſt ſchätzbare Abhandlung, welche nicht nur einen klaren Ueberblick über die früher von ihm und andern erzielten Reſultate gibt, ſondern auch eine große Menge neuen Stoffs enthält. Durch eine Reihe tiefe Gelehrſamkeit bekundender Vorleſungen hat er gezeigt daß es ein auf die hieroglyphiſchen Legenden jeder Epoche der ägyptiſchen Geſchichte anwendbares phonetiſches Alphabet gibt; daß dieſes phonetiſche Alphabet, wie bereits erwähnt, der wahre Schlüſſel des ganzen Hieroglyphen-Syſtems iſt, und daß alle Inſchriften in Hieroglyphen hauptſächlich aus rein alphabetiſchen Zeichen zuſammengeſetzt ſind. Er hat dieſe phonetiſchen Zeichen verfolgt von dem Tode des römiſchen Kaiſers Antoninus Pius, im Jahr 161 nach Chriſtus, bis zurück zur Eroberung Alexanders des Großen im Jahr 332 vor Chriſtus; ferner von Alexanders Zeit bis zur perſiſchen Eroberung durch Kambyſes, im Jahr 525 vor Chriſtus, und von da durch die verſchiedenen ägyptiſchen Dynaſtien bis zurück zur achtzehnten, ungefähr um das Jahr 1874 vor der chriſtlichen Zeitrechnung. Er iſt auf dieſe Art im Stande geweſen die Chronologie Manetho's, wie Joſephus ſie uns aufbewahrt hat, und welche früher ſehr vernachläſſigt wurde, richtig zu ſtellen, und hat dadurch ein ſtarkes Licht über einen Theil der vor ihm in Dunkelheit und Zweifel gehüllten alten Geſchichte ergoſſen.

Seitdem haben zwei franzöſiſche Schriftſteller, die HH. Klaproth und Dujardin, den Verſuch gemacht die Entdeckungen und das Syſtem Youngs und Champollions zu entkräften; es iſt ihnen aber nicht gelungen einen irgend ſtichhaltigen Einwurf dawider vorzubringen. Nach dieſen hat Rev. C. Forſter das Syſtem in Frage zu ſtellen verſucht. Er hat ſich bemüht zu zeigen daß die Hieroglyphenſchrift durchaus phonetiſch iſt, und daß die Bilderfiguren bloß als Illuſtrationen betrachtet werden dürften. Andere dagegen, welche den Gegenſtand wohl überdacht haben, ſind der Meinung, dieſe Lehre ſey durch gewiſſe von dem gelehrten Aegyptologen Birch im Jahr 1853 herausgegebene Inſchriften widerlegt. Es iſt möglich daß die großen Reſultate der Entdeckungen Youngs und Champollions in Entzifferung der ägyptiſchen Hieroglyphen nicht ganz befriedigend und noch nicht vollſtändig ſind; allein obgleich die Speculationen Forſters ſich durch hohen Scharfſinn auszeichnen und in manchen Beziehungen Werth haben, konnten ſie doch die allgemeinen Grundſätze des Syſtems jener beiden gelehrten Hierogrammatiker nicht untergraben.

Digitized by Google

Das Theater der Chineſen.

Wenn Voltaire den Urſprung des Theaters in China an 3000 Jahre alt ſeyn läßt, und Gibot (Mem. T. VIII. p. 228) 1766 v. Chr. und 827 v. Chr. von einem Theater ſpricht, iſt dieß nach Bazin ein Irrthum, der daher rührt daß der Ausdruck Yeu-jin, Schauſpieler, in alter Zeit von pantomimiſchen Tänzern gebraucht wurde, die man damals allein kannte. Die dramatiſche Kunſt entſtand nach einigen unter Sui-Wen-ti (581 n. Chr.), nach andern erſt unter Thang Hiuen-tſung 720 n. Chr. Bazin hat aber noch kein Stück aus der Zeit der Thang (720—905) geſehen, nur eins aus der Zeit der Sung (960—1119) „die Geſchichte des weſtlichen Pavillons" (Si-ſiang-ki). — Damals traten nicht über 5 Schauſpieler auf. — Dagegen hat man viele aus der Zeit der Mongolen (1123—1341), namentlich eine „Sammlung von 100 Stücken" (Yuen-jin-pe-tſchung), ſie ſind alle ſich ähnlich. Unſere dramatiſchen Regeln ſind unbekannt oder werden vernachläſſigt. Man unterſcheidet nicht Trauerſpiel, Luſtſpiel, Opern, wie bei uns, ſondern der ganze Unterſchied der chineſiſchen Dramen beſteht in der Wahl des Stoffes und der Situationen. Darnach unterſchieden die Chineſen damals ſieben Claſſen von Dramen: hiſtoriſche, Tao-ſſe, mythologiſche, gerichtliche und Familien-Dramen und Charakter- und Intriguen-Komödien. Man ſpricht von 549 Stücken, die verfaßt wurden; für das Theater arbeiteten damals 36 Muſici, die berühmteſten Sänger waren aus dem Norden; unter den Mongolen werden 190 dramatiſche Schriftſteller genannt, die viel dramatiſches Talent zeigten und einen Charakter durch fünf Acte durchzuführen, zu halten und durch eine Mannichfaltigkeit von Situationen zu intereſſiren verſtanden; der geſchickteſte war Ma-tſchi-huen, von deſſen dreizehn Stücken ſieben in der Sammlung erhalten ſind, der fruchtbarſte Kuan-han-king, von deſſen ſechzig Stücken die Sammlung aber nur acht aufbewahrt hat. Bazin nennt die vornehmſten der übrigen und die Stücke die von jeder Claſſe in der Sammlung enthalten ſind, und gibt Proben von mehreren. Die ſpäteren Dramen aus der Zeit der Ming und der jetzigen Dynaſtie ähneln nach Bazin nicht im geringſten den Dramen der Yuen, ſondern ſie ſind zu den dialogiſirenden Romanen der Sung zurückgekehrt. Weder das Drama hat ſich weiter ausgebildet, noch hat ſich der Styl vervollkommnet. Leider gibt er nichts näheres über dieſe neueren Stücke.

Was die äußere Form des Drama der Yuen betrifft, von denen mehrere ſich ſeit 5—600 Jahren noch auf dem Theater erhalten haben — man denke! — ja wovon die Couplets aus der Zeit der Dynaſtie Thang herſtammen ſollen, und nur die Singweiſen aus der der Yuen — ſo ſind ſie, wie die unſrigen, in Acte und Scenen abgetheilt. Ein regelmäßiges Stück hat einen Prolog (Sietſe d. i. die Eröffnung) und 4 Acte (Tſche d. i. Abſchnitte). Unter den Thang recitirte ein Schauſpieler, wie im Plautus, den Prolog, unter den Yuen iſt er dialogiſirt und mitunter mit Verſen untermiſcht. Dieſer Prolog gibt den Inhalt, den Faden des Stücks, oder was dem Stück vorhergieng, an. Im erſten Act wird die Intrigue angezettelt, fehlt aber der Prolog, im zweiten; bis zum dritten entfaltet ſie ſich, und der vierte enthält die Abwickelung und die Sühnung des Verbrechens oder der Schuld. Die Scenen werden nicht weiter unterſchieden, es heißt nur die oder jene Perſon tritt auf oder ab (Schang und Hia), und wenn der Schauſpieler für ſich ſpricht: Pei-yün. Die Perſonen ſind allgemeine Charaktere, edle Väter, eine erſte oder zweite komiſche Perſon, oder führen beſtimmte Namen, wie in der alten franzöſiſchen Komödie. Es treten mythologiſche, fabelhafte und geſchichtliche Perſonen aller Stände, Kaiſer, Beamte, Officiere, Aerzte, Landleute, Handwerker, Schiffer, Courtiſanen auf. Der Zweck muß ein moraliſcher ſeyn; das Theater ſoll die edelſten Lehren der Geſchichte dem unwiſſenden Volke, das nicht leſen kann, vorführen. Nach dem Strafcodex ſoll das Theater wahre oder erdichtete Gemälde aufführen, im Stande die Zuſchauer zur Uebung der Tugend anzuregen. Ein Chineſe bei Morriſon läßt die welche obſcöne Theaterſtücke ſchreiben, dafür in der Hölle büßen, ſo lange ihr Stück auf Erden dauert. Eine Theatercenſur exiſtirt nicht. Die einzige Beſtimmung des Strafcodex, daß keine Kaiſer, Kaiſerinnen, Miniſter und Generale der erſten Zeitalter aufs Theater gebracht werden ſollen, ſcheint nach Staunton nicht mehr beobachtet zu werden. Die Hauptperſon des Stücks, die ſich einer lyriſchen, bilderreichen, pompöſen Sprache bedient, unterſtützt von einer muſikaliſchen Symphonie, entſpricht einigermaßen dem griechiſchen Chor, nur daß ſie Hauptantheil am Stücke nimmt: ſie belehrt, ruft Maximen der Weiſen, die Lehre der Philoſophen und die Beiſpiele der Geſchichte an, bewegt und rührt die Zuſchauer zu Thränen. Das iſt bald ein Kaiſer, wie in „den Sorgen der Han," bald ein öffentliches Mädchen, das die Frau eines reichen Mannes wurde, wie in der „Geſchichte des Kreide-Kreiſes" — einem gerichtlichen Stücke, worin eine Art von ſalomoniſchem Urtheil die Fabel bildet — bald ein junger Sklave, wie in den „Intriguen einer Kammerzofe." So verfuhren nach Lope de Vega's „neuer dramatiſcher Kunſt" die Chineſen ſchon im 13ten Jahrhundert. Man bedient ſich da der Sprache der King und der Geſchichte (King-ſſe yü) und der Lyrik (Yo-fu-yü) für den höheren Styl, gewöhnlich aber der gemeinen Sprache der Converſation (Thian-hia thung-yü). Das Provinzial-Patois kommt nur in einigen neueren Stücken der niederen Komik vor. Einen ſolchen Unterſchied in der Sprache, wie das indiſche Theater, wo der Held und die Hauptperſonen Sanskrit, die Frauen und Nebenperſonen Prakrit reden, gibt es in China nicht. Hoch und Niedrig, Männer und Frauen reden die Kuan-hoa; nur nach Alter und Stand iſt der Ausdruck verſchieden, ſo auch die Verſification. Es gibt Verſe von 3, 4 und 7 Worten, regelmäßige mit Cäſur und Reim und unregelmäßige. Von der regelmäßigen Stanze im erſten Monolog geht man über zum unregelmäßigen Verſe, mit den maleriſchſten Ausdrücken, zur Metapher, Allegorie u. ſ. w. Der Styl iſt nach Bazin aber immer in Harmonie mit der Lage der Perſonen.

Die Schauſpieler ſind in China, wie ſie es in Rom waren, verachtet, bloß weil ſie meiſt als Kinder gekaufte Sklaven ſind, die dazu erzogen werden, obwohl auf Kinderverkauf an Schauſpieler 100 Hiebe ſtehen, und eben ſo wenn freie Frauen Schauſpieler heirathen. Die Geſchichte hat zwar die Namen einiger berühmten Schauſpieler aus der Dynaſtie Sung aufbehalten, aber jetzt ſind, mit Ausnahme der Hauptſtadt und einiger großen Städte, es meiſt nur ambulante Schauſpieler-Trupps (Y-pan-hi-tſe) von 8 bis 10 Perſonen, Sklaven des Directors, welche die Provinzen durchziehen und bei Feſtins von Privaten ſpielen. Fünf Schauſpieler, reich gekleidet, treten ein, verneigen ſich; einer von ihnen reicht dem Haupt-

Digitized by Google

gast ein Buch, worin 50 bis 60 Schauspiele die sie auswendig wissen oder leicht darstellen können, die Titel mit Goldbuchstaben verzeichnet sind. Die Liste wird den Gästen herumgereicht, und nachdem der vornehmste Gast eins bezeichnet hat, beginnt die Darstellung unter dem Lärmen von Trommeln, Flöten, Pfeifen und Trompeten. Ein Schauspieler spielt oft in demselben Stück mehrere Rollen; fünf stellen nach Timkowski wohl 10 bis 12 Personen dar. Jeder nennt beim ersten Auftreten seinen Namen und die Rolle die er spielt. Frauenrollen werden jetzt durch junge Knaben, zur Mongolenzeit wurden sie nach Bazin auch durch Schauspielerinnen gegeben; in einer Verordnung Kublais vom J. 1263 werden diese aber den Courtisanen gleichgestellt.

Irrig hört man nach Bazin, daß die Chinesen keine stehenden Theater hätten; in Nordchina gebe es allerdings öffentliche Gebäude für Musik und Tanz, die fürs Schauspiel benützt würden, in welchen dann an Schauspieltagen Decorationen und die Geisterpforte (Kuei-men) d. h. durch welche die Personen des Alterthums eintreten, angebracht werden. In Peking gibt es nach Timkowski sogar eine Theaterstraße mit sechs Theatern dicht bei einander, worin fast alle Tage Dramen mit Musik und Gesang von Mittag bis Abend gegeben werden. Der Eintritt kostet nach ihm nur 150 Kopeken. In den Provinzen gibt es allerdings keine stehenden Theater, aber die Regierung begünstigt die dramatischen Unterhaltungen, läßt Private durch Subscriptionen der Nachbarn in den Straßen Theater errichten, die Beamten geben auch wohl selber das nöthige Geld dazu her. Ein solches Theater ist bald erbaut. Ein Paar Bambu tragen ein Mattendach, einige Dielen auf einem 6 bis 7 Fuß hohen Gestell bilden die Bühne, einige Stücke bemalten Cattuns, an drei Seiten angebracht, die Scene, einen Vorhang gibt es nicht; die Bühne ist vorn offen. In einem solchen Schuppen gaben 1833 italienische Sänger die rossinischen Opern. Ein Theater in Canton wird als etwas besser geschildert. Es war in einem großen Hof, Parterre das große Publicum, das freien Eintritt hatte; für die Zuschauer welche zahlten, waren zwei bedeckte Galerien auf Pfosten, die stufenweise ansteigen, errichtet. Das Theater, mehr lang als breit, auch auf Pfeilern, war mit bemaltem Zeuge bedeckt. Außer diesen zeitlichen Theatern (Hi-tai) haben reiche Häuser und Privat-Hotels besondere Schauspielsäle. Sie sind zu ebener Erde; der Boden ist nur mit einem Teppich belegt, die Nachbarzimmer dienen als Coulissen. Man läßt eine Anzahl Zuschauer, die nicht zu den Gästen gehören, vom Hofe aus das Schauspiel mitgenießen. Die Costüme der Schauspieler sind den Reisenden nach mitunter prächtig und den Rollen angemessen. Der Text gibt immer an, wann z. B. bei einer Promotion es gewechselt werden muß. Da auch die historischen Stücke immer nur Scenen aus einer ältern Zeit verführen, ist das Costüm das altchinesische der Ming. Die Decoration und Scenerie ist auf diesem wandelnden Theater natürlich höchst einfach und oft kindisch; man bringt keine Pferde aufs Theater, sondern ein General z. B., der eine weite Expedition unternimmt, reitet auf einem Stock drei- bis viermal herum beim Tone des Gong, und spricht dann: nun bin ich da und da; den Sturm einer Veste deuten 3 bis 4 Soldaten an, die sich aufeinander legen, wie Pf. Sidney 1538 das englische Theater schildert. Inigo Jones soll zuerst 1605 in Oxford gemalte, bewegliche Decorationen benützt haben. Pth.

Die Einführung engliſcher Gerichtshöfe und Geſetze in Indien.

Man hat neuerdings von Calcutta aus eine Petition an die Regierung nach London abgeſandt die oſtindiſche Compagnie ganz aufzuheben, die Königin möge die Regierung ſelber übernehmen, und engliſches Geſetz und engliſches Gerichtsweſen durchaus in Indien eingeführt werden. Wir wollen im Augenblick nur letztern Punkt ins Auge faſſen. Fr. J. Shore, früher Richter in Furrukhabad (Notes on Indian Affairs. London 1837. Vol. I. p. 273) hat dagegen ſchon erhebliche Bedenken erhoben, und gezeigt um wie viel ſchlechter und koſtſpieliger das engliſche Gerichtsweſen ſelbſt gegen das bisher in Indien beſtehende ſey. Bei dem verbreiteten Vorurtheile, als ob alles was England Indien biete Gold ſey, möchte die Mittheilung der weſentlichſten Thatſachen die er dagegen anführt nicht ohne Intereſſe ſeyn.

Kein Volk, ſagt er, überſchätzt ſich und ſeine Einrichtungen den Fremden gegenüber ſo ſehr als der Engländer; vor allem war dieß in Indien der Fall. Sie wollten ihre Ideen über Geſetzgebung und Jurisprudenz dort, unkundig der Gebräuche, Sitten und Gewohnheiten des Volkes, alsbald einführen; indeß mußten ſie ſich bald nach den Umſtänden bequemen. Die Uebernahme der Regierung durch die Krone würde auch nicht alles beſſern, ſondern nur das Parteigetriebe der parlamentariſchen Regierung Englands noch nach Indien verpflanzen, und die herrſchende Partei ihre Freunde und Anhänger dort mit Stellen verſehen, die über indiſche Verhältniſſe gänzlich ununterrichtet wären, und vielleicht ihr Amt bloß durch Stellvertreter verſehen ließen. Der Tadel der gegen die Gerichtshöfe der oſtindiſchen Compagnie laut wird, trifft weniger die Einrichtungen ſelbſt als den Mangel an der gehörigen Anzahl von Beamten um die Geſetze auszuführen.

Alle Civil- und Criminalgeſetze, die das Verhältniß zwiſchen Menſch und Menſch betreffen — denn die über die Erhebung der Abgaben, ſagt Shore, ſind voll der grauſamſten Ungerechtigkeiten — bezweckten immer das Wohl des Volkes und wollten wirklich Gerechtigkeit üben. Geſunder Menſchenverſtand, mit Berückſichtigung der Gewohnheiten und Gebräuche des Volkes, bilde die Grundlage derſelben, nur das ewige Verlangen von Haus nach einem „Ueberſchuß an Einkommen“ (Surplus revenue) und Rimeſſen ließ ſie nicht wirkſam ausüben. Die Geſetze Englands ſcheinen dagegen nur zum Beſten der Advocaten gegeben. Jedes Geſetz iſt ſo verwickelt, unverſtändlich und dilatoriſch als möglich, damit der Advocat zu thun habe, als wäre es zu Gunſten des Unredlichen und auf Koſten des Wohlgeſinnten gemacht. Die Engländer wiſſen nicht wie wenig ſie ihren Geſetzen und wie viel ſie der öffentlichen Meinung verdanken. Bei dem großen Einfluſſe der letztern in England wurde das Uebel weniger gefühlt, wohl aber in Ländern wo das engliſche Geſetz eingeführt wurde, und keine ſolche öffentliche Meinung und keine freie Preſſe herrſchte. So konnte in England die General Register Act, obwohl anerkannt gut, nicht eingeführt werden; Cromwell erklärte ſchon, die Teufelskerle (die Advocaten) ſeyen für ihn zu ſtark. In den Beſitzungen der oſtindiſchen Compagnie beſteht dagegen die Registry Office ſchon längſt. Ebenſo gieng es mit den Districts Courts, den Reformen des Kanzleihofes und der Act for the Relief of Insolvent Debtors. In Indien wurde ſchon 1806, alſo nur 13 Jahre nach dem Erlaß eines ordentlichen Codex in Bengalen und drei Jahre nach der Erlaſſung deſſelben in den obern Provinzen, durch Regulation II, 1806 beſtimmt daß, wenn ein Schuldner arretirt wurde und ſein Vermögen ſeinen Gläubigern ehrlich abtrete, er freigelaſſen werden ſolle und durch Regulation 23 vom Jahr 1814, daß für eine Schuld die nicht über 64 Rupien betrage, er nicht über ſechs Monate gefangen gehalten werden dürfe. In England hätte er früher für eine weit geringere Summe eben ſo viele Jahr ſitzen können, und wenn einige Shillinge Koſten etwa unbezahlt blieben, waren bald wieder 20—30 Pfd. St. Koſten angelaufen, und er mußte noch länger ſitzen. Im oberſten Gerichtshofe zu Calcutta gilt bekanntlich ſchon das engliſche Recht. Da kam es vor daß ein Beamter, der ſich nach England einſchiffen wollte, wegen einer bedeutenden Schuld arretirt wurde; der ſtellte aber zwei Bürgen. Vergebens wandte der Gläubiger ein, das ſeyen bloße Strohmänner, die nichts beſäßen; wenn man ihm nur einen Tag Zeit ließe, wolle er es beweiſen. Es hieß, nein! ſie hätten geſchworen daß ſie ſo viel werth ſeyen; der Schuldner müſſe alſo freigelaſſen werden; er könne nur auf ſeine Koſten — 2000 Rupien — ſie wegen Meineids belangen. In den Gerichtshöfen der Compagnie würde der Schuldner feſtgehalten und dem Creditor eine kurze Zeit gewährt worden ſeyn ſeinen Beweis zu führen, und wenn das geſchehen, hätte die Regierung, ohne daß es ihm einen Heller gekoſtet hätte, jene wegen Meineids gerichtlich verfolgt.

In England ſchwört einer daß ihm ein anderer das und das ſchuldet; ohne weitere Unterſuchung wird der Beſchuldigte ſofort arretirt, und wenn er keine Bürgſchaft ſtellt, ins Gefängniß geworfen. Der oberſte Gerichtshof in Calcutta ſchleppt ſo einen 1000 engl. M. weit, zum Ruin ſeines Hausweſens her, ohne daß der Ankläger genöthigt iſt die Sache unterſuchen zu laſſen. Aufſehen erregte ein Fall, wo ein angeſehener Mohammedaner feſtgenommen wurde wegen Schulden, obwohl er ſich erbot die klagbare Summe zu deponiren. Nur die, wie es hieß, ungeſetzliche Interceſſion einiger Gentlemen rettete ihn davor daß er nicht nach Calcutta geſchleppt wurde. In den Gerichtshöfen der Compagnie kommt eine Schuldhaft nur vor nachdem die Sache in Unterſuchung iſt, wenn der Gläubiger ſich verſteckt oder ſein Eigenthum beiſeite zu bringen trachtet. Nach den engliſchen Geſetzen in Calcutta erhält der Dienſtbote der entlaſſen wird, auch am erſten Tage den Lohn für den ganzen Monat, er braucht daher nur recht inſolent zu ſeyn um entlaſſen zu werden; nach den Geſetzen der Compagnie muß die Aufkündigung 14 Tage vorher geſchehen; verläßt einer ohne ſolche ſeinen Dienſt, ſo erhält er nichts; wird er ohne Grund entlaſſen, ſo muß der Herr ihm einen 14tägigen Lohn bezahlen.

Bei einer Execution läßt der oberſte Gerichtshof in Calcutta Eigenthum anſchlagen, das vielleicht dem Schuldner gar nicht oder doch nicht mehr gehört; der Beſitzer kann erſt, um ſeine Anſprüche zu beweiſen, 1000 M. nach Calcutta reiſen und mehrere 1000 Rupien Koſten aufwenden. Hier könnten freilich die Gerichtshöfe der Compagnie vermitteln, aber ſie wurden immer vom höchſten Gerichtshofe zu ſehr gering geſchätzt, und das Geſchäft der engliſchen Advocaten würde dadurch ja auch Abbruch erleiden. Bei den Gerichtshöfen der Compagnie iſt dagegen das Verfahren ſo: liegt das Eigenthum des Schuldners in einem andern Diſtrict, ſo requirirt das Gericht das die Execution verfügte, das dortige Gericht; dieſes unterſucht alle Anſprüche an das Eigenthum auf der Stelle, mit nur 2—10 R. Koſten für jeden Recurrenten, befiehlt den Verkauf des bona fide Eigenthums des Schuldners, überſendet die Acten dem erſten Gerichtshof, der dann dem Kläger das Geld

Digitized by Google

auszahlt. Die Regierung erspart diesem sogar den Disconto eines Wechsels, indem sie die Uebersendung des Geldes durch den Steuereinnehmer vermitteln läßt.

Das englische Gesetz erlaubt zwar anscheinend daß jeder seine Sache selbst vor Gericht führen könne, aber legt seinem Auftreten alle möglichen Hindernisse in den Weg, namentlich durch die Verzögerung der Sache, indem der King's Counsel immer den Vorzug hat. In den Gerichtshöfen der Compagnie kann jeder seine Sachen nicht nur selber führen, sondern sie auch gegen einen Advocaten gewinnen. Bei 271 Rechtsentscheidungen hatten 62 ihre Klage und 35 ihre Vertheidigung persönlich geführt. Auch die Zeugen werden mit ungeheuren Kosten und großen Verlusten ihrerseits vom obersten Gerichtshof in Calcutta 50 und 100 Meilen weit herbeigeschleppt. Die Gerichtshöfe der Compagnie lassen sie durch den nächsten Gerichtshof vernehmen, was offenbar billiger und zweckmäßiger ist. Wir übergehen ähnliches. Ein Theil dieser Vorwürfe trifft freilich das englische Gesetz an sich nicht, sondern rührt daher daß nur ein solcher Gerichtshof in Bengalen ist. Die Vorzüge der Criminalgerichte im brittischen Indien vor den englischen sind nach Shore unermeßlich. Der mohammedanische Criminalcodex wurde alsbald abgeschafft, der mohammedanische Gesetzbeamte, der neben dem englischen Richter saß, war nur sein Assessor. Alle Verstümmelungen, Blutgelder und andere grausame und absurde Strafen wurden in Gefängniß mit oder ohne Eisen und harte Arbeit verwandelt. Fand der mohammedanische Gesetzbeamte im mohammedanischen Gesetz einen Anstand den Angeklagten zu verurtheilen, so erwirkt das nur eine Milderung der Strafe, die der oberste Criminalgerichtshof selbst wieder aufheben konnte. In England wird der eines Verbrechens Angeklagte arretirt, und mußte, früher wenigstens, da die Assisen nur im Frühling und Sommer sind, monatelang sitzen ohne seine Unschuld beweisen zu können. Hat er aber kein Geld oder keine Freunde, so kann er die Zeugen zu seiner Vertheidigung nicht einmal stellen, um seine Unschuld zu beweisen. In den Gerichtshöfen der Compagnie wird er gleich gehört; die Polizei schafft seine Zeugen ohne Kosten für ihn herbei; die Regierung trägt überhaupt alle Kosten. Ein Hauptübel bleibt freilich — der lange Verzug.

Die Kosten in Civilsachen betreffend, so hat der Kläger bei einer Forderung von 300 Rupien in einem Munsiff-Gerichtshof als Gebühr bei der Anstellung der Klage 16 R., wenn die Forderung nicht über 16 R. beträgt, nur 1 R., und bei Summen zwischen beiden verhältnißmäßig zu zahlen. In wenigen Munsiffs-Gerichtshöfen waren Advocaten zugelassen; wo das der Fall war, und die Parteien sich eines bedienten, was selten geschah, kam er mit seinen Clienten wegen der Gebühr überein; sie darf aber in keinem Fall fünf Procent übersteigen. Die Vorladung an den Beklagten und die Zeugen geschieht durch die Parteien oder durch ihre Diener; wo man Gerichtsboten (Muskuri-Tschupraſsie) braucht, betragen die Kosten nach der Entfernung 1—3 R. mehr, also bei einer Forderung von 300 R., 50, und wenn die Sache im Judge Court vorkommt, mögen die Kosten beiderseits 60—65 R. betragen. Bei einer Klage die 5000 R. Werth betrifft und bei diesem ursprünglich eingereicht wird, sind die beiderseitigen Kosten durchschnittlich 675 R., bei einer Forderung von 100,000 R. etwa 3050 R., also in den verschiedenen Fällen resp. 16, 21, 13 und 3 R. Procent, doch wechselt dieß nach den Summen, da bei einem Werth von 60,000 R. die Kosten zum Theil wie bei 100,000 R., nämlich 2850 R., nahe an 5 Proc., bei 1000 R. 160 R. oder 16 Proc., bei 100 R. 20 u. s. w. betragen. Dieß sind aber immer die Kosten beider Parteien, die im Durchschnitt also 13½ Proc. des Werthes betragen. Beim obersten königlichen Gerichtshof in Calcutta dagegen stiegen die Kosten bei einer Forderung von 400 R. auf 1600 R.; die Kosten eines Advocaten, der in einem Criminalproceß einen vertheidigte, betrugen über 400 Pfd. St. Ein Mann starb und hinterließ seinen Kindern 4000 Pfd. St. Die Wittwe machte ihnen die Erbschaft streitig, und die bloße Entscheidung der Vorfrage, ob der oberste Gerichtshof in dieser Sache competent sey, kostete allein 1200 Pfd. St. Seit Jahren sehen die ersten englischen Kaufleute in Calcutta eine Klage beim obersten Gerichtshof nur als die ultima ratio an, einen unredlichen Schuldner zu züchtigen und böswillige von ähnlichem Treiben abzuschrecken; sie selbst gewinnen nichts dabei. Es kann einer seine Klage und die Kosten dazu gewinnen, und verliert doch noch. Etwas der Art kann bei den Gerichtshöfen der Compagnie nicht vorkommen.

Von jeher bestand der große Ehrgeiz des obersten Gerichtshofes darin, seine Gerichtsbarkeit, die auf die Hauptstadt und die Engländer beschränkt ist, auch auf die Provinzen ausdehnen zu wollen. Dahin gehört besonders was man Constructive Residence nennt. Wenn nämlich ein Eingeborner, der nie Calcutta näher als 1000 engl. M. gekommen war, nur irgendein Eigenthum in Calcutta besaß, so sprach der Gerichtshof nicht etwa nur die Jurisdiction über dieses Eigenthum an, sondern über alle seine Geschäfte, die sich auf irgendein Eigenthum von ihm in irgendeiner brittischen Provinz bezogen! Der oberste Gerichtshof in Madras machte es ebenso. Er sandte oft Gerichtsdiener (Bailiffs) und Anwälte (Attorneys) mit einer bedeutenden Anzahl bewaffneter Männer, Eingeborne viele Meilen von Calcutta festzunehmen. Die Häuser von Männern von Rang wurden mit Gewalt erbrochen, man drang selbst gewaltsam in die dem Orientalen heiligen Frauengemächer (Zenanahs) ein. Die Leute und ihre Diener wurden geschlagen und verwundet, und das bei einer bloßen Schuldklage! Und die Richter des obersten Gerichtshofes billigten dieß nicht nur, sondern giengen auch den Militärbefehlshaber noch um Beistand dazu an.

Der oberste Gerichtshof wollte sich oft in die Verhandlungen der Gerichtshöfe der Compagnie, ohne das Recht dazu zu haben, einmischen.

Wenn man sagt daß er die Sachen schneller expedire, so ist das nicht zu verwundern. Ein Gericht der ostindischen Compagnie erstreckt sich, 70 engl M. lang, über 60 breit, im Mittel über 4757 Oerter, mit oft mehr als 1,000,000 Einwohner. Es bestand nur aus einem englischen Richter, zwei Registratoren und zwei bis drei Assistenten. Der Richter hatte zu seinem Beistand 10—12 eigeborne Beamte ohne die Gerichtsboten (Tschupraſsis), und die Kosten des Ganzen betrugen im Monat etwa 4000 R. (400 L.). Der ganze Gerichtsbezirk des obersten Gerichtshofes in Calcutta ist dagegen nur 5 engl. M. lang und 1 breit, und begriff nicht über 300,000 Einw. Der Gerichtshof bestand aus drei Richtern, die jeder doppelt so viel Gehalt beziehen als ein ganzer Gerichtshof der Compagnie kostet; dazu kommen noch ein Sheriff, ein Deputy und zusammen an 22 Beamte, die meistens englische Gentlemen von Rang und Talent, welche sehr bedeutende Einnahmen beziehen, außer einem Heer von Gerichtsdienern und andern untergeordneten englischen und eingebornen Beamten. Zweitens der Court of Request für kleine Schuldsachen besteht aus drei englischen Commissioners mit einer untergeordneten Beamtung, die fast der eines Gerichtshofes der Compagnie gleichkommt. Drittens ist da dann noch das Polizeiamt mit einem Chief Magistrat, einem Superintendent of police, vier andern Beamten, alle liberal besoldet und einer großen Anzahl untergeordneter Beamten. Viertens gibt es eine Menge Friedensrichter, und für das Gefängniß ist

Digitized by Google

noch ein beſonderer Aufſeher. Wenn daher die Geſchäfte in Calcutta nicht ſchneller expedirt würden als in den indiſchen Localgerichtshöfen, ſo müßten die dortigen Gerichte höchſt unwirkſam oder das Volk das turbulenteſte und ſtreitſüchtigſte ſeyn, was es doch nicht iſt.

Was die Zahl der Erkenntniſſe betrifft, ſo beträgt dieſe in einem Localgerichtshof im Durchſchnitt 350 im Monat, und ein Richter thut hier in einem Monat ſo viel als bei dem oberſten Gerichtshof einer in einem Jahr. Ein halbes Jahr iſt dieſer ganz geſchloſſen und die übrige Zeit arbeitet der Oberrichter den Tag im Durchſchnitt nicht über drei Stunden, oft nur eine halbe Stunde. Sie haben nicht mehr zu thun.

Das Studium des engliſchen Geſetzes hat nach Shore die Wirkung das Urtheil abzulenken und den Geiſt auf eine unglaubliche Weiſe zu beſchränken. Ein engliſcher Advocat vermag nach ihm keine Sache mit dem geſunden Menſchenverſtande aufzufaſſen, noch viel weniger mit dem umfaſſenden Auge des Staatsmannes. Er hält das engliſche Geſetz für das Product der vollendeteſten menſchlichen Weisheit. Gott möge Indien bewahren, ſagt er, daß deſſen Volk nicht auch noch durch dieſen Alp (incubus) bedrückt werde! Es hat ſchon zu viel unter unſern Händen erlitten. Wenige nicht Eingeweihte können ermeſſen was das engliſche Geſetz in Wirklichkeit iſt: wie wenig Schutz es der Unſchuld gewährt, und eine wie große Ermunterung denen welche die Geſellſchaft ausbeuten. In England iſt es die öffentliche Meinung und der hohe Ton der beſtehenden Moralität, der den Reichen davon abhält ſeine armen Nachbarn zu ruiniren wenn es ihm beliebt, und nicht die engliſchen Geſetze ſind es mittelſt welcher er es immerhin könnte. Das Syſtem engliſcher Geſetze, ſagt Mill, iſt ſo unverträglich mit den Gewohnheiten, Empfindungen und Verhältniſſen des Volkes von Indien, daß die Einführung deſſelben die größte Verwirrung erzeugen, jedes beſtehende Recht umſtürzen, und Schrecken und Elend in der Nation verbreiten würde." Die Eingebornen Indiens ſehen auf einen engliſchen Gerichtshof mit gleicher Furcht und gleichem Abſcheu, mit der man in England die Inquiſition betrachten würde. Die bloße Erſcheinung eines engliſchen Gerichtsdieners, der nur einen Zeugen bei Strafe citirt, erregt eine ſolche Senſation in den Provinzen, wie die eines Beamten der Inquiſition in einem ſpaniſchen Dorfe. Die reſpectablen Einwohner, namentlich die Bankiers und Kaufleute, ſchließen ſich in ihren Häuſern ab und meiden jeden Verkehr mit andern. Die Grundbeſitzer in Behar baten den Generalgouverneur ſie gegen den Proceß beim oberſten Gerichtshofe zu ſchützen, oder ihnen zu erlauben ihr Gut aufzugeben und anderswohin auszuwandern.

Jetzt können doch Civilklagen zwiſchen Engländern von den Localgerichtshöfen angenommen werden. Früher wurde ſelbſt ein engliſcher Soldat nur wenn er einen Obern ermordet hatte, vor ein Kriegsgericht des Platzes geſtellt; wenn er ſeines Gleichen mordete, wurde er 1000 engl. M. weit nach Calcutta vor das höchſte Gericht geſchleppt. Würde Indien von Engländern coloniſirt werden, ſo ließe ſich dieß unſinnige Syſtem gar nicht aufrecht erhalten; alle Gerichtshöfe der Compagnie müßten abgeſchafft und welche nach engliſchem Recht eingeführt werden, oder die Anſiedler müßten den Localgerichten unterworfen und der Gerichtshof in Calcutta auf die Stadt beſchränkt werden, oder etwa nur als höheres Gericht fortbeſtehen.

Romäniſche Märchen und Sagen aus Siebenbürgen.

(Deutſch. von Franz Obert.)

21. Wie der türkiſche Kaiſer eine alte Schuld bezahlen mußte.

Ein König hatte einen General, den die Königstochter über die Maßen liebte und zum Mann haben wollte. Der König gab nach vielem Bitten ſeine Einwilligung dazu, unter der Bedingung daß der General eine Summe Geldes, die ihm der türkiſche Kaiſer ſeit vielen Jahren ſchuldig war, eintreibe. Der General machte ſich ſogleich auf den Weg, denn er liebte die Kaiſertochter von ganzer Seele. Unterwegs ſah er am Waldesrand einen Mann Bäume aus der Erde reißen und wie Strohhalme hinter ſich werfen. Sogleich ſchickte er einen Diener zu ihm und ließ ihn fragen ob er nicht mitziehen wolle, an gutem Lohn ſolle es nicht fehlen; der Baumausreißer war's zufrieden. Bald darauf begegneten ſie einem Mann, der mit zwei Mühlſteinen an den Füßen Haſen jagte, und ſo ſchnell lief daß er dieſelben überholte. Der General ließ ihn fragen ob er ihm nicht dienen wolle, an gutem Lohn ſolle es nicht fehlen; der war's auch zufrieden. Als ſie eine Strecke gegangen waren, trafen ſie einen Mann, der alles Erdreich auffraß welches mit 50 Pflügen umgeackert wurde und dabei immer rief: ich ſterbe Hungers! Der General ſagte auch dieſem reiche Belohnung zu, wenn er ihm folge, und der Erdefreſſer ließ ſich nicht zweimal bitten. Nicht lange, ſo kamen ſie zu einer Mühle; dabei ſtand ein Mann, der alles Waſſer trank welches auf die Räder fiel und doch immer rief: Ich verdurſte! Der ſchloß ſich dem General auch an. Ueber eine Weile fanden ſie einen Mann auf der Straße liegen, der war mit 50 Pelzen zugedeckt und wimmerte zähneklappernd: Ich erfriere! Der gieng auch mit. Nicht weit weg kam ihnen ein Mann entgegen, der zwar nur ein Auge hatte, aber trotzdem ſo weit ſah daß ſeinem Blick nichts entgieng was ſich auf der Erde zutrug; den nahm der General auch mit. Zuletzt, eben an der türkiſchen Gränze, begegneten ſie einem Mann, der hatte in jedem Naſenloch eine Portion Heu, und wenn er dieſelben herauszog, erhob ſich ein ſchrecklicher Sturm, alſo daß die Erde bebte. Auch dieſen lud der General ein, ihm zu folgen.

Als er nun mit ſeinen Gefährten beim türkiſchen Kaiſer anlangte, erklärte ſich dieſer bereit ihm die Summe auszuzahlen, wenn er vier ihm aufgegebene Arbeiten zu Stande bringe. Zuerſt verlangte der Kaiſer, der General oder einer ſeiner Diener ſolle mit dem Rieſen kämpfen der am Schloßthor Wache hielt. Der General ſchickte den Baumausreißer, der dem Rieſen kaum bis an die Hüfte reichte. Wie er ſich aber demſelben näherte, erfaßte er eines ſeiner Beine und riß es wie einen Hanfſtengel aus, alſo daß der Rieſe unfähig war weiter zu kämpfen. Da ſprach der türkiſche Kaiſer: „Ich habe noch einen Rieſen, der holt mir in einer Viertelſtunde Waſſer aus einem vier Meilen entfernten Brunnen, vermagſt du's noch ſchneller zu holen?" Der General ſchickte den Haſenfänger aus, und der ließ des Kaiſers Rieſen weit hinter ſich zurück, ſetzte ſich aber am Brunnen nieder und ſchlief ein; das ſah der Einäugige und meldete es ſeinen Gefährten. Sogleich erzeugte jener mit den Heuportionen einen ſchrecklichen Sturm, der den Rieſen des Kaiſers in einen Graben verſchlug, wo er den Hals brach, und den Haſenfänger aus dem Schlaf weckte. Blitzesſchnell eilte dieſer nun herbei und überreichte dem Kaiſer das Waſſer. Der forderte nun, der General ſolle mit ſeinen Gefährten

400 gebratene Ochſen zuſammt 4000 Broden eſſen und 400 Eimer Wein trinken, in einer Stunde. Wie die Geſährten das hörten, waren ſie unwillig daß der türkiſche Kaiſer ihnen ſo wenig Speiſe und Trank vorzuſetzen geſonnen ſey. Als nun alles beiſammen war, verzehrte der Erdefreſſer in einer Viertelſtunde alles Brod und Fleiſch, während der Immerdurſtige allen Wein trank, und klagten doch noch über Hunger und Durſt. Da ſprach der türkiſche Kaiſer: „Wenn einer deiner Geſährten dieſe Nacht im geheizten Backofen zubringt, ohne an ſeinem Leben Schaden zu nehmen, ſo will ich dir die Summe auszahlen.“ Darüber freute ſich jener mit den 50 Pelzen auf dem Rücken, kroch in den Ofen, und ſchlief bis an den hellen Morgen und ſprach als er erwachte, zu den Dienern des Kaiſers: „Ihr wolltet mich erfrieren laſſen, ſonſt hättet ihr wohl beſſer geheizt.“

Und nun mußte der türkiſche Kaiſer das verſprochene Geld herausgeben, welches in einer großen Tonne enthalten war, die über 100 Centner wog. Aber der Baumausreißer brachte die Tonne allein aus dem Keller und riß obendrein noch ein Stück des Kellergewölbes mit fort. Wie ſie nun zu Schiff auf dem Heimweg begriffen waren, rief der Einäugige, der im Hintertheil des Schiffes ſaß: „Des Kaiſers ganze Flotte kommt hinter uns her und wird uns bald eingeholt haben.“ Das hörte jener mit den Heuportionen, der auf dem Vordertheil des Schiffes ſaß, und erzeugte ſofort einen ſolchen Sturm daß des Kaiſers Schiffe zertrümmert wurden.

Daheim aber erhielt der General des Königs Tochter zur Frau.

22. Die Schildkröte.

Einſt gieng Chriſtus mit Petro in Bettlergeſtalt durch ein Dorf, wo eben eine Frau den Ofen heizte um zu backen. Auf Chriſti Befehl trat Petrus zur Frau und bat um etwas Brod. Die Frau aber ſprach: „Ihr ſeyd nicht blind noch lahm und könnt welches verdienen.“ Darüber ward Chriſtus betrübt, bückte ſich nach einem Stückchen Teig, das eben vom Backtrog fiel und warf es in den Ofen. Ueber eine Weile kehrten beide zurück, und ſiehe! aus dem Stückchen Teig, das kaum die Größe einer Erbſe hatte, war ein großmächtiges Brod geworden. Die Frau, die eben mit Austhun beſchäftigt war, ſtaunte nicht wenig, nahm aber das Brod weg und wollte ſich damit entfernen. Da erzürnte Chriſtus und ſprach: „Eine Kröte ſollſt du werden und in Ewigkeit eine Mulde auf dem Rücken tragen!“

23. Der grauſame Bruder.

Es waren einmal zwei Brüder: der eine, ein armer Schuſter, hatte fünf Kinder; der andere, ein reicher und vornehmer Mann, war kinderlos. Eines Tages hatte der Schuſter ſammt ſeinen Kindern nichts zu eſſen, gieng zum reichen Bruder und bat um ein Brod. Der Bruder gab ihm zur Antwort: „Ich will dir zwei Brode geben, wenn du dir ein Auge von mir ausſtechen läſſeſt.“ Der arme Schuſter, den ſeine Kinder dauerten, willigte ein, und der grauſame Bruder ſtach ihm das linke Auge aus. Bald darauf kam der arme wieder und bat um Brod. Der reiche aber ſprach: „Ich will dir vier Brode ſchenken, wenn du dir auch das rechte Auge von mir ausſtechen läſſeſt.“ Der Schuſter beſann ſich nicht lange, ſtellte aber die Bedingung, der Bruder ſolle ihn bis auf die Straße führen, was dieſer auch verſprach. Als er ihn nun aber auch des rechten Auges beraubt hatte, führte er ihn, ſtatt auf die Straße, unter den Galgen und ließ ihn daſelbſt ſtehen. Nun wußte ſich der Blinde nicht zu helfen, ſetzte ſich hin und ſchlief bekümmert ein. Gegen Mitternacht kamen 12 Raben auf den Galgen; der eine ſprach: „Hier bekommen wir endlich wieder einmal Menſchenfleiſch zu koſten.“ Der zweite ſprach: „Nicht doch! Dieſer Mann iſt unglücklich, laßt uns ſeiner ſchonen!“ Der dritte ſprach: „Blinder, du dauerſt uns, wir wollen dir helfen, gehe in die Stadt, wo die Königin ſeit vielen Jahren krank darniederliegt, unter ihrem Bett, zwiſchen den Dielen des Fußbodens, hat eine Kröte ihr Neſt, ziehe ſie hervor, reiße ſie in zwei Stücke und ſchmiere mit dem einen deine Augenhöhlen und gib von dem andern der Kaiſerin zu eſſen, ſo werdet ihr beide geneſen.“ Mit dieſen Worten flogen die Raben davon. Der Blinde aber ſchleppte ſich bis auf die Straße. Es war mittlerweile Tag geworden und viele Wagen fuhren nach der Stadt. Einer derſelben nahm ihn auf und brachte ihn vor des Kaiſers Schloß. Daſelbſt ließ er ſich anmelden und wurde vor die Kaiſerin geführt, und that wie ihm der Rabe geſagt hatte. Alsbald erhielt er ſein Augenlicht wieder, und die Kaiſerin ward geſund. Der Kaiſer aber beſchenkte ihn ſo reichlich daß er an der Stelle wo ſeine Hütte ſtand, ein ſchönes Schloß bauen ließ.

Einſt kam ſein Bruder, der von dieſem allem nichts wußte, durch die Gaſſe, ſah die Bauleute beſchäftigt und fragte: „Für wen bauet ihr das ſchöne Schloß?“ Sie gaben zur Antwort: „Für den Schuſter, der einſt blind und arm war, nun aber ſehend und reich iſt.“ Da meinte der Mann, der Bruder habe ſein Augenlicht und die Schätze unter dem Galgen erhalten, eilte nach Hauſe und ſprach zu ſeiner Frau: „Stich mir flugs beide Augen aus und führe mich unter den Galgen.“ Die Frau gehorchte, blieb aber in der Nähe, um zu ſehen was mit ihrem Mann vorgehe. Gegen Mitternacht kamen die Raben auf den Galgen und riefen alle zugleich: „Heute wollen wir uns mit Menſchenfleiſch ſättigen!“ fielen über ihn her und fraßen ihn auf, wie auch die Frau ſich abmühte ſie zu verſcheuchen.

24. Chriſtus und der Edelmann.

Wieder einmal gieng Chriſtus mit Petro auf der Heerſtraße dahin. Nicht weit von ihnen hielten viele Pflüge auf dem Acker eines Edelmanns, denn es war eben Mittag. Die Knechte des Edelmannes aber fragten nichts darnach, ſondern ſchlugen Menſchen und Thiere und wollten ihnen keine Mittagsruhe gönnen. Da trat Chriſtus hinzu und ſchalt die Knechte. Die aber ſchlugen nach ihm und jagten ihn vom Acker. Da gieng er mit Petro zum Edelmann und verklagte die Knechte. Der Edelmann aber, der nicht um ein Haar beſſer war als ſeine Knechte, warf Chriſtum zur Thüre hinaus. Zur Strafe dafür ließ ihn der Herr dickleibig und ſo unbeholfen werden daß er weder geben, noch ſtehen, noch liegen konnte, bis er endlich eines jämmerlichen Todes ſtarb.

25. Juan ku Torot. [1]

Auf einem Hügel im Wald ſtand eine Hütte; darinnen wohnte eine arme Frau mit ihrem Knaben, der ſchon ſechs Jahre alt und noch nicht getauft war, denn die Frau hatte nicht, den Pfarrer zu bezahlen. Eines Abends kam Chriſtus mit Petro vor die Hütte

[1] Hans mit der Axt.

und bat um Nachtherberge, und wurden freundlich eingelaſſen. Die Frau aber hatte nichts ihnen vorzuſetzen und ſchämte ſich den Aſchenkuchen, der am Feuer buk, hervorzulangen. Das merkte Chriſtus und ſprach: „Thue es nur getroſt, wir nehmen auch mit geringer Koſt vorlieb.“ Die Frau gehorchte, und ſiehe! der Aſchenkuchen war groß und weiß geworden, und ſchmeckte wie Milch und Honig. Am andern Morgen taufte Chriſtus den Knaben, dem er eine kleine Axt ſchenkte, „Juan ku Toror,“ und zog mit ſeinem Begleiter von dannen. Der Kuchen aber ward nie all, und die Frau hatte keine Sorge mehr zu tragen, womit ſie und ihr Knabe ſich nährten.

Es traf ſich aber daß, als dieſer ſchon 17 Jahre alt war, der König aller Welt bekannt machte, er habe einen Baum, deſſen Gipfel bis in die Wolken reiche; wer ein Blatt aus des Baumes Krone hole, dem wolle er ſeine Tochter zur Frau und die Hälfte des Kaiſerreiches geben. Da machte ſich Juan ku Toror auf und zog nach der Stadt. Wie ihn die Königstochter erblickte, warf ſie ihm einen goldenen Apfel zu, zum Zeichen daß ſie ihn liebe. Juan hieb darauf ſeine Axt in den Baum und erfaßte mit beiden Händen ihren Stiel. Da zog ſie ihn langſam aufwärts, ſieben Tage und ſieben Nächte lang, und war doch nur erſt in den Zweigen des Baumes angelangt. Hier konnte er nicht weiter, denn es hungerte ihn ſehr und all ſein Mitgenommenes war bereits verzehrt. Da erblickte er in den Zweigen des Baumes ein kleines Haus, daraus rief ihm eine Stimme zu: „Biſt du Juan ku Toror?“ Er antwortete: „Ich bin's?“ Und aus dem Häuschen trat die hl. Mutter Mittwoch hervor und gab ihm Speiſe und Trank, ſo viel er davon mitnehmen mochte. Am Abend des andern Tages langte er bei der hl. Mutter Donnerſtag an, die rief ihm zu: „Biſt du Juan ku Toror?“ Er antwortete: „Ich bin's!“ Und ſie bewirthete ihn aufs beſte und ſchenkte ihm obendrein einen Schlüſſel, dem ſich jede Thüre öffne. Am Abend des dritten Tages kam er zur hl. Mutter Freitag, die ließ es ihn auch gut haben und ſprach beim Abſchied: „Du wirſt nicht lange mehr ſteigen und dann an eine eiſerne Thüre kommen, öffne ſie mit deinem Schlüſſel und habe keine Angſt.“ Am Abend des vierten Tages gelangte er an die eiſerne Thüre, öffnete ſie und trat in ein prächtiges Schloß; daſelbſt kam ihm aus einem der Gemächer eine wunderſchöne Jungfrau entgegen und fragte: „Wer biſt du?“ Er gab zur Antwort: „Ich bin Juan ku Toror!“ „Willſt du mir drei Jahre dienen?“ fuhr die Jungfrau fort, „es ſoll dich nicht gereuen.“ „Ich will's!“ antwortete Juan. Und alsbald verſchwand die Jungfrau. Er aber gieng durchs Schloß, beſah Stuben und Kammern und kam zuletzt auch in den Stall. Da ſtanden drei Pferde: ein kupfernes, ein ſilbernes und ein goldenes; das kupferne rief ihm zu: „Komm, ſchwinge dich auf meinen Rücken, damit ich dir die Welt zeige.“ Juan ſäumte nicht lange und ſetzte ſich auf das Pferd. Im Nu flog es mit ihm der Sonne entgegen, dann wieder der Erde zu und durch die ganze Welt, und brachte ihn wieder in das Schloß zurück. Wie er aber vom Pferd ſprang, verwandelte ſich dieſes in einen Prinzen und ſprach: „Ich danke dir daß du mich entzauberteſt.“ Andern Tages ritt er auf dem ſilbernen und am dritten Tage auf dem goldenen durch die Welt, und beide verwandelten ſich in Prinzen, und dankten ihm daß er ſie entzaubert habe und verſchwanden. Aber die ſchöne Jungfrau kam nicht wieder. Betrübt brach Juan, noch ehe die drei Jahre um waren, drei Blätter aus der Krone des Baumes, ſtieg vermittelſt ſeiner Axt herab und übergab ſie dem König; der wollte ihm alſogleich ſeine Tochter und die Hälfte des Königreiches geben. Wie er aber eben mit der Königstochter getraut werden ſollte, kam die ſchöne Jungfrau in einer Kutſche mit vier weißen Roſſen angefahren und winkte ihm. Und er nahm ſie zum Weib und ließ die Königstochter im Stich.

26. Von der Schlange, die ein Weib gebar.

Ein Mann und eine Frau lebten ſchon über 20 Jahre mit einander und hatten kein Kind. Eines Tages aber gieng die Frau durch den Garten, roch an einer Blume und ward ſchwanger. Bald darauf brachte ſie ſtatt eines Kindes eine Schlange zur Welt; die redete ſie an und ſprach: „Du ſollſt mich weder baden noch tränken; lege mich auf den Ofen und ſtelle mir Milch vor, ſo viel ich haben will.“ Die Frau that alſo und war ſehr betrübt, deßgleichen auch der Mann. Die Schlange aber wuchs zuſehends und war nach 10 Jahren ſo groß wie ein Balaur (Drache) und ſprach zum Vater: „Vater, ich will des Kaiſers Tochter zur Frau haben, gehe hin und melde es ihr.“ Der Mann fürchtete ſich der Schlange zu widerſprechen, gieng zum Kaiſer und richtete den Auftrag aus. Des Kaiſers Tochter aber ſprach: „Ich will die Schlange zum Manne nehmen, wenn ſie eine kupferne Brücke bauen wird von eurer Hütte bis zu unſerm Schloß.“ Der Mann kam zurück und erzählte der Schlange, wie es ihm ergangen. Die ließ ſich ſogleich vom Ofen herabnehmen, ziſchte gewaltig mit ihren Zungen, deren ſie zehne hatte, und alsbald wölbte ſich eine kupferne Brücke von der Hütte bis zu des Kaiſers Schloß, und auf jedem Pfeiler blühte ein Obſtbaum, wie die Prinzeſſin es verlangt hatte. Nun führte der Kaiſer ſeine Tochter der Schlange zu und hielten Hochzeit. Am Abend aber, bevor ſie ins Brautbett ſtieg, ſtreifte die Schlange ihre Haut ab und ward ein wunderſchöner Prinz. Während er nun ſchlief, nahm die Prinzeſſin die Haut weg und ließ ſie in einem Ofen verbrennen. Das merkte der Prinz am Morgen ſogleich, gerieth darüber in große Wuth und rief: „Zur Strafe dafür daß du meine Haut verbranntеſt, ſollſt du der Frucht deines Leibes nicht eher los werden als bis ich meine Hand auf dich lege.“ Und in demſelben Augenblick wuchſen ihr ſieben eiſerne Reife um den Leib und ſie fühlte ſich ſchwanger. Er aber zog davon und diente einem König als Küher viele Jahre lang. Eines Tages trieb er die Heerde gegen das Verbot des Königs in den Wald eines Smeu. Dieſer fiel wüthend über ihn her und fluchte: „Wie wagſt du's, Vieh in meinen Wald zu treiben!“ Und ſchlug nach ihm. Er aber ſchleuderte ihn zu Boden und beraubte ihn aller Schätze. Darauf trat er vor den König, zeigte dieſelben vor und verlangte die Hand ſeiner Tochter, die ihm der König aus Furcht auch zuſagte. Nicht lange nach der Hochzeit kam die Kaiſertochter, die ihren Mann 20 Jahre geſucht hatte, an den Hof desſelben Königs, erkannte ihren Mann und ſchlich ſich Nachts unter das Fenſter ſeines Schlafgemaches, wo ſie weinend ſagte: „Komm, o komm, und lege deine Hand auf mich.“ Das hörte der Mann im Schlafgemach, ſtieg durch das Fenſter herab und legte die Hand auf ſie. Alsbald ſprangen die Reifen und ſie gebar einen großen Jüngling. Der faßte den Vater, ſchlug ihn zu Boden und tödtete ihn.

Digitized by Google

Slovenische Notizen.

Slovenische Volkslieder. Man kennt die „Volkslieder aus Krain. Uebersetzt von Anastasius Grün“ (Leipzig 1850), und kann aus dem Vorwort zu dieser reichen Sammlung slovenischer Volkslieder — denn die Sprache, in welcher jene Lieder gedichtet sind, ist die slovenische, auch krainische, wendische (windische) genannt, eine Mundart der in so viele Haupt- und Nebendialekte zerfallenden slavischen Stammsprache, und wird von der südwestlichen Slavenfamilie Europa's, nämlich in fast ganz Krain und den vormals zu Krain gehörigen Districten Istriens und des Küstenlands, im untern Steiermark, in einem Theil Kärnthens und in einzelnen Gränzgebieten Ungarns gesprochen — im allgemeinen weiter über das Wesen und den Geist des slovenischen Volksliedes, sowie über die dießfallsige Litteratur sich unterrichten. Neuerdings haben wir einige weitere Beiträge hierunter in dem Reisewerke der Frau v. Düringsfeld „aus Kärnthen. Prolog zu: Aus Dalmatien“ (Prag, Bellmann 1857), S. 86 f. gefunden. Wir machen die Freunde des Volkslieds darauf aufmerksam, besonders auch weil die Verfasserin, von welcher bereits früher eine Sammlung czechischer Volkslieder unter dem Titel „böhmische Rosen“ (1851) erschien, und welche auf dem Gebiet des Volkslieds heimisch ist, dabei interessante Blicke auf die czechische Volkspoesie wirft! Sie findet zwischen dieser und der slovenischen Volkspoesie keine Aehnlichkeit, vielmehr in Ansehung der Ausdrucks- und Anschauungsweise einen großen Unterschied. Beim Slovenen ist mehr Tragik, das Dramatische herrscht als Ballade und Legende vor, und der kleinen lyrischen Hauche sind viel weniger. Aber auch von dem Trotz mit welchem der Czeche mitten in seinen Schmerz hineinlacht oder ihn wie Staub wegbläst, findet sich in der slovenischen Poesie nichts. Sie erinnert mehr an das Serbische, und manches in ihr ist ganz und gar serbisch, theils in den Liedern, die in das Gebiet der Geschichte und der nationalen Vergangenheit des Volks hinüberstreifen, theils in den kleinen, kecken Mädchenliedern, oder in denen die auf Volkssagen schmerzlich-verhängnißvollen Inhalts beruhen. Die von Ida v. Düringsfeld mitgetheilten slovenischen Volkslieder sind oft in hohem Grad rührend und ergreifend; aber sie machen dabei nicht viel Worte und sie bedürfen ihrer auch nicht: ihre Plastik ist einfach-ernst und ausdrucksvoll, und sie überläßt vieles dem Gefühl und Gedanken des Lesers. Eine der schönsten Erzählungen der slovenischen Volkspoesie ist die vom Tod des Bräutigams, die mit den Hochzeitsgebräuchen der Bewohner des Gailthals zusammenhängt. Der Bräutigam, der Brautführer, der Fähndrich, welcher mit wehendem Fähnlein den Zug anführt, sowie alle jungen Leute von der Hochzeit sind beritten, die drei ersteren sind sogar mit Säbeln umgürtet. Braut und Kranzeljungfrau ausgenommen, reiten auch alle Mädchen, und zwar so daß immer eines hinter einem Burschen sitzt, mit dem linken Arm dessen Leib umfaßt und mit der rechten Hand sich an einem Schnupftuch festhält, welches am Schwanzriemen des Pferdes befestigt ist. So sprengt der ganze Zug nach dem Pfarrhof, die Verheiratheten folgen auf Wagen. Oft wird im Pfarrhof vor der Trauung noch getanzt; nach derselben steigt die Braut zum Bräutigam und die Kranzeljungfrau zum Brautführer auf das Pferd, und nun geht es in vollem Galopp nach dem Haus des Bräutigams. Wahrscheinlich ist diese Sitte eine Erinnerung an den im Gailthal ehemals gebräuchlichen Brautraub. In dem Lied steht nun nach der Erzählung die Braut im Schiffschnabel und spielt mit ihrem goldenen Ring; der Ring fällt ins Meer. Vergebens fordert die Braut nacheinander den Fähndrich, den Kranzelführer und den Alten, welcher die Ordnung des Festes unter sich hat, zum Heraufholen des Ringes auf. Ein jeder antwortet:

Sollt' ich in das Meer, das graue,
Und verstieh' doch nicht zu tauchen?

Jetzt fordert sie den Bräutigam auf, und:

Sprang ins graue Meer der Bräutigam,
Und ward nimmermehr gesehen.

Da vertheilt die Braut an die Zeugen Bänder mit Hafteln.

Hat vertheilet alle Bänder,
Uebrig ist nur eins geblieben.

Eins nur ist zu viel gewesen,
Das bestimmte für den Bräut'gam.

Damit hat sie sich verbunden
Ihre schwarzen hellen Augen.

Sprang ins graue Meer hinunter,
In das Meer, das grau und tiefe.

„Da, wo mein Geliebter wohnet,
Soll auch meine Leiche wohnen!“

Von Blumen scheinen in der slovenischen Volkspoesie nur Rosen zu blühen. Diese kommen oft in den Volksliedern vor, selbst in religiöser Beziehung, z. B. im „Heidenmädchen.“ Von diesem heißt es daß es im umzäunten Garten geht, sich umsieht, und Jesus erblickt.

Jesus durch den Garten geht,
Als ob er ein Gärtner wär',
In dem Arm das Grabscheit trägt,
Als wollt' er Rosen pflanzen.

Das Heidenmädchen fragt:

„Jesus, bist ein Gärtner du
Daß du Rosen pflanzest?“

„Nein, ein Gärtner bin ich nicht
Pflanz' auch keine Rosen:

Für die Seelen ich den Pfad
Grabe zum Himmelreiche.“

Das Mädchen bittet ihn nun, auch ihm diesen Pfad aufzugraben, und er thut es.

Man möchte wohl wünschen daß Ida v. Düringsfeld sich veranlaßt finden könnte, ihrem Strauß „böhmischer Rosen“ nun auch einen Strauß „slovenischer Volkslieder“ zuzugesellen.

Digitized by

Miscellen.

Patagonier und Feuerländer. Capitän Snow erzählt in seinem in unserer letzten Nummer erwähnten Werke auch einen Besuch, den er einer Familie Feuerländer in ihrem Wigwam abstattete. „Ihr Wigwam, sagt er, ist ziemlich groß, und war nahe an dem Platz an welchem ich mich niedergesetzt hatte. In der Mitte desselben knatterte ein großes Feuer, dessen Rauch sich zuerst im ganzen innern Raum verbreitete, und dann langsam durch eine an der Decke befindliche Oeffnung hinauszog. Ihre kleinen, bissigen, fuchsenartigen Hunde waren ungemein lästig; da jedoch die Leute, welche das Schiff tagszuvor besucht hatten, sahen wie sehr mich dieß ärgerte, so trieben sie die Thiere hinweg, die indeß schnell wieder zurückkehrten und ihr Gebell gegen den Fremden von neuem begannen. Als ich merkte daß sie sich in ihren Wigwam, wo mehrere ältere Leute saßen, zu begeben wünschten, so folgte ich ihnen hinein, nahm Platz in einem mir angewiesenen, vom Rauche freiern Raum bei den Hauptpersonen der Familie, die aus zweiundzwanzig in einem Kreise herumsitzenden Menschen bestand, und hatte bald ihre volle Gunst gewonnen. Keiner unserer Leute außer mir erhielt Zutritt in den Wigwam, und die ältesten der beiden Weiber, welche uns an Bord besucht hatten, stellten sich, wenn der eine oder der andere Neigung zeigte hereinzukommen, mit einigen Männern vor der Thür auf, um sie abzuhalten. Einige der Weiber und Mädchen waren mit rothem und schwarzem Ocker bemalt, und eine junge Frau, die gewaschen und gekleidet wirklich hübsch gewesen wäre, schien, als wenn sie in Trauer versetzt sey, im Gesichte ganz geschwärzt. Sämmtliche weibliche Mitglieder der Familie trugen Gürtel um ihre Lenden, und einige hatten Felle um ihre Schultern und Hüften. Auch die Männer waren bemalt. Ich fand in dem Wald zwei Canoes, deren Bau fast vollendet war; ich wollte sie ihnen abkaufen, allein alle meine Bemühungen waren vergeblich. Sie schienen ziemlich gut gearbeitet, bestanden aus Baumrinde, und hatten Rippen aus dicken und starken biegsamen Aesten. Waren die Leute auf dem Wasser beschäftigt, so zündeten sie, über einem im Canoe liegenden Erdhaufen, ein Feuer an, welches die Weiber unterhalten mußten. Auch war im Boden des Boots Raum gelassen für eine Art Brunnen, und ein Mann beschäftigte sich stets damit das Wasser mittelst einer kleinen Calebasse auszuschöpfen."

Unter den Weibern befand sich auch ein schwarzaugiges Mädchen, welche bescheiden genug ein leichtes Gewand aus Fischotterfell trug, und die unsere Leute aus „gewissen Associationen," welche den englischen Fremden aufstießen, hinfort nur Annunciata nannten. Die gewöhnlichen Geschenke an rothem Tuch, Knöpfen und Putzsachen wurden verabreicht, und die Wilden benahmen sich mit freundlicher Vertraulichkeit. Annunciata lernte den Gebrauch der Nadel und des Fingerhuts, und Capitän Snow wurde unterrichtet wie man sich Wasser dadurch verschaffen könne daß man einen Speer in die Wurzel eines Baumes stoße. Er dagegen zeigte diesen einfachen Menschen wie man Napfmuscheln und Schalthiere siede, war aber nicht im Stande ihnen die Wichtigkeit der Kleidung begreiflich zu machen. Sie schienen zu glauben daß für eine weiße Haut eine Bedeckung nothwendig seyn könne, der dunkle Menschenschlag dagegen sey in Unschuld gekleidet. Wie die Patagonier, schlossen die Feuerländer indeß aus ihrer Theorie von Recht und Unrecht alle Begriffe bezüglich der Ungehörigkeit des Bestehlens ihrer Besucher aus. Obgleich Barbaren, waren die Feuerländer an Gesittung doch vorangeschrittener als die Australier und viele afrikanische Ureinwohner.

„Ihre Wigwams, bemerkt Capitän Snow, sind nicht nur gut und geräumig gebaut, sondern zeigen auch, trotz aller Ursprünglichkeit, Geschmack und Scharfsinn. Der letzte Wigwam den sie gemacht, hatte etwa zehn Fuß im Durchmesser. Der Boden lag in einer Vertiefung von einigen Zollen unter der Oberfläche; starke Pfähle von spitz zulaufender Form stehen mit ihren dicksten Enden in einem Kreise auf dem Boden, und ihre Spitzen, die an die Decke reichen, werden zusammengebunden, und dann mit Gras bedeckt; nur für den Rauch und den Eingang ist eine Oeffnung gelassen. Dieser Eingang glich, in dem in Rede stehenden Wigwam, einigermaßen einem aus Zimmerholz verfertigten Bogen, und der Eingang hatte ungefähr die Gestalt eines n. — Den Gebrauch des Tabaks oder der Pfeifen, so wie des Gewehrs, scheinen diese Leute nicht zu kennen, obgleich sie begriffen daß ich durch irgendwelche Mittel die Vögel welche ich ihnen brachte des Lebens beraubt hatte. Ich war stets darauf bedacht nur dann zu feuern wenn ich meines Ziels gewiß war, und dieß überzeugte sie von meiner Macht alles Lebendige einem sichern Tod weihen zu können. Weder Musik noch Feuerwaffe aber erregten ihre Verwunderung. Spät Nachts gehen sie auf den Fischfang, und an einigen Morgen habe ich sie bei niederm Wasserstand mit der Schalthierjagd beschäftigt gesehen."

Capitän Snow widerspricht ferner den Erzählungen über die riesenhafte Statur der Patagonier. Ihre durchschnittliche Größe, sagt er, ist ungefähr die der englischen Life Guardsmen (Leibgarden). Wenn diese Angabe auf das ganze Volk Bezug hat, so sind sie, als Race, riesengroß. „Die Patagonier, bemerkt Capitän Snow weiter, sind natürlich ein wildes Jägervolk, sie reiten mehr als sie gehen, und sind in der Verfolgung des Wilds eben so geschickt wie die weitberühmten Indianer Nordamerika's. Da sie auf einem dürren Boden leben, so ist Fleisch ihre Hauptnahrung, die Menge die sie essen soll ungeheuer seyn. Vielweiberei ist bei ihnen üblich, und der Diebstahl steht in solcher Achtung daß er gewissermaßen zu den nothwendigen Eigenschaften eines Ehemanns gehört; ja man hält einen Mann nicht für fähig ein Weib zu ernähren, wenn er in der Kunst der Bestehlung eines Fremden nicht gewandt ist. Ihre Regierung ist fast nur eine nominelle: sie stehen unter der Herrschaft von Kaziken oder Häuptlingen welche eine gewisse Berühmtheit erlangt haben, deren Macht aber bald abnimmt, wenn sie den Einfluß nicht zu behaupten vermögen durch den sie sich diesen Titel früher erwarben. Ihre Zelte werden aus Pfählen und aus den Fellen von Guanacoes gemacht, und sie nehmen dieselben, wenn sie ihren Wohnplatz verändern, gewöhnlich mit sich. Sie kleiden sich in lange aus Thierhäuten verfertigte Mäntel, welche sie vom Kopf bis zu Fuß bedecken, und dieß gibt ihnen ein sonderbares und einigermaßen zurückstoßendes Aussehen."

*

Die Forschungen in Australien. Obgleich man Grund zu der Annahme hat daß die Portugiesen im 16ten Jahrhundert Land erspähten das nach seiner Lage auf alten Manuscriptkarten Australien gewesen seyn muß, so war doch unser großer Schiffahrer Cook in Wirklichkeit der erste welcher ausgedehnte Küstenstrecken dieses Continents entdeckte, untersuchte und beschrieb. [1]

[1] Eine oder zwei geistreiche Abhandlungen sind geschrieben worden, um zu zeigen daß Cook's Entdeckungen auf einer Kenntniß jener früheren Documente basirt haben möchten, aber in einem demnächst erscheinenden Bande der Hakluytgesellschaft wird unser Mitglied, Hr. Major, darthun daß solche Vermuthungen ganz irrthümlich sind.

Digitized by Google

Nachdem hierauf Auſtralien lange Zeit unter den „terrae reclusae“ der Welt geblieben, bietet es jetzt das ruhmwürdige Schauſpiel von vier großen brittiſchen Colonien an ſeinen öſtlichen, weſtlichen und ſüdlichen Küſten, während es auf die alten Länder Europa's einen Goldregen ausſchüttet, der an Reichthum alles übertrifft was bis jetzt in der Geſchichte der Menſchheit berichtet wurde. [1]

Hat auch New-South-Wales in den meiſten jener Landſtriche welche zuerſt ihren Ueberfluß an Gold hergaben, ſeinen Ertrag vermindert, wogegen kürzlich nur eine kleine Menge aus der Grafſchaft Bathurſt hinzukam, ſo hat ſich dagegen gezeigt daß die große Küſtenkette, wo ſie nach Weſten umbiegt und von dem hohen Niveau des Mount Kosciusko nach Victoria übergeht, an gewiſſen Stellen mit einer in jedem andern Theil der Welt unerhörten Maſſe Gold beladen iſt. [2] Wenn wir auch nach unſern Erfahrungen annehmen müſſen daß jene Goldlager bald erſchöpft ſeyn werden, ſo haben ſie doch ſchon dadurch ihren hohen Nutzen bewährt daß Victoria durch ſie in fabelhaft raſcher Zeit zu einer reichen Colonie emporgeblüht iſt, deren Ackerbau und Handel ihre künftige Größe ſichern wird.

Die letzten Nachrichten über die Forſchungen in Weſtauſtralien geben wenig Hoffnung daß man dort koſtbare Mineralien finden werde, im Gegentheil ſtießen Gregory und Auſtin an mehreren Punkten auf die große Salzwüſte, über die Sturt von Süd nach Nord und Eyre im Südweſten reiste. Auch in Südauſtralien, obwohl im Beſitz der reichen Burra-Burra-Kupferminen, hat man keine weſentliche Menge Goldes entdeckt, trotz energiſcher Nachſuchungen, unter denen die von Hrn. Herſchel Babbage jüngſt zu Ihrer Kenntniß gelangt ſind. Ebenſo wenig iſt durch Gregory's Expedition ein goldhaltiger Landſtrich im Norden und Nordoſten aufgefunden worden, dagegen haben dieſe Gegenden eine Anziehungskraft in ihrem fruchtbaren Boden und ihren guten Wieſen. Die Anſiedlungen haben ſich ſchon ſo weit jenſeits der Moreton-Bay ausgedehnt daß die äußerſten nur etwa 560 engl. Meilen von dem Golf von Carpentaria entfernt ſind, und urtheilt man nach der Fruchtbarkeit der meiſten noch unbeſetzten Landſtriche, ſo iſt die Zeit ohne Zweifel nicht ſehr fern wo unſere Landsleute jenen großen Hafen erreichen, der, 500 engl. Meilen in den Continent einſchneidend, in künftigen Jahrhunderten mit Schiffen bedeckt ſeyn wird, die einen bedeutenden Handelsverkehr zwiſchen Auſtralien und dem öſtlichen Archipel, Hindoſtan und China unterhalten. In Vorausſicht einer ſolchen glücklichen Zukunft haben viele von uns das Aufgeben der Beſetzung von Port Eſſington bedauert, über deſſen Wichtigkeit ich mich vor 13 Jahren als Ihr Präſident ausführlicher ausſprach. In der neueſten Zeit iſt unſere Aufmerkſamkeit wieder auf jene Gegend und zwar auf die Ufer des Victoria-Fluſſes gelenkt worden, wo mit dem größten Erfolg eine Strafcolonie errichtet werden könnte, wenn man eine ſolche am Carpentaria-Golf deßhalb nicht anlegen will, weil die freie Bevölkerung von New-South-Wales jetzt gegen ihn vordringt.

Manche haben behauptet, das Land am Victoria-Fluß ſey wegen ſeiner geringen geographiſchen Breite für anglo-ſächſiſche Niederlaſſungen unpaſſend. Die einfache Antwort darauf iſt daß an den Ufern des ſchiffbaren Victoria im Jahr 1839 Wickham und Stokes mit ihren Gefährten vollkommen geſund waren, und daß kürzlich unſere Landsleute dort neun Monate ſtationirt waren ohne einen Mann zu verlieren. Hr. Gregory, der ſich viele Jahre in Weſtauſtralien aufgehalten hat, ſchreibt an den frühern Gouverneur jener Provinz: „Dieſer Theil Auſtraliens (Nordküſte) übertrifft bei weitem die Weſtküſte an Fruchtbarkeit und Auszeichnung, wie an Fähigkeit eine Niederlaſſung zu tragen. Gute Häfen ſind längs der Küſte zahlreich, und es gibt Ueberfluß an gutem Land für Viehzucht und Ackerbau.“ Weiter ſagt er: „Das Thal des Victoria übertrifft bei weitem die beſten Theile Weſtauſtraliens an Fruchtbarkeit und Ausdehnung.“ Auch ſchreibt Dr. F. Müller, der Botaniker der letzten Expedition, an Hrn. C. Latrobe, den frühern Gouverneur von Victoria: „Nordauſtralien beſitzt, mit Ausnahme der Oſtküſte, weſentlich ein trockenes auſtraliſches, nicht ein feuchtes indiſches Klima. Fieber kommen deßhalb nicht vor, und wir hatten nicht mit ſolchen Dſchungeln und Sümpfen zu kämpfen, wie die in welchen Kennedy's Geſellſchaft ihre Kraft erſchöpfte. Gutes Land iſt reichlich vorhanden, und bei der Zugänglichkeit des untern Victoria für Schiffe genug Spielraum für die Bildung einer neuen Colonie. Aber da an einem ſo entfernten und heißen Theil der Erde eine neue Anſiedlung kaum ohne Zwangsarbeit errichtet werden kann, welcher die öffentliche Meinung ſo entſchieden entgegen iſt, und da freie Anſiedler es noch lange für unvortheilhaft halten werden nach dieſer Richtung zu wandern, ſo fürchte ich daß die Weidegründe Nordauſtraliens noch auf lange Zeit ohne Heerden ſeyn werden. [1]

Unter ſolchen Umſtänden möchte ich darauf dringen daß Nordauſtralien, ſey es durch freie oder Zwangsarbeit, coloniſirt würde. Es iſt kaum möglich irgendeine andere Gegend der Erde anzugeben wo brittiſche Beſitzergreifung ſo gebieteriſch gefordert wird, entweder als Vorſichtsmaßregel, oder in Rückſicht auf die künftigen Handelsintereſſen. Indem wir daher die ernſtliche Hoffnung ausſprechen daß bald eine Niederlaſſung an den Ufern des Victoria und in dem anliegenden Cambridge-Golf gegründet werden möchte, und indem wir glauben daß große nationale Vortheile daraus entſpringen müſſen, laſſen Sie uns vertrauen daß, wenn es zur Ausführung kommt, die nicht vergeſſen werden welche zuerſt die Vorſchläge machten, und daß man ſich beſtändig erinnern wird daß die nordauſtraliſche Expedition ein Kind der königlichen geographiſchen Geſellſchaft war. (Sir Roderick Murchiſon's Jahresbericht abgedruckt in Petermanns geographiſchen Mittheilungen.)

---

[1] Die erſten gedruckten Documente bezüglich des auſtraliſchen Goldes ſind: Journal of R. Geogr. S. 1844, President's Address; Schreiben von mir an Sir C. Lemon, Transactions of R. Geol. Soc. Cornwall 1846; Schreiben an den Colonialminiſter 1848; Report of the Nineteenth Meeting of Brit. Assoc. Adv. of Science 1849 etc., Trans. of Sections, p. 60; Quarterly Review, vol. LXXXVII (1850), p. 449.

[2] Die Geſammtreduction von New-South-Wales im Jahr 1856 betrug 138,823 Unzen, während die Berichte von Melbourne für daſſelbe Jahr die enorme Menge von 125 Tonnen 6 Ctr. 8 Pfd. oder über 12 Millionen Pfd. St. an Werth ergeben. Mein ausgezeichneter Freund Sir Charles Nicholſon, früher Sprecher im Repräſentantenhaus in Sydney, belehrt mich daß Gold in beträchtlicher Quantität heimlich weggeſchafft wird, beſonders von Chineſen, ſo daß die wirklich gewonnene Menge des koſtbaren Metalls wahrſcheinlich bedeutend größer iſt als in den officiellen Tabellen angegeben wird.

[1] Hr. Elſey, der Arzt der Expedition, welcher nach London kam als dieſe Adreſſe durch die Preſſe ging, beſtätigt vollſtändig dieſe Anſicht von der Productionsfähigkeit und dem geſunden Klima dieſer Gegend.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 44.

30 October 1857.

Sklaverei und Baumwollcultur in Afrika.

Der durch seine Reisen im Innern Afrika's rühmlich bekannte Dr. Livingston hat, wie unsere Leser wissen, den englischen Industriellen Afrika als ein zur Baumwollcultur höchst geeignetes Feld empfohlen, und seine Ueberzeugung ausgesprochen daß die Beförderung dieses Ackerbauzweigs unter den Negern das beste Mittel sey dem Sklavenhandel ein Ende zu machen. Die „Times" vom 18 Dec. 1856 zog dagegen in einem Leitartikel die Behauptungen des gelehrten Reisenden in Zweifel, und hob namentlich hervor, es lasse sich nicht erwarten daß die Neger dem Baumwollbau die nöthige Aufmerksamkeit und Pflege würden angedeihen lassen; selbst wenn dieß aber der Fall wäre, so läge darin nur eine Aufforderung an die Grundeigenthümer sich eine möglichst große Anzahl von Sklaven zu verschaffen und ihre Felder durch dieselben bearbeiten zu lassen, so daß dann die jetzigen Zustände in den südlichen Staaten der amerikanischen Union in vergrößertem Umfang auf das weite afrikanische Gebiet verpflanzt würden. Auf diese Bemerkungen des einflußreichen Blattes antwortet nun der englische Consul Campbell in einem am 14 Mai an Graf Clarendon gelangten Schreiben aus Lagos (Bay von Benin), 14 März 1857. Wir theilen unsern Lesern, nach dem Anti-Slavery-Reporter, welcher dasselbe bringt, folgendes daraus mit. Die Bewohner all dieser Länder im westlichen Innern von Afrika, sagt Hr. Campbell, haben seit Jahrhunderten die Baumwollstaude gepflanzt und sich mit dem Product derselben bekleidet, und thun dieß noch immer. Viele dieser Länder, wie Bambarra, verfertigen Tausende schwerer Baumwollzeuge, welche anderwärts verkauft werden, und gar manche davon finden ihren Weg in die Städte an den Meeresküsten, wo man sie zu häuslichen Zwecken kauft, und wo sie ihrer Stärke und Dauerhaftigkeit, so wie ihrer haltbaren Farbe wegen, die aus dem vortrefflichen einheimischen Indigo bereitet wird und durch kein Waschen abbleicht, sehr beliebt sind.

Andere Länder an der Nordwestküste, wie Cahbu, zwischen dem Gambia- und dem Dschiba- (Geba) oder Bissao-Fluß, und das Kassu- (Kussoo-) Land, östlich von Scherbro, verfertigen große Massen grober ungefärbter Zeuge, und treiben mit denselben einen ansehnlichen Handel bei den unmittelbar an der Seeküste wohnenden Stämmen, welche die Baumwollstaude nicht anpflanzen. Diese Zeuge werden von den Bewohnern dieser niedern feuchten Länder, weil sie durch ihre Schwere und Dicke den Leib sehr warm halten, hoch geschätzt. Es gibt keinen Stamm und kein Land im Innern Afrika's, vom 16° nördlicher Breite bis zum Aequator, welche nicht mehr oder weniger Baumwolle bauen, und sich, selbst tief im Innern, großentheils in selbstverfertigte Baumwollzeuge kleiden. Man findet viele Länder, nicht zweihundert (engl.) Meilen von der Meeresküste entfernt, deren Bevölkerungen anständig gekleidet einhergehen, die aber bis jetzt noch nie ein Stück Manchesterer oder Glasgower Baumwollenzeug gesehen haben. Nur in diejenigen Oertlichkeiten wo der Sklavenhandel großentheils unterdrückt ist, und welche schiffbare Flüsse besitzen, wie den Senegal, den Gambia, die Dscheba, den Nuñez, dann in Sierra Leone und seine Umgegend, sind bis jetzt Fabricate von Manchester und Glasgow eingedrungen; selbst in diesen Ländern aber trägt man sie nur an Festtagen und zum Schmuck, indem das grobe, starke, im Lande selbst verfertigte Tuch die gewöhnliche Arbeitskleidung der Einwohner bildet. Einige der feineren Arten von Manchesterer Calicos, z. B. Shirtings, finden ihren Weg von Sierra Leone und den benachbarten Niederlassungen, trotz der großen Transportkosten, nach Sego, wo sie von den maurischen Handelsleuten, so wie den Würdenträgern Bambarra's und der umliegenden Länder gekauft und mit dem Indigo jener Gegenden gefärbt werden. Diejenigen Districte aber wo die Baumwolle, ungeachtet der Einfälle der Felatahs und der durch den Sklavenhandel erzeugten Desorganisation, am ausgedehntesten angebaut ist, sind die Länder Haussa, Nuffi, Yoruba und andere vom Niger und seinen Nebenflüssen bewässerte Gegenden; denn trotz des Sklavenhandels und der Unsicherheit für Leben, Freiheit und Eigenthum, welche ein solcher Handel mit sich bringt, kleiden diese Länder unausgesetzt nicht nur ihre eigenen Bevölkerungen, sondern auch die Einwohnerschaften benachbarter Bezirke in Baumwollenzeuge, und liefern überdieß viele Tausend Stück Zeuge zur Ausfuhr nach Brasilien.

Aus oben genannten Ländern nun, so wie aus solchen welche durch die längs der Bay von Benin in die Lagunen mündenden Flüsse einen leichten Zugang an die Meeresküste haben, läßt sich mit den besten Aussichten auf einen günstigen Erfolg Baumwolle beziehen. Wir brauchen die Völkerschaften dieser Gegenden nicht zu veranlassen etwas ihnen neues zu unternehmen, wir haben uns einzig

Digitized by Google

und allein darauf vorzubereiten ihnen den Ueberſchuß an Baumwolle, den ſie zu ihrem eigenen Gebrauch nicht bedürfen, abzukaufen, ſie durch Bezahlung eines billigen Preiſes dafür zur Ausdehnung der Baumwollcultur zu ermuthigen, und ſie durch Einführung der leichtern und für ſie unendlich wohlfeileren Manchesterer Zeuge zum Gebrauch dieſer letztern, ſchon aus ökonomiſchen Rückſichten, zu veranlaſſen. Wir ſollten darauf denken den Häuptlingen und andern zur Baumwollcultur im großen geneigten Einheimiſchen Maſchinen zur raſchen Reinigung der Baumwolle vom Samen zu liefern, da ſolche Leute den Vortheil wahrnehmen würden höhere Preiſe für die gereinigte Baumwolle zu erzielen. Dieß muß man im Auge behalten, und darf die Verwendung eines mäßigen Capitals hiefür nicht ſcheuen. Die Häuptlinge und Notabeln von Abbeokuta, welche die Baumwollcultur des Handels wegen erweitert haben, ſuchen vergebens Reinigungsmaſchinen zu bekommen, für welche ſie beim Empfang den Werth in Baumwolle bezahlen würden.

Wenn ſich eine Handelsexpedition nigeraufwärts begeben will, ſo ſollte ſie mit einfachen, aber wirkſamen Baumwollreinigungsmaſchinen, einer Preſſe und Verpackungsgegenſtänden verſehen ſeyn; denn wenn die Expedition das Ibo-Land hinter ſich hat, kommt ſie durch ausgedehnte Baumwolldiſtricte.

Aus obigen Bemerkungen, die nicht auf Theorie oder Hypotheſe, ſondern auf perſönliche Erfahrung und umfangreiche Erkundigung an Ort und Stelle gegründet ſind, ergibt ſich alſo daß man ſicher auf eine mäßige und wachſende Zufuhr an Baumwolle aus gewiſſen Bezirken an der Weſtküſte Afrika's rechnen kann.

Der Afrikaner hat unermeßlich viel vor den Eingebornen Indiens in der Baumwollcultur, ſo weit ſie die Ausfuhr betrifft, voraus: er hat keine Compagnie und keinen Grundherrn, denen er für ſein Land eine Rente zahlen muß; keinen Zemindar, oder Mittelsmann, der ihm einen großen Theil ſeiner Bodenerzeugniſſe abpreßt. Ich habe nie von einer Rente gehört die man für Grundſtücke in Weſtafrika, ſelbſt nicht in denjenigen Ländern zahlt wo der urbare Boden beſchränkt iſt. Wo ein Häuptling im anerkannten Beſitz des Bodens iſt, iſt es herkömmlich daß derjenige welcher ein Stück Land zur Anpflanzung wünſcht, dem Häuptling, für die Erlaubniß die erforderliche Strecke urbar machen zu dürfen, ein kleines Geſchenk darbringt. Eine ſolche Erlaubniß wird nie verſagt, da der Häuptling mit einer derartigen Anerkennung ſeiner Hoheitsrechte vollkommen zufrieden iſt. Auch werden keine Fragen geſtellt über die Maſſe des geforderten Grundes und Bodens, und überhaupt keinerlei Gränzen feſtgeſetzt — man ſäubert ſo viel Land als man braucht. Ohne Zweifel aber wird, wenn ſich einmal die große Maſſe der Bevölkerung hauptſächlich mit dem Ackerbau beſchäftigt, wenn durch Einführung des Chriſtenthums und eines geſetzmäßigen Handels große moraliſche Fortſchritte gemacht worden ſind, und die Geißel des Sklavenhandels die Bevölkerung nicht mehr zehntet, die ſtärkere Vermehrung der letzteren und der wohlthätige Einfluß den man auf ſie ausübt, dazu führen daß man dem anbaufähigen Land einen Werth beilegt, und daß der Häuptling und andere Grundeigenthümer ihre Hoheits- und Eigenthumsrechte geltend machen und eine beſtimmte Landrente fordern; allein noch viele Jahre müſſen verfließen bis dieſer beſſere Stand der Dinge eintritt, was gewiß nicht früher geſchieht als bis einmal der Sklavenhandel ſelbſt nur noch eine Sage aus vergangenen Zeiten für den Afrikaner geworden iſt.

Man wird einwenden, dieß alles ſey ſehr gut, die in Afrika erzeugte Baumwolle werde aber ſtets das Product der Sklavenarbeit ſeyn. Ich gebe zu daß dieß in hohem Maße der Fall ſeyn wird; allein es iſt ein unermeßlicher Abſtand und ein weiter Unterſchied in Wirkung und Einfluß zwiſchen der Zwangsarbeit des afrikaniſchen Sklaven in einem fremden Lande, dem Eigenthum eines Weißen, und ſeiner erzwungenen Arbeit im Lande ſeiner Geburt, dem Eigenthum ſeines eigenen Landsmanns. Im erſtern Fall iſt er in einem fremden Lande, ſeiner Heimath, ſeiner Familie und allen natürlichen Banden entfremdet, ſelbſt faſt ohne Sympathie von Seiten ſeines Mitſklaven, der vielleicht aus einem ſeiner früheren Heimath entlegenen Theil Afrika's ſtammt; er iſt das Eigenthum eines Weißen, der ihn nur wie eine Geldſumme betrachtet, und deſſen einziges Intereſſe darin beſteht täglich ſo viel als möglich Arbeit aus ihm herauszupreſſen, unter den Schrecken einer Peitſche die wahrſcheinlich von dem ſchwarzen Arm eines Mitafrikaners geſchwungen wird; alle Hoffnung ſeine Freiheit und ſein Vaterland wieder zu gewinnen, iſt für ihn auf ewig verloren; er wird eine verächtliche Maſchine — ein bloßes Thier in menſchlicher Geſtalt.

Ganz anders iſt das Loos des Afrikaners welcher im Lande ſeiner Geburt der Sklave eines ſeiner eigenen Landsleute wird. Er verliert nie die Hoffnung dermaleinſt ſeiner Heimath und ſeinem Lande wieder geſchenkt zu werden, ſey es daß ſeine Freunde und ſeine Familie ihn loskaufen, oder daß er, wenn er hieran verzweifelt und eine harte Behandlung zu erdulden hat, auf ſeine Glieder und ſeinen Scharfſinn vertraut um Freiheit und Heimath wieder zu erlangen. Sollte ſein Herr, wie er ſelbſt, ein Heide ſeyn, ſo herrſcht wahrſcheinlich keine geiſtige Verſchiedenheit zwiſchen ihnen. Sein Herr und er ſelbſt arbeiten auf einem und demſelben Felde, eſſen häufig aus der gleichen Schüſſel, und der Sklave wird als Familien-Mitglied betrachtet. Da ſein Unterthänigkeitszuſtand nicht läſtig iſt, ſo ſöhnt er ſich damit aus, beſonders wenn (nach dem gewöhnlichen Brauch des heidniſchen Sklaveneigenthümers) ſein Herr eine Sklavin als Weib und Lebensgefährtin für ihn kauft.

Ganz anders verhält es ſich wenn ein unglücklicher Gefangener an einen mohammedaniſchen Herrn verkauft wird, und dieſer ihn zu häuslichen oder Ackerbauzwecken unterhält. Der Mohammedaner, wahrſcheinlich eben ſo unwiſſend wie ſein heidniſcher Sklave, zeigt doch eine entſchiedene geiſtige Ueberlegenheit über ihn; das wenige was er von den Religionsgrundſätzen des Propheten gelernt, verleitet ihn ſeinen Sklaven für nicht beſſer zu halten als ein vierfüßiges Thier, und die Lage des unglücklichen Sklaven iſt in der That eine harte: annoch aber iſt er in Afrika, und nicht durch einen für ihn unüberſchreitbaren Ocean davon getrennt; es gibt noch eine Gränze für die grauſame und drückende Behandlung ſeines Herrn.

Die mohammedaniſchen Fulahs von Futah Dſchallon führten, als ſie von dem Lande Beſitz ergriffen welches ſie jetzt inne haben, alljährlich Krieg gegen die umliegenden heidniſchen Gebiete, und machten alles zu Sklaven was in ihre Hände fiel. Einige der unglücklichen Gefangenen wurden an Sklavenhändler an der Küſte für Gewehre, Pulver und andere zur Ausführung der grauſamen Razzias befähigende Mittel verkauft, andere dagegen zu Haus- und Ackerbauzwecken unterhalten. Binnen wenigen Jahren waren ſie im

Beſitz von vielen Tauſenden ihrer heidniſchen Nachbarn, und erpreßten, außerdem daß ſie dieſelben in einer unwürdigen Stellung erhielten, ſtrenge Arbeit von ihnen.

Futah-Dſchallon iſt ein offenes und hügeliges Land, enthält aber gute Weiden für viele Tauſend Stück Vieh von ſchöner Zucht; allein es iſt von Waldländern umgeben, und in die Tiefen dieſer Wälder flohen die heidniſchen Häuptlinge und Eingebornen vor den Razzias und Verfolgungen der Fulahs. Sobald die erwachſenen Sklaven der Fulahs ihre Lage drückend und unerträglich fanden, flohen auch ſie nach dieſen Wäldern, und wurden von den Häuptlingen und dem Volk begrüßt das hier Zuflucht geſucht hatte, und deren Anzahl und Stärke dadurch beträchtlich vermehrt wurde. Als ich dieſen Theil Afrika's verließ, gab es nicht weniger als vier Zufluchtsplätze, wohin die unterdrückten Sklaven von Futah Dſchallon flohen, um ihre Freiheit wieder zu gewinnen: Kabatafin im Weſten, Bennah im Südweſten, Kundiah und Wulleh Bambyah im Nordoſten und Südoſten. Mehrere Jahre lang griffen die Fulahs dieſe Freiheitsburgen an, in der Hoffnung ſie zu brechen oder ihre entronnenen Sklaven wieder einzufangen — ſtets aber vergebens.

Als vor ungefähr zwanzig Jahren engliſche Niederlaſſungen in Kykandy, am Nuñez-Fluß, gegründet wurden, und dieſe einen anſehnlichen und werthvollen Handel aus den Ländern jenſeits Futah Dſchallon zuwege brachten, zogen die Fulahs aus dem Tranſit dieſes Handels durch ihr Land nicht nur Nutzen, ſondern ließen ſich auch, da ihr Boden viele nützliche und werthvolle, zuvor unbekannte oder von ihnen mißachtete Handelsartikel erzeugte, in einen eigenen umfangreichen Handel ein, gaben die Hoffnung ihre verlorenen Sklaven durch Einfangung wieder zu bekommen auf, und erkannten endlich daß, wenn man Sklaven in ſeinem Dienſt behalten wolle, ſie menſchlich und rückſichtsvoll behandelt werden müßten.

Vor ungefähr einem Jahrhundert wanderten zwei große Haufen Fulahs von Maſſina aus, und ſchlugen ihren Weg nach Weſten ein: die eine dieſer Schaaren ließ ſich in dem jetzt Futah Toro genannten Lande, auf dem linken Ufer des Senegal, nieder, die andere zog ſich ſüdweſtlich, und ſiedelte ſich endlich im jetzigen Futah Dſchallon an. Im Lauf ihrer Wanderung vertrieben die Fulahs viele der Eingebornen aus den auf ihrem Wege liegenden Gegenden; ſo die Bambuker und einige andere Stämme, deren Thatkraft und Intelligenz durch die unmittelbare Berührung mit dem Sklavenhandel an der Küſte und durch den Genuß von Rum bis jetzt noch keine Beeinträchtigung erlitt. Eine Abtheilung dieſes Volksſtamms ließ ſich endlich, von den Fulahs gedrängt, an den Ufern des Furikariah und des Melikuri, etwa vierzig engliſche Meilen von Sierra Leone, nieder und vertrieb ſeinerſeits die urſprünglichen Einwohner, die Bulloms, welche auf das linke Ufer des Melikuri Fluſſes überſetzten, und ſeitdem keine weitern Eingriffe auf ihr Gebiet von ihren thatkräftigen Nachbarn zu erdulden hatten.

Eine engliſche Colonie, die bald darauf in Sierra Leone gegründet wurde, verhinderte die Verbreitung des Sklavenhandels von ſeinen alten Schlupfwinkeln an den Flüſſen Nuñez und Pongas aus nach dem Melikuri- und dem Furikariah-Fluß, und die Bedürfniſſe und der Handel der Colonie boten den Anwohnern der letztgenannten Flüſſe bald Beſchäftigung: ſie pflanzten Reis, eröffneten einen Handel mit den Stämmen im Innern, und machten bald anſehnliche Gewinnſte in ihrem Verkehr mit Sierra Leone; ſie verwendeten dieſe zum Ankauf von Sklaven, welche aufs angeſtrengteſte arbeiten mußten. Da ſie ſich zur mohammedaniſchen Religion bekannten, ſo behandelten ſie — ſowohl in ihrem frühern Wohnſitz, um ihre damaligen Nachbarn, die Mauren, günſtig für ſich zu ſtimmen, als ſpäter, um ſich mit den Fulahs auszuſöhnen — ihre unglücklichen Sklaven mit großer Härte, und ſelbſt mit Unwürdigkeit, und erlaubten ihnen nie die Pflanzungen zu verlaſſen, gaben ſogar nicht einmal zu daß dieſelben Kleider trugen, und die Herren redeten ſie nie beim Namen, ſondern ſtets mit dem unwürdigen Ausdruck „Sklave" an; Weiber durften auf den Pflanzungen gar nicht erſcheinen. Ihre Lage hatte daher große Aehnlichkeit mit der der unglücklichen Sklaven auf den Zuckerpflanzungen in Cuba.

Dieſer peinliche Zuſtand dauerte bis ungefähr vor zehn Jahren, worauf, bei Einführung des Bodennußhandels in jenen Ländern, eine große Veränderung ſtattfand. Der frühere Agriculturhandel war auf wenige Hundert Tonnen jährlich beſchränkt; der neue Handel in Bodennüſſen (ground-nut) dagegen dehnte ſich, durch den großen Begehr darnach, auf Tauſende von Tonnen jährlich aus.

Da die Cultur der Bodennuß keine große Handarbeit erfordert, ſo theilen ſich alle Claſſen der Bevölkerung in dieſen Erwerbszweig; ſelbſt die unglücklichen Sklaven fanden Mittel ſie ohne Wiſſen ihrer Herren anzubauen, und auch Gelegenheiten das Product ihrer geheimen Arbeit in den vielen kleinen, zum Ankauf und zur Sammlung der Bodennüſſe durch das ganze Land errichteten Unterfactoreien abzuſetzen. Der Beſitz eines kleinen Eigenthums reizte ſie zum Mehrerwerb, und Hoffnungen auf Wiedererlangung ihrer Freiheit begannen nun bei ihnen zu tagen; dieſe Hoffnungen führten, als die Mittel wuchſen, zum Ankauf von Waffen für ihre Vertheidigung.

Um die erwähnte Zeit trat in dieſem Lande ein durch geiſtige Ueberlegenheit ſich auszeichnender Mann auf, der die Sklaven begeiſterte und ermuthigte und zur Freiheit führte. Dieſer Mann war Bilarly, der Sohn eines Häuptlings und einer ſeiner Sklavinnen, der von ſeinem Vater liebvoll erzogen worden war, beim Tode desſelben aber ſah daß er von ſeines Vaters andern Kindern und deſſen Familie als Sohn einer Sklavin verachtet wurde. In dieſem Land, wie in allen andern Ländern wo Sklaverei herrſcht, folgen die Kinder dem Stande der Mutter. Bilarly, ergrimmt über die ſchlechte Behandlung welche er empfieng, ſetzte ſich in geheime Verbindung mit den Sklaven, von denen viele, welche Waffen gekauft hatten, im Stande waren ſich zu vertheidigen, und in einer beſtimmten Nacht floh eine Schaar von mehrern Hunderten, mit ihrem Führer Bilarly, in eine Waldgegend im Limbarlande, an den Quellen des Scarcies-Fluſſes; hier verſtärkten ſie ihre Stellung und bauten eine Menge kleiner in leichter Verbindung mit einander ſtehender Dörfer. Nachdem dieſes Beiſpiel einmal gegeben war, befreiten ſich Schaaren von 200 und 300 der zum Volke von Furikariah und Melikuri gehörenden Sklaven auf einmal, und ſuchten Zuflucht bei Bilarly. Als ich im Jahr 1853 Sierra Leone verließ, um mein hieſiges Amt anzutreten, hatte er, wie man annahm, wenigſtens 3000 Anhänger um ſich verſammelt — lauter weggelaufene Sklaven. Als das Volk von Melikuri und Furikariah erkannte daß es unmöglich ſey Erwachſene im Sklavenzuſtande zu erhalten, erlaubte es denen welche nicht zu entfliehen ſuchten,

Digitized by Google

ihre Freiheit durch Händearbeit abzuverdienen; ſtatt Erwachſener kaufen ſie jetzt, aus den Scherbro- und Galinas-Bezirken, Kinder beiderlei Geſchlechts zum Anbau der Bodennüſſe. Berechnend daß bis dieſelben zu reifem Alter gelangen und der Wunſch frei zu werden in ihnen auftaucht, ſie bereits einige Arbeitsjahre von ihnen genoſſen, ſind dieſe Völkerſchaften zu dem Entſchluß gekommen den Sklaven, um den Werth derſelben nicht zu verlieren, zu geſtatten ſich mit der Frucht ihrer Arbeit loszukaufen. Vielen wird dieß lieber ſeyn, da es ihnen dann frei ſteht ſich überall hin zu begeben wo es ihnen beliebt.

Die Yorubas ſind größtentheils ein heidniſches Volk, allgemach aber fangen die Mohammedaner an ziemlich zahlreich unter ihnen zu werden, ſelbſt in Abbeokuta. In dieſer Stadt, wo ein hoffnungsvoller Anfang mit dem Anbau der Baumwolle zur Ausfuhr gemacht worden, gibt die Baumwollcultur, ſo klein vergleichsweiſe ihre Ausdehnung bis jetzt noch iſt, doch bereits Zeichen ihres Einfluſſes. Die Baumwollcultur um Abbeokuta herum wird hauptſächlich von den heidniſchen Häuptlingen und andern, ſo wie von den zum Chriſtenthum bekehrten Eingebornen betrieben. Hiebei hat ſich denn, auf wie ſchwachen Füßen dieſelbe auch noch ſteht, der Werth der menſchlichen Arbeit ſo bemerklich gemacht, daß die Häuptlinge und andere große Sklavenhalter, die Wirkung hievon auf die Gemüther dieſer Volksclaſſe vorherſehend, den Sklaven bereits, von freien Stücken, einige einen, andere zwei und noch andere ſelbſt drei Tage in der Woche eingeräumt haben um für ſich ſelbſt zu arbeiten. Der, wenn auch noch geringe, auf den Anbau des Bodens gegründete Handel in dieſem Lande ſcheint daher die natürliche Wirkung zu haben die Feſſeln der Sklaven zu lockern, nicht ſie ſtraffer zu machen. Wenn daher der mohammedaniſche Afrikaner irgend verſuchen ſollte ſeinen Sklaven übermäßige Arbeit aufzubürden, ſo werden dieſe, da ihnen das ganze Land offen ſteht und ſie der Sympathie ihrer Landsleute ſicher ſind, einen kräftigen Verſuch machen zur Erringung ihrer Freiheit, und, haben ſie dieſelbe errungen, bereit ſeyn ihr Leben in die Schanze zu ſchlagen um ſie zu ſichern.

Es iſt alſo nur eine ſehr ferne Ausſicht vorhanden daß der Menſch von eiſernem Willen und verzweifelter Thatkraft das Land der Wachſamkeitsausſchüſſe, der Bowie-Meſſer und Drehpiſtolen verlaſſen wird, um in Afrika Baumwolle zu bauen durch Zwangsarbeit: kein Europäer wird den Verſuch dazu machen. Die einheimiſchen Herrſcher und Grundeigenthümer in Afrika werden dem Handelsmann oder Krämer, oder dem Miſſionär, gern ſo viel Land bewilligen als ſie für ihre Niederlaſſungen brauchen, und zwar gewöhnlich laſtenfrei; nur ein kleines Geſchenk iſt erforderlich als Anerkennung der territorialen Hoheitsrechte. Wenn aber irgend ein Weißer Grund und Boden zu einer Pflanzung verlangen würde, ſo wird er, ich bin deſſen gewiß, eine abſchlägige Antwort erhalten; das Geſuch würde Erſtaunen und Argwohn erregen; die argwöhniſchen Gemüther der Eingebornen würden es als einen Verſuch zur Gebietserwerbung betrachten.

Würde ein derartiger Verſuch gemacht, und ſollte ein Weißer die Erlaubniß erhalten eine Pflanzung an der Meeresküſte zu begründen, und dieſelbe durch die Zwangsarbeit von Sklaven anbauen laſſen wollen, ſo würde er auf ſo feindſelige Einflüſſe ſtoßen, daß er ſich bald veranlaßt ſähe das Unternehmen aufzugeben. Ehe er daher ſein Capital in einiger Entfernung von der Meeresküſte unter einem Volk anlegt welchem das Geſicht eines Weißen etwas neues iſt, und noch auf Jahre hinaus ſeyn wird, wird ihm ſchon ſeine natürliche Vorausſicht ſagen daß er gegen die Flucht ſeiner Sklaven eben ſo wenig Sicherheit habe wie gegen die Launenhaftigkeit und die Erpreſſungen der Eingebornen, die, auf irgend welches eingebildete oder wirkliche Unrecht hin das ihnen widerfahren, ſeine Pflanzung in einer Stunde zerſtören würden. Selbſt aber wenn er dieſen Zufälligkeiten entgienge, und ſeine Unternehmung von Erfolg gekrönt wäre, beſäße er keine Sicherheit darüber ob nicht, nach ſeinem Ableben, die einheimiſchen Häuptlinge ſein Eigenthum in Beſitz nähmen und unter ſich theilten.

Es iſt mir nur *ein*, und zwar ein kleiner, Verſuch von einem Europäer bekannt, eine Pflanzung mit Sklavenarbeit anzulegen. Er gieng von einem portugieſiſchen Sklavenhändler mit Namen Joſé aus, der im Sklavenhandel eine Zeitlang glückliche Geſchäfte gemacht hatte, den aber die Wirkungen des im Jahr 1835 mit Spanien abgeſchloſſenen Vertrags in ſeinen Vermögensumſtänden zurückbrachten. Mit dem Reſt ſeines Vermögens, etwa hundert Dublonen, begab er ſich an den Rio Pongas, den Schauplatz vieler ſeiner erfolgreichen Geſchäfte, wo er von den Häuptlingen, deren Günſtling er war, die Benützung einer Anzahl Morgen Landes zur Anlegung einer Pflanzung erlangte, und ſein kleines Capital zum Ankauf körperlich tauglicher Sklaven verwendete. Er glaubte, er könne dieſe, da er die Praxis in Cuba und Braſilien kannte, durch den Schrecken der Peitſche zur Arbeit zwingen. Gegen dieſe Art Arbeitserpreſſung thaten aber ſeine Nachbarn und die Häuptlinge Einſprache. Joſé achtete indeß auf derartige Vorſtellungen nicht; die Sklaven waren ſein Eigenthum, mit ſeinem Geld erkauft, und er glaubte, er habe ein Recht mit ihnen nach Gutdünken zu verfahren. Joſé erkannte zu ſpät daß der afrikaniſche Sklave in ſeinem eigenen Lande das nicht duldet was er ſich unter einem fernen Himmelsſtrich gefallen läßt; der Portugieſe fuhr mit ſeinen Peitſchungen fort, bis eines Tags die Sklaven ſich erhoben und ihn niedermetzelten. Unter gewöhnlichen Umſtänden iſt die furchtbare Strafe die einen ſeinen Herrn tödtenden Sklaven trifft, das Verbranntwerden bei lebendigem Leibe. Da die Häuptlinge jedoch die Grauſamkeit Joſé's gegen ſeine Sklaven kannten, ſo begruben ſie ihn und theilten ſeine Sklaven unter ſich ſelbſt. Daß Simon Legrees, der die Baumwollcultur in Afrika durch dasſelbe grauſame Zwangsverfahren einführen möchte wie es in den ſüdlichen Staaten der amerikaniſchen Union üblich iſt, ein ähnliches Schickſal haben würde wie Joſé, darüber kann nur wenig Zweifel herrſchen, und ich bin überzeugt, man wird nie einen Verſuch damit machen.

Dr. Krapfs Seereiſe an der ſüdarabiſchen Küſte von Aden bis Sihut, an der oſtafrikaniſchen Küſte vom Cap Guardafui bis zur Inſel Sanſtbar.

(Fortſetzung.)

21 Dec. Letzte Nacht kamen wir bei Ras Awat vorbei, und um 9 Uhr Morgens ſahen wir den ſchwarzen Berg El-Herab, was auf deutſch Schiffskiel bedeutet. In der That erinnert die Form des Berges an einen ungeheuren Schiffskiel.

Nachmittags zerbrach unſere Segelſtange. Rathlos ſtanden die Schiffsleute da, indem ſie auf offener See nicht Anker werfen konnten. Alles was ſie anfangs verſuchten um die Stange mit Seilen zuſammenzuknüpfen, mißlang, und erſt nach einigen Stunden, die wir in der unbehaglichſten Lage zubrachten, konnten wir wieder ſegeln. Es war indeſſen nur Flickwerk, und man konnte oft bemerken, wie unſer Capitän mit bedenklichen Blicken ſeine zerbrochene Segelſtange betrachtete. Wir mußten uns oft wundern, wie unſer altes Schiff und ſein gebrechliches Geräthe ſo ſtarkem Winde gewachſen war. Schon zweimal hatten auf offener See die Segel heruntergelaſſen werden müſſen, um ihre zahlloſen Riſſe zu ſtopfen. Das Rollen des Schiffes in ſolchen Momenten iſt über alle Maßen ſtark und unangenehm. Kiſten, Betten, alles wird aus ſeiner Stelle gerückt, und die Seekrankheit wird ſehr geſteigert bei denen die dafür empfänglich ſind. Die Araber laſſen eben alles hangen bis es zerbricht, und ſie genöthigt werden etwas zu repariren oder neu zu machen. Ihr fauler, dummer fataliſtiſcher Glaube trägt viel zu dieſer Gleichgültigkeit bei. In shalla, jesdaue (wenn Gott will, ſo thut es ſich), heißt es immer bei ihnen; wie jener der im Kriege ſchießen ſollte, ſtatt auf das Ziel zu ſehen, rückwärts ſchaute mit der Bemerkung: „Will's Gott, ſo hat es getroffen.“ An dieſen Leuten kann man recht ſehen welche gefährliche Folgen es hat Gebet und Arbeit zu trennen, die doch zuſammengehören. Der Orient will nur beten, der Occident nur arbeiten, beides iſt verkehrt und wider die göttliche Ordnung.

22 Dec. Morgens kamen wir an dem Dorfe Murot vorbei. Die Ufer ſind niedrig und ſelten erblickt man etwas grünes. Um 1 Uhr wurden wir des Dorfes Worſcheich anſichtig, wo im Jahre 1831 einige engliſche Matroſen gefangen genommen und zu Sklaven verkauft wurden, was dieſe Somali gewöhnlich mit Schiffbrüchigen thun, daher die Araber ſich auch ſehr fürchten vor dieſer Küſte.

Es war nämlich im Jahre 1831 das Schiff Sophia Acock von London in dietem Meer, um Wallfiſche zu fangen. Der Capitän, der einen Fiſch erblickt hatte, befahl zwei Booten, denſelben zu verfolgen. Dieß geſchah, aber die Boote verloren das Schiff aus den Augen. Es wurde nun beſchloſſen daß eines der Boote, mit ſechs Matroſen bemannt, den Wallfiſch verfolgen, während das andere das Schiff aufſuchen ſollte. Die Matroſen waren auf dem Meer als eine ſtürmiſche Nacht ſie überfiel. Da ihr Brod und Waſſer zu Ende gieng, waren ſie genöthigt nach dem feſten Land hinzuſteuern. Sie kamen in die Nähe von Worſcheich. Ermattet an Körper und Geiſt, rannten ſie gedankenlos der Küſte entlang um Waſſer zu finden. Zwei Matroſen ſtarben ehe ſie die Küſte erreichten. Die übrigen ſahen eine Hütte, einige Ziegen und eine Frau, welche beim Anblick der Fremden eine Lanze ergriff um dieſe zu erſtechen, allein ſie fielen auf ihre Kniee und baten um Pardon. Sie gaben dann ein Zeichen, um Eſſen und Trinken zu bekommen. Die Frau bot ihnen Milch an. In der Zwiſchenzeit kamen die Männer, welche den Fremden geboten mit ihnen nach dem Boot zu gehen, das ſie völlig beraubten. Die Segeltücher wurden zertheilt, die Harpunen, Spaten, Hacken, Meſſer u. ſ. w. wurden genommen. Während der Plünderung ſtarb Herr William und ſeine Cameraden begruben ihn im Sand. Die übrigen Matroſen wurden zu Gefangenen gemacht und mußten mit den Eingebornen ins Innere ziehen. Thomas Leigh, ein Schwarzer aus Sierra Leone, wurde auf einem andern Weg ins Innere gebracht, und ſeine Cameraden ſahen ihn nicht wieder. Die zwei übrigen Europäer wurden am 21 Nov. 1831 nach Mukdiſcha gebracht, wo ſie vom Gouverneur erfuhren daß Thomas Leigh geſtorben ſey. Von Mukdiſcha nahm man ſie nach Barawa, wo der Häuptling Dera und ſein Bruder Ateik ſie kleidete, freundlich behandelte und ſie nach Sanſibar und Indien ſchickte. Capitän Chriſtopher, der im Jahre 1843 Barawa beſuchte, zahlte Dera 30 Thaler, welche er für die Gefangenen ausgelegt zu haben behauptete. Die Gefangenen wurden von den Somalen übel behandelt, und nur deßhalb aus der Sklaverei gerettet, weil die Somalen fanden daß ſie zur Arbeit zu ſchwach waren, und weil dieſe hofften in Mukdiſcha Geld für ſie zu bekommen. Einer der Matroſen ſoll bekannt haben daß er ſeines Vaters Haus im Zuſtand der Trunkenheit verlaſſen und ſich auf die See begeben und nun den Lohn ſeiner Thorheit empfangen habe. Der Häuptling Dera ließ mich bei meiner Ankunft in Barawa den engliſchen Brief leſen, den die beiden Gefangenen John Campbell und James William am 7 Februar 1832 über ihre Schickſale ſchrieben. Dera betrachtet dieſes Document als eine Empfehlung ſeines Namens bei den Europäern, denen er es zeigt, ſo oft ein neuer ankommt.

23 Dec. Wir waren oberhalb Mukdiſcha und Marka geſtern Abend und paſſirten daher dieſe beiden wichtigen Seeſtädte bei Nacht, was uns leid that. Ich beſuchte ſie jedoch ſpäter im Jahr 1853.

Mukdiſcha liegt 2° 1′ 8″ nördlich vom Aequator, und iſt die wichtigſte Seeſtadt für die arabiſchen Schiffsleute wenn ſie von Norden kommen. Der Hafen beſteht aus einem langen Riff, das einen engen Canal hat, wo die Schiffe 12 Fuß Waſſer haben zur Ebbezeit. Vom Meere aus betrachtet hat Mukdiſcha (auf den Karten unter dem Namen Magadexa bekannt) ein impoſantes Ausſehen, namentlich durch die vier hohen Minarete und die Steinhäuſer, deren es über 100 geben mag. Mukdiſcha ſoll ehemals der Sitz der arabiſchen Gelehrſamkeit an der Oſtküſte geweſen ſeyn, und noch jetzt ſoll es dort Bücher geben welche von arabiſchen Reiſenden geſchrieben wurden, die das Innere von Afrika beſſer kannten als das gegenwärtige Geſchlecht. In Barawa hörte ich ſpäter daß es in Mukdiſcha ein Buch gebe, worin berichtet wird daß der Baher-el-Nil, der Dſchub, der Oſt- und Kilimani-Fluß *eine* Quelle im Innern haben. Ich habe leider dieſes Buch nicht erhalten können, trotzdem daß ich keine Mühe noch Koſten ſcheute. Ich glaube allerdings daß die frühern arabiſchen Reiſenden mit dem Innern von Afrika beſſer bekannt waren als wir Europäer. Damals hatten wohl die Galla und andere wilde Völker den Reiſenden noch

Digitized by Google

nicht die Schwierigkeiten in den Weg gelegt wie jetzt. Auch mochte der Bekehrungseifer der frühern Araber ſtark genug ſeyn jeder Reiſeſchwierigkeit im Innern Trotz zu bieten.

Mukdiſcha, ſowie Marka und Barawa, hat Verbindungen mit den Somali im Innern. Hier fängt die Küſte wieder an ſich zu erheben und erſcheint auch dem Auge angenehmer, indem es hie und da einer Gruppe von Bäumen auf dem rothen Sand begegnet, der dieſe Küſte überhaupt auszeichnet. Dieſe Erhöhung der Küſte verhindert auch den Fluß Wabe (den Capitän Chriſtopher, der ihn im Jahr 1843 beſuchte, den Haines-Fluß nannte, zu Ehren des engliſchen Gouverneurs Haines in Aden, der Chriſtopher zur Erforſchung des von mir dem Major Harris in Schoa erwähnten Fluſſes Godſchob ausſandte) ſich ins Meer zu ergießen. Der Fluß läuft 24 engliſche Meilen weſtlich von Mukdiſcha und 5 Meilen weſtlich von Marka und Barawa, und ſoll ſich 2 oder 3 Tage von der Küſte in den See Balli verlieren in der Nähe des Dſchubfluſſes. Er ſoll in der Gegend von Harrar (Hurrur) ſeine Quelle haben. Ich habe jedoch in Schoa von Leuten aus Guragne gehört daß der Wabe durch dieſes Land (Guragne) fließe, und dann ins Gebiet der Arrufigalla gehe, das nicht weit von Harrar liegt.

Wir hatten die letzte Nacht mehr Fortſchritte gemacht als wir erwartet hatten, denn als wir um 12 Uhr eine Stadt erblickten, erklärte unſer Ismael aus Barawa ſogleich daß es ſeine Vaterſtadt ſey. Der Wind trieb uns mit Sturmesmacht vorwärts und bald waren wir am Eingang des Hafens von Barawa, der aber ſehr gefährlich, voll Felſeninſeln und Klippen iſt. Die Portugieſen haben einen Leuchtthurm auf der nächſten kleinen Inſel erbaut, der indeſſen halb zerfallen iſt. Doch auch über dieſe Gefahr kamen wir glücklich hinaus und erreichten endlich den längſt erſehnten Ruheport. Barawa erhebt ſich am Fuße eines Hügels, etwa 15 — 20 Fuß über dem Meer. Es hat viele Steinhäuſer, aber noch viel mehr Strohhütten nach der Somali Art gebaut. Die Bevölkerung mag ſich auf 4000 Seelen belaufen, davon der größere Theil Sklaven ſind, die aus dem Innern gebracht oder in Sanſibar und Kiloa gekauft werden. Die Kaufleute die nach dem Innern gehen, kaufen Häute, Copalgummi, Elfenbein u. ſ. w. Es befinden ſich in Barawa einige abeſſiniſche Sklaven, die aber über Gondar, Maſſowa und Mocha nach Barawa kamen. Die Bewohner von Barawa wiſſen etwas von den Amharern, die ihnen als Chriſten bekannt ſind. Sie haben auch Verbindung mit Adari oder Harrar zu Land, doch haben ſie noch mehr Verbindung im Innern in einer andern Richtung. Die Barawa-Kaufleute machen ihre Reiſen zu Fuß, zu Pferd, Eſel und Kamel. Von Barawa aus gehen ſie zuerſt weſtlich, überſchreiten den Hainesfluß, deſſen Ufer ſehr bewohnt und mit Mais und Wälſchkorn u. ſ. w. angepflanzt ſind, dann gehen ſie über unfruchtbares Land und erreichen in nordweſtlicher Richtung die Stadt Bardera am nördlichen Ufer des Dſchubfluſſes, der im Innern Godſchob heißt. Von Bardera gehen ſie nach Ganana oder Ganali, einer andern mehr nördlich gelegenen Stadt am Dſchub. Bei Ganana überſchreiten ſie den Dſchub und reiſen durch die Gallaſtämme Werdai, Korei, Rendille und Boren bis ſie nach Liban oder Liwen kommen, ein Stamm im Boren-Gallagebiet. Jenſeits der Boren-Galla ſoll ein Land ſeyn das Gonſi heißt, und das von Chriſten bewohnt iſt. Ob Gonſi das chriſtliche Land Guragne oder Gambat, oder Wolamo iſt, wo, wie ich in Schoa hörte, noch chriſtliche Bewohner ſind, weiß ich nicht. Wenn ich nicht irre, hat Ludolf, der Strabo von Abeſſinien, auf ſeiner Karte ein Land Namens Ganz angegeben, aber ich weiß nicht mehr ob ſeine geographiſche Lage mit dem Gonſi, von dem ich in Barawa hörte, übereinſtimmt, noch erinnere ich mich, ob Ganz von Chriſten bewohnt war. Jedenfalls ſcheint alſo eine Möglichkeit vorhanden zu ſeyn auf chriſtliche Ueberreſte zu ſtoßen, wenn man von Barawa ausgeht.

Die Barawa-Leute waren lange in Feindſchaft mit den Bewohnern von Barder oder Bardera, weil dieſe fanatiſche Mohammedaner waren, welche das Tabakrauchen, den Elfenbeinhandel als beſleckend für die Mohammedaner und andere Dinge ſtreng verboten. Die Secte ſtammte von einem Scheich aus Mukdiſcha, der göttliche Offenbarungen vorgab und die Stadt Bardera am Dſchub gründete, wo er bald viele Anhänger ſammelte, mit denen ſein Nachfolger, der Scheich Ibrahim, den Galla und Somali viele glückliche Schlachten lieferte und ſelbſt Barawa einmal plünderte und eine Zeitlang zu ſeinen Grundſätzen ſich zu bekennen zwang, bis im Jahr 1845 ein Heer von 40,000 Somali unter der Anführung des Scheich Jusuf Bardera belagerte, die Männer der Stadt tödtete und die Frauen und Kinder zu Sklaven machte, worauf die Secte, welche für Oſtafrika hätte ſehr gefährlich werden können, ſich zerſtreute und ihre Bedeutung verlor. Doch ſollen einige Flüchtlinge ſich bei Ganana niedergelaſſen und eine neue Stadt gebaut haben. Es iſt merkwürdig wie die meiſten mohammedaniſchen Fanatiker ſich auf göttliche Offenbarungen berufen wenn ſie ihren Sätzen Anhang verſchaffen wollten, und ich ſollte mich nicht wundern wenn die große Meuterei welche gegenwärtig Indien bewegt, und welche vorzugsweiſe von Mohammedanern geleitet wird, in dem Hirn eines mohammedaniſchen Scheichs entſtanden wäre, welcher ſich auf göttliche Offenbarungen berief die ungläubigen Engländer zu vertreiben und ein indiſches Reich zu gründen, das ganz Aſien, ja die ganze Welt zu erobern und zum Islam zu bekehren beſtimmt ſeyn ſoll, da ja, wie die Mohammedaner ſagen, die ganze Welt dem Propheten von Mekka von Gott gegeben iſt. Im Land der mohammedaniſchen Wollo-Galla war es im Jahr 1842 ein Prieſter welcher angeblich aus göttlicher Offenbarung ſeinem Fürſten rieth mich auszuplündern. Ebenſo war es in Mombas im Jahr 1846 ein Mohammedaner, welcher eine göttliche Offenbarung erhalten zu haben vorgab die er mir auf einem zwei Ellen langen Streifen Papier brachte, und wodurch er mich zu bewegen ſuchte in eine Verſchwörung gegen den Sultan von Sanſibar einzugehen.

Doch es iſt Zeit daß ich den Leſer in die Stadt Barawa führe, von deren nächſter und fernerer Umgebung ich obige Bemerkungen vorausgeſchickt habe. Ich ſäumte nicht ans Land zu gehen und die Häuptlinge Dera und Awiſa, an die ich von Capitän Chriſtopher empfohlen war, zu beſuchen. Die Europäer und Amerikaner verkehren am liebſten mit dem verſtändigen und einflußreichen Dera, der eine Botſchaft aufs Schiff geſandt hatte, um mich und meine Frau in ſein Haus einzuladen. Als wir ans Land ſtiegen, ſahen wir uns bald von einer Maſſe Menſchen umgeben, die uns begrüßten und beſonders ihre Aufmerkſamkeit auf meine Frau richteten, die, wenn ich nicht irre, die erſte Europäerin, jedenfalls die erſte deutſche Frau war welche dieſe Stadt beſuchte. Dera kam uns entgegen und begrüßte uns in Engliſch, von dem er einige Brocken

gelernt hat. Auch andere Barawaner wünschten uns Good Morning, obgleich es Abend war. Wir giengen eine gute Strecke am Strande entlang in tiefem Sand. Meine Frau wurde fast ohnmächtig von der Anstrengung des Gehens und von der fast unerträglichen Hitze, die uns die Nähe des Aequators erkennen ließ. Doch ein wenig Ruhe auf dem Rumpf eines Bootes und der Genuß von etwas Wasser stärkte sie bald wieder, so daß sie den Marsch fortsetzen konnte. Dieser kleine Unfall war ihr gar nicht lieb, weil diese Leute nur zu sehr geneigt sind von einem Individuum auf die ganze Nation zu schließen und diese als eine schwächliche zu betrachten. Wir erreichten endlich Dera's Haus, der uns in sein kühlstes Zimmer führte. Auch im Hause wurde der Zudrang der Leute sehr stark. Andere stellten sich auf die flachen Dächer und Treppen, wo sie nur hoffen konnten die fremde Horma (Frau) zu erblicken

Die Angesehenen der Stadt hielten sich für berechtigt uns zu besuchen und ihre Neugierde zu befriedigen. Es war wirklich sonderbar alte Männer mit grauen Haaren vor uns stehen zu sehen und uns anzugaffen mit kindischer Neugierde. Der Hut und Schawl mußten in der Runde herumgehen und erregten die tiefste Verwunderung. Doch betrugen sich diese Leute anständig und äußerst freundlich. Ersatz für diese ermüdenden Besuche gewährte es uns indeß daß unter den Anwesenden Leute waren die uns interessante Mittheilungen machen konnten. Da die See etwas hoch gieng und keine Boote zu unserm Schiff zurückkehren konnten, so mußten wir in Dera's Haus übernachten, wiewohl wir weder Bett noch Kleider für die Nacht bei uns hatten. Unser freundlicher Wirth bewirthete uns mit einem für einen Somalen recht leidlichen Essen. In seinem Hause wurde uns ein Sklave vorgestellt, der von dem Zwergstamm Makonre abstammen soll. Wir beide hielten ihn für einen Knaben von 8—10 Jahren, und erstaunten zu hören daß schon 50 Sommer über sein noch so jugendliches Gesicht ergangen seyn sollten. Er war sehr schüchtern und wollte nichts reden. Doch war ich geneigt zu glauben daß er mißgestaltet sey, was aus einer großen Unförmlichkeit in der Bauchgegend zu schließen ist, und nicht daß ein ganzer Stamm so kleiner Leute (er war etwas über drei Fuß) im Innern von Afrika sich vorfinde, wiewohl die Leute von Barawa dieß zuversichtlich glauben.

Dera erzählte uns daß der Dschubfluß (so genannt von den Arabern), den die Somali Gowin, die Suahili Wumbu, die Galla Danisa heißen, nur ein Arm eines großen Flusses im Innern sey, welcher sein Wasser dem Ost, dem Pangani und dem Kilimani (der unterhalb Mosambik in die See fällt) zusendet. Der Hauptfluß soll aus dem Innern kommen, und die Araber glauben daß es ein Arm des Nils sey. Dasselbe erzählten uns nachher die Leute in Takaungu. Da dieser allgemeinen Sage der Eingebornen von Ostafrika eine Wahrheit zu Grunde liegen muß, so kann ich mir diese Sache nicht anders erklären, als daß man annimmt es sey im Innern eine große Wasserscheide, welche die nordwestlichen Wasser nach Norden sendet und den weißen Fluß bildet, während die östlichen und südlichen Wasser in den indischen Ocean gehen; die südwestlichen Wasser möchten den Congo- oder Sairefluß bilden, der ins atlantische Meer fließt. Nur auf diese Weise kann ich mir einigermaßen die allgemeine Sage erklären. Daß gewaltige Gebirge im Innern (etwa 200 Stunden von der Küste) sich befinden, davon habe ich mich später selbst überzeugt, und habe auch die Vorläufer zum Theil gesehen, darunter zwei Berge mit ewigem Schnee bedeckt.

Die Sprache Barawa's ist die Somali-Sprache, obgleich mit Barawa die Suahiliküste und die eigentliche Herrschaft des Sultans von Sansibar, den die Europäer gewöhnlich den Imam von Mascat heißen, beginnt. Die Suahili-Sprache wird übrigens von den meisten Barawanern verstanden. Barawa liegt etwa 1½ Grad nördlich vom Aequator. Die Bewohner sind alle Mohammedaner, die im allgemeinen nicht bigott zu seyn scheinen. Sie pflanzen etwas Baumwolle (woraus sie gute Stoffe zu weben verstehen), türkisch Korn und sehr gute Wassermelonen. Die Kokosnußpalme wird hier noch nicht angetroffen. Die Lebensmittel sind in gewöhnlichen Zeiten wohlfeil. Man kauft 20 Hühner für 1 Thaler, 200 Eier für einen Thaler, einen Ochsen für 3—5 Thaler. Es ist übrigens kein Bazar in der Stadt. Nur ein paar Banianen verkaufen Zucker und Kaffee ꝛc. Von Arabien und Indien, sowie von den Europäern in Sansibar werden viele Artikel nach Barawa, Marka und Mukdischa eingeführt, z. B. Kleider, Glasperlen (beads), Gewehre, Kupferdrath, Porcellanwaaren, Messer, Spiegel u. s. w.

Meine Frau wurde vielfach eingeladen von den Damen die zu Dera's Verwandten und Freunden gehörten. Diese Einladungen waren zwar mit viel Beschwerden und Unbequemlichkeiten verbunden, aber sie boten eine gute Gelegenheit das häusliche Leben und den wahrhaft beklagenswerthen Zustand kennen zu lernen in welchem sich das Frauengeschlecht in Ostafrika befindet.

Wir bemerkten gewöhnlich am Eingang der Häuser eine Menge Sklaven-Mädchen und Knaben als Dienerinnen und Diener der Herren und Damen. Die Hauptfrauen bewohnen gewöhnlich den innersten, heißesten und finstersten Theil des Hauses, der eher einem Gefängniß gleicht, das für Verbrecher bestimmt ist. Beim Eintritt in das Zimmer der Dame mußten wir lange im Dunkeln tappen, bis ein Vorhang aufgezogen wurde, hinter welchem die mehr geisterhaft als menschlich aussehende Hausfrau auf einer Bettstätte ausgestreckt lag. Mit tiefer Wehmuth betrachteten wir diese große Herabwürdigung des weiblichen Geschlechts, das in der Dummheit, Sinnlichkeit und Streitsüchtigkeit gleichsam absichtlich auferzogen wird. Mit den Sklavinnen als ihren Wärterinnen zu schwatzen oder zu zanken, sich zu schmücken und als willenlose Werkzeuge für die Befriedigung der Lüste ihrer Männer sich hinzugeben, scheint ihre ganze Lebensaufgabe zu seyn. Kein Wunder daß sie geistig und körperlich zerrüttet sind, und hundert Gebrechen und Leiden zu beklagen haben, sobald sie merken daß der Besuchende etwas von der Arzneikunde versteht. Wahrlich, diese Leute haben die Hölle schon auf Erden, und dieser unglückliche Zustand wird nie gründlich gehoben werden, solange die Mohammedaner die Religion Jesu Christi verschmähen, und sich in Lehre und Leben nach den Grundsätzen des Korans richten.

Mit Entsetzen mußten wir von Dera hören daß vor einigen Jahren ein englischer Kaufmann aus London eine Ladung Korane nach Sansibar gebracht habe, in der Hoffnung ein gutes Handelsgeschäft mit den vielen Exemplaren zu machen, die er zu 3 bis 6 Thalern verkaufen wollte. Die Eingebornen hatten aber nicht im Sinn einen gedruckten Koran von den Ungläubigen zu kaufen, und der Kaufmann hätte mit großem Verlust seine Waare zurücknehmen

Digitized by Google

men müſſen, wenn nicht der Sultan von Sanſibar einen Theil derſelben gekauft hätte, bloß in der Abſicht den Engländern nicht allzu großen Schaden zukommen zu laſſen. Ein ſolcher Handelsmann kann unmöglich von der Schädlichkeit des Korans überzeugt ſeyn, ſo wenig als jener Kaufmann in Liverpool, der mit Götzenbildern, die er nach Indien ſandte, Handel trieb. Ich wünſche dem Handel guten Erfolg in allen Beziehungen, aber die Forderungen des chriſtlichen Gewiſſens ſollte er nicht ſo ſchnöde und ſchmachvoll verläugnen.

Wir wünſchten am Morgen des 24 Dec. Barawa zu verlaſſen, allein unſer Capitän hatte ſein Geſchäft in der Stadt noch nicht vollendet. Auch eröffnete er uns heute daß er nicht nach der Inſel Lamu, deren Beſuch ich in meinem Vertrag mit ihm in Aden einbedungen hatte, gehen könne, da der Sultan von Sanſibar dort ſeine ganze Seemacht vereinigt habe um die Stadt Siwi auf der Inſel Patta zu erobern. O, ſagte er mit erſchrockener Miene: es ſchwimmen 40 Hölzer (Haſchebe im arabiſchen Holz, Schiff) um Patta herum. Er fürchtete von dem Sultan feſtgenommen zu werden, weil er einer der Großen war welche von Mombas flohen und ſich in Takaungu bei Malindi niederließen, als der Sultan Mombas eroberte und viele von den Oberhäuptern in die Gefangenſchaft nach Mascat ſandte. Ich ließ mir die Erklärung des Capitäns gefallen und verzichtete auf den Beſuch von Lamu und Patta, da ich dieſe Inſeln ſpäter zu ſehen hoffte, machte aber dafür zur Bedingung daß der Capitän nach der Inſel Kiama fahren ſollte, da ich gehört hatte daß dort Galla zu treffen ſeyen, um deren willen ich ja zunächſt die ganze Reiſe unternommen hatte. Der Capitän willigte gern ein, und ſo verließen wir Barawa am Abend des 24 Dec., und erreichten am Chriſttag Morgen den 25 die Mündung des Dſchubfluſſes, der eine halbe Stunde weit ſein lehmiges Waſſer nicht mit dem Meerwaſſer vermiſcht. Wir konnten jedoch die ganze Breite der Mündung des Fluſſes nicht genau beobachten, weil die Bäume und das üppige Gebüſch den Anblick verhinderten, und unſer Schiff nicht ſo nahe hin ſegeln konnte. Die Ufer waren mit großen Bäumen bedeckt, ſoweit unſer Auge reichte. Der Fluß iſt an der Mündung nur 2 Fuß tief, ſo daß Boote nur zur Fluthzeit einlaufen können, weiter einwärts aber ſoll der Fluß 10 bis 15 Fuß tief ſeyn und große Boote tragen. So erzählte mir ein Capitän, deſſen Boot gerade vor Bender Osman lag. So heißt nämlich die Dſchubſtadt, welche etwa eine halbe Stunde von der Mündung entfernt auf dem nördlichen Ufer des Fluſſes liegt und von Somalen und Suahilis bewohnt iſt die gegenwärtig mit den Galla in Feindſchaft ſind, welche am ſüdlichen Ufer des Dſchub ſich ausbreiten und ſich bis Malindi hinab erſtrecken. Die hier nomadiſirenden Galla wagen ſich oft auf ihren Wanderzügen bis zu dem Meeresſtrand, ihre Dörfer aber haben ſie 1 bis 2 Tage landeinwärts gegen die Berge zu, die übrigens nicht hoch ſind. Dort ſind ſie gegen die Ueberfälle der Araber und Suahili geſichert. Früher bewohnten die letztern dieſe Küſte, aber die Galla haben ſie mit Feuer und Schwert vertrieben. Vom Dſchubfluß an gewinnt die Küſte ein ſchönes Anſehen; die Vegetation iſt viel reicher, aber das Klima iſt auch ungeſunder als an der Somaliküſte, wo eine reine trockene Luft herrſcht.

(Fortſetzung folgt.)

Indiſche Märchen.

Nach dem „London University Magazine“ von Dr. Julius Rosenberg.

1. Meherghia, die Liebespflanze.

Nicht bloß in Indien, ſondern in faſt allen Ländern des Oſtens, ja ſogar in einigen des Weſtens, werden wunderbare Geſchichten von gewiſſen Pflanzen erzählt, die mit Zauberkraft zur Erfüllung von Wünſchen und Erreichung von Abſichten begabt ſeyn ſollen. Unter den indiſchen Wunderpflanzen dieſer Art ſteht obenan die Wurzel, welche alles was ſie berührt in Gold verwandelt, und Meherghia, die Liebespflanze, welche demjenigen der ſie trägt das Herz und die Neigung aller ihm Begegnenden zuwendet. Im ganzen Oſten iſt der Glauben an beide Pflanzen ein ſtillſchweigender und hergebrachter. Zwar wird weder der einen noch der andern in Hookers höchſt anziehendem „Himmalayan Journal“ gedacht; aber man darf wohl annehmen daß ſie ausgelaſſen ſind, weil beide an ſo ſehr entlegenen und unerſteiglichen Plätzen wachſen, wohin ſelbſt jener unerſchrockene Botaniker nicht vorzudringen vermochte. Ihre Heimath iſt das öſtliche Afghaniſtan, und die Hügelkette von Siapoſch, welche von einem Volk bewohnt wird, das — kriegeriſch wie es iſt — alles Fremde ausſchließt, mit ſeinen Nachbarn ſtets in Feindſchaft lebt, und in deſſen Land ſich wohl niemand wagen wird um jene Pflanzen aufzuſuchen; ja die Siapoſch ſelbſt ſetzen dieſelben noch etwas weiter ſüdweſtlich in die Gebirge von Cabul.

Dennoch haben wir wenigſtens von einer dieſer Pflanzen, denen das Volk wunderthätige Eigenſchaften zuſpricht, von der Meherghia eine Beſchreibung. Der Stengel, in welchem die Zauberkraft ruhen ſoll, iſt gliederförmig geſtaltet, an Farbe unten blaßgelb, oben weiß. Die Pflanze wächſt auf ſo entlegenen und ſteilen Höhen, daß man ſie mit Büchſe oder Bogen herunterſchießen muß. Das auf ſolche Weiſe erlangte Stück muß wenigſtens zwei Knoten haben, wiewohl drei beſſer ſind, und es muß an der Mütze oder irgend einem andern Kleidungsſtück deſſen befeſtigt ſeyn der es beſitzt. Von vielen andern Geſchichten die man über die Liebespflanze erzählt, wählen wir für unſere Leſer die folgende, weil ſie einen ſehr genauen Bericht von den Schwierigkeiten und Gefahren gibt, mit welchen die Pflanze gewonnen wird.

Vor vielen hundert Jahren herrſchte in Nadſchil ein König, der ſo tapfer im Krieg als weiſe im Rathe war. Unbeugſam ſtreng, wiewohl tadellos gerecht, regierte er ſeine Unterthanen mit einem eiſernen Scepter, welches er ſelbſt in der reizenden Abgeſchiedenheit und Einſamkeit ſeines Harems, unter den bezaubernden Schönheiten nicht aus der Hand legte; ja man ſagte daß er bei den leidenſchaftlichſten Liebesbeweiſen die ſie an ihn verſchwendeten, mürriſch, kalt und gleichgültig geblieben ſey. Eine der Frauen, ſchöner und mehr von Liebe entbrannt als die andern, eine ſchöne Türkin, nahm ſich dieſe Vernachläſſigung ernſtlich zu Herzen, und jammerte laut über die Nichtachtung mit welcher er alle ihre Verſuche ſeine Aufmerkſamkeit zu gewinnen erwiederte. Endlich geſchah es daß eine von ihren Dienerinnen, welche frauenhafte Sympathie für den Kummer ihrer ſchönen Herrin empfand, ihr andeutete ſie wiſſe ein Hülfsmittel, und ihr die wunderbaren Kräfte der

Digitized by Google

Meherghia, aber auch die Schwierigkeiten ſie zu erlangen, beſchrieb. Ihre Gebieterin lauſchte mit dem äußerſten Antheil, und beſchloß daß ſie — wofern es nur irgend möglich ſey — ſich zur glücklichen Beſitzerin dieſer unſchätzbaren Pflanze machen wolle. Zu dem Ende gebot ſie ihrem Mädchen bekannt zu machen daß ein Halsband von Rubinen die Belohnung eines jeden ſeyn ſollte der ihr ein Stück von der begehrten Pflanze bringen würde. Der König war zu der Zeit auf einem Kriegszug abweſend, und mit Sehnſucht ſah ſie dem Beſitze des Zaubers entgegen, der ihr bei ſeiner Heimkehr ſeine Liebe ſichern ſollte.

Die Gefahren des Unternehmens waren groß, aber auch der Lohn war es; und ſey es nun daß dieſer ſie reizte oder ritterlicher Wagemuth ſie trieb, faſt alle jungen Männer von Nadſchil verſuchten ſich daran. Indeſſen fanden ſie bald daß weder Schwierigkeit noch Gefahr zu hoch angeſchlagen ſeyen, und einer nach dem andern kehrte traurig von dem Zuge heim, den er ſo hoffnungsreich angetreten. Nur Aeſchil, der jüngſte, hübſcheſte und tapferſte von allen, beharrte. Männlich verfolgte er ſeinen Weg über Dickichte, über Ströme und Gebirge, bis er den höchſten Berg von allen erſchaute, der mit Schnee gegürtet war und auf deſſen Gipfel die Liebespflanze wuchs. Da er ſich nahte, wurden ſeine Ohren betäubt von dem Geheul wilder Thiere und dem Ziſchen giftiger Schlangen, und zugleich drängten ganze Schaaren dieſer entſetzlichen Geſchöpfe von allen Seiten heran. Aber ſein Schwert und ſein Bogen ſtanden ihm bei. Tapfer ſchlug er ſich durch, und obwohl erſchöpft und aus ſeinen Wunden blutend, begann er doch die Bergwand hinanzuklimmen. Bald erreichte er den Schneegürtel, welcher zuerſt ein unüberſteigliches Hinderniß zu ſeyn ſchien. Aber jetzt kamen ihm die Erfahrungen zu ſtatten die er während ſtrenger Winter als Jäger in den Cohnund-Bergen gemacht hatte, und ſicher kam er hindurch — freilich nur um einer neuen Gefahr in den Drachen zu begegnen, die hier den Berg bewachten. Aufs neue griff er zu ſeinen Waffen. Einem harten Kampfe folgte ein noch größerer Triumph — die Drachen wurden erſchlagen oder hinweggetrieben.

Und nun war er in dem Bereiche ſeines Preiſes. Ach — die Pflanze winkte von der Krone des Berges herunter, der ſich über dem Schneegürtel erhob und viel zu ſteil für den Fuß eines Menſchen war. Und doch ſah er ſie; ſie ſaß auf der Bergſpitze wie ein Vogel. Oft genug hatte er von gleicher Höhe einen Vogel heruntergeſchoſſen. Sollte der Bogen fehlen, wo es ſich um eine Pflanze handelte? Wenigſtens wollte er es verſuchen; alles — nur nicht ſo angeſichts des koſtbaren Preiſes umkehren! Um den Berg herum tobte der Sturm, ſchwarze Wolken hiengen um ſeine Vorſprünge, der ferne Donner ward ſchon gehört, und ſchwere Hagelkörner, die Vorboten des anziehenden Unwetters, raſſelten nieder. Keine Zeit war zu verlieren. Ein, zwei Pfeile flogen vergeblich; ein dritter hatte beſſern Erfolg — die erſehnte Pflanze lag zu ſeinen Füßen!

Sorgfältig ſchnitt er die drei Knoten ab und barg ſie dicht an ſeinem Herzen, und ſogleich dem raſenden Sturme zum Trotz begab er ſich mit leichtem Fuße und fröhlichem Herzen auf die Heimreiſe. Er legte ſie raſch zurück, denn die Drachen, Schlangen und alle wilden Thiere beugten ſich dem Talisman den er trug, in ſcheuer Liebe. Selbſt der Schnee war ihm nun nicht mehr hindernd im Wege. Bald erreichte er Nadſchil, wo die Nachricht von ſeiner glücklichen Heimkehr ſich mit erſtaunlicher Schnelle verbreitete. Die ſchöne Türkin erſchöpfte ſich gegen die Dienerin, die zu dem Unternehmen gerathen hatte, in Dankſagungen, und ſandte ſie ſogleich ab um den kühnen Adſchil zu ihr zu führen, damit ſie ſelber ihm den wohlverdienten Preis ſeines Abenteuers überreiche. Das Mädchen gieng dieſen Weg mit dem größten Vergnügen, denn ſchon lange beſtand ein Liebesverhältniß zwiſchen ihr und Adſchil, und bei dieſem neuen Begegnen konnte der Beſitz der Liebespflanze ihre Neigung zu ihm nur noch ſteigern. Indeſſen vergaß ſie nicht den Auftrag ihrer Herrin auszurichten, führte Adſchil in den Schloßgarten, und hieß ihn daſelbſt warten bis ihre Gebieterin erſcheinen würde. Er that wie ihm geheißen, aber nicht ſobald hatte er das überaus ſchöne Geſicht der hohen Frau geſehen und die melodiſchen Worte gehört in welchen ſie ihm dankte, als er, zugleich ſeiner Pflicht und ſeines Mädchens vergeſſend, die heftigſte Liebe für die Fürſtin empfand. Und — ſchlimm genug! da er noch die Liebespflanze auf ſeinem Herzen trug, ſo ward auch die Fürſtin durch den geheimen Blumenzauber gezwungen ihre Neigung von ihrem geſtrengen, aber bis zu dieſem Augenblick vielgeliebten Herrn auf Adſchil zu übertragen. In der höchſten Ekſtaſe leidenſchaftlicher Verzückung, der Liebespflanze, ihres Herrn und Meiſters und aller Welt vergeſſend, warf ſie das Halsband Adſchil zu und rief dabei: „Nimm es, Adſchil, und mit ihm nimm mein Herz!“ Im nächſten Augenblick ſank ſie in Ohnmacht, und Adſchil floh. Da ſie ſich wieder erholt hatte, blieb auf ihrem Gemüth die tiefſte Trauer laſten, ſie verbrachte die Zeit in der Einſamkeit, und nichts konnte ſie von den ſorgenvollen Gedanken befreien, über denen ſie unabläſſig zu brüten ſchien.

Mittlerweile fühlte ſich Adſchil in gleicher Weiſe krank und elend; er wandelte allein durch die Thäler von Nadſchil, und nichts begleitete ihn als das Halsband und die Liebespflanze. Endlich erſcholl die Kunde, der König kehre mit ſeinen ſiegreichen Schaaren ins Land zurück. Banner flatterten auf den Schloßmauern, ſeine Vaſallen verſammelten ſich um ihn zu grüßen, und die Frauen des Harems ſchmückten ſich mit den koſtbarſten Kleidern und dem anmuthigſten Lächeln. Mit höflicher Herablaſſung erwiederte er ihre Begrüßung; doch da ſein Auge die Reihen durchflog, vermißte er eine, die ſonſt immer unter denen die ihm Glück und Heil wünſchten, voran ſtand. „Wo,“ fragte er ernſt, „iſt meine ſchöne Türkin? ſie, die immer weinte wenn mich meine Pflichten als Beherrſcher dieſes Reiches und Heerführer ſeiner Kriegerſchaaren in die Ferne riefen? Iſt ſie krank? Oder weiß ſie nichts von meiner Heimkehr?“ Keiner wagte zu antworten, denn die Urſache ihres geheimen Kummers war ſchon von allen geahnt. Der König befahl ſie vor ſich, aber weder Bitten noch Drohungen vermochten ſie vor ihm zu erſcheinen. Ungeduldig und aufgebracht, begab er ſich endlich in ihre Gemächer; aber anſtatt ihn wie ſonſt zu empfangen, ſchrak und wich ſie vor ſeiner Umarmung zurück. Voll Staunen über dieſen Wechſel, den er nicht begriff, begann er mit Eifer nach dem Grund desſelben zu ſpähen, und bedrohte einen jeden mit harter Strafe, der das Geheimniß wiſſe und es ihm verberge. Erſchreckt durch dieſe Drohung, erzählte ein Hofdiener dem König alles was das Gerücht über die ſchöne Türkin und Adſchil wußte. Des Königs Zorn war ohne Gränzen, und ſogleich befahl er beide

Digitized by Google

Angeklagte zu ergreifen und in Feſſeln zu legen. Die Türkin machte kein Geheimniß aus ihren Gefühlen; Abſchil verweigerte jede Antwort, aber das Halsband zeugte gegen ihn, und ſie wurden beide einem öffentlichen Gericht überwieſen, das dann auch kurz darauf in Gegenwart des Königs und aller Magnaten ſeines Reiches abgehalten wurde. Zur Seite des jugendlichen Abſchil ſtanden vier Henkersknechte, bereit ihn Glied für Glied zu rädern, ſollte das Urtheil gegen ihn ſprechen. Zur Seite der lieblichen Türkin ſtanden vier Kaligas mit Schaufel und Hacke, um ſie lebendig zu begraben falls ſie ſchuldig befunden werden würde. Der König ſelbſt gab das Verbrechen an, deſſen ſie beſchuldigt ſeyen, und ſetzte auseinander wie die Pflicht, die es ihm auferlege für die Ehre ſeines Hauſes einzuſtehen, dieſe öffentliche Unterſuchung erheiſche, und forderte nun jeden der einen entſchuldigenden Umſtand wiſſe auf, ihn vorzubringen — ſonſt müſſe die Gerechtigkeit ihren Lauf haben.

Abſchil beharrte auf ſeinem trotzigen Schweigen, und wieder war das Halsband ſein Ankläger: er ward zum Tode verurtheilt. Die Türkin geſtand noch einmal ihre Liebe zu Abſchil: auch ſie ward ſchuldig befunden.

Der König begann das Todesurtheil zu verkünden; aber ſeine Stimme zitterte und verſagte mehreremal, ſo ſehr bewegten ihn getäuſchte Liebe und gekränkter Stolz. In dieſem Augenblick der Entſcheidung ſtürzte die junge Dienerin herbei, drängte ſich durch die Haufen, und erzählte — aus Liebe zu Abſchil, obwohl er ihr die Treue gebrochen hatte, und aus Mitleid für ihre Herrin, obwohl ſie ihre Nebenbuhlerin war — die ganze Geſchichte. Der König lauſchte ungläubig, und bemerkte mit ſchrecklichem Hohn daß die Erzählung toll und das Mädchen von der Herrin abgerichtet ſey ſie vorzutragen. Einer der Edlen rieth dazu, wenigſtens einen Verſuch mit der Pflanze zu machen. Der König gab nach. Abſchil war bereits auf den Boden geſtreckt, und die Hand ſeiner Henker war ſchon erhoben. Keine Zeit war zu verlieren: er ward durchſucht, und die Zauberpflanze fand ſich in den Falten ſeines Gewandes über ſeinem Herzen. Ihre winzige Erſcheinung diente jedoch nur dazu den Ingrimm des Königs zu vermehren. „Narren und elende Betrüger ſeyd ihr alle," rief er aus, „die ihr zu behaupten wagt daß ein Unkraut wie dieſes ſolches Elend anrichten könne! Nein, ſie ſollen ſterben! Henker, thut eure Schuldigkeit!" Wie er ſprach, nahm er die Pflanze in die Hand und warf einen letzten Scheideblick auf die Türkin. Und ſiehe da, der Zauber war gelöst. Das Herz der Schönen kehrte plötzlich zu ſeiner Pflicht zurück, und der nächſte Augenblick ſah ſie in des Königs Armen, an des Königs Lippen! Der König verzieh Abſchil, gab ihm das ſo theuer erkaufte Halsband zurück, und als Lohn von ſeiner Seite die Hand des von ihm früher und nun aufs neue geliebten Mädchens dazu. Die Pflanze vertraute er der Obhut der Türkin an, aber er empfahl ihr die größte Vorſicht in Betreff derſelben. Die ſchöne Türkin befolgte dieſen Rath ſo getreulich, daß ſeit jenem Tage niemand wieder die Liebespflanze geſehen hat.

2. Die Schlange von Baihand.

Die alten mohammedaniſchen Ueberlieferungen ſprechen viel von einer Stadt Baihand, die — ein zweites Alexandria — einſt in der Nähe von Candahar geſtanden haben und durch ein Erdbeben plötzlich verſteinert worden ſeyn ſoll, ſo plötzlich daß es die Einwohner, gleich denen von Herculanum und Pompeji, inmitten ihrer täglichen Verrichtungen überkommen hatte. So ward ein Jäger zu Stein indem er auf einen Hirſch anlegte; eine Frau, indem ſie ihre Kuh melkte, und ſo fort. All dieß geſchah während der Zeit daß Hazaret Ali — der moslemitiſche Rieſentödter — noch lebte und wirkte, und mit ſeinem Namen und Andenken ſteht auch eine ſeltſame Naturerſcheinung in Verbindung, welche man noch heut in dem Hügel erblickt, zu deſſen Fuße die verſteinerte Stadt liegt: nämlich eine ſchwarze Ader in dem Felſen, die ſich, nachdem ſie ſich um die Krone des Hügels in ſehr vielen Ringeln gewunden hat, auf der öſtlichen Seite deſſelben in ſieben Enden abzweigt. Dieſe Ader ſoll der verſteinerte Ueberreſt einer fürchterlichen ſiebenköpfigen Schlange ſeyn, welche neun Jahre lang der Fluch und Schrecken der Gegend um Baihand war, da ſie Männer, Frauen, Kinder, Vieh und Korn ohne Unterſchied und durcheinander verſchlang. Das entſetzliche Unthier begann ſeine Räubereien und Verwüſtungen in einiger Entfernung von Baihand, aber nachdem es das Land umher rein abgefreſſen hatte, kroch es langſam der Stadt näher und näher, bis es endlich die Wälle derſelben erreicht hatte. Ein ſchrecklicher Zuſtand drohte allen Einwohnern. Keiner wagte ſich heraus um das Land zu bebauen, und die Vorrathshäuſer und Kornkammern waren faſt geleert. Aus jedem Geſicht ſtarrte Hunger und Tod. Aber das war noch nicht das ſchlimmſte. Da ſie außerhalb der Mauern nichts mehr fand, ſo ſtreckte ſie auf einmal ihre ſieben Köpfe in die Stadt, und jeder derſelben nahm täglich ein Opfer aus den Straßen. Da dieß Unglück nun bis zu einer ſolchen Höhe geſtiegen war, fühlte denn die langgequälte Stadt daß in irgend einer Weiſe auf Abhülfe geſonnen werden mußte, und endlich drangen ſie in ihren König daß er Unterhandlungen mit dem Ungeheuer eröffne, deren Reſultat war daß es der Landbauer und der Stadt unter der Bedingung ſchonen wolle, daß ihm zu ſeinem Unterhalt von der letztern täglich eine Jungfrau, ein Kamel und eine Laſt feinen Brodes geliefert werde. Nachdem die Schlange alſo für ihres Leibes Nothdurft geſorgt hatte, ſchweifte ſie nicht mehr herum wie ehevor, ſondern bezog eine feſte Wohnung in der Höhle Dſchemſchid, welche ſie nur gegen Abend einmal verließ, um ihr tägliches Mahl, beſtehend aus einer Jungfrau, einem Kamel und einer Laſt feinen Brodes, einzunehmen, die jedesmal pünktlich und unfehlbar auf dem Platz vor der Stadt bereit ſtanden. Das Märchen erzählt nicht wie lang der Vorrath an Jungfrauen in der Stadt ausreichte; allein endlich gieng es damit auf die Neige. In dieſer äußerſten Noth, als faſt die letzte Jungfrau zum Opfer dargebracht werden war, ereignete es ſich eines Abends daß der berühmte Hazaret Ali, „der Löwe des Herrn, der Rächer der Unterdrückten, der Schirm der Unſchuld" über den Platz vor Baihand ritt, um nach Abenteuern zu ſuchen. Er hörte die Klagetöne bitterer Verzweiflung, und ſah faſt in demſelben Augenblick ein wunderſchönes Mädchen, an Hän-

den und Füßen gebunden, platt auf dem Boden, vom hoffnungslosen Jammer niedergedrückt liegen. Sogleich begab er sich zu ihr, löste ihre Fesseln und bat sie ihm zu erzählen, wie sie in solch einen Zustand gekommen sey. Sie hatte ihre traurige Geschichte bald genug erzählt, aber eben so bald war auch des Helden Entschluß gefaßt: nämlich zu warten bis das Unthier aus seiner Höhle herauskäme, und es dann zu tödten. Müde jedoch von des Tages Fahrten und Abenteuern, legte sich Hazaret Ali einstweilen nieder, und das Mädchen setzte sich neben ihn, um zu wachen und ihn beim ersten Anblick der Schlange zu wecken. Diese kam zur bestimmten Zeit herangekrochen, und im Augenblick war ihr Ritter auf den Beinen, seinen Bogen in der Hand. Mit äußerster Aufmerksamkeit verfolgte er den Weg den die Schlange nahm, bis sie auf dem Hügel angekommen war und sich anschickte mit ihren sieben Köpfen sich auf die Beute zu stürzen. Da flogen einer nach dem andern sieben Pfeile von dem Bogen, der noch nie einen vergeblichen Pfeil abgesandt hatte. Jeder Pfeil spaltete einen Kopf, und mit Zischen und Schnauben fiel das Ungethüm todt nieder. Das Mädchen überschüttete ihren Retter mit ihrer Dankbarkeit, und bat ihn mit ihr in die Stadt und zum König zu gehen, der ihm für seine Heldenthat lohnen werde. Allein er lehnte die Einladung ab. Er hatte noch viele Arbeit — Riesen, Drachen, Schlangen mußten noch getödtet werden, und er dachte nicht an Lohn. Was er gethan hatte, das hatte er im Namen Allahs, des einzigen Gottes, gethan. Indessen versprach er in einigen Tagen zum König zu gehen. So zog er seines Weges weiter, und das Mädchen kehrte zur Stadt zurück, der sie schon auf ewig Lebewohl gesagt hatte. Freude und Jubel herrschte in Baihands Mauern, und der König selbst besuchte sogleich den Ort wo die Schlange ihrer vollen Länge nach todt lag, in jedem der sieben Köpfe ein Pfeil. Indessen zeigte es sich bald daß die Leute von Baihand sich zu früh gefreut hatten, denn schon nach kurzer Zeit war die Wirkung ihrer Verwesung, daß die todte Schlange der Stadt noch viel mehr Unglück brachte als die lebende es gethan hatte: diese hatte doch nur eine Jungfrau, ein Kamel und eine Last Brod täglich verlangt, jene aber forderte täglich ein weit größeres Opfer von Menschen, die an Pest und Fäulniß starben. Der König in seiner Herzensangst berief die Weisen seines Volkes, und diese schrieben das Unglück natürlich dem Tode der Schlange zu. Darauf aber ward die unselige Jungfrau vor den König gefordert und zum Tode verurtheilt, weil sie mit Hülfe eines bösen Geistes die Schlange erschlagen habe. Umsonst betheuerte sie daß ihr Retter kein böser Geist, sondern ein Gottgesandter gewesen sey. Sie wurde in die Mitte der Stadt geführt, und schon war sie bereit mit Lilien um die Stirn den Scheiterhaufen zu besteigen, als sich eine Stimme hören ließ, welche den Henkern Einhalt gebot — es war Hazaret Ali, der das Mädchen von dem Holzstoß herunterhob, sich als denjenigen angab der die Schlange getödtet habe mit Hülfe Allahs, der sie gesandt hätte um die Leute von Baihand für ihren Ungehorsam zu strafen. Aber Allah sey gnädig, und wenn sie recht inbrünstig zu ihm flehten, so würde er sie von seinem Strafgericht befreien. Der König und sein Volk beteten darauf einmüthig zu Allah, und er erbarmte sich; „der Löwe des Herrn" schritt, vom König und allem Volk begleitet, zu der Schlange, zog sein Schwert Dschulfekar, und schlug sie damit. Sogleich zitterte der Berg, Blitz und Donner folgten sich rasch, und der Körper der Schlange war ein Theil des Felsens geworden.

Wie es geschah daß auch Baihand und seine Bevölkerung späterhin dasselbe Schicksal erlitten, das erzählt die Chronik nicht.

Unterhaltungen und Spiele der Chinesen.

Gibt es in China keine Promenaden, Bälle u. s. w., so haben Kinder und Erwachsene doch auch ihre Spiele und Unterhaltungen. Dergleichen sind der Federball mit dem nackten Fuße geworfen; ein Fingerspiel (Tsui-mai), der Mora der Italiener, dem micare digitis der Römer ähnlich. In Peking sah de Guignes am Hofe die Soldaten im Winter 1792 Schlittschuhlaufen, was sie vor 100 Jahren von den Russen gelernt hatten. Sie haben Hahnen-, Wachtel- und Grillenkämpfe, wie auf den Philippinen, und während die Kinder — nach Gillespie auch die Erwachsenen — Drachen fliegen, Brummkreisel laufen lassen, hölzerne Pferde reiten, sich am Knöchel- und Kugelspiel u. a. ergötzen, spielen die Erwachsenen Schach und verschiedene Kartenspiele sehr stark und leidenschaftlich. Kinder und Erwachsene erfreuen sich am Puppentheater, Schattenspielen an der Wand und Feuerwerken.

Die fliegenden Drachen sind wohl eine chinesische Erfindung, obwohl auch die Inder Drachen haben. Nach einer chinesischen Encyklopädie bei Julien (Extraits des Comptes rendus Thl. XXIV) erfand sie der berühmte General Han-sin v. Chr. Sie dienten aber erst nur im Kriege, um die Entfernung eines Punktes zu ermitteln und sich Mittheilungen aus der Ferne zu machen; so wandte man sie noch bei einer Belagerung 549 n. Chr. an. Erst später wurden sie eine Unterhaltung der Kinder. Die chinesischen Drachen haben nach Grosster weit mannichfaltigere Formen und weit reichere, glänzendere Farben als die unsrigen; bald stellen sie einen Unsterblichen vor, der auf einer Wolke sich majestätisch erhebt, bald Raubvögel, geflügelte Drachen, glänzende Schmetterlinge, Thiere, Ungeheuer ꝛc.

Zu den Unterhaltungen der Chinesen gehören auch ihre wandernden Puppentheater, wie auch die Griechen ihre Puppenspiele hatten; [1] sie sind nur viel einfacher als die unsrigen. Statt des tischartigen Gerüstes steht der Puppenspieler auf einer kleinen Estrade; er ist bis zu den Schultern mit einem Gewand oder Tuch von blauem Kattun bedeckt, das, am Knöchel zusammengezogen, nach oben zu sich erweitert, wie ein Bildsäulenschaft; auf seinen Schultern liegt eine Büchse, die sich über seinen Kopf wie ein kleines Theater erhebt; seine unter den Kleidern der Puppen verborgenen Hände zeigen sie dem Publicum und setzen sie in Bewegung, so

[1] Magnin Histoire des Marionnettes en Europe. Paris 1852. 8°.

Digitized by Google

daß ſie alle Geſten machen, die er von ihnen verlangt. Iſt eine Vorſtellung zu Ende, ſo ſteckt er ſeine Puppengeſellſchaft und ſeine Hülle in dieſelbe Büchſe und geht ſeiner Wege. Bei größern Marionetten-Theatern befindet ſich der Dirigent nach Barrow unterhalb des Podiums der Bühne, und bewegt ſeine Figuren durch Dräthe, die an den Füßen ſtatt wie bei uns an den Köpfen, befeſtigt ſind. Die ſogenannte Queckſilberpuppe der Chineſen, die rückwärts kopfüber auf einer Treppe von Holz, auf die man ſie ſtellt, herabpurzelt, beſchreibt ſchon Muſchebroek. Das Queckſilber, das in den Höhlungen der Puppe nach und nach aus einem Theil in den andern läuft, bringt die Puppe, welche Gelenke hat, beim Umfallen in gewiſſe Stellungen, je nachdem der Schwerpunkt des Ganzen in dieſem oder jenem Theile der Puppe iſt.

Berühmt ſind die chineſiſchen Schattenſpiele an der Wand, womit das Volk, beſonders am Laternenfeſte, ſich unterhält, und die auch in Europa bald beliebt wurden. Hinter einem fein bemalten Flor, der vor eine im Vorhang gemachte Oeffnung gezogen iſt, werden kleine aus Pappe geſchnittene Figuren, deren Theile alle beweglich ſind, mittelſt daran befindlicher Stifte in Bewegung geſetzt. Durch das von einem Spiegel zurückgeworfene Licht wird nicht nur die mit dem Flor überzogene Oeffnung dem Zimmer zu erleuchtet, ſondern auch der Schatten der Stifte verhütet. Eine kriechende Schlange darzuſtellen, werden drei bis vier gut abgerichtete Perſonen erfordert. Die chineſiſchen Fächer enthalten in ihrem Innern ebenfalls ſolche bewegliche Figürchen, die man aber erſt erblickt wenn man den aufgeſchlagenen Fächer gegen das Licht hält.

Ausgezeichnet und lange ohne Rivalen waren die Chineſen in der Feuerwerkerkunſt; das Feuer iſt bei ihnen lebhafter und mannichfaltiger als bei uns. P. d'Incarville bei Groſſier hat das Geheimniß der Compoſition ihrer Feuergarben und Blumen mitgetheilt. Sie beſtehen aus einem Eiſenſande; je feiner, deſto größer die Blume. Alte geſprungene Fleiſchtöpfe werden zerbrochen, rothglühend gemacht, dann in kaltes Waſſer geworfen, calcinirt und leicht zu Sandkörnern zerſchlagen. Das Eiſen von Peking iſt zu grob und gibt nur Blumen von vier Strahlen; beſſer iſt das aus dem Süden. Um farbige Feuer zu erhalten miſcht man verſchiedene Ingredienzien hinzu. Ein gelbes Feuer erhält man mit Operment, ein weißes durch Kampfer und Bleiweiß, ein blaues durch Indigo, ein rothes durch einen Zuſatz von Zinnober, doch iſt letzteres beides unſicher. Damit macht man Roſen, Nelken, Granaten und andere Blumen; indem man durch drei ſeidene und drei härene Siebe, alle progreſſiv minder dicht, den Sand durchſiebt, erhält man 3 bis 6 Sorten Sand. Die Chineſen ſtellen auch Löwen, Tiger, Drachen, Schlangen, Weinlauben mit Trauben und Weinlaub, auch Inſchriften, Zeichnungen und Deviſen dar. Um Thiere darzuſtellen, überziehen ſie dicke Stengel von Hirſe, die das innere Gerüſte bilden, mit einem Ueberzug von Thon, zu verhindern daß ſie nicht anbrennen, überziehen dann das Ganze mit einem Schwefelteig und mittelſt Mehlkleiſter mit farbigem Papier, das Thier darzuſtellen, mit kleinen Zuckerſtücken daran, um die Verbrennung ſchnell zu bewirken. Sie haben auch Feuerwerke die auf dem Waſſer laufen, wie Schwäne, Enten, kennen aber unſere Sonnen, Feuertöpfe und Sterne an unſern Raketen nicht. Lord Macartney ſah in Jehol ein großes Feuerwerk, das Barrow beſchreibt: eine große grüne Kiſte von 5' D., 50—60' von der Erde emporgewunden, öffnete ſich plötzlich und entlud an 20—30 Schnüren nacheinander wenigſtens 500 Laternen aus Gaze oder Papier, brillant beleuchtet, und dieß wiederholte ſich mehrmals in immer neuen Formen und Farben. An jeder Seite entluden ähnliche Kaſten kleine Sphären, Vier-, Sechs-, Achtecke u. ſ. w., aus denen Blitze hervorkamen, eine allgemeine Exploſion von Raketen, Schlangen, Petarden, Bomben ꝛc. beſchloß das Ganze.

Das Schachſpiel iſt wohl eine indiſche Erfindung; Tſchatur-Anga bezeichnet im Sanskrit die vier Beſtandtheile einer indiſchen Armee (Elephanten, Pferde, Wagen und Fußſoldaten). Schon der Ramajana (I. 1, 2, 27) erwähnt es. Champollion (Briefe aus Aegypten S. 224) will indeſſen in Medinat-abu in einem Wandgemälde ſchon den König Rhamſes Meiamun und ſeine Gemahlin Schach ſpielen geſehen haben. Die Perſer, die es durch Kosroes Nuſchirwan (531—579) aus Indien erhielten, und durch die es erſt die Telingas, und von dieſen die Malayen auf Java überkamen, verderbten den Namen in Tſchatrang, die Araber in Schetranj, die Europäer in Schach u. ſ. w. In China iſt es ſchon lange bekannt. Freret und noch Bohlen laſſen es die Chineſen erſt 557 n. Chr. aus Indien erhalten, aber wir finden es ſchon 157—172, nach einigen ſogar ſchon im 4ten Jahrhundert v. Chr. in China erwähnt; von ſo frühen Verbindungen Indiens mit China wiſſen wir aber nichts; daß aber, wie die Chineſen behaupten, ihr General Han-ſin 202—196 es ſelbſtändig erfunden habe, iſt ſehr die Frage. Ihr Schachſpiel, über welches J. Lavollée nach Mittheilungen von Julien im Palamedes 1842 15 Dec. neuere Nachrichten gegeben, hat auch 64 Felder wie das unſrige, aber alle ſind von derſelben Farbe, nicht ſchwarz und weiß wie bei uns, und es iſt auch verſchieden conſtruirt. In der Mitte theilt ein freier Raum, der Fluß Ho genannt, das Brett in 2 Theile von je 32 Feldern. Statt der Schachfiguren bedient man ſich oft bloßer Würfel aus Holz oder Elfenbein von zwei Farben, meiſt roth und ſchwarz, welchen nur die Namen der Figuren beigeſchrieben ſind. Man ſetzt ſie nicht in die Mitte der Felder, ſondern wo die Linien ſich durchſchneiden, ſo daß das chineſiſche Schachbrett in jeder Reihe 9, überhaupt 90 Poſitionen zuläßt. Statt unſeres Königs iſt die Hauptperſon da der General (Tſiang),[1] deſſen Platz am äußern Rande in der Mitte iſt; an jeder Seite hat er einen Miniſter oder Litteraten (Sſe), alſo 2 Figuren ſtatt unſerer einen Dame. Dieſe haben an der Seite je einen Elephanten (Siang),[2] wie im indiſchen der König. Dann folgt an jeder Seite das Pferd (chin. Ma) wie im indiſchen, zuletzt an beiden Enden der Linie der Kriegswagen (chin. Tiche), wie auch im indiſchen Schachſpiel. In zweiter Linie vor jedem Pferde ſteht, den Chineſen eigenthümlich, und wohl aus ſpäterer Zeit, die Kanone oder Wurfmaſchine (Pao), welche die andern Stücke überſpringen kann, aber zwiſchen ſich und dem Angegriffenen eine Piece von ſeiner oder der andern Farbe haben muß, wie ſie ſagen, die Laffette. Fünf Infanteriſten oder Soldaten (Ping) nehmen die ungleichen Durchſchnitte der dritten Linie ein, vor dem General, dem Elephanten und Kriegswagen. Dieſe, die Kanonen

[1] Im Indiſchen iſt es der General Pherz, dieß wurde verdorben in Fereia, Fierge, Vierge und ſo daraus unſere Dame, Königin.

[2] Der franzöſiſche Fou oder Fol iſt aus dem Perſiſchen Fil, Elephant verdorben; das engliſche bishop wohl von bis und hop hüpfen, der Springer.

Digitized by Google

und der General, können den Fluß nicht überschreiten wie das Pferd und der Infanterist, der rechts und links nur einen Schritt geht. Die Partie ist gewonnen wenn der gegnerische General gefangen ist; ist er Schach, so muß er das Fach wechseln oder durch einen andern Stein sich decken.

Die Spielkarten sind nach Dr. Gräße auch eine indische Erfindung und eine Copie einer Art Schach, das von vier Personen gespielt wird. Tschoturroji, d. i. die vier Könige, werden schon im Bawischya Purana erwähnt. Die Indier haben noch Spielkarten, durchaus unsern unähnlich, sie können also nicht Nachahmung derselben seyn. In China sollen die Spielkarten angeblich im Jahr 1120 n. Chr. zur Unterhaltung der Weiber des Kaisers Sinen-ho erfunden seyn; sie heißen Tsche-pai, Papierzettel, oder Ya-pai, d. i. Knochenzettel, wohl weil die Karten aus Elfenbein waren, dergleichen auch die Birmanen nach P. Sangermano aus Siam eingeführt haben. Sie sind nach Dr. Gräße ganz den indischen nachgeahmt, ihre Typen und Bilder aber verändert und ganz neue Spiele von ihnen erfunden worden. Remusat meinte sie seyen durch die Mongolen nach Europa gekommen. Es gibt verschiedene Arten; ein Spiel besteht aus 32 Blättern, am gewöhnlichsten ist das aus 30 Blättern. Es sind kleine Stücke Pappe oder Kartenpapier, 2—3¼ Zoll lang, ⅓—¾ breit, hinten roth angestrichen, auf der Vorderseite die Bilder; 27 davon sind gemeine Karten, in 3 Folgen von je 9 Blättern, jede mit ihrem Namen; von den übrigen 3, die mehr gelten, haben 2 zwei, die dritte einen rothen Stempel; die Bilder: Gesichter, Schlangen, Vogelhälse, mathematische Figuren mit Schrift haben mit unsern Karten nichts gemein. In der Dresdner Porcellansammlung ist ein solches chinesisches Spiel; ein Holzschnitt mit 48 Kartenblättern im k. Kupferstichcabinet eben daselbst; andere sind im Jena'schen Kunst- und Naturaliencabinet; Breitkopf hat schon eines abgebildet.

Italienisches Familien- und Gassenleben.

Florenz im April 1857.

Die Italiener sind ein liebenswürdiges Volk. Ich habe davon unzählige Beweise erhalten. Am Charfreitag Abend traf ich mit der Diligence von Padua und Bologna in Florenz ein. Ich überlegte, ob ich in den Gasthof gehen, oder der Empfehlung in meinem Reisebuche folgen sollte, das eine möblirte Wohnung im Palazzo Cambiagi bei einer äußerst gefälligen und liebenswürdigen Vermietherin anpries. Ich beschloß endlich in dem Bureau der Diligencen wenigstens nach Palazzo Cambiagi zu fragen. „Der ist zwei Häuser von hier!“ erhielt ich zur Antwort. Das gab den Ausschlag. Ich ließ mich hinführen und trat durch eine schöne Porta in ein wahrhaft palastartiges Gebäude. Wie die meisten der alten Paläste, hatte auch dieser nur eine herrschaftliche Etage, und im zweiten Stock mit kleinern Fenstern versehene niedrigere Räume für die Dienerschaft bestimmt. Das zweite Stockwerk war das welches die in meinem Reisebuch gepriesene Wirthin inne hatte. Wahrhaftig, sie verdiente das ihr gespendete Lob. Als ich meine Empfehlung angebracht, war sie zuerst außer sich, mich nicht bei sich behalten zu können, alle Zimmer seyen besetzt, aber geschäftig lief sie noch einmal fort, indem sie mich bat noch ein wenig zu warten. Sie hatte mir schon eine andere möblirte Wohnung genannt, und ich stand gerüstet mich dahin zu verfügen. Aber es that mir schon sehr leid, denn die Frau Doctorin Jovi gefiel mir in ihrer geschäftigen Heiterkeit und ihrer heitern Geschäftigkeit.

Endlich kam sie zurück. Es geht! es geht! rief sie, erfreut mich behalten zu können. Ich gebe Ihnen mein Zimmer. Auf 14 Tage wird es schon in der Küche auszuhalten seyn.

Sie litt nicht daß ich ihr dankte. Ich nahm das Zimmer nebst Toilettencabinet ein, und die Familie zog in die Küche. Kein Glied derselben nahm das übel. Die Küche war groß und geräumig, und es entfaltete sich nun hier ein höchst ergötzliches Familiengemälde.

Die Nonna, die Mutter der Wirthin, präsidirte bei den bescheidenen Mahlen, die an einem riesigen Tische, mit Bänken umgeben, eingenommen wurden. Sie trug stets einen alten, mit dunkler Seide überzogenen, weit über das Gesicht hinwegragenden Hut. Im Anfang glaubte ich sie zum Ausgehen gerüstet zu finden; aber im Gegentheil, die Nonna gieng nie aus. Sie trug den Hut, weil ihren Augen, die jedoch noch äußerst lebhaft und verschmitzt funkelten, das Licht nachtheilig war, Sonnenlicht und Lampenlicht. Doctor Jovi war ein ziemlich jugendlicher Mann, aber äußerst wenig beschäftigter Arzt. Er sah mir aus wie der jüngere Bruder seiner Frau. Er sprach wenig, lächelte viel, pflegte seine Schönheit, rauchte Cigarren und spielte mit der Nonna zuweilen Karte. Seine Frau schien mir der eigentliche Familien- und Hausvater zu seyn. Sie hatte den Geist, die Lebendigkeit, Vorsorglichkeit, Thätigkeit, die man bei uns vom Haupt der Familie verlangt, und gewöhnt ist bei ihm zu finden, während in Italien großentheils die Frauen die Herren vom Hause sind.

Ihre Industrie ist es meistens die das Ganze unterhält, ihr speculativer Geist schafft die Lebensbedürfnisse herbei, wenn es dem Herrn Gemahl an Gelegenheit fehlt zu verdienen, oder an Lust und Energie die Gelegenheit zu suchen. Doctor Jovi ließ es sich sehr gern gefallen daß seine Gemahlin durch ihre Erwerbsquelle des Zimmervermiethens ihm ersparte thätiger zu seyn. Er gieng früh schon, sehr fein angethan, aus, und ich traf ihn, wenn ich die Stadt durchstreifte, an allen Straßenecken wo die Italiener in Gruppen stehen, Bekannte bei Bekannten um die Vorübergehenden zu mustern.

Seine Bildung schien nicht weit her zu seyn. Er las mit Mühe ein lateinisches Recept, das mir ein deutscher Arzt verschrieben hatte, und als ich nach Rom gehen wollte, beabsichtigte er mich über Bologna zu schicken. Nein, schrie seine erleuchtete Frau, über Siena muß sie gehen.

Er war es sogleich vollkommen zufrieden und schämte sich ganz und gar nicht daß er sich so gründlich blamirt hatte.

Bei der dreiarmigen Lampe auf hohem Stiel saß die Familie Abends beisammen. Sie aßen die mehr als bescheidenen Reste des

Digitized by Google

Mittagsmahles, vielleicht einige Stückchen kaltes Rindfleisch, das jedem Familienglied ohne Teller auf den Tisch hingelegt wurde; noch öfter aßen sie nichts als einige Bissen Brod. Das ist die herrliche, unschätzbare Genügsamkeit der Italiener.

Die Kinder, ein Knabe von 13 Jahren, Lehrling bei seinem Onkel, der Goldarbeiter war, und ein Mädchen von 5 bis 6 Jahren, waren hübsch von Ansehen. Sie hatten feine blasse Gesichter und große dunkle Augen, schönes schwarzes Haar und schlanke feingegliederte Körper.

Sie genossen früh nichts als eine elende Brodsuppe, aber nie sahen sie neidisch nach mir, die Kaffee trank, den die Italiener so sehr lieben.

Eine Freundin der Signora Riccarda Jovi, eine Senefserin, war zu Besuch da, aber zu meinem Staunen sah ich, als die Dame abreiste, daß ihr ebenfalls eine Rechnung vorgelegt wurde, wie allen andern Miethbewohnern. Signora Riccarda nahm jeden Vortheil wahr, und sie mochte Ursache dazu haben, denn sie erhielt den Gemahl mit durch ihre Industrie.

Die Freundin saß den ganzen Tag in der Küche bei der Familie und legte die Hände in den Schooß. Sie war klein von Figur und nicht hübsch, aber dennoch fürchtete sie sich allein auszugehen, und that dieß selbst am Tage nie ohne die Freundin Riccarda. Das hatte zur Folge daß sie manchen Tag gar nicht an die Luft kam, denn Signora Jovi hatte viel Beschäftigung im Hause und konnte sich selten entschließen Toilette zum Spazierengehen zu machen. Da saß die Freundin nun in der Küche, träumerisch und nichtsthuend, auch nicht sprechend, wie eine Türkin. Sie war fertig für den ganzen Tag, wenn sie sich am Morgen die Haare sehr schön frisirt hatte.

Das dolce far niente ist der höchste Genuß für die Italiener, und ihre Genügsamkeit hat großentheils ihre Liebe zum Müßiggange zum Grunde.

Aber reizend sind sie doch in diesem Müßiggange. Wenn ich mir eine deutsche geschäftige Hausfrau denke und eine unthätige italienische, welch ein Unterschied! Wie hastig, herumfahrend, eckig und ungraziös in ihren Bewegungen, finster und sorgenvoll im Antlitz die erstere! Wie überreich dagegen die Italienerin an reizenden nachlässigen, graziösen Stellungen! Diese plastische Ruhe, Ruhe in der Bewegung selbst, wenn sie endlich anfangen lebhaft zu sprechen! Unsere Frauen wüßten in dieser Unthätigkeit kaum wo sie die Hände unterbringen sollten.

Die Ruhe der Italiener muß man Indifferenz nennen, und in dieser sind sie höchst anmuthig. Die Unterhaltung ist darum angenehm mit ihnen, weil sie schnell in ihren Ideen wechseln. Ihr Ideengang ist rasch, sie kleben nicht, wie die Deutschen meist. Sie quetschen einen Unterhaltungsstoff nicht wie eine Citrone aus. Sie lassen manches ungesagt was noch über den Gegenstand gesagt werden könnte, oder schlüpfen andeutend darüber hin. Diese Andeutung geschieht oft durch wenige, aber höchst significante Gesten, kurz, schnell, vorübergehend, wie das Bild in einer laterna magica. So beleben sie einen Unterhaltungsstoff, ohne ihn in ermüdender Weise zu erschöpfen. Sie haben großes geselliges Talent.

Die Erziehung der Kinder in Jovi's Hause war eine rein gelegentliche. Die Italiener sind überhaupt selten, äußerst selten zärtliche Eltern. Sie lieben die Kinder schon deßhalb weniger, weil sie ihnen Mühe machen. Ich habe stets bemerkt daß die kleinen Geschöpfe hart behandelt werden, und sich selber helfen müssen wie und wo sie können. Dadurch werden sie aber bei Zeiten praktisch und selbständig. Augusto Jovi war mit 13 Jahren, wie alle italienischen Knaben, schon ein vollendeter Cavalier. Er zog mit mir durch die Stadt und widmete mir alle Sorgfalt. Kam ein Wagen, so zog er mich aufmerksam auf die Seite, war Gedränge von vielen Menschen auf der Straße, so gieng er voran und machte mir Platz, hatte ich in einer Kirche keinen Stuhl zum Sitzen, so errang er mir denselben à tout prix. Er hatte den hellen Geist seiner Mutter und auch ihren Witz.

Nahm ich ihn mit in ein Kaffeehaus und ließ ihm Eis und Backwerk geben, so nahm er dankend das Gebotene an, zeigte aber nie eine lüsterne kindische Freude über das was ihm so selten gereicht wurde und was die Italiener, die Verehrer aller Süßigkeiten, so sehr schätzen. Man hätte glauben können er besuche alle Tage die Kaffeehäuser. Wenn ich bezahlte, bat er mich, ihm das Geld zuvor zu zeigen, weil ich damit noch nicht vertraut genug sey. Einmal im Caffé Castel Muro hatte mir ein Kellner auf einen Scudo oder Francescone zurückzugeben. Augusto besah das Geld Stück für Stück, indem er bemerkte, es werde jetzt viel falsches in Curs gebracht. Eines dünkte ihm nicht gut und mit Aplomb, wie ein alter Stammgast des Caffé's, warf er dem Kellner das Stück hin und rief laut: Non è buono! Altra moneta! Der Kellner gehorchte unbedingt.

Die Italiener behalten überall die Hüte und Mützen auf, im Hause, im Kaffeehaus, oft auch in der Kirche und im Theater. Sie grüßen weniger, fast gar nicht, durch Hutabnehmen auf den Straßen, sondern durch eine kurze, winkende Handbewegung. Hutabnehmen ist nur vor Respectspersonen üblich, vor Damen auch nur selten, wenn sie nicht ihrer Stellung, ihres Ranges wegen berücksichtigt werden müssen. In Neapel küssen sich die Bekannten auf der Straße beim Wiedersehen und Abschiednehmen. Das thun Freunde mit Freunden und Freundinnen mit Freundinnen.

Ein kreischendes: Come sta? wird manchem Bekannten von einem Trottoir zum andern hinübergerufen, trotz allem Lärm auf der Straße. Der andere, wenn ihm auch der Ton entschlüpft, sieht doch die angestrengte Bewegung des Freundes, erräth an dem Zucken der Lippen die bekannte Frage, und hat er nicht Lust zum Wiederschreien, so macht er eine Bewegung, zuckt mit den Achseln, schneidet ein saures oder süßes Gesicht, je nachdem er sich befindet, und die Unterhaltung ist beendet. Die Frauen winken sich mit den Fächern oder Sonnenschirmen.

Doch ist die Freundlichkeit mit der in Italien gegrüßt wird, etwas sehr wohlthuendes. Der Gruß des Freundes soll ein Sonnenblick im Leben des Menschen seyn. Die Italiener machen ihn dazu. Man grüßt in Deutschland sehr kalt und ceremoniell, die Damen grüßen die Herren mit einer Zurückhaltung die oft in unerquicklichen Ernst übergeht, und wovon ihr Inneres meist gar nichts weiß, sondern das Gegentheil empfindet. Der Gruß wird dadurch eine leere Form, eine Unbequemlichkeit, weil man nur aus Gewohnheit grüßt. Er ist dann nicht mehr was er seyn soll — ein freudebringendes Zeichen gegenseitiger Theilnahme. Nicht so der Italiener. Er entfaltet sein freundlichstes Lächeln wenn er grüßt, er nickt wiederholt und winkt mit der Hand, was alles auf der

Straße auszuführen der Deutsche sich „geniren“ würde. Die Frauen neigen den Kopf so graziös als sie können, sie lächeln anmuthig und verbindlich und ihre Augen strahlen einen milden wohlwollenden Glanz aus. Man kann sich beglückt fühlen durch solch einen Gruß, wenn einem die Person auch durchaus nicht nahe steht. Sind sie aber näher oder nah befreundet, so ist die Lebhaftigkeit, besonders wenn sie sich die Hände reichen können, groß. Da ist ein Schütteln der Hände, ein Schreien, ein Fragen, ein Nicken, und nach den Vorübergehenden fragt niemand, vor ihnen genirt sich niemand. Man spricht hier überhaupt sehr laut auf der Straße. Jeder erzählt dem andern seine Angelegenheiten mit erhobener Stimme. Es herrscht allerdings großes Geräusch, und das Geschrei welches allein von den zum Verkauf Ausrufenden herrührt, übertäubt die Stimmen der sich Unterhaltenden.

In der Strada Gacciajuoli ist es unausstehlich. Man rennt sich fast über den Haufen, und die verschiedensten Ausruferstimmen, hoch, tief, kreischend, Mittellage, umschwirren einen wie rasende Vögel. Dazwischen erhebt wieder einmal ein gekränkter Esel seine furchtbare schluchzende Stimme, die aber durchaus keine Aehnlichkeit mit: I-a hat. Merkwürdigerweise hatte ich bis Florenz nie einen Esel schreien hören. Eines Nachts erwache ich von einem entsetzlichen Geschrei. Halb schien es mir ein furchtbares Grunzen der Wuth, halb ein verzweifelndes schmerzentpreßtes Schluchzen zu seyn. Ich war schlaftrunken und bildete mir ein, man prügelte auf der Straße einen Menschen dergestalt daß er in solche Schmerzenstöne ausbrach. Aber ermüdet, wie ich es war, schlief ich bald wieder ein. Am andern Morgen fragte ich die Signora Riccarda, ob sie nicht auch in vergangener Nacht ein wüthendes Geschrei vernommen habe?

Sie antwortete mit Nein, da sie nicht wußte daß das Geschrei des Esels mir etwas neues, fremdes war. Ich beschrieb es ihr, und machte noch die Bemerkung daß es jammervolle Laute gewesen wären.

Endlich brach sie in Lachen aus und sagte: Ich weiß was Sie halb im Schlafe für die Schmerzenslaute werden gehalten haben. Man hat diese Nacht die Schleußen gereinigt. Die Arbeiter werden geplumpt, gelärmt und gepoltert haben.

Ich beruhigte mich, und glaubte von nun an daß das Schleußenreinigen in Florenz so merkwürdige Töne hervorbringe. Ich sah schon im Geiste eigenthümliche Maschinen deren man sich dabei bediente, und deren Handhabung das Gequick, das Gekreisch veranlaßt hatte.

Endlich in Rom sollte es mir klar werden. Wir giengen nach der Peterskirche, und in der Straße die dorthin führt, hörte ich denselben Ton. Ich denke, hier reinigt man die Schleußen gar am Tage! Da sehe ich mich um nach der vermeintlichen Maschine. Sie bestand aus einem Esel, der mit weit vorgestrecktem Halse die jammervollen, grunzenden, grollenden, schluchzenden Töne ausstieß. Mir fiel es wie Schuppen von den Augen.

Wer aber mag es aufgebracht haben daß die Esel I-a schreien? Oder haben sie früher so geschrieen und sich nun auch eine neue Melodie gebildet, eine Art Zukunftsmusik?

Die Italiener halten jedoch diese Laute für keine Klagelaute. Im Gegentheil, sie sagen der Esel schreit so, wenn er zu viel gutes frisches Futter genossen hat. Es sind Töne der übermüthigsten Freude, des Wohlbehagens, weßhalb sie auch nur von ihm gehört würden, wenn es im Frühling das schönste, fetteste Gras gibt, das für ihn ein Leckerbissen ist. Ich muß das bestreiten, denn ich habe Herrn Langohr eben so viel und eben so kläglich, ich wollte sagen eben so freudig jauchzen hören als es kein grünes Hälmchen mehr auf den sonnverbrannten Wiesen gab, wie im Frühling. Ich behaupte und bleibe dabei, diese Töne sind Klagen, Zeichen der Unzufriedenheit, zu denen der Esel in Italien reichlichsten Grund hat.

*

Augusto, der dreizehnjährige Erwachsene, der Weltmann in der Kappe oder Kutte, wie man sie bei uns für die Knaben auch herstellt, hat eine große Antipathie gegen die Preti. Diese Abneigung ist jetzt bekanntlich allgemein in Italien, aber seine Art und Weise sich über sie auszusprechen machte mir viel Spaß.

Neulich fühlte ich ihm mit seinem Wunderglauben ein wenig auf den Zahn. Wir giengen nach Fiesole. Der Berg ist steil, der nach der alten Mutterstadt von Florenz hinaufführt. An einer Krümmung des Weges machte mich Augusto auf ein kleines Bild aufmerksam, das an der Weinbergsmauer angebracht war. Es stellte die Madonna dar, wie sie ein den Berg herabrennendes Pferd, das sich der Hand seines Führers entzogen hat, aufhält. Das Wunder hatte sich vor mehrern Jahren zugetragen, und war dem Großherzog und seinen Kindern zu Gunsten geschehen, die in demselben Augenblick die Krümmung des genannten Weges erreichten als das Pferd wie rasend herabgestürzt kommt. Aber siehe da, anstatt auf den Großherzog und seine Kinder loszurennen, stürzt das Pferd auf das eiserne Geländer zu, welches das Muttergottesbild am Wege schützend umgibt. Dort zerschellt es sich das Bein und bricht zusammen. Der Fürst und seine Familie, die wohl auch ausgewichen seyn mögen, wie jeder ausweicht der ein durchgehendes Pferd kommen sieht, waren durch die Madonna gerettet worden. Ich fragte Augusto, der mit Andacht die Wundergeschichte erzählte, ob er wirklich glaube daß die Madonna so viel Kräfte habe, so viele Macht, um das durchgehende Pferd aufzuhalten?

Er bedachte sich ein wenig, nachdem er mich überrascht angesehen hatte, dann sagte er ernsthaft: Quando non sono forze fisiche, son' forze morale.

Das Bild welches die Madonna darstellt, die dem durchgehenden Pferde gebietet sich an ihrem eisernen Geländer das Bein zu zerschellen, ist übrigens schlecht genug. Es ist ein elender kleiner Holzstich in einem noch elenderen schwarzen Holzrahmen. Der Großherzog muß selbst nicht viel von dem Wunder geglaubt haben, sonst hätte er es prachtvoller geehrt.

In Fiesole, wie in vielen andern kleinen Städten Italiens, machte ich die Bemerkung daß man überall eher frisirt und rasirt werden kann als in einem Material-Laden ein Pfund Kaffee oder Zucker bekommen. Drei Friseurbontiken zählte ich am Markte von Fiesole, aber keinen Material-Laden oder Kramladen, nicht einmal einen Bäcker. Zwei Cafés waren da, aber unsauber und elend. Die Friseure dagegen hatten gut aufgeräumt und schienen immer beschäftigt zu seyn.

Auf Kopf und Füße hält der Italiener viel. Man sieht, in den Städten wenigstens, nie solche Struwelpeter und ungekämmte Häupter wie bei uns auf Schritt und Tritt. Eine gerade und

Digitized by Google

ſorgfältig gezogene Scheitellinie furcht die üppigen ſchwarzen Haare, die nach Pomade duften. Die Frauen machen gern die neueſten Moden in den Haartrachten mit und halten auf ſchöne Einſteckkämme. Wie zum Beiſpiel die Trasteverinerinnen in Rom, die in den ſchwarzen dicken Flechten am Hinterkopf den glänzend abſtechenden vergoldeten oder meſſingenen Trasteverinerkamm tragen.

Der Bajocco oder Grano reut den Italiener nie, den er für eine neue Auflage Stiefelwichſe auf ſeinen Stiefeln und einige gewandte Bürſtenſtriche darüber hinweg ausgibt. Daher auch dort die uns wenig bekannte Induſtrie des Schuhputzens auf der Straße. Dieſe Schuhputzer bilden eine förmliche Corporation. Sie machen höhere und niedere Preiſe, ſtellen ſie feſt, aber jeder nimmt doch gern ſo viel als er bekommen kann. Ich habe die Bemerkung gemacht daß ſie ſelten im Stande ſind wiederzugeben, wenn man ihnen ein größeres Stück Geld geben muß. Dieſer Pfiff gehört wahrſcheinlich auch in ihre Statuten. Sie rechnen auf die Eile und auf die Generoſität des Kunden, machen lange Umſtände ehe ſie wiedergeben, und haben immer viel großes Geld, obgleich ſie den ganzen Tag meiſt Kupfer einnehmen. Ihr kleines Schränkchen, worin die nöthigen Geräthſchaften zum Stiefelputzen verſchloſſen ſind, hat vorn ein ſchiefes Brett, worauf eine einen Zoll hohe hölzerne Schuhſohle befeſtigt iſt, auf die derjenige den Fuß ſtemmt der ſich die Stiefel putzen läßt. An beiden Ecken des Schränkchens iſt ein Riemen angenagelt, an welchem der wandernde Schuhputzer es über den Rücken wirft.

Die Damen geſtatten ſich jedoch dieſe Oeffentlichkeit noch nicht.

*

Ich weiß nicht ob Signora Jovi eiferſüchtig iſt. Manchmal will es mir ſo ſcheinen. Ich war geſtern mit ihr, ihrem Gatten und der Freundin in den Cascinen. Sie nahm den Arm der letztern und überließ mir den Doctor, indem ſie in reſignirtem Ton ſagte: So ſind wir Italienerinnen! Wir überlaſſen unſern Mann andern Damen.

Die Kinder werden nicht mitgenommen wenn wir ſpazieren gehen. Auguſto geht ſeinen eigenen Weg, und man läßt ihn gehn und fragt nicht: wo biſt du geweſen? Adele, die Kleine, kommt gar nicht heraus, da ſie noch nicht in die Schule geht. Es iſt ein gutes, ſtilles, ſanftes Kind, das alles über ſich ergehen läßt. Sie muß die Gäſte mit bedienen, will ſagen: die Miethbewohner, und wenn ſie etwas ungeſchickt macht, ſo ſchilt Mutter und Großmutter gleich unbarmherzig auf das kleine blaſſe ſtille Weſen. Da die Kinder in Italien kein Spielzeug haben wie bei uns, ſo ſind ſie darauf angewieſen für ihre Unterhaltung ſelbſt zu ſorgen. Es iſt dieß auch ein Grund, weßhalb ſie eher ſelbſtändig, eher erwachſen werden. Aber ſie kommen bisweilen auf ſchlechte Gedanken, da nichts für ihre Unterhaltung gethan wird. Ich will nicht ſagen daß dieß bei den unſrigen durch Spielzeug vermieden werden kann, nein, die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Allein ich habe bemerkt daß die italieniſchen Kinder aus Mangel an todten Gegenſtänden zu ihrem Zeitvertreib ſich an lebendige halten. Wo ſie ein kleines zappelndes Thier, einen Käfer, Heupferd, Schnecke, Vogel auftreiben können, da ſind ſie glücklich, befeſtigen es an Fäden, zerren es herum und erlauben ſich alle Gewaltthaten. Der angeborne Zug der Grauſamkeit und der Freude am grauſamen Verfahren, der durch das italieniſche Volk geht, wird dadurch von Kindesbeinen an unterſtützt. Die Kinder glauben das Thier fühlt nichts, weil es nicht ſchreit.

So antwortete mir ſogar der große verſtändige Auguſto, als ich ihn eines Tages zur Rede ſetzte, wie ich ihn eine arme Heuſchrecke mit den Flügeln an einen Stock binden ſah. Sentirono niente! Sie fühlten nichts! antwortete er auf meine Vorwürfe. Als ich ihm das Gegentheil auseinanderſetzte, kam ſeine Mutter dazu. Sie gab mir Recht, fügte aber hinzu: das iſt einmal den Kindern ihr Zeitvertreib.

In Rom nahm ich den Kindern meiner Wirthin einen kleinen Vogel weg, den ſie zu ihrem Vergnügen unbarmherzig herumzuzerren. Man ſchenkt ſich nämlich am Johannistage gegenſeitig kleine, kaum ausgekrochene Vögel und ſpielt mit ihnen. Per spasso! ſagen ſie. Zum Zeitvertreib, zum Spaß!

Große Herren kaufen ſich in Rom ſolche Vögel und ſtecken ſie in die Taſche. Ich fragte wozu? Per spasso! erhielt ich zur Antwort.

Jovi's Dienerin wollte ſich halb todt lachen, als ich Auguſto über ſeine grauſame Spielerei mit der Heuſchrecke Vorwürfe machte. Sie begriff nicht was ich ſagte. Sie hielt meine Worte für Scherz. Die Grauſamkeit der Italiener beruht meiſtens auf Unbildung, Unwiſſenheit.

Anna Löhn.

Graf d'Escayrac de Lauture über ſeine mißglückte Nilfahrt.

(Nouv. Annales des Voyages.)

Am 6 Februar 1856 erhielt ich zu Paris einen von Hrn. de Leſſeps unterm 23 Januar aus Tantah (Aegypten) datirten Brief. Dieſem ſehr ſchmeichelhaft abgefaßten Schreiben zufolge war die Regierung geneigt, neuerdings eine Reiſe zu den Nilquellen unternehmen zu laſſen; zu ihrer Leitung bedurfte man eines Mannes, der Kenntniſſe, Hingebung, einen ruhigen, entſchloſſenen Charakter, unerſchütterlichen Muth, ernſten Reiſe-Eifer. Uneigennützigkeit, Kunde in den orientaliſchen Sprachen und in den Gebräuchen der Völkerſchaften Innerafrika's ꝛc. beſäße. Hr. de Leſſeps bot mir, da ich dieſe Bedingungen in mir vereinigte, die Leitung des Unternehmens an und erwartete meine Antwort.

Ich nahm das Anerbieten mit Freude und Dank an. Hr. de Leſſeps kam nach Paris zurück. Die Regierung hatte bisher weder einen Plan entworfen, noch eine Reiſeroute beſtimmt, wie man behauptet hatte. So blieb mir denn alles überlaſſen, und war ich der einzig Verantwortliche, während die Reiſeroute keine Beachtung beanſpruchte, da es ſich nur darum handelte, längs der Flußufer aufwärts zu fahren.

Ich entwarf mir folgenden Plan: Verwendung eines Dampfbootes von 25 Pferdekraft, 32 Meter lang, 4 M. breit, 1' Tiefgang. Seine Conſtruction in Frankreich brauchte 4 Monate, und ſeine Ueberführung nach Aegypten einen Monat. Ferner wollte ich Boote mit Verdecken nach amerikaniſchem Syſtem, mit Kupfer beſchlagene Barken, und endlich Karren verwenden um ſich ihrer da zu bedienen wo der Fluß nicht mehr ſchiffbar wäre; an Ochſen aber iſt nirgends Mangel, und ſie ſind ziemlich fügſame Thiere. Das Perſonal ſollte aus 100 gut bewaffneten und mit Geräthſchaften verſehenen Leuten beſtehen. Das Dampfboot, zu deſſen Bau ich einen ſehr geſchickten Conſtructeur, Hrn. Cochat, berathen hatte, vermochte wohl die Katarakte oder Stromſchnellen des Nils zu befahren. Es konnte, wo es nöthig ſeyn ſollte, mit Hülfe von Schiffswinden die ſchwierigſten Stellen überwinden; indeß war es nicht nöthig, an die Katarakte zu gelangen ehe Hochwaſſer eintrat, alſo nicht vor dem 20 September. Da das Schiff nur 1' Tiefgang hatte, brauchte man auch nicht innezuhalten, bis man ſich der Quelle auf etliche 20 Lieues genähert hätte; gibt es doch Flüſſe, die bis an ihre Quelle befahren werden können. Hier möchte ich auch erwähnen daß die im Land üblichen Barken gewöhnlich einen Tiefgang von 4' haben, welcher Umſtand den erſten Expeditionen nicht geſtattete über die Stromſchnelle unterm 4° nördl. Br. hinauszukommen.

Ich mußte demnach Anfang Septembers von Cairo und im December von Chartum abgehen, im Februar hätte ich dann die Stelle erreicht, bis wohin die frühern Expeditionen am weiteſten vorgedrungen waren, und wenn ich annahm daß die Quellen unter 4° ſüdl. Br. ſich befanden, ſo blieben mir noch 250—300 Lieues zurückzulegen. Dieſe Wanderung erheiſchte etwa drei Monate; ich hätte einen Monat Friſt verwendet um einige Nebenflüſſe hinaufzugehen, und wäre im Auguſt wieder nach Chartum und im October nach Cairo zurückgekommen, alſo nach einer Abweſenheit von nur 13 Monaten.

Ich ſchickte den Entwurf dieſes Planes an einen verpflichteten Agenten in Aegypten, erhielt jedoch keine Antwort.

Ich theilte ſofort mein Bedenken Hrn. v. Leſſeps mit, der mir auch eine baldige Löſung zu geben verſprach; ich erhielt ſie in der That zu Alexandria, wohin ich ihn begleitet hatte, und gieng noch denſelben Tag nach Europa ab.

Doch konnte nun von dem Bau eines beſondern Dampfbootes nicht mehr die Rede ſeyn, da die Zeit drängte und die Expedition nicht aufgeſchoben werden konnte. Ich mußte ſonach die Fehler der frühern Expeditionen gleichfalls begehen, wobei mir nur da und dort eine Verbeſſerung zu treffen ermöglicht ward.

Nachdem ich alſo vor meiner Abreiſe von Alexandria noch zwei kleine Dampfer, mehrere Barken, Waffen, Geräthſchaften, etliche Arbeitsleute und 250 Soldaten verlangt hatte, mußten die Boote in den erſten Tagen des Septembers ohne mich abgehen, während ich am 15ten desſelben Monats zurück ſeyn wollte.

Begleiteten die frühern Expeditionen 500 und 800 Bewaffnete, ſo nahm ich deren nur 250 mit. Kaufleute, Touriſten, ſelbſt Miſſionäre, die doch bereits bekannte Uferländer des weißen Fluſſes beſuchen, umgeben ſich mit einer bewaffneten Macht, welche ihnen die Regierung freigebig zur Verfügung ſtellt, oder ſie ſelbſt rüſten ein zahlreiches Gefolge aus; ſo befuhr ein einzelner Touriſt im letzten Jahre den weißen Fluß auf einer mit zwei Kanonen armirten Barke. Ich hatte die gleiche Zahl für unſere Expedition verlangt, da von Seite der Regierung längs des weißen Fluſſes ohnehin mehrere Militärpoſten zum Schutz des Handels aufgeſtellt waren. Die Unſicherheit im ägyptiſchen Suban hat ihren Grund darin daß es ſich im Aufſtand befindet und der Vicekönig genöthigt iſt das Land zu pacificiren.

Die mitgegebenen Truppen waren ſonach keineswegs unnütz, da man 300 Lieues weit vordringen, die Wälder durchziehen und kleine Abtheilungen zum Schutz der Barken, der Kranken oder zu kleinern Ausflügen formiren mußte. Jeder Anlaß zu feindlichen Begegnungen mußte vermieden, und alles was man nahm, baar mit — Glasperlen bezahlt werden. Alle Berechnungen der Klugheit können indeß zu Schanden werden, und wilde Völkerſchaften reſpectiren vor allen nur jene die ſtark ſind. Unſere Truppen beſtanden aus einer halben Compagnie Marineſoldaten, einigen Artilleriſten, Genieſoldaten und Jägern, und aus einer Compagnie ſchwarzer Infanterie unter dem Commando ſchwarzer Officiere; die Jäger trugen gezogene Carabiner, der übrigen Mannſchaft hatte ich die Doppelflinte der corſiſchen Gendarmen gegeben, um ſo den Nachtheil der geringen Anzahl durch die Güte der Waffen auszugleichen. Außerdem führte ich Lefaucheux-Revolver, zwei Berghaubitzen ägyptiſcher Conſtruction und einige Raketen zum Signalgeben. Lebensmittel mußte uns die Jagd verſchaffen. Die ſchwarzen Soldaten, die faſt ſämmtlich von Völkerſchaften am weißen Fluſſe ſtammten, dienten uns ſehr wohl als Führer und Dolmetſcher. Zwar deſertirten etliche, doch hielt die Mehrzahl der Tabak und die Ration bei uns zurück. Ich nahm mir indeß vor, zu Chartum etwa 20 Sklaven aufzunehmen die in dieſen Gegenden zu Hauſe wären. Ich führte ſie ſo in ihre Heimath und verwandte ſie dort dazu, ſie in ihrer heimiſchen Tracht mit Geſchenken und Friedensworten Sendungen an ihre Landsleute ausführen zu laſſen. All dieſe Anordnungen geboten mir die Kenntniſſe die ich von dem

Digitized by Google

Land hatte, und fanden Unerfahrne daran etwas zu rügen, ſo beklage ich dieß eben nicht. Wären die Menſchen gezwungen nur über das zu ſprechen was ſie verſtehen, es würden deren gar viele zum Schweigen verdammt ſeyn.

Die Europäer (verſchiedene Functioniſten, Civilſeeleute, Piloten oder Führer), meine Janitſcharen und Dienſtleute zuſammengerechnet, war die Expedition im ganzen etwa 500 Mann ſtark; die Bedeckungsmannſchaft indeß war, wie aus obigem erhellt, eher zu ſchwach als zu zahlreich.

Ich gieng am 20 Julius nach Europa ab und beſuchte dort im Verlauf von 43 Tagen zum Zweck der Expedition Trieſt, Wien, Dresden, Paris, London und Venedig; ich ſammelte wiſſenſchaftliche Kräfte welche die Expedition mitmachen ſollten, und verſchaffte mir alles wiſſenſchaftliche Material und einen großen Theil des materiellen Bedarfes, der in Aegypten weit mehr gekoſtet hätte oder gar nicht zu haben geweſen wäre. Endlich ließ ich noch unter Leitung eines öſterreichiſchen Officiers innerhalb 35 Tagen 38 Karren verfertigen. Man ſieht daß ich keine Zeit verſäumte. Am 15 September nach Aegypten zurückgekehrt, fand ich noch keinerlei Anſtalten getroffen; es waren nicht nur die Dampfer noch nicht abgegangen, ſondern ſie waren nicht einmal für ihre neue Beſtimmung hergerichtet worden. Ich reclamirte ſie abermals und betrieb in Eile die Ausrüſtung eines erſten Convoi, der aber ungeachtet all meines Bemühens und Drängens erſt am 18 October abgehen konnte. Die Seemannſchaft erhielt erſt am 17ten ihre Löhnung. Der Vicekönig hatte den Statthalter von Cairo beordert, mir für dieſen Convoi ſechs mit Verdecken verſehene Barken zu verſchaffen — am 17ten hatte ich deren erſt vier und über die fünfte unterhandelte man noch. Ich ließ ſie, ehe ſie mir noch übergeben war, verladen, und verzichtete auf die ſechste. Endlich ſetzte ſich der Convoi in Bewegung, aber kaum war noch eine Stunde vergangen, ſo waren die fünf ihn bildenden Barken auf vier vermindert, da die eine leck geworden war.

Die Leitung dieſes Convoi hatte ich Hrn. Twyford anvertraut, deſſen Eifer und Ausdauer über alles Lob erhaben ſind. Leider aber war die Jahreszeit bereits zu ſehr vorgerückt, der Waſſerſtand des Nils ward niedriger, die Paſſage der erſten Katarakte ſchwierig, die der letzten unmöglich — das Jahr war verloren, die Abreiſe von Chartum konnte nur zwiſchen den Monaten October und Januar ſtattfinden.

So beſchloß ich dieß erſte Jahr einer Erforſchungsreiſe zu Lande durch den unterworfenen und von Aegypten occupirten Theil Sudans zu widmen, wobei ich das Material und die Escorte in Chartum zurückzulaſſen und das wiſſenſchaftliche Perſonal in drei Abtheilungen nach den drei Richtungen zu dirigiren gedachte, die mir das meiſte Intereſſe zu bieten ſchienen. Ich ergänzte meine Vorbereitungen, und bat um Mundvorrath für die Expeditionsgeſellſchaft und um Transportmittel. Ich mußte nilaufwärts den erſten Katarakt erreichen und von da aus zu Lande mit einer Karawane nach Chartum gelangen. Die Säumniſſe der Adminiſtration waren indeß derartig, daß ich am 26 November weder die Lebensmittel für die Mannſchaft hatte, noch die Barken, und in Folge der Abreiſe des Vicekönigs nach Sudan entſchwand mir noch die letzte Hoffnung, da dieſe Reiſe auf geraume Zeit alle Dampfer und Barken des Staates in Anſpruch nehmen mußte. Gleichwohl ward beſchloſſen daß unſer Aufbruch am 15 December ſtatthaben ſolle; ich wagte aber nicht mehr darauf wirklich zu rechnen. Die Begebniſſe brachten alles ins Stocken, die Expedition ward aufgehalten und löste ſich auf.

Sind die Hemmniſſe welche ich erfahren mußte, und die man mir nicht zum Vorwurf anrechnen kann, eine der Urſachen des Scheiterns der Expedition, ſo ſind es mächtige Ränke, die ich ſeit dem 7 Februar vergeblich bekämpfte, thatſächlich in noch höherem Grade. Das von etlichen Mitgliedern der Expedition an den Tag gelegte Benehmen war an und für ſich nur ein unerheblicher Zwiſchenfall, mag er auch noch ſo ſehr Aufſehen erregt haben; ich werde deſſen in wenig Worten Erwähnung thun, und dabei vermeiden mich auf das unfruchtbare Gebiet der Beſchuldigungen zu begeben.

Ehe man über die wiſſenſchaftliche Organiſation welche ich der Expedition gab, ein Urtheil fällt, möchte es nicht unzweckmäßig ſeyn die Gegenden wohin ſie abgehen ſollte, ihre Beſtimmung, ſowie die Anſprüche die jeder geltend machen konnte, einer Prüfung zu unterziehen.

Man wollte an die Quellen des Nils, d. h. nach Centralafrika gehen, in eine Entfernung von etlichen 1000 Lieues von Cairo und 300 Lieues weiter als die frühern Expeditionen vorzudringen vermocht hatten, mußte ungekannte Länder durchwandern die unter der Linie gelegen den Europäern lebensgefährlich ſind, ſich unter Völkerſchaften begeben zu denen nicht einmal die muſelmaniſche Civiliſation noch vorgedrungen und deren Benehmen ein feindliches ſeyn konnte. Unter ſolchen Umſtänden mußte jedweder Zwiſt, jede Spaltung der Geſellſchaft, jede Unvorſichtigkeit eine Gefahr werden; keine Anſtände durften geduldet werden, und die Uebung einer anſehnlichen Autorität war augenfällig geboten.

Man mußte jene weiten Gebiete durchforſchen; um es aber mit Ernſt zu thun, mußte es mit vereinigten Kräften geſchehen, und mußte man einen mit Präciſion entworfenen Plan befolgen: einige Arbeiten forderten das Zuſammenwirken mehrerer Perſonen, kein Detail durfte unbeachtet bleiben, müßige Erörterungen, apriori ſtiſche Syſtemreiterei, ungehörige Perſönlichkeiten durften im Verfolg der Arbeiten nicht Platz greifen, wo man lediglich handeln mußte; es durfte die Einheit in der Anordnung der zu treffenden Maßnahmen und der Zuweiſung bei dieſer complicirten Arbeit nicht fehlen. Es bedurfte endlich eines Chefs.

Die Eigenliebe iſt die Triebfeder derer die ſich den Wiſſenſchaften, der Litteratur, den Künſten hingegeben haben. In den neuerſchloſſenen Ländern fühlen aus Europa Gekommene eine Wichtigkeit in ſich, die dieſe Eigenliebe noch gewaltig erhöht. Meinungsverſchiedenheit aber hat noch immer bei wiſſenſchaftlichen Expeditionen obgewaltet, und könnte ich auf die berühmteſten unſers Jahrhunderts als Belege verweiſen. Es genügt ſchon ihnen wenig Beachtung zu gewähren und die übermäßige Selbſtliebe der Einzelnen nur vor der Gefahr zu bewahren in Exceſſe auszuarten. Von dieſem Grundſatz ausgehend hatte ich gleich von Anfang an das Princip einer feſten Autorität aufgeſtellt, wie ſie von der Natur der Verhältniſſe gefordert wurde. Auch hatte ich mich bereits am 10 Februar Hrn. v. Leſſeps gegenüber darüber ausgeſprochen, und Sorge getragen daß jeder der zur Expedition zugelaſſenen Europäer folgende ſchriftliche Erklärung abgab: „Hr. Graf, ich ſpreche meinen Dank aus daß Sie mich der Expedition zutheilten, deren Zweck die wiſſenſchaftliche Durchforſchung Sudans und die Aufſuchung der Nilquellen iſt, und die unter dem Schutz Sr. Hoh. Mehemed-Saids, des Vicekönigs von Aegypten, und unter Ihrer Leitung vor ſich geht. Ich werde mich ſofort der Disciplin der Expedition fügen und ſie ohne Zuſtimmung nicht verlaſſen. Auch verpflichte ich mich bei meinem Ehrenwort, nichts über dieſe Expedition oder die Gegenden zu veröffentlichen durch die ſie zieht, ehe ich hiezu von Ihnen Ermächtigung erhalten habe."

Diese letzte Clausel ward von der ägyptischen Regierung mit gutem Grunde verlangt.

Da die österreichische Regierung, ehe sie mir Officiere überließ, den Wunsch ausgedrückt hatte von mir einige Aufklärungen zu erlangen, stellte ich ihr ein Schreiben zu, dessen Inhalt ich vor andern gleichlautenden um so eher angebe als es einen officiellen Charakter hat. Es ist darin gesagt: „Sie (die Theilnehmer der Expedition) werden ihre Arbeiten unter der Leitung und den Befehlen des Grafen d'Escayrac, der über deren Leistungen urtheilen wird, ausführen. Sie werden sich in allem der Disciplin der Expeditionsgesellschaft unterstellen." So war denn jegliches Mißverständniß unmöglich gemacht.

Seit dem 10 Februar hatte ich um die Genehmigung nachgesucht der Expedition einige Personen beizugeben welche verschiedenen Fächern der Wissenschaft oder Kunst entsprachen, und ich erhielt dazu am 20 Julius die Ermächtigung unter der Bedingung daß diese Personen mehreren großen europäischen Nationen angehören sollten, und es ward mir ein monatlicher Credit auf 3000 Fr. (den ich später auf 4000 Fr. erhöhen ließ) mit der Bestimmung bewilligt, damit die Besoldungen zu berichtigen welche ich für jene festsetzen würde. Diese von mir den europäischen Theilnehmern an der Expedition ausgeworfenen Honorare betrugen von 200—500 Fr. monatlich, je nach der Geschicklichkeit die sie an den Tag legten; diejenigen welche irgendeine Function in Europa gehabt hatten, empfiengen den doppelten und dreifachen Betrag ihres Gehaltes in Europa; ferner bezogen diese Herren ihren Mundvorrath, und ein monatlicher auf 1500 Fr. sich belaufender Credit sollte den Ausgaben gerecht werden, die sie haben würden wenn sie zu Specialsendungen verwendet würden.

Es waren mir nahe an 90 Bewerbungen von Gelehrten und Officieren zugegangen; ich wählte unter ihnen vorzugsweise junge Leute aus (fünf davon waren 21—24 Jahre alt), die sich zwar durch wissenschaftliche Arbeiten noch keinen Namen gemacht, die mir aber fähige Leute zu seyn und sich auszeichnen zu wollen schienen. Sie wurden, nachdem ich ihre Liste der Regierung vorgelegt, zwar nicht in das Register eingetragen, doch beschloß man, sie sollten das Recht auf dieselben Naturalbezüge haben wie die in Capitänsrang stehenden Civil- oder Militärbeamten.

Als Feinde der Expedition aber erwiesen sich in Aegypten diejenigen welchen nach der Oberleitung gelüstete, oder sie nur ungerne einem Franzosen anvertraut sahen; jene deren Rath man nicht erholt hatte; ferner die große Anzahl derer welche in Ermanglung einer Thätigkeit sich in alles mengen; und zuletzt jene die sich ihrer Aufführung und ihres anmaßenden Benehmens auf dem weißen Flusse halber einer Rüge schuldig fühlten. Doch mochte dieß alles nichts zu bedeuten haben, und ich befaßte mich mit ihren kleinlichen Ränken ebensowenig als mit ihren Händeln, denen zu steuern nicht meine Aufgabe war.

Die Europäer die ich mitgebracht, sahen sämmtlich Cairo zum erstenmal. Sich unbeschäftigt daselbst herumtreibend hatten sich zwei durch Unvorsichtigkeit Ruhranfälle zugezogen, so daß der eine nach Europa zurückkehren mußte, der andere sich nur langsam erholte. Es war dieß ein unliebsamer Anfang einer Reise ins Sudan, eine Landschaft deren Name schon den Einwohnern von Cairo ein Schrecken ist.

Als Hr. v. Lesseps nach Cairo unterwegs war, kamen ihm am 26 November Reclamationen zu, denen er, meine Bemerkungen nicht beachtend, gerecht werden zu müssen glaubte. Er ließ mir in Folge dessen Instructionen zugehen, kraft deren ein aus einem französischen, einem englischen und einem deutschen Beamten gebildetes Conseil die Mitglieder der Expedition ermächtigen konnte sie zu verlassen; unter Beitritt eines türkischen Beamten sollte es auch über die Verwendung der bewaffneten Macht zu entscheiden haben. Die Militärautorität endlich war fast ganz einem türkischen Officier anvertraut, den man indeß nur als meinen Adjutanten bezeichnete.

Dieß alles kränkte mich tief, wenn ich bedachte daß ähnliche Einrichtungen schon die frühern Expeditionen hatten scheitern machen, die, ebenfalls von einem türkischen Officier befehligt, vor leicht zu überwindenden Schwierigkeiten nur den Beschlüssen eines vorwiegend aus Europäern zusammengesetzten Rathes vertrauen wollten.

Hinsichtlich der Requisition von Militär war die Idee eines Conseils keine praktische, denn wilde Stämme erklären den Krieg nicht und lassen ihn auch nicht vorher wissen. Wollen sie eine Truppe angreifen, so nähern sich welche mit Freundschaftsbezeugungen, während die andern einen Kreis um die Reisenden schließen, der sich immer mehr verengt, bis der Kampf mit blanker Waffe möglich geworden; Kriegsgeschrei folgt dann plötzlich den Begrüßungen und das Gemetzel beginnt. In Wäldern geht dieß Manöver leicht von statten und in einem Nu auf einem Flusse. Sobald man nun solche verrätherische Bewegungen wahrnimmt, muß man je nach der Sachlage sich zurückziehen oder selbst angreifen; überläßt man aber die Initiative den Wilden, so ist alles verloren. Es ist indeß nichts delicater als über das Vorhaben von Menschen zu urtheilen, welche daran gewöhnt sind sich gegenseitig an Schlauheit zu überbieten; zugeben aber wird man daß ein solcher Moment jedenfalls nicht geeignet ist erst einen Kriegsrath zu berufen. Ein aus unerfahrnen Leuten bestehender Rath wird nach der Affaire behaupten daß man Unrecht hatte sich zu schlagen, weil man nicht angefallen wurde; und diese Behauptung wird für billig gelten, und derjenige, der die Expedition rettete, für einen Raufbold.

Sehr schwer ist es übrigens zu wissen ob man zu den Wilden feindlich steht oder nicht; es kann der Vogel den man auf der Jagd getödtet, in ihren Augen für heilig gelten; der hohle Baum von dem man Aeste abgebrochen, birgt vielleicht die Ueberreste ihrer Könige. Sie machen fremde Reisende verantwortlich für Trockenheit, Ueberschwemmung und Viehseuchen u. dgl., und da jeder District seine eigene Sprache hat, ist man oft genöthigt acht Dolmetscher zu gebrauchen, die dann eine Verständigung höchst erschweren. Der hervorragendste Geist, das offenste, geradeste Benehmen genügen nicht, um die zahlreichen Fragen und Bedenken zu lösen welche eine afrikanische Expedition erzeugt. Man bedarf der Erfahrung, der Landeskunde; ist sie immerhin ein geringwiegendes Verdienst, so ist sie doch ein reelles.

Ich hatte jene in der Hast gegebenen Weisungen entgegengenommen, nicht ohne einige Hoffnung später Hrn. v. Lesseps das Unpassende begreiflich zu machen, gleichwohl aber mit dem festen Vorsatze, ihnen, solange sie nicht zurückgenommen würden, getreulich nachzukommen.

Aber schon diese erste Nachgiebigkeit gab Anlaß zur Entstehung widriger Prätensionen und mancher Mißhelligkeiten; so mußte ich mich ins Mittel legen um ein Duell zu verhüten. Mehrere Deutsche stellten an mich schriftlich das Verlangen den ihnen contractlich ausgemachten Gehalt zu erhöhen, und von einem andern Europäer mußte ich vernehmen daß er Geld aufzunehmen suche um Handelsgeschäfte in Sudan zu betreiben.

Unabweisliche Nothwendigkeit war es diesen Mißbräuchen rasch zu begegnen und jeden über seine Pflichten zu belehren; bisher hatte es mir an Zeit hiezu gemangelt. Am 10 December stellte ich nun der Expeditionsgesellschaft ein Reglement zu, welches über gewisse Punkte Erläuterungen gab und den Dienst in definitiver Weise

Digitized by Google

ordnete; es änderte in keiner Beziehung die von Hrn. Leſſeps gegebenen Inſtructionen, wie die Veröffentlichung beider Schriftſtücke es genügend darthun würde. Es läßt ſich indeß alles leicht in falſchem Licht darſtellen. So hatte ich das Handeltreiben verpönt und den Werth an Glaswaaren, den jeder mit ſich führen durfte, auf 400 Piaſter geſtellt; da ſagte man, ich wollte mir durch dieſe Beſtimmung das Recht zueignen das Gepäck der Europäer durchſtöbern zu laſſen. Es wird genügen, wenn man erfährt daß dieſe in einer beſtimmten Weiſe geformten Glasperlen an den Gaſſen verkauft werden und daß, da der Werth des Centners durchſchnittlich 50 Fr. beträgt, das was man davon unter das Gepäck mengen könnte, ohne beſondern Werth wäre.

Aus leicht begreiflichen Gründen der Vorſicht wünſchte ich daß jeder 1 Pfd. überſteigende Pulvervorrath in dem Munitionskarren niedergelegt werde, der während des Marſches in einer gewiſſen Entfernung dem übrigen Wagenzuge folgen ſollte. Eine Venetianer Zeitung ſtellte dieſe Maßregel ſo hin, als ſollten damit die Europäer ganz meiner Willkür anheimgegeben ſeyn. So vermögen Leidenſchaft und Urtheilsloſigkeit die beſten Abſichten zu entſtellen.

Als ich ſagte ich wolle auf das Anſuchen eines Mitgliedes der Expedition das Conſeil berufen, fand man heraus daß ich mir eine abſolute Macht anmaßen wolle, indem ich mir das Recht jener Berufung aneignete, das mir indeß auch in Wirklichkeit zuſtand. Sieben der Expedition zugetheilte Europäer gaben nun die Erklärung ab daß ſie, obwohl entſchloſſen an den weißen Fluß mitzugehen, doch mir die Anerkennung als Chef verweigerten, weil ſie von meiner Seite Mißbrauch der Autorität beſorgten.

Sonderbar war es daß Perſonen die von mir allein zu Theilnehmern der Expedition gewählt worden waren, ſich herausnahmen mir eine Berechtigung abzuſtreiten die ich dem Vicekönig ſchuldete, und die ſomit über ihre Beiſtimmung hinauslag. Allerdings ſchien es als ſey der Moment eingetreten wo ich die Autorität „mißbrauchen" ſollte, doch beſchränkte ich mich darauf, die Sache dem großen Rathe vorzulegen, der aber in Abweſenheit des Vicekönigs keinen Beſchluß faſſen wollte. Ich ſchrieb ſofort an den Vicekönig und wartete zu.

Seit langem ſchon hatte ein nicht zur Expedition gehörender Deutſcher gehofft meine Stelle einnehmen zu können, auf die es auch andere abgeſehen hatten. Man drang in mich, ich ſolle meine Function niederlegen, und nahm keine Rückſicht darauf daß der Vicekönig allein über meine Dienſte und die Art meiner Verwendung verfügte. Ein franzöſiſches Blatt verſicherte ſogar, „die kleine Conſpiration ſey gelungen und einer meiner Untergebenen habe meinen Platz eingenommen."

Es giengen mir anonyme Drohungen zu, die in doppelter Hinſicht ehrloſe waren, da der Elende der ſie abfaßte, darin die Schrift eines Mitgliedes der Expedition, der Franzoſe war, nachmachte.

Das Nichtgelingen der Expedition hat beträchtliche Erſparniſſe veranlaßt, deren Hälfte ſchon hinreichen würde meinen erſten Plan in Ausführung zu bringen, zu welchem es der directen Betheiligung von Seite der Regierung nicht bedürfte. Dieſe Expedition könnte indeß erſt im Jahr 1858 zu Stande kommen.

Das deutſche Element in den Vereinigten Staaten Nordamerika's.

Der jetzigen großartigen Auswanderung aus Deutſchland gegenüber iſt es nicht ohne Intereſſe, das Leben der Deutſchen in den Vereinigten Staaten zu prüfen, um wo möglich den Strom der Auswanderer dahin zu leiten wo er in Verhältniſſe geräth welche denjenigen aus denen er entfloſſen, wenigſtens in ihren Grundeigenthümlichkeiten verwandt ſind. Ueber die große Zerſplitterung zahlreicher deutſcher Kräfte in der Union hat ſchon mancher mit Recht geklagt, weil mit ihr der Untergang eines großen Theils derſelben unvermeidlich iſt. Nun ſind zwar in neueſter Zeit durch das Auftreten der Deutſchen in einzelnen Staaten die Blicke mit großer Spannung auf die ſich bildenden compacteren Maſſen gerichtet; aber ſtatt ein ruhiges Vorgehen abzuwarten, überſchreitet man ſofort die Gränze und will nur noch in einem erfolgreichen Streben bedeutendes erkennen, während man das leiſe und allmähliche Erwachſen und Erſtarken in ſeinen freilich nicht ſiegreich vorwärts ſtürmenden Aeußerungen als von zweifelhaftem Werth bezeichnet. Dieß iſt aber um ſo ungerechter, als man dadurch wenigſtens die gebildeteren Auswanderer hindert mit neuen Kräften das ſich ſammelnde deutſche Element zu ſtärken; denn wer wendet ſich gern dahin wo ihn Kämpfe — ſeyen es phyſiſche oder geiſtige — und nur Erfolge zweifelhaften Werthes erwarten? Wer Selbſtgefühl eigener Kraft beſitzt, entfernt ſich gewiß lieber in die entlegenſten Staaten, oder ſucht ſich mit eigenem Muth ſeinen Weg durch die Maſſe, ſchließlich zumeiſt mit dieſer ſich verſchmelzend.

Der Deutſche beſitzt dem Anglo-Amerikaner gegenüber, welchem wir eine größere Regſamkeit und praktiſcheres Genie nicht abſprechen, unbeſtritten einen gediegeneren und feſteren Charakter, mit welchem er ſich zuletzt Bahn brechen wird, weil er den redlichen Willen dazu von Hauſe aus ſchon mitbringt. Geht es mit ihm langſamer vorwärts, ſieht er nicht ſo ſehr auf den ſofortigen Erfolg, ſo baut er ſich doch im Stillen zuvor eine feſte Grundlage, auf welcher er dann auch bewußt und ſicher fußt. Was haben die Anglo-Amerikaner bisher gebaut und eingerichtet, und was haben ſie dauerndes damit erreicht? Allerdings ſehen wir ein großes Haus, über welchem das Sternenbanner weht; aber ſchauen wir uns recht in ihm um, ſo finden wir es überall leer und öde, wenige Menſchen darin, welche möglichſt viel Geſchrei machen, um die Fremden glauben zu laſſen das Haus ſey voll, welche dabei aber nicht bedenken daß es ihnen ſelbſt ob des vielen Geſchreies über den Kopf ſtürzen könne. Es ließe ſich leicht beweiſen daß nicht ein einziges höheres Band die Amerikaner zuſammenhält, daß ſelbſt von den heutigen Staatsmännern wenige die große republikaniſche Schöpfung Waſhingtons verſtehen, ja nicht einmal achten daß vielmehr die ganze Union auf dem Wege welchen ſie jetzt eingeſchlagen hat, in ſtaatlicher Hinſicht bergab geht. Dieß iſt jedoch oft genug an Beiſpielen einzeln gezeigt; was wir aber zu behaupten wagen, iſt dieß daß das deutſche Element in der Union, wenn es im jetzigen Fortſchreiten nicht ſtill ſteht, binnen kurzem die alleinige Hoffnung der ſtaatlichen Stabilität bieten wird, wenn umher alles ins Fallen geräth. Und dieſe Hoffnung beruht auf ſeinem allmählichen Erſtarken in einzelnen Staaten der Union, auf ſeinem Selbſterwachſen aus der Mitte eines großen Staates heraus. Allerdings wird es hierin durch Umſtände begünſtigt; aber den Anglo-Amerikaner und ſo auch den Irländer unterſtützen dieſelben günſtigen Umſtände in weit höherem Maße, und dennoch hat jener es bisher nur zur Zerrüttung einer herrlichen Schöpfung gebracht, dieſer immer nur zur Mitzerſtörung, beide aber treten

dort wo sie sich dem Deutschen gegenüber nicht in numerischer Stärke befinden, entschieden hinter ihm zurück. Beweis genug für unsere Behauptung.

Es soll natürlich hiemit durchaus nicht geläugnet werden was leider nur zu wahr ist: daß die Deutschen, welche sich mehr oder weniger vereinzelt in größeren Städten finden, sehr oft auf der allerniedrigsten Stufe bürgerlichen Werthes stehen, und in Rohheiten und Schändlichkeiten mit dem übrigen Auswurf der Bevölkerung wetteifern. Es ist bekannt, welch einen Ruf sie sich dadurch erworben haben. Diese Thatsache selbst findet jedoch ihre Erklärung zum großen Theil in dem Alleinstehen inmitten einer Bevölkerung, die sie schon durch anmaßende Selbstüberhebung von vornherein unterdrückt. Dieses Verfallen der einzelnen Deutschen in Rohheit und Untergang ist Folge des moralischen Zwanges mit dem ihre Vereinzelung sie umgibt, Mahnung genug daß unsere auswandernden Landsleute sich nur in solche Gegenden wenden wo sie heimische Eigenthümlichkeiten wieder finden.

Im allgemeinen würde das deutsche Element in den südlichen Staaten schärfer durchdringen können als in den nördlichen, da ihm in jenen eine mehr zersplitterte und in ihren Grundzügen nicht so stark ausgeprägte Bevölkerung gegenübersteht als in diesen. Dort nimmt man aus gleichem Grund fremdes viel leichter als berechtigt auf, und in Louisiana hält es z. B. nicht schwer einheimisch in geachteter Stellung zu werden. Der deutschen Einwanderung sind diese südlichen Staaten jedoch, wie wir schon früher gezeigt haben, nicht weiter zu empfehlen; höchstens könnte jetzt einer oder der andere bei der Redaction einer Zeitung reussiren, einer deutschen meinen wir; denn es gibt wohl kaum noch eine gebildete Familie im Süden, welche nicht neben englischen und französischen auch eine der besseren deutschen Zeitungen läse. Letztere sind — beiläufig gesagt — den englischen im Werth mindestens gleich und befleißigen sich einer Unparteilichkeit, die hier fast als Curiosum betrachtet werden darf. — Der Mittelpunkt deutschen Lebens ist augenblicklich der Staat Missouri mit seiner Metropole St. Louis, dieser Stadt deren Einwohnerzahl sich in 30 Jahren um 100,000 Seelen vermehrt hat. Hier wird der Mittelpunkt auch noch lange Zeit bleiben, bis er sich vielleicht einmal weiter in die nordwestlichen Staaten hinaufzieht, in denen freilich schon jetzt ein reges Leben, daneben aber noch zu große Umschränkung durch die Mühen des ersten Cultivirens herrscht. In St. Louis haben die Deutschen am deutlichsten gezeigt was sie vermögen; denn dort sind sie den Anglo-Amerikanern der Zahl nach so ziemlich, ihrer bürgerlichen Stellung nach durchaus gleich. Daneben sind sie fleißig, meistens wohlhabend, und nicht nur eine Anzahl städtischer Verwaltungsämter, sondern auch die besten und wohleingerichtetsten Farmen sind in ihren Händen. Zur Bethätigung einer charakteristischen Neigung haben sie eine Menge von Vereinen aller Art gestiftet, in denen sie die gemüthliche Seite in Liebhabertheatern und äußerem Prunken zeigen, während sie ihre ernstere Aufgabe in politischer Thätigkeit keineswegs übersehen. Man thut aber Unrecht, wenn man die Vielheit der Vereine als eine bewußte Zersplitterung der Kräfte, ihre oft wohl mehr äußerlich als innerlich durchgeführte Einrichtung als Spiel mit unwichtigen Dingen ansieht; wo ein höheres Object noch mangelt und doch das Gefühl nach Zusammenfassung herrscht, wo viele verschiedenartige Kräfte von gleichem Streben geleitet werden, ist eine solche Zersplitterung (wenn man dieses Ausdrucks durchaus sich bedienen soll) instinctmäßig, so lange bis sich die ganze Masse um ein einiges Panier zu sammeln vermag. St. Louis ist von allen größeren amerikanischen Städten die einzige welche einen mehr deutschen als englischen Charakter trägt, und das erklärt sich daraus daß die Deutschen in ihr den ansäßigen und stabilen Theil der Bevölkerung bilden, während die Amerikaner eigentlich nirgends daheim sind. Es werden die Deutschen hier von jetzt ab wahrscheinlich beständig den Ausschlag in politischen Dingen geben, und wenn dieß auch für den Augenblick nicht von großer allgemeiner Bedeutung ist, so läßt sich bei der gänzlichen Haltlosigkeit der Zustände in manchen Theilen der Union doch nicht vorher bestimmen, inwiefern sie einmal auf die Bildung solider und dauerhafter Einrichtungen, nach welchen sich das Bedürfniß schon jetzt allgemein geltend macht, einwirken werden. Jedenfalls ist es gerechtfertigt, den Strom der Auswanderer dahin zu lenken wo sie nicht neben dem Kampf um das tägliche Brod noch Zurücksetzung und fremdes Wesen, sondern einen geebneten Boden, deutsche Sitten und politische Anerkennung finden werden — das ist die praktische Seite von der Sache.

Polizei- und Gerichtswesen in Indien.

Die Britten haben eine organisirte Polizei eingeführt, die aber nicht sehr wirksam ist, und das englische scrupulöse Gerichtsverfahren läßt den Gefangenen weit leichter entschlüpfen als früher; die größere persönliche Freiheit die man unter englischer Herrschaft genießt, die Aufhebung aller Transitozollinien, aller Nachforschungen, aller Pässe und Ueberwachung irgendeiner Art, die gänzliche Freiheit zu reisen wohin man will, gewährt dem Verbrecher viele Mittel, obwohl die Freiheit sichtlich dadurch gewonnen hat. Wenn daher bei Einführung des englischen Systems erst die Verbrechen sich zu mindern scheinen, da die Quellen der alten Unordnung aufhörten, und die Verbrecher die Spitzfindigkeiten der englischen Gesetze noch nicht kannten, so haben, seit sie diese kennen gelernt, die Verbrechen in den älteren Besitzungen besonders sehr zugenommen, zumal da die untern Polizeibeamten so schlecht bezahlt wurden und die obern Beamten, wie auch die Magistratspersonen, beständig wechselten.

Die Polizeiorganisation ist namentlich in Bengalen so: Ein District von 3000 engl. Quadratmeilen und 800,000 Einw. etwa, unter einem Oberaufseher, enthält 15—20 Unterabtheilungen (Thanah), von etwa 150 engl. Quadratmeilen, mit 50,000 Einw., unter einem Polizei-Inspector (Thanahdar) oder Darogah, möglichst einem gebildeten Manne, vorzugsweise Mohammedaner, aber auch Brahmanen oder aus der Schreiberkaste; er hat 30 bis 120 Pfd. St. Besoldung. Er hat unter sich einen Schreiber, einen Sergeanten (Dschamadar) und 20—25 Polizeileute. Die Localpolizei führen die Dorfwächter; sie sind nicht erblich, sondern werden von den Eigenthümern angestellt, von dem Magistrat bestätigt und aus Dorfmitteln erhalten — die Grundeigenthümer oder Dorfhäupter sind wenig wirksam — in Bengalen gibt es die enorme Zahl von 167,000, aber da ihr Einkommen sehr wenig gesichert ist, wirken sie auch wenig; in den Nordwest-Provinzen und im Pendschab ist es besser. Nach alter Einrichtung ist das Dorf verantwortlich für Räubereien, die in seinem Gebiet vorfallen; im Pendschab und Delhi besteht dieß noch, in den meisten andern Provinzen ist es aber außer Uebung gekommen.

Digitized by Google

Die Districtspolizei nimmt ohne weiters Kunde von allen Verbrechen welche die Engländer Felonie nennen, seit 1832 bei einfachem Diebstahl aber nur auf Angeben der verletzten Partei oder auf Befehl des Magistrats; eine geheime Polizei fehlt. Alles wird in einem Tagebuch eingetragen und dieß dem Magistrat täglich zugestellt, der Untersuchung nur verhängt wenn genügende Beweise da sind. Alles wird schriftlich abgemacht.

In Madras und Bombay war das Polizeisystem ganz verschieden. Nach einheimischer Art übten es die Steuereinnehmer; in Madras war eine gewisse Polizei- und Richtergewalt den Tehsildars und Dorfbeamten übertragen, was bei Europäern wohl gut ist, wozu aber die Eingebornen nicht immer geeignet sind; wichtige Sachen bringt er an den Unterrichter, statt an die Magistratsperson in Bengalen. In Bombay sind dasselbe ziemlich die Mamlatdars; kleine Sachen entscheiden diese Polizeibeamten, größere bringen sie an die Magistratspersonen; es sind da auch organisirte Polizei-Bataillons. Als die Thags und die Dacoits unter Lord Hastings umzugreifen anfiengen, wurde eine specielle Polizei gegen diese unter Oberst Sleemann mit Erfolg organisirt. Ohne Verbindung mit der Localpolizei, unverantwortlich den Sudderhöfen oder einer Localbehörde, sondern nur der höchsten Regierung, war ihr eine ungewöhnliche Macht beigelegt; sie schonte das Leben geständiger Verbrecher, wenn sie Angaben gegen ihre Mitschuldigen machten, konnte Verdächtige lange gefangen halten, sie mit solchen Angebern zusammenbringen und, wie der Engländer sagt, nach deutscher Art allerlei Tortur üben: eine Bande hielt sie sieben Jahre fest, bis sie gestand; sie war sehr wirksam, aber der freie Engländer hält eine solche Polizei mit Recht dauernd für sehr bedenklich.

Die Thags waren organisirte Banden erblicher Mörder und Räuber, von der Masse der Bewohner geduldet, im Dienst der Göttin Dewi (Kali), der sie einen Dienst zu thun glaubten, weßhalb sie auf günstige Zeichen und Zeiten viel gaben; waren sie es, so hatte die Göttin das Opfer in ihre Hand gegeben, sie mordeten ohne Erbarmen, sonst würde sie zürnen, so aber sie schützen. Wie sie behaupteten, bestanden diese Banden, die, durch Eide gebunden, kaltblütig den Wanderer, der sich nichts versah, verlockten, ihm die Schlinge um den Hals warfen, ihn erdrosselten und verscharrten, schon seit 20 Generationen. Die Räuberei wurde kunstmäßig betrieben; Hunderte von Eingebornen verschwanden, man wußte nicht wo sie blieben. Die Mörder hatten ihre geheimen Zeichen und Sprache, gerirten sich als Landbauer und mordeten in weiter Ferne. Der Zemindar hatte seinen Antheil am Raub und sah durch die Finger. Aber dem Glück der Compagnie konnten sie nicht widerstehen. Bis 1829 war wenig zu ihrer Unterdrückung gethan, da gründete Lord Bentinck eine eigene Polizei zu ihrer Unterdrückung, und Oberst Sleemann machte ihnen den Garaus. Angeber wurden gewonnen, von ihnen lernte er ihre Banden, die Theorie und die Praxis derselben kennen, und sie wurden nun an allen Orten verfolgt. Er brachte Schrecken unter sie, und da der englische Einfluß von Nord-Audh bis Süd-Hyderabad gieng, fanden sie auch dort keine Zuflucht mehr. Bei ihrer weiten Verbreitung, ihrem wandernden Leben, der Schwierigkeit der Identificirung der Personen, ihrer List, und der Masse der Meineide setzte man sich über die Subtilitäten des Rechtes hinweg. Sleemann verfolgte sie durch ganz Indien, unbekümmert um die Gerichtsbezirke und die Formalitäten eines mohammedanischen Fetwah. Wer einer solchen Bande angehörte, den traf lebenslängliche Gefängnißstrafe. Es gibt wohl noch einige, aber das System ist vernichtet. [1] Im Pendschab wurden 1852 aber doch in drei Monaten noch über 500 Mordthaten von 320 Thags verübt, entdeckt, 120 Thags verhaftet, die Hälfte machte Geständnisse (Ind. News. 1852. p. 291).

Die Dacoits waren bewaffnete Räuberbanden, die schon an hundert Jahre bestanden. W. Hastings verordnete schon 1772 daß jeder überführte Dacoit in seinem Dorf hingerichtet, seine Familie zu Staatssklaven gemacht, das Dorf aber mit einer Geldstrafe belegt werden solle. Sie bildeten eigene erbliche Kasten in verschiedenen Abtheilungen mit alten Gebräuchen. Jede Bande hatte ihre Organisation und bestand oft aus 1000 Mitgliedern. Die Budducks und Khejucks wanderten umher, hatten ihre eigenen geheimen Zeichen und Sprache, Auspicien und Opfer, zogen aus in Banden von 30 und 40, mit Stöcken, die sich in Spieße verwandeln ließen, überfielen Nachts die Einwohner im Schlaf, mordeten sie und verbrannten die Häuser. Die Zemindare und Thanodare wurden von ihnen durch Geschenke gewonnen, weßhalb auch Lord Cornwallis jene schon 1792 verantwortlich machte. Aber die Britten verfolgten sie lange nicht eifrig genug. Die Polizei war oft mit ihnen einverstanden; auch gefangen, entschlüpften sie daher oft. Erst im Jahr 1837 wurde vom Generalgouverneur der Nordwest-Provinzen Metcalfe ein eigener Commissär Fraser und nachher Sleemann zu ihrer Unterdrückung, mit Gewalt über die ganze Provinz, ernannt. Letztere verfuhren gegen sie wie gegen die Thags, gewannen Angeber, und specielle Gesetze wurden gegen sie erlassen. Von jenen erfuhr man ihr ganzes Treiben. Sie führten ein angenehmes Leben; in der kalten Jahreszeit machten sie vielleicht ein paar Monate den Tag über 14—16 engl. M., und gewannen so viel um davon zwei Jahre leben zu können, amüsirten sich dann mit Jagd, besuchten ihre Freunde u. s. w. Nach mehrjähriger Gefangenschaft gefragt ob sie freigelassen nicht ein ehrbares Leben beginnen würden, erwiederten sie lachend und kopfschüttelnd: „O ja nicht, wie sollte ich ein ehrlicher Mann werden wollen, um alle Tage bei Hitze und Regen mich abzuarbeiten, um 5—6 Pice den Tag zu verdienen!“ Sie waren also nicht zu bessern. Das Wesen mußte ausgerottet werden. Die Engländer waren lange zu wohlwollend, wollten sie zu friedlichen Anbauern mit weniger Arbeit heranziehen, und Colonien von Budducks auf Kosten der industriösen Bewohner anlegen, was schon deßhalb nicht gieng, weil nur $^1/_{12}$ auf englischem Gebiet sich befand. Erst 1843, wo lebenslängliche Transportation oder Gefängniß mit harter Arbeit auf Theilnahme an solchen Räuberbanden gesetzt wurde, und wie bei den Thags man sich über die Formalität des Fetwah wegsetzte, auch die in den Staaten der einheimischen Fürsten, wie Audh, unter dem Vorsitz eines europäischen Beamten verurtheilt und in die englischen Gefängnisse abgeliefert wurden, gelang es Sleemann in den Nordwest-Provinzen, Dampier in Unterbengalen sie zum Theil auszurotten. Hunderte wurden gefangen, doch das Dacoit-Wesen noch nicht völlig ausgerottet. Da es erbliche Räuberstämme in Indien gibt, erschienen sie immer in neuen Formen wieder: Calcutta selbst wurde noch jüngst von Banditen umgeben. 1852 zeigte der Beamte von Hughli 287 Dacoits an, die bei 83 Räubereien betheiligt waren und nur zu drei Banden gehörten, während er von 35 Banden wußte, die 50 Stunden um Calcutta ihre Räubereien ausübten. Er mußte auf ein Jahr zum speciellen Commissär zur Unterdrückung der Dacoits in Bengalen ernannt werden, mit der Gewalt wie die Acte von 1843 sie verlieh.

Das Criminalgesetz in Indien ist das mohammedanische, aber durch Praxis und neue Anwendung bis zur Unkenntlichkeit verändert und verbessert. Das ganze künstliche und absurde Beweissystem, und fast alle mohammedanischen Strafen sind durch eng-

[1] *Sleemann* Report on the Depredations committed by the Thug gangs of Upper and Central India. Calcutta 1840.

Digitized by Google

lische ersetzt und specielle Gesetze gegen die gewöhnlichen schweren Verbrechen erlassen worden, so in Bengalen gegen Räuberbanden, Schlägerei, Mord, Diebstahl u. s. w.; in Bombay ist das mohammedanische Gesetz 1827 ganz abgeschafft und durch Bestimmungen ersetzt, die denen in den andern Provinzen im Princip entsprechen.

Die Elemente des mohammedanischen Gesetzes sind bekanntlich aus dem Koran genommen. Da dieser aber nur sich dürftig ausspricht, mußte man zu dessen zahlreichen Auslegern und der Tradition von Mohammeds und seiner ersten Ausleger mündlichen Aussprüchen und Entscheidungen seine Zuflucht nehmen. Die Schiiten und Sunniten weichen darin häufig ab, indem jene die der drei ersten Chalifen verwerfen. In Indien sind nach Beaufort die Schriften Abu Hanifah's und seiner beiden Schüler Abu Yusuf's und Imam Mohammeds, welche Sunniten sind, im Gericht entscheidend. Sind diese nicht einig unter sich, so gilt der Schüler, der mit dem Lehrer stimmt; wenn keiner mit ihm stimmt, gilt die Praxis. Fehlen Präcedentien, so richtet man sich nach spätern Gesetzgebern; mangeln auch die, nach der Analogie und eigenem Urtheil.

Darnach ist die Criminalgesetzgebung in Indien bis jetzt ein Flickwerk aus verschiedenen Stücken, auf einem veralteten Grund und Boden aufgeführt. Der Sudderhof erläßt Anordnungen, nach denen die untern Höfe sich richten müssen, aber spätere Richter ändern diese Anordnungen oft wieder; es gibt genügende einzelne Gesetze gegen die Verbrechen, aber dem Ganzen fehlt Uebereinstimmung, gehörige Definition, Classification; daher oft verschiedene Meinungen unter verschiedenen Behörden. Europäische Unterthanen Großbritanniens sind unerhörter Weise von der Gerichtsbarkeit der Höfe ausgenommen. Es sollte das abgeschafft werden; es entstand aber ein großes Geschrei über diesen mit dem Namen Black Act bezeichneten Gesetzvorschlag. Es kam in Benares vor daß ein Mischling (half-caste), von den Gerichten wegen Ehebruch verurtheilt, von der Regierung freigegeben wurde, weil er ein Christ sey. Es fehlt ein Gesetz gegen die Herumstreicher.

(Schluß folgt.)

Griechische Notizen.

Im Jahr 1856 erschien in Petersburg La Bulgarie ancienne et moderne, von dem Griechen Andreas Papadopulos Vretos, welcher längere Zeit griechischer Generalconsul in Varna gewesen war. Er betrachtet Bulgarien in geographischer, historischer, archäologischer, statistischer und commercieller Beziehung, und gewährt theils auf Grund der Autopsie und eigner Kenntnißnahme, sowie unmittelbarer Studien, theils nach glaubwürdigen Mittheilungen anderer lehrreiche und interessante Aufschlüsse über einen der wichtigsten Bestandtheile der europäischen Türkei, dessen Wichtigkeit in politischer Hinsicht schon jetzt ins Auge fällt. Das Buch kommt demnach in diesem Betracht einem Zeitinteresse umsomehr entgegen, je weniger man sich bisher um das Land und Volk, und um die gegenwärtigen Zustände und Verhältnisse beider bekümmert hat. Noch größer ist das Interesse, das ein anderes Buch des nämlichen Papadopulos Vretos verdient, welches, bereits früher begonnen, nunmehr zum Abschluß gelangt ist. Es ist dieß eine Art neugriechischer Litteraturgeschichte in neugriechischer Sprache (Νεοελληνική φιλολογία), die in einem chronologisch geordneten Verzeichnisse der seit dem Jahr 1453 bis zum Jahr 1832 von Griechen in griechischer Sprache geschriebenen und gedruckten Bücher, sowie in biographischen und litterarischen Notizen über deren Verfasser, Uebersetzer und Herausgeber besteht, welche sich in alphabetischer Zusammenstellung jenem Bücherverzeichniß anschließen. Das Ganze besteht aus zwei Theilen, von denen der erste im Jahr 1854, der zweite im Jahr 1857 erschien, und wovon jener die theologischen Schriften (446 Nummern) umfaßte, der zweite dagegen die übrigen philologischen und wissenschaftlichen Werke (812 Nummern) enthält. Das Buch ist gleichsam die zweite erweiterte und vermehrte Ausgabe des bereits im Jahr 1845 von dem nämlichen Verfasser herausgegebenen Bücherverzeichnisses, welches jedoch nur bis zum Jahr 1821 reichte und bloß 618 Nummern enthielt. Zwar ist dasselbe auch gegenwärtig noch in nicht geringem Grade und in mehrfacher Beziehung mangelhaft und unvollständig; allein auch so, wie es vorliegt, gewährt das Buch in culturhistorischer Hinsicht die interessantesten Aufschlüsse, und bietet selbst in der trockenen Nomenclatur der Büchertitel einen litterarischen Reichthum dar, den man dort so leicht nicht vermuthet. Es ist eine Art Fortsetzung des „Cours de littérature grecque moderne“ von dem geistreichen Jakowakis Rizos Nerulos (Genf 1827), ist aber an sich weit reichhaltiger und ausführlicher, besonders insoweit es sich um den bibliographischen Theil des Werkes handelt. Das Buch hat, nach dem Erscheinen des ersten Theiles, namentlich in Frankreich und Rußland besondere Aufmerksamkeit gefunden, und wie aus dem im Vorwort zum zweiten Theile mitgetheilten Auszuge des Bulletins der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg vom 8 (20) Febr. 1856 erhellt, hat der Verfasser beabsichtigt sein ganzes Werk in St. Petersburg mit einer französischen Uebersetzung herauszugeben. Derselbe hatte den im Jahr 1854 erschienenen ersten Theil seiner Bibliographie der erwähnten kaiserlichen Akademie vorgelegt, und der Bericht, den die deßfalls ernannte Commission darüber erstattet hat, scheint zunächst eine solche Absicht veranlaßt zu haben. Die Commission hob besonders das Interesse hervor, „qu'offre pour la Russie une révision des écrits grecs,“ legte dabei ein vorzügliches Gewicht auf die Beziehungen in denen Rußland seit drei Jahrhunderten zu der griechischen Nation steht, und bemerkte auch noch außerdem daß es „für Rußland von besonderm Werth seyn müsse ein Verzeichniß der im Schooß der griechischen Nation erschienenen griechischen Werke zu besitzen, die seit dem Brand von Moskau als eine bibliographische Seltenheit gelten.“ Der Baron Sina in Wien, griechischer Generalconsul daselbst, hat sein Interesse an dem Werk durch Einsendung von 500 Drachmen (über 120 Thaler) bethätigt, während in Griechenland selbst das Cultusministerium auf 100 Exemplare subscribirte, und einzelne Griechen durch bedeutende Subscriptionen (auf 25, 75 und 100 Exemplare), sowie der griechische Generalconsul Giannikeïst in Triest durch Zahlung von 200 Drachmen bei dem Unternehmen sich betheiligten. Letzteres ist mindestens ein selbstredender Beweis daß der Patriotismus der reichen Griechen auch für solche wissenschaftliche Unternehmungen thätig zu seyn vermag, wie das betreffende litterarhistorische Werk ist.

Digitized by Google

G. Wilſon, über Farbenblindheit. Wir entnehmen nachſtehendes einem Werk, welches von dem Genannten im vorigen Jahre erſchien, unter dem Titel: Researches on Colour-Blindness, with a Supplement on the Danger attending the present system of Railway and Marine Coloured Signals. By George Wilson, Med. Dr. Auf einen gar nicht ſeltenen Geſichtsfehler, nämlich das Unvermögen, gewiſſe Farben zu erkennen und zu unterſcheiden (Colour-Blindness), wurde Prof. Wilſon zuerſt dadurch aufmerkſam gemacht daß mehrere ſeiner Schüler die Farben chemiſcher Niederſchläge nicht richtig anzugeben vermochten. Im Verfolg dieſes Gegenſtandes unterſuchte Wilſon eine große Anzahl ſehr intereſſanter Fälle, unter denen wir ein paar Beiſpiele auswählen. — Dr. K. ſchrieb an den Verfaſſer folgenden Brief: „Schon als Schulknabe wurde ich auf die mir mangelnde Farbenkenntniß aufmerkſam, weil ich nicht erkennen konnte was mein Vater die hellrothen Beeren der Stechpalme nannte. Wenn andere Kinder die mit reifen Kirſchen beladenen Bäume leicht herausfanden, konnte ich dieſes immer erſt, wenn ich dem Baum ſo nahe kam daß ich die Form der Frucht zu erkennen vermochte. Die Entdeckung dieſes Geſichtsfehlers war für meinen Vater ſehr betrübend, welcher, um mir Farbenkenntniß beizubringen, mich im Malen unterrichtete, wozu er colorirte Karten der prismatiſchen und anderer Farben für mich anfertigte. Ich verdarb viele Blumenſtücke ꝛc., indem ich falſche Farben anbrachte, wie Blau ſtatt Purpurroth, Grün oder Gelb ſtatt einiger Nüancen von Roth. Ich erinnere mich noch an das Erſtaunen meines Vaters, als er fand daß ich einen rothen Mantel nicht entdecken konnte, der in einem nahen Feld über eine Hecke ausgebreitet war; Hecke und Mantel erſchienen mir von ganz gleicher Farbe, wie es noch jetzt der Fall wäre. Blau und Gelb ſind für mich die lebhafteſten Farben. Roth (nämlich Scharlachroth) iſt für mich eine angenehme, nüchterne Farbe, welche mein Auge ebenſo erfriſcht wie Grün. Bei gewiſſen Nüancen von Roth und Grün kann ich auch zwiſchen beiden Farben keinen Unterſchied finden; ſo haben z. B. rothes Siegellack und Gras für mich ganz gleiche Farbe. Daſſelbe iſt der Fall bei einigen Nüancen von Braun, Grün und Roth. Berlinerblau und Roth ſind mir gleiche Farben. Eine Roſe, die Lippen, eine friſche Geſichtsfarbe und das durch ſalpeterſaures Silber gefärbte Geſicht eines Menſchen, erſcheinen meinen Augen von genau gleicher Farbe. Mein Auge kann jedoch die verſchiedenen Schattirungen dieſer Farben ſehr ſcharf unterſcheiden, aber ſie ſind alle für mich nur Abſtufungen einer einzigen Farbe."

„Rothglühende Kohlen und Gummiguttgelb ſind für mich identiſch in der Farbe. Ein Aufguß rothen Kohls bietet für mich keine Farbenveränderung dar, wenn er durch Alkalien gedunkelt oder durch Säuren geröthet worden iſt; die Farbe erſcheint mir dann intenſiver, bleibt aber abſolut dieſelbe. Ich kann Kirſchen, Erdbeeren, überhaupt rothe Früchte, von ihren Blättern nur durch ihre Geſtalt unterſcheiden."

„Bei Einkäufen habe ich deßhalb viele Mißgriffe gemacht, z. B. rothe Kleidungsſtücke für grüne gehalten; bei mehr als einer Gelegenheit kaufte ich rothe und grüne Beinkleider, indem ich ſie für braune hielt."

„Was die Erblichkeit dieſes Geſichtsfehlers betrifft, ſo beſaß ihn meines Wiſſens keiner meiner Verwandten, und meine drei Kinder unterſcheiden die Farben genau."

„Ein mit dieſem Geſichtsfehler behafteter Kupferſtecher ſchrieb an Hrn. Wilſon: „Als Kupferſtecher habe ich mit zwei negativen Farben zu thun, nämlich Weiß und Schwarz. Wenn ich nun ein Gemälde betrachte, ſo ſehe ich daſſelbe nur in Weiß und Schwarz, oder Licht und Schatten; und jeder Mangel an Harmonie in der Färbung eines Bildes offenbart ſich mir ſogleich durch die entſprechende fehlerhafte Anordnung von Licht und Schatten."

Nach den Ermittelungen des Prof. Wilſon und ſeiner Vorgänger [1] verwechſelt beiläufig ein Fünzigſtel der männlichen Bevölkerung Roth mit Grün, und nahezu dieſelbe Anzahl verwechſelt Blau mit Grün, während verhältnißmäßig nur ſehr wenige Perſonen Braun mit Grün verwechſeln; im Ganzen genommen beſitzt daher wenigſtens eine Perſon von zwanzig den beſprochenen Geſichtsfehler.

Was nun die Urſache dieſer Abnormität betrifft, ſo erklärt Th. Young dieſelbe aus dem Mangel der für gewiſſe Farben gehörigen Fibern, Brewſter aus einer Unempfindlichkeit derſelben; Dalton glaubt, die rothen Strahlen würden durch die gläſerne Feuchtigkeit verſchluckt, welche er für blau gefärbt hält. Alle dieſe Erklärungen ſind jedoch ungenügend. Nach Prof. Wilſon entſteht der fragliche Geſichtsfehler durch einen krankhaften Zuſtand der Netzhaut, wobei gewiſſe Farben keinen Eindruck hervorbringen. Er ſagt: Wie bei vielen Perſonen die Ohren für ſehr ſcharfe Töne unempfindlich ſind, ſo können auch die Augen für gewiſſe Farben unempfindlich ſeyn; iſt nun z. B. ein Auge für den Eindruck von Roth unempfindlich, oder erſcheint dieſe Farbe ihm als ein grauer oder neutraler Ton, dann wird das Licht welches für gewöhnliche Augen weiß iſt, für dieſes Auge, das kein Roth in der Miſchung zuläßt, mit der zum Roth complementären Farbe gefärbt, alſo grünlich ſeyn; Grün iſt folglich einem ſolchen Auge der neutrale Farbenton, und äquivalent dem Roth. [2] (Polyt. Journ.)

---

[1] In der neuen Bearbeitung von Gehler's phyſikaliſchem Wörterbuch hat Prof. Muncke im Artikel „Geſichtsfehler" (Bd. IV. S. 1423—1428) die bis zum Jahr 1826 bekannt gewordenen Beobachtungen über das Unvermögen gewiſſe Farben zu erkennen nebſt der betreffenden Litteratur zuſammengeſtellt. — Der berühmte Chemiker Dalton konnte Blaßroth (pink) von Blau am Tageslicht nicht unterſcheiden, im Regenbogen bemerkte er das Roth gar nicht, und das Ganze ſchien ihm nur aus zwei Farben, Gelb und Blau, zu beſtehen.

[2] Die wahrſcheinlichſte Erklärung des beſprochenen Geſichtsfehlers iſt bis jetzt die von Prof. Muncke a. a. O. aufgeſtellte Hypotheſe; er ſagt: „Gibt es, jedoch bloß in Beziehung auf die Thätigkeit des Sehnerven, nur zwei Farben mit ihren Gegenſätzen, und zwar Blau mit dem ihm entgegenſtehenden Gelb, und Roth mit dem entgegengeſetzten Grün, jenes durch ſeine chemiſche Action und dieſes durch ſeine erwärmende Kraft ausgezeichnet, worauf der Gegenſatz zwiſchen Grün und Roth, Gelb und Blau bei den phyſiologiſchen Farben gleichfalls führt, und laſſen ſich alle andern Farben auf Verbindungen und Abſtufungen dieſer vier einander rückſichtlich ihres phyſiologiſchen Einfluſſes auf das Auge entgegengeſetzten zurückführen, ſo dürfen wir nur annehmen, die Nerven ſeyen gegen die erwärmende Kraft des Lichtes mehr oder weniger empfindlich, um zu begreifen daß in allen vorkommenden Fällen bloß Gelb als das meiſte Licht gebend, völlig und genau erkannt wird, während alle andern Farben bloß als Gegenſatz hiergegen erſcheinen; weßwegen denn Grün und Roth nicht unterſchieden, vielmehr mit Blau und Gelb verwechſelt werden. Es geht dann nicht bloß aus dem Unvermögen vieler Perſonen, Roth und Grün zu erkennen, ſondern auch aus einer Menge anderweitiger Erfahrungen hervor, daß das Auge gegen dieſe beiden Farben am wenigſten empfindlich iſt. So erzählt Brewſter daß aus dem Spectrum, welches ein durch ein Prisma betrachtetes Kerzenlicht gibt, bei anhaltender Beobachtung deſſelben die übrigen Farben allmählich verſchwinden, und bloß Gelb und Blau zurückbleiben, welches letztere mit überwiegender Intenſität zuletzt faſt in völliges Weiß übergeht. Ferner iſt es bekannt daß Roth bei wenigem Licht ſehr dunkel erſcheint, weßwegen auch rothe Zimmer bei dem weniger ſtarken Kerzenlichte dunkel und unangenehm ausſehen, die grüne Farbe aber ihre Eigenthümlichkeit verliert und mit Blau verwechſelt wird." A. d. Red.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 45. 6 November 1857.

Die Sati- oder Wittwenverbrennung in Indien.

(Aus Lutfullahs Autobiographie.) [1]

Ich verbrachte, erzählt der Verfaſſer, meine Zeit in gemüthiger Muße, ohne daß ich durch etwas anderes als meine häuslichen Angelegenheiten, durch die Nachläſſigkeit meiner Diener in der Verrichtung ihrer Obliegenheiten und durch ihr verrätheriſches Benehmen behelligt wurde, indem ſie kleine Diebſtähle in meinem Hauſe verübten, wo ſie, während meiner Abweſenheit bei Tage, nach Gutdünken ſchalten und walten konnten. Dieſe häuslichen Wirren verbitterten oft meine Gedanken und ſtörten meinen Frieden. Zur Abhülfe gegen ſolche Uebel fühlte ich das Bedürfniß mich nach jemanden umzuſehen der die Oberaufſicht über mein Hausweſen führte, und mir zugleich während einiger meiner einſamen Stunden Geſellſchaft leiſtete. Von den Umſtänden getrieben, heirathete ich daher am 23 Sept. 1824 eine junge Dame, die ich während meines Aufenthalts in Kach kennen gelernt, und deren Geſchick ſie einige Zeit vor meiner Ankunft hieher gebracht hatte. Der Menſch wird natürlich durch Verſuchungen irregeführt, und in vielen Fällen nicht eher enttäuſcht als bis er ſich im Netz der Wirrſal vollſtändig verfangen hat. Indem wir kleine Uebel überſchätzen, bürden wir uns gewöhnlich ſchwerere auf. Der Traum meines Glücks im verheiratheten Zuſtand war nur ein kurzer, und ich ſah mich bald in größere häusliche Sorgen verwickelt als zuvor. Solange ich Junggeſelle war, dachte ich nur für mich ſelbſt, nun aber mußte ich auch noch für eine andere Perſon denken, deren Schickſal an das meinige geknüpft war. Meine volle Börſe wurde allgemach leer, und um allen dieſen Beſchwerlichkeiten die Krone aufzuſetzen, nahm ich zu meinem Leidweſen wahr daß meine neue Lebensgefährtin eine ſehr eigenſinnige und hypochondriſche Gemüthsart habe, in die ich mich künftig fügen müſſe. Solchen Unzukömmlichkeiten kann man ſich zwar nach unſerm Geſetz leicht dadurch entziehen daß man ſich von ſeinem Weibe ſcheiden läßt, was nicht nur Verbrechen halber, ſondern ſchon dann zuläſſig iſt wenn ſie dem Mann unangenehm geworden. Allein wer hat wohl den Muth ſich von ſeiner treuen Gefährtin ohne ernſte Urſache zu trennen? Dieſe ſchlimme Gewohnheit herrſcht nur unter den niedrigen Volksclaſſen. Ein im Leben hochgeſtellter Mann kann vier Frauen auf einmal oder nach und nach heirathen, und dabei Hausmädchen haben ſo viel er zu erhalten vermag; denn unter einer ſolchen Anzahl findet er zuverläſſig immer eine die ihn in jeder Hinſicht befriedigt, und die übrigen können unterhalten werden ohne daß man ſich von ihnen ſcheiden läßt, da jede weiß daß nur ſie ſelbſt die Schuld trägt wenn ſie in den Neigungen ihres Herrn eine Nebenbuhlerin beſitzt, indem ſie ſich ihm nicht ſo theuer gemacht daß der Wunſch nach einer Veränderung in ihm nicht aufkommen konnte. Ich berühre hier den zwiſchen mohammedaniſchen und chriſtlichen Gelehrten ſo viel beſtrittenen hochwichtigen Gegenſtand der Monogamie und Polygamie. Es laſſen ſich für beide viele Gründe anführen, allein ich will mein Tagebuch nicht mit derartigen Erörterungen anfüllen. Ich ſtehe hierin auf Seiten meines Geſetzes, obgleich ich mein ganzes Lebenlang Monogamiſt geweſen bin.

Als ich eines Morgens bei Lieutenant E. M. Earle [1] vom 24. Reg. einheimiſchen Fußvolks ſaß, einem Manne der bei mir die perſiſche Sprache ſtudierte (nachdem er Hinduſtani und Mahratti bereits erlernt hatte), erfuhren wir daß dieſen Vormittag in dem Dorfe Maholi, nahe am Flußufer, eine Sati (Weiberverbrennung) vorgenommen werden ſolle. Dieſe Nachricht ſetzte meinen jungen Freund, wie mich, in ſchmerzliches Erſtaunen. Wir konnten nicht glauben daß, während ein brittiſcher Reſident in der Nähe der Hauptſtadt weile, ein ſolcher Frevel verübt werden könne. Wir hatten indeß unſere Unterhaltung hierüber kaum geendigt, als wir auch ſchon die ominöſe Proceſſion ſahen, welche, mit einheimiſcher Muſik aus der Stadt kommend, die Straße am Reſident's Thor entlang zog. Wir liefen ſofort nach unſern Pferden und ritten nach dem Hinrichtungsplatze, den wir in drückender Sonnenhitze in etwa einer halben Stunde erreichten. Auch ein anderer meiner Schüler, Dr. M. F. Kay, der die traurige Nachricht ebenfalls vernommen, traf unmittelbar nach uns an Ort und Stelle ein.

[1] Autobiography of Lutfullah, a Mohammedan Gentleman; and his Transactions with his fellow Creatures; interspersed with remarks on the habits, customs, and character of the people with whom he had to deal. Edited by Edward B. Eastwick, F. R. S., F. S. A. London, Smith, Elder and Comp.

[1] Dieſer vielverſprechende junge Mann ertrank am 13 Jun. 1840 beim Schiffbruch des „Lord Caſtlereagh."

Digitized by Google

Nachdem wir ungefähr eine Viertelſtunde unter einem ſchattigen Pipalbaum am Ufer des Fluſſes gewartet, langte die Proceſſion an, und die brahmaniſchen Träger ſtellten die Bahre an den Rand des Waſſers, ſo daß dieſes Element die Füße des Leichnams beſpülte. Da Geſicht und Hände des Todten dem Anblick bloßgeſtellt waren, ſo ſahen wir daß der Verſtorbene ein kräftiger, wohlgebauter, etwa vierzig Jahre alter Brahmane war. Nachdem wir den Todten in Augenſchein genommen, begaben wir uns zu der jungen Dame, die ſich in einiger Entfernung angeſichts des Leichnams unter einen andern Pipalbaum ſetzte, bereit ſich auf dem in der Nähe des Leichnams gerade in der Herrichtung begriffenen Scheiterhaufen zu opfern. Sie war von ihren Verwandten und andern Leuten, etwa zwanzig an der Zahl, umgeben, unterhielt ſich mit ihnen, und beantwortete alle an ſie geſtellten Fragen aufs unbefangenſte. Sie war hübſch, ungefähr fünfzehn Jahre alt, und ihr reizendes Antlitz zeigte keine Spur von Furcht oder Angſt. Lieutenant Earle, ein vortrefflicher Kenner des Mahratti, fand Gelegenheit ſich mit ihr in eine Unterhaltung einzulaſſen, hielt eine ſehr beredte Anſprache an ſie, und rieth ihr aufs ernſtlichſte von dieſem entſetzlichen Selbſtmord ab, den er, wie er ſagte, als abſichtlichen, von den Brahmanen verübten Mord betrachte. Der dem reinen Hindugeſetz zuwiderlaufende ſchlechte Rath derſelben verleite ſie zu einem qualvollen Tode in beiden Welten. Ihre Antwort hierauf war kurz. „Ihr mögt ſagen was Ihr wollt: ich will mit meinem Herrn gehen. Es ſtand geſchrieben in dem Buche meines Schickſals daß ich ſein Weib ſeyn ſolle, und ſo darf ich in der vollen Bedeutung dieſes Worts nur ſein Weib ſeyn, und keines andern. Ich liebte nur ihn, und kann nie mit derſelben Aufrichtigkeit einen andern lieben; ich muß daher ſeine treue Gefährtin ſeyn wohin er auch geht. Gebt Euch keine Mühe mehr hierüber, mein Herr. Friede ſey mit Euch!"

Lieutenant Earle bat ſie nun, auf den Rath Dr. Kay's und meiner ſelbſt, ihm noch auf einen Augenblick Gehör zu ſchenken. Sie that es, und er fuhr in ſeiner Rede folgendermaßen fort: „Meine gute Dame, ich bitte, überleget die Handlung noch einmal; handelt nicht Eurer Vernunft zuwider; Ihr wißt ja daß wir Eure Freunde, nicht Eure Feinde ſind, daß wir Euch, bei einem geringen Zeichen Eurer Einwilligung, durch alle Mittel vor dem entſetzlichen Tod retten, und Euch für eine künftige ehrenvolle Stellung ſorgen würden." Dann fügte er bei: „Ihr ſolltet vorher den Verſuch machen Euren kleinen Finger zu verbrennen, ehe denn Ihr Euren ganzen koſtbaren Leib den Flammen übergebt." Leider aber hatte ihr Fanatismus bereits einen zu hohen Grad erreicht, als daß ſie dieſen und andern heilſamen Rathſchlägen noch zugänglich geweſen wäre. Mit verächtlichem Lächeln ſagte ſie Hrn. Earle daß ſie ihm für ſeine Freundlichkeit, deren ſie nicht bedürfe, höchlich verbunden ſey; ihr Entſchluß ſtehe unveränderlich feſt. Dann riß ſie kaltblütig ein Stück von ihrem Sacktuch ab, tauchte es in das Oel der brennenden Lampe (die, ſey es Tag oder Nacht, gewöhnlich vor den Satis ſteht), band es um ihren kleinen Finger, zündete es raſch an, und brannte es eine Zeitlang wie eine Kerze. Bald verbreitete ſich auch der Geruch brennenden Fleiſches, allein die junge Schöne ſchwatzte die ganze Zeit über mit den Zuſchauern, ohne daß auch nur ein Seufzen oder Schluchzen den Schmerz welchen ſie litt angedeutet hatte; unſerm unbefangenen und bekümmerten Gemüth aber verrieth der Umſtand daß ihr das Blut ins Geſicht ſchoß und ein reichlicher Schweiß auf ihrer Stirn ſich einſtellte, ihr Gefühl. Der Anfall dieſes enthuſiaſtiſchen Wahnſinns wird, wie ich glaube, unterſtützt und unterhalten durch die Wirkung einiger Narkotika, beſonders des Kampfers, von welchem durch die hartherzigen Brahmanen den armen Opfern eine große Menge beigebracht wird, den dieſe dann verſchlucken, ſobald ſie im erſten Schmerz über den erlittenen Verluſt ihre Abſicht der Selbſttödtung geäußert. Die Wirkung verbreitet ſich raſch über das ganze Nervenſyſtem, Betäubung tritt ein, und der ganze Leib wird gefühllos ehe er noch den Flammen übergeben iſt. Da der Scheiterhaufen nun fertig war, ſo wurde der Leichnam gewaſchen und hineingelegt, und der jungen Dame ungefähr ein halbes Pfund Kampfer in einem Bündel um den Hals gebunden; ſie ſtand mit ihrer gewöhnlichen Heiterkeit auf, rief ihre Götter an, und ſtürzte dem verhängnißvollen Platz auf dieſelbe Weiſe zu wie die Milbe in die Flamme. Dann gieng ſie ſiebenmal um den Scheiterhaufen herum, legte, nachdem ſie ihn betreten, das Haupt des todten Gatten in ihren Schooß, hielt einen brennenden Docht zwiſchen dem großen und dem zweiten Zehen ihres linken Fußes, und zündete die zwiſchen die Scheiter eingeflochtenen Brennſtoffe an. Als auf ihre Bitten die Brahmanen anfiengen den Eingang mit ſchweren Holzſtücken zu verrammeln, konnte Dr. Kay, den dieſes Schauſpiel in die höchſte Aufregung verſetzte, kein Stillſchweigen mehr beobachten. Obgleich er nur ſehr wenig oder nichts von der Sprache verſtand, rief er mit aller Macht ſeiner Stimme aus: „Ihr Schurken, dieß iſt nicht edel; darwaza mat kholo;" das heißt: „öffnet die Thüre nicht;" er meinte aber natürlich das Gegentheil. Dieſe irrigen Worte des guten Arztes brachten, ſelbſt in dieſem tragiſchen Augenblick, die meiſten Zuſchauer zum Lachen. Augenblicklich ſteckte nun das arme Weib den Scheiterhaufen in Brand, die Brahmanen und andere Umſtehende fiengen an den Namen ihres Gottes Rama auszurufen, und ließen die Keſſeltrommeln ſchlagen, Flageolets und Cymbeln ſpielen, und erhoben ein ohrenzerreißendes Geſchrei, um den Jammer des unglücklichen Opfers zu übertäuben. Sobald die Flammen von allen Seiten herausſchlugen, ſchnitten ſie die Seile der vier Ecken der Plattform des Scheiterhaufens mit ihren Beilen ab, ſo daß das ungeheure Gewicht des Feuerholzes, welches plötzlich hinabſtürzte, das zarte Mädchen in einem Augenblick zerſchmetterte. In Zeit von ungefähr fünfzehn Minuten war der ganze Scheiterhaufen in Aſche verwandelt, die Muſik und das Geſchrei hörten auf, und die Henker ſetzten ſich ermüdet ruhig unter dem Baume nieder, wartend bis die Gluth erlöſche, damit ſie dann die Aſche in den Fluß werfen und nach Hauſe zurückkehren könnten. Wir eilten hierauf an unſere eigenen Ruheplätze, traurig und niedergebeugt von dem was wir geſehen.

Religionen, rein in ihrem Urſprung, führen im Verlaufe der Zeit zu Aberglauben, der dann ſolche Reſultate erzeugt wie wir ſie hier geſchildert. Die Religion der Hindus iſt in ihrem Urſprung rein und erhaben, wie man aus den Büchern ihrer Wedas, oder theologiſchen Werke, welche etwa 1800 Jahre vor unſerer Zeitrechnung der Hindſchra, oder ungefähr 1100 Jahre vor Chriſti Geburt entſtanden, klar erkennen kann. Sie glauben, das einzige höchſte Weſen ſey der aus ſich ſelbſt entſtandene (self-existing) Beherrſcher des Weltalls, Bramha genannt. Seine erſten Attribute ſind

die folgende Dreieinigkeit: Bramha der Schöpfer, Wischnu der Erhalter, und Siwa der Zerstörer. Jedes dieser Attribute hat sein besonderes Bild, als ein Mittel das erforderlich sey für das materielle Wesen um an das immaterielle Wesen zu denken, welches ist Ein Schöpfer aller sichtbaren und unsichtbaren Welten. Er ist der Allmächtige, der seine ganze Schöpfung durch eine aus uranfänglich bestimmten und festgesetzten Principien hervorgehende allgemeine Vorsehung beherrscht und regiert.

Aus einer so erhabenen Quelle der ächten Principien ihrer Religion fließt der reine Strom ihres Gesetzes, das alle nach den Gesetzen der gegenwärtigen gesitteten Welt strafbaren Verbrechen streng verbietet. Außerdem sind Selbstmord, Kindsmord und Opfer aller Art, nicht nur menschliches, sondern auch jegliches thierische, unter die gehässigen Verbrechen eingereiht. Allein Aberglaube und Fabeln, so wie der selbstsüchtige Charakter ihrer Priester, haben im Verlauf der Jahrhunderte Unsittlichkeit und Verderbtheit in einem solchen Grad erzeugt, daß die große Masse der jetzigen Hindus in der hohen Meinung ihrer Wedantis oder Gottesgelahrten nichts anderes mehr sind als Ungläubige.

Dr. Krapfs Seereise an der südarabischen Küste von Aden bis Sihut, an der ostafrikanischen Küste vom Cap Guardafui bis zur Insel Sanstbar.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir die Dschubmündung passirt hatten, kamen wir in ein paar Stunden zu der kleinen Insel Kismaiu, welche gegenwärtig unbewohnt ist. Sodann passirten wir viele Felsen und kleine Inseln, welche für die Schiffer sehr gefährlich sind. Sie heißen auf unsern Karten die Dädalus-Felsen, die Araber aber nennen sie Homa-el-Hawawin. Nach der Versicherung unseres Capitäns sollen es 366 Felsen und Inselchen seyn, welche bis an die Insel Patta umher zerstreut sind. Um 3 Uhr Nachmittags ankerten wir in dem vortrefflichen Hafen der Insel Kiama, welche etwa 200 Schritte vom festen Land entfernt ist. Uebrigens ist das Wasser nicht tief genug für große Schiffe, sonst wäre dieß einer der schönsten Häfen in der Welt. Wir segelten so sanft in den Hafen hinein und demselben entlang, daß wir auch nicht die geringste Bewegung des Schiffes spürten, obgleich der Wind auf der offenen See sehr stark war.

In Kiama fanden wir ein Dorf mit etwa 30 Häusern und einer Moschee. Die Einwohner sind alle Mohammedaner, welche einen Theil ihrer Lebensmittel vom festen Land beziehen. Die Insel Kiama hat über eine Stunde im Umfang, und besteht meist aus kahlen Felsen, die nur geringe Anpflanzung erlauben. Die ganze Felsen- und Inselmasse bis Patta, und überhaupt der ganzen Suahiliküste entlang zeigt unwidersprechlich daß hier mächtige Naturgewalten gearbeitet, und diese Inseln vom festen Land losgerissen haben. Die Sache ist um so merkwürdiger als nördlich vom Dschubfluß der ganzen Somaliküste entlang sich nicht eine einzige Insel findet, und die Schiffe oft auf 50 Schritte sich der Küste nähern können. Sobald man aber den Aequator passirt hat, so wird auf einmal alles anders. Man findet eine üppige Vegetation an der Küste und ein Meer voll Felsen, wo jährlich manches Unglück geschieht. Wie schlimm wäre das, wenn die Somaliküste auch so gefährlich wäre. Die Suahili hingegen berauben die gestrandeten Schiffe nicht, verkaufen auch die Schiffbrüchigen nicht in die Sklaverei. So etwas würde der Sultan in Sanstbar hart bestrafen, der dieß schon um der fremden Consuln willen in Sanstbar thun müßte.

Als ich das Dorf auf der Insel besuchte, fand ich eine Anzahl von den Bewohnern unter einem Baum bei der Moschee versammelt. Sie empfiengen mich sehr freundlich und hießen mich auf dem Boden Platz nehmen. Nach Beendigung der gegenseitigen Begrüßung erwähnte ich die Absicht meines Besuches. Ich erzählte daß ich in Abessinien gewesen sey, dort die Galla kennen gelernt, und nun erfahren habe daß diese Nation an dieser Küste wohne, und auch mit der Insel Kiama in Verbindung stehe, wo ich Galla zu finden hoffte. Die Leute erstaunten über meine Reisen und daß ich Länder besucht hätte deren Namen ihnen kaum bekannt waren. Die Hauptpersonen die mit mir redeten sprachen arabisch.

Nach einiger Unterhaltung erzählten sie mir daß sie gegenwärtig in einer großen Verlegenheit sich befinden in Folge eines Mordes den die Somali am Dschubfluß begangen, indem sie vier Galla vom Stamm Wardai und Dado getödtet hätten, und jetzt die That den Bewohnern von Kiama zur Last legen wollen, welche auf Verlangen der Galla 200 Thaler Blutgeld zahlen sollen. Die Kiamaner meinten ich solle den Schiedsrichter zwischen den streitenden Parteien machen. Allein ich erklärte daß ich keine politische Vollmacht von der arabischen noch englischen Regierung hätte, mit der ich in gar keiner Beziehung stünde, indem ich ein Privatreisender und ein Lehrer des Engili (Evangelium) wäre, der gekommen sey die Galla kennen zu lernen und sie im Christenthum zu unterrichten, wenn sie mich aufnehmen würden. Ich würde ihnen übrigens rathen ihren Streit im Frieden zu schlichten, zumal da sie die Freundschaft der Galla nöthig hätten, auf deren Gebiet die Kiamaner ihr Holz, Wasser und ihren Proviant holen müssen, während die Galla ihr Elfenbein, ihre Rhinoceros- und Büffelhörner, ihre Kühe und Schafe an die Insulaner verkaufen, und Kleider und andere Artikel bei ihnen kaufen müssen. Sollten sie sich nicht mit ihnen verständigen können, so sey der Sultan von Sanstbar ihr rechtmäßiger Fürst, an den sie sich wenden sollten. Die nämliche Antwort habe ich in Barawa einem Eingebornen aus Siwi gegeben, der mich fragte ob ich seine Vaterstadt nicht gegen den Sultan von Sanstbar beschützen könnte. Es ist sehr unangenehm für einen Missionär der in eine neue Gegend kommt, wenn er gleich bei seinem Eintritt über politische Gegenstände und Streitigkeiten der Eingebornen gefragt und angegangen wird, und es braucht eine große Festigkeit diese Fragen von vornherein entschieden abzuweisen, um seinem Missionscharakter keinen Tadel anzuhängen. Unsere Freunde in der Heimath wissen gar nicht wie schwer es ist

Digitized by Google

über dieſe Klippe hinwegzuſteuern. Hat der Miſſionär nach längerem Aufenthalt unter einem wilden Volk durch ſeine Lehre und ſein Leben der Wohlthätigkeit das Zutrauen der Eingebornen gewonnen, ſo werden ſie alle wichtigen Fragen ihres geſellſchaftlichen und ſogar ihres häuslichen Lebens vor ihn bringen und ſeinen Rath einholen. Wenn nun Streitigkeiten zwiſchen dem Stamm unter dem er lebt, und Nachbarſtämmen, oder gar zwiſchen Europäern und Eingebornen entſtehen, was ſoll er dann machen, und wie ſoll er ſich aus der Schwierigkeit herauswickeln, ohne bei der einen oder der andern Partei anzuſtoßen, oder die Intereſſen der einen auf Koſten der andern aufzuopfern, und ohne ſeiner Hauptaufgabe, dem Miſſionswerk, zu ſchaden? Es iſt freilich leicht in der Heimath die Miſſionäre zu kritiſiren und ſie der Einmiſchung in die Politik anzuklagen, aber die Frage iſt, wie würde der Kritiker handeln wenn er an der Stelle des Miſſionärs wäre? Ich habe es mir zum Grundſatz gemacht die ſtrengſte Unparteilichkeit gegen die ſtreitenden Parteien zu beobachten, und ſie an ihre eigenen rechtmäßigen Oberbehörden zu weiſen, dabei ihnen offen zu ſagen was in dem betreffenden Fall der Sinn des Evangeliums fordert, nämlich lieber ſein Recht fahren zu laſſen als darauf zu beſtehen, wenn deſſen Behauptung durch Blutvergießen und Feindſchaft gehandhabt werden muß.

Ich hatte in Kiama das Vergnügen ein paar Galla vom Stamm Dabo, der ſüdlich vom Stamm Wardai wohnt, kennen zu lernen. Sie waren nicht wenig erſtaunt als ſie mich in ihrer Sprache reden hörten. Anfangs gafften ſie mich nur an und wollten nicht mit mir ſprechen, wurden aber nach und nach etwas zutraulich und nannten mir die Namen der Stämme die ſie kannten. Leider konnte ich die Namen nicht gleich niederſchreiben, da es nicht weiſe iſt im Angeſicht von uncultivirten Leuten ihre Ausſagen dem Papier anzuvertrauen, da ſie glauben man wolle ſie bezaubern — denn Schreiben und Leſen halten ſie für Zauberei. Ein Reiſender kann ſich damit auf einmal ſein ganzes Unternehmen verderben.

Weſtlich vom Gallaſtamm Dabo, der mit Kiama Verkehr hat, wohnen die Galla vom Stamme Benei, und ſüdlich von Dabo ſind die Galla von Berrietuma. Wenn die Dabos auf dem feſten Land bei Kiama erſcheinen, ſo zünden ſie ein Feuer an, welches den Inſulanern zum Zeichen dient ihre Boote zu ſenden und die Galla abzuholen. Der eigentliche Markt wird indeß am feſten Land gehalten. Es ſoll in dem Gallagebiet ſüdlich vom Dſchubfluß viele Elephanten, Rhinoceroſſe, Giraffen und andere wilde Thiere geben. Der Scheich von Kiama zeigte mir ein ſehr großes Horn von einem Rhinoceros, verlangte aber 8 Thaler dafür, was mir zu übertrieben vorkam. Auch brachte er uns Eier und Milch, und verlangte dafür einige Brechmittel, da, wie er ſagte, die Fieber oft hier herrſchen.

26 Dec. Ehe wir dieſen Morgen den Hafen von Kiama verließen, kam noch der Scheich Muſcham mit einer ſehr großen Schildkröte, die er meiner Frau zum Geſchenk brachte. Lieber hätten wir das Geſchenk ausgeſchlagen, weil wir wußten daß die Eingebornen immer ein Gegengeſchenk erwarten, das zwei und dreimal größern Werth hat im Vergleich zu ihrer Gabe. Ein Suahili brachte mir einmal zwei Eier, und meinte dann Anſpruch auf einen halben Thaler zu haben. Das Geſchenkgeben und Nehmen macht einem Reiſenden im Orient große Noth. Er muß ſich, beſonders da wo er der erſte Europäer iſt der eine Gegend betritt, wohl hüten mit ſeinen Gaben extravagant zu ſeyn, da ſein Beiſpiel, wie die Eingebornen ſagen, Kanun, d. h. Regel für die nachfolgenden Reiſenden wird. In Tadſchurra (an der Küſte der Danakil) ſoll die brittiſche Geſandtſchaft unter Major Hanis 1000 Thaler den Häuptlingen gegeben haben; die Folge war daß, als ich mit meinen Freunden von Zeila aus durch das Somaliland nach Schoa reiſen wollte, der Gouverneur des Orts 2000 Thaler verlangte, die wir jedoch auf 318 Thaler herabmarkteten.

Unſere Matroſen ſetzten die Schildkröte gebunden auf ihren Rücken, damit ſie nicht davonlaufen könne, dann ſchnitten ſie zuerſt den Kopf und die Füße ab. Das Thier lieferte eine große Maſſe Fleiſch, das wir größtentheils den Schiffsleuten gaben, wovon aber einige unter ihnen ſich Scrupel machten es zu eſſen. Nicht alle Mohammedaner verwerfen dieſes Fleiſch, doch genießen es nur diejenigen deren Väter es auch genoſſen haben. Die Abeſſinier haben daſſelbe lächerliche Vorurtheil gegen den Kopf eines Schafs oder einer Kuh. Ein Abeſſinier würde glauben ſich den Fluch ſeines Vaters zuzuziehen, wenn er dieſen Theil eines geſchlachteten Thieres eſſen würde. Sie werfen daher den Kopf gleich beim Schlachten weg. Doch um wieder auf die Schildkröte zu kommen, ſo fanden wir ihr Fleiſch, in Reis gekocht, bald weiß wie Kalbfleiſch, bald ſchwärzlich wie Rindfleiſch. Wir fanden uns übrigens in dieſem geprieſenen Leckerbiſſen getäuſcht, eine Kartoffelſuppe hätte uns wohl beſſer geſchmeckt, vielleicht nur weil wir nie eine Kartoffel hatten.

Es ſind noch einige andere Inſeln nahe am feſten Land die von den Galla beſucht werden, nämlich Tula, Kümboni und Kiju, allein wir ſahen ſie nicht, weil unſer Capitän vor des Imams Flotte, die vor Patta lag, erſchreckt nach Hauſe eilte, und es nicht wagte irgendwo ans Land zu gehen.

27 Dec. Wir ſahen dieſen Morgen die Inſel Patta, kamen ihr aber nicht zu nahe, weil der Capitän befürchtete eines der 40 Holzer (Schiffe) möchte uns bemerken und unſer Schiff wegnehmen. Es war gewiß eine leere Furcht, denn die Leute des Imams hätten es wohl nicht gewagt einen Europäer ſolchen Unannehmlichkeiten auszuſetzen. Die Inſel Patta iſt vom feſten Land durch eine kleine ſandige Bucht getrennt. Sie war früher in den Händen der Portugieſen, welche daſelbſt ein Caſtell bauten, wovon noch Ruinen übrig ſind. Die Portugieſen ſcheinen aber nicht lange im Beſitz von Patta geweſen zu ſeyn. Später war die Inſel theils unabhängig, theils in den Händen des Fürſten von Mombas, theils im Beſitz des Imams von Mascat. Im J. 1812 war ſie wieder unabhängig, ſtellte ſich jedoch unter den Schutz von Mombas, aus Furcht vor den Angriffen des Imams von Mascat, welcher wirklich 1817 Patta angriff mit 4000 Mann und 30 Booten. Zweimal wurde der Imam geſchlagen, aber das drittemal gelang es ihm Patta ſich zu unterwerfen. Die Truppen von Mombas, welche der tapfere Mombarak anführte, mußten ſich zurückziehen, und die Folge war daß der Imam nun auch Mombas bedrohte, weil dieſe Inſulaner den Patſchuei (Bewohnern von Patta) geholfen hatten. Der vertriebene Fürſt von Patta, der Bana Mku hieß, zog ſich mit ſeinen Anhängern in die Gegend des Oſtfluſſes zurück, wo ſie die Stadt Kau bauten, welche der Imam ſpäter nie erobern konnte, und von wo aus die Patſchuei eine bittere Feindſchaft gegen den arabiſchen

Eindringling und ſeine Regierung unterhielten, welche in Patta eine Beſatzung von arabiſchen Soldaten hat.

Die Inſel Patta und ihre Umgebung wird von den Suahili als der Urſitz ihrer Nation betrachtet, und der Patſchuei-Dialekt gilt als der urſprünglichſte der Suahili-Sprache. Das feſte Land vom Dſchubfluß an bis in die Oſtgegend iſt ſehr niedrig, daher es wohl möglich iſt daß dieſem Küſtenſtrich aus phyſiſchen Gründen der Name „Niederland, niedere Küſte (Suahel)" vorzugsweiſe gegeben wurde. Wenn man z. B. in Sanſibar einen Eingebornen fragt: „wo gehſt du hin?" ſo kann er antworten: ich gehe nach Suahel, womit er Patta oder ſeine Umgegend bezeichnen will. Später wurde dann die Bedeutung „Suahel" auf die ganze Küſte ſüdlich von Bar-Agam (Somaliküſte) ausgedehnt und bar-e-ſuahel von den Arabern genannt.

Nachdem wir Patta paſſirt hatten, kamen wir bald in die Nähe der Inſel Lamu, was nach der Suahili-Erklärung heißen ſoll „neutral bleiben zwiſchen zwei ſtreitenden Parteien." Man ſieht die weißen Sandhügel von Lamu in ziemlicher Ferne. Lamu iſt dem Sultan von Sanſibar ſehr ergeben und hat eine kleine arabiſche Beſatzung, für welche der Sultan eine kleine Feſtung im arabiſchen Styl erbaut hat. Lamu iſt auch der Hauptſitz des Sklavenhandels an dieſer Küſte, weßhalb die portugieſiſchen, ſpaniſchen und franzöſiſchen Sklavenſchiffe häufig daſelbſt geſehen wurden, ſo lange den Europäern der Sklavenhandel an dieſer Küſte noch erlaubt war. Die Franzoſen haben einen beſonders üblen Ruf in dieſer Gegend hinterlaſſen, weil ſie die Matroſen der Fiſcherboote wegzunehmen und zu Sklaven zu machen pflegten. Der Hafen von Lamu iſt geräumig und geſichert gegen den Süd- und Nordwind, und die Inſel iſt nicht weit vom feſten Land entfernt. Die Galla beſuchen Lamu fleißig, und bringen Elfenbein, Häute u. ſ. w.

Nachmittags paſſirten wir die Bucht Formoſa, welche von den Suahili Gama genannt wird, in die ſich der Oſifluß ergießt, deſſen Quelle wahrſcheinlich in dem großen Gebirgsſtock entſpringt der ſich unter dem Aequator nach Süden und Norden ausbreitet. Nach den Ausſagen einiger Eingebornen ſoll der Oſi ein Arm des Dana ſeyn, der auf den Karten unter dem Namen Quilimancy figurirt. Wahrſcheinlich iſt dieſer Name eine Corruption von Kimanſi, wie man das Riff heißt das den Eingang zum Danofluß verſchließt. [1]

Das ſüdliche Ende der Bucht Formoſa wird begränzt von dem Cap Goman, das auf den Karten fälſchlich Gomany genannt wird. Von Cap Goman zieht ſich eine Bucht hinein bis zu dem Strand, auf welchem früher die Stadt Malindi erbaut war, die in alten Zeiten ein Mittelpunkt des oſtafrikaniſchen Handels war, und welche lange Zeit den Portugieſen gehörte, jetzt aber zerſtört iſt. Ihre Ruinen, die in einem faſt undurchdringlichen Wald liegen, habe ich ſpäter beſucht. Die Stadt wurde zuerſt durch die Kriege mit Mombas und Patta geſchwächt, und endlich von den wilden Galla zerſtört, welche ſo manche alte Schöpfung in Oſtafrika, in den Aequatorgegenden ſowohl als in Abeſſinien, vernichtet haben.

Die Küſte von Malindi iſt ſehr holzreich und bietet dem Auge des Seefahrers einen ſchönen Anblick dar. Im Weſten erhebt ſich ein Gebirgs- oder Hügelzug, welcher Mirrihi heißt, der weit nach Süden reicht in einer Entfernung von mehrern Stunden vom Meeresufer. Von der Formoſabucht an bis zur Bucht von Killeſi wohnen die Dahalo, welche hauptſächlich von der Jagd leben und in einem Abhängigkeitsverhältniß zu den ächten Galla im Innern ſtehen. Dieſe Dahalo vermitteln auch die Suahili mit den Galla, deren Sprache ſie reden. Die Suahili heißen die Dahalo gewöhnlich Waſanie oder Waſunie, was „Sklaven" bedeutet. Die Wälder der Dahalo enthalten viel Copal, das aber nicht ausgegraben werden kann wegen der Unſicherheit der Gegend in Folge der Nähe der Galla. Nur an einer Stelle haben die Suahili das Graben verſuchen können.

28 Dec. Ehe wir dieſen Nachmittag Takaungu, die jetzige Heimath unſers Capitäns, erreichten, war alles auf dem Schiff geſchäftig ſein beſtes Kleid hervorzuſuchen, das Haupt zu ſcheeren, die muſikaliſchen Inſtrumente in Bereitſchaft zu ſetzen, die zwei alten Schiffskanonen bis zur Mündung zu laden, daß wir faſt eine Exploſion befürchteten. Ich und meine Frau blieben allein paſſiv bei dieſen Zurüſtungen, für uns hatte der Anblick der reizenden Küſte mehr Intereſſe. Sie bildet hier kleine Buchten, die ſich äußerſt hübſch ausnehmen, beſonders die große Bucht von Killeſi, die ziemlich breit iſt und mehrere Stunden weit ſich ins Innere erſtreckt. An ihren Ufern ſollen früher bedeutende Dörfer geſtanden haben, die durch die Galla zerſtört wurden. Der Boden an den Ufern iſt ſehr fruchtbar, wie ich im Jahre 1853 ſelbſt geſehen habe als ich dieſe Bucht beſuchte. Wie Schade iſt es doch daß ſolche herrliche Gegenden wüſte liegen müſſen der wilden Galla wegen. Doch die Zeit wird und muß kommen wo der Strom der europäiſchen Auswanderung auch nach dieſen fernen Gegenden hin fließen muß, denn Japhets Kinder (Europa) bilden die Weltſeele, welche den aſiatiſchen Sem und den afrikaniſchen Ham vermitteln muß, ſonſt wird es weder in Aſien noch in Afrika beſſer werden. Die Afrikaner und Aſiaten insgeſammt müſſen unter die Vormundſchaft Japhets geſtellt werden, bis ſie mit Ehren ſelbſtſtändig ſich leiten können. Wenn es die Selbſtſucht der europäiſchen Nationen zuließe, ſo würden ſie ſich leicht und ſchnell in dieſe Vormundſchaft theilen können. Rußland würde das nördliche Aſien beſetzen, Deutſchland Kleinaſien, Frankreich Afrika, England das ſüdöſtliche Aſien mit ſeinen Inſeln, und Amerika würde Polyneſien haben müſſen. Es verſteht ſich von ſelbſt daß den Eingebornen ihr Land nicht genommen, ſondern nur ſo lange bevormundet werden müßte, bis ſie ſich das Chriſtenthum und die chriſtliche Civiliſation angeeignet haben; dann müßten ſie als mannbare Kinder entlaſſen werden, wie dieß überhaupt bei jeder Colonie geſchehen ſollte, die nicht gewaltſam, ſondern freiwillig von der Mutter abgelöst werden darf. Die Menſchheit im Großen ſtellt eine Familie dar, deren Erſtgeborne die Unmündigen zu leiten haben. Aber freilich müſſen die Eingebornen auch Verſtand und Weisheit haben die Unmündigen ohne Selbſtſucht und Tyrannei regieren zu können. Eben weil es den europäiſchen Nationen bisher an Freiheit von unterdrückender Selbſtſucht fehlte, darum hat ihnen der Lenker der menſchlichen Schickſale das Recht der Erſtgeburt nicht vollſtändig übertragen können. Sie müſſen erſt ſelbſt

[1] Der Dana oder Pokomoniſluß hat ſeine Quelle in dem Schneeberg Kenia, den ich im Jahr 1849 auf meiner Reiſe in Ukambani ſah. Seine Mündung hat er bei Pamamba in der Formoſabay in der Nähe von Cap Goman.

Digitized by Google

beſſer erzogene Söhne werden. Es wäre dieß ein fruchtbarer Gegenſtand, über den ich in Afrika viel nachgedacht habe und über den ich noch viel ſagen möchte, wenn hier der Ort dazu wäre.

Ungefähr um 3 Uhr Nachmittags lagen wir am Eingang der kleinen Bucht, in welcher das große Dorf Takaungu liegt. Das Grün der Bäume erſchien unſerm Auge, das an die kahlen Felſen Arabiens und des Somalilandes von Jebel Gerdaf bis Barawa gewöhnt war, ſehr bezaubernd und wohlthuend. Seit meinem Aufenthalt in Abeſſinien hatte ich nichts ähnliches mehr geſehen, und ich glaubte beim Landen in Takaungu nicht mehr in Afrika zu ſeyn, ſo ſchön war die ganze Natur um mich her. Die Breite der Bucht, oder vielmehr des Meerarms der einige Stunden ins Land hinreicht, iſt am Eingang etwa 150 Schritt breit, und große Boote können nur zur Fluthzeit, welche eine Höhe von 12 Fuß in Oſtafrika erreicht, in dieſelbe einlaufen. Einige Kanonenſchüſſe hatten die Bewohner ſchon von unſerer Ankunft unterrichtet, ſo daß die Matroſen kaum Zeit hatten die Segel herunterzulaſſen, als die Leute in Booten und ſchwimmend unſer Schiff erreichten und alsbald anfüllten, während unſere Schiffsleute einen wilden Lärm und Tanz aufführten. Das Dorf Takaungu liegt eine halbe Meile landeinwärts vom Hafen entfernt, von wo aus es kaum wegen des dicken Gebüſches bemerkt werden kann. Viele Leute von Mombas haben, wie früher erwähnt, als ihre Stadt vom Sultan von Mascat erobert wurde, ſich hieher geflüchtet und dieſes Dorf erbaut auf den Ruinen eines durch die Galla zerſtörten Dorfes.

Der Sultan läßt ſie jetzt im Frieden, da ſie zugegeben haben daß er ſeinen Agenten im Dorfe habe, der alle ihre Bewegungen bewacht und die üblichen Steuern und Abgaben einzieht. Die Leute gewähren dieß gerne, allein ſie fürchten der Fürſt werde ſich nicht damit begnügen, ſondern bei der erſten Gelegenheit ſich der frühern Häupter wie Mombas bemächtigen und ſie nach Arabien in die Gefangenſchaft ſchicken.

Als ich ans Land gieng, begrüßten mich die Leute ſehr freundlich, gaben mir die Hand und ſprachen mich mit ein paar engliſchen Phraſen an, die ſie in Mombas im Verkehr mit den Engländern gelernt hatten.

29 Dec. Der muntere Geſang der Vögel, die in dem grünen Gebüſch, das den Meeresſtrand begränzt, ihre fröhlichen Weiſen ſangen, weckte uns dieſen Morgen mit dem aufgehenden Tageslicht, ſo daß wir auch bald munter waren, einige Bettſtücke und Kleider zuſammenpackten zu einem mehrtägigen Aufenthalt in Takaungu, denn hier mußten wir ein anderes Boot nehmen, weil unſer Capitän es nicht wagte mit ſeinem Schiff nach Sanſibar, der Reſidenz des Sultans, zu gehen. Es däuchte uns als wären wir auf einem Fluß, da wir in die ſchmale Bucht einliefen, deren Ufer mit dickem Gebüſch bedeckt ſind. Die Ufer ſind 15—25 Fuß über der Meeresfläche, was den Aufenthalt weniger ungeſund macht, obgleich eine ſehr heiße Sonne dieſe Geſtade zu einem ungeſunden Wohnort für einen Europäer machen könnte, würde die Luft nicht ſtets durch friſche Seewinde gekühlt und gereinigt. Eine Schaar Kinder und Erwachſene empfiengen uns am Ufer, unter ihnen drei heidniſche Galla aus dem Dahaloſtamm. Die Galla begrüßten mich freundlich auf Gallaiſch und ſchienen höchlich erſtaunt und erfreut einen weißen Mann und eine weiße Frau zu ſehen. Sie folgten uns in unſers Capitäns Haus und blieben unſere beſtändigen Zuſchauer. Es lag etwas unbeſchreiblich rohes, wildes und heimtückiſches in ihrem Auge, in dem ganzen Ausdruck ihrer ſonſt ſo edlen Phyſiognomie. Es liegt etwas hohes in der Erſcheinung eines Galla, er verräth viel Verſtand und Scharfſinn, ſo daß er zu etwas beſſerem geboren zu ſeyn ſcheint. Wie ein Fürſt ſteht er auch in ſeiner zerlumpten Kleidung mitten unter den verweichlichten Arabern und Suahili da. Seine Haltung iſt würdig und ſtolz, mit ſtarker Fauſt hält er auf der Schulter Spieß und Keule, während die Rechte auf einem kurzen Meſſer, das in der Seite ſteckt, ruht. Doch liebt der Galla auch Tand und Spielzeug. Um ſeinen Hals windet er vielfach eine kupferne Kette, an die er Elfenbeinſtückchen u. ſ. w. hängt, um ſeinen Arm legt er Ringe von Elfenbein oder Kupfer, doch ſind dieſe nicht immer von unſchuldiger Bedeutung. Sie tragen ſie als Ehrenzeichen für den Mord eines Menſchen oder die Erlegung eines Elephanten. Die Galla kommen häufig nach Takaungu, aber die Leute dieſes Dorfes gehen nicht zu ihnen, ſondern haben einen Dolmetſcher, der in das Gallaland geht. Dieſer Mann war früher ein heidniſcher Galla, iſt aber, wie es ſcheint, um des Gewinnes willen zum Mohammedanismus übergetreten. Er lernt noch als alter Mann den Koran, wahrſcheinlich um nachher ein Lehrer ſeines Volkes zu werden. Die Gallaſtämme zunächſt bei Takaungu ſind Karrar, Illani, Berrietuma, Metóle, Hatſchetſch, Gulo, Berráta. Dieſe 7 Stämme haben zwei Heiu oder Häupter, welche von Zeit zu Zeit wechſeln. Einer dieſer Heiu reſidirt in Wojama, der andere in Tullu an den Ufern des Oſi. Der eine heißt der große, der andere der kleine Heiu. Beiden ſind untergeordnet zwei Männer welche Móra heißen. Ein Mora gehorcht dem großen Heiu, der andere dem kleinen. Unter dieſen 4 Männern ſteht der Lukkari oder der öffentliche Sprecher, welcher die Anſicht der 4 Häupter, die in der Verſammlung ſchweigen, vorzutragen hat. Die Galla unter dem Aequator ſcheinen ein weniger ausgebildetes Religionsſyſtem zu haben als die Galla in der Nähe von Abeſſinien. Sie wiſſen nichts von der männlichen (oglie) und weiblichen (atetie) Gottheit, noch von den guten und böſen Geiſtern, noch von der Schlangenverehrung — lauter Begriffe welche den nordiſchen Galla bekannt ſind. Doch haben dieſe ſüdlichen Galla auch ihre Wato und Kallitſche, d. h. Prieſter und Wahrſager. Uebrigens ſind ſie eben ſo wild, ja noch wilder als ihre nördlichen Brüder, treiben aber keinen Ackerbau wie jene, ſondern leben von ihrer Viehzucht und dem Jagen, führen daher mehr eine nomadiſirende Lebensweiſe, während die nördlichen Galla feſte Wohnſitze haben und Ackerbau treiben. Die Galla tödten jeden Fremden der ihnen auf dem Weg begegnet, wenn er nicht ein Mogáſa, d. h. Günſtling, Freund des Heiu geworden iſt. Die Suahili tödten die Galla nicht, weil ſie deren Rache an der Küſte fürchten müſſen, und weil ſie überhaupt nicht ſo blutdürſtig ſind.

Eine kleine Mundharmonika, die ich in der Taſche hatte und die ich den Galla die wir ſahen gab, erregte ihnen die größte Verwunderung und kindiſche Freude. Sie verſuchten auch darauf zu ſpielen und kamen nachher alle Tage und baten mich, das ſchöne Hüpfen (wie ſie muſikaliſche Töne in ihrer Sprache nannten) zu machen. Dieſe Galla behaupteten von den Boren Galla abzuſtammen, in deren Land ihre Väter gewohnt haben ſollen. Die Galla-Nation iſt ohne Zweifel eine der größten Afrika's. Ihre Sprache

Digitized by Google

und Sitten sind im wesentlichen überall dieselben, wiewohl eine Dialektverschiedenheit stattfindet, wie sich nicht anders erwarten läßt.

Raschid Ben-Salem, der frühere Fürst von Mombas, war bei unserer Ankunft in Mombas nicht in Takaungu, sondern auf seiner Damba oder Pflanzung einige Stunden vom Ort entfernt. Er ist ein alter Mann, aber gerade ihn wünscht der Sultan von Sansibar in seine Gewalt zu bekommen. Das Trinkwasser in Takaungu ist salzig, das bessere Wasser muß daher von ferne gebracht werden. Die Häuser in Takaungu tragen den Charakter ihrer ausgewanderten Bewohner, sie sind aus Holz erbaut, klein, niedrig und finster und mit Kokosblättern bedeckt. Die Leute fürchten sich bessere Häuser zu bauen, weil sie vor einem plötzlichen Ueberfall des Sultans nie sicher sind.

Es war in der That rührend die Anhänglichkeit wahrzunehmen welche diese Leute gegen die Engländer bewahrt haben, denen sie im Jahr 1823 die Insel Mombas freiwillig übergeben hatten, um gegen den Sultan von Mascat und Sansibar geschützt zu seyn. Die Engländer zogen sich aber im Jahr 1833 von Mombas zurück und überließen diese Insel ihrem Schicksal, worauf der Sultan Said-Ben-Sultan sie eroberte. Ich mußte mich wundern daß die Takaungu-Leute eine so hohe Anhänglichkeit an England bewahrt haben, da doch die englische Regierung aus Staatsrücksichten sie im Stiche ließ. Die Engländer fanden nämlich keinen großen unmittelbaren Gewinn in der Behauptung der Insel Mombas, obwohl sie erkannten daß der Hafen derselben nützlich wäre im Fall eines Seekrieges oder zur Ausbesserung ihrer Schiffe. Der Handel war nach englischen Begriffen auch zu unbedeutend als daß die Aufstellung einer Land- und Seemacht die Kosten decken würde. Aus diesen Gründen wurde es als unzweckmäßig erkannt, Mombas als brittische Colonie zu behalten. Dagegen sah man ein daß es zweckmäßig wäre einen Fürsten als Herrn der ganzen Küste anzuerkennen, um die Eroberungsgelüste irgend einer europäischen Nation abzuwehren. Nachdem die Franzosen die Insel Mayotte besetzt hatten, mußte es den Engländern daran liegen, ihren Plan (wornach nur Ein Fürst die ganze Ostküste vom Cap Gerdaf an bis zu den portugiesischen Besitzungen hinab besitzen sollte) in Kraft gesetzt zu sehen, damit weder Frankreich noch Amerika einen Einfluß auf diese Küste oder einen Besitz auf derselben gewinnen könnte. Welcher Fürst konnte dazu tüchtiger seyn als der Imam von Mascat, der schon längst in freundlicher Beziehung zu England stand, und der nach dem Besitz der Ostküste trachtete? Aber um diesem Fürsten einen Beweis der Freundschaft zu geben, und um ihm zu zeigen daß England keine territorialen Gelüste nach dieser Küste habe, und daß es das Begehren anderer Nationen, besonders der französischen mißbillige, mußte dem Imam von Mascat die Insel Mombas überlassen werden, das heißt, die Engländer mußten sich zurückziehen damit er sie erobern könnte, was sein Plan gewesen war seit dem Antritt seiner Regierung und seitdem er Patta erobert hatte. Er konnte zum Schein den Grund anführen daß Mombas vor Zeiten dem Herrscher Jarube von Mascat gehört habe, aber er vergaß zu sagen daß sein Fürstenhaus nicht von Jarube's Familie abstammte, sondern der Großvater nur General des Jarube war, der bei des letztern Tod Sansibar usurpirt, während ein zweiter General Namens Masrue von Mombas Besitz nahm.

Uebrigens ist die englische Politik welche nur Einen Fürsten an der Suahilikküste haben will, nicht zu tadeln. Es ist immer besser wenn man es mit Einem Mann zu thun hat, als mit einer Menge von unabhängigen kleinen Staaten, die einander befehden und die Entwicklung des Ganzen hemmen. Auch war es ja dem Imam nur darum zu thun daß die Einzelstaaten nominell seine Regierung anerkannten, gewisse Abgaben gewährten, etwa noch einen Gouverneur vom Imam annahmen, im übrigen aber bei ihren eigenen alten Sitten und Rechten beharrten. Durch die nominelle Anerkennung des Imam waren sie gegen auswärtige Occupation geschützt, indem England, Frankreich und Amerika dem Imam sein großes Gebiet in Ostafrika garantirten und in Sansibar Consuln aufstellten. Die Besitznahme der Franzosen von Mayotte und der beabsichtigte Ankauf der Halbinsel Hafne mußte den Einzelstaaten zeigen, was ihrer warte wenn sie sich dem Imam nicht unterordnen.

(Schluß folgt.)

Oberwallis und die Visperthäler.

Wer von Graubündten her über Oberalp und Furka, an dem herrlichen Rhonegletscher vorbei, die Gränzen des Kantons Wallis überschreitet, wird bald gewahr daß er einen Boden betritt der, gänzlich von der übrigen Schweiz verschieden, in der großartigen Gestaltung seiner Gebirgszüge in Aussehen und Wesen seiner Bewohner so viel des Anziehenden bietet, wie keine andere der großen Heerstraßen der Touristen. Mühsalvoll ist der Pfad, der sich an der jungen Rhone hinabwindet, durch Felsblöcke und rinnende Gletscherwasser vielfach versperrt, bis beim Biegen um eine Felsecke an einer Capelle ein über alle Beschreibung erhabenes Bild den Wanderer fesselt, vor dessen Blick die grüne Fläche des Zehnten Gombs sich erschließt, den nach allen Seiten steile Gebirge einfassen, deren ewiger Schnee von der Abendsonne vergoldet in röthlichem Lichte glüht. Auf der breiten Thalsohle, mit ihren grünen Matten von dem Bergstrom durchschnitten, erheben sich Dörfer, deren wettergebräunte Holzhäuser sich dicht zusammendrängen wie eine Viehheerde bei Unwetter, an Stellen die weder Lawinenstürzen noch Gletscherwasser ausgesetzt sind. Der südliche Abhang des von Osten nach Westen geöffneten Thales ist hoch hinauf angebaut in kleinen Getreidestückchen, während an der Nordseite grüne Alpen mit dunkeln Lärchenwäldern abwechseln. Ein dunkelhaariger, untersetzter, deutschredender Menschenschlag bewohnt diesen obern Zehnten, der zu den wohlhabenden Theilen des Wallis gehört. Hier, wo die Wasser rascher abfließen und der Boden in seinen selten Weiden seine spärlichen Bewohner reichlicher ernährt, wird man nichts von dem Kretinismus gewahr, der erst in dem mittlern Theile des Kantons, in Mörl und Naters, aufzutreten beginnt, wo

Digitized by Google

Gletſchergeſchiebe den Lauf des Fluſſes beengen, der ſich durch dieſe Barre mühſelig einen Weg gebrochen und den Thalboden theilweiſe verſumpft hat. Nur Saumpfade vermitteln den Verkehr von einer Wohnſtätte zur andern und über Berge und Gletſcher nach Italien hinüber, ſo daß Sprache und Sitten in urſprünglicher Eigenthümlichkeit erhalten blieben. In den räumlichen Holzbäuſern ſieht man kunſtreiches Schnitzwerk an Stubendecken und Geräthe mit ſinnigen Sprüchen, welche ſich meiſt auf Gaſtfreundſchaft und häusliches Wohlergehen beziehen, wie die ſchöne Stelle aus dem 40ſten Pſalm: Beatus qui intelligit super egenum et pauperem, in die mala liberabit eum Dominus, der in der Wirthsſtube zu Mörl zu leſen iſt. Die Tracht der Frauen zeigt ſich höchſt eigenthümlich in dem Kopfſchmuck, der in einem reich bebänderten ſchwarzen Hütchen beſteht, das über die um die Schläfe gelegten Zöpfe geſtülpt wird. Auch das Gewand iſt dunkelfarbig, braun oder ſchwarz, im Schnitt dem der Bernerinnen ähnlich. Die Geſichter haben meiſt einen beſcheidenen, faſt wehmüthigen Ausdruck, der beſonders bei den Gabe heiſchenden Frauen und Kindern, deren nur die älteſten und jüngſten betteln, rührend hervortritt. Ohne ein Wort auszuſprechen, legen ſie Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand an die Lippen, und dann in die offene Linke, und deuten ſo in ſtummer Gebärde ihre Bitte an. Häufig ſieht man Frauen die ſchwere Laſten auf Kopf oder Rücken tragen, im Gehen mit ihrem Strickſtrumpf beſchäftigt. In ihrer Redeweiſe haben ſie beſonders im mittlern Wallis die Gewohnheit, das dritte perſönliche Fürwort vielfacher Zahl das engliſche she auszuſprechen, während in den Viſpthälern die Mundart, ungleich rauher in ihrer Satzbildung, einer ungelenken Uebertragung aus einer fremden Sprache gleicht.

Von Mörl an gewinnt das Thal einen ſüdlichen Charakter. Hohe Kaſtanien- und Nußbäume wurzeln zwiſchen den Felsblöcken, um die ſich in üppigen Gewinden die Ranken wilden Weines ſchlingen. Statt der hölzernen Häuſer ſieht man Steinbauten mit flachen Schieferdächern, zwar meiſt verwittert und altersgrau, aber mit ihren Vorſprüngen, Freitreppen und Spitzbogenfenſtern äußerſt maleriſch anzuſchauen. In Naters, unter den Trümmern von Superfax gelegen, treten ſolche mittelalterliche Bildungen beſonders hervor. Das Erdbeben welches vor hundert Jahren Liſſabon zerſtörte, hat auch hier deutliche Spuren hinterlaſſen an der gothiſchen Kirche, den baufälligen Häuſermaſſen, an denen man als Zeichen frühern Wohlſtandes häufig die reichſte Schloſſerarbeit in künſtlich ciſelirtem Gitterwerke und Vorſchüſſen gewahrt. Das zwiſchen den Glen- und Glyshörnern eingeklemmte Brieg, der Schlüſſel der Simplonſtraße, mit ſeinen Kirchen auf hohen Terraſſen ſchaut dagegen ganz ſtattlich herüber. In der Nähe geſehen ſchwindet freilich dieſe Herrlichkeit, da die palaſtähnlichen, durch Loggien verbundenen, mit Thürmen und Zinnen verſehenen Gebäude nur wenig bewohnt und ihrem Zerfalle nahe ſind. Der Verkehr mit Italien, wo die Familie Steckalper, der dieſe Paläſte gehören, zahlreiche Commanditen beſaß, hat ſichtlich auf die Bauweiſe eingewirkt. Der Fahrſtraße wegen, die von hier aus erſt eigentlich beginnt, von Mörl an bedient man ſich nur der Bergwägelchen, iſt der Ort lebhafter, als die Flecken und Dörfer welche ſeitab liegen. Viſpach, weiter unten im Thale, bietet zwiſchen hohen Bergwänden, mit der brauſenden Viſp, dem Balfrein im Hintergrunde, ſeinen hochanſtrebenden Kirchen und bezinnten Häuſergruppen ein herrliches Landſchaftsbild dar. Von der Terraſſe der Hauptkirche ſchweift der Blick über den hocheingedämmten Bergſtrom ab- und aufwärts zu den großartigen Gebirgsformen der Berneralpen und des Sanfongrats, der ſich gegen den Monte Roſa hinzieht, oder ſenkt ſich nieder zu der einſamen Clauſe, die wie ein Felſenneſt am Abgrund unter der Kirche klebt, während der Eremit unter einer Laſt Sammelholz keuchend zu ſeiner Behauſung niederſteigt und eine paſſende Staffage zu der mittelalterlichen Umgebung der verwitterten Herrenhäuſer mit ihren Wappenſchildern und Schießſcharten bildet. Im 13ten und 14ten Jahrhundert, und ſpäter noch, galt der Paß durch das Saasthal über den Monte Moro für den gangbarſten, dem Verkehr mit den welſchen Landen geeignetſten. Daher der frühere Wohlſtand des Fleckens, der als Waarenniederlage eine große Bedeutung hatte. Bis zur Eröffnung der Simplonſtraße durch Napoleon wurde auch die Poſt über dieſen Berg gefördert, wo wachſende Gletſcher und verminderte Sorgfalt für den Saumpfad allmählich dieſen weniger zugänglich gemacht haben. Vielleicht wirkt auch die Abnahme des Bergbaus, der ſchon in ſehr früher Zeit auf edle Metalle in dieſem Theile der penniniſchen Alpen betrieben wurde, auf die Verarmung dieſer Gegend ein, in der in nicht zu ferner Zeit ein neues Eldorado ſich anſchließen dürfte, wenn die Wildwaſſer abgedämmt und ihre Geſchiebe ſo eifrig durchwühlt würden, wie in den kaliforniſchen Felſengebirgen. Auf frühern Metallreichthum des Saaſerthales weiſen die Sagen von goldfreſſenden Drachen hin, welche Berge aushöhlen, daß ſie zuſammenſtürzen, von wilden Männlein, welche wie Rübezahl neckiſche Gaben austheilen, die ſich in Gold verwandeln. Von Stalden, wo die beiden Ströme der Görner- und Saaſervisp ſich vereinen, führt ein ſchmaler Saumpfad hoch über letztere in die enge Schlucht, an deren Ende mehrere Dörfer im Wiesgrund zerſtreut liegen, die aber erſt nach mehrſtündigem Wandern erreicht werden. Der Weg geht an der Schattenſeite des ſteilen Saaſergrates hin, über häufige Runſen und Schutthalden an unzähligen Kreuzen vorbei, welche zum Andenken Verunglückter in Lawinen und Schneeſtürmen oder als Votivkreuze zur Abwendung der Ausbrüche des Matmarkſees oben am Monte Moro errichtet ſind; düſtere Begleiter, welche die Schauer der wilden Umgebung mit ihren donnernden Gletſcherbächen, der brauſenden Viſp im tiefen Grunde dunkler emporſtrebender Tannen, in deren Zweigen Raubvögel krächzen, noch erhöhen. Nur im Rückblick in das Land hinaus leuchten wie tröſtend die herrlichen Berneralpen nieder, gewahrt das Auge menſchliche Wohnungen hoch oben auf den Bergen. Nachdem unzählige Vorſprünge des Gebirges umwandert ſind, ſenkt ſich der Pfad über einen Steg in eine Trümmerwildniß, durch welche er ſich fortſchlingt, bis endlich beim Dorfe Abella oder Balen die Schlucht zu grünen Matten ſich erweitert, eine Anſicht auf den Thalkeſſel geſtattet, der ſich bis zu dem Gebirgszuge erſtreckt, welcher die Gränzſcheide zwiſchen deutſchen und welſchen Landen bildet. Bald erſcheint Saas im Grunde, das aus mehrern Häuſercomplexen beſteht. Wie in Oberwallis, iſt auch hier der Holzbau allgemein, und die Alpennatur bildet einen gewaltigen Contraſt gegen die üppige, ſüdliche Vegetation, welche beim Eintritt in die Thalſchlucht jedes Fleckchen Boden umkleidet, und in Obſtbäumen und Weinſtöcken kräftig ſich entfaltet. Auch das Laubholz iſt verſchwunden, und die ſteilen Thalhänge nur mit dunklem Nadelholz und Lärchen umkleidet.

In den schwarzhaarigen, wettergebräunten Bewohnern dieses abgeschiedenen Erdstückchens ließe sich vielleicht unschwer ihre arabische Abstammung erkennen, obgleich in Sitte und Lebensweise sie nicht von ihren hellfarbigen Nachbarn abweichen. Außer den häufigen arabischen Ortsnamen, Aballa, Allalin, Alangel, Algaby, Fontane More, Piz del Moro, Monte Moro, Mischabel, gibt es ein anderes Zeugniß für längeres Verweilen der Saracenen in diesen abgelegenen Thalschluchten, in einer Wasserleitung, die hoch über Saas und der Baumgruppe an den steilen Gemswegen in den Fels gehauen ist, und den Abfluß des Triftgletschers auf die darunter gelegenen Alpenmatten fördert. Die Mischabelhörner, welche diesem Punkte gegenüber riesig emporragen, wurden noch von Hirzel-Escher in seinen „Wanderungen in weniger besuchte Alpengegenden ꝛc." 1829 Mistgabelhörner genannt, so wenig ahnte man damals den arabischen Ursprung dieser Namen, welche erst durch Engelhardt, Ulrich ꝛc. Bedeutung gewannen.

In der Sprache haben sich uralte deutsche Formen erhalten, wie z. B. der Aar als Bezeichnung des ganzen Raubvögelgeschlechts; Eidechsen heißen Latschen, was vielleicht durch Lett-uoch, Lett- oder Erdunke zu erklären wäre. Sich zu barmen, statt sich niederlassen, wird in andern Gegenden nur von dem Vieh gebraucht; Welschkorn heißt Moorweizen, und Epheu Ephaul. Der Charakter des Thales ist ein ernster, strenger, der auch auf seine Bewohner übergegangen ist, die in stetem Ankämpfen gegen die verderblichen Naturkräfte, welche sie in Lawinen, Bergrutschen, Wildwassern, Gletscherbrüchen unaufhörlich bedrohen, den Beistand der Himmlischen bedürfen, denen zahlreiche Kirchen und Capellen errichtet sind. Einer der schönsten Andachtsorte ist die Wallfahrt zur hohen Stiege, Saas gegenüber. Fünfzehn Capellchen mit den Geheimnissen des Psalters in ausdrucksvollen Holzschnitzereien stehen in gleichen Zwischenräumen an der steilen Felsentreppe, welche zu einem von hohen Lärchen umgebenen Grasplatze führt, der sich mit einem größern Kirchlein an die Felswand lehnt, welche dem Mittagshorn dicht gegenüber einen freien Ausblick auf Dorf, See und den Gletscher gleichen Namens darbietet. Zwischen Mittagshorn und Alphubel eingekeilt, den Mischabel im Schooße, umschließt die blaue Eismasse eine grüne Alp, eine liebliche Oase mit Sennhütten und fetter Weide. In schmaler Felsspalte stürzt die Seevipe nieder, deren donnernder Fall der einzige Laut ist der in diese Einöde dringt, wo alljährlich Bittgänge stattfinden, und die Andächtigen an Beichtstühlen unter freiem Himmel ihre Sünden bekennen. Dieser einzige Punkt, so verschlossen von der übrigen Welt, lohnt eine Wanderung in das Saasthal reichlich, das weit weniger besucht wird als das dem menschlichen Verkehr näher gerückte Thal der Hornervisp, dessen Gebirgsansichten freilich noch reicher und großartiger sind. Auch ein dem Anbau günstigerer Boden findet sich in letzterm, dessen Sohle sich nur an seinem Ende bei Stalden und oben unter Zermatt sich zu Engpässen verschmälert. Alle Lebensbedürfnisse, welche über Milch und Fleisch hinausreichen, müssen zwar aus Visp nach herbeigeschleppt werden, aber die Pfade sind gangbarer, die zahlreichen Dörfer näher zusammengerückt, Lawinenstürze nicht so häufig und verderblich; nur der Gletscher bei Randa, dessen Bruch wiederholt dem Orte durch den Luftdruck großen Schaden zufügte und das Bett der Visp verschüttete, ist ein steter Gegenstand der Angst und des Schreckens für die Einwohner. Ehedem gab es in diesen entlegenen Thälern keine Gasthäuser, und der Pfarrer nahm gewöhnlich die Reisenden auf. In neuerer Zeit wurde dieß nicht mehr der geistlichen Würde angemessen erachtet, und von Regierungswegen untersagt. Um dieses Verbot zu umgehen, lassen die Geistlichen Gasthäuser erbauen und setzen ihre Knechte als Pächter darauf, wie zu Saas, wo das Hotel zum Monte Rosa dem Pfarrer gehört, während das neu entstandene Wirthshaus auf dem Riffelberg bei Zermatt Eigenthum des dortigen Seelsorgers ist.

Den herrlichsten Anblick im Zermattthal gewährt das Matterhorn in seiner pyramidalen, ganz einzigen Gestalt, die sich unauslöschlich dem Gedächtniß einprägt. Wie ein einsamer Riese steht es da, gleichsam als Wächter der silberweißen Schneehäupter, welche gegen Osten zu dem Monte Rosa ansteigen. Selbst auf der Höhe des Gornergrates, wo eine der großartigsten Rundsichten der Gebirgswelt sich erschließt, und ein Kranz von Schneegipfeln von den Berneralpen zu dem penninischen Gebirgszuge herüberreicht, deren niedrigster über 11,000 Fuß mißt, wo das Auge tief in die Eispanzer der Monte-Rosagruppe dringt, die von unzähligen Hufferlinien durchrissen sich nach dem Görnergletscher senken, behält der Mont Cervin, wie er jenseits der Berge genannt wird, sein Recht und erhebt sich in stiller Majestät. Keines Menschen Fuß hat noch je gewagt sein Ersteigen auch nur zu versuchen, da er ganz senkrecht aus den Gletschern emporwächst. An seinem Fuße führt der höchste Alpenpaß, 11,000 Fuß über dem Meer, durch ewigen Schnee nach Piemont hinüber, der besonders im August, wenn das Wetter beständig ist, häufig mit Vieh befahren wird. Reste des Forts von St. Theodul, vor Jahrhunderten gegen Einbrüche der kriegslustigen Walliser errichtet, sind noch auf der Paßhöhe vorhanden. Der Geognost findet in dem wild übereinander geworfenen Urgestein, der Botaniker in der reichen Flora, welche die verschiedensten Zonen umfaßt, die herrlichste Ausbeute; auch die Thierwelt, zwar spärlich vertreten, liefert prächtige Exemplare von Insecten, unter welchen im untern Wallis auch die südliche Cicade vorkömmt. Wallis ist der einzige Kanton der Schweiz, in welchem binnen wenig Stunden man von Maulbeer- und Weinpflanzungen aus dem Bereiche der Cactus- und Feigenbäume zu der nordpolähnlichen Starrheit der höchsten Firnen hinansteigen kann.

Den Völkerkundigen muß das seltsame Sprachgemisch in den verschiedenen Landestheilen, und alte Reste deutscher Mundart, die mehr romanisch als französisch klingende Redeweise im untern Wallis, d. h. unter der zweiten Barre oder Thalstufe, welche der Wald von Pfyn bildet, anziehen. Der Alterthümler findet zahlreiche Reste aus der Römerzeit, aus der frühesten christlichen und mittelalterlichen Periode. Das ganze Land mit seinem mangelhaften Anbau, der alles wachsen und wuchern läßt ohne Stütze und Stab, ohne ängstliches Anbinden und Beschneiden, Kraut und Unkraut, Bäume des Waldes neben dem edelsten Obst, ohne Wege und Pfade als die das Vieh oder der Menschen Sohle getreten, mit seinen altersgrauen Wohnstätten, Bischofssitzen der einfachen Menschen, die in ihrem Begriffsvermögen, in ihren Bedürfnissen um Jahrhunderte zurück sind, gleicht einem Stück Mittelalter, dessen Gestaltung, wenn wir es nie mit Augen gesehen, wir uns mühsam aus Urkunden und alten Dichtungen zusammenlesen müssen.

Wie lange noch, und die alles beleckende Cultur wird mit

Digitized by Google

ihren Vorzügen und Nachtheilen auch in dieſe abgeſchiedenen Thäler dringen, und die alte einfältige Sitte, den frommen Kinderglauben verdrängen, und Wildbäche und Gletſcherwaſſer den Dämonen der Induſtrie dienſtbar machen.

Die Banda-Inſeln und deren Bewohner.

(Von Julius Kögel.)

Schon im erſten Decennium des 17ten Jahrhunderts hatten die Holländer die Inſel Neïra erworben, auch mit den Radjas (Radja heißt König, auch regierender Fürſt) der andern Banda-Inſeln Allianz- und Handelsverträge abgeſchloſſen. Allein da die banda'ſchen Fürſten den mit der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie eingegangenen Verträgen zuwider auch Gewürze an die Britten verkauften, hatte dieß einen Krieg zur Folge, der mit Eroberung ſämmtlicher Banda-Inſeln durch die Holländer und mit Auswanderung und Vertilgung von wenigſtens 60 Procent der Ureinwohner endigte. Die europäiſchen Sieger fanden nun für gut Muscatnußpflanzungen nur auf den größern Inſeln ihrer neuen Eroberung zu geſtatten, und zu dem Ende wurden die auf Großbanda, Pulo (Inſel) Roon, und Pulo Ai befindlichen Muscatnußparke, ebenſo wie dieß früher auf Neïra ſchon geſchehen war, verdienten Europäern (Kriegsleuten, Nautikern, Beamten) oder deren Anverwandten unter der Bedingung als Eigenthum übergeben daß die Perkenier (Parkbeſitzer) die in ihren Perk (Park) eingeernteten Muscatnuß und -Blüthe der oſtindiſchen Compagnie zu feſtgeſetzten billigen Preiſen abliefern ſollten; wie ſich die Compagnie dann auch das Recht vorbehielt daß die Perke ihr gegen Entſchädigung von den Perkeniers auf Verlangen wieder zurückgegeben werden müſſen. Zur Bearbeitung der Perke lieferte die Compagnie die Leibeigenen, wozu zum Theil die kriegsgefangenen banda'ſchen Ureinwohner, zum Theil aber von fernen Ländern hierher geführte Sklaven benutzt wurden. In Folge eines ſpätern Kriegs mit den Engländern wurden auch auf Pulo Roon die Muscatbäume ausgerodet, und dieß Eiland (das weſtlichſte und nach Großbanda das größte der Banda-Inſeln) deßhalb von ſeinen Bewohnern gänzlich verlaſſen, ſo daß bis heutzutage auf dieſer Inſel weder Muscatbäume noch Familien anzutreffen ſind, denn nur dann und wann nehmen Fiſcher und Jäger einige Wochen daſelbſt ihren Aufenthalt.

In den Verhältniſſen der Perke und Perkeniers zur Regierung iſt ſeit dem 17ten Jahrhundert nur wenig verändert worden, obſchon gegenwärtig keine holländiſch-oſtindiſche Compagnie mehr beſteht. Die Muscatnußpflanzungen werden jetzt nicht mehr ſo wie ſonſt, nur von Compagnieſklaven, ſondern nebſt von Gouvernementsleibeigenen auch meiſt von javaniſchen Sträflingen und Brywerkers (freie Arbeiter) bearbeitet, die Muscatnuß und -Blüthe muß auch jetzt noch in die Gouvernementsmagazine abgeliefert werden.

Sämmtliche Eilande der Banda-Inſelgruppe, in deren Mitte ſich der feuerſpeiende Berg [1] „Gunong Api“ (wörtlich Feuerberg) erhebt, haben einen Flächeninhalt von 6 Quadratmeilen, welche von nur 6000 Menſchen [2] bewohnt werden. Allein ungeachtet ihrer ſchwachen Bevölkerung und der fiſchreichen See in der Nähe dieſer Länder müſſen doch nicht nur die meiſten Lebensmittel für deren Bewohner, ſondern (was auf Inſeln des malayiſchen Archipels noch beſonders auffällig iſt) ſelbſt Bambus und Palmenzweige zum Hüttenbau nach den Banda-Inſeln importirt werden. Früher waren die Banda-Eilande die ungeſundeſten oſtindiſchen Colonien der Holländer, und ſind es auch noch heutigen Tages für die Thiere — man ſagt in Folge der Schwefeldämpfe welche dem Feuerberg entqualmen; denn Rinder, Schafe, Ziegen, Hunde und Katzen ſind hier ſtets ſehr mager, auch oft mit Seuchen geplagt und ſterben häufig; Vögel fallen oft ſchaarenweiſe todt nieder — ſeltener geſchieht dieß aber auf dem Gunong Api wie auf andern Banda-Inſeln. Glücklicherweiſe haben dieſe Eilande ſeit etwa zwanzig Jahren für Menſchen eine geſunde Luft, ſo daß Patienten von andern molukkiſchen Inſeln jetzt die Banda-Eilande in der Abſicht beſuchen hier die Geſundheit wieder zu erlangen. Ueberhaupt ſind dieſe Inſeln jetzt für Menſchen mit die geſundeſten [3] Länder des niederländiſchen Indiens, und das hieſige Klima ſcheint für Europäer, namentlich Neulinge, beſonders günſtig zu ſeyn, wenigſtens ſpricht dafür die geſunde Geſichtsfarbe der hier ſich aufhaltenden Europäer. Nichtsdeſtoweniger wird der Neuangekommene nicht nur von den romantiſchen Partien auf dieſen Inſeln, ſondern gewiß auch von dem bei deren weißen, gelben und braunen Bewohnern herrſchenden Frohſinn angenehm überraſcht, was um ſo auffälliger iſt, wenn man bedenkt daß die hieſigen Einwohner gar ſehr häufig durch Erderſchütterungen geängſtigt werden. Auch gewahrt man daß unter der hier einheimiſchen [4] freien (kaukaſiſch-malayiſch-chineſiſchen) Miſchlingsbevölkerung — deren Sammelplatz die Stadt Neïra iſt — mehr Harmonie herrſcht als dieß in andern Ländern, deren Bewohner von verſchiedener Religion und Hautfarbe ſind, der Fall zu ſeyn pflegt. Allein obſchon dieſe Leute den Holländern viele Gebräuche nachzuäffen ſuchen, ſo bemerkt man hier doch ſehr ſchnell — wenn auch nicht in ein paar Tagen, doch in den erſten Wochen — daß die hieſigen weißen, gelben und braunen Bürger und Bürgerinnen hinſichtlich ihrer Civi-

---

[1] Der Gunong Api liegt unter 4° 30′ ſ. Br. und 130° 3′ öſtl. L. von Greenw. Die Inſel Roon, ſüdweſtlich vom Vulcan gelegen, iſt fünf geogr. Meilen davon entfernt, und die Inſel Roſengyn, die nordöſtlichſte der Banda-Inſeln, liegt ebenfalls fünf Meilen vom Gunong Api; Großbanda iſt eine halbe Stunde, Neïra 500 Schritte, Ai iſt 24 und Piſang eine halbe Meile vom Vulcan entfernt.

[2] Die Hälfte der Einwohner befindet ſich auf Großbanda, während Neïra von 1800, Pulo Ai von 1200, Roſengyn von 80, Pulo Piſang und Gunong Api nur von je 12—15 Menſchen bewohnt werden.

[3] Dyſenterie, Cholera und Wechſelfieber ſind hier ſelten erſcheinende Krankheiten.

[4] Unter freier Bevölkerung ſind hier nur die chriſtlichen, heidniſchen (Timoreſen, Chineſen) und mohammedaniſchen Bürger nebſt deren Familien zu verſtehen; denn wenn auch die Anzahl der hieſigen Sklaven noch nicht 2000 Köpfe beträgt, ſo ſind doch die ebenſo zahlreichen Züchtlinge und Brywerkers während ihres Aufenthalts allhier doch auch nur als Sklaven anzuſehen, da, obſchon letztere ſich freiwillig engagirt und etwa einen Thaler Monatslohn mehr als jene erhalten, ſie doch gleiche Behandlung und eben ſo leicht Ruthenhiebe genießen.

Digitiz

lisation, oder richtiger Degeneration, so ziemlich alle auf gleicher Stufe stehen. Denn ein hiesiger Chinese oder ein Oran Slam (d. i. verkürzt Oran Islam, unter welchem Namen man hier nur mohammedanische Malayen begreift) braucht sich nur in europäische Kleidung zu stecken und seine Haare nach europäischer Mode zu frisiren, und er kann für einen eben so guten Oran Serani (Christ) gelten wie fast jeder hier auferzogene Weiße oder Liplapp (Mischling); ebenso haben letztere aber auch nur die Kleider- und Haartracht hiesiger Oran Slam oder Chinesen anzunehmen, und sie werden als würdige Mitglieder dieser Völker hier gelten können. Um sich einen Begriff von dem hiesigen Christenthum zu machen, erwähne ich nur daß wohl alle hiesigen Christen getauft, aber kaum der achte Theil derselben confirmirt wurde, nichtsdestoweniger ist der hiesige reformirte Geistliche (Dominus) sehr gut dotirt, will sagen, er bekommt monatlich über 400 Gulden. Der hier angekommene Europäer überzeugt sich auch sehr bald daß die hiesigen Einwohner — gleichviel von welcher Religion und Hautfarbe — sehr abergläubisch, feige und sinnlichen Genüssen ergeben sind; denn obschon zur Befriedigung der letzteren öffentliche Vergnügungsorte (Restaurationen, Bordelle, Tanz-, Gast- und Spielhäuser) auf den Banda-Inseln gänzlich mangeln, so sucht man sich doch auf Familienfesten alle Genüsse zu verschaffen, und so kommt es daß nicht nur die Geburts-, Kindtaufs-, Verlobungs- und Hochzeitstage, sondern selbst die Begräbnisse der Anverwandten mit Hazardspiel, Liebschaften und übermäßigem Trinken gefeiert werden. Bei dergleichen Festlichkeiten ist daher die Gesellschaft meist sehr zahlreich und von gemischter Religion, auch nehmen die Vornehmen öfters an den Familienfesten der Geringen Theil. Vor allem aber ist es hier gebräuchlich bei den Hochzeiten großen das Vermögen übersteigenden Aufwand zu machen, und obschon Schmuck und Brautkleidung meist unentgeldlich geliehen werden, verursachen doch die üblichen Gastmähler und die zu miethenden Musici den Festgebern nicht nur viele Ausgaben, sondern sie stürzen diese gewöhnlich auch noch in Schulden. Bei dem großen Hang zu sinnlichen Genüssen, und weil nicht nur die Männer sondern auch die Damen Hazardspiele betreiben, ist es ganz natürlich daß nur wenige Perkeniers viel baares Geld besitzen, im Gegentheil stecken bei weitem die meisten — obschon sich deren Perke zu 15—20 Proc. jährlich verinteressiren — über und über in Schulden, denn da für Hypothekschulden 2—3 und für Wechselschulden 4—5 Procent monatlicher Interessen hier zu zahlen sind, kann man sich leicht denken wie schwer es wird Schulden abzustoßen, [1] zumal da die Perke nur ganz und nicht partiell verkauft werden dürfen.

Da für geliehene Gelder so hohe Zinsen entrichtet werden müssen, ist es auch leicht begreiflich daß hier baares Geld im Handel schnell großen Gewinn abwerfen muß; und die verhältnißmäßig sehr zahlreich vorhandenen malayischen und chinesischen Handelsleute, die sich nur mit Kleinhandel ernähren, liefern dafür noch mehr den Beweis. Namentlich ist es Handel mit trocknen und nassen Lebensmitteln, womit sich hier so viele Krämer ihr Brod verdienen, denn nicht selten steigt der Preis für Reis, Sagobrod, Spirituosa, Kaffee, Kokosnüsse und Oel in Zeit von 2—3 Wochen um 200—300 Procent. Fleisch, Hühner, Enten und deren Eier sind fortwährend zwei- oder dreimal so theuer wie zu Batavia, zu Sarabaya und zu Makassar. Ebenso wie die meisten Lebensmittel auf den Banda-Inseln 3—4mal so theuer wie auf den Sunda-Inseln sind, ist auch der Taglohn für Handarbeiter (Kulis) auf erstern 2—3mal so hoch wie auf letztern Eilanden. Sehr häufig wird den hiesigen Sklaven, Brywerkers und Sträflingen Gelegenheit gegeben während ihrer Feierstunden an Wochentagen oder des Sonntags mit Handarbeit Geld zu verdienen, auch betreiben diese Leute gutlohnenden Fischfang und Hühnerzucht. Den javanischen Fremdlingen ist es freilich nicht gelegen daß der Opiumverkauf hier gänzlich verboten ist, und sie deßhalb auch nur selten Opium rauchen können, indessen es gewöhnen sich die meisten Javanen hier das Palmweintrinken an und werden davon so lustig wie die hier aufgewachsenen Sklaven, die sich sehr oft des Abends mit Palmwein bei der Diesa (Trommel) und mit Gesang amüsiren. Erwähnenswerth ist auch daß viele hiesige Sklavinnen so glücklich sind von ihren Herren geliebt zu werden, und nicht selten kommt es vor daß eine Herrin hier ihren Sklaven zu ihrem Galan erhebt; öfters sind Sklavinnen vertraute Freundinnen ihrer Herrin und sind dieser bei den Liebeshändeln sehr behülflich.

Alle Bandanesen aber hängen mit großer Liebe an ihrem kleinen Vaterlande, und obschon sie hier sehr oft durch Erdbeben in Furcht und Schrecken gesetzt werden, sind sie doch nicht leicht zu bewegen nach andern Ländern überzusiedeln; zuweilen ersuchen auch javanische Sträflinge nach Beendigung ihrer Strafzeit hier bleiben zu dürfen. Selbst manchem Europäer gefällt es hier ganz besonders, und die zu Großbanda, Neïra und Pulo Ai befindlichen, von reinlichen Wegen durchzogenen, von hohen Bäumen reichlich bestandenen und aromatisch duftenden Muscatnußperke sind auch wirklich bezaubernd schön zu nennen. Ueberaus schöne Aussichten hat man auf dem 600 Fuß hohen Papenberg auf Neïra, und über den an der Westküste Großbanda's gelegenen Dörfern Selamon und Lontor, da wo breite Treppen auf den Bergen befindlich sind und kein Baum die Fernsicht behindert. Majestätisch repräsentirt sich das Fort „Belgica" auf einer 150 Fuß hohen Anhöhe der Insel Neïra und etwa 1000 Schritte vom Vulcan entfernt erbaut; mit seinen vier [1] Warten ist es einer restaurirten Ritterburg unseres deutschen Vaterlandes sehr ähnlich.

Schließlich erwähne ich noch daß während die Berge auf den Inseln Ai, Roon und Rosengyn sich nicht nicht 300 Fuß über die Meeresfläche erheben, die Berge auf Neïra eine Höhe von 600, auf Großbanda von 1000, und der Gunong Api die Höhe von 1800 Fuß über dem Meere erreicht.

---

[1] Ein schon seit 16 Jahren auf Banda wohnender Deutscher hatte an mehrere Perkeniers 20,000—30,000 Gulden geliehen, konnte aber bisher die ausgeliehenen Capitalien (obschon er sie längst gekündigt) nicht zurückerhalten, und doch zahlten die Schuldner die hohen Interessen richtig, auch befürchtete der Gläubiger sein Geld zu verlieren wenn er die Schuldner zu sehr dränge, weil Grundeigenthum hier wegen großen Mangels an baarem Geld schwer verkäuflich ist.

[1] Das Fort Belgica ist ein Fünfeck und hat fünf Thürme, was indeß nur von höher gelegenen Punkten aus sichtbar ist; von unten aus gesehen hält man Belgica für eine im Quadrat aufgeführte, mit vier Thürmen versehene kleine Festung.

Digitized by Google

Die Pferdezucht in Süd-Rußland.

(St. Petersburger Zeitung.)

Unter dem Ausdruck „wilde oder Steppenpferde" dürfen übrigens nicht durchaus freie, herrenlose und ungezähmte Thiere verstanden werden, die man erst jagen muß wie ein Stück Wild, um sie als Beute davonzuführen. Dergleichen Geschöpfe mögen allerdings noch in den unermeßlichen Flächen des Kirgisenlandes und im Gebiete des Aralsees existiren, in den neurussischen Steppen aber haben alle Heerden ihren bestimmten Eigenthümer, große Grundbesitzer, welche aus Mangel an ackerbautreibenden Kräften ihr Land nicht anders benutzen können, als daß sie nur einen geringen Theil davon bearbeiten und ungeheure Strecken desselben zahllosen Heerden von Hornvieh, Schafen und Pferden zur Weide überlassen. Auf diese Weise wird auch aus den weniger fruchtbaren Ländereien Vortheil gezogen, und das fette Steppengras, das sonst unbenutzt verwelkte, bietet jetzt den Heerden ein vortreffliches Futter.

Wenn ein Gutsbesitzer eine Heerde anlegen will, so kauft er gewöhnlich einige wenige Stuten und ein Paar Hengste, welche zur Zucht in die Steppe getrieben werden. Die Füllen bleiben bei den Müttern, und so vermehrt sich nach und nach die Heerde, bis sie aus einer bestimmten Anzahl von Thieren besteht, nämlich aus so vielen als die Besitzung des Eigenthümers ernähren kann, ohne den Ackerbau und die andern Zweige der Landwirthschaft zu beeinträchtigen. Die Größe der Heerde hängt also natürlich von der der Weideplätze ab, und oft besteht ein solcher Tabun aus nur 100, zuweilen aber auch aus 800 bis 1000 Pferden. Mitunter trifft es sich auch daß ein einzelner Grundeigenthümer verschiedene Roßheerden besitzt, die zusammen wohl zehntausend Köpfe zählen; diese großen Heerden werden aber gewöhnlich in mehrere kleine Abtheilungen getrennt, von denen jeder ihre besondern Weideplätze angewiesen sind. Erst wenn die Heerde zahlreich genug ist, beginnt der Besitzer Vortheil davon zu ziehen und einzelne Thiere zu verkaufen, was denn von Jahr zu Jahr in größerer Menge geschieht, während bis dahin die Thiere zu gar nichts gebraucht wurden und auf denselben Weiden lebten und starben wo sie geboren worden, dadurch aber eben zur vollen Entwicklung und Ausbildung ihrer Kräfte gelangten, welche sie auch in ungeschwächtem Maße auf ihre Nachkommenschaft vererben konnten. Nur bisweilen wurden einzelne Pferde zur Landwirthschaft benutzt, von da an aber besucht die Heerde regelmäßig die benachbarten Jahrmärkte und Messen, wo Kaufliebhaber und Remonte-Officiere Gelegenheit haben sich die Waare anzusehen und die ihnen zusagenden Thiere auszuwählen.

Die ganze Pflege des wilden Pferdes in der Steppe besorgt der Roßhirt, der sogenannte „Tabunschtschik."

Der Schafhirt und der Hornvieh-Treiber sind im Vergleich zum Tabunschtschik wahre Sybariten; sie führen einen Karren mit sich, in welchem ihre Lebensmittel liegen und der ihnen zugleich als Speisekammer und als Schlafgemach dient. Nicht so der Roßhirt: die Wildheit seiner Schützlinge, die Schnelligkeit ihrer Bewegungen, die Eile womit er seine Heerde von Ort zu Ort, von Wiese zu Wiese, von einem Jahrmarkt zum andern treiben muß, verbieten ihm selbst an den Karren, diese erste und hauptsächliche Bequemlichkeit des Nomaden, auch nur zu denken. Tag und Nacht hängt er im Sattel, und folgt auf Wegen und Stegen, durch Dick und Dünn allen Kreuz-Quersprüngen seiner unbändigen Zöglinge. Er speist zu Pferde, zu Pferde ruht er aus, und zu Pferde schläft er, wenn es ihm nämlich die Mühen und die Verantwortlichkeiten seines Gewerbes zufällig erlauben einige Augenblicke Schlaf, oder vielmehr halbwachen Schlummers zu genießen. Rechts und links am Sattelknopf und im Rücken hängen seine wenigen Geräthschaften, zu deren Fortschaffung der Stadtbewohner einer ganzen Reihe von Fuhren bedürfte.

Wenn alle andern Menschen der Ruhe pflegen und nach den Beschwerden des Tages im Schlafe Erholung suchen, dann beginnt für den Roßhirten die angestrengteste Arbeit, die Nachtwache. Auf den weiten, öden, menschenleeren Weideplätzen muß er rastlos seine Heerde umreiten, denn gerade zur Nachtzeit drohen seinen Schützlingen die meisten Gefahren von Sturm und Ungewitter, von Menschen und Thieren. Im Regen und Schneegestöber hat der Hirt mehr zu leiden als seine Rosse, welche sich wenigstens abwenden können, während er unaufhörlich umherzuspähen und dem Ungewitter ins Gesicht zu blicken, die erschreckten Thiere zusammenzutreiben, die zurückgebliebenen anzuspornen, die verirrten aufzusuchen, die widerspänstigen zu bändigen gezwungen ist. Unterläßt er diese Pflichten nur einen Augenblick, so läuft er Gefahr seine ganze Heerde in der Steppe auseinander gesprengt zu sehen, wo dann häufig die schönsten Füllen eine Beute der Wölfe, und die vorzüglichsten Rosse ein Raub noch schlimmerer Gesellen, der Pferdediebe, werden. Zu diesem Zweck also, und um den Elementen trotzen zu können, ist auch die Kleidung dieser Leute eine durchaus eigenthümliche. Der Roßhirt oder „Tabunschtschik" trägt gewöhnlich ein Wamms und Beinkleider von Rinds- oder Pferdehaut, die rauhe Seite nach innen, und was sonst ein Pferdeherz erwärmte, schützt jetzt eine Menschenbrust vor Kälte und Feuchtigkeit. Auf dem Kopf hat er eine hohe, cylinderförmige Mütze von schwarzem oder braunem Schafsfell gestülpt, und als Gürtel einen breiten Lederriemen umgebunden, an welchem allerlei Säckchen hängen, Geldmünzen, Metallstücke, Perlen von Bernstein, und alle die verschiedenen Curiositäten und Antiquitäten, die ihm auf seinen Wanderungen aufstoßen, das ist in verkleinertem Maßstabe der Nippstisch des Tabunschtschik. Da er gewöhnlich auch Arzt ist, d. h. da er ein halbes Dutzend mehr oder weniger erprobter Mittel weiß gegen alle möglichen Uebel bei Menschen und Vieh, so finden an diesem Gürtel auch die Instrumente dieses Nebengewerbes ihren Platz. Ueber die ganze Kleidung kommt noch ein Ueberwurf mit einer großmächtigen Capuze, welche bei schlimmem Wetter über Mütze, Kopf und Gesicht gezogen wird und Oeffnungen hat für die Augen, die Nase und den Mund, ungefähr wie das Visier bei den alten Ritterhelmen. In schönen Tagen bleibt die Capuze auf dem Rücken zurückgeschlagen und dient dem Roßhirten als portative Vorrathskammer. Dazu kommt noch ein Brodsack, ein Fläschchen mit Branntwein und eine große Wasserflasche, denn in den Steppen gebricht es häufig auf weiten Strecken selbst an diesem ersten Lebensbedürfniß. Endlich noch die Bewaffnung des ächten Roßhirten: diese besteht in einer langen Hetzpeitsche, einem Lasso und dem eisenbeschlagenen Knüttel, welcher sowohl zum Hauen wie zum

Schleudern gebraucht wird. Der Lasso ist bekanntlich nichts anderes als ein Strick von ungefähr 15 Arschin oder 35 Fuß Länge, an dessen einem Ende eine Schlinge angebracht ist, die der Mann mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit dem zum voraus bezeichneten Pferd um den Hals zu werfen versteht, worauf er es mit Riesenkraft zu Boden reißt, und es dann gänzlich in seiner Gewalt hat.

Auf diese Weise ausgerüstet, hat der Tabunschtschik alles was er braucht: Pferd und Sattel sind ihm Schlafkammer und Küche, Vorrathshaus und Arsenal. So sprengt er durch die Steppe, und beherrscht als unumschränkter Gebieter seine wilden Schutzbefohlenen, leitet ihren Gang, schlichtet ihre Zwistigkeiten, schützt sie gegen die Anfälle der Wölfe, und hält sie zusammen wenn Sturm und Schneegestöber die Heerde zu zerstreuen drohen.

Am meisten Noth und Mühe machen ihm die alten, wilden Hengste, die tyrannischen Sultane des Tabun, welche immerfort darnach streben sich despotische Obergewalt über ihre Mitbrüder anzumaßen, und daher mit diesen in beständigem Streit und Hader, in ununterbrochenen Schlägereien und Beißereien leben. Diese unbändigen Geschöpfe, in der Steppe geboren und gealtert, die oft 15 bis 20 Jahre lang darin gehaust und einen Stall nie mit Augen gesehen haben, wollen nichts wissen von Gehorsam und Unterwerfung. Durch ihre Widerspänstigkeit bringen sie die Treiber aufs äußerste, und es ereignet sich nicht selten daß der Tabunschtschik in solchen Fällen vor den Eigenthümer der Heerde hintritt und bestimmt erklärt: „zusammen mit einem solchen Hengste könne er nicht länger dienen, und einer von ihnen beiden müsse den Tabun verlassen." Alsdann wird der Delinquent verkauft oder für eine Zeitlang in einen dunkeln Stall gesperrt, wo er Gelegenheit hat „fern von Madrid" über die Folgen seiner Unbändigkeit nachzudenken.

Früh erschöpft durch die Entbehrungen und Mühseligkeiten ihres harten Lebens, erreichen die Roßhirten selten ein hohes Alter; von Krankheiten aber wissen sie nichts, und haben im Grunde auch gar keine Zeit krank zu seyn und keine Muße sich zu pflegen. Ihr Lohn ist sehr bedeutend, indem sie gewöhnlich fünf bis sechs Rubel Bank-Assignationen für die Verpflegung eines jeden einzelnen Pferdes jährlich empfangen, was also bei einer Heerde von tausend Stück fünf- bis sechstausend Rubel ausmachen würde. Dagegen aber muß ein solcher Oberhirt auch wieder einige Cameraden miethen, deren für eine solche Anzahl von Thieren wenigstens drei erforderlich sind; er muß für diese und für sich selbst auf eigene Kosten Sattelpferde halten, und ist verbunden aus eigenen Mitteln dem Grundeigenthümer die Thiere zu ersetzen, welche im Laufe des Jahres durch seine Schuld gefallen oder zu Schaden gekommen sind. Man sieht also daß auch seine Ausgaben ziemlich hoch angeschlagen werden müssen, besonders wenn man den Pferdediebstahl in Anschlag bringt, der noch vor nicht gar langer Zeit in den Steppen so zu sagen im großen betrieben wurde, und fast ein besonderes Gewerbe ausmachte, wo dann der Hirte in einer einzigen unglücklichen Nacht unersetzliche Verluste erleiden konnte. Jetzt ist es allerdings anders, und ein wachsamer, flinker und behender Roßhirt, welcher Menschen und Thieren eine heilsame Furcht vor seiner Person einzuflößen versteht, ist wohl im Stande, besonders wenn das Glück ihn begünstigt, in wenigen Jahren ein ganz hübsches Capitälchen zusammenzuschlagen, und sich damit ein ruhiges und sorgenloses Alter zu bereiten. Aber gewöhnlich sind sie so begierig nach immer neuem Erwerb, daß die Habsucht sie stets zu wiederholten Unternehmungen verleitet, wo dann meistentheils auch das so mühsam Erworbene zuletzt verloren geht, und sich der Oberhirt auf seine alten Tage wiederum als Knecht verdingen muß.

Uebrigens gibt es auch noch jetzt, und sogar unter den Tabunschtschiki selbst arge Pferdediebe. Der fremde Reisende, wenn er an der Landstraße Halt macht und seine Pferde ausspannt um sie in der Steppe grasen zu lassen, thut immer wohl daran auf die vorübertreibenden Roßhirten ein wachsames Auge zu haben. Sie scheinen nur mit ihrer eigenen Heerde beschäftigt, aber nähern sich allmählich und unmerklich auch den fremden Thieren. Der Abend dunkelt, und die Nacht bricht herein — sie aber sehen in der Finsterniß wie die Eulen: in einem Nu hängt die Schlinge am Halse der fremden Pferde, und unaufhaltsam, ehe der Eigenthümer noch etwas gemerkt oder auch nur geahnt, treiben die ganze Heerde weit hinweg in die unermeßliche Steppe hinein. Ist nun der Raub geglückt, so sind die Tabunschtschiki viel zu klug um das gestohlene Gut mit sich herumzuführen. In einer einzigen Nacht legen sie dann eine Strecke von 40 bis 50 Werst zurück, und überliefern ihre Beute andern Roßhirten aus einer fremden Gegend, mit denen sie aber in beständigem Verkehr sind und nächtliche Zusammenkünfte halten. Diese sind ihre getreuen Helfershelfer und stets des Signals gewärtig die ihnen zugeführten Pferde in Empfang zu nehmen, und so weit hinwegzutreiben daß für den unglücklichen Eigenthümer sehr bald jede Spur verschwunden, und alle Hoffnung verloren ist jemals wieder in den Besitz derselben zu gelangen. Die alten verlassenen Mongolengräber dienen dabei als höchst geeignete Punkte zu diesen geheimnißvollen Zusammenkünften, die weite Steppe ist ein ungeheurer Bazar, und Felsspalten und Höhlungen sind die Cassen und Geldbörsen, worin die Capitalien niedergelegt und aus denen die Zahlungen geleistet werden.

Im Frühling, wenn das junge Gras emporschießt und die Steppen im schönsten Sommerschmuck prangen, dann schwelgen auch die Heerden auf der fettesten, saftigsten Weide. Nur die durch den Winter ausgehungerten Wölfe schweifen umher, und suchen ein verlassenes Füllen niederzureißen oder ein schwaches, hinkendes Thier von seinen Genossen abzuschneiden: denn niemals werden sie es wagen eine wohlbewachte Heerde offen anzugreifen. Und auch bei vereinzelten Ueberfällen ergeht es meistentheils den Räubern übel genug. Wenn die andern Pferde den Wolf bemerken, so verfolgen sie ihn wüthend und halten ihn so lange auf, durch Schlagen und Treten, bis der Knüttel des Treibers dem Feinde den Garaus macht.

Im Sommer haben die Heerden viel auszustehen von der Hitze und vom Durst. Dann weiden sie nur des Nachts in möglichst feuchten Niederungen, gegen Morgen aber verlieren die Pferde allen Appetit und hören auf zu fressen. Sie ziehen auf die höher gelegenen Ebenen, wo der Wind freies Spiel hat und, verhältnißmäßig wenigstens, noch einige Kühlung verbreitet, denn um Mittagszeit sind die Niederungen zu wahren Gluthöfen geworden. Auf der Steppe ist weit und breit kein Schatten zu finden, aber der Instinct lehrt die Pferde sich nach Möglichkeit vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Sie stellen sich dicht an einander in einen Kreis, die Köpfe nach dem Mittelpunkte gewendet, und auf diese

Digitized by Google

Weiſe wirft jedes einen, wenn auch geringen, aber dennoch erfriſchenden Schatten auf ſeinen Nachbar. So verbleiben ſie mit hängender Mähne und geſenkten Ohren, in kleine Partien getheilt, ganze Stunden lang unbeweglich, nur von Zeit zu Zeit ſchütteln ſie ungeduldig mit den Köpfen um ſich etwas Luft und Kühlung zuzufächeln. Die Hirten ſind ebenfalls in Kreiſen auf dem Boden gelagert, ſtumm und regungslos wie ihre Thiere. Endlich tritt der erfriſchende Herbſt ein, für die Steppe ein zweiter Frühling; Gras und Kräuter grünen aufs neue, die Waſſer fließen reichlicher, die Heerde erholt ſich und ſammelt Kräfte zu den bevorſtehenden Strapazen und Entbehrungen des herannahenden Winters.

Anfang oder Mitte Octobers werden die Roßheerden gewöhnlich heimwärts getrieben, wenn aber das gute Wetter anhält, ſo verbleiben ſie in der Steppe ſo lange wie möglich, das heißt bis das erſte Schneegeſtöber die Herrſchaft des Winters ankündigt. Die Folgen dieſer erſten Schneeſtürme ſind verderblich, und hundert Gerüchte von Unglücksfällen durchfliegen die Steppe; hier hat ein Eigenthümer hundert Pferde verloren, die vom Wind in den Liman getrieben wurden und ertranken; dort ſind einem andern Gutsbeſitzer zweihundert Stück Vieh in einem tiefen Thalgrund verſchneit worden und ohne Rettung umgekommen u. ſ. w. Noch ſchlimmer für die Hirten und Heerdenbeſitzer ſind aber die häufigen Herbſtnebel, ſo dick und undurchdringlich daß man in der Steppe keine zehn Schritte vor ſich das geringſte unterſcheiden kann. Eilig ſuchen dann die Hirten ihre Heerde in einen Haufen zu ſammeln, den ſie unabläſſig umkreiſen um ihn beiſammen zu halten.

Zum Verkauf werden die Roßheerden nach den benachbarten Jahrmärkten getrieben, am häufigſten nach Balta und Berditſchew. Dort werden weitläufige Plätze eingezäunt oder mit Seilen umſpannt, und dieſe dienen der Heerde zum Tummelplatz während der ganzen Dauer des Markts. Der Eigenthümer ſitzt am Eingang, und die Pferdeliebhaber und Käufer gehen vor den Seilen auf und ab, um die Waare in Augenſchein zu nehmen und ſich einzelne Stücke auszuſuchen. Von dem Verkäufer kann man nicht verlangen daß er die Pferde einfängt und den Kaufluſtigen vorführt. Jede ſolche Zumuthung weiſt er unwillig zurück. „Nein — ſagt er — das ſind wilde Steppenpferde. Seht ſelbſt zu und wählt ſelbſt. Dieſes Roß iſt ſo alt und jenes ſo, dafür ſtehe ich; es koſtet ſo und ſo viel. Aber es vor dem Verkauf einfangen zu laſſen, das will ich nicht riskiren; es macht viele Mühe und Schererei, und am Ende kann auch das Pferd noch dabei beſchädigt werden.... Indeſſen verſucht's: gebt dem Hirten ein gutes Trinkgeld, vielleicht unternimmt er es, und wenn der Fang glücklich abläuft, nun.... dann habt ihr gewonnen!"

Und darin hat er vollkommen recht, denn es geſchieht oft daß durch einen unvorſichtigen oder allzu heftigen Ruck mit der Schlinge ein Pferd für immer verdorben wird. Uebrigens werden die größten Einkäufe nicht auf den Jahrmärkten gemacht, ſondern auf den Weideplätzen ſelbſt. Die Großhändler und Remonte-Officiere beſuchen eine Heerde nach der andern, erkundigen ſich wie viel taugliche Thiere von einer beſtimmten Größe und Farbe zu haben ſind, und befördern ſie dann, wenn ſie deren eine hinlängliche Anzahl beiſammen haben, an ihren Beſtimmungsort.

Beim Empfang der Pferde wird eigentlich nur das Gebiß genau beſichtigt, um über ihr Alter Gewißheit zu erlangen, über alles andere geht man gemeiniglich ziemlich leicht hinweg, indem bei dieſer „wilden Waare," durchſchnittlich gerechnet, ein Stück ungefähr eben ſo viel werth iſt wie das andere, und die guten oder böſen Eigenſchaften jedes einzelnen Pferdes erſt ſpäter, bei angewandter Pflege und Dreſſur, ſich entwickeln und immer deutlicher hervortreten, was denn auch die bedeutenden Unterſchiede in den Preiſen hervorbringt.

Jetzt bleibt nur noch übrig einige Worte über den Winter zu ſagen, welcher für die armen Pferde eine Zeit der Noth und der härteſten Entbehrungen iſt. Sie haben vom Hunger, von der Feuchtigkeit und von der Kälte viel zu leiden, was alles zuſammen Krankheiten und nicht ſelten den Tod vieler Thiere zur Folge hat. Die Einhägung die ihnen zum Winterquartier dient, iſt nur mit einem Erdwall und einem breiten Graben umgeben: Ställe ſind gänzlich unbekannt, und nur eine grobgezimmerte Bretterwand gewährt ihnen etwas Schutz vor den heftigen Nordſtürmen, wie ein halbverfallenes Schuppendach ſchirmt ſie nothdürftig vor Schnee.

Zu Anfang des Winters läßt ſich unter dem Schnee noch einiges grüne, vom Herbſt zurückgebliebene Gras hervorſcharren; auch hat der Hirte noch einiges Heu und Stroh vorräthig und wirft den Thieren hier und da einige Bündel davon vor, um ſie bei Kräften zu erhalten.

So arbeitet man ſich bis zum Januar durch, aber dann hat der Mangel auch ſeinen Höhepunkt erreicht. Froſt und Stürme dauern nach wie vor, aber alle Vorräthe ſind erſchöpft, und die ausgehungerten Pferde bekommen nichts mehr zu freſſen als Steppeln, die man zum Decken der Dächer, und Schilf, das man zur Feuerung eingeſammelt hatte; in ganz außerordentlichen Fällen werden ſogar die Stroh- und Schilfdächer der Hütten abgedeckt und den Thieren als Futter vorgeworfen.

Endlich, mit Mühe und Noth, erreicht man den Frühling, und ſchwach, abgemagert und krank zieht die Heerde wieder auf die Weide hinaus; oft ſind aber im Winter auch viele Pferde als Opfer der erlittenen Entbehrungen und der Sorgloſigkeit ihrer Eigenthümer gefallen, und dann ſind mehrere Jahre erforderlich um die Heerde wieder vollzählig zu machen. In ſolchen Hungerjahren, ſagt der Verfaſſer der „Oekonomiſchen Statiſtik Rußlands," ſind die Heerdenbeſitzer bereit ihr Letztes wegzugeben, nur um ihre Pferde am Leben zu erhalten.

Digitized by Google

Die Aufhebung des Kindermords im westlichen Indien.

Montesquieu hat es sich in der Erklärung auffälliger Sitten und Gebräuche sehr leicht gemacht. An die Stelle der Thatsachen, woraus sie hervorgehen, welche ihm nicht bekannt waren oder zu seiner Zeit nicht bekannt seyn konnten, setzte er witzige Einfälle, die sich theilweise forterbten bis auf den heutigen Tag. Einige Beispiele, welche mit den indischen Zuständen zusammenhängen, mögen zur Bezeichnung dieser Weise hinreichen. Die Weiber zweiter und vierter Kaste dürfen in Malabar nach einander, nicht zu gleicher Zeit, mit vielen Männern Verbindungen eingehen. Die Frau empfängt vom neuen Gatten einen neuen Anzug, und erklärt vor vier Zeugen sie trenne sich von ihrem Manne. Dieser Anzug kann zu jeder Zeit wieder abgelegt, und die leichte Heirathsceremonie, sobald sich frische Liebhaber einfinden, wiederholt vorgenommen werden. Die Väter kennen ihre Kinder nicht, weßhalb diese sich auch ihrer Liebe und Vorsorge nicht erfreuen. Die Kinder der Schwestern und nächsten weiblichen Verwandten folgen im Erbe. Die Ursache welche Montesquieu für diese Vielmännerei ersonnen, ist weder in der Natur der Dinge noch in der Natur des Menschen begründet. Die Sitte sollte nämlich deßhalb bei der Kriegerkaste stattfinden, damit sie den Todesmuth bewahren und nicht an Frau und Kinder denken mögen. Aber auch die vierte Kaste ist jener Vielmännerei ergeben, und die Malabaren hängen mit gleicher Liebe an den Kindern der Schwestern wie an den eigenen. Eben so wenig ist die östliche Vielweiberei, wie Montesquieu ebenfalls behauptet, in der größern Anzahl des weiblichen Geschlechts begründet. Im Gegentheil sollen sich, nach dem Ausspruche der sorgfältigsten und kundigsten Männer, wie Francis Buchanan in seinen Erforschungen des Reiches Maijor, allenthalben im Morgenlande, wo man genaue Volkszählungen vornehmen konnte, eine größere Anzahl Männer und Jünglinge als Frauen und Mädchen vorfinden.

Wir sind geneigt auch dieses Verhältniß, wo immer es in höherem Grade stattfindet, nicht aus der Natur der Dinge, welche sich gleichbleibt allenthalben auf Erden, sondern aus den Sitten, aus den Vergehen und Verbrechen der Menschen herzuleiten. Die Natur wirkt nach ewigen unabänderlichen Gesetzen; nur wo der Mensch mit seinen Leidenschaften, mit seinem Unverstand eingreift, da kommt, freilich nur scheinbar, das Gesetz abhanden, und das Maßlose tritt an seine Stelle. Dieß ist sicherlich auch mit der größern Männerzahl, wo sie die Weiber bedeutend überragt, der Fall. Der Grund liegt in der Ermordung der Mädchen, die, wie wir jetzt wissen, nicht bloß in China, sondern in den meisten Ländern des Orients, und namentlich in Indien, stattfindet. Das Buch des Hrn. John Wilson gibt uns hierüber sichere quellengemäße Aufschlüsse. [1] Wie schwindet doch vor dieser furchtbaren Wirklichkeit die vielfach gerühmte hohe Bildung im Lande der ehrwürdigen Männer, wie sich die Hindus zu nennen pflegen! Wie nichtig ist doch alle jene Weisheit der Brahmanen, das tausenderlei Ceremonienwesen und der ewig sich wiederholende Klingklang, wenn er den Erdgebornen nicht zum bessern Menschen, zum tüchtigern Bürger heranbildet, wenn alle jene Bräuche nicht auf Zähmung der wilden Lust hinsteuern, sondern, wie nicht selten geschieht, im Gegentheil sie heiligen, wenn Räuber und Mordbanden unter den Schutz irgend eines Gottes sich stellen, und dann ihrem furchtbaren Geschäft in behaglicher Gewissensruhe leben. In der That, es ist ein großes Stück Arbeit für die Engländer die frommen Hindus zu Menschen zu erziehen. Die heiligen Mörderbanden haben sie bereits vernichtet, die Wittwenverbrennung haben sie beseitigt, die Menschenopfer werden seit langer Zeit als Mord behandelt. Während der letzten Jahre ward, wie wir von verschiedenen andern Seiten wissen und das vorliegende Werk mit vielen Belegen zeigt, alles aufgeboten um auch jene häufigen Gräuel der Kindertödtung abzuschaffen.

Wilson gibt eine ausführliche Geschichte der Kindermordung in Hindostan und Dekhan, so wie der Maßregeln welche die Engländer mit größerem oder geringerem Erfolg dagegen ergriffen haben. Die gütige Gottheit, sagt der Verfasser mit Recht, wurde und wird zum Theil noch für einen im Bösen sich gefallenden Teufel gehalten, welchen man mit Blut, und vorzüglich mit dem Blute unschuldiger Kinder versöhnen könne, versöhnen müsse. Der Kindermord ist zwar in den Puranas ausdrücklich verboten. „Der Mensch welcher Kinder umbringt, Brahmanen und Kühe, hat jedes Gesetz übertreten, und ist zur dunkeln Hölle verdammt, so lange die 14 Indras existiren." Dieses Verbot der Puranas wurde aber mißachtet. Die Engländer fanden die Kindermordung, vorzüglich der weiblichen, unter den Radschkumars oder Radschputen bei Benares, zu Kathiawad und Katsch, in Gudscharat und unter allen Radschputenstämmen in Radschastan. Zuerst wurde die Ermordung weiblicher Kinder im Jahre 1789, als eine herkömmliche Sitte, unter den Radschkumars entdeckt. Die Wittwenverbrennung war längst bekannt, und von den Mörderbanden wurden sichere Spuren seit dem Beginn unsers Jahrhunderts aufgefunden. Viele edle Britten versuchten es diesen mannichfachen Gräueln entgegenzutreten. Vergebens. Die ostindische Hansa, fürchtend durch gewaltsame Reformen Aufstände zu erregen, hat die kühnern ihrer Beamten zur Ruhe verwiesen. Die entschiedene Reformperiode im anglo-indischen Reich beginnt erst mit der Ankunft des Oberstatthalters Lord Bentinck zu Calcutta (4 Julius 1828). Sie dauert fort bis auf den heutigen Tag, und wird fortdauern so lange die Angelsachsen über Indien herrschen.

Die Sendboten des Evangeliums in Hindostan waren es welche zuerst und wiederholt ihre Stimme erhoben gegen die Scheußlichkeiten im Brahmanenthum. Die Menschenfreunde und Frommen der Heimath ergreifen Partei gegen die Regierung und die ostindische Hansa; die Kaufherren sind zu Vorkehrungen und Maßregeln gezwungen, um der vielfachen und wiederholten Anklage zu begegnen. Oberstatthalter Marquis Wellesley verlangt (1805) das Gutachten der indischen Gerichtshöfe. Die Herren waren unbedingt entgegen. „Ein Verbot der Wittwenopferung könnte dem anglo-indischen Reiche die größte Gefahr bereiten, man müsse sich auf Abschaffung der Mißbräuche, welche nicht selten bei jenem Selbstmord vorfallen, beschränken." Es sind auch in der That einige zum Theil im indischen Gesetz selbst begründete vorsorgliche Maßregeln getrof-

[1] History of the supression of infanticide in Western India under the government of Bombay. By John Wilson. Bombay 1855.

Digitized by Google

ſen worden. Die Obrigkeit mußte vom Vorhaben unterrichtet werden, ſie mußte ſich von der Freiwilligkeit der Handlung überzeugen, das Weib durfte keine berauſchenden Getränke erhalten und keine Drohungen erdulden. Frauen unter ſechzehn und Schwangere erhalten niemals, ſo will es ſelbſt das blutige Geſetz der Brahmanen, die Erlaubniß. Dieß führte jedoch zu keinem befriedigenden Ergebniß; die Anzahl der Opfer ſchien ſeit dem Verſuch ſie zu mindern im Steigen begriffen. Unter dieſen Umſtänden erhob ſich unerwartet und plötzlich, mitten aus der brahmaniſchen Gemeinde ſelbſt, eine einflußreiche Stimme gegen dieſe und andere Gräuelthaten. Rammohun Roy lehrte (1820), mittelſt einiger in bengaliſcher und engliſcher Sprache geſchriebenen Flugſchriften: die Wittwenverbrennung iſt von Menu nicht vorgeſchrieben, Stellen des Weda ſind ihr geradezu entgegen, ſelbſt viele ſpätere Geſetzbücher erheben das reine tugendhafte Leben der Wittwe über ihre Opferung.“ Die Beweiſe des kenntnißreichen Brahmanen beruhen auf feſtem Grunde, ſie konnten nicht umgeſtoßen werden. Sie ſind es welche vorzüglich das entſchiedene Auftreten des Oberſtatthalters hervorriefen und begründeten, Rammohun hat ſich um ſein Vaterland und die Menſchheit große Verdienſte erworben.

Lord Bentinck ſetzte einen Ausſchuß nieder, welchem oblag alle auf die Wittwenverbrennung bezüglichen Vorſchriften und Ordnungen, ſowie die Gefahren eines Verbots zu unterſuchen. Eingeborne und Europäer, welche Auskunft geben konnten, wurden nach der ſchönen Sitte Altenglands aufgefordert vor dem Ausſchuſſe zu erſcheinen zur Mittheilung ihrer Kenntniſſe und Erfahrungen. Bentinck verfolgte ſelbſt den Verlauf der Unterſuchung mit der innigſten Theilnahme, denn der Lord war keineswegs, wie ſeine zahlreichen indiſchen und europäiſchen Feinde behaupten, ein ſelbſtſüchtiger, ehrgeiziger Staatsmann. Unter einer rauhen, abſtoßenden Außenſeite, aus bittern Erfahrungen, aus der Bekanntſchaft mit den Nachtſeiten der menſchlichen Natur hervorgegangen, war ein für alles Gute und Edle ſchlagendes Herz verborgen. Das Ergebniß der vielen Zeugſchaften und Berichte — ſie füllten einen großen Foliband im oſtindiſchen Hauſe — war keineswegs erfreulicher, ermunternder Art. Viele Beamte der indiſchen Verwaltung, alle angeſehenen, einſichtsvollen Eingebornen, widerſprachen einem allgemeinen unbedingten Verbote. Ihnen hatte ſich auch Horace Haiman Wilſon angeſchloſſen — eine Thatſache welche der große Kenner des indiſchen Volkes und ſeiner Litteratur in ſeiner Fortſetzung von Mills Geſchichte nicht berichten mochte. Selbſt Rammohun Roy erſchrak, als er von dem gänzlichen durchgreifenden Verbot hörte. „Man möge im Beginne das Geſetz bloß unter der weichlichen Bevölkerung Bengalens verkünden laſſen; gefährlich ſey es den kräftigen Menſchenſchlag der nordweſtlichen Marken in religiöſe Aufregung zu verſetzen.“ Ein theilweiſe gegebenes Verbot, erwiederte der Oberſtatthalter, würde von Schwäche und Unſicherheit zeugen, die Regierung möchte dadurch bloßgeſtellt und in der Unterthanen Augen herabgeſetzt werden.

Die aus lichtvoller Erwägung aller Umſtände hervorgegangene, von einer ſeltenen moraliſchen Kraft getragene Ueberzeugung hat den Lord, gleichwie ſo viele andere großartige Menſchen, in dieſer und andern wichtigen Angelegenheiten, aus dem Wirrſal entgegengeſetzter Anſichten und Meinungen, ſchnell auf den rechten, dem Ziele entgegenführenden Weg geleitet. Das Verbot der Wittwenverbrennung wird für die ganze Präſidentſchaft Bengalen erlaſſen, und bald hernach auch in Madras und Bombay verkündet. Der oberſte peinliche Gerichtshof zu Calcutta erhält den Auftrag alle bei ſolchen Vorfällen Betheiligten als Mörder zu verfolgen und nach Umſtänden zu beſtrafen.

Nirgendwo eine Spur der ſchrecklichen Folgen welche ſchüchterne und ſelbſt in Vorurtheilen befangene Gemüther von dieſer kühnen, Großbritannien und die Menſchheit ehrenden Maßnahme erwarteten und befürchteten. Eine Anzahl altgläubiger Hindu beſtürmte die Regierung mit Bittſchriften, angebend der Rigweda verordne bereits die Wittwenverbrennung. Es iſt unbegründet. Die Stelle ward von den indiſchen Leviten abſichtlich falſch gedeutet. Andere, an deren Spitze die Reformatoren Rammohun Roy und Dwarkanath Tagor, dankten der oberſten Behörde für dieſen „ewigen Segen,“ und baten fortzufahren auf dieſem reformatoriſchen Wege. Die Altgläubigen erſchöpften jedes geſetzliche Mittel um die Aufhebung des Verbots zu bewirken. Vom Oberſtatthalter im Rathe zurückgewieſen, wendeten ſie ſich nach England. Der Fall wird von dem geheimen Rathe (Junius 1832) verhandelt. Die Anwälte beider Parteien, der Hindu und der oſtindiſchen Hanſa, wurden in gewöhnlicher Weiſe vernommen, und die Kläger, wie nicht anders zu erwarten ſtand, abgewieſen. In wenigen Jahren ſieht ſich die Regierung zu Calcutta theils durch Verträge, theils durch Eroberungen in den Stand geſetzt ihr Gebot über alle Länder vom Himalaja zum Meere, von China's Gränzen zu den Engpäſſen Afghaniſtans auszudehnen. Hiefür zeugt das Dankſchreiben Lord Hardinge's (Dec. 1847) an dreiundzwanzig Fürſten und Fürſtinnen, ſowie an Gelab Singh, den Lehensherrn Dſchamu's gerichtet. Sie ſetzen die letzten in Hindoſtan welche auf Wunſch der engliſchen Behörden jene ſcheußlichen Bräuche ihrer Väter, Wittwen- und Kindermord und Sklaverei abgeſchafft hätten.

Der Arzt in China und das kaiserliche Collegium der Aerzte in Peking.

Die Aerzte in China sind zugleich Apotheker und verschreiben daher immer eine Menge Droguen; dagegen hilft sich der Chinese und handelt nach Huc mit dem Arzt über den Werth und Preis der verordneten Arzneien, verlangt minder theure, läßt welche weg um es billiger zu haben, wenn sie auch langsamer wirken; zuletzt läßt sich der Arzt auch einen Rabatt gefallen, sonst möchte der Kerl in eine andere Bude gehen, um sich da heilen zu lassen. Oft überlegt der Familienrath auch kalt erst, ob bei dem hohen Alter des Patienten und bei der Hoffnungslosigkeit das Geld auch noch daran zu wenden sey, und ob man die Sache nicht lieber geben lasse. Mitunter räth der Kranke auch selbst, lieber einen bessern Sarg zu kaufen, da er doch einmal sterben müsse. Dann schickt man den Arzt heim und läßt den Sargmacher kommen. Der Tischler nimmt bei lebendigem Leib dem Kranken Maß zum Sarg; auf dem Land wird dieser auch wohl unter seinen Augen im Hof verfertigt. Auf den Sarg gibt man viel. In großen Städten sind Magazine voll lackirter Särge. Vermögende kaufen sich einen schönen und heben ihn im Hause auf, schenken auch wohl ihren alten Eltern einen Sarg, die dadurch angenehm überrascht werden! Der Chinese sieht und hört das ruhig mit an, und der Missionär wundert sich wie sie so gelassen sterben, ohne alle Unruhe, ohne allen Todeskampf, sanft erlöschend wie eine Lampe, der das Oel ausgeht. Ein Anzeichen davon ist, wenn sie die Pfeife nicht mehr begehren. Sie zeigen keine Furcht vor einem andern Leben.

Jeder übt die Medicin frei aus, die Regierung kümmert sich nicht darum, und die Menschen leben und sterben wie bei uns. Litteraten, die nicht reussiren, treiben Medicin, daher China voll Aerzte ist. Ihre Lage ist aber nicht glänzend. Die Besuche werden nicht bezahlt, nur die Arzneien, die nimmer billig und auf Credit verkauft werden, daher nur ⅓ des Geldes eingeht. Haben sie keinen Erfolg, so zahlt man überall nicht. Stirbt der Kranke, so muß der Arzt sich oft noch verstecken oder flüchten. Um Vertrauen zu gewinnen, muß er indeß unter der Leitung eines geschickten Meisters studirt haben. Gegen Pfuscher verordnet das Strafgesetzbuch Artikel 297 eine Untersuchung durch eine Jury von Aerzten, die der Beamte beruft. Erkennt diese daß der Tod bloß durch Unwissenheit und Ungeschicklichkeit erfolgte, ohne die Absicht zu schaden, so kann er sich nach Artikel 292, wie jeder der unfreiwillig eine Tödtung verursachte, von der Todesstrafe loskaufen, verliert aber für immer das Recht als Arzt weiter aufzutreten. Wich er aber von der Tradition und dem hergebrachten Verfahren freiwillig ab, um mehr Geld von dem Patienten zu ziehen, so wird er nach Artikel 269 mit dem Tod bestraft. Nach Artikel 299 ist der Arzt, der einer Frau Mittel zum Abortiren gibt, schuldig, er mag sie mit oder ohne ihren Willen ihr gegeben haben, sie aber nicht, wenn sie dieselben sich selbst verschaffte. Art. 297 im Supplement Statute bestraft den Gebrauch von Talismans und magischen Spiegeln.

Die Aerzte beschäftigen sich jeder nur mit besondern Krankheiten, die einen mit denen die durch die Hitze, die andern mit solchen die durch die Kälte entstehen; einige treiben das Nadelpunctiren, andere heilen Knochenbrüche, einige Kinder-, Frauen- oder Greisen-Krankheiten. Wenige werden reich.

In das Materielle der chinesischen Medicin, ihr Puls fühlen, die Anwendung der Moxa u. s. w. können wir hier nicht eingehen; wir bemerken nur daß die Kuhpocken-Impfung durch Dr. Pearson 1805 in Canton eingeführt wurde, G. Staunton hatte ein kleines Werk über die Geschichte und den Nutzen derselben ins Chinesische übersetzt und herausgegeben. Nach Langdon hat nach Pearson's Tode der Chinese He-qua die Abhandlung über das Land verbreitet, und sie circulirt mit Unterdrückung ihres europäischen Ursprungs jetzt in China. Die europäische Art zu Impfen hat sich dadurch verbreitet. Die Chinesen kannten aber schon eine Art Impfung, indem sie das Blatterngift getrocknet mit Baumwolle in die Nase stopften. Nach Pearson sollen die Kinderpocken in China im 7ten bis 11ten Jahrhundert n. Chr. zuerst vorkommen. Diese Art von Inoculation aber soll unter den Sung 1014 n. Chr. erfunden seyn; d'Entrecolles (Lettres édif. T. XX. N. E. T. XXI.) und Cibot (Mém. IV.) beschreiben sie näher.

In der Diagnose der Krankheiten spielt bekanntlich der Puls die vornehmste Rolle. Was Heilung herbeiführen soll, das wird größtentheils als einfacher oder gemischter Trank eingegeben; doch kennt man auch Pflaster, Einreibungen, Acupunctur und Moxa.

Der Heilsubstanzen gibt es unzählige. Seit der ältesten Zeit beobachtete man die medicinischen Wirkungen aller zugänglichen Erzeugnisse der drei Naturreiche im rohen (frischen oder trocknen), wie im verarbeiteten Zustande. Mit diesem Eifer die Natur zu benutzen und ihre Heilkräfte zu ergründen, finden wir indeß ebenso früh die Lust an rein wissenschaftlicher Beschreibung der Körper und ihrer nicht medicinischen Eigenschaften verbunden. So wurde eine Art Naturgeschichte angebahnt, die bei aller Unvollkommenheit doch manches Merkwürdige enthält, da die Chinesen im Auffassen von Merkmalen und im Beobachten thierischer Natur oft sehr glücklich sind. Nur ein interessantes Beispiel, das W. Schott mittheilt! Wenn nach Humboldt im Kosmos (T. II.) Leonardo da Vinci, wie im Vorgefühl einer philosophischeren Eintheilung thierischer Gestaltung, die Conchylien animali che hanno l'ossa di fuori nennt, so sagt derselbe, unabhängig vom italienischen Genius der Pen-tschao-kang-mu vom Jahr 1590, Bd. 45 von den Schalthieren schon: „ihre Knochen sind auswendig, ihr Fleisch inwendig" (Uey-ko-, Nuy-jo), und der mandschuische Wörterspiegel unter dem Wort Schildkröte wiederholt es. Sonst hat ihre alte Naturphilosophie jede besondere Prüfung der Naturgesetze, jede unbefangene Zerlegung der Körper unmöglich gemacht. Einzelne Individuen kamen auf sehr wichtige Entdeckungen, aber dieß hatte kein System wohlbegründeter Erkenntnisse zur Folge, nichts was den Namen einer Naturwissenschaft verdiente. Die meisten der Naturwissenschaft vorzugsweise gewidmeten Werke heißen Pen-tschao (?), Kräuterhefte, weil die Beschreibung der Pflanzen den größten Theil einnimmt. Man nennt 42, das älteste aus dem 5ten oder 6ten Jahrhundert, 7 aus der Dynastie Thang (618—906); das neueste und vollständigste von Li-schi-tschin, in 52 Büchern, erschien nach seinem Tod 1590. Er hatte 25 Jahre (1552—78) daran gearbeitet, und 276 medicinische und 440 andere Werke, die er verzeichnet, benutzt. Mit Benutzung der frühern Pen-tschaos beschreibt er 1892 Artikel, nach Namen — mit Angabe des Grundes der Benennung, bei exotischen mit Anführung des indischen, türkischen und persischen Namens — nach Heimath, medicinischen und nichtmedicinischen Eigenschaften, und mit Erwähnung aller Krankheiten, in denen das Mittel benutzt wird.

Digitized by Google

Er gibt 8960 Recepte, ein Verzeichniß aller Krankheiten, welche Heilmittel in jeder Krankheit anzuwenden und wie sie zu bereiten seyen.

Der eigentlich medicinischen Bücher sind unzählige. Alle bestehen nach Dr. Tatarin, [1] der zuletzt über die Heilkunde der Chinesen geschrieben hat, aus Artikeln verschiedener Autoren, ohne Zusammenhang an einander gereiht. Einer schreibt den andern aus und hat selten eine abweichende Meinung. Kein Arzt wagt die Richtigkeit der vom Alterthum überlieferten Grundregeln zu prüfen oder anzuzweifeln. Was die ältesten Werke der Art sagen, gilt für unumstößliche Wahrheit. Dergleichen alte Werke sind der Nui-king, d. i. das Buch vom innern (Menschen), das dem mythischen Kaiser Hoang-ti zugeschrieben wird, aber erst im 2ten Jahrhundert nach Christus bekannt wurde und der Nan-king, d. i. Canon der schwierigen Fälle, in 81 Artikeln aus dem 3ten Jahrhundert v. Chr. Später entdeckte man nur einige neue Heilmittel für einzelne Krankheiten.

Wir schließen an diese allgemeine Schilderung noch die des kaiserlichen Collegiums der Aerzte (Thai-i-yuan) in Peking an, die Bazin nach dem Tai-thsing-hoei-tien (Journ. As. 1856. T. 8.) gegeben hat. Es ist ein großes, einfaches Gebäude in der Nähe der Sternwarte und der sechs Tribunale. Es begreift einen Tempel, der eclatanten Wohlthätigkeit (King-hoei-tien), den Erfindern der Medicin geweiht, denen im Frühling und Herbst den 1sten des 2ten und des 11ten Monats geopfert wird, einen großen Saal für die Prüfungen, neun besondere Unterrichtssäle, eine medicinische Bibliothek und ein pharmaceutisches Laboratorium.

Was die Organisation des Collegiums betrifft, so bestand es im Jahre 1644, als die Mandschu zur Regierung kamen, aus einem Director, einem Assessor der Linken und einem der Rechten, 10 Hofärzten, Titular-Professoren, 30 aggregirten Professoren, 40 Licentiaten, 20 Baccalaureis der Medicin und noch 20 subalternen Baccalaureis. Die Zahl wechselte aber. Kaiser Schun-tschi beschränkte 1661 die Zahl der Licentiaten auf 20, die der Baccalaurei auf 10. Khang-hi stellte 1669 die alte Zahl wieder her, Yung-tsching änderte zweimal die Zusammensetzung des Collegiums; Khian-lung fügte einige Baccalaurei hinzu. Bis zum aggregirten Professor (Limo) abwärts geht die Beförderung nach dem Alter, der untere rückt in die nächst höhere Stelle auf, zu letzteren beiden Stellen nach einem Erlaß des Li-pu; zum aggregirten Professor wird ein Licentiat (Ji-sse), der den größten Eifer zeigt, vom Professor befördert; das Collegium hält dann um die Bestätigung durch ein kaiserliches Decret an. Zur Stelle eines Baccalaureus (Ji-seng) gelangt man durch einen Concurs. Die Beförderungen haben immer den 28sten des Monats statt. Khang-hi verordnete 1708, als die Zahl der Mitglieder des Collegiums von 105 ihm nicht genügend schien und er sie um 20 vermehrte: der Districtsvorsteher in Tschi-li solle die geschicktesten Aerzte auswählen, ihnen Certificate geben, und sie nach einem bestandenen Examen eintreten. Er regelte zugleich den Rücktritt derselben; man entledigt sich nämlich oft recht gerne des sehr lästigen Dienstes am Hof. Yung-tsching wollte 1723 in allen Provinzen Medicinalschulen gründen, wie unter dem Mongolen Khu-blai. Nach einer Prüfung der Moralität der Baccalaurei der Medicin der Provinz durch den Generalgouverneur fand die ärztliche Prüfung statt. Sie wurden examinirt über den Lui-king-tschu-tschi von Tschang-kiai-pin, aus der Zeit der Ming, mit Noten und Commentar; Bazin meint, es handle das Buch von der Classification der Krankheiten, zweitens dem Pen-thsao-kang-mu, dem schon erwähnten Codex medicamentarius der Chinesen, und drittens dem Schang-han-lun, einer Abhandlung über die Entzündungen von Tschang-ki, aus der Zeit der Han. Die Baccalaurei, welche Kenntniße dieser Werke beurkundeten, wurden zu Professoren ernannt, und auf drei Jahre mit einer Besoldung an einer der Medicinalschulen, die in jeder Provinz gegründet wurden, angestellt. Nach drei Jahren konnte er in das Medicinalcollegium in Peking eintreten. War er zu alt dazu oder sonst behindert, so wurde er zum Rector der Departementsschule ernannt, den Unterricht zu leiten. Aber von dem allem existirt nichts mehr. Jetzt kann jeder sich um eine Stelle im Collegium bewerben; man untersucht sein Betragen und seine medicinischen Kenntnisse. Der Professor ertheilt ihm ein Certificat, er tritt zunächst als überzähliger Eleve ein, und der älteste rückt bei einer Vacanz in die Stelle eines Baccalaureus ein. Von den Eleven des Collegiums erhalten die Licentiaten seit 1723 eine monatliche Unterstützung von einem Teal und fünf Ssen (11 Fr. 25 Cent.) und 9 Hectoliter Reis. 1730 wurde die Zahl der so unterstützten Eleven um 30 vermehrt, und jeder erhält monatlich 2 Teal (15 Fr. oder 4 Thlr.); der Licentiat ist seit 1723 von der 9ten Rangclasse und so aufwärts bis zum Director, der von der 5ten ist. Wie alle Beamten der Hauptstadt und der Provinzen, unterliegen auch die Medicinalbeamten seit der Dynastie Thang einer Prüfung ihres Betragens. Nach einer Verordnung vom Jahr 1800 begeben sich am bestimmten Tage alle Beamten des Medicinalcollegiums en Corps in das Beamtentribunal (Li-pu), schreiben im großen Saale ihre Namen ein und werden dann nach einander aufgerufen und geprüft. Der erste auf der Liste des Li-pu wird bei einer eintretenden Vacanz befördert; zeigt er sich aber bei der Prüfung nicht mehr geeignet, so beantragt der Li-pu in einer Adresse an den Kaiser seine Absetzung.

Was das Studium der Medicin betrifft, so beschäftigen die chinesischen Aerzte sich, wie schon bemerkt, jeder immer nur mit einzelnen Krankheiten. So hat denn auch das medicinische Collegium neun Krankheitsarten angenommen: 1) Krankheiten die durch eine besondere Beschaffenheit des Pulses, welcher der große (Ta) Fang-me genannt wird, prognosticirt sind, 2) die durch den kleinen (Siao) Fang-me es sind, 3) die Entzündungen, 4) die Frauenkrankheiten, 5) die Hautkrankheiten, 6) die Krankheiten bei welchen man die Acupunctur und Moxa anwendet, 7) die Augenkrankheiten, 8) die Krankheiten von Mund und Zähnen, und 9) die chirurgischen, wobei die Wundarzneikunst, bei ihnen die äußere Arzneikunst genannt (Uei-kho), angewandt wird. Zu Anfang der jetzigen Dynastie nahm man noch zwei andere Arten an: die Pockenkrankheit und die der Kehle, die man jetzt zur zweiten und achten Classe rechnet. Sie machen nach Levage viele kleinliche Unterschiede und unterscheiden z. B. 42 Arten von Blattern. Man hat noch eine andere Classification der Krankheiten; nach dieser zählt man 53 allgemeine, 32 locale; 9 in den obern Körpertheilen (im Kopf, in der Brust und den obern Gliedmaßen); 8 in dem mittlern (von der Brust bis zum Nabel), und 15 in dem untern Körper und den untern Extremitäten — endlich 16 Frauen- und vier Kinderkrankheiten.

Für jede der obigen neun besondern Arten gibt es im medicinischen Collegium einen eigenen Saal, also neun Säle. Die

[1] In den Leistungen von Mitgliedern der russischen Geistlichen-Mission zu Peking (Russisch) T. II. Frühere Werke sind *A. Cleyer*, Specimen medicinae sinicae. Francfurt 1682. 4. *Lepage*, Recherches sur la médicin des Chinois. Paris 1813. 4. *Sarlandière*, Traité de l'acupuncture et moxa, hinter s. Mém. sur l'Electropuncture. Paris 1825. 8., und Pearson Transact. of the Med. a. Phys. soc. of Calcutta 1826. T. II.

Digitiz

kaiſerlichen Hofärzte (Ju-i), mit dem Dienſt im Palaſt genugſam beſchäftigt, überlaſſen das Lehramt meiſt den aggregirten Profeſſoren (Li-mo), aus welchen man die geſchickteſten aus jeder Specialität wählt. Ein ſolcher Profeſſor (Thang-kuan) hält nicht nur für die Internen Vorleſungen, ſondern auch Auswärtige, überzählige Schüler, Kinder und Verwandte der Profeſſoren können daran theilnehmen. Von einem Unterricht den Khang-hi 1684 durch zwei Profeſſoren des Collegiums in den öffentlichen Anſtalten der Hauptſtadt ertheilen ließ, beſteht aber jetzt keine Spur mehr; man ſtudirt jetzt nur im kaiſerlichen Colleg Medicin, und zwar die Semiotik in Verbindung mit der Lehre von den Pulſen; die Pathologie mit der Aetiologie beginnend; die Therapeutik; die Lehre von den Arzneimitteln mit der Pharmacie und die Chirurgie, die ſich wohl auf Heilung von Brüchen und Verrenkungen beſchränkt; die Anatomie wird wohl nur von Chirurgen cultivirt. Es gibt keinen Curſus über gerichtliche Medicin, obwohl die Chineſen manches darin geleiſtet haben, und ebenſowenig über Phyſiologie. Bei der Präfung muß der Eleve eine Anzahl Fragen ſchriftlich beantworten, und wenn er gut beſteht, wird der Licentiat bei einer Vacanz zum aggregirten Profeſſor befördert.

Bei Reiſen des Kaiſers ernennt eine beſondere kaiſerliche Verordnung die Aerzte welche ihn begleiten ſollen. Nach einer Verordnung Yung-tſchings ſind es ein Profeſſor, ein Aſſeſſor und zwei Licentiaten. Der erſte erhält ein Zelt, einen Bagagewagen, vier Pferde und täglich drei Thſien (2 Fr. 25 C.) Entſchädigung. Von den andern ſtellt man jedem drei Pferde, drei Zelte, allen zuſammen aber nur einen Bagagewagen und einen Wagen für die Arzeneien zur Dispoſition. Ihre Entſchädigung beträgt nur 2 Thſien (1 Fr. 50 C.) für den Tag; zwei Stallknechte beſorgen Wagen und Pferde. Bei Erkrankung eines kaiſerlichen Prinzen, einer kaiſerlichen Prinzeſſin, eines Miniſters oder eines erſten Beamten oder Officiers ſendet der Kaiſer einen Arzt des Collegiums oft bis in die Mandſchurei und in die Mongolei, die Krankheit zu unterſuchen. Der Arzt erhält ein Poſtpferd, eine Kiſte mit Arzneien, eine mit Inſtrumenten, oft auch einen Militärbeamten zur Begleitung mit, und hat an den Kaiſer zu berichten. Solche Miſſionen ſind oft nicht angenehm. Zwei Medicinalſtationen, aus zwei Beamten des Collegiums beſtehend, die Khang-hi 1696 am Amur errichtete, giengen ſchon 1707 wieder ein. Auch zu den Concurſen für die großen Civil- und Militärämter der Hauptſtadt berufen die erſten Beamten des Li-pu und Ping-pu wohl einen erfahrnen Arzt des Collegiums, indem dabei öfter allerlei Zufälle vorkommen. Schun-tſchi verordnete 1651 auch einen Krankenbeſuch bei den Gefangenen. Zwei, und ſeit Khang-hi drei Licentiaten des Collegs waren zu dem Ende dem Straftribunal (Hing-pu) aggregirt, und jeden Monat bewilligte das Finanztribunal eine Summe zum Ankauf von Arzneien. Nach ſechsjährigem Dienſt als Gefängnißarzt wurde der Arzt dann zum aggregirten Profeſſor befördert. Auch zu den Hoſpizien wurden Aerzte abgeordnet, aber zu ſchwach unterſtützt, exiſtiren dieſe Inſtitute ſchon lange nicht mehr.

Romäniſche Märchen und Sagen aus Siebenbürgen.

(Deutſch, von Franz Obert.)

27. Chriſtus und der Zigeuner.

Wieder einmal kam Chriſtus durch ein Dorf, an der Schmiede eines Zigeuners vorbei und dingte ſich als Lehrjunge bei dieſem ein. Gleich am erſten Tage ward er in den Wald geſchickt um Kohlen zu brennen. Die Frau des Zigeuners gieng mit ihm und verwunderte ſich gar ſehr, als Chriſtus mit wenigen Schlägen eine ganze Eiche in Späne zerſplitterte, und theilte daheim ihrem Mann alles mit was ſie geſehen hatte. Der ruhmredige Zigeuner aber gab ihr zur Antwort: „Das iſt noch gar nichts, mit einem einzigen Schlag will ich daſſelbe verrichten!“ Bald darauf kam ein Herr vor die Schmiede und wollte ein Pferd beſchlagen laſſen. Chriſtus war gleich zur Hand, ſchnitt dem Pferd alle vier Füße ab, ſchlug Hufeiſen darauf und richtete ſie dem Pferd wieder ein. Als der Herr darüber ſtaunte, ſprach der Zigeuner: „Das hat er von mir gelernt!“ Ueber eine Weile als ein anderer Herr kam und ein Pferd zum Beſchlagen vorführte, that der Zigeuner auch wie Chriſtus gethan hatte, konnte aber dem Pferd die Füße nicht wieder einrichten und mußte es bezahlen. Chriſtus aber half ihm nicht aus dem Handel und gieng von dannen.

28. Die Adlertochter.

Eine Kaiſerin hatte einen Sohn und eine Tochter. Als ſie zu ſterben kam, übergab ſie dem Sohn einen Schuh, einen Ring und einen Gürtel, der um und um mit Diamanten beſetzt war, und ſprach: „Du ſollſt nicht eher heirathen als bis du eine gefunden der Schuh und Ring und Gürtel genau paßt.“ Als man die Kaiſerin begraben hatte, zog der Prinz viele Jahre in der Welt umher, konnte aber kein Mädchen finden dem die Dinge paßten. Betrübt kehrte er nach Hauſe zurück, legte ſich hin und ſchlief. Seine Schweſter aber nahm den Schuh, verſuchte, und er paßte, und ebenſo Gürtel und Ring. Da weckte ſie den Bruder; der war nun noch betrübter und ſagte: „Warum haſt du das gethan? Nun mußt du entweder ſelbſt meine Frau werden oder mir eine ſuchen,“ und gab ihr einen Monat Bedenkzeit. Am Hof aber lebte eine Zigeunerin, die redete der Prinzeſſin zu, lieber ihren Bruder zum Mann zu nehmen als in der Welt herumzuziehen. Sie aber wollte unter keiner Bedingung in die Sünde willigen, ſondern trat die Reiſe an und zog durch alle Länder der Erde, bis ſie in eine Gegend kam wo keine Menſchen wohnten. Es traf ſich aber daß ſie hier in einer großen Ebene ein Schloß erblickte; darinnen wohnte ein Adler mit ſeinen drei Töchtern, die ſo ſchön waren daß die Kaiſertochter ſich nicht ſatt ſehen konnte durchs Fenſter, aber ſich doch nicht hineinwagte aus Furcht vor dem Adler. Die Mädchen aber holten täglich zweimal, bei Sonnenaufgang und bei Sonnenuntergang, Waſſer von einem Brunnen, der ziemlich weit vom Schloß entfernt war. Die Kaiſertochter ſaß eben auch am Brunnen und labte ſich an dem klaren Waſſer als die Mädchen mit Krügen herbeikamen, und, wie ſie die Kaiſertochter erblickten, eiligſt entflohen, bis auf die jüngſte. Die kam auf die Kaiſertochter zu, grüßte und ſetzte ſich zu ihr ins Gras. Wie ſie eine Weile mit einander geredet hatten, zog die Prinzeſſin den Schuh aus dem Querſack, verſuchte, und der Schuh paßte wie angegoſſen

Digitized by Google

an der Adlertochter Fuß, und ebenſo Gürtel und Ring. Und wie die Prinzeſſin ihr ſagte, in welcher Abſicht ſie durch die Welt ziehe, war ſie über die Maßen froh und rief: „Ich folge dir gerne, aber laß uns eiligſt entfliehen, denn mein Vater wird einen Diener ausſchicken, mich ins Schloß zurückzubringen und dich zu tödten.“ Da ſchwangen ſie ſich beide auf das Roß der Prinzeſſin und flogen davon; doch bald ſchrie die Adlertochter: „Wir können dem Diener der uns verfolgt, nicht entfliehen, wenn wir nicht einen größern Vorſprung haben.“ Die Prinzeſſin hielt das Roß an, verwandelte ſich in einen Brunnen, das Pferd in ein Krüglein und die Adlertochter in ein Kind. Als nun der Knecht des Adlers an den Brunnen kam und das Kind fragte: „Sahſt du nicht zwei Mädchen vorüberreiten?“ gab dieſes zur Antwort: „Nein!“ Da kehrte der Knecht ſogleich um und berichtete dem Adler was er gefunden habe; der rief voll Zorn: „Das war ja meine Tochter!“ und ſchickte einen andern Diener aus. Als dieſer ſich den Fliehenden näherte, verwandelte ſich die Prinzeſſin in einen alten Mann, das Pferd in ein grünes Feld und die Adlertochter in eine Schelle. Wie nun der Diener den alten Mann fragte: „Sahſt du nicht zwei Mädchen vorüberreiten?“ und dieſer zur Antwort gab: „Nein!“ kehrte er ſogleich um und berichtete was er geſehen. Da rief der Adler voll Zorn: „Das war meine Tochter! Aber nun will ich ſelbſt nach,“ und flog wie ein Blitz durch die Luft. Die Mädchen aber beeilten ſich auch und erreichten noch zur rechten Zeit einen Teich; daſelbſt verwandelten ſie ſich in zwei Enten und das Pferd in einen Kahn und ſchwammen an das entgegengeſetzte Ufer. Der Adler kam bis an den Teich und weinte ihnen nach, denn über den Teich konnte er nicht fliegen, weil er zu müde war. Aber ſie kehrten ſich nicht daran. Da fieng er an den Teich auszuſaufen, aber auch das wollte ihm nicht gelingen, denn er befürchtete zu platzen. Da verfluchte er ſie daß ſie zu zwei Birken wurden an dem Linnabrunnen (kuntina Linna), und nur dann erſt entzaubert werden konnten wenn der Kaiſerſohn im Sarg liege. Eines Tages kamen Schäfer zum Linnabrunnen, fällten die Birken und machten zwei Sackpfeifen daraus; die eine ſang: „Mein Bruder, du ſchickteſt mich in die weite Welt eine Frau dir zu ſuchen; ich zog und habe ſie dir geſucht.“ Die andere ſang: „Kaiſerſohn, du ſchickteſt deine Schweſter dir eine Frau zu ſuchen; ſie hat ſie gefunden.“ Und die Schäfer, da ſie nicht wußten was das ſey, brachten die Pfeifen dem Kaiſerſohn, der nun Kaiſer war; der ließ eine Wahrſagerin rufen und fragte ſie, was das zu bedeuten habe. Die gab zur Antwort: „Stelle dich todt und laſſe dich in den Sarg legen, dann wirſt du ſehen was geſchieht.“ Da nahm der junge Kaiſer einen Trank zu ſich, der ihn betäubte daß er wie todt hinfiel und in den Sarg gelegt wurde. Kaum aber war dieß geſchehen, ſo kamen die Mädchen, die nun entzaubert waren, herbei und beklagten ihn. Die eine klagte: „Mein Bruder, du ſchickteſt mich in die weite Welt eine Frau dir zu ſuchen; ich zog und habe ſie dir geſucht.“ Die andere klagte: „Kaiſerſohn, du ſchickteſt deine Schweſter, dir eine Frau zu ſuchen; ſie hat ſie gefunden.“ Alsbald erwachte der junge Kaiſer und nahm die Adlertochter zur Frau.

29. Wie ein Gänſehirt Fiſcher und zuletzt Kaiſer wurde.

Ein Jüngling, der Vater und Mutter verloren hatte, diente als Gänſehirt am Hof eines Königs und trieb ſeine Gänſe jeden Morgen zu einem Teich, wo es denſelben überaus wohl gefiel. Eines Tages kam Chriſtus mit Petro am Teich vorüber, ſie ſetzten ſich zum Gänſehirten, der eben zu Mittag aß und baten um etwas Brod. Der Jüngling, ohne zu fragen wer ſie ſeyen, theilte ihnen willig von ſeinem Vorrath mit. Da er nun aber am Abend einen gewaltigen Hunger hatte und mehr aß als gewöhnlich, ſagte der Koch: „Du haſt wohl untertags dein Brod verſchenkt und gehungert, da du doch einhaueſt wie ein Dreſcher.“ Der Jüngling bekannte daß er ſeine Zehrung mit zwei Reiſenden getheilt habe; darüber zürnte der Koch und gab ihm für den nächſten Tag nur halb ſo viel Brod in die Gluge (Torniſter). Chriſtus aber kam mit Petro wieder als der Jüngling eben zu Mittag aß, und wieder theilte der Jüngling ſeine Zehrung mit den Reiſenden. Da ſprach Chriſtus: „Wünſche dir etwas, und ſogleich ſollſt du es haben, zum Lohn dafür daß du von wenigem viel gibſt mit reinem Herzen.“ Der Jüngling antwortete: „Ich benöthige nichts als eine Pfeife und einen Beutel mit Tabak.“ Und alsbald hatte er beides. Am Abend als der Koch die prächtige Pfeife erblickte, wußte er ſie ihm abzumarkten ſammt dem Beutel und gab ihm hinfort nicht mehr Brod allein, ſondern auch Fleiſch und Wein als Zehrung in die Gluge. Nicht lange darauf kam Chriſtus mit Petro wieder, und er gab ihm ſeine ganze Zehrung hin; das rührte Chriſtum ſo ſehr daß er ſprach: „Wünſche dir etwas, wornach deine Seele verlangt, und es ſoll dir werden was es auch ſeyn möge.“ Dießmal wünſchte ſich der Jüngling eine Frau und den Teich, in dem die Gänſe badeten, voll mit Fiſchen. Alsbald wimmelten im Teich die Fiſche, und im nächſten Dorf ſuchte er die ſchönſte Hirtentochter für ſich aus, und gefiel ihr ſo wohl daß ſie ihn zum Mann nahm. An dem Teich aber baute er ſich eine Hütte und zog viel Geld aus dem Fiſchfang, und lebte glücklich und vergnügt mit ſeiner Frau. Die gefiel nun aber auch dem Kaiſer wohl, und darum trachtete dieſer darnach, den Fiſcher zu tödten, ließ ihn eines Tages vor ſich rufen und ſprach: „Wenn du bis morgen um 10 Uhr den großen Wald nicht ausrodeſt und einen Weinberg an deſſen Stelle pflanzeſt, daraus ich ſüße Trauben von Stunde an mir holen kann, ſo mußt du ſterben.“ Betrübt kehrte der Fiſcher nach Hauſe zurück und theilte der Frau den Befehl des Königs mit. Die nahm die Peitſche, deren er ſich als Gänſehirt bedient hatte, knallte einmal, und im Augenblick war eine Schaar Engel da, hieben den Wald nieder und pflanzten Reben mit reifen Trauben an deſſen Stelle. Da ließ der Kaiſer den Fiſcher vor ſich kommen und ſprach: „Dieſe Korngarben ſollſt du bis morgen 10 Uhr ausdreſchen, ohne einen Strohhalm zu verletzen, ſonſt mußt du ſterben.“ Dießmal kehrte der Fiſcher noch trauriger nach Hauſe zurück. Seine Frau aber knallte mit der Peitſche, und in demſelben Augenblick kamen unzählige Haufen herbei und ſchleppten das Korn aus den Garben zu einem Haufen zuſammen, ohne einen Strohhalm zu verletzen. Da ließ der Kaiſer den Fiſcher zum drittenmal vor ſich kommen und ſprach: „Du ſollſt mir Chriſtum auf morgen zu Tiſche laden, wenn er aber nicht kommt, ſo mußt du ſterben.“ Umſonſt knallte die Frau mit der Peitſche, Chriſtus kam nicht. Und ſchon ſollte der Fiſcher gehenkt werden. Da, als es eben Mittag war, erſchien Chriſtus mit Petro und Elias. Zu letzterem ſprach Chriſtus: „In drei Stunden ſoll die Reſidenz des Kaiſers zerſtört ſeyn und nichts davon übrig bleiben, weil er meiner geſpottet.“ Elias that, wie ihm der Herr befohlen. Dem Fiſcher aber baute er eine Stadt, die dieſer als ein weiſer Kaiſer beherrſchte.

30. Die Theilung Siebenbürgens.

Als Gott Siebenbürgen austheilte, rief er den Ungar, den Sachſen, den Walachen und den Zigeuner vor ſeinen Thron. Erſt

kam der Ungar und grüßte: „Guten Morgen!“ „Das Gute soll dein seyn,“ erwiederte Gott. Nach kurzem kam der Sachse und grüßte: „Guten Morgen!“ „Das Gute hat der Ungar.“ „O schwere Arbeit!“ „Schwere Arbeit soll dein seyn,“ erwiederte Gott. Bald darauf kam der Walache und grüßte: „Guten Morgen!“ „Das Gute hat der Ungar.“ „O schwere Arbeit!“ Schwere Arbeit hat der Sachse.“ „O Elend!“ „Das Elend soll dein seyn,“ erwiederte Gott. Zuletzt kam der Zigeuner und grüßte: „Guten Morgen!“ „Das Gute hat der Ungar!“ O schwere Arbeit! „Schwere Arbeit hat der Sachse.“ „O Elend!“ „Das Elend hat der Walache!“ „O Teufel“! „Der Teufel soll dein seyn,“ erwiederte Gott.

Polizei- und Gerichtswesen in Indien.

(Schluß.)

Was das Gerichtsverfahren betrifft, so soll der Magistrat, der öffentliche Ankläger, als solcher auch zugleich der Schutz des Angeklagten und sein Richter seyn; ist er von dessen Schuld überzeugt, so übergibt einer seiner Untergebenen unter den Eingebornen dem Gerichtshof, der einmal im Monat Sitzung hält und die Zeugen abhört, die Papiere. Unter den Mohammedanern entschied der Richter nicht allein, sondern mußte gewisse Beamten consultiren; war er mit ihnen verschiedener Meinung, so mußte er die Sache an den Sudderhof bringen; jetzt beruft der Richter ein halb Duzend respectabler Leute statt der Gesetzbeamten, die er befragt, an deren Meinung er aber nicht gebunden ist, eine Jury wäre den Gefühlen und Gebräuchen des Landes zuwider; sie geben sich auch hiezu ungern her; der Richter thut daher auch nur, dem Gesetz zu genügen, die Namen einiger Leute, die gerade bei Gericht sind, in die Büchse, bedeutet ihnen sehr breit seine Meinung; sie stimmen ihm natürlich immer bei und er entscheidet dann wie er meint. Bis zu einer gewissen Gränze erkennt er selbst; geht die Strafe darüber hinaus, so schickt er die Papiere an den Sudderhof mit seiner Ansicht, und dieser entscheidet, ohne daß der Angeklagte persönlich vor ihm erscheint. Bisher durfte kein Gefangener nach außen verkehren, hatte auch keinen Vertheidiger; der Beamte und Richter sollte sein Interesse zugleich mit wahrnehmen; jüngst gewährte das Gesetz indeß jedem Verbrecher das Recht eines Beistandes. Campbell hält dieses sonderbarerweise für verderblich für die Justiz.

In kleinen Klagesachen erscheint der Kläger mit einer Petition auf einem Stempelbogen zu 1 Sh. vor dem Beamten; der Angeklagte wird citirt, kann durch einen Anwalt sich vertreten lassen; er wird gehört, die Beweise werden producirt und endlich auf Geld- oder Gefängnißstrafe erkannt.

Jeder Beamte kann über streitigen Besitz und Bruch von Dienstcontracten entscheiden; eine Magistratsperson in Bengalen auf Gefängniß bis 3 Jahre oder 30 Hiebe mit dem Rattan und 200 R. Strafe erkennen, wie ein Unterrichter in Madras; sein Stellvertreter bis 2 Monate Gefängniß oder 50 R. Strafe; die Magistratspersonen in Madras nur auf ein Jahr; der Tehsildar bis auf 24 Stunden Gefängniß, 6 Hiebe, 1 R. Strafe; der Potail auf 12 Stunden, der Mamlatdar in Bombay auf 20 Tage Gefängniß und 15 R. Strafe; größere Verbrechen kommen an den Sessionsrichter. Hier werden die Zeugen vor dem Richter und seinen Assessoren aufs neue mündlich vernommen; auch neue Beweise für die Unschuld des Beklagten zugelassen. Dieß Gericht kann bis auf 7 Jahre und in einzelnen Fällen bis 14 Jahre Arbeitsstrafe in Eisen und zwei Jahre statt körperlicher Züchtigung erkennen. Sieben Jahre stehen auf Todtschlag, schwere Verwundung, Schlägerei mit der Absicht zu tödten, Räuberei in Banden, Unterschlagung von öffentlichen Geldern, Fälschung von Papieren und Münzen u. s. w.; 14 Jahre auf Räuberei mit offener Gewalt in Banden. Das mohammedanische Recht erkannte früher in diesen Fällen auf den Verlust von einem oder beiden Beinen; die Verordnung von 1793 änderte es so ab. Da das mohammedanische Gesetz keinen Ungläubigen als Zeugen zuläßt, so fragte früher der Richter einen mohammedanischen Rechtsgelehrten, der das Urtheil zu finden hatte, wie er erkennen würde wenn die Person ein Mohammedaner wäre, und sprach dann ebenso selbst das Urtheil. Meint der Richter daß die Strafe, auf die er erkennen kann, zu gering oder zu schwer sey, so kann er die Sache an den Nizamut Adalut verweisen, der bis auf Todesstrafe erkennen kann, und zwar er allein; sein Urtheil wird dann vollzogen, ohne daß die Regierung sich darein mengt. Todesstrafe findet aber nur für qualificirten Mord statt. Lebenslängliche Gefängnißstrafe wird jetzt immer in Transport über See „über das schwarze Wasser,“ wie die Eingebornen sagen, nach Mulmein und andern Niederlassungen an der hinterindischen Küste verwandelt, und ist sehr gefürchtet. Jeder District hat ein Gefängniß, worin die Gefängnißstrafe auf Zeit abgebüßt wird. Bei allen Verbrechen welche die Engländer unter dem Namen Felonie begreifen, ist damit Arbeit in Eisen verbunden, besonders Landstraßen auszubessern u. dgl. Shore machte vom Zustand der Gefängnisse in Indien eine sehr ungünstige Beschreibung; nach Campbell werden jetzt die Gefangenen gut genährt und gekleidet, lernen mitunter Teppiche verfertigen u. s. w. Das Gefängnißsystem gilt aber für sehr lax und unwirksam. Die Sträflinge bleiben, weil sie es da besser haben als draußen, sind gut genährt und gekleidet; die Arbeit befördert nur ihren Appetit. Die Gefängnißordnung, z. B. das Rasiren betreffend, ist sehr kleinlich. Für leichte Diebstähle gibt es bis 30 Hiebe, aber dann auch keine andere Strafe. Sonst findet keine körperliche Strafe statt, auch keine Confiscation des Vermögens, nur Ersatz des Gestohlenen. Die körperliche Züchtigung wurde von Lord W. Bentinck 1834 abgeschafft. Man ist aber darauf zurückgekommen, und die Hiebe mit dem Rattan lassen auf dem Rücken solche Spuren zurück daß die Polizei sehen kann ob einer gezeichnet ist (Daghi). Sehr junge englische Beamte erkennen auf diese Strafe.

Die Hindu schwuren früher beim Wasser des Ganges, die Mohammedaner beim Koran. Diese Eide sind aber seit 1840 abgeschafft, und eine bloße Versicherung ist statt dessen eingeführt, wenigstens in den Höfen der Magistrate in Calcutta — in den königlichen Gerichtshöfen gilt die Versicherung an Eidesstatt nicht — die Strafe des Meineids aber blieb. Diese Maßregel ist indeß fehlgeschlagen. Die Eingebornen waren dem Schwören im allgemeinen abgeneigt; es galt für entehrend; respectable Einwohner gehen so nicht vor Gericht. Für die untern Classen fiel aber so

Digitized by Google

der einzige Zaun weg. Lügen gilt ihnen für fashionable, nicht für ein Verbrechen; die Entdeckung der Lüge bringt Verachtung, verdient nach ihnen aber keine Strafe.

Ueber Appellationen gab es bis 1831 kein Gesetz; die obern Gerichtshöfe konnten Appellationen zulassen und Erkenntnisse der untern revidiren. 1831 wurden Appellationen an den Nizamut Adalut erlaubt; in vermischten Fällen (miscellaneous) nur an den Sessions-Judge, dessen Entscheidung endgültig war. 1837 wurde die Appellation von allen Entscheidungen der Magistratspersonen an letztere erlaubt, es betreffe denn die Anstellung und Entfernung von Polizeibeamten, und in Criminalsachen noch eine zweite Appellation an den Nizamut Adalut, und 1841 auch eine Appellation vom Assistant Magistrat an den Magistrat oder Joint Magistrat in kleinen Sachen binnen einem Monat — dessen Entscheidung dann definitiv ist — bei größern Sachen an den Sessions-Judge binnen einem Monat und von diesem an den Nizamut Adalut binnen drei Monaten gestattet. Untere Appellhöfe können Urtheile nur alteriren wenn eine Partei an sie appellirt; der Nizamut Adalut aber jede Sache von den untergeordneten Gerichtshöfen an sich ziehen, und sie entscheiden; der Sessions-Judge sie zwar an sich ziehen, aber bei entdeckter Unregelmäßigkeit die Sache nur an jenen verweisen. Die Strafen erhöhen kann weder jener noch die untern Appellhöfe nach der Acte 31 vom Jahr 1841 und 19 vom Jahr 1848; und jener keine ungerechten Urtheile jetzt mehr ohne Appellation umstoßen. Diese Verordnungen im europäischen Geiste, sichtlich sehr gut gemeint, haben dennoch keinen Beifall in Indien gefunden. Der Orient liebt eine kurze, schnelle Entscheidung, sey sie wie sie wolle. Bei diesem weitläufigen europäischen Verfahren stirbt oft der Beklagte, ehe die Papiere von Calcutta zurückkommen. Das Appellationsrecht ermuntert nur zum Streit und nimmt viel Zeit weg. 1845 giengen von dem Sessions-Judge bloß in Bengalen 460 Sachen an den Nizamut Adalut, und 4318 von den Magistraten in der Appellations-Instanz an den Sessions-Judge; bei den Sudder-Courts waren 278 Sachen anhängig und 231 Appellationen; bei den Sessions-Courts betrug die Zahl der Appellationen wohl das Doppelte der einfachen anhängigen Sache, und man dachte daher an Beschränkung der Appellation.

Wer über sechs Monate gefangen war, erhält bei der Entlassung vom Magistrat sehr human fünf Rupien zur Bestreitung seiner nöthigsten Bedürfnisse, und sein Dorfvorstand wird angewiesen für den nothdürftigen Lebensunterhalt desselben zu sorgen. Unverbesserliche Verbrecher können auf unbestimmte Zeit festgehalten werden, müssen aber alle drei Jahre vor den Sessions-Judge gebracht werden, der entscheidet ob sie ferner in Haft zu bleiben haben. Sessions-Judge wird einer erst wenn er 20 Jahre im Land und 38—40 Jahre alt ist. Das erste Jahr als Assistant entscheidet er nur kleinere Sachen, dann mit Specialgewalt bekleidet, erkennt er auf schwerere Strafen; nach zwei Jahren als Magistrat in noch größern Sachen, aber nur die ihm zugewiesen werden, und sein weiteres Vorrücken nach 4—10 Jahren Dienst gibt ihm keine größere Richtergewalt.

Die Mangelhaftigkeit des englischen Criminalverfahrens ergibt sich aber aus den widersprechenden Erkenntnissen und den Inconsequenzen, wie sie die gedruckten Sudder-Reports Agra's vom Jahr 1854 zeigen. Wir können hier in die einzelnen Fälle nicht speciell eingehen, sondern heben nur einige allgemeine Data hervor. Bei einem absichtlichen Mörder eines Mannes und zweier Frauen bemerkt der Sudder-Richter ausdrücklich, es lägen keine mildernden Umstände vor, um ihn nicht zum Tod zu verurtheilen, und — doch verurtheilte er ihn nur zu lebenslänglicher Transportation! Zwei Kerle, die eine alte Frau auf eine brutale Weise getödtet haben, werden nur zu 5 Jahren Gefängniß mit harter Arbeit in Eisen verurtheilt und zu gleicher Strafe ein armer Schelm, der nur ein paar Pice gestohlen hat! Ein Barbier, der seinem Nebenbuhler den Hals abschneidet, und den der Sessions-Judge deßhalb zum Tod verurtheilt, bestraft der Sudder nur mit lebenslänglicher Transportation. Zwei Männer, die wegen einer Hecke einen andern so schlagen daß er binnen 10 Stunden stirbt, erhalten dafür nur 5 Jahre Gefängniß mit harter Arbeit; eine gleiche Strafe aber in Saharanpur (?) drei Männer, die etwas über 300 Rupien gestohlen haben und in Bareilly ein Mann, der Wassermelonen, im Werth einer Rupie stahl und dabei den Eigenthümer schlug. Als Beispiele von der außerordentlichen Unwissenheit der gemeinsten Principien von Recht und Gerechtigkeit werden noch diese Fälle angeführt. Auf Raub unter erschwerenden Umständen stehen sieben Jahre Gefängniß. „In Betracht der respectablen Geburt des Gefangenen" aber meint der Sessions-Judge von Furuckabad, 18 Monate Gefängniß seyen eine genügende Strafe! Ein Muttermörder wird nur zu lebenslänglicher Gefängniß mit leichter Arbeit verurtheilt; ebenso einer der seine Frau ermordet und seine Mutter verwundet hat, nur zu lebenslänglicher Verbannung mit Arbeit in Eisen wegen angeblicher Geistesabwesenheit. [1]

Die Unsicherheit der Rechtssprüche der Sessions-Judge und Magistrate, die den einen Tag das Gegentheil von dem erkennen was sie den Tag zuvor erkannten, während der Sudderhof möglichst viele Entscheidungen der untern Höfe umstößt, aber ebenso inconsequent in seinen Urtheilen und oft weit vom Recht entfernt ist, zeigen folgende Belege aus den eigenen monatlich publicirten Proceedings des Court of Nizamut Adalut; 1855 hob der Sudderhof 34 Todesurtheile auf, welche die untern Höfe erlassen oder doch vorgeschlagen hatten. 14 Angeklagte giengen ganz frei aus, einer erhielt eine Gefängnißstrafe von 7 Jahren, 19 wurden zur Transportation auf Lebenszeit verurtheilt. Der Sudder verurtheilte dagegen 11 zum Tod, denen die untern Höfe nur geringere Strafen zugedacht hatten und sprach 22 frei, welche die untern Höfe zu lebenslänglicher Transportation verurtheilt hatten, und setzte die Strafe von 10 eben dazu Verurtheilten herab. Ueberhaupt sprach der Sudder im Lauf des Jahres 377 Personen frei, welche die untern Höfe verurtheilt hatten. Und so geht es immer. Nach dem Report vom Januar 1856 wurden 7 vom Sudder zum Tod verurtheilt, woron die untern Höfe einen nur zu 14jährigem, drei zu lebenslänglichem Transport verurtheilt hatten; dagegen sprach er von 7 zum Tod Verurtheilten einen ganz frei, ebenso 18 die zu lebenslänglicher Transportation und 7 die zu 14 Jahre verurtheilt waren, wie 7 die zu 7 Jahre, 4 die zu 4 Jahren, 6 die zu 3 Jahren, einen der zu 1 Jahr, und 10 die zu 6 Monaten verdammt waren. Die Strafe von 4 wurde von lebenslänglicher Transportation auf eine 14jährige, die von 2 auf 7 Jahre herabgesetzt, dagegen 3, die bloß 10 Jahre Gefängniß erhalten hatten, zu lebenslänglicher Transportation verurtheilt, und das alles war in einem Monat! Im Febr. 1856 war es ebenso; 2 zum Tod Verurtheilte sprach der Sudder frei, 4 wurden nur transportirt, 1 nur 3 Jahre gefangen gesetzt; dagegen 4, die nur zur Transportation auf Lebenszeit verurtheilt waren, sollten nach dem Ausspruch des Sudder den

[1] Calcutta Review 1856. December p. 371—74.

Tod erleiden, 10 andere dagegen sprach er wieder frei. Unter diesen Umständen ist nicht zu verwundern, wenn der jetzige Lieutenant Governor von Bengalen Halliday selbst 1856 erklärte, die Criminalgerichtshöfe verdienten das Vertrauen des Landes nicht. Der Meinung der Eingebornen nach ist die englische Criminalgerichtsverwaltung aber wenig besser als eine Lotterie, worin die Criminalverbrecher die besten Chancen haben. Die europäische Mofussilgemeinde ist gleicher Ansicht, und man kann es ihnen daher nicht verdenken, wenn die Europäer sich solchen Gerichten nicht unterwerfen mögen. [1]

Das Civilverfahren erklärt Campbell für noch schlechter als das Criminalverfahren. Der Streitsuchende werde ermuntert, selten erlange man sein Recht bei kleinem Unrecht; Umsturz der Rechte und Institutionen des Landes und eine beklagenswerthe Demoralisation des Volkes seyen die Folge. Man kann das ermessen, wenn nach der Angabe der Sudder-Dewani von 1820 in fünf Jahren 70,000 Executionsdecrete in Bengalen nicht vollzogen wurden, in einem Hof allein 12,000. Ein Kaufmann, der nach Shore (II. p. 18) vom 1 Jan. 1824 bis 21 März 1828 119 Klagen wegen ausstehender Summe im Betrag von 99,019 R. erhob, erhielt bis 1830 nach 4 Jahren nur 27,908 R. davon; seine Kosten betrugen, meist gleich anfangs, 9550 R. ($^1/_{10}$), dazu also noch 12 Procent Interessen oder 15,000 R. gerechnet, erhielt er — fast nichts. Das Verfahren ist zu verwickelt, die Gerichtsbezirke sind — viel zu groß.

Das Gerichtswesen ist so organisirt: der unterste eingeborne Richter ist der Munsiff; er verhandelt alle Sachen die nicht über 30 Pfd. St. Werth betragen; das Landeigenthum wird dabei nach Jahres-Einkünften geschätzt. Es gibt zwei Grade Munsiffs mit 120 und 180 oder nach Kaye 200 Pfd. St. Gehalt. Die Candidaten dazu wurden jährlich von einer Localcommission geprüft, aber nicht im Hindu- oder mohammedanischen Recht, sondern nur in dem brittischen Codex des Gerichtsverfahrens. Qualificirten sie sich, so bekamen sie ein Diplom und konnten dann vom Sudderhof ernannt werden, sie waren vorher meist Sachwalter oder Officianten bei den Höfen. Dieß ist indeß neuerdings 1850 abgeschafft; es werden nur die Anwälte in den verschiedenen Gerichtshöfen geprüft und aus diesen dann jetzt die Munsiffs gewählt; früher lernte man den Codex nur auswendig, diese müssen ihn praktisch geübt haben. Aus den Munsiffs wählt die Regierung die eingebornen Richter höhern Grades. Die zweite 1828 errichtete Stufe einheimischer Richter ist die des Sudder-Amin; er erkennt in Sachen von 30—100 Pfd. St. Werth, und hat 300 Pfd. St., nach Kaye 240—420 Pfd. St. jährlichen Gehalt. Die dritte Stufe bildet der Principal Sudder-Amin, eigentlich nur eine Wiederholung desselben Worts in verschiedenen Sprachen, in Sachen über 1000 R. oder 100 Pfd. St.; er hat 500—750 Pfd. St. Gehalt. Die ganze Civiljustiz ist also in den Händen der Eingebornen; der europäische Zillah-Richter kann aber jede Sache vor sein Forum ziehen. Bei Summen über 500 Pfd. St. geht die Appellation von diesem und dem Principal Sudder-Amin an den Sudder-Court. Nur wenige Sachen werden ursprünglich von europäischen Richtern entschieden; 1849 in den Nordwest-Provinzen nach Kaye nur 20, während 45,000 Sachen von Eingebornen.

Der Sudderhof ist der einzige der aus mehreren Mitgliedern besteht, sonst gibt es nur Einzelnrichter; demnächst folgt der englische Zillah-Richter. In Bengalen sind 49 solcher Zillah-Höfe, einige mit einem Richter, Magistratspersonen und Registratoren, im ganzen etwa einer für eine Bevölkerung von ungefähr 2,000,000; die Kosten des Zillah-Hofes betragen 30—44,000 Pfd. St. Sie entscheiden in Criminalsachen bis auf zwei, nach Kaye drei Jahre Gefängniß; Rechtssachen von 10,000 R. Werth und Appellationen von den Sudder-Amins und Munsiffs über 500 R. Werth. Höher steht der Provinzial-Appellhof — eigentlich nur ein verstärkter Zillah-Hof — daher oft nicht besonders aufgeführt, deren sechs in Bengalen sind. Sie bestehen aus einem Richter und einem jüngern Richter, ohne Criminaljurisdiction, und entscheiden Sachen über 5000 Rupien Werth, wenn der Kläger es vorzieht; sonst kann der Zillah-Richter bis 10,000 R. Werth erkennen; endlich gehen an diese die Appellationen von den Zillahhöfen.

In der Präsidentschaft Bengalen sind 20 Commissioners circuit, die wenigstens zweimal im Jahr Gericht halten und die Gefängnisse leeren; sie leiten und controliren die Magistratspersonen, Einnehmer und Polizeibeamten. An diese Sessions-Judges gehen alle schweren Criminalsachen bis zu 14 Jahre Gefängniß; scheint ihnen eine noch schwerer, so verweisen sie die Sache an den Obercivil- und Criminalhof Sudder Nizamut Adalut, das höchste Gericht in jeder Präsidentschaft. Es revidirt in den schwersten Criminalfällen, entscheidet direct in Sachen von 5000 Pfd. St. Werth, sonst in der Appellationsinstanz endgültig. Der erste Richter hat 6000 Pfd. St. das Jahr, die drei jüngern 5000 jeder. Vom eingebornen Districtsrichter appellirt man an den europäischen Districtsrichter und von diesem an den Sudder Adalut zu Calcutta, Madras und Bombay. Bei Dissens vom untern Gerichtshof und bei Verbrechen worauf der Tod steht, müssen zwei Richter sitzen, sonst genügt einer. Von diesen Sudderhöfen kann man in Civilsachen noch an den geheimen Rath (Privy Council) in England appelliren. Da das aber zu kostbar ist und die Parteien die Sachen oft gar nicht verfolgten, soll die ostindische Compagnie auf ihre Kosten die Sache der Parteien dann führen. Auch Appellationen an das Haus der Lords kamen von Indien in den letzten 10 Jahren (1840—50) 66 vor; in 43 Fällen wurde das Urtheil umgestoßen; von 41 Appellationen von den Sudder native courts wurden 21 reformirt, und 22 von dem höchsten Gerichte in 25 Fällen.

In Madras und Bombay findet ein ähnliches Gerichtswesen statt, modificirt durch Localgebräuche. In Bombay wurde durch Elphinston 1827 ein vollständiger Civil-, Polizei-, Criminal- und Revenue-Codex erlassen, auf einheimische Einrichtungen gegründet. Einheimische Beamte erhielten eine große Gewalt; in jeder Zillah erkannte der Civilrichter 1827 in Sachen bis 5000 R. Werth; 1830 in Sachen von jedem Betrag. Die Districtseinnehmer und Dorfvorsteher erhielten die Polizei. Das System von 1793, strenge Trennung der Justiz- und Einnehmerstellen, wurde überall 1829 aufgegeben. 1827 wurden schon $^{19}/_{20}$ der Processe von einheimischen Richtern entschieden. 1829 wurden statt der Courts of circuit 20 Commissioners zur Beaufsichtigung der kleinen Districte ernannt, doch wurde ihnen wieder zu viel aufgebürdet und später die Criminalsachen den Zillah- und Stadtrichtern übertragen. In einigen Theilen finden einheimische Schiedsgerichte (Punchayet) statt; in andern sind einheimische Beisitzer in Civil- und Criminalsachen. Dieß republikanische System der Schiedsrichter behagte aber Munro nicht, sondern er bekleidete die Dorfvorsteher, an 32,000, als unbezahlte Richter, für kleine Fälle, meist selbst ohne Appellation, mit einer willkürlichen Gewalt. Da aber die Eingebornen sich dem widersetzten, scheint es nicht durchgeführt worden zu seyn; es

[1] Calcutta Review 1857, März, p. 78.

Digitized by Google

wurden Hülfsgerichte mit europäiſchen Aſſiſtenzrichtern mit voller Civil- und Criminalgewalt, die 1827 in Sachen bis auf 5000 R. Werth erkannten, und einheimiſche Richter, mit gleicher Gewalt, außer über Europäer und Amerikaner, eingeſetzt.

Noch beſteht ein oberſter königlicher Gerichtshof (Queens Court) in jeder Präſidentſchaft mit einem Präſidenten und zwei jüngern Richtern, einem Master of Equity und einer Anzahl Sachwalter und Anwälte (Attorney und Barriſters). So anerkennungswerth dieß alles iſt und ſo viel guter Wille gewiß bei den Einrichtungen ſtattfand, ſo werden die Fehler des ganzen Syſtems doch von Engländern ſelbſt offen anerkannt. L. Cornwallis wollte jedem Einwohner die Mittel einer regelmäßigen gerichtlichen Entſcheidung in jedem Fall ſichern, belud ſie aber, unkundig der Einrichtungen des Landes, nur mit den vielen verwickelten Gerichtsformen des damaligen engliſchen Verfahrens. Ein Volk, ſagt Mill, das an einfache, vernünftige Unterſuchung gewöhnt war, ſollte jetzt eine Menge kleinlicher verwickelter Formalitäten erfüllen, der Inder konnte jetzt ſeine Sache nicht ſelber mehr vor Gericht führen, ſondern es wurde ein Corps einheimiſcher Advocaten gebildet, das mit gewiſſen Procenten des ſtreitigen Eigenthums bezahlt wird. Die Geſetze über Eigenthum u. ſ. w. wurden nicht verändert; jedem wird ſein Recht geſprochen wie es in ſeinem Land, Stamme, nach ſeiner Religion gültig iſt; bloß die Gerichtsprocedur wurde geändert. Doch iſt durch die Präcedentien bei frühern Entſcheidungen und durch die Gerichtsbeſtimmungen der Sudderhöfe, die ungeheuer angeſchwollen ſind und die von ſpätern Richtern immer wieder verändert werden, ein ungeheurer Wuſt des verwickeltſten und ungeordnetſten Materials aufgehäuft. Es gibt keine Gerichtshöfe wo nach Billigkeit erkannt wird. Die Gerichte berufen Hindu und mohammedaniſche Geſetzkundige um die einheimiſchen Geſetze zu erörtern; aber ſie werden darum nicht gleichmäßig und correct vollzogen.

Alle Gerichtshöfe vom Munſiff bis zum höchſten haben dieſelbe Procedur, nur die verſchiedenen Summen, über die ſie erkennen, unterſcheiden ſie. Das ganze Verfahren iſt ſchriftlich, kein Act außergerichtlich. Die Klage wird auf einem Stempelbogen, der nach dem Betrag der ſtreitigen Sache mehr oder minder koſtet, eingegeben, und dem Beklagten zur Beantwortung in ähnlicher Weiſe in einer beſtimmten Zeit mitgetheilt. Replik, Duplik, alles wird dann dem Richter vorgelegt, der ſich gar nicht einmiſcht, keine Proceßleitung hat, nur die vorgeſchlagenen Zeugen vernimmt; ſonſt arbeiten nur die Advocaten, und nur nach den Beweiſen die vorliegen, entſcheidet auch der Richter, wenn er auch weiß daß die Sache ganz falſch dargeſtellt iſt, zugleich über das Thatſächliche und die Geſetzanwendung. Gegen Grundbeſitzer wird gleich auf Verkauf des Grundſtücks erkannt, gegen andere Schuldner auf Gefängniß; ganz unwiſſend über den Sachverhalt erkennen die Richter wohl über die Dinge die gar nicht exiſtiren oder über Rechte von unvertretenen Dritten. In Agra wurde einem Diſtricts-Zemindar das Eigenthum von Dörfern zuerkannt, nachdem Jahre zuvor durch die weit höher befugten Höfe über die Einkünfte die Sache bereits entſchieden war. Iſt der Beklagte reich, ſo kann er freilich die Gerichtsentſcheidungen höchſt unwirkſam machen. Wenn man ſein Eigenthum nehmen will, gehört es gar nicht ihm, ſondern einem Sohn, einem Bruder, und es treten ein Dutzend Anſpruchmacher auf, von denen man vorher nie gehört hatte. Dem Uebel zu ſteuern, iſt die Eintragung der Urkunden verfügt; die Zahl der eigentlichen Advocaten iſt beſchränkt worden; ſie müſſen ihre Qualification nachweiſen; aber es gibt eine Menge Supplikenmacher und Zungendreſcher; Meineid und Unterſchiebung von Documenten ſind an der Tagesordnung, beſonders ſind unächte Schenkungen von abgabenfreiem Land aufs geſchickteſte in Menge fabricirt worden. Dieß alles hat höchſt demoraliſirend auf das Volk gewirkt; es hat ſich an Streitſucht, Advocatenkniffe und Winkelzüge gewöhnt. Die Prüfungen der Candidaten zum Richteramt gehen nur aufs Techniſche; die Mitglieder der Sudderhöfe ſind zu alt.

In Madras und Bombay hat das techniſche und verwickelte Verfahren nie einen ſolchen Eingang gefunden. So hat der Bombay-Code einige Beſtimmungen daß der Richter die Angaben der Parteien prüfen kann, was eine Verbeſſerung des bengaliſchen Syſtems iſt. Doch ſcheint auch da nicht immer das Rechte gewählt.

Die Umgebungen Konſtantinopels. Wer in Konſtantinopel geweſen iſt und zugleich die reizenden Umgebungen dieſer Rieſenſtadt kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, der wird dabei namentlich auch der herrlichen Punkte Bujukdere und Therapia ſich erinnern, die das europäiſche Ufer des Bosporos zieren, und welche vornehmlich auch die Landſchaftsmaler auffordern jene wunderlieblichen, im Glanz der Farben und in der Friſche der Vegetation bezaubernden Gegenden allen denen die ſie mit eigenen Augen nicht ſehen können, näher bekannt zu machen. Macht man von Bujukdere aus den Weg nach Konſtantinopel nicht zu Waſſer ſondern zu Lande über Belgrad, ſo hat man Gelegenheit die Waſſerleitungen kennen zu lernen welche alle Theile der dieſſeits und jenſeits des goldenen Horns gelegenen Stadt Konſtantins mit Waſſer verſorgen. Dieſe Aquäducte ſind in gewiſſer Hinſicht das merkwürdigſte Denkmal, und das ſchönſte und vollkommenſte Werk welches von den griechiſchen Kaiſern auf die Nachwelt gekommen iſt, und welches die Barbaren nicht zerſtören konnten, ohne ſich ſelbſt der größten Wohlthat zu berauben. Die Hauptquellen dieſer Waſſerverſorgungs-Anſtalten finden ſich an den Ausläufern des Balkans oberhalb Bujukdere. Von dort aus beginnt ein Wald, in welchem Buchen und Eichen mit der nordiſchen Birke, Ahornbäume und Pinien mit Ulmen und Pappeln abwechſeln, vorzugsweiſe aber zahme Caſtanienbäume und Platanen ſich finden. Ein wahrhaft heiliger „Hain," ſagt der Staatsrath v. Grimm in ſeinen vielfach intereſſanten Wanderungen nach Südoſten 1856, zweiter Thl. S. 161; denn ſeine Aeſte ſind ſeit Jahrhunderten von der Axt unberührt geblieben, und durch ſtrenge Geſetze iſt das Umhauen der Bäume verboten, weil von der Erhaltung des Waldes der Reichthum des Waſſers abhängt. Dieß iſt alſo ein neuer ſchlagender Beweis dafür daß z. B. auch in Griechenland das Umhauen der Wälder oder die ſonſtige Vernichtung derſelben die theilweiſe Austrocknung des Bodens verſchuldet hat. Gleichermaßen iſt wohl auch die Verſumpfung der Campagna von Rom und der Maremmen der nämlichen Urſache zuzuſchreiben.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 46.

13 November 1857.

Leben und Lehren Geoffroy St. Hilaire's.

(Aus dem Westminster Review.)

Etienne Geoffroy St. Hilaire wurde am 15 April 1772 in einer ehrbaren, aber nicht sehr vermöglichen Familie geboren. Im achtzehnten Jahrhundert besaß die Akademie der Wissenschaften drei Mitglieder eines andern Zweigs dieser Familie. Der berühmteste unter ihnen war auch ein Etienne Geoffroy, gerade hundert Jahre früher (1672) geboren. Dieser letztere war ebenfalls Professor am Jardin-des-Plantes, und veröffentlichte, um die zusammentreffenden Umstände zu ergänzen, eine Tabelle der chemischen Verwandtschaften (Table des affinités chimiques), in welcher die Beziehungen der verschiedenen Körper fast ganz im Geist, oft selbst in den Worten der berühmten Theorie des Analogen dargestellt sind. Diese Verwandtschaften beunruhigten die damaligen Orthodoxen eben so sehr wie die Ansichten Geoffroy's die zu seiner Zeit. Die Chemiker sahen in diesen Verwandtschaften „verhüllte Anziehungen;" die Zoologen fanden daß die Theorie des Analogen zum Pantheismus führe. „Die Neuerungen führen stets zu etwas!"

Trotz des wissenschaftlichen Ruhms seiner Familie ward Geoffroy zum Kirchendienst bestimmt. Allein während der langen Winter- und der angenehmen Sommerabende ließ sich das Kind von seiner Großmutter die Geschichten erzählen „aus der Zeit in welcher sie jung war," und in diesen Geschichten wurden die Namen der St. Hilaire die berühmt geworden waren mit einem berechtigten Stolz angeführt, der ganz geeignet war den Ehrgeiz des Schülers zu wecken. „Auch ich, rief er eines Tags, auch ich will berühmt werden, aber wie?" — „Ich kenne hiefür nur Ein Mittel, antwortete die gute Großmutter, du mußt einen starken Willen haben." Und damit gab sie ihm die Lebensbeschreibungen des Plutarch, diese Heldenbibel, in die Hand. Geoffroy las dieses Buch, wie fast alle merkwürdigen Männer der neuern Zeiten es gelesen haben. Allein der Bau der Luftschlösser die er in seiner Einbildungskraft errichtete, erlitt einen herben Stoß durch die Geldverlegenheiten seines Vaters, die diesen nöthigten für den künftigen großen Mann einen Freiplatz im Collegium von Navarra nachzusuchen. Man hat mit Recht gesagt: das Geschick ist der Charakter. Der Schüler lernte im Collegium fast nur Physik, welche Brisson daselbst lehrte, und bei seinem Austritt aus der Anstalt weigerte er sich standhaft in die religiösen Orden zu treten. Die Wissenschaft war sein Beruf, er wollte seiner Weiterbildung im Jardin-des-Plantes obliegen. Damals aber war die Wissenschaft kein Beruf für einen vermögenslosen jungen Mann, und der Vater Geoffroy's gestattete ihm den Besuch der Vorlesungen im Jardin-des-Plantes nur unter der Bedingung daß er sich dem Rechtsstudium widme. Geoffroy nahm die Bedingung an, und noch vor dem Jahr 1790 war er Rechts-Baccalaureus. Dieß war sein erster, aber auch sein letzter Schritt in der juridischen Laufbahn. Er verließ das Rechtsstudium und gieng zur Medicin über, bald nachher aber gab er auch diese auf, um sich der reinen Wissenschaft zu widmen. Er trat als Pensionär in das Collegium des Cardinals Lemoine, und wurde Zögling und Freund Hauy's, des berühmten Krystallographen. Trotz der Verschiedenheit des Alters fanden diese beiden einfachen und liebevollen Naturen gleich anfangs einen Berührungspunkt in ihrer gegenseitigen Achtung für Brisson; ihre gemeinschaftliche Liebe zur Wissenschaft näherte sie einander dergestalt daß man sie, statt Lehrer und Zögling, lieber Vater und Sohn genannt hätte.

Dieß geschah im Jahr 1792. Der 10 August hatte die französische Nation in zwei Lager getheilt. Geoffroy war noch zu unbekannt um Gefahr fürchten zu dürfen; allein diejenigen bei welchen er lebte waren Priester, und hatten den Eid verweigert. Hauy, als der berühmteste, befand sich unter den ersten welche verhaftet wurden. Geoffroy sah ihn ins Gefängniß schleppen, und bald sollten die andern Priester der Collegien von Lemoine und Navarra dasselbe Schicksal treffen. Alles was Geoffroy wußte, verdankte er den Priestern, und trotz des Hasses der damals an dieser Classe der Staatsgesellschaft haftete, war all sein Dichten und Trachten darauf gerichtet sie zu retten. Er lief zu Daubenton und allen Gelehrten bei welchen er edle Gefühle wecken zu können sich Hoffnung machte, und das ungestüme Drängen und die unermüdliche Thätigkeit des jungen Mannes hatten einen solchen Erfolg, daß mehrere der hervorragendsten Mitglieder der Akademie die Freilassung Hauy's im Namen dieser gelehrten Anstalt erbaten. Dieses Gesuch wurde bewilligt. Am 14 August, um 10 Uhr Abends, warf sich Geoffroy seinem Freunde mit den Worten in die Arme: „Sie sind

Digitized by Google

frei!" Allein Hauy, an keine Gefahr denkend und von ſeinen wiſſenſchaftlichen Sammlungen ganz eingenommen, war mit der Ordnung ſeiner theuren Mineralien (welche die Polizeiagenten bei ſeiner Verhaftung in vollſtändige Unordnung gebracht hatten, und die er ſich ins Gefängniß hatte bringen laſſen) zu ſehr und zu eifrig beſchäftigt, als daß er dieſe Aufgabe unvollendet hätte laſſen mögen; er erklärte daher, er werde erſt am folgenden Tag abgehen. Am folgenden Tage kam Geoffroy abermals. Hauy verlangte eine neue Friſt um die Meſſe zu hören. Endlich, nach Verfluß von zwei oder drei Stunden, entſchloß er ſich ſeinem jungen Befreier zu folgen, und befand ſich noch einmal im Collegium neben de Lhomond, der ebenfalls von einem ſeiner ehemaligen Zöglinge, von Tallien, gerettet worden war.

Alle Sorge Geoffroy's wandte ſich nun den andern noch im Gefängniß befindlichen Profeſſoren zu. Er that für ſie verſchiedene Schritte, ſie waren jedoch vergeblich. Die ſchrecklichen Septembertage nahten, und Danton hatte ſeine berüchtigte Phraſe ausgeſtoßen: „Man muß den Royaliſten Furcht einjagen." Geoffroy ſah ein daß ſeine Schritte unnütz ſeyen. Ein Entweichungsplan wurde vorbereitet. Er verkleidete ſich als Gefängniß-Commiſſär, und am 2 Sept. drang dieſer edle junge Mann, während die Thurmglocke das Zeichen zur Metzelei gab, in das Gefängniß, und theilte ſeinen theuren alten Lehrern den von ihm erſonnenen Plan mit. Hier aber verdient nun einer jener Züge von Heldenmuth erwähnt zu werden wie jene furchtbare Epoche ſo viele zu Tage brachte, um auf irgend eine Art gegen dieſe Gräuel zu proteſtiren: die ehrwürdigen Prieſter weigerten ſich ihm zu folgen: „Nein, ſagte der Abbé Keraran, wir werden unſere Brüder nicht verlaſſen; unſere Befreiung würde ihr Loos unvermeidlich machen." Vergeblich bat Geoffroy — er wurde genöthigt unverrichteter Dinge ſich zu entfernen; nur Ein Prieſter folgte ihm, ein fremder.

Die Metzeleien dieſes Tags waren zu entſetzlich, als daß Geoffroy es bei unfruchtbarem Bedauern bewenden laſſen konnte. Er dachte nur an eins: an die Rettung ſeiner Freunde, und den ganzen Abend brachte er in der Erwartung zu es möchte ſich ein glücklicher Wechſelfall zeigen. Als die Nacht mit ihrem Schleier dieſe Blutſcene bedeckt hatte, legte er an das Gefängniß von Saint-Firmin eine Leiter an, und lehnte ſie in einen Winkel der Mauer welchen er Morgens dem Abbé Keraran gezeigt hatte. Er blieb acht tödtliche Stunden an dieſer Mauer ehe jemand erſchien. Endlich zeigte ſich ein Prieſter . . . . eine Minute ſpäter war er frei. Mehrere andere folgten ihm. Der eine von ihnen fiel, als er die Mauer überſtieg, herab und verrenkte ſich den Fuß. Geoffroy nahm ihn auf ſeine Schultern und trug ihn in einen benachbarten Zimmerhof. Dann kehrte er auf ſeinen Poſten zurück, und half den andern Gefangenen zur Flucht. Zwölf Geiſtliche waren ſo von ihm dem Blutbad entriſſen worden, als ein Flintenſchuß fiel und die Kugel durch ſeine Kleider drang. Er ſaß in dieſem Augenblick rittlinge auf der Mauer, und war in ſeine hochherzigen Bemühungen ſo vertieft, daß er den Sonnenaufgang nicht bemerkt hatte!

Zwei Tage ſpäter befand er ſich in der Mitte ſeiner Familie in Etampes. Die ſchrecklichen Aengſten die er durchgemacht, hatten ihm ein heftiges Nervenfieber zugezogen. Er genas indeß wieder, und erzählte in ſeinem Alter gern wie der Anblick der Natur, das friedliche Schauſpiel ländlicher Beſchäftigungen und die Ruhe der botaniſchen Studien allmählich die ſo lange in ſeinem Gedächtniß haftenden düſtern Gemälde und blutigen Scenen verwiſchten. Er kehrte im Laufe des Winters nach Paris zurück, und wurde von Hauy und Lhomond ſo aufgenommen wie ſein edles Benehmen es verdiente. Daubenton, zu welchem Hauy geſagt hatte: „Lieben, unterſtützen und adoptiren Sie meinen jungen Befreier," erfüllte dieſe Empfehlung getreulich, und als im März 1793 Lacépède ſeine Stelle im naturhiſtoriſchen Cabinet aufgab, forderte und erhielt ſie Daubenton für ſeinen Schützling. Dieß war ein erſter Schritt, ein zweiter folgte ihm bald darauf. Der neu organiſirte Jardin-des-Plantes bekam zwölf Profeſſoren. Von den zwölf Lehrſtühlen ſollten zwei der Zoologie gewidmet ſeyn. Der berühmte Lamarck wurde für den erſten ernannt. Für den zweiten ſchlug man den berühmten Naturforſcher Pallas vor; allein Daubenton erklärte ſich für Geoffroy, und durch eine Verordnung vom 6 Junius wurde Geoffroy ernannt. Als Fourcroy, ſpäter einer der beſten Freunde Geoffroy's, dieſe Ernennung erfuhr, bekämpfte er mit Heftigkeit eine Maßregel welche einen einundzwanzigjährigen Jüngling zum Profeſſor erhob; allein Daubenton ſiegte. Der junge Profeſſor ſelbſt hegte Bedenken, und wollte, da er, wie Fourcroy, glaubte daß er zu jung ſey, ſein Entlaſſungsgeſuch einreichen. „Sie werden nichts darin thun, rief Daubenton bei dieſer Nachricht; ich beſitze über Sie die Rechte eines Vaters, und ich übernehme die Verantwortlichkeit der Sache. Noch hat niemand Zoologie in Paris gelehrt; man beſitzt wohl einige Materialien um eine Wiſſenſchaft daraus zu machen, allein alles muß erſt geſchaffen werden; machen Sie ſich muthig an dieſe Aufgabe, und löſen Sie ſie ſo daß man in zwanzig Jahren ſagen kann: die Zoologie iſt eine franzöſiſche Wiſſenſchaft." So hatte man alſo einen einundzwanzigjährigen Profeſſor, und zwar einen Profeſſor einer Wiſſenſchaft die öffentlich noch nicht gelehrt worden war, und die man in Wirklichkeit erſt ſchaffen mußte.

Unter die vielen Dienſte welche Geoffroy dem naturhiſtoriſchen Muſeum leiſtete, muß man die Gründung einer Menagerie zählen. Hierin begünſtigte ihn der Zufall, und er wußte ihn zu benützen. Die revolutionäre Regierung hatte die öffentliche Ausſtellung wilder Thiere verboten. Eines Tags erfährt Geoffroy daß er vor ſeiner Thüre einen Panther, einen Leoparden, einen weißen Bären, mehrere Mandrille (Waldteufel), eine Tigerkatze, zwei Adler und einige andere Thiere ſeine naturae habe. Die Polizei hatte ſich ihrer von Amtswegen bemächtigt, und ſie dem Muſeum als Pfand proviſoriſch zugeſendet. Geoffroy, der keine Gelder zu ſeiner Verfügung hatte, wohl aber ein mächtiges Verlangen fühlte dieſe wilden Thiere zu erhalten, übernahm die Verantwortlichkeit der Sache, ſchuf den Thieren eine Unterkunftsſtätte, ſtellte ihre Eigenthümer als Wächter bei denſelben an, und wußte bei der Regierung durch ſeine Beredſamkeit die Ratification ſeiner Handlungen und die erforderlichen Geldverwilligungen zur Fortſetzung und Vermehrung dieſer improviſirten Menagerie durchzuſetzen.

Wenn man ſich an die Periode von 1793 bis 1794 erinnert, ſo iſt es leicht begreiflich unter welchen ſchrecklichen politiſchen Anregungen dieſe edlen wiſſenſchaftlichen Arbeiten von Statten gingen. Geoffroy hatte noch einmal Gelegenheit ſeinen Kopf bei Rettung ſeiner Freunde aufs Spiel zu ſetzen. Daubenton und Lacépède verdankten ſeiner Thatkraft und ſeiner Hingebung das Leben. Der Edelſinn

und die Hochherzigkeit seiner Natur kommen noch in einer Menge anderer Umstände zum Vorschein: so z. B. in seinem Benehmen gegen Cuvier, der damals ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren war, und in der Eigenschaft eines Lehrers in einer normannischen Familie lebte. Hr. Tessier, der diesen aufkeimenden Genius dort gefunden hatte, theilte diese Entdeckung sofort Hrn. Geoffroy mit. Kaum hatte dieser einige der Manuscripte Cuviers gelesen, als er ihm voll Begeisterung schrieb: „Kommen Sie und nehmen Sie die Stelle Linné's ein, werden Sie ein zweiter Gesetzgeber der Naturgeschichte." „Man konnte, fügt Hr. Flourens bei, Cuvier nicht glücklicher kennzeichnen; kaum war der neue Linné angekommen, so denkt Geoffroy an nichts anderes mehr als ihm Geltung zu verschaffen."

Goethe hat dieses merkwürdige Zusammentreffen dreier großen Zoologen, die nach einander ihren Nebenbuhlern den Weg des Ruhms eröffneten, in seinen Werken hervorgehoben: Buffon rief Daubenton zu Hülfe; Daubenton rief Geoffroy; Geoffroy rief Cuvier. Der berühmte Deutsche bemerkt außerdem daß zwischen Buffon und Daubenton derselbe radicale Gegensatz der Geistesrichtungen bestand wie zwischen Geoffroy und Cuvier, die Opposition des synthetischen und des analytischen Geistes nämlich. Um diese Zeit aber waren diese ihre charakteristischen Geistesrichtungen noch nicht so entwickelt, daß sie der tiefen und dauernden Achtung, welche Geoffroy und Cuvier für einander hegten, hätten hinderlich seyn können. Beide waren jung, beide besaßen Ehrgeiz, Liebe zur Wissenschaft und Frische der Unwissenheit. Diese letztere Eigenschaft werden diejenigen leicht begreifen welche in ihrem Gedächtniß die Erinnerung bewahren an die Camaraderie der ersten Schritte in wissenschaftlichen Entdeckungen, ehe noch die Ueberzeugungen sich im Gehirn krystallisirt haben um die spitzen Winkel der Opposition zur Anschauung zu bringen, und ehe noch die Eifersucht die Reinheit der Liebe zur Wissenschaft getrübt hat. Geoffroy und Cuvier kannten keine Eifersucht. Geoffroy besaß eine Stellung, er theilte sie mit seinem Freunde; er hatte eine Bibliothek und Sammlungen, er öffnete sie seinem Nebenbuhler; er besaß eine Wohnung im Museum, er trat einen Theil derselben seinem neuen Bruder ab. Vergeblich legte Daubenton, der ihn gegen den Eifer zu sichern suchte womit er eine furchtbare Nebenbuhlerschaft so zu sagen, neben sich aufkeimen ließ, eines Tags beim Mittagessen neben Geoffroy's Serviette ein Exemplar von Lafontaine's Werken, in denen er die Fabel „Die Hündin und ihr Gefährte" aufgeschlagen hatte. Geoffroy, 23 Jahre alt, durfte die Wärme seines Herzens nicht durch egoistische Klugheit erkälten lassen. Vielleicht fühlte er sich auch stark genug um sich neben Cuvier einen Namen zu machen. Wie dem seyn mag, die beiden thatkräftigen jungen Leute lagen in Eintracht ihren Studien ob, und schrieben mit einander Memoiren. Sie discutirten, argumentirten und „setzten sich, wie Cuvier sagt, nie zum Frühstück nieder ohne irgend eine neue Entdeckung gemacht zu haben." Und wirklich war damals jeder in der Wissenschaft gemachte Schritt eine Entdeckung. Geoffroy blieb seinem Freunde treu, und Cuvier sprach später nie ohne Bewunderung von der hochherzigen Ausdauer Geoffroy's. Auch Lamarck, der in Cuvier später einen so bittern Gegner finden sollte, unterstützte fast von Anfang an Geoffroy's edle Bemühungen. Der radicale Gegensatz in den Geistesrichtungen der beiden Freunde vergrößerte sich mit den Jahren, und that sich in Erörterungen kund welche für einen Augenblick das Andenken an diese glückliche Vergangenheit verdunkelten; nachdem sich aber einmal die Hitze des Streits gelegt hatte, riß, als einer der beiden Männer unglücklich wurde, die alte Liebe die Schranken der Meinung nieder, und die Freundschaft erneuerte sich von 1795 an wieder lebhafter.

Der Erfolg schuf Hrn. Geoffroy eine Stellung, als ihm Berthollet im Jahr 1798 bei einem Besuche sagte: „Kommen Sie mit Monge und mit mir; wir werden Ihre Cameraden; Bonaparte wird unser General seyn." Wohin gieng man? Er wußte es nicht. Das Geheimniß hat seine Verführungen, Geoffroy willigte ein: er hatte sich der Expedition nach Aegypten beigesellt. Arago hat wohl Recht, wenn er sagt es gebe wenige Männer der Wissenschaft welche bereit seyen eine ehrenvolle Existenz und einen aufkeimenden Ruf mit den Gefahren einer solchen Expedition und den Zufällen des Kriegs zu vertauschen. Allein man lebte in einer abenteuerlustigen Zeit, und der Hang zu Abenteuern riß damals selbst die Gelehrten mit sich fort. Die Reise war fruchtbar an Resultaten. Geoffroy erforschte Aegypten, seine Ruinen, seine Gräber, seine Naturgeschichte. Er kehrte mit Materialien beladen und als Freund Napoleons zurück, der ihn in den kleinen Kreis Vertrauter zugelassen, welche der große Feldherr als Gefährten seiner Ausflüge auserlesen hatte. Das große Werk über Aegypten enthält eine Menge kostbarer Documente welche man den Forschungen Geoffroy's verdankt, und alle spätern Schriften desselben tragen die Spuren dieses Besuchs. Wir müssen den Leser hinsichtlich der Einzelheiten auf das Werk Isidor Geoffroy Saint Hilaire's verweisen. Wir bemerken nur nebenbei daß eine gute Anzahl angeblicher Fabeln Herodots von Geoffroy als einfache Thatsachen erwiesen wurden.

Man hat viel darüber gesprochen und geschimpft daß Goethe sich während des Feldzugs in Frankreich wie gewöhnlich mit seinen wissenschaftlichen Forschungen beschäftigt, und mitten im Gelärm des Kanonendonners seinen Scharfsinn und seine Wißbegier bewahrt habe. Man hat gesagt, es liege hierin ein Beweis von Herzenstrockenheit, und diejenigen welche es gesagt, sind, merken wir es wohl, Leute die aller wissenschaftlichen Voreingenommenheit bar und unduldsam sind gegen alle andern Ideen als die ihrigen — Leute welche implicite erklären: die Politik und nur die Politik sey achtungswürdig. Als Archimedes in dem belagerten Syrakus eingeschlossen war, bedauerte er mehr den Mangel an Büchern als den Mangel an Nahrung, und der Kriegslärm hinderte ihn nicht an der Fortsetzung seiner Studien. War Archimedes auch ein trockenes Herz? Wir wissen nichts davon; mit vollster Gewißheit aber wissen wir daß Geoffroy es nicht war. Indeß auch er studierte beim Pfeifen der Kugeln und beim Glanz der brennenden Häuser Alexandria's. Inmitten der Ueberfälle des Feindes und des Jammers der Sterbenden, inmitten endlich aller Schrecken und Gräuel einer Belagerung, war er in das Studium der elektrischen Fische vertieft! „Trotz der Betäubung bei diesem Schauspiel und der Besorgniß über den möglichen schmerzlichen Ausgang, schrieb er, blieb ich unter dem Eindruck, ja ich glaube beifügen zu können, unter dem Zauber der mannichfachen elektrischen Erscheinungen denen ich mich mit so viel Fleiß widmete."

Nach der aufgeregten Zeit von 1792 bis 1802 muß Hrn.

Digitized by Google

Geoffroy die Heiterkeit ſeiner wiſſenſchaftlichen Arbeiten, die jetzt ſeine ganze Seele erfüllten, beſonders angenehm geweſen ſeyn. Er kehrte ins Muſeum zurück um den Curs ſeiner zoologiſchen Arbeiten wieder aufzunehmen. Wenn man ihre Mannichfaltigkeit und Wichtigkeit auch nur einigermaßen genau ins Auge faßt, ſo findet man darin mit leichter Mühe eine Anzahl noch unſicherer Verſuche um die Lehre von der Einheit der organiſchen Zuſammenſetzung klar zu erfaſſen. Die Geſchichte dieſes von ſeinem Sohn mit großer Klarheit erzählten Begriffs wird, wir zweifeln nicht daran, mit lebhaftem Intereſſe geleſen werden. Für uns genügt hier die Feſtſetzung des Datums von 1806, als desjenigen in welchem die Baſis des Syſtems definitiv gelegt, und in welchem die Lehre in ihren allgemeinen Umriſſen klar gezeichnet wurde.

Im Jahr 1804 machte Geoffroy eine glückliche Heirath; er vermählte ſich mit einer Tochter Hrn. Brière de Mondétours, eines ehemaligen Generalcinnehmers unter Ludwig XVI. Im Jahr 1807 wurde er zum Mitglied des Inſtituts gewählt. In dem Glückwunſch an ihn ſagt Cuvier: „Ich bin um ſo erfreuter darüber, als ich mir ſtets Vorwürfe machte daß ich vor Ihnen einen Lehrſtuhl im Inſtitut einnahm.“ Geoffroy, der dieſe Thatſache gern erzählte, fügte in ungeſchminkten Worten bei: „dieß überraſchte mich ſehr, denn ich hatte nie daran gedacht daß ich vor ihm zu einer ſolchen Ehre berufen werden könnte.“ Dieſe beiden großen Männer konnten mit einander im Hader liegen, Platz zum Neid aber gab es in ihrem Herzen keinen.

Wenn man ſagt: Ehrlichkeit ſey die beſte Politik, und Uneigennützigkeit werde bei andern Hochherzigkeit erzeugen, ſo ſind dieß banale Wahrheiten, denen die Wirklichkeit oft widerſpricht, die ſich indeſſen bei der Miſſion welche Geoffroy in Spanien und Portugal zu erfüllen hatte, auf eine merkwürdige Weiſe kundthaten. Der Kaiſer, Herr von Portugal, hatte eine wiſſenſchaftliche Miſſion organiſirt, welche den Auftrag erhielt die in Portugal befindlichen, der Ueberführung nach Paris würdigen Schätze aufzunehmen. Er bot dieſe Miſſion Hrn. Geoffroy an, welcher ſich ihr unterzog, und Hrn. de Lalande als Secretär mitnahm. Nach dem Wortlaut ſeiner Verhaltungsbefehle hatte Geoffroy einfach die verſchiedenen naturhiſtoriſchen Sammlungen zu beſuchen, und das daraus zu nehmen was ihm nützlich dünkte. Geoffroy dehnte dieſe Idee auf die Künſte und Wiſſenſchaften aus. Er gieng mit unbeſchränkten Vollmachten ab. Allein hier zeigt ſich der Charakter des Mannes: obwohl er die Befugniß hatte Portugal zu plündern, ſo weigerte er ſich doch ſtandhaft etwas anderes als Austauſche vorzunehmen. Er nahm von Paris enorme Kiſten von Gegenſtänden mit die beſtimmt waren zum Erſatz derjenigen welche er etwa dagegen auswählte. Er gieng als Freund dahin wo er als Plünderer hätte auftreten können. Als er auf dem Punkte ſtand abzureiſen, brach zwiſchen Frankreich und Spanien der Krieg aus, und Geoffroy's Miſſion wurde ſo gefahrvoll, daß ſeine Familie und ſeine Freunde ihn beſchworen darauf zu verzichten. „Ich habe ſie angenommen, antwortete er, zu einer Zeit als ſie für jedermann ein Gegenſtand der Beneidung war; ich werde jetzt, wo niemand ſie wünſcht, nicht davor zurückweichen.“ Braver, gewiſſenhafter Geoffroy! Die Abdankung Ferdinands hatte den Pöbel in Aufruhr gebracht, und das Geſchrei: „Tod den Franzoſen!“ erſchallte von einem Ende Spaniens zum andern. Eine Bande Aufſtändiſcher bemächtigte ſich Geoffroy's und ſeines Reiſegefährten. Durch ein unerklärliches Glück wurden die beiden Gefangenen nicht auf der Stelle niedergemetzelt, ſondern ins Gefängniß geworfen, und bald darauf durch die Rechte des Statthalters von Eſtremadura befreit, welcher ſie einige Tage zuvor hochherzigen Beiſtand geleiſtet hatten.

Das Syſtem Geoffroy's, die portugieſiſchen Kunſtſchätze nur als freies Geſchenk oder im Austauſch gegen andere Gegenſtände von gleichem Werth zu nehmen, hatte zur Folge daß jedermann für ihn eingenommen wurde. Statt ihm dieſe Schätze zu verbergen, brachte man ſie ihm bereitwillig herbei, und zeigte ſie ihm. Er bereicherte Frankreich durch Portugal, und Portugal durch Frankreich. Man wird ſehen welches die glücklichen Folgen dieſes Betragens waren. Die Franzoſen waren aus der Halbinſel vertrieben worden; früher Sieger, waren ſie nun beſiegt, und Geoffroy ſah ſeine koſtbare Ernte abermals bedroht wie in Alexandria. Da er aber dießmal dem engliſchen General nicht trotzen konnte, ſo unterhandelte er. Er ſetzte ihm die Art und Weiſe auseinander wie er ſeine Sammlungen erworben habe: nie habe er vom Recht des Stärkern Gebrauch gemacht, wolle man nun dieſes Recht gegen ihn anwenden? Mehrere angeſehene Portugieſen und die Liſſaboner Akademie ſelbſt traten für den gelehrten Franzoſen ins Mittel. Der engliſche General beſchloß die Beute mit ihm zu theilen, indem er ihm ein Drittel an der Maſſe bewilligte, aber verlangte daß er dieſes Drittheil für ſich ſelbſt annehme, und nicht in ſeiner Eigenſchaft als Vertreter Frankreichs. Da er aus dieſem Zugeſtändniß erſah daß die Rechtmäßigkeit ſeiner Reclamation anerkannt ſey, ſo unterhandelte er noch einmal, und nach langen Erörterungen wurde beſchloſſen daß er vier ſeiner Kiſten nach eigener Wahl preisgeben ſolle, die übrigen aber behalten dürfe. Es gelang ihm ſeine Schätze nach Paris zu bringen, und im Jahr 1814, als Frankreich den Einfall aller europäiſchen Völker zu erdulden hatte, ſchickte Portugal durch den ehrwürdigen Prior von Noſſa Senhora de Jeſus ein amtliches Zeugniß der Dienſte welche ihm Geoffroy geleiſtet hatte — Dienſte, für welche er die Verehrung und Hochachtung der portugieſiſchen Nation ſich erworben.“ Im Jahr 1815 ward das erobernde Frankreich ſeinerſeits beraubt: die Gemälde und Standbilder deren es ſich bemächtigt hatte, wurden von den verſchiedenen Städten zurückgefordert; Portugal allein blieb ſtumm! Der portugieſiſche Geſandte erklärte daß, da Geoffroy nichts genommen, Portugal nichts zurückzufordern habe.

Kehren wir ins Jahr 1808 zurück. Als die Facultät der Wiſſenſchaften gegründet worden war, wurde der Lehrſtuhl der Zoologie Hrn. Geoffroy angeboten, als Zeugniß der Zufriedenheit mit ſeinem Benehmen in Portugal.“ Kein Platz war geeigneter für ihn; allein der in ihm lebende Geiſt der Gerechtigkeit veranlaßte ihn, wie er es im Jahr 1793 Lacépède gegenüber gethan, die Stellung zu Gunſten Lamarcks abzulehnen, der nicht allein ſein College im Muſeum und ſein unmittelbarer Vorgänger in der Wiſſenſchaft war, ſondern der auch eine zahlreiche Familie hatte und nur wenig Vermögen beſaß. Der Lehrſtuhl ſchien daher Hrn. Lamarck zu gebühren, und Geoffroy drängte ihn zur Annahme deſſelben. Allein Lamarck war zu gewiſſenhaft, als daß er nicht gefühlt hätte der ihm angebotene Lehrſtuhl zwinge ihn zu neuen Studien in der vergleichenden Anatomie, und es ſey in einem Alter von ſechzig Jahren zu ſpät für ihn eine ſolche Aufgabe zu übernehmen. Er ſchlug

ihn aus. Geoffroy hatte nun keine Gründe mehr die Stellung abzulehnen; in Folge deſſen trat er gegen Ende des Jahrs 1809 ſeine neuen Pflichten an, und begann ſeinen Lehrcurs.

Die politiſchen Unruhen ſollten ihn noch einmal der Wiſſenſchaft entreißen, und im Jahr 1815 finden wir ihn während der Hitze des Kampfes auf einem Sitz in der Kammer der Abgeordneten. Eine Hrn. Bory de Saint-Vincent entſchlüpfte Phraſe läßt uns wahrnehmen daß die beiden Naturforſcher ſelbſt während der Kammerſitzungen über die Einheit der organiſchen Zuſammenſetzung plauderten. Die Zeit der Gefahr ſah Hrn. Geoffroy ſtets auf dem Poſten der Ehre; der hergeſtellte Friede aber gab den Gelehrten ſeinen theuren Arbeiten wieder. Die Periode von 1816 bis 1824 war durch die Ausarbeitung ſeiner Philosophie anatomique in Anſpruch genommen; die von 1825 bis 1827 durch die ſeines Syſtems der Teratologie, oder der Wiſſenſchaft der Monſtruoſitäten — einer Wiſſenſchaft deren unzweifelhafter Schöpfer er iſt, indem er ihr eine poſitive Grundlage gab. Von 1827 bis 1840 widmete er ſich den großen Fragen der beſchreibenden und philoſophiſchen Zoologie. Wir werden über dieſe Arbeiten im zweiten Theil unſers Aufſatzes ſprechen. Für jetzt erfordern die Hauptzüge der Lebensgeſchichte Geoffroy's ausſchließlich unſere Aufmerkſamkeit. Zuvörderſt bietet ſich uns die berühmte Erörterung dar, welche in der Akademie der Wiſſenſchaften zwiſchen ihm und Cuvier ſtattfand — eine Erörterung die ſogar am Vorabend der Revolution von 1830 die Aufmerkſamkeit der Staatsmänner auf einen Augenblick von der Politik ablenkte, und die, nach Goethe's Ausſpruch, die Wichtigkeit der Revolution ſelbſt vollſtändig verdunkelte: „denn er wußte daß in dem Gedanken der Keim einer ganzen Revolution lag, einer viel tiefern, viel wichtigeren für die Menſchheit als zwanzig Juliustage in Frankreich."

Mit dieſer berühmten Erörterung trat die definitive Trennung der beiden Denker in zwei Lager ein — eine Trennung welche ſchon ſeit 1806 in einer Claſſificationsfrage ſich bemerklich gemacht hatte, in den folgenden Jahren aber immer entſchiedener zum Vorſchein kam. Von dem Augenblick an in welchem Geoffroy die Syntheſe über die Analyſe ſtellte, wurde die Spaltung unvermeidlich. Er legte die Grundlagen einer neuen Doctrin, ſein Freund konnte nur ſein Schüler oder ſein Gegner werden. Cuvier aber konnte niemandens Schüler ſeyn; die Richtung ſeines Geiſtes warf ihn gewaltſam in Oppoſition mit Geoffroy. Auch war niemand erſtaunt ihn im Jahr 1828 in der „Geſchichte der Fiſche" die Lehre von der Einheit der organiſchen Zuſammenſetzung bekämpfen zu ſehen — eine Lehre der er ſich bis an ſeinen Tod, ohne ſie je begriffen zu haben, widerſetzte. Er bekämpfte ſie mit oft kläglichen, manchmal ſelbſt unredlichen, ſtets aber mit ſcheinbar ſchlagenden Argumenten. Er hatte ſogar im Jahr 1828 den üblen Geſchmack zu erklären: die fragliche Lehre habe nur Realität in der Einbildungskraft gewiſſer Naturforſcher, die „mehr Dichter als Beobachter"[1] ſeyen, was, an Geoffroy gerichtet, einfach eine Ungereimtheit war. Allein leid thut es einem wenn man ihn dieſe Ungereimtheit in der öffentlichen Erörterung erneuern ſieht, damals als er an Geoffroy naturhiſtoriſche Fragen ſtellte welche der erſte beſte Anfänger hätte beantworten können; der Mann der ſich im Verlaufe ſo vieler Jahre ſowohl als Beobachter wie als Neuerer ausgezeichnet hatte, ſollte alſo als Schüler behandelt werden? Welcher Anſicht man auch über das ſtrittige Thema ſeyn mag, nur wenige Männer, glauben wir, werden der Erörterung folgen ohne von der unredlichen Haltung und dem ſchlechten Geiſt Cuviers betroffen zu ſeyn, der ſich in ſeiner Erbitterung ſo weit hinreißen ließ, daß er Anſichten äußerte die man nie von ihm hätte erwarten ſollen. Sein Unwille iſt leicht begreiflich: ſein Ruhm als Geſetzgeber war bedroht; allein man taſtet nie ungeſtraft die Eigenliebe eines Gelehrten an! Deſſen ungeachtet gibt es eine edle Art der Discuſſion; dieß aber war, wir ſagen es ungern, nicht die Cuviers: anmaßende Behauptungen, bösartige Inſinuationen und eine Appellation an die der Wiſſenſchaft unwürdigen theologiſchen Vorurtheile — dieß waren ſeine Waffen. Damit man dieſes Urtheil nicht einer ausſchließlichen Annahme der Anſichten Geoffroy's zuſchreibe, wollen wir nicht anſtehen zu ſagen, daß wir glauben Cuvier habe Recht gehabt in dem Sinn in welchem er die Frage auffaßte.[1]

Am 22 Febr. 1830 verlas Geoffroy in der Akademie, Namens einer Commiſſion, einen Bericht über eine Denkſchrift Meyranx's und Laurencets bezüglich des Organismus der Cephalopoden — eine Denkſchrift in welcher die Verfaſſer Beweisgründe für die Theorie des Analogon vorbrachten. Cuvier antwortete, und unterſtützte in ſeiner Antwort, als der einzigen legitimen in der Zoologie, die Methode deren Grundlage „auf unwiderrufliche Weiſe von Ariſtoteles feſtgeſetzt worden ſey."

Dieſe ſonderbare Einmiſchung des Ariſtoteles — zudem in einem Punkt über welchen Ariſtoteles, wegen der Epoche der Unwiſſenheit in der er ſchrieb, weniger als irgend jemand das Recht hatte als Autorität angerufen zu werden — war nur eine, mehr oder minder zugeſtandene, von Cuvier angenommene Maske, welcher die Eingriffe der neuen Lehre fürchtete, weniger weil ſie den Ariſtoteles bedrohte, als weil ſie offenbar die Claſſificationsprincipien in Mißcredit brachte, deren Grundlage Cuvier mit ſeinen eigenen Arbeiten ſelbſt gelegt hatte. Die Lehre Geoffroy's verſuchte zu zeigen daß die Cephalopoden den Uebergang von den Wirbelloſen zu den Wirbelthieren bildeten, und Cuvier hatte ſtets erklärt ein ſolcher Uebergang ſey unmöglich, chimäriſch. Geoffroy behauptete ein Cephalopode könne einem Wirbeltypus aſſimilirt ſeyn, indem er ein rückwärts gebogenes und auf Händen und Füßen gehendes Wirbelthier annahm. Cuvier zog in Abrede daß ein bloß einziges Zuſammenſetzungsprincip im ganzen Thierreich vorherrſche, und behauptete die Theorie des Analogen ſey nicht die Methode mittelſt welcher eine ſolche Einheit erklärt werden könne. Dieſer Streit iſt nicht

[1] Histoire des Poissons, T. I. p. 551. Geoffroy, Cours des Mammifères, Vorrede, p. 20. Es iſt eine der Prätenſionen der Schule Cuviers die Wiſſenſchaft auf „Thatſachen" — poſitive Thatſachen beſchränken zu wollen — als wenn die Beziehungen keine Thatſachen im eigentlichen Sinn, und die Geſetze nicht die Materialien der Wiſſenſchaft wären.

[1] Owen ſelbſt iſt bei aller möglichen Achtung für ſeine großen Vorgänger, mit noch viel tieferer Achtung aber für die Wahrheit, zu ſagen gezwungen: „Zu meinem Leidweſen, und mit einem Widerſtreben das nur die Sache der Wahrheit mich überwinden ließ, ſehe ich mich genöthigt die Aufmerkſamkeit auf die Widerſprüche zu lenken in welche der große Cuvier verfiel, als ſich ſein Urtheil verdunkelte durch Vorurtheile gegen eine vielleicht von einem zeitgenöſſiſchen und nebenbuhleriſchen Anatomen auf extravagante und aufreizende Weiſe unterſtützte Theorie." — Homologies. p. 149. Owen ſpielt auf Oken an, allein der Satz iſt auf den Streit mit Geoffroy gleichfalls anwendbar.

Digitized by Google

ſowohl ein Streit zwiſchen zwei Denkern, als der Antagonismus der die wiſſenſchaftliche Welt annoch in zwei entgegengeſetzte Lager theilenden beiden Methoden.

Geoffroy wurde durch die öffentliche Theilnahme aus ſeinem häuslichen Verdruß herausgezogen: die Revolution hatte den Thron der Bourbonen noch einmal geſtürzt, Frankreich glaubte ſeine Freiheit wieder erobert zu haben. Derjenige von dem man ſagte er habe „die heilige Begeiſterung der Menſchheit," zollte der Revolution ſeinen Beifall; dadurch aber daß er ihr Beifall zollte, wollte er ſie ſolle vor allem glorreich und von jeder Ausſchreitung frei ſeyn. Am 29 Jul. entzog er der Wuth des Volks Hrn. v. Quelen, den Erzbiſchof von Paris, indem er ihm in ſeinem Hauſe eine Freiſtätte gab. Der Erzbiſchof war ihm gänzlich unbekannt: allein der Mann welcher in ſeinen Jünglingsjahren ſchon 15 Männer dieſer Farbe gerettet hatte, durfte ſich in ſeinem ſechzigſten nicht untreu werden. Am 14 Auguſt verließ der Erzbiſchof den Jardin-des-Plantes. Am gleichen Tage, achtundzreißig Jahre zuvor, hatte Geoffroy Hrn. Hauy den Befehl ſeiner Freilaſſung überbracht.

Kaum war mit der öffentlichen Ruhe die häusliche Stille auch bei ihm wieder eingekehrt, ſo machte er ſich mit neuem Eifer an ſeine Arbeiten, vertiefte ſich in die Paläontologie und gerieth dadurch in neue Colliſion mit Cuvier. Neben der Frage von dem Analogon tauchten jetzt die Fragen von der Veränderlichkeit der Arten und von der Aufeinanderfolge der Lebensformen auf unſerm Erdball auf. Cuvier entgegnete, allein er that dieß von einer Stelle aus wo man ihm nicht widerſprechen konnte — vom Lehrſtuhl herab. Am 8 Mai 1832 trug er eine Ueberſicht der zoologiſchen Wiſſenſchaft vor, und ſchloß ſie mit einem Angriff auf die Einheit der organiſchen Zuſammenſetzung. Fünf Tage ſpäter lebte er nicht mehr. Iſt es nicht merkwürdig daß in demſelben Jahr, und kurz nacheinander, Europa den Verluſt zweier ſeiner größten Berühmtheiten, Goethe und Cuvier (auch Walter Scott ſtarb in dieſem Jahre) zu beklagen hatte, und daß die Lehre von der Einheit der Zuſammenſetzung, unterſtützt von dem einen und verworfen von dem andern, für beide der Gegenſtand ihrer letzten wiſſenſchaftlichen Thätigkeit geweſen iſt? Die letzte Abhandlung Cuviers entſpricht der letzten Seite Goethe's.

Auch mit dem Nachfolger Cuviers, Hrn. v. Blainville, gerieth Geoffroy in Streit; wir übergehen ihn jedoch, und wenden uns zu dem Meinungszwiſt mit Hrn. Owen, wovon Hr. Iſidor St. Hilaire ſchweigt. Prof. Owen war damals noch jung, hatte aber bereits einigen Ruf erlangt, und erregte große Hoffnungen für die Zukunft. Die Zoologen ſtimmten dem Princip nach mit Geoffroy darin überein daß ſie den Monotremata Neuhollands einen beſtimmten Platz zwiſchen den Säugethieren und den Vögeln anwieſen, und daß ſie die Beutelthiere, weil ſie die von Geoffroy beim Krokodil [1] entdeckten Peritonäalcanäle beſaßen und auch wegen der undeutlichen Zeugungsorgane, in Verbindung mit den untern Thierclaſſen brachten. Man muß ſich erinnern daß dieſe merkwürdigen Thiere noch ſehr wenig ſtudiert worden waren. Geoffroy war faſt der einzige Anatom welcher Anſprüche beſaß über den Gegenſtand gehört zu werden. Owen begann ſeine Forſchungen, und fieng die Controverſe damit an daß er bewies, das Peritonäum ſey, bei den Känguru wie bei den andern Säugethieren, canalos (Zool. Proceed. 1831., p. 160). Er verfolgte dieſe Entdeckung im nächſten Jahr weiter, indem er eben ſowohl das Vorhandenſeyn von Säugdrüſen beim Ornithorhynchus und bei der Echidna hyſtrix, als den die Säugbruſt unnütz machenden Muskelapparat darthat, und ſo den Monotremata ihren Platz unter den Säugethieren anwies. (Ebendaſ. 1832. p. 180.) Der in Frage ſtehende Punkt wurde dadurch aufgeklärt daß aus Auſtralien die poſitive Nachricht einlief, die Secretion dieſer Drüſen, die man als Säugdrüſen bezeichnete, ſey Milch. Wenn wir ſagen „aufgeklärt," ſo ſprechen wir vom gegenwärtigen Geſichtspunkt aus. Geoffroy erhob ſich dagegen, und beſtritt die Thatſache. Von ihrer „Unmöglichkeit" ausgehend (wenn das Organ nicht vorhanden ſey, könne auch die Function nicht vorhanden ſeyn), ſtellte der franzöſiſche Naturforſcher die Muthmaßung auf, die Secretion ſey mucus, nicht Milch, und in einer im Jahr 1834 herausgegebenen Denkſchrift ſchlug er vor, für die von Owen entdeckten Drüſen eine neue Art zu ſchaffen, und ſie „monotremiſche Drüſen" zu benennen. Der entſcheidende Schlag wurde ſodann von Owen ſelbſt geführt, welcher, nach Einfangung eines ſehr jungen Ornithorhynchus, die merkwürdige Modification ſeines Maules zur Aufnahme der milchigen Nahrung zeigte, und gleichzeitig die mikroſkopiſchen Kennzeichen der Milch in dem coagulirten Inhalt des Magens außer allen Zweifel ſtellte. Wir wollen dieſen Einzelheiten nicht weiter folgen; man wird ſie in den Proceedings of the Zoological Society finden, und Geoffroy ſelbſt ſprach ſich endlich zu Gunſten des letzteren Syſtems aus.

Im Julius 1840 bezahlte er den Tribut welchen die Wiſſenſchaft ihren Jüngern ſo oft abpreßt, er verlor das Augenlicht. Als er in Aegypten war, bekam er eine Augenentzündung, und in Folge deſſen ſagte er wiederholt: „Ich werde in meinem Alter erblinden." Er mißbrauchte jedoch ſeine Augen über alles Maß der Klugheit hinaus. Nicht zufrieden damit den ganzen Tag gearbeitet zu haben, brachte er auch noch halbe Nächte mit Schreiben zu. Obgleich er die Folgen dieſes Uebermaßes von Arbeit vorausſah, erpreßte er dieſelben gewiſſermaßen noch in ſeinem Eifer für die Wiſſenſchaft. „Ich bin blind, aber glücklich," pflegte er zu ſagen. So vergingen Monate auf Monate. Das Leben entſchwand ihm allmählich, allein (um uns der poetiſchen Sprache Edgar Quinets an ſeinem Grabe zu bedienen) „er näherte ſich lächelnd der entſchleierten Wahrheit; er ſteigt endlich, ohne Furcht, hinab in die ewige Wiſſenſchaft." Am 19 Jun. 1844 ſchwebte ein letztes Lächeln auf ſeinen Lippen, ſein edles Herz aber hatte aufgehört zu ſchlagen.

(Schluß folgt.)

[1] Vergl. Cours de Mammiferes, und Owen, Proceedings of Zoological Society 1831.

Ueber die Verwandtschaft der sogenannten Dravida-Sprachen mit den turco-tatarischen.

(Von L. Graul.)

Unter den Dravida-Sprachen versteht man bekanntlich die Sprachen der südindischen Urbevölkerung. Die bedeutendste aller dieser Sprachen ist die Tamulische (von Madras bis nach Cap Comorin); ist doch ihr einheimischer Name „Tamul," oder richtiger, „Tamil," nichts anderes als das nach bestimmten Lautgesetzen naturalisirte „Dravida" eine Bezeichnung, unter welche die Sanskritaner sämmtliche Ursprachen dieses Namens zu fassen pflegen. Besonders hervorragende Glieder in dieser Sprachenfamilie stellen außerdem dar das „Telugu" (von Pulicat bis Chicacole), das man wegen des Ausgangs aller seiner Wörter in Selbstlauter das Italienische des Ostens genannt hat; ferner das Canaresische (hauptsächlich auf dem Plateau von Mysore), das sich eines von dem Telugu nur sehr wenig abweichenden Alphabets bedient, endlich auch das Malajalam [1] (von Mangalore südwärts die Küste entlang), dessen Schriftcharaktere dem Grantham (so nennt man das Alphabet, mit welchem die Tamulen das Sanskrit zu schreiben pflegen) am nächsten kommen. Das Tamulische besitzt die älteste, ausgedehnteste und ausgebildetste Litteratur, das Malajalam die jüngste, ärmste und geistig unbedeutendste. Ohne alle selbsteigene Litteratur dagegen sind die übrigen Zweige des Dravida-Sprachstammes: so z. B. die Sprache der Todavas und Kotas auf den Nilagiris oder Blauen Bergen tief im Süden, der Gonds in den wilden Berggegenden von Gondwana im Norden des Telugu-Sprachgebietes und andere.

Professor Rask in Kopenhagen war der erste der eine gewisse Verwandtschaft aller dieser Sprachen mit den turco-tatarischen ahnte. Als der neueste Verfechter dieser Annahme ist der Engländer Caldwell, seit längerer Zeit englischer Missionär in Südindien, im vorigen Jahre aufgetreten. [2] Die Gründe die er dafür beibringt, sind wesentlich dieselben die schon im Jahre 1854 Prof. Müller in Oxford [3] und der Schreiber dieses [4] gleichzeitig geltend gemacht haben. Die wichtigsten derselben mögen, so weit es der eigenthümliche Charakter dieses Blattes verträgt, hier stehen. Die Analogien, auf denen sie ruhen, finden sich auf dem Gebiete 1) des Wurzelschatzes, 2) der Lautgruppirung, 3) der Wortbildung und Biegung, und 4) der Wortfügung.

1. Hier zunächst die Bemerkung: Böhtlingk sagt in seinem trefflichen Werke über die Sprache der Jakuten, daß bei den verschiedenen ural-altaischen Sprachen, die er gleichwohl als aus Einer Quelle geflossen betrachtet, „nicht einmal die Zahlwörter zusammenfallen," auf deren Zusammenstimmen man bei der Frage nach der Verwandtschaft der Sprachen sonst ein so großes Gewicht legt. So wird es dann nicht befremden dürfen wenn bei aller gegenseitigen Verwandtschaft die Zahlwörter der Dravida-Sprachen nur in einem einzigen Falle einen wesentlichen Gleichklang mit der in Frage stehenden Sprachenfamilie bieten. Die Wurzel des Zahlwortes „vier" ist in den Dravida-Sprachen nal, im Finnischen, Lappischen, Mordwinischen und Tscheremessischen nil oder nel. Auch die Fürwörter, die sonst bei der Frage nach der Sprachenverwandtschaft eine bedeutende Rolle spielen, geben keinen sichern Halt. Es ist wahr, das n, das in allen Dravida-Sprachen den wesentlichsten Bestandtheil des Fürworts „ich" bildet, findet sich auch in mehr als einer turco-tartarischen Sprache; allein was soll man sagen, wenn in der Volkssprache des innern Afrika's alle drei persönlichen Fürwörter der Einheit in ihren wesentlichen Bestandtheilen (n, i, n) mit den entsprechenden Dravida-Bezeichnungen auf das allervollständigste zusammenstimmen? Nun hat zwar Caldwell eine ansehnliche Liste sonstiger lexikalischer Gleichklänge auf beiden Seiten zusammengestellt, und diese sind namentlich im Finnischen und dem nahe verwandten Esthnischen und Lappischen zum Theil allerdings auffällig, aber noch ist kein sicheres Lautgesetz aufgefunden, aus welchem mit Nothwendigkeit hervorgienge daß diese Gleichklänge mehr als Zufall sind, und noch ist auch die wahre Gestalt der Wurzeln in den zu vergleichenden Sprachen nicht ganz sicher gestellt. Die beiden scheinbarsten und zugleich bedeutungsvollsten lexikalischen Gleichklänge in dieser Liste sind annei (Dravida), anja (Finnisch) = Mutter, und appan (Dravida), appi (Finnisch) = Vater; allein der Gleichklang dieser Wörter dürfte auf einer viel weitern Sprachverwandtschaft beruhen. So bleibt denn in lexikalischer Beziehung kaum eine andere ganz sichere Spur gegenseitiger näherer Verwandtschaft übrig als der Umstand, daß es (nach Kasemberg) in der ältesten türkischen Sprache zwei Bezeichnungen für das Verbum substantivum („seyn") gibt, nämlich ir und ul, und daß beide Bezeichnungen in völlig gleichlautender Form sich noch jetzt im Tamulischen u. s. w. vorfinden. Die eine dieser Bezeichnungen, ul, ist auch noch im Finnischen, Esthnischen, Ugrischen und Tscheremessischen erhalten, nur daß der Vocal u sich in das verwandte o verwandelt hat. Sollte dieses Zusammentreffen bei einem so bedeutungsvollen Worte in der That ein bloßer Zufall seyn? Vielleicht — falls nicht noch andere Spuren auf eine ursprüngliche Zusammengehörigkeit aller dieser Sprachen deuten.

2. Nach Böhtlingk ist das eigenthümliche Lautsystem der ural-altaischen Sprachen bis jetzt, so zu sagen, das einzige sichere Merkmal, das uns berechtigt alle in Rede stehenden Sprachen unter einen Collectivnamen zu fassen und dieselben aus einer Quelle abzuleiten. In diesem Lautsystem bildet nun das sogenannte Gesetz der Vocal-Harmonie, nach welchem sich die Vocale eines Wortes in bestimmter Weise beeinflussen, den hervorstechendsten Zug. Dieses sehr eigenthümliche Gesetz, das in den tatarischen Sprachen so allgemein ist, zeigt sich bis zu einem gewissen Grade auch in der Dravida-Familie, namentlich im Telugu. Z. B. palikitini „ich sprach," von paluku sprechen; hier hat im Sinne jenes Gesetzes der Vocal-Harmonie ein i die drei übrigen i nach sich gezogen. So gewinnt denn die Annahme eines ursprünglichen engern Verhältnisses zwischen den Dravida- und den turco-tatarischen Sprachen Schritt für Schritt an Wahrscheinlichkeit.

[1] Es sey hier bemerkt daß das sogenannte „Malabarisch" im Munde der Europäer in Ostindien von früher Zeit her nicht das „Malajalam," sondern das „Tamul" bezeichnet.

[2] A comparative grammar of the Dravidian or South-Indian family of Languages. London 1856.

[3] Letter on the classification of the Turanian Languages.

[4] Reise in Ostindien, Bd. I. S. 350 ff. (vergl. auch Bd. II. 335, Anm. 139).

Digitized by Google

3. Die Wurzeln der tatariſchen Sprachen erleiden im ganzen durch keine grammatiſche Endung eine Veränderung. So werden auch die Wurzeln der Dravida-Sprachen im allgemeinen durch Bildungs- oder Biegungszuſätze in keiner Weiſe verdunkelt. Dieſe werden nämlich an die Wurzeln gleichſam nur angeleimt, nicht eingepfropft. Ferner: die Wurzeln der turco-tatariſchen Sprachen dulden (nach Schott) von vorn keine Zuſätze; alle Bildungs- und Biegungsformen werden hinten angehängt. So ohne alle Ausnahme auch in ſämmtlichen Dravida-Sprachen. — Weiter: „Präpoſitionen im Sinne der indo-germaniſchen Sprachen beſitzen die ural-altaiſchen Sprachen gar nicht. Die meiſten der ſogenannten Präpoſitionen ſind Nomina in der Grundform, oder mit einer beſondern Caſusendung oder auch Gerundia verſchiedener Art. (Böhtlingk.) Das iſt als wenn es für die Dravida-Grammatik ausdrücklich geſchrieben wäre. — Ferner: nach Schott ſind die meiſten dieſer ural-altaiſchen Sprachen mit wirklichen Conjunctionen ſpärlich bedacht, aber reich an Gerundien, welche die Stelle der Conjunctionen vertreten. Ganz ähnlich in den Dravida-Sprachen. Das Tamuliſche z. B. hat nur Ein Bindewort im eigentlichen Sinne (um = und), alle übrigen werden durch Gerundia und ähnliche Formen vertreten. — Weiter: „die Türken hatten urſprünglich gar keine ſelbſtändigen Pronomina Relativa, wie noch heute die Mongolen und andere türkiſche Stämme keine haben (Kaſembeg).“ Sämmtlichen Dravida-Sprachen fehlt es an denſelben Fürwörtern. Adjectiviſche Mittelwörter treten dafür ein. So kann man im Tamuliſchen den Satz „die Weiſe, in welcher Gott die Welt geſchaffen hat“ nicht anders geben als mit „die — Gott die Welt geſchaffen habende — Weiſe.“ — Endlich: wie im Türkiſchen ein bloßes Einſchiebſel zwiſchen Biegungsſylbe und Wurzel dem Zeitworte einen verneinenden Sinn gibt, ſo auch in den Dravida-Sprachen.

4. „(In den ural-altaiſchen Sprachen) wird jeder Redetheil, der einem andern, oder ſofern er einem andern zur nähern Beſtimmung dient, dem letztern ohne Ausnahme vorangeſtellt: ſo das Adjectivum dem Subſtantivum, das Adverbium dem Verbum. Der von einem Relativum abhängige Satz ſteht vor dem Relativum, der von einer Präpoſition abhängige vor der Präpoſition, das Pronomen des Beſitzes vor dem beſeſſenen Gegenſtand (Schott).“ Ich ſetze nur noch hinzu daß in den Dravida-Sprachen dieſes unabänderliche Geſetz: „das näher Beſtimmende ſteht vor dem näher Beſtimmten“ auch auf die Verbindung der einzelnen Sätze untereinander angewandt wird. Ich muß im Tamuliſchen ſagen, „weil ich böſe bin, werde ich nicht kommen“ (nicht: ich werde nicht kommen, weil ich böſe bin); und ebenſo: „um dich zu ſehen, bin ich gekommen“ (nicht: ich bin gekommen, um dich zu ſehen) u. ſ. w. Ferner: „ſelbſt wo der Gerundia oder der ſie öfters vertretenden Participien weniger ſind, werden ſie darum nicht ſpärlicher angewandt, und ſo entſtehen ſehr langathmige, öfter — namentlich bei den Türken — wunderbar verſchlungene Perioden, ihrer Form nach ganz unüberſetzbar (Schott).“ Ganz ähnlich im Tamuliſchen, das, hauptſächlich in Folge des ausgedehnteſten Participial- und Gerundial-Gebrauchs, einen ſo großartigen Periodenbau hat, daß man eine Erzählung von mehreren Seiten ſehr wohl in einem einzigen Satze zu geben im Stande iſt.

Obſchon nun jeder der dargelegten Gründe für ſich allein keineswegs entſcheidend iſt, ſo geben ſie doch vereint den höchſten Grad von Wahrſcheinlichkeit, für eine urſprüngliche nähere Zuſammengehörigkeit der Dravida- und der turco-tatariſchen Sprachen. Es iſt in der That ſchwer denkbar daß das Zuſammentreffen ſo vieler, ſo weſentlicher und ſo eigenthümlicher Punkte der Sprachähnlichkeit auf Rechnung entweder einer allgemeineren Sprachverwandtſchaft, oder der Gleichheit logiſcher und phyſiologiſcher Geſetze, oder endlich gar der geſchichtlichen Einſchleppung kommen ſollte. Zu dieſen mannichfachen Punkten der Sprachähnlichkeit kommt aber noch die phyſiognomiſche, die dem geübten Auge nicht entgehen kann. Hodgſon beſchreibt das Ausſehen der Urbewohner Oſtindiens (zu dieſen gehören die Dravida-Stämme), im Gegenſatze zu den ſpäter eingewanderten ariſchen Elementen, im allgemeinen folgendermaßen: „ihre Geſtalt hat weniger Höhe, weniger Gleichmaß, mehr Schwerfälligkeit und Fleiſch; das Geſicht zeigt in Folge der ſtarken Backenknochen eine Form die dem Rhombus in etwas nahe kommt; weniger von der ſenkrechten Linie in der Geſichtsbildung nach der Stirn zu, und zwar nicht ſowohl weil Stirn oder Kinn ſehr klein wären, als weil Mund und Kinnlade ſehr groß ſind; das Geſicht im Verhältniß zum Kopf zu maſſig, und weniger Rundung in dem letztern; ein breiteres, flacheres Geſicht mit minder ebenmäßigen Zügen; eine kürzere weitere Naſe, an der Spitze häufig abgeſtumpft und mit runden Löchern verſehen; die Augen kleiner, weniger voll geöffnet und mit ihrer Oeffnungslinie das Geſicht weniger wagerecht ſchneidend, die Ohren ſtärker, die Lippen dicker, der Bart mangelhaft.“ Dieſe Beſchreibung paßt freilich nicht in gleichem Maße genau auf alle Abtheilungen der indiſchen Urbevölkerung. Sie weiſt aber in ihren allgemein gültigen Zügen mehr oder minder deutlich nach Hochaſien.

Dr. Krapfs Seereiſe an der ſüdarabiſchen Küſte von Aden bis Sihut, an der oſtafrikaniſchen Küſte vom Cap Guardafui bis zur Inſel Sanſibar.

(Schluß.)

Takaungu iſt wie Lamu ein Mittelpunkt des Sklavenhandels, d. h. die Leute von Takaungu kaufen die Sklaven in Kilos und Sanſibar und verkaufen ſie der Küſte entlang und nach Arabien. Die Spanier und Portugieſen ſollen früher auch eingeſprochen haben der Sklaven wegen, jetzt geſtattet der Imam keinem europäiſchen Sklavenhändler mehr ſein Gebiet zu betreten. Aber unter den Eingebornen dauert der Handel fort, denn den Suahili und Arabern iſt der Handel nicht verboten, nur ſollen ſie Sklaven nicht nördlich über Barawa hinaus und ſüdlich über Kilos hinunter ausführen, aber ſchmuggeln dürfen ſie wohl. Ueberhaupt nimmt die Regierung des Imam es nicht ſo genau mit Documenten auf dem

Papier. Viele Boote mit Sklaven gehen jährlich nach Arabien, ohne daß des Imams Gouverneure in Barawa, Marka und Mukdischa, in deren Häfen die Boote ankern, Einsprache dagegen erheben.

In meinen Unterredungen mit den Großen in Takaungu wurde ich oft ersucht in ihrem Namen eine Bittschrift an die englische Regierung einzureichen, damit Mombas ihrer Familie wieder zurückgegeben werden möchte, allein ich erklärte offen daß ich mit der englischen Regierung in gar keiner Beziehung stehe, und überhaupt mein Lehrerberuf gar keine Einmischung in ihre politischen Verhältnisse gestatte. Sie sollten sich geduldig in die Umstände fügen, wie sie jetzt bestehen, jede Neuerung könnte ihnen nur schaden. Auch über den Sklavenhandel und dessen Abschaffung von Seiten der Engländer machten sie manche Fragen, die ich stets dahin beantwortete daß die Pflicht der Nächstenliebe, sowie die Würde des Menschen die Sklaverei entschieden bekämpfen müsse.

31 Dec. Ich wurde in aller Frühe von unserem Capitän gebeten, einen Mann zu besuchen dessen überladene Flinte ihm den Daumen weggerissen hatte. Die Mohammedaner feierten das Arrafat-Fest, wo sie militärische Spiele und allerlei Festlichkeiten mit Schießen, Trommeln, Essen und Trinken veranstalten zum Andenken an die Opferung Isaaks. Die junge streitbare Mannschaft versammelte sich unter einem großen Baum und machte allerlei Sprünge und Uebungen mit ihren Lanzen und Schwertern. Doch muß man sich kein gerechtes Kunstspiel denken, obgleich ein Kämpfer oft zwei Schwerter in den Händen hält und dieselben gegen seinen ihm gegenüberstehenden Kampfgenossen schwingt. In der Zwischenzeit wurden ungeheure Porcellanplatten mit Reis und Fleisch gefüllt unter sie ausgetheilt, und mit nicht weniger Gewandtheit und Schnelligkeit ihr Inhalt von den Kämpfenden verzehrt. Nachdem wir dieses alles eine Weile mit angesehen hatten, besuchten wir eine Suahili-Dame, die uns Tags zuvor eingeladen hatte. Wir fanden zwei blaßgelbe Frauen hinter einem Vorhang, der einen finstern Winkel umschloß, ein jämmerlicher Aufenthalt. Sie saßen, oder vielmehr lagen auf ihren Betten, in der That was konnten sie anders thun in dem finstern Winkel? Auf einem Stuhl standen Früchte, Mangos, Orangen, Ananas, Kokosnüsse, Reis, Fleisch u. s. w. für uns zugerichtet, und als man sie uns darbot, nahmen wir sie wie eine Neujahrsbescherung an. Wir giengen dann noch in einige andere Häuser, wo die Frauen ihre Freude, uns zu sehen, überall durch kleine Geschenke von Früchten oder Eiern ausdrückten. An den Häusern bemerkten wir über der Hausthüre verwelkte Blumensträuße hängen, zu welchem abergläubischen Zweck, konnten wir nicht genau erfahren.

Ein Mann von Takaungu erzählte uns etwas von den Wanika-Stämmen, welche an die Suahili gränzen und Heiden sind, deren Gebiet am Fuß der Berge beginnt. Er sagte daß die Häupter der Wanika-Stämme zu gewissen Zeiten sich versammeln in Höhlen und Wäldern, und ihre Berathungen so geheim halten daß wenn einer unter ihnen Mohammedaner werden sollte, er sich doch nicht von der Pflicht des Stillschweigens entledigt glauben würde. Der Erzähler setzte hinzu daß er von Engländern in Bengalen gehört hätte, die dieselben Gebräuche hätten und Frimosha genannt würden, was offenbar eine Verstümmelung des Worts „Freemason, Freimaurer" ist. Wie ich später unter den Wanika selbst erfahren habe, haben diese allerdings einen gewissen Orden, der Geheimversammlungen hat und allerdings einige Vergleichungspunkte mit der Freimaurerei darbietet. In jenen Orden können nur reiche Leute aufgenommen werden, welche eine Anzahl Kühe, viel Reis und Palmwein darbringen als Bedingung zur Aufnahme. Dann haben sie aber auch Antheil an allen Banketten und Berathungen des Ordens, denen kein Uneingeweihter beiwohnen darf. Bei der Aufnahme geht es schauerlich zu, und sie geschieht meist immer bei Nacht.

2 Januar 1844. Wir wurden noch immer hingehalten durch unsern Capitän, der das kleine Boot, das uns nach Sansibar bringen soll, noch nicht bereit hat. Die Leute brachten uns täglich das beste was sie haben, das sich im allgemeinen auf Reis und Fleisch beschränkt. Ich machte einen Ausflug in die Umgegend von Takaungu, allein ich fand nichts als undurchdringliches Gebüsch, durch welches nur ein schmaler Pfad gehauen ist, der auf die Plantagen der Eingebornen führt. Es ist nicht möglich daß wilde Thiere sich in diesem Dickicht aufhalten können, das absichtlich unterhalten wird um Takaungu vor dem Einfall des Sultans von Sansibar zu schützen. Ich konnte auch nicht weit gehen, da die Sonne zu heiß brannte, von Schweiß triefend kam ich wieder nach Hause zurück.

3 Jan. Heute nahmen wir Abschied von den freundlichen Leuten in Takaungu, die uns ungern scheiden sahen. Unser Boot, eine sogenannte Dau, war kaum 3 Fuß hoch und die kleinste Art von Schiffen womit die Eingebornen in die See gehen. Unsere Kisten fanden kaum Platz, es läßt sich denken, wie beschränkt wir waren. Jeder mußte auf der Stelle liegen bleiben, die er einmal eingenommen hatte. Doch die Reise sollte nicht länger als 4—5 Tage dauern, wir sollten immer so nahe als möglich der Küste entlang gehen, denn unser kleines Schifflein durfte sich nicht auf die offene See wagen. Bei gutem Wind erreichten wir die Insel Mombas, die sehr reizend ist und einen guten Hafen hat. Die Stadt, die vielleicht 10 bis 12,000 Einwohner hat, ist 30 bis 40 Fuß über der Meeresfläche erhaben, und bietet von der See aus einen sehr schönen Anblick dar. Die hohen Kokosbäume geben der Stadt ein freundliches und malerisches Aussehen. Wir hörten bald daß ein Engländer gestern angekommen sey. Diese Nachricht versetzte uns in nicht geringe Verlegenheit, denn wir sahen recht aus wie Reisende. Wir konnten nicht zu unsern Kisten gelangen und frische Wäsche anziehen. Der Engländer kam uns bald in weißen Handschuhen entgegen. Es war Capitän Cogan, den wir in Aden kennen gelernt hatten, und der nach Sansibar reiste um ein Handelshaus zu errichten. Er bot uns gütigst sein Schiff an, da er sah welch erbärmliches wir hatten. Wir lehnten aber das Anerbieten ab. Er führte uns dann in seine Wohnung, wohin der Commandant der Festung, ein Beludschi, uns folgte, ein großer imposanter Mann mit würdevollem Benehmen. Wir machten einen Gang durch die Stadt nach der Festung, welche durch ein 50tägiges Bombardement von Seiten des Sultans von Sansibar beschädigt worden ist, und so auch manche der Steinhäuser die zunächst am Strande stehen. Der Weg zur Festung geht an der Seite eines dicken Gebüsches, das die trägen Eingebornen nicht zur Anpflanzung benützen. Am Thor der Festung ist eine portugiesische Inschrift, welche der portugiesische Gouverneur Francisco Xeixas de Cabreira im Jahr 1633 setzen ließ nach Beendigung des Baues der Festung.

Ein massiver Felsen, der sich über die Insel etwas erhebt,

Digitized by Google

diente zum Fundament dieſer ſtarken Feſtung, welche die Portugieſen bauten. Ein Graben umgibt ſie. Innerhalb der Feſtung iſt ein Tank, welcher auf 2 oder 3 Jahre Waſſer faſſen kann.

Der äußere Hafen iſt von einem großen Felſenriff im Norden und Süden geſchützt, und hat eine Tiefe welche auch für große Schiffe zureicht.

Basco da Gama beſuchte Mombas auf ſeinem Weg nach Indien. Er fand die Häuſer der Stadt aus Steinen erbaut, und glaubte eine ſpaniſche Seeſtadt zu finden. Auch wurde er von den Einwohnern ſehr gaſtfreundlich aufgenommen, die jedoch im Sinne hatten die portugieſiſche Mannſchaft zu ermorden, wofür Francisco d'Almeida ſie empfindlich züchtigte. Nach der Vertreibung der Portugieſen kam Mombas unter die Botmäßigkeit von Maskat, machte ſich aber im Verlauf der Zeit wieder unabhängig. Aus Furcht dem Imam von Maskat in die Hände fallen zu müſſen, übergaben die Mombaſſianer ihre Inſel (die etwa eine Stunde lang und breit iſt) den Engländern im Jahr 1823, als Capitän Owen die oſtafrikaniſchen Gewäſſer unterſuchte. Die Engländer zogen ſich, wie oben erwähnt, nach einigen Jahren von Mombas zurück, und nun kam der Imam von Mascat mit einer Flotte und eroberte die Inſel, nachdem er mehrmals mit empfindlichem Verluſt zurückgeſchlagen worden war.

In Capitän Cogans Haus wurde meine Frau von einer alten Suahili-Dame eingeladen, die eine ſo kindiſche Freude an ihr hatte, daß ſie ſie mehrmals umarmte. Alle Dächer in der Nachbarſchaft waren voll Zuſchauer die weiße Frau zu ſehen.

Mombas oder Mombaſa, wie die Araber die Inſel nennen (die Suahili heißen ſie Mwita, die kriegeriſche), hat viel Verkehr mit der Küſte und dem Innern, beſonders mit den heidniſchen Wanika, welche von Takaungu an bis zur Inſel Waſſin die Küſte bewohnen, namentlich das höher gelegene Land, das ſich 500 bis 1500 Fuß über das Meer erhebt. Die Wanika werden in zwölf Stämme eingetheilt. Einer von ihnen heißt Duruma, welcher aus den von den Portugieſen weggelaufenen Sklaven entſtanden ſeyn ſoll. Die Wanika ſind nicht ſo roh und wild als die Galla. Sie ſind ein ackerbautreibendes Volk, das viel Verkehr mit den Suahilis hat. Später (im Jahr 1846) errichtete ich eine Miſſionsſtation unter den Wanika und machte meine Reiſen ins Innere in Begleitung der Wanika. Ihre Hautfarbe iſt ſchwärzer als die der Galla. Sie gebrauchen vergiftete Pfeile auf der Jagd und im Krieg. Da ich vielleicht ſpäter eine ausführliche Beſchreibung der Wanika geben werde, ſo will ich dieſes Volk hier übergehen, das einen der Suahiliſprache verwandten Dialekt redet.

4 Januar. Nach Tagesanbruch verließen wir die Inſel Mombas, die nur ein paar hundert Schritte vom feſten Land entfernt iſt. Da wir nahe an der Küſte hinſegelten, konnten wir ſie genau beobachten. Ueberall ſchaute das Auge Wälder von Kokosnußbäumen oder hohes Gebüſch, hinter welchem die Suahili und Wanika ihre Pflanzungen von Reis, Welſchkorn, Kaſſada u. ſ. w. haben.

Nachmittags paſſirten wir die Inſelchen Dſchali und Funſi, und warfen vor Sonnenuntergang Anker vor der Inſel Waſſin, die einen maleriſchen Anblick darbietet. Die Häuſer ſind größtentheils aus Steinen erbaut, und mitten unter mancherlei Bäumen und Gebüſchen. Dennoch klagen die Eingebornen über Unfruchtbarkeit des Bodens. Ihre Anpflanzungen haben ſie an der Küſte, von woher ſie auch ihr Waſſer beziehen. Das feſte Land iſt beinahe eine halbe Stunde von der Inſel entfernt. Die Inſulaner ſind daher genöthigt in beſtändigem freundlichen Verkehr mit den Wanika zu ſtehen. Von Waſſin aus hat man eine gute Ausſicht auf die beiden hohen Berge Murima und Jombo, von wo aus man den Schneeberg Kilimandſcharo in Dſchagga ſehen ſoll. Man heißt Waſſin auch die Inſel der Scheiche (Geſtrat-el-Maſchaich), weil ſich früher die Gelehrten der Suahiliküſte daſelbſt befunden haben ſollen, wahrſcheinlich um von da aus das Innere zum Mohammedanismus zu bekehren, wie Mukdiſcha der Sitz der Gelehrſamkeit und des Bekehrungseifers für den Norden war. Wir hatten eine unruhige Nacht, nicht von Seiten der See, ſondern der Wanzen und des Ungeziefers, welche in den Booten der Eingebornen eine große Plage ſind. Dieſe Boote ſind ſo ſchmuzig, daß es wirklich für einen Europäer großer Ueberwindung bedarf ſich geduldig und zufrieden in dieſe oft ſehr ekelhaften Verhältniſſe zu fügen, nicht zu reden von den Unbequemlichkeiten die man auf ſolchen Booten trifft. Unſere enge und niedere Kabine erlaubte uns weder zu gehen noch zu ſtehen. Die ganze Zeit die wir von Aden zubrachten, mußten wir in einer liegenden Lage verbringen. Man muß ſich auf ſolchen Schiffen kein gezimmertes Verdeck denken wie auf europäiſchen Fahrzeugen, auf denen man bei ruhiger See herumſpazieren kann. Ueber den Schifferaum liegen nur einige weit auseinanderſtehende Balken, wo es einiger Uebung bedarf um ſicher darauf gehen zu können.

5 Januar. Wir verließen Waſſin mit Sonnenaufgang, und ſahen bald einen hohen Berg, der Kilulu heißt. Wir bemerkten von Mombas an eine bedeutende Erhöhung des Landes im Innern, wo das Klima geſünder ſeyn muß als an der Küſte. Einige Berge müſſen 3 bis 4000 Fuß hoch ſeyn. Sie ſind 3 bis 4 Tage von der Küſte entfernt, welche hier wieder ſo zerriſſen erſcheint wie ſüdlich vom Dſchubfluß bei der Inſel Kiama. Die losgeriſſenen Felſen ſahen manchmal gerade wie Blumenvaſen aus und erhoben ſich iſolirt aus dem Meere.

Um 3 Uhr Nachmittags warfen wir Anker vor dem Inſelchen Tanga, das in einer breiten Bucht liegt. Südlich davon liegen auf dem feſten Land zwei große Suahilidörfer, wovon das eine Kumbageni, das andere Mkanani heißt. Wir beſuchten das erſtere. Die Gegend war außerordentlich ſchön und maleriſch. Der Gouverneur empfieng uns ſehr freundlich und beſchenkte uns mit Früchten, ohne ein Gegengeſchenk zu verlangen, wie dieß in Abeſſinien ſo gewöhnlich iſt, wo die Bettelei der Großen und Kleinen für den Reiſenden faſt unerträglich wird. Wir machten einen kleinen Ausflug durchs Dorf und die nächſte Umgegend, welche bedeckt iſt mit Kokosnußbäumen und Pflanzungen von Reis, Bohnen, rothem Pfeffer, Welſchkorn, Bananen, Orangen, Limonen, Ananas, Feigen u. ſ. w. Weſtlich von den Suahili wohnt der Stamm der heidniſchen Waſegetſchu, welche Nachkommen der Pokomo ſeyn ſollen, die ſich hieher flüchteten als die Galla am Dana oder Pokomonifluß die Einwohner tödteten oder vertrieben. Wir ſahen von Tanga aus den hohen Berg Kiege. Das Inſelchen Tanga hat ein kleines Fort, das der Sultan von Sanſibar erbauen und von einigen Soldaten bewachen ließ. In Zeiten des Kriegs flüchten ſich die

Suahili auf das Inselchen, wo Welschkorn und einige andere Dinge gepflanzt werden können.

6 Jan. Nachdem wir Tanga verlassen hatten, wurden wir von Sturm und Regen überfallen. Unser Capitän zog sich sogleich hinter ein Felsenriff zurück und warf den Anker aus, da die Wellen auf der offenen See zu hoch giengen. Mehrere unserer Kisten wurden durchnäßt, weil unser Boot nicht gehörig bedeckt war. Die Suahili-Schiffer bauen eine Art Dachstuhl über ihre Boote her und bedecken diesen mit Kokosblättern, um den Regen von dem Eindringen in das Schiff abzuhalten. Ohne weitern Unfall gelangten wir Nachmittags an den Eingang des Panganiflusses, der an seiner Mündung etwa 150 Fuß breit und 12 bis 15 Fuß tief ist. Auf beiden Seiten des Flusses liegen einige Dörfer. Die nördlichen gehören dem König von Usambara, die südlichen liegen im Wasegua-Land. Der Gouverneur des Sultans von Sansibar wohnte in dem südlich von Pangani gelegenen Dorf. Wir lagen kaum vor Anker, so erwies der Gouverneur des Sultans und ein Verwandter Sr. Hoheit uns die Ehre uns zu besuchen, und uns einzuladen ans Land zu kommen. Nachdem wir einige Zeit in seinem steinernen Hause gesessen hatten, drückten wir den Wunsch aus das Dorf und seine Umgebung zu besuchen, wozu er uns alsbald einen Begleiter anwies. Das Dorf liegt am Fuß eines Hügels, der sich dem Strande entlang hinzieht und nur eine schmale Strecke Landes den Bewohnern des Orts gönnt. Zur Regenzeit stürzen oft Felsenstücke herunter, die Häuser und Menschen zerschmettern. Es begegneten uns einige Wasegua- und Wasambara-Leute. Auf die Frage wer sie seyen, antwortete unser Begleiter mit verächtlicher Miene: das sind Kafar, d. h. Ungläubige.

Nach einem kurzen Gang dem Meer entlang kamen wir nach dem Dorfe Beni; der frühere Gouverneur des Orts, von den Leuten Sultan genannt, kam uns freundlich entgegen und lud uns in seine Hütte ein, allein wir zogen es vor nach einem andern Dorf, Kumba genannt, zu gehen, dessen niedere Strohhütten in hohem Gebüsch und Gras versteckt sind und gewiß einen sehr ungesunden Aufenthalt gewähren. Auch hier kam uns der Sultan entgegen, und so hatten wir zwei Sultane in unserem Gefolge. Freilich würde ein Unbekannter in diesen schlichten und erbärmlich gekleideten Männern nicht eines Sultans Würde und Hoheit erkannt haben.

Der Fluß ist eine Tagreise weit auf Booten schiffbar. An seinem obern Laufe heißt er Lufu oder Rufu, je nachdem die Einwohner den Buchstaben r aussprechen können oder nicht. Der Fluß entspringt auf dem Schneeberg Kilimandscharo in Dschagga, wohin die Suahili in zehn Tagen (von der Mündung an gerechnet) gelangen, und wo sie Handel treiben. Der Fluß hat viele Nilpferde und Krokodile. Er trennt das Gebiet der Wasegua von dem Reich Usambara oder Usamba, dessen König ich im Jahr 1848 und 1852 in Fuga, seiner Hauptstadt, besuchte. Man kann Usambara die ostafrikanische Schweiz nennen, wegen der vielen und hohen Gebirge welche das Land durchziehen.

7 Jan. Vor Sonnenaufgang verließen wir den ruhigen Hafen der Panganimündung. Der Gouverneur hatte uns noch gestern Abend eine Ziege, einige Hühner und Kokosnüsse geschickt, und uns bitten lassen noch einen Tag zu verweilen, was wir aber nicht eingehen wollten, da wir uns nach dem Ende unserer mühseligen Seereise sehnten. Wir passirten zuerst die kleine Insel Messiwa, die den Seefahrern als Wegweiser nach der Insel Sansibar dient, welche gegen 6 Stunden vom festen Land entfernt ist, und bei Messiwa (?) bereits gesehen werden kann. Die See gieng sehr hoch, und wir fürchteten einigemal für unser kleines Boot, da die Wellen hereinschlugen und es mit Wasser anzufüllen drohten. Ohnehin ist die See zwischen dem Pangani und Sansibar immer sehr unruhig wegen der großen Tiefe des Meeres und der Strömung, welche der Ausfluß des Panganiwassers verursacht. Als wir der Insel Sansibar nahe kamen, warf unser Capitän eine Kokosnuß, eine Ananas und etwas Welschkorn in die See, als Dankopfer an den Scheich Manna manna, der uns, wie die Leute meinten, auf dem Meer bewahrt und uns glücklich nach Sansibar gebracht habe. Als ich bemerkte daß ein solcher Aberglaube sich mit dem mohammedanischen Bekenntniß Eines Gottes nicht vertrage, sagte der Capitän, die arabischen Seeleute verehrten ja auch den Scheich Schadeli in Mocha, und den Scheich Aidoros in Aden. Aden sey siebenmal von einem Erdbeben zerstört worden; da sey Scheich Aidoros von Hadramaut nach Aden gekommen, das damals von Juden bewohnt gewesen sey, welche ihm den Eintritt verweigert hätten. Aidoros habe nun zu Gott gebetet, der einen Milchregen herabgesandt habe, der die Juden so in Erstaunen setzte daß sie sich sogleich zum Mohammedanismus bekehrten. Seit jener Zeit seyen die Nachkommen des Aidoros in Aden und seyen sehr geachtet. Als die Engländer unter Capitän Haines Aden in Besitz nahmen, hätten sie der Familie des Aidoros eine jährliche Pension zugesichert. Als Haines auf dem Berg Habid ein Fort bauen wollte, sey ihm Aidoros bei Nacht erschienen und habe ihn gewarnt, worauf Haines den Plan aufgegeben und dafür die Moschee des Aidoros ausgebessert und seinen Soldaten befohlen habe, am Jahresfest des Scheichs ihm Ehre zu erweisen. Seitdem er dieß gethan habe, breche kein Feuer mehr in Aden aus.

Es ist nicht unwahrscheinlich daß Haines dem mohammedanischen Aberglauben in vielen Stücken nachgegeben habe, wie denn die Engländer in dieser Beziehung sehr weit gegangen sind. Hätten sie mehr Strenge bewiesen, wie die Franzosen in ihren Besitzungen anzuwenden pflegen, so würden sie ohne Zweifel die gegenwärtige Revolution in Indien abgewendet haben. Die Engländer wollten mit Geld, Bestechung und dem Aberglauben ersetzen was die Furcht hätte bewirken sollen. Wo die Eingebornen sich nicht fürchten müssen, da steht die Ergebenheit auf schwachen Füßen. Mir kam die indische Revolution nicht unerwartet, ich wunderte mich nur daß sie so lange ausblieb.

Als wir der Insel Sansibar entlang in südlicher Richtung segeln konnten, wurde die See ruhiger. Die Insel bildete mehrere Buchten, und so weit das Auge reicht, schaut man nichts als Wälder von Kokosnußbäumen und andern Fruchtbäumen. Doch Wohnungen bemerkten wir (außer einigen Landhäusern) erst in der Nähe der Stadt. Endlich rollte der Eisenklumpen (denn einen ordentlichen Anker hatte unser Boot nicht) in die Tiefe, und wir waren im Hafen von Sansibar. Sogleich sandte der englische Consul, Major Hamerton, der von unserer Ankunft durch Capitän Cogan unterrichtet war, ein niedliches Boot, um uns ans Land zu nehmen. Hamerton erwies sich uns sehr freundlich und gefällig, sorgte für unsere Wohnung, und führte uns an den folgenden Tagen bei den

Digitized by Google

Europäern und Amerikanern, ſo wie bei dem Sultan Said-Said ein, der uns alle Freundlichkeit erzeigte. Beide Herren, der Sultan und Major Hamerton, ſind nach einander geſtorben. Said-Said ſtarb am Schluß des Jahres 1856, und Major Hamerton im Junius dieſes Jahres. Die Oſtküſte von Afrika wird wahrſcheinlich großen Veränderungen entgegen gehen. Jedenfalls wird eine Zeit der Verwirrung und des Blutvergießens eintreten, bis ein geordneter Zuſtand hergeſtellt werden wird. Die Söhne des verſtorbenen Sultans werden ſich gegenſeitig bekriegen, bis die europäiſche und amerikaniſche Diplomatie ins Mittel treten und den einen oder den andern als Nachfolger anerkennen wird. Gegenwärtig hat der Sohn Madſched die Oberhand in Sanſibar.

Da ich früher eine kurze Beſchreibung von der Inſel Sanſibar gegeben habe, ſo will ich hier mein Journal beſchließen.

Miſſionär Domenech über die öffentlichen Spiele der Rothhäute.

(Aus der Revue Contemporaine.)

Unter den Spielen welche die nordamerikaniſchen Indianer vorzugsweiſe lieben, und in denen ſie ſich durch beſondere Geſchicklichkeit und Gewandtheit auszeichnen, nimmt das Ballſpiel eine der erſten Stellen ein. Oft betheiligen ſich Hunderte von Perſonen zugleich daran, welche dann für dieſe Art Uebung eine eigene originelle Tracht haben. Die Spieler färben ſich den Leib mit verſchiedenen Farben, die ſie ziemlich dick auflegen; ſie tragen kleine, nur den Unterleib bedeckende Hoſen oder vielmehr einen Gürtel, der die Schenkel frei läßt; an dieſem Gürtel hängt ein langer, an ſeinem Ende in die Höhe gerichteter und mit ſehr langen Roßhaaren bedeckter Schwanz; ihr Nacken iſt mit einem Halsband geziert, an welches eine in langen Franſen auf Bruſt und Schultern herabwallende, gleich dem Schwanze roth bemalte, Mähne angebracht iſt. In der Hand halten ſie einen langen Stock, an deſſen Ende ſich ein kleiner, oblonger, löffelförmiger, mit einem Weiden- oder Leder-Gitterwerk, ähnlich dem eines gewöhnlichen Ballnetzes, verſehener Reif befindet, der ihnen zur Auffangung und Fortſchleuderung des Balls dient, denn man darf ihn mit den Händen nicht berühren. Im Nordweſten gibt es Spieler welche die Roßhaare ihrer Tracht durch Federn erſetzen; es iſt indeß ausdrücklich verboten andere Kleider zu tragen als diejenigen welche wir zu ſchildern verſucht haben; ſelbſt die Mocaſſins ſind unterſagt. Es gibt indianiſche Völkerſchaften die ſich zweier Stöcke, ſtatt eines, bedienen. Die Irokeſen haben nur Einen Stock, den ſie mit beiden Händen halten; er iſt fünf bis ſechs Fuß lang, und an der Stelle wo ſich das Gitterwerk zur Auffangung des Balls befindet, in Form eines Biſchofsſtabs gekrümmt. Bei den Stämmen des Nordens ſpielt man dieſes Spiel im Winter, auf dem Eiſe. Die Kugel iſt aus Holz oder Backſteinen, und mit einem Stück Ziegenfell überzogen; einige Stämme bedienen ſich durchgängig der aus künſtlich übereinander gerollten Fellen gemachten Bälle.

Ein Theil des Ballſpiels wird als eine öffentliche Luſtbarkeit betrachtet, und man bereitet ſich ſchon einige Zeit zum voraus auf dieſelbe vor. Unter den Rothhäuten des Südweſtens haben dieſe Arten von Luſtbarkeiten mehr Urſprünglichkeit, und bieten ein höheres Intereſſe. Wenn eine Anzahl Leute ein ſolches Spiel vornehmen wollen, ſo wählen ſie zwei Häuptlinge, welche dabei den Vorſitz führen und die beiden kämpfenden Parteien in ihren Lagern in Ordnung halten müſſen. Gleich nach ihrer Erwählung beſtimmen ſie Tag und Ort des Zuſammentreffens, und ſchicken, um Spielgenoſſen anzuwerben, in alle Dörfer und Wigwams des Stammes Läufer, welche mit ihren aufs bunteſte verzierten Stöcken bewaffnet ſind. Zur Aufnahme unter die Fahne eines Häuptlings genügt die Berührung des roßhaar- und federgeſchmückten Stocks welchen der Emiſſär trägt, und jeder wählt ſonach ſein Lager nach dem Ruf der Geſchicklichkeit und Gewandtheit deſſen der es befehligt; indeß muß die Anzahl der Kämpfer, damit keine Partei einen Vortheil vor der andern hat, auf beiden Seiten gleich ſeyn. Einen Tag vor der für dieſe Luſtbarkeit beſtimmten Zeit ebnet man nun den Spielgrund auf eine Strecke von einem halben Kilometer, und ſetzt Gränzen feſt die nicht überſchritten werden dürfen. Dieſe beſtehen aus Pfoſten von zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß Höhe, die von ſechs zu ſechs Fuß in den Boden gerammt und mit einer Querſtange verſehen ſind. Zwiſchen die beiden Lager ſtellt man zwei kleine Bäume, wohin die Richter beim gegebenen Signal den Ball werfen, und an welche ſich die Spieler begeben, die den Ball in ihre Umzäunung hineinzubringen verſuchen, was für ein Point zählt. Sieger iſt diejenige Partei welche die meiſten Points hat, und der es gelungen iſt den Ball am längſten in ihrem Lager zu behalten. Zahlreiche Wetten organiſiren ſich ſodann; die Einſätze werden den Richtern eingehändigt, welche ſie unter ihrer Verantwortlichkeit bei ſich behalten. Dieſe Einſätze beſtehen gewöhnlich aus Waffen, Kleidern, Decken, Halsbändern und ſelbſt Pferden; ſie repräſentiren oft einen beträchtlichen Werth, denn man ſieht bei derartigen Ballſpielen oft mehr als fünfhundert Spieler und ungefähr fünf- bis zehntauſend Zuſchauer beiſammen, welche ſich faſt alle an den eingegangenen Wetten betheiligen.

Bei Einbruch der Nacht kommen die Spieler, eine Fackel in der einen und ihren Stock in der andern Hand, aus ihren Wigwams heraus, und begeben ſich im Zug an den Ort wo das Spiel ſtattfinden ſoll. Sie ſingen unterwegs ununterbrochen zum Schall der Trommeln. An dem hergerichteten Orte angelangt, theilen ſich die Parteien, und ſchaaren ſich beiderſeits um die Pfoſten ihrer Umzäunung. Sind ſolchergeſtalt die Lager gebildet, ſo beginnt der **Ballſpieltanz**; er dauert ungefähr eine halbe Stunde, und beſteht in excentriſchen Sprüngen, welche von den Tänzern unter wildem Geſchrei ausgeführt werden. Dabei werden die Stöcke erhoben, in die Luft geſchwungen und aneinander geſchlagen. In einiger Entfernung könnte man dieſen Lärm für das Geheul wüthender Hunde halten. Die Frauen, welche ihren Verwandten und Freunden folgten und auf dieſer Fackelpromenade ununterbrochen

fangen, ſtellen ſich in zwei parallelen Linien zwiſchen den beiden Parteien auf; ſie tanzen ebenfalls, und bitten den „großen Geiſt“ er möge ihren Verwandten den Sieg verleihen. Die indianiſchen Frauen ſind dieſen Kämpfen der Geſchicklichkeit und Gewandtheit mit gleicher Leidenſchaft ergeben wie einſtmals die byzantiniſchen den Wettrennen im Hippodrom.

Während dieſes bei Fackelſchein ausgeführten Tanzes, eines der merkwürdigſten Schauſpiele welche man in den Einöden der neuen Welt ſehen kann, ſitzen vier Greiſe, die aus den Medicin-Männern erkorenen Spielrichter, inmitten des Lagers, auf derſelben Linie wie die vier Männer- und Weibergruppen, und bilden die Hauptacteurs dieſes nächtlichen Feſtes. Vor ihnen ſtehen die Muſikanten, welche die Trommel rühren und ihre Ballnetze in tactgemäße Bewegung ſetzen; während der ganzen Zeitdauer des Tanzes aber rauchen dieſe vier Richter, verehrungswürdig durch ihr Alter und ihre Weisheit, geruhig ihre Pfeife, und bitten den „großen Geiſt“ er möge ihr Urtheil unparteiiſch machen.

Am folgenden Tage, einige Stunden nach Sonnenaufgang, ſtehen beide Parteien einander gegenüber und meſſen ſich mit den Augen, gleich als ſolle der Tag über Seyn oder Nichtſeyn von Alba oder Rom entſcheiden. Das Signal zum Wettkampf gibt ein Flintenſchuß, worauf einer der Richter den Ball nach den beiden Bäumen ſchleudert, die den Mittelpunkt zwiſchen den beiden Lagern bilden. Sofort ſtürzen die Spieler voran um ihn aufzufangen und mit ihren Stöcken in ihre Umzäunung zurückzuwerfen. Nun aber beginnt eine der groteskeſten Scenen der Unordnung und des Tumults, deren Schilderung unmöglich iſt. Sieben oder acht Männer laufen hinter dem Balle her, der zuweilen ſtundenlang in der Luft ſchwebt. Sie begegnen, ſtoßen und drängen ſich, und purzeln über einander hinüber. Ueberall hört man nur Geſchrei, und ſieht nur Menſchen welche laufen, ſchreien, fallen und wieder aufſtehen um von neuem zu fallen; es iſt eine Verwirrung, ein Untereinander, das ſich nicht größer denken läßt, und aus dem die Theilnehmer nicht immer unverletzt hervorgehen. Den einen iſt ein Arm oder ein Bein verrenkt; andere haben einen Stockſchlag erhalten der ihnen die Naſe blutrünſtig gemacht oder das Geſicht zerquetſcht hat; niemand aber beklagt ſich, niemand ärgert ſich darüber. Man hat derlei Unfälle vorausgeſehen, und ſie erregen nur Lachen unter den Spielern wie unter den Zuſchauern. Wer ſeinem Lager den Sieg verſchafft hat, genießt alle Ehren des Feſtes; in aller Mund iſt ſein Lob, jeder rühmt ſeine Geſchicklichkeit, und wenn eine zweite Partie vorbereitet wird, wetteifern beide Lager in Anſtrengungen und Bitten um ihn als mächtigen Bundesgenoſſen für ſich zu gewinnen.

Bei gewiſſen nördlichen Stämmen ſpielen die Frauen unter ſich Ballſpiel, allein nicht auf dieſelbe Art wie die Männer. Statt Eines Balls haben ſie deren zwei, welche durch eine höchſtens 18 Zoll lange Schnur aneinander gebunden ſind. Jede Frau iſt mit einem einfachen kurzen Stock bewaffnet, um welchen die Schnur gewickelt wird, die ſie mit eben ſo viel Kraft als Geſchicklichkeit zurückſchleudert. Die Spielerinnen ſind ebenfalls an die Gleichförmigkeit der Tracht gebunden, die gewöhnlich aus einer, den Gliedern all ihre Behendigkeit laſſenden, kleinen Tunica beſteht. Das Ballſpiel bei den Frauen gewährt aber einen häßlichen und indecenten Anblick. Die Indianer haben eine große Freude daran; allein die Stämme welche ihren urſprünglichen Charakter annoch bewahren, dulden es beim weiblichen Geſchlechte nicht.

Der Urſprung dieſes Spiels bei den Rothhäuten iſt nicht bekannt; vielleicht haben ſie es vom alten Continent entlehnt, [1] vielleicht ſind ſie von ſelbſt und gleichzeitig mit uns darauf verfallen. Es iſt übrigens nicht das einzige unſerer Spiele das wir in dieſen wilden Gegenden wieder fanden; man ſieht dort Männerwettläufe, Pferderennen, Schifferſtechen, die nach den in civiliſirten Ländern gebräuchlichen Regeln vorgenommen werden; man trifft auch noch die Lanzen- und Pfeilſpiele, welche mit mehrern unſerer Lieblingsübungen große Aehnlichkeit haben.

Das Lanzen- oder Ringelſpiel iſt ſehr merkwürdig und eines der ſchwierigſten. Die Spieler ſind gewöhnlich in zwei Lager getheilt, denn die Indianer ſind große Freunde von Maſſenpartien, durch welche die Freude des Erfolgs oder die Schmach der Niederlage einer größern Anzahl von Perſonen zu Theil wird. Die Einſätze und Wetten werden zum voraus einem Greiſe eingehändigt, dann wählt man einen grasloſen, harten und vollkommen ebenen Grund, in deſſen Mitte man einen zwei oder drei Zoll im Durchmeſſer haltenden Ring ſenkrecht aufſtellt. Iſt alles hergerichtet, ſo nähern ſich die Spieler, bewaffnet mit einer 6 bis 7 Fuß langen und von Abſtand zu Abſtand mit kleinen Rondellen oder Lederſtücken verſehenen Lanze, zwei und zwei, einer aus jedem Lager. Sich bückend, damit die Waffe in möglichſt horizontale Richtung mit dem Ring gelange, werfen ſie dann ihre Lanze dergeſtalt daß ſie durch den Ring hindurchgeht. Das Hauptverdienſt dabei beſteht darin daß man dieſen nicht umſtürzt. Jedes Rondell oder jeder Lederring der in dieſen kleinen Kreis hineingelangt, zählt für ein Point. Der Gewinnende iſt derjenige welcher den Ring erſt beim letzten Rondell fallen gemacht, oder die größte Anzahl Points zuſammengebracht hat.

Dieſes Lanzen- oder Ringelſpiel wird vor den Wohnungen oder auf dem Felde geſpielt; es geht ihm keine Feierlichkeit voran. Das Pfeilſpiel hingegen findet nur außerhalb der Dörfer ſtatt, und iſt nur zwiſchen den ſtärkſten und gewandteſten jungen Leuten des Stamms geſtattet. Hier ſpielt jeder auf ſeine eigene Rechnung, es gibt kein Lager; der Preis und die Ehre des Erfolgs gehören einem einzigen. Jeder Spieler nimmt gewöhnlich ein Dutzend Pfeile, die er, ſo wie ſeinen Bogen, in der linken Hand hält; kommt die Reihe an ihn, ſo geht er auf die Richter zu, viſirt dann in die Luft, und ſucht ſeinen Pfeil ſo hoch als möglich zu ſchleudern, denn er muß, während dieſer erſte Pfeil ſeine Luftfahrt macht, alle andern abſchießen. Der Sieg gebührt demjenigen welcher die meiſten Pfeile zu gleicher Zeit in der Luft gehabt hat; gelingt es ſonach einem Schützen alle ſeine Pfeile abzuſchießen ehe noch ein einziger zu Boden gefallen, ſo iſt dieß eine Waffenthat die man als einen Beweis übermenſchlicher Kraft und Geſchicklichkeit anführt.

---

[1] Das iſt nicht wahrſcheinlich, denn das Ballſpiel, wie es oben beſchrieben wird, fanden die Spanier unter Columbus auf den Antillen. D. R.

Digitized by Google

Die einheimiſche Religion in Japan

Die einheimiſche Religion auf Japan, die der Kami oder Geiſter, erkennt mehrere Gottheiten, Perſonificationen der großen Weltkörper und Naturkräfte, welche nach der Anſicht in jenem Oſtreiche — dieß heißt Japan zu deutſch — vor Beginn der jetzigen Welt die Erde regiert haben. Der Sonnengeiſt wird, da die Sonne ſelbſt als der herrlichſte und wohlthuendſte aller Weltkörper erſcheint, für den höchſten aller Götter gehalten. Dieſer Kami habe einſtens in Begleitung ſeines Bruders, des Mondes, als Gebieter auf Erden gewandelt, und die Reihe des Herrſcherhauſes auf Japan begründet.

Simmu oder der heilige Krieger, der erſte Dairi des Landes, iſt in gerader Abſtammung ein Nachkomme dieſer oberſten Gottheit, des Sonnenkami. Simmu und alle ſeine Nachfolger auf dem Throne werden deßhalb Himmelsſöhne und Mikado, die Ehrwürdigen, genannt; ſie werden ſelbſt als Gottheiten verehrt. Die Mikado können niemals ausſterben. Fehlt ihnen die leibliche Nachkommenſchaft, ſo wird von dem Ahnherrn des Hauſes ein Sohn vom Himmel herabgeſandt, welcher in der Reſidenz Mijako unter einem Baume, dem Palaſte gegenüber, gefunden wird. Gleichwie dem Mikado ſelbſt, ſo wohnt auch, nach der Glaubenslehre der Japanen und der meiſten orientaliſchen Völker, den andern Weſen und Naturkräften ein Kami inne, welcher fortdauert nach der Vernichtung oder Abſtreifung der körperlichen Hülle. Allen welche hienieden einen trefflichen Lebenswandel führten, wird ewige Glückſeligkeit zu Theil im Paradieſe, den andern die Hölle.

Menſchen welche durch außerordentliche Thaten das Wohl des Reiches und unſeres ganzen Geſchlechts beförderten, oder durch eine fromme Aufführung ſich auszeichneten, werden nach ihrem Tode von der lebendigen Gottheit, dem Mikado, für verehrungs- und anbetungswürdige Weſen erklärt, mit andern Worten, unter die Reihe der im Lande angebeteten Kami geſetzt. Die Anzahl ſolcher Geiſter oder Heiligen vermehrte ſich ſehr im Laufe der Zeit, und wird ſich immer noch vermehren während der künftigen Jahrhunderte. Jetzt iſt deren Zahl bereits auf 3132 geſtiegen. Dieſe Kami ſind die Vermittler zwiſchen den Menſchen und den obern Gottheiten; ohne ſie können die Niedriggebornen nicht zu den höchſten Weſen gelangen.

Geſetzliches, ſittliches Betragen und Reinheit der Seele iſt der Endzweck dieſer Sonnen-, dieſer Geiſter-Religion. Man findet in ihren Tempeln keine Idole, ſondern einen Spiegel an einer Kugel hängend, von den Kamigläubigen das Herz genannt.

Mit gebeugtem Körper nahen ſich die Andächtigen dieſem Spiegel, welchen ſie als Sinnbild des höchſten Weſens verehren, verrichten hier in der größten Ruhe und Stille ihr Gebet, und legen Opfer auf einer nahen Erhöhung. Der Spiegel, ſagen die Japanen, iſt am geeignetſten die höchſte Gottheit darzuſtellen; wie dieſe jeden Fleck der Seele kenne, ſo zeigt der Spiegel jeden Schmutz, jede Mißgeſtalt des Körpers.

Auch wird unter den drei Reichsinſignien, welche von Simmu herſtammen ſollen, neben der Geiſter-Tafel, die in einem grünlichen Steine mit zwei kleinen runden Löchern beſtehen ſoll, und dem Degen dieſes erſten Mikado, ein Spiegel als das vorzüglichſte Kleinod, gleichſam als das Palladium des Reiches aufbewahrt.

Um den Kami zu gefallen muß man reines Feuer unterhalten, mit Glauben und Wahrheit im Herzen friſche und reine Opfergaben darbringend, um Wohlſeyn und Glück ſie bitten. Die Kami können die Fehler verzeihen und die Seele von Schuld reinigen, damit die fünf Hauptübel welche über die Menſchheit hereinſtürzen, Feuer vom Himmel und unglückliche Naturereigniſſe überhaupt, Krankheit, Armuth, Verbannung und frühzeitiger Tod entfernt bleiben.

Die gläubigen Anhänger des Kamidienſtes beſtreben ſich auch durch die Unterhaltung reinen Feuers, ein Symbol der höchſten Sonnen-Gottheit, durch Reinheit des Leibes und der Seele, durch Pilgerfahrten, Faſten und Gebete die Gunſt der Kami zu erwerben. Reinheit iſt die höchſte Idee dieſer Gottesverehrung; Sinnbilder der beiden reinigenden Elemente, des Feuers und des Waſſers, ſind an den Thoren aller Kamihallen aufgeſtellt.

Die Fälle ſind genau angegeben, wodurch ein Menſch der Unreinheit verfällt. Sündhafter Umgang, verbotene Luſt, Aufenthalt an einem unreinen Orte, Blutvergießen und Beſteckung durch Blut, Sterbfälle in der Familie und jede Berührung eines Leichnams verſetzt den Gläubigen in den Zuſtand der Unreinheit, ſo daß ihm der Umgang mit ſeinen Nebenmenſchen vollkommen abgeſchnitten wird. Man hat die Reinigungsmittel angegeben, wodurch die Abgeſonderten der menſchlichen Geſellſchaft und ihren Freunden zurückgegeben werden. Metzger und andere Perſonen welche ſich mit der Tödtung lebendiger Weſen beſchäftigen, verbleiben während ihres ganzen Lebens im unreinen Zuſtande, ſie ſind auf den Umgang mit ihres Gleichen beſchränkt. Die Unreinheit erſtreckt ſich nicht bloß auf die Menſchen, ſondern auf alles was ſie umgibt, auf ihre Wohnungen und Geräthſchaften. Sie hat manche Aehnlichkeit mit dem Gebrauche Tabu der Tonga-Gruppe und auf andern Inſeln der Südſee.

Der Menſch iſt jedoch, und zwar auch der beſte, niemals ganz rein. Deßhalb ſind beim Eintritt in den Tempel Waſſerbecken aufgeſtellt, damit der Gläubige, ehe er dem Kami ſich nähert, ſeinen Körper reinige, und dadurch an die Seelenreinigung erinnert werde. Aus gleichem Grunde werden Kinder nach dem dreißigſten Tage ihrer Geburt in den Tempel des Familiengottes gebracht, erhalten hier durch Beſprengung mit Waſſer eine Art Taufe, andeutend, der Menſch ſey zur Reinheit geſchaffen.

Alle andern Feſtlichkeiten und Ceremonien der Kamireligion ſtehen mit dieſer pantheiſtiſchen Vergötterung der Kräfte und Ereigniſſe in der Natur, vorzüglich jedoch mit den großen, dem Menſchen am meiſten in die Augen fallenden, und ſein ganzes äußerliches Leben beſtimmenden Erſcheinungen am Firmamente in inniger Verbindung. Es beziehen ſich die monatlichen und Jahresfeſte theils auf das Ab- und Zunehmen des Mondes, theils auf die zwiefache Sonnenwende. Den Schutzgottheiten des ganzen Landes und der einzelnen Marken, den Beſchützern der Clane und Familien, werden beſondere Feſte gefeiert. Nach dem alten, mit dem neueingeführten Buddhismus noch unvermiſchten Kamiglauben wurden die Leichen begraben. Man gab einem geliebten Verſtorbenen ſeine Waffen, ſeine Rüſtungen und andere Herrlichkeiten mit, wovon die heutigentags in Höhlen und Gräbern gefundenen koſtbaren Steine herrühren. Es ſcheint ſelbſt Sitte geweſen zu ſeyn, daß, wie auch ſonſt gefunden wird, einem lieben Herrn ſeine treuen Diener im Grabe noch nachfolgten, daß ſie mit den Leichen in den

Digitized by Google

langen, aus Sindbats Reiseabenteuern bekannten Begräbnißhöhlen eingeschlossen, und so dem furchtbaren Hungertode preisgegeben wurden. Priester, welche den Namen Kami-nusi, Wirthe oder Pfleger der Götter führen, besorgen den Dienst in den heiligen Hallen. Sie sind verheirathet, und die Frauen stehen ihnen bei in den gottesdienstlichen Verrichtungen. Die Priester und ihre Frauen haben eine weite, mit langen Aermeln versehene weiße Kleidung, gleich derjenigen am Hofe des heiligen Mikado. Allen Laien ist diese Kleidung verboten.

Gleichwie die spätern Merowinger, so stellten sich auch die Mikado selten an die Spitze der Heere. Und wie jenen ist es auch diesen ergangen. Sie hielten sich in ihrem Palaste zu Mijako eingeschlossen, und wurden deßhalb wohl auch Dairi, die innerhalb Wohnenden, genannt. Unternehmende Generale, die Hausmaier der Dairi, welche auf die Liebe ihrer Truppen und auf Ergebenheit der Lehensfürsten zählen konnten, entrissen den Herrschern von Gottes Gnaden ein Recht nach dem andern. Die Mikado wußten jedoch mehrmals nach dem Absterben solcher anmaßlicher Heerführer ihre Rechte wieder zu erringen. In der zweiten Hälfte des 12ten Jahrhunderts (1180) ereignete sich ein Vorfall, wodurch die weltliche Macht der Dairi auf eine dauernde Weise untergraben wurde. Ein Großer des Reiches ließ den Dairi Go Siro Kawano Favo einsperren, der sendet alsbald zum Häuptling Jori tomo mit der Bitte herbeizueilen, um seine Fürsten aus der Gefangenschaft zu befreien. Jori tomo warb Truppen und vernichtete innerhalb weniger Jahre alle Feinde des regierenden Hauses. Zur Belohnung solcher Verdienste wird der Sieger (1192) zum Seogun oder großen General, welcher die Barbaren bekämpft, erhoben. Jori tomo erhielt überdieß die Ehrenbenennung Cubo Sama, der gebietende Herr General.

Seit dieser Zeit wurde die Macht der Dairi täglich geringer, die Hausmaier, denen vier Dynastien aufeinander folgten, beraubten sie eines Rechtes nach dem andern, — kaum ein Schatten der ehemaligen Größe ist ihnen geblieben. Die Seogun zu Jedo werden thatsächlich die Gebieter des japanischen Reiches und vererben die Herrschaft auf ihre Nachkommen, gleichwie andere erbliche Fürsten. Doch ist die Macht der Dairi immer noch bedeutend genug; leicht könnte sie von schlauen Fremden zum völligen Umsturz der Verfassung gebraucht werden. Alle wichtigen Regierungsbeschlüsse erheischen die Unterzeichnung der Mikado oder Dairi. Denn nach der Volksmeinung sind diese Himmelssöhne immer noch die alleinigen rechtmäßigen Gebieter des Reiches. Gemäß ihrem kanonischen Gesetze verglichen die jesuitischen Sendboten auf Japan den Dairi zu Mijako mit dem Papste in Rom, und den Seogun mit dem Kaiser. Gleichwie die Macht des Kaisers ein widerrufliches Lehen sey des Statthalters Christi, so jene des Seogun seiner Ehrwürden des Mikado. Dieser könne, dem Rechte nach, den Cubo Sama in Jedo zu jeder Zeit seiner Würde, seines Amtes entsetzen. Aus diesem Grunde hat der Begründer des jetzigen Herrscherhauses der Seogun — er heißt Gongin und ist im Jahre 1616 gestorben — die Fortführung der japanischen Annalen verboten, sowie die Herausgabe jedes andern Werkes über die Geschichte und die Reichsregierung. Natürlich, die Fürsten lieben es nicht daß das wahre Verhältniß zwischen der geistlichen und weltlichen Herrschaft zur Sprache komme. Die gegenseitige rechtliche Stellung soll verdunkelt, soll vergessen werden.

Man hielt es für geeignet diese nicht allgemein bekannten Verhältnisse zur Sprache zu bringen, weil in der letzten Zeit von Frankreich aus so irrthümliche Thatsachen über dieses und anderes in Betreff Japans verbreitet, und in vielen öffentlichen Blättern nacherzählt wurden. Man sprach von einer japanischen Staatsreligion, von einem absonderlichen Trugspiel welches die Priester zu Mijako bei dem angeblichen Tode des Dairi (5 Julius 1856) aufgeführt hätten, und von allerlei andern Wunderlichkeiten. Die Japanen kennen weder den Begriff noch die Einrichtung einer Staatsreligion. Die vier Religionen jenes Ostreiches, der Kamiglaube, gemeinhin Sinto, Geisterlehre genannt, der Buddhismus, die Lehre des Laotse und des Confucius, sowie die vielen Secten, in welche diese Hauptglaubensformen zerfallen, — sie genießen sämmtlich gleiche Rechte. Selbst die Nachricht vom Absterben des Dairi erlauben wir uns zu bezweifeln. Ein als Japane verkleideter Holländer habe die Thatsache in Simoda erzählt, und hinzugefügt er sey Augenzeuge aller hiebei vorgenommenen Ceremonien gewesen.

Nun wissen wir durch Kämpfer und andere gewissenhafte Berichterstatter daß die Japanen bei solchen und andern Staatsangelegenheiten die größte Heimlichkeit beobachten; die Mikado können sterben oder abdanken, ohne daß man außerhalb des Palastes eine Kunde hievon erhält. Ist alles glücklich von statten gegangen, dann erst wird das Volk von dem Thronwechsel unterrichtet. Ueberdieß haben wir mittelst anglochinesischer Zeitungen und über Californien spätere Nachrichten aus Japan, welche nichts von dem Tode des Dairi und dem Schaugepränge zu Mijako berichten.

Aus Lutfullahs Denkwürdigkeiten.

1. Bekenntnisse eines Thag.

Die Nacht brach an, und wir traten in die Moschee. Dschuma und ich sammelten einiges Brennholz, und zündeten, um uns gegen wilde Thiere zu schützen, am Eingang ein großes Feuer an. Unsere Abendmahlzeit bestand aus dem Stück Brod das jeder bei sich hatte. Dschuma bot mir einiges von dem seinigen an; ich lehnte es aber ab mit dem Bemerken, er könne, wenn es ihm beliebe, von dem meinigen haben. Ich war so ermüdet und so schläfrig, daß ich kaum meine Augen offen halten konnte; allein die Gnade des allmächtigen Gottes schützte mich vor allem Schaden von Seiten meines bösen Gefährten Dschuma, der eine Entsetzen einflößende Unterhaltung mit mir begann, und mir sagte, er habe bereits gesehen daß ich, wie er, nur ein Miethling sey, und trotz meiner Jugend keinen Freund in der Welt habe. Wenn ich ihm auf das heilige Buch schwöre das Geheimniß welches er mir anvertraue nicht be-

Digitized by Google

kannt zu machen, ſo wolle er mich zu einem ſeiner Zöglinge annehmen; ſein Bekenntniß ſey ein ſo vortreffliches daß es mich, wenn ich es treu befolge, in Einem Augenblick zum reichen Manne mache. Die Unterhaltung Dſchuma's reizte mich, und als junger unerfahrener Menſch leiſtete ich den Schwur, obgleich ich es ſpäter bereute. Er bemerkte, er habe ſieben Zöglinge im Lande, welche ihm alle treu ſeyen. Ich bat ihn um Mittheilung ſeines Geheimniſſes; er ließ mich nochmals ſchwören, und ſagte dann, er ſey ein Thag, er tödte Reiſende und mache dadurch ſein Glück. Als Beweis zog er einen Sack hervor, öffnete ihn und ſchüttelte, um meine Augen und mein Gemüth zu bezaubern, eine Menge Gold-Mohurs heraus, 112 an der Zahl. Entſetzen befiel mich nun beim Anblick des hölliſchen Dſchuma und ſeiner Münzen. Ich verlor indeß meine Faſſung nicht, und fragte ihn kalt, wie er ſo leichten Muths einen Menſchen tödten könne; ich fände daß, ſeit ich mehrern Hinrichtungen beigewohnt, es keine Kleinigkeit ſey einen Menſchen aus der Welt zu ſchaffen. „Kümmere dich nicht um das; ich kann dich lehren dieß in einem Augenblick zu thun; nimm dich aber in Acht in keiner Stadt und keinem Dorf meinen Namen zu nennen; behalte das Geheimniß bei dir; es iſt Ausſicht vorhanden daß du morgen ſo reich biſt wie ich; allein du mußt ein Viertheil des Gewinns mir und ein Viertheil einem unſerer ſchönen Mädchen geben, die wir morgen am Thor von Gohad ſehen werden." Obgleich ſolcher Gefahr ausgeſetzt, konnte ich meiner Schlafſucht doch nicht loswerden. Um mich wach zu halten, gieng ich zum Feuer, verbrannte mir abſichtlich die Spitze meines Ringfingers, zündete eine Cigarre an, und kehrte auf meinen Sitz zurück. Dſchuma, von meiner Treue nun überzeugt, fieng an mir ſeine teufliſchen Lehren zu geben: es ſey nicht ſchwer einem Menſchen das Leben zu nehmen; ſchwer ſey nur ihn zu täuſchen und zur Ausführung der That ſein Vertrauen zu gewinnen. „Wir ſchlagen hiezu verſchiedene Wege ein, ſagte er; wir zeigen uns den Reiſenden als Bettler, verdingen uns als Führer oder ſpielen ſelbſt die Rolle als Kuppler für ſie. Das Weib das ich erwähnte, iſt zu letzterm Zwecke da; ſie zieht augenblicklich die Aufmerkſamkeit eines Reiſenden auf ſich; ihn durch ihre bezaubernde Unterhaltung feſſelnd, führt ſie ihn dann abſeits vom Wege, ſetzt ſich, unter dem Vorwand ſie ſey ermüdet, unter einen Baum, und nimmt aus ihrer Taſche einen Feuerzeug um Feuer zu ſchlagen zum Rauchen; mittlerweile kommt einer von uns daſelbſt an; dem Reiſenden iſt ein ſolches Eindrängen natürlich unangenehm, allein das Weib beſchwichtigt ihn mit den Worten: er iſt mein Mann oder mein Bruder, und wird, wenn er ein wenig Feuer genommen, bald ſeinem Geſchäfte nachgehen; dann wollen wir nach Muße rauchen und ſchwatzen." Während dieſes Geplauders, wenn der Reiſende beim Rauchen und Schwatzen ꝛc. nicht genau auf ſeiner Hut iſt, entfernt ſie, wie durch Zufall, gewiſſe Theile ihres Kleides, ſo daß ſeine ganze Aufmerkſamkeit natürlich bald auf dieſe Entblößung gelenkt wird; dann wirft ihm einer von uns ein Sacktuch wie dieß (er zeigte ein langes ſeidenes Sacktuch mit einem Knoten) um den Hals, und gibt ihm einen Schlag daß er bewußtlos zu Boden ſtürzt; er ſchüttelt indeß ſeine Hände und Beine ein wenig, wird aber augenblicklich durch einen kräftigen Streich auf ſein Scrotum zum Schweigen gebracht. Nun wird er durchſucht, und dann ſofort an Ort und Stelle eingeſcharrt; wir aber ſetzen, nachdem wir uns über einen Zuſammenkunftsort am folgenden Tag verſtändigt, abgeſondert unſern Weg fort.

Beim Anhören dieſer gräßlichen Erzählungen wurden mir die Ohren taub, die Augen bewegungslos, und das Blut gerann mir in den Adern. Ich behauptete indeß meine Selbſtbeherrſchung und fragte ihn mit derſelben Gleichgültigkeit wie zuvor: „Bereust du eine ſolche That nie?" „Nein," lautete ſeine Antwort, „wir ſind daran gewöhnt; ein Schlächter fühlt keine Regung des Mitleids wenn er eine Ziege oder eine Kuh tödtet. Anfangs zwar iſt einiges Mitgefühl vorhanden; allein Uebung macht alles leicht: bei ſolchen Gelegenheiten müſſen wir an der Leute Unfreundlichkeit, Selbſtſucht und Gewiſſenloſigkeit denken. Sie würden uns z. B., wenn wir Hungers ſtürben, keine Rupie geben, und nicht im mindeſten gerührt werden wenn wir mit dem Tod beſtraft würden; ſo müſſen auch wir ſie behandeln. In den erſten Zeiten nach Ausübung dieſes Gewerbs war ich der Sache einmal ſehr überdrüſſig. Ich folgte einem alten Prieſter dreißig Meilen weit von Kota aus, in der Richtung nach Udipur. Am erſten Reiſetag konnte ich keine Gelegenheit finden ihm den Garaus zu machen. Abends kehrte er bei einigen ſeiner Freunde ein, wohin ich nicht eindringen konnte. Am nächſten Morgen reiste er wieder ab, und ich begleitete ihn, bald ihm voraus, bald hinterdrein. Als der erſte Theil des Tags verfloſſen war, nahm er ein Frühſtück, ſah mich in meinem elender Zuſtand und gab mir ein Stück Brod, das ich ſcheinbar gern annahm, und ihm dankte, es aber nicht genoß, weil ich dachte es würde eine unverzeihliche Treuloſigkeit ſeyn wenn ich ſein Salz äße und ihn dann tödtete. Ich ſagte ihm, ich begäbe mich nach Udipur um eine Unterkunft zu ſuchen; er erwiederte darauf: „möge dein Unternehmen glücklich ſeyn." Nach dem Frühſtück trat er ſeine Wanderung wieder an, und ich folgte ihm bis zur Mittagsſtunde, wo die Zeit ſeines Gebets, oder vielmehr ſeines Todes, herannahte. Er erkundigte ſich ob ich in der Nähe keinen Platz wüßte wo er Waſſer finden könnte zu ſeiner Abwaſchung; wo nicht, ſo wolle er ſich mit Sand reinigen und beten. Ich ſagte ihm, eine Viertelſtunde abſeits von der Straße ſey ein Strom; er bat mich ihm den Weg zu zeigen, und ich führte ihn zum Waſſer, wo er ſeine Reinigung vornahm, dann ſeine Kleider ausbreitete, ſeine Niederwerfungen begann, ſorglos wieder aufſtand, im letzten Act ſeiner Andacht aber von mir erdroſſelt wurde. Er gab bald ſeinen Geiſt auf, allein zu meiner großen Verzweiflung fand ich beim Durchſuchen nur Einen „Peis" oder Farthing, einen Roſenkranz und einige Stücke trocknes Brod. Ich ſcharrte den Leichnam ein und kehrte zurück. Am nächſten Tag kam ich in das Dorf, hatte hier eine Zuſammenkunft mit meiner alten Mutter, ſagte ihr was vorgefallen, daß ich Mitleid gefühlt und entſchloſſen ſey mein Gewerbe aufzugeben; ich wolle lieber Hungers ſterben als künftig noch unſchuldiges Blut vergießen. Dieſe meine Unmännlichkeit behagte ihr nicht; ſie nahm den Farthing, gieng auf den Marktplatz, und kehrte mit einem Bündel kleiner Fiſche, etwa ein Pfund ſchwer, zurück, legte ſie vor mich, und fragte mich ob ich ſie zählen könne. Ich bejahte es, bemerkte aber, ich würde einen ganzen Tag dazu brauchen. „Du thörichter Burſche, erwiederte ſie nun, ſiehſt du nicht wie viele Leben hier um einen Farthing zerſtört ſind, und du fühlſt Reue über den Tod eines alten Prieſters, der bereits mit einem Fuß im Grabe war? Wenn ein Löwe ob ſeiner Beute Gewiſſensbiſſe fühlt, ſo iſt es klar daß er Hungers ſterben muß." „Dieſe heilſame Lehre des mannhaften alten Weibes, fuhr Dſchuma

fort, gab mir wieder Luft zu meinem Gewerbe, und ich fühlte ſpäter keine Gewiſſensbiſſen wegen meiner Thaten."

2. Anſichten der Juden über die Feringhis.

Im Jahr 1810 hörte man nach allen Richtungen hin von nichts als von Krieg ſprechen. Inmitten der eingetretenen Veränderungen aber war die intereſſanteſte Nachricht für uns folgende. Etwa ſechzig Jahre früher, während der Regierung Mohammed Schahs, erſchienen im Lande einige fremde Abenteurer, wundervoll in ihrem Charakter und in ihren Sitten; ſie fiengen an ſich hier anzuſiedeln, und machten ſich die Schwäche des Kaiſers und die allgemeine Zwietracht unter den Edeln und Statthaltern der Provinzen zu nutze. Man raunte ſich ſonderbare Dinge in die Ohren über dieſe merkwürdigen Leute, die, behauptete man, keine Haut, ſondern nur eine dünne Membrane über ihren Leib hätten, was ihnen die abſcheulich ausſehende weiße Farbe gebe. Sie ſeyen vollkommene Zauberkünſtler, und dadurch im Stande alle ihre Unternehmungen mit Erfolg durchzuführen. Sie glaubten nicht an unſern geſegneten Propheten, und nennten ſich Chriſten; allein ſie wollten auch nicht handeln nach den Geſetzen des heiligen Endſchil (Evangeliums), und hätten dieſes Buch um ihrer weltlichen Zwecke willen an mehrern Stellen verändert. Die meiſten von ihnen beteten noch Bilder an, äßen alles was eßbar, beſonders aber die von dem heiligen Moſes verbotenen Speiſen, und zwar trotz des Verbotes im heiligen Endſchil; ja ſie verſchmähten ſelbſt Menſchenfleiſch nicht, wenn die Noth ſie dazu treibe. Sie hätten ſich, entgegen ihrem erſten Gebot, drei Götter gemacht ſtatt des Einen, alleinigen, allmächtigen, allerhöchſten Weſens; am abſurdeſten aber ſey daß ſie behaupteten der allmächtige Gott habe Weib und Kinder, und darum gäben ſie auch ihrem Propheten und ſich ſelbſt den Namen Sohn und Kinder Gottes. Solche Sagen bildeten faſt allgemein das Tagsgeſpräch, und außerdem ſagte man ihnen noch viele andere Dinge nach, nur Eins aber zu ihren Gunſten: ſie ſeyen nicht ungerecht, und wichen in der Verwaltung der Rechtspflege nie von dem heiligen Buche des alten Geſetzes Salomons, des Sohns Davids, ab.

Der Civildienſt der oſtindiſchen Compagnie in Indien.

Wer ein Civilamt in Indien bekleiden wollte, gelangte früher dazu, wie in Nr. 37 bemerkt wurde, nur durch das Patronat der Directoren des Hofes der oſtindiſchen Compagnie. Man mußte 17—21 Jahre alt ſeyn, ein leidlich ſtrenges Examen in den Claſſikern, in der Geſchichte, Mathematik u. ſ. w. beſtehen, und dann zwei Jahre das Collegium von Haileybury beſuchen, wo nach Campbell nichts als Sanskrit, was ſie in Indien gar nicht brauchen konnten, und ſehr oberflächlich Perſiſch und Hinduſtani gelernt wurde. Nach der Acte von 1833 ſollte bei einer Vacanz im Collegium eigentlich einer aus vier Candidaten gewählt werden. Dieſe Beſtimmung trat aber nach Melvill nie ins Leben und wurde daher 1837 abgeſchafft. Die Behörde, vor welcher ſie ein Examen beſtehen mußten, um den Eintritt ins Collegium zu erlangen, wurde allerdings ſchon damals unabhängig vom Hof der Directoren ernannt, zunächſt auf ein Jahr die Ernennung aber meiſt wiederholt; wer jedoch bei der Prüfung zurückgewieſen wurde, konnte nach ½—1 Jahre ſich wieder melden. Die Profeſſoren ſtellte der Hof der Directoren mit Genehmigung des Board an; das Erziehungsſyſtem hatte aber nur dieſer zu beſtimmen. Jährlich fanden Prüfungen der im Collegium Studierenden vor Mitgliedern des Hofes u. a., und dabei Preisvertheilungen ſtatt. Man bezahlte jährlich für den Unterricht 105 Pfd. St., und die ganze Ausgabe eines Studierenden war 200 Pfd. St. Der Aufwand für das Collegium von 1805—1830 betrug 363,427 Pfd. St., davon 96,350 Pfd. St. für das Gebäude. Die Zahl der darin erzogenen Studierenden war 1978; in den letzten 5 Jahren waren darunter 8 Söhne des Adels, 14 des Klerus, 8 Söhne von Directoren der oſtindiſchen Compagnie, 30 von ihren Civil-, 22 von ihren Militär-, 42 von ihren Marinebeamten, 27 von königlichen Land- und See-Officieren und 110 von Kaufleuten, Bankiers und andern Privatleuten. Es war ſchon früher in Frage gekommen ob auch nicht in andern Anſtalten gebildete junge Männer zum Dienſt der oſtindiſchen Compagnie zuzulaſſen ſeyn möchten, und Wynne hatte als Präſident des Board bereits einem jungen Mann aus der Schule von Weſtminſter eine Schreiberſtelle ertheilt. Ebenſo war die Frage angeregt worden ob es nicht zweckmäßiger ſey ſtatt der vielen orientaliſchen Sprachen, beſonders des todten Sanskrit, mehr europäiſche Wiſſenſchaft, Geſetzeskunde, Nationalökonomie und mehr claſſiſche Studien dort zu betreiben. Außer Griechiſch und Lateiniſch wurde keine europäiſche Sprache daſelbſt gelehrt. Die neue Verfaſſung von 1853, die das Monopol der Directoren der oſtindiſchen Compagnie aufhob und die indiſchen Civilſtellen der Concurrenz aller Engländer eröffnete, entſchied im letzteren Sinne und bereitete auch dem Privilegium von Haileybury ein Ende.

In Vollziehung der 39ſten und 40ſten Clauſel der Indian Act von 1853 hatte der Miniſter Wood eine Commiſſion aus 5 Mitgliedern Macaulay, Aikburton, Melvill, Jowett und Lefevre ernannt, ihm einen neuen Studienplan für die Aſpiranten zum oſtindiſchen Civildienſt vorzuſchlagen. Da ihr Report vom November 1854 der ſpäter erfolgten und noch beſtehenden Beſtimmung zu Grunde liegt, ſo wird es nicht unzweckmäßig ſeyn die Hauptbeſtimmungen daraus hervorzuheben, umſomehr als er die Motive derſelben enthält. Sie ſchlugen vor das Alter zum Eintritt in das Collegium ſtatt von 17—21 auf 18—23, und alſo den Eintritt in den oſtindiſchen Civildienſt auf 20—25 Jahre feſtzuſetzen. Es ſollten dadurch gereiftere junge Männer zum Studieren und

Digitized by Google

für den Dienſt gewonnen werden. Sie brauchten ferner ihre Studien nicht mehr zu Haileybury zu machen, ſondern auch junge Leute, die anderswo ſtudiert hatten, ſollten zugelaſſen werden. Sechs Wochen vor der Zulaſſungs-Prüfung ſollte jeder beim Board ſich melden, mit Angabe der Fächer, in welchen er geprüft ſeyn wolle. Dieſe erſte Prüfung ſollte nur in Zweigen des Wiſſens beſtehen, die jeder Gentleman in England, der auch daheim bleibe, ſich erwerben müſſe. Zu den 40 Stellen, die jährlich etwa vergeben würden, möchten leicht 3—400 concurriren; mache man aber ſpecielle orientaliſche Studien mit zum Gegenſtand der Prüfung, ſo würden die nicht reuſſirten nur viele Zeit mit unnützen Studien verloren haben. In dieſen frühen Jahren ſeyen auch europäiſche Litteratur und Wiſſenſchaft weit zweckmäßigere Studien für einen jungen Mann als ſpecielle indiſche Studien; auch die berühmteſten engliſchen Juriſten hätten vor dem Schluß ihrer akademiſchen Laufbahn nie ein Geſetzbuch in die Hand genommen; wenn ſie während der Zeit ihren Thucydides, Cicero und Newton ſtudiert hätten, ſey die damit zugebrachte Zeit darum nicht verloren geweſen; ihr Geiſt ſey dadurch geſtärkt und ihr Faſſungsvermögen erweitert worden. Von orientaliſchen Sprachen ſollten daher nur Sanskrit und Arabiſch als die Grundlagen der nordindiſchen Sprachen und die Quelle der Religion, Jurisprudenz und Wiſſenſchaft Indiens betrieben werden, vor allem aber engliſche Sprache und Litteratur. Durch zwei Aufſätze müßten die Candidaten wenigſtens ihre Kenntniß der Geſchichte und Verfaſſung ihres Landes und ſeiner Dichter, Philoſophen und Schöngeiſter zeigen. Demnächſt müßten ſie im Latein und Griechiſchen geprüft werden, wenigſtens drei Stellen aus lateiniſchen und ſechs aus griechiſchen Autoren (Homer, einem Geſchichtſchreiber, einem Philoſophen, einem attiſchen Redner und einem Dramatiker überſetzen), Compoſitionen in lateiniſcher und auch in griechiſcher Proſa und Verſen machen, und durch Beantwortung von Fragen ihre Kenntniß in der alten Geſchichte, Politik und Litteratur beweiſen; daſſelbe wird hinſichtlich der franzöſiſchen, italieniſchen und deutſchen Sprache und Geſchichte verlangt; aus der Mathematik, und zwar aus der reinen wie der angewandten, ſoll eine weitere Reihe von Fragen geſtellt werden als in Cambridge, Oxford und Dublin üblich iſt; von Naturwiſſenſchaften aber in der Chemie, Geologie, Mineralogie, Botanik und Zoologie, dann auch in den moraliſchen Wiſſenſchaften und der Geſchichte der politiſchen Philoſophie eine Prüfung angeſtellt werden. Jede Prüfung ſoll ſchriftlich, keinem ein Hülfsbuch dabei geſtattet ſeyn, und keiner ſoll vor Beendigung der Arbeit ſeinen Platz verlaſſen dürfen. Da nicht jeder in allem gleich ſtark ſeyn kann, ſo werden, wie es in England üblich iſt, Noten ertheilt und für jedes Fach wird eine beſtimmte Zahl Noten gerechnet. Sanskrit, Arabiſch, Franzöſiſch, Deutſch, Italieniſch gelten jedes 375, engliſche Compoſition, Geſchichte und allgemeine Litteratur, Natur- und Moralwiſſenſchaften jede für 500, Griechiſch und Latein jedes für 750, und Mathematik für 1000, alle zuſammen 6875. So entſcheide nicht eine Geſchicklichkeit allein, man werde junge Männer aus den verſchiedenſten Schulen und von der verſchiedenſten Befähigung erlangen. Die 40 welche die meiſten guten Noten haben, ſind nämlich die erkornen Candidaten für die Civilämter; dieß iſt aber nur das erſte Zulaſſungsexamen, und nach ein oder zwei Jahren müſſen ſie eine zweite Prüfung beſtehen. In der Zwiſchenzeit nun und die Gegenſtände ihrer Studien andere. Wenn die erſte Prüfung ihre allgemeine Bildung bewahren ſoll, ſoll die zweite zeigen daß ſie ſich auf ihren beſondern Beruf vorbereitet haben; dazu müſſen ſie ſich Kenntniſſe erwerben 1) in der indiſchen Geſchichte im weiteſten Sinne, mit Geographie, Kunde der Producte und Manufacturen des Landes, der Ethnographie, Verfaſſung und den Verhältniſſen zu den Vaſallenſtaaten ſelbſt, Kenntniß der Parlamentsdebatten und Reports über indiſche Verhältniſſe; 2) in der Jurisprudenz, 3) in der Handels- und Finanzwiſſenſchaft — in dem Wechſel-, Rechnungs-, Bank-, Schuldenweſen, dem Abgabenſyſtem Indiens; endlich 4) etwas Kunde einer oder der andern lebenden indiſchen Sprache und Schrift, wie Bengali, Telugu, vor allem Hindustani ſich erwerben; die Wahl der Sprache mag jedem freiſtehen.[1] Auch bei den Prüfungen in dieſen vier Fächern ſollen ſolche Noten ertheilt werden. Dieſe letzte Prüfung ſoll entſcheidend ſeyn über den wirklichen Eintritt des Candidaten in den Dienſt. In Haileybury dieſe Studien gerade zu vollenden, ſey nicht nöthig. Der Studienplan da und die Behandlung der Zöglinge müſſe dort ſo ein ganz anderer werden (I. N. 1854. p. 566 fgg.). Dieſem Report gemäß wurde das Reglement für die Prüfung erlaſſen. Die erſte Prüfung fand im Jul. 1855 ſtatt. Man mußte dazu bis zum 1 Mai ſich melden, ein Zeugniß über ſein 18jähriges Alter, eine gute Geſundheit, und ſeinen guten moraliſchen Charakter beibringen, und die Fächer angeben in welchen man geprüft werden wollte. Man erhält gedruckte Fragen und antwortet darauf ſchriftlich, wird aber auch viva voce geprüft. Die einzelnen Wiſſenſchaften, in welchen examinirt wird, ſind die obigen. Jede hat auch die obigen Noten bekommen. Die 20 Adſpiranten welche die meiſten bekommen, ſind die Candidaten für den oſtindiſchen Civildienſt. 20 Candidaten hatte Haileybury damals noch zu liefern, das aber nach Januar 1856 keine Schüler mehr aufnehmen ſollte. Im Auguſt 1856 hatten ſie dann eine zweite Prüfung zu beſtehen, zu der ſie ſich zwei Monate zuvor melden mußten. Die Griechkunde gilt gleich 1000, die der indiſchen Geſchichte und politiſchen Oekonomie jede gleich 400, die einer indiſchen Sprache nach der Wahl des Candidaten gleich 200. Wer 1856 das Examen nicht beſtand, konnte ſich 1857 noch einmal melden, wer aber auch da wieder durchfiel, wurde aus der Liſte geſtrichen (I. N. 1855. p. 47 u. 72). Lord Monteagle machte im Oberhaus ſchon 1855 darauf aufmerkſam wie unangemeſſen dieſe Beſtimmungen mit Rückſicht auf die Eingebornen Indiens ſeyen, deren Recht auf den Eintritt in den Civildienſt doch bereits ausdrücklich anerkannt ſey. Von den 6875 Marken, die nach Art der engliſchen Univerſitäten angenommen würden, kämen 3500 auf freie Aufſätze, Geſchichte, allgemeine Litteratur, Mathematik, Natur- und Moralwiſſenſchaften, die übrigen 3375 auf die Fortſchritte in den verſchiedenen Sprachen. Hinſichtlich der erſten Claſſe habe der engliſche Candidat nun ſchon einen unermeßlichen Vorſprung vor dem Inder, indem er alle dieſe Sachen weit leichter lernen könne. Dieſe Gegenſtände könne man aber allerdings von jedem im Dienſt verlangen, namentlich die Kunde der engliſchen Sprache und Litteratur, die ihm den Zugang zu allen europäiſchen Wiſſenſchaften eröffne. Ganz anders ſey es aber mit der zweiten Abtheilung, wo die Kunde des Sanskrit und Arabiſchen nur zu 750 angeſchlagen werde, während die von Deutſch, Franzöſiſch, Italieniſch zu 1125, die von Griechiſch und Latein zu 1500, die er in Indien doch ſchwer erlangen könne und die, wenn er in der Prüfung nicht beſtände, ihm in Indien von gar keinem Nutzen ſey. Lord Ashburtons Antwort befriedigte nicht oder doch nur ſo weit daß er erklärte, keiner ſolle von der Bewerbung ausgeſchloſſen werden und Ryans Ausſpruch anführte: „einige indiſche Studenten hätten es bereits den engliſchen in den engliſchen Aus-

[1] Die Namen der Examinatoren für 1857 nennen die Ind. News. 1857. p. 258. Es ſind Profeſſoren der Univerſitäten von London, Oxford, Cambridge, Dublin und von Galway und Haileybury.

ſäßen, Geſchichte und Litteratur zuvorgethan, und in der reinen und angewandten Mathematik ſey der Geiſt des Hindu dem engliſchen ſelbſt überlegen" (L. N. 1855 p. 112). Welche Zumuthung es für den Inder iſt die weite Reiſe nach England zu machen, und ſich dieſen Prüfungen zu unterziehen um in ſeinem Vaterland eine etwas bedeutendere Stelle zu erlangen, bedarf keiner Bemerkung; dennoch unternahm ein Hindu es ſchon, und Dr. Chuckerbutti war der erſte Hindu der nach England gieng, das Examen den 8—11 Januar 1855 beſtand und dann auch Eintritt in den pragmatiſchen Dienſt erlangte (L. N. 1855. p. 225). Er iſt Arzt. Für die Aerzte iſt nämlich auch ein ähnliches chriſtliches Examen vorgeſchrieben: in der Medicin, Wundarzneikunſt, Anatomie, Phyſiologie, Zoologie und Botanik, mit praktiſchen Uebungen in der Medicin und Chirurgie in dem Univerſitätshoſpital. Von 28 Candidaten beſtanden 22 und er erhielt den zweiten Platz (Ind. N. 1855. p. 72).

Andere meinten, der oſtindiſche Dienſt ſey nicht ſo lockend viele junge Männer anzuziehen. Wer auch die erſte Prüfung beſtehe, müſſe doch noch ein oder zwei Jahre in London viel Geld für ſeine weitere Ausbildung ausgeben, dazu die Koſten der Ausſteuer nach Indien, und was erlange er dort? Das erſte Jahr geſetzlich und vielleicht viele folgende Jahre nicht mehr als 500 Pfd. St. Gehalt, und nach 25 Jahren habe er etwa 50,000 Pfd. St. erübrigt oder jährlich 2000 Pfd. St., und das mit Aufopferung ſeiner Geſundheit! Akademiſch gebildete junge Männer ſeyen auch nicht am beſten geeignet im 25ſten Jahre mehrere barbariſche Dialekte zu lernen, 5—10 der beſten Lebensjahre fern von aller civiliſirten und guten Geſellſchaft zuzubringen und kleinliche Streitigkeiten zu ſchlichten, Delinquenten vor Gericht zu ziehen, Abgaben zu erheben u. ſ. w.; dazu brauche man auch eine ſo hohe akademiſche Bildung nicht, und die dazu nöthigen Beamten brauchten auch keine ſo hohe Bezahlung zu erhalten. Auch anderweitig fand das Syſtem vielfachen Widerſpruch. Man glaubte nicht daß die Abſicht welche, wie Earl Granville erklärte, die Regierung bei der Prüfung hatte, „die geſchickteſten Leute für die Verwaltung Indiens ſo zu finden," dadurch erreicht werde. Lord Wynford bedauerte daher daß kein Generalgouverneur von Indien, keiner der Directoren der oſtindiſchen Compagnie und kein in indiſchen Angelegenheiten erfahrner Mann von der Regierung zuvor befragt ſey, die würden etwas beſſeres erſonnen haben; dieß ſey bloß ein Syſtem gelehrter Quackſalberei, das mehr ſcheinbare und glänzende als weſentliche und ſolide Eigenſchaften erziele (L. N. 1855. p. 329 u. 401).

Es iſt freilich ein großer Unterſchied zwiſchen den jetzigen Beamten der oſtindiſchen Compagnie und denen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, wo dieſe nur noch wenige Factoreien an der Küſte beſaß und der Handel ihre Hauptſache war. Bis 1834 führten die Civilbeamten nur den Titel „älterer Kaufmann," „jüngerer Kaufmann," „Factor" und „Schreiber" (Writer), da ſie früher eben nur eine bloße Handelsgeſellſchaft war. Die erſten Europäer waren Abenteurer und die Beamten ärmlich beſoldet. 1796 erhielt Shore als Writer den Monat nur 8 Rupien; 1780 Thom. Monro den Monat nur 5 Pagoden mit freiem Quartier oder 10 ohne ſolches. Es blieb ihm nur 1 Pfd. St. für Nahrung und Kleidung. Die Compagnie wollte recht viel Geld machen und ſuchte daher mit den möglichſt geringen Beſoldungen abzukommen. Jetzt beſitzt die oſtindiſche Compagnie eines der größten Reiche der Welt, und das Verlangen, das ſie an ihre Diener ſtellt, iſt daher auch ein ganz anderes; doch iſt immer die Frage ob die jetzigen Forderungen an den Candidaten zweckmäßig ſind. Die Studien oder die Kenntniſſe die er im Examen in England bewähren muß, zeigen ſich in Indien bald wenig praktiſch brauchbar, bleiben vielfach liegen und werden vergeſſen, während, was er dort braucht, in England nicht gelernt wird.

Doch verfolgen wir die weitere Laufbahn des Civilbeamten der oſtindiſchen Compagnie in Indien! Bei ſeiner Ankunft in Calcutta kennt er die Sprache des Landes nicht, er muß, wie es heißt, eine Zeitlang dort im Colleg bleiben, dieſe zu lernen. Nach Campbell that man aber nichts, führte ein müßiges Leben voll Zerſtreuung, machte Schulden gegen wucheriſche Zinſen. Zu ſeiner Zeit erhielt man 18 Monate Zeit ſich auf den Dienſtantritt vorzubereiten, mitunter blieb man aber auch drei Jahre in Calcutta, und erhielt für nichts und wieder nichts ſchon eine Beſoldung. Der Aufenthalt in Calcutta und die erſte Einrichtung in Indien iſt freilich auch koſtſpielig. Emma Roberts macht die Berechnung: der Dienſtaſpirant erhält die erſten anderthalb Jahre nur 400 Rupien den Monat; er muß davon die Miethe zahlen, allerlei Hausrath anſchaffen, viele Bediente halten, ein Reitpferd, einen Buggy und ein Pferd dazu, mit letzterem kommt dieſer allein ſchon auf 1000—1200 R., das Reitpferd 4—600, die Hauseinrichtung und das Tiſchgeräth 1500, ſo braucht er wenigſtens 400 Pfd. St.; das Leben iſt theuer, betrogen wird er auch oft.

(Schluß folgt.)

Die wilden Pferde und die Stiergefechte der Camargue.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Im mittäglichen Frankreich, in einem Winkel des reichen Departements des Bouches-du-Rhone liegt ein noch wenig gekanntes Stück Land. Es iſt die Inſel Camargue, ein Delta, welches von den beiden Hauptarmen der Rhone gebildet und an der Mündung derſelben vom mittelländiſchen Meere begränzt wird; ein Terrain, welches durch Anſchwemmungen entſtanden und gleichſam eine dem Meer entriſſene Eroberung zu nennen iſt.

Dieſe Inſel bietet ſowohl in Bezug auf ihre Bodenbeſchaffenheit wie auf ihre Erzeugniſſe die merkwürdigſten Contraſte, auf die wir indeſſen nicht weiter einzugehen vermögen, da wir es gegenwärtig nicht mit dem ganzen Landſtriche, ſondern nur mit ſeinen äußerſten Gränzen, den untern Ufern der Rhone-Arme zu thun haben, mit jenen kahlen, grauen Ebenen, auf welchen ungeheure Heerden wilder Pferde und Ochſen weiden, die vielleicht in kurzer Zeit auch nur noch zu den Traditionen des Landes zu zählen ſind, obgleich ſie zu ſeinem eigenthümlichen Charakter gleichſam als nothwendige Staffage gehören.

Die Pferde der Camargue leben in großen Heerden, die man, ſeit die Thiere ihrer frühern unbeſchränkten Freiheit beraubt ſind und die Zeichen der Civiliſation, den Stempel ihres Beſitzers, auf den Schenkel eingebrannt tragen, gewöhnlich wieder in kleinere Trupps abtheilt, um ſie beſſer überſehen zu können. Dieſe Abtheilungen werden, je nach Bedarf, von einem oder mehreren Hirten überwacht, deren ſchwierige Aufgabe dadurch erleichtert wird daß

Digitized by Google

die Thiere große, kupferne Glocken von weithin schallendem Ton am Hals tragen, die ihr Entweichen verhindern. Bei dem Marsch der Heerden bildet das Geläute dieser Glocken eine eintönige, dumpfe Musik, die mit dem Charakter der Gegend in wunderbarem Einklang steht und den melancholischen Eindruck noch verstärkt, den diese Landstriche auf den Reisenden hervorbringen. Zur Zeit der Ernte werden die Rosse nach den großen Tennen getrieben, die man unter freiem Himmel errichtet um das Korn von den Hufen der Thiere ausdreschen zu lassen, und diese Ernte-Arbeit ist die einzige zu welcher man die Pferde braucht, solange sie in den sandigen Ebenen ihres Vaterlandes leben.

Wie alle Steppenpferde sind die Pferde der Camargue außerordentlich genügsam und ausdauernd. Sie nähren sich von den harten Gräsern und Stauden, die zwischen den Kieseln aus dem dürren Boden spärlich hervorsprossen, und können selbst bei harter Arbeit lange Zeit alle Nahrung entbehren ohne zu ermatten. Sie sind klein, aber kräftig gebaut, die Beine sind kurz und nervig; der Kopf ist eckig und an der Stirne stark abgeplattet, der Gang sicher und die Farbe, bis auf wenige Ausnahmen, die der Kreuzung mit fremden Pferden zuzuschreiben ist, durchgängig weiß.

Die Unterpräfectur von Arles, zu welcher das erwähnte Territorium gehört, hat bereits vor längerer Zeit vom Gouvernement eine Anzahl englischer und arabischer Hengste zum Zweck der Kreuzung mit den inländischen Pferden erhalten, und die Vermischung mit Berberhengsten hat besonders günstige Resultate geliefert. Die Pferde, welche aus dem sorgfältig geleiteten Gestüt von Arles hervorgehen, sind ebenso tüchtig als schön und von unschätzbarem Werth für die leichte Cavallerie. Außerdem hat das Gouvernement für diejenigen Pferdezüchter, die sich um die Veredlung der Racen verdient machen, Prämien ausgesetzt, aber die Sorglosigkeit und Nachlässigkeit der Provençalen wird einem gedeihlichen Fortschritte der Pferdezucht noch lange hemmend im Weg stehen, obgleich die Lieblingsbelustigung des Volks, die Wettrennen, das Interesse anregen, und die Ehre und die Preise welche bei diesen Gelegenheiten zu gewinnen sind, als Sporn dienen könnten.

In der Nähe von Arles, auf der Rennbahn der Ebene von Mayran, finden alljährlich im Junius und September große Wettrennen statt, bei welchen Pferde von der reinen Race der Camargue und solche die aus den Kreuzungen mit ihr hervorgegangen sind, um die ausgesetzten Preise concurriren. An diesen Tagen sind die Straßen der Umgegend mit unzähligen Equipagen, mit ganzen Karawanen der landesüblichen, zweirädrigen Cabriolets (bogheis) und mit Karren aller Art bedeckt, welche Zuschauer und Lebensmittel herbeiführen, und Tausende von staubbedeckten Fußgängern ziehen aus allen Himmelsgegenden dem Versammlungsort zu, der endlich einem großen Heerlager gleicht. Dank der Popularität dieser Wettrennen, die in der That oft Gelegenheit bieten ausgezeichnete Leistungen und vortreffliche Thiere zu bewundern, finden sich jetzt auch fremde Pferde zur Preisbewerbung ein, welche indessen nur in einem besondern Rennen, omnium genannt, concurriren. Auch bei dem im Mai zu Arles stattfindenden Jahrmarkt werden die Lustbarkeiten gewöhnlich durch ein Wettrennen in der Allée de la Lice gekrönt.

Diese Hirten der Camargue sind ein eigenthümlicher Menschenschlag. Das Leben der Civilisation ist ihnen unbekannt, wie sie selbst es ihren civilisirten Nachbarn sind, bis sie bei Gelegenheit eines Wettrennens vielleicht plötzlich auf dem Schauplatz erscheinen, um nach wenigen Stunden, wenn ihre Rolle ausgespielt ist, in die Einsamkeit der Steppe zurückzukehren. In einen rauhen von Dornen und Winden zerrissenen Mantel gehüllt, campiren sie fahraus fahrein unter freiem Himmel, und suchen nur in seltenen Fällen mit ihren Heerden Schutz gegen ein nächtliches Unwetter in den großen offenen Schuppen, die zu diesem Zweck mitten in der Ebene errichtet sind. Ihre Gesellschaft sind die ihnen anvertrauten Thiere, und ihr bester Camerad ist das Roß das sie reiten und mit dem sie gleichsam verwachsen sind.

Dieselben originellen Gestalten finden wir auch als Wächter der wilden Ochsenheerden, die sich in der Nachbarschaft der Pferde und vorzugsweise in den Theilen der Insel aufhalten, welche dem mittelländischen Meere zunächst liegen.

Die Ochsen der Camargue sind, wie die Pferde, klein, in verhältnißmäßig kleiner als diese, aber sie sind stark und kräftig gebaut. Ihre Farbe ist durchgehends schwarz und ihre langen, spitzigen Hörner steigen in leichter Krümmung vertical in die Höhe, so daß sie sich an der Spitze einander nähern. Sie werden ebenfalls in Heerden abgetheilt und jede derselben ist von einem Leitochsen geführt, den man in der Sprache des Landes lou doumptaire (le dompteur) nennt, im übrigen haben aber die Stiere der Camargue bis jetzt mehr von ihrer ursprünglichen Wildheit bewahrt als die Pferde.

Der Hirt bedient sich zur Leitung seiner unbändigen Heerde eines langen Stabes mit drei scharfen, eisernen Spitzen, die er unerbittlich auf die Schenkel, den Rücken oder das Maul der widerspänstigen Thiere richtet. Diese Waffe, lou ferri (das Eisen) genannt, ist der Commandostab, durch welchen sich der Hirt zu gewissen Zeiten zum Helden des Tages aufschwingt, nämlich bei der Markirung der Ochsen, bei den landesüblichen Stiergefechten und beim Transport der Thiere nach dem Schlachthof.

Bei diesen Gelegenheiten zeigt der Hirt seine Eigenthümlichkeiten im vollen Lichte. Ein buntes Tuch um den Kopf geschlungen, mit einem groben wollenen Kittel und eben solchem Mantel bekleidet, sitzt dieser Halbcentaure mit nackten Beinen auf seinem weißen Pferde, das er mit einem aus Roßhaaren geflochtenen Zügel regiert. Hinter oder vor sich auf dem mächtigen Jagdsattel befestigt, trägt er, nach Nomadenart, auf dem Marsch seine Kochgeschirre und sonstigen Geräthe, und in der Hand hält er den unentbehrlichen Dreizack, den er in dem mächtigen, vom Sattel niederhängenden Steigbügel ruhen läßt, wenn er seiner nicht bedarf.

Die Markirung (ferrade) ist in der Provence eine der beliebtesten und besuchtesten Volksbelustigungen, welche so oft wiederkehrt als der Besitzer einer Ochsenheerde neu hinzugekommene Thiere mit seinem Stempel zu bezeichnen wünscht. Massen von Zuschauern und Zuschauerinnen finden sich an diesen Tagen zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen an dem Ort ein, wo die Procedur vorgenommen werden soll.

Man steckt zu diesem Zweck einen großen ebenen Platz ab, um welchen die Zuschauer ein dichtes, lebendiges Spalier bilden und die berittenen Hirten suchen nun die Thiere einzeln nach dem Mittelpunkt des Platzes zu treiben. Wenn der Führer des Dreizacks geschickt ist, so begleitet er den galoppirenden Ochsen im Galopp, weiß seinen Lauf zu dirigiren und wirft ihn endlich an dem bestimmten Punkte mit einem einzigen Stoße seiner Waffe zu Boden.

Will der Hirt einen Ochsen zu Fuß überwältigen, so wartet er bis ihm das Thier das Gesicht zuwendet, drückt dann seine Brust gegen die des Ochsen, faßt mit jeder Hand eins seiner Hörner, drückt ihm den Kopf zurück, stemmt den seinigen gegen den Hals des Stieres, zwingt ihn auf diese Weise auf die Knie zu fallen und wirft sich dann mit ihm zu Boden.

Die Ochsen welche man wegen ihrer Stärke und Wildheit weder mit dem Dreizack noch auf die letztere Weise bezwingen kann,

Digitized by Google

werden von zwei Männern, wovon einer ſich der Beine des Thieres bemächtigt, zu Boden geriſſen. Indeſſen gilt dieſe Art des Kampfes nicht für ehrenvoll, und man entſchließt ſich nur im Nothfall ſie anzuwenden. Wenn der Ochſe niedergeworfen und mit dem bereit gehaltenen glühenden Eiſen auf der Hüfte gezeichnet iſt, iſt auch ſeine Rolle für dießmal zu Ende, und er darf zu ſeiner Heerde zurückkehren.

Ebenſo beliebt wie die Ferrade ſind in der Provence die Stiergefechte; ein Volksfeſt ohne Stierkampf iſt ebenſowenig denkbar wie ein ſolches ohne Wettrennen.

Vor allen Dingen müſſen wir aber vorausſchicken daß dieſe Stierkämpfe im mittäglichen Frankreich in keiner Weiſe mit denen in Spanien zu vergleichen ſind. Der Kampf geht nicht, wie dort, nach gewiſſen Regeln und in gewiſſen Abtheilungen vor ſich; es gibt hier weder Picadores, noch Chulos, noch Matadore, ſondern jedermann kann Theil an dem Spiel nehmen, welches ohne beſtimmte Ordnung und meiſt ohne Unfall für Thiere und Menſchen verläuft. Nur ſelten führen Zufall oder Unvorſichtigkeit eine Verletzung herbei, niemals aber den Tod eines Weſens, weder der Roſinant des Picadors, die man in Spanien zu opfern pflegt, noch den des Kampfthiers, viel weniger aber den eines Menſchen.

Es iſt bezeichnend für den Charakter dieſer Volksbeluſtigungen daß man ſie in der Sprache des Landes nicht Stierkämpfe, ſondern djouga li bioou, Stierſpiele nennt. Man amüſirt ſich mit den Thieren und dieſe ſcheinen ſelbſt an dem Amüſement Geſchmack zu finden. Ueberdieß geht alles unter den wachſamen Augen der Hirten und Beſitzer der Ochſen vor ſich, die ihr Eigenthum ſicher vor ernſtlichem Schaden zu wahren wiſſen.

Der Stier der Camargue verendet niemals auf dem Feld der Ehre; er ſtirbt am Tag nach dem Kampf oder ſpäter im Schlachthaus, wie der civiliſirteſte ſeines Geſchlechts. Man conſumirt in dortiger Gegend faſt nur das Fleiſch dieſer wilden Ochſen, und behauptet daß es nahrhafter und von beſſerem Geſchmack ſey als das Ochſenfleiſch der Normandie, aber es iſt doch unbezweifelt auch weniger ſaftig und fett als dieſes. Filet de boeuf, das claſſiſche Beefſteak und das ſaftige Roſtbeef ſind den Bewohnern der Provence gänzlich unbekannt. Ein großer Theil des wilden Ochſenfleiſches wird auch nach Toulon zur Verproviantirung der Schiffe geſendet.

Das proſaiſche Ende, der unintereſſante und triviale Verlauf und die ärmliche Inſcenirung der Stierkämpfe thun indeſſen der Begeiſterung für dieſe Beluſtigung im mittäglichen Frankreich keinen Abbruch. Die Ankündigung eines Stiergefechtes verſetzt die Bewohner der ganzen Gegend, Männer, Frauen und Kinder, ſchon einige Tage vorher in fieberhafte Aufregung. Man ſucht den Weg zu errathen oder auszuſpioniren, auf welchem die Ochſen von ihren Weideplätzen eingebracht werden ſollen, und thut ſich etwas darauf zu gute das Geheimniß zu entdecken, welches meiſt ein öffentliches iſt.

Die Kampfſtiere treffen, von ihren Hirten geleitet, gewöhnlich erſt ſpät Abends, ſogar oft mitten in der Nacht in der Stadt oder dem Dorf ein, und ſind ſogleich von Maſſen von Neugierigen umringt, die ſich ſtoßen und drängen um die Thiere zuerſt zu ſehen, ſie zu prüfen und ihren Werth zu ſchätzen — ſehr oft aber auch um einen Schelmenſtreich auszuführen und den Ochſen Gelegenheit zur Flucht zu verſchaffen. In der Nacht vor dem Spiel ſchläft niemand. Viele gehen den Thieren weite Strecken entgegen und begleiten ſie mit Jubelgeſchrei bis zu den Ställen, und die übrigen werden durch das Getrappel der Thiere und das Geſchrei der Menge, welches die ganze Nacht währt, wach gehalten.

Als neuer Beweis für den Verfall volksthümlicher Sitten iſt die Art und Weiſe des Transports zu betrachten, deren man ſich jetzt hin und wieder bedient, um die Thiere ſicherer nach dem Ort ihrer Beſtimmung zu befördern und die Abſichten boshafter Schelme zu vereiteln. Die Entrepreneurs der Spiele ſchließen nämlich die Thiere in eine Art von großem Käfig ein, welcher aus vier Bretterwänden beſteht und auf niedrigen Rädern ruht. Dieſes Fuhrwerk wird durch Pferde in Bewegung geſetzt, während die Ochſen innerhalb der vier Wände zu Fuß gehen. Man ſieht auf die Weiſe nichts von ihnen als die trottirenden ſchwarzen Beine, die ſich an der Umhegung blutig ſtoßen.

Die Inſcenirung der Stierkämpfe bleibt faſt immer dieſelbe. Der Schauplatz iſt von einer niedrigen Planke umgeben, an deren einer Seite ſich ein Anbau für die Thiere befindet — oder die Arena iſt auch nur aus zuſammengeſchobenen Karren und Tiſchen gebildet, die hie und da von Erdaufwürfen und Brettergerüſten für die Zuſchauer überragt werden.

Jeder Stier erſcheint einzeln und bleibt, wenn er noch jung und ſchüchtern iſt, anfänglich verdutzt ſtehen, oder beginnt, wenn er ſchon Gelegenheit gehabt hat ſich an dergleichen Scenen zu gewöhnen, bald rechts bald links auf die einzelnen Kämpfer oder die Gruppen zuzulaufen, welche die Arena umgeben und ihn durch Geſchrei, Pfeifen und Händeklatſchen reizen, oder ihn wohl gar in der Aufregung des Augenblicks mit ihren Mützen, Hüten, Halstüchern und Weſten werfen. Kommt der Stier in gefährliche Nähe, ſo ſucht man ſeine Aufmerkſamkeit nach einer andern Seite zu lenken, oder entzieht ſich, wenn dieß nicht gelingt, ſeiner Verfolgung durch eilige Flucht im Zickzack, oder beſſer, ſucht den Angreifer mit langen Stöcken und Weinreben, die zu dieſem Zweck bereit gehalten werden, in die Flucht zu ſchlagen. Zuweilen zeigt ſich allerdings unter den Acteurs ein nach gefährlicheren Abenteuern durſtiger Sinn, und dann kommen Unfälle vor, die umſomehr zu beklagen ſind, da ſie meiſt unſchuldige Zuſchauer treffen — im ganzen ſind aber dergleichen Störungen ſelten.

Dann und wann, wenn ſich der Kampfſtier zu friedlich oder zu träge zeigt, erſcheinen auch die Hirten, mit ihrem Dreizack in der Hand, zu Fuß auf dem Kampfplatz um das Thier zu reizen und anzuſtacheln; hat es der Hirt mit einem ſtarken, wilden Ochſen zu thun, ſo wendet dieſer ſeine Wuth zuweilen gegen ihn, und der ſeltenſte und gefährlichſte Kampf beginnt.

Feſten Fußes, mit vorgeſtrecktem Dreizack erwartet der Hirt den anſtürmenden Gegner, aber wehe ihm wenn ſeine Stellung nicht feſt oder die Stange des Dreizacks nicht ſtark genug iſt um dem Anprall des wüthenden Stieres zu widerſtehen. Er riskirt dann im Moment zur Erde geworfen, mit Füßen getreten oder geſpießt und in die Luft geſchleudert zu werden, bis man ihm, vielleicht zu ſpät, zu Hülfe kommt.

Einen noch höhern Reiz gewinnen die Stiergefechte für die Bewohner der ſüdlichen Provinzen, wenn Prämien für die Sieger ausgeſetzt ſind. In dieſem Fall wählt man eins oder mehrere der muthigſten Thiere aus und befeſtigt, bevor man ſie in die Arena treibt, in einem ihrer Ohren eine Cocarde in brennenden Farben. Wer dieſe gewöhnlich rothe Roſette erobert, trägt die Ehre und den Preis des Sieges davon; der letztere beſteht zuweilen in einer ſilbernen Taſchenuhr, einem Foulard, einer Schärpe, zuweilen ſind ein Schaf, ein Huhn oder einige Bratwürſte zu gewinnen, oft trägt der Kämpfer aber auch nichts als einen Stoß von den Hörnern des Thieres heim.

Digitized by Google

Die Aeenrs bei dieſer Art der Stierſpiele bilden an vielen Orten Corporationen, welche mit einander in Verbindung ſtehen, ſich gegenſeitig unterſtützen oder bekriegen, Verſammlungen abhalten, ihre eigenen Statuten und Reglements, und ſogar Unterſtützungs- und Penſionsfonds für ihre Invaliden beſitzen.

Die feigſte und ſchmählichſte Art der in der Provence gebräuchlichen Stiergefechte iſt jedenfalls die, wo der Kampfſtier vermittelſt zweier, an ſeinen Hörnern befeſtigter Laſſos, von Hirten gehalten, faſt wehrlos den Neckereien des Publicums ausgeſetzt iſt, welches ſein ſchwarzes Fell mit farbigen Stechholzen ſpickt, und ihn auf alle erdenkliche Weiſe reizt und quält, ohne ſelbſt die geringſte Gefahr zu laufen. Die Ehre der Erfindung dieſes Amüſements gebührt indeſſen der neueſten Zeit.

Früher, ſelbſt noch im vorletzten Jahrhundert, zeigte die Provence allerdings andre Sitten und andre Liebhabereien, aber auch eine andre Phyſiognomie als heutzutag. Wo ehedem die ſtolzen Ordenshäuſer der Templer und Malteſer ſtanden, liegen jetzt friedliche Weiler, und wo ſich ſonſt die Stammſitze alter Geſchlechter erhoben, erblickt man nur noch beſcheidene Meierhöfe. Das Land iſt aus den Händen der Edelleute in die der kleinen Grundbeſitzer übergegangen, die ſich ebenſowenig von einander unterſcheiden als ihre Landhäuſer (mases), die nach dem Muſter der Chalets von Paris erbaut ſind. Die entſchiedenen Farben, glänzenden Lichter und kräftigen Schatten der frühern Zeit vermiſchen ſich mehr und mehr zu einem gleichmäßigen Grau — die Civiliſation iſt mit ihrer nivellirenden Macht überall in der Provence eingedrungen, und ſelbſt die weißen Pferde und ſchwarzen Ochſen der Camargue haben ſich ihrem Einfluß nicht entziehen können.

Früher waren dieſe wilden Heerden gänzlich ſich ſelbſt überlaſſen. Bedurfte man eins der Pferde, ſo fieng man es ein, und war der Dienſt geleiſtet den man von ihm verlangte, ſo kehrte es meiſt ungehindert in die Steppe zurück. Ungezähmt bäumten ſich die Thiere unter dem kühnen Reiter, der ſie mit dem Zaum von geflochtenem Roßhaar regierte und ihrer Wildheit ſeine Kraft und Geſchicklichkeit entgegenſetzte.

Dann und wann benutzte man damals die wilden Roſſe auch zum Ziehen. Man ſpannte ſie an ſchwere Karren oder ſtromaufwärts ſchiffende Kähne, und ſie löſten ihre Aufgabe laufend oder ſchwimmend, wie es eben gehen wollte. Waren ſie müde die Laſten durch die Kraft ihrer Bruſt oder ihrer Schultern fortzubewegen, ſo befeſtigte man das Gefährte an ihre geſchornen Schwänze, und dann gieng es mit friſcher Kraft vorwärts.

Das Einfangen und Transportiren der wilden Ochſen, jetzt die Aufgabe der Hirten, war zu jener Zeit ein ritterliches Vergnügen, ein sport, welcher nur der Seigneurie des Landes zukam. In ganzen Karawanen zogen die Edelleute auf ihren kleinen weißen Pferden aus, den Dreizack in der Hand, und kehrten mit ihrer Beute im Triumph zurück. Jeder Trupp Ochſen wurde von einem Reiter geführt, ein zweiter bildete den Nachtrab und einige andere deckten die Flanken der Züge, die, unter Geſchrei und Rufen alle Hinderniſſe überwindend, ihren Weg über Hecken und Gräben, durch Moräſte und Steppen nahmen und ſich ſelbſt durch die Rhone nicht hindern ließen ihre Richtung in gerader Linie zu verfolgen. Und dabei galt es für eine Ehrenſache den gemachten Fang an Ort und Stelle zu bringen ohne eins der Thiere einzubüßen, die, jeden Augenblick zum Kampf bereit, mit drohend geſenkten Hörnern einherſchritten und die geringſte Nachläſſigkeit ihrer Escorte zur Flucht benutzten.

Noch jetzt findet man hie und da in der großen Halle eines alten Hauſes oder einer der Meiereien, die aus den ehemaligen Edelſitzen entſtanden ſind, eine 15—20 Fuß lange Stange aufgehangen, die an der Spitze mit einem roſtigen dreizackigen Eiſen verſehen iſt — es iſt der Dreizack eines Edelmanns aus alter Zeit, eine Waffe an die ſich vielleicht Erinnerungen knüpfen wie an das Rolandsſchwert, das man in den gothiſchen Schlöſſern von Aquitanien aufbewahrt, oder an die Streitaxt eines Häuptlings, die in einer Hütte des ſchottiſchen Hochlandes als Reliquie verehrt wird. Aber dieſe Traditionen ſind untergegangen, wie die Sitten von denen wir ſprechen.

Nur zuweilen beſitzen die heutigen, aller Poeſie entkleideten Stiergefechte der Provence noch einen eigenthümlichen Reiz — nämlich dann, wenn ſie in den alten Amphitheatern ſtattfinden, welche die Römer als Erinnerungszeichen ihrer Herrſchaft in Nimes und Arles zurückgelaſſen haben.

Es macht einen überwältigenden Eindruck, dieſe öden, koloſſalen Bauwerke mit Menſchen gefüllt und gleichſam wieder belebt zu ſehen. Ein Bild aus längſt vergangenen Zeiten taucht dann vor dem geiſtigen Auge des Zuſchauers aus dem Nebel der Erinnerung auf.

Dort befinden ſich die Logen der Cäſaren, der Senatoren, der Veſtalinnen, der Würdenträger der Krone und des Landes, dort die Plätze der Imperatoren der Armeen, der Prätoren, der Prieſter und Biſchöfe, der Hofleute und Courtiſanen. Gold, Schmuck und Stoffe von Phönicien glänzen im prachtvollen Farbenſpiel zwiſchen den weißen Gewändern der Jungfrauen und Magiſtratsperſonen. Weiter oben ſitzen die Hauptleute der Legionen, die römiſchen Bürger und die Notabilitäten der eroberten Provinz mit ihren Frauen, Töchtern und ſonſtigen Angehörigen; auf den höchſten Galerien drängen ſich die Maſſen der Soldaten und Proletarier in bunter Reihe — und das alles wogt, von einem ausgeſpannten Zeltdach gegen die heißen Strahlen der Sonne geſchützt, in den Gängen und auf den breiten Treppen unaufhörlich auf und ab.

So war es damals, wenn der Cäſar ſeine gute Stadt Gallia Roma Arelas beſuchte, oder die Hauptſtadt der Provinz Nimes, die Colonie des Agrippa einen Jahrestag feſtlich begieng, oder auch wenn irgendein ſiegreicher Tyrann die Gränzen des Landes dem Feind überlaſſend nach Rom zog, um ſeine Anſprüche an die nur noch als Kampfpreis betrachtete Krone des ſinkenden Kaiſerreichs geltend zu machen, und es ihm beliebte dem Volk, auf ſeinem Zug, ſtatt des fehlenden Brodes ein Schauſpiel im Circus zu geben.

Von dieſem römiſchen Epos iſt, außer dem todten Worte der Geſchichte, nichts übrig geblieben als die Erinnerungen, welche in jenen übereinander gehäuften Steinmaſſen fortleben. Aber auch dieſe rieſenhaften Bauwerke tragen bereits überall die nur zu ſichtbaren Spuren der Zerſtörung und des Verfalls.

Die Marmortafeln welche, von eiſernen Klammern zuſammengehalten, das Innere der Arena umgeben, ſind zerſtoßen, die Inſchriften verwittert und verwiſcht; die Steine der breiten, ringsum laufenden Stufen löſen ſich aus ihrem Verband; in dem Gürtel von Bögen, der ſie überragt, fehlt hie und da eine Säule, iſt hie und da ein Gewölbe geborſten und auf der grauen verbrannten Erde des Kampfplatzes ſprießt und welkt das Gras. Ueberall „Trauer und Zerſtörung,“ wie Cervantes ſagt, überall Trümmerhaufen, eingeſunkene Stufen, wankende Marmorblöcke, Steine von Zeit und Wetter gebleicht oder mit grauem Moose überzogen. Die alten römiſchen Theater ſind nur noch Ruinen, aber Ruinen von majeſtätiſcher Harmonie und Schönheit.

Es iſt der Mühe werth zu ſehen, wenn ſich in dieſen ungeheuren Räumen, welche zu füllen es der Bevölkerung einer ganzen

Stadt bedarf, Kopf an Kopf eine bunte, lärmende Menge drängt, die sich ohne Plan und Ordnung gruppirt, wie es der Zufall will. Die dunkeln Stoffe in welche sich die männlichen Vertreter der Aristokratie vorzugsweise kleiden, zeigen sich neben den hellern, dem Auge wohlgefälligeren Farben der Volkstracht — die Moden von Paris erscheinen in bunter Abwechslung neben dem koketten Costüm der Frauen des Landes — und alles spricht, lacht, bewegt sich unaufhörlich, klatscht in die Hände, kokettirt, geräth in Ekstase und überläßt sich in sorgloser Ungebundenheit der leidenschaftlichen Erregung, welche der Bevölkerung südlicher Himmelsstriche eigenthümlich ist. Es ist ein unbeschreibliches Bild, dessen schreiende Farben sich nur um so lebhafter vor dem grauen Hintergrunde der alten Mauern abhoben.

Die Rumunjè oder Walachen.

Die verschiedensten Culturvölker der Erde haben sich im Lauf der Jahrhunderte in dem Gebiet der untern Donau, an den Gestadelandschaften des schwarzen und asowischen Meeres angesiedelt und sich zum Theil lange Zeit hier behauptet; sie haben unter den benachbarten Barbaren ihre Religion und einige Geistesbildung verbreitet, die beide aber mit dem Untergang der Fremdherrschaft schnell der Verwesung entgegen eilten. Nur in Inschriften und verfallenen Gebäuden, in Grab- und andern Monumenten sind todte Zeugen einer entschwundenen Civilisation erhalten worden. Die Römer allein erfreuen sich heutigen Tages noch der lebendigen Zeugen ihrer ehemaligen Herrschaft. Es hat auch kein Volk der Weltgeschichte in dem Grad die Kunst verstanden einheimische Sitten und Gebräuche der unterworfenen Fremden zu brechen und diese dann mit dem Herrscher zu einer Masse zu verschmelzen. Zeuge hievon sind die iberische Halbinsel und Gallien, das alte Britannien und die Völker thracischen Stammes, Geten und Daker.

Die fruchtreichen Gauen des romanisirten Daciens, von der Theiß und dem obern Dniester, von dem Pruth und der Donau umgrenzt, wurden im Lauf des dritten Jahrhunderts von Deutschen und Slawen überfluthet; das geschwächte römische Reich war nicht mehr im Stand die Eroberungen Trajans zu behaupten; sie mußten, wie später die andern Gränzprovinzen, den unbändigen Barbaren überlassen werden. Die Nachkommen der römischen Pflanzer des Landes, sowie die romanisirten einheimischen Bewohner suchten zum Theil, gleichwie die Kelten Britanniens, in den unzugänglichen Bergen und Sümpfen dem Schwert der grausamen Feinde zu entrinnen, von welchen sie die Walha oder Wälschen, die Walliser, Walachen oder Wlachen, d. h. die anders Redenden oder Barbaren genannt wurden. Die Nachkommen der Geten und Daker hielten mit Recht den Namen für einen Schimpf, und nannten sich damals, sie hatten ja von Caracalla das römische Bürgerrecht erhalten, wie heutigen Tags noch Rumunjè, Römer.

Bei weitem die größere Masse der Provinzialen blieb jedoch in den Ebenen zurück und gehorchte den barbarischen Gebietern, welche, im Lauf der Zeit von der größern Cultur ihrer Unterthanen besiegt, mit ihnen zu einem Volk zusammenwuchsen und nun ebenfalls Rumunjè oder Walachen genannt wurden. Unverkennbare Spuren dieser Verschmelzung zeigen sich schon im fünften Jahrhundert. Es seyen die Skythen, die Anwohner der Donau, wird uns berichtet, Mischlinge, welche auf ihre Sprache, die hunnische, stolz sind; nur diejenigen welche mit den Rumunjè häufigen Umgang haben, sprächen lateinisch. Die verschiedenen Völkerschaften redeten wahrscheinlich, gleichwie in Gallien, neben dem Römischen noch lange Zeit ihre Stammsprachen, bis endlich das Lateinische im Lauf der Jahrhunderte alle andern Idiome verdrängt und sich in seltener Reinheit als herrschende Sprache behauptet. Der Name Walache erhielt nun in den Ländern nördlich und südlich der Donau, wo allenthalben eine Vermischung der Rumunjè mit den Eingewanderten stattgefunden hatte, eine außerordentliche Verbreitung. Man findet Walachen in Ungarn und Siebenbürgen, in Thracien, Macedonien und Thessalien, die sich, durch ihr nomadisches Leben abgehärtet, als tapfere Räuber und Krieger auszeichnen und furchtbar machen. Man gebrauchte sie deßhalb gerne als Söldlinge gegen die andern Barbaren, gegen Usen und Komanen.

Der bei weitem größere Theil der Walachen in den untern Donauländern gerieth nach der Auflösung des großen Bulgarenreiches, welches in seiner höchsten Blüthe auch die heutige Walachei und das östliche Ungarn umfaßte, unter die Herrschaft der Byzantiner. Das slawische Element blieb aber immer, wie aus der Slawisirung der Ugrier und dem Aufblühen der slawischen Litteratur erhellt, mitten unter dem Volksgedränge der Illyrier, Griechen und Walachen das vorherrschendste, das kräftigste. Zwischen Griechen und dem Frankenreiche, zwischen Byzanz und Rom gestellt, wurden Bulgaren und Walachen in die weltlichen und geistlichen Streitigkeiten dieser Weltstaaten hineingerissen; Byzanz hat am Ende sowohl in den kirchlichen wie in den politischen Angelegenheiten den Sieg davongetragen. Die entwürdigten Griechen regierten aber in solch unsinniger sittenloser Weise daß, sobald sich hiezu eine Gelegenheit ergab, Bulgaren wie Walachen gegen die Peiniger aufstanden und furchtbare Rache übten. Nach wiederholten Kämpfen waren endlich die tapfern Brüder walachischer Abstammung, Asan und Peter, so glücklich, mit Hülfe der Komanen ihr Volk aus der Unterdrückung zu befreien (1186) und ein neues Reich zu gründen, das walachisch-bulgarische genannt. Dieses Reich behauptet sich, unter mannichfachen Schicksalen und Wandlungen, über zwei Jahrhunderte; bald zwangen die Fürsten die benachbarten Staaten zur Entrichtung eines Zinses, bald wurden sie selbst zinspflichtig. Das Land wird endlich (1398) von den Türken unterjocht. Walachen wie Bulgaren südlich der Donau werden jetzt den Mißhandlungen der Osmanen preisgegeben, und verbleiben in der schmachvollsten Knechtschaft bis auf den heutigen Tag.

Die Rumunjè nördlich der Donau behaupten ihre Selbständigkeit noch längere Zeit. Sie hatten sich jahrhundertelang in den wenig angebauten Ebenen der untern Donau, gleichwie ihre südlichen Brüder herumgetrieben, und waren bald mit diesen, bald mit jenen der hier mannichfach wechselnden Völker und Herrschaften verbunden. So auch die Ureinwohner Transsylvaniens, ein Theil der alten römischen Provinz Dacien, welche ohne Zweifel Walachen sind oder Rumunjè. Nun entreißt (1002) Stephan der Heilige, König von Ungarn, den Petschenegen das Land, setzt einen Vasallen darüber und macht es zur Provinz des ungarischen Reiches. Bald zeigen sich aber die Komanen, herrschen mit Macht in den weiten Ebenen zwischen dem Don und der Donau, und bedrohen, sowie Rußland und das byzantinische Reich, auch Siebenbürgen und Ungarn. Da sehen sich die Fürsten der Magyaren nach fremder

Digitized by Google

Hülfe um, ſuchen Deutſche ins Land zu ziehen, und durch große Freiheiten ſie aus der Heimath in dieſe wilden Gegenden zu locken. So namentlich König Geiſa II und Andreas II. Das Unternehmen hatte einen glücklichen Fortgang. Es haben die niederländiſchen und deutſchen Anſiedler nicht bloß das verödete Land angebaut, ſondern auch gegen den Andrang der öſtlichen Feinde vertheidigt und, was noch mehr iſt, die ſtädtiſchen Freiheiten und den dritten Stand in dieſe verwilderten, nur von Herren und Knechten bewohnten halbaſiatiſchen Gauen verpflanzt.

Die Könige Ungarns machten überdieß auf alle Länder bis zum Dnieſter, auf die Moldau, Walachei und Beſſarabien Anſpruch. Die Walachen dieſer Gegenden waren nämlich bei dem Einfall der Mongolen in Maſſe nach Siebenbürgen und Ungarn geflüchtet, und wurden hier freundlich aufgenommen. In den folgenden ruhigern Zeiten giengen ſie wieder in dieſe zum Theil menſchenleeren wüſten Länder zurück, errichteten hier beſondere Fürſtenthümer und erkannten, wenigſtens am Anfang, die Oberhoheit der Magyaren. Schon in dem erſten Drittheil des 14ten Jahrhunderts erſcheinen die Wojewoden der Walachei, die jedoch alsbald wie ſelbſtändige Fürſten handeln. Es dauert nicht lange, ſo wurden ſie (1418) von den Osmanen mit Krieg überzogen, und gezwungen die Tyrannei der Pforte zu ertragen. Die Moldau, welche unter dem Wojewoden Dragoich (1352) zuerſt als ſelbſtändiger Staat erſcheint, erhielt ſich noch über ein Jahrhundert in wankender Selbſtändigkeit, und wird deßhalb Ak-Wlach, weißes oder freies Walachien genannt. In dem Jahr in welchem die Türken Wien zum erſtenmal belagerten, ward endlich auch die Moldau gezwungen ein Lehensfürſtenthum des übermächtigen Reiches der Osmanen zu werden. Alle dieſe herrlichen fruchtbaren Länder der Erde waren nun wieder, wie zu den Zeiten der Hunnen, der aſiatiſchen Willkürherrſchaft und dem wilden nomadiſchen Getriebe der Hirten- und Jägervölker preisgegeben. Sie ſanken in wenigen Jahren zu dem Zuſtand der Barbarei zurück, auf welchem ſie beim Beginn der Geſchichte in den ſinnreichen Mythen der Griechen erſcheinen. Sie erheben ſich wieder mit dem Verfall des osmaniſchen Reiches und mit dem Vordringen der Ruſſen gegen die untere Donau. Man wird hieraus leicht die große Bedeutung der walachiſch-rumunjeſchen Frage zu unſern Tagen erkennen.

Miscellen.

Gränze zwiſchen den ruſſiſchen Beſitzungen und Japan. Die „nordiſche Biene“ veröffentlicht in einer Aprilnummer dieſes Jahres den ruſſiſchen Text des zwiſchen Rußland und Japan am 26 Januar 1855 abgeſchloſſenen Vertrages, der, obwohl er ſich als Gränz- und Handelstractat ankündigt, dennoch die Gränzen der beiderſeitigen Beſitzungen nicht in definitiver Weiſe feſtſtellt. Nach §. 2 ſoll die ganze Inſel Iturup zu Japan, die ganze Inſel Urup dagegen, ſowie alle nördlich davon gelegenen Kuriken zu Rußland gehören. Aber die Beſitzverhältniſſe auf Sachalin ſind nicht genauer regulirt; der Vertrag ſagt nur daß es in Bezug hierauf beim Alten bleiben ſolle, und dieſer Ausdruck iſt ſehr unbeſtimmt, da die Ruſſen im Jahr 1850 auch im Süden der Inſel, an der Aniwa-Bay, erſchienen waren und die japaneſiſchen Beamten, die hier den Fiſcherei-Tribut einſammelten, verſcheucht hatten. Nach dem Ausbruch des orientaliſchen Krieges entfernten ſich die Ruſſen aus dem Süden, und japaneſiſche Behörden traten wieder in Function. Der Beſitz der ganzen Inſel iſt für Rußland beſonders deßwegen von Wichtigkeit, weil tiefgehende Schiffe nur durch die Straße La Peyrouſe, nicht aber um die Nordſpitze von Sachalin zur Amurmündung gelangen können; und von dem Beſitz der Südſpitze hängt die Herrſchaft über jene Meerenge ab. Im übrigen entſpricht der Vertrag den Beſtimmungen des amerikaniſch-japaneſiſchen. Das Recht, Conſuln zu ernennen, welches den Amerikanern nur nach langwierigen Verhandlungen und mit großem Widerſtreben zugeſtanden wurde, iſt für die Häfen Simoda und Hakodadi auch den Ruſſen durch §. 6 ihres Tractats zugeſichert worden. (Zeitſchrift für Erdkunde.)

*

Photographiſche Reduction von Karten durch Oberſt James. Nachdem die engliſche Regierung entſchieden hatte daß die Plane der cultivirten Diſtricte Großbritanniens in Maßſtab von $^1/_{2500}$, oder von $25^{344}/_{1000}$ Zoll auf eine engl. Meile gezeichnet werden ſollen; und daß dieſe Plane, ſowie auch die Plane der großen Städte, auf den Maßſtab von 6 Zoll auf eine Meile, nach welchem die uncultivirten Diſtricte gezeichnet ſind, reducirt werden ſollen, damit die Karten aller Grafſchaften auf einen gleichförmigen Maßſtab gebracht werden, worauf ſie wieder auf den Maßſtab von 1 Zoll für die Generalkarte zu reduciren ſeyen — da war es offenbar von höchſter Wichtigkeit, das in der kürzeſten Zeit und mit den geringſten Koſten zum Ziel führende Verfahren anzuwenden, um die Plane von dem größern auf den kleinern Maßſtab zu reduciren. Ich ſtellte daher im vorigen Jahr, während ich mich zu Paris aufhielt, Verſuche über die Möglichkeit an, Plane durch Photographie zu reduciren, und nachdem ich mich überzeugt hatte daß man auf dieſem Weg genaue Reductionen ohne Schwierigkeit erzielt, ließ ich zwei der mich begleitenden Sappeure in der Photographie unterrichten; ſeitdem haben wir mit ſo vollkommenem Erfolg alle Reductionen nach dieſer Methode gemacht daß wir ſelten mehr ein anderes Verfahren anwenden. Die Vortheile welche die Einführung dieſer Methode gewährt, werden jedem einleuchten welcher mit den bisher angewendeten umſtändlichen und langwierigen Verfahrungsarten, vermittelſt des Pentagraphen oder Eidographen, oder des Proportionalzirkels ꝛc. vertraut iſt; der Plan einer großen Stadt, welcher im Maßſtab von $^1/_{500}$ gezeichnet iſt, kann nun mittelſt der Photographie, zuerſt auf den Maßſtab von $^1/_{2500}$, und von dieſem auf den Maßſtab von 6 Zoll auf die engl. Meile in ſehr kurzer Zeit reducirt werden, und zwar mit bloß dem hundertſten Theil der Koſten, welche wir früher für dieſe Arbeit aufwenden mußten. So hat während der letzten Woche ein Mann mit Beihülfe eines Druckers und eines Arbeiters 32,000 Acres von dem Maßſtab von 25 Zoll auf den von 6 Zoll per engl. Meile reducirt und drei Copien von 45 Blättern, alſo 135 Abdrücke angefertigt, alles in ſechs Tagen; hundert Zeichner hätten aber dieſe Arbeit nicht zu Stande gebracht. (Polyt. Journal.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 47. 20 November 1857.

David Livingstone's dritte große südafrikanische Entdeckungsreise.

Das lange angekündigte und begierig erwartete Werk des größten Entdeckers der neuern Zeit ist endlich Mitte Novembers in London erschienen. [1] Es ist ein Octavband von 41 Bogen und geziert mit einem Porträt des Entdeckers, und zahlreichen höchst gelungenen Zeichnungen voller Leben und Bewegung. Dieses Werk besitzt ein bewältigendes Interesse, da es nicht bloß eine Uebersicht der 16jährigen Missionsthätigkeit des Verfassers in Innerafrika, sondern auch eine Beschreibung seiner drei großen Entdeckungsreisen (1849 bis 1856) enthält, wovon die erste wegen Auffindung des Ngami-Sees mit der großen goldenen Medaille der brittischen geographischen Gesellschaft belohnt wurde. Der Schauplatz seiner Entdeckungen liegt zwischen dem Caplande und 10° südlicher Breite. Das Innere Südafrika's ist durch diesen einzigen Reisenden bis zur Höhe von Loanda in seinen Hauptzügen erforscht worden. Theilt man die Entdeckung in drei natürliche Abschnitte, so umfaßt der erste das Vordringen bis zum Ngami-See, der zweite die Eröffnung eines Weges durch das völlig unbekannte, von Europäern noch nie betretene Innere Südafrika's nach den portugiesischen Besitzungen an der Westküste nach Loanda; der dritte die Rückkehr von Loanda nach dem Thal in der Nähe des Ngami-Sees und die Aufspürung einer Straße durch abermals völlig unbekannte Länder nach den portugiesischen Besitzungen der Westküste bis nach Quilimani. Livingstone ist also in der Richtung der großen Achse Südafrika's bis zum 10° n. Br. vorgedrungen und von dieser Linie aus nach beiden Meeren durchgebrochen. Da der erste Theil der Reisen theils aus Livingstone's [2] Briefen, theils aus den Schilderungen des schwedischen Reisenden Anderson den Lesern dieser Blätter bereits bekannt ist, während über die wichtige dritte Reise aus dem Innern nach der Ostküste Afrika's noch wenig veröffentlicht wurde, so theilen wir, die chronologische Ordnung unterbrechend, zuerst die Ergebnisse dieser Entdeckung mit.

Livingstone, von seiner zweiten Reise in das Innere nach Naliele der Hauptstadt der Barotse (15° 24′ s. Br. 23° 6′ östl. L. Gr.) zurückgekehrt, traf dort Ben Habib, einen arabischen Handelsmann aus Sansibar, der quer durch das Innere Südafrika's gereist war. Er versicherte dem Missionär daß er ohne Gefahr nach dem großen Negerreiche Kasembe (etwa 10° 30′ s. Br. und 27° östl. L.) sich begeben, daß er dann gegen Nordosten den großen Binnensee Tanganyenka, der nicht synonym ist mit dem Njassi-See, erreichen und unter ziemlich gleicher Breite nach Sansibar vordringen könne. Er verbürgte sich für die Gutartigkeit und Friedfertigkeit der Völkerschaften, durch deren Gebiet die Straße die Reisenden führen möchte. Allein Livingstone entschied sich für den gefahrvolleren Weg nach der Ostküste, weil ihm alles daran lag eine Wasserverbindung des Innern mit dem indischen Ocean zu entdecken. Er beschloß also dem Liambye oder Zambesi, und zwar auf dem linken Ufer zu folgen, obgleich ihm die Eingebornen davon abriethen, wegen der vielen Gebirge auf dieser Seite des Flusses. Der Missionär blieb gleichwohl bei seinem Vorsatze, weil auf seiner Karte die portugiesische Niederlassung Tete, sein nächstes bekanntes Ziel, irrthümlich auf dem linken Ufer des Zambesi statt auf dem rechten angegeben lag.

Er befand sich im September 1855 im Lande seiner guten Freunde, der Makololo-Neger, und gedachte aufzubrechen, doch hielt ihn jedermann zurück wegen der drückenden Hitze, denn das Thermometer zeigte am Tage 30° und, wenn es dem heißen Winde ausgesetzt war, 35°, bei Sonnenaufgang, der kühlsten Tagesstunde, aber immer noch 17° R. Die Eingebornen bleiben während der Tageshitze in ihren kühlen Hütten, des Nachts wird bei Mondschein ununterbrochen getanzt, während die Frauen in die Hände klatschen und die Alten beständig Bier trinken, und unter starker Transpiration versichern: „Es sey wirklich höchst ergötzlich!“ Der arabische Kaufmann begehrte, bevor er nach Loanda abgieng, die Tochter des Häuptlings Sebituane zur Frau. Dieß, meint Livingstone, sey der herkömmliche Weg wie die Araber bei fremden Völkerschaften Einfluß zu gewinnen und sie bald nachher zum Islam herüberzuziehen suchen. Niemals habe man von einer Verfolgung der Araber gehört, obgleich sie fest an ihrer Religion hiengen. Es erklären sich

[1] Missionary Travels and Researches in South Africa by David Livingstone. London. Murray 1857.

[2] So ist, wie sich aus dem Buche ergibt, die richtige Schreibart des Namens, während das Journal of the Royal Geograph. Society beharrlich Livingston druckte, und selbst der Missionär Moffat, der Schwiegervater Livingstone's, die falsche Schreibart dort beobachtete.

Digitized by Google

vielleicht auf dieſe Art die großen Fortſchritte des Islam in neuerer Zeit, der, wie wir ſehen, jetzt beinahe ganz Afrika ſich unterworfen hat. Auch iſt es intereſſant daß ſich die beiden Weltreligionen beim erſten Begegnen im Innern Südafrika's ſogleich heimlich befehdeten, denn Livingſtone, als Buſenfreund des Vaters Sebituane, wurde um ſeine Einwilligung befragt, und hintertrieb die arabiſche Heirath der zwölfjährigen Schönen. Die Mädchen werden in der Regel nie befragt, ob ſie den Mann wünſchen der ſie begehrt. Doch kam es einmal vor daß Sekeletu, das Oberhaupt der Barotſe, eine Schöne aus Makolelo ermächtigte unter den fünf Liebhabern, die ſich um ſie bewarben, zu wählen. Zwei davon ſetzten ſich aus Furcht vor der Beſchämung der Wahl nicht aus, aber drei traten vor die Vielbegehrte, welche mit Geſchmack ſich den Tauglichſten ausſuchte, während die Verſchmähten mit einem Gelächter der Anweſenden überſchüttet wurden.

Als ſich endlich die Regenzeit einſtellte, wurde zum Aufbruch gerüſtet. Livingſtone's Begleiter ſtanden unter der Anführung von Sekwebu und Kamyata. Der erſtere war als Knabe von einem Matebelеſtamm geraubt worden, welcher ſpäter in die Nähe von Tete überſiedelte, und er ſelbſt war mehrmals an den Ufern des Zambeſi gereist, ſo daß ihm die verſchiedenen Mundarten längs des Fluſſes geläufig waren. Sekeletu, der Beherrſcher des Barotſe-Landes, begleitete den Miſſionär eine Strecke, und gab ihm in einer dieſer Nächte einen Beweis eines aufrichtig guten Herzens, denn als man einen Lagerplatz erreichte und Livingſtone vor Kälte und Mangel an warmen Kleidern fror, lieh ihm Sekeletu ſeine Decke und ſchlief ſelbſt entblößt dieſe Nacht. „Dieſer kleine Zug ächter Herzensgüte, bemerkt Livingſtone, rührte mich tief. Es iſt ein Jammer, wenn ſolche Völkerſtämme durch das Vorrücken der Civiliſation der Vernichtung verfallen, wie Thiergeſchlechter vor den andern verſchwinden!"

Am 3 November war man aufgebrochen, am 13ten erreichte man den Zuſammenfluß des Tſchobe und Liambye, wo man eine Inſel beſuchte, die eine Schädelpyramide und das mit 70 Elephantenzähnen gezierte Grabmal eines Häuptlings Sekote vom Batoka-Stamm enthielt. Von dort ſuchte ſich Livingſtone dem Waſſerfalle des Liambye oder Zambeſi zu nähern. Er macht ſich bei dieſer Gelegenheit über die Kritik des Hrn Desborough Cooley luſtig, der nie den Fuß aus der Studierſtube geſetzt, aber fleißig im Ptolemäus und ſeinen Nachfolgern bewandert, ohne die Rückkehr Livingſtone's abzuwarten, haarklein im Athenäum bewies daß der Liambye und Zambeſi zwei Flüſſe ſeyen, daß der erſte von der Kalahariwüſte verſchluckt werde und der Entdecker ſich geirrt haben müßte. Liambye und Zambeſi ſind aber Worte welche dasſelbe bedeuten, nämlich den Fluß. Die Waſſerfälle, welche den Niagara bald an Merkwürdigkeit verdunkeln werden, und von denen das Werk eine größere Anſicht, aber leider mit dem unglückſeligen Farbendruck bringt, hat Livingſtone aus loyaler Galanterie die Victoriafalls genannt, bei den Eingebornen aber führen ſie den köſtlichen Namen Moſi oa tunya. Schon früher hatte Livingſtone immer die Frage hören müſſen: „ob es in ſeinem Vaterlande lärmenden Rauch gebe?" Die Dunſtſäulen, welche von dem Waſſerfall aufſteigen, gaben nämlich den Fällen den Namen Moſi oa tunya: Rauch lärmt hier. Schon über 5 bis 6 engl. Meilen vorher ſieht man fünf Säulen aufſteigen, die genau ausſehen als ob ſie von einem afrikaniſchen Grasbrande herrührten, da ſie an der Wurzel weiß ſchimmern nach oben zu ſich aber trüben. Die Landſchaft auf dem Fluſſe beſchreibt uns der Entdecker mit Entzücken, und zwar, da leider hohe Berge fehlen, iſt es der friſche und geſtaltenreiche Pflanzenwuchs der zur Schönheit beiträgt. Der Fluß war mit bewachſenen Inſeln geziert, und viele Bäume damals gerade mit Blüthen überſchüttet. Ueber die Kronen gefiederter Palmen ſtieg thurmähnlich ein Baobab oder Affenbrodbaum auf, deſſen richenhafte Glieder an Umfang ſtattlichen Baumſtämmen glichen. Die ſilbergraue Mohonono, welche unter den Tropen die Ceder des Libanon vertritt, geſellte ſich als entzückender Gegenſatz zu der düſtern, cypreſſenartigen Motſouri, die Livingſtone mit ihren ſcharlachfarbenen Früchten beladen fand. Obgleich manche andere Bäume bald unſern weitſchattigen Eichen, bald den Ulmen und bald den Caſtanien gleichen, ſo kann ſich doch niemand von allen dieſen Reizen und Lieblichkeiten der Landſchaft eine Vorſtellung bilden wer ſie nicht geſehen hat.

Die Victoriafälle ſind ein eben ſo merkwürdiges Stück der Schöpfung wie der von dem edlen Kane in Grönland entdeckte Humboldtgletſcher. Bei den gewöhnlichen Kataraften ſehen wir Waſſermaſſen eine Stufe herabſtürzen. Hier aber fällt ein großer Fluß mitten in einer flachen Gegend plötzlich in eine ungeheure Baſaltſpalte, die quer ſeinen bisherigen Lauf unterbricht, und ihn, von der Breite des Rheins bei Straßburg, auf 15—20 Yards (45 bis 60 Fuß), verengt ſeitwärts viele Meilen weit durch Schluchten ablenkt. Das Boot auf dem ſich Livingſtone befand, hielt ſcharf die Mitte des Stromes, um, nicht ohne Gefahr von den Wirbeln erfaßt und in den Fall gezogen zu werden, eine Inſel zu erreichen, die dicht über dem Fall lag und ſich bis zu dem Rande des Abgrundes erſtreckte, wo der Fluß plötzlich verſchwand. Mit klopfendem Herzen näherte ſich Livingſtone dem Felſenſaum und ſchaute hinab in den Spalt, wo der 1000 Yards breite Fluß völlig verſchwand. Wo man in dieſen Spalt hineinſehen kann, gewahrt man nichts als die aufſchießende Wolke des zerſtäubten Waſſers, in der bei günſtigem Sonnenſtande zwei Regenbogen ſpiegeln, und bis p 200—300 Fuß Höhe Dunſtſäulen, vollſtändig dem Rauche vergleichbar, aufſteigen. Alle dieſe Längenmaße aber beruhen nur auf Approximationen, doch verſichert der Verfaſſer, der Spalt ſelbſt ſey ſo ſchmal geweſen, daß es ihm geſchienen hätte als könnte vom Saume des einen Abgrundes ein umgelegter Palmſtamm die andere Baſaltwand erreichen und den Fall überbrücken. Der Fluß war übrigens damals nicht ſehr waſſerreich, außerdem wäre es überhaupt nicht möglich geweſen die Inſel mitten im Falle zu erreichen. Die Eingebornen verriethen bei der Unternehmung die größte Scheu, weniger wegen der Gefahren als aus religiöſen Vorſtellungen. Sie ſtimmten den üblichen Rudergeſang an:

The Leeambye! Nobody knows,
Whence it comes and wither it goes!

Die Inſeln in der Nähe des Falles ſind ihnen geheiligte Opferſtätten, aber mit beſonderer Ehrfurcht naht man ſich der letzten am Rande des Abgrundes. Weil nämlich dort in dem aufſteigenden Waſſerdampf ein Regenbogen in beinahe greifbarer Nähe ſichtbar iſt, betrachten die Makolelo das Naturwunder mit eigenen Schauern, da es ihnen die Nähe ihrer Gottheit zu verrathen ſcheint, denn den großen atmoſphäriſchen Regenbogen nennen ſie Motſé oa barimo — die Schenkel Gottes. Livingſtone

besuchte noch ein zweitesmal die Insel, trotz aller Warnungen Sekeletu's, dem es unheimlich war sich in die Nähe der Fälle zu wagen. Dort legte der Entdecker einen Garten an, indem er hart an dem ewig vom Wasserstaub benetzten Rande des Abgrundes Pfirsich-, Aprikosen- und Kaffeekerne steckte, in der Hoffnung daß sie dort nicht wegen Mangel an Wasser verkümmern möchten, wie es bisher geschehen war wenn er solche Samen der Pflege der Eingebornen anvertraute, die gewöhnlich keine Geduld hatten die jungen Pflanzen aufzuziehen.

Am 20 Nov. nahm Sekeletu von dem Missionär Abschied, dem er 114 Begleiter, meist Leute aus Makololo mitgab, theils zum Schutz, theils als Lastträger für mehrere Ladungen von Elfenbein. Man betrat jetzt das Land der Batokastämme, die zum Theil nur unter der Oberherrlichkeit Sekeletu's standen. Dem Liambye konnte man jetzt nicht mehr folgen, sondern behielt ihn zur Rechten, um in einem Abstand von etlichen Tagereisen ihn zu begleiten und erst eines seiner linken Seitengewässer, den Kafue, zu erreichen. Die Richtung war nordöstlich, und der Marsch gieng unmerklich höher nach dem gehobenen Rande des südafrikanischen Tafellandes. Man hat sich diese Hochebene als völlig flach und hügellos darzustellen. Livingstone glaubt daß in einer chronologisch nicht zu bestimmenden Zeit diese Platte von einem Süßwassersee bedeckt war, von dem jetzt nur der Ngami und im Nordosten der Tanganyenka-See zurückgeblieben sind. Zeugnisse für eine ehemalige Wasserbedeckung erkennt Livingstone in den vielen Süßwassermuscheln, welche sich allenthalben finden wo die Ameisen den Boden aufgewühlt haben. Nur wird es schwierig sich vorzustellen daß ein Süßwassersee von beträchtlicher Ausdehnung genug Meteorwasser empfieng, damit der Regenzufluß das ungeheure Volumen der Verdunstung ersetzen konnte. Die Trockenlegung des südafrikanischen Hochlandes begann, seitdem durch unbekannte Kräfte jene tiefen Spalten und Risse in den Rändern der Hochebene entstanden, durch welche gegen Osten der Zambesi, im Norden der Congo nach dem indischen und atlantischen Ocean entschlüpfen konnten. Das Innere dieser Hochebene bildet eine tellerförmige Einsenkung, wo die großen Hügel der Ameisen oft die einzigen Erhebungen des Bodens gewähren. Bei diesem gleichartigen Niveau hält es sehr schwer eine klare Anschauung von dem Laufe der Gewässer zu gewinnen, die, ohne von Ufereinschnitten begränzt zu werden, in mäandrischer Laune ihr Bett sich gegraben haben, in welchem sie sich während der trockenen Jahreszeit ruhig bewegen, und das sie mit dem ersten Regen verlassen, um dann eine Kette von unregelmäßigen Seen zu bilden, so daß sie unter einander in Verbindung treten, und ihre zahlreichen Bifurcationen ein vollständiges Netzwerk bilden und die Flächen in Inseln verwandeln.

Am 24 November erreichte man die kleine Ortschaft des Häuptlings Moyara, dessen Vater, einst ein gefürchteter Batokahäuptling, dem Sohn nur die Trümmer vergangener Größe und als Andenken seiner vergänglichen Furchtbarkeit 45 Menschenschädel als Trophäen seines entleerten Herrschersitzes zurückgelassen hatte, die durch einen Mord einer geschlagenen Matebele-Bande gewonnen worden waren. Livingstone erkannte darunter auch etliche Knabenschädel. Als Moyara ihm die Beobachtung bestätigte, und er gefragt wurde weßhalb sein Vater Kinder getödtet habe, gab er keck zur Antwort: „Um seine Grimmigkeit zu zeigen.“ — Ist es denn mannhaft Kinder zu erschlagen? — „Gewiß, denn sie hatten hier nichts zu suchen.“ Als ihm Livingstone zu bedenken gab daß die Matebele, wenn sie einst zurückkehrten, die That rächen möchten, entgegnete er: „Wenn ich ihre Annäherung erfahre, verstecke ich die Schädel.“

Einen andern Häuptling traf man bei dem „Freudenbrunnen.“ Er erzählte dem Entdecker daß sein Vater einst zu den weißen Kaufleuten nach Bambala gewandert sey. Alle Leute, setzte er hinzu, die dorthin gezogen seyen, wären gewöhnlich nicht wieder gekehrt, so verführerisch und reizend sey der Aufenthalt. Das Bambala war vermuthlich Dambarari, in der Nähe der portugiesischen Station Zumbo. Hier stieß Livingstone zum erstenmal wieder auf einen Eingebornen, welcher von den Europäern etwas wußte, denn sämmtliche Bewohner des Innern und des Barotse-Landes wurden erst durch Livingstone selbst mit dem Daseyn unserer Race bekannt. Der Vater des Häuptlings war zurückgekehrt „als es Zeit war dem Sohne die Zähne auszuschlagen,“ d. h. als er die Mannbarkeit erreicht hatte. Die Batokastämme beobachten nämlich die eigene Sitte, beiden Geschlechtern die obern Zähne auszuschlagen, sobald die Altersreife eintritt. Die untern Zähne, welche nicht mehr von den obern abgeschliffen werden, wachsen stärker und krümmen sich ein wenig. Dadurch erhalten die Gesichter den Ausdruck als ob sie früh gealtert seyen, und das Lachen vermehrt noch die Häßlichkeit. Dennoch halten die Batoka zäh an dieser von den Vätern ererbten Institution. Es gelang nicht einmal Sebituane, dem großen Feldherrn der Makololo und Unterjocher der Batoka, diese Sitte auszurotten, obgleich er hohe Strafen ankündigen ließ, denn niemals fand sich ein Angeber. Ueber den Ursprung dieser moralischen Plage wissen die Eingebornen nichts anderes anzugeben, als daß sie gern dem Rindvieh gleichen möchten, während sie behaupten ein Mensch mit Oberzähnen sehe dem Zebra ähnlich. Das Zebra aber hassen sie, wie sie umgekehrt für das Hornvieh zärtliche Verehrung zeigen. Etwas eleganter und geistreicher erklären die Makololo diese Sitte. Sie behaupten nämlich es habe einmal eine Batokafrau ihren Mann gebissen, und dieser zur Vermeidung ähnlicher häuslicher Zärtlichkeiten ihr die Zähne ausgeschlagen, worauf der Stamm dem Beispiel des vorsichtigen Ehemanns gefolgt sey. Schade nur daß diese Sage, welche vom Humor der Erfinder zeugt, uns in Unwissenheit läßt, weßhalb auch den Knaben die eheliche Waffe fehlt! Die Batoka am Zambesi sind ein erniedrigter, schwarzer und negergleicher Menschenschlag, während ihre Brüder auf den Rändern der Hochebene, von einer milchkaffeebraunen Hautfarbe, viel geweckter erscheinen. Von diesen befanden sich etliche im Gefolge Livingstone's, welche zur Vorsorge Ruder auf dem Marsche über der Schulter trugen, damit sie „als gute Schwimmer, wenn man an Flüsse käme und die Eingebornen die Reisenden nicht übersetzen wollten, bei Nacht die Kähne stehlen und sich ihrer bedienen möchten.“ Uebrigens gehen die Batoka einem tiefen Verfall entgegen. Sie haben sich nämlich angewöhnt Hanf (Cannabis sativa) zu rauchen, oder wie man in der Levante sagt, sich dem Genuß des Hadschisch ergeben. Dieser opiumartige Rausch, der durch heftiges Husten erkauft wird, versetzt den Patienten in eine Art von Raserei, und oft geschah es daß die Soldaten des Eroberers Sebituane vor dem Angriff sich durch dieses Mittel stärkten. Livingstone gab sich die größte Mühe Sekeletu zu einem Verbot dieses

Digitized by Google

Lasters zu bewegen, aber vergebens, obgleich unter den Makololo kein betagter Mann ist der versichern könnte das Hanfrauchen sey in seiner Knabenzeit schon bekannt gewesen. Die Portugiesen sollen Sklaven, welche dieses Lasters überführt werden, wie Verbrecher bestrafen, und gewiß haben sie Recht, wenn dieses Mittel zum Ziele führt.

Man erreichte jetzt das Gebiet, wo die Herrschaft Sekeletu's nicht mehr vollständig anerkannt wird. Bisher hatten die Häuptlinge der kleinen Ortschaften die Reisenden beständig mit Gaben an Mais und Bodennüssen versehen. Sie thaten es sehr gern, weil sie auf Befehl Sekeletu's damit ihren Tribut entrichteten, den sie sonst bis nach Linyanti hätten bringen müssen. Die Begleiter Livingstone's preisen das Land als ein Paradies. Die Ebene war offen, nur hie und da mit Baumgruppen geziert. Einen Feigenbaum traf man dort, der 40 Fuß im Umfang maß, und dessen ausgehöhltes Innere die Trümmer einer menschlichen Wohnung enthielt. Die Fläche war mit Wild übervölkert, das noch zahm wie im biblischen Paradiese graste. Auf geringe Entfernungen näherte man sich den Büffeln, den Hartebeesten, den Gnus [1], den Elenns, deren Ruhe nur bei Nacht von umherschweifenden Löwen gestört wird. Am 30 November kam man an den Höhenrand der Hochebene, wo das Wasser bei 202° zu sieden begann, also eine absolute Höhe von 5000 Fuß andeutete. Diese Strecke muß eines der gesündesten Länder auf dem Erdboden seyn. Nirgends finden sich stehende Gewässer oder Quellen, sondern überall verbreitet sich eine baumlose, von kurzem Gras übersproßte Fläche. Büffelheerden zeigen sich in großem Reichthum. Ein Stück daraus gelang es Livingstone, der sich an eine Heerde herangeschlichen hatte, mit einem Schusse niederzustrecken. Die Büffel schauten sich verwundert um, da sie nicht wußten von woher die Gefahr drohe dann nahmen sie ihren sinkenden Gefährten auf die Hörner, stoben aber, sobald sie die Jäger sahen, auseinander. Die Büffel nämlich und die Zebras haben das eigenthümliche, nie ein krankes oder verwundetes Thier unter der Heerde zu dulden, sondern sie stoßen und schlagen den Invaliden, bis er entweicht oder erliegt. Livingstone preist diesen unbarmherzigen Instinct als eine Wohlthat, als ob sich nämlich die gesunde Heerde vor jeder körperlichen Entartung durch ein beschädigtes Exemplar sichern wolle, allein das kaum unmöglich die Absicht der Natur seyn, da sich körperliche Mängel nicht vererben. Die Büffelheerden haben in der Regel ihren Anführer dem sie folgen, und dieß ist in den meisten Fällen eine Kuh. Während nämlich die Menschen den tapfersten zum Häuptling sich erlesen, so'gen umgekehrt diese Thiere unwillkürlich dem furchtsamsten, und das sind die Kühe, besonders wenn sie Kälber haben. Sie ergreifen zuerst die Flucht, und ihrer Bewegung folgt die Heerde. Man hat oft bemerkt daß Antilopenheerden oft nur aus Weibchen bestehen, obgleich man noch niemals beobachten konnte daß diese Amazonen ihre Männchen verjagten. Die Erscheinung erklärt sich vielleicht einfach dadurch, daß die Antilopenmütter, namentlich wenn sie Junge haben, viel scheuer sind und früher als die Männchen, denen sie an Schnelligkeit überlegen sind, davonlaufen, so daß zuletzt eine heerdenweise Sonderung der Geschlechter eintritt. Bei den Elephanten aber mag die Ursache eine andere seyn, allein gewiß ist daß nie beide Geschlechter gemischt in einer Heerde angetroffen werden, so daß jeder Kenner sogleich auf einem Bilde, wo er Männchen und Weibchen in einer Heerde sieht, den Künstler der Unwahrheit überführen darf. Die Büffel halten sich außerdem einen wachsamen Begleiter, der sie frühzeitig von Gefahren unterrichtet. Dieser Genius des Hornviehs ist ein Vogel (Textor erythrorhynchus. Smith), der in großer Anzahl mit den Büffelheerden lebt, und sich oft zahlreich auf den Nacken des Thieres niederläßt, um es vom Ungeziefer zu reinigen. Der Vogel hat ein viel schärferes Gesicht, und sobald er etwas drohendes wahrnimmt, steigt er auf. Die Büffel, dadurch gewarnt, erheben die Köpfe und setzen sich in Bewegung. Ein ähnlicher Vogel, Kala von den Bitschuanas geheißen, leistet dem Rhinoceros seine Dienste, weshalb auch die Bitschuanas, um ihre Lehnsabhängigkeit auszudrücken, von einem Häuptlinge sagen: er ist mein Nashorn, gleichsam als wären sie Kalas — Buphaga Africana. Die Haut des Rhinoceros beherbergt kein Ungeziefer, mit Ausnahme einiger wenigen Zecken. Der Vogel lebt also nicht von den Parasiten des Nashorns allein, sondern begleitet aus purer Loyalität den schwerfälligen Cameraden. Er hat scharfe dünne Klauen, mit welchen er sich, ohne dem Thier wehe zu thun, am Ohre festhalten kann, während er aus der Innern des Organs die Insecten entfernt. Das Nashorn ist äußerst kurzsichtig, würde also oft in Gefahr gerathen ohne diesen Begleiter, der rasch auffliegt und durch sein Geschrei den feindlichen Dickhäuter sogleich benachrichtigt.

Am 3 December erreichte man das trockene Bett des Nzuma, der bereits auf dem Ostabhang des Tafellandes fließt. Auch dort wie auf der Hochebene stieß man auf Trümmer ehemals volkreicher Ortschaften, aus denen die Eingebornen plötzlich hatten flüchten müssen, weil sie sonst die Mühlsteine wenigstens mitgenommen hätten, die man umhergestreut überall bemerkte. Am nächsten Tage langte man an dem ersten Dorfe rebellischer Batoka's, nach dem Ausdrucke der Makololo, an, das heißt solcher Stämme welche die Herrschaft Sekeletu's abgeschüttelt haben. Das erste Begegnen war nichts weniger als freundlich. Obgleich man den Batoka friedliche Versicherungen gab, zeigten sie ein finsteres Benehmen, und einer von ihnen drängte sich an Livingstone mit einer Streitaxt heran, welche er beständig drohend schwang; sein Körper zitterte vor Anregung, man erklärte ihn aber für wahnsinnig. Die Batoka ließen Redensarten fallen, wie diese: „Die hat uns Gott gesendet. — Sie sind verloren unter den zahllosen Stämmen. — Nicht einmal Schilde führen sie bei sich.“ Diese hatten die Makololo auf Sekeletu's Befehl zurücklassen müssen, um desto deutlicher ihre friedlichen Absichten kundzugeben. Man brachte die Nacht in gespannter Erwartung zu, aber nichts geschah; und als man am andern Morgen tiefer in das Land der freien Batoka oder, wie sie sich selbst nennen, Batongas zog, wurde die Stimmung immer gastlicher. Die Frauen kleiden sich etwas besser wie in Balonda, die Männer dagegen zeigen sich ohne Feigenblatt. Ihre Sprache ist nur dialektisch verschieden von den Negerdialekten im großen Thale des Hochlandes, so daß die Missionäre verhältnißmäßig leichtes Spiel haben werden. Man hörte Livingstone gern, wenn er den Stämmen himmlischen und politischen Frieden predigte. „Wie süß, sagte ihm die Schwester eines Häuptlings, ist es zu schlafen ohne daß man von Männern träumt, die uns mit

[1] Zwei Antilopenarten: A. Caama und A. Gnu.

Sveeren nachsetzen.“ Die Landschaft wird durch die zahlreichen Ameisenhügel verunziert, die auf den Flächen Düngerhaufen gleichen, im Walde aber bisweilen 40—50 Fuß Durchmesser und 20 Fuß Höhe erreichen. Am 12 December kam Regen, und zwar von Norden her. In dieser Richtung sah in diesen südlichen Breiten Livingstone zum erstenmal dieses Phänomen, denn im Lande der Bitschuanas kommt der Regen nur von Ost oder Nordost, während in Angola und Bunge Andonge, also näher dem Aequator, der Regen nur von Norden her zieht, weßhalb auch der Abputz der Häuser nach dieser Wetterseite überall weggewaschen ist. In den Wäldern ließ auch der Mokwa reza, d. h. Gottes Schwiegersohn (Micropogon sulphuratus?) seinen regenverheißenden Ruf: Pula, pula (Regen, Regen) hören. Der Vogel genießt bei den Eingebornen große Achtung wegen der angeblichen Gabe den Regen herbeizuziehen; in desto schlimmerem Ruf steht dagegen die Krähe, die man im Verdacht hat daß sie den Regen verhindere, weßhalb man, wenn Trockenheit sich einstellt, die Krähennester vernichtet. Am 18 Dec. erreichte man am Kafue, auch Kahowhe oder Bashukulompo genannt, einem linken mächtigen Nebenfluß des Liambye oder Zambesi, den Sitz des Häuptlings Semalembue, welcher von Livingstone schon gehört hatte, ihn reichlich mit Lebensmitteln beschenkte, und andächtig die Friedensbotschaft des Evangeliums vernahm, deren politische Folgen er aber vorzüglich im Auge hatte. Am Kafue bestieg Livingstone einen Hügel, der etwa 900 Fuß über dem Flußspiegel lag. Die Makololo staunten die Größe des Berges an, denn sie sind nur gewöhnt Ameisenhaufen als Bodenerhebungen ihrer Ebenen zu betrachten; auch lauschten sie immer mit zurückgepreßtem Athem, wenn ihnen Livingstone von Bergen erzählte, die ihre Häupter durch die Wolken stießen. Nie hatten sie etwas ähnliches gehört.

Bald darauf erreichte man den Zusammenfluß des Kafue, welcher aus einer waldbedeckten Ebene heraustrat, mit dem lange entbehrten, von Hügeln umgürteten Zambesi. Er hatte, seit man ihn bei den Victoriafällen verlassen, an Breite gewonnen, und vergeblich hätte man die Stimme angestrengt um sich von einem Ufer zum andern hörbar zu machen. Er floß mit 4½ Meilen (engl.) Geschwindigkeit in der Stunde, und sein auf der Hochebene klares Wasser hatte durch abgeschwemmtes Erdreich eine rothbraune Farbe gewonnen. Die Makololo sagen von dem Fluß: sein Geflügel und seine Fische sind stets fett. Kein Strom, bemerkt der Entdecker, besitzt an den Ufern größeres animalisches Leben. Hunderte von Büffeln, Zebras und Elephanten grasten auf den Ebenen. Die letztern wedelten sich beständig Luft mit ihren großen Ohren zu und arbeiteten rastlos mit dem Rüssel. Sie waren so zahm daß sie, ohne sich zu rühren, die Reisenden auf 200 Ellen Weite heranließen. Diese Thierscenen werden bald abhanden kommen. Sobald einmal dort die Büchsen knallen, wird der Reichthum und auch die Zutraulichkeit der Thierwelt in rascher Zeit verschwinden. Hornvieh war ehemals zahlreich, als Sekwebu, einer der Anführer unter Livingstone, als Knabe durch das Land zog, aber später erschien die furchtbare Giftfliege Tsetse, deren Stich die Ochsen tödtet, und vertilgte alle gehörnten Hausthiere. Die friedlichen Einwohner, von denen man willig Führer erhielt, sind eifrige Gartenbauer, von starken Gliedmaßen, großen Bauernhänden, und olivenfarbiger, ins Schwärzliche übergehender Haut. Die Weiber „verschönern“ sich ihr Gesicht damit daß sie die Unterlippe durchbohren und in die Oeffnung eine Muschel einsetzen, so daß die Lippe in gleichem Meridian wie die Nasenspitze steht — eine Schönheitsqual, womit sie nach Sekwebu's Ausdruck die Reize der Enten zu erschleichen suchen. Merkwürdig ist die Seltenheit von Zwergen und Krüppeln, welche wahrscheinlich, wie bei den meisten wilden Völkern beiseite geschafft werden.

Auch Albinos gehören zu den größten Raritäten. Bei den Bitschuana sah Livingstone einen solchen Knaben, der ganz den Typus seines Volkes, aber blonde Wolle auf dem Kopfe hatte. Der Vater wollte das Kind, welches ungewöhnliche Intelligenz besaß, tödten, die Mutter aber verweigerte es, worauf sie der Ehemann verstieß, bis sie ihren Sinn ändern würde. Die Mutterliebe hielt längere Zeit Stand, später aber erfuhr Livingstone daß die Frau nicht mehr ihren Mann entbehren wollte, und der Albino verschwunden war. Es mehrten sich jetzt die Zeichen daß man europäischen Ansiedlungen sich näherte: so empfieng man als Geschenk eine Schüssel mit Reis oder, wie sich der Geber ausdrückte, Weißmännerkorn. Auch wurde Livingstone zum erstenmale um Sklaven angebettelt, ein Zeichen daß man sich bereits den Gebieten des Menschenhandels näherte. Zugleich begegnete man einem Häuptling mit einer Flinte, der ersten die man in östlicher Richtung antraf.

Am 14 Jan. 1856 erreichte der Zug den Zusammenfluß des Loangwa mit dem Zambesi und stieß dort auf die Steintrümmer einer Capelle, unter denen man auch eine zerbrochene Glocke mit den Buchstaben I. H. S. entdeckte. Am andern Morgen setzte man eine Meile oberhalb der Mündung über den Loangwa in einem einzigen Boote, denn die mißtrauischen Einwohner hatten nicht mehr Fahrzeuge geliehen, obwohl sie noch zwei andere besaßen. Livingstone ließ zuerst seine Begleiter nach einer Insel im Strom übersetzen und suchte die Eingebornen, welche in verdächtiger Zahl am Strand sich bewaffnet sammelten, während das Boot kam und gieng, zu unterhalten, indem er ihnen seine Uhr, seine Brille und andere Siebensachen zeigte. Er bestieg zuletzt das Boot, und bei seiner Abfahrt wurden die Eingebornen freundlicher, denn sie hatten nicht die Absicht anzugreifen, sondern fürchteten schlimmes von Livingstone's Schaar. Am andern Ufer sah man die Trümmer vieler steinernen Wälle, wahrscheinlich eines frühern Forts, und überzeugte sich jetzt daß man Zumbo erreicht hatte, eine ehemalige Factorei der Portugiesen am Zambesi, welche auf allen Karten noch angegeben ist. Am 17 Jan. begegnete man einem Schwarzen, welcher eine Jacke und einen Hut trug, und von der portugiesischen Niederlassung Tete oder Nyungwé kam. Er unterrichtete Livingstone daß dieses Ziel seiner Reise nicht, wie er nach den Karten glauben mußte, auf dem linken, sondern auf dem rechten Ufer des Zambesi liege, und daß er, wenn er weiter ziehe, in das Gebiet des Mpende kommen werde, welcher mit den Portugiesen in Fehde liege. Livingstone wäre auf diese Nachricht gern über den Fluß gesetzt, allein in keinem Dorf wollte man ihm Fahrzeuge leihen, weil man befürchtete dadurch den Häuptling Mpende zu erzürnen. Man nahte sich endlich dem Sitz des Gefürchteten, der alle Botschaften unbeantwortet ließ. Am 23sten rückten seine Leute gegen Livingstone's Lager, seltsames Geschrei ausstoßend und mit rothen Gegenständen wehend, worauf sie Feuer anzündeten, um alle Zaubermittel der unheimlichen Gäste abzuwenden. Es bekam bald den Anschein daß es einen Zusammen-

Digitized by Google

ſtoß geben möchte. Livingſtone beobachtete daher die Politik des Eroberers Sebituane. Er ließ einen ſeiner Ochſen ſchlachten und braten, um die Kräfte ſeiner Streiter zu ſteigern. Die Makololos zeigten ſich übrigens begierig auf den Strauß, denn es waren hartgeſottene Krieger. „Bisher, ſagten ſie zu Livingſtone, habt Ihr uns nur mit Elephanten kämpfen ſehen, jetzt ſollt Ihr erfahren, was wir in der Männerſchlacht taugen.“ Sie ſprachen ſchon von den Kriegsgefangenen die ſie erbeuten, und denen ſie auf der übrigen Reiſe das Elfenbein aufladen würden; auch dachte man an eine Theilung von Mpende's Frauen. Endlich erſchienen, vielleicht vom Bratengeruch angezogen, ein paar Spione, denen man einen Schenkel zukommen ließ. Sie fragten nach einer Weile: wer Livingſtone ſey. „Ich bin ein Lekoa (Britte),“ erwiederte er, und öffnete zugleich ſeine Bruſt, damit ſie ſich überzeugen möchten ob er ein Mozunga (Portugieſe) ſey. Sie geſtanden daß ſie noch nie ſo helle Haut und ſo helles Haar geſehen hätten, und riefen freudig aus: „Ah! dann ſeyd Ihr von dem Stamm, der ſo viel Herz für den ſchwarzen Mann beſitzt.“ Dieſe Verſtändigung erſtreckte ſich bald auf Mpende, der nicht nur Frieden, ſondern auch Fahrzeuge zum Kreuzen des Fluſſes anbieten ließ, und nur bedauerte daß er, durch ſeine Zauberer in falſche Angſt geſetzt, zu ſpät gekommen ſey um an dem Rindsbraten mit Antheil zu nehmen.

So ſetzten die Reiſenden unverſehrt auf das rechte Ufer des Zambeſi über, welcher dort 1200 Yards Breite beſitzt. Die Gränzen der kleinen Häuptlinge am Fluß ſind alle ſcharf gezogen, und auf dieſen Gränzen üben ſie ſtrenges Jagdrecht. Wenn ein Wild auf ihrem Jagdgrund getödtet wird, ſo gehört ihnen diejenige Hälfte des Stückes, welche den Boden berührt. Auch darf der Jäger nicht eher Hand an ſeine Beute legen als bis er den Herrn des Grundes benachrichtigt hat, ſonſt verfällt dieſem das Ganze. So geſchah es bald darauf mit einem Elephanten, den die Reiſenden tödteten. Das Thier hatte einen unverſehrten und einen abgebrochenen Zahn; glücklicherweiſe fiel es auf die „ſchlechte Seite,“ ſonſt hätte der gute Zahn dem Häuptling gehört. Im Innern und oberhalb Zumbo weiß man nichts von dieſem Recht, doch beobachtet man den Gebrauch daß der Jäger, welcher dem Wild die erſte Wunde beigebracht hat, der Eigenthümer, der zweite Verwunder zu einem Hinter- und der dritte zu einem Vorderſchenkel berechtigt ſey. Livingſtone verließ jetzt den Fluß, um auf einem kürzern Wege Tete zu erreichen, und weil er nichts mehr beſaß um die Anforderungen der Häuptlinge zu befriedigen, durch deren Gebiet er zog; denn er beobachtete die Maxime, wenn er ſchenkte, reichlich zu geben, damit er nicht bei der Rückkehr zu erröthen brauche, zumal die Neger ſehr ſarkaſtiſch gegen Fremde ſind, die ſich ſchäbig zeigen. Ein ſtehender Witz in einem Stamm iſt es z. B. daß ſie von einem Europäer erzählen, der ihrem Häuptling „ein Gewehr ſchenkte, welches neu war als ſein Großvater von ſeiner Großgroßmutter gefängt wurde.“ Die Stämme nennen ſich Bambiri, obgleich Banyái ihr allgemeiner Name iſt, und leben in einer Art republicaniſcher Gliederung. Sie wählen ihre Häuptlinge und in der Regel nicht den Sohn, ſondern den Schweſterſohn des hingeſchiedenen Gebieters, oder ſuchen ſich, wenn ſie unzufrieden mit ihrer Obrigkeit ſind, einen Anführer wohl auch in einem Nachbarſtamm. Die freien Leute, d. h. ſolche die nicht als Sklaven verkauft werden dürfen, bilden unter ihnen eine eigene Kaſte. Sie ſind ein reinlicher und ſchöner Menſchenſchlag, ihre Hautfarbe iſt kaffeebraun, und was ſie vortheilhaft auszeichnet, iſt ihre Achtung der Frauen, die, ſeltſam bei dieſen Halbwilden, das häusliche Regiment führen, ſo daß man oft Reden hört wie: meine Frau gibt es nicht zu — meine Frau will nicht — ich muß erſt meine Frau fragen. Acht Meilen vor Tete oder, wie es die Eingebornen nennen, Nyungwé, machte Livingſtone Raſt und ſchickte die Empfehlungsbriefe des Biſchofs von Angola an den portugiſiſchen Commandanten, der ihm ſogleich ein Piket Soldaten entgegenſendete, ſo daß die treuen Makololos ihr Anrücken wie eine feindſelige Invaſion betrachteten. Die Portugieſen brachten ein europäiſches Frühſtück mit, und man mag dem Reiſenden gern glauben, wenn er verſichert in ſeinem Leben nie köſtlicher getafelt zu haben.

Leben und Lehren Geoffroy St. Hilaire's.

(Schluß.)

Welches iſt nun die Lehre Geoffroy's? Welches iſt der Grundgedanke von dem alle ſeine Forſchungen ausgiengen, auf den ſich alle beziehen? Es iſt die Demonſtration deſſen was ſeit den fernſten Zeiten ein beharrliches Gefühl geweſen war, daß nämlich in der ganzen unendlichen Menge organiſcher Formen ſich ein einiges Princip der Zuſammenſetzung, ein einiger alle andern unter ſich verbindender Typus verfindet. Dieſe „Einheit der organiſchen Zuſammenſetzung,“ deren Feſtſtellung er für die Aufgabe ſeines Lebens hielt, iſt, glauben wir, die großartigſte Idee welche die Philoſophie von der Zoologie überkommen hat.

Die Methode Geoffroy's läßt ſich in zwei berühmten Formeln zuſammenfaſſen: die Theorie der Analoga und das Princip der Connexionen. Mittelſt des erſtern hat er die anatomiſche Philoſophie (ſpäter die tranſcendente Anatomie genannt), mittelſt der zweiten die Teratologie oder die Wiſſenſchaft der Monſtra geſchaffen. Mit andern Worten, die Theorie der Analoga ſoll als die Einführung eines wahrhaft wiſſenſchaftlichen Geiſtes in das Studium der Zoologie betrachtet werden, das bis dahin faſt ausſchließlich deſcriptiv geweſen war, d. h. die Vernunft ſoll der Beobachtung zu Hülfe kommen. Ebenſo war die Zoologie keine Wiſſenſchaft, ſo lange man ſich damit zufrieden gab die Thatſachen nach ſinnlich wahrnehmbaren Charakteren zu beobachten, zu beſchreiben und zu claſſificiren; ſie wurde es erſt von dem Tag an wo die Claſſificationen conſtante Bauverhältniſſe zur Grundlage hatten. Sie war keine Wiſſenſchaft ſo lange man die Wallfiſche unter die Fiſche einreihte, weil die Wallfiſche ſchwimmen wie die Fiſche, die Fledermäuſe unter die Vögel, weil ſie fliegen wie die Vögel; allein ſie wurde es von dem Augenblick an wo man, den Schleier von den äußern ſcheinbaren Cha-

Digitiz

rakteren lüftend, viel wesentlichere Merkmale, die Bedingungen des innern Baues, entdeckt hatte. Bei Befolgung dieser Methode wird es einleuchtend daß man, bezüglich des Fortschritts der Wissenschaft, die „Verschiedenheiten" immer weniger in Anschlag bringen darf, dagegen sich mehr und mehr an die verborgenen, aber wesentlichen Bedingungen halten muß, welche die „Aehnlichkeiten" oder die constanten Bauverhältnisse offenbaren. Dieß ist die wahre Methode der philosophischen Anatomie; sie ist der Verstand welcher die durch Beobachtung gesammelten Thatsachen prüft und interpretirt.

Diese beiden Prämissen festgestellt, wollen wir sehen welches die wissenschaftliche Neuerung, die von Geoffroy angewendete Methode gewesen ist. Es genügt wenn wir Cuvier, seinen Nebenbuhler und den Gesetzgeber der Zoologie unserer Zeit, nennen um die Lage der Wissenschaft kennen zu lernen. Beobachten, beschreiben und classificiren waren die Principien der Methode Cuviers, Principien die er unaufhörlich wiederholt hat. Er rechnete es sich zum Ruhm an, sich einfach an die Thatsachen zu halten; die Einbildungskraft war ihm ein Gegenstand des Widerwillens; die „deutsche Schule" brachte ihn außer sich, und er hatte, mit einer Selbstgefälligkeit die seine Schule gut kennzeichnet, nur ein sarkastisches Lächeln für alle Denker, welche er als Träumer behandelte. Seine Arbeiten geben Zeugniß von seiner Liebe für die Thatsachen und von seinen bis ins Kleinste gehenden Forschungen; über die Thatsachen aber stellte Geoffroy die Ideen; die Gelehrsamkeit war ihm der Weg zur Wissenschaft. Folgendes Bruchstück ist eine interessante Skizze seiner Principien.

„Beim Antritt meines Professorats im Jahr 1793 hatte es in Paris noch keinen zoologischen Unterricht gegeben. Genöthigt alles zu schaffen, erwarb ich mir die ersten Elemente der Naturgeschichte der Thiere dadurch daß ich die meiner Obhut anvertrauten Sammlungen ordnete und classificirte. Um indeß ein für allemal das beste Classificationssystem das ich zu befolgen habe festzuhalten, mußte ich mir vor allen Dingen von dem Werth der Kennzeichen Rechenschaft geben, d. h. durch lange und mühsame Versuche erforschen was diese Kennzeichen mir constantes und nützliches an eigentlichen Verschiedenheiten böten, um sie zur Bestimmung der Wesen gebrauchen zu können. Jede Sitzung aber, die ich täglich in den Cabinetten des Jardin-du-Roi abhielt, gab mir einen sich stets gleichbleibenden Eindruck, so daß sich endlich die Ueberzeugung in mir feststellte: alle die vielen Thiere welche ich für verschieden hielt, und die ich, indem ich ihnen einen wissenschaftlichen Namen beilegte, als verschieden behandelte, seyen doch nur durch einige leichte, allgemein und augenscheinlich einen und denselben Bau nur mehr oder minder modificirende Attribute unterschieden. Wirklich war es nur eine leichte Modification, sobald ich deutlich wahrnahm daß der abweichende Punkt keinen Bezug auf das habe was man die wesentliche Beschaffenheit der Theile hätte nennen können; er betraf nur ihre respective Dimension. So erschien z. B. bei nahe verwandten Thieren jedes der organischen Materialien wieder in seiner Ganzheit. Zum Vorhandenseyn der Artverschiedenheit genügte die kleinste Abweichung in dem verhältnißmäßigen Volumen der associirten und constituirenden Materialien, die schwächste Alteration in Dimensionen, welche die wesentlichen Beziehungen in nichts abänderten. So genügt eine leichte Schattirung in der Farbe selbst zuweilen für die Unterscheidung von zwei Wesen, wie man dieß z. B. in Bezug auf den Haus- und Baummarder sieht — zwei Thierarten die man nie verwechselt, und welche sich doch fast nur durch die gelbgewaschene Färbung der Kehle bei dem Baummarder, und die ganz weiße bei dem Hausmarder unterscheiden. Bei den ornithologischen Schränken achtete ich in den Fächern nur auf die häufig und in vielfacher Gestalt vorkommende Wiederholung des Typus Vogel, d. h. ich unterschied nur die allgemeinen Züge, nämlich den Kopf, den Hals, den Rumpf, den Schwanz, die Flügel, die Füße; bei allen einen die Kinnladen umgebenden Hornschnabel: lauter genau wiederholte Dinge, welche überdieß an respective denselben Stellen vorhanden sind.

„Dieser selbe Versuch erheischte, wenn ich ihn bei Säugethieren anstellte, daß ich mich, damit bei allen die gleichen Rücksichten obwalteten, in größerer Entfernung hielt, und ebenso war es, durch eine ganz natürliche Progression, nothwendig mich weit mehr von den zu beobachtenden Gegenständen zu entfernen, wenn ich Thiere studieren wollte die sich durch mannichfaltigere und beträchtlichere Unterschiede auszeichneten, Unterschiede z. B. welche die gleichzeitige Beobachtung eines Säugethiers, eines Vogels, einer Eidechse, einer Schildkröte oder eines Frosches boten; selbst in diesem Fall aber blieb die Menge der Verschiedenheiten, obwohl sich große Abstände zwischen diesen Thieren erkennen ließen, doch weit geringer als die Summe der Beziehungen welche diese Thiere mit einander verbinden, und in Folge deren sie in eine und dieselbe Classe eingereiht werden, und einen Theil der gleichen Gruppe, der sogenannten Verzweigung der Wirbelthiere, bilden können.

„Dieß waren meine ersten Eindrücke als Zoologe. Zergliederungen, unter dem Einfluß dieser Eindrücke unternommen, lieferten entsprechende Resultate; alle innern Organe standen in vollkommenem Verhältniß zu denen der Peripherie des Wesens. Ein Zufluß arteriellen Bluts langt zu bestimmter Zeit an, um jeden Theil dieser Peripherie zu seiner definitiven Bildung zu bringen; um aber zu einer so regelmäßigen Vertheilung beizutragen, sind inwendig eine Menge verwickelter Apparate, die der Beobachter für unentwirrbar halten könnte, deren jeder aber seine bestimmte Aufgabe hat, und die alle in vollkommener Coordination zu einander stehen. Es ist eine und dieselbe Anordnung analoger Systeme, so daß der Zootom die gleichen Eindrücke davon erhält und die gleichen Schlüsse daraus zieht, wie der Zoolog, und es keinem Zweifel unterliegen kann daß die Thiere das Product eines und desselben Zusammensetzungssystems, die Vereinigung von organischen Theilen sind welche sich gleichförmig wiederholen." (Principes de Philosophie zoologique, p. 82.)

Die Erforschung der Aehnlichkeiten ist der charakteristische Zug der Arbeiten Geoffroy's; er hat sie in seiner „Philosophie anatomique" sogar zur Methode erhoben. Von jeher hatten die merkbaren Aehnlichkeiten die Menschen geleitet: jeder nahm die Analogien wahr welche zwischen der Hand des Menschen, der des Affen und den Pfoten der andern Thiere bestehen, und niemand konnte sich über die Analogie der Eingeweide im Thierreich irren. Allein obschon diese Analogien zu einer unbestimmten Idee von der Einheit der Zusammensetzung geführt hatten, waren sie in viel zu kleiner Anzahl vorhanden, und ermangelten zu sehr einer Verbindung, um dieser Idee wissenschaftlichen Werth zu geben. Geoffroy mußte von diesen merkbaren Analogien zu andern minder merk-

Digitized by Google

baren, aber doch reellen, übergehen; ſeine Anatomie war ganz philoſophiſch oder tranſcendent, weil ſie, den Geſichtskreis des Auges verlaſſend, ſich an den Geſichtskreis des Geiſtes wandte, der ſah was das Auge allein niemals ſehen konnte.

„Die Beweiſe von der Einheit des Plans, ſagt Profeſſor Owen, in der Conſtruction des Schultergliedes — ſey es ein Arm mit einer zum Greifen eingerichteten Hand, oder ein in einen Huf endigendes Vorderbein, ein Flügel oder eine Fleßfeder — ſind von jedermann anerkannt; die gleichen Knochen, Schulterblatt, Humerus, Vorderarme, Carpien, Metacarpien und Phalangien werden von dem Neuling in vergleichender Oſteologie bei dem Affen, dem Pferd, dem Wallfiſch, dem Vogel, der Schildkröte und dem Krokodil leicht erkannt. Allein das wichtigſte Geſetz welches das Vorhandenſeyn dieſer ſpeciellen Homologien regiert, hat die Aufmerkſamkeit der Beobachter unſers Landes nur wenig auf ſich gezogen. Indeß iſt die Erforſchung dieſes allgemeineren Princips der Conformität des Typus ein Studium welches keineswegs über das Feld der vergleichenden Anatomie hinausgeht.“ (Homologies, p. 127.)

So aber dachte Cuvier nicht: er ſchloß ſich ſtreng in das ein was er mit ſeiner ſchneidenden Sprache reelle Analogien, d. h. ſpecielle oder Art-Homologien nannte. „Aber, kann man mit Owen ſagen, wenn man die ſpecielle Homologie jedes Theils des divergirenden Fortſatzes, und den Rumpf der ihn ſtützt, in den verſchiedenen Arten, vom Menſchen bis zum Fiſch, unterſcheiden kann, ſoll der Geiſt dann den Beweis dieſes Geſetzes einer höhern Ordnung der untypiſchen Conformität, von welchem ſogar die Fähigkeit abhängt den untergeordneteren und noch ſpecielleren Correſpondenzen zu folgen, zurückweiſen?“ (Homologies, p. 133.) Dieſe Anwendung des Geiſtes ſowohl als der Augen, dieſe Zuſammenwirkung der Urtheilskraft mit der Beobachtung, charakteriſiren die philoſophiſche Anatomie. Für das durch die Einzelheiten hingeriſſene, durch ſeine Beobachtung der vielfachen „Unterſchiede“ irre geleitete Auge iſt der Flügel einer Fledermaus nicht dasſelbe wie das Bein eines Pferdes; für den Geiſt aber (der von allen Thatſachen welche das Auge beobachtet Notiz nimmt, und ſie nach der Claſſificirung interpretirt) iſt der Flügel einer Fledermaus im weſentlichen von derſelben Beſchaffenheit wie das Bein eines Pferdes, indem die Verſchiedenheiten einfach nur Abweichungen ſind welche von den Launen der Natur herrühren, deren Werk in ſeinem Ganzen doch nur eines iſt. [1] Die Embryologie kommt uns zu Hülfe, und zeigt uns daß zwiſchen der Hand und dem Fuße kein merklicher Unterſchied beſteht; der Embryo eines Menſchen, der eines Hundes, der eines Nagethiers ꝛc. zeigen nur eine Gliedform, und die Forſchungen von Agaſſiz und Paul Gervais über den Embryo der Fledermaus beſtätigen die Anſicht Müllers, welcher ſagt daß die Urform der Glieder faſt identiſch iſt, daß das Glied ferner beſtimmt ſey die Functionen des Schwimmens, Kletterns, Gehens oder Fliegens zu verrichten. Aus den nachfolgenden Entwicklungen erzeugen ſich dann die verſchiedenen Modificationen, welche zur Unterſcheidung der verſchiedenen Gruppen einer und derſelben typiſchen Form dienen. [2]

Indem man zugibt daß die Erforſchung der Aehnlichkeiten ein rechtmäßiges Feld der philoſophiſchen Anatomie iſt, fragt man ſich jetzt: aber wie ſoll man dieſe Aehnlichkeiten ſuchen, wer ſoll unſer Führer ſeyn? Eins iſt klar: wenn gewiſſe Analogien ſo offen da liegen daß das Auge ſie entdecken kann, ſo iſt der Grund darin zu ſuchen daß Aehnlichkeit zwiſchen allen oder faſt allen Exiſtenzbedingungen der verglichenen Organe vorhanden iſt; wenn ſich minder evidente Analogien vorfinden, ſo rührt dieß davon her daß die Organe welche einander unter gewiſſen weſentlichen Punkten ähnlich ſind, unter andern minder wichtigen Punkten von einander abweichen. Dieß einmal feſtgeſtellt, mußte man über die Art und Weiſe ſich verſtändigen wie dieſe relative Wichtigkeit zu beſtimmen ſey. Die Function konnte nicht als Führer dienen, denn dieſelbe Function wird von ſehr verſchiedenen Organen verrichtet; eben ſo wenig war es die Form oder die Structur, denn beide ſchwanken wie die Function; auch nicht die Dicke und die Farbe — mit Einem Wort, nichts von dem was bis jetzt angedeutet, angerathen worden war, erſchien in den Augen Geoffroy's ausreichend: er mußte nun ſelbſt auf den Führer den man zu folgen hatte hinweiſen. Es blieb nur die Wahl zwiſchen der relativen Lage und der gegenſeitigen Abhängigkeit der Organe; daran hielt er ſich wirklich, und dieſem verdanken wir die Theorie des Princips der Connexionen. „Ein Organ wird eher alterirt, atrophirt, vernichtet als anderswohin verſetzt;“ dieß war ſeine Maxime. [3]

Dieſes Princip der Connexionen war für ihn ein Licht, mittelſt deſſen er ſeine rudimentären Organe, durch welche ſo viele Anatomen in Verlegenheiten geſetzt wurden, und die noch jetzt Anlaß zu phantaſtiſchen Commentaren geben, erklären konnte. [4] Kurz und ohne Functionen, haben dieſe Organe nichtsdeſtoweniger ihre unveränderlichen Stellungsverhältniſſe, und Geoffroy findet beim Studium derſelben daß man ſelbſt da wo die rudimentären Organe fehlen, deren anatomiſche Elemente, nach ihren Wahlverwandtſchaften verſchieden gruppirt, unterſcheiden kann. Er wurde auf dieſe Art zum Geſetz des „Gleichgewichts der Organe“ geführt, wonach die übermäßige Entwicklung eines Theils ſtets auf Unkoſten eines andern Theils bewirkt wird, ſo zwar daß man neben einem rudimentären Organ gewöhnlich irgend ein anderes überentwickeltes Organ findet. Die Hypertrophie und die Atrophie reichen ſich, ſo zu ſagen, die Hand.

Uebergehend zum zweiten Theil der anatomiſchen Philoſophie, welche die ſchlagendſte Anwendung der Methode in ſich ſchließt, gelangen wir zur großen Frage der Teratologie. Bis zu der Zeit in welcher Meckel und Geoffroy angefangen hatten aus dem Chaos von Beobachtungen, Hypotheſen und ganz und gäbe Fictionen über die Monſtra eine Art Wiſſenſchaft zu machen, wurden die ſonderbaren Anomalien welche ſich häufig im menſchlichen

---

[1] Es ſcheint, ſagt Buffon, das höchſte Weſen habe nur Eine Idee anwenden, und ſie gleichzeitig bei allen möglichen Weſen anders geſtalten wollen, auf daß der Menſch eben ſo ſehr die Herrlichkeit der Ausführung wie die Einfachheit der Zeichnung bewundern könne.

[2] Gervais, Comparaison des membres chez les animaux vertebrés (Ann. des Sc. nat. Vol. XX. p. 38.

[3] Philos. anat. Vol. I. Vorrede XXX.

[4] Der Verfaſſer der Vestiges de la création betrachtet ſie als „unſchuldige Entwicklungseigenthümlichkeiten.“

Weſen und bei den Thieren zeigten, erſtens als unerklärliche Sonderbarkeiten der Natur, zweitens als das Ergebniß von präexiſtirenden Differmitäten, drittens als unerklärliche Unregelmäßigkeiten betrachtet, die man unter kein Geſetz bringen konnte. Im Wort Monſtrum ſelbſt lag ein Widerſpruch mit allen bekannten Geſetzen, und wenn ein Philoſoph der Welt geſagt hätte: „Dieſes Monſtrum iſt das Product genau derſelben Geſetze welche das normale Thier erzeugen," ſo hätte dieſer Ausſpruch jenes Erſtaunen, jene Verachtung auf ſich gezogen, die im Geiſt der Menſchen auftauchen wenn man zum erſtenmal ausſpricht: die geſellſchaftlichen und geſchichtlichen Erſcheinungen ſind, ſo launenhaft und brüsk ſie ſcheinen, die Reihenproducte abſoluter und erwägbarer Geſetze. Was Comte für die Geſellſchaftslehre (Sociologie), hat Geoffroy für die Teratologie gethan. Er betrachtet die Monſtra als organiſche Abweichungen: ſie ſind nicht das Erzeugniß des Zufalls oder der Laune; ſie haben ihre Geſetze; dieſe Geſetze ſind dieſelben wie diejenigen durch die alle Organismen ſich bilden; ſtatt eine Ausnahme von den allgemeinen Geſetzen der Organiſation zu bilden, dienen ſie nur dazu die Univerſalität dieſer Geſetze zu beweiſen. [1]

Der erſte, ſchlagendſte Beweis vielleicht von der Wahrheit hievon iſt die Thatſache daß die Monſtra, weit entfernt ganz unregelmäßig, unzurückführbar zu ſeyn, mit einer poſitiven Genauigkeit claſſificirt worden ſind welche mit der der zoologiſchen Claſſification rivaliſirt. Die Wiſſenſchaft hat die zahlloſen Varietäten der Thierwelt auf einige Ordnungen, Claſſen und einfache Familien zurückgeführt. Kaum iſt ein neues Thier aufgetaucht, claſſificirt es der Zoologe auch ſofort, nach ſeiner Gattung und ſeiner Art. Ebenſo iſt es mit den Monſtra; ihre Claſſification und ihre Nomenklatur ſind durch ganz Europa bekannt. Geoffroy ſelbſt hat dreißig Gattungen geſchaffen, und ſeine Nachfolger ſind bis zu fünfzig und einigen darüber gegangen. Dieſe Gattungen ſind in dreiundzwanzig Familien und fünf Ordnungen coordinirt. Der Grad der Vollkommenheit zu welchem dieſe Claſſification gelangt iſt, iſt der Art daß man in den von 1837 bis 1847 verfloſſenen zehn Jahren — einem Zeitraum während deſſen eine Menge Monſtra ſich zeigten, und mit der Sorgfalt beſchrieben wurden welche die Wiſſenſchaft dieſer wichtigen Frage widmet — nur einen einzigen generiſchen Typus entdeckt hat. Dieß iſt nicht alles: ein Teratologe kann überdieß, bei einem Hauptanzeichen, gerade eben ſo gut das Ganze der anormalen Organiſation beſchreiben, wie ein Zoologe das Ganze eines Thiers beſchreiben wird wenn er einen Theil davon ſieht. [2]

Wenn indeß die Monſtra nach den gewöhnlichen Geſetzen der Organiſation gebildet werden, wie erzeugen ſie ſich dann? Was iſt, wenn ſie organiſche Abweichungen ſind, die Urſache der Abweichung? Meckel, der nach Iſidore St. Hilaire die gegenwärtig aufgegebene Lehre von präexiſtirenden Keimen behauptete, glaubte daß die gewöhnlichen Geſetze der Entwicklung Anwendung fänden auf urſprünglich mißgeſtaltete Keime; ſie ſetzen durch keine organiſche Abweichung hervorgebracht, ſondern die organiſche Abweichung rühre von einer urſprünglichen Mißbildung her. Dieſe Lehre der Präexiſtenz iſt einer der großen Controversgegenſtände der Philoſophie; wir können ihrer hier nur im Vorübergehen Erwähnung thun, denn die Frage iſt auf peremtoriſche Weiſe entſchieden worden, als Geoffroy, mittelſt ſeiner berühmten Eierprobe, bewies daß man die Monſtra willkürlich hervorbringen könne, und zwar einfach in Folge gewiſſer während der Brutzeit veranlaßter Störungen. Nachdem er eine große Anzahl Eier in die Brüterei Autenils, alle genau unter denſelben gewöhnlichen Brutumſtänden, gebracht, ſtörte er deren Entwicklung auf verſchiedene Weiſe: die einen ſchüttelte er, die andern durchſtach er, mehrere brachte er in eine ſenkrechte Stellung auf das eine oder andere Ende, die Hälfte der Oberfläche der Schale machte er undurchdringlich für die Luft ꝛc. Er fand daß die Reſultate den verſchiedenen, bei Menſchen und Thieren beobachteten Monſtruoſitätstypen entſprachen. Dieſe Erfahrung war entſcheidend gegen die Theorie der originären Monſtruoſität. Der Embryo beginnt ſeine Entwicklung mit normalen Formen; wird er aber im Verlaufe dieſer Entwicklung geſtört, ſo weicht er ab und nimmt anormale Formen an. [1] Dieſem Princip iſt es zu verdanken daß wir nicht nur den Irrthum der alten Lehre erkennen, ſondern daß wir auch die wahre Theorie des Stillſtehens der Entwicklung bei einfachen Monſtra, ſo wie der Vereinigung ähnlicher Theile bei doppelten Monſtra begreifen.

Für jeden der die Theorie der Analoga, das Geſetz des Gleichgewichts der Organe und das Princip der organiſchen Abweichungen, welches die ſogenannten Monſtra bildet, genau ſtudiert hat, kann es daher wohl nicht ſchwer ſeyn die Lehre von der Einheit der Zuſammenſetzung zu begreifen — eine Lehre die zugleich der Ausgangspunkt und die Triebfeder Geoffroy's, der Zweck aller ſeiner Arbeiten, und die ihm voranleuchtende Fackel geweſen iſt. Wir haben ſchon angeführt daß Cuvier dieſe Lehre, die er mit ſo großer Heftigkeit bekämpfte, nie begriff; wir müſſen beifügen daß im Geiſte Geoffroy's ſelbſt eine gewiſſe Verworrenheit darüber geblieben zu ſeyn ſchien, welche ihn hinderte ſeiner Auseinanderſetzung alle Schärfe, alle Klarheit zu geben, welche ein ſo belangreicher Gedanke erheiſchte.

Geoffroy behauptete, es gebe einen einzigen Plan, einen einzigen Typus, nach welchem das ganze Thierreich conſtruirt ſey.

---

[1] Siehe auch Meckels Abhandlung über die vergleichende Anatomie; franz. Ueberſetzung, Vorrede, XXII.

[2] Geoffroy konnte eines Tags einer Mutter die Umſtände und den Zeitpunkt angeben welche den Zufall beſtimmten in deſſen Folge aus dem Fötus, mit dem ſie ſchwanger gieng, ein Monſtrum wurde. Einmal zeigte ihm ein Arzt an, er werde der Akademie ein Monſtrum acephalum vorlegen. „Werden Sie gleichzeitig auch das erſtgeborne dieſer Zwillinge und ihre gemeinſame Placenta vorlegen?" fragte Geoffroy. „Wie, erwiederte der erſtaunte Arzt, Sie haben es ſchon geſehen?" „Nein, ich weiß es erſt ſeit Sie es mir geſagt, aber dieß genügt mir," entgegnete der berühmte Teratologe.

[1] Wenn eine Mutter in den erſten Zeiten der Schwangerſchaft einen heftigen phyſiſchen oder moraliſchen Stoß erleidet; wenn dieſes Ereigniß eine lebhafte und plötzliche Zuſammenziehung des Muskelſyſtems und gleichzeitig des Uterus hervorruft; wenn die Fötalmembranen ſich auch plötzlich feſter zuſammengezogen finden, und daraus eine leichte Zerreißung entſteht, ſo können zwei Phänomene eintreten: nämlich das Abfließen eines Theils der Waſſer des Schafhäutchens, dann die Vereinigung der Lippen der kleinen Wunde der Membranen mit dem entſprechenden Punkt des Körpers des Embryo. Daher Adhärenzblätter oder Bänder, deren bald temporäres, bald dauerndes Vorhandenſeyn die Entwicklung mehr oder minder ernſt ſtört, ſey es daß ſie die Organe außerhalb der Höhlen, wo ſie Platz nehmen ſollten, zurückhalten, oder daß ſie ſich den Wiedervereinigungen, welche ſtatt haben ſollten, widerſetzten, oder daß ſie die Bildung der Theile, die anderweitig erſcheinen ſollten, verzögern oder ſelbſt hindern. (Iſidor St. Hilaire, Leben Geoffroy St. Hilaire's, S. 280.)

Digitized by Google

Cuvier behauptete, es gebe vier Typen, vier Plane. Und ſo lange die Frage mit den Worten und in den von Cuvier feſtgeſtellten Gränzen verhandelt wird, ſind wir genöthigt der Argumentation des letztern gewonnen Spiel zu geben. [1] Es iſt in der That einleuchtend daß der Bau eines Polypen nicht identiſch iſt mit dem einer Molluske oder eines Menſchen: Formen, Organe, Zahl der Organe, Subſtanz, Verrichtungen, alles weicht nicht nur von einander ab, ſondern unterſcheidet ſich in dem Grad daß es nicht auf einen einzigen und denſelben Typus zurückgebracht werden kann. Ein Thier das ein zuſammengeſetztes Skelett beſitzt, hat keine ſolche Körperbildung wie die eines Thiers das kein Skelett hat. Der Beweis Cuviers beſteht daher in einer leichten Aufzählung der charakteriſtiſchen Verſchiedenheiten, welche auf ſeine Zuhörer den Eindruck eben ſo vieler unwiderleglichen Beweiſe machen. Geoffroy fühlt wohl daß man ihn nicht begreift, und daß man ihm eben darum nicht antwortet; allein vergeblich müht er ſich ab ſeine Anſichten unter klaren, befriedigenden Formeln darzulegen. Er nähert ſich in dieſer Beziehung am meiſten dann dem Erfolg, wenn er, die Zweideutigkeit ſeiner Phraſe „Einheit des Plans“ fühlend, erklärt daß er unter dieſen Worten nicht die Vertheilungs- und Subſtanzeinheit, ſondern die „Einheit des Syſtems in der Zuſammenſetzung und Anordnung der organiſchen Theile“ verſtehe. So iſt ein Palaſt keine Hütte, er beſteht weder aus *denſelben* Materialien, noch iſt er nach *derſelben* Vertheilung dieſer Materialien gebaut; allein Hütte und Palaſt ſind beide das Product des nämlichen Architekturprincips, und beide ſind im Grunde genommen in Beziehung auf die Form und die Function dieſelben; bevor man einen Palaſt bauen konnte, muß man den Hüttentypus gehabt haben, aus dem der Palaſt hervorgegangen iſt; erſt dann konnte man die Idee eines Palaſtes, einer Hütte, eines Schloſſes, eines Hauſes von dieſem Urtypus trennen.

Die Idee trennen: hierin liegt der Kern der Frage. Der Philoſoph welcher ſich *auf poſitive Thatſachen* beſchränkt, wird die charakteriſtiſchen Verſchiedenheiten des Wirbelthiertypus, des Mollusken typus, des Typus der Articulirten und der Strahlenthiere anerkennen, und behaupten daß ſie von einander unabhängig ſind, gerade wie ein gewöhnlicher Menich es bei Paläſten, Schlöſſern, Häuſern und Hütten thun wird. Allein der Philoſoph welcher von derartigen Thatſachen zu andern, Ideen genannten, Thatſachen einer höhern Ordnung übergeht, wird, unter allen dieſen merkbaren Verſchiedenheiten verborgen, gewiſſe generiſche, conſtante, weſentliche Aehnlichkeiten anerkennen, die er ſtudieren und in ein Syſtem bringen wird, das er dann eine Lehre nennt. Indem er ſo handelt, ſetzt er nur das von ſeinen Gegnern in Anwendung gebrachte Princip weiter fort. Dieſe reduciren alle Varietäten von Thieren auf vier Typen, welche ſich durch unendliche Verſchiedenheiten unterſcheiden; er geht weiter, und bringt die Typen ſelbſt unter die Rubrik eines höhern Typus, den er als den Plan der organiſchen Welt verkündigt. Cuvier würde diejenigen in die Schule geſchickt haben um das A B C der Zoologie zu lernen, welche gezweifelt hätten daß alle *Wirbelthiere*, trotz der Mannichfaltigkeit der Säugethiere unter ſich ſelbſt, die Vögel, die Reptilien, die Fiſche insgeſammt nach einem einzigen Typus gebildet ſeyen; ins Irrenhaus aber hätte er, als Narren oder Träumer, diejenigen geſchickt welche ſagten die vier Typen ſeyen nur die Modificationen eines einzigen Typus!

Der Menſch und der Fiſch ſind die beiden Extreme des Wirbeltypus — vergleichen wir ſie: der eine lebt in der Luft und ſtirbt im Waſſer, der andere lebt im Waſſer und ſtirbt in der Luft. Der eine hat Organe welche ihm die Fähigkeit geben zu befühlen und zu ſprechen, der andere iſt ſtumm und der Hände beraubt. Der eine gebärt lebendige Junge, der andere legt Eier. Dieß ſind merkbare Verſchiedenheiten; die Anatomie enthüllt andere von beſtimmterer Natur. So hat der Menſch vier Herzen mit einer doppelten Circulation, der Fiſch hat nur zwei Herzen mit einer einzigen Circulation (die *Amphioxini* haben gar kein Herz). Der Menſch athmet mittelſt der Lungen, der Fiſch mittelſt der Kiemen; der Menſch athmet durch die Naſe eben ſo gut wie durch den Mund, allein „kein Fiſch hat ein von dem Athmungscanal durchzogenes Riechorgan“ (Owen). Der Menſch hat ein einfaches Wirbelſkelett, d. h. eine Rückgratsſäule, von welcher jeder Knochen ein Fortſatz oder eine Modification iſt; die Fiſche haben ſtets einige von der Säule unabhängige Gräten, [1] *wenn ſie Gräten haben*, was nicht immer der Fall iſt (z. B. die Ammocoeten). Kein Fiſch hat einen Markcanal, und bei dem Lancelet iſt das was als Skelett dient nicht einmal Knorpel, ſondern eine einfache Membrane. Der Menſch hat ein zuſammengeſetztes Gehirn, es gibt Fiſche welchen daſſelbe gänzlich fehlt. Rathke und Geoffr haben erwieſen daß die *Branchioſtomen keine Spur eines Gehirns oder einer andern encephaliſchen Entwicklung* bieten. (Cyclo. Anat. and Phyſ., Artikel Pisces; Owen, Lectures on Comp. Anat.) Ferner hat kein Fiſch einen Grimmdarm oder einen Blinddarm, oder irgend etwas dieſem ähnliches; bei den Fiſchen iſt der Unterſchied zwiſchen den dicken und den dünnen Eingeweiden nicht vorhanden; allein die Eingeweide einiger (z. B. der Seebarbe) werden von Rathke mit denen der Mollusken verglichen, weil ſie in die Falten der Leber eingehüllt ſind, während ſie beim Zitteraal ſo geordnet ſtehen wie man es bei den Cephalopoden, und auf eine *ganz andere* Art als beim Menſchen, beobachtet; ſo zieht der Nahrungscanal durch den Leib hinauf und endigt an der Wurzel der Zunge unterhalb des Schlunds. Kein Knochenfiſch hat nach Cuvier ein Pancreas (eine Gekrödrüſe); bei mehreren findet ſich nicht einmal eine Spur jener Cöcalfortſätze welche man als das proviſoriſche Organ des Pancreas betrachten könnte, das ſich beim Stör drüſenartig conglomerirt. Wir könnten dieſe Details ins unendliche treiben, wir wollen ſie jedoch mit Anführung eines Familiencharakters ſchließen, der ſeine Bedeutung haben muß, wenn man darüber nach der Strenge urtheilt womit Cuvier und ſeine Schule auf der *Stellung* der Organe verharren: bei dem Fiſche nämlich ruht der Kopf auf den Blutumlaufs- und Athmungsorganen, ſo zwar daß die Organe der Verdauung und der Reproduction, welche unmittelbar hinter ihnen kommen, unter den erſten Wirbeln der Säule ſind.

---

[1] Daher kommt es daß die meiſten Zoologen für Cuvier ſind, und daß Comte ſelbſt ſich auf ſeine Seite ſtellt, und Blainville wie gewöhnlich ſeinem Beiſpiel folgt.

[1] Z. B. die Lampris guttata.

Digitized by Google

Man wird sagen, dieß sind nur Grad-, nicht aber Artverschiedenheiten; sie unterscheiden den Fisch von dem Menschen, aber sie berühren den Typus nicht. Der Wirbelbau ist stets da um den Typus zu bilden. Wir antworten: 1) daß bei einigen Fischen keine Wirbelsäule vorhanden ist, während bei einigen Mollusken (den Cephalopoden z. B.) eine rudimentäre Säule sich findet, so zwar daß der Typus nicht constant ist; 2) daß dieser Wirbelbau ein rein willkürlicher Charakter ist. Man hat ihn als Anzeichen eines Typus gewählt, und solange man sich auf die Convenienzen der Classification beschränkt, ist dieß ein vortreffliches Anzeichen; allein es ist ein großer philosophischer Fehler wenn man einen subjectiven Kunstgriff gebraucht um eine objective Realität zu erzwingen. Man könnte mit eben so viel Recht die Einheit der Zusammensetzung des gesellschaftlichen Organismus in Abrede ziehen, weil wir die Menschen in Regierende und Regierte, Herren und Diener, Gewerbtreibende, geschickte oder ungeschickte Handwerker, Arbeiter ꝛc. eintheilen; lauter Unterschiede die sich auf specifische Stellungs- und Functionsunterschiede gründen, und die alle aus derselben Ursache wie diejenige welche die Thierwelt unterscheidet, nämlich aus „der Theilung der Arbeit" hervorgehen.

Die Classification ist eine subjective Art, auf verständliche Weise die objective Mannichfaltigkeit der Thiere zu begreifen. Die Natur bringt keine Classen hervor. Die Natur hat keine Typen, seyen es Wirbeltypen oder andere. Sie arbeitet nach ihrer eigenen Methode, und wir stellen uns, in unsern Bemühungen diesen geheimnißvollen Wegen zu folgen, Markpfähle da und dort hin, um unserm Weg die gehörige Richtung zu geben, und um denen die nach uns kommen hülfreich unter die Arme zu greifen. Wird aber, wenn wir die Entfernung unserer Markpfähle ändern, unsere Systemsänderung auch die Wege der Natur ändern? Keineswegs. Ebenso machen wir, wenn wir den Wirbeltypus zur Basis nehmen, und alle diejenigen Thiere darunter einreihen welche ein inneres Skelett haben, sehr nützliche Notizen, allein wir bestimmen keine Realitäten, wir trennen die Wirbelthiere von den Mollusken und den Articulirten nicht anders als in der Idee; denn wenn wir, statt des Skeletts oder der knochigen Umhüllung, das Nervensystem zum Ausgangspunkt nehmen, so wird die Einheit der Zusammensetzung auffallender, indem die aufsteigende Reihe der Modificationen, von den Nematoneura ausgehend, augenscheinlich nichts anderes ist als die verschiedenen Specialisationen eines einzigen Gewebes, eines einzigen Systems. Es gibt allerdings Unterschiede, und es ist überflüssig sie aufzuzählen; denn je verschiedener die Thiere und je merkbarer diese Unterschiede sind, um so gewisser müssen Bauverschiedenheiten vorhanden seyn. Allein dieß sind Verschiedenheiten welche durch eine gemeinschaftliche Identität unter sich verbunden sind.

Lassen wir aber die Prüfung des Skeletts beiseite, und fassen wir das Nervensystem ins Auge. Die beiden Unterabtheilungen des Thierreichs, die Wirbelthiere und die Mollusken, sind vor uns. Bei den Cephalopoden bemerken wir gewisse ösophagische Ganglien, welche, unter den Beziehungen der Gestalt, der Stellung und des Gewebes, dem Gehirn der Fische nahekommen (außerdem daß sie in einem knorpeligen Hirnschädel sind). „In den nackten und höheren Formen hat der hintere und supra-ösophagische Theil die concentrirte und lappige Form eines Gehirns erlangt, von wo dicke Nerven ausgehen, welche die Organe der Sinne mit einander verbinden, und von wo rückwärts, den Medianplan verlängernd, zwei dicke Nervenstränge herabsteigen, zusammengesetzt aus den Bewegungs- und ganglionösen Nerven, welche oberhalb der Unterleibseingeweide liegen wie die Spino-Cerebralachse der Wirbelthiere." Allein sie sind noch nicht in eine Knorpelröhre, die erste und einfachste Bedingung der Wirbelstructur, eingeschlossen. „So sind, ruft Dr. Grant sich kurz zusammenfassend, alle großen Nervensysteme der Wirbelthiere schon im Cephalopoden entwickelt, und die großen Nerven-Mittelpunkte treten dort longitudinal oberhalb des Nahrungscanals und des Systems der Circulation auf, wie dieß bis zum Menschen herauf ununterbrochen stattgefunden hat." Kurz, derselbe Verfasser fügt bei: Aus einer Reihe von Umwandlungen und Entwicklungen im Nervensystem der Wirbellosen haben wir die großen Mittelpunkte dieses selben Nervensystems um den Oesophagus angehäuft und endlich der Länge nach oberhalb des Canals erstrecken sehen. Wie bei den Cephalopoden sehen wir bei den letzten der Knorpelfische — in den langen cylindrischen Körpern der Lampreten, der Myxine und des Gastrobranche — zwei winzige Nervenstränge, welche sich längs des Rückens erstrecken und kaum durch eine Knorpeldecke geschützt sind, die sich indeß fortsetzt, indem sie an ihren Cerebralganglien eine solidere Form annimmt;[1] wir sehen sonach daß die wirbellosen Thiere auf eine sehr markirte Weise mit den Wirbelthieren durch das Nervensystem, von weniger hervorspringenden Punkten knochiger Verwandtschaft zu geschweigen, in Verbindung stehen." „Ein knorpeliger Hirnschalwirbel coëxistirt, sagt Owen, bei den höchsten Thieren auf der Leiter der Wirbellosen mit einem dermal-kalkartigen Skelett, und es gibt keinen auffallenden Contrast wenn man von da zur Prüfung des Skeletts der Wirbelthiere übergeht, besonders wenn es sich um Fälle handelt ähnlich denen der Fische und selbst denen der Reptilien (Lepidosiren und Schildkröte), bei welchen das äußere und das innere Skelett coëxistiren."

Die Idee welche Geoffroy auszudrücken versuchte, scheint uns diese zu seyn: Man darf die Einheit der Zusammensetzung nicht in der Gestalt der Thiere, in der Gesammtheit ihrer Theile suchen, sondern in der progressiven Wiederholung und der progressiven Verwicklung der von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt ausgehenden und nach einem Plan oder einem gemeinschaftlichen Vorgang gebildeten Theile. Stellen wir die organischen Materialien durch die Buchstaben des Alphabets dar, so können wir sagen daß es eine Einheit der Zusammensetzung in der Sprache gibt. Die Gesetze der Sprachlehre sind inmitten aller Mannichfaltigkeiten der Phrase constant. Die Rede hat ihre Typen: Verba, Substantiva, Adjectiva ꝛc. Der Satz sey einfach oder zusammengesetzt, dieser Plan ist derselbe. Sonach: „Behaltet! — Behaltet dieses Buch. — Behaltet dieses vortreffliche Buch. — Behaltet in eurer schönen Hand dieses sehr verwickelte Buch, das einen großen Einfluß auf die Welt ausübt." Diese Sätze können dazu dienen der Einbildungskraft

[1] Meckel sagt, S. 545: „Man sieht daß sich im Embryo zuvörderst der Rückentheil oder der Bogen der Wirbel kundgibt. Untersuchet die Cephalopoden, und ihr werdet nur eine Spur des Rhachis finden, der einzig und allein dem Bogen der Wirbel der höhern Thiere entspricht." Vergleichende Anatomie, I. 519.

Digitized by Google

die progreſſive Reihe der Thiere, vom einfachſten bis zum zuſammengeſetzteſten, darzuſtellen, und wir werden darin einen einzigen Plan entdecken inmitten der verſchiedenen Materialien, ein einziges Baugeſetz das bloß in ſeinen Details ſchwankt. Oder aber, eine noch ſchlagendere Analogie, nehmet die Reihenentwicklung der Wiſſenſchaften. Es gibt keinen poſitiven Denker, der in Zweifel zu ziehen wagt daß die Wiſſenſchaften, wie verſchieden ſie auch ſeyen, keine Einheit ſind. Die Wiſſenſchaften haben eine Methode welche einzig iſt, eine Organiſation welche einzig iſt, und ſie entwickeln ſich in einem Reihenfortſchritt von der einfachſten bis zur zuſammengeſetzteſten, indem jede nur eine Wiederholung der vorangehenden iſt, aber unter mannifacheren Bedingungen. Die Biologie ſteht der Phyſik eben ſo fern wie die Säugethiere den Mollusken, und doch weiß der Geſchichtſchreiber der Entwicklung daß es im einen wie im andern Fall eine Einheit der Zuſammenſetzung gibt.

Die Stellung der Vereinigten Staaten zum chineſiſchen Reich.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika waren die erſten welche nach dem Frieden zu Nanking (29 Aug. 1842) herbeikamen, und an China die Forderung ſtellten mit ihnen einen Freundſchafts- und Handelsvertrag zu ſchließen. Die Verhandlungen zwiſchen der alten Monarchie und der jungen Republik, zwiſchen dem Stellvertreter des ewigen Himmelsſohns und des auf wenige Jahre gewählten Beamten enthalten ſo viele dramatiſche, in einem fortwährenden Gegenſatz ſich bewegende Vorfälle, wie ſie nur ein genialer Dichter hätte erfinden können. „China," ſchreibt John Tyler (12 Jul. 1843) dem Kaiſer, „iſt ein mächtiges Reich, welches ſich über einen großen Theil der Welt erſtreckt; die Chineſen ſind ein zahlreiches Volk. Die 26 Staaten unſerer Union — jetzt ſind es 31, und im nächſten Jahre werden es 36 ſeyn — ſind ſo groß wie China, wenn auch nicht ſo ſtark bevölkert. Die aufgehende Sonne ſcheint über die großen Berge und großen Flüſſe eures Reiches; die untergehende Sonne beleuchtet die gleich großen Berge und Ströme unſers Landes. Unſer Gebiet erſtreckt ſich von Ocean zu Ocean; im Weſten trennt das Weltmeer unſere beiden Staaten. Verlaſſen wir die Mündungen unſerer großen Flüſſe und ziehen gen Weſten, ſo kommen wir nach Japan und zum gelben Meere. Zwei ſo mächtige benachbarte Nationen müſſen freundlichen Verkehr mit einander pflegen; es iſt der Wille des Himmels daß ſie ſich mit Achtung begegnen und verſtändig handeln. Dazu bedarf es aber feſter Normen, beſtimmter Geſetze. Einer der Weiſen und Gelehrten unſers Landes, Caleb Cuſhing, hat den Auftrag nach Peking zu gehen um dort das nöthige zu beſprechen und feſtzuſetzen. Iſt der Vertrag von Ihrer Hand unterzeichnet, ſo werde auch ich, hiezu bevollmächtigt von dem großen Rath unſerer Nation, dem Senat, meinen Namen darunter ſetzen."

Der Geſandte Caleb Cuſhing gehört zu der vorgerückten Abtheilung der demokratiſchen Partei; er iſt ein entſchiedener, bloß auf das Weſen der Sache zielender, und rückſichtslos handelnder Mann. Jedes Wort, jeder Brauch, welcher auf Unterwürfigkeit, auf eine tributbringende Geſandtſchaft gedeutet werden konnte, mußte von den Chineſen beſeitigt werden. Selbſt die Namen ihres Landes, ihrer Fürſten und Großen durften ſie nicht, wie es die alte Sitte will, über die Zeilen hinaufrücken. Geſchenke, die allgemeine Gewohnheit des Morgenlandes, wurden weder gegeben noch angenommen. Solche Nichtigkeiten ſeyen ungeeignet im Verkehr zwiſchen großen Staaten. „Die fremden Geſandten," ſo belehrt Cuſhing den Statthalter von Kuangtong und Kuangſi, „vertreten die Stelle ihrer ſouveränen Nationen. Jede Mißachtung welche ihnen widerfährt, wird von den Staaten gerochen: die Geſandten haben das Recht zu kommen und zu gehen nach Belieben. Nach weſtlicher Sitte erſcheinen ſie ungehindert an den Höfen, begrüßen die Fürſten und unterhandeln mit ihren Miniſtern. Werden die Geſandten, die Mittler des Friedens, zurückgewieſen, ſo bleiben bloß Truppen und Schiffe, die Werkzeuge des Kriegs."

Man hat dieſen auffallenden, inhaltsſchweren Schlußſatz in Peking wohl verſtanden und alle Forderungen gewährt. Dieß iſt geſchehen mittelſt des Vertrags von Wanghia, Mongha in der örtlichen Mundart, ſo genannt nach einem Dorf unfern Macao's, wo er (3 Jul. 1844) unterzeichnet wurde. China mußte ſich des Rechtes begeben ſeine Zollſätze in ſelbſtſtändiger Weiſe abzuändern, es könne dieß nur mit Beirath und Zuſtimmung amerikaniſcher Bevollmächtigten geſchehen. Selbſt ein mittelbarer Zutritt zum Kaiſer mußte, nach wiederholter Weigerung, gewährt werden. „Denkſchriften der Regierung der Vereinigten Staaten ſollen durch jenen Abgeordneten welcher die Beziehungen fremder Völker zum Mittelreiche überwacht, dem Hof zu Peking überſandt werden, oder auch durch die Oberſtatthalter aller am Meer angränzenden Provinzen bis hinauf zum Kiang."

Dieſe Bedingungen wurden nicht eingehalten; an andern Klagen fehlte es ebenfalls nicht. Zwiſtigkeiten, Raufereien und ſelbſt blutige, kriegeriſche Händel zwiſchen den Chineſen und den Amerikanern, welche die letztern nicht ſelten, namentlich durch Schmuggelgeſchäfte, herbeiführten, ſind mehrere vorgefallen. Californien war erworben. Die Machtſtellung der Republik im ſtillen Ocean iſt viel bedeutender, ihre Beziehungen zu Oſtaſien ſind inniger und mannichfacher geworden als zur Zeit der Uebereinkunft von Wanghia. Neue Bedürfniſſe, neue Wünſche ſind in der Union entſtanden. Deßhalb dachte man, obgleich beſtimmt war erſt 1856 könne eine Reviſion ſtattfinden, ſchon beim Anfang der fünfziger Jahre in Waſhington daran eine Aenderung in den Vertragsbedingungen vorzunehmen. Marcy, Staatsſecretär für die auswärtigen Angelegenheiten unter Pierce, hatte mit einem der entſchiedenſten und fähigſten Männer der Union Rückſprache genommen. Dieß iſt Walker, Finanzminiſter unter Polk und jetzt Statthalter in Kanſas. Walkers Anſichten und Plane in Betreff der Stellung in welche China zur übrigen Welt und namentlich zur Union gebracht werden müſſe, ſind in einem Brief an Marcy enthalten, welcher erſt

vor kurzem veröffentlicht wurde. Es ist ein denkwürdiges Schriftstück, hereinspiegelnd in die Gegenwart die Ereignisse künftiger Jahre.

„Ich möchte bevollmächtigt werden," so schreibt Walker, „einen Vertrag zwischen den Vereinigten Staaten und China abzuschließen, auf dem Grund eines unbedingten Freihandels in allen Gegenständen welche in den beiden Ländern wachsen, darin erzeugt oder fabricirt werden. Ist dieß nicht möglich, so soll wenigstens der Vertrag diesem Grundsatz sehr nahe kommen. Zu gleicher Zeit müssen wir das Recht an den chinesischen Küsten zu fischen, mit Einschluß der Wallfische, der Perlen und anderer Fischereien, so wie den hiemit in Verbindung stehenden freien Gebrauch der Küsten und Häfen zu erlangen suchen. Die Befahrung ihrer Flüsse durch Dampf und in andrer Weise, die Freigebung ihrer Häfen und Landungsplätze zur Aus- und Einfuhr, endlich die Minderung oder gänzliche Abschaffung der Ausgangszölle müssen die Chinesen ebenfalls gewähren. Unsre Bürger sollen berechtigt seyn jeden Handel, jedes rechtmäßige Geschäft in China zu betreiben, mit Einschluß der Anlegung von Eisenbahnen und Telegraphen.

„Ich möchte bevollmächtigt werden ähnliche Verträge mit Japan, mit Korea, Cochin-China und andern unabhängigen asiatischen Staaten, mit welchen wir noch nicht in vertraglichen Verbindungen stehen, abzuschließen.

„Ich möchte bevollmächtigt werden, wenn die Mandschu im Kampfe mit den Rebellen unterliegen, diese als eine thatsächliche Regierung anzuerkennen, mit ihr zu unterhandeln und ohne weitere Verhaltungsbefehle Verträge abzuschließen.

Das Cabinet Pierce ist auf diese Anträge nicht eingegangen; die Gesandtschaft des Hrn. Walker ist unterblieben. Man hat im Gegentheil bald unfähige, bald unkundige Männer nach dem Mittelreiche geschickt, wie zu jener Zeit auch mit andern Gesandtschaften und Consulaten geschehen. Diese Leute haben sich schnell aus ihrer unbehaglichen Stellung zurückgezogen, so daß man zu Washington den Entschluß faßte dem Arzt und Missionär Dr. Parker die Stelle eines Bevollmächtigten der Vereinigten Staaten in China zu übertragen (1855). Parker ist wegen seiner Rebellenfreundlichkeit bei den Kaiserlichen nicht beliebt; mehrere Maueranschläge sind gegen ihn erschienen; es hieß sogar die chinesische Regierung wolle ihn nicht anerkennen. Der evangelische Sendbote zeigte sich, wie man leicht hätte voraussehen können, seinem neuen schwierigen Amte nicht gewachsen. Die erfahrenen, in China lange Zeit lebenden amerikanischen Geschäftsleute erhoben Klagen über Klagen ob des Unverstandes und der Nachlässigkeit ihrer Regierung. Diese Regierung trage, weil sie vor entschiedenen Schritten zurückschrecke, zum Theil die Schuld der mit jedem Jahre nachtheiliger sich gestaltenden Handelsbilanz. War doch die Ausfuhr der Vereinigten Staaten nach China während des letzten Jahrzehnts (1846—1855) in runder Summe bloß 20, und die Einfuhr aus China 82 Mill. Dollars. [1]

Präsident James Buchanan richtete seit vielen Jahren seinen umfassenden Blick auch nach Ostasien. Eine vollständige Aenderung in der Stellung China's zur übrigen Welt erschien ihm damals schon eine unumgängliche Nothwendigkeit. Hiezu kommen jetzt die blutigen Zwistigkeiten der Engländer und ihre großartigen kriegerischen Maßnahmen gegen das Mittelreich. Die Vereinigten Staaten wollen und müssen ebenfalls handelnd auftreten, wenn auch nicht in der von England gewünschten Weise. Dem Antrag eines Bündnisses Amerika's mit den Westmächten gegen China wurde zu Washington keine Folge gegeben. Dieß wäre ein Bruch gewesen jener von Washington seinem Volk hinterlassenen Staatsweisheit, keine bindenden Allianzen mit fremden Staaten einzugehen. Selbst die zum Theil nothgezwungenen kriegerischen Maßregeln der Amerikaner in China während der letzten Monate des vorigen Jahres (1856) wurden in Washington mißbilligend aufgenommen. Alle diplomatischen Stellen in Ostasien, Japan eingeschlossen, sollen mit andern Leuten besetzt und selbst die Befehlshaber des indochinesischen Geschwaders geändert werden. Die wichtigste Ernennung ist bereits erfolgt. Einem ehemaligen Rechtsgelehrten, Herrn Reed zu Philadelphia, wurde die Gesandtschaft in China übertragen. Hr. Reed, der neue Botschafter Nordamerika's in China, ist wohl angewiesen den gerechten Klagen seiner Mitbürger abzuhelfen, und die Beziehungen China's zu Amerika, nach den Bedürfnissen der Zeit, auf dem von Walker vorgezeichneten Grunde umzugestalten, wo nur immer möglich in friedlicher, freundlicher Weise. Herr Reed wird ohne Zweifel seinen Blick auch weiter hinauf gen Norden richten, nach den russischen Erwerbungen in der Mandschurei und im Amurgebiete. Amerikanische Fahrzeuge von Californien, Oregon und Washington besuchen nämlich jetzt bereits in ziemlicher Anzahl diese Gegenden; mittelst des Amur verspricht man sich in Zukunft einen bedeutenden Handel mit Nordasien und Sibirien zu eröffnen. Eiserne Flußdampfer sollen den Fluß weit hinauf befahren können, sein Rinnsal gebe, selbst auf langen Strecken, vierzehn Fuß Wassertiefe. Um die Fähigkeiten und Verkehrsverhältnisse jener ausgedehnten Länder zu erforschen, hat der neuernannte amerikanische Consul für die Amurgegenden, Hr. M. Collins, die Reise nach dem Orte seiner Bestimmung über St. Petersburg, Moskau und Irkutsk zurückgelegt. M. Collins besuchte, wie er im amtlichen Bericht an seine Regierung meldet, die russisch-chinesischen Handelsstationen Kiachta und Maimatschin, er wurde von den Beamten der beiden Reiche, sowie von den russischen und chinesischen Kaufleuten sehr freundlich aufgenommen und zuvorkommend behandelt. Bei einem ihm zu Ehren gegebenen Mahle haben sie nacheinander die Gesundheit des Kaisers von Rußland, des Präsidenten der Vereinigten Staaten und des Kaisers von China getrunken und mit passenden Reden eingeleitet. Ein Toast auf den ersten Beamten der Union, unsern der Geburtsstätte des Tschinggis Chakan — wahrlich ein denkwürdiges, bedeutsames Ereigniß, beschämend sowohl für diejenigen welche den Fortschritt der Menschheit läugnen, wie für jene welche ihn zu hindern suchen. [1]

Die Stellung des neuen amerikanischen Gesandten in China ist eine sehr schwierige. Es gehören die verschiedensten, die glänzendsten Eigenschaften und selbst günstige Umstände dazu, um den

[1] Report on the Commerce of the United States with all foreign nations I. 522.

[1] In einer Ende 1849 in der Provinz Fokien erschienenen chinesischen Geschichte und Geographie der fremden Nationen wird Washington gerühmt, „weil er jede Auszeichnung für seine Verwandten verschmähte und eine Wahlregierung einführte. Dadurch und wegen Vermeidung des Krieges sey Nordamerika schnell zu einem blühenden Reich emporgewachsen."

Digitized by Google

mannichfachen Anforderungen zu genügen. Hr. Reed hat es nicht bloß mit den Chineſen, er hat es mit Engländern und Franzoſen und ſelbſt mit den eigenen mißgeſtimmten Landsleuten zu thun welche bei den engliſch-chineſiſchen Wirren große Verluſte erlitten haben. Yeh, Oberſtatthalter von Canton, an den ſich die amerikaniſchen Kaufleute im Beginn der Mißhelligkeiten gewendet hatten, ließ ihnen wiſſen, „die chineſiſchen Behörden würden, ſoweit dieß möglich, Sorge tragen daß den Amerikanern kein Leid widerfahre. Am beſten wäre es jedoch, wollten ſie ſich einſtweilen vom Kriegsſchauplatze zurückziehen. Daſſelbe habe man den Conſuln der andern fremden Mächte gerathen. Nicht alle chineſiſchen Beamten ſeyen im Stande die Schiffe und Flaggen der verſchiedenen Nationen zu unterſcheiden.“ Und in der That ſcheint die früher dargeſtellte Beſchießung des amerikaniſchen Dampfers Portsmouth (15 Nov. 1856), welcher die Zerſtörung einiger chineſiſchen Forts im Perlenfluſſe, unter Commodore Armſtrong, zur Folge hatte, ein bloßes Verſehen geweſen zu ſeyn. Sie wurde wenigſtens für ein ſolches ausgegeben. Nach dem Brande der Factoreien haben dieſelben amerikaniſchen Kaufleute, als Neutrale, wegen ihrer Verluſte zu Canton und Whampoa, Schadenerſatz verlangt. „Ihr Engländer, die ihr ohne eine Kriegserklärung den Krieg angefangen, die ihr den Fremden niemals eine Nachricht hievon, niemals eine Warnung zukommen ließet, ihr ſeyd für jeden Schaden verantwortlich, welcher immer aus dieſen recht- und geſetzloſen Zuſtänden erwachſen.“ [1]

Eine neutrale Stellung, gleichwie in dem Kriege gegen Rußland geſchehen, wünſchen die Amerikaner auch im Kriege der Weſtmächte gegen China zu bewahren, und zwar wohlberechneter Vortheile wegen. „England und Frankreich,“ ſagte neulich eine einflußreiche Zeitung der Union, „mögen ihre Kämpfe gegen China nach Herzensluſt betreiben. Wir halten uns fern; eine bewaffnete Neutralität iſt unſere Politik. Was wir verlangen, werden wohl die Chineſen friedlicher Weiſe gewähren. Im Nothfalle ſtellen wir uns auf die Seite Rußlands, welches bereits ſeine guten Dienſte mittelſt der Miſſion in Peking angeboten hat. Vielleicht iſt kein Jahr verfloſſen, und unſer Volk findet es ſeinen Intereſſen gemäß den Chineſen hülfreich beizuſtehen. Wir werden ihnen die neueſten und beſten Waffen, Dampfmaſchinen, Klipper und was ſie ſonſt verlangen möchten, natürlich gegen gute Bezahlung, liefern. Während ſich Europa immer neue Kriegslaſten auflegt, wollen wir immer größere Handelsgewinnſte einernten. Das iſt unſere Politik, das iſt ächte Yankee-Politik. Hier wird ſie aber ſchwerlich ausreichen. Die angelſächſiſche Race gleicht einer Maſchine; packt dieſe den Finger, leicht reißt ſie den ganzen Körper mit hinab ins Verderben. Wären die Weltverhältniſſe noch der Art wie vor hundert Jahren, die Cantoner Burg möchte leicht das Fort William des künftigen anglochineſiſchen Reiches werden. Daß dieß jetzt nicht geſchieht, nicht geſchehen darf, dafür ſorgen Ruſſen und Amerikaner. Und doch kann ſich das chineſiſche Reich dem allgemeinen aſiatiſchen Geſchicke nicht entziehen. Schon vor längerer Zeit hat Lord Palmerſton gegen China ähnliche Klagen erhoben, wie im achtzehnten Jahrhundert die Nachbarn gegen Polen. „Der Kaiſer verſteht es nicht die Ordnung im Lande zu erhalten; die Unterthanen widerſtreben mit Erfolg ſeinem Gebote. Wie könnten nun fremde Staaten mit ſolch einem Fürſten Verträge eingehen und ſeinen Worte vertrauen? Unter ſolchen wirren Umſtänden iſt ihre eigene Sicherheit gefährdet.“ Eine dreifache Theilung des chineſiſchen Reiches, gleichwie mit Polen geſchehen, zwiſchen Briten, Amerikanern und Ruſſen, möchte wohl, ſind ſie auch jetzt und ſpäter nochmals beigelegt, das letzte Ergebniß der immer wiederkehrenden weſtlichen Verwicklungen im öſtlichen Aſien ſeyn (?)

[1] Papers relating to the Proceedings of Her Majesty's naval force, at Canton 1857. 36—77.

Aus Lutfullahs Denkwürdigkeiten.

8. Hinrichtungsarten.

Dieſe und ähnliche Erzählungen die ſich damals in Indien verbreiteten, beluſtigten uns nicht nur, ſondern ſtachelten auch zuweilen unſern Fanatismus auf. Mein Oheim und ich wünſchten einige dieſer außerordentlichen Menſchen zu ſehen und ſie über ihr irrige Religion zu befragen. Allein da ſie unſere Stadt noch nicht beſucht, und wir noch nie ein europäiſches Geſicht geſehen hatten, ſo blieb unſer Eifer unerprobt. Der Morgen des Glücks begann indeß nun über dem Volke unſers Bezirks zu tagen, denn es wurde in jenen Tagen nicht beläſtigt von den Geächteten, da die Pindaris mit ſeinen Feinden im Kampfe lagen. Immer noch aber machten die Gebirgs-Bhils die Straßen unſicher, und ſtatteten hin und wieder der Stadt nächtliche Beſuche ab um mit Lebensgefahr zu rauben. Sie wurden zuweilen ergriffen, und entwiſchten dann ſelten, und zwar nur wenn ſie die Miniſter beſtachen und dem Radſcha ſelbſt bedeutende Geſchenke gaben. Geſchah dieß nicht, ſo wurden ſie gewöhnlich beſtraft und auf die grauſamſte Weiſe hingerichtet: man band ſie z. B. an den Fuß eines Elephanten und ſchleppte ſie durch die Stadt, oder ließ ſie von einem dieſer gewaltigen Thiere in Stücke zerreißen. In letzterm Fall nimmt der von dem Mahâwat geleitete Elephant eines der Beine des armen Opfers unter ſeinen Fuß, ergreift das andere mit ſeinem Rüſſel, und reißt den Unglücklichen in einer Secunde mit Einem Ruck auseinander, ſo daß das gezogene Bein mit der Bedeckung des Bauchs und beinahe der Hälfte der Haut des Körpers hinwegkommt. Eine andere Todesart iſt das Zerſchlagen des Kopfes: dieſe entſetzliche Strafe wird ſo vollzogen daß man den Mann in eine horizontale Seitenlage bringt, ſeinen Kopf auf einen Stein ſtützt, und hierauf eine Steinkugel auf ſeine obere Schläfe legt. Iſt dieß geſchehen, ſo wendet ſich der Henker an den anweſenden Officier, um die Erlaubniß zur Tödtung zu erhalten. Hat er dieſe bekommen, ſo führt er mit einem großen hölzernen Hammer einen tödtlichen Streich auf die kleine Kugel, welcher den Kopf auf einmal

Digitiz

zerschmettert und das Hirn herausstreibt. Weitere Todesarten sind das Herabstürzen von der hohen Mauer einer Burg, das Enthaupten mit dem Schwert und endlich das Wegblasen von der Mündung einer Kanone. Ich bin öfters Augenzeuge dieser entsetzlichen Hinrichtungen gewesen, und bitte meinen Leser sie so viel als möglich zu vermeiden.

4. Unter den Bhils.

Als ich zu Anfang Januars im Jahr 1818 von dem Krieg im Dekhan reden hörte, brannte ich vor Verlangen dahin zu gehen, weil ich dachte ich könnte dort vielleicht eine Leiter finden um die Terrasse der Auszeichnung zu erklimmen. Verblendet von diesem Gedanken, streunte ich in der Stadt herum, um eine Karawane oder irgend eine Art Gefährten aufzusuchen, durch welchen ich meine Absicht in Ausführung bringen könnte. Als ich eines Tags so durch die Straßen wandelte, sah ich etliche und zwanzig Afghanen und einen Dschemadar, der dem Aeußern nach ein artiger, gutmüthiger Mann war, und in dem Laden eines Banianen wohnte. Beim Vorbeigehen grüßte ich sie nach der bei den Mohammedanern eingeführten, auf die Tradition des Propheten gegründeten Sitte. Der Dschemadar Musa Chan (dieß war, wie ich später erfuhr, sein Name) erwiederte meinen Gruß aufs freundlichste, hieß mich Platz nehmen und eine Pfeife mit ihm rauchen; was ich gerne that. Zu meiner großen Freude ersah ich aus seiner Unterhaltung daß er im Begriff stand nach Puna zurückzukehren, wo er einige Monate zuvor Urlaub erhalten habe um seine Familie in Rampur zu besuchen. Ich erkundigte mich nach der Zeit wann er die Stadt wieder verlassen wolle: „denn, sagte ich, ich sey gesonnen nach dem Dekhan zu gehen und mich dort nach Beschäftigung umzusehen.“ Der Dschemadar erwiederte, er werde am nächsten Morgen nach dem Gebet den Platz verlassen, und wolle mich, wenn mir's beliebe, mit einer Löhnung von monatlich zehn Rupien und freier Verköstigung in seinen Dienst nehmen; er wolle mich auch mit Kleidern versehen, ich solle die Rechnungen über seine fünfundzwanzig Pathans führen, und könne ihn verlassen wenn ich eine bessere Unterkunft finde; allein ich müsse mich sputen und schnell seyn. Ich nahm diese Bedingungen gern an, und versprach, am nächsten Morgen so zeitig als möglich mit meinem Gepäck bei ihm zu seyn. „Kein Gepäck,“ entgegnete er, da wir, mit Ausnahme unserer kleinen Teppiche und Waffen auch keines haben; hast du aber einiges, dann magst du wissen daß du es auf deinen eigenen Schultern zu tragen haben wirst. Meinend, ich könne eine solche Unbequemlichkeit auf einer kurzen Reise leicht ertragen, sagte ich ihm, es solle so leicht als möglich seyn, vielleicht noch leichter als das seiner Leute.

Voll Freude kehrte ich nach Hause zurück, packte meine Siebensachen in eine Truhe, gab sie meiner Mutter in Obhut, behielt aber den Schlüssel selbst in Händen. Ich machte aus meinem Vorhaben ein tiefes Geheimniß, wohlwissend daß mir, wenn es irgend jemand erführe, Hindernisse würden in den Weg gelegt werden. Da mir der Kopf ganz voll war von meinen Aussichten in die Zukunft, so baute ich mir jede Nacht so geschäftig Luftschlösser, daß ich keinen Augenblick schlafen konnte, denn es kam mir nicht der geringste Gedanke daß ich mich köpflings in den Abgrund eines Mißgeschicks stürze das schlimmer ist als der Tod; allein die Linien des Schicksals, wie die mächtige Hand des höchsten Wesens sie vorgeschrieben, sind dem Auge unserer beschränkten Vernunft völlig unverständlich. Wer kann sagen was morgen aus ihm werden wird? Als ich endlich den ersten Hahnenschrei hörte, stand ich auf, verrichtete meine Abwaschung, sagte meine Gebete her, nahm meinen kleinen Teppich auf meine Schulter, Feder, Dinte und Papier in meinen Gürtel, und begab mich zu meinen Freunden, die sich eben zur Abreise rüsteten. Sie empfiengen mich mit einem einstimmigen Freudenruf. „Dieß ist der erste Tag deines Dienstes bei einer tapfern Anzahl wahrer Männer, sagte Musa; mögen deine Tage glücklich seyn: du bist uns sehr willkommen.“ Dann fragte er mich ob ich meine Gebete hergesagt habe; wenn ich es gethan, so solle ich mich ans Feuer setzen und die Waffen ꝛc. beaufsichtigen bis zu ihrer Rückkehr. Ich gehorchte diesem Auftrag; sie aber begaben sich insgesammt in die nächste Moschee, und verrichteten ihre Andacht. Bei ihrer Rückkehr wiederholten sie ihren Gruß, wie es die Pflicht der Moslim ist einander nach Gebeten, und wenn sie an einem Sitzenden vorüberkommen, zu begrüßen. In wenigen Minuten machten sie sich sodann vollends reisefertig, und wiederholten einmüthig folgendes Gebet, das alle Muselmanen welche eine Reise, und alle Krieger welche ihren Kriegszug antreten, hersagen müssen: „Nasrum minallah, fathun karib wabashshiril mominin, Fullâhu khairun hâfiza wahuwa urhamur râhimin,“ d. h. Beistand von Gott, und ein schneller Sieg, und bringe gute Botschaft den wahren Gläubigen. Gott ist der beste Wächter, er ist der gnädigste derer welche Gnade erweisen.“ (Cap. LXII, V. 12 des Koran.) Nachdem dieß geschehen, brachen wir auf, und waren bei Sonnenaufgang außerhalb des Stadthores.

Wir wandten uns südwestlich von der Stadt, und setzten, die Stadt Indur zur Linken lassend, in langen Märschen vom Morgen bis zum Abend jeden Tag unsere Reise fort, ohne bei einer der auf unserm Wege liegenden großen Städte anzuhalten; warum, wußte ich nicht. Allnächtlich hielten wir an kleinen Dörfern und kauften unsere Lebensmittel ein. Unsere Hauptmahlzeit nahmen wir, alle beisammen sitzend, gegen 8 Uhr Abends, und dann gab man einem jeden Mann einen Laib Brod und eine kleine Anzahl Zwiebeln, oder groben Zucker, um am nächsten Morgen für sein Frühstück zu sorgen. Die Zeit verstrich mir in Gesellschaft meiner neuen Freunde sehr angenehm, und Musa Chan besonders gab sich viele Mühe mir's behaglich zu machen. Am Abend des sechsten Tags seit unserer Abreise von Udschain (Ujjain) machten wir in einem kleinen Bhil-Dorfe Halt, das am Fuße der in diesem Theil der Welt befindlichen ungeheuren Gebirgskette liegt — einer Gebirgskette welche sich östlich und westlich längs dem Thale des Narbadda-Flusses erstreckt, der auf der andern Seite eine natürliche Gränze zwischen den beiden umfangreichen Provinzen Malwa und Khandesch bildet. Als ich nach dem Grunde fragte warum wir uns in diesen unfruchtbaren und schwierigen Theil des Gebirgs begäben, statt unsern Weg durch den berühmten Dschâmghât-Paß zu nehmen, sagte man mir daß diesem Paß, Dschâmanya genannt, obwohl er schwierig sey und nur einen Fußweg habe, von Musa Chan der Vorzug gegeben worden, weil er den kürzesten Weg nach Mandaleschwar bilde, wo die Narbadda stets furtbar sey.

Am nächsten Morgen gegen 2 Uhr brachen wir auf, und tra-

Digitized by Google

ten in das Gebirge. Unſere Reiſe war ſehr ſchwierig — „dunkel vorn und gefährliche Stimmen hinten;“ gleichzeitig aber war ſie ſehr ſchnell. Muſa Chan und die andern Afghanen ſchienen mit den ſchwindelnden Bergabhängen, den gefährlichen Abgründen und den fürchterlichen Schluchten der Berge ſo gut bekannt zu ſeyn wie ein Bürger mit den Windungen der Straßen und den engen Gäßchen ſeiner Geburtsſtadt. Bei Tagesanbruch machten wir Halt an einer klaren Quelle, verrichteten unſere Abwaſchungen und ſagten unſere Gebete her. Die Kälte war an dieſem Morgen ſo heftig, daß unſere Zähne unwillkürlich klapperten. Die Afghanen ſchienen gleichgültig dagegen zu ſeyn; allein ich fühlte meine Gliedmaßen erſtarrt und meinen ganzen Leib von Kälte durchdrungen. Nach dem Gebet indeſſen befahl Muſa ein Feuer anzuzünden und die Pfeifen zu füllen. Wir gehorchten aufs raſcheſte, und in einem Nu waren Holzſtücke, woran es nicht fehlte, geſammelt und in einen großen Haufen zuſammen gelegt. Einer der Afghanen nahm ſeinen Tſchakmak (Stahl und Stein) aus dem Gürtel, ſchlug Feuer, und bald loderte, zu unſerer unausſprechlichen Freude, die Flamme lichterloh. Als mittlerweile „der große Planet“ am öſtlichen Horizont emporſtieg, und uns durch ſeine Strahlen unabhängig vom Feuer machte, nahmen wir unſer Frühſtück, und ſchloſſen es bald mit abermaligem Rauchen. Solchergeſtalt neu geſtärkt, brachen wir wieder auf, und ſetzten unſere Reiſe noch eiligeren Schrittes fort als Nachts zuvor. Der Weg war ſehr ſchwierig und verwickelt: der Fußpfad den wir eingeſchlagen, verlor ſich oft ganz, und ſo geriethen wir bald in dicken Wald, bald wiederum mußten wir uns an den Wurzeln der Bäume und an den Ecken der Felſen halten, um uns über einen Abgrund oder eine rauhe Bergſpitze hinüberzuſchwingen.

So dauerte unſer Marſch fort bis gegen 5 Uhr Abends, als die Afghanen in das Freudengeſchrei ausbrachen: „Wir ſind am Ende unſerer Reiſe; Gott ſey Dank, wir haben das Ziel unſerer Beſtimmung endlich erreicht.“ Da ich weder eine Spur von Wohnung noch die erwartete Furt der Narbadda ſah, erregte dieß mein Befremden, und ich fragte den Muſa Chan: wo wir ſeyen. Als Antwort auf dieſe Frage wies er auf ein weites, dicht mit Bäumen bedecktes und mit Hütten, die etwa einen Flintenſchuß weit auseinander lagen, verſehenes Thal. „Dort, ſagte er, iſt der Platz wohin ich mich begeben wollte, und wo ein Jahr lang meine Heimath ſeyn wird; nach Verfluß dieſer Zeit werde ich in mein Geburtsland zurückkehren.“ Er fügte bei daß in demſelben Thale ſein Herr und Meiſter wohne, der Häuptling der Bhils, Namens Nädir, der ſtets etwa fünfhundert ſeiner Stammgenoſſen in ſeinem Dienſte habe; dieſe, ſowie die Afghanen-Abtheilung, welcher ich mich angeſchloſſen, plünderten Karawanen und Reiſende, und machten die Päſſe und Straßen dieſes Gebirgs unſicher. Die Beute werde dem Nadir gebracht und in drei Theile getheilt, von welchen zwei Theile dem Bhilhäuptling, der Reſt den Afghanen gehöre. Nachdem mir Muſa dieſe Aufklärung gegeben, tröſtete er mich mit der Bemerkung: daß ich mit ihren Ausflügen nichts zu thun habe; ich könne zu Hauſe bleiben und während ihrer Abweſenheit das Gepäck und andere Dinge überwachen; ihre Rechnungen würden meine Zeit nicht mehr als etwa eine halbe Stunde monatlich in Anſpruch nehmen.

Dieſe unerwartete Anrede ſtößte mir Entſetzen ein, und mein Aerger war ſo groß daß ich ihm beinahe in bittern Worten Luft gemacht hätte. Ein ſolches Benehmen würde mir aber, ohne allen Zweifel, einen augenblicklichen Tod zugezogen haben. Ich fand es daher bei einigem Nachdenken für gerathener meine Zuflucht zu einer heuchleriſchen Politik zu nehmen, und fragte mit verſtelltem Lächeln: „Und wie iſt's mit Puna, werden wir nicht dahin gehen?“ „Nein, nie, entgegnete er; aus welchem Grunde ſollten wir dahin gehen, wenn wir den Gegenſtand unſers Wunſches hier erlangen können?“ „Gut,“ antwortete ich, „da ich mich nach dem Rathſchluß des Schickſals Euch zugeſellt, ſo will ich mich in Eurem Dienſt für die feſtgeſetzte Zeit eines Jahrs nützlich zu machen ſuchen, und dann zuſehen ob das Glück ein günſtiges Auge auf mich wirft.“ Mit Beendigung dieſes Geplauders waren wir dem Wohnſitz unſers Wirths nahe gekommen, worauf unſere Leute, als Zeichen unſerer Ankunft, drei Flintenſchüſſe abfeuerten. Ein lebhaftes Echo wiedertönte im Thal, die wilden Zurufe der Bhils antworteten, und in wenigen Minuten waren wir von einer großen Schaar derſelben umringt, die, mit Ausnahme eines Baumwollzeugſtreifens um ihre Lenden, völlig nackt, aber mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren. Ihre Bogen waren aus Bambus verfertigt, und die Pfeile nicht ungleich denen welche civiliſirtere Nationen zum Vergnügen gebrauchen. Einer von ihnen ſprang wüthend auf uns los, ſchleuderte uns aus ſeinen rothen Augen flammende Blicke zu, und redete die Leute in wildem, drohendem Ton alſo an: „Wer ſeyd ihr daß ihr euch freiwillig in die Klauen des Todes ſtürzt?“ „Kennſt du mich nicht, Kaliya?“ ſchrie Muſa. Der Bhil erkannte die Stimme des Dſchemadar, er kam zu uns heran, und rief gleichzeitig den andern zu: „Re Musa re apno Musa rip nahin, d. h. es iſt unſer eigner Muſa, und nicht unſer Feind.“ Auf dieß hin miſchten wir uns insgeſammt unter die einheimiſchen Räuber; das freundliche Plaudern des alten Kaliya aber mit Muſa bewies daß beide ſchon lange in inniger Freundſchaft mit einander ſtanden. Als der Abend hereinzubrechen anfieng, kamen wir vor eine Höhle, an deren Ausgang wir einen auf einem vierfüßigen, mit Fibern wilder Schlingpflanzen durchwobenen Geſtell kauernden wohlgeſtalteten Mann ſahen. Er war nackt wie die andern; allein ein Paar dicke goldene Armſpangen an den Handgelenken, ſo wie ein vor ihm liegendes Schwert, nebſt Bogen und Pfeilen, und einer Wärmplatte mit flackernden Feuer in einiger Entfernung, um das mehrere Bhils herumkauerten, zeigten klärlich daß er das Oberhaupt dieſer Banditen war. Muſa, ſeine Augen nach ihm wendend, grüßte und ſagte: „Da iſt Nadir Bhai, der gute Fürſt der Wildniß; erweiſt ihm eure Ehrerbietung und geht nach Hauſe; ich werde über ein kleines wieder bei euch ſeyn.“ Wir erhoben nun alleſammt unſere Hände an die Stirn zur Begrüßung des Bhil, der von ſeinem Sitze aufſtand, unſere Salams erwiederte und den Muſa näher kommen hieß. Muſa that's, und ſetzte ſich neben ihn auf den Boden, indem er ſich an einen der Füße des rohen Throns lehnte. Unſere Leute begaben ſich nun an ihre künftigen Aufenthaltsplätze, die ihnen bereits ſo gut bekannt waren daß ſie keines Führers bedurften. Sie waren nur ungefähr eine halbe Meile entfernt; da mir aber Aſchen, Täuſchung und Verzweiflung alle Lebensfreudigkeit und allen Ehrgeiz benommen hatten, ſo kam mir dieſe kurze Strecke wie eine ermüdende Reiſe von hundert Meilen vor. Endlich gelangten wir an einen Platz in der Nähe eines Hügelabhangs, der, einer natürlichen Mauer gleich, den Rücken unſerer Wohnung bildete. Neben dieſem Hügel ſtand eine aus Baumſtämmen errichtete geräumige Hütte,

deren drei Seiten mit starken Bambus ausgelegt waren, und die in der Mitte der Vorderseite einen großen Raum hatte, welcher als Thüre diente. Diese Hütte war in zwei Hauptabtheilungen abgeschieden, deren jede ungefähr dreißig Einzelräume besaß. Da der letzte Marsch ein sehr ermüdender gewesen, so hiengen die Afghanen, unmittelbar nach unserer Ankunft, ihre Luntengewehre an den Wänden der Hütte auf, nahmen die einzelnen Räumlichkeiten in Besitz, und legten sich auf ein rohes Gestell, die einzige Geräthschaft in der Hütte, zum Schlafe nieder. Ich folgte dem Beispiel meiner Freunde, streckte mich ebenfalls der Länge nach aus, suchte mich in Schlaf zu bringen und dadurch meine erschöpften Glieder wieder zu stärken. Allein anstatt zu schlafen, versank ich in Nachdenken: „Warum, sagte ich zu mir selbst, begleitete ich diese Mörderbande ohne nähere Untersuchung? Ich hätte noch einen Monat lang bei meiner lieben Mutter bleiben und mich nach besserem Geleite umsehen können. Mein Mangel an Erfahrung, ja meine Thorheit, treibt mich stets in den Abgrund des Unglücks. Es ist wahr, Musa handelte verrätherisch an mir; ein Nichtswürdiger aber betrachtet Verrätherei als Scherz. Warum ließ ich mich betrügen? Nahezu achtzehn Jahre alt, hätte ich wissen sollen was ich that." Da ich mich gänzlich hülflos sah, so richtete ich meine Blicke zu Gott. Ich erhob meine Augen und Hände gen Himmel, und betete also: „O allmächtiger und ruhmreicher Gott, wie lange willst du mich im Elend halten? Bin ich verdammt entehrt zu werden, und bestimmt mit Mördern, Räubern und Auswürflingen der menschlichen Gesellschaft zu leben? O Herr der Erde und des Himmels! bin ich geboren zur Schmach des Namens meiner Vorfahren? Wenn dem so ist, mein allbarmherzigster Herr, so bitte ich dich, setze meinem Daseyn in dieser Welt ein Ende. Amen!"

Als ich dieses Gebet sprach, flossen unabläßig die Thränen über meine Wangen, dann aber stieg im Spiegel meines Gehirns eine Reihe ganz anderer Gedanken auf, die mich von jedem Vorwurf zu entlasten suchten. Ich stellte nun folgende Betrachtungen an: „Ich verdiene diese harten Beschuldigungen nicht, denn ich muß mich den Rathschlüssen meines Schicksals unterwerfen in derselben Weise wie jeder andere Mensch, sey er weise oder thöricht, sey er mit der Philosophie eines Plato oder mit der Dummheit eines Khozib ausgestattet, trage er die Krone eines Königthums auf seinem Haupte oder den Quersack des Elends auf seiner Schulter; ich kannte weder den Charakter des frühern Subahdár, noch den Dschuma's, des Thag, noch war ich bekannt mit dem des jetzigen Dschemadar. Meine äußern Sinne zeigten klärlich daß sie Menschen waren, und wenn sie sich in Unmenschen verkehren, bin nicht ich zu tadeln."

Mittlerweile, etwa 8 Uhr Abends, kam Musa zurück. Er rief nach uns, und die ganze Abtheilung lief augenblicklich zu ihm. Zu unserer großen Freude sahen wir gleichzeitig mehrere Bhils mit ihm herbeikommen, Wassertöpfe, Milch, Zucker und Weizenkuchen tragend, in größerer Menge als unserer Eßlust vonnöthen war. Diese unumgänglich nöthigen Lebensbedürfnisse wurden gerade jetzt als ein großer Segen betrachtet, und Musa erntete von allen Seiten Danksagungen dafür ein. Wir vollzogen sodann unsere Abwaschungen, und sagten unsere Abend- und Nachtgebete auf einmal her. Nachdem wir der Mahlzeit ihr Recht hatten widerfahren lassen, legte sich jedermann zur Ruhe, mit Ausnahme zweier Schildwachen, deren eine in der Halle, die andere auf einem hohen Baum aufgestellt ward. Durch die Anstrengungen des Tages sehr ermüdet, lagen wir alle bald in tiefem Schlaf; und ich selbst habe wohl gesünder geschlafen als alle andern; auch erwachte ich am folgenden Morgen erst als man mich an den Schultern schüttelte.

Bald fühlte ich die Nothwendigkeit alle meine Sorgen und Qualen ohne Murren über mich zu nehmen, und mich mit dem Platz und seinen eigenthümlichen Bewohnern vertraut zu machen. Ich saß oft allein in Betrachtungen versunken unter Bäumen, und unterhielt mich zuweilen mit den Afghanen, Freunden von mir und Feinden des Publicums, oder vielmehr auch meinen bittern Feinden, da sie mich mit so großem Erfolg betrogen hatten. Das System der Plünderung und des Raubs hatte mittlerweile ununterbrochenen Fortgang unter der Leitung des berüchtigten Nadir, des Bhilhäuptlings, dessen verabscheuungswürdige Genossen nicht nur alle Pässe des Gebirgs unsicher machten, sondern auch sehr häufig die benachbarten Dörfer und Städte überfielen. Wenn der Zufall wollte daß einer von ihnen selbst durch Wunden außer Stand gesetzt war bei der Bande zu bleiben, so hieben sie ihm augenblicklich den Kopf ab, den sie dann begruben oder verbrannten, um das Erkanntwerden zu vermeiden, oder um zu verhindern daß das Geheimniß verbreitet würde, da der Gefangene auf der Folter leicht Geständnisse machen und so allgemeines Mißgeschick über sie bringen konnte.

Unsere Ankunft gab dem Strom der schwarzen Thaten, die unter der teuflischen Oberaufsicht des schwarzen Häuptlings verübt wurden, einen raschern Lauf. Zwei- oder dreimal monatlich pflegte eine Abtheilung von ungefähr fünfzehn Afghanen Befehl zu erhalten, mit einer Anzahl einheimischer Räuber einen Beutezug anzutreten; fanden sie in den Pässen und anderwärts keine des Angriffs würdigen Reisenden, so begaben sich die Afghanen gewöhnlich in den civilisirteren Theil der Nachbarschaft, und legten die Bhils in Hinterhalte, wo diese die Rückkehr der erstern mit den von ihnen verlockten und zur Annahme eines Geleites an den verhängnißvollen Ort überredeten Reisenden erwarteten. Auf ein gegebenes Zeichen näherten sich die Bhils der Stelle, und ein Scheingefecht zwischen den Banditen und den Afghanen fand statt, in welchem diese geschlagen und vertrieben wurden. War dieß geschehen, so wurden die armen Reisenden all ihrer Habseligkeiten, selbst der Kleider, die sie auf dem Leibe trugen, beraubt. Um aber doch ihre Blöße bedecken zu können, erhielten die Geplünderten zuletzt, gleichsam aus Edelmuth, einen etwa 1 Fuß breiten und 3 Fuß langen Fetzen, worauf man sie wieder laufen ließ. Jedes Zeichen des Widerstands zog indeß den Reisenden unvermeidlich harte Schläge oder Hiebe, ja selbst den Tod zu. Solcher Art waren die entsetzlichen Scenen die man aufführte, und die meine Cameraden mir, zu meinem innersten Verdruß, getreulich erzählten. Dank dem Himmel, ich war nie Augenzeuge dieser Gräuelthaten; allein die Schilderung derselben genügte um einem an Grausamkeit nicht gewohnten Herzen Wunden auf Wunden zu versetzen. Bei der vierten Rückkehr der Afghanen wurden drei Köpfe unserer Leute zurückgebracht; zwei derselben gehörten den Bhils an, der dritte war der eines jungen Afghanen, Namens Dara Chan. Diese drei Leute wurden durch das vertheidigende Geleite einer angegriffenen Karawane an ihren Beinen so schwer verwundet, daß sie sich außer Stand sahen zu gehen, und ihre Freunde es daher für zweckdienlich hielten ihnen die Köpfe abzuschneiden. Wir begruben den Kopf des armen Dara

Digitized by Google

auf unſere gewöhnliche Weiſe, und dann dachte niemand mehr an ihn.

Meine Beunruhigung, mein Unwille und Abſcheu waren unbeſchreiblich; da jedoch meine Sicherheit davon abhieng daß meine Gefühle geheim blieben, ſo bewahrte ich heuchleriſch ein lächelndes Geſicht gegen meine Gefährten. Ich ſtand frühzeitig, etwa um 4 Uhr jedes Morgens, auf und begab mich an eine einſame Quelle, wo ich meine Abwaſchungen und Gebete verrichtete. Nach Sonnenaufgang kehrte ich nach Hauſe zurück, nahm mein Frühſtück mit Muſa und den andern ein, unterhielt mich ein Stündchen mit ihnen, und begab mich dann mit einem Kugelbogen (Pellet-bow), den ich von einem alten Bhil zum Geſchenk erhalten, in die Dſchengel, wo ich meine Zeit entweder mit dem Schießen kleiner Vögel zubrachte, oder mich einſam hinſetzte und über meine beklagenswerthe Lage jammerte. Schon hatte ich nahezu vier Monate, die mir wie vier Jahre dünkten, in dieſem Zuſtande zugebracht, und noch acht glaubte ich darin verbringen zu müſſen, ehe der Baum meiner Hoffnung die Frucht der Erlöſung tragen konnte.

Der achte Raubzug unſerer Bande war ſo glücklich und ſo über alle Maßen gewinnbringend ausgefallen, daß jeder Afghane der daran Theil genommen, mit Gold und Silber, Münzen und Juwelen zurückkehrte. Die Theilung dieſer Beute fand während der nächſten Nacht ſtatt, und der Dſchemadar und ſeine Leute ſahen ſich auf Einmal im Beſitz großer Summen. Zwei Paar ſilberne Fußſpangen und ein Stock mit goldenem Knopfe, ſo wie dreißig Rupien in baarem Geld, im Ganzen ein Werth von ungefähr 400 Rupien, fielen bei der Theilung mir zu. Ich dankte dem Dſchemadar für dieſes unerwartete Geſchenk, und vergrub meine Reichthümer, von allen unbemerkt, in meinem Kämmerlein. Der Reiz und die Schönheit des Goldes wirkten umſonſt verlockend auf meine Gedanken — der Beſitz geraubten Eigenthums konnte mir jenes wahre Vergnügen nicht bereiten, das man bei wohlerworbenem und geſetzmäßigem Gewinn fühlt.

Da die Afghanen ihren Zweck erreicht hatten, ſo wünſchten ſie nun von dem Bhilhäuptling auf einige Monate Urlaub zu erhalten, um ihre Heimath beſuchen zu können; Muſa ſtattete ihm deßhalb einen Beſuch ab und brachte ſein Anliegen vor, das ihm bewilligt wurde. Der Häuptling ſagte dem Dſchemadar daß, da er (Muſa) und ſeine Leute ſich auf ſechs Monate entfernten, ſo wolle er ſie nicht abziehen laſſen ohne ihnen in etwa drei Tagen ein großes Feſt zu bereiten, und damit ertheilte er ſeinen Leuten Befehl die nothwendigen Vorbereitungen für den beſtimmten Tag zu treffen. Muſa kehrte zu ſeinen Genoſſen zurück, und that ihnen das Reſultat ſeines Beſuchs kund, das ſie in hohem Grad erfreute, und ich muß geſtehen daß mich dieſe Nachricht, die meine Freiheit in ſich ſchloß, zum glücklichſten von allen machte. Opium und Bilſenkraut, beides einfach und in eingemachtem Zuſtand, Confect in Fülle und fettes Schaffleiſch wurden uns zur Feſtfeier in unſere Quartiere gebracht. Die Afghanen, die durch keine andern Pflichten mehr gebunden waren, griffen nun zu den nährenden und betäubenden Gegenſtänden, und machten ſich dadurch ſo glücklich als möglich. Sie ſaßen bis ſpät in die Nacht beiſammen um den wilden Tänzen der Bhils zuzuſchauen, und ihre Geſänge zu hören. So wurden meine Freunde auf Befehl des Häuptlings drei Tage und Nächte lang getäuſcht oder geblendet, und am vierten Tage erwarteten ſie das große Feſt welches ihnen verſprochen war.

Am Morgen des Feſttags erhob ich mich früher als gewöhnlich von meinem Lager, und begab mich an meine Quelle. Nachdem ich die unvermeidlichen Pflichten eines guten Moslim verrichtet, ſetzte ich mich nieder und begann über meine glückliche Rückkehr in die civiliſirte Welt und über meine Befreiung aus der Geſellſchaft von Freibeutern und Dieben nachzudenken. Sonderbar aber, dieſe Gedanken ſtimmten jetzt mein Herz nicht heiter, ſondern ſchwermüthiger. Ich wußte nicht warum; der erſehnte Morgen, ſtatt freudig auf das Herz zu wirken, ſchien mit düſtern Wolken umlagert. Ich achtete indeß auf dieſe unglückweiſſagenden Vorboten nicht ſonderlich, und machte mich bei Tagesanbruch allgemach auf den Weg nach der Hütte zurück. Als ich mich dem Platze näherte und in den Bereich der Stimme kam, wurden meine Sinne in Schrecken geſetzt durch Heulen und Schreien, untermiſcht mit dem klappenden Lärm von Schneidinſtrumenten, als fiele des Schlächters Beil auf eines Thieres Fleiſch und Knochen herab. Dann kamen Jammerrufe, die mit Seufzern endigten. Zeitig genug rieth mir meine Vernunft ſtille zu ſtehen, und über die Sache nachzudenken. „Es ſind vielleicht die Schafe die zu unſerm Feſt geſchlachtet werden," ſagte ich zu mir ſelbſt; „was aber kann die Urſache dieſes fürchterlichen Gewinſels ſeyn?" Während ich in dieſem Selbſtgeſpräch begriffen war, gieng ich, wie von einer innern Gewalt getrieben, rückwärts, ſtatt vorwärts. Plötzlich ſah ich, zu meinem größten Schrecken, einen Afghanen mit blutendem Kopf und blutbeſpritzten Kleidern davon rennen. Ich lief ihm nach, und fragte: „Was gibt's, Ibrahim?" Er antwortete: „Wir ſind verloren; ſämmtliche Afghanen ſind von den Bhils ermordet. Ich habe dieſe drei Finger verloren, als ich einen nach meinem Kopf geführten Hieb parirte. Meine Wunde iſt nicht gefährlich; nur indem ich mich todt ſtelle, bin ich entwiſcht. Folge mir nicht — man könnte mich einholen — lauf ſo ſchnell du kannſt und rette dein Leben." — „Lebewohl, Ibrahim, ſagte ich, möge Gott dich ſchützen!"

Mit dieſen Worten rannte ich mit Roſſesſchnelligkeit, ohne mich umzuſehen, mehr als zwei Stunden lang in nördlicher Richtung, oft in augenſcheinlichſter Lebensgefahr, über Stock und Stein, über Hügel und Thäler und Abgründe davon. Gott war mit mir — ich wurde gerettet.

Ueber die Pyramiden in der alten und neuen Welt.

(Vortrag, gehalten in der geographischen Gesellschaft zu Berlin im Mai 1857. Von Dr. Karl Andree.)

Da man mit Recht aus den Bauwerken, wie aus andern Ueberresten vergangener Jahrhunderte, auf die Entwicklung des Völkerlebens Schlüsse zieht, so hat man zuweilen auch aus dem Vorhandenseyn von Pyramiden in Mexico Veranlassung genommen die dortige Cultur aus der alten Welt herzuleiten. Inwieweit diese Ableitung durch andere Momente wahrscheinlich oder zweifelhaft werden mag, bleibe hier unberührt; nur auf die Pyramiden zu beiden Seiten des atlantischen Oceans wollen wir einen prüfenden Blick werfen.

Die Pyramiden von Aegypten sind bei weitem bekannter als jene der neuen Welt, und so mögen sie zuerst uns beschäftigen, obwohl meine eigene Anschauung den umgekehrten Weg genommen, da ich eher auf der Pyramide von Xochicalco als auf dem Riesenbau des Cheops (oder Chufu) stand.

Das Nilthal enthält zwei Gruppen von Pyramiden: die ägyptischen und die äthiopischen; diese letztern liegen unter 17° nördl. Br. bei Meroë und unter 18½° bei Nuri und Barkal, können sich aber weder an Alter noch an Größe messen mit denen von Aegypten, welche von 29°—30° nördl. Br. in einer langen Reihe das Westufer des Nils zwischen Benisuef und Cairo besetzt halten, also auf einer Strecke von etwa 14 deutschen Meilen. Oberhalb Benisuef gibt es in Aegypten keine Pyramiden mehr, und da meine Reise im Nilthal sich nur bis 22° nördl. Br. erstreckte, wo bei Wady Halfa der Strom seinen vorletzten, aber längsten und für die Schifffahrt gefährlichsten Katarakt, gewöhnlich der zweite genannt, hinabbraust, so kann ich nur von den ägyptischen Pyramiden aus eigener Anschauung sprechen.

Sie aber sind in jeder Beziehung nur Muster gewesen für jene in Aethiopien, sowohl was die Bau-Art als was den Zweck derselben anlangt, und so gilt was in dieser Hinsicht von den ägyptischen zu sagen ist, zugleich auch für die am obern Nil mit.

Die Pyramiden zwischen Cairo und Benisuef werden gewöhnlich benannt nach den Dörfern die heute in ihrer Nähe liegen, und so spricht man von den Pyramiden von Gizeh, von Sakhara und Abusir, von Dashour, von Hahun u. s. w. Die von Gizeh sind unter allen die größten, denn hier liegen in einstündiger Entfernung vom Nilufer außer fünf andern kleineren die beiden kolossalen Grabsteine des Cheops und Chephren, die größten von Menschenhand errichteten Denkmäler.

Es war am 14 Sept. 1856 als ich die höchste dieser beiden, die des Cheops, zum erstenmal bestieg. Ich wußte Humboldt's Geburtstag — es war ein Sonntag — nicht besser zu feiern als diese, lange Jahre hindurch ersehnte Freude in ihn hinein zu tragen. Wenn ich eben sagte, die Pyramiden seyen eine Stunde vom Nil entfernt, so war damit die kürzeste gerade Linie von ihnen bis an den Fluß gemeint. Aegypten ist aber ein Land, wo man nicht immer, ja selten auf dem kürzesten Wege zum Ziel gelangt, und wo der gerade Weg fast nie der beste ist. Denn weder das Land noch die Leute sind darnach angethan daß man ihn wählen dürfte. So war denn auch mein Weg an jenem Tag länger als eine Stunde, ja länger als das Vierfache sogar, weil das ganze Land unter Wasser stand und die Ueberschwemmung gerade ihren höchsten Punkt erreicht hatte.

Ich ritt Morgens 6 Uhr von Cairo zu Esel nach Alt-Cairo; von hier wurden Reiter und Thiere auf einer Barke hinübergeschafft nach Gizeh an das Westufer, und nun, obwohl die Pyramiden nach SW. lagen, führte der Weg dennoch nach NW. in größeren und kleineren Bogen auf schmalen Dämmen hin durch eine fast unübersehbare Wasserfläche, an deren Westufer die Pyramiden standen. Immer weiter entfernte sich der Pfad von ihnen; zweimal noch mußte der Sattel verlassen werden, um Canäle zu überfahren — bis endlich fast am Rand der Wüste der Weg sich südlich wandte, dann wirklich im Wüstensand hinlief, immer dicht am Wasser, welches hier den Meridian der Pyramiden überschritten hatte, und zuletzt in südöstlicher Richtung zu diesem hinführte. Die Esel hatten über vier Stunden traben und galoppiren müssen; es war Mittags halb 12 Uhr, als ich am Fuß der Cheops-Pyramide anlangte! Das Thermometer zeigte 42° R., im Schatten am Eingang in die Grabkammer 27° R. Es war eben nicht die kühlste Tageszeit zur Ersteigung des Denkmals.

Der Boden am Fuß der Pyramide ist mit Steintrümmern ganz bedeckt, zum Theil Muschelkalk, aus welchem das Ganze aufgerichtet ist, zum Theil rother Granit, welcher die alte Bekleidung gebildet hat. Diese fehlt der größten Pyramide ganz und gar; dagegen hat die zweite, die des Chephren, an der Spitze noch einen Rest davon, der wie eine Mütze das Haupt bedeckt, indeß das übrige ebenfalls jeder Umhüllung entbehrt.

Da nach oben hin jede folgende Reihe der Bausteine 2—2½′ zurückspringt, so entsteht auf diese Weise eine Treppe, ja, die ganze Pyramide ist nur eine von vier Seiten gleichmäßig aufsteigende Treppe, die auf ihre eigene letzte Stufe führt. Leider sind aber die Schwellen dieser Riesentreppe für Geschöpfe von etwa 25—30′ Höhe eingerichtet, und nicht für Menschenkinder, da sie halb so hoch sind als diese, nämlich 2½—3′. Die Länge der Bausteine variirt zwischen 3 und 6′. Die Granitbekleidung füllte diese Stufen so aus daß jede der vier Seiten des Bauwerks eine ununterbrochene Ebene bildete, wie dieß noch aus dem Ueberrest derselben an der Pyramide des Chephren deutlich zu sehen ist. So waren also was die Form betrifft, diese ägyptischen Denkmäler wirklich mathematische vierseitige Pyramiden. Ich will nicht durch die Beschreibung ermüden, wie ich den Bau des Cheops erstieg, wieder hinunterkam, die Grabkammern des Königs besuchte u. s. w. Denn das ist jedem, wenn nicht aus eigener Erfahrung, durch Erzählungen anderer Reisenden zur Genüge bekannt. Es bleibt sich im wesentlichen immer gleich, denn als ich nach der Rückkehr aus Nubien mit der Dahabieh bei Gizeh landete und nun in zwei Stunden die Pyramiden erreichte — das Wasser war zwar überall zurückgetreten, und an seiner Statt lag ein weites grünes Gefilde vor mir, aber der gerade Weg war dessenungeachtet noch nicht gangbar in dieser Zeit (es war am 10 Dec.) — da gieng alles in derselben Weise bei dieser zweiten Besteigung vor sich, wie drei Monate zuvor bei der ersten. Sogar an derselben Ecke, der nordöstlichen nämlich, geschah die Erklimmung, nur verwehrte ich dießmal den Beduinen, welche den Reisenden wie einen Waarenballen von Stufe zu Stufe heben, ihr unausstehliches Geschrei, mit dem sie mir das erstemal den Tag fast ganz verleidet hatten.

Der Eingang in die Pyramide liegt nicht am Fuß derselben,

Digitized by Google

ſondern erſt in einiger Höhe, auf der nördlichen Seite. Ein ſchmaler Gang, kaum für einen Mann breit und hoch genug, führt ſchräg abwärts, rechtwinklig auf einer Horizontalen in der Seitenfläche, nicht aber rechtwinklig auf der Fläche ſelbſt; dazu iſt er bei weitem nicht ſchräg genug. Nach einiger Zeit wird er ſehr niedrig, bis 4 und 3 Fuß und weniger, und mündet dann in eine kleine Halle; von dieſer führt ein Gang, der aber faſt für drei Menſchen nebeneinander Platz hat, links aufwärts; indeſſen nicht lange, ſo theilt ſich der Fußboden dieſes Gangs, und indem die Mitte desſelben, faſt von der Hälfte der Breite des Ganzen, ſich ſenkt, heben ſich die beiden Ränder zu zwei Mauern an der Wand empor, und ſteigen immer höher und höher, von der Decke begleitet, die etwa 10′ darüber iſt. Nach etwa 20 Schritten (ſoweit ich mich erinnere) wird plötzlich der Raum zwiſchen den Seitenwegen, welche ſo ſchmal ſind daß es wirklich mühſam iſt ſich bei dem düſtern Fackelſcheine darauf zu halten, überbrückt, d. h. der mittlere Gang bekommt ſeine eigene Decke und läuft nun geſchloſſen unter dem obern hin. Auf dieſem, der nun wieder die ganze Breite einnimmt, gelangt man bald in eine größere, faſt kubiſch geformte Halle, in deren Hintergrund ein ſteinerner leerer Sarkophag ſteht. Dieſe heißt die Grabkammer des Königs; die, welche man auf dem untern Gange erreicht, der Königin.

Mit Ausnahme dieſer ſehr ſchmalen Gänge und der kleineren oder größeren Hallen, welche man auf denſelben erreicht, die aber gegen das Ganze noch nicht halb ſo bedeutend ſind, wie der Wurmſtich in einem recht großen Apfel, iſt die ganze Pyramide maſſiv. Ein ungeheurer Steinhaufen! Ein Grabſtein, oder beſſer Grabhügel im größten Maßſtabe, der aber nicht auf dem Grab des Königs ſteht, ſondern um dasſelbe herum, da er es in ſich trägt. Alle Forſchungen in dieſen Bauten haben außer den Gängen einiger Hallen oder Höhlen nichts weiter von Bedeutung ergeben und aufgefunden als dieſe ſogenannten Grabkammern. Sie ſind alſo der Zweck des ganzen Unternehmens geweſen, und um einen Sarkophag „würdig“ zu beherbergen, wurden — ganz mit der Sitte germaniſcher Völker übereinſtimmend — Todtenhügel aufgeworfen oder aufgerichtet, die, wenn auch allerdings nicht an Kunſt, doch wie an Alter, ſo an Größe und an Menge des Materials jedes bekannte Bauwerk der Erde übertreffen. Die Steine der größten Pyramide würden hinreichen den Kölner Dom etwa 40mal zu errichten.

Es iſt verſchiedenemale die Meinung aufgeſtellt worden, die Pyramiden ſeyen Sandbrecher geweſen, wie man in unſern Strömen Grobrecher hat. (Denn Sanddämme kann man ſie bei ihrer Vereinzelung nicht wohl nennen). Dieß würde vorausſetzen daß, was gar nicht der Fall iſt, in der dortigen Gegend die Weſtwinde vorherrſchen, weil die Pyramiden weſtlich vom Nil ſtehen, alſo den aus der Sahara andringenden Sand von ſeinen fruchtbaren Ufern abhalten ſollten. Obgleich nun allerdings auf der Weſtſeite der Cheops-Pyramide einige Stufen mehr als auf der Oſtſeite von Sand und Trümmern bedeckt ſind, ſo iſt dieß doch zu unbedeutend um jene Meinung zu beſtätigen; bei den andern Pyramiden aber iſt es noch weit weniger oder gar nicht der Fall. Dazu kommt daß der felſige Boden ſich überhaupt nach dem Nil hin ſenkt, ſo daß jede Pyramide auf einer erſt künſtlich hergeſtellten Horizontalebene hat errichtet werden können. Dieſe Bodenneigung iſt aber bei der großen Pyramide am bedeutendſten, weil ſie unter den drei großen am weiteſten gegen den Nil hin vorgeſchoben iſt. Der Sand folgt alſo nur der Oberfläche des Bodens, wenn er gegen Oſten hin anſteigt, und dort mehr Stufen einhüllt als im Weſten.

Ja! wäre wirklich der Weſtwind vorherrſchend, wie er es nicht iſt, und hätten die Erbauer der Pyramiden dem Sand der Sahara einen Damm entgegenſetzen wollen, ſo wären ſie ſicher klug genug geweſen, das Baumaterial, ſtatt es mit ungeheurem Aufwand zu ſolcher Höhe aufzuwälzen, einfach zu einer Mauer zu benutzen, welche weit beſſer jenem Zweck würde entſprochen haben als es dieſe oft meilenweit unterbrochenen Pyramidengruppen thun konnten. Beiläufig beträgt der Kubikinhalt der drei größten Pyramiden 4½ Million Kubikmeter, und würde alſo hingereicht haben eine Mauer zu bauen von 3′ Dicke und 10′ Höhe, welche vom Meer bis nach Chartum, wo der weiße Nil den blauen aufnimmt, gereicht hätte. Es gibt ſonach keinen einzigen Grund, welcher ſtichhaltig genug wäre jener Vermuthung zu einiger Wahrſcheinlichkeit zu verhelfen, während alle Erſcheinungen dafür ſtimmen daß dieſe Bauten Grabdenkmäler ſind.

Wenn man von dem Fuß des Cheopsdenkmals ſich weſtlich wendet, der Rieſennachbarin zu, ſo führt der Weg dahin durch eine regelmäßig gebaute Gräberſtadt. Rechtwinklig in Oblongen ſich ſchneidende Gaſſen haben auf beiden Seiten Eingänge zu jenen letzten Wohnungen der Menſchen. Jetzt freilich ſtehen ſie alle leer, von ihren Beſitzern unfreiwillig verlaſſen. In Aegypten hat alſo der Todte auch im Grab noch keine Ruhe, und je vornehmer er war, deſto weniger! Die Gräber der Könige in den Pyramiden, wie oben in den Bergen bei Theben, ſtehen leer, indeſſen die weniger vornehmen Gräber von Deir el Medinet noch alle voll ſind, und hier die Mumien drei- und vierfach übereinander geſchichtet in langen Reihen liegen.

Geht man dagegen von der großen Pyramide oſtwärts und ſteigt von der Terraſſe, die ſie einnimmt, herab, an den drei kleineren vor ihr liegenden vorbei, und wendet ſich dann links, alſo nördlich, ſo kommt man an einer langen Reihe von Gräbern vorbei, welche hier in den Felſen gehauen ſind, auf dem die Pyramide ruht, indeſſen die vorhin erwähnten aus großen Quadern erbaut wurden. In dieſen Felſenhöhlen hauſen jetzt Beduinen, und ich erſtaunte als aus den Wohnungen der Todten plötzlich mehrere Lebende hervorſtürzten, mir nachgelaufen kamen und Mumienſchädel, Leinwand u. dgl. aus den Särgen zum Verkauf anboten. Wendet man ſtatt links nach rechts, alſo ſüdlich auf den Sphinx [1] zu, ſo kommt man wiederum an Felſengräbern vorbei und von da nach der Pyramide des Chephren hin, d. h. weſtwärts, abermals. So ſtehen denn dieſe künſtlichen Kryſtalle inmitten eines Kirchhofs und ſind ſelbſt nur Grabſteine auf demſelben. Der König war im Tod, wie einſt im Leben umringt von ſeinen Untergebenen. Sie wohnten in niedern Häuſern oder Höhlen, er in einem Rieſenbau, deſſen Größe ihn genugſam als Herrſcher bezeichnete, und, wenn man von dieſem Bau auf ſeine übrigen Thaten ſchließen darf, deſſen Nützlichkeit vielleicht eben ſo groß war als der Segen ſeiner Regierung.

Ein Blick von der großen Pyramide trifft ringsumher auf Gräber, und wenn die Phantaſie drüben ſtatt der Getreidefelder das alte Memphis hervorruft, von dem nur noch einzelne Steine ſich finden, ſo überſieht man die beiden ſich zugehörigen Städte der Lebenden und Todten, wie ich, mich etwas nördlicher wendend, Cairo und die Burg des Herrſchers von Aegypten im Sonnenſchein glänzen ſah von der höchſten Spitze des Schloſſes aus, das einſt der todte Cheops bewohnt hatte. Ein Blick, wie von Père la Chaiſe auf Paris und den Louvre hin! Wunderbar genug daß die Todtenſtadt länger gedauert hat als das Memphis der Lebenden! Freilich lag dieß im fruchtbaren Nilthal, jene in der Wüſte,

[1] In Aegypten gibt es nur männliche Sphinxe.

und reizte also die Eroberer mehr. Aber wenn auch der letzte Stein von Memphis verschwunden seyn wird, so bleibt doch sein Begräbnißplatz noch stehen, und damit ein Zeugniß für die Stadt selbst. Denn da die Pyramiden, wegen des Aufwandes den sie erforderten, nur für die Könige oder deren Anverwandte errichtet wurden, so sind sie zugleich sichere Bürgen daß in der Nähe eine fürstliche Residenz gewesen seyn muß, und wenn man von der Größe des Denkmals auf die Macht des Königs einen Rückschluß machen darf, so sind die Könige von Memphis viel mächtiger gewesen als jene von Aethiopien, die in Meroë oder in der Gegend von Barkal residirten, was auch aus andern Thatsachen sich bestätigt. Hier könnte man fragen: „Wo sind aber die Pyramiden von Theben? Denn die 100thorige ist doch auch Residenz gewesen!“ — Es sind schon die Felsengräber der thebanischen Könige vorhin erwähnt worden als würdige Gegenstücke zu den Grabsteinen von Gizeh. In jener Periode nämlich, im 14ten und 15ten Jahrhundert vor Chr. unter der 18—20sten Dynastie, haben die Herrscher, während sie in Theben residirten, es vorgezogen mächtige Gänge und Hallen zum Zweck ihrer Beisetzung in dem natürlichen, dort sehr weichen Felsen zu graben, statt erst einen Felsenberg zu diesem Zweck aufzuwerfen.

Frägt man, warum die Erbauer der Pyramiden gerade diese Form gewählt haben? Weil sich kaum eine einfachere denken läßt! Keine andere macht den Mörtel so überflüssig. Auch will ich hier, außer analogen Erscheinungen, die ich sogleich berühren werde, nicht unerwähnt lassen daß in Nubien die Ufer des Nils, besonders die westlichen zwischen 22 und 23° nördl. Br., mit Bergen besetzt sind, die ganz das Ansehen haben als seyen sie nur mehr oder weniger zerfallene Pyramiden — die also wohl als Modelle für diese Bauten könnten gegolten haben, wenn man überhaupt solcher bedurft hätte.

Was somit den Zweck der Pyramiden im Nilthal betrifft, so stellt sich heraus daß sie Grabsteine oder Grabdenkmäler, Grabhöhlen waren; was ihre Bauart daß sie mathematische vierseitige Pyramiden darstellten. Die Größe und das Alter, welches letztere bei denen von Gizeh 5000 Jahre beträgt, sind nicht wesentlich, und beide auch sehr verschieden bei den verschiedenen einzelnen Pyramiden. In Zweck und Bauart aber stimmen sie alle überein. Ehe wir uns nun zu den mexicanischen wenden, mögen wir erst der eben erwähnten Analogien für diese Bauten in Aegypten und Aethiopien gedenken.

(Fortsetzung folgt.)

Teleskop von versilbertem Glas, nach Léon Foucault.

Das astronomische Fernrohr hat im Vergleich mit dem Teleskop von den nämlichen Dimensionen den Vortheil, mehr Licht zu geben; der Strahlenbüschel, welcher auf das Objectiv fällt, geht zum größeren Theil hindurch und wird beinahe vollständig zur Bildung des Bildes im Brennpunkt verwendet, während auf dem Metallspiegel nur ein Theil des Lichtes in einem convergenten Strahlenbüschel reflectirt wird, der noch dadurch einen Verlust erleidet daß er durch eine zweite Reflexion dem Beobachter zugeführt wird. Da indeß das Teleskop wesentlich von der Aberration in Folge der Brechbarkeit befreit ist, da die Reinheit der Bilder nur von der Vollkommenheit einer einzigen Oberfläche abhängt, da es bei gleicher Brennweite einen größeren Durchmesser als das Fernrohr gestattet, so bringt es zum Theil die Verluste wieder ein welchen das Licht bei der Reflexion unterworfen ist, und einige Beobachter, besonders in England, haben ihm den Vorzug über das Fernrohr zur Erforschung himmlischer Gegenstände eingeräumt. Gewiß ist daß gegenwärtig, trotz aller Vervollkommnungen die man bei der Anfertigung großer Gläser angebracht hat, das mächtigste Instrument, welches man gegen den Himmel gerichtet hat, ein Teleskop mit Metallspiegel, das Teleskop von Lord Rosse von sechs engl. Fuß Durchmesser und 55 Fuß Brennweite ist. Vielleicht würden die Reflexionsinstrumente selbst die Oberhand bekommen haben, wenn sich das Metall so gut wie Glas bearbeiten ließe, wenn es eine ebenso dauerhafte Politur annähme, und wenn es nicht viel schwerer wäre.

Indem man so die beiden Arten von Instrumenten in Parallele stellt, gelangt man zu der Ansicht daß es sehr vortheilhaft seyn würde, ein Teleskop in Glas zu construiren, wenn man dem Spiegel, nachdem er einmal geschliffen und polirt, einen solchen metallischen Glanz mittheilen könnte daß man dadurch eben so helle Bilder als die der Gläser erhielte. Diese Ansicht hat sich auf sehr befriedigende Weise verwirklicht.

Wenn das Glas von einem geschickten Optiker geschnitten und gründlich polirt worden ist, ist es sehr geeignet durch das Verfahren von Drayton eine dünne und gleichförmige Schicht von Silber anzunehmen. Diese metallische Schicht, wenn sie aus dem Bad hervorgeht, worin sie gebildet worden ist, erscheint matt und dunkel, hellt sich aber durch Reiben mit weichem Leder und etwas Englisch-Roth auf, und erlangt dabei in wenig Augenblicken einen sehr lebhaften Glanz. Durch dieses Verfahren versilbert sich die Oberfläche des Glases und wird stark reflectirend, ohne daß die feinsten Untersuchungen die geringste Formveränderung verrathen. Nachdem der Spiegel so versilbert war, und eine vollkommene Politur erlangt hatte, bildete Foucault daraus ein Teleskop von 10 Centimetern Durchmesser und 50 Centimetern Brennweite. Dieses kleine Instrument verträgt sehr gut ein Ocular, welches die Vergrößerung auf 200 steigert, und, verglichen mit einem Fernrohr von einem Meter, einen merklich höheren Effect gibt.

Die Vergleichung der Intensität eines von einer so präparirten Oberfläche reflectirten Strahlenbüschels mit dem Strahlenbüschel welcher durch ein Objectiv von gleicher Oberfläche hindurch gegangen ist, fällt zu Gunsten des neuen Teleskops aus. Der auf dem versilberten Glase reflectirte Strahlenbüschel beträgt ungefähr 90 Proc. des Büschels welcher durch ein Objectiv mit vier partiellen Reflexionen gegangen ist, so daß das neue Instrument den Vortheil eines Ueberschusses an Licht bietet, welcher vermöge des größeren Spiegeldurchmessers auf sehr kräftige Weise zur Bildung des Focalbildes beiträgt. Bei gleichem Durchmesser ist das Glas-Teleskop um die Hälfte kürzer als das Fernrohr, und gibt den Bildern beinahe ebenso viel Licht und mehr Reinheit. Bei gleicher Länge verträgt es den doppelten Durchmesser und sammelt 3½mal mehr Licht.

Von einem anderen Gesichtspunkt betrachtet, unterscheidet sich die neue optische Combination dadurch daß sie ihre volle Wirkung hervorbringt, ohne den Zusammenfluß zahlreicher Bedingungen zu erheischen, denen man bisher genügen mußte, sollte ein Instrument, Fernrohr oder Teleskop, mit einer gewissen Vollkommenheit ausgestattet werden. Das Fernrohr besonders erfordert daß der Constructeur sich gleichzeitig beschäftigt mit der Gleichartigkeit der beiden Glassorten, die das Objectiv bilden, mit ihrer brechenden und zerstreuenden Kraft, mit der Combination der Krümmungen, der

Digitized by Google

Centrirung und der Herſtellung von vier ſphäriſchen Oberflächen. Bei dem neuen Teleſkop dagegen kommt das Glas nicht als brechendes Mittel in Betracht, ſondern nur als Träger einer dünnen metalliſchen Schicht. Die Gleichartigkeit der Maſſe wird keineswegs erfordert, und das gewöhnlichſte Glas, bei hinlänglicher Dicke mit Sorgfalt geſchliffen, kann eine concave Oberfläche vertreten, die, verſilbert und polirt, für ſich allein und durch Reflexion ſehr gute Bilder gibt.

Man hat den Spiegelteleſkopen vorgeworfen daß ſie ſich mit der Zeit oxydiren und bei Berührung mit der Luft matt werden. Seit ſechs Wochen hat der Verfaſſer verſilberte Spiegel, ohne daß ſie eine merkliche Veränderung erfahren hätten; wird dieſer Conſervationszuſtand von langer Dauer ſeyn? Die Erfahrung iſt noch zu neu, um dieß in dem einen oder andern Sinn zu beantworten; aber ſelbſt wenn der Spiegelglanz ſich ſchwächen ſollte, würde nichts verhindern ihn durch dasſelbe Mittel wie urſprünglich, nämlich Reiben mit einem Ballen, wieder zu beleben; wenn endlich das Silber ſich in ſeiner Dicke ändern ſollte, ſo iſt das Verfahren, wodurch man es auflegt, von ſo leichter und ſchneller Ausführung daß man es leicht wiederholen könnte.

Kurz zuſammengefaßt, das neue Inſtrument gewährt, im Vergleich mit dem aſtronomiſchen Fernrohr, bei viel geringeren Koſten mehr Licht, mehr Reinheit, und iſt als Teleſkop von jeder Aberration in Folge der Brechung befreit. (Polyt. Journal).

Der Civildienſt der oſtindiſchen Compagnie in Indien.

(Schluß.)

Der Aufenthalt in Calcutta iſt anziehender, aber auch verführeriſcher. Morgens Beſuche, Abends Geſellſchaften, Diners, Bälle, ein Ausflug nach den Militärſtationen zu Dum-dum, 8 engl. M., und nach Barrackpur, 14 engl. M. von Calcutta, ſind unterhaltend, fördern aber die Studien nicht; der Kaufmann hängt ihm mehr Waaren auf als er braucht. Was ihm nöthig wäre, wäre die einheimiſchen Sprachen und Sitten nicht vom Pandit, ſondern unter dem arbeitenden Volke ſelbſt zu lernen, und die elenden Schlammhütten und ſchmutzigen Dörfer des Volkes, das er regieren ſoll, kennen zu lernen. Mit dieſem zu verkehren, reicht Sanskrit und Mahratti ſo wenig aus als ſein Griechiſch ihm nutzt. Johnſon der Advocat am höchſten Gericht in Calcutta (The Stranger in India. London 1843. T. 1) bemerkt, es ſey zum Verwundern daß die Civilbeamten der oſtindiſchen Compagnie in Indien nicht noch unwirkſamer ſeyen als ſie es wirklich ſind. Der Dienſt verlange einen höhern Grad geiſtiger Ausbildung, ein geſundes Urtheil und mannichfaltige Kenntniß nicht nur der Geſetze Englands, ſondern auch der der Hindu und Mohammedaner, dabei Freiheit von Vorurtheilen, indem er gegen alle Claſſen und Kaſten, Europäer, Mohammedaner und Hindu eine gleiche Gerechtigkeit üben ſolle; dazu Sprachkenntniſſe, wenigſtens die des Hinduſtani, um mit den Eingebornen verkehren zu können, und des Perſiſchen, was früher die Amtsſprache war. Aber nur ſehr wenige der höhern Beamten in ganz Bengalen beſäßen dieſe Eigenſchaften. Sehr begreiflich! Ihr bischen Hinduſtani was ſie von England mitbrächten, ſey den Eingebornen gänzlich unverſtändlich, wie dieſen ihre Sprache, und ihre Kenntniß der indiſchen Geſetze und Verwaltungsnormen ſey gleich Null. Bei ihrer Ankunft in Indien nehme ſich aber ihrer niemand an. Was für ein Leben ſie in Calcutta führten, kenne nur einer der dort wohne, wiſſen. Pferde, Spiel, Diners, Soupers, wobei mit Champagner die Pfropfen knallten, das Billard, Ballſpiel, Nautſches [1] und hinduſtaniſche Mädchen ſeyen es womit ſie ihre Zeit in dieſem Pandämonium hinbrächten. Das Collegium von Fort William war ſchon 1843 ganz in Verfall; die Prüfung beſtehe ein prätentiöſes Geſpött. Lord Wellesley hatte freilich bei der Gründung großartige Abſichten; es war einſt ein Zufluchtsort für ernſte Studien und Männer, wie Adam, Elphinſtone, Metcalfe, Jenkins, Mackenzie u. a. bildeten ſich da. Aber damals ſchon gab es da weder Lehrer noch Bücher; der Student war ſich ſelber überlaſſen. Die Folge war, wie Marſhman bemerkt, eine ſolche Unwiſſenheit in der Sprache daß bei ſo geringer Kenntniß derſelben ein eingeborner Munſiff nicht zur unterſten Stelle im Gerichte zugelaſſen werden würde. Welchen Nachtheil das im Amt hat, iſt erſichtlich. Ohne Kenntniß der Sprache muß der Fremde immer durch die Brille der eingebornen Beamten ſehen, welche die Unwiſſenheit ihres Obern zu ihrem eigenen Vortheile und zum Nachtheil der Betheiligten zu benutzen nicht ermangeln. Jetzt iſt das Collegium von Fort William ganz eingegangen und die Univerſität zu Calcutta dafür gegründet worden. Ebenſo lernte der engliſche Beamte die ſo nöthige Geſetzeskunde gewöhnlich erſt im Lauf ſeines Geſchäftes. Das Volk hatte durch ſeine Unwiſſenheit während ſeines Noviciats zu leiden und bezahlte durch ſeine Verluſte ſein Unterricht in der Geſetzeskunde. Zu dieſer Unwiſſenheit kam dann noch aber noch die größte Pflichtvernachläſſigung; nicht einer von 10 widmete ſich ſeinen Amtsgeſchäften mit Ernſt. Er kenne, ſagt Johnſon, hohe Beamte in Calcutta nennen, die ſtatt auf ihrem Poſten zu ſeyn, Tag für Tag, ein Jahr nach dem andern ſich die Schriften, die ſie unterzeichnen ſollten, ins Haus oder ins Vorzimmer, oder den Vorhof (rachet Court) bringen ließen, um ſie dort zu unterzeichnen! Sey es da zu verwundern, wenn die untergeordneten eingebornen Beamten ſie betrügen? Trotz alledem fehlt es nicht an Müttern, die ſich ſolche junge Adipiranten für ihre Töchter ſuchten. Ein Sprüchwort indiſcher Damen ſagt: „Ein Civilbeamter iſt, lebendig oder todt, ſeine 300 Pfd. St. werth.“ Auch die einheimiſchen Geldausleiher verfehlen nicht ihre Angel nach ihnen auszuwerfen. Kaum hat einer ein Anrecht auf ein Amt, ſo kommen die Banianen und bieten ihm Geld ohne Einſchränkung an. „Any time Sahib pay.“ Pferde, Weiber, Champagner locken den jungen Mann, der eben dem Vormund entſchlüpft iſt. Das Anerbieten des Banianen ſtellt alles dieß in ſeinen Bereich. Wenn ich nur 1000 Rupien borge, meint er, was iſt das! In zwei Monaten kann ich ſie ja aus meinen Erſparungen wieder bezahlen; aber hat er es einmal gethan, ſo wiederholt ſich dieß, bis es zuletzt mit einem Bankerot endet. Wie ſchlau der junge Mann beſtrickt wird, davon erzählt der alte Beamte bei Emma Roberts ſprechende Beiſpiele. Er ſelbſt war in Geldverlegenheit; kaum hatte er dieſe gegen einen reichen Eingebornen, der mit ihm verkehrte, geäußert, ſo bot der ihm das Geld gleich an. Bald darauf fragte er ihn aber, wer ſein Sirkar (Verwalter) ſey. Als er ihn nannte, meinte er, der ſey nicht der rechte und wollte ihm einen empfehlen, und da jener mit ſeinem bisherigen ſich zufrieden erklärte, ſuchte er ihm ſpäter immer zudringlicher ſeinen Verwandten zuletzt förmlich aufzudringen. Glücklicherweiſe hatte er in Tyler's Considerations on India geleſen, wie eingeborne Creditoren Beamte durch ſolche Menſchen in ihre Hände zu bringen ſuchten. Der Hindu forderte zuletzt peremtoriſch

[1] Tänzerinnen.

deſſen Anſtellung, und da dieß rund abgeſchlagen wurde, machte er ſeine Geldforderung jetzt alsbald geltend, ihn in Verlegenheit zu bringen, aus welcher ein Freund ihn noch glücklicherweiſe befreite. Ein anderer war nicht ſo glücklich; dieſer hatte ſich, durch Geldverlegenheiten veranlaßt, ein ſolches Factotum aufdringen laſſen. Da er mit der Zeit zu hohen Aemtern gelangte, mißbrauchte dieſer ſeine Stellung. Der Delinquent war ſeines Creditors Neffe, er entließ ihn trotzdem, und da ſein Gläubiger ſeine Wiedereinſetzung von ihm nicht erlangte, erwirkte er einen Schuldhaft-Befehl gegen ihn. Der Proceß wurde gegen ihn eingeleitet; dieß afficirte ihn ſo, daß ihn der Schlag rührte.

Die Stellen, die ein junger Beamter zunächſt erlangen kann, waren früher mannichfaltiger als jetzt. Von politiſchen Stellen ſtehen ihm nur wenige jetzt noch offen, ſeit Lord W. Bentinck ſie dem Militär vorbehielt, wohl weniger aus Oekonomie, als weil der Soldat beſſer gehorcht. Die Anſtellung im Handelsfach hat auch aufgehört, ſeitdem die oſtindiſche Compagnie keine Handelsgeſellſchaft mehr iſt. Früher führten ihre Agenten ein herrliches Leben; ſie hatten eine ſchöne Wohnung, wenig zu thun, beſuchten nur einmal ihren Diſtrict, ſahen Rechnungen durch, unterzeichneten einige Papiere, ſchlichteten kleine Differenzen unter den Anbauern; das wirkliche Detail der Geſchäfte beſorgte der Dewan. Viele große fürſtliche Vermögen in England rühren noch daher. Lord W. Bentinck machte den erſten Angriff auf dieſe fetten Kühe, und als 1834 die Handelsgeſellſchaft aufgehoben wurde, blieb nur noch das Salz- und Opiummonopol, und dabei ein Paar ſolcher Agenten, denn auch die Zolleinnehmerſtellen im Inland in 15 der größten Städte, die fette Einkünfte abwarfen, fielen mit den Binnenzöllen, vornehmlich auf den Angriff von Charles Trevellyan mit ſeinem kleinen Buch. So kann einer jetzt nur als Aſſiſtent eines Magiſtrats oder eines Einnehmers (Collector) eintreten. Nun beginnt nach Campbell erſt die Erziehung, die der junge Beamte gleich anfangs hätte erhalten ſollen. Er lernt etwa nach einem Jahr die Sprache des Landes, das er verwalten ſoll, und nach einigen Jahren ſie fertig, wie ſeine Muttersprache, ſprechen, beſonders wo nur eine Sprache, wie das Hinduſtani im Norden, gilt. Schwieriger iſt es ſchon wo, wie in der Präſidentſchaft Madras, vier verſchiedene Sprachen geſprochen werden. Erſt wenig brauchbar, wird er nun der Zerſtreuung entzogen und übergenug beſchäftigt, praktiſch erzogen, ein eifriger und ſehr nützlicher Beamter. Die Beförderung iſt langſam, da ſie meiſt nach dem Alter geht; es wird dabei aber auch einer nicht leicht überſprungen. Die Anſtellung in der Nähe der Hauptſtadt gewährt den Vortheil der beſten Geſellſchaft und jeden Comforts, erfordert aber auch mehr Aufwand als in der Provinz. In Bengalen iſt das Klima feucht und naß; in Oberindien wehen drei Monate heiße Winde, in der kalten Jahreszeit iſt dagegen das Klima ſtärkend und erfriſchend. Man läßt den jungen Beamten meiſt eine gewiſſe Wahl unter den Stellen. Zuerſt hat er als Aſſiſtent nur kleine Obliegenheiten unter Aufſicht ſeines Obern zu erfüllen; zeigt er dann Fähigkeit und Geſchick, und erlangt nach und nach Einſicht in den Geſchäftsgang, ſo werden ihm bald bedeutendere Aemter übertragen; denn ſo ſchnell iſt der Wechſel der Aemter wegen Krankheit, Abweſenheit und Wechſel der Beamten daß er in ein paar Jahren ſchon dazu gelangen kann. Er muß nur gewiſſe Maximen feſthalten; vor allem immer den Grundſatz des alten Fuller vor Augen haben „daß die Eingebornen Indiens ebenſo gut Ebenbilder Gottes ſind als er, wenn ſie auch aus Ebenholz geſchnitzt ſind ſtatt aus Elfenbein.“ Man muß ſich genau mit der Sprache, Sitten und Einrichtungen ſeines Diſtricts bekannt machen, ſich viel unter das Volk jedes Standes miſchen, im Benehmen artig und zugänglich ſeyn, ohne familiär zu werden; überlegt in ſeinen Entſcheidungen, Verweiſe eines Obern hinnehmen, über Sachen die verhandelt werden, und europäiſche Beamte ſeines Diſtricts mit Eingebornen nicht reden, des Volkes Intereſſen vertreten, ſo wird er ein guter Beamter werden, und kann in 25 Jahren, 20—30,000 Pfd. St., ohne ſeine Penſion von 1000 Pfd. St., nach Roberts erübrigen.

Was nun das Avancement betrifft, ſo bleibt er wohl ſieben Jahre Aſſiſtent bei einem Magiſtrat oder Einnehmer mit 480 Pfd. St. Gehalt, wovon die Schulden, die er in Calcutta gemacht hat, oft noch zu bezahlen ſind. Eine Parlamentsacte ſetzt feſt daß um eine Stelle von über 500 Pfd. St. zu bekommen, ein Civilbeamter in Indien drei Jahre anweſend geweſen ſeyn muß; um eine von 1500 Pfd. St. zu erhalten, 6 Jahre, um eine von 3000 Pfd. St., 9 Jahre, um eine von 4000 Pfd. St. und darüber zu bekommen, 12 Jahre. 5200 Pfd. St. iſt als Maximum feſtgeſetzt für alle höheren Stellen unter der eines Rathes von Indien. In Bengalen ſteigt er vom 7ten bis 19ten Jahre zur Magiſtratsperſon mit 1080 Pfd. St., vom 18—26ſten Jahre zum Einnehmer mit 2300 Pfd. St., und zum Richter mit 3000 Pfd. St. Gehalt auf, wenn ihn die Reihe trifft. Lord W. Bentinck verſuchte etwas friſches Blut in den Civildienſt zu bringen, indem er das Verdienſt bevorzugte; aber die Engländer klagen daß in Bengalen wieder nach alter Weiſe die Beförderung nur nach dem Alter gehe, ſo daß einer, wenn er nicht etwa große Mißgriffe mache, nur die gehörige Zeit zu leben brauche, um es ohne weiteres Verdienſt zu etwas zu bringen. In den Nordweſt-Provinzen, wo beide Stellen vereinigt ſind, avancirt er vom 7—19ten Jahre zum Joint-Magiſtrat und Deputy-Collector mit 840 und 1200 Pfd. St., und dann vom 9—26ſten Jahre zum Magiſtrat und Collector mit 2700 Pfd. St. Gehalt. Wenn er in Agra 26, in Bengalen 34 Jahre gedient hat, und er zu nichts weiter zu brauchen iſt, macht man ihn zum Richter. Daß dieß ein ganz verſchiedenes Amt iſt, von dem er nichts verſteht, kommt nicht in Betracht. Eine anderweitige Beförderung zu den wenigen Secretärſtellen beim Board of Revenue u. ſ. w. iſt nur ausnahmsweiſe. Die meiſten politiſchen Stellen in den nicht regulirten Provinzen, wohl an 200, werden jetzt, wie ſchon bemerkt, von Officieren bekleidet, die bloß ein kleines Examen im Hinduſtani zu machen brauchen. In Madras und Bombay iſt die Beförderung etwa ähnlich. Der häufige Aemterwechſel läßt keine Localkenntniß und Erfahrung aufkommen; ſonſt herrſcht Reinheit des Charakters und der Aufführung, und eine große Ehrenhaftigkeit unter den Beamten.

In den einzelnen Provinzen avanciren die Beamten für ſich; die im Pendſchab und Audh nach einer neuern Beſtimmung mit denen der Nordweſt-Provinzen. Den höchſten Gehalt nach dem eines Mitgliedes des Rathes — 5200 Pfd. St. — erhalten die vier Staatsſecretäre der oberſten Regierung nach 25 Dienſtjahren. Die Richter des oberſten Gerichtshofes (Sudder Dewany Adaulet) und der oberſten Aemter, nämlich zwei Mitglieder des Sudder Board of Revenue und fünf des Board of Cuſtoms, und des Salz- und Opiumsdepartements nach 30jähriger Dienſtzeit, und vier der vornehmſten Reſidenten und Agenten des Generalgouverneurs. Die Gehalte einiger Mitglieder des Appellationsgerichts (Sudder Courts), die in Calcutta nach 34 Jahren, in Agra nach 26 Jahren dazu gelangen, ſind aber jüngſt auf 4200 Pfd. St. herabgeſetzt worden. So viel erhalten die Richter in Agra, die außerordentlichen Richter in Calcutta, das zweite und dritte Mitglied der Behörde im Pendſchab und die zweite Claſſe der politiſchen Agenten. Die Beſoldung der europäiſchen Beamten, ſieht man, iſt gut genug. Es iſt auch

Digitized by Google

ſonſt für ſie jetzt geſorgt. Die Dienſtzeit iſt auf 35 Jahre in der Regel beſchränkt. Nach 25jähriger Dienſtzeit oder 22jähriger, wenn er den dreijährigen Urlaub nach Europa nicht benutzte, hat er Anſpruch auf eine Penſion von 1000 Pfd. St., wozu er ſelbſt aber jährlich 4 Proc. ſeiner Einnahme beiſteuern mußte, ſo daß die Regierung höchſtens 3—400 Pfd. St. zuzuſchießen braucht. Aus einem andern Zuſchuſſe von 1 Proc. mit einem geringen Beitrage der Regierung erhalten die Wittwen jährlich 300, die Söhne von einem gewiſſen Alter an bis zum 21ſten Jahre, die Töchter bis zu ihrer Verheirathung 100 Pfd. St. das Jahr.

Die Zahl ſämmtlicher engliſchen Civilbeamten iſt aber überaus gering.

Nach R. Martin:

in Bengalen 515, in Madras 194, in Bombay 148, zuſ. 851 Stellen.

Nach Campbell:

in Bengalen 484, in Madras 119, in Bombay 135, zuſ. 808 „

Es wurden jährlich beſetzt: nach Martin:

in Bengalen 19, in Madras 8, in Bombay 5, zuſ. 32 „

Die Zahlen wechſeln natürlich, und andere haben etwas andere Angaben. Die 484 Stellen im frühern Bengalen vertheilen ſich nach Campbell jetzt ſo: auf den Vendſchab 55, Bengalen 184, die Nordweſt-Provinzen 140, ohne Anſtellung 20, in Urlaub und krank 85, zuſammen 484.

Außer dieſen gibt es an 1850 Beamte ohne pragmatiſche Rechte (uncovenanted), 600 Richter (Principal Sudder Amins, Amins und Munſiffs) mit 120—800 Pfd. St. Gehalt das Jahr, 250 ſtellvertretende Beamte und Einnehmer (Deputy Magiſtrates und Deputy Collectors) in Bengalen und den Nordweſt-Provinzen mit 300—800 Pfd. St. Gehalt das Jahr; 800 Tehſildars in Madras, Bombay und Nordindien mit 100—300 Pfd. St. Gehalt d. J. — in Bengalen gibt es die nicht, — 200 beim Salzweſen, Opium, Zoll u. ſ. w. mit 100—1200 Pfd. St. Gehalt d. J. Zu den bedeutendſten Stellen wird von der Regierung ernannt; die unterſten Richter (Munſiffs) ernennen die Sudder Boards, die Tehſildars die Diſtrictsbeamten und die beim Zollweſen die Zollcommiſſionäre. Die erſten müſſen geprüft ſeyn; alle behalten das Amt, bis ſie ſich untüchtig zeigen oder ſich ſchlecht aufführen. Seit 1834 werden viele Eingeborne im Gerichts- und Steuerweſen angeſtellt, und können es bis zu einem Gehalt von 700 Pfd. St. das Jahr als Richter und Deputy Collectors bringen. Die erſte Stelle iſt die eines Tehſildars; in Bombay haben ſie aber keine Criminalgewalt, wie in Bengalen. Sie füllen ihre Plätze gut aus und verdienen nach Clerke noch höhere Stellen in der Magiſtratur und dem Steuerfache, werden auch allmählich dazu gelangen. Bis jetzt ſind ſie nur im Civildienſt ſo gut geſtellt. Die ganze Gerichtsverwaltung in erſter Inſtanz iſt ſchon in den Händen dieſer uncovenanted Servants. Alle Tehſildars und Gerichtsbeamten ſind mit wenigen Ausnahmen Eingeborne; wohl die Hälfte der ſtellvertretenden Beamten und Einnehmer, beinahe alle beim Salzweſen, Opium u. ſ. w. Angeſtellte, ſind Europäer oder Chriſten, viele im Land geboren, Beamtenſöhne, auch europäiſche Abenteurer, die keine regelmäßige Anſtellung haben. Die Eingebornen ſind reſpectable Mohammedaner, die wohl erzogen ſind, die Hindu meiſt aus der Schreiber- oder Kaufmannsclaſſe, die aus den unterſten Stellen ſich durch Talent und Geſchick emporarbeiteten. Da die Arbeit eines Eingebornen in Indien einem Sechstel des Werthes der Arbeit in England gleich geſchätzt wird, meint Campbell, ſey die Beſoldung ſehr liberal. Sporteln und andere Emolumente ſind ihnen ſo wenig wie den andern Beamten erlaubt. Nach der Länge ihrer Dienſtzeit erhalten ſie ⅓ bis zur Hälfte des Gehalts Penſion. Campbell rühmt ihre Ehrenhaftigkeit; andere ſind aber ganz anderer Meinung.

Die bei weitem größere Maſſe erhält, wie man ſieht, indeß noch einen äußerſt geringen Gehalt, während der fremde Europäer in 20 Jahren 25—50,000 Pfd. St. erübrigen will! Die Indobritten ſind nicht in die Zahl inbegriffen; man hat keine Angabe über ihre Anzahl, da ſie unter den European uncovenanted Service mitbegriffen wird.

Die untergeordneten Officianten ſind mit wenigen Ausnahmen alle Eingeborne; da an 20 Litterate und 20 Illitterate in jeder Amtsſtube, in jedem der 153 Diſtricte aber 6—15 Gerichts-Abtheilungen und in jeder 20—25 dergleichen angeſtellt ſind, und jeder Diſtrict 10—30 Polizei-Abtheilungen hat, jede mit 12—15 Polizeibeamten und ebenſo viele bei den Zollhäuſern, Opium-Agenzſchaften u. ſ. w. ſind, ſo iſt, wie man ſieht, die Zahl der Unterofficianten überaus groß. Dieſe werden von den Beamten auf Gutverhalten angeſtellt; alle die 1 Pfd. St. Gehalt den Monat haben, können aber gegen ihre Abſetzung einkommen; ſie ſind nach Campbell ſehr brauchbare Leute, ihr angeblicher Einfluß auf die Obern aber ohne Grund ſeyn, da dieſe keinen Privatverkehr mit ihnen pflegten; ein eingeborner Schreiber ſo gut als ein engliſcher, aber ein eingeborner Conſtable weit ſchlechter. Im Norden ſind die Polizei-Officianten meiſt Mohammedaner; die Beſoldung der unterſten Claſſe, nur 4 R. den Monat (4 Pfd. St. 16 Sh. d. J.) — wenig mehr als ein gemeiner Arbeiter hat — ohne Kleidung und Nahrung, ſey aber zu ſchlecht, um ehrenhafte und wirkſame Diener zu haben; die höhern Stellen ſeyen beſſer bezahlt, der geringſte Schreiber habe 12 Pfd. St. d. J.; der Vorſtand eines Einnehmeramts von 100—200 Pfd. St., der einer Amtsſtube von 80—150 Pfd. St.

Um einen kleinen Einblick in dieß Beamtenheer zu gewähren, heben wir aus Speede's Criminal Statistics of Bengal 1847 beiſpielsweiſe noch hervor: Bengalen hatte damals auf 154,453 engliſchen Quadratmeilen mit 37,318,685 Einwohnern, 32 Zillahs mit 32 Magiſtrats, à 900 R. den Monat, und 8 Joint Magiſtrats, dann 24 Aſſiſtant und Deputy Magiſtrates mit 400 R. monatlichen Gehalt. Die 32 Zillahs zerfielen in 445 Polizeibezirke (Thanahs) unter je einen, alſo mit 445 Darogas, à 70 R. Gehalt. Unter dieſen ſtanden 474 Mohurrirs à 7—8 R. und 608 Dſchemadars à 8 R. Monatsgehalt mit durchſchnittlich 10 oder überhaupt 6918 Burkundazes à 4 R., und 264 Dorfwächtern (Tſchukidars) à 3 R. Monatsgehalt, und mit noch 1747 Puharidars à 4 R. Monatsgehalt — im ganzen 164,832 Polizeibeamten. Bei 37½ Mill. Einwohnern kommt doch erſt auf 800 Einw. 1 Polizeimann, während in London 1 auf 336 Einw., auf dem Land in England 1 auf 1769, in Irland ein Soldat auf 945 Einw. kam. In England koſtet ein Polizeimann das Jahr 55 Pfd. St. 16 Sh., in Bengalen nur 4 Pfd. St. 16 Sh., der Dorfwächter nur 3 Pfd. St. 12 Sh. Dafür iſt die Polizei in England aber auch wirkſam, hier unwirkſam.

Man wird nach dieſer Darſtellung leicht ermeſſen können, wer die wenigen europäiſchen Beamten von den eingebornen ganz abhängig ſind, und daß, wenn ſie von dieſen verlaſſen würden, von einer Verwaltung irgendeiner Art gar nicht die Rede ſeyn könnte.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 48. 27 November 1857.

Rückblicke auf die auswärtige Politik.

1. Großbritannien.

Das Jahr 1857 wird in der Geschichte des Inselvolkes einen großen und schlimmen Wendepunkt bezeichnen, denn der Aufstand der einheimischen Regimenter in Indien muß von unvergänglichen, nachtheiligen Folgen für das Mutterland bleiben. Nicht daß wir uns zur Ansicht derjenigen bekennten, deren Irrthümer Lord Palmerston als continentale Ansichten bezeichnet hat! Im Gegentheil ließen wir uns nie durch die Folge schwerer Schläge der brittischen Macht betäuben; wir haben uns auch nie zu den sogenannten Kennern des Morgenlandes gezählt, welche noch vor vier Wochen behaupteten die Herrschaft der Engländer sey bereits auf die drei Präsidentschaftsstädte beschränkt, sondern wir sprachen gleich anfangs in diesen Blättern [1] die Hoffnung aus daß der bengalische Soldatenaufstand verhältnißmäßig leicht sich werde bewältigen lassen, weil asiatische Truppen, so tapfer sie sich auch sonst schlagen mögen, ohne Führung europäischer Officiere zu Nullen herabsinken. Wir haben diese Ansicht noch Ende Septembers an einem andern Orte wiederholt, zu einer Zeit wo Delhi nur beobachtet wurde, wo der Entsatz Lakno's mißglückt, wo ein neuer Aufruhr in Dinapur die Verbindungen zwischen Calcutta und den zerstreuten, halb belagerten Garnisonen am mittlern Ganges unterbrochen hatte, wo sich bei den Bombay-Truppen verdächtige Symptome zeigten, und in Madras die Europäer noch verzagt zitterten. Wir behaupteten: „Wenn wir uns an das bisher Vorgefallene halten, so darf, wenn man besonnen die Karte des indischen Reichs zur Hand nimmt und sich alle einzelnen Punkte der Meutereien mit Farbe bezeichnet, um einen Ueberblick über die Räume zu gewinnen wohin sich der Aufstand verbreitet hat, jetzt schon ausgesprochen werden daß mit den indischen Posten, die wir im December erwarten dürfen, wahrscheinlich die Nachricht von der Bewältigung des Soldatenaufstandes eintreffen wird, vorausgesetzt daß die Madras- und Bombay-Armee treu bleibt und sich die Sikhs nicht erheben. Der Aufstand hat sich nicht auf das rechte Ufer des Setlesch erstreckt, wenn man die vereinzelte Meuterei bei Sialkote ausnimmt. Das Industhal ist daher völlig frei geblieben. Abgerechnet die rasch unterdrückte Bewegung in Tandschawar (Tanjore) ist das Dekhan völlig regungslos geblieben. Daß einige Philister auch in Madras zittern, daß überall die Muhammedaner eine unheimliche Stimmung verrathen, mag wahr seyn. Jetzt ist der Aufstand im Wachsen, und da sich, im Orient rasch und riesenhaft zunehmend, wie die Schatten der Berggipfel, die Nachrichten über das Land verbreiten, so mag in allen Theilen Indiens große Spannung herrschen. Man lasse aber die ersten frischen Regimenter eintreffen, und mit gleicher Uebertreibung werden sich die Nachrichten verbreiten, die Trotzigen herabgestimmt, die Muthlosen aufgerichtet werden." [1]

Die neuesten Posten haben diese Voraussetzungen in einer Weise gerechtfertigt an welche wir selbst vor vierzehn Tagen noch nicht zu glauben wagten. Delhi ist gefallen, Lakno entsetzt, die Timuridenfamilie, welche dem Aufstande die Glorie des Mongolennamens lieh, gefangen oder hingerichtet, die Heerhaufen der Rebellen sind zersprengt, und alles dieß ehe die Verstärkungen aus Europa eintrafen. Wir rühmen uns keiner Sehergabe, um damit zu prahlen, denn im Grunde hat die Mehrzahl des brittischen Volkes genau so, wie wir, die Begebenheiten erwartet, und keinem Engländer ist es eingefallen an die Möglichkeit eines völligen Verlustes des indischen Reiches zu denken, mit Ausnahme vielleicht der publicistischen Hanswurste im Geschmack des Hrn. David Urquhart. Es liegt uns bloß daran uns hier zu legitimiren daß wir nicht die „continentalen Irrthümer" getheilt haben, und damit man unsern nachfolgenden Erörterungen das Vertrauen schenke daß sie nicht von Leidenschaftlichkeit oder nationalen Vorurtheilen erzeugt sind. Im Gegentheil haben wir mit innerer Genugthuung die Kunde der vielen heroischen Züge brittischer Männer und Frauen vernommen, wir haben die Meuterer gern unterliegen, die Fahnen der Engländer froh wieder auf Delhi's Bastionen wehen gesehen. Wir wissen nur zu gut, wie viel wir Deutschen mittelbar der brittischen Herrschaft in Indien verdanken, daß ein Theil auch des deutschen Wohlstandes, manche Industriezweige, manche Befriedigung wesentlicher oder angenehmer Bedürfnisse, und eine Menge geistiger Genüsse und wissenschaftlicher Fortschritte von der Fortdauer dieser Herrschaft abhangen. Was ihre moralische Berechtigung betrifft,

[1] S. Ausland 1857. S. 706.

[1] Deutsche Vierteljs. Schrift. 1857. Oct. S. 141.

Digitized by Google

ſo iſt ſie nicht größer und nicht geringer als die Herrſchaft Oeſterreichs über italieniſche, Dänemarks über angelſächſiſche, Rußlands über polniſche, Frankreichs über deutſche und berberiſche, der Osmanen über ſlaviſch-chriſtliche Unterthanen. Es iſt eine Herrſchaft wie jede andere, und wollte man die Lage menſchlicher Dinge wegen ihres anſtößigen Urſprungs abändern, man müßte die ganze Welt umſtürzen, eine neue Landkarte in Europa ſchaffen und Amerika wieder räumen, wo man die „ſittlich berechtigten“ Rothhäute von ihren grasreichen Jagdgründen oder aus ihren Wäldern verdrängt hat. Nur das eine läßt ſich über die brittiſche Herrſchaft in Indien ſagen, daß ſie bisher auf keinen andern Motiven beruhte und keinen andern Zwecken diente als dem Gelderwerb. Auch iſt ſie und wird ſie vorausſichtlich ohne jeden ſittlichen Einfluß auf die beherrſchte Welt bleiben. Nicht daß wir damit läugnen wollten, wie viel für die leibliche, rechtliche und polizeiliche Wohlfahrt der Hindus geſchehen ſey. Wir erkennen recht gut an daß man die Wittwenverbrennung, den Märchenmord abgeſchafft, daß man die Felter abzuſchaffen den ernſten Willen zeigt, daß die Räuberbanden ausgerottet worden ſind, und daß auf aſiatiſche Willkür ein Zuſtand gefolgt iſt den man einem europäiſchen Rechtsſtaat ſo ähnlich wie möglich zu machen bemüht iſt. Ja wir gehen noch viel weiter. Wir glauben daß, wenn man in die Schale einer Wage alle Verbrechen, Gewaltthaten, Brutalitäten, einſchließlich aller kürzlichen blutigen Scenen, und ſonſtige Ungebühr welche brittiſche Europäer in dem indiſchen Reich ſeit Beginn dieſes Jahrhunderts verübt haben, und in die andere Schale nur legen würde was in einem einzigen Jahre gedankenlos von der Obrigkeit unter dem beſten muhammedaniſchen Herrſcher, vom Ghaznaviden herab bis auf den großen Baber oder ſeine Nachfolger, gefrevelt worden iſt, die Schale der brittiſchen Verſchuldung noch hoch ſteigen würde. Die Britten haben unendlich viel für Indien gethan. Unter ihrer Herrſchaft hat ſich die Bevölkerung in überraſchenden Verhältniſſen gemehrt, ſie haben die erſten großen Heerſtraßen durch Indien gelegt, Flüſſe der Schifffahrt gewonnen, öde Räume durch Canäle in Gärten verwandelt und zuletzt ſogar Eiſenbahnen erbaut, während die glücklichen muhammedaniſchen Fürſten den Schweiß ihrer Unterthanen oder die Kriegsbeute mörderiſcher Schlachten gewöhnlich nur zum Bau üppiger Paläſte verſchwendeten. Alle dieſe Vorzüge der brittiſchen Herrſchaft ſind zwar wirkſam für die materielle Civiliſation, aber gleichgültig für die ſittliche Entwicklung der Hindus oder Muhammedaner. Die engliſche Herrſchaft, deren Wachsthum vor 101 Jahre begann, hat nichts an der geiſtigen Lage der indiſchen Völker geändert. Wir können auch nicht in dem Sinne für die brittiſche Herrſchaft Sympathie fühlen, daß ſie das Chriſtenthum über jene Welt verbreitet, oder wenigſtens verſucht habe es zu verbreiten. Europäiſche Anſchauungen und Begriffe, occidentale Sinnesart und Auffaſſung ſind dem Hindu noch heute ſo fremdartig und unverſtändlich wie vor Vasco da Gama's Erſcheinung. Nur einige wenige ſalonfähige Eingeborne haben die Britten ſo weit gebracht daß ſie, wie Graf Görtz erzählt, dem ankommenden Europäer zuliſpeln daß ſie ihren Vaterglauben nicht mehr achten, ſondern ſtille Deiſten geworden ſeyen. Hätten die Britten ſich als Hindubekehrer verſucht, ſie wären vermuthlich nicht ſehr weit gekommen, denn alte, originell entwickelte Völker, wie die Hindus, laſſen ſich nicht wie Neger zu irgend einer neuen Religion abrichten. Daß die Engländer aber nie den Verſuch wagten, daß ſie Bekehrungen als ſtaatsgefährlich, Miſſionszwecke als Contrebande, das Chriſtenthum überhaupt als ein Hinderniß bequemlicher Herrſchaft im Orient anſahen, das darf man einem ſo kirchlichen und vom Worte Gottes triefenden Volke, wie die Britten ſind, wohl übel nehmen. Die Muhammedaner, welche doch auch nicht in Ueberzahl nach Indien kamen, können ſich weit glanzvollerer Erfolge rühmen. Beinahe ein Zehntel der Einwohner der Halbinſel iſt dem Islam gewonnen worden, der noch heutigen Tages langſam Fortſchritte macht. Ihre Herrſchaft hatte in dieſem Sinn einen ſittlichen Werth, weil ſie in vielen merkwürdigen Stücken, die auf Religion und geſellſchaftliche Gliederung Bezug hatten, die Anſchauungen der indiſchen Völker umgeſtalteten. War auch nicht ein Sieg des Evangeliums über das Brahmanenthum zu erwarten, ließ ſich der Hindu nur durch ſich ſelbſt zu neuen ſittlichen Phaſen anregen, ſo verſäumten die Britten wiederum jede Reformation auf dieſem Wege, und doch hätte es in ihrer Macht gelegen eine ſittliche Revolution zu bewirken, die an Größe und hiſtoriſchem Werth dem Erſcheinen Buddha's nichts nachgegeben hätte. Man weiß längſt in Indien, wie in England, daß die Vedas oder heiligen Schriften der brahmaniſchen Hindus nichts oder oft das Gegentheil von dem enthalten was ſeit mehr als dritthalb tauſend Jahren als erkaltete Form der ſocial-religiöſen Sphäre der indiſchen Geſellſchaft zurückgeblieben iſt. Die Vedas wiſſen nichts von den Kaſten, namentlich nichts von den Vorzügen der Prieſter, ſie kennen nicht die Wittwenverbrennung und noch weniger die Fleiſchverbote, ſondern ſprechen ſogar von Thieropfern. Die Vedas aber, im todten Sanskrit abgefaßt, ſind nur der höchſten Kaſte zugänglich, da es den niedriger Geborenen verboten iſt ſich Kenntniſſe in der heiligen Sprache zu erwerben. Würde dieſes Geheimniß nun den niedern Kaſten offenbart, könnte es ihnen faßlich werden auf welchem Truggewebe die jetzige Geſellſchaftsordnung in Indien beruhte, es müßte nothwendig eine große ſittliche und geiſtige Umwälzung folgen, wie bei Buddha's Erſcheinen, der die Kaſten zwar nicht abſchaffte, aber ſie doch als ſittlich gleichgültig behandelte. Die Hindus ſind ein merkwürdig gelehrtes und unterrichtetes Volk, in manchen Provinzen gibt es kein Dorf wo ſich ein analphabeter Mann befände, denn die Kinder werden frühzeitig im Leſen und Schreiben geübt. Würden nun die Vedas durch Ueberſetzungen, das Sanskrit durch Volksſchulen der großen Maſſe der Nation zugänglich, ſo müßte doch wahrſcheinlich in Indien etwas ähnliches folgen wie in Europa im 16ten Jahrhunderte nachdem ſeit der Mitte des 15ten Jahrhunderts das Studium der griechiſchen Literatur ſo allgemein geworden war. Die Leſer dieſer Blätter ſind bereits unterrichtet daß gerade in dieſem Sinne von eifrigen Hindus eine ſolche Umwälzung beabſichtigt wird, und daß auch Engländer, aber nur Enthuſiaſten und Liebhaber daran theilnehmen. Eine Regung der politiſchen Behörden, um ſolche Keime einer beabſichtigten Entfaltung zuzuführen, läßt ſich jedoch nirgends wahrnehmen, im Gegentheil blieb es bisher Grundſatz der indiſchen Politik die alte Gliederung der brahmaniſchen Geſellſchaft zu ſchonen, die vornehmen Kaſten zu begünſtigen und ihnen möglichſt den Willen zu thun.

Die alte Praxis kann jedoch nicht mehr fortdauern ohne zum Ruin der indiſchen Herrſchaft zu führen. Die Vernichtung der bengaliſchen Armee iſt doch nur ein Pyrrhiſcher Sieg, die Britten haben

Digitized by Google

— meisterhaft allerdings! — mit ihrer rechten Hand ihre linke abgehauen. Es wird ihnen gründlich gelingen die meuterischen Elemente zu vernichten. Die Rebellenschaar ohne Haupt wird sich in Räuberbanden zertheilen, die eine Zeitlang das Land brandschatzen mögen, bis sie, Mann für Mann eingebracht, die Galgen zieren. Aber was nachher? Dann wird sich erst recht zeigen wie unhaltbar die brittische Herrschaft geworden ist. Denn einen unbestieglichen Nationalfehler kann man den Engländern nachweisen: ihren Leichtsinn und ihre Trägheit zu nothwendigen Reformen zu schreiten. Es ist ein gutes Theil von Bequemlichkeit in dem conservativen Sinne der brittischen Nation. Trifft ein Mißgeschick den Staat, so ist keine Anklage abgeschmackt genug die nicht ihr Echo fände. In solchen Augenblicken fühlt man die Lust alles umzustürzen, alle Beamten wegzujagen, alle Officiere vor ein Kriegsgericht zu stellen. Dann kommt aber die Sache in das kühle Bad eines Parlamentsausschusses, wo der Proceß in die Länge gezogen wird, bis das Volk längst wieder an andere Dinge denkt. Mittlerweile hat sich vielleicht das Blatt zum Bessern gewendet, und ist die Gefahr verstrichen, so wird der Heilige gegeißelt. Was hat der sogenannte Krim-Ausschuß bewirkt? Welche Aenderung ist aus seinen Acten ausgeschlüpft? Ist nicht nach allen harten Lehren des pontischen Feldzuges die Organisation oder vielmehr die Organisationslosigkeit der brittischen Armee gerade so geblieben wie sie vorher war? Wird Jetwas in Indien geschehen, nachdem dem letzten Sipahi die Schlinge um den Hals gelegt worden ist? Eins wird man thun: man wird die Geldansprüche der Compagnie befriedigen, die Königin von England zum Padischah Indiens ausrufen und dieses Land vom Parlament regieren, von den Ministern verwalten lassen. Man wird dann sich trösten: die indischen Völker hätten nicht an dem Aufstande theilgenommen, man sey zufrieden mit der brittischen Herrschaft in Indien, und diese Herrschaft um so fester als 50,000 europäische Soldaten [1] hinreichten, das Land gegen die beinahe völlig abgefallene bengalische Armee, gegen zwei Drittel der einheimischen Truppen zu behaupten. Der Sieg wird den Britten das Bewußtseyn solcher Stärke geben daß sie nichts thun werden um sich ihre Zukunft zu sichern. Und doch wäre es unbedingt nothwendig daß man die Sünden der letzten Statthalterschaften wieder gut machte, daß man das Annexationsfieber als die wahre Ursache, die Einverleibung des Königreichs Audh als das Signal zum Aufstand betrachten möchte. England ist stark genug eine Revolte von 100, ja, wenn man will, von 200,000 asiatischen Soldaten niederzuschlagen, aber es ist zu schwach um dauernd mit europäischen Kräften dieses riesenhafte Reich zu bewältigen. Bisher gab es noch manche souveräne und halbsouveräne Monarchen in Indien, die, durch politischen Neid getrennt, sich leicht paralysiren ließen. Es gab auch noch Stammes- und Religionshaß. Wenn aber eine Zeit kommen würde wo Brahmanen und Muhammedaner, Sikhs, Mahratten, Rohillas, Radschputen, Afghanen, Bhils, Tamulen u. s. w. gemeinsam nur die Fremdherrschaft fühlen möchten, was dann? Man erinnere sich daß noch im vorigen Julius alles davon abhieng ob die Sikhs treu bleiben würden oder nicht. Sie blieben treu, weil der alte Haß zwischen Muhammedanern und Sikhs noch zu frisch war, obgleich er selbst viel jünger ist als die brittische Herrschaft in Indien. Wie nun? wenn einmal ein Aufstand geräth wo sich die Sikhs gegen die Engländer schlagen? Dann wird die Bewältigung größere Anstrengungen kosten, und die Frage, was nach dem nächsten Aufstande geschehen könnte, ließe sich auch nicht dunkel beantworten. Meutereien im kleinen als Modelle und Vorspiele des letzten bengalischen Aufstandes kennt bekanntlich die Geschichte mehrere. Die einheimischen Truppen wurden immer dreister in ihren Forderungen, immer erfinderischer in Kastenvorurtheilen, und selbst exemplarische Executionen wirkten nur kurze Zeit belehrend. Indien ist unterworfen, denn die 200 und etlichen Radschas und Maharadschas, die noch existiren, sind nur Zaunkönige, und ihr Gebiet, obwohl an Flächeninhalt den einverleibten Stücken im Gleichgewicht, doch dünn bevölkert und arm. In Indien selbst ist kein einziger ebenbürtiger Feind mehr zu bekriegen oder nur in Schach zu halten, die dortige Armee hatte daher nur Friedensdienste vor sich, denn bekanntlich ließen sich mit wenigen Ausnahmen die Sipahis weder nach Birma noch nach Persien verschiffen, wenigstens nicht diejenigen Regimenter welche im Fahneneide sich nur auf Dienste im eigentlichen Indien verpflichtet hatten. Der Frieden aber, der im Reiche seit Unterwerfung der Sikhs geherrscht hat, scheint sich mit der Moral asiatischer Truppen nicht zu vertragen. Sie scheinen besser zur Eroberung als zum Garnisonsdienste zu gebrauchen, und da England keine großen Kriege in Indien mehr zu führen hat, so bleibt den Truppen nicht viel mehr als der innere Dienst. Völlig entbehren oder nur größtentheils ersetzen lassen sich die einheimischen Truppen durch brittische Regimenter schwerlich. Man muß daher immer wieder eine einheimische Armee bilden, aber aus welchen Elementen? Wo wird man namentlich Cavallerie bekommen? Der Hindu dient nicht gern als Reiter, weil er mit dem Lederzeug sich nicht verunreinigen darf. Diese Waffe also bleibt nach wie vor den Muhammedanern, den schlimmsten Feinden der brittischen Herrschaft, wenn man nicht lauter europäische Regimenter bilden will, was sich von selbst verbietet. Man denkt auch daran, nicht mehr einheimische Artillerieregimenter zu werben. Das Geschütz ist die Lieblingswaffe der Hindus. Sie verehren ihre Kanonen abgöttisch und wissen sie vortrefflich zu gebrauchen, man wird ihnen aber schwerlich ferner noch Artillerie anvertrauen wollen. Verdächtig sind die Leute hoher Kaste geworden; man wird also unter die Coles und Bhils, unter die kastenlosen Dravidas greifen. Aber auch hier geht man nur neuen Illusionen entgegen. Selbst die Soldaten niederer Kaste zeigen in neuester Zeit bedenkliche Gemüthszustände. Es ist nicht die Kaste welche zur Empörung reizt, sondern, wie Sir Thomas Munro prophezeit hat, die brittische Uniform selbst. In dem einheimischen Heer wird sich immer das Bewußtseyn der Stärke, der Ebenbürtigkeit mit den fremden Gewaltherrn zuerst regen. Hat man seit dem Aufstand plötzlich eine Menge Mißgriffe in der Organisation der Sipahi-Armee bemerkt, so ist es unendlich leichter die Uebel zu bezeichnen als sie zu beseitigen, denn sie entsprangen immer nur aus dem Umstande daß die Ausbildung und Führung der Truppen Offizieren anvertraut werden müssen welche der Sprache nicht mächtig, durch Religion, die mächtigste Triebfeder im Orient,

[1] Pessimistische Publicisten haben zur Zeit der Bedrängniß der Britten ihre Macht immer auf 30,000 Mann angegeben, allein die Britten sind in den letzten Jahren immer 50,000 Mann stark gewesen, von denen allein die kleinen Garnisonen in Birma und in den sogenannten „Straßen" (Singapur, Malacca, Pinang ꝛc.) abgerechnet werden müssen.

Digitized by Google

durch Gewohnheit, Sitten, Farbe der Haut von ihren Untergebenen geschieden, keinen Einfluß auf den Geist der Armee gewinnen können. Man organisire wie man will, man wird die Officiere nie zu Orientalen, die Sipahis nie zu europäischen Soldaten machen können, sie werden nach wie vor von ihren Officieren getrennt schlafen und essen müssen, sie werden daher immer Gelegenheit haben zu conspiriren, und der Mann von Kaste beständig auf die Moral seiner Cameraden einen unbedingten, der europäische Officier beinahe keinen Einfluß ausüben. Wie schwierig überhaupt die Aufgabe ist, mag man schon daraus schließen daß die Ursache des Aufstandes, die eigentliche Quelle der bewegenden Kraft noch völlig unbekannt geblieben ist. So räthselhaft sind die Menschen im Morgenlande noch bis auf den heutigen Tag geblieben, daß man nicht weiß worin man hauptsächlich gefehlt hat, was den Sipahi bewog plötzlich die Rohre gegen die eigenen Officiere zu kehren, denn die fettigen Patronen waren nur der Anlaß, sie waren nur die Zündschnur nach einer Mine, deren Daseyn erst im Augenblick des Auffliegens bekannt wurde.

Was die indischen Staatsmänner versuchen werden, wenn die Empörung zertreten ist, wissen sie wahrscheinlich selbst noch nicht. Nur von der einzigen Nothwendigkeit ist man jetzt schon überzeugt: daß Indien sich mit 5 ,000 Europäern nicht sicher beherrschen läßt, daß für die jetzigen Besitzungen 80,000 Mann mindestens erforderlich sind. Nun ist es eine bekannte Sache daß das indische Budget mit einem pünktlichen Deficit von 2 Mill. in den letzten blühenden Friedensjahren geschlossen hat. Die Vermehrung der kostspieligen europäischen Truppen, namentlich der europäischen Cavallerie wird dieses Deficit nicht heben sondern noch steigern. Eine Erhöhung der Einnahmen in Indien läßt sich nicht mehr durch stärkere Steueransätze erzwingen. Die Haupteinnahme, die Grundsteuer d. h. der Pacht der Staatsländereien ist so hoch gestellt als sie nur erschwungen werden kann. Der Ertrag des Opiummonopols beruht auf Handelsconjuncturen die sich durch eine fiscalische Politik nicht beherrschen oder ändern lassen. Die Einnahmen könnten sich also nur durch das Wachsen des innern Wohlstandes heben, dazu aber wäre die Ausführung öffentlicher Arbeiten erforderlich, die zu leisten das Budget nicht im Stande ist. Im Gegentheil werden erst etliche Jahre verstreichen müssen, ehe nur das Reich die Kräfte, wie vor dem Aufstand, wieder erhält. Kurz man wird bald die Frage aufwerfen: ist denn die Herrschaft in Indien, der gegenwärtige Länderbesitz, nicht allzu kostspielig?

Der Geldpunkt ist aber nur von zweitem Werthe. Das mercantile Geschick der Engländer hat größere Verlegenheiten bezwungen, es wird auch diese Aufgabe vielleicht lösen. Immer aber wird die Erhöhung des stehenden Heeres um 30,000 Mann die Kräfte des Mutterlandes beträchtlich anstrengen. Welcher Leistungen wird England noch in einem europäischen Kriege fähig seyn, wenn von seiner Armee ein für allemal 80,000 Mann abgerechnet werden müssen für den indischen Dienst? Zur Zeit des pontischen Feldzuges standen nur 50,000 Mann jenseits des Cap der guten Hoffnung, und doch hat die brittische Armee auf der Krim im Momente ihrer höchsten Stärke nie mehr gezählt als 30,000 Mann. Es ist ganz natürlich daß je bedeutender England als asiatische Macht wird, desto geringer sein europäischer Einfluß werden muß. Als europäische Macht ist seine Geltung außerordentlich durch den indischen Aufstand vermindert worden, und der Eindruck dieser Begebenheit läßt sich nicht mehr verwischen. Man wird immer wieder sagen daß die Britten die Bewältigung des Aufstandes nur zwei Glücksumständen zuzuschreiben hatten: daß die Sikhs ruhig blieben und den meuterischen Truppen europäische Führer fehlten. Man wird dann hinzusetzen daß wenn ein indischer Aufstand mit einem europäischen Kriege zusammenfiele, das große östliche Reich nicht mehr zu halten sey. Indien wird jetzt als die verwundbarste Stelle des brittischen Reiches gelten, und wie die Engländer bisher gegen die Vereinigten Staaten die Drohung hören ließen daß sie durch einen Negeraufstand den Süden der Union unter Blut setzen könnten, so wird es bald ein Losungswort für die Feinde der Britten werden, daß die Ankunft eines europäischen Regimentes in Indien, verknüpft mit einem Freiheitsaufruf an die Sipahis, dem morgenländischen Reiche ein Ende machen werde. Aus diesen Betrügnissen führt die Nation nichts als etliche heroische Entschlüsse, das Aufgeben von Colonien, die sich nicht mehr halten lassen, das Aufgeben Canada's und des Caps, denn je größer die auswärtigen Besitzungen Englands wurden, um so mehr schwächte sich das Mutterland. Das indische Reich hat nichts zur Stärke Großbritanniens als europäischer Macht beigetragen; es zehrte vielmehr von den letzten Kräften, und war eigentlich nur ein Pfauenschweif. Würden sich die Britten beschränken, wenige Küstenplätze, wie Kurratschie, Bombay, Madras, Calcutta festzuhalten, sie würden nichts von ihrem Handel einbüßen, ihr indisches Budget würde statt des Deficits ein dreifaches Plus zeigen, sie hätten 70,000 Mann mehr in einen europäischen Waffenhandel zu werfen, und böten einem Angreifer keine verwundbaren Stellen. Glücklich für uns daß die Engländer Indien besitzen, daß sie ihre Monarchie, die nach asiatischen Begriffen Souverän in Indien geworden ist, seitdem man Münzen mit ihrem Bildniß in Umlauf gesetzt hat, vermuthlich auch noch zum Padischah ausrufen werden! Solange die Engländer Indien besitzen und für Indien sorgen müssen, werden sie nicht aufhören höflich mit ihren Vettern über dem Meere, verbindlich, um nicht zu sagen kleinmüthig gegen Frankreich, mürrisch spröde oder rauh gegen Deutschland, warm gegen Oesterreich und vorsichtig gegen Rußland zu seyn. Das läßt sich aus den jüngsten europäischen Betragen Großbritanniens überall herausfühlen, und deßhalb sind wir zu dem Ausspruch berechtigt daß England als Großmacht durch den indischen Aufstand eine tiefe Baisse erlitten hat.

Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte.

Dieß ist der Titel von Bunsens berühmtem Buche.[1] Die ersten Bände, welche schon vor mehreren Jahren herauskamen und

[1] Buch 5. Gotha bei Perthes 1857. 8.

meist mit trockenen chronologischen Untersuchungen über die Geschichte des alten Aegyptens sich beschäftigten, haben nicht die Aufmerksamkeit beim Publicum erregt welche der geehrte Verfasser von seinen tiefen und gründlichen Untersuchungen sich versprach. Die beiden letzten Bände, welche das Werk krönen und die mehr allgemeinen welthistorischen Forschungen desselben enthalten, werden schon auf ein größeres Interesse Anspruch machen können. Haben die ersten Bände im einzelnen schon mannichfaltigen Widerspruch erfahren, so wird die Neuheit und Großartigkeit der Ansichten welche in diesen beiden letzten Bänden niedergelegt sind, freilich auch nicht gleich überall Eingang finden.

„Mit Erfolg oder verfehlt, sagt Bunsen (Vorrede V. 4. V.), zweckmäßig vorgetragen oder verwirrt, ist in meinem Aegypten ein großes geschichtliches und philosophisches Problem in einem bisher noch nie ernsthaft angestrebten Umfang mit neuen Thatsachen und nach lange geprüften Methoden behandelt. Seinen Versuch der Lösung aber gibt der Verfasser nicht etwa als einen Einfall oder eine Laune, sondern als das Werk vieljährigen Forschens und Nachdenkens. Mein Werk unternimmt einen dreifachen Beweis: 1) daß die bisherige Chronologie der alten asiatischen Welt, ja auch die des ältesten Griechenlands ein Gewebe von Willkürlichkeiten und Ungereimtheiten sey. 2) Daß wir jetzt Mittel haben nicht allein viele Einzeluntersuchungen besser zu führen als bisher, sondern auch für das Ganze der Entwicklung der Menschheit, auf Grund der kritisch erforschten Bibel und der Urkunden welche die Sprachwissenschaft darbietet, einen anständigen Rahmen wissenschaftlich zu construiren. 3) Daß durch die in den „Outlines“ [1] gegebenen Thatsachen und philosophischen Untersuchungen der Weg angebahnt sey zum Beweise nicht allein einer etwa 20,000jährigen Dauer der Menschheit vor unserer Zeitrechnung, sondern auch der Einheit unseres Geschlechtes, soweit seine Sprachen uns bekannt sind.“

„Wir suchen, sagt der Verfasser (V. 1.) für das älteste weltgeschichtliche Volk der Erde seine Stelle im Ganzen des Entwicklungsganges der Menschheit. Zu diesem Zweck haben wir zuerst die Länge des Zeitraums ermessen welchen die urkundliche Geschichte des ägyptischen Staates durchläuft, von Menes bis Alexander. Dann aber haben wir, von sichern Thatsachen ausgehend, mehrere feste Punkte gefunden für die Gleichzeitigkeiten dieser ägyptischen Denkmäler mit den Geschichten und Urkunden der asiatischen Völker. Von unten aufsteigend, konnten wir selbst aus den heiligen Urkunden der Hebräer keine sicheren Berührungspunkte gewinnen, die über das Ende des 10ten Jahrhunderts v. Chr. hinausgiengen. Aber durch das Heranziehen der ägyptischen Urkunden fanden wir die in jenen Büchern schwankende Zeit für die große Gestalt des jüdischen Gesetzgebers, und es ergab sich daß die Zeit des Auszuges mit dem Pharao zusammenfiel, dessen Namen der letzte Sirinskreis des ägyptischen Reiches trägt. Durch eine ähnliche Vergleichung beider Urkunden unter sich und mit den astronomischen Gleichzeitigkeiten glauben wir auch das Zeitalter Joseph's, als des Reichskanzlers eines Pharaonen der 12ten Dynastie, eines Sesortosis, d. i. Sesostris, bestimmt zu haben, und dadurch die große Epoche in welcher Abraham als schauender Geist und Gesetzgeber aus der dunklen Nacht der semitischen Vorwelt als erste rein geschichtliche, menschliche Persönlichkeit hervortritt: ungefähr so lange nach dem Anfange des Menes-Reiches, als Christus nach dem Anfange der Olympiaden. [1] Aus den drei letzten dieser fast acht Jahrhunderte vor Abraham sind uns gleichzeitige ägyptische Denkmäler erhalten, und auch für diese älteste Zeit bestimmbarer Menschengeschichte bieten sich die Gleichzeitigkeiten der ägyptischen Entwicklungsreihe mit astronomischen Ereignissen dar. Aegypten ist der eigentliche Zeitmesser der ältesten Geschichte überhaupt.“

Aber Bunsen begnügt sich nicht mit diesem hohen Alter des ägyptischen Reiches. Das Reich des Menes, mit welchem die geordnete Jahreszählung beginnt, ruht nach ihm auf zwei nothwendigen und nachweislichen Schichten der staatlichen Vorzeit: die ihm nächste ist der Zeitraum welchen die Bildung eines Doppelreiches, des obern und untern Landes, erforderte. Von den Fürsten des einen wie des andern, also vor Menes, gab es noch Verzeichnisse thinitischer Fürsten in Ober-Aegypten und memphitischer des Unter-Landes, an welche die memphitischen Fürstenhäuser des Menes-Reiches unmittelbar sich anschlossen. Wir wollen, sagt er, der Sicherheit wegen — was, beiläufig bemerkt, ganz gegen Manetho ist — diese als gleichzeitig fassen, und bestehen keineswegs auf einigen Jahrhunderten mehr oder weniger. Aber jedenfalls vertreten sie einen Zeitraum von $6^1/_2$ Jahrtausenden. Noch spät bezeichnete das einheitliche Aegypten sich immer nur als das Doppelreich des Ober- und Unter-Landes, wie auch der biblische Ausdruck „Mizraim“ nichts als die beiden Mizr bedeutet. Dieses Doppelreich selbst ruhte aber wiederum auf den 27 Nomen, 14 [10] in dem einen, 10 in dem andern, die übrigen 7 in der Mitte. Diese Landschaften sind nun nicht etwa von oben herab gemachte Reichsabtheilungen, sondern die naturwüchsigen Wurzeln aus welchen das Reich selbst emporgestiegen ist. Sie bilden die selbständige Grundlage alles ägyptischen Volkslebens, und müssen schon deßhalb uralte und lebenskräftige Keime der Selbstregierung und Freiheit enthalten haben. Sie widerstehen dem Despotismus der spätern Reichsregierung, welcher schon im alten Reiche zur unbedingten Herrschaft gelangte. Das alte Labyrinth war der Tempel und das Grabesdenkmal dieser letzten Freiheiten Aegyptens.“ [2]

[1] Outlines of the philosophy of universal history applied to language and religion. By Chr. Ch. Jos. Bunsen. London 1854. 2. Bd. 8. Vgl. die Recension in den Münchener Gelehrten Anz. I. Nr. 13—16.

[1] Zur Erläuterung bemerken wir nur kürzlich daß Bunsen, obwohl er den Manetho preist, seiner Chronologie doch den s. g. Laterculus des Eratosthenes zum Grunde legt, und die Dauer des ägyptischen Reiches von Menes an auf 3555 Jahr beschränkt, womit viele nicht einverstanden sind. Menes setzt er 3643 v. Chr., den Pyramidenbau der ersten Dynastie 3460, den der großen Pyramide 3280, Abrahams Einwanderung in Kanaan 2877, den Anfang der Tyrischen Zeitrechnung 2760, Joseph als Reichskanzler der 12ten Dynastie 2759, Jakobs Einzug in Aegypten 2743, den Anfang der Hyksosherrschaft in Aegypten 2547, ihren Auszug aus Aegypten 1676, ihren Abzug aus Pelusium unter Dynastie 18: 1510; den Anfang der 215jährigen Dienstbarkeit der Israeliten in Aegypten 1535; Sethos, den großen Eroberer der 19ten Dynastie, 1404; Ramses II. den Eroberer und Dränger der Israeliten, 1392; den Auszug der Israeliten aus Aegypten unter Moses 1320 v. Chr. u. s. w.

[2] Auch hier geben wir zur Ergänzung eine Uebersicht von Bunsens System: das erste Zeitalter Aegyptens, die Nomenzeit mit der Gestaltung des Ostriismus, dem Anfange der Kastenbildung, setzt er 10,000 v. Chr.; das Ende der republicanischen (!) Nomenzeit 9086; Buto, der thebäische Ammons-Priester, ist dann der erste Priesterkönig; diese dauern nach Manetho 1855 Jahre, also bis 7231, dann folgen nach ihm Manskönige 1817 Jahre, also bis 5414, darauf erbliche Könige in Niederägypten, nach ihm 1790 Jahre, also bis 3624; die letzten 350 Jahre, der vormenetischen Zeit, wie Bunsen meint, gleichzeitige thinitische Vor-Menes-Fürsten neben den memphitischen.

Digitized by Google

Doch auch dieſes hohe Alter der ägyptiſchen Nation genügt Bunſens Forſchungseifer noch nicht. Er verſteigt ſich noch weiter in das Dunkel der Urgeſchichte, und fragt ſich, woher ſtammen denn die Aegyptier, und wie ſind ſie mit den übrigen Menſchengeſchlechtern verwandt?

„Alle Völkergeſchichte, ſagt er, gehört in den zweiten Theil der Weltgeſchichte, in die neuere Geſchichte unſeres Geſchlechts. Sie iſt die Tochter eines Stamm- und Familienlebens. Sollten wir über dieſen erſten Theil der geſelligen Menſchheitsgeſchichte nicht etwas geſchichtliches erforſchen können? Und er glaubt allerdings durch Vergleichung der Sprachen und Religionen. Er geht von dem Grundſatz aus den er in den „Outlines“ weiter entwickelt hat, daß die einfachſte, unentwickeltſte, am wenigſten organiſirte Sprache auch die älteſte ſey, und die andern, nach dem Grade als ſie entwickelter, auch jünger ſind. Genug, wie das Volk, ſo iſt auch die Sprache der Sineſen nach ihm älter als die der Aegyptier, und doch reichen die gleichzeitigen Urkunden der ägyptiſchen Sprache bis tief in das 4te Jahrtauſend vor unſerer Zeitrechnung hinauf! Die chronologiſche Reihe der Weltgeſchichte ſchreitet dann fort als Geſchichte zweier Sprach- und Völkerſtämme, des ſemitiſchen und iraniſchen. Dieſe beiden Bildungen ſind die großen Prachtäſte des menſchlichen Sprachbaumes, der allmählich den ganzen Erdkreis der alten Welt überſchattet, und deſſen letzter und kräftigſter Schoß, die glorreichen ariſchen Völker, alle andern überwachſen hat; ſowie es ariſche Völker ſind welche das Rad der Weltgeſchichte ſeitdem umgeſchwungen und die Erde umgeſtaltet haben. Eine ſolche doppelte Anknüpfung des Aegyptiſchen, einerſeits an die unorganiſche Urſprache, andererſeits an die ſemitiſch-japhetiſche Entwicklung Aſiens, ſey nicht nur in der Idee, ſondern auch blutverwandtſchaftlich begründet, und das hiedurch gewonnene geſicherte Ergebniß bringe eigentlich ſchon ein ähnliches Verhältniß in der Mythologie, das er auch nachzuweiſen ſucht. Aegyptens erſter Anfang gehört nach ihm (V. 5, 334) in die vorſluthige Zeit, aber in ihre letzte Epoche. Die Sprache der Aegyptier iſt der Niederſchlag einer aſiatiſchen Bildung, welche den Stuismus bereits vollſtändig überwunden hat, und alſo auch über die reine Bilderſchrift hinausgedrängt iſt. Auch die älteſten turaniſchen Bildungen, der Tibetanismus, wie die Höhen und Abhänge des Himalaya ſie zeigen, liegen vor dem ägyptiſchen Sprachtypus, dem Chamismus. In die früheren drei Jahrtauſende der nachfluthigen Zeit gehört die Trennung des Ariſchen und insbeſondere der Sprache der Iranier vom Semitiſchen. Wenn er den Chamismus die älteſte ſemitiſch iraniſche Bildung nennt, ſcheint ihm die letzte Vorſtufe die weſtliche oder der Semitismus, und die öſtliche die vorgerückten turaniſchen Bildungen, der Finnismus. Der Iranismus iſt dann die jüngſte oder die harmoniſche Bildung des Sprachorganismus, und das Sanskrit erſcheint ihm verhältnißmäßig neu. Aber ehe einer der beiden getrennten Stämme ſich in Aſien zur Weltmacht empor ringt, bildet ſich ein turaniſches Weltreich, welches beide zu verſchlingen droht, und auch Aegyptens erſte Anfänge ſtörend berührt haben muß — das Reich Nimrods, des Kuſchiten, er ſetzte ihn 7—8000 v. Chr. Er und ſein Reich ſtehen ganz vereinzelt da. Sie für ſemitiſch zu nehmen, ſey durchaus eine unberechnete Willkür. Er gieng aus von Kuſch, d. i. Aethiopien, und ſcheint ihm einen turaniſch-ſcythiſchen Stamm zu bezeichnen, einen alten ſcythiſchen Einfall von Kuſch, der nach Aſien zurückgieng.

Die geſchichtliche Zeit zählt nach Jahren, die Urwelt nach Epochen. Es verſteht ſich alſo von ſelbſt daß in dieſer Urzeit von keiner beſtimmten Jahreschronologie die Rede ſeyn kann. Die Urzeit bietet ihm zwei Weltalter dar, das der Sprachbildung und das der Mythenbildung. Das geſellſchaftliche Leben bildet ſich in dieſer allgemeinen Urzeit aus den Familienvereinen zur Stammgenoſſenſchaft. Sie enthält alſo bereits die Anfänge der ſtaatlichen Bildung, aber die auf dem Grunde jener großen Urbildungen ſich erhebende ſelbſtändige Geſtaltung und Entwicklung dieſer Anfänge gehört der zweiten Hälfte der Weltgeſchichte an.

Aegypten ſtellt, wenn man das Ganze menſchlicher Entwicklung ins Auge faßt, das wahre Mittelalter der ſich entwickelnden Menſchheit dar. Der Menſchengeiſt Uraſiens erſcheint in Aegyptens Urgeſchichte ſowohl ſprachlich als mythologiſch in einer Verwirrung, innerhalb welcher jedoch der Geiſt bereits die Schwingen regt. Es iſt der bewußte Geiſt organiſch ſchaffender Perſönlichkeit, der eine organiſche Bildung geſtaltet, welche das Alte bewahrend fortbildet und die Entwicklung des Stammes und Volkes zu einem Theil des weltgeſchichtlichen Ganzen begründet. Der ſemitiſche Stamm in ſeiner chamitiſchen Vorbildung gelangte durch Menes zum Mittelmeere und zum Weltbewußtſeyn. Der Chamismus kämpft an gegen die Reiche der geſchichtlichen Semiten und geht unter mit ihnen durch das erſte iraniſche Weltreich des Perſers Cyrus, bis der große Iranier Alexander den Lebensfaden Aegyptens für immer zerſchnitten, und auf dem Grabe der Pharaonen die helleniſche Fahne Alexandria's aufpflanzt.

Ausbildung der drei beſondern Kultus des Set im Delta, des Ra in Heliopolis, und Ammon in der Thebais, während Oſiris allmählich allgemeiner Bundesgott wird.

Mittheilungen aus Amerika.

In meinem letzten Briefe theilte ich mit, daß das ſehr ſtark auftretende gelbe Fieber mich wahrſcheinlich auf eine Zeitlang vertreiben würde. Ich ließ mich in der That einſchüchtern, und habe dieß Vierteljahr benutzt, einige Streifereien in die neuen weſtlichen Territorien zu machen. Des Fiebers wegen wäre es freilich nicht nöthig geweſen; denn wie ich bei meiner Rückkunft erfuhr, iſt der Sommer zwar ſehr veränderlich aufgetreten, haben Dürre und Regen plötzlich gewechſelt und das Barometer bald hoch, bald niedrig geſtanden, jedoch iſt die Hitze nicht außerordentlich geweſen, und hat — wie ich erfahren — 96 Grad Fahrenheit nicht überſtiegen. Die täglichen Seewinde erfriſchten die Atmoſphäre und reinigten die Luft; darin mag, trotz der veränderlichen Witterung, der Grund für den bisherigen guten Geſundheitszuſtand New-Orleans liegen.

Meine Reiſe gieng zuerſt nach Memphis, welches einer der Ausgangspunkte für die neue Poſtſtraße nach Californien iſt; der andere iſt St. Louis. Jene Straße iſt faſt vollendet, d. h. nach amerikaniſchen Begriffen, wo man einen Weg vollendet nennt, der ſich befahren läßt ohne den Reiſenden gerade der Gefahr des Halsbrechens auszuſetzen, und wird, wie mir geſagt iſt, im November d. J. der Oeffentlichkeit übergeben. Die Straße wird natürlich als Vorläufer einer Eiſenbahn angeſehen, und ſchon deßhalb wendet man nicht mehr Mühe auf ſie als gerade nothwendig iſt; im lieben Deutſchland würde man ſagen die Straße ſey bezeichnet. Beſtimmt iſt ſie dazu, daß eine vierſpännige Poſtkutſche wöchentlich zweimal nach Californien geht, von St. Louis aus, um die Poſt aus dem Norden und Nordoſten, von Memphis aus, um dieſelbe aus dem Süden und Südoſten der Union aufzunehmen. Die Wahl einer Poſtſtraße ſchwankte lange zwiſchen drei Linien, und die definitive Entſcheidung des General-Directors der Poſten, Hrn. Brown, für die centrale Linie iſt ein hervorragendes Ereigniß für den Südweſten der Union. Jene drei Poſtſtraßen waren nämlich: die nördliche, welche etwa unter dem 42ſten Gr. nördl. Breite hinführen ſollte, Utah und Oregon berührt haben würde, jedoch wegen des rauhen Klima's nur fünf Monate fahrbar, dagegen faſt ſieben Monate lang mit Schnee bedeckt geweſen wäre; die centrale, etwa um den 35ſten Grad nördl. Br., welche gewählt worden, und die ſüdliche, welche um den 32ſten Grad nördl. Breite durch brennenden Sand und dürre Fluren geführt haben würde, wo nur ſelten ein Wald und ein Gebüſch Kühlung bringen, und Weiden faſt gänzlich fehlen. Bei der außerordentlichen Hitze welche hier während der Sommermonate herrſcht, fehlt es daneben an Waſſer, ſo daß Pferde und Mauleſel verſchmachtet ſeyn, Reiſende aber den Weg gar nicht unternommen haben würden. Für eine Eiſenbahn hielt man dieſe Straße lange Zeit für die paſſendſte, weil faſt gar keine Terrainſchwierigkeiten zu überwinden ſind.

Die beiden Linien welche von St. Louis und Memphis beginnen, vereinigen ſich in der Nähe von Little Rock in Arkanſas, und führen von da zum Rio Grande unweit Albuquerque, von welcher Stadt die Straße ihren Namen hat, durch ein wunderbar fruchtbares Land, welches Waſſer und Wald im Ueberfluß beſitzt. Weſtlich von Arkanſas führt ſie zwiſchen Kanſas und Texas durch ein Land, 400 (engl.) Meilen lang und 200 Meilen breit mit dem ſchönſten Boden und dem mildeſten, geſundeſten Klima, welches jetzt die zum Chriſtenthum bekehrten Tſcherokiſen und die Reſte einiger Indianerſtämme bewohnen, die ſich der Civiliſation genähert haben. Dieſe Indianer treiben lebhaften Ackerbau und ſind theilweiſe ſehr wohlhabend, da ſie ihre Producte nach Arkanſas hin verkaufen. Die Straße ſchneidet der Länge nach durch ihr Land, und führt dann weiter durch einen andern, etwa 200 Q. M. großen Bezirk (etwa ſo groß wie Pennſylvanien) mit ebenfalls ſehr angenehmem Klima und einem Boden welcher demjenigen der Tſcherokiſen an Fruchtbarkeit gleich kommt. Hier wohnen im Süden die Pawnees, jener tapfere, über 12,000 Seelen ſtarke Stamm, und im Norden die Kioways u. a. (vgl. Ausl. S. 917 ff.). In den Bergthälern liegt hier ſelten mehr als 8 Zoll Schnee, und Waſſer iſt überall vorhanden. Weiter geht ſie dann durch das Territorium von Arizona, jenem nördlichen Theil von Sonora und Chihuahua, welchen Santa Anna im Namen des mexicaniſchen Staates (?) für 10 Millionen Dollars an die Vereinigten Staaten verkaufte, und welcher unter Pierce's Regierung als Territorium aufgenommen wurde. Arizona war damals ein wüſtes Land, größtentheils im Beſitz der tapfern und hinterliſtigen Apachen, und Mexico zu machtlos um es gegen dieſe zu behaupten. Jetzt ziehen die Nordamerikaner in Haufen dahin und cultiviren es, denn die Pioniere haben ſich nie viel um die Indianer gekümmert, und hieher lockt ſie der Reichthum des Landes an Gold, beſonders aber Silber und Kupfer. Arizona liegt zwiſchen dem 33—31ſten Grade n. Breite, gränzt öſtlich an Texas und geht bis zum Rio Colorado, in geringer Entfernung vom großen Golf von Californien. Als Pierce dieß Land kaufte, war es unbekannt und galt bei den Mexicanern für eine öde Fläche; aus den Berichten der Jeſuiten aber wußte man daß es einſt ein reiches Land mit großer Bevölkerung war. Vor noch hundert Jahren wurden die Gold- und Silberminen im Norden von Sonora und Chihuahua durch Tauſende von Spaniern ausgebeutet, die ſich mit Frau und Kindern in den lieblichen, von großen und ſchönen Flüſſen bewäſſerten Thälern niedergelaſſen, welche am Fuße der Gebirge liegen. Sie bedienten ſich zu ihren Werkzeugen des Kupfers ſtatt des Eiſens, waren eifrige Landbauer und hatten Korn und Obſt zur Genüge. Die Apachen haben alles zerſtört, die aufleben de Civiliſation von Grund aus vernichtet. Noch heute ſieht man zahlreiche Ruinen und viele zugefallene oder verſchüttete Erzgruben. Die Zeitungen ſagen laut daß jene Wilden jetzt gezüchtigt und vertilgt werden müſſen. Arizona hat jetzt, außer den Apachen, welche etwa 10,000 Krieger zählen, 6000 weiße Einwohner, welche eine Petition an den Congreß um Organiſation eines Gouvernements vorbereiten, wodurch ſie eine Vermehrung der Truppen bezwecken, die jetzt in nur geringer Zahl die Ufer des Rio Gila beſetzt halten. Wahrſcheinlich um die Ereigniſſe, welche ſie vorherſehen, die Verdrängung und Ermordung der Apachen von vornherein zu rechtfertigen, breiten die Zeitungen unglaubliche Gerüchte von ihrer Wildheit und ihrem Blutdurſt aus; ſo ſagt die Gazette de Nouvelle Orleans, daß ſie aus bloßer Mordluſt, zur Verherrlichung ihrer Feſte, Greiſe, Weiber und Kinder zu tödten pflegten.

Kanſas iſt einer der ſchönſten Staaten in Nordamerika, hat ein ſehr mildes und geſundes Klima, großen Reichthum an Bächen und Flüſſen, deren Ufer mit Hügeln und Bergen, mit Holzungen und Weiden umgeben ſind. Der Boden verſpricht viel und ſoll durchſchnittlich bisher 100 Bushel Mais vom Acre gegeben haben. Die traurigen Streitigkeiten welche den öſtlichen Theil berüchtigt gemacht, haben die ferneren Gegenden des Weſtens nicht getroffen, in welchem der Anſiedler einſam und friedlich mit ſeiner Familie von der Jagd lebt, bis der gelichtete Boden ſeine Arbeit bezahlt. Es iſt übrigens ſchwer eine beſtimmte Anſicht über das Verhalten der Regierung dieſem Staate gegenüber zu bilden. Die Rede welche der Gouverneuer Walker in Topeka vor den Freibodenmännern hielt, iſt gerade das Gegentheil von dem was die New-Yorker Union, Buchanans Organ, ſeine Inſtructionen zu nennen beliebte. Im ganzen möchte ich glauben daß Walker nur die Aufgabe hat Frieden zu ſtiften, die Anſiedler an Ruhe zu gewöhnen, bis ſie zu einer friedlichen Abſtimmung fähig ſind. Ich ſehe auch nicht ein was Buchanan ſonſt beginnen könnte, denn jedenfalls muß erſt die Erfahrung lehren ob Kanſas zum Sklavenſtaate paßt, ob

Digitized by Google

die Sklaverei hier von größerem Nutzen seyn wird als die freie Arbeit; der Vortheil gibt doch am Ende den Ausschlag. Wer das Treiben der Amerikaner kennt, wird wenigstens nicht leicht anderer Meinung seyn, und sicher nicht glauben daß sie ihren Vortheil einer Idee opfern, sey sie noch so erhaben.

In New-Orleans hat sich im Laufe des Julius die sogenannte Louisianische Tehuantepec-Compagnie gebildet, welche den Bau einer Querbahn über den Isthmus beabsichtigt. Eigentlich hat nur eine Umbildung stattgefunden, denn das Privilegium für diese Bahn war schon früher vergeben. Die Regierung von Mexico hatte nämlich anfänglich dem Hrn. Garay die Erlaubniß ertheilt, welcher sie jedoch, da er die nöthigen Mittel nicht aufbringen konnte, an Hrn. Sloo überließ. Diesem gieng es nicht besser; er mußte das Privilegium an Hrn. Falconnet, einen englischen Capitalisten in Mexico, verkaufen, weil er 600,000 Dollars, die er an die mexicanische Regierung zu zahlen sich verpflichtet hatte, nicht zusammen bringen konnte. Falconnet zahlte und verkaufte sein Privilegium darauf an jene Compagnie, wobei er sowohl wie Garay jeder eine Million Dollars erhielt, die jedoch im Actien-Capital stehen bleiben. Die Compagnie hat 8000 Actien, jede zu 100 Dollars ausgegeben, so daß sie ein Nenn-Capital von 10 Millionen Dollars besitzt. Die Eisenbahn wird bei Minatitlan am Golf von Mexico beginnen und in gerader Richtung nach Bentosa an der Bay von Tehuantepec führen. Der Bau steht unter der Leitung des Colonel Sommers, welcher im August d. J., nachdem das nöthige Holz gefällt und auf dem Transport war, mit dem Brückenbau begonnen hat. Die hiesigen Zeitungen, welche diese Angelegenheit lebhaft interessirt, setzen bei ihrer Besprechung sehr naiv hinzu: „der Isthmus ist so zu sagen schon eine amerikanische Colonie. Die Bürger unseres Landes fühlen sich dort schon als Herren, und vergessen sehr häufig daß das Territorium welches sie durchziehen, um sich am stillen Meere einzuschiffen, dem Congreß noch nicht unterworfen ist." Man sieht worauf die Vereinigten Staaten hinaus wollen.

Uebrigens könnten sie sich freuen wenn sie eine gewisse Classe von Bürgern irgend wohin fortsenden könnten. Die Verbrechen, und zwar die schlimmsten von ihnen, nehmen auf eine entsetzliche Weise überhand, und das Gesetz hat keine Macht gegen die Schuldigen. Seit längerer Zeit vergeht keine Woche in welcher die Zeitungen nicht mehrere Fälle von den frechsten Ermordungen und andern Verbrechen mittheilen müßten, und die öffentliche Meinung beginnt sich so energisch zu regen, daß es kürzlich beinahe mitten in New-Orleans, und zwar vor den Augen des Gerichtshofes, zum Lynchen eines Mörders gekommen wäre. Muß man den Impuls, welcher hiezu trieb, als das Streben nach Gerechtigkeit, auch unbedingt loben, so kann man doch auch nicht umhin die Art wie man das Gesetz zu unterstützen sucht, entschieden zu tadeln. In New-York wurde nach der Ermordung des Aug. T. van Liew im Julius d. J. bekanntlich ein Sicherheits-Comité gebildet; die Bürger überwachten also selbst die Gesetze, und in New-Orleans wurde die Bildung eines solchen ebenfalls beabsichtigt. Veranlassung war die Ermordung des Hrn. Wright, Geschäftsführers bei Toby's Expreß Company, welche durch einen gewissen Blackwood auf offener Straße und am hellen Tage ohne alle Ursache stattfand. Letzterer war ergriffen und sollte — irre ich nicht — am 4 August vor Gericht geführt werden. Als sich aber eine zahlreiche Volksmenge versammelte, und die Absicht den Verbrecher zu lynchen offen aussprach, sah man sich genöthigt ihn im Gefängnisse zu lassen, und es ist mir nicht bekannt ob er später vor der Jury gewesen ist. Unsere Journale nahmen sich der Sache energisch an, und hier nicht auf eine bessere Justiz zu fordern. Gewöhnlich bleiben die Verbrecher mehrere Monate im Gefängniß ehe sie vor Gericht kommen, und in dieser Zeit finden sie entweder Gelegenheit zur Flucht, oder ihren Verwandten und Freunden gelingt es die Belastungszeugen auf irgend eine Weise stumm zu machen. Kommen sie alsdann vor die Jury, so fordert das Gesetz zu einer gültigen Verurtheilung Einstimmigkeit der Richter, ja es verlangt sogar daß die Richter den vielleicht offenkundig Schuldigen so lange für unschuldig halten, bis seine Schuld haarscharf bewiesen ist. Wie schwer, ja unmöglich dieß gewöhnlich ist, muß jeder einsehen; es ist dahin gekommen, daß unter 20 Verbrechern 19 straflos ausgehen, und damit sind natürlich Revolver und Bowiemesser nicht mehr die letzten, sondern ganz allgemeine Hülfsmittel geworden. Die Journale verlangen ziemlich allgemein die Verbesserung der Rechtspflege, und agitiren jetzt dafür daß die Majorität der Richter in Zukunft zu einer Verurtheilung genügen und das Begnadigungsrecht des Präsidenten aufhören möge. Es wäre damit immer ein Anfang zum Bessern gemacht, aber es wird schwer halten, die Nation und ihre Stellvertreter zu dem Eingeständnisse zu bringen daß die hiesigen Institutionen fehlerhaft seyen.

Ich schließe meinen Bericht mit einigen statistischen Mittheilungen, welche theils den Berichten der Beamten, theils öffentlichen Blättern entnommen sind.

Die Einfuhr in New-York betrug in der ersten Hälfte dieses und des vorigen Jahrs nach dem veröffentlichten Berichte des Commissärs:

	an Immobilien:	an Mobilien:	Zusammen:	
1856	340,971,468	172,767,781	513,739,249	Dollars.
1857	352,968,203	168,214,749	521,182,952	
1857 mehr	11,996,735	—	7,443,703	
1857 weniger	—	4,553,032	—	

Im Staate Massachusetts überschreitet die Zahl der Frauen diejenigen der Männer um 33,056. Die Ursache dieser Erscheinung sucht man theils in den unverheiratheten jungen Männern, welche in den Fabriken arbeiten, deren Zahl jedoch jedenfalls gering ist, theils darin daß der Boden fast überall ausgesogen ist und die Farmer genöthigt sind zur Acquisition besseren Landes in andere Staaten zu gehen. Wenn man annimmt daß auf solche Weise fortwährend einige Tausende von Grundbesitzern auf der Auswanderung begriffen sind, ist dieß doch jedenfalls eine bedenkliche Erscheinung. Die „Union" gruppirt die einzelnen Counties, wobei sich herausstellt daß auf je 100 Männer zu zählen sind:

In Boston 108 Frauen,
„ Charlestown 102,
„ New-Bedford 110,
„ Lynn 111,
„ Fall-River 116,
„ Lowell 153,
„ Salem 120,
„ Roxbury 111,

In Springfield 115,
„ Chelsea 110,
„ Worcester 104,
„ Cambridge 110,
„ Lawrence 117,
„ Newburyport 122.

Der Congreß besteht gegenwärtig aus 123 Demokraten, 91 Republikanern und 17 Knownothings. Vacant sind 4 Repräsentantenplätze; die Knownothings sind gewählt in Missouri (2), Maryland (3), Nord-Carolina (1), Georgia (1), Louisiana (2), Kentucky (4), Tenessee (4). Im vorigen Congreß waren 121 Demokraten und 29 Knownothings.

David Livingstone's erste Entdeckungsreisen.

Es geschah am 1 Junius 1849, daß Livingstone in Begleitung des afrikanischen Nimrod, Hrn. Oswell, und des Hrn. Murray von der Missionsstation Kolobeng unter den Bitschuanas nach Norden aufbrach, um den Ngami-See zu erreichen, von dessen Daseyn man durch die Eingebornen schon längst unterrichtet war. Von diesem Ziele aber trennte die Entdecker die Wüste Kalahari. Man würde aber sehr irren, wenn man in dieser Wüste eine australische Wiederholung des libyschen Sandmeers sich vorstellen wollte. Die Kalahari füllt die ungeheure Fläche vom Orange-River bis zum Ngami-See, von 29° bis 21° südl. Breite. Man kann diese Räume nur deßwegen eine Wüste nennen, weil der Boden aus weichem Sande besteht und sich nirgends fließendes Wasser findet. Wohl aber gibt es, wie uns schon Anderssion belehrt hat, in größern oder geringern Zwischenräumen Teiche, die nie austrocknen, auch sind die Brunnen und Wasserstellen nicht allzu selten. Man findet unter dem Sande in unbeträchtlicher Tiefe Wasser, welches auf einer undurchdringlichen Schicht ruht, und hat sich daher zu hüten diese Schicht nicht zu verletzen. Ein Engländer, der klüger seyn wollte als die Eingebornen, durchstieß beim Brunnengraben diese Schicht, und anstatt mehr Wasser in der Tiefe zu finden, versiegte sein Brunnen gänzlich, da das Wasser durch den Stich in unerreichbare Tiefen hinabsank. Auch fehlt es dieser „Wüste" nicht an Pflanzenwuchs. Namentlich üppig ist das Gras welches büschelweise und lückenhaft auftritt. Dazwischen zerstreut sind Gruppen von Buschwerk und Bäumen. Man findet dort zur Erquickung die Leroshua, die 12 oder 18 Zoll unter dem Boden einen Knollen von der Größe eines Kinderkopfes treibt, der einen kühlen und erquickenden Saft wie in jungen süßen Rüben gewährt. Noch merkwürdiger ist die Kengwe oder Keme (Cucumis caffer), eine Wassermelone, die in gewöhnlichen Jahren selten, nach besonders feuchtem Wetter aber, wie es in zehn oder eilf Jahren sich periodenartig einstellt, buchstäblich große Flächen der „Wüste" bedeckt, und woran sich namentlich die Dickhäuter mästen. Weit entfernt nämlich daß die Wüste animalisch unbelebt sey, werden zahllose Heerden von Antilopen, Elephanten, Rhinocerossen und reißende Thiere angetroffen. Die Wüste wird hauptsächlich von zwei Stämmen bewohnt, von Buschmännern und den sogenannten Bakalahari, einem Clan der Bitschuanas. Vor fünf oder sechs Jahren wurde in London, oder wird vielleicht jetzt noch eine Gesellschaft Buschmänner gezeigt, die allerdings, was Häßlichkeit und Affenähnlichkeit anbetrifft, die überspanntesten Wünsche befriedigen und jedem der sie gesehen hat, ernste Bedenken über die Einheit des Genus Homo einflößen konnten. Livingstone warnt uns jedoch diese Specimina als Typen zu betrachten, weil die Speculanten sich Mühe gegeben haben die Superlative von Mißgestaltung auszulesen, um ein hochverehrtes Publicum zu unterhalten, gerade so als wenn ein Chinese europäische Cretins im Innern des himmlischen Reiches als Muster der westlichen Barbaren zeigen würde. Die Bakalahari sind ein vertriebener Stamm, der in beständiger Furcht vor Heimsuchungen streitbarer Nachbarn lebt. Sie lassen sich deßhalb fern von den Wasserplätzen nieder, und die Fremden werden in der Nähe ihrer Wohnungen keine Brunnen finden. Wenn sie aber zutraulich werden, bringen sie aus ihren geheimnißvollen Kellern einen Trank. Sie bedienen sich nämlich zu Gefäßen der Straußeneier, die nur eine Oeffnung haben, so groß daß man einen Finger durchstecken kann. Mit 20 oder 30 solcher Eierschalen begeben sich die Frauen zu den ihnen wohlbekannten Brunnen, die sie nach dem Gebrauche gewöhnlich verschütten, und darüber, um die Stelle noch unkenntlicher zu machen, ein Feuer anzünden. Wollen sie Wasser holen, so nehmen sie ein Rohr, an dessen einem Ende ein Grasbüschel befestigt und das mit dem Grasbüschel armstief in den Boden gesenkt, dieses hierauf aber zugestampft wird. Das Wasser sammelt sich zunächst um den Grasbüschel und wird am andern Ende des Rohres von der Frau aufgesogen, die es aus ihrem Munde an einem Strohhalm herab in die Eierschalen laufen läßt, worauf diese mit einem Pfropfen aus dürrem Gras wohl verstopft werden.

Solcher Brunnen mußten sich auch die Reisenden bedienen, deren Führer sie zu bekannten Wasserplätzen führten. Uebrigens kam es vor daß ihre Ochsen 96 Stunden ohne einen Trank aushielten. Wo es zu wenig Wasser gab, wurden nämlich die Pferde zuerst befriedigt, weil sie weit weniger den Durst zu ertragen vermögen. Wo sich das Rhinoceros, das Zebra, das Pallah, die Giraffe oder das Gnu zeigen, darf man sicher in der Nähe Wasser vermuthen, denn diese Thiere vermögen sich nicht weit ohne Trank zu entfernen, während man Elenns, Kudus, Springbocks (Gazella euchore) und Strauße überall sieht wo es auch kein Wasser gibt. Livingstone vermuthet daß diese Thiere ihren Durst durch saftreiche Gewächse stillen, denn während eines sehr trockenen Jahrs kamen sie heerdenweise nach den Ufern des Zouga, wo eine nahmhafte Anzahl in die Fallgruben der Eingebornen gerieth. Eine Eigenthümlichkeit der Kalahari ist die völlige Eintönigkeit der Landschaft. Ueberall Sonnenschein, überall verstreutes Buschwerk, überall die gleiche Gruppe von Bäumen, so daß wenn der Reisende sich eine Viertel englische Meile von dem Brunnen entfernte, er schwer den Rückweg findet, wie es, jedoch ohne ernste Folgen, den Hrn. Oswell und Murray selbst in Begleitung eines Eingebornen ergieng. Der Zug rückte äußerst langsam vor, weil die Räder der Wagen

Digitized by Google

tief in den Sand einſanken. Am Rande der Wüſte wurden Oswell und Livingſtone durch einen trügeriſchen Anblick in Aufregung geſetzt. Sie ſtießen nämlich auf eine große Salzfläche, die von einem dicken Gürtel Mopane-Bäume, einer Bauhinie umgeben war. Die Sonne war im Untergehen und das Salz erhielt einen bläulichen Abendſchimmer, ſo daß Oswell, der es zuerſt ſah, ſeinen Hut in die Luft warf und Hurrah! ſchrie, weil er wie der hinzutretende Livingſtone das Trugbild für den Ngami-See hielt, der noch 300 engliſche Meilen entfernt war. Endlich am 4 Julius erreichte man einen Fluß und eine kleine Ortſchaft, deren Einwohner freundlich verſicherten daß das Waſſer aus dem Ngami-See käme, der nach ihrer Angabe noch eine Monatsreiſe entfernt liegen ſollte. Als man dieſem Fluſſe, welchen wir jetzt als den Zouga kennen, 96 engliſche Meilen aufwärts gefolgt war und der Ngami-See noch immer in beträchtlicher Entfernung lag, ließ man die Ochſen bis auf einen zurück, um raſcher vorwärts zu gelangen. Der Fluß wird von einem äußerſt friedfertigen Stamm bewohnt, der ſich wie ſo manche Völker die Männer, Baveiye, nennt, von den Bitſchuanas aber Bakoba geheißen wird, was ungefähr ſo viel bedeutet als die Knechte. Der zweite Name entſpricht der Sache beſſer, denn die Abweſenheit aller Mannhaftigkeit kennzeichnet dieſe Völker. Sie ſollen, heißt es, den Verſuch gemacht haben ſich zu bewaffnen. Sie verfertigten aber ihre Bogen aus dem Holz der Balma-Chriſti, und gaben ihre kühnen Vorſätze auf, als dieſes Holz zerbrach. Später gedachte der Häuptling vom See ſie zu Kriegern zu erziehen. Er gab ihnen Schilder, die ſie vorher nicht beſeſſen hatten, und ſie erklärten jetzt fechten zu wollen. Hätten wir dieſe Schutzwaffe nur früher gehabt, verſicherten ſie, niemals wären wir unterlegen. Allein ſobald ſich die erſte feindliche Streifpartei zeigte, ließen ſie Schilder und Vorſätze im Stich und ruderten eilig auf dem Zouga fort. Der Häuptling am See, ihr Gebieter, von der Ankunft der Fremdlinge unterrichtet, hatte Befehle zu ihrer freundlichen Aufnahme erlaſſen, und ſo waren die Reiſenden überall willkommen. Ehe noch längs dieſes von prächtigem Pflanzenwuchs umſäumten Fluſſes die Entdecker den See erreichten, ſtießen ſie auf die Mündung eines anſehnlichen Stromes, des Tamunakle. Als Livingſtone die Eingebornen befragte, woher dieſes Gewäſſer komme, erhielt er die außerordentliche Kunde: „Aus einem reich bewäſſerten Lande, deſſen Flüſſe niemand zu zählen vermöge und das mit hohem Baumwuchs bedeckt ſey.“ Dieß war die erſte Nachricht von den herrlichen Landſchaften im Innern Südafrika's. Bis in die allerneueſte Zeit hatte man die äthiopiſchen Ländermaſſen ſo allgemein als unwirthbar und ausgedörrt betrachtet, daß Livingſtone eine reiche Bewäſſerung im Innern noch bezweifelte. Er ſchrieb damals in ſein Tagebuch die merkwürdige Stelle: man werde ihn für einen Enthuſiaſten halten wenn er dieſer Kunde Glauben ſchenke, allein er wolle den Vorwurf gern ertragen, da ohne Begeiſterung von Menſchen nie große Dinge ausgerichtet worden ſeyen. Von dieſem Augenblick an ließ den Entdecker der Gedanke an das bewäſſerte und reich bewachſene Land nicht mehr ruhen, und die größere Erwartung verdrängte ſo vollſtändig die große, daß, als am 1 Auguſt 1849 zum erſtenmal von Europäern der Ngami-See an der Nordweſtſpitze erblickt wurde, dieſer Gegenſtand geringeren Eindruck hervorbrachte als er ſonſt verdient hätte. Ueber die Größe dieſes Sees kann Livingſtone nicht viel genaues ſagen. Sein Umfang beträgt zwiſchen 70—100 geogr. Meilen. Die Waſſermenge iſt äußerſt ſpärlich wegen der geringen Tiefe des Sees, welche wieder abhängt von der Jahreszeit, denn der See wird nach der Regenzeit von den Flüſſen angefüllt und durch Verdampfung in den trockenen Monaten wieder entleert, wo dann das Rohr an den ſumpfigen Rändern ſo dicht aufſchießt daß das Vieh mit Mühe ſeinen Weg bis zum Waſſerſpiegel findet. Der See liegt nach dem Siedepunkte des Waſſers nur 2000 Fuß über dem Meer, und iſt einer der tiefſten Punkte der tellerartig geformten ſüdafrikaniſchen Hochebene.

Ein denkwürdiger Umſtand begünſtigte Livingſtone's ſpätere Entdeckungen. Die Völker im Innern hatten längſt Kunde von den weißen Männern an den Küſtenländern, und erwarteten ihre Ankunft mit eben ſo großer Begierde als die Europäer zu ihnen zu dringen ſuchten. Vor allen Dingen wünſchte Sebituane, der große afrikaniſche Monarch der Makololo-Stämme, mit Europäern in Verbindung zu treten, und machte manche Anſtrengung ſich ihnen zu nähern. Allein noch waren die Begebenheiten nicht ſo weit gereift. Am See herrſchte nämlich ein junger Häuptling, Lechulatebe, derſelbe welcher ſpäter Anderſſons Erforſchung des Teoghe[1] verhinderte, wie ſich die Leſer dieſer Blätter [2] erinnern werden. Lechulatebe war als Knabe von den Baveiye gefangen worden, ſein gutherziger Oheim aber kaufte ihn nicht bloß los, ſondern er verzichtete auch zu ſeinen Gunſten, und der Neffe wurde zum Häuptling der Batuanas erhoben. Er wußte dafür nicht beſſer zu danken, als daß er immer das Gegentheil von dem beſchloß was ſein Onkel anrieth, und da dieſer ſich entſchieden zu Gunſten der Ankömmlinge äußerte und ihnen gern alle Wünſche erfüllt hätte, ſo wurde Lechulatebe um ſo kälter gegen ſie. Er verweigerte ihnen Führer und Fahrzeuge, um in das Reich des Sebituane zu bringen, obgleich er recht gut wußte wie ſehnſüchtig dieſer große Mann die Fremdlinge erwartete, und Lechulatebe eine tiefe Furcht vor der Macht des Makololoherrſchers empfand. Doch war die Politik des Häuptlings am See nicht ohne Berechnung. Alle afrikaniſchen Fürſten hegen den heißeſten Wunſch nach Handelsverbindungen mit den Europäern, allein ſie möchten gern verhindern daß durch ihr Gebiet hindurch ein unmittelbarer Verkehr mit ihren Nachbarn weiter im Innern angeknüpft würde. Sie wollen deren Producte wohlfeil gegen europäiſche Artikel eintauſchen, und dieſe Gewinne als Zwiſchenhändler ziehen. Auch militäriſche Rückſichten, wenn man dieſen Ausdruck wagen darf, beſtimmten den Häuptling am See den Fremdlingen ein weiteres Vordringen zu verbieten. Er hoffte nämlich durch den Handel eine Anzahl Feuerrohre zu erwerben, und im Beſitz dieſer Waffen den Angriffen Sebituane's gewachſen zu ſeyn, wenn er keine Gewehre zu ihm gelangen ließe. So mußten ſich die Entdecker, nachdem ſie vergeblich verſucht hatten im Zouga ein Floß zu erbauen, um gegen den Willen des Häuptlings überzuſetzen, zur Rückkehr nach dem Cap entſchließen.

Hier müſſen wir auf außerordentliche Umſtände aufmerkſam machen, welche den Entdeckungen Livingſtone's große geſchichtliche Bedeutung verleihen werden. Wenn ſonſt immer beträchtliche Zeit

[1] So iſt die im Text beobachtete Schreibart; auf der Karte heißt der Fluß Teoghe, und ebenſo ſchreibt ihn Anderſſon.

[2] S. Ausland. 1850. S. 781.

verſtrich, ehe auf den Spuren des erſten Entdeckers der zweite folgte, ſo iſt in Südafrika das Gegentheil eingetreten. Der Ngami-See iſt ſeit der erſten Berührung von einer großen Anzahl Europäer beſucht worden. Anderſſon hat ſeitdem einen Weg vom Weſten her entdeckt, der jedoch viel mühſeliger ſcheint als der von Livingſtone eingeſchlagene. Auch führt er durch das Gebiet der ſtreitbaren Namaquas, welche ſich dem Vordringen von Europäern widerſetzen. Dort ſind ſogar die Miſſionäre zurückgedrängt worden, und unſere Civiliſation hat, wenn auch nur vorübergehend, wieder an Boden verloren und iſt gewichen. Um ſo häufiger waren die Beſuche von Süden her, und die Folge davon ein lebhafter Handel mit Elfenbein. Als Livingſtone an den See kam, beſaßen die Eingebornen keinen Namen für die Elephantenzähne, ſondern ſie hießen bei ihnen „Knochen," und wurden als nutzlos dem Verderben überlaſſen. Nach zwei Jahren ſchon war das Elfenbein zum Hauptreichthum des Landes geworden, und jeder kannte genau den Werth dieſes Artikels, denn alle ſüdafrikaniſchen Stämme ſind außerordentlich handelsluſtig, und dieß iſt der Grund weßhalb man ein raſches Vordringen und Befeſtigen der Europäer auf der ſüdafrikaniſchen Hochebene erwarten darf. Noch iſt das Land ſehr thierreich. Oswell konnte an Einem Tage vier alte Elephantenmännchen tödten, deren Zähne zuſammen 100 Guineen werth waren. Sein Name als Jäger iſt bei den Stämmen in hohem Anſehen, weil er ohne Hunde jagte. Der Elephant hat nämlich keinen gefährlicheren Gegner als den Hund. Durch die an ſich unſchädlichen Angriffe dieſer Thiere verliert der Dickhäuter alle Faſſung, indem er ungeſchickte Anſtrengungen macht ſie zu fangen und ſich dabei auf die Kniee wirft. Oft rennt er auch gegen einen Baum von zehn Zoll Durchmeſſer, ſchaut bald rechts, bald links an ihm vorbei, und rennt dann den Stamm nieder in der Meinung, er könne den Hunden beikommen. Bei ſolcher Gemüthsbewegung iſt der Elephant eine beinahe gefahrloſe Beute, denn ein Jäger hat weiter nichts zu befürchten als daß die Hunde vielleicht nach ihm zulaufen, worauf ihnen der Elephant gewöhnlich folgt. Oswell hat ſich übrigens ſehr großmüthig gegen ſeinen Freund bewieſen, denn im Jahre 1852 bezahlte er eine Summe von 200 Pf. St. (2400 fl.) um der Familie Livingſtone eine Ausſtattung, namentlich den „halbnackten" Kindern Kleider, und dem Miſſionär einen neuen Rock „nach eilf Jahren" zu verſchaffen. Es gibt den außerordentlichen Unternehmungen Livingſtone's keinen geringen Werth, daß er ſie trotz ſeiner Armuth, ohne jede Unterſtützung und ohne Ausſicht auf Belohnung ausführte.

Im April 1850 ſehen wir ihn buchſtäblich mit Familie auf Entdeckungen gehen, nämlich mit Frau Livingſtone und zwei Kindern. Mit ihnen kreuzte er die Wüſte Kalahari und erreichte den Ngami-See. Allein dieſer Verſuch, ſeine Familie mitzunehmen, vereitelte jede Unternehmung. Dießmal, beſtochen durch das Geſchenk eines trefflichen Londoner Gewehres, wollte der Häuptling am See die Reiſe in das Gebiet des Sebituane verſtatten, allein die Kinder bekamen das Fieber und man mußte eilig in die Wüſte zurückkehren. Bei dieſer Gelegenheit gibt Livingſtone näheres über die furchtbare Tſetſefliege (Glossina morsitans), die wir ſchon hinlänglich aus Anderſſons Mittheilungen kennen. Sie iſt ein wenig größer als die Hausfliege, und trägt die Farben unſerer Bienen. An der Wurzel ihres Rüſſels befindet ſich der Giftbeutel. Dieſes Gift erzeugt ſich weiter im Blute und verbreitet ſich über den ganzen Körper. Der Stich ſelbſt iſt nicht ſchmerzhafter als der eines Moskito. Auch ſcheint die Empfindung bei den Thieren dieſelbe wie bei Menſchen, denn anfangs ſpüren die letztern nichts, obgleich der Stich dem Hornvieh, dem Pferde, dem Hunde ſichern Tod bringt, während der Menſch, der Eſel, das Maulthier, die Ziegen und alles Wild gegen das Gift geſchützt iſt. Eine Erklärung dieſer Erſcheinung vermag Livingſtone nicht zu geben, aber man darf mit Sicherheit vermuthen daß die chemiſche Zuſammenſetzung der verſchiedenen Blutarten eine andere ſey, worüber das Mikroſkop ſicherlich Aufſchluß geben wird. Wie bekannt, beginnen die Thiere nach dem Stich abzumagern, die Muskeln werden ſchlaff, das Fleiſch zeigt ſich bei der Section beinahe blutlos, und das Herz iſt breiartig, daß man es mit den Fingern zu zerdrücken vermag. Die Tſetſe iſt natürlich der Feind jedes Hirtenlebens. Wenn uns Livingſtone Ausſichten auf geſunde, verhältnißmäßig kühle Grasfluren am Oſtrande der ſüdafrikaniſchen Hochebene eröffnet hat, ſo hängt der Werth dieſer Entdeckung davon ab ob dieſe Prairien frei von jener animaliſchen Plage bleiben werden, da uns Livingſtone öfters erzählt daß mit den Heerden zahmer Thiere die Giftfliege in bisher verſchonte Räume eingedrungen iſt. Doch ſind dem Thiere auch Gränzen geſetzt, und oft ſcheidet ein Strom ein vergiftetes von dem geſunden Gebiet. Merkwürdigerweiſe iſt das ſüdliche Ufer des Tſchobe voll von Fliegen und das nördliche völlig frei, obgleich unter Livingſtone's Augen eine Menge einzelner Fliegen nach dem geſunden Ufer hinübergelangten. Ein Gegengift iſt bis jetzt noch nicht gefunden worden.

Am Fluſſe Tſchobe, der durch den Tamunakle mit dem Ngami-See in Verbindung ſteht, trafen 1851 Livingſtone und Oswell zum erſtenmale mit dem Stamm der Makololo und bald darauf mit ihrem großen Herrſcher Sebituane zuſammen, der auf die Nachricht von ihrem Erſcheinen ihnen hundert engl. Meilen entgegen gezogen war. Dieſer ſicherlich bedeutende Fürſt war damals 45 Jahre alt, hoch gewachſen, aber ſehr mager, ein wenig kahl und von oliven- oder milchkaffeefarbiger Haut. In ſeinem Benehmen war er gemeſſen und gelaſſen, ſonſt aber offener als irgend ein anderer Häuptling. Ganz ungleich den andern afrikaniſchen Monarchen, zog er ſelbſt in die Schlacht, und ſeine Kunſt zu ſiegen beſtand in dem nämlichen Mittel welches die Conventsgenerale bei den franzöſiſchen Revolutionsheeren anwendeten. Sobald ſich der Feind zeigte, legte er den Finger auf ſeine Streitaxt und rief: „Ah! Sie iſt ſcharf genug! Wer dem Feinde den Rücken dreht, wird ihre Schneide fühlen." Er lief ſo behend daß keiner ihm zu entrinnen vermochte. Ließ er bisweilen einen Zaghaften aus den Reihen ſich ſtehlen, ſo wurde er nach der Heimkehr herbeigerufen. „Ei, ſagte er dann, du wollteſt lieber in der Heimath ſterben. Dein Wille ſoll geſchehen!" Dieß war der Wink für ſeine augenblickliche Hinrichtung. Sebituane war zwar keines Häuptlings Sohn, aber doch von fürſtlichem Geblüt. Seine Heimath lag im Süden, 800 Meilen (engl.) von dem Punkte wo man mit ihm zuſammentraf, und er gehörte zu einem Bitſchuanaſtamm, welchen die Griquas 1824 aus Kuruman nach Norden warfen. Er eroberte die Länder um den kleinen Kumadauſee ſüdöſtlich vom Ngami, und zog dann nach Weſten, weil er gehört hatte daß in dieſer Richtung weiße Menſchen wohnten, denn ein Begegnen mit ihnen war der ſehnſüchtige Traum, der ihm

Digitized by Google

durch das ganze Leben folgte. Von dort wendete er sich später mit seinem Volke nach Osten zu dem Becken des Liambye oder Zambesi bis in die Nähe des Zusammenflusses mit dem Kafue, wo er sich die Batokastämme unterwarf. Die Makololo fühlten sich da wie im Paradies, an das sie nur mit Bedauern denken, denn dort mußten sie einem stärkeren Feinde weichen. Mosilikatse, den Lesern dieser Blätter bekannt durch den kürzlichen Besuch des Missionärs Moffat, Livingstone's Schwiegervater, [1] der Herrscher der Matebele eines Sulu-Kaffern-Stammes griff Sebituane an und zwang ihn das Land zu räumen. Sebituane überlegte ob er nicht den Zambesi abwärts in das Land der weißen Mameer ziehen solle, denn es beherrschte ihn die Vorstellung wenn er nur einen brennenden Topf (Kanone) bekomme, so sey ihm für alle Zeiten geholfen. Allein seine Hofwahrsager entschieden anders. Sie brachten ihm das folgende Orakel: „Ich sehe eine Stadt und ein Volk schwarzer Leute, Wasserbewohner; ihr Vieh ist roth, dein Stamm, o Sebituane, ist dem Erlöschen nahe, und alle sind der Vernichtung verfallen; du sollst schwarze Menschen beherrschen, und wenn deine Krieger das rothe Vieh gefangen haben, laß die Eigenthümer nicht erwürgen, sie sind dein künftiges Volk, und dort ist deine künftige Stadt." Sebituane folgte dem Orakel, er eroberte mit seinen gelben Makololo die Negervölker des Barotsethales. Allein auch dorthin schickte Mosilikatse seine Heere ihm nach. Das erste lockte jedoch Sebituane auf eine Insel im Flusse, und ließ dann nach Verabredung die Boote entfernen welche es übergesetzt hatten, so daß die Matebele sämmtlich in seine Hand fielen. Ein zweites größeres Heer hielt er auf dem rechten Ufer fest, weil er es mit Fahrzeugen bewachen ließ, und die Kaffern nicht wagten gegenüber dieser „Marine" in einzelnen Canoes überzusetzen. So oft Leute fremden Stammes durch sein Land zogen, setzte er sich zu ihnen, ließ ihnen das Beste bringen, mischte vor ihren Augen Mehl, Milch und Honig, und bewirthete sie nach ihren Begriffen wie Lords. Deßhalb hieß es auch weit und breit: „der hat ein Herz! Der ist weise!" In dem Augenblick wo sich sein heißester Wunsch erfüllte, wo er weiße Männer als Gäste empfieng, erkrankte er an einer Lungenentzündung. Livingstone überließ den Patienten den Hofräthen der Makololo, weil im Fall eines Todes gewiß die Schuld auf den europäischen Arzt gefallen wäre, und die Makololo äußerten sich sehr befriedigt über diese Zurückhaltung. Sebituane fühlte sein Ende. Livingstone war bei ihm am Todesabend, und die letzten Worte, die er sprach, waren: „Führt Robert (Livingstone's Knaben) zu Mamku (der Frau des Häuptlings), daß sie ihm etwas Milch gibt." Erst am andern Morgen wurden die Entdecker von dem Tod unterrichtet. Die Beerdigung eines Häuptlings erinnert beinahe an die Romanze vom Grabe des Gothenkönigs. Das Vieh wird aus den Hürden entfernt, die Leiche in die Erde gesenkt und dann das Vieh stundenlang über und um das Grab getrieben, damit es auf immer unkenntlich werde. Uebrigens versicherten die Makololo daß die Fremden getrost bleiben möchten, weil Sebituane doch nur zu seinen Vätern versammelt worden sey, und sein Tod ihrer Ankunft nicht zugeschrieben werde. Nur mußten die Entdecker bei dem Thronfolger, nämlich bei Ma-mochisane, der Tochter Sebituane's, in der Residenz Naliele am Tschobe die Erlaubniß zu weiterem Aufenthalt holen lassen, die ohne Schwierigkeiten ertheilt wurde, und in Folge deren Ende Junius 1851 Livingstone und Oswell den Zambesi tief im Innern des Festlandes entdeckten. Da die beiden Britten die ersten Europäer waren welche sich in diesen Räumen des Welttheiles zeigten, so strömten von allen Seiten Leute herbei um diese Wundermenschen anzuschauen. Unter ihnen bemerkte Livingstone etliche welche buntgefärbte, auch gedruckte Baumwollenzeuge trugen. Er forschte eifrig nach woher diese europäischen Erzeugnisse ihnen zugegangen waren, und erfuhr daß sie von Mambarieuten gebracht worden seyen, die sie wieder aus portugiesischen Lagern in Bihé, also von Westen her, bezogen hatten. Diese Handelsstämme erschienen 1850 im Barotse-Lande, und brachten alte portugiesische Feuerrohre, die sie aber für nichts anders feil gaben als für Knaben. Die Makololo, welche bis dahin vom Sklavenhandel nichts gewußt hatten, widerstanden dem verlockenden Handel nicht und kauften die Gewehre, jedoch mit kriegsgefangenen Kindern. Um nun den Frevel des Menschenhandels im ersten Keime zu ersticken, beschloß Livingstone eine große Entdeckungsreise ins Innere, um eine Handelsstraße zu finden, auf welcher die Makololo ihre Güter abzusetzen vermöchten, ohne daß sie den Sklavenhändlern als Vermittler in die Hände fielen. Dieß bestimmte ihn 1852 nach dem Cap zu reisen, und sich auf seine neuen großen Thaten vorzubereiten.

Nach eilf Jahren sah er dort zum erstenmal europäische Zustände wieder, und trennte sich im Junius von seiner Familie, die nach England gieng, während er zu seiner letzten großen Reise, 1852 bis 1856 aufbrach. Als er die Wüste Kalahari kreuzte, lag sie bedeckt mit Melonen, denn es war gerade ein fruchtbares Jahr gewesen, wie es, ähnlich unsern guten Weinherbsten, aller 11 Jahre eintritt. Unter den Makololo fand Livingstone bei seiner Rückkehr eine große innere politische Katastrophe gereift, zu deren vollständigem Verständniß es jedoch nöthig ist vorher von einigen afrikanischen Institutionen zu sprechen. Alle Stämme der Kaffern und der Bitschuanas, aber nicht die Neger jenseits 20° s. Br., üben die Beschneidung (boguera), jedoch werden ihre Gebräuche dabei sorgfältig geheim gehalten. Diese Sitte scheint mehr der Gesundheit zu gelten als einen religiösen Sinn zu haben. Auch ist diese Institution nicht etwa von der Gegenwart der Araber und der Herrschaft des Islam am Ostrande des Festlandes herzuleiten, denn zwischen diesem und den Bitschuanas leben Stämme, welche die Beschneidung nicht kennen. Nur drei Nationen der Bitschuanas beobachten einen zweiten, weit merkwürdigern, aber rein politischen Gebrauch, der Sitschu (Sechu) heißt. Dieß ist ein Tanz, welchen Knaben von vierzehn Jahren, und Männer, beide in völliger Nacktheit, aufführen. Die Männer fragen die Knaben: „Wollt Ihr den Häuptling gut bewachen? wollt Ihr das Vieh sorgsam hüten?" Auf das Bejahen des Chors greifen die Männer mit langen und biegsamen Gerten die Knaben an, welche nur mit Holzpantoffeln an den Händen den Hieb vom Kopf abwenden können, der dafür auf dem Rücken fußlange Wunden zurückläßt. Sind die Knaben blutig geschlagen, daß ihnen die Narben zeitlebens bleiben, so hat die Ceremonie ihr Ende. Die Knaben werden jetzt zur Erziehung fern vom Stamm im Walde unter besondern Hütten alten Leuten übergeben, und für immer dem Sohne eines Häuptlings zugetheilt, dessen Clan (mopato Singular, mo-

[1] S. Ausland 1857. S. 485.

pato, Plural) sie fortan bilden. Auf seinen Ruf schaaren sie sich um ihn; er ist ihr Anführer, sie selbst nennen sich Cameraden (molekane), beobachten bis zu einem gewissen Grad Gütergemeinschaft, sorgen für den Ruf ihres Corps, und gehen im Rang den jünger gebildeten Banden voraus. Es ist dieß eine Art Conscription, da immer eine gewisse Altersclasse, Buben von 10—14 Jahren zusammen zu einem Clan vereinigt werden. Der älteste Clan bildet, was man das letzte Aufgebot nennen könnte; er versieht in Kriegszeiten nur den Dienst der Reserve, die Bewachung des Dorfes, der Frauen und der Kinder.

Am 23 Mai 1853 erreichte Livingstone die bisher noch nicht berührte Stadt der Makololo Linyanti (18° 17′ 20″ s. Br. und 23° 50′ 9″ östl. L. [1]). Die Bevölkerung zog ihm in Masse entgegen, um den Wagen in Bewegung zu sehen — eine Erscheinung, die ihnen noch neu war. Die Frauen brachten dann Bier (bayola) und tranken beim Credenzen vor, um jede Furcht vor Vergiftung zu beseitigen. Hierauf erschien der Reichsherold, mit dessen Amt eine Art Besoldung dadurch verknüpft ist daß ihm der Kopf von jedem geschlachteten Thiere gebührt. Dafür leistet er Amtsbotendienste, reinigt die Kotla oder das „Rathhaus," und beerdigt die Hingerichteten. Er verkündigte feierlich die Ankunft Livingstone's mit folgenden Worten: „Sehe ich nicht den weißen Mann? Sehe ich nicht den Gefährten Sebituane's? Sehe ich nicht den Vater Sekeletu's? Wir begehren Schlaf (Ruhe). Gib deinem Sohne (Sekeletu) Ruhe, gnädiger Herr!" Der neue Häuptling Sekeletu war 18 Jahre alt, 5 Fuß 7 Zoll hoch, hatte eine kaffeebraune, helle Haut, das stolze Unterscheidungszeichen der Makololo von den schwarzen Unterthanen, schien aber, obwohl den Engländern sehr zugethan, doch an Fähigkeiten seinem Vater Sebituane nachzustehen. Dieser hatte, längst vor seinem Tode, seiner Tochter Mamochisane huldigen lassen, und wünschte, sie selbst, nicht etwa ihr Gemahl, sollte die Herrschaft erben. Allein bei diesen Völkern ist der Mann der Herr der Frau, und damit die Prinzessin der ehemännlichen Vormundschaft entgehen möge, rieth er ihr keine Ehe zu schließen, sondern nach Belieben unter seinen Unterthanen zu wählen. Allein der Volkswitz rächte sich an dieser socialen Illusion. Man nannte die begünstigten Liebhaber Mamochisane's Frau, und das Kind der Prinzessin, das Kind von Mamochisane's Frau, gleichsam als wäre die Thronfolgerin der Mann gewesen. Bei dieser Rolle fand das Herz der Prinzessin keine Befriedigung, sie wollte lieber „einen Mann und Kinder haben, wie die übrigen Frauen," und erklärte nach ihres Vaters Tode, daß sie zu Gunsten ihres Bruders Sekeletu auf die Monarchie verzichte. Allein diese Nachfolge wollte Mpepe, gleichfalls von fürstlichem Blute, hintertreiben. Er rieth der Prinzessin den Scepter zu behalten, während er für sie die politischen und kriegerischen Pflichten des Souveräns übernehmen wollte, da Sekeletu nicht erbberechtigt sey, weil ihn seine Mutter erst in zweiter Ehe dem Sebituane geboren hatte. Obgleich die Prinzessin standhaft blieb, so war Mpepe doch immer höchst gefährlich; er war es sogar schon bei Lebzeiten Sebituane's gewesen, denn dieser hatte ihn zum Anführer eines Clans oder einer Altersclasse (mopato) erhoben und ihm seine Heerden anvertraut, mit denen er sich in Naliele niederließ und dort gegen den Souverän ein Reich im Reiche bildete. Sebituane wollte ihn nicht hinrichten lassen, weil er die Gewalt fürchtete, die der Prätendent ausüben könnte, welcher sich eine Zauberhütte erbaut hatte und den abergläubischen Monarchen dadurch in Schrecken hielt. Gegen diesen Spuk glaubte man sich nur zu helfen, wenn man einen brennenden Topf der Europäer besäße. Erst dann hoffte man Schlaf (Ruhe) zu bekommen, und darauf spielte der Reichsherold an, als er Livingstone aufforderte „Schlaf zu bringen." Noch fühlte sich Sekeletu höchst unsicher in der Gewalt, denn der Tod seines Vaters wurde allgemein als eine Wirkung von Mpepe's schwarzen Künsten betrachtet, und Sebituane hatte seinem Sohne prophezeit: „Jene Zauberhütte wird dir und mir Verderben bringen." Um jene Zeit erschien ein Portugiese von halber Kaste in Linyanti in Begleitung von bewaffneten Sklaven und unter dem Vorwande sich nach Ausfuhrartikeln in dem neuen Lande umzusehen. Er verschwand aber als er Livingstone dort gewahrte, und später erfuhr man daß er einen Menschenraub in einem zur Herrschaft der Makololo gehörigen Bakalaharidorf ausgeführt hatte. Ebenso zeigten sich auch Sklavenhändler der Mambaris, die aber sich eilig aus dem Staube machten, als sie von Livingstone's Gegenwart erfuhren. Diese Leute nun hatte Mpepe bei sich aufgenommen. Bald darauf kamen noch portugiesische Mischlinge unter Anführung eines Mannes reiner Kaste hinzu, die sich mit einem Pfahlwerk stark befestigten, und durch deren Waffenzufuhren Mpepe hoffen durfte zum Herrscher der Makololo sich aufzuwerfen. Livingstone's Erscheinen wurde dadurch zu einer geschichtlichen Begebenheit, denn auf Sekeletu's Seite schien sich der Sieg zu neigen, sobald er der Freundschaft des Entdeckers sicher war. Es ist dagegen die Praxis der Sklavenhändler überall in die Politik der Stämme sich einzumischen und für den Stärkeren Partei zu nehmen, damit ihnen die Kriegsgefangenen von der schwächeren Partei zufallen. Sie überredeten dießmal Mpepe den ersten Schlag zu führen, der Prätendent beschloß daher Sekeletu's Tod und machte sich mit seiner Partei auf den Weg. Auch Livingstone war mit dem befreundeten Häuptling aufgebrochen und nach dem Liambye gezogen. Dort trafen sich beide Parteien und es fand eine Unterredung zwischen Sekeletu und Mpepe in einer Hütte statt. In dieser sollte nach Verabredung der Streich geführt werden, auch erschienen gegen die Sitte Mpepe's Begleiter vor dem Häuptling bewaffnet. Unbewußt rettete Livingstone Sekeletu, indem er sich zwischen beide Nebenbuhler setzte und überhaupt seine Gegenwart den Prätendenten einschüchterte. Das Attentat war indessen Sekeletu verrathen worden. Noch in derselben Nacht nahte sich einer seiner Getreuen Mpepe als er beim Feuer saß, und ergriff ihn bei der Hand, ein anderer erfaßte ihn an der anderen und beide zogen ihn eine Strecke fort, worauf sie ihn mit dem Speer durchbohrten. Dieß ist die Art wie man sich gefährlicher politischer Verbrecher entledigt. Die Execution gieng in solcher Stille vor sich daß Livingstone, der wenige Schritte von der Scene schlief, nicht das geringste merkte, denn der ergriffene Verbrecher wird auf den ersten Laut niedergestochen. Mpepe's Leute flohen sogleich nach dem Barotseland, Sekeletu aber kehrte mit Livingstone vorläufig nach Linyanti zurück.

[1] Livingstone hatte sich 1852 bei seinem Aufenthalt in der Capstadt auf der dortigen Sternwarte im Gebrauch der astronomischen Instrumente unterrichten lassen.

Digitized by Google

Aus Lutfallahs Denkwürdigkeiten.

8. Der „Kaufmann von Venedig.“

Eine Gerichtsverhandlung der ich beiwohnte, erinnerte mich lebhaft an eine Geſchichte die ſich in Aegypten zugetragen haben ſoll. Als nämlich im dritten Jahrhundert unſers geheneideten Propheten, etwa um die Zeit Eduards II, des Märtyrerkönigs von England, die Civiliſation ihre erleuchtenden Strahlen über die Welt zu verbreiten begann, erwähnen aſiatiſche Fabeln daß in der Stadt Kairo ein Kaſi oder Richter war mit Namen Manſur Ben Muſio. Während der Zeit dieſes außerordentlichen Gerichtsbeamten lebte daſelbſt ein Kriegsmann in ärmlichen Umſtänden, der eine ſehr hübſche junge Frau hatte; auch wohnte in ſeiner Nachbarſchaft ein reicher Jude, der ſich natürlich durch äußerſten Wucherſinn, unbegränzte Gemeinheit und Habgier kennzeichnete. Da dieſer Sohn Iſraels die unvergleichbare Frau ſeines armen Nachbars mehr als einmal in der Fülle ihrer Schönheit zu ſehen Gelegenheit gehabt hatte, befiel ihn eine ſolche Leidenſchaft für ſie, daß er, die Gewalt über ſein Herz verlierend, mit Ungeduld auf eine Gelegenheit wartete ſie zu verführen. Er verſuchte jedes Mittel um ſeinen verbrecheriſchen Wunſch zu erreichen, allein ſtets vergeblich; denn ein einmal durch Tugend gekräftigtes Gemüth kann nie vom Laſter beſiegt werden. Der arme alte Kriegsmann, lange Zeit beſchäftigungslos, gerieth in ſolche Bedrängniß, daß er und ſeine Frau zuweilen zwei oder drei Tage lang am Hungertuche nagen mußten. Da die Bitterkeiten der Armuth endlich unerträglich wurden, ſo gab die Frau, zur Beſſerung ihrer häuslichen Lage, dem Gatten einen Plan an, indem ſie ihm ſagte, Müßiggang ſey die Quelle allen Elends; er müſſe daher eine Axt und Stricke kaufen, ſich täglich in den Wald begeben, und ein Bündel Brennholz holen, wofür er gewiß einiges Geld löſen würde. Sie ſelbſt wolle ihre Nadel zur Hand nehmen, und ſo wollten ſie verſuchen ſich's in der Welt ſo bequem als möglich zu machen.

Der Mann billigte ihren Rath, ſagte aber in demüthigem Tone zu ihr: „Ich lobe deinen Plan höchlich, finde es jedoch ſchwer die erſten Mittel zum Beginn herbeizuſchaffen. Mindeſtens hundert Dirhams ſind erforderlich um einige Leinwand und Seide für deine Nadel, ſo wie eine Axt und ein Seil für mich zu kaufen.“ Darauf erwiederte die Frau, man könne dieſe Summe mit leichter Mühe borgen, der hebräiſche Nachbar werde ſie gewiß als Darlehen hergeben, wenn er Ausſicht habe gute Zinſen dafür zu bekommen, Der Kriegsmann überdachte die Sache, nahm aber Anſtand zu dem gemeinen Juden zu gehen und ihn um ſeine Hülfe anzuflehen. „Nein,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „ich würde lieber Hungers ſterben als von dem ungläubigen Juden einen verächtlichen Blick ertragen.“ Hinwiederum aber dachte er, es ſey am Ende doch beſſer wenn er ſich der Schande unterziehe, als daß er ſeine liebliche Frau am Rande des Grabes ſehe. So begab er ſich denn, zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend, zu dem Juden, und ſtellte ihm ſeine Lage in kriegsmänniſch aufrichtiger, aber ungeſchminkter Sprache dar. Der Hebräer war hocherfreut bei dem Gedanken daß er nun nahezu gewonnen Spiel habe, und daß er, wenn er eine Kleinigkeit opfere, ſicherlich die Königin ſeines Herzens überliſten werde. Er ſuchte daher dem alten Krieger zuvörderſt die Wichtigkeit des Geldes in der Welt ans Herz zu legen, und bemerkte dann, es thue ihm leid daß er kein eigenes Geld auszuleihen habe; er könne zwar nicht in Abrede ziehen daß er gewiſſe kleine Summen im Hauſe habe, allein er wage ums Leben nicht ſie anzurühren, „da ſie, bemerkte er, Pfänder anderer in Macht und Anſehen ſtehender Männer ſeyen.“ — „Muß ich denn mit getäuſchter Hoffnung nach Hauſe zurückkehren?“ fragte der Krieger. „Ich kann's nicht ändern,“ erwiederte der Jude; „ich will mein Leben und Eigenthum nicht aufs Spiel ſetzen für andere; laß die Sache alſo beruhen und behellige mich nie mehr mit ſolchen Angelegenheiten. Sey aber nicht ärgerlich darüber, fügte er bei, denn geſetzt ich leihe dir einen Theil von dem mir anvertrauten Pfand, das ich dem Hinterleger nach zwei Monaten von heute an zu ſeiner Zufriedenheit zurückgeben muß, und geſetzt ferner ich ſey dieß zu thun nicht im Stande, glaubſt du daß mein Kopf dann auf meinen Schultern bleiben werde?“ — „Allein es wird in keiner Weiſe aufs Spiel geſetzt ſeyn,“ entgegnete der Krieger, „wenn ich dir verſpreche es in ſieben Wochen zurückzubezahlen.“ — „Wie aber kann ich dir glauben?“ fragte der Jude; „welche Sicherheit kannſt du bieten?“ — „Was Sicherheit betrifft, ſo kann ich dir keine bieten, erwiederte der arme Mann; allein ich kann dir betheuern daß ich pünktlich ſeyn werde, und daß ich mich widrigenfalls zu allem was du willſt verpflichten kann.“ — „Sehr gut,“ ſagte der Jude; „willſt du dich in dieſem Fall, natürlich als bloße Formſache, verbindlich machen ein Pfund Fleiſch von deinem Leib abzugeben, wenn du dein Verſprechen nicht ſollteſt erfüllen können?“ — „Von Herzen gern,“ erwiederte der arme Mann, denn er war der Ueberzeugung, er und ſeine Frau würden Tag und Nacht arbeiten, und gewiß im Stande ſeyn die Schuld vor der feſtgeſetzten Friſt zu bezahlen. Nachdem man ſich darüber verſtändigt, wurde der Schuldſchein geſchrieben, unterzeichnet und übergeben, und dann das Geld dem alten Krieger ausbezahlt. Der Jude fühlte ſich glücklich, als er die Sache überdachte: der Biſſen, ſagte er zu ſich ſelbſt, iſt verſchlungen; ich muß nun ſieben Wochen lang Geduld haben, dann wird das Wild gewonnen ſeyn. Wie aber, dachte er bei weiterer Ueberlegung, wenn der Mann im Stande wäre binnen ſieben Wochen (was ihm freilich nicht wahrſcheinlich dünkte) das Geld zurückzubezahlen? Dann müſſe man eben, meinte er, auf ein anderes Mittel denken, man müſſe einige der guten Münzen bei Seite zu ſchaffen und ſie durch falſche zu erſetzen wiſſen. Auf dieſe Art ſey es leicht dem Manne die Bezahlung der Schuld unmöglich zu machen, und ihn überdieß noch Betrugs halber vor Gericht zu ſtellen. So werde der Schrecken daß ſolche verbrecheriſche Beſchuldigungen vor den Gerichtshof gebracht werden ſollten, und die Unmöglichkeit ſich einer Verſtümmelung zu unterwerfen, am Baume ſeiner Hoffnung erfolgreiche Früchte tragen.

Der arme Kriegsmann kaufte nach Empfang der Geldſumme die Materialien zum Betrieb der Geſchäfte, denen er und ſeine Gattin ſich widmen wollten; auch kaufte er einige Nahrungsmittel und ſonſtige Lebensbedürfniſſe für den Augenblick, und beide legten nun Hand ans Werk um ſich von den marternden Feſſeln der Armuth zu befreien. Sie ſtrengten alle ihre Kräfte an um innerhalb der gegebenen Friſt den Betrag zuſammen zu bringen; allein ſie konnten nicht die Hälfte des erforderlichen Geldes erſparen. Als die Zeit verfloſſen war, machte ihnen der Jude ſeinen unwillkommenen Beſuch, ſetzte ſich an die Thüre des armen Mannes, und

verlangte in den heftigſten Worten Bezahlung. Der arme Kriegsmann bat aufs demüthigſte um Vergebung, und ſagte dem Hebräer, es thue ihm leid daß alle ſeine Anſtrengungen die Summe aufzubringen fruchtlos geweſen ſeyen, er bitte ihn nahezu die Hälfte des Betrags in baarem Gelde anzunehmen, und ihm für den Reſt noch einige Zeit zu bewilligen; wo nicht, ſo möge er das Geld und die Materialien nehmen und ſie verkaufen; er könne noch etwas mehr daraus löſen als er zu verlangen habe. Dieſe Bitten beſänftigten den Juden nicht, ſie reizten ihn vielmehr, und er ſchrie ärgerlich: „Leichtfertige Entſchuldigungen reichen bei mir nicht aus; die bewilligte Friſt iſt verſtrichen, mach's alſo kurz; gedenke der Strafe zu der du dich mit deiner Unterſchrift verbindlich gemacht haſt, bring' das Geld, oder mach' dich auf die Folgen gefaßt.“ Nachdem der Wortſtreit eine Zeitlang fortgedauert hatte, artete er in eine förmliche Balgerei aus, und da der Jude ſtärker war als der arme Mann, ſo packte er ihn am Kragen und wollte ihn vor den Gerichtshof ſchleppen; allein der arme Mann, der ſich auf dieſe oder jene Art vom Griff des Juden loszumachen wußte, nahm die Flucht, und der Jude folgte ihm. Beim ſchnellen Kreuzen der erſten Straße ſtieß er plötzlich an ein ſchwangeres Weib, welches, niedergeſtoßen, eine Fehlgeburt machte; einer ihrer Verwandten ſah dieſe Ungebühr, und folgte dem Mann um ihn zu ergreifen. Ein wenig weiter entfernt ſtand ihm ein Reiter im Weg; er gab dem Pferd einen Stoß um ſich Platz zu machen; der Schlag aber brachte das Pferd unglücklicherweiſe um eines ſeiner Augen. Dieß verſetzte den Reiter in Wuth: er geſellte ſich zu den beiden Verfolgern um den Mann zu ergreifen und ihn für den Verluſt verantwortlich zu machen. Durch ſeine raſchen Wendungen und ſeine Schnelligkeit gelang es aber dem Verfolgten vor die Stadt hinaus zu kommen und ſeine Verfolger eine Strecke weit hinter ſich zu laſſen. Hier ſah er einen Steinbruch vor ſich und beſchloß hineinzuſpringen und ſich zu verbergen. Gedacht, gethan, und mit dem Ausruf „Bismillah“ (im Namen Gottes) ſprang er hinunter. Da wo er aufſprang, befand ſich aber eine Hütte, unter welcher ein alter Mann lag; beim Hinabſtürzen auf die Hütte gab das ſchwache Balkenwerk nach, er fiel auf den alten Mann und tödtete ihn nicht nur, ſondern er verſtauchte ſich auch ſein Bein, und verletzte ſich ſo ſehr daß er ſich nicht weiter bewegen konnte, bis ſeine Verfolger, denen ſich der Sohn des von ihm zufällig getödteten alten Mannes anſchloß, herankamen und ihn ergriffen. Sie ſchlugen ihn weidlich durch, banden ihm ſeine Hände auf den Rücken, und ſchleppten ihn vor den Gerichtshof des Kaſi Natalbuk. Als der Delinquent Kaſi's Thor erreichte, ſah er einige Läden worin verbotene geiſtige Getränke öffentlich verkauft wurden, und ein alter ehrwürdiger Mann mit langem weißen Bart wankte ſchmählich betrunken umher. Zugleich kam dort ein in eine Bahre gebundener lebender Mann vorüber, der auf den Leichenacker getragen wurde um lebendig begraben zu werden, und deſſen jämmerliches Geſchrei von den grauſamen Trägern gänzlich mißachtet ward. Der Anblick dieſer vor Kaſi's Thor, und augenſcheinlich auf ſeinen Befehl, vor ſich gehenden Scenen erfüllte den armen Krieger mit ſchrecklichen Ahnungen.

Er wurde indeß bald in den Gerichtshof geſchleppt, und zitterte beim Anblick des Kaſi, den er für einen leibhaftigen Abgeordneten des Todesengels hielt. In der Mitte des Saales befand ſich ein Kiſſen, mit einem Polſter als Rücklehne, und darauf kauerte ein winzig kleiner fetter Mann mit ſehr kleinem Kopf und langem ſchwarzen Bart. Er hatte einen Roſenkranz in der Hand, und hielt ſeinen Kopf in beſtändiger Bewegung als Zeichen der Zuſtimmung oder Nichtzuſtimmung zu den Behauptungen der um ihn verſammelten Perſonen, und einige Diener ſtanden da und dort herum in achtungsvollen Stellungen, mit Marterwerkzeugen in den Händen. Die an den Rand des Teppichs geführten neuen Parteien wurden von Furcht ergriffen, und blieben zitternd ſtehen. Nachdem der Jude ſeine Anſchuldigungen vorgebracht, wurden der Vetter der ſchwangern Frau, der Eigenthümer des Pferdes und der Sohn des alten Mannes von den Gerichtsdienern herbeigeführt. Der Kriegsmann gab eine ungeſchminkte Darſtellung des Vorfalls, und fügte gleichzeitig bei, er ſey von ſeinem Gegner ſchwer mißhandelt worden.

Hierauf wurde die Sache von den Geſetzkundigen aufs vollſtändigſte in Gegenwart des Kaſi erörtert, der mit tiefem Ernſt den von beiden Seiten vorgebrachten Beweisgründen zuhörte, und endlich folgendes Urtheil ſprach: „Laſſet ein ſcharfes Meſſer, ein Paar Wagſchalen und Gewichte herbeibringen, und den Krieger durch die Diener ergreifen und feſthalten. Jude, da iſt ein Meſſer; ſchneid' des Mannes Fleiſch ab, der nur ſich ſelbſt Vorwürfe zu machen hat daß er thörichterweiſe einen ſolchen Schuldſchein unterzeichnete.“ Der Jude nahm fröhlich das Meſſer in die Hand, meinend er werde das Verdienſt haben einem Feinde ſeines Glaubens eine tödtliche Wunde beizubringen, und ſo auf leichte Weiſe Herr der Frau desſelben zu werden. Gerade als er im Begriff war Hand an den armen Mann zu legen, rief der Kaſi aus: „Höre mich an, bevor du von deinem Meſſer Gebrauch machſt; das Pfund muß genau Ein Pfund Fleiſch ſeyn, ohne alle Haut oder Knochen ꝛc., und du mußt es in Einem Schnitt von ſeinem Leibe trennen, da der Mann in dem Schuldſchein keine erhöhte Tortur durch eine Mehrheit von Schnitten übernommen hat. Du darfſt daher weder mehr noch weniger als ein Pfund abſchneiden; wenn du's thuſt, wird gemäß dem heiligen Koran das Wiedervergeltungsrecht an dir geübt werden.“ Als der Jude all dieß hörte, erkannte er klärlich die Unmöglichkeit die Handlung zu vollziehen, ohne ſelbſt Gefahr zu laufen, und erbot ſich ſeine Klage fallen zu laſſen. Der Kaſi legte ihm nun eine Buße von fünf Silberlingen auf für ſeine unvernünftige Verfolgung, und entließ ihn.

Nun gieng der Kaſi an die reifliche Erwägung und Berathung des Falls der ſchwangern Frau, und gab folgende Entſcheidung: „Die Frau ſoll dem Beklagten übergeben werden; dieſer ſoll zuerſt einen guten Arzt herbeirufen zu ihrer Heilung; nach ihrer Wiedergeneſung ſoll er ſie in ſeinem eigenen Hauſe behalten bis ſie wieder ſchwanger iſt, und ſie darauf ehrenvoll ihrem früheren Manne zurückſtellen.“ Der Kläger, Anſtoß nehmend an dieſem Urtheilsſpruch, erklärte, er wolle, wenn ſo Recht geſprochen werde, ſeinen Proceß aufgeben. Allein der Kaſi bemerkte, dieß gehe nur dann an wenn er dem Gerichtshof, deſſen Zeit er in Anſpruch genommen, zehn Silberlinge als Buße bezahle.

Jetzt wurde der Reitersmann vernommen: er ſuchte ſeine Klage zu begründen, und gab an, er habe erſt vor kurzem in einem ſehr wohlfeilen Handel um zweihundert Goldſtücke ſein edles Roß gekauft, das durch den Verluſt ſeines Auges ſchwer beſchädigt worden ſey.

Digitized by Google

„Es muß mir daher, ſagte er, der ganze Preis bezahlt werden, wenn der Soldat das Thier übernehmen will; mag er das nicht, ſo ſoll er mir durch Bezahlung der Hälfte des Werths Erſatz für das verlorene Auge geben.“

Der Richter zog auch dieſen Fall in reifliche Erwägung und erließ folgenden Entſcheid: „Man hole ein Paar Säger, um das Pferd der Länge nach, von dem Mittelpunkt ſeines Kopfes bis zum Ende ſeines Schweifes zu theilen; iſt dieß geſchehen, ſo ſoll der unverletzte Theil von dem Kläger zurückbehalten, der mit dem beſchädigten Auge aber dem Beklagten übergeben werden, welcher dem Kläger, als Erſatz für den angerichteten Schaden, hundert Goldſtücke, die Hälfte des Preiſes, zu zahlen hat.“ Der Eigenthümer des Pferdes, einſehend daß er durch den Verluſt ſeines Roſſes einen noch größern Verluſt erleiden würde, ſchlug einen ſolchen Schadenerſatz aus, und bat ſeine Klage zurückziehen zu dürfen, was ihm nach einigen Schwierigkeiten, und gegen Erlegung einer Geldbuße von zwanzig Silberlingen an den Gerichtshof, bewilligt wurde.

Endlich erſchien der Sohn des alten Mannes; er warf Staub über ſein Haupt ob des unnatürlichen Todes ſeines verehrungswürdigen Vaters, und ſchwur, die Todesurſache ſey der Umſtand daß der ſchurkiſche Kriegsmann auf denſelben herabgefallen; er verlange daher man ſolle nach Recht und Gerechtigkeit den Verbrecher ſpießen.

Der Kaſi hörte kaltblütig alle Gründe und Gegengründe, wog ſie weislich gegen einander ab, und ſprach folgendes Urtheil: „Der Verbrecher ſoll an dieſelbe Hütte geſchleppt werden, und man ſoll ihn, an Händen und Füßen gebunden, genau an denſelben Platz legen wo der alte Mann getödtet wurde; dann ſoll ſein Sohn zur Rächung des Todes ſeines Vaters vom Rande des Steinbruchs auf den Uebelthäter hinabſpringen.“ Der junge Mann, die Gefahr des Unternehmens vorausſehend, weigerte ſich dieſe Befehle zu befolgen, erbot ſich ſeine Klage fallen zu laſſen und den Tod ſeines Vaters einem Zufall zuzuſchreiben; allein der Kaſi erwiederte: er könne nicht zugeben daß der Kläger die Vorſchriften des Geſetzes mißachte, oder eine Anklage aufgebe, wenn er nicht, wegen ſeiner Thorheit einen ungeziemenden Proceß anhängig gemacht zu haben, dem Gerichtshof eine Buße von vierzig Silberlingen bezahle. Der junge Mann bezahlte die Buße, und gieng ab, ſich glücklich ſchätzend ſo davongekommen zu ſeyn.

Da mittlerweile die Stunde der Mittagsgebete herangenaht war, ſo wurde der Gerichtshof geleert; der Kaſi gab dem alten Krieger, für den er Mitleid fühlte, ein ſchönes Geſchenk, und fragte ihn ob er mit dem Verfahren des Gerichtshofs zufrieden ſey. Der arme Mann pries die Gerechtigkeit des Kaſi, und ſagte: „Gott ſegne dich, mein Herr; ich bin ganz zufrieden, und meine Dankbarkeit gegen dich wird lebenslang in mir nicht erlöſchen.“ Als er dieß geſagt, fieng er an ſich zögernd zu entfernen; der Richter bemerkte es, und fragte ihn ob er noch etwas vorzubringen habe. Der Kriegsmann antwortete, er habe allerdings noch etwas auf dem Herzen, allein da es die Gränzen der Achtung überſchreite, ſo wolle er es ohne beſondere Erlaubniß nicht thun. „Du ſollſt nichts zurückhalten,“ entgegnete der Kaſi, „denn wenn du den Gerichtshof bei irgend einem Wahrſpruch in Zweifel läſſeſt, ſo kann großes, vielleicht nicht mehr gut zu machendes Unheil daraus entſpringen.“ Der alte Krieger bemerkte nun demüthiglich, er könne es mit des Kaſi's ſchöner Gerechtigkeitsliebe nicht vereinigen daß man vor der Thüre des Gerichtshofs, wo er einen ehrwürdigen Mann betrunken geſehen, verbotene geiſtige Getränke verkaufe, und daß man einen Menſchen lebendigen Leibes zu Grabe trage. „Es iſt mir lieb, ſagte der Kaſi, daß du dieſe Frage an mich geſtellt, da meine Antworten dein Gewiſſen beruhigen werden. Höre mir mit Aufmerkſamkeit zu. Die im geheimen verkauften geiſtigen Getränke ſind von den Verkäufern, um deren Wirkungen ſtärker zu machen, mit giftigen Stoffen verfälſcht worden, und haben ſich den Käufern, welche ſtarken Getränks als Arzenei, oder als eines Narkotikons nach geiſtiger Arbeit, benöthigt ſind, als ſchädlich erwieſen. Das Trinken dieſer Flüſſigkeiten iſt ein nach unſerm gebenedeieten Geſetz unzweifelhaft ſtrafbares Verbrechen; allein daſſelbe Geſetz bemerkt ausdrücklich: „Verbotene Dinge ſind geſetzlich in Fällen der Noth.“ Indem ich dieß dulde, habe ich alſo ein gehäſſiges Verbrechen abgeſchafft, und einen ehrwürdigen, unzweifelhaft redlichen Mann aufgeſtellt um die geiſtigen Getränke, die hier zum Verkauf gebracht werden, zu prüfen, und das Verkoſten, welches ſeine geſetzliche Pflicht iſt, hat ihn wohl etwas benebelt. Was den lebendigen Leibs zu Grabe getragenen Mann betrifft, ſo bin ich zu dieſem Urtheilsſpruch geſetzlich berechtigt geweſen, denn ſiehe, vor ſechs Jahren iſt, gemäß der Beſtimmung des Geſetzes, ſeine Frau an einen andern Mann verheirathet worden, indem zwei Zeugen von ſehr achtbarem Charakter betheuerten, er ſey in Bagdad mit Tod abgegangen. Der Mann kam indeß dieſen Morgen vor den Gerichtshof, gab vor er ſey nicht todt, und forderte die Rückgabe ſeiner Frau. Ich ließ die beiden Zeugen rufen, und ſie ſtellten es durch andere Zeugniſſe außer allen Zweifel daß er in Bagdad in ihrer Gegenwart begraben worden ſey, und ſie ſeinem Leichenbegängniß beigewohnt hätten. Aus dieſem Umſtand iſt leicht zu ſchließen daß der Mann kein wirklicher, ſondern nur der Geiſt des früheren ſeyn kann, und daß er begraben werden muß um allen künftigen Streitigkeiten um den Beſitz der Frau ein Ende zu machen.“ Der Kriegsmann, ſeine Zweifel verbergend, pries die Gerechtigkeit des Kaſi, und zog ſich zurück.

Digitized

Miſſionär Domenech über die Tänze der Rothhäute.

(Aus der Revue Contemporaine.)

Der Tanz iſt die beliebteſte Leibesübung der Rothhäute; er hat ſeine Stelle bei religiöſen wie bei öffentlichen Feierlichkeiten. Die Hauptereigniſſe des Lebens, die Jagden, die Empfänge von Fremden, die Friedensverträge, die Abreiſe in den Krieg, die Spiele, die Ernten ꝛc. — alles hat ſeinen beſondern Tanz. Indeß beſteht das chorographiſche Wiſſen der Indianer nur aus vier Schritten oder unterſchiedenen Tänzen; allein dieſe Tänze ſind wahre Pantomimen, mimiſche Darſtellungen, die ſich durch eine große Mannichfaltigkeit an Formen, Figuren, Trachten und Orten auszeichnen, und ſo dem Auge immer etwas neues bieten. Mit dieſen Pantomimen wollen die Indianer Urſachen und Zweck der Einſetzung dieſer Tänze, ſo wie die Hauptumſtände auf welche ſie Bezug haben, zur Anſchauung bringen, ſo zwar daß man beim Anblick derſelben zuweilen von den verſchiedenſten Gefühlen durchdrungen, bald zu tollem Lachen oder Widerwillen gereizt, bald von Mitleid oder Schrecken erfüllt wird. Bei den Abenakis, den Tſchaktas, den Komantſchen und einigen andern indianiſchen Völkerſchaften tanzen die Frauen wie die Männer, nur tanzen ſie erſt *nach* dieſen, oder abgeſondert, und oft fern von ihren Blicken. Bei den übrigen iſt dieſe Beiwohnung den Weibern unterſagt (der Scalp- und der Ballſpieltanz ſind nahezu die einzigen, an welchen ſie thätigen Antheil nehmen); die Indianer geſtatten ihnen faſt niemals ſich in derartige Ergötzlichkeiten zu mengen; die Weiber kennen und dürfen nur die Arbeit kennen; die äußern Vergnügungen und lärmenden Freuden ſind für ſie Ausnahmen. Niemand hat bis jetzt noch die Sache des Weibes bei dieſen wilden Stämmen vertreten; die Frau iſt mehr die Sklavin des Mannes als ſeine Lebensgefährtin, denn ſie beſitzt weder ſeine Kraft noch ſeine Gewandtheit; wie ein Sklave muß ſie dienen, und darf nicht hoffen an den Vortheilen der Freiheit, des Reichthums und der Macht ihres Herrn theilzunehmen, der ſich in allem ihr überlegen glaubt.

Die Rothhäute hegen eine große Verehrung für den Adler, auch wird der Tanz den ſie zu Ehren dieſes Königs der Vögel einſetzt, von ſechzehn der tapferſten und gewandteſten jungen Leute des Stammes aufs feierlichſte ausgeführt. Die Tänzer haben den Leib halb nackt und weiß bemalt; ſie halten in der rechten Hand einen Adlerſchweif; ihr Kopf iſt mit zwei oder drei Federn desſelben Vogels geziert, und in der linken Hand ſchwingen ſie den Bogen oder den Tomahawk. Sie tanzen abwechslungsweiſe, je zu vier, [1] um zwei neben einander in den Boden gerammte Lanzen. Sind die erſten Tänzer ermüdet, ſo werden ſie durch eine andere aus der gleichen Anzahl beſtehende Gruppe erſetzt, und ſo fort. Beim erſten Anblick könnte man verſucht ſeyn ſie für Chineſen zu halten, denn ſie haben ihre Beine ſtets unter den Leib gebogen oder gekreuzt. In dieſer unbequemen Stellung führen ſie ihre Sprünge und ihre Bewegungen aus; ſie bilden ſich ein, die Ermüdung welche ihnen dieß verurſache, mache ihre Leibesübung dem großen Geiſt angenehmer, und gewinne ihnen die Gunſt des Adlers, des Genius des Kriegs.

Der Scalptanz deutet die Rückkehr von irgendeinem Kriegszug an, und dient als Weihe des den Feinden abgenommenen Haupthaars. Er iſt ein Freudenfeſt, das während der Nacht, bei Fackelſchein, und unter Mitwirkung der Frauen des Stammes beginnt. Er findet nicht bloß an dem Tage ſtatt an welchem die Krieger mit ihren blutigen Trophäen zurückgekehrt ſind, ſondern erneuert ſich acht Tage, manchmal ſelbſt zwei Wochen lang jeden Abend. Man verdoppelt ſo die Dauer der Feſte, um die Erinnerung an die Thaten welche dazu Veranlaſſung gegeben länger im Andenken zu behalten. Die Männer ſind beinahe nackt wie bei den meiſten der andern Tänze; ſie halten ihre Trutz- und Schutzwaffen, die ſie mit außerordentlicher Schnelligkeit ſchwingen, in der Hand; ſie ſpringen und hüpfen in der Runde herum, machen allerlei Fratzengeſichter und Verdrehungen, und ſtoßen ein gräßliches Geſchrei aus. Die jungen Weiber ſtehen mit den von den Kriegern zurückgebrachten Haupthaaren inmitten des von den Tänzern gebildeten Kreiſes. Die ganze Pantomime dieſes Tanzes ſtellt den Kampf und den Act des Scalpirens dar; es iſt ein häßliches Schauſpiel, in welchem die wilden Inſtincte dieſer trotzigen Krieger recht lebhaft vor Augen treten.

Nach einer ſolchen Scene bildet der Tanz der Armen einen angenehmen Ruhepunkt für das Auge; man kann ihn eine religiöſe Ceremonie nennen, da er eingeſetzt iſt um die Zuſchauer zum Mitgefühl für die Unglücklichen des Stammes, die Frauen und Kinder zu bewegen welche durch den Krieg zu Wittwen und Waiſen geworden. Die Tänzer ſind gewöhnlich die reichſten und unabhängigſten jungen Leute des Dorfs. Beim Schall des Orcheſters, das nur aus einer von einem *Medicin-Mann* mit der Fauſt gerührten Trommel beſteht, eilen ſie halbnackt herbei, indem ſie kein anderes Kleidungsſtück tragen als einen Gürtel aus Rabenfedern; die einen halten ihre Lanze und ihre Pfeife, andere Meſſer und Tomahawks in den Händen; ſie ſchwingen dieſelben in der Luft, um das ſie beſeelende Rachegefühl anzudeuten. Gleichzeitig erheben ſie ein gewaltiges Geſchrei, und richten ihr Haupt gen Himmel, den „großen Geiſt“ bittend, er möge die Herzen der Anweſenden erweichen und zum Mitleid für die Leiden der Armen ſtimmen. Am Schluſſe dieſer mehr rührenden als lächerlichen Scene geht ein Medicin-Mann bei den Zuſchauern herum, ſammelt was jeder für die Unglücklichen geben will, und vertheilt es ſofort. Man ſieht dann wie die Geſichter ſich erheitern, und wie die Gebenden ſich glücklich fühlen über das Glück derer welche empfangen.

Der Tanz der Bettler flößt weniger Theilnahme ein als der der Armen; er bietet das Schauſpiel des Elends von ſeiner abſtoßendſten Seite, allein die Indianer begreifen ihn, und ihre Antwort beſteht darin daß ſie theils Pfeifen und Tabak, theils Meſſer, Beile und andere zum Bau eines Wigwam nöthige Geräthſchaften, oder Felle, Decken und Kleider hergeben. Man ſieht dieſen Tanz faſt nur noch bei den nördlichen Stämmen: er wird von den Bettlern ſelbſt auf dem großen Platze des Dorfs oder vor den Wohnungen aufgeführt, wobei ſie tauſend Verdrehungen und Grimaſſen machen, wie jene Kranken oder Amputirten welche auf unſern öffentlichen Plätzen ihre verſtümmelten Glieder und Wunden zur Schau tragen.

Es gibt auch Sklaven unter den Indianern, allein die Sklaverei iſt eine freiwillige und kurze. Wir haben ſchon früher geſagt daß

[1] Dieß iſt eine geheimnißvolle Zahl bei den Rothhäuten; ſie vertritt gewöhnlich die vier Cardinalpunkte.

Digitized by Google

die Indianer durchaus nichts thun wenn ſie in ihren Dörfern ſind; ſie überlaſſen den Frauen die härteſten Sorgen und die ſchwerſten Arbeiten; ſind ſie aber auf einem Kriegs- oder Jagdzug, ſo müſſen ſie alles ſelbſt thun, das Feuer anzünden, die Küche beſorgen, die Kleider herrichten, das Pelzwerk einpacken — lauter Dinge die mit ihrer Faulheit faſt unverträglich ſind. Auch geſchieht es bei gewiſſen Stämmen oft daß die jungen Leute der reichſten Familien ſich auf zwei Jahre als Sklaven verdingen, um nach Verfluß dieſer Zeit für ihr ganzes übriges Leben von aller knechtiſchen und erniedrigenden Arbeit befreit zu ſeyn. Während dieſer zweijährigen freiwilligen Sklaverei unterwirft ſie der Dienſtherr zuweilen den grauſamſten Prüfungen; allein ſie beklagen ſich nicht darüber: ſie erkaufen ſich um dieſen Preis ihre endgültige Befreiung, und ertragen alles ſchweigend und mit vollſtändiger Ergebung. Die einzige Freude welche ſie ſich machen, und die ihnen erlaubt iſt, beſteht darin daß ſie ſich alljährlich zu einem großen Feſte verſammeln, bei dem ſie ſo zu ſagen ihre Adelsinſtincte wieder ſtählen, und wo der Sklave einen Augenblick den Kopf erhebt, um nicht zu vergeſſen daß „der große Geiſt“ ihn zum König der Schöpfung gemacht hat. Sie führen dann mit allem Feuer der Jugend den ſogenannten Sklaventanz auf. Diejenigen welche noch ein Jahr Sklaverei zu ertragen haben, ſchöpfen dabei wieder den nothwendigen Muth, um die Prüfung, die ſie ſich auferlegt, bis ans Ende ertragen zu können. Diejenigen welche ihre zwei Jahre (ein geſetzlicher Termin der niemals überſchritten werden darf) überſtanden haben, vergeſſen die Vergangenheit. Wieder frei geworden, werden ſie die Unbilden welche ſie als Sklaven erlitten nie zu rächen verſuchen. An dieſe Feierlichkeit knüpfen ſich ſo viele Gefühle, daß ſie im Leben jedes jungen Mannes, jeder Familie und jedes Stamms Epoche macht.

Der Hundetanz, der vorzugsweiſe bei den Dacotas beliebt iſt, deutet ebenfalls auf Tage hin deren Andenken man als lieb und werth zu bewahren ſucht. Man führt ihn gewöhnlich auf zur Feier des Beſuchs irgendeiner bedeutenden Perſönlichkeit und zu Ehren weißer Häuptlinge; er findet übrigens nur ſelten ſtatt, und man hat keine Urſache ſich darüber zu beklagen, denn er gewährt einen ſehr häßlichen Anblick, und der Fremde erhält dadurch eine traurige Meinung von den Sitten der Indianer. Bei dieſem, mehr barbariſchen noch als wilden, Tanze führt man den Fremden in feierlichem Zug auf den Hauptplatz des Dorfs, weiſt ihm dort auf Büffelfellen, die man auf dem Boden ausgebreitet, einen Sitz an, fängt dann zwei Hunde ein und erwürgt ſie vor ſeinen Augen auf rohe Weiſe. Herz und Leber eines jeden derſelben werden in lange und dünne Schnitten zerlegt, die man noch warm und blutend an zwei neben einander in den Boden geſteckten Lanzen aufhängt. Sodann beginnt der Tanz, ausgeführt von den vornehmſten Kriegern, welche alle zugleich und möglichſt laut die Thaten erzählen denen ſie ihre Berühmtheit in den Wildniſſen der neuen Welt verdanken. Die Tänzer halten ſich zwei und zwei an der Hand, ſingen, ſchreien und ſpringen im Tacte, drehen ſich um Lanzen, und ſuchen, ohne den Kreis zu brechen, mit den Zähnen ein Stück des Herzens oder der Leber zu ergreifen, das ſie dann alsbald verſchlingen. Der Tanz dauert ſo lange fort, bis nur noch Ein Stück dieſer Eingeweide übrig iſt. Derjenige welchem es gelingt ſich des letzten zu bemächtigen, verſchluckt dieſes aber nicht, ſondern bringt es in den Zähnen dem trommelnden Medicin-Mann, der es in Empfang nimmt und ißt, ohne es jedoch mit der Hand zu berühren.

Von den nördlichen Stämmen lieben mehrere dieſen Tanz eben ſo ſehr wie die Dacotas. Es gibt Völkerſchaften welche nur einen Hund opfern; andere opfern deren zwei, alle aber legen großen Werth auf die den geſchickteſten Tänzern als gute Beute überlaſſenen Fleiſchſtücke. Die Leber des Hundes iſt, mehr noch als der Höcker des Büffels, das Lieblingsgericht der Indianer; ſie behaupten daß diejenigen welche davon eſſen den Muth und die Klugheit dieſes Thiers erben. Bemerkenswerth iſt daß bei all dieſen Luſtbarkeiten die jungen Leute die Hauptrolle ſpielen. Die Medicin-Männer leiten die Tänze durch ihre Geſänge und den Schall der Schlaginſtrumente. Die Greiſe bilden bloße Zuſchauer, indem ihr Alter und ihre Würde ihnen nicht geſtatten ſich ſolchen Uebungen hinzugeben. Bemerkenswerth iſt ebenfalls wie ſchnell die Rothhäute ihren ſtoiſchen Ernſt ablegen, um ſich bei ihren öffentlichen Feſten der groteskeſten Wildheit zu überlaſſen. Dieſer auffallende Widerſpruch, der zu ſo vielen entgegengeſetzten Urtheilen über den Geſchmack, den Charakter und die moraliſchen Neigungen dieſer Völkerſchaften Anlaß gibt, iſt bei dem Indianer dennoch etwas ganz natürliches. Der Indianer iſt ein Kind der Natur; wie ſie, iſt er veränderlich; er hat ſeine Tage der Ruhe und des Sturms. Von ſehr empfindlicher nervöſer Organiſation läßt er ſich gleichgültig von der Atmoſphäre der Umſtände leiten, ohne ſich, wie es in civiliſirteren Ländern der Fall, viel Mühe zu geben am Tag der Trauer die Maske der Heiterkeit umzuthun, oder traurig zu ſcheinen wenn Freude in ſeinem Herzen thront. Gewohnt von Tag zu Tag zu leben, gibt er ſich ganz dem Vergnügen hin, wenn ſich Gelegenheit dazu bietet. So geht er plötzlich, ohne alle Stufenfolge, von der vollſtändigſten Unempfindlichkeit, vom ernſteſten Stoicismus, zur zügelloſeſten Freude, zu den Excentricitäten und Luftſprüngen des Gauklers über. So iſt der wahre Wilde.

Ehe man eine lange und gefährliche Expedition, als da ſind Jagd oder Krieg, antritt, verſammeln ſich die Krieger und führen öffentlich den Entdeckungstanz auf. Er iſt ebenfalls nichts anderes als eine muſikloſe und höchſt ſonderbare Pantomime: die Tänzer ahmen durch Gebärden alle Phaſen einer großen Jagd oder eines Kampfes, ſo wie die Maßregeln nach, welche zu ergreifen ſind um von keinem Gegner überfallen zu werden. Die Phyſiognomie der Tänzer überſetzt getreulich die Gefühle welche ſie beſeelen, wenn ſie in den Prairien und in den Wäldern die Spuren eines Wilds oder den mehr oder minder friſchen Abdruck der Mocaſins entdecken. Dieſes Panorama des abenteuerlichen Lebens eines Jägers und Kriegers macht auf die Zuſchauer eben ſo viel Eindruck wie auf die Tänzer; alle finden darin wieder das Vorſpiel eines Drama's, das mehrere Tage dauern ſoll und das für einige unter ihnen auf eine tragiſche Weiſe endigen kann.

Der Tanz der Berdaſch iſt ein joviater und nicht ſehr anſtändiger Rundtanz, den in fünf oder ſechs nördlichen Stämmen eine Anzahl junger Leute um einen Idioten aufführt, den ſie als Frau verkleiden und um die Wette zum Beſten halten, und wobei ſie mit den ſchamloſeſten Gebärden die bitterſten Spöttereien verbinden. Dieſer Tanz bildet im eigentlichen Sinn des Worts eine öffentliche Orgie, welche die Saſchems zwar tadeln, aber dennoch dulden, weil die Idioten und die Geiſtes- und Körperſchwachen in den Augen der Indianer als Heilige gelten: die franzöſiſchen und canadiſchen Trapper des Miſſouri ſind es welche dem Menſchen auf deſſen Koſten man ſich luſtig macht, den Namen Berdaſch gegeben haben.

Der Tanz der Medicin der Tapfern hingegen macht den Stämmen, bei denen er üblich iſt, alle Ehre. Es iſt eine Todtenverehrung, eine Huldigung denjenigen dargebracht welche die Welt verlaſſen haben, um in die bezauberten Auen zu gehen in denen

die glücklichen Schatten umherwandeln und unter den Augen des „großen Geistes“ der Jagd obliegen. Dieser Cultus, der eine gewisse Erhabenheit der Gedanken und Gefühle offenbart, ist unter den Indianern sehr verbreitet, denn alle glauben an die Unsterblichkeit der Seele, an Belohnungen und Strafen im künftigen Leben. Sie sind überzeugt daß die in Schlachten sterbenden oder ihren Wunden unterliegenden Krieger im Lande der Schatten ewig glückselig sind. Ihre Medicinsäcke, welche ihre Laren, ihre Hausgötter, gewissermaßen ihre Schutzengel sind, werden verehrt, weil sie ihren Schützlingen Unsterblichkeit geschenkt haben. Bei der Rückkehr aus einem Krieg, oder von einem Zug auf feindliches Gebiet, tanzen die Krieger vierzehn Tage lang nach Sonnenuntergang vor dem Zelte oder dem Wigwam derer die nicht mehr sind. Die Wittwen und Kinder hängen an Pfosten, an der Schwelle der Wohnung, die Medicinsäcke der Verstorbenen auf, und um diese Pfosten herum werden die Todtentänze ausgeführt. Die Weiber, denen die Wittwenschaft sehr schmerzlich ist, wohnen dieser Ceremonie schweigend und gesenkten Hauptes bei — ein stummer Ausdruck der Theilnahme der Gattin welche den dahingegangenen Krieger überlebt hat.

Die Tänze sind der Ausdruck aller Gesinnungen, heiterer wie trauriger. Der Kriegstanz spielt bei den Rothhäuten dieselbe Rolle welche nach einander die „Marseillaise,“ der „Chant du Départ“ und der „Choeur des Girondins“ bei uns gespielt haben. Was den Tanz der Tapfern betrifft, so ist dieser mehr eine Pantomime, eine gesprochene Komödie voll Ernst und Scherz, eine laute Kundmachung der muthigen Thaten der jungen Krieger. Bei der Rückkehr von einem fernen Kriegszug versammeln sich die Vertheidiger des Stamms zu einem Rundtanze; der eine von ihnen stellt sich in die Mitte des Kreises, und überläßt sich unter Schreien und Gebärdenspiel den unerwartetsten Excentricitäten. Dann erzählt er voll Eifer alle seine Großthaten; er nennt die Zahl der Haupthaare die er abgezogen, der Feinde die er besiegt hat; er ahmt in seinen Bewegungen alle Einzelheiten des Kampfes nach, und schließt mit einem Aufruf an das Zeugniß seiner Waffengefährten. Die Zuschauer versichern dann durchgängig die Wahrheit seiner Aussagen, daß seine Zunge nicht gespalten (lügnerisch) sey, und daß er nicht gesprochen habe wie ein Weib, d. h. er sey kein Schwätzer gewesen. Nun beginnt der Rundtanz: ein zweiter Tänzer nimmt den Platz des ersten ein, um seinerseits das gefahrvolle Leben zu schildern, und so fort bis alle Tänzer ihre Thaten verkündigt haben. Nach dieser kriegerischen Ceremonie erhalten die Waffenträger die stillschweigende Erlaubniß ihr Haupt mit der Adlerfeder zu zieren. Diese öffentliche Lustbarkeit hat zum Zweck den Kriegsthaten durch die Oeffentlichkeit ihre Weihe zu geben, und den Muth und die Tapferkeit durch ehrenvolle Auszeichnungen zu belohnen.

Nicht minder aber als den Ausmarsch in den Krieg, den Sieg und die Rückkehr der Sieger feiert man einen Friedensschluß, welcher einem oder mehreren Stämmen die Ruhe sichert. Wir werden später die bei der Ratification eines Friedensvertrags zwischen den Rothhäuten oder zwischen den Indianern und den Weißen üblichen Ceremonien kennen lernen. Wenn zwei feindliche Stämme sich versöhnt haben, führen sie, ehe sie sich trennen, den Friedenspfeifentanz aus. Die Häuptlinge holen zu dieser Feierlichkeit die in ihrer Familie sorgfältig aufbewahrte erbliche Friedenspfeife. Die Tänzer beider Parteien rauchen und tanzen gleichzeitig, und lassen dieses Symbol indianischer Freundschaft und Gastlichkeit im Kreise herumgehen. Leider aber finden derartige Freudenfeiern nur selten statt: sie sind übrigens mehr heiter und lärmend als lächerlich. Die Assiniboinen haben eine besondere Art Friedenstanzfeier. Sie beschränken sich nicht auf Springen und Drehen, indem sie ihre neuen Verbündeten oder die Mitglieder ihrer eigenen den Waffenstillstand feiernden Nation an der Hand halten, sondern sie machen eine sehr merkwürdige gymnastische Uebung. Auf dem Hauptplatze des Dorf zünden sie ein großes Feuer an, an das sich ein Gaukler oder Medicin-Mann und ein Greis setzen; ersterer singt, indem er die mit Adlerfedern verzierte rothe Pfeife raucht; letzterer begleitet ihn auf der Trommel und singt ebenfalls dazu. Alle jungen Leute des Stamms kommen herbei, und legen sich im Kreise um das Feuer und die beiden Musikanten herum. Auf ein gegebenes Zeichen erhebt sich einer der jungen Leute und macht eine Menge Zickzacke und excentrische Sprünge im Innern des Kreises, wobei er singt und auf einem Fuße tanzt. Er geht an jedem der sitzenden Indianer vorüber, macht ihnen Fratzengesichter, bedroht sie mit der Faust, greift, wie's der Zufall gibt, einen von ihnen heraus, hebt ihn mit dem Arm in die Höhe und zwingt ihn zum Aufstehen. Dieser macht nun seinerseits die gleichen Manöver, während ersterer ununterbrochen auf einem Fuß im Kreise herumspringt, und sich erst dann unter die Zuschauer zurückzieht wenn er einen dritten Tänzer aufgehoben hat. Der zweite ahmt in allem den ersten nach, und der Tanz dauert fort bis alle sitzenden Indianer aufgestanden sind, und wie die andern ihre Tour im Kreise gemacht haben. Diese gymnastische Uebung dauert eine Stunde, und oft länger, unter dem betäubendsten Lärm.

Der erste den Boden bedeckende Schnee gibt Anlaß zu einer andern Feierlichkeit, die man den Schneeschuh-Tanz nennt; er ist gewissermaßen eine religiöse Ceremonie, eine Danksagung an den „großen Geist“ für die Rückkehr der Jahreszeit während welcher die Tödtung des Wildes keine Mühe kostet. Sämmtliche Krieger betheiligen sich dabei; sie sind in Pelzhosen gekleidet und mit ihren Jagdwaffen ausgerüstet. Auch dieser Tanz findet, wie alle andern, auf dem Hauptplatz des Dorfes um drei in den Boden gepflanzte und mit Schneeschuhen und Adlerfedern ausstaffirte Lanzen statt, und verläuft verhältnißmäßig ruhig. Erst von jetzt an darf man die Winterkleider anziehen. Diejenigen Indianer welche diese vom Herkommen festgesetzte Zeit zur Bedeckung mit Pelzwerk nicht abwarteten, würden für verweibte Männer gelten. Neben der religiösen Idee liegt in diesem Fest auch zugleich eine Hinweisung auf den Ackerbau. Die Rothhäute wissen so gut wie wir daß dieser große weiße Mantel womit sich die Natur bedeckt, das von ihnen gesäete Korn im Schooße der Erde erwärmt und belebt. Der erste Schnee bietet ihnen daher eine neue Gelegenheit dem „großen Geiste“ für die Erzeugnisse zu danken welche ihnen diese regelmäßige Wiederkehr der Jahreszeiten verspricht, denn diese Erzeugnisse sind ihnen eben so unumgänglich nöthig wie das Wild, das ihnen im Winter Nahrung liefert, und aus dessen Pelzwerk sie sich Kleider verschaffen. Wie alle dem Ackerbau sich widmenden civilisirten Völker, betet auch der Indianer für seine Ernten, und wenn ein günstiger Sommer das Füllhorn seiner Schätze ihm in den Schooß schüttet, stimmt auch er seine Lobgesänge auf den „großen Geist“ an, d. h. er feiert Feste welche mehrere Tage dauern, und bei denen der Tanz wie überall den ersten Rang einnimmt. Der merkwürdigste ist, ohne Widerspruch, der Tanz des grünen Maises.

Sobald die Maisähren auf den Feldern zu reifen beginnen, schicken die Medicin-Männer täglich Weiber hinaus um einige zu pflücken; sie bringen ihnen dieselben mit achtungsvoller Sorge zurück, denn sie allein haben das Recht diese ersten Aehren ihrer Blätter zu berauben. Wenn sie sehen daß der Mais einen gewissen

Digitized by Google

Reifegrad erlangt hat, und daß die Aehre, wenn auch noch grün, eine ſichere Ernte verſpricht, ſo ſchicken ſie in alle Wohnungen des Stammes Botſchaften — Ausrufer welche den Familien kundthun daß der „große Geiſt“ Gnade an ihnen geübt, und daß die Bevölkerung ſich am folgenden Tag bei Sonnenuntergang verſammeln ſolle um ihm für ſeine Huld zu danken.

Am folgenden Tag verſammelt ſich zur feſtgeſetzten Stunde der Stamm in der Mitte eines großen Dorfs, wo man über einer, aus dieſem Anlaß angezündeten, Kohlenpfanne einen großen Topf voll grüner Maisähren aufhängt, die ein Medicin-Mann im Waſſer ſieden läßt. Die Stütze dieſes Topfs wird aus vier etwa zehn Fuß langen, in den Boden eingerammten und am Gipfel ſich kreuzenden Stöcken gebildet; am Vereinigungspunkt wird der Topf mittelſt eines ſtarken Lederriemens aufgehängt. Zwölf Maisähren dienen dieſen Stützen zur Zierde, und rings herum ſind auf dem Boden zwölf hölzerne Töpfe im Kreiſe aufgeſtellt. Vier Medicin-Männer, die vier Jahreszeiten darſtellend, faſt nackt und weiß bemalt, tanzen und geſticuliren im Kreiſe herum, und ſingen einen Lobgeſang zu Ehren des „großen Geiſtes,“ dem der im Waſſer ſiedende Mais beſtimmt iſt. In der einen Hand halten ſie einen Maisſtengel; in der andern ein Rackett, womit ſie im Tact an die Seiten des Topfes ſchlagen. Die vornehmſten Krieger des Stammes, nackt und weiß bemalt wie die Medicin-Männer, tanzen und bilden einen Kreis um ſie, ebenfalls Maisſtengel in den Händen haltend und dem „großen Geiſt“ Loblieder ſingend.

Tänze und Geſänge dauern fort bis der Mais gut geſotten hat; dann legen ihn die Medicin-Männer in eine kleine hölzerne Platte auf die Glutpfanne, wo er ſich bald in Aſche verwandelt. Iſt dieß geſchehen, ſo löſcht man das Feuer aus und vergräbt die Aſche, welche man als heilig und zur Befruchtung des Bodens für das folgende Jahr erforderlich betrachtet; hierauf zündet man ein neues Feuer an, um den Mais zu ſieden der während der Feſte an das Volk vertheilt werden ſoll. Es geſchieht oft daß Stämme welche nicht an den folgenden Tag denken, auf dieſe Art in wenigen Stunden die ganze Maisernte verbrauchen, und am Schluß der Feſtlichkeiten nur noch den nothdürftigſten Bedarf für die künftige Saat beſitzen.

Viele Rothhäute trinken, mehrere Tage vor den Feſten, gegohrene Getränke, eine Art Arzeneien welche ihnen Abführen und Erbrechen verurſachen. Sie wollen, wie ſie ſagen, das Innere ihres Leibes für die Aufnahme des grünen Maiſes ganz geſund haben. Dieſe Gewohnheit die Aehren zu verbrennen und die Aſche zu vergraben, iſt nichts andres als ein religiöſes Opfer, das ſeinen Urſprung in der frommen Erkenntlichkeit der Wilden hat, das aber ihre Sorgloſigkeit in eine Schlemmerei verwandelt, die manchmal unheilvolle Folgen für den Stamm nach ſich zieht, denn ſie ſetzt Hungersnoth an die Stelle des Ueberfluſſes.

Auch der Tanz zu Ehren der Sonne hat einen religiöſen Charakter; er iſt bei allen wilden Stämmen des weſtlichen Abhangs der Felſengebirge, in Neu-Mexico und bei den Komantſchen verbreitet, wie der Tanz zu Ehren des Stellvertreters des „großen Geiſtes,“ des Rieſen Hukah, welchen die Dacotas verehren. Die Sonne iſt für die meiſten Rothhäute eine Gottheit: die einen betrachten ſie als den „großen Geiſt“ ſelbſt, andere als ſeinen Wohnſitz; alle aber ſchreiben ihr eine große Macht zu. Die Dacotas widmen ihr, um ſie günſtig für ſie zu ſtimmen, zu verſchiedenen Epochen des Jahrs einen Feſttag, der in ſeinen Einzelheiten einige Aehnlichkeit mit der Feier des grünen Maiſes hat. Schon in der Morgendämmerung verſammeln ſich die abgehärteteſten oder frömmſten jungen Leute in einem Wigwam, um einen oder mehrere mit Fleiſch gefüllte Töpfe, das ſie über einem großen Feuer ſieden laſſen. Der Tanz wird, wie gewöhnlich, von einem oder mehreren Medicin-Männern, welche ſingen und trommeln, geregelt. Die Trommel iſt bei den Indianern ein faſt heiliges Inſtrument, deſſen man ſich nur bei öffentlichen Feſtlichkeiten bedient. Die ganze Kleidung der Tänzer beſteht in einem breiten Birkenrindengürtel; auf dem Kopfe tragen ſie insgeſammt eine Art ebenfalls aus Birkenrinde verfertigter Mitra, deren zwei Spitzen die Sonnenſtrahlen darſtellen ſollen; ſie ſingen und tanzen alle zuſammen, indem ſie ſich um das Feuer drehen, und bei der Annäherung an den Topf mit den Händen Stücke Fleiſches herausnehmen, welche ſofort verzehrt werden, und wobei ſie, wenn ſie ſich beim Herausnehmen die Finger verbrannt haben, nicht das geringſte Schmerzgefühl äußern. Noch viel auffallender aber als dieß, iſt daß ſie ſich, wenn ſie alles Fleiſch verzehrt, die Brühe über die Schultern gießen, und dabei aus allen Tonarten ſingen: „Oh, wie kalt iſt das Waſſer, oh, wie ſüß der Thau!“ Die Unglücklichen thun dieß in der Ueberzeugung, der „große Geiſt“ werde nicht zulaſſen daß ſie ſich bei einer zu ſeiner Ehre eingeſetzten Ceremonie verbrennen.

Burmeiſter, über die Gauchos der Pampas.

Es ſind Leute ſehr verſchiedenen Ausſehens, die einen ihrer ganzen Phyſiognomie nach ächte Spanier, nur mehr gebräunt als die Stadtbevölkerung, wegen des beſtändigen Aufenthalts im Freien; die anderen Miſchlinge von Europäern, amerikaniſchen Urvölkern und Negern in allen Graden und Farbenabſtufungen. Obgleich im Umgang kein Unterſchied wahrgenommen wird und jeder den andern, wie überall in dieſem Lande, ſo auch auf der tiefſten Rangſtufe der Wohlhabenheit oder Bildung „Euer Gnaden“ nennt, ſo beſteht doch eine merkliche Verſchiedenheit zwiſchen dem Grundbeſitzer oder Estanciero und dem auf Tagelohn arbeitenden Knecht oder Peon. Die erſtern ſind faſt alle rein europäiſcher Abkunft, die letztern größtentheils Meſtizen, welche ihr indianiſches Blut durch das breite flache Geſicht, die dicke kurze Naſe, die ſchmalen Augen und das ſtruppige ſchwarze Haar nebſt bräunlicher Geſichtsfarbe verrathen. Man weiß aus der Geſchichte der Conquiſtadores daß die ſpaniſchen Soldaten ſich in Ermanglung anderer Frauen vielfältig mit Indianerweibern verheiratheten, und daß deren Kinder ſtets die Rechte des Vaters, d. h. der unvermiſchten europäiſchen Abkunft erbten. Von dieſen Ehen rühren hauptſächlich die Gauchos her, indem die meiſten Meſtizen, nach Art ihrer Stammeltern mütterlicherſeits, das Leben auf dem Lande den feſten Wohnſitzen in Städten und Dörfern vorzogen und von den ſpaniſchen Soldaten das wilde ungebundene Treiben, die Luſt und Neigung zur kriegeriſchen Haltung, den Abſcheu vor jeder Feldarbeit des Landbauers, und den Hang zur Beſchäftigung mit Pferden erbten. Später, als die indianiſche Urbevölkerung zuſehends abnahm, kamen die Neger als eingeführte Sklaven aus Afrika herüber und deren Kinder blieben Sklaven, ſelbſt die Mulatten oder Zambos; ſie konnten ſchon deßhalb nie in die höhern Volksſchichten hinaufbringen und mußten ſich mit der unterſten Stellung des Haus-, Hof- und Feldbienſtes begnügen.

Leichter noch als die Physiognomie macht den Gaucho seine eigenthümliche, man darf sagen abenteuerliche Tracht kenntlich: eine Mischung europäischer und indianischer Kleidungsstücke, welche sich nach und nach zu einem festen unabänderlichen Typus ausgebildet hat. Hemde und Hose hat er vom Europäer angenommen oder beibehalten, aber die letztere schon eigenthümlich verändert, indem er sie sehr weit machte und unten mit einem Franzenbesatz schmückte, über dem bei allen Wohlhabenden ein oft zwei- bis dreifacher durchbrochener Spitzengurt in den dichten baumwollenen, rein weißen Grundstoff eingesetzt ist. Das übrige in der Tracht des Gaucho stammt vom Indianer, namentlich zuvörderst der Chiripa, eine bunt gewebte, aus dickem Baumwollenzeuge bestehende Decke, welche zwischen die Beine genommen, hinten und vorn in die Höhe gezogen und durch einen Leibgurt festgehalten wird. Darin steckt hinten das große, 1 Fuß lange Messer, welches alle Gauchos stets mit sich führen und theils als Waffe, theils zu ihren verschiedenen Geschäften beim Essen, beim Arbeiten des Pferdegeschirres oder sonst wie benutzen. Ueber alle diese Unterkleider hängt nun von den Schultern der Poncho herab, gleichfalls eine Decke, aber gewöhnlich eine wollene, mit einem 1 Fuß langen Längsspalt in der Mitte, durch welchen man den Kopf steckt. Der Poncho ist stets grell gefärbt und gezeichnet, roth in allen Tönen, blau, gelb, gelbbraun, aber sehr selten grün, und hat drei buntgewebte, meistens grüne Längsstreifen, einen in der Mitte, einen an jeder Seite. Durch den Mittelstreifen geht der Spalt für den Kopf, und hier ist er am Rande mit Seide oder Sammet besetzt. Chiripa und Poncho waren die Kleidungsstücke der alten Peruaner und aller cultivirten Indianer; der letztere wurde aus Vicuñawolle gewebt, und eben daraus, in ihrer natürlichen rostgelben Farbe, bestehen noch heutzutage die theuersten und besten Ponchos. Ich sah einen solchen von ausgezeichneter Arbeit, der 5 Unzen (75 Piaster) gekostet hatte. Der Fuß ist beim gemeinen Gaucho unbekleidet oder mit einem ledernen Strumpfe bedeckt, aus dessen offener Spitze die Zehen hervorragen. Einen solchen Lederstrumpf, genannt bota de potro, macht sich der Gaucho selbst aus der Haut der Pferdebeine, welche beim Abziehen des Felles oben am Rumpf abgeschnitten wird; er erweicht sie im Wasser, bis die Haare heruntergehen, und zieht sie nun so naß über seinen Fuß bis zur Wade hinauf, sie am Leibe trocknen lassend. Der fest angeschmiegte Strumpf bleibt sitzen, bis er zerrissen vom Fuß abfällt und verbraucht ist. Wohlhabendere Gauchos tragen Stiefeln nach europäischer Art, die einen gelbe von weichem ungefärbten Leder, die andern schwarze elegantere. Ein ungeheurer großer eiserner oder silberner Sporn, der hinten auf eine runde Scheibe sich stützt und ein Rad von 2—3 Zoll Durchmesser mit über 1 Zoll langen Stacheln trägt, ziert den Fuß, selbst den nackten, und fehlt nie, wenn er auch oft nur an einem Bein gesehen wird. Ohne diesen Sporn geht der Gaucho keinen Schritt; er muß das Geklirr desselben hören, es ist die schönste Musik für seine Ohren, eine desto schrecklichere Pein dagegen für die gebildeteren Europäer. Auf dem Kopf tragen alle Gauchos stets einen Hut, theils von Filz, theils von Stroh; die letztere Art wird in Chile gearbeitet und ist sehr dauerhaft.

So gekleidet und beschaffen waren die Leute, mit denen ich hier auf der ersten Station von Rosario zusammentraf; Weiber befanden sich nicht darunter, und darum rede ich von ihnen nicht. Es ist übrigens kaum nöthig, denn sie zeigen dieselben physiognomischen Verschiedenheiten wie die Männer, haben aber ohne Ausnahme europäische Tracht angenommen. Ein großes Tuch, das sie über den Kopf hängen und von rechts nach links so mit dem Zipfel über die Schultern schlagen daß es vorn bis zur Nase hinaufreicht, macht ihre Gestalt und oft auch ihr Gesicht so unkenntlich, daß es stets schwerer hält dasselbe zu beobachten als das der Männer. Nach meinen Wahrnehmungen sind rein spanische Gesichter unter den Frauen des Landvolkes viel seltener als unter den Männern; dagegen herrschen die Indianermischlinge oder Abkömmlinge, hier Tschinas genannt, sehr vor. Mulattinnen sind der Zahl nach geringer, wohl aber sah ich viele Zambos-Physiognomien gerade unter den Weibern. Schön sind sie selten, hübsch nur in der Jugend; die meisten verlieren ihre Frische sehr bald und machen schon wegen der schmutzigen, unordentlichen Bekleidung an Wochentagen einen mehr unangenehmen als gefälligen Eindruck. (Zeitschrift für Erdkunde.)

Ueber die Pyramiden in der alten und neuen Welt.

(Vortrag, gehalten in der geographischen Gesellschaft zu Berlin im Mai 1857. Von Dr. Karl Rohrbach.)

(Fortsetzung.)

Als ich die Küste von Kleinasien bereiste, fand ich der Insel Tenedos gegenüber an der weiten Meeresbucht, welche einst der Flotte der Griechen vor Troja zur Anfuhrt diente, drei Hügel dicht am Strand, aber durch große Entfernungen von einander getrennt. Der Sage nach sind zwei derselben die Grabhügel des Achill und Ajax, des Telamoniers. Ihre Höhe mag, soviel ich sie abschätzen konnte, 50—60′ nicht übersteigen. Auffallend war mir die regelmäßige Form derselben, besonders daß der östlichste nach vier Seiten hin fast Ebenen zeigt, so daß er einer Pyramide mit abgerundeten Kanten ähnlich sieht. Ob nun der Zahn der Zeit, hier die abspülenden Regengüsse, den frühern Kegel zur vierseitigen Pyramide, oder die frühere Pyramide zum kegelähnlichen Körper verwandelt haben, ließe sich durch Nachgrabungen gewiß feststellen; ich aber konnte damals nichts weiter thun als es der Zukunft überlassen, dieß zu entscheiden. Auch der nördlichste der drei Hügel ist ziemlich regelmäßig geformt; nur der auf der Ecke der Bucht steht, da wo das Ufer, von SO. kommend, nach Norden umbiegt, ist ein abgestumpfter Kegel, ähnlich andern Bauwerken der Art, die hier noch zu erwähnen sind.

Ich meine die Helden-, oder wie sie im Volksmund heißen, Hünengräber in Deutschland und Scandinavien. Sie gehören insoweit hieher als sie denselben Zweck haben, wie die Pyramiden des Nilthals, und wenn sie nicht in solcher Größe und in so regelmäßiger Krystallform aufgeführt wurden wie jene Grabmäler der Pharaonen, so darf man nur, um dieß zu erklären, daran denken daß die Germanen weder eine Priesterherrschaft kannten, noch unter dem Joch einer tyrannischen Königsgewalt schmachteten, welche Hunderttausende von Arbeitern Jahrzehnte lang so mißbrauchen konnte — und daß bei ihnen zur Zeit der Errichtung jener Gräber weder Mathematik noch irgendeine Wissenschaft, weder Baukunst noch Bildhauerei auf besondere Weise gepflegt wurde ja daß sie kaum feste Wohnsitze hatten im Vergleich mit dem Volk des Nilthals, welches, eingeklemmt zwischen seinen jäh abfallenden Kalk-

Digitized by Google

oder Sandſteinufern, auf einem Landſtrich (wörtlich nur ein „Strich“ oder ein Faden Landes) in einer Felſenſpalte von 4—500 Meilen Länge und 1—1½ Meilen Breite wohnte; eine Erſcheinung, die nirgends auf der Erde wieder vorkommt, und welche die ſonderbare Entwicklung des Volkes — (oder auch Nichtentwicklung in ſo langen Jahrtauſenden) — zum großen Theil erklärt. Wo fände ſich ein Reich, oder hätte ſich je gefunden, das Land und Leute nicht allſeitig neben-, ſondern einſeitig hintereinander hätte? das nur nach einer Richtung ausgedehnt iſt? Bis der Befehl des Königs von Memphis nach Meroë gelangte, konnte mindeſtens ein Monat vergehen, und wenn auch die Eilboten oder Läufer, die noch heute alle Verbindung vermitteln, d. h. unſere Poſten, Eiſenbahnen und Telegraphen vertreten, auch Tag und Nacht liefen.

Zwiſchen den ſtarren, engen, kahlen Felswänden war das Volk eingeengt und erſtarrt in ebenſo harten Formen, wie die Pyramiden ſie darſtellen, und ſchwerfällig, ſcharf begränzt, wenig gegliedert, und meiſt wirkſam durch die Maſſe alles was ſie unternahmen, die Werke ihrer Baukunſt, ihrer Sculptur, ihrer Malerei — und ihre Lebensweiſe ſelbſt. Ein mathematiſcher Zug leuchtet überall durch. Sie wurden durch die Noth Erfinder der Geometrie, und das alljährliche Abſtecken der Gränzen, die der Nilſchlamm verwiſcht hatte, brachte ſie in weitern Conſequenzen dahin nicht nur das Land, ſondern auch die Leute ſcharf abzugränzen und ihre häusliche Exiſtenz, wie ihre Kunſt in ſtarre Regeln zu zwängen. So klang das Kaſtenweſen überall durch. Nirgends ein weicher ſchmiegſamer Zug des Lebens; nirgends ein Streben zur freien Entfaltung. Alles war in Gehorſam gegen die Form aufgegangen, und ſollte auch das Leben darüber untergehen.

Wenn wir alſo in den Hügeln der griechiſchen Helden, wie in den Hünengräbern des Nordens Erſcheinungen antreffen die den Pyramiden ſo nahe ſtehen, ſo wird die Bedeutung dieſer ägyptiſchen Bauten als Grabſteine noch deutlicher durch römiſche Grabdenkmäler, mag nun die Idee der Pyramide an denſelben bei dieſem Volk ſelbſt entſtanden, oder von den Aegyptern herübergenommen worden ſeyn, welches letztere viel Wahrſcheinlichkeit hat. Die Römer können wenigſtens, als ſie Aegypten eroberten, nicht in Zweifel über den Zweck der Pyramiden geweſen ſeyn, oder, waren ſie es, nicht lange geblieben ſeyn, da die ägyptiſche Prieſter-ſie noch beſtand und alſo auf dergleichen Fragen Auskunft geben konnte.

Nun findet ſich aber auf allen Grabmälern der Römer in Afrika die Pyramide als der obere Schluß des Denkmals, das gewöhnlich aus zwei Stockwerken beſteht, und oft an einer oder mehrern Seiten mit Pilaſtern gezierl iſt. So erſcheint es als eine Vereinigung europäiſcher und afrikaniſcher Baukunſt, und es iſt gewiß nicht ohne Abſicht geſchehen daß die Römer die im Lande bekannte und gebräuchliche Form der Grabdenkmäler ihrer einheimiſchen hinzufügten, ſey es nun um den Afrikaner ſchnell zu belehren was der Bau bedeute, oder ſey es aus Nachgiebigkeit gegen deſſen Gewohnheiten. Immer ruht oben — ſeltſam genug auf ſolcher Grundlage — eine Pyramide. Dagegen ſind die römiſchen Grabmäler in Italien ganz verſchiedener Bauart, und außer der Pyramide des Geſtius an den Mauern Roms iſt mir dort dieſe Form eines Grabmals nirgends aufgeſtoßen. Die ſchönen Gräber von Pompeji ſind darin ſehr lehrreich.

Wenden wir nun das Auge aus den gelben ſchweigenden Wüſten Afrika's, nur in tagelangen Zwiſchenräumen durchſchritten vom Kamel, wo halbverſchüttet vom Sand noch hie und dort die Denkmäler der Todten Kunde geben müſſen, wo nicht die Lebendigen gewohnt, da von deren Behauſung keine Spur mehr da iſt — hinüber über den blauen atlantiſchen Ocean zu den auch ſchweigenden, aber grünenden und blühenden Wildniſſen Mexico's, ſo finden wir auch dort Pyramiden, aber welch andern Anblick gewähren die! und je genauer wir ſie anſchauen, um ſo weniger ſcheinen ſie uns vergleichbar mit denen der alten Welt.

Viele derſelben ſind zerſtört, die meiſten von Erde und Pflanzenwuchs überdeckt. Wenn in Aegypten die unmittelbare Umgebung der Wüſte und der Mangel an Regen noch nach 4—5000 Jahren die Bauten ſo wohlerhalten ließ, ſo haben dagegen in Mexico die tropiſchen Regengüſſe und die üppigſte Vegetation das ihrige gethan die Pyramiden zu zerſtören oder doch einzuhüllen, in einer, gegen jenes Alter gehalten, ſehr kurzen Zeit. Denn wenn die Azteken im 11ten und 12ten Jahrhundert n. Chr. dort eingewandert ſind, ſo können jene Bauten als von ihnen herrührend, höchſtens alſo 6—700 Jahre alt ſeyn.

Was die Beſchädigung der Denkmäler durch Menſchen betrifft, ſo findet man bei genauem Ueberblick bald daß der Fanatismus und die Zerſtörungswuth der chriſtlichen Mönche niemals auf Erden übertroffen worden iſt, und daß, wenn man z. B. Aegypten mit Mexico vergleicht, die erobernden Mohammedaner (von den Perſern, Macedoniern und Römern gar nicht zu reden, die alles unangetaſtet ließen) wahre Lämmer geweſen ſind gegen die frommen ſpaniſchen Ordensbrüder.

Es war im April 1854 als ich von Vera Cruz aus auf dem wegen ſeiner Schlechtigkeit unbeſchreiblichen Camino real die Reiſe nach dem Hochland antrat. Bald verließ ich die Hauptſtraße, nahm mir Pferde, und nur von einem Indianer begleitet durchzog ich die wundervollen Eichenwälder welche den Fuß der Anden umkränzen. Nachdem ich zuerſt die Thäler um den Citlaltepetl (Stern der Berge, auch Pico de Orizaba genannt) beſucht hatte, wandte ich mich nordwärts, und auf ſelten betretenen Pfaden, immer am Abhang der erſten Andenkette, welche hier weit gegen Oſten vorgeſchoben iſt, kam ich nach einigen Tagen in die Liquidambar-Wälder von Jalapa, und dann in dieſe Stadt ſelbſt, am Fuße des Naukampatepetl oder Cofre de Perote.

Von Perote nach Puebla iſt die Gegend wenig intereſſant, dagegen von Puebla nach Mexico. Hier war es wo mir die erſten Pyramiden zu Geſicht kamen. Etwa 2½ M. weſtlich von Puebla liegt Cholula. Von dieſer Stadt nach Weſten ſich wendend, hat man dicht vor ſich — ſo ſcheint es — die beiden Könige der mexicaniſchen Anden, den ſpitzen Popocatepetl (Feuerberg) und den dreifach gegipfelten Iztaccihuatl (weiße Frau). Nahe bei der Stadt nach dem letztgenannten Berge hin liegen in der Ebene drei kleine erloſchene Vulcane; der erſte derſelben fällt durch ſeine eigenthümliche regelmäßige Form auf. Seine Höhe mochte etwa 400′ betragen. Auf meine Erkundigungen erfuhr ich, dieſer Berg ſey von den Indianern gebaut, und da er heute eine Kirche auf ſeinem Gipfel trägt, ſo veranlaßte mich dieß zu genaueren Nachforſchungen.

Das Ergebniß längerer Unterſuchung war daß der untere Theil der Erhebung wirklich ein Berg war, daß aber das obere Drittel trotz des überwuchernden Graſes doch hie und da, und beſonders deutlich wo der Regen den Boden weggeriſſen hatte, Bauſteine zeigte, und alſo der Gipfel des Berges ein Werk von Menſchenhand war. Die Kirche, welche heut darauf ſteht, wird zum Gottesdienſt benutzt, und iſt in demſelben Styl erbaut, wie faſt alle mexicaniſchen Kirchen, ähnlich jenem den man den Jeſuitenſtyl genannt hat. Die Bewohner der Umgegend behaupteten, in ganz alter, d. h. vorſpaniſcher, alſo vorchriſtlicher Zeit habe dort ſchon ein Tempel geſtanden, den aber die Spanier zerſtört hätten. Mehr konnte ich nicht erfahren. Es war alſo auf dem Gipfel des Berges ein pyramidaler Aufbau errichtet und auf dieſem ein

Tempel (ſpäter eine Kirche) erbaut worden. Für den Augenblick ſtand dieſe Entdeckung ganz vereinzelt und fremd vor mir; wie aber immer der Vergleich die Dinge klar macht, und in einer Reihe verwandter Erſcheinungen eine die andere erläutert, ſo geſchah es auch hier ſehr bald.

Auf der Verfolgung des Weges nach der Hauptſtadt hin kam ich nach San Martin (die dritte Station hinter Puebla). Nordöſtlich von dieſem Dorf ragt einſam in der Ebene ein Berg auf, der von allen Seiten weithin geſehen wird. Sein Gipfel bildet eine regelmäßige vierſeitige Pyramide, und auf Befragen erfuhr ich daß dieſe ein Werk von Menſchenhand ſey, von den Vorfahren errichtet um Feuer darauf anzuzünden. Es ſchien faſt, der Berg ſey ihnen noch nicht hoch genug geweſen zum Signalthurm — denn ſo verſtand ich damals jene Aeußerung — und darum hätten ſie ihn noch durch den Aufbau einer Pyramide erhöht. Daß dieſe aber nur zu religiöſem Gebrauch, gleichſam als Altar auf der Bergſpitze errichtet war, ſollte mir noch vorläufig verborgen bleiben. Ich fand hier keine Spur eines Tempels, auch nicht in der Erinnerung der Indianer.

Ich hatte endlich die letzte Gebirgskette überſtiegen und ſah die Hauptſtadt vor mir, die in den Ueberreſten der alten Seen ſich wunderbar ausnimmt, wenn man von der Höhe des Paſſes, der nördlich um den Iztaccihuatl herumführt, herabkommt und die weite Ebene von Mexico in dem Zauberlicht eines Nachmittags vor ſich ſieht. Die Silberſpiegel der unendlichen Seen am Fuß des Gebirges hin, und hinten weit im Hintergrund die ſilberglänzenden Dächer und Kuppeln der Stadt! Sie ſchwamm in einem Duft, wie erhoben über dem Boden. Doch bevor ich ſie erreichte, machte ich eine ähnliche Beobachtung, wie bei Cholula, und auf einer ſpätern Reiſe nach den Hochthälern des Iztaccihuatl, wo ich noch zweimal durch Ayotla kam, ergänzte und beſtätigte ſie ſich vollkommen.

Hinter Ayotla nämlich, auf dem Weg nach Mexico linke, alſo ſüdlich, liegt ein Hügel, der nichts iſt als eine Pyramide. Er iſt oben ſtumpf und trägt eine Kirche. Man hat nämlich die Spitze der Pyramide abgetragen und aus den Steinen dieſe Kirche erbaut. Ob in vorchriſtlicher Zeit des Landes auch etwa ein Tempel oben geſtanden habe, konnte ich nicht ermitteln. Nur daß der Hügel eine Pyramide ſey, das wußten die Bewohner des Ortes alle, wie es ſchien, trotz ſeiner grünen Umhüllung. Jedenfalls aber leuchtet die Verwandtſchaft dieſes Baues mit dem von Cholula ein, und ſo geſchah es auch mir augenblicklich als ich zum erſtenmal in Ayotla war.

Nach einem längern Aufenthalt in der Hauptſtadt wandte ich mich ſüdlich, um die weltberühmte Höhle von Cacahuamilpan zu beſuchen (zuweilen auch Höhle von Cuernavaca genannt, weil dieß die nächſte größere Stadt iſt, obwohl ſie $1\frac{1}{2}$ Tagreiſen davon entfernt liegt). Der Weg dahin führt nach Ueberſchreitung der Gebirge, welche den Südrand der großen Hochebene von Mexico bilden, aus der Tierra Templada (gemäßigtes Land) hinab in die Tierra Caliente (heißes Land) nach Cuernavaca, und von hier auf einem ſechsſtündigen Ritt nach dem kleinen Ranchos (Dorf) Xochicalco. Die Bodengeſtalt iſt in dieſer Gegend eine ſehr auffallende. Die äußerſten Ränder der beiden großen Ketten, welche weſtlich und ſüdlich die Ebene der Hauptſtadt begränzen (das Ende der ſüdlichen iſt im Oſten der Popocatepetl; die weſtliche trägt etwas nördlich vom Kreuzungspunkt den Nevado de Toluca), ſchneiden ſich hier rechtwinkelig, und ſo zeigt die Gegend lauter einzeln ſtehende Hügel oder kleine ſchmale Plateaux, auseinander gehalten durch ziemlich tiefe Thäler, die aber ſanft abfallen und daher reich bewachſen ſind. Es iſt dieß für Mexico wichtig zu erwähnen, da die gewöhnliche Form der Thäler — die ſogenannten Barrancas — zwei jähe oder vertical abfallende Wände zeigt, auf denen oft kein Hälmchen Fuß faſſen kann.

Hier aber, bei Xochicalco, finden wir ſanfte Thäler, und wenn wir durch eine Ueberſchwemmung ſie mit Waſſer angefüllt denken, ſo würde das Auge eine regelmäßig vertheilte Inſelgruppe gewahren, die Gipfel jener einzeln ſtehenden Hügel oder kleinen Hochebenen.

Nicht weit hinter Temisco und bevor ich Xochicalco erreichte, lag auf einem dieſer kleinen Berge eine Ruine. Obwohl ich den beiden Indianern, die bei mir waren, auf die Seele gebunden hatte mich auf jeden Tempel oder dgl., an dem wir näher oder ferner vorbeikommen möchten, aufmerkſam zu machen, oder hinzuführen, ſo zogen ſie es doch vor zu ſchweigen, um Zeit und Arbeit zu kürzen, und ſo eher auf der Hacienda von Cocoyotla, dem nächſten Nachtquartier, anzulangen. Zufälligerweiſe aber ſchauten unter einigen Gruppen von Chamærops humilis am Abhang des Hügels, den wir oben vorbeiritten, behauene Steine hervor, und ich benutzte alſo die nächſte Anhöhe zu einem Ueberblick über die Gegend. Da ragte ein, wie es ſchien, wohlerhaltenes Bauwerk auf der Spitze des nächſten Hügels auf. Ich ſtieg alſo vom Pferd, und bedeutete meinen Führern Halt zu machen, um daſſelbe zu beſehen. Bei dem Erklimmen der ziemlich ſteilen Anhöhe war es mir ſehr auffallend daß das Gras in horizontalen Stufen gewachſen war, wie Raſenbänke, von Gärtnern angelegt. Es erinnerte mich an das Raſen-Amphitheater zu Mailand, das Napoleon dort gebaut hatte, nur liefen die Stufen hier nicht hufeiſenförmig concav, ſondern convex um den Hügel herum. Sie waren aber zu hoch, um eine Treppe geweſen zu ſeyn. Meine Begierde, darüber ins klare zu kommen, ließ mich auf mehrern horizontal fortſchreiten, dann die folgende erklimmen, bis ich endlich fand was ich ſuchte; es traten plötzlich nackte und zwar behauene Steine unter dem Graswuchs hervor, und je länger ich ſuchte, deſto häufiger fand ich ſie, bis ich mich endlich berechtigt ſah den ganzen Hügel als Bauwerk aufzufaſſen, das jetzt nur vom Pflanzenwuchs eingehüllt war. Noch mehr wurde ich erfreut als ich zwiſchen einigen Bäumen den Eingang einer Höhle gewahrte, die ſich aber, wie es ſchien, als horizontaler Gang durch den ganzen Bau ausdehnte. Dieß war auf der Südſeite. Auf der öſtlichen fand ſich ein Seitenſtück dazu, aber höher, und deutlich als ein Gang in den Berg oder Bau ſich darſtellend, hoch genug daß ein Mann darin aufrecht ſtehen konnte. Auf der Nordſeite — denn beim Umſchreiten des Ganzen wurden vier Seitenflächen deutlich — hatte Gebüſch und Gras alles überwuchert; auf der weſtlichen zeigt ſich zwar die Spur eines Eingangs, aber die herabgerutſchte Erde hatte ihn verſchüttet; dagegen fand ich etwas höher auf derſelben Seite noch einen zweiten; ob auch an den andern Seiten ſolche vorhanden ſind, habe ich leider vor Freude vergeſſen zu unterſuchen, denn da ich auf der Weſtſeite hinaufſtieg bis zum Gipfel, war ich ſo erſtaunt über den Anblick der ſich mir bot, daß ich von der Gegenwart ganz gefangen genommen wurde. Ich war alſo auf einer aus Terraſſen errichteten Pyramide; mit dieſem Gedanken ſetzte ich den Fuß auf die letzte höchſte Stufe und ſtand — vor einem Tempel mit einer einzigen Oeffnung, nämlich einer Pforte, die genau nach Süden gerichtet war. Steine und Gerölle lagen ſo aufgehäuft daß ſie faſt ganz bedeckt war. Der Tempel, in Form eines Rechtecks, deſſen größte Ausdehnung die Richtung des Meridians hatte, war errichtet aus 5—8′ langen, und 3—4′ hohen und breiten, ſauber behauenen Blöcken, die ohne jeden Mörtel aufeinander lagen. Die Außen-

Digitized by Google

wände waren ganz und gar mit 2—3 Zoll tief eingehauenen Figuren bedeckt, jenen monströsen Gestalten der aztekischen Mythologie. Die Mauern stiegen vom Boden aus ein wenig schief auf bis zu 14—16′ Höhe, wo ein breit vorspringender Sims rund um den Tempel lief. Ueber demselben stiegen sie noch 5—8′, an verschiedenen Stellen verschieden wegen der Zerstörung, aber vertical in die Höhe, und ließen nirgends ahnen welchen Abschluß oben das Ganze gehabt habe.

Die tiefen Furchen der Sculpturarbeit in den Wänden boten eine vortreffliche Hülfe hinaufzusteigen. Bald war die Oberfläche erreicht und auf einem etwas erhöhten Block eine Uebersicht gewonnen. Die Trümmer der eingestürzten Mauern waren unter Erde und Pflanzenwuchs halb verdeckt. Auf den vier Ecken des Gebäudes hatten sich Feigenbäume angesiedelt als wären sie dorthin gepflanzt worden; hier überspannen und umklammerten sie mit ihrem Wurzelgeflecht die zerrissenen und getrennten Steinmassen, dort sprengten sie, wo eine Wurzelfaser sich in eine Spalte gedrängt hatte, mit ihrem schwellenden Wachsthum die noch verbundenen auseinander. In der Mitte des Ganzen erhob sich ein zierliches Bäumchen, das der eine Indianer, der mir nachgeklettert war, für sehr giftig erklärte. Eben wollte ich mich einiger Früchte bemächtigen, und gieng zu dem Ende darauf zu, als ich plötzlich dicht an dem Baum meine Schritte gehemmt sah. Zu meinen Füßen öffnete sich, halb verhüllt durch überhängende Grashalme, ein fast verticaler Schacht, von etwa 2′ Breite. Die Tiefe war mit dem Auge nicht zu ermitteln, doch übertraf sie weit die Höhe des Tempels. Der Querschnitt des Ganges bildete ein Oblongum von 2′ Breite in der Richtung von O. nach W., und von 3—4′ Länge von N. nach S., also parallel mit den Seiten des Tempels. Gar gern hätte ich die Tiefe ausfindig gemacht, aber aus Mangel an Hülfsmitteln mußte ich darauf verzichten. Aller Bindfaden, der sich in meiner Rocktasche vorfand, den ich, wie Stecknadeln, immer auf Reisen bei mir habe, war doch nicht lang genug mit Hülfe eines daran befestigten Steines den Grund zu berühren, welcher ohnedieß durch die hineingestürzten Stein- und Erdmassen gewiß bedeutend erhöht war. Aber eine andere wichtige Thatsache wurde durch dieses improvisirte Senkblei wenigstens klar. Der Schacht war nämlich nicht vertical, sondern nach unten hin südwärts geneigt, jedoch in gerader Linie fortgehend, soweit mein etwa 20′ langer Faden reichte.

(Schluß folgt.)

Das Territorium Utah. Als die Mormonen 1850 aus Illinois zogen, glaubten sie in Utah ein Land gefunden zu haben in welches sich die Civilisation und Speculation der Amerikaner nicht sobald verirren würde, und beschlossen deßhalb hier das „Paradies der Heiligen“ zu gründen. Utah gränzt nördlich an Oregon, westlich an Californien und erstreckt sich südlich bis etwa an den 37sten Grad der Breite, östlich bis an das Felsengebirge. Es liegt also auf dem Weg der aus dem Norden der Union nach Californien führt, und die Entdeckung des Goldes in letzterem Land war es auch was Amerika's Blicke wieder specieller auf die Mormonen lenkte. In der Furcht nun daß die durchziehenden Goldsucher sich bei der Rückkehr in Utah niederlassen möchten, und um Zeit zur Erstarkung in ihrem neuen Besitze zu gewinnen, wandten die Mormonen sich an den Congreß und baten um Aufnahme ihres Landes in die Union, gegen das Versprechen die Polygamie abschaffen zu wollen. Brigham Young hatte jedoch niemals die Absicht sich den Gesetzen der Union weiter als es in seinen Zweck paßte, zu fügen; es ist bekannt daß er das Glück hatte als Gouverneur vom Congreß anerkannt zu werden. Damit war sein Plan fürs erste erreicht, er benutzte das Recht der innern Gesetzgebung, um Fremde möglichst fern zu halten, und als er seine Stelle gesetzlich niederlegen mußte, weigerte er sich geradezu den ihm vom Congreß gegebenen Nachfolger anzuerkennen. Der Congreß aber hatte Utah nur als Territorium aufgenommen, unter der Bedingung es später theilen und, wenn nöthig, beliebige Theile von ihm andern Staaten zulegen zu dürfen. Die Regierung ist also durchaus im Recht wenn sie mit Strenge gegen die Mormonen verfährt, welche die Gesetze der Union nicht anerkennen wollen. Wie wenig ernst es jenen überhaupt mit ihrer Unterwerfung unter die Gesetze der Vereinigten Staaten ist, zeigt deutlich eine Rede Brigham Young's, womit er die „Heiligen“ kürzlich erbaut hat. Sie wäre würdig wegen ihrer kühnen Doctrin aufbewahrt zu werden, wenn sie nicht zu vieles enthielte was sich nicht mittheilen läßt. Einige Bruchstücke jedoch, welche die Lehre zur Genüge charakterisiren, werden erlaubt seyn. Nachdem Brigham Young einleitend erklärt daß der Mann des Weibes Haupt sey, fährt er fort: „Ich wage zu sagen daß der Mann, welcher sich durch seine Frau beherrschen läßt, des himmlischen Ruhmes nicht könne theilhaftig werden; denn wenn der Mann nicht ohne seine Frau zu dem guten Gott kommen kann, so kann dieß die Frau ohne ihren Mann noch viel weniger (!). Daraus folgt (!) daß die Frau, welche ihren Mann beherrscht, sich selbst des himmlischen Ruhmes beraubt.“ Er beweist auf gleiche Art weiter daß der Mann vor seiner Frau Geheimnisse nicht nur haben dürfe, sondern selbst haben müsse; „denn die Frauen sind schwache Gefäße. Der Mann, welcher keine Geheimnisse vor seiner Frau hat, wird nie gekrönt im Reich der Himmel, nie, nie, nie!!“ — „Die Polygamie ist gerechtfertigt; Christus selbst war verheirathet!“ — „Ja, wir sind Polygamisten, aber nicht (?) aus fleischlicher Neigung, sondern weil Gott es so verordnet hat; wir sind es, um ihm zu dienen. Wir wollen Kinder seyn Abrahams, welcher die Verheißungen Gottes hatte, und folgen deßhalb seinem Beispiel. Nun wohl, das erste Beispiel welches Abraham uns gab, war daß er mehr als Eine Frau nahm, und er war nicht der einzige der also that, seinem Beispiel folgten alle heiligen Patriarchen. Ja, die Männer welche dem Herzen Gottes die nächsten, thaten ohne Scrupel das was man an uns tadelt.“ — „Doch unsere Beweise beschränken sich nicht bloß auf das alte Testament. Man gedenke der Hochzeit zu Kana in Galiläa, man lese die Geschichte aufmerksam, und man wird einsehen daß Christus es selbst war welcher dort heirathete. Wäre er nie verheirathet gewesen, so wäre seine Freundschaft mit Maria und Martha und der andern Maria, welche er liebte, um mich nicht stärker auszudrücken, wenigstens unschicklich (!) gewesen.“ — Es sey genug an diesen Proben von der Logik der „Heiligen.“ Man kann übrigens nicht umhin zu glauben daß Buchanan einen schweren Kampf mit ihrem Fanatismus wird bestehen müssen, und daß ein ernstes Auftreten gegen sie an der höchsten Zeit ist.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 49. 4 December 1857.

Aus dem amerikanischen Volksleben.

Greenwood-Cemetery.

So der Name des vornehmsten Friedhofes der Stadt New-York, welcher als Eigenthum einer Privat-Compagnie wohl für die Phrase von den Wundern der Privat-Industrie ein Beleg scheinen mag. Jedenfalls, soweit ich nach dem Kreise meiner Erfahrungen und Vergleiche urtheilen kann, ist der genannte Friedhof eine der eigenthümlichsten Erscheinungen in der Physiognomie des New-Yorker Volkslebens. Man hat ja auch in allen andern Ländern, von China an, wo der Begräbniß-Cultus sogar nach einem sehr ingenieusen Styl von Pietät und Poesie geübt wird, von Japan und dem Morgenlande ab bis zu Deutschland, Frankreich und England hinauf, sinnreiche Begräbnißplätze, und in der Nähe von großen Städten die entsprechendsten Einrichtungen für Bedürfniß und höheren Geschmack; nirgends aber macht sich dieser zugleich einige und großartige Plan bemerklich, der eben Greenwood-Cemetery auszeichnet. Nicht einen Friedhof scheint man hier beabsichtigt zu haben, sondern die Verwandlung des Friedhofes in einen Park, in eine landschaftliche oder ländliche Scenerie, wo sich die Begriffe Tod und Begräbniß nur wie eine zweite Phase vom Leben und Daseyn ausnehmen und auf den Beschauer mit möglichster Verläugnung ihres eigentlichen Charakters wirken. In dieser leitenden Grundidee mag es auch gelegen haben daß statt des Princips der räumlichen Beschränkung offenbar nur das der Ausdehnung vorwaltend geworden, und der Platz in einem Umfange erscheint der kaum an die Gränzen denken läßt und der, was an jedem andern Orte eine Mehrzahl für sich bestehender Friedhöfe gegeben hätte, zu einem einigen Ganzen verbindet. Um unter diesen Umständen die Controle nicht zu verlieren, hat man eine förmliche städtische Eintheilung unter den Gräbern treffen müssen, übersieht sie nach Straßen, Avenues, Squares, Blocks, Lots u. s. w. und verleiht dadurch, wie noch durch manche andere Bestimmung über Einrichtung und Ausschmückung der Ruheplätze dem Orte geradezu den Charakter einer großen Todtenstadt.

Deutschen Lesern in den nordamerikanischen Vereinsstaaten dürfte Greenwood-Cemetery kaum unbekannt seyn. Auf Long-Island, einige Meilen hinter Brooklyn, bei dem Dörfchen Greenwood und, wie man vielleicht sagen darf, in berechneter Nähe zu der prächtigen Hudsons-Bay gelegen, bildet es den vornehmsten Bestattungsplatz der drei, mehr und mehr als eines zu denkenden Orte: New-York, Brooklyn und Williamsburg. So allgemein indeß auch die Sage von dem romantischen Charakter dieses Friedhofes ist und so sehr dessen Kenntnißnahme, im Interesse der Speculation, durch die Verbreitung von bildlichen Darstellungen, Plänen und Beschreibungen gefördert wird, so herrscht vielfach doch nur eine Bekanntschaft mit demselben, die nicht über den Namen hinausgeht, denn ein Friedhof hat mit den industriellen und politischen Tagesgeschäften nichts gemein, und da läßt ihn die Majorität des amerikanischen Publicums den Todten.

Es war an einem schönen August-Nachmittage als ich den Friedhof in Begleitung einer befreundeten Familie besuchte, die eine Wallfahrt nach den Gräbern verstorbener Angehörigen ausführte. Ich erwähne dieses Umstandes, um darauf aufmerksam zu machen daß der Besuch nicht unbedingt frei ist, sondern nur unter bestimmten Beziehungen und Zwecken, gegen Einlösung eines sogenannten Ticket stattfinden kann.

Unser Weg führte uns aus New-York über die Fulton-Fähre nach Brooklyn, von da in Eisenbahnkarren, die ihre Station gleich an der Fähre haben, die Courtstraße hinauf bis zu einem Punkt, wo jedenfalls der größte Theil der Entfernung zurückgelegt ist und wo Stages einen die noch übrige Strecke bis nahe zum Haupteingange von Greenwood, wie der Ausdruck gekürzt wird, weiter bringen.

Der Eingang liegt etwas zurück von der Straße und in der Tiefe. Ihn bildet ein sauberes Gebäude mit dunkelbraunem Kalküberwurf, das eine offene Durchfahrt für Wagen in zwei Hälften theilt, wovon die größere, mit einem Thurm, Uhrwerk und Zifferblatt versehen, rechts liegt. Letztere passiren die Fußgänger vermittelst eines Bogenganges, unter welchem der die Tickets entgegennehmende Beamte seinen Stand hat, und wo ausgehängte Regulationen eine ziemliche Reihenfolge dessen zeigen was verboten ist. Das in Amerika so unvermeidliche Verbot des Rauchens fehlt auch hier nicht.

Ehe wir jedoch in den eigentlichen Wallfahrtsort eintreten, sey noch des Brunnens erwähnt, der sich vor demselben befindet. Er liegt um ein weniges seitwärts vom Eingange und spendet sein

Digitized by Google

wirklich klares und friſches Quellwaſſer durch eine Pumpen-Vorkehrung, die auf einer Erhöhung unter einem runden, von hölzernen Pfeilern getragenen Spitzdache angebracht iſt. Das Ganze, ebenfalls unter dunkelbrauner Farbe gehalten, hat ein gewiſſes tempelartiges Anſehen, und es fiel mir der ſeltſame Waſſerdienſt auf, der hier von den Wallfahrern des Friedhofs gehalten wird. Auch nicht einer, groß und klein, jung oder alt, männlich oder weiblich, der nicht beim Eintritt und nachher beim Ausgang zu dieſer Pumpe geht und aus den Gläſern, die zum Gebrauch vorhanden ſind, einen Trunk genießt. Offenbar iſt es nicht das Bedürfniß welches dazu beſtimmt, ſo ſehr auch ſonſt das öffentliche Waſſertrinken in Amerika vorherrſcht, ſondern eine gewiſſe Devotion, die dem feierlich gemahnenden Ort und ſeinen Einrichtungen gezollt wird. Auch wir tranken zugleich mit einem ganzen Kreiſe ſtill auf die Gelegenheit Harrender.

Tritt man endlich in den Friedhof ſelbſt ein, ſo liegt derſelbe wie eine große und weite Scene von grünen Hügeln und laubreichen Hainen vor uns, den Blick fortziehend auf Gegenſtände und Perſpectiven, die ganz und gar den Eindruck eines landſchaftlichen Panorama's machen. Dort auf ferner, gebietender Waldhöhe ein Landhaus — die Wohnung des Inſpectors — hier in weiter, ſanfter Thaltiefe ein ruhiges Gewäſſer, mit einem Gebäude an ſeinen Ufern, das ſich kirchartig ausnimmt, mir indeß als das Maſchinenhaus für die Springwaſſer erklärt wurde, welche den Grund zu Zeiten beleben. Ein Flug von Tauben zog dießmal über ihn hin, und auf ſeinem Raſen ſuchten graue Gänſe ihre Nahrung.

Es bedurfte einiger Zeit ehe wir aus der Ferne zurückkehrten und den Blick auf die nächſte Umgebung und deren Einzelheiten richten konnten. Mannichfache breite Pfade, mit einem gelben, leider reichlich ſtäubenden Sand bedeckt, zogen ſich in den verſchiedenſten Richtungen und Windungen dahin, hier aufſteigend, dort ſich ſenkend, ſonnige Grasflächen durchſchneidend, oder in blumige Boskets und ſchattige Baumgänge ſich verlierend. An ihnen entlang, die Boskets überragend, oder durch Wald und Gebüſch ſchimmernd, auch Gruppen und einzelne Ruhepunkte auf den Grasflächen bildend: die Denkmale und Verzierungen der Gräber.

Dieſelben erſcheinen beim Eintritt keineswegs gedrängt, ſondern vereinzeln ſich vor den Baum- und Gebüſchmaſſen, den breiten Pfaden und ihren Kreuzpunkten, überhaupt vor dem ausgedehnten Maßſtab, worin das Ganze einem entgegentritt. Erſt im Weitergehen mehrt ſich ihre Zahl, eigentliche Anhäufungen finden immer nur theilweiſe ſtatt und werden, ähnlich wie in den neuerbauten Stadttheilen New-Yorks, ſtets wieder von Strichen unterbrochen, die noch ſo gut wie unbenutzt liegen.

Wir ſchlugen links vom Eingange ab einen Pfad ein, den aufgeſteckte Tafeln als „The Tour“ bezeichneten und der den Richt- und Vereinigungsweg für alle die andern Stiege oder, um in der Technik des Ortes zu reden, Straßen und Avenues bilden ſoll. Indem wir ihn verfolgten, fiel uns zuerſt eine herrliche Partie ächter Trauerweiden auf, welche Alleen und Gruppen bildeten, ſich von der Höhe zu einem Teich niederzogen und dieſen zu einem gar poetiſchen Aufenthalt ſtiller, träumeriſcher Betrachtung machten. Irre ich nicht, ſo erhöhten Ruheſitze das Anſprechende der Scenerie.

Ein kurzer Querweg führte uns zu einem Rundtheil, der von hohen Sykomoren überſchattet war und zwei Monumente in großen Verhältniſſen zeigte, um die bereits mehrere Beſchauer ſich verſammelt hatten. Das eine, aus Marmor, nahm, von einem Gitter umgeben, gerade die Höhe ein, das andere, aus grauem Sandſtein, ſtand frei am Abhang. Jedes bildete in der That eine eigenthümliche und, wenn man will, amerikaniſche Geſchichte. Der graue Sandſtein gehörte einem gewiſſen George Rueſter, der als patriotiſcher Freiwilliger im letzten mexicaniſchen Krieg mitgefochten. Nach ſeiner Rückkehr gieng er in unglücklichen Verhältniſſen unter, ſtarb im Armen-Hoſpital und wurde — der Namenloſen einer — auf „Potters Field“ (dem Töpfersacker von New-York) eingeſcharrt. Freunde erfuhren ſpäter ſein Schickſal, es gelang ihnen ſeine Leiche auf dem Felde ausfindig zu machen, wo ſonſt kein Zeichen eine Spur läßt von den Begrabenen, und ſie ſchafften dieſelbe nach Greenwood hinüber, um ihm daſelbſt ein Grab zu bereiten, das in einem feſten und mächtigen Stein ſeiner und der That ſeiner Freunde gedenkt. Solchen Enthuſiasmus- und Pietätszeichen begegnet man ſchon in Amerika, und ſie erſcheinen wie Büßer und Antheiler zu den Lücken welche Geſellſchaft und Vaterland in ihrer Geſchichte laſſen. Wer will dieſe Lückenbüßer nicht ſchön und rührend finden, ſofern ſie wirklich im Dienſte der Wahrheit einem Mangel abhelfen? —

Der Marmor auf der Höhe, wie Rueſters Denkmal ein aufrechtes Parallelogramm mit einem Aufſatz, iſt einer Indianerin geſetzt, die, à la Jenny Lind, im Contracts-Verhältniß mit dem durch ſeine „Bekenntniſſe“ wohl auch in Deutſchland bekannt gewordenen, in der Union allgemein nur als „Humbuger-König“ bezeichneten Barnum (dieſer „illuſtren Yankee-Illuſtration“), in deſſen Muſeum als Tänzerin agirte und in Folge einer Tanzüberhitzung geſtorben ſeyn ſoll. Ihr überlebender Gatte, der durch die Kunſt ſeiner Frau zu Capital gekommen war, ließ ihr den Stein errichten, den die halberhobene Figur eines trauernden Indianers jedenfalls mehr auszeichnet als ſeine quantitative Größe. Die tragiſche Verbindung, worin hier das „Kind der Wälder“ mit Kunſt und Civiliſation erſcheint, liegt zur Hand, und eben darum auch kann man es ein für Amerika charakteriſtiſches Grabmal nennen.

Wir begaben uns wieder auf den „Tour“ zurück, und verfolgten ihn bis zu der ſogenannten alten, d. h. gegen neuhinzugekommene abgeſchloſſenen Abtheilung der Kindergräber. Der Anblick ſowohl dieſes Feldes wie des andern ihm ganz gleichen, welches ſich unter dem Namen „neue Abtheilung“ in einer entgegengeſetzten Richtung befindet, dürfte für die meiſten Beſucher, die hiervon derſelben noch geſehen haben, etwas ganz neues bieten. Schon der Umſtand daß eine ſolche Menge von Kindergräbern in ununterbrochener Folge ſich aufreiht, ſteht ſelten genug da;[1] dann aber iſt es die Entwicklung des „engliſch-eigenthümlichen“ Grabcultus — eine Gemüths-Poeſie, der auch die andern Nationalitäten ſich eifrig anſchließen — was die Verwunderung jedes mit der Sache Unvertrauten erregen muß.

Faſt jeder Grabhügel iſt die Depoſitenſtätte kindlicher Spielgeräthe oder irgend eines Gegenſtandes, wie er Kindern eigenthümlich, und man ſieht ſolchergeſtalt eine ganze Auswahl deſſen ver-

[1] Kindersterblichkeit zeichnet die Vereinigten Staaten aus. Zwei Drittel aller Sterbenden ſind durchſchnittlich Kinder, und die Gebornen dürften ſich immer bis auf jedenfalls die Hälfte jährlich reduciren.

mit eine Generation Frühgeschiedener ſich für den „kurzen Tag“ ihres Lebens zuſammengefunden hat, die Schlummerſtätte derſelben überdecken. Das Gefühl welches zur Niederlegung dieſer Erinnerungszeichen auf das Grab der Verlornen treibt, kömmt offenbar demjenigen gleich, womit man in alten Todtencapellen die Waffen der geſchiedenen Ritter aufhängte, oder die Sterbezimmer Hingegangener gegen jeden Gebrauch abſchließt. Der Schmerz ſucht dem Todten ſo ſehr wie möglich noch Lebensrechte zu ſichern, und ein kindliches Spielgeräth hat mit Ritterſchwert und Krone das gemein, daß es gleich ſehr für den paſſenden Ausdruck eines tieferen Gefühls zu dienen vermag. Ja ſelbſt die Kleidungsſtücke eines Kindes können, gleich der Amtstracht von Königen und Biſchöfen, den Gräbern zum Schmuck werden, dagegen man freilich die Kleider anderer ehrlicher Leute daheim laſſen muß, will man anders nicht die Friedhöfe in komiſche Trödelplätze verkehren.

Solches war ungefähr die Betrachtung womit ich durch die langen Reihen der Kindergräber hinwandelte, und die Gegenſtände wahrnahm welche deren Manen gewidmet wurden. Schaukelpferde und dito Stühle wechſelten mit Trommeln, Trompeten und Schellenbüchſen; Tiſche, worauf Services und hölzerne Reiter ausgeſtellt waren, mit Glaskaſten, in denen ausgeſtopfte Vögel, Muſcheln, Bilder, Putz, und Kleidungsſtücke, ſelbſt rohe Steine, womit ein Kind geſpielt haben mochte, lagen, in ein feines weißes Sacktuch geknotet, auf deſſen Grabe.

Noch eine zweite Eigenthümlichkeit bleibt zu erwähnen, die nämlich daß den meiſten Gräbern die üblichen Mäler fehlten, als da ſind ein Stein, ein Kreuz oder ein Brettchen, mit Angabe des Namens, der Geburts- und Sterbetage. Die Stelle derſelben vertreten Gypsfiguren von der Größe wie die Italiener ſie zum Verkauf herumtragen, am häufigſten betende knieende Engel, auch wohl Lämmer, Genien mit Tauben an der Bruſt u. ſ. w. Solche ſymboliſche Figuren, die ſich leicht wieder erneuern oder durch andere von ähnlichem Charakter erſetzen laſſen, wenn Zeit und Witterungsunbill die erſten zerſtörten, gemahnen ohne Zweifel poetiſcher auf einem Kindesgrabe, als der ſteife Pfahl mit ſeiner geiſtloſen Nomenclatur. Mancher Leſer dürfte dieſen gefälligen, aber im Grunde unſoliden und leicht vergänglichen Schmuck auch „ächt amerikaniſch“ heißen wollen.

Wir verließen endlich den „Kinderacker,“ und zugleich den Tour, um rechter Hand feldeinwärts zu ſteuern. Wir kamen erſichtlich in einen dichter beſetzten Theil des Friedhofes, und Gräber folgten auf Gräber. Mit wenigen Ausnahmen waren es Familienſtellen. Gußeiſerne Gitter, ſeltener lebendige Hecken umgaben ſie; Blumen und Zierbäume, um Marmorſteine gruppirt, bildeten das Innere. Letztere, die Marmorſteine, waren in der That zahlreich vorhanden, und keineswegs in kleinen Formen. Sie ſcheinen, wie in Europa die Eiſentafeln und Kreuze, den üblichen Grabſchmuck zu bilden, was ſeinen Grund in der Wohlfeilheit des amerikaniſchen Marmors haben mag. Bekanntlich iſt dieſer Marmor ſehr weiß, und die Gräber gewinnen dadurch, gleich den meiſt in weißer Farbe gehaltenen Städten, Dörfern und Landhäuſern Amerika's einen lebhaften Abſtich, wodurch in einer grünen Umgebung ein gewiſſer maleriſcher Effect allerdings nicht verfehlt wird. Im übrigen ermüdet die Anſchauung der Gräber bald, da von einem höhern Kunſtwerth der Monumente nicht die Rede ſeyn kann. Nach fabrikmäßigem oder conventionellem Steinmetzenſtyl ſieht man ganze und ſtumpfe Pyramiden, Säulen, Würfel, Kegel, Tempelabſchnitte, ſelbſt Figuren, alles nach Schuſtermanier über einen Leiſten gefertigt und oft ſinnlos genug angewandt. So z. B. war ein in ſeiner Art reich ausgeſtattetes Grabmal an der Pforte von zwei Kettenhunden bewacht, wie das Schlächterhaus des Centre-Market von New-York.

Plötzlich gieng der Weg in eine lichtere Partie aus, die ſich bald als Anlage in großem Maßſtabe offenbarte, und durch die Centralfigur hiſtoriſchen Charakter gewann. In einem weiten freien Thal nämlich, zu dem breite Wege allmählich hinabführen, ſteht gerade im Mittelpunkt die koloſſale Erzſtatue des Gouverneurs George Clinton, des gefeierten Schöpfers vom Erie-Canal, durch deſſen Herſtellung die commercielle Bedeutung des Staates New-York erſt in ihre eigentliche progreſſive Epoche eintrat. Die Figur, auf mächtigem, basrelief-geſchmücktem Poſtament, iſt von einem Amerikaner in ſo zu ſagen halbantiker Mantelmanier ausgeführt, und dieſelbe welche während des Frühjahrs von 1854 vor dem Rathhauſe von New-York zur Schau ausſtand, wo freilich ihrem Kunſtwerth nicht die günſtigſten Urtheile erwuchſen.

Ihr gegenwärtiger Standpunkt iſt jedenfalls gut gewählt und trägt zu ihrer Hebung vieles bei. In angemeſſenen Verhältniſſen umgibt ſie das Thal mit ſeinen Höhenzügen, worauf einzelne Altbäume ehrwürdige Naturzeugen bilden; zur Linken öffnet ſich die Ausſicht über die Bay von New-York, deren ſtolzbelebte Fluthen aus ſchimmernder Ferne Weltgruß bieten.

Leider gewinnt dieſe ſchöne Naturſcene, abgeſehen von dem Standbilde des Gouverneurs ſelbſt, durch keinerlei ſonſtiges Kunſtgebilde eine mitwirkende Decoration. Im Gegentheil, ſtatt die Todten hier rings herum zu freundlichem Gedächtniß heiter und edel im Freien zu betten, gräbt man ihnen dunkle und caſemattenartige Gewölbe in die Hügelſeiten hinein, und gibt der nächſten Umgebung, in gänzlichem Mißverſtändniß der Oertlichkeit, die Phyſiognomie eines Gefängniſſes.

Ueber die Höhen, an einem einſamen und charakteriſtiſch einfachen Stein unter einer Eiche vorüber, juſt wo der günſtigſte Standpunkt für eine Fernſicht auf die Bay iſt, was den Schläfer unter dem Stein zur Wahl ſeines Ruheplatzes beſtimmt haben dürfte und ſeinem Andenken geiſtige Weihe verleiht, begaben wir uns wieder zu der Tiefe an der andern Seite nieder. Wir ſtießen hier auf eine Gruppe von Arbeitern, und hörten Vorauswandelnde ſie nach dem „French Girl“ fragen. Dabei erfuhr ich denn von meiner Begleitung, daß es die gewöhnliche Bezeichnung eines ſehr koſtbaren Grabmals ſey, welches einem reichen franzöſiſchen Mädchen errichtet wurde, das vor einigen Jahren im Broadway der Stadt New-York durch einen unglücklichen Sturz aus dem Wagen, gerade an ihrem Geburtstage, umkam. Eine Viertelſtunde ſpäter ſtanden wir vor dem Grabmal.

Es bildete eine größere Compoſition in einem Viereck von Lebensbäumen, zu äußerſt von einem Eiſengitter umſchloſſen. Offenbar war es eine Marmorarbeit in nicht gewöhnlichem Styl, und wie man mir erklärte, aus Paris mit großen Koſten herüber transportirt. Eine Stufenfolge führte zwiſchen Seitenpoſtamenten zu einem gothiſch reich verzierten Tempelfelde hinan, wo in einer tiefen Niſche, hinter durchbrochenem Bogen eine weibliche Figur, angefähr

Digitized by Google

in Lebensgröße, ſtand. Zu beiden Seiten, ziemlich abwärts von der beſchriebenen Mittelpartie, zwei geflügelte Genien knieend, aber nicht zum Gebet, ſondern wie im tiefen und ſchreckhaften Schmerz, Blick und Gebärde gegen das Standbild in der erwähnten Niſche gerichtet. Auf einer für ſich befindlichen Tafel, nahe dem Eingang, lieſt man: „daß das Monument dem Fräulein Charlotte Cana errichtet ſey, die an ihrem ſiebzehnten Geburtstag durch einen Sturz aus dem Wagen plötzlich ums Leben gekommen.“ Der Name wird allenthalben im Monumente ſelbſt durch die verſchlungenen Chiffern C. C. angedeutet.

Eine andere Tafel bittet den Beſchauer den innern Raum nicht zu betreten. Man reſpectirt natürlich die Mahnung, und ſo liegt der ganze Platz mit ſeinen regelmäßigen Kiesſteinen, deren Glätte keine Fußſpur verräth, wie eine Art heiliger Grund vor einem Procul este, profani! Nur der Schmerz darf dort wandeln.

Eine bedeutende Jahresſumme ſoll von der in Frankreich weilenden Familie zur ſorgfältigen Erhaltung des Platzes ausgeſetzt ſeyn, der allerdings viel von ſeiner Poeſie verliert, wenn man zum Schluſſe hören muß daß die Leiche der jungen Dame aus ihm weggenommen und nach Frankreich hinübergeführt iſt.

Wegen der zum Abend und zur allgemeinen Schließſtunde für den Friedhof vorgeſchrittenen Zeit mußte das Grabmal der Franzöſin dießmal das Ziel unſerer Wanderung bleiben, und wir rüſteten zur Rückkehr. L. Alberti.

Aus Lutfullahs Denkwürdigkeiten.

6. Die Beſchneidung.

Ein weiteres Jahr meines Lebens, erzählt der Verfaſſer in dem ſeine Jugendgeſchichte umfaſſenden Abſchnitt, ſchwand mir dahin, ohne daß im Verlaufe desſelben irgend etwas bemerkenswerthes ſich zutrug, mit Ausnahme etwa der von allen Mohammedanern, nur nicht von der königlichen Familie von Delhi, befolgten alten jüdiſchen Ceremonie der Beſchneidung. Dieſe Operation war mir ſehr ſchmerzlich und unangenehm, und ich mußte mehr als einen Monat lang das Bett hüten. Ich kann hier nicht umhin meine Verwunderung darüber auszudrücken daß die Moslims ſo feſt an dieſer ſchmerzlichen und zuweilen tödtlichen Operation hängen, während doch der Koran völliges Stillſchweigen darüber beobachtet. Geſunder Menſchenverſtand ſollte mein gutes Volk lehren einen Sohn Adams keines ihm von der Natur gegebenen Theils ſeines Leibes zu berauben: „haec membrana data est pro praeservatione sensationis peculiaris et procreationis.“ Trotz dieſer gewiſſenhaften Aengſtlichkeit bei einem Religionsbrauch den unſer heiliges Buch nicht bindend für uns gemacht hat, verabſäumen gegenwärtig die meiſten wahren Gläubigen gemeiniglich viele ſtrenge Befehle des Korans: ſo z. B. die täglichen fünfmaligen Gebete, die dreißig jährlichen Faſttage, die Ertheilung von Almoſen bis zum Betrag des vierzigſten Theils des Eigenthums im Jahre, und die Wallfahrt nach Mekka, welche wo möglich Einmal im Leben unternommen werden ſollte. Wahren Gläubigen iſt es verboten berauſchende Dinge zu gebrauchen, und Zins von Geldanlehen anzunehmen und zu bezahlen. Dieſe und viele andere religiöſe Pflichten finde ich von den gegenwärtigen Moslims in der Welt nur ſehr nachläſſig beobachtet.

7. Kindermord in Sindh.

Den Kindermord, das gehäſſigſte aller Verbrechen — ein Verbrechen das der ganzen Natur widerſtreitet und ſelbſt von unvernünftigen Weſen nicht begangen wird — ſieht man von Menſchen dieſes Landes, und zwar nicht vom gemeinen Volk, ſondern von dem regierenden Stamme des Landes, von den Dſcharedſcha-Radſchputen verüben. Dieſe Radſchputen gehörten urſprünglich zum Summa-Stamm von Sindh, welcher in alten Zeiten unter dem Titel Dſcham dieſen Theil der Welt regierte. Sie müſſen dieſe entſetzliche Sitte aus ihrem urſprünglichen Vaterland mitgebracht haben; von den Hindus, welche ſchon den Gedanken an eine ſolche That verabſcheuen, kann ſie in keiner Weiſe erfunden worden ſeyn. Die Dſcharedſchas dünken ſich ſo ſehr über andere Radſchputen erhaben, daß ſie glauben ihr Charakter würde den empfindlichſten Schaden leiden wenn ſie ihre Töchter verheiratheten. Dieſer abſurde Stolz hat ihre Herzen gegen die Begehung des Kindermords in einem ſolchen Grade verhärtet, daß, wie meine Erkundigungen ergaben, in Katſch, welches 500,000 Seelen enthält, darunter 12,000 Dſcharedſchas, nur ſiebenundbreißig weibliche Mitglieder dieſes Stammes ſind. Das Land ſteht nun glücklicherweiſe unter der Controle der Britten, indem der verſtorbene Rao ſeiner Laſter halber abgeſetzt worden, und ſein Sohn, Rao Deſaldſchi, ein Minderjähriger, unter der Obhut der engliſchen Regierung geblieben iſt bis er großjährig ward, während welcher Zeit viele Reformen durchgeführt wurden.

8. Die Einſchließung der Weiber.

Ich machte Abſchiedsbeſuche bei mehreren meiner Freunde in der Stadt, unter denen ſich auch Abderrahman Chan Durani, der Einäugige, befand. Dieſer alte Herr hatte, den engliſchen Anſchauungen zufolge, einen hohen Grad von Civiliſation erreicht, indem er ſeiner Frau die Erlaubniß ertheilte ſeine Freunde unverſchleiert zu ſehen. Es wurde mir das Glück zu Theil dieſer Dame einen Beſuch abzuſtatten, und mich mit ihr mehr als Einmal zu unterhalten. Dießmal aber genoß ich, auf erhaltene Einladung, das Vergnügen mit ihr und ihrem civiliſirten Gatten zu Mittag zu ſpeiſen. Sie übertraf an Schönheit und Liebreiz das ganze ſchöne Geſchlecht in Schikarpur, an Verſtand, Talent und Geſchicklichkeit aber ſtand ſie weit über ihrem gutmüthigen Gemahl, den ſie an der Naſe herumzuführen ſchien. Die Ausſchließung der Frauen aus der Geſellſchaft der Männer wird von den Engländern als ein Fehler, von uns, den wahren Gläubigen aber, als eine

Tugend betrachtet. Die Engländer laſſen ihre Frauen ohne alle Aufſicht im Leben, und geſtatten ihnen den Genuß der Geſellſchaft der Männer ſowohl im öffentlichen als im Privatleben. Arme Geſchöpfe! Von Natur ſchwach, fällt eine Menge von ihnen den Ränken der Männer zum Opfer! Wie viele Familien hohen Rangs ſind durch dieſe unvernünftige Freiheit ins Verderben geſtürzt worden! In London allein ſollen achtzigtauſend Mädchen in das ſchwarze Buch eingetragen ſeyn. Wenn man einen Abendſpaziergang in einem der Theile dieſer größten Stadt der Welt macht, in Regent Street z. B., ſo wird man viele Damen von ausgeſuchter Schönheit und hohen Geiſtesgaben finden, die, von ihren Freunden und Verwandten verlaſſen, vielleicht gezwungen ſind ein laſterhaftes Leben zu führen. Wer iſt darob zu tadeln? Nichts anderes, glaub' ich, als die ungebundene Freiheit welche die Civiliſatoren dem weiblichen Geſchlechte geſtatten. Ich will damit indeß nicht ſagen daß alle mohammedaniſchen Frauen tugendhaft ſind. Tugend und Laſter ſind zwei Schweſtern, von denen die erſtere weiß, letztere ſchwarz iſt, und es hat nie eine Nation gegeben, und wird nie eine geben, auf welche dieſe beiden Damen nicht ihren Einfluß ausüben. Allein die Gränzen und Einſchränkungen welche mohammedaniſche Geſetze und Gebräuche in häuslichen Angelegenheiten vorſchreiben, verhindern, wie ich unumwunden geſtehen muß, wenigſtens das Wachsthum des Laſters und die Abnahme der Tugend. Da die Zeit der mohammedaniſchen Frauen durch Nadelarbeiten, durch die täglich fünfmalige Verrichtung ihrer religiöſen Pflichten, durch die Beſorgung der Küche und andere häusliche Angelegenheiten in Anſpruch genommen iſt, ſo haben ſie keine Zeit an ihre Bewunderer zu denken. Ihre Heirathen werden von ihren Eltern abgeſchloſſen, welche ihre beſten Freunde ſind, und deren Erfahrung in weltlichen Dingen größer ſeyn muß als ihre eigene. Im Durchſchnitt bietet man ihnen Gelegenheit ihren künftigen Gatten aus einer Oeffnung oder einem Fenſter zu ſehen, bevor ſie ihn heirathen, und kein Ehevertrag wird als bindend betrachtet, wenn nicht die geſetzmäßig bezeugte Einwilligung beider Theile vorliegt, und von dem durch die Regierung zur Feier der Vermählung beſtellten Geſetzbeamten niedergeſchrieben worden iſt. So werden viele bittere Fehden und dauernde Feindſchaften, welche die Gemüther der ſtreitenden Nebenbuhler verbittern, unmöglich gemacht, und die Ehebetten ſind nicht nur frei von Befleckung, ſondern auch von der Furcht davor. Mit Einem Wort, die Abſchließung ſichert die Frauen vor den Täuſchungen und Verſuchungen welche das Gemüth mit flüchtigen Freuden reizen und den ſtändigen Stachel bitterer Gewiſſensbiſſe zurücklaſſen, und andererſeits wird auch, da unſere Frauen den allgemeinen Triumph und die Herrſchaft nicht kennen gelernt welche die Schönheit in europäiſchen Kreiſen verſchafft, der Schmerz über die verlorene Macht nicht erhöht durch das peinliche Gefühl ſchwindender Reize.

Ueber die Heilquellen der Thermopylen.

Von L. Landerer.

Wer mit der Geſchichte der Hellenen vertraut iſt, erinnert ſich auch der Schlacht bei den Thermopylen, die, während die perſiſche Flotte mit der griechiſchen bei Artemiſium focht, von den Perſern überwältigt wurden, und daß es hier war wo Leonidas, der König der Spartaner, mit ſeinen 7000 Kriegern den Satrapen des Perſerkönigs Xerxes ein Blutbad bereitete, bis er, begleitet von ſeiner Leibwache, 300 an der Zahl, den Engpaß ſelbſt vertheidigte, und nach heroiſchem Kampfe den Pfeilen der Perſer erlag. Hier nun, in dieſem durch wichtige Ereigniſſe geheiligten Platz, finden ſich Thermen, die man die θέρμα τῶν θερμοπύλων nennt, und dieſer Name iſt von πύλαι Engpäſſe und θέρμαι warme Quellen abgeleitet, ſo daß man ſelbe eigentlich die Thermen bei den Engpäſſen nennt. Auch dieſe Thermen waren gleich den Quellen von Aidipſo dem Hercules geheiligt, τῷ Ἡρακλεῖ ἱερά. Aus den älteſten helleniſchen Zeiten finden ſich daſelbſt Ueberreſte eines Walles und eines runden aus kleinen Steinen gebauten Thurmes, der nach Herodot von den Phociern zum Schutze gegen die Einfälle der Theſſalier erbaut worden ſeyn ſoll. In ſpäterer Zeit nämlich, zur Zeit des Einfalles der Perſer, wurden dieſe Wälle ſo wie der Thurm durch die Griechen ausgebeſſert; eine weitere Reſtauration erfuhren dieſe Bollwerke durch Antiochus, welcher ſich ſelbſt in dieſem Thurm gegen die Römer vertheidigte. Zuletzt wurde dieſer Thurm wiederhergeſtellt durch Juſtinian, den Kaiſer von Byzanz, der das wankende Reich durch Feſtungen und Wälle zu ſtützen ſuchte, und die Anlegung von Ciſternen zum Anſammeln des Regenwaſſers daſelbſt anordnete. Von dieſen Ciſternen des Juſtinian konnte ich nur noch unbedeutende Ueberreſte in dieſer verödeten Gegend ausmitteln.

Am Abhange des Oeta-Gebirges entquellen aus einer Menge von Oeffnungen dieſe Thermen, die bei ihrem Erſcheinen eine Temperatur von 68° R. zeigen, jedoch in Folge der Vermengung mit andern Waſſern, deren Temperatur bedeutend niedriger iſt, eine Wärme von 52 und ſpäter 38° R. zeigen. Wunderbar iſt es die ſchönen und mannichfaltigen Incruſtationen zu ſehen mit denen dann die ganze Ebene, durch die ſich dieſe Thermal-Waſſer ſchlängeln, ehe ſie in das eine Stunde weit davon entfernte Meer ausſtrömen, bedeckt iſt. In Folge dieſer reichlichen Incruſtationen, die ſich aus den Kalk- und Talkverbindungen dieſer Thermen bildeten, zeigt der Boden eine treppenförmige Schichtung, die hie und da durch die eingemengten organiſchen Beſtandtheile mit den verſchiedenſten Farben prangt. Um den Schutt eines Cyperus hatten ſich in Zeit von Hunderten von Jahren die ſchönſten büſchelförmigen Incruſtationen angehäuft und um dieſelben eine armsdicke Kalkablagerung gebildet; ſchlägt man eine ſolche Stalaktiten-Bildung entzwei, ſo findet man im Innern der abgeſchlagenen Stücke deutlich den Durchgang oder auch das Ueberbleibſel eines vermoderten Stengels von Cyperus graecus, der ſich in den Rinnſalen dieſer Thermen findet.

Der Aufenthalt in dieſen öden Gegenden gehört nicht zu den angenehmſten, denn wegen der Sumpfbildungen durch dieſe Thermen wirkt die ſich bildende Malaria ſehr fiebererzeugend auf diejenigen die bei dieſen Thermen ihre Heilung ſuchen, und in den

Digitized by Google

gewöhnlichen Fällen, wenn auch von ihren Leiden geheilt, ſind ſie mit einem Wechſelfieber dieſe Thermen vor der Zeit zu verlaſſen gezwungen.

Daß dieſe Thermen von den älteſten helleniſchen Zeiten eine Anwendung fanden, geht daraus hervor daß Herodes Atticus, der das Theater in Athen erbaute, auch daſelbſt Bäder errichtete; jedoch, obwohl ich die ganze Gegend durchſuchte, konnte ich keine Spuren dieſer Bade-Anſtalten finden, im Fall nicht der von Juſtinian oder von Antiochus erbaute und reſtaurirte Thurm auf den Ueberbleibſeln dieſer alten Bade-Anſtalten ſteht. In der Mitte dieſer Thermen, die aus einer Menge von Spaltöffnungen einem aus Uebergangs-Kalk, Thonſchiefer und Serpentin beſtehenden Felſen entquellen, findet ſich ein mehrere Fuß tiefes Baſſin, in dem ſich das Thermalwaſſer ſammelt, und dieſes Baſſin dient den zu dieſen Thermen ſich flüchtenden als Bad-Wanne, in die ſich nun jeder der Badenden einer nach dem andern zu ſetzen angehalten iſt, im Falle ſich nicht jeder ſelbſt ein Loch zu graben vorzieht, um das reichlich dem mütterlichen Schoß entſtrömende Thermalwaſſer hineinzuleiten.

Als Beſtandtheile dieſes Thermalwaſſers ergaben ſich in 16 Unzen Waſſers ſchwefelſ. Bittererde 9,300, ſchwefelſ. Natron 2,500, ſchwefelſ. Kalkerde 1,600, kohlenſ. Kalkerde 1,250, chlorſ. Natron 15,500, chlorſ. Magneſia, Spuren von Jod und Brom-Verbindungen, Kieſelerd-Extractivſtoff, kohlenſaures und ſchwefelſaures Waſſerſtoffgas.

Gegen Milz und Leberleiden und Infarcten des Unterleibes, wie ſie nach den chroniſchen Wechſelfiebern zurückbleiben, werden ſelbe von den Leuten mit gutem Erfolg angewendet und auch getrunken; es herrſcht daſelbſt die Gewohnheit dieſe Quellen vorher im Monat Mai zu beſuchen, ohne darin zu baden, und dann im Auguſt die Bäder ſelbſt zu gebrauchen.

Die dahinkommenden und den Wunſch des baldigen Beſuches habenden Landleute knieen vor die Quelle hin, und nachdem ſie ſich hinreichend bekreuzt, rufen ſie aus:

„Τὸν μῆνα Μάϊον νὰ μὲ ἰδῇς.
Καὶ τὸν Ἀύγουστον νὰ θεραπευθῇς.“

Beſuch mich im Mai, ſo wirſt du im Auguſt geheilt ſeyn.

Livingſtone's Entdeckungsreiſe aus dem Innern nach der Weſtküſte Südafrika's.

Bei Hochverrathsfällen üben die Makololo eine tumultuariſche Juſtiz, wie ſich bei Mpepe's Hinrichtung ergab. Sonſt nimmt der Kläger den Beklagten bei der Hand, der ſich ſtets willig nach der Kotla führen läßt, wo der erſtere vor dem Häuptling und den etwa Anweſenden ſeine Beſchwerde vorbringt, ſeine Zeugen auf die Scene treten heißt, und dann dem Beklagten das Wort zur Vertheidigung überläßt. Eide ſind nicht gebräuchlich, doch hört man bisweilen die Verſicherungen: „Bei meinem Vater! Beim Häuptling!“ Bei geringfügigen Sachen entſcheidet der Häuptling; oft ſchickt er auch den Kläger mit Scheltworten heim, weil er Bagatellen vor Gericht gezogen, oder er läßt, beſonders bei Familienſtreitigkeiten, den Kläger fortreden ohne ihn weiter zu beachten, ſo daß oft Leute in einem Strom forenſiſcher Beredſamkeit ſich ergießen, ohne daß ihnen eine Seele zuhört. Wenn aber Unterhäuptlinge einen Streit vorbringen, herrſcht die größte Feierlichkeit. Iſt während des Plaideyers das Recht nicht klar geworden, und bleibt der Häuptling ſtumm, ſo erheben ſich die Aelteſten und geben ihre Meinung in der Geſtalt eines Gutachtens ab, bis der Häuptling dadurch über die Anſichten der Mehrheit unterrichtet iſt und ſein Erkenntniß ſpricht. Nur der Häuptling ſitzt, alle übrigen ſprechen ſtehend, und keiner lehnt ſich gegen das Endurtel auf, da der Monarch das Recht über Leben und Tod beſitzt. Auf ſeiner ſpätern Reiſe wurde Livingſtone als Häuptling ſeines Gefolges betrachtet. Die Leute brachten ihre Streitigkeiten vor ihn, und er beobachtete dabei die vortrefflichen einheimiſchen Formen zur Schlichtung der Rechtsfälle.

So warm Sekeletu ſich gegen den Entdecker bewies, ſo abgeneigt war er gegen ſeine eigene Bekehrung. Er fürchtete ſich das Buch (die Bibel) zu leſen, denn es möchte ſein Gemüth gegen die Vielweiberei ſtimmen, denn fünf Frauen müſſe er haben — „zum mindeſten.“ Nach dem Geſetz der Bitſchuanas erbte Sekeletu die Weiber ſeines Vaters, deren er zwei zu ſich nahm; doch heißen dann die Kinder dieſer Frauen Brüder. Der ähnliche Fall, wie im moſaiſchen Geſetz, tritt bei dem Tode eines ältern Bruders ein; der jüngere nimmt die Wittwe zu ſich, betrachtet aber ſeine eigenen Kinder von ihr als Brüder. Die übrigen Frauen Sebituane's wurden an Unterhäuptlinge vertheilt. Die Damen der Makololo klagen übrigens ſehr daß ihr Werth in neuerer Zeit „verkannt“ werde, ſeitdem eine Zahlenungleichheit der Geſchlechter eingetreten und die Preiſe mit dem Angebote gewichen ſeyen. Die Bevölkerung Makololo werden nämlich immer ſeltener. Sie kamen aus geſunden und trockenen Gebieten in das feuchte Thal des Liambye, wo das Fieber raffte namentlich die Männer hinweg, während die Frauen eine verminderte Fruchtbarkeit dem Klima zuſchreiben. Die Makololo-Damen arbeiten ſehr wenig, denn die Familien der Eroberer, nicht mehr als je eine oder zwei in jeder Ortſchaft, ſind weit über das Land zerſtreut. Die ſchwarzen Makalala, die Eingebornen in dem Becken des Liambye, ſind ihnen frohnpflichtig, doch iſt dieſes Band der Leibeigenſchaft ſehr mild, da jede harte Behandlung die Unterthanen zur Flucht treiben würde. Die Makololo ſind ein reinliches Volk, was man von den Makalala nicht ſagen kann. Die Frauen der Eroberer ſchmücken ihre Hüften, putzen ſich mit rothen und grünen Glasperlen, tragen bei der Arbeit einen ſehr weich gegerbten Schurz aus Ochſenhaut, und zur Zeit des Nichtsthuns einen dergleichen über den Schultern. Die Damen ſind ſtark dem Trunke des Bopaloa, einem Bier aus Zuckerhirſe (Holcus sorghum), ergeben, wobei ſie ſich aber nicht gern von den Mannern belauſchen laſſen, und deſſen nahrhafter Inhalt

ihnen die Wohlbeleibtheit gilt, welche nach afrikanischen Begriffen die wahre Schönheit ist, die sie durch Abscheeren ihres wolligen Haares und durch Bestreichen der Haut mit Butter noch weiter cultiviren. Livingstone's Spiegel wurde öfters zu Rathe gezogen, und die Damen gestanden dann ganz naiv die bemerkten Mängel. Eines Tages näherte sich auch ein Mann, und bemächtigte sich, weil Livingstone sich eingeschlafen stellte, des Spiegels, vor dem er folgendes treuherzige Bekenntniß ablegte: „Die Leute sagen immer ich sey häßlich, aber für so häßlich hätte ich mich doch nicht gehalten!“ Die Waffen der Makololo sind Wurfspieße, und nach den Proben die sie von ihrer Kraft und Geschicklichkeit bei Elephantenjagden ablegten, vermag dieses Geschoß, wenn ein Anlauf zum Wurf genommen wird, auf 40—50 Yards (150 Fuß) noch zu wirken, besonders da sie im Bogen geschleudert werden.

Am 30 Mai wurde Livingstone zum erstenmal vom Fieber befallen, welches am 2 Junius zurückkehrte. Er überließ sich der Behandlung der einheimischen Aerzte, um zu erforschen ob die Makololo vielleicht ein specifisches Mittel kennen würden, fand aber nichts davon vor. Die Makalaka in Linyanti bauen den ägyptischen Hirse, etwas Mais, zwei Arten Bohnen, Grundnüsse oder unterirdische Erdeicheln (Arachis hypogwa), Wassermelonen, Gurken u. s. w. Ihre Ernten sind vollständig vom Regen abhängig, doch findet man auch künstliche Bewässerungen. Die Fluren werden mit dem Karst bearbeitet; das Eisen dazu schmelzen die Batoka oder Banyeti am linken Ufer des Liambye aus ihren Erzen, und liefern als Tribut die sämmtlichen Ackerwerkzeuge nach Linyanti. Wegen einer andern Tributsache drohte damals ein Krieg mit Lechulatebe, dem Häuptling am Ngami-See, und weil bei Sebituane's Tod am „Hofe“ dieses Fürsten Freudenlieder angestimmt worden waren. Sebituane hatte in Frieden mit ihm gelebt, und Sekeletu war geneigt die alten Beziehungen aufrecht zu erhalten. Er hatte Lechulatebe zehn Ochsen gesendet um Schafe dagegen auszutauschen; der Häuptling aber hatte ihm nur eine gleiche Anzahl solcher Thiere zurückgegeben, statt etwa das Zehnfache, worin die Makololo deutlich eine feindselige Gesinnung wahrzunehmen glaubten. Lechulatebe's Kühnheit erklärte sich daraus, weil er mittlerweile in Besitz von Feuerwaffen gekommen und sich dadurch seinen Nachbarn gewachsen sah. Uebrigens hofft Livingstone daß gerade die Bekanntschaft mit den Gewehren die Kriege in Afrika vermindern werde, denn es sey sehr selten daß zwei Stämme welche Flinten besitzen, in Fehde gerathen, da jeder sich hütet den mächtigen Gegner anzugreifen. Die Makololo sind der am weitesten gegen Norden vorgedrungene Stamm der Bitschuanas — ein Name, der etwas ähnliches bedeutet wie Franken; er kommt nämlich her von Chuana, gleich oder ebenbürtig und dem Pronomen der dritten Person im Plural ba (sie). Die Makalaka dagegen sind Neger, während wiederum die Matebele, das Volk des Mosilikatse, zu den Sulukaffern gehören. Zwischen den Bitschuanas und der Colonie Natal breiten sich die Basutos aus, welche dem Häuptling Moshesh gehorchen. Einzelne Nationen der Basutos waren noch vor kurzer Zeit Menschenfresser, denn nicht nur daß sie als solche von ihren Nachbarstämmen durch Namen bezeichnet werden, sondern sie selbst gestehen in ihren alten Gesängen, daß Moshesh ihnen dieses Laster dadurch abgewöhnt habe daß er ihnen Milchvieh verschaffte.

In Begleitung Sekeletu's betrat der Entdecker jetzt Nariele oder Naliele (15° 24′ 17″ südl. Br. u. 23° 5′ 54″ östl. L. Gr.), die Hauptstadt des unterworfenen Barotselandes am Liambye in einer völlig flachen Ebene, wo die Riesenhügel der Ameisen die einzigen Bodenerhebungen bilden. Diese Ameisen sind die besten Ackerbauer, denn ihre Hügel geben das fruchtbarste Land, worauf der frühe Mais, Tabak, überhaupt alle auserlesenen Gewächse gebaut werden. Auch wilde Datteln finden sich, und das berühmte Gleichniß von dem Wilden, der den Fruchtbaum umhaut um zum Obst zu gelangen, ist dort eine praktische Wahrheit; denn die Bewohner, um sich die Arbeit des Kletterns zu sparen, schlagen die Dattelstämme nieder sobald die Früchte reifen. Sebituane hatte zuerst seine Völker gelehrt wie man in Fahrzeugen auf Flüssen fahren könne; einen zweiten großen Fortschritt der materiellen Civilisation brachte ihnen Livingstone, er zeigte ihnen daß man auf Ochsen reiten könne — ein Einfall den sie noch nicht gehabt hatten. Sie trieben das neue Kunststück mit Passion, obgleich, da ihnen Sättel und Zügel fehlten, sie immer abgeworfen wurden. Die Nächte brachte der Entdecker gewöhnlich unter einem kleinen Zelte, seltener in den Hütten der Eingebornen zu, welche aus drei kreisrunden Wänden bestehen, auf die ein aus Stöcken geflochtenes Dach, ähnlich wie ein chinesischer Hut, gesetzt und mit zartem Gras gedeckt wird. Man kriecht auf allen Vieren in diese Häuser durch Löcher, wie unsere Hundehütten sie haben. Am Tage sind diese Hütten frisch und kühl, des Nachts aber, weil es an Luftzug fehlt, sehr heiß. Als Lagerstätte dienen Binsenmatten, welche mit Faden zusammengenäht werden, und auf denen man nichts weniger als weich gebettet liegt. Die Hütten der Makalaka sind übrigens mit Ungeziefer bevölkert, während die Makololo ihr Obdach von dieser Plage rein erhalten.

In Sesheke wurden Fahrzeuge gewählt um den Strom aufwärts zu fahren. Sesheke ist nicht, wie Livingstone früher irrthümlich glaubte und wie auf manchen Karten zu lesen ist, der Name eines Flusses, sondern einer Stadt, und bedeutet weiße Sandbänke. Der Fluß selbst führt an verschiedenen Stellen die Namen Liambai, Liambye, Luambedschi, Luambesi, Ambezi, Odschimbesi und Zambesi, oder der große Fluß, der Fluß par excellence. Das beste, wenn auch nicht größte Fahrzeug, 34 Fuß lang und 20 Zoll breit, wählte Livingstone mit sechs, Sekeletu ein größeres mit zehn Ruderern. Der Strom, oft über eine englische Meile breit, wird von Wäldern umgürtet und durch Inseln verherrlicht, welche die Dattelpalme schmückt. Am Ufer liegen die Dörfer der friedfertigen, unterworfenen Banyeti, deren Eisenindustrie schon oben gedacht wurde, und die, geschickt in allen Handarbeiten, sehr hübsch geschnitzte Stühle verfertigen, seit die Makololo, ihre Gebieter, Geschmack an diesen Möbeln gefunden haben. Der tiefste Frieden herrscht in diesen Gegenden, denn der Sklavenhandel ist noch nicht bis dahin gedrungen, und Fehden brechen höchstens um den Besitz von Heerden aus, weßhalb viele Stämme lieber kein Milchvieh halten, um sich Ruhe zu sichern. Drei Katarakten unterbrechen den ruhigen Lauf des Stromes, doch beträgt der Fall nur je 4 bis 6 Fuß, und ist bei hohem Wasserstande nicht sichtbar. Das Barotseland wird, wie Unterägypten vom Nil, jährlich vom Liambye überschwemmt, weßhalb alle Dörfer die auf natürlichen oder künstlich erbauten Hügeln liegen, in Inseln verwandelt werden. Es ist ein wahres Gosen, wo Milch und Honig fließt. Der frucht-

Digitized by Google

bare Boden gewährt zwei Ernten, und das Sprüchwort der Barotse lautet: Hier iſt der Hunger ein unbekannter Gaſt. Man fand die Mambari-Sklavenhändler, welche ſich bei Mpepe's Verſchwörung betheiligt hatten, noch hinter ihrem Pfahlwerk verſchanzt, und man berieth ſich ob man ſie angreifen oder aushungern ſollte, bis ihnen Livingſtone endlich freien Abzug auswirkte. Der Entdecker iſt überzeugt daß es die erſten Sklavenhändler waren die ſo weit ins Innere drangen, denn die Eingebornen wiſſen nichts von einem frühern Beſuche, obwohl ſie in ihrer Zeitrechnung von dem Jahre ſprechen, „wo der weiße Mann kam" und ihren Kindern Namen zu geben pflegte, wie Ma-Robert, d. h. Robert's (Livingſtone) Mutter, oder Jeſus, Roß, Wagen, Flinte, oder die Namen der Portugieſen, welche 1853 ſich zeigten. Nirgends waren ähnliche Spuren von einer frühern Anweſenheit anderer Entdecker wahrzunehmen. In Naliele blieb Sekeletu zurück, während Livingſtone in Begleitung eines Reichsheroldes noch weiter nordwärts bis zum Zuſammenfluß des Liba und Liambye (14° 11′ ſüdlicher Breite) hinaufgieng. Als er dort eine Meridianhöhe maß und die Sonne einen beträchtlichen Hof um ſich hatte, erklärte ihm ſein Bootsmann die Erſcheinung damit, daß die Barimo (die Götter oder die Seelen der Abgeſchiedenen) einen Pitſche oder Reichstag hielten. Denn ſeht ihr nicht, ſetzte er hinzu, ſie haben den Herrn (die Sonne) in ihrer Mitte. Der Herold verkündigte den Dörfern Livingſtone's Ankunft im „Kanzleiſtyl" der Makololo, indem er rief: „Hier kommt Seine Herrlichkeit, der große Löwe." Der letzte Theil des Titels ſollte lauten tau e tomo, allein der Herold ſprach ſo ſchlecht, daß es tau e tomo — hier kommt die große Sau — klang, weßhalb der Entdecker ſich dieſes Ornament ſeines Titels verbitten mußte. Livingſtone war den Liba oder Loiba, der aus dem Lande Londa oder Lunda kommt, bis 14° 11′ ſüdl. Br. vorgedrungen, und nach einer ältern portugieſiſchen (aber fehlerhaften) Karte ſollte der Cuenza, der ſüdlich von Loanda ins atlantiſche Meer fällt, unter dem 9° ſüdl. Br. mitten im Feſtlande entſpringen. Livingſtone glaubte ſich daher nur wenige geographiſche Grade von einem Fluſſe entfernt, der ihn abwärts zu den portugieſiſchen Beſitzungen tragen mußte. Gelang es nach dieſen einen Pfad zu finden, ſo war den Makololo anheimgeben, die ihr Elfenbein gegen europäiſche Waaren dorthin mit großerm Nutzen vielleicht abſetzen konnten als an die Kaufleute, welche von Süden her in das Innere dringen, denn dieſe müſſen einen ſo hohen Aufwand für den Transport beſtreiten, daß ſie nur wenig für das Elfenbein der Makololo geben konnten. Nach Linyanti zurückgekehrt, trug Livingſtone Sekeletu dieſen Plan vor, der ſogleich ein Pitſcho berief. Einer der alten Hexenmeiſter ließ ſich ſogleich vernehmen: „Wohin wird er Euch ſchleppen? Dieſer weiße Mann will Euch entführen, Eure Kleider riechen ſchon nach Mord." Allein da ſich die politiſchen Orakel ſchon zu Sebituane's Zeit ſtark compromittirt hatten, ſo gab man wenig auf dieſe Unglücksrufe, und beſtellte Livingſtone 27 Zambeſianer, Leute aus allen Stämmen, und darunter nur zwei Makololo, als Begleiter mitzunehmen. Als Waffen beſaß der Entdecker um drei Feuerrohre für ſeine Leute, eine Büchſe und ein Doppelgewehr für ſich. Unter den Vorräthen befanden ſich als das Wichtigſte ein paar Pfund Thee und 20 Pfund Kaffee; ſeine Bücher beſtanden in der Bibel, einem nautiſchen Kalender und logarithmiſchen Tafeln, ſeine Inſtrumente aus einem Sextanten, einem künſtlichen Horizont, einem Chronometer, Compaſſen und Thermometern.

Am 11 Nov. 1853 verließ der Entdecker Linyanti, und gieng, anfangs begleitet von Sekeletu, den Tſchobe in Booten aufwärts. Die Flußſchifffahrt wird durch Nilpferde unſicher gemacht, welche gern die leichten Fahrzeuge angreifen, weßhalb man am Tage dicht am Ufer, Nachts in der Mitte des Stromes zu halten pflegt. Das Flußpferd iſt ſeiner Natur nach ein unſchädliches Thier, auch kann man ungefährdet an einer Heerde vorüberkommen, allein manche alte Männchen werden vom Stamm ausgeſtoßen, und dieſe einſiedleriſche Verbannung erzeugt ſolche Hypochondrie bei ihnen, daß ſie ihrem Junggeſellentrübſinn gern durch Angriffe auf Boote einige Entleerung gönnen. Der Hippopotamus iſt ein Pflanzenfreſſer, gebraucht aber gern ſeine Zähne beim Angriff. Wird daher ein Boot von einem Ungethüm umgeſtoßen, ſo müſſen die Leute untenzutauchen ſuchen, denn das Flußpferd ſtreckt gewöhnlich, nachdem der Schaden angerichtet iſt, den Kopf über das Waſſer. Sieht es dann kein Object für ſeinen Aerger, ſo taucht es wieder, und die Gefahr iſt vorüber. Am Tſchobe wurde man überall gaſtfreundlich empfangen, denn die Ortſchaften hatten den Befehl erhalten „den Nake (Doctor) nicht hungrig vorüberfahren zu laſſen." Der Zuſammenfluß des Tſchobe und Liambye war ein labender Anblick für jemand der aus dem dürſtenden Süden kam, denn der Strom iſt dort ſo ſtattlich daß man mit ſcharfen Augen nicht unterſcheiden kann ob entfernte Inſeln wirklich Inſeln oder Feſtland ſind. Die ſchwarzen Stämme feiern dort den Tag wo der neue Mond ſichtbar wird, als Raſt oder Sonntag. Sie begrüßen die ganze Sichel mit Lebhaftigkeit und beläſtigen ſie mit ihren Gebeten. „Gib uns Glück für die Reiſe mit dem weißen Mann! Verdirb unſere Feinde und mache Nake's Kinder reich u. ſ. w." Für die Einförmigkeit des Flachlandes entſchädigt der außerordentliche Reichthum an Thier- und Pflanzengeſtalten, welcher die Ufer des Stromes belebt, und deren wörtliche Schilderung ſpäter folgen wird. Die Regenzeit war mittlerweile eingetreten und die Luft äußerſt ermattend, zumal für Livingſtone, der vom Fieber nicht frei wurde. Selbſt die Eingebornen leiden an dieſem Uebel, und es gibt in dem Barotſebecken keine Stelle welche von der Plage befreit wäre. Die beiden erſten Stunden nach Tagesanbruch und nach dem Kaffeefrühſtück waren ſtets die angenehmſten auf der Reiſe, auch bewegten ſich die Fahrzeuge am geſchwindeſten. Um 11 Uhr wurde gewöhnlich eine Stunde geraſtet und ein Mahl genommen, dann aber wieder, unbeſchützt von der Sonne, die Reiſe bis zwei Stunden vor der Dämmerung fortgeſetzt. Die Bewohner des Barotſe-Thales ſind ein munteres Völkchen, und Livingſtone war überall willkommen, da er die unſchuldigen Kinder mit Hülfe einer Zauberlaterne zu unterhalten verſtand. Eine ſchlimme Neuigkeit war es aber, daß man dort von einem kürzlichen Raubzug einiger Unterhäuptlinge der Makololo erfuhr, welche auf eigene Fauſt einen Streifzug in das Gebiet der Balonda ausgeführt und von dort Gefangene weggeſchleppt hatten. Da Livingſtone's Marſch gerade durch das Land der Beraubten gehen ſollte, ſo bewog er Mpololo, den Orakel Sekeletu's und den Präfecten des Barotſelandes, ihm die Kriegsgefangenen auszuliefern, die er mit ſich nahm, um den Balonda ſeine friedfertigen Abſichten kund zu geben und zugleich die kriegeriſchen Unterhauptlinge zu „desavouiren," daß ſie ohne höheren Befehl zu

handelt hätten. Mpololo verſah den Entdecker auf Geheiß des Monarchen mit ſieben Schlacht- und acht Reitochſen für die Zeit wo man ſich nicht mehr der Fahrzeuge bedienen könnte. Die Fruchtbarkeit des Landes übt einen großen Einfluß auf die liberalen Geſinnungen der Bewohner. Wenn ſie einen Ochſen ſchenken, ſagen ſie mit vieler Anmuth: „Nimm das Stückchen Brod," während umgekehrt die Bitſchuanas, wenn ſie eine traurige Geiß bringen, geräuſchvoll hinzuſetzen: „Da iſt ein Ochs für dich!" Die Makololo ſind ſehr gelehrige Köche, und da ſie ſich fleißig die Hände waſchen und das Geſchirr reinlich halten, keineswegs zu verachten, auch bildeten ſie ſich nach dem Unterricht des Entdeckers nicht wenig darauf ein daß ſie europäiſche Küchenkünſtler geworden ſeyen. Libonta war die letzte Ortſchaft welche den Makololo gehorchte, und die Flußfahrt gieng eine Zeitlang an unbewohnten Geſtaden vorüber. Die tropiſche Landſchaft bevölkerten weiße Löffelgänſe, prächtige Flamingos, anmuthige numidiſche Kraniche oder Demoiſellen und Möven. Das merkwürdigſte Thier aber iſt der afrikaniſche Chirurg (Parra Africana), der, nicht eigentlich ein Waſſervogel, ſich vom Fang der Inſecten auf dem Fluſſe nährt und auf dem Waſſer läuft. Das Thier iſt nämlich mit einer ungeheuren Zehe bewaffnet welche ihm Dienſte leiſtet wie ein Schneeſchuh, er tritt damit auf Lotusblätter und andere ſchwimmende Waſſerpflanzen ohne unterzuſinken. Enten und Gänſe ſind ſo zahlreich daß zwei Schüſſe, die in eine Heerde fielen, nicht weniger als 19 Stück Federvieh niederſtreckten. Unheimlicher iſt die große Anzahl von Alligatoren, die gerade an jener Stelle ſehr bösartig ſind und manches Kind, ja ſelbſt Erwachſene ſchon entführt haben. Unter Livingſtone's Gefolge befand ſich ein Mann, den eine dieſer Eidechſen bereits bei der Ferſe gepackt und unter das Waſſer gezogen hatte. Allein der Geraubte behielt ſo viel Faſſung daß er ſeinen Wurfſpieß umkehren und dem Alligator einen Stoß in die Schulter verſetzen konnte, worauf dieſer ſeinen Biſſen vor Schmerz fahren ließ. Die Makololo haben kein Vorurtheil gegen ſolche Leute, dagegen verbannen die ſüdlichen Stämme jeden dem ein ſolches Unglück widerfährt, und Livingſtone traf bei den Bayeye einen ſolchen wegen einer Alligatorwunde Ausgeſtoßenen. Begegnen die Bakwains einem Alligator, ſo ſpeien ſie aus und ſagen: Boleo ki bo — da iſt Sünde. Uebrigens werden die Alligatoren bei größerer Bevölkerung raſch verdrängt werden. Ihren Eiern wird als Leckerbiſſen oder wenigſtens als Nahrung nachgeſpürt, und da ſie leicht zu finden ſind, ſo übernehmen die Menſchen ſelbſt das Geſchäft des Ichneumon. Mit den Gewehren verſtanden die Makololo ſchlecht umzugehen, weßhalb ſie immer glaubten Livingſtone ſolle ihnen das Geheimniß ſeines „Flintenzaubers" verrathen. Am Zuſammenfluß des Liba und Liambye, den man jetzt verließ, wurde Halt gemacht. Seit dem Regen hatte der Wald ſein Grün wieder erfriſcht, die Baumſtämme waren mit Flechten überzogen, und Farnkräuter, die im Barotſelande fehlen, traten als Zeugen eines feuchteren Klima's auf. Das Waſſer des Liba, der ſich von dem Liambye, oder wie er in ſeinem obern Laufe heißt, Kabompo trennt, iſt dunkelfarbig. Er fließt gelaſſen zwiſchen Ufern, die vollſtändig einem bedachtſam angelegten Park gleichen, obgleich nur die unerzogene Natur dort ihre künſtleriſchen Talente verſucht. Das erſte Dorf der Balunda oder Balonda gehörte einem weiblichen Häuptling; eine große Veränderung der ſocialen Sitten, da ſüdwärts die Frauen nie zu politiſcher Thätigkeit gelangen. Man hatte Mühe die Einwohner zu beruhigen, denn ſie hielten Livingſtone's Schaar für Spione, welche einen künftigen Ueberfall vorbereiten ſollten, doch beſſerte ſich nach Auslieferung der Geraubten bald die Stimmung. Bei der Mündung eines Seitengewäſſers fand man am 1 Jan. 1854 eine engliſche ſtählerne Uhrkette. Da an dieſer Stelle die Mambari den Fluß gekreuzt hatten, ſo ſtammte dieſes Wahrzeichen europäiſcher Civiliſation von ihnen. Sie brachten die erſten Mancheſter-Kattune in das Innere Afrika's und die Einwohner konnten den verlockenden Drucken nicht widerſtehen, denn ſie hielten es nicht für möglich daß ſterbliche Hände ſo etwas verfertigt hätten. Auch ſagten ihnen die Mambari, dieſe Sachen kämen „aus der See" d. h. aus dem Waſſer. Es hält ſehr ſchwer den Afrikanern die Vorſtellung einer Garnmühle zu geben. Sie ſagen beſtändig: „Wie kann Eiſen ſpinnen, weben und ſo prächtig färben?" Fürwahr, fügen ſie hinzu, Ihr müßt Götter ſeyn! Der Liba iſt im Vergleich zum Liambye arm an Fiſchen und Vögeln, und ſeine Alligatoren zeigen große Furchtſamkeit vor Menſchen. Die Bewohner tättowiren ſich, allein da ihre Haut zu ſchwarz iſt um Farben durchſcheinen zu laſſen, ſo begnügen ſie ſich damit durch Narben Reliefſiguren auf dem Leib, und zwar mit Vorliebe auf dem Abdomen zu erzeugen. Am 6 Januar erreichte man die Ortſchaft eines weiblichen Häuptlings, einer Schweſter des großen Balonda-Monarchen Shinte, deren 20jährige Tochter Manenko die Reiſenden zu ihrem Onkel Shinte ſpäter geleitete. Wie alle Balonda-Damen, beſchränkte ſie ihre Toilette, mit Ausnahme von Perlenſchnüren und allerhand Talismanen, auf eine Salbe von Ocher und Butter. Der Zuſtand ſchonungsloſer Nacktheit war aber nicht dem Mangel von Zeugen zuzuſchreiben, ſondern der freien Wahl und zum Theil politiſcher Berechnung. Manenko war eine ſo rüſtige Fußgängerin daß ſie Livingſtone's ſämmtliche Leute überbot; obgleich aber der Marſch fortwährend unter tropiſchen Regengüſſen vorwärts gieng, war ſie doch nicht zu bewegen ſich zu bedecken. Häuptlinge, ſagte ſie, dürfen nicht verweichlicht ſeyn. Noblesse oblige! Das Object der größten Verwunderung blieben immer Livingſtone's Haare, denn ſeine Hautfarbe, wenn er nicht das Hemd öffnete, hatte die tropiſche Sonne ſchon beträchtlich afrikaniſirt. Das ſollen Haare ſeyn! riefen die Neger oft zweifelnd, denn viele glaubten er trüge eine Perücke aus einer Löwenmähne. Bei den Balonda fand man zuerſt wieder einen Idolkienſt. Die ſüdlichen Völker hatten bisher, wenn man ſo ſagen darf, nur eine Art ſpiritualiſtiſches Heidenthum gezeigt. Bei ihnen traf man die edelſte und lieblichſte Form der Naturreligion, den Geſtirndienſt, vermiſcht mit einem Glauben an die Thätigkeit der Abgeſchiedenen. Wenn ein Bitſchuana Kopfweh hat, pflegt er zu ſagen: „Mein Vater ſchilt mich, weil ich meine Nahrung nicht mit ihm theile." Fragt man ihn dann, wo der Vater ſey? ſo erwiedert er: bei den Barimo — unter den Geiſtern. Die Balonda dagegen dienen hölzernen Götzen, rohen Sculpturen, die ein Menſchengeſicht, oder etwas wie einen Alligator vorſtellen. In den Dörfern fand man die Wohnungen mit Pfahlwerk eingeſchloſſen, ein Beweis daß Ueberfälle nicht zu den Seltenheiten gehören, übrigens war das Volk ſo knauſerig daß Livingſtone und ſeine Gefährten Hunger leiden mußten. Weiter nach Norden wurde der Wald immer dichter, ſo daß man beſtändig in ſchattiger Dämmerung ſich bewegte, denn Shinte's Hauptſtadt, wohin die Reiſe gieng, lag nicht am Liba, ſondern am linken Ufer ein wenig landeinwärts. In

Digitized by Google

dieſen Wäldern ſtieß man allerorten auf künſtliche Bienenkörbe aus Baumrinde verfertigt. Um Honig und Wachs vor Dieben zu ſchützen, hat der Beſitzer nur das Mittel einen Zauberlappen um den Baum zu binden, vor dem jedermann wie vor Gift Reſpect zeigt. Shinte, der große Balonda-Monarch, ſendete Livingſtone Botſchafter entgegen welche ihn willkommen heißen ſollten. Sie brachten die überraſchende Nachricht mit, daß ſich am Hofe des Afrikaners drei weiße Männer aufhielten. Livingſtone dachte im erſten Augenblick an Dr. Barth oder an Dr. Krapf. Haben ſie weiße Haut wie ich? fragte der Entdecker freudig aufgeregt. — Genau ſo. — „Und ſolches Haar?“ — Iſt das Haar? Das iſt ja ganz ſteif geworden durch das Seewaſſer! — Die Leute glaubten nämlich nicht anders als daß der Entdecker aus der See, das heißt aus dem Meeresgrunde zu ihnen aufgetaucht ſey. Da ſich aus den Antworten ergab daß die „weißen Männer“ wolliges Haar hatten, ſo konnten es, wie ſich auch ſpäter fand, nur Portugieſen halber Kaſte, Sklaven- und Elfenbeinhändler aus dem Weſten ſeyn. Am 17 Januar 1854 wurde Livingſtone feierlich von Shinte empfangen. Die Portugieſen und Mambari begrüßten das Erſcheinen des Monarchen mit einer Gewehrſalve und Trompetenklang. Mehr als tauſend Perſonen, und darunter 300 Krieger, wohnten der Feierlichkeit bei, welche aus vielem muſikaliſchen Lärm und neun politiſchen Reden der Reichswürdenträger zuſammengeſetzt war, worauf ſich der Monarch erhob und entfernte. Die Inſtrumente der Eingebornen beſtehen aus Trommeln und einer Art von Clavier, welches wie unſere Glasharmonikas mit Hämmern geſchlagen wird, und aus einem Syſtem ausgehöhlter Calebaſſen von großerm und geringerm Umfang für tiefe und höhere Töne beſteht, die auf einen halben Rad auf Stäben befeſtigt ſind und einen angenehmen Ton geben. Fingerfertigkeit iſt auch bei den Balonda wie bei uns das Ziel und der Stolz der Virtuoſen. Mitten in der nächſten Nacht ließ Shinte Livingſtone zu einer Audienz entbieten, allein da der Fieberkranke gerade im Schweiß lag, ſo ließ er ihm antworten: „Er ſey weder eine Hyäne noch eine Hexe um zu ſolcher Stunde zu kommen.“ Dieſe Antwort machte keinen üblen Eindruck auf den Monarchen, der ſehr freimüthig ſich am andern Morgen zeigte, und völlig beglückt wurde als ihm der Entdecker einen Ochſen ſchenkte, nachdem ſein Volk beſtändig dem Miſſionär hatte wiſſen laſſen: „Shinte habe einen bittern Geſchmack im Munde von der Länge der Zeit daß er kein Rindfleiſch gekoſtet habe!“ Das knechtiſche Betragen der Eingebornen fiel allgemein auf; ſo oft ein angeſehener Mann vorübergieng, warf ſich das niedere Volk in die Knie, rieb die Bruſt mit Staub und klatſchte ſalutirend in die Hände. Solche Dinge ſind bei den freigeſinnten und hochgearteten Völkern des Südens nicht wahrzunehmen. Beſonderes Glück machte Livingſtone auch hier wieder mit ſeiner Zauberlaterne. Nur die Nerven des ſchönen Geſchlechtes waren für derartige Dinge nicht geſchaffen. Das erſte Bild welches der Miſſionär zeigte, ſtellte Abraham vor mit erhobenem Meſſer um ſeinen Sohn Iſaak zu opfern. Als die Figuren erſchienen, zitterten alle, denn gewiß waren die bunten Schatten ſchreckhafter anzuſehen als die Holzgetzen der Eingebornen. Als aber die Figuren vorüberhuſchten und Abraham mit erhobenem Meſſer in der Richtung gegen die Frauen ſich bewegte, ſchrien alle entſetzt auf: Mutter! Mutter! und eine über die andere ſtolpernd nahmen ſie Reißaus, um nie wieder ſich einem ähnlichen Schrecken auszuſetzen. Die Nachricht von dem Wunderdinge zog Volk oft aus großer Ferne herbei, und es iſt merkwürdig daß mit Hülfe dieſer Laterne der erſte chriſtliche Same in die Gemüther geworfen werden konnte, ſo daß man wohl das Spielzeug einen Apparat zur Heidenbekehrung nennen dürfte. Shinte hatte im Herzen beſchloſſen, den Fremdling auf eine unerhörte Art zu belohnen. Er erſchien eines Tages vor dem Zelt wo der Kranke lag, kroch hinein und ſchloß den Vorhang, um von ſeinem Volke nicht geſehen zu werden, nahm dann ein Muſchelgehäuſe vom Nacken, und hing es mit der Schnur um Livingſtone's Hals — „um Dir einen überzeugenden Beweis meiner Freundſchaft zu geben,“ ſetzte er mit Nachdruck hinzu. Dieſes Geſchenk war gut gemeint, da die Zierde zu den hohen Decorationen der Balonda gehört, und was von europäiſchen Orden nicht geſagt werden kann, einen gewiſſen Geldwerth beſitzt, denn für zwei Muſcheln kann man einen Sklaven, und für drei einen Elephantenzahn kaufen. Die Balondamänner tragen einen Schurz aus weichen Thierfellen rings um die Hüften, die Kleidung der Damen dagegen iſt namenlos, ſie beſteht aus purer Unſchuld und aus Unwiſſenheit über das Schickliche. Trotzdem ſind ſie nicht weniger als frech. Obgleich ſie für ſich ſelbſt dieſen luftigen Zuſtand in Anſpruch nahmen, quälten ſie doch die armen Makololo, ſo oft dieſe ihnen den Rücken kehrten, durch ihr Gelächter, weil dieſe Stämme kein Toilettenbedürfniß auf der ſonſt achtbaren, aber minder bevorzugten Hälfte des menſchlichen Körpers fühen. Man erfuhr dort und auf der ſpätern Reiſe, daß die Stadt Cazembe des „Kaiſers“ oder Matiamvo (Muata yánvo) der Balonda fünf Tagreiſen oſtnordoſt liegen ſollte. Livingſtone ſprach viele Eingeborne welche dort geweſen waren, allein niemand erinnerte ſich eines Beſuches von Lacerda oder Pereira. Einer der Cazembe-Leute ſtellte die merkwürdige Frage: ob er wohl, wenn er in einem Kahne in das Makolololand fahren würde, für das Boot einen Ochſen austauſchen könnte? Daraus ſchließt Livingſtone, daß der Liambye bei Cazembe vorüberfließen muß, und daß die Eingebornen eine Waſſerverbindung jener Stadt mit dem Barotſethale kennen.

Der nächſte große Häuptling der Balonda gegen Norden, Katemo, deſſen Gebiet am 10 Februar erreicht wurde, empfieng die Fremdlinge in Gegenwart ſeiner 30 Weiber und etwa 300 Unterthanen. Es war ein luſtiger Herr mit dem ſich gut verkehren ließ. Er allein, wie alle Balondamonarchen, beſaß eine Heerde von Hornvieh. Neu war ihm jedoch daß man von dieſen Thieren Milch gewinnen könnte, denn ſie befanden ſich in völlig wildem Zuſtande, ſo daß, wenn der Monarch ein Stück ſchlachten wollte, es wie ein Wild erlegt werden mußte. Merkwürdig war es zu ſehen daß die Eingebornen den Cabazo, eine Art Canarienvogel, in Käfigen hielten und ihm fleißig nachſtellten. Als man ſie um die Urſache befragte, gaben ſie zur Antwort, „weil das Thier ſo ſüß ſinge.“ Nordnordweſtlich von Katema's Dorf erreichte man den See Dilolo, der an ſeiner größten Erweiterung drei Meilen breit und 7 bis 8 Meilen (engl.) lang iſt. An der Stelle wo man ihn berührte, ſchien es nur als ob ein Seitengewäſſer des Liba eine Viertelmeile Breite gewonnen hätte.

Am 24 Februar kam man zu Dörfern welche einen andern Häuptling, Katende, anerkannten. Staunend nahm Livingſtone wahr daß er, obgleich immer in einer flachen Gegend ſich bewegend, eine

Wasserscheide überschritten haben mußte, denn während bisher alle Gewässer südwärts ihren Lauf nahmen, floß hier alles nach Norden ab. Von diesem Punkt verfolgte der Reisende eine andere Richtung, denn war bisher von Linyanti sein Marsch ziemlich nördlich gewesen, so wendete er sich jetzt in einem beinahe rechten Winkel nach westnordwest. Auch dieses neue Land war reich bewässert und es verstrich kein Tag ohne ergiebige Regenschauer. Die Makololo priesen laut die Herrlichkeit des fruchtbaren reich bewachsenen Landes. Dennoch fehlt es an Heerden überall, weßhalb Livingstone vermuthet daß die Tsetisliege früher dort gehaust habe und erst nach Vernichtung des Viehes wieder ausgestorben sey. Die Sinnesart der Eingebornen schien sich mit jedem Schritt zu verschlimmern, denn sie forderten auf dreiste Art Geschenke. Am begierigsten fragen sie nach Pulver, dann nach Kattun, endlich nach Glasperlen. Geld selbst ist völlig werthlos. Am 27 Februar kreuzte man den Kasye, Kasai oder Loke, der stattlich wie der schottische Clyde bereits zum Stromgebiet des Congo (Zaire) gehört. Die Eingebornen welche die Reisenden übersetzten, zwangen einen der Leute zu Entrichtung einer Buße. Sie hatten nämlich ein Messer scheinbar absichtslos bei dem Lagerplatze fallen lassen. Obgleich im voraus vor diesem Kniff gewarnt, hatte gleichwohl einer der Makololo das Ding eingesteckt. Als die Hälfte der Reisenden jenseits, die andere diesseits des Kasai sich befand, erhoben die Fährleute welche den „ehrlichen Finder" überwacht hatten, ein Geschrei über den „Diebstahl." Livingstone ordnete eine Visitation an, und als sich das Object der Missethat fand, wurde der Besitzer um eines seiner afrikanischen Kleinodien gestraft. Den ersten Häuptling hatte Livingstone durch ein altes Hemd gesättigt, jetzt kam man zu einem zweiten, der die Reisenden nur gegen Erlegung eines Tributs über „seine" Brücke ziehen wollte, die jedoch wegen der Regenzeit unter Wasser stand. Auf dieses Stück von „Civilisation" folgte eine ernstere Scene als man das Gebiet, des Njambi eines Chiboquehäuptlings, betrat. Man hatte ihm bereits ein Lendenstück eines der Ochsen verehrt, er verlangte aber einen Mann (als Sklaven), einen Ochsen, ein Gewehr, Elfenbein, Pulver, Baumwollenzeug, oder eine jener kostbaren Muscheln als „Transitgebühr." Die kleinen Dynasten sind übrigens vollständig zu diesen Ansprüchen berechtigt, da die portugiesischen Sklavenhändler sie verwöhnt haben. Ein Sklaventransport läßt sich nämlich nicht über fremdes Gebiet bringen, wenn man nicht den guten Willen des Häuptlings erkauft, weil sonst die Sklaven entlaufen möchten, und es schwierig wäre ihrer wieder habhaft zu werden. Die Sklavenhändler zahlen daher gern die Taxe: einen Zahn, einen Ochsen oder einen Sklaven. Njambi erschien mit seinen Leuten, umringte das Lager und drohte mit gezücktem Schwerte. Seine Leute riefen sich zu: „sie haben nur 'fünf Flinten!" und richteten dabei ihre eigenen Gewehre auf Livingstone. Dieser saß, seine Doppelflinte zwischen den Knieen, auf einem Feldstuhl und nöthigte die feindseligen Häuptlinge gegenüber Platz zu nehmen. Er capitulirte und suchte durch kleine Geschenke, Perlen und Wäsche, sie zu gewinnen. Allein nach jedem neuen Stück welches er hinzufügte, wurde der Lärm größer, die Kriegsdrohungen ungestümer. Der Entdecker zweifelte keinen Augenblick daß er mit seinen Makalolokriegern, welche ungeheißen ihre Wurfspeere hervorgezogen hatten und auf das Commando warteten, leicht die Feinde überwältigt haben würde. Auch zeigten sie eine unerschütterliche Kälte und hatten nach und nach in aller Stille die Häuptlinge umringt, welche beim ersten Ausbruch ihren Speeren nicht entgehen konnten. Endlich wurde beschlossen daß Livingstone einen Ochsen, die Häuptlinge Lebensmittel geben sollten. Das erstere geschah, als Erwiederung aber sendete Njambi nur ein kleines Körbchen Mehl und ein paar Pfund Fleisch von dem Ochsen. Das Verfahren der Sklavenhändler flößt den Häuptlingen tiefe Verachtung gegen die Europäer ein, weil sie glauben diese zahlten ihnen aus Furcht, nicht aus berechneter Gewinnsucht den Transitzoll. Aehnliche Scenen, wie die eben geschilderte, wiederholten sich auch später, und immer mußte sich Livingstone loskaufen um Blutvergießen zu vermeiden. Einmal schickte er einen Ochsen, den die Eingebornen zurückgaben, weil ihm ein Stück vom Schwanze fehle, und sie an diesem Wahrzeichen irgend eine Zauberei witterten. Livingstone schlug seinen Leuten vor die noch übrigen Ochsen auf gleiche Art zu behexen, worüber die aufgeklärten Makololo in große Heiterkeit geriethen. Beim Verwärtsdringen besserte sich die Stimmung, man kam durch manches friedfertige Dorf, aber auch wieder zu Häuptlingen mit Zollgelüsten. Zuletzt, als die Reisenden nichts mehr zu schenken hatten, gaben sie bittere Worte, indem sie Drohungen mit Drohungen erwiederten.

Man befand sich jetzt in der Nähe der Breite, wo man auf den erwarteten Cuenza stoßen sollte. Allein dieser Fluß hat eine völlig andere Richtung, als auf den ältern Karten angegeben wird. Seine Quellen liegen südöstlich von der Mündung, und sein Lauf scheint viel zu kurz als daß er tief in das Innere eindringen könnte. Eine wahre Aufklärung über das Wassersystem der Westküste erhielt der Entdecker, als er unvermuthet den Rand der Hochebene erreichte. Aus den feuchten Waldungen Lunda's heraustretend, sah er am 30 März 1854 zu seinen Füßen in einer Tiefe von etwa 1000—1200 Fuß ein breites sonniges Thal, bedeckt mit lichteren Gebüschen und großen Prairien längs dem Gestade eines mächtigen, mannichfach bewässerten Flusses, des Quango, Congo oder Zaire, dessen Windungen hie und da zwischen dem Grün in nördlichen Entfernungen aufleuchteten. Das Tafelland senkt sich so steil und plötzlich, daß nur an wenigen Stellen Pfade hinabführen. Sein Rand ist an dieser Stelle golfartig ausgeschweift, so daß der andere Abhang gegen Westen wie eine Kette blauer Berge erscheinen konnte. Ueber das Thal zog eine Gewitterwolke, sonst war alles mit Sonnenlicht übergossen. Am 4 April wurde der Quango erreicht, der dort 150 Yards breit ist. Der Häuptling am Ufer wollte die Reisenden nur gegen die Taxe, d. h. gegen Ueberlassung eines Sklaven, übersetzen. Vernunftgründe halfen niemals. Livingstone erklärte stets vergebens daß seine Leute frei seyen, daß er so viel Recht habe über ihre Freiheit zu verfügen als sie über die seinige. Der Streit war schon ziemlich heftig geworden, als plötzlich ein Portugiese von halber Kaste, Cypriano d'Abreu, erschien, und den Entdecker weiter abwärts zu einer Fähre führte. Die ungastlichen Eingebornen sendeten den Abziehenden einige Kugeln nach, die aber keinen Schaden anrichteten, und als man den Fluß gekreuzt hatte, langte man in Cassange an, wo man als Vorposten der portugiesischen Herrschaft eine kleine Besatzung von Landesmiliz, und zwar Mulatten, antraf, und wo Livingstone, von Abreu gastfrei bewirthet, seine Empfehlungsbriefe anbringen und sich erholen konnte.

Digitized by Google

Rückblicke auf die auswärtige Politik.

2. Frankreich.

Wenn wir einen Blick auf die Begebenheiten des abgeflossenen Jahres werfen, so verdient das Ergebniß der letzten Wahlen zunächst unser Nachdenken zu beschäftigen. Das Kaiserreich sieht sich zum erstenmale einer sogenannten parlamentarischen Opposition gegenüber. Diese Neuigkeit ist je nach den stillen Wünschen der einen oder der andern Partei verschieden gedeutet worden. Die Gegner des Imperialismus sehen darin den Anfang vom Ende, die Anhänger des jetzigen Gewalthabers erblicken wegen der Dürftigkeit des Wahlsieges eine Beschämung der liberalen Regungen. Die einen können sagen daß es auf die Zahl der Opponenten nicht ankommt, wenn nur die Stimme des Widerstandes vom Lande in den politischen Olymp hinaufhallt. Betrifft das Land irgend eine große Krisis, wo die Regierung ohne den guten Willen und die herzliche Unterstützung ihres Parlamentes sich den Schwierigkeiten nicht gewachsen sieht, dann vermögen einige geschickte Redner wohl leicht eine Versammlung auf kühne Pfade mit fortzureißen. Die andern dürfen erwiedern daß solchen Gefahren mannichfach und nach menschlichem Ermessen für immer vorgebeugt ist, theils durch die kurze Dauer der parlamentarischen Sitzung, theils durch die geschmälerte Veröffentlichung der Verhandlungen. Es ist in unserm Klima nicht das gesprochene Wort welches Aufregung in einem großen Radius zu verbreiten vermag. Eingeschlossen zwischen vier Wänden hat der Redner kein größeres Publicum als der Schauspieler einer Vorstadtbühne, keine größere Herrschaft als die Tragweite seiner Stimme. Erst wenn das gesprochene Wort gedruckt über ein ganzes Land sich verbreitet, wenn ganz Paris beim Frühstück liest was am Tage zuvor gesprochen wurde, dann vermag das Wort der Tribunen zu entzünden. Es gehört dazu ein getreues Bild der Verhandlung selbst, die directe Rede, welche durch ihre dramatische Bewegung den Leser zu fesseln vermag. Dieser Reiz verschwindet bei trocknen protokollarischen Auszügen. Niemand findet Genuß solche Acten zu lesen, und wo soll die dauernde Lust an politischen Verhandlungen sich erhalten, wenn man ohne Behagen zum Verschlingen der trocknen Nahrung genöthigt wird? In diesem Sinne kann man das neue parlamentarische Element eine kaiserliche, geheime Opposition nennen. Wenige in Paris werden erfahren was überhaupt die Gesetzgeber in ihrem Schooß erlebt haben, bis zu den Volksmassen dringt die oratorische Gewalt nicht hinab, und über Paris nicht hinaus. So lange die Regierung von Verlegenheiten nicht umlagert wird, so lange sie nicht ihre eigenen Fehler oder große äußere Bedrängnisse nöthigen dem Parlament Zugeständnisse zu gewähren, so lange wird immer eine Opposition der jetzigen Gesetzgeber unschädlich bleiben. Allein von dem Moment an wo eine Kammer ihre Unentbehrlichkeit fühlen, wo die Regierung von ihren Beschlüssen abhängig erscheinen würde, möchten zunächst gerade jene Fesseln der parlamentarischen Gewalt fallen. Das erste Zugeständniß würde die erweiterte Oeffentlichkeit mit Hülfe der Journale, das zweite die verlängerte Sitzungsperiode seyn. Es ist nicht die Opposition wie sie jetzt erscheint, welche gefährlich ist, sondern die Möglichkeit einer Ansteckung in schwierigen Momenten. Keine Regierung aber ist unvorhergesehenen Katastrophen mehr ausgesetzt als die französische. Das unselige Centralisationsgenie der Franzosen hat es bis zu einer Allgegenwart der Regierung an allen Punkten des Reiches gebracht. Alle neuen Erfindungen zur Bewältigung von Raum und Zeit, Eisenbahnen und Telegraphen, haben dieses Uebel gesteigert. Was das schlimmste aber ist, das Uebel selbst wird von der Nation noch immer als ein Vorzug betrachtet. Gewiß sind die Wohlthaten einer so mächtigen, leicht in Bewegung gesetzten Maschine, wie die französische Verwaltung, außerordentlich. Was wäre 35 Millionen Menschen unausführbar, wenn sie Ein Wille in jedem Augenblick beseelen kann? Welcher Vortheil, wenn Ein Gedanke immer das Wohl des Ganzen zu überwachen vermag? Welche Beruhigung überall der Centralregierung sich nahe zu fühlen? Welche Fortschritte sind nicht möglich, wo Einzelinteressen allgemeine Wohlthaten nicht zu verzögern vermögen? Welche Kräfte kann eine Nation nicht im Augenblick der Gefahr entwickeln? Wie rasch nicht einem bedrohten Punkte geholfen werden? Und wird nicht erst eine Nation wirklich ein wohlgegliederter Leib, wenn alle ihre Bewegungen vom Sitze einer denkenden Kraft aus geleitet werden können? Das sind die großen und deutlichen Segnungen der Centralisation. Allein je vollkommener das Instrument, desto zerbrechlicher ist es, desto leichter mag es verstimmt werden. Der Gebieter Frankreichs commandirt etliche hunderttausend Beamte, er dringt durch sie hinein bis in die elendeste Hütte des abgelegensten Dorfes. Er wirkt durch sie auf die Wahlen, er gibt dem Lande, oder scheint wenigstens dem Lande eine Stimmung zu geben. Seine Bureaugeister sind ihm unbedingt gehorsam, sie lauschen auf seinen Willen, sie kommen ihm zuvor, denn jeder Lässige oder Säumige würde mit Absetzung bedroht, dem Hunger verfallen. Aber gerade dieser Umstand, welcher den Gliedern oder Organen so viel Feuer und Behendigkeit gibt, ist das Schlimmste an der Centralisation. Frankreich hat keine unabhängigen Beamten, sie zehren alle vom Budget und hängen alle an dem großen Vertheiler der öffentlichen Gelder. Gerade deßwegen sind sie die gefährlichsten Diener in solchen Zeiten wo man ihre Dienste am nöthigsten braucht. Sie müssen um des lieben Brodes willen auf Aenderungen gefaßt seyn; mit dem Instinct der Gefahr fühlen sie zuerst jede Veränderung in der Richtung der Geister, und schnüren insgeheim ihr Bündel, um zu dem Gegner überzugehen. Dann erst wird es gefährlich etliche hunderttausend schlimme Freunde um sich zu haben, deren Sinne für die Befehle taub werden, deren Augen vielmehr starr nach der Gegend der Gefahr gerichtet sind, die in diesem Augenblick den Staat vergessen um ihren Gehalt zu retten.

Das zweite Uebel der Centralisation besteht darin daß die herrschende Gewalt alles verantworten muß was geschieht. Sie sorgt nicht mehr für die rein politischen Bedürfnisse, sondern nebenbei für alles mögliche was der Herrschaft des menschlichen Willens entrückt ist, für Regen und Sonnenschein, für Feuerunglück und Wassersnoth, für Raupenseuchen und Weinparasiten, für wohlfeiles Brod, für Arbeit, für Gewinn der Börsenspieler, für Success der Komödianten. Kündigt ein Hausbesitzer seinem Miethsmann, so macht dieser die Regierung für Vertheuerung der Wohnungen verantwortlich, macht eine Modistin Bankerott, so findet sie daß das Gouvernement den Luxus zu wenig ermuntere, und fallen die Papiere, so wird man immer einen Zwangscurs der Noten verlangen, damit die Bank durch ihre Zettel die Reife der Baisse noch einige

Wochen verzögere. Gegen solchen Unsinn läßt sich nicht ankämpfen. Es liegt im Blute der Franzosen bei jeder Kleinigkeit die öffentliche Gewalt zu beschwören. Der schlechte Witz Börne's von dem Conditor, der auf die Polizei schickt damit man die Wespen verjage die in seinen Laden eingefallen sind, paßt weit eher auf die Franzosen als auf die Deutschen. Es ist höchst komisch zu beobachten daß die Franzosen, sie mögen sich heimlich zu welcher politischen Farbe immer bekennen, doch bei der geringsten Reibung im bürgerlichen Leben die ordnende Staatsgewalt zum Schiedsrichter herbeiziehen. Bei dieser rastlosen Thätigkeit geschieht es daß sich politische Gewalten so rasch abnutzen, und die Schwierigkeit des Regierens unendlich erschwert wird. Wie nach jeder neuen Revolution die Gliederung oder Centralisation noch strenger durchgeführt wurde, so ist auch jeder Versuch bisher gescheitert die Franzosen an selbstständige Thätigkeit zu gewöhnen. Wie belehrend war es nicht daß die Regierung im verflossenen Jahre ihre Tarifpolitik dem Widerstande der Fabricanten opfern mußte! Es gibt keine Industrie auf der Welt welche zu größerer Selbständigkeit befähigt wäre, welche eine höhere Altersreife erreicht hätte als die französische. Sie besitzt, was ihr niemals ein Schutzzollsystem geben, was ihr nie der fremde Concurrent rauben kann, Originalität, Geschmack und eine Sauberkeit, wie sie nur einem Volke von pedantischer Genauigkeit im öffentlichen Leben, von mathematischer Begabung bei geistiger Thätigkeit eigen seyn kann. Die französischen Producte sind meistens Specialitäten von unnachahmlicher Vollkommenheit, neben denen sich die fremden Erzeugnisse gewöhnlich verstecken müssen. Und dennoch ist der Gedanke an eine Freiheit des Marktes den Franzosen eine Ketzerei. Ohne den Schutz des Staates, ohne eine Douanenwache, ohne die Krücken eines Tarifs, ohne Prohibitionen sehen sie den Untergang der Welt, obgleich andere Völker, die von der Natur minder begabt worden sind, keck und herausfordernd alle künstlichen Brütemittel verschmäht haben. Der Franzose will die Freiheit nicht, er fühlt sich nur glücklich zwischen dem von Gesetzen eingeengten Raum, nur sicher unter dem Auge einer ordnenden Gewalt.

Man hat ehemals die Franzosen für ein freiheitdürstendes Volk gehalten, weil sie unruhig waren. Die neueren Geschichtsforschungen haben uns das Gegentheil bewiesen. Die sogenannte große Revolution, was hat sie geändert an dem Organismus oder vielmehr an dem Mechanismus der Verwaltung? Nach Tocqueville's Untersuchungen war vor 1789 das Präfecturennetz unter anderm Namen längst über das Reich gezogen, war die Aristokratie längst nicht mehr im Besitz politischer Thätigkeit, waren die Gemeinden längst nicht mehr selbständig, sondern mußten schon damals anfragen wenn sie aus ihrem eigenen Beutel die Kirchenfenster, welche ein Hagelwetter eingeschlagen hatte, wieder repariren wollten. Nie haben die Revolutionen in Frankreich ein praktisches erreichbares Ziel gehabt, sie haben nie gewissen nennbaren Institutionen gegolten, sondern sie sind immer auf gewisse, unwägbare und ungreifbare Ideen gerichtet gewesen. Sie kamen immer nur aus dem dritten Stande, von den Städtebewohnern, sie waren immer nur Producte der Reflexion, und es giengen ihnen immer große literarische Erscheinungen voraus. So haben sie beständig ihre gestrengen mit gestrengeren Herren gewechselt, sie haben nicht einmal zerstört, außer was bereits verfault war. Der Adel ist heutigen Tages genau das was er schon vor 1789 war. Was man ihm genommen hat, sind seine kleinen feudalen Einkünfte, deren Titel gehässig waren; was er jetzt entbehrt, ist die Hofsphäre. Politische Bedeutung hat er nicht verloren, weil er längst keine besaß; exclusiv ist er geblieben, wie er immer war, und was ihm an seinen Einkünften genommen worden ist, hat er indirect wieder gewonnen durch den erhöhten Werth dessen was ihm geblieben war. Es irren daher diejenigen welche noch meinen daß jemals von Frankreich und durch die Thaten der französischen Nation die politische Thätigkeit der europäischen Völker belebt worden sey. Frankreich hat nur das Muster einer mechanisch gegliederten Verwaltung geliefert. Den Druck der bureaukratischen Gewalt fühlt der Franzose nie, denn noch heute preisen die Bewunderer der französischen Revolution die Departementaleintheilung des Landes als eine That der Constituante, noch heute hält man die Beseitigung der letzten Schatten provinciellen Sonderlebens als ein Glück, und noch heute haben in voller Lebenskraft Napoleons administrative Institutionen drei große Staatsumwälzungen überlebt. Was der Amerikaner unter Freiheit versteht, was man in England darunter seit Jahrhunderten verstanden hat, und in Deutschland jetzt zu verstehen beginnt, das haben nur wenige Franzosen begriffen, und diese wenigen sind nie gehört worden. Daraus folgt daß keine Verwaltung in Frankreich deßwegen einer Gefahr entgegen geht, weil sie streng ist und weil sie unterdrückt was ihr noch Widerstand leistet. Sie geht nur dann einer wahren und ernsten Gefahr entgegen, wenn die Gemüther wieder für sogenannte Ideen empfänglich werden, wenn sie sich an einem neuen Stichwort berauschen. Es ist gewiß kein Zufall daß zwischen den großen Umwälzungen in Frankreich immer ein Zeitraum von 15—20 Jahren liegt. Ein neues Geschlecht hat Zeit in dieser Epoche heranzureifen, welches die Erfahrungen einer mißrathenen Volksbewegung, die Nutzlosigkeit anarchischer Uebergänge nicht kennt, und noch empfänglich ist für das was man für eine Lösung hoher Probleme ansieht, für neue Experimente zur Abänderung der Natur menschlicher Gesellschaften, die zuletzt immer damit enden daß die Katze auf die Füße fällt. Diese Empfänglichkeit aber bleibt stets ein furchtbares Ding. Der Geist dieser hochgearteten und hochgesinnten Nation ruht nie. Er stürzt sich aus einer Aufregung in die andere, aus einer idealistischen in eine materielle, aus einem guten socialistischen Wahn in das Börsenspiel. Fehlt es den Franzosen an Staatsmännern nach englischem Styl, so sind sie desto reicher an oratorischen und demagogischen Talenten. Die Rednerbühne war ihnen nie Mittel zu politischen Zwecken, sondern Mittel zum Genuß der eigenen geistigen Fähigkeiten, zu dramatischer Aufregung, zur Uebung beredsamer Kräfte. Da ist es nun gleich schwierig ihnen dieses Bedürfniß zu entziehen als es ihnen zu gewähren, alle diese künftigen Mirabeau, die jetzt noch ihren Cicero verdauen lernen, zum Verstummen zu verurtheilen oder ihnen die Zungen zu lösen.

Im Grunde hat sich in Frankreich im letzten Jahre wenig geändert, die sogenannten dynastischen Parteien sind so erbittert auf einander wie seit 28 Jahren, der Clerus hat keine Ursache zur Unzufriedenheit, es ist ihm im Gegentheil lange nicht so wohl geworden — chi sta bene non si muove — das Land selbst, das heißt die Bevölkerung des flachen Landes, gehorsam wie immer, hat nie das Bedürfniß und den Geschmack an Umwälzungen ge-

Digitized by Google

fühlt; die Armee kann sich über Avancement nicht beklagen, und wenn sie eine Revolution wünschen möchte, so geschähe es nur um sie unterdrücken zu dürfen. Alle anderen Elemente sind gegenwärtig machtlos, die wohlhabenden Bürgerclassen noch immer eingeschüchtert von dem rothen Gespenst, noch immer überzeugt von der Nothwendigkeit einer starken Staatsgewalt. Eine glanzvolle europäische Stellung, worauf die Franzosen — und mit Recht — so viel Werth legen, ist ihnen mit großer Kunst erhalten worden. Frankreich genießt einen Vorrang, der sich messen kann mit den besten Zeiten seiner Geschichte. Ist auch jetzt nicht von einer Allgewalt die Rede wie zur Zeit des großen Kaisers, so wurde doch dieser vergängliche Genuß theuer genug gebüßt, und im Sinne der Dauerhaftigkeit ist die heutige Größe Frankreichs jedenfalls dem ersten Kaiserreich überlegen, während jetzt erst die Franzosen einsehen lernen welche gedrückte Stellung ihr Vaterland unter den Bourbonen einnahm, welche niedrige Rolle es unter Louis Philippe spielte.

Dieses Wunder der Staatskunst verdankt man bisher ausschließlich der englischen Allianz. Je länger dieses Bündniß dauert, desto mehr wird man einst seine Urheber bewundern. Man wird sich noch recht wohl erinnern, weil es noch so kurz her ist, daß diese Allianz auf die gleiche Stufe mit gewissen andern unbegreiflichen Streichen gestellt wurde. Geschichte, Herkommen, nationale Regungen, ja Instincte möchte man sagen, und alle politischen Constellationen stritten gegen diese Vereinigung, und wie es immer geschah, nannten die Kurzsichtigen das Unerwartete widernatürlich. Selbst heutigen Tages noch hat die Erscheinung etwas fremdartiges für uns. Drei Jahrhunderte hatte die europäische Geschichte nur den Gegensatz zwischen der französischen und der spanisch-österreichischen Macht gekannt, und innerhalb dieser drei Jahrhunderte war immer England direct oder indirect der Alliirte des Hauses Habsburg, oder vielmehr der Feind der französischen Macht gewesen. Eher hätten wir an ein österreichisch-russisches, an ein russisch-französisches als an ein Bündniß der sogenannten Seemächte geglaubt. Nirgend haben diese Staaten ein gemeinsames Interesse, mit einziger Ausnahme daß sie sich von den beiden jüngsten Großmächten, von den Vereinigten Staaten und von Rußland bedroht, oder wenigstens verdunkelt sehen. In unserm Welttheil selbst, in Spanien, in Italien, im Rheingebiet, im Mittelmeer, in den levantinischen Gewässern sind überall die Aufgaben der Franzosen und der Engländer widersprechende. Wir sehen dieß ganz deutlich wieder bei der unglückseligen Canalisirung des Isthmus von Suez, für die sich die Landkartenweisheit begeistert, aber noch kein einziger (nicht französischer) Geograph von Namen ausgesprochen hat, die noch immer dort steht wie vor zwei Jahren, obgleich vor zwei Jahren uns verheißen wurde daß 1858 schon der Canal vom Nil nach den Bitterseen fertig seyn sollte. Warum läßt Lord Palmerston den französischen Canalisirungsnarren nicht das Vergnügen, ihr Geld für ein Unternehmen wegzuwerfen welches unter der Gunst Sr. königl. Hoheit des Said Pascha wahrscheinlich einen gleichen Verlauf nehmen wird als die berühmte Nilexpedition des Grafen Escayrac? Warum gönnt er seinen Gegnern nicht die Erfahrungen, welche nothwendig im Schooße sogenannter internationaler Commissionen reifen müssen? Warum wartet er nicht ab bis die Unternehmer wahrnehmen was die Dampfschiffverbindung mit Indien kostet? Warum läßt er sie nicht die Bekanntschaft machen mit den indischen Monsunen, welche mit oder ohne Canal nur eine Fahrt und Rückfahrt nach Indien in einem Jahre verstatten? Warum verdirbt er ihnen überhaupt die Freude bei dem kosmopolitischen Humbug sich zu compromittiren?

Einfach, weil er den Canal nicht fürchtet, sondern die Canalgräber und die Canalbehörden, weil er recht gut weiß daß der Canal genau dieselben politischen Dienste zu leisten verspricht, welche die brittische Bahn von Suez nach Alexandrien verträgt, welche die Amerikaner von ihrer Tehuantepecstraße, von ihrer Panamabahn erwarten: die Beherrschung, und zwar die entschiedene Beherrschung des Transitlandes. Und dennoch hat trotz aller Reibungen an gar manchen Punkten der alten Welt die brittisch-französische Allianz ihre Lebensdauer bewährt. Es klingt paradox, wenn man behauptet daß auf der Fortdauer dieses Bündnisses der Weltfrieden beruht, da die erste Frucht dieser Allianz der orientalische Krieg gewesen ist. Allein dieser Krieg wurde doch von Rußland herbeigezogen; zögernd, um nicht zu sagen zaghaft begannen ihn die Gegner, und begannen ihn mit dem bisher unerhörten wenn dennoch treu erfüllten Gelöbniß keine Eroberungen zu machen, ein Gelöbniß welches Kaiser Nikolaus 1828 gleichfalls gegeben, aber nicht gehalten hatte. Wäre die brittisch-französische Allianz nicht so eigenthümlicher Natur, der orientalische Krieg hat Gelegenheit und Stoff genug zu großen, continentalen Umwälzungen. Als beide Mächte mäßigten und erzogen sich gegenseitig. Solange England Rücksicht nehmen muß auf seinen kaiserlichen Bundesgenossen, darf es in Italien nicht die alten demagogischen Kunststücke aufführen, weil jede liberale Bewegung ihren Erschütterungskreis über das ganze Europa ausdehnen würde. Umgekehrt aber würde und dürfte es nie zugeben daß von italienischen Thronen alte Fürstenfamilien verdrängt würden, damit jüngere bonapartistische Linien zu einer Aussteuer gelangten. Die brittische Allianz birgt uns gleichfalls gegen Feindseligkeiten Frankreichs mit seinen östlichen Nachbarn. Mag auch im rein diplomatischen Verkehr und bei untergeordneten Streitsachen England sich auf Seite Frankreichs stellen, von dem Augenblick an wo irgend eine ernste Frage zwischen dem Kaiserreich und seinen Nachbarn zur Entscheidung käme, würde England unbedingt wieder seinen alten geschichtlichen Platz als Vertheidiger der Rheinlande und der Rheinfürsten einnehmen. Da sich England und Frankreich niemals zu gemeinsamen Eroberungen verständigen werden, so sind wir auch, solange diese Allianz währt, sicher vor dem größten Unglück welches unsern Welttheil betreffen kann, nämlich vor Eroberungskriegen. Selbst Occupationen und Besitzergreifungen auf Zeitdauer sind kaum zu besorgen. Ist es nicht charakteristisch, daß seit 1849, will sagen seit 9 Jahren, Franzosen und Oesterreicher den Kirchenstaat besetzt halten, und keine Aussicht auf ihren Abzug vorhanden ist, während alle Punkte welche im orientalischen Kriege die Seemächte gemeinsam occupirten, rasch und ohne Schwierigkeiten wieder verlassen wurden? Trotz aller Bundesgenossenschaft beaufsichtigt doch immer die eine Macht die andere, und solange wir ein Einverständniß zwischen beiden wahrnehmen, dürfen wir sicher darauf rechnen daß in beiden Lagern kein Anschlag gegen das politische Gleichgewicht in unserm Welttheil beabsichtigt wird. In diesem Sinne darf man dieses Bündniß wohl ein ächt conservatives nennen. Auch ist es noch bedeutsam in seinem doppelt versöhnenden Sinne. Der älteste Sohn der Kirche, oder der Allerchristlichste, um den diplomatischen

Digitized by Google

Styl vergangener Jahrhunderte zu gebrauchen, schließt hier ein Bündniß mit der ersten protestantischen Großmacht. Das ist nun freilich nichts überraschendes von Seite Frankreichs, welches mit den Osmanen oder mit den Schweden gegen Kaiser und Reich oft verbunden war, und nicht neu von Seite Englands, welches oft mit katholischen Mächten gegen katholische, aber äußerst selten und nur vorübergehend gegen protestantische Mächte Allianzen schloß. Wie sich hier zu gemeinsamen politischen Aufgaben die verschiedenen Bekenntnisse versöhnen, so trägt auch das Bündniß zur Milderung alter nationaler Gegensätze und Gehässigkeiten bei. Es ist wenigstens ein großer Versuch gelungen die alten historischen Antipathien verklingen zu lassen. Wie der alte politische Gegensatz zwischen Frankreich, und Oesterreich von dem Zeitpunkt aufhörte wo das Haus Habsburg auf die spanischen Niederlande, auf seine kleinen Herrschaften am Oberrhein und auf die deutsche Kaiserwürde verzichtete, so hat auch der Haß der brittischen und französischen Völker seine Nahrung verloren, seitdem Frankreich seine transoceanischen Colonien und seine Stellung in Indien aufgab. Dieß ist auch der Grund, der das immer noch fremdartige Bündniß uns erklären hilft, und der uns auf längere Dauer hoffen läßt. Es würde daraus statt einer der merkwürdigsten, eine der bedeutsamsten Erscheinungen in der europäischen Geschichte werden und den Anbruch einer neuen Zeit bezeichnen, auf die ältere historische Erfahrungen nicht mehr anwendbar sind, die mit Fleiß und gutem Willen erklärt und verstanden werden muß, wenn man überhaupt etwas von dem Zusammenhang gegenwärtiger Begebenheiten verstehen will. Nun bedarf es wenig Scharfsinn, weßhalb gerade England treu an seinem Alliirten hält. Es hat seiner Unterstützung zu danken daß es eine europäische Aufgabe in der Levante, die vorzugsweise eine brittische, zunächst dann eine österreichische und nur mittelbar eine französische war, zur Zufriedenheit seines Reiches lösen konnte. Die französische Allianz hat in Amerika, in Persien, in Indien, in China für England einen Werth erlangt, der sich beinahe bis zur Unentbehrlichkeit gesteigert hat. Es ist daher nicht zu verwundern daß der Kaiser in England nach und nach eine populäre Person geworden ist. Schwieriger wird es zu erklären durch welche Vortheile Frankreich für die Leistungen und Opfer entschädigt worden sey, welche es seinem Alliirten oder vielmehr der Allianz gebracht hat. Wohl war der englische Hof der erste welcher die neue oder die wiederauferstandene Dynastie in Frankreich begrüßte, während der Name Napoleon in andern Staaten namentlich in Deutschland viel heftigeren Anstoß erregte. Wäre Dankbarkeit ein politisches Motiv, so ließe sich das Geheimniß leicht erklären. Allein weit näher liegt es, an die großen Vortheile zu denken welche Frankreich mit Hülfe der brittischen Allianz erreicht hat. Durch dieses Bündniß trat es zuerst aus seiner einsamen und gefährlichen Stellung gegenüber schweigsamen, beobachtenden zurückhaltenden Mächten heraus. Die Leistungen im orientalischen Kriege, deren Früchte zwar in ungleichem Verhältniß von England geerntet wurden, gaben Frankreich in überraschend kurzer Zeit seinen beneideten Platz unter den Mächten; der Schwerpunkt der europäischen Angelegenheiten, der vor etlichen Jahren in Petersburg, und eine Zeitlang in Wien ruhte, wurde nach Paris verlegt, und Frankreich sah sich beinahe zum Schiedsrichter erhoben, wenigstens wurde begierig von beinahe allen Seiten um seine Freundschaft geworben, so daß es nur zu wählen brauchte, während der Bundesgenosse über dem Canal durch alle diese Dienste in Abhängigkeit gerathen war, und einen Theil seines Willens, einen Theil seiner freien Entschließungen verloren hatte. Auch mag der Gedanke daß beide Mächte vereinigt die schwierigsten politischen Aufgaben zu lösen vermögen, solange sie sich auf conservative Zwecke beschränken, den beiden Cabinetten eine gewisse Pietät vor dem Bündniß einflößen. Zuletzt aber dürfen wir nie vergessen daß für die innere Befestigung einer französischen Dynastie in neuerer Zeit der gute Wille Englands entscheidend, die Feindschaft brittischer Cabinette verhängnißvoll gewesen ist.

Adresse von Kuang-tschen [1] (einem Chinesen in Australien an die dortige englische Behörde).

„Wohlwollendes Volk des golderzielenden Landes! — Ich ein Mann, der etwas älter ist als die übrigen Chinesen, die kürzlich an den Küsten eurer gelben Felder sich ausgeschifft haben, wünsche gehorsamst die Dankbarkeit dieses Herzens und die aller derer die ihn begleiten, oder die vor uns ankamen, und nicht zu vergessen derer die noch auf dem Wege sind, auszusprechen. Obwohl ich ein Mann von Mäßigung und vorsichtigem Urtheil bin, kann ich doch, wenn ich nach dem weisen Rathe des Confucius und des Lao-Schang (Tse) beide Seiten der Brücke betrachte, meiner Ueberraschung nicht Worte genug leihen, da ich von den roh gespaltenen, knotigen Bambusstöcken höre, die nach unserm Dolmetscher Atschai über den Schultern des gesammten Volkes des Reiches der Blume der Mitte, unseres fernen Geburtslandes, welches über die goldene See setzte, geschwungen worden sind.

Der Mensch ist freilich mannichfaltigen Wechseln und dunklen Wolken ausgesetzt und muß mit Resignation sich dem unterwerfen. Der Mensch muß geduldig seyn und eben so äußerst respectvoll. Alle guten Gesetze lehren das, und alle pflichterfüllten Chinesen

---

[1] Wir haben in Nr. 35 der Auswanderung der Chinesen nach Australien gedacht, und wie das Volk da eifersüchtig sie zu vertreiben drohte. Dieses veranlaßte die obige Adresse eines Chinesen, welche durch ihre naive und vernünftige Darstellung, voll Vorsicht und edler Mäßigung ansprechen wird. Den neuesten Nachrichten zufolge schwillt der Strom der chinesischen Einwanderung in Australien von Woche zu Woche der Art an, während die aus Europa sich vermindert — im letzten Quartal betrug sie nur 8917 — daß die europäischen Ansiedler durch sie überflügelt zu werden fürchten. Wenn durch Präventivmaßregeln der Regierung der Einwanderung der Chinesen nicht gesteuert werde und diese so fortgehe, so würden binnen drei Jahren 1,000,000 Chinesen sich dort befinden, und Victoria eine chinesische Colonie werden. Zu jeder Beschäftigung geschickt, schlagen sie bei ihrer frugalen Lebensart die brittischen Arbeiter, die höhere Löhne bedürfen, aus dem Felde. Die Engländer klagen über die große Sittenlosigkeit der Chinesen. Diese wird aber dadurch veranlaßt daß keine Frauen aus China herüberkommen und keine andern sich dort vorfinden. Obige Adresse entnehmen wir dem Werk: The Rise and progress of Australia, Tasmania and New Zealand, by an Englishman London 1857. 8.

Digitized by Google

ehren die Geſetze, weil ſie die feinſten Blumen und Früchte ſind welche die himmliſche Sonne aus den Wurzeln der Weisheit zieht. Darum muß der Menſch immer vor ſeinen Gouverneuren und Obern ſich verbeugen, weil ſie die Wurzeln der Weisheit ſind. Mit allen geziemenden Ceremonien nahen und verbeugen wir uns daher vor dem Gouverneur der Stadt.

Aber wodurch haben wir, die Chineſen, die demüthig an der entzückenden Küſte landeten, gerechten Grund zum Anſtoß gegeben? Das wäre ich begierig zu wiſſen. Der Menſch iſt empfänglich und hat immer Belehrung nöthig, zumal wenn er in ein fremdes Land kommt. Unſer Dolmetſcher Atſchai wird uns nicht täuſchen; er iſt ein reſpectabler, junger Mann; er war früher einer der Agenten der Theekaufleute Howqua und Mowqua. Aber Atſchai kann eure Worte mißverſtanden oder nicht die rechten Charaktere gebraucht haben als er uns eure Worte mittheilte. Dieß iſt meine Meinung, und dieß iſt auch die Meinung von Ayjung Fi, einem Manne von beſonderer Urtheilskraft und einem der erſten — Schneider in Canton. Ich will noch mehr ſagen, alle die älteren Männer unter uns denken daſſelbe was ich denke, und Ayjung meint, Atſchai habe wohl nur einen ſchlechten Spiegel gebraucht.

Wir erfuhren durch die Verſicherung vieler reſpectabler Leute in unſerer eigenen Heimath, und vergewiſſerten uns noch durch andere die in dieſes Land gereiſt und in das Land der Blume der Mitte (China) zurückgekehrt waren, daß hieher nicht nur Leute aus England, ſondern auch aus Indien, Japan, Amerika, Frankreich und andern Ländern kämen, und nachdem wir uns unterrichtet hatten daß kein Volk irgend eines Landes hier ausgeſchloſſen ſey, ſondern alle mit beiden Händen bewillkommt würden, und mit Triangeln und Keſſeln (Trommeln) ſogar wer aus einem civiliſirten Lande komme, wo Künſte und andere nützliche Arbeiten nach den weiſeſten und älteſten Traditionen betrieben und fleißig cultivirt würden. Unter dieſen Umſtänden, meine ich, der Sprecher, Kuang-tſchen, ein ſehr beſcheidener Mann, doch Recht zu haben, wenn ich mit aller Ehrfurcht und jeder geziemenden Ceremonie meine Meinung dahin ausſpreche, es müſſe doch keine gerechte und gleichmäße Wage in der Hand eures weiſen Gouverneurs ſeyn, wenn aus Orangenſchalen gemachte Mandarinen (verbitterte Räthe) vorſchlagen, daß alle Nationen, nur mit Ausnahme der Chineſen, willkommen ſeyn ſollten. Ich appellire an euch alle ihr ſo verſchiedenen Leute des golderzielenden Landes, ob das nicht ein hartes und verkehrtes Verfahren wäre? Bei dem Gedanken mit Schimpf nach Hauſe zurückgeſchickt zu werden, da wir doch nichts übles gethan haben, erröthen wir, und obwohl unſchuldig und frei von Verbrechen, zittern wir doch ſehr.

Wir haben unter uns Männer die geſchickt ſind in der Gartenkunſt und im Anbau von allen Arten von Früchten und Blumen; auch Zimmerleute und Arbeiter in feinen Hölzern und Elfenbein, das in euern Wäldern häufig vorhanden ſeyn ſoll; auch geſchickte Ackerbauer, die den ſchlechteſten wie den beſten Boden zu behandeln wiſſen, ſo namentlich Yeu-li und ſeine fünf Neffen; auch zwei Männer, die Brücken mit Verzierungen zu machen verſtehen, und einen geſchickten Mann, Yao, der die ſchönſten Drachen machen kann, die Flügel haben und große gläſerne Augen, die unübertrefflich ſind; dann Yin, der Fiſche und Vögel, Hunde und Katzen zu ziehen verſteht; auch viele treffliche Köche, die nichts unvollkommen laſſen; wir haben weiter Schloſſer und Verfertiger von Spielzeug, auch viele Schirmfabrikanten, die ſehr nöthig ſind, und Anfertiger von Feuerwerk und allerlei luſtigen Sachen; Leute, die Fächer und Schachfiguren ſchnitzen, auch welche die muſikaliſche Inſtrumente machen, wie andere die ſie ſpielen können. Wie ſollten alle dieſe Sachen mit Schimpf heimgeſchickt werden?

Unglücklicherweiſe traf es ſich daß einige von unſeren Leuten aus Unkunde eurer Geſetze gegen dieſe verſtoßen haben. Man laſſe ſie die Strafen leiden, die ihre Unwiſſenheit verſchulden. Der Menſch muß belehrt werden durch weiſe Vorſchriften oder mit Züchtigung. Das iſt alles, was ich über dieſen Punkt ſagen kann. Doch es iſt nöthig daß ich noch vom Golde ſpreche.

Nachdem ich lange darüber nachgedacht habe, finde ich es nicht jeder Mann viel Gold finden kann, einige werden gar nichts finden. Dieſe armen Leute müßten nun von der Arbeit anderer leben, die damit aber nicht zufrieden ſeyn würden. Dieſe Armen werden alle in dieſe Stadt und in die andern kleineren Städte, Dörfer und Pachtgüter zurückgehen und ihre Dienſte und Fertigkeiten verſchiedener Art für ein wenig Geld und vielleicht für etwas Reis verkaufen. Wie ſollten alle unſere Gartner und Köche in Fiſch- und Vogelzuchter verächtlich fortgetrieben werden, da ſie den vielen anderen von großem Nutzen ſeyn können, wenn ihnen nur zu bleiben erlaubt wird? Sollte es auch die Klugheit zu geben ſcheinen, nicht mehr als 10—20,000 Chineſen zu erlauben herzukommen, ſo wäre es doch ein barbariſches Verfahren, die einmal ſo weit hergekommen und alle voll Reiſeluſt ſind, fortzuſchicken.

Ich will einen beſondern Vorſchlag machen. Ich weiß daß die Gouverneure dieſes Ortes immer aus den weiſeſten Männern gewählt werden. Sie müſſen alſo wohl unterrichtet ſeyn daß es in den fernen Gegenden jenſeits der Stadt große Landſtrecken gibt, die zum großen Theil nie bebaut worden ſind. Ich der Sprecher, Kuang-tſchen, ein ſehr beſcheidener Mann, der aber einige Einſicht hat, bin gewiß daß die meiſten Leute aus verſchiedenen Gegenden, die viel Geld gefunden haben, Land vom Gouverneur der Provinz da erkauft haben. Der Menſch freut ſich, Land, auch Obſt- und Gemüſegarten und dauernde Pachtungen zu beſitzen. Wenn nun dieſe Landen nicht bebaut ſind, ſo iſt es, weil die welche ſie gekauft oder die um ihre gute Ausführung von eurem edelmüthigen und vernünftigen Gouverneur vielleicht mit all den kleinen Pachtungen und Feldern beſchenkt wurden, Leute waren, gewohnt nach Geld zu graben, aber nicht den Acker zu beſtellen oder nicht zahlreich genug ihn anzubauen, vielleicht auch von dieſen Arten Arbeiten nicht Kenntniß genug hatten.

Wenn dieſe meine Rede einigen Grund hat, ſo denke ich, und ſie ruhig angehört werden, den Kopf nach einer Seite geneigt, und ich hoffe daß der Gouverneur dieſer Stadt und die aller andern Städte meine Worte etwas erwägen werden; in dieſem Vertrauen erwarte ich gehorſamſt reſpectvoll und ſchweigend die carmeſin-rothe Antwort.

Eine Gesandtschaftsreise nach Siam.

(Revue des deux Mondes.)

Nachdem wir am 6 Jul. auf der Rhede von Siam Anker geworfen hatten und Pater Larnaudie, ein in Siam lebender Missionär, welcher der Gesandtschaft als Dolmetscher dienen sollte, an Bord gekommen war, wurde beschlossen eine Commission an den Gouverneur der Barre zu senden, um ihm die Ankunft eines französischen Geschäftsträgers officiell anzuzeigen. Um 2 Uhr Nachmittags gieng diese Commission, bei welcher sich der Berichterstatter befand, bereits in dem großen Boote nach Paknam, der Residenz des Gouverneurs ab, und lief, da Wind und Strömung günstig waren, in weniger als zwei Stunden in den Meynam oder Menang, den Hauptstrom des Landes ein, welcher im Meerbusen von Siam mündet. Bald darauf erreichten wir Paknam und wurden sogleich nach dem „Hôtel der auswärtigen Gesandten" geführt.

Dieses Palais hat nur ein Stockwerk und besitzt im Innern einen einzigen großen Raum, der zu gleicher Zeit als Speise-, Schlaf- und Empfangszimmer dient. Im Hintergrund dieses Raumes steht ein großes Bett, das mit einer Matraze versehen und mit einem Bett-Tuch überdeckt ist. Rechts und links von dieser an spartanische Sitten erinnernden Schlafstelle befinden sich zwei von Rohr geflochtene Sophas, die man mit Kopfkissen und Bett-Tüchern belegt, wenn zufällig mehrere Fremde zugleich an diesem gastlichen Orte eintreffen. Vor dem Saal befindet sich eine lange Veranda, und ein großer vom Wind bewegter Vorhang verräth das Daseyn einer dritten Piece. Dieser dritte Raum ist das Badezimmer. Man erblickt darin nicht den Schatten eines Sessels oder einer Gardine. Nur drei große Tröge voll Wasser stehen an den sorgfältig gegypsten Wänden und daneben liegen Schöpfkellen, mit denen man sich begießt; dieß ist die Einrichtung des luxuriösesten Hauses in Paknam, welches die Eingebornen in ihrer Naivetät „das Palais der auswärtigen Gesandten" nennen.

Kaum in dieser unbequemen Behausung untergebracht, empfiengen wir den Besuch Sr. Excellenz des Gouverneurs. Er ist ein Mann von etwa 50—60 Jahren, mit breitem, wohlgenährtem Gesicht, stumpfer Nase, kleinen, lebhaften Augen, dicken, durch den Gebrauch des Betels rothgefärbten Lippen, und klugem Gesichtsausdruck. Sein Costüm schien uns der Würde die er bekleidet, nicht ganz angemessen, denn es besteht fast immer nur aus einem indischen Schurz (pagne). Hat die Excellenz ein Geschäft von Wichtigkeit zu erledigen, so umwickelt sie Brust und Schultern zwar mit einem Stück gelber oder blauer Seide, dessen sie sich aber im Lauf der Discussion bald wieder entledigt. Der Gouverneur hörte mit Interesse an was wir ihm mitzutheilen hatten, und ließ uns dann ein verschwenderisches Mittagsmahl auftragen, wovon wir indessen nur einiges Geflügel genossen, denn die übrigen Speisen waren so stark gewürzt und überhaupt von so eigenthümlicher Beschaffenheit, daß wir darauf verzichteten sie zu kosten.

Am folgenden Morgen kehrten wir zu unserem Schiff zurück. Tags darauf erschien der Kalahom, d. h. der Premierminister des Königs von Siam an Bord, um den französischen Botschafter zu begrüßen, und am andern Morgen lichteten wir die Anker und giengen nach Bangkok, der Hauptstadt des Königreichs Siam, unter Segel.

Zwei Stunden nach unsrer Einfahrt in den Meynam fiengen wir bereits an eine Ahnung von Bangkok zu gewinnen. An beiden Seiten des Flusses zeigten sich Bambushütten, und eine Menge Siamesen kamen gänzlich unbekleidet herbeigelaufen um das französische Schiff vorüberfegeln zu sehen; dann zeigte sich hie und da eine der ebenso originellen als hübschen Pagoden zwischen den Bambushütten, und bald darauf fuhren wir zwischen den Häusern der Vorstadt von Bangkok hinauf.

Bangkok, das Venedig des Orients, ist mitten im Wasser zu beiden Seiten des Meynam erbaut. Der bei weitem größte Theil der Stadt besteht aus schwimmenden Häusern, d. h. aus Bambushütten, welche auf Flößen errichtet und durch eingerammte Pfähle befestigt sind; diese Häuser lassen sich mit leichter Mühe von einem Ort zum andern transportiren. Will man aus irgendeinem Grund den Wohnplatz wechseln, so löst man die Pfähle welche dem Gebäude seine zweifelhafte Stabilität sichern und bringt dieses mit Hülfe von Seilen und Rudern an den Ort seiner Bestimmung. Die großen Mandarinen besitzen fast sämmtlich steinerne Häuser, aber auch diese sind von unglaublicher Originalität. Sie enthalten ein einziges großes Gemach, den Empfangssaal, und in diesem wird aller mögliche indische und europäische Luxus aufgehäuft, während die unzählige Menge kleiner Gemächer, welche sich diesem Audienzsaal anschließen, mit staunenswerther Einfachheit eingerichtet sind. Eine Matte und zuweilen ein Bett, oder ein von Rohr geflochtener Rohrstuhl sind die einzigen Möbel. Nur die Paläste der beiden Könige und der des Premierministers machen eine Ausnahme von der Regel. Das Palais des Kalahom, nächst den beiden königlichen Palästen das schönste der Stadt, enthält drei ungeheure an einander stoßende Säle, welche auf europäische Weise möblirt sind. Die Paläste der beiden Könige sind wirklich grandiose Bauwerke; der des Souveräns hat reichlich eine Viertelstunde im Umkreis.

Die Stadt, welche unverhältnißmäßig lang und schmal, und von Gärten und Morästen umgeben ist, zählt 600,000 Einwohner. Sie würde allerdings kaum für 50,000 Europäer Raum haben, aber der träge, stumpfsinnige Siamese bedarf wenig Platz zum Leben. Zwanzig Siamesen finden sich in einer Hütte, die für drei Franzosen zu klein seyn würde, sehr bequem logirt.

Die Pagoden, deren Bangkok eine sehr große Anzahl aufzuweisen hat, sehen mit ihren etagenweise über einander gesetzten Dächern, den Mauern von glasirten Steinen, und den mit englischem Porcellan belegten Wänden sehr hübsch aus und sind für die Verhältnisse des Landes prachtvoll zu nennen. Allerdings glaube ich nicht daß alle Statuen, die man in diesen, dem Buddha geweihten Tempeln erblickt, von Gold sind, wie die Siamesen behaupten; ich pflichte vielmehr der Meinung bei daß sie von Kupfer gearbeitet sind, denn das Volk ist zu arm als daß man an das Daseyn solcher immensen Kostbarkeiten in den Pagoden glauben könnte. Außerdem ist die Ehrlichkeit die letzte Tugend der Talapoinen (siamesischen Priester). Das Bild Buddha's würde gewiß nicht vor ihren diebischen Händen sicher seyn, wenn es von Gold wäre. Die Bazars, die Bangkok wie alle orientalischen Städte besitzt, zeigen wenig bemerkenswerthes. Sie haben, besonders in Bezug auf die abschreckend schmutzige Umgebung, eine frappante Aehnlichkeit mit den Bazars in Konstantinopel.

Der Verkehr findet in Bangkok fast nur auf Kähnen statt.

Digitized by Google

Allerdings beſitzt die Stadt Straßen in welchen man zu Fuß gehen könnte, aber dieſe ſind ſo ſchmutzig und ekelerregend daß ſie zu lebhaften Wünſchen für die Verbeſſerung der öffentlichen Reinlichkeit Veranlaſſung geben. Außerdem werden dieſe Straßen vielfach von Canälen durchſchnitten, deren beide Ufer nur durch eine darüber geworfene Planke verbunden ſind; ich geſtehe aufrichtig daß ich beim Anblick dieſer, des goldenen Zeitalters würdigen Brücken mehr als einmal umgekehrt bin, beſonders nachdem ich erfahren hatte daß das Waſſer unter ihnen 30—40 Fuß tief iſt.

Das Gebäude welches der franzöſiſchen Geſandtſchaft in Bangkok angewieſen wurde, iſt eins der ſchönſten der Stadt. Der große viereckige Hof, in deſſen Mitte eine franzöſiſche Flagge wehte, war mit ſiameſiſchen Sculpturen, phantaſtiſchen Gottheiten, monſtruoſen Statuen und unmöglichen Früchten verziert; der Audienzſaal, zu welchem man auf einer Marmortreppe gelangte, war von zwei Reihen Säulen getragen und reich decorirt; die Lampen beſtanden aus transparenten Muſcheln und der Hintergrund wurde durch ein großes Glasfenſter mit chineſiſcher, japaneſiſcher und ſiameſiſcher Malerei gebildet. Die beiden Seitenflügel des Gebäudes waren zur Aufnahme der Commandanten unſrer Schiffe eingerichtet, und für die Secretäre hatte man ein ſchwimmendes Haus aus einer Entfernung von zwei Stunden herbeigeſchafft.

Fünf Tage nach unſrer Ankunft in der Hauptſtadt von Siam ertheilte uns Se. Maj. der König eine feierliche Audienz. Schon am frühen Morgen hielten eine große Anzahl von königl. Piroguen mit Goldverzierungen und eleganten Draperien vor dem Hôtel, um den Geſandten und ſein Gefolge zu erwarten, und um 11 Uhr verließen wir das Palais. Am Landungsplatz fanden wir eine Menge Tragſeſſel, auf welchen wir durch die innern Höfe des Palaſtes gebracht wurden, wo man zu Ehren des franzöſiſchen Geſchäftsträgers ſiameſiſche Truppen und Elephanten in Kriegsrüſtung aufgeſtellt hatte.

Der Audienzſaal iſt in Form eines lateiniſchen Kreuzes erbaut, und blendet das Auge mit ſeinem Schmuck von Edelſteinen und vergoldeten Draperien. Die verſammelten Mandarinen, welche nach Rang und Würden placirt am Boden hockten, trugen Kleider von Gold- und Silberfiligran und vor jedem ſtanden zwei goldne Schalen, in denen ſich die unentbehrlichen Arecanüſſe und Betelblätter befanden. In einer reich decorirten, 7—8 Fuß über dem Boden erhöhten Niſche ſtand der Thron, auf welchem der König ſaß, der mit einer ſolchen Maſſe von Diamanten bedeckt war daß ſeine Kleider im buchſtäblichen Sinne des Wortes darunter verſchwanden, und das Auge von dem Glanz geblendet wurde der von ſeiner erhabenen Perſon ausgieng. Nachdem wir die ſtrahlende Majeſtät durch drei tiefe Verbeugungen gegrüßt hatten, wurden wir von ihr eingeladen uns auf die viereckigen Sammetteppiche niederzulaſſen, die in einiger Entfernung vom Thron ausgebreitet waren. Die Audienz gieng mit nichtsſagenden Fragen und ebenſo inhaltloſen Antworten hin, und als wir endlich entlaſſen wurden, beauftragte der König den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten die Honneurs des Palaſtes zu machen und bei der Tafel zu präſidiren.

Zuerſt führte man uns zu dem weißen Elephanten, der von den Eingebornen als der erſte Mandarin des Reichs betrachtet wird. Er wohnt in einem ſehr reinlichen, hübſch getäfelten Zimmer, und man ſervirt ihm das Futter knieend und auf ſilbernen Schüſſeln. Ich wollte eben den naiven Glauben des ſiameſiſchen Volks bewundern, als ich einen ſtarken Verſtoß gegen die für das edle Thier vorgeſchriebene Etikette bemerkte. Der Großwürdenträger des Reiches war nämlich ſchlecht gelaunt, ſchleuderte ſeinen Rüſſel zornig hin und her, und fieng endlich an zu grunzen; aber ſein Wärter machte ihn ſogleich, durch einen kräftigen Fauſtſchlag auf den Rüſſel, auf das Ungehörige dieſes Benehmens aufmerkſam. Das Thier nahm die Ermahnung geduldig hin, und ich gieng mit einigen Zweifeln an der unbegränzten Ehrfurcht der Siameſen für den weißen Elephanten von dannen; ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren daß vielleicht der Tag nicht mehr fern iſt, wo man ihm die ſilbernen Schüſſeln und die intereſſante Wohnung entziehen wird.

Von dem weißen Elephanten wurden wir zu der königlichen Pagode geführt, welche ſich im Palaſt ſelbſt befindet und mit wunderbarer Pracht ausgeſtattet iſt; Matten von künſtlich geflochtenem Silber bedecken den Marmorboden, ein von Juwelen ſtrahlender Altar erhebt ſich in der Mitte, und auf dieſem ſteht die Statue des Buddha aus einem einzigen ungeheuren Smaragd gearbeitet, der vielleicht ſeines Gleichen in der ganzen Welt nicht findet. Nachdem wir dieſe Herrlichkeiten bewundert hatten, verfügten wir uns in den Saal wo das königliche Bankett ſtattfinden ſollte. Die Tafel war mit ſiameſiſchen Gerichten beſetzt, deren Geruch nicht eben appetitlich zu nennen war. Halb lachend, halb Geſichter ſchneidend verſuchten wir einige der Speiſen und verließen dann den Palaſt, in derſelben Ordnung und mit demſelben Ceremoniell die bei unſerm Kommen beobachtet worden waren.

Die Bevölkerung des ſiameſiſchen Reiches wird auf ſechs Millionen geſchätzt, wovon indeſſen die eingewanderten Chineſen, die mohammedaniſchen Malayen, die tributpflichtigen Laos, die Peguaner u. ſ. w. wenigſtens die Hälfte ausmachen. Jeder dieſer Volksſtämme hat, obwohl ſie ſämmtlich der mongoliſchen Race angehören, ſeine eignen Sitten und Gebräuche, und hat ſeinen eigenthümlichen Typus bewahrt. Die eingebornen Siameſen oder Thai, wie ſie ſich nennen, laſſen ſich leicht an ihrem weichlichen, trägen Weſen und dem ſervilen Ausdruck ihrer Phyſiognomie erkennen. Faſt alle haben ſtumpfe breite Naſen, hervorſtehende Backenknochen, ausdrucksloſe matte Augen, einen faſt unnatürlich großen Mund und dicke, durch den Gebrauch des Betels roth gefärbte Lippen; die Zähne ſind ſchwarz wie Ebenholz. Den Kopf tragen ſie glatt raſirt; nur auf dem Wirbel laſſen ſie einen Büſchel Haare wachſen, die ſchwarz und faſt ſo hart ſind wie Borſten. Auch den Frauen wird bald nach der Geburt der Kopf unerbittlich glatt raſirt bis auf den Wirbel, wo ſie ebenfalls einen Büſchel ſchwarzer, aber feiner und ſeidenweicher, ſorgfältig gepflegter Haare tragen.

Das Coſtüm der Siameſen iſt ungemein einfach. Ein Stück buntes Baumwollenzeug, Pagne oder Langouti genannt, macht für gewöhnlich ihre ganze Kleidung aus. Nur bei ſehr feierlichen Gelegenheiten ſuchen die Großen des Reichs ihre Toilette ein wenig zu vervollſtändigen. Als ſich der Kalahom (Premierminiſter), der Barcalon (Finanzminiſter) und der Kroma Hlouang (der jüngſte Bruder des Königs und erſter Mandarin des Landes) zu einem feierlichen Diner im franzöſiſchen Geſandtſchaftshôtel einfanden, trugen die beiden erſten Excellenzen, außer dem Langouti, eine Weſte, welche auf der Bruſt von koſtbaren Steinen zuſammengehalten wurde, aber nach den erſten Begrüßungen entledigten ſie ſich dieſes läſtigen und unnützen Kleidungsſtückes ſofort, um freier athmen zu können. Der Kroma Hlouang trug von vornherein nichts als den Schurz, denn dem ziemlich ſtarken Mann iſt in der glühenden Atmoſphäre ſeines Landes jedes, ſelbſt das leichteſte Kleidungsſtück unerträglich.

Die Frauen tragen außer dem Pagne noch eine Art Schärpe welche die Bruſt verhüllt und eine Menge Ringe, Ketten und

Bracelets um Hals, Arme und Beine. Der Siamese liebt den Schmuck über alles. Er behängt seine Frauen und Kinder mit so viel Geschmeide als sie zu tragen im Stande sind und er anzuschaffen vermag, aber diese Vorliebe für Schmuckgegenstände ist auch seine einzige Leidenschaft; die Thai sind außerordentlich mäßig. Sie trinken nichts als Wasser und Thee, und man sieht niemals einen betrunkenen Siamesen in den Straßen, wohingegen es gar nichts seltenes ist einem von Opium oder Arrak berauschten Chinesen zu begegnen; die einzigen narkotischen Genüsse des Siameen sind Betel und Tabak. Jeder Eingeborne, weß Standes er auch sey, kaut vom Morgen bis zum Abend Betel, und an den Genuß der Cigarette gewöhnen sich die Kinder beiderlei Geschlechts schon vom sechsten Jahre an.

Auch die Sittlichkeit der Eingebornen ist untadelhaft. Wenn man die Chinesen und Malayen ausscheidet, deren Verdorbenheit allerdings beispiellos ist, so könnte man die Bevölkerung von Siam in dieser Beziehung als Muster aufstellen. Um ihr indessen nicht alles Verdienst zu lassen, muß ich bemerken daß auf irgendeinem Blatt ihres Gesetzbuches geschrieben steht: „Jeder Mann, der die Frau eines andern verführt, soll mit seiner Mitschuldigen in einen Sack genäht und lebendig in den Fluß geworfen werden.“ Und dieß Gesetz, welches allerdings durch das entnervende Klima des Landes unterstützt wird, genügt um die Moral des Volks aufrecht zu halten. Uebrigens gestatten die siamesischen Gesetze den Unterthanen Polygamie und machen sie dem Herrscher beinahe zur Pflicht. Auch der jetzige König besitzt einige hundert Sklavinnen, aber nur eine einzige rechtmäßige Frau, welche den Titel Königin führt.

Als zweite Leidenschaft des siamesischen Volkes könnte man vielleicht seine unbegränzte Vorliebe für körperliche und geistige Ruhe bezeichnen. Die Männer sind fast durchgängig ebenso unwissend als träge. Die Industrie des Landes ist gleich Null. Außer einigen ziemlich guten Gold- und Silberarbeiten und künstlich geflochtenen Matten, findet man in Siam kein Industrieproduct das Erwähnung verdiente. Der Landbau ist ebenfalls gänzlich vernachlässigt, und wenn die Natur die Siamesen nicht als Schooßkinder behandelte, kämen sie sehr in Gefahr Hungers zu sterben. Aber der Boden trägt ohne daß man ihn bebaut; Reis, Zucker und Bataten wachsen im Ueberfluß, und was braucht ein Volk welches daran gewöhnt ist von nichts zu leben und nichts zu besitzen, mehr? Mit einem Tical (3 Fr.) vermag sich ein Eingeborner recht gut einen Monat zu erhalten.

Der Binnenhandel, sowie der Betelbau befindet sich in den Händen der eingewanderten Chinesen, deren Zahl sich auf 1,500,000 beläuft. Die Emigranten des himmlischen Reichs sind ebenso thätig und klug als die Thai faul und beschränkt sind. Sie sind geschickte Landwirthe und speculative Kaufleute; sprechen und verstehen die Sprache des Landes so gut wie die Eingebornen; kauen Betel und liegen vor den Mandarinen und dem König mit der Nase im Staube wie diese — aber sie erwerben sich als Revanche Reichthümer; und Reichthum ist in einem Lande wie Siam zugleich Recht, Würde und Ehre. Wenn aber die Männer von Siam über alle Beschreibung träge sind, so sind die Frauen hingegen außerordentlich thätig. Man findet sie vom Morgen bis zum Abend beschäftigt Reis zu reinigen, Matten zu flechten und Arecanüsse und Betelblätter zum Verkauf zu tragen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Broadway in New-York und die Handelskrisis.

Wer es nicht wüßte, würde es nicht glauben daß wir in einer schweren Zeit leben und eine noch schwerere zu erwarten haben, wenn er den Broadway von Bowling Green bis etwa zur zehnten Straße hinaufwandelt, so lebhaft geht es da zu, so fröhlichen, heiteren, gesprächigen Damen begegnet man da, so gedrängt voll sind die Kaufläden zu beiden Seiten; aber wenn man näher hinhorcht, so hört man die heiteren gesprächigen Damen von den schönen Sachen, die man jetzt um ein Spottgeld bekommen könne, plaudern, und da hört man die Einzelnverkäufer bitter schimpfen und schmähen daß die En-gros-Häuser zu Großhandel-Preisen im kleinen verkaufen, und eben dadurch den Ruin und Untergang des ganzen Geschäftes herbeiführen — es ist auch so; während die eleganten Kaufläden mit ihren ungeheuren Auslagen für Commis, Miete, Beleuchtung ꝛc. leer standen, war alles nach den Magazinen der Importeure geströmt, um hier zu den billigsten Preisen zu kaufen; wollten die Detailverkäufer nicht in die traurige Lage kommen ihren ganzen Stock auf dem Halse zu behalten, so waren sie genöthigt um jeden Preis, selbst noch billiger als die Großhandelshäuser, loszuschlagen — nun strömt das Publicum auch wieder ihnen zu, sie bringen ihren Stock an; aber was sind das für Geschäfte?

An der Ecke der sechsten Avenue ist ein großer Drygoodstore. Er verkaufte in letzter Woche an einem Tag für zwei Shillinge und sechs Cent, während sonst seine tägliche Einnahme zwischen 300 und 500 Dollars war. Ein anderer, und zwar einer der größten, kündigte dieser Woche sein Fallissement an, weil er, trotz ungeheuer herabgesetzten Preisen, nicht so viel absetzte um seine laufenden Auslagen decken zu können.

Wir wollen unsern Lesern ein kleines Bild von unserm Spaziergang geben, wornach er urtheilen kann wie es jetzt bereits auf dem Broadway aussieht und wie es bald aussehen wird.

Wir beginnen an Bowling Green. Das erste was uns in die Augen fällt, ist: „Dieser Laden zu vermiethen,“ angeheftet an die Jalousien eines Store's, wo früher ein Speisesaal war.

Zunächst kommt ein großes vierstöckiges Gebäude, vor nicht gar langer Zeit noch ein Kleidermagazin und Tuchwaarenhaus im großen — jetzt mit dem ominösen „zu Vermiethen“ die Augen der Vorüberwandernden anziehend.

Ganz nahe daran ein großes Gewölbe mit dem: „dieses Eigenthum zu verpachten.“

Zwei Block höher hinauf lesen wir von einem großen Anschlagzettel herab: „Ueber 100,000 Dollars Werth Gutta-Percha-Waaren wohlfeil gegen baar zu verkaufen.“

Dann kommen die Annoncen: dieses Magazin fertiger Kleider für baar zu sehr herabgesetzten Preisen zu verkaufen.

Für 40,000 Doll. Werth Gummiwaaren sehr billig gegen baar — New-York, New-Jersey, New-England und Pennsylvania Banknoten für voll angenommen.

Für den Hausherrn — so billig als möglich — um die Waaren wegzubringen.

Nahe an diesen kommt ein Kaufladen, aufgeputzt mit Anzeigekarten und Banners zwischen seinen Waaren, aber innerhalb der Fenster und an den Wänden, und überall wo man hinblickt, begegnet man den verschiedenartigsten Aufschriften, z. B.:

„Muß verkauft werden: 100,000 Doll. Werth von Pelzwerk unter dem Kostenpreis.“

Digitized by Google

„Dieser ganze Stock wird mit großem Opfer für baar Geld ausgeboten.“

„Diese ganze Ladung Hüte zu dem herabgesetzten Preis von Ein Doll. das Stück.“

„Diese ganze Ladung Hüte zu dem herabgesetzten Preis von Ein und einem halben Doll. das Stück.“

„Für 20,000 Doll. Werth Herren- und Knabenhüte das Stück zu 1—1½ Doll.“

Wir brauchen nicht weit zu gehen, da reiht sich Placat an Placat:

„Ein glänzendes Assortiment von Kleidern, Cassimiren und andern Stoffen um jeden Preis zu verkaufen, da sich der Eigenthümer vom Geschäft zurückziehen will.“

„Der Bank-Panic. In Folge des Druckes im Geldmarkt haben wir uns entschlossen unsern ungeheuren Stock von fertigen Kleidern im Kleinhandel mit 25 Procent Nachlaß vom Großhandelspreis zu verkaufen.“

„Für 20,000 Doll. Werth sind hier fertige Kleider zu verkaufen. Bankbills von allen Staaten werden für voll angenommen.“

Weiters finden wir einen Musikladen, eines der alten Geschäfte an Broadway mit folgender Ankündigung:

„Unser ganzer Stock an musikalischen Instrumenten, Musikalien und sonstige Waaren zu Kostenpreis für baar. Bankbills von allen Staaten werden angenommen; State Banks für voll.“

Nun kommen:

„Der ganze Stock unter Kostenpreis.“

„Damask — En-gros-Preis — jetzt in Vorrath 75 Cents per Yard.“

„Spitzenvorhänge — früher 1 Doll. — jetzt 50 Cts.“

„Seidenkleider reducirt von 15 zu 10 Doll.“

„Ambrotypes 1 Doll. — jetzt für 1 Shilling.“

„50,000 Doll. Werth von Fenstervorhängen für den Verfertigungspreis.

Dann kommt einmal wieder: „Dieser Store zu verwerthen,“ und ein anderer Store mit derselben Ankündigung — und wieder kommen Einladungen zum Kauf, da man die schönsten Waaren, Spitzen, Hemden, Kleider, Kappen, Hüte, alles mit 10 Proc. Nachlaß, oder um halben Preis, oder um fast gar nichts bekommen kann, dazu die Details daß der Laden bis 10 Uhr Abends offen, daß jetzt die beste Zeit zum wohlfeilen Einkauf gekommen, daß der Verkauf ein tremendous sacrifice ist. Endlich kommen wir auch zu dem einen der weißen Marmorpaläste und lesen die ziemliche verdächtige Ankündigung von einer Unzahl von Anschlagezetteln herab: „Dieses Großhandelsmagazin von Seiden- und Wollstoffen im Stückhandel, sehr wohlfeil für baar Geld.“

Dann kommt man zu den Ankündigungen: „Eine Auswahl von Büchern, äußerst billig — die Stiege hinauf.“

„40,000 Doll. Werth Pianofortes — ausverkauft — sehr billig.“

„Baar Geld ist hier innen sehr nöthig — tritt ein und kaufe.“

„Heirathen können nicht verschoben werden, die Panic kann nicht immer dauern — tritt ein und kaufe: Eine Guirlande für eine Braut für 3 Shilling 6 Cents — so billig um uns zu befähigen die Zeit zu überstehen, daher dieser fabelhafte Preis.“

„Außerordentlicher Verkaufspreis für Mäntel, Shawls und Pelzwerk, in Folge der großen Finanzkrisis.“

„Ausverkauf um jeden Preis.“

„Neu angekommene Waaren zu sehr billigen Preisen für baar Geld.“

„Dieser Laden sammt Haus zu vermiethen.“

„Operngläser zu verkaufen zu herabgesetzten Preisen.“

„Französische Tafelservice mit Pariser Ansichten, 154 Stück für 44 Dollars.“

Und so geht es fort und fort. Seidenwaaren, Pelzwerk, Fancywaaren, Porcellan, Spitzen, Glaswaaren, Carpets, Mützen, Putzwaaren, Silber-, Gold- und silberplattirte Waaren, Handschuhe, alles wird ausgeboten: zu halben Preisen, mit 10, 15, 25, 40, 50 Proc. Nachlaß, mit beispiellosen Opfern zu ausverkaufen, in Betreff der harten Zeiten, der Finanzkrisis, mit Einem Wort: Der ganze Broadway scheint sein Geschäft einstellen zu wollen, die Läden und Häuser sind zu vermiethen, aber niemand nimmt sie; wie wird es da bald aussehen! Glänzender, schimmernder, lichtstrahlender, betäubender Broadway, du Stolz der New-Yorker, desgleichen in der ganzen Welt nicht zu finden ist. (Neue Zeit.)

Ueber die Pyramiden in der alten und neuen Welt.

(Vortrag, gehalten in der geographischen Gesellschaft zu Berlin im Mai 1857. Von Dr. Karl Rohrbach.)

(Schluß.)

Was sollte dieser Schacht? Wozu hatte er den Priestern gedient? Denn daß das Gebäude, auf welchem ich stand, ein Tempel war, darüber konnte kein Zweifel seyn. Wohin führte dieser Gang? Eine lange Reihe von Fragen stiegen in mir auf, und ich mochte den Ort nicht verlassen, ohne wo möglich klar über die Hauptsache geworden zu seyn.

Ich frug den Indianer, und als er keinen Bescheid geben konnte, ließ ich den andern heraufkommen, der bei den Pferden geblieben war, aber umsonst! Auch er wußte nichts als: este es un templo antiguo, Señor! Damit war mir nicht weiter geholfen, aber mein Wunsch sollte trotzdem erfüllt werden. Von der östlichen Seite her stieg plötzlich ein Knabe herauf, dem bald ein alter Indianer, in ein Schaffell gehüllt, langsam folgte. Der Stab in seiner Linken ließ mich erkennen daß ich einen Hirten vor mir hatte. Die außergewöhnliche Erscheinung eines Europäers in dieser abgelegenen Wildniß hatte die Neugierde dieser beiden Eingeborenen so aufgestachelt daß sie, um das seltene Wesen näher zu sehen, von einem benachbarten Hügel, an dem die Heerde graste, herübergekommen waren, und als ich gar so lange oben verweilte, nicht länger unten hatten warten mögen, und also heraufkamen um zu beobachten was der Fremdling hier beginne. Denn es gehen oft Jahre hin, ohne daß ein weißes Gesicht aus den Ländern jenseits des Oceans hier sich sehen läßt, so fern von den gewöhnlichen Verkehrsstraßen liegt dieser Ort, und offenbar verdankt diesem Umstand der Tempel bis heute seine Erhaltung. Zuerst erkundigte sich der Alte bei meinem rothen Begleiter in seiner eigenen Sprache (wie es mir schien, derselben die ich auf dem Hochland der Hauptstadt gehört hatte, der azteklischen, welche neben der spanischen von allen Bewohnern außer ihrer Stammessprache verstanden und ge-

sprochen wird; der letztern aber sind in Mexico mehr als ein Dutzend verschiedene, die sich unter einander so wenig angehen, wie Deutsch und Französisch) was ich wolle, woher ich komme, wohin ich gienge, was für ein Landsmann ich sey; und als er nun gehört, ein Deutscher, so erheiterte sich sein dunkles Gesicht merklich, weil ich wenigstens kein Spanier und kein Yanker war, welche beide Nationen den Mexicanern die Galle ins Blut jagen, so oft sie daran denken. Gewiß war es das erstemal im Leben des Alten daß er von einem Aleman etwas sah oder hörte; aber da ich auf seinem Antlitz die Spuren des Mißtrauens verschwinden sah, so wandte ich mich freundlich an ihn mit der Bemerkung daß ich nur hieher gekommen sey um diese Ueberreste der Vergangenheit und Vorzeit seines Volkes, ehe die Spanier gekommen seyen, zu sehen, und daß ich erstaunt sey über deren Großartigkeit. Dann kam ich insbesondere auf diesen Tempel, und führte ihn zu dem Schacht. Indem ich hinabdeutete, frug ich ihn: Wie tief? Und wohin? Tief in den Grund des Berges, und der ist hohl! war seine Antwort. Ich hatte zufällig durch den zweiten Indianer mein Frühstück heraufbringen lassen auf die Spitze der Pyramide, und da ich wußte daß ein Schluck Wein oder Cognac dem Eingebornen in diesen Wildnissen lieber ist als einige Reales, [1] so stieg ich vom Tempel hinab, und setzte mich auf einen der umherliegenden schön behauenen Bausteine, indem ich den alten Hirten einlud an meinem Mahl theilzunehmen; das Essen lehnte er zwar bescheiden ab, nicht aber den vortrefflichen Bordeaux, und nachdem er einen guten Zug, der meinen Lederbecher bis auf den Grund leerte, gethan hatte, wurde er plötzlich ganz geschmeidig und gesprächig als habe ihm das Feuer des Weins die eingefrorne Zunge gelöst. Nun ergieng er sich in Schilderung der alten Herrlichkeit seines Landes, und ich war erstaunt daß noch so viele Erinnerungen aus der voripanischen Zeit im Volk fortlebten, da bereits mehr als drei Jahrhunderte der Knechtschaft auf dem Lande gelastet hatten.

Einen bessern Fund hätte ich nicht thun können, wenn ich statt des Alten in seinem Schaffell einen alten Codex, in Pergament oder Schweinsleder gebunden, der die Geschichte Mexico's enthielt, entdeckt hätte. Denn dieser lebendige Codex gab Antwort auf meine Fragen besser als ein gedruckter es gekonnt hätte. So erfuhr ich folgendes: Vor alten Zeiten wurde am längsten Tag des Jahres das Hauptfest der Gottheit, der Sonne nämlich, gefeiert. An diesem Tag erschien sie am Mittag während eines Augenblicks mitten im Berge zum Zeichen daß sie von nun an wieder nach Süden zurückkehre und das Jahr vollendet sey. Ihre Strahlen wurden zu verschiedenen Seiten des Berges dem versammelten Volk sichtbar, da sie durch Thore oder Gänge, welche an diesem Tag geöffnet wurden, herausdrangen aus dem Innern des Berges: ein Moment, welcher gewiß mit Spannung von den ringsum versammelten Schaaren erwartet wurde, die dann während der kurzen Secunden dieses Lichtscheins knieend die himmlische Macht verehrten. Während des ganzen übrigen Tages, vor wie nach diesem feierlichsten Augenblick, wo eine Sonne am Himmel und eine andre im Innern der Erde erschien, loderten auf allen Bergen rundum die Feuer der leuchtenden Gottheit.

Während dieses Theils seiner Erzählung deutete der Alte auf die umliegenden Hügel, deren regelmäßige spitz zulaufende Gipfel mir schon vorhin aufgefallen waren, so daß ich bei mehrern entschieden glaubte, es seyen Pyramiden welche dieß Aussehen verursachten. Diese Vermuthung wurde jetzt durch den Indianer bestätigt, der mir betheuerte, alle diese nächsten Berge seyen im obern Theil von seinen Vorfahren erbaut worden, um den Göttern auf diesen Altären zu opfern, besonders der Sonne. Früher sey diese Gegend dicht bevölkert gewesen, so leer sie jetzt sey. Die von ihm bezeichneten Berge unterscheiden sich wesentlich von den andern welche alle kuppelig waren, dagegen jene, dieselben von mir zuvor bemerkten, sehr spitz ausliefen, und auffallenderweise an diesem spitzen Gipfel keinen Baumwuchs mehr zeigten, der den übrigen Theil reichlich bedeckte. Bei vieren derselben trat dieß deutlich hervor, bei drei andern blieb es nur wahrscheinlich daß sie bebaut waren. Auf meine Frage, warum denn jene Riesenaltäre oder Pyramiden auf den Bergen errichtet seyen und ob sich nicht in der Ebene auch welche fänden, sagte der Alte: Hier keines; in unserm Lande (er meinte unsere Gegend) liegen sie alle auf Bergen, damit das Volk recht weither der Feierlichkeit zuschauen konnte.

Diese Pyramide von Xochicalco mit ihrem Tempel wurde also der Schlüssel zu allen frühern und spätern Beobachtungen der Art. Nun war es deutlich, wie die Spanier auf die Idee gekommen waren, auf die Spitzen der Pyramiden von Cholula und Abotla Kirchen zu bauen. Sie fanden dort bereits Altäre oder Tempel vor, wie denn hier bei Xochicalco noch eine auf der Pyramide stand, und schmiegten sich der Oertlichkeit und der Gewohnheit des Volkes an. Sie konnten das vorhandene Material gleich benutzen, und das Volk verehrte den neuen Gott doch auf der alten Stelle.

Ein schönes Seitenstück zu dem Tempel von Xochicalco ist der von Tusapan, oder Tuspan, unter 21° nördl. Br. und 79⅔ westl. Länge von Ferro, dicht an der Meeresküste, die hier eine Bucht bildet. Auch er steht auf einer oben abgestumpften Pyramide, welche sich aber nur als ein erhöhendes Fundament darstellt, ohne Terrassen, und wenigstens, so weit sie aus dem Boden herausragt, auch ohne Eingänge, mit glatten unbedeckten Wänden. Auf der einen Seite, da wo der Eingang des Tempels liegt, führt eine Treppe die schiefe Fläche hinan. Dieser Bau steht inmitten einer dichten Waldung, auf einem kleinen Plateau, und kann also ohne Führer nicht aufgefunden werden, da man ihn erst sieht wenn man dicht dabei ist. Er heißt bei den Eingebornen nach ihnen selbst: der Tempel der Totonaquen; dieß ist der Name des dort hausenden Indianerstammes. Ueber die Bauart der Tempel gewinnt man durch ihn ein neues Moment. Der Unterbau gleicht vollkommen dem des Tempels zu Xochicalco, dann folgt der Sims, wie dort, um verticale Wände von etwa ⅔ der Höhe des Unterbaues, und nun abermals ein Sims. Auf diesem erhebt sich eine Pyramide, deren Grundfläche wie die des Tempels ein Rechteck ist, welches um die Hälfte länger als breit ist. Die Höhe dieser Pyramide ist etwa ½ der Breite gewesen; die eine Seite nämlich ist eingestürzt, so aber daß nur wenig an der Spitze fehlt. Wahrscheinlich ist es daß der Tempel von Xochicalco diesem zu Tuspan gleich gewesen ist, aber leider konnte ich nicht erfahren ob man auch hier ein ähnliches Fest, wie am 21 Jun. zu Xochicalco gefeiert habe. Neben dieser Pyramide mit ihrem Tempel zu Tuspan, die also noch besser erhalten ist als jener Bau zu Xochicalco, will ich gleich der großen Pyramide von Papantla erwähnen, die ebenfalls noch völlig unversehrt zu nennen ist (ausgenommen die oberste Terrasse). Sie steht in der Küstenebene, in jener einzigen Gegend, dem Lande der Vanille, wie die Mexicaner sagen (unter 20½° nördl. Br. und 79⅞° westl. L., 8 Meilen vom Meer entfernt), mitten im Wald. Ob dieser auch zur Zeit des Cortez schon dagewesen ist, bezweifle ich hier sowohl als bei der Pyramide von Tuspan — denn was soll ein Tempel im Wald? Wahrscheinlich war die Umgebung zur

[1] Silbermünzen à 5 Sgr.

Zeit des Dienstes in diesen Tempeln frei und offen; und erst die letzten drei Jahrhunderte ließen jene Wälder rundumher aufwachsen, was denn der nur einen Tag in den tropischen Wäldern zugebracht hat, nicht mehr unwahrscheinlich vorkommt.

Diese Pyramide zu Papantla unterscheidet sich aber sowohl von der zu Tuspan wie zu Xochicalco wesentlich dadurch daß sie eine Menge Gemächer enthält, und dagegen, wie es scheint, keinen Tempel getragen hat. Es müßte denn die siebente Terrasse, die zum großen Theil zerstört ist, der Tempel gewesen seyn, zu welcher Annahme man dadurch berechtigt ist daß die Treppen nur bis zu ihr hinaufführen und also auf der sechsten Terrasse endigen. Der Baustyl aber ist vollkommen bei dieser Terrasse derselbe wie bei den sechs vorhergehenden. Da die Pyramide völlig frei steht nach allen vier Seiten, so ist sie sehr lehrreich. Sie besteht nämlich aus sechs völlig gleichen Terrassen (wenn nicht die Erde noch andere birgt), deren jede 8—9′ hoch ist und aus zwei Stücken besteht, aus einem untern schief nach innen ansteigenden und einem obern vertikalen, beide verbunden durch eine vierkantige Leiste, die etwas unter der Mitte der ganzen Höhe sich befindet. Auf dem Rande des obern Theils ist ein scharf vorspringender dreikantiger Sims aufgesetzt, ähnlich dem an den vorhin erwähnten Tempeln. Leiste und Sims laufen ununterbrochen um drei Seiten der Pyramide. Nur auf der südlichen werden alle sechs Terrassen überschritten durch zwei schief aufliegende Ebenen, welche in einiger Entfernung von einander parallel von unten nach oben führen, indem sie die Treppen tragen. Jede der Treppen ist der Länge nach getrennt durch eine Mauer, so daß zwei Paar Stufenreihen entstehen, welche von der Basis der Pyramide bis auf die fünfte Terrasse führen. Von hier setzen sich nur die innern beiden Hälften bis zur sechsten Terrasse fort. Auf dieser erhebt sich, ganz den frühern Styl fortsetzend, eine siebente, aber es ist aller Grund vorhanden anzunehmen daß sie ein Tempel gewesen sey, weil die Treppe nicht mehr hinaufgeführt hat, und auch, weil sie etwas mehr zurückspringt als die übrigen. Leider ist gerade die Seite wo der Eingang gewesen seyn muß, zerfallen, und die übrigen noch vorhandenen Seiten können nichts entscheiden. Sonst ist die Treppenseite der Pyramide die besterhaltene. Hier zeigen sich auf jeder Seite der Treppe in jeder Terrasse zwischen Leiste und Sims quadratische Fensteröffnungen, und zwar auf der untern Terrasse auf jeder Seite 7, auf der zweiten 6, der dritten 5, der vierten 4, auf der fünften nur noch 2, mehr breit als lang, und auf der sechsten endlich eine und eine andere in dem Raum der äußern Treppe, die hier schon fehlt und überbaut ist. Dazu kommen noch Oeffnungen zwischen beiden Treppen, die aber nur in den vier untern Terrassen sich finden, bei der fünften fehlen, und in der sechsten so aussehen, wie die übrigen Oeffnungen. Diese Fenster zwischen den Treppen sind nämlich viel niedriger, aber breiter als jene außerhalb derselben. Ein Blick in diese letztern zeigt kleine Gemächer von vielleicht 10—12′ Länge, die zwischen den Stufenreihen dagegen scheinen einer innern Treppe Licht gegeben zu haben, welche unter der äußern hinaufführte bis zur sechsten Terrasse.

Wer hat diese Gemächer bewohnt? Vielleicht die Priester, welche den Dienst des Tempels auf der Spitze verrieben mußten? Es ist wahrscheinlich. Aber warum gerade hier in Papantla? Warum in Tuspan eine massive Pyramide? Sollte die verschiedene Zeit oder der Stammesunterschied der Erbauer dieß verursacht haben? Oder war es eine andere Gottheit, der dieser oder jener Bau errichtet war? Wie bestimmend dieser letzte Punkt auf den Standort und die Bauart einwirkte, zeigt ja die Pyramide von Xochicalco, zu der ich noch einmal zurückkehre. Es ist mehr als zu bedauern daß die Dominicaner so gut wie nichts von dem aztekischen Mexico übrig gelassen haben, und läge nicht Papantla, Tuspan und Xochicalco fern ab von der Heerstraße, so ständen sicherlich auch diese Bauten nicht mehr. Denn lehrt nicht der letztgenannte Tempel deutlich daß jene Heiden eine genaue Kenntniß des Sonnenlaufs hatten? Ja, setzt nicht der Bau jenes Schachtes überhaupt mehr als oberflächliche wissenschaftliche Bildung voraus? Sie mußten Mittel und Wege gefunden haben den Winkel welche die Sonnenstrahlen am 21 Jun. mit der Erdoberfläche machten, zu fixiren. Wie hätten sie sonst den Schacht in dieser Richtung bauen können, um durch ihn das Sonnenlicht in den Grund der Pyramide oder in den Schooß des Berges zu bringen? Sie mochten dann an irgendwelche mythologische Vorstellungen oder Ideen aus den Naturvorgängen verbinden — immerhin steht dieß fest daß sie eine genaue Zeitrechnung und mathematische Kenntnisse haben mußten. Durch welche Mittel sie die Sonnenstrahlen im Innern des Berges nach außen reflectirten, steht dahin; da aber Metallspiegel noch heute bei den Indianern im Gebrauch sind, so mögen sie wohl älter sein als die spanische Einwanderung — und noch dazu im Lande des Silbers! Der Schacht mußte sich nach unten hin südlich wenden, weil die Sonne am 21 Jun. in Xochicalco, das schon in den Tropen liegt, unter $18^{3}/_{4}^{0}$ nördl. Br. und $81^{3}/_{4}^{0}$ westl. L., im Norden stand. Wahrscheinlich stand er mit jenen horizontalen Gängen in Verbindung, und so konnte, wenn die Sonne durch den Meridian gieng, ihr Strahl an dem einen Tage bis auf den Grund des Schachtes, und dort reflectirt, zu den Seiten des Berges hinaufdringen. Ein kurzer Lichtblitz — und einige Secunden später wieder völlige Nacht wie zuvor, bis zu demselben Tag im folgenden Jahr. Das Experiment der Priester mag seine Wirkung auf das staunende Volk nicht verfehlt haben; erregte es doch in mir, wenn ich es mir im Geist vorstellte, große Bewunderung vor ihren Kenntnissen und ihrer Geschicklichkeit. Der Indianer hängt noch heute mit einiger Verehrung an der Sonne, obwohl er zum Kreuz betet. Am Abend desselben Tages z. B. als ich den Tempel von Xochicalco besucht hatte, und die ersehnte Hacienda von Cocopotla immer noch nicht sichtbar wurde, frug ich einen Indianer, der mir am Wege begegnete: Wie weit ist es noch bis Cocopotla? Er wandte das Gesicht der Sonne zu, hob die rechte Hand zu den westlichen Bergen und sagte: Wenn die Sonne dort auf die Berge tritt, werden Sie in Cocopotla ankommen! Und er hatte völlig Recht. Die leuchtende Kugel war eben auf die Gipfel hinabgerollt als mein Pferd in den Hof der Pflanzung einlenkte. Und so ist es mir bei hundert ähnlichen Gelegenheiten gegangen. Die Sonne ist ihre Heiligerin geblieben, wenn sie auch nicht mehr zu ihr beten dürfen, wie der Fellah noch heute den Nil göttlich verehrt, obwohl er ihm nicht mehr opfern darf. Aber wenn er den Namen ausspricht, hört man die Ehrfurcht und die Dankbarkeit gegen den ernährenden Strom heraus.

Ehe ich zum Resultat der erwähnten eignen Anschauungen komme, will ich zuvor noch einiger historischen Notizen erwähnen, welche einiges Licht auf die Sache werfen. Sie betreffen Bauten, von denen nur noch der allgemeine Ort bekannt ist, nicht aber ihr besonderer Standpunkt: ich meine die Pyramiden zu Tenochtitlan. Heute ist das Ruinenfeld dieser aztekischen Residenz mit Steinblöcken von ungeheurer Größe bedeckt, aber kein Fundament eines Baues ist mehr deutlich, also auch nicht die Spur einer Pyramide. Zerschlagen und vergraben unter dem eignen Schutt liegen alle jene Wunderbauten welche die Spanier mit Erstaunen erfüllten. Die Zerstörer haben in ihrem Eifer alles gründlich verwüstet. Und doch kann man von den Pyramiden zu Tenochtitlan

Digitized by Google

sprechen? In der Erzählung des Clavigero[1] von der Eroberung Mexico's durch Cortez heißt es mehrmals: die Spanier erstürmten den Tempel. Einige Zeilen weiter nennt ihn der Erzähler einen Thurm und wechselt oft zwischen diesen beiden Ausdrücken. An einer besondern Stelle erwähnt er einer Treppe, die außen bis auf die Höhe des Tempels führt, und ein andermal erzählt er daß ein Indianer den andringenden Feind von der obersten Terrasse des Tempels hinabgestürzt habe, woraus natürlich folgt daß unter derselben noch andere Terrassen gewesen seyen. Paßt dieß alles nicht vollkommen auf die früher beschriebenen Pyramiden? Ebenso die Erwähnung des blutigen Opfers, das nach Cortez's Sturm auf die Stadt, 3 Jul. 1521, den folgenden Tag stattfand, wobei es heißt: Die Spanier sahen von ferne mit tiefem Schmerz ihre gefangenen Brüder auf der Spitze des Tempels hinopfern, und gewahrten wie die jauchzenden Indianer den Tempel innen erleuchteten und um die Flamme tanzten, welche jene verzehrte.

Die Pyramiden von Mexico haben also alle nur einen religiösen Zweck gehabt; sie trugen Tempel oder Altäre, oder waren das erstere selbst, wie sich dieß z. B. von der zu Papantla sagen läßt, insofern sie die Priester beherbergte. Sie waren also zum Theil Wohnungen der lebenden Menschen, dienten aber alle der Verehrung der Götter.

Was ihre Bauart betrifft, so stimmen alle noch vorhandenen und unbedeckten darin überein daß sie, aus Quadern errichtet, in Terrassen ansteigen bis zu einer Plattform, welche den Tempel trägt. Das schief aufsteigende Fundament, die Leiste oder der erste Sims, dann der verticale Theil der Mauer bis zum folgenden Sims ist sowohl den einzelnen Terrassen, wie den Tempeln gemeinschaftlich. Daß die Pyramide von Tuxpan hievon eine Ausnahme macht, erwähnte ich schon.

Sie wären daher auch kaum Pyramiden zu nennen, sondern würden besser Terrassenthürme heißen, wenn nicht die im Verhältniß zur Höhe breite Basis sie den Pyramiden ähnlicher machte als den Gebäuden die wir Thürme nennen, wo immer die Höhe den horizontalen Durchmesser übertrifft. Wäre dieß Verhältniß auch bei den mexicanischen Pyramiden herrschend, so würden sie mich an chinesische und japanische aus Terrassen aufgeführte Bauten erinnern.

Was ihren Standort angeht, so sind sie alle inmitten des bewohnten Landes oder der Stadt errichtet worden, wenn auch heute die Wildniß sie umgibt. Das erforderte auch ihr Zweck, da sie der Verehrung irgendeiner Gottheit gewidmet waren.

Das Material ist nirgends gebrannter Stein, sondern immer Quadern ohne jeden Mörtel, und darin stimmen sie also mit denen im Nilthal überein, nur daß es in Mexico meist Sandstein, in Aegypten Kalkstein ist, woraus sie gebaut sind. Vergleichen wir schließlich diese Bauten zu beiden Seiten des atlantischen Oceans auch in andrer Hinsicht, so stellt sich heraus: die Pyramiden des Nilthales sind wirkliche mathematische Pyramiden, die von Mexico nur vergleichsweise so zu nennen, dem Wesen nach aber Terrassenthürme. Die afrikanischen sind so gut wie massiv, weil Grabsteine oder Wohnungen der Todten; die mexicanischen enthalten Gemächer und sind Wohnungen der Lebenden. Jene sind Denkmäler eines Fürsten, diese Tempel der Götter. Daher stehen sie mitten im bewohnten Land und so hoch als möglich auf den Spitzen der Berge, um weithin gesehen zu werden, jene aber einsam in der schweigenden Wüste.

Und so haben denn die Pyramiden von Mexico wenig oder gar keine Verwandtschaft mit denen von Aegypten, und soll die Cultur der Azteken und damit ihre Baukunst aus der alten Welt hergeleitet werden, so muß das Muster für ihre Pyramiden jedenfalls anderswo als in Aegypten gesucht werden.

[1] Clavigero ist ein sehr moderner Autor, was er aber sagt, findet sich in allen Quellen. Daß es in Tenochtitlan Eus oder Teocallis gab, wissen wir ganz bestimmt. Vgl. Prescott, II, 141. D. R.

Miscellen.

Beschiffung des Murray. Aus Adelaide, 20 Jan. 1857, berichtet die Zeitschrift für Erdkunde: Der gesetzgebende Rath von Südaustralien erließ 1854 eine Aufforderung, und bestimmte eine Summe (wenn ich nicht irre 2000 Pfd. St.) demjenigen zur Belohnung, der zuerst mit einem Dampfschiff von gewissem Tonnengehalt und Pferdekraft den Fluß Murray (den bis jetzt bekannten größten Fluß Neuhollands) befahren würde. Der Murray mit seinen Nebenflüssen verbindet New-South-Wales, Victoria und Südaustralien; der Nutzen einer Schiffbarmachung dieses Flusses ließ sich deßhalb gar nicht berechnen. Jenen Preis hat nun ein Schiffscapitän gewonnen, Hr. Francis Cadell, der nicht nur jene Belohnung, sondern auch eine Medaille in Gold von dem Legislatif Council in Südaustralien, und einen goldenen Candelaber von den Squatters und Anwohnern des Murray zum Geschenk und Andenken erhielt. Es existiren von dieser Medaille (die in London gemacht wurde) nur drei Abdrücke, deren eine Sir Henry Young, unser ehemaliger Gouverneur, die zweite Capitän Cadell und die dritte das Archiv des gesetzgebenden Rathes erhielt. Die beiden Stempel zur Medaille befinden sich gleichfalls im Archiv des gesetzgebenden Rathes. Die Ehre der ersten Beschiffung des Murray-Flusses gebührt aber nicht Capitän Cadell, sondern den Gebrüdern Randell von Gumeraska, die auf einem an Ort und Stelle von ihnen selbst erbauten kleinen Dampfschiffe den Murray etwa 1200 Miles hinaufführen und als erste Murraybeschiffer von der Regierung dafür belohnt wurden. Gegenwärtig ist nun ein reges Treiben auf diesem Fluß. Dampfschiffe verbinden alle drei Colonien, und was Melbourne und Sydney nur mit großen Anstrengungen gelang (ihre entfernten und entlegenen Ansiedlungen und Goldgruben mit Provisionen zu versorgen), das geschieht von Adelaide mit Leichtigkeit durch Vermittlung unseres schönen Murray-Flusses und zu nicht geringem Verdruß der Kaufmannschaft von Sydney und Melbourne. So wäre eine große Straße in das Innere unseres Inselcontinents eröffnet, was wir den so oft verkannten Absichten unseres vorigen Gouverneurs Sir Henry Young zu verdanken haben.

*

Höhenmessungen in der Karakorumkette. Die Vermessungen in Kaschmir und Tibet nehmen, wie Oberst Waugh in der Sitzung der geographischen Gesellschaft in London am 23 Nov. anführte, einen günstigen Fortgang, und werden eine schöne topographische Karte zu Tage fördern. Die HH. Montgomerie und Elliott Brownlow haben im Karakorumgebirge zwei Bergspitzen festgestellt, deren eine 27,928 Fuß hoch und 136 (engl.) Meilen von den letzten Stationen entfernt ist. Danach wäre diese Bergspitze die drithöchste bis jetzt gemessene. Die Abtheilung für

Digitized by Google

Kaschmir hat die Schneegebirgskette mit je zwei Stationen darauf zweimal überschritten.

•

Gregory's neueste Entdeckungen. Aus Westaustralien ist durch Ingenieur-Lieutenant Du Cane ein Bericht eingegangen; er meldet darin daß Hr. Frank Gregory auf einer Erforschungsreise nach dem Norden den Murchison-Fluß überschritten habe, und über hundert (engl.) Meilen weiter als Austin auf seinen letzten Entdeckungsreisen vorgedrungen sey. (Athenäum.)

•

Burtons ostafrikanische Expedition. Berichten von der ostafrikanischen Expedition zufolge sind die Capitäne R. Burton und J. H. Speke am 19 Dec. 1856 in Zanzibar angekommen. Da die trockene Jahreszeit eingetreten war und der Stand der Dinge, in Folge des Todes des Imam von Maskat, gar manches zu wünschen übrig ließ, so erschien es rathsam die Reise ins Innere bis zum Monat Junius zu verschieben. Mittlerweile hatte Burton, in Begleitung Capitän Speke's, das Festland besucht. Am 5 Jan. Zanzibar verlassend, erreichte er binnen acht Tagen Pemba, und begab sich von da in drei weiteren Tagen nach Mombas, wo er sich drei Wochen lang aufhielt und bei den Missionären und Eingebornen Erkundigungen einzog. Von hier gieng er auf einer Küstenreise an die Mündung des Panganyflusses, dann zu Fuß, stets dem Laufe des Flusses folgend, nach Fuga, der Hauptstadt von Mombara, welche in gerader Linie siebenunddreißig (engl.) Meilen von Panganyi und vierundsiebenzig vom Fluß entfernt ist. Sodann kehrte er nach letzterm Ort zurück, wo er, wie auch Capitän Speke, vom Fieber befallen wurde. Dieser Umstand verhinderte die Reisenden an weiterer Erforschung des Festlandes nach Süden zu, weßhalb sie am 6 März nach Zanzibar zurückkehrten. Das Tagebuch enthält außer einer umständlichen Verzeichnung der Tagsbegebenheiten thermometrische und astronomische Beobachtungen, so wie die Beschreibung des Wegs von Panganyi nach Fuga, nach welcher die dem Tagebuch beigegebene Karte gezeichnet ist. Burton und Speke sind seitdem, an der Spitze eines bewaffneten Geleites, in das Innere von Bagamoyo eingedrungen, um den „großen See" aufzusuchen. (Athenäum.)

•

Inventarstücke französischer Theater. So oft im Théâtre français die „Hochzeit des Figaro" aufgeführt wird, bemerkt das Publicum im dritten Act den schönen Lehnsessel, auf welchem Graf Almaviva sein Urtheil spricht. Dieser Sessel, an dem man den üppigen Geschmack der Zeit Ludwigs XIV, so wie die steiferen Formen aus der Ludwigs XVI wahrnimmt, ist mit seinen Sculpturen, Vergoldungen, Sammetfransen, goldenen Troddeln und Eicheln, ein geschichtliches Möbelstück. Es war der Thronsessel welcher im Palais Royal den Salon Philipp Egalité's, in seiner Eigenschaft als Prinz von Geblüt, schmückte. Spuren der Krone und des Wappens des Hauses Orleans sind noch daran sichtbar. Er wurde von Karl X dem Theater geschenkt. Ein andrer, weniger glänzender, aber um so berühmterer Sessel ist der des „Eingebildeten Kranken." Der Ueberlieferung zufolge ist es derselbe Lehnsessel in welchem Molière die Rolle des Argan zum erstenmal spielte. Als zu Ende des letzten Jahrhunderts das Théâtre français im Odeon war, wurde es von einer schrecklichen Feuersbrunst heimgesucht. Die Schauspieler hegten die größte Furcht der kostbare Stuhl möchte verloren seyn. Ein gewisser Hr. Pontus, der im Theater bedienstet war, rettete ihn jedoch mit eigener Lebensgefahr, indem er ihn zum Fenster hinauswarf; wunderbarerweise blieb er ganz unbeschädigt. Nur mit Hülfe eines Opernglases sind die Alterthumsfreunde des Parterre jetzt im Stande wahrzunehmen daß einer der Füße von Molière's altem Lehnsessel durch Feuer beschädigt ist. Ein anderes interessantes Item im Inventar des Théâtre français ist die Glocke welche man im ersten Act von „Don Juan von Oesterreich" hört. Sie ist nichts geringeres als eine der Glocken welche am 24 Aug. 1572 das Zeichen zum St. Bartholomäus-Blutbad gaben. Es befanden sich drei dieser Glocken, von verschiedenen Größen, in der Kirche St. Germain l'Auxerrois, und sie waren es welche den ersten Klängen des benachbarten Louvre antworteten. Während der Revolution wurden diese Glocken verkauft; ein Glockengießer mit Namen Flaubon kaufte sie, und trat die kleinste derselben für die erste Aufführung von „Eduard in Schottland," durch Alexander Duval im Jahr 1801, käuflich an das Théâtre français ab. (Pariser Journal.)

•

Unterrichtswesen in Griechenland. Ueber diesen für Griechenland und für die Zukunft des griechischen Volks so hochwichtigen Gegenstand enthielt das Ausland 1857. Nr. 25 ausführlichere Mittheilungen. Unter Bezugnahme auf dieselben bemerken wir hier weiter daß nach dem was die in Athen erscheinende *Néa παιδεία* 1857. Nr. 178. S. 240 über die jährlichen Prüfungen in den Schulen des Königreichs, sowie über die Jahresberichte über letztere ausspricht, der Zustand des Unterrichtswesens in Griechenland immer mehr sich verbessert, namentlich auch insofern als nicht bloß auf die Bildung des Verstandes und auf die Vermehrung von Kenntnissen, sondern auch auf die sittliche Veredlung und auf die Bildung des Herzens Rücksicht genommen wird. Die Wahrnehmung gilt ebensowohl von öffentlichen wie von Privatschulen. In den öffentlichen Schulen Athens war nun auch die Vertheilung von Prämien eingeführt worden, als ein Mittel zur Ermunterung des Eifers und zur Erweckung des Ehrgeizes der Schüler. Von besonderm Interesse ist hiebei die Mittheilung, daß die meisten derjenigen Schüler welche hierbei vor andern sich ausgezeichnet hatten, aus dem noch unter türkischer Herrschaft stehenden Griechenland waren, zum deutlichen Beweise daß der Eifer für Bildung dort lebhafter ist als im freien Griechenland, wo der Erwerb von Kenntnissen leider als ein Mittel „eine Carriere zu machen und Reichthümer zu erwerben," wie es in der griechischen Zeitschrift selbst heißt, angesehen wird. Im unterjochten Griechenland dagegen sucht man den Mangel der politischen Freiheit durch Bildung und Kenntnisse zu ersetzen, und man betrachtet dort die Weisheit als „ein Mittel zu humaner Veredlung und zu gewissenhafter Erfüllung der Pflichten." Mit vorzüglichem Lobe wird namentlich auch der weiblichen Unterrichtsanstalten in Athen gedacht, und der Verfasser schließt seine Mittheilungen mit der bestimmten Versicherung daß „die Lernbegierde unter den Griechen mit jedem Tag zunimmt und daß der Eifer für Bildung bei der Regierung wie bei den Gemeinden und bei Privatleuten fortwährend im Wachsen begriffen ist." Es bleibt, wie für eine jede civilisirte Nation, so auch vornehmlich für die Griechen unserer Tage eine Nothwendigkeit, das Wort eines ihrer Vorfahren sich allenthalben zur Richtschnur dienen zu lassen: „Alles Wissen ohne Gerechtigkeit und ohne die übrigen Tugenden führt nicht zur Weisheit, sondern zur Bosheit."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 50. 11 December 1857.

Thierleben auf dem Liambye.

(Aus Livingstone's Missionary Travels in South Africa.)

Wenn wir unter den überhängenden Bäumen an den Ufern des Liambye vorüberwandelten, sahen wir oft die hübschen Turteltauben friedlich auf ihren Nestern über dem brausenden Strome sitzen. Ein Ibis-Weibchen (der Hagidasch Lathams; oder Tantalus capensis Lichst.) hatte ihr Heimwesen auf einem Baumstumpen aufgeschlagen. Ihr lautes, heiseres Wa-wa-wa-Geschrei und das Pfeifen des Fischgeyers sind Töne die derjenige welcher einmal die Flüsse nördlich des 20sten Grads südlicher Breite befuhr, nie vergessen kann. Wenn wir an der Küste dahinschreiten, so folgt uns der Charadrius carunculus, eine Regenpfeifer-Species und ein höchst lästiges, um die Sicherheit der Thierwelt aber sehr besorgtes Geschöpf; er fliegt über unsere Köpfe dahin, und ist unermüdlich in seinen Versuchen allen im Bereiche seiner Stimme befindlichen Thieren Warnungsrufe zu geben, und sie zur Flucht vor der nahenden Gefahr aufzufordern. Der Allarmruf „Tinc-tinc-tinc" einer andern Varietät derselben Familie (Pluvianus armatus, Burchell) hat einen so metallischen Klang, daß man diesen Vogel Setula-tsipi oder Hämmereisen nennt. Er ist mit einem scharfen Sporn an seiner Schulter ausgestattet, der viel Aehnlichkeit mit einem Hahnensporn hat, aber kaum einen Zoll lang ist. Seiner Macht sich bewußt, kann man sehen wie er den weißhalsigen Raben mit Wuth verfolgt, und diesem vergleichsweise großen Vogel selbst Angstrufe erpreßt. Dieser Vogel ist es auch der, unter dem Namen Sikfak, seiner Freundschaft zu dem Nilkrokodil halber weit bekannt ist, und den Hr. St. John wirklich die Rolle eines Zahnstochers bei diesem häßlichen Reptil spielen sah. Man sieht diese Vögel häufig auf einer und derselben Sandbank mit dem Alligator, und oft hat es für einen Vorübergehenden den Anschein als säßen sie dem Krokodil auf dem Rücken. Ich habe jedoch nie das Glück gehabt Augenzeuge der nicht bloß von St. John und Geoffroy St. Hilaire, sondern auch von Herodot geschilderten Operation zu seyn. Sey dem indeß wie ihm wolle, was keiner dieser Schriftsteller wußte, das sagte mir, den Nachen anhaltend, mein Oberbootsmann Maschanano, nämlich daß die Wasserturteltaube, welche zur Ablegung ihrer Eier ein steiles Ufer hatte hinansteigen wollen, aber auf ihren Rücken heruntergestürzt war, und uns so in den Stand gesetzt hatte sie zu fangen, ein unfehlbares glückverheißendes Vorzeichen für unsere Reise sey.

Unter den Waldbäumen mit denen die Ufer der felsigen Theile des Liambye besetzt sind, wurden mehrere bisher noch unbekannte Vögel beobachtet. Einige sind musikalisch, und ihr Gesang ist, im Gegensatz zu der heisern Stimme der kleinen grünen, an den Schultern gelbbefiederten Papagaien dieses Landstrichs, sehr angenehm. Auch gibt es hier viele pechschwarze Seedrachen (weavers) mit gelblich braunem Band an den Schultern. Wir sahen hier zum erstenmal einen hübschen kleinen — mit Ausnahme der Flügel und des Schwanzes, welche chocoladefarbig waren — dunkelblau gefärbten Vogel. Am Schwanze reichen zwei Federn sechs Zoll über die andern hervor. Auch andere kleine weiß und schwarz gefärbte, ungemein lebhafte, stets in Gruppen von sechs oder acht beisammen lebende Vögel trifft man hier. Aus Mangel an Hülfsbüchern konnte ich aber nicht bestimmen ob sie für die Wissenschaft wirklich neue Arten bilden. Hasel- und Perlhühner gibt es längs der Ufer in Menge, und an jedem abgestandenen Baum und Felsstück kann man eine oder zwei Species des mit Schwimmfüßen versehenen Plotus, des Pfeilschützen oder Schlangenvogels, sehen. Sie sitzen den Tag über meist in der Sonne über dem Strom, stehen auch zuweilen aufrecht da mit ausgebreiteten Flügeln; hin und wieder sieht man sie durch Untertauchen selbst mit Fischfang beschäftigt, und während sie herumschwimmen, ist ihr Körper so tief ins Wasser eingesenkt, daß über der Oberfläche kaum mehr als ihr Hals sichtbar ist. Ihre Hauptfutterzeit ist die Nacht, und wenn die Sonne sich zum Untergange neigt, kann man sie von ihren Ruheplätzen heerdenweise nach den Fischgründen fliegen sehen. Dieser Vogel ist sehr schwer zu fangen. Er ist im Tauchen außerordentlich gewandt — er geht so geschickt hinab, und kommt, an Stellen wo man es am wenigsten erwartet hatte, so rasch wieder zum Vorschein, daß selbst die erfahrensten Bootsleute nur selten seiner habhaft werden können. Der Rumpf des Schlangenvogels ist bemerkenswerth in die Länge gezogen, und so biegungsfähig, daß er ihm nicht nur als Ruder beim Schwimmen, sondern auch als Hebel dient um hoch genug über das Wasser emporzusteigen und seinen Flügeln freien Spielraum zu gewähren. Er kann sich mittelst dieser Eigenthümlichkeit willkürlich aus dem Wasser erheben.

Digitized by Google

Auch den ſchönen Fiſchgeyer (fish-hawk), mit weißem Kopf und Hals und röthlich chocoladefarbigem Körper, ſieht man häufig auf den Bäumen ſich niederlaſſen, und oft findet man todte Fiſche, welche ſeinen Krallen zum Opfer gefallen ſind. Einer derjenigen die man am häufigſten in dieſer Lage ſieht, iſt ſelbſt wieder ein Fiſchtödter. Es iſt dieß ein ſtarker, etwa fünfzehn oder achtzehn Zoll langer, hellgelber und mit Streifen und Flecken bunt verzierter Fiſch. Er hat außerhalb der Lippen eine höchſt achtunggebietende Reihe ſcharfer, koniſcher Zähne, welche von den Fiſchern, da er ſie wirkſam zu gebrauchen verſteht, ſehr gefürchtet werden. Ein todt von uns aufgeklaubter hatte ſich durch Verſchlingung eines andern Fiſches ſelbſt getödtet, indem er ihn, der für ſeinen Magen und ſeine Kehle zu groß war, nicht wieder auszuwerfen vermochte.

Dieſer Fiſchgeyer tödtet gewöhnlich mehr Fiſche als er verzehren kann. Er frißt einen Theil des Rückens derſelben, und überläßt den Reſt den Baretſe, welche, wenn ſie einen ſo verlaſſenen Biſſen auf den gegenüberliegenden Sandbänken liegen ſahen, oft ein wahres Wettrennen über den Fluß hinüber anſtellten. Der Fiſchgeyer iſt indeß nicht immer ſo hochherzig, denn er plündert zuweilen, wie ich am Zouga mit eigenen Augen ſehen konnte, den Beutel des Pelicans. Hoch über ihm ſchwebend und dieſen großen dummen Vogel unter ſich fiſchend ſehend, wartet er aufmerkſamen Auges bis ein ſchöner Fiſch in des Pelicans Taſche iſt; dann ſteigt er, nicht ſehr raſch, aber mit beträchtlichem Flügelgeräuſch, herab; der Pelican ſchaut um ſich, um zu ſehen was es gibt, und da er, wenn der Geyer ſich ihm nähert, ſein Leben gefährdet glaubt, ſo ſchreit er „Mord.“ Die Oeffnung ſeines Maules ſetzt den Geyer dann in den Stand den Fiſch aus der Taſche herauszuziehen, worauf der Pelican nicht etwa wegfliegt, ſondern ruhig wieder zu fiſchen anfängt; wahrſcheinlich hatte er vor Furcht vergeſſen daß er bereits etwas in ſeinem Kropfe gehabt.

Ein Fiſch, Motcheba genannt, ungefähr von der Größe einer Eidechſe, ſtreift oft mehrere Ellen weit über der Oberfläche dahin, um dem Nachen auszuweichen. Er gebraucht dazu die Bruſtfloſſen, wie die fliegenden Fiſche, kommt aber nie in einen eigentlichen Flug. Seine Bewegung iſt mehr eine mittelſt der Seitenfloſſen bewirkte Reihenfolge von Sprüngen längs der Oberfläche. Er wird nie groß.

Eine Menge Iguanos (Mpulu) ſitzen in der Sonne auf den überhängenden Zweigen der Bäume, und ſtürzen ſich bei unſerer Annäherung ins Waſſer. Man ſchätzt ſie als Nahrungsartikel ſehr hoch, da ſie ein zartes gallertartiges Fleiſch haben. Der Hauptbootsmann, welcher auf dem Schiffsſchnabel ſitzt, hat daher ſtets einen leichten Wurfſpieß in der Hand, um ſie anzuſpießen wenn ſie ſich nicht ſchnell aus dem Staube machen. Dieſe und große Alligatoren, welche, als wir um eine plötzliche Krümmung des Stroms herum bogen, vom Ufer aus mit einem ſchweren Plump ins Waſſer gleiteten, waren die Begegniſſe jeder Stunde die wir auf dem Fluſſe zubrachten.

Die Stromſchnellen in dem zwiſchen Katima-Molelo und Nameta liegenden Theile des Fluſſes werden durch mehrere, fünfzehn oder zwanzig (engl.) Meilen lange Strecken ſtillen tiefen Waſſers gemildert. Man ſieht darin ſehr zahlreiche Hippopotamus-Heerden, und die tiefen Furchen welche ſie beim Erſteigen der Ufer machen, wenn ſie Nachts zur Weide gehen, ſind überall ſichtbar. Sie werden durch ihren Geruchsſinn zum Waſſer zurückgeleitet, ein lang anhaltender Gußregen aber macht es ihnen unmöglich mittelſt dieſes Organs wahrzunehmen in welcher Richtung der Fluß liegt, und man findet ſie dann verirrt auf dem Lande herumſtehen. Die Jäger ziehen bei ſolchen Gelegenheiten aus der Hülfloſigkeit der Thiere Vortheil, um ſie zu tödten.

Wie zahlreich die einzelnen Heerden ſind, läßt ſich mit Beſtimmtheit nicht angeben, denn ſie verbergen ſich meiſt unter dem Waſſer; allein da ſie alle paar Minuten herauskommen müſſen um zu athmen, und dann eine ganze Reihenfolge von Köpfen ſichtbar wird, ſo läßt ſich annehmen daß die Heerde ſehr zahlreich iſt. Sie lieben ruhig fließende Stellen des Fluſſes, da ſie in den ſchnellen Theilen desſelben ſo raſch abwärts getrieben werden, daß große Anſtrengung erforderlich iſt wenn ſie, was ſie häufig thun, wieder an ihre frühere Stelle hinaufgelangen wollen — eine ſolche Anſtrengung aber ſtört ſie in ihrer Ruhe. Sie bleiben den Tag über lieber in einem ſchlafwachen Zuſtande, und achten, obgleich ihre Augen offen ſind, nur wenig auf das was in einiger Entfernung von ihnen vorgeht. Die Töne welche die Männchen ausüben ſind ein ſo lautes ſchnarchendes Grunzen, daß man es meilenweit hören kann. Als das Boot in dem ich mich befand, über eine verwundeten Hippopotamus hinüber fuhr, drang ein deutliches Grunzen herauf, obgleich das Thier ganz unter dem Waſſer lag.

Solange die Jungen noch ſehr klein ſind, ſetzen ſie ſich auf den Hals der Alten, und der über dem großen ſich erhebende kleine Kopf kommt jeden Augenblick an die Oberfläche. Die Alte, das dringendere Bedürfniß des Jungen kennend, taucht, ſolange ſie es in ihrer Obhut hat, häufiger empor. In den Flüſſen Lunda's dagegen, wo ſie vielfach in Gefahr ſind geſchoſſen zu werden, wird ſelbſt der Hippopotamus durch Erfahrung gewitzigt; denn während die im Zambeſi ihre Köpfe zum Athmen offen zeigen, halten letztere ihre Naſen unter Waſſerpflanzen, und athmen ſo ruhig fort, ohne die Fußſtapfen an den Ufern, niemand ſich von ihrem Vorhandenſeyn im Fluſſe etwas träumen ließe.

Die Erfindungen der Chineſen.

Was die Induſtrie betrifft, ſo haben die Chineſen mannichfaltige Entdeckungen, zum Theil weit früher als die Europäer gemacht. Wir können hier nur einiger Erfindungen in der Kürze gedenken. So war der Magnet und Compaß (Tſu-ſchy) nach Klaproth [1] ſchon 2400 Jahre in China bekannt, da die Magnetnadel

[1] Lettres a A. de Humboldt sur l'invention de la boussole. Paris 1834, 8. Tſu-ſchy heißt der Stein, der liebt, wie das franzöſiſche Aimant. Der Pen-thſao-kang-mu ſagt: „wenn der Stein nicht Liebe zum Eiſen

in Europa erſt bei Guyot de Provins im Jahre 1190, Jacques de Vitry 1204, und Brunetto Latini 1260 zuerſt erwähnt wird. Der Eigenſchaft das Eiſen magnetiſch zu machen, gedenkt ſchon der Lexikograph Hiu-tichin 121 n. Chr. Unter den Tſin 265—419 bedienten ſich die Schiffe der Magnetnadel nach Süden zu fahren. Auch die Abweichung der Magnetnadel, die in Pe-king nach Amiot 2° und 2° 30′ w. L. beträgt, und deren Entdeckung in Europa Columbus 1492 beigelegt wird, war in China ſchon unter den Sung 1111—1117 bekannt. Zuerſt hatte man den ſ. g. magnetiſchen Wagen (Tſchi-nan-kiu d. i. der Wagen der nach Süden zeigt), der ſchon 1100 v. Chr. erwähnt wird, und in Japan 658 u. 666 nach Chr. von China aus bekannt wurde, — der erſte Magnet wurde hier erſt 713 entdeckt. Dann hatte man eine Magnetnadel die auf dem Waſſer ſchwamm, von zwei kleinen Röhren geſtützt. Unter den Ming (16. Jahrh.) kommt die jetzige ohne Waſſer vor.

Als Merkwürdigkeit mag erwähnt werden, daß nach Schott im Pen-tſao-kang-mu vom Jahre 1590 im Artikel Ngai (Artemisia p. 15) auch ſchon Brennſpiegel aus Eis erwähnt werden, wie ſie bei uns ein gewiſſer Adriaans zu Anfang des 17ten Jahrhunderts verfertigt haben ſoll, und die Stelle iſt aus der Naturgeſchichte Pi-ja von Lo-tian aus der Zeit der 2ten Sung entlehnt, der ſie aus einem noch ältern Buche hat. Die Stelle lautet: „Man ſchleift ein Stück Eis rund, hält es gegen die Sonne und läßt ſeinen Schatten (Brennpunkt) auf eine Artemiſia (Mocſa) fallen, ſo fängt ſie Feuer.“ Wenig iſt aber wohl darauf zu geben, wenn Klaproth (Mém. de l'Acad. de St. Pétersb. 1810 T. II. p. 476 ſgg.) aus einem kleinen Tao-ſſe Werk Ping-ta Lung-ki (Geſchichte des friedlichen großen Drachen) aus den Jahren 756 bis 62 darthun will daß die Chineſen ſchon damals das Oxygen (Ky-yn) unvollkommen gekannt und das Waſſer als eine Zuſammenſetzung aus dieſem und dem Yang erkannt hätten.

Das Schießpulver kannten ſie ſchon 100 v. Chr. und brauchten es beſonders zu Feuerwerken; viel Salpeter kommt jetzt aus Bengalen; Schwefel von den Lieu-kieu-Inſeln. Man könnte meinen, ſagt Hui, daß China eine ungeheure Fabrik der Feuerwerkkunſt ſey; der ärmſte Weiler kauft ſich wenigſtens Schwärmer. Die Anwendung desſelben zu Geſchützen und wohl auch die dazu taugliche Bearbeitung haben ſie nach Reinaud (Journ. As. IV. Ser. T. 14—15. S. 157—371) [1] aber erſt von den Mongolen, die ſie im 14ten Jahrhundert von den Arabern im W. überkamen, gelernt; die erſten Kanonen kamen nach Mailla (Hist. gén. T. X. S. 484) erſt 1621 von Macao nach Pe-king. Die katholiſchen Miſſionäre ſchrieben zu freigebig den Chineſen ſchon in alter Zeit die Erfindung der Feuerwaffen zu; ſo läßt P. Amiot (Traité de l'art de guerre chez les Chinois. Mémoir. c. la Chine T. 8. p. 331, 336, 360) ſie ſchon 200 n. Chr. ſolcher Feuerwaffen ſich bedienen, die ſpäter nur außer Gebrauch gekommen ſeyen. Auch Pauthier (la Chine p. 316) läßt ſie 757 n. Chr. ſich der Kanonen ſchon bedienen.

Reinaud hat ſich die chineſiſchen Originalſtellen von Prof. Julien in Paris aber genauer überſetzen laſſen und ſie mit den Nachrichten der Araber verglichen. Eine Hauptſtelle iſt aus der Geſchichte der Sung, da heißt es beim Jahre 1259: „man fabricirte die Waffe Tho-ho-tſiang d. i. heftiges Feuerrohr. Man brachte ein Neſt von (Pulver-) Körnern an einem langen Bambusrohr an, zündete es an und das Pulverneſt flog mit einem Geräuſche daß es 150 Schritte weit hörbar war und einer heftigen Flamme heraus.“ Bei der Belagerung von Siang-yang im Jahre 1271 ließ Kublai aus dem W. Ingenieure kommen, die mit dem Ma-ſchi-ki 150 Pfund ſchwere Steine ſchleuderten, die 7—8′ tiefe Löcher in die Mauern machten. Allein auch dieß waren wohl keine Kanonen, ſondern nur Schleudermaſchinen, und nach Raſchid Eddin (Bd. II. p. 391) waren dieſe Maſchinen das Werk arabiſcher Ingenieure, und die Chineſen vermochten nach der Geſchichte der Sung ſie nicht einmal nachzuahmen. Den Salpeter erhielten dagegen die Araber von den Chineſen, er hieß daher nach Ibn-al-Baythar in Aegypten chineſiſcher Schnee, und die Ausdrücke bei Haſſan Alrammah: das Rad, die Blume, die Lanze mit dem Pfeile, aus China für Feuerwaffe und Kunſtfeuer zeigt daß die Chineſen eine Salpetercompoſition zu Kunſtfeuern und als eine Kriegswaffe ſchon vor Ende des 13ten Jahrhunderts anwandten und die Araber ſie von ihnen erhielten. Sie hatten ſchon im 8ten und 9ten Jahrhundert Verbindungen mit China.

Das Papier wurde 95 n. Chr. erfunden, früher ſchrieb man auf Holztafeln oder Zeug. Man machte es aus verſchiedenen Subſtanzen, beſonders aus Bambu und der innern Rinde des Papier-Maulbeerbaumes, aber auch aus Baumwollen- und Seidenfaſern, was beim Abgange der Lumpen in Europa wichtig iſt. Julien wollte ein chineſiſches Werk über Papierbereitung herausgeben; Karmarſch (in Prechtls Encyclopädie) hat jüngſt wiſſenſchaftlich deſſen Bereitung behandelt. 601 wurde das Papier aus China über Korea in Japan eingeführt, früher brauchte man die Rinde von Thuya orientalis.

Der zeitige Bücherdruck iſt für die frühere oder ſpätere Entwicklung China's ſo wichtig daß wir einen Augenblick dabei verweilen müſſen. Gewöhnlich ſetzt man die Erfindung mit Klaproth (Mém. sur la boussole p. 129) erſt 932 n. Chr.; ſo nach Rémuſat, Morriſon und Meadows. Prof. Julien (Journ. As. 4. Ser. T. 9. p. 505—534) hat indeß gezeigt daß er nicht erſt 150 Jahre, ſondern 860 Jahre früher in China erfunden iſt als in Europa, nämlich ſchon unter den Sui im J. 593 n. Chr.; er verbreitete ſich unter den Thang (618 — 904) und gelangte zur Vollkommenheit unter den Sung (960—1278). Auf Stein wurden ſchon im 2ten Jahrhundert n. Chr. alte Texte eingegraben, um ſie beſſer zu erhalten; man ſchrieb ſie 175 n. Chr. roth auf den Stein und gravirte ſie dann tief ein. Dieſe Tafeln dienten aber nicht zum Abdruck, da die Charaktere nicht umgekehrt eingegraben wurden. Dieß geſchah erſt unter den Thang 904, wo man alte Manuſcripte auf ſchwarzem Grunde weiß abdruckte. So alt iſt alſo der Steindruck in China. Der Druck mit beweglichen Typen (Ho-pan) datirt von 1041—1049 n. Chr. Der Erfinder war ein Schmied. Er nahm eine feine Thonerde, machte daraus eine dünne Platte, wie eine chine-

---

hätte, würde er das Eiſen nicht zu ſich kommen laſſen,“ und ähnlich ſchon eine frühere Naturgeſchichte vom Jahre 727. Auch im Sanskrit heißt der Magnet Ayas-kânta: geliebt vom Eiſen, und im Singhaleſiſchen Kândhakogalah: der liebende Stein. Solche gleiche Benennungen weiſen auf eine gemeinſame Quelle hin, die hier China ſeyn wird.

[1] Vrgl. Histoire de l'Artillerie P. 1 du feu Grégeois, et des origines de la poudre à canon par M. Reinaud et M. Favé Paris 1845. 8. p. 176—201.

Digitized by Google

ſiſche Münze (Tſien), gravirte den Charakter darauf — für jeden Charakter machte er einen eigenen Typen — härtete ſie im Feuer, rangirte ſie dann auf einer Platte, die er mit einem Kitte aus Harz, Wachs und Kalk überzogen hatte und dann ans Feuer brachte um ihn etwas zu erweichen, legte dann ein glattes Brett oder ein Klopfholz darauf daß die Lettern gleich ſtanden und druckte 10, 100 bis 1000 Exemplare davon ab. Damit es ſchneller gehe, hatte er immer zwei ſolche eiſerne Platten, und für häufig vorkommende Charaktere, wie ju, techi, ye, 20 und mehr Typen vorräthig. Die Charaktere waren toniſch geordnet, für jeden Laut ein beſonderes Heft, ſeltener vorkommende Charaktere formte er jedesmal ſchnell, wenn er ſie brauchte; Holz wäre zu porös dazu geweſen und hätte Waſſer angezogen, daher bediente er ſich eines Teiges aus Thon. Seine Typen wurden nach ſeinem Tode von ſeinen Cameraden ſorgfältig aufbewahrt. Er ſcheint aber keinen Nachfolger gefunden zu haben. Die chineſiſche Schrift mit ihren vielen Charakteren eignet ſich beſſer zum Holzdruck, der von China im Jahre 1205 in Japan eingeführt wurde und auch nach Tübet und Hinterindien ſich verbreitete. Raſchid eddin erwähnt ihn 1310. Kaiſer Khang-hi, durch die Miſſionäre veranlaßt, ließ 250,000 bewegliche, kupferne Typen gießen und eine Sammlung alter Werke von 6,000 Bänden in 4° wurde damit gedruckt, die Typen aber nach einigen Jahren eingeſchmolzen. Indeß druckt man im Palaſte Wu-ing-tien in Pe-king noch mit beweglichen Typen, die Khianlung 1777 hatte gießen laſſen, um 16,412 Werke damit zu drucken. Neuerdings iſt der Druck mit beweglichen Lettern noch vervollkommnet, und man wendet ſie noch zum Drucke des Staatskalenders an. In Paris findet ſich eine Kriegskunſt in 24 Büchern, ein toniſches Wörterbuch der Stadtnamen in 16 Bänden, und eine allgemeine Geographie nach chineſiſchen und europäiſchen Quellen in 2[illegible] Bänden in 4., die mit ſolchen beweglichen Lettern gedruckt ſind. In Canton druckt man nach Milne [1] noch ein Journal (Yuan-men-pao), das täglich erſcheint, und wovon jede Nummer etwa 500 Charaktere enthält, mit ſolchen beweglichen Typen, aber ſchlecht und kaum leſerlich. Die Geſchichte der Lieu-kieu-Inſeln in 4 Bänden iſt ebenfalls mit ſolchen beweglichen Charakteren gedruckt. Auch die katholiſchen Miſſionäre im Collegium St. Joſeph in Macao druckten mit hölzernen chineſiſchen Typen 2 Bände des Lebens der heiligen Jungfrau, und 26 Bände Leben der Heiligen, der Druck iſt aber ſchlechter als mit Holzplatten. Noch drucken die Chineſen mit Wachstafeln, aber nur ſelten eilige Sachen. Gebräuchlicher iſt der Holzdruck. Erſt nahm man Dryandra cumenta dazu, da das Holz aber zu weich war, ſeit 1614 Kirſchbaumholz. Nach Milne [1] nimmt man das Holz vom Birn- und Bruſtbeerbaum, das hart, fettig glänzend und etwas ſäuerlich ſeyn ſoll, weßhalb die Würmer es nicht angreifen. Die Holzplatten ſind viereckig, einen halben Zoll dick und enthalten zwei chineſiſche Druckſeiten. Man hobelt ſie glatt ab, überzieht ſie mit einem Teige aus gekochtem Reis oder von einem andern klebrigen Stoffe, die kleinen Lücken auszufüllen, legt das gut geſchriebene Blatt verkehrt darauf, ehe der Kleiſter völlig trocken iſt, und klebt es mit der Hand oder mit einer Bürſte auf, trocknet es und ſchneidet dann das Weiße bis auf die Charaktere aus. Dieß iſt der männliche Druck (Yang-wen). Schneidet man die Charaktere weg und läßt das übrige ſtehen, ſo daß jene weiß auf ſchwarzem Grunde erſcheinen, ſo heißt dieß weiblicher Druck (Yen-wen). Die Tinte wird leicht mit einer Bürſte aufgetragen, das Blatt darauf gelegt, mit einer feſten Bürſte angedrückt und ein Arbeiter zieht den Tag 2000 Blätter ab, die er zwiſchen zwei Bretter und auf dieſe einen großen Stein legt. Der Druck erfordert keine Kenntniſſe der chineſiſchen Charaktere, ſondern nur Geſchicklichkeit. Sie drucken daher auch Münzen, Trachten verſchiedener Völker und Wörter in fremden Sprachen mit fremden Charakteren ſo. Die Platten eines neuen Teſtaments koſten nach Williams 1,100 Dollars (2750 fl.), geſtatten aber 16,000 Abdrücke und nach einer Ueberarbeitung noch eben ſo viele. Nach Milne verlangte man für das Graviren des Neuen Teſtaments für 10,00 Charaktere 11, 21, 30, 47 ſpaniſche Dollars, das gewöhnliche Graviren koſtet aber nur ein Drittel ſo viel, jeder Charakter alſo höchſtens 2¼ Centimes, in Paris (?) 60mal ſo viel. Das ganze Neue Teſtament, 611 Seiten, 227,300 Charaktere nur 500 Tal. (2700 Frcs.)! Die Bücherpreiſe ſind in China billiger als bei uns, nur auf Staatskoſten gedruckte Werke ſind ſelten und theuer. Bücherpreiſe gibt Timkowsky (T. II. p. 345—49). Khanghi's Wörterbuch koſtete z. B. 18 Tael, der Tung-kian-kang-mu 10 T. 10 Tael u. ſ. w. Wie wichtig dieſe billigen Bücherpreiſe in China für die Verbreitung allgemeiner Bildung ſind, wird erſt recht deutlich, wenn man die Preiſe des Papiers und der Bücher z. B. in alten Athen und Rom damit vergleicht. Aus einer Inſchrift, die 1836 entdeckt wurde, zeigt Egger (Revue Contemporaine T. 27 Livr. 105) daß zu Athen 407 v. Chr. ein Blatt Papier 1 Drachme und 2 Oboln = 4 Fr. 80 Cent. ſo viel als jetzt ein Blatt Velin koſtete, während zu Sokrates Zeit nach Böckhs Staatshaushalt der Athener einer das ganze Jahr für 125 Fr. in Athen lebte. Die Größe des Blattes iſt nicht angegeben, die Blätter in Herculanum ſind aber nur 6—9″ Zoll hoch, und die Breite der beſten war nach Plinius nur 13″ und erſt unter Claudius 1½′ groß, nur jetzt das Papier Couronne, wovon das Rieß von 500 Blättern nur 5 bis 6 Fr. koſtet. Die Bücher waren daher ſo theuer daß Plato 3 Abhandlungen des Philolaus mit 100 Minen oder 9000 Fr., Ariſtoteles eine kleine Anzahl Bände des Speuſippus mit 3 Talenten oder 16,000 Fr. bezahlte, wenn damit nicht die ſeltenen Bücher mitbezahlt wurden! Später hatte nach Didot (ib. Thl. 28 S. 108), der Anbau des Papyrus in Aegypten ſo zugenommen daß der Preis zur Römerzeit ſehr geſunken war. Das 13te Buch von Martials Epigrammen — 14 Seiten in der Ausgabe des Altus — koſtete nur 4 Numi (1 Fr.), das erſte Buch — 4mal ſo dick — und noch mit Purpur verziert, nur 5 Denare (3 Fr. 50 C.). Der Cenſor ſchrieb Buch 2 von 500 Verſen in einer Stunde ab, 10 Exemplare in acht Stunden. Der Dichter und Schriftſteller bekam kein Honorar, Fürſten und Große beſchenkten ihn etwa mit einem Mantel, er hatte auch kein Eigenthumsrecht an ſeinen Werken. Durch die Erfindung des Holzdruckes in China verbreitete ſich das Schriftthum in einer Art wie Griechenland und Rom es nicht kannten, und doch fehlen in China die Blüthen des griechiſchen Geiſtes, und man ſieht nicht die freie Bewegung wie nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt in Europa. Der Grund iſt daß die Erfindung hier in die revolutionäre Zeit der Reformation fiel und die Geiſtes-

[1] Will. Milne: Retrospects of the first ten years of the protestant Mission to China. Malacca. 1820. 8.

Digitiz

bewegung daher förderte. Der Preßbengel iſt geduldig; wäre die Erfindung im Mittelalter gemacht, ſo würde ſie das Mönchthum und die Stabilität auch in Europa befördert haben, wie es in China und noch mehr in Tübet der Fall iſt, wo alle Klöſter voll Druckereien ſind, die aber nichts als elende buddhiſtiſche Legenden, Gebetbücher und andere Mönchsſchriften zu Tage fördern.

Die chineſiſche Tuſche iſt bekannt, Julien hat in den Annalen der Chemie die Bereitung mitgetheilt. Schon unter den Mongolen erſchien eine Geſchichte der Tuſche (Me-ſſe) von Lo-jeu, der über 200 ausgezeichnete Bereiter derſelben ermittelt hatte. Die ſchönſte Tuſche kommt aus Hoai-tſchen. Das ſogenannte Reispapier glaubt Hebde noch aus dem Mark von Aeschynomene paludosa bereitet, nach Hooker [1] iſt es von einer Araliacea, die er auch in Sikkim fand. Nach Milne (Life in China, London 1857 p. 25) iſt es das Mark einer Art Brodfruchtpflanze, die aus Weſt-China nach Kanton gebracht wird, wo die Manufactur dieſes Papiers und die Malerei darauf mehrere tauſend Hände beſchäftigt. Die Umriſſe werden erſt mit Tinte aufgedrückt und dieſe dann mit den mannichfaltigen ſchönen Farben ausgefüllt.

In der Malerei ſind die Chineſen peinlich treue Nachahmer der Natur, [2] beſonders Blumen und Schmetterlinge malen ſie ſchön auf Reispapier. Ellis bemerkt indeß ſchon daß auch ihre Landſchaftsmalerei, die in einem europäiſchen Klima eine völlige Unwahrheit ſcheint, mit der größten Treue nachgebildet ſey dem Landſchaftsſtyle des Kiang im Tone der Herbſtlandſchaft, mit den ſteilſten, barokſen Felſenpartien, den ſeltſam gebogenen Bäumen und Laubkronen und dem grellſten buntfarbigen Herbſtſchmucke. Einige Maler in Canton haben indeſſen ſchon mit Erfolg die europäiſche Art zu malen geübt. Nach Milne (p. 20) ermunterte dazu beſonders ein jetzt verſtorbener Engländer Chinnery, der lange in Macao lebte, er wirkte beſonders auf den bekannten Porträtmaler in Canton Lamqua und deſſen jüngern Bruder Tingqua, der durch ſeine Skizzen und Miniaturen bekannt iſt. Von der Perſpective verſtehen ſie nach Lay ein geringes, von der Luftperſpective haben ſie aber keine Ahnung, und von den mathematiſchen Grundſätzen der ſtenographiſchen Projection verſtehen ſie nichts. Es entgieng ihnen nach Milne nicht daß bei Zeichnungen entfernterer Gegenſtände die Dimenſionen abnehmen müßten, aber ſie entdeckten nicht daß bei dieſen auch die Umriſſe minder beſtimmt anzudeuten ſeyen. Die Malerei auf Reispapier wird ganz fabrikmäßig betrieben. Man hat Muſterbücher von Bergen, Thieren, Pflanzen, die ſie copiren und componiren. Montfort beſchreibt das Verfahren. Das Modell iſt ihnen ganz unbekannt. Ihre Sculptur iſt ganz phantaſtiſch; aber mit unſäglichem Fleiße ſchneiden ſie ſchöne Sachen aus Elfenbein, Perlmutter und Schildkröten-Schalen. Die Schönheit der Bildhauerarbeit an manchen der ſ. g. Triumphbögen erregte indeß 1842 die Bewunderung der Engländer, und auch Huc lobt ſie. Die Sculpturen ſollen oft ſchön im Detail ſeyn, nur nicht correct. Im 5ten und 6ten Jahrhundert n. Chr. ſollen ſie in der Malerei und Bildhauerei weiter geweſen ſeyn als jetzt. Nach den arabiſchen Reiſenden aus dem 9ten Jahrhundert wurden damals noch neue Erfindungen ein Jahr lang im Palaſte des Gouverneurs ausgeſtellt, und wenn das Verdienſt Anerkennung fand, ward der Künſtler belohnt und in Dienſt genommen. [1]

Glocken waren viele Jahrhunderte, ehe man im Weſten etwas davon wußte, im Oſten bekannt, aber ſie haben noch keine Pengel. Der Schnellwagen, des Decimalſyſtems und einer unvollkommenen Art Ziffern bedienen ſie ſich auch ſeit lange. So haben ſie Spielkarten ſeit 1120. Das Papiergeld wurde nach Klaproth und Biot ſchon 807 eingeführt, und war beſonders 1160 bis 1481 in Curs; Marco Polo erwähnt es. Sie haben eiſerne Kettenbrücken, Feuerſpritzen, arteſiſche Brunnen, und haben die Heizung mit natürlichem Gaſe früher gekannt als Europa; dieſes auch nach Biot ſeit länger, indem ſie es in Röhren durch die Straßen leiten, zum Erleuchten der Straßen angewandt, was man irrig in Zweifel gezogen habe, wie auch viele ihrer Entdeckungen noch unbekannt geblieben ſeyen.

So zogen ſie ſchon 1578 mittelſt keimender Gerſte Zucker aus dem Satzmehle (fecule) des Reiſes, und wandten es bei ihren Confituren lange an, während Kirchhof in Petersburg es erſt in Europa 1811 in der Kartoffel entdeckte. Da der Reis 85 Procent Stärke enthält, nehmen ſie 5 Procent gekeimter Gerſte, was bei Kartoffeln nicht genügt. Sie wenden dieſen Reiszucker auch bei Magenentzündungen an, wie es erſt ſeit 1833 in den Pariſer Hoſpitälern geſchieht. Die Kunſt, den Zucker aus dem Zuckerrohr zu ziehen, kam unter den Thang nach der japaniſchen Encyclopädie Anno 707 aus Indien nach China; das Zeichen für Zucker beſteht daher noch aus dem Zeichen von Eſſen, und dem für die Dynaſtie Thang. 766 begann man aus Zucker ein geiſtiges Getränk zu bereiten. Die Deſtillirkunſt von Alkohol kennen ſie aber nach Huc erſt ſeit den Mongolen im 13ten Jahrhundert. Im Norden ſind jetzt große Brennereien (Schao kue), die Licenzen löſen müſſen und ihn aus Holcus sorghum ziehen.

Aus Meſſing, das man aus Perſien erhielt, wurde wohl auch unter den Thang zuerſt das Similor (Prinzengold) bereitet; es heißt daher noch Thang-kin, d. i. Thang-Gold. Ihre Behandlung der Metalle war nach jenen Quellen im 16ten Jahrhundert immer ſehr einfach. Gold gewann man durch Auswaſchen, Silber meiſt aus dem Mineral, mit Blei gemiſcht, das gewaſchen und in einem Windofen, der 240 chineſiſche (260 franzöſiſche) Pfund faßte, mit Kohlen von Kaſtanien gemiſcht, geſchmolzen, dann in einem andern irdenen Ofen von dem Blei geſchieden wurde; auch aus ſilberhaltigem Sand, den man wuſch und mit 2 Theilen Blei auf 1 Theil Silber ſchmolz. Das Abtreiben oder der Probirtiegel (Coupellation) ſieht man, iſt in China lange bekannt. Eiſen zieht man aus Körnern oder Nieren, auch aus Magneteiſen; man findet es oft nahe der Oberfläche, wäſcht und ſchmilzt es in flachen Oefen mit Holz- oder Steinkohlen. Man läßt es dann in Sandformen laufen, wenn man bloß Gußeiſen haben will; Schmiedeiſen zu bekommen, ſchlagen mehrere mit Stöcken aus Pfirſichholz auf das ausfließende Erz, wie bei engliſchen Puddleöfen, wo bei der Bildung des Dry-work die überflüſſige Kohle verbrennt und das Gußeiſen in Eiſen übergeht. In Europa kennt man dieſe Behand-

[1] J. D. Hooker Himalayan Journals. London 1854. 8. T. I. p 359.
[2] S. meine Geſchichte des öſtlichen Aſiens II. 841 fgg.

[1] Relation des Voyages faits par les Arabes et les Persans dans l'Inde et a la Chine dans le IX. Siecle. Text Arabe avec une trad. française par M. Reinaud. Paris 1845. T. I. p. 77.

Digitized by Google

lungsart erſt ſeit 50 bis 60 Jahren; in England aber reinigt man das Eiſen durch den Druck ſchwerer Hämmer und cylindriſcher Plattmühlen. Da aber den Chineſen alle ſolche mechaniſche Hülfsmittel abgehen, iſt ihr Eiſen meiſt ſehr ſchlecht, während ihr Gußeiſen vortrefflich iſt. Außer dem natürlichen machen ſie künſtlichen Stahl (Schu-kan), indem ſie eine Stange Gußeiſen oder natürlichen Stahles mit dünnen Platten Schmiedeiſen umgeben, das Ende oben mit Thon garniren, das Ganze in einen Windofen thun, und wenn die innere Stange zu ſchmelzen anfängt, ſie herausnehmen, hämmern, wieder erhitzen und nochmals hämmern, bis das Ganze zuſammengeſchweißt iſt.

Kupfer ziehen ſie aus Mineralien die Blei mit enthalten, ſchmelzen es in einem Windofen, oben und unten mit einem Loch; oben fließt das Blei, das oben aufſchwimmt, unten das Kupfer heraus. Sie verſtehen das Kupfer aber nicht gut zu raffiniren. Aus 10 Pfund Kupfer und 6 Pfund Galmey (Lu-kan-ſchi) bereiten ſie ſeit lange Meſſing. Sie haben auch noch andere Proportionen. Aus 6 Theilen Kupfer und 4 Zink machen ſie eine andere Miſchung. Ihr Pe-tung (in Canton Pak-tung), oder weißes Kupfer, iſt anerkannt eine Miſchung; Dr. Black meint mit Nickel, Nickolſon mit Arſenik, noch andere aus 5 Theilen Kupfer, 7 Nickel und $^{3}/_{16}$ Zink. In Yün-nan gibt es ein natürliches Pe-tung, das nach Haußmann dem Kupfer und Zink beigemiſcht wird. Sie machen Töpfe, Schüſſeln, Waſſerpfeifen, Meſſer und Löffel daraus. Das Metall, aus welchem ihre Gong gemacht werden (Schan-tung) iſt nach einigen eine Miſchung von Kupfer, Wißmuth und Zinn, nach andern von Kupfer, Zink und Eiſen; Haußmann hörte von 1 Pikul Kupfer mit $^{1}/_{4}$ Zinn. Bis 1826 gieng vieles nach Indien, ſpäter erſetzte es engliſches Metall. Der Zink, oder wie ſie es nennen, das zweite Blei (Yer-yen) war ihnen früher nicht bekannt; nach Staunton war ſeiner Zeit die Fabrication vervollkommt. Zinn reinigt man durch Waſchen und ſchmilzt es mit Holzkohlen, wenn es nicht fließen will, thut man etwas Blei dazu. Queckſilber gewinnen ſie ſeit lange aus Zinnober. Sie brauchen es aber bloß zum Poliren ihrer Metallſpiegel; die Amalgamation, Gold und Silber damit herauszuziehen iſt ihnen unbekannt, der Probirſtein aber bekannt. Miſchungen von Gold und Silber zu ſcheiden, ſchmilzt man ſie in Thonkugeln mit Borax (Pong-ſcha) in einem Tiegel. Das Silber miſcht ſich mit dem Thon, und man trennt es dann wieder davon durch Blei. In den Cordilleren nimmt man ſtatt Borax Seeſalz. Es ſcheint aber als ob die Chineſen die Scheidung von Gold und Silber nur ſehr unvollſtändig bewerkſtelligen können. Von Kupfer und Blei ſcheidet man Silber durch Schmelzen mit etwas Salpeter, das Kupfer und Blei geht dann auf den Grund; auch in Europa wird eine ähnliche Methode angewandt. Zinn zu reinigen, ſchmilzt man es in einer Auflöſung von ſtarkem Weineſſig.

In Eiſen- und Stahlwaaren haben die Chineſen nie etwas beſonderes geliefert. Ihre Inſtrumente und Geräthſchaften, Meſſer, Scheeren ꝛc. ſind plump, eben ſo auch ihre Nadeln und Schlöſſer; ſelbſt einen großen Anker oder eine Maſchine macht kein Schmied gut. Mangel an Geſchick erſetzt Oekonomie und Ausdauer. Manche kupferne Küchengeräthe, die man auch mit Farbe überzieht, erſetzen ſie durch eiſerne oder zinnerne von hübſchen Formen. Die Kupferſchmiede ſind ſeltener, weil die Regierung das Kupfer zur Münze verbraucht. Ihr Löthrohr iſt wie unſeres; ihre Gold- und Silberſchmiede ſind geſchickt.

Die holländiſche Art, Bleiweiß (Hu-mien) zu verfertigen, haben die Holländer aus Japan und China mitgebracht, wie auch ihre Sämaſchine daher ſtammt, und auch die franzöſiſche Maſchine das Korn zu ſchwingen (tarare) ſchon in der chineſiſchen Encyclopädie 1609 vorkommt. Bleiweiß zu machen, zerſchneidet man Blei, thut es in ein hölzernes Gefäß, ſetzt es unter eine Taſſe mit Weineſſig, verſchmiert es außen mit Thon, und verſchließt es mit gekämmtem Papier, ſetzt 7 Tage etwas Feuer darunter, und gewinnt ſo ein weißes Pulver. Statt Feuer braucht man in Holland nur Miſt; in Wien hat man ganz die chineſiſche Methode angewandt. Aus dem Ueberbleibſel mit Salpeter und Alaun, oder aus Blei mit Schwefel und Salpeter erhitzt, gewinnt man Mennig. Alaun dient unter anderm zum Reinigen des trüben Waſſers; Dorcet hat es 1830 auch beim Seine-Waſſer angewandt, und ſein Sohn in Aegypten.

Der rothe Fluß (Redriver) Nordamerika's.

Die beginnende Cultur eines Landes pflegt immer zuerſt in denjenigen Gegenden zu erblühen, die Bevölkerung ſich dort zunächſt zu concentriren wo gute ſchiffbare Flüſſe an ihren Ufern, die dem Vieh der Anſiedler ſo nothwendigen Weiden, die für ſeine Wohnungen erforderlichen Hölzungen darbieten, und die Communication zwiſchen den Farmern unter einander ſowohl wie mit den benachbarten Staaten befördern, ja eigentlich erſt ermöglichen. Diese urſprüngliche Wichtigkeit bewahren größere Flüſſe auch dann wenn die Civiliſation der Staaten weiter fortgeſchritten iſt, und wie ſehr auch Eiſenbahnnetze ſie durchlaufen mögen, es gibt keine Eiſenbahn welche ſich in Hinſicht ihrer Wichtigkeit mit den größern Waſſerwegen Nordamerika's meſſen kann. Im Norden der Union die großen Seen, welche den Handel des gewaltig aufſtrebenden Chicago vermitteln, im Centrum der Miſſiſippi und ſein bald noch wichtigerer Nebenfluß, der Miſſouri, welche im eigentlichſten Sinne die Hauptader der verſchiedenen Staaten ſind, ſeine Nebenflüſſe der Ohio im Oſten, der Arkanſas, der Redriver im Weſten, welche alle bedeutende Länderſtrecken durchſchneiden — ſie ſind die großen Heerſtraßen, an welchen ſich im großen Innern der Union zuerſt die Anſiedelung, ſodann Handel und Wandel vereinigen, um von ihnen wieder nach allen Seiten auseinander zu fließen. Gewiß iſt es demnach von allgemeinerem Intereſſe, dieſe Flüſſe in ihrem ganzen Laufe näher kennen zu lernen. Wir betrachten heute den Redriver, welcher bisher noch wenig unterſucht war, und deſſen Quellen deßhalb auch auf der ſonſt guten Karte von Heck nicht weit genug nach Weſten hin verlegt ſind. Zu Grunde liegen der Betrachtung

die Berichte des Capitäns Marcy, welcher mit einer Expedition zur Erforschung der Quellen des rothen Flusses beauftragt war.

Es entspringen die Quellen dieses Stromes im Nordosten des Llano Estacado (Pfahlebene) unter 34° 6′ n. Br. und 85° 8′ w. L., und vereinigen sich 25 engl. Meilen südlich vom Canadian River, einem Nebenflusse des Arkansas, zu dem nördlichen, und 20 bis 23 engl. Meilen östlich vom Rio Puercos, einem Nebenflusse des Rio grande del Norte, zum südlichen Arm, welcher als der eigentliche Redriver (Rio-Roxo) betrachtet wird. Der ganze Lauf des Flusses beträgt von seinen Quellen bis zur Einmündung in den Mississippi 1150—1200 englische oder 250—300 geographische Meilen, und er durchfließt eine durch reichen und fruchtbaren Boden, durch gesundes Klima ausgezeichnete Gegend Nordamerika's, welche gewiß mit Recht die augenblickliche Aufmerksamkeit ganz besonders auf sich gezogen hat. Die Quellen des nördlichen und südlichen Armes sollen etwa 70 englische Meilen von einander entfernt seyn.

Der nördliche Arm, welcher bis jetzt einfach nur mit diesem Namen bezeichnet wird, nimmt von Norden her eine sehr bedeutende Menge kleinerer und größerer Zuflüsse auf, von Süden her den ziemlich bedeutenden Salzfluß, welchen man auch wohl als einen dritten Arm des Hauptstroms betrachtet hat. Der Salzfluß hat aber seinen Ursprung noch auf der östlichen Hälfte des Llano. Der südliche Arm wird von den Comanchen, zu deren Landgebiet die Pfahlebene gehört, Ke-che-a-qui-ho-no (d. i. Fluß der Stadt der Prairiehunde) genannt, weil sich in seiner Nähe diese Thiere in einer unermeßlichen Menge angesiedelt haben.

Um zu den Quellen des Redriver zu gelangen, muß man also die Pfahlebene durchschreiten, jene durch ihre Lufttäuschungen berüchtigte, zwischen dem 32—37° n. Br. sich 400 engl. Meilen in der Länge und 200 engl. Meilen in der Breite ausdehnende, baum- und wasserlose Hochfläche, die sich zwischen dem Rio Puercos und Rio grande del Norte durchschnittlich auf 2000 bis 2450 Fuß Meereshöhe erhebt. Die ganze Decke derselben besteht aus einem gelblichweißen, nackten und sterilen Sande, und das Gebirg bildet im ganzen östlich ein abgeflachtes, einförmiges Gewölbe, das sich nur in seiner westlichen Hälfte mit Schluchten und Kuppen bekleidet. Die Wasserarmuth dieser Fläche bewirkt es daß sich auf ihr außer den Prairiehunden und deren beständigen Begleitern, einer wohl noch nicht näher bestimmten Eulenart, kein lebendes Wesen auf die Dauer niederläßt; selbst die Indianer leben nicht auf ihr, sondern vermeiden sie, und der Ausdruck, „daß die Pfahlebene von Comanchenstämmen bewohnt sey," ist auf der Karte ein ungenauer. In drei Richtungen führen Straßen hinüber, an welchen sich einige kleine Wasserbecken finden; diese schon den frühern Mexicanern bekannten Straßen sind zur Sicherung des Verkehrs mit Pfählen bezeichnet, welchem Umstand die ganze Hochfläche ihren Namen, Estacado (d. i. mit Pfählen bezeichnet) verdankt. Von Osten her steigt sie allmählich an und nimmt bei einer Höhe von 1500—2000 Fuß da, wo sie von Strömen durchschnitten ist oder wo reiche und viele Quellen auf ihr entspringen, einen andern Charakter an. Alle die Flüsse und Bäche haben ihre Betten in tief eingeschnittenen, düstern Schluchten mit steilen Böschungen. Der rothe Fluß entsteht hier aus unzähligen kleinen Bächen, welche alle in solchen Felsschluchten ihren Lauf haben, und dabei ist in dieser Gegend die Luft klar und schön, die Temperatur kühl und angenehm. Die steilen Abhänge der Flußufer sollen zum Theil in weißgrauem Gypse (?) eingeschnitten seyn, welcher im Sonnenschein wie Silber funkelt und die Augen blendet. Ueberhaupt, der große Wasserreichthum in der Tiefe unter einer bis auf 20 Fuß ganz dürren und wasserlosen Sanddecke, der Salzgehalt des nach ihm benannten Salzflusses, das jedenfalls weit verbreitete Auftreten jenes Gypses, die steilen Böschungen der Flüsse selbst, dieß alles deutet auf unter der Sanddecke lagernde, das Wasser nicht hindurchlassende Schichten, und dürfte diese Gegend sich, wenn sie mehr untersucht wird, als eine geognostisch sehr wichtige erweisen. Nach der Vereinigung aller der zahlreichen Zuflüsse zum Hauptarm des rothen Flusses weitert sich das Bett, welches bei seinem Heraustreten aus der Pfahlebene 900 Metres breit ist; die Ufer selbst sind fast durchaus ohne Vegetation; nur ein kleines, dünnes und zartes Gras wächst auf der sandigen Fläche, von welchem sich die Prairie-Hunde nähren sollen.

Beim Heraustreten aus der Pfahlebene durchströmt der rothe Fluß das Landgebiet der Witchitas-Indianer, eines der Union befreundeten Stammes. Nach der Schilderung Marcy's ist dieß Gebiet das an Wasser, Weiden und den schönsten Holzungen reichste Land westwärts der Groß-Timbers. Man hatte dieß durchaus nicht vermuthet, und deßhalb die Expedition sehr sorgfältig mit allem nöthigen versehen, da die Wuchitas selbst ihr Land als eine baum- und wasserlose Oede beschrieben hatten. „Ich bin — sagt Marcy sehr naiv — erstaunt, und kann jene Aussage unserer guten Freunde, der Witchitas, gar nicht erklären, es sey denn daß dieselben nur einen Vorwand suchten um uns von ihrem Lande fern zu halten." Das wird freilich wohl der Grund gewesen seyn, zum Beweis daß die Witchitas ihre guten Freunde sehr wohl kennen, und wissen was die unausbleibliche Folge ist wenn sie ein reiches Land in ihrer Nähe wittern.

Weiter in seinem Laufe nach Osten geht der rothe Fluß durch das Gebiet der Pawnees, bildet alsdann die Gränze zwischen Texas südlich, den Gebieten der Chickasaws, Choctaws und Chirokesen nördlich, fließt durch die südwestliche Ecke von Arkansas, darauf durch Louisiana, wo er den Wachita River aufnimmt, und mündet alsdann in den Mississippi. Die Länder welche er hier durchfließt, sind theilweise schon früher besprochen, weßhalb wir darauf verweisen können.

Digitized by Google

Dr. Reiß und Th. v. Heuglin in Habeſch.

Wir erhalten durch den Begleiter [1] des Dr. Reiß zuerſt genauere Nachrichten über die letzten Schickſale eines lieben Freundes. Dr. Reiß, ein Rheinländer, hatte den öſterreichiſchen, diplomatiſchen Dienſt betreten, und war nach längerer Thätigkeit in Aegypten 1851 zum Chef des öſterreichiſchen Conſulats in Chartum am blauen Nil ernannt worden. Dort traf als Conſulatsſecretär im October 1852 Hr. v. Heuglin ein, und der Zufall wollte, daß im November vom Hofe Abbas Paſcha's ein Botſchafter des Ras Ali, oder des mächtigſten der abeſſiniſchen Häuptlinge auf der Rückreiſe nach ſeiner Heimath durch Chartum kam. Die beiden jungen Diplomaten entſchloſſen ſich ſogleich den Botſchafter nach Habeſch zu begleiten, um über die Handelsverhältniſſe des oſtafrikaniſchen Alpenlandes Nachrichten einzuziehen. Die Reiſe währte für Th. v. Heuglin vom 9 Dec. 1852 bis zum Junius des nächſten Jahrs. Man folgte dem blauen Nil bis zu ſeinem Vereinigungspunkte mit dem Rahâd, gieng dann gegen Oſten bis Kanara, und von dieſer Station ſüdöſtlich bis zu dem Tzana- oder Tana-See. Am 11 Januar erreichten die Reiſenden den Oſtrand des Plateau Wali Dabba, welches dort 7200 Fuß Erhebung über dem Meeresſpiegel beſitzt, auf dem ſich aber noch Gebirge und hohe Berggipfel erheben. Die Hochebene iſt mit Roſenarten, Spargeln und herrlichen Futterkräutern bewachſen. Nach Oſt und Südoſt eröffnete ſich eine großartige Ausſicht in die tief liegende, reiche Provinz Dembea, auf den viereckigen 8 Meilen langen und ſechs Meilen breiten Tana-See, und auf die blauen Gebirge jenſeits im Oſten. In Genda, welches dem See ſehr nahe liegt, erreichte man die Reſidenz des Häuptlings Detſchatſch-Matſch Kaſa, dem die Länder im Nordweſten des Tana-Sees gehören. Habeſch iſt ein längſt verfallenes Reich mit einem Schattenkönige, dem Negus, deſſen Gewalt ſo illuſoriſch iſt als etwa die des Timuriden-Padiſcha's oder Großmongolen in Indien vor dem Aufſtand der bengaliſchen Armee. Das factiſche politiſche Oberhaupt iſt, oder ſollte ſeyn der Ras, gegenwärtig Ras Ali. Allein ſeine Statthalter, die Detſchatſch („Thürhüter") ſind ihm ungetreu und haben eine beinahe völlige Unabhängigkeit ſich erworben. Zu dieſen Glücklichen gehörte auch Kaſa, der durch Eroberung ſeine Statthalterſchaft um die Landſchaft Dembea vergrößert hatte. Da er ſeinen Tribut an Ras Ali immer nachläſſiger zahlte, ſo erklärte ihn dieſer als abgeſetzt, und ernannte an ſeiner Stelle zum Detſchatſch den Buru Goſchu. Kaſa wich anfangs, um aber bald mit ſeinem Heerbann ſeinen Nebenbuhler anzugreifen, und in einer blutigen Schlacht am Tana-See deſſen Macht zu vernichten und ihn ſelbſt zu erſchlagen. (Nov. 1852.) Ras Ali verließ jetzt vorſichtig die politiſche Hauptſtadt Abeſſiniens, Gondar, um die Nachbarſchaft des gefürchteten Rebellen zu vermeiden, und zog in die Länder öſtlich vom See. Kaſa's Hofhaltung, 50 mit Luntenflinten bewaffnete Gallas und eine barbariſche Feldmuſik auf reich beſchirrten Maulthieren brachte die Oeſterreicher nach dem Palaſt des Fürſten, der, aus Stein erbaut, keine Fenſter beſaß, rings mit Tüchern behängt und von einer kupfernen Lampe erleuchtet war. Der Häuptling, ein junger, hübſcher Mann von 32 Jahren, mit jüdiſchem Geſchnitteſchnitt, ſaß auf einem mit Fliegengaze geſchloſſenen Ruhebette. Er unterſchied ſich durch ſeine Kleidung nicht von den gewöhnlichen Abeſſiniern, auch fehlten ihm die Schuhe. Ein Beamter ſtand ihm zur Seite, und entfernter ſein Waffenträger mit Lanze und goldenem Schild. Seine Unterthanen ſcheint er gut zu behandeln, und gegen ſeine Diener iſt er loyal und freigebig. Welche Macht er über ſeine Vaſallen und Unterhäuptlinge übt, ließ ſich nicht ermitteln, doch iſt er beliebter als der Ras und als Ubie, der Detſchatſch von Tigre. Seine Reichthümer beſtehen nur aus etlichen koſtbaren Teppichen, europäiſchen Waffen und Sklaven.

Von ſeinem Sitze begaben ſich die Reiſenden nach dem nahen Gondar, der Kaiſerſtadt Abeſſiniens. Sie liegt jetzt halb verödet, und mag nur 5—6000 Einwohner zählen, welche in die zwei Quartiere der Muhammedaner und der Chriſten ſtreng getheilt ſind, während einige wenige Juden ein beſonderes Viertel bewohnen. Das chriſtliche Quartier, das geräumige aber halb zerfallene Schloß des Negus oder Königs, Kirchen und Klöſter krönen einen Hügel, während ſich zu deſſen Füßen das Viertel der handeltreibenden Muhammedaner ausbreitet. Die Häuſer, meiſt aus Stein aufgeführt, mit Stroh oder Schilf gedeckt, bilden ſteile, enge, krumme mit orientaliſchem Schmutz bedeckte Straßen.

Von Gondar aus giengen die beiden Diplomaten nach dem Hochlande Simen (Samen, Semien) im Nordoſten vom Tana-See. Man kreuzt zuerſt die Hochebene Woggara, deren Rand am 5 Febr. 1853 erreicht wurde. „Herrlich, bemerkt unſer Berichterſtatter, war die ſich uns dort bei aufgehender Sonne darbietende Ausſicht. Zu unſern Füßen lag ein vielleicht 4000 Fuß tiefes, mit immergrünen Baumgruppen reich bewachſenes Thal, und über drei mit zerriſſene, vielleicht halb ſo hohe Gebirgskämme hinweg ſahen wir auf etwa 6 Stunden directe Entfernung das an 10,000 Fuß hohe Plateau von Simen uns gegenüber, deſſen höchſte Gipfel ſich in den Wolken verloren."

Der Weg war ſehr beſchwerlich, die romantiſche Gegend faſt unbewohnt und von dem unwirthlichen Volk nur mit vieler Mühe gegen Glasperlen, Milch und Brod zu erlangen. Das Ziel der Reiſe war Debr Eski, richtiger Debr Eſhi, Kloſter des Herrn oder Debr Sikie, Blumenkloſter, wo man in der geiſtlichen Wohnung des Dr. Schimper Aufnahme fand, und wo jetzt Ubie, der Detſchatſch von Tigré, ſeinen Lieblingsſitz aufgeſchlagen hat. Er war der illegitime Sohn des Beherrſchers von Tigré, verdrängte aber ſeinen jugendlichen, legitimen Bruder mit Zuſtimmung der Großen bei der Thronerledigung, und beherrſcht jetzt die ſchönſte Provinz Oſt-Abeſſiniens, nachdem er 1831 durch Waffengewalt ſeine Gegner vernichtet hatte. Mit Ras Ali hatte er beſtändig Fehde gehabt, und die Angriffe ſo glücklich beſtanden daß er als unabhängiger Herrſcher Tigre's betrachtet werden darf. Aus ſeinen Soldatenbanden beſteht die Bevölkerung Debr Eſki's, wo Dr. Schimper eben im Begriff war ein ſogenanntes politiſches Aſyl aus ſteinernen Mauern aufzuführen. Durch Vermittlung dieſes Gelehrten gelang es einen Handelsvertrag mit dem Häuptling abzuſchließen, welcher die europäiſchen Gäſte während ihres Aufenthaltes aus der „Hofküche" bewirthen ließ. Simen iſt ein Hochland, deſſen ziemlich gleichförmiger Rand eine Erhebung von 10,000 Fuß beſitzt. Es wird durch Thalſpalten, in deren Tiefen Gewäſſer ſich hinwinden, von dem übrigen Lande geſondert, und gleicht ſo

[1] Reiſen im Nord-Oſt Afrika von Theod. v. Heuglin. Gotha. 1857.

einer Burg mit Wassergraben. Außer Schimper hielt sich noch ein Maler Zander, der abessinische Reisende Lefèbvre und der alte Coffin, welcher Valentia am Anfang unseres Jahrhunderts nach Habesch begleitete, in Simen damals auf.

Als man nach Gondar zurückkehrte, war dort alles in Kriegsbewegung, und es stand eine Waffenentscheidung zwischen Ras Ali und Kasa bevor. Hr. v. Heuglin fand Gelegenheit den Tana-See auf Tangoas zu befahren. Diese Kähne bestehen lediglich aus starkem Schilf, das sorgfältig in etwa vier Zoll dicke Bündel gebunden ist, welche der Länge nach wieder durch Stricke an einander gefügt sind. Sie haben eine Größe von 10 bis 18 Fuß, sind an dem stark aufwärts gebogenen Schnabel und am Hintertheile zugespitzt, unten ganz flach, und in der Mitte befindet sich ein über den Bord erhabener viereckiger Sitz aus demselben Material. Zwei Mann mit Doppelrudern führen diese Barken leicht und ziemlich schnell, aber gewöhnlich sind sie zur Hälfte mit Wasser gefüllt. Untergehen oder umschlagen können diese Fahrzeuge aber nicht wohl, und sie tragen ziemlich schwer. Ist die Fahrt vollendet, so werden sie ans Land gezogen, über einen Baumstamm umgestürzt und getrocknet.

Am 31 März besichtigte der Verfasser in Begleitung Kasa's das Lager dieses Detschatsch. Man war eifrig mit Anfertigung von Pulver beschäftigt. Den Schwefel bezieht man ziemlich rein aus den Steinsalzgruben der Teltal in Tigre. Salpeter kommt aus dem Sudan und die Kohle wird aus einem weidenartigen Holz gebrannt. Die Mischung wird in hölzernen Mörsern gerieben, und das Product ist nicht schlecht, nur daß man sich auf das Granuliren nicht versteht. Die Büchsenschäfter arbeiten mit großer Schnelligkeit sehr brauchbare und dauerhafte Schäfte aus dem zähen Wanza-Holze (Cordia abyssinica). Die Läufe werden aus Arabien eingeführt und sind nur mit Luntenschlössern und verschließbaren Zündpfannen versehen, die Kugeln aber klopft sich jeder Schütze aus Eisenstücken rund. Kasa mochte bei v. Heuglin's Anwesenheit etwa 800 bis 1000 Gewehre besitzen, die an hiefür verantwortliche Officiere ausgetheilt sind. Bei weitem die größte Anzahl des Militärs ist bloß mit Säbel, Lanze und Schild bewaffnet. Auch die nicht zahlreiche, aber gut berittene Cavallerie trägt letztgenannte Waffen, und die Lanzen werden höchst selten geworfen. Von einem Exercitium der Truppen ist gar keine Rede, auch scheint man in Abessinien immer eine offene Feldschlacht der Vertheidigung einer Verschanzung ꝛc. vorzuziehen. Um den ganzen Hügel herum, dessen Lage recht gut gewählt war, hatte jede einzelne Abtheilung Baraken in großen Kreisen aufgeführt, in deren Mitte die Wohnung des Chefs mit der Feldmusik, großen Pauken, sich befand. Vorposten waren, namentlich gegen Gondar zu, jede von einem Officier, dem einige Berittene zugetheilt waren, in verschiedenen Entfernungen an allen Passagen aufgestellt, und einige zwanzig Mann Schützen hatten von Mitternacht zu Mitternacht mit brennenden Lunten die Wache bei Kasa's Wohnplatz und der Munition. Für gehörige Vertheilung der Lebensmittel hatte jeder Chef zu sorgen; Futter für Pferde und Maulthiere und Brennholz, vorzüglich zu den colossalen Wachtfeuern, ward immer in Ueberfluß beigeschafft.

Auf der Rückreise wurde die Gesundheit des Verfassers durch Dysenterie, verbunden mit Erbrechen, bedeutend erschüttert. Am 30 April kam auch Dr. Reitz in Doka (Döku, 13° 45′ n. Br. und 33° 5′ östl. L. Paris) an, der sich von seinem Begleiter eine Zeitlang getrennt hatte. Geschwächt durch einen Choleraanfall, flößte sein Zustand Besorgnisse ein, besonders da man sich der schlimmen Regenzeit näherte. Endlich am 16 Mai 1853 nach langen und schweren Leiden erlöste ihn der Tod. „Weit vom Heimathlande, sagt sein Begleiter, mußte ich ihm dort seine letzte Ruhestätte graben; kein Monument und keine glänzende Inschrift sagen dem Wanderer den Namen dessen der hier ruht!" Armer Reitz!

Rückblicke auf die auswärtige Politik.

3. Die Vereinigten Staaten.

Die Zustände des großen republicanischen Staatenbundes zeigen im Augenblick eine völlig veränderte Physiognomie im Vergleich zu demselben Zeitpunkt im vorigen Jahre. Die letzte Präsidentenwahl schien wirklich die letzte Wahl eines Präsidenten werden zu sollen, da der Süden mit der Hand an der Sturmglocke das Ergebniß abwartete. Fremonts Name drohte zum Signal für den Bürgerkrieg zu werden, und wäre es sicherlich geworden. Der gute Genius der Union siegte noch einmal, und die Wahl fiel auf einen Staatsmann, von welchem man erwartet hatte daß er durch Mäßigung seiner eigenen, der demokratischen oder Proslaverei-partei, die Sünden und Albernheiten seines Vorgängers, für den es weit besser gewesen wäre wenn er statt des Präsidentenhutes die Eselinnen seines Vaters gefunden hätte, ein wenig mit dem Rasen der Vergessenheit zu bedecken. Diese Erwartungen sind großentheils in Erfüllung gegangen. Ja wir finden es sogar begreiflich, wenn Beobachter amerikanischer Zustände die cisatlantischen Politiker eines groben Mißverständnisses der freistaatlichen Erscheinungen beschuldigen würden. Keine Präsidentenwahl kommt ohne große Aufregung zur Reife. Die Gemüther scheinen auf den höchsten Grad erhitzt die Parteien bis zur Unversöhnlichkeit erbittert, ihre Anführer zum Aeußersten entschlossen, und der Schauplatz der Wahlschlacht zum Walplatz einer Bürgerschlacht sich verwandeln zu wollen. Aber so oft die Stimmen gezählt sind, verläuft alles ruhig. Die See glättet sich wieder, der Himmel scheint froh herein, und man lacht sich selbst aus vor dem blinden Lärm in Schrecken gewesen zu sein. So mögen und dürfen auch jetzt viele denken daß das Gewitter welches aus dem Süden der Union heraufzog, sich völlig abgeklärt habe. Sieht man aber näher zu, so entdeckt man betroffen daß sich doch die alten Gegensätze nicht beruhigt haben, daß der Kampf im stillen fortschleicht, und die Katastrophe immer näher rückt. Gewiß ist daß Präsident Pierce, dem Gott das Amt ohne den gebührenden Verstand verlieh, durch seine Streiche Vaterland und

Digitized by Google

Partei — Worte die für die Amerikaner leider! leider! mehr und mehr in demſelben Sinn zuſammenſchmelzen — einem fatalen Momente außerordentlich genähert hatte. Gewiß iſt aber auch daß ſelbſt ein ſo großer, weiſer und gemeſſener Staatsmann, wie Buchanan, nur äußerſt wenig vermag das Reifen der Begebenheiten aufzuhalten. Die republicaniſche Partei beobachtet ihn mit tiefem Mißtrauen, ſie ſieht in den Zugeſtändniſſen welche er gewährt hat, z. B. in der Vereitelung eines neuen Freibeuterzuges gegen Nicaragua, nur die Mohnkörner womit er den republicaniſchen Geiſt einſchläfern will, nur ein Mittel um bei den Wahlen neue Siege ſeiner Partei vorzubereiten. Wir ſind nicht eingeweiht in die politiſchen Künſte und Handgriffe amerikaniſcher Staatsmänner, um dieſe Beſchuldigung gemeiner Motive vollſtändig erwieſen zu finden; wir bemerken nur daß Buchanans Haltung gegenüber den ſtreitenden Elementen durchaus nicht nach dem Geſchmack der hitzigen Proſklavereimänner iſt, und wir ſchließen daraus daß, weil der Staatsmann von den Superlativen beider Parteien angefeindet wird, er wahrſcheinlich den mittlern Weg, den Pfad der Verſöhnung wandelt, und die gemäßigten ſo wie die vom Parteigeiſt noch nicht verunreinigten Patrioten wahrſcheinlich auf ſeiner Seite, und er ſelbſt nichts im Auge haben wird als die große Gefahr, welcher die Union ſchrittweiſe näher rückt.

A geographical line coinciding with a marked principle, moral or political, once conceived and held up to the angry passions of men, will never be obliterated, and every new irritation will mark it deeper and deeper. So ſchrieb Jefferſon zur Zeit der ſogenannten Miſſouri-Verſöhnung. Da wir zu einem deutſchen Publicum ſprechen, und in unſerm Vaterland auch eine geographiſche Gränze eine ſittlich politiſche Trennung, eine Süd- und Nordhälfte, ein katholiſches und proteſtantiſches Deutſchland bezeichnet, und ſich bei jeder neuen Gelegenheit tiefer und tiefer ihr Bett gräbt, ſo werden die Worte des amerikaniſchen Staatsmannes bei uns einem lebendigen Verſtändniß begegnen. Dieſe innere ſittliche und politiſche Trennung der Union hat in der letzten Zeit ſo große Fortſchritte gemacht, und ſchreitet ſo ſicher und unaufhaltſam ihrem Ziele zu, daß ſelbſt eine deſpotiſche Macht ihr keinen Einhalt gebieten könne, viel weniger ein Präſident, oder vielmehr ein gekröntes Parteioberhaupt.

Man darf nicht über Sklaverei ſprechen, ohne ſich den Vorwurf zuzuziehen daß man ohne praktiſches Verſtändniß, ohne Kenntniß der Negernatur, nur nach ſittlichen Bedürfniſſen und intolerant gegen beſtehende Verhältniſſe entſcheide. Die Proſklavereileute lieben es ihre Gegner auf die Liſte der Humanitätsſchwärmer zu ſetzen, oder ſie wohl gar mit den Socialiſten in Ein Narrenhaus zu ſperren. Sie irren aber vollſtändig wenn ſie glauben daß irgend ein ſittliches Unrecht jemals mit Nutzen und Erfolg geduldet werden könnte. Wäre ſo etwas möglich, dann wären Menſchen nicht ſittliche Geſchöpfe, ihre Geſellſchaften nie der Ausdruck ihres innern moraliſchen Werthes, die Geſchichte nie der Spiegel einer moraliſchen Weltordnung, wo nur das Gute zum Guten, das Böſe zum Böſen führt. Die Geſchichte zeigt uns den Verfall des Römerreiches zugleich mit dem Wachsthum der Sklaverei. Sie zeigt uns den Verfall ſämmtlicher muhammedaniſcher Mächte, obgleich bei ihnen die Sklaverei einen viel milderen patriarchaliſchen Charakter im Vergleich zur Racenknechtſchaft in den Vereinigten Staaten beſaß. Sie zeigt uns den Verfall oder wenigſtens das Siechthum ſämmtlicher von Spaniern oder Portugieſen gegründeten Herrſchaften in der neuen Welt. Sie zeigt uns die drohende Afrikaniſirung der ſüdlichen Staaten der Union und einen unerhörten Rückſchritt in den Sklavengebieten. Virginien, einſt der Canopus im Sternenbanner, iſt jetzt an Bevölkerung und politiſchem Werth auf den fünften Platz herabgeſunken. Der Grundbeſitz dieſes Staates iſt entwerthet, das Land entvölkert ſich, Strecken die ehemals unter Cultur waren, haben ſich mit Wald bedeckt und müſſen wieder geklärt werden, und das ſeltſamſte von allem: die Wölfe zeigen ſich wieder im Oſten der Alleghanies. So ſinkt die Natur dort gleichſam in das achtzehnte oder ſiebzehnte Jahrhundert zurück, während jenſeits der Gränzen die Civiliſation mit Siebenmeilenſchritten nach Weſten dringt.

Zugeſtanden daß der Neger auf einer amerikaniſchen Plantage beſſer und ſorgſamer behandelt wird als von dem Häuptling in ſeiner afrikaniſchen Heimath; zugeſtanden daß ihm die aufgezwungene Arbeit phyſiſch nicht nachtheilig, und moraliſch vortheilhafter iſt als Nichtsthun; zugeſtanden daß er in der Sklaverei ſich gehoben hat in ſeinen geiſtigen und körperlichen Eigenſchaften; daß er beſſer genährt wird und beſſer wohnt als jemals in der Freiheit; zugeſtanden daß auf ihm der bibliſche Segen von Vermehrung ſeines Samens ruht; zugeſtanden daß er das hülfloſeſte Geſchöpf wäre, wenn man ihm die Freiheit ließe; daß er, ſich ſelbſt zurückgegeben, blühende Länder, wie die Inſel Haiti, in eine unergiebige Einöde verwandeln würde; zugeſtanden daß die jetzigen Sklavenbeſitzer die Inſtitution nicht geſchaffen haben, daß ſie ein Erbtheil iſt aus der Zeit, wo die Staaten Colonien waren — zugeſtanden dieß alles, ſo wird die Sklaverei durch ihre materiellen Wohlthaten ſittlich um nichts gerechtfertigt. Die Proſperität der ſchwarzen Race iſt kein Verdienſt der Sklavenhalter, denn ſie halten nicht Sklaven damit die äthiopiſche Race einen Geſchmack von Civiliſation bekomme, ſondern nur weil die Sklavenarbeit Geld einbringt; ſie nähren, kleiden und quartieren ſie gut, weil davon Geſundheit und Arbeitskraft des Sklaven, will ſagen die Zinſen von 800 Dollars Capital abhängen. Haben ſie das Uebel ererbt, ſo haben ſie doch nicht gethan um es zu mildern, um ſich allmählich zu befreien; ſie haben es im Gegentheil verſchlimmert, haben erobernd ihm neue Räume gewonnen und ſind die Urheber alles nachfolgenden Unheils davon geworden. Iſt der Menſch ein ſittliches Geſchöpf und ſeine Geſellſchaft ein ſittliches Product, ſo folgt daraus daß das Sittliche zugleich das Politiſche ſey, während das was die Sitten verdirbt, zugleich die Geſellſchaft zerrütten muß. Und dieß geſchieht deutlich und ſichtbar durch die Sklaverei, denn wo dieſe beſteht, gibt es und kann es nur zwei Claſſen von Staatsangehörigen geben, diemende oder arbeitende, gebietende und genießende. Die ſittliche Rache zeigt ſich zunächſt in der Verachtung der freien Arbeit. Freie Arbeit und Sklavenarbeit können nicht neben einander beſtehen, die eine verdrängt die andere, denn der freie Arbeiter ſinkt neben dem Sklaven unwillkürlich zum Leibeigenen herab. Der Unterſchied zwiſchen einem gemietheten Arbeiter und einem gemietheten Sklaven iſt außerordentlich gering, daher die tiefe Verachtung der nicht ſklavenbeſitzenden Claſſen in den Sklavenſtaaten. Man hat oft wohl von den brutalen Aeußerungen der Proſklavereipreſſe gehört, daß der Zuſtand der Leibeigenſchaft in einem Staat ein großes Glück ſey, daß es

nur Gebieter und Dienende geben könne. Man hält es nicht für möglich daß im 19ten Jahrhundert politische Köpfe ernsthaft sich mit dem Gedanken tragen könnten Europäer von Europäern wieder zu Sklaven oder Leibeigenen herabdrücken zu lassen. Wem solche Versuche absurd scheinen möchten, den erinnern wir an einen bekannten Fall, der jetzt zur Entscheidung gekommen ist. In einem der glänzendsten Hôtels einer großen amerikanischen Stadt im Norden befand sich in der Nähe eines deutschen Diplomaten ein Senator aus den Sklavenstaaten. Der Gast begehrt von einem der irischen Kellner irgend eine Dienstleistung, und dieser verweigert sie, weil das Verlangte gegen die Hausordnung verstieß. Der Senator zieht darauf seine Drehpistole und schießt den Iren über den Haufen. So lautet der mündliche Bericht des anwesenden Diplomaten, und so ist dieser Fall auch in allen Zeitungen erzählt worden. Es würde nun dieses Verbrechen zu den vielen andern Erudităten der transatlantischen Demokratie zählen, wenn nicht der Mörder, gerichtlich verfolgt, schließlich mit einer Geldbuße davongekommen wäre. Dazu bemerkte die Prosklavereipresse folgendes: „Jeder weiße Mann welcher sich unter die dienende Classe begibt, mag sich zu Herzen nehmen was er thut, welche Stellung in der Gesellschaft er erwählt, er mag sich auch alle Verbindlichkeiten und jede Verantwortung vergegenwärtigen, denen er sich aussetzt." Dazu fügte ein anderes Orakel hinzu: mögen sich die Kellner des Nordens daraus die Lehre ziehen daß niemand Anspruch habe wie ein achtbarer Mann (Gentleman) behandelt zu werden, welcher dieselbe Arbeit verrichtet wie achtbarer Leute lebende Habe (Sklaven). Fragen wir jetzt die sogenannten „praktischen" Staatsmänner, die über „Ideologien" die Achsel zucken, und in der Antisklavereidoctrin nur eine Humanitätsschnurre sehen — fragen wir sie jetzt ob das Unsittliche jemals das „Praktische" seyn kann, ob nicht Jefferson Recht behält, welcher die geographische Trennung tiefer und tiefer gehen sah. Die Mißhandlung des Senators Sumner, auch die That eines „praktischen" Staatsmannes, wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht zwischen Süd und Nord die Lebensanschauungen sich völlig geändert hätten. Der Amerikaner welcher in der Sklavenatmosphäre erzogen wird, und der Amerikaner der Freien-Arbeits-Staaten sind zwei Wesen die sich je länger, desto weniger verstehen, also auch nicht dulden werden. Je mehr die Menschenverachtung beim Prosklavereimann zunimmt, um so weniger wird er die Freibodensprache zu fassen vermögen, zu der sich die Gegner in seinem Sinne „erniedrigen." Es existirt jetzt für die südlichen Staaten eine Art von Büchercensur. Dieses neue Sanct Uffizio wird gebildet aus Gelehrten unter Vorsitz eines Bischofs, und setzt alle Werke auf den Index welche anstößige Aeußerungen in Bezug auf die Prosklavereilehren enthalten. Von ihm ist kürzlich die Geschichte der Ver. Staaten von Grimshaw proscribirt worden, weil sich darin die Stelle fand: „Laßt uns nicht länger bloß durch Worte, sondern durch Werke den Grundsatz bekennen daß alle Menschen gleich geschaffen sind." Die letzten Worte enthält bekanntlich die Erklärung der Menschenrechte, oder des Fiat lux der Ver. Staaten. Deßwegen aber muß das Buch verbannt werden, damit, sagen die Prosklavereimänner, nicht die empfänglichen arglosen Gemüther der Jugend durch solche Lehrsätze angesteckt werden. Es ist auch vielfach die Rede davon daß ein großartiger Kinderraub in den Staaten der freien Arbeit betrieben und die europäische Jugend in die Sklaverei nach dem Süden verkauft würde. Diese Behauptung bezweifeln wir vorläufig, da es die Abolitionisten auch nicht an argen Verleumdungen und Anschwärzungen fehlen lassen. Man behauptet sogar daß sehr oft Seeleute, Dienstboten, Hausirer und dgl. in den Sklavenstaaten eingesperrt, und wenn sie sich nicht als Freigeborne zu legitimiren vermögen, gegen Erlegung des Haftaufwandes an den Meistbietenden verkauft werden. Wir brauchen aber gar nicht zu dem Unglaublichen die Zuflucht zu nehmen, das Notorische ist schon ausreichend für den Satz daß die Sklavenarbeit allmählich zur Verachtung der Arbeit und der dienenden Classen geführt hat und diesen eine Leibeigenschaft nothwendig droht. Das Uebel ist in letzter Zeit in geometrischen Progressionen gewachsen. Zur Zeit des Befreiungskrieges fochten, Seite an Seite, bivouakirten gemeinsam und aßen noch aus einer Schüssel Neger und Europäer. Noch im Jahre 1814 erließ General Jackson eine Proclamation, wo er die Negersoldaten als Quiriten, als „Amerikaner," als „Söhne der Freiheit, auf welche das Vaterland schaue" anreden konnte, eine Sprache die heutigen Tages in den Sklavenstaaten jeden General dem Ketzertod überliefern, die selbst in den freien Staaten nicht als orthodox gelten würde, denn längst ist die Zeit vorüber wo die freien Farbigen noch Bürger in der Union und den Weißen gleichgestellt waren. Washington selbst war ein Sklavenbesitzer, aber zu seiner Zeit betrachteten die südlichen Pflanzer die Sklaverei als einen Fluch, als ein Erbübel aus der Zeit des Despotismus, der brittischen Herrschaft. Alles hoffte und hoffte noch mit Recht das Uebel von selbst verschwinden zu sehen, weil die Sklavenarbeit ökonomisch immer werthloser wurde.

Erst mit dem zunehmenden Bedarf an Baumwolle, und namentlich seit im Beginn unsers Jahrhunderts Maschinen zur Säuberung der Wolle aus den Samenkapseln erfunden wurden, stieg plötzlich und fortwährend der Werth der Sklaven. Doch blieben bis zum Missouri-Compromiß, ja selbst bis in die dreißiger Jahre hinein, die Ansichten über die Sklaverei ziemlich die alten. Seitdem erst hat der große Kampf begonnen, hat sich die Union in zwei Lager geschieden, hat sich die Anhänglichkeit an den verwerflichen Zustand bis zu einer Art von Raserei gesteigert. Die Prosklaverei-Männer haben Sieg auf Sieg errungen. Die Verfassung der Vereinigten Staaten verhieß im Futurum die völlige Abschaffung der Sklaverei. Der Missouri-Compromiß zog ihr eine klimatische, den südlichen Ansprüchen sehr günstige Gränze. Allein auch diese Schranke wurde übersprungen, und jetzt ist von keiner Einengung mehr die Rede. Der Congreß ist als unberufen erklärt worden einem Staatsgebiet eine gewisse Physiognomie als Sklaven- oder Freistaat zu geben, sondern die Ansiedler selbst, wenn das Gebiet die erforderliche Reife zu einem Staate erhalten hat, sollen entscheiden, und vor dieser Entscheidung kann nicht bloß die Sklavenarbeit eingebürgert werden, sondern die öffentliche Gewalt schützt auch die geringste Minderheit von Sklavenbesitzern gegen den Willen der Mehrzahl. Waren solche Gesetze völlig im Geschmack der Föderalisten, welche die Gebietssouveränität so wenig wie möglich gegen die Bundesgewalt aufgeben wollten, so wurden doch wieder die föderalistischen Grundsätze gebrochen, wo es der Sklaverei frommte. Es gehört gewiß zu den höchsten Rechten der Territorialhoheit nicht zwischen Sklaven und Freien zu unterscheiden, und jeden Sklaven welcher freien Boden betritt als freien

Digitized by Google

Mann zu behandeln. Seitdem aber die sogenannten freien Staaten das Flüchtlingsgesetz anerkannt haben, gibt es keinen freien Boden mehr im ganzen Freistaat, sondern die Sklaven flüchten jetzt, wenn im Winter die Gewässer frieren, durch Ohio und über die Seen nach Canada. Der höchste und frechste Eingriff in die Particularhoheit ist aber in dem berüchtigten Dred-Scott-Fall im Jahre Eins des Herrn Buchanan, vom obersten Gerichtshofe verübt worden, der seiner Mehrzahl nach aus Proſklaverei-Männern besetzt ist. Die Streitsache selbst erforderte an und für sich nur einen Rechtsspruch der Gesetzesweisen, nämlich die Erklärung: daß farbige Leute nicht Bürger sind, also nicht als Parteien vor dem Gerichtshof erscheinen dürfen. Von freien Stücken aber ließ der Gerichtshof noch andere Artikel in Bezug auf die Rechte oder vielmehr Rechtlosigkeit der Staatsgebiete, und endlich den furchtbaren Satz folgen: Sklaven sind Dinge (property) in demselben Sinne wie Mobilien, so daß ein Sklavenhalter seine Sklaven in jedem Staat der Union einführen und sie dort ansiedeln darf, unbekümmert um die etwa widrige Territorialgesetzgebung. Daß jeder Sklavenhalter das Recht besitzt seine Sklaven auf irgend einem Boden der Union anzusiedeln, gerade so wie es jedermann frei steht sein Vieh und seine Pferde dorthin zu treiben wohin es ihm beliebt.

Das ist einfach nichts anderes als Revolution. Gälten diese Sätze als Recht, und würde Gewalt gebraucht sie durchzusetzen, so wäre die Union nur ein einziger großer Sklavenstaat. Es bestände rechtlich kein Unterschied mehr zwischen Süd und Nord, sondern nur ein statistischer zwischen der Zahl der Sklavenhalter und der freien Leute. Der Angriff der von der höchsten Magistratur, dem Eckstein der Rechtsverfassung, ausgieng, ist ein furchtbarer Gewaltstreich gegen die Souveränität der Staaten mit 17 Millionen Bevölkerung. Natürlich haben diese es nicht an der Antwort fehlen lassen. Alle freien Staaten haben diesen Eingriff abgewehrt, und ihre Hoheitsrechte durch die Erklärung gesichert daß sie gegen den Gerichtshof ihre Territorialgesetze zu vertheidigen entschlossen sind. Wie überhaupt diese dreisten Angriffe der Proſklaverei-Männer ausführbar seyn konnten, wird immer ein Gegenstand der Verwunderung bleiben. Es ist bekannt daß jeder Sklavenhalter für je fünf Sklaven drei Stimmen bei den Wahlen besitzt. Selbst mit Hülfe dieser Fiction aber vermag der Süden, wenn er ungetheilt zur Wahlschlacht ausrückt, nur 1,100,000 Stimmen aufzubringen, während die freien Staaten 2,900,000 wahlfähige Bürger, also beinahe das Dreifache zählen. Die Zahl der Sklavenbesitzer beträgt nur 350,000, die sich in 4 Millionen Sklaven theilen. Ihnen gegenüber aber befindet sich die weiße Bevölkerung des Südens, ein trostloses Proletariat in einem Lande wo freie Arbeit als entehrend betrachtet wird. Und dennoch gelingt es diesen 350,000 Familienhäuptern nicht nur vollständig in ihren eigenen Staaten das Regiment zu behaupten, sondern auch den Norden zu theilen, einzuschüchtern und zu beherrschen. Der Norden ist durch viele unsichtbare Bande an die Sklaverei geknüpft. Er verdankt dem Süden seine Rohstoffe und den Absatz seiner Fabricate. Aus dem Süden sind immer die besten Staatsmänner gekommen. Es ist der Genius der Aristokratie, welcher hier die blinde Masse des nördlichen Demos lenkt, und da dem Sieger immer die Mehrzahl solcher Leute zufällt welche ohne Grundsätze die Politik wie ein Gewerbe betreiben, so haben die südlichen Demokraten über eine große Schaar bereitwilliger Seelen in den nördlichen Staaten zu verfügen. Endlich ist die Angst vor einem Bruch der Union, womit die Südländer beständig, wenn auch nicht aufrichtig drohen, ein mächtiger Werber für die demokratische Partei. Bei der Vertheilung der Bevölkerung bedarf es nur des ernsten Willens der nördlichen Staaten, nur eine Ueberwindung der Furcht, um den künstlichen Terrorismus der Sklavenstaaten zu brechen; denn der Norden ist in allen Stücken an materieller Kraft, an der Zahl der weißen Bevölkerung und an Reichthum dem Süden beinahe zehnfach überlegen, nur daß ihm die rechte politische Intelligenz und die Entschlossenheit mangelt. Aber diese letztere könnte doch plötzlich über Nacht kommen, wie sie bei der Lossagung der Vereinigten Staaten vom Mutterland über Nacht kam, nachdem man lange geduldig Unbill und Beschwerden getragen, weil man sich scheute und zaghaft an den Gedanken eines Abfalls gewöhnen konnte. Mittlerweile, während die Proſklaverei-Männer Sieg auf Sieg erringen, die Territorialhoheit der freien Staaten auf dreiste Art antasten, schwindet mehr und mehr die Basis ihrer Macht. Was gewinnen sie, wenn sie mit Gewalt und Blutvergießen Kansas in einen Sklavenstaat verwandeln? Kann die Plantagenwirthschaft überhaupt dort ökonomisch sich befestigen? Beginnt sie nicht schon in den sogenannten mittlern Sklavenstaaten zu wanken? Man wird sich erinnern daß vor kurzer Zeit ein neuer technischer Ausdruck für gewisse Sklavenstaaten erfunden wurde, deren Regierung als in Abnahme begriffen statistisch nachgewiesen ward, obgleich die Fruchtbarkeit der äthiopischen Racen notorisch ist, und während gleichzeitig in andern Sklavenstaaten die Negerzahl rascher zunahm als es auf dem Wege geschlechtlicher Vermehrung geschehen konnte. Die Erscheinung erklärte sich sehr einfach daraus daß die ersten Staaten Neger an andere verkauft hatten. Man erfand daher den Namen von sklavenzüchtenden Staaten, gleichsam als bestände der Erwerb dieser Gebiete in einer Production von Menschenwaare. In neuerer Zeit aber nimmt die Erscheinung einen drohenden Charakter an, und man bemerkt daß es nicht auf eine Menschenzüchtung, sondern auf einen vollständigen „Ausverkauf“ abgesehen ist. Der Breitengrad, wo die Sklavenarbeit noch rentirt, ist im Sinken begriffen, und muß fortwährend sinken, so wie sich die Bevölkerung im Norden mehrt, die Arbeit dort wohlfeiler wird, und Auswanderungen nach Süden, in Sklavengebiete, namentlich nach Virginien, stattfinden. Die nördlicheren Sklavenstaaten verkaufen daher ihr schwarzes Capital nach dem Süden, und natürlich schwächt sich mit jedem Verkauf auch ihr Charakter als Sklavenstaaten. Seitdem man dieß eingesehen, spricht man nicht mehr von sklavenzüchtenden (slavebreeding), sondern von verdächtigen (suspect) Sklavenstaaten. Die größten Fortschritte in dieser Beziehung hat Maryland gemacht, wo sich bald die Schale völlig zu Gunsten der Freiheit neigen wird. Nach Virginien geht bereits ein Strom weißer Einwanderer, Kentucky steht nicht bloß auf der Liste der Verdächtigen, sondern das Unglaubliche ist geschehen, es besteht und erscheint dort ein Antisklavereiblatt (Daily News). Dieser Umstand ist ein Fingerzeig wie reif die Ernte bereits geworden ist. Ein Redacteur, welcher in einem Sklavenstaat ein solches Blatt herausgibt, wagt nichts weniger als daß ihm das Haus über dem Kopf angezündet, oder daß er von dem nächsten besten auf offener Straße niedergeschossen wird, in welchem Falle

seinem Mörder eher die Errichtung einer Statue als eine strafrechtliche Verfolgung droht. Wagt sich also ein solches Blatt ans Licht, und kann es bestehen, so muß es in dem Staate schon eine erstarkte Partei hinter sich haben. Welche Erbitterung nämlich sonst noch in den Sklavenstaaten herrscht, mag man aus folgendem Fall entnehmen. Als im Jahre 1855 in Richmond die Cholera wüthete, kamen Aerzte aus dem Norden zu Hülfe, von denen einige erlagen und auf dem Kirchhof der Stadt beerdigt wurden. Es fand sich aber daß diese Retter, welche ihr Leben feil trugen, zu ketzerischen Antisklavereiansichten sich bekannten. Was geschah im Jahre des Heils 1857? Die Leichen wurden auf öffentlichen Beschluß ausgescharrt und nach Philadelphia geschafft. Wenn die Todten nicht Ruhe haben, was würde den Lebendigen drohen, die offen gegen die Sklaverei zu schreiben wagen? Das Wichtigste ist aber daß selbst in Missouri die Sklaverei sich nicht mehr halten will. Auch dieser Staat steht auf der Liste der Verdächtigen, und die Antisklavereipartei tritt dort schon mit drohender Macht bei den Wahlen auf. So beängstigt ist der Süden von diesen Erscheinungen, daß man sich mit dem Plan trägt, die Ausfuhr von Sklaven aus Virginien, Kentucky und Missouri zu verbieten, damit diese Staaten ihre Negerbevölkerung auf dem Halse behalten müssen und ihren „Ausverkauf" nicht vollenden können.

Es ist daher doppelt schmerzlich, daß während in der Union der Triumph der guten Sache sich nähert, und die europäische Civilisation von ihrem schlimmsten Flecken sich reinigen kann, Frankreich plötzlich wieder Sklaven in Afrika zu kaufen beginnt. Die kaiserliche Regierung hat sich darüber kürzlich in der Revue Contemporaine rechtfertigen lassen. Die Franzosen kaufen Sklaven von den Negerhäuptlingen, und verkaufen den westindischen Pflanzern ihre Arbeit für einen gewissen Zeitraum, nach welchen der Sklave völlig frei wird. Es soll dieß, werden wir getröstet, einen Handel mit schwarzen Culies vorstellen. England thut ein gleiches mit seinen indischen Unterthanen; Frankreich hat aber keine indischen Besitzungen um die erforderliche Anzahl ächter Culies nach Westindien zu liefern, es nimmt daher seine Zuflucht zu den afrikanischen Menschenmärkten. In Folge dessen haben an der Sklavenküste die alten, auf Menschenraub berechneten Fehden wieder begonnen, und gleichzeitig hat die Ausfuhr von Bodenerzeugnissen (Palmöl und Baumwolle) abgenommen, denn die afrikanischen Häuptlinge finden es viel bequemer ihren Bedarf an europäischen Artikeln mit Menschen statt mit den Früchten des Ackerbaues zu bezahlen. Die kaiserliche Regierung glaubt — und wir zweifeln keinen Augenblick an ihrer Aufrichtigkeit — daß durch eine großartig betriebene äthiopische „Auswanderung" die Sklaverei den härtesten Schlag erleiden könne. Das Experiment bleibt aber immer gefährlich. Ein Nachtheil der Sklaverei wird jedenfalls nicht vermieden: die Afrikanisirung des tropischen Amerika. Man mag sich ferner die Lage dieser schwarzen Culies denken wie man will, sie wird während der Dauer ihrer Arbeitsjahre immer der Sklaverei gleichen. Es ist wohl wahr, von dem Augenblick an wo der Neger den Bord des französischen Fahrzeugs oder französisches Land betritt, ist er ein freier Mann, er hat auch nicht die Gefahren und Leiden an Bord eines Sklavenhändlers zu erdulden. Allein der zeitweilige Eigenthümer des temporären Leibeigenen muß, wenn er auf seine Kosten kommen will, den Neger zur Arbeit zwingen dürfen, sonst arbeitet er nicht, und gezwungene Arbeit — ist das nicht Sklaverei? Setzen wir den Fall die französischen Behörden in den Colonien setzen wachsam auf ihre Pflichten, sie würden jede Ungebühr gegen den schwarzen Culi hart bestrafen, und ihm die Zeit seiner Leibeigenschaft erleichtern, so gibt doch die französische Institution zu Einem Bedenken Anlaß. Was nämlich den Franzosen zusteht, werden die Amerikaner sich nicht versagen lassen. Wie nun, wenn auch ihre Schiffe an den afrikanischen Küsten unter dem Vorwande erschienen, schwarze Culies anzuwerben? England dürfte nicht widersprechen, und Frankreich müßte sogar für die amerikanischen Ansprüche einstehen. So wie aber Frankreich und England nicht einig sind den Negerhandel zu verbieten, wird er nicht nur wieder entstehen, wie er früher war, sondern schlimmer als er jemals gewesen ist. Der Neger aber, welcher den Bord eines amerikanischen Schiffes betritt, befindet sich nicht auf freien Boden, sondern umgekehrt, wenn er frei war, wird er oder läuft er Gefahr von jedem dritten als Sklave vindicirt zu werden. Das amerikanische Gesetz präsumirt seine Unfreiheit, so daß der Schwarze seine Freiheit gegen jedermann beweisen muß, wenn er nicht der Sklaverei verfallen will. Nun ist es längst bekannt daß die Sklaverei in den Vereinigten Staaten sich nur auf die Dauer zu halten vermag, wenn der Negerhandel erneuert wird. Cuba wäre längst schon den Spaniern entrissen worden, wenn die Prosklavereipartei nicht fürchtete daß augenblicklich nach Besitzergreifung der Insel der Werth der Sklaven noch höher steigen, und in Folge dessen die suspecten Staaten ihre schlecht verzinsliche Menschenwaare nach der reichen Insel absetzen würden. Ganz anders aber müßten die Dinge sich gestalten wenn der Negerhandel erneuert würde. Dann würde der Preis der Sklaven sinken, die Sklavenarbeit wohlfeiler, folglich auch unter höheren Breiten wieder zinsbringend werden. Zwar verbietet die Verfassung der Vereinigten Staaten den Negerhandel, allein welche Macht besitzt eine Verfassung? Befinden sich nicht eben, wie wir gezeigt haben, die nördlichen Staaten in Revolution, indem sie verweigern die formell gültigen Rechtsgrundsätze, welche ihre oberste Justizgewalt aufgestellt hat, anzuerkennen? Verböten nicht die Prosklavereimänner Bücher, weil sie Stellen aus den „Grundrechten" enthalten, um die zarte Jugend von dem süßen Gifte zu bewahren? Selbst die Gesetze aber ließen sich durch die Verschleierung des Negerhandels unter der Firma einer Einfuhr schwarzer Culies beschwichtigen. So unschuldig, ja so nützlich diese vielleicht unter der Aufsicht der französischen Regierung werden könnte, so gefährlich wirkt sie als Beispiel. Noch ist sie Gottlob! nur als ein Versuch angekündigt worden und von der kaiserlichen Regierung steht gewiß zu erwarten, daß wenn die ausgesprochenen Befürchtungen begründet seyn sollten, sie der französischen Nation die tiefe historische Schmach ersparen wird, dem großen sittlichen Postulate unsers Jahrhunderts in dem Augenblick treulos geworden zu seyn, wo der Triumph einer edlen Sache in erreichbarer Nähe lag.

Digitized by Google

Ch. Watertons Verſuch einer neuen Naturgeſchichte der Affen.

(Aus der Revue Britannique.)

Das Thiergeſchlecht welches man gewöhnlich unter dem Namen der Affen zuſammenfaßt, nimmt in der beſeelten Natur eine der wichtigſten Stellen ein. Ich will dieſe Thiere in vier geſonderte Ordnungen eintheilen, ohne mich in die Subtilität der Unterabtheilungen zu verirren — eine Claſſication welche für den Unterricht unſerer jungen Naturforſcher genügen dürfte. Mein Zweck geht dahin: die jungen Leute vor allen Dingen zu überzeugen daß, trotz der Verſicherungen der Alten und der Neuern vom Gegentheil, die Affen in ihrem Naturzuſtand nur auf Bäumen wohnen; daß ſie, wie das Faulthier, auf den Bäumen geboren werden, leben und ſterben, und daß ſie ſelten, oder vielmehr niemals, auf den Boden herabſteigen, wenn ihnen nicht irgendein Unfall oder Unglück widerfährt. Man muß im Geiſte ſtets die Geſtaltung der Extremitäten der vier Glieder der Affen vor Augen haben. Dieſe Thiere ſind, im eigentlichen Sinn des Worts, keine Vierfüßer, noch auch, wie unſere neuern Naturforſcher ſie jetzt nennen, Vierhänder, d. h. Weſen mit vier Händen. Man kann zwar die Extremitäten der thoraciſchen Glieder Hände nennen, allein was die der Glieder des Hintertheils betrifft, ſo ſind dieß weder Hände noch Füße; denn die Pfoten des Affen ſind aus einer Ferie gebildet an welche ſich wirkliche Finger anſchließen. Auch darf man ſich durchaus nicht über die ungemeine Leichtigkeit wundern womit dieſe behenden Geſchöpfe auf den Waldbäumen ihres Heimathlandes herumklettern.

Nach meiner Claſſification theile ich die Affen folgendermaßen ein: obenan ſteht der Orangutang, dann kommt der Pavian, hernach der Affe mit gewöhnlichem Schwanz, und endlich der Affe mit dem Ringelſchwanz.

1. Der Orangutang hat keinen Schwanz, und gleicht hierin dem Menſchen; er wohnt nur in der alten Welt.

2. Der Pavian hat einen kurzen Schwanz der dem durch die nutzloſe und grauſame Laune des civiliſirten Menſchen abgeſchnittenen und entſtellten Schwanz unſerer Stellhunde gleicht. Man findet dieſen Affen auch nur in der alten Hemiſphäre.

3. Der Affe mit langem, bald mit Haaren verſehenem, bald faſt nacktem Schwanze findet ſich in beiden Welten, ſo wie auf den ſie umgebenden Inſeln.

4. Was den ringelſchwänzigen Affen betrifft, ſo findet er ſich in wildem Zuſtand nur in Amerika, ſo zwar daß die Europäer vor der Entdeckung der neuen Welt nie davon ſprechen gehört haben.

Dieſer Ringelſchwanz iſt ſehr merkwürdig. Man hat ihn mit Recht eine fünfte Hand genannt, und ſein Nutzen iſt für das Thier augenfällig, mag es nun auf einem Zweige ſitzen, oder ſeinen Weg durch die düſtern Einſamkeiten der Urwälder verfolgen.

Man ſieht wie dieſer Affe mit ſeinen Händen die Zweige erfaßt, und ſofort, als wenn er einer Stütze bedürfte, ſeinen Schwanz um einen andern Aſt wickelt; allein dieſer Ringelſchwanz iſt ſtark genug, um dem Thier auch ohne die Beihülfe ſeiner vier andern Glieder zur Stütze zu dienen. So kann man z. B. ſehen wie er ſich damit unterhält ſich mittelſt ſeines Ringelſchwanzes zu ſchaukeln, der von keinem Nutzen wäre, wenn der Affe durch irgend einen Zufall oder ein Unglück herabfiele. Der Untertheil dieſes Schwanzes, der ziemlich dem Untertheil eines Menſchenfingers gleicht, iſt natürlich, ſchon wegen ſeines beſtändigen Gebrauchs, haarlos, während der obere Theil mit Haaren bedeckt iſt.

Der junge Naturforſcher möge daher, wenn er die Familie der Affen ſtudiert, im Geiſte ſtets vor Augen haben daß ein ſchwanzloſer Affe den öſtlichen Theilen der alten Welt angehört; daß ein Affe mit kurzem, wie der eines Stellhundes verſtümmelten Schwanz ein Pavian aus demſelben Himmelsſtrich iſt; daß ein Affe mit gewöhnlich geſtaltetem langem Schwanze ſowohl in der alten als in der neuen Welt wohnt, und daß ein ringelſchwänziger Affe, ohne den mindeſten Zweifel, ein Bewohner der unermeßlichen Wälder Nord- und Südamerika's iſt.

Unſer junger Naturforſcher möge hier einige Augenblicke verweilen, und aufmerkſam die eigenthümliche Körperbildung der Affen beobachten. Die Vorſehung hat jedem Thier bewunderungswerth beſchaffene Pfoten gegeben, um es ohne den mindeſten Zwang und mit Zuverſicht in der Sphäre zu unterhalten in der es ſich bewegen ſoll, und faſt alle können ſie auf der Erde gehen; allein anders verhält es ſich mit den Vierhändern: in der Organiſation ihrer Füße weiſt nichts darauf hin daß dieſe gemacht worden um das Thier auf dem Boden aufrecht zu halten. Der oppoſable Daumen, die langen Finger der Hände und die Zehen der Füße, deuten klärlich an daß ſie durchaus nicht geeignet ſind irgendeine Bodenſtrecke zu durchwandern, oder auch nur ſich einige Augenblicke auf dieſelben zu ſtützen. Außerdem beweiſt das weiche und glatte Gewebe der innern Haut dieſer Organe zur Genüge daß der Affe ſich derſelben nie bedient hat um auf Steinen und andern ſchmerzenden Stellen des Erdreichs, mit denen die übrigen Thiere unabläßig zu kämpfen haben, zu gehen. Ich ſchließe daraus daß die Affen, obſchon ſie von der Vorſehung mit einer bewunderungswerthen Gliederkraft begabt ſind, ihre Gewandtheit nur in einer gewiſſen Weltgegend zeigen können, und da dem ſo iſt, ſo glaube ich, aus der Beſchaffenheit der tropiſchen Wälder ſelbſt, aufs einleuchtendſte erweiſen zu können daß das ganze Affengeſchlecht einzig und allein auf Bäumen leben kann und wirklich lebt, da nämlich wo dieſe Thiere einen unerſchöpflichen Nahrungsvorrath finden, ohne je genöthigt zu ſeyn auf den Boden herabzuſteigen.

Ehe ich jedoch in eine genauere Unterſuchung der Sitten und der Wohnſitze des Affengeſchlechts in ſeinem Urzuſtand und inmitten ſeiner heimathlichen Wälder eingehe, und ehe ich die Anſicht motiviere welche in Folge falſcher Berichte bis jetzt geherrſcht hat, muß ich die Aufmerkſamkeit meiner Leſer auf den Affen lenken den man in Gibraltar findet.

Ganz natürliche Umſtände haben vielleicht ſchon vor vielen Jahrhunderten dieſen unbedeutenden Theil eines zahlreichen Geſchlechts in dieſe merkwürdige Lage verſetzt, oder hat möglicherweiſe der Menſch, der mit ſeinen Launen überall eingreift, einige afrikaniſche Affen auf die Felſen von Gibraltar verpflanzt und ſie dort ſich verbreiten laſſen. Allein nichts beweiſt daß je ein ſolcher Coloniſationsverſuch wirklich ſtattgefunden.

Die Neugier iſt indeß ſtets rege um zu entdecken auf welche Weiſe dieſer der Sippe der Magots angehörige Affe auf die Felſen von Gibraltar kam, wie er an einem von Wäldern und ſelbſt von

sonstiger Vegetation so entblößten Orte, der allem Geräusch des Handels und selbst dem Donner der Kanonen ausgesetzt ist, lebt und seine Nahrung findet. Seine Form und seine Figur deuten klar an daß er ein Affe ist, auch besitzt er jenen Nachahmungstrieb der sein ganzes Geschlecht auszeichnet. Eben so wenig ist irgend ein Grund zur Annahme vorhanden daß er anders als die übrigen Affen handeln würde, wenn er sich in ruhigere Gegenden versetzt sähe.

Der Gibraltarische Magot ist in seinem jetzigen Zustand ein Gefangener in einem umfangreichen Gefängniß, und da wir keine amtlichen Urkunden haben um die Zeit seiner Ankunft in Europa festzustellen, so sehen wir uns genöthigt unsere Zuflucht zu Muthmaßungen zu nehmen, um einen schwachen Lichtstrahl auf die Geschichte eines Thiers zu werfen, dessen Sitten in mehrern Punkten von denen der andern Geschöpfe seiner Art auffallend abweichen.

Nehmen wir an daß vor Jahrtausenden der Felsen von Gibraltar mit dem Affenberg, einem entsprechenden Hügel auf afrikanischem Boden, vereinigt war, und daß sich durch ein plötzliches Naturereigniß die Meerenge bildete welche jetzt als Wasserstraße vom atlantischen Ocean in das mittelländische Meer dient. Die Magots die sich in Spanien befanden als das Erdbeben stattfand, sahen sich durch die tobenden Wogen, welche ihnen alle Hoffnung benahmen trockenen Fußes über die Meerenge von Gibraltar hinüber wieder in ihre heimathlichen Wälder zu gelangen, auf ewig von ihrem Vaterland abgeschnitten.

So lange es Bäume auf dem Felsen gab, nahmen die Gefangenen die Veränderung nur wenig wahr; allein nach Verfluß einer gewissen Zeit, und als neue Umstände eintraten, sahen sie sich, durch die Noth aufs Aeußerste getrieben — duris urgens in rebus egestas! — gezwungen auf dem Boden zu bleiben und hier eine ganz neue Lebensart anzufangen.

Der Winter, obwohl sehr kurz, ist in Gibraltar doch kalt und rauh, und harmonirt nicht mit dem Temperament der Affen, welche gewohnt sind der Sonne zu folgen, und mit ihr zum Wendekreis des Steinbocks zurückzukehren wenn sie den Wendekreis des Krebses besucht hat. Unwiederbringlich auf einen nackten Felsen verbannt, den Unbilden jeder Witterung ausgesetzt, mußten diese für Kälte so empfindlichen Thiere große Leiden durchmachen, ehe sie sich akklimatisirten und bis zur Wiederkehr des Sommersolstitiums an die Strenge des Winters gewöhnten.

Wie dem indeß auch seyn mag, annoch gibt es auf den Felsen von Gibraltar eine kleine Colonie Magots, welche, obgleich es ihnen in diesem engen Gefängniß an Raum gebricht, sich nie weiter vorgewagt und nie das neutrale Gebiet zwischen der Festung und Spanien überschritten haben, so daß man bis jetzt nirgend anderswo in Europa je einen Affen gefunden hat.

Im Anfang dieses Jahrhunderts sah ich, als ich während des kurzen Friedens von Amiens die Citadelle besuchte, mehrere dieser Magots sich auf vier Pfoten nach der Westküste des Berges bewegen. Damals wehte sehr heftiger Ostwind. Man macht sich schwer einen Begriff davon wie diese Thiere während eines ganzen Jahrs genügende Nahrung finden, und wie sie die eisigen Bisen des Winters ertragen können. Man sollte glauben daß es ihnen oft an Unterhaltsmitteln fehlen müsse, und sie einer Decke bedürften; „allein für ein geschorenes Schaf mißt Gott den Wind zu," sagt Sterne's Maria. Es wäre sehr interessant zu erfahren wie und zu welcher Zeit dieser Affe sich auf den Felsen Gibraltars niederließ, denn wenn, wie man sagt, die Magots der Berberei bei Annäherung des Winters auswandern, so ist die Muthmaßung sehr natürlich daß die spanischen Magots dieß ebenfalls thun würden, wenn es in ihrer Macht stände. Allein sie können sich, der furchtbaren Strömung wegen welche Calpe von Abyla trennt, ihren Cameraden nicht anschließen.

Wir finden, sowohl in neuen als in alten Werken, unzählige Berichte über die Sanftmuth der Orangutangs, die Wildheit der Paviane, den Muthwillen und die Verschlagenheit des ganzen Geschlechts. Alle Affen, vom Gibbon (dem langarmigen) bis zu dem nur die Größe einer Ratte erreichenden schwarzen Sakawinki in den dichten Wäldern Guyana's, haben durch mehr als eine ungeschickt erfundene Erzählung das allgemeine Interesse auf sich gezogen. Diese belustigenden Anekdoten sind gut um Kinder zu schrecken oder sie zum Lachen zu bringen, allein sie finden, wie so manches andere, keine Gläubigen.

Lange Zeit habe auch ich falsche Begriffe über das Faulthier gehabt, indem ich während meiner Kinderjahre in den Werken eines der gelehrtesten und unermüdlichsten Naturforscher der Welt die Geschichte desselben las. Dieser Naturforscher nun behauptet, das Faulthier sey ein elendes und verkommenes Kind der Natur, das die niedrigste Sprosse auf der Stufenleiter der lebendigen Wesen einnehme. Ein eilfmonatlicher ununterbrochener Aufenthalt in den Wäldern Guyana's hat mir jedoch die allerschönsten Gelegenheiten zu Forschungen über das Faulthier in seinem Heimathsland verschafft, und man wird in meinen „Wanderungen" alles finden was ich über dieses „elende und verkommene" Geschöpf beobachtet habe. Das Publicum gewährte meinen Beobachtungen kein volles Vertrauen. Lange nachher indeß bewies die Ankunft eines Faulthiers in den zoologischen Gärten von Regent's Park daß ich die Wahrheit gesagt hatte. Das Thier kletterte mit der größten Leichtigkeit auf (ich sollte vielmehr sagen unter) einen in seinem Käfig hergerichteten Baum, und bewegte sich, wenn es mit seinen natürlichen Haken, die ich nicht gern Griffe nenne, unter den Zweigen hieng, mit außerordentlich großer Geschwindigkeit vorwärts, niemals aber gieng und ruhte es aus auf dem obern Theil der Aeste. Kurze Zeit darauf kam ein prächtiger Ameisenbär in derselben Anstalt an, und jedermann konnte sehen daß er sich nur dann mit Leichtigkeit bewegte wenn die Nägel seiner Vorderfüße unter seine Tatzen, welche auf der Seite am Boden ruhten, zurückgebogen waren, und er also in einer Stellung sich befand wie kein anders Thier sie einnimmt, die aber dessenungeachtet seiner Lebensweise vollkommen angemessen war.

Ich will mir erlauben hier eine Anekdote anzuführen: sie wird beweisen welch großes Mißtrauen man in scheinbar wohl begründete Thatsachen, die das Publicum blindlings glaubt, setzen muß. Vor einigen Jahren machte ich in Rom die Bekanntschaft eines jener Engländer deren Phantasie sich in den herrlichsten Träumereien ergeht. Als wir eines Tags über naturgeschichtliche Gegenstände mit einander sprachen, fragte er mich ob ich glaube daß die Pelicane ihre Jungen mit ihrem Blut aufzögen. „Es ist ein Märchen," antwortete ich ihm. — „Ein Märchen! Nun, so wissen Sie denn, Hr. Waterton," entgegnete er, „ich selbst glaube daran. Ein

Digitized by Google

zuverläſſiger Mann welcher Reiſen in Afrika gemacht, hat mir geſagt es ſey dieß eine anerkannte Thatſache, und er ſelbſt habe geſehen daß junge Pelicane auf ſolche Art genährt würden." — „Wie aber, fragte ich, ſchließt die Mutter die Wunden nieder, wenn ihre Jungen gefrühſtückt oder zu Mittag geſpeist haben, und wie erneuert ſie ihren Blutvorrath für die folgenden Mahlzeiten? Was zu dieſer Fabel Anlaß gegeben hat, iſt einfach der Umſtand daß die Pelicane, wenn ſie ihre Unterbackentaſche mit Fiſchen angefüllt haben, und ſie herausnehmen wollen, dieſe Taſche an ihre Bruſt drücken, und daß ſich dann das Blut der Fiſche über ihren Hals verbreitet. Dieß iſt alles was Ihr Beobachter zu ſehen im Stande war."

Es iſt erſtaunlich daß eine ſo abgeſchmackte Fabel bei ſo vielen Leuten Glauben finden konnte, und daß man ſie ſogar in wiſſenſchaftlichen Werken durch Kupferſtiche abgebildet ſieht.

Doch genug über die Pelicane, kehren wir zu unſern Affen zurück. Ich will ſie jetzt An wenig näher ins Auge faſſen. Sollte ich einige unnütze Aeſte abhauen, ſo werde ich ſie durch Pfropfreiſer erſetzen, welche vielleicht angenehmere Früchte tragen. Ein Holzſchneider, deſſen Namen makellos geblieben wäre wenn er ſich nur mit ſeiner Kunſt beſchäftigt hätte, und der nie Affen in wildem Zuſtand geſehen, hat aus andern Schriftſtellern eine Geſchichte der Affen zuſammen geſtoppelt. Auf dem Titelblatt ſeines Buches ſtellt er uns, ſehr unvollkommen, einen großen Orangutang dar, welcher auf einer Bank ſitzt und den Arm auf den Knauf eines Steckes ſtützt den er in der Hand hält. Man möchte das arme Thier beklagen daß es genöthigt iſt eine für einen Affen ſo läſtige Stellung beizubehalten, wenn man ſich nicht ſagte man habe ja nur ein Bild vor den Augen. Was den Text betrifft, ſo ſagt er uns daß die großen Affenarten mit Schnelligkeit laufen. Ich möchte wahrlich einmal einen Reiſenden treffen, der ſagen könnte er habe je einen Affen auf dem Boden und noch dazu laufen ſehen; ich würde ihm aus der Anatomie der Hand des Affen beweiſen daß er ſchlecht geſehen. Unſer Holzſchneider fügt bei: die Affen machen Jagd auf die Elephanten welche ſich ihrem Wohnplatze nähern .... Wie könnten denn die Affen einen Wohnplatz vertheidigen den ſie nicht haben? Die wilden Thiere greifen die einer andern Species angehörenden ſtets nur an um ihnen ihre Nahrung ſtreitig zu machen. Die ſtärkeren tödten dann die ſchwächern, oder ſchlagen ſie in die Flucht. Es iſt mir daher begreiflich daß ein eigenſinniger und ungeſchlachter Bock ein unſchuldiges Lamm von einer guten Weide verjagen kann, allein die Sitten, die Nahrung und die Aufenthaltsorte des Affen und des Elephanten ſind mehr als ausreichend um jeden Zuſammenſtoß unter ihnen zu verhindern. Noch einmal alſo, da keine Gründe vorhanden ſind welche Mißhelligkeiten zwiſchen den Orangutangs und den Elephanten herbeiführen könnten, ſo werden dieſe beiden friedlichen Bewohner der heißen Zone niemals mit einander ins Handgemenge gerathen.

Allein erwähnt unſer Verfaſſer nicht auch eines Wohnungsortes der Affen? Möge er mir doch gefälligſt ſagen wer ihn je geſehen habe. An welchem Orte der Erde haben ſich die Affen, auch nur einige Tage lang, feſtgeſetzt? Der Dachs hat einen warmen und bequemen Erdbau, auch der Fuchs zieht ſich, wenn er verfolgt wird, unter den Boden zurück. Thut dieß aber auch der Affe? Unter allen bekannten Thieren zeigen die Affen die geringſte Neigung ſich irgendwo bleibend anzuſiedeln. Man kann ſagen, ſie ſeyen in ſteter Bewegung, indem ſie an den Bäumen auf- und abklettern, und dort überall ihre Nahrung ſuchen. Ich möchte wetten was man wolle, daß man nie einen Trupp Affen an dem gleichen Orte wieder finden wird wo man ihn Tags zuvor geſehen. Was könnte ſie denn zurückhalten? Die Nahrung? Dieſe finden ſie in allen Theilen des Waldes, und wenn dieſe herumſchweifenden Thiere Wohnſitze, Niederlaſſungen hätten, man würde ſie ſtets in der ganzen Umgegend ſehen. Dem iſt aber nicht ſo; nie habe ich junge Affen allein in den Wäldern gefunden, und die Indianer haben mir die Verſicherung gegeben daß ſie ſolche immer nur bei dem Trupp geſehen zu welchem ſie gehörten.

Der junge Affe klammert ſich dergeſtalt an ſeine Mutter an, mag ſie von Aſt zu Aſt ſpringen oder der Ruhe pflegen, daß es ziemlich ſchwer iſt ihn zu Geſicht zu bekommen, und es gehört ein geübtes Auge dazu wenn man ihn wahrnehmen will. Die Mütter ſind wahre lebendige Wiegen; ihre Haare dienen den Jungen als Decken, von ihrer zarteſten Jugend an. Wenn man einen jungen Affen im Alter von einem oder zwei Monaten haben will, um Bouillon daraus zu machen, oder um ihn aufzuziehen und zu zähmen, ſo bleibt, um ſeiner habhaft zu werden, kein anderes Mittel übrig als daß man die arme Mutter tödtet; dieß aber darf man nicht einmal mit einem Flintenſchuß thun. Neunmal unter zehn Fällen würde ſie oben auf dem Baume bleiben, oder mit ihrem Jungen zu Grunde gehen. Ein mit Curari vergifteter Pfeil iſt das ſicherſte Mittel das ſich anwenden läßt. Man zielt gut, und der Affe wird dem Schützen todt zu Füßen fallen. Das Curari vernichtet alle Spannkraft der Muskeln, während ein, ſelbſt tödtlicher, Flintenſchuß keine ſo raſche Wirkung hat. Auch griff ich jedesmal, ſo oft ich mir einen Affen verſchaffen wollte, zu dem vergifteten Pfeil. Das getroffene Thier litt keine Todespein, denn das Curari wirkte gleichſam betäubend.

(Schluß folgt.)

Die Ersteigung des Morne Garou auf St. Vincent.

(Von Dr. Karl Rohrbach.)

„Mr. Coffey was here, Sir, to introduce the judge from Chateaubelair," sagte der alte Neger John zu mir, der Diener des Hauses, als ich vom Pferd sprang, und die steinerne Treppe im Hôtel des Hrn. Fleaming hinaufstieg in mein Zimmer. Where did he go? frug ich, oben im luftigen Saale angelangt, und sah aufs Antillenmeer hinaus, warf Hut und Handschuhe ab, und trat auf den Balcon. To his house, Sir, war des Alten Antwort, und damit gieng er, mir einen Trunk zu besorgen, wie ich geboten hatte; ich war seit dem frühen Morgen in den Bergen gewesen und sehr ermüdet; dennoch hatte ich für diesen Tag noch einen neuen Ausflug vor, und darum prüfte ich den Himmel und die See, um zu einem Entschluß wegen der großen Tour zum Morne Garou zu gelangen, oder zur Souffrière, wie der Berg hier genannt wird. Die Bay von Kingstown (Hauptstadt der Insel) sah nicht drohend aus, und auch die hohe See draußen außerhalb Fort Charlotte, das im Norden der halbrunden Bucht auf einem 700′ hohen Felsen sich erhebt, und Stadt und Hafen beherrscht und schützt, hatte ein freundliches Aussehen. Der Himmel war nur hie und da mit Wölkchen bedeckt; die Regenzeit war ja zu Ende; freilich kam täglich zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags ein kleiner Schauer, oft auch noch zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags. Heute aber war dieser letztere z. B. ausgeblieben; sollte ich's wagen und noch heute trotz der Ermüdung die Fahrt zu dem Vulcan antreten? So überlegte ich, während ich auf dem Balcon stand; da brachte mir John den verlangten Trunk und — ich bin entschlossen. Rasch kleide ich mich um; ein leichter Anzug und etwas Wäsche ist schnell in die kleine Tasche gepackt, und den Gummirock über den Arm werfend, eile ich hinab und unter den Arkaden der Häuser den Strand entlang. Es war fast 3 Uhr, um welche Zeit das Boot nach Chateaubelair täglich abgeht, und ich mußte daher eilen um vorher noch meinen Freund, Hrn. Coffey zu sehen, und vielleicht bei ihm den Richter von Chateaubelair zu treffen, bei dem er mich eben deßhalb hatte einführen wollen, um in dieser kleinen Stadt am Fuß des Morne Garou, in der ich übernachten mußte, ein gastliches Haus zu haben, das mich aufnehme. Ich traf meinen Freund, aber nicht mehr den Richter bei ihm, und als ich ihm erzählte daß mir der Schotte Mac-Donald, bei dem ich, im Osten der Insel, einige Tage sehr angenehm verlebt hatte, einen Brief an seinen Schulcameraden Mac-Kenzie mitgegeben, für den Fall daß ich den Morne Garou besteigen wolle, so war Coffey sehr erfreut und sagte: Then is all right! Wenn Sie einen Brief an Mac-Kenzie haben, ist alles andre unnütz, das ist das beste was Sie erlangen konnten. Denn da sein Gut Richmond das letzte ist auf der Reise zum Vulcan, so gibt er Ihnen Diener und Mule, und Sie werden daher gut thun noch heute bis Richmond zu fahren und dort zu übernachten. Er ist ein vortrefflicher Mensch und wird Sie gewiß bei solcher Empfehlung sehr gut aufnehmen!

Damit begleitete er mich zum Strand und machte mit den Bootsleuten aus daß sie für einen Sixpence mehr mich die kleine halbe Stunde von Chateaubelair bis Richmond, das unweit des Ufers lag, am Abend noch hinrudern sollten.

Good bye! Wir schütteln uns die Hände — die vier Schwarzen setzen die Ruder ein; der fünfte sitzt hinten am Steue — und fort schwankt das kleine Fahrzeug hinaus in die herrliche Bay. Es ist schon 3 Uhr vorüber. Bis Chateaubelair ist ein Weg von 4 Stunden oder mehr, also werde ich vor 8 Uhr Abends nicht nach Richmond kommen; das könnte sehr unangenehm werden, denn die Sonne geht um halb 6 Uhr unter, aber die tropische Nacht mit ihrem zauberhaften Glanz und das Licht des Mondes wird uns schon helfen. Wir brauchen nicht zu fürchten daß Wolken ihn verbergen werden, denn die erscheinen nur bis spätestens 6 Uhr Abends; dann lösen sie sich gänzlich auf im reinen Aether als schmölze sie die Gluth der sinkenden Sonne auseinander. Diese Regelmäßigkeit im Verlauf der atmosphärischen Erscheinungen trägt gewiß auch ihr Theil zur Sorglosigkeit und trägen Ruhe des Tropenbewohners bei. Weiß er doch stets wie's kommen wird!

Da Kingstown auf der Westküste der Insel, fast ganz am Südende, und Chateaubelair nicht mehr fern vom Nordende liegt, so sah ich auf der heutigen Fahrt fast die ganze Leeseite des Eilands; und da ich vom Morne Garou auf der Ostseite hinabstieg und von Tourama-Estate, fast ganz an der Nordostecke, bis Spring-Estate, am Südostende gelegen, ritt, so sah ich dabei die ganze Windward-Coast der Insel, und da ich ferner von dem letzten Punkt den Weg an der Küste statt des gewöhnlichen quer durch die Insel wählte, um nach Kingstown zurückzukehren, so hatte ich St. Vincent völlig umkreist.

Wir fahren (es sind außer mir noch sechs Passagiere an Bord) unter Fort Charlotte hin, und sehen nun recht deutlich welche Herrschaft es durch sein schweres Geschütz über Stadt und Hafen ausübt. Da die Felsen steil zur See hinabfallen, ja an den meisten Stellen von der Brandung noch ausgehöhlt sind, so ist von hier aus an keine Eroberung zu denken. Der schmale Weg, der vom Lande aus den einzeln stehenden Felsen erklimmt, ist durch eine tiefe Schlucht unterbrochen, die mit einer Zugbrücke überschritten wird. Also ist auch von dort die Erstürmung sehr schwer.

Die von der Brandung eingewühlten Höhlen sind oft sehr tief; an einigen Stellen ist das härtere Gestein stehen geblieben, indessen das weichere hinter ihm und zur Seite weggewaschen wurde, und so sind isolirte Felsmassen entstanden, die sich rund um die Insel wie Vorposten gegen den andrängenden Feind aufgestellt haben und bis heute noch behaupten. An der Westküste fallen zwei Paare solcher Felsen besonders auf, die als Trümmer früherer Landzungen erscheinen; denn es erstreckt sich eine unterseeische Felsplatte vom Lande zum ersten und von da weiter zum zweiten Felsen, und hinter demselben sinkt sie allmählich in die Tiefe; diese beiden Paare heißen Kuh und Kalb, Flasche und Glas.

Auf meine Frage erzählt mir der Steuermann daß wir dem ersten Paar außen vorbei-, beim zweiten aber zwischen den Felsen hindurchsteuern werden. Indem wir die Küste entlang fahren, genießen wir die reizendste Einsicht in die Thäler, die sich westwärts zum Meer senken, ihm den Zoll der Berge als Bach oder Fluß darbringend. Eins öffnet sich nach dem andern, wie wir weiter kommen, und eine Hügelreihe nach der andern hinter uns lassen. Das ganze Eiland erscheint wie ein vielstrahliger ungeheurer Seestern, der aus dem Meergrund aufgestiegen ist und oben schwimmt, und zwischen dessen Armen sich eine Vegetation angesiedelt hat, welche die Zwischenräume ausfüllt.

Digitized by Google

Man kann nicht ſagen, St. Vincent habe einen Gebirgszug, eine Bergkette; denn die Anordnung der Gipfel iſt ſo verworren, daß man nur von einzelnen Standorten aus eine kleine Ueberſicht gewinnen kann. Im allgemeinen ordnen ſich die höchſten Spitzen von NNO. nach SSW., wie auch die größte Ausdehnung der Inſel dieſer Richtung folgt, doch bilden ſie keineswegs etwa eine Reihe. Im Gegentheil iſt das ganze Eiland in ſeinem Innern eine wilde Gruppe von Bergen, die nach Süden hin allmählich niedriger werden und deren Thäler ſich nach SW. und NO. hin dem Meer öffnen, doch mit dem Unterſchied daß die weſtlichen Thäler länger ſind, weil der Kern der Berge nicht in der Mitte der Inſel, ſondern etwas mehr öſtlich liegt.

Bei unſrer Vorüberfahrt genießen wir jetzt den Blick in die weſtlichen Thäler zuweilen 3—4 Stunden weit. Auf den Hügeln, die ſich aus der größern Senkung eines Thales erheben, und dieſelbe angenehm unterbrechen, glänzen aus dem Grün der Cocospalmen und dichtbelaubten Mangos die weißen Häuſer der Pflanzer hervor, und verrathen durch ihre Lage ſowohl die Vorſicht als den guten Geſchmack ihrer Erbauer. Vorſicht, weil während der Regenzeit ihr Haus dort vor den furchtbar anſchwellenden Bächen und deren zerſtörender Gewalt ſicher iſt, und weil ſelbſt der Regen dort ſchnell abfließt und nicht die Bewohner in die Gefahr bringt, wie wenn das Haus in der Ebene des Thals ſtünde, ſich am Morgen nach einer Nacht tropiſchen Regens inmitten eines großen Sees zu ſehen. So erzählte mir ein Pflanzer daß einige Zeit vor meinem Beſuch (Dec. 1853) in einer Nacht 27 engl. Zoll Regen gefallen ſeyen. Sein Regenmeſſer befand ſich neben ſeinem Haus, auf einem Hügel etwa 2—300′ über dem Meer. Gerade bei meiner Landung in St. Vincent in der Nacht um 11 Uhr begrüßte mich auch ein ſolcher tropiſcher Guß, der aber zum Glück nur 10 Minuten anhielt. Die ganze Wolke ſieht aus wie ein Pinſel, der ſich hin- und herbiegt, mit ſeinen Borſten nach unten gekehrt, geführt von einer unſichtbaren Rieſenhand, welche die Erdoberfläche damit anfeuchtet. Denn Tropfen regnet es nicht, ſondern es hängen lange ununterbrochene Waſſerfäden aus der Höhe herab, plötzlich beginnend, und ebenſo plötzlich abreißend und endend.

Gegen ſolche Beſucher und deren Hinterlaſſenſchaften iſt nun ein hochgelegenes Haus ſehr günſtig. Andrerſeits zeugt es von gutem Geſchmack der Eigenthümer und ihrem Sinn für Naturſchönheit. Denn von jedem dieſer Hügel aus genießt man der wundervollſten Ausſicht auf das Thal, ebenſo hinauf zu den Bergen, wie hinab zum offenen Meer.

Nirgends auf der Erde, ſoviel ich auch von ihr geſehen, wüßte ich eine Gegend — ſelbſt die griechiſchen Inſeln kommen ihr nicht gleich — die ſo ſehr der Menſchennatur entſpräche, und ihrer harmoniſchen Entfaltung ſo günſtig wäre als die kleinen weſtindiſchen Inſeln. Da ſteht alle Herrlichkeit der Erde rundum und harrt nur daß ſie genoſſen werde, wie eine wohlbeſetzte Tafel. Da lockt der Ocean in unbekannte Fernen, und es iſt nicht ein flaches Binnenmeer, wie die Oſtſee, ſondern das weite Weltmeer. Selbſt das Mittelmeer macht nicht einen ſo großartigen Eindruck; mag es ſeyn daß man überall das Land ſo nahe weiß, ſelbſt wo man es zeitweilig nicht mehr ſieht. Wer die Brandung des Oceans an der Windwardküſte in St. Vincent oder irgendeiner der kleinen Inſeln geſehen und gehört, wie das Meer, von Afrika kommend, gegen die Felswände anrückt in unendlichen Mauern, dunkelblau mit ſilbernem Dach, plötzlich ſich hebt und hinaufſteigt an ihnen 100, 120—150 Fuß und darüber, und dann hinten übergebeugt zuſammenſtürzt mit donnerndem Krachen daß der Boden auf weite Strecken zittert; wer die Felsblöcke geſehen, die es oft losbricht mit ſeiner glatten ſtählernen Welle, ſie zurückreißt in die Tiefe, und dann im ſtürmenden Angriff als Wurfgeſchoſſe gegen die alten Wohnplätze ſchleudert, wer dieſem erſchütternden Schauſpiel nur 10 Minuten zugeſehen, der hat einen Eindruck für das ganze Leben gewonnen. Es iſt der großartigſte Naturkampf, den man ſich zur Anſchauung bringen kann, und weder auf dem Mittelmeer noch in der Nord- und Oſtſee, noch an den übrigen Küſten Amerika's findet ſich ein ähnlicher. Ob Norwegen durch den Golfſtrom dergleichen Scenen zeigt, weiß ich nicht, da ich dieſes Land nicht geſehen habe; dort möchte es vielleicht möglich ſeyn; wenn ich der Bildung der Fjorden und Schären mit den Gedanken folge, glaube ich es wenigſtens. Der Anblick des Meeres von den kleinen weſtindiſchen Inſeln aus — nach der einen Seite der atlantiſche Ocean, nach der andern das Antillenmeer — iſt ganz geeignet das Gefühl der Unendlichkeit in der Menſchenbruſt zu erwecken und ihren Drang in das Weite, und die Thatenluſt zu nähren. Hier ergreift den Beſchauer nicht das Gefühl der Verlaſſenheit; die weite Fläche iſt nicht eine Oede, eine leere Wüſte, wie dieß von St. Helena und der Fall iſt. Nein! Im Norden und Süden, blau am Horizont auftauchend, locken ihn ferne Inſeln, und ſind doch auch nahe genug um ſelbſt mit einem Indianerboot erreicht zu werden. So fühlt ſich der Inſelbewohner allein und Herr ſeines Bodens, und doch weiß er auch Nachbarn, Mitbewohner der grünen Erde. Es nährt Selbſtgefühl und Geſelligkeit! Ueber dem freien Blick in das Weite, den die Höhen gewähren, ſchaffen ihm die Thäler auch das Gefühl der Einfriedigung, der ſchönen Beſchränkung, wie es Gebirgsländer immer thun. Aber denen fehlt ſonſt, z. B. Tirol, das Meer — und ſo bleibt der Sinn beſchränkt und das Vorurtheil ſtirbt in Jahrtauſenden nicht aus. Unſre Fehler ſind nur entartete Tugenden, nur verſchiedene Zweige deſſelben Stammes. Die Vaterlandsliebe der Bergvölker und ihre geiſtige Beſchränktheit wachſen aus demſelben Wurzelſtock: aus der Einengung zwiſchen den Bergen. Kommt aber, wie dieß auf den Antillen der Fall iſt, der Ocean zu den Thälern heran, ſo bildet er ein heilſames Gegengewicht, und es wächſt neben der innigen Anhänglichkeit an den Boden zugleich ein freier ſtrebender Sinn auf. Vaterlandsliebe und Drang in die Ferne, Selbſtgefühl und Geſelligkeit werden erweckt, und entfaltet vor ſolcher Natur, die neben dieſem bedeutenden Einfluß auf das Gemüth auch dem Verſtand ſo viel zu thun gibt daß er nie nach Nahrung zu ſuchen braucht, von den hellglänzenden Sternen des Himmels an bis zu den leuchtenden Weſen in der Tiefe des kryſtallhellen durchſichtigen Meeres! Und von einer andern Seite betrachtet, würde man zu demſelben Reſultat kommen, dachte ich, während wir den Strand entlang fuhren. Da die Erde den Menſchen erzeugte, wollte ſie daß er alle ſeine Kräfte harmoniſch entfalte, und ſie ſtellte das Erziehungsmaterial rund um ihn her. Dieß ſoll, wie er ſelbſt, aus allen Elementen zuſammengeſetzt ſeyn, die ſie ſelbſt in ſich hegt: feſten und flüſſigen. Es wird alſo auf Erden der Menſch ſich da am vollkommenſten entfalten — ſo weit dieß von der Natur abhängt — wo die größte und reichſte Harmonie der Naturerſcheinungen ſtattfindet; dieß iſt aber auf Inſeln und an zerklüfteten Küſten immer mehr der Fall als im Binnenlande, und liegen dieſe unter einer geographiſchen Breite daß Thier- und Pflanzenwelt ſich reich entwickeln kann, ſo ſind alle Bedingungen günſtig. Daher Griechenland und ſeine Inſeln eine Blüthe der Menſchennatur ſich entfalten ſahen, die noch heute, im Herbarium der Hiſtorie aufbewahrt, durch ihre Pracht Tauſende erfreut. So haben die Antillen eine Lage, noch günſtiger als jene, und ob ſie im Lauf der Jahrhunderte am Raum

Digitized

der Menschheit eine ähnliche Blüthe sich entfalten lassen, wie der griechische Archipel, das wird lediglich davon abhängen ob der weiße Menschenstamm dort endlich so zahlreich wohnen wird um dieß zu ermöglichen. Von den Negern und Mulatten aber, die heute die Hauptbevölkerung dort bilden, kann wohl ein solches Resultat nicht erwartet werden. Es sind alle Momente vorhanden die Pflanze zur Blüthe zu bringen; der Boden, die Feuchtigkeit und Licht und Wärme, und nur die Pflanze fehlt noch. Meer und Gebirge, fruchtbare weite Thäler, mildes Klima — nicht heiß wie Afrika, und nicht ungesund wie das Delta des Mississippi — reiche Vegetation, die Thierwelt besonders stark vertreten in den Beflossten und Befiederten [1] — alles was die Erde nur ersonnen und dargestellt — mit Ausnahme der Wüste, in welcher sie freilich nichts ersonnen und nichts (?) dargestellt — das findet hier in den Antillen seinen Vertreter, und wenn irgendwo die Erde das Kinderspielzeug für die Erziehung ihrer Menschenkinder vollständig hergibt, so ist es hier. Eine bessere Kinderstube hat sie nirgends wieder gebaut, und gienge nicht die ganze Entwicklung des Menschengeschlechts jetzt auf eine Verschmelzung und Auflösung der Volks-Individualitäten aus, auf Massenerziehung, so könnte man denken: vielleicht führt sie seiner Zeit auch die rechten Kinder hinein; dann wird man's erleben!

Sind zwar diese Schwarzen, die eben vor mir sitzen, dacht' ich, auch ihre Kinder, aber nicht gerade ihre Lieblinge; denn ausgestattet sind sie nicht allzureich. Das starrglänzende schwarze Auge hat etwas, das einerseits an die Affen, andrerseits an das Kamel erinnert. Man braucht nicht zweimal hineinzusehen um zu merken, wie wenig Anlaß es bedarf um diese Menschen bosshaft zu machen und allen thierischen Leidenschaften preiszugeben. Ich hoffe im Verlauf meiner Reise noch ein weiteres darüber zu lernen.

Eine Landspitze ist eben umfahren; es öffnet sich ein neues Thal. Wieder Zuckerrohr und am Fuß des Hügels, der das Herrnhaus trägt, ragt der schlanke Schornstein des Boiling-House hervor, und überschaut die ganze Pflanzung wie ein Aufseher, oder überwacht, wie ein Schäferhund zu den Füßen des Herrn, die Heerde.

An den Abhängen auf der Südseite des Thals steht schwermüthig die Grougroupalme (Oreodoxa regia) und sieht traurig hinab auf die im Sonnenglanz in der Thalfläche und um das Herrnhaus prangende Cocospalme (Cocos nucifera), leise das Haupt mit seinem graugrünen hängenden Laub — das an unsre Trauerweide erinnert — schüttelnd, als könne sie deren Art und Weise nicht verstehen.

Doch weiter und weiter streift der Kahn, von den raschen Rudern getrieben. Jetzt dicht unter den überhängenden Felsen hin, so daß ich in deren Schatten die Korallen sehen kann, die den Grund des Meeres bewohnen. Das Wasser ist so klar daß man bei einer Tiefe von 50—60′ und darüber jedes Steinchen, jede Muschel, jedes Hälmchen erkennen kann. Welch ein Reichthum entfaltet sich da vor den staunenden Augen! Wohin schau' ich zuerst? Hier Korallen, rothe, gelbe, weiße, in allerlei Formen, dazwischen Seetulpen, Muscheln und Schnecken, dort Algen, Ulven und andre Pflanzen, die ich noch nicht kenne — und über denen allen, die ruhig an ihrem Platz verharren, das ewig bewegte Völkchen der Fische! Welche Farben! Muß denn das grelle Roth und Blau sich hier selbst in der Tiefe des Meeres bilden, und nicht nur bei Vögeln und Reptilien? Können die Tropen nicht bestehen ohne Farbenpracht? Hoi! kreischt der Steuermann und deutet zur Linken. Ein schwarzgrauer glatter Rücken mit einer hohen Flosse wird sichtbar — etwa 13—14′ lang — und begleitet 7—8 Secunden das Boot. Ein Hai! das bedeutet starken Wind oder Sturm! sagte der eine Neger, und fast scheint's daß er Recht hat, denn von den Bergen herab stürmt ein Windstoß, und über und hinter ihnen richtet sich, wie ein Riese der geschlummert hat, eine dunkle Wolkenmasse langsam, aber drohend, auf und schreitet bedächtig von den Höhen herab, in das Thal, die Luft gewaltsam vor sich her hinabdrückend. Jener erste Windstoß war nur dem ersten Athemzug des Erwachens gefolgt.

Die Bootsleute spähen ängstlich hinüber und setzen die Ruder noch fester in die Fluth als zuvor. Aber wir können dem Wetter nicht entgehen.

Rasch — denn schon fallen die ersten Tropfen, und bekanntlich macht ein tropischer Regen weder lange Vor- noch Nachreden, sondern ist plötzlich da, und hört plötzlich auf — wird der Regen-Rock aus Gummi übergeworfen, und schon stürzt das Wasser in Strömen! Kaum können wir das Ufer erkennen, das nur 100 Schritt entfernt ist. Die Passagiere decken sich jeder, so gut er kann. Die Bootsleute sind im zweiten Moment naß bis auf die Haut, was nicht viel heißen will, da dieselbe nur mit einem weißleinenen Beinkleid und einem eben solchen Hemd, das bis an die Hüften geht, und nicht unter-, sondern wie ein Kittel übergezogen wird, bedeckt ist. Nun wird's aber schlimmer, denn jetzt geht der Tanz auch unten los. Der von oben — der Regen — macht uns nicht zagen, sondern lachen, aber nun fängt das Meer an Schaum zu werfen, und die Wellen heben sich 3, 4—5 Fuß und darüber, und wachsen von Minute zu Minute — das wird unangenehm! das kleine Boot schwimmt wie ein Holzspan darauf herum und die Ruderer müssen den Augenblick abpassen, wo sie ihre Hebel einsetzen können. Drei von den Passagieren jammern und geben sich verloren; ich tröste sie — aber das hilft nicht. Da lache ich sie aus und suche ihnen begreiflich zu machen daß an kein Ertrinken zu denken ist. Zwei gaffen mich groß an, wie ich so etwas sagen kann angesichts der Gefahr, und der dritte erbost sich über die Gottlosigkeit im Sturm zu lachen. Als ob der Sturm die Betglocke wäre! Der heitre blaue Himmel, dacht' ich, läutet mehr zum Gebet als das Wetter. Dieses ruft die Kräfte auf; jener stimmt die Seele sanft und ruhig. Aber so sind die Menschen! dacht' ich. In der Noth kriechen sie rasch zu Kreuz — und dann soll Gott auf einmal schnell sich ihrer erinnern und erbarmen, nach dem sie übrigens sonst nicht viel fragen, außer an Sonn- und Feiertagen. Gewöhnlich kommt zu dieser schönen Art noch eine gute Portion Arroganz hinzu, die sich auf ihre „Frömmigkeit" (Schade um das schöne Wort!) noch besonders was zu gute thut. Uebrigens erreichte ich doch meinen Zweck, und wir wurden das Geheul und Gewinsel los. Auch dauerte der Regen nur etwa eine halbe Stunde, und nun folgte das schönste Wetter. Das Wasser war bald aus dem Boot entfernt, und somit alle Spuren der vergangenen Unannehmlichkeit verwischt. Die vorhin Klagenden waren jetzt übermüthig und schalten sich wegen ihrer Angst, die ganz „vergeblich" gewesen sey, wobei es klang als hätten sie irgendein Gut verschwendet. Wahrscheinlich hatte dieselbe den Regen bändigen und die erzürnte Gottheit zum Mitleid veranlassen sollen. Als ich das bemerkte, frug ich, ob denn solch ein Regen nicht gerade „gutes Wetter" sey, indem er doch das Land segne und „ihre Beutel fülle?" Aber sie wollten, weil sie den doppelten Spott fühlten, nicht antworten, sondern sahen mich nur ingrimmig an, und der eine bemerkte endlich: Gott kümmere sich nicht um den Regen, dieser habe „von selbst" aufgehört, worauf ich abermals entgeg-

[1] Auf Trinidad soll die Zahl der Vögelarten 1200 betragen.

Digitized by Google

nete: daß er dann auch künftig klüger thäte ſich an den Regen ſelbſt mit ſeinen Gebeten zu wenden. Das war eine heidniſche Bemerkung — wenn auch in logiſcher Folge zu ſeinem Wort — und nun würdigte er mich ferner keines Blickes.

(Fortſetzung folgt.)

Eine Geſandtſchaftsreiſe nach Siam.

(Revue des deux Mondes.)

(Fortſetzung.)

Eine hervorſtechende Eigenſchaft des ſiameſiſchen Volkes iſt der Familienſinn. Wenn einem Glied der Familie, Bruder oder Vetter vielleicht, ein Unglück zuſtößt, ſo tritt die Familie ſogleich zuſammen, um entweder das Unheil abzuwenden, wenn es noch Zeit iſt, oder den Betroffenen zu tröſten oder ihm wieder aufzuhelfen. Die Kinder werden in den ärmſten Häuſern wie in den reichſten mit Sorgfalt gepflegt, und nimmt der Fremde ein Kind auf die Kniee um es zu liebkoſen, ſo kann er des wärmſten Dankes von Seiten der Eltern gewiß ſeyn. Dieſe wenigen Züge beweiſen meiner Meinung nach hinlänglich daß es dem ſiameſiſchen Volke nicht an Herzensgüte fehlt, und wenn die Civiliſation ſich erſt Bahn gebrochen hat, wird es auch ſeine geiſtigen Fähigkeiten entwickeln, die jetzt, größtentheils in Folge der heilloſen Regierung und Verwaltung des Landes, ſchlummern. Außerdem iſt das Volk friedfertig, gaſtfrei und zuvorkommend gegen Fremde, mit denen es ſich leicht und gern befreunden würde, wenn die Prieſter nicht eifrig bemüht wären es zum Haß gegen die Ausländer aufzureizen.

Der Charakter und die Geſinnung der höher geſtellten Siameſen ſind weniger leicht zu beurtheilen. Beſtändig von ihren knieenden Sklaven umgeben, dünken ſie ſich Weſen beſonderer Art, und würden fürchten ihrer Würde zu nahe zu treten, wenn ſie irgendeine lebhafte Gefühlsäußerung laut werden ließen. Dazu kommt daß alle Beamten des Reichs bei Uebernahme ihrer Poſten mit einem Eid geloben müſſen ſich niemals in Verbindungen mit Fremden einzulaſſen, und in Folge deſſen halten ſich auch diejenigen welche freundliche Geſinnungen hegen, ſtets in einer gewiſſen vorſichtigen Entfernung. Die Siameſen ſind mißtrauiſch von Natur, zuweilen wiſſen ſie indeſſen auch poſitive Gründe für ihre Zurückhaltung anzuführen. Will ein Land Verträge mit ihnen abſchließen, ſo prüfen ſie zunächſt ſeine geographiſche Lage, erkundigen ſich ob es Colonien in der Nähe von Siam beſitzt, und welcher Art ſeine commerciellen Bedürfniſſe ſind. Aus den Ergebniſſen dieſer Nachforſchungen ſuchen ſie dann zu ſchließen ob ihrem Lande von dieſer oder jener Nation Gefahr droben könnte. Es gibt allerdings wenige Männer in Siam, welche fähig ſind ſo weit zu denken, aber es finden ſich doch einige die es vermögen, und ich habe ſelbſt während meines Aufenthaltes in Bangkok Gelegenheit gehabt dergleichen Reflexionen ausſprechen zu hören.

Weitere auffallende Charakterzüge der Thai ſind, beſonders in den höhern Ständen, gränzenloſe Habſucht und eine Aufrichtigkeit die man in den meiſten Fällen Grobheit nennen möchte. Beſitzt der Fremde Gegenſtände welche den Siameſen gefallen, ſo entblöden ſie ſich durchaus nicht ſie zum Geſchenk zu begehren, und findet ſich dann bei genauerer Beſichtigung daß die geſchenkten Dinge nur geringen Werth haben, ſo ſagen ſie dieß dem Geber ohne Umſtände ins Geſicht, und er kann ſich glücklich ſchätzen wenn ſie ſich nicht irgendetwas anderes als Entſchädigung ausbitten; ich habe oft geſehen daß die erſten Würdenträger des Reichs von Hrn. v. Montigny Flinten, Lorgnetten und ähnliche Gegenſtände verlangten, und der Bruder des Premierminiſters hat mich ſelbſt inſtändigſt ihm einige werthloſe Dinge, die ich zufällig bei mir hatte, zu ſchenken; das ſtärkſte in dieſer Art waren aber die Abſchiedsworte des Juſtizminiſters bei unſrer Abreiſe. „Reiſt ſchnell ab und kommt bald wieder, rief er uns zu. Vor allen Dingen vergeßt aber nicht mir eine hübſche franzöſiſche Flinte mitzubringen oder zu ſchicken.“ Man ſollte nach ſolchen Beiſpielen glauben, das ſiameſiſche Volk beſtände nur aus armem, bettelhaftem Geſindel, dem iſt aber durchaus nicht ſo. Alle Beamten des Reichs ſind im Genuß ungeheurer Einkünfte, und es mangeln ihnen ebenſowenig die Mittel, als es ihnen an Gelegenheit fehlt ſich alle europäiſchen Luxusartikel, die ſie durch ihren Geſchäftsträger in Batavia beziehen können, zu verſchaffen.

Man hat früher viel von der unerhörten Freigebigkeit der Könige und Mandarinen des ſiameſiſchen Reiches geſprochen, aber ich begreife in der That nicht wie man dazu gekommen iſt. Ein Mann von ſehr richtigem Urtheil ſagte: „Die Siameſen machen, wie alle Völker des Orients, gern Geſchenke, aber ſie wiſſen es ſo einzurichten daß ſie immer ein Ei für ein Huhn geben;“ und nichts iſt wahrer als dieſer Ausſpruch. Wenn ein Mandarin dem Fremden mit großem Pomp ein Geſchenk im Werth von einigen Ticalo zuſendet, ſo läßt er gewiß dabei ſagen daß er einen viel werthvolleren Gegenſtand, in deſſen Beſitz er den Fremden weiß, zu kaufen wünſche. Verkaufen und kaufen haben aber in der höhern ſiameſiſchen Umgangsſprache niemals eine andre Bedeutung gehabt als geben und nehmen. Die vornehmen Siameſen beſitzen ein bewunderungswürdiges Talent Geſchenke zu erpreſſen. Sie loben und bewundern das was ihre Untergebenen oder Fremde beſitzen, in einer Weiſe über die man ſich niemals täuſchen kann. Die Mandarinen verſichern daß nichts auf der Welt einem geringern Siameſen mehr Freude machen kann als wenn ſie Geſchenke von ihm annehmen. Ich bin indeſſen lange genug in Bangkok geweſen, um bemerken zu können daß dieſe Freude nicht ganz ſo lebhaft iſt wie man höhern Orts zu ſagen beliebt.

Die Fruchtbarkeit des ſiameſiſchen Landes iſt ungeheuer; der Reis wird in ſolcher Menge geerntet daß er nicht nur zur Erhaltung der ganzen Nation genügt, die ſich faſt ausſchließlich von Reis nährt, ſondern auch in Maſſen ausgeführt werden kann. In den Wäldern und Gehölzen wachſen Bataten im Ueberfluß, und die Palmen liefern einen Zucker, den man wenigſtens, da er ſich nicht kryſtalliſirt, als vortrefflichen Syrup verbraucht. Außerdem erzeugt das Land koſtbare Holzarten und ausgezeichnete Früchte, wie Ananas, Bananen, Mangofrüchte, Pampelmouſſen u. ſ. w., ſo wie einen vortrefflichen Tabak, der zu 8—9 Sous das Pfund verkauft wird.

Nächſt den Erzeugniſſen des Bodens ſind es hauptſächlich Erze und Edelſteine welche den Reichthum des Landes ausmachen. Siam beſitzt außerordentlich ergiebige Eiſen-, Zink-, Kupfer-, Zinn- und Goldgruben, aber leider werden bis jetzt nur die Eiſenminen, die ſich in den Händen unternehmender Capitaliſten befinden, gehörig ausgebeutet. Die Gold-, Kupfer- und Zinkgruben, ſo wie die Edelſteinminen ſind in den Händen der Regierung und

liefern nur den Bedarf des Königs. Die Controle wird sehr streng geübt, und es gelang uns bei einem Ausflug nach Chantaboun, wo man Sapphire, Topase, Granaten u. s. w. von ausgezeichneter Größe und Schönheit findet, nur mit Mühe einige sehr kleine Sapphire und Rubinen als Probe zu erlangen. Der König hatte uns allerdings einen Empfehlungsbrief an den Gouverneur der Provinz mitgegeben, aber wohlweislich den Befehl beigefügt die Edelsteine sorgfältig vor uns verborgen zu halten.

Auch die Handelsverhältnisse des siamesischen Reiches liegen sehr im argen, obgleich es seiner geographischen Lage und seinen sonstigen Verhältnissen nach mehr als jedes andre Land dazu bestimmt scheint ein Hauptplatz für kaufmännische Speculazionen im größten Style zu werden.

Der Menang, welcher das Land in seiner ganzen Länge von Norden nach Süden durchschneidet und es regelmäßig überschwemmt, entspringt an der Gränze von China und bildet die natürliche Verbindungsstraße zwischen dem Reich der Mitte und Siam. Nichts würde also leichter seyn als die chinesischen Waaren nach Bangkok zu bringen, von wo ab sie um einen Monat schneller nach Europa gelangen können als von einem der fünf Häfen des himmlischen Reichs, die dem Handel geöffnet sind. Außerdem producirt Siam selbst einen Ueberfluß von Waaren die sich zum Export eignen. Bis jetzt reducirte sich der gesammte siamesische Handel allerdings auf etwa 30 Dschonken, welche der König und die Mandarinnen jährlich mit Waaren nach Singapur und Batavia schickten, aber seit der Unterzeichnung des englischen und amerikanischen Handelsvertrags, d. h. seit etwa sechs Monaten, haben mehr als 40 englische und amerikanische Kauffahrer in Bangkok ihre Ladung eingenommen, obwohl dieß mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden ist. Die Rhede von Siam hat nämlich zur Zeit der hohen Fluth nicht mehr als 12 Fuß Wasser, und die meisten Schiffe sind dadurch gezwungen Bangkok mit halber Ladung zu verlassen und ihre Fracht jenseits der Barre zu vervollständigen. Daß man trotz dieser Hindernisse so eifrig von den Handelsverträgen zu profitiren sucht, hat seinen Grund in der außerordentlichen Billigkeit der Ausfuhrartikel. Der Reis hat selbst in den theuersten Zeiten in Siam nie mehr gekostet als 1 Tical der Picul, d. h. 125 Pfund 3 Fr.; der Preis des Zuckers variirt von 6—9 Fr. per Picul, und Oele und Sesam sind im Verhältniß noch billiger. Schwarzer Pfeffer und Rauchwerk stehen ebenfalls niedrig im Preis. Sehr vortheilhafte Exportartikel würden aber vorzugsweise die kostbaren Holzarten bilden, an denen Siam außerordentlich reich ist. Rosen-, Sandel-, Eisenholz u. s. w. wird in Siam mehr verschenkt als verkauft; ich habe in Bangkok einen Stamm Tekholz (die festeste und schwerste aller jetzt bekannten Holzarten) für 10 Fr. verkaufen sehen, der in Paris nicht weniger als 200 Fr. werth seyn würde. Ueberhaupt ist der Handel mit Siam leicht einzuleiten. Das Volk kennt nämlich von europäischen Producten so viel wie nichts, und wünscht alles zu besitzen was es davon sieht. Vorzugsweise würden sich mit seidenen und baumwollenen Zeugen, Quincallerien, Waffen, Weinen und andern Spirituosen — letztere für die chinesische Colonie — gute Geschäfte machen lassen. Ehe indessen an wirklich großartige Handelsunternehmungen in Siam zu denken ist, müßte der Beherrscher des Reichs zu der Einsicht gebracht werden daß er durch die Freigebung des Handels, der jetzt ausschließlich Monopol der Regierung und der höhern Mandarinen ist, seine Einnahmen nicht schmälert, sondern um ungeheure Summen erhöht. Der Geiz und die Habsucht der Leute die jetzt an der Spitze der Regierung stehen, bürgen dafür daß solche Argumente die erfolgreichsten seyn würden.

Die Regierungsform des siamesischen Reiches ist die absolutistisch monarchische; die Sprache der Thai besitzt keinen Ausdruck für Freiheit, politische Garantie, Verfassung u. s. w. Die Siamesen haben weder jemals einen Schatten von Freiheit genossen, noch je das Bedürfniß gefühlt frei zu seyn, die Worte würden also keinen Sinn für sie haben. Der König ist in seinem Reich der unbeschränkte Herr über Personen und Dinge. Das Land ist seine Domäne, und niemand kann ohne seine Erlaubniß etwas besitzen. Die Person des Souveräns ist geheiligt und niemand darf ihm ins Gesicht blicken, ohne für diesen Frevel hart bestraft zu werden. Jeder Siamese, vom Minister bis zum Sklaven herab, muß sich vor dem König auf die Erde niederwerfen; keiner darf sich ihm anders nahen als auf den Knieen und Ellbogen rutschend. Jeder Unterthan, welcher am Palast des Herrschers vorübergeht, muß niederknieen, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen will durch die vor dem heiligen Gebäude aufgestellten Bogenschützen niedergehauen oder geblendet zu werden. Die dringendsten und unaufschiebbarsten Geschäfte dürfen, selbst wenn das Wohl des Staats auf dem Spiel stehen sollte, dem König nur in den Audienzstunden vorgetragen werden. Der Minister oder Beamte welcher wagte den Schlummer des Herrschers im Interesse des Staats zu stören, würde sofort mit dem Tod bestraft werden. Der König besetzt alle Stellen im Lande, selbst die geistlichen, denn er ist der oberste Chef der Kirche und ernennt und entsetzt nach Belieben selbst die Oberpriester. Nichts ist in Folge dessen in Siam leichter als zu den höchsten Ehrenstellen des Landes zu gelangen. Um ein Portefeuille und das ganze Vertrauen des Herrschers zu gewinnen, bedarf man keiner Fähigkeit als der, ihm niemals zu widersprechen und ihn in den Stunden der Langeweile oder schlechten Laune zu zerstreuen und zu erheitern. Aber es ist auch ebenso leicht zu fallen als zu steigen. Hat der Beamte das Unglück die Unzufriedenheit seines launenhaften Tyrannen zu erregen, langweilt er ihn mit Geschäften, oder erfüllt er seine Amtspflichten als gewissenhafter Mann, so ist sein Sturz gewiß nicht fern. Der jetzige König wünscht sich das Ansehen zu geben als beschäftige er sich eifrig mit Politik und der Verwaltung des Landes, und gibt zu diesem Zweck seinen Ministern und Mandarinen täglich zweimal Audienz; die erste derselben beginnt um zehn Uhr Morgens und endigt um zwei Uhr Nachmittags, die zweite wird Abends eilf Uhr eröffnet und Morgens zwei Uhr geschlossen, aber diese beiden Audienzen gehen fast immer in Gesprächen hin, welche den Geschäften ganz und gar fern liegen. So sehr sich aber der König bemüht als großer Politiker und geschickter Administrator zu erscheinen, so wenig ist er es. Er kann sich mit nichts was sich auf die Regierung seines Landes bezieht ernstlich beschäftigen und besitzt in allem was Politik betrifft, weder ein logisches Schlußvermögen noch eine bestimmte Meinung. Er ist körperlich ein Greis und in Bezug auf sein politisches Urtheil ein Kind, aber er glaubt daß seine Regierung epochemachend ist. Er will alles organisiren und ist der wirrste Kopf in seinem Reich. Vielleicht wäre er ein vortrefflicher Gelehrter geworden, aber das Schicksal hat ihn zu einem lächerlichen König gemacht. Er hat das Pali — die gelehrte Sprache des Landes — gründlich studiert, kennt Tacitus und Julius Cäsar, und hat die englische Sprache, die er geläufig spricht und schreibt, fast ohne Lehrbuch erlernt, aber es fehlen ihm alle Eigenschaften eines Herrschers.

Die Königswürde ist in Siam erblich, aber sie vererbt sich nicht immer auf den ältesten Sohn, sondern geht zuweilen selbst auf eine andre Familie über, denn der König hat das Recht seinen Nachfolger zu ernennen. Indessen ist es nöthig daß die Man-

Digitized by Google

darinen die getroffene Wahl bestätigen; und dem Willen des Verstorbenen, selbst wenn er vernünftig ist, wird durchaus nicht so blind Folge geleistet wie den Capricen des lebenden Tyrannen; unumstößliches Gesetz ist aber daß jeder König von Siam, ehe er die Krone tragen kann, Priester gewesen seyn muß. Um diesem Gesetz zu genügen, treten alle Prinzen im frühern oder spätern Alter auf einige Wochen in eine Pagode ein.

Gegenwärtig gibt es in Siam noch einen zweiten König, was jedoch nicht immer der Fall ist; dieser zweite König besitzt seinen Palast, seine Mandarinen, seine Garde, und genießt königliche Ehren, aber seine Würde ist nur eine nominelle, nur so zu sagen ein Ehrenamt. Er ist nichts als der erste Unterthan des Souveräns. Zu den Vorrechten die ihm seine Stellung gewähren, gehört daß er sich nicht vor dem Herrscher zur Erde niederzuwerfen braucht, und daß er Ansprüche an den Staatsschatz zu machen hat. Indessen bedürfen seine Forderungen, ehe sie befriedigt werden, der Anerkennung des wirklichen Königs, welche dieser jedoch nie versagt. Gegenwärtig nimmt ein Bruder des Herrschers den Ehrenposten des zweiten Königs ein, und ich glaube daß sich die Brüder, in Folge dieser schwierigen Stellung zu einander, gegenseitig sehr kühl gegenüberstehen. Wenigstens nähert sich der zweite König seinem Bruder nur bei Gelegenheiten die es nicht anders gestatten. Außerdem ist dieser zweite König ein sehr begabter Mann, der ausgezeichnet englisch spricht, sich für Europa und seine Entdeckungen und Fortschritte außerordentlich interessirt, und ein sehr richtiges Urtheil über die Einrichtungen und die Verwaltung des Reichs besitzt. Er weiß besser als irgendjemand daß die für einen Herrscher unentbehrlichsten Eigenschaften seinem Bruder mangeln, und bedauert den beklagenswerthen Zustand des Landes von Herzen.

(Schluß folgt.)

Amerikanische Notizen

Das Territorium Minnesota blüht wunderbar empor; es enthält 70,000 Quadratmeilen (englische) mit 40 Mill. Acres Land, dessen Werth täglich steigt. Das Klima ist zwar rauh, aber der Boden sehr fruchtbar und steht demjenigen von Illinois nicht nach an Güte. Vor vier Jahren fast noch unbewohnt, hat es jetzt Städte, Dörfer, Farmen, und selbst große ländliche und industrielle Unternehmungen. Die Hauptstadt St. Paul, eine Stadt von gestern, besitzt Theater, Kirchen, Cafés, Bibliotheken, Hôtels, öffentliche Gebäude u. s. w. Die Läden sind theilweise selbst während der Nacht eröffnet, da jeder in rastlosem Streben die Minuten zu benutzen sucht. Sehr schön ist das „Thal von Minnesota," und wird bald zahlreiche Bewohner haben, wenn die Wege nur erst besser sind. Die Ernte ist ziemlich spät, doch was diesem Land zu Nutzen kömmt, ist daß es die zahlreichsten und schönsten Flüsse und Wälder von allen Staaten besitzt, welche westwärts von Indiana liegen. Die guten und an fließenden Gewässern liegenden Ländereien sind längst verkauft, und die Speculation hat sich schon dem ferneren Westen zugewandt. Durch sie wird das Geld bedeutend in Anspruch genommen, und ist es nicht selten daß für Capitalien 40 Procent gezahlt werden. Die Auswanderer strömen in Menge herbei, man will im laufenden Jahre einen Zuwachs von 200,000 Menschen rechnen. Die Straßen für die Eisenbahnen sind in einer Länge von 1500 Meilen bestimmt, so weit sie mit dem großen, die Union durchziehenden Eisenbahnnetze in Verbindung stehen. Die erste Bahn, welche den Handel des Süden und Südwesten von Minnesota concentriren soll, wird bei der kleinen Stadt Crescent (im Süden des Territoriums) beginnen und dem rothen Flusse entlang nach Rochester gehen, wo sie die projectirte Bahn von Winona schneidet und weiter zum Lande der Sioux führt. — Eine andere Bahn soll Stillwater mit einem noch unbestimmten Punkte am Big-Stone-See verbinden und Zweigbahnen zum schiffbaren rothen Flusse senden. Diese soll den Handel des Norden von Minnesota vereinigen. — Eine dritte Bahn soll im Westen des Landes angelegt werden, wenn sich die Cultur bis dorthin ausgedehnt haben wird.

•

Missouri. Der Handel und die Wichtigkeit von St. Louis vermehren sich bedeutend. Während die Dampfschiffe von hier früher nur bis Florence giengen, fahren sie seit dem Frühjahr d. J. bis Fort Randal, und täglich kommen Dampfschiffe von Omaha, Florence und Council Bluff, obgleich nur ein einziger etwas wichtiger Handelsplatz, Sioux-City, sich etwa 250 Meilen jenseits Florence befindet. Der Missouri ist zwar 1500 Meilen weiter nördlich noch schiffbar, jedoch dort sind die Gegenden von Wilden bewohnt, welche freilich täglich weiter zurückgedrängt werden. Es ist aber Zweifel daß die Städte Iowa's, Nebraska's, Missouri's und Kansas einst Metropolen dieser neuen Welt seyn werden.

•

Der directe Handel zwischen Chicago und Liverpool, welchen der Capitän Pierce eröffnete, gewinnt an Umfang. In Chicago werden unabläßig neue Schiffe gebaut, zum Theil Binnenfahrzeuge, welche von dort bis Montreal gehen und hier in größere Schiffe umladen. Die vorjährige Ausfuhr Chicago's nach England betrug

9,419,375 Bushels Getreide und 11,129,668 Bush. Mais.
Die Ausfuhr aus den übrigen Häfen
8,269,001 „ „ 6,704,105 „ „

so daß von Chicago mehr ausgeführt wurden
1,150,374 „ „ 4,425,563 „ „

Um dieß Resultat gehörig zu verstehen, darf man nicht vergessen daß hinter Chicago erst ein sehr kleiner Theil der ganzen Fläche bebaut ist. Man will die Ackerfläche zwischen dem Michigan-See und den Felsengebirgen auf 700,000 Quadratmeilen berechnen, wovon höchstens 60,000 bis jetzt cultivirt sind.

•

Ohio, der reichste ackerbautreibende Staat der Union, dessen Bewohner vor 20 Jahren nicht genug Wolle hatten um sich zu bekleiden, producirt jetzt jährlich 10 Mill. Pfund Wolle, wovon für 2—3 Mill. Dollars auf den Export gerechnet werden. Die Fabriken in New-Jersey, New-York, Boston, Lowell u. s. w. haben ihre Agenten in Ohio, welche die Wolle sofort nach der Schur aufkaufen. Die Heerden schätzt man auf 4 Mill. Stück. Außerdem soll es dort zwei Mill. Schweine geben, und der Werth der Pferde, Maulesel und Rinder wird auf 44 Mill. Doll. berechnet. In 70 Jahren sollen 10 Mill. Acker Land im Werth von 375 Mill. Doll. cultivirt seyn, und noch leben Leute welche die ersten Bäume in Ohio fällen sahen. Die jährliche Production dieses Staates soll betragen 14½ Mill. Bush. Getreide, 59 Mill. Bush. Mais, 13½ Mill. Bush. Hafer, 10½ Mill. Pfd. Tabak, 10 Mill. Pfd. Wolle, 5 Mill. Bush. Kartoffeln, für 700,000 Doll. Obst.

Digitized by Google

50—100,000 Gallonen Wein, 35 Mill. Pfd. Butter, etwa 21 Mill. Pfd. Käse u. s. w. — Illinois, Indiana, Missouri und Kentucky stehen Ohio in der Gesammtproduction nicht viel, an natürlicher Fruchtbarkeit um nichts nach.

•

Luxus in den Vereinigten Staaten. Im Krystallpalast New-Yorks ist ein eigenthümliches Möbel ausgestellt, nämlich wohlriechende Schaukelstühle. Sie werden in der „neuen Zeit" folgendermaßen beschrieben: „Am linken Arm ist das biegsame Rohr, welches, durch kostbare Parfümes gehend, einen Strom von kühler Luft dem im Stuhl Sitzenden in das Gesicht bläst, sobald man durch die Schaukelbewegung den unter dem Stuhl angebrachten Blasebalg in Thätigkeit setzt. Denken wir uns in einem Salon einen Cirkel von Damen, jede in einem solchen luftblasenden und parfümehauchenden Stuhle gelehnt, alle schaukelnd, alle blasend, die eine Patschuli- — die andere Mille Fleurs- — die dritte Rose Canelle-, jede anders-hauchend — kann es noch einen Genuß geben, der diesen überbietet?"

•

Californische Baumwolle. Das „Calaveras Chronicle" berichtet daß Dr. Hörchner auf seiner Farm einen Versuch mit Baumwolle von schwarzem mexicanischen Samen gemacht habe; das Resultat ist, nach obigem Blatt, sehr befriedigend ausgefallen und die Wolle jeder andern in den südlichen Staaten gleichzustellen. Der Same wurde an einer trockenen Stelle gesäet, und hat trotzdem eine volle und reife Kapsel geliefert.

•

Californisches Quecksilber. Der Preis des Mercurs spielt bei unvollkommenem Amalgamationsverfahren eine große Rolle bei der Gesammtproduction des Silbers, weil viele Gruben bei hohen Quecksilberpreisen verlassen werden müssen. Nach Otreschkoff war der Preis des Mercurs

1590 in Mexico	. 22 Frcs.	13 C.	per Kilogr.
1705 in Amerika	. 7 „	74	„
1767—77 in „	. 7 „	34	„

Jetzt gehören aber die New-Almaden-Minen im Santa Clara County zu den reichsten oder sind die reichsten Minen der Welt. Das Erz welches darin gefunden wird, enthält 80 Procent Quecksilber. Sie werden mit leichter Mühe bearbeitet und können die jährlichen Bedürfnisse der ganzen Welt befriedigen. Der Gewinn der Eigenthümer ist enorm. Der niedrigste Preis, wofür Quecksilber in Californien verkauft wurde, ist 60 Cents per Pfd., und wird es nach New-York verschifft, so bringt es, nach Abzug von Fracht und Versicherungskosten, doch noch 45 Cents per Pfd. Dieser Umstand gibt einen Begriff von dem Gewinn des in diesem Staat verbrauchten Quecksilbers. Die New-Yorker Handelsleute könnten es wieder zurückschiffen, Fracht und andere Unkosten bezahlen und würden noch einen großen Profit daraus ziehen, wenn sie es verkaufen könnten. Sie können es aber nicht thun, weil die Eigenthümer der Minen die Preise dann heruntersetzen und diejenigen finanziell ruiniren, die es wagen sollten ihnen Concurrenz zu machen. Dieselbe Compagnie hat die „Alt-Almaden-Minen" bei Cordova in Spanien von den Gebrüdern Rothschild gekauft, die, wie wir glauben, auch Theilhaber in den New-Almaden-Minen sind, und schlossen jene zu. Wenn die Santa Clara Quecksilberminen, die in dem gleichen Gebirge, ungefähr 12 Meilen weiter südlich liegen und gegenwärtig betrieben werden, untersucht sind, und reich und ausgedehnt zu seyn versprechen, so hat die New-Almaden-Compagnie jener die Summe von 1,200,000 Doll. dafür angeboten. Die Santa Clara-Compagnie wies dieß Anerbieten zurück, und gegenwärtig schicken beide Compagnien Quecksilber für den festen Preis von 60 Cents per Pfd. in den Markt. Die New-Almaden-Compagnie hat mit Mexico einen Vertrag abgeschlossen, alles Quecksilber für ihre zahlreichen Silberminen zu 60 Doll. per 100 Pfd. zu liefern. Diese Silberminen in Mexico werden von jetzt an in einem großartigen Maßstab und hauptsächlich nur wegen dieses niedrigen Preises bearbeitet. Früher mußten die Mexicaner den Rothschilds 120—3150 Doll. per 100 Pfd. Quecksilber von Alt-Almaden bezahlen, jetzt aber erhalten sie es um weniger als den halben Preis von den New-Almadenminen, und bezahlen beinahe immer noch den doppelten Preis des Werthes in New-York.

Miscellen.

v. Spruner's historischer Schulatlas für Deutschland. Da sich die liebe Weihnachtszeit und mit dieser die liebe Verlegenheit der Eltern naht, welche für ihre mit nützlichen und unnützlichen Dingen belastete Jugend nichts zu wählen wissen, so lenken wir ihre Aufmerksamkeit auf diese Erscheinung, die zwar nichts neues, aber das treffliche Alte in neuer bewährter Form bringt. Es hieße Bekanntes wiederholen, wenn wir noch lange bei dem unschätzbaren Werth solcher Belehrungsmittel wie historische Karten verweilen wollten. Was der trockene Vortrag des Lehrers oder des Lehrbuches nicht vermag, das erfaßt hier das Auge, die einstige Größe des kaiserlichen Vaterlandes, den Proceß seines Verfalls, seiner Zerstückelung, seines Elendes unter der Fremdherrschaft der scandinavischen und französischen Eroberer, und zuletzt die Gegenwart, wie den logisch vorbereiteten Schluß der einzelnen Vordersätze. Der Atlas im Querformat, halb so groß wie der Handatlas gleichen Namens, gibt mit einem erläuternden Text zwölf Karten, welche uns das historische Bild gewähren: der Römerherrschaft — der Merovingerzeit — des Karolingerreiches — der Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser — der Hohenstaufen — des Höhenpunktes der Wittelsbacher — des burgundischen Hauses — des Reformationszustandes — das Ergebniß des dreißigjährigen Krieges — den Moment vor dem Ausbruch der französischen Revolution — die Rheinbunds-Schmach — und die Früchte des zweiten Pariser Friedens. Der Schulatlas ist sehr wohlfeil, und man wird besser daran thun Kinder eher mit dem Atlas als mit Handbüchern zu versehen, da der Anblick einer Karte einen besseren, und länger haftenden Unterricht gewährt als das Lesebuch, ja dieses erst durch solche Illustrationen genießbar wird.

•

Die Einbalsamirung bei den Alten. Da der Zweck der verschiedenen Einbalsamirungsmethoden die Bewahrung des Leichnams vor der eintretenden Zersetzung und Fäulniß ist, so ist zwar diese kleine nachfolgende Notiz nicht an ihrer Stelle, jedoch dürfte selbe in historischer und archäologischer Beziehung nicht unwichtig seyn. Die Leichname einzubalsamiren scheint den Griechen wohl bekannt gewesen zu seyn, was aus Herodot und Plinius

Digitized by Google

erhellt, jedoch der erstere besonders beschreibt die Einbalsamirung der Leichen der Aegyptier, worüber ich in frühern Artikeln manches mitzutheilen das Vergnügen hatte. Die Leichen der Griechen, besonders ihrer Heroen, wurden verbrannt, und um nichts davon zu verlieren, in aus Asbest (Ἀμίαντος) gewebte Leinwand eingewickelt, und dieses Zweckes halber wurde dieses Mineral von den Alten benutzt. Dieses erhellt aus Strabo, der, als er von Karystos bei Marmarion und Styra spricht, folgendes erwähnt: „Hieselbst wird ein Stein gefunden, welchen man spinnen und weben kann, es werden aus ihm vielerlei Kleidungsstücke verfertigt, welche man, wenn selbe schmutzig geworden sind, ins Feuer wirft, wo sie durch die Flamme ebenso als wie das Leinenzeug durch Waschen gereinigt werden. Trifft es sich nun daß einer ihrer Heroen auf dem Schlachtfeld blieb, so suchte man den Leichnam, um selben vor dem Raub durch die Feinde zu sichern, einzuscharren, bis zur günstigen Gelegenheit denselben in dessen Vaterstadt, von seinen Mitbürgern begleitet, im Triumph zurückzubringen. Um nun den Leichnam vor schneller Fäulniß zu bewahren, wurde derselbe entweder in Wein oder auch in Honig eingelegt, damit völlig übergossen, und so für einige Zeit der Fäulniß entrückt. Diese Conservationsmethode scheint die älteste unter den uns bekannten und vor 4000 Jahren stattgefundene gewesen zu seyn, und alle andern der Aegyptier an Alter übertroffen zu haben. Diese Einbalsamirungsmethode wird uns durch Xenophon mitgetheilt über die Art und Weise der Beerdigung der Heroen der Spartaner.

•

Kanakische Besitzergreifungen im stillen Meere. Der Moniteur oder das Regierungsblatt in Honolulu veröffentlicht folgendes Curiosum: Kund und zu wissen daß Capitän John Paty, der Commandeur des hawayischen Schooners „Mäuokaway" auf Befehl Sr. Maj. des Königs Kamehamea IV., am 1 Mai 1857 unter den gebräuchlichen Formalitäten an der Insel Layson, welche in 25° 44′ nördl. Br. und in 171° 44′ westl. L. v. Greenw., gelandet und Besitz davon genommen hat; und daß Capitän Paty auf Befehl Sr. Maj. am 10 Mai 1857 unter gleichen Formalitäten an der Insel Lisianesky, gelegen im 26° 00′ 30″ nördl. Br. und im 173° 46′ westl. Lange v. Greenw., gelandet und Besitz davon genommen hat. Auf Befehl des Staatsraths, 26 August 1857." Die beiden Inseln zählen geographisch zur Sandwichgruppe, die sich von Haway gegen Westnordwest erstreckt und zu deren äußersten Individuen die zwei Inseln gehören, welche etwa 300 deutsche Meilen von Honolulu entfernt liegen.

•

A. Roscher über das ptolemäische Afrika. Hr. Roscher, ein Bruder des geachteten Nationalökonomen, hat zwei Karten mit einem erklärenden Texte [1] veröffentlicht, welche die dankbare Aufgabe lösen die ptolemäische Geographie von Afrika mit unserm modernen Wissen in Einklang zu setzen. Dankbar ist die Aufgabe, insofern sich bei alten Quellen sehr häufig gefunden hat daß sehr vieles Bezweifelte, Sonderbare oder Unwahrscheinliche zuletzt als treue Beobachtung sich bewährte. So sind allmählich siegreich gegen eine kurzsichtige Kritik Herodot, Jambolos, der arabische Sindebad, Marco Polo u. a. auferstanden. Hr. Roscher zerlegt das ptolemäische Afrika in einzelne Quadrate, deren Achsenstellung er verändert und sie dann auf die modernen Karten projicirt. Dazu ist er vollständig berechtigt, denn da den Alten die Kenntniß von der Bousole mangelte, so irrten sie häufig über die Himmelsrichtung der wichtigsten Objecte. Sie kannten ebensowenig genau die Achsenrichtung der Pyrenäen, wie der italischen Halbinsel. Bei Ostafrika mischte sich noch der eigenthümliche von Hipparch veranlaßte Irrthum hinzu daß Aethiopien das indische Meer in einen Binnen-See verwandelte. Daß sie die Ostküste von Afrika bis über Sansibar, und die Westküste bis in die Nähe von Sierra Leone kannten, ist öfter schon behauptet worden. Hr. Roscher sucht uns aber zu belehren daß Handelsstraßen von Meroe nach den Goldländern Westafrika's führten, daß die Räume um den Tsad-See und ein Theil des Laufe des Niger dadurch bekannt wurden. Gewagt ist aber der Satz: „Ptolemäus bezeichne häufig Handelsstraßen als Flüsse." Mit vielem Scharfsinn, aber wir besorgen mit minderem Glück sucht Hr. Roscher nachzuweisen daß das Gold Ophirs (Abrat) aus Westafrika stammte, mit Karawanen den Welttheil von West nach Ost durchschritt, in Indien gegen Landesproducte umgesetzt und von den hieram-salomonischen Kauffahrern wieder eingetauscht wurde. Da sich der Gelehrte durch seine Schrift dem Publicum bekannt machen und es auf seine bevorstehende Forschungsreise vorbereiten will, so ist es von besonderem Interesse seine Ansichten über die Lage der Nilquellen zu hören. Ptolemäus sagt: die Seen des Nil nehmen das Schneewasser der Mondberge auf, mit von diesen Bergen bezeichnet er nur die Endpunkte (τὰ πέρατα). Nun entsteht allerdings die Frage ob das Wasser sich bis zum Gebirge, oder das Gebirge sich bis zum Wasser erstreckt; die letztere Annahme ist jedoch an und für sich natürlicher, und außerdem dem wirklichen Sachverhalt gemäß. Als aber Agathodämon im fünften Jahrhundert seine Einbildungskraft durch den Entwurf einer Weltkarte (wie er es nennt: nach den Angaben des Ptolemäus) zu üben für gut fand, zeichnete er eine bedeutende Anzahl von Flüssen, welche das Schneewasser der Mondberge den Seen des Nil zuführen, und will uns glauben machen daß Ptolemäus diese Canäle (von mehr als 60 Meilen Länge) unerwähnt gelassen hätte, wenn dieselben auf den alten Karten angegeben waren. Da die Oberflächlichkeit späterer Kritiker übersah daß Agathodämon seine Weltkarte nicht einmal in der erforderlichen Projection verzeichnet hatte, so schrieb man dieser Karte eine ganz besondere Autorität zu, und stellte dieselbe zum Theil höher als das Werk des Ptolemäus. So fanden sich denn die Nilquellen unter dem zwölften Grade südlicher Breite statt unter dem zweiten Grade, wohin ein richtiges Verständniß des Ptolemäus dieselben verlegt und wo man demnach die „Nilquelle" suchen muß. Denn wenn es sich um die Lösung des alten Problems handelt, so sind es die von Ptolemäus genannten Quellen, welche zu finden sind. Der Weg zu denselben führt von Sansibar aus zum Berge Doenge Engai und von dort acht Tagereisen nach Nordwesten. Dieß ist wahrscheinlich die Straße, welche früher oder später der glückliche Entdecker der Nilquelle einschlagen wird; jedenfalls hat, wer mit Muth und Ausdauer gerüstet hier vorzudringen sucht, mehr Aussicht auf Erfolg als großartige Expeditionen, welche von den Muhammedanern, also von Feindesland aus bei den Ungläubigen eindringen. Das erstrebte Ziel zu erreichen, wird ihnen niemals gutwillig gestattet werden; mit Gewalt zu demselben vorzudringen, dürfte man aber doch wohl nicht stark genug seyn.

[1] Ptolemäus und die Handelsstraßen in Central-Afrika. Gotha 1857.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitiz

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 51. 18 December 1857.

Die Kirgis-Kaisaken und ihre Stellung zu Rußland.

Von Karl Dr. Neumann.

I.

Das Wort Tatar, ein Name ungewisser Bedeutung und Herkunft, ist bei den Geschichtschreibern und Ethnographen des Ostens wie des Westens zwiefacher Bedeutung, es wird bald in umfassenderem, bald in engerem Sinne gebraucht. Im erstern Sinne versteht man darunter drei nach Gestalt und Farbe verschiedene, in sprachlicher Beziehung aber innig verwandte Völker: Türken, Tungusen und Mongolen, dann werden auch nicht selten die letztern allein, und zwar mit vollem Rechte, Tataren genannt; denn die Vorfahren des großen Tschinggis Chakan gehörten zu dem berühmten Tataren Klane des mongolischen Volkes. Schon während der zweiten Hälfte des 9ten Jahrhunderts erscheint, unter der Form Ta-tse oder Ta-tsche, der Name dieses Stammes in den Geschichtswerken des äußersten Ostens von Asien; es erwähnt die Tataren zuerst der berühmte Philosoph und Historiograph Ngeou-jang-sieou (lebte von 1007—1072) in den Denkwürdigkeiten der fünf kleineren Herrscherfamilien, welche zwischen dem Untergange der Tang und dem Erheben der großen Song-Dynastie das Reich der Mitte unter sich theilten, und zwar während der Regierungsperiode des Tong-Itieng (860—874). In Europa ward der Name Tatar, einem Wortspiele zulieb unrichtig Tartar geschrieben, [1] erst im Laufe des 13ten Jahrhunderts bei Gelegenheit der Einfälle der Mongolen bekannt. Vincenz von Beauvais scheint der älteste Schriftsteller zu seyn welcher in seinem, für die Begebenheiten Asiens zu dieser Zeit so wichtigen Geschichtsspiegel, alle Völker des Nordostens der Erde unter dem Namen Tataren zusammenfaßt. Ungefähr in denselben Jahren geschah auch dasselbe in den Literaturwerken des chinesischen Volkes. Die Macht des großen Tatarenfürsten Tschinggis Chakan hatte nämlich die dreifach getheilte Völkerfamilie des nordöstlichen und Mittelasiens zu einem übermächtigen Reiche vereinigt, und seinen Stamm zu dem herrschenden erhoben, von dem Gestade des östlichen Oceans bis zu den Tiefländern des Euphrat und Tigris, hin zu den Gränzen der byzantinischen Herrschaft in Asien. Gleichwie durch Karl den Großen und seine Nachfolger der Name Franke im Orient zur allgemeinen Bezeichnung der westlichen Völker erhoben ward, so wurde Tatar durch Tschinggis und die ihm nächstfolgenden Chakane die Benennung eines großen Theiles der östlichen Völker.

Noch umfassender sind die Namen Skythen, Saker, Geten und Massageten der alten Griechen und Römer; es ist nämlich keinem Zweifel unterworfen daß auch Germanen, namentlich Gothen — Skythe und Gete scheint selbst bloß eine andere Form für Gothe — Finnen oder Tschuden, Wenden oder Slaven unter jener Benennung zusammengefaßt wurden. Diese letztern Völker, Germanen, Finnen und Sarmaten lernten Griechen und Römer bald unter ihren eigenen Namen kennen, sowie viele andere einzelne Völkerschaften und Stämme der großen skythischen Menschenfamilie. Niemals haben aber den Alten die Namen Tungusen, Mongolen und Türken gehört. Es ist wahrlich zu verwundern daß der verstorbene Hammer-Purgstall, dessen große Verdienste in so vielen Zweigen der orientalischen Literaturen niemand verkennen wird, auch noch in der zweiten Ausgabe seiner Geschichte des osmanischen Reiches die Türken bei Plinius und Pomponius Mela finden will, während doch längst schon die ältesten Herausgeber dieser Schriftsteller an die Stelle der falschen Lesart Turcae, die richtige Iyrcae gesetzt haben! Die Römer wußten bis auf die Zeiten der großen Völkerwanderung nicht viel mehr von den Bewohnern des nördlichen Gestades des schwarzen Meeres, als was Herodot ihnen berichtet hatte; er ist die Quelle, aus welcher alle spätern Geographen und Ethnographen ihre Kenntniß dieser Länder geschöpft haben. Nun findet der Altvater der Historie zwischen der Wolga und dem Jaik, in der Gegend des heutigen Gouvernements Saratow, die Thyssageten und in ihrer Nähe die Iyrcae, [1] welche durch unkundige Abschreiber in Turcae verwandelt wurden. Daß hier Iyrcae gelesen werden muß, zeigt schon die Endung ae, ein Türke hieß bei den Griechen und Lateinern niemals Turca. Und man könnte wohl allen Ernstes die Türken schon im Alterthum diesseits des Urals finden

[1] „Mit Recht heißen sie Tartaren," pflegte Ludwig der Heilige zu sagen, „denn sie gleichen den bösen Geistern des Tartarus."

[1] So lesen alle guten Handschriften, nicht *Τίρκαι*, wie St. Martin sagt zu Lebeau IX. 384, noch viel weniger *Τοῦρκοι*. Turk in der Bearbeitung der Geographie des Papyrus von Alexandrien, durch Mosco aus Chorene, ist sicherlich bloß ein späterer Zusatz.

Digitized by Google

wollen! Die Thyſſageten, ſowie die Iyrcae waren höchſt wahrſcheinlich finniſche Völker, und wir glauben die letzteren, unter der Benennung Jugra, Ugri, bei Zemarch gegen das Jahr 569, bei Neſtor und den andern ruſſiſchen Chroniſten in ihren alten Wohnſitzen weſtlich des Urals oder Jaiks wiederzufinden. Jugra ſcheint auch in den Namen Onoguren und Kuturguren verborgen und ſchon im Alterthum ein gemeinſamer Name für finniſche Völker geweſen zu ſeyn.

Unter dieſer dreifach getheilten Völkerfamilie der Tataren ſind die Türken diejenigen welche unter ihrem jetzigen Namen zuerſt erſcheinen in der Weltgeſchichte. Wir finden ihrer als eines bedeutenden Volkes ſchon Erwähnung, und zwar beinahe zu gleicher Zeit bei den zuverläſſigſten Geſchichtſchreibern des Oſtens wie des Weſtens, in der erſten Hälfte des 6ten Jahrhunderts, während der Regierung des Kaiſers Juſtinian. Die chineſiſchen Schriftſteller unternehmen es zwar, die Geſchichte des Volkes bis zur erſten Hälfte des 5ten Jahrhunderts zurückzuführen, doch ſcheinen ihre Angaben mehr der mythiſchen als der wirklichen Hiſtorie anzugehören. Die Türken wohnten urſprünglich in Mittelaſien, in den Gegenden des Altai oder Goldgebirges, bei Menander Ektag oder der weiße Berg genannt. Von hier aus verbreiteten ſie ſich gen Oſten bis zu den nordweſtlichen Kreiſen des chineſiſchen Reiches, Schen ſi, Kan-ſu, Sſe-tſchuen, und einzeln ſelbſt über alle Länder des jetzigen Sino-Mandſchu-Staates; im Weſten bis zum adriatiſchen Meerbuſen und unfern der Küſten des atlantiſchen Oceans; im Norden bis hoch hinauf in Sibirien, und ein Stamm derſelben, die Jakuten, ſogar bis zu den Mündungen der Lena; im Süden endlich über den weſtlichen Gränzſaum Arabiens, bis hinab gen Nubien und zu dem großen Tieflande der Sahara. In Europa wie in Afrika, deren ſchönſte Länder der Türke unterjochte, hat er ſich niemals eingebürgert. Er hält ſich zwar jetzt noch an den Rändern dieſer Erdtheile feſtgeklammert, er wird aber ohne Zweifel bei dem gänzlichen Erwachen der jahrhundertelang von ihm gedrückten Völker, wie ein ſchwer auf der Seele laſtender Traum abgeworfen werden. Turk ward das Volk höchſt wahrſcheinlich von Turan, dem Lande ſeiner Heimath genannt, und nicht, wie es in der chineſiſchen Sage heißt, nach der helmartigen Geſtalt des Berges, bei welchem die Leute urſprünglich gewohnt haben: Tu-kiuei oder Ta-kia wurde nämlich in ihrer Sprache ein Helm genannt. Klaproth und Gabelentz wollen den Namen auf Terk zurückleiten, welches Wort in der perſiſchen, nicht aber in der türkiſchen Sprache, wie behauptet wurde, einen eiſernen Helm oder eine Sturmhaube bedeutet. Es iſt dieß offenbar ein unglücklicher Verſuch ſpäterer Zeiten, wie deren mehrere gemacht wurden, die vorhandenen Namen hiſtoriſch zu erklären. Turk ſcheint im Gegentheile von einer indogermaniſchen Wurzel Tri (hinübergehen) abzuſtammen, womit auch das lateiniſche trans zuſammenhängt. Türk — das k iſt Zeichen der Mehrheit — bedeute demnach die Leute dadrüben, die Bewohner des jenſeitigen Landes Turan, wovon Transoxiana und Mawer-al-nahar bloß Ueberſetzungen ſind, für welche Annahme auch die perſonificirende mythiſche Geſchichte der Perſer, wie wir ſie im Schahnameh und Tabari leſen, angeführt werden kann. Feridun war, wie die Sage lautet, der Herr aller öſtlichen Lande und theilte ſie unter ſeine drei Söhne, wovon der zweite, Tur genannt, alle Länder öſtlich von Iran erhielt, nach welchem dann deſſen Bewohner Turk genannt worden ſeyen. Die Griechen wie die andern ihnen nachfolgenden Nationen, nicht wiſſend daß Turk bereits die Mehrheit iſt, fügten dem Worte das Zeichen des Plurals ihrer Sprachen hinzu, und ſo erhielten wir Turci, Türken, Turci, Turk. Bei den Armeniern aber hat ſich Turk in ſeiner urſprünglichen Bedeutung als Mehrheitswort, ohne jeden fremdartigen Zuſatz, heutigen Tags noch erhalten.

II.

Die Turk oder Turkoman — man ſcheint ein perſiſches Suffixum zu ſeyn, das ſich auch in andern Völkernamen wiederfindet, in keinem Fall iſt aber das Wort aus Turk und Koman zuſammengeſetzt — zerfielen und zerfallen, wie urſprünglich alle Völker, bis ſie einer dauernden politiſchen und religiöſen Einheit theilhaftig werden, in eine Menge Stämme, Genoſſenſchaften und Gaugemeinden, deren Namen größtentheils zufällig entſtanden und nur ſelten auf eine genügende Weiſe erklärt werden können. Sollen doch, nach einer neuern Angabe, im Chanat China über hundert türkiſche Klane, die dann aber freilich ſehr unbedeutend ſeyn müſſen, ſich befinden. Solche größere türkiſche Volksabtheilungen, welche eine Rolle in der Weltgeſchichte geſpielt haben und theilweiſe noch ſpielen, ſind die Thuluniden, Ghaſnawiden, Seldſchuken, Uiguren, Charismier, Osmanen, Usbeken, Kaſaken oder Kaiſaken. Der größere Theil dieſer Stämme wendete ſich zu der ihnen im Laufe der Jahrhunderte von ſyriſchen Chriſten und arabiſchen Muhammedanern dargebrachten Cultur und Religion; ſie nahmen die Schreibkunſt an, richteten einen regelmäßigen Gottesdienſt ein, erwählten ſich feſte Wohnſitze und bebauten das Land. Andere konnten ſich hiezu nicht entſchließen; ſie führen heutigen Tags noch, gleichwie in den Zeiten der Vergangenheit, ein Nomadenleben mitten unter den civiliſirten ſeßhaften Völkern gleicher oder verſchiedener Abſtammung, in Turan, Perſien und weit herein in die Länder Kleinaſiens. Eine Abtheilung dieſer uncultivirten nomadiſchen Horden beſchreibt uns der ruſſiſche Staatsrath Levſchin in einem 1840, in franzöſiſcher Ueberſetzung, erſchienenen ausführlichen Werke.[1] Der Verfaſſer hatte ſich während der Jahre 1819 und 1820 mit allen im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten zu St. Petersburg befindlichen, auf die Kaiſaken bezüglichen Aktenſtücken bekannt gemacht, gieng dann nach Orenburg, um ſeine Studien in dem dortigen, in Betreff der Geſchichte und Zuſtände der mittelaſiatiſchen Völker ſehr reichen Archive fortzuſetzen. So trefflich vorbereitet unterzog ſich der Herr Staatsrath mehreren officiellen Aufträgen ſeines Hofes bei den Kirgiskaiſaken, machte während eines Zeitraums von zwei Jahren mehrmals Beſuche bei dem Chan, ſo wie bei den Sultanen und allen Angeſehenen der kleinen Horde, und beobachtete mit unbefangenem prüfenden Blicke das Leben, die Sitten und Gewohnheiten dieſes großen Nomadenvolkes. Auf dieſe Weiſe ward es dem Verfaſſer möglich, der wiſſenſchaftlichen Welt mit einem lehrreichen, viel neues über die Zuſtände der mittelaſiatiſchen Völker enthaltenden Werke ein angenehmes Geſchenk zu mach

[1] Description des Hordes et des Steppes des Kirghiz-Kazaks ou Kirghiz-Kaissaks. Par Alexis de Levchine. Traduite du Russe. Paris 1840.

Der trefflich unterrichtete Verfasser ist sicherlich der erste, welcher die grundlosen Reden des Vorworts der französischen Uebersetzung von sich weisen wird. Wie abenteuerlich klingen nicht folgende Worte des Uebersetzers Ferry de Pigne dem Kundigen: „Es sey Mittelasien jetzt noch eben so unbekannt wie Mittelafrika; die Geschichte, Geographie und Ethnographie jener Länder befände sich am Ende des vierten Jahrzehnts des 19ten Jahrhunderts noch ungefähr auf derselben Stufe als zur Zeit der Mongolenmissionäre Plancarpin und Ruysbroek!" Sollte man doch glauben, Visdelou, Gaubil, Deguignes, Klaproth, Remusat, Schmidt, Pallas, Hyakinth, Witsen, Ritter, Muraview, Meyendorf, Moorcroft, Burnes, Rytschkow, die Mitarbeiter an dem vortrefflichen sibirischen Boten, Mir Isset Ullah, und viele andere hätten vergebens Reisen unternommen; sie hätten vergebens gearbeitet und geschrieben, um die dunkeln Ereignisse der Bewohner der Steppen und Oasen, der Hochebenen und Alpenländer Mittelasiens aufzuhellen und in die verwirrten Massen Licht und Ordnung zu bringen. Der Herr Verfasser weiß besser die Schriften seiner Vorgänger zu würdigen, denn aus ihren Angaben besteht ein großer Theil seines Werkes. Es wurden nämlich, wie dieß bei solchen unbekannten Geschichten unumgänglich nothwendig ist, in der Darstellung der Geschichte der Religion und Sitten der Kirgiskaisaken die theils gedruckten, theils handschriftlichen Quellen sorgfältig angegeben. Der angewandten Sorgfalt ungeachtet sind aber dem Verfasser doch einige höchst achtungswerthe, namentlich deutsche Werke, über die Kirgisen und die mittelasiatischen Länder entgangen. Die Werke von Rytschkow, Pallas, Meyendorf, Pander, Eversman, Müller, Schangin, Klaproth, Remusat und andern werden häufig angeführt; wir finden aber nirgendwo weder Sievers lehrreiche Briefe in dem siebenten Bande der neuen nordischen Beiträge von Pallas erwähnt, noch die verschiedenen auf Mittelasien bezüglichen Beiträge in Müllers Sammlung russischer Geschichte. Auch beschränkt sich Lewschin vorzüglich auf den westlichen Theil der Kirgisenlande; zur geschichtlichen Darstellung und geographischen Beschreibung des östlichen Theiles wären ganz andere, bei weitem umfassendere historische Forschungen nothwendig gewesen.

Mittelasien erstreckt sich von dem Nordrande der Hochfläche Irans, namentlich von dem Berglande, Paropamisus bei den Alten genannt, und den Steppen längs des östlichen Gestades des Kaspisees im Westen bis zu dem Hing-egan-Gebirg und der Gobi im Osten; von den Tiefebenen Sibiriens und den südlichen Ausgängen des Altaisystems im Norden bis herab zu den nördlichen Alpenlandschaften des Himalaja und seines westlichen Absenkers, Hindokuh oder indisches Gebirge genannt. Alle diese großen Länderstrecken waren ursprünglich bloß von Völkern medopersischen oder arischen Stammes bewohnt und beherrscht, welche später durch die von Nordost herabsteigenden Türken und Mongolen unterjocht, zu zinspflichtigen Bauern, zu Handelsleuten und einem betrügerischen Krämergeschlecht herabgewürdigt wurden, Sarten oder Tadschik genannt. Letzteres Wort ist ein alter Name der Perser, welcher schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in den östlichen Quellen erwähnt wird. Diese beiden ursprünglichen Völkernamen, Tadschik und Sarten, sind deßhalb, wie unter gleichen Umständen Juden und Sklaven, im Laufe der Jahrhunderte Gattungsbegriffe geworden; mit dem erstern bezeichnet man einen zinspflichtigen Bauern, mit dem zweiten einen Kaufmann, eine gemeine Krämerseele. Die Mongolen, unter dem Namen der Hunnen, hatten seit dem zweiten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung einen großen Theil des nordöstlichen Mittelasiens erobert, und dessen Bewohner zu Hörigen herabgewürdigt. Das südwestliche gehorchte noch den Nachfolgern des Königs Theodotus von Baktrien, deren Macht in der Blüthezeit der griechisch-mittelasiatischen Herrschaft von Kaschgar bis gegen das südöstliche Ufer des kaspischen Sees sich erstreckte, von den Kirgisensteppen im Norden bis zum mittlern Lauf des Indus, längs des Fünfflußgebietes. Durch die Uneinigkeit dieser griechischen Herrscher zerfiel, wie wir aus den zahlreichen indobaktrischen Münzen ersehen, das Reich in mehrere Herrschaften, und konnte so gegen die letzten Jahrzehnte des zweiten Jahrhunderts leicht die Beute werden der von den Hunnen gen Westen gedrängten Horden. Von dieser Zeit bis zur zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts nach unserer Zeitrechnung beginnt die große Lücke in der Geschichte Mittelasiens, welche nur durch die Nachrichten chinesischer Annalisten einigermaßen ausgefüllt werden könnte, die gerade gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung in reicherer Fülle zu fließen beginnen. Es wurden nämlich um das Jahr 126 vor unf. Zeitr. dem Culturvolk des äußersten Ostens zuerst die Länder Mittelasiens genauer bekannt; sie zerfielen damals in 36 verschiedene Fürstenthümer, deren Anzahl später sogar auf 50 anwuchs und 55, unter welchen das Volk, Kien-kuen genannt, nach den übereinstimmenden Angaben der Geschichtschreiber, das der Ha-kia-sse, Kasek oder Kaisak ist zu den Zeiten der Tangdynastie, sowie das der Ki-li-ki-sse oder Kirgisen „der Denkwürdigkeiten der Mongolenherrschaft in China." Die Sprache dieses Volkes, sagen unsere östlichen Berichterstatter, gleiche ganz jener der I-u, d. h. der Uiguren oder Türken, und sie bedienten sich auch derselben Schrift. Das kaisakische Schriftsystem, zu welchem wahrscheinlich mehrere heutigen Tags unlesbare Inschriften des östlichen Sibiriens gehören, wäre demnach, so wie das niguritische, aus dem syro-parsischen hervorgegangen. Die Gesetze der Kaisak sind, wie uns berichtet wird, zur Zeit des achten Jahrhunderts wie noch heutigen Tags, sehr streng gewesen. Wer im Krieg dem Feind den Rücken kehrt, wer einen ihm gewordenen Auftrag nicht zur Zufriedenheit des Herrschers, der damals Aga genannt wurde, vollzieht, wer ohne Befehl des Fürsten sich in die Staatsgeschäfte mischt oder einen Diebstahl begeht, diesen allen wird der Kopf abgeschlagen. Lebt der Vater des Verbrechers noch, so muß er bis zu seinem Tode den Kopf des Sohnes an dem Halse tragen. Zu dieser Zeit wohnten die Kaisak westlich von den Uiguren, nördlich von Charaschan, eine Stadt und Landschaft in dem östlichen Turkestan, längs der Schneeberge, das heißt Mustag zu deutsch, oder des Himmelsgebirges, chinesisch Tian-schian genannt. Die Residenz des Aga war 40 Tagreisen von der des muhammedanischen Statthalters der Chalifen entfernt.

Der Name Kirgise kommt bei den westlichen Schriftstellern unter der Form Cherchis bereits im Jahre 569 vor. Zemarch, der Gesandte Justins des Jüngern, hatte vom Chakan der Türken Disabul einen kirgisischen Sklaven zum Geschenk erhalten. Erst vier Jahrhunderte später wird von Konstantinus Porphyrogeneta unsers Wissens zum erstenmal in der Geschichte des Westens die Landschaft Kasachia erwähnt (De administr. imp. 14 ed. Moura.),

Digitized by Google

welche ſich aber bei ihm auf das Gebiet der Tſcherkeſſen bezieht, und nicht auf das Land der Koſaken in Mittelaſien. Die Koſaken werden ungefähr zu gleicher Zeit auch bei Tabari, in Firduſi's Schahnameh und dann ſpäter in Baburs Denkwürdigkeiten, hier unter der Form Kiſák vielfach erwähnt. Raſchideddin berichtet uns auch in ſeinem großen hiſtoriſchen Werk über die Mongolen von den Kirgiſen; er gibt den Namen ihres Fürſtenhauſes an und beſchreibt ihre Wohnſitze; die Nachrichten des Chans Abulghaſi ſind großentheils dem Dſchami et Tavarikh des großen perſiſchen Staatsmannes und Hiſtoriographen entnommen. Wir erſehen unter anderm daraus, daß die Kirgiſen ſich ſchon damals gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts zum Muhammedanismus bekannten. Was bedeuten die Worte Koſak, Kaſak, Kaiſak, Kiſak und Kirgis? Keine der bis jetzt zur Erklärung derſelben aufgeſtellten verſchiedenen Vermuthungen iſt gegründet, weßhalb wir ſie füglich übergehen können. Kaſak iſt ein türkiſches, kein arabiſches Wort, und bedeutet ſowohl bei den weſtlichen als den öſtlichen Türken einen freien, unabhängigen Mann, einen Räuber; heutigen Tags noch nennt ſich dieſer öſtliche Turkſtamm Sahara Kaiſak, d. h. die freien Leute, die Räuber der Wüſten und Steppen. Kirgis iſt die durch Wiederholung des einfachen Hauptwortes gebildete Mehrheit von Kis oder Kiſch, welches im Türkiſchen Menſch bedeutet; das erſte s in Kisgis iſt bloß, wie dieß nach den Geſetzen unſerer Sprachorgane in allen Sprachen der Fall iſt, in r übergegangen. Der Name Kirgiskaiſak würde demnach, wörtlich überſetzt, Menſchenräuber, d. h. Menſchen welche Räuber ſind, bedeuten. Man erſieht hieraus leicht wie es kommen konnte daß Völker der verſchiedenſten Abſtammung, Türken, Finnen und Slaven, Koſak oder Kaiſak genannt werden konnten. Dieſe verſchiedenen Völker haben nämlich ſämmtlich das Räuberhandwerk betrieben.

Die Kaiſaken behaupten, der Name Kirgiſen, den ſie ſelbſt nicht mehr verſtehen, komme ihnen nicht zu, ſondern einem andern türkiſchen Stamme, Burut genannt, welche im öſtlichen Turkeſtan und im Chanat Choſand herumziehen, und die, wie wir aus der Reiſe des Lieutenant Wood zu den Quellen des Oxus erſehen, im Winter gen Badakſchan bis zu dem obern Lauf dieſes Fluſſes, und zwar auf die Südſeite desſelben, herabkommen. Wood traf Kirgiſen in dem aus Marco Polo bekannten, ziemlich großen Thale Wochan oder Wachan. Die Beſchreibung des berühmten Venetianers ward bis in die geringſte Einzelnheit richtig befunden. Auch erfahren wir durch dieſen Engländer, den erſten wiſſenſchaftlichen Europäer welcher nach Marco dieſe Gegenden beſuchte, die Bedeutung des Namens Pamer, mit welchem Polo die Hochterraſſe von Badakſchan bezeichnet. Pamer iſt nämlich eine Verſtümmelung von Bami duniah, d. h. Dach der Welt — ſo nennen die Einwohner von Badakſchan dieſe Landſchaft. Von dieſem Dache der Welt aus ſieht man den Serikol oder Sarrjee, aus deſſen weſtlichem Ende der Oxus fließt, hier Pendſch genannt. Die Burut werden auch Kara-Kirgis, d. h. ſchwarze oder zinspflichtige Menſchen genannt, weil ſie den Chineſen und dem Fürſten von Choſand Tribut entrichten. Bekanntlich werden im Orient wie in Rußland mit den Farben allerlei politiſche, ſittliche und gemüthliche Beziehungen verbunden; ſo heißt ſchwarz unterthänig, weiß frei, weßhalb denn auch die Fürſten Rußlands ſeit ihrer Befreiung von der Oberherrſchaft der goldenen Horde in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, bei allen mongoliſchen und türkiſchen Völkerſchaften Mittelaſiens weiße Chane genannt werden. Wahrſcheinlich war auch die Benennung Weißrußland urſprünglich aus dieſem Grunde hervorgegangen. Dieſe Burut werden von den Ruſſen in Sibirien wegen ihrer größern Tapferkeit auch wilde Kirgiſen, und von ihren Wohnſitzen Gebirgsleute genannt; ſie zerfallen, nach den neueſten Angaben in den geographiſch-ſtatiſtiſchen Werken der Chineſen, in 20 Horden. Unter demſelben Namen Pu-lu — das chineſiſche Lautſyſtem kennt kein r — waren ſie im Reich der Mitte bereits ſeit den Zeiten der Tangdynaſtie bekannt. Man theilt ſie auch in öſtliche und weſtliche Burut, wovon die erſtern ſüdweſtlich der Dſongarei, und die letztern nordweſtlich des chineſiſchen Turkeſtans herumziehen. Gleich wie alle andern den Chineſen unterworfenen türkiſchen Stämme und Horden bringen ſie jährlich, mittelſt einer im voraus beſtimmten Straße, die ſie unverrückt einhalten müſſen, ihren Tribut nach der Hauptſtadt Peking.

Ch. Watertons Verſuch einer neuen Naturgeſchichte der Affen.

(Schluß.)

Derſelbe Schriftſteller gegen den wir uns ſo eben gewendet, ſagt daß die zwerghaften Magots ſich truppweiſe verſammeln, und gegen die wilden Thiere in der Wüſte dadurch vertheidigen daß ſie ihnen Staub in die Augen würfen, der ſie blende und an der Verfolgung hindere. Nun, dieſes Werfen von Staub in die Augen eines Feindes muß billigerweiſe Staunen erregen, und wenn es wahr iſt daß die Zwergmagots das gleiche Verfahren beobachten, ſo ſind, möchte man ſagen, die Affen mit einer dem Inſtinct weit überlegenen Urtheilskraft begabt. Ich frage nun aber zweierlei: wer je Affen in einer Sandwüſte geſehen habe, oder wann ſie, ihren ſonſtigen Gewohnheiten zuwider, wirklich einen ſolchen Ausflug gemacht hätten, gegen welche Feinde ſie dann dieſes Manöver anzuwenden haben würden? Gegen Wölfe, Bären, Füchſe, Schakals? Wenn dieß die Feinde wären denen die vierhändigen Affen in der Wüſte begegneten, was thäten dann viele Jäger in einer ſolchen Sandwüſte, wo ſie keine Nahrung finden könnten? Ich bin ganze Tage lang in jenen Sandſteppen Guayana's, den ſogenannten trockenen Savannen, herumgewandert, und ich habe nie einen Affen geſehen. Wenn ich einen bemerkt hätte, würde mein Erſtaunen gränzenlos geweſen ſeyn, und ich hätte mir nicht erklären können was er eigentlich dort wolle. Kurz, es gibt keine Affen ohne Bäume, und wo man dieſe Thiere findet, muß es auch Bäume geben. Ich kann mir alſo nicht erklären warum dieſe Zwergmagots von ihrem Poſten herabgeſtiegen ſeyn ſollen um ihren Feinden Sand in die Augen zu werfen, und ſich ſo der Gefahr aus-

zusehen einem hungrigen Schakal in die Zähne zu fallen (denn wenn man in einer Sandwüste einem Schakal begegnet, wird er doch wohl hungrig seyn) oder von Wölfen verzehrt zu werden. Man darf sich überzeugt halten daß man für die Affen niemals die Folgen eines Kampfes mit wilden Thieren zu fürchten hat, denn es ist diesen nie eingefallen, und wird ihnen nie einfallen, so behende Vierfüßer zu verfolgen. Drittens behaupte ich daß kein Thier je Sand noch sonst ein Projectil werfen kann; nur der Mensch ist, mit Hülfe seiner Vernunft, einer so schwierigen Aufgabe gewachsen.

Unser Holzschneider sagt uns ferner in seinem Werk über die Vierfüßer daß die Affen Zweige abbrechen und sie auf die Vorübergehenden werfen, wobei sie manchmal so gut zielten daß es nicht gut sey in ihrem Bereich vorbeizuwandeln. Dieß bezieht sich auf den Pata oder rothen Affen, vielleicht das furchtsamste Geschöpf des ganzen Affengeschlechts. Angenommen aber es sey dem Affen möglich Zweige zu werfen, wie würden die Patas es anfangen um durch die Lianen und Brombeersträuche, deren es in tropischen Wäldern eine Fülle gibt, hindurch zu zielen? Die Antwort auf diese Frage ist leicht. Der Affe hat, seiner Schüchternheit und der Schnelligkeit wegen womit er vor dem Menschen flieht, nie die Zeit auf einen Reisenden zu zielen. Der Spaßvogel oder Schwachkopf welcher dieses Märchen zuerst verbreitete, mußte ein Aufschneider der schönsten Art oder der erfindungsreichste Mensch seyn. Noch einmal sey es gesagt, die Kunst Projectile zu schleudern ist den Thieren nicht gegeben; der Mensch allein, ein vernünftiges Wesen, kann es thun. Die Affen kennen die Kunst nicht den Arm mit gesammelter Kraft rückwärts auszustrecken und im Vorgehen die Hand zur rechten Zeit zu öffnen, um dem ergriffenen Projectil einen Stoß und eine bestimmte Richtung zu geben. Ein Mensch kann so mit einem Stein auf euch zielen, und euch den Kopf zerschmettern; der Affe nicht. Er vermag zwar einen Stein oder einen Stock zu fassen, aber das ist alles. Der Stein oder der Stock wird senkrecht, oder fast senkrecht, seiner Hand entfallen, wie der Hut des Corporals Trim, während der berühmten Verhandlung über den Tod, in der Küche des Bruders Capitän Shandy's.

Bei weiterer Prüfung des angeführten Werks gelange ich zu der Geschichte der Orangutange, die so falsch als möglich ist, denn sie hat das Ansehen als ob sie nach den bei dem gefangenen und gezähmten Thier angestellten Beobachtungen und nach den Berichten von Reisenden geschrieben sey, welche fast durchgängig dergestalt übertrieben und zum Wunderbaren geneigt sind, daß man ihre Angaben nur mit der größten Behutsamkeit für wahr annehmen darf. Auch diese Naturforscher, welche durch ihre Gesundheits- und Geschäftsverhältnisse zu Hause zurückgehalten werden, müssen sich von der Wahrheit der Thatsachen, die sie in den Wäldern Amerika's und Afrika's, wo es Vierhänder aller Arten in Fülle gibt, genau zu überzeugen suchen. Unser berühmter Verfasser aber zieht in Zweifel was ein anderer großer nordischer Gelehrter sagt, welcher versichert der Orangutang sey nicht vollständig der Sprache beraubt, denn er drücke sich durch scharfe und pfeifende Töne aus. Ja, er geht noch weiter: er zieht mit Recht die Existenz einer solchen Thatsache in Abrede, und sagt, das Thier welches derartige Töne hervorbringe, sey vielmehr ein weißer Neger, den man auch Kakerlake nenne.

Ich dagegen will sagen, dieses Thier brauche kein weißer Neger zu seyn, denn ein weißer Neger ist in allem und für alles ein menschliches Wesen, das keineswegs gezwungen ist sich durch scharfe und pfeifende Töne auszudrücken. Was aber den weißen Neger selbst betrifft, so ist dieß eine ziemlich seltene Erscheinung, und er unterscheidet sich nur in der Farbe von seinen afrikanischen Brüdern. Ein einzigesmal während meines ganzen Lebens habe ich Gelegenheit gehabt einen derartigen Neger zu beobachten.

Im Jahr 1812 lebte in Stabroek, der Hauptstadt von Demerara, ein Mann dieser Farbe. Er war ein kräftiger Bursche und durchaus kein Albino, denn seine Augen hatten dieselbe Farbe wie die seiner schwarzen Brüder. Man zeigte mir das Haus in welchem er wohnte, ich klopfte an die Thüre und ließ mich vorstellen. Ich sagte ihm, ich habe von ihm sprechen gehört, und es sey meine Absicht seine Bekanntschaft zu machen. Er nannte sich Bochra Dschem oder der „weiße Dschemmy," war seines Handwerks ein Schneider, und gehörte der braven Frau welche mir die Thüre geöffnet hatte. Er antwortete mit Leichtigkeit auf alle meine Fragen, und erlaubte mir ihn so lange zu untersuchen als ich wollte. Seine Körperfarbe war hellweiß überall wo die Sonne seine Haut nicht gebräunt hatte, mit Einem Wort, seine Hautfarbe war die gleiche wie die meinige, nur mit dem Unterschied daß, an den Stellen wo Luft und Sonne mir eine braune Färbung gegeben, die seinige nur leicht bronzirt war. Im übrigen hatte er ganz das Aussehen eines Negers; sein Haar war wollig, seine Nase plattgedrückt, seine Lippen waren groß und dick, und seine Ohren so klein wie die eines reinblütigen Afrikaners. Er war ungefähr fünf Fuß neun Zoll hoch, seine Brust breit und viereckig, und sein Rückgrat bolzengerad. Seine Waden aber ließen manches zu wünschen übrig, denn an dieser Stelle suchte die Haut sich dem Knochen zu nähern, während die Protuberanz seiner Ferse, ein charakteristisches Zeichen der afrikanischen Race, sehr sichtbar war. Sein Vater und seine Mutter waren reine schwarze Neger, so daß man den Bochra Dschem nicht zu den Mulatten zählen konnte. Meiner Schätzung nach mochte er etwa zwanzig Jahre alt seyn; allein ich habe ihn nicht nach seinem Alter gefragt. Er war ohne Zweifel der erste weiße Neger welcher je an den Gestaden von Demerara gewohnt hatte. Bei meinem Abschied drückte ich ihm, für die Mühe welch ich ihm gemacht, einen Dollar in die Hand. Sein schwarzes Auge strahlte vor Freude; er lachte hell auf, zeigte dabei eine schöne Reihe weißer Zähne, und sagte, als ich aus seinem Zimmer hinaus trat, zu mir: „Gott segne Euch, Massa!"

Trotz dieser kleinen Abschweifung habe ich meinen Gegenstand nicht aus den Augen verloren, und bin mit dem Orangutang noch nicht fertig. Es wundert mich daß ein so berühmter Naturforscher wie derjenige von welchem ich einige Stellen angeführt, die Materialien zu seinem Werk aus den Berichten und Schriften von Leuten wählte die so wenig Glauben verdienen. Mit einem Wort, das was sie über den Orangutang sagen, ist vollständig falsch und abgeschmackt.

Hätte ich auf alle diejenigen gehört deren Köpfe mit Ungeheuern und andern wunderbaren Erscheinungen angefüllt sind, und hätte ich meine „Wanderungen" nach ihren Erzählungen geschrieben, welch unwahrscheinlicher Märchen könnte der Leser mich anklagen! Ich habe gehört, wie Männer, die für civilisirt gelten, mir hoch

Digitized by Google

und theuer verſicherten es gebe in den Wäldern Guayana's Ungeheuer welche alle Ungeheuer Ovids weit überträfen. An der Spitze dieſer naturforſchenden Romanſchreiber aber ſtehen die Reiſenden in Afrika. Einer dieſer Herren, ein ſehr erfinderiſcher oder unerklärlich einfältiger Kopf, verſichert, die Pongos tödteten viele in den Wäldern reiſende Neger — „Oft auch, fügt er bei, ſtürzen ſie ſich auf die Elephanten welche zufällig ihre Ruhe ſtören, und mißhandeln ſie dergeſtalt mit Stock- und Fauſtſchlägen, daß dieſe Thiere, vor Schmerz brüllend, die Flucht ergreifen.“

Wahrlich, die Schamröthe ſteigt mir ins Geſicht wenn ich ſehe wie man die Zoologie behandelt, und ſich, den Behauptungen dieſes ſelben Augenzeugen von Pongoskämpfen gegen Elephanten Glauben beimeſſend, nicht ſcheut als Thatſache zu berichten, einer dieſer Affen habe einen jungen Neger weggeſchleppt, und dieſer habe ein ganzes Jahr lang unter den Affen gelebt. Ich weiß nicht ob der Neger an ihrer Geſellſchaft Wohlgefallen findet, allein ich frage einfach, wer dem Neger denn ſeine Nahrungsmittel bereitete, da die Orangutangs im Durchſchnitt von Pflanzenſtoffen leben, die ſich keineswegs zur Lebenserhaltung des Menſchen eignen; oder bildete etwa die Pongo-Milch ſeine Nahrung, und zwar ſeine einzige? Das unglückliche Kind hatte vielleicht in dieſer Geſellſchaft nie Gelegenheit eine Handvoll grüner Kaffeekörner oder einige Schnitte rohen Schweinefleiſches zu eſſen, die von unſern Helden im letzten Winterfeldzug in der Krim ſo gierig aufgeſucht und verzehrt wurden.

Derſelbe Schriftſteller ſagt uns auch daß die Pongos junge zehnjährige Mädchen wegſchleppten, ſie auf Bäume hinauf brächten, und daß es ſchwer ſey ſie dort wieder wegzunehmen. Gewiß niemand kann die Gefahren in Zweifel ziehen welche mit einer ſolchen Rettungsexpedition verbunden wären. Obſchon ans Baumklettern gewöhnt, würde doch ich ſelbſt in große Verlegenheit gerathen wenn ich, mit einem jungen Mädchen in den Armen, einen jener Rieſen der Tropenwälder hinanſteigen müßte. Welche Uebel müßten dieſe unglücklichen Mädchen in den Armen ihres Räubers während des Hinaufſteigens erdulden! Wie haben ſie ſich oben auf den Bäumen befunden? Hat ihre Crinoline nichts zu dulden gehabt während dieſer Excurſion durch die Aeſte, und ließ der Pongo ſie in ihrer gefährlichen Stellung bis daß irgend ein Bruder oder Vetter kam um ihnen wieder herabzuhelfen?

Ein anderer Schriftſteller erzählt, er habe in Angola die Bekanntſchaft einer Negerin gemacht, welche drei Jahre unter den Pongos gelebt habe. Nun, dieſer dreijährige Aufenthalt unter den Affen deutet darauf daß ſie irgend einen dauernden Aufenthaltsort oder einen ſtändigen Wohnſitz haben mußten. Eine eben ſo unwahrſcheinliche Geſchichte wie die übrigen!

Derſelbe wahrheitsliebende Reiſende begnügt ſich, wenn er von einigen bei Negern eingekauften Orangutangen ſpricht, nicht damit, um zu ſagen die Neger hätten denſelben eine Menge Kunſtſtücke beigebracht, ſondern er fügt bei, ihr Scharfſinn treibe die Orangutange an ſelbſt allerlei artige Späße zu machen. „Die Affen haben, wie der Menſch, ſagt er, den Trieb ſich an den Tiſch zu ſetzen. Sie eſſen ohne Unterſchied alles was man ihnen aufträgt, und bedienen ſich dazu eines Meſſers, einer Gabel und eines Löffels. Die meinigen tranken Wein und Schnaps, und während der Ueberfahrt machten ſie dem Burſchen durch Zeichen begreiflich was ſie wollten; verweigerte er ihnen den Gehorſam, ſo geriethen ſie zuweilen in Zorn, packten ihn beim Arm, biſſen ihn und warfen ihn zu Boden.“ Merke es lieber Leſer, das was ich ſo eben angeführt, war, wie unſer Reiſender ſagt, eine der Wirkungen ihres Inſtincts, nicht ihrer Abrichtung!

Der Menſch welcher einfältig genug iſt ſolche Thatſachen zu glauben, und daraus den Schluß zu ziehen die Affen der fernen Länder ſeyen ſolcher Dinge fähig, kann wohl auch glauben daß die Reiher ſeines Vaterlandes ihre Beine während der Brutzeit in Löcher ſtecken die ſie im Grunde ihres Neſtes angebracht haben; und daß der Flamingo ſeine Eier rittlings auf einem in Geſtalt eines abgeſtumpften Kegels angelegten Neſte ausbrüte, gerade ſo wie wenn ein kleiner Knabe rittlings auf einem Faſſe ſitzt. Ich habe dieſe grobe und lächerliche Fabel in Kupferſtichen dargeſtellt geſehen, und mit Freunden des Wunderbaren in der Naturgeſchichte oft darüber geſprochen. Sie verſicherten mir in allem Ernſt daß die Beine des Flamingo zu lang ſeyen, als daß er ſie während des Brütens unter ſich biegen könne, und nur mit Mühe konnte ich ſie zu einer beſſern Ueberzeugung bringen, wenn ich ihnen unwiderleglich bewies daß die Beine der Flamingos und der Reiher für den Act des Brütens eben ſo paßten und eingerichtet ſeyen wie die der Meiſe und des Sperlings.

„Man könnte, ſagte ein anderer Reiſender, den Anblick einer ſo großen Menge Affen in Madagascar wohl entbehren, denn es zieht oft traurige Folgen nach ſich wenn man ihnen begegnet. Man muß ſtets bewaffnet ſeyn um ſich gegen dieſelben zu vertheidigen, und dennoch iſt man nicht immer ſicher mit heiler Haut aus dem Kampfe zu kommen. Dieſe Affen haben keinen Schwanz; ſie halten ſich ſtets aufrecht wie Menſchen und gehen immer nur auf den beiden Hinterfüßen.“

Ein Reiſender in Südamerika erzählt daß Morgens und Abends eine Affenart, welche man Uarinen nenne, ſich in den Wäldern verſammle; der eine von ihnen ſteige auf eine Anhöhe und gebe den andern mit der Hand das Zeichen ſich um ihn herumzuſetzen und ihn anzuhören; ſobald er ſehe daß ſie Platz genommen, beginne er eine Rede mit ſo lauter und raſcher Stimme, daß wenn man ihn von ferne höre, man glauben könnte alle ſchrien zuſammen; es ſey indeß nur ein einziger, und während er ſpreche, beobachteten die übrigen das tiefſte Schweigen; habe er ſeine Arrete vollendet, ſo gebe er den andern mit der Hand das Zeichen zur Antwort, und im Nu fiengen dann alle zuſammen an zu ſchreien, bis der Hauptredner, der Nachahmer des Sprechers im Hauſe der Gemeinen, ihnen durch eine Handbewegung Schweigen gebiete; dieſe gelehrigen Collegen gehorchten und ſchwiegen, worauf unſer Präſident ſeine Rede oder ſeinen Geſang wieder aufnehme. Erſt wenn ſie ihm mit achtungsvoller Aufmerkſamkeit zugehört, trennten ſie ſich und höben die Verſammlung auf.

Dieſes erſtaunliche Beiſpiel von Predigt oder parlamentariſcher Beredſamkeit abſeiten der Aluaten oder Uarinen ſcheint allzu außerordentlich als daß ihr leichtgläubiger Berichterſtatter es ohne einige Vorbehalte für wahr halten könnte; denn er fügt bei daß vielleicht all dieſes ſich nur auf den ſchrecklichen Lärm gründe welchen dieſe Thiere machen — einen Lärm der wohl mit ein wenig wunderbarem gewürzt ſeyn möchte. Dieſer Vorbehalt iſt um ſo

Digitized by Google

bescheidener als der erwähnte Berichterstatter, wie er sagt, Ohren- und Augenzeuge der Sache gewesen war.

Nun, ich habe mit besonderer Sorgfalt die Sitten dieser, in den Wäldern von Guayana sehr häufig vorkommenden, Uarinen studiert, und obiger Geschichte verdanken sie ohne Zweifel den Beinamen Prediger- oder Heulaffen. An den Gestaden von Demerara nennt man sie rothe Affen. Was ihre Predigten betrifft, so wird man mir wohl gestatten daß ich mich selbst citire, und hier eine Stelle aus meinen „Wanderungen" anführe.

Nichts ist schrecklicher anzuhören, heißt es dort, als der nächtliche Lärm des rothen Alnaten. Während ihr in eurer Hängmatte inmitten endloser Wälder ausruht, hört ihr ihn in Zwischenräumen, von 11 Uhr Nachts bis zu Tagesanbruch, heulen. Man könnte dadurch leicht auf den Gedanken gerathen sämmtliche wilde Thiere der neuen Welt richteten ein allgemeines Blutbad unter sich an; bald ist es das wiedertönende Gebrüll des Jaguars, in dem Augenblick in welchem er über seine Beute herfällt; bald sind es die dumpfen Seufzer der Verzweiflung und das gepreßte Brüllen des von allen Seiten sich umzingelt sehenden Tigers; bald ist es das Röcheln des an einer Todeswunde verendenden Löwen. Einige Naturforscher haben diese sonderbaren Töne einem Trupp zusammenheulender Affen zugeschrieben, allein ein einziger Alnate vermag es hervorzubringen, und die Anatomen werden sich von der Wahrheit dieser Thatsache überzeugen, wenn sie seine Luftröhre untersuchen. Wenn ihr ihn betrachtet wie er oben auf einem Baume sitzt, werdet ihr an seinem Hals eine einem Hühnerei ähnliche Geschwulst bemerken. Während düstern und stürmischen Wetters heult dieser Affe auch bei Tag, und wenn ihr euch vorsichtig unter die großen Bäume stellt auf denen er sitzt, werdet ihr vollkommen gut begreifen auf welche Weise er im Stande ist so schreckliche Concerte aufzuführen.

Weit entfernt also eine Versammlung von Gläubigen vor sich zu haben die seine frommen Reden mitanhören, oder ein ganzes Parlament das mit ihm discutiren will, ist der Alnate häufig allein und einsam. Ich hatte einmal das Glück mich unvermerkt an den Fuß des Baumes selbst zu schleichen, auf dessen Gipfel ein Alnate saß; ich sah deutlich wie der Kropf an seiner Luftröhre in seine Kehle gleitete; ich sah wie sein gewaltiges Maul sich öffnete und konnte in aller Gemächlichkeit Töne hören die man gern irgend einem höllischen Geiste zugeschrieben hätte.

Man versichert uns, und zwar in allem Ernst, gewisse transatlantische Affen verständen sich auf die Heilkunst. „Was mir am sonderbarsten schien, sagt ein Reisender, ist daß man sieht wie sie sich, im Augenblick wo einer von ihnen eine Wunde erhalten hat, um ihn versammeln, wie sie die Finger auf die Wunde legen, und sich so benehmen als wollten sie dieselbe sondiren; sehen sie dann viel Blut herausfließen, so halten sie die Wunde zu, während andere Blätter herbeiholen, sie kauen und geschickt in die Oeffnung der Wunde legen. Ich bin mehrmals Augenzeuge hievon gewesen, und habe es mit Bewunderung gesehen."

Beim Schatten des Hippokrates, diese Affenärzte setzen mich in große Verlegenheit! Der gewissenhafte Erzähler sagt, er habe mit eigenen Augen diese Aefferei-Doctoren so operiren sehen; es wäre daher meinerseits unhöflich wenn ich seine Wahrheitsliebe in Zweifel zöge, und ich will mich damit begnügen zu bemerken daß ich glaube daß er das geglaubt hat was mit allem Recht unglaublich ist.

Wenn wir den Tiger aus seinen Dschungeln (so nennen die Engländer in Indien das undurchdringliche Gebüsch in welchem der Tiger sich aufhält) herausnehmen, so sehen wir daß, obschon sein Charakter sich mildert und dem Willen des Menschen beugt, man sich doch nie ganz auf ihn verlassen kann; denn früher oder später, im Augenblick wo man es am wenigsten erwartet, wird er sich auf seinen Wächter stürzen, und dessen Verwegenheit mit dem Tode bestrafen. Ganz das Gegentheil ist es bei den Affen. Es gibt eine Sippe welche, wenn man sie edelmüthig und mild behandelt, keine Wildheit mehr zeigen wird; allein wie wir, erinnert der Orangutang des alten Continents sich einer erlittenen Unbill, und rächt sie wenn er kann. Mögt ihr die große Species, den eigentlich sogenannten Orangutang, oder den Schimpanse in unserer Obsorge haben, stets werden sie einigermaßen dem Unterricht entsprechen den ihr ihnen ertheilt habt. Ungemein mild schon seiner Gemüthsart nach und voll Anhänglichkeit an seinen Ernährer, ist dieser Affe im Stande so erstaunliche Dinge zu thun, daß man ihn fast mit dem Menschen vergleichen könnte; allein seine von der Vernunftlosigkeit herrührende Inferiorität macht sich doch immer noch dergestalt fühlbar, daß wir ihm keinen höhern Rang anweisen können als denjenigen welchen der Rabe, der Hund und der Elephant auch einnehmen. Wir vermögen daher dem Affen nur eine große Nachahmungskraft einzuräumen; nichts weiter. Auch will ich, ohne diesen wichtigen Punkt aus dem Auge zu verlieren, mit Aufmerksamkeit die Sitten der verschiedenen Affenarten im wildem Zustand untersuchen.

Ich habe Gelegenheit gehabt in England drei verschiedene, aus den Tropengegenden dahin gebrachte Affenarten genauer zu prüfen. Zwei derselben sind in meiner Sammlung ausgestopft, und haben sich bewundernswerth gut erhalten.

Von allen bis jetzt entdeckten Affenarten ist der Schimpanse, in seinem jugendlichen Alter, derjenige welcher durch die Züge seiner Gestalt dem Menschen am nächsten steht, und er könnte wahrlich mit gewissen Typen der Negerrace, die ihm in dieser Beziehung unzweifelhaft nachstehen, um den Preis der Schönheit ringen. Allein er kann nicht sprechen, und kein einziges Wort articuliren das denen gliche welche die menschliche Stimme hervorbringt. Hierin übertreffen ihn mehrere Vögel: der Rabe, der Staar, die Krähe, der Häher und die Elster können sagen lernen: „Ich wünsche Ihnen guten Tag." „Ich kann nicht herausgehen, nein, ich kann nicht herausgehen!" sagte der Staar Sterne's. Und Leibnitz versichert uns, er habe einen Hund gesehen welcher dreißig Wörter articuliren konnte; allein, wie das spanische Sprüchwort sagt: „eine Schwalbe macht keinen Frühling, una golondrina no hace verano." Wenn der Affe, was Behendigkeit, Geschmeidigkeit, Gesicht und Geruch betrifft, die Menschen, solang er auf den Bäumen lebt, weit übertrifft, so steht er dagegen in allem übrigen weit unter ihnen. Er kann, nach dem Menschen, ohne Zweifel den ersten Rang auf der Stufenleiter der lebendigen Wesen einnehmen; dieß ist, glaube ich, alles was man mit dem besten Willen von der Welt dem Affen zuzugestehen vermag.

Der zweite Orangutang den ich mit Muße beobachten konnte, ist der große rothe Gibbon der Insel Borneo. Ich begab mich

Digitized by Google

eigens nach London um ihn in den Gärten der zoologiſchen Geſellſchaft zu ſehen. Dieſe Gärten ſtehen unter der Leitung Hrn. Mitchells, eines ob ſeiner Fähigkeit als Verwalter, wie ob ſeiner Freundlichkeit gegen die Beſuchenden gleich rühmlich bekannten Mannes, und ich wurde in der That reichlich belohnt für die Mühe die ich mir gab. Dieſer Orangutang hatte ein trauriges und melancholiſches Ausſehen, allein ſeine Züge deuteten nicht die geringſte Wildheit an. Während ich ihn durch die Gitter ſeines weiten und reinlichen Gefängniſſes betrachtete, erinnerte ich mich unwillkürlich an die rührende Schilderung von Sterne's Gefangenem, der, ſein ganzes Leben hindurch eingeſperrt, „auf ein wenig Stroh zuſammengekauert lag, und ſeine Augen traurig und hoffnungslos nach der Thüre richtete.“ Je mehr ich ihn betrachtete, deſto mehr wurde ich überzeugt daß er, außer einigen leichten Aehnlichkeiten der Formen, in keinerlei Beziehung zu dem Menſchengeſchlecht ſtehe, und die Art wie mein Beſuch endigte, verbannte jeden Gedanken an eine ſolche nähere Verbindung vollſtändig aus meinem Geiſte.

Allein bei der Beobachtung ſeiner ruhigen und ſanften Manieren gewann ich die Ueberzeugung daß dieſes Thier, wenn es je in ſeinen heimathlichen Wäldern einige Zornanfälle gehabt, ſeine reizbare Gemüthsart, Dank der Pflege des civiliſirten Menſchen, jetzt ganz verloren habe. Auch bat ich, meiner Sache gewiß, um die Erlaubniß in den Käfig, in welchem er eingeſperrt war, treten zu dürfen, und der Wächter willfahrte meinem Begehren ſofort. In dem Maß als ich mich dem Orangutang näherte, kam er mir entgegen, und bald waren wir ernſthaft damit beſchäftigt uns gegenſeitig zu unterſuchen. Nichts machte einen tiefern Eindruck auf mich als die erſtaunliche Weichheit des innern Theils ſeiner Hände. Diejenigen einer Dame aus den höchſten Reihen der Ariſtokratie ließen ſich mit ihnen nicht vergleichen. Der Orangutang nahm mein Handgelenke und legte ſeinen Finger auf die Adern welche er ſah, während ich mit Bewunderung ſein gewaltiges Maul betrachtete. Er ließ mich's öffnen, und ich hatte die beſtmögliche Gelegenheit zwei Reihen ſchöner Zähne zu bewundern. Wir umfaßten uns mit unſern Armen, und blieben, wie von ungeheurer Bruderliebe getrieben, lange in dieſer Umarmung. Es hieße meine Zeit verlieren und die Geduld des Leſers mißbrauchen, wollte ich die verſchiedenen Tändeleien erzählen welche wir mit einander machten. Es wird genügen, wenn ich ſage daß alle Zuſchauer ſich an dieſer feierlichen Farce, die der Affe und ich aufführten, unendlich ergötzten. Mittlerweile bemerkte ich daß der Orangutang von Zeit zu Zeit einen rachſüchtigen Blick auf die ſeinen Käfig umgebende Menſchenmenge warf; ich theilte dem Wächter meine Beobachtung mit, der, auf einen unter den Zuſchauern ſtehenden Stutzer deutend, mir erwiederte: „Dieſer ſchöne Herr da hat den Affen vor einigen Augenblicken gequält, und ich möchte nicht für die Folgen ſtehen wenn er ſich auf ihn ſtürzen könnte.“

Dieſer große Pongo aus Borneo zeigte gegen mich während der ganzen Dauer meiner Anweſenheit eine bezaubernde Sanftmuth. Nachdem ich mich überzeugt daß, wenn je dieſer Affe einige Wildheit gezeigt, dieſer ſein natürlicher Hang, Dank der verſtändigen Pflege welche er bei den Menſchen gefunden, vollſtändig verſchwunden war, nahm ich endlich Abſchied von meinem neuen Freunde, und warf ihm die herzlichſten Kußhände zu. Nie hatte ein Orangutang ſanftere Geſinnungen und eine gewiſſenhaftere Beobachtung der Schicklichkeit gezeigt; denn zu der Zeit als unſere Verbindungen mit Afrika häufiger waren als gegenwärtig, hatte ich viele von Guinea nach Guyana gebrachte Affen geſehen die ſich durch bösartigen Charakter und Bengelhaftigkeit auszeichneten. Dieſer dagegen, dem ich eben einen Beſuch abgeſtattet, ſchien ehrenvolle Buße thun zu wollen für alle Fehler ſeiner Mitbrüder, und ich verließ ihn mit der Ueberzeugung die Bekanntſchaft eines Muſters von Vollkommenheit gemacht zu haben, das viele Menſchen zu Nutzen nachahmen könnten.

Aber ach die Natur hatte ihn noch nicht mit allen Gaben der Anmuth ausgeſtattet, und ich ward vollſtändig irre in meinem Glauben. Kaum war ich etwa zwölf Schritte von dem Käfig dieſes intereſſanten Sohns der Wälder von Borneo entfernt, ſo ereignete ſich eine Scene welche die geſchickteſte Feder nur ſchwach ſchildern würde. Alles was ich ſagen kann, lieber Leſer, iſt daß ich dir einen Abriß gebe und dich das übrige errathen laſſe. Der Orangutang gieng gemeſſenen Schrittes auf die Gitterſtange ſeines Käfigs zu und machte Front gegen die Zuſchauer. Unter ſeinen Füßen war der Boden trocken, bald aber wurde er mit einer Fülle Waſſers überſchwemmt, das einer höchſt unreinen Quelle entſprang. Die Damen erröthenten und verbargen ihr Geſicht in die Hände, während die Herren laut auflachten.

Ich war über die Maßen ärgerlich über die Unſchicklichkeit von Seiten meines wilden Freundes. Allein dieſe Thatſache beſtätigte die Anſicht die ich mir über das ganze Affengeſchlecht gebildet hatte: obſchon die Affen Nachahmungstrieb in hohem Grade beſitzen, obſchon ihr mimiſches Talent durch den Menſchen wundervoll entwickelt werden kann, werden ſie doch nie das lernen was den Menſchen die Vernunft allein zu lehren vermag.

Der dritte Orangutang den ich in England näherer Betrachtung unterzog, war ein junger Schimpanſe von der braunen Varietät, der zur Menagerie Hrn. Wombells gehörte. Er wurde an den Ufern des Congo in Afrika gefangen. Während meines Aufenthalts in Scarbro im Herbſt 1855 war dieſer Affe mit der Menagerie dort ausgeſtellt, und ehe ich dieſe kleine ſeiner Bäder wegen berühmte Stadt verließ, ſchrieb ich folgende Zeilen in die Scarbroer Zeitung: „Unter den ausgeſtellten Thieren nimmt der Schimpanſe einen ehrenvollen Rang ein. Alle bis jetzt nach England gebrachten Affen giengen, wie es ſcheint, mit Leichtigkeit auf der Erde, ſo weit die Unregelmäßigkeiten des Bodens es ihnen geſtatteten; dieſer Schimpanſe aber macht eine Ausnahme, und wer ihn mit Aufmerkſamkeit unterſucht, wird finden daß, während ſeine Füße nur mit ihrem äußern Rande den Boden berühren, ſeine Finger ſich bloß auf ihre Gelenke ſtützen; dieſe ſeinen Gewohnheiten ganz zuwiderlaufende Stellung verurſacht ihm große Läſtigkeit, und die Gefangenſchaft allein zwingt ihn zu ſolchem Gehen. Obgleich das Gemach in welchem man dieſen Affen eingeſperrt hatte, weder groß noch bequem war, und ihm die Möbel gleichſam als Aeſte dienten, durchlief er es doch in allen Richtungen, bis er endlich auf mich ſprang und ſich auf meine Schulter ſetzte. Als ich mich dem Fenſter näherte, ergriff der Schimpanſe das Eiſenwerk, und ſetzte ſeinen Weg, auf die Planken und Möbel kletternd, fort. Als man ihn jedoch abermals auf den Boden ſetzte, änderte ſich ſein Geſichtsausdruck, und er ſchien in etwas behindert und unglücklich. Dieſer Schimpanſe war ein Weibchen. Miß Blight.

welche dem wilden kleinen Waldfräulein ihre Pflege angedeihen ließ, hatte ihm den Namen Jenny gegeben, und da sie bemerkt hatte daß es den Selleri sehr liebe, so reichte sie ihm, nachdem sie alle auf seinem Wege befindlichen Möbel hinweggezogen, ein Stück davon dar.

Alsbald kam Jenny, vorwärts hängend wie ein altes Weib das ihren abgelebten und gebeugten Körper auf zwei Krücken stützt, heran. Der Schmerz und der Zwang den sie auszustehen hatte, drückten sich auf allen ihren Zügen aus. Sobald sie aber das Selleri-Stück genommen, setzte sie sich auf den Boden, und bediente sich ihrer Arme so geschickt wie wir.

Wie alle eigentlich sogenannten Affen hat Jenny keine Spur eines Schwanzes. Ihre Haut ist dunkelschwarz, ihre Haare sind bräunlich, und sie hat schöne, aber keine weißen Hände; ihre Ohren sind verhältnißmäßig so klein wie die einer Negerin. Während die Affen im allgemeinen nur zwei Oeffnungen als Nasenlöcher haben, hat dieser Schimpanse eine wahrhafte, obschon plattgedrückte Nase in seinem Gesicht, gleich als hätte irgendeine Hebamme sie ihm im Augenblick der Geburt mit dem Daumen eingedrückt. Wenn man sie gut behandelt, ist Jenny sehr sanft; allein ich glaube an ihr ein wenig Bösartigkeit wahrzunehmen, denn es befand sich in demselben Zimmer ein Hündchen, das sie, als sie es packen konnte, biß, so daß es vor Schmerz heulte.

Die Thiere haben drei charakteristische und vorherrschende Neigungen. Sie haben zugleich das dreifache Bedürfniß sich zu nähren, Sicherheit zu suchen und ihre Art fortzupflanzen. Auch findet man niemals Thiere da wo sie diese Instincte nicht befriedigen können; daher die Auswanderungen der Vögel. Die Revolutionen der Jahreszeiten allein sind es welche sie zur Verlassung eines Landes treiben wo sie einen guten Theil des Jahres zugebracht haben. Wir sehen dann Myriaden von Vögeln, getrieben von jenem unwiderstehlichen Stachel, der Nothwendigkeit, von Norden gen Süden wandern, wenn der Schnee, der Regen und andere Unbilden der Winterwitterung die Atmosphäre abkühlen und die Insecten tödten welche ihnen zum Lebensunterhalt gedient haben. So sehen wir im Herbst unsere Elstern, Saatkrähen und Häher, unsere Holztauben und Fasanen sich heerdenweise in die Eichenwälder begeben um sich dort von Eicheln zu nähren; ist aber der Eichelvorrath erschöpft, so suchen sie auf dem Boden ihre tägliche Nahrung, und erst wenn der Herbst ihren Vorrath erneuert hat, sieht man sie wiederum auf den Eichen. Die Pfoten dieser Vögel besitzen die Fähigkeit ihnen auf den Aesten als Stütze zu dienen, und mittelst ihrer Flügel können sie sich von einem Baum zum andern begeben.

Wir beklagen uns oft daß der Mensch im civilisirten Leben den Schmähschriften des Menschen ausgesetzt sey; wenn aber je der Charakter eines armen Geschöpfes von unwissenden und dummen Biographen gröblich angetastet worden, so ist es der des Hunan, dem man den Namen Faulthier beigelegt hat. Die europäischen Anatomen und Reisenden haben, von der Zeit an wo man dieses Thier entdeckte, bis auf unsere Tage, Irrthum auf Irrthum gehäuft über dieses zahnlose Geschöpf, als wären sie, ohne einen Lichtstrahl um ihre strauchelnden Schritte zu leiten, fortwährend im Finstern getappt. Ein einfacher Blick den man auf die Gliedmaßen des Faulthiers wirft, hätte genügen sollen, um zu beweisen daß der Schöpfer nicht die Absicht gehabt habe dieses Thier auf den Boden zu versetzen. Dessen ungeachtet bemerkt einer jener Schriftsteller daß, in Folge eines Fehlers im Körperbau des Faulthiers, der bejammernswerthe Zustand dieses Thiers eben so einleuchtend sey wie die Langsamkeit in seinen Bewegungen. Dann fügt er bei: „Wollte man die groben Erstlingsversuche als eben so vollkommene Wesen betrachten wie die andern; wollte man eine so fehlerhafte Körperbildung rein theoretischen Ursachen zuschreiben, so hieße dieß die Natur durch ein enges Fernglas betrachten, und unsere Illusionen an die Stelle ihrer eigentlichen Absichten setzen." Und hinwiederum: „Kurz, wenn Hunger und Todesfurcht es drängt, und es nicht von dem Baum herabsteigen kann auf dem es sich befindet (warum denn?), so läßt sich das Faulthier wie eine leblose Masse auf den Boden herabfallen, denn seine Gliedmaßen sind zu steif und zu unthätig, als daß es mittelst derselben den Stoß des Falles mindern könnte." Weit entfernt einen ganzen Baum der Blätter zu berauben, nimmt das Faulthier, wie ich aus eigener Beobachtung weiß, nur ein oder zwei Maul voll auf einmal, und setzt dann seinen Weg auf den Bäumen fort; wer dieses zu seiner Existenz angeblich nothwendige Herabstürzen desselben ersann, hätte lieber Märchen für Kinder, aber keine Naturgeschichte schreiben sollen.

Nun noch einige Worte über etliche andere Thiere. Es gibt lebendige Wesen welche auf ein sehr beschränktes Gebiet angewiesen sind, so z. B. die auf dem Menschen lebende Laus; andern sind in dieser Hinsicht keine Gränzen gesteckt, z. B. der wilden Katze; andere wiederum leben in gewissen Himmelsgegenden, wie der Tiger Bengalens, und wieder andere endlich gehen, da sie nur in einer gewissen Oertlichkeit zu leben vermögen, zu Grunde, wenn sie, gleichviel auf welche Weise, in eine andere versetzt werden. Vor ungefähr acht Jahren hatte ich Gelegenheit einen wilden amerikanischen Truthahn auszustopfen. Dieser Vogel war voller Läuse, und während des Ausstopfungsgeschäfts gieng eine gute Anzahl dieser Parasiten auf mich über. Ich wußte wohl daß sie an den unrechten Ort gekommen waren, und daß ich ihre Gesellschaft nicht lange zu genießen haben würde. Auch ließ ich sie gewähren, und kümmerte mich nicht viel um ihre Gegenwart. In weniger als vierundzwanzig Stunden waren meine Läuse alle verschwunden — Beweis genug daß ihre Wohnungsveränderung ihnen verderbenbringend gewesen war, und daß die Läuse der Hühnerarten nicht geschaffen worden um auf dem Menschen zu leben.

Man kann die heiße Zone mit Recht das Paradies der Affen nennen; denn obschon die gemäßigten Himmelsstriche ihnen offen gestanden, haben sie doch nie den Wunsch gehegt ihr Vaterland, jenes herrliche Gebiet von siebenundvierzig Breitegraden zu verlassen, wo sie alles haben was ihnen zur Befriedigung ihres Hungers, zu ihrem Wohlbehagen und ihrem Vergnügen vonnöthen ist. Eine glänzende Sonne strahlt unter den Wendekreisen; das Maß der Tage schwankt nur wenig, und die Wärme des Klima's ist so groß, daß man dort nur dann den Eindruck der Kälte empfindet wenn man vom Fieber und seinen Schauern gequält wird. In diesem Eden der Kältescheuen, der unermeßlichen, endlosen, stets blühenden und grünenden Wälder verwirklichen sich die schönsten Träume selbst der feurigsten Einbildungskraft.

Dabei aber vergesse man nicht daß, wenn der Mensch so gut

Digitized by Google

auf die Bäume klettern und darauf leben könnte wie der Affe, er mehrere Monate nacheinander ſehr angenehm darauf reiſen würde, ſo weit reichen dieſe Wälder, ſo nahe ſtehen die Bäume beiſammen, und ſo ſehr ſind ihre Blätter und Aeſte in einander verſchlungen. Ja, der Reiſende welcher die Höhe dieſer Bäume betrachtet, kann ſeine vaterländiſchen nur bedauern, welche gegenüber den Rieſen von Guayana das Anſehen von Zwergen haben. Dieß ſind wohl die Gewächſe mit denen die allmächtige Hand des Schöpfers das Paradies des erſten Menſchen hatte zieren müſſen!

Die Affen ſind die gewandteſten Kletterthiere unter allen die man kennt, und die eigenthümliche Geſtalt ihrer vier Gliedmaßen hat ſie zu erblichen Beſitzern der heißen Zone gemacht, wo ſie ununterbrochen Wärme, Einſamkeit und Nahrung finden. Ich will mich hier nicht in eine nähere Beſprechung deſſen einlaſſen was man in Europa trockene oder naſſe Savannen nennt, denn wie es keine Bäume an dieſen Orten gibt, ſo gibt es dort nothwendigerweiſe auch keine Affen. Man kann wohl verſchiedene Vögelarten, Geſellſchaften von Schweinen, von Zeit zu Zeit einen Tapir ſehen, Affen aber keine. Letztere hätten eine ſaure Arbeit zu verrichten wenn ſie dort ihre Nahrung aufleſen wollten, wir müſſen ſie daher auf den Bäumen ſuchen, von wo herabzuſteigen nichts ſie zwingt.

Das über die Geſtaltung der vier Gliedmaßen des Affen von mir Geſagte hindert mich indeß nicht zuzugeben daß er von Zeit zu Zeit von ſeinen Bäumen herunterſteigt, gerade wie wir uns von Zeit zu Zeit, um zu baden, in den Ocean ſtürzen. Ein Affe kann den Reisfeldern einen kurzen Beſuch machen, oder ſich an die Ufer eines Baches begeben um dort ſeinen Durſt zu löſchen; aber dort bleiben, ſich dort feſtſetzen, wenn auch ſein Leben dabei keine Gefahr liefe — das vermag er nicht.

Man betrachte einmal genau die Handfläche des Affen: ſeine Haut iſt dort ſo weich wie die einer Dame welche nie ihre Handſchuhe abgelegt hat. Wäre ſie ſo glatt, ſo zart, wenn der Affe auf dem Boden zu gehen pflegte? Nun, die Baumäſte beſitzen ſtets einen gewiſſen Grad von Elaſticität, die noch bemerkenswerther iſt bei den Gewächſen der Tropen, und dieſe Biegſamkeit erhält ohne Zweifel den Händen und Füßen der Affen jene Feinheit des Hautgewebes das wir bei ihnen ſehen; bei der Berührung mit dem Boden würde ſich dieſe Haut verdicken und ſchwielig werden wie die der Hunde. Man vergleiche einmal die Hände einer jungen Modiſtin welche ſich nie damit beſchäftigte die Stufen einer Treppe oder einen rußigen Keſſel zu ſcheuern, mit denen des armen Küchenmädchens welches Triſtam Shandy bemitleidet. Man vergleiche ſie mit denen eines Maurers oder eines Erdarbeiters, und die Verſchiedenheit wird in die Augen fallen. Die einen ſind glatt weil ſie ſtets nur leichte Arbeit verrichtet haben, während die andern, gewohnt den Karſt und den Hebebaum zu führen, mit den Felſen von Marpeſſus rivaliſiren können. Der Druck auf harte Körper macht unſere Hände und unſere Füße hart, während der Mangel an Druck ihnen ihre zarte Textur bewahrt.

Es iſt einigermaßen ſchwierig den Affen eine Stelle in der Nomenklatur der Zoologie anzuweiſen; denn ſie ſind weder vierfüßige Thiere, weil ihre Füße zur Hälfte Hände ſind; noch laſſen ſie ſich zu den Zweifüßern zählen, obſchon gewiſſe Naturforſcher behaupten daß die Schimpanſen und Orangutange ſtets aufrecht gehen wie der Menſch. Letztere Behauptung erheiſcht noch eine Erläuterung. Ich gebe zu daß man ſie ſo gehen lernen kann, obgleich dieſe armen Thiere hierin nur ſchwer gehorchen; allein nie wird man wilde Affen von ſelbſt gehen ſehen; denn gewohnt beſtändig an und auf Bäumen herumzuklettern, iſt ihnen eine aufrechte Stellung unnütz, und würde, je nach der Beſchaffenheit des Aſtes an welchem ſich das Thier hielte, ſtets nur eine momentane ſeyn. Ohne allen Zweifel ſind ſeine thoraciſchen Glieder Hände und Arme, allein was ſoll man von den hinteren Gliedmaßen der Affen ſagen? Ihre Extremität iſt weder eine Hand noch ein Fuß, ſondern, wie ich bereits geſagt, zur Hälfte das eine, zur Hälfte das andere. Die Verbindung dieſer vier Glieder macht dem Affen die Beſteigung der Bäume außerordentlich leicht, und da ſeine Lebensweiſe weſentlich von der der übrigen Thiere abweicht, ſo iſt es klar daß man ihm in den Nomenklaturen der Zoologie einen beſondern Platz einräumen muß.

•

Rückblicke auf die auswärtige Politik.

4. Rußland.

Kein großer Staat hat die Ruhe des verfloſſenen Jahres ſo wiſſenhafter und glücklicher benutzt als Rußland. Die Stimmung gegen dieſe Macht hat ſich ſeit dem Tode des Kaiſers Nikolaus auf eine völlig unvermuthete Weiſe geändert, und es iſt außerordentlich bedeutſam, wenn man ſich die Gründe dieſes Wechſels eingeſteht. Sowie Rußland aufhört ſich in die weſt-europäiſchen Händel zu miſchen, ſobald es die hohen und jedenfalls unreifen Anſprüche auf die Hegemonie unter den politiſchen Mächten Europa's aufgab, hat ſich der Haß und Neid gelegt. Man betrachtet nicht mehr mit Verdacht jede Bewegung, jedes Wachsthum des immer noch jugendlichen Staates, ſondern folgt mit Wohlwollen ſeinen innern Entwicklungen. Indem wir uns vorbehalten eines der merkwürdigſten Documente über dieſen Wechſel der Stimmung hier vorzulegen, möchten wir hier warnen überſpannte Dinge von den liberalen Aenderungen des jetzigen Kaiſers zu erwarten. Er iſt der zweite Fürſt unſeres Zeitalters, der den Weg freiſinniger Reformen betritt, und wer ſich an die Erfahrungen des erſten, Sr. Heiligkeit Papſt Pius erinnert, der wird nicht ohne Bangigkeit vor neuen Enttäuſchungen und verſchlimmernden Rückfällen den Vorgängen in Rußland folgen. Gewiß gehörte ſehr viel Entſchloſſenheit und die Mannhaftigkeit dazu dieſe Verſuche in Rußland zu wiederholen, nachdem Europa, namentlich Italien und Frankreich, durch die anfangs liberale Bewegung des J. 1848 in Anarchie und aus dieſer in gewaltſame Zuſtände gerathen war, während gerade Rußland in dieſer Zeit unter den Waffen ſtand, um aus der Ferne durch die Furcht vor ſeinem Namen auf die erregten Gemüther zu wirken.

Digitiz

Bei keinem Volke scheint der Weg zu milderen Zuständen, der Pfad zur Freiheit bedrohlicher als bei den Russen. An allen guten Seiten der Nation haften Jugendfehler, während die wichtigste Eigenschaft eines Volkes im öffentlichen Leben, nämlich die Wahrhaftigkeit, ihr während der furchtbaren Unterdrückung unter den Tataren abhanden gekommen ist. Der Russe ist gelehrig, lebendig, und leicht entzündlich, für das Gute also ebenso leicht zu gewinnen wie für das Schlimme. Er besitzt den Trieb und den Geist welcher Associationen stiftet, und die höchste Gabe für geheime Gesellschaften, wozu er sich durch seine Verschwiegenheit und seine Verstellungskunst vortrefflich eignet. Er ist durch und durch von religiösen Anschauungen erfüllt, er ist bigotter in seiner Art als Spanier oder Engländer, und doch wiederum peinigt ihn die Lust des Untersuchens. Es ist ja genügend bekannt daß öffentliche Religionsdisputationen zu den leidenschaftlichen Liebhabereien der Russen gehören. Diese dramatischen Spiele führen Leute auf, die nicht lesen, welche die Bibelworte, die sie besitzen, nur ihrem Gedächtniß und dem öffentlichen Gottesdienst verdanken, die, selbst wenn sie lesen könnten, keine russische Bibel finden würden, denn bekanntlich ist die Verbreitung von Bibeln in Rußland streng untersagt. Würde sie jemals stattfinden, so müßte man sich auf ein Schisma gefaßt machen; denn obgleich unterdrückt und verfolgt, haben sich in Rußland doch zahlreiche Secten erhalten, die sich bei der Liebhaberei des Volkes an theologischen Controversen und freiem Zutritt zum Worte Gottes unendlich vermehren müßten. Der unstäte Sinn des Volkes verräth sich in seiner Wanderlust und in der Neigung zum Wechsel der Erwerbsarten, sein Leichtsinn in den gewagten Speculationen seines Handelsstandes. Glühende Vaterlandsliebe, die durch heldenhafte und großartige Vertheidigung des heimathlichen Bodens schon mehr als einmal den Staat gerettet hat, artet doch umgekehrt in Selbstüberschätzung und Fremdenhaß aus. Dadurch verschließt sich der Russe nothwendig den Weg zur Bildung. Von seinen deutschen Elementen hätte das große Reich das Beste und Größte bei den geistigen Fortschritten, nämlich die Iniative, zu erwarten. Seit Beendigung des Krieges aber sehen wir einen Deutschen nach dem andern aus der öffentlichen Wirksamkeit verdrängt und durch Vollblutrussen ersetzt. Es war dieß eine unabwendbare, aber keine ersprießliche Folge der letzten Begebenheiten.

War es der Genius Altrußlands, welcher zu dem mißrathenen Attentat gegen das osmanische Reich trieb, so waren es auch dieselben Kräfte welche den Schutt von Sebastopol vertheidigten. Langsam und still wird an der allmählichen Russificirung der Ostseeprovinzen gearbeitet, und sie wird wahrscheinlich eben so gelingen wie die völlige Einschmelzung Polens. So gelehrig der Russe in jedem Stücke ist, so geschickt er sich Fremdartiges anzueignen versteht, so sehr mangelt ihm dagegen alle Originalität. Es ist im höchsten Grade merkwürdig daß zum Beispiel auf dem gewerblichen Felde Rußland auch nicht Eine Specialität besitzt, die selbst außereuropäische Völker, ja selbst Halbwilde bisweilen erwerben. Alle Producte, die wegen ihres russischen Ursprungs gesucht werden, sind nur Rohproducte, obgleich Rußland sonst große einheimische Gewerbe besitzt. Ein Volk welches auf die Imitation in allen mehr oder weniger geistigen Dingen angewiesen ist, geräth leicht in die Gefahr, besonders wenn es seinem Naturell nach flüchtig und oberflächlich ist, das Fremde nur nach der Außenseite zu beurtheilen, nur diese und nicht den Kern zu ergreifen. Es ist außerordentlich schwierig ein solches Volk, in dem so viele große Keime zur Entwicklung und Zerstörung neben einander liegen, den Weg zu reifern Zuständen zu führen, besonders da den Russen, man sagt in Folge der frühern Knechtschaft, das bürgerliche Ehrgefühl der germanischen und romanischen Völker ertödtet, und sie allmählich im Gebrauch der schlimmsten Waffe despotisch gedrückter Nationen, der Lüge, eine unbeneidete Fertigkeit erlangt haben. Man behauptete daß sich die Unredlichkeit in den öffentlichen Geschäften unter Kaiser Nikolaus bedeutend verringert habe, weil jeder die unbeugsame Strenge und die Allgegenwart des Kaisers fürchtete. Dadurch gesteht man die Wohlthat einer despotischen Thätigkeit klar ein, und man müßte dann auch zugeben daß jede Milderung und Nachsicht, jede Erleichterung von dem Druck der Furcht, jedes Nachlassen der Zügel zur Verschlimmerung des alten Uebels führen müßte. So sehr sich unter diesen Gesichtspunkten der Horizont in Rußland für jeden liberalen Reformator trübt, so dürfen wir doch nicht vergessen daß alle unsere Auffassung des russischen Wesens aus den Mittheilungen solcher Beobachter geschöpft ist, welche das Reich unter Kaiser Nikolaus sahen und von der officiellen Ansicht der Dinge, mehr als sie selbst ahnten, beherrscht wurden. Kaiser Nikolaus hatte ein festes Bild von seinem Volke, und auf dieser richtigen oder unrichtigen, jedenfalls menschlichen und dem Irrthum ausgesetzten Anschauung beruhten seine Staatshandlungen. Jede Aeußerung und Beobachtung eines Monarchen, begierig erlauscht und von tausend Lippen wiederholt, wird zuletzt als unbestrittene, von niemand widersprochene Thatsache in Umlauf gesetzt. So klingen das politische System und der als officiell geltende Charakter des Volkes scheinbar zusammen, und aus diesem fehlerhaften Kreise führt selten oder nie ein Ausweg. Das heutige Rußland, das alexandrinische Rußland, kennt noch kein Mensch, und wenn wir das neue System kritisiren, so geschieht es unwillkürlich im Geiste eines begrabenen Zeitalters. Es ist sehr leicht möglich daß Reformen und eine Erweiterung der politischen Selbständigkeit auf das russische Volk den umgekehrten Effect haben können als den wir erwarten, daß vielleicht gerade sehr viele Charakterfehler des Volkes, welche im Druck der Fremdherrschaft entstanden und die der Despotismus mit allen seinen Strafen nicht auszurotten vermochte, gerade bei größerer Freiheit allmählich Abschied nehmen. Es ist dieß wenigstens der einzige noch unversuchte Weg, zumal es höchst fraglich bleibt ob Offenheit, Redlichkeit und Ehrgefühl vereinbar sind mit sklavischem Gehorsam und mit Herrenwillkür, der sich nur durch Schmeichelei etwas abgewinnen, die sich nur durch Schlauheit beherrschen läßt.

Rußland hat sich seit dem Pariser Frieden mit der Rolle des Beobachters begnügt, und dieses Verhalten hat ihm reichlich Früchte getragen. Vor zwei Jahren stand es nicht bloß in völliger Vereinzelung, sondern die alte Kriegsdrohung hatte sich über den Frieden hinaus noch durch den Allianzvertrag der beiden Seemächte mit Oesterreich verlängert. Die Wirksamkeit solcher Bündnisse nützt sich mit der Zeit ab, da jeder Zwischenfall die alten Combinationen bricht oder verändert. An solchen Zwischenfällen hat es nicht nur nicht gefehlt, sondern alle drei feindlichen Mächte haben mit sichtbarer Bereitwilligkeit Rußland sich zu nähern und mit dem Feind sich auszusöhnen gesucht.

Digitized by Google

Am merkwürdigſten war der Umſchwung jedenfalls in England. Vor dem orientaliſchen Krieg beherrſchte das britiſche Volk eine lächerliche Ruſſenfurcht. Ruſſiſche Agenten waren verantwortlich für jedes Mißgeſchick und jedes Unheil welches das Reich betraf. Wäre der Aufſtand der bengaliſchen Armee um jene Zeit ausgebrochen, er wäre ruſſiſchen Umtrieben zugeſchrieben, und nicht bloß zugeſchrieben, ſondern auch feſt an ihre Wunderkraft geglaubt worden. Das Geſchrei über ruſſiſche Agenten in Indien, die natürlich wie die Engel des Herrn Flügel hätten haben müſſen, iſt zwar laut geworden, aber das Wort hat alle Zündkraft jetzt verloren, und man beginnt an der Ubiquität der ruſſiſchen Umtriebe zu zweifeln. Die merkwürdigſte Sprache führte aber in dieſem Sommer die Vierteljahrſchrift der Liberalen, das Weſtminſter Review, welches ähnliche Probleme vertheidigt wie Daily News in der Zeitungspreſſe. Dort heißt es: „Wir haben etliches von unſern Feinden gelernt und etliches von unſern Freunden. Die Sache der Türkei gegen Rußland wird ſchwerlich jemals noch als die Sache der Geſittung gegen die Barbarei dargeſtellt werden, denn die Fortſchritte der Türkei, mit denen man uns beluſtigte, waren nur die Fortſchritte der Fäulniß. Wir giengen für die Unabhängigkeit des osmaniſchen Staates in den Krieg. Ein freier Monarch, ſagten wir uns, ſolle in ſeinem Gebiet nicht fremden Befehlen, türkiſche Beamte nicht auswärtigen Winken gehorchen. Aber mit all unſerer Beredſamkeit vermochten wir die Dinge nicht zu ändern. Kaiſer Nikolaus hatte Recht: der kranke Mann war wirklich krank, unrettbar krank. Der „unabhängige Monarch" verdankte ſein Daſeyn nur dem Willen und der Bequemlichkeit der Großmächte. Jetzt hat er fünf Herren anſtatt eines, und iſt im Augenblick fünfmal mehr abhängig, fünfmal mehr unter fremder Zucht, als er es geweſen wäre wenn er ſich den Forderungen Menſchikoffs unterworfen hätte. Verhüte der Himmel daß es auch anders wäre!" Iſt es ſchon erbaulich, ein Journal, welches für allerhand Nationalitäten Partei nimmt, beſonders feindlich gegen Oeſterreich geſinnt iſt, alſo für Italien und Ungarn ſchwärmt, auch Polen noch immer nicht vergeſſen hat, hier in den Ton der Kreuzzeitungspredigten fallen zu hören, ſo finden wir gleich daneben eine aufrichtige und ernſte Bewunderung Rußlands, die eine allgemeine Wahrheit enthält. „Wohlthaten, ganz gleicher Art, wenn auch vielleicht in verkürztem Maßſtabe, wie England ſie Indien zukommen ließ, hat die St. Petersburger Regierung ausgebreitet vom baltiſchen Meer bis zur Behrings-Straße, vom weißen Meer bis zum Tigris. Keine der beiden Verwaltungen iſt vollkommen, aber die mangelhaftere ſelbſt tauſendmal vorzüglicher als die Anarchie." Wäre, ſetzt die Zeitſchrift hinzu, Konſtantinopel im Oſten von Kaſan und Kleinaſien an der Gränze Sibiriens gelegen geweſen, wir hätten entweder gleichgültig oder wohl gar beifällig zugeſchaut daß einer abgelebten, aber verfolgungsſüchtigen Nation ihre Macht zu fernerem Uebelthun entzogen würde.

Bei dieſem Umſchlag der öffentlichen Meinung in England könnte man glauben es ſey jetzt der Augenblick reif geworden, über das Schickſal der osmaniſchen Herrſchaften ſich zu entſcheiden. Rußland iſt gewitzigt durch ſeine letzte Invaſion, wie wenig die griechiſchen Slaven der Halbinſel in ſeine Politik Vertrauen ſetzen. Das britiſche Cabinet ſcheint die Redcliffiaden und ſeine Illuſionen für Reſchid Paſcha aufgegeben zu haben, Oeſterreich allein würde die undankbare Aufgabe, die osmaniſche Macht zu erhalten, nicht durchführen wollen, und wenn Frankreich die Gedanken an Annexirung ſeiner Prinzen mit Donaugebieten aufgegeben hat, weil ſich auch nicht Eine Macht für dieſe Zukunft der Dinge begeiſtern konnte, ſo wäre der Moment eingetreten wo eine Verſtändigung der europäiſchen Mächte wenigſtens nicht durch Sondergelüſte gehindert würde. Und gerade jetzt hat ſich die Zukunft des alternden Reiches mehr als je verhüllt. Vor dem Jahre 1853 war es noch erlaubt für den „friſchen" Menſchenſchlag der Montenegriner ſich zu begeiſtern. Damals ſchien noch das Billardzimmer im Palaſte des alten Bladika, wo das „Parlament" der ſchroffen Berge tagte, die Wiege hoher Dinge, und von der illyriſchen Schweiz herab ſchien die Luft der Freiheit zu wehen. Seitdem iſt dieſes Nebelbild zerfloſſen. Die Montenegriner ſind geblieben was ſie waren, Räuberbanden, in deren Chriſtenthum nur der Osmanenhaß einen verklärenden Schimmer gewahrte, die um nichts beſſer und um nichts ſchlechter ſind als die Räuberclans in Albanien, welche in alter Verwahrloſung ſich gegenſeitig plündern und morden. Ihren großen Beruf des neugriechiſchen Volkes glauben nur noch altmodiſche Enthuſiaſten. Die Sprachenkarte der türkiſchen Halbinſel lehrt uns genau die Gränzen kennen, wie weit der Hellenenſtaat noch Ausſicht hat ſich zu erweitern. Es werden ihm noch in früherer oder ſpäterer Zeit Stücke von Epirus und Theſſalien zufallen, dann aber hat er auch die letzte Gränze ſeiner Ausdehnung erreicht. Alle übrigen Provinzen des türkiſchen Reiches ſind noch byzantiniſch geſinnt. Die Serben haben mit Kraft das griechiſche Element zurückgewieſen und ſich ein eigenes Patriarchat geſchaffen. Der Bulgare ſeufzt weit weniger unter dem Joche des osmaniſchen Herrn als unter dem Drucke der griechiſchen Geiſtlichkeit, die ihm weit mehr abpreßt als der politiſche Gebieter, weßhalb auch der byzantiniſche Clerus herzhaft in dem letzten Kriege ſeine antirömiſche und ſeine loyale türkiſche Geſinnung zu erkennen gab. Am klüglichſten iſt es um die Donaufürſtenthümer beſtellt. Ihre Zuſtände ſind die beredſamſte Rechtfertigung der trübſeligen osmaniſchen Herrſchaft. Man ſtelle ſich beſtändig vor, daß dieſe Länder nie zu den Provinzen der Pforte gehört haben, daß ſie nur Vaſallenſtaaten blieben, daß nur eine ganz kurze Zeit und in ſehr geringem Maßſtabe Osmanen überhaupt auf dem linken Donauufer ſich feſtſetzen konnten, daß dieſe Gebiete nie von Paſchas, ſondern von einheimiſchen Fürſten, ſpäter von Griechen verwaltet wurden, und daß ſie eben deßwegen noch weit mehr dem Verfall entgegengingen als wenn ſie wirkliche osmaniſche Provinzen geweſen wären, denn die bulgariſche Raja tauſcht nicht mit den Bauern der Bojaren, es finden vielmehr, ſo oft es verſtattet wird, Auswanderungen aus der Walachei nach Bulgarien, aus der chriſtlichen Herrſchaft in die türkiſche ſtatt. Was in der neueren Zeit den Donaufürſtenthümern zu einiger Erholung verholfen hat, das war die kurze Zeit der Dictatur des Generals Kiſſeleff, ſolange ruſſiſche Truppen im Lande ſtanden. Allein wenige der Keime, die damals gelegt wurden, haben ſich entwickelt, in den vierziger Jahren gieng alles wieder rückwärts, und jetzt wo das Land mit Schulden überhäuft iſt, befindet es ſich, nämlich der Bauer, der zuletzt alles tragen muß, tiefer im Elend als je früher. Aus der Nation ſelbſt wird keine Reaction hervorgehen. Das einzige politiſch regſame Element, die Bojaren, eine Beamtenzunft welche das Land ausſaugt, conſpirirt, Champagner trinkt, ſpielt, beſticht und beſtochen wird, von conſti-

Digitized by Google

tutionellen Zuständen träumt, und durch eine Grimasse für den Mangel an Civilisation entschädigen will — dieses Element ist dasselbe welches die reichen Gefilde seit der Einwanderung der Phanarioten, von denen es seinen Ursprung herleitet, mehr und mehr in Armuth gestürzt hat. Gibt man ihm Spielraum, so ist die Anarchie und die Revolution da. Es werden sich die Scenen vom Jahre 1848 wiederholen und wie im Jahre 1848 endigen, wo die provisorische Regierung in Buchurescht auf den falschen Alarm, daß die Russen über den Pruth gegangen seyen, eilfertig auseinanderstob. Auch wird man sich erinnern daß die Jung-Rumänen, welche so eifrig jetzt nach der Vereinigung der Fürstenthümer, nach einem europäischen, will sagen nach einem bonapartistischen Prinzen verlangen, im Jahre 1848 und später von Loyalität gegen den osmanischen „Lehensherrn" überflossen, nicht weil er ihnen sonderlich am Herzen gelegen hätte, sondern um damit ihren Russenhaß oder besser ihre Russenfurcht zu bescheinigen. Die Lehren der Geschichte sind hier mit Händen zu greifen. Was aus der rumänischen Nation wird, wenn sie sich selbst überlassen bleibt, das gewahren wir an den Lumpen und „breiten Bettelsuppen" seiner, schlimmer als Leibeigene behandelten Bauern; was sie unter einem europäischen Regimente, gestützt auf etliche Bataillone, werden könnte, hat das Andenken an den Grafen Kisseleff deutlich verkündet. Eine Theilung dieser Provinzen unter europäische Mächte wäre der einzige Weg zu beglückenden neuen Zuständen; da aber eine Theilung nie möglich ist, sondern sich zuletzt der Knoten nur durch Eroberung nach langen festländischen Kriegen lösen wird, so bleibt vorläufig nichts übrig, als bis dahin die alte Lehnsmacht in ihrem Krankenbette zu lassen, während die fünf Aerzte in Konstantinopel dem Patienten seine Diät vorschreiben.

Selbst die Hoffnungen auf den rüstigen Bauernstaat an der Donau, auf das kleine Serbien, sind durch die letzten Begebenheiten beträchtlich geschmälert worden. Statt günstiger Lebenszeichen sehen wir in dieser jungen Schöpfung nur den Krampf unpatriotischer Factionen, die sich mit den niedrigsten Mitteln bekämpfen. Wie viele haben nicht gehofft und hoffen noch daß sich einst an den Kern des jetzigen serbischen Staates die andern serbischen Provinzen, Bosnien und Herzegowina, anschließen würden! Bekanntlich sind die muhammedanischen Bosnier keine Osmanen, sondern Serben wie ihre frohnpflichtigen Unterthanen. Der Adel des Landes gieng zur Zeit der türkischen Eroberung zum Islam über, um sich dadurch den Genuß seiner gutsherrlichen Gerechtsame zu sichern. Im eigentlichen Serbien fand kein Uebertritt statt, sondern der Edelmann wie der Bauer zählt ohne Unterschied zur türkischen Raja, und daher kam es daß nach den Befreiungskämpfen in Serbien lauter Bauern von ziemlich gleichen Vermögensverhältnissen ohne Rangunterschiede den neuen Staat bildeten. In Bosnien sind die Verhältnisse viel verwickelter. Der alte serbische Adel, der jetzt zum Islam gehört, ist sonderbarerweise völlig antitürkisch. Er hat seit Jahrhunderten darnach getrachtet eine muhammedanische Herrschaft für sich zu bilden. Diesen rebellischen Geist der Aristokratie zu brechen, hatten die sogenannten bosnischen Wessire oder die Statthalter der Pforte nicht selten Partei genommen für die serbischen Christen in Bosnien, so oft diese gegen ihre Frohndherren sich erhoben, während die freien Serben natürlich auch ihren glaubensverwandten gedrückten Landsleuten Beistand leisteten. Der serbische Adel Bosniens war es umgekehrt gewesen welcher im Verein mit osmanischen Truppen die blutigen Freiheitskämpfe im eigentlichen Serbien zu unterdrücken suchte. Zwei Dinge sind heutigen Tages in Bosnien möglich: entweder die christliche Raja überwältigt mit Hülfe der Serben ihre muhammedanischen Gutsherren und bildet Ein Reich mit dem heutigen Serbien; oder es gelingt dem bosnischen Adel sich von der Pforte unabhängig zu machen und, was er bisweilen gedroht hat, den Islam zu verlassen. Dann hängt alles davon ab welches Bekenntniß er erwählt. Kehrt er zur griechischen Kirche zurück, dann ist es nicht sehr wahrscheinlich daß er mit Serbien ein Reich bilde, da sich schwerlich für eine aristokratisch gegliederte und eine völlig plebejische Gesellschaft dieselbe Verfassung, sondern nur ein durch Personalunion gebundenes Doppelreich denken ließe. Tritt aber der bosnische Adel, was beinahe wahrscheinlicher ist, und worauf von gewisser Seite hingearbeitet wird, zu der römischen Kirche über, dann ist an eine Vereinigung Bosniens und Serbiens niemals zu denken. Die freien Serben würden vielmehr die orthodoxen bosnischen Serben gegen ihre Gutsherren aufzuwiegeln suchen, und diese müßten sich um Schutz zu der katholischen Nachbarmacht halten.

Solche oder ähnliche Dinge liegen noch im Bereich unserer möglichen Erlebnisse, denn man wird beobachtet haben daß auch nach dem Pariser Frieden dem alten Leibe der osmanischen Herrschaft keine Ruhe gegönnt ist. In Bosnien, in Serbien, in den Donaufürstenthümern, selbst in Bulgarien ist alles in Erwartung neuer Dinge. Der geringste Pöbeltumult in Buchurescht oder Jassy vermag Europa genau wieder in das Jahr 1853 zurückzuversetzen. So wie türkische Truppen ohne europäische Erlaubniß über die Donau gehen, werden die Russen den Pruth mit Schiffen überbrücken, die Oesterreicher über die siebenbürgischen Karpathen einrücken, und die alten Gegensätze genau wieder wie früher an der Donau auf einander treffen. Es ist in diesen Dingen nicht eher etwas gutes zu erwarten, als bis eine vollständige Versöhnung zwischen Oesterreich und Rußland eingetreten ist. Oesterreich ist derjenige Staat welcher das geringste von einer Theilung der osmanischen Habe zu erwarten hat. Selbst wenn ihm eine oder mehrere nördliche Provinzen zufielen, so wären es doch nur griechische Slaven, welche die Bevölkerungsziffer des wunderlich zusammengefügten Reiches vermehren würden. Von diesem Elemente besitzt Oesterreich hinlänglich genug, um nicht ungeduldig nach neuem Zuwachs zu seyn, denn die orthodoxen Südslaven gehören zu denjenigen Bestandtheilen welche einer unabläßigen Aufsicht bedürfen. Hat Oesterreich bei einer Theilung des Porteninventars wenig zu gewinnen, so hat es vielmehr den Gewinn seiner Gegner beträchtlich zu fürchten. Das Wiener Cabinet ist daher streng angewiesen das zu vertheidigen was man die Integrität und Unabhängigkeit der Pforte genannt hat. Blieb es während des orientalischen Krieges in einer beobachtenden Stellung, so entschuldigten es seine schwachen Finanzen und die glückliche, durch seine Diplomatie herbeigeführte Lage der Dinge, welche den nur secundär betroffenen Seemächten alle Lasten und Anstrengungen zur Erfüllung einer streng österreichischen Aufgabe auferlegt hatte. Wenn sich Oesterreich also Rußland versöhnlich naht, so kann es immer nur als Beschützer des alten Osmanenreiches empfangen werden. Neue günstige Beziehungen zwischen Oesterreich und Rußland sind nur

Digitized by Google

dann denkbar, wenn das letztere alle Gedanken an Eroberung oder nur an Beſchleunigung der türkiſchen Kataſtrophe aufgibt. Gewiß fehlt es in Wien nicht an dem guten Willen die Eindrücke des Vergangenen zu glätten, und das Petersburger Cabinet wird auch nicht blind oder unempfindlich für die Vortheile ſeyn welche eine Verſtändigung mit Oeſterreich, namentlich in Bezug auf die Entwicklungen an der Donau eintragen könnte. Von den Beziehungen beider Mächte hängt aber der Weltfrieden ab, den außerdem jede geringe Urſache wieder ſtören kann. Es iſt daher höchſt wichtig für die nächſte Zukunft, zu beobachten ob es den öſterreichiſchen Diplomaten gelingen wird ihre nächſte große Aufgabe, die Verſöhnung mit Rußland, zu bewirken. Sie iſt aber unendlich erſchwert dadurch daß die Monarchen, obgleich wir ihnen völlige Freiheit ihrer Entſchlüſſe zutrauen, von einem ungreifbaren, ſelten und ſchwer bewältigten dritten Dinge, von der öffentlichen Meinung, abhängig ſind. Mit den Franzoſen ſchnell, mit den Britten langſamer verſöhnt, hat ſich der alte orientaliſche Groll des ruſſiſchen Volkes völlig auf Oeſterreich geworfen, und verräth ſich noch täglich durch die wohlberechnete Zärtlichkeit für Piemont. Selbſt vom Kaiſer Nikolaus ſetzte man voraus daß er von dem Geiſte ſeines Volkes in den orientaliſchen Krieg gedrängt wurde, daß er dem Inſtinkt der gegen den Islam fanatiſirten Nation nachgab, in der Erinnerung daß der erſte Alexander nie populär wurde, weil er den ſchuldigen Kreuzzug gegen Konſtantinopel verſäumte. Es iſt natürlich daß jede Lockerung der politiſchen Strenge, namentlich jede Befreiung der Preſſe, den alten nie erlöſchenden Leidenſchaften eines Volkes Nahrung und Steigerung geben muß. Rußland ſammelt wieder Kräfte, und wenn die Lehren des letzten Krieges verwunden und vergeſſen ſind, dann wird der öffentliche Drängen wieder erwachen und klar ſeine Wünſche ausſprechen. In dieſem Sinne iſt der liberale Geiſt der neuen Regierung bedrohlich, er wird, weil er den Leidenſchaften der ohnehin leicht erregbaren Nation größern Raum und größeres Wachsthum verſtattet, die völlige Verſöhnung mit Oeſterreich erſchweren, wenn nicht vereiteln, und uns mit neuen, an das osmaniſche Verhängniß geknüpften Erſchütterungen heimſuchen.

Naturgeſchichtliche Notizen

aus Livingſtone's Miſſionary Travels in South-Africa.

1. Der Löwe. Alleraſſende Thiere werden in ihrem Alter gar häufig krank und raudig; die Löwen magern ab, und gehen, weil ihnen die Zähne ausgefallen, elendiglich zu Grunde. Wenn ein Löwe zu alt wird um größeres Wild fangen zu können, ſo nimmt er ſeine Zuflucht häufig zur Tödtung von Ziegen in den Dörfern; ſtößt er Nachts zufälligerweiſe auf ein Weib oder ein Kind, ſo fallen auch ſie ihm zur Beute, und da dieß nun ſeine einzige Nahrungsquelle iſt, ſo ſetzt er dieſe Raubzüge ununterbrochen fort. Dieſer Umſtand hat zu dem Glauben Anlaß gegeben der Löwe ziehe Menſchenfleiſch, wenn er es einmal verkoſtet habe, allem andern vor. Ein menſchenfleiſchfreſſender Löwe iſt ſtets gefährlich, und wenn er ſeine Scheu vor dem Menſchen einmal ſo weit überwunden hat, daß er in die Dörfer kommt um Ziegen zu ſtehlen, ſo ſagen die Leute: „Seine Zähne ſind ſtumpf geworden, er wird nun bald Menſchen tödten.“ Sie erkennen dann die Nothwendigkeit augenblicklichen Handelns, und begeben ſich hinaus um ihn zu erlegen. Lebt er von menſchlichen Wohnungen weit entfernt, oder hat er, wie dieß in einigen Theilen Südafrika's der Fall iſt, eine heilſame Furcht vor Buſchmännern und Kaffern, ſo jagt er, wenn Krankheit und Alter ihn überkommen, auf Mäuſe und andere kleine Nagethiere Jagd zu machen an, ja er frißt ſogar Gras. Nehmen die Eingebornen unverdaute Pflanzenſtoffe in ſeinen Excrementen wahr, ſo folgen ſie ſeiner Spur, ſie können mit Gewißheit darauf zählen daß ſie ihn, kaum der Bewegung fähig, unter irgend einem Baume finden, wo ſie ihm ohne alle Schwierigkeit den Garaus zu machen im Stande ſind. Er hat, wie dieß auch die Hunde thun, das Gras wahrſcheinlich als Arzenei gefreſſen.

2. Das Pfeilgift. Wenn die Buſchmänner, in deren Revieren man übrigens den Löwen nur ſelten ſieht, den Beweis erhalten daß er ſich aus ihrem Vieh eine Mahlzeit gehalt, ſo folgen ſie ſeiner Spur in ſolcher Ruhe, daß dadurch ſein Schlummer in keiner Weiſe geſtört wird. Sind ſie ſeiner anſichtig geworden, ſo ſchießt ein Buſchmann aus der Entfernung von nur einigen Schritten einen vergifteten Pfeil auf ihn ab, während ſein Gefährte gleichzeitig dem Thier ein Fell über den Kopf ſchleudert. In Folge dieſes plötzlichen Ueberfalls verliert der Löwe ſeine Geiſtesgegenwart, und ſpringt in größter Verwirrung und voll Schrecken umher. Meine hieſigen Freunde zeigten mir das Gift deſſen ſie ſich bei ſolchen Gelegenheiten bedienen. Es beſteht aus den Eingeweiden einer einen halben Zoll langen Raupe, N'gwa genannt. Sie drücken dieſelben aus, legen ſie rings um den untern Theil des Wurfhakens herum, und laſſen ſie an der Sonne trocknen. Sobald ſie mit dieſem Geſchäft zu Ende gekommen, reinigen ſie ſich ihre Nägel aufs ſorgfältigſte, da ein kleiner Theil dieſes Giftes, in eine Hautritze eingedrungen, eben ſo tödtlich wirkt wie bei Schußwunden. Der Todeskampf iſt ſo groß daß derjenige welcher ſich ſchneidet, nach ſeiner Mutter Bruſt ſchreit als wäre er wieder ein Kind geworden, oder daß er in raſendem Wahnſinn vor menſchlichen Wohnungen flieht. Die Wirkungen auf den Löwen ſind gleich ſchrecklich. Man hört ihn jämmerlich brüllen; er wird wüthend und beißt in ſeiner Wuth in Bäume und Boden. Da die Buſchmänner im Rufe ſtehen dieſe Giftwunden heilen zu können, ſo fragte ich wie man dieß bewirke. Sie ſagten, ſie wendeten dabei die Raupe in Verbindung mit Fett an; auch reiben ſie Fett in die Wunde, indem ſie behaupten: „die N'gwa brauche Fett, und wenn ſie dasſelbe nicht in ihrem Leibe finde, ſo tödte ſie den Menſchen: wir geben ihr was ſie braucht, und ſie iſt damit zufrieden“ — ein Grund der ſich den Aufgeklärteſten unter uns empfehlen wird. Das gebräuchlichſte Gift aber iſt der milchige Saft des Euphorbia-

Baumes (E. arborescens). Dieſes iſt beſonders der Pferderace ſchädlich. Wird eine gewiſſe Menge mit dem Waſſer eines Teichs gemiſcht, ſo werden die Wirkungen dieſes Gifts eine ganze Heerde Zebras, ehe ſie noch zwei (engl.) Meilen zurückgelegt haben, tödten. Ochſen oder Menſchen tödtet es indeß nicht, ſondern wirkt bei ihnen nur als draſtiſches Abführungsmittel. Dieſe Subſtanz wird im ganzen Lande gebraucht, obgleich an einigen Orten das Gift der Schlangen und eines gewiſſen Knollengewächſes, der Amaryllis toxicaria, zur Erhöhung der Wirkung hinzugethan wird.

3. Spinnen. Das Land der Katema iſt frei von Inſectenplagen und von der Tſetſe; dafür aber hat es andere Quälgeiſter. Als ich eines Abends im Einſchlafen begriffen war, fühlte ich etwas über meine Stirne laufen; ich griff mit der Hand darnach um es wegzuwiſchen, wurde aber in Hand und Kopf ſcharf geſtochen: der Schmerz den dieſer Stich verurſachte war ſehr peinlich. Wir zündeten Licht an, und fanden daß er von einer hellfarbigen, ungefähr einen halben Zoll langen Spinne herrühre. Da einer meiner Leute dieſe Spinne mit ſeinen Fingern zerquetſcht hatte, ſo war mir die Gelegenheit benommen zu unterſuchen ob der Schmerz durch Gift von einem Stich, oder von ihren Kinnbacken hervorgebracht ſey. Ich wandte kein Heilmittel dagegen an, und der Schmerz hörte in etwa zwei Stunden auf. Die Bitſchuanas glauben, es gebe in ihrem Lande eine kleine ſchwarze Spinne, deren Biß tödtlich ſey. Es iſt mir kein Beiſpiel bekannt geworden in welchem nach dem Stich durch dieſes Inſect ein Todesfall nachgewieſen werden konnte, obgleich man eine ſehr große haarige, 1¼ Zoll lange und ¾ Zoll breite Spinne ſehr häufig ſieht, die am Ende ihrer Vorderklauen einen Fortſatz hat, ähnlich dem des Scorpion-Schwanzes, und wenn der knollige Theil desſelben gedrückt wird, kann man das Gift aus der Spitze hervordringen ſehen. Wir haben im Süden auch Spinnen welche ſich ihrer Beute dadurch bemächtigen daß ſie aus einer Entfernung von mehreren Zollen auf dieſelbe ſpringen. Wenn man ſie beunruhigt, können ſie etwa einen Fuß weit von dem Gegenſtand ihrer eigenen Furcht hinwegſpringen. Es gibt mehrere Varietäten dieſer Art. Eine große röthliche Spinne (Mygale) bekommt ihre Nahrung auf eine ganz andere Weiſe als dadurch daß ſie entweder geduldig im Hinterhalt wartet oder ihre Beute im Sprung ergreift. Sie läuft mit großer Geſchwindigkeit ein und aus, hinter und um jeden Gegenſtand, ſuchend was ſie verſchlinge, und erregt, wegen ihrer Größe und ihrer raſchen Bewegungen, den Abſcheu jedes Fremden. Ich habe nie gehört daß ſie einem Menſchen etwas zu leide that, mit der Ausnahme daß ſolche welche reizbare Nerven beſaßen, durch ſie in Schrecken geſetzt wurden, und ich glaube es wird nur wenige geben die, wenn ſie dieſelbe zum erſtenmal ſahen, ſich nicht für gefährdet hielten.

Die Eingebornen nennen ſie Selali, und glauben ſie mache eine mit Angeln verſehene Decke für ihr Neſt. Ihr ſeht an ihrem Aufenthaltsort eine „Thür" etwa von der Größe eines Shilling; ſie liegt neben einer tiefen Oeffnung von nahezu gleichem Durchmeſſer. Die innere Seite der „Thür," welche aufwärts liegt und eure Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt, beſteht aus einer reinen weißen, papierartigen Seidenſubſtanz. Die äußere Seite iſt mit Erde überkleidet, gerade wie die in welche die Oeffnung gemacht iſt. Wenn man die Thür zu heben verſucht, ſo findet man ſie durch eine Angel an einer Seite feſtgemacht; legt man ſie über die Oeffnung, ſo paßt ſie genau darauf, und da die Erdſeite dann zu oberſt liegt, ſo iſt es ganz unmöglich die Lage ihres Neſtes zu entdecken. Leider ſieht man dieſe Höhlung nur dann wenn die Eigenthümerin ſich daraus entfernt und die Thüre hinter ſich offen gelaſſen hat.

In einigen Theilen des Landes gibt es eine große Menge gelb gefleckter Spinnen, deren Gewebe ungefähr eine Elle im Durchmeſſer haben. Die Fäden an welchen dieſe Gewebe geſponnen werden, hängen von einem Baum zum andern, und ſind ſo dick wie grobes Garn. Die Fibern verbreiten ſich von einem Mittelpunkt aus, wo das Inſect auf ſeine Beute wartet. Die Spinngewebe haben eine perpendiculäre Stellung, und beim Spazierengehen geſchieht es ſehr häufig daß das Geſicht in dieſelben gerade ſo eingehüllt wird wie eine Dame in ihren Schleier. Eine andere Art Spinnen lebt geſellſchaftlich, und bildet eine ſo große Maſſe an jedem Winkel angebrachter Gewebe, daß man den Strunk eines von ihnen umgebenen Baumes nicht ſehen kann. Ein Stück einer Hecke wird von dieſer Spinne oft ſo verborgen, daß die Zweige unſichtbar ſind. Eine andere ſieht man auf der innern Seite der Mauern von Hütten unter den Makololo in großer Menge. Sie iſt ihrer Geſtalt nach rund, gefleckt, braunfarbig, und der Leib hat einen halben Zoll im Durchmeſſer; die Ausbreitung der Beine beträgt anderthalb Zoll. Sie macht ſich an der Mauer einen glatten Platz und bedeckt ihn mit der obenerwähnten weißen Seidenſubſtanz. Man kann ſie den ganzen Tag daſtehen ſehen, und nie konnte ich mich überzeugen von was eigentlich ſie ſich nähre. Sie hat kein Gewebe, ſondern einen Teppich, und iſt ein harmloſes Geſchöpf, aber ein häßlicher Nachbar.

4. Die Ameiſen. Obſchon wir unſern Leſern in Nr. 28 dieſer Blätter eine umfängliche Abhandlung über dieſe intereſſanten Thierchen mitgetheilt haben, ſo glauben wir doch einzelne Bemerkungen Livingſtone's nicht ganz übergehen zu dürfen. Erwähnenswerth ſcheint uns namentlich das Betragen der Ameiſen, wenn ſie in ihren Zügen auf Hinderniſſe ſtoßen, und der Gebrauch den ſie von der in ihrem Stachel befindlichen Flüſſigkeit machen. Das hierauf Bezügliche wollen wir, als Ergänzung der oben erwähnten Abhandlung, der Livingſtone'ſchen Schilderung der Ameiſen entnehmen. Die ſchwarzen Ameiſen, ſagt der Verfaſſer, die ich in Kolobeng fand, ſind ungefähr einen halben Zoll lang, und gehen auf ihrem Marſche zu drei oder vier neben einander. Sie folgen einigen Führern, welche nie etwas tragen, und ſcheinen durch ihren Geruchsſinn geleitet zu werden. Ein Beleg hiefür dürfte folgende Thatſache ſeyn. Ich wuſch mich einmal hinter einem Buſche, und ſchüttete das Waſſer aus meinem Becken zufällig auf eine Stelle über welche zuvor ein Ameiſenhaufe gewandert war. Bei ihrer Rückkehr geriethen ſie ſichtlich in Verlegenheit über den von ihnen einzuſchlagenden Weg, und mühten ſich zur Auffindung eines Durchgangs über die naſſe Stelle mehr als eine halbe Stunde lang ab. Da ihnen dieß nicht gelang, ſo machten ſie endlich einen Umweg um dieſelbe. Die gleiche Erſcheinung gab ſich kund wenn man ihnen eine Handvoll Erde auf ihren Weg warf, und ſo den Zug in zwei Abtheilungen trennte: die hintern wußten dann gar nicht mehr welcher Richtung ſie folgen ſollten; ſie liefen hin und her, giengen aber nicht über die Erde hinüber, und die Verwirrung dauerte fort bis endlich nach etwa einer Viertelſtunde die eine einen

Digitized by Google

Umweg machte, und die andern ihr dann nachfolgten. Ihre Angriffe auf die Wohnſtätte der weißen Ameiſen unternehmen ſie mit großer Leidenſchaftlichkeit. Die ſchwarzen Führer, welche ſich vor den übrigen durch ihre Größe auszeichnen, packen die weißen Ameiſen eine nach der andern, und bringen ihnen mittelſt ihres Stachels eine in ihrer Wirkung dem Chloroform ähnliche Flüſſigkeit bei, welche dieſelben gefühllos, nicht aber todt macht, und ihnen, mit Ausnahme von einem oder zwei Vorderbeinen, alle Bewegung raubt. Von den Führern dann auf die Seite geworfen, ergreifen die übrigen ſie und tragen ſie fort. Ich glaubte anfänglich dieß geſchehe um ſie zu Sklaven zu machen, allein nachdem ich eine Anzahl derſelben aus der Gefangenſchaft gerettet und ſie bei Seite gelegt hatte, fand ich daß ſie ſich von ihrer Gefühlloſigkeit nie mehr erholten; ſelbſt die Larven die ich ihnen abnahm und in eine günſtige Temperatur brachte, entwickelten ſich nicht mehr. Dieſe Flüſſigkeit hat einen intenſiv ſauren Geſchmack. Ueberhaupt habe ich oft die Bemerkung gemacht daß durch Einſpritzung einer Flüſſigkeit aus dem Stachel gewiſſer Inſecten Betäubung entſteht: ſo namentlich durch einem Hautflügler, den „Tüncher" (Pelopæus Eckloni), der in ſeinen Gewohnheiten einigermaßen der Maurerbiene gleicht. Er iſt etwa 1¼ Zoll lang, pechſchwarz, kommt in die Häuſer und trägt in ſeinen Vorderbeinen ein erbſengroßes Kügelchen von weißem Gyps. Wenn ſich dieſes Thierchen einen paſſenden Platz zu ſeiner Wohnung auserkoren, ſo bildet es eine Zelle, die ungefähr ſo lang iſt wie ſein Körper, tüncht die Wände, ſo daß ſie innen ganz dünn und glatt ſind. Iſt dieß geſchehen, dann holt es ſich ſieben oder acht Raupen oder Spinnen, deren jede durch die Flüſſigkeit aus ſeinem Stachel beſinnungslos gemacht, aber ebenfalls nicht getödtet wird. Es legt ſie in ſeiner Zelle nieder, und dazu eine ſeiner eigenen Larven, welche, wie ſie heranwächſt, ganz friſche Nahrung findet. Die Inſecten ſind in einem ſchlafſuchtähnlichen Zuſtande, allein das Vorhandenſeyn der Lebenskraft verhindert die Fäulniß oder Austrocknung, die in dieſem Klima ſonſt einträte. Wenn das junge Inſect ausgewachſen iſt und ſeine Flügel vollſtändig entwickelt hat, ſo iſt dieſes Futter aufgezehrt. Es durchbricht dann die Wand ſeiner Zelle an der Stelle welche zuletzt ſeine Eltern eingenommen, fliegt davon und lebt für ſich ſelbſt. Der „Tüncher" iſt ein höchſt nützliches Inſect, da er der übermäßigen Vermehrung der Raupen und Spinnen Einhalt thut. Man kann ihn oft mit einer Raupe oder ſelbſt mit einer Grille, viel größer als er ſelbſt, ſehen; allein dieſe Thiere liegen nach der Einſpritzung des „Chloroforms" vollkommen ruhig da, und der „Tüncher" ſchleppt ſie zwiſchen ſeinen Beinen und Flügeln davon. Eben ſo nützlich wie der „Tüncher" iſt die ſchwarze Ameiſe durch den erbitterten Kriege welche ſie gegen die weiße führt; denn ohne dieſe Kriege würde das Land von weißen Ameiſen, die ungemein fruchtbar ſind, und deren Thatkraft und Ausdauer wahrhaft erſtaunenerregend iſt, förmlich überzogen werden. Sie ſpielen daher eine höchſt wichtige Rolle im Haushalt der Natur, indem ſie Pflanzenſtoffe eben ſo ſchnell unter dem Boden begraben, wie die wilde rothe Ameiſe todte thieriſche Subſtanzen. Die weiße Ameiſe kommt gewöhnlich nicht zum Vorſchein, und arbeitet unter Gallerien, die bei Nacht gebaut werden, um ſie vor der Beobachtung der Vögel zu ſchützen. Auf ein gegebenes Zeichen indeß ſtürzen ſie zuweilen hundertweiſe heraus, ſchneiden der Länge nach Gras entzwei, und der Ton den ſie mittelſt ihrer Kinnladen hervorbringen, gleicht einem durch Baumblätter ſäuſelnden Winde. Sie ſchleppen dieſe Grasſtücke an die Thüren ihrer Wohnungen, und ſtellen nach einigen Stunden Arbeit ihre Thätigkeit ein, wo man dann eine Menge kleiner Grastheile um die Oeffnung zuſammengetragen ſehen kann. Sie bleiben vielleicht einen ganzen Monat lang unſichtbar, ſind aber nie müßig. Einmal wurde mir als Lagerſtatt ein ganzes Grasbündel an einen Platz gelegt der ganz eben und ohne alle Pflanzen war. Plötzlich bekamen die Ameiſen Wind davon. Ich hörte ſie die ganze Nacht hindurch nagen und Gras wegtragen; ſie fuhren den ganzen nächſten Tag (Sonntag) und die ganze Nacht noch in unermüdlicher Thätigkeit fort, ſo daß ſie ſich 36 Stunden lang damit beſchäftigt hatten und ſtets gleich munter ſchienen. An einigen Orten verzehrten ſie, wenn wir einen Tag blieben, das Gras unter meiner Matte, und würden auch dieſe angefreſſen haben, hätten wir nicht noch mehr Gras darunter gelegt. Zu einigen ihrer Arbeiten ſchlagen ſie auf eigenthümliche Art den Takt. Hunderte von ihnen beſchäftigen ſich z. B. mit dem Bau einer Röhre, und wollen ſie glatt machen. Auf ein Zeichen geben ſie mit der Tünche im Einklang drei oder vier Schläge, was einen Ton hervorbringt wie wenn Regentropfen von einem berührten Buſch herabfallen. Dieſe Inſecten ſind die Hauptwerkzeuge zur Bildung eines fruchtbaren Bodens; denn ohne ihre Arbeit würden die tropiſchen Wälder, ſo ſchlimm die gefallenen Bäume ſie jetzt ſchon machen, noch tauſendmal ſchlimmer ſeyn: ſie wären, der Haufen abgeſtorbener Pflanzen halber, völlig ungangbar, und würden ſchlimmere Effluvien aushauchen als bei den verhältnißmäßig kleinen unbegrabenen Mengen jetzt der Fall iſt.

Eine Leopardenjagd in Abeſſinien.

(Aus v. Heuglin's Nordoſt-Afrika.)

Am 2 Februar ſollte endlich abgereist werden. Wir waren deßhalb heute lange vor der Sonne aufgeſtanden, und mit Packen und Satteln unſerer Laſtthiere beſchäftigt, als in unſerer Nachbarſchaft ein großer Lärm entſtand, über deſſen Urſache wir nicht alsbald ins Klare kommen konnten. Eine Menge abeſſiniſcher Soldaten hatten ſchlagfertig die Straßen beſetzt, Weiber und Kinder flohen heulend aus dem kleinen öſtlich von unſerer Wohnung liegenden Quartier, in welches Bewaffnete mit vielem Geſchrei und Tumult eindrangen. Auf meine an verſchiedene Perſonen gerichtete Frage nach der Urſache der Unruhe erhielt ich die Antwort daß die Leute Jagd auf ein wildes Thier machten. Ich verſtand aber bei deſſen näherer Bezeichnung ſtatt Newer (Leopard) Aner (eine kleinere wilde Katzenart), was ich Dr. Reitz mittheilte. Dieſer ergriff in der Eile mein gewöhnliches Jagdgewehr (unſere anderen Waffen waren alle ſchon von den Dienern in Beſchlag genommen), und ich fand im Augenblick des Durcheinanders bloß eine einfache Büchſe mit kleinem Blei, deren vorzügliche Qualität mir aber längſt bekannt war. Wieder auf der Straße angelangt, erfuhr ich meinen Irrthum bezüglich der Namensverwechslung der Beſtie, und man bezeichnete mir einen von hohem Rohr (Arundo Donax?) und einer Dornhecke umgebenen Togul, in den ſich der Leopard geflüchtet haben ſollte. Keiner der Soldaten wollte mir aber das Thor öffnen, und alle, obgleich gut bewaffnet, hielten ſich in beſcheidener Entfernung von jenem Gebäude. Ich war genöthigt das Hofthor einzuſchlagen, welche Operation in Anbetracht der ſoliden Bauart der abeſſiniſchen Häuſer nicht mit geringer Schwierigkeit verbunden war. Im kleinen Gehöfte war nichts zu bemerken, die Thüre des Togul's ſtand offen, und ich trat ſchußfertig ein. Der Leopard, der ſich wirklich dorthin zurückgezogen, empfieng mich mit einem Brüllen, das mich im erſten Augenblick wirklich etwas außer Faſſung brachte; auch konnte ich — noch vom Tageslicht geblendet — in dem dunkeln Togul meinen Gegner nicht einmal ſehen. Sobald ich wußte daß wir uns gegenüberſtanden, trat ich aus der Thüre etwas auf die Seite, um der Beſtie für den Fall eines freiwilligen eiligen Abzugs von der Walſtatt nicht gerade ungeſchickt in den Weg zu kommen. Gleichzeitig fiel mehr Licht in die Hütte, und meine Augen gewöhnten ſich nach einigen Secunden etwas an die Dunkelheit. Das Thier ſtand, zum Sprung niedergedrückt, fünf Schritte mir gegenüber. Jetzt galt es offenbar ſich nicht lange zu bedenken; ich zielte einen Augenblick, ſo ruhig als es eben gehen wollte — der Schuß krachte und die Beſtie war mit einem Satz im Freien! Gefehlt konnte ich nicht haben, und aus der Stille der das Gehöfte umgebenden Menge ſchließen daß das Thier die Einzäunung nicht überſprungen. Munition, um mein abgeſchoſſenes Gewehr wieder zu laden, hatte ich nicht bei mir, aber an der Thür des Togul's hatte ich vor dem Eintreten eine Lanze bemerkt, der ich mich bemächtigte und ſo das Gehöfte durchſuchte. In einer Ecke desſelben ſtand noch eine kleine Hütte, zur Aufbewahrung von Cerealien beſtimmt, der ich mich vorſichtig näherte. Die Barake hatte kaum ſechs Fuß Durchmeſſer und der Leopard lag mit nach der Thür gewendetem Kopf darin, ebenfalls wieder wie zum Sprung niedergedrückt und heulend den Rachen gegen mich aufreißend. Doch ſchien ihm die Stimme verſagen zu wollen, und eine kleine Blutlache auf der Schwelle war mir ein anderer ſicherer Beweis daß der Schuß getroffen. Umzukehren und einige Leute zu rufen, wagte ich nicht, da ich wußte daß der Leopard mich dann unfehlbar verfolgen würde. Noch einen Schritt wagte ich näher, da ſeine Kraft mit jedem Augenblick abzunehmen ſchien. Als meine vorgehaltene Lanze noch einen Fuß von ihm entfernt ſeyn mochte, machte er einen Verſuch ſich zu erheben, brach aber wieder zuſammen — ein Lanzenſtoß — und die Beſtie ſtreckte zum letztenmal ihre Glieder, noch einige Momente blind und lautlos um ſich beißend!

Die Erſteigung des Morne Garon auf St. Vincent.

[Von Dr. Karl Rohrbach.]

(Fortſetzung.)

Neue Thäler öffneten ſich und immer ſchöner wurden die Landſchaften, immer ſchroffer die Felſen der Küſte. Die Cacteen, beſonders Cereus, miſchten ſich jetzt mit der großen Agave (Agave americana), deren 12—20′ hoher Blüthenſchaft am untern Ende faſt ½′ Durchmeſſer hat und deren großer gelber Blüthenſtrauß an der Spitze für Jahre zu dauern ſcheint. Mit ihnen wuchs auf den kahlen Felſen der Panſepanſe-Baum, [1] wie er bei den Negern heißt (Plumieria rubra oder Pl. Frangipani, zuweilen auch die gelb- oder weißblühende Art Pl. citrifolia), und entfaltet ſeine rothen, gelben oder weißen Blüthen an den Spitzen der dicken wulſtigen Zweige, die, jetzt völlig blattlos, ſich in ihrer hellgrauen Rinde ausnehmen wie eine Tänzerin, welche, ehe ſie noch das prächtige Kleid angelegt, ſchon die Federn und Blumen im Haar hat, und noch in den Hausſchuhen ſteht. Beiläufig ſind die zierlich gerollten fünflappigen Blüthen nicht nur als Haarſchmuck der Frauen, ſondern auch als Leckerbiſſen berühmt, indem ſie mit Zucker eingekocht und ſo monatelang aufbewahrt werden. Man zieht hiezu die gelben allen andern vor. Der Geruch iſt dem der Narciſſe ähnlich, die Frucht, ſelten ſich entwickelnd, bildet eine Schale, bei der rothen Art 6—8″ lang, mit vielen geflügelten Samen; der beizende Milchſaft des Stammes wird vielfach als Medicament benutzt. Abgeſchnittene Zweige, friſch in den Boden geſteckt, bilden in acht Wochen ſchon wieder kleine Bäumchen.

[1] Wahrſcheinlich eine Entartung von „Frangepanier," wie ihn die franzöſiſchen Pflanzer in Weſtindien nennen.

Digitized by Google

Die Felſen des Ufers treten plötzlich zurück und öffnen ſich in ein freundliches Thal; an der Küſte liegt ein kleines Städtchen — ich kann den Namen, welcher karibiſch iſt, nicht recht verſtehen; er klingt wie Balbelybon. Dort gehen zwei der Paſſagiere ans Land. Eigenthümlich iſt die Art wie das Boot ſeine Ankunft meldet. Der Steuermann nimmt eine große Seemuſchel, wie man ſie bei uns als hängende Blumenvaſe gebraucht, und bläst ſtark in das gewundene Ende hinein, das zu dieſem Zweck durchbohrt iſt. Der Ton, den die eingeſtoßene Luft bildet, hat eine durchdringende Stärke. Man hört das Geheul dieſer Trompete — denn „heulen“ bezeichnet ihren Klang am beſten; er ähnelt dem Ton der Kupferhörner, die ſonſt bei den Jägerbataillonen als Signalhörner gebraucht wurden, iſt aber tiefer und ſchneidender — in den Bergen wohl eine Stunde weit. In der Nähe iſt es unerträglich, und kein Inſtrument, weder von Holz noch von Metall, hat einen Klang, deſſen Stärke und Tragweite dieſem auch nur im entfernteſten gleich käme.

Und wieder ſchieben die Neger den Kahn hinab vom ſandigen Ufer und ſpringen hinein, und vorwärts geht's aufs neue. Die Sonne neigt ſich ſchon gen Weſten und der Tag ſinkt. Wir haben erſt die Hälfte des Weges zurückgelegt; doch wird uns ſpäter der Vollmond leuchten, der bereits hinter den Bergen ſeinen Schimmer vorausſchickt als Ankündigung, indeſſen das Gewölk über dem weſtlichen Meere ſich erröthend öffnet den Sonnen-Gott aufzunehmen, gleich den Armen einer Jungfrau, die den Geliebten umfängt mit Gluth der Freude im Antlitz.

Der Weg nimmt aber jetzt alle Aufmerkſamkeit für ſich in Anſpruch; vor uns liegt „Flaſche und Glas,“ und fürchterlich tobt das Meer um ſie herum. Es ſind zwei koloſſale Felsblöcke, der eine etwa 12, der andre 25—30′ über die Meeresfläche hinausragend, beide durch unterſeeiſche Klippen und Felsplatten unter ſich und mit dem Land verbunden. Unſer Weg geht zwiſchen beiden hindurch, denn der Durchgang zwiſchen dem Feſtland und dem erſten iſt nie zu wagen, dagegen mit aufmerkſamen Bootsleuten der zweite wohl möglich iſt; den Außenweg um den letzten Felſen herum liebt man nicht, weil es ein zu großer Umweg iſt. Wir wagen's alſo! Jetzt ſetzt das Boot den Schnabel in die fürchterliche Brandung. Im nächſten Augenblick ſtürzt ſie zurück und läßt nur 1′ tief Waſſer über der vorſtehenden Felsplatte. In demſelben Moment aber greifen vier Ruder ein und fort ſchießt das Boot mitten zwiſchen zwei thürmenden Wellen, die es zu zerquetſchen drohen; die linke ſtürzt — der Steuermann wirft ſich mit aller Kraft nach rechts — und ſtolz hebt das kleine Fahrzeug die ſchwarze Bruſt gegen den weißen Schaum, der ſich rollend unter ihm hinkräuſelt und es hinter ſich in ein neues Wellenthal hinabſchiebt. Und abermals ſchlagen die Ruder, und wieder wendet ſich das Boot, dießmal rechts, und alle Nerven ſind aufs äußerſte geſpannt: — da lugt der Mond über die Berge und klettert langſam bis auf den Gipfel, nun ſeinen vollen Glanz ausgießend über die harrende Erde — welch eine Scene! Das ſchillernde Meer, die tobende Brandung, der ſchwarze ſtumme Fels, das kämpfende Boot mit den ſchwarzen und weißen Menſchengeſichtern, in denen ſich die höchſte Sorge und Spannung kundgibt, und über dem allem das dunkle Blau des Himmels ruhig ausgegoſſen wie ewiger Frieden, und in ihm die ſtille Klarheit des Mondes — wer könnte den Eindruck je vergeſſen!

Wir haben den Cuapaü glücklich überwunden und gelangen nach einer Stunde an eine Schlucht, die das Meer tief in das Land hineingewühlt hat, indem es die Straße eines Baches, der hier mündet, nach und nach erweiterte. Wir biegen um den Felsvorſprung und lenken hinein in dieſe dunkle Schlucht. Das Mondlicht vermag nicht hieher zu dringen; nur die auf dem Gipfel der Felſen grünenden Bäume kann es verſchönen. Siehe da! Im Hintergrund ſchimmert plötzlich zauberhafte Helle hervor; Palmengruppen werden ſichtbar und in ihrem Schatten 6—8 Häuſer, von Gärten umgeben, ſpielende Kinder in dieſen. Die Muſchel widerhallt an den Felswänden, welche wie ein Sprachrohr wirken — es iſt als klänge die Erde rundum — ein Freudengeſchrei auf dem erleuchteten, grünlich ſchimmernden Hintergrund, über den ich jetzt die Sterne gewahre, antwortet. Mehrere Geſtalten bewegen ſich auf das Ufer zu, wo das Boot ſchon angelegt hat. Ein Paſſagier ſteigt aus und wird von den Seinigen freudig empfangen; die kleinen Negerknaben und Mädchen rollen ſich wie Kobolde kopfüber am Graſe, bald verſchwindend, bald in hohen Sprüngen emporſchnellend, und erheben dabei ein Geſchrei, das einen grellen Contraſt bildet gegen die übrige ſtille Scene. Es klingt faſt unheimlich, da ſelbſt das Meer hier ſchweigt, und Bäume und Felſen wie die ihren Bewohnern im Mondſchein zu ſchlafen ſcheinen.

Wir aber ſtoßen raſch wieder ab; kaum kann der eine Paſſagier noch einen brennenden Holzſpan erlangen, um ſeinen „long Tom,“ wie in Weſtindien die gewöhnlichen Cigarren ſehr lang und 1′ lang, heißen, zu entzünden. Da ſein Nachbar ihn verlangend anſieht, beißt er die Cigarre mitten durch — die weißen großen Zähne glänzen ſeltſam bei dem rothen Lichte des Kienſpans — und reicht dieſem die Hälfte. Nun noch eine halbe Stunde, ſagt der Steuermann, dann ſind wir in Chatoulain. Er hat Recht. Schon hebt der Morne Garou, ſein Haupt in Wolken bergend, ſich vor uns empor; alle Nachbarn beugen ſich vor ihm. Aber die Wolken an ſeinem Gipfel! Die ſind kein gutes Zeichen, fürcht' ich. Schon zeigt mir mein Nebenmann den Hügel, hinter welchem Richmond — mein Ziel für heute — liegt. Da biegen wir um die Felſen dicht vor uns, und in demſelben Augenblick fallen Schreck und Freude zugleich über uns her: Freude, weil wir in eine weite Bucht gelangen, an deren Rundung Choiſeul-Beaubelair liegt; Schreck, weil die Nordoſtwinde mit ſolcher Heftigkeit von den Bergen ſtürzen, und an der Südweſtwand der Bucht zurückprallen, daß dadurch die ganze Bucht tobt und brauſt wie ein brodelnder Keſſel.

Solange wir die ſteile Küſte entlang fuhren, hatten wir uns ſtets dicht an den Felſen haltend, nichts von dem Wind merken können. Hier aber traten die Höhen weit von der Küſte zurück, und die Bucht war von flachen Ufern umgeben. Durch dieſen ſiedenden Keſſel hindurch! das war nun die Aufgabe des kleinen Fahrzeugs. O! die Fahrt zwiſchen „bottle and glass“ war nur ein Scherz dagegen. Zwanzigmal glaubten wir verſchlungen zu werden, und wir konnten im Mondlicht die Bewohner des Städtchens, durch die Muſchel gerufen, am Ufer unruhig auf- und ablaufen ſehen, ängſtlich beſorgt um das Schickſal des Boots. Aber die wackre Barke that ihre Schuldigkeit, und endlich liefen wir mit einem mächtigen Schuß auf den ſandigen Strand. Come out! brüllten die Bootsleute, und waren ſchon im nächſten Augenblick am Land. Der Befehl kam ſo plötzlich und unerwartet — aber in Augenblicken der höchſten Noth verdoppeln ſich bei Menſchen Sinne und Geiſteskräfte; es bedurfte keines halben Augenblicks Nachdenken, um die Bedeutung des Rufes und die Gefahr zu begreifen; ſchon hatten meine Hände die kleine Taſche ergriffen, und in langen Schritten flog ich mit den drei noch übrigen Paſſagieren über die Ruderbänke hin und war in einer halben Secunde

Digitized

am Ufer — eben zur rechten Zeit! Denn wir drehten uns kaum um als auch schon eine ungeheure Wellenmauer, die Nachfolgerin der vorigen, die uns auf den Strand getrieben hatte, von hinten über das Boot hereinstürzte, und es ganz überschwemmte. Dort hatten wir gesessen; einen halben Augenblick der Zögerung — und wir wären mit Muscheln und Seesand überschüttet gewesen.

Traurig blickte ich hinaus auf die Fluth: konnte ich bei solchen Umständen heut noch nach Richmond kommen? Ich sah es den Bootsleuten an daß sie auch für schweres Geld die Bay nicht noch einmal befahren würden. Wo sollte ich die Nacht zubringen? Der Richter von Chateaubelair war in der Hauptstadt; an Gasthäuser war hier nicht zu denken. Rund um mich her standen gaffende Neger. Es war eine traurige Lage in die ich mich plötzlich versetzt sah — was sollte ich beginnen? Ich sah auf das Meer hinaus, aber das tobte immer heftiger — da berührte mich eine Hand auf der Schulter: Guten Abend, Doctor! tönte eine Stimme hinter mir und nannte meinen Namen. Erstaunt kehrte ich mich um; wer konnte mich hier kennen, wohin ich nie zuvor gekommen war? Da blickte ich in das freundliche schwarzbraune Gesicht des Hrn. Robinson, Friedensrichters in Chateaubelair, das vor Freuden glänzte. Guten Abend, sagte er abermals, und bot mir die Hand; was bringt Sie nach Chateaubelair? Ich wußte im Augenblick gar nicht, wohin ich mit diesem Antlitz sollte, das ich doch kannte, bis mir einfiel daß ich einige Tage zuvor mit ihm eine kurze Seefahrt die Küste entlang gemacht hatte. Dabei hatte er von meinem Freund Mac-Donald meinen Namen erfahren, ich aber über ihn nichts weiter als daß er in Chateaubelair wohne. Auch jetzt wußte ich seinen Namen noch nicht, wo wir uns also zum zweitenmal sahen. Er aber hatte damals so viel Gefallen an mir gefunden daß er mir jetzt sein Haus anbot. Mir kam diese Freundlichkeit nicht ungelegen, und ich erzählte kurz daß ich eigentlich bei dem Richter von Chateaubelair hätte eingeführt werden sollen, dann aber den Plan gemacht habe, gleich nach Richmond zu fahren, wohin ich eine Empfehlung mitbringe. Ei, Richmond! rief er, das trifft sich herrlich; Mac-Kenzie ist gerade hier und wohnt bei mir. Was konnte mir gelegener seyn? Das paßte ja alles als wäre es verabredet.

Wir waren auch kaum eine Viertelstunde zu Hause, und ich eben dabei, der Küche und dem Keller meines Wirthes alle Ehre anzuthun als Mac-Kenzie eintrat. Ein hochstämmiger Schotte, breit und mächtig wie ein Herkules; große blaue Augen neben einer schönen Adlernase; hochgewölbte Stirn, Lippen schön wellig und fest geschlossen; das ganze Gesicht groß und in einem energischen Kinn endigend.

Er überflog rasch den dargereichten Brief, sah mir dann fest mit den ehrlichen Augen ins Gesicht und sagte: „Gut!“ Das war alles. Dieß galt für eine lange Rede, und glücklicherweise hatte ich ihn gleich richtig erfaßt, sonst hätte mich diese Wortkargheit sehr irre machen können. Aber sobald er nur eintrat, merkte ich, dieser Mann sey kein Freund von vielen Worten. Als ich nach seinem „Gut!“ noch eine Weile wartete, ob er nichts weiter sagen würde, setzte er sich an den Tisch zu mir und bat: „Lassen Sie sich nicht stören! Essen Sie weiter! Werde morgen alles einrichten.“ Nachdem ich meine Mahlzeit vollendet, und mit dem Wirth in ein Gespräch kam über die Umgegend von Chateaubelair, stand Mac-Kenzie plötzlich auf und nahm Abschied. „Sie thun am besten, sagte er mir, meines Freundes, Mac-Robinsons, Erbieten anzunehmen und die Nacht hier zu bleiben; morgen früh sende ich Ihnen einen Mulo und einen Diener, und Sie kommen nach Richmond. Dort frühstücken wir zusammen und dann sollen Sie mit einem guten Mulo und einem zuverlässigen Führer versorgt werden, um die Souffrière zu besteigen. Außerdem gebe ich Ihnen einen Brief nach Windward mit, der Ihnen eine gute Aufnahme versichert. Ich würde Sie jetzt mit nach Richmond nehmen, aber ich habe nur einen Mulo bei mir. Auf Wiedersehen denn morgen früh!“ — Damit reichte er mir die kräftige Rechte, und ich schlug ein.

Ich gieng früh zu Bette, um Kräfte für den folgenden Tag zu sammeln. Robinson hatte mir das beste Zimmer seines Hauses eingeräumt, und frug mehreremale ob mir auch nichts zu meiner Bequemlichkeit fehle. Er war sehr besorgt daß der Gastfreundschaft volle Genüge geschehe.

Nach einer erquickenden Nacht, deren Träume mich in die Heimath trugen, erwachte ich plötzlich durch ein schnarrendes: Sir! und indem ich die Augen öffnete, wurde ich wie mit einem Zauberschlag aus dem trauten Kreise meiner Lieben in das ferne West-Indien versetzt — denn mein Blick fiel in ein grinsendes altes häßliches Negergesicht. Sir! wiederholte die Alte, denn dieses Muster von Häßlichkeit war ein Weib trotz des ansehnlichen Barts, den sie aufweisen konnte; good morning! Sir! und damit hielt mir ihre Linke eine Tasse dampfenden Kaffees entgegen, indessen die Rechte das Moskitonetz zurückschlug. Ich sah noch einmal hinein in diese unzähligen Runzeln und Gruben des Gesichts, um mich zu vergewissern daß ich nicht träume — verschwunden waren die weißen jugendlich schönen Menschengesichter meines Traumes, die wohlbekannten — ich sah in ein schwarzes, altes, häßliches, fremdes Antlitz — ich trank den Kaffee und war nun mit Leib und Seele in St. Vincent.

Rasch war ich angekleidet und unten im Parlour; ich hatte kaum einen Blick in das erste Buch gethan, und einen andern zuvor durch die Fenster hinausgeschickt nach dem Meer und den Bergen, um auszukundschaften, wie der Tag seyn werde, als auch mein Wirth schon eintrat und mir anzeigte daß der Diener Mac-Kenzie's mit dem Mulo da sey.

Ich nahm herzlichen Abschied von meinem Gastfreund und seiner Frau, saß auf und ritt in den Morgen hinaus; der Diener mit meiner Tasche gieng hinterher.

Die Sonne war noch nicht hinter den Bergen herauf; dichte Wolkenmassen umzogen den Morne Garou und seine Nachbarn. Ueber dem Meer lag ein grauer Dunst — nirgends war ein Stückchen blauen Himmels zu sehen. Das waren schlimme Aussichten für die Besteigung des Vulcans, von der man mir schon gesagt hatte daß unter 30 Fällen einer glücklich, d. h. von heiterm Himmel begünstigt sey. Doch verlor ich den Muth nicht und verließ mich auf das gute Glück: Frisch gewagt ist halb gewonnen!

Der Weg gieng anfangs im Seesand an der Küste hin; dann bog er rechts in einen Hohlweg ein und stieg langsam bis zu einer höher gelegenen Ebene, in deren Mitte ich eine Pflanzung sah. An dieser vorüber, wand er sich links zwischen Felsen hinauf, dann durch eine lange Schlucht, und senkte sich nun in ein reizendes Thal hinab, das rundum geschlossen war. In seiner Tiefe waren ausgedehnte Wirthschaftsgebäude eines Estate's, und die ganze Fläche war ein Zuckerfeld, eingefaßt in den Reliefrahmen der Berge und Felsen, die oft so steil hinabstürzten daß keine Vegetation an den Wänden möglich war. Nachdem ich das ganze Thal durchwandert hatte, sah ich erst, wie sich zwischen den Hügeln im Hintergrund ein Ausweg öffnete. Dieser also und die Schlucht durch welche ich eingetreten war, waren die einzigen Unterbrechun-

Digitized by Google

gen des erhöhten Thalrandes. Ueberhaupt, will ich hier bemerken, iſt St. Vincent reich an ſolchen keſſelförmigen Thälern, was wohl aus der durchaus vulcaniſchen Natur ſeiner Berge und deren nicht in Ketten fortlaufender Anordnung folgt, von der oben die Rede war. Auf jeder Richtung durch dieß kleine Eiland führt der Weg aus einem Keſſel in einen andern, und wer ſich eine Anſchauung verſchaffen will von Einſamkeit und Abgeſchloſſenheit, der darf nur ein ſolches Thal anſehen. In Grenada, der Nachbarinſel, finden ſich einige ähnliche, ſonſt aber nirgends wieder in verhältnißmäßig ſo großer Zahl. In Martinique, Dominica, Trinidad ꝛc. ſind wohl auch enge Thäler, aber meiſtens mit zwei großen offenen Thoren, und das gibt einen völlig verſchiedenen Eindruck. Die Barrankas in Centralamerika ſind auch immer nach zwei Seiten offen und die Einfaſſungen oben nicht wellig, ſondern horizontal abgeſchnitten. In Europa, ſoweit ich es kenne, finden ſich ebenfalls — auch abgeſehen von der für den Eindruck ſo entſcheidenden Vegetation — keine ähnlichen Bodengeſtaltungen, wie hier in St. Vincent. Eigenthümlich aber iſt es daß die Zurückgezogenheit, welche alle dieſe Thäler ſpiegeln, keineswegs beängſtigend wirkt, ſondern nur beruhigend und wohlthuend. Es kommt ein unbeſchreiblicher Frieden über die Seele, wenn man in einen ſolchen Cirkel eintritt, von üppig grünenden Hügeln umſchloſſen, hinter denen ſich die höheren Berge erheben als ſichrer Rückhalt. Palmen und Tamarinden an den Abhängen, Mangos, Sun-Bortrees, Caſſia- und Brodbäume (zwei Arten) um die Wohnungen her, die im Thalgrund ſtehen, und auf den Höhen als Wächter ſchaarenweiſe 6—20 oder 30 Kohlpalmen mit ihren ſilbergrauen glatten Stämmen.

Mein Pfad ſtieg aus dem Thal ſanft aufwärts, und bald gewahrte ich daß er auf ein kleines Plateau führe, von deſſen höchſtgelegenem Punkt mir ein freundliches Wohnhaus winkte. Das war Richmond, merkte ich, denn mein Mulo wandte die Ohren nach vorn, blies die Nüſtern weit auf und verdoppelte ganz von ſelbſt ſeinen Schritt; Sporn und Peitſche waren überflüſſig, und hätten nicht eine ſo luſtige Bewegung in ihm verurſacht als die Hoffnung auf den nahen Futterkaſten. Eine Reihe dichtbelaubter Mangobäume, aus denen hier und dort die aprikoſenähnlichen Früchte, an langen Schnüren von der Natur aufgereiht, herabhiengen, führte mich hinauf bis auf den freien Platz vor dem Hauſe. Mac-Kenzie kam mir entgegen und hieß mich willkommen; ich frug ihn nach ſeiner Meinung über das Wetter. „Wird ein guter Tag werden," war ſeine Antwort, nachdem er zehn Secunden lang aufmerkſam den Morne Garou betrachtet hatte. Er führte mich in den Saal, welcher die Mitte des Erdgeſchoſſes einnahm; hier lagen, nach der Sitte, auf dem runden Tiſch in der Mitte alle Arten Bücher aus, und die unvermeidlichen Rollſtühle ſtanden in einem Quartett um ihn her, mit vier andern Seſſeln abwechſelnd. Eben hatten wir uns niedergelaſſen und eine Unterhaltung begonnen, als zwei Negerinnen draußen unter dem Fenſter erſchienen. Mac-Kenzie ſtand auf und frug: What is the matter, that you don't work to day? My finger is lame, ſagte die eine und zeigte ihre linke Hand, die mit einem Tuch umwickelt war — and you? I'm sick, Massa! antwortete dieſe und ſtellte ſich kläglich an. Ihr ſeyd faul, donnerte Mac-Kenzie hinaus, und wenn Ihr nicht gleich arbeitet, werde ich Euch heilen und Luſt machen mit dieſem Medicament! dabei ſtreckte er drohend die geballte Rieſenfauſt zum Fenſter hinaus, die wohl einen Stier hätte niederwerfen mögen. Die beiden Weiber giengen, halb trotzig, halb ängſtlich zurück und begaben ſich in den Garten an die Arbeit. Mac-Kenzie machte, nachdem er ſich bei mir beurlaubt hatte, einen kleinen Umgang um das Haus, und kehrte nach etwa 10 Minuten zurück. Ich hatte indeſſen in Pope's Lockenraub geleſen. Zugleich mit dem Herrn trat auch der Oberdiener des Hauſes ein mit den gewöhnlichen: Breakfast ready, Sir!

(Fortſetzung folgt.)

Die Phyſiognomie Frankreichs gegen das Ende des dreißigjährigen Kriegs.

Hr. Roſſignol, Conſervator der Archive der Goldküſte, hat unter dem Titel: „Le Bailliage de Dijon après la bataille de Rocroy, Procès verbaux de la visite des feux," Actenſtücke herausgegeben welche, zum erſtenmal gedruckt, ein helles Licht auf die Zuſtände werfen in denen Frankreich ſich nach dem Sieg von Rocroy (1643) befand. Die Revue Contemporaine unterzieht dieſes Buch einer näheren Beſprechung, der wir folgende Stellen entnehmen. „Wenn ich, ſagt der Verfaſſer, die mit der Unterſuchung des Zuſtandes der Provinz beauftragten Commiſſäre auf ihrer Rundreiſe in Gedanken begleite, ſo komme ich mit ihnen an irgendeine jener Oertlichkeiten welche ſich heutzutage in voller blühender Lage befinden, und von Spaziergängern ſo häufig zum Ziel ihrer Wanderungen gemacht werden, und ich höre mit ſchmerzlichem Intereſſe die kläglichen Ausſagen welche man ihnen macht. In Marſannay-la-Côte ſagte man ihnen: „Die Gemeinde iſt mehr als 12,000 Livres ſchuldig. Die Einwohner beſitzen keine Pflüge, ſondern müſſen ihre Erbgüter mit ihren Händen beſtellen; die übrigen ſind arme zu Grunde gerichtete Winzer.... Sie drohen das Dorf zu verlaſſen, da ſie keine Mittel haben zu bezahlen, weil ſie für Grundzins und Steuer ſolidariſch haften, und weil diejenigen welche nicht im Dorfe bleiben nichts ſchuldig ſind." In Gevrey: „Wir haben die Häuſer eins um das andere beſucht, und erkannt daß ſechzig bewohnte Häuſer vorhanden ſeyn können, und daß in der Straße welche oberhalb des Schloſſes iſt, alle Häuſer, mit Ausnahme eines einzigen, leer ſind." In Chevigny: „Sie ſind nichts ſchuldig, weil niemand etwas leihen will, da ſie keine Allmenden noch eigenes Feld haben." In Daroid: „Dieſes Dorf beſteht aus acht bewohnten Häuſern, der Reſt liegt in Schutt und Trümmern. Sie haben kein Gemeinderegiſter, weil die Gemeinde ſehr klein iſt und niemand leſen und ſchreiben kann." In Asnières: „Nachdem wir die Häuſer beſucht, fanden wir daß nur ſieben davon bewohnt und ebenſoviele oder mehr verfallen und abgebrochen ſind." In Auxy: „Sie haben uns geſagt, ſie ſeyen ſo arm daß man die Güter von mehr als achtundzwanzig Perſonen des Orts gerichtlich verkauft habe." In Talant: „Ein Hr. Gallot hat uns verſichert, es gebe nur ſechs Häuſer in denen man etwas zu eſſen finde." In Mirande: „Es iſt uns geſagt worden daß ſie keinen Steuereinnehmer hätten; ſie ſammeln alſo die Steuern abwechslungsweiſe ſelbſt ein. Sie haben uns einen Stock gezeigt auf welchem ſie die ſie betreffende Ziffer aufzeichnen, weil es in beſagtem Ort niemand gibt der leſen und ſchreiben kann." Man darf nicht glauben daß dieſe vertheidigungslos den Verheerungen des Gallas und der Croaten

preisgegebenen Dorfschaften allein in diesem traurigen Zustand sich befanden. Das Elend war in den mit Mauern umgebenen und geschlossenen Städten eben so groß. In Beaune „reichen die Octrois nicht zur Hälfte aus zur Unterhaltung des Pflasters und der Mauern, und die Bezahlung der Hälfte der Rückstände ist zweifelhaft; es lassen sich nicht hundert Häuser finden welche Steuern bezahlen können, und die meisten Einwohner sind arme Handwerker, Taglöhner und Bettler, welche meist auf Stroh schlafen ..... Zwei Drittheile der Häuser haben wir von armen Handwerkern, Handarbeitern, Taglöhnern besetzt gefunden; sie waren schlecht möblirt und unbequem, und die meisten hatten kein Bett. Einige der besagten Häuser sind unbewohnt, andere verfallen, andere mit Stroh gedeckt."

„Man verschaffe sich das Gemälde dieses herzbrechenden Elends, dessen Schilderung einen ganzen Band anfüllt; man besuche, wenn man kann, den Schauplatz desselben, die heutzutage blühenden Dörfer, die cultivirten und fruchtbaren Gefilde — Orte die sich jetzt durch Unterrichtsanstalten ebenso auszeichnen wie durch Wohlhabenheit, und man wird gestehen daß der unermüdliche Forscher der uns ein so merkwürdiges Blatt aus der Geschichte des Tiers-etat liefert, ein Werk geschaffen hat das mehr ist als eine bloße gelehrte Lectüre: er tröstet, er moralisirt, er nähert auf dem Gebiete der unparteiischen Ueberzeugungen und der unwiderleglichen Schlüsse diejenigen welche, wie er, neben der Werthschätzung der Vergangenheit eine tiefe und vernünftige Liebe zu der Gegenwart im Herzen tragen."

Eine Gesandtschaftsreise nach Siam.

(Revue des deux Mondes.)

(Schluß.)

Was die Minister, Mandarinen und Gouverneurs des siamesischen Reichs betrifft, so übersteigen ihre Unwissenheit, Unfähigkeit, Habsucht und Gewaltthätigkeit alle Begriffe. Die Beamten werden ungenügend besoldet und schlecht controlirt, und die Folge davon ist daß sie sich Erpressungen und Betrügereien aller Art zu Schulden kommen lassen. Der König weiß das, aber er drückt die Augen zu, entweder weil die Zahl der Schuldigen, die er strafen müßte, zu groß ist, oder weil er es nicht der Mühe werth hält mit dergleichen Dingen einen Augenblick seiner kostbaren Zeit zu verlieren. Die Provinzen werden von den Gouverneurs als ihnen zugehörige Milchkühe betrachtet, von denen sie zu nehmen berechtigt sind was sich irgend nehmen läßt, und die übrigen Machthaber handeln nach gleichen Grundsätzen. Hat z. B. ein Mandarin ein Haus nöthig, so kostet ihm weder die Arbeit noch das Material das Geringste. Man requirirt die Leute die es erbauen sollen — dafür daß die Arbeit schnell von statten geht, sorgt der Rohrstock — und die Materialien werden von den Provinzen oder der Hauptstadt selbst geliefert. Nichts ist einfacher als das. Wünscht ein Mandarin die Tochter einer Familie für seinen Harem, oder den Sohn um ihn unter seine Komödianten zu stecken, so verlangt er diese Tochter oder diesen Sohn, und der Siamese, der seinen Chef kennt, beeilt sich diese Wünsche gutwillig zu erfüllen, um sich nicht mit Gewalt dazu zwingen zu lassen. Als Se. Maj. der König von Siam vor kurzem hörte daß sein Vasall, der König von Cambodscha, eine sehr schöne Tochter besitze, so bat er sich diese für sein Serail aus, und als der Vater sich weigerte diesem Wunsch nachzukommen, behielt die siamesische Majestät seine Söhne, die sich zufällig in Bangkok befanden, als Geisel.

Ein Lieblingswunsch des Königs von Siam ist, allen Nachbarstaaten als ein mächtiger und gefürchteter Fürst gegenüberzustehen. Aus diesem Grund unterhält er mit großen Kosten ein stehendes Heer, dessen Nutzen mehr als zweifelhaft ist. Die Armee ist aus Cavallerie, Artillerie und Infanterie zusammengesetzt. Ein englischer Officier bemüht sich seit zwei Jahren diesen Truppen das Marschiren beizubringen, und ihnen begreiflich zu machen daß man eine Flinte anders tragen muß als ein Ruder, und Dank seiner Beharrlichkeit und einer Energie die man nur bei den Officieren seiner Nation antrifft, hat er sein Ziel beinahe erreicht. Die Artillerie vermag es beinahe eine Kanone ohne Zittern abzubrennen; zu zielen hat sie noch nicht versucht, denn jedes Ding hat seine Zeit. Die Zahl der zur Kriegführung bestimmten Elephanten ist sehr bedeutend; sie bilden die ganze siamesische Cavallerie. Die Männer welche die Elephanten besteigen, haben nichts zu thun als sie auf die feindlichen Bataillone zuzutreiben. Die Thiere thun dann das übrige von selbst. Auch das Regiment der siamesischen Amazonen darf nicht unerwähnt bleiben; diese Mann-Weiber mit wilden, drohenden Physiognomien tragen mit Stolz die Pistolen im Gürtel und den Bogen auf dem Rücken. Man versichert daß sie die besten Soldaten des Königs sind, und wenn ihre Tapferkeit ihrer Frechheit gleichkommt, so ist daran nicht zu zweifeln; sie fürchten dann gewiß weder Tod noch Teufel.

Wenn der König von Siam Soldaten braucht, so sind die Gouverneure der Provinzen verpflichtet ihm eine bestimmte Anzahl zu liefern. Die Kleidung und Armirung der Truppen besorgt die Regierung selbst, aber man muß, um ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, bemerken daß sie sich dadurch sicherlich nicht zu Grunde richtet. Die Uniform besteht, je nach dem Corps welchem die neu Einrangirten zugetheilt werden, aus einer rothen oder grünen Weste, und die Waffen aus einem Säbel und einer Flinte. Aber welche Flinten sind dieß! Die unsrer Soldaten zur Zeit Ludwigs XIII mußten im Vergleich damit bewundernswürdige Waffen seyn. Die Kopfbedeckung der Truppen besteht aus Mützen von gegerbtem Leder.

Wenn die siamesische Armee vollständig ist, zählt sie gegen 60,000 Mann, wovon indessen, wenn es zu einem Treffen mit dem Feind kommt, fast nur die Artillerie in Thätigkeit ist, während die übrigen Truppen als müßige Zuschauer fungiren, denn die Thai schlagen ihre Schlachten fast nur mit Kanonen. Die Siamesen wollen vor allen Dingen für das gehalten seyn was sie am wenigsten sind, nämlich für ein kriegerisches Volk, und liegen deßhalb die meiste Zeit mit andern Volksstämmen im Streit. Besonders stehen sie mit ihren nächsten Nachbarn, den Anamiten, fortwährend auf feindlichem Fuße. Aber man hat mich versichert daß die zwei stolzen Nationen jedesmal, wenn es zu einem Treffen kommen soll, bitterlich bereuen sich in diese Feindseligkeiten eingelassen zu haben, und die erste Gelegenheit benutzen um sich aus dem Staub zu machen. In Folge dessen ist der Verlauf der Schlachten, die sie sich gegenseitig liefern, gewöhnlich außerordentlich kurz und einfach. Die Kanonen donnern — und eine der beiden Armeen läuft sofort davon.

Digitized by Google

Zu dem kriegerischen Aufputze der Siameſen gehört auch die Befeſtigung der Gränzſtädte des Königreichs. Die Nachbarvölker zeigen großen Reſpect vor den mit Kanonen geſpickten Mauern, aber wir, die wir die Dinge etwas genauer ins Auge gefaßt haben, möchten die Unüberwindlichkeit dieſer Plätze ein wenig bezweifeln, denn wir fanden die Kanonen in gänzlich unbrauchbarem Zuſtande, die Beſatzung abweſend und die Wälle in fette, grüne Weideplätze verwandelt.

Daß einem ſo ſtreitbaren Fürſten, wie dem König von Siam, die Landarmee nicht genügen kann, iſt natürlich. Er beſitzt auch eine Marine, welche aus etwa zwanzig europäiſchen Kriegsſchiffen und einer großen Anzahl Galeeren beſteht, die 100—150 Mann und mehrere Kanonen faſſen. Marineſoldaten und Seemänner bedürfen der in Siam herrſchenden Anſicht nach keiner Uebung, deßhalb werden ſie erſt einberufen wenn ein Krieg in Ausſicht ſteht, und vertauſchen dann, wie Cincinatus, Pflug und Spaten gegen Schwert und Ruder. Es iſt wahr daß der König von Siam mit ſeiner Flotte noch keine Eroberungen gemacht hat, aber er iſt deßhalb nicht weniger gefürchtet und reſpectirt, denn er hat es mit Völkerſchaften zu thun die keine Marine beſitzen; die Cochinchineſen haben ihre Schiffe durch den Admiral Lapierre verloren, und gerade gegen dieſes Volk hat Siam ſeine glänzendſten Seeſchlachten geliefert. Die ſiameſiſche Flotte iſt nur als Luxusartikel zu betrachten, denn ſie vermag nicht einmal den Seeräubereien Einhalt zu thun, die ſich bis in den Meerbuſen von Siam erſtrecken. Zwei gut bemannte und bewaffnete Briggs würden mehr nützen als die geſammte Flotte der Thai in ihrem jetzigen Zuſtande.

Die Finanzverhältniſſe des Königreichs Siam ſind ebenfalls eigenthümlicher Art. In jedem wohl organiſirten Staat exiſtirt ein Finanzminiſterium und ein Schatz, den man Kronſchatz nennt und der niemals mit dem Eigenthum des Staats verwechſelt oder vermiſcht werden darf. In Siam hingegen gibt es nur einen Schatzmeiſter der Krone und einen Kronſchatz in welchen ſämmtliche Einkünfte des Landes fließen, und nichts iſt in einem Lande, wo alles dem König gehört und alles vom König ausgeht, folgerichtiger als dieſe Einrichtung. Die Einnahmen des Königs von Siam belaufen ſich jährlich auf die ungeheure Summe von 80 Mill. Ticals und fließen ihm aus drei verſchiedenen Quellen zu: erſtens vom Grund und Boden des Reichs, zweitens von ſeinen Unterthanen und drittens von den Fremden. Jeder Grundeigenthümer zahlt für den Hectar bebauten Landes einen Ical Steuern, jemehr Hectare er alſo bebaut, jemehr Ticals hat er zu bezahlen, und die Beamten welche die Kataſter anzufertigen haben, wiſſen dem König gefällig zu ſeyn. Wenn ſich Irrthümer in ihren Berechnungen finden ſollten, ſo wären dieſe ohne Zweifel immer zu Gunſten der Regierung. Das ſiameſiſche Volk wird in Sklaven, frohnpflichtige und ſteuerpflichtige Leute eingetheilt. Die Frohnpflichtigen ſind gezwungen jährlich ſechs Monate für den König zu arbeiten; die Steuerpflichtigen hingegen befreien ſich durch die Zahlung einer Abgabe von vier Ticals per Kopf von dieſem Frohndienſt. Wenn die Ernten gut ſind, läßt der König die Steuern in natura einfordern und bezahlt die Producte in Rückſicht ſeiner hohen Stellung natürlich weit unter dem Werth, und wenn ein Handwerker es zu einem gewiſſen Grade von Geſchicklichkeit in ſeinem Fach bringt, ſo nimmt ihn der König in ſeine Dienſte und bezahlt ihm dafür zweimal weniger als der ſo Geehrte in freier Ausübung ſeines Geſchäftes gewinnen könnte. Solche Einrichtungen müſſen natürlich jeden Fortſchritt des Landbaues und der Induſtrie hemmen, und das ſchon in Trägheit, Feigheit, Unwiſſenheit und Armuth verſunkene Volk vollends zu Grunde richten. Der Grundbeſitzer ſteht ſich ja am beſten, wenn er den Boden ſich ſelbſt überläßt, und der Handwerker muß ſich vor allen Dingen bemühen Zeit ſeines Lebens ein ſchlechter, untauglicher Arbeiter zu bleiben. Auch die maſſenhafte Einwanderung der Chineſen iſt für die königliche Caſſe von großem Nutzen. Die ſiameſiſchen Herrſcher protegirten ihre Coloniſation, beſteuerten ſie aber, nachdem ſie ihre Capitalien und Talente im Land angelegt hatten, ziemlich hoch. Jeder Chineſe hat der Regierung jährlich zwei Ticals Kopfſteuer zu entrichten, woraus allein eine Einnahme von 8—9 Mill. erwächst. Außerdem befindet ſich der Handel mit Tabak und Reis in den Händen des Gouvernements; alle Geldſtrafen und Confiscationen welche von den Gerichtshöfen dictirt werden, fließen in den königlichen Schatz — gewiß Grund genug um dieſe Strafen ſo oft als möglich in Anwendung zu bringen — und endlich haben alle europäiſchen Schiffe und chineſiſchen Dſchonken eine ziemlich hohe Abgabe zu zahlen.

Von dieſen Einkünften hat der König allerdings die Armee zu Waſſer und zu Lande zu erhalten und ſeine Mandarinen zu bezahlen, aber die letztere Ausgabe iſt von geringer Bedeutung: der beſtbeſoldete Mandarin empfängt nicht mehr als 5000 Fr. der geringſt geſtellte nur 40 Fr. Gehalt, aber ſie haben als Entſchädigung das Recht das Volk zu bedrücken und auszupreſſen. Ein Miniſter bringt es jährlich bequem auf 2—300,000 Fr., und die übrigen Mandarinen ſtehlen in demſelben Verhältniſſe. Auch die Prieſter der königlichen Pagoden werden aus der Caſſe des Herrſchers bezahlt, und da es nahe an 800 Pagoden in Siam gibt, ſo iſt die Laſt eben nicht unbedeutend. Im vorigen Jahr hatte ſich der König entſchloſſen auch den katholiſchen Miſſionären, die ſich in ſeinem Reich aufhalten, einen jährlichen kleinen Zuſchuß zu gewähren; der Biſchof erhielt 1200, jeder Miſſionär 600 Fr.: aber man darf kaum hoffen und erwarten daß dieſe großmüthige Anwandlung von langer Dauer ſeyn wird.

Siam beſitzt, obgleich es der ſchrankenloſen Willkür großer und kleiner Tyrannen unterworfen iſt, dennoch eine Juſtiz, oder beſſer geſagt ein Geſetzbuch, und Behörden welche die darin verzeichneten Geſetze aufrecht erhalten ſollen. Das ſiameſiſche Strafgeſetzbuch iſt ſehr wenig complicirt. Es enthält für ſchwere Verbrechen nur drei Strafen: den Tod, Gefangenſchaft in Eiſen, und eine dritte, welche darin beſteht für die königlichen Elephanten Gras zu ſchneiden. Die Civil- und Criminalrechtsbeſtimmungen ſind hingegen ſehr vollſtändig, und es iſt nur zu bedauern daß das ſiameſiſche Geſetzbuch in gelehrter Sprache geſchrieben und den Richtern alſo völlig unzugänglich iſt, ſelbſt wenn der eine oder der andre es wirklich beſitzen ſollte.

Für die Verhandlung der verſchiedenen Rechtsfälle gibt es in Siam drei verſchiedene Gerichtshöfe: der erſte iſt aus den Gouverneurs der Provinzen und ihren ſelbſtgewählten Aſſeſſoren gebildet, und verhandelt nur Civil- und Correctionsfälle; das zweite Tribunal iſt das der vier Generalgouverneurs in Bangkok, vor welches außer den Civil- und Correctionsfällen auch die Criminalfälle gehören, und welches zugleich das Appellationsgericht in Sachen des erſten Gerichtshofes bildet — und das dritte iſt das Tribunal des Königs, welches die Rolle unſres Caſſationshofes ſpielt, nur mit dem Unterſchied daß es nicht nur caſſirt und beſtätigt, ſondern auch verurtheilt und freiſpricht. Dieſer oberſte Gerichtshof iſt aus Mandarinen zuſammengeſetzt die der König ſelbſt wählt, und die dem Anſchein nach nicht von den Generalgouverneurs abhängig ſind. Indeſſen dürfte es in Siam kaum möglich ſeyn ſich dem directen oder indirecten Einfluß dieſer

Digitiz

Gewaltigen zu entziehen. Wenn ein Fall vor die höchste Behörde des Landes, den König gebracht wird, so weist ihn dieser an seine Richter oder behält sich die letzte Entscheidung vor, oder er spricht auch den Angeklagten frei, ohne die Sache zu kennen um die es sich handelt. Alles hängt von der guten oder schlechten Laune des Monarchen ab. Das Recht ein Todesurtheil auszusprechen, steht nur dem Tribunal des Königs und dem der vier Generalgouverneurs zu, und kein Todesurtheil kann ohne die Autorisation des Königs vollzogen werden. Zu seinem Ruhm müssen wir sagen daß er die Bestätigung sehr selten ertheilt; gewöhnlich verwandelt er die Todesstrafe in Kettenstrafe. Die Gouverneure der Provinzen dürfen kein Urtheil über Tod und Leben fällen, aber sie besitzen dafür die Macht, die ihrer Gerichtsbarkeit Unterworfenen unter dem Rohrstock sterben zu lassen. Wenn jemand zu Kettenstrafe verurtheilt ist, so wird es ihm durch eine Summe Geld jederzeit möglich sich loszukaufen und seine Reputation wieder herzustellen — aber die gleiche Summe reicht auch hin um einen Unschuldigen verurtheilen zu lassen. In Civilsachen ist das Recht immer auf Seiten des Reichen. Wer am meisten zahlen kann, hat Recht, und es würde sich auch immer ein Richter finden der dem Unglücklichen, welcher sich beklagen wollte, eine Anzahl Stockschläge zudictirte.

In einem Land wo die Gesetze keine Macht haben, wo jede Untersuchung für überflüssig gehalten wird und die Zeugen käuflich sind wie andre Dinge, zieht sich das Gerichtsverfahren begreiflicherweise nicht in die Länge. Für die einfache Ueberschreitung der Polizeigesetze besteht die Strafe in Stockschlägen, deren Anzahl lediglich von der Willkür und der guten oder schlechten Laune des Richters abhängt. Uebrigens ist die Prügelstrafe, die wir an und für sich entsetzlich finden, in Siam ganz unentbehrlich. Sie ist das einzige Mittel das verthierte und entnervte Volk zum Gehorsam und zur Arbeit zu zwingen. Man müßte erst die innere Verwaltung des Landes und die Lage des Volks in jeder Hinsicht verbessert haben, ehe man daran denken könnte die Strafgesetze zu verändern. Sechsmonatliche Frohnarbeit und das Recht der Gewalthaber, den Unterthanen seines Eigenthums, ja selbst seiner Familie zu berauben scheinen uns wenig geeignete Mittel ein Volk moralisch zu heben und zur Thätigkeit anzufeuern.

Nach den Verhältnissen und Zuständen des Landes und dem Bildungsgrad des Volks läßt sich leicht schließen daß sich die Kunst in Siam noch nicht über die ersten Anfänge hinaus entwickelt hat. Ich habe auf die Einladung des Königs einer pomphaft angekündigten Vorstellung der Hofschauspieler beigewohnt, die an Originalität und Kindlichkeit alle Erwartungen übertraf. Das Theater befand sich in einem Hof, welcher an den königlichen Audienzsaal stößt, und war mit Draperien von rother und weißer Seide und Holzschnitzereien verziert; große, künstlich geschnittene Cartons bildeten die Decorationen. Der König saß auf einer geräumigen, prächtig gemalten Tribüne, auf deren Stufen sämmtliche Mandarinen hockten, und wir waren auf einer ähnlichen, mit Sesseln besetzten Estrade placirt. Eine betäubende, allen Gesetzen der Harmonie trotzende Musik bildete die Ouvertüre und die Begleitung des Stückes, und wurde uns zur großen Befriedigung des Königs und seines Hofes fünf volle Stunden lang vorgespielt; ich bin versucht zu glauben daß die flamesischen Musiker nur diese eine Weise kennen, denn ich habe bei den musikalischen Soireen, die der französischen Gesandtschaft zu Ehren von den Mandarinen veranstaltet wurden, nie etwas andres als dieses eine disharmonische Stück gehört. Nachdem die Musiker eine Weile gespielt hatten, begann die Vorstellung. Eine Menge Schauspieler und Schauspielerinnen stürzten sich auf die Bühne. Sie trugen goldgestickte Gewänder und hohe, spitz zulaufende, mit Steinen und Perlen besetzte Mützen, in denen sie ebenso hübsch wie eigenthümlich aussahen, was aber ihr Spiel betrifft, so konnte man sich nichts einfacheres denken. Es bestand in einer ziemlich ungraciösen Pantomime, welche von einem Chor schreiender Stimmen begleitet wurde, der in geringer Entfernung von den Schauspielern aufgestellt war. Was man spielte, weiß ich nicht zu sagen. Alles was ich verstand, war eine ziemlich lächerliche Hirschjagd. Ein Schauspieler mit einem Hirschkopf sprang auf die Bühne und wurde einige Secunden vergeblich verfolgt, endlich erreicht, getödtet, gebraten, und gegessen — alles das in weniger Zeit als ich nöthig habe es zu beschreiben. Nachdem das Stück fünf Stunden gespielt hatte, machten wir unsrer Qual ein Ende, indem wir uns erhoben und das Theater verließen.

Miscellen.

Faraday's Versuche mit dünnen Goldplättchen. In einer Rede welche Prof. Faraday in der Versammlung der naturforschenden Gesellschaft in London hielt, bemerkte er unter anderm: er sey durch gewisse Erwägungen veranlaßt worden Proben anzustellen um die Wirkung solcher Körper auf die Strahlen des Lichts kennen zu lernen welche, wenn in kleinen Quantitäten, eine starke eigenthümliche Einwirkung auf das Licht besäßen, und welche auch in so dünne und winzige Plättchen und Theilchen getheilt werden könnten, daß sie ganz in die Dimensionen einer Lichtwelle hineinkämen, während sie von der Kraft die sie in der Masse hatten, immer noch mehr oder weniger behielten. Obgleich er bis jetzt nur wenig neues bei diesen Versuchen gelernt, halte er es doch für seine Pflicht die Mitglieder des Instituts von den gemachten Fortschritten einigermaßen in Kenntniß zu setzen. Die Lichtschwingungen betragen für den violetten Strahl 59,570 in einem Zoll, und für den rothen Strahl 37,640 in einem Zoll; es ist der seitliche Theil der Schwingung des Aethers von dem man hypothetisch voraussetzt er afficire das Auge, allein das Verhältniß der Zahl bleibt dasselbe. Nun ist ein Goldplättchen, wie der Mechaniker es liefert, nur $\frac{1}{280{\cdot}000}$ Zoll dick, so daß sieben und ein halbes dieser Plättchen in den Raum welchen eine einzige Lichtwelle des rothen Strahls, und fünf in den Raum welchen eine violette Welle einnimmt, gebracht werden können. Gold von dieser Dicke und in diesem Zustand ist durchsichtig, es pflanzt grünes Licht fort, während gelbes Licht reflectirt wird; auch ist aller Grund vorhanden zu glauben daß, wie es bei allen gewöhnlichen Körpern geschieht, einiges aufgesogen wird. Wenn man ein Goldplättchen auf eine Wasserschichte auf Glas legt, so kann man das Wasser leicht entfernen, und Auflösungen an die Stelle desselben setzen; auf diese Weise läßt sich eine Chlor- oder Cyankaliumauflösung anwenden um das Goldhäutchen zu verdünnen, und da letztere die anderen im Gold vorhandenen Metalle (Silber z. B., welches Chlor als ein Chlorid zurückläßt) auflöst, so gibt es ein reines Resultat, und wenn man das Cyanid abwascht, und

Digitized by Google

die letzten Waſſerüberbleibſel abträufelt und trocknet, ſo bleibt das Häutchen am Glaſe hängen: man kann damit experimentiren, obgleich in einem Zuſtand ungemeiner Dünnheit. Wenn man dieſes Häutchen entweder mit der elektriſchen Lampe, oder dem Sonnenſpectrum, oder dem Mikroſkop unterſuchte, war es an vielen Stellen, wo ſeine Dicke nicht den zehnten oder zwanzigſten Theil des urſprünglichen Goldplättchens betragen konnte, ſcheinbar zuſammenhängend. An dieſen Stellen zeigte ſich das Gold als etwas ſehr durchſichtiges, indem es gelbes Licht reflectirte und grüne und andere Strahlen fortpflanzte; es war ſo dünn, daß es wahrſcheinlich nicht mehr als den hundertſten Theil einer Lichtſchwingung einnahm, und doch wurde keine beſondere Wirkung hervorgebracht. Die Strahlen des Spectrums wurden nach einander hindurch geſendet; ein Theil von allen derſelben wurde entweder aufgehalten oder zurückgewendet, der aber welcher hindurchgieng, war ſeinem Charakter nach *unverändert*, mochte ſich das Goldplättchen nun unter gewöhnlichen Umſtänden, oder in ſehr intenſivem magnetiſchem Kraftfeld befinden. Wenn man eine Goldauflöſung in eine Phosphordampf enthaltende Atmoſphäre bringt, ſo wird das Gold zerlegt, indem ſich Häutchen bilden welche man waſchen und auf Glas legen kann, ohne daß ihr Zuſtand oder ihre Beſchaffenheit vernichtet wird; dieſe ſchwanken von der äußerſten Dünnigkeit bis zur Dicke des Goldplättchens oder mehr, und haben verſchiedene Grade reflectiver und transmiſſiver Kraft; ſie beſitzen eine große Mannichfaltigkeit der Farbe, vom Grau bis zum Grün, allein ſie gleichen den Goldplättchen darin daß ſie die Lichtſtrahlen nicht ändern.

•

Anderſſons Reiſen in Südweſt-Afrika. Die Leſer dieſer Blätter kennen bereits aus dem Jahrgang 1856 den reichen Inhalt von Anderſſons Reiſewerk, welches, urſprünglich ſchwediſch geſchrieben, jetzt in einer deutſchen Ueberſetzung erſchienen iſt. Da Anderſſon der Begleiter Galtons auf ſeiner Entdeckung des Ondonga-Landes war, und ſpäter ſelbſt den Weg von der Weſtküſte durch die Kalahariwüſte nach dem Ngami-See entdeckte, ſo ſind ſeine Schilderungen ein Hauptwerk für afrikaniſche Erdkunde und Entdeckungen. Die deutſche Ausgabe iſt mit denſelben Illuſtrationen wie die engliſche ausgeſtattet, welche nicht weniger als 28 fl koſtet. Trotzdem ſind die deutſchen Abbildungen den mißrathenen und halb unkenntlichen engliſchen Steindrücken unendlich überlegen. Als Probe der Ueberſetzung laſſen wir hier folgen was Anderſſon über die in Südafrika gebräuchlichen Gegenmittel gegen Schlangengift ſagt: „Einige unter den Mitteln die man in Südafrika gegen den Biß von Schlangen und giftigen Inſecten anwendet, ſind einfach, eigenthümlich in ihrer Art und ſehr wirkſam. Das erſte was man beobachtet, iſt (ſo weit es ſich eben thun läßt) eine Schnur oder einen Verband feſt über den verwundeten Theil zu legen, um das Umſichgreifen des Giftes zu verhindern. Den verwundeten Theil abzuſchneiden oder zu brennen, iſt, wenn es ſchnell und ohne Aufſchub geſchieht, ebenfalls ein ſicheres Mittel um gefährlichen Folgen vorzubeugen. Die Europäer wenden gewöhnlich eau de luce an, wovon man dem Patienten alle zehn Minuten fünf Tropfen in einem Glas Waſſer gibt, bis die Wirkung des Giftes verſchwunden iſt. Eau de luce wird auch äußerlich gebraucht. Ein anderes gutes Mittel iſt, mit einem Meſſer Einſchnitte in die Wunde zu machen, und ſie dann auszuſaugen, wobei man jedoch darauf Acht haben muß daß man an den Lippen oder im Mund nichts Böſes hat. Hierauf ſtreicht man ſüße Milch, Oel oder Hirſchhornſpiritus auf die Wunde, und gibt dem Patienten viel ſüße Milch zu trinken. In der Capcolonie haben die holländiſchen Bauern ein grauſames, aber ſehr wirkſames Mittel gegen die gefährlichen Wirkungen des Schlangenbiſſes. Man ſchlitzt einer lebenden Henne die Bruſt auf und legt ſie auf die durch den Schlangenbiß entſtandene Wunde. Iſt das Schlangengift tödlich, ſo zeigen ſich an der Henne ſogleich krankhafte Symptome, ſie wird matt, ſenkt den Kopf und ſtirbt. Nach der erſten nimmt man eine zweite, dritte u. ſ. w., wenn es nöthig ſeyn ſollte; aber ſobald die genannten Symptome ſich an der Henne nicht zeigen, nimmt man an daß der Patient außer Gefahr iſt. Ein Froſch, den man auf die nämliche Weiſe anwendet, thut denſelben Dienſt. Eine Art weißer Bohnen, die in mehrern Theilen der Colonie wächſt und merkwürdig genug „Herrenbohne" genannt wird, iſt ebenfalls ein Mittel gegen den Biß von Schlangen und andern giftigen Thieren. So kam z. B. einmal ein Dameranweib welche ein Scorpion geſtochen hatte, zu Hrn. Hahn, deren ganzer Körper heftig geſchwollen und entzündet war, und die kaum mehr gehen konnte. Hahn zerſchnitt ſogleich eine ſolche Bohne und legte ſie auf die Wunde, an welcher ſich die Bohne ſo feſtſetzte daß ſie nur mit Gewalt wieder entfernt werden konnte. Nachdem das Gift herausgezogen war, fiel die Bohne von ſelbſt ab, und nach einiger Zeit war die Frau wieder hergeſtellt."

•

Die amerikaniſche Dampf-Orgel. Seit ungefähr einem Jahr erregt eine Dampf-Orgel (steam organ) „Kalliope" genannt, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika allgemeines Aufſehen. Nachdem ſie alle größeren Städte der Reihe nach beſucht und die lauſchende Menge im Norden, Süden, Oſten und Weſten mit ihren grellen Tönen erfreut hat, nahm ſie jetzt in den Räumen des Kryſtallpalaſtes zu New-York während der neunundzwanzigſten Ausſtellung des Franklin-Inſtituts einen mehrwöchentlichen Aufenthalt, und hilft den Beſuchern die gegenwärtige Geldkriſis vergeſſen; denn ſobald ihre dumpfe Stimme erſchallt, drängt ſich Alt und Jung in ihre Nähe, um ſich keinen ihrer ſüßen Laute entgehen zu laſſen, obgleich ihre Töne bis in die äußerſten Winkel des Palaſtes laut und vernehmlich dringen. Leider eignet ſich die Kalliope weniger zur Aufſpielung heiterer Weiſen, als z. B. des Yankee doodle, der unharmoniſchen Nationalhymne, die, wie bekannt, das geſammte Muſikelyſium der Amerikaner, ſo oft ſie geſpielt wird, förmlich elektriſirt und ihren Körper in eine eigenthümliche lebhaft hüpfende Bewegung verſetzt, als vielmehr zu ernſter Muſik. Es iſt deßhalb der Vorſchlag gemacht worden, die Dampf-Orgel in großen Kirchen in Anwendung zu bringen und zu dieſem Zweck hat ſich eine Dampfmuſikactiengeſellſchaft (American Steam Music Company) in Worceſter im Staat Maſſachuſetts gebildet, deren Agent A. S. Denny daſelbſt iſt. Die Einrichtung der Dampf-Orgel iſt übrigens ſehr einfach: Auf eine ſtarke Dampfröhre, welche mit einem Dampfkeſſel in Verbindung ſteht, iſt eine Anzahl nach der Tonleiter geſtimmter Dampfpfeifen aufgeſchraubt. Jede dieſer Dampfpfeifen iſt mit einem Ventil, auf welches eine Feder wirkt, verſchloſſen. An dem Ventil ſind Drähte befeſtigt welche durch Hebel auf einer Seite mit Taſten verbunden ſind, auf der andern mit einer drehbaren Stiftwalze in Communication geſetzt werden können, ſo daß man entweder Melodien ableiern oder nach Belieben auf der Claviatur ſpielen kann; das Inſtrument iſt alſo zugleich Leierkaſten und Orgel. Ein Vortheil der Kalliope beſteht jedenfalls darin daß ihre Töne von einer bedeutenden Menſchenmenge auf einmal gehört werden können. (Börſenhalle.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 52. 25 December 1857.

Skizzen aus Rom.

1. Allgemeine Eindrücke.

Wer Rom zum erstenmale betritt, empfängt gewöhnlich einen gemischten, verwirrenden Eindruck. Wo er geht und steht, wird sein Auge von einem bekannten Anblick festgehalten. Diese Plätze mit Obelisken und rauschenden Fontänen, diese Façaden von Palästen und Kirchen voll schwerfälliger Pracht, diese Kuppeln und Thürme, diese Ruinen von Tempeln und Bogenhallen — alles ist ihm bekannt und doch alles fremd. Schon als Knabe hat er auf den Kupferstichen von Piranesi die sämmtlichen Ansichten von Rom bewundert, mit vierspännigen in Galopp fahrenden Carossen staffirt, vor denen stattliche Cavaliere sich verneigen. Dann hat er auf mancher Kunstausstellung sehnsuchtsvoll vor dem „Colosseum bei Mondbeleuchtung" oder dem „Innern des Pantheon" gestanden. Unzählige Beschreibungen und mündliche Schilderungen von all diesen Herrlichkeiten hat er in sich aufgenommen. Und nun da die Eindrücke aus unmittelbarer Nähe auf ihn eindringen, ist doch alles so ganz anders als er erwartet hatte. Die Menge der Anschauungen ist so groß, daß sie sich gegenseitig beeinträchtigen und keine ihre volle Wirkung thut. Erst allmählich macht die unruhige Erregtheit der Sammlung und Fassung Platz, erst allmählich weitet die Seele sich aus, um die Bilder der großen Gegenstände völlig in sich aufnehmen zu können.

Den ersten Eindruck Roms zu einem verwirrenden zu machen, trägt auch der Umstand nicht wenig bei daß man bei der Durchwanderung der modernen wie der antiken Stadt fast nirgend etwas sieht was ganz rein und harmonisch wirkt. Jene wie diese gehören Perioden der sinkenden Architektur an. Bekanntlich sind die Ueberreste des alten Roms fast sämmtlich aus der Kaiserzeit: Monumente wie das Grabmal der Cäcilia Metella, die der Republik entstammen, sind äußerst seltene Ausnahmen. Bei der Wiederauferstehung der neuen Stadt seit dem 16ten Jahrhundert wurde alles Antike ohne Unterschied als Muster angesehen, und entweder nachgeahmt oder überboten. Die zum Theil sehr unschönen Bauten der Kaiserzeit haben wesentlich dazu beigetragen die Physiognomie des modernen Roms zu bestimmen. Wie unendlich oft (um nur eine Kleinigkeit anzuführen) ist an römischen Palästen die Fensterbekrönung abwechselnd mit geradlinigen Giebeln und Stichbögen gemacht. Die Nischen im Innern des Pantheon sind hier das Vorbild gewesen.

Das alte und neue Rom wird zwar von derselben Mauer umschlossen welche Kaiser Aurelian im 3ten Jahrhundert baute, als die Herrscherin der Welt bereits vor den Einfällen nordischer Barbaren zu zittern begann, und die seitdem nothdürftig im Stand erhalten ist. Doch liegen die beiden Städte innerhalb dieser Mauer eigentlich fast ganz nebeneinander, und nur ein beschränkter Theil des im Alterthum bewohnten Gebiets wird jetzt wieder bewohnt. Das alte Rom lag auf sieben von den Hügeln die sich östlich von der Tiber erheben, und in den Theilen die sie einschließen. Die Ebene zwischen den Hügeln und dem Flusse, das Marsfeld, war theils mit öffentlichen Gebäuden bedeckt, theils leer; jenseits des Flusses war nur ein geringes Gebiet bewohnt, das übrige von Gärten, Villen und Grabmälern bedeckt. Das moderne Rom hat sich von den Hügeln auf die Ebene herabgezogen: mehr als zwei Drittheile liegen auf dem Marsfeld, am jenseitigen Tiberufer ist das vaticanische Gebiet erst seit dem Mittelalter ein Theil der Stadt geworden. Von den Hügeln sind vier zwar noch theilweise bewohnt: der capitolinische, der Esquilin, der Quirinal und Viminal, aber drei liegen völlig wüst: der Aventin, Palatin und Cälius, und tragen außer Ruinen nur Vignen, Gärten und vereinzelte Klöster und Kirchen. Dafür ist die im Alterthum nur zu Gartenanlagen benutzte, dem Marsfelde zunächst liegende Anhöhe des Monte Pincio eines der lebhaftesten Quartiere des jetzigen Rom geworden.

Nach dem Sturz des weströmischen Kaiserreichs war für Rom eine beinahe tausendjährige Periode des Verfalls, der Zerstörung und Verödung gefolgt. Erstürmung und Plünderung, Bürgerkrieg, Hunger und Pest hatten die „goldene Roma" in eine ungeheure Ruinenstadt verwandelt, in der zerstreute Ansiedler ein elendes Leben fristeten. Im Lateran und in St. Peter weideten im 14ten Jahrhundert die Heerden im Grase bis an die Altäre. Erst mit der Wiedergeburt des Papstthums begann die bis aufs äußerste herabgekommene Stadt sich langsam zu erholen. Unter Leo dem Zehnten fieng das Marsfeld an sich mit Straßen zu bedecken. Aber der eigentliche Schöpfer des modernen Roms ist Sixtus der Fünfte, dessen grandiose Energie keine Rücksicht und keine Schranke kannte. Mit derselben Gewaltsamkeit die dieser große Restaurator des

Digitized by Google

Katholicismus in der Reform der päpſtlichen Regierung bewies, prägte er dem Sitze des Papſtthums den Charakter ſeiner Zeit auf. Kein ehrwürdiges Monument das die Jahrhunderte überdauert hatte, mochte es heidniſch oder chriſtlich ſeyn, ward verſchont, wenn es ſeinen Bauplanen im Wege ſtand. Lange geradlinige Straßen zogen ſich nun über das Marsfeld und den Monte Pincio. Ueberall erſtanden Paläſte und Kirchen in dem Styl den die regenerirte Kirche für ihre Bauten adoptirte, und der nicht ohne Grund von der Hauptſtütze ihrer Macht der Jeſuitenſtyl genannt werden iſt. Es iſt als wenn ſie auch auf dem Gebiet der Architektur ſich gegen alles Heidniſche in Oppoſition ſetzen wollte: ſtatt der ſtrengen und harmoniſchen antiken Einfachheit, die noch die Zeit Leo's des Zehnten zu reproduciren ſuchte, iſt hier überall Ueberſchwänglichkeit, Ueberfülle, Pomp. Rieſenhafte Dimenſionen und Maſſen dienen dem Streben zu imponiren, zu blenden, hinzureißen; ein unüberſehbares Durcheinander überkünſtlicher Ornamente vollendet die Berauſchung des ungebildeten Betrachters. Dieſe Façaden mit ihren ineinandergedrängten, im Nordweſten übereinandergebäuften Säulen, Pilaſtern und Arkaden, mit ihrer Ueberfülle von Gliedern, mit ihren geſchlungenen Linien, Schnecken und Schnörkeln erſcheinen dem gebildeten Sinn freilich fratzenhaft und widerlich; den rohen ſetzen ſie noch jetzt in Erſtaunen, um wie vielmehr in jener Zeit. Dieſe Façaden ſind gleichſam rieſige Programme der welterobernden Kirche. Gerade der Palaſt der Propaganda iſt ein wahres non plus ultra des Jahrhunderts.

Der Periode von der Mitte des 16ten bis zur Mitte des 17ten Jahrhunders gehört die Mehrzahl der Bauten an, die dem jetzigen Rom ſeinen architektoniſchen Charakter geben. Nur ſelten begegnet man jener leichten, anmuthigen und eleganten Renaiſſance, welche die Schöpfungen Raffaels, Bramante's und ihrer beſten Nachfolger erkennen läßt. Einen breiten Raum nehmen ſchon die Bauten Michelangelo's ein, deren Pracht ſchwerfällig iſt, und deren maleriſcher Effect auf einem Verkennen der architektoniſchen Principien beruht. Sie imponiren nur äußerlich, laſſen aber kalt, und ihre mit Blendarchitekturen bekleideten Façaden täuſchen nicht lange über den Mangel innerer Nothwendigkeit und organiſcher Formation. Bei Bernini iſt Schwung und Großartigkeit ſchon völlig erkünſtelt, und wenn der Effect ſeiner Anlagen (wie namentlich der runden Colonnade um den Petersplatz) auf den erſten Moment richtig berechnet iſt, ſo folgt dieſem augenblicklichen Gefühl des Staunens eine um ſo größere Verſtimmung über die Leerheit und Nüchternheit die ſich hinter einer ſo brillanten Außenſeite verſteckt. Vollends Borromini iſt der eigentliche Vertreter des ausgeartetſten Jeſuitenſtyls, und leider hat gerade er ſich des lebhafteſten Beifalls erfreut, und in einer Zeit gelebt wo reichlich zuſtrömende Mittel die Ausführung zahlreicher großer Bauten möglich machten. Von den verſchnörkelten, abenteuerlichen, affectirten Fratzengebilden, die ſeine corrupte Phantaſie ins Leben gerufen hat, iſt Rom voll; und da dieſe häßlichen Carricaturen ſich ſelbſt dem widerwilligen Blick unabweislich aufdringen, tragen ſie am meiſten dazu bei den Geſammteindruck der Stadt in architektoniſcher Hinſicht zu beſtimmen.

In einer andern Beziehung übertrifft Rom dagegen alle großen Städte Europa's: durch die Schönheit und den monumentalen Charakter ſeiner Plätze. Das ungeheure Areal erforderte nirgend eine Beſchränkung des Raums, und Architekturen, die an ſich nicht wohl thuend wirken, ſind immer noch geeignet als würdig abſchließende Einfaſſung die weiten Plätze zu begränzen. In ihrer Mitte ragt dann gewöhnlich ein Obelisk, und Waſſerkünſte, mit mannichfaltigen phantaſtiſchen Figuren geziert, tragen dazu bei die Wirkung in hohem Grade maleriſch zu machen. Fehlt es freilich hier, wie überall in Rom, an Harmonie, ſo vermißt man ſie doch weniger bei Anlagen dieſer Art. Der Reiſende, der von Norden kommend Rom durch Porta del Popolo betritt, empfängt ſogleich den großartigſten Eindruck. „Sobald man durch dieſes Thor gekommen, ſchrieb ſchon der alte Keyßler im Jahr 1730, kann man keine andere als große Gedanken von der Stadt Rom ſchöpfen, wegen des trefflichen großen Platzes welchen man vor ſich hat, des wunderwürdigen Obeliſci, zweier einander ſich völlig gleichender neuer Kirchen, und der drei geraden Straßen, in welche ſich zu Ende des Platzes die Wege vertheilen, als wären ſie aus dem Centro des Obeliſci abgemeſſen.“ Die Obelisken ſo wie die Fontänen ſind eine Erbſchaft des alten Rom; die Kaiſer haben dieſe ungeheuren Steinlaſten vom Nil tranſportiren laſſen, während die Päpſte ſchon ihre Wiederaufrichtung als große und ruhmwürdige Unternehmungen betrachten, eben ſo wie die Ausbeſſerung und Erhaltung der Waſſerleitungen, die im Alterthum meilenweit von den Bergen nach der Stadt geführt worden ſind. Die Fontänen Roms ſind zum großen Theil einzig ſchön, und die Plaſtik des ſiebzehnten Jahrhunderts, ſo ſtören ihre barocken Formen und Motive ſonſt ſind, iſt hier, wo man etwas abenteuerliches ſich gern gefallen läßt, vortrefflich zu decorativen Zwecken verwandt. An der Wand, aus der ſich die Röhren von Fontana Trevi in ein weites Becken ergießen, regt es ſich überall von märchenhaften Seegeſchöpfen, in der Mitte Neptun ſelbſt in pomphafter Majeſtät. Auf Piazza Navona ragt in der Mitte ein Fels der einen Obelisken trägt: aus ihm ſtrömen vier Waſſergüſſe in ein großes Baſſin, daneben ſtellen vier Rieſengeſtalten die vier größten Ströme der vier Welttheile vor, den Ganges, Nil, Laplata und die Donau. Auf Piazza Barberini bläſt ein Triton durch eine Muſchel einen Waſſerſtrahl in die Höhe, der in ſo feinen Tropfen zurückfällt daß man ſein Plätſchern nicht hört. Am einfachſten und ſchönſten ſind die beiden großen Fontänen auf dem Petersplatze, deren mächtige Strahlen aus großen Schalen aufſteigen, gleich rieſigen Staubfäden eines urweltlichen Blumenkelche. Mag man dieſe dichten Waſſergarben im Mondlicht ſilbern auf dem weiten leeren Platz glänzen oder in hellem Sonnenſchein von den Farben des Regenbogens funkeln ſehen, es iſt immer ein zauberiſcher, märchenhafter Anblick. Man erzählt daß eine ſehr hohe Perſon, die zum erſtenmal auf dieſen Platz geführt wurde, einige Zeit im ſtummen Staunen daſtand, dann aber, in dem Glauben dieß unvergleichliche Schauſpiel ſey nur ihretwegen veranſtaltet, zu ihrem Begleiter ſagte: „Aber nun iſt's genug.“ Die Sage behauptet daß in dem Waſſer der Fontana Trevi ein Zauber liegt. Wer einmal davon getrunken, ſoll ſich von einer unwiderſtehlichen Sehnſucht immer wieder nach Rom zurückgezogen fühlen. In Wahrheit könnte man ſagen daß der Anblick aller römiſchen Springbrunnen einen ſolchen Zauber übt; wer ſie einmal rauſchen gehört hat, vergißt ſie nie wieder.

Die Straßen Roms ſind freilich, wenigſtens in dem Capitoliniſchen Theil der Stadt, lang und gerade, wie namentlich der Corſo und die beiden zu ſeinen beiden Seiten in gleichen Winkeln

von Piazza del Popolo ausmündenden del Babuino und di Ripetta. Aber auch diese, verhältnißmäßig schmal und von hohen, grauen, schmucklosen Häuserreihen eingefaßt, machen einen düstern Eindruck, der, je weiter man ins Innere der Stadt vordringt, an Intensität gewinnt; denn hier werden die Straßen immer winkeliger und enger, und winden sich so labyrinthisch, daß ein nicht geringer Localsinn dazu gehört um sich in gewissen Partien Roms nicht zu verirren. Auch die Privathäuser sind ganz massiv aufgeführt, und die Quadermauern, die steinernen Thürpfostenschwellen und Fensterbekrönungen geben ihnen ein sehr solides Ansehen. Da auch im Innern alles von Stein ist, namentlich die Treppen und Fußböden (mindestens Estrich oder Ziegelpflaster), so sind Brände fast unerhört. Dieß war im alten Rom anders, wo ungeheure Feuersbrünste an der Tagesordnung waren, und die Häuser, aus leichten Holzgerüsten oft zu schwindelnder Höhe aufgeführt, ihren Bewohnern so häufig über den Köpfen einstürzten, daß man diese beiden Gefahren zu den charakteristischen Uebelständen der Hauptstadt rechnete. Der Grund der jetzigen Solidität im Bauen ist schwerlich größere Sorgfalt und Vorsicht, sondern Holzmangel. Die gewissenloseste Waldwirthschaft hat seit Jahrhunderten die nächsten Gebirge und die Campagna völlig kahl gemacht. Ich habe bei einem längern Aufenthalt in Rom keine Gelegenheit gehabt mich von der Organisation der Feuerpolizei (vigili) zu überzeugen. Sie führt eine Art Hirschfänger, deren obere Hälfte eine einfache Schneide, die untere eine Säge ist. Etwas das in andern großen Städten nachgeahmt zu werden verdiente, ist die Numerirung der Hausthüre. Nicht jedes Haus, sondern jeder Eingang hat seine besondere Nummer, und man ist daher nicht genöthigt wenn man jemanden in einem Hause mit mehrern Thüren aufsucht, von der einen zur andern zu wandern.

Das Pflaster ist im ganzen gut. Zwar den aus Quadern bestehenden Fußboden, dessen sich andere italienische Städte zu rühmen haben, wie Pisa, Genua, Florenz und Neapel, oder das sorgfältige Gefüge aus großen Basaltpolygonen, das sich hie und da aus dem Alterthum noch erhalten hat, sucht man im jetzigen Rom vergebens. Die Pflastersteine werden keilförmig zugehauen, an dem breiten Ende einigermaßen geglättet, und mit der Spitze in eine Schicht von Puzzolane gesenkt, die mit der Zeit zu einem unzerstörbaren Mörtel wird. Auch Gaslicht hat Rom seit dem ersten Januar 1854. An den ersten Abenden veranlaßte die Anzündung der Gaslaternen jedesmal kleine Aufläufe, und die Neugierigen, die sich gesammelt hatten um das Schauspiel zu sehen, liefen gewöhnlich eine ganze Strecke mit den Lampenanzündern, um den Anblick der plötzlich aufschlagenden Flamme mehrmals zu genießen. Die Sorge für die Reinlichkeit der Straßen ist gering, und der Schmutz trägt nicht wenig dazu bei den allgemeinen Eindruck der Verarmung und Verfallenheit zu verstärken.

Ueberall fällt es in die Augen daß der Verkehr völlig stagnirt, was freilich in einem Lande nur zu natürlich ist wo er nur als ein nothwendiges Uebel geduldet wird. Die Physiognomie der Straßen zeigt schon daß man nur auf nothdürftige Befriedigung der unabweisbaren Bedürfnisse bedacht ist, an Eleganz und Comfort des Lebens keine Ansprüche macht. Selbst die alterthümliche Pracht der meisten Palastfaçaden ist ruinenhaft, und der Palast des herzoglichen Bankiers Torlonia dürfte der einzige seyn der seine Ausstattung in neuerer Zeit erhalten hat. Nur dem größtentheils von Fremden bewohnten Quartier (hauptsächlich vom Corso bis Piazza di Spagna) ist der Charakter eines gewissen Wohlstandes künstlich aufgeprägt. Hier sind die Häuser sauber gehalten und haben einen modernen Anstrich; Hôtels und Cafés erfüllen wenigstens mäßige Ansprüche an Comfort und Eleganz, und einige Dutzend Läden mit leidlich eingerichteten Schaufenstern bemühen sich die Kauflust der Forestieri rege zu machen. Von den Römern wird diese Pracht in hohem Grade bewundert, und vor manchem Ladenfenster im Corso, an dem sehr gewöhnliche Manufacturen aufgestellt sind, stehen allabendlich staunende Gruppen. Uebrigens sind die Römer (wenigstens der Mittelstand) weit entfernt in diesen eleganten Läden zu kaufen, deren Preise exorbitant sind; sie machen ihre Einkäufe von Stoffen, Kleidern u. dgl. im Ghetto und kommen dabei viel billiger fort.

Rom ist, mit andern großen Städten verglichen, still und leer. Auch abgesehen von den ungeheuern unbebauten Strecken, Vignen, Gärten und ausgedehnten Ruinen, welche die Mauer einschließt, ist die Stadt viel zu groß für ihre jetzige Bevölkerung. Das Straßenleben hat die nationellen Eigenthümlichkeiten des Südens größtentheils eingebüßt, ohne die Lebendigkeit nordischer Städte gewonnen zu haben. Was sich von Eleganz, namentlich Sonntags in der Mittagsstunde auf dem Corso oder allabendlich auf der Promenade des Monte Pincio zeigt, kommt fast ausschließlich auf Rechnung der Fremden. Da rollt die prachtvolle Equipage des vornehmen Moskoviten, oder die bescheidenere eines deutschen Prinzen, galoppiren rothhaarige Söhne Albions in Phantasieuniformen, sitzen langgelockte Misses über Albums gebeugt, werden geputzte Kinder von französischen Gouvernanten beaufsichtigt. In anderm Sinn als im Alterthum ist jetzt Rom abermals ein „Sammelplatz der Nationen" geworden, und nicht leicht kann man ein bunteres Sprachgemisch hören als am Ostersonntag in St. Peter oder am Charfreitag in der Sixtinischen Capelle. Die malerische Nationaltracht ist in der Stadt fast ganz von der nordischen Kleidung verdrängt, man sieht sie fast nur an Campagnolen, die besonders an Sonntagen massenweise nach Rom kommen und namentlich auf Piazza Montanara zu finden sind, und den Ciuciaren, d. h. den Gebirgsbewohnern, welche die Ciucia, die rothe, mit Bindfaden um das Bein befestigte Sandale tragen, besonders um die Adventzeit, wenn sie paarweise mit Pfeife und Dudelsack durch die Gassen ziehen und vor den Madonnenbildern spielen. Auch die nationale Frauentracht, das steife rothe Mieder, den bunten Rock, das viereckig auf dem Kopf zusammengelegte, hinten herabfallende weiße Tuch, sieht man in der Stadt nur ausnahmsweise; selbst im Carneval erscheinen diese Costüme sowie die der Umgegend, das Scharlachmieder der Albaneserin, der rothe Rock von Nettuno nicht häufig. Nur am spanischen Platz pflegen sich jahraus jahrein mehrere Individuen, beiderlei Geschlechts, von jedem Alter, beharrlich umherzutreiben, die mit scrupulöser Genauigkeit in die römische Tracht gekleidet sind. Da fehlen weder der spitze Hut noch die engen Gamaschen, das kurze Wamms und der weite grobe Mantel; selbst mit dem langen Pikenstock und der dickbäuchigen hölzernen Trinkflasche sind diese Leute versehen. Es sind Künstlermodelle die auf Kundschaft warten, und mit Ueberraschung erkennt hier mancher Fremde, wie Dickens bei seinem Besuche Roms, alte Bekannte

Digitized by Google

wieder, die er ſchon auf verſchiedenen Kunſtausſtellungen geſehen hat.

Aber auch abgeſehen von dieſer künſtlichen Staffage des ſpaniſchen Platzes, fehlt es nirgend an Erſcheinungen und Figuren, die den Fremden daran erinnern daß er in Rom iſt. Da ſind zuerſt die römiſchen Bettler, deren manche jahrelang Tag für Tag an demſelben Poſten zu finden ſind, und mit angeborner Gentileza ſich an die Mildthätigkeit der Fremden wenden. „Ho fame, poveretto!“ oder „Maria santissima rendera grazia!“ oder povero privo di vista, benefattor mio!“ tönt es, an Orten die viel von Fremden beſucht werden, von allen Seiten Wer in Rom geweſen iſt, erinnert ſich vor allem eines muntern, behaglich ausſehenden Mannes ohne Beine, der, auf dem mittlern Abſatz der ſpaniſchen Treppe hauſend, behend auf den Händen und den Stümpfen der Oberſchenkel von einer Seite zur andern rutſcht, und den zum Monte Pincio hinaufſteigenden Wanderern ein ſtets freundliches: buon giorno, excellenza! zuruft. Man ſagt daß dieſer Mann ſich ein nicht unbeträchtliches Vermögen zuſammengebettelt hat, was wenigſtens durchaus nicht unwahrſcheinlich iſt.

In abgelegenen Gegenden, namentlich in den öden Ruinencomplexen des alten Rom, ſieht man auch das Volk ſeine nationalen Luſtbarkeiten improviſiren. Da wird z. B. der Saltarello getanzt. Ein oder zwei Mädchen oder Frauen ſchlagen das Tamburin im geraden Tact, zu deſſen dumpfen Tönen die Schellen einförmig klingen. Zwei Mädchen tanzen gegen einander, d. h. ſie chaſſiren vorwärts, rückwärts und im Kreiſe, die Hauptbewegung geſchieht mit dem Oberkörper; ſie ſetzen die Arme in die Seite, faſſen ſich bei den Händen, ſuchen und winden ſich u. ſ. w. Die unnachahmliche Grazie der Haltung und Bewegung gibt dieſem einfachen Tanz einen ungemeinen Reiz. Sobald ein Paar ermüdet, wird es von einem andern abgelöſt, zahlreiche Zuſchauer ſtehen oder lagern im Kreiſe und ermuntern die Tanzenden durch Beifall. Das Lieblingsſpiel des Volks iſt die ſchon im Alterthum gekannte Morra, wobei jeder der beiden Spieler eine Anzahl Finger in die Höhe hält, und gleichzeitig die Summe zu errathen ſucht die durch die Zahlen der beiderſeits erhobenen gebildet wird. Indem nun beide gleichzeitig blitzſchnell die Hände erheben, ſchreien ſie laut die gemuthmaßte Zahl heraus, und je länger das Spiel dauert, deſto leidenſchaftlicher wird das Geſchrei; auch hier fehlt es gewöhnlich nicht an einem Zuſchauerkreiſe. Andere Spiele ſind die nun auch im Norden eingebürgerte Boccia, die oft in Ermangelung von Kugeln mit Marmor oder Thonſcherben aus antiken Ruinen geſpielt wird; ferner das Schleudern einer Scheibe, die mit einer Schnur um das Handgelenk befeſtigt und dann mit großer Kraft und Geſchicklichkeit in die Weite geworfen wird. Alle dieſe und andere Luſtbarkeiten gehören namentlich zu den Unterhaltungen der Octoberfeſte. Aber auch dieſe, an denen ſich früher die Allegria des römiſchen Volks in völliger Ungebundenheit entfaltete, ohne doch je in Rohheit auszuarten, haben nur noch die Schatten ihres frühern Glanzes behalten. Den Schluß und die Culmination der Feſtlichkeiten bilden dabei eine Tombola und ein Feuerwerk; ohne dieſe beiden begehrteſten Ergötzlichkeiten geht in Italien kaum je ein weltliches oder kirchliches Feſt vorüber.

Die Beſchreibung einer Tombola von erſter Größe, die der Schreiber dieſer Zeilen in Ancona mit anſah, wird hoffentlich den Leſern dieſer Schilderungen nicht unwillkommen ſeyn. Bis zum Beginn des Spiels werden überall Karten ausgeboten, die, wie unſere Lottokarten, drei Reihen von je fünf Zahlen von 1 bis 90 enthalten: ſie koſteten 11 Bajocchi (ungefähr 5 Silbergr.). Wer nun ſo glücklich iſt daß von den ausgerufenen Zahlen auf einer von ſeinen Karten fünf zuerſt eine volle Reihe bilden, trägt den zweiten Gewinn davon; ſind aber die fünfzehn Zahlen einer Karte vollſtändig aus der Urne gezogen, ſo erhält dieſe den Hauptgewinn. Bei der erwähnten Tombola war er nicht unbedeutend, wenn ich mich recht erinnere, 2500 öſterreichiſche Lire, der zweite Gewinn 500. Die Scene des Schauſpiels war der große oblonge Marktplatz von Ancona. Auf dem Balcon des Rathhauſes ſtanden Beamte, ein Individuum, das mit entblößten Armen vor aller Augen in die Urne griff, und ein Ausrufer, der mit Stentorſtimme die gezogene Zahl herunterſchrie. Außerdem befand ſich mitten auf dem Markt ein hohes Gerüſt; jede ſeiner vier Seiten beſtand aus 90 beweglichen Fächern, die auf der nach außen gekehrten Seite leer, auf der andern die entſprechende Zahl trugen. Sobald nun eine Zahl ausgerufen war, wurde auf allen vier Seiten das betreffende Fach umgewendet und ſo die Zahl herausgekehrt. Der große Platz vermochte die Maſſe nicht zu faſſen, die zum Theil aus der Umgegend zuſammengeſtrömt war, und zu der die öſterreichiſche Beſatzung kein geringes Contingent geſtellt hatte; auch die Nebengaſſen waren angefüllt, und an jeder Ecke ſtanden Unterausrufer, welche die vom Balcon herab verkündeten Zahlen weiter ſchrien. Das Schauſpiel der leidenſchaftlich bewegten Maſſe von mehrern Tauſenden, jeder mit einer oder mehrern Karten in der Hand, worauf die zutreffenden Zahlen mit Bleiſtift durchgeſtrichen wurden, war ſehr merkwürdig. Wie mancher hoffte hier mit voller Zuverſicht auf den Gewinn! Wie mancher hatte ſich die glückbringenden Zahlen von einem Wahrſager, Traumdeuter, wohl ſelbſt einem Pater angeben laſſen! Wie inbrünſtige Gebete und Gelübde waren zu allen Heiligen emporgeſtiegen! Die Verkündung des zweiten Gewinns wurde im ganzen mit ziemlicher Faſſung ertragen. Als aber der Glückliche, dem der Hauptgewinn zugefallen war, ſich zum Balcon hinaufdrängte, um ſeine Zahlen von den Beamten verificiren zu laſſen, und bald eine definitive Verkündigung auch die letzten Hoffnungen zerſtörte, da brach ein wahrhaft infernaliſches Ziſchen, Pfeifen, Heulen und Schreien los, das minutenlang fortdauerte.

Doch ich kehre wieder zu den charakteriſtiſchen Figuren des heutigen Rom zurück. Vor allem iſt dahin die Geiſtlichkeit aller Grade zu rechnen, da der dreißigſte Menſch ungefähr ein Geiſtlicher iſt. Selbſt der heilige Vater zeigt ſich ziemlich oft öffentlich. Zuweilen erſcheint er unerwartet in einer Kirche, wo die andächtige Menge ſich zum Anhören einer Predigt verſammelt hat, und beſteigt ſelbſt die Kanzel; bei ſolchen Gelegenheiten wird mit allen Glocken geläutet. Stets iſt der Zug des Papſtes, wenn er ausfährt, von Nobelgarde oder Dragonern begleitet, die beſonders in ihren langen weißen Mänteln, wallenden ſchwarzen Helmbüſchen, mit gezogenen Pallaſchen ſehr ſtattlich ausſehen. Dieſe Escorte iſt mitunter ſehr ſtark, da in dem glücklichen Kirchenſtaat die Regierung unaufhörlich einen oder den andern Grund hat Emeuten und Revolten zu befürchten. Die Wagen der Cardinäle, ungeheure altfränkiſche Familienkutſchen, ſind an einem rothen auf dem Dach feſt-

Digitized by Google

gebundenen Regenschirm zu erkennen, nicht weniger als drei Bediente pflegen auf dem Kutschentritt zu stehen, wogegen sich Monsignor mit einem oder zweien begnügen. Das Erscheinen dieser Kirchenfürsten wird von dem römischen Publicum mit großer Indifferenz aufgenommen. Ueberhaupt dürfte Rom derjenige Ort in der katholischen Welt seyn wo der Respect vor den Repräsentanten der Kirche am geringsten ist, weil hier der Nimbus der geistlichen Würde die Schwächen der Persönlichkeit am wenigsten verhüllt.

Die zahlreichen, zum Theil malerischen Trachten und Uniformen der verschiedenen Orden, Collegien und Bruderschaften bringen in das Straßenleben eine interessante Abwechslung. Die Collegien, in denen junge Ausländer zu Geistlichen herangebildet werden, haben als Uniform einen bis auf die Knöchel herabwallenden Rock mit breitem Gürtel, jede Nation hat ihre eigene Farbe, die deutschen scharlachroth. Die Mitglieder dieser Collegien gehen immer truppweise, je zwei und zwei zusammen, aus: vermuthlich wird es gleich gefährlich gefunden den einzelnen seinen eigenen Gedanken zu überlassen und das Zusammenseyn einer größern Anzahl zu gestatten. Ich gieng einmal an einem solchen paarweise lustwandelnden Trupp des Collegium Germanicum vorüber, und hörte den einen im Gespräch behaupten: es gebe auch gute Protestanten. Am eigenthümlichsten ist der Anblick der Bruderschaften, die sich irgend einem frommen Werk gewidmet haben, und um unerkannt zu bleiben Capuzen über dem Gesicht tragen, in denen bloß die Augenlöcher ausgeschnitten sind. Namentlich geben sie Todten das Geleite. Jeder trägt eine große brennende Wachskerze, und der unter Psalmengesang einherziehende Zug würde feierlich und ergreifend seyn, wenn nicht der ganze Ernst des Schauspiels durch eine höchst possierliche Zuthat wieder aufgehoben würde. Neben jedem Kerzenträger geht nämlich in der Regel ein zerlumpter Kerl oder Junge, der sich sorgfältig bemüht das von der Kerze abtropfende Wachs in einer Papierdüte aufzufangen. Auch die Mönche sind keineswegs so romantische Erscheinungen, als diejenigen zu glauben geneigt sind denen Reminiscenzen vom Theater und den Kunstausstellungen vorschweben.

So viel von dem Straßenleben und der gegenwärtigen Physiognomie der ewigen Stadt. Aber man mag noch so viel Detail aufzählen, man wird doch nie eine auch nur annähernde Vorstellung von dem Eindruck erwecken, den sie auf ein empfängliches Gemüth macht, weil zu diesem Eindruck gar zu viele Factoren mitzuwirken pflegen, die man nicht wägen oder messen kann. Nur einen derselben können wir hier noch in Betracht ziehen: es ist der unnennbare Zauber der südlichen Landschaft und der südlichen Atmosphäre.

Die Reinheit der Luft, die Intensität des Lichts läßt alle Umrisse der Gegenstände mit einer wunderbaren Schärfe heraustreten, und gibt den Farben eine unbeschreibliche Kraft und Sättigung. Die Sterne des Nachthimmels strahlen mit einem im Norden ungekannten Glanz aus dem tiefen Azur, vor allem glänzt der Jupiter herrlich, und nicht selten sieht man die dunkle Hälfte der Mondscheibe mit unbewaffnetem Auge. Sonnenauf- und Untergänge gießen ein Meer von Gold, Purpur und Violett über den Horizont aus; und wenn man in dieser Farbengluth die Kuppeln, Thürme und die Häusermasse der Stadt schwimmen sieht, oder die Gipfel der Berge in rosigen Schimmer getaucht, der sich durch die feinsten Nüancen zum tiefsten, ihren Fuß umhüllenden Blau abstuft, dann glaubt man sich wohl der Wirklichkeit entrückt, dieser Anblick ist in der That „schön wie ein Traum." Und diese Herrlichkeit muß man nicht etwa einen langen Winter hindurch entbehren. An kalten und rauhen Tagen fehlt es freilich nicht, die römische Tramontana (der Nordwind) hat eine schneidende Schärfe, und die armen Patienten, die in der Hoffnung nach Rom kommen hier einen ewigen Frühling zu finden, sind um so mehr zu bedauern, als die Wohnungen nur einen sehr unvollkommenen Schutz gegen die Kälte gewähren. Aber die Schönheit der Landschaft leidet unter dem Einfluß des Winters nicht wesentlich, ja es ist die Frage ob sie durch ihn nicht gewinnt. Die von der Sommergluth braun gedörrten Flächen der Campagna überziehen sich im Winter wieder mit Grün, die Gipfel der Berge, wenigstens der Sabinergebirge, schmücken sich mit glänzendem Schnee, aber der Soracte thut dieses sehr selten, zur großen Enttäuschung aller Touristen, die noch von Prima her das Horazische Vides ut alta u. s. w. im Kopfe haben: es muß ein ausnahmsweise kalter Winter gewesen seyn, in dem Horaz jene Ode schrieb. In Rom fällt sehr selten Schnee, und bleibt am Tag auch in sehr kalten Wintern nur in Vignen und Gärten, nie auf der Straße liegen, aber Eiszapfen hängen freilich zuweilen tagelang an den Springbrunnen. Die Laubbäume behalten ihre Blätter bis in die Mitte des November, obwohl natürlich in der letzten Zeit mit sehr herbstlicher Färbung, einige noch länger, belauben sich aber auch erst sehr spät wieder im Frühling; völlig grün wird es erst wieder im Mai. Indessen in Rom selbst und in der nächsten Umgegend sieht man im Winter doch nicht viel kahle Bäume, die meisten sind immergrün, Pinie, Lorbeer, immergrüne Eiche, Orange, Oelbaum, Cypressen u. A. Myrthen gibt es in Rom wenig, Palmen nur einzeln in Gärten, im ganzen vielleicht ein Duzend. Auch auf dem Boden stirbt die Vegetation nicht aus, namentlich Epheu und Akanthus mit großen dunkelgrünen schöngelappten Blättern überziehen weite Strecken. Rosen blühen mindestens bis in den Februar. Schon im Januar bedecken sich die Wiesen mit den Blumen die wir im Norden im April als erste Boten des Frühlings zu begrüßen pflegen: blauer und gelber Crocus, Perlhyacinthen, Tausendschönchen, Anemonen in allen Farben, weiß, scharlach, gelb, violett, duftende Veilchen in Fülle und zahlreiche andere Wiesenblumen. Nach dem italienischen Sprüchwort (Candelora, inverno va fuora) beginnt schon mit dem Februar der Frühling; die Lichtmesse fällt auf den 2ten dieses Monats. Die Mandelbäume, obwohl völlig blätterlos, sind dann mit weißen und röthlichen Blüthen überschüttet, um die auch wohl im warmen Sonnenschein Insecten schwirren und Schmetterlinge flattern. Tage wo das Thermometer auf 12—15° R. steigt, sind im Januar und Februar nicht selten, und wenn auch später Frost eintritt, so pflegt er der erwachenden Vegetation, namentlich den Mandelblüthen, nicht zu schaden. Im März schreitet der Pflanzenwuchs mit Macht vorwärts, wenn auch die Laubbäume meistens nur die ersten Triebe zeigen. Im April reifen die Erdbeeren, und grüne unreife Mandeln, die man aus Salzwasser ißt, werden dann schon feilgeboten; zuweilen hat man am Geburtstage Roms (21 April) schon Kirschen. Im Mai vollendet sich die Entfaltung der Vegetation, Mai und Junius sind die schönsten Monate. Im Julius beginnt die Gluth der römischen Sonne bereits das Grüne zu versengen und Malaria zu erzeugen, deren Miasmen bis in den September hinein das bösartige römi-

Digitized by Google

ſche Fieber (febbre perniciosa) verbreiten, das nicht ſelten tödtlich wird. Im October iſt die Luft wieder völlig gereinigt, und die Landſchaft, in der duftigen Verklärung der herbſtlichen Beleuchtung, übt einen unnennbaren Zauber.

Noch ein Wort über die römiſchen Gärten. Sie ſind faſt durchweg im ſogenannten franzöſiſchen Geſchmack angelegt. Lange geradlinige, glattgeſchorene Taxus- und Cypreſſenwände, Buchshecken und Einfaſſungen, Blumenbeete auf denen künſtliche Schnörkel und Wappen ausgeführt ſind, Figuren aus den Baumwipfeln mit der Gartenſcheere zurechtgeſchnitten, Muſchelgrotten, verborgene Springbrunnen, die ihre Strahlen plötzlich auf den nichts ahnenden Beſucher entſenden, und (man ſollte es in Rom kaum für möglich halten) ſogar künſtliche Ruinen; kurz es herrſcht in der Behandlung der Natur hier ein ganz ähnlicher Zopfſtyl wie in den Façaden der Paläſte. Aber dieſen Geſchmack, die Natur in künſtliche Formen zu preſſen und zu zwängen, haben die Römer von ihren Vorfahren geerbt, die an den Kunſtproducten der Gartenſcheere ein ähnliches Gefallen fanden. In Martials Schilderungen von den öffentlichen Promenaden der Kaiſerſtadt, in des jüngern Plinius Beſchreibungen ſeiner Villen iſt nicht weniges was vollkommen auf die Gärten des jetzigen Roms paßt.

Die Kirgis-Kaiſaken und ihre Stellung zu Rußland.

Von Karl Dr. Neumann.

III.

Die Kirgiskaiſaken ſind ein barbariſches Volk, ohne alle Literatur, eine Anzahl Lieder lyriſchen und epiſchen Inhalts, wie man deren bei den roheſten Völkern findet, und mündliche Traditionen ausgenommen. Die Schrift iſt ihnen zwar bekannt, ſie wird aber als ein Luxusartikel angeſehen, mit welchem bloß einige Geiſtliche ſich befaſſen. Nur diejenigen Völker welchen eine innere Entwicklung, gleichviel ſey es ein Vor- oder ein Rückſchreiten in den geſellſchaftlichen Zuſtänden vergönnt iſt, nur ſie erfreuen ſich einer Geſchichte im eigentlichen Sinne des Wortes. Indianer, Negerſtämme, Kirgiskaiſaken und in gewiſſer Beziehung ſelbſt Hindus und Chineſen, obgleich deren Daſeyn weit hinaufreichen mag über das hiſtoriſche Zeitalter der weſtlichen Völker, bieten keinen Stoff dar, aus welchem ein Gibbon ein unſterbliches Werk bereiten könnte. Thatſachen ſind zwar in Maſſe vorhanden, es findet aber weder ein organiſches Wachsthum ſtatt, noch ein naturgemäßes Abſterben. Wir haben Begebenheiten, gleichwie Ueberſchwemmungen und Feuersbrünſte, äußerlicher Weiſe, ohne tiefere Bedeutung, ohne folgenreiche Wirkungen; viel iſt geſchehen bei dieſen Völkern, ſie haben aber deſſen ungeachtet keine Geſchichte. Aus dieſem Grunde ſind auch die gelehrteſten und tüchtigſten Werke auf dieſem Felde der Literatur im ganzen erfolglos geblieben. Selbſt den beharrlichſten Leſer beſchleicht am Ende ein Ekel über den ewig ſich wiederholenden Mord- und Raubſcenen der Hunnen und Mongolen, über dem lächerlichen eiteln Gerede und den moraliſchen Phraſen der Himmelsſöhne und ihres Geſindes, ſo wie bei den windigen zur Sonne und dem Monde hinaufſteigenden Genealogien der Maharadſchahs und dem ſchalen Göttergezüchte weiſer Brahmanen. Solche Völker erhalten für uns nur dann ein größeres, ein bleibendes Intereſſe, wenn ſie mit den europäiſchen Staaten in Berührung kommen, und auch dann verdienen, wie durchgängig bei allen geſchichtlichen Darſtellungen, bloß die wichtigern, folgenreichen Ereigniſſe hervorgehoben zu werden.

Die Kirgiskaiſaken werden jetzt, und ſchon ſeit mehrern Jahrhunderten, in drei Hunderte, Maſſen oder Horden — hundert bedeutet im Türkiſchen wie in vielen andern Sprachen, auch im allgemeinen Maſſe, Mehrheit — eingetheilt, die große, mittlere und kleine genannt. Ueber den Grund dieſer Eintheilung, ſowie über den Volksnamen werden uns mancherlei Sagen berichtet, aus welchen für die Geſchichte nur ſo viel erhellt daß die Kaiſaken heutigen Tages noch, ungeachtet ihrer ſtarken Vermiſchung mit den Mongolen, ſich der Stammgenoſſenſchaft mit allen türkiſchen Völkern erinnern. Es gab eine Zeit — dieß leuchtet aus allen ihren Mythen hervor — wo das türkiſche Volk ſich noch als ein einziges Ganze fühlte, wo es, noch nicht in Stämme zerſpalten, ſich gegenſeitig plünderte und mordete. Aus innern Zwiſtigkeiten ſey die Trennung in Stämme wie die gegenſeitige Feindſchaft hervorgegangen. Es waren nach der einen Sage Kirk-Kaiſak, d. h. vierzig Mann, nach der andern drei geſonderte Hunderte, welche an dieſem oder jenem Ort von der Türkmaſſe ſich lostrennten, und ſo die Veranlaſſung wurden ſowohl zu dem Namen als zur Eintheilung des Volkes. [1]

Seit dem Beginn des 16ten Jahrhunderts, und vielleicht noch früher, erhielten die Ruſſen einige Kunde von den verſchiedenen Bewohnern der Länder öſtlich der Kaſpiſee bis gen Hindoſtan und Kataia, auch die Kaiſaken ſind ihrer Aufmerkſamkeit nicht entgangen. Herberſtein erwähnt ihrer bereits nach den in Moskwa erhaltenen Nachrichten. Iwan der Grauſame ſandte im Jahre 1573 eine Geſandtſchaft in die kaiſakiſchen Steppen, welche aber ihr Ziel nicht erreichte; im folgenden Jahre ward der Familie Stroganow, welche große Beſitzungen in den Gegenden der Wolga und des Jaik hatte, geſtattet mit den Kirgiſen Handel zu treiben, ohne an der ruſſiſchen Gränze Zölle entrichten zu müſſen. Die Eroberung Sibiriens (1578—1587) brachte die Ruſſen in ausgedehntere Verbindungen mit dieſem Volke; doch vergingen noch 150 Jahre, bis die mittlere und kleine Horde — die große ſteht zum Theil unter der Oberherrlichkeit des Mittelreiches — das Gebot der Ruſſen anerkannten, und auch die Huldigung welche im Jahre 1730 unter der Kaiſerin Anna erfolgte, geſchah bloß zum Schein. Lug und Trug, ſo berichten uns wenigſtens die meiſten ruſſiſchen Schriftſteller, mit welchen auch die Chineſen übereinſtimmen, ſind die hervorſtechendſten Eigenſchaften der Kirgiskaiſaken; ſie erkennen heute,

[1] Rytſchkow, Tagebuch ſeiner Reiſe in die kirgiskaiſakiſche Steppe, in Büſchings Magazin VII. 235.

Digitized

wenn es ihnen vortheilhaft dünkt, die Oberhoheit des Czars, morgen die des Himmelssohnes zu Peking, und berauben gleich am folgenden Tage, wenn sich Gelegenheit hiezu ergibt, die befreundeten Unterthanen dieser beiden großen Reiche. Bloß aus Furcht vor der Macht der Dsongaren, welche sich seit dem letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts zum herrschenden Volke in Mittelasien erhoben, unterwarfen sich die Chane und Sultane dieser beiden Horden der slawischen Herrschaft. Kaldan Zereny, Chan der Dsongaren (reg. von 1721—1745), hatte bereits (1723) Turkestan, die Residenz des Chans der Kirgisen, Abulchair, Taschkent und Sairam erobert; die Kirgisen, welche sich ihm nicht unterwerfen wollten, mußten gen Westen hin nach Samarkand, Buchara und Chiwa entfliehen.

Eine Oberherschaft China's, Rußlands und der mittelasiatischen Chanate über die Steppen der Kirgiskaisaken östlich des Jaik, im eigentlichen Sinne des Wortes, hat zu keiner Zeit stattgefunden. Das Volk behauptet seine Freiheit bis auf den heutigen Tag. Die Kirgisen bezahlen weder regelmäßige Abgaben, noch leisten sie ihrem Oberherrn eine thätige Hülfe bei bevorstehenden Kriegszügen. Für den Tribut welchen ein Theil der großen Horde jährlich nach Peking sendet, erhält sie regelmäßig Geschenke von weit größerem Werth. Die benachbarten großen Staaten bemühen sich aber dessen ungeachtet um eine solche Scheinherrschaft, oder wenigstens um ein gutes Vernehmen mit dem Räubervolke, damit die Gränzen ihrer Länder der Ruhe sich erfreuen und die Karawanen mit größerer Sicherheit die Steppenländer durchziehen möchten. Anders gestaltet sich freilich das Verhältniß, wenn die Kaisaken ihr Wanderleben auf den Haiden zwischen dem Kaspi- und Balkaschsee, zwischen dem Altaigebirg und dem Amudaria aufgeben, und sich innerhalb der Gränzen des russischen oder chinesischen Reiches ziehen; sie sind dann die Unterthanen dieser Staaten, welche nach Gutdünken mit ihnen schalten. So ward, abgesehen von der großen Wanderung der Kirgisen unter Bukei westlich des Jaik, eine Anzahl Zelte der großen Horde 1789 und 1793 innerhalb der sibirischen Gränzen aufgenommen. Andere ließen sich mit Bewilligung der chinesischen Regierung nach der Vernichtung der Dsongarenmacht (1756), eine epochemachende Thatsache in der Geschichte Mittelasiens, in der Markgrafschaft Ili nieder. Die Chinesen hatten nämlich den größten Theil der Dsongaren niedergehauen, und deren Länder zwischen dem Altai und dem Himmelsgebirge in eine Einöde verwandelt, welche dann einem Theil der Kirgiskaisaken überlassen wurden. Man bestrebte sich von chinesischer Seite, gleichwie die Torgoten, so auch sämmtliche Horden der Kirgisen innerhalb der Gränzen des Mittelreichs zu locken — ein Unternehmen, welches die Russen mit gutem Erfolg auf alle Weise zu hindern suchten. Die Kaisaken bringen dem himmlischen Chan von hundert Pferden je eines als Abgabe dar, und eben so von den Schafen eine bestimmte Anzahl. [1]

Nachdem Peter der Große den Krieg gegen Schweden glücklich beendigt hatte, dachte er, wie uns Rytschkow berichtet, ernstlich daran, die Kaisaken durch Waffengewalt zu bändigen, um dem Staat eine sichere Handelsstraße nach Bochara, Samarkand und Indien zu eröffnen. Mitten unter diesen großen Entwürfen überraschte ihn der Tod. Es schien als wenn Rußland, einige Jahre hernach, ohne das Schwert aus der Scheide zu ziehen, seinen Endzweck erreichen sollte. Abulchair, welcher sowohl bei der kleinen als bei der mittlern Horde eines großen Einflusses sich erfreute, unterwarf sich (1730) der Kaiserin Anna, und versprach den Russen zur Bezwingung aller ihrer Feinde beizustehen. Man möchte ihm nur in seinem Kampfe gegen die Karakalpaken oder Schwarzmützen, eine andere türkische Horde, und die Bewohner des Chanats Chiwa behülflich seyn. Die Freude welche man in Petersburg über diese friedliche Eroberung hatte, dauerte nur kurze Zeit; Abulchair ward bei seinen Landsleuten, welche nichts von der Unterwerfung unter Rußland wissen wollten, verhaßt, und die räuberischen Einfälle der Kirgisen wurden immer häufiger. Der Chan mußte endlich gestehen daß es nicht in seiner Macht läge die Räubereien seiner sogenannten Unterthanen zu hindern. Man möge ihm einige Festungen in den Steppen bauen und sie mit schwerem Geschütz versehen, vielleicht wäre er dann im Stande die Kirgisen zum Gehorsam zu zwingen.

Abulchair, schon lange dem größten Theil der Kirgisen wegen seiner Verbindung mit Rußland verhaßt, ward (1748) ermordet, und sein Sohn Murali in einer Versammlung der kleinen Horde als Chan ausgerufen, mit welchem sich die Russen alsbald zu befreunden suchten. Man dachte damals neuerdings ernstlich daran, auf dem Wege durch die Kirgisensteppen sich eine Handelsstraße durch ganz Mittelasien bis nach Indien hin zu eröffnen. Zu diesem Endzweck wollte man (1752) eine Stadt und Festung an der Mündung des Syr anlegen. Alle diese Unternehmungen, alle die bereits getroffenen Vorkehrungen scheiterten an dem Freiheitssinn der Kaisaken, in deren Sprache es weder ein Wort für Herr geben soll, noch für Unterthan. Dem Chan gehorchen sie nur so lange es beliebt, und auch dieß nicht in sklavischer Weise. Der gemeinste Kirgise setzt sich neben seinen Gebieter und raucht seine Pfeife. Bekommt der Chan ein Geschenk, so begehrt das Gesinde seinen Antheil und reißt es ihm wohl aus der Hand, wenn er zaudert mit ihm zu theilen. [1] Unter diesen Umständen empörte sich neuerdings (1755) ein anderer Turkstamm, die Baschgiren, über welche Rußland seit der Regierung Iwan II, dem sie sich im Jahre 1553 unterwarfen, eine unbedingte Herrschaft zu erlangen suchte. Man mußte fürchten die Baschgiren möchten sich mit den Kaisaken verbinden, und so die ganze slawische Herrschaft in jenen Gegenden der größten Gefahr aussetzen. Um dieses zu verhindern, ward eine Schandthat begangen, welche Leschwine vergebens durch die Noth der Umstände zu entschuldigen sucht. [2] Man überzog die aufrührerischen Gegenden mit großen, aus allerlei Volk zusammengerafften Heerhaufen; die Baschgiren, deren Anzahl Rytschkow in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im ganzen auf 106,170 Seelen schätzt, [3] konnten den Russen keinen kräftigen Widerstand entgegensetzen; ein großer Theil derselben entfloh zu den Kirgisen, und die im Land Zurückgebliebenen flehten um Gnade. Da ersann Neplujef, der Anführer der Russen, ein teufliches Mittel, um Kirgisen

[1] Sievers in Pallas's neuen nordischen Beiträgen VII. 361.

[1] Sievers a. a. O. 361.
[2] Description des hordes et des steppes des Kirghiz Kaizaks etc.
[3] Orenburgische Topographie. Riga 1772. S. 74.

Digitized by Google

und Baschgiren auf ewige Zeiten durch den tödtlichsten Haß zu trennen; er schlug nämlich seiner Regierung vor, die Frauen und Töchter der entflohenen Baschgiren den treulosen Kirgiskaisaken unter der Bedingung als leibeigen zu übergeben, daß alle Baschgirenflüchtlinge männlichen Geschlechts den russischen Beamten ausgeliefert würden. Und so ist's geschehen. Seit dieser Zeit ist des Kämpfens und Mordens zwischen diesen beiden Turkstämmen kein Ende geworden.

Man ließ während der letzten fünfzig Jahre von russischer Seite kein Mittel unversucht, um die freien Kirgisen der kleinen Horde — die mittlere und große verstanden es besser, sich den slawischen Umtrieben zu entziehen — in gehorsame Unterthanen zu verwandeln. Bald suchte man die Würde des Chans ganz aufzuheben und seine Macht unter einige Synoden welche von Rußland aus Sold erhielten, zu vertheilen; bald gab man diesen und jenen Creaturen die Würde des Chans, hoffend sie würden durch Verrath und Hinterlist den freien Sinn des Volkes zu brechen verstehen. Innerhalb der Steppen sind alle diese verschiedenen Versuche lange Zeit mißlungen. Man verstand es aber den Samen der Zwietracht unter der Horde auszusäen, so daß ein großer Theil derselben die heimathlichen Lande freiwillig verließ und sich mit Erlaubniß Pauls I (1801) innerhalb des russischen Reiches zog, in die von den Torgoten verlassenen Gegenden zwischen dem Ural und der Wolga. Es führte Bukei, Sohn des Nurali Chan, zehntausend Zelte oder Familien jenseit des Ural — dieß sind die Kirgisen der innern Horde, so genannt weil sie innerhalb des russischen Reiches sich theils einem Nomadenleben theils dem Ackerbau widmen. Oeffentlichen Nachrichten zufolge hätten sich im Verlaufe der letzten Jahre (von 1840—50) alle Kirgisen dem russischen Scepter unterworfen. Es fehlen uns jedoch sichere Angaben. Den einseitigen russischen Berichten wird man wohl keinen unbedingten Glauben schenken wollen.

Ueber die Familien- und Seelenzahl der verschiedenen Kirgisenhorden ermangeln wir aller sichern Nachrichten; man glaubt daß die Annahme einer Bevölkerung von dritthalb Millionen Seelen so ziemlich nahe kommen wird. Lewschine schätzt sie auf 2,400,000, wobei die innere Horde nicht mitgerechnet ist. Die Horden zerfallen in eine Anzahl Rassen, Geschlechter und Familien, welche sämmtlich in Farbe und Gestalt, in Sprache und Religion, in Gesetzen und Sitten vollkommen übereinstimmen. Diesen Unterabtheilungen sind bestimmte Räume innerhalb der Steppen angewiesen, von welchen sie sich, ohne dazu gezwungen zu seyn, namentlich zur Winterszeit, nicht entfernen. Alle Kirgisen sind Freie, und es herrscht keine Verschiedenheit des Standes unter ihnen; nur die Nachkommen der Chane, Sultane und muhammedanischen Heiligen bilden eine Art erblicher Aristokratie, welche durch die Worte Leute weißer d. h. freier Abstammung bezeichnet wird; von dem andern Volke heißt es, sie seyen schwarzer Abstammung oder Unterthanen. Aus den Kirgiskaisaken selbst kann niemand zum Sklaven herabgewürdigt werden; die Knechte der Chane wie der Gemeinen sind entweder andersgläubige oder auch schiitische Kriegsgefangene. Ueberdieß werden Jelenguten, ein mongolischer Stamm, welcher von den Kirgisen unterworfen wurde, und jetzt die Sprache seiner Herren, das Turki, angenommen hat, zur Verrichtung der Sklavenarbeit verwendet.

Die Kirgiskaisaken sind nach ihrer physischen Gestaltung ein turkomongolisches Mischlingsvolk; man sucht bei ihnen vergebens die reinen kaukasischen Formen, wodurch der Osman und Turkmane sich auszeichnet. Ihr Gesicht ist zwar nicht so flach und breit wie das der Kalmüken, aber ihre schwarzen zusammengedrückten Augen, der kleine Mund, die hervorstechenden Backenknochen, die borstenartigen Haarbüschel am Kinn — alles dieß zeugt hinlänglich von der starken Mischung mit ihren mongolischen Nachbarn im Osten und Westen. An der Sprache bemerkt man keine Spuren, sie ist ein rein türkischer Dialekt. Der Kirgise ist wie alle Menschen welche in freier Luft leben, festen und gesunden Körperbaues. Die Entbehrungen, deren natürlich seine Nomaden- und Jägerweise in Menge darbietet, trägt er mit Geduld, er entschädigt sich dafür, bei der nächsten Gelegenheit, durch Wohlleben und Schwelgerei. Fleisch und Milchspeisen sind seine gewöhnliche Nahrung, dazu trinkt er saure Milch und berauschenden Kumis. Das Volk ist zwar nicht ganz dem Ackerbau entfremdet: an den Ufern der Flüsse, Bäche und Seen baut es einige Getreidegattungen, vorzüglich Gerste, welche sechzigfach tragen soll, doch gilt bei ihnen Brod für einen Luxusartikel, und die Kosten für Reisspeisen, welche die Kaisaken außerordentlich lieben, können nur die Reichen erschwingen.

Gesang und Musik sind, allenthalben und zu allen Zeiten, die Erzieherinnen der Kindheit der Völker wie der Einzelnen; sie vermögen, unter gewissen Zuständen, mehr den thierischen Menschen zum gefühlvollen und geistigen Wesen emporzurichten, als die Vorschriften der Religion und Staatsverfassung. Lewschine hat uns zwei Kirgisenlieder mitgetheilt, wovon das erste, das bei weitem schönere und kürzere, folgendermaßen lautet:

Siehst du den Schnee wie weiß?
Weißer ist der Körper meiner Vielgeliebten.
Siehst du das Blut, träufelnd vom geschlachteten Lamm?
Röther sind bei weitem die Wangen meiner Vielgeliebten.

Siehst du den abgebrannten Stamm des Baumes?
Schwärzer sind die Haare der Freundin.
Weißt du wohl, womit schreiben die Mullah des Chan?
Schwärzer denn ihre Tinte sind die Brauen der Freundin.
Siehst du nicht diese glühenden Kohlen?
Von einem hellern Feuer strahlen ihre Augen.

Der Kirgise bekennt sich zum Muhammedanismus, nach der Weise der Sunna, doch hat er, gleichwie der zum Buddhismus oder Islam übergetretene Mongole, eine Menge abergläubischer und abenteuerlicher Gebräuche aus dem alten, mit dem Parsismus verwandten Naturcultus der tatarischen Völker, wie wir durch die Chinesen und Byzantiner kennen, beibehalten. Viele Vorschriften des Korans können auch von einem armen, in einförmigen wasserlosen Steppen herumziehenden Volke gar nicht befolgt werden. Die Kirgisen beobachten weder die gebotenen Fasten, noch beten sie fünfmal des Tages; sie baden sich nicht, und das Reisen zu dem Grabe des Propheten gehört zu den seltensten Unternehmungen. Es scheint demnach als wenn beharrliche, alle Mühseligkeiten mit Geduld ertragende Missionare des Evangelium hier einen fruchtbaren Boden finden möchten. Den Schiiten hassen diese Sunniten, gleichwie den Christen und den Anhänger des Dalai Lama, er wird, eben so wie die Anhänger einer fremden Religion geraubt und verkauft; ein gleiches darf mit einem Bekenner des Sunna — und Sunniten sind

Digitized by Google

bei weitem die meiſten Muhammedaner Mittelaſiens — nicht geſchehen. Neben dem Koran, welcher bei allen muſelmaniſchen Völkern die Quelle iſt des Staats- und bürgerlichen Rechtes, beſitzen die Kirgiſen eine Geſetzesſammlung, deren vorzüglichſte Anordnungen einem bei den Horden in hohem Anſehen ſtehenden Chan früherer Jahrhunderte, Tiavka genannt, zugeſchrieben werden. Sie enthält, wie die ſogenannten Geſetze der Barbaren aus den Jahrhunderten der großen Völkerwanderung und die Geſetze aller barbariſchen Völker, beinahe durchgängig bloß peinliches Recht. „Derjenige welcher irgend ein Vieh, Kamel, Pferd, Schaf ſtiehlt, wird mit dem Tode beſtraft, es wird ihm mit einem Meſſer der Kopf abgeſchnitten. Ein Todtſchläger, ein Mörder hingegen muß als Sühne eine gewiſſe Summe in Schafen bezahlen, 500 bis 2000 Stück, je nachdem er ärmer oder reicher iſt. Kann er dieſe Summe nicht erlegen, ſo wird er mit dem Tode beſtraft. Um zu verhüten daß die Pferde nicht fortlaufen, werden ihnen mit einem eigens dazu gemachten Riemen, Dreifuß genannt, drei Füße zuſammengebunden; dem welcher einen ſolchen Riemen ſtiehlt, werden beide Ohren abgeſchnitten. Andere kleine Verbrechen, Streit, Schlägereien und dgl. beſtrafen ſie mit Peitſchenhieben. Der Delinquent welcher vom Leben zum Tode gebracht wird, wird gebunden auf die Erde geſetzt, dann muß er gewiſſe Gebete laut herſagen; kennt er ſie nicht, wie faſt immer der Fall, ſo werden ſie ihm von einem Mullah vorgeſagt, dem er ſie nachſpricht. Iſt dieß geſchehen, ſo ruft man: „es iſt beendigt, greift an!“ und der Henker, der eine willkürliche Perſon iſt, verrichtet ſein Werk. [1]

Ein auſtraliſches Stadtbild.

Das kürzlich in London, unter dem Titel „A Voyage to Australia and New Zealand, by a Steerage Passenger,“ von John Askew erſchienene Werk über ſeine Reiſe in dieſe Länder der ſüdlichen Hemiſphäre iſt, nach dem Urtheil von Chambers's Journal, ein ſehr werthvolles Buch, und trägt durch ſeine ungeſchminkte Darſtellungsweiſe den Stempel der Wahrhaftigkeit an der Stirne. Wenn dem ſo iſt, woran wir nicht zweifeln, ſo wird die Schilderung, welche Hr. Askew von der Stadt Sydney entwirft, für manche unſerer Leſer wohl nicht ohne Intereſſe ſeyn, um ſo mehr als dadurch viele Vorſtellungen die man ſich von dieſer zukunftreichen Stadt macht, ihre Berichtigung finden werden. Sydney iſt, unſerm Steuerbord-Reiſenden zufolge, eine der reinlichſten und geſündeſten Städte in der Welt. Sie hat eine natürliche Waſſerableitung der vollkommenſten Art. Einige ſeiner Straßen ſind aus dem Sandſteinfelſen ausgehauen auf welchem die Stadt erbaut iſt, und in einzelne Häuſer gelangt man durch Treppenfluchten die auf gleiche Art gebaut ſind. Die Kaufläden, beſonders in Pitt-Street, ſind glänzende Etabliſſements. Eine andere Straße iſt drei, eine dritte zwei (engl.) Meilen lang; die drittlängſte zeichnet ſich aus durch die vielen Hunde die ſich in derſelben herumtreiben — darunter der armſelige Dachshund, der wilde Bullenbeißer, die Bulldogge, Känguru- und Neufundlandhunde, ſo wie eine Menge herrenloſer Miſchlinge. Ein Glück für die Einwohner iſt es daß die Waſſerſcheu in Auſtralien unbekannt iſt, ſonſt könnten, ehe man dieſes Fleiſchfreſſer-Heer zu vernichten im Stande wäre, höchſt bedenkliche Folgen entſtehen. Auch Ziegen gibt es viele, und man unterhält ſie gern und mit Vortheil, denn ſie verſchaffen ihren Eigenthümern Milch, und man braucht ſich nicht um ihre Ernährung zu bekümmern, ſie ſuchen und finden dieſe ſelbſt. Sydney hat natürlich auch ſein Weſtend, mit vier Stock hohen, in italieniſchem Styl erbauten Häuſern. Die beſte Zeit dieſen Stadttheil in all ſeiner Herrlichkeit zu ſehen, iſt ein Sommerabend, etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang, wenn die Drawing-rooms im vollen Glanz ihrer Beleuchtung ſtrahlen. Dann hört man die reichen Klänge des Piano oder irgend eines andern Muſikinſtruments aus den offenen Fenſtern herausſchallen, begleitet von dem ſüßen Geſange weiblicher Stimmen, die bald in klagend ſchmachtenden, bald in lebhaft heitern Melodien ſich ergehen. Schöne weißgekleidete Damen ſieht man unter den Verandas ſitzen, oder auf prächtigen Ruhebetten, halb verborgen durch die Falten reicher Carmeſin-Vorhänge, dem ſüßen Nichtsthun fröhnen, in Gemächern welche neben allem Luxus der Bequemlichkeit und Pracht des Oſtens auch das Nützliche des Weſtens zur Schau tragen. Scenen wie dieſe begrüßen den Beſchauer bei jedem Schritt, und ſie ſind ſtets anders, ſtets neu. Feenartige Geſtalten gleiten an den Lichtern vorüber, und bieten, ehe ſie verſchwinden, durch einen flüchtigen Blick auf ihre lieblichen Züge einen Augenblick ſeliger Wonne. Das leicht tönende Fallen und das luſtige Gelächter glücklicher Kinder erhöhen die vergnügliche Mannichfaltigkeit der Klänge welche der Abendwind auf ſeinen ſanft fächelnden Schwingen dahin führt.

Innerhalb dieſer Stadt gibt es ein Arbeiterviertel, welches nicht der unintereſſanteſte Theil derſelben iſt. Es iſt etwa eine (engl.) Meile lang und eine halbe Meile breit; der Grund und Boden wurde in kleinen Stücken für die Häuſer der Arbeiter verkauft. Dieſe Wohnungen ſind aus Backſteinen gebaut und zwei Stockwerke hoch, und ihre Inwohner wetteifern mit einander ſie reinlich und in guter Ordnung zu halten. Einige dieſer Arbeitsleute beſitzen außer dem von ihnen ſelbſt bewohnten noch drei oder vier ſolcher Häuſer, und dieſes ganze Eigenthum repräſentirt die Erſparniſſe der arbeitenden Claſſen.

Das Theater iſt ſehr hübſch ausgeſtattet, und die Aufführung der Stücke auf der Bühne würde, nach John Askew's Meinung, den beſten Bühnen der Londoner Theater keine Unehre machen. Ebenſo gibt es zwei Reitbahnen, eine Menagerie, zwei Muſeen u. ſ. f. Allein die zahlreichſten und beſuchteſten öffentlichen Unterhaltungsplätze ſind die freien Concerte in ſämmtlichen Wirthshäuſern zweiten Rangs. Die Freimahlzeiten in dieſen Plätzen ſind eine weniger verſtändliche Art der Freigebigkeit. Einige Minuten vor 11 Uhr Vormittags wird in einem der vornehmſten öffentlichen Plätze eine

[1] Eversmann, Reiſe von Orenburg nach Bochara. Berlin 1823. S. 15.

Digitized by Google

Tafel gedeckt mit Schnitten kalten Fleisches, Rettigen, Pökelfleisch, Käse, Brod und Butter, und bleibt daselbst bis nahezu um 1 Uhr Nachmittags. Wer nun während dieser Zeit in das Haus tritt, ist, wenn er auch nur ein einziges Glas Ale trinkt, berechtigt sich an die Tafel zu setzen, und unentgeltlich seine Mahlzeit einzunehmen. Die botanischen Gärten stehen in ausgezeichnetem Gegensatz zu andern derartigen Anstalten; auch haben sie zwei bemerkenswerthe Eigenthümlichkeiten — an heißen und schwülen Sommertagen begeben sich die in Sydney seßhaften Näherinnen dahin, und arbeiten unter dem lieblichen Schatten der Norfolkinsel-Pinien; auch werden die Vorlesungen über Botanik hauptsächlich von jungen Frauen besucht. Allein die jungen Frauen von Sydney lesen eben so gut Romane als sie Botanik studieren; wir ersehen dieß aus einer jener artigen kleinen Schilderungen in welchen unser Steuerbord-Reisender so vortreffliches leistet. Er sagt: „Der untere Garten erstreckt sich in sanftem Abhang bis an den Rand einer schönen Bucht hinab, welche diesen Theil des Hafens zwischen Dawe's Batterie und Lady Macquarrie's Bank bildet. Dem Rande dieser Bucht entlang zieht sich im Halbkreise eine gemauerte Brustwehr, deren oberster Theil in gleicher Linie mit dem Garten steht und mit Rasen bedeckt ist. Einige Fuß hinter dieser Mauer führt neben dem Halbkreise ein breiter Kiesweg dahin, der sich anmuthig an kleinen Hügeln und mit Bäumen gezierten Erhöhungen oder unter dem Schatten hervorragender Felsen vorbeischlängelt, den Besuchern freundliche Sitze zur Ruhe bietend. Einer dieser Sitze heißt Lady Macquarrie's Bank. Er wird von einem Feigenbaum überschattet, und von dem romanlesenden Theile der Stadtgemeinde vielfach besucht. Bei voller Fluth sind die Gewässer der Bucht in gleicher Fläche mit dem untern Theil des Gartens, und zuweilen steigen sie einige Fuß über den Rasen der Schutzmauer. Dieser reizende Platz ist an Sonntagabenden ein Lieblingsspaziergang für alle Classen der Bevölkerung, und die Aussicht von der Bucht, welche die ganze Fläche des Gartens umfaßt, ist eine höchst malerische."

Unsere Leser werden nun, so weit man aus Aeußerlichkeiten darauf schließen kann, gesehen haben daß in Sydney ziemlich viel feines und elegantes Leben herrscht; allein ein dunkler Fleck tritt im Charakter seiner Bewohner unangenehm hervor: die Trunksucht der Massen, das ungeschwächte Erbtheil des Mutterstammes. „Die Folgen dieses unmäßigen Trinkens, sagt unser Reisender, sind Herzkrankheiten, Delirium tremens und Wahnsinn in schaudererregendem Grade." Sonderbarerweise aber scheint dieses Laster bis jetzt noch nicht jene ökonomischen Uebel in seinem Gefolge zu haben welche es im Mutterlande wie seinen Schatten begleiten. Bei all diesem Trinken herrscht wenig Elend oder Armuth. Ich sah nicht Ein Beispiel jenes beklagenswerthen Pauperismus den man in England so häufig trifft, und der die Kinder so oft ihres Vaters und ihrer Mutter beraubt. Es gibt weder Armensteuern noch Arbeitshäuser. Wenn ein Mann der eine Familie besitzt krank wird, so kann seine Frau durch Waschen oder Nähen so viel verdienen daß sie alle ihre häuslichen Bedürfnisse damit zu bestreiten vermag, bis er wieder genesen ist. Sollten Mann und Frau gleichzeitig erkranken, so wird dieser Unfall bald bekannt, und man sorgt durch freiwillige Beiträge für ihre Bedürfnisse. Stirbt jemand ohne Hinterlassung irgendwelchen Vermögens, so werden die Beerdigungskosten durch öffentliche Unterschreibung bestritten. Dieß zeigt daß die neue Gemeinde in jenem glücklichen Zustand ist in welchem die Bevölkerung den Druck um Herbeischaffung der Unterhaltsmittel noch nicht fühlt. Es steht zu hoffen daß, ehe der Tag der Heimsuchung kommt, die Verfeinerung der andern Classen abwärts sich verbreitet und so die Hälfte seines Schreckens ihm benommen hat.

Rückblicke auf die auswärtige Politik.

5. Oesterreich.

Das heutige Oesterreich, obgleich es einer der ältesten Hausmächte Europa's, der ältesten unter den Großmächten angehört, ist doch eine völlig moderne Schöpfung, denn noch lebt der Staatsmann, der nächst Kaiser Franz dem Reiche seine heutige Physiognomie gab. Der alte Beruf dieses Staates, der ihm den Namen gegeben, ist erloschen, oder er hat wenigstens einen völlig andern Charakter bekommen. Aus einer östlichen Mark Deutschlands ist ein Rei ybis an die Schwelle des Orients gewachsen. Einst der Schild Deutschlands gegen die Einfälle osmanischer Reitergeschwader, welche in dem offenen Ungarlande günstige Schlachtfelder und durch die Thäler der Nebengewässer Pfade für Raub und Plünderungszüge bis tief nach Oberdeutschland und Welschland geöffnet fanden, ist heutigen Tages die weiland sterblichste Stelle des Erzreiches die sicherste geworden. Was die See einem meergebietenden Volk, Steppen und Wüsten festländischen Mächten, oder Gebirgswälle gegen streitlustige Nachbarn, diese Dienste leistet an bedrohten Gränzen eine der Zeit verfallene Macht. Die Zähne des alternden osmanischen Löwen sind stumpf geworden, und der Gürtel der Soldatengemeinden, welche wir die österreichischen Gränzlande nennen, kann jetzt abgelegt werden, das Oestreich braucht jetzt diesen Küraß nicht mehr, oder braucht ihn an andern Theilen seines Leibes. Der morgenländische Beruf aber, nach welchem der Staat sich nennt, hat deutlich und deutlicher einen andern Inhalt bekommen. Die staatsmännische Hand welche aus altem und neuem Erz auf dem Wiener Congresse das heutige Oesterreich in seine Formen fließen ließ, hatte, wenn auch vorsichtig bis zur Zaghaftigkeit, im Jahre 1828 dem Staate seine Aufgabe in den Schicksalen der Levante vorgezeichnet, und diese Aufgabe ist nicht mehr zaghaft, aber immer doch sehr vorsichtig im letzten orientalischen Kriege gelöst worden. Sie bestand in der Vertheidigung der byzantinischen Thermopylen, des schmalen Isthmus zwischen den Bastionen der Karpathen und den Donaumündungen. Im Bündniß mit einer Seemacht ersten Ranges, welche die pontischen Ufer vor Landung eines feindlichen Invasionsheeres schützt, wird es Oesterreich immer gelingen jedes russische Heer auf dem Marsche nach Konstantinopel zur Umkehr zu nöthigen, sobald es beide Hände frei hat. Eine

Bedrohung von Norden her ist durch den Festungsbau von Krakau zwar nicht abgewendet, aber doch erschwert worden. Besser als solche Schanzen würde sich Oesterreich schützen, wenn es bei jedem von Nordosten heranziehenden Gewitter der Waffenbrüderschaft Preußens sicher wäre; denn im Falle Preußen und Rußland gemeinsam den Kaiserstaat bedrängen würden, möchten Festungen nicht ausreichen, wenigstens würde Oesterreich dorthin seine volle Macht werfen müssen, und im Südosten geschehen lassen was zu verhindern Bedingung seines politischen Daseyns ist. Eine solche Gefahr ist jetzt ferner denn je, aber sie bestand in früheren Zeiten, wo sich die preußische Hausmacht auf Kosten der kaiserlichen vergrößerte. Was einstmals war, vermag auch wiederzukehren. Es ist daher Oesterreichs klar ausgedrückte Aufgabe jenen Geist in Deutschland frisch und wach zu halten, welcher — wenigstens nach außen hin — Oesterreich und Preußen geeinigt, Seite an Seite wünscht, und welcher mit patriotischem Fluche denjenigen Theil verfolgen würde der den andern treulos im Kampfe mit andern Mächten anfiele und dadurch auch die schwächern und die völlig unselbständigen deutschen Staaten ins Verderben zöge.

Wir haben Oesterreich eine neue Macht genannt, obgleich durch die Wiener Verträge Kern und Schwerpunkt des alten Reiches nicht verändert und nicht verrückt, nur einzelne entfernte Fragmente des Staates aufgegeben und erreichbare Gebiete dafür eingetauscht wurden. Das ist aber das Eigenthümliche in der Politik daß solche kleine Aenderungen gewöhnlich welthistorische Folgen haben. Es verhält sich mit Staaten wie mit chemisch zusammengesetzten Körpern. Eine Veränderung in der Verbindung ändert alle Eigenschaften, selbst eine Aenderung im Verhältniß der verbundenen Quantitäten gewährt einen neuen Stoff, welcher gegen dritte mit ihm in Berührung tretende Körper sein Betragen verändert. Oesterreich ist als Erbe der sanft entschlafenen Republik Venedig und durch die Erweiterung seiner lombardischen Herrschaften zu der ersten italienischen Macht geworden. Gewiß sind unter den Kronjuwelen die beiden oberitalienischen Reiche die kostbarsten. Beide Provinzen sind die am meisten bevölkerten, die fruchtbarsten, die gewerbsamsten, die reichsten, und an geistiger Erziehung den deutschen Erblanden vollkommen ebenbürtig. Groß und verführerisch muß dieser Besitz seyn, wenn er für alle an ihm haftenden Sorgen entschädigen soll. Oesterreichs Macht ist dadurch mit dem Verhängniß einer begabten, aber den rächenden Gewalten der Geschichte verfallenen Nation verflochten worden. Seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts ist nach und nach die Halbinsel fremder Herrschaft verfallen. Gleicht unsere eigene Geschichte so vielfach auch der italienischen, so haben die deutschen Stämme doch zwei große Vortheile voraus, daß sie ihre fremden Eroberer, Schweden und Franzosen, mit eigenen Kräften verdrängt haben, und auf den deutschen Thronen nur deutsche Geschlechter sitzen.

Italien wird nur von fremden Dynastien beherrscht, wenn man auch zugeben muß daß die Herkunft des savoyischen Hauses beinahe vergessen ist. Nicht vergessen sind aber die alten landschaftlichen oder municipalen Gegensätze. Wenn der Deutsche sich an der Geschichte seines Volkes erbauen will, so geht er zurück zur Kaiserzeit, und er findet sein Vaterland am größten, wo es am einigsten war. Der Italiener, wenn er zurückgeht hinter das Cinquecento, findet aber dort kein Italien, wie es seine Patrioten träumen, sondern starke politische Mächte, kühne Staatsmänner, weise politische Institutionen, reife Bildung, künstlerischen Sinn und beglückte Zeiten; er findet wohl eine Heimath, aber er findet kein Vaterland. Er kann sich erbauen an der Größe einer Stadt, an der Mutter der christlichen Kirche, an dem Brennpunkt aller Gesittung, an dem Herrschersitz über die Welt der Gewissen. Er kann sich ergötzen an der Kraft und dem Trotz einer reichen, aber ewig wankelmüthigen Demokratie, die zuletzt in die Hände einer Bankierfamilie gerieth. Er mag mit Aufregung den kühnen Thaten der ehemals größten Seemacht des Mittelmeers folgen, die, glücklich und kühn im Colonisiren, zuerst in das Mittelmeer, auf atlantische Archipele drang, die pontischen Küsten mit blühenden Städten befruchtete, die Krim beherrschte, ihre Hüttenleute auf Silber nach dem Kaukasus schickte und ihre Kauffahrer bis ins kaspische Meer. Oder er nennt vielleicht seine Heimath jene Stadt, die der See halb vermählt, einst als die weiseste aller Republiken gepriesen wurde, welche diejenige Verfassung ersann die bis jetzt am längsten, volle tausend Jahre, dauerte, ein Alter welches sich nur in pharaonisch regierten Staaten wieder findet, wenn man dort von Verfassung sprechen will. Sicherlich hat der Italiener eine beneidenswerthe, reiche Geschichte, aber auch eine sittlich vergiftende. Vor den fremden Invasionen sieht er Stadt gegen Stadt, Flagge gegen Flagge kämpfen, ein peloponnesischer Krieg ohne Ende; nach der fremden Invasion aber ändert sich nur insofern das Bild, als Italiener mit Fremden gegen Italiener und Fremde kämpfen. Diese alten Gegensätze bedeckt jetzt nur der Zwang der politischen Lage. Setzen wir den Fall die Schlacht bei Custozza sey verloren, die Oesterreicher aus Oberitalien vertrieben worden, der Großherzog von Toscana nicht in seine Herrschaft zurückgekehrt, der Papst, nach Gaeta geflüchtet, durch die siegreiche Revolution sammt seinem Beschützer auch aus Neapel verdrängt worden und die Halbinsel in der ersehnten Lage des farà da se. Wir hätten dann wahrscheinlich eine toscanische, eine römische, eine neapolitanische, eine sicilianische Republik, Piemont wäre mit einem kleinen Raube der Herzogthümer abgefunden worden, in Venedig wären die Schatten des goldenen Buches wahrscheinlich mit ihren antiquarischen Prätensionen durchgedrungen, und in Mailand hätte der Adel vielleicht ich weiß nicht welche Verfassung für die Lombardei ersonnen. Genua, wo die alten Geschlechter nie vergessen haben daß sie einst den Purpur trugen, die noch immer gute Genueser sind, das heißt von dem constitutionsseligen Piemont nichts wissen wollen, würde sich bei diesem Wiederauferstehen auch geregt haben, und das alte Italien wäre fertig gewesen, freilich nicht jenes Italien wovon sehr achtbare Patrioten träumen. Wir sahen diese hypothetische Zukunft überall in den Tumultjahren durchschimmern. Sicilien wollte, als es die bourbonischen Truppen vertrieben hatte, nichts von einer Vereinigung mit Neapel wissen. Die souveräne toscanische „Nationalversammlung" nichts von dem römischen Convent unter Mazzini, die Mailänder schossen nach ihrem politischen Dulder und Erlöser Carlo Alberto, und Venedig war ein Italien für sich.

Es fragt sich nur ob einer dieser Staaten, selbst wenn er völlig vor fremden Eingriffen geschützt wäre, Geschick genug zur Selbstverwaltung besäße. Wo sind die Elemente in der italienischen Gesellschaft, die fähig wären auch nur den kleinsten italienischen Frei-

Digitized by Google

ſtaat politiſch zu regieren? Geſetzt die Neapolitaner hätten den Bourbon vertrieben, würden ihnen dann nicht die Lazzaroni bleiben, und würde dann die Geſchichte der Stadt und des Staates nicht immer wieder in dem Kampf zweier Factionen beſtehen, die ſich mit Hülfe des beſtochenen Pöbels bekämpfen würden? Keiner von den Führern welcher in der Zeit der Revolution ſich an die Spitze ſchwang, hat irgend eine höhere politiſche Befähigung gezeigt. Wir ſprechen hier gar gar nicht von unſerm, dem conſervativen Standpunkte aus, ſondern denken uns in die Lage der Gegner. Es kann auch unter den Demokraten Staatsmänner geben welche praktiſch ihre Ziele fördern, und es hat einzelne ſolche gegeben zur Zeit der erſten großen franzöſiſchen Revolution. Allein die italieniſchen Demokraten haben nichts gezeigt als ihre idealiſtiſchen Träume, im beſten Falle guten Willen, aber völlige Unkenntniß über die menſchliche Natur. Die Demokratie Italiens, als deren Haupt Mazzini verehrt oder verabſcheut wird, iſt ihrer innern Natur nach föderaliſtiſch geſinnt, ſie opfert die Einheit der Freiheit und wird allerhand ſouveräne Moſaikbildungen jedem größeren geſellſchaftlich gegliederten Staate vorziehen. Dieſer Partei gehört überall die blinde Volksmaſſe der Städte, welche wenig zu verlieren hat und bei anarchiſchen Zuſtänden ihr Auskommen findet. Ein monarchiſch regiertes, durch Verfaſſung eingeſchränktes, einheitliches Italien iſt das Ziel nur des intelligenten Wohlſtandes, der für verwickelte politiſche Doctrinen empfänglichen Claſſen und eines Theils des immerhin noch mächtigen Adels. Es iſt die Partei welche in Piemont das italieniſche Preußen ſieht, und durch Eroberung und Revolution die andern Staaten unter Eine Krone gebracht ſehen möchte. Die verfaſſungsmäßige Freiheit Sardiniens ſoll die Liberalen der andern Staaten für dieſe Form der Einheit gewinnen, und gewiß wird und muß für Oeſterreich immer die Nachbarſchaft eines parlamentariſch regierten Staates die Quelle eines Mißbehagens und der Beunruhigung bleiben. Es hat dabei weniger für ſeine venetianiſchen Provinzen zu befürchten, weil dort von jeher das flache Land der Selbſtändigkeit entwöhnt iſt, während ſich in Venedig ſelbſt die ehemalige Ariſtokratie durch eine noble Verwüſtung ihres Vermögens ihre politiſche Bedeutung zerrüttet hat, ſo daß jetzt ein Palaſt der ſtolzen Marcusſtadt nach dem andern in die Hände von Gaſtwirthen oder plebejiſchen Geldſäcken gerathen iſt. Weit ſorgenvoller ſind die Dinge in der Lombardei, doch herrſchen auch dort große Gegenſätze in der Bevölkerung. Der kleine Bauer oder Pächter auf den Herrſchaften des Adels iſt der öſterreichiſchen Regierung nicht feindlich, hat ſich auch von den Bewegungen fern gehalten, in den Städten aber ſchwört die Demokratie zu dem Mazziniſchen Credo, ſie will nichts wiſſen von einem piemonteſiſchen Conſtitutionalismus, und iſt erfüllt mit dem antiariſtokratiſchen Gleichheitsinſtinct aller bürgerlichen Demokratien. Der Adel war und iſt zum Theil noch ſehr antiöſterreichiſch, allein einſtimmig iſt er gegen die Mazziniſten, die, wenn ſie einmal ſiegten, gegen die Ariſtokratie gerade ſo verfahren würden wie ehemals in Frankreich der Convent. Belehrt durch die letzten Erfahrungen wird dieſe Ariſtokratie nicht wieder mit der Revolution ſpielen, denn ſie würde eine zweite wahrſcheinlich nicht überleben. Selbſt in Piemont, wo die parlamentariſche Verfaſſung der Ariſtokratie eine ſehr gedrückte Stellung angewieſen hat, würden ſich die Anſprüche dieſer Claſſe nicht erfüllt ſehen.

So war es möglich daß in dieſem Frühjahr die Ausſöhnung erfolgen konnte. Uebrigens war es hoch an der Zeit daß die kaiſerliche Regierung zu einem großen Schritte ſich entſchloß. Die Reiſe nach Italien iſt eine der ſchönſten und glücklichſten Thaten des jetzt regierenden Kaiſers, und gereicht dem Muth und Scharfblick ſeiner Rathgeber zur höchſten Ehre. Die Fortſetzung der militäriſchen Verwaltung war beinahe zur Unmöglichkeit geworden. Kein Volk, wenigſtens kein intelligentes und ſittlicher Erregungen fähiges, am allerwenigſten die Lombarden, würden ſich auf die Dauer durch eine Soldatenkanzlei regieren laſſen. Der fortwährende Kriegszuſtand mußte nothwendig die Pein der Beſiegten, das Gefühl gewaltſamer Unterdrückung wach erhalten. Solche Zuſtände vergiften nothwendig die Gemüther und verführen zu unſittlichen Handlungen. Jede Rache, auch wenn ſie durch niedrige Mittel befriedigt wurde, ſtößt dann auf Sympathien, ſo daß ſich Mord und Executionen in trauriger Reihe folgen mußten. Der Kriegszuſtand zehrte außerdem an allen politiſchen Säften des Landes, und Oeſterreich mußte nothwendig an auswärtigem Einfluß einbüßen, ſo lange es die eine Hälfte ſeiner Völker zur Bewachung der andern aufzubieten genöthigt war.

Den guten Einheitswahn der reflectirenden Claſſen kann Oeſterreich nicht erfüllen, allein etwas kann es zum Erſatz dafür bieten, einen Vicekönig, der in den großen Städten Hof hält und der Ariſtokratie den Genuß einer excluſiven Sphäre bietet. Es war bedeutungsvoll, und iſt tief empfunden worden daß der Erzherzog-Statthalter in bürgerlichen Kleidern ſeine erſten Audienzen ertheilte, um damit zu verkündigen daß die Zeit einer mildern Civilverwaltung gekommen ſey. Daß der Eindruck wirklich ein tiefer war und die Verſöhnung zum großen Theil gelang, dafür ſind directe und indirecte Zeugniſſe nach Deutſchland gelangt. Wir meinen damit nicht die officiellen Schilderungen der kaiſerlichen Reiſe, weil ſolche Dinge immer mundgerecht nach Recepten zubereitet werden, ſondern vertrauliche Aeußerungen in Briefen aus der Lombardei und das veränderte Betragen vieler italieniſchen Familien, welche durch jeden Schritt gegen die öſterreichiſche Regierung nothwendig der Behme der Radicalen verfallen mußten. Ein indirecter Beweis aber war das Benehmen der piemonteſiſchen Preſſe, welche die loyalen Erfolge der Verſöhnung zu verkleinern und neuen Samen der Zwietracht mit vollen Händen auszuſtreuen ſuchte. Wäre der Verſuch des Kaiſers wirklich mißrathen, die piemonteſiſchen Liberalen hätten dann nicht ſo viel Galle und Aerger wahrnehmen laſſen, ſondern hätten in andern Tonarten gejubelt. So aber fürchten ſie daß die öſterreichiſche Regierung nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben werde. Von jeher war es eine Zierde des Wiener Cabinets, durch Vergeben und Vergeſſen politiſch Gefallene wieder für das Leben zu gewinnen. Die Italiener waren vor dem Jahr 1848 die verzogenen Schooßkinder der kaiſerlichen Regierung, und ſie ſind es auf dem Wege wieder zu werden, nur daß das Jahr 1848 zwiſchen beiden mit warnendem Finger ſteht. Jedenfalls iſt jetzt Nachſicht die größte politiſche Weisheit, denn wenn auch die Lombarden manches gegen ihren Souverän verbrochen haben, ſo ſind ſie doch durch die bittern Leiden eines achtjährigen harten Kriegszuſtandes ſchwer geſtraft worden, und jede Fremdherrſchaft hat die Pflicht ſo milde als möglich aufzutreten. Können die Oeſterreicher auch nicht die Wünſche nach politiſcher Einheit be-

Digitized by Google

friedigen, so ist es ihnen doch leicht den alten Ruhm zu behaupten, der ihnen vor 1848 unbestritten zuerkannt wurde, daß nämlich von allen italienischen Gebieten die österreichischen Provinzen am sorgfältigsten und besten verwaltet wurden, und daher in höchster materieller Blüthe standen. Das ist nicht alles was hochentwickelte Völker befriedigen kann, aber es ist das beste wodurch sich eine Fremdherrschaft zu rechtfertigen vermag.

Die Lackarbeiten der Chinesen.

Berühmt sind die chinesischen lackirten Arbeiten. Einige neuere Nachrichten von Natalis Rondat, dem Delegirten des Handels beim französischen Gesandten in China (Jour. As. 1848 Jan.) und bei Bazin über die Lackfabriken Cantons werden daher am Platze seyn. Der Lack (chin. Tsi, im Cantondialekt Tsat) kommt von einem 15 Fuß hohen Baum, Rhus vernix oder R. succedanea, dessen Blätter und Rinde nach de Guignes einer Esche ähnlich sind, aus dem man den Saft, wenn er 7 Jahre alt ist, durch Einschnitte in den Stamm in Sommernächten gewinnt. Andere nennen eine Melanorrhoea, Grosier die Augia sinensis. Man bedient sich wohl mehrerer Bäume. Den gemeinen Lack gewinnt man aus den Früchten von Dryandra cordata und Rhus semialata; dieß scheint indeß noch eine Untersuchung zu verdienen. Den Lack in Canton erhält man aus den Provinzen Sse-tschuen und Kiang-si gegen Kattune, Wollenzeuge und andere europäische Artikel ausgetauscht. Der Baum wird aber auch in Tsche-kiang, Ho-nan, Fu-kian, Kuei-tschen und Japan gezogen. An den Orten, wo man den Lack gewinnt, kostete der Catty nach Duhalde nur 40 Sous; in Canton wechselt der Preis nach der verschiedenen Qualität; der beste, der wie dunkler Milch-Kaffee aussieht und aus Sse-tschuen kommt, kostet der Pekul (121 Pfd. Zollgewicht) 90—100 Piaster; die zweite Sorte, die heller ist, 75—80 P., die dritte, noch blässere, 40—50 P. oder 200 deutsche Zollpfund von der ersten Sorte 209—242 Thlr., von der zweiten 182—194 Thlr., von der dritten 87—121 Thlr. Er kommt in kleinen Fässern von 40—50 Catties (48—60 Pfd.) an. P. d'Incarville unterscheidet mehrere Sorten nach den Herkunftsorten mit Angabe der Preise; der aus Kuei-tscheu kostete in Peking 3 Livr., der aus Tsche-kiang, der schwärzer ist, 5 Livr., der aus Kuang-tung 9 Livr. Man kann ihn zur Hälfte mit dem Oel von Vernicia montana (Tungyen), welches das Pfund nur 2—3 Sous kostet, versetzen. Zu jedem Cattie erster Qualität setzt man 2, zu dem zweiter Qualität 1 Catty (605 Gran) Wasser, 1 Tael (37 Gran 80) Oel von der Camellia Sasangua und oleifera (Tscha—yen) und Schweinsgalle und 80 Gr. 90 Reisessig, und hat so einen schönen glänzend schwarzen Lack.

Man lackirt damit Theedosen, Leuchtergestelle, Schachbretter, Wandschirme u. s. w. Das Holz muß sorgfältig geglättet, die Ritzen müssen mit Papier von Broussonetia überzogen, mit einer Lage rothen pulverisirten Sandsteins, mit Schweins- oder Büffelgalle langsam überdeckt und, wenn diese Masse trocken ist, mit rothem Sandstein abgerieben und polirt werden. Den Lack trägt man dann mit einem Pinsel aus Ping-po in Kuang-tung, von welchen das Dutzend einen halben Piaster kostet, in einer verschlossenen Werkstatt auf, von wo das Möbel in ein kleines Trockenzimmer gebracht wird. Da weggenommen, reibt ein Arbeiter, nachdem er es angefeuchtet hat, mit einem feinen Polirstein es ab; es wird dann nochmals lackirt, getrocknet, wieder abgerieben, und so werden nacheinander 3—18 Lagen Lack aufgetragen. Nun kommt das Möbel zu den Malern und Vergoldern in zwei große Säle, wo 50 Arbeiter, nackt bis zum Gürtel, einen Fächer und den Pinsel in der Hand, ihren langen Haarzopf um den Kopf gewickelt, jeder auf einem Schemel vor einem Tische mit Schiebladen sitzt. Mit einem Pinsel in etwas Bleiweiß getaucht, macht er erst die Skizze, die er dann mit einer feinen stählernen Spitze nachzieht. Oefter zeichnet der Chef des Maler-Ateliers die Zeichnung mit Tusche auf Papier, der Lehrling zieht die Striche mit dem in Operment und Wasser getauchteten Pinsel, drückt die Zeichnung noch feucht auf das lackirte Stück, übermalt es mit in Leimwasser gesättigtem Operment, überzieht es dann mit Lack aus Kuang-si, dem etwas Kampfer zugesetzt wird, und wenn es trocken ist, vergoldet er es mit einem Stöpsel. Das Gold, das in Canton mit Potaschewasser bereitet wird, kostet das Gran 5 Fr. (40 Sgr.); soll das Gelb etwas blässer werden, so setzt man etwas Silber — das Gr. zu 3 Fr. 75 C. — hinzu. Zu schwarzem Lack auf Goldgrund nimmt man Lack aus Fu-kian, den Pikul zu 100—120 Piaster; Roth malt man mit Zinnober, Rosenroth mit der Blume von Carthamus, Grün mit Indigo und Operment, mit diesem auch Gelb. Man hat so feine Pinsel, namentlich aus Schao-king in Tsche-kiang, daß das Stück $^3/_4$—1 Piaster kostet. Mitunter legt man auch Perlmuscheln in eine Mosaik von Blumen, Thieren ꝛc. ein, und lackirt sie dann oder schneidet in eine Lage von 3 bis 4 Linien dicken rothen Lack Figuren en relief. Die viele Arbeit macht diese Sachen theuer. Nachdem es so lackirt, vergoldet u. s. w. ist, kommt das Möbel wieder zum Tischler, der den Handgriff, das Schloß aus weißem Kupfer u. s. w. daran macht, und das Werk ist fertig.

Die Arbeiter, die den Lack einsammeln, was sehr gefährlich ist, werden schlecht bezahlt und erhalten den Monat nur 1 Tael ohne Kost, d. i. 2 Thlr., den Tag also etwa 2 Sgr.; die Arbeiter, die den rothen, pulverisirten Sandstein auftragen, das Jahr 50 Piaster ($73^1/_2$ Thlr.), oder den Tag 6 Sgr., die Lackirer den Monat 5—6 Piaster ($7^1/_2$ — $8^3/_4$ Thlr.), oder den Tag im Durchschnitt 8 Sgr.; die Maler, nachdem sie geschickt sind, den Monat 7—15 Piaster oder den Tag etwa $10^1/_2$ bis 22 Sgr. Alle wohnen in der Fabrik. Ihre Einrichtung ist sehr einfach, sie haben ein Bett aus Bambu mit Matte und Fliegennetz und liegen wo Platz ist. Der Fabrikant Hip-qua beköstigte sie und rechnete auf den Kopf jährlich 30 Piaster (44 Thlr.), den Tag $3^3/_5$ Sgr. Man arbeitet Tag für Tag, die Chinesen haben weder Sonn- noch Festtage, das Atelier schließt sich nur zu Neujahr und am Laternenfeste, doch

Digitized by Google

erhalten die Armen 2—3mal im Jahre Erlaubniß ihre Frauen, die meiſt auf dem Lande wohnen, zu beſuchen. Die Lackirarbeit iſt ſehr ungeſund; die armen Kranken erhalten während einer Krankheit keinen Lohn und müſſen Arzt und Arznei ſelber bezahlen. Der Fabrikant zahlt für ſein Local das Jahr 200 Piaſter (293⅓ Thlr.) Miethe und keine weitere Abgabe an die Regierung.

Capitän Montfort [1] beſuchte einen Lackfabrikanten, der in der Phyſic-street in der Vorſtadt Cantons einen glänzenden Kaufladen mit lackirten Sachen hat. Seine Fabrik, am andern Ende der Stadt, enthielt 100 Arbeiter. Die Werkſtatt war ein großer viereckiger ganz offener Hof ringsum mit einem Schoppen von leichten Säulen getragen, wie ein Kloſter im Mittelalter oder wie die mauriſchen Höfe des Alhambra in Granada, in dieſen flüchten ſich die Arbeiter bei ſchlechtem Wetter. Die Fabrik enthält 2 Abtheilungen, eine für die Tiſchler und eine für die Lackirer. Von jenen gelangt das Möbel in dieſen Hof der Lackirer. Der Lack, hörte er, kommt in großen Körben von der Conſiſtenz eines dicken Theer's aus dem Innern und wird hier in großen Vaſen aus Porcellan oder Sandſtein mit etwas Waſſer auf einem ſchwachen Feuer aufgelöst. Dann trägt ihn ein Arbeiter mit der (?) Hand oder einem kleinen Spatel auf das Möbel auf, der Polirer vertheilt ihn darauf und glättet ihn, welche Operationen bei feineren Arbeiten ſich 2—3mal wiederholen. Faſt trocken kommt es zum Zeichner der die Figuren mit Roth aufträgt, und dann zum Vergolder der den Goldſtaub darauf ſtreut. Alle arbeiteten ſehr geſchickt und ſchnell. Ueberall fand Montfort dieſe Theilung der Arbeiten, in einer Fächerfabrik z. B. polirte einer die Korallen, ein zweiter ſchnitt das Papier zu, ein dritter incruſtirte es, in einem zweiten Saale waren dann die Ajuſteurs, welche die Arbeit vollendeten.

[1] Voyage en Chine du Cap. Montfort. Paris 1854. p. 137.

Eine Tigerjagd in Radſchputana.

In William Rice's „Tiger Shooting in India“ lieſt man folgende Schilderung einer Tigerjagd: Wir wollten, ſagt Hr. Rice, unſere Zeit nicht damit hinbringen uns nach dem entkommenen Thier umzuſchauen, da der Abend hereinbrach; wir folgten daher den Fußtritten und dem Blut des verwundeten großen Tigers. Wir giengen dieſen, obwohl mit einiger Beſchwerlichkeit, durch ein dichtes Stück Dorngebüſche und hohes Gras, etwa 300 Ellen weit nach, und hielten alle unſere Leute, während wir voranzogen, nahe beiſammen. Plötzlich kamen wir aus dieſem dicken Dſchungelgebüſch hinaus auf einen offenen Raum, wo alle Fährte aufhörte. Von Zeit zu Zeit ſtieg ein Mann auf die niedrigen Bäume, an denen wir vorbeikamen, um ſich umzuſehen; Elliot und ich aber giengen unſern Leuten einige Schritte voraus, um den Boden, der Fährte halber, beſſer ins Auge faſſen zu können, ehe ſie dieſelbe verwiſchten oder ganz zertraten. Während wir uns nun aufs eifrigſte damit beſchäftigten die verlorene Fährte des verwundeten Tigers wieder aufzufinden, wurden wir durch ein lautes Brüllen aus einem kleinen Graben wenige Schritte rechts von uns aufgeſchreckt. Eben hatte ſich Elliot ungefähr 20 Ellen links von mir niedergebückt und emſig nach der Fährte geſucht. Kaum war das Gebrüll verſtummt, ſo zeigte ſich auch ſchon der Tiger — es war ein Weibchen — und ſtürzte in vollem Laufe gerade auf mich los. Mit knapper Noth gelang es mir die beiden Läufe meines Gewehrs, in nur einem oder zwei Schritt Entfernung, auf die Bruſt der Tigerin abzuſchießen, worauf ſie, ſey's in Folge der Schüſſe oder des Rauchs, von mir abließ, ihren Angriff wuthentbrannt gegen Elliot richtete, und auf ihn ſprang, ehe er, im buchſtäblichen Sinn des Worts, Zeit gehabt ſein Gewehr anzulegen. Im nächſten Augenblick ſah ich ihn rückwärts unter die Tigerin fallen, welche fürchterlich über ihm heulte und brüllte. Meine „Schakaris“ überreichten mir mit bewundernswerther Kaltblütigkeit und Geiſtesgegenwart meine Reſervegewehre. Ich feuerte augenblicklich zwei weitere Schüſſe auf die Schulter der über dem armen Elliot ſtehenden Beſtie ab; allein die Wunden welche ich ihr beibrachte thaten keine große Wirkung, denn die Tigerin begann ihn am obern Theil ſeines Arms, welchen ſie mit ihrem Rachen gepackt hatte, rückwärts einen ſanften Abhang hinunter gegen den Graben zu ziehen in welchem ſie ſich zuerſt verſteckt gehalten hatte. Der Boden war ſehr uneben und mit zerbrochenen Felsſtücken bedeckt, weßhalb ich, aus Furcht meinen Freund zu treffen, in hohem Grade Bedenken trug abermals auf die Tigerin zu feuern; denn da ſein Geſicht ihren Kopf berührte und ſie ihn über die rauhen Steine hinabſchleppte, ſo konnte ich keinen ſichern Schuß gewinnen. Elliot verlor, während ſie ſo mit ihm verfuhr, ſeine Beſinnung; die Tigerin aber brüllte ununterbrochen, und hielt ihre Blicke feſt auf uns wie auf die ganze übrige Mannſchaft gerichtet; ich folgte ihr auf etwa acht Schritt Entfernung, und ſuchte einen günſtigen Augenblick zu erhaſchen um einen ſichern Schuß nach ihrem Kopf zu thun (auf einen andern Theil zu feuern wäre nutzlos geweſen). Endlich, nach zwei- oder dreimaligem vergeblichem Zielen, zeigte ſich ein günſtiger Moment; ich ſchoß und traf ſie glücklich mitten in den Kopf, worauf ſie den armen Elliot fallen ließ und, ihre Tatze auf ſeine Bruſt bringend, todt zuſammenſtürzte. Raſch ſchoß ich ihr noch eine Kugel in den Leib, lief dann mit den Bhils auf ſie zu, und zog Hrn. Elliot an ſeinen Beinen unter der Tigerkatze hervor. Beim erſten Angriff der Tigerin wichen, wie gewöhnlich, alle um einen Schritt zurück, wodurch manche über den Haufen geworfen wurden; allein augenblicklich folgten ſie in geſchloſſener Reihe, und viele wünſchten ich möchte ihnen erlauben die Beſtie mit all den Waffen anzugreifen die ſie beſaßen, mit Säbeln, Speeren, eiſenbeſchlagenen Keulen, Aexten und Bogen — beſonders Elliots eigener Diener, der, in der wohlwollenden Abſicht die Tigerkatze zu verſcheuchen, ohne alle Rückſicht auf die Richtung, mehrere Gewehre abſchoß, feuerte auf die beunruhigendſte Weiſe, und forderte ungeſtüm man ſolle ſeinen Herrn nicht tödten laſſen. Dieß ſchien freilich wahrſcheinlich genug, denn er war über und über mit Blut bedeckt. Als wir ihn aufhoben, war Elliot

Digitized by Google

wieder bei Bewußtſeyn, und verlangte einen Trunk Waſſer. Es ward ihm raſch aus dem Tſchagul oder ledernen Waſſerſack gereicht, den wir auf unſern Jagden ſtets bei uns hatten. Sein Arm, welcher ſchauderhaft zerbiſſen war, wurde in einen langen Turban eingebunden, während die Leute ſich damit beſchäftigten kleine Bäume niederzuhauen, aus denen wir, mittelſt unſerer Turbane, unſerer Kleider und kleiner grüner Zweige, eine Art Bahre bildeten, und dann nach „Radſchghur," das etwa dritthalb (engliſche) Meilen entfernt war, durch die Dſchungel aufbrachen, und die todte Tigerin, ein ſehr ſtattliches, ſchönes Thier, mitnahmen. Beim erſten Angriff des Thiers war Elliot mit knapper Noth einem Schlag ausgewichen den ſie mit ihrer Tatze auf ihn führen wollte, den er aber mit ſeinem in die Höhe gerichteten Gewehr ablenkte. An dem Flintenſtock zeigten ſich die Spuren ihrer Klauen, während Schneller und Bügel ſo vollſtändig flach geſchlagen waren, daß das Gewehr gänzlich unbrauchbar wurde und ausgebeſſert werden mußte. Die Tigerin ſchleppte ihn nur etwa zwanzig oder dreißig Ellen weit, und das ganze „Gefecht" war in zwei oder drei Minuten vorüber. Da ſie in dem tiefen, mit langem Gras bedeckten Graben ein treffliches Verſteck hatte, ſo war ſie den Späherblicken unſerer Leute auf den Bäumen entgangen, was bei ebenem Boden nicht der Fall geweſen wäre. Während wir der verwundeten Tigerin nachſtellten, hatten wir mehrmals einen „Kole Ballu" oder alten Schakal bemerkt, der nur wenige zwanzig Schritt vor uns hertrottete.

Hirtenleben in Buenos-Ayres.

Die zwiſchen den Andesgebirgen und den braſilianiſchen Bergen gelegene ehemalige ſpaniſche Statthalterſchaft Buenos-Ayres iſt einer von den Landſtrichen, welche durch Klima und Vegetation zu den geſegnetſten des ſüdlichen Amerika gehören. Hat man auch ſchon zum öftern die Meinung vernommen daß die junge Republik gleich den andern benachbarten Freiſtaaten ſich in kurzer Zeit zu einem bis dahin nicht gekannten Flor erheben würde, ſobald mit einer feſtbegründeten Regierungsform, durch zeitgemäße Bildungsanſtalten, Liebe für Gewerbe, Kunſt und Wiſſenſchaft im Volk erweckt ſeyn würde, ſo wird dieſe hoffnungsvolle Ausſicht doch bald wieder getrübt, ſobald man das Urtheil von Männern vernommen welche mehrere Jahre im Staat Buenos-Ayres verlebten und, mit Verſtand, mit Kraft und ſelbſt mit Geldmitteln ausgeſtattet, dennoch vergebens durch Coloniſation eine Heimath dort zu begründen verſuchten.

Zu dieſen gehört auch der eben ſo rüſtige als intelligente junge deutſche Landwirth, deſſen mündlichen Erzählungen wir hier folgen, und die beſtätigen daß die Nachkommen der Abenteurer, welche allererſt dieſe ſchönen Küſtenlande dem ſpaniſchen Scepter unterwarfen, und im unerſättlichen Golddurſt die eigentlichen Schätze der eroberten Länder verkannten, wenig geneigt ſind die nie verſiegenden Quellen des tropiſchen Naturreichthums zum vorhaltenden Nutzen, d. h. um zu Wohlſtand und Reichthum zu gelangen, zu verwenden.

Etwas weniges anders iſt es mit den Bewohnern der Hafenplätze; die Landbewohner aber lieben nur den Erwerb, der ihnen leicht und ohne Mühe zufällt, wie es noch heute bis auf das Baskenland und Catalonien, in den meiſten Provinzen des ſchönen Mutterlandes der Fall, und zugleich mit den ſtets wechſelnden Maßnahmen einer übelberathenen Regierung die Urſache des Verfalls einer Nation iſt, die, unter andern Verhältniſſen, unter Benutzung der natürlichen Lage und der Landesquellen, eine der mächtigſten ſeyn müßte in Europa.

Die Landbewohner von Buenos-Ayres entbehren lieber die größten Nothwendigkeiten, als daß ſie ſich anhaltender und geregelter Arbeit hingeben. Sie ſind zufrieden wenn ihnen ein zufälliger Verdienſt die Mittel zum Spiele gewährt, dem ſie leidenſchaftlich ergeben ſind. Was man vom Ackerbau gewahrt, der unter ſolchen Umſtänden nur ſehr langſame Fortſchritte machen kann, beſteht bloß in der unmittelbaren Nähe der Städte; doch iſt es mehr Gemüſebau als Feldbau zu nennen, der nicht einmal ausreichend iſt für die Conſumenten der Städte. Auch die wenigen und höchſt mangelhaften Communicationswege im Innern tragen ein großes dazu bei, daß ſich der Ackerbau nur ſchwierig aus den erſten Anfängen erheben kann. Ja ſelbſt die Viehzucht, auf welche ſich die meiſten Grundbeſitzer beſchränken, läßt noch vieles zu wünſchen übrig.

Hätten ſich nicht die Pferde, Rinder und Schafe von jeher unter Begünſtigung der herrlichen Weiden und der Freiheit bis ins Zahlloſe vermehrt, es würde den Landesbewohnern jetzt ſchwer werden, ihre Heerden nach den von den Landwirthen der alten Welt aufgeſtellten Grundſätzen zu ziehen und zu veredeln.

Schwerlich wird ſich die ſpaniſche und portugieſiſche Bevölkerung des amerikaniſchen Südens je aus ſich ſelbſt erheben. Die Regeneration wird, wenn ſie eintritt, wie in Nordamerika, durch nordeuropäiſche Einwanderer ſächſiſchem Herkommens vollbracht werden, deren Aufgabe es zu ſeyn ſcheint, die weſtlichen Welttheile zu lichten und zu civiliſiren. Aber auch darüber wird noch eine lange Zeit hingehen.

Bis jetzt kann ſelbſt dem betriebſamſten europäiſchen Einwanderer ein großer Flächenraum des ergiebigſten Bodens nicht zu gut kommen, da ihm die zu deſſen Cultur erforderlichen Kräfte fehlen. Arbeit iſt von den Eingebornen immer nur für kurze Zeit und für unverhältnißmäßigen Lohn zu erlangen. Sie verdingen ſich nie auf beſtimmte Termine, werden der Arbeit bald müde und laufen oft in der dringendſten Zeit davon, weil ſie überhaupt jeder geregelten Lebensweiſe abhold ſind. Indolent wie die Nachkommen der Urbewohner, an denen ſich die Spanier ſo ſchwer verſündigt haben als früher an den Mauren, trotten ſie lieber hinter den Viehheerden durch die Llanos, und der Anblick den ſie in ihrer abgeriſſenen die braunen Glieder nur ſpärlich bedeckenden Kleidung gewähren, iſt weit eher geeignet, an die Nachkommen von Kanibalen als an den

Nachwuchs der einſt ſo mächtigen die halbe Welt beherrſchenden ſpaniſchen Nation zu erinnern.

Drei Jahre war unſer Freund und Verwandter unter Entbehrungen der ſchwerſten Art bemüht, ſein Vorhaben, eine Colonie im größeren Maßſtabe zu begründen, durchzuſetzen. Die deutſchen Fruchtarten, beſonders Kartoffeln, für die er hohe Preiſe in der Stadt gewann gediehen vortrefflich. Aber ſein feſter Wille, ſein Muth, eine eiſenfeſte Geſundheit, reichten nicht aus ſein Beſitzthum zu vergrößern. So gut er die Arbeiter lohnte, hielten ſie ſelten länger aus als einen Monat. Nur zwei ältere Männer und eine junge Indianerin blieben etwas über ein Jahr. Als er nach einer letzten ſehr ergiebigen und werthvollen Kartoffelernte die Wirthſchaft aufzugeben ſich genöthigt ſah, konnte er es als ein ſeltenes Glück betrachten, eines aus braſilianiſchen Dienſten deſertirten ehemaligen holſteiniſchen Soldaten und eines im Freiheitskriege lahmgeſchoſſenen Irländers habhaft zu werden. Er würde bei Eintritt der ſchlechten Jahreszeit ohne ihre Hülfe genöthigt geweſen ſeyn die ganze Ernte draußen zu laſſen.

Seit drei Monaten war unſer deutſcher Coloniſt nicht allein der Gebieter, Pferdeknecht, Ochſenhirt, Schlächter, Bäcker und Koch auf ſeiner Eſtancia, ſondern auch für ſeine Producte der Körner zur Stadt geweſen. Ein Theil ſeines Viehs war ihm aus Mangel an Aufſicht geſtohlen, ein anderer auf der Weide abhanden gekommen. Es iſt leicht zu begreifen daß Menſchen, denen die Anhänglichkeit an einem feſten Herd abgeht, noch weniger für das Eigenthum der Ausländer Sinn haben. Dieſe werden aber auch ſchon deßhalb mehr oder minder von ihnen gehaßt, weil deren Anſicht über ſittliche und Religionsverhältniſſe den ihrigen gerade entgegenſtehen.

Das mit dem Beſitz großer Heerden unvermeidlich verbundene wilde Leben ſagte unſerm Landsmann ſo wenig zu als die damit verknüpfte, ſich oft wiederholende maſſenhafte Schlächterei, worin der eigentliche Nutzen der Rinderheerden bis jetzt noch in Buenos-Ayres beſteht. So kam es daß unſer Freund, indem er nach dreijährigem ernſten aber vergeblichen Streben, eine regelrechte Farm zu begründen, von Buenos-Ayres ſchied, das Loos mancher ſeiner Vorgänger theilte, die bei dem beſten Willen, ohne örtliche Kenntniß, durch Beſchreibungen und Einladungen gereizt, ein oft nicht unbedeutendes Vermögen, ſelbſt die Geſundheit aufs Spiel ſetzten, während ſie im eigenen Vaterlande ſich damit wenn auch kein glänzendes Loos, doch bei zufriedenem Sinn ein genügendes Auskommen zu gründen vermocht hätten. Gehen wir jetzt zur Beſchreibung des Hirtenlebens über, wie es in Buenos-Ayres ſeit langen Jahren erhalten, um daraus zu entnehmen, wie es noch langer Jahre bedürfen wird, um nur einigermaßen dem häufig noch ganz idylliſchen Leben deutſcher Hirten auch nur nahe zu kommen.

Die Hirten hüten etwa 12 Millionen Kühe, 3 Millionen Pferde und eine verhältnißmäßige Anzahl von Schafen. Darunter ſind aber einige Millionen wilder Kühe nicht begriffen, ſo wenig als eine zahlloſe Menge wilder Pferde, die das Land durchſtreifen. Die Heerden der Hausthiere ſind in ſo viele einzelne Heerden eingetheilt als es Eigenthümer gibt. Eine Weide-Eſtancia, die nur etwa einen Flächenraum von 4 bis 5 Quadratſtunden enthält, wird in Buenos-Ayres für nicht ſehr beträchtlich gehalten. Im Innern dieſer Beſitzungen ſind die Wohnungen der Hirten errichtet. Dieſe haben keine Thüren und Fenſterläden, ſondern werden Nachts mit Rindshäuten verſchloſſen. Jede Heerde hat einen Oberhirten (Capataz), und auf je tauſend Kühe einen Taglöhner. Der erſte iſt gewöhnlich verheirathet, die Taglöhner aber ſind ledig, wofern ſie nicht Neger, farbige Leute oder aus einer chriſtlichen Anſiedlung entflohene Indianer ſind. Dieſe leben gewöhnlich in der Ehe, und ihre Weiber und Töchter pflegen die unverheiratheten Männer zu bedienen. Die Weiber genießen großer Freiheit. Die ganze Familie ſchläft gewöhnlich in einer Kammer.

Dieſe Hirten gehen nie mit den Heerden aus wie das in Europa gebräuchlich. Ihre ganze Sorge beſchränkt ſich darauf, viermal in der Woche von einigen Hunden begleitet auszureiten, um mit lautem Geſchrei um die ganze Beſitzung zu galoppiren. Die Kühe welche einzeln herumweiden, fangen dann zu laufen an und verſammeln ſich auf einem beſonders dazu eingerichteten offenen Platze (Rodeo) genannt. Man hält ſie hier einige Zeit feſt und läßt ſie dann wieder frei auf die Weide laufen. Dadurch will man die Thiere hindern, ſich von den Ländereien des Eigenthümers zu entfernen. In gleicher Abſicht geſchieht ſo mit den Pferden welche ſich von Zeit zu Zeit im Hofe verſammeln. Außer der Schlachtzeit beſchäftigen ſich die Hirten in der Woche damit die Thiere zu verſchneiden und zu zähmen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Sardinenfang in der Bretagne.

(Journal pour Tous.)

Der Sardinenfang findet in Frankreich hauptsächlich an den Küsten der Bretagne statt, und Belle-Isle-en-mer, Croisic und Douarnenez sind die Hauptplätze dieses Industriezweiges. Die Sardine hält sich, wie man, auf lange Beobachtungen gestützt, annehmen darf, im tiefen Meer auf und nähert sich der Küste nur zur Laichzeit; diese beginnt an der französischen Küste des Oceans gewöhnlich im Mai und endigt im October oder November. Die Sardinen nähern sich zu dieser Zeit der Küste in großen Zügen, und diese bestehen immer aus Fischen derselben Größe; es scheint daß sie je nach ihrem Alter mehr oder weniger bewegtes Wasser aufsuchten.

Die Boote welche man zum Sardinenfang benutzt, haben eine eigenthümliche Form. Sie sind gewöhnlich mit einem kleinen Fockmast und einem ungeheuren Segel ausgerüstet und mit 12—20 Netzen versehen, deren Maschen, je nach der Größe der Fische, von verschiedener Größe sind. Diese Boote, deren Zahl sich nach den genauesten Angaben auf 2416 beläuft, fassen ungefähr vier Tonnen und werden gewöhnlich von vier Mann bestiegen, dem Patron, zwei Matrosen und einem Schiffsjungen.

Die Hauptsache und zugleich das Kostspieligste beim Sardinenfang ist die Lockspeise, wovon gewöhnlich drei Sorten gebraucht werden: der Rogen des Kabeljau, der Makrele, und eingesalzener und zerstoßener Seekrebs; die letztere ist die am wenigsten beliebte, denn man schreibt ihr nachtheilige Folgen für die Conservirung der Fische zu. Die Consumtion jedes Bootes an Lockspeise beträgt: jährlich etwa 17 Barils im Werth von 1081 Fr. 20 C.; der jährliche Verbrauch läßt sich also im ganzen ungefähr auf 41,072 Barils schätzen, für welche Frankreich 2,612,179 Fr. 20 C. an das Ausland zahlt.

Die Sardinenfischerei währt, wie schon gesagt, sieben Monate des Jahres, und in dieser Zeit herrscht an denjenigen Punkten der Küste wo sie die hauptsächliche Erwerbsquelle der Bewohner ausmacht, eine Thätigkeit ohne Gleichen. Belle-Isle, Croisic, Turballe, Port Louis, Croix, Douarnenez, Concarneau, erwachen plötzlich aus der Erstarrung, in die sie während der fünf Wintermonate versunken waren. Männer und Frauen sind in den Magazinen, an den Ausschiffungsplätzen und am Bord der Boote beschäftigt. Jeden Morgen beim Aufgang der Sonne erscheint die Flottille auf der Rhede. Die Boote sind bereits zur Abfahrt gerüstet, die Mannschaft empfängt mit entblößtem Haupte den Segen des Priesters, schlägt ein Kreuz, spricht ein Vaterunser, und der Fischfang beginnt.

Man spannt am Hintertheil des Bootes ein Netz aus, welches am untern Ende durch Bleikugeln beschwert, am obern durch Korkstücke gehalten, in perpendiculärer Richtung ins Wasser sinkt. Die Matrosen rudern, während der Patron am Hintertheil des Bootes steht und die Lockspeise ins Meer streut, sobald sich ein Zug Fische zeigt. Die Sardinen schwimmen, durch den Rogen angelockt, von beiden Seiten auf das Netz zu, versuchen sich hindurchzudrängen, gerathen mit den Köpfen in die Maschen und sind gefangen, denn der Umfang ihres Körpers hindert sie durch die Maschen zu schlüpfen, und das Zurückziehen des Kopfes wird durch die Kiemen, welche sich in die Fäden des Netzes verwickeln, unmöglich gemacht.

Glaubt der Patron daß sich auf diese Weise eine genügende Anzahl Fische gefangen hat, so zieht man das Netz an Bord. Während dieser Operation befreit sich gewöhnlich eine Anzahl von Fischen aus den Maschen und fällt ins Meer zurück; damit aber der dadurch herbeigeführte Verlust nicht zu groß ist, fängt der Schiffsjunge die herunterfallenden Sardinen mit Hülfe eines runden Netzes auf, welches an einer Stange befestigt ist und Havenot oder Havenet genannt wird. Ist das Netz an Bord gebracht, so ergreift man die Fische einzeln und befreit sie mit einem Ruck aus der Masche, um, wenn dieß vollständig geschehen ist, sogleich zu einem zweiten Fischzuge zu schreiten. Die Beute jedes Bootes beträgt gewöhnlich täglich 3—5000 Stück Sardinen, oft aber mehr, und zuweilen sogar 25—30,000 Stück.

Ein Theil der gefangenen Sardinen wird gleich an Ort und Stelle an Küstenfahrer, Sardiniers verkauft, welche die Fische frisch nach Nantes, Rochelle und Bordeaux bringen, von wo ab man sie in das Innere des Landes transportirt. Ein andrer Theil des Fanges wird an den Landungsplätzen, sogleich nach der Rückkehr der Fischer, von Händlern aufgekauft, welche die Fische auf Wagen, Pferden, oder auf ihren eignen Schultern und Köpfen, ohne einen Moment Verzug, Tagereisen weit ins Land schaffen. Die Zahl der auf diese Weise verkauften und frisch consumirten Sardinen wird auf 30 Millionen geschätzt, und diese bringen, das Tausend zu 15 Fr. berechnet, allein die Summe von beinahe einer halben Million in Umlauf.

Die Strandscene am Abend übertrifft an Lebhaftigkeit die Morgenscene noch bei weitem. Die Boote ankern am Quai, man transportirt die Netze ans Land um sie zu trocknen, man handelt und feilscht, die Sardinen werden beim Schein der angezündeten Laternen gezählt, die Käufer laden aus und auf, und die Strandschenken füllen sich mit einer stets ab- und zugehenden Menge von Trinkern, denn jeder beim Fischfang vorkommende Umstand gibt Veranlassung zur Vertilgung eines Schoppens Wein. Man trinkt einen Schoppen, wenn der Fang des Tages 10 Fr. eingebracht hat, einen Schoppen, wenn man ein Baril Rogen kauft, einen Schoppen, wenn man das Boot reinigt, einen Schoppen, wenn die Flagge aufgehißt wird, einen Schoppen, wenn man Abrechnung hält ꝛc. Die Mannschaft der 2416 Boote consumirt jährlich nicht weniger als 1,780,000 Litres Wein, welche, den Litre zu 40 C. berechnet, eine Summe von 712,000 Fr. repräsentiren. Außerdem hindert dieser fabelhafte Weinverbrauch keineswegs eine starke Consumtion von Rum, Branntwein und Genever.

Die Sardinen, welche man nicht zum frischen Verbrauch an Küstenfahrer und Händler verkauft, werden auf verschiedene Weise conservirt, meist aber eingesalzen oder in Oel aufbewahrt. Die Fabrication der eingesalzenen Sardinen war ehedem von Bedeutung, und absorbirte beinahe den Gesammtertrag der Fischerei — jetzt ist sie bedeutend gesunken. Von 15 Etablissements in Croisic besteht nicht mehr ein einziges, und auch in Port Louis, in Croix und Belle-Isle existiren kaum noch einzelne. Nur in Douarnenez und Concarneau hat sich dieser Industriezweig in voller Blüthe erhalten.

Digitized by Google

Die Procedur des Einſalzens geht auf folgende Weiſe vor ſich. Zuerſt werden die Sardinen gewaſchen, indem man ſie in Körbe legt, und dieſe ſo lange und wiederholt ins Meer taucht, bis die Fiſche von Blut und Schuppen befreit ſind; dann beſtreut man ſie mit Salz und legt ſie ſchichtenweiſe in Stückfäſſer, welche Maneſtrans genannt werden. Jede Schicht wird wieder mit Salz bedeckt. In der Salzlake, die ſich nach 24 Stunden bildet, läßt man die Sardinen mindeſtens 14 Tage, zuweilen auch ein ganzes Jahr ſtehen, wäſcht ſie dann darin ab, legt ſie ſchichtenweiſe in kleine Fäſſer, bedeckt die oberſte Schicht mit einem Blatt Fließpapier oder einigen Feigenblättern, bringt das Fäßchen unter die Preſſe um das überflüſſige Waſſer und Fett zu entfernen, und wenn dieß geſchehen und das Fäßchen dicht verſchloſſen iſt, ſind die Sardinen zum Verſenden fertig.

Im Jahr 1853 wurden in der Bretagne 5,474,415 Kilogr. oder 218,976,400 Stück Sardinen eingeſalzen. Dazu waren 3,918,699 Kilogr. Salz nöthig. Jedes Fäßchen enthielt durchſchnittlich 3000 Stück Sardinen, man hatte alſo 72,992 Fäßchen, jedes zu 80 Kilogr. producirt. Davon giengen ins Ausland 1342 Fäßchen, deren Werth 30—40,000 Fr. betrug. Die übrige Menge wurde im Lande ſelbſt conſumirt.

Belle-Isle beſitzt außerdem noch ein Etabliſſement, in welchem man die weder zum friſchen Verbrauch noch zum Einſalzen geeigneten Sardinen zu Anchovis verarbeitet.

Endlich wird ein großer Theil der Sardinen in Oel aufbewahrt, ein Verfahren welches zwar ſeit langer Zeit bekannt iſt, früher aber nur mangelhaft ausgeführt wurde und deßhalb nicht zu dem blühenden Induſtriezweige werden konnte den es jetzt ausmacht. Das Verfahren welches M. J. Colin in Nantes zuerſt in Anwendung brachte, iſt folgendes:

Die Sardinen werden, nachdem ſie gezählt und im Meer gewaſchen ſind, mit Salz beſtreut. Einige Stunden nachher entfernen Frauen die Köpfe und Eingeweide der Fiſche, waſchen ſie von neuem und ſetzen ſie dann eine Zeitlang der Sonne oder der Zugluft aus. Dann bringt man ſie in kochendes Olivenöl, läßt ſie abtröpfeln, legt ſie in Blechbüchſen und füllt dieſe mit Oel. Nachdem dieß geſchehen iſt, werden die Blechkäſtchen zugelöthet, in einen dazu eingerichteten Apparat zum Kochen gebracht, dann nochmals unterſucht, mit Etiketten verſehen und in Kiſten verpackt. Die Köpfe und Eingeweide der Fiſche ſind durchaus nicht verloren. Sie werden ſorgfältig aufbewahrt und als koſtbares Düngungsmittel verwendet.

Gegenwärtig beſtehen an der Küſte der Bretagne gegen 40 Etabliſſements für die Aufbewahrung der Sardinen in Oel. Im Jahr 1850 betrug die Production 30 Millionen Büchſen, jede zu 20—22 Sardinen; in den Jahren 1851 und 1852 ſteigerte ſie ſich auf 6 Mill., 1853 auf 8 Mill., 1854 auf 10 Mill. Die Ausfuhr die im Jahr 1848 nur 360,596 Kilogr., 1849 550,104 Kilog. betrug, ſtieg 1853 auf 2,272,763 Kilogr. Nach der Berechnung im Jahr 1854 beträgt das Capital welches durch den Sardinenfang der Bretagne in Umlauf geſetzt wird, nicht weniger als 35 Millionen Franken.

Sendſchreiben des Alten vom Berge zur Rechtfertigung Richard I, wegen des Mordes des Markgrafen von Montferrat.

(Hollinſched's Chronik von England. 2. Theil. S. 307.)

„Der Alte vom Berge ſendet Leopold dem Herzog von Oeſterreich ſeinen Gruß. Da manche Könige und Fürſten jenſeits des Meeres Richard; den König von England, wegen des Todes des Markgrafen anſchuldigen, ſo ſchwöre ich bei dem Allmächtigen welcher ewiglich regieret, und bei dem Geſetz dem wir unterthan ſind, daß er keine Schuld an deſſen Tode hatte. Denn die wahre Urſache desſelben war, wie folget. Einer unſerer Bruder auf einem Schiffe von Sattalia kam nach unſerem Lande, und wurde durch Sturm bis Tyrus verſchlagen; der Markgraf ließ ihn ergreifen und umbringen, und nahm eine große Summe Geldes, welche er auf dem Schiff mit ſich führete. Worauf wir unſern Sendboten an den Markgrafen ſchickten, und ihm befahlen uns das Geld unſeres Bruders herauszugeben, und uns für deſſen Tod Sühne zu leiſten; aber er wollte nicht. Ueberdieß verhöhnte er unſern Boten, und ſchob die Schuld an unſers Bruders Tod auf Reginald den Herrn von Sidon; wir aber brachten es ſo weit durch unſere Freunde daß wir volle Kunde erhielten, wie der Markgraf ſelber ihn erſchlagen ließ und ſein Geld an ſich nahm. Darum ſendeten wir ihm abermals einen andern Boten, Namens Edriſius, den er gerne in dem Meer ertränkt haben würde, wenn nicht unſere Freunde ihm Gelegenheit verſchafft hätten in Eile von Tyrus wegzukommen, daß er zu uns zurückkehren und uns über dieſe Dinge genaue Kunde geben konnte. Und von dieſer Stunde an ſuchten wir des Markgrafen Tod; wir ſandten darum zwei unſerer Brüder nach Tyrus, welche öffentlich und gleichſam im Angeſicht der ganzen Bevölkerung ihn erſchlugen. Dieſes war die wahre Urſache ſeines Todes, und darum ſagen wir Euch in guter Treue daß Herr Richard, König von England, keinen Theil daran hatte; und jene welche darum dem König von England gehäſſig waren und ihm Leides zufügten, es mit Unrecht und ohne Urſache gethan haben. Auch möget Ihr ſicher glauben daß wir nicht gewohnt ſind irgendjemand für Beſtechung oder Geld zu tödten, ausgenommen er habe uns zuvor übles zugefügt. Und wiſſet daß wir dieſen Sendbrief geſchrieben in unſrer Behauſung, in dem Caſtell von Maiſtat, in der Mitte Septembers des 1505ten Jahres ſeit Alexander dem Großen."

Wahlſcenen im Süden der Vereinigten Staaten.

Aus Louiſiana (Anfang November.)

Bei den Vorverſammlungen zu den nahe bevorſtehenden Wahlen geht es dießmal in New-Orleans ſehr ruhig her, da die Zahl der Knownothings in letzter Zeit ſo bedeutend abgenommen hat daß ſie nicht einmal den Verſuch machen können einen Candidaten aufzuſtellen, viel weniger noch den hieſigen Demokraten Oppoſition zu machen. Obgleich dieſen alſo a priori das Feld überlaſſen iſt,

so versäumen sie doch nicht die öffentlichen Vorversammlungen, in welchen ihre Candidaten durch Ablegung ihres politischen Glaubensbekenntnisses den Bürgern bekannt werden sollen, ebenso regelmäßig abzuhalten wie zu Zeiten der heftigsten Wahlkämpfe. Solche Versammlungen heißen hier Barbecus, und da sie sich von den zu gleichem Zweck stattfindenden Zusammenkünften in den nördlichen Staaten wesentlich unterscheiden, so erlaube ich mir hier die Schilderung einer solchen, welcher ich am 28 October d. J. beiwohnte. In den Zeitungen und durch Anschlagezettel wird zuerst bekannt gemacht, an welchem Tage und Orte solche Versammlung stattfinden soll, und wo die Theilnehmer sich vorher vereinigen werden. An letzterem Ort finden sich diese dann um 10 Uhr Morgens ein und setzen sich alle in einem großen Zuge in Bewegung, Musik und Fahnen voran, und wenn möglich unter der Begleitung von Kanonenschüssen. Der Platz, auf welchem gesprochen werden soll, ist immer außerhalb der Stadt, gewöhnlich inmitten eines Holzes. Die Musiker sind sehr oft Dilettanten; neulich hatten die Beamten der Parish [1] dieß Fach übernommen, da sie sich seit einiger Zeit — vermuthlich weil sie nichts anderes zu thun haben — mit der Musik die Zeit vertrieben und wochenlang von Morgen bis Abend im Courthouse (Gerichtshause) geübt hatten. Deßhalb setzte sich der Zug dießmal auch vom Courthouse selbst in Bewegung; es waren ihrer 10 Musiker, die im ganzen ungefähr ebenso gut spielten, wie man es sonst hier hört. Auf dem bestimmten Platze angelangt, wurde sofort der Präsident und das Comité gewählt, während jene noch einige Stücke vortrugen; alsdann begannen die Reden der Wahlcandidaten. Bei dem Mangel an Opposition waren dieselben nicht bedeutend, doch hatte man eine hervorragende Persönlichkeit aus der Zahl der Knownothings eingeladen, welche mehrmals sprach und von Seiten der Demokraten eine etwas belebte Debatte hervorrief. Um 2½ Uhr endigten die Reden, als der Bratengeruch aus der nahen Küche gar zu lebhaft ans Speisen mahnte. Die Küche aber, ebenfalls im Freien, war folgendermaßen eingerichtet. In der Mitte war eine große, etwa 3 Fuß tiefe Grube auf einem freien, mit Bäumen umringten Platze in die Erde gegraben und mit Holzscheiten angefüllt, die zuvor zu Kohlen verbrennen mußten. An den Seiten der Grube steckten einige kurze eiserne Gabeln in der Erde, über welche in Form eines Rostes lange Stangen gelegt wurden, die man mit ganzen Vierteln von Ochsen und Schweinen bedeckte. So mußte die ganze Masse braten, und die schwarzen Köche hatten nur darauf zu sehen daß das Fleisch zu rechter Zeit umgedreht wurde. Die ganze Scene, die weißgekleideten Neger, der an den Bäumen hinauf sich in die Luft schlängelnde Rauch, war malerisch und an patriarchalliche Zeiten erinnernd, von denen wir doch sonst uns so himmelweit entfernt haben. An einem dritten freien Platze waren unterdessen etwa 200—250 Fuß lange Tische und Bänke aus ungehobelten Brettern zusammengelegt und statt der Kissen mit Palmetten (Palmblättern) bedeckt, weil an ihnen die Damen, welche sich sehr zahlreich eingefunden hatten, mit ihren Begleitern diniren sollten. Mit Musik gieng es zu Tische, die Damen voran nahmen ihre Plätze ein, ihre Cavaliere setzten sich neben sie, die übrigen Herrn standen etwas entfernt hinter den Stühlen. Erstere aßen von Tellern, hatten Messer und Gabeln und bekamen die besseren Speisen, während letztere sich meistens mit Fleisch und Brod begnügten, in einer Hand ein Stück Brod, in der andern ein Stück Fleisch und Zähne oder Finger als Messer und Gabeln, so gut es gerade gehen wollte. Neger giengen unaufhörlich umher, einige mit Körben voll Brod, andere mit Krügen voll Wein oder Wasser, und jeder bediente sich nach Belieben. In ungemein kurzer Zeit waren die Speisen vertilgt; mit Musik gieng es wieder zur Tribüne, wo die Reden von neuem begannen. Jetzt aber zerstreute sich der größte Theil der Menge bald und um 5½ Uhr zog auch der Rest, auf gleiche Weise wie am Morgen geordnet, in die Stadt zurück. Ein Ball beschloß den Abend, wie er bei solcher Gelegenheit gewöhnlich arrangirt zu werden pflegt, wenn die Versammlung friedlich und anständig verlaufen, was nicht immer der Fall ist. Zu bemerken ist noch daß während der ganzen Zeit des Redens die Freunde der Candidaten unter der versammelten Menge umherzugehen pflegen, und die einzelnen dahin zu beschwatzen suchen daß sie für ihre Partei votiren. Hieraus zumal entstehen sehr oft Streitigkeiten und Schlägereien; doch solche Kleinigkeiten wird man hier nachgerade gewohnt, für viele sind sie die eigentliche Würze des politischen Lebens.

Der schlimmere Theil der hiesigen Bevölkerung besteht aus den leidenschaftlichen Creolen und den ununterbrochen aus nördlicheren Staaten Einwandernden. Die Creolen, welchen früher das ganze Land gehörte, sind jetzt in die äußerste Armuth versunken. Fast alle großen Pflanzungen sind längst in den Händen von Anglo-Amerikanern, und an den Bajous, wo diese Pflanzungen liegen, findet man sehr selten noch eine creolische Familie im Besitz, die dann aber auch so sehr heruntergekommen ist daß sie sich unmöglich noch lange in ihm erhalten kann. Die meisten Creolen haben sich jetzt mitten in den Waldungen und Sümpfen angesiedelt, wo sie sich von spärlichem Plantagenbetrieb nähren, selten im Besitz einiger wenigen Sklaven sind, und in Häusern wohnen die man eher für Viehställe als für menschliche Wohnungen halten möchte. Der Grund ihres Rückschrittes ist in ihrer gränzenlosen Faulheit zu suchen; wenn sie der Hunger nicht zwingt, arbeiten sie nicht. Deßhalb haben auch die Anglo-Amerikaner kein Mitleid mit ihnen, verachten und verdrängen sie, und ohne Zweifel wird es dem größten Theile von ihnen schließlich ebenso gehen wie den Indianern, daß sie vor jenen thatkräftigen und entschlossenen Menschen vergehen. Ein Unterschied liegt allerdings darin daß die Creolen in freiwilligem Verkauf sich der Grundstücke entäußern, welche sie bisher bebauten.

Zu bedauern ist daß in diesem Jahrgang der Anbau des Zuckerrohrs so sehr hat beschränkt werden müssen. Das Rohr ist beinahe reif, die Ernte fällt vorzüglich aus und in wenigen Wochen wird mit der Fabrication des Zuckers begonnen. Vielleicht ist es jedoch auch wieder für die südlichen Staaten, besonders Louisiana, Alabama, Texas, Georgia und Florida von Nutzen, daß sie sich jetzt mehr zum Anbau des Baumwollenstrauches wenden müssen, um wenigstens den Zeitpunkt noch hinauszuschieben, wo England, jetzt in seinem Baumwollenbedarf so abhängig von ihnen, sich zu emancipiren beginnt. Die hiesigen Pflanzer sind in dieser Beziehung nicht unbesorgt, da es ihnen bei der Beschränkung der Sklavenzufuhr nicht möglich ist die nöthigen Arbeiter zu bekommen; sie fürchten gewiß mit Recht daß, wenn ihre Production sich auch in Zukunft unter dem Bedarf oder doch unter dem Begehr Englands hält, wie es schon seit einer Reihe von Jahren der Fall gewesen ist, es diesem Lande gelingt ein zweckmäßiges Ersatzmittel für die Baumwolle zu finden und sich von ihnen zu trennen, wie sich Frankreich vom Zuckerrohr der Antillen lossagte. Ich habe in der letzten Zeit nicht selten Gelegenheit gehabt, die Pflanzer über die

[1] Die südlichen Staaten der Union sind nicht wie die nördlichen, in Countie's (Grafschaften), sondern in Parishs (paroisse, Kirchspiele) eingetheilt.

Digitized by Google

Einführung freier ſchwarzer Arbeiter berathſchlagen zu hören; aber noch keine Stimme für dieſen Plan vernommen. Wenn dieſe von England angeregte Idee auch hier verwirklicht würde, wäre es mit der Sklaverei allerdings auch hier plötzlich vorbei, und ich habe ſchon früher geſagt daß dieß den Hieſigen wahrſcheinlich zu größerer Freude gereichen würde als England, welches dann nicht mehr Urſache hat ſeine humanen Principien mit Kriegsſchiffen zu unterſtützen. Das Syſtem der freien Arbeiter läßt ſich mit demjenigen der Sklaverei in einem und demſelben Lande ſchlechterdings nicht vereinigen. Aber wenn man Jamaica ſo nahe vor Augen hat daß die Folgen von der Einführung freier Arbeiter aus Afrika faſt handgreiflich werden; wenn man gleiche Urſache und gleiche Folgen im engliſchen Guyana erblickt; wenn man dieſe einſt blühenden Colonien heute ruinirt, und zwar ſeit der Einführung jener freien Arbeiter ruinirt ſieht, wer will und kann es da den hieſigen Pflanzern verdenken daß ſie ſich nicht mit offenen Augen in das gewiſſe Verderben ſtürzen wollen? Ich glaube, es liegt ihnen auch hier dieſe ganze Sache mit allem was an ihr hängt, ſchwer genug im Herzen, zweifle aber daß ſie auf friedlichem Weg in naher Zeit ihre Löſung findet.

Die Erſteigung des Morne Garou auf St. Vincent.

(Von Dr. Karl Rohrbach.)

(Fortſetzung.)

Unmittelbar nach dem Frühſtück ſetzte ich mich auf, ſchüttelte dem wackern Mac-Kenzie noch einmal die Hand und trieb den Mulo an. Es war ein ſchönes ſtarkes Thier, das er mir anvertraut hatte. Der Knabe mit meiner kleinen Taſche um die Schulter folgte; er mochte etwa 15 Jahre zählen; bald aber hieß ich ihn vorangehen, damit ich nicht bei jeder kleinen Gabel des Weges erſt fragen mußte: wohin nun? Wir nahmen den Weg von Richmond abwärts zum Seeſtrand, weil drei Flüſſe zu überſchreiten waren, und dieſes nur an der Mündung, wo das Bett nicht mehr eine tiefe Spalte mit ſteilen Wänden bildet, geſchehen konnte. Nachdem das dritte Flußbett mit breiten Steinfeldern an beiden Seiten überſchritten war, wand ſich der Weg aufwärts zwiſchen Zuckerfeldern hindurch in ein enges Thal, auf deſſen rechtem Rand er wohl ½ Stunde entlang lief. Mit jedem Schritt neue Tiefen, neue Scenen! der Mulo ſtieg keuchend, aber herzhaft den ſehr ſteilen Weg hinan. Der Abfall zur Rechten in das Thal war faſt vertical, die gegenüberſtehende ſüdliche Thalwand ebenſo. Aber in welche Fülle der Vegetation trat ich hier ein! da ſtanden Gruppen von Baumfarn oft zu 20 beiſammen, und ihre fremdartige Form nahm ſich unter dem derben dunkelgrünen Laube ihrer Umgebung aus wie übriggebliebene Töpfer der Ureinwohner Nordamerika's neben den Eiſenbahnſtationen der weißen Eroberer.

Sie ſtanden ſo fremd mitten in der blühbetragenden Welt, und ſchienen zu klagen unter einander in einer Sprache, die längſt verklungen. Die 16′ langen Wedel ſchaukelten ſich gar ſeltſam, und wie erſtaunt als der Wind die breiten Blätter der Cecropia plötzlich umwandte, und ſo der Baum, mit ſeinen zwei oder drei horizontalen Blattſchirmen über einander, der eben noch dunkelgrün erſchienen war, völlig wie Silber glänzte. Unzählige Lianen kletterten überall an den mannichfaltig verſchiedenen Feigenbäumen herab, die nun ſelbſt erdulden mußten was ſie vordem viel ärger ausgeübt. Denn die größere Zahl dieſer Ficusarten hatte dadurch ihr Leben gefriſtet daß ſie kletternd an irgendeinem Fürſten der Bäume hinaufgewachſen waren, und den Unachtſamen erſt langſam begleitet, ihn hier und dort umarmt, dann aber, wachſend, ihn in der Umarmung erdrückt hatten. Nach und nach umſpinnen ſie den ganzen Stamm mit dem eigenen, ſo daß oft von dem innern Baum nichts mehr zu ſehen iſt. Es iſt mir dieß eine der intereſſanteſten Anſchauungen in den Tropen geweſen, und gerade dieſer Weg nach dem Morne Garou zeigte mir darin die zahlreichſten und mannichfaltigſten Formen, weil er durch völlig einſame und ſonſt unberührte Theile der Inſel führte.

Große, mächtige, kerngeſunde Bäume mit Stämmen von 2—3′ Durchmeſſer ſieht man auf dieſe Weiſe zu Grunde gehen, indem ein Ficuspflänzchen ſich wie eine Schlange dünn und glatt an ihm hinaufſchmiegt. Von Zeit zu Zeit veräſtelt es ſich, und dabei iſt das merkwürdigſte daß die Enden zweier Aeſte bei der Berührung ineinanderwachſen zu einem feſten Band, ſo daß man oft nicht weiß, kommt der Aſt von rechts oder links, denn er iſt beidſeitig mit dem Stamm verbunden und verwachſen. Auch wo zwei Aeſte oder Stämme parallel neben einander liegen, verwachſen ſie der Länge nach zuletzt in einen. Die Querzweige zwiſchen zwei Stämmchen, die einen andern Baum umwachſen, ſind oft ſo häufig daß ſie wie Leiterſproſſen zwiſchen denſelben erſcheinen, die aber nach und nach die Zwiſchenräume von allen vier Seiten verengen und zuletzt ausfüllen, ſo daß von dem Stamm, an den die Leiter ſich anlehnte, nichts mehr zu ſehen iſt. Die Triebkraft in dieſen Ficusarten ſcheint unbegränzt. Selbſt wo eine Zweigſpitze die Rinde eines Nachbaraſtes trifft, wächſt ſie in dieſe hinein, und ſo bilden ſich die erdroſſelnden Netze, aus denen ſich kein König des Waldes, ſo wenig wie Agamemnon, zu befreien vermag. Die Holzbänder ſind, wie ſie anfangs an dem Stamm hinaufkriechen, ſehr dünn und zart, aber frühe ſchon platt als wäre es ihr Beſtreben ſich auf der Unterlage möglichſt breit zu machen. Mit dem Wachsthum werden ſie dicker und breiter, und die Rinde des umſchlungenen und bald erwürgten Baumes ſcheint noch hie und da zwiſchen ihnen heraus, wie das bunte Fell des Leoparden zwiſchen den erdrückenden Ringen der Rieſenſchlange. Da die Rinde des Ficus immer ſehr glatt und glänzend iſt, ſo wird man umſomehr an dieſen Vergleich erinnert.

Dieſer Rieſe Anſäus, der umſchlungene Baum, wird erdrückt, während und trotzdem ſeine Füße noch in der Mutter Erde wurzeln.

Von der unbegreiflichen Kraft des Wachsthums ſieht man in den Tropen täglich Hunderte von Beiſpielen. So kam ich, um nur eins anzuführen, in Barbadoes dicht bei St. Ann's Garriſon an einem Garten vorbei, der mit einem Eiſengitter umgeben war, deſſen Stäbe 1 Zoll Durchmeſſer hatten. Neben dieſer Umzäunung ſtand Ficus religiosa, und 5—6 Fäden, wie ſie zu Hunderten von den Zweigen herab ſich in die Erde ſenken, waren, vom Wind oder durch irgendeinen andern Umſtand, ſeitlich getrieben und zwiſchen den Stäben hindurch gerathen. Wachſend hatten ſie endlich den Boden erreicht, Wurzel gefaßt, ſich verdickt und verſtärkt, und da ihnen die Stäbe hinderlich waren, dieſe krumm gebogen und zwei ſogar durchbrochen als wären es dünne Holzruthen.

Digitized by Google

Wie aber in der Natur alles nur vom Raube lebt, und die Existenz des einen Wesens stets den Untergang eines andern bedingt, so kommt es denn häufig vor, daß um einen solchen Ficus wieder eine oder mehrere Lianen sich auf- und abwinden, und ihn, den Mörder, wenn auch nicht ganz, doch theilweise erdrücken, indem die dünneren Zweige, von ihnen umwunden, bald vertrocknen. Viel gefährlicher aber sind die Tillandsien und Bromelien, die, wo sie einmal auf einem Ast sich angesiedelt haben, sich so rasch vermehren daß der ganze Baum, und wäre er noch so groß, von diesen Schmarotzern überwuchert und zu Grunde gerichtet wird. Oft sieht man Kalabaschen-Bäume ganz davon überdeckt; auf diesen scheinen sie vorzüglich gern zu wohnen; auch sind sie häufig auf Eichen (besonders Tillandsia), Campeche-Bäumen, Ingas und einzelnen Akazien. Auch der Cacaobaum hat viele Schmarotzer, doch gehören dieselben meist zu den Farn.

Indessen ich diese Betrachtungen anstelle, steigt aber mein Mulo höher und höher, und alle Spuren der Menschenhand sind längst verschwunden hinter und unter mir. Der schmale Pfad allein könnte mich noch daran erinnern, aber er ist so wild und unregelmäßig, so von tausendfachem Gestrüpp überwachsen daß das Auge eines Europäers ihn schwerlich lange verfolgen könnte. Mein Knabe aber hat ihn schon zu oft beschritten als daß er irren kann, und mein Mulo scheint ihn auch nicht zum erstenmal zurückzulegen. Kaum darf ich ihn dann und wann ermuntern; er klettert Stufen von 2′ Höhe muthig hinan, und scheut auch vor noch höhern, die zuweilen kommen, nicht zurück; der Weg gibt was zu rathen auf! Wilde Sturzbäche haben ihn oft 40 und mehr Ellen weit weggewaschen, tiefe Risse hineingewühlt, oder Felsblöcke aufgewälzt.

Da muß denn des Reiters Auge vorschauen, denn das Thier geht freilich den besten Weg von selbst, der aber häufig bald ohne Ausweg endet. Es nimmt was für den Augenblick das bequemste ist, der Mensch aber wählt was ihm auch in der Zukunft dient, und so muß ich das kluge Thier oft durch schwierige Stellen hindurchzwingen wider seinen Willen, nur damit wir immer weiter können.

Schweigend liegt der wilde Wald um mich her. Schweigend entfaltet die Erde unübersehbaren Reichthum, unbeschreibliche Schönheit zu meinen Füßen. Schweigend schwingt der Himmel die Freudenfahnen heller Wolken höher und höher, und heilig still gießt der Morgen seinen Zauber durch die ganze Schöpfung aus. Der Thau glitzert an allen Halmen, schimmert auf jedem Blättchen. Saftreiche Begonien von 1—4′ Höhe mit ihren schiefen Blättern und reichen Blüthenbüscheln sind die Plebs in dieser Volksversammlung; sie stehen, wie Gundermann und Vogelmeier bei uns, überall; dazwischen heraus ragen aristokratisch vornehm, aber auch in großer Zahl, schlanke hohe Heliconien, deren 2—3″ lange zierliche schüsselförmige Bracteen ganz dazu gemacht sind, um in purpurrother, gelbgesaumter Schale den Vögeln den Frühtrunk zu credenzen. Auch ich habe oft an dieser Tafel zu Gast gesessen. Man kann sich nichts zierlicheres denken als wenn die gold- und stahlglänzenden Kolibris mit lautem Pfeifen herangeschossen kommen, wie feuerstrahlende Bolzen, dann mit den schmalen Flügeln und dem breiten Schwanzfächer knatternd sich am Rande der Schüssel schwebend halten, und den langen Schnabel hineintauchen um zu trinken. Oft naschen sie von einem Blättchen nach dem andern als wollten sie alle durchprobiren, aber die Erde gibt überall dieselbe Speise, denselben Trank. Und jeden Morgen sind die Schüsseln, die am Abend leer waren, wieder voll bis zum Rand. Ernster schon sieht es aus, wenn die blaue Loria oder einer ihrer Verwandten frühstückt, denn diese setzen sich dabei hin und schlürfen behaglich Zug um Zug. Aber der Kolibri sitzt höchst selten. Ich habe diese Thiere stundenlang beobachtet, da sie sehr oft an einem Baum bleiben, aber auf 10 Minuten Flug kommt noch nicht immer 1 Minute des Sitzens. Zur Hypochondrie sind sie also nicht geneigt, ebenso wenig wie sie zu Stubengelehrten oder zu irgendeiner sitzenden Lebensart taugen. Sie sind darin mit unsern Schwalben verwandt. Immer fliegen und in Lüften sich wiegen, ist ihre Losung.

Der einsame Pfad, hie und da von Baumfarn überschattet, öffnet sich plötzlich mitten im Wald und eine kleine Ebene rollt sich vor mir auf, ganz dicht und undurchdringlich bewachsen mit einem Rohr von 12—20′ Höhe, von den Negern Rosso genannt, dessen Stämmchen kaum 1 Zoll Durchmesser hat. Der anmuthige zweizeilige Blattbüschel an der Spitze, etwa 3′ lang, wiegt sich auf dem dünnen Halme hin und her; nur die Spitzen der Blätter biegen sich abwärts.

Doch weiter und weiter! das Machetto schafft eine Lichtung durch das Dickicht; links und rechts krachen die Halme zusammen und bilden stürzend auf dem sumpfigen Boden eine Art Brücke, damit der Mulo nicht einsinkt. Endlich bin ich auf der andern Seite dieses Rohrfeldes, und wieder nimmt mich der Wald auf in sein heiliges Dunkel. Bald versperren umgestürzte Bäume den Weg und müssen hier umgangen, dort übersprungen werden. Das Machetto darf auch jetzt noch nicht ruhen, und wir kommen also nur Schritt für Schritt vorwärts. Immer schwieriger wird der Pfad, und es ist mir daher ganz gelegen daß der Knabe plötzlich vor einer verfallenen Hütte still hält, d. h. vor vier Pfählen, die mit einigen Sparren oben überlegt und dann mit Blättern überdacht sind. Vor derselben finden sich Spuren eines Feuers; ob aber dasselbe vor zwei Tagen oder vor zwei Jahren gebrannt haben mag, das entscheide ein anderer, denn auf der Holzkohle bildet sich auch in den Tropen keine Vegetation. Links neben der Hütte, sie und die Umgebung auf 50′ im Radius überschattend, steht ein riesiger Baum, den ich nicht kenne; der Karibe nennt ihn Maronbaum. Hier ist die Mitte des Wegs, sagt mein Führer. Ich steige ab, schnalle den Sattel etwas höher hinauf, der von dem steten Steigen zurückgerutscht ist und nach fünf Minuten geht's wieder vorwärts. Aber der Mulo zeigt als ich ihn in Gang bringe, große Lust zur Umkehr, die nur leider! nicht befriedigt werden kann.

Das Thier hat nicht so Unrecht, sehe ich bald, denn der Weg wird nun steinig und dadurch von Schritt zu Schritt furchterlicher. Wir steigen unaufhörlich, und nach und nach hören die großen Bäume auf. Noch steht hie und da vereinzelt eine Grougronpalme, oder es hebt sich ein Baumfarn oder ein Croton aus dem Gebüsch hervor, in welchem die Maranta arundinacea noch immer häufig ist. Die feuchten Abhänge sind mit Colocasia überwuchert.

Nach Verlauf einer Stunde hören aber auch alle diese Formen auf, und ich gelange auf ein weites Feld, das nur von einer Pflanze bewohnt wird. Es ist ein 6′ hoher Farn, der sich dadurch auszeichnet daß an dem vielfach gebogenen Stengel stets zwei Blätter zugleich an einer Seite (also nicht gegenständig) sich entwickeln, vorher eingewickelt in ein eigenthümliches doppeltes kammförmiges Hüllblatt, worin sie wie zwei Schneckenhäuser mit den breiten Seiten an einander liegen. Von nun an treffe ich keinen Baum mehr an, höchstens noch Sträucher bis zu 8′ Höhe. Nur hohe Farnkräuter, Selaginellen und Lycopodien nehmen das Terrain ein, und eben wird mir bei einer Wendung des Weges eine hohe Kuppe, von Lava überströmt, sichtbar, als ich in demselben Augenblick in einen Miniatur-Fichtenwald eintrete. Ich erstaune

über den ungewohnten Anblick, der sich mir darbietet. Vor mir, rund um den Berg, wie ein hellgrüner Gürtel, nach oben und unten ziemlich scharf begränzt, etwa 5—600′ breit und nach beiden Seiten unabsehbar lang, ist der Boden bedeckt mit einem starr aufrechten Lycopodium von 4′ Höhe. Die grauen Zweigspitzen richten sich so stolz in die Höhe und tragen unzählige Blüthenzapfen. Es gibt genau den Eindruck eines Zwerg-Fichtenwaldes. Eigenthümlich daß die Pflanze diese Stelle so ausschließlich besetzt hat, denn keine andre Form ist auszufinden zwischen diesen Stämmchen. Am Boden wächst kriechend und halbaufgerichtet die Blutsverwandte, Selaginella, bald hellgrün, bald stahlblau und purpurfarbig glänzend.

Nachdem ich diese Zone in etwa 7—8 Minuten durchschritten habe, hört aller Pflanzenwuchs auf und das nackte Gestein klingt hell unter dem unbeschlagenen Hufe des Thieres. Man erschrickt vor dem ungewohnten Laut. Breite Lavaströme rollen vor mir vom Berge herab; hie und da ist's als sähe man sie noch fließen. Meistens schwarz, geben sie bald ins röthliche, bald ins graue und grünliche über. Trachytblöcke in allen Schattirungen und Größen liegen zerstreut über die weite Fläche. Mit dem Ohr zugleich stutzt das Auge über die neue Scene. Eine unendliche Verwüstung hat hier alles Leben begraben. Breite und tiefe Risse im Gestein zeigen daß der Regen nicht müßig gewesen ist, und im Grunde dieser Spalten erinnern einige Labiaten und Melastomen, daß sich durch Verwitterung der Lava auch schon Dammerde muß gebildet haben. Mühsam haftet der Huf auf dem harten Boden, aber das Thier geht unverdrossen hinab in die Risse, windet sich vorsichtig durch das Gerölle hindurch, und klettert wieder hinauf mit manchem keuchenden Athemzug. Endlich sind die Ströme auch überschritten, die vorhin erschienene Kuppe erreicht; es war aber nur eine wellenförmige Erhebung und nicht der Gipfel des Berges gewesen. Gut daß ich ans Bergsteigen seit meiner Kindheit gewohnt bin, und dergleichen Täuschungen mir nicht neu sind!

Jenseits der Lava beginnt nun eine neue Vegetation. Wunderschöne Moose, Selaginellen, Lycopodien und Farn stehen untermischt auf dem feuchten Boden, den die Wolken unmittelbar tränken — denn sie jagen eben an uns vorbei und verschleiern auf Minuten jeden Umblick — mit Orchideen, Smilaceen und strauchartigen Labiaten. Hier schwindelt der Pfad sich auf eine Länge von 60′ wie auf einer Messerschneide zwischen zwei Abgründen hin. Er ist kaum 1′ breit und sehr schlüpfrig; auf beiden Seiten fällt der Blick jäh in die Tiefe, rechts mehrere hundert Fuß, links etwa 25—30. Der Mulo fühlt die Gefahr mit dem diesen Thieren eigenthümlichen scharfen Instinct; er strengt alle Sinne an und tastet mit dem Hufe vorsichtig weiter, ehe er ihn fest aufsetzt. Ich mache die Füße aus den Bügeln los um in jedem Augenblick abspringen zu können. Da tritt der rechte Hinterfuß des Thieres fehl in die Tiefe, der linke wird durch das Gewicht des Körpers nachgedrückt — er stürzt, aber in demselben Augenblick fliegt auch der Zügel in den hohlen rechten Arm und ich werfe mich aus dem Sattel der Länge nach auf den Weg, mit Händen und Füßen mich anklammernd auf beiden Seiten — als wäre ich auf der horizontalen Leiter des Turnplatzes. Der Ruck hält das Thier im Sturz auf; zitternd klammern seine Vorderfüße sich am Rand des Weges fest, wie die Pfoten einer Katze, indessen die Hinterfüße in dem Gesträuch des Abhangs vergeblich Halt zu gewinnen suchen. Es galt kein Besinnen! Schon wichen auch die Vorderhufe, von der Last des Körpers hinabgezogen. Diese Thiere sind doch nicht zum Klettern geschaffen. Rasch stand ich auf den Füßen, gab mir eine feste Stellung und nun den Zügel mit der Rechten dicht am Maule fassend, brachte ein tüchtiger Zug das Thier halb in die Höhe: seine Vorderfüße griffen entschieden ein und der eine Hinterfuß gewann Halt an einem entblätterten Strauch. Ein neuer kräftiger Ruck, und es stand auf der Höhe des Wegs — aber zitternd am ganzen Leibe. Ich gab ihm Zeit sich von der ausgestandenen Todesangst zu erholen, und bedurfte dieselbe auch für mich. Dann führte ich's langsam am Zügel nach, bis der Weg breit genug war um aufsteigen zu können.

Neue Lavaströme mit Asche und Geröll erneuerten bald die Anstrengungen und setzten dem Pflanzenwuchs abermals eine Gränze. Sie unterschieden sich von den vorigen nur durch die größere Lockerheit der Masse und die reichliche Asche, die jene gar nicht hatten. Der Weg wurde sehr steil, aber nun war auch der Rand des Gipfels schon sichtbar, und so trieb ich das Thier eifriger an — doch als ich die Höhe erreichte, war ich abermals getäuscht, denn wieder thürmte sich ein Kegel vor mir auf, und zwar einer von solcher Regelmäßigkeit als sey er auf der Drehbank abgedreht. Steil hinauf gieng der Weg in einer Regenrinne, und nach einer letzten erschöpfenden Anstrengung von etwa 8 Minuten war ich am Ziel meiner Wünsche: auf dem Rande des Kraters und auf der Spitze eines Berges, der alle seine Nachbarn überragte. Welch ein Anblick! Ich wollte eben aufjauchzen, als ich vor Erstaunen und einem leisen Schreck verstummte. Denn eben setzte mein Thier den letzten Fuß auf die Höhe als sein Kopf auch schon über einer neuen Tiefe schwebte, so daß es scheu zurückfuhr. Vor mir öffnete sich ein grün bewachsener Riesentrichter von 500′ Tiefe, dessen oberer Rand einen Durchmesser von mindestens 22—2400′ hatte, und in dessen Tiefe ein weiter See klaren grünen Wassers glänzte, der ebenso schön kreisrund, wie der Rand des Kraters, an seiner Oberfläche etwa 5—600′ Durchmesser haben mochte, und dessen Grund von den Kariben und Negern, wie ich später erfuhr, für unendlich tief gehalten, von den dortigen Europäern aber auf 400′ angegeben wird.

Ich sprang vom Mulo und übergab ihn dem Knaben zur Fürsorge, um ungestört mich hier beschäftigen zu können.

Schon während ich heraufstieg, hatte ich, solange ich auf dem Wald war, mich öfters umgesehen und die Aussicht genossen, ohne in Sorge zu seyn daß ich mir dadurch den Gesammteindruck oben verderbe. Viele sehen sich während der Ersteigung eines Berges nicht um, manche vielleicht durch Jean Paul dazu veranlaßt, sondern warten bis auf die Spitze, um dann recht überrascht zu seyn. Ich sehe nicht ein, warum uns ein Bild weniger gefallen sollte, weil man dessen einzelne Theile nach und nach entstehen sah. Allerdings aber gebe ich zu daß der Effect größer — d. h. heftiger ist, wenn man plötzlich davor steht. Und freilich! auf Effect ist man heutzutage überall bedacht, und sollte auch alles andre darunter leiden.

Wild durcheinander lagen die Bergspitzen; es war unmöglich sie in Reihen zu ordnen. Alle waren bewachsen bis zum Gipfel, ausgenommen der auf dem ich stand. Denn hier war es trotz der 40 Jahre, die seit dem letzten Ausbruch verstrichen waren, nicht möglich gewesen die zerstörenden Lavaströme mit neuer Pflanzendecke zu verhüllen. Doch schienen von der Erde zahlreiche Versuche dazu gemacht worden zu seyn, und es ist kein Zweifel daß es ihr zuletzt gelingen wird. Dagegen war der obere Rand des Kraters sehr reich bewachsen trotz des heftigen Windes, und zwar mit 6—8′ hohen Sträuchern, worunter auch Cerbera Thevetia, soviel ich in der Entfernung sehen konnte.

Ich ließ den Blick hinabschweifen über Höhen und Tiefen, aber der trübe Himmel und die vorbeijagenden Wolken ließen keine

Digitized by Google

schöne ruhige Scene zu. Doch Glück ist alles, und die Götter des Himmels müssen immer das Beste thun. Und sie thaten es auch. Denn oben brach plötzlich die Sonne durch, und nun entstand auf den Hunderten von Bergen unter mir ein Kampf zwischen Licht und Schatten, der unbeschreiblich war. In jedem Augenblick veränderte der Zug der Wolken die Beleuchtung der Höhen und Thäler; die Schatten spielten dort eine so neckische Jagd mit dem Licht daß ich vor Bewunderung wie festgebannt war auf dem Platz. Und als ich mich umwandte und in den Krater hinabsah, wiederholte sich auf dem blanken Spiegel des Sees ein ähnliches Schauspiel.

Aber die Aussicht aufs Meer! denn plötzlich hebt sich die ganze Wolkenmasse wie ein vom Winde verstürmtes Zelt hoch in die Lüfte, und der Blick kann schweifen, wie weit er will. Da lag fast die ganze Leeseite der Insel! Ich sah das Antillenmeer, sah die schäumende Brandung an der Küste; Richmond lugte verstohlen hinter den letzten Hügeln vor, und zwischen dort und hier hoben sich wilde Bergrücken, stürzten tiefe Thäler sich jäh hinab. Unmöglich schien's, von dort hieher zu kommen, so wild zerrissen war das Terrain, und doch war es nur eben geschehen. Die Luft wurde dorthin so klar; da lagen die Zuckerfelder vor mir, die ich am Morgen durchschritten; ich konnte die Bananenpflanzungen deutlich erkennen. Gegen Süden thürmte sich Berg hinter Berg unabsehbar. Vor mir hinab dorthin lag eine braune Wüste, die Lava der alten Ausbrüche von 1718 oder früher, denn der letzte Ausbruch von 1812 hat die Ströme nur nach Ost und Nordwest getrieben. Gegen Osten schweifte der Blick bis wieder zum Meer, nur daß es dort der atlantische Ocean war, wie gegen Westen das Antillenmeer, das meine Augen grüßten. Gegen Norden fielen die Blicke über den neuen Krater hinaus auf andre Höhen, die allmählich zur See hinsanken. Rundum das weite Meer und in blauer Ferne Inseln: so St. Lucia und Martinique im Norden, Barbadoes im Osten. Nach Süden würde ich Grenada haben sehen können, wenn nicht die Berge es verhindert hätten. Ich stand nach meiner Schätzung etwa 4200—4500′ über dem Meeresspiegel, obwohl ich aus meinem englischen Reisehandbuch erfuhr daß der Krater nur 2000′ hoch seyn solle. Da ich aber auf frühern Reisen manchen kleinern und größern Berg erstiegen hatte, so konnte ich dem gedruckten Wort doch nicht so viel Glauben schenken als meinen eignen Beobachtungen. Das Aneroid-Barometer gab keine Antwort mehr; es erklärte sich schach und matt; das Thermometer aber hielt Stand; doch sank es in dem schneidend scharfen Ostwind auf 12½ R., indessen es in Richmond um 9 Uhr Morgens 21° gezeigt hatte. Mein Neger klagte bitterlich über große Kälte und flehte mich an hinabzusteigen; dazu konnte ich aber noch vorläufig keinen Befehl geben.

Zunächst betrachtete ich den Krater genauer, nachdem ich mich an der herrlichen Aussicht ergötzt hatte. Seine innern Abhänge waren reich mit Gebüsch bewachsen bis zu dem Ufer des Sees hinab, aber sonderbar genug war die letzte unterste Zone dieses Pflanzenwuchses bis zu einer Entfernung von 50′ von dem Ufer viel niedriger als der obere Theil. Es war als wäre man mit einer Walze genau am Seerand rundum gegangen, und hätte die Pflanzen niedergedrückt. Erkundigungen, die ich darüber einzog, stellten heraus daß vor zwei Jahren (also 1851) der See plötzlich um 30—36′ gesunken ist, jedoch ohne irgendeine Eruption, ja selbst ohne Erderschütterung, nur von unterirdischem Donner begleitet. Damit mag vielleicht zusammenhängen daß in der Christwoche 1853, während ich noch in Dominica war, also drei Wochen vor meinem Besuch des Kraters der sogenannte Dry-River, welcher diesen Namen führte, weil er bei der Eruption von 1812 ausgetrocknet wurde, plötzlich mit 6′ tiefem Wasser ausgebrochen ist, und seitdem munter fließt, und dadurch den Bewohnern der Caribee-Country, im Nordosten der Insel, ein freudenreiches Weihnachtsgeschenk beschert hat, weil viele Pflanzungen seit 40 Jahren, aus Wassermangel, wüst liegen mußten. Ganz ruhig scheint also der Morne Garou in seinem Innern noch immer nicht zu seyn, obgleich 39 Jahre lang alles unverändert geblieben war, und seit jener Erniedrigung des Seeniveau's auch Ruhe herrschte. Ist aber nicht der Ausbruch des Dry-River Zeichen genug für innere Vorgänge?

Da wo jetzt der See sich befindet, stand bis zum 1 Mai 1812 ein Auswurfskegel, der beständig thätig war und, überdeckt mit einem Schwefel am Gipfel, an seiner untern Hälfte (er soll 300′ hoch gewesen seyn) reich bewachsen, seinen Fuß im Norden von einem kleinen Teich süßen wohlschmeckenden, im Süden von einem andern Becken schwefelhaltigen Wassers bespült sah. Der Kegel war an seiner Spitze vielfach zerklüftet; aus den Spalten drang fortwährend Rauch, und öfters konnte man des Nachts blaue Flammen gewahren, die den Rauch vor sich herstießen. So stand er seit dem letzten Ausbruch 1718, und wenn auch dann und wann Erdbeben stattfanden, so änderte sich doch fast ein ganzes Jahrhundert hindurch das Aussehen des Kraters nicht.

Da mußte dieser merkwürdige Punkt plötzlich eine wichtige Rolle übernehmen und der Erde dazu dienen, einmal tüchtig auszuathmen, nachdem sie 10 Monate lang vergebens versucht hatte irgendwo den unter der Rinde eingesperrten Gasen einen Ausweg zu verschaffen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Steinkohlengewinnung und Verbrauch in Europa. Dem Bericht des österreichischen Handels- und Gewerb-Statistikers Hrn. Noback über die Pariser Ausstellung entnehmen wir nachfolgende Zusammenstellung und Notizen:

Die gesammte Kohlenproduction in Großbritannien im Jahr 1854 auf 2397 Werken betrug 64,661,401 Tonnen oder	1,313,971,397	Zoll-Ctr.
Belgien producirte 1853 über 7 Mill. Tonnen, genauer	143,431,000	„
Frankreich producirte 1852 auf 286 Steinkohlengruben	98,078,518	„
Preußen producirte 1854 auf 392 Steinkohlengruben	136,250,000	„
überdieß an Braunkohlen auf 384 Werken	25,000,000	„
Sachsen producirte 1853	17,783,706	„
Oesterreich producirte 1853 (Stein- und Braunkohlen) etwa	9,000,000	„
Im übrigen Europa (woron über 1 Mill. auf Hessen und etwa ½ Mill. auf Hannover kommen)	4,420,000	„

Von den in Großbritannien gewonnenen Kohlen wurden 3,680,000 Tonnen ausgeführt und blieben beinahe 61 Mill. Tonnen für den

einheimiſchen Verbrauch, wovon mindeſtens 6 Mill. bei der Eiſeninduſtrie verwendet werden. Den Verbrauch der Gaswerke ſchätzte man ſchon im Jahr 1850 auf 1,100,000 Tonnen, woraus in 775 Gasbereitungsanſtalten 9000 Mill. Kubikfuß Leuchtgas erzeugt wurden, wovon aber nach Abzug des Verluſtes durch Entweichen ꝛc. nur 7200 Mill. von den Conſumenten zu bezahlen waren. Hiedurch wurden etwa 33 Mill. Gallons Brennöl erſetzt, die 13 Mill. Pfd. St. gekoſtet hätten, während das Gas nur 1½ Mill. Pfd. St. koſtete. Bei der Kohlengewinnung waren im Jahr 1854 etwa 230,000 Arbeiter, bei dem Kohlentransport etwa 60,000 (meiſt Matroſen) Menſchen und 8000 Schiffe beſchäftigt. Von Belgien wurden 1854 über 2½ Mill. Tonnen (à 20 Zollcentner) meiſtens auf Canälen nach Frankreich ausgeführt. Frankreich führte im Jahr 1852 überhaupt 62 Mill. Zollcentner Kohlen ein, wovon 42½ Mill. aus Belgien, 13 Mill. aus England, 6½ Mill. aus Rheinpreußen. Aus Mittelfrankreich wurden nur 827,200 Zollcentner nach der Schweiz, Sardinien, Algier ꝛc. ausgeführt; im Jahr 1854 ſtieg die Einfuhr weit über 76 Mill. Zollcentner. In Preußen hat ſich ſeit einem Vierteljahrhundert die Gewinnung der Steinkohlen verfünffacht, der Braunkohlen mehr als verſiebenfacht, welche letztere man vorzugsweiſe in den Provinzen Sachſen und Brandenburg gewinnt. (Zeitſchrift des hannoverſchen Architekten- und Ingenieurvereins 1857, Bd. III. S. 245.)

•

Eine neue Caſuar-Art. Das Athenäum vom 12 Dec. enthält ein vom 10 Sept. datirtes, an Hrn. Gould gerichtetes Schreiben Dr. Bennetts aus Sydney in Auſtralien, welches näheres über die bei den Antipoden entdeckte neue Caſuar-Art berichtet. Es lautet: „Mein lieber Gould! Ich überſende Ihnen hier einen Bericht über eine neue Caſuar-Art, welche jüngſt von Capitän Devlin im Kutter Oberon nach Sydney gebracht wurde. Das Thier ward ihm von den Eingebornen Neu-Britanniens, einer Inſel im ſtillen Meer, in der Nähe Neu-Guinea's, wo es unter dem Namen Murek (Mooruk) bekannt iſt, überbracht. Die Höhe des Thiers beträgt bis zur Spitze des Rückens drei Fuß, fünf Fuß dagegen wenn es aufrecht ſteht. Seine Farbe iſt röthlich, gemiſcht mit Schwarz auf dem Rücken und an den hinteren Theilen des Leibs, rabenſchwarz aber um Hals und Bruſt. Die loſe wogige Haut des Halſes iſt ſchön gefärbt mit irideſcenten Tinten von bläulichem Purpur, Nelkenroth und hin und wieder einer Schattirung von Grün, ganz verſchieden von den rothen und purpurnen Fleiſchwarzen des Casuarius galeatus. Die Füße und Beine, welche ſehr groß und ſtark ſind haben eine blaſſe aſchgraue Farbe. Dieſer Vogel unterſcheidet ſich von dem Casuarius galeatus auch dadurch daß er, ſtatt des helmartigen Höckers, auf der Spitze des Kopfes eine Hornplatte hat, welche den Charakter der mit Reisblei geſchwärzten Perlmutter beſitzt und ihr auch gleicht; die Geſtalt des Schnabels weicht beträchtlich von dem des Emu (Dromaius Novæ Hollandiæ) ab, indem er ſchmäler, länger und gekrümmter iſt, und an der Baſis ein ſchwarzes und lederartiges Wachs hat; hinter der Platte des Kopfs befindet ſich ein kleiner Buſchel ſchwarzer haarähnlicher Federn, die ſich in größerer oder kleinerer Menge über die meiſten Theile des Halſes verbreiten. Das Ei hat ungefähr dieſelbe Größe wie das des Emu, und iſt von ſchmutzig blaſſer gelblich-grüner Farbe. Ich theile Ihnen dieſe Beſchreibung nach einem Ei mit welches Capitän Devlin von den Eingebornen erhielt. Der Vogel ſteht, wie mir dünkt, dem Emu näher als dem Caſuar, und bildet wohl das beide Arten verbindende Zwiſchenglied. In ſeiner Haltung, wie in der Art und Weiſe ſeines Ganges, gleicht er dem erſtern, indem er den Kopf vorwärts wirft, und nur im Rennen vollkommen aufrecht wird; er hat in der Haltung ſeines Körpers, in der Art und Weiſe ſeiner Bewegung und in ſeinen Stellungen auch große Aehnlichkeit mit dem Apteryx. Die dieſem Briefe beiliegende genaue Zeichnung iſt von Hrn. G. F. Angas, deſſen Geſchicklichkeit in Darſtellung naturhiſtoriſcher Gegenſtände bekannt iſt, nach dem Leben aufgenommen. Ehe ich meinen Brief ſchließ, unterzog ich den Vogel einer neuen Unterſuchung, und füge bei daß ſein Schnabel viel von dem Charakter eines Rallenſchnabels hat, und einen eigenthümlichen pfeifenden, zirpenden Ton ausſtößt. Man ſagte mir, er bringe auch einen lauten Ton hervor, der wie „Murek" klinge, und wohl der Grund ſey warum die Eingebornen dem Vogel dieſen Namen beilegten. Die Exiſtenz der Species in Neu-Britannien oder auf einigen der benachbarten Inſeln iſt ſchon während der letzten drei Jahre gemuthmaßt worden, auch war man vor einiger Zeit im Stande ſich ein junges Exemplar zu verſchaffen, das aber auf der Reiſe leider über Bord fiel und verloren gieng." Hr. Gould hat dem neuen Vogel den Namen Casuarius Bennetti beigelegt Von dieſer beſondern Abtheilung der Struthioniden ſind nun drei Arten vorhanden: 1) Casuarius galeatus, in Neu-Guinea einheimiſch; 2) C. Australis, im Cap-York-Bezirk von Auſtralien ſich aufhaltend, und 3) C. Bennetti, deſſen Wohnort die Inſel Neu-Britannien iſt.

•

Nordamerikaniſche Erforſchungsexpedition. Bei dem letzten Meeting der brittiſchen geogr. Geſellſchaft machte Sir Roderick Murchiſon die Geſellſchaft auf eine terra incognita des brittiſchen Gebietes aufmerkſam, welche von den Quellen des Aſſiniboine-Fluſſes bis zu den Felſengebirgen gegen Weſten und bis zum 49° nördl. Br., alſo bis zur Gränze der Vereinigten Staaten ſich erſtrecke und etwa 112,000 engl. Quadratmeilen enthalte. Ein namhafter Bärenjäger, Hr. Palliſer, hatte ſich erboten dieſe bisher nur den Pelzhändlern bekannten Räume zu durchforſchen, und auf Empfehlung der Geſellſchaft gewährte die Regierung 5000 Pfd. St., ſo daß ſich Lieutenant Blakiſton, der Botaniker Bourgeau und Dr. Hector, ein Zoolog, anſchließen konnten. Dieſen Männern wurde die Aufgabe geſtellt die Waſſerſcheide zwiſchen dem Miſſouri und Saskatſchewan zu unterſuchen und nach einem Paß durch die Felſengebirge nach dem ſtillen Meer auf brittiſchem Gebiete ſo ſüdlich wie möglich zu forſchen. Die Unternehmer befanden ſich am 11 Jun. am obern See, auf dem noch Eis trieb, und giengen, an Fort William vorüber, am 13 Jun. den weißen Fiſch-Fluß hinauf. Sie beſuchten hierauf den Kakabaka-Fall, welcher bald das Ziel manches Touriſten zu werden verſpricht. Die Höhe dieſes Falles beträgt 171' 9", und er iſt, wenn auch nicht ſo ausgedehnt, doch um vieles wilder und höher als der Niagara-Fall. Mitten im Sommer fanden ſie auf jener Hochebene „zwei Gletſcher von hartem Schnee" (?), überhaupt aber die Landſchaft äußerſt maleriſch und belebt durch muntere Gebirgsſtröme. In Pembina am rothen Fluß des Nordens fanden die Reiſenden ein amerikaniſches Poſthaus vor, und einen Holzpfoſten genau an der Stelle wo der 49. Breitengrad beide Gebiete, das amerikaniſche von dem brittiſchen, trennt. Den jetzigen Winter will die Expedition bei Carlton-Houſe-Fort bleiben, und den nächſten Sommer über das Gebiet der Schwarzfüße und Blutindianer nach den Felſengebirgen vordringen

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03925 5131

Google

Digitized by Google